Leipziger zeitung


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1889.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1889.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage".)

1. Größere Aufsätze.

2. Besprechungen von Büchern, Zeitschriften ꝛc.

3. Vermischtes.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 1. Donnerstag, den 3. Januar. 1889.

Der Thomascantor und Buchdrucker Georg Rhau.

Von Reinhard Kade.

Ein Mann, der die bewegte Zeit der Reformation von Anfang bis zu Ende durchlebte, der mit den Führern derselben, mit Luther, Melanchthon, Bugenhagen nicht nur durch gleiches Lebensalter, sondern auch durch engsten Freundschaftsbund verknüpft war, ist im Laufe von vier Jahrhunderten fast ganz vergessen. Kaum kennt man diesen fleißigen Arbeiter nur dem Namen nach, ihn, den alten Georg Rhau, der seiner Zeit sogar in Leipzig keine geringe Stellung einnahm. Wer weiß ferner etwas Genaueres über ihn, der im Besondern um die Musikpflege und den Notendruck sich Verdienste erwarb, die nicht hinter den Errungenschaften des heutigen Musikdruckes zurückstehen? Unsere Zeit, die so gerne Versäumtes nachholt, erfüllt daher gewiß eine schöne Pflicht, wenn sie diesem Manne zu seinem vierhundertsten Geburtsjahr wenigstens ein kleines Gedenkblatt auf seine reiche vergangene Wirksamkeit legt.

Georg Rhau stammt aus dem Städchen Eisfeldt an der Werra im Fürstenthum Coburg und ward hier 1488 geboren. Wir wissen das Jahr aus dem Epigramm zu seinem Porträt, welches sich in einem Büchlein Rhau's aus späterer Zeit befindet, das den Titel führt: Kinderglaube oder gemeine bekenntnis der 12 Aposteln. Da heißt es denn:

> Also war ich Georg Rhau gestalt
> Do ich nu sechzig jahr war alt,
> Und nam darnach gar bald ein end,
> Befalh mein Geist in Gottes hend.
> Anno M. D. XLVIII.

Dies Geburtsjahr ergiebt sich auch aus den „Epitaphia Rhauorum“ durch Johann Reusch,[1]) so daß damit alle andern Berechnungen von 1490 oder 1494 fortfallen.

Ueber seine Jugend und Erziehung erfahren wir leider gar nichts, nicht, wer in Wissenschaften und Künsten seine Lehrer gewesen, nicht, wo er sich aufgehalten. Da endlich taucht er im Leipziger Matrikelbuch auf, aber schon als Baccalaureus der Philosophie, wo er unter dem Rector Simon Eisemann sich daselbst im Jahre 1518 als „B. Georgius Rauch de esswelth“ eingetragen findet. Ganz sicher hatte ihn Leipzig gelockt, das schon damals wegen des Wohlstandes und wegen der hohen geistlichen und sittlichen Bildung bei Obrigkeit und Bürgerschaft und vor Allem wegen seiner Universität im besten Rufe stand. Hier wollte auch er seinen Wirkungskreis suchen und fand ihn. Man erkannte den Werth des jungen Gelehrten, der neben seiner Wissenschaft große musikalische Kenntniß bekundete, und vertraute ihm das wichtige Cantorat an der Leipziger Thomasschule an. So besaß denn der kaum 30jährige Mann eine Stellung, die im Lande etwas galt. Denn hinter den Cantoreien in Dresden und in Freiberg kam gleich die Leipziger. Aber er zeichnete sich auch im neuen Amte gleich tüchtig aus.

Der Sommer des Jahres 1519 brachte für Leipzig eine große Feierlichkeit. Dr. Eck hatte sich bekanntlich die Erlaubniß von Herzog Georg erbeten, eine Disputation mit Luther in Leipzig halten zu dürfen, zu welcher aus Nah und Fern Theilnehmer herbeikamen. Sie sollte mit einer Messe eröffnet werden und Georg Rhau hieß man zu diesem Zwecke eine Messe componiren „de spiritu sancto“. Johannes Galliculus, sein guter Freund, berichtet uns davon in seinem „libellus de compositione cantus“ von 1520[2]) und sagt daselbst, es habe der Cantor Georg Rhau, ein ihm nahestehender Mann, in des heiligen Thomas Tempel unter Beisein einer sehr zahlreichen Menschenschaar eine Messe zu 12 Stimmen componirt aufgeführt. Auch der Wittenberger Diaconus M. Fröschel spricht von dieser Messe:[3]) „Und als wir in die Thomaskirchen kamen, da fing man eine Messe de sancto spiritu an zu singen und der Cantor Georgius Rhau sungen eine Messe mit 12 Stimmen, die vorhin nie gehört war[4]).“ Nach beendigtem Gottesdienste begleitete Rhau den Zug auf die Pleißenburg, hörte die Einleitungsrede des gemäßigten Mosellanus mit an und als er nach deren Beendigung den Anwesenden unerwartet das „Veni creator spiritus“ von seinen Schülern und Musikanten ertönen ließ, machte es solchen Eindruck, daß die ganze Versammlung auf die Knie stürzte.

Leider ist diese 12stimmige Messe nicht auf uns gekommen, sie wäre ein unschätzbares Werkstück. Denn 12stimmige Tonsätze wies die Musikliteratur bis dahin noch nicht auf. Nur ein Josquin de Près oder ein Brumel hatten sich einmal zu einem 8stimmigen Satze verstiegen, die andern waren über 6 oder 7 Stimmen nie hinausgegangen, so daß Rhau's Werk wirklich epochemachend genannt werden konnte. Das muß uns um so mehr verwundern, als Rhau nicht eigentlich zu den Componisten sich rechnete und nur 2 Sätze in seinem Leben verfaßte.[5]) Aber wer soll denn der Schöpfer eines so großen Tonwerkes gewesen sein, da die Hauptvertreter wie z. B. Heinrich Isaac todt waren? Wir stehen hier vor einem ungelösten Räthsel der Kunstgeschichte.

Mögen wir aber über Rhau's Compositionstalent denken, was wir wollen, so war doch an seiner Tüchtigkeit als Lehrer, wie als theoretisch gebildeter Musiker nicht zu zweifeln. Das verbürgt uns sein vielbenutztes „Enchiridion“ oder Handbuch der Musik, das 1518 zuerst ohne Verfasser auf dem Titel in Leipzig bei Valentin Schumann erschien. Es war eine Theorie für Anfänger, die sich daraus über die Schlüssel, Intervalle u. s. w. belehren wollten. Wie sehr das Büchlein Anklang fand, beweisen nicht nur seine 8 Auflagen, sondern das erhellt auch daraus, daß der Verfasser schon 1520 bei der 2. Auflage ein umfänglicheres Werk ähnlichen Inhalts gewissermaßen als zweiten Theil folgen ließ, das nicht geringeren Absatz fand.[6])

So standen die Verhältnisse in Leipzig für Rhau ganz glücklich, wenn nicht die Glaubensfachen sein Gemüth so sehr bewegt hätten. Eck hatte sich 1519 des Sieges über Luther gerühmt; aber die Weiterblickenden waren vom Gegentheil überzeugt und zu diesen gehörte mit voller Zuversicht unser Rhau. Auch als am 24. Juni 1520 die päpstliche Bannbulle bekannt wurde, wankte und wich er nicht, hielt unverbrüchlich zur neuen Lehre, aber gedachte doch die Beziehungen in Leipzig abzubrechen, wo von nun an die heftigsten Verfolgungen gegen die Neugesinnten ausbrachen. Ende 1520 legte er sein Amt nieder und begegnet uns noch im gleichen Jahr

---

1) Befindet sich wie sehr viele der Rhau'schen Originaldrucke in der hochbedeutenden Zwickauer Bibliothek.

2) Erst 1538 bei Rhau gedruckt.

3) Berichte über die Leipziger Disputation.

4) Vgl. auch Prätorius Syntagma musicae II, 1619.

5) Exemplum, 6 voc. 1537; und: Si deus pro nobis, 3 voc. 1563 (opus posthumum).

6) Enchiridion musicae mensuralis.

als „Schullehrer in Eisleben"[7]), von wo er jedoch bald wieder wegzog, um sich nun in die eigentliche Stätte des neuen Glaubens, nach Wittenberg zu begeben und dort, unterstützt von seinem Bruder Johann, zunächst Musikunterricht zu ertheilen und mancherlei über musikalische, arithmetische, theologische und pädagogische Gegenstände zu schreiben. Wol erst um 1524 kam er auf den Gedanken, eine Druckerei anzulegen, obgleich ihn für ein solches Unterfangen starke Concurrenz erwartete, da erst kürzlich ein Nicolaus Schirlentz und Hans Lufft dort zu drucken begonnen hatten. Doch da er gewiß von vornherein im Vertrauen auf seine musikalischen Kenntnisse die Herausgabe von Noten im Auge hatte, so brauchte er die andern nicht gerade zu fürchten, noch dazu da 1524 Grünenberg's Presse aufgehört hatte. Schon 1524 erfreut er sich durch Vermittelung des berühmten Predigers Caspar Guttel hübscher Aufträge aus Eisleben, ein eigenes Heim ward gegründet, ein Weib Namens Anna heimgeführt (1524) und 1525 erschienen seine ersten Drucke.

Aber doch beschränkt sich deren Zahl in den ersten Jahren nur eigentlich auf kleinere theologische Sachen. Dazu Martin Agricola's „Musica instrumentalis deutsch mit 63 schönen lieblichen Exempeln" und von dem gleichen Verfasser ein Tractat von den Proportionen: das ist so ziemlich Alles. Vielleicht, daß er erst Beziehungen anknüpfen wollte. Diese erstrecken sich aber bald auf eine desto größere Zahl. Denn ihm sind alle Gelehrten Wittenbergs befreundet, ihm sind die besten Musiker ihrer Zeit, wie Thomas Stoltzer aus Schweidnitz, Johann Galliculus aus Leipzig, Sixt Dietrich aus Augsburg schon früh bekannt, selbst mit dem katholischen Pfarrer Balthasar Resinarius (Harzer) zu Leipa in Böhmen hält er Verbindungen aufrecht.

Die wirklich großartige Thätigkeit, die nach unsern Zeitverhältnissen etwa mit den Leistungen der größten Leipziger Firmen zu vergleichen ist, setzt nun mit dem Jahre 1529 ein, als Luther seinen „deutschen Catechismus" der Rhau'schen Officin übertrug. Von nun an drängen sich die Neuigkeiten seines Ladens. Da erscheint unter vielem Andern 1530 der 117. Psalm, ausgelegt durch M. Luther, 1531 die berühmte Confessio Augustana, 1532 Agricola's Musica figuralis, 1533 Listenius Rudimenta musicae, 1535 ein christlicher schöner Trost in allerlei leiden, 1536 Elementa rethorices von Melanchthon, und quaestiones musicae von Joh. Spangenberg, 1537 das Türckenbüchlein. 1538 fertigt er die Symphoniae jucundae und das wichtige Werk die Selectae harmoniae aus, zu denen ihm Melanchthon die Vorrede schrieb. Dann folgen 1539 das Passionalbuch und die Officia paschalia. Diese Leistungskraft steigert sich noch in den vierziger Jahren. Zunächst bringt 1541 den deutschen Psalter Luther's und das Opus decem missarum, mit Messen von Rener, Senft, dem Lieblingscomponisten Luther's, Isaac u. A., deren erste gleich auf das weitverbreitete französische weltliche Lied: „Adieu mes amours" gesetzt ist, an dem fast keiner der großen Tonsetzer des 16. Jahrhunderts vorüberging.[8]) Dazu kommt 1541 auf musikalischem Gebiete das Novum opus musicum von dem befreundeten Sixt Dietrich und 1542 eine Sammlung von 91 dreistimmigen geistlichen und weltlichen Gesängen mit lateinischem, deutschem und französischem Text. Erstaunliches leistet Rhau's Officin in den Jahren 1544—46, aus denen mir allein 36 verschiedene Drucke vorliegen, mit den „123 neuen deutschen geistlichen Gesängen für die gemeinen Schulen" an der Spitze, die in vielfachen Bearbeitungen einzelner Kirchenlieder den ausführenden Schulchören zunächst seiner Vaterstadt reichen Stoff bieten wollten. Nicht zu vergessen ist jedoch hier aus der Hand Johann Walther's, des Dresdener Capellmeisters, das 4stimmige „Wittemberger Gesangbuch", dieser Hort des protestantischen Gemeindegesanges, dessen frühere zwei Auflagen wir Peter Schöffern verdanken.[9])

Unmöglich können wir hier jede der kleinen Schriften, die Schul- und Rechenbücher aufzählen; aber wir erkennen aus kleinen Anfängen den großen Erfolg, den Rhau auch dankbar anerkannte, wenn er einmal sagte: „So hat mir der allmächtige Gott aus sonderlicher göttlicher Gnade und Barmherzigkeit durch das Buchdrucken ... eine narung bescheret, dafür ich ihm billig sampt den meinen viel zu danken habe."[10])

Steht uns dieser rüstige Vorkämpfer für Literatur und Kunst schon lebhaft genug vor unserem geistigen Auge, so können wir ihn uns durch die vorhandenen Holzschnitte auch persönlich vergegenwärtigen, die seit 1542 seine Ausgaben zieren. Rhau war stolz auf das Conterfei, denn es hatte ihn kein Geringerer als Lucas Cranach, sein Wittemberger Kunstfreund, gezeichnet.[11]) Es ist ein Brustbild mit platter Mütze und mit pelzgefüttertem Kleide, aus dem der gefältelte Kragen herausblickt. Das bartlose[12]) Gesicht wird von tiefen Falten durchfurcht, der entschlossene Mund hängt an den Winkeln etwas herab, die Nase erscheint außergewöhnlich breit, die Augen blicken sehr scharf aus den überhängenden Lidern heraus. Reiches Haar umgiebt das männlich ernste Antlitz, das mit seinen kräftigen Zügen an Luther gemahnt. Herum läuft die einfache Inschrift: „Georgius Rhavvus Typographus Wittemb. Anno aetatis suae LIIII." Darunter die lateinischen Worte, deren Uebersetzung lautet:

„Er der erfreut durch den Fleiß, mit dem er die Werke der Alten
Mannigfaltiger Art druckte mit graphischer Kunst,
Fünfzig zählt er der Jahre und dazu viere des Lebens,
Liebte das göttliche Wort, trug diese Züge fürwahr."

54 Jahre nur und so ein vergrämtes Gesicht! Ja, Unglück und Krankheit haben ihn vor der Zeit gebeugt. Schon 1534 starb ihm seine Anna im noch nicht vollendeten 30. Jahre. Er hat den Schmerz über ihren Verlust in einem tiefernsten Brief an Dr. Prossen, Domprobst in Oberweimar, zum Ausdruck gebracht, und es war wol blos Sorge für seinen 9jährigen Sohn und 3 Töchter, die ihn (zwischen 1534—1537) zu einer neuen Ehe trieb. Zu all dem häuslichen Ungemach kam persöhnliches Körperleiden, das ihm besonders seit 1544 alle Lust am Leben nahm. Schon damals hatte er sein Testament für seine „unglücklichen unmündigen Kinder" gemacht, zu deren Erhaltung er einen Jessener Gelehrten, Johann Goskau, anruft: „Ich kann dir nicht sagen, wie gewaltig der Stein, mein Hauptfeind, meinen Körper, der schon anderweit genug durch das Alter und häufige Nachtwachen und Arbeiten geschwächt ist, quält und peinigt und völlig untauglich zu Allem macht. Denn in dem kurzen Lebenslaufe haben jene unaufhörlichen Schmerzen so sehr meine Kräfte aufgezehrt, daß ich mir ein langes Leben hiernach nicht versprechen kann."[13]) In dem Werke „Magnificat" von 1544 wollte er schon seinen Schwanengesang erblicken. Aber noch einmal erholte sich sein Körper und trug ein paar Jahre, freilich die arbeitvollsten überhaupt, bis endlich Gram und Leid ihm den Rest gaben. Das Jahr 1547 raubte ihm seinen jüngern Bruder Johann; am meisten aber erschütterte ihn der Tod seines 22jährigen Sohnes Georg, dem auch der jüngere Bruder Johann am 27. August folgte. Das ertrug der Vater nicht mehr. Mit dem „Hortulus animae, Lustgarten der Seelen", einem theologischen Werk mit 25 Holzschnitten, schloß er 1547 seine eigene Thätigkeit ab; am 6. August 1548 verschied er. Paul Eber bemerkte es in seinem berühmten Calendarium historiarum: „VII. Augusti ... G. Rhau ... vir eruditus et innocens ... obdormivit." Und das Gleiche bestätigen der Wittemberger Rector Caspar Cruciger[14]) und Johann Reusch in den genannten Epitaphia Rhauorum.

Was hatte er in einem Zeitraum von kaum 25 Jahren alles für Werke dem deutschen Lande geschenkt. Ich zähle allein gegen 240 Druckschriften, die er, theils in vielen Auflagen, zur Herausgabe gelangen ließ: große Werke neben Flugblättern. Diese umfassende Thätigkeit führte jedoch nicht zu einer Verschlechterung der Drucke. Vorzüglich die Stimmhefte Rau's, meist in Querquart, empfehlen sich schon wegen der gegossenen Notentypen und durch große Genauigkeit, sie gewähren ein so schmuckes, handliches Aussehen, daß nur die besten Officinen darin wetteifern können. Hierbei kommt ferner in Betracht, daß er für seine musikalischen Publicationen die meisten Tonsätze aus aller Herren Ländern sammeln mußte. Keine leichte Arbeit bei damaligen schlechten Verkehrswegen. Doch gelang es seinem Fleiß, dem Publicum stets Neues zu bringen und gar oft von seinen Liedern sagen zu können: „deren zuvor keines im Druck ausgangen." Ja, die beiden unermüdlich spürenden Drucker: Johann Ott in Nürnberg und Rhau in Wittemberg sind es gewesen, die uns eine ganze Literatur und die Werke von wenigstens 20 Componisten erhielten, die sonst

7) Christ. Hegendorf: Libellus de syntaxi Latinorum. 1520. „Ludimagister Eyslebius".
8) Vgl. Ambros V, S. 131.
9) Die 1. Auflage von 1524 trägt keinen Drucker.
10) Vorrede zu den 123 geistlichen Gesängen.
11) Vgl. Schuchardt, Luc. Cranach. II, S. 318.
12) Andere Bilder von ihm siehe in: Rothscholz, Icones bibliopolarum I, 40 und in: Die so wichtige als nützliche Buchdruckerei. Lpzg. 1740. S. 24.
13) Vorrede zu dem Magnificat von 1544.
14) Scripta Publ. Witteb. III, S. 58.

zweifellos verschollen wären. Ott vertrat mehr die weltliche, katholische Kunstliteratur, Rhau die geistliche, protestantische; aber Beide griffen zu, wo sie nur eines Manuscriptes habhaft werden konnten. So besaß Rhau die berühmten Lamentationen des Stephan Mahu 30 Jahre zuvor, ehe sie von dem Italiener Joanellus gedruckt werden konnten (1568).

Das Neue war aber auch gut. Rhau eignete ein feines Verständniß. Er ist es, der einzig und allein die für diese Compositionsgattung grundlegende „Passion" von Obrecht an die Oeffentlichkeit brachte. Er kannte das Wesen guter Musik und wuße genau, „daß jede Stimme ihre ureignen Formeln habe".[15]) Darum achteten ihn Gelehrte und Künstler so hoch und Joh. Galliculus, sein Schüler, nannte ihn „mit den Gaben der Musen geschmückt". Man kann getrost behaupten, daß Rhau's Name in Wittemberg eines guten Klanges gewiß war. Luther, Melanchthon, Cranach verkehrten mit ihm, und Bugenhagen schrieb ihm die Vorrede zu dem Responsorienwerk von 1544 und nannte ihn „nostrum Rhau". Sie mußten wol, was sie an ihm zu schätzen hatten, den hohen Ernst, mit dem er fünf Lustren hindurch seinen Buchdruck betrieben hatte. Der war nicht auf die Neugier der Leute gebaut, vielmehr „dahin gerichtet, daß er gott zu lobe und der lieben Jugend zu nutze kommen möge".[16]) Sie erkannten in ihm einen Mann, der für die neue Lehre wacker auf seinem Felde eintrat, für die Reformation durch Schrift, Ton und Bild wirkte und den Geist wie den Geschmack der Zeit zu veredeln suchte.

Dabei blieb er immer der einfach schlichte Mensch, der als Greis noch seines bescheidenen Vaterlandes gedenkt. „Ich hab' — schreibt er[17]) — meines lieben Vaterlandes, darinne ich geborn und inn der Jugend erzogen, nie vergessen, bin auch allezeit demselbigen nach meinem Vermögen zu dienen bereit und gantz willig und habe in Wahrheit mein lebtage an dasselbe vielmals gedacht ... und rhüme es desto lieber, weil ich, als ich das negste mal ... daheim gewest, beyde Kirchen und Schulen dermaßen mit seinen Gelehrten und vleißigen leuten versorget befunden, daß ich mich darob verwundern müssen."

Das ist also der brave Mann, der zwei Jahre lang auch in Leipzigs Mauern weilte als „der scharfsinnigste Cantor bei St. Thomas"[18]), und den sein treuer Freund Martin Agricola den „weisen verweser und fürderer der edlen frau Musica" nannte, das ist der feine Künstler, der gelehrte Buchdrucker Georg Rhau.

15) Vorrede zu den Responsorien von 1544.

16) Vorrede zu den 123 geistlichen Gesängen.

17) a. a. O.

18) Enchiridion 1520. Bogen a 2. rect.

Bücherbesprechungen.

p. Die bäuerlichen Darlehnscassen-Vereine nach Raiffeisen und die gewerblichen Creditvereine nach Schulze-Delitzsch von Dr. L. Löll, K. b. Oekonomierath. Würzburg, A. Stuber. 80 ₰. — Wenn es vergebene Mühe erscheinen könnte, die Nothwendigkeit, den Personalcredit des Landwirthes besser zu organisiren, immer wieder zu betonen, so ist es zweifellos ein Verdienst, wenn von berufener, weil dazu mit der nöthigen Erfahrung ausgerüsteter Seite eine Klarstellung der Mittel und Wege versucht wird, wie am sichersten und nachhaltigsten jenes Ziel erreicht werden kann. Wer nun aber über die Wahl der beiden in der angedeuteten Richtung bisher versuchten Heilmittel noch etwelche Bedenken haben sollte, dem wird das obengenannte Schriftchen vollkommene Klarheit bringen über das Wesen und die Form der allein vollkommen zweckentsprechenden Organisation des landw. Personalcredits. Ohne die Bedeutung der gewerblichen Creditvereine nach Schulze-Delitzsch im Mindesten zu unterschätzen, wo dieselben berufen sind, die gewünschte Unterstützung zu gewähren: in den Kreisen der Industrie, des Handwerkes in allererster Linie, wo der Wechsel als Creditform nothwendig eine hervorragende Rolle spielen muß, woselbst sie bereits seit 30 Jahren neben einzelnen mißglückten Versuchen allerdings auch eine ganze stattliche Reihe bedeutender Erfolge, einen Umsatz von vielen Millionen aufzuweisen haben, zeigt der Verfasser an schlagenden Beispielen, wie sich trotzdem diese Form des Personalcredits nicht für landw. Verhältnisse empfehlen läßt. Kann unter Umständen bei besonders geschickter, tüchtiger und gewissenhafter Leitung wol auch ein Creditverein nach Schulze den Bedürfnissen des Landwirthes Rechnung tragen, so läßt sich doch aus solch einem Ausnahmefalle nie eine Regel ableiten. Die Eigenartigkeit des landw. Gewerbes verlangt vielmehr, daß den specifischen Anforderungen, die der Landwirth im Falle des Bedarfes von Betriebscapital an seine Creditquelle stellen muß, auch in ganz besonderer Art und Weise Rechnung getragen wird, der Wechsel ist aber dazu eine ganz ungeeignete Form! Es ist bisher nur den im Sinne von Raiffeisen gegründeten landw. Darlehnscassen gelungen, diese Aufgabe dauernd ohne Nachtheil für die Gläubiger und zum großen Segen für die Schuldner zu erfüllen. Eigentlich sollte demnach der thatsächliche Erfolg jede Controverse über das Thema unnöthig machen. Da aber in jüngster Zeit von den Anhängern Schulze's eine Flugschrift erschien, welche der Director des Creditvereins zu Hannover, Dr Glockemeyer, zum Verfasser hat und den Zweck verfolgt, im Gegensatz zu den Verdiensten Raiffeisen's die Schulze'schen Vereine auch als geeignet für die Landwirthe zu empfehlen, so ist es ein Verdienst von Dr. Löll, wenn dieser in einer 2. Auflage der bereits früher bekannten Schrift nochmals die hauptsächlichsten Gesichtspunkte der Principien, auf welchen beide verschiedene Creditformen sich aufbauen, auseinandersetzt. Muß ihm dabei die Wissenschaft a priori in seinen Ausführungen und Schlußfolgerungen Recht geben, so hat er außerdem auch noch den praktischen Erfolg für seine Lehre zur Seite, denn seinen Bestrebungen verdankt der Reg.-Bezirk Unterfranken-Aschaffenburg heute 104 landw. Darlehnscassen, welche die chronische Goldnoth der Landwirthe dort beseitigt und die Landwirthschaft der dortigen Gegend wesentlich leistungsfähiger gemacht haben. Jedem Freund berechtigter landw. Bestrebungen auf dem Gebiete der Creditvermittelung ist das Schriftchen bestens zu empfehlen.

— Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. Berlin, Walther & Apolant. 1889. — „Als man noch nicht so viel las, als es noch keine vielbändigen Romane und keine Zeitungen gab und weder Papier noch Pergament", da war das lebendige gesprochene Wort die Sprache, die Sprachwerkzeuge des Redenden und das Ohr des Hörenden bildeten und regelten den Stil, und die kalten Regeln der Grammatik lebten nur ein bewußtloses Dasein in der natürlich empfindenden und zwanglos sich äußernden Volksseele. Heute ist Gefahr, daß das frische Leben der Sprache von den vielen spitzen Federn der Schreibenden wie von eben so viel Dolchen hingemordert werde; die zähen Sümpfe der Tinte und Druckerschwärze legen sich immer dichter um ihre feinen leicht beweglichen Glieder; der plumpe Preßbengel droht ihr die Lebensluft zu nehmen. Schroeder hat einen scharfen Blick für die Krankheitserscheinungen, die sich in der Sprache herschreiben von jenem Ueberwiegen des todten — geschriebenen oder gedruckten — über das lebendige laut zu Ohr und Herzen redende Wort, kurz und gut für die Schwächen des papiernen Stils. Er geißelt in dem vorliegenden Buche ein paar von ihnen in überaus ergötzlicher Weise, witzig und ernst zugleich, philologisch gründlich, aber nicht schulmeisterlich absprechend, hier bitter höhnend, dort zornig ausbrechend, aber doch schließlich zurückkehrend zu kühlem, besonnenem Urtheile. Von den drei Aufsätzen, die hier vereinigt sind — 1) Der große Papierne, 2) Derselbe, 3) Wörter und Worte — ist nur der dritte neu, die andern beiden haben in den Preußischen Jahrbüchern (59. und 61. Band) gestanden. Der werthvollste ist wol der erste, weil er uns über den Gesichtspunkt, von dem aus der Verf. die Sprache ansieht, im Allgemeinen belehrt. Der zweite verfolgt das Fürwort derselbe durch die Jahrhunderte von Ulfilas bis auf Goethe, Ranke, Gottfried Keller und K. F. Meyer. Der letzte Aufsatz handelt vom Hiatus in der Dichtung, und weist insbesondere an Goethe's Iphigenie nach, ein wie empfindliches Ohr der Dichter für derlei Feinheiten hatte. In Gegensatz dazu wird Heinrich Heine's schlottriger Versbau gestellt. Dem Berichterstatter waren die Gedankengänge, in denen sich Schroeder bewegt, zum Theil vertraut von Rudolf Hildebrand's Vorlesungen her, der nicht müde wird, seine Hörer zu warnen vor dem farblosen, platten Tintendeutsch, das sich heute breit macht. Schroeder versäumt auch nicht, im Vorworte (S. 6) dieses Gleichstrebenden gebührend zu gedenken. Die Freude über solch gelehrte Arbeit zur Lebensrettung der Sprache wird dem Leser immerhin etwas getrübt durch den nicht abzuweisenden Gedanken: auch dieser Fleiß, der den Großen der Nation nachzählt,

wie oft sie derselbe setzen, wo das schlichte er nicht blos ausreichte, sondern unbestritten schöner wäre, auch diese gewissenhafte Beobachtung des erlaubten oder unerlaubten Zusammentreffens zweier Vocale im Aus- und Anlaut — auch sie sind epigonenhaft, sind unverkennbare Merkmale eines papiernen Zeitalters. Mit um so vollerer Begeisterung schließen wir uns den Worten an, mit denen Schroeder sein vortreffliches Büchlein entläßt (S. 93): „Der Erlöser der deutschen Sprache, dessen ich harre, wird ein großer Dichter sein, der Gott und Welt in seiner Brust vereinigt, und wird mit dem Könige gehen und dem Arbeiter. Und wird in die Tiefen des deutschen Volksgeistes und der Geschichte hinabsteigen und zu den Höhen reiner, ewiger Formen hinaufstreben. Er wird uns den Glauben an unsere Muttersprache, der uns im Jahrhundert nach Luther fast verloren ging, und der trotz Goethe's und der Brüder Grimm noch nicht Gemeingut aller deutsch Fühlenden ward, lebendig machen wie nie zuvor. Seine Worte werden Thaten sein, und vor dem Athem seines Mundes wird der ganze papierne Schwarm entflattern." R. B.

U. Volkslieder-Buch für Clavier. 100 der schönsten und beliebtesten Volkslieder für das Pianoforte leicht bearbeitet von Richard Kleinmichel. Leipzig, Bartholf Senff. Preis 2 ℳ netto. Die vorliegende Sammlung schließt sich den verschiedenen anderen in demselben Verlage erschienenen an; wie der Herausgeber bei diesen in die reichen Schätze unserer größten Meister greift, so schöpft er hier aus dem ewig frischen Jungbrunnen des deutschen Volksliedes. Er wendet sich dabei hauptsächlich an die clavierspielende Jugend: der Claviersatz ist so einfach und leicht, daß die Sammlung sehr gut zum Unterricht für Anfänger zu gebrauchen ist. Daß dieselbe möglichst reichhaltig zu sein sucht, geht schon aus der oben angegebenen Anzahl der einzelnen Volkslieder hervor. — Ein ähnliches Unterrichtswerk für die Jugend bietet derselbe Bearbeiter in einer anderen neuen, im gleichen Verlage erschienenen Sammlung. Sie betitelt sich: „Lusterregende Hausmusik für Clavier. Die angenehmsten Stücke aus den Werken berühmter und beliebter Meister." Ihr Inhalt ist hauptsächlich unserer classischen Musik entnommen, während die neuere Zeit weniger berücksichtigt ist; er bewegt sich im Uebrigen fast auf allen Gebieten der musikalischen Form. Mit Opernmelodien wechselt das Volkslied; ebenso mußte die Orchester- wie die Originalclaviermusik einige ihrer schönsten Weisen dazu liefern; selbstverständlich ist auch die Tanzform vertreten. Man sieht hieraus, daß auch diese Sammlung bestrebt ist, einen möglichst gediegenen Inhalt mit Reichhaltigkeit zu vereinen. — Choralbuch für evangelische Kirchenchöre. 300 vier- und fünfstimmige Tonsätze für gemischten Chor über 150 Choralmelodien der evangelischen Kirche. Mit den vollständigen Liedertexten herausgegeben von S. Kümmerle. Erster Theil: Für die Festhälfte des Kirchenjahres. Gütersloh, C. Bertelsmann. Je mehr man zur Einsicht gelangt, wie wichtig für den protestantischen Gottesdienst die Pflege des Choralgesanges ist, desto mehr wird man auch solchen Bestrebungen, wie sie sich in der genannten Sammlung kundgeben, Beachtung schenken müssen. Der Verfasser sagt in seinem trefflichen Vorwort sehr richtig, daß „in der Gemeinde der Gegenwart nur noch wenig Choräle voll und ganz lebendig sind". Die Wahrheit dieses Ausspruches wird um so einleuchtender, wenn man bedenkt, welchen Reichthum an schönen und theilweise fast ganz unbekannten Chorälen die Literatur unserer Kirchenmusik enthält. „Und daß dies wieder anders und besser werde" — fährt der Herausgeber fort — „dazu haben vor Allem die Kirchenchöre mit zu helfen: ihre Aufgabe ist es, den Choral im Schmucke der Kunst der Gemeinde wieder nahe zu bringen, ihr ihn gleichsam ins Herz hineinzusingen." Ihnen dabei „Handreichung" zu thun, ist die ausgesprochene Absicht dieses Choralbuchs. Ganz im Einklang steht es damit, daß der Herausgeber bei der Auswahl der im Buch enthaltenen Tonsätze die Rücksicht auf den Chorgesang als die allein maßgebende betrachtete. Daß hierbei Sebastian Bach eine, oder vielmehr die Hauptrolle spielt, ist bei der Bedeutung, die er für protestantische Kirchenmusik hat, selbstverständlich; infolge dessen gehört nach des Verfassers eigener Angabe circa ein Drittel aller mitgetheilten Sätze Bach an; die übrigen vertheilen sich sowol auf die Meister des 16. und 17. Jahrhunderts wie auf Tonsetzer der neueren Zeit. Sehr werthvoll und interessant sind die jeder einzelnen Melodie beigefügten historischen Notizen. Der Inhalt des vorliegenden ersten Theiles ist sehr übersichtlich nach den Festzeiten des kirchlichen Jahres in neun Abtheilungen geordnet; außer denjenigen für die drei großen Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sind noch solche für Advent, Neujahr, Epiphanias, Passion, Himmelfahrt und Trinitatis vorhanden. Allen Denen, die sich für die evangelische Choralmusik interessiren, darf das Werk auf das Lebhafteste empfohlen werden. — Wendet sich dies Buch, wie oben erwähnt, in erster Linie an die Chorsänger, so ist ein anderes, dasselbe Gebiet berührendes und in gleichem Verlage erschienenes für den Sologesang bestimmt; es sind dies „24 geistliche Lieder für eine Singstimme componirt von J. S. Bach. Ausgewählt und nach des Componisten beziffertem Baß mit Clavier- oder Harmonium-Begleitung versehen von J. Zahn." Während die erstangeführte Sammlung dem Gottesdienste in der Kirche dienen soll, ist dieses Werk in erster Linie für die „häusliche Erbauung" gedacht; es bildet somit gewissermaßen eine Art Ergänzung zu dem ersteren. Doch nicht nur aus diesem Grunde dürfte es willkommen sein, sondern noch mehr aus folgendem. Je mehr unsere Zeit die Größe und Bedeutung Sebastian Bach's schätzen lernt, um so freudiger dürfen auch alle Bestrebungen, unbekanntere Schöpfungen des Meisters ans Licht zu ziehen und zu neuem Leben zu erwecken, begrüßt werden. Das Werk liegt in zweiter Auflage vor; im Gegensatz zur ersten ist darin die Singstimme mit der Begleitung vereinigt worden; der Herausgeber meint, daß es so leichter sei, die Lieder gleichzeitig zu singen und zu begleiten; allerdings ist dafür der Vortheil, daß die Singstimme klar und übersichtlich heraustritt, aufgegeben. — Josef Rheinberger: Drei Stücke für Violoncello und Orgel (aus Op. 150). Leipzig, Rob. Forberg. Der Componist hat für ein Streichinstrument in Verbindung mit Orgel schon manches treffliche Werk geliefert; so dürfen auch diese Stücke, „Abendlied", „Pastorale" und „Elegie", auf den Beifall aller Cellospieler rechnen, um so mehr, als die Literatur, die bei der Auswahl eines kirchlichen Programms für dies Instrument in Betracht kommt, durchaus nicht groß ist. — Edmund Kretschmer: Dem Kaiser. Festmarsch für großes Orchester, Op. 39. Leipzig, Rob. Forberg. Wie Kretschmer's Folkunger-Marsch ein beliebtes Repertoirestück der Concertkapellen geworden ist, so dürfte auch dieser Marsch leicht seinen Weg machen. Infolge seines festlichen, rauschenden Charakters wird er sich besonders auch für Militärkapellen eignen. Er liegt außer in den Bearbeitungen für großes und für Militärorchester noch in 2- und 4 händigem Clavierarrangement vor.

G. Oe. Der nunmehr abgeschlossene Jahrgang der in Carl Heymann's Verlage in Berlin erscheinenden „Burschenschaftlichen Blätter" hat in vollem Umfange das gehalten, was die ersten Nummern versprachen. Die leitenden Aufsätze des Blattes enthalten Allgemeines und Besonderes aus der Geschichte des Studententhums und der Burschenschaften, Lebensbilder bedeutender Burschenschafter, Untersuchungen über studentische Lieder und Bräuche, Berichte über Studentenwanderungen u. dergl. m. Einzelne Artikel sind von hervorragendem Interesse auch für weitere Kreise, andre wenden sich besonders an die alten und jungen Burschenschafter. Zwischen diesen beiden ein festes Band herzustellen scheint eines der Hauptziele der Zeitschrift zu sein. Deshalb bringt sie nicht nur Nachrichten aus den Burschenschaften und den Hochschulen, sondern auch von den Alten Herren. Die an vielen Orten Deutschlands entstandenen Vereinigungen dieser sind zum Theil auf die Anregung der „B. Bl." zurückzuführen. Recht erfreulich ist es, daß die Blätter sich fast immer der Polemik gegen andere studentische Vereinigungen enthalten und sowol den Corps als auch den Vereinen deutscher Studenten gegenüber sich einer wohlwollenden Sprache bedienen. Daß sie die Küster'schen Anmaßungen gehörig kennzeichnen, wird ihnen kein Mensch übel nehmen. Wer die Blätter aufmerksam liest, der wird mit uns finden, daß die Burschenschaft von heute eine andere geworden ist. Sie hat viel Gutes gelernt und viel Unnützes vergessen. Sie tritt ein für Deutschlands Größe und Ehre und freut sich des sonnigen Glanzes, der über dem Reiche aufgegangen ist. Man hielt wol früher die Burschenschaften für die Heimstätten eines liberalen Radicalismus; das sind sie längst nicht mehr; sie stehen in der Hauptsache dem politischen Leben fern und pflegen Patriotismus und Vaterlandsliebe, wie die anderen studentischen Vereinigungen ähnlicher Art. Gerade zur Gewinnung eines klaren Urtheils über die burschenschaftliche Sache ist ein Studium der „Burschenschaftlichen Blätter" dringend zu empfehlen. Der reiche, mannigfache Inhalt derselben wird Jeden erfreuen, der für studentisches Wesen einen Sinn hat. Die Ausstattung der Hefte ist sauber und gut, der jährliche Abonnementspreis beträgt bei directem Bezuge durch die Expedition 7 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 2. Sonnabend, den 5. Januar. 1889.

Zur Geschichte der äthiopischen Dynastien in Aegypten.

Eine Quellenstudie von Paul Pasig.

Zu einer Zeit, in welcher die Augen der gesammten civilisirten Welt, in erster Linie unseres Volkes, nach jenem Landstriche des „schwarzen Erdtheils“ gerichtet sind, in welchem blinder Fanatismus, gepaart mit niedriger Gewinnsucht und roher Uncultur, die ersten verheißungsvollen Anfänge emporblühender Civilisation unbarmherzig zu vernichten droht, lenken wir forschend und fragend unsere Blicke zurück in jene frühesten Perioden der geschichtlichen Entwickelung, um aus dem Verlaufe und der Gestaltung derselben, wenn irgend angänglich, Rückschlüsse auf die Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Denn wir sind gewöhnt, in der Geschichte nicht nur eine ganz vorzügliche Lehrmeisterin, sondern zugleich auch eine Prophetin zu erblicken, welche vorbildlich in ihrem Schooße zukünftige Ereignisse birgt und deren Gang ahnungsvoll andeutet.

Nun ist es freilich wahr, daß der Boden der geschichtlichen Ereignisse, deren Darstellung den Inhalt gegenwärtiger Untersuchung bilden soll, sich geographisch nicht genau mit der Localität der deutschen Ansiedelungen in Ostafrika deckt. Denn das Gebiet, innerhalb dessen die äthiopischen Dynastien herrschten, lag bei weitem nördlicher und bildete während der Glanzepochen des alten und mittleren Reichs, als integrirender Bestandtheil desselben unter einem ägyptischen Prinzen als Statthalter, etwa die südlichste Provinz des „oberen Landes“. Indeß darf uns diese geographische Differenz nicht abhalten, diesem Gebiete unsere größte Aufmerksamkeit zu schenken, schon aus dem Grunde, weil die Wissenschaft an sich schon ein Interesse daran hat, in das Geheimniß bisher noch wenig erforschter Gebiete und Völkerschaften überhaupt einzudringen. Und zu solchen gehört der Machtbereich der äthiopischen Dynastien zweifellos. Was wir über dieselben wissen, ist im Allgemeinen nicht viel mehr als ein Chaos von Namen, Kriegszügen, inneren Zwistigkeiten und Wirrnissen der verschiedensten Art, ohne daß es bisher in befriedigender und abschließender Weise gelungen wäre, Licht und Klarheit in dasselbe zu bringen.

Als überaus wichtige Quellen jener Zeit haben die im ägyptologischen Museum zu Kairo-Bulâk aufbewahrten fünf Stelen zu gelten, welche i. J. 1862 in den Ruinen der äthiopischen Hauptstadt Napata (Gebel-Barkal) durch einen günstigen Zufall entdeckt und im folgenden Jahre dem genannten Museum einverleibt wurden.

Ehe wir an unsere Aufgabe gehen und uns mit dem Inhalte dieser hochwichtigen steinernen Urkunden, soweit derselbe unserem Zwecke dienlich sein kann, befassen, sei es gestattet, über die Entstehung der äthiopischen Dynastien Folgendes vorauszuschicken.

Es ist bekannt, daß die Nachkommen der Priesterkönige des Ammon-Râ, welche die 21. Dyn. (um 1100 v. Chr.) repräsentiren, von den Herrschern der nachfolgenden 22. Dyn. verbannt wurden. Sie wandten sich südwärts und bemächtigten sich schließlich auch jener Provinzen des „oberen Landes“, welche schon durch die Pharaonen der 12. Dyn., unter denen „unteres“ und „oberes“ Land machtvoll geeint dastand, erobert worden waren. Im Laufe der Zeit dehnte jedoch das neue Königreich seine Grenzen nach allen Himmelsgegenden immer weiter aus, nicht ohne dadurch selbst in endlose und hartnäckige Streitigkeiten mit seinen Nachbarn zu gerathen, und endlich brach es sogar alle Beziehungen zu Aegypten und seinen Dynastien völlig ab. Das Königreich Napata hatte seine Grenze etwa in der Nähe des zweiten Kataraktes und war, nach dem Vorbilde Aegyptens, in zwei Bezirke oder Provinzen getheilt, deren eine To-Qonus, die andere Alo hieß. In dem erstgenannten Kreise lagen stromaufwärts die Ortschaften Pnoubs, Dongul (Dongola), Napata, Astamuras am Zusammenflusse des Nils mit dem Astamuras (Astaboras), und endlich Berua, das Meroë der alexandrinischen Geographen. Jenseits Berua erstreckte sich das Land von Alo, welches sich vom Weißen und Blauen Nil bis zur großen Ebene von Sennaar ausdehnte. Die bereits erwähnte Hauptstadt des Königreichs Namens Napata lag am Fuße einer Hügelreihe, welche bald den Namen „heiliges Gebirge“ erhielt. Die neuen Herrscher bemühten sich, Napata in jeder Beziehung zur ersten Stadt Aethiopiens zu machen, und waren insbesondere darauf bedacht, in religiöser und gottesdienstlicher Beziehung sie zu einem äthiopischen Theben zu erheben. Der prächtige Tempel war nichts als eine wenn auch nur schwache Nachahmung des grandiosen Heiligthums zu Karnak, hier throute wie dort Ammon-Râ, der König der Götter, in Gemeinschaft mit Mut und Khonsu und gab in feierlicher Weise, umgeben von zahlreicher Priesterschaft, seine Orakel und Beschlüsse kund.

Das Königreich Aethiopien war demnach, wie schon aus diesen kurzen Andeutungen über seine Entstehung zu entnehmen, eine absolute Theokratie. Ammon-Râ, der allmächtige oberste Gott, war das unumschränkte Oberhaupt des Staates. Seiner unmittelbaren Leitung und Aufsicht fiel die Erledigung aller wichtigen Staatsgeschäfte zu, ja, sogar bis in die intimeren Fragen des bürgerlichen und Familienlebens hinein erstreckte sich der maßgebende und entscheidende Einfluß des Gottes d. h. natürlich seiner Priester. Von höchster Wichtigkeit war selbstredend vor Allem die Wahl des neuen Staatsoberhauptes. Daß bei derselben des Gottes Stimme naturgemäß die ausschlaggebende war, bedarf keiner weiteren Erörterung. Ein interessantes Streiflicht nun auf den feierlichen, mit militärischem Pompe vollzogenen Wahlact selbst wirft die eine der erwähnten Gebel-Barkal-Stelen (Nr. 114), welche den bezüglichen Vorgang bei der Wahl des Königs Aspalut erzählt.

Zunächst erwählte, so heißt es auf dieser Wahlstele, die in der Nähe des „heiligen Gebirges“ bei Napata aufgestellte Armee sechs Officiere, welche in Gemeinschaft mit den Abgeordneten der anderen Staatsbehörden den Vorschlag machten, nunmehr zur feierlichen Wahl des Königs zu schreiten. „Wohlan, geben wir uns einen Herrn, der unwiderstehlich sei wie ein junger Stier!“ Die Armee giebt inzwischen ihrer Trauer darüber Ausdruck, daß sie, ohne ihn zu kennen, den König ja bereits in ihrer Mitte habe: „Unser Herr ist mit uns, ohne daß wir ihn kennen! Wie werden wir ihn erkennen!“ und der eine ruft's dem andern zu: „Niemand kennt ihn außer Râ selbst. Möchte doch der Gott alles Unheil von ihm fernhalten, das ihm droht, wo er auch immer weilen möge!“ Darauf ruft die ganze Armee wie aus einem Munde: „Aber er ist da, dieser Gott Ammon-Râ vom heiligen Berge, welcher ist der Gott Aethiopiens! Auf, laßt uns marschiren ihm entgegen, laßt uns nicht von ihm reden, als kennten wir ihn nicht, denn das Wort, das man über ihn als über einen Unbekannten spricht, ist nicht heilsam! Dies gilt von diesem Gotte, welcher der Gott Aethiopiens ist seit Râ's Zeiten. Er wird uns leiten, denn die Könige Aethiopiens sind in seiner Hand, und er giebt das Land seinem Sohne, den er liebt (dem Könige)!“ Zuletzt wiederholt die gesammte Armee unaufhörlich: „Eine herrliche Parole, fürwahr!“

Darauf begiebt sich der Zug in feierlicher Procession in den Tempel. Die Abgeordneten, nachdem sie die vorgeschriebene rituelle Reinigung an sich vollzogen haben, fallen vor der Bildsäule des Ammon-Rā zu Boden und unterbreiten dem Gotte ihr Anliegen. Es ist höchst interessant, zu bemerken, in welch schlauer, wenn auch ziemlich plumper und grobsinnlicher Weise die äthiopischen Priester es verstanden hatten, Götterstatuen herzustellen, die nicht nur den Kopf bewegen konnten und durch Nicken ihre Zustimmung zu den ihnen vorgelegten Beschlüssen ertheilten, sondern geradezu auch einzelne Wörter und Sätze hervorzubringen im Stande waren. Wir werden hierbei unwillkürlich an jenen ähnlichen, von Daniel bloßgestellten Betrug und Unfug der chaldäischen Priesterschaft erinnert! Die Entscheidung des Gottes wurde nunmehr in folgender Weise erholt. Sämmtliche Glieder der königlichen Familie bewegten sich in langsam feierlichem Zuge an der Statue vorüber; allein diese blieb unempfindlich und rührte sich nicht. Erst als der Erwählte, Aspalut, vorüberschritt, begann die Statue zu sprechen: „Das ist euer König, das ist euer Herr, der euch leben läßt!" Sogleich aber fielen die Heerführer ein und jubelten dem neuen Pharao zu. Dieser begiebt sich sodann in das Heiligthum, wo er von dem Gotte selbst die Krone empfängt. Darauf mischt er sich mitten unter die Soldaten, die ihrerseits auch ihren Antheil an dem freudigen Ereignisse erhalten, indem, wie es bei ähnlichen Anlässen auch heute noch zu geschehen pflegt, Speise und Trank d. h. Brod und Bier unter sie vertheilt wird. Damit schließt das Fest und zugleich auch der Text unserer Stele, die der persischen Epoche (um 500 v. Chr.) angehört. Der gleichen Zeit entstammt die sog. „Excommunications-Stele" (Nr. 112), deren Bedeutung wesentlich auf dem Gebiete des Cultes zu suchen ist. Ein König, dessen Name übrigens sorgfältig ausgemeißelt wurde, erzählt hier, „daß er im zweiten Jahre seiner Regierung sich in den Tempel seines Vaters, des Gottes Ammon von Napata, der auf dem heiligen Berge ist, begeben habe, um aus demselben jene dem Gotte so verhaßte Secte zu vertreiben, die sich Tumposin Pirdutkhai nannte". Es hat den Anschein, als sei ein Hauptgrundsatz derselben gewesen, das Opferfleisch nicht zu kochen, sondern roh zu essen. Dann heißt es von den Mitgliedern dieser Secte weiter: „Sie hatten sich in ihren Herzen verschworen, Jeden zu tödten, der nicht ihrer verbrecherischen Lehre beistimme; aber der Gott ließ nicht zu, daß ihr Wort sich erfüllte." Der König „ließ sie durchs Feuer gehen" — es bleibt dahingestellt, ob wir darunter den eigentlichen Feuertod oder eine Art Gottesurtheil zu verstehen haben — und verbot ihren Nachkommen bei den strengsten Strafen, jemals wieder den Ammonstempel zu Napata zu betreten.

Wir haben bisher jene beiden Stelen kennen gelernt, deren Inhalt uns mit internen Angelegenheiten des äthiopischen Königreichs bekannt macht. Um aber einen Einblick in die Ausdehnung desselben und in die Kriege und Zwistigkeiten sowie in die dadurch bedingte traurige Lage des Landes zu gewinnen, ist es nöthig, auch von dem Inhalt der übrigen drei Stelen Kenntniß zu nehmen, der ein überaus scharfes Licht auf jene jammervolle Zeit der Zerstückelung und innerer wie äußerer Wirrsale wirft.

Wir beginnen mit der ältesten dieser Stelen, Nr. 98, welche uns in das Jahr 740 v. Chr. zurückversetzt. Der gesammte Süden mit Theben d. h. das „obere Land" gehörte damals schon den Aethiopern. Jenseits war das Land unter nicht weniger als zwanzig Fürsten vertheilt, von denen mindestens vier sich Namensschild und Abzeichen des Königthums anmaßten. So wurde es inmitten dieser unruhigen und räuberischen Duodezfürsten einem gewissen Tafnekht, Herr von Nutir bei Kanopus und seinem Berufe nach Militär, leicht, sich allmälig aller westlich vom Hauptarme des Nils gelegenen Bezirke, des Saitischen, Athribitischen, Libyschen und Memphitischen, zu bemächtigen. Im Osten des Deltas herrschte noch die 23. (Tanitische) Dynastie, weshalb Tafnekht in kluger Berechnung davon absah, in dieses Gebiet einzudringen. Vielmehr wandte er sich stromaufwärts, und Meidum, Fayûm und die noch südlicher gelegenen Bezirke mit ihren Königen erkannten ihn als Herrscher an. Eben war er im Begriff, auch den Bezirk Uab zu unterwerfen, als die noch unabhängigen Fürsten des Deltas und Oberägyptens sich mit dem einzigen Fürsten, der im Stande war, dem kühnen Abenteurer die Spitze zu bieten, zur gemeinsamen Abwehr verbanden: dieser war kein Anderer als Piankhi Miamun, König von Aethiopien.

Die Urkunde erzählt nunmehr, wie Piankhi zu Wasser und zu Land den Krieg gegen den Eindringling begann. Dieser selbst war darauf bedacht gewesen, seine eigenen Contingente mit denen dreier Könige und sämmtlicher Vasallenfürsten zu verstärken. Gleichwol wurde dessen Flotte, die mit vollen Segeln gegen Theben fuhr, theils vernichtet, theils zur Rückkehr gezwungen. Dasselbe Schicksal hatte, und zwar nach dreitägigem Kampfe, eine zweite stärkere Flotte desselben. Der Kampf zu Lande bewegte sich vorzugsweise um die feste Stadt Khmûn, deren sich Nimrod, ein Bundesgenosse Tafnekht's, bemächtigt hatte, und die derselbe so gut zu vertheidigen wußte, daß Piankhi zu einer regelrechten Belagerung des festen Platzes schreiten mußte. Wege d. h. Parallelen wurden angelegt, Thürme, mit Bogenschützen und Schleuderern bemannt, erbaut. Nach drei Tagen ließ die Stadt ihre Uebergabe anbieten. Piankhi nahm dieselbe an, hielt unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug und begab sich in den Tempel des Thot, um daselbst zu beten. Die gesammte Beute aber nahm er in Besitz im Namen des Thebanischen Ammon. Der Fall von Khmûn zog die Unterwerfung von ganz Mittelägypten nach sich, und ohne Schwertstreich gelangte der siegreiche Aethioper bis vor die Thore des altheiligen Memphis.

Zuerst versuchte er, durch gütlichen Zuspruch in den Besitz dieser gerade in religiöser Hinsicht so wichtigen Stadt zu gelangen. „Haltet eure Thore nicht verschlossen," so ließ er melden, „kämpft nicht gegen Oberägypten! Shu, der Gott der Schöpfung, tritt da ein, wo ich eintrete, und geht dort fort, wo ich fortgehe; auch kann Niemand meinen Angriffen widerstehen. Ich will nur dem Gotte Ptah und den Göttern des Bezirkes Memphis Opfer darbringen; ich will Sokari in der Kapelle verehren, will schauen den Gott Ptah, und dann werde ich zurückkehren in Frieden. Wenn ihr mir Memphis überliefert, so wird es verschont bleiben, und man wird daselbst nicht ein Kindlein weinen sehen. Blicket hin auf die südlichen Bezirke: dort hat man Niemand getödtet, außer die Gottlosen, die Gott lästerten; diese Halsstarrigen allein hat man getödtet!" Um seinem Appell an die Herzen der Einwohnerschaft zugleich etwas mehr Nachdruck zu geben, vergaß übrigens Piankhi nicht, eine Abtheilung Bogenschützen, Matrosen und Geniesoldaten abzusenden, die sich des Hafens bemächtigen mußte. Allein die Garnison vertrieb sie bald von dort und fügte ihr ernstliche Verluste bei. Inzwischen war es dem Rebellen Tafnekht in einer dunkeln Nacht gelungen, in den Platz zu gelangen, denselben aufs Neue mit Truppen — es werden 8000 Mann genannt — und Munition zu versehen und in Vertheidigungszustand zu setzen. Dann wandte er sich nordwärts, indem er zuversichtlich auf eine langwierige Belagerung rechnete, während welcher er mit einer neuen Armee zurückzukommen beabsichtigte. Allein er hatte sich verrechnet. Die äthiopische Flotte, indem sie die Wachsamkeit der Belagerten täuschte, überrumpelte den Hafen und nahm alle Schiffe, die sich hier befanden, weg, während ein Theil der Landarmee das Ufer entlang auf den Quais in die Stadt eindrang. Nunmehr entspann sich ein zweitägiger, blutiger Straßenkampf, der mit der Waffenstreckung der Garnison endigte. Darauf setzte der siegreiche Piankhi seinen Marsch nach Norden fort. Er bemächtigte sich aller festen Plätze und hielt sich u. A. auch in Heliopolis, dem Mittelpunkte des Sonnencults, auf. Wir haben bereits a. a. O.*) darauf hingewiesen, daß diese Stätte für das Ansehen der Pharaonen, die Söhne des Sonnengottes, unter deren Titeln der eines „Herrn von Heliopolis" der weitaus wichtigste war, eine hervorragende Bedeutung hatte. So stattete später Alexander der Große dem Jupiter Ammon in der Oase Siwah einen Besuch ab und ließ sich von dem Gotte für einen Sohn Jupiter's erklären. Es liegt nahe, dem Besuche des äthiopischen Fürsten Piankhi in Heliopolis ähnliche Motive unterzulegen. Jedenfalls war er sich bewußt, daß sein Ansehen hierdurch beim Volke nur gewinnen konnte. Ueber den Besuch in Heliopolis wird Folgendes berichtet: „Er stieg die Treppe empor, die zum großen Heiligthum führt, um hier den Gott von Heliopolis zu schauen, ihn, ihn selbst. Ganz allein schob er den Riegel zurück, öffnete die Flügelthüren, betrachtete seinen Vater Rā und brachte seine beiden heiligen Barken in Ordnung (d. h. unzweifelhaft, die ihm als Attribute beigegebenen Abzeichen seiner göttlichen Majestät, die Sonnenbarken); dann schloß er die Flügelthüren wieder, brachte Siegelerde darauf und drückte sein königliches Insiegel auf dieselbe." Dies war also gewissermaßen die feierliche Besitznahme der höchsten Macht. Und der Erfolg dieser klugen Handlungsweise blieb nicht aus. Osorkon von Bubastis erkannte den neuen Pharao an, und seinem Beispiele folgten bald die anderen Fürsten des Deltas. Tafnekht, der Rebell, als er sich von seinen Vasallen verlassen sah, bat um Frieden und Piankhi gewährte ihm denselben großmüthig. Nachdem er nicht weit von Athribis, mitten im Herzen Unterägyptens, die Huldigung seiner Unterthanen entgegengenommen hatte, kehrte

*) Vgl. Wissensch. Beil. Nr. 102, 1887.

er in sein Königreich zurück, und kam wieder nach Napata mit Ruhm und Beute beladen, oder, wie es in der Inschrift heißt, „mit Gold, Silber, Bronce und kostbaren Stoffen, mit allen guten Producten des nördlichen Landes, mit allen Lebensmitteln Syriens und Arabiens".

Kein Geschichtskundiger wird die Tragweite dieser wichtigen Steleninschrift verkennen. Sie berichtet uns von den überaus ereignißvollen, glücklichen Feldzügen des thatkräftigen Aethioperkönigs Piankhi, der von seinem Königreiche Napata aus nordwärts vordrang; die Stationen Khmun, Memphis und Heliopolis sind die Marksteine dieser bedeutungsvollen Siegeslaufbahn, deren Endpunkt zugleich für das neue Herrscherhaus jene göttliche Weihe und Sanction bedeutet, deren dasselbe in den Augen des Volkes bedurfte. Seit 200 Jahren war das alte Pharaonenthum wiederhergestellt von den Quellen des Blauen Nils bis zu seiner Mündung, freilich nicht zum Ruhme und Vortheile Aegyptens: an dessen Stelle war vielmehr die bisher von jenem abhängige Provinz Aethiopien getreten, und Napata am heiligen Berge herrschte fortan an Thebens und Memphis' Statt.

In eine wesentlich spätere Zeit versetzt uns Stele Nr. 122, die sog. „Traumstele". Wie bekannt, machte unter Taharka (Tirhaka der Bibel), dem zweiten Nachfolger des ersten Aethioperkönigs Schabako (Soa der Bibel), der assyrische König Assarhaddon einen Kriegszug nach Aegypten, der mit Eroberung des Landes und der Vertreibung Taharka's in sein eigenes Reich endete. Unter den zwanzig kleinen Fürsten, denen das ägyptische Gebiet zugetheilt wurde, ragte als mächtigster Necho, Fürst von Sais, hervor. Später versuchte Taharka einen erneuten Einfall in Aegypten, wurde aber von Assarhaddon's Nachfolger Assurbanipal besiegt. Taharka's Nachfolger Tonuat-amun (Nut-amen, assyr. Urda mani) machte gleichfalls, veranlaßt durch einen Traum, der ihm in Gestalt zweier Schlangen das Königreich des Südens und des Nordens verhieß, einen Einfall in Aegypten und bemächtigte sich Thebens. Unsere Stele nun erzählt diese Expedition Tonuat-amun's nach Aegypten. Zunächst erfahren wir, daß der König in Theben selbst und seinen Umgebungen, wo die äthiopischen Nachfolger der Ammonspriester immer noch eine ihnen geneigte, mächtige Partei besaßen, keinerlei Widerstand fand. Im Gegentheil, die Uferbewohner freuten sich seines kühnen Unternehmens und begrüßten ihn als den längst herbeigesehnten Befreier: „Gehe hin in Frieden! Erscheine in Frieden! Gieb Aegypten das Leben wieder, laß die zerfallenen Tempel aus ihren Trümmern wiedererstehen, stelle die Statuen und Bildsäulen der Gottheiten wieder her! Erneuere die frommen Stiftungen, die zu Ehren der Götter und Göttinnen errichtet wurden, und die Opfer für die Manen! Stelle den Priester wieder auf seinen Platz, damit er die Ceremonien des Gottesdienstes vollziehen könne!" Die Truppen der vereinigten Könige des Deltas wurden unter den Mauern von Memphis besiegt, die Stadt selbst erobert, die Besiegten nordwärts verfolgt. Da sie nicht wagten, dem Sieger auf offenem Felde zu widerstehen, schlossen sie sich in ihre festen Plätze ein, um denselben zu aufreibenden Belagerungen zu zwingen. Aber dem sieggewohnten Feldherrn ging die Geduld aus. Mißmuthig kehrte er nach Memphis zurück, schier verzweifelnd, wie er die Früchte seiner bisherigen Siege genießen und diese selbst besser ausnutzen könne. In dieser mißlichen Lage kam ihm die Unterwerfung der ägyptischen Anführer ebenso unerwartet wie willkommen. Der mächtigste von ihnen, Pakrur von Pasupti, führte dieselben herbei, um dem Sieger zu huldigen: „Gönne uns den Lebensodem, denn wer dich verkennt, der vermag nicht zu leben! Wir werden wie Unterthanen uns fühlen, wie du dies erklärt hast bei deinem ersten Auftreten, an jenem Tage, an dem du König wurdest!" Des Königs Herz wurde beim Anhören dieser ergebungsvollen Worte von hoher Freude erfüllt; er ließ den Abgesandten Brod, Bier und andere gute Dinge aller Art herbeibringen. Nachdem sie einige Tage in Memphis in der Nähe ihres neuen Herrschers zugebracht hatten, sprachen sie: „Warum bleiben wir hier, o Fürst, unser Herr?" Se. Majestät antwortete ihnen: „Warum?" Sie sagten: „Laß uns ziehen in unsere Städte, damit wir unseren Leuten Anweisung geben und dir unseren Tribut darbringen!" Sie verabschiedeten sich und kehrten einige Wochen später, wie sie verheißen hatten, nach Memphis zurück. Tonuat-amun aber begab sich, mit reicher Beute beladen, wieder in sein Königreich.

Wir wissen, daß die Königsherrlichkeit Tonuat-amun's im Norden von nur kurzer Dauer war; höchst wahrscheinlich beschränkte sie sich chronologisch lediglich auf den vorübergehenden Aufenthalt in Memphis. Denn Assurbanipal war inzwischen durch die arabische Wüste herangerückt und hatte nach Vernichtung der Armee des Aethioperkönigs diesen selbst nach Theben zurückgeworfen. Wie eine im Berliner Museum aufbewahrte Inschrift besagt, wußte er hier wenigstens drei Monate sein königliches Ansehen zu behaupten.

Die jüngste der Napata-Stelen, die aus dem Ende der persischen und dem Anfange der griechischen Epoche stammt (ca. 330 v. Chr.), berichtet uns von neun Feldzügen, welche der König Horsiatef im zweiten, dritten, fünften, sechsten, elften, sechzehnten, achtzehnten, dreiundzwanzigsten und vierunddreißigsten Jahre seiner Regierung gegen die zwischen Darfûr und dem Rothen Meere wohnenden, halbwilden, theils schwarzen, theils weißen Stämme afrikanischer Rasse führte. Es werden genannt die Rehrehsa (Rhansi, Rhapsû) im Süden von Berua (Meroë) zwischen dem Blauen Nil und dem Takazze (Oberlauf des Atbara), sowie vor Allem die Madi oder Mabiti (Mataïa, Matitae) zwischen dem Takazze und den das Rothe Meer begrenzenden Gebirgszügen. Diese Feldzüge werden ohne Anführung von Einzelheiten der Reihe nach aufgezählt. Es heißt da u. A.: „Im sechsten Jahre im vierten Monate ließ ich, der Sohn der Sonne Horsiatef, der ich ewig lebe, eine Menge Soldaten gegen die Mabiti zusammenrufen. Ich schlug sie in ihren Städten und veranstaltete ein großes Blutbad unter ihnen in Labi; ich nahm ihre Rinder, ihre Kühe, ihre Esel, ihre Hammel, ihre Ziegen, ihre Diener, ihre Dienerinnen, und die große Ehrfurcht vor dir, o Ammon, drängte den Fürsten der Mabiti, mir melden zu lassen: Du bist mein Gott, und ich bin dein Sklave; ich bin weiter nichts als ein schwaches Weib! Darauf kam er zu mir und ließ mir das Lösegeld überbringen. Ich kehrte zurück, um Ammon von Napata, meinen herrlichen Vater, zu verehren, und gab ihm eine Anzahl Ochsen." Uebrigens fiel die reiche Beute fast vollständig den Priestern zu. Der König war, wie dies in einem Priesterstaate, dessen Herrscher selbst priesterlicher Abstammung waren, nicht anders zu erwarten, überhaupt sehr freigebig gegen die Diener der Religion und ihre Cultusstätten. So hatte er schon bei seinem Regierungsantritte dieselben mit reichen Spenden bedacht, und sein Leben lang war eine seiner Hauptsorgen auf die Wiederherstellung und Dotirung der Tempel in den größeren Städten seines Königreiches, in Napata, Berua, Galal, Sahrosa, Salalga, Karti (Korte), Mahat, Artinai, Nahana, Plimaton und Pnubs gerichtet.

Soweit unsere Quellen. Wir haben, ohne uns auf eine kritische Sichtung und Anordnung des werthvollen historischen Materials näher einzulassen, in der Hauptsache die steinernen Urkunden selbst reden lassen, da der zu Gebote stehende Raum weitere Erörterungen, so nahe sie auch liegen, nicht gestattet. Zudem bietet der Zeitraum von annähernd hundert Jahren, über den uns die fünf Napata-Stelen orientiren, dem Forscher noch soviel Schwierigkeiten, daß viele Feststellungen Hypothesen bleiben müssen. Denn die Zersplitterung des Landes in jener Zeitperiode war eine so große, daß nicht einmal mit Sicherheit der eigentliche Beginn und das genaue Ende, noch viel weniger die chronologische Aufeinanderfolge der äthiopischen Dynastien feststeht. Die gewöhnlich angenommene Reihenfolge Schabako (Soa der Bibel), Schabataka (Sebichos, der Hiskia zu Hilfe zieht, aber von Sanherib besiegt wird), Taharka (Tirhaka der Bibel, von Assarhaddon besiegt) und Tonuat-amun (Urda-mani), 25. Dyn. (um 710 v. Chr.), fordert für Piankhi (III), dessen bis nach Heliopolis sich erstreckende Siegeszüge wir oben quellengemäß erzählten, eine frühere Zeit, während Horsiatef's Kämpfe einer bei Weitem späteren Periode angehören. Immerhin aber gestatten die Napata-Stelen einen interessanten Einblick in jene traurige Zeit der Vielherrschaft und Kleinstaaterei in Aegypten, welcher erst Psammetich I. ein Ende machte.

Bücherbesprechungen.

—g. Die Bibel, nach Luther's Uebersetzung. Mit Bildern der Meister christlicher Kunst, von Rudolf Pfleiderer. In Lieferungen à 50 ₰. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — Von diesem großartig angelegten Werke, dessen erste Lieferungen wir bereits eingehend besprochen haben, liegen uns die 3. und 4. Lieferung vor. Es bedarf wol nicht erst der Versicherung, daß diese ebenso gediegen ausgestattet sind wie die beiden ersten; ihr Inhalt ist folgender: Der Text umfaßt 1. Mose 5—26, also Noah's, Abraham's und Isaak's Geschichte, ergänzt durch die herrlichen Rafael'schen Darstellungen, nebenbei durch Vignetten aus der Holbein'schen Bilderbibel zum Alten Testamente. Die prachtvollen Vollbilder bringen zum Theil schon die Josefsgeschichte nach den Fresco-

gemälden von Overbeck, Cornelius ꝛc. in Rom; ferner zum Neuen Testamente ein großes Blatt aus Dürer's Holzschnittpassion, Gefangennehmung Christi, und viele andere. Mit den nächsten Heften sollen folgen die ersten großen Blätter aus Rafael's sogen. „Tapeten" zur Apostelgeschichte. Da das Erscheinen dieser Illustrirten Hausbibel auf mehrere Jahre vertheilt ist, so vermag auch ein minder bemitteltes Haus sich allmälig die einzelnen Lieferungen anzuschaffen; der Werth des großen Unternehmens verdient jedenfalls selbst ein größeres Geldopfer.

C. H. **Aus der Innenwelt.** Psychologische Studien von Dr. phil. **Susanna Rubinstein.** Leipzig, Druck und Verlag von Alexander Edelmann, Universitätsbuchhändler und Universitätsbuchdrucker. 1888. 4 ℳ. — Die Verfasserin dieser Schrift ist dem Publicum bereits durch ihre früheren Arbeiten in vortheilhafter Weise bekannt. Es darf von ihr insbesondere das hervorgehoben werden, daß nichts Falsches, Unechtes und Nachgemachtes in ihren ganzen Bestrebungen zu erkennen ist. Sie schließt sich allerdings insbesondere an den Standpunkt oder die Lehre der Philosophie Herbart's und ihres verstorbenen Lehrers Volkmann in Prag an, geht aber doch dabei immer ihre eigenen in freier Selbständigkeit von Innen heraus gefundenen und gebahnten Wege. Wir vermissen an ihr den Beischmack des Pedantischen oder der schulmäßigen Voreingenommenheit, der sich sonst leicht mit jener Richtung der Philosophie verbindet, und es wird uns hier die Methode derselben in einer freieren, gewandten und mehr elegant weltmännischen Handhabung entgegengeführt. Man merkt insbesondere, daß ihre Schilderungen des menschlichen Gefühlslebens zum Theil mit auf eigener selbsterlebter Erfahrung beruhen müssen. Auch macht das gegenwärtige Buch im Allgemeinen den Eindruck eines Fortschrittes oder einer gereifteren und ruhigeren Abklärung ihres Denkens im Verhältniß zu ihren früheren Arbeiten. Ihr ganzer Standpunkt ist nicht der irgend eines schablonenartigen Typus, sondern der einer berechtigten, eigenartig kräftigen und zugleich bescheidenen und ansprechenden Individualität. Mag auch wol nicht Alles einwendungsfrei sein, so giebt sich doch überall eine reiche Belesenheit, sowie ein von bloßer Subjectivität unabhängiges feines und sinnvoll eindringendes Verständniß zu erkennen. Das Buch zerfällt in sieben einzelne Abschnitte: 1) Charakter; 2) Gemüth; 3) Mitgefühl; 4) Zum ästhetischen Gefühl; 5) Der Schlaf und das Nachtleben der Seele; 6) Empfindungen im Allgemeinen; 7) Ueber zwangsmäßige Farbenempfindungen.

R. B. **430 deutsche Vornamen,** als Mahnruf für das deutsche Volk zusammengestellt von **Hermann Boll,** Progymnasiallehrer. Leipzig, bei Gustav Fock, 1889. Preis 50 ₰, bei Bezug größerer Mengen billiger, z. B. 100 Stück 20 ℳ. — Solch eine Zusammenstellung gut deutscher Vornamen ist erfreulich und dankenswerth; denn daß auch auf diesem Gebiete bei uns sich das Fremde unnütz breit macht und daß viele prächtige deutsche Namen unverdient vergessen sind, wer wollte das bestreiten? Daß der Verfasser sich überall mit einer Deutung begnügt, auch wo diese bestritten ist, kann man ebenfalls nur billigen, selbst wenn man in den meisten Fällen anderer Meinung ist als er. Ob das Büchlein aber wirklich auf die Namengebung einen Einfluß üben wird, ist mir sehr zweifelhaft. Um darauf Aussicht zu haben, müßte es viel schlichter auftreten. In der Einleitung und im Schlußwort bläst sich der Verfasser in einer ganz unleidlichen Weise auf. „Allen deutschen Männern, auch der Jugend — da Knaben und Jünglinge ja selbst bald Männer sein werden — seien die folgenden Blätter als ein κτῆμα ἐς ἀεί aufs Nachdrücklichste empfohlen" u. s. w. Uebrigens wendet sich der Verfasser da meines Erachtens durchaus an die falsche Adresse: an die Mütter und Tanten hätte sich sein Mahnruf vor Allem richten sollen, die haben auf die Wahl der Vornamen den weitaus maßgebendsten Einfluß. Wenig am Platze sind die patriotisch exaltirten Zusätze zu den Namen Friedrich und Wilhelm.

L. **Robert Schumann: Zwei Gesänge,** für Männerchor mit Begleitung des Pianoforte gesetzt von Rudolf Weinwurm. Leipzig, Rob. Forberg. Robert Schumann hat das Gebiet des Männergesanges bei seinem Schaffen nicht allzu häufig berührt; deshalb ist es nur zu billigen, wenn Manches den Vereinen noch durch Arrangements zugänglich gemacht wird, namentlich wenn es Compositionen betrifft, die sich so dazu eignen, wie Nr. 1 der vorliegenden Gesänge: „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes". Schon wenn man hier die in vollen wuchtigen Accorden einherschreitende Clavierbegleitung betrachtet, an die sich die Melodie der Singstimme auf das Engste anschmiegt, kommt der Gedanke an ein Arrangement für Chor fast unwillkürlich. Weniger nahe liegt derselbe bei Nr. 2: „Die feindlichen Brüder", wie sich überhaupt die Ballade im Allgemeinen mehr für eine Stimme als für Chor eignet. Doch wird auch diese zweite Nummer bei sorgfältigem Studium und besonders bei Beobachtung der dynamischen Zeichen ihrer Wirkung sicher sein. Daß beide Gesänge geschickt und sangbar arrangirt sind, dafür bürgt schon der Name des Bearbeiters. Da sie zudem nicht die mindesten Schwierigkeiten bieten, dürfen sie auch kleineren Gesangvereinen, die oft vor solchen zurückschrecken, die aber doch gern zu einer besseren Kost greifen, durchaus empfohlen werden. — **Jos. Brambach: 3 Gesänge für Männerchor.** Op. 65. Nr. 1. Herbststurm. Nr. 2. Mondnacht. Nr. 3. Trinklied. Leipzig, Rob. Forberg. Brambach hat sich als Componist von Männerchören bereits einen sehr geachteten Namen erworben; die vorliegenden drei Gesänge stehen hinter seinen übrigen hierher gehörigen Schöpfungen nicht zurück. Nr. 1 schildert die stürmische Herbstnacht in ebenso kräftiger wie effectvoller Weise; zart und duftig ist Nr. 2, während in dem „Trinklied" der übermüthigste Humor trefflich zum Ausdruck kommt. — Eine ähnliche Gabe bietet ein anderer, ebenfalls sehr beliebter Männergesangscomponist, **Edmund Kretschmer,** mit seinen **4 Männerchören,** Op. 38 (Leipzig, Rob. Forberg). Nr. 1, „Die drei Kameraden", trifft mit vielem Glück den Ton der gemüthvollen naiven Volksballade; Nr. 2, „Liebestod", enthält fein humoristische Tonmalerei; Nr. 3, Klaus Groth's schon öfter componirtes „Keine Sorg' um den Weg", das sich gerade auch für diese Behandlung vorzüglich eignet, ist ein echtes lustiges Volkslied; Nr. 4 ein wirkungsvolles und dankbares „Trinklied". — In **drei Liedern für gemischten Chor** (Op. 1; Leipzig, Rob. Forberg) zeigt sich **Joseph Renner** jun. als ein anmuthiges Talent. A. Träger's „Erwachen" hat dem Componisten Gelegenheit geboten, ein anmuthiges Stimmungsbildchen zu schaffen; Lenau's „Kommen und Scheiden" eignet sich allerdings mehr für eine Singstimme, doch wird hier besonders die dritte Strophe mit der abwechselnd im Tenor und Sopran auftretenden Melodie gut wirken; Uhland's „Frühlingsglaube" hat eine sehr ansprechende musikalische Wiedergabe gefunden; dies ist wol die beste der drei Nummern. — **Carl Reinthaler: 8 heitere Trink- und Liebeslieder** nach Dichtungen des Anakreon für eine Bariton- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, Op. 37, Leipzig, Rob. Forberg. Es giebt wenig Originalgesänge für Baß; darum werden die Bassisten erfreut sein, hier einmal einige dankbare, extra für sie geschriebene Nummern zu finden; Anakreon's heitere Lebensphilosophie kommt in den von Ludwig Weissel frei übertragenen Gedichten und in Reinthaler's Musik anmuthig zum Ausdruck; selbstverständlich spielt der Humor dabei eine herragende Rolle. — **Erik Meyer-Helmund: 4 Lieder für eine Singstimme,** Op. 61, Leipzig, Rob. Forberg. Die vier Lieder: „Sonntags" (Uhland), „Morgens send' ich Dir die Veilchen" (Heine), „In Sevilla" (Günther Walling) und „Süße Frau, o spart die Worte" (Stieler) geben zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß; sie sind sämmtlich in der bekannten gefälligen Manier geschrieben, die den Componisten so schnell beliebt gemacht hat. — **Joachim Raff: 6 Gesangsduette,** für 2 Waldhörner gesetzt von Friedrich Gumbert. Leipzig, Rob. Forberg. Die Original-Literatur für Waldhorn bietet nicht viel; deshalb müssen die Hornisten für den Solovortrag meist zu Arrangements greifen. Raff's liebliche Duette eignen sich trefflich für die Behandlung, die ihnen hier zu Theil geworden ist; dafür daß dieselbe geschickt und dem Charakter des genannten Instruments angemessen ist, spricht schon der Name des Herausgebers, der als Mitglied des Gewandhausorchesters wie als Lehrer am Leipziger Conservatorium gleich geschätzt ist. — Aehnlich verhält es sich mit **Julius Weißenborn's Vortragsstücken für Fagott** (oder Violoncello) mit Begleitung des Pianoforte, Op. 9, Leipzig, Rob. Forberg. Dieselben bilden eine willkommene Ergänzung zu desselben Verfassers vortrefflicher im gleichen Verlage erschienener **Fagottschule.** Die sechs einfach melodiösen Stücke dürften namentlich für den Unterricht zu verwenden sein. Wie übrigens oben schon angeführt wurde, kann die Solostimme auch von einem Cello ausgeführt werden. — An Studienwerken für **Violine** seien aus demselben Verlag (Rob. Forberg) noch für vorgeschrittenere Schüler **Ludwig Abel's** „**Gebrochene Accorde und Arpeggien in allen Tonarten**", Op. 11, für Anfänger „**24 kleine Violinetuden in der 1. Lage** mit Hinzufügung einer begleitenden Violinstimme", ebenfalls von L. Abel (2 Hefte, Op. 10), und „**Technische Tonleiterstudien in progressiver Ordnung**" von H. Wahls (Op. 11) empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 3. Dienstag, den 8. Januar. 1889.

Inhalt: Die Ziele der deutschen Auswanderung. Von R. Ailrin. — Bücherbesprechungen (Goethe und Karl August, Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Der Ursprung der Sittlichkeit, von Hugo Münsterberg).

Die Ziele der deutschen Auswanderung.

Von R. Ailrin.

Rio de Janeiro, den 23. Nov. 1888.

Ueber dies Thema ist bereits viel geschrieben worden, und wollte man den Stoff gründlich durcharbeiten, so würde ein Buch statt eines Zeitungsartikels das Product sein müssen. Springen wir also über eine Anzahl Einzelheiten hinweg. Die Auswanderung tritt in Deutschland mit der Kraft einer Naturnothwendigkeit auf, steht mit der socialen Frage in innigem Zusammenhange und kann weder durch innere Colonisation (Bauernansiedelung in Deutschpolen ꝛc.), noch durch eine mit dem Wachsthum der deutschen Welthandelsbeziehungen schritthaltende Erhöhung der industriellen Bethätigung erfolgreich bekämpft werden. Deutschland vermag zwar von Jahr zu Jahr eine größere Bevölkerung zu ernähren, nicht aber eine so große, als die Volksvermehrung nothwendig machen würde. Das Zuviel fließt nach auswärts ab, und die Frage ist, wie es in der Fremde deutsch erhalten und vor dem Verschwinden in anderen Nationalitäten bewahrt werden kann.

Die Antwort ist theoretisch ziemlich einfach und allgemeingiltig etwa folgendermaßen gegeben worden: Da die Deutschen massenweise auswandern, so brauchen sie sich nur ebenso massenweise in gleichen Regionen niederzulassen, um die nothwendige Widerstandsfähigkeit gegen den Untergang in fremden Nationalitäten zu gewinnen. In der Praxis stellt sich indessen die Sache nicht so einfach. Die Geschichte lehrt, daß volkreiche Nationalitäten spurlos in der Zahl nach schwachen Erobererraffen aufgegangen sind. Die Kelten in West- und Südwesteuropa sind mit sammt ihrer Sprache vom Erdboden verschwunden. Sie gingen im Lateinerthume auf, obwol sicherlich die lateinische Einwanderung, welche nach Iberien, Gallien und Britannien ging, unverhältnißmäßig schwächer an Zahl gewesen ist als die eingeborene Bevölkerung. Ein ähnliches Schicksal hatten die Wenden und noch weiter nordöstlich die Ureinwohner von Ostpreußen, indem sie im Deutschthum aufgingen. Kein Dutzend Keltenworte sind als von den Urbewohnern überkommen in der englischen Sprache nachweisbar, und ungefähr das Gleiche ist in Bezug auf die französische, spanische und portugiesische Sprache der Fall.

Trotzdem wäre es falsch, hieraus schließen zu wollen, daß die herrschende Rasse die unterworfene zur Annahme ihrer Sprache zwingen könne. Wäre es der Fall, so würden Frankreich, Spanien und Italien heute mit deutschredenden Völkern gefüllt sein; aber die Nachkommen der alten Germanenstämme, welche diese Länder eroberten, gingen gerade umgekehrt in den unterworfenen Rassen auf und sind im Laufe der Jahrhunderte in ihnen spurlos verschwunden. Man hat dies damit erklären wollen, daß man sagte, die Germanen besäßen eine so große Anpassungs- und Anschmiegungsfähigkeit, daß sie überall mit den anderen Bevölkerungen verschmölzen, und sogar versucht, dies auch auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten anzuwenden, wo angeblich das Deutschthum im Angelsachsenthum untergeht. Wäre die Erklärung richtig, so müßte es Wunder nehmen, daß in den deutschösterreichischen Provinzen, in Schlesien, der Mark, Ostpreußen und den baltischen Provinzen Rußlands das Deutschthum die Stürme der Jahrhunderte zu überstehen vermocht hat, ja daß es überhaupt noch deutschredende Menschen giebt; denn auch im eigentlichen Deutschland ist die Rasse nirgend rein, sondern das Product einer seit den Urzeiten unaufhörlich in engerem oder ausgedehnterem Maße stattgehabten Völkermischung.

Als Germanenstämme die römischen Provinzen eroberten, kamen sie mit einer höheren Cultur in Berührung; und diese Cultur eigneten sie sich an, indem sie die Sprache der Unterworfenen erlernten. Als aber die Deutschen nach ostwärts Eroberungen machten, trafen sie im heutigen Oesterreich, Nordostdeutschland u. s. w. Völker, deren Culturstufe niedriger war als die deutsche; daher war der Vorgang hier umgekehrt, d. h. so weit die alten Bewohner sich die Cultur der Deutschen anzueignen vermochten, gingen sie im Deutschthume auf. Die höhere oder geringere Cultur giebt überall den Ausschlag; so ist es gewesen seit den entferntesten Urzeiten und so wird der Satz auch in der Zukunft giltig bleiben.

Die Germanenvölker sind heute die Träger der Weltcultur. Sie haben anderthalb Jahrtausende gebraucht, um es zu werden. Sie mögen sich viele Errungenschaften der vor der ihrigen herrschenden romanischen Cultur zu Nutze gemacht haben; aber im Grunde sind sie aus sich selbst und ihren natürlichen Anlagen heraus Das geworden, was sie heute sind. Unter den Germanen streiten die Engländer und die Deutschen sich um den culturellen Vorrang. Vorausgesetzt, daß sie im Laufe der Zeiten nicht von anderen Völkern im Culturfortschritte überflügelt werden, wird zwischen ihnen beiden die Entscheidung fallen müssen, wer mit seiner Cultur und seiner Sprache schließlich die Weltherrschaft erlangt.

Sind die romanischen Nationen im Laufe der Zeiten mehr oder weniger überflügelt worden, so darf das vielleicht als ein Zeichen aufgefaßt werden, daß ihr Fortschrittsvermögen ein etwas langsameres Tempo der Culturentwickelung bedingt. Die Slaven schreiten zusehends vorwärts, aber bisher mit Hilfe entlehnter Cultur; es ist keine aus ihnen selbst herausgewachsene Entwickelung. Sie imitiren, sind aber nicht originell (wohlgemerkt immer, was die Aeußerungen der Cultur betrifft); also lassen keine Anzeichen erkennen, daß sie die Fähigkeit besitzen, die jetzigen Träger des Culturfortschrittes, ihre Lehrmeister, zu überflügeln. Die Mongolen stehen seit tausend Jahren nahezu still. Der neuerliche Fortschritt, der sich in Japan Bahn zu brechen scheint, ist Imitation, d. h. Lernfähigkeit; aber nur wer originelle Schöpfungskraft besitzt, selbst neue Culturideen zu fassen im Stande ist und aus eigener Wissenschaft den unbekannten Weg der zukünftigen Entwickelung Etage für Etage zurückzulegen vermag, kann die Führerschaft beanspruchen. Einen bereits gebahnten und bekannten Weg kann Jeder gehen.

Also schwankt die Wage vielleicht zwischen Deutschen und Engländern. Daß jene diesen an militärischer Kraft überlegen sind, bedeutet an sich wenig. Gesetzt den Fall, Deutschland eroberte die englisch redenden Länder, so wäre damit noch lange nicht die Weltherrschaft der deutschen Sprache gesichert, wenn nicht gleichzeitig die deutsche Cultur sich als die höhere erweisen sollte; denn wir haben bereits gesehen, daß die Sprache des vorgeschritteneren Culturvolkes auf die Dauer stets die herrschende bleibt, gleichgiltig, ob es Sieger oder Besiegter ist. Das ist ehernes Naturgesetz, und daran werden diejenigen nichts ändern, welche meinen, durch eine Ablenkung der deutschen Auswanderung von den Vereinigten Staaten nach der Südhälfte des rothen Erdtheils hierselbst ein widerstandsfähiges Neudeutschland zu gründen. Sie erschweren nur die numerische Stärkung des deutschen Elements in den Staaten, die sie in unbegründeten Verruf bringen.

Die Engländer haben in der Abgeschlossenheit ihrer Insel eine

ungestörtere Entwickelung gehabt als das zwischen Feinden eingekeilte, von denselben öfters verwüstete und im Gedeihen zurückgebrachte Deutschland. Trotzdem ist die deutsche Cultur heute der englischen ebenbürtig. Originalität ist auf beiden Seiten, daneben ein häufiges gegenseitiges Ergänzen, Nacheifern, Nachahmen, Rivalisiren. Setzen wir den Fall, die Anlage zum Fortschritt sei bei beiden Nationalitäten gleich groß, so wird deswegen die Leistungsfähigkeit noch nicht gleich groß zu sein brauchen. Am leistungsfähigsten wird sein, wer durch die härteste Schule ging und gelernt hat, am ausdauerndsten und schwersten zu arbeiten. Nun, das ist wol Deutschland, welches, von Feinden umringt, Jahrhunderte lang einen Kampf ums Dasein geführt hat, ehe es die Engländer, welche unterdessen verhältnißmäßig ungestört auf ihrer Insel saßen, einholte und seine heutige Cultur- und Machtstellung errang.

Vielleicht können wir sogar noch einen Schritt weiter gehen und sagen, Deutschland habe England bereits auf einem ausschlaggebenden Entwickelungsgebiete überflügelt. Wenigstens ist so viel sicher, daß, wenn der Satz richtig ist, daß die höchste bürgerliche Disciplin stets mit höchster Cultur zusammenfällt, die sociale Entwickelung Deutschlands derjenigen Englands, ja derjenigen der ganzen Welt voraus ist. Die amerikanische Freizügigkeit und freie Concurrenz aller Kräfte ist der deutschen nur infolge des größeren Ellbogenraums in ihren Resultaten überlegen. Das Durchschnittsgedeihen des Einzelnen in Amerika ist ein besseres, weil er freieren Spielraum für ungehinderte Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten hat als in dem mit Menschen vollgepfropften Deutschland, wo im Gedränge der Brodsuchenden einer den anderen beengt, hindert und im Vorwärtskommen aufhält. Wenn in der Welt der sociale Zukunftsstaat überhaupt möglich ist, so wird das Land ihn zuerst haben, welches die bestdisciplinirte Bürgerschaft besitzt; denn der Staatssocialismus kann nur einen Beamten- oder Militärstaat als letztes Ideal haben, in dem das Wohlbefinden Aller durch Disciplinirung ihrer Erwerbsthätigkeit, durch das Aufhörenmachen des Kampfes Aller gegen Alle und durch die militärische Ordnung der Arbeit, so daß wie im Uhrwerke alle Räderchen bis hinab zu den unbedeutendsten für Erfüllung eines bestimmten Zweckes eingesetzt wären, erzielt würde. Wenn die Kräfte nur noch wetteifernd mit einander, keine aber gegen einander wirken, so würde das in der That die höchstmögliche Macht zum Vorwärtsstoßen der Cultur gewähren können. Aber das ist ein Zukunftsbild, zu dem ein Weg führt, dessen Zurücklegung vielleicht die Zeit von Jahrhunderten in Anspruch nimmt. Für die Gegenwart und nächste Zukunft werden wir uns an die Thatsache halten müssen, daß die höchste bisher erreichte bürgerliche Disciplin unstreitig in Deutschland zu finden ist.

In grellem Gegensatze dazu steht die Thatsache, daß die undisciplinirteste Auswanderung aller großen Culturnationen (höchstens die italienische ausgenommen) gerade die deutsche ist. England, Frankreich, Spanien und sogar Portugal haben ihre Colonien oder überseeische Auswanderungsziele ihres Sprachstammes, wo sie den Ueberschuß ihrer Bevölkerungen hinsenden, das Mutterland direct oder indirect stärkend. Die deutschen Colonialpolitiker möchten die Auswanderung ihres Landes am liebsten über die ganze Erde verstreuen. Australien, Afrika, Brasilien, Argentinien, Chile, ja sogar Palästina und andere verlorene Posten werden neben einander angepriesen, während die Vereinigten Staaten, welche bisher den Haupttheil der deutschen Auswanderung empfingen, in manchen Kreisen systematisch herabgesetzt und verlästert werden.

Streiten wir uns nicht über die in der Theorie längst glänzend erledigte Frage, ob alle diese Länder es verdienen, als Auswanderungsziele angepriesen zu werden oder nicht. Die betreffenden Propagandisten sind ehrenhafte Männer, die ihren Ueberzeugungen Ausdruck geben, weil sie hoffen, die nationale Sache damit zu fördern. Was die colonialen Erwerbungen in Afrika und Oceanien betrifft, so wird gern zugestanden werden, daß man in praktischer Colonialpolitik gerade so viel geleistet hat, als die Lage der Verhältnisse überhaupt in der Gegenwart noch zu leisten erlaubte. Was aber die Auswanderung nach sonstigen überseeischen Ländern oder Besitzungen anderer Sprachstämme betrifft, so hat man die Lösung der Aufgabe fast durchweg verfehlt. Jedes der oben angeführten als Neudeutschland empfohlenen Gebiete verdiente die Empfehlung wol in der Theorie, d. h. unter gewissen (leider nicht zutreffenden) Voraussetzungen; aber praktisch für die Gegenwart kann diese Zerstreuung der Auswanderer, dieses Ablenkenwollen ihres Zuges von den Vereinigten Staaten nicht genannt werden.

Man wirft dem Deutschthum in den Staaten vor, daß es im englischen Sprachstamme und in der englischen Cultur verloren gehe. Der Vorwurf ist für den Haupttheil der Vergangenheit gerechtfertigt, desgleichen für einen gewissen Procentsatz der deutschen Auswanderung der Gegenwart. Aber die Erscheinung ist eine natürliche und erklärliche. Wanderte eine überlegene deutsche Cultur nach Amerika aus, oder trafen die speciellen Elemente, welche auswanderten, daselbst eine der ihrigen überlegene Cultur? Die Beantwortung dieser Frage muß die erwünschte Klarheit schaffen.

Die europäischen Auswandererlieferanten England und Deutschland stehen auf ungefähr gleich hoher Culturstufe. Im englischen Tochterlande Amerika entwickelte sich englische Cultur zu ungeahnter Blüthe und brachte es zu einer selbständigen Weiterentwickelung, eine Originalität erwerbend, die zu dem Landescharakter paßte. Die deutsche Auswanderung kam später und bestand aus Elementen, die im Durchschnitt keineswegs Träger der höchsten deutschen Cultur waren, sondern sich im Allgemeinen, um ihres Fortkommens willen, einer höheren amerikanischen Cultur anpassen mußten. Nicht etwa, als ob Amerika höhere Cultur besäße als Deutschland, sondern weil die Auswanderer im Durchschnitte aus Elementen bestanden, die keine gleich hohe oder ebenbürtige Cultur mitbrachten. Begreiflicherweise konnten sie also die deutsche Cultur auch nicht zur Geltung bringen. Die Folge war ein theilweises Aufgehen im englischen Amerikanerthum. Eine ähnliche Erscheinung ist übrigens auch in dem so vielfach als Auswanderungsziel angepriesenen Brasilien zu Tage getreten. Die seit den zwanziger Jahren in Brasilien eingewanderten Deutschen sind zu Zehntausenden ihrem Sprachstamme verloren gegangen. Sie wurden, von Espirito Santo und Minas in der Reichsmitte bis südlich hinab nach Rio Grande do Sul, über sieben ausgedehnte Provinzen verstreut und gingen überall in der eingeborenen Mestizen- und Mulattenbevölkerung (Brasilien soll, auf 14 Millionen Gesammtbewohnerschaft, etwa 2½ Millionen Weiße zählen, wovon 700 000 eingewanderte Europäer sind; der beträchtliche Rest sind Farbige: Neger, Caboclos und Botokuden, Mulatten, Mestizen oder andere Mischlinge) unter, ausgenommen wo sie zahlreich beisammensaßen, wie in den Colonien der beiden südlichsten Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina, oder wo ihre Einwanderung neueren Datums ist. Die anerkannt gediegensten Kenner der Verhältnisse haben die Schätzung der Deutschredenden Brasiliens von der früheren Annahme von 220 000 Seelen auf 170 000 ermäßigt und gestehen ein, die Differenz sei auf Rechnung des verbrasilianerten Nachwuchses zu setzen. (Um das Jahr 1880 schätzte man die Deutschredenden Brasiliens vielfach sogar auf 250 000, was indessen eine Ueberschätzung gewesen zu sein scheint.) Halten wir uns genau an die erwiesenen Thatsachen, und auch die mit dem Deutschthum in Brasilien gemachten Erfahrungen müssen eine natürliche und folgerichtige Erklärung finden. Was für deutsche Elemente wanderten in Brasilien ein? Die Mehrzahl bestand aus Land- und Fabrikarbeitern, die für ihre Verhältnisse viel geleistet haben, denn es ist ihnen thatsächlich die Existenz einiger deutschen Sprachinseln zu verdanken, wo deutsche Sitte gepflegt und die deutsche Cultur genau in der Höhe repräsentirt wird, welche dem socialen Niveau der Einwanderung entspricht. Daraus schloß man, daß die Ausbreitung des Deutschthums in Brasilien eine Kleinigkeit sein müsse, und kam auf die Idee, den Auswandererzug vom Wege nach den Staaten südwärts nach Brasilien abzulenken. Seien wir gerecht, die Theorie ließ sich hören; aber in der Praxis übersah man vollständig zwei Umstände, an denen der Plan scheitern mußte und, wie man heute bereits sagen kann, auch gescheitert ist. Diese beiden Umstände waren: 1) Brasilien war und ist für deutsche Auswanderer aus den gebildeten Ständen, d. i. den vornehmlichsten Trägern der Cultur, nicht aufnahmefähig; — 2) die Brasilianer wollten und wollen europäische Einwanderer nicht als gleichberechtigte Bürger bei sich aufnehmen, und was deutsches Wesen betrifft, so erklärten sie dasselbe als im Gegensatz zu ihren ererbten nationalen Eigenthümlichkeiten, deren Aufrechterhaltung für sie heilige Pflicht sei, stehend.

Punkt 1 braucht eigentlich nicht bewiesen zu werden, da sowol seiten der deutschbrasilianischen Presse, als auch seiten der europäischen Freunde Brasiliens zahlreiche öffentliche Kundgebungen vorliegen, worin den Gebildeten (und sogar den Halbgebildeten!) abgerathen wird, nach Brasilien auszuwandern, weil daselbst nur kleine Landleute und Handwerker ein befriedigendes Fortkommen fänden. Die Warnung war berechtigt, da in Brasilien für Leute der gebildeten Stände die freie Concurrenz, d. h. eine germanische Culturerrungenschaft, welche das Charakteristische der modernen Zeit ist, fehlt. Sie können mit den eingeborenen Elementen nicht concurriren, weil diese durch ein System von Privilegien und poli-

tischer wie administrativer Protection sich alle überhaupt denkbaren Vortheile gesichert haben. Der Ausländer kann mit Brasilien oder mit Brasilianern Geschäfte machen oder Verträge eingehen, wenn seine Hilfe für gewisse Zwecke unentbehrlich ist, aber er kann keine Carrière im Lande machen. Der Kaufmann kann aus ihm bekannten Handelsbedürfnissen vielleicht andauernd Vortheil ziehen, der Gelehrte und Fachmann kann gelegentlich ein zeitweiliges Engagement finden, nicht aber ein dauerndes Fortkommen. Sehen wir von den Aerzten und Apothekern ab, denen man nach Ablegung einer brasilianischen Staatsprüfung, in der sie übrigens trotz der dazu für sie nothwendigen europäischen Fachdiplome bisweilen durchfallen, die Ausübung ihres Berufes gestattet, so sind im Uebrigen alle ausländischen Gelehrten und Fachleute von der Concurrenz mit den Eingeborenen ausgeschlossen. Daher diese wunderbare Erscheinung, daß das Land nur für Einwanderer der niederen Volksclassen aufnahmefähig war und heute es sogar nur noch für das niedrigste Proletariat (Plantagenarbeiter) ist, weil die Brasilianer der Colonisation ein Ende gemacht haben.

Punkt 2 wird durch die Privilegien erwiesen, welche die katholische Staatsreligion genießt. Von der katholischen Parochienbildung z. B. hängt die Bildung von Verwaltungssprengeln ab. Ein protestantisches Municip wäre undenkbar, außer wenn die Protestanten sich einen katholischen Seelsorger verschaffen. In der Provinz Paraná ist der Fall vorgekommen, daß eine protestantische Gegend die Vortheile eines Wahlsprengels erhalten sollte, als sich herausstellte, daß die Parochie keinen katholischen Seelsorger hatte, woraus, da es in Widerspruch zu den Gesetzen stand, Veranlassung genommen wurde, die Einrichtung des Wahlsprengels zu unterlassen. Den Nichtkatholiken ist öffentliche Ausübung ihres Cultus durch die Gesetze verboten. Mischehen dürfen nur von katholischen Geistlichen nach erfolgter Verpflichtung zu katholischer Kindererziehung eingesegnet werden (Civilehe existirt nicht). U. s. w. Um die Ausbreitung deutschen Wesens zu hindern, haben die Brasilianer seit den siebziger Jahren rund um vorhandene deutsche Colonien Italiener angesiedelt, und gleichzeitig wurde der deutschen Einwanderung ein Damm gesetzt, indem man 1878 beschloß, alle Colonien zu emancipiren und keine neuen mehr zu gründen. Seitdem ist die deutsche Einwanderung, welche vorher jährlich bereits auf 3000 bis 5000 gestiegen war, beträchtlich gefallen. 1887 wanderten nur noch 1200 Deutschredende in Brasilien ein. Die Leute finden so große Schwierigkeiten beim Landerwerbe, daß sie sich lieber nach andern Ländern wenden, wo sie solche Schwierigkeiten nicht zu überwinden nöthig haben. Die heutige Einwanderungspolitik Brasiliens nun gar geht fast einzig und allein auf den Import von Arbeitern für die Plantagen der Großgrundbesitzer aus. Dazu ist aber das deutsche Element, wie die Erfahrung bereits gelehrt hat, nicht verwendbar und könnte in dieser gar zu subalternen Stellung auch nimmermehr die deutsche Cultur zur Geltung bringen.

Es bleibt danach an Brasilien als Ziel deutscher Auswanderung eigentlich kein gutes Haar übrig, und für Kenner der Verhältnisse kann heute die Frage nur noch so liegen, wie unter den bewandten Umständen das in Brasilien vorhandene Deutschthum überhaupt erhalten werden könne. Man verwechsele bei Beantwortung derselben nicht den in Brasilien vertretenen deutschen Handelsstand, dessen Mitglieder im Allgemeinen nur einen zeitweiligen Aufenthalt daselbst aufschlagen, mit den deutschen Colonisten, die hier ihre zweite Heimath gefunden haben; denn nur diese könnten das deutsche Wesen im Lande befestigen. Bringen sie den meistens farbigen Eingeborenen gegenüber eine höhere Cultur zur Geltung? — Hier ist der Schwerpunkt der Frage. Unstreitig sind sie den Eingeborenen an Bildung und also an Cultur überlegen; aber dennoch wird nicht das Deutschthum, sondern das Brasilianerthum den Sieg davontragen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Nachwuchs der Eingewanderten nicht in der Lage ist, eine gleiche culturelle Ueberlegenheit zu erwerben und zu bewahren wie der deutsche Stamm. Das wird Niemanden in Erstaunen setzen, der sich des oben erwähnten Umstandes erinnert, daß fast ausschließlich mittellose Leute aus den Arbeiterschichten Deutschlands nach Brasilien ausgewandert sind und Mitglieder der gebildeten Stände systematisch vom Lande fern gehalten wurden. Es fehlen also gerade diejenigen Elemente, welche die culturelle Führerrolle übernehmen könnten, sehr. Sie existiren vereinzelt, und z. B. in dem hochbegabten Advocaten Koseritz haben die Deutschbrasilianer von Rio Grande do Sul einen hervorragenden politischen Führer, aber solche Elemente müßten bedeutend zahlreicher durch die Deutschredenden vertheilt sein, sollte ein cultureller Fortschritt, statt eines mit dem Generationswechsel eintretenden relativen Rückschritts, möglich werden. Wo das Deutschthum zahlreich beisammen sitzt, hat es wenigstens einige Schulen; wo es aber vereinzelter auftritt oder ärmlich geblieben ist, fehlen auch die. Die Kinder wachsen dann ohne Schulunterricht auf oder erhalten nur noch den denkbar mangelhaftesten portugiesischen Unterricht in brasilianischen Schulen, aus denen sie begreiflicherweise keine Bildung ins Leben mitnehmen, die höher wäre als die ihrer luso-, indo- und negrobrasilianischen Mitschüler. Daher das zusehends vor sich gehende Verschwinden des Deutschthums in Städten und ehemaligen Colonien von Südbahia, Minas, Espirito Santo, Rio, São Paulo, Paraná und theilweise selbst von Santa Catharina und Rio Grande do Sul.

Nirgend deutlicher als in Brasilien zeigt sich der große Mangel, welcher in dem Umstande liegt, daß die deutsche Auswanderung nicht disciplinirt ist, noch auch so ausgerüstet in die Welt geschickt wird, daß sie in die Lage käme, deutsche Cultur zur Geltung zu bringen. In den Vereinigten Staaten ist sie wenigstens nicht so hilflos, daß ein culturelles Herabsinken stattfände wie in Brasilien; im Gegentheil ist in den letzten zwei Jahrzehnten ein unverkennbares Steigen des Selbstbewußtseins der Deutschen in den Staaten bemerkbar geworden. Hier liegt die Frage viel einfacher als in Bezug auf Brasilien, nämlich: ist das Deutschamerikanerthum culturell hinreichend erstarkt, um neben dem Angloamerikanerthum zur Geltung zu kommen, oder spielt es noch immer die zweite Rolle? Die Antwort wird sein: es spielt nicht mehr in seiner Allgemeinheit, wie früher, die zweite Rolle, sondern nur noch großen Theils.

Der Fortschritt ist faßbar und klar zu Tage tretend. An der culturellen Originalität der Staaten nimmt heute das dortige Deutschthum einen mitwirkenden Antheil; es lernt nicht mehr amerikanische Cultur wie früher sondern es hilft dieselbe mit entwickeln. Es ist auf dem Wege zur Ebenbürtigkeit mit dem englischen Sprachstamme; und diese Leistung hat es aus sich selbst heraus fertig gebracht. Daß es numerisch schwächer ist, hat nichts zu sagen; denn ob ein Sprachstamm zukünftig im andern aufgeht, oder ob beide in friedlichem Verein mit und neben einander bestehen bleiben, kann einzig davon abhängen, ob einer culturelle Ueberlegenheit gewinnt, oder ob der Culturfortschritt beider sich andauernd gleichbleibt. Wer dem Deutschthum in den Staaten den Untergang prophezeit, spricht damit einen Zweifel an der culturellen Selbständigkeit, Leistungs- und Fortschrittsfähigkeit der Deutschen aus.

Trotzdem wird sich nicht leugnen lassen, daß die Disciplinslosigkeit der deutschen Auswanderung große Verluste im Gefolge gehabt hat und wohl auch in Zukunft noch haben wird. Man sendet hilflose Schaaren in fremde Länder, wo sie sich theilweise vereinzeln und verstreuen und nie mit allen den Hilfsmitteln, über welche die deutsche Cultur in der Heimath überreich gebietet, ihren wirthschaftlichen Kampf beginnen können. Von Allem entblößt, außer Stande von Anfang an in unabhängiger Weise zur Geltung zu kommen, müssen sie einen Jahrzehnte langen Kampf um ihr materielles Emporkommen führen, ehe sie aus sich selbst heraus nach und nach einige Kraft gewinnen. Ist es ein Wunder, daß der Kampf Opfer kostet? Ist bei solcher Taktik der Sieg überhaupt möglich, ohne daß nicht ganz unverhältnißmäßige Verluste eintreten? Und soll nach solchen Verlusten der zum endlichen Siege voranschreitende Rest schmählich von dem ihm noch nothwendigen Nachzuge von Hilfstruppen abgeschnitten werden, aus dem einzigen Grunde, weil die unvermeidlichen Verluste groß gewesen sind?

Man wird die Gegenfrage stellen können, ob — zugegeben, daß in den Staaten das Deutschthum als solches in einen Zustand der sprachlichen Positionsbefestigung einzutreten Miene mache — deswegen die kleinen deutschen Sprachinseln in Brasilien, Argentinien, Chile, Südafrika, Australien, Palästina u. s. w. dem Untergange, den ihnen ein Aufhören des Nachzuges bringen müßte, preisgegeben werden sollen? — Davon ist natürlich nicht die Rede. Es sollte hier nur gezeigt werden, daß man bisher nicht mit allen Hilfsmitteln der deutschen Civilisation colonisirt hat, und daß man gerade diejenige culturelle Eigenschaft der Deutschen, mit der sie allen übrigen Völkern des Erdballs vorangehen — daß man die deutsche Disciplin nicht in den Auswanderungs- und Colonisationsangelegenheiten zur Geltung und Wirkung gebracht hat. Bis heute hat vollständige Anarchie in dieser so wichtigen volkswirthschaftlichen Erscheinung geherrscht.

Stellen wir eine einfache Rechnung an. Der Auswanderer wird als productive Kraft einem durchschnittlichen Capitalwerthe von 6000 ℳ gleichgesetzt. Mithin repräsentiren 10000 Auswanderer

(und mehr als diese Zahl verläßt allmonatlich Deutschland) ein wirthschaftliches Volksvermögen von 60 Millionen. Sollte es ein wirklich nur riskantes Unternehmen sein, auf solchen Rückhalt hin 10 Millionen Mark leihweise anzulegen? Man berechne sich, was ein Landcomplex in irgend einem passenden überseeischen Lande kosten würde, der für Ansiedlung von 10000 Seelen genügt, veranschlage die Ueberfahrtskosten, die Ausrüstung mit den vorzüglichsten Hilfsmitteln der modernen Technik, die Ansiedelung, die Wegbauten und Beschaffung der Communicationsmittel, die Ueberwindung der ersten Zeit u. s. w., summire dann das Ganze und wird finden, daß mit Hilfe strenger Disciplin und umsichtiger Leitung die Summe von 10 Millionen Mark mehr als ausreichend sein wird, um binnen Jahresfrist ein neues Culturcentrum zu schaffen, das in seinen Anlagen und Feldern einen Werth repräsentirt, der vermuthlich den obigen Anschlag von 60 Millionen zu übertreffen alle Aussicht hat. Würde das ein schlechtes Geschäft genannt werden können, selbst wenn das flüssig gemachte Anlagecapital zwei bis drei Jahre lang keine Zinsen trüge?

Verführe man in ähnlicher Weise, so würde man sagen können, daß man deutsche Cultur in fremde Erdtheile trage. Heute thut man das nicht. Man kann den Bevölkerungsüberschuß nicht im eigenen Lande in befriedigender Weise ernähren; aber wenn der zur Auswanderung Gezwungene die Grenzen der Heimath überschreitet, so ist er so gut wie von Gott und aller Welt verlassen, auf seine nackte physische Kraft angewiesen und nicht selten wahrhaft vogelfrei, dem Zufall und dem guten oder schlechten Empfang bisweilen ganz- oder halbbarbarischer Völker preisgegeben. Die Hilfsmittel der modernen Cultur fehlen ihm und Niemand ist bereit, sie ihm zu liefern, obwol in ihm ein productives Capital von 6000 ℳ stecken soll! Wenn er oder seine Nachkommenschaft schließlich in diesem ohne Waffen unternommenen Kampfe unterliegt, dann ist er ein „entarteter Sprößling", ein „verkommenes", „verniggertes" oder „verbrasilianertes Individuum". Ist aber die Auswanderung und die Aufnahme des Kampfes um das Fortkommen in der Fremde für ihn eine Nothwendigkeit — warum liefert man ihm nicht die für diesen Kampf nothwendigen Waffen? Ist es ein Schimpf für die Auswanderer, wenn sie in der Fremde dem Sprachstamme verloren gehen — nun, so fällt derselbe theilweise wol auch aufs Stammland zurück.

Man rühmt an den Deutschen, daß sie das, was sie anfassen, auch gründlich und mit Methode anfassen. Aber in Bezug auf die Auswanderungsangelegenheiten hat man bisher nur durch den Mangel an gründlicher Auffassung der Angelegenheit und durch das Fehlen jeder Methode geglänzt. Man wartet vermuthlich, bis die hohe Obrigkeit alle nothwendigen Dispositionen trifft; möglich, daß sie es früher oder später z. B. auf den Hochländern von Deutschostafrika thut und mit einer wahrhaft militärischen Ordnung Culturstätten schafft, daß die Unterthanen Mund und Augen aufsperren, wie es möglich sei, daß Colonisation, sobald sie mit Methode und den nöthigen Hilfsmitteln betrieben wird, ungeahnte Erfolge gebe. Und doch wäre es gar nicht nöthig, erst auf eine mehr oder weniger ferne Zukunft die Gewinnung solcher Erkenntniß zu vertagen. Aehnliches haben die Amerikaner auch schon fertig gebracht; vielleicht mit weniger militärischer Disciplin und mehr als lucratives Geschäft; aber in jedem Falle mit Erfolg. Man schäme sich in Deutschland nicht des Eingeständnisses, daß man nicht zu colonisiren und die Auswanderung richtig zu leiten und zu discipliniren verstanden hat, und man wird vielleicht einen Vortheil dabei erkennen, sich mehr der sich über den rothen Erdtheil unaufhaltsam ausbreitenden und nach längst bewährter Methode betriebenen amerikanischen Colonisation anzuschließen, statt die deutsche Auswanderung ins Blaue hinein ablenken zu wollen, in Länder, die noch erst aufnahmefähig gemacht werden sollen. Kann man sie von Deutschland aus aufnahmefähig machen? Staatlicherseits wird keine europäische Macht im rothen Erdtheile oder in Australien neue Erwerbungen machen wollen; und seiten europäischer Privatunternehmungen hat man nicht die Macht sich aufzuzwingen. Warum also nicht einen innigen und vortheilhaften Anschluß an die Amerikaner suchen, denen der Deutsche als Mitstreiter auf ihrem Culturzuge willkommen ist?

Resumiren wir kurz: Die Vereinigten Staaten sind das einzige Land, welches gleichzeitig für eine Massenauswanderung aufnahmefähig ist und den Anschluß an ein bereits vorhandenes Deutschthum ermöglicht. Andere Auswanderungsziele mögen geschaffen werden können, aber das Deutschthum wird in ihnen nur dann zur Geltung kommen und Lebensfähigkeit gewinnen, wenn es in zweckentsprechend disciplinirtem und mit allen Hilfsmitteln der modernen Cultur ausgerüstetem Zuge eine civilisatorische Arbeit unternimmt. Eine planlose Zerstreuung hilfloser, schlecht ausgerüsteter und undisciplinirter Auswandererschaaren wird schwerlich jemals bessere Resultate zeitigen, als bisher gezeitigt worden sind.

Bücherbesprechungen.

— Goethe und Karl August. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer (Leipzig 1888). — Das neueste Erzeugniß des berühmten Literarhistorikers behandelt den einzigartigen, denkwürdigen Freundschaftsbund, der über fünfzig Jahre lang Goethe und Karl August, den Dichter und den Fürsten, zu „treuem Wirken, reinem Lieben" geeint hat. Die Aufgabe, dieser Freundschaft ein würdiges Denkmal zu setzen, hat Düntzer nahezu ein Menschenalter beschäftigt: denn bereits 1859 erschien über diesen Gegenstand das Buch: „Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung". Hieran schloß sich als Fortsetzung 1864: „Goethe und Karl August von 1790 bis 1805. Als Abschluß dieses großen Unternehmens liegt jetzt ein umfängliches Werk von nahezu 1000 Seiten vor, das zunächst die beiden eben erwähnten Veröffentlichungen in völlig umgearbeiteter Form giebt, demnächst aber den Faden der Darstellung weiter spinnt bis zu Karl August's Tod (1828). Jeder wahre Goethefreund, der dieses Werk zu Gesicht bekommt, wird die Freude seines Verfassers theilen, „daß es ihm im vierundsiebzigsten Lebensjahre gelungen, dasselbe glücklich zu vollenden". Das Buch ist auf dem Gebiete der Goetheforschung bei seinem den Stoff überaus glücklich zusammenfassenden und den Gegenstand erledigenden Charakter als ein epochemachendes zu bezeichnen. Von glücklichster Vorbedeutung für das Ganze war es, daß Düntzer sich entschloß, die beiden ersten Bände völlig umzuarbeiten, um die Quellen der Goetheforschung, die seit 1864 so reichlich geflossen sind, fruchtbringend zu verwerthen. So ist ein Werk entstanden wie aus einem Gusse, dem man die Länge der Entstehungszeit nicht anmerkt. Die Eintheilung in 3 Bücher ist beibehalten, daneben geht aber noch eine andere in 13 Capitel, für welche wichtige Lebensereignisse des Fürsten oder des Dichters oder bedeutungsvolle Zeitereignisse den Eintheilungsgrund abgeben. Der Stoff ist nach kritisch sichtender, ruhig und leidenschaftslos abwägender Methode erschöpfend behandelt. Wer sich über die denkwürdige Epoche des deutschen Geisteslebens eingehend unterrichten will, die Weimar vor hundert Jahren zum literarischen Vororte Deutschlands machte, dem können wir Düntzer's Buch aus vollster Ueberzeugung empfehlen. Der ruhig-klare Stil, der den Thatsachen gerecht wird und es vermeidet, das subjective Empfinden des Schreibenden aller Orten dem Leser aufzudrängen, macht die Lectüre nicht blos zu einer lehrreichen, sondern auch zu einer wahrhaft wohlthuenden. Wünschen wir dem Buche um seines edlen Gehaltes willen einen recht weiten Leserkreis! Dr. K.

C. H. Der Ursprung der Sittlichkeit von Hugo Münsterberg. Freiburg i. B. 1889. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 3 ℳ — Alles, was wir zur Sittlichkeit rechnen, hat zunächst einen ganz bestimmten historischen Ursprung gehabt. Der Inhalt des Sittenprincipes ist ein unendlich wechselnder und verschiedener bei den einzelnen Völkern und Zeiten in der Geschichte gewesen. Die Wissenschaft der Ethik als solche aber muß eigentlich als eine gesetzgebende oder normirende Wissenschaft vom vollendeten Ideal der Sittlichkeit angesehen werden. Als eine solche ist sie auch in der neueren Zeit namentlich von Kant aufgefaßt und hingestellt worden. Jedes reine Ideal aber schließt sich doch immer an gewisse gegebene reale oder concret empirische Bedingungen und Verhältnisse im Leben an. Die Erkenntniß hiervon hat in neuerer Zeit die sogenannte biologische Auffassung der Ethik in Spencer, Wundt u. A. entstehen lassen. Hierdurch aber ist doch wieder der eigentliche normirende oder ideale Charakter der Wissenschaft der Ethik in wesentlicher Weise abgeschwächt oder verdunkelt worden. Die ganze Wissenschaft der Ethik liegt infolge des Conflictes dieser beiden Auffassungen jetzt offenbar in einer gewissen Krisis. Der Verfasser dieser feinsinnigen und hin und wieder vielleicht mit etwas zu großer Subtilität verfaßten Schrift betont gegenüber von Wundt wiederum mehr die Nothwendigkeit eines erneuten Anschlusses an Kant, worin ihm im Interesse der Aufrechthaltung des wahren und echten Charakters jener Wissenschaft wol nur wird beigepflichtet werden können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 10. Januar. 1889.

Inhalt: Die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs nach den letzten Volkszählungen. Von Dr. B. Dietrich. — Zeitungen in Japan.

Die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs nach den letzten Volkszählungen.

Von Dr. B. Dietrich. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Gegen die Aufmerksamkeit, mit welcher in Deutschland die politischen Vorgänge in Frankreich verfolgt werden, hat man der wirthschaftlichen Entwickelung unseres Nachbarlandes eine nur geringe Beachtung zugestanden und doch verdient gerade diese, insbesondere aber die Veränderungen und Verschiedenheiten in der Bevölkerung selbst, als die Urquelle der politischen Kraftentfaltung, näher gewürdigt zu werden. Fast gleichzeitig sind nun über die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs zwei werthvolle Veröffentlichungen erschienen (Die Volkszählung im Deutschen Reiche am 1. December 1885. Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 32, und Statistique général de la France, résultats statistiques du dénombrement de 1886), welche sehr lehrreiche Einblicke in das Leben der beiden Nationen gewähren und gleichsam eine zahlenmäßige Kraftmessung derselben ermöglichen.

Ein durchgreifender Unterschied beider Nationen zeigt sich zunächst schon, wenn man ihre gegenwärtige Bevölkerung und deren Zunahme seit 1871 summarisch vergleicht. Die Einwohnerzahl betrug nämlich:

im Jahre	in Deutschland	im Jahre	in Frankreich
1871	41 058 792	1872	36 102 921
1875	42 727 360	1876	36 905 788
1880	45 234 061	1881	37 672 048
1885	46 855 704	1886	38 218 903

Die Bevölkerung Deutschlands war also im Jahre 1885 um 8 636 801 Personen stärker als diejenige Frankreichs im Jahre 1886. Die Bevölkerungszunahme betrug in Deutschland seit dem Jahre 1871: 5 796 912 Personen oder 14,1 %, in Frankreich dagegen seit 1872 nur 2 115 982 Personen oder 5,8 %. Der Flächeninhalt Deutschlands ist allerdings größer, er beträgt 540 597 qkm gegen 528 572 qkm Frankreichs, aber auch im Vergleich zur Fläche zeigt Deutschland mit 87 auf ein qkm entfallenden Bewohnern eine größere Volksdichtigkeit als Frankreich mit 72 Einwohnern auf ein qkm. Betrachtet man speciell die Zunahme der Bevölkerung in beiden Ländern seit den Volkszählungen von 1880 und 1881, so betrug dieselbe für Deutschland 1 621 643 Köpfe oder 3,6 %, für Frankreich dagegen nur 546 855 oder 1,5 %. Dieses geringe Wachsthum der französischen Bevölkerung beschäftigt schon seit längerer Zeit die Volkswirthe Frankreichs in hervorragendem Maße. Die Zunahme der Bevölkerung Frankreichs um 1,5 % von dem Jahre 1881—86 oder um jährlich 0,3 % ist allerdings außerordentlich gering, während diejenige Deutschlands mit jährlich 0,7 % seit 1880 eine hohe Fruchtbarkeit bekundet. Ganz wesentlich aber wird dieses Bild zu Ungunsten Frankreichs noch dadurch verändert, wenn man nachforscht, worauf die Volkszunahme zurückzuführen ist. Vergleicht man nämlich mit der durch die Volkszählungen nachgewiesenen Vermehrung der Bevölkerung seit 1880 resp. 1881 die natürliche Vermehrung in demselben Zeitraume, wie sie durch die Statistik über die Bewegung der Bevölkerung nachgewiesen wird, so betrug dieselbe für Deutschland 2 601 858, für Frankreich dagegen nur 376 108 Köpfe. Es ergiebt dies für Deutschland gegen die durch die Volkszählung von 1885 nachgewiesene Vermehrung ein Plus von 980 215, in Frankreich ein Minus von 170 747 Personen. Mit andern Worten hat Deutschland in dem Zeitraume von 1880 bis 1885 fast eine Million Menschen durch Auswanderung verloren, während der Bevölkerungszuwachs Frankreichs in diesem Zeitraum zu einem Drittel auf Einwanderung beruht. In diesen Ziffern spricht sich deutlich die geringe Fruchtbarkeit der französischen Bevölkerung aus; was aber dieser Thatsache eine besonders schwerwiegende Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß das Fallen der Geburtenziffer ausschließlich auf die ehelichen Geburten zurückzuführen ist. Verfolgt man nämlich die Statistik über die Bewegung der Bevölkerung Frankreichs seit dem Jahre 1883, so fiel die Ziffer der Geburten von 937 944 in diesem Jahre auf 937 758 im Jahre 1884, auf 922 361 im Jahre 1885 und auf 912 782 im Jahre 1886. Die Ziffer für die unehelichen Geburten ist nun aber seit 1883 ziemlich constant geblieben, in einzelnen Jahren sogar gestiegen. Dieselbe betrug im Jahre 1883: 74 213, im Jahre 1884: 75 754, im Jahre 1885: 74 118 und 1886: 74 552. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle fiel von 96 843 im Jahre 1883 auf 78 974 im Jahre 1884, stieg dann im folgenden Jahre auf 85 464, um im Jahre 1886 auf 52 560 wieder zu sinken. Dagegen ist es sehr bemerkenswerth, daß die Zahl der Eheschließungen sich nicht verändert hat. Seit dem Jahre 1883 findet sich hier sogar eine Steigerung von 284 519 auf 289 555 im Jahre 1884, dann fiel ihre Zahl allerdings wieder auf 283 170 im Jahre 1885 und betrug 1886: 283 193. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als die Erscheinung der geringen Geburtenziffer in Frankreich auf eine Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit zurückzuführen.

Im Zusammenhange mit der Frage der Fruchtbarkeit der Bevölkerung und der Einwanderung steht ferner die Frage nach der Mischung der Bevölkerung mit fremden Elementen überhaupt. Bis zu einem gewissen Grade darf man die Mischung einer Bevölkerung mit fremden Elementen wol kaum als ein ungünstiges Symptom auffassen. Sie giebt dem nationalen Denken und den Gewerben eine oft nicht unerwünschte Bereicherung mit neuen Ideen und neuen Kräften, als ungünstig für ein Land aber ist sie anzusehen, wenn sie bei einer Stabilität der heimischen Bevölkerung beinahe den Charakter einer Invasion der angrenzenden Völker annimmt, und dieses scheint bei der Fremdenbevölkerung Frankreichs fast zuzutreffen. Die Fremdenbevölkerung Deutschlands betrug nämlich im Jahre 1871: 206 755 Personen oder 5,0 pro Mille der Bevölkerung, im Jahre 1885: 372 792 oder 8,0 pro Mille, in Frankreich betrug sie 1872: 740 668 oder 20,3 pro Mille und stieg im Jahre 1886 auf 1 126 531 oder 29,7 pro Mille. Sie hat also in Deutschland seit 1871 um 166 037, in Frankreich seit 1872 um 385 863 Köpfe zugenommen. Angesichts dieser Thatsache kann man es den Franzosen wol kaum verargen, wenn sie in neuerer Zeit ihrer Fremdenbevölkerung eine größere Aufmerksamkeit widmen. In wie weit sie sich hierbei zu politischen Mißgriffen verleiten lassen, ist eine Frage für sich, welche hier nicht näher erörtert werden soll, indessen dürfte wol in dieser Beziehung ein Vergleich über die Zahl der Franzosen in Deutschland und der Deutschen in Frankreich sehr lehrreich sein. Es befanden sich nämlich im Jahre 1871 in Deutschland 4671 Franzosen, im Jahre 1885: 24 241. In Frankreich waren dagegen im Jahre 1872: 39 361 und im Jahre 1886: 100 114 Deutsche. Diese hohe Ziffer der Deutschen in Frankreich macht es vielleicht erklärlich, daß die Franzosen bei der gegenwärtig starken politischen Spannung mit Deutschland gegen die Deutschen in Frankreich besonders mißtrauisch sind. Die höchste Zahl der Fremden in Frankreich weisen übrigens die Belgier auf mit 347 558 Personen im Jahre 1872 und 482 261 im Jahre 1886, die zweithöchste die

Italiener mit 112579 und 264568 zu den beiden Zeitpunkten. Die Deutschen kommen an dritter Stelle. Es folgen die Spanier und Portugiesen mit 52954 im Jahre 1872 und 80842 im Jahre 1886, die Schweizer mit 42834 und 78584. Von der Fremdenbevölkerung Deutschlands nehmen die Oesterreicher und Ungarn mit 75702 im Jahre 1871 und 156762 im Jahre 1885 die erste Stelle ein, es folgen die Schweizer mit 24518 und 34904, die Dänen mit 15163 und 33134, die Niederländer mit 22042 und 27191 und die Russen mit 14535 und 26402 Personen zu den beiden Zeitpunkten.

Sehr interessant ist es ferner, den „Zug nach der Stadt“, diese allgemeine Erscheinung des modernen Wirthschaftslebens, in beiden Ländern zu verfolgen. Als Grenzlinien für die städtische und ländliche Bevölkerung ist für Deutschland sowol als auch für Frankreich die Einwohnerzahl von 2000 angenommen. Die deutsche Reichsstatistik sagt darüber, es ließe sich für eine derartige ziffermäßige Unterscheidung zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung geltend machen, daß im Großen und Ganzen Wohnorte von mehr als 2000 Einwohnern, auch wenn sie rechtlich den Landgemeinden zugehören, doch thatsächlich in Bezug auf die gewerblichen Verhältnisse, die Dichtigkeit des Zusammenwohnens u. dergl. merklich anders dastehen, als die kleineren ländlichen Wohnorte, und daß andererseits die kleinen städtischen Gemeinden, welche jene Einwohnerzahl nicht erreichen, sich mehr dem Charakter der Dörfer, als dem der Städte zu nähern pflegen. Mit dieser Unterscheidung betrug in Deutschland im Jahre 1871 die ländliche Bevölkerung 26219352 Personen oder 63,9% der Gesammtbevölkerung, die städtische Bevölkerung dagegen 14790798 Personen oder 36,1%. Im Jahre 1885 betrug aber die ländliche Bevölkerung Deutschlands 26376927 oder nur noch 56,3% der Gesammtbevölkerung gegen 20478777 oder 43,7% der städtischen Bevölkerung. In Frankreich betrug im Jahre 1872 die ländliche Bevölkerung 24868022 Personen oder 68,9%, die städtische 11234899 oder 31,1% der Gesammtbevölkerung. Im Jahre 1886 zählte die ländliche Bevölkerung Frankreichs 24452395 Personen oder 64,1%, die städtische dagegen 13766508 oder 35,9%. Es zeigt sich in diesen Ziffern sowol für Deutschland, als auch für Frankreich dieselbe Bewegung des Zustroms der ländlichen Bevölkerung nach den Städten, diese Bewegung tritt aber in Deutschland bei weitem stärker auf, als in Frankreich. Am Ende des gedachten fünfzehnjährigen Zeitraums zeigt sich nämlich in Deutschland eine um 7,6% stärkere städtische Bevölkerung, als im Anfangsjahre dieser Periode, während dies in Frankreich nur um 4,8% der Fall ist. Würde diese Bewegung weiter fortdauern, so dürften sich in Deutschland die ländliche und städtische Bevölkerung etwa im Jahre 1900, in Frankreich im Jahre 1920 das Gleichgewicht halten. In beiden Ländern wird diese Bewegung mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt werden müssen, auf der einen Seite bedeutet sie die Entziehung von billigen Arbeitskräften für die Landwirthschaft, welche bei der ohnehin schwierigen Lage derselben nur durch Maschinenarbeit ersetzt werden kann, auf der andern Seite hat sie die Wohnungscalamitäten der Städte im Gefolge. Es ist schwer zu sagen, ob diese Bewegung in demselben Maße fortschreiten wird, es ist möglich, daß bald eine Sättigung des industriellen Arbeitsmarktes, welcher unzweifelhaft den „Zug nach der Stadt“ zum großen Theil mit herbeigeführt hat, eintreten wird, insbesondere scheint es, daß in Deutschland diese Bewegung, welche mit dem Aufschwung der deutschen Industrie in den siebziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, bei einem ruhigeren Gange der Industrie nicht in derselben Weise andauern wird.

Einen weiteren höchst lehrreichen Einblick in diese Bewegung der ländlichen Bevölkerung nach den Städten giebt noch eine in der französischen Statistik angestellte Berechnung des natürlichen Zuwachses der ländlichen und städtischen Bevölkerung für den Zeitraum von 1881—86. Die städtische Bevölkerung Frankreichs betrug nämlich im Jahre 1881 : 13096542 Personen und zeigte bis 1886 einen Geburtenüberschuß von 43665 Personen. Die Volkszählung von 1886 ergab jedoch eine städtische Bevölkerung von 13766508 Einwohnern, sodaß sich dieselbe hiernach um 626301 Einwohner mehr, als nach dem Geburtenüberschuß zu erwarten war, vergrößert hatte. Die ländliche Bevölkerung Frankreichs betrug dagegen 1881 : 24575506 Personen und zeigte einen Geburtenüberschuß von 332443. Die Volkszählung von 1886 ergab aber nur eine ländliche Bevölkerung von 24452395 Personen, so daß dieselbe um 455554 Personen hinter ihrem natürlichen Zuwachs zurückgeblieben war. Es wirft diese Berechnung zugleich ein grelles Streiflicht auf die Sterilität der städtischen Bevölkerung Frankreichs, und wenn man auch annehmen darf, daß diese Erscheinung für die städtische Bevölkerung Deutschlands nicht in derselben Weise zutrifft, so darf man doch kaum daran zweifeln, daß der Zuwachs der städtischen Bevölkerung Deutschlands ebenfalls auf der Zuwanderung vom Lande und nicht etwa auf einer höheren natürlichen Fruchtbarkeit der städtischen Bevölkerung beruht.

Die deutsche Statistik giebt weiter darüber Aufschluß, welchen Kategorien von Städten dieser Zuwachs hauptsächlich zu Theil geworden ist. Es zeigt sich hier, daß vor Allem die Großstädte mit über 100000 Einwohnern die stärkste Anziehungskraft ausgeübt haben. Von 100 Einwohnern des Reichs lebten nämlich 1871 nur 4,8 in diesen Großstädten, 1885 dagegen 9,5, es folgen die Mittelstädte mit einer Einwohnerzahl von 20000—100000, in welchen 1871: 7,7 und 1885: 8,9% der Gesammtbevölkerung Deutschlands lebten. Die Kleinstädte mit einer Einwohnerzahl von 5000 bis 20000 zeigten eine Steigerung von 11,2 auf 12,9%, während die Landstädte mit einer Einwohnerzahl von 2000—5000 sich mit 12,4% zu beiden Zeitpunkten gleichblieben.

In Bezug auf die Wohnverhältnisse der Bevölkerung liegen leider keine völlig exacten Zahlen vor. Die Reichsstatistik bemerkt hierüber, daß sich die Nachweisungen vom Jahre 1885 auf die zur Wohnung dienenden oder bestimmten Gebäude erstreckten, die sich zusammensetzten aus den bewohnten und unbewohnten Wohnhäusern, sowie aus anderen bewohnten Baulichkeiten. Die gewählten Bezeichnungen ließen indessen eine völlige Vergleichbarkeit der bei den vorhergehenden Volkszählungen gefundenen Zahlen, bei dem Mangel genauer Begriffsbestimmungen nicht zu. Nimmt man unter dieser Einschränkung die Zahl der wirklich bewohnten Gebäude als den Maßstab für die Wohnungsverhältnisse der Bevölkerung, so war die Zahl derselben im Jahre 1880 : 5631803 und im Jahre 1885 : 5662829. Es kamen also im Jahre 1880 in Deutschland auf ein bewohntes Gebäude 8,0 Einwohner und im Jahre 1885 : 8,3. Für Frankreich betrug die Zahl der zur Wohnung bestimmten Gebäude im Jahr 1881 : 7609464 und im Jahre 1886 : 7706137. Es entfielen in Frankreich hiernach im Jahre 1881 : 4,91 Bewohner auf ein Gebäude und im Jahre 1886 : 4,93. In wie weit hiermit ein zutreffendes Bild über die Wohnverhältnisse der Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs gegeben ist, läßt sich schwer entscheiden. Die städtische Bevölkerung Deutschlands betrug allerdings im Jahre 1885 : 43,7% der Gesammtbevölkerung, in Frankreich im Jahre 1886 nur 35,9%, es scheint aber doch kaum annehmbar, daß in Deutschland auf ein Gebäude fast noch einmal soviel Bewohner entfallen sollen als in Frankreich. Eine Gleichmäßigkeit zeigt sich in den Beobachtungen für beide Länder allerdings darin, daß die Vermehrung der Gebäude mit der Zunahme der Bevölkerung nicht Schritt hält. Es kann dies indessen auch mit in der Bauart begründet sein, worüber die französische Statistik einige interessante Nachweisungen enthält. Es hatten nämlich von 100 Gebäuden in Frankreich im Jahre 1881 : 52,52 nur Parterrewohnung, 32,31 ein Stockwerk, 11,20 zwei Stockwerke, 2,84 drei und 1,13 mehr als drei Stockwerke. Im Jahre 1886 dagegen hatten nur noch 51,95% der Gebäude nur Parterre, die Zahl der Gebäude mit einem Stockwerk stieg auf 32,53%, diejenige mit zwei Stockwerken auf 11,24%, mit drei Stockwerken auf 2,96% und diejenige mit mehr als drei Stockwerken auf 1,32%. Es wird mit diesen Ziffern die Tendenz nachgewiesen, Häuser mit mehreren Stockwerken zu bauen, eine Erscheinung, die auch wol für Deutschland zutreffen dürfte, wonach ein Schluß auf die Veränderung der Wohnverhältnisse zur Bevölkerung allerdings noch unsicherer wird.

Einen weiteren Einblick in die Wohnungsverhältnisse der Bevölkerung gewähren die Ermittelungen über die Zahl der Haushaltungen. In Deutschland wurden im Jahre 1871: 8161298 oder 93,5% gewöhnliche Haushaltungen gezählt, 535508 oder 6,1% Haushaltungen einzeln lebender Personen und 35113 oder 0,4% Anstalten. Im Jahre 1885: 9288713 oder 92,9% gewöhnliche Haushaltungen, 677743 oder 6,8% Haushaltungen einzeln lebender Personen und 33102 oder 0,3% Anstalten. Die Schwankungen in der Zahl der Anstalten beruhen, wie die Reichsstatistik bemerkt, auf Unsicherheiten bei den Zählungen. Dagegen sei die Zunahme der Einzelhaushaltungen sehr bemerkenswerth In Frankreich wurden 1886: 10563782 Haushaltungen gezählt gegen 9525717 im Jahre 1872. Unter den Haushaltungen des Jahres 1886 waren 1525062 oder 14,4% einzelnlebender Personen, 2190294 oder 20,8% von nur zwei Personen, 2167167 oder 20,5% mit drei Personen, 1811191 oder 17,2% mit 4 Personen, 1326936 oder 12,6%

mit 5 Personen, 1542532 oder 14,6 % mit 6 und mehr Personen. Die Vermehrung der Haushaltungen, bemerkt die französische Statistik dazu, entfällt ausschließlich auf diejenigen mit wenig Haushaltungsmitgliedern und insbesondere auf die Einzelhaushaltungen. Die französische Bevölkerung scheine sich mehr und mehr zu zerstückeln (morceler), diese Erscheinung finde ihre Erklärung in der wachsenden Zahl der Ehelosen beiderlei Geschlechts.

Es erübrigt noch, einen Blick auf die Altersverhältnisse, das Geschlecht und den Familienstand der Bevölkerung beider Länder zu werfen. Sehr charakteristische Unterschiede ergeben sich zunächst bei den Altersverhältnissen der Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs. Zerlegt man die Bevölkerung in drei Altersgruppen, nämlich der Kinder bis zum 15. Lebensjahre, der eigentlich productiven Altersgruppe vom 15.—60. Lebensjahre und der Personen über 60 Jahre, so entfielen in Deutschland im Jahre 1885 auf die erste Altersgruppe 35,4 % der Bevölkerung, auf die productive Altersgruppe 56,4 % und auf die Altersgruppe der Personen über 60 Jahre 8,2 %. In Frankreich dagegen waren im Jahre 1886 nur 27,1 % Kinder, 60,8 % im Alter von 15—60 Jahren und 12,1 % der Bevölkerung über 60 Jahre alt. Es zeigt sich also, daß in Deutschland ein bedeutend höherer Bruchtheil der Bevölkerung auf die Kinder entfällt, daß dagegen die Besetzung der productiven Altersgruppe und der Altersgruppe über 60 Jahre in Frankreich stärker ist. Wenn man nun den Schwerpunkt auf die productive Altersgruppe von 15—60 Jahren legt, so scheint die französische Bevölkerung günstigere Verhältnisse aufzuweisen als die deutsche, und ebenso scheinen nach der Besetzung der Altersgruppe über 60 Jahre die Franzosen eine durchschnittlich längere Lebensdauer zu erreichen als die Deutschen. Es leuchtet aber ein, daß die Kraft eines Volkes sich am entschiedensten in seinem Nachwuchs wiederspiegelt, denn auf ihm beruht die Zukunft des Volkes. Hier zeigt nun Deutschland ein entschiedenes Ueberwiegen gegen Frankreich, in Deutschland sind 35,4 % der Bevölkerung, in Frankreich nur 27,1 % der Bevölkerung im Alter bis zu 15 Jahren. Allerdings hat Deutschland hierdurch höhere Erziehungskosten zu bezahlen als Frankreich und es scheint nur natürlich, wenn die Kinder einen Theil dieser Kosten durch eigenen Erwerb selbst zu tragen angehalten werden. Wenn aber eine solche Erwerbsthätigkeit der Kinder in den Verhältnissen begründet scheint, so hat der Staat um so mehr die Pflicht, durch strenge Vorschriften und genügende Controle über die Kinderarbeit den Nachwuchs seiner Bevölkerung vor Ausbeutung zu schützen.

Was ferner das Verhältniß der Geschlechter der Bevölkerung anlangt, so waren in Deutschland im Jahre 1885 von 100 Personen 48,9 männlichen und 51,1 weiblichen Geschlechts, in Frankreich im Jahre 1886: 49,8 % männlichen und 50,2 % weiblichen Geschlechts. Das weibliche Geschlecht ist demnach in Deutschland noch stärker vertreten als in Frankreich. Endlich zeigen auch noch die Familienstandsgruppen beider Bevölkerungen eine verschiedene Zusammensetzung. Von 100 Personen überhaupt waren in Deutschland 1885: 60,07 ledig, 33,84 verheirathet, 5,95 verwittwet und 0,14 geschieden, in Frankreich 1886: 52,77 ledig, 39,44 verheirathet, 7,76 verwittwet und 0,03 geschieden. Nach dem Geschlecht unterschieden waren in Deutschland von 100 männlichen Personen 62,13 ledig, 34,49 verheirathet, 3,28 verwittwet und 0,10 geschieden, von 100 weiblichen Personen 58,09 ledig, 33,21 verheirathet, 8,51 verwittwet und 0,19 geschieden. In Frankreich waren von 100 männlichen Personen 55,13 ledig, 39,53 verheirathet, 5,31 verwittwet und 0,03 geschieden, von 100 weiblichen Personen 50,41 ledig, 39,34 verheirathet, 10,22 verwittwet und 0,03 geschieden.

Die höhere Kinderziffer Deutschlands kommt hier wiederum in der höheren Verhältnißzahl der ledigen Personen zum Ausdruck, es tritt deshalb die Zahl der Verheiratheten hinter derjenigen Frankreichs zurück, ebenso zeigt sich für Frankreich eine höhere Ziffer der Verwittweten, wogegen die Geschiedenen in Deutschland überwiegen. Ueber die Familienstandsgruppen bemerkt die französische Statistik, daß sich die Zahl der Ehelosen seit 1876 beständig vermehre, eine Erscheinung, welche bei der geringen Kinderzahl in Frankreich doppelt schwer ins Gewicht fällt und in den verschiedenen Verhältnissen, wie Vermehrung der Einzelwohnungen und geringer Geburtenziffer, ihren Ausdruck gefunden hat.

So zeigt die Statistik fast in allen Punkten die Bevölkerung Deutschlands in viel günstigerem Lichte als diejenige Frankreichs, und wie sich in diesen Ziffern ein kräftiges Aufblühen der deutschen Bevölkerung gegen ein Zurückgehen der französischen widerspiegelt, so dürfte der Schluß nicht zu gewagt sein, daß Deutschland in Zukunft auch auf wirthschaftlichem und politischem Gebiete eine größere Kraftentfaltung zeigen wird als Frankreich.

Zeitungen in Japan.

Daß die Japaner sehr viel Zeitungen haben und daß der geringste Arbeiter eifrig seine Zeitung liest, ist in Europa ja wohl ziemlich bekannt; aber wie eine solche aussieht, davon macht man sich doch keine richtige Vorstellung, bis man sie in der Hand hält. Bekommt man nun freilich eine japanisch gedruckte, so hat man wenig davon. Man bemerkt vielleicht an den Absätzen und den senkrechten Trennungsstrichen, daß die Zeilen von oben nach unten gehen und daß man rechter Hand zu lesen anfangen muß, auch, daß ein leerer Kreis den Beginn einer neuen Ueberschrift anzeigt; aber von all den Zeichen, deren eines manchmal aus 16 und mehr Strichen zusammengesetzt ist, begreift man kaum, wie die Japaner sie auf den ersten Blick unterscheiden und fließend lesen können, und erkennt vielleicht nicht einmal die Zahlzeichen für 1, 2, 3, obgleich sie ebensoviel Striche wie Einheiten haben. Etwas Anderes ist es schon, wenn die Zeitungen mit „romanischen" Buchstaben gedruckt sind. Schon seit mehreren Jahren besteht eine Bewegung zu Gunsten der Einführung unserer lateinischen Schrift. Sie würde dem Japaner mit einem Schlage unendliche Mühe ersparen; denn bis zum 18. Jahre oder länger verbringt er die meiste Zeit mit der Erlernung der chinesischen Buchstaben, und die Frauen lernen größtentheils nur die abgekürzte japanische Schrift (Katákana und Hirákana), welche mit 48 Zeichen je eine von den Silben ka, ke, ki, ko, ku, ma, me, mi, mo, mu u. s. w. bezeichnet. Dadurch entgeht ihnen aber, und noch mehr natürlich einem Geschlecht, das seine Sprache in lateinischen Buchstaben schreiben würde, das Verständniß der chinesischen Literatur, in der die Cultur Japans wurzelt, und die Möglichkeit, in einer für 300 Millionen Menschen verständlichen Schrift zu schreiben; denn ein Chinese und ein Japaner verstehen sich zwar mündlich gar nicht, mittels einer Schreibtafel aller vollkommen, vorausgesetzt eben, daß der Japaner die chinesischen Buchstaben kennt, die er in seiner Sprache nur ganz anders ausspricht.

Sehen wir uns das Inhaltsverzeichniß einer „romanisch" gedruckten Zeitschrift etwas an. Da steht unter den Aufsätzen z. B. einer über die Fortschritte der Erdbebenwissenschaft, ein anderer über das Sonnensystem, über das Princip der Gesellschaft für weibliche Erziehung, darüber daß die japanische Geschichte einer neuen Darstellung bedarf, ein philosophisches Reisetagebuch u. s. w. Noch bunter ist der Inhalt der vermischten Nachrichten. Da erfährt man etwas über die Musikschule, den Grund des Unterganges der Vaterlandsliebe, Verbesserung an europäischen Frauenkleidern, über die Frauen und den Tabak, über Entstehung der Malaria, über die Verminderung des Brunnenwassers und die Diphtheritis, über die Frage, ob Bakterien durch Kälte sterben; man findet Notizen über Bismarck, über die Universitäten in Rußland, in Berlin, in Göttingen, das Klima von Canada, ägyptisches Petroleum, die Schattenseiten des Geschenkegebens u. s. w. Das letztere streift vielleicht das Gebiet des Komischen, welchem in einer sonst streng wissenschaftlichen japanisch gedruckten Monatsschrift, dem „Compaß auf dem Meere der Wissenschaft", ein stehender Platz eingeräumt ist.

Jedes Heft derselben bringt ein wohlgelungenes Bild, z. B. von Pestalozzi, Lessing, Kant und dem Physiker Kirchhoff, nebst Biographie, dann größere Aufsätze, z. B. über Erziehung und Moral, über die Neuentdeckung der assyrisch-babylonischen Cultur, über Wanderungen durch die Katakomben Roms, über den deutschen Kaiser, über den Begriff der Entwickelung, über den Ursprung der europäischen Ständeherrschaft im Mittelalter, über die Art und Weise der japanischen Redekunst. Die vier erstgenannten Artikel sind von Deutschen, die drei letztgenannten von Japanern verfaßt. Ein zweiter Theil enthält kürzere Aufsätze, z. B. über die Jugendzeit Darwin's, über Frauenhandarbeit nach Louise Büchner, über Hypnotismus. Die Rubrik „Nachrichten" bringt nun neben Notizen nach Art der obigen jene kleinen Scherze, welche auch in der „Plauderecke" eines europäischen oder amerikanischen Wochenblattes ihren Platz ausfüllen würden, falls sie nicht gar daraus entlehnt sind. Ein Arzt wird zu einem Manne gerufen, welcher sich beim Brunnengraben verwundet hat. Er treibt dessen Kinder, welche Arznei und Verbandzeug holen sollen, zu großer Eile an. Der Verwundete fragt ängst-

lich, ob es denn so schlimm sei. „Ja," sagt der Arzt, „wenn sie sich nicht sehr beeilen, heilt die Wunde schon vorher." Oder: Eine alte Mutter bekommt den ersten Brief von ihrem Sohne, der zum Militär eingezogen ist. Sie selbst kann nicht lesen; aber auch der herbeigerufene Nachbar vermag die schlechten Schriftzüge nur stockend zu entziffern. Ganz befriedigt ruft die Frau aus: „Das ist in der That ein Brief von meinem Sohne; er hat immer schon gestottert."

Allein man ist als Europäer, wenn man von dem japanischen Zeitungswesen Kenntniß nehmen will, durchaus nicht ganz auf die Hilfe eines solchen freundlichen japanischen „Nachbars" angewiesen. Es erscheinen in Japan mehrere Zeitungen in englischer Sprache, und diese sind es, welche unser vorzügliches Interesse erregen. Die größte von ihnen, die „Japan Daily Mail", hat einen eigenen Telegraphendienst und läßt auch einen wöchentlichen Auszug aus ihren Tagesnummern apart erscheinen. Vier Seiten von mehr als 60 Centimeter Höhe sind zum größten Theil mit Anzeigen angefüllt. Wenn man sich dächte, daß eines Tages ganz Japan vom Meere verschlungen würde und nur eine einzige solche Zeitung übrig bliebe, so würde sich die Nachwelt aus derselben doch einen deutlichen Begriff von der hohen Cultur bilden können, die dieses Volk erreicht hat. Da kündigen sich zunächst, was bei der hölzernen Bauart der Häuser und dem bekannten leichtfertigen Umgehen mit dem Feuer auch sehr nöthig ist, zehn Versicherungsgesellschaften gegen Feuerschaden an; mehrere versichern auch Personen gegen Todesfall oder Unglück auf Reisen. Eine ganze Spalte ist von oben bis unten eng mit Postbestimmungen bedruckt; an einer anderen Stelle verzeichnet die Postbehörde 50 unbestellbare Briefe mit dem Bemerken, daß dieselben, wenn sie binnen 60 Tagen nicht abgeholt seien, der Abtheilung für „todte Briefe" zum weiteren Verfahren überliefert werden. Nach der neuesten Statistik nimmt Japan unter den Ländern des Weltpostvereins in Bezug auf die Anzahl der Briefe die 12., mit seinen 5000 Postanstalten auf 35 Millionen Menschen die 7., mit seinen 25000 Briefkasten sogar die 4. Stelle ein.

Den meisten Raum beanspruchen natürlich die Schiffsnachrichten. In einer übersichtlichen Zusammenstellung wird die Ankunft und der demnächstige Abgang der Schiffe der verschiedensten japanischen und ausländischen Gesellschaften angezeigt, und in Annoncen empfehlen sich letztere zur Aufnahme von Reisenden und Frachten. Der Postschluß für die überseeischen Linien wird auf Tag und Stunde angegeben; freilich verschiebt er sich der Schiffsgelegenheiten wegen manchmal auf einen späteren oder, was weit unangenehmer ist, auf einen früheren Termin. Das kaiserliche meteorologische Centralbureau veröffentlicht täglich die Witterungsbeobachtungen von 30 Stationen und giebt seine Vorhersagungen. Eine halbe Spalte engsten Drucks nimmt der tägliche Eisenbahnfahrplan ein. Von der Hauptstadt Tokyo nach der Hafenstadt Yokohama verkehren täglich in jeder Richtung 15 Züge; die einstündige Fahrt kostet in 3. Klasse 80 Pfennig.

Die Papiere der verschiedenen Eisenbahngesellschaften stehen nach der uns gerade vorliegenden Nummer zwischen 57,00 und 106,90. Neben ihnen, den Schiffs- und den Versicherungsgesellschaften findet man in der officiellen Börsenliste notirt die Pferdebahncompagnie, die Gascompagnie von Tokyo und die Compagnie für elektrisches Licht, erstere mit 261,00, sodann die verschiedenen Nationalbanken und eine Reihe anderer. Natürlich giebt es auch eine stehende Rubrik für die Silber-, Seiden-, Thee-, Oelsaat- und Reisbörse.

Der redactionelle Theil bringt die politischen Nachrichten aus der ganzen Welt. Er bekümmert sich ebenso um die orientalische Frage, wie um Amerika, China und Korea. Vor uns liegt z. B. ein Bericht des Londoner Specialcorrespondenten, welcher den Schifffahrtsvertrag mit China, die Eisenbahn in Oberägypten, die Stellung der „Times", die Auffindung der Ueberreste des im Jahre 1170 ermordeten Erzbischofs Thomas Becket von Canterbury, Erdbeben in England, einen Besuch am Tanganyika-See in Centralafrika, die deutsche Heeresreform, eine Gemäldeausstellung im britischen Museum und das Defensivbündniß zwischen Deutschland und Oesterreich behandelt. Als der so früh verstorbene Kaiser Friedrich noch als Kronprinz in San Remo weilte, enthielt eine Nummer über sein Befinden nicht weniger als 5 Telegramme.

Von besonderem Werthe sind die reichhaltigen Auszüge aus den japanisch erscheinenden Zeitungen, durch welche man in ausgezeichneter Weise über deren Inhalt und Stellung unterrichtet wird. Daneben bleibt aber immer noch Raum genug für Originalartikel über Handelsfragen, z. B. die Zukunft des japanischen Thees, oder über Naturwissenschaftliches wie die Messungen von Erdbeben, und mit Namensunterschrift wird auch ein Eingesandt eines englischen Missionars aufgenommen, welcher den Vorschlag eines Japaners, den christlichen Religionsunterricht als Grundlage der moralischen Erziehung in die japanischen Schulen einzuführen, unter Berufung auf Darwin's regelmäßige Beiträge für die Mission vertheidigt, während ein katholischer Missionar in Korea die Behauptung zurückweist, daß in Korea Jesuiten wirkten.

Endlich noch einen Blick in die Privatannoncen. Es ist wirklich ein buntes Bild, welches sich da entrollt. Ein Photograph hat im Binnenland Ansichten von schönen Gegenden aufgenommen. Eine junge Dame ertheilt Unterricht im Deutschen, Französischen und Clavierspiel. Ein Herr aus Australien, der sich zum Lehrer in vielen Sprachen anbietet, fügt zu seiner Empfehlung hinzu, daß er Schulen besucht hat. Die Freimaurerloge in Yokohama, eine von den 4 in Japan bestehenden, lädt zu ihrer Versammlung auch reisende Brüder herzlich ein. „D. F. Ogden, Dentist. Nr. 66, Yokohama." Eine Buchhandlung giebt eine Liste neu eingetroffener Bücher, darunter Carlyle's Oliver Cromwell, Hall's Völkerrecht, Peters' moderne Kupferschmelzmethoden &c., eine andere empfiehlt außer Büchern in allen Sprachen auch Weihnachtskarten mit japanischen Verzierungen in großer Auswahl (schon vom März an), Farben, japanisches und ausländisches Papier von allen Sorten, Photographien, Albums, Kinderbilderbücher aus London auf unzerreißbarem Leinen. Eine Handlung zählt 11 Vorzüge ihrer Nähmaschine New Home auf, eine andere bietet alle Requisiten zum Lawn-Tennis an, Schuhe, Hüte, Hosenträger u. s. w. Daneben fehlt es nicht an Parfümerien aus London: Weiße Rose, Ylang-Ylang, Stephanotis, Opoponax, Jockey-Club, Magnolia, Jasmin und — last not least — Eau du Cologne (in dieser Schreibung). Siemens und Halske in Berlin haben einen Ingenieur gesandt, welcher die Einrichtung von elektrischem Licht besorgt. Eine musikalische Comödiantentruppe veröffentlicht ihr Programm, und man muß etwas ganz Besonderes davon erwarten, da der 1. Platz 7 Mark, der 2. 3½ Mark kostet. Die besten Steinkohlen kommen aus der Insel Takáschima; Diamanten dagegen und andere Juwelen sowie Goldsachen werden von mehreren Firmen aus dem Ausland eingeführt. Aechte Havanna-Cigarren und Meerschaumspitzen verstehen sich von selbst. Pianos kann man haben von Blüthner, Rudolph Ibach, Fedor Bing, aber auch von Brinsmead und Söhne in Indien, Harmoniums von Burger, Orgeln aus Amerika. Hat man sein Clavier nicht von diesem Lieferanten bezogen, so kostet einmaliges Stimmen durch ihn 40 Mark.

Aber Essen und Trinken wird doch nicht vergessen? Durchaus nicht. Soeben hat eine Handlung einige feine Cumberland-Schinken nebst Speck erhalten, eine andere frische Isigny-Butter, eine dritte eine ganze Menge Delicatessen, italienische Pfirsichen in Syrup, Sardinen, Salm, eingekochtes Fleisch, Geflügel in Curry, Biscuits, Cakes, de Jong's Cacao, der in kaltem Wasser löslich ist und mit Eis ein höchst erfrischendes Getränk liefert. Mit dem deutschen Reichspostdampfer sind geräucherte Gänsebrüste, Braunschweiger Leber-, Mett- und Cervelatwurst in 1a 1a Qualität angekommen. Meist werden solche Waaren sofort versteigert. Ein Auctions-Institut kündigt an: besten Java-Kaffee, Ketjen's Pommeranzen-Bitter, Boonekamp's Magenbitter, Eidamer Käse, deutsche Leberwurst und Sausages (so sehen also unsere Saucischen aus!), Nähmaschinen: la Perfecta, la Infatigable, l'Admirable, Kerosine-Lampen neuester Erfindung, Lebenserhalter in Form von Westen („unfehlbar!"). Um den Preis in der Weinlieferung bewerben sich Italien mit Veltliner, Marsala und Vino Chinato, Frankreich mit Bordeaux, Burgunder und Champagner von Ruinart Père et Fils, Californien mit Gutedel, Burgunder, Tokayer, Malaga und Madeira, Ungarn mit Vin du Roi, Tokayer, Ausbruch (das Komma zwischen beiden Worten steht im Original), Deutschland mit Hochheimer, Brauneberger, Scharlachberger u. s. w. von Wilhelm Hausmann in Traben und Hüb Hürter und Sohn (sic) in Coblenz. Natürlich fehlt daneben italienischer Wermuth ebenso wenig wie echter Nordhäuser Kornbranntwein, Aachener Kaiserbrunnen mit dem Reichsadler und Karl dem Großen in der Schutzmarke ebenso wenig wie Apollinaris- oder Apollo-Wasser. Aber auch das echteste deutsche Getränk hält fort und fort seinen Einzug in Gestalt von Kieler Lagerbier, echtem Pilsener, Liesinger Bockbier, Liesinger Märzenbier, Fürstenbräu der Brauerei zu St. Pauli in Bremen von Wilhelm Brandt, ja von Lagerbier aus Milwaukee, alles unter Garantie guter Erhaltung. Ja, die japanische Brauereicompagnie in Yokohama hat einen renommirten deutschen Brauer engagirt, und nach ihrem Muster ist auch die Staatsbrauerei neu eingerichtet worden, so daß Japan, soweit es vom Sake lassen will, sich den Ersatz dafür vielleicht bald selbst erzeugt.

S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 5. Sonnabend, den 12. Januar. 1889.

Inhalt: Aus Zinzendorf's Jugendzeit. I. — Bücherbesprechungen (Am Webstuhl der Zeit, von Dr. med. Hermann Klencke. Hartmann's inductive Philosophie im Chassidismus von Ahron Marcus).

Aus Zinzendorf's Jugendzeit.

I.

Der bekannte Graf Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde, ist zu Dresden geboren, wo sein Vater, der aus einer früheren Ehe bereits einen Sohn und eine Tochter[1]) hatte, als kursächsischer Conferenz-Minister lebte. Dieser war ein frommer Mann und großer Freund Spener's, der zu den Pathen des jungen Zinzendorf gehörte. Die Mutter Charlotte Justine, geborene Freiin von Gersdorf aus Gr.-Hennersdorf in der Lausitz, war eine „gelehrte und gottesfürchtige Dame", die, in der griechischen, lateinischen und „anderen damals florierenden europäischen Sprachen, nicht weniger in der Theologie und Poesie wol geübt", allenthalben sehr hoch gehalten wurde. Mit ihren festen, fast männlichen Zügen schrieb sie nach dem nur zu frühen Tode ihres Gemahls in die Hausbibel: „26. Mai 1700, Mittwoch Abends gegen 6 Uhr hat der allerhöchste Gott mich in Dresden mit meinem Sohn Nikolaus Ludwig in Gnaden beschenkt, welcher aber mit 6 Wochen zur vaterlosen Waise geworden, da mein herzgeliebtester Gemahl, dessen Herr Vater, der selige Graf v. Zinzendorf, mir von der Seite gerissen worden. Der Vater der Barmherzigkeit regiere dieses Kindes Herz, daß es in den Wegen der Tugend unsträflich einhergehe. Er lasse kein Unrecht über ihm herrschen und seinen Gang gewiß sein in seinem Wort: so wird es ihm an keinem Guten hier zeitlich und dort ewiglich fehlen, sondern er wird in der That erfahren, daß der König aller Könige und der Herr aller Herren von sich saget: ich bin der Waisen Vater."

Die Gräfin vermählte sich demnächst mit dem General, späteren Feldmarschall Dubislav Gneomar v. Natzmer, der in erster, kinderloser Ehe mit einem Fräulein v. Wreech vermählt und ein intimer Freund des Frhrn. Carl Hildebrand v. Canstein, späteren Stifters der nach ihm benannten Bibelanstalt in Halle, sich mit diesem und August Hermann Francke im Sommer des Jahres 1704 in Gr.-Hennersdorf im Hause der Mutter der Gräfin, der verwittweten Geheimenrathsdirector v. Gersdorf, geborenen v. Friesen, ein Rendezvous gab, welches zu seiner Verlobung mit der dreißigjährigen Tochter führte. Bei dieser Zusammenkunft hat Spener den jungen Grafen zur „Förderung des Reiches Gottes" förmlich eingesegnet und Zinzendorf sich seines „Specialsegens" und der Fürbitten der Freunde des Hauses Canstein und Francke „in den fünf ersten Jahren seines Lebens" noch in seinem Alter gefreut. Es war Zinzendorf auch demnächst beschieden, den Spener'scher Gedanken von dem Kirchlein in der Kirche, allerdings in anderer Weise durchzuführen, wie dieser, der eine Trennung von der Landeskirche nicht wollte, sich vorgestellt.

Wenige Monate nach der Vermählung des Natzmer'schen Ehepaars starb Spener zu Berlin, wo er als Mitglied des Consistoriums und Prediger der Nicolaikirche länger als ein Decennium in Segen wirkte, nicht ohne dem Könige noch in einem letzten Schreiben die von ihm kürzlich gegründete Universität Halle aufs neue ans Herz zu legen. —

Canstein lebte in Berlin dem Wohlthun, seit er, in einer schweren Krankheit zu pietistischen Anschauungen bekehrt, aus der Armee getreten. Die Anfänge seiner Freundschaft mit Natzmer verlieren sich in undurchdringliches Dunkel. Wir entnehmen einer Aufzeichnung des späteren Universitäts-Professors Joachim Lange in Halle, welcher als Rector des Friedrich Werder-Gymnasiums zu Berlin so vertraut mit Canstein war, daß er bei den Abendmahlzeiten gewöhnlich sein Gast sein mußte: „Natzmer war derjenige, mit welchem Canstein am vertrautesten verkehrte; er war sein Freund, gleichsam ein Herz und eine Seele mit ihm. Bei den Abendmahlzeiten gab er zum öfteren den dritten Mann ab, da dann die Zeit zu christlichen Gesprächen angewendet wurde. Beide Männer waren von Gott mit einem sehr großen Maße des natürlichen und dabei geheiligten Judicii begabt. Ich habe dasselbe bei ihnen gleichsam für einen Wetzstein gehalten."

Dabei war Natzmer dem persönlichen Verkehre mit Canstein durch die Abwesenheiten, welche der Krieg mit sich brachte, vielfach entzogen, so daß dieser sich schon einmal mit dem Gedanken trug, zu den Freunden nach Halle zu ziehen, sich aber überzeugen ließ, daß er der heiligen Sache, welcher er dienen wollte, in Berlin nützlicher sein konnte, nachdem diese Stadt durch Spener zum Mittelpunkt der pietistischen Bewegung in Preußen geworden war.

Mit der Gersdorf'schen Familie stand Canstein vielleicht durch die Friesens in verwandtschaftlicher Beziehung. Ein 1702 gestorbener Bruder von Natzmer, der Geheimrath Nikolaus Ernst, war mit einer Canitz, einer Verwandten, wenn nicht Schwester des Dichters, eines Stiefbruders Canstein's, vermählt.

Natzmers verkehrten mit Canstein, der 1707 ein Fräulein v. Krosigk heirathete, auf das Angenehmste. Auch gestaltete sich ihr Verkehr mit dem Francke'schen Ehepaar je länger je mehr freundschaftlich. —

Seit 1692 in Halle an der Universität, zunächst in der philosophischen Facultät thätig und geistlicher Seelsorger in der Vorstadt Glaucha, legte Francke 1695 bereits den Grund zu seinen berühmten Schulanstalten und zum Waisenhause. Bis 1712, wo er mit der Errichtung der hierzu erforderlichen Baulichkeiten begann, hatte er die auswärtigen Schüler seines Pädagogiums in Bürgerhäusern untergebracht. Im Mai 1714 wurden unter seiner Leitung 1075 Knaben und 700 Mädchen von 108 Lehrern unterrichtet. Alle diese Anstalten, zu welchen die Canstein'sche Bibelanstalt kam, erhielten sich ohne staatliche Beihilfe nur durch sich selbst und milde Beiträge. —

Die Francke'schen Beziehungen zu Hennersdorf reichen weiter zurück.

1698 bemühten sich Francke und Canstein, im Einvernehmen mit Spener, der Frau v. Gersdorf gewisse „dubia" zu lösen, in welche sie „in ihrer Liebe für einen Bruder verstrickt" war.

1703 opferte die verwittwete Gräfin Zinzendorf für das Francke'sche Waisenhaus ein Goldstück, nachdem sie den Bericht gelesen. „Sie ist durch denselben so gerührt worden, schrieb Canstein an Francke, daß sie niemals dergleichen empfunden. Der Herr zieht sie jetzt mächtig zu sich. Man lasse seine Vorbitte für sie gehen, daß der Herr seine Gnade mehr und mehr über sie offenbare."

Von einem Informator, welchen die Gräfin für ihren kleinen Sohn suchte, verlangte sie damals: „daß er ein rechtschaffenes Wesen in Christo und die Capacität habe, mit einem Kinde umzugehen, welches lebhaft und guter Art. Es würde ihr erwünscht sein, wenn er auch dem übrigen Hause erbaulich; sie stellte eine gute Conduite in Aussicht. Der Informator behalte zu seinen Studien Zeit, da sie in aller Stille mit der Mutter auf den Gütern leben wolle."

Es wurde ein gewisser Edeling erwählt, ein trefflicher, auch als Liederdichter bekannter Mann, der in dieser Stellung bis zum Frühjahr 1710 verblieb. —

Auch Frau v. Gersdorf hat sich als Dichterin einen Namen

[1]) Den Grafen Friedrich Christian. Seine Schwester heirathete einen Grafen Ortenburg und starb 1709.

gemacht. Ihre Lieder hat Paul Anton[1]) 1729 herausgegeben. Gleich ihrer Tochter mehrerer Sprachen mächtig, war auch sie wegen ihrer Bildung hoch angesehen und hatte einen großen Einfluß bei der deutschen Kaiserin. Ihre christlichen Freunde suchten sie daher bald nach jener Zusammenkunft in Hennersdorf zu bestimmen, den Francke'schen Bestrebungen ihren Namen zu leihen. Sie lehnte jedoch diese Aufforderung ab, nicht aber ohne dem Waisenhause ein Geschenk von mehreren tausend Thalern zu machen, 3. October 1704.

Im nächstfolgenden Jahre wurde ihrer Tochter, welche gleich nach der Vermählung mit dem Gatten auf seine Güter nach Pommern gegangen war, ein Sohn, Karl Dubislav, der spätere Regierungsrath, geboren, dem 1709 als letztes Kind Heinrich Ernst, der als Rittmeister in Ungarn gefallen ist, folgte. Mit welchem Ernst Frau v. Natzmer die Verantwortlichkeit für die Erziehung ihrer drei Kinder auf dem Herzen trug, ersehen wir auch aus den Schlußworten ihres Gebets in der Hausbibel:

„Nun Herr, hier bin ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast. Aber wo? Im Geiste zwar vor dem Thron Deiner Gnade, aber mit Leib und Seele noch hier in der Welt, ach, in der verführerischen Welt, da ich meine eigene Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen und Dir auch Rechenschaft von meiner Kinder Seelen geben soll.

„Wenn ich erwäge die große Verderbniß, darin wir alle, Eltern und Kinder, gerathen sind: so schauert mir die Haut, so bebt mein Herz, so sehe ich nicht, wie ich aus solch einem verwilderten Irrgarten Ausgang finden soll.

„Ich wende mich denn allein zu Dir, treuer Vater; ich halte Dir das vollgiltige Verdienst des lieben Heilands vor. Um deß willen sei mir und meinen Kindern gnädig. Ich weiß sie nicht unverletzt durch diese Welt durchzubringen; aber Du weißt es. Laß sie nur selig werden und mich mit ihnen: so haben wir volles Genügen. Dir bleiben sie und ich ergeben in Zeit und Ewigkeit. Amen." —

Der verstorbene Graf Zinzendorf hatte seinen Bruder, Geheimrath und General-Feldzeugmeister, auch Obercommandant der sächsischen Festungen, zum Obervormund seiner Kinder bestellt.[2]) Es scheint, daß dieser den älteren Knaben[3]) zu sich ins Haus nahm und dadurch die Stiefgeschwister gleich anfangs trennte. Man begreift, daß unter solchen Umständen die Freunde der Frau v. Natzmer den Feldzeugmeister nicht liebten, obwol dieser, wie Natzmer sagte, „Hoffahrt und Lüge haßte".

In den Jahren nach seiner Vermählung war Natzmer fast unausgesetzt im Felde und auch seine Gattin zeitweise „in den Winterquartieren". Die Kinder waren alsdann naturgemäß bei der den Aeltern gleichgesinnten Großmutter in Hennersdorf. Ihre unverheirathete Tochter Henriette nahm sich hier des jungen Zinzendorf besonders freundlich an.

Unter solchen Umständen faßten die Eltern den Entschluß, den jungen Zinzendorf nach Halle ins Pädagogium zu bringen. Die erste Mittheilung hierüber finden wir in einem Briefe Canstein's, der Natzmer in seinen geschäftlichen Angelegenheiten in der Zeit, wo dieser abwesend war, vertrat. Canstein schrieb an Francke im April 1710 im Vertrauen: „Vor den jungen Zinzendorf hat man nicht zu sorgen, weil die Mutter nach Hennersdorf reist und bemüht ist, die Frau v. Gersdorf zu bewegen, daß sie ihn nach Halle bringen möge."

Die Großmama stimmte zu. Der Vormund war nicht für Halle, beschied sich jedoch, erklärte aber, nichts zur Erziehung geben zu wollen. Der Vater des jungen Zinzendorf, der, ohne verschwenderisch zu sein, sehr freigebig gewesen war, hatte seinen Kindern nur Weniges hinterlassen.

Wir entnehmen den weiteren Verhandlungen Canstein's mit Francke: „Hr. v. Natzmer bittet, den jungen Zinzendorf nur anzunehmen. Der Tisch würde ihm schon recht sein. Er wird den Degen ablegen müssen. Sein Stiefvater macht keinen Wunsch daraus, denn er vor sich, wenn er im Winterquartier ist, keinen trägt. Frau v. Natzmer wird nun auch sehr vergnügt sein. Sie will ihm keinen Diner mitgeben, so auch das Beste."

[1]) Paul Anton, Professor der Theologie an der Universität Halle, der mit seinem Collegen Joachim Justus Breythaupt zu den Freunden Francke's gehörte, welcher anfangs hier für die orientalischen Sprachen angestellt war.

[2]) So daß dieser die Vormundschaft über unsere jungen Grafen mit der Mutter theilte, mit deren christlichen Anschauungen er aber nicht übereinstimmte.

[3]) Friedrich Christian, der seinen Onkel demnächst beerbte.

Den 16. August trat Zinzendorf mit zwei anderen Knaben ins Pädagogium. Leider wußte ein gewisser David Crisenius, der seit 1711 Informator im Pädagogium war, die eigenartige Persönlichkeit des jungen Grafen nicht richtig zu nehmen. Frau v. Gersdorf klagte über den Hochmuth des Erziehers; es fehle ihm am Christenthum. Auch Natzmer wünschte „einen andern an seiner Stelle, da er auf mancherlei Weise den jungen Zinzendorf verderbe". „Ihr Pädagogium wird gewinnen, wenn Sie ihn los werden," schrieb Canstein an Francke.

Crisenius hatte aber die „externa" für sich. Er war ein sehr tüchtiger, gewissenhafter Lehrer, der den Inspector des Pädagogii Freyer und auch Francke auf seiner Seite hatte. Er blieb daher in seiner Stellung bis zum Jahre 1716, wo er den jungen Zinzendorf, dessen Familie sich mit ihm aussöhnte, auf die Universität begleitete. Für das innere, geistige Leben seines Eleven hatte er aber nach wie vor nicht das richtige Verständniß. Dieser fühlte sich von ihm zurückgestoßen: Trotz und Bosheit traten bei ihm zu Tage.

Im April des Jahres 1712 sollte er gezüchtigt werden und wurde nur auf die Fürsprache seines ihm treuen Hofmeisters, eines Hrn. Homann, nochmals pardonnirt. Man begreift, daß die Mutter diesen nicht an der Seite ihres Sohnes missen mochte; andererseits mochte sie sorgen, daß man aus falscher Rücksicht den Knaben in seinen Irrungen zu lange hingehen und damit verderben lassen könne, während sie, im Gegensatz zu dem Vormunde, ihre ganze Hoffnung auf die Leitung Francke's gesetzt hatte. In ihrer Herzensangst betonte sie daher die Nothwendigkeit, zu strafen, auch im Geiste der Zeit, vielleicht nur zu bestimmt.

Die Klagen über den jungen Zinzendorf häuften sich. Die Familie war rathlos. Auch Canstein verzagte, wie wir aus seinem Schreiben vom 6. September 1712 an Francke ersehen, welches wir hier auszugsweise mittheilen:[1])

„6. September 1712. Die Aufführung des jungen Zinzendorf hat mich recht gekränkt. Es ist dieselbige so beschaffen, daß ich alle Hoffnung verliere, daß er auf dem ordentlichen Wege sollte gebessert werden. Der Graf Reuß hat mir erzählt, was der Knabe alles zu ihm gesprochen, daraus man sein Gemüth erkennen kann."

Natzmer erklärte, die Erziehung dem Vormund vollständig überlassen zu wollen, da dieser „nach der väterlichen Disposition die Gewalt über ihn habe und die Mutter ihre Rechte ohnedies nicht gebrauchen wolle, wenn der Sohn noch etwas zu Jahren gekommen. Seine Aenderung sei keinesfalls in kurzer Zeit zu erwarten. Er selbst habe die Mittel zur Erziehung zu geben sich nur verstanden, solange gegründete Hoffnung vorhanden gewesen, was bei ihm auszurichten."

Die Idee, den jungen Zinzendorf von Halle fortzunehmen, mit welcher man sich eine Zeit lang getragen, wurde aufgegeben. Es wurde aber die Nothwendigkeit erkannt, das Doppelverhältniß Zinzendorf's zum Informator und Hofmeister, welcher letzterer dem Pädagogium nicht angehörte, zu lösen.

„Wenn Hr. Homann," schrieb Canstein an Francke im Sommer 1712, „vom jungen Zinzendorf kommt, werde das Beste sein, auch zur Ersparung der Unkosten, wenn er nebst noch Einem auf eine Stube gebracht würde und solch' ein Mensch für die Mühe, welche er hätte, ihn des Mittags und Abends zu Tisch zu bringen, ein besonderes honorarium von der Mutter empfinge, welches auch wegen besonderer Aufsicht erfolgen würde. Hr. Homann hat mir auch gesagt, wie am Besten vor den Knaben wäre, wenn er einen compagnon auf der Stube hätte. Hierbei erinnert Frau v. Natzmer, in consideration des Vormundes, dahin sehen zu lassen, daß der Sohn in der francoischen Sprache sich recht übe."

Als Zinzendorf den Hofmeister nicht missen mochte, schrieb Canstein: „Ich halte es vor das Beste, daß man dem jungen Menschen hierin nachsehe, soll nicht aller Nutzen an ihm im Aeußerlichen wegfallen, wo das Gemüth in eine Art desesperance kommen sollte." An einer anderen Stelle schrieb Canstein an Francke: „Frau und Hr. v. Natzmer haben ihren Konsens gegeben, daß ein besonderer Hofmeister auf dem Fuß, wie Hr. Homann war, möchte bestellt werden. Sie bittet aber (Sorge zu tragen), daß der Knabe nicht meine, er habe es mit seinem Eigenwillen ertrotzt und daß ihm eine scharfe Lektion seiner Vergangenheit halber gegeben werde. Darum habe auch Frau v. Gersdorf gebeten. Es würde gut sein, daß ihm beigebracht würde, sie schiene gesonnen zu sein, ihn von Halle wegzunehmen, weil er vordem nichts davon hören wollen. Sonsten sehe nicht ab, nach dem Zeugniß, so Hr. Freyer Chrysenio

[1]) Vergleiche: Carl Hildebrand v. Canstein von Platte. 1861. Seite 57.

gegeben und was Dieselbigen gedenken, wie man sich entbrechen könne, Chrysenium nicht zu behalten."

Es scheint nun, daß Crisenius zum Hofmeister bestellt wurde, nach wie vor aber als Informator im Pädagogium fungirte. Auch deutet eine längere Anwesenheit eines Fräuleins Frankenberg, welche zum Natzmer'schen Hause gehörte, in welchem sie demnächst als „Fräulein" auch gestorben ist, und Anderes darauf hin, daß dem jungen Zinzendorf von den Eltern, wenn auch nur für die Freistunden, eine Art Häuslichkeit in Halle bereitet wurde.

Uebrigens blieb Zinzendorf, auf Wunsch seiner Eltern, zwei Jahre in Selecta, weil er viel zu jung, um mit ihm eine Veränderung vorzunehmen. Ihm und einem jungen Ungarn zu Liebe wurde die Selecta renovirt und wurden die jungen Leute mit „Repetitionen, akademischer Theologie und Jurisprudenz, mit der lectione curiosa der auctorum und der Philosophie" beschäftigt. Canstein war ein Stein vom Herzen gefallen, als er am 18. Nov. 1713 schrieb:

„Die neue Einrichtung wegen dem jungen Zinzendorf lasse Gott gesegnet sein, für ihn ist wol nichts Besseres, als daß er in Halle bleibt."

Die Liebe zu seinem Heiland, welche Zinzendorf in Hennersdorf vorübergehend ergriffen, kam nun zum Durchbruch. Er fand seine Befriedigung und sein Gleichgewicht in einem Freundschafts- und Gebetsbunde für die Mission, der seinen Aufenthalt in Halle überdauerte.

Der Vormund suchte unsern Zinzendorf auf andere Wege zu bringen und seine Ausbildung für den sächsischen Staatsdienst, für welchen er ihn im Einvernehmen mit den übrigen Angehörigen bestimmt hatte, dadurch sicher zu stellen, daß er ihn der einheimischen Universität Wittenberg übergab. Crisenius, der seinen bisherigen Eleven als Hofmeister begleitete, wurde angewiesen, ihn aufmerksam zu überwachen. Auch seine Briefe empfing Zinzendorf, wenigstens anfangs, durch Vermittelung des Hofmeisters.

Mit dem Vorsatze, sich in alle diese Anordnungen zu finden, betrat Zinzendorf den akademischen Boden. Seine Wohnung erhielt er beim Bürgermeister Keil. Er hörte die Collegia gewissenhaft, nicht ohne die damals schon beliebten „Repetitoria" zu besuchen. Ueber Tisch wurde französisch gesprochen, französisch und lateinisch correspondirt und in dieser Sprache oft scharfsinnig disputirt. Das Neue Testament las Zinzendorf griechisch. Das sprachliche Streben zu unterstützen, schrieben auch die Eltern an ihn französisch.

Dabei vernachlässigte Zinzendorf nicht die üblichen Leibesübungen. Er besuchte den Tanz- und Fechtboden und spielte Schach und Ball, auch um Geld. Das Gewonnene gab er aber den Armen. Im Umgang war er munter, beschränkte denselben jedoch den Wünschen seiner Vorgesetzten gemäß. Unter solchen Umständen legte der begabte Jüngling mit seinen Studien Ehre ein; sein Herz schlug aber, je länger je mehr, für die Theologie, welcher er jede Freistunde widmete.

Mit den Halleschen Bestrebungen zeigte er sich bald verwachsen. Nur zu gern widerlegte er die Beschuldigungen gegen das Waisenhaus, gegen Francke und Lange, deren Schriften er gleich denen Luther's Hunnius' und Anderer eifrig studirte. Bei jeder Gelegenheit bezeigte er für den seligen Spener die größte Veneration.

Die Bibel las er namentlich auch mit Bezug auf die Jahreszeiten. Und es kam ihm zu Statten, daß er die Theologie mehr zu den Füßen seines Heilands als der Menschen lernte.

Dabei studirte er die Streitschriften der theologischen Facultäten in Halle und Wittenberg, schrieb Abhandlungen, darunter Friedensgedanken für die lutherische Kirche und erfuhr an sich selbst, daß es in Wittenberg Theologen gab, welche der Wahrheit auch aus dem Munde eines Unmündigen die Ehre gaben. Ein besonderes Vertrauen faßte er zu seinem Lehrer Wernsdorf [1]), der ihn in seinem Vorhaben, sich dem geistlichen Stande zu widmen, bestärkte. Die Theologen erkannten, daß Zinzendorf mit Nichten sectirerisch gesinnt und kein Kopfhänger, indem er z. B. dafür hielt, daß auch unbekehrte Prediger erwecken könnten, wenn sie bewegt wären und daß die Umwandlung des Menschen von innen heraus erfolgen müsse.

Im Juli 1718 starb der Vormund [2]) und fielen damit manche Schranken.

[1]) Wernsdorf leugnete übrigens in seinen Vorlesungen den Christus in uns. Vergleiche Zinzendorf im Verhältniß zur Philosophie und zum Christenstum von Becker 1886. S. 6.

[2]) Den Lehnhof und das Seniorat der Familie erbte sein Neffe Friedrich Christian, der bei seinem Tode, der 1756 erfolgte, unserem Zinzendorf die Güter hinterließ, der sie noch bei Lebzeiten einem Neffen übergab.

Nach einer öffentlichen Disputation im September 1718 stellte „der Ordinarius" unsern Zinzendorf dem ganzen Auditorio zum „Exempel der Frömmigkeit auch theologischer Gelehrsamkeit" vor. Da dieser mit den Theologen in Halle und Wittenberg auf freundlichem Fuße stand, baten ihn seine Wittenberger Lehrer trotz seiner Jugend zwischen beiden Universitäten den Frieden zu vermitteln, nach welchem sich alle sehnten. Als Lange in Halle davon hörte, ermunterte auch er ihn dazu, damit der 30jährige Krieg sein Ende finde.

20.11.1718 hatte Zinzendorf mit Wernsdorf eine eingehende Besprechung; am folgenden Tage schickte er ein Memoire über den Grund der Streitigkeiten und die Mittel, diese beizulegen, nach Halle. Wenige Tage später kam der Abgesandte mit der Mittheilung zurück, daß die Vorschläge von Francke und Lange freundlich aufgenommen seien.

Zinzendorf conferirte nun mit Francke's Abgeordneten, Wallbaum und v. Söhlenthal. Nach wiederholten schriftlichen Auseinandersetzungen wurde Zinzendorf eingeladen zur Erledigung der Angelegenheit mit Wernsdorf nach Halle zu kommen, 15. März 1719.

Inzwischen hatten seine Angehörigen von dem Vorhaben Kenntniß erhalten. Er selbst hatte ihnen das Pro Memoria mitgetheilt, als er im December in Hennersdorf und Dresden war, um an Stelle des Crisenius, der für seine religiösen Interessen noch immer kein Verständniß zeigte, den ihm gleichgesinnten Söhlenthal als Gesellschafter zu erhalten. Zinzendorf erreichte seinen Zweck nicht,[1]) fand sich aber in sein Schicksal und schrieb: „Es sei ferne von mir, daß im Fall die gnädige Frau Mutter Crisenius länger bei mir wissen wollte, ich nur im Geringsten dagegen angehen sollte. Ich will mich auch den äußersten Proben der Geduld gern überlassen, so lange Gott will."

Im Begriffe nach Halle zu gehen empfing er von seiner Mutter den Befehl, die Reise zu unterlassen. Spangenberg [2]) meint: „Es waren durch einen Mann, welcher den Absichten des Grafen zuwider und den Halle'schen Theologen abgeneigt war, wunderliche Berichte nach Dresden gekommen." Vergebens suchte Francke das Verbot rückgängig zu machen. Frau v. Natzmer kam selbst nach Wittenberg. Zinzendorf gehorchte ihr mit schwerem Herzen. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich habe gelernt, mir Einhalt thun zu lassen, wenn Bedenken kommen, die ich aus anderweitiger Pflicht nicht beurteilen darf. Die Erbauung in Halle ist summae utilitatis; die Haltung des vierten Gebotes, necessitatis, so daß ich also nicht eher etwas thun darf, bis ich der expreßen Miteinstimmung meiner Eltern versichert bin." [3])

Die Hoffnung auf den theologischen Frieden gab Zinzendorf nicht auf und hatten Francke und der Hauptvertreter der lutherischen Orthodoxie, Löscher,[4]) noch in demselben Jahre eine Unterredung, „die ihren realen Nutzen ins Ganze hatte," äußerte sich Zinzendorf: „mir aber wurde meine irenische Arbeit von den Meinigen improbiert."

Im Frühjahr verließ Zinzendorf Wittenberg, auf Reisen zu gehen; es begleitete ihn der bisherige Hofmeister seines Bruders, Friedrich Christian Riederer. In Wittenberg hinterließ Zinzendorf bei Lehrern und Schülern einen ungewöhnlichen Eindruck. Der Abschied war ein freundlicher. Sein eigener Wunsch war: „Der Herr behüte uns nur bei dem Einigen, daß wir seinen Namen fürchten."

Wir sind in der glücklichen Lage die folgenden Briefe seiner Eltern, zunächst seiner Mutter, dazu das Schreiben eines Verwandten über das Pädagogium bekannt zu machen. G. E. v. N.

Frau v. Natzmer schrieb an Francke:

Wesel, 2./4.[5])

Hochwürdiger, hochgeehrtester HErr Professor!

E. H. bei Dero wichtigen Geschäften mit meinen Schreiben zu stören, würde ich zu allerzeit Bedenken tragen, wenn nicht vor diesmal durch eine unumgängliche Gelegenheit, davon mir sehr vieles

[1]) Crisenius sollte jedenfalls erst anderweitig versorgt werden.

[2]) Zinzendorf's Leben von Spangenberg 1772.

[3]) Es ist die Wahrheit, versicherte Zinzendorf im Jahre 1745, daß ich meine Eltern und noch lebende Frau Mutter lebenslang nicht nur als ein Kind, sondern als ein Unterthan geehrt. Ich habe meiner Mutter Segen, wo ich gehe und stehe, und sie hat mich praevia causae cognitione dem völlig und ganz übergeben (ipsissima matris verba), der mein Alles ist.

[4]) Einst Professor in Wittenberg † Löscher 1749 als Superintendent und Consistorialrath in Dresden.

[5]) 1710?

abhängt, dazu veranlaßt würde. Es ist mir durch Dero und des Herrn Baron v. Canstein gütige Vermittelung ein Informator für meinen mittelsten Sohn Carlgen[1]) geschafft worden, auch von dem Hrn. v. Canstein die sichere Versicherung noch vor Kurtzem gethan, daß, sobald meine Mama das schreiben würde, er sich in Hennersdorf einstellen sollte. Jetzo aber erhalte einen Brief von meiner Mama, darin sie meldet, daß ihr von Halle wäre zur Antwort worden, weil dieses Subject sich vor Lutzen[2]) nicht schickte, würde man ihn nicht schicken. Nun ist die Meinung nie gewesen, daß er vor denselben sein soll, sondern nur Anfrage geschehen, ob er nicht eine kurze Zeit Aufsicht auf ihn mit haben könnte, weil wir doch mit Lutzen auf andere Wege bedacht, wie der Hr. B. v. Canstein auch wohl mündlich sagen wird. Um so viel mehr ersuche denn E. H., Sie wollen die Liebe und Gutheit haben, und diesen Menschen, weil verhoffe, er werde noch zu Haus sein, auf das Schleunigste nach Hennersdorff schicken, oder, wo er über Vermuthen nicht mehr vorhanden, doch sobald als möglich einen andern frommen und guten Menschen dahin schicken, denn, wo die beiden wilden Jungen ganz sonder Aufsicht bleiben, so weiß ich nicht, wie sie ganz wieder gezähmt werden können, so mir aber allzu nahe zu Herzen gehet.

Der HErr Grobelius will seinen Sohn mit Gewalt haben, um daß er practiciren soll. Ich werde vor diese mir und meinen Kindern erzeigte Wohlthat von Herzen verbunden sein, die ich unter göttlicher Obhut verharre E. H. gehorsame Dienerin v' Ratzmar.[3])

Hennersdorff 21. Juni.[4])

Ich bin Ew. HochEhrwürden von Herzen verbunden, daß Sie bey Dero wichtigen und überhäufften Geschäften sich so viel abmüßigen und mir wegen der Anfrage vor meinem Lutz gütige Antwort ertheilen wollen; ich glaube, ich werde alles recht verstanden haben, als nehmlich, daß, ob es zwar schwehr einer Persohn allein eine eigne Stube zu geben, dennoch der Hr. inspector des Paedagogii[5]) Sorge tragen wolle, daß hierunter gewillfahret werde, davor dann und vor die ordinaire information sein 20 rthl. quartaliter mit dem Holz und licht zu zahlen, der tisch vor eine Persohn quart. 20 rthl. und also vor Lutz und den Hoffmeister quartaliter 40 rthl. Dem Hoffmeister salarium 100 Kaisergulden jährlich; wenn er aber im Paedagogio des tages 3 Stunden informiren könnte, käme mir solches zur menage, daß ich die französische Sprache, welche sonst apart bezahlt würde, mit unter die obenerwähnten 20 rthl. könnte haben; wollte ich aber einen Kameraden bei Lutzen haben, käme es nur auf 13 rthl. quart.

Was nun belanget den Hrn. Hoffmeister, so bin zufrieden, daß er so viel Stunden, als E. HochEhrwürden gutfinden, im Paedagogio informire. Da es ohne meines Kindes Schaden geschieht, kann dergleichen Erleichterung der Unkosten wohl annehmen, da des guten Lutzen sein Erbtheil von seinem lieben, tugendhaften Vater so klein, daß bis dato alles auf die charetaet seines jetzigen Hrn. Vaters ankommt, weil doch das Meinige nicht weiter, als nach dessen Vergünstigung, vorjetzo zu gebrauchen habe, auch das, was von seinem oncle, dem Gr. v. Zinzendorff, hierzu hoffe zu bekommen, ist doch das Meinige. Man wollte aber gern alles thun, wenn man ihm nur könnte durch den göttlichen Seegen eine rechtschaffene, gottselige und tugendhafte Erziehung zu wege bringen.

Was den Stubenkameraden betrifft, so versichere sich Ew. H., daß ich mich dessen garnicht weigern will, sondern vielmehr gar gerne von meiner Meinung abstehe, wie mir denn der Hr. Baron v. Canstein auch deßhalb geschrieben und es auch vor besser hält, wenn er eine Gesellschaft hätte, wenn nur ein recht frommes Gemüth von seinen Jahren zu finden wäre unter den Paedagogisten, denn er ist wie Zunder. Ich werde mich gewiß alles vollkommen gefallen lassen, wenn er nur erst da und Sie sehen, was ihm am dienlichsten sein wird; da werden Sie auch urtheilen können, ob es nöthig, daß der Hoffmeister die Stunden privatim auf ihn wende. Ich erachte, er werde wohl mit andern seines Alters im lernen fortkommen können.

Daß Hr. Homann[1]) noch erst eine Reise nach Hause thun wollte, so würde ich solches gar gern mir gefallen lassen, wofern nur meine Umstände nicht so beschaffen, wie Hr. Baron v. Canstein vielleicht mit ehestem schreiben wird, daß solches mir eine sehr große Verhinderung machen würde, da ich, wenn Gott der Allmächtige meinem lieben Herrn[2]) das Leben fristet, im Augusto in Canstein[3]) sein und vorher meinen Lutz nach Halle bringen soll; solches muß wenigstens medio augusti geschehen, daß von hier abgehe. Fände ich nun den Hoffmeister nicht, würde es vorerst am schwersten mit dem Knaben sein; zudem je später das Kind von hier fortkommt und je länger sich solches verziehet, je mehr impedimenta kommen darin, also, daß ich glaube, es würde füglicher sein, es (giebt) Hr. Homann diese Reise vorjetzo noch (auf), wie ich ihn denn auch durch seinen Bruder darum bitten lassen. Sollte aber mein l. Herr mir den termin verziehen, so doch sehr zweifle, will ich es bei Zeiten melden; es wird so sehr genau hergehen, daß der Engländer seinen Abschied von ihm wird genommen haben.

Uebrigens soll von meiner Mama und allen anwesenden einen schuldigen befehl abstatten und ersuchet der Hr. Baron Gersdorf von Weicke, ob nicht ein frommer Student aus Halle zu bekommen zu seinem jüngsten Sohn, der 13 Jahr alt ist. Carlgen[4]) sein Hoffmeister hat an seinen Bruder geschrieben, wo er jemand tüchtiges kenne, es E. HochEhrwürden vorzuschlagen. Ich überlasse übrigens Dieselben göttlicher Güte, verharre von Herzen Euer HochEhrwürden gehorsame

[1]) Der älteste Sohn aus der Ehe mit Ratzmer.
[2]) Rennname des jungen Zinzendorf von Seiten der Eltern.
[3]) Merkwürdiger Weise schreibt sie ihren Namen erst später richtig: Ratzmer.
[4]) 1710.
[5]) Freyer.

[1]) Der Hofmeister.
[2]) Dem General.
[3]) Das Stammgut Canstein's in Westfalen.
[4]) Der schon erwähnte zweite Sohn der Frau v. Ratzmer aus dieser Ehe.

Bücherbesprechungen.

C. H. **Am Webstuhl der Zeit.** Von Dr. med. Hermann **Klencke.** Zweiter Theil. Unser Christenthum, unsere Litteratur, unsere Bildung, unsere Medicin. Motto: Es giebt noch etwas Besseres als eigennützige Schlauheit, noch etwas Besseres als beschränkte Fachbildung: Selbstlose Liebe und Vernunft. Dresden, Verlag des Universum. 1889. — Dem ersten Theile seines bereits früher hier besprochenen Werkes läßt der Verfasser jetzt den zweiten in gleicher Weise von einem begeisterten Hauche für Wahrheit und Gesundheit unseres ganzen geistigen und socialen Lebens erfüllten und getragenen Theil folgen. Seine Arbeit vermeidet ebenso allen falschen und schönrednerischen Optimismus als den an der Erreichung eines echten und wahrhaften Lebenszieles überhaupt verzweifelnden Pessimismus. Es ist überall gewiß, daß dieses Ziel nur schwer und durch Aufbietung aller verschiedenen Mittel und Kräfte erreicht werden kann. Alle Elemente unserer Cultur haben hierfür eine gewisse Wahrheit oder Berechtigung, aber es darf keines von ihnen in seinem Werthe übertrieben werden, sondern es ist nur ihre Einordnung in die allgemeine Idee des Maaßes oder der Harmonie alles Menschlichen, wodurch jenes Ziel wirklich erreicht werden kann. Für die ganze Abklärung des Kampfes dieser einzelnen Elemente und Richtungen unseres Culturlebens hat sich der Verfasser mit seinem Buch unleugbar ein gewisses Verdienst erworben.

C. H. Hartmann's inductive Philosophie im Chassidismus von Ahron Marcus. Wien 1888. Verlag und Druck von Moriz Waizner. — Es ist dieses eine Stimme aus einem durchaus unbekannten Winkel Ostgaliziens, welche der Lehre Hartmann's die Maske ihrer vorgeblich neuen Weltanschauung abzureißen versucht. Es wird außerdem auch die ganze sonstige Lüge und Hohlheit alles anderen arischen Wissens und Geisteslebens von Aristoteles und den Griechen an bis zur Gegenwart, einschließlich selbst des modernen Reformjudenthums, als ein bloßer matter Abglanz und eine Verfälschung der dort oder im Chassidismus allein echt erhaltenen alten semitischen Welt- und Lebensweisheit vor uns hingestellt. Die ganze Dialektik des Buches ist von echt jüdischer Art, und ohne die Mühe und den zuweilen hervortretenden Scharfsinn des in seinem einsamen Orte allem frischen Culturleben fern gerückten Verfassers, wie auch das Aufgebauschte der von ihm bekämpften Hartmann'schen Philosophie verkennen zu wollen, so haben wir es hier doch nur mit einer höchstens für die Talmudgelehrten wichtigen literarischen Curiosität in dieser Streitschrift des Semitismus gegen das Ariertum in der Geschichte zu thun.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverniď in Leipzig.

№ 6. Dienstag, den 15. Januar. 1889.

Die Tanzplage des Mittelalters.

Von Dr. Edmund Bayer.

Eine der eigenartigsten Erscheinungen im Volksleben des späteren Mittelalters bietet die Tanzwuth dar: eine Manie von so unheimlichem Charakter, so ansteckender Kraft und so überwältigender Wirkung, daß sie das naive Staunen der Zeitgenossen und das wissenschaftliche Interesse der Nachwelt in hohem Grade erregte. Es war im Juli des Jahres 1374, nicht lange nach dem Erlöschen jener furchtbaren Seuche, welche unter dem Namen des „schwarzen Todes" Millionen von Menschen dahingerafft hatte, als zu Aachen Schaaren von deutschen Pilgern beiderlei Geschlechts, wie es hieß, von Alemannien her, einzogen, um in der alten Krönungsstadt ein sonderbares Wesen zu treiben. Das Haupt bekränzt und den Unterleib mit Tüchern umgürtet, durch welche ein Stab gesteckt war, tanzten sie paarweise, indem sie sich je zwei und zwei die Hände reichten, nicht nur im Innern der Häuser, sondern auch auf Straßen und öffentlichen Plätzen, besonders aber an den geweihten Stätten der Kirchen und Kapellen. Ohne Scheu vor den verwunderten Zuschauern und unberührt von Allem, was um sie her vorging, drehten sie sich in einer Art von Verzückung unter Musikbegleitung, Gesang und dem Ausrufen von Geisternamen so lange im wirbelnden Kreise, bis sie von Erschöpfung übermannt, mit Brustbeklemmungen, Aechzen oder durchdringendem Geschrei, daß sie sterben müßten, wofern man ihnen nicht Erleichterung verschaffe, zu Boden sanken. Der Leib der rastlosen, häufig nur nachlässig bekleideten oder halbnackten Tänzer pflegte dann unförmlich aufzuschwellen und in dieser mechanischen Veränderung das Krankheitsbild der Trommelsucht oder Tympanitis zu zeigen, welche man durch Zusammenschnürung des Körpers mittels des in den Tüchern befestigten Stockes oder auf kürzerem Wege durch Faustschläge und Fußtritte von Seiten der Umstehenden zu heben sich angelegen sein ließ. Hatten sich die Erschöpften einigermaßen erholt, so hub die Raserei aufs Neue an. Häufig begann die Krankheit mit epileptischen Anfällen: die davon Betroffenen stürzten zu Boden und wanden sich bewußtlos mit schäumendem Munde in Krämpfen, um plötzlich aufzuspringen und sich mit allen Zeichen der Ekstase dem unheimlichen Reigen anzuschließen. Während des Taumels hatten die Tänzer Visionen und glaubten theils die Himmelsglorie zu schauen, theils in einem Strome von Blut zu stehen, ein Wahn, der die Veranlassung zu übermäßig hohen, wahrhaft bacchantischen Sprüngen bot. Vor der rothen Farbe zeigten sie eine eben solche Abneigung, wie vor den langen Spitzen der damals beliebten Schnabelschuhe und dem Anblicke von Weinenden; kurz sie ließen sich von Idiosynkrasien mancherlei Art beherrschen. Kein Alter und Geschlecht ward von der Tanzwuth verschont; dieselbe suchte ihre Opfer überall, was bürgerliche Stellung und moralischen Charakter anbelangt jedoch mit Vorliebe unter dem armen und leichtsinnigen Volke, während wohlhabende Leute und solche geistlichen Standes von ihr mehr oder weniger verschont blieben. Die Tanzsüchtigen verließen ihre Heimath und Freundschaft, bestrebt von Stadt zu Stadt zu ziehen und so das Uebel weiter und weiter zu verbreiten; selbst junge Mädchen, sonst Muster von Sittsamkeit, trennten sich von ihren Eltern und Allem, was ihnen lieb war, um den tanzwüthigen Fuß in eine ungewisse Ferne zu tragen.

Man nannte diese Besessenen „Johannistänzer" und den Tanz selbst „St. Johannistanz", nicht etwa weil der heilige Johannes von vorn herein der Patron der Unglücklichen gewesen wäre, sondern weil die Manie ihren Ursprung aus den zu Johanni (24. Juni) üblichen Tänzen um das sogenannte „Nodfyr" oder „Not- bezw. Würzfeuer" gezogen hatte. Diese Tänze-Reste eines uralten, einst durch ganz Asien und Europa verbreiteten heidnischen Gebrauches arteten zuweilen in eine förmliche Raserei aus; man drehte sich bis zur Erschöpfung um die reinigende Lohe, schrie und lachte, sprang und sang, warf sich wol auch selbst durch die Flammen, wozu noch der ausgiebige Genuß erhitzender Getränke trat, so daß man die Nerven aufs Aeußerste anspannte. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß aus der ausgelassenen Feier des Johannistages im Jahre 1374 der Wahnsinn hervorging, welcher mit blitzartiger Schnelligkeit Alles, was in seinen Bereich kam, erfaßte. Diese Annahme wird durch eine Strophe bestätigt, welchen die Johannistänzer bei ihren Umdrehungen erschallen ließen und den die „Cronica van der hilliger Stat van Coellen" (1499) aufbewahrt hat; dieselbe lautete:

> Here sent Johan, so so,
> Vrisch ind fro,
> Here sent Johan.

(D. h. Herr Sanct Johann, so so, Frisch und froh, Herr Sanct Johann.)

Aus dem Metrum dieser Strophe kann man unschwer den wiegenden Takt des von rauschender Musik begleiteten Johannistanzes herausfühlen. Die Ursachen, welche die Erregung der Geister in einer so gewaltsamen Weise bis zum Ausbruche leidenschaftlicher Wuth zu steigern vermochten, konnten nicht geringfügiger Natur sein. Großartige Ueberschwemmungen in den Main- und Rheinlanden, wo beispielsweise die Stadt Köln durch das Hochwasser derart heimgesucht wurde, daß man mit Schiffen und Flößen über die nachmals zusammenstürzenden Umfassungsmauern setzen konnte, hatten im Februar des verhängnißvollen Jahres 1374 zahlreiche Familien in tiefes Elend versetzt. Die traurige Lage des politischen Lebens unter Karl's IV. nachlässigem Regiment, die Unsicherheit des Eigenthums, die Willkür und Rohheit des Faustrechts, welche sich auch in den grausam geführten, durch angebliche Brunnenvergiftungen veranlaßten Judenverfolgungen zeigten, endlich die quälende Erinnerung an so manche unauslöschliche Greuel, welche die von der Pest Verschonten während des „großen Sterbens" verübt hatten, mochten einen allgemeinen Zustand anhaltender seelischer Beunruhigung erzeugen, welcher schließlich das ganze Nervensystem zerrüttete und in Verbindung mit mangelhafter Ernährung jenen in der den Johannistänzern eigenthümlichen Trommelsucht, einem nicht zu unterschätzenden Symptome, hervortretenden Schwächezustand des Unterleibs bewirkte. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Tanz von jeher nicht blos eine Aeußerung der Freude und ein Mittel zum Vergnügen, sondern auch eine religiöse Ceremonie gewesen ist und daß besonders der Tanz am Tage des Täufers unter Anderm den Zweck gehabt hat, Hilfe vor und von Krankheiten zu erflehen. So wird durch die ausgelassene Feier des Johannisfestes im Jahre 1374 ein schon lange im Verborgenen schleichendes Uebel lediglich zum endlichen Ausbruch befördert und wie andere krampfartige und Nervenleiden durch die Macht des Beispiels auf dem Wege der Sympathie in kürzester Zeit zu einem überraschend weiten Umfange gebracht worden sein.

Natürlich fehlte es unter den doch immerhin ungebildeten Haufen nicht an Betrügern, welche gern im Trüben fischten, und solchen, denen der Johannistanz zum Deckmantel der Befriedigung arger Lust dienen mußte. Was den letzteren Umstand anbelangt, so ist es Thatsache, daß zahlreiche der an dem Wesen betheiligten

Weiber auf illegitime Weise in die Hoffnung kamen. Die Betrüger aber, welche im Grunde genommen völlig gesund waren, jedoch vortrefflich Komödie zu spielen verstanden, wollten wohl leben ohne zu arbeiten und zogen daher von Ort zu Ort, überall gastfreundlich aufgenommen und gut verpflegt, ja nicht selten reichlich mit Almosen ausgerüstet. Auch mochte es Manchen, um den sich bisher Niemand gekümmert, schmeicheln, den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und öffentlicher Fürsorge zu bilden. Entlarvt erfuhren sie jedoch den Umschlag des Geschicks. So wurden 1381 zu Augsburg zwei Beghinen nebst einem Barfüßer aus dem angeführten Grunde verbrannt.

Von Aachen, woselbst die Krankheit elf Monate lang anhielt, verbreitete sich die Tanzwuth nach Hennegau und Franken, vornehmlich nach Spaa, Lüttich, Utrecht, Tongern und anderen niederländischen Städten, deren Bevölkerung durch den unerwarteten Zuzug in wahrhaften Schrecken versetzt wurde. Die Geistlichen zumal fürchteten die Besessenen, da der Fanatismus der letzteren so weit ging, daß sie im Fieberdelirium drohende Reden gegen die Kirche und deren Diener ausstießen, infolge dessen sich die Gefährdeten genöthigt sahen, ihre Zuflucht ungesäumt, nach der Sitte des Zeitalters, zu Beschwörungen zu nehmen, um die Dämonen zu bannen und so zu verhindern, aus den Leibern der Niedrigen in diejenigen der Hochgestellten zu fahren, bereit, von diesem Wohnsitze aus den Klerus ins Verderben zu stürzen. Auch in Köln und Metz, wo die Seuche einen Monat später als in Aachen auftrat, wurde Alles durch das ungewöhnliche Ereigniß auf den Kopf gestellt. Zu Köln soll sich die Zahl der Tänzer auf fünfhundert, in der Moselstadt gar auf elfhundert belaufen haben: eine sehr gemischte Gesellschaft, denn sie bestand größtentheils aus trägen Landleuten und lungernden Handwerkern, unreifen Knaben und Mädchen, gedankenlosen Dienstboten, verkommenem Gesindel und nicht zum wenigsten aus lüsternen Evastöchtern, welche nur auf die Sättigung ihrer Begierden bedacht umherirrten und die Folgen ihrer Ausschweifungen bald genug zu Tage treten ließen. Eine Zeit lang schaute man dem Treiben zu, zuletzt aber verjagte man die unliebsamen Gäste, deren Leiden weder den Beschwörungen der Priester, noch den Heilmitteln der Aerzte weichen wollte, mit Gewalt aus den von ihnen occupirten Städten und Ortschaften; doch erst zu Anfang November war es gelungen, in den rheinischen Städten die verderbliche Seuche zum Erlöschen zu bringen und damit eine Quelle des Betruges und des Lasters zu verstopfen. Anderwärts soll dagegen die Krankheit drei bis vier Jahre angehalten haben.

Indessen man würde irren, wenn man glauben wollte, daß die Geistesverwirrung der Tanzwuth danach mit einem Schlage aufgehört hätte. Langsam und verborgen, wie sie herangekommen, vegetirte sie gleich einem Feuer, das unter der Asche glimmt, im Geheimen weiter, um je und dann plötzlich zu heller Flamme auszuschlagen und in allen den Gegenden, welche sie sich zum Schauplatz erwählte, schreckenvolles Entsetzen zu verbreiten. In größerem Umfange trat sie zuerst wieder zu **Straßburg 1418**, also vierundvierzig Jahre nach den Aachener Vorgängen auf. Was hier die directe Ursache der Epidemie war, läßt sich nicht nachweisen; Thatsache ist, daß die Seuche urplötzlich da war und rücksichtslos alle Bande frommer Scheu löste. Ohne Rücksicht auf die Tages- und Nachtzeit wogte die Menge unaufhörlich durch die Straßen und führte auch hier vor den Augen bekümmerter Angehöriger und neugieriger Gaffer zu den Klängen der Sackpfeife ihre ausgelassenen, theilweise unzüchtigen Tänze auf. Der Chronist Jakob Twinger von Königshofen (1360—1420) beschreibt das eigenthümliche Schauspiel in seinem Geschichtswerke folgendermaßen:

> Viel hundert fingen zu Straßburg an
> Zu tanzen und springen, Frau und Mann,
> Am offnen Markt, Gassen und Straßen,
> Tag und Nacht ihrer viel nicht aßen.
> Bis ihn das Wüthen wieder gelag.
> St. Vits Tanz ward genannt die Plag.

Man nannte die seltsame Erscheinung im Elsaß also nicht wie dereinst in Belgien den St. Johannistanz, sondern den **St. Veitstanz**. Der heilige Veit war bei seinen Lebzeiten ein Knabe aus Mazzara in Sicilien gewesen, welcher im Verlaufe der diocletianischen Christenverfolgung zugleich mit den späteren Heiligen Modestus und Crescentia die Märtyrerkrone erworben haben soll. An seinem Grabe geschahen Zeichen und Wunder; dasselbe wurde von Florenz 672 nach Apulien, im achten Jahrhundert nach St. Denys in Frankreich und von da 836 nach Kloster Korvei an der Weser verlegt, während zugleich zahlreiche andere Kirchen und Kapellen vorgaben, im Besitze von wirkungsvollen Reliquien, wenn nicht des ganzen Leichnams des Märtyrerknaben, zu sein. Derselbe wurde bald jenen vierzehn Heiligen oder Nothhelfern zugerechnet, welche die Menge in Unkenntniß der alten Sprachen aus „unheilabwehrenden Wesen" — apotropaei — zu „Apothekern" gemacht hatte, eine Corruptel, die ihre Analogie in Ausdrücken der Volksetymologie wie „umgewendeter Napoleon" statt Unguentum Neapolitanum und dergleichen findet. Die ungewöhnliche Popularität, deren sich der heilige Veit erfreute, bewirkte, daß ihm an zahlreichen Stellen Deutschlands Altäre und sonstige Heiligthümer errichtet wurden. So befanden sich auch in der Nähe von Straßburg mehrere Kapellen, die seinem Dienste geweiht waren, die bedeutendsten unter ihnen zu Zabern und Rotestein. Da nun der Heilige gegen Krankheiten aller Art, besonders aber gegen dämonische und so auch gegen die Hundswuth schützen sollte, so wird der Gedanke nahe gelegen haben, es bei ihm auch mit den von der Tanzwuth Befallenen zu versuchen. Daher ließ der Stadtrath von Straßburg, welcher sich der Unglücklichen überhaupt gleich von vornherein warm angenommen hatte und dieselben, um sie vor Schaden zu bewahren und Angriffen der Roheit zu begegnen, in einzelne Haufen unter Anführern getheilt hatte, die Zuzügler zu Fuß und zu Wagen nach den genannten Wallfahrtsorten befördern. Dort wurde ein feierliches Hochamt abgehalten, jeder Leidende um den Altar herumgeleitet und, nachdem er sein Scherflein zum Opfer niedergelegt, als geheilt entlassen. An der geweihten Stätte selbst zeigte sich kein Fall von Besessenheit; und die Wenigen, welche bei dem Gnadenspender vergeblich um Hilfe gefleht hatten, wurden als Betrüger entlarvt und demgemäß behandelt. Seitdem aber ward der böse Wunsch gang und gäbe: „Das dich Sanct Veitstanz ankomme!" wie Johann Agricola in seinem Werke „Sybenhundert und fünfftzig Teutscher Sprüchwörter" (Hagenau, 1537) überliefert hat. Auch mag nach dem Satze „Post hoc, ergo propter hoc" (d. h. danach, also auch darum) damals die Legende aufgekommen sein, Sanct Veit habe, ehe er den Todesstreich empfing, zum Höchsten gefleht, dieser möge Alle, die an seinem, Veit's, Abend fasten und seinen Tag — den 15. Juni — feiern würden, vor dem schlimmen Tanze bewahren, worauf eine Stimme vom Himmel erschollen sei: „Vite, du bist erhöret!" Auf diese Art scheint der Heilige die Legitimation zum Patron der Tanzsüchtigen erhalten zu haben; nachkommen läßt sich ja bei dieser Legende ebensowenig, wie bei anderen ihresgleichen, da die Priester ein Interesse daran hatten, durch Dunkel und Verworrenheit der Angaben die Geister irre zu machen, und es daher an der nöthigen Klarheit gebricht.

Welcher Heilige in den früheren Jahrhunderten zum Schutze gegen die Tanzsucht angerufen wurde, ist nicht bekannt. Denn auch in den vorhergehenden Perioden des Mittelalters war diese Psychopathie bereits beobachtet worden. Auf einen Ausbruch derselben deutet folgende bis in die spätesten Zeiten colportirte Sage hin, deren Schauplatz die Klosterkirche des in der Nähe von Bernburg belegenen Ortes Kolbig oder Kolbeck war, während sich der Vorgang selbst im 10. Regierungsjahre Heinrich's II., also 1012, abgespielt haben soll. Danach sollen nämlich in der Christnacht des genannten Jahres 15 Landleute unter Anführung eines gewissen Othopertus und in Gesellschaft dreier Weiber auf dem Kirchhofe des genannten Dorfes, welcher damals noch wie alle diese Plätze auch geselligen Zusammenkünften zu dienen pflegte, das heilige Fest durch unmäßiges Tanzen, sowie durch Absingen anstößiger Lieder gefeiert und dadurch einen solchen Lärm verursacht haben, daß der die Messe lesende Priester herauszutreten und um die Einstellung des geräuschvollen Vergnügens zu bitten sich gezwungen sah. Als die heillose Gesellschaft dem Ansuchen Ruprecht's — so hieß der Gottesmann — nicht Folge leistete, verwünschte sie dieser, daß sie ein ganzes Jahr ohne Ruh und Rast tanzen müßte. Also geschah es; der Fluch ging dermaßen in Erfüllung, daß die unbotmäßigen Tänzer schließlich bis an die Kniee in die Erde sanken. Und wunderbar: es fiel kein Regen über sie, die Einflüsse der Temperatur blieben von ihnen unbemerkt; sie empfanden weder Kälte noch Hitze, weder Hunger noch Durst, noch Mattigkeit; auch verblieb Kleidung wie Schuhwerk in gutem Stande. Endlich wurden sie durch die Fürbitte eines frommen Bischofs erlöst. Nach ihrer Befreiung wären die so hart Bestraften, lautet die Sage weiter, in einen tiefen Schlaf verfallen, der drei Tage lang anhielt; von den Männern seien vier gestorben, während die zwölf übrigen ein lebenslängliches Gliederzittern behielten. Die drei Frauen aber, unter ihnen die Tochter des Priesters, starben nach Ablauf eines Jahres. Das im Halberstädtischen belegene Dorf erhielt zum Andenken an die seltsame Begebenheit den Namen Tanzdorf. So berichtet Vincenz von Beauvais in seinem „Geschichtsspiegel" (Speculum historiale).

Diese Mär pflegte fest geglaubt und solchen zur Warnung vor-

gehalten zu werden, welche sich allzusehr der Leidenschaft des Tanzens überließen oder zu krankhafter Tanzwuth hinneigten; und sie verfehlte selten die beabsichtigte Wirkung. Der strenge Priester aber lebt noch heute als Knecht Ruprecht, der die Kinder zur Weihnachtszeit schreckt, im Volksgemüthe fort.

Daß ein solch anhaltendes Tanzen nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, beweist ein geschichtlich beglaubigtes Vorkommniß. Der Arzt Felix Plater (1536—1614), ein Sohn des durch seine originellen Jugendschicksale bekannten Humanisten Thomas Plater, erzählt in seinem Compendium der praktischen Medicin „Praxeos medicae opus" (Basel 1656) aus seinen Knabenjahren, daß sich damals zu Basel ein tanzsüchtiges Mädchen befunden habe, mit welchem die Obrigkeit eigens bezahlte und roth gekleidete kräftige Männer so lange tanzen ließ, bis es vor Entkräftung aufhören mußte, ein Fall, der jedoch erst nach dem Verlaufe eines ganzen Monats eintrat. Während dieses Zeitraums kam die Kranke nicht aus den Kleidern und pflegte, ohne Rücksicht auf ihre wunden, schmerzenden Füße, nur je und dann auszusetzen, um etwas Nahrung zu genießen oder ein wenig zu schlummern, wobei die hüpfende Bewegung des Körpers anhielt. Gewiß ein Fall von Hysterie, der seinesgleichen sucht.

Außer jener frommen Sage vom Priester Ruprecht sind jedoch auch Thatsachen der beglaubigten Geschichte überliefert, welche nicht daran zweifeln lassen, daß die „Tanzplage" schon in früheren Jahrhunderten aufgetreten war. Am 15. Juli 1237 versammelten sich in der alten Reichsstadt Erfurt bei dem Löberthore mehr als tausend Kinder, um den Weg nach dem 18 km davon entfernten Arnstadt tanzend und springend zurückzulegen. Die geängstigten Eltern und Verwandten holten ihren davongeeilten Nachwuchs auf „karen, schliten und wagen", wie der Chronist (Mönch von Pirna) sagt, in Bälde zurück; doch waren die Kinder von der Aufregung gänzlich erschöpft und starben theilweise, diejenigen aber, welche leben blieben, hatten an unaufhörlichem Zittern zu leiden. Aehnliche „Kinderfahrten" kamen auch sonst vor, von dem Kinderkreuzzug im Jahre 1212 an bis zum Auszuge der Kinder von Schwäbisch Hall nach Mont St. Michel in der Normandie während des Jahres 1458. Ob der Sage vom Rattenfänger von Hameln (26. August 1259) nicht auch eine solche Psychopathie zu Grunde liegen mag? Am 17. Juni 1278 sollen auf der Moselbrücke zu Utrecht zweihundert Tänzer sich das Wort gegeben haben, nicht eher aufzuhören, bis ein Priester den Leib des Herrn zu einem Kranken vorbeitragen würde, und als Strafe für diese Vermessenheit sei die Brücke mit den darauf befindlichen Leuten in den Fluß gestürzt, so daß die Frevler elend ertrinken mußten. Endlich soll nach Webster in England 1354 eine epidemische Tollheit geherrscht haben, von welcher jedoch nichts Näheres bekannt ist.

Mithin waren die unerquicklichen Auftritte von Aachen und Straßburg nicht ohne Präcedenz. Doch auch nach der Vertreibung der unerwünschten Besucher und der Wiederherstellung der ortsangehörigen Kranken erlosch die schwere Seuche keineswegs. Vergebens mühten sich die Priester, deren zunehmende Sittenlosigkeit als Hauptursache des Uebels aufgefaßt wurde, insofern die Entweihung der Sacramente, vornehmlich desjenigen der Taufe, durch ihre üppigen Hände den Dämonen Eingang in die Leiber der neugeborenen Kinder gestatte, durch die Anwendung heiliger Formeln die Geister zu bannen und so die Krankheit zu heben, wenn gleich sie sich durch manche gelungene Beschwörung in den Augen des trotz seiner Entartung höchst abergläubischen Volkes zu rehabilitiren wußten. Im Großen und Ganzen lebte die Krankheit durch das 15. und 16. bis ins 17. Jahrhundert fort, erst der Ausbruch und Verlauf des dreißigjährigen Krieges wirkte nach dieser Richtung hin wohlthätig. Nur die Scheu und der Ekel des Volkes vor der widerwärtigen Plage, wol auch die Abneigung der Gebildeten gegen den Janhagel machen es erklärlich, daß die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts schreibenden Chronisten nur wenige und unbedeutende Nachrichten vom Veitstanze übermitteln, während die Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts bei der Ausarbeitung ihrer dieses Gebiet behandelnden Gemälde den Pinsel ziemlich tief in den Farbentopf getaucht und das Treiben der „dansatores" (deutsch „dansers") oder „chorisantes" mit plastischer Anschaulichkeit geschildert haben.

Was das Verhalten der Aerzte der unheimlichen Krankheit gegenüber anbetrifft, so lehnten sie es anfänglich ab, von solchem sichtbarlich teuflischen Werke Notiz zu nehmen, und überließen es den auf ihren Einfluß in dergleichen Dingen ohnehin eifersüchtigen Priestern, durch Beschwörungsformeln, Talismane und ähnliche wirkungsvolle Mittel für die Austreibung der bösen Geister zu sorgen. Nebenbei schien ihnen Galenus in diesem Falle eben nicht besonders splendid zu sein, wie er sonst dem lateinischen Distichon nach sein soll, da es sich in den weitaus meisten Fällen um die Behandlung armer Schlucker handelte. Erst Paracelsus, der große Arzt und Naturforscher (1493—1541), welcher wie ein Grenzpfeiler zwischen zwei Perioden der Heilkunde steht, hielt es nicht unter seiner Würde, sich die Tanzplage auf ihre Symptome hin genauer anzusehen und in rationeller Weise zu erklären. In den Augen dieses bedeutenden Mannes gab es keine durch Geister oder Zauberei hervorgebrachte Uebel des Leibes.

Der berühmte Mediciner unterschied drei Arten der Tanzwuth. Gegen die erste Art, den Veitstanz aus Einbildung (Vitista, Chorea imaginativa seu aestimativa), welcher in zahlreichen Fällen seinen Ursprung in Zorn und anderen aufregenden Affecten hatte, brachte er ein seltsames, aber dem Zeitgeiste völlig gemäßes Mittel in Anwendung. Danach sollte der Kranke sein Bild aus Wachs oder Harz anfertigen und danach streben, alle seine Schwüre und Versündigungen in dasselbe zu versenken. Hatte er diese Aufgabe gelöst, so blieb ihm nur noch übrig, das Bildniß zu verbrennen, um von Stund an der Plage ledig zu sein. Mit Recht macht Hecker in seiner schätzbaren Monographie „Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter" (Berlin 1832, neu herausg. von Hirsch 1865) darauf aufmerksam, daß dieses magische Verfahren nicht Paracelsus' Erfindung, sondern einer gewöhnlichen Art von Bezauberung per icunculas, durch Wachsbilder, welche sich nicht nur im classischen Alterthum, sondern auch im Mittelalter großer Beliebtheit erfreute, nachgeahmt war. Die Hexenbücher der guten alten Zeit geben ausführlich Anleitung, wie man, um Jemand zu schaden, dessen Wachsbild mit Nadeln durchstechen oder am Feuer schmelzen soll. Gegen die zweite Art des Veitstanzes, diejenige aus sinnlicher Begierde (Chorea lasciva), welche das weibliche Geschlecht ungleich mehr als das männliche befiel, empfahl Paracelsus strenge Behandlung, Freiheitsentziehung, scharfes Fasten, ja selbst körperliche Züchtigung und Hineinwerfen in kaltes Wasser; doch sollte alles leidenschaftliche Gebaren gegen den Kranken ausgeschlossen bleiben, da sonst für einen günstigen Ausgang nicht zu stehen sei. Die dritte Kategorie endlich, diejenigen aus körperlichen Ursachen (Chorea naturalis s. coacta), welche sich weniger durch Heulen, Schreien und Springen, als durch mäßiges Tanzen, in manchen Fällen auch nur durch unwillkürliches Lachen und rastloses Gehen kund gab, sollte durch gewisse Arzneimittel „der fünften Essenz" gehoben werden. Von dem heiligen Veit als Helfer der Kranken ist bei Paracelsus nicht mehr die Rede, da Letzterer, unterstützt von der großen Kirchenreformation, welche die Verehrung der Heiligen als eitel Abgötterei verdammte, dieser Richtung in der Heilkunde energisch entgegentrat.

Paracelsus führt auch eine merkwürdige Sage von der Entstehung des mittelalterlichen Veitstanzes auf, welche hier nicht übergangen werden soll. Danach war es eine Frau Troffea, welche sich, sobald ihr ein Gebot des Ehemanns, dem nichts mehr als das Tanzen zuwider war, mißfiel, krank stellte, zu hüpfen anfing und ähnliche Allotria trieb. Andere Weiber, von denen eine die andere unterwies, machten von der nämlichen Erfindung Gebrauch, und so kam die Tanzplage in die Welt. Das Volk hielt diese Krankheit für eine Strafe und ersann sich einen Urheber und Helfershelfer in der Person eines heidnischen Geistes, Magor, an dessen Stelle später der heilige Veit trat. Man glaubte, daß er oder Gott durch ihn die Krankheit den Menschen zur Vergeltung für ihre Sünden auferlege, eine Meinung, die Paracelsus durchaus nicht theilte. Doch verbreitete sich dieser Glaube immer mehr und mußte auch Solchen, die gern tanzten, als Entschuldigung dienen. Auf diese Weise, meint Paracelsus, entstünden manche Uebel, die es vorher nicht gab; denn aus der vorgeschützten Krankheit werde schließlich eine wirkliche.

Nach Paracelsus war es vornehmlich der nicht minder angesehene Arzt Johann Schenck v. Graffenberg, welcher seine Aufmerksamkeit dem Veitstanze zuwandte. Dieser treffliche Mann, der, 1530 geboren und 1555 zu Tübingen promovirt, nachmals als Stadtphysikus zu Freiburg i. B. wirkte und 1598 starb, hat seine Bemerkungen über die wunderliche Krankheit im ersten Buche seiner „Medicinischen Beobachtungen ungewöhnlicher Art" (Observationum medicarum rararum libri VII, Leiden 1643 fol.) niedergelegt. Zu Lebzeiten des genannten Heilkünstlers hatte das Uebel bereits eine mildere Form angenommen, namentlich zeigte sich die Trommelsucht im Allgemeinen nicht mehr mit demselben verbunden; auch war das Wandern von Stadt zu Stadt längst aus der Uebung gekommen. Dagegen ist das Bild, welches Schenck von

dem Leiden entwirft und wie es für die ganze Krankheitsperiode Geltung hat, ein wenig erfreuliches. Danach ergriff die Manie Personen jeglichen Standes, Alters und Geschlechts, nicht nur solche, die eine sitzende Lebensart führten, wie Schneider und Schuster, sondern auch rüstige Landleute, die ihr Tagewerk im Freien verrichteten, und sogar Frauen, die in Kürze ihrer schweren Stunde entgegensahen. Alle diese Menschen kamen ab und zu an bestimmten Orten zusammen, um sich im wahren Sinne des Wortes zu Tode zu tanzen, sich mit schäumendem Munde unter viehischem Gebrüll an Kanten und Wänden die Köpfe einzustoßen oder in reißende Fluthen zu stürzen, wenn sie nicht durch die besonneneren Zeugen des wüsten Treibens daran gehindert wurden. Häufig zerrissen sie ihre Kleidung und machten sich daneben der Sachbeschädigung im weitesten Umfange schuldig, ließen sich auch wol zu Körperverletzungen anderer Personen, namentlich solcher in der verhaßten rothen Kleidung hinreißen, so daß sich die wohlhabenderen unter ihnen von sicheren Leuten begleiten ließen, welche die Verpflichtung hatten, ihre Auftraggeber von etwaigen Ausschreitungen fern zu halten. Um ihre Kraft desto geschwinder aufzureiben, pflegte man sie mit Bänken und Stühlen zu umstellen, ein Hinderniß, welches Veranlassung zu übermäßig hohen Sprüngen bot. Nicht wenige erwachten aus der nun folgenden Ohnmacht, um aufs neue zu rasen; endlich aber trat bei Vielen die Reaction ein, und sie verließen die Stätte ihres Wahnsinns, um wieder frisch und gesund ihrer Nahrung nachzugehen, während Andere die Spuren der überstandenen Nervenstörung in unheilbarem Siechthum Zeit ihres Lebens mit sich herumschleppten.

Um die Anfälle der Aermsten möglichst zu beschleunigen und eine baldige Erschöpfung herbeizuführen, wurden in den Städten von Obrigkeitswegen besondere Musikanten angestellt, den tollen Haufen kräftige gesunde Männer als Tänzer beigegeben, auch das Verbot erlassen, rothe Kleidung zu tragen, weil die Farbe derselben auf die Phantasirenden einen gleich exaltirenden Einfluß auszuüben schien, wie auf gereizte Stiere oder Truthähne. Schließlich milderte sich die Krankheit so weit, daß die Anfälle nur noch um die Zeit des Jahrestages des heiligen Veit oder Johannes auftraten. Nach dreistündigem lärmenden Tanzen um die Altäre der genannten Heiligen pflegten dann die innere Unruhe und Traurigkeit, das unstäte Umherirren und die schmerzhafte Schwere im Körper, Beschwerden, welche die Tage vor dem Feste hindurch sich äußerst quälend erwiesen hatten, insgemein auf ein Jahr wieder zu verschwinden. Zwei Kapellen pflegten sich in dem katholisch gebliebenen Breisgau vorzugsweise eines starken Zuspruchs zu erfreuen: es waren dies die St. Veitskapelle in Biessen bei Breisach und die St. Johanniskapelle bei Wasenweiler.

Wie bereits kurz erwähnt, spielte die gegen die Tanzplage angewendete Musik eine große Rolle. Wie sie den Ausbruch der Krankheit bei Solchen, welche die verführerischen Töne vernahmen, beförderte, so sollte sie sich auch als die beste Arznei erzeigen, gleich der Speerspitze des Achilles, die Wunden schlug und heilte. Bereits die Aachener Johannistänzer ließen sich von Musikbanden begleiten, welche durch ihre rauschenden Melodien und oft in den höchsten Tonlagen sich ergehenden, von Pfeifen und Trompeten vorgetragenen Sätze in Manchem die anfangs geringe Unruhe zur größten Wuth gesteigert haben mögen, bis die Tonart eine sanftere wurde, die Musik aus dem schnellen in den langsameren Tact, von den hohen zu den tiefen Tönen überging. So konnte Jean Bodin in der lateinischen Ausgabe seines Werkes vom Staate (De re publica Paris 1586) von der Krankheit sagen: „Curatur autem fidibus et cantu, primum incitato deinde sedato“ d. h. Man heilt sie durch Saitenspiel und Gesang; erst geht es wild, dann sanft; und damit stimmt die Nachricht überein, die beste Heilmethode bei der „Dämonomanie“ sei, den Patienten zu immer langsameren Tanzschritten zu nöthigen.

Aus dem 17. Jahrhundert sind nur wenige Fälle von Tanzwuth durch fachmännische Federn bekannt gemacht worden. Ein Hauptgewährsmann für diesen Zeitraum, der Arzt Gregor Horst, verbreitet sich in einem Briefe an Eckholdt vom Jahre 1623 über die periodische Tanzsucht, welche er eine selten beobachtete Erscheinung, ein „symptoma rarum et paucis visum“ nennt, und erzählt bei dieser Gelegenheit von einigen ihm bekannten Frauen, die alljährlich nach einer Kapelle des heiligen Veit zu Drefelhausen bei Weißenstein im Ulmer Gebiete wallfahrten gingen, um an dessen Namensfest unter Musikbegleitung Tag und Nacht gleich Wahnsinnigen um den Altar zu rasen, bis sie kraftlos zu Boden stürzten. Dies war die Radicalkur, welche ihnen auf ein Jahr ihre Ruhe wiedergab. Der Glaube der erwähnten Frauen an die Wunderkraft des heiligen Nothhelfers war so groß, daß eine derselben sich bereits mehr als 20 Mal in der Veitskapelle eingefunden hatte, während eine dritte sogar den 32. Veitstanz daselbst zu registriren vermochte. Mit der Ausbreitung des neuen, dem Heiligen feindlich gesinnten Zeitgeistes mußte diese Art von Kur, wobei auch wieder die Musik das Beste gethan haben wird, nothwendigerweise antiquirt werden; die Kapellen des Märtyrerknaben zerfielen in Trümmer oder wurden einer anderen Bestimmung übergeben.

So verlief denn die eigenartige krankhafte Bewegung, wie der Rhein, an dessen Ufern sie sich zuerst in größerem Umfange gezeigt hatte, im Sande; denn die heutige von der medicinischen Wissenschaft als Veitstanz bezeichnete Form ist nicht mit der Tanzwuth des Mittelalters, welche mehr als zwei Jahrhunderte lang Tausende von Menschen in Athem erhalten hat, zu verwechseln. Dagegen liefert der italienische Taranteltanz, dessen erstes Auftreten dem Veitstanz zeitlich parallel ging, ein Seitenstück zu der deutschen Tanzplage.

Bücherbesprechungen.

△ Unter den verschiedenen deutschen Kurzschriften gehört die Stolze'sche immerhin zu den besseren, und insofern hat derjenige, welcher zufälliger Weise zu deren Erlernung angeregt wird, nicht gerade diese Wahl zu beklagen. Von den drei wesentlichen Richtungen, in welche sich die Stolze'sche Schule scheidet, ist die in der vorliegenden, von Wilhelm Stolze bearbeiteten und von Dr. F. Stolze in 51. Auflage herausgegebenen Anleitung zur deutschen Stenographie vertretene neu-stolze'sche Schule je nach Geschmack und Bedürfniß der alt- und mittel-stolze'schen Richtung je nach dem vertretenen Standpunkte vorzuziehen. Bei dieser auch in den stenographischen Uebungstafeln sorgfältig bearbeiteten Schrift, welche in der königl. Hofbuchhandlung von Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin erschienen ist, hat der Herausgeber die auf Vereinfachung des Systems abzielende Arbeit der stenographischen Prüfungscommission, wie sie in der sogenannten „Systemurkunde“ zusammengefaßt ist, ausgiebig berücksichtigt. Abgesehen nun von der Räthlichkeit, einem Laien gerade die Erlernung dieser Stenographie zu empfehlen, bleibt es jedenfalls mißlich, den Schüler durch knappste Bemessung der für die Aneignung dieser Kurzschrift erforderlichen Zeit für die Sache gewinnen zu wollen, wie es hier thatsächlich versucht wird. Zur Erlangung einer geläufigen stenographischen Handschrift, mit deren Hilfe wenigstens das Tagesbedürfniß befriedigt, noch lange aber nicht den Anforderungen der parlamentarischen Praxis genügt wird, gehört immerhin ein von der Fähigkeit und Gewandtheit des Lernenden abhängiger längerer Zeitraum. Der Preis für dieses Lehrmittel von 1 ℳ ist angemessen, was auch von dem in demselben Verlage erschienenen, 1,75 ℳ kostenden Lesebuche Kaeding's „Die Fortbildung in der Verwendung der (Stolze'schen) Stenographie“ gilt.

— Die Reihe der im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden kunstgewerblichen Handbücher ist wieder durch einen recht stattlichen Band vermehrt worden: Gold und Silber, ein Handbuch der Edelschmiedekunst von Prof. Ferdinand Luthmer. Man muß die Geschicklichkeit der Verlagshandlung bewundern, für ihr Unternehmen die geeigneten Fachleute herauszufinden. Der Karlsruher Professor Franz Meyer, dem die Behandlung der Ornamentik und der Eisenschmiedekunst übertragen worden war, entledigte sich seiner Aufgabe mit bewunderungswürdigem Verständniß und auch Professor Luthmer zeigt sich auf seinem Gebiete so wohl bewandert, daß das vorliegende Werk den denkbar höchsten Anforderungen gerecht zu werden im Stande ist. Der Verfasser versteht sich nicht nur auf den Stoff, er weiß auch Das, was er lehren will, in angenehmer und leicht faßlicher Weise vorzutragen, so daß sein Werk nicht nur für den Fachmann eine fruchtbringende Bedeutung besitzt, sondern auch für Heraldiker und Archäologen, ja selbst für jeden Laien eine Fülle angenehmer Belehrung bietet. Ein kleiner Fehler, der dem Verfasser in dem Capitel über Email unterläuft, wurde wol durch Unvollständigkeit des untersuchten Materials verursacht; bei den ostasiatischen Cloisonnés werden die zellenbildenden Metalldrähte nicht, wie Prof. Luthmer glaubt, nur durch Tragant auf die Unterlage aufgeklebt und erst durch die schmelzende Emailmasse sicher befestigt, sondern der Draht muß durch das Schmelzen von aufgestreutem Lothpulver mit dem Gefäßkörper fest verbunden worden sein, bevor zum Füllen der Zellen mit Email geschritten wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel und Haupt-Inhalt des Jahrg. 1888.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 7. Donnerstag, den 17. Januar. 1889.

Neue Ansichten über die Oertlichkeit der Varusschlacht.

Seit Jahrhunderten hat man sich bemüht, die Oertlichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde, in welcher der römische Feldherr Quinctilius Varus mit drei Legionen im Jahre 9 n. Chr. den Deutschen erlag, zu bestimmen, und diese Frage hat nicht allein die Gelehrten, sondern auch die weitesten Kreise von jeher beschäftigt. Zu einem einheitlichen Resultate ist man aber durchaus noch nicht gekommen. Darin stimmen aber alle Ansichten überein, daß das Schlachtfeld zwischen der Ems, Weser und Lippe zu suchen sei, da dieses bestimmt aus unseren Quellen hervorgeht. Es ist jedoch klar, daß in diesem weiten Raume mancher Ort aufgefunden werden kann, welcher mehr oder minder zu den Beschreibungen und Berichten unserer Quellen paßt, und so ist ein großer Spielraum für Hypothesen gelassen, der auch schon möglichst ausgenutzt ist. Diejenigen, die das Schlachtfeld in die Nähe von Detmold verlegten, haben bisher den meisten Anklang gefunden, und dort ist auch zum Andenken an diese glorreiche Schlacht auf hohem Berge ein gewaltiges Denkmal, das Armin, den Cheruskerfürsten, darstellt und weit in die Lande hinausschaut, errichtet worden. Andere haben die Ansicht verfochten, daß die Schlacht in der Gegend von Beckum geschlagen sei.

Nun sind in der neuesten Zeit wieder zwei Ansichten aufgekommen, von denen die eine wegen der Berühmtheit ihres Urhebers, die andere wegen ihrer Neuheit und der Gründlichkeit ihrer Ausführung gerechtes Aufsehen in der Gelehrtenwelt erregt haben.

Die erstere vertritt der Berliner Professor und berühmte Forscher Th. Mommsen in einer kleinen Schrift: „Die Oertlichkeit der Varusschlacht", die 1885 in Berlin in der Weidmann'schen Buchhandlung erschien. Der Verfasser verlegt das Schlachtfeld in die Gegend von Barenau, nördlich vom Wiehengebirge, das sich von Minden in nordwestlicher Richtung bis zur Hase erstreckt. Zu dieser Ansicht ist er nach seiner Erklärung durch die vielen Münzfunde in der Gegend von Barenau gekommen. Es giebt nämlich auf Schloß Barenau im Besitze des Erblanddrosten v. Bar eine Sammlung von 226 römischen Münzen, von denen der größere Theil nach der festen Ueberzeugung des Besitzers in der nächsten Umgebung gefunden ist. Für mehrere konnte dies noch bestimmt bezeugt werden. Nun besteht diese Sammlung außer einer alten karischen Silbermünze aus 77 republicanischen Denaren, 60 Denaren aus der Zeit von Cäsar's Dictatur bis zur Schlacht bei Actium, einer Gold- und 43 Silbermünzen des Augustus bis 1 v. Chr. und noch aus 32 Silbermünzen der späteren Kaiser von Pius bis ins 4. Jahrhundert und 12 Kupfermünzen römischer Kaiser. Zwischen der Prägung der 181 Denare der späteren Republik und der augusteischen Zeit und derjenigen der 32 Denare der späteren Kaiser liegt also ein Zeitraum von anderthalbhundert Jahren, aus denen Silbermünzen in Barenau nicht vorliegen. Während nun auch die 32 Denare der späteren Kaiser mehr oder minder vergriffen sind, so haben sich von der ersteren Masse besonders die augusteischen Münzen gut conservirt und machen den Eindruck, als wären sie alle gleichzeitig in die Erde gekommen. Dies kann aber bei den späteren Münzen nicht der Fall sein, da sie bei ihrer ungleichen Abnutzung und zu sehr verschiedenen Zeiten unmöglich gleichzeitig in Umlauf gewesen sein können. Daß aber auch die früheren Münzen nicht gut durch Handel nach dort gekommen sein können, bezeugt Tacitus in seiner Germania, wo er sagt, daß noch zu seiner Zeit, wo die alten Münzen schon aus dem Umlaufe verschwunden waren, nur die benachbarten deutschen Stämme Geld angenommen hätten. Außerdem sind auch in der ganzen Umgegend, wie bei Borgwedde, Venne, Niewedde, Kalkriese, Engter, in den Dieven Wiesen, im Venner Moore u. s. w. noch viele Funde von Silber- und Goldmünzen aus der Zeit bis 1 v. Chr., einem bronzenen Feldkessel, einem Bruchstücke von einem Pferdegeschirre, von Pferdezähnen gemacht worden. Die große Zerstreutheit der Münzen beweist aber, daß sie nicht von einem Schatze herrühren können.

Mommsen nimmt nun an, daß diese Münzen und Sachen aus der Schlacht des Varus herstammen, und sucht auch zu beweisen, daß die Beschaffenheit des Ortes alle die Bedingungen erfüllt, die nach den Berichten der Alten für das Schlachtfeld gefordert werden. Die Oertlichkeit liegt sowol von der Weser, als auch von der Ems soweit entfernt, wie es in unseren Quellen angegeben wird. Dann bietet die Gegend die Vereinigung von Bergen, Wald und Mooren, ganz den Berichten entsprechend. Besonders paßt die Beschreibung auf die Gegend bei dem Gute Barenau, wo der Kalkrieser Berg in einem Dreiecke nach Norden vorspringt und sich der Weg zwischen diesem und dem Moore so verengt, daß ein förmlicher Engpaß entsteht. Mommsen läßt den Varus aus dem Sommerlager an der mittleren Weser, in der Nähe von Minden aufbrechen, um an den Rhein ins Winterlager zurückzukehren. Er nimmt nicht den bekannten Weg an der Lippe, da er durch die Meldung eines Aufstandes in eine für ihn unbekannte Gegend gelockt wird. Zwei bis drei Tagereisen über Barenau hinaus erfolgt der Angriff der Deutschen, worauf der Feldherr sofort die Rückzugsrichtung einschlägt. In der Enge bei Barenau erfolgt die eigentliche Katastrophe, bei der mancher Officier und Soldat eine Zufluchtsstätte im Moore suchen mochte und darin den Tod fand. Daß bei diesen Umständen mancher wohlgefüllte Geldgürtel den Siegern entging, ist den Verhältnissen angemessen.

Unbedingt muß man Mommsen zugestehen, daß diese vielen Münzen und Sachen aus einer Schlacht herstammen, die nicht lange nach Christi Geburt zwischen Römern und Deutschen vorfiel und keinen glücklichen Ausgang für die Römer hatte, weil auf andere Weise das Räthsel der Funde nicht gelöst werden kann. Und so sind auch die Versuche, die sofort gemacht wurden, um Mommsen's Ansicht zu widerlegen und die Funde anders zu erklären, als verfehlt zu betrachten. Doch bleibt es nicht ausgeschlossen, an eine andere Schlacht zu denken, die in dieser Zeit zwischen Römern und Deutschen geschlagen wurde. Diese Ansicht hat Dr. Fr. Knoke, Oberlehrer in Bernburg, in einer gründlichen Abhandlung: „Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland" ausgesprochen und verfochten. Da auch dieses Werk bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und auch so sehr die Aufmerksamkeit des Cultusministeriums erregt hat, daß auf Grund dieser Abhandlung ganz neuerdings Erhebungen und Untersuchungen an Ort und Stelle unter Führung von Knoke selbst angestellt worden sind, so wollen wir auch dieses Buch, soweit es die Varusschlacht behandelt, einer eingehenderen Behandlung unterwerfen. Der Verfasser hält es für angemessen, wie er in der Vorrede sagt, mit den bisher aufgestellten Hypothesen tabula rasa zu machen und unbefangen an das Studium der alten Quellen heranzutreten. Er hat die fraglichen Gegenden wiederholt in Augenschein genommen und wirft ein aufmerksames Auge auf etwa gemachte Funde. Er fühlt sich verpflichtet, jede geringste Kleinigkeit zu beachten, durch welche die Oertlichkeit oder der Verlauf der Be-

gebenheiten berührt wird. Er nimmt den Text der Schriftsteller unabänderlich fest an und glaubt, daß die Forschungen zu einem Endergebnisse führen müssen, im Gegensatze von solchen Gelehrten, die entweder, um ihre Hypothese durchzubringen, willkürliche Veränderungen machen, oder solcher, die behaupten, daß man doch einmal kein sicheres Resultat erzielen könne. Er hat sogar den Erfolg, daß die pontes longi des Domitius genau an der Stelle tief unter dem Moore gefunden werden, wo er sie nach einem genaueren Studium der Karte vermuthet hatte. Knoke unterzieht nun die Züge des Germanicus in Deutschland einer eingehenden Beurtheilung an der Hand von Tacitus' Annalen, die bekanntlich für diese Zeit die Hauptquelle bilden, und giebt zur besseren Uebersicht auch den Text und die Uebersetzung der hier in Betracht kommenden Capitel. Für uns mag es an dieser Stelle genügen, den Verlauf der Begebenheiten kurz anzugeben bis auf den Zug des Germanicus im Jahre 15, wo derselbe das Schlachtfeld im Teutoburger Walde besucht und wo dieses auch genau beschrieben wird. Nach Augustus' Tode im Jahre 14 übernimmt Germanicus, der Sohn des Drusus, den Oberbefehl in Germanien. Nachdem er die revoltirenden Truppen wieder zum Gehorsam gebracht hat, macht er noch im selben Jahre von Vetera aus, um die Gemüther der Soldaten zu beschäftigen, einen Einfall in Germanien und überfällt die Marsen, deren Wohnsitze Knoke zwischen Lippe und Ruhr verlegt. Im Frühjahr des Jahres 15 zieht er gegen die Chatten von Moguntiacum aus, wobei er bis Cassel vordringt, und unternimmt bald darauf einen Zug zur Befreiung des Segest, des Oheims Armin's, der den Römern freundlich gesinnt von den Deutschen belagert wird. Hierbei wird nicht allein Segest entsetzt, sondern auch Armin's Weib, Thusnelda, gefangen. Die Ergebung und freundliche Aufnahme des Segest bringt die Deutschen noch mehr in Aufruhr, und besonders ist es wieder Armin, der, von Gau zu Gau fliegend, die Deutschen zu den Waffen ruft. Darum war vorauszusehen, daß der Krieg sich zu einem Kampfe aufs Aeußerste gestalten würde. Es mußte deshalb auch von Seiten des Germanicus ein großes Heer aufgeboten werden. Und so werden sämmtliche acht Legionen, die in beiden Lagern am Rhein, in Castra Vetera und Moguntiacum standen, sowie noch zahlreiche Reitermassen und Hilfstruppen in Bewegung gesetzt. Der Feldherr theilt dies Heer. Während er selbst mit 4 Legionen den Rhein hinunter zur Emsmündung fährt, läßt er die Reiter unter Pedo durch Friesland, den Legaten Cäcina mit 40 Cohorten durch das Brukterergebiet zur Ems marschiren, um sich hier mit diesen zu vereinigen. Es ist nun zweifelhaft, welchen Weg Cäcina genommen hat, und wo dieser Vereinigungspunkt an der Ems zu suchen ist. Knoke nimmt an, Cäcina sei von Vetera durch das nordwestliche Westfalen über Hamminkeln, Bocholt, Vreden, Ahaus, Nienborg, Ochtrup nach Rheine an der Ems marschirt, wo auch die Vereinigung stattgefunden habe. Rheine wird also zum Ausgangspunkte der diesjährigen Unternehmungen gemacht. Da die Brukterer, in deren Gebiet das römische Heer, wenn es bei Rheine stand, sich schon befand, eine feindliche Stellung annehmen, so wird L. Stertinius mit einer Abtheilung leichter Truppen gegen sie gesandt, der mit Mord und Brand die Gegend verwüstet und auch den unter Varus verlorenen Adler der 19. Legion wiederfindet. Das Hauptheer selbst zieht an der Ems herauf bis etwa Greven. Dort faßt Germanicus den Entschluß, das Schlachtfeld im Teutoburger Walde, welches nicht weit entfernt war und wo die Gebeine der gefallenen Soldaten noch unbeerdigt lagen, zu besuchen. Hier läßt Knoke die Berichte der alten Quellen, die uns über diese Schlacht erhalten sind, in der Uebersetzung folgen, zieht daraus die Ergebnisse und vergleicht sie einzeln genau. Dann weist er nach, daß die früheren Hypothesen zur Bestimmung des Schlachtfeldes vielfach mit diesen Berichten in Widerspruch stehen und daß der Teutoburger Wald weder in der Gegend von Detmold, noch von Beckum zu suchen sei. Die Mommsen'sche Hypothese wird noch später behandelt werden. Hier mag auch die Bemerkung Platz finden, daß der Name Teutoburger Wald in keiner früheren Urkunde für das auf den Karten jetzt allgemein so bezeichnete Gebirge, das sich von Paderborn in nordwestlicher Richtung bis zur Ems erstreckt, vorkommt, sondern daß diese Bezeichnung vielmehr erst am Ende des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorgange des Bischofs von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, sich verbreitet und Geltung verschafft hat. Im Volke und in den Urkunden heißt der eine Theil der Lippische Wald, der andere Osning. Nach Knoke stand Varus bei Rehme an der mittleren Weser, als die Nachricht kam, daß „einige von ihm entfernt Wohnende" sich aufgelehnt hätten. Unter diesen sind die Brukterer zu denken. Um diese wieder zum Gehorsam zu bringen, wählte der römische Feldherr den Weg über Iburg, da ihn dieser gerade in das Centrum des feindlichen Landes führte. Er zog also von Rehme durch das Thal der Werre und Else über Bünde und Melle nach Borgloh. Soweit ging der Zug ohne erhebliche Schwierigkeiten, und nur einige Bäche waren zu überbrücken, wie auch die Mittheilungen des Cassius Dio angeben. Weiter gestaltete sich die Lage allmälig anders. Man muß, sagt Knoke, Gelegenheit gehabt haben, von den Abhängen westlich von Borgloh auf das ungeheuere Meer von Wald hinabzusehen, welches sich vor einem ausbreitet, um die Schilderungen zu verstehen, welche Cassius Dio von der Oertlichkeit giebt. Südlich ist die wilde Gegend durch ein Gebirge von bedeutender Höhe wie von einer gewaltigen Mauer begrenzt. Vor sich hatten die Römer eine zweite Gebirgsmasse, welche in gleicher Richtung von Osten nach Westen streicht und im Musenberge, in der Herrenkaste und dem Dörenberge ihre höchsten Höhen erreicht. Es war der Teutoburger Wald. Wol mochte manchen Soldaten bange Ahnung erfassen, wenn er in diese düstere Landschaft hinabsah; doch mußte man den einmal angetretenen Weg verfolgen, um das gesteckte Ziel zu erreichen, und dann war man ja auch nur noch anderthalb Meilen von Iburg entfernt, wo man aller Schwierigkeiten des Marsches überhoben war. Man trat also den Marsch durch den Teutoburger Wald an. Hier stellten sich gleich größere Schwierigkeiten ein. Schluchten und Bäche waren zu überbrücken, Bäume zu fällen und der Weg auf dem durch strömenden Regen erweichten Boden wurde grundlos. So mochte die Spitze des Heeres in langsamem Marsche und ausgedehnter Linie in die Nähe von Iburg gekommen sein, ehe der Kampf begann. Da wurde gemeldet, daß der Paß von Iburg durch Feinde besetzt sei, und gleichzeitig erfolgte von den Höhen auf der ganzen Linie der Angriff. An Umkehren war nicht mehr zu denken und das Ausweichen zur Seite hinderten die von den Feinden besetzten Gebirge. Also ging es vorwärts durch strömenden Regen und brausenden Sturm unter fortwährenden Kämpfen bis zum Paß von Iburg. Varus mochte zuerst versuchen, den Paß mit Sturm zu nehmen, doch bald mußte er sich von der Unmöglichkeit überzeugen. Denn die Feinde hatten den von der Natur schon vertheidigten Ort durch Verhaue und Gräben befestigt und hielten ihn mit dichten Massen besetzt. So blieb nichts übrig, als den Weg nach Westen weiter fortzusetzen und wo möglich die Ems zu erreichen. Nordwestlich von Iburg auf dem Uhrberge oder der Hülsegge wurde ein Lager aufgeschlagen. Nachdem man am folgenden Morgen den größeren Theil der Lastwagen und des Gepäckes verbrannt oder zurückgelassen hatte, um ungehinderter marschiren zu können, ging der Zug in größerer Ordnung über offenes Feld in die Gegend von Hagen. Bald aber kamen die Römer wieder in ein enges Thal, und sofort griffen sie die Feinde mit neuem Ungestüm an Unter blutigen Kämpfen und bedeutenden Verlusten gelangte man so in die Gegend zwischen Natrup und Leeden nach einem Marsche von anderthalb bis zwei Meilen. Dort sah man sich genöthigt, den müden und schon muthlosen Soldaten Rast zu gönnen und den Lagerplatz mit Wall und Graben zu umgeben. Auf der linken Seite hatte man nun das steile und langgestreckte Leedener Gebirge, das sich bis Tecklenburg hinzieht. Im Norden befand sich der Dickner und Loser Berg, der in südwestlicher Richtung in dem Habichtswalde seine Fortsetzung hat. Nur zwischen diesem und dem Leedener Gebirge schien noch ein Entkommen möglich. Kaum aber hatten sich die Römer wieder in Marsch gesetzt und den Wald betreten, als auch die Feinde von allen Seiten auf sie einstürmten. Sie geriethen nun in eine äußerst schwierige Lage, da sie eng zusammengeschaart und von den Bäumen behindert in dem fetten Lehme sich nicht wehren konnten. Es hat den Anschein, als wären sie wieder aus dem Walde auf das offene Feld zwischen Lose und Leeden hinausgedrängt. Wenigstens lagen nach dem Berichte des Tacitus die meisten Leichen mitten auf dem Felde. Hier wurden die Römer vollends umzingelt und nach einem letzten Verzweiflungskampfe theils niedergemacht, theils gefangen. Auch Sümpfe, wie sie in den Berichten erwähnt werden und worin sich auch ein Adlerträger mit dem Legionsadler verbarg, finden sich noch heute dort. In und neben dem Habichtswalde, schließlich in dem Thalkessel nördlich von Leeden wird also die letzte Katastrophe der römischen Legionen unter Varus stattgefunden haben. Da wir gesehen haben, daß die örtlichen Verhältnisse aufs Genaueste zu den Berichten passen, so erübrigt noch, zu forschen, ob nicht auch in der für die Schlacht im Teutoburger Walde angenommenen Gegend eine Spur dieses Namens zu finden ist. Und wirklich giebt es dort ein Flüßchen mit Namen Düte, das auf der Natruper Egge östlich von Iburg entspringt und in die Hase mündet. Düte oder

Duite ist, weil niederdeutsch, identisch mit teuto, und burg kommt oft im Altdeutschen für berg vor. Daß aber Flüsse und Berge, welche sich neben einander befinden, oft dieselben Namen führen, ist bekannt. So wird auch der Berg, auf welchem die Düte entspringt, Düteberg geheißen haben, oder mag auch der Berg vom Flusse den Namen haben. Diese Benennung wird sich auf den ganzen Gebirgszug, der in westlicher Richtung von Hilter bis Tecklenburg sich hinzieht, verbreitet haben. Somit ist auch der Name der Oertlichkeit eine Bestätigung für die vertretene Ansicht. Man könnte noch den Einwand erheben, daß in der bezeichneten Gegend keine Funde gemacht sind. Wie wir aber gesehen haben, fand die Schlußkatastrophe auf freiem Felde statt, und die Deutschen hatten vollauf Muße, eine gründliche Plünderung vorzunehmen, sodaß auch nicht zu erwarten ist, daß noch Erhebliches zu Tage gefördert wird.

Nachdem also durch die bisherigen Untersuchungen das Schlachtfeld in der Nähe von Iburg bestimmt ist, so werden wir sehen, daß auch die weiteren Ereignisse, wie sie Tacitus von dem Zuge des Germanicus berichtet, mit unserer Ansicht vollständig übereinstimmen. Wir haben Germanicus bei Greven an der Ems verlassen und er befand sich nicht weit vom äußersten Gebiete der Brukterer und vom Teutoburger Walde. Es ist nun klar zu stellen, wo das äußerste Gebiet der Brukterer zu suchen ist. Die Brukterer wohnten im Münsterlande. Die Südgrenze bildete die Lippe bis ungefähr Lippstadt. Von da geht die Grenze in nordwestlicher Richtung über Stromberg, Warendorf zur Ems, so daß das Bergland, welches im Nordosten das westfälische Flachland abschließt, nicht eingeschlossen war. Da die Römer die Rheinlinie und die Lippestraße in ihrer Macht hatten, so wird das äußerste Gebiet der Brukterer, als am weitesten außerhalb ihrer Machtsphäre gelegen, zwischen Ems und dem eben genannten Berglande zu suchen sein. Germanicus zieht also von Greven in nordöstlicher Richtung zu diesem Berglande, das wir eben als den Teutoburger Wald erkannt haben, und gelangt, nachdem er den Cäcina vorausgeschickt hat, um die Moore zu überbrücken und die Wälder zu durchforschen, wie auch jetzt noch diese Gegend von tiefen Mooren und dichten Wäldern durchzogen ist, in den Paß von Iburg. „Sie treten nun ein in die Stätten der Trauer, schrecklich durch ihren Anblick und ihr Andenken." Germanicus stößt naturgemäß zuerst auf das größere Lager, dann auf das kleinere. Darauf folgt das eigentliche Leichenfeld. Diese Folge macht in den meisten früheren Hypothesen große Schwierigkeiten, und die Verfechter derselben können sich nur mit einer willkürlich angenommenen Umkehr des Varus auf seinem Zuge helfen, wovon aber in den Quellen nichts steht. Germanicus läßt die Leichen bestatten und errichtet einen Leichenhügel, der aber bald von den Deutschen wieder zerstört wurde.

Der weitere Zug des Germanicus gegen die Cherusker führt uns nach Barenau. Er folgt dem Arminius, wie Tacitus sagt, in unwegsame Gegenden und gelangt nach Knoke über Osnabrück, Osterkappeln und das Wiehengebirge nach Barenau. Hier in der oben beschriebenen Enge wird die Schlacht geliefert, die nach Tacitus unentschieden bleibt, aber allem Anscheine nach durchaus nicht günstig für die Römer ausfällt. So erhalten wir auch eine genügende Erklärung für die hier gemachten Münzenfunde. Germanicus führt darauf sein Heer über Lemförde, Diepholz, Barnstorf, Kloppenburg zur Mündung der Ems zurück, wo er sich einschifft. Cäcina begleitet ihn zuerst mit seinen vier Legionen, wendet sich im Norden des Dümmers westlich und wird bei den pontes longi des Domitius, die Knoke nach Merholz und Brägel verlegt, und die auch dort aufgefunden sind, von den Deutschen in eine schlimme Lage gebracht, aus der ihn nur die Plünderungssucht der Feinde rettet. Er schlägt sich durch und gelangt über Damme, Vörden, Bramsche, Baltlage wieder nach Rheine, von wo er auf dem früheren Wege den Rhein erreicht. Im folgenden Jahre unternimmt Germanicus nach großartigen Rüstungen wieder einen Zug gegen die Cherusker, auf welchem er dieselben zweimal besiegt, zuerst bei Idistaviso, das Knoke mit Eisbergen auf dem rechten Ufer der Weser identificirt, und beim Angrivarierwalle, den derselbe bei dem Dorfe Leesen, nördlich von Minden, wieder zu erkennen glaubt. Hiermit enden die Züge der Römer in das freie Germanien, und dieselben beschränken sich in der Folge darauf, wenn man von einigen späteren Vorstößen absieht, die Rhein- und Donaulinie zu halten. Wenn auch Eifersucht und Argwohn des Tiberius mitwirkten, daß Germanicus aus Deutschland abberufen wurde, so wird doch der energische Widerstand, den die Deutschen leisteten, den Hauptgrund gebildet haben, der den Kaiser bewog, einen Krieg zu beenden, der ganz andere Mittel erforderte, um zu einem glücklichen Ziele zu führen. Denn bis dahin hatte man eigentlich nur Schlappen erhalten, durchaus aber keinen Erfolg errungen. Es war das erste Mal, daß die welterobernden Römer in ihrem Siegeszuge aufgehalten wurden und in dem jugendlichen deutschen Volke einen ebenbürtigen Gegner fanden, dem sie später erliegen sollten. Deshalb ist auch das Interesse an diesen Kämpfen, worin unsere Voreltern ihre Freiheit vor römischer Knechtschaft bewahrten, groß und allgemein, und es ist zu hoffen, daß das Dunkel, das noch über den Oertlichkeiten der einzelnen Ereignisse liegt, durch die fortgesetzten Forschungen ganz und gar gelichtet wird.

Kl. Florin.

Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen.

—z. Die kürzlich im Verlage von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover unter dem Titel „Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Umrisse zur Orientirung für Geistliche und Gemeindeglieder von Dr. Otto Mejer" erschienene Broschüre zählt nur 108 Druckseiten, aber sie schließt eine reiche Fülle höchst werthvollen Stoffs in sich. Der Verfasser bezeichnet es in der Einleitung als seine Absicht, die landeskirchlichen Rechtszustände in Deutschland in ihrem inneren Zusammenhang und ohne jeden einseitigen Parteistandpunkt darzustellen, und er hat nach unserer Ansicht diese Aufgabe mit großer Klarheit und Objectivität gelöst. Er will nur Umrisse, nicht eine genaue Beweis erbringende Ausführung geben. Dies ist da, wo es sich um die Orientirung weiterer Kreise handelt, gewiß das Richtige, und die Persönlichkeit des Verfassers, welcher die Entwickelung der deutschen evangelischen Landeskirchen seit den dreißiger Jahren her mit Bewußtsein und Antheil begleitet, mehr als 4 Jahrzehnte hindurch als Universitätslehrer das Kirchenrecht gelehrt hat und jetzt die Stelle eines evangelischen Consistorialpräsidenten bekleidet, bürgt dafür, daß seine Ausführungen auf nachweisbaren historischen Grundlagen ruhen. Er selbst hat in bescheidener Weise um die Erlaubniß gebeten, das, was er als Ergebniß seiner Specialuntersuchungen und oft wiederholter Erwägungen vorzulegen habe, als Ausdruck lediglich der Ueberzeugung geben zu dürfen.

Die Schrift behandelt in 6 Capiteln 1) die lateinische Kirche, 2) die Landeskirchen aller Art, 3) die heutigen Landeskirchen, 4) das Kirchenrecht, 5) den Pfarrer und die Gemeinden und 6) das Kirchenregiment.

Meisterhaft ist nach unserm Dafürhalten die knappe Darstellung der Gründe, aus denen, sowie die Art und Weise, in der der Charakter der evangelischen Landeskirchen sich im Laufe der Zeit verändert hat. Von besonderem Interesse war uns dabei das, was über die verschiedenartige Entwickelung des Bischofsgedankens in der katholischen und in der evangelischen Kirche gesagt ist. Der Verfasser charakterisirt die katholischen Bischöfe als die vom Staat unabhängigen Genossenschaftsbeamten der katholischen Kirche, die ihrerseits eine sociale Großmacht sei, während die Superintendenten und Consistorien der evangelischen Kirche, für welche in weiten kirchlichen Kreisen der Titel und das Amt eines Bischofs erstrebt werde, als evangelische Kirchenregimentsbeamte des Staats gekennzeichnet werden, in der evangelischen Kirche sei vielmehr der Pfarrer der einzige Bischof seiner Parochie. Werthvoll ist bei diesen Darlegungen die auf historische Gründe gestützte abfällige Beurtheilung der von dem Rechtslehrer Julius Stahl in den vierziger Jahren aufgestellten Theorie des evangelischen Kirchenrechts. Die hierauf gegründeten, vielbesprochenen, sogenannten Hammerstein'schen Anträge aus dem preußischen Landtage erfahren damit eine ganz neue Beleuchtung.

Am Schluß seiner geschichtlichen Studie weist der Verfasser darauf hin, aus welchen Gründen die evangelischen Landeskirchen der katholischen Kirche nicht vergleichbar seien und die ersteren sich noch immer in einer größeren Abhängigkeit vom Staat befänden als die letztere. Er kommt hierbei zu dem Schluß, es werde der Staat der evangelischen Landeskirche die Mittel zu größerer Selbständigkeit nur dann gewähren, wenn er sich überzeuge, daß in größerer Unabhängigkeit die Landeskirche sich dem Staatswohl förderlicher erweisen werde, als jetzt. Es gebe aber nur ein wirksames Ueberzeugungsmittel: Die evangelische Kirche müsse mit ihrer in allen deutschen Staaten ihr heute ungehindert zu Gebote stehenden Arbeit der Seelsorge sich als eine dergestalt im Volke wirksame und so erkennbare Erfolge erreichende Macht bewähren, daß sie sich die Anerkennung erwerbe, sie werde, wenn selbständiger, das öffentliche Wohl noch wirksamer, als gegenwärtig,

fördern. Nur als eine Macht, als eine die Gemeinden wirklich belebende und beherrschende Macht könne sie dem Staate auch der katholischen Kirchenmacht gegenüber von Bedeutung sein.

Goldene Worte sind es, welche über die Stellung des evangelischen Pfarrers zu seiner Gemeinde gesprochen werden. Der Pfarrer, so heißt es, hat seiner Gemeinde gegenüber Pflicht und Recht der Seelsorge; zuerst die Pflicht, dann das Recht, das dahin geht, diese Pflicht zu erfüllen. Hier ist der Punkt, welcher das Pfarramt zum nicht blos schönsten, sondern auch schwierigsten Amte macht. Daß der Pfarrer nie zu herrschen, sondern stets zu dienen hat, daß er, wenn er gerufen nicht geht oder wenn er den, der sich weigert, zu ihm zu kommen, nicht aufsucht, nicht seine Schuldigkeit thut, daß er nicht minder seine Pflicht versäumt, wenn er dies Nachgehen deshalb unterläßt, weil er Grund hat, widerwillige Aufnahme oder beleidigende Abweisung zu besorgen — denn er ist nicht um seiner Amtsehre, sondern um seiner Amtspflicht willen Pfarrer — alles das ist das Geringere. Das Schwerere ist, daß ihm diejenigen Pfarrkinder, welche sich seiner Seelsorge unzugänglich erweisen, um nichts weniger auf das Gewissen gelegt bleiben, als die Zugänglichen, so daß er sein Amt versäumt, wenn er der Ungeduld des natürlichen Menschen nachgehend seine Verbindung mit ihnen direct oder indirect unterbricht. Sein Amt legt ihm auf, auch wo er sie zu strafen hat, dies in einer Weise zu thun, durch welche die beiderseitigen künftigen Anknüpfungspunkte seelsorgerischen Verkehrens unverletzt bleiben &c. &c.

Bei der großen Bedeutung, welche die Entwickelung des Rechtslebens der deutschen evangelischen Landeskirchen in weiten Kreisen in Anspruch nehmen darf, glauben wir, auf die Mejer'sche Schrift hier um so mehr hinweisen und zu deren eingehendem Studium auffordern zu sollen, weil gerade auf diesem kirchenpolitischen Gebiet in vielen Kreisen eine gewisse Befangenheit, wenn nicht Unklarheit zu finden ist und die Institutionen von der einzelnen kirchlichen Partei vorwiegend aus dem Gesichtspunkte betrachtet zu werden pflegen, der ihren Parteizielen entspricht, während hier die Einzelerscheinungen objectiv beurtheilt und mit ihren allgemeinen inneren Gründen und dem historischen Hintergrunde, auf welchem sie ruhen, in Zusammenhang gebracht werden.

Sonstige Bücherbesprechungen.

L.— **Wandel der Zeiten.** Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Officiers". Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. 1888. — Der durch seine „Erinnerungen eines deutschen Officiers" schnell bekannt und mit Recht allgemein beliebt gewordene Hr. Verfasser hat in diesem neuen Buche abermals die politischen und gesellschaftlichen Zustände unseres Vaterlandes und zwar aus vier verschiedenen Abschnitten der jüngeren und jüngsten Vergangenheit zum Gegenstande seiner anziehenden Schilderungen gemacht. Die erste dieser Erzählungen, welche den Titel „Enge Schranken" führt, spielt zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts in einem kleinen, westdeutschen Fürstenthume. Meisterhaft ist darin das politische Stillleben jener Zeit geschildert, das wahrhaft patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk. Vor Allem ist es die Person des regierenden Herrn, welche das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt. Trotz der engen Grenzen seines Ländchens sich vollkommen als „Souverän von Gottes Gnaden" fühlend, ist er doch ein echter und rechter deutscher Mann, eisenfest und streng gerecht, bei aller Sparsamkeit ein treu fürsorgender Vater seiner ihn hochverehrenden Unterthanen. Eine gleichfalls sympathische Gestalt ist diejenige des Erbprinzen. Dieser ist zwar gleichfalls ein edel denkender und in hohem Grade liebenswürdiger Mann, allein er besitzt nicht die festen Grundsätze seines fürstlichen Vaters, was sich namentlich auch darin zeigt, daß sein Herz von weiblicher Schönheit sehr leicht bestrickt wird. Diese Eigenschaft führt ihn schließlich ins Verderben. Das Ende der Erzählung ist tief ergreifend, wie denn überhaupt ein wehmüthiger Schluß zu den Eigenthümlichkeiten der meisten Dichtungen des Hrn. Verfassers gehört. — Ein frischerer Hauch durchweht die zweite Erzählung „Stärkere Gewalten". Der Schauplatz derselben sind die Stadt und das Königreich Hannover kurz vor und nach dem Jahre 1848. Der Inhalt ist in großen Zügen folgender: Ein herrliches junges Mädchen, die Tochter eines höheren königlichen Beamten bürgerlichen Standes, wird von einem jungen adeligen Herrn eifrig umworben und schenkt diesem rückhaltlos ihr reines Herz. Dem Bräutigam wird jedoch die erbetene Einwilligung seines Oheims, von welchem er in mehrfacher Beziehung abhängig ist, in schroffster und verletzendster Weise abgeschlagen, und der junge Herr ist schwach genug, nicht nur seine Verlobung mit dem bürgerlichen Mädchen wieder aufzuheben, sondern auch, dem Wunsche seines Oheims gemäß, sich nach einiger Zeit mit der Tochter eines adeligen Kammerherrn zu versprechen. Zur Verheirathung mit dieser Dame kommt es aber nicht, denn der abermalige Bräutigam zieht, von Gewissensqualen fortgetrieben, als Freischärler in den gerade ausgebrochenen Krieg gegen Dänemark und findet in einem der ersten Gefechte den erwünschten Tod. An diesen rothen Faden der Erzählung knüpft der Hr. Verfasser eine höchst interessante Schilderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Alt-Hannovers. Unter den darin vorkommenden Personen ist es vernehmlich die hehre Gestalt des hochseligen Königs Ernst August, welche des Lesers Wohlgefallen erweckt, und nach dieser kommt sogleich der alte Hagestolz und verabschiedete Officier der vormals englisch-deutschen Legion, Captän Walrab, ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel. — Die dritte Novelle „Morgendämmerung" spielt im Herzogthume Schleswig zur Zeit des deutsch-dänischen Krieges von 1864. In dieser tritt das politische und militärische Element so stark in den Vordergrund, daß der kleine Roman, welchen der Hr. Verfasser mit der Schilderung der Kriegsbegebenheiten verknüpft, dabei übel wegkommt. Vielleicht ist aber auch der Umstand, daß uns die Kriegsereignisse von 1864 genau bekannt sind, mitschuldig daran, daß die „Morgendämmerung" uns nicht so angesprochen hat als die beiden ersten Erzählungen. Der trübe Schluß fehlt auch hier nicht, denn der Held und Liebhaber wird durch den Verlust eines Armes zum Krüppel, ehe seine Herzenswünsche sich erfüllen. — Die vierte Erzählung „Gute Tage" berichtet aus der Gegenwart. Mit stolzer Befriedigung folgen wir den Ausführungen des Hrn. Verfassers, welche uns einestheils die imposante Machtstellung unseres herrlichen Vaterlandes vergegenwärtigen und anderentheils das trotz allen Parteigezänkes behagliche Wohlleben der deutschen Reichsbürger schildern. Der kleine Liebesroman in der Erzählung schrumpft dabei allerdings zur vollständigen Nebensache zusammen.

L.— **Neueste Bestimmungen über den freiwilligen Dienst im Heere.** Auszüglich aus der Wehr- und Heerordnung vom 22. November 1888. Berlin 1889. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Für alle diejenigen, welche in der glücklichen Lage sind, ihre Dienstpflicht im vaterländischen Heere als Freiwillige ableisten zu können, ist das Erscheinen dieses Büchelchens, welches in übersichtlicher Zusammenstellung Alles enthält, was der Freiwillige aus der neuen Wehr- und Heerordnung zunächst wissen muß, die Erfüllung eines lebhaft empfundenen Wunsches, und es steht demnach wol mit Bestimmtheit zu erwarten, daß dasselbe ehestens in den bezüglichen Kreisen die weiteste Verbreitung finden wird.

△ Ueber die Ende September und Anfang October vorigen Jahres in Dresden stattgefundene **Ausstellung gewerblicher Schulen des Königreichs Sachsen** ist im königl. Ministerium des Innern eine Denkschrift angefertigt worden, welche zunächst eine Darstellung der Vorbereitungen zu dieser Ausstellung unter Abdruck der für dieselbe aufgestellten Grundsätze und der Ausstellungsordnung, ferner der Betheiligung der Aussteller, des Besuches der Ausstellung und deren Beurtheilung seiten des vom königl. Ministerium des Innern hierzu ernannten Ausschusses, welchem auch einige Damen als Sachverständige für die weiblichen Handarbeiten angehört haben, enthält und endlich die Verhandlungen der Hauptversammlung der an der Ausstellung betheiligten Behörden, Vorstände, Directoren und Lehrer nach stenographischen Aufzeichnungen und den ausgearbeiteten Berichten wiedergiebt. Des Eingehens auf die letzteren haben wir uns zu enthalten, da der Denkschrift aus naheliegenden, guten Gründen die Bemerkung vorausgeschickt ist, daß der Abdruck der in der gedachten nicht öffentlichen Hauptversammlung vorgetragenen Beurtheilungen nur mit Genehmigung des königl. Ministeriums des Innern gestattet ist. Im Uebrigen haben wir die fragliche Ausstellung ja in einer ganzen Reihe von Artikeln sehr ausführlich besprochen.

W—k. Von K. Gustorff, französisches Sortiment, Leipzig, ist ein **Katalog französischer Bücher** in sorgfältiger Auswahl für das deutsche Haus erschienen, der Allen, welche sich für französische Literatur interessiren, willkommen sein wird. Von derselben Buchhandlung wird für Deutschland debitirt: L'Echo littéraire, eine Halbmonatsschrift, herausgegeben von Prof. Reitzel in Lausanne. Diese Zeitschrift wird besonders jungen Leuten, welche sich in der französischen Sprache weiter fortbilden wollen, gute Dienste leisten. Zu demselben Zwecke kann auch die ebenfalls in Lausanne erscheinende Zeitschrift: La famille empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 8. Sonnabend, den 19. Januar. 1889.

Der Culturkampf in Preußen und der evangelische Bund.

Zum 18. Januar 1889.

Wenn Pius VII. die Grundlage der kirchlichen Zustände, wie sie in Preußen vor 1840 war, als wunderwürdige Concessionen Friedrich Wilhelm's III. an die katholische Kirche bezeichnete, so wurde dieser durch den Nachfolger zu Theil, was sie in katholischen Ländern, wie Oesterreich und Bayern, vergeblich erstrebt hatte. Nicht nur, daß ihr die selbständige Verwaltung der Religionsangelegenheiten, der Besitz und Genuß der ihr für Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds verfassungsmäßig zugebilligt wurde, der Staat ließ überhaupt alle Rechte fallen, die er von 1815—1840 widerspruchslos gehandhabt hatte: er überließ dem Klerus die Leitung der Volksschule und erklärte die Sonderung der Gymnasien nach dem Religionsbekenntniß für Verfassungsrecht. Dazu verzichtete er auf jede Mitwirkung bei Anstellung, Versetzung und Absetzung der Pfarrer, so daß diese der Willkür der Bischöfe in einer Zeit preisgegeben wurden, in welcher es Grundsatz war, daß kein Staatsbeamter ohne geregeltes Verfahren und gesetzlichen Grund seine Stellung verlieren dürfe. Die Erziehung der katholischen Jugend und des Klerus war damit vollständig in die Hand der Kirche gelegt. Man dachte nicht daran, daß man damit nicht nur die Selbständigkeit des persönlichen Gewissens, sondern die Entfaltung einer Weltmacht verkündete, deren erstes und letztes Wort die Vertilgung der Religionsfreiheit ist.[1])

Kettler bekannte hiernach mit Recht: Niemals hat in unserem Jahrhundert ein Fürst größere Verdienste um die Kirche erworben, als Friedrich Wilhelm IV. Der Artikel 15 der Verfassung, welcher die Religionsfreiheit garantirte, entstammte der Charte des Demokraten Waldeck und machte, in Verbindung mit den übrigen Freiheiten der Constitution, die Katholiken unter dem Einflusse des Beichtstuhls zu einer einflußreichen politischen Partei, welche die Action der Regierung je länger je mehr lähmte. Die katholische Kirche erhob der evangelischen gegenüber, die, ihrem mehr innerlichen Berufe entsprechend, mit der katholischen in der äußeren Erscheinung überhaupt nicht concurriren kann, ihr Haupt. Der politische Einfluß der Centrumspartei stieg mit Hilfe der Alliancen mit den Oppositionellen ins Ungemessene. Außer Verhältniß zur Zahl ihrer Anhänger bedrohte diese Machtentfaltung der Ultramontanen die preußischen Traditionen. Der bekannte Fürstbischof v. Sedlnitzky, welcher 1840 resignirte, hat sich hierüber wie folgt geäußert:[2]) Im Sommer 1869. Die kirchlichen Kämpfe interessiren mich im höchsten Maße und ich glaube ihre Gefahr um so mehr zu erkennen, da ich sie vor 30 Jahren vorausgesagt. Als die schlimmste Folge scheint mir die Sucht, Staat und Kirche völlig auseinanderzureißen. Die Gefahren, welche für die evangelischen Kirchen und Staaten erwachsen, sind nicht gering anzuschlagen, doch scheinen sie mir noch größer für die katholischen Staaten und Regierungen und es ist zu verwundern, daß von Beiden so wenig geschieht. Berlin 21. 4. 70. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß der Indifferentismus die große Masse schon ergriffen hat; und wo dies der Fall, wird der Oppositionsgeist bereitwillig die Hände reichen. Ohne Datum. Das Concil hat S. Heil. als den unfehlbaren Vice-Gott anerkannt ... Es wird nothwendig zu einer noch intensiveren Verfolgung der evangelischen Kirche führen und die Bischöfe, welche sich unterworfen haben, werden sich hierin um so eifriger beweisen, um jeden Verdacht von sich abzuwenden. Berlin 2. 3. 71. Zunächst hoffe ich, daß das Uebergewicht des Germanismus mit Gottes Gnade dahin wirken wird, den Frieden in Europa zu sichern und die verderblichsten Folgen der welschen und französischen Aftercultur zu bekämpfen. Es scheint mir von großer Bedeutung, daß der Haß gegen die evangelische Kirche und gegen die Verbreitung des Evangeliums sich zusehends vermehrt und daß das Haupt der römischen Kirche eine Macht erlangt hat, wie nie zuvor. Dabei ist zu erwägen, wie groß die Macht einer Miliz ist, die auf unbedingten Gehorsam vereidet ist, zur Unterwerfung ihres Gewissens unter das eines anderen sündigen Menschen. Möge Deutschland einig bleiben und ein Land des Friedens und der Gottseligkeit werden, welches nie vergißt, was der Herr an ihm gethan.

Der Staat vermochte die schrankenlose Freiheit der katholischen Kirche um so weniger zu tragen, als die evangelische Kirche in ihrer localen Abhängigkeit verblieben war. An die Lösung ihrer territorialistischen Banden war aber nicht zu denken, wenn man nicht der katholischen Kirche unser staatliches Leben preisgeben wollte. Die Obstructionspolitik der oppositionellen Parteien der Landesvertretung veranlaßte die Zügel anzuziehen. Dazu mußte die Regierung aber erst auf dem Wege der Gesetzgebung in Stand gesetzt werden. Die Art dieser Regelung überließ Bismarck dem Minister Falck als Cultusminister. Er übernahm damit die Verantwortlichkeit für das System, aber nicht die Details der Gesetzgebung, wie sich herausstellte, als man später wahrnahm, daß die Grenzen für die katholische Kirche zu eng gezogen waren. Diese trieb ihren Widerstand so weit, daß sie ganze Gemeinden ohne Seelsorger ließ, um nur nicht das Princip der Gesetzgebung anzuerkennen. Das Resultat war eine religiöse Leere und Verbitterung. Der Staat vermochte aber seine Unterthanen um so weniger verwahrlosen zu lassen, als er ihrer zur Durchführung seiner Culturaufgaben bedurfte. Die staatliche Einwirkung noch schärfer anzuziehen oder aber die katholische Seelenpflege durch evangelische Missionen zu ersetzen, wäre der Religionskrieg gewesen.

So blieb nichts übrig, als die Falck'sche Gesetzgebung, den Bedürfnissen der Katholiken entsprechend, zu modificiren. In solcher Gesinnung schried unser Kaiser Wilhelm I. bereits vor 50 Jahren dem General v. Natzmer (s. Unter den Hohenzollern Band II):

„Berlin, den 18. April 1838. Sie berühren in Ihrem Schreiben einen Sturm anderer Art, der diesen Augenblick die Welt in religiöser Beziehung bewegt, und rufe ich mit Ihnen aus: Der Himmel bewahre uns vor einem Kriege um solcher Ursachen! Während man alle politischen Verhältnisse mit eingestecktem Schwerte hat sich umgestalten und alle Tractate mit Füßen hat treten lassen, wird man doch nicht zum Kriege schreiten, um die Lehre des Friedens zu vertheidigen?! Religionskriege würden uns völlig ins Mittelalter versetzen, weil der Fanatismus unausbleiblich sein würde und mit ihm alle damaligen Greuel! Mit Ruhe und Consequenz wird sich Alles wieder ausgleichen, aber freilich nicht in so kurzer Zeit, wie Viele träumen möchten. Nur keine Gewaltschritte gegen Rom; sollte das dortige Haupt hors de saison sein, so wird dies die Zeit lehren, aber darauf hinarbeiten darf man nicht, wenn man eben nicht Religionskriege herbeiführen will. Leider giebt es Personen, die dies wol möchten, und das sind unsre Frömmler à la tête und warum? Weil sie sich gern an die Spitze der evangelischen Kirche und somit auch über die Gouvernements stellen möchten. Von diesen Leuten droht uns stets Gefahr."

---

[1]) S. Sybel.
[2]) S. Sedlnitzky's Leben von Dorner.

Die Falck'sche Gesetzgebung ermöglichte Bismarck das Problem des Jahrhunderts, die Lebensbedingungen der katholischen Kirche mit unserem Staatsleben in Einklang zu bringen, praktisch zu studiren.

Wenn schon der absolute Staat nach den Freiheitskriegen eines Niebuhr bedurfte, um vermittelst der Circumscriptions-Bulle einen modus vivendi zu erzielen, so kam es, nach den großartigen Erfolgen der katholischen Kirche unter dem III. und IV. Friedrich Wilhelm und der Niederlage, welche der Staat in den Kölner Wirren erfahren, für das constitutionelle System darauf an, die katholischen Stimmen sich dienstbar zu machen. Die bezüglichen Verhandlungen mußten mit dem päpstlichen Stuhle direct geführt werden, nachdem durch die Unfehlbarkeitserklärung die Macht der Bischöfe gebrochen war. Dieselben waren um so schwieriger, als die protestantischen Hohenzollern im Besitze der Kaiserkrone. Das Resultat der Action der Regierung war der Friede mit Rom und die Vereinigung aller Staatserhaltenden zum Cartell, so daß bei den Wahlen, zur Freude des alten Kaisers, ein Frühlingshauch durch unser Volk zog, der eine Majorität in der Landesvertretung zuwege brachte, mit welcher die Regierung ihre Aufgaben wieder zu erfüllen vermochte.

Man hat aber Bismarck vorgeworfen: 1) daß er nach Canossa gegangen. Wir können diese Auffassung nicht theilen. Es mag sein, daß die Grenzen der Auseinandersetzung mit Rom für die Evangelischen glücklichere sein konnten. Dazu hätte sich aber in unserem Vaterlande das evangelische Bewußtsein von langer Hand her mehr fühlbar machen, sein Flug ein höherer sein müssen, denn der Staatsmann kann nur mit Potenzen rechnen, die sich politisch darstellen. Auch hat es die Regierung an Aufmunterungen hierzu wenigstens beim Lutherfest nicht fehlen lassen, welches unter den Auspicien unseres Kaiserhauses zu einem Volksfest wurde. Der Antrag Hammerstein kam zu spät, ganz abgesehen davon, daß er über das Ziel hinausschoß. Unter den obwaltenden Umständen verschärfte er den Conflict, indem er die Auseinandersetzung mit Rom erschwerte. Indem die Regierung daher in ihm weniger den Ausdruck eines evangelischen Bewußtseins als des öffentlichen Mißtrauens erkannte, mußte sie die Befriedigung auch seiner berechtigten Wünsche hinausschieben. Wenn aber auch die Grenzen der Auseinandersetzung für uns Evangelische ungünstig gezogen sind, was erst eine spätere Zeit deutlich machen wird, immer bleibt die Thatsache bestehen, daß sich der Staat in der Falck'schen Gesetzgebung von den ihn beengenden Grundsätzen der Charte Waldeck gegenüber auf sich selbst besonnen hat, so daß die Freiheit des modernen Staats den kirchlichen Einflüssen für alle Zeit zum Princip erhoben ist. An diesem Standpunkt ist durch die neuere Gesetzgebung nichts geändert. Die unbeschränkte Freiheit der Kirchen im staatlichen Leben ist und bleibt gebrochen, so lange nicht der Artikel 15 in seiner ursprünglichen Form hergestellt ist, was nicht zu besorgen ist, wenn das deutsche Volk sich selbst treu bleibt;

2) daß Bismarck den Papst veranlaßt habe, sich für unsere staatlichen Wahlen zu interessiren, mithin in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. Als wenn nicht die katholische Kirche durch ihre Geistlichen, welche schon infolge des Cölibats keine anderen Banden als Rom kennen, namentlich durch den Beichtstuhl, schon vorher auch politisch für ihre Zwecke gewirkt hätte und immer wirken wird? Wir finden das Entscheidende der Bismarck'schen Verabredungen darin, daß er den Papst bestimmte, etwas im Gehorsam für König und Vaterland zu thun, was sonst wol nicht dafür geschah;

3) daß Bismarck den Papst zum Schiedsrichter in der Carolinen-Frage erkoren. Und doch handelte es sich dabei um ein internationales Friedenswerk mit einer katholischen Macht, auf welches den Papst als eine ihm würdige Thätigkeit hingewiesen zu haben uns um so nützlicher erscheint, als durch die Befriedigung, welche das Anerbieten den Katholiken im Allgemeinen bereitete, die gereizte Stimmung des Culturkampfes nachließ.

Die Sorge, daß der Vorgang dem päpstlichen Stuhle eine dominirende Stellung in der Welt geschaffen, können wir nicht theilen, so lange die bis an die Zähne gewaffneten Mächte ihre Entscheidung in sich selbst tragen.

Welcher Deutsche wollte übrigens den Muth haben, Bismarck zu zürnen, wenn es erweislich wäre, daß er in der uns überdies nicht wichtigen Carolinen-Frage kriegerischen Verwickelungen, deren Ende nicht abzusehen, vorbeugte.

Wenn die Ultramontanen hiernach ihr Haupt erhoben haben, als wenn sich ein neuer Kampf mit Rom auf der ganzen Linie vorbereite, so haben wir Evangelische uns der Erstehung des evangelischen Bundes insoweit zu freuen, als darin eine Erstarkung unseres Glaubens und Unterstützung der Ziele der Gustav-Adolf-Vereine wahrzunehmen ist. Dazu kommt eine andere nützliche Aufgabe des Bundes, den Angriffen der Ultramontanen gegenüber, namentlich in Ueberwachung und Beeinflussung der Presse das evangelische Bewußtsein in brennenden Fragen, wie Schule und Mischehen, zu beleben, damit wir für die bevorstehenden Kämpfe nicht unvorbereitet sind. Wenn der Bund neuerdings mit der Errichtung eines evangelischen Diakonissenhauses den Boden positiver Leistungen betreten hat, so sind wir auch hiermit in der Voraussetzung einverstanden, daß die Anregung nicht politischen Motiven, sondern der christlichen Liebe entstammt. Allerdings beschreitet der Bund mit dem Missionswerk das Gebiet der christlichen Propaganda, weshalb der im Princip paritätische Staat sich nicht daran betheiligen kann. Der Bund als solcher aber, beschränkt er sich auf solche Aeußerungen des eigenen Lebens, thut nichts Anderes, als was jeder loyale Katholik für sich in Anspruch nehmen muß. Freilich fehlt es dann auch nicht an Stürmern, die weitergehende Ziele haben. Wir fassen die Ausstellungen, welche man diesen macht, in folgenden Punkten zusammen und erörtern sie.

1) Eine weitgehende Unzufriedenheit mit der Regierung. Darüber, daß unserer Kirche eine den katholischen Verhältnissen entsprechende größere Dotation und Sicherstellung ihres Glaubensstandes wünschenswerth und erforderlich wäre, ist unter den maßgebenden Persönlichkeiten im Staate keine Meinungsverschiedenheit gewesen, wol aber über das Maß der Zuwendungen und den Zeitpunkt der Verleihung, indem unsere Kirche, wie ein Leiter des evangelischen Bundes, Pastor Bärwinkel, für Alle, welche hören wollen, deutlich gemacht hat, der Regierung des frommen Kaisers, unter welchem die Unzufriedenheit der Kirchlichen trotz alledem sich breit machte, nicht nur im Verhältniß zu früheren Zeiten großartige Zuwendungen, sondern auch ihre Organisation mit der Generalsynode als Spitze bereits zu danken hatte und der Antrag Hammerstein, welcher jene Wünsche zur Geltung bringen sollte, unter Umständen erfolgte, wo Alles darauf ankam — eine Volksvertretung zu schaffen, mit welcher man regieren konnte — die erforderlichen Verhandlungen mit Rom nicht noch mehr zu verwickeln. Es durften daher die Interessen des evangelischen Bundes mit dem Antrag Hammerstein schon aus Klugheitsrücksichten nicht verquickt werden.

Aus ähnlichen Rücksichten warnen wir davor, eine innere Angelegenheit, wie die Parteinahme für den Oberkirchenrath in dem Falle Harnack, in den Bund zu tragen, zumal, ganz abgesehen davon, daß in principieller Hinsicht kein großer Unterschied sein dürfte, ob der gelehrte Mann an der Universität Marburg oder Berlin unterrichtet, es nur bedenklich erscheint, dem nationalen Standpunkte gegenüber den particularistischen auf Grund von Buchstaben der Verordnungen zu betonen, der Staat auch die Freiheit der Wissenschaft zu schützen hat, ohne welche der Sieg der Wahrheit in Deutschland, auf welchen wir hoffen, im evangelischen Sinne nicht zu erwarten ist. Wenn man trotzdem hofft, der Monarch werde sich darüber, noch dazu im Beginne seiner Regierung, zu seinen vielbewährten auch kirchlichen Räthen in Gegensatz setzen, so übersah man, daß der Versuch, ihn zu einem Parteihaupte zu stempeln, bereits gescheitert war.

2) Feindschaft gegen die katholische Kirche, obwol wir in ihr unsere Mutterkirche zu verehren haben, von der sich ein Luther nur schweren Herzens trennen konnte, auch noch Sedlnitzky sich nur widerstrebend löste. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die so einflußreichen Katholiken der 3. Theil der ganzen Bevölkerung sind. Würdiger, besser und klüger als die Katholischen zu lästern, erscheint uns hiernach, in dem Bekenntniß und der Liebesthätigkeit und gemeinnützigen Bestrebungen mit ihnen zu wetteifern und sie übrigens auf betendem Herzen zu tragen. Von diesem Standpunkte der hohenzollernschen Toleranz beantwortete in diesen Tagen unser Kaiser die Huldigungen des evangelischen Bundes mit der Erklärung: er setze voraus, daß man es an der anderen Religionsgesellschaften, insbesondere den Katholiken schuldigen Achtung nicht werde fehlen lassen.

3) Es macht sich eine Richtung breit, welche nicht dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, indem sie — die Selbständigkeit der Kirche im Auge — die Loslösung von dem historischen Landesbischofthum erstrebt, als wenn nicht die evangelische Landeskirche in Preußen das Eine, was wirklich Noth thut, hätte: unverfälschtes Wort und Sacrament. Wir sind sogar der Mei-

nung, daß, dies Eine nicht zu gefährden, wir Rom gegenüber eine größere Freiheit der Gemeinden und mehr hierarchische Ausgestaltung unserer Kirche ohne den Schutz des Königs als Bischof nicht vertragen könnten. Wir betrachten daher „die Kreuzesgestalt" unserer Kirche als ein Mittel, sie vor Zersplitterung oder Verweltlichung zu bewahren. Allerdings fehlt es uns an praktischem Christenthum. Wer hindert uns aber, dasselbe zu bethätigen, als unsere Schwachheit, der man allerdings auch aufhelfen sollte.

Wenn aber die Kirche des historischen Bandes bedarf, müssen wir die Veranstaltungen, welche nothwendig scheinen, den Träger der Krone in seiner Action als Bischof vor Differenzen mit der Staatsverwaltung zu bewahren, um so mehr hinnehmen, als unser König nicht mehr absolut ist. Sein natürlicher Berather ist in dieser Beziehung zur Zeit der Cultusminister, in welchem wir einen ebenso tapfern als erleuchteten Protestanten zu verehren haben.

Eine Consequenz jenes Strebens nach Befreiung von den territorialistischen Banden ist die neuerlich zur Schau getragene Anschauung, daß die Religion nichts mit der Politik zu thun habe, so daß die Kirche ihre Anhänger ebenso unter den Männern der Linken als der Rechten zu suchen habe. Soweit damit gesagt ist, daß eine Verquickung geistlicher und weltlicher Fragen verwerflich ist, stimmen wir zu, da eine Vermengung von Politik und Religion zur Heuchelei führt. Wenn aber auch Staat und Kirche verschiedene Institutionen sind, welche gesonderte Aufgaben haben, so sollen sie sich doch mit ihren Gaben und Bedürfnissen durchdringen, ohne in einander aufzugehen. Die Kirche soll daher den Staat mit christlichen Grundsätzen vergeistigen und dieser die Kirche auf die Erde zurückführen, um praktisches Christenthum zu üben. Die Vielgestaltigkeit unseres kirchlichen Lebens bewahrt uns vor einem falschen Confessionalismus. Unter solchen Umständen sind wir in Preußen dazu gelangt, daß kirchlich gesinnte Protestanten in dem Bewußtsein, wie Großes Gott an uns unter Führung der Hohenzollern gethan, einer andern als staatserhaltenden Partei nicht angehören können. Die Tendenz, diesen Zusammenhang zu zerreißen, ist dazu angethan, die Gewissen zu verwirren, ein intransigentes Christenthum mit Freikirche und Secten herbeizuführen und die Jugend um den Einfluß unserer Geistlichen zu bringen, welche, auf dem Lande einst im Verein mit den Patronen, bisher die besten Erzieher unseres Volkes waren, so daß wir ihnen unsere politischen Erfolge mit zu verdanken haben.

Wir fassen unsere Betrachtung dahin zusammen, daß die Falck'sche Gesetzgebung, ein nothwendiger Durchgang für unser staatliches Leben, dahin zu modificiren war, daß beide christliche Kirchen für ihr geistiges Leben den erforderlichen Raum haben, der evangelische Bund aber gegenüber der gewaltigen Macht Roms dazu helfen kann, uns Evangelischen die Augen zu öffnen und das kirchliche Leben unter Festhaltung der Liebe zu König und Vaterland auszubauen. Und diese Liebe haben wir auch den Katholiken gegenüber in dem Bewußtsein zu pflegen, daß die Erwählten der Krone auch andern christlichen Gemeinschaften entstammen können. Alsdann können wir in diesem Geiste mit ihnen an unsern staatlichen Aufgaben arbeiten, dazu die Gewissen rühren, das Herz festmachen und unser öffentliches wie privates Leben mit unseren gemeinsamen Idealen erfüllen.

Das nennen wir die allgemeine deutsche christliche Ritterschaft, für welche wir hiermit das Panier aufwerfen! G. E. v. N.

Aus Zinzendorf's Jugendzeit.

II.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Dorsten, 25. Juli (1710).

E. H. gütiges Schreiben, so ich noch in Hennersdorf erhalten, habe damals nicht beantworten können, weil bald darauf meine Reise hierher, um mündlich den Grafen Zinzendorf[1]) zu sprechen, gethan. Ich habe ihm meinen Lutz mitgebracht, welcher ihm wegen seines muntern Geistes gar wohl angestanden und ob er zwar, um den andern Bruder[2]) aufzumuntern, ihn wohl selbst hätte mögen behalten, so hat doch der Herr sein Herz regiert, daß nach meiner Vorstellung, wie der Aufenthalt in Halle ihm auf alle Weise profitable sein würde, (wie wohl jeder, der zumal beide Umstände ansiehet, glaubt) er sich solches gefallen lassen und mir die völlige Freiheit darunter, nach meiner besten Erkenntniß, zu handeln, übergeben, also daß, da morgen, wills Gott, von hier wieder mit dem Kinde nach Hennersdorff gehe, durch Gottes Gnade verhoffe, bald von da ihn nach Halle zu bringen und mich denn auf den vor ihm versprochenen Hofmeister gewiß verlasse.

Ich kann sonst versichern, daß der Hr. Gr. v. Zinzendorf viel Estim vor E. H. Person bezeugt und hat er auch besondere affection zu dem Hrn. Doctor Richter wie denn die Medic. in großem Ruhm dastehen.[3])

Der allmächtige Gott dirigire nun alles zum besten und fahre fort mit seiner Güte, wie er bisher gethan, damit sein Name noch immer weiter ausgebreitet und verherrlicht werde, dessen treuer und väterlicher Obhut ich E. H. überlasse, mich aber in Dero Andenken vor Gott bestens befehle. Von Grund des Herzens verehrende, E. H. gehorsame Dienerin

Canstein 18. Sept. (1710).

Euer HochEhrwürden wenigstens durch einige Zeilen meine dankbarste Erkenntlichkeit vor alle mir bei meiner Anwesenheit in Halle erzeigte Liebe zu bezeugen, würde ich nicht so lange angestanden haben, wofern nicht Dieselben bei Dero wichtigeren Geschäften auch nur in etwas zu stören, so wie allezeit auch bei dieser Gelegenheit, billig mich zurückgehalten gefunden. Inzwischen vermag doch solches nicht gänzlich zu unterlassen und ob ich wohl weder durch diese wenigen Zeilen, noch in der That meiner Pflicht hiervor nach meinem Verlangen Genüge thun werde, so soll doch mit Gott allemahl mein Wunsch vor die Wohlfahrt E. H. theurer Person und die immer weitere Ausbreitung und Vermehrung des Werks des Herrn durch Sie beständig und aufrichtig bleiben.

Uebrigens sollte mich herzlich erfreuen, wenn mein Sohn sich so aufführte, daß E. H. nach Dero redlich gesinnten Intention daran ein Vergnügen haben und gute Hoffnung aufs Künftige schöpfen könnten. Ich darf noch davon wegen seines flüchtigen Wesens mir wenig versprechen, sondern muß unter demüthigem Gebet zum Herrn den Seegen zu dem Pflanzen und Begiessen in Geduld erwarten. Ich befehle denselben E. H. fernerer Liebe und treuen Vorsorge, so, als er ihr eigen Kind wäre, ergebe mich zu E. H. gütigem Andenken und herzlicher Vorbitte mit meinem liebsten Gemahl und sämmtlichen Kindern und verharre mit vieler Hochschätzung, hochwürdiger, hochgeehrtester Herr Professor, Euer HochEhrwürden gehorsame d'Natzmer.

P. S. E. H. Frau Eheliebste befehle ich mich von Herzen, bitte auch um Vergebung, daß um richtige Bestellung ich mit Einliegendem an Lutzgen und seinen Hoffmeister beschwerlich falle. Ich gedenke ihm nicht sehr oft zu schreiben, darum muß es so einrichten, wenn ich ihm schreibe, daß er eine Weile daran zu gedenken hat. Gott aber regiere selbst sein Herz.

Ohne Datum.

E. H. wollen auch von mir mit wenigen Worten, doch redlichem Herzen die Bezeugung meiner schuldigsten Dankbarkeit annehmen wegen der in Wahrheit gegründeten, aber auch nach der Liebe zu meinem Kinde und mir geneigten Erklärung, die Sie bei der Gelegenheit, da man Hrn. Homann, da er erst ein halb Jahr bei meinem Sohn gestanden, in Vorschlag nach Wesel gebracht, von sich vernehmen lassen und mir anderwärtsher bekannt geworden.

Ich weiß, Sie werden nie zugeben, daß man mir den Menschen, sonder mich auch zu befragen, wegnehme, da ich nach seinen jetzigen Umständen auch ein Recht an ihn vermeine zu haben.

Mich wird herzlich erfreuen, wenn mein Lutz, den E. H. doch künftig mit dem Grafentitel nicht belegen, sondern nur schlecht weg, Lutz oder ihren Sohn benennen wollen, sich künftighin besser und gehorsamer, als bisher zu meinem höchsten Mißvergnügen geschehen, aufführet. Wenn die Güte nicht hilft, muß man es mit geziemender Schärfe versuchen, das Gelingen aber, wie E. H. sagen, vom Herrn erwarten.

Mein lieber Herr und ich wünschen E. H. bei dem Wechsel der Zeit den unveränderten in Zeit und Ewigkeit feststehenden Grund aller Hoffnung mit seiner Gnade und Liebe, daß er Dieselbigen in diesem und noch vielen folgenden Jahren mit Seinem Seegen überschütten und an Seele und Leib mit vielem Guten begnadigen wolle. Wir ergeben uns Dero herzlicher Vorbitte und beständigem Andenken und ich verharre, besonders Hochwürdiger, Hochgeehrtester Herr Professor, E. H. gehorsame.

---

[1]) Den Vormund.

[2]) „Lutzens" Bruder Zinzendorf.

[3]) Die Medicamenten-Expedition gewährte den Halle'schen Anstalten zu manchen Zeiten einen großen Ertrag. Die Apotheke gehörte gleich der Verlagsbuchhandlung zu den „erwerbenden Instituten".

Dero Liebste findet hier die Bezeugung meines Dankes und beständigen Wunsches vor Dero Wohlsein.

Kempen, 13. Jan.

Ich bin mit herzlichem Dank nebst meinem lieben Herrn verpflichtet vor E. H. an mich abgelassenes Schreiben vom 4. jan. und darin enthaltenen herzlichen Neujahrs Wunsch. Der Herr wolle solchen in Gnaden erfüllen und auch dasjenige, was E. H. beiderseits beständigst anwünschten nach seiner Verheißung. Uebrigens freue mich, die Frl. Franckenberg so raisonable zu wissen. Habe wohl bereits bei meiner Anwesenheit in Halle zur Genüge sverspüren können, daß sie ziemlich profitiret und würden sich E. H. zum Preis Gottes um desto mehr über diese Frucht ihres ausgestreuten Samens zu ermuntern (?) Ursache finden, wofern Ihnen ihr voriger Humor, so wie mir, bekannt gewesen. Ich sehe aus der Frl. Schreiben, daß Lutz bis dato in Ungehorsam und Unwahrheit fortgefahren. Es betrübt mich vom Grund der Seelen, doch muß ich es dem allmächtigen Gott, der die Herzen in Händen hat, befehlen und mich übrigens beruhigen, daß er in so guter Aufsicht, da nichts an ihm versäumt wird.]

Weil er auch weder an mir noch an seinen papa (dem er doch mit unzählichem Dank verpflichtet) einen Neujahrswunsch geschrieben, so möchte wissen, ob sein Ungehorsam so weit gegangen, daß er auch gegen seine Großmama und oncel, den Grafen v. Zinzendorf, solche Pflicht nicht abgestattet. Verhält sich solches also, so ersuche E. H. ihn darüber severement strafen zu lassen, daß es rechten Nachdruck habe, auch auf dergleichen Art zu thun bei der geringsten Lügen, darauf er sich ertappen läßt. Ich bitte herzlich darum, denn was Worte nicht ausrichten können, muß man ihm durch Fühlen lebendig machen und ist solches anjetzo in aller Schärfe so nöthig, da es hernach bei mehren Jahren zu spät sein würde.

Ich befehle mich mit meinem lieben HErrn E. H. zu herzlicher Vorbitte vor Gott und gütigem Andenken auch Dero Liebsten herzlich, bitte mit dem bösen Kind Geduld zu haben und verharre von Herzen E. H. Meines hochgeehrtesten Herrn Professors gehorsame Dienerin d' Natzmar.

Ich hoffe, Hr. Homann wird aufs Neue an die Mama nach Henn. geschrieben haben, was an Geld vor Lutzen nöthig. Die Frl. Franckenb. bitte von Herzen von uns zu grüßen mit Wünschung alles guten und wird es sonach wohl eine Zeit anstehn, ehe sie von Halle wegkommen wird, also daß sie die noch übrige Zeit desto besser wahrnehmen kann und auf die künftige sich bereite.

Kempen, 20. Dec.[1]

Es hat unlängst meine gnädige Mama an mich geschrieben und mir gemeldet, daß Lutz sie ihres bei seinem Abschied von Hennersdorff ihm gethanen Versprechens, daß, wenn er 2 Jahre in Halle gewesen, sie ihn auch einmal nach Hennersdorff kommen lassen wollte, erinnert, welche Freude sie ihm auch gern machen, vorher aber unsern Willen deßhalb befragen wollen. Da nun der general der Meinung, daß man sowohl der Großmama als dem Knaben dieses plaisir und kurze Veränderung, so vielleicht zu seiner künftigen Besserung mit ausschlagen könnte, gönnen müßte, so habe solches E. H. hierdurch bekannt zu machen mir die Freiheit genommen, damit, wenn meine Mama an E. H. ihr Vorliegen bringen wird, Dieselben, wofern Sie sonst nichts dagegen finden, unserer Genehmhaltung versichert sein können, zumal wir vermuthen, es werde solches auch nicht allzulang angesehen sein. Besonders aber ergehet an Dieselben mein inständiges bitten, wenn der Knabe dahin abreist, ihm sonder beschwerde erst allein zu nehmen und herzlich zu vermahnen, daß er doch so sich daselbst aufführen wolle, wie er es gegen Gott und rechtschaffene leute zu verantworten getraue, besonders aber durch Lügen und Unwahrheit sich an Gott und redlichen leuten nicht versündigen, dadurch aber die unfehlbar darauf erfolgende Strafe des Allerhöchsten und Entziehung Seines Seegens auf sich laden. Es würde seine Aufführung daselbst, die uns nicht verborgen bleiben würde, ein großes thun können sein, vorige Unart entweder zu vergessen oder noch mehr ins Gedächtniß zu rufen — —, so beides auf seine Rechnung kommen würde; aber alles wollen E. H. als vor sich selbst ihm beibringen.

Die Zeit verbietet mir, ein Mehreres hier beizufügen. Von dem l. gen. und mir alles ersprießliche Wohlsein anwünschende und Dieselben göttlicher allwaltender Güte und Schutze bei dem Ende dieses und Anfang des künftigen nebst vielen folgenden gesegneten Jahren (empfehlende), von Herzen mit aller Ergebenheit E. H. E. H., Meines Hochgeehrtesten Hr. professor gehorsame

[1] Wohl 1712 (?).

Ich bitte gütigst zu entschuldigen, daß gegenwärtiges sowohl in großer Eile ziemlich undeutlich geschrieben, als auch sonder Couvert dem Hrn. Baron v. Canstein mit beizuschließen übersandt wird.

Kempen 16. 1. 1713.

Vor E. HochEhrwürden gütigen Neujahrswunsch danke auf das innigste und wiederhole aus vollem Herzen dasjenige, was bereits in meinem Vorhergehenden Denselben herzlich angewünschet. Der getreue Gott halte auch in diesem Jahr seine Schutzhand über Dieselben und sein eigen Werk, führe es in Seegen fort und lasse es immer mehr und weiter ausgebreitet werden. Meiner aufrichtigen Ergebenheit können E. H. beständigst versichert sein und ist es meine innigste Freude, wenn ich höre wie Dieselben unter aller Bedrückung immer fortfahren und nicht müde werden.

Der treue, barmherzige Gott mehre Dero Kräfte und verlängere Dero Jahre, lenke aber insbesondere die Herzen nach seinem Rath und führe alles endlich wohl hinaus.

Wegen meines Sohns bin ich E. H. Meinung. Der general aber glaubte, daß man die l. Mama nicht betrüben müßte, also habe er göttlicher Regierung überlassen; so balde möchte nun vor erst wohl nichts von werden, wie ich wenigstens glaube. Ich wünsche vor allem, daß der große Gott den Knaben mit seinem guten Geist regiere und die theuren Worte ihm fest ins Herz drücke (ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm).

E. H. will bei Dero vielen überhäuften Geschäften nicht länger verweilen, befehle mich Dero beständiger Vorbitte, Liebe und guten Andenken, verharre mit aller Ergebenheit E. H., Meines HochzuverEhrenden, werthesten HErrn Professors und theuren Bruders Gehorsame d'Natzmer.

Dero werthen Eheliebste empfehle mich bestermaßen.

Kempen 9. Februar.

Ich hatte wohl nichts weniger in Gedanken, als daß mir heute die Ehre gebe und das Vergnügen haben sollte, E. H. mit schreiben der beständige Ergebenheit meines Herzens zu bezeugen, allein eine die Frl. Franckenberg schuldige Antwort auf ihr letzt an mir ergangenes Schreiben veranlaßt mich, diesmal außer meinem Vornehmen zu schreiben und E. H. bei Dero sonst überhäuften Geschäften zu stören. Es soll aber ganz kürzlich gefaßt werden.

Vielleicht wird Denselben bekannt sein, daß vor einiger Zeit genöthigt gewesen, ihr, der Frl. Franckenberg, einen scharfen Verweis ihres Erziehens halber zu geben. Das kann sie noch immer nicht verdauen und wird das übrige alles aus dem schreiben an sie, so ich offen übersende, erhellen, worüber und weßhalben ich es urgiret.

Ich habe ihr denn, wo sie ihren schwachen Magen noch nicht curiret findet, keinen bessern Doktor als E. H., den ich zu meinem Richter, sollte es auch zu meiner Beschuldigung sein, ihr vorgeschlagen, finden und recommendiren können.

Sollte sie nun diese Arznei suchen, so habe E. H. voran dazu praepariren wollen, jedoch mit Bitte, den brief nach dessen Ueberlesung zuzumachen, weil ich ihn, auch der Ursach halber, mit einem cachet volant bereitet, ihn Frl. Franckenberg versiegelt zu geben.

Spricht sie nichts davon gegen E. H., so dienet auch nicht, ihr Etwas, daß der Inhalt bekannt, zu erwähnen, sondern, Dero Weisheit nach, bei anderen Gelegenheiten la pierre de touche zu rühren. Gebraucht sie sich aber meines Vorschlages, so bitte vor mich nichts als ein unparteiisches Urtheil aus. Dabei zwar unmöglich, alles das, was zu meinem Vortheil dienen könnte, (schriftlich) beizubringen und nicht Gelegenheit habe der mündlichen Handlung, so hierzu unumgänglich von Nöthen. Allein ich will mich auch nur nach diesem, so einigermaßen aus dem letzten Brief erhellt, Dero Urtheil unterwerfen und, wo wider Willen geirrt und gefehlt, es zu repariren trachten.

Uebrigens mich Dero gütigem Andenken und Dieselben göttlicher allwaltender Obhut recommendirende, verharre von Herzen E. H., meine hochgeehrtesten HErrn Professors, gehorsame Dienerin d'Natzmer.

Ich füge keinen Gruß von meinem l. G. vor jetzo bei, weil derselbe nicht weiß, daß ich schreibe, und über einen unglücklichen Ueberfall des Feindes in unsere hiesigen caval. quartiere schon so occupiret als betrübt, daher ihn nicht zu stören (vermag). Es hat sich zwar derselbe vor Gott und der redlichen Welt nichts darüber beizumessen, die Welt aber und ihre Art ist bekannt, daher auch dieses zu der treuen Vorbitte in aller Stille und geheim herzlich empfehle. Einliegendes bitte H. Crisenio zu geben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 9. Dienstag, den 21. Januar. 1890.

Ein churfürstlich sächsischer Notendruck von 1623.

Von Reinhard Kade.

Einen churfürstlich sächsischen Notendruck vom Jahre 1623 nehme ich zur Besprechung: als ob es nicht viel ältere Musikwerke gäbe, als ob aus dem 16. Jahrhundert nicht genug Seltenheiten vorhanden und sogar aus dem churfürstlichen Sachsen hervorgegangen wären. Man braucht ja nur an die Musterdrucke eines Georg Rhau in Wittenberg, eines Gimel Bergen in Dresden oder einer Beuther'schen Officin in Freiberg zu denken. Aber doch lenke ich mit gutem Grunde auf diesen Druck des beginnenden 17. Jahrhunderts einmal die Aufmerksamkeit hin, weil er gerade für **Sachsens** specielle Musikgeschichte von so ausnehmender Wichtigkeit erscheint, eine Reihe der glänzendsten Namen von damals lebenden Musikern in sich birgt und wie kein anderer zeigen kann, welche reiche Künstlerschaft sich zu jener Zeit in Sachsen zusammenfand. Sodann aber auch darum, weil jener Druck so gut wie unbekannt heutzutage geworden ist. Fétis[1]) kennt das Werk allerdings, giebt jedoch nur einen äußeren Titel und nicht den Ort an, wo er es benützt haben könnte. Der andere, Rob. Eitner[2]) citirt es nach der einzig bisher bekannten Baßstimme, die sich in der Proske'schen Bibliothek zu Regensburg, leider allen evangelischen Forschern schwer zugänglich, befindet, nicht aber den Werth hat wie die Tenorstimme, da diese allein sowol die geistlich gefärbte Vorrede des Verlegers als auch einige Begleitverse anderer Freunde enthält. Die Tenorbücher wurden eben, wie diese Stimme selbst, als der Mittelpunkt angesehen, um den sich die anderen Stimmen zu schaaren hatten, und zu dem Zweck fast regelmäßig glänzender und vollständiger ausgestattet.

Mir ist es nun gelungen, **zwei** vollständige Exemplare mit allen fünf Stimmbüchern in bester Erhaltung aufzufinden. Das eine ruht im Privatbesitz, dem ich es zur Prüfung ablockte, die mir denn auch in freundlichster Weise gestattet wurde. Das andere Exemplar aber liegt in der königl. Bibliothek zu **Berlin**, unbeachtet und ungekannt, und trägt dort die Signatur Mus. ant. G. 930. Die besten Musikgelehrten haben sich diese Entdeckung entgehen lassen, auf die ich selbst durch Umwege gelangte, als ich über Johann Groh, einen Tonkünstler, speciell arbeitete und einen Aufsatz in den Monatsheften für Musikforschung heranzog.[3])

Das Werk, in Kleinfolio gedruckt, nennt sich nun auf der Tenorstimme, wie folgt:

Angst der Hellen
Vnnd
Friede der Seelen
Das ist

Der CXVI. Psalm Davids, durch etzliche vornehme Musicos im Chur: vnd Fürstenthumb Sachsen sehr künstlich vnnd ahnmutig vff den Text gerichtet, Mit V. IV. III. stimmen componiret, von Ihnen durch freundlich:schrifftliches suchen vnnd bitten impetrirt, colligirt, vnnd zuförderst zu GOTTES lob, Ehr vnnd preiß, denen Authoribus aber selber zu grossem danck, vnsterblichem ruhm vnnd erweckung mehr derogleichen nützlicher und heiliger Kirchenarbeit publicirt vnd auß bestendiger Ehr vnd lieb zur Music zum Truck verlegt.

Durch
Burckhard Großman Fürstlichen Sächsischen Amptschössern zu Ihena
vnd Burgau,
Gedruckt zu Ihena bey
JOHAN WEIDNERN
Anno · 1623
Tenor.[4])

Das reiche decorative Titelbild auf dem Tenor ist ganz im Zeitgeschmack gehalten. Oben ein Jehova-Auge, das musicirende Engel umflattern, den Psalter David's singend. Unten aber ist Heulen und Zähneklappern greulich geschildert und durch Beelzebub's stieres Antlitz sichtbar gemacht.

Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Werkes, wie über Großmann, den Verleger, wissen wir nur Weniges. Im Jahre 1616 muß ihn ein schweres Unglück, vielleicht eine gefährliche Krankheit, doch mit endlichem glücklichem Ausgang betroffen und zu der Drucklegung des 116. Psalmes angeregt haben. Die Worte des Psalmisten: „denn du hast meine Seele aus dem Tode gerissen" spielen möglichenfalls darauf an. Ganz Aehnliches sagt er auch in der Vorrede: „Ich hab wegen einer sonderbaren großen Wohlthat und wunderlichen Errettung Gottes, so er mir im Jahre 1616 recht nach dem 116. Psalm David's aus väterlicher Gnade, Güte und Barmherzigkeit erwiesen, eben mit, und aus diesem 116. Psalm und neben euch Herren Musicis allen sechszehn, nicht nur sechszehenmal sondern so lang ich lebe, so lang ich hier bin und bis in alle Ewigkeit seiner göttlichen Allmacht Dank opfern und meine Gelübde bezahlen wollen und sollen."

Dann stockte das Werk bis 1619, wo er aber schon alle Compositionen fertig zusammen hatte: „Aus diesem und weil nunmehr fast 4 Jahr verlauffen, da ich der Herren Composition des 116. Psalms bittlich gesucht und erlanget, hab ich mich besorget, es möchten die Herren uber meine Intention in ungleiche Gedanken gerathen, als wollte ich entweder die Publication desselben gäntzlich anstehen lassen, oder Kaufmannschaft damit treiben und meinen Gewinn darmit suchen, dessen ich denn allerdings nicht in Abrede bin, sondern es ist je und allwege mein Fürhaben und Verlangen gewesen, dies Werk bald zu publiciren, aber nicht Geld und Gut darmit zu gewinnen, sondern es verhelt sich mit diesem Gewinst gar anders. Sonsten aber hat der partirische Mercurius diese publicationen zum wenigsten zwei Jahr verhindert, indem er nicht nur Gold und Silber verpartiret, sondern sich auch der Haderlumpen nicht geschämet, dieselben seltzam und theuer zu machen, damit ja die Papiermühlen, Druckereyen und Buchläden gesperret, verödet und damit alles' Lob, Ehr und Dienst Gottes, samt der Justiz und freyen Künsten getilget und untergedrücket werden

[1]) Biographie universelle des musiciens IV, 429.
[2]) Bibliographie S. 271.
[3]) Vgl. Band XVI.

[4]) Die anderen 4 Stimmen Discant, Alt, Baß und Quinta Vox weichen außer in der einfacheren Titelvignette auch in folgenden Wörtern ab: anmuhtig; auff: und III; und von Ihnen; freundschrifftliches; Ehre; Liebe; Druck; fürstl: Saechs:; Anno Christi. Der Baß allein hat am Schluß die Errata zu den 5 Stimmen.

möchte, und gehet nach ihm (nämlich Mercurius) der vastirende Mars noch damit umb."

Die Ungunst der Zeiten, der anbrechende entsetzliche Krieg mag schwer auf allen geschäftlichen Unternehmungen gelastet haben. Nichtsdestoweniger verliert er den Muth nicht: „Mein Gewerb, Kaufmannschaft und preciosa merx aber, so mit der Herren Composition ich treibe, ist und soll sein: ich will dem Herren meine Gelübde bezahlen für alle seinem Volk, ich will den Herren loben allezeit, sein Lob soll immer in meinem Munde sein."

Endlich, 1623, kam die Ausgabe zu Stande, begleitet von den empfehlenden lateinischen Gedichten, die Johann Maior, der Jenenser Superintendent, ferner Johann Gerhard, Johann Himmel, der Freiberger Superintendent Abraham Gensreff, Wolfgang Heider, der Professor Salomon Glassius und Adrian Beyer dem Buche mit auf den Weg gaben und in denen sie den Herausgeber bald in akrostichischer oder chronostichischer Weise oder als den Megalander (= Großmann) feierten.

Hierauf beginnen mit Bl. A die 16 Compositionen über den 116. Psalm in 43 Einzelsätzen von den folgenden 16 verschiedenen Meistern: Hermann Schein, Melchior Frank, Rogier Michael, Michael Praetorius, Tobias Michael, Johann Groe, Michael Altenburg, Heinrich Schütz, Christian Michael, Daniel Michael, Johann Krause, Abraham Gensreff, Christof Demantius, Andres Finold, Caspar Trost, Nicolaus Erich. Wir können in deren Zahl gewisse Gruppen unschwer unterscheiden.

Deutlich sehen wir, daß der Jenenser Verleger einzelne Jenenser Persönlichkeiten nicht ganz übergehen konnte. Nur bot die Stadt an Künstlergrößen nicht eben viel. Er mußte an den dortigen Organisten Caspar Trost sich wenden, der in demselben Jahre ein paar hübsche Gelegenheitsstücke, eine vierstimmige Arie über die Worte: „Ich weiß daß mein Herr Jesu Christ, der mich erlöst, am Leben ist" und eine Hochzeitsmotette zu 8 Stimmen verfertigt hatte![5]) Nicht viel besser stand es mit dem Jenenser Cantor Nicolaus Erich, der 1622 für den dortigen Rector magnificentissimus Grafen Ernst Ludwig den 1. Psalm mit 6 Stimmen gesetzt hatte.[6]) Beide Künstler gaben ihr geistiges Scherflein bereitwillig hin.

Nachdem Großmann seinen Jenensischen Verpflichtungen nachgekommen war, folgte er seinem eigenen künstlerischen Gedankengange, der sich dahin richtete, in allen Landestheilen die besten Musiker zu gewinnen. Er ging zunächst seine Freunde an. Dahin gehörte ohne Zweifel Magister Michael Altenburg, Pfarrer zu Groß-Sömmerda im Thüringischen. Nicht blos Gelehrter[7]), sondern auch Musiker, hatte er außer sogenannten „Intraden" den 15. Psalm und das 53. Capitel des Esaias zu 6 Stimmen neben vielen Kirch- und Hausgesängen componirt, so daß einem Drucker schon an ihm gelegen sein konnte. Altenburg lieferte denn auch in sechs Theilen ein Opus, das nicht zu seinen schlechtesten Arbeiten zählt.

Möglich, daß unsern Großmann mit dem folgenden Künstler ebenfalls Freundschaft verknüpfte, mit Andreas Finold, einem Schulmeister zu Schloß-Heldrungen. Denn es ist sonst kein rechter Grund abzusehen, warum er auf diesen Mann gerieth, dessen Magnificat Genethliacum und ein Prodromus musicus (Erfurt 1620) ziemlich das Einzige sind, was wir von ihm kennen.[8])

Anders lag die Sache in dieser Hinsicht mit einem ihm auch vielleicht befreundeten sächsischen Componisten, dessen Name allein schon dem Buche zum Vortheil ausschlagen konnte: ich meine Melchior Frank, der, aus Zittau gebürtig, um 1603 das Kapellmeisteramt zu Coburg bekleidete, überreich an tüchtigen Werken, ausgezeichnet auf dem Gebiete des weltlichen Liedes (1604 deutsche weltliche Gesänge von 4—8 Stimmen), wie des geistlichen Gesanges, bei jeder Gelegenheit ein williger Componist. Besitzt doch die Leipziger Stadtbibliothek 35 Gelegenheitscompositionen von ihm, und seine übrigen Werke füllen ganze Spalten.

Die Sonne jedoch der musikalischen Welt leuchtete dazumal aus Dresden. Die Stiftung der Cantorei von 1545 durch Churfürst Moritz war eine That, die der Gründung der drei Fürstenschulen nichts nachgab. Sie führte durch ein Jahrhundert hin die größten Musiker nach Dresden, sie hatte auch im Anfang des 17. Jahrhunderts tüchtige Leute in die Residenz gelockt. Wir brauchen hier nicht an kleinere Geister, wie z. B. Johann Groh, zu denken, den Großmann um eine Arbeit bat. Leider wissen wir von den Beziehungen Großmann's zu diesem Dresdner Meister ebensowenig, wie von dem Künstler selbst, wissen nur, daß er, ein geborener Dresdner, von 1604 in Meißen als Organist zu St. Afra thätig war und von 1623 der Kapelle des Junkers Rudolph v. Bünau zu Weesenstein vorstand. Neben 36 Intraden (1603), 30 Paduanen und Galliarden (1604) und dem „Bettler-Mantel von mancherlei guten Flicklein zusammen gestickt und geflickt" (1606) hat er den 104. Psalm 1613 gesangsweise gesetzt und 1625 sein „geistliches, musikalisches Kleeblättlein" drucken lassen. Nun käme dieser 116. Psalm zu 5 Stimmen und in 3 Theilen als neues Geistesproduct von ihm hinzu.[9])

Wer aber um diese Zeit an der Spitze der Dresdner Kapelle stand, das war Rogier Michael,[10]) der getreue, unter vier Churfürsten erprobte Mann, der bedeutende Musiker, der zu dem ersten Dresdner Gesangbuche von 1593 eine vierstimmige Bearbeitung zu 53 darin enthaltenen Melodien geliefert, 2 Passionen und ein großes Tedeum gefertigt hatte.[11]) Auch seine Mitwirkung nahm Großmann in Anspruch und bekam eine Composition in zwei Sätzen, die der Autor wol nicht mehr selber im Druck gesehen hat, da er wahrscheinlich schon 1619 starb. Darauf deuten die Worte der Vorrede hin: „Churf. Sächs. alter Kapellmeister". Denn Altersschwäche beugte ihn, sodaß ihm schon 1613 bei feierlichen Gelegenheiten in Michael Praetorius, dem herzogl. braunschweigischen Kapellmeister, eine Aushilfe geschafft werden mußte. Auch bei diesem Tonkünstler, Praetorius, bestellte sich Großmann eine Bearbeitung des 116. Psalms und erhielt sie, die jedoch erst nach des Praetorius Tode herauskam, der gewöhnlich 1621 angesetzt wird. Jetzt findet diese Annahme durch ein eingedrucktes Blatt in der Quinta Vox unseres Werkes vollste Bestätigung. Da heißt es: „Praetorius hat auch ein ganz bewegliches und geistreiches Schreiben an mich (Großmann) gethan, darinnen er saget, daß er nicht nur zu freundlicher Willfahrung meiner christlichen Bitte, sondern auch ihme selbsten zum Valete diesen Psalm componiret und damit beschlossen haben wolle. Inmassen er denn kurz darauf selig verstorben und in die himmlische Capell transferirt worden; des vermuthlich er nach solcher Composition keine Noten mehr aufgesetzet, als hab ich zu seinem ewiglobwürdigen Gedächtnis und zu schuldiger Dankbarkeit dieses seines letzten Willens Valete und Schwanengesang hierbei nicht vergessen, sondern seine Ordinanz, wie er dieselbe mir unter seiner eigenen Hand zugeschickt, anhero praefigiren lassen wollen und sollen." Und nun folgt des Praetorius Bericht „was beim musiciren seiner Komposition dieses 116. Psalms zu observiren". Der Psalm könne auch mit 5 Instrumenten begleitet und diese könnten entweder bei den Vokalisten oder absonderlich aufgestellt werden. „Werden sie bei den Vokalisten gestellet, machen sie nur dasjenige, dabei die Wörter Violino, Viola und Tutti gesetzet, das andere aber, da „voce" übergeschrieben stehet und allein von den Vokalisten gemachet wird, müssen sie pausiren." „Die Symphonien vor allen dreien Theilen — fährt er fort — müssen mit Violen und andern Instrumenten gemachet werden. Wenn aber die Instrument nicht vorhanden, kann man die Symphonien auf einem Regal oder Clavicymbel machen. Wären aber weder Regal noch Clavicymbel vorhanden, so müssen die Symphonien alle außen bleiben." Hier bewegen wir uns also schon ganz auf modernem Gebiet: das vokale Element tritt zurück, die Instrumente bekommen den Vorrang: es sind die Einwirkungen der Madrigalmusik und der italienischen Oper.

Bat Großmann so den Vertreter Rogier Michael's um einen Beitrag, so behelligte er auch dessen Nachfolger im Amt, den großen Henricus Schütz, „kurf. sächs. Oberkapellmeister zu Dresden". Sein Satz zu fünf Stimmen in fünf Theilen bildet einen werthvollen Beitrag zur Schützliteratur und ist den heutigen Schützherausgebern nur aus jener oben erwähnten Baßstimme, nicht aber vollständig bekannt. Besonders weist der 4. Theil: „sei nun wieder

---

[5]) Vergl Walther, Musik. Lex. unter Trost.

[6]) Eine Motette von 1619 „Ach Gott wie ist's gar so elend" befindet sich von ihm in Freiberg. Gymnas.-Bibl. III. 4°. 99. — Ein Psalm auf der hiesigen Stadtbibliothek.

[7]) Vergl. Jöcher's Lex. s. v. und Monatsh. f. Musikgesch. Bd. 14.

[8]) Außerdem noch: Die frölich Aufferstehung Jesu Christi mit II, III und IV Stimmen gesetzt. Erfurt, 1621. Fol.

[9]) In Pirna liegt von Joh Groh eine geschriebene Stimme mit den 2 Sätzen: „Wohl dem" und „Siehe meine Freundin" à 6 voc. Gewiß Hochzeitslieder. Ferner noch 6 weitere deutsche Sätze verschiedenen Inhalts. Die Bünauer hatten langherige Beziehungen mit Dresdener Musikern: 19 Dec. 1589 verklagt Frau Justina von Bünau ufm Wehsenstein den Kapellmeister Forster wegen 5 Gulden.

[10]) Vgl. Beilage zur Leipziger Zeitung. 1888. Nr. 36

[11]) Vgl meinen Aufsatz über ihn in der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft. V Jahrg. 1889. Heft 2

zufrieden" große Schönheiten auf und befolgt schon da die dramatischen Effecte, die wir bei Schütz in seiner gleichzeitigen Auferstehungsgeschichte und seinen späteren Passionsmusiken bewundern.

Die vier Söhne des Rogier Michael, die alle der Musik sich ergeben hatten, gestatteten es Großmann, sein Buch passend zu erweitern. Da sind es die beiden Gebrüder Christian und Daniel Michael, die ihm zur Seite gehen mußten. Der Christian [12]) ist uns von diesen „fratres germani" schon bekannt (kgl. sächs. Hauptstaatsarchiv. Loc. 7423, 3. Abtheilg. Registratur über Universität 2c.); er war, so viel man ermittelt, Organist an St. Nicolai zu Leipzig, wie auch sein Bruder Samuel. Der Daniel aber ließ sich weder durch das Staatsarchiv noch sonst wo nachweisen und gewinnt schon darum an Interesse. Der dritte Sohn Tobias, lange Zeit in Stellung beim Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, leitete später in Leipzig den Chorus musicus an der Thomaskirche und gab unter Anderen 1635 die musikalische Seelenlust mit 50 teutschen Concertstücken heraus. So vereinigt Großmann's Werk die ganze Michael'sche Familie, deren Mitglieder sich im rühmlichen Eifer gegenseitig zu überbieten versuchen. Der Vater setzt den Psalm zu 5 Stimmen in 2 Abtheilungen, Christian in 3 Theilen, Daniel in 4 und Tobias endlich in 6 Abschnitten!

Durch diesen letzten Tobias wurde dem Großmann ein anderer Künstler in Sondershausen zugänglich mit Namen Johann Krause, den ich nicht weiter nachzuweisen vermag.

Ebenso zahlreich wie Michael's Familie erwies sich die Schaar seiner Schüler. Einer der vorzüglichsten bleibt unzweifelhaft Hermann Schein, der uns auch in Großmann's Psalmenwerk begegnet. Er wurde ja von ihm „in der musica sowol theoretica als practica mit sonderbarem Fleiß ferner und gründlicher instituiret; dahero auch erfolget, daß er auf allen Instrumenten etwas zu practiciren sich unterfangen, welches ohne ersprießlichen Succes nicht abgangen" [13]). Er hat für Leipzigs Musikleben im 17. Jahrhundert eine nicht zu unterschätzende Stellung. Er gehört zu den drei großen „S", wie man sich auszudrücken pflegte: Schütz, Scheidt, Schein. Er wirkte von 1615 an über 15 Jahre als Thomascantor bis 1631, wo ihm dann merkwürdigerweise wieder des Rogier Michael ältester Sohn Tobias folgte. Sonderbare Verknüpfung der Künstlerfamilien. Kein Werk brachte es zu solcher Anerkennung wie Schein's Musica boscareccia, Waldliedlein zu drei Stimmen (1621), gewissermaßen die Vorläufer unserer heutigen Lieder „im Freien zu singen". Kein Werk ist für die protestantische Kirche so grundlegend geworden wie Schein's Cantional von 1627. Ein anderer Schüler Rogier Michael's lebte noch um 1623 in Freiberg: der hochgelehrte dortige Superintendent und poëta laureatus Abraham Gensreff, jener vielgebildete Mann, Dichter, Orator, Theolog, in dessen Hause das gelehrte Freiberg des 17. Jahrhunderts culminirte [14]. In dem Jahre der Herausgabe 1623 hatte er gerade den jungen Dr. Andreas Möller in sein Haus als Erzieher seines Sohnes aufgenommen, der später als bedeutender Chronist die Geschichte Freibergs so mustergiltig aufzeichnen sollte [15]). Wir wußten schon früher aus der Leichpredigt auf ihn [16]), wie er die Musik gehegt und gepflegt und einige Zeit geschwankt habe, ob er nicht lieber ganz die holde Kunst der Töne betreiben sollte. Nun erfahren wir aus einem lateinischen Gedicht von ihm alles Nähere. Als noch der Flaum der ersten Jugend um sein Kinn gespielt, da hätte er gewußt, was Musik sei, hätte auch Lieder und Melodien erfinden können. Jetzt sei unter dem Druck der Geschäfte die Liebe zu Phoebus abgestorben. Aber doch sei die alte Lust wieder erwacht. Er schreibt an Großmann:

„Weiland's, des Druckenden, Brief: ihm mußt' ich die Bitte gewähren.
Hast du durch ihn doch zuerst mit uns, Burkarde, verhandelt.
Und es siegte die Rede des töneberühmten Rogerus. [17])
(Unter ihm hab ich gelernt zu machen ein künstlerisch Antlitz.)
Dieser hat es gewünscht, es sollte der einstige Schüler
Laufen auf ähnlicher Bahn mit ihm, der des Dienstes entlassen.
Deine Freundschaft, sie hat mich besiegt, deine herrliche Tugend,
Wenn ich als heisere Gans auch krächzte unter den Schwänen." [18])

So sandte denn Gensreff auch eine Composition ein, die einzige, die von ihm überhaupt im Druck vorhanden ist. Sie hält sich ganz im Zeitgeschmack und verräth keine besondere künstlerische Tiefe, wenn sie auch die contrapunktischen Regeln in allen fünf Stimmen voll beachtet. Doch über den ersten Satz ist er nicht hinausgekommen; er bricht ab mit dem lateinischen Distichon, welches er unter den Schluß setzt:

„Mehreres möchte ich wohl, doch hindern's die Lasten der Arbeit:
Mehreres geben gewiß Musiker wirklich von Fach."

Er fühlte, daß er Gottes Wort besser im Munde als die Notenfeder in der Hand führen könnte, und trat schweigend hinter seinem Freiberger Domcantor, den liederreichen Christoph Demantius zurück, den Großmann, sicher auf Gensreff's Empfehlung, mit heranzog. Dieser, eigentlich ein Böhme von Geburt und aus Reichenberg stammend, war 1604 nach Freiberg an das dortige Cantorat gelangt und diente hier gegen 40 Jahre treu der Stadt und der Kunst. Es ist erstaunlich, was dieser Mann an Liedern, Tänzen, Motetten Alles geschaffen und in seiner „Corona musica" (1610), Triades Sioniae (1619) und in vielen anderen größeren Werken veröffentlicht hat. Nur wer über diesen Meister Alles, wie ich, gesammelt hat, kann die Fruchtbarkeit und die Begabung ermessen, die eine zusammenfassende Darstellung erheischen. Seine Bearbeitung des 116. Psalms verleugnet denn auch die Vorzüge seiner Muse in keiner Weise: sie fließt leicht dahin, ihm fehlen nie Gedanken, er braucht mit seinen Gaben nicht zu kargen.

Damit schließt die Reihe der Componisten in Großmann's Werk. Daß neben trefflichen Arbeiten auch viel Mittelgut mit unterläuft, versteht sich von selbst. Omnia praeclara rara. Den kunsthistorischen Werth verliert die Ausgabe darum nicht, und es bleibt ewig zu beklagen, daß Sachsens Bibliotheken von diesem nationalen Notendruck kein einziges Exemplar besitzen.

---

[12]) Zwei Couranten von ihm siehe in der Beilage unter: „Tänze" zum VII. Jahrg. der Monatshefte für Musikg.

[13]) Leichpredigt auf Schein. Monatshefte für Musikg. III, 27.

[14]) Vgl. die Leichpredigt auf ihn von Balthasar Wagner. 1637.

[15]) Vgl. meine Biographie Möller's im neuen Sächs. Archiv.

[16]) Vom Jahre 1637. Bei Georg Beuther in Freiberg. Gymnasial-Bibl. Bd. 2 u. 9.

[17]) = Rogier Michael, Dresdener Kapellmeister.

[18]) Da die Verse ungemein schwierig zu übersetzen sind, will ich sie doch gleich selber hersetzen:

„Litera Weilaudi, digni nescire repulsam,
Per quem nobiscum primum es, Burcharde, locutus,
Vicit et ancipitem celebris suadela Rogeri,
(Artificem vultum sub cuius pollice duxi)
Discipulum veterem parilique tramite secum
Iam rude donato extrema vice currere gestit,
Et tua me vicit pietas atque inclyta virtus
Inter et argutos raucus streperem anser olores."

In dem vorletzten Wort liegt gewiß eine Anspielung auf seinen Namen: Gans-reff.

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — Karl Biedermann, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte 1815—1840: Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870". Erster Band. Breslau, S. Schottländer. VII, 346 S. 8°. — Wir gestehen offen, daß wir das Buch mit einer zwiefachen Besorgniß in die Hand nahmen: einmal war es uns zweifelhaft, ob es nach den verschiedenartigen Werken v. Sybel's, Treitschke's, Müller's einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkomme, und dann befürchteten wir, daß des Verfassers scharf ausgeprägter politischer Standpunkt ihn zur Einseitigkeit verleiten und dem Werke ein besonderes Gepräge aufdrücken könnte. Unsere Befürchtungen erwiesen sich aber nach beiden Richtungen hin als grundlos. Mit großer Befriedigung haben wir das Werk gelesen. Es steht mitten inne zwischen den großen, in erster Linie für den Forscher und Politiker geschriebenen Darstellungen und denen, die ausschließlich das Bedürfniß der breitesten Masse berücksichtigen; es beruht auf einem sorgfältigen Quellenstudium, das sich aber nicht anspruchsvoll vordrängt, es ist geschrieben für jeden Gebildeten unseres Volkes, nicht am wenigsten für die gebildete Jugend, der ja aus leicht ersichtlichen und wohl gerechtfertigten Gründen diese Periode der Geschichte ihres Volkes nicht in der Schule gelehrt werden kann. Wie leicht die Darstellung auch zu sein scheint, sie ist überall quellenmäßig gestützt und begründet und frei von aller leichtsinnigen Oberflächlichkeit, die manche, volksthümlich sein sollende Geschichtswerke kennzeichnet. So kann man von dem Biedermann'schen Werke mit Recht sagen, daß es einem thatsächlich vorhandenen Bedürfnisse entspricht und eine Lücke ausfüllt. Was unsere zweite Befürchtung

anlangt, so erwies sich auch diese als fast ganz grundlos. Biedermann ist überall bemüht gewesen, unparteiisch zu sein, auch dort, wo es ihm sichtlich schwer fiel. Die abgeklärte Ruhe macht einen wohlthuenden Eindruck, man merkt, daß der Verf. nicht zu denen gehört, deren kindischer Stolz darin besteht, nichts gelernt und nichts vergessen zu haben. Vielleicht beurtheilt er einen oder den andern Träger der Reactionsgedanken etwas zu hart, aber es ist auch bei der Beurtheilung dieser Epoche das Streben nach Gerechtigkeit bemerkbar. Wenig sympathisch haben uns die kurzen Erwähnungen der sächsischen Verhältnisse berührt; Friedrich August war ein andrer Mann, als er hiernach gewesen zu sein scheint. Freilich darf man dem Verf. aus diesem Urtheil keinen allzuschweren Vorwurf machen, da ja leider selbst die maßgebenden sächsischen Geschichtswerke von einem unbefangenen Urtheile über jenen König weit entfernt sind. Trotz dieser kleinen Ausstellung sprechen wir dem Werke im Ganzen unsere lebhafte Anerkennung wegen seiner strengen Sachlichkeit und Gerechtigkeit aus. Ueber den Inhalt können wir uns kurz fassen. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit vom Wiener Congreß 1815 bis zur Wiener Schlußacte 1820 und beschäftigt sich besonders eingehend mit dem Congreß, der sächsisch-polnischen Frage, dem Kriege gegen Napoleon 1815, dem zweiten Pariser Frieden, den burschenschaftlichen Bewegungen, den Anfängen des parlamentarischen Lebens und der Zeit der Reaction. Die Darstellung ist klar, die Sprache edel, der Stil in der Hauptsache, wenn man von den oft beliebten Einschaltungen absieht, fließend. Möge das Buch die freundliche Aufnahme finden, die es verdient!

W—k. **Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Von William James. 31. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von C. Stoffel. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. 1890. — Unter den englischen Wörterbüchern gehört das vorliegende zu den bekannteren und die wiederholten Auflagen beweisen, daß es sich gut eingebürgert hat. Es wird für die Bedürfnisse des allgemeinen Gebrauchs nicht versagen; seltener vorkommende Wörter sind allerdings nicht aufgenommen, und wenn auch bei einzelnen Wörtern die Bedeutung nicht ganz erschöpft ist, da ja den Zwecken eines Handwörterbuches immer gewisse Grenzen gesteckt sind, so ist doch der Wortschatz ein reichhaltiger, und durch die gute Ausstattung mit dem deutlichen Druck wird die praktische Brauchbarkeit erhöht. Die Erklärung der am meisten vorkommenden Abkürzungen in der englischen Schriftsprache (S. 518—521) ist eine wichtige Beigabe. Im deutschen Theile ist S. 225 Kommerzienrath nach der alten Orthographie mit h stehen geblieben, sonst ist die sogen. neue Orthographie durchgeführt.

— **Die Fabrikation und Raffinirung des Glases**, von Wilhelm Mertens, Glashüttentechniker. Mit 86 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag. — Die Glasindustrie, deren Ursprung bis in das Alterthum zurückreicht, ist schon häufig beschrieben worden. Von den zahllosen Erfindungen und Verbesserungen, welche die moderne Technik der alten Glasmacherkunst hinzugefügt hat, sind aber viele als Fabrikgeheimniß bewahrt und nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Der Verf. hat sich nun zur Aufgabe gestellt, den heutigen Standpunkt der Glasindustrie möglichst genau darzustellen. Der heutige Standpunkt dieser Industrie ist aber ein sehr hoher. Mit Recht erwähnt der Verf. in dieser Beziehung die österreichische Abtheilung auf der Münchener Kunstgewerbeausstellung vom Jahre 1888. Wir können ihm aus eigener Anschauung beistimmen. Die prachtvollen Gravirungen von J. & L. Lobmeyer in Wien wurden allgemein bewundert. Sie zählten unserer Ansicht nach überhaupt zu dem Allerbesten, was diese reichhaltige Ausstellung zu bieten vermochte. Besonders übte die Prunkschale mit der die Hochzeit des Neptun und der Amphitrite darstellenden Gravirung eine bedeutende Anziehungskraft aus. Es dürfte wol ein allgemeines Interesse haben, zu sehen, wie derartige Erzeugnisse des Kunstgewerbes entstehen. Der Verf. führt uns in dem vorliegenden Buche die Herstellung aller Erzeugnisse der Glasindustrie vor. Nach einer historischen Einleitung über den Ursprung der Glasindustrie werden in gesonderten Capiteln besprochen: die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Glases, die Zusammensetzung desselben, die Schmelzmaterialien, die Färbungsmittel, die Bereitung der Glasgemenge, der Hafen- und Ofenbau, das Schmelzen des Glasgemenges, die Fehler des Glases, die Eintheilung verschiedener Glasarten, die Grünglas- oder Flaschenfabrikation, das halbweiße Krystallglas, die Weißhohlglas-, Tafelglas- und Spiegelglasfabrikation, die Herstellung durchsichtiger, halbdurchsichtiger, opaker und sogenannter Kunstgläser sowie einer Anzahl besonderer Glasarten. Eine zweite Abtheilung des Buches behandelt die weitere Bearbeitung und Decorirung oder, wie der Verf. sagt, die Raffinirung des Glases. Die einzelnen Capitelüberschriften lauten: der Schliff, das Belegen und Versilbern des Spiegel- und Hohlglases, die Glasmalerei, Vergoldung des Hohlglases mittels Malerei, Rubiniren und Lasiren, gelüsterte und irisirende Gläser, das Aetzen des Glases mittels Fluorwasserstoffsäure, Sandblasverfahren, Abzugsfarbenbilder auf Glas, Diaphanien- oder Glacier-Glasdecoration, Eisblumentafelglas. Den Schluß des sehr reichhaltigen Werkes bildet ein alphabetisches Sachregister. Die Darstellung ist an sich leicht faßlich, nur läßt der Periodenbau zu wünschen übrig. Der Verf. schreibt z. B.: „Zum Glase werden sämmtliche gebrannte Mineralglasuren gezählt, weshalb das Glas schon sehr früh bekannt gewesen sein muß, dessen eigentlichen Ursprung man jedoch in dem Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit nicht feststellen kann." Wer an dergleichen etwas bedenklichen Aeußerungen keinen Anstoß nimmt und sich für die Fabrikation des Glases interessirt, dürfte in der Lectüre des vorliegenden Buches Befriedigung finden. U.

— **Zodiakallicht, Sonne und Kometen** von H. Gruson, Geheimer Commerzienrath. Magdeburg, Verlag von Albert Rathke. — Arbeiten wie die vorliegende pflegen jährlich mehrere zu erscheinen. Ihr Zweck soll sein, einzelne astronomische Erscheinungen oder wol auch die Gesammtheit der Erscheinungen im Universum auf möglichst einfachem Wege zu erklären. Physikalische Kenntnisse in größerem Umfange besitzen die betreffenden Autoren nicht, sehr häufig sogar ist von ihnen irgend ein physikalisches Princip falsch verstanden und angewandt worden, nach dessen Richtigstellung das ganze Lehrgebäude zusammenstürzt. Wenn ich dieses Mal von dem Grundsatze, derartige literarische Erscheinungen mit Stillschweigen zu übergehen, abgehe, so geschieht dies lediglich der Persönlichkeit des Verfassers wegen; die Broschüre eingehender zu besprechen, liegt aber kein Anlaß vor. — Das Zodiakallicht erklärt Hr. Gruson als eine Dämmerungserscheinung, welche in der vom Monde hervorgebrachten Fluthwelle der Atmosphäre vor sich gehen soll. Ohne sonst weiter auf diese Idee einzugehen, bemerke ich nur, daß das Zodiakallicht, welches nach dieser Erklärung an die Tage um die Zeit des Neu- oder Vollmondes gebunden sein müßte, oft Wochen lang Tag für Tag in der nämlichen Ausdehnung und Intensität zu sehen ist. Auch würde die gegen den Horizont schiefliegende Lichtpyramide durch eine derartige Dämmerungserscheinung nicht erklärt werden, wie Hr. Gruson glaubt. — Die Sonne denkt sich Hr. Gruson als feuerflüssige Masse, deren Theile infolge der Rotation der Sonne dem Aequator derselben zustreben, hier angelangt, nach den Polen abgleiten und von diesen in der Richtung der Achse wieder nach dem Centrum gelangen. Durch die hierbei unter höchstem Drucke erzeugte Reibung der einzelnen Theilchen an einander soll die Wärme der Sonne hervorgebracht werden. Viele Anhänger wird sich diese Hypothese wol nicht erwerben. Die weiteren Schlußfolgerungen sind mir auch bei eingehenderem Durchlesen der Broschüre nicht recht klar geworden. Wenn die ganze Arbeit nicht nur auf eine Mystification des Publicums hinausläuft, muß ich aber annehmen, daß Hr. Gruson sich über das Wesen von Licht und Wärme nicht ganz klar ist. Dr. B. Peter.

J. R. **Der Erbgraf.** Roman von E. Hartner. Zwei Bände. Leipzig, Carl Reißner. 7 M. — Der Leser erinnert sich vielleicht von den Besprechungen für den Weihnachtstisch her der Anzeige von Eva Hartner's „Stütze der Hausfrau"; dieselbe konnte, da die Verfasserin vor Kurzem gestorben, zugleich zu einem Nachruf auf eine unserer besten Schriftstellerinnen werden, die für junge Mädchen geschrieben haben. E. Hartner hat aber auch Romane verfaßt, ja ihre Thätigkeit als Romanschriftstellerin scheint sogar ihre ursprüngliche gewesen zu sein, mit der sie begann; hier liegt ein solcher Roman von ihr vor. Wir müssen nach dieser Probe jedoch gestehen, daß wir es begreiflich finden, wenn diese Romane auf kein rechtes Interesse gestoßen sind: von irgend welcher Bedeutung zeugt dieser eine wenigstens nicht. Es ist, um es kurz zu sagen, Schablonenarbeit, die man hier vor sich hat, zwar gerade keine schlechte Schablonenarbeit, aber immer doch Arbeit nach bekannten Mustern, mit abgebrauchten Motiven und Typen und einer nicht eben feinen Intrigue. Der Schwerpunkt der Hartner'schen Thätigkeit lag, nach dieser einen Arbeit zu urtheilen, auf anderem Gebiete, auf dem der Jugendschriftstellerei für junge Mädchen („Versuche und Erfolge" u. A. m.).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel u. Haupt-Inhalt des Jahrg. 1889.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 9. Dienstag, den 22. Januar. 1889.

Baron v. Staël-Holstein und Gustav III. von Schweden.

Lady Blennerhassett hat in ihrem Buch über Frau v. Staël das Verhältniß des Barons v. Staël zu Gustav III. zwar mehrfach berührt, doch nicht in dem vollen Lichte der Wahrheit erscheinen lassen, was ihren Zwecken auch wol nicht ganz entsprochen hätte. Und doch wäre eine ganz wahrheitsgetreue Schilderung dieses Verhältnisses um so gebotener gewesen, als es erst kürzlich durch den Herausgeber der diplomatischen Correspondenz des Barons, Hrn. L. Leouzon le Duc, in einem trüben Lichte zur Darstellung gebracht worden ist.

Erik Magnus Baron v. Staël-Holstein, nachdem er mehrere Jahre in der Armee seines Vaterlandes gedient, war 1778 der schwedischen Gesandtschaft in Paris beigegeben worden, wo er sich nicht nur das Wohlwollen und Vertrauen seines Vorgesetzten, des Grafen Creutz, sondern auch das Ludwig's XVI. und Marie-Antoinette's erwarb und der erklärte Schützling und Liebling verschiedener der angesehensten und einflußreichsten Damen der hohen Gesellschaft, insbesondere von Mad. de Boufflers, der Freundin Gustav's III., wurde. Staël war ohne Vermögen, ja, sogar bald mit Schulden belastet. „Der arme Staël — schreibt Graf Creutz im April 1778 an Gustav III. — ist in einer bemitleidenswerthen Lage. Seine Mittel sind völlig erschöpft —, er hat keinen rothen Heller mehr.“ In dieser Bedrängniß hatte Staël sein Auge auf eine der reichsten Erbinnen der französischen Hauptstadt, auf die kaum 13jährige Dem. Necker geworfen. Von Liebe konnte damals gewiß nicht die Rede sein, wenn sie auch später bei ihm ohne Zweifel erwachte. Er hatte Gustav III. sehr bald zum Vertrauten seiner Absichten gemacht, der diese auch ermuntert zu haben scheint. Inzwischen war Madame Necker von Mad. de Boufflers darüber erforscht worden, die jedoch nur unter der Voraussetzung einige Hoffnung gab, daß Gustav III. dem Baron eine vollkommen gesicherte Stellung in Frankreich verleihe oder erwirke. Die Sache scheint sehr lange im Ungewissen geblieben zu sein, so daß sowol der junge Graf Stedingk, als der junge Graf Fersen nach Rückkehr aus dem amerikanischen Befreiungskriege das Auge ebenfalls auf die junge reiche Erbin werfen konnten, sofort ihre Absichten aber aufgaben, als sie erfuhren, welche Hoffnungen ihr Freund Staël auf diese Verbindung gesetzt. Aus dem Jahre 1782 liegen mehrere Briefe vor, welche beweisen, daß Staël inzwischen auch Marie-Antoinette in sein Interesse zu ziehen verstanden hatte. So schreibt Staël am 15. April d. J. an Gustav III.: „Die Königin wollte Ew. Majestät für mich um die Nachfolge an der Pariser Gesandtschaft bitten, aber der König sagte, daß das Zartgefühl dies verbiete.“ Und am selben Tage heißt es in einem Briefe des Grafen Creutz: „Wenn Ew. Majestät ihn (Staël) zu Ihren Gesandten ernennten, so würde ihn dies in den Besitz eines der größten Vermögen Europas bringen, was für den Glanz und Einfluß einer solchen Gesandtschaft sehr schätzenswerth wäre.“ Gustav III. zögerte gleichwol, Staël völlig zufrieden zu stellen, erklärte sich aber bereit, ihn der Gesandtschaft als bevollmächtigten Geschäftsträger beizuordnen. Als Staël von der Ernennung eines anderen Gesandten hörte, gerieth er darüber in die größte Aufregung, welche in einem an Gustav III. gerichteten Schreiben zu ergreifendem Ausdruck kommt. „Meine Lage ist furchtbar — heißt es darin — und ich kann durch nichts vom Sturze errettet werden, als durch den Widerruf dieser Ernennung, welche mein Unglück macht.“ Gustav III. beabsichtigte damals gerade eine längere Reise nach dem Festlande anzutreten, deren schließliches und hauptsächliches Ziel Paris war. Auf Verwendung Ludwig's XVI. und Marie-Antoinette's war nach der Abreise des Grafen Creutz vorläufig die Absendung eines neuen Gesandten unterblieben und Staël zum bevollmächtigten Minister Schwedens ernannt worden. Der Erhebung desselben zum Gesandten sollte jedoch nach dem Wunsche Gustav's III. Staël's Verbindung mit Dem. Necker, vielleicht auch die Erfüllung des von ihm erhobenen Anspruchs auf eine der französischen Antillen vorausgehen. Staël hatte vergeblich gehofft, daß Necker die Reise des schwedischen Königs benützen werde, um sich mit diesem persönlich ins Vernehmen zu setzen. Indessen ließ sich derselbe doch zur endlichen Feststellung seiner Bedingungen herbei. Sie bestanden zunächst in der Zusicherung des Pariser Gesandtschaftspostens für Staël auf Lebenszeit oder in einer Pension von 25000 Livres für den Fall, daß Staël diesen Posten doch durch unvorhergesehene Umstände verlieren sollte; ferner in dem Grafentitel und dem Orden des Polarsterns für diesen, sowie in der Zusicherung, nur mit Necker's Zustimmung und vorübergehend nach Schweden berufen werden zu können, und endlich in der ausdrücklichen Erklärung Marie-Antoinette's, daß diese Heirath ihren Wünschen entspreche.

Aus dieser letzten Bestimmung läßt sich erkennen, welchen Werth Necker damals auf sein Verhältniß zu der Königin legte. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese seine Ansprüche bei Gustav III., den sie in Trianon mit so großer Auszeichnung empfing und bewirthete, aufs Eifrigste unterstützte. „Ich kann Ihnen nicht genug für die Gnade danken — heißt es in einem von ihr am 1. Oct. 1784 an den inzwischen nach Schweden zurückgekehrten Gustav III. gerichteten Schreiben — welche Sie diesem armen Schweden zu Theil werden lassen. Er wird sehr glücklich sein und die geringe Hoffnung, welche er hatte, wird ihm die Güte Ew. Majestät um so fühlbarer machen.“ In Wahrheit hatte Gustav III. sich aber nur theilweise zu den Bedingungen Necker's verpflichten wollen. Auch scheinen sich neue Schwierigkeiten erhoben zu haben. Im Juni 1785 war wieder Alles so unsicher, daß der schwedische König an Fersen schreiben konnte: „Wenn den Zeitungen zu glauben wäre (das Gerücht war in der That, was Fersen betrifft, völlig grundlos), so würden Sie auf dem Punkte stehen, die große Heirath abzuschließen, an welcher der arme Staël dann ohne Zweifel gescheitert ist.“ Erst im October erklärte sich Necker endlich bereit, auf die Vorschläge Gustav's III. einzugehen, welcher den Grafentitel beharrlich verweigerte und auch bei Ernennung zum Gesandten sich nur für 12 Jahre verpflichten wollte. „Herr Necker — schreibt Fersen am 15. d. Mts. — ist endlich entschieden. Er giebt ihm (Staël) seine Tochter. Das ist eine herrliche Sache und ich freue mich derselben für Herrn v. Staël auf das Lebhafteste. Die Hochzeit soll am 10. oder 15. Nov. stattfinden.“ Sie verzögerte sich jedoch bis zum Januar 1786.

Staël hatte also seine Heirath, welche ihm zwar kein Herzensglück, wol aber eine glänzende, einflußreiche Stellung gewährte, wesentlich der Gnade und dem Vertrauen Gustav's III., sowie der Fürsprache Marie-Antoinette's zu danken. Auch Fersen hatte sich dabei als Freund bewährt. Er hätte demnach alle Ursache gehabt, sich dafür erkenntlich zu zeigen und das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Dies würde auch wol ohne den Einfluß seiner Gattin und des Necker'schen Kreises geschehen sein; wenn sein Verhältniß zu ersterer aber auch bald ein sehr unglückliches wurde, stand er doch ganz unter der Herrschaft derselben. Der Necker'sche Salon war schon immer einer der Mittelpunkte des freien philosophischen Geistes der Zeit gewesen; seit dem Sturze des ersten

Necker'schen Ministeriums war er aber auch noch zu einem Sammelplatze der politischen Opposition geworden, deren Seele die geist- und temperamentvolle schwedische Gesandtin nun wurde. Wenn sie sich hier jedoch noch einigen Zwang auferlegen mußte, weil die Ansichten ihres Vaters gemäßigter als die ihren waren und er sich einer ungleich größeren Zurückhaltung befleißigte, so konnte sie sich derselben um so mehr im eigenen Hause entbinden, wo die freiesten, kühnsten Geister sich zusammenzufinden pflegten, um ihren leidenschaftlichen Ansichten und Orakelsprüchen zu lauschen.

Wie sehr die Ansichten der Tochter von denen des Vaters, besonders in Betreff der Königin, abwichen, läßt sich unter Anderem aus folgendem Zuge erkennen. Marie-Antoinette hatte Necker theilnehmend auf die Verschwendung seines Schwiegersohnes aufmerksam machen lassen. Necker nahm diese Warnungen mit dankbarer Rührung auf. Anders Frau v. Staël, die gerade mit den Anordnungen zu einem Frühstück beschäftigt war. „Bestelle also das Essen — schließt der ihrem Gatten davon Mittheilung machende Bericht spöttisch — sechzehn Entrées werden genug sein. Die guten Lehren der Königin tragen, wie Du siehst, ihre Früchte."

Gleich der ins erste Jahr ihrer Ehe fallende unglückselige Halsbandprozeß giebt Gelegenheit, die Wirkungen dieses Einflusses in den Berichten Staël's an seinen König erkennen zu lassen. Berichteten sie diesem doch Beide darüber. Weder hier noch dort aber gab es ein theilnehmendes Wort für die so schwer beleidigte Königin. Ja, nach der völligen Freisprechung des Cardinals, die doch einer moralischen Verurtheilung der letzteren gleichkam, erblickt man Staël, der doch früher eine so große Bewunderung der trefflichen Eigenschaften der Königin an den Tag legte, plötzlich auf Seiten Derer, welche die Verbannung des Cardinals als unverdiente Härte verurtheilten. Das fast gleichzeitig erfolgende Exil Necker's, der in einer Vertheidigungsschrift seiner früheren Verwaltung die gegenwärtige Regierung bloßgestellt hatte, verstärkte noch diese Spannung. Wol war es, wie schon bei früherer Gelegenheit, auch jetzt wieder die Königin, welche für Necker eintrat und zwei lebhafte Auseinandersetzungen mit ihrem Gemahl deshalb hatte. Für Frau v. Staël, die ihren Vater in die Verbannung begleitete, stand es jedoch ohne Weiteres fest, daß nur die Königin die Veranlassung davon sei. Auch hier zeigte sich wieder der Gegensatz, in welchem sie zu der milderen Auffassung ihres Vaters stand. Während Necker sein Schicksal mit großer Gelassenheit trug und Hr. v. Staël Gustav III. zunächst der Wahrheit entsprechend berichtet hatte: „Die Königin hat Hrn. Necker mit außerordentlichem Eifer und Wohlwollen vertheidigt" — vermochte Frau v. Staël ihre Entrüstung und ihre vorgefaßte Meinung über die Königin selbst noch dann nicht zu besiegen, als ihr das wahre Verhalten der letzteren längst bekannt und der über Necker verhängte Bann wieder aufgehoben war. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder recht offen, wie sehr Staël in diesen Dingen von ihrem Einflusse abhing. „Wenn sie (die Königin) — schrieb sie ihm damals — Dich zu sehen verlangt, so sprich, wie wir dies verabredet, mit großer Würde über meinen Vater zu ihr, indem Du sie fühlen lässest, daß diese Maßregel weit nützlicher für sie und den König, als für meinen Vater ist.... Ich gestehe, wenn Deine Stellung, wenn Dein Dir vom König anvertrautes Amt es erlaubte, so würde ich nach Versailles nie wieder den Fuß setzen. Es würde mir ein Genuß sein, mich meinem Stolz überlassen zu können und mich für immer von dort zu verbannen." Selbst die kurze Zeit später auf Betrieb der Königin erfolgende Berufung Necker's an die Spitze der Regierung vermochte diesen Groll nicht zu mindern. Vielmehr benützte Frau v. Staël ihr erstes Wiedererscheinen bei Hofe, um, wie die spätere Herzogin von Abrantes, eine ihrer eifrigsten Bewundererinnen, erzählt, ihren Salon wegen des angeblich kühlen Empfangs, den sie bei der Königin gefunden und aus dem sie sofort auf eine geheime Feindseligkeit derselben gegen ihren Vater schloß, in die größte Aufregung zu versetzen. Auch Staël berichtet die Ernennung seines Schwiegervaters: „Herr Necker ist auf Vorschlag der Königin Minister geworden" mit dem abschwächenden Zusatz: „noch mehr aber auf den Wunsch der Nation". Es wurde jetzt überhaupt mehr und mehr bei ihm Regel, jedes Lob, das er der Königin nothgedrungen zollen mußte, durch einen es begleitenden Tadel abzuschwächen; den Tadel dagegen mit etwas Lob zu verzuckern, um ihm desto leichter Eingang zu verschaffen. Als Grundzug der Correspondenz tritt jetzt deutlich die Absicht hervor, Gustav III. von der Nothwendigkeit der Revolution, von der Nichtigkeit des Königs und dem schädlichen Einfluß der Königin zu überzeugen und Necker als den einzigen Mann hinzustellen, welcher den Thron und Staat zu retten vermöge. Im Uebrigen suchte er die Verhältnisse so sachlich und unparteiisch zur Darstellung zu bringen, als es diese Voreingenommenheit zuließ, die freilich Allem ihre besondere Beleuchtung und Färbung gab. Man hat daher neben sehr vielen schiefen auch sehr vielen richtigen Urtheilen über Dinge und Menschen, vielen zutreffenden Vorausblicken neben eben so vielen falschen Voraussetzungen darin zu begegnen.

Zunächst scheint Gustav III. der einseitigen, parteiischen Berichterstattung seines Gesandten keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, weil ihn die Vorbereitungen zu dem Kriege mit Rußland, sowie später dieser Krieg selbst und die unter dem Schutze desselben ausbrechende Militärrevolution zu sehr in Anspruch nahmen, jener Krieg ihn auch zu einer Annäherung an Preußen und England drängte, was in Paris nicht gut aufgenommen werden konnte und aufgenommen worden ist. Gerade letzteres mußte aber auch wieder die Aufmerksamkeit Gustav's III., der seine Allianz mit Frankreich nicht preisgeben wollte, auf die französischen Zustände hinlenken. Er überzeugte sich rasch, wie sehr sich Staël unter dem Einfluß Necker's und des revolutionären Geistes befand. Kaum daß er die in Gothenburg eingedrungenen Dänen daraus wieder verdrängt und noch ehe er den mit Aufstand drohenden Adel zum zweiten Mal niedergeworfen hatte, sandte er den jungen Grafen Fersen, der seltsamer Weise zugleich in schwedischen und französischen Diensten stand, nach Frankreich zurück, um gelegentlich dort seine Interessen bei Hofe vertreten zu können, während er Staël ruhig fortfahren ließ, ihm im früheren Sinne Bericht zu erstatten. Staël stellte die Königin jetzt nicht nur als die entschiedenste Gegnerin Necker's, sondern auch als eine geheime Gegnerin Gustav's III. dar, was beides möglicherweise seine Ueberzeugung war, den Thatsachen aber gewiß nicht in dem Grade und Umfange, wie er es glauben machen wollte, entsprach. Die Unzufriedenheit und das Mißtrauen, welches die Königin gelegentlich gegen Necker und Gustav III. an den Tag legte, war jedenfalls nur vorübergehend und durch die Verhältnisse gerechtfertigt. Nach Staël aber sollte die Königin mit dem Grafen Artois an der Spitze der gegen Necker gerichteten Kabale stehen; hauptsächlich sollte sie die Vereinigung der drei Stände verhindert und die kurze Zeit später erfolgende neue Verbannung Necker's bewirkt haben. Die kürzlich veröffentlichten Depeschen Mercy d'Argenteau's an seine Regierung aber beweisen, daß die Königin an jener Kabale, an deren Spitze die Prinzen Condé und Conti, sowie Mad. Adelaide und der Graf Artois standen, gar keinen Antheil gehabt, wenn sie auch zeitweilig den von ihnen ausgehenden Verdächtigungen Necker's Glauben geschenkt haben mag; daß sie es vielmehr war, welche zuletzt, auf Mercy's Rath, doch noch die Vereinigung der drei Stände, sowie später die Rückberufung der drei in Ungnade entlassenen Minister: Necker, Montmorin und St. Priest, durchsetzte. Am 12. Juli 1789 hatte Staël Gustav III. die Verbannung Necker's gemeldet. Er mochte durch dieses Ereigniß auch seine Stellung mit für bedroht und das Vertrauen Gustav's III. sowie die Gunst Marie-Antoinette's für verscherzt halten. Obschon er auch in diesem Briefe wieder Gelegenheit nimmt, die Aufrichtigkeit der Königin gegen Gustav III. in Zweifel zu ziehen, entblödet er sich doch nicht, darin zugleich an die ihm von Beiden in Bezug auf seine Pariser Anstellung ertheilten Versprechungen zu erinnern. „Ich zweifle nicht — heißt es nämlich darin — daß die Königin von Ew. Majestät die Ernennung des Hrn. v. Fersen zum hiesigen Gesandten Ew. Majestät zu erlangen strebt. Ich beunruhige mich darüber aber nicht, denn Ew. Majestät ist keiner Wortbrüchigkeit fähig. Ich vertraue der Freiheit Ihres Urtheils, welches mir günstig sein wird, weil ich Ihnen treu gedient habe. Nicht das mir von Ew. Majestät ertheilte Versprechen ist, was mir diese Sicherheit giebt, ich würde es Ihnen gern zu Füßen legen, wenn mein Eifer Ihnen nicht angenehm wäre, aber ich habe das Glück, die Versicherung der Zufriedenheit Ew. Majestät zu besitzen." Aus einem Brief Frau v. Staël's an Gustav III. vom 16. August 1789 geht hervor, daß Staël auf ihren Betrieb Necker 10 Tage lang in die Verbannung begleitet und hierdurch trotz seiner amtlichen Stellung ganz offen gegen Ludwig XVI. und dessen Regierung Partei ergriffen hatte. Gustav III. war keineswegs blind gegen diese und ähnliche Ausschreitungen seines Gesandten. Schon auf Staël's Bericht vom 9. Juli hatte er eigenhändig bemerkt: „Man muß Staël doch fragen, welches der eigentliche Plan Necker's denn ist, da ich noch keinen anderen als den zu erblicken vermag, als Beruhiger des Königreichs auf Kosten des Königs und Frankreichs zu glänzen." Der Grund, weshalb er Staël gleichwol auf seinem Posten beließ, findet sich in einer, freilich viel späteren Depesche Taube's an Staël rückhaltlos ausgesprochen, in welcher es heißt, daß alle an Staël gerichteten Depeschen im Sinne der Revolution

geschrieben seien, weil man den Anschein gewinnen wolle, als ob man seine Berichte beachte, doch nur um auf diese Weise die Ansichten und Absichten der revolutionären Partei besser durchschauen zu können. Dies wirft auch ein Licht auf die Aufforderung, welche Gustav III. Staël damals zugehen ließ, ein deutliches Bild von der Nationalversammlung und ihren verschiedenen Parteien zu entwerfen. Staël begriff wol, daß diese Berichterstattung zugleich ein Prüfstein seiner eigenen Gesinnung war, und es ist anzuerkennen, daß sie für die äußersten revolutionären Parteien keineswegs schmeichelhaft ausfiel. Weder Mirabeau, noch Lafayette und Barnave wurden geschont, obschon sie wol noch immer Besucher seines Salons waren. Staël entschuldigte sich aber gelegentlich damit, daß der Umgang mit diesen Persönlichkeiten eine Nothwendigkeit sei, um die Lage erforschen und richtig beurtheilen zu können. Die einzige ehrenhafte Partei, die es für ihn damals noch gab, war natürlich die Partei Necker's, zu der Männer wie Mounier, Lally Tolendal, Clermont Tonnère gehörten, der aber vor nicht langer Zeit auch Lafayette, Barnave, die Lameth, Dupont angehört hatten. Von der Königin, die, wie er kurze Zeit früher berichtet, sehr niedergeschlagen gewesen sein sollte, weil ihr Einfluß völlig vernichtet sei, heißt es jetzt: „Die Königin hat wieder ein wenig in der öffentlichen Meinung gewonnen wegen des heroischen Muthes, den sie gezeigt. Die Lehre, die sie erhalten, ist aber so stark, daß sie, wie man glaubt, entschlossen ist, sich nicht mehr in die Geschäfte zu mischen."

Staël spielt hier auf die Ereignisse des 5. und 6. October an. Necker, der inzwischen wieder zurückberufen worden war und von dem Staël noch am Vorabende dieser Ereignisse gerühmt hatte, daß in ihm allein die Sicherheit des Königs und der Königin liege, hatte ihre Gefangennahme und schmachvolle Ueberführung nach Paris so wenig zu verhindern vermocht, als er die Erstürmung der Bastille verhindert haben würde, die gewöhnlich als eine Folge seiner Verbannung dargestellt wird, wenn er zugegen gewesen wäre. Diese Gewaltthaten lagen im Gange der Revolution, das äußere Motiv, an das man sie knüpfte, war stets nur ein zufälliges. Die Erstürmung der Bastille hatte ganz unmittelbar die Auswanderung des Prinzen Condé und des Grafen Artois nach sich gezogen, denen Gustav III. sofort Gastfreundschaft anbot und sich dabei als entschiedener Feind der Revolution erklärte. Diese Briefe waren durch Indiscretion in die Oeffentlichkeit gelangt, so daß Staël zu seiner nicht geringen Verblüffung eines Tages davon in Paris umlaufende Abschriften zu sehen erhielt und ihm hiernach kein Zweifel mehr blieb, in welch schreiendem Widerspruch sich sein Verhalten zu dem seines Königs befand, der, ihn jedenfalls völlig durchschauend, auch seinerseits ein ähnliches, auf Täuschung berechnetes Spiel mit ihm trieb. Staël schrieb am 1. November darüber an Gustav III.: „Man liest hier in allen Clubs einen reizenden Brief Ew. Majestät an den Prinzen Condé. Auch sagt man, daß Sie einen zweiten an den Grafen von Artois geschrieben haben. Die Aristokraten sind sehr stolz auf die Ehre, die Ew. Majestät ihrem Führer erwiesen." Die in diesen Worten versteckt liegende kleine Bosheit tritt besonders hervor, wenn man sie mit der Schilderung vergleicht, die Staël Gustav III. wenige Tage früher von den Aristokraten gegeben, doch glaube ich für diese Frau v. Staël verantwortlich machen zu dürfen.

Das Unrecht Staël's lag sicher nicht darin, daß er von der Revolution eine ganz andere Ansicht, als Gustav III. hatte und dessen hierauf gegründete Politik für eben so verderblich für die französische Königsfamilie und Frankreich, wie für Gustav III. und Schweden selbst hielt, sondern nur darin, daß er weitmehr die Politik Necker's, als die seines Königs vertrat, sein Haus unter dem Schutz seiner Stellung zum Sammelplatz der revolutionären Parteigänger, zum Sitze der revolutionären Agitation machte und seinem König zum Theil ganz einseitig gefärbte, ja, was die Königin Marie-Antoinette insbesondere betraf, ganz unrichtige Berichte einsandte. Hr. Léouzon le Duc behauptet zwar, daß ein Charakter von der Lauterkeit Staël's eine so egoistische und ausschweifende Politik wie die Gustav's III. nicht zu vertreten fähig gewesen sei. Wenn dies aber wirklich der Fall gewesen wäre, hätte er um so mehr, falls seine Rathschläge nicht befolgt wurden, von seiner Stellung zurücktreten sollen. Statt dessen aber schmeichelte er, um sich denselben geneigt zu machen, bei jeder Gelegenheit seinem König und berief sich auf das ihm von diesem vertrauensvoll gegebene Versprechen, um sich in seiner Stellung zu erhalten. In Wahrheit war Gustav III. aber keineswegs blos der prahlerische Theaterkönig, zu welchem Léouzon le Duc ihn zu machen sucht, wenn er auch ohne Zweifel Züge von einem solchen zeigt. Er bewahrte daneben in außerordentlichen Lebenslagen bedeutende Regenteneigenschaften. Er gehörte zu denjenigen Fürsten, welche unter dem Einfluß der neuen philosophischen Ideen den Mißbräuchen ihrer Länder zu steuern und die Lage der unterdrückten Stände zu verbessern suchten. Der französischen Revolution stand er freilich sehr einseitig gegenüber, weil er immer nur den Fürsten, nicht aber den Völkern das Recht einräumte, Veränderungen in der Regierung herbeizuführen, selbst wenn diese Veränderungen Verbesserungen waren. Er läßt daher auch dem Könige rathen, falls sein Fluchtversuch gelingen sollte, die Nationalversammlung und Alles, was durch sie geschehen, für ungesetzlich zu erklären, die königliche Machtvollkommenheit ganz so wieder herzustellen, wie sie vor der Revolution gewesen sei, ebenso die drei Stände, dagegen aber auch alle Ungleichheit bei Erhebung der Steuern aufzuheben, dem Herzog von Orleans den Prozeß zu machen, die Disciplin in der Armee wieder herzustellen und sich für immer von Paris zurückzuziehen und diese Mörderhöhle dem verdienten Untergang zu weihen. Seine Theilnahme an dem Schicksal der königlichen Familie war ursprünglich eine ganz uneigennützige. Er wurde dazu zunächst von dem Gefühl einer hochherzigen Ritterlichkeit bestimmt. Auch hielt er es für eine Ehrenpflicht aller Fürsten, das in Ludwig XVI. bedrohte und erniedrigte Königthum zu rächen und wiederherzustellen. Später mischten sich freilich um so mehr eigennützige Beweggründe mit ein, weil er nicht die Mittel besaß, um seine hochfliegenden Pläne zur Ausführung zu bringen, was zum Theil seinem sinnlosen Hang zur Verschwendung zur Last gelegt werden muß.

Wenn nun auch anzuerkennen ist, daß Staël seit der Kenntnißnahme jenes von Gustav III. an den Prinzen von Condé gerichteten Briefs sich in seinen Mittheilungen ungleich vorsichtiger, sachlicher und unparteiischer zeigt, so gab er durch sein übriges Verhalten doch noch fortgesetzt Anlaß zum Mißtrauen. Schon im December 1789 beklagt sich der König wieder darüber, daß Staël ihm nur Zeitungen schicke, welche im Sinne der Nationalversammlung geschrieben seien. Der König hielt es damals für nöthig, Fersen förmlich zu seinem geheimen Gesandten bei Ludwig XVI. zu machen und mit der unmittelbaren Correspondenz mit ihm selbst zu betrauen. Der intimere Verkehr Fersen's mit dem französischen Hofe scheint aber Staël sehr bald verdächtig geworden zu sein, da er im April 1790 wieder einmal seine Stellung zur Sprache bringt. Er erinnert aufs Neue an die ihm gemachten Versprechungen und kann es nicht glauben, daß die Königin, welche dieselben herbeigeführt, jetzt auf ihre Nichterfüllung dringe. Er giebt zu, daß es aus der Ferne betrachtet scheinen möge, als ob Necker die Revolution herbeigeführt habe, der beste Beweis der Unschuld desselben liege jedoch in der Thatsache, daß er den revolutionären Parteien selbst mißliebig und verdächtig geworden sei.

Die Annahme der Constitution von Seiten Ludwig's XVI. brachte Gustav III. in größte Aufregung. Er wies den Brief, in welchem der französische König ihm davon Anzeige machte, verächtlich zurück und würde letzteren ohne die beschwichtigende Zwischenkunft Fersen's ganz aufgegeben haben. Die Annäherung des Hofes an Mirabeau ist Staël schon im August 1790 bekannt. Im December weiß er schon von Fluchtgerüchten Bericht zu erstatten; daneben auch noch immer von dem Uebelwollen der Königin gegen Gustav III., wovon schon seit lange nicht mehr die Rede sein konnte, wenn es überhaupt jemals ernstlich bestanden hatte. Anfang März schreibt Fersen unter Anderem an den Vertrauten Gustav's III., Kammerherrn v. Taube: „Das Betragen von Madame Chicogne (dieser Spitzname Frau v. Staël's weist darauf hin, daß schon öfter über sie zwischen ihnen die Rede war) setzt mich sehr in Verlegenheit, und Alles, was man darüber nicht aufhört zu schreiben, ist für den König bloßstellend. Ich thue mein Möglichstes, sie öffentlich zu entschuldigen, und das, was man über sie und die Gesellschaft im Hause ihres Gatten erzählt, für Verleumdungen zu erklären. Dies nützt aber nichts und Ludwig XVI., sowie die Königin sind empört über sie und insbesondere über das, was sie gelegentlich der Abreise der Tanten des Königs gesagt hat."

Um diese Zeit waren die Vorbereitungen zu dem von Mirabeau in Anregung gebrachten, nun aber anderen Händen anvertrauten Fluchtversuch schon im Gange. Die Behauptung des dänischen Gesandten, Fersen habe diese Vorbereitungen so offen und kopflos betrieben, daß sie vor Jedermanns Augen gelegen hätten, verdient keinen Glauben. Fersen zeichnete sich vielmehr durch große Verschwiegenheit aus. Der beste Gegenbeweis ist, daß sogar Staël von dem Fluchtversuch ganz überrascht wurde. Noch am Tage vorher hatte er Gustav III. von dem Anerbieten einer der

hervorragendsten Personen der Nationalversammlung berichtet, einen für Schweden sehr vortheilhaften Vertrag zum Abschluß zu bringen. Im Schlosse waren dagegen die viel zu umfänglichen Vorbereitungen allerdings nicht unbemerkt geblieben und eine der Kammerfrauen, Mlle. Rocherette, hatte dies ihrem Geliebten, Gouvion, verrathen. Nichtsdestoweniger hatte die Flucht des Königs, soweit sie von Fersen geleitet wurde, nicht das mindeste Hinderniß zu überwinden. Durch die Gefangennahme der königlichen Familie wurden die Verhältnisse aber so schwierig, daß Staël sich endlich (am 30. Juni) hinsichtlich der Absichten des Königs, der um die Flucht Ludwig's XVI. ja gewußt haben mußte, bestimmte Aufschlüsse erbat. Inzwischen hatte Gustav III. Staël bereits mittheilen lassen, daß er jeden von der Nationalversammlung an ihn abgeschickten Unterhändler als Verschwörer behandeln werde, daher es im Interesse seiner Stellung liege, der Absendung einer derartigen Gesandtschaft zuvorzukommen. In einer zweiten noch vor Ankunft von Staël's Gesuch um Aufschluß abgegangenen und durch die Zeitungen veröffentlichten Depesche des Königs an diesen aber heißt es: „Vertreter eines Königs, der, indem er bei seinen Völkern eine gerechte Freiheit beschützt, durch sein ganzes Leben bewährt hat, der Hüter der öffentlichen Ordnung und der Würde seiner Krone zu sein, haben Sie sich in all ihren Handlungen diesem meinem Leben und meinen ausgesprochenen Gesinnungen, meinem bekannten Charakter und der Würde des Throns der Gustave gemäß zu verhalten."

Staël konnte sich nun also nicht mehr über Mangel an genügender Kenntniß der Absichten seines Königs beklagen. Obschon sein Verhältniß zu der herrschenden revolutionären Partei, wie diese selbst, große Veränderungen erfahren hatte und er nach dem Sturz seines Schwiegervaters auch unter sich den Boden nicht mehr recht sicher fühlte, blieben seine Haltung und sein Verhalten noch immer in Widerspruch mit den ausgesprochenen Wünschen und Befehlen seines königlichen Herrn. Am 25. October schreibt Fersen an Marie-Antoinette, daß Staël die schrecklichsten Dinge über ihn in Umlauf bringe, ihm sogar seinen Kutscher abtrünnig gemacht habe und alle Welt gegen ihn verhetze. Und Anfang November hat Marie-Antoinette wieder an Fersen zu berichten, daß Frau v. Staël Alles aufbiete, um Hrn. v. Narbonne, der, zu den Jacobinern zählend, der begünstigte Liebhaber derselben war, ans Ruder zu bringen, und sie nie eine größere und verwickeltere Intrigue als diese gesehen habe. Einen Monat später war Narbonne wirklich Minister, was Staël an Gustav III. mit Befriedigung meldete, obschon durch dessen Intriguen Ludwig XVI. noch der letzten treuen Minister beraubt wurde, Hr. D. Lessart infolge davon elend zu Grunde ging und nur wenig fehlte, daß der Königin schon damals der Prozeß gemacht wurde. Am 15. November aber konnte Taube wieder an Fersen schreiben: „Unser Dummkopf, Baron v. Staël, hat die Unverschämtheit gehabt, dem Könige einen Vertrag mit den Revolutionären der Nationalversammlung in Vorschlag zu bringen und große Vortheile davon zu versprechen." Es geschah in seiner Depesche vom 25. August. Wenn Staël, um sich zu rechtfertigen, gelegentlich auf die Anklagen und Verdächtigungen hinweist, die nun auch gegen ihn selber hervortraten, so erklärt sich dies nur aus dem Gange der Revolution, welcher die Revolutionäre von gestern in den Augen der Vorgeschritteneren in Aristokraten verwandelte, bis endlich die Schreckensherrschaft kein Ueberbieten mehr zuließ. Im Februar 1792 war der Bruch zwischen Gustav III. und Frankreich nicht mehr zu bemänteln. Staël ward abberufen und kurz nach seinem Eintreffen in Stockholm ward in der Nacht vom 15. zum 16. März der König das Opfer einer Verschwörung. Die Rettungspläne der unglücklichen französischen Königsfamilie, denen Gustav III. die letzte Zeit seines Lebens fast völlig geweiht, wurden von Schweden nicht weiter verfolgt.

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

J. R. **Kaiser Wilhelm II.** Das Leben unseres Kaisers und Königs. Deutschlands Volk erzählt von Franz Thomas. Mit vielen Illustrationen. Düsseldorf, Felix Bagel. 75 ₰. — Diese Kaiserbiographie soll zum bevorstehenden Kaisergeburtstage als Festgabe dienen: sie bildet eine Art von Fortsetzung zu den im gleichen Verlage erschienenen und von demselben Verfasser herrührenden volksthümlichen Lebensbildern von Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich. In die bis Ende 1888 fortgeführte Lebensbeschreibung des neuen Kaisers sind mehrfach Auszüge aus Reden und Erlassen eingeflochten.

— **Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins**, herausgeg. von Herman Riegel. — Der deutsche Sprachverein kann unbestritten schon auf recht erfreuliche Ergebnisse seiner Arbeit hinweisen. Das wichtigste dürfte wol das sein, daß die Spötterei über „pedantischen Purismus" u. dgl. fast ganz verstummt ist. Auch kann man dem Sprachverein das Zeugniß kaum versagen, daß er sich vor Uebertreibungen sorgfältig hütet und redlich bestrebt ist, jede Leidenschaftlichkeit von dem löblichen und berechtigten Kampfe gegen die lästigen Wildlinge und das häßliche Unkraut im Garten der Muttersprache fern zu halten. Wir freuen uns, in der neuesten Nummer der Zeitschrift des Vereins zu lesen, daß der Gesammtverein jetzt 125 Zweigvereine und über 9000 Mitglieder hat. Schade, daß man die gesinnungstüchtigen Freunde des Vereins, die nicht Mitglieder sind, keiner Zählung unterwerfen kann; ihre Zahl würde, das sind wir überzeugt, die der Gegner bedeutend übertreffen. Aber jeder Freund einer reinen Sprache weiß aus eigener Erfahrung, daß auch auf diesem Gebiete gar oft der Geist wol willig, aber das Fleisch schwach ist, und wir rathen daher Jedem, dem die Ziele des Sprachvereins am Herzen liegen, sich ihm anzuschließen. Für den Jahresbeitrag von 3 ℳ wird die monatlich erscheinende Zeitschrift jedem Mitgliede ins Haus geliefert. Mitgliedsanmeldungen für den Gesammtverein sind an Hrn. Prof. Dr. Riegel in Braunschweig, Anmeldungen für den Zweigverein zu Leipzig an Hrn Dr. Beer, Thomasschule, zu richten. R. B.

J. R. **Literaturzeitschriften.** Zum Beginn des Jahres erscheint es wol angebracht, neben den anderen Zeit- und Monatsschriften auch den vorhandenen, maßgebenden Literaturorganen einen Hinweis zu widmen. Die erste Stelle dem Alter nach nehmen die seit 1818 bez. 1826 bestehenden „Blätter für literarische Unterhaltung", herausg. von Friedr. Bienemann (Leipzig, F. A. Brockhaus. Viertelj. 7,50 ℳ), ein. Sie haben, nach der vorliegenden Nr. 1 des neuen Jahrgangs zu urtheilen, eine gewisse, von früher überkommene noble, ruhige und objective Haltung auch jetzt bewahrt, nur erscheint es fraglich, ob sich mit dieser nicht doch eine etwas ausgeprägtere und schärfere Physiognomie vereinen ließe, als das Blatt jetzt zur Schau trägt; ein solcher ausgesprochenerer Charakter würde noch keineswegs leidenschaftliche Parteinahme bedeuten, welche allen Literaturzeitschriften, die ein Spiegel der zeitgenössischen Erscheinungen, keine Streitorgane sein wollen, fern liegen soll. Wenn unreifen Erzeugnissen angehender Schriftsteller gegenüber Abwehr geleistet wird, so ist das lobenswerth; dasselbe müßte aber auch bei Erzeugnissen der älteren Generation, die gleichfalls nicht vor das Forum einer ernsthaften Kritik gehören, geschehen. So dürfte z. B. Paul Lindau's neuestem Roman „Spitzen" mit einer kurzen Besprechung am Nebenorte seinem Werthe entsprechend vollauf Genüge geleistet sein; in der uns vorliegenden Nummer wird ihm jedoch an hervorragender Stelle ein eigner Artikel von 5 Spalten eingeräumt! Da entsteht die Frage, ob ein kräftigeres Hervortreten der redactionellen Farbe nicht am Platze wäre. — Zu einem literarischen Organ von führender Bedeutung hat sich das nunmehr in seinem 58. Jahrgang stehende, seit dem 1. April v. J. von Wolfgang Kirchbach herausgegebene „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" (Dresden, Ehlermann. 4 ℳ) wieder emporgeschwungen. Hier ist Eigenart vorhanden, bewußte Stellungnahme zu Altem und Neuem, die der Herausgeber selbst in eingehenden Aufsätzen begründet, vertheidigt und vertritt, ohne daß damit irgend einer Partei zu Liebe gedient oder der Meinung des einzelnen Mitarbeiters Zwang angethan würde. — Ein warmes, empfehlendes Wort verdient auch der von Ferd. Avenarius begründete und herausgegebene Kunstwart, welcher jetzt in sein 6. Quartal eingetreten ist (Dresden, Kunstwart-Verlag. 2,50 ℳ). Dieses der Aussprache über die Interessen von Literatur, Theater, bildender Kunst und Musik dienende Organ, das eine Ergänzung zu den bestehenden Zeitschriften, kein Wettbewerber derselben sein will, hat sich — dies ist auch aus der regen Antheilnahme der maßgebenden Presse ersichtlich — eine geachtete und angesehene Stellung, einen bestimmten, sich stetig erweiternden Leserkreis errungen, was ebenso bezeugt, daß ein treues und festes Eintreten für die höheren Interessen der Kunst seine Anerkennung findet, wie es für die neu anwachsende Theilnahme an ernsten künstlerischen Angelegenheiten im Publicum spricht.

Berichtigung. In dem Artikel der Wissenschaftlichen Beilage Nr. 8: „Der Culturkampf in Preußen ꝛc." muß es im vorletzten Satze, S. 31, Zeile 8 von unten, heißen: „Daß die Erwählten Gottes auch anderen christlichen Gemeinschaften entstammen können."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 24. Januar. 1889.

Die religiös-politische Satire in den Fliegenden Blättern des siebzehnten Jahrhunderts.

Von Alexander Tille.

Wenn Deutschland auch gegenwärtig keinen Satiriker vom Range eines Fischart oder Grimmelshausen hat, so ist die Stimme des Zeitwitzes doch keineswegs völlig verstummt, sondern derselbe wird von einem Theile unserer Presse in ausgiebiger Weise gepflegt. Am wenigsten von den deutschen Witzblättern beschäftigen sich mit der eigentlichen Zeitsatire die „Münchener Fliegenden Blätter", welche sich mehr dem Gebiete des gesellschaftlichen Stimmungswitzes zugewandt haben und oft echten Humor bieten, schon in höherem Grade die „Neuen Fliegenden Blätter", der „Ulk", der „Schalk", das „Humoristische Deutschland", die „Wiener Caricaturen" und wie die Blätter alle heißen mögen. Ausschließlich mit der Tagessatire beschäftigt sich der „Kladderadatsch", welcher, wenn er auch nicht gerade über den Parteien steht, doch im Ganzen den Verlauf der Dinge von einer ziemlich hohen Warte aus betrachtet und dem man nicht nachsagen kann, daß er seinen Witz zu Parteizwecken benutze.

Die deutschen Witzblätter, insonderheit der „Kladderadatsch", sind verhältnißmäßig jungen Ursprungs. Doch sie haben ihre Vorläufer. Und diese bestehen ebenso wie die Vorläufer der deutschen Zeitungen in den Fliegenden Blättern früherer Jahrhunderte, welche durch Handelsleute, fahrendes Volk, Reisende und auf allen möglichen sonstigen Wegen eine außerordentliche Verbreitung erlangten und namentlich auf Messen und Jahrmärkten sehr viel verkauft wurden. Sie waren Zeitungen, Witzblätter und Streitschriften zugleich, und eben in der Verbindung dieser drei Eigenschaften lag ihre Bedeutung. Ein Fliegendes Blatt vermittelte oft einem ganzen Orte völlig allein eine bestimmte Kunde. Somit fehlte dem Leser die Möglichkeit, an der Art der Darstellung Kritik zu üben, und so machte er in vielen Fällen die Anschauung, welche das Blatt lehrte, zu der seinen. Welcher Art die mündlichen Berichte über Zeitereignisse waren, welche selbst in nicht zu weiter Entfernung verlauteten, dies hatte Verfasser selbst einmal Gelegenheit kennen zu lernen, als ihm in einem sächsischen Pfarrarchive gleichzeitige Aufzeichnungen eines Pfarrers aus dem dreißigjährigen Kriege unter die Hände kamen.

Gerade aus dieser Zeit ist uns eine ziemliche Anzahl Fliegender Blätter satirischen Inhaltes erhalten, und es lohnt sich schon einmal, die bemerkenswerthesten unter ihnen sich ein wenig näher anzusehen; denn wenn sie auch keine sonderliche Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Schriftenthums haben, so sind sie doch insofern sehr lehrreich, als sie uns Aufschluß geben, wie das Volk damals über die Verhältnisse und Ereignisse der eigenen Zeit dachte.

Seit der Reformation hatte die Satire nicht geschwiegen. Durch Thomas Murner, der selbst wieder ein Nachfolger Sebastian Brant's war, war auch die religiöse Satire wieder in Aufnahme gekommen, welche dereinst schon, wenn auch in engen Grenzen, von Walther von der Vogelweide gepflegt worden war. Wenn sie dann für Jahrhunderte verklungen war, so hatte das wol darin seinen Grund, daß ein seltener Muth dazu gehörte, aus dem Schoße der katholischen Kirche selbst heraus dieselbe anzugreifen. Dies war durch die Reformation anders geworden, und so kam es, daß, als einmal mit den alten Mißständen gebrochen war, sich viele Stimmen mit bitterem Spott gegen sie wandten. Man kann nicht sagen, daß diese offene Thüren eingerannt hätten; denn es galt ja im Bewußtsein des Volkes noch Manches niederzureißen, was sich aus der Zeit des alten Glaubens erhalten hatte. Zuerst wandte sich die religiöse Satire merkwürdiger Weise gegen die neue Lehre. Doch fand Murner keinen eigentlichen Nachfolger. In ganz anderer Weise wirkten bahnbrechend die gegen den Katholicismus gerichteten Epistulae obscurorum virorum. Die Satire, welche die Fliegenden Blätter an der römischen Kirche üben, ist gleichwol eine andere. Sie ahmen wenigstens nicht — mit ganz seltenen Ausnahmen — mit ernstem Gesicht die Mißstände der päpstlichen Kirche nach und tragen sie wie etwas Selbstverständliches vor, sondern wenden sich vielmehr mit der Waffe eines scharfen Spottes dagegen. Der Katholicismus ließ diese Angriffe ruhig über sich ergehen und griff das Lutherthum nicht in gleicher Weise an. Die Fliegenden Blätter katholischen Ursprungs scheinen allesammt darauf auszugehen, entweder die Hoheit der römischen Kirche zu zeigen, oder nur die Personen, namentlich protestantischer Fürsten, Unglücksfälle der Union oder sonstige Zeitereignisse mit der Lauge ihres Spottes zu übergießen. Das Lutherthum wird niemals geradezu angegriffen, desto öfter aber Calvin's Lehre, welche ja vom katholischen Standpunkte aus noch weiter links steht, als die Luther's. Es hat dies ja ebenfalls darin seinen Grund, daß das lutherische Glaubensgebäude seines abstracten Wesens wegen weniger in die Augen fallende Angriffspunkte bot. Dazu kam ferner, daß wenigstens während der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges die protestantische Partei manchen politischen Fehlgriff beging und Schicksale wie das des Winterkönigs zum Spotte geradezu herausforderten. Der Katholicismus hingegen, dessen Anhänger auf politischem Gebiete eine gewisse durch die Zeit geheiligte Machtstellung einnahmen und auf dessen Seite wol durchgängig die größere Staatsklugheit stand, bot in dieser Hinsicht weniger Stoff. Außerdem fühlte das protestantische Volk gegen das Papstthum jene Erbitterung, welche sich immer bei dem der Beschränktheit gegenüber unterliegenden geistig Ueberlegenen geltend machen wird, und der neue Glaube nahm überhaupt die Angriffsstellung, der Katholicismus die Vertheidigungsstellung ein.

Daß eine religiöse Bewegung, welche es, wenngleich politische Momente hineinspielen, vermochte, einen dreißigjährigen Bürgerkrieg heraufzubeschwören, wenn sie die Waffe des Wortes gebrauchte, nicht sonderlich sanft mit den Gegnern umging, liegt auf der Hand, und so begegnen wir denn auch in den Fliegenden Blättern jener Tage allenthalben einer Schärfe des Witzes, einer Gereiztheit des Tones und einem Hasse, welche oft dem scherzhaften Eindruck, auf den das Ganze berechnet ist, in unserer Empfindung gewaltig Abbruch thun. Wir glauben eine Streitschrift, ja eine Schmähschrift vor uns liegen zu haben; und in der That war ja der Zweck dieser Blätter der Kampf. Weiterhin wird die Wirkung des Witzes oftmals abgeschwächt durch Weitschweifigkeiten und eine außerordentliche Unbeholfenheit. Wenn wir heute im „Kladderadatsch" ein Bild beschauen, auf welchem Boulanger ergrimmten Gesichts mit einem wüthenden Blicke nach dem Rheine dem russischen Kaiser etwas ins Ohr flüstert, Bismarck dazu behäbig lächelt und Oesterreich und Italien ängstlich nach seinen Rockschößen fassen, so liegt darin eine Komik der Lage, welche wir fühlen, ohne daß wir die dazu gehörige Unterschrift gelesen zu haben brauchen. Denn wir sehen hier lebensvolle Typen auf einem Bilde vereinigt, deren Gestalten sämmtlich unter dem Eindruck einer bestimmten Lage stehen, welche jede wiederum ganz nach ihrem Standpunkte auffaßt. Dagegen zeigen die Fliegenden Blätter meist nur unbeholfene Allegorien. Die Bilder sind zu allgemein gehalten und außerdem nicht einheitlich genug. Die Gestalten sind aus der Blässe des Ge-

dankens nicht zu vollem Leben herausgearbeitet und wirken darum weit weniger als die minder sorgfältig ausgeführten Bilder der Gegenwart.

Die Druckstätten jener Fliegenden Blätter sind in der Hauptsache Straßburg, Basel, Augsburg, Nürnberg und Leipzig. Sie selbst bestehen mehrfach aus großen, offenen Ganzbogen; seltener erscheinen sie in Quart, die häufigste Form ist Octav. Zum guten Theile tragen sie eine Jahreszahl. Auch wo dies nicht der Fall ist, läßt sich fast immer aus dem Inhalte das Druckjahr genau bestimmen. Hierin unterscheidet sich diese Gattung Fliegender Blätter von anderen, welche die Mode und den Wucher geißeln, ort- und zeitlose Mordgeschichten, Sagen, Volkslieder oder selbst geistliche Lieder enthalten, über Krankheit und Theuerung berichten oder in denen der Türkenkrieg noch fünfzig Jahre nach seinem Ende weiterspielt. Diese tragen gewöhnlich keine Jahreszahl oder der Titel trägt, wie auch noch bei unseren immer seltener auf Jahrmärkten erscheinenden Volksbüchern, meist die unanfechtbare Zeitbestimmung: gedruckt in diesem Jahr.

Wenn diese flüchtigen Blätter auch für die Feststellung der Thatsachen der Geschichte nicht den mindesten Werth haben, da sie mit der Wahrheit meist sehr frei umspringen, so haben sie doch für die Nachwelt eine gewisse Bedeutung als Stimmen aus der Menge, die, unabhängig von fürstlichen Kanzleien oder den Fragen der höheren Politik, die Tagesereignisse besprechen und darum weit selbständiger sind, als unsere Zeitungen. Sie lassen uns einen Blick thun in das Geistesleben der dem geistlichen Stande nicht angehörigen Gebildeten der Zeit und geben uns ein Bild davon, wie man in solchen Kreisen jene gewaltigen Kämpfe auffaßte und wie man zu ihnen Stellung nahm.

Die große Mehrzahl der Fliegenden Blätter verstößt gegen einen Reichstagsbeschluß, denn nach diesem war es verboten, einen Reichsstand in dieser Weise öffentlich anzugreifen. Doch wissen wir nichts davon, daß irgendwo jemals dergleichen Veröffentlichungen beschlagnahmt worden wären. In jener Zeit begnügte sich das Deutsche Reich mit dem Erlaß von Verboten. Oder betrachtete man Friedrich von der Pfalz nach seiner Auflehnung gegen die Gewalt des Kaisers nicht mehr als Reichsstand?

Aus allen jenen Blättern ohne Ausnahme spricht eine lebendige Theilnahme für die Fragen der Zeit. Von Indifferentismus ist keine Spur zu erblicken. Daß sie jedoch eine Bedeutung wie etwa die politischen Sprüche Walther's von der Vogelweide gehabt hätten, ist nicht anzunehmen. Einmal sind sie meist zu umfänglich, um sich von Munde zu Munde fortzupflanzen, ferner ist ihre Form dazu doch wol, abgesehen von denjenigen, welche sich als Travestien von Kirchenliedern geben, zu nachlässig, als daß sie von bleibendem Werthe hätten sein können, ferner ist der Text meist an das Bild gebunden und ohne dasselbe unverständlich, und endlich enthalten sie auch keine solchen Goldkörner von Gedanken, welche eine bleibende Stätte im Herzen des Volkes verdient hätten. Gleichwol ist man wol eher geneigt, ihre Bedeutung zu unterschätzen; denn sie waren sehr geeignet, Stimmung zu machen, und mochten daher immerhin von einem gewissen Einfluß auf den Gang der Ereignisse sein.

Wir haben zunächst einige wenige Fliegende Blätter zu betrachten, welche nur im Allgemeinen oder doch von einem ziemlich hohen Standpunkt aus die Ereignisse betrachten.

Da ist zunächst das „Allgemeine Bauern-Vater-Unser wider die unbarmherzigen Soldaten“. Es ist eine Travestie des Vaterunsers, oder genauer: dessen Worte, welche in genauer Reihenfolge natürlich zerstreut gegeben werden, bilden den rothen Faden, der sich durch das Ganze hinzieht. Es beginnt:

„O Gott, der Soldat kam nächten heim,
Grüßt mich fälschlich also im Schein:
Vater,
Sagt er, gieb raus du loser Christ,
Denn, was du hast, deßelbig ist:
Unser.
Dessen ich erschrack, kratzt mich im Helm,
Dacht heimlich bei mir, o du Schelm:
Der du bist“ u. s. f.

Von einem völlig parteilosen Standpunkt fassen die Verhältnisse zwei Blätter auf, welche ebenfalls ohne Angabe des Druckortes erschienen sind, der „Geistliche Raufhandel“ (1619) und „Reformator ecclesiae“. Beiden sind Bilder beigegeben. Auf der einen Hälfte des ersten raufen sich Luther, Calvin und der Papst bei Haar und Bart, auf der anderen Hälfte kniet die Einfalt unter dem Bilde eines Hirten und betet: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln.“ Als Sinnspruch steht darüber:

„O schau doch Wunder, mein lieber Christ,
Wie der Papst, Luther und Calvinist
Einander in die Haar gefallen,
Gott helfe den Verirrten allen!“

Das andere Blatt zeigt die Kirche unter dem Bilde eines armen befleckten Weibes, welchem ein Schwert im Halse steckt. Der Reformator zieht es ihr heraus, da wird sie plötzlich „so hell, schön und zierlich wie die Sonne“ und zeichnet die Verhältnisse folgendermaßen:

„Der eine spricht: Ich führ des Luthers Lehr,
Der andre ist von Calvino her,
Der dritte will auch sein ein Papist,
Der vierte ist gar ein Antichrist,
Der fünfte vom Ketzer Anio sich nennt,
Der sechste den Schwenkfeld erkennt,
Der siebent' ein Sekt von Menno ist.
Sieh wie viel Glauben! Doch nur ein Christ!“

Diese beiden Blätter sind ein Beweis, daß es selbst in jener aufgeregten Zeit nicht an Stimmen fehlte, welche sich gegen die Glaubensstreitigkeiten erklärten. Eine außerordentlich hohe Anschauung von diesen Dingen zeigt auch das 1621 bei Daniel Manasser in Augsburg erschienene Blatt: „Wahrhaftige und gründliche Abbildung und Contrafactur mit schriftlichem Bericht der erschrecklichen Feinde der Christenheit und der allgemeinen heiligen, uralten Kirche Gottes“. Es zeigt eine außerordentliche Duldsamkeit und ist katholischen Ursprungs. Es ist ein rechter Beleg dafür, wie es der römischen Kirche weit mehr darauf ankam, die eigene Hoheit zu zeigen als die Gegner anzugreifen. Es enthält ein Gespräch zwischen einer allegorischen Gestalt Fides, welche die päpstliche Kirche darstellt, einer ebensolchen Superstitia, welche ein Bild des Lutherthums sein soll, darauf aufmerksam macht, daß auch außer der Kirche Heil sei, und sich auf das Wort beruft: ein Jeder wird seines Glaubens leben. Außerdem ist noch Calvinus, ein Jude und ein Türke anwesend, was einigermaßen verwundern muß. Gegen alle zieht die Fides los, Calvin nennt sie:

„Du Bilderstürmer und Aufrührer,
Du Geizteufel und Leutverführer,“

dem Juden gegenüber betont sie die Geschichtlichkeit Christi und dem Türken gegenüber die Dreieinigkeit Gottes. Nur gegen die Superstitia hat sie keine andere Waffe, als daß sie dieselbe noch dazu in ziemlich milder Weise wankelbar im Glauben nennt. Besonders merkwürdig und staunenswerth für jene Zeit ist die Gerechtigkeit, welche das Blatt dem Türken widerfahren läßt; derselbe entwickelt seinen Glauben folgendermaßen:

„Du weißt, daß lebt allein ein Gott,
Drum widerstreb' ich dem Gebot,
Und ist kein anderer nicht mehr,
Der helfen kann aus Noth und Gfähr
Allein der Sterne Sonn' und Mon
Regieren thut aus Himmels Thron,
Der regiert das ganz Firmament
Und gubernirt all Element.
Dieser allein und keiner sonst
Soll bei mir haben Gnad und Gunst.
Weil dann im Himmel ist ein Gott,
So ist ziemlich und billig not,
Daß auf der ganzen Erde her
Ein Haupt und ein Regierer wär.
Derselbige soll Herr allein
Und sonst keiner auf Erden sein.
Deß will ich mein Haupt nit sanft legen,
Bis ich sein Herrschaft bring zu wegen.“

Wir kommen jetzt zu der Satire gegen die römische Kirche. Am harmlosesten tritt uns diese noch entgegen in einem um 1632 bei Hans Jacob Gablern, Kupferstechern zu Leipzig, erschienenen Fliegenden Blatte, betitelt: Evangelisches Lob-, Dank- und Freudenfest. Es giebt der Freude über den Sieg Gustav Adolf's bei Breitenfeld Ausdruck. Satirisch ist nur das beigegebene Bild, welches den katholischen Glauben als einen ungeheueren Stein mit den Aufschriften: Seelmessen, Pap. Menschentand, Vigilien, Ablaß, Fasten, Geißeln, Bei der heiligen Meß Opfern, Fürbitte der Heiligen, Wallfahrten darstellt. Derselbe ruht auf einer Palme und wird von Engelshand heruntergeworfen. Insbesondere gegen den Ablaß wendet sich das „Hellleuchtende evangelische Licht von Herrn Martino Luthern“. Es erschien 1617 als Denkblatt für das Jahr 1517. Außerordentlich bitter ist das „Römisch katholische wunderseltsame Glücksrad, auch wahre Contrafactur des antichristlichen Papstthums“. Oben im Glücksrad steht der Papst mit der Tiara, rechts daneben ein Cardinal als Nachteule, dann ein Bischof als Wolf, ein Jesuit

als Hund, ein Kapuziner als Kater, ein Meßpfaff als Affe, ein Karthäuser als Hase und endlich alle zusammengefaßt in einen Narren, da sie glauben sich helfen zu können und können's doch nicht. Ueber den ersten beiden Gestalten steht: „Der Papst und sein Cardinal sind Wolfsart," über den folgenden beiden: „Diese laufen schnell", über den nächsten: „Voll Unglück Katz und Affengeschlecht", über dem Karthäuser: „Hasenart" und über dem Narren: „er trägt den Kolben recht" oder wie wir sagen würden: er trägt die Schellenkappe mit Recht.

Eine feinere Art Satire gleich den Epistulae obscurorum virorum übt das Blatt: „Ein neues römisch bäpstisch Lied". Es trägt am Ende die Worte: Gedruckt zu Rom. In Bapst Agnes Gaßen 1619. Eine Papst Agnes Gasse giebt es aber bekanntlich zu Rom nicht. Es ist nur eine Anspielung auf die als ungeschichtlich erwiesene Sage von der Päpstin Agnes, welche unter dem Namen Johann VIII. geherrscht haben soll. In dem Liede wenden sich die Pfaffen an den Papst mit Klagen über die trostlosen Zustände der Religion und enden ihre Klagen mit den Worten:

„Wenn wir nur Essen und Trinken han,
So können wir ja noch bestan,
Dann wollen wir fröhlich singen."

Erinnert das nicht an die Worte Walther's von der Vogelweide, der den Papst sagen läßt:

ir pfaffen ezzet hüener und trinket wîn,
unde lât die tiutschen .... vasten'?

An dasselbe Märchen von einer Päpstin knüpft ein Blatt von 1623 an, welches die Ueberschrift trägt: „Diß laß mir eins drei schöne Hansen sein." Es berichtet von Greuelthaten dreier Päpste, Johannes VIII., Johannes XI. und Johannes XIII. Ebenfalls gegen das Papstthum ziehen noch zwei andere Blätter zu Felde, Origo et ortus Antichristi, ein Bild, dem leider keine Erklärung beigegeben ist, und die „Eigentliche Abbildung der vornehmsten Oerter, Städte, Festungen und Pässe, so in kurzer Zeit aus der Gefängnuß und Drangsal des Papstthums durch Gottes und der Gothen Macht sind erledigt worden." Es sind dies fünfzig Stück und sie ergießen sich allesammt in einem mächtigen Strahle aus dem Munde des Papstes. Es ist dies ein Gegenstück zu Goethe's Wort: Die Kirche hat einen guten Magen.

Neben dem Papstthum zieht die Satire am meisten gegen den Jesuitismus zu Felde. Außerordentlich scharf ist „Der Jesuiter Ankunft, blutdürstige Rathschläge und Praktika." Nach einer Einleitung über die Gründung des Ordens und einem Verzeichniß seiner Schandthaten beginnt die eigentliche Satire. Es ist zunächst von einem Teufelsconcil die Rede, bei welchem auch Jesuiten zugegen waren. Sie stritten sich aber

„Und wollten unverrichter Sachen
Sich wieder von einander machen,
Wollt Lucifer haben kurzum,
Daß man sollte spielen darum,
Da waren sie einander scharf,
Ein jeglicher da zwölfe warf,
Da blieb es bei dem alten Sitt,
Konnten sich noch vertragen nit.
Da trat ein höllisch Mann dazu,
Der hatte weder Rast noch Ruh,
Denn er ware ein Jesuit,
Er sprach: Ihr Herrn, ich spiel auch mit,
Er trat mit Reverenz daran
Und griff hiemit die Würfel an,
Der eine Würfel sprang entzwey,
Das sahen da die Teufel frey,
Damit warf er ein Eß und Sex,
Das lernt er von einer alten Hex,
Da thäte ihm das Spiel gelingen,
Dieweil der Würfel mußt zerspringen,
Warf dreizehn Augen zu der Stund,
Die da kein Teufel werfen kunnt
Die Teufel sahen einander an,
Lucifer sprach: Das ist der Mann
An dem ich habe Wolgefallen,
Weil er mehr kann, denn wir alle."

Fast ebenso bitter sind die „Insignia Jesuitarum" von 1620, welche als Wappen der Jesuiten alle möglichen Mordgeräthe darstellen und die „Spanische Spinnstube oder Rockenfahrt" aus demselben Jahre, welche die Abhängigkeit des päpstlichen Stuhles von den „Esauiten" geißelt. Besonders viel Stoff bot der Satire gegen die Jesuiten die Thätigkeit derselben in Böhmen zu Anfang des dreißigjährigen Krieges. Diese behandelt einmal das Blatt: „Böhmische Friedensfahrt und was sich Denkwürdiges dabei zugetragen hat", sodann der „Böhmische Jesuiten Kehraus und teutsche Weckuhr" und endlich „Böhmischer Unruh Schauspiegel, in welchem eine artliche und eigentliche Transfiguratio und Abbildung aller deren Handlungen, Aufftänd und Thätlichkeiten, so im vergangenen 1619. Jahr auch bis noch auf dato in dem hochlöblichen Königreich Böhmen vorgeloffen, zu sehen". Im Jesuiten Kehraus kommt im 1. Aktus der Orden zu König Wenzislaus und bittet, er solle seine Vertreibung aus Böhmen nicht zulassen. Doch der König hält den Bittenden entgegen, in seinem Lande sei Glaubensfreiheit. Da schreien sie im 2. Aktus zur Jungfrau Maria, doch diese erklärt ihnen, sie sei keine Himmelskönigin und könne nicht helfen. Da rufen sie die Apostel und Märtyrer an, doch Petrus weist sie mit der Erklärung ab, er sei ein Mensch und dulde keine Anbetung. Paulus will nichts von ihnen wissen, weil sie ihm sonst immer vorgeworfen hätten, seine Lehre von der Rechtfertigung sei eine irrige, und Johannes der Täufer weist sie an Christus. Dieser erwidert ihnen, er sei wol der Lückenbüßer, weil sie sich zuletzt an ihn wendeten, und fordert die Böhmen ausdrücklich auf, die Jesuiten zu verjagen. Vertrieben wenden sie sich nach Amsterdam zu St. Raspino und Parto ins — Zuchthaus, wo St. Pontus sie empfängt und ihnen die Ketzerei Pigritia durch das Opfer Labor auszutreiben und sie mit Birkenöl zu stärken verspricht. Dann machen Luther und Ziska einige Bemerkungen und noch eine ganze Fülle von Personen treten auf, darunter auch Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich ja schon früher der böhmischen Utraquisten angenommen hatte. In „Böhmischer Unruh Schauspiegel" treten nicht weniger als neunzehn Personen und sechzehn allegorische Gestalten auf und sprechen über alles Mögliche, so daß selbst der Austritt, in welchem sich die kaiserlichen Räthe, welche das Unglück hatten, auf dem Hradschin zum Fenster hinausgeworfen zu werden, über das ihnen zugefügte Unrecht beklagen, in solcher Umgebung nicht sonderlich scherzhaft wirkt.

Endlich begegnet uns einmal wieder ein guter Witz, der jedoch, wie wir gleich sehen werden, auch genügend ausgenutzt ist. Er ist gegen die katholische Liga gerichtet und findet sich in einem Blatte, das sich nennt: „Der drei leiblichen Schwestern Liga, Contributio und Exactio, so alle drei auf einmal in unterschiedene Krankheiten gefallen, glückliche Schrepfung, Aderlaß und Kur." Wir werden in eine Badestube geführt, in welcher drei Schwestern, Liga, Contribution und Exaction, weidlich schwitzen und zur Ader gelassen werden. Der Bader aber, der ihnen die verschiedenen Schröpfköpfe aufsetzt und die Luft des Zimmers immer bei genügender Temperatur erhält, ist kein Anderer als Waldstein, der ja von seinen Heeren Katholiken wie Protestanten plündern ließ. Aus den Adern der Geschröpften springen große Mengen Goldstücke heraus.

Ganz den gleichen Witz finden wir in der „Wohl proportionirten und allzusehr erhitzten Badstub sammt seinem übel qualificirten Bader oder Schröpfer auch nit wohlzufriedenem Badgast" von katholischer Seite gegen die protestantische Union gerichtet. Der Witz ist hier wirksamer, weil er weniger allgemein ist. Besonders die Schröpfköpfe erfreuen sich einer sinnreichen Deutung:

„Den guten Menschen thäts sehr jucken,
Drei Laßköpf hat er auf dem Rucken;
Mich deucht fürwahr in diesem Fall,
Der erste Laßkopf sei Schwäbischhall,
Der andere Laßkopf ist fein sauber:
Ists nicht Rothenburg an der Tauber?
Den dritten Laßkopf sieht man fein:
Soll Heilbronn an dem Neckar sein."

Gegen die Unschlüssigkeit der protestantischen Fürsten ist das Blatt: „Versammlung und Zusammenkunft etlicher hohen teutschen und ausländischen Kriegsfürsten" gerichtet, und das „Mannsfeldisch Schweißbad sammt einem sehr lustigen Gespräch", welches gegen den Katholicismus geht, bringt die bewußte Geschichte von dem Schröpfen zum dritten Male, nur daß hier die katholischen Theile Deutschlands die Geschröpften sind.

Außerordentlich bitter und heftig sind drei Fliegende Blätter gegen Calvin. Der „Siebenköpfige Calvinistengeist" wird in einem Blatte von 1619 als humaniter, freundlich wie ein Mensch, humiliter, demüthig wie ein Lamm, callide, listig wie ein Fuchs, insatiabiliter, unersättlich wie der Wolf, sanguinolenter, blutdürstig wie ein Leopard, flammis furiose, feurig wie ein Drach und diabolice, in allem Thun und Lassen wie der Teufel gebrandmarkt. Der siebenköpfige Mann, der den Calvinismus darstellt, trägt ein Schwert in der Hand, und einige Andeutungen besagen, daß die religio nur dazu diene, um regio zu gewinnen. In dem „Ambassador des Lucifers" wird der Calvinismus geradezu als vom

Teufel ausgehend hingestellt, dessen Lügengewebe seine Sendboten noch übertreffen, denn

„Der Teufel gar subtilo leugt,
In Duodez er nur betreugt.
Jetzt auf der Welt sind solche Leut,
Die da den Teufel gar weit weit
Mit Lügen übertreffen so,
Indem sie lügen in Folio."

Das bitterste aller dieser Blätter ist entschieden „Der Union Mißgeburt". Es wird Calvin zunächst die Päderastie vorgeworfen und dann heißt es von ihm weiter:

„Da er nach seinem frechen Will
Mit Knaben trieb das Venusspiel,
Drum hofft' er jetzt zu kommen recht
Mit Venusbildern, Weibsgeschlecht,
Und führt mit sich Frau Ketzeren,
Frau Ehrgeitz, Raub, Verrätherey,
Untreu, Unghorsam, Gleißnerey,
Letzliche die Armuth auch dabei,
Die muß sein liebe Schlafbuhl seyn,
Damit er wird gelaßen ein."

Mit seiner Buhlerin Armuth zeugt er dann eine Tochter, und das ist die Union, eine Buhlerin wie ihre Mutter. Sie hängt sich „an ein französischen Soldaten", an „ein Doktorn aus Engelland", an ein „niederländischen Piloten", einen schweizerischen Kuhmelker, einen ungarischen Renegaten, einen schwedischen Stockfischhändler und einen patalonischen Meerwandler, an einen Mausfallenträger und endlich an den Sultan. Der patalonische Meerwandler ist der italienische Graf Della torre, nachmals von Thurn, und der Mausfallenträger ist Bethlen Gabor. Die übrigen Liebhaber sind ja ganz deutlich gekennzeichnet. Von allen diesen Herren fühlt sich die Union schwanger und verschreibt sich daher einige Hebammen, so eine von Weimarischem Sachsenharz — eine Anspielung auf Bernhard von Weimar, den Gefolgsmann Gustav Adolf's. Sie bildet sich ein, sie werde eine Menge Töchter gebären, die sie nennen will: Bohemiam, Moraviam, Silesiam, Lusatiam u. s. w. Da sie aber keiner Kinder genest, so schieben die Hebammen welche unter. Diese bekommen nun die in Aussicht genommenen Namen, werden aber von ihren Müttern, von denen die eine aus Sachsen und die andre aus Bayern kommt, wieder erkannt und wieder heimgeholt. Als die Union sich nun an ihre früheren Liebhaber wendet, ist der eine todt und die anderen haben selbst zu thun, oder mögen nichts mehr von ihr wissen, obgleich sich der Holländer wenigstens auf den Weg macht. Endlich hilft ihr ein Arzt, welcher erkennt, daß sie gar nicht schwanger sei, sondern sich nur vollgefressen habe. Ein „Vomitiv, Purgatzen und Clystiren stark" helfen, doch sie stirbt infolge der starken Arzenei.

In Sonderheit gegen den bereits mehrmals erwähnten Fürsten von Siebenbürgen gerichtet ist das Fliegende Blatt: „Türkischer Bethlehem und mahomedischer Gabor". Die Siege der Schweden behandelt in lustigem Tone die „Schwedische Weckuhr". Sie schildert insbesondere die Ungemüthlichkeit der von jenen in Anwendung gebrachten Weckuhren, welche vor Stralsund eins, bei Breitenfeld zwei, bei Würzburg drei, bei Donauwörth vier und bei Augsburg fünf geschlagen haben. Der letzte Schlag wird folgendermaßen gezeichnet:

„Zu Augsburg thäts den fünften Schlag,
Indem da ward es eben Tag,
Daß man ging aus der Mette,
Auch thät ganz wachsam herfür gohn
Die Augsburgische Confession
Von ihrem Drangsalsbette."

Im Uebrigen beschäftigt sich die katholische Satire meist mit Friedrich V. von der Pfalz, dem sogenannten Winterkönig, dessen Schicksal ja bekannt ist. Da ist zuerst der „Calvinische Ruf vor des Sculteten Predigt zu singen". Scultetus oder zu deutsch Schulze war der Hofprediger Friedrich's V., auf dessen Veranlassung hin dieser besonders die böhmische Königskrone angenommen hatte, welche für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Das Blatt beginnt folgendermaßen:

„Ach Gott von Himmel sieh darein
Und laß es dich erbarmen,
Das bairisch Volk hat Prag schon ein,
Verjagt mich Fritzen armen."

In einer weiteren Reihe Fliegender Blätter, welche auf den Pfalzgrafen gemünzt sind, gipfelt der Witz darin, daß er in der Schlacht bei Prag seinen Hosenbandorden verloren habe oder daß man bedauert, daß ihm durch die Eroberung der Pfalz durch Spinola auch das große Heidelberger Faß verloren gehe. Auch seine Hoffart wird nach allen Seiten hin verspottet. So in dem 1621 erschienenen „Vertrauten Gespräch der Prinzessin von Heidelberg" und in „Des gewesten Pfalzgrafen Glück und Unglück" (1621). In dem „Neuen Königsfest" heißt es:

„Zu's Königs Krankheit war umsonst
Des Medici Galeni Kunst,
Kein paracelsisch Goldgetrank
Heilt die Kronsucht, die macht krank."

Aehnlich dem „Bauern Vaterunser" ist das Blatt:

„Des gewesten Pfalzgrafen offene Schuld,
Wie ihn Scultetus lehrt Gedult,"

in welchem die katholische Beichtformel ähnlich benutzt wird wie dort das Vaterunser. Nach der letzten Zeile derselben: „O Gott genad mir armen Sünder" stehen noch die treffenden Zeilen:

„Kein Falsch steckt mehr bei mir dahinter,
Mein Lebtag denk' ich an den Winter."

Einen ähnlichen Inhalt haben: „Des Pfalzgrafen Urlaub" von 1621 und „Der pfälzisch Pilgram oder Wallfahrer", in dem sich der vertriebene König an die mährischen Stände, an Schlesien, Brandenburg, die Hansastädte und endlich an Holland wendet, wo ihm schließlich ein bescheidenes Unterkommen zu Theil wird. Seinen dortigen Aufenthalt, wie er sich als Handelsmann mit Käse und dann als Laufbursche den Unterhalt verdienen muß, führt weiter aus das Blatt:

„Des Pfalzgrafen Scharrwerk bei den Staaten,
Da er gefressen den Osterfladen,
Und jetzt durch seinen neuen Orden
Der Staaten Unterthan ist worden."

Seine Vertreibung schildert eingehend: „Des Pfalzgrafen Kehraus aus Böhmen, Ober- und Unterpfalz" vom Jahre 1621, das überaus reich an Fliegenden Blättern ist. Hierher gehören ferner die „Wahrhaftige und eigentliche Abbildung und Contrafactur des verjagten Winterkönigs" und die „Eigentliche Abbildung des Winterkönigs", welche den gewiß nützlichen Rath giebt:

„Man kann ihn König in Lappland machen,
Da ist lang Winter" . . . . .

Endlich ist noch als bemerkenswerth das „Wiedergefunden Königs Lusthaus" zu nennen. Dasselbe besteht in einem bienenkorbähnlichen Gefängniß, aus dem der Pfalzgraf betrübten Gesichtes einen Brief herausreicht. Der beigegebene Text ist Prosa. Wir lassen ihn folgen: „Da aber Pfalz im Gefängnuß die Werke Spinolas hört, sandte er seiner Diener zween und ließ im sagen, bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Aergern warten? Spinola antwortet und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget eurem Herrn wieder, was ihr sehet und höret. Die Calvinisten mach' ich gehen, die Lutheraner stehen, die Böhmen hören und Teutschland wird das Herz genommen, und selig ist, der sich an mir nicht ärgert. Weiter sagt er zu ihnen: was seid ihr herkommen, zu sehen; wollt ihr einen Menschen sehen, der kein Herz hat? siehe, die da kein Herz haben, findet man in eures vermeinten Königes Häuser. Und ich sage euch, ich bins, von dem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Diener vor dir her, der dem König in Spanien den Weg durch Teutschland in Böhmen bereiten soll."

Bücherbesprechungen.

J. R. **Unser Kaiserpaar.** Lebensbilder des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin Wilhelm und Augusta Victoria. Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend in Wort und Bild geschildert. Mit 30 Vollbildern. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. 60 S. — Auch diese Kaiserschrift ist wie die von Franz Thomas im Hinblick auf den Kaisergeburtstag erschienen und eignet sich vermöge ihres leichtverständlichen, warm geschriebenen Textes und der Fülle von Illustrationen zu einem Festgeschenk für Jugend und Volk.

—n. Muchall, **Das A-B-C des Gas-Consumenten.** 4. Aufl. Wiesbaden, Bergmann. 1889. — Das mit Illustrationen versehene kleine Schriftchen enthält eine Reihe nützlicher Winke für möglichst vortheilhaften Gebrauch der Gaslampen. Namentlich bringt es genauere Nachweise über die überraschend großen Beträge, welche bei der gewöhnlichen, unachtsamen Behandlung der Flachbrenner verschwendet werden. Das Schriftchen kann darum jedem Gas-Consumenten, namentlich aber dem Geschäftsmann, Gastwirth u. s. w., empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 11. Sonnabend, den 26. Januar. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

I. Vorwort.

Schon beginnt man hie und da im Sachsenlande, besonders in seiner Hauptstadt, sich zu rüsten, um das 800jährige Jubiläum der Vereinigung des Landes mit seinem erlauchten und geliebten Herrscherhause festlich zu begehen. Wenn das Jahr seinem Höhepunkte entgegen geht, dann werden, so Gott will, die Städte und Dörfer ein festliches Gewand anlegen, dann werden des Landes Bewohner in prunkvollen Zügen eine Herz entstammte Huldigung darbringen dem Träger der Krone, dann wird in Kirche und Schule der Dank emporklingen für die Segensfülle, die Gott unseren Vätern und uns durch das Wettinerhaus verliehen hat. Drüben jenseit des Wasgaus rüsten sich die Nachbarn, den hundertjährigen Gedenktag der Losreißung vom Königthume in der ihnen eigenen Weise zu feiern, wir wollen in unserer Weise den Gedenktag achthundertjähriger Vereinigung mit dem Herrschergeschlechte begehen. Ein Jubeljahr dort, wie hier; doch welch ein Gegenbild! Dort ein Fest des Hasses, ein Gedenktag der Zerrüttung, hier ein Fest der Verkettung, ein Gedenktag der Fürsten- und Völkertreue! Man rühmt dem sächsischen Volksstamme nicht mit Unrecht als Grundzug seiner Eigenart Innerlichkeit und Gemüthsfülle nach. Diese Herrschaft des Gemüthvollen zeigt sich auch in dem Verhältniß des Sachsenvolkes zu seinen Herrschern und hat sich gezeigt die Jahrhunderte hindurch. Es ist kein leeres Wort, wenn das Volkslied, das vielgesungene Soldatenlied, von dem engen Bande singt, das Fürsten und Volk umschließt. Die Feste, die Sachsen mit seinen Fürsten gefeiert hat, besonders die, welche wir selbst mitfeiern durften, trugen das Gepräge dieser herzlichen Innerlichkeit, und von derselben Stimmung wird auch, des sind wir überzeugt, das kommende Fest getragen sein, es wird bekunden, daß es dem treuen Sachsenvolke Herzensbedürfniß ist, seiner Liebe zu dem mit ihm eng verbundenen und verwachsenen Herrscherhause Ausdruck zu verleihen.

800 Jahre, fast ein Jahrtausend! Es war eine lange, wechselvolle, aber auch gesegnete Zeit. An solchen Marksteinen wendet der Blick von selbst sich rückwärts, und das sonst in den Kämpfen des Tages unterdrückte oder in den Hintergrund gedrängte Bedürfniß nach einer Rückschau auf die durchlaufene Bahn heischt Befriedigung. Die Tagespresse ist sonst nicht die Heimstätte der geschichtlichen Erzählung und der culturgeschichtlichen Schilderung; im Jubeljahre hat sie nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht, es zu sein, um so mehr, als die Geschichte, besonders die Urgeschichte unseres Herrscherhauses und Volkes leider noch vielen gebildeten Sachsen nur wenig bekannt ist. Wir meinen, daß wir uns in Bezug auf das Vorhandensein dieses Bedürfnisses auf der einen und dieser Pflicht auf der andern Seite nicht täuschen. So gedenken wir denn in einer Aufsatzreihe zunächst die Geschichte der Wettiner und der Mark Meißen bis zum Jahre 1089 und die sich unmittelbar anschließenden Ereignisse kurz zu behandeln. Hieran wollen wir culturgeschichtliche Bilder aus den Jubeljahren des zwölften bis achtzehnten Jahrhunderts fügen, so daß, wie in dem geplanten Festzuge, die Geschichte der vergangenen acht Jahrhunderte in gefügten und umschlossenen Gruppenbildern an dem geistigen Auge vorüberzieht. Es ist selbstverständlich, daß wir mit diesen Bildern nicht eine Bereicherung der Geschichtswissenschaft bieten wollen, und es würde dem Zwecke derselben nicht entsprechen, wenn wir uns auf Einzeluntersuchungen, abwägende und widerlegende Erörterungen einlassen wollten. Wenn hin und wieder eine Abweichung unsrer Auffassung von der allgemeinen sich zeigen wird, so werden wir dies kurz andeuten, die Beweisstücke aber seinerzeit an anderer Stelle bringen.

II. Die Geschichte der Wettiner bis zur Belehnung mit der Mark Meißen.

Die Wettiner sind ein deutsches Geschlecht. Nur zwei deutsche und ein czechischer Forscher (Palacky) haben an eine slavische Abstammung gedacht, überzeugende Gründe haben sie nicht anzuführen vermocht. Der Name Wettin mag ja slavisch sein [witas = Burg], beweisen wird dadurch nichts; denn die Grafschaft Wettin kam erst verhältnißmäßig spät in den Besitz des Geschlechtes. Auch der dem ersten, geschichtlich erwähnten Wettiner beigelegte Name de Buzici kann eine Herleitung des Geschlechtes aus dem Slavischen nicht erweisen. Für die deutsche Abstammung spricht, daß der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg die slavische Abstammung der Familie jedenfalls erwähnt hätte, und vor Allem, daß Rikdag, der Verwandte der Wettiner, von einem Könige aus sächsischem Hause nie eine der wichtigsten Marken an der Ostgrenze erhalten haben würde, wenn er von slavischer Abstammung gewesen wäre.

Die Wettiner sind ein altes Geschlecht. Geschichtlich nachweisen können wir es erst am Ende des zehnten Jahrhunderts; aber das, was von den Wettinern damals erzählt wird, läßt auf ein hohes Alter, eine bedeutende Berühmtheit und eine weite Verzweigung des Geschlechts schließen. Aeltere Forscher haben, verführt durch die Aehnlichkeit der Namen Widukind und Wettin, den ersteren als den Ahnherrn des Wettinerstammes angesprochen und zum Beweise ihrer Annahme Stammbäume aufgestellt, welche freilich nur den Werth einer mehr oder weniger ansprechenden Spielerei haben. Wenn wir somit auch darauf verzichten müssen, den Herzog Widukind mit dem Wettinergeschlechte in Verbindung zu bringen, so können wir doch annehmen, daß das Geschlecht weit älter ist, als seine erste zuverlässige Erwähnung in der Geschichte vermuthen läßt.

Die Wettiner sind ein schwäbisches Geschlecht. Der Besitz, den sie in den ältesten Zeiten hatten, das Recht, nach dem sie lebten, zeigen darauf hin, daß sie schwäbischer Abkunft sind. Wir können ihre Heimath mit Sicherheit in dem südlichen Schwabengau zwischen Wipper, Eine und Harz suchen. Die ältesten Besitzthümer der uns bekannten Wettiner, jener Linie, aus der das sächsische Königshaus stammt, lagen im östlichen Thüringen, in der Gegend von Halle. Sie üben die Grafengewalt über die Landschaft um den Petersberg aus, haben den Burgwart Zörbig (bei Halle) zu Lehen, werden Herren von Eilenburg, Brehna und Wettin. Von den ältesten Heimstätten des Geschlechtes befindet sich keine mehr in seinem Besitze.

Der älteste geschichtlich bezeugte Ahnherr des Stammes ist jener Thiedericus (Dietrich), dem Thietmar von Merseburg den Zusatz giebt: de tribu, quae Buzici dicitur. Es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß auch der Vater jenes Dietrich, Namens Dedi, und der Großvater, Namens Thiadmarus, geschichtlich bezeugt sind; aber die Beweise, daß die in den Quellen, bez. Urkunden genannten beiden Männer thatsächlich Ahnen jenes Dietrich gewesen seien, sind nicht zwingend. Wie steht es nun mit jenem tribus Buzici? Tribus ist die Bezeichnung für den altgermanischen Gau, kommt hin und wieder bei den älteren Geschichtschreibern auch für Geschlecht vor. Erklärungsversuche sind nach beiden Richtungen gemacht worden, weitaus mehr in der ersten, als in der zweiten.

Man hat in diesem Buzici den Ort Pausitz erkennen zu sollen geglaubt, man hat eine Verschreibung angenommen, statt Buzici Zurbici gelesen und dies als ältere Namensform für das genannte Zörbig hingestellt, man hat in dem Namen Buzici = Budizeco oder Budzico (Grenzfestung) die slavische Form für den Ortsnamen Grimmersleben gefunden, der um die vaterländische Alterthumsforschung sonst wohlverdiente Cantor Hingst gerieth auf den abenteuerlichen Gedanken, den Namen Buzici von einem Burgnamen Titibuzien (Titi = Dedi) abzuleiten und die Stätte dieser Burg auf dem Burgberge bei Lastau an der Mulde zu suchen. Gegen alle diese Annahmen sprechen theils sprachliche, theils sachliche, theils geschichtliche Gründe. Am überzeugendsten bleibt die alte Vermuthung, daß Budizi eine Verschreibung oder Zusammenziehung (?) aus Nudici (auch: Nuzizi u. ähnl.) sei. Nudici oder Nuzizi war ein Untergau des sorbischen Gaues Netelici, und dieser letztere fällt geographisch zusammen mit der nachmaligen Grafschaft Wettin. Die Vermuthung ist so naheliegend und ansprechend, daß wir trotz mancher nicht unberechtigter Zweifel dennoch an ihr festhalten möchten. Es hätte sich sonach jener Dietrich nach dem Gau, seine späteren Nachkommen nach dem im Gaue gelegenen Burgwart Wettin genannt. Von jenem Dietrich erfahren wir sonst nichts. Er soll ohne Grafenamt auf seinem Stammsitze gelebt haben; möglich ist's, daß er identisch ist mit dem Dietrich, der den Kaiser Otto II. auf seinem Heerzuge nach Unteritalien begleitete und dort 982 fiel.

Reichlicher fließen die Nachrichten über seine beiden Söhne Dedi und Friedrich. Beide dienten anfangs ihrem Verwandten, dem Markgrafen Rikdag von Meißen. Etwas Näheres über die Verwandtschaft und die sonstigen Schicksale dieser Seitenlinie wissen wir nicht. Dedi, welcher übrigens den Namen de Buzici in den Quellen nicht führt, erlangte das unter seinem Vater oder Großvater dem Geschlechte verloren gegangene Besitzthum Zörbig wieder. Er war ein unruhiger Geist, leicht beweglich und zu Gewaltthaten geneigt. Während er sich als einen Gegner des zweiten Otto bewiesen hatte, setzte er die Wahl Otto des Dritten mit anderen Fürsten durch. Dieser verlieh ihm die Grafschaft über den nördlichen Hassegau, der sich von der Saale nach den Seen hin erstreckte. Später freilich ergriff er auch gegen den König Partei. In einer von Dedi selbst herbeigeführten Fehde mit dem Markgrafen Werner von der Nordmark ward er von diesem im Jahre 1009 erschlagen. — Der Bruder Dedi's, Friedrich, erhielt von Otto III. die Grafschaft über den Gau Siusili, nach dessen Hauptstadt Eilenburg er sich fortan nannte. Friedrich von Eilenburg hat dann auch in der Geschichte der Mark Meißen eine Rolle gespielt, indem er nach der Absetzung des verrätherischen Markgrafen Gunzelin die Aufsicht über die Stadt bekam. Er hinterließ nur drei Töchter, seine Hauptstadt Eilenburg vererbte er seinem Neffen Dietrich, dem Sohne Dedi's, dem der König dann auch die Grafschaft über den Gau Siusili verlieh.

Dieser vereinte nach seines Oheims Tode alle Besitzungen der Wettiner in seiner Hand, ja, er war vielleicht auch schon Graf in dem Schwabengau, der dem Hassegau benachbart war. Er kämpfte tapfer gegen die Polen und schlug einen Einfall derselben in das deutsche Gebiet kräftig zurück. Deshalb hielt ihn der Kaiser wol für den Geeignetsten, dem er nach des Markgrafen Odo Tode die Mark Niederlausitz verleihen konnte. Nicht lange aber befand sich Dietrich in dem Besitze seiner Macht. Schon 1034 wurde er von dem ihm verschwägerten Markgrafen Ekkehard dem Zweiten von Meißen überfallen und ermordet.

Von Dietrich's Söhnen interessiren uns nur zwei: Dedi und Thiemo. Der ältere, Dedi, ererbte des Vaters Lehen und Aemter, er ward Graf im Schwabengau, im Hassegau und im Gau Siusili, 1046 auch Markgraf in der Niederlausitz, welcher sich Ekkehard II. bemächtigt zu haben scheint. Vermählt mit der ehrgeizigen und rachsüchtigen Adela, der Wittwe Otto's von Meißen, betheiligte sich Dedi lebhaft an den ersten Kämpfen der Thüringer und Sachsen gegen den König Heinrich IV. Er war die Seele des thüringischen Aufstandes, der mit einer Niederlage der Empörer endete. Auf kurze Zeit verlor er infolge dieser Empörung die Markgrafschaft Niederlausitz, erhielt sie aber bald wieder, andere Lehen, wie den Schwaben- und Hassegau, büßte er ganz ein. Nach dem zwischen dem Könige und den Fürsten in Gerstungen abgeschlossenen Vertrage blieb Dedi dem Könige treu und gewann sein Vertrauen wieder, das er bis zu seinem im Jahre 1075 erfolgten Tode besaß.

Dedi's zweiter Sohn (der erste, der den Namen seines Vaters führte, soll auf Antrieb seiner Stiefmutter ermordet worden sein) führt in den Urkunden den Namen Heinrich von Eilenburg. Er war bei des Vaters Tode noch jung, und König Heinrich IV. mag Bedenken getragen haben, dem jungen Grafen, den er wol nicht mit Unrecht als unter dem Einflusse seiner königsfeindlichen Mutter stehend betrachtete, die Markgrafschaft Niederlausitz zu verleihen. Er gab sie dem ihm verbündeten Böhmenherzoge Wratislaw, obwol damals schon die Erblichkeit des Grafenamtes als ein Recht von den sächsischen Großen angesehen wurde. Lange wurde dem jungen Heinrich sein Recht nicht vorenthalten, 6 Jahre nach seines Vaters Tode ist er im Besitze der Markgrafschaft. Als nach wiederum 2 Jahren die nimmer ruhende Adela starb, wandte sich Heinrich ganz und gar dem Kaiser zu, unterstützte ihn in seinen Kämpfen gegen die aufständischen Sachsen, besonders gegen den Brunonen Ekbert II., und wurde, nachdem dieser 1088 seiner Besitzungen für verlustig erklärt worden war, im Jahre 1089 zum Markgrafen von Meißen ernannt.

Es gilt nun noch die Entwickelung einer zweiten Wettiner Linie zu verfolgen. Jener Dietrich, der Großvater Heinrich's, hatte außer dem besprochenen Dedi noch mehrere Söhne, unter ihnen den Thiemo. Dieser scheint bei der Theilung des väterlichen Besitzes Theile des Gaues Siusili, aber auch solche des Gaues Nudizi erhalten zu haben, wenigstens nennt er sich „de Kistritz", dann später Graf von Wettin und Graf von Brehna. So erscheint zum ersten Male der Name des Burgwarts Wettin als Name des erlauchten Geschlechtes. Graf von Brehna und Wettin nannte sich auch jenes Thiemo gleichnamiger Sohn. Dieser Letztere hatte zwei Söhne: Dedo, den Stifter des Klosters auf dem Petersberge bei Halle, und Konrad von Wettin, den Großen genannt, der nach dem Aussterben der älteren Wettiner Linie Markgraf von Meißen wurde. Die folgende kleine Stammtafel, welche nur die wichtigeren Namen enthält, möge die Uebersicht erleichtern:

Thiedericus de Budizi († 982 (?))

Dedi vom Hassegau † 1009	Friedrich v. Eilenburg † 1017 ohne Söhne
Dietrich Markgraf von der Lausitz † 1034	

Dedi, Mkgf. v. d Lausitz † 1075	Thiemo de Kistritz, dann Graf von Brehna und Wettin
Heinrich von Eilenburg, Mkgf. v. d. Lausitz, wird 1089 Markgraf von Meißen	Thiemo d. jüng., Graf von Brehna u. Wettin
	Dedo — Konrad der Große.

III. Die Mark Meißen bis zum Jahre 1089.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Urgeschichte unseres engeren Vaterlandes zu erörtern. Wir würden nur wiederholen können, was schon oft gesagt worden ist. Die Forschung ist so weit eingedrungen, wie es ihr möglich war; etwas Neues von wesentlicher Bedeutung wird erst dann vorgebracht werden können, wenn glückliche Funde neue Ausblicke eröffnen. Als Ergebniß der bisherigen Forschung kann hingestellt werden, daß die germanischen Urbewohner der nachmaligen Mark Meißen Hermunduren waren, daß vom 6. Jahrhundert ab eine slavische Einwanderung stattfand, daß die eingewanderten Slaven das Land überschwemmten und beherrschten, bis vom neunten Jahrhundert an ein allmäliges Zurückdrängen des Slaventhums durch das Germanenthum sich bemerkbar macht. Schon unter dem großen Karl begann das Deutschthum siegreich nach Osten vorzudringen, mehr noch unter den Königen und Kaisern aus sächsischem Hause. Während früher die Saale hatte als Völkerscheide gelten können, gerieth das Land zwischen Saale und Elbe wiederum in deutsche Herrschaft und an der Elbe entstand als Grenzwarte auf dem mons juxta Albim positus die Burg Meißen. Sie war nicht etwa nur gedacht als Schutz gegen slavische Angriffe, sondern auch als Ausgangs- und Stützpunkt deutscher Vorstöße in das Slavengebiet.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wird sie als Mittelpunkt einer Markgrafschaft, als Sitz eines Markgrafen zugleich mit Merseburg und Zeitz erwähnt. Die Mark Zeitz umfaßte die Gegend um Teuchern, Plauen, Gera, Zwickau und das Pleißnerland. Die Mark Merseburg bestand aus den beiden zwischen Saale und Mulde gelegenen Gauen Chutizi und Siusili, deren letzterer jedoch bald von der Mark abgetrennt wurde und in den Besitz der Wettiner kam. Die Mark Meißen umfaßte anfangs nur die beiden Gaue Daleminzi (von der Chemnitz nordöstlich bis zur Pulsnitz sich erstreckend) und Nisani (östlich von dem genannten); Ende des 10. Jahrhunderts kommt als dritter Bestandtheil zur Mark der Gau Milzeni, die heutige Oberlausitz. Die Markgrafschaften Zeitz und Merseburg hörten bald genug auf, diesen Namen zu führen; lagen sie doch von den Grenz-

marken des Deutschthums und des Reiches so weit entfernt, daß sie die eigentliche Aufgabe der Marken nicht mehr erfüllen konnten. Der Markgraf von Meißen gelangte bald in den Besitz der ehemaligen Marken Zeitz und Merseburg.

Ueber der Geschichte der ersten meißnischen Markgrafen liegt schier undurchdringliches Dunkel. Ob Wigbert, ob Günther Markgrafen von Meißen gewesen seien, muß dahingestellt bleiben; der älteste bezeugte Markgraf von Meißen ist ein Thietmar. Dieser vereinte schon die Marken Meißen und Merseburg in seinem Besitze. Besonderes wissen wir nicht von ihm. Sein erster oder zweiter Nachfolger war jener schon genannte Rikdag, ein Verwandter der Wettiner, der an den Kämpfen gegen die Slaven und Polen nicht unrühmlichen Antheil genommen zu haben scheint. 985 starb Rikdag. Die Markgrafenwürde wurde aber nicht seinem Sohne, sondern dem thüringischen Grafen Ekkehard dem Ersten verliehen. Ekkehard stammte aus einer edeln, wahrscheinlich um Naumburg heimischen Familie. Er war ein energischer zielbewußter Mann, von großer persönlicher Tapferkeit, aber er steckte seine Ziele zu hoch und ging daran zu Grunde. Thietmar von Merseburg sagt von ihm: per omnia perfectissimus foret, si in humilitate solum persistere voluisset. Er zwang die Milzener unter die deutsche Herrschaft, er unternahm glänzende Heereszüge in das slavische Gebiet. Vorübergehende Mißerfolge konnten ihn nicht entmuthigen, er wies jeden Einfall mit kräftiger Hand zurück und hat es verstanden, durch Güte und Gewalt die Ostgrenzen des Reiches zu sichern. Mit dem Kaiser ging er nach Rom, belagerte und erstürmte die Engelsburg und ließ den Empörer Crescentius, der sich in derselben heldenmüthig vertheidigt hatte, enthaupten. Noch vor dem Ende des Jahrhunderts kehrte er wieder heim, vielleicht durch neue Eroberungszüge der Slaven herbeigerufen. Durch die Gnade seines Kaisers mehrte sich sein Besitz; mit Energie und oft rücksichtsloser Härte wußte er seinen Besitz zu schützen und seine Feinde in Schranken zu halten. Daß er deren genug besaß, kann nicht Wunder nehmen; denn er war ganz ein Mann seiner Zeit, beute- und kampflustig und pochend auf des Stärkeren Recht. Als im Jahre 1002 Kaiser Otto III., kaum zum Jünglinge herangereift, angesichts der ewigen Stadt, die ihn um sein Lebensglück betrogen, die Augen schloß, begann Ekkehard offen als Bewerber um die deutsche Königskrone aufzutreten. Sein Anhang war gering, und die wenigen Anhänger erwiesen sich treulos und wetterwendisch. Trotzdem gab er den Gedanken nicht auf und zog im Lande umher, um Anhänger zu werben und sich mit anderen Gegnern Heinrich's zu berathen. In Pöhlde am Harz wurde er nächtlicher Weile in heimtückischer Weise überfallen und nach muthiger Gegenwehr getödtet. Was die Mörder im Grunde zu ihrer That veranlaßt habe, entzieht sich unserer Kenntniß. Sein Leichnam wurde nach Großjena und dann nach Naumburg gebracht. Verhängnißvoll war sein Tod für den deutschen Osten; mehr noch als Heinrich II., der eines unbequemen Nebenbuhlers ledig geworden war, jubelte der Polenherzog Boleslav, der nunmehr seine Zeit gekommen glaubte, umsomehr, als die Mark Meißen nicht dem ältesten Sohne Ekkehard's, Hermann, sondern seinem Stiefbruder Gunzelin übertragen wurde. Dieser Gunzelin, der auch ein Stiefbruder Boleslav's gewesen zu sein scheint, war eine durch und durch unzuverlässige Natur. Es nimmt einigermaßen Wunder, daß Heinrich II. einem Mann die Mark verleihen konnte, der sich vorher als das getreuste Werkzeug des Polenherzogs und als aufrührerischen Parteigänger des Slaventhums gezeigt hatte. Während seiner kurzen Regierung hat er ein Doppelspiel getrieben, bald scheinbar zum Kaiser gehalten, bald mehr oder weniger offen die Angriffe Boleslav's auf das Deutschthum unterstützt. Seine Treulosigkeit ging so weit, daß Boleslav bei einem Einfalle ihn daran erinnern konnte, daß er einst das Versprechen gegeben habe, ihm die Stadt Meißen zu übergeben. So konnte denn Boleslav ungehindert Plünderungszüge in die gesegnete Gegend um Lommatzsch unternehmen, aus der er Tausende von Gefangenen fortführte. Der Kampf zwischen Polen und Deutschen wogte hin und her, Bautzen und die Oberlausitz wurden von den Deutschen genommen, Hermann, Ekkehard's ältester Sohn, als Commandant eingesetzt, nicht lange darauf freilich fiel die Stadt wieder in die Hände des Polenherzogs. Gunzelin war in allen Kämpfen insgeheim auf Seiten Boleslav's. Eine Fehde mit dem ebengenannten Hermann, die er willkürlich vom Zaune gebrochen zu haben scheint und bei der er Rochlitz in Brand steckte, weil er Hermann's Stadt Strehla nicht zu erobern vermochte, stürzte ihn ins Verderben. Denn nun kam der Kaiser nach Merseburg, um die Sache zu schlichten. Da kamen denn ganz gewaltige Beschuldigungen gegen Gunzelin zu Tage. Einige bezichtigten ihn ohne Weiteres des Hochverrathes, der König selbst beschuldigte ihn, daß er die Familien von Leibeigenen an die Juden verkauft habe. Daß das Fürstengericht, welchem der treulose Seelenverkäufer übergeben wurde, ihn noch der ineffabilis clementia des Königs empfahl, erscheint darnach einigermaßen wunderbar. Der König schickte ihn in die Gefangenschaft und nahm ihm die Mark Meißen ab.

Die Hut der Stadt legte er zunächst in die Hände des Wettiner Grafen Friedrich von Eilenburg, im Herbste des Jahres 1009 verlieh er die Mark dem mehrfach genannten Sohne Ekkehard's, Hermann. Selbstverständlich war der alte Pole Boleslav mit diesem Nachfolger nicht einverstanden, er suchte ihm sofort durch einen Angriff auf Meißen Schwierigkeiten zu bereiten; aber dieser Angriff mißlang vollständig. An allen Kämpfen des deutschen Königs Heinrich II. gegen die Polen nahm Hermann hervorragenden Antheil. Es ist bekannt, daß diese Kämpfe nicht sonderlich vom Glücke begünstigt waren; oft mußte Hermann selbst des Krieges Unbilden fühlen. Dem Sohne Boleslav's Misico gelang es einmal, die Unterstadt Meißen zu erobern und durch Feuer zu vernichten; die Burg selbst wurde nur durch den Muth der Belagerten und durch ein bedrohliches Anschwellen der Elbe gerettet. Nach manchen vergeblichen Kriegszügen wurde endlich im Jahre 1018 mit Boleslav ein Friede geschlossen. Er erhielt wahrscheinlich in diesem Frieden den Gau Milzeni, also die heutige Oberlausitz mit Budissin, definitiv als Lehen; besessen hatte er sie schon in den letzten Jahren vor dem Frieden. Nachdem die Kämpfe im Osten beendet waren, wandte Hermann seine Aufmerksamkeit dem eigenen Besitze zu; er hatte mehrere Auseinandersetzungen mit dem Bisthum Merseburg, besonders in betreff des wildreichen Rohrener Waldes, Auseinandersetzungen, in denen er nicht besonders glücklich war. Treu, wie er dem sächsischen Heinrich gewesen war, bewies er sich auch dem Salier Konrad, der dem letzten Sachsen folgte. Er begleitete diesen nach Rom und wohnte seiner Krönung bei. Als die Polen unter Misico wiederum ihre gierigen Hände nach den deutschen Marken ausstreckten, waren Dietrich von Wettin und Markgraf Hermann die treusten Grenzhüter und die einzig verläßlichen Stützen des Deutschthums. Da Misico unglücklicher war als sein Vater, mußte er in einem kurz vor Hermann's Tode geschlossenen Frieden die beiden Lausitzen wieder herausgeben. Die Niederlausitz erhielt jener Wettiner Dietrich, der Gau Milzeni ward wiederum zur Mark Meißen geschlagen. Als Hermann im Jahre 1032 starb, folgte ihm sein Bruder Ekkehard II. in der Markgrafschaft, ein gewaltthätiger Mann, der selbst vor dem Verwandtenmord nicht zurückscheute. Der Lausitzer Graf Dietrich von Wettin starb von seiner Hand, wahrscheinlich nur deshalb, weil er selbst ein näheres Anrecht auf die Lausitz zu haben glaubte. Neben der Gewaltthätigkeit ist aber auch die Treue ein hervorstechender Zug in seiner Eigenart. Die Königstreue erwies er in den Kämpfen Heinrich des Dritten gegen den Böhmen Bratislav so, daß dieser ihn fidelissimus fidelis nannte und seine Leiche, als er 1046 starb, selbst zum Naumburger Dome geleitete.

Mit Ekkehard II. stirbt das Geschlecht aus. Die Lausitz gelangt wiederum an das Haus Wettin, die Mark Meißen und später auch die thüringischen Marken erhält ein anderer thüringischer Graf, Wilhelm IV. aus dem Hause Weimar-Orlamünde. Wie sein Vorgänger treu zu Heinrich III. gehalten hatte, so hielt Wilhelm nach Heinrich's Tode treu zu dessen Wittwe Agnes. Auf wenige Fürsten konnte sich die vielangefeindete und vielbetrogene Wittwe fester verlassen als auf Wilhelm von Meißen und den Wettiner Dedi. Im Interesse des Reiches und zum Schutze seiner Marken kämpfte Wilhelm gegen die Ungarn. Er ward zwar geschlagen, aber wehrte sich so tapfer, daß der ungarische Herzog, den zu bekämpfen er ausgezogen war, ihn zum Schwiegersohn zu haben wünschte. Aber ehe er noch die ihm bestimmte Braut umfangen konnte, starb er auf dem Zuge nach Ungarn 1062. Sein Bruder Otto, der ihm in der Markgrafschaft folgte, scheint vollkommen anders geartet gewesen zu sein, als Wilhelm. Während dieser treu zur Kaiserwittwe hielt, stand jener auf Seiten des Erzbischofs Anno. Von kriegerischen Thaten erfahren wir fast nichts; es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß er auch gegen die Ungarn gezogen ist. Sein eigenes Thüringer Volk, die Bewohner seiner Eigenländer, verachteten und haßten ihn, weil er sie zur Zahlung des Zehnten an das Erzbisthum Mainz zu zwingen versprochen hatte. Nach kurzer ruhmloser Regierung starb er 1067 kinderlos.

Von den drei vereinigten Marken Meißen, Merseburg und Zeitz kam die letzte nach des Weimaraners Tode an den Grafen Udo von Stade, die beiden ersten an Ekbert aus dem sächsischen

Geschlechte der Brunonen, denselben Ekbert, der den jungen König Heinrich IV., als er von Erzbischof Anno seiner Mutter entführt werden sollte und aus dem Rheinschiffe in die Fluthen des Stromes sprang, mit eigener Lebensgefahr den Wellen entriß. Dieser Ekbert scheint auch zu den Parteigängern Anno's gehört zu haben. Näheres erfahren wir nicht, seine Regierung währte wenig länger als ein Jahr, schon 1068 starb er, die Markgrafschaft seinem noch unmündigen Sohne Ekbert II. hinterlassend. Obwol dieser dem Könige Heinrich IV. nahe verwandt und unter seinen Augen, vielleicht sogar unter seiner Vormundschaft erzogen worden war, finden wir ihn doch bald unter den sächsischen Großen, die sich gegen den König empörten. Mehrere Einfälle Heinrich's in das aufrührerische Gebiet der Sachsen mißlingen. Zu Forchheim wird als Gegenkönig Rudolf von Schwaben gewählt, unter den Wählern findet sich auch Ekbert von Meißen. Heinrich's Antwort auf dies treulose Gebahren war die Achterklärung. Infolge dieser Acht wird Ekbert die Mark abgesprochen, und der Böhmenherzog Wratislaus, mit dessen Hilfe Heinrich die Empörer bekämpft hatte, mit derselben belehnt. Von nun an befolgte Ekbert eine Politik der Treulosigkeit, des unsicheren, aber berechneten Hinundherschwankens. Wir sehen ihn bald darauf wieder insgeheim zum Könige übertreten und dadurch die Acht des Gegenkönigs Rudolf auf sich laden. Nach des Letzteren Tode bestätigte Heinrich den Markgrafen Ekbert wieder in seinem Besitze. Als jedoch in der Person Hermann's von Luxemburg ein neuer Gegenkönig gewählt worden war, erkannte er diesen ebenso an, wie er Rudolf anerkannt hatte. Vielleicht war diese Anerkennung eine erzwungene, da er von lauter Anhängern Hermann's umgeben war. Ganz offen trat er wenigstens nicht für ihn ein, und als König Heinrich ins Land kam, zog er ihm entgegen und begrüßte ihn als Freund. Möglicherweise hatte er von dieser schwankenden Politik Erfolge für sich erhofft; als diese in erwünschter Weise nicht eintraten, trat er wiederum offen in die Reihen der Empörer Zwar wurden im Jahre 1086 dem Ekbert wegen seiner Treulosigkeit alle Lehen abgesprochen; aber als Heinrich gegen ihn in kriegerischer Weise vorging, errang er nicht nur keine Vortheile, sondern Ekbert ging selbst zum Angriffe über und siegte. Dieser letztere Umstand mochte den König bestimmen, sich auf neue Unterhandlungen mit dem geächteten Ekbert einzulassen. In Hersfeld leistete dieser seinem Könige einen Treuschwur und erhielt dafür Lösung von der Acht und seine Lehen zurück. Aber diesen Treueid hielt er nicht lange. Die Vorstellungen einiger Bischöfe, daß sie ihn selbst zum Könige ausrufen wollten, wirkten auf den leicht entzündlichen Jüngling so, daß er wiederum, seiner heiligen Schwüre nicht eingedenk, das Schwert der Empörung zog. Er ward bitter betrogen, sein Königstraum war ein kurzer und schrecklich das Erwachen. Kein Mensch kümmerte sich um den Markgrafen, am wenigsten die Bischöfe, deren Einflüsterungen er gefolgt war. Voll Wuth wandte er sich daher gegen einen dieser gleißnerischen Verführer, den Bischof von Halberstadt, und setzte ihm gewaltig zu. Zu gleicher Zeit schickte er wieder Boten an den König und bot seine Unterwerfung an. Es war das Beste, was er thun konnte; denn der sächsische Trotz war fast allenthalben gebrochen, und Alles suchte sich dem König zu nähern. Aber Heinrich verzieh ihm den Eidbruch nicht, obwol er nur ungern gegen den Markgrafen vorging, der ihm recht gut eine sichere Stütze hätte werden können. 1088 wurde ein Fürstengericht über Ekbert eingesetzt und der Eidbrüchige in die Acht erklärt. Heinrich zog selbst nach der Stammburg des Geächteten, Gleichen bei Erfurt. Ekbert aber, der einen Zug nach Böhmen unternommen und Quedlinburg belagert hatte, eilte, als er die Kunde vernommen, zum Entsatz seiner Burg herbei. Am Weihnachtsabende kam es zum Kampfe, der König wird vollkommen besiegt und flieht über Bamberg nach Regensburg. Erst hier hat er die Achtvollstreckung thatsächlich ausgeführt und über Ekbert's Lehen anders verfügt. Vielleicht hat er immer noch auf eine Unterwerfung des Geächteten gehofft und im Stillen noch den Gedanken gehegt, daß er ihm noch einst eine Stütze sein werde. Im Jahre 1089 verlieh er die Mark Meißen dem Wettiner Heinrich von Eilenburg, trennte aber von derselben die Mark Merseburg und die Oberlausitz ab. Erstere ward dem Grafen von Stade, letztere dem Böhmenherzoge Wratislaus verliehen. Dieser aber ließ sie durch seinen Schwiegersohn, Wiepracht von Groitzsch, verwalten. Ekbert wandte sich nun kämpfend gegen seine ehemaligen Verbündeten und insbesondere gegen den Markgrafen Heinrich. Aber im Kampfe mit diesem verließ ihn das Kriegsglück, das ihm so lange treu gewesen. Nach einer schweren Niederlage irrte er flüchtig und von Allen verlassen im Lande umher, allenthalben sich scheu vor seinen nimmer ruhenden Verfolgern bergend. In einer Mühle des wilden Selkethales, in der er vor einem Unwetter Schutz gesucht hatte, fanden ihn seine Verfolger und tödteten ihn.

Bücherbesprechungen.

△ Das IV. Vierteljahrsheft des im Commissionsverlage von W. Kohlhammer in Stuttgart erscheinenden Archivs für die Gesammt-Interessen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande „Die Frau im gemeinnützigen Leben" weist vor Allem eine nicht gerade Neues bringende, aber frisch und anregend geschriebene Darstellung des Frauenlebens im Alterthume von A. Günther in Cöthen auf, welcher sich Schilderungen der englischen Einrichtungen für Armen-Krankenpflege, des Lebens der einst hochberühmten italienischen Improvisatorin Giannina Milli, der jüdischen Krankenpflege in deutschen Hauptstädten und der Entstehungsgeschichte und Einrichtung des unter dem Protectorate der Kaiserin-Königin Friedrich stehenden Victoria-Denkmal-Hospitales zu Godesberg am Rhein, sowie des Kindergartenwesens in Leipzig (Referat von Frau Dr. Goldschmidt daselbst) anschließen. Unter den am Schlusse des Heftes besprochenen neuen literarischen Erscheinungen befinden sich die Hauff'sche Beschreibung des Lebens und der Werke Christian Friedrich Daniel Schubert's sowie eine Geschichte der ehemaligen Benedictiner- und Reichsabtei Zwiefalten in Oberschwaben von Dr. Karl Holzherr, deren Inhalt nur sehr entfernte Berührungspunkte mit der Tendenz der Vierteljahrsschrift hat, die aber beide in der Verlagshandlung W. Kohlhammer in Stuttgart erschienen sind.

j.— Allgemeine Kunst-Chronik. Illustrirte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Literatur. Herausgeber: Dr. Wilhelm Lauser, Wien. Jahrgang 1889, Heft I. — Das erste Heft des neuen Jahrgangs dieser die Kunst in all' ihren möglichen Erscheinungen vertretenden Zeitschrift weist einen Inhalt auf, der an Buntheit und Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. An Aufsätze über Kunst und Kunstgewerbe reiht sich ein Gedicht von Anzengruber „Bauersleut' im Künstlerhaus", an dieses eine handschriftliche Tondichtung von Johann Strauß; dann folgen Aufsätze über Musik, Gedichte, Recensionen, wiederum Gedichte, Berichte aus der Belletristik und dem Theaterleben, endlich wiederum kunstgewerbliche und technische Mittheilungen. Man sieht, eine Fachzeitschrift im engern Sinne des Wortes ist die „Allgemeine Kunst-Chronik" nicht. Wendet sie sich aber an ein größeres Publicum, nun dann können wir nur wünschen, daß sich recht Viele finden, die für alle Gebiete künstlerischen Schaffens Interesse besitzen und in der Lage sind, ein Kunst-Allerlei, ohne Indisposition zu erleiden, zu genießen. Wir gestehen offen ein, daß unser Verdauungsvermögen auf diesem Gebiete zu wünschen übrig läßt. — Aeußerlich berührt jedenfalls sehr unangenehm, daß die Reclame in einer nicht zu rechtfertigenden Weise in den redactionellen Theil des Blattes Einzug gehalten hat. Da empfiehlt mitten in einem Aufsatz über Max Kretschmar eine Wiener Bronzefabrik ihre Erzeugnisse, in einem Artikel „Zu unseren Bildern" eine Wiener Handlung ihre Specialitäten in Möbeln und unter einem Bildniß des Kaisers Franz Josef, das mit einem Sonett begleitet ist, wird „Kalodont", ein unübertroffener amerikanischer Glycerin-Zahn-Crême, angepriesen. Wenn man bedenkt, daß die „Kunst-Chronik" einen Inseratenanhang von acht Seiten hat, so darf man sich billigerweise wundern, daß die Redaction Inseraten und Marktschreiereien ihre Spalten öffnet. Das ist doch wol mit dem Charakter einer „Kunst-Chronik" nicht recht verträglich.

J. R. Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 2 bez. 3 ℳ. — Als eine Erzählerin von literarhistorischer Bedeutung ist Marie v. Ebner-Eschenbach von uns schon mehrfach gewürdigt worden: auch diese, jetzt in geschmackvoller Miniaturausgabe vorliegende Geschichte, die wiederum nach Böhmen, dem Schauplatze so vieler Novellen der Verfasserin, führt, bekundet von Neuem ein besonderes Talent für die Zeichnung eigenartiger Persönlichkeiten, die sich von einer beschränkten und gewöhnlichen Umgebung sowol durch Tugenden wie durch Fehler abheben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 12. Dienstag, den 29. Januar. 1889.

Die französische Secundärschule.

Von Dr. phil. Bernhard Heinzig-Plauen.

Die wichtigste Bildungsanstalt der Universität von Frankreich ist die Secundärschule. Ihr wurde gleich bei ihrer Gründung eine außergewöhnliche Sorgfalt zugewandt. Der Grund davon lag in der Bedeutung, welche sie für die Erziehung des während der Revolution zur Herrschaft gelangten Mittelstandes hatte, dem naturgemäß auch in Zukunft der unmittelbarste Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse vorbehalten bleiben mußte. Durch die Secundärschule wurde zugleich ein Assimilationsprozeß der Anschauungen des Mittelstandes und derjenigen der darüber und darunter stehenden Volksschichten eingeleitet. Wer über sie gebot, der sicherte sich einen bleibenden Einfluß auf die Denk- und Handlungsweise des Volkes, der hatte, wie sich Emile Beaussire ausdrückt „l'éducation de l'esprit nationale, le progrès des idées et des moeurs, les destinées, en un mot, de la patrie“[1]) in der Hand. Es war daher ein Gebot der Selbsterhaltung für die Staatslenker, diese Schule ihren politischen Interessen möglichst dienstbar zu machen, und ihr Streben konnte um so weniger auffallend erscheinen, als man schon während der Revolution sich daran gewöhnt hatte, der Schule überhaupt eine hohe politische Mission zuzuweisen.[2]) Daß ein so schlauer Politiker wie Napoleon I., der die herrschende Classe noch dazu für seine Person und Dynastie günstig stimmen wollte, die Secundärschule völlig in seinen Dienst nahm, ist selbstverständlich.

Ueber die Entstehung des ersten, grundlegenden Secundärschulgesetzes vom 11 Floréal an 11 (1. Mai 1802)[3]), welches das dem Studiensystem vor 1789, insbesondere dem Institut der Collegien innewohnende Gute wieder zur Geltung bringen und zugleich den Stempel des Neuen und Entwickelungsfähigeren an sich tragen, also die Tradition der Vergangenheit und das Interesse der Zukunft für sich haben sollte,[4]) ist bekannt,[5]) daß Napoleon in Gemeinschaft mit hervorragenden Schulmännern den Entwurf dazu, der mit dem Gesetze vom 25. October 1795 über die Centralschulen[6]) Aehnlichkeit hat, bearbeitete.

Die Secundärschule zerfällt in die staatlichen Lyceen (Lycées), in welchen der ganze Mittelschulcursus zum Abschluß gelangt, und die Gemeindesecundärschulen, die im Laufe der Zeit den Namen Communalcollegien erhielten und etwa zur Hälfte der Zahl nur die unteren Lycealclassen umschließen. Außerdem wurde später die Gründung höherer Privatinstitute zugelassen, die ähnlich den Communalcollegien entweder selbständigen Lycealunterricht der unteren, zuweilen auch infolge besonderer Vergünstigung der oberen Classen (institutions de plein exercice) ertheilen dürfen oder nur Nachhilfeunterricht für die die Lyceen besuchenden Schüler zu geben befugt sind. Die geistlichen Secundärschulen (écoles secondaires ecclésiastiques oder petits séminaires) gehören nicht zur Universität. Sie sind ursprünglich Vorbereitungsanstalten für die großen geistlichen Seminare, werden aber mit Vorliebe als Bildungsanstalten auch von der für den geistlichen Stand nicht bestimmten Jugend benutzt. Das Gesetz vom 15. März 1850 gewährte ihnen die Rechte der Staatslyceen, was zu ihrer Vermehrung dermaßen beigetragen hat, daß Anfang der achtziger Jahre deren über 200 mit mehreren Tausend weltlichen Schülern vorhanden waren.[1]) Staatslyceen giebt es gegenwärtig nach dem Berichte des Unterrichtsministers Berthelot in der Deputirtenkammer vom 24. Januar 1887 95 mit 51 700 Schülern,[2]) was eine Durchschnittsfrequenz von über 500 pro Schule ergiebt. Die Pariser Lyceen haben jedoch meist über 1000 Schüler; das Lycée Fontanes zählt sogar über 1600.[3]) In den Collegien, deren Zahl über 300 beträgt, waren nach demselben Bericht 38 700 Schüler untergebracht.

In ihrer inneren Einrichtung hat die Secundärschule seit ihrer Entstehung wenig durchgreifende Abänderungen erfahren, weshalb es sich empfehlen dürfte, die auf Gründung und Einrichtung bezüglichen ursprünglichen Gesetze zur Grundlage der weiteren Darlegungen zu machen. Es handelt sich dabei neben dem schon angeführten Gesetze noch um das vom 5 Brumaire an 11 (27. October 1802)[4]), das vom 19 Frimaire an 11 (10. December 1802)[5]) und das vom 21 Prairial an 11 (10. Juni 1803).[6])

Das Gesetz vom 11 Floréal an 10 bestimmt, daß in der Secundärschule Unterricht in den lettres d. i. philologisch-historischen, und sciences d. i. mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ertheilt werden soll. Nach dem Gesetz vom 19 Frimaire an 11 beschränkt man den Unterricht in den alten Sprachen jedoch auf das Latein. Das Griechische gelangt erst durch das Decret vom 9. September 1809 zu seinem Recht. Latein soll in 6 fortlaufenden Classen sixième, cinquième, quatrième, troisième, seconde und première, Mathematik in 6 gleichbenannten Classen gelehrt werden. Schüler von mittlerer Befähigung haben in einem Jahre zwei Classen durchzumachen, demnach jährlich zwei Uebergangsexamina zu bestehen. Den Unterricht in den beiden Cursen begleiten Lectionen in Geschichte, Geographie, Astronomie, Physik, Chemie 2c.

Je eine Commission für Latein und Mathematik sollte Unterrichtsziel und Lehrgang in den beiden Cursen bestimmen und die nöthigen Bücher für die Hand der Schüler bearbeiten.[7]) Die Lehrbücher für die Unterrichtsfächer einer Classe waren in einen Band zu vereinigen, so daß der Secundaschüler das omnia mea mecum porto in ganz besonderem Sinne auf sich anwenden konnte. Man durfte jedoch die einzelnen Abtheilungen zum Gebrauch des Schülers besonders binden lassen. Dem Lehrer wurde streng untersagt, unter welchem Vorwand es auch sei, nach anderen als den eingeführten Lehrbüchern zu unterrichten. Lehrmethode, Studienpläne, Strafreglements sollten in allen Anstalten dieselben sein. Jede Freiheit

[1]) Revue des deux mondes LI, 871 (troisième periode).
[2]) Procès-verbal de l'Assemblée nationale, imprimé par son ordre LXX, 4—5, und Dr. Bernhard Heinzig, Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichtswesens (Plauen 1876, Neupert), p. 2.
[3]) Collection des lois, décrets etc., publiée par J. Duvergier XIII, 410.
[4]) Nos maitres, aujourdhui — Etudes sur les progrès de l'éducation, les méthodes etc. en France par H. André, Inspecteur de l'Académie, I, p. 78. 79.
[5]) F. Guizot, Essai sur l'histoire et sur l'état actuel de l'instruction publique en France p. 50.
[6]) Collection des lois VIII, 435.

[1]) Revue des deux mondes LI, 880.
[2]) Revue internationale de l'enseignement publiée par la Société de l'Enseignement superieur XIII, 278.
[3]) Revue des deux mondes LII, 608.
[4]) Collection des lois XIV, 30.
[5]) Collection des lois XIV, 58.
[6]) Collection des lois XIV, 317.
[7]) Collection des lois XIV, 59.

und Mannigfaltigkeit der pädagogischen Bestrebungen wurde dadurch aufgehoben.[1]) Der Unterrichtsminister weiß genau, welches Capitel dieses oder jenes Schriftstellers zur selben Zeit in den einzelnen Lycealclassen des Landes gelesen oder welche grammatische Regel erläutert wird. Die kleinste Aenderung, welche von oben her für irgend einen Theil des höheren Schuldienstes verfügt wird, erregt die Lehrerschaft des ganzen Landes.

Es möge hier gleich erwähnt werden, daß durch das Statut vom 19. September 1809 die Trennung der lateinischen und mathematischen Classen aufgehoben wurde und in den nun einjährigen Classen die alten Sprachen und Mathematik neben einander ihren Platz fanden. Die beiden oberen Classen des sechsjährigen Cursus nannte man philosophie und rhétorique. Später hat man in den meisten Lyceen diesen Classen noch Vorbereitungsclassen angefügt, so daß man gegenwärtig auch wol eine septième, huitième und, wenn auch selten, eine neuvième unterscheidet. Vielfach wird der Vorbereitungsunterricht in den Privatpensionaten ertheilt. Bis zu dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 28. Juni 1833 war die Secundärschule, was Sprachunterricht anlangte, rein classisch. Da man durch dieses Gesetz den Departementshauptstädten und allen Orten von mehr als 6000 Einwohnern die Gründung höherer Primärschulen zur Pflicht machte, so entschlossen sich viele Gemeinden, höhere Primärschulclassen mit ihren Collegien zu verbinden. Auch an einzelnen Lyceen geschah dies. Diese „classes de français“, ohne Latein und Griechisch, wurden von Schülern besucht, die sich den liberalen Carrièren nicht zuwenden wollten, deren Eltern aber Gewicht auf den Besuch einer höheren Schule seitens ihrer Söhne legten, und erfreuten sich bald einer gewissen Beliebtheit.[2]) In den Schulen selbst freilich waren sie Gegenstand der Geringschätzung (dédain) bei Lehrern wie bei Schülern der Lycealabtheilungen und fristeten, besonders wenn die Schuldirigenten die wünschenswerthe Unparteilichkeit vermissen ließen, ein wenig beneidenswerthes Dasein.[3])

Um dem Bedürfniß nach mathematisch-naturwissenschaftlichen Kenntnissen Rechnung zu tragen, nahm Napoleon III. noch als Regent im Jahre 1852 die berühmte Bifurcation im Secundärunterricht vor. Man ließ nämlich sämmtliche Schüler des Collegiums die grammatischen Classen gemeinsam durchmachen und theilte dann den Cursus in eine philologisch-historische (lettres) und eine mathematisch-naturwissenschaftliche (sciences) Section. Jede derselben sollte auf eine Reifeprüfung (baccalauréat ès lettres und ès sciences) zusteuern, die bekanntlich in Frankreich nicht an den resp. Schulen, sondern in den Departementshauptstädten vor einer meist aus Akademieprofessoren bestehenden Commission abgelegt wird und noch eine besondere Vorbereitung erfordert. Die Bifurcation bewährte sich jedoch nicht. Die section des lettres behielt nämlich die besseren Schüler für sich; die section des sciences setzte sich meist aus Schülern zusammen, die weniger Neigung für die naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer, als vielmehr einen Widerwillen (dégout) gegen die alten Sprachen empfanden.[4]) Die Erfolge der gemeinschaftlichen Classen wurden durch die Schüler, die sich der nichtliterarischen Abtheilung zuwenden wollten, herabgedrückt. Die Bifurcation erlag der allgemeinen Unzufriedenheit. Lieber griff man zu dem Secundärunterricht, wie er in den ehemaligen französischen Classen ertheilt worden war (enseignement secondaire spécial), zurück.[5]) Die Neueinrichtung beruhte auf dem Gesetz vom 21. Juni 1865,[6]) welches unter dem Ministerium M. Duruy auf einen Bericht des Generalinspectors Baudoin hin, der 1864 die meisten Länder Deutschlands, auch Sachsen bereist hatte, zu Stande kam.[7]) Der Cursus war ursprünglich vierjährig.[8]) Dieser Specialsecundärunterricht, der besondere Bedeutung durch die an sein Schlußexamen geknüpfte Berechtigung zum Freiwilligendienst erhalten hat[9]) — der Freiwilligendienst existirt seit 1872[10]) — wurde bisher in den Collegien mitertheilt, so daß diese also classischen Unterricht, Specialunterricht und auch Präparationscurse für die großen Schulen hatten. In allerjüngster Zeit hat die französische Regierung Schritte gethan, um die École secondaire special in Anbetracht der bedeutenden Entwickelung der französischen Industrie, des Handels und der Landwirthschaft auf eigene Füße zu stellen. Der Unterrichtsminister Goblet spricht in einem Schreiben vom 29. September 1886 an die Directoren der Collegien den Wunsch aus, sie möchten sich mit den Gemeindebehörden ins Einvernehmen setzen, um im classischen Unterricht wenig frequente Collegien zum Vortheil der Mehrzahl der Familien in Secundärspecialschulen zu verwandeln.

Die Specialsecundärschule[1]) ist eine Nachahmung der sechsclassigen, lateinlosen sächsischen Realschule, nur mit dem Unterschied, daß die beiden neueren Sprachen nicht feststehen. Das Decret vom 8. August 1886 verfügt nämlich für diese Schule den Unterricht in zwei neueren Sprachen und zwar einer fundamentalen durch alle Classen und einer complementären in den oberen drei Classen. Die fundamentale Sprache soll die englische oder deutsche, die complementäre entweder die deutsche oder englische oder spanische oder italienische oder arabische sein. Der Unterrichtsminister hat für die einzelnen Schulen die beiden Sprachen zu bestimmen. In einer Anzahl Lyceen soll jedoch die Wahl des Englischen oder Deutschen als fundamentaler Sprache den Eltern überlassen bleiben.[2])

An der Spitze des Lyceums stehen ein Proviseur, der für die Verwaltung der Anstalt, sowie die Leitung der Studien unmittelbar verantwortlich ist und die Schule nach außen hin zu vertreten hat, ein Censeur, der die Aufsicht über Alles, was Studien und Disciplin anlangte, zu führen hat, und ein Procureur, dem das Oeconomat und die Führung des Rechnungswesens anvertraut ist. Drei, später sechs Generalinspectoren haben alljährlich wenigstens einmal alle Theile des Unterrichts der Lyceen des Landes, sowie deren Verwaltung einer genauen Revision zu unterziehen und darüber an die Regierung zu berichten.[3])

Das Decret vom 5 Brumaire an 11 (27. October 1802) ordnete die Costümirung der Mitglieder des Verwaltungsraths, der Lehrer und Schüler der Lyceen an, wie denn nicht nur alle Universitätsmitglieder, sondern überhaupt alle Beamten des Staats uniformirt wurden. Napoleon wollte dadurch offenbar den Corpsgeist mit seinem Sicheinsfühlen, seinem Wetteifer, seiner Energie wecken und beleben, aber auch andeuten, daß vor seinem Willen die Individualität zurückzutreten habe. Jedenfalls war der Soldatenrock der Schüler ein äußeres Zeichen der Säcularisation der Secundärschule gegenüber dem ehemaligen geistlichen Collegium. Es würde zu weit führen, wollte man die einzelnen Costüme beschreiben;[4]) erwähnt sei nur, daß sich dieselben, wenn auch nach Napoleon's Sturz der militärische Rock und Dreimaster der Schüler zeitweilig dem Frack und Rundhut Platz machen mußten,[5]) bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die Schüler werden in Divisionen und Compagnien eingetheilt, an deren Spitze Sergeant-Majors und Corporale stehen. Das Signal für jede Bewegung, sowie für den Beginn und Schluß der Stunden wird durch die Trommel gegeben.[6]) Wer erinnerte sich nicht der auch in deutsche Zeitungen übergegangenen bombastischen Berichte Pariser Blätter über Schülerparaden. Ihre Nutzlosigkeit und Lächerlichkeit zugleich haben im September 1888 zur Abschaffung der Uebungen mit blinden Waffen wenigstens in den Secundärschulen geführt. Die höheren Bürgerschulen haben sie beibehalten. An ihre Stelle hat man in der Secundärschule den einfachen deutschen Turnunterricht gesetzt.

Das Gesetz vom 21 Prairial an 11 (10. Juni 1803) trifft weiter eingehende Bestimmungen über die Einrichtung des Internats, auf welches Napoleon großes Gewicht legte, da er durch dasselbe die heranwachsende Jugend dem Einfluß der Familie entziehen und für seine dynastischen Interessen gewinnen wollte. Er kam mit dem Internat den Wünschen der Eltern entgegen, die im Ganzen wenig Neigung zu der mühsamen Arbeit der Kindererziehung haben. Die französische Mutter der besseren Stände größerer Städte giebt ihr Kind bis zum zweiten Jahre in die Krippe, von da bis zum sechsten Jahre in die École maternelle, um es von dieser weg möglichst bald in der Pension einer Schule unterzubringen, und doch kann man nicht sagen, daß die Zuneigung

[1]) M. Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps III, 30.
[2]) M. Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps III, 110.
[3]) Revue des deux mondes LII, 615.
[4]) Revue des deux mondes LII, 616.
[5]) Revue des deux mondes LII, 616. 617.
[6]) Revue internationale XII, 275.
[7]) Nos maitres, aujourdhui etc. par André I, 351.
[8]) Revue internationale XII, 354.
[9]) Revue internationale XII, 265.
[10]) Revue internationale XIV, 341.

[1]) Conf. Documents sur l'enseignement special. Revue internationale XII, 359.
[2]) Revue internationale XII, 275.
[3]) Collection des lois XIII, 411.
[4]) Conf. Loi du 21 Prairial an 11. Collection des lois XIV, 317.
[5]) Conf. Ordonnance du 5 Octobre 1814.
[6]) Conf. Coll. XIV, 59. 60.

der Eltern zu den Kindern eine geringere sei, als bei uns.[1]) Das Pensionswesen spielt in keinem Staate der Erde eine so große Rolle, wie in Frankreich. Etwa 90% der die höheren Schulen besuchenden Jugend wächst in Pensionaten auf, die entweder mit den staatlichen oder geistlichen Schulen oder auch mit großen oder kleinen Privatinstituten verbunden sind.

Wie die Nothwendigkeit des Pensionswesens einerseits in den Lebensgewohnheiten der Franzosen begründet ist, so ist das andererseits der Fall in der ganzen ursprünglichen Einrichtung des Lycealunterrichts, dem mehr die Aufgabe zufällt, den Privatfleiß der Schüler in angemessener Weise anzuregen und auf rechte Bahnen zu leiten, als geistige Fortschritte direct zu erzielen. Es werden täglich zwei Lectionen gegeben, nämlich Vormittag von 8—10 Uhr (classe du matin) und Nachmittag von 3—5 Uhr (classe du soir),[2]) während die zur Lösung der mündlichen (leçons) und schriftlichen (devoirs) Aufgaben nöthige Zeit selbst bei guten Schülern etwa 7 Stunden beträgt. Die Arbeitszeit im Pensionat des Lyceums ist denn gegenwärtig auch auf 7½ Stunden festgesetzt. In der „classe du matin" giebt es drei oder vier leçons, nämlich neben einem Vers aus den Evangelien im griechischen oder lateinischen Text je einen Abschnitt aus einem lateinischen, griechischen und französischen Schriftsteller, in der „classe du soir" entweder Lectionen aus Schriftstellern oder aus der Grammatik, daneben in beiden Classen devoirs in Uebersetzungen aus den alten oder in die alten Sprachen (version oder thème) und freien Arbeiten bestehend. Während der Lehrer — um den Verlauf einer Classe zu verfolgen — die auf einzelnen Blättern eingereichten schriftlichen Arbeiten besonders bezüglich ihrer Sauberkeit flüchtig durchsieht und darauf Ehrenpunkte ertheilt, lassen die ersten Schüler der Classe einen Theil ihrer Mitschüler aufsagen, um sodann über die Erfolge dabei eine Censur in die cahiers de correspondance einzutragen, welche der Lehrer unterschreibt. Die cahiers dienen dem Verkehr zwischen dem Classenlehrer und den maîtres répétiteurs, die, eine besondere Classe von Lehrern bildend, die Aufgabe haben, den Schülern in den Pensionaten bei ihren Arbeiten helfend zur Seite zu stehen, ihnen förmlichen Unterricht zu ertheilen und ihre sittliche Führung zu überwachen.[3]) Die cahiers heißen gewöhnlich cahiers de recitavit, weil in dieselben nach der hergebrachten Formel: recitavit lectiones bene oder satis bene oder male etc. eingetragen wird, wie die Schüler ihre leçons gelernt haben. Der erste Theil der „classe" vergeht mit dem Aufsagen der Lectionen und der Durchsicht der schriftlichen Arbeiten, sowie der Unterzeichnung des Recitavit seitens des Classenlehrers. Der zweite Theil wird mit Dictiren neuer Texte zu schriftlichen Arbeiten, mit der flüchtigen Erklärung neu zu memorirender Stellen aus den vorgeschriebenen Schriftstellern und mit der Correctur einer der schriftlichen Arbeiten in der Weise ausgefüllt, daß einer der besseren Schüler irgend eine Version Satz für Satz vornimmt und seine Uebersetzung dazu angiebt. Hat ein Schüler sehr schlecht gearbeitet, so fragt der Classenlehrer wohl: „Votre répétiteur ne vous a donc pas expliqué le devoir"?

Unter den Gegnern des Pensionswesens steht Bréal obenan, der die Schüler in Familien untergebracht wissen will,[4]) wie in Deutschland, während Jules Simon,[5]) M. Bouillier[6]) ꝛc. Reformen in Bezug auf physische Abwartung und moralische Förderung der Pensionäre empfehlen. Besonders günstige Resultate scheinen sich medicinische und pädagogische Autoritäten von der Verlegung der Internate auf das Land zu versprechen.[7]) Denken sie vielleicht an die großen englischen Collegien mit ihren auf die Gesunderhaltung und Pflege der Gewandtheit des Körpers abzielenden Einrichtungen?[8])

Die ganze Arbeit des Jahres hat ihren Hauptsporn in der doppelten Preisvertheilung am Ende der beiden Semester.[9]) Mit dieser hat es folgende Bewandtniß: An einem Tage der Woche, gewöhnlich am Dienstag, wird in den Classen bis zur septième herab abwechselnd in allen Hauptfächern wie beispielsweise in Version latine, Thème latin, Version grecque, Mathématique eine Clausurarbeit gefertigt, die von dem resp. Lehrer corrigirt und mit Ehrenpunkten bedacht wird. Die Namen der 6 besten Schüler jeder Classe werden allwöchentlich auf dem tableau d'honneur eingetragen und in der Aula ausgehängt. Die Schüler haben zugleich ihren Sitz auf der Ehrenbank der Classe und erhalten nebst den 4 nächstbesten Schülern Ehrenpunkte und zwar der erste 10, der zweite 9 u. s. f., der zehnte also einen. Die Punkte werden am Schluß des ersten Semesters addirt und bringen den beiden besten Schülern einen ersten und zweiten Preis, den acht nächsten Accessits oder Nebenpreise. Im zweiten Semester zählen die Punkte in jedem Unterrichtsgegenstande besonders, und Schüler, welche in einem Fach Aussicht auf einen Preis zu haben glauben, treiben dasselbe mit besonderem Fleiß, um sich an einem Wettexamen der besten Schüler des Akademiebezirks, beziehentlich des ganzen Landes zu betheiligen. Durch diese Dressur des Talentes sichert sich die Regierung die besten Kräfte für ihren Dienst. Am Ende des Schuljahres wird in feierlichem Actus unter Trompeten- und Paukenschall die Preisvertheilung vorgenommen.

In Paris findet ein gemeinschaftlicher Preisbewerb statt, indem jede der acht großen Schulen, die Versailler mit inbegriffen, die in den einzelnen Fächern besten Zehn jeder Classe, oder wenn die Classe getheilt ist, je 6 von einer Parallelclasse bis zur septième herab nach und nach zu gemeinsamen Probearbeiten in die Sorbonne schickt. Die besten Arbeiten jeder Gattung werden mit 2 Preisen und einer Anzahl Accessits bedacht. Die Preisvertheilung, für deren pomphaften Aufputz Fonds aus dem vorigen Jahrhundert vorhanden sind, wird in der Aula der Sorbonne von dem im prachtvollen Universitätsornat erscheinenden Großmeister vorgenommen. Er pflegt zu dieser Feierlichkeit im vierspännigen Wagen, dem je eine Abtheilung Cavallerie vorausreitet und folgt, in die Schule zu fahren. Den größten Werth haben selbstverständlich die Ehrenpreise der obersten Classe für die lateinische Rede in Rhetorik, die lateinische Dissertation in Philosophie und die Arbeit in Mathématiques spéciales. Die Sieger in diesen drei Fächern werden im Universitätskalender seit 1808 aufgeführt; es finden sich darunter Personen, die, weil sie auch in ihrem späteren Leben auf irgend einem Gebiete des Wissens und Könnens Hervorragendes leisteten, in Deutschland wohl bekannt sind. Sie werden nach der Preisvertheilung mit einer Einladung zur Tafel bei dem Großmeister beehrt; es wird ihnen ein Theil der Baccalaureatsprüfung erlassen;[1]) sie sind für immer von allen Kosten für Universitätsprüfungen, Diplome ꝛc. befreit; sie erhalten Beneficien in den höheren staatlichen Fachschulen und werden später bei Besetzung von Staatsstellen stets bevorzugt. Kurz, ihr Ruf ist für immer begründet. Neuerdings werden sie wol auch photographirt, um in effigie die französische Schuljugend zur Nacheiferung anzuspornen. Da die Preisschüler zur Erhöhung des Ansehens ihrer Lehrer, sowie der Schulen und Pensionen, denen sie angehören, beitragen, so haben diese alle ein Interesse daran, ihr Möglichstes zur Heranziehung und Ausbildung solcher zu thun. Die Lehrer befassen sich daher vorzugsweise mit den besten Schülern der Classe, während die große Mehrzahl unbeachtet bleibt; sie lassen wol diejenigen, die in einem Fache auf einen Preis Aussicht haben, dasselbe Monate lang ausschließlich treiben (se spécialiser). Die Versetzung aus einer Classe in die andere erfolgt regelmäßig auch bei solchen, welche die Reife für die nächste Classe nicht haben. Eher behält man einen besonders guten Schüler in der Classe zurück, um ihn für den Preisbewerb förmlich zu dressiren, wenn auch diese Maxime verboten ist. In jeder Classe giebt es daher einen aus einer geringen Zahl guter Schüler bestehenden kleinen Kopf und einen großen Schweif, aus Schwachen zusammengesetzt (la tête et la queue). Der Schüler ist zufrieden, wenn er das Baccalaureatsexamen auch nur an der äußersten Grenze der Nachsicht seitens der Prüfungscommission oder wie sich der Schülerjargon auszudrücken pflegt „à la botte" besteht.[2]) Die Pariser Lyceen setzen sich mit den Professoren der Schulen des Landes in Verbindung, um gut beanlagte Schüler unter den günstigsten Bedingungen nach Paris zu ziehen. Dasselbe thun Privatpensionate, geistliche wie weltliche, um später mit ihren Erfolgen bei der Preisbewerbung Reclame zu machen.

Das Stimulationssystem der Secundärschule läuft bei näherer Betrachtung darauf hinaus, das Talent auf die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit zu versetzen. Der eigentliche geistige Mittelstand,

[1]) M. Guizot, Mémoires III, 11. 12.
[2]) Collection des lois XIV, 319.
[3]) Conf. Décret du 8 Janvier 1887 sur les maîtres répétiteurs de lycées et collèges. Revue internationale XIV, 375.
[4]) Revue des deux mondes LII, 607.
[5]) La Réforme de l'enseignement sécondaire. Paris, Hachette.
[6]) L'Université et M. Ferry. Paris.
[7]) Conf. L'instruction secondaire à la campagne. Revue des deux mondes (15. Mai 1888). CXIII, 322.
[8]) Vergl. Bilder aus dem Leben Englands von Ludwig Freiherr von Ompteda S. 211.
[9]) Collection des lois XIV, 320.

[1]) Revue des deux mondes LII, 624.
[2]) Revue des deux mondes LII, 624.

der als das gewissermaßen conservative Element auf allen Gebieten der Cultur den Schöpfungen etwas Dauerndes zu geben berufen ist, verkümmert in Frankreich mehr oder weniger. Dort giebt es deshalb keine eigentliche Durchschnittsbildung der Secundärschule, wie in Deutschland, wo sich der Unterricht auf allen Stufen dem geistigen Mittelstande anpaßt und die gewissenhafte, zugleich innere Befriedigung erzeugende Arbeit zu Ehren bringt. In Frankreich kommt der Fähigste vor lauter Hasten nach Ruhm ebenso wenig zu einem ruhigen Genuß an geistiger Thätigkeit, wie der Durchschnittsmensch, den das Stimulationswesen an der Erreichung eines relativ genügenden Zieles hindert. Mögen die Talentvollen in Frankreich ihrer Leistungsfähigkeit nach den Deutschen überlegen sein, die französischen Mittelköpfe stehen weit hinter den deutschen zurück. Jules Simon, der nach seinem Rücktritt vom Unterrichtsministerium seine pädagogischen Erfahrungen in einer Schrift „La Réforme de l'enseignement secondaire" niedergelegt hat, macht der Secundärschule den Vorwurf, sie wirke durch das fast ein Jahrzehnt andauernde Aufsagen, Abschreiben, Zuhören auf den Schüler geisttödtend und raube ihm die Fähigkeit, selbständig zu denken. Derselben Ansicht ist Karl Hillebrand, der ein Menschenalter hindurch französische Culturverhältnisse studirt hat. Er meint, wenn ein französischer Secundärschüler mehr als positives Wissen, Geschmack und Stärkung des Gedächtnisses gewinne, so sei das weder dem System, noch der Lehrmethode, noch dem uneigennützigen Eifer der Lehrer zuzuschreiben, sondern nächst der natürlichen Begabung einzig und allein der den mathematischen und classischen Studien innewohnenden Macht auf den menschlichen Geist,[1] der völlige Mangel an Geistesfreiheit, sowie der dem Secundärschüler anerzogene Ehrgeiz, im Leben weiter entwickelt, lähmten die schönsten geistigen Eigenschaften der Nation.[2] La tête et la queue im großen Maßstabe sind in dem gebildeten Frankreich Paris und das Land. Paris, wo sich Alles, was an Intelligenz hervorragt und eine Rolle spielen will, sammelt, reißt ganz Frankreich mit sich fort. In keinem Lande der Erde ist die Centralisation auf allen Gebieten der Cultur und Verwaltung eine so vollendete. Die Pariser geben für ganz Frankreich den Ton an und selbst Pariser Gestalten, die in Deutschland erbarmungslos dem Fluch des Lächerlichen verfallen würden, werden häufig in Frankreich ernst genommen. Der den begabten Franzosen anerzogene Ehrgeiz läßt sie nicht zur Ruhe kommen, macht sie hochgradig nervös und „semper rerum novarum studiosi", daher unzuverlässig.

[1] Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Hillebrand, p. 73, 74.
[2] Ebenda p. 67.

Daß man von der Nothwendigkeit der Reform der Secundärschule überzeugt ist, geht auch aus dem Berichte des Unterrichtsministers Berthelot vom 24. Januar 1887 in der Deputirtenkammer hervor, in welchem ausdrücklich betont wird, der Primärunterricht und der Facultätsunterricht (enseignement supérieur) stünden auf dem Niveau anderer Culturstaaten (des autres pays reputés), während er den Secundärunterricht mit Stillschweigen übergeht und nur der Hoffnung Ausdruck giebt, man möge das von der Republik begonnene Werk der Regeneration des Vaterlandes zum guten Ende führen.[1] An der Existenz der Secundärschule, deren Einrichtung im Nationalcharakter, in den Lebensgewohnheiten der Franzosen, sowie in einer fast hundertjährigen Vergangenheit begründet ist, hat bis jetzt Niemand zu rütteln gewagt. Zur gründlichen Beseitigung der Mißstände in derselben könnte nur der jeden Franzosen beherrschende Revanchegedanke führen. Interessant ist ein neuerlicher Beschluß der französischen Volksvertretung, wonach man den Schülern der „École normale supérieure" d. i. den späteren Lehrern der Secundärschulen, so weit sie für den Militärdienst tauglich sind, eine vollständig militärische Ausbildung angedeihen lassen will. Sie sollen während ihrer vierjährigen Studienzeit als unter den Fahnen stehend betrachtet werden, die ersten drei Jahre nebenbei militärischen Unterricht empfangen und das vierte Jahr als Unterlieutenants bei der Armee dienen.[2] Da man die Mißerfolge von 1870 zum Theil auch auf die Vorzüglichkeit des deutschen Mittelschulunterrichts zurückführt,[3] so dürfte es sich vielleicht noch ereignen, daß die Nation, die Jahrhunderte lang mit Stolz an der Spitze der Civilisation marschirt ist, sich nicht scheut, bei ihrem Gegner in die Schule zu gehen.

[1] Revue internationale XIII, 280.
[2] Conf. La question du service militaire devant la chambre des députés (le 4 Juin 1887), Revue internationale XIV, 364.
[3] „La nation paraissait découvrir qu'à l'étranger le savoir était plus répandu, que dans notre société; on ne craignait même pas d'attribuer nos défaites sur le champs de bataille à la solidité de l'instruction classique de nos ennemis." Revue des deux mondes 15 Mai 1888 (tome 87 troisième periode).

Bücherbesprechungen.

:: Wiederum bekunden wir mit Freuden, daß die „Illustrirte Frauenzeitung" von Franz Lipperheide in Berlin, deren viertes Quartal des laufenden Jahrgangs uns vorliegt, den höchsten Ansprüchen in jeder Beziehung gerecht geworden ist. Wir geben in Folgendem eine kurze Inhaltsübersicht. Jährlich 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten (übereinstimmend mit der Modenwelt) enthalten gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die gesammte Leibwäsche auch für Herren; ferner Bett- und Tischwäsche; die Handarbeiten finden in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache rc., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich und Weißstickerei ermöglichen im Verein mit den klaren Abbildungen und leichtfaßlichen Beschreibungen der Moden-Nummern auch der mindergeübten Hand die Selbstanfertigung der Garderobe und bilden so die Quelle nicht unerheblicher Ersparniß. 12 große farbige Modenbilder bringen zahlreiche Darstellungen von Toiletten für jeden Stand und jede Gelegenheit. 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen bieten in reicher Auswahl Anleitung und Vorlagen für die Handarbeit durch Fortsetzung bekannter und beliebter, wie Vorführung neuer, interessanter Techniken. Unter den Rubriken „Mode" und „Handarbeiten" werden im Unterhaltungsblatte als Ergänzung des Modentheiles die vollständigsten Berichte über dieses Thema gegeben, von besonderen Abbildungen begleitet. Vom Unterhaltungsblatte erscheinen jährlich 28 Nummern mit ebenso vielen Beiblättern. Dasselbe hält sich fern von allen kirchlichen, politischen und socialen Streitigkeiten und kann in seiner streng sittlichen Haltung auch jüngeren Leserinnen unbedenklich in die Hand gegeben werden. Der Auswahl der Novellen und des Feuilletons widmet die Redaction die sorgsamste Pflege. Die besten Autoren gehören zu den Mitarbeitern. Briefe über das gesellschaftliche Leben in allen Hauptstädten, sowie während der Sommersaison Berichte aus den bedeutendsten Badeorten gewähren abwechselungsreiche Einblicke in das Treiben der großen Gesellschaft. Eine reich illustrirte Abtheilung Kunstgewerbliches hat sich zur Aufgabe gesetzt, dem mächtigen Aufschwunge der Kunstindustrie zu dienen und dieser den Eingang in Haus und Familie zu erschließen, während die Rubrik „Aus der Frauenwelt" eine Schilderung aller wichtigen Ereignisse aus dem öffentlichen Leben der Frauen bringt. Ferner werden wissenswerthe Neuigkeiten und Rathschläge für den Haushalt, für Küche und Garten, sowie die Blumenzucht im Zimmer ertheilt. Die Briefmappe unterhält einen lebendigen Verkehr mit den Lesern selbst. Jede Zuschrift, deren Beantwortung überhaupt zulässig erscheint, findet schnelle und möglichst zweckdienliche Erledigung. Einen besonderen Schmuck des Blattes bilden die vielen trefflichen Illustrationen nach Bildern und Zeichnungen unserer ersten Meister, desgleichen die Porträts hervorragender Zeitgenossen, Männer wie Frauen. Ueberhaupt wird der künstlerischen Ausstattung des Blattes dauernd die größte Aufmerksamkeit gewidmet und bietet es für Körper und Geist stets willkommene Gaben. Das ganze Quartal kostet nur 4 ℳ 50 ₰.

m. Lehmann's Verkehrskarte von Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen, nebst einem Verzeichniß, enthaltend sämmtliche Postorte und wichtigsten Angaben über dieselben. Nach amtlichen Angaben bis auf die Gegenwart berichtigt. Maßstab 1 : 1 000 000. Berlin, Verlag des Berliner Lithographischen Instituts (Julius Moser). Preis 2,50 ℳ — Eine sehr praktische Postkarte, für Reisende und Geschäftsleute durch Unterscheidung der Eisenbahnen und verschiedenen Straßengattungen, der Personen- und Briefpostcurse besonders nützlich. Bezeichnend für die Abschließung Rußlands von seinem westlichen Nachbarn ist die Thatsache, daß auf der langen Grenze von Memel bis Kempen neben vier Eisenbahnübergängen nur vierzehn Postlinien, wovon vier für Personenverbindungen, bestehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverních in Leipzig.

№ 13. Donnerstag, den 31. Januar. 1889.

Naturforschung und Schule.*)

§ Wie schon der Titel besagt, tritt dieser Vortrag den vielbesprochenen Auslassungen Prof. Preyer's auf der Naturforscherversammlung in Wiesbaden 1887 entgegen und zwar von dem nämlichen Standpunkte aus, den Preyer eingenommen hatte, dem der Entwickelungslehre. Vaihinger findet in Preyer's Darlegungen, soweit sie auf jener Lehre fußen, eine erhebliche Lücke. Er findet das wichtige Gesetz übergangen, nach welchem die Entwickelung jedes lebenden Wesens in kurzen Zügen die ganze Formenreihe wiederholt, welche die Vorgänger in derselben Gattung allmälig durchlaufen haben. Er übersetzt dasselbe — jedenfalls mit demselben Rechte (oder Unrechte), wie Preyer dies bezüglich seiner 15 „physiologischen Normen" gethan hat — in die Sprache der Pädagogik, indem er behauptet: Die Erziehungsgeschichte des einzelnen Menschen muß, wenn sie eine naturgemäße sein soll, die culturgeschichtlichen Stufen der ganzen Menschheit durchlaufen. Die drei Hauptstufen der Menschheitscultur sind aber nach Vaihinger 1) die griechisch-römische Cultur, 2) der christlich-germanische Ideenkreis, 3) die neuere Naturwissenschaft und Literatur. Da das humanistische Gymnasium diesen drei Hauptstufen gleichermaßen gerecht werde, so ist es nach Vaihinger dem Grundsatze nach die einzige naturgemäße höhere Bildungsanstalt. An den derzeitigen Lehrplänen der Gymnasien findet er gar mancherlei auszusetzen; nicht weniger als sieben mehr oder weniger dringende Wünsche werden in dieser Beziehung im Vorwort (S. VII—IX) laut. Aber auch ohne diese „wünschenswerthen und zeitgemäßen Aenderungen" erkennt er das humanistische Gymnasium als die beste der vorhandenen höheren Bildungsanstalten an (Vorw. S. XI), ja er versteigt sich zu dem Satze, „daß das schlechteste Gymnasium immer noch besser sei, als die beste Realschule". Jedenfalls will er damit nur aussprechen, daß ihm als Naturphilosophen in abstracto die eine Schulgattung zweckmäßiger zu sein scheine als die andere. Beriefe er sich auf gemachte Wahrnehmungen, so würde man wol ein Recht haben, ihn wegen dieses Satzes ernstlich zur Rede zu stellen.

Was uns an dem Vortrage, welcher im Einzelnen uns zu manchen Bedenken Anlaß gegeben hat, wohlthuend berührt, ist erstens der Muth, mit welchem der Verfasser vor einer jedenfalls überwiegend gegentheilig gestimmten Versammlung für das von aller Welt heutzutage verlästerte Gymnasium eingetreten ist, sodann aber auch ein gewisses verständnißvolles Feingefühl für das, was auf junge Geister wirklich seelenbildend zu wirken vermag.

Daß Mathematik, Physik und Naturkunde, dazu Französisch und Englisch überaus wichtig für das Leben der Gegenwart sind, wird neuerdings in Hunderten von Schulreformschriften mit einer Beflissenheit dargelegt, als drehe sich darum das Heil der jetzigen Menschheit. Wer nur dann und wann derartige Ausführungen liest, mag vielleicht die Empfindung haben, daß sie eine heilsame Gegenströmung bilden gegen das Allzuviel nach anderer Seite in früheren Jahrzehnten. Aber je mehr man sich in diese Literatur einliest, um so mehr wird man sich von der entsetzlichen Oede der Grundanschauung angewidert fühlen, welche — wenn auch noch so sorgfältig maskirt — die ganze Erörterung beherrscht; läuft doch im letzten Grunde das ganze Gerede auf Utilität hinaus, man verhülle dies, wie man wolle. Gegenüber diesen nachgerade bis zum Ueberdrusse vernommenen Lobpreisungen derjenigen Unterrichtsgebiete, deren Stoffe ihren sicheren Preis auf dem Tagesmarkte haben, berührt eine Auseinandersetzung wie die Vaihinger's wohlthuend, insofern sie wieder zu der alten idealen Fragstellung zurücklenkt, wie sie dem Volke der Denker und Dichter geziemt: was ist an sich geeignet, jugendliche Geister zu bilden, jugendliche Seelen mit dauernd gedeihlicher Kost zu nähren?

Auf des Verfassers naturwissenschaftliche Begründung lassen wir uns grundsätzlich nicht ein, so interessant auch der von ihm aufgestellte Grundgedanke im Einzelnen verfolgt wird. Daß die von Preyer mit so viel Selbstgefühl verfochtene „physiologische Pädagogik" auch dem Geistesleben Gesetze vorschreiben will, sehen wir als eine Ausschreitung an. Wie eine Menschenseele sich entwickelt, durch Anregungen von Außen und von Innen zugleich allmälig wächst, darüber darf die Naturwissenschaft sich nicht vermessen uns aufklären, geschweige denn Gesetze aufstellen zu wollen. Gewisse Aehnlichkeiten seelischer und leiblicher Vorgänge sind ja nicht abzuweisen. Indem wir von Geistesnahrung, Uebersättigung des Geistes, geistigem Schlaf &c. sprechen, erkennen wir eine gewisse Verwandtschaft der Vorgänge auf beiden Gebieten schon im gewöhnlichen Sprachgebrauche an. Gern lassen wir uns auch einen Ausspruch, wie den bekannten Goethe's gegen Eckermann: „Das Individuum muß die Epochen der Weltcultur durchmachen" als den Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung eines großen Menschen und Menschenbeobachters gefallen.

Aber philosophische Sätze wie: „wenn eine Function leidet, leiden die anderen mit", „nur von innen nach außen ist organisches Wachsen möglich", „nach einander, nicht zugleich, treten die einzelnen Functionen hervor", schlankweg, wie dies Preyer thut, auf das geistige Gebiet zu übertragen, erscheint uns vermessen. Wir wissen, daß hervorragende Menschen sich ohne die geringste Schädigung ihrer seelischen Gesundheit auffallend einseitig entwickelt haben. Wie viel Antheil an der Entwickelung eines Geistes die von außen zugeführte Anregung hat im Vergleich zu der selbständigen inneren Bethätigung desselben, darüber geben ebenso wenig statistische Tabellen Auskunft, wie über das Hervortreten der geistigen Function neben oder nach einander.

In der Sache selbst, d. h. in der grundsätzlichen Anerkennung des humanistischen Gymnasiums und seiner wesentlichen Einrichtungen, stimmen wir durchaus mit Vaihinger überein, ohne damit einer anderen Schulgattung zu nahe treten zu wollen. Die Einfachheit der antiken Lebensverhältnisse im Vergleich zu den modernen, die geographische Beschränktheit der damaligen Culturwelt, das Hervortreten wie des Rein-Menschlichen überhaupt, so insbesondere des Persönlichen auf allen Gebieten, die schlichte Hoheit dieser in weiter Ferne zurückliegenden Welt und ihrer einzigartigen Kunstschöpfungen — das Alles ist absonderlich dazu angethan, jugendliche Geister in der Tiefe anzuregen und zu bilden. Wie viel davon im späteren Leben direct nutzbar gemacht werden kann oder nutzbar gemacht zu werden pflegt, das ist keine Frage, deren Beantwortung (soweit sie überhaupt möglich ist) von entscheidendem Gewicht sein darf, so wenig, wie der Werth des mathematischen Unterrichts darnach verständigerweise bestimmt werden kann, wie Viele im späteren Leben ohne jede äußere Nöthigung mit der Lösung mathematischer Aufgaben sich befassen. Der werthvollste Gewinn, den ein

*) Naturforschung und Schule, eine Zurückweisung der Angriffe Preyer's auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwickelungslehre, Vortrag gehalten in der 3. allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln, den 22. Sept. 1888, von H. Vaihinger, ao. Prof. der Philosophie zu Halle. Köln und Leipzig. XII, 54 S.

zukünftiger Jünger der Wissenschaft von der höheren Schule mit hinwegnehmen kann, ist und bleibt doch nächst dem sittlich-religiösen die Schulung des Geistes, die Neigung und Fähigkeit, sich etwas selbst zu erarbeiten, und eine gewisse Freude an uneigennütziger Forschung. Zu diesem idealen Gewinn vermögen gewisse hochwichtige Fächer der Natur der Sache nach nur wenig beizusteuern, z. B. Geographie und Naturkunde. Sie regen an, vermitteln werthvolle Anschauungen und Kenntnisse, aber selbständige Arbeit auf diesen Gebieten ist in Ermangelung der dazu erforderlichen breiten Grundlage verschiedentlichsten Fachwissens Lernenden nur in ganz beschränktem Maße möglich. Erfahrungsmäßig bietet dagegen der Jugend zur eignen geistigen Bethätigung neben der Mathematik vornehmlich das Sprach- und Literaturstudium reiche Gelegenheit. Ob diese Bethätigung, was das letztere Gebiet anbelangt, geübt wird an Homer und Horaz oder Shakespeare und Molière, macht an sich keinen Unterschied. Werden doch in dem einen wie anderen Falle nahe verwandte Aufgaben gelöst mit nahezu denselben Mitteln. Daß die eine Arbeit an sich bildender oder werthvoller sei als die andere, wird kein Verständiger behaupten mögen. Eine davon verschiedene Frage ist die, was für die Gymnastik des jugendlichen Geistes das in erster Linie Empfehlenswerthe sein möchte. Ohne allen Zweifel ist das Verständniß griechisch-römischer Schriftwerke im Vergleich zu modernen gleicher Gattung im Einzelnen, d. h. von Satz zu Satz, erheblich schwieriger. Wesentlich andere Lebensverhältnisse, Denkweisen, Metaphern, Satzformen, — Alles wirkt zusammen, um die Auffassung und zumal die Uebertragung altclassischer Texte in die Muttersprache zu einer absonderlich schwierigen Arbeit zu machen. Andererseits ist die Welt, welche die antiken Schriftsteller uns vorführen, eine ungleich begrenztere und darum übersichtlichere. Kleine Staatengebilde, einfache Gestaltung des öffentlichen und privaten Lebens, überwiegend öffentlich und darum stark persönliche Behandlung der Angelegenheiten des Friedens und Krieges, des Rechts und der Politik, — schon das macht die Welt des Alterthums dem jugendlichen Geiste vergleichsweise leicht erfaßlich. Hierzu kommt, daß die antiken Schriftsteller (jedenfalls die der classischen Zeit) gemäß der im Alterthume alle Gebiete der Literatur beherrschenden künstlerischen Richtung wissenschaftliche Forschungen, so weit solche ihnen überhaupt zu Gebote standen, nur spärlich und in schlichtester Form bieten, auf Statistisches, Archivalisches, Nationalökonomisches rc. sich kaum je obenhin einlassen, um so liebevoller dagegen bei allem Menschlichen und Persönlichen verweilen. Alles dies macht ohne Zweifel die antiken Schriftwerke im hohen Grade geeignet, jugendliche Geister ohne „Verfrühung" in die großen Fragen des Staats-, Rechts- und des menschlichen Gesellschaftslebens allmälig einzuführen.

Beides zusammengenommen, die übersichtliche Einfachheit der antiken Verhältnisse und andererseits die erhebliche Geistesarbeit, mit welcher die Hebung dieser Schätze von Schritt zu Schritt verbunden ist, gereicht unseres Erachtens der Pflege der Alterthumsstudien auf unseren Gymnasien zur nicht geringen Empfehlung.

Es kommt uns nicht bei, zu behaupten, daß nur auf diesem Wege junge Geister recht geschult werden. Auch erkennen wir bereitwilligst an, daß unsere vielgestaltige Zeit neben den Gymnasien anderer Anstalten bedarf, welche in Mathematik, Naturwissenschaften und neueren Sprachen sich höhere Ziele stecken als jene. Da derartige Anstalten aber erfreulicher Weise in stattlicher Zahl vorhanden sind, so sollte man, das ist unsere Ansicht, endlich davon ablassen, die Gymnasien immer und immer wieder mit Forderungen wie: mehr Mathematik, mehr Naturkunde, mehr Französisch, mehr Zeichnen rc. zu behelligen, als könne eine Schulgattung das Verschiedenartigste zugleich ordentlich und gründlich leisten.

„Latein und Griechisch sind dem normal entwickelten Knaben keine todten Sprachen, sondern lebendige; denn so sprechen ja die Menschen, die Helden, in deren Welt er selbst lebt, deren Fühlen und Sprechen, deren Thun und Treiben, deren ganzes Wesen er versteht, weil jene jugendlichen Verhältnisse der Menschheit seinem eignen Geiste innerlich verwandt sind," sagt Vaihinger (S. 17). Wie viel oder wenig Anklang diese warmen Worte bei den zuhörenden Vertretern der Naturwissenschaft gefunden haben, wissen wir nicht. Versteht Vaihinger unter dem „normal entwickelten" Knaben zugleich den lernfreudigen und glücklich begabten, so hat er unseres Erachtens nicht ungebührlich ins Gold gezeichnet. Man braucht nur dann und wann öffentliche Schulprüfungen an Gymnasien anzuwohnen, um sich davon zu überzeugen, mit wie freudiger Lust begabte Knaben die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen erlernen. Wenn der ältere Schüler heutzutage mehr als früher dazu neigen sollte, bei seinen lateinischen und griechischen Studien die Frage nach dem cui bono? im banausischen Sinne aufzuwerfen, so wäre das kein Wunder bei den unablässigen Ausfällen gegen den altsprachlichen Schulunterricht in Rede und Schrift. Um so dankenswerther ist es, wenn dann und wann von unabhängiger Seite ein Zeugniß dafür abgelegt wird, daß die Alterthumsstudien als „Basis der höheren Bildung", mit Goethe zu reden, noch immer ihre Freunde und Vertheidiger haben.

Eine Abendgesellschaft bei Professor Gottsched.*)

An einem Januarabend der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erblicken wir die Fenster des ersten Stockes im Hause zum goldenen Bären auf der Leipziger Universitätsstraße, damals Alter Neumarkt genannt, festlich erleuchtet. Das Haus war Sitz der weltbekannten Firma Breitkopf und Härtel und das erste Stockwerk bewohnte der seiner Zeit berühmte Professor Christoph Gottsched seit seiner Verheirathung mit der geistreichen Adelgunde Victoria Kulmus aus Danzig im Jahre 1735 bis zu seinem am 12. December 1766 erfolgten Tod.

Vor der weitgeöffneten Hausthür halten Wagen und Sänften, aus denen viele modisch gekleidete Herren und Damen steigen und nach der Treppe eilen, welche durch in Glasglocken brennende Wachskerzen erhellt ist. Beim Professor Gottsched ist Abendgesellschaft und Familienball.

Treten wir in die festlich geschmückten Räume ein. Ueberall herrscht eine aristokratische Eleganz, denn Gottsched's Haus ist ja der Anziehungspunkt für Alles in Leipzig, was an Kunst und Literatur damals Geschmack fand. Nebenbei gehörte es aber bei Gottscheds zum feinen Ton, von den strengen Regeln der Etiquette mitunter abzuweichen und sich freier und ungezwungener zu bewegen. Das Gottsched'sche Ehepaar galt ja in den vornehmen Kreisen Leipzigs für Tonangeber des guten Geschmacks! Hatte nicht Gottsched von hier aus die deutsche Literatur in seinem Sinne in andere Bahnen zu lenken versucht und übte er nicht in jener Zeit auf die Gesammtentwickelung der deutschen Literatur trotz der Schmähungen, die sich in seinen späteren Lebensjahren über ihn ergossen, einen bedeutenden Einfluß aus?

Der Saal, dessen Flügelthüren sich vor uns öffnen, ergießt ein blendendes Licht von gläsernen Kronleuchtern, das von der granatfarbigen Damasttapete einen röthlichen Widerschein erhalten hatte. Die Fenster waren theils von schweren seidenen Vorhängen, theils von lieblich duftenden Blumen verhüllt. Rechts und links vom Saale öffnete sich eine Reihe von Zimmern, deren letztes auf der rechten Seite das Arbeitszimmer der Frau Professorin war, dessen Wände, mit phantastischem Laubwerk bemalt und mit lebendem Immergrün überwachsen, zu beiden Seiten werthvolle Oelgemälde, mythologische Scenen der Liebe darstellend, in kostbaren goldenen Rahmen zeigten, während in der tiefen Fensternische über einem Arbeitstische von Mahagoni, auf welchem Schreibmaterialien und Handarbeiten lagen, die Brustbilder des französischen Lustspieldichters Destouches und des englischen Dichters Addison hingen, um die sich ein Blumenkranz gemeinschaftlich an der Wand hinauf über das lebensgroße Oelgemälde Gottsched's zog und alle drei Bilder ahnungsvoll mit einander verknüpfte. Ein eleganter Bücherschrank zeigte einen Schatz glänzender Bände, und in einer Ecke lehnte neben einem mit grünem Damast ausgeschlagenen Sessel eine Harfe.

Das letzte Zimmer auf der linken Seite vom Saale aus war das Arbeitszimmer des Professors Gottsched. Hier ergoß sich aus einer mattgeschliffenen Glaskugel ein mildes, sanftes und einladendes Licht über die violett und weiß schimmernde Tapete. Der kostbare Schreibtisch, überragt von der mit einem Lorbeerkranze gezierten Büste des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, war mit wie es schien vorher sorgsam geordneten Schriften und Büchern überdeckt. An der Wand daneben hing das lebensgroße Bildniß des Grafen Ernst Christoph v. Manteuffel und an der anderen Seite das ebenso große Bildniß Friedrich's des Zweiten, Königs

---

*) Für die literarischen Erläuterungen des Hrn. Verfassers übernehmen wir keine Verantwortung. Red. d. L. Z.

von Preußen, während an der gegenüberliegenden Wand das Bild der Frau Gottsched im Ballanzuge aus goldenem Rahmen hervorstrahlte. Darunter stand ein Marmortisch, der zwei kostbare Vasen trug, ein Geschenk Manteuffel's. An den Seitenwänden zogen sich hohe Bücherschränke hin, auf deren einem eine Büste Gottsched's stand.

Die andern Zimmer der Gottsched'schen Wohnung waren nicht nur mit den kostbarsten Möbeln, sondern auch mit vielen Merkwürdigkeiten geziert, die von dem feinen Geschmack und dem hohen Stande des Besitzers beredtes Zeugniß ablegten. An den Wänden ringsum glänzten Spiegel und Gemälde und auf Tischen und zierlichen Commoden waren Gruppen von weißem Marmor und Kästchen von durchbrochener Arbeit in Silber ausgestellt. Ueberall sonst prangten auf Gesimsen Gegenstände von Gold und Silber, Perlmutter und Elfenbein, alles Geschenke und Ehrengaben von hohen Personen und Gönnern an das Gottsched'sche Ehepaar.

In diesen von Eleganz und Pracht strotzenden Räumen hatte sich die feinste und zugleich heiterste Gesellschaft Leipzigs versammelt, die sich bald zu zwei bemerkenswerthen Gruppen gestaltete, indem namentlich die älteren Herren sich mehr in der Gegend des Gottsched'schen Arbeitszimmers aufhielten, während die Damen mehr rechts in und neben dem Boudoir der Frau Gottsched einen anmuthigen Kreis bildeten. Hier strahlte die *Frau Professorin Gottsched* in ausgewählter Toilette als hübsche und geschmackvolle Weltdame. Bekannt ist, daß diese berühmte Frau über den gelehrten Beschäftigungen den Sinn für häusliches Wirken nicht eingebüßt hatte, denn durch alle lateinischen Floskeln und gelehrten Bemerkungen ihrer Briefe blickt ein echt weiblicher Sinn, ja, wenn man einmal unter der Schnürbrust der damaligen Denk- und Schreibweise aufs Herz zu blicken gelernt hat, ein schalkhaftes Wesen, das schon in den ersten Honigjahren des wunderlichen Ehestandes den würdevollen Gemahl mitunter ein wenig verspottete. Ihrer ganzen Eigenart nach war Frau Gottsched auf das Lustspiel hingewiesen. Sind ihre Stücke auch heutzutage ungenießbar, tadelte sie Lessing schon streng, so waren sie nichtsdestoweniger die ersten, die wenigstens damals genügend erscheinen konnten. Man hat ihr nachgerühmt, daß sie geistreicher als ihr Gemahl gewesen, ein Lob, das ihr insofern ganz unbedingt zukam, als sie nicht etwa blos dieselben Gegenstände wie Gottsched mit mehr Geist betreibt, sondern sich auch neben ihm immer einen eigenen Kreis der Thätigkeit und eine eigene Stellung bewahrt. Ihr schönster Ruhm bestand, wie gesagt, darin, daß sie trotz der unablässigen literarischen Betriebsamkeit die Weiblichkeit nicht eingebüßt hat, wie sie denn schon früh mit richtigem Zartgefühl die blendende Ehre der Aufnahme in die Leipziger Deutsche Gesellschaft von sich weist, anders wie die mit ihr befreundete Marianne von Ziegler, welche sich gern in jene gelehrte Gesellschaft aufnehmen ließ.

Gottsched beklagt sich in der Lebensbeschreibung seiner Frau darüber, daß die Wohlselige ihm in den letzten Jahren einen großen Theil ihrer Liebe und ihres Vertrauens entzogen habe. Grund hierzu mochten wol weniger Gottsched's Galanterien gegen Andere, als der tiefe Kummer gewesen sein, der ihr jedenfalls aus den späteren literarischen Mißgriffen ihres Mannes erwuchs. In frischer jugendlicher Unbefangenheit hatte sie sich an seiner Thätigkeit betheiligt und in dem Bewußtsein geistiger Kraft und verdienter Anerkennung nicht daran gedacht, daß das Blatt sich einmal wenden könnte. Daher nimmt sie sich auch sogleich die ersten Angriffe, die ihr Mann erfährt, unverhältnißmäßig zu Herzen. Was muß sie nun erst empfunden haben, als die Angriffe nicht mehr unschuldig erlitten wurden, als die Gegner anfingen, gegen Gottsched entschieden Recht zu haben und seinen Standpunkt weit zu überschreiten? Diese Erfahrungen mögen ihr das Herz gebrochen haben, an ihnen mag sie wol eigentlich gestorben sein.

Doch kehren wir zur Gottsched'schen Abendgesellschaft zurück! Während ein fröhliches Geplauder, ein neckisches Flüstern, unterbrochen vom Rauschen seidener Kleider oder dem Erklingen goldener Ohr- und Busengehänge, von der rechten Seite der Gesellschaftsräume her erscholl, herrschte der Ernst mehr vor in der nach der linken Seite vom Saale sich bewegenden Herrengruppe. Hier erregt natürlich unsere Hauptaufmerksamkeit der Wirth des Hauses selbst. *Professor Gottsched*, seine hochedelgeborene Magnificenz (so wurden alle diejenigen Leipziger Professoren titulirt, welche schon einmal die Rectoratswürde, die damals noch bedeutender als jetzt war, bekleidet hatten, und Gottsched war Rector gewesen 1738 und 1742 und wurde 1756 kurz vor dem Einfall Friedrich's des Großen wieder dazu gewählt) war eine höchst würdevolle Erscheinung. Seine Gestalt war hoch und wohlbeleibt; hatte er doch im Jahre 1724 als Magister und Privatdocent der Universität Königsberg sich nach Leipzig geflüchtet, um seiner Größe wegen den Nachstellungen der preußischen Werber zu entgehen! Das rosige Gesicht erschien ebenso wohlbehaglich, wie achtunggebietend und fähig, in rascher Abwechselung die schmeichlerische Dienstfertigkeit und vornehme Herablassung der Mienen mit dem klugen und überlegenen Kathedergesichte zu vertauschen. Das doppelte Unterkinn lagerte sich auf einem weißen Halstuche, welches in eine künstliche Schleife geschlungen war, die breite Stirn trat, mit den runden Wangen wetteifernd, stark hervor und wurde von den Locken einer blendendweiß gepuderten Perrücke begrenzt, deren seidener Haarbeutel im Nacken ruhte, während die Brust durch Hemdkrause und reichgestickte Weste mit langen Schößen eine blendende Weiße erhielt. So bewegte sich diese stattliche Erscheinung in langen weißseidenen Strümpfen und vergoldeten Schnallenschuhen mit vornehmer Haltung und die gesellige Form frei beherrschend zwischen den Herren und Damen, welche er mit seiner Gemahlin bei der Ankunft in allen Anstandsformen bewillkommnete.

Gottsched war im Anfange der vierziger Jahre vorigen Jahrhunderts noch der angesehene, vielbewunderte Chorführer der deutschen Literatur! Hatte auch schon der Kampf mit den Schweizern begonnen, so war doch sein Ansehen noch nicht untergraben. Erst als in Leipzig selbst sich Leute fanden, die gegen ihn auftraten, als Männer wie Klopstock und vor Allem Lessing ihr strahlendes Licht leuchten ließen, dann erst war es zu Ende mit seinem Ruhm und seiner Größe.

Unter den zum Gottsched'schen Familienball Geladenen erregte aber eine besondere Aufmerksamkeit eine stattliche mit Ordensstern geschmückte Person, durch ihre vornehme Haltung, sowie durch die Ehrerbietung, welche ihr Gottsched und die übrigen Anwesenden erzeigten, und die Dienerschaft wendete sich mit dem Präsentirteller immer zuerst an diese Person, welche dagegen die Höflichkeit hatte, oft die durch den Saal schwebende Frau Professorin Gottsched anzureden oder ihr ein zutrauliches Compliment zuzuwerfen. Dieser Herr war kein Anderer als der *Graf Ernst Christoph v. Manteuffel*, welcher, der Geburt nach dem preußischen Staate angehörig, von 1714 bis 1730 königlich polnischer Staatsminister, also einer der einflußreichsten Männer am Dresdener Hofe gewesen war, wo er auch noch später als erfahrener Mann ziemlich viel galt. Die Wissenschaft oder das Bedürfniß des Umganges mit Gelehrten war es auch, was ihn von seinen Gütern nach Berlin gezogen hatte, sowie er auch die letzten neun Jahre seines Lebens von 1740 an in Leipzig zubrachte, wo er von 1693 an studirt hatte und dessen Gelehrten er immer ein gnädiger Beschützer gewesen war. Mit diesem bedeutenden Manne, den wir, was den Schutz der Geistesfreiheit betrifft, wol als einen Vorläufer Friedrich's des Großen betrachten dürfen, auf dessen Bildung er auch nicht ohne Einfluß gewesen ist, hatte Gottsched schon lange in Verbindung zu treten versucht. Das unmittelbare Zusammenwirken Gottsched's mit Manteuffel beginnt seit einem Besuche, den der Letztere in der zweiten Hälfte des Sommers 1738 in Leipzig abstattete, als Gottsched gerade Rector war. Hier lernte Manteuffel auch die Frau Gottsched kennen, mit welcher er von jetzt an in wenigstens ebenso lebhaftem Briefwechsel steht, wie mit dem Gemahl; der feingebildete Weltmann hatte es natürlich sogleich gemerkt, daß sie der geistreichere Theil sei; auch mochte ihr freilich die zur Fortsetzung eines solchen Freundschaftsverhältnisses nothwendige Muße reichlicher zugemessen sein, als dem jetzt mit Amtsgeschäften überhäuften Professor und Rector. Dieser Briefwechsel erhielt im Jahre 1740 erst eine Unterbrechung dadurch, daß Manteuffel den Angelegenheiten seiner Freunde, wegen der politischen Verwickelungen, welche dieses Jahr hervorrief, nicht dieselbe Aufmerksamkeit mehr schenken konnte. Es ward ihm nämlich von Friedrich dem Großen angedeutet, er möge Berlin verlassen. Der Grund ist natürlich in dem genauen Verhältnisse zu dem königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofe zu suchen, in welchem er bis 1730 gestanden hatte. Manteuffel wandte sich nach Leipzig und es hört daher der Briefwechsel Gottsched's und seiner Frau mit ihm der Hauptsache nach nun ganz auf, aber das persönliche Verhältniß ist durch das Zusammenleben noch enger geworden und ist es auch geblieben bis zu Manteuffel's Tode, der im Jahre 1749 erfolgte.

Doch noch einmal zurück zur Gesellschaft! In der Nähe der Frau Professorin bemerken wir einen jungen Mann von starkem Knochenbau und etwas schwerfälligen Anstandsformen, wegen deren ihm mitunter die Frau vom Hause tadelnde Blicke zuwirft und wodurch der kaum zwanzigjährige Jüngling oft in neckische Situationen mit den anwesenden jüngeren Damen geräth. Es ist

der durch sein Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" später zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Frhr. Christoph Otto v. Schönaich, der 1747 seinen Abschied als Kürassierlieutenant aus kurfürstlich sächsischen Kriegsdiensten nahm. — Bekanntlich war Gottsched der größte Widersacher gegen Klopstock's Messias, dessen erste drei Gesänge im Jahre 1748 in den „Bremischen Beiträgen" erschienen und ungeheures Aufsehen erregten. Das ohnmächtige Bestreben, auf alle mögliche Weise dieses Gedicht aus der Welt gleichsam zu verdrängen, war es, was Gottsched geradezu die Besonnenheit verlieren ließ, ihn in die allerschroffste Einseitigkeit hineintrieb und zu lächerlichen Schritten verleitete, die seinem Ansehen den letzten Stoß gaben. Am 6. März 1751 erhielt er mit einem anonymen Briefe das epische Gedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" zur Beurtheilung zugeschickt. Mit Freuden ergreift er die Gelegenheit, durch dieses Gedicht Schönaich's dem verhaßten Klopstock entgegenzuwirken. Es folgt nun ein sehr eifriger Briefwechsel über vielfältige Veränderungen und Verbesserungen, denen sich Schönaich willig unterzieht, und am 29. Mai desselben Jahres empfängt der hocherfreute Dichter die ersten Proben des im Verlage von Breitkopf erscheinenden Abdrucks. Da nun dieses elende Machwerk von seiner Partei ebenso eifrig begrüßt wurde, wie der Messias von den Schweizern, so stand Gottsched nicht an, den Dichter mit persönlichen Ehrenbezeugungen auszuzeichnen, welche darthun sollten, daß es doch immer noch Leipzig, das kleine Paris, welches seine Leute bilde, und in Leipzig Gottsched sei, welche ganz allein über Dichtergröße zu entscheiden hätten und im Namen Deutschlands den Dichternamen austheilten. Am 18. Juli 1752 ließ Gottsched seinen Schützling Schönaich durch die philosophische Facultät, deren Decan er gerade dazumal war, zum kaiserlichen Dichter krönen!

Jedoch höchst eifrige Schüler Gottsched's waren mit dem „Hermann" von Anfang an so wenig zufrieden, daß sie es sogar dem Herrn und Meister selbst nicht verschwiegen. Sogar sein eigener Bruder, der Steuerrath Gottsched in Cassel, der ihm Alles verdankte und zu jener Zeit sich sehr bemühte, für die Gesellschaft der freien Künste in Cassel thätig zu sein, konnte sich in das Gedicht nicht finden und schrieb in dieser Beziehung an seinen Bruder in Leipzig, daß er dem Epos nichts abgewinnen könne, was ihm irgend zusage, daß es aber sonder Zweifel alle guten Eigenschaften haben müsse, weil der Bruder damit einer ganzen Nation Trotz zu bieten gedenke.

Doch nehmen wir nun Abschied von dem Gottsched'schen Familienball und treten wir wieder heraus aus dem goldenen Bären! Wenn wir etwa 20 Jahre später dahinkommen, so erhebt sich gegenüber ein stattlicher Neubau, den der Buchdrucker und Buchhändler Bernhard Christoph Breitkopf hat aufführen lassen und der, in der Michaelismesse 1766 vollendet, den Namen der silberne oder weiße Bär trägt. Auf dieses Ereigniß dichtete Gottsched einen Glückwunsch, sein letztes Gedicht übrigens, da er am 12. December desselben Jahres starb, und welches mit den Versen beginnt:

So hast Du denn den Bau vollführt,
Den ich vor mehr als dreißig Jahren
Gewünscht, vorhergesehn, und nun beglückt erfahren:
O Freund! wie hocherfreut wird dies von mir gespürt!
Mein Breitkopf, welch ein neu Vergnügen
Wallt jetzt in meiner regen Brust,
Nachdem zu Dein und meiner Lust,
Dein unternommnes Werk zum Gipfel aufgestiegen!

R. R.

Bücherbesprechungen.

△ Das vom Königl. stenographischen Institute zu Dresden herausgegebene Jahrbuch der Schule Gabelsberger's ist in seinem für das Jahr 1889 bestimmten 32. Jahrgange im Commissionsverlage von E. Zehl in Leipzig erschienen. Der mit der Bearbeitung beauftragte Dr. Fröhliger hat das mitunter schwer zu beschaffende reichhaltige statistische Material in übersichtlicher Weise geordnet, so daß den zahlreichen Freunden dieser Kurzschrift die Orientirung über den derzeitigen Stand dieses Schriftsystems in Bezug auf die Zahl seiner Anhänger und die Verbreitung desselben durch Unterricht und rücksichtlich der praktischen Verwendung wesentlich erleichtert wird. Aus einer Zusammenstellung der für das verflossene Zähljahr erfolgten Erhebungen ergiebt sich trotz des Ausbleibens von diesbezüglichen Mittheilungen aus Italien und Schweden ein von der Thätigkeit der kunstbegeisterten Anhänger Gabelsberger's Zeugniß ablegendes hocherfreuliches Wachsthum dieser Schule. Nachweisbar ist nämlich die Gesammtzahl der Stenographievereine von 617 im Jahre 1886/87 auf 658 in der letzten Periode gestiegen, die Zahl der ordentlichen Vereinsmitglieder hat sich von 16 210 auf ungefähr 17 000 erhöht und das Verhältniß der insgesammt durch Unterricht in diese Kunst eingeführten Personen stellt sich auf 36 700 zu 37 300, es sind mithin 600 Schüler mehr ausgebildet worden, als im vorausgegangenen Jahre. Von der Gesammtsumme der Unterrichteten entfallen diesmal 24 800 Schüler auf Lehranstalten und 12 500 auf Vereins- und Einzelcurse. Das Deutsche Reich nimmt an diesem günstigen Ergebnisse mit 514 Vereinen, 12 509 ordentlichen Mitgliedern und 18 614 Schülern den hervorragendsten Antheil; ihm schließt sich die österreichisch-ungarische Monarchie mit 84 Vereinen, 2956 ordentlichen Mitgliedern und in Bezug auf den Unterricht mit 16 070 Schülern ebenbürtig an. Das sonstige Ausland, welches die Schweiz, Dänemark, Norwegen, Finnland, Bulgarien, Serbien, die Türkei, Griechenland, England, Frankreich und Amerika umfaßt, ist mit 20 Vereinen, 632 Mitgliedern und 707 Schülern vertreten. Von sämmtlichen Unterrichteten gehörten 24 845 Schüler den Anfangs- und die übrigen den Fortbildungscursen an. Nicht weniger als 564 Lehranstalten gaben ihren Angehörigen Gelegenheit zu rechtzeitiger Unterweisung in dieser Zeit und Raum ersparenden Kurzschrift. Auch in den Kreisen des weiblichen Geschlechts hat sich nach wie vor ein reges Interesse für Stenographie erhalten: 2182 Frauen und Mädchen haben gegen 1772 Theilnehmerinnen in 1886/87 sich in der Kurzschrift erfolgreich bethätigt. Ja, es bestehen nicht weniger als 12 Damenvereine mit 255 ordentlichen Mitgliedern. In militärischen Kreisen wurden 1269 Personen mit der Stenographie bekannt gemacht. Bekanntlich trägt die Gabelsberger'sche Stenographie einen universellen Charakter, indem sie mit Erfolg auf eine große Anzahl lebender Sprachen übertragen worden ist. Ausgebildet wurden u. A. 1434 Italiener, 61 Schweden, 2074 Ungarn, 2988 Böhmen, 142 Dänen, 70 Bulgaren, 12 Kroaten, 133 Norweger, 25 Griechen, 68 Polen, 57 Engländer beziehentlich Amerikaner. Praktische Verwendung fand Gabelsberger's Kunst außer in zahlreichen Berufsbeschäftigungen ständig insonderheit in 34 parlamentarischen Versammlungen. Die angefügte Literaturübersicht zeigt, daß auch auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet worden ist. Quantitativ, was ja statistisch allein feststellbar ist, stellt sich das Ergebniß auf 47 Lehrmittel und Lehrstoffe, 51 Zeitungen und 37 Erzeugnisse verschiedenen Inhalts, in Summa auf 135 Literaturerzeugnisse Gabelsberger'schen Systems. Sine ira et studio haben auch die einschlagenden Arbeiten in anderen Systemen Berücksichtigung gefunden. Nicht unerwähnt möge in Bezug auf die officielle Pflege der Stenographie bleiben, daß außer in Sachsen auch noch die Staatsregierungen in Bayern und Oesterreich sei es durch Anstalten, sei es durch Gesetz und Verordnungen für Gelegenheit zur Erlernung der Stenographie in den Mittelschulen und für geeignete Lehrkräfte in diesem Fache durch verordnete Prüfungscommissionen gesorgt haben. In Rücksicht auf den, einen großen Theil der Schule Gabelsberger's umfassenden deutschen Stenographenbund sind auch die Satzungen desselben mit den dem IV. deutschen Gabelsberger Stenographentag zu unterbreitenden, diesmal besonders wichtigen Anträgen abgedruckt worden. Diese der reichen Fülle dieses verdienstvollen Werkes entnommenen Mittheilungen dürften die Behauptung rechtfertigen, daß diese bedeutungsvolle Arbeit, welche nur durch die gemeinsame Thätigkeit der Glieder der Schule möglich geworden, auch deren andererseitige werkthätige Unterstützung durch Anschaffung seiten der Vereine für Bibliotheken und als Taschenbuch für jeden Einzelstenographen verdient.

m. Artaria's Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Oesterreich-Ungarn und den nördlichen Balkanländern mit den Distanzen in Tarifkilometern, gefalzt 2 ℳ. — Die vorliegende Karte ist entschieden die praktischste Eisenbahn-Reisekarte für die Länder des näheren und weiteren Orients. Die Angabe der fertigen und im Bau begriffenen Eisenbahnen, der Dampfschiff- und Personenpostlinien, aller Stationen, der Entfernungen in Tarifkilometern, die Hinzufügung der Beikarten: Umgebungen von Wien und Budapest und des nördlichen Böhmens vereinigen auf dem Blatte in 1:1 700 000 Alles, was der Reisende nöthig braucht. Auch die Uebersichtskarte der mitteleuropäischen Hauptbahnen mit Angabe der Schlafwagen bildet eine nützliche Zugabe. Angenehm wirkt die mattbraune Flächenfärbung der angrenzenden Gebiete, von welchen Bosnien durch etwas leichtern Ton unterschieden ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 14. Sonnabend, den [illegible]. Februar. 1889.

Feuerwehranstalten der Vorzeit in Sachsen.

Von Dr. Richard Needon.

In den älteren Chroniken unserer Städte nehmen die Berichte über die Feuersbrünste, welche die betreffende Stadt heimgesucht haben, eine wichtige Stelle ein. Welche schreckliche Bedeutung diese einst im Leben des Bürgers hatten, davon haben wir kaum eine Vorstellung. Ganz sicher sind wir ja freilich auch heut zu Tage nicht vor Feuerschaden — aber wie unendlich weit sind wir doch von den Zuständen des Mittelalters entfernt, wo ein Feuer gar oft eine solche Ausdehnung gewann, daß der Wohlstand einer Stadt auf lange, vielleicht für immer mit einem Schlage vernichtet ward. Ist doch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wol keine Stadt, die nicht wenigstens einmal gänzlich oder zum größten Theil niedergebrannt wäre, der Art, daß man nach dem anschaulichen Ausdruck der Chroniken vom Markte aus durch alle Thore oder „von einem Thore bis zum andern“ sehen konnte. Erst mit den folgenden Jahrhunderten verlieren die Brände wenigstens bei den größeren Städten mehr und mehr an Umfang und Bedeutung; Brände, welche ganze Stadttheile betreffen, können hier nur noch unter dem Zusammentreffen ganz besonders ungünstiger Umstände entstehen. Die kleineren freilich, wie sie äußerlich überhaupt länger am mittelalterlichen Wesen festhalten, fallen auch später noch oft gänzlich dem verzehrenden Elemente zum Opfer. Besonders die Städte des Erzgebirges waren noch im achtzehnten Jahrhundert durch große Feuersbrünste geplagt. Der Lößnitzer Pastor M. G. Fr. Oesfeld giebt in seiner „historischen Beschreibung einiger merkwürdigen Städte im Erzgebirge“ (II, 108) um 1777 sehr verständig die Gründe für jene häufigen Brände im Gebirge an. Nachdem er die Häufigkeit der Gewitter daselbst erwähnt hat, fährt er fort: „Hiernächst sind auch an den meisten Orten schlechte Feueranstalten und fehlen die Feuerspritzen an vielen Orten. Nicht weniger ist oft, sonderlich im Winter, Mangel an Wasser, wenn viele Röhrwässer abfrieren. Denn man hat hier keine tiefen Brunnen. Besondere Ursachen aber, welche dem Gebirge eigen sind und welche die Ausbrüche der Feuersbrünste befördern, sind theils die blos hölzernen Gebäude, theils die Schindeldächer, theils die engen Gassen und Hofräume. Das starke Einheizen in dem kalten Gebirge kann bei allen denen eine besondere Ursache der Feuersbrünste abgeben, welche die Feueressen nicht fleißig kehren lassen, da insonderheit das Tannenholz meistentheils allhier gebrannt wird, von welchem sich viel Ruß ansetzet. Auch ist der Gebrauch an manchen Orten sich der Späne anstatt des Lichts zu bedienen, welcher leicht gefährlich werden kann.“

Die Gründe, welche der alte Chronist hier für seine Zeit anführt, sind wesentlich dieselben, welche die Verderblichkeit und Häufigkeit der Brände im Mittelalter erklären. Wir können sie kurz dahin zusammenfassen: Es fehlte einerseits an den nöthigen Vorsichtsmaßregeln bei Bau und Einrichtung der Gebäude und andererseits, wenn das Feuer ausgebrochen war, an wirksamen Hilfsmitteln zu der Bekämpfung und Unterdrückung desselben. Nicht lag es — um dies gleich vorauszuschicken — an mangelnder Anstrengung der Menschen selbst beim Löschen, wenn sie das Feuer nicht bezwangen; denn die freiwillige Feuerwehr war gut geschult und die Bürger wetteiferten untereinander, sich durch Muth und Eifer beim Helfen und Retten hervorzuthun, aber aus den eben erwähnten, nun näher zu beleuchtenden Gründen war diese Anstrengung oft vergeblich.

Während die Städte des Westens, auf einem älteren Culturboden gelegen, schon längst wenigstens ihre öffentlichen Gebäude und die Häuser der Vornehmsten aus Stein errichteten, bestanden die ersten Ansiedlungen der Deutschen in unsern Marken, wie die der Slaven vorher, fast ausschließlich aus hölzernen Wohnungen. Nur Burgen und Schlösser der Adligen, sowie die Klöster waren, soweit es die Festigkeit verlangte, steinern, nicht dagegen zumeist die ältesten Kirchen, so die Chemnitzer Jacobikirche noch bis 1496, die Oschatzer; in Zittau wird noch Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine hölzerne Kapelle gestiftet. Doch waren die Gotteshäuser die ersten reinstädtischen Gebäude, welche der fromme Sinn der Vorfahren fester zu gründen versuchte. Die Rathhäuser baute man noch länger aus schlichterem Stoff, z. B. ward das erste steinerne in Zittau 1354, in Chemnitz sogar erst 1496 geschaffen. Erst im fünfzehnten Jahrhundert wird der Steinbau hier Regel, und auch dann waren einzelne Theile noch aus Holz und die Dächer lange noch mit Schindeln gedeckt. Von diesen und einigen anderen öffentlichen Gebäuden abgesehen, waren die Häuser der Städte lange Zeit fast alle nur aus Fachwerk und Lehm, die Giebel mit Brettern oder Schindeln verkleidet, die Dächer mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Wie konnte bei solch trefflicher Nahrung ein kleines Flämmchen in wenigen Stunden zum Riesenbrande anwachsen, zumal da die Gassen eng und die Häuser dicht aneinander geklebt waren!

Nachdem man durch die großen Stadtbrände des fünfzehnten Jahrhunderts gewitzigt worden war, drangen Landesfürsten und städtische Obrigkeiten in besonderen Bauordnungen endlich energisch auf Steinbau und ermunterten dazu durch allerhand Vergünstigungen, besonders unentgeltliche Lieferung von Kalk und Ziegelsteinen. Auch Brandgiebel, steinerne Feuerstätten, Kamine und Feueressen — letztere gleich noch näher zu besprechen — werden nun verlangt. So ward denn in den größeren Städten um das Jahr 1500 der Steinbau regelmäßig, wozu der Wohlstand des Landes damals das Seinige beitrug. Doch war immer noch eine Unmasse hölzerner und lehmener Häuser vorhanden und nur langsam zu beseitigen. Auch fehlte es nicht an Zuwiderhandlungen gegen die baupolizeilichen Vorschriften und nicht immer schritt man dagegen so entschieden ein, wie der Freiberger Rath 1509, der einigen Bürgern, welche ihre Häuser in dem Hofe mit Brettern verschlagen und die Hintergebäude von Holz zu hoch aufgesetzt hatten, solche bei 10 Schock Buße wieder einzureißen befahl. Die Stroh- und Schindeldächer hielten sich hartnäckig, die letzteren bis zur Gegenwart. In Grimma wurden die letzten Strohdächer 1686 mit Gewalt entfernt, indem der Rath Zimmerleute herumschickte und die noch vorhandnen einreißen ließ.

Viel langsamer ging natürlich die Besserung des Bauwesens in kleineren Städten. Wenn die ganze Stadt beinahe niederbrannte und die armen Einwohner obdachlos umherirrten, wer mochte sie da zwingen, so lange zu warten, bis ihre Häuser aus Stein hergestellt wären, und wer gab ihnen die Mittel dazu? So wurde möglichst rasch Holz aus den überall noch nahen und ansehnlichen Wäldern herbeigeschafft und dürftige Hütten daraus hergestellt. Da konnte es denn geschehen, daß z. B. das Städtchen Wolkenstein 1610 in zwei Stunden abbrannte: Kirche, Schule, Schösserei, Rathhaus und 71 Häuser. Auch in Zittau verzehrten

die Flammen noch 1608 in nicht mehr als drei Stunden 500 Häuser. Der Stadt Leisnig, welche 1700 fast gänzlich eingeäschert wurde, nahm sich die kurfürstliche Regierung eifrig an, erwies ihr allerhand Unterstützung mit Geld und Baumaterial und befahl dazu, daß in jeder Gasse wenigstens das dritte bis vierte Haus mit Brandmauern und Giebeln aufgeführt, alle Häuser mit Ziegeln gedeckt und mit steinernen Feuermauern versehen würden. Wer Alles innehielte, erhielt besonderen Steuererlaß.

Von den Theilen des Hauses verdient die Feueresse und ihre Geschichte noch einige Bemerkungen. Im frühern Mittelalter gab es noch keinen Schornstein, sondern der Rauch suchte sich selbst einen Weg aus dem Hause oder man ließ ihm im Dache ein Loch, das während der Nacht mit einer Klappe verschlossen ward. Als man, wol nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert, daran ging, Schornsteine einzurichten, waren sie doch wenigstens noch sehr mangelhaft, sie führten nicht über das Dach hinaus oder mündeten durch eine Seitenwand. Die Feueressen heißen anfangs Feuermauern, so noch in einer Frankenberger Feuerordnung von 1717. Sie bestanden lange zu einem großen Theil aus Holz, wie allerhand Verordnungen beweisen. So befiehlt eine Chemnitzer 1492, daß Schmiede aller Art steinerne Essen über das Dach hinaus führen sollen, und der Freiberger Rath macht 1653 bekannt, daß er alle hölzernen Essen werde zerschlagen lassen. Das Kehren der Essen besorgte anfangs der Hausbesitzer oder sein Gesinde selbst. Die Nothwendigkeit berufsmäßiger sachverständiger Essenkehrer wurde erst allmälig erkannt. Die feste Anstellung eines städtischen „Feuermauerkehrers" scheint erst im vorigen Jahrhundert allgemein geworden zu sein, vorher ließ man das Kehren durch herumwandernde Essenkehrer besorgen. Die Notiz der Oschatzer Chronik, daß der Rath daselbst die Essen von 1578—1709 durch Essenkehrer aus Mailand und Torgau reinigen ließ, klingt uns ordentlich erheiternd. Wenn aber 1704 in Wurzen, und zwar im Vaterhause des gelehrten Schöttgen, durch das Ungeschick eines solchen Wanderkehrers ein Feuer ausbrechen konnte, welches einen großen Theil der Stadt in Asche legte, so sieht man, daß dem wichtigen Gewerbe noch lange nicht die nöthige Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts mehren sich die darauf bezüglichen „Ordnungen".

So lange die Häuser aus jenen leicht brennbaren Stoffen bestanden, mußten alle Rathsverfügungen bezüglich des Umgangs mit allerhand feuergefährlichen Geräthen und Vorräthen vergeblich sein. Aus Rücksicht auf die Feuersgefahr kämpfte anfangs die Obrigkeit auch gegen das im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts aufkommende Tabakrauchen, oder, wie man es damals nannte, „Tabaktrinken", an. Ein kurfürstlicher Befehl verbot 1653 das Tabaktrinken in öffentlichen Localitäten und in Privathäusern. Als dieses allgemeine Verbot sich nicht halten ließ, wurde wenigstens das Rauchen auf den Gassen, in den Höfen, Ställen, Scheunen, Böden u. s. w. verboten, sowie Zimmerleuten und anderen Handwerkern bei der Arbeit. Die Strafen, welche Vergehen gegen solche Vorschriften nach sich zogen, waren oft sehr streng, nicht nur Geldbußen, sondern auch Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. So wurde der Betreffende in Freiberg manchmal „verzellt", d. h. er kam in das „schwarze Register", das Verzeichniß der Anrüchigen.

Eine ähnliche Vorsichtsmaßregel war auch die stehende Forderung der Feuerordnungen, daß stets gefüllte Wasserfässer in oder vor dem Hause stehen sollten, sowie das Gebot, daß Niemand sein Röhrwasser „ganz, halb oder zum vierten Theil" verkaufen soll.

Da nicht einmal die Rücksicht auf das eigene Beste oft den Menschen aus seinem Schlendrian bringen kann und manche eben nur durch die Furcht zur Achtsamkeit gezwungen werden können, so bedrohte von Alters her denjenigen, bei welchem Feuer auskäme, oft schwere Strafe. Schon nach der Vorschrift des „Sachsenspiegels" hat derjenige für den Feuerschaden einzustehen, durch welchen das Unglück verursacht worden ist. So hart und oft unbillig bei den oben geschilderten Bauverhältnissen diese Bestimmung war und so unausführbar sie zumeist sein mußte, finden wir sie doch bis in die neuere Zeit fortbestehen, wenn auch mehr oder weniger gemildert, indem aus dem Schadenersatz, der ursprünglich gemeint war, eine Buße wird. Wer das Feuer, das bei ihm auskommt, selbst „beschreit", d. h. zur Anzeige bringt, so daß es „belautet", „bestürmt" werden kann, der kommt noch glimpflich weg; er giebt nach alter Leisniger Feuerordnung, „so es noch ohne sonderlichen Schaden abgeht, ein gut Schock Buße", wird es in demselben Falle von Andern zur Anzeige gebracht, zwei gute Schock Buße. Dasselbe gilt in Zittau, wo zudem noch im achtzehnten Jahrhundert das Gesinde ermahnt wird, mit dem Feuer vorsichtig umzugehen, bei Prangerstrafe und Gefängniß mit Wasser und Brod. In Chemnitz und Freiberg dagegen ist man schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert milder.

Wer das Feuer beschreit oder sein Gesinde beschreien läßt, ehe es über das Dach kommt, dem wird keine Strafe angesagt. Wer es aber nicht thäte, und wem man das mit seinen Nachbarn beweisen kann, der soll eine Mark zur Buße geben. Bisweilen trifft jedoch in Freiberg einen solchen auch die härtere Strafe des „Verzellens". Ebenso bedroht die Leipziger Feuerordnung von 1700 noch den Wirth, der kein Geschrei macht, mit ernstlicher Strafe und „nach Gelegenheit" sogar Verweisung aus der Stadt. Im Ganzen drang also die mildere Auffassung der Sache, daß nur das Unterlassen des Beschreiens strafbar sein sollte, schon im Mittelalter durch; nur kleinere Städte bestraften noch den Ausbruch des Feuers selbst an dem Betroffenen.

Daß eine Ueberwachung der Vorsichtsmaßregeln und Einrichtungen von Raths wegen stattfand, ist natürlich. Im Besonderen wurden noch solcher Handwerksbetrieb und solche Werkstätten überwacht, bei denen vornehmlich leicht ein Feuer ausbrechen konnte. Unter diesen waren wieder die Schmiedewerkstätten ein Gegenstand großer Sorge, welche denn auch in manchen Städten außerhalb der Ringmauern verwiesen wurden, so in Leipzig 1359, Lößnitz 1396, während anderswo, wie in Chemnitz, nur besondere Bauvorschriften für sie bestanden. Nur allzu oft fehlte es freilich in dieser Beziehung noch an der nöthigen Vorsicht. Ward doch erst 1798 in Zittau eine Pichhütte für die Böttcher außerhalb der Stadt gebaut, bis dahin loderten die Pechfeuer noch auf den Straßen.

Alle diese nützlichen und doch oft nutzlosen Verordnungen, so viele es ihrer in einer Stadt gab, bildeten entweder einen Theil der Statuten und Willküren derselben oder wurden als Feuerordnung zusammengefaßt und besonders verbreitet. Die ältesten finden wir im vierzehnten Jahrhundert, in Chemnitz 1352, Zwickau 1348, Oschatz 1387. Eine Feuerordnung für das ganze Land erließ zuerst Herzog Georg 1529.

In diesen Feuerordnungen war nun weiter bestimmt, was für den Fall, daß doch ein Feuer ausbräche, geschehen solle. Die Pflicht des Beschreiens erwähnten wir schon. Die allgemeine Wachpflicht hatte bei Tag und Nacht natürlich der Thürmer, bei Nacht noch der Nachtwächter. Sah nun der Thürmer von seiner hohen Warte aus die verderbliche Flamme aufschlagen, oder ward ihm der Ausbruch eines Brandes durch Beschreien kundgethan, so hatte er das Feuer zu belauten, die Sturmglocke zu ziehen und die Bürgerschaft von der Richtung des Feuers zu benachrichtigen, indem er nach der betreffenden Seite eine Fahne heraushing, bezüglich bei Nacht eine (rothe) Laterne. Nach der Dresdner Feuerordnung von 1557 soll er dazu noch „mit der Trompete anschlagen". — Die Stadt Saalfeld konnte sich sogar einer Feuerlärmkanone rühmen.

Auf den Ruf dieser unheilvollen Töne und Zeichen eilte nun pflichtgetreu die gesammte Bürgerschaft oder wenigstens ein großer Theil derselben herbei, um zu retten und zu helfen. In kleineren Städten war jeder Bürger dazu verpflichtet, oder auch ein Mann aus jedem Hause (Chemnitz), und zwar soll er „zulaufen, jeder Brauberechtigte mit einem Zober und einer Stange, Schüppe, Gelte oder Wasserkannen, jeder Bander und Bader mit seinen Gefäßen, jeder Zimmermann mit seiner Axt". Später, im siebzehnten Jahrhundert, nähern sich in größeren Städten die Zustände und Einrichtungen der modernen freiwilligen Feuerwehr; es giebt „stehende Feuerwachen und Ausschüsse", durchgeführte Arbeitstheilung beim Löschen und Retten; den verschiedenen Zünften wird je nach ihrer Größe aufgegeben, eine bestimmte Anzahl Meister und Handwerksgesellen zur Verwendung bei Spritzen, Eimern, Wasserfuhren, zum Tragen von Sachen und Verunglückten u. dergl. abzuordnen. Die Bäcker und ihre Gesellen sollen die Brunnen ziehen, die Fuhrleute Wasser fahren u. s. w. Wer am ersten mit Wasser oder Feuergeräth auf dem Platze erschien, erhielt von jeher eine Belohnung in Geld, ja es gab auch wol einen ersten, zweiten und dritten Preis dafür. Wer aber nicht kommt und getreulich mithilft, der soll nach Freiberger Recht „als Meineidiger gehalten und in der Stadt nicht gelitten werden". Anderswo zahlt er einen Vierdung (¼ alte Mark) Strafe, es sei denn, daß er krank, verreist oder selbst durch das Feuer nahe bedroht ist, doch muß er die Wahrheit dieser Entschuldigung durch glaubwürdige Männer bezeugen.

Die zum Löschen nöthigen Geräthschaften mußten die Bürger zumeist persönlich besitzen. In der Regel wird verlangt, daß jeder Bürger im Hause haben soll: einen eisernen Feuerhaken, einen ledernen Eimer, ein oder zwei Leitern, ein Faß mit Wasser, einen „Leschhader an einer langen Stangen",

einen „Schuffen", d. h. einen langgestielten Wasserschöpfer, eine gute Art und wer Schindeldach hat, noch zwei lange „Kruken", um die Schindeln bei Feuersgefahr abzustoßen. Vor dem Aufkommen der Spritzen war das Hauptlöschmittel und der Stellvertreter jener der Feuereimer, der „durch der Hände lange Kette" flog, um endlich ins Feuer ausgegossen zu werden. Wie erwähnt, mußte jeder Bürger einen Eimer liefern, die Brauberechtigten aber zwei. Diese Eimer bestanden zumeist aus Leder und wurden von Zeit zu Zeit mit Unschlitt eingeschmiert. In Zittau wurden die ledernen aber 1776 durch stroherne ersetzt, da die ersteren zu theuer waren und oft als willkommener Stoff zu Schuhsohlen entwendet wurden. Eine größere Anzahl Eimer wurde auch aus den Mitteln der Zünfte auf dem Rathhause vorräthig gehalten. Die Eimer wurden entweder aus den Röhrbrunnen selbst gefüllt oder aus Bütten und Trögen, welche die in der Nähe des Brandes Wohnenden herbeibringen mußten, endlich aus großen Fässern, welche auf sogenannten Schleifen jederzeit gefüllt neben den öffentlichen Röhrkästen und Brunnen standen, um, wenn man ihrer bedurfte, sofort zur Brandstätte gefahren zu werden. Die Zahl der in einer Stadt vorhandenen Feuereimer war natürlich schon frühzeitig eine sehr beträchtliche und wuchs mit der Zeit mehr und mehr an. Dieser Masse von Eimern entsprach eine große Anzahl Leitern, welche meist in einem besonderen Hause aufbewahrt wurden.

Natürlich war das Löschen mit dem Eimer, da die Feuerwehr dabei näher an die Flammen heran mußte, viel schwieriger und gefährlicher als die Handhabung der Spritzen, und je größer der Brand war, desto geringer war der Erfolg. So beginnt denn mit der Einführung der Spritze eine neue Zeit in der Geschichte des Feuerlöschwesens. Aber erst spät und noch unvollkommen erscheint das nützliche Geräth auf dem Plan und es hatte noch eine lange Entwickelung durchzumachen, bis es nun als Dampfspritze sein gewaltiges Wassergeschoß gegen den grimmigen Feind schleudern kann. Um so merkwürdiger ist das späte Bekanntwerden der Feuerspritze im Mittelalter, als dieselbe bereits zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt erfunden und schon in der römischen Kaiserzeit angewendet worden war. Wie so manche vergessene Errungenschaft des Alterthums ward die nützliche Erfindung erst in der Zeit der Renaissance wieder bekannt und Nürnberg soll als die erste Stadt Deutschlands sich ihrer bedient haben, dann folgte Frankfurt a. M., das 1439 solche in Nürnberg bestellte, endlich Augsburg 1518.

In Sachsen finden wir vor dem sechszehnten Jahrhundert keine erwähnt, und zwar sind zuerst nur messingene Handspritzen in Gebrauch. 1530 wird in Zwickau von allen Brauberechtigten eine solche verlangt. Es konnten demnach nur recht kleine Dinger sein. Erst im siebzehnten Jahrhundert werden große erwähnt, welche „Wasserkünste" genannt werden. Eine 1604 in Zittau angeschaffte ward noch wenig tauglich gefunden, die erste in Zwickau ward 1625 für 250 Gulden gekauft, in Chemnitz wurden 1655 zu der alten in Merseburg gefertigten zwei neue gefügt, welche in Leipzig hergestellt wurden und sich von der alten dadurch unterschieden, daß sie zwei eiserne Druckbäume statt eines hatten. Da Leipzig, wie gleich noch aus einem weiteren Beispiel zu ersehen, mit der Einführung verbesserter Spritzen voranging, dürfte es wol auch die ersten großen überhaupt besessen haben. In Freiberg vermacht 1666 ein Bürger der Stadt 200 Thaler zur Anschaffung zweier Feuerspritzen. Zwickau hatte 1678 bereits zwei fahrbare und eine Tragspritze. Zittau kaufte 1666 je eine in Breslau und Görlitz. Kleinere Städte, wie Oschatz, Schneeberg, Hartenstein, gelangten erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den Besitz dieses werthvollen Gutes. Leisnig kauft erst 1701 eine große und kleine Feuerspritze in Dresden. Die Handspritzen mußten, wie erwähnt, entweder von jedem Hausbesitzer, oder von den Innungen gehalten werden. Wo nicht alle, werden wenigstens Mälzer, Bäcker und Gastwirthe dazu verpflichtet. Die Feuerspritzen verbreiteten sich also, wo überhaupt die Mittel zu ihrer Anschaffung vorhanden waren, ziemlich rasch, nachdem sie einmal bekannt geworden waren. Man hatte eben, wie der Leipziger Rath 1700 sagt, „befunden, daß anfänglich mit solchen, sonderlich in denen inneren Gebäuden große Rettung zu thun". In §. 44 dieser selben Feuerordnung ist dann von der „neuen Invention von denen sogenannten ledernen Feuer- und Schlangenspritzen" die Rede, „die in denen Niederlanden und anderen Orten mit so großem Nutzen bei entstandenem Brande gebrauchet werden" und von denen deshalb der Rath sechs Stück angeschafft hatte. Damals also erfolgte erst die Verwendung lederner Schläuche, während man vorher nur Röhren benutzt hatte. Auch die Zuführung des Wassers wurde nun durch einen zweiten „Zubringer" genannten Schlauch erleichtert. Das Pumpen geschah durch zehn Mann. Weitere Verbesserungen an den Spritzen erfolgten von nun an zahlreich. Darauf erschienen seit 1719 auch mehrere landesherrliche Bekanntmachungen über Nutzen und Gebrauch feuerlöschender Maschinen. Spritzenproben und Revisionen verstanden sich dann von selbst. Doch wir sind hiermit schon in eine Zeit der vervollkommneten neueren Feuerwehr gelangt. Kehren wir noch einmal in die frühere Zeit zurück.

Bei dringender Gefahr hatte der Rath natürlich von jeher das Recht, ein oder mehrere Häuser in der Nähe der Brandstätte niederreißen zu lassen, um das Weitergreifen der Flammen zu hindern. Dem Mitbürger in Feuersgefahr zu helfen geboten, wie erwähnt, Bürgerehre und Gesetz, Ausbleiben ward mit Geldstrafe und schärfer geahndet. Ebendamit war bedroht, wer sich nach dem Zeugnisse zweier ehrbarer Bürger müßig beim Feuer umhergetrieben und nicht mit Hand angelegt hatte. Die Grimmasche Feuerordnung befiehlt ungalanter, aber sonst preiswürdiger Weise: „insonderheit sollen Weibspersonen nicht dazulaufen noch dabei stehen, sondern daheim bleiben, andernfalls sollen sie die Bürger mit Bescheidenheit wegtreiben." Aehnlich spricht sich die Leipziger Rathsfeuerordnung aus. — Wer aber gar die fürchterliche Noth, welche ein mittelalterlicher Brand veranlaßte, dazu benutzte, um sich unredlichen Gewinn zu schaffen, wer beim Feuer stahl, den mußte mit Recht eine weit härtere Strafe treffen, als wol sonst auf Diebstahl stand. Er ward zum mindesten aus der Stadt getrieben; in Zwickau wird 1530 der Feuerdieb ohne Gnade gehängt. Furchtbarer noch war die Strafe eines Brandstifters, dessen man habhaft werden konnte. Ein solcher ward bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein nach uraltem germanischen Rechte „geschmäucht", d. i. lebendig verbrannt, nachdem er zur Verschärfung vorher wol noch an der Stätte des Verbrechens mit glühenden Zangen gerissen worden war. Auch die schreckliche Viertheilung ward, obwol seltener, an Brandstiftern vollzogen.

Wie die einzelnen Bürger bei Feuerschaden zur Unterstützung unter einander bereit und verpflichtet waren, so brachten auch die Städte die rühmlichsten Opfer, wenn es galt, einer abgebrannten Gemeinde mit Geld, Nahrungsmitteln, Kleidern und dergl. wieder aufzuhelfen. Unsere Chroniken und städtischen Rechnungen enthalten manches schöne Beispiel so bethätigter Nächstenliebe. — Einzelne Abgebrannte erhielten oft vom Rathe die Erlaubniß „auf den Brand zu betteln". — Die Bildung von Vereinen zu systematischer Unterstützung begann erst im vorigen Jahrhundert. Eine Generalbrandcasse ward durch Mandat vom 5. April 1729 eingerichtet, 1784 wurden ihr neue Formen gegeben, mit denen sie 1787 nach Aufstellung der Cataster ins Leben trat. Auf alle Gebäude in den Erblanden ward die Verbindlichkeit zum Beitritt erst 1835 ausgedehnt.

Der neuesten Zeit gehören auf diesem Gebiete bekanntlich zwei große Errungenschaften an: die Erfindung des Blitzableiters (in Sachsen erst seit Beginn des Jahrhunderts eingeführt) und die Bildung von Feuerversicherungsgesellschaften.

Bücherbesprechungen.

m. Frieda Freiin von Bülow, Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Ostafrika. Berlin, Walther & Apolant, 1889. 196 S. — Vom ersten bis zum letzten Satz anregend, unterhaltend, frisch und besonders auch in einem guten, kräftigen Stile geschrieben, wie er bei schriftstellernden Damen selten gefunden wird, muß dieses hübsche Büchlein seinen Weg machen. Der Zweck, welcher die Verfasserin nach Zanzibar geführt hatte — die Errichtung von Pflegestationen — tritt mehr in äußerlichen Bemerkungen hervor; man möchte sogar sagen, eine so gesunde Freude an den Menschen und Dingen des fernen Südostens, so viel Beobachtungslust und Gabe flotter Schilderung vertragen sich wenig mit dem stillen zur Selbstbeschränkung auffordernden Beruf der Krankenpflege. Wir sind daher auch kaum erstaunt, daß im letzten Abschnitt die Verfasserin aus ihrem freiwillig gewählten und muthig angetretenen Berufe scheidet, wobei übrigens die Offenheit der Darlegung angenehm berührt. Nach den hier gebotenen Proben bedauert man, daß Freifräulein v. Bülow nicht noch mehr Erfahrungen über Ostafrika und Ostafrikaner zu sammeln vergönnt war.

m. In den Goldfeldern von Deutsch-Südwestafrika. Von Dr. Bernhard Schwarz, Chef der ersten Expedition der „Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft“. Magdeburg, Faber'sche Buchdruckerei, 1889. — Das Heftchen vereinigt einige Reisebriefe, die in der „Magdeburgischen Zeitung“ erschienen waren und wol verdienen, daß man sie wieder abdruckte, da sie ungeschminkt eine Sachlage darstellen, welche durch die Wirren im Herero-Lande von praktischer politischer Bedeutung geworden ist. Da der Verfasser keine der Schwierigkeiten und Enttäuschungen beschönigt, welche ihm das Hinterland der Walfischbai bereitet hat, so wollen wir auch nur leise die volle Berechtigung der optimistischen Urtheile anzweifeln, die in den letzten Absätzen über den Gold- und Erzreichthum des Landes etwas unvermittelt zu Tage treten.

m. Generalkarte von Afrika. Nach den neuesten Materialien entworfen und gezeichnet von F. Handtke. 25. Auflage. Glogau, Verlag von Carl Flemming. 1889. — Die Handtke'schen Generalkarten besitzen den Vorzug der Klarheit und Uebersichtlichkeit, für wissenschaftliche Zwecke sind sie dagegen nicht bestimmt und der Maßstab einer Habenicht'schen Karte ist an sie nicht anzulegen. Beurtheilen wir sie rein aus dem praktischen Gesichtspunkt, so müssen wir zunächst die obengenannten Vorzüge auch hier anerkennen. Sie werden gehoben durch eine sehr passende Anwendung und Vertheilung verschiedener Schriftgattungen und eine schonende Darstellung der Bodenformen. Daß aber hinsichtlich der letzteren eine durchgreifende Correctur einmal in Anwendung gebracht werden sollte, scheint ein Vergleich der ostafrikanischen Hochgipfel mit der Zeichnung der Kufra-Oase nahezulegen. Für die zahlreichen Nebenkarten dankbar, würden wir doch gern die mehrmals in verschiedenen Maßstäben wiederkehrenden und daher verwirrenden Vergleichungen mit europäischen Länderräumen entbehren. Das schwierige Capitel der politischen Grenzen könnte gelegentlich ebenfalls eine Nachbesserung brauchen.

j.— Classischer Bilderschatz. Herausgegeben von Franz v. Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. Preis des Heftes 50 ₰. — Das bereits nach dem Erscheinen des ersten Heftes von uns gewürdigte, wegen seines Planes die entschiedenste Anerkennung verdienende Unternehmen der bekannten Verlagsanstalt ist gegenwärtig bis zur achten Lieferung vorgeschritten. Der Titel, an den man besondere Erwartungen bezüglich der gebotenen Bilder knüpft, wird in der That durch die Auswahl gerechtfertigt. Wir wollen jetzt, wo sich über das Unternehmen ein klares Urtheil bilden läßt, nicht verfehlen, unsere Leser darauf hinzuweisen und sie nochmals auf die Gelegenheit, für einen billigen Preis (der Preis des Blattes stellt sich auf 8½ ₰) eine Galerie classischer Meister in guten Nachbildungen zu erwerben, aufmerksam zu machen.

—n. Ein durchaus modernes Unternehmen liegt vor in der Zeitschrift: „Der Stein der Weisen.“ Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Redigirt von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien, Hartleben's Verlag. Jährlich 24 Hefte von 4 Bogen in Großquart mit 35—40 Textillustrationen, Cartonbildern und Tafeln. (à 50 ₰.) — Populär wissenschaftlichen Besprechungen, wie sie die besseren Unterhaltungsblätter von Zeit zu Zeit bringen, sind die Spalten dieses neuen Unternehmens ausschließlich gewidmet. In welcher reichen Abwechselung dem Leser Artikel aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Technik dargeboten werden, läßt sich am besten aus der Anführung der umfänglicheren Aufsätze der beiden ersten Hefte entnehmen: Aus der prähistorischen Vorzeit; die Photographie im Dienste der Astronomie; über Geschmacks- und Geruchs-Empfindungen; die Auster; Leuchtthürme mit elektrischem Licht; der Großglockner (mit großem Panorama); der Orient-Expreßzug; einige Worte über Ernährung; Knoten- und Muschelschrift; neue Versuche in der Flugtechnik und Luftschiffahrt; der Eiffelthurm; Brieftaubenschläge; das Canon-Gebiet des Rio Colorado; das Polizei-Telephon; Ernst Häckel. Hierzu noch eine Menge kleinerer Mittheilungen. Weder in der Art der Behandlung, die durchaus tüchtigen Kräften anvertraut zu sein scheint, noch hinsichtlich der meistens vortrefflichen Illustrationen steht die neue Zeitschrift hinter irgend welchen ähnlichen Publicationen zurück. Diejenigen, deren Naturell eine derartige zerstückelnde Belehrung und Unterhaltung entspricht, dürften in der That ihre Wünsche und Erwartungen erfüllt und vielfach übertroffen finden. Zu dem niedrigen Preise steht die Reichhaltigkeit und Annehmbarkeit des Geleisteten wirklich in gar keinem Verhältniß. — Nicht Wenigen aber dürfte ein derartiges Herumkosten und Naschen an den Früchten der Wissenschaft nicht als die richtige Art geistiger Ernährung erscheinen.

— Das Wetter. Meteorologische Zeitschrift für Gebildete aller Stände. Von Dr. med. et phil. R. Aßmann. 5. Jahrgang. 1888. Braunschweig, O. Salle. p. a. 6 ℳ. — Seitdem die beiden ansehnlichen meteorologischen Gesellschaften Deutschlands und Oesterreichs ein nachahmungswerthes Beispiel der Verbrüderung gegeben und in echt sachgemäßer, unparteiischer Würdigung des Umstandes, daß Richtung und Ziele beider dieselben sind, ihre Vereinsorgane von 1886 ab unter dem Titel „Meteorologische Zeitschrift“ vereinigten, giebt es in ganz Centraleuropa nur 2 Zeitschriften, welche sich ausschließlich in den Dienst der Meteorologie stellen. Andere Blätter, wie „Natur“, „Humboldt“, „Gaea“ 2c., bringen nur von Zeit zu Zeit meteorologische Artikel oder monatliche Wetterberichte. Was die „Meteorologische Zeitschrift“ mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln und bei einem für die Wetterkunde stark interessirten und sachlich für dieselbe vorgebildeten Leserkreise leisten kann und thatsächlich leistet, das wird sich der einsichtige Leser selbst sagen. Sie kann von dem ihr angebotenen Materiale nur das beste d. i. nur dasjenige bringen, was eine thatsächliche Förderung der Wissenschaft enthält. Ihre Originalabhandlungen setzen daher auch eine erhebliche mathematisch-physikalische Schulung des Lesers voraus und sind nicht für das größere Publicum, sondern lediglich für Fachgenossen berechnet. Die Meteorologie ist aber eine populäre Wissenschaft, vielleicht die populärste von allen. Sie hat nicht nur die Pflicht, ihre gewonnenen Resultate einem größeren Publicum bekannt zu geben, sondern sie will auch durch dasselbe Förderung erfahren. Selbst das dichteste Stationsnetz erweist sich für die Einzelforschung als zu weitmaschig und verlangt die Ausfüllung seiner Lücken von einem an der Sache interessirten und durch geeignete Lectüre herangezogenen größeren Publicum. Niemand halte seine Dienste nach dieser Richtung hin für zu gering. Jeder Land- und Forstwirth, jeder Jäger und Schäfer, Gärtner und Teichwärter kann den Ausbau der Meteorologie fördern helfen. Nur gilt es, in weiten Schichten der Bevölkerung das Interesse an der Sache wachzurufen, den Anstelligen und Willfährigen Beobachtungsmuster und Vorbilder zu geben, sie alle auf dem Laufenden zu erhalten und die zerstreuten Beobachtungen wichtiger und seltener Naturerscheinungen zu sammeln. Dieses aber sind die Ziele, welche sich unseres Erachtens „Das Wetter“ gesteckt hat. Es will die Brücke schlagen zwischen dem größeren Publicum und den Fachleuten, zwischen dem einfachsten Beobachter und denjenigen Meteorologen, welchen die Führerrolle in dieser Disciplin zukommt. Um dieses schöne Ziel zu erreichen, schlug die Monatsschrift im vorliegenden letzten Jahrgange folgenden Weg ein: Jedes Heft brachte an erster Stelle ein bis zwei in einfacher, allgemein verständlicher Sprache geschriebene Originalabhandlungen. Hieran schlossen sich regelmäßig eine von einer Kartenbeilage vortheilhaft unterstützte Uebersicht über die Witterung des jedesmaligen vorletzten Monats und eine Menge interessanter meteorologischer Notizen und Correspondenzen. In wohlthuender Abwechslung finden sich ferner Referate über neue Publicationen, Besprechungen interessanter Naturerscheinungen der jüngsten Vergangenheit und ab und zu auch Warnungen vor meteorologischen Glücksrittern und unfehlbaren Wetterpropheten vor. Neuerdings ist hierüber noch die Einrichtung eines „Briefkastens“ getroffen worden. Man muß zugestehen: Herausgeber und Verleger lassen sich die Sache ernstlich angelegen sein, um das gesteckte Ziel allmälig zu erreichen. Damit sich der Leser hierüber selbst ein Urtheil bilde, wollen wir einige Themen aus den einzelnen Rubriken anführen. A. Originalabhandlungen: Giebt es Kältegewitter? Der klimatische Einfluß des Waldes. Ueber Wind- und Wellengeschwindigkeit. Blitzschäden und Blitzschutz. Anleitung zum Beobachten von Grundeis. Synoptische Wetterkarten. Die Pflege der Meteorologie in klimatischen Kurorten. Das Aspirations-Psychrometer 2c. B. Jüngere Naturerscheinungen: Ueber den „Seebär“ vom 17. Mai 1888. Ueber den Frost der ersten Novemberhälfte 1888 in Deutschland. Hochwasser, Südsturm und Gewitter im Oct. 1888 in den Ostalpen. Der Wolkenbruch am 2./3. August 1888 im Gebiete des Queis und Bober. Witterung in Thüringen 1887. Der Wetterumschlag in der ersten Woche a. 1888. C. Referate 2c. Sonnenscheinautograph. Die aequatoriale Schneegrenze. Die Dämmerungserscheinungen. Isolationsmittel gegen strahlende Wärme. Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche u. A. m. Erwähnenswerth erscheint uns noch, daß zwischen beiden Zeitschriften nicht die geringste Rivalität besteht. Eine unterstützt die andere und tritt im Bedarfsfalle an deren Stelle. Mögen beide noch recht lange und in immer reicherem Maße der Wissenschaft und dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse zu Gute kommen. J. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 15. Dienstag, den 5. Februar. 1889.

Zum Gabelsberger-Jubiläum.

So grundsätzlich auch unter einander verschieden, können die beiden in diesem Jahre stattfindenden Jahrhundert-Jubiläen doch in gewisse Beziehung zu einander gebracht werden. Die neue Geschichte datirt von der großen Revolution, die Frankreich, von dem sie ausging, durch Veranstaltung einer internationalen Ausstellung in die Erinnerung der Zeitgenossen zurück zu rufen gedenkt. Hieran knüpft lose die andere Jahrhundertfeier, die eine eigentlich deutsche ist: sie gilt der Erinnerung an einen Mann, dessen Eintritt in das Leben das blutige Frühroth jener länderverwüstenden, staatenvernichtenden und völkerdurchwühlenden Umwälzung beleuchtete. Lose nur ist die Beziehung dieser beiden Ereignisse zu einander und würden sie gänzlich außer Zusammenhang stehen, wenn ihnen nur das Geburtsjahr gemeinsam wäre. Nicht ein waffengewaltiger, durch Siege des Schwertes ausgezeichneter Kriegsheld, vielmehr ein Held der Feder und des Griffels, ein schlichter deutscher Gelehrter, ein untergeordneter, fast übersehener Beamter war das theuere Geburtstagskind Franz Xaver Gabelsberger, dessen Name in der Culturgeschichte der Menschheit allezeit einen Ehrenplatz einnehmen wird.

Am 9. Februar 1789, im Jahre des gewaltigen Umsturzes, zu München in den bescheidensten Verhältnissen geboren, hat er in ebenso unauffälliger Weise daselbst am 4. Januar 1849, im Alter von noch nicht 60 Jahren, sein inhaltreiches Leben geräuschlos beschlossen. Für die wichtige Erfindung, um derentwillen er der Nachwelt werth und unvergeßlich geworden und geblieben ist, hat er wesentlich in den durch jene Revolutionsepoche geschaffenen neuen Verhältnissen den Boden gefunden, der dem in ihm schlummernden schöpferischen Gedanken Anregung, Nahrung und Gestaltung gab. Die Kurzschrift hatte nur eine Daseinsberechtigung und war eine Nothwendigkeit geworden durch das die heutigen Culturstaaten beherrschende öffentliche politische Interesse, wie es durch die Presse und den Parlamentarismus in die äußere Erscheinung getreten ist. Nichts kann wiederum aber gegensätzlicher sein als jenes, das alte Europa aus den Fugen treibende, wie ein Cyklon verheerende Ungewitter, dessen segensreiche Folgen so entsetzlich theuer erkauft worden sind, daß ihrer Würdigung ungeachtet die Regierungen und Volkskreise der monarchischen Staaten noch heute berechtigtes Bedenken tragen, der Einladung zu dieser im Herzen Frankreichs stattfindenden Centenarfeier Folge zu geben — und auf der anderen Seite das friedliche Stillleben dieses tiefsinnigen deutschen Forschers, dessen Andenken in seiner Vaterstadt durch ein ehernes Standbild einen bleibenden Ausdruck erhalten soll.

„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!“

Seiner Verdienste ist so oft bereits und an den verschiedensten Orten eindringlich und überzeugend in Rede und Schrift gedacht worden, daß es überflüssig erscheinen kann, auf dieselben wiederholt näher einzugehen.

Aus der Geschichte der Stenographie weiß Jeder, daß es lange vor Gabelsberger, schon in den ältesten Zeiten griechischer und römischer Cultur, Bestrebungen gegeben hat, welche auf Schaffung einer für Aufnahme von Reden geeigneten Kurzschrift gerichtet waren, ebenso daß nach jahrhundertelanger geistiger Erschlaffung zunächst die politische Entwickelung des nordischen Insellandes zu Wiederaufnahme dahin abzielender Versuche halbwegs erfolgreich geführt hat. Nicht minder ist uns bekannt, daß alle Bemühungen gleicher Art auf dem mitteleuropäischen Festland bis zu Gabelsberger's Auftreten an der Sprödigkeit des Stoffes und an der Schwierigkeit seiner Bearbeitung kläglich gescheitert sind. Nicht darin besteht also das Verdienst dieses großen Deutschen bayerischen Stammes, überhaupt eine Kurzschrift aufgestellt zu haben, sondern in der überaus geschickten und glücklichen Lösung dieser Aufgabe. Es galt, die Lautgesetze der Muttersprache zu ergründen und eine die Eigenart derselben berücksichtigende deutsche Kurzschrift zu erfinden, ein Umstand, den die lediglich Fremdes sklavisch nachahmenden Vorgänger ganz außer Acht gelassen hatten.

Gabelsberger legte nicht nur den Grund zu einer deutschen Kurzschrift, sondern er schuf sie wirklich, denn die seinen Namen der Nachwelt überliefernde Schrift wird trotz der vielfachen Anfeindungen und Verkleinerungen in mustergiltiger Form in Schulen und Vereinen noch heute gelehrt und geübt und besteht täglich die Feuerprobe der parlamentarischen Praxis, abgesehen von ihrer vielseitigen Verwendung bei den verschiedensten Berufsbeschäftigungen. Gabelsberger hat, indem er zunächst die berechtigten Ansprüche seiner deutschen Heimath befriedigte, geradezu ein stenographisches Zeitalter ins Leben gerufen, denn wie heutigen Tages industrielle Unternehmungen, so schießen, wo vordem nur eine unfruchtbare Wüstenei zu bemerken war, seit dem Erscheinen von des Meisters grundlegendem Werke im Jahre 1834 neue stenographische Systeme wie Pilze aus der Erde, welche trotz der theilweisen Verleugnung ihres Ursprungs sonst wol kaum das Tageslicht erblickt haben würden. Alle diese späteren „Erfinder“ und Schwärmer für solche Kurzschriftarten müßten, wenn sie ehrlich sein wollen, dem Andenken ihres großen Volksgenossen, von dessen geistigen Brosamen sie sich genährt, heute ebenfalls den Tribut der Anerkennung zollen, statt ihre eigene Bedeutungslosigkeit durch die Bemängelung der unerreichten Größe des Meisters zu verdecken. Ihm verdankt aber nicht blos das deutsche Volk eine eigenartige deutsche Kurzschrift, auch die Schriftgenossen fremder Zunge, soweit sie das culturelle Bedürfniß nach einer solchen Schrift verspürten, schließen sich den Huldigungen, die Deutschlands Söhne und Töchter den Manen Gabelsberger's widmen, freudig an.

Innige Befriedigung erfüllte den durch Anspruchslosigkeit und Schlichtheit zurück-, dagegen durch seine geistige Größe hervortretenden Mann, den Gebildeten seines Volkes nicht nur ein brauchbares Mittel zur schnelleren Erledigung schriftlicher Aufgaben und im höheren Sinn dazu, Idee und Wort im Flug der Zeit ans Räumliche zu binden, an die Hand gegeben zu haben, — er gab es auch willig hin, ohne einseitige Berücksichtigung an sich berechtigter persönlicher Zwecke, um Nutzen zu verbreiten. Und wie groß dieser Nutzen ist, läßt sich annähernd nur vorstellen, wenn man auf diese zu den bedeutungsvollsten Errungenschaften der Neuzeit gehörende Erfindung plötzlich verzichten müßte. Es würde dies einer geistigen „Continentalsperre“ gleichkommen. Am schmerzlichsten würden die politischen Körperschaften und die Presse, welche den meisten Vortheil daraus ziehen, diesen Verlust zu empfinden haben, aber auch Gelehrte und schriftstellernde Kreise und andere des geflügelten Stiftes benöthigte Berufsclassen würden diesen treuen und zuverlässigen Gehilfen ernstlich vermissen; selbst die Schule, deren Pforten nach langem kurzsichtigen Widerstreben auf Anordnung einsichtiger und fürsorglicher Regierungen, wie der

bayerischen, sächsischen und österreichisch-ungarischen, dem Unterricht in der Kurzschrift erschlossen worden sind, würde bald inne werden, daß ihr ein wichtiges ersprießliches Förderungsmittel zur geeigneten Vorbereitung für spätere Lebensaufgaben fehlt. Die begeisterte Theilnahme, welche die Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages des genialen Erfinders der deutschen Kurzschrift allenthalben hervorgerufen hat, die eifrigen Bemühungen nicht nur der Behörden, sondern auch zahlreicher Vertreter der gebildeten Stände, der Erfindung Gabelsberger's in immer weiteren, ihr bisher noch verschlossenen Kreisen Beachtung und Freunde zu gewinnen, sind ein hinlänglicher Beweis dafür, daß des hundertjährigen großen Todten sehnlichster Wunsch, daß auch seine Schüler ein gleicher Sinn, wie er ihn selbst besaß, leiten möge, in schönste Erfüllung gegangen ist. Das ist gewiß der beste Dank, der den Manen unseres bedeutenden Landsmannes von der Nachwelt gezollt werden kann.

„Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte."

Prof. Dr. B. R.

Aus Zinzendorf's Jugendzeit.

III.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wir schalten zur Charakteristik des Pädagogiums noch das nachfolgende Schreiben eines Oberstwachtmeister Henning v. Natzmer ein, der, mit einer Trotha vermählt, Mitbesitzer von Schkopau war. Er schrieb an Francke:

„Hecklingen, am 23. Mai 1714.

Ich bin vor wenig Wochen im Paedagogio Regio gewesen und mich darin besehen. Da es mir ganz wohl darin gefallen u. deswegen bewogen worden, meinen Sohn von 15 Jahren auch darin zu thun, wenn er ankommen kann. Wenn nun mein Sohn an der Tafel mit speisen könnte, theils wegen allerhand guter discourse u. theils auch wegen guter Sitten, so sehe ichs gern. Daher dienstlich bitte, ein wenig Nachricht davon melden zu lassen, welche nach Stassfurth an den Herrn Oberst v. Legaten kann adressirt werden. Die Unkosten sollen schon zu rechter Zeit erfolgen. Und weil auch mein Sohn anjetzo praeceptorlos u. denselben nicht gern bis zu angehendem quartal sonder information wollte gehn lassen, also habe zugleich vorkehren wollen, ob ihn wohl eher anbringen kann.

Was die information angeht, wollte ich wohl, daß absonderlich im Christenthum, vors andere in der Latinität u. Historie, drittens französische Sprache und 4. in Mathematic informirt wird.

Verharre nach göttlicher Obhut Euer WohlEhrwürden,
meines hochgeehrten Herrn Professors, dienstbegieriger."

In der damals schon berühmten Schulpforte wurde ein mathematischer Lehrer erst später angestellt.

Frau v. Natzmer schrieb an ihren Sohn Zinzendorf:

à Berlin ce 19. fevr.*)

Mon tres cher fils,

Jay bien receus la votre dù 15me, je rend grace à sa divine bontèe de votre reconvalescence, esperant, que vous en profiterois a la gloire de Dieu et vostre proppre bien. Taschèe touiour, mon cher fils, de vous rendre digne fils de ce bon pere celeste, en observant religieusement ses commendemens et laissèe parler . . . . . le monde; ne vous attiree seulement pas la moindre disgrace pas des cristiqque, censure, ous incivilitèe. Ce sont des action indigne d'un crestien et honnett homme, der allen Menschen soll mit Ehrerbietung zuvorkommen u. nur sich selbst, sonst keinen richten; mais gardee vous aussy soigneusement de vouloir plaire a qui que ce soit aux despens de perdre la grace divine et une bonne conscience, qui vous doist tenir lieu de tout.

Le seigneur vous donne des force pour pouvoir surmonter toutte les tentation de ce siecle, ce qui sera selon sa prosmesse, si vous ne cessee pas de l'en invoqquer. Les priere ardente sont les meillieures arme contre les ennemis de notre ame.

Je resgrette de toust mon coeur la mort de l'illustre prof. Horn, c'est un malheur à la veritèe, mon cher fils, que toust ce changement? de profess. et qui me presse beaucoup a cause de vous, mais comme ces chose ne depende pas de mes soushaist il faust que je resmette le toust entre les mains de la providence vous exhortant de toust mon coeur, mon cher fils, d'estre d'austant plus diligent en vostre particulier. On doist avec cela esperer que l'on y portera le remede et que l'on ne vousdra pas laissèe une des plus illustre universitèe sans habile prof. A l'égard de ce valest dont vous faiste mention, mon cher fils, je vousdrais pouvoir le placer, mais il ne se trouve aucune occasion pour cela notheur (?) et je ne vousdrois jamais conseiller a ce pauvre homme de se mettre en chemin pour venir icy seulement car il courreroist grand risque de tomber entre les mains des fantassin.

Pour votre frere, mon cher fils, je suis sur quil n'a recèus aucune de vos lettre, je ne scay a qui vous les avee adressee, mais il vous aurois respondùs; aux moins il ne diroit pas n'avoir rien entendus de vous depuis son depart, aincy que vos lettre ne luy auront point estèe rendue. Mon cher fils je vous prie de prosfittee un peu mieux dans la langue francoise, il faust lire des livre francois c'est une si belle et utile langue dans ces temp present.

Je vous envoy des pillule de Mons. Those et de la pondre rouge. Le papa vous embrasse de tous son coeur et moy je suis a jamais en vous soushaittant la benediction celeste, mon tres cher fils, vostre fidelle Mere d'Natzmer.

Natzmer schrieb an Zinzendorf:

Berlin ce 14 Novbr. 1717 (?)

Je suis bien aise mon cher Lutz de vous trouver tant de sentiments de reconnoissances et vous voyez qu'il ne tiendra pas à moi de vous en donner toujours occasion et de vous faire voir combien votre bien et advantage me tient à Coeur, du moins ce n'est que dans cette vue que je ne saurai cesser de vous prier et de vous en parler de mettre bien à profit le temps favorable que le bon dieu vous accorde avec tant d'autres graces préférablement à mille autres — —

Faites-moi la justice de croire que c'est avec toute la tendresse d'un père que je serai toujours tout à vous.

Faites mes compliments à votre gouverneur. Je suis persuadé que vous faites bien d'être content de lui.

Berlin 5 Janv.

Je vous rémercie de bon Coeur mon cher Lutz de tout ce que vous me dites d'obligeant à l'occasion de cette nouvelle année, je ne cesse pas de faire des voeux pour vous, je prie dieu de les exaucer et vous conjure d'en faire antant ne connaissant point d'autre moyen que celui la pour pouvoir me promettre pour vous que mes souhaits ne seront pas sans effet qui sont que votre vie soit irréprochable et que vous n'ayez rien à Coeur que de devenir honet homme et homme de bien. Etant tout à vous.

Berlin le 15. May 1717 (?)

Mon cher Lutz, je vous dois cette reponse depuis longtemps, trouvez bon que je m'en acquitte à cette heure et qu'en même temps je vous dise que je ne suis pas tout à fait de votre sentiment à l'égard de votre diarium.*) Le moins que vous pouvez parler de nous et de vos actions est toujours le mieux, outre qu'il me semble que vous pourriez employer vos heures libres à quelque chose de plus agreable, par exemple à la peinture ou à la musique ce qui est un amusement qui fait plaisir et qui convient a toutes sortes d'âges; jai regrétté cinquante fois de n'avoir rien appris de cette peinture et je suis persuadé quil y aura un temps que vous me sauvez bon gré de vous l'avoir conseillé, au moins je le fais de bon Coeur étant bien aise de vous faire voir en

*) Die Orthographie dieses Briefes ist unverändert gelassen.

*) Zinzendorf führte ein Tagebuch, welches er mit Bezug auf das Leben als Reise durch die Welt seriem peregrinationis nannte. Es scheint, daß Natzmer fand, daß den gewöhnlichen Erlebnissen und Empfindungen zu viel Gewicht beigelegt wurde.

tout, que je ne cherche que ce qui vous est avantageux et je suis tout à vous.

Berlin ce 8 jano 1718.*)

Je vous remercie de tout mon coeur, mon cher ami, de ce que vous avez bien voulu à l'occasion de cette nouvelle année me donner de nouvelles marques de votre affection filiale. Vous pouvez être assuré, que je ne sais pas moins de voeux pour tant ce qui peut regarder votre advantage, souhaitant de toute mon ame que Dieu vous comble de ses graces, qu'il vous éclaire de S. S. Esprit et qu'il benisse vos études pour que tout tourne à Sa gloire, à votre bien et au contentement de tous ceux qui s'interessent pour vous. Au reste je serai le premier de souhaiter d'avoir le plaisir de vous voire mais comme je sais que ce n'est pas l'intention de monsieur votre oncle et que je suis toujours du sentiment qu'il faut ceder de le satisfaire à tout, je vous conseille de demeurer tranquille et d'achever auparavant le cours de vos etudes pour que plus après vous puissiez avec plus de loisir et plus de profit voir le monde, votre chère mère et celui qui est tout à vous.

Berlin 18. 4. 1719.

Mein lieber Sohn. Ich habe Euer in Betrachtung Eurer Jugend, wie Hoffnung der Besserung, jederzeit mit Fleiß geschont, würde Euch, auch mich selbsten, noch gern geschont haben, wenn nicht Gewissens halber und aus Liebe mich verpflichtet geachtet, Eure liebe Mutter — die ich unmöglich accompagniren kann — die selbst zu Euch geht, um mündlich ihr letztes und bestes zu versuchen, mit diesem zu begleiten und also auch das Meinige, so viel an mir ist, zu Eurem Besten mit beizutragen.

Meine Meinung ist nicht, Euch aller Eurer Unordnung im detail zu überführen, halte es auch nicht nöthig, indem ich glaube, daß Ihr von selbst wohl überzeugt sein müßt, daß es sehr weit damit gekommen, weil man Eure studia unterbrechen, Euch von Wittenberg wegnehmen, neue Unkosten machen und Euch auf eine andere Universität bringen muß und solches lediglich, um alle Euch so nachtheilige impressionen, so Vornehmes wie Geringes gemacht, durch diese Entfernung und Veränderung so viel möglich wieder zu eruiren.

Dieses wenige will ich Euch nur wohlmeinend aus redlichem Gemüthe zu Gemüthe führen und herzlich erinnern:

1) daß, wo Ihr noch gedenket, Euch tüchtig zu machen und mal einst in der Welt Gott und Eurem Nächsten zu dienen und auch selber nützlich zu sein Ihr Eurer unsäglichen presomption und beständigem Eigenwillen mit Beten und Wachen mit mehrerem Ernst widerstehen müßt, weil eigentlich solche die source, da alle Eure Abweichungen aus entstanden und damit Ihr Euch vor Gott und Menschen sträflich macht.

2) recommandire ich Euch aufs Allerbeste Euren jetzigen Herrn Vormund, den Herrn Hoffrath Richter, der ein weiser und sehr vernünftiger Mann ist und fast mit Bitten erzwungen diese Vormundschaft auf sich genommen, demselben, so lieb Euch Eure Wohlfahrt ist, in Allem so zu begegnen und dergestalt Gehör zu geben, daß er nicht Ursach finde, zu ermüden und da er ohnedem so belastet ist, Eurer Vormundschaft abzusagen, weil sonst nicht allein der ruin Eures Vermögens unausbleiblich, sondern Ihr Euch auch vor der ganzen Welt damit aufs Ernsteste prostituiren werdet; ingleichen

3) Euren jetzigen Hofmeister, der so viel gute Proben von seinem .... und seiner Geschicklichkeit abgelegt und gleichfalls mehr auf inständiges Ansuchen der Familie diese Fonction aufs Neue angetreten, völlig ohne Widerspruch als Eurem Vorgesetzten zu folgen und mit keiner .... Beurtheilung das Leben sauer zu machen, weil sonst alles, was noch bis dato einigermaßen zu Eurer Entschuldigung gedient, alsdann ein ganz anderes Ansehen gewinnen würde.

4) Allem Brief Commerce, sowohl an Fremde als Einheimische,.... an was Ort es auch sei und unter was praetext es auch sei, es seien recommandationen und Vorschläge, die müßt Ihr, weil Ihr in Euren Jahren und jetziger Situation Euch ridicull damit macht, gänzlich absagen und Euch keiner ..... ohne Eurer Vorgesetzten Vorwissen unterfangen, maßen ihm express aufgeben, darüber zu vielliren.

5) Euren studiis, insonderheit Euren studia juris müßt Ihr mit mehrerem Fleiß obliegen und Euch eben darum um so viel weniger in fremde Dinge als disputiren und Frieden-machen mischen, indem beides zu nichts dient, als sich und andere zu irritiren und sich zu zerstreuen, so aber so viel mehr zu verhüten, weil die Zeit zu kostbar und Eure studia juris eigentlich Euer Wagen und Pflug sein soll, in der Welt fortzukommen, Ihr auch vor Gott und der ehrbaren Welt nimmer verantworten werdet, so viel Zeit und Unkosten nicht recht nützlich angewendet zu haben.

6) Alle Vereinigungs- und Bekehrungsgedanken sollen Euch billig soviel mehr suspect sein, weil sie ein falsches Licht, so niemand scheinen kann, da Ihr weder Beruf, noch Jahre, noch Erfahrung dazu habt, worin Euch noch keine eingebildete Christenthumspflicht betrügen kann, noch betrügen muß, weil Ihr ja noch unter einem Vormund und Hoffmeister stehet, von deren Anweisung dependiret und, wenn Ihr es wohl nachdenkt, an Euch selbst noch sehr viel zu arbeiten findet.

Gedenket des 4. Gebots, welches, wenn Ihr es und was Math. 15, 4 und sonst darüber ausgedrückt, wohl überlegen werdet, Euch gewiß noch zu großer Demüthigung vor dem heiligen Gott führen wird wegen Eurer lieben Mutter, die Ihr, insonderheit seit Eures Hrn. Onkel Tod bis zu jetziger Stunde sehr gebeugt — die doch mit vieler Vermahnung und Treue, herzlicher Liebe und vielem Sorgen von Eurer zarten Jugend an nichts an Euch unterlassen und gewiß nicht ohne Thränen Euch sehen, auch nicht ohne Thränen sich von Euch scheiden würde, falls Ihr nicht die Hoffnung einer aufrichtigen völligen Umkehr bezeugt. Wie ich denn noch solches mit göttlicher Gnade von Euch bestens vermuthen will und in solchem Vertrauen Euch denn auch herzlich embrassire.

Gottes Gnade und Segen zu allem Eurem Vornehmen von Herzen wünsche und nicht weniger aber Euer als meiner leiblichen Kinder Wohlergehen mich freuen, auch dafür nach Möglichkeit mich interessiren und nach wie vor darthun werde, daß ich Euer wahres Wohl beständig suche, daß solches auch der einzige Zweck dieser herzlichen Ermahnung und daß ich in der That bin, mein lieber Sohn, Euer aufrichtiger und wahrer Freund.

*) Dieser Brief ist unter der Adresse: Monsieur Crisenius, Gouverneur du jeune comte de Z., in Wittenberg eingegangen.

Bücherbesprechungen.

K—d. Goldschmidt, Dr. L., Reichsoberhandelsgerichtsrath a. D. und Prof., Die Haftpflicht der Genossen und das Umlageverfahren. Berlin, Julius Springer. 1888. (38 S. Preis 1 ℳ) — Die vorliegende Schrift enthält Gutachten des Verfassers über zwei Fragen des Genossenschaftsrechtes, welche der Petition deutscher Genossenschaften an den Reichstag aus Anlaß des diesem vorgelegten Entwurfes eines neuen deutschen Genossenschaftsgesetzes beigegeben worden sind. Nach den bisherigen Erfahrungen konnte es bei dem Bundesgesetze über Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften mit unbeschränkter Haftung der Genossen allein nicht verbleiben. Gerade diese Haftung, mag sie auch selten zur Anwendung gelangt sein, hat bei ihrem Geltendmachen derart in den Wohlstand gewerbtreibender Orte und Gegenden eingegriffen und das Glück vieler Familien zerstört, daß wol gefragt werden mußte, ob jene weittragende Haftung durch die Sache selbst wirklich geboten sei. Die Reichsregierung ist nach dem Entwurfe zu einer Verneinung der Frage gelangt und will nicht nur Genossenschaften mit beschränkter Haftung zulassen, sondern auch bei solchen mit unbeschränkter Haltung eine gerechtere Abwickelung herbeiführen. Und hier setzen obige Gutachten ein. Das erste derselben erörtert die Frage, ob der Einzelangriff der Genossenschaftsgläubiger für den rechtlichen Bestand der Genossenschaft erforderlich sei, d. h. daß nach Vertheilung des Genossenschaftsvermögens ein Gläubiger zur Zahlung seines Ausfalls irgend einen Genossen wegen der Haftung desselben in Anspruch nehmen könne und es dem Genossen überlassen bleibe, seinen Rückgriff an seine Mitgenossen zu nehmen. Sowol auf Grund der Entstehungsgeschichte als auch nach dem Wesen des Rechtsverhältnisses bestreitet der Verf. jene Nothwendigkeit, ohne dabei den Grundsatz der unbeschränkten Haftung zu verlassen; nach seinen Ausführungen ist lediglich durch fortgesetztes Umlageverfahren unter den zahlungsfähig gebliebenen Genossen die endliche Befriedigung der Gläubiger herbeizuführen. Sodann begutachtet der Verf., ob und in welcher Weise die ausgeschiedenen, aber noch haftpflichtig gebliebenen Genossen zum Umlageverfahren heranzuziehen seien, und fordert ersteres, weil die entgegengesetzte Feststellung zu Mißständen und zu einer ungerechtfertigten Benachtheiligung der ausgeschiedenen Genossen führe. Die Schrift ist für die Betheiligten an Genossenschaften, sowie für solche, welche erst

beitreten wollen, besonders lesenswerth, weil sie einen Einblick in die weitgehende Haftung giebt, welche der Genosse auf sich nimmt, ohne wie der Gesellschafter bei der Handelsgesellschaft eine Einwirkung auf die Geschäfte der Genossenschaft zu haben. Für vermögende Leute oder Personen in gesicherter Stellung ist ein Eintritt in eine Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung stets ein Wagniß. Der Reichsregierung ist aber dafür zu danken, daß sie jenen Genossenschaften solche mit beschränkter Haftung an die Seite stellen will, bei denen der Genosse die Tragweite seiner Haftung bemessen kann.

—. E. Schwartz, Leitfaden zur Handhabung des Unfallversicherungsgesetzes. Leipzig, Verlag von Paul Beyer. 1889. Der Verfasser, zweiter Director der land- und forstwirthschaftlichen Berufsgenossenschaft für das Königreich Sachsen, hat hier für die Vertrauensmänner und Mitglieder derselben die einschlagenden reichs- und landesgesetzlichen sowie statutarischen Bestimmungen kurz und übersichtlich zusammengestellt, eine fleißige und sorgfältige Arbeit, deren praktischer Werth noch durch das angefügte ausführliche Sachregister wesentlich erhöht wird.

□ Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl ev.-luth. Theologen herausgegeben von Superint. Dr. ph. K. Meusel in Verbindung mit Pastor Haack und Pastor Lehmann. 16. 17. 18. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Die vorliegenden Lieferungen des wiederholt in diesen Blättern besprochenen Werkes erstrecken sich von dem Artikel „Erasmus" bis zu dem Artikel „Fritzsche". Das Werk bewährt sich fortgesetzt. Einzelne Artikel, namentlich verschiedene biographische Artikel, welche entschieden zu den besten gehören und die starke Seite des Werkes bilden, sind für ein kirchliches Handlexikon zu lang, während andere über bedeutsame Themata verhältnißmäßig kurz sind. Das Werk ist sehr reichhaltig; wir kennen kein anderes dieser Art, das eine solche Fülle von Artikeln auch über solche Gegenstände böte, die nur das theologische und kirchliche Gebiet streifen. Wir geben anheim, ob nicht mancher Stoff ausgeschieden werden könnte; mancher Name eines in seinem Kreise verdienten Mannes, der aber für das allgemeine kirchliche Leben ohne Bedeutung ist, könnte füglich weggelassen werden. Ueber die Objectivität des Urtheils läßt sich streiten; in manchen Artikeln haben wir sie vermißt. Eine raschere Folge der einzelnen Lieferungen würde der wünschenswerthen Verbreitung des verdienstlichen Werkes förderlich sein.

j.— Von Otto August Schulz in Leipzig (Königsstraße 21) ist ein Kunst- und Autographen-Katalog erschienen, der namentlich in seinem ersten Theile, der über zweihundert Aquarelle und Handzeichnungen älterer und neuerer Meister aufführt, viel des Interessanten enthält. Es seien von deutschen Meistern hier nur folgende Blätter erwähnt: eine bayerische Infanterie-Vedette von dem bekannten Schlachtenmaler Albrecht Adam, eine Scene aus dem Sängerkrieg von W. Camphausen, eine Zeichnung der Laokoongruppe von Anton Graff, zwei Blätter von dem durch seine Radirungen von Bildern aus der Thierwelt bekannten J. A. Klein, eine musicirende junge Dame in altspanischem Costüm von Hans Makart, drei Blätter: eine „Grablegung Christi", eine „felsige Landschaft", „der arme Mann aus Weiße's Kinderliedern" von Adam Friedrich Oeser, vier Landschaften von Adrian Ludwig Richter, eine schweizerische Gebirgslandschaft von Karl Rottmann; auch eine angeblich echte Federzeichnung von Goethe „Gartenhaus von Bäumen umgeben" ist aufgeführt. Der zweite Theil des Katalogs „Autographen berühmter Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Archäologen und Kunstschriftsteller" dürfte Sammlern viel Begehrenswerthes bieten.

j.— Meisterwerke der Holzschneidekunst. XI. Band, 1. Lieferung. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Preis der Lieferung 1 ℳ. — Wir haben vor Weihnachten, wo der zehnte Band der bekannten Weber'schen Sammlung vollständig geworden war, unter dem Ausdruck der höchsten Befriedigung und Anerkennung der „Meisterwerke" gedacht, wollen aber jetzt nicht verfehlen, dem schönen Unternehmen für den neuen Jahrgang ein kurzes Geleitswort mitzugeben. Die Holzschnitte, welche in der denkbar besten technischen Vollendung geboten werden, sind in erster Linie bestimmt, hervorragende Werke der Malerei und Plastik in künstlerischer Vervielfältigung — wir betonen dies ausdrücklich im Hinblick auf das mehr und mehr die Oberhand gewinnende mechanische Verfahren — wieder zu geben; der Holzschnitt als selbständiges Kunstwerk tritt dagegen verhältnißmäßig zurück. Die neue Lieferung bietet uns das reizende Neujahrsbild von Dvořák, das allbekannte Chocoladenmädchen Liotard's aus der Dresdener Gemäldegalerie, eine Alpenlandschaft von Otto v. Kamecke, eine Scene aus dem „Ring des Nibelungen" von Hans Makart, das „entdeckte Geheimniß" von Gysis, das Klinger'sche weniger wegen seiner absoluten Schönheit als seiner decorativen Wirkung Beachtung verdienende „Parisurtheil", eines jener reizenden Genrebildchen aus dem Kinderleben von dem Italiener Chierici und zwei statuarische Gruppen von Max Klein und Gustav Eberlein. Bei einer derartigen Auswahl wird, so kann man zuversichtlich behaupten, ein jeder der laufenden Jahrgänge einen Ueberblick über die wichtigsten Erscheinungen der modernen Kunst bieten. Mögen denn die Meisterwerke überall da, wo man als den Inbegriff aller Kunst nicht nur Musik und theatralische Vorstellungen versteht, sondern wo auch das Interesse für Malerei und Plastik eine Stätte gefunden hat, eine freundliche Aufnahme finden, zur Läuterung des Geschmackes und zur Bildung eines gesunden, den Kreis dilettantenhafter Anschauung überschreitenden Urtheils beitragen.

J. R. Aus den Tagen Karl's des Fünften. Skizzen in Vers und Prosa von Günther Walling (Karl Ulrici). Leipzig, Wilh. Friedrich. — Eine geachtete Stellung unter den Lyrikern der Gegenwart nimmt Günther Walling ein; seine Gedichtsammlungen „Von Lenz zu Herbst", „Guitarrenklänge. Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens", „Vom Land des Weins und der Gesänge. Wanderungen durch Spanien an der Hand der Dichtkunst. Fremdes und Eigenes" zeichnen sich durch sprachlichen Wohllaut und starke Gluth der Empfindung aus, die sich besonders da bewähren können, wo der Dichter sich dem aus den Titeln schon ersichtlichen Land seiner Sehnsucht zuwendet, sei es, daß er dessen Poesien verdeutscht oder die Stoffe zu eignen Dichtungen der Geschichte und Natur desselben entnimmt. Die hier vorliegende Veröffentlichung enthält außer einigem Poetischen, unter dem das kleine Epos „Aus dem Lande der Sonne" den ersten Rang einnimmt, meist Prosaisches, Skizzen aus der Vergangenheit Spaniens, die in irgend einem näheren oder entfernteren Bezuge zu der Gestalt des gewaltigen Herrschers stehen, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging und der als einsamer Pilger im Kloster Juste (nicht St. Just) sein Leben beschloß. Es sind Bilder stolzer Herrlichkeit des spanischen Volkes, das ja damals eine führende Stellung in Europa einnahm, die hier entrollt werden, aber auch reich an düsteren, traurigen Seiten, wie z. B. die Gefangenschafts- und Leidensgeschichte von Karl's unglücklicher Mutter Juana la loca und das mit derselben in Verbindung stehende Capitel spanischer Geschichte, das Juan de Padilla überschrieben ist, beweist. Mit der Unterdrückung der Comuneros, an deren Spitze der zuletztgenannte angesehene Bürger von Toledo stand, ward der Versuch der Städte, gegenüber dem aus den Bahnen der Gesetzlichkeit heraustretenden Königthum durch Beschränkung desselben eine ähnliche Wendung des staatlichen Lebens herbeizuführen, wie sie schon früher in England erkämpft war und dem Lande zum Segen gereichte, zu Grabe getragen. Der Tag von Villalar, an dem die Comuneros unterlagen, entschied nicht nur über die spanische Freiheit, sondern auch über das bürgerliche Element der Halbinsel; „von nun an wurde Erwerb durch Arbeit für entehrend gehalten". Und damit liefern diese dunkelen Bilder zugleich eine Illustration zu der trostlosen Wahrheit, daß, was die Förderung des Wohles der Menschheit anbelangt, Spanien von allen Staaten Europas am wenigsten geleistet hat. Nachdem der Absolutismus und die Inquisition einmal den Triumph davongetragen, suchte man das Ziel alles Strebens nur noch in der Vernichtung der Freiheit anderer Völker. Charakteristisch ist, daß eine so edle und aufgeklärte Gestalt, wie die des Indianerwohlthäters Las Casas, vollständig außerhalb ihrer Umgebung, ja fern von aller geschichtlichen Entwickelung, einsam dastand. Der Zorn über diesen Gang der spanischen Geschichte, das Mitleid mit den Unterdrückten giebt auch dem kleinen Epos „Aus dem Reiche der Sonne" Farbe und eine Spitze; die Eroberung Perus durch Pizarro ist für den Verfasser nur der durch Rohheit und Heimtücke herbeigeführte Untergang eines wunderbaren, zu eigenartiger Culturblüthe gelangten Landes und eines Herrschergeschlechts, das Jahrhunderte lang nur dem Wohle seiner Völker gelebt hatte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 16. Donnerstag, den 7. Februar. 1889.

Straßburg unter den karolingischen, sächsischen und salischen Kaisern.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Auch im Elsaß kam das Wohlwollen, mit welchem die kaiserliche Staatskunst der karolingischen, sächsischen und salischen Herrscher Bischofssitze und geistliche Stifte bedachte, der um diese erstehenden bürgerlichen Volkskraft zugut. Und wiederum verstärkte das Gedeihen der letzteren die dem nach Unabhängigkeit vom Oberhaupte des Reichs strebenden Laienadel gegenüber gehobenen und gefestigten geistlichen Stützen des Throns, mehrten sich durch städtischen Ackerbau und Gewerbfleiß hier vorzugsweise die für den Reichsdienst in der Hand der Kirchenfürsten flüssig gehaltenen Einkünfte derselben.

Straßburg erfreute sich, seiner wachsenden Bedeutung entsprechend, einer besonderen Berücksichtigung und Werthschätzung der Kaiser und erkannte zugleich seinerseits, wie seine aus frühzeitigem Erwachen bürgerlichen Unabhängigkeitssinnes aufsprossende Selbständigkeit die hierfür entscheidendste Pflege in Gunst und Schutz des Reichsoberhauptes fand.

Verhältnisse und Ereignisse steigerten im Laufe der Jahrhunderte den Werth solcher Gegenseitigkeit für beide Theile. Doch hatte zweifellos nicht allein die Klarheit über den hierin bedingten Nutzen die verbindenden Fäden hin und wider geschlungen, deren Dauerhaftigkeit selbst die später erfolgte staatliche Abtrennung vom Reich in Straßburg, wie im ganzen Elsaß nicht vollständig zerstören konnte. Wenngleich dunkel und unbewußt, doch vielleicht nicht weniger mächtig und nachhaltig wirkten wol auch für die Anhänglichkeit dieses Grenzgaues an Kaiser und Reich Stammes-Veranlagungen und -Gewohnheiten der Bevölkerung. Unter ihnen mochte vor Allem jene uralt germanische, den Glanz des mittelalterlichen Kaiserthums noch überlebende Idee der Gefolgschaft mitsprechen. In ihr wurzelte die dem Deutschen von jeher heilige Treupflicht an den durch freiwillige Unterwerfung gewählten Gefolgherrn, durch welche der nicht minder tief im Volke angelegte und in der zähen alemannischen Natur stark ausgeprägte Zug ungebändigten Einzelfreiheitsgefühls und eigenwilligen Stolzes beherrscht und dienstbar gemacht wurde. Auch mußte sich hier an der Stätte der geschichtlichen Geburt des germanischen Volksdaseins, an welcher wol sein volkseinheitliches Bewußtsein die ersten vom Streite roher Kraft und Herrschaftsvortheils oft genug bedrohten Keime getrieben hatte, im reichen Gemüthsleben der Bewohner alte, selbst in der Sage Dämmerzeit zurückreichende Bilder und Thaten vorzugsweise farbenfrisch erhalten.

In jener langen Reihe gewaltiger Fürsten, welche mit dem Purpur römisch-deutschen Kaiserthums zu Zeiten fast die ganze abendländische Welt und selbst Theile der morgenländischen umspannten, vereinigten sich daher hier Glanz des Vergangenen und Gegenwärtigen. Dazu wirkte die unveräußerliche Eigenart der deutschen Natur, alles sie in Nähe und Ferne Berührende nach Herzensbedürfniß auszubauen und sich innerlich anzueignen, um diese Herrscherwürde mit dichterisch verklärendem Schimmer zu umgeben, wofür überdies durch die häufige Anwesenheit der Kaiser im Elsaß stets neue Nahrung geboten wurde. So begünstigte auch die Macht der Uebertragung in dem linksrheinischen alemannischen Lande, in dessen Berggründen einst schon Hörnen Siegfried's Jagdruf erschallt war, die dauerhafte Anhänglichkeit an die kaiserlichen Heerführer und Gesetzgeber.

Entstammte doch der erste und für wirthschaftliches, wie sittliches Gedeihen des Reichs wirkungsvollste unter ihnen, Karl der Große, den gesegneten, von Mosel, Maas und Rhein bewässerten, Landstrichen, unter denen sich das Elsaß besonderer Begünstigung der Natur erfreute. Gingen doch die Wurzeln seines Stammes in die hier hart an der Grenze des germanisches Wesen verderbenden Galliens in alter deutscher Tüchtigkeit sitzenden Geschlechter der freien Gutswirthe, deren häusliche Daseinsführung und Sitte der gewaltigste Fürst des Mittelalters, welcher zuerst den verhängnißvollen Reif der römisch-deutschen Kaiserkrone um sein schöpfungsmächtiges Haupt schlang, nie verleugnete. Hatte er doch, der Merowinger gallische Hauptstadt verschmähend, mit Vorliebe seine Hofstätten hinauf und hinab am Rhein aufgeschlagen, und damit auch das Elsaß in den Kreis jener Landschaften gezogen, in welchen sich Jahrhunderte lang der kräftigste Herzschlag des Reichs kund gab. Und gleichwie in den sich um diese rheinländischen Pfalzen, Hofstätten und Bischofssitze schaarenden Höfen und Häusern der freie oder hörige, zugleich acker- und städtebauende Landmann, saß Kaiser Karl in den seinigen in behäbiger Familienvater-Weise, stets zu allernächst umgeben von dem blühenden Kranze zahlreicher Kinder und der in frohsinnlicher Liebe gefreiten Gattin aus deutschem Blute. Hier vergaß der, welcher an der Scheide zweier Zeitalter eine neue Bildungswelt aufrichtete, nicht des Korns auf seinen Feldern, des Huhns auf seinen Gütern. Auch der alte heimische, im romanisirten Gallien als barbarisch verpönte Volksgesang durfte sich hier frei erheben. Von der an seinem Hofe dem Aufleben lateinischer Bildungsschätze zugewandten sorgsamen Pflege wandten sich zugleich Auge und Ohr des Kaisers jenen abgerissen dahertönenden Erinnerungen an die ruhmreiche germanisch-vaterländische Vergangenheit zu, um sie durch Sammlung und Aufzeichnung vor dem Untergang zu bewahren und so dem Gedächtniß und Gemüth des Volkes die Thaten und Heerfahrten seiner Vorfahren zu erhalten. Und schienen sie nicht auch im Elsaß von Neuem Leben zu gewinnen, wenn das in Kraft, Schönheit und Begabung lebensfrohe Geschlecht des Herrschers durch die Fluren sprengte? Erklang doch oft genug das Hifthorn in dem vom Kaiser zur Jagd bevorzugten Wasgenwalde; war doch einer der besten unter den Helden, welche seinen Culturgedanken jenseits der Alpen als wirksamste Hebel galten, der Markgraf Erich von Friaul, ein Elsässer, ja ein Straßburger! Und wie wirkte der Zauber der ins Großartige und Bewältigende ausgedehnten Germanennatur Kaiser Karl's selbst! Mußte doch jeder Herzschlag derselben in der Brust des an der Väter Weise hängenden Alisazen Fühlung finden! Waren es doch verwandte Saiten, welche des Kaisers sinnlich-frohe Lebenskraft, die Weichheit und Tiefe seines Gemüths neben eiserner Pflichthärte und unbeugsamer Willenskraft in derselben erklingen machte! Hatte doch auch sein aufrichtig empfundenes Bildungsbedürfniß bei nachdenklich reifender Urtheilskraft seinen Urquell in der nach Verarbeitung alles sich ihm bietenden Culturstoffes begierigen und hierin thatkräftigen germanischen Stammesveranlagung. Und neigte sich nicht im aufsteigenden Wachsthum seiner Ziele der Schwerpunkt seines Gesittungsstrebens immer mehr nach der östlichen Hälfte seines Reichs, wo jenseits des Rheinstroms das deutsche Volksthum, dem er die Erbschaft der zertrümmerten Römerwelt gewinnen wollte, in jener noch weniger berührten „Sichselbstähnlichkeit“ saß, an welcher der elsässische Alemanne trotzig festhielt? Wol auch mochte Ahnung stolzeren Fühlens die Seele des rheinischen Mannes schwellen, wenn aus den Hofburgen seiner Gauen der mächtige geistige Sensenschlag dieses Ackermannes auf dem Throne durch die Wildkräuter seiner gesetzlosen, abergläubischen Zeit rauschte; wenn

er wettergleich von hier aufbrach, um drüben den Boden mit dem Schwerte zu pflügen und blutig zu düngen, auf dem er mit Gewalt und Weisheit, Kampf und Gesetz eines deutschen Volkes Einheit allmälig aus dämmeriger Schattenhaftigkeit wandernder germanischer Stammesgemeinschaft abklärte. Waren es nicht wiederum vorzugsweise die besonders geliebten Pfalzen in der Nähe des vaterländischen Stromes, in denen von Karl dem Großen und seinen geistigen Kämpen, mit weiser Benutzung der auf italischer und gallischer Erde zurückgebliebenen Hilfsmittel dem Alterthum angehörender Bildung, der Same sittenmildernder Formung gezogen wurde, den des Kaisers Hand über das mittlere Abendland ausstreute?

Mit solchem Gründer mußte sich wol der Gedanke römisch-deutschen Kaiserthums auch im elsässischen Oberrheinlande mit fester Wurzelkraft anlegen. Mochten daher auch die schweren Zeiten der karolingischen Bruderzwiste und des wilden Durcheinandersturzes der sich in ihnen unter harten Kämpfen nach ihrer völkerschaftlichen Eigenart scheidenden Bestandtheile des Frankenreichs gerade im Elsaß vorzugsweise vernichtend daherstürmen, sie konnten den von diesem Kaiserbilde ausgehenden Zauber nicht aufheben. Reiche Sagengebilde stiegen um dasselbe auf und umschlangen von Geschlecht zu Geschlecht fester das stammeseine Volk diesseits und jenseits des Rheins.

In Karl dem Großen war das römische Kaiserthum, dessen Herrlichkeit den zu idealer Anschauung veranlagten Germanen schon seit ihrer ersten Berührung mit demselben im zerfallenden, alten Weltreiche im Glanze aller Genußschätze südlicher Natur und Bildung als etwas dem Göttlichen Nahes aufgegangen, als unzerstörbare Würde des Reichs im Elsaß besonders häuslich geworden. Es hat dieses Gepräge hier länger behalten als jenseits des Rheins. Selbst als jene Krone, welche auf dem Haupte des großen Frankenkönigs in Wahrheit die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht des Abendlandes bedeutete, für das deutsche Reich längst zum Verhängniß und an sich ein Begriff ohne Inhalt geworden war, bildete sie für das Elsaß und namentlich für seine unter den befruchtenden Strahlen ihrer Glanzzeit emporgewachsenen bürgerlichen Gemeinwesen immer noch den zusammenhaltenden, richtunggebenden Polstern.

Von den letzteren hatte Straßburg frühe schon nahe Beziehungen zu dem jeweiligen Oberhaupte des Reichs. Mußte sich doch auch selbstverständlich das Auge desselben bevorzugend auf diese aus den Trümmern des römischen Argentoratum unter dem Krummstabe erblühende Pflanzstätte der Gesittung richten, deren einen mächtigen Strom weithin beherrschende Lage am Knotenpunkte zweier von der Natur vorgezeichneter Weltheerstraßen und inmitten einer überaus fruchtbaren, von schiffbaren Flüssen reich bewässerten Ebene ihre künftige Bedeutung unschwer erkennen ließ.

Schon Karl's des Großen volkswirthschaftlicher Aufmerksamkeit konnte dieselbe nicht entgehen. Mit der den Angehörigen der Straßburger Kirche bei ihrem Handel gewährten Zoll- und Abgabenfreiheit im ganzen Reiche hatte er sich dem Verkehr nicht minder fördernd erwiesen, wie dem kirchlichen Wesen durch einschlägige Verwaltungsbestimmungen.

Waren allerdings nach dem Tode dieses Kaisers, wie überall so auch hier, städtisches wie staatliches Wirthschaftsleben wesentlich zurückgegangen, so hob sich dasselbe doch wieder, und zwar, den günstigen örtlichen Umständen gemäß schneller als anderwärts, unter den großen deutschen Herrschern, welche besonders im 10. und 11. Jahrhundert mit kräftigem Arm die Kirche als wirksamen Hebel zum Besten des Reichs wie der allgemeinen Wohlfahrt einzusetzen wußten.

Schon das jugend- und thatenfrische sächsische Haus, dessen erste, große Kaiser die Sonderstammbestrebungen im Reich unter einheitlicher, bestimmter gegliederter Staatsgewalt verbanden, in welche sie das bis dahin noch immer unter den Trümmern der karolingischen Monarchien hin und wieder getriebene Elsaß fest einfügten, machte hier sowol Vortheil wie Neigung für sich reden. Denn nicht nur mit Schutz und Schirm der Waffen, namentlich auch durch einsichtsvolle Förderung wirthschaftlichen Wachsthums war dieses schwertgetaufte, geistig hochbegabte und bei kühler Ueberlegung kräftig handelnde Geschlecht der Thatsache der Sprach-, Charakter- und Sitteneinheit diesseits und jenseits des Rheins in der Westmark entgegengekommen und hatte das sich daselbst aus den natürlichen Verhältnissen ergebende Entwickelungsstreben dem Wohle des Ganzen in gegenseitig wirksamer Weise einverleibt.

Der Umstand, daß sich dies gerade zu einer Zeit vollzog, in welcher Deutschland selbst sich zu der Idee seiner Volkseinheitlichkeit zu erheben begann und dem nun für Jahrhunderte endgiltig zurückerworbenen Landestheile gleich eine bedeutsame, das Selbstbewußtsein auch des Einzelnen hebende Mitwirkung an der bestimmteren Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse zufiel, mußte die Fühlung der Zusammengehörigkeit auf alle Bevölkerungsschichten, soweit sie in Betracht kamen, ausdehnen.

In Straßburg war übrigens schon unter Konrad I. das Bewußtsein, daß das Heil der Stadt bei Kaiser und Reich liege, selbst bei gegentheiliger Stellung ihrer damals vom Könige von Frankreich eingesetzten Bischöfe hervorgetreten. Bestimmtere Umrisse gewann dasselbe unter den ersten Sachsenherrschern, die nicht nur die gewerbliche und ackerbauende Cultur von ihren schlimmsten Drängern befreiten, sondern auch den Bürger zur Selbstsicherung wehrhaft machten. Schufen doch ihre und ihrer Nachfolger bildungsgünstigen Neigungen auch hier der im freien Landmann wesentlich verringerten, im reisigen Dienstmann des Großen dem Reichsgedanken bereits schon sehr unbotmäßig gewordenen Volkskraft einen neuen Boden, der schon die Keime jener Formen einer durch das Gesetz geschützten und geregelten Freiheit enthielt, welche heute noch die Grundlage des staatlichen Lebens bilden.

So war das Banner des Reichs für die Gemeinwesen der Westmark zugleich das Schutzheiligthum des Rechtes und der Nährfähigkeit geworden. Zur Förderung der letzteren trugen auch die häufigen Reichs- und Hoftage, sowie die sonstige öftere Anwesenheit der Kaiser in den verschiedenen Orten des Elsasses bei, welche dem bürgerlichen Gewerbebetrieb und der Handelsthätigkeit besonders lohnende Marktgelegenheiten boten. Daher hoben sich denn auch hier im Westen verhältnißmäßig schnell und kräftig in den Ansiedlungen um die kaiserlichen oder bischöflich-kaiserlichen Pfalzen Wohlstand und Gemeinsinn, welche beide dem Reichsoberhaupte häufig genug zugutkamen. Denn auch den Kaisern war die jede Pflege ausgiebig lohnende, in ihrem Bodenreichthum unerschöpfliche Oberrheinebene ein sehr förderndes Hilfsmittel ihrer inneren und äußeren Reichsstaatskunst. Besaßen doch daselbst die ausgedehnten kaiserlichen Güter, welche auf solche Weise den Glanz der Hofhaltungen nicht allein zu bestreiten hatten, die größtmöglichste Ertragsfähigkeit. Ebenso mehrte sich unter kluger bischöflicher Verwaltung das dortige landwirthschaftliche Reichsgut, welches die sächsischen Kaiser, wenn sie es auch durch häufige Verleihungen der Kirche anvertrauten, doch immer als solches betrachteten und reichlich auszunutzen verstanden.

Ueberhaupt gebührte, den Zeitverhältnissen entsprechend, unter diesem Herrscherhause, der von demselben wesentlich umbildend geförderten deutschen Kirche, als damals im Reich alleiniger Hüterin aller noch vorhandenen Bildungsschätze, deren durch ihre Immunität bedingte Sonderstellung zugleich die oft rohe Gewaltführung der weltlichen Großen heilsam durchbrach, auch im Elsaß ein Hauptverdienst an der aufsteigenden Gesittungsentwicklung. Noch wurde der kaiserliche Lehnsherr von ihr als solcher erkannt, dem sie selbst geistliche Rechte verdankte, welche sie Rom gegenüber streng zu wahren strebte. Derselbe, welcher damals den päpstlichen Stuhl nach seiner Wahl besetzte, pflegte dem entsprechend bezüglich der deutschen Bischöfe keine andere Rücksicht walten zu lassen, als diejenige, welche er einer sein Ansehen erhöhenden Form seiner eigenen Rechtsvertretung zuerkennen mochte. Daher standen auch bei der Verleihung des Straßburger Bisthums Vortheil und Wille des Reichsoberhauptes im Vordergrund.

Die so bedingte Wahl muß, einzelne Schwankungen abgerechnet, eine glückliche genannt werden; denn eine Reihe weiser, großherziger und reichstreuer Bischöfe bezeichnet in Straßburg die Herrscherzeit des Hauses der Sachsen. Mit Ernst und Geschick suchten sie die als Frucht lange währender Ungesetzlichkeit gesteigerte Rohheit und geistige Unbeweglichkeit in Geistlichen wie Weltleuten durch Bildungsförderung zu heben und dem zunächst in ihrem Dienste arbeitenden Handwerker mit milderen Sitten zugleich die Wege größerer Kunstfertigkeit zu öffnen. Namen wie der des unterrichtsfreundlichen Uto III., des gelehrten, den drei Ottonen in Rath und Treue werthvollen Erchenbald, den ihr Vertrauen für Straßburg zum Grafen einsetzte und dessen wohlthätiger, weitreichender Einfluß ihm unter seinen Vorgängern und Nachfolgern wol den ersten Platz zuspricht; Widerold's, der, von Otto III. mit der Verwaltung nicht nur des Elsasses, sondern auch der angrenzenden Städte jenseits des Rheins betraut, von diesen Landestheilen die über Deutschland hereingebrochenen schlimmen Folgen der langen Abwesenheit des jungen Kaisers in Italien fern zu halten wußte, endlich des regierungsthätigen Freundes Heinrich's II. Werinhar's, habsburgischen Geschlechts, dessen Andenken mit dem Münster für immer verbunden bleibt, — sie alle weisen auch für die Verhältnisse

jener Tage friedvolle und entsprechend voranschreitende Entwicklung fördernde Zeiten der Stadt. Geschickte Verwalter und Gesetzgeber, verstanden es diese Kirchenfürsten in einem Jahrhundert, in welchem noch Alles erst zu schaffen war, ebenso viel Bildungskeime schöpferisch anzulegen wie vorhandene hervorzuziehen und zu pflegen.

Ob und in wie weit in Straßburg vor dem ottonischen Privilegium, welches dem Bischof mit den Grafenrechten die Gerichts- und Regierungsgewalt der Stadt übertrug, von einer freien Bevölkerung daselbst die Rede sein kann, darüber gehen bei der Lückenhaftigkeit der urkundlichen Belege die Anschauungen ziemlich weit auseinander. Wie dem auch sei, so darf wol die Unterstellung vieler unabgeklärter Interessen unter die geschickteste Zusammenfassung derselben durch die geistig dazu am meisten befähigte und doch Kaiser und Reich verantwortlich und unterthan bleibende Gewalt in jenen rohen Zeiten als die erste erziehende Stufe zur Heranbildung jener inneren und äußeren Verwaltungstüchtigkeit angesehen werden, auf welche sich der spätere Einfluß Straßburgs aufbaute.

Denn in den den Ministerialen des Bischofs entnommenen nächsten Vertretern und dienenden Mitarbeitern des Kirchenfürsten in dessen Hofhalt und Stadtregiment, so wie den zahlreichen Beamten der zugleich Kirchen- und Reichsgut bedeutenden großen Domäne, welche durch die Stellung ihres Herrn zu Kaiser und Reich aufs engste mit diesen zusammenhingen, trat auch hier eine durch gesetzgeberische, staatsmännische und gesellschaftliche Bildung ausgezeichnete Bevölkerungsclasse zwischen den Herren- und Ritterstand des Landes und die Kaufleute, Handwerker und Ackerleute. Allgemach und auf längere Zeit sollten sich die Ministerialen besonders in Schwaben und im Elsaß zur kräftigsten Stütze der kaiserlichen Macht gestalten. Gegenüber den damals nicht gerade durch höhere Gesittung hervortretenden und dabei die Reichstreue schon sehr bedingt und beiläufig betrachtenden großen weltlichen Lehensträgern kennzeichnete sich dieser in Straßburg aus den Verwaltungsbedürfnissen der ausgedehnten Domäne und den ersten Anfängen städtischen Gemeinwesens aufsteigende Beamtenstand bald sehr vortheilhaft. Durch das Culturstreben ihrer unmittelbaren Herren, der Bischöfe, die unter den Sachsenkaisern meist nicht nur den Staatsmann und oft den kriegserfahrenen Anführer mit den hochgebildeten Priester zu verbinden wußten, sondern auch an geistigen wie wirthschaftlichen Hebungen und Vortheilen der Stadt einen aufmerksamen Hausvaterantheil nahmen, waren diese „Gotzhusdienstmannen“ sowol in politischer Auffassung der weiteren wie in praktischer der engeren Verhältnisse geschult und in feinerer ritterlicher Lebensart gefördert. Die besonderen Umstände ihrer längere Zeit noch unfreien und doch bevorzugten Stellung entwickelten aus ihnen einen jenen Tagen rohster Selbstsucht neue Richtung gebenden Stand, in dem ein von Einsicht, Thatkraft und Hingebung an die vertretene Sache um ihrer selbst willen getragenes Staatsbewußtsein langsam heranwuchs und der sein Wesen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts bewahrte, während welchem er allmälig im Ritterstand aufging. In Straßburg wurden die Ministerialen ganz besonders die Pfeiler, an und auf welchen sich später der Umschwung zu städtischer Selbstregierung verhältnißmäßig schnell und auf gediegener Grundlage vollziehen sollte.

Wenn daher zu jener Zeit hier Vorliebe und Freundschaft des Reichsoberhauptes zu seinem bischöflichen Vertreter diesem eine auch im übrigen Elsaß jede andere weit übertreffende Macht verliehen, welche gewissermaßen das Zünglein an der Wage kaiserlicher Huld bildete, auf welcher dem Gemeinwesen Förderung und Vortheil zugemessen wurden, hatten weder letzteres noch die sächsischen Herrscher dies zu bereuen. Einsichtige Begünstiger der städtischen Wohlfahrt, standen die Bischöfe fast durchgehends zugleich als treue Diener des Reichs und des Herrscherhauses zu ihren kaiserlichen Herren, die sie groß machten.

Länger als ein Jahrhundert behielt dieses Verhältniß ein solches Gepräge. Selbst als dann, unter den letzten Saliern, im Investiturstreite der offene Bruch zwischen Staat und Kirche die geistlichen Kämpen auf die Seite Roms rief, gehörten die Straßburger Bischöfe zu jenen geistesverwandten deutschen Kirchenfürsten, welche, den Bannstrahl nicht scheuend, der kaiserlichen Sache treu blieben. Auch traten sie wol in eigener Person im Elsaß für das Reich ein, sobald es sich um Zurückweisung ungebührlicher Vasalleneingriffe oder gegenkaiserlicher Ansprüche handelte, und begleiteten treu berathend und vermittelnd die Kaiser auf jenen verhängnißvollen Zügen nach Italien, auf welche der Traum einer deutsch-römischen christlichen Weltmonarchie schon Otto I. zum Verderben seiner tapferen und weisen Arbeit diesseits der Alpen führte.

Oft und gern hielten die Sachsenkaiser in Straßburg wie im übrigen Elsaß Hof und sahen mit günstigem Auge das Wachsthum der Stadt, wo sie selbst wiederholt über die Angelegenheiten des Landes und des Reichs zu Gericht saßen, unter Berathung des Bischofs und der anwesenden Fürsten Streitigkeiten schlichteten, durch die Zeitverhältnisse nothwendig gewordene Aenderungen vorhandener Bräuche und Einrichtungen gesetzgeberisch feststellten und dem Rechte wie der Ordnung entsprechende Stützen gaben. Wenn sie dabei, namentlich auf Anregung der königlichen Frauen, nicht müde wurden, das geistliche Gut zu mehren, so gestatteten sie der Kirche doch keine Eingriffe in ihre Hoheitsrechte und in den Anspruch des Reichsdienstes an jenes. Sogar der in der Folge heilig gesprochene Heinrich II. verstand es, seinen zu Zeiten zu Selbstherrlichkeit neigenden Freund Werinhar fühlen zu lassen, daß er die „königliche Gewalt“ der „bischöflichen Autorität“ überordne.

Nicht minder kräftig führten die feurigen und entschlossenen salischen Herrscher auch im Elsaß die Zügel der Reichsgewalt. Schon jener Werinhar sank unter dem Herrscherarm Konrad's II. zusammen, als er die Hoheitsrechte der Krone verletzen zu wollen schien. Dagegen verbanden freundliche Beziehungen den freimüthigen und willensstarken Fürsten mit dem von ihm eingesetzten Nachfolger dieses Bischofs, dessen Obhut er während seines Burgunderzuges die Gemahlin anvertraute. Konrad kam wiederholt nach Straßburg, von wo er auszog, um aufrührerische Lehnsträger zu bändigen oder dem Reich neue Theile zu gewinnen.

Während der beständigen Kriegsfahrten, zu denen in erster Reihe das dem mittelalterlichen Königthum schicksalsmächtig verbunden bleibende Streben nach Weltherrschaft auch die Salier zwang, bildete Straßburg schon damals einen festen Stützpunkt aller nach und gegen den Westen gerichteten Unternehmungen. Seine Treue gründete sich auf das Gefühl der Sicherheit, welche diese starken Herrscher dem friedlichen Erwerb durch die Beschränkung der rücksichtslosen, alles Culturstreben bedrohenden Selbsthilfe durch die Faust zu geben wußten, trotzdem die von Konrad vollzogene Erblichkeitserklärung ritterlicher Lehen die Streitsucht des Adels nicht zu vermindern geeignet war.

Nicht ohne Grund hatte der Volksmund den genialischen dritten Heinrich „Maßstab des Rechts“ genannt. Denn nicht nur der weltlichen Ordnung gewährte er durch Begünstigung des Landfriedens, zu dem sich in Elsaß Städte und Adel verbunden hatten, Schutz und Förderung. In der Erkenntniß, daß für solche Grundlage der Gesittung die Macht der Idee stärker wirke als äußere Gewalt, griff er bessernd in das Mark des geistigen Lebens der Zeit, indem er in der Hebung der damals innerlich gesunkenen Würde der Kirche den Angelpunkt alles Strebens nach Friede und Ordnung der weltlichen Verhältnisse zu begünstigen meinte. Waren es doch sein Verdienst und seine Hand, welche der Christenheit in dem elsässischen Grafen von Egisheim, Bischof von Toul, einen der ausgezeichnetsten Oberhirten gaben.

In Leo IX. und Heinrich III. vereinigten sich zum letzten Male friedlich ein hochdenkender Papst deutschen Ursprungs und ein genie- und kraftvoller Beherrscher des deutschen Reichs zu gemeinsamer Wirksamkeit für wahrhaften äußeren und inneren Fortschritt der Menschheit.

Als dann der schwere Waffengang von Heinrich's vielleicht nicht geringer als er selbst begabtem, doch nicht gleich ihm zur Selbstzügelung erzogenem Sohne mit der Curie begann, als des Ersteren großherzige Begünstigungen der inneren Kräftigung der Kirche in der Hand eines gewaltigen päpstlichen Gegners zur siegreichen Waffe gegen das deutsche Königthum wurden, da war Straßburg mit seinem Bischof nicht am letzten Platze unter den deutschen Städten, welche eine Ahnung von der Bedeutung des Riesenkampfes dieses Kaisergeschlechts für des Reiches Einheit und Unabhängigkeit bewiesen. Treue und wirkliche Anhänglichkeit derselben geleiteten den von den Reichsfürsten verlassenen „Volks- und Bürgerkönig“ Heinrich IV., welcher in den Grenzen der zeitgenössischen Anschauungen von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern auf dem mittelalterlichen Königsthrone die meiste Fühlung für den Werth des hinter den Stadtmauern aufstrebenden Geistes zeigte, durch eine hartgeprüfte Lebensbahn. Auch als sich ihm in dem Herzog Schwabens und des Elsasses ein Gegenkönig erhob, als Acht und Bann auf ihm ruhten, stand Straßburg zu Heinrich, trug sein Bischof Werinhar II. für seine Treue gegen ihn Verleumdung bis in den Tod. Ebenso kaisertreu blieb sein Nachfolger, der zu den Kirchenfürsten gehörte, welche über Gregor VII. die wiederholte Absetzung aussprachen, und mit dem edeln staufischen Brüderpaar fand der Verfehmte im elsässischen Herzog und im Straßburger Bischof Ver-

treter seiner Sache, welche zu ihm hielten, als Alles ihn verlassen hatte.

Auch der letzte Salier war Straßburg freundlich gesinnt, dem er den ersten die Stadt als solche allein betreffenden kaiserlichen Gnadenbeweis — die mit Zustimmung des Bischofs und des Capitels verfügte Beschränkung der Abgabe des Bannweins — verlieh. Sie hielt denn auch zu ihm, selbst als auch ihn in der Folge der Bann traf.

Treu zum Reichsoberhaupt stand Straßburg auch unter der Herrschaft Lothar's II., dessen Wahl wegen listiger Umgehung des Herzogs Friedrich von Staufen arge Wirren über das Elsaß brachte.

Der Kaiser erwies sich der Stadt dankbar durch besondere Huld. Mit der im Jahre 1129 verfügten Befreiung ihrer Bürger von jeder anderen als ihrer eignen, damals allerdings noch ganz in den Händen des Bischofs liegenden Gerichtsbarkeit schob er einen gewichtigen Stein in die sich von nun an langsam und sicher verbreiternde Grundlage des künftigen gänzlichen Verfassungsumschwungs.

Das Zeitalter des folgenden großen Herrscherhauses, der Hohenstaufen, auf dessen Culturgrund sich später sowol die Blüthe der Renaissance wie die derselben folgende politische Machtentfaltung Straßburgs erhoben, sollte zum Treibbeet der glanzvollen freireichsstädtischen Entwickelung der Bischofsstadt werden.

Bücherbesprechungen.

□ Schulandachten von Lic. th. Bornemann, Professor und geistlicher Inspector am Kloster U. L. F. zu Magdeburg. Berlin, Reuther's Verlagsbuchhandlung. — An der Anstalt, an welcher der Verf. wirkt, besteht die tägliche Schulandacht nicht blos in gemeinsamem Gesang und Verlesung eines Schriftwortes bez. eines agendarischen Gebetes, sondern es tritt zum Schriftwort noch ein freies Gebet und meist eine freie Aussprache. Aus dieser Sitte heraus sind die vorliegenden Andachten erwachsen. Wir haben keinen Ueberfluß an guten Schulandachten. Diese zählen in hervorragender Weise zu ihnen. Die Aufgabe täglicher, wenn auch kurzer Schulandachten an Gymnasien ist nicht klein. Die Schrift mit der Fülle der verschiedensten individuellen und allgemeinen Beziehungen, der mannigfaltigsten Gesichtspunkte bietet dazu die beste Handhabe. Sie sichert vor Allem die Andacht vor der Gefahr, stereotyp zu werden und sich zu wiederholen. Jeder neue Text bringt neue Wendungen und bietet einen neuen Reiz, wie er auch den wunderbaren Reichthum der Schrift erschließt. Auf die rechte Auswahl der Texte kommt viel an. Der Verf. hat im Ganzen eine dem Zweck entsprechende glückliche Auswahl getroffen und dabei die ganze Schrift möglichst berücksichtigt. Vermißt haben wir Texte aus der Offenbarung Johannis, die gerade an verschiedenen Stellen sehr ergreifende Texte für Schulandachten speciell in den Sprüchen bietet, welche als Confirmationsdenksprüche eine besondere Bedeutung für die Jugend haben und Anlaß bieten, auf die Confirmation hin- oder zurückzuweisen. Auch hätte unsers Erachtens die Bergpredigt noch ausgiebiger benutzt werden sollen, nicht minder die an fruchtbaren Schulandachtstexten so reichen Abschiedsreden des Herrn, die für heranreifende Jünger Christi so treffliche Anweisung zu rechter Jüngergemeinschaft mit dem Herrn geben. Die gewählten Themata liegen fast durchweg in der Sphäre des Auditoriums, an welches die Andachten gerichtet sind; jedoch vermissen wir einzelne ethische Themata, wie z. B. die Wahrhaftigkeit mit ihrem Gegensatz der Lüge nicht berücksichtigt ist, was doch gegenüber der Jugend so noth thut. Nicht minder ist die Heiligung der Phantasie zu wenig ins Auge gefaßt. Im Ganzen wünschten wir inhaltlich die Andachten noch individueller und concreter; sie tragen zum nicht geringen Theil, wie der Verf. selbst im Vorworte andeutet, einen so allgemeinen erbaulichen Charakter, daß man an die Schule und die Jugend wenig oder gar nicht erinnert wird. Wo er aber sich speciell an die Jugend wendet, versteht er vortrefflich auf ihre Gedankenwelt einzugehen und die Saiten anzuschlagen, die in den jugendlichen Herzen wiederklingen, insonderheit die Religion in ihrer das ganze innere und äußere Leben beherrschenden, weihenden und heiligenden Macht der Jugend zum Bewußtsein zu bringen. Die Sprache ist edel und anziehend, nicht selten schwungvoll und doch in der Hauptsache für die Jugend verständlich, nur stellenweise ist uns der Ton etwas zu akademisch und namentlich in den ethischen Partien wünschten wir ihn noch etwas schärfer, den Gedanken noch nackter und unverhüllter ausgesprochen. Durch das Ganze geht ein idealer Zug und ein wohlthuender warmer Hauch. Ein engerer Anschluß an das Kirchenjahr scheint uns, da die Jugend nicht blos religiös, sondern auch kirchlich erzogen werden soll, wünschenswerth. Sehr sympathisch hat uns auch der kräftige protestantische Ton berührt, der durch mehrere der Andachten hindurchgeht, die sich auch sehr wohl zu Confirmationsgaben eignen. Auch zu häuslichen Andachten können sie theilweise benutzt werden.

— Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn v. Biedermann. (1. Lieferung.) — Es ist ein überaus glücklicher und gesunder Gedanke, dem die neueste Veröffentlichung des vielbewährten sächsischen Goetheforschers ihr Entstehen verdankt. Wesen und Eigenart des Genies entfalten sich ebenso sehr in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen als im brieflichen und mündlichen Verkehr. Während nun auf dem Gebiete der Goetheforschung für Textkritik und Sacherklärung in den letzten Jahren so sehr viel geschehen ist, während die brieflichen Kundgebungen des Goethe'schen Geistes in den bekannten Sammlungen zum Theil schon seit langen Jahren vorliegen, fehlte es bis jetzt an einem zusammenfassenden Werke, das Goethe im mündlichen und persönlichen Verkehr in allen Abschnitten seines Lebens darstellte. Diese Lücke will die neueste Publication v. Biedermann's ausfüllen, der damit aus dem engeren Gebiete seiner Studien (die Beziehungen Goethe's vornehmlich zu Sachsen zu verfolgen) heraustritt, um ein Sammelwerk von umfassenderem Inhalte zu bieten. Die Lösung dieser Aufgabe war kein leichtes Stück Arbeit: Alles lag hier noch in alle Windrichtungen verstreut und erwartete die sammelnde Hand. Und das Material selbst war ein massenhaftes! Je mächtiger beeindruckend gerade Goethe's Persönlichkeit im mündlichen Verkehre gewesen, je weniger selbst willensmächtige Naturen — wir erinnern nur an Napoleon I — sich ihrem Einflusse entziehen konnten, um so mehr mußte sich, wer immer mit ihr in Berührung kam, aufgefordert fühlen, den im persönlichen Verkehre geweckten Empfindungen Anderen gegenüber Ausdruck zu geben und das vom Dichter geistvoll Hingeworfene aufzuheben und als Angedenken mit fortzunehmen. Daher die Unmasse von Anekdoten, von Berichten über Begegnisse und Gespräche, von charakteristischen Aeußerungen und Maximen, kurz, was die Alten als „Apophthegmata" zu bezeichnen pflegten. Dies Alles zu sammeln und zeitfolgegemäß zu ordnen, ist die Aufgabe, die sich v. Biedermann gestellt und, wenn wir nach dem ersten Hefte ein Urtheil fällen dürfen, in glücklichster Weise gelöst hat, wie dies übrigens bei dem weiten Umblicke und der reichen Belesenheit des Sammlers nicht anders zu erwarten war. Rechten ließe sich allenfalls mit ihm über die Wahl des Titels „Goethe's Gespräche", denn zur Classe der Gespräche oder Dialoge gehört das hier Gebotene eben nicht: von den 56 Stücken des ersten Heftes könnten etwa nur zwei oder drei auf diesen Titel Anspruch erheben. Warum also nicht lieber „Goethe in seinen mündlichen Aussprüchen" oder etwas derartiges? Wesentlich erhöht würde der Werth der Sammlung und der Genuß beim Lesen, wenn jedem Stücke eine kurze, kleingedruckte Vorbemerkung beigegeben würde, die neben der Quellenangabe die näheren Umstände anführte, unter denen die Aeußerung gefallen ist. Denn die gar zu lakonischen Andeutungen wie: „Mit Wieland", „bei Weimars Liebhabertheater" tragen nicht gerade viel zur Aufklärung des Lesers bei. Daß die einzelnen Stücke dadurch einen anekdotenartigen Stempel aufgedrückt erhalten sollten, ist wol nicht zu besorgen. Uebrigens kann man sich mit den in den „Vorbemerkungen" dargelegten leitenden Grundsätzen allenthalben einverstanden erklären. — Wenn das Ganze fertig vorliegen wird, dann wird es — daran ist nicht zu zweifeln — ein schöner literarischer Schatz sein, der wenigstens in der Bibliothek eines Mitgliedes der Goethegemeinde keinesfalls fehlen darf. Erleichtert wird die Anschaffung durch das lieferungsweise Erscheinen (die Lieferung zu 1 *M.*) des Werkes, das etwa sieben Bände füllen wird. Wünschen wir dem Unternehmen den besten Fortgang! Dr. H. C. Kellner.

J. R. Deutsche Lieder. Vaterlands- und Turnerlieder, Liebesgedichte, Widmungen und Heiteres von F. A. König. II. Auflage. Leipzig, Herm. Schlag. 30 *S.* — Der Verfasser dieser Gedichte, ein eifriger Kämpfer für die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, der sich die Erhaltung und Stärkung des Deutschthums in Oesterreich zur Aufgabe gemacht hat, bietet hier zum Besten dieses Vereins eine Anzahl von Liedern, von denen sich einige sehr wohl zur Ergänzung des Gesangsmaterials der Turner eignen. Zu diesem Zwecke sind sie mit Melodieangaben versehen, unter denen sich auch einige neue befinden.

[illegible] von [illegible] in Leipzig.

№ 16.

Volkswirthschaft

Lederindu

Lederfabrik für Export. bedeutendsten deutschen Schafleder-Fa Jahrhunderts bestehend, ist die von Sachsen. Die Fabrikate derselben, w und mit den neuesten, durch Dampf g werden, sind vorzugsweise naturelle lohgare Schafleder und sämischgare n leder, welche im In- und Auslande g werden etwa 500 Felle gearbeitet, Sattlerzwecke, aber auch die Anfertigu steht den vorerwähnten kaum nach.

Ausfuhr.

Zum Export nach Italien ma darauf aufmerksam, daß, trotzdem mit Zölle für Frankreich aufgehoben und Ursprungszeugnissen auf deutsche Sen doch noch vielfach deutsche Sendunger nissen versehen sind, eintreffen, worauf verwendet würden.

Holzhande

Thüringer Holzhandel. Vor die ersten diesjährigen Langholzflösse a und somit ist der Flößereibetrieb für der Saale und Unstrut wieder eröffn günstigen in außergewöhnlicher Weise Wassertransporte, indessen wird man kommen, weil an den Flußufern in Kahla u. s. w. insgesammt nur we gestapelt sind und die im Walde lagern dender Zahl herangeschleift werden k des thüringischen Osterlandes Betriebsmitteln fehlt, nämlich der schn jetzt verflößbaren Stämmen dürfte übrig unterländischen Großhändler schon verk der Fall mit großen Waarenposten, die punkte, bereit liegen. Starke Stämme si mit 19—20 ℳ das Kubikmeter kürzlich man hierzu noch die Beförderungskosten stimmungsorten, so unterliegt es keine Preise der letzten Märkte noch erheblich wenn die ober- und unterländischen Hän wollen. Ein Preisabschlag ist für die näc warten, da einerseits in den herrschaftlic weniger geschlagen wird, andererseits a wegen ihres feinen und dauerhaften W sucht werden.

Markt und Börsenna

Leipzig, 21. Jan. Kammzug- 45 000 kg. Notirung: Jan. und Febr Stimmung: Ruhig.

* Schlacht- und Viehhof Chem 248 Rinder, 633 Landschweine, 119 K Rinderanftrieb, welcher zwar um 38 St

preis, April-Mai $5\frac{49}{64}$ do., Mai-Juni $5\frac{13}{16}$ Käuferpreis, Juni-Juli $5\frac{51}{64}$ do., Juli-Aug. $5\frac{53}{64}$ Verkäuferpreis, Aug.-Sept. $5\frac{15}{16}$ d. do.

Essen a. Ruhr, 20. Jan. Kohlen- und Kokespreise anhaltend steigend.

London, 20. Jan. Metallbörse. Kupfer, Chilibars cash $49\frac{3}{8}$ Lstr., do. 3 Monate $49\frac{7}{8}$ Lstr. Zinn, Straits cash $94\frac{1}{8}$ Lstr., do. 3 Monate 95 Lstr. Blei, spanisches $13\frac{1}{8}$ Lstr., do. englisches $13\frac{1}{4}$ Lstr. Zink, ordinary brands $24\frac{3}{8}$ Lstr., do. special brands $24\frac{1}{2}$ Lstr.

Amsterdam, 19. Jan. Zinn. Die Stimmung blieb flau, doch riefen die nachgebenden Preise mehr Kauflust hervor, die sich aber fast ausschließlich auf greifbare Waare beschränkt.

Amsterdam, 20. Jan., Nachm. Bancazinn $58\frac{1}{2}$.

London, 20. Jan. Chili-Kupfer 49, pr. 3 Monat $49\frac{1}{2}$.

Glasgow, 20. Jan., Nachm. Roheisen (Schluß). Mixed numbres warrants 59 sh. 11 d. — Die Verschiffungen betrugen in der vorigen Woche 6831 gegen 7854 Tons in derselben Woche des vorigen Jahres.

Leipziger Producten-Börse, 21. Jan. Witterung: Hell, frischer. Nach den Angaben der Notirungs-Commissionen wurden heute amtlich für Locowaare folgende Productenpreise notirt, welche sich erste Kosten excl. Provision, Courtage ꝛc. verstehen. Weizen still, pr. 1000 kg netto inländischer 180—203 ℳ bez. u Br., do. ausländischer 215—220 ℳ bez. u. Br. Roggen still, pr. 1000 kg netto inländischer 186—189 ℳ bez. u. Br., ausländischer 184—188 ℳ bez. u. Br., Gerste pr. 1000 kg netto Braugerste 200—215 ℳ bez. u. Br., feinste über Notiz, Mahl- und Futterwaare 140—145 ℳ bez. u. Br. Hafer pr. 1000 kg netto inländischer 165—168 ℳ bez., ausländischer — ℳ Mais pr. 1000 kg netto amerikanischer 134—136 ℳ bez. u. Br., rumänischer — ℳ, Donau — ℳ, ungarischer — ℳ Raps pr. 1000 kg netto — ℳ Rapskuchen pr. 100 kg netto 14 bis $14\frac{1}{2}$ ℳ bez. u. Br. Rüböl geschäftslos, pr. 100 kg netto ohne Faß flüssiges 68 ℳ Br., do. gefrorenes — Br. Spiritus pr. 10 000 Liter % ohne Faß mit 50 ℳ Verbrauchsabgabe 52,60 ℳ nominell, mit 70 ℳ Verbrauchsabgabe 33 ℳ nominell.

Berlin, 20. Jan. An der Productenbörse war Getreide fest auf provinzielle Kauforders und das Fehlen inländischer Zufuhren. Hafer behauptet. Rüböl recht still und schwächer. Spiritus angeregt.

Berliner Productenbörse vom 21. Jan. Weizen: loco 182—200 ℳ, pr. April-Mai 200,75 ℳ, pr. Mai-Juni 200,75 ℳ, pr. Juni-Juli 200,75 ℳ Tendenz: —. Roggen: loco 175 ℳ, pr. April-Mai 176,25 ℳ, pr. Mai-Juni 175,25 ℳ, pr. Juni-Juli 174,25 ℳ Kündigung: 3. Tendenz: Matt. Spiritus: versteuerter mit 70 ℳ loco 33,40 ℳ, pr. Jan.-Febr. 32,80 ℳ, pr. April-Mai 33,50 ℳ Aug.-Sept. 35,20 ℳ Kündigung: 9; verst. mit 50 ℳ loco 52,80 ℳ Kündigung: —. Tendenz: Ermattend — Amtliche Spiritusnotirungen vom 20. Jan. Spiritus mit 50 ℳ Verbrauchsabgabe pr 100 l à 100 % = 10 000 % nach Tralles. Gekündigt — l Kündigungspreis — ℳ Loco ohne Faß 52,6 ℳ bez., pr. diesen Monat — ℳ, pr. März-April — ℳ, pr. April-Mai — ℳ, pr. Juni-Juli — ℳ. pr. Juli-Aug. — ℳ, pr. Aug.-Sept. — ℳ Spiritus mit 70 ℳ Verbrauchsabgabe pr. 100 l à 100% = 10 000% nach Tralles. Gekündigt — l. Kündigungspreis — ℳ Loco ohne Faß 32,9 bis 33,1 ℳ bez., pr. diesen Monat — ℳ, pr. Aug.-Sept. — ℳ — Spiritus mit 70 ℳ Verbrauchsabgabe. Steigend. Gekündigt: — l. Kündigungspreis — ℳ Loco mit Faß — ℳ, pr. diesen Monat und pr. Jan.-Febr. 32,2—32,4 ℳ bez., pr. Febr.-März — ℳ bez., pr. März-April — ℳ, pr. April-Mai 33,2—33,5 ℳ bez., pr. Mai-Juni 33,5—33,8 ℳ bez., pr Juni-Juli 34—34,3 ℳ bez., pr. Juli-Aug. 34,4—34,7 ℳ bez., pr. Aug.-Sept. 34,8—35,2 ℳ bez. — Rüböl: loco 68,70 ℳ, pr. Jan. 68,50 ℳ, pr. April-Mai 63,50 ℳ Kündigung: —. Tendenz: Matt. Hafer: pr. Jan. — ℳ, pr. April-Mai 164,50 ℳ

jahr
pr.
Mai
5,58
Gd.,
loco
7,69
Mai
Wet
Wei
24,4
Aug
Jun
Feb
pr.
38,
Fei
ruh
will
ruh
Ter
und
pr.
Mo
Me
88
Ka
Rü
Ka
Ja
Ma
Mi
12
ord
7,5
Br
19
fra
nel
De
De
Ac
17
49
Il.
un
Co
Fr
Gi

Wien, 20. Jan, Nachm. Getreidemarkt. Weizen pr. Früh-
8,75 Gd., 8,80 Br., pr. Herbst 8,08 Gd., 8,08 Br. Roggen
rühjahr 8,27 Gd., 8,32 Br., pr. Mai-Juni 8,30 Gd., 8,35 Br.
pr. Mai Juni 5,38 Gd., 5,43 Br., pr. Juli-Aug. 5,53 Gd.,
Br. Hafer pr. Frühjahr 7,92 Gd., 7,97 Br., pr. Herbst 6,35
6,40 Br.

Pest, 20. Jan, Vorm. 11 Uhr. Productenmarkt. Weizen
reservirt pr. Frühjahr 8,37 Gd., 8,39 Br., pr. Herbst 1890
Gd., 7,71 Br. Hafer pr. Frühjahr 7,56 Gd., 7,59 Br. Neuer
5,09 Gd., 5,10 Br. Kohlraps pr. Aug.-Dec. 12—12½. —
r: Nebel.

Paris, 20. Jan., Nachm. Getreidemarkt. (Schlußbericht.)
n fest, pr. Jan. 24, pr. Febr. 24, pr. März-Juni
, pr. Mai-Aug. 24,40. Roggen ruhig, pr. Jan. 16, pr. Mai-
16,50. Mehl fest, pr. Jan. 53, pr. Febr. 53,25, pr. März-
53,90, pr. Mai-Aug. 54,25. Rüböl ruhig, pr. Jan. 77, pr.
77, pr. März-Juni 74,50, pr. Mai-Aug. 68. Spiritus fest,
an. 35,25, pr. Febr. 36, pr. März-April 36,75, pr. Mai-Aug.
. — Wetter: Schön.

London, 20 Jan., Nachm. Getreidemarkt. (Schlußbericht.)
r englischer Weizen zu vollen Preisen, fremder stetiger, jedoch
, Mehl gefragt, Hafer und Gerste anziehend, Mais schwach,
er, Bohnen und Erbsen träge.

Antwerpen, 20. Jan., Nachm. Getreidemarkt. Weizen
. Roggen schwach. Hafer ruhig. Gerste weichend.

Amsterdam, 20. Jan., Nachm. Getreidemarkt. Weizen auf
ine höher, pr. März 204, pr Mai 207. Roggen loco
auf Termine unverändert, pr. März 149—150—151—150—149,
Mai 151—152. Raps pr. Frühjahr —. Rüböl loco 38, pr.
35¾, pr. Herbst 29½.

Magdeburg, 21. Jan. (Zuckschwerdt & Beuchel.) Zucker.
I. 24,50 ℳ Ruhig. 92% Kornzucker. 15,60 — 15,70 ℳ
do. 15—15,15 ℳ Ruhig.

Hamburg, 21. Jan., 11 Uhr Vorm. (Peimann, Ziegler & Co.)
ee: Jan. 84, März 83,50, Mai 83,25. Ruhig. Zufuhren:
19000, Santos 7000 Sack, zweitägig.

Havre, 21. Jan. (Peimann, Ziegler & Co. in Hamburg.)
ee: März 102,50, Mai 103, Sept. 103. Ruhig.

Amsterdam, 20. Jan. (Morjan & Westerkamp.) Kaffee.
Jan. 54¼, März 54½, Mai 54¾. Santos: Jan. 49⅝,
49⅞, Mai 50 Stetig.

Liverpool, 21. Jan. Baumwollenmarkt. 1. Telegramm.
maßlicher Umsatz 8000 Ballen. Stimmung: Ruhig. Import:
0 Ballen.

Neuyork, 20. Jan. Baumwolle in Neuyork $10\frac{11}{16}$, do. Neu-
s 10¼. Rohes Petroleum 7,75. Fester. Petroleum in Neuyork
do in Philadelphia 7,50. Schmalz loco 6,27, do. Rohe &
ers 6,65. Zucker 5¼. Mais 38⅝. Winterweizen 87½. Kaffee
pr. Febr. 15,92, pr. April 16,03. Mehl 2,65 Getreide-
5½. Petroleum Certificates 107⅜. Kupfer pr. Febr. nomi-
Weizen pr. Jan. 85¾, pr. Febr 86, pr. Mai 87¾

Berlin, 21. Jan., 12 Uhr 10 Min. Eröffnungscourse.
r. Creditactien 178,10. Oesterr.-Französische Staatsbahn 99.
r. Südbahn (Lombarden) 59,10. Galiz. Carl-Ludwigs-Eisenbahn
81. Disconto-Commandit-Antheile 247,50 Deutsche Bank
). 4% ungar. Goldrente 88,10. Russ. Anleihe v. 1880 94,10
o. Anleihe v. 1889 cons. I. 94,10. Russische Banknoten 224,50.
rientanleihe 70,25. Dortm. Unon-St.-Pr. 124,50. Königs-
aurahütte —. Tendenz: Ziemlich fest. — Aus Wien bekannte
e von 11 Uhr — Min. Oesterr. Credit-Actien 322,50. Oesterr.
. Staatsbahn-Actien 229. Deutsche Marknoten 57,75.
ente 101,80. Tendenz: Fest.

Berlin, 21. Jan, 12 Uhr 40 Min. Oesterr. Credit-Actien
178,10. Oesterr.-Ungar. Staatsbahn 99,10. Oesterr. Südbahn (Lombarden) 59,10. Buschtiehrader Lit. B. Eisenbahn-Actien 182. Dortmund-Enschede Eisenbahn-Actien 87,50. Dux-Bodenbacher Eisenbahn-Actien 213,25. Elbethal-Eisenbahn-Actien 99,25. Gotthard-Eisenbahn-Actien 170,50. Lübeck-Büchener Eisenbahn-Actien 179. Mainz-Ludwigshafen Eisenbahn-Actien 123,25. Marienburg-Mlawka Eisenbahn-Actien 57,60. Mecklenburger Friedrich-Franz-Eisenbahn-Actien 167,75 Mittelmeer-Eisenbahn-Actien 108,50. Ostpreußische Südbahn-Actien 87,25. Berliner Handelsgesellschafts-Antheile 196,50. Darmst. Bank-Actien 179,90. Deutsche Bank-Actien 178. Disconto-Commandit-Antheile 247,50. Dresdner Bank-Actien 185,75. Mitteldeutsche Creditbank-Actien 119 Russische Bank für ausw. Handel Actien 75,50. Norddeutscher Lloyd-Actien 192,40. Bochumer Gußstahl-Actien 246,90. Dortm. Union-Actien 123. Gelsenkirchen-Actien 193. Hibernia-Actien 213,50. Königs- und Laurahütte-Actien 172. 5% italienische Rente 94 25. Tendenz: Ziemlich fest.

Berlin, 21. Jan., 1 Uhr 50 Min. Oesterr. Credit-Actien 178,90. Oesterr.-ungar. Staatsbahn 99,50. Oesterr. Südbahn (Lombarden) 59,60. Buschtiehrader B. Eisenbahn-Actien 182,50. Galizische Carl-Ludwigs Eisenbahn-Actien 81. Marienburg-Mlawka-Eisenbahn-Actien 57,50. Mainz-Ludwigshafner Eisenbahn-Actien 123,25. Mecklenburger 167,75. Berliner Disconto-Gesellschaft 249,25 Darmstädter Bank 180,50. Deutsche Bank 179. Berliner Handelsgesellschaft 199,25. Dortmunder Union-Stamm-Prior. 125. 4% Russen von 1889 cons. I. 94,25. Russische Noten 225,50. II. Orient-Anleihe 70,60. Tendenz: Fest.

Wien, 21. Jan. Buschtiehrader B 410.

Neueste Nachrichten.

Berlin, 21. Jan. In der linken Brust Franckenstein's wurde eine Eiteransammlung constatirt, welche soeben durch Prof. Bergmann unter Chloroformnarkose operativ entfernt worden ist. Der Kräftezustand ist bis jetzt befriedigend.

Rudolstadt, 21. Jan. Soeben hat Fürst Günther die Regierung angetreten und die Vereidigung des Militärs stattgefunden.

Paris, 21. Jan. Der boulangistische Deputirte Millevoye conferirte gestern längere Zeit mit dem Minister des Aeußern Spuller über die Interpellation betreffend die auswärtige Politik. Schließlich erklärte Millevoye, er wolle für jetzt auf seine Interpellation verzichten. Der neuen durch den Deputirten Viette gebildeten agrarischen Gruppe rein republicanischen Charakters mit schutzzöllnerischen Bestrebungen sind bereits 110 Deputirte beigetreten. Eine Note des „Temps“ stellt fest, daß zwischen der Regierung und der Bank von Frankreich noch keine Vereinbarung über die Erneuerung ihres Privilegiums eingeleitet sei, doch wolle der Finanzminister die Erneuerung benutzen, um alsbald diejenigen Concessionen von der Bank zu erlangen, welche unter Wahrung der großen mit der Bank verbundenen Interessen erreichbar sind. Die in Vorbereitung gewesene, durch die Neuwahlen unwirksam gemachte Convention mit der Bank enthielt die Verlängerung ihres Privilegiums und ein Antheilsrecht des Staats an dem Erträgniß der Bank.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Landtagsverhandlungen.

II. Kammer.

Sitzung vom 6. Dezember 1889.

Beginn der Sitzung ½10 Uhr. Am Regierung tische die Staatsminister v. Nostitz-Wallwitz und v. Gerber, wirkl. Geh. Rat v. Thümmel, Geh. R Meusel, geh. Regierungsrat Bodel, Oberfinanzrat Kirchbach.

Erster Gegenstand der Tagesordnung ist die Schlu beratung über A den Vorbericht der Finanzdep tation A, die Gewährung von transitorisch Beihilfen an die festangestellten Bureau Aufsichts-, Vollziehungs- und Betriebsb amten, deren Bezüge den Betrag von 3150 nicht erreichen, betr., und B den Bericht derselb Deputation über den durch Königl. Dekret Nr. vorgelegten Gesetzentwurf, den Wegfall der Pe sionsbeiträge der Zivilstaatsdiener betr. (B richterstatter: Abg. Dr. Mehnert.) Vergl. Landtag beilage 1.

Über die Beratung der unter A gedachten Fra innerhalb der Deputation teilt der erstattete Beric folgendes mit:

Es wurde zunächst betont, daß der in den allgemeinen E läuterungen zum Staatshaushaltsetat enthaltene Hinweis a eine für die Finanzperiode 1892/93 in Aussicht genommene a gemeine Aufbesserung der Bezüge sämtlicher Beamten um de willen nicht unbedenklich falle, weil man derzeit noch nicht der Lage sei, über die Finanzverhältnisse der in Frage komme den Periode zu urteilen und weil man doch durch Unterlassun eines Widerspruchs gegen die für später beabsichtigte Maßnahm auch die Volksvertretung zu deren späteren ... Maßregel grundsätzlich einverstanden erklärt und nur in einiger mehr nebensächlichen Punkten Änderungen vorgeschlagen, mi welchen sie die Gewährung der Beihilfen nach Maßgabe de folgenden Grundsätze vorschlägt:

1) Die Beihilfe wird allen fest angestellten Bureau-, Auf sichts-, Vollziehungs- und Betriebsbeamten mit oder ohne Staat dienereigenschaft gewährt, deren Bezüge an Gehalt, freier Woh nung, Tantiemen, persönlichen Zulagen und festen Remuneratione insgesamt den Betrag von 3150 M. nicht erreichen.

2) Die Beihilfe wird denjenigen Beamten nicht gewährt welche freie Kost und Wohnung beziehen.

3) Die Beihilfe beträgt

bei einem Einkommen (Punkt 4)		bis 1000 M.	.	50 M.
" " "	von 1001 M.	" 1200 "	.	60 "
" " "	" 1201 "	" 1400 "	.	70 "
" " "	" 1401 "	" 1600 "	.	80 "
" " "	" 1601 "	" 1800 "	.	90 "
" " "	" 1801 "	" 2000 "	.	100 "
" " "	" 2001 "	" 2200 "	.	110 "
" " "	" 2201 "	" 2400 "	.	120 "
" " "	" 2401 "	" 2600 "	.	130 "
" " "	" 2601 "	" 2800 "	.	140 "
" " "	" 2801 "	" 3000 "	.	150 "

Beamte mit einem Einkommen von mehr wie 3000 M., aber weniger als 3150 M. wird die Beihilfe derart gewährt, daß das Einkommen auf 3150 M. ergänzt wird.

4) Als Einkommen im Sinne von Punkt 3 kommt nur in Betracht der wirkliche Gehalt mit Einschluß persönlicher Zulagen und mit Ausschluß des Werts von Dienstwohnungen.

5) Die Beihilfe wird vierteljährlich postnumerando bezahlt. Sie kommt auf die Pension nicht mit in Anrechnung. Die transitorische Beihilfe ist summarisch, und zwar unter einem besonderen Titel mit der Bezeichnung a (z. B. Titel 5a) eingestellt. Beziehen Beamte Gehalte aus verschiedenen Kapiteln, so ist die Beihilfe nur nach dem Gesamtbetrage berechnet und in Einem Kapitel eingestellt worden.

raumung der Wahlzeit Unregelmäßigkeiten vorgekommen sind. Die Abteilung hat die erhobenen Beschwerden als berechtigt anerkannt; da sich aber ergiebt, daß, selbst wenn alle diejenigen, die in Zschorlau und Wilkau von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht haben, dem Gegenkandidaten ihre Stimme gegeben hätten, der Abg. Speck doch die Mehrheit hätte, so beantragt die Abteilung, die Wahl des Bürgermeisters Speck für giltig zu erklären.

Staatsminister v. Nostitz-Wallwitz fragt an, was die Abteilung mit folgender Stelle ihres Berichts: „es muß die Königl. Staatsregierung darauf dringen, daß Verstöße dieser Art gegen das Wahlgesetz nicht vorkommen", habe sagen wollen? Er dürfe wohl annehmen, daß die Ansicht des Berichterstatters nicht die sei, daß die Regierung bisher nicht darauf gehalten habe. Gerade diese Bestimmungen seien von der Regierung seit 1881 bei jeder Wahl eingeschärft worden durch Verordnungen an die Amtshauptmannschaften und die Wahlkommissare, und mehr könne die Regierung doch nicht thun.

Berichterstatter Weigang erwidert, es habe der Deputation ferngelegen, der Staatsregierung einen Vorwurf zu machen. Es sei der Abteilung vielmehr nur darauf angekommen, die Sache zur Kenntnis der Staatsregierung zu bringen.

Der Antrag der Abteilung wird einstimmig angenommen.

Letzter Gegenstand ist die Schlußberatung des Berichts der Beschwerde- und Petitionsdeputation über die Petition Friedrich Paul Küncherts in Dresden, Rückerstattung gerichtlicher Kosten in einer Nachlaßsache betr. (Berichterstatter: Abg. v. Trebra-Lindenau).

Die Deputation hat den Fall derart gefunden, daß es sich nach ihrer Ansicht aus Billigkeitsgründen empfiehlt, dem Ersuchen stattzugeben, und da auch der Regierungskommissar erklärt hat, daß, wenn von seiten der Stände eine Zurückzahlung der Kosten aus Billig-

keitsgründen angeregt würde, das Ministerium dagegen kein Bedenken habe, so beantragt die Deputation, die Petition der Königl. Staatsregierung zur Berücksichtigung zu übergeben, welchen Antrag die Kammer ohne Debatte zum Beschluß erhebt.

(Schluß der Sitzung ½11 Uhr.)

---

* Vom Abg. Bebel und Gen. ist folgende weitere Interpellation eingebracht worden:

Die Königl. Polizeidirektion zu Dresden veröffentlichte folgende Bekanntmachung:

Bekanntmachung.

Es sind hier in letzter Zeit wiederholt in Häusern, insonderheit aber auch auf öffentlichen Straßen und Plätzen Flugblätter zur Verteilung gekommen, in welchen die arbeitende Bevölkerung ersucht wird, gewisse namhaft gemachte Lokale zu meiden, da über dieselben durch Volksversammlungsbeschluß der Boykott ausgesprochen worden sei. Die aufdringliche Verteilung dieser Blätter hat sich zumal in den letzten Tagen zu einem allgemein höchst unangenehm empfundenen Unfug gesteigert, sie hat nicht nur vielfach zu Verkehrsstörungen, sondern auch sonst zu heftigem Ärgernis bei dem Publikum Veranlassung gegeben, so daß in einem besonderen Falle Schlägerei und Straßenexzeß nur durch gütliches Zureden der Polizeibeamten verhütet worden ist.

Im Interesse der öffentlichen Ordnung und Ruhe, sowie der Sicherheit des Verkehrs sieht daher die unterzeichnete Behörde sich veranlaßt, das Austeilen von allen derartigen hiesige Lokale und Geschäfte in Verruf erklärenden Druck- und Schriftstücken auf hiesigen öffentlichen Straßen und Plätzen, sowie in Häusern ohne Genehmigung der betreffenden Hausbesitzer zu verbieten und etwaige Zuwiderhandlungen mit Bestrafung nach § 366 Nr. 10 beziehungsweise § 360 Nr. 11 des Reichsstrafgesetzbuchs zu bedrohen.

Dresden, den 15 November 1889.

Königliche Polizeidirektion.

A. Schwauß.

Ferner veröffentlichte die Königl. Amtshauptmannschaft zu Dresden-Altstadt nachstehende Bekanntmachung:

Bekanntmachung.

In neuerer Zeit sind im Bezirke der unterzeichneten Königl. Amtshauptmannschaft eine Anzahl öffentlicher Lokale, ebenso wie Gewerbtreibende in öffentlichen Versammlungen durch Beschluß in Verruf erklärt worden.

Zur Durchführung solchen Beschlusses wird in den Zeitungen sowie durch Flugblätter, welche dazu auf öffentlichen Wegen, Plätzen, in den Häusern und in Schanklokalen verteilt werden, durch öffentliche Anschläge, wie auch mündlich durch hierzu bestimmte Personen, welche zu dem Zwecke vor oder in der Nähe des betreffenden Schanklokales oder Geschäfts Aufstellung nehmen oder sogar in dasselbe eindringen, aufgefordert.

Da hierdurch vielfach öffentliches Ärgernis erregt und dem Publikum zu begründeten Beschwerden Veranlassung gegeben worden ist, wird, um solchem die öffentliche Ordnung und Ruhe, sowie den öffentlichen Verkehr störenden Vorgehen mit Erfolg zu begegnen, für den Bezirk der unterzeichneten Königl. Amtshauptmannschaft im Einverständnisse mit dem der letzteren beigeordneten Bezirksausschusse folgendes bestimmt:

„Wer in Zukunft es unternimmt, den Gewerbebetrieb eines anderen dadurch zu stören oder zu beeinträchtigen, daß er öffentlich vor einer Menschenmenge oder durch Verbreitung von Schriften, oder durch öffentlichen Anschlag, oder sonst auf öffentliche Weise dazu auffordert, bei einem bestimmten Gewerbtreibenden keine Waren anzukaufen oder zu bestellen, beziehentlich in einem bestimmten Geschäftslokale nicht zu verkehren, wird — insoweit nicht eine Bestrafung nach § 366,10 des Reichsstrafgesetzbuchs in Verbindung mit § 1 Absatz 1 und Absatz 2 Nr. 2 der Verordnung vom 9. Juli 1872, den Verkehr auf öffentlichen Wegen betreffend, oder nach § 360,11 des Reichsstrafgesetzbuchs einzutreten hat — mit Geld bis zu 100 M. oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft."

Königl. Amtshauptmannschaft Dresden-Altstadt, am 26. November 1889.

Dr. Schmidt.

Hat die Königl. Staatsregierung Kenntnis von diesen Erlassen und hat sie Stellung zu denselben genommen?

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 17. Sonnabend, den 9. Februar. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

IV. Die Mark Meißen zur Zeit der ersten Wettiner.

Die Königstreue, welche der Wettiner Heinrich von Eilenburg nach seiner ränkesüchtigen Mutter Tode trotz aller Verführungen bewiesen hatte, bewährte er auch als Markgraf von Meißen. Als die herrschsüchtigen Söhne des alternden Königs Heinrich des Vierten, angestachelt durch den nimmer ruhenden Haß der Päpstlichen, sich gegen den Vater empörten, war Heinrich von Meißen einer der wenigen treuen Anhänger des Königs. Ob er an den aus dieser Empörung hervorgehenden Kämpfen theilgenommen, wissen wir nicht. Die Fehde, welche er mit dem ihm verwandten und politisch gleichgesinnten Grafen Wiprecht von Groitzsch führte, scheint lediglich privater Art gewesen zu sein und auf das gegenseitige Verhältniß beider nicht trübend gewirkt zu haben. Jedenfalls um sich in dem Besitze der Mark zu festigen und einen gewissen genealogischen Zusammenhang mit seinem Vorgänger herzustellen, heirathete er dessen Schwester Gertrud, die schon zweimal Wittwe geworden war und aus ihrer zweiten Ehe eine Tochter Richenza mitbrachte, welche nachmals als Gemahlin Lothar's von Süpflenburg Kaiserin wurde. Durch Gertrud, eine Frau von großer Entschiedenheit und fast männlicher Thatkraft, erwarb er nicht nur Ansprüche auf den braunschweigischen Familienbesitz derselben, der allerdings nach ihrem Tode auf den Schwiegersohn Lothar überging, sondern knüpfte auch Familienbeziehungen an, welche seinem Geschlechte von Vortheil sein konnten und werden sollten. Kurz nach seiner Verheirathung aber starb der Markgraf (1103), ohne einen Sohn zu hinterlassen, welcher sein Nachfolger in der Mark hätte werden können. Seine Wittwe Gertrud trug ein Kind unter dem Herzen und gebar wenige Monate nach des Vaters Tode einen Sohn, der den Namen des Vaters bekam und Erbe in seinen Besitzungen werden sollte.

Ueppiges Schlinggewächs der Sage rankt um die Geschichte und Herkunft dieses nachgeborenen Heinrich. Man bezweifelte seine Legitimität. Zuerst leugnete man den gesegneten Zustand seiner Mutter, und als eine derartige Leugnung unmöglich gemacht wurde, behauptete man, das Knäblein sei eines Koches Sohn und an die Stelle eines von Gertrud geborenen Mädchens untergeschoben worden. Einer der eifrigsten Verfechter und Verbreiter dieses Gerüchtes war der Vetter Konrad von Wettin (über die Verwandtschaftsverhältnisse vergleiche Leipz. Ztg., Wissensch. Beil. Nr. 11, S. 42), der selbst, da sein älterer Bruder Dedo auf die Mark verzichtet zu haben scheint, der nächste Erbberechtigte gewesen wäre, wenn sich jenes Gerücht von der Illegitimität des zweiten Heinrich bewahrheitet hätte. So lange die energische und zielbewußte Markgräfinmutter lebte, scheint Konrad mit seinen Ansprüchen nicht offen herausgetreten zu sein, ein Beweis, daß er wol keine schlagenden Gründe für die Rechtlichkeit derselben vorbringen konnte; sobald sie aber starb (1117), begann er diese seine Ansprüche offen, ja sogar mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. In einer wol unzweifelhaft echten Urkunde aus dem Jahre 1119 nennt er sich „Markgraf von Meißen durch göttliche Gnade". Daß Heinrich II. gegen diese widerrechtliche Anmaßung der Würde einschreiten mußte, war selbstverständlich. Zwei Jahre später scheint es zur Fehde gekommen zu sein. Heinrich siegte und führte seinen Vetter Konrad als Gefangenen auf die Burg Kirchberg bei Jena, deren letzter Rest vielleicht der alte Fuchsthurm ist. Hier verfuhr er nicht eben glimpflich mit seinem Vetter; verschiedene Quellen berichten, daß Konrad auf einem eisernen Bette habe schlafen und viele Uebel erdulden müssen. Aber schon 1123 starb Heinrich unverheirathet. Graf Konrad entwich sofort aus seiner Haft und schien nun unbestrittenes Recht auf die Nachfolge in der Mark zu haben.

Obwol nämlich die Margrafschaft Reichslehen, ja im Grunde genommen ein Reichsamt war, wurde doch die Erbfolge nicht nur vom Vater auf den Sohn, sondern auch in Ermangelung eines Sohnes auf den nächsten Verwandten als Regel und Recht angesehen. Die Belehnung des Königs war zur bloßen Form herabgesunken. Der Kaiser Heinrich V. aber erkannte die Ansprüche Konrad's in diesem Falle nicht an, sondern übertrug die Mark Meißen an den schon genannten Grafen Wiprecht von Groitzsch, vielleicht um sich in diesem mächtigen Manne einen treuen Anhänger zu erwerben, der ihm gegen seinen alten Widersacher, den Sachsen Lothar, recht nützlich sein konnte. Wiprecht ist aber niemals in den thatsächlichen Besitz der Mark gelangt. Der mächtige Sachsenherzog Lothar nahm sich sofort der Ansprüche Konrad's in thatkräftigster Weise an. Er sah in der Belehnung Wiprecht's einen Verstoß gegen das Erbfolgerecht der Reichsfürsten, auf welches gerade die sächsischen Fürsten großes Gewicht legten. Andererseits fühlte er sich auch als Verwandter des Wettiner Geschlechtes verpflichtet, die Rechte dieses Geschlechtes gegen kaiserliche Uebergriffe zu schützen. Vielleicht fürchtete er auch für seine eigene Macht, die durch eine so bedeutende Vermehrung des Wiprecht'schen Besitzes bedroht erscheinen mußte. Doch verfocht er nur die Ansprüche Konrad's auf Meißen, die Lausitz sollte Albrecht von Ballenstädt bekommen, der alte, wenn auch etwas zweifelhafte Erbansprüche geltend machte. Wie Lothar, so dachten auch die übrigen sächsischen Großen; sie gaben, der Bestimmung des Kaisers entgegen, ihre Zustimmung, daß Konrad die Verwaltung der Mark Meißen, Albrecht die der Lausitz übernahm. Der Kaiser Heinrich V. hatte übergenug am Rhein zu thun und konnte persönlich für die Durchführung seiner Anordnungen nicht sorgen. Er forderte deshalb den Böhmen- und den Mährenherzog auf, Wiprecht zu unterstützen und ihn in die ihm verliehene Mark einzuführen. Die Böhmen leisteten der kaiserlichen Anordnung auch Folge; aber ehe sie noch eine Vereinigung mit dem von Westen her anrückenden Wiprecht bewerkstelligten, kehrten sie um. Lothar hatte verstanden, in den Herzen der zum Mißtrauen nur zu sehr geneigten Böhmen Argwohn gegen den Kaiser zu erregen. Allein vermochte Wiprecht gegen die Verbündeten nichts auszurichten. Seine kriegerischen Maßnahmen schlugen sämmtlich fehl. Wenn er sich auch noch im Jahre 1124 in einer Urkunde Markgraf nennt, so ist er doch nie thatsächlich Markgraf gewesen. Man hat also nicht das geringste Recht, zu behaupten, daß Wiprecht die Reihe der Wettiner Markgrafen unterbrochen habe. Die Belehnung war zwar von Seiten des Kaisers erfolgt, aber sie war nach der allgemeinen Auffassung der in Frage kommenden Reichsfürsten eine widerrechtliche. Mithin ist Wiprecht weder thatsächlich, noch rechtlich Markgraf von Meißen gewesen. Uebrigens verschwindet er bald von der Bühne der Geschichte, bereits im Mai 1124 stirbt er, als Mönch des Klosters Pegau. Vielleicht hat Wiprecht's Sohn Heinrich, als Rechtsnachfolger seines Vaters, noch Ansprüche auf die Mark geltend gemacht, aber ohne den geringsten Erfolg. Die Mark Meißen blieb in den Händen des Wettiner

Geschlechtes. Sobald der Sachse Lothar zum deutschen König gewählt worden war (1125), bestätigte er Konrad in dem Besitze der Mark. Diesem gelang es, während seiner langen und wechselvollen Regierung nicht nur den sämmtlichen Familienbesitz, sondern auch den Gau Milzeni, die Markgrafschaft Lausitz und nach dem Tode des genannten Heinrich von Groitzsch den Haupttheil des Wiprecht'schen Besitzes, besonders die Pegauer und Zwickauer Pflege, zu erwerben.

Wie stand es in jener Zeit um die inneren Verhältnisse der Mark und ihrer Bewohner? Noch standen Christenthum und Heidenthum, Deutschthum und Slaventhum im Kampfe; und wenn auch eine Niederlage des Slaventhums und des von ihm getragenen Heidenthums vorauszusehen war, Thatsache war sie noch nicht geworden. Die Christianisirung ging langsam vor sich, obwol der Missionseifer gerade im Bisthume Meißen ein außerordentlich reger war. Hatte man doch den Bischof Benno, jenen Wohlthäter des Meißner Landes, nicht mit Unrecht den Slavenapostel genannt. Die geringe Zahl der Klöster aber machte eine umfassende und in die Wälder und Einöden dringende Missionsthätigkeit unmöglich. So mögen noch um die Zeit, da die Wettiner die Mark erwarben, auf den Colmen zwischen Elbe und Mulde die alten sorbischen Götter verehrt worden sein, auf den walddunkeln Gipfeln des Milzener Berglandes mögen noch zu dem schwarzen und weißen Gotte der Wenden die Opferdämpfe emporgestiegen sein. Von einer gewaltsamen Bekehrung findet sich ebenso wenig eine Spur, wie von einer gewaltsamen Germanisirung. Die slavischen Grundbesitzer und Bauern wurden weder aus dem Lande vertrieben, noch wurde ihnen deutsches Wesen, deutsche Sprache und Sitte aufgezwungen. Noch herrschte zwischen Elster und Elbe das slavische Element vor; nur allmälig drang das Deutschthum ein, gestützt und getragen im Wesentlichen von der Kirche. Wie dieses Eindringen vor sich ging, davon können wir uns keinen rechten Begriff machen. Daß es ohne Zwang erfolgte, geht augenfällig schon daraus hervor, daß sich wendische Sprache und Sitte, wendischer Brauch und wendische Eigenart Jahrhunderte lang, ja bis in unsere Zeit hinein erhalten haben.

Der Markgraf waltete, als Statthalter des Kaisers, im Gebiete der Mark. Er stand unmittelbar unter dem Kaiser, nicht, wie es bei anderen Grafen der Fall zu sein pflegte, unter dem Herzog. Als Markgraf hatte er nicht nur die Befugnisse eines Gaugrafen im Gebiete der Mark auszuüben, sondern er war in erster Linie der Oberbefehlshaber der zur Vertheidigung des Markbereiches nothwendigen Kriegsleute (milites agrarii). Diese Kriegsleute waren zum Theil Deutsche, Freie aus benachbarten Grafschaften, zum anderen Theile auch wendische Grundbesitzer, die auf diese Weise ihren Tribut an die Sieger entrichteten. Die ersteren erhielten kleine Lehen aus dem Reichsgute und traten somit in eine Art Vasallenverhältnisses nicht nur zum Markgrafen, dem unmittelbaren Lehnsherrn, sondern auch zum Kaiser, da ihre beneficia, ihre Lehnsgüter, Reichsgut waren.

Die sorbischen Bauern waren unfrei gewesen und blieben unfrei unter der neuen Herrschaft. Für sie änderte sich in der Regel nichts als die Stätte, der sie Abgaben entrichten mußten. Sie waren nicht nur dem Markgrafen, sondern auch den Vasallen desselben zu Tribut und Dienst verpflichtet. Sonderlich drückend scheint dies Verhältniß nicht gewesen zu sein, von einer Knechtung ist nicht die Rede. Das Land war nicht dicht bevölkert. Der Wende saß im Allgemeinen nur im Niederlande und beschränkte die Bodenbestellung auf das unumgänglich Nothwendige. Zu einer umfassenden Ausnützung des Bodens fehlte es ihm an Energie und Fleiß, Ausrodungen der gewaltigen Wälder des Erzgebirges und des Miriquidi haben erst Deutsche begonnen. Die aus Franken und aus Flandern herbeigezogenen freien Colonisten widmeten sich besonders dieser Thätigkeit und bevölkerten und bebauten die nördlichen Abdachungen des Hochlandes. So kommt es denn, daß die slavischen Ortsnamen, die im Niederlande die überwiegende Mehrheit der Ortsbezeichnungen bilden, im Gebirge — abgesehen von den größeren Flußthälern — fast gar nicht vorkommen. Noch war der größte Theil des tragfähigen Bodens Weideland, noch überwog die Viehzucht bei Weitem den Ackerbau. Am Ende des besprochenen Zeitabschnitts macht sich hier und da ein allmäliges Verschwinden der selbständigen kleinen Ackerbauer bemerkbar. Das Ackerland geräth in den Besitz der Stifter und Klöster.

Es war selbstverständlich, daß in einem feindlichen Einfällen ausgesetzten Grenzlande Anstalten getroffen wurden, durch welche eine wirksame Vertheidigung des Gebietes und ein ausreichender Schutz der Bewohner für den Kriegsfall ermöglicht wurde. So wurden denn überall im Lande an geeignet erscheinenden Punkten Burgen angelegt. Diese Burgen hatten eine militärische Besatzung, welche nicht nur zum Schutze, sondern auch zur Unterhaltung der Burg verpflichtet war und als Gegenleistung im Burgbezirk beneficia erhielt. In die Burgen bargen die Bewohner des umliegenden offenen Landes sich und ihre Habe, sie waren die Mittelpunkte der Landesvertheidigung. Gewöhnlich bezeichnete man die Burg mit dem zu ihr gehörenden Bezirke „Burgwart“, oft gebraucht man auch den Namen für die Burg allein. Welcher Art die innere Verfassung eines solchen Burgwarts gewesen sei, wissen wir nicht. Es ist einigermaßen kühn, die Verfassung des Burgwarts Meißen, die uns im Einzelnen bekannt ist, auf die andern Burgen zu übertragen; doch ist es immerhin möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß, wie in Meißen, so auch in den andern Burgwarten die umwohnenden Großen abwechselnd eine bestimmte Zeit zur Wacht (custodia) verpflichtet waren und daß mit ihnen auch die Kriegsdienst thuenden Mannen von Zeit zu Zeit abgelöst zu werden pflegten. Diese Burgwarte haben sich zum Theil zu kirchlichen Mittelpunkten und zu Marktstätten der Umgebung entwickelt. Hier ward auch der Zehnte von den dazu Verpflichteten entrichtet. Die meisten Burgwarten, von denen wir noch wissen, liegen an der Elbe und Mulde oder in unmittelbarer Nähe beider Flüsse. So lagen im Elbegebiete die Burgwarte: Boritz und Zadel bei Meißen, Cossebaude und Briesnitz bei Dresden, Gröba und Strehla; im Muldegebiete: Wurzen, Eilenburg, Rochlitz, Püchau und Treben (bei Wurzen). Weiter westlich lag der nachher berühmt gewordene Burgwart Schkölen. Im Lande der Milzener werden als Burgwarte u. A. erwähnt: Göda, Seitschen, Loga und Doberschau bei Bautzen, Drebnitz bei Bischofswerda, Dolgowitz bei Löbau und die nachherige Stadt Kamenz. Die Niederlausitz hatte in früherer Zeit die Burgwarte Cottbus, Lübben, Golssen, Nimptsch, Zinnitz, in späterer kamen noch Pribus, Sonnewalde, Finsterwalde, Senftenberg, Lübbenau, Dobrilugk und viele andere hinzu. Zu den Zeiten der Wettiner Herrschaft in Meißen hatte die Burgwartsverfassung ihre ehemalige Bedeutung bereits zum Theile verloren. Dies geht daraus hervor, daß mehrere der oben angeführten Burgwarte an Bisthümer verschenkt werden.

Städte in unserem Sinne kennt jene Zeit noch nicht. Diejenigen Orte, welche damals urbes, oppida, hin und wieder auch schon municipia genannt wurden, sind lediglich ummauerte Plätze, in die man sich bei feindlichen Einfällen bergen konnte. Eine eigentliche städtische Verfassung hatten sie nicht. Die ältesten Städte scheinen nach Meißen und Merseburg bei den Burgwarten Wurzen und Eilenburg entstanden zu sein. Am Ende des 11. Jahrhunderts werden auch als Städte genannt: Naumburg, Zwickau, Chemnitz, Grimma, Löbnitz bei Borna, Leipzig, Eythra, Gautzsch, Rochlitz, Lommatzsch, Leisnig, Döbeln, Oschatz, Belgern, Strehla, Stolpen, Bischofswerda, Budissin u. s. w. Ursprünglich hatte nur der König das Recht, einem Orte Marktrecht zu verleihen und ihn dadurch zur Stadt zu erheben. Dieses königliche Recht ging dann aber, und zwar schon in der besprochenen Zeit, an Grafen und Bischöfe über. Während Leipzig nur als befestigter Ort genannt wird und noch keine Bedeutung als Handelsplatz gehabt zu haben scheint, waren an der Saale Naumburg und Merseburg, an der Mulde Zwickau, an der Elbe Meißen, Belgern und Torgau nicht unbedeutende Handelsorte, obwol letzteres damals noch Dorf war. Schon spielten die Juden im Handel eine nicht unbedeutende Rolle, nach gewissen Verordnungen scheint es, als seien die Begriffe Juden und Kaufleute damals sich deckende gewesen. Daß die Juden nicht immer mit gestatteter Waare handelten, geht aus dem Vorwurfe gegen den Markgrafen Gunzelin hervor, er habe Leibeigene seiner Markgrafschaft an die Juden verhandelt.

V. Die Mark Meißen im Jubiläumsjahre 1189.

Als das erste Jahrhundert nach der Erwerbung der Mark Meißen durch die Wettiner sich vollendete, sah es in Deutschland sowol als auch in der Mark selbst eigenthümlich aus. Der alte Kaiser Friedrich, den die Italiener Barbarossa nannten, hatte nach langen Kämpfen die italischen Verhältnisse geordnet und seinem ältesten Sohne die Nachfolge in Deutschland und Italien gesichert. Mit herrlichem Glanze und schier fabelhafter Pracht hatte er im Jahre 1184 die Schwertleithe seiner Söhne in Mainz gefeiert. Als dann die Kunde nach dem Abendlande kam, daß die heilige Stadt wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen sei, hatte er mit Philipp August dem Schönen von Frankreich und Richard

Löwenherz von England das Kreuz genommen und war ostwärts gezogen, dem Tode entgegen. In Deutschland waltete an seiner Statt der König Heinrich, von den Fürsten schon lange ihm zum Nachfolger bestimmt.

Der Besitz Konrad's von Wettin war mit seinem Tode auseinander gefallen. Er hatte ihn unter seine 5 Söhne so getheilt, daß der älteste, Otto, die Mark Meißen, Dietrich die Niederlausitz und Eilenburg, Dedo Rochlitz und Landsberg, Heinrich Wettin und Friedrich Brehna bekam. In der Mark Meißen waltete im Jahre 1189 noch Otto. Die Niederlausitz war nach Dietrich's kinderlosem Ende an Dedo gefallen, so daß dieser neben seinem eigenen Besitz nun auch den des Bruders beherrschte. Jener Dedo, der den Beinamen des Fetten führt, hatte das Kloster Zschillen, das nachmals den Namen Wechselburg bekam, gegründet. Daß er im folgenden Jahre an einer barbarischen Kur starb (ein Jude hatte sich erboten, ihm das Fett aus dem Leibe zu schneiden), möge nur nebenbei erwähnt werden. In Wettin herrschte Konrad's Enkel, Otto's Neffe Ulrich, und in Brehna ebenfalls ein Neffe Otto's, Namens Otto, dessen Vater das Kloster Buch bei Leisnig begründet und reich ausgestattet hatte.

War sonach Otto's, des Markgrafen von Meißen, Besitz äußerlich geringer geworden, so hatte er doch wesentlich an Werth zugenommen durch die Auffindung des Silbererzes und den Beginn des Silberbergbaues. Wenn wir auch die Geschichte von den Fuhrleuten, die mitten auf der Straße liegendes Silbererz fanden, als Sage zu betrachten haben, so ist doch eine andere als zufällige Entdeckung des Silberschatzes nicht wahrscheinlich. Ja, es kann als gut begründet angenommen werden, daß die Gründung und Bereicherung des Klosters Altenzelle, die durch Otto erfolgte, in ursächlichem Zusammenhange mit dem Beginn des Silberbergbaues steht. Otto hatte dem Kloster eine große Fläche jenes noch ungerodeten Waldes geschenkt, die sich südwärts vom Kloster bis zum Gebirge hin erstreckte. Bei den Rodungen, welche das Kloster unternehmen ließ, mag man auf den schönen Fund gestoßen sein. Daß der Bergbau sich sehr bald zu bedeutender Ausdehnung entwickelte, hatte darin seinen Grund, daß Heinrich der Löwe im Kampfe mit seinen Vasallen die Goslarer Silbergruben verschüttete und die Schmelzhütten zerstörte, so daß die erwerbslosen Bergleute in großen Mengen nach Meißen wanderten und den Abbau auf kunstgerechte Weise begannen. Wenn nicht Alles trügt, war die Stadt Freiberg bereits gegründet, ummauert und in lebhaftem Aufblühen begriffen. Dagegen scheint eine besondere Bergverfassung höchstens im Werden gewesen zu sein. Der Schluß, den man aus dem Namen der Stadt auf die Lage und rechtliche Stellung ihrer Bewohner gemacht hat, ist sicherlich kein Trugschluß.

Der reiche Ertrag der Bergwerke, welcher dem Markgrafen den Beinamen des Reichen gab, setzte ihn in den Stand, die Kirchen und Klöster der Mark reich auszustatten, die Städte zu befestigen und seinen Eigenbesitz durch Landankauf zu mehren. Von den Klöstern bevorzugte er besonders das schon genannte Zelle, von den Städten Leipzig, dem er Marktgerechtigkeit verlieh, das er mit Mauern umgab und zu dessen Emporblühen er durch Privilegirung zweier Hauptjahrmärkte den Grund legte. In seinem Bestreben, seinen Besitz zu vergrößern, war er in eine Fehde mit dem Landgrafen Ludwig III. von Thüringen gerathen, der ihn sogar gefangen nahm und eine Zeit lang auf der Wartburg in Gefangenschaft hielt, bis er durch Kaiser Friedrich's Vermittelung wieder frei wurde.

Zu dem Kaiser hatte Otto stets in unbedingter Treue gestanden. Er war, wie die übrigen Wettiner, Gegner Heinrich des Löwen gewesen und hatte an dem Strafgerichte, das über den Treulosen in Magdeburg abgehalten wurde, Theil genommen.

Trübes Leid war ihm nicht erspart geblieben. Seine Gattin Hedwig hatte ihn zu bewegen gesucht, die vorher getroffene Bestimmung über die Theilung des Erbes aufzuheben. Otto hatte zwei Söhne, Albrecht, den die Geschichte den Stolzen nennt, und Dietrich, dem mannigfaches Leid den Beinamen des Bedrängten gab. Dem älteren war die Nachfolge in der Mark bestimmt, der jüngere sollte nur die Herrschaft Weißenfels und einige kleinere Herrschaften erhalten. Hedwig suchte den Markgrafen zur Umkehrung oder wenigstens Abänderung dieser Bestimmungen zu veranlassen. Der ältere Sohn griff, wie es scheint, noch ehe thatsächlich eine Aenderung der Bestimmung erfolgt war, zu den Waffen und führte den Vater als Gefangenen auf das Schloß Döben an der Mulde. Zwar hatte das Gebot des Kaisers bald die Haftentlassung Otto's bewirkt; aber der stolze Sinn des Sohnes ruhte nicht. Kurz vor dem Jubiläumsjahre hatte er, von seinem Schwager Ottokar von Böhmen unterstützt, die Fehde erneuert. Die Böhmen mögen nicht sonderlich mild in der reichen Mark gehaust haben. Dieser zweiten Fehde des Sohnes gegen den Vater machte der König Heinrich durch den im Jubiläumsjahre zu Würzburg gebotenen Frieden ein Ende. Freilich war dieser Frieden nur ein gezwungener. Gegen Ende des Jahres schien der Kampf von Neuem entbrennen zu wollen, da Otto es nicht verschmerzen konnte, daß die mit seinem Sohne verbündeten Böhmen einen Schatz von 30000 ℳ geplündert hatten. Zum Kriege kam es jedoch nicht, da Otto am 18. Februar 1190 starb. So gewährt denn das erste Jubiläumsjahr, was die politischen Ereignisse anlangt, ein wenig erfreuliches Bild.

Die culturgeschichtlichen Verhältnisse werden klarer und die Quellen, aus denen wir die Kenntniß derselben schöpfen, fließen reichlicher. In der Stellung des Markgrafen hatte sich eine wesentliche Aenderung vollzogen. War ursprünglich die Markgrafenwürde mehr ein Amt gewesen, so wurde sie jetzt eine fürstliche Würde, die mit denselben Hoheitsrechten umkleidet war, wie die Herzogswürde. Die Einkünfte des Markgrafen setzten sich zusammen aus dem Ertrage seiner Güter, seines Eigenbesitzes, der ihm zustehenden Zölle und Marktabgaben, endlich der Bergwerke. Noch hatte er keine bestimmte Residenz, er hielt sich bald in dieser, bald in jener Burg auf. Zum ersten Male wird im Jahre 1185 ein Landding (placitum provinciale) erwähnt, d. h. eine Versammlung der freien Herren, des Bischofs von Meißen, der Klosteräbte und der Ministerialen, die für den Bezirk der eigentlichen Mark am Colmberge bei Oschatz, für den Bereich des Osterlandes in Schkölen abgehalten wurde. Bei der ersteren führte der Markgraf selbst den Vorsitz, bei der letzteren vertrat seine Stelle der Burggraf von Leisnig. Auf diesen Landdingen wurden allgemeine Landesangelegenheiten verhandelt, erledigte Lehen vergeben, neue Bestimmungen über Rechte und Pflichten der Dinggenossen getroffen, Anordnungen bezüglich des Landfriedens erwogen und in späterer Zeit auch die Beden, die von den Lehnsleuten zu zahlenden directen Steuern, ausgeschrieben. Außerdem wurde aber auf diesen Landdingen auch Recht gesprochen in allen Rechtsfällen, in welchen eine Person in Frage kam, welche ihrer Stellung nach am Landdinge theilnahm. Für das Volk sprachen die markgräflichen Vögte auf den sogenannten Vogtdingen Recht.

Die alte Burgwartsverfassung war ganz verschwunden. Die ehemaligen Burggrafen waren Vasallen des Markgrafen geworden; die Stätten, wo sie seither als Burgwächter, als castellani, gewirkt, wurden ihnen als erbliche Lehen überlassen. Nur wenige Burggrafen bewahren sich eine gewisse Selbständigkeit gegenüber den Markgrafen, so besonders die von Leisnig und Kamenz. Wie in den übrigen Reichstheilen, ward auch in der Mark das Lehnswesen jetzt allgemein durchgeführt; neben dem mächtigeren Adel entwickelt sich der niedere, der nur in der Anlehnung an jenen bestehen kann.

Die Macht der Bisthümer war noch eine rein kirchliche. Ihre Einnahmen wurden durch den Zehnten ihrer Sprengelinsassen und durch die Erträgnisse der ihnen überlassenen Ländereien gebildet; Gerichtsbarkeit und königliche Gefälle waren Sache des Markgrafen, der sie ausübte und erhob als Vogt des Bisthums. Man hat die Entstehung vieler Klöster in jene Zeit gesetzt. Einige sind auch thatsächlich im zwölften Jahrhundert entstanden. Viele jedoch sind erst später nachweisbar; an manchen Orten, an denen nach früheren Annahmen ein Kloster bestanden haben soll, hat niemals ein solches existirt. Eine Zweigniederlassung fremder Mönche, ein sogenanntes Termineihaus, wol auch bloße Namenverwechslung waren die Ursachen der Sage vom Bestehen eines Klosters. Die bedeutendsten Klöster im Bereiche der Mark waren Merseburg, Erfurt, Pforta, Goseck, Petersberg, Chemnitz, Pegau, Altenzelle, im sonstigen Besitze des Wettiner Hauses Buch, Zschillen, Brehna, Dobrilugk u. a. m.

Mit Otto dem Reichen begann das Städtewesen in der Mark sich zu entwickeln. Die Bevölkerung der ummauerten Plätze wurde nicht mehr ausschließlich von den zur Burgwacht verpflichteten Dienstmannen gebildet, sondern von freien Einwanderern, welche den besseren Schutz des umfriedeten Platzes dem Wohnen im offenen Lande vorzogen. Diese Freien blieben zwar nicht vollkommen frei, sondern wurden mit ihrer Ansiedlung dem Markgrafen und seinem Stellvertreter dienstpflichtig; aber ihre Abhängigkeit war eine mildere, als die der Unfreien auf dem platten Lande. Eine eigentliche Städtefreiheit, wie sie am Rhein erblühte, haben die Städte der Mark nicht genossen. Altenburg, Chemnitz und Zwickau haben einen Ansatz zur Reichsstadtentwicklung gemacht, aber sind über diesen Ansatz nicht hinaus gekommen. Der Schultheiß war seiner

Stellung nach nichts Anderes als ein Vogt des Markgrafen. Das Handwerk lag noch vollkommen im Argen. Freie befaßten sich kaum mit handwerksmäßiger Beschäftigung, die meisten Handwerker waren Hörige. Aber schon lassen sich die Anfänge zu Handwerkerverbänden beobachten; die Leipziger Fischerinnung bestand damals wenn auch nicht dem Namen so doch der Sache nach. Der Handel lag noch in seinen Anfängen. Er beschränkte sich auf die nächste Umgebung des betreffenden Platzes. Leipzigs Messen waren noch weiter nichts, als größere Märkte; nicht weiter als eine Meile erstreckte sich die ausschließliche Marktgerechtigkeit der Stadt. Obwol die großen Handelsstraßen, welche den Osten mit dem Westen, den Süden mit dem Norden verbanden, durch das Gebiet der Mark gingen, scheinen sich doch die Markbewohner an diesem Durchgangshandel wenig betheiligt zu haben.

Unfrei war, wie in der vorher behandelten Zeit, der Ackerbauer. Er zahlte dem Herrn Erbzins und war ihm zu Dienst verpflichtet. Schon haben sich die Höfe zu Dorfschaften zusammengethan und diese wieder zu Gerichtsbezirken, an deren Spitze ein markgräflicher Beamter steht. Auch jetzt noch überwiegt die Viehzucht den Ackerbau. Geringer an Bedeutung ist die Rindviehzucht, da die Verwerthung der Milch und ihrer Erzeugnisse schwierig, ja zum Theil noch unbekannt war. Allgemein verbreitet ist die Schafzucht; in den Eichenwäldern der Elsteraue werden auch Schweine gezüchtet; gewisse urkundliche Bemerkungen lassen auf eine nicht unbedeutende Gänsezucht um Pegau schließen. Auch der Weinbau hat bereits begonnen. Zwar ist die verbreitete Sage, daß der schon mehrfach genannte Bischof Benno von Meißen die Reben eingeführt und zuerst angepflanzt habe, durch nichts zu erweisen; aber wir begegnen bereits urkundlich im Jahre 1161 einem Weinberge in Meißens Nähe und, wenn nicht früher, so doch mindestens gleichzeitig Weinanlagen in Schkölen und auch sonst im Osterlande. Mit Vorliebe pflegten die Klöster den Weinbau, wahrscheinlich nicht nur des Abendmahlweines wegen, wie gutmüthigerweise berichtet wird. Auch in diesem Zeitraume dauert der schon im letzten Abschnitte erwähnte Zuzug fremder Ackerbaucolonisten fort. Flandern und Holland lieferten die meisten Einwanderer, weil die Flanderer und Holländer am geeignetsten waren, Sümpfe und Moräste urbar zu machen, und in der Ausnützung des Bodens die größten Fortschritte gemacht hatten. Einwanderungen solcher Colonisten erfolgten urkundlich nachweisbar in die Saalegegenden, in die goldene Aue und in die Gegend um Kühren (Wurzen). Erinnerungen an diese flamländischen Colonisten sind noch vorhanden, nicht nur im mitteldeutschen Volksliede, in dem die Flandrer eine bedeutende Rolle spielen, sondern auch in den Ortsnamen Flemmingen (z. B. bei Hartha) und in dem an vielen Orten vorkommenden Flurnamen Fläming. Daß die Einwanderer mehr Freiheiten hatten, als die unfreien Eingesessenen, nimmt nicht Wunder.

Die Anfänge dessen, was man gemeiniglich Bildung nennt, lassen sich im 12. Jahrhundert in der Mark kaum nachweisen. Möglich ist's, daß schon der Anfang zur nachmals nicht unbedeutenden Meißner Stiftsbibliothek gemacht wurde. Die Klosterschule zu St. Afra ist erst im nächsten Jahrhundert gegründet worden. Die Männer, welche durch Bildung hervorragten, hatten diese in Corvei und der Magdeburger Stiftsschule, wol auch durch einen Aufenthalt in Paris erworben. Der Sinn für Geschichtschreibung machte sich geltend; so entstanden in Mitteldeutschland die Klostergeschichten von Reinhardsbrunn, Goseck und Bosau und die Geschichte Wiprecht's von Groitzsch. Die Klöster in der Mark scheinen sich aber mehr mehr den zunächst liegenden Aufgaben gewidmet zu haben, als in die Fußstapfen St. Gallens und Corveis getreten zu sein. Noch war ein einheitliches Recht nicht maßgebend. Wo die Slaven noch den Haupttheil der Bevölkerung bildeten, galt wendisches Recht; die deutschen Einwanderer wollten je nach ihrer Herkunft nach sächsischem, fränkischem oder flämischem Rechte gerichtet sein. Daneben scheint schon das römische Recht Bedeutung erlangt zu haben, wenigstens wird einmal der Wunsch ausgesprochen, daß nach dem jus graeco latinum gerichtet werden möge. —

So sehen wir denn im ersten Jubiläumsjahre, so weit wir das Dunkel zu durchdringen vermögen, allenthalben Anfänge, verheißende Keime, deren Entwickelungsfähigkeit eine schöne Zukunft verspricht

---

Bücherbesprechungen.

K—d. Prager, Dr. Georg, Lehrbuch des gesammten Privatrechts in geschichtlicher, dogmatischer und wissenschaftlicher Beziehung mit Rücksicht auf die einschlägigen Materien des öffentlichen Rechts. Bd. II. Obligationenrecht mit einem Anhang über Wechsel-, Gewerbe-, Handels-, See- und Urheber-Recht. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin), 1889. (533 S. Preis 10 ℳ) — Der Inhalt des Bandes ergiebt sich aus der Ueberschrift. Abgesehen von den schon in der Besprechung des ersten Bandes hervorgehobenen Wiederholungen gegenüber den Ausführungen der Einleitung erscheinen manche Begriffsbestimmungen nicht ganz genügend, so z. B. die des Stellvertreters; bei letzterer ist auch der Ausdruck „für einen Anderen juristisch auftreten" wol nicht zutreffend, umsomehr, als das Wort „juristisch" nach der weiteren Erläuterung nicht „mit Rechtswirkung" u. s. w. bedeuten, sondern den Gegensatz zum Boten hervorheben soll. Die vom Verfasser angenommene Eintheilung der Forderungen, bei welcher u. A. Sach- und Dienstmiethe getrennt werden, hat manches Bedenkliche, auch ist die in Anlehnung an das Preuß. A. L.-R. erfolgte Aufstellung eines besonderen Verwaltungsvertrages wol nicht ganz gerechtfertigt. Einzelne Rechtstheile haben eine umfänglichere Darstellung erhalten, während andere, selbst bedeutendere, kürzer vorgetragen sind. Beim Wechselrecht wird auch der Wechselprozeß mit vorgetragen; dies erscheint zutreffend, da Beides eng mit einander verbunden ist. Im Handelsrecht ist der Schutz der Waarenzeichen, im Urheberrecht der Verlagsvertrag zugleich behandelt.

△ Das vom Bürgerschullehrer Oskar Stephan in Zwickau bearbeitete „Praktische Dictir- und Lesebuch für Gabelsberger'sche Stenographen" besteht in einer Sammlung von Reden verschiedensten Inhalts nebst Uebertragung in Satzkürzung und ist zum Gebrauche bei praktischen Uebungen für Lehrer und Schüler, in Vereinen und Schulen, sowie zur Selbstfortbildung bestimmt. Nach des Bearbeiters Absicht soll es eine nothwendige Ergänzung zu jedem Lehrbuche der Satzkürzung bilden. Hervorgehoben wird noch die neue, eigenartige Silbenzählung und die für Schulzwecke sich empfehlende Berücksichtigung der neuen Rechtschreibung. Das im Verlage von Friedrich Geißler in Leipzig erschienene Buch ist in gutem, dauerhaftem Einband zum Ladenpreise von 2,50 ℳ zu beziehen. Läßt sich auch kaum behaupten, daß mit derartigen Arbeiten, wie die vorliegende, einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen wird, da man bis in die neueste Zeit auch ohne solche Hilfsmittel sehr gut auszukommen vermocht hat, so darf doch gern zugegeben werden, daß ein solches Werk Lehrern und insbesondere denen, die sich selbst fortbilden wollen, manche Bequemlichkeit und Erleichterung verschaffen kann. Vor einem unlängst erschienenen Buche gleicher Richtung hat vorliegende Schrift noch den Vorzug, daß sie ihre Aufgabe nicht lediglich auf die Auszählung der Worte von in gewöhnlichem Typendruck wiedergegebenen Reden und Vorträgen beschränkt, sondern dieselbe noch durch Uebertragung dieses Dictirstoffes in „satzgekürzte" stenographische Schrift nicht unwesentlich erweitert hat. Dieses durchaus zu billigende Verfahren ermöglicht dem Lernenden, insoweit er auf sich selbst angewiesen ist, seine eigene Niederschrift mit der stenographischen Uebertragung zu vergleichen, bezw. dieselbe nach diesem Muster zu verbessern und so sichere Anhalte- und Stützpunkte für die stenographische Kurz- und Rechtschreibung zu gewinnen, wie auch sich im Lesen gekürzter Schrift einzuüben, und so nach beiden Richtungen hin sich die erforderliche Gewandtheit und Sicherheit anzueignen. Von Sachkenntniß des Verfassers zeigt es auch, daß diese Uebungsstücke nicht nur stofflich verschiedenen Inhalts sind, sondern auch stenographisch nicht schablonenhaft in einseitiger Richtung gekürzt sind. Dieser Gefahr ist er durch geschickte Auswahl und Benutzung von Originalübertragungen anderer Kunstgenossen und Zeitschriften begegnet. Es läßt sich wohl denken, daß eine fleißige und verständige Benutzung dieser Quelle zu eigenen Uebungen den angehenden Stenographen zweckentsprechend zu fördern geeignet ist. In der Hand des Lehrers wird dieses Buch seine Zwecke natürlich leichter erfüllen, indem derselbe die Verwendung dieses Unterrichtsmittels in ihm geeignet erscheinender Weise je nach Bedürfniß und Auffassung beschränkt oder ausdehnt. Der von Arno Trachbrodt autographirte stenographische Theil ist, bezüglich der Schönheit der Schriftzüge, als eine Zierde dieses gern empfohlenen Werkes zu bezeichnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 18. Dienstag, den 12. Februar. 1889.

Jean Paul in Dresden.

Von Paul Nerrlich.

Am 25. September 1821 war Jean Paul's Sohn Max im Alter von 18 Jahren einem Nervenfieber erlegen. „Ich habe keinen Abschnitt," schreibt Jean Paul kurz vor dem Weihnachtsfeste seinem getreuen Heinrich Voß, „sondern einen Durchschnitt meines Daseins erlebt, und Freude wird mir nur schwer, ausgenommen die wissenschaftliche im Lernen und Schaffen." Doch der Schmerz war ein zu tiefer gewesen, als daß Arbeit allein ihm hätte Linderung bringen können, und so glaubte denn der Dichter, sobald nur der Frühling seinen Einzug gehalten hatte, daß eine Reise ihm die Kraft verleihen werde, die Erinnerung an den Entschlafenen auszuhalten. Er theilte daher im März seiner in Dresden wohnenden Schwägerin Minna Uthe — sie war früher mit dem Hofrath Spazier verheirathet gewesen — seinen Entschluß mit, nach Dresden zu kommen, und bat sie, eine für ihn passende Wohnung auszusuchen. Ehedem, fügt er hinzu, habe er das innen und außen schöne Dresden in der Begleitung der Frau v. Berlepsch und des Regenwetters mehr verloren als gefunden; jetzt suche er nur Musik, Natur und liebende Menschen. Am Donnerstag den 2. Mai reiste er von Bayreuth ab, zunächst nach Müncheberg und Hof, dann über Plauen, Reichenbach und Zwickau nach Chemnitz, wo er am 4. ankam und im „Römischen Kaiser" abstieg; über Freiberg gelangte er am Sonntag, den 5., Mittags, „unter einem glänzenden Himmel" nach Dresden.

Das Wiedersehen Minna's, mit welcher er, von Berlin aus, zum ersten und letzten Male in Wörlitz zusammengetroffen war, gestaltete sich zu einem „Sturme der Lust" und „Gesprächstrom"; er rühmte ihre Herzlichkeit und ihren Männerblick und auch später, kurz vor seiner Rückreise, schrieb er der Gattin, daß die Schwester ihr an liebender Gesinnung fast gleiche und nur von ihrer Ruhe, Geschäftsführung und äußeren Darstellung für die Welt übertroffen werde. Die von der Schwägerin in ihrer Nähe gemiethete Wohnung beim Registrator Aderholt, vor dem Wasserthor in den neuen Anlagen der Neustadt, erfüllte alle seine Reiseträume. „Mitten im Grünen und in den fernen Gebirgsumkreisen," schreibt er, „und eine halbe Straße von der Stadt und mit den Fenstern nach drei Sonnengegenden und so luftig und hell und kühl, und neben der Chaussee und sogar mit einem Gärtchen, mit allen mir nöthigen und lieben Möbeln — selig lieg' ich am Morgen auf meinem Sopha und auch Abends vor der Sonne — ich mag kaum ausgehn." Trotzdem wurde er gleich in den ersten Tagen mehrmals von Elisa v. d. Recke, mit welcher er von Löbichau her befreundet war, zum Mittag und Abends zu Thee geladen und traf dabei auch mit der ihm gleichfalls von Löbichau her bekannten Fürstin Hohenzollern und der Herzogin Acerenza zusammen. Am 12. Mai hatte Elisa unserem Dichter zu Ehren eine größere Gesellschaft veranstaltet; Jean Paul jedoch war von diesem „Stehen auf dem Ehrenpranger" eher ermattet als erfreut; „ich mußte," schreibt er der Gattin, „neben Elisa sitzend vor dem ausgedehnten Cirkel mich hören und sehen lassen; es ist kein Spaß." Es befanden sich etwa ein Dutzend Gräfinnen unter den Geladenen, Jean Paul meint jedoch, er habe ihre Namen meistens schon, ehe die Reihe präsentirt war, sammt den Gesichtern vergessen. Erhoben dagegen und ergriffen fühlte er sich, als Elisa an ihrem Geburtstage, am 20. Mai, für seinen Glückwunsch plötzlich seine Hände begeistert an ihre Brust drückte, ihn mit „Du" anredete und ihm die Stirn küßte. Auch Tieck gehörte zu den Ersten, welche Jean Paul wiederholt einluden. Letzterer regte dabei einen bereits 1810 ins Auge gefaßten Plan wieder an, in Gemeinschaft mit Tieck Anzeigen, aber ohne kritische Motivirung zu schreiben; Tieck suchte später in seiner nach Jean Paul's Vorgange „Bücherschau" benannten Sammlung kritischer Schriften diesen Gedanken zu verwirklichen. Welchen Eindruck Jean Paul auch jetzt wieder bei dem Freunde hinterließ, zeigen die Worte, welche ihm dieser zum Abschiede nachrief: „ein gerührtes Freundes Herz," schreibt Tieck, „sieht Ihnen nach mit dem vollsten Gefühle, was Sie meiner Jugend waren, was Sie dem Manne sind und künftig immer sein werden." Gleich in den ersten Tagen ferner kam Jean Paul's Freund, der Sprachforscher Wolke, von Leipzig eigens nach Dresden, um ihn zu begrüßen; leider aber ist uns über die Begegnung nichts überliefert, als daß Jean Paul das eine Mal im Laufe des Gespräches, als Wolke sich selbst einen großen Dummkopf nannte, entgegnete: „Sie haben Recht, wenn Sie das „Dumm" ausstreichen." Ebenso findet sich über K. A. Böttiger, welcher seit 1804 in Dresden lebte, wenig mehr als die Bemerkung des Tagebuches: „Der Argus mit 98 Augen oder mit hundert weniger zwei. Böttigers Gesicht. Fette und rothe Hanggesichter der Jugend vollends im Alter wiederzusehen." Als Jean Paul das erste Mal zu Tieck ging, begegnete er der ihm von Berlin her befreundeten Helmine v. Chezy, der Dichterin der „Euryanthe", welche jetzt ebenfalls in Dresden lebte; am nächsten Tage sendete sie ihm durch ihren Sohn Blumen und später wiederholt Einladungen. Schon nach der ersten Begegnung jedoch meinte Jean Paul, ihre ganze vorige Grazie habe sich unkenntlich verdickt, ja er berichtete der Gattin, daß sie „wegen eines literarischen Raubes und anderer Verhältnisse von den vorigen Verbindungen ausgeschlossen sei"; später schrieb er sogar, sie habe durch ihren weiblich-unsittlichen Wandel ihre geselligen Verhältnisse verscherzt; er bereue es daher fast, mit ihr verkehrt zu haben, und wolle sie nicht mehr sehen. Auch eine dritte seiner bisherigen Freundinnen fand er in Dresden wieder: die Baronin v. Ende; er verlebte einen Nachmittag auf ihrem Landgute, an dem er die Verknüpfung von Romantischem und Bequemlichkeit rühmte.

Doch es fehlte auch nicht an neuen Freundinnen und Freunden. Unter den ersteren steht das 1867 gestorbene Fräulein Therese aus dem Winckell, die Harfenvirtuosin, welche aber auch als Sängerin, Dichterin und Malerin geschätzt wurde, obenan. Jean Paul besuchte sie am 28. Mai; am Morgen des 2. Juni, einem Sonntage, äußerte er, sie spiele nicht mit Seele, sondern mit zehn Seelen, nämlich Fingern; acht Tage später weckte sie ihn um 5 Uhr des Morgens durch ein Harfen- und Waldhornständchen. Frau v. Belthusen, welche Jean Paul ein Billet-doux-Täschchen verehrte, versprach, die Familie in Bayreuth zu besuchen, und erfüllte auch im August dieses Versprechen. Die Tochter Hamann's, Elise Rosenberg, welche in Loschwitz wohnte, schickte ihm das Bild ihres Vaters und äußerte die Bitte, er möge sie besuchen; ob Jean Paul dies gethan, ist nicht überliefert, jedenfalls aber hat er sie wie auch ihre Töchter gesprochen; es wird endlich noch eine Begegnung mit Wilhelmine Clöter, doch wol der Tochter seines alten Schwarzenbacher Freundes, erwähnt.

Am 9. Mai hatte Jean Paul in sein Tagebuch geschrieben: „Ich will lieber Weiber als Männer sehen, weil mir unter jenen wohl ist, aber nicht unter diesen"; er wurde jedoch bald genöthigt, diese Beschränkung zurückzunehmen. Am 15. Mai wurde er vom Grafen Friedrich Kalckreuth, dem dramatischen Dichter, zu Tisch geladen; bald wetteiferten mit diesem auch die übrigen Dichter und Schriftsteller Dresdens, dem berühmten Gast ihre Verehrung zu bezeugen. Vom Freiherrn von der Malsburg, dem kurhessischen Ge-

schäftsträger, welcher sich mehr durch seine Uebersetzung des Calderon als durch seine eigenen Dichtungen einen bleibenden Namen geschaffen hat, rühmte er, daß er seinem Herzen als Mensch und Dichter zugleich wohlthue. Mit Karl Förster, dem Uebersetzer von Petrarca und Tasso, traf er zuerst bei Elisa v. d. Recke zusammen; seine Gattin Luise, die Schwester von Ernst und Friedrich Förster, welche ebenfalls als Schriftstellerin glänzte, sendete ihm dann häufig durch ihr Töchterchen Blumen und Früchte. Zelter, der sich damals zufällig in der sächsischen Hauptstadt aufhielt, schrieb an Goethe, daß er Jean Paul eines Morgens besucht und ihn kaum wiedererkannt, aber liebenswürdig, lebhaft und gesund gefunden habe. Bei einem Diner, welches Graf Löwenstern unserem Dichter gab, traf er mit dem General v. Löben zusammen. Während der Sitzung, welche er dem Maler Vogel gewährte, ließ sich Müllner, mit dem er bei Kalckreuth gespeist hatte, bei ihm melden; er wies ihn jedoch in Erinnerung der Recension seiner Doppelwörter „ungeachtet seiner seidenen Strümpfe" ab; als er ihm später zur Erwiderung des Besuches seine Karte sandte, schickte sie ihm Müllner mit einem boshaften Briefchen zurück. Den Glanzpunkt der Festlichkeiten scheint ein Picknick gebildet zu haben, welches Ammon und Schütz ihm zu Ehren im Stern veranstalteten. Kein Geringerer als Karl Maria v. Weber nahm an ihm Theil; auch Joh. Fr. Kind, sowie der gleichfalls mit Weber befreundete Dichter Th. Hell fehlten nicht; neben diesen seien noch Tieck, Wolke, Kalckreuth, Malsburg, Graf Soden genannt.

Doch während in Heidelberg dergleichen Huldigungen unseren Dichter in einen Freudenrausch versetzt hatten, vereinigte sich jetzt der Schmerz um den dahingeschiedenen Sohn mit zunehmendem Alter und mit Kränklichkeit, um ihn unempfänglicher zu machen und die Sehnsucht nach der Heimath zu wecken. „Im Ganzen fehlt mir doch manche Traumerfüllung und ein Schwabachers Garten und meine Seele ermattet unter der Menge und durch die Ferne," schrieb er schon am 13. Mai der Gattin. „Du mattest Dich," fährt er am 19. fort, „mit den Hausverbesserungen ab, während ich mich durch Eß- und Sprechgelage. Aber halte mich nicht für besonders glücklich. In mein altes Herz kann kein Frühling voriger Zeit mehr kommen." Am ersten Pfingsttage endlich, am 26. Mai, schreibt er: „Dresden hab' ich nun ziemlich ausgenossen und ich sehne mich in mein Haus und nach meinen Arbeiten und Garten, was Alles hier fehlt. Kraft und Feuer ist hier wenig, wenn ich Menschen wie Tieck ... ausnehme; kein Muth zur Sprache oder gar Satyre über Staatsverfassung;" als Parallele zu der letzten Bemerkung dürften die Worte des Tagebuches: „das hiesige bayerische Bier verhält sich zum bayerischen wie der sächsische Landtag zum bayerischen" dienen. Zum ersten Male kehrte für Jean Paul die entschwundene Zeit mit all ihrem Zauber am Abend des 1. Juni auf der Brühl'schen Terrasse zurück. „Der Mondschein," schreibt er, „die Erd- und Wasseraussichten, die Musik, die Lichter und die Frauen, die mir Blumen abnahmen, — da gerieth ich in jenen Jahrlange entbehrten Verklärungszustand, wo ich wie in einem Jugendfrühling schwebe und innen und außen mir alles seliges Träumen ist. Es ist keine Wehmuth, nicht einmal Sehnsucht, sondern Fülle, Trunkenheit von Innen." Auch später noch gedenkt er der Brühl'schen Terrasse mit Begeisterung als „einer Natur-Vesperkirche, wie Deutschland sie in einer Stadt selber wol selten aufzeigt". „Du stehst da oben," so lauten seine Worte, „zwischen der alten Stadt und der neuen in einer gebildeten und reizenden Gesellschaft und schauest unter Bäumen und unter Tönen an die grünenden Gebirgswendungen der Nähe, und dann hinab zum breiten Elbestrom und zum Triumphbogen Dresdens, zur Elbbrücke, auf der im Abendglanze zwei lange Menschenreihen als Bilder des Lebens sich einander entgegen wandeln, aber auf abgetrennten Bahnen, und unter welchen die Fahrzeuge flattern und wieder Menschen unten durchführen. Und dein Auge zieht der Stromkette und der Bergkette nach, über die blühende Ebene weg, bis sich beide in einander verlieren und endlich in die untergehende Sonne verfließen, welche noch ihren letzten Purpur auf die Freudenhöhe deckt." Diese erhabene Stimmung verließ unseren Dichter nicht wieder bis zu seiner am 12. Juni erfolgten Abreise und ließ auch in der Erinnerung noch das freundlichste Bild des Dresdner Aufenthaltes zurück. An Voß wenigstens schreibt er nach der Rückkehr: „Alles ging und flog schön. Wie mir in München alles bis ins Kleinste fehlschlug, so gelang mir alles in Dresden."

Die Erlebnisse der letzten Tage und noch einige Einzelheiten der ersten Zeit sind schnell erzählt. Am Sonntag den 12. Mai wohnte Jean Paul in der katholischen Kirche der Messe und Musikaufführung bei; als er am ersten Pfingsttage ebenda eine Hasse'sche Messe gehört hatte, schrieb er der Gattin: „Die Orgel umfaßt und überwältigt alle Instrumente; in ihr haben die Fuge und der Generalbaß ihr Reich. Hasse ist ein wühlendes Tonmeer, ein wogenvoller Ocean, der doch ein Strom ist und sich bewegt nach einer Richtung." Dresdens Kunstsammlungen und sonstige Sehenswürdigkeiten fesselten ihn diesmal noch weniger, als während seines ersten Aufenthaltes. Böttiger, welchem die Oberinspection über das Museum der Antiken anvertraut war, hatte sich zwar erboten, falls er die Kunstwerke bei Fackelbeleuchtung sehen wolle, selbst als Führer zu dienen, Jean Paul lehnte es jedoch mit Hinweis auf seine geschwächte Gesundheit dankend ab. Wol aber besuchte er den Japanischen Garten und das Linke'sche Bad, letzteres mit Malsburg, Tieck, der Gräfin Finkenstein und dem als Isidorus orientalis bekannten Dichter Grafen Löben; nach Findlater's Weinberg, dem jetzigen Albrechtsberg, fuhr er mit Malsburg, Löben und Kalckreuth. Tharandt besuchte er zweimal in Gesellschaft von Luise Förster; das zweite Mal begleitete ihn noch Frau v. Belthusen und er traf dabei auch mit seinem Schwager Mahlmann zusammen; in Pillnitz endlich, wohin er sich mit seiner Nichte Minona Spazier begab, besuchte er den Adjutanten Lützerode und wurde dem Prinzen Johann, dem nachmaligen Könige, vorgestellt. Am Abend vor seiner Abreise, am 11. Juni, hatten ihm seine Verehrer noch ein Fest auf der Brühl'schen Terrasse zugedacht; Jean Paul erschien jedoch nicht, benutzte aber später, als eine Zeitungsnotiz irrthümlich den 15. als Tag seiner Abreise bezeichnet hatte, diese Gelegenheit, in der Berliner Monatsschrift nicht nur den Irrthum zu berichtigen, sondern vor Allem den Bewohnern Dresdens für ihre Huldigungen seinen Dank zu sagen; warum freilich Emanuel sich der Veröffentlichung dieses Aufsatzes so hartnäckig widersetzte, daß auf einige Wochen eine Spannung zwischen den Freunden eintrat — die erste in der langen Reihe von Jahren — ist unerfindlich. Auf der Rückfahrt brachte Jean Paul die Nacht zum 13. in Freiberg, im Rothen Hirsch, zu, die nächstfolgende in Zwickau in der Post; am 14. aß er im Engel zu Plauen Mittag und übernachtete in Hof im Gasthause zum Hirsch; am 15. endlich kehrte er, unterwegs von seiner Tochter Emma erwartet, nach Bayreuth zurück. An seinem nächsten Geburtstage, dem 60., wurde er von den Dresdner Freunden mit „Blumen der Freude und Dichtkunst" überrascht und erhielt Gedichte von Förster, Böttiger, Hell, Malsburg, Löben, Kalckreuth, Kuhn, Breuer u. A.; mit dem Danke, welchen er dafür an Luise Förster sandte, stellte er zugleich einen zweiten Besuch in Aussicht; dieser unterblieb, dafür aber unternahm er bereits im August eine Reise nach Erlangen und Nürnberg.

Zum Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

K—d. Die Einführung des eben erwähnten Entwurfes bedingt neben der Festsetzung des Inkrafttretens eine Anzahl allgemeiner Vorschriften, die Regelung des Verhältnisses zu Reichs- und Landesgesetzen, sowie die Abänderung mehrfacher reichsgesetzlicher Bestimmungen. Der jetzt erschienene Entwurf des Einführungsgesetzes[1]) bildet mithin eine wesentliche Ergänzung des anderen Entwurfes und ist oft zum vollen Verständniß und zur Würdigung des letzteren unentbehrlich; so muß, um beurtheilen zu können, was von unserem bürgerlichen Rechte erhalten bleibt und im Landesrechte selbständig weitergebildet werden kann, der Entwurf des Einführungsgesetzes jedenfalls zu Rathe gezogen werden. Unter den dem Landesrechte vorbehaltenen Rechtsgebieten ist neben den schon bekannten größeren u. A. auch das Gesinderecht, das Pfändungsrecht zu nennen. Aus dem Entwurfe und den demselben beigegebenen Motiven ist zu ersehen, welche Wandlungen mitunter das neue bürgerliche Gesetzbuch im bestehenden Rechte hervorrufen wird, wie tief hin und wieder das neue Recht selbst in die Reichsgesetze hineingreift. Auch hier ist, wie schon beim Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches hervorgehoben wurde, durch das Entgegenkommen der Reichsregierung und die Bereitwilligkeit der Verlagshandlung die

[1]) Entwurf eines Einführungsgesetzes zum bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich. Erste Lesung. Ausgearbeitet durch die vom Bundesrathe berufene Commission. Nebst Motiven. Amtliche Ausgabe. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin) 1888. (314 S. Pr. 2 ℳ)

Anschaffung des Entwurfes und seiner Begründung in guter Ausstattung zu verhältnißmäßig sehr billigem Preise ermöglicht worden.

Die Gutachten und Besprechungen über den Entwurf des Gesetzbuches mehren sich fortwährend. Die „Gutachten aus dem Anwaltstande“[2]) bringen in den Heften V, VI und VII Besprechungen über das Recht der Schuldverhältnisse (R.-A. Hartmann), über Pfandrecht und Grundschuld (R.-A. Scholler), über Pfandrecht an beweglichen Sachen und an Rechten (Dr. Wernick), über Eigenthümerhypothek und Eigenthümer-Grundschuld (Dr. Staub), über die elterliche Gewalt (Dr. L. Fuld), über die Unterhaltungspflicht des unehelichen Vaters (R.-A. K. Linkelmann II), über die Errichtung letztwilliger Verfügungen und über Verfügungen von Todeswegen durch Vertrag (Dr. Fr. Stein), über Rechtsgeschäfte (Prof. Dr. Hellmann), über Erfüllungsort (Dr. Reatz) und über Unterbrechung der Verjährung (Dr. O. Horwitz). Wie diese Inhaltsangabe mit den früheren Heften ergiebt, behandeln die Gutachten fast alle Theile, oft mit Rücksicht auf das Landesrecht des Verfassers, oft auch nur vom allgemeinen Standpunkte aus. Dabei läßt die Redaction Stimmen für und wider das neue Recht zu Worte kommen, wenn auch im Ganzen die Meinungen dem Entwurfe an sich günstig sind. Dies rechtfertigt eine im Organe des deutschen Anwaltsvereines jetzt erschienene Neujahrsbetrachtung[3]) damit, daß der Anwaltsstand an der Herstellung der Rechtseinheit ein lebhaftes Interesse habe, weil er am meisten unter der Rechtsverschiedenheit zu leiden gehabt habe und nun im geplanten bürgerlichen Gesetzbuche die ersehnte Abhilfe sehe. Die vielfach vermißte Volksthümlichkeit des Gesetzes bezeichnet der Verfasser dabei mit Recht nur als einen idealen Zustand, da der jetzige Stand der Rechtswissenschaft ein volksthümliches Gesetzbuch nie zulasse; ein solches Gesetzbuch werde nur auf Kosten der Wissenschaft und der Rechtsanwendung durch ein casuistisches Gesetzbuch zu erreichen sein und letzteres nur schwer seinen Zwecken voll entsprechen. Auf einige Abhandlungen wird weiterhin zurückzukommen sein. Ferner hat eine schon alte und lange bewährte Zeitschrift, das Archiv für civilistische Praxis, begonnen größere Gutachten über den Entwurf zu veröffentlichen. Möchte es auch nicht für alle Zeitschriften angezeigt erscheinen, den gleichen Weg zu betreten, weil die vorhandenen, welche lediglich den Entwurf zum Gegenstande ihrer Thätigkeit nehmen, für die Veröffentlichungen ausreichen, so liegt es doch in den Grundsätzen bei Herausgabe des Archivs, daß es, um diesen Grundsätzen treu zu bleiben, dem künftigen bürgerlichen Rechte Raum geben mußte. Bereits früher sind im Archive die Aufsätze des Prof. Dr. Hölder über den allgemeinen Theil des Entwurfes, von Prof. Dr. Laband über Buch II. Abschn. 1 Tit. 1—3, von Dr. v. Kohlhaas über die Schuldverschreibungen auf den Inhaber und vom Rechtsconf. Rudloff Glossen zum Entwurfe erschienen, welche jedoch nicht mitgetheilt sind. Im vorliegenden 3. Heft des 73. Bandes[4]) behandelt Prof. Dr. G. Hartmann den Civilgesetzentwurf, das Aequitätsprincip und die Richterstellung, und L.-G.-Rth. Brühl die eheliche Nutznießung. Das erste Doppelheft des 74. Bandes bringt eine Besprechung des Prof. Dr. Laband über Buch II. Abschn. 2 Tit. 1 des Entwurfes, und Abh. von Prof. Dr. Hinschius über das Personenrecht der Ehegatten, vom Reichsgerichtsrath Bolze über die Steigerung des vindicatorischen Eigenthumsanspruches, von L.-G.-Dir. Rudolph über die §§. 1062 und 1075 des Entwurfes (Hypothek, Befriedigung des Gläubigers aus dem Grundstücke), sowie von den Proff. Dr. Wendt und Dr. Lenel. Es kann hier nicht der Ort sein, auf alle Abhandlungen einzugehen, so wenig sie im Ganzen dem Entwurfe günstig sind; nur Einzelne (so z. B. L.-G.-Dir. Rudolph) geben Vorschläge zu Abänderungen und beschränken sich nicht blos auf Kritik. Von allgemeinerem Interesse ist wol der Aufsatz des Prof. Dr. G. Hartmann. Derselbe zeichnet zunächst kurz die Stellung der romanistischen und germanistischen Rechtswissenschaft zum Entwurfe und, welche Thätigkeit der Entwurf der Wissenschaft und dem Wissen des Richters überlasse. Dann aber folgt eine minder günstige Beurtheilung des Entwurfes, so wegen der angebahnten Beseitigung sowol des Gewohnheitsrechts wie der sogen. unvordenklichen Verjährung und Ersitzung. In ersterer Beziehung dürfte der Entwurf wol Recht haben, da das Gewohnheitsrecht für das bürgerliche Recht an sich nach den jetzigen staatlichen Verhältnissen und im Interesse der Rechtseinheit nur noch geringe Bedeutung haben dürfte und haben kann, andererseits für das jederzeit im Flusse befindliche Handelsrecht das Gewohnheitsrecht nach wie vor seine Geltung behält und dann, wenn es wirklich irgendwie einen Satz bewährt hat, auf dem Umwege durch das Handelsrecht dem bürgerlichen Rechte nutzen wird. Die unvordenkliche Verjährung hat gegenüber der Ausbildung des Grundbuchrechtes für das bürgerliche Recht ihren Werth verloren und dient fast nur gewissen Theilen des öffentlichen Rechts, für welche es auch ferner wirken kann. Am meisten wird die Stellung des Entwurfes zur Aequität, zur Billigkeit, welche die schärfsten Folgerungen aus den Rechtssätzen (summum jus summa injuria) im Interesse der Allgemeinheit mildern soll, bemängelt, weil diese Billigkeit nicht genügend beobachtet sei, so z. B. bei der Unterbrechung und Hemmung der Verjährung (Ersitzung). Wollte man auch für diese die Zulässigkeit weiterer billiger Milderung zugeben, so erscheint es doch unannehmbar, wenn der Verf. im Interesse der Billigkeit die Wiedereinführung besonders römisch-rechtlicher Bestimmungen fordert, so das Verbot rückständige Zinsen über die Höhe der Stammforderung hinaus zu erheben, das Verbot eines höheren Zinsfußes, die Anfechtung eines Vertrages wegen Verletzung über die Hälfte des Werthes, den Erlaß von Pachtzinsen bei gewissen Unfällen, ferner auch die Schadenersatzpflicht in Fällen, wo ein Vermögensschaden nicht unmittelbar vorliegt. Jene Bestimmungen sind im sächsischen Rechte bereits länger als 20 Jahre beseitigt, ohne daß sich ungeachtet eines regen geschäftlichen Lebens ein Nachtheil gezeigt hätte, der beste Beweis, daß jetzt, abweichend von den römischen Verhältnissen, ein Bedürfniß für derartige Beschränkungen der allgemeinen Rechtsgrundsätze nicht vorliegt. Nicht in den Folgerungen der Rechtssätze, vielmehr in anderen socialen Verhältnissen beruhen die vom Verf. aufgeführten Uebelstände einzelner deutscher Landestheile. Abgesehen von dem eben Erwähnten bietet Hartmann sehr vieles Beachtenswerthes.

Das Gutachten über den Entwurf vom Rechtsanw. Opitz[5]) war dem Landesculturrathe des Königreichs Sachsen erstattet worden und will dieser Veranlassung entsprechend nicht sowol eine Kritik im Allgemeinen, als eine Prüfung und Beurtheilung derjenigen Bestimmungen des Entwurfes geben, bei welchen die Landwirthschaft und ihre Interessen vorzugsweise in Frage kommen. Daß dabei der Eintragungszwang für Grunddienstbarkeiten, wie die ziemlich knappen Bestimmungen über letztere selbst eingehender behandelt werden, ist selbstverständlich. Der Eintragungszwang wird indessen bald zu einer größeren Klarheit der Grundstücksverhältnisse führen, ohne bei Beschränkung des Eintrags auf das Wesentliche die Grundbücher zu überlasten (die Commission des K. S. Landesculturraths selbst hat in der Tagesordnung für ihre nächste Sitzung die Erstreckung des Eintragungszwangs auf Grunddienstbarkeiten gebilligt). Ueber den sogen. dinglichen Vertrag bei Eintragungen im Grundbuche und bei Uebertragung eines Rechts an Grundstücken urtheilt der Verf. abfällig; es ist allerdings nicht leicht, sich in diese Rechtsgestaltung hineinzuleben, solange sie noch Theorie ist; doch bleibt zu berücksichtigen, daß das Gleiche in größeren Rechtsgebieten sich bewährt hat. Hervorgehoben seien nur noch zum Schlusse die Bedenken gegen die künftige Gestaltung des Hypothekenrechts. Der Verf. will hier lediglich die bisherigen sächsisch-rechtlichen Bestimmungen, welche sich bewährt, beibehalten wissen und fürchtet von der Möglichkeit verschiedener Hypothekenbelastung nur eine vermehrte Verschuldung der Grundstücke. L.-G.-Dir. Rudolph (Archiv f. civ. Praxis Bd. 74 S. 179 flg.) fordert eine andere Begriffsaufstellung für die Hypothek — welche Beachtung wohl verdient — und Beseitigung der Grundschuld wie der Sicherungshypothek, R.-A. Dr. Staub (Gutachten aus dem Anwaltsstande Hft. 6 S. 407) Beseitigung der Eigenthümer-Hypothek bez. -Grundschuld, R.-A. Scholler (a. a. O. Heft 5 S. 359 flg.), daß ein gesetzlich bestimmter Theil des Grundeigenthums, soweit er nicht vertragsmäßig verpfändet, von der Zwangsvollstreckung in unbewegliches Vermögen für befreit erklärt werde. Die vorberathende Commission des K. S. Landesculturraths erkennt ein Bedürfniß

---

[2]) Gutachten aus dem Anwaltstande über die erste Lesung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches herausgegeben im Auftrage des deutschen Anwaltsvereins. Berlin, W. Möser Hofbuchh. 1888. 1889.

[3]) Juristische Wochenschrift, herausgegeben von S. Haenle und M. Kempner, Verlag von W. Möser Hofbuchh. Berlin. Nr. 1 und 2 des Jahrg. 1889.

[4]) Dasselbe wie die folgenden Hefte erscheinen auch unter dem Titel „Zum Entwurfe eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches“ im Verlage der Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. zum Preise von 9 M. für den Band von 5 Heften (wie das Archiv selbst).

[5]) Gutachten über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich vom Rechtsanwalt H. G. Opitz, Leipzig, Roßberg'sche Buchh. 1889 (Pr. 2 M.).

für mehrere Verpfändungsformen nicht an und befürchtet Nachtheile von der Einführung derselben. Und doch erscheint das Vorgehen des Entwurfes gerechtfertigt. Der Entwurf bringt zunächst klare Maße über die Sicherungshypothek an sich und über die Verwandlung derselben in eine sogen. feste Hypothek, ferner darüber, was als eine Sicherungshypothek zu erachten ist. Diese Vortheile würden durch den Rudolph'schen Vorschlag nicht erreicht werden, vielmehr bei letzterem die bisherige Ungewißheit verbleiben. Gewiß hat sich ferner die Hypothek in der sächsisch-rechtlichen Form bewährt; nur eine gewisse Schwerfälligkeit in der Uebertragung, welcher andererseits der Vortheil der Gewißheit wegen Uebertragung des Rechts entspricht, ist nicht in Abrede zu stellen. Wo dieser Vortheil jene Schwerfälligkeit nicht aufwiegt, wird die Briefhypothek das erwünschte Mittel bilden, um Leichtigkeit in die Forderungsbegebung zu bringen. Beide Hypothekenformen haben nur für den Gläubiger, nicht für den Schuldner ein erhebliches Interesse. Was die Eigenthümerhypothek anlangt, so ist diese auch in beschränkter Weise im sächsischen Rechte vorhanden und es darf für sächs. Recht schon wol gefragt werden, ob nicht durch eine freiere Auslegung der Bestimmungen — wie diese durch unsern obersten Gerichtshof angebahnt — die Hypothek eine den Wünschen vieler Betheiligter entsprechende Gestaltung erhalten könne. Die Bestimmungen des Entwurfes gehen nicht erheblich über das Maß dessen hinaus, was jetzt oft der Wunsch ist. Der Vorschlag des R.-A. Dr. Staub, statt der Eigenthümerhypothek die Möglichkeit zu geben, die durch Zahlung des Eigenthümers freigewordene Hypothekenrangstelle durch eine andere Forderung auszufüllen, dürfte wol mehr Bedenkliches haben; auf jeden Fall würde die Art und Weise, wie solches vor sich gehen soll (Freihalten von Hypothekenrangstellen), mit dem Grundbuchrechte und der Einrichtung der Grundbücher unvereinbar sein, auch sind die Voraussetzungen des Vorschlages völlig unerwiesen geblieben. Das Schwierigste hierbei, wie bei der Grundschuld, ist die wissenschaftliche Begründung der Rechtsverhältnisse, und daß letztere noch nicht genügen kann, liegt darin, daß eine Rechtseinrichtung, welche dem römischen Rechte vollständig entwachsen ist, unter Absehen von der geschichtlichen Entwickelung durchaus nach römischen Rechtsbegriffen beurtheilt werden soll. Für das Gesetz aber, welches die Rechtsverhältnisse der Menschen zu einander in einer die Interessen aller Theile befriedigenden Weise regeln soll, kann jene Schwierigkeit keinen Anlaß geben von den ebenerwähnten Hypothekenformen abzusehen, wenn sie vom Bedürfnisse gefordert werden. Dies ist der Fall für die Eigenthümerhypothek schon in unserem Vaterlande, für die Grundschuld in einem anderen großen Rechtsgebiete, den altpreußischen Provinzen. Daß aber endlich die Verschiedenheit der Hypothekenformen zu besonderen Nachtheilen führen soll, dürfte wohl näher zu begründen sein, ehe ein Gewicht darauf zu legen ist. Der Grundstückseigenthümer wird nach wie vor nicht mehr Geld gegen Hypothekenbestellung geliehen erhalten, als das Grundstück werth ist. Es bietet aber nach dem neuen Rechte die Grundschuld die Möglichkeit dar, für dringliche Fälle die Gewährung hypothekarischer Sicherheit bereit zu halten, wie die Eigenthümerhypothek, sich die Rechte einer Pfandstelle ausgiebig zu wahren, und endlich die Briefhypothek für den Gläubiger eine schnelle Verwerthung seiner Forderung, wie beim Vorhandensein mehrerer gleichnamiger Personen eine gewisse Sicherung für die Verfügung über die Forderung. Es wird sich bald für jede Hypothekenform die geeignete Verwendung finden und für eine Umwandlung der Formen giebt der Entwurf Vorschriften, wenn das Interesse jene fordern sollte. Der Vorschlag des R.-A. Scholler, welcher an eine amerikanische Einrichtung anknüpft, darf wol hier kaum auf Beachtung rechnen, wenn nicht erhebliche Abänderungen für das Eigenthumsrecht an Grundstücken damit verbunden werden.

Bücherbesprechungen.

J. R. Die Jachenauer in Griechenland. Volkserzählung von Maximilian Schmidt. (Gesammelte Werke Band VIII.) Leipzig, A. G. Liebeskind. 3 *M.* — Wieder eine jener angenehm zu lesenden Geschichten aus dem bayerischen Hochlande, die uns vorwiegend mit den schönen Eigenschaften von dessen Bewohnern bekannt machen und auf keiner Seite einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß der Schluß ein glücklicher, alle Conflicte lösender sein werde. Freilich würde man Manches von der guten Stimmung, in die solche dem Behagen des Lesers entgegenkommende Erzählung versetzt, gern aufgeben, wenn uns dafür etwas mehr an psychologischer Ausbeute geliefert würde. Wenn S. 219 sogar die Zigeuner sich als edle Menschenfreunde, als wahre Schutzengel der Bedrängten aufspielen, so streift dies schon an eine rührselige Schönfärberei einer Indianergeschichte vom alten Schlage. Die Fabel des Romans ist wieder eine etwas eigenartigere, als bei früheren Werken Schmidt's: der Verfasser führt uns ins vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts, als die Expedition des Prinzen Otto nach Griechenland ging, die, wenn sie auch wenig erfolgreich verlief, doch für die edle Absicht König Ludwig's und seines Sohnes und die Standhaftigkeit und Tapferkeit des bayerischen Corps glänzend Zeugniß ablegte.

J. R. Suum cuique. Roman von Ernst Wichert. Zwei Bände. Leipzig, Carl Reißner. 7 *M.* — Dieser Roman hat sich eine nicht zum ersten Mal aufgeworfene, aber immer noch interessirende Frage zur Beantwortung ausgewählt: Ist zu einer Ehe eine gewisse Gleichartigkeit des geistigen Niveaus der beiden sich verbindenden Theile nothwendig, oder kann der Abstand zwischen Gebildet und Ungebildet dadurch wieder ausgeglichen werden, daß den Mann an die Erwählte seines Herzens ein starkes sinnliches Wohlgefallen fesselt? Die Antwort auf die erstere Frage lautet bei Wichert: Ja, auf die letztere: Nein. Der Freiherr und Privatdocent v. Friesel-Bornholm, der sich in die durch Liebreiz und Verstand nicht ganz alltägliche Kammerjungfer seiner weiblichen Familienangehörigen verliebt und sich mit ihr trotz des Einspruchs der Mutter verlobt, sieht noch rechtzeitig seinen Mißgriff ein und wird durch die Umstände in den Stand gesetzt, die Verbindung zu lösen, die das Unglück seines Lebens hätte werden müssen. Der Roman gehört vermöge seines ernsten Problems und der im Ganzen logischen und feinen Durchführung desselben zu den besseren Arbeiten Wichert's; im Einzelnen fallen viele dem Leben entnommene wahre Bemerkungen für den Leser ab.

△† Das verwünschte Geld! Unter diesem drastischen einem neuerdings beigefügten sokratischen Dialoge von Friedrich Bastiat entlehnten Titel hat Julius Hucke, der Herausgeber des Börsen-Wochenblattes, die zweite Auflage seiner zuerst in dieser Zeitschrift abgedruckten währungspolitischen Untersuchungen erscheinen lassen. (Berlin, Hempel & Comp.) Dieselbe ist durch Hinzufügung einiger weiteren Untersuchungen sowie des Abdruckes des obengedachten Bastiat'schen Artikels in der Uebersetzung von Karl Braun-Wiesbaden erweitert worden. Von unserer Beurtheilung des Inhaltes der Schrift und insbesondere der Form, in welcher die Ausführungen gegeben werden, vermögen wir auch nach dem, was der Verfasser zu seiner Vertheidigung in der Vorrede zur vorliegenden Ausgabe vorgebracht hat, nicht abzugehen, mag uns derselbe auch zu den Leuten zählen, „denen eine stiefmütterliche Natur einen zu engen Verstandeskasten aufgesetzt hat", oder zu denen, die — wie er sich äußerst geschmackvoll auszudrücken beliebt — seine Ausführungen aus naheliegenden Gründen einfach nicht verstehen wollen und welche sich ihnen gegenüber gewissermaßen absichtlich mit Bornirtheit wappnen!

J. R. Was soll ich declamiren? Eine Auslese der besten Declamationsstücke ernsten und heitern Inhalts. Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrößen gesammelt und herausgegeben von Elise Henle. Dritter Band: Dialekt-Dichtungen. Stuttgart, Levy & Müller. 3 bez. 4,50 *M.* — Wir haben schon aus Anlaß der früheren Bände auf diese Blüthenlese hingewiesen, die dem nach Declamationsstücken Suchenden eine brauchbare Auswahl bietet. Hier liegt der dritte Band vor, der insofern ein besonders freundliches Gesicht zur Schau trägt, als er mundartliche Literatur bringt, die ja sehr reichhaltig und auch für die vom Suchenden vielfach gewünschte humoristische Ausbeute besonders ergiebig ist. Es ist vertreten der allemannische Dialekt (Hebel), der bayerische (Kobell, Stieler, Maximilian Schmidt), der Berliner Jargon, das Frankfurterische (Friedr. Stoltze), die Nürnberger Mundart, das Oesterreichische (Rosegger, Anzengruber), Pfälzische (Kobell, Max Barack), Plattdeutsche (Reuter, Karl Theodor Gaedertz), die Rudolstädter Mundart (Amon Sommer), das Sächsische (Edwin Bormann), Schlesische (Holtei, Robert Rößler), Schwäbische (Hyacinth Wäckerle), Schweizerische und die Zipser Mundart. Mehr für das Bedürfniß der Tafelunterhaltung und des leichteren Amüsements, trotzdem auch hier wirklich Werthvolles nicht fehlt, ist das im gleichen Verlage erschienene „neue Humoristicum" Bravo! Da Capo! Heitere Vortragsstücke von erprobter Wirksamkeit von Raimund Fröhlich (2,40 bez. 3 *M.*) berechnet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 19. Donnerstag, den 14. Februar. 1889.

Das Dante-Album der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

Bei Gelegenheit des im Herbste vorigen Jahres in Dresden abgehaltenen Neuphilologentages fand eine Ausstellung von Bildwerken und Bildern statt, welche zu Erläuterung der Schriften Dante's, Shakespeare's, Walter Scott's, Burns', Molière's und Sandeau's dienlich erscheinen. Die Dante betreffende Abtheilung war durch den in Dresden lebenden Baron Guglielmo v. Locella zusammengebracht und geordnet worden. Dieselbe umfaßte nicht nur eine Anzahl der wichtigsten Ausgaben der „Divina comedia" aus älterer und neuerer Zeit, sowie fast sämmtliche Uebersetzungen dieses Gedichtes ins Deutsche, sondern auch eine Collection von Facsimiles in Photographien und Heliotypien der wichtigsten Dante-Handschriften-Wiegendrucke der „Göttlichen Komödie" und auf Dante bezüglichen Documente, welche in den königl. italienischen Bibliotheken und Staatsarchiven aufbewahrt werden. Der Werth dieser letzteren Sammlung ist um so größer, als dieselbe nur in einem Exemplar vorhanden sein dürfte. Sie wurde nämlich eigens für die Zwecke der Dresdener Dante-Ausstellung auf Befehl des italienischen Unterrichtsministers P. Boselli hergestellt und ist nach Schluß derselben der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden als Geschenk überwiesen worden.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Dante-Album, in erster Linie ein wissenschaftliches Interesse besitzend, zunächst der gelehrten Dante-Forschung in Deutschland zu Statten kommen wird. Es soll daher an dieser Stelle von ihm nicht weiter die Rede sein. Dagegen möchten wir durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein zweites Dante-Album richten, welches nicht nur für das Leben und Dichten des großen Italieners von Wichtigkeit ist, sondern in gleich hohem Grade dem Freunde der frühitalienischen Malerei und Plastik eine reiche Fülle von Belehrung und Anregung darbietet.

Im vollen Einvernehmen mit der von den Veranstaltern der erwähnten Ausstellung vertretenen Anschauung, daß das Verständniß dichterischer Werke durch die Betrachtung sie illustrirender Ausgaben und gleichzeitiger Kunsterzeugnisse namentlich nach der Seite des Sachlichen hin mächtig gefördert werde, hatte Hr. Baron v. Locella auch eine stattliche Anzahl von Illustrationen zur „Göttlichen Komödie", theils in Nachbildungen, theils im Original, zur Anschauung dargeboten. Letztere stammten zum größten Theil aus der in der königl. Secundo-Genitur-Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Sammlung von Handzeichnungen weiland Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen. (Siehe das Genauere in dem „Verzeichniß von Bildwerken und Bildern... Ausgestellt beim dritten allgem. deutschen Neuphilologentag zu Dresden." Dresden, 1888. 8°. S. 58 fg.)

Leider war jedoch das umfänglichste und werthvollste der für die Ausstellung bestimmten Veranschaulichungsmittel nicht rechtzeitig zur Eröffnung eingetroffen, sondern langte erst nach Schluß derselben in Dresden ein, wo es für kurze Zeit theilweise in den Räumen des Sächsischen Kunstvereins der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht wurde. Wir meinen das von der Stadt Florenz für die Ausstellung bestimmte und nunmehr gleichfalls in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrte Album, bestehend aus Photographien in Großfolio, die sich auf Dante's Leben und Zeit beziehen. Das Album, das durch einen mit dem Miniaturbildniß Dante's geschmückten und mit den Wappen der Städte Florenz und Dresden versehenen Prachteinband aus weißem Pergament geschützt wird und in einer besonderen Kiste ruht, trägt die Widmung: „La Patria di Dante alla Patria di Filalete". Zu seiner Herstellung wurde ein eigener Ausschuß von Florentiner Gelehrten ernannt. Er war zusammengesetzt aus den Herren: Prof. Augusto Alfani (Präsident), Prof. Augusto Franchetti, Prof. Isidoro del Lungo, Prof. Guido Biagi, Prof. Cesare Paoli und Dr. Morando Morandi (Secretär). Da der größte Theil der Photographien nicht neu aufgenommen wurde, sondern in dem Verlag der renommirten Firmen Alinari und Brogi bereits erschienen war, bestand die Thätigkeit des Ausschusses im Wesentlichen in der Auswahl der betreffenden Blätter. Zu sehen, wie dieselbe ausgefallen ist, darauf beruht für den deutschen Dante-Forscher das Hauptinteresse des Albums. Da jedoch die Photographien von vorzüglicher Schönheit, Klarheit und Schärfe sind, so bieten sie auch Demjenigen, der sie weniger aus speciellem Antheil an Dante, als mit den Augen des Kunstliebhabers betrachtet, reichen Gewinn dar.

Das aus 106 Blättern bestehende Album zerfällt in drei große Abtheilungen. In der ersten derselben finden wir die wichtigsten Dante-Bildnisse und -Monumente zusammengestellt; die zweite enthält die Facsimiles einiger in Florenz aufbewahrter handschriftlicher Documente zur Biographie Dante's, photographische Aufnahmen der an geschichtlichen Erinnerungen aus seiner Zeit reichsten Plätze und Bauten des alten Florenz und der Stätte in Ravenna, wo sein müder Leib die letzte Ruhe fand; in der dritten, der umfassendsten und den Kunsthistoriker am meisten fesselnden, sind die hauptsächlichsten Schilderungen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses nach Dante von der Hand italienischer Künstler von Giotto an bis auf Michelangelo vereinigt und überhaupt der Versuch gemacht, mit Hilfe der Photographie zu zeigen, auf wie weite Kreise von Künstlern der Einfluß von Dante's Gedanken sich erstreckte.

Da die Florentiner Gelehrten das in dem letzten Gutachten einer officiellen Regierungscommission als das echteste bezeichnete Porträt aus dem Codex Riccardianus nicht anerkennen, sondern dem bekannten Frescogemälde Giotto's an der Wand des Bargello den ersten Rang unter den bekannten Dante-Bildnissen einräumen, eröffnet die Nachbildung desselben das Album. Sie ist direct nach dem Originale aufgenommen, das am 21. Juli 1840 unter der Tünche entdeckt, aber durch die ungeschickte und voreilige Restauration des italienischen Malers Marini wieder verstümmelt wurde. Glücklicher Weise besitzen wir jedoch in der von der Arundel Society in London veröffentlichten Lithographie, welche auf eine vor der Restauration angefertigte Copie des englischen Malers Seymour Kirkup zurückgeht, ein für die Berichtigung der Freiheiten Marini's höchst werthvolles Document.

Nach den Ausführungen Theodor Paur's, dem wir die sorgfältigsten Untersuchungen über Dante's Porträt verdanken (vgl. Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. Bd. 2. Leipzig 1869. S. 261 fg.), lassen sich die meisten Dante-Porträts, die ihn uns als bejahrten Mann zeigen, als Nachbildungen der nach der Todtenmaske angefertigten Torrigiani-Büste in der Galerie der Uffizien zu Florenz erklären. Diese Büste, sowie eine Todtenmaske im Besitz des Baron Kirkup in Florenz, vereinigt mit der vorzüglichen Bronzebüste des Nationalmuseums zu Florenz aus

dem 15. Jahrhundert, bilden das zweite Blatt des Albums. Auf dem dritten begegnen wir dem Dante-Porträt Raphael's aus seiner Schilderung des Parnasses in den Stanzen des Vaticans, welches weit größeren Anspruch auf Aehnlichkeit machen kann, als das auf demselben Blatte enthaltene Porträt eines unbekannten Meisters aus Toscana in den Florentiner Uffizien.

Daß alle diese Bilder als authentisch angesehen werden können, beweist uns ihre Uebereinstimmung mit den Aussagen Boccaccio's in seinem Leben Dante's. Ihnen zufolge war „der Dichter von mittlerer Statur, sein Gang bedächtig, seine Haltung in späteren Jahren etwas gebückt, sein Gesicht lang, die Nase eine Adlernase, die Augen eher groß als klein, die Kinnbacken stark, die Unterlippe über die Oberlippe hervorragend, die Gesichtsfarbe braun, Haupthaar und Bart schwarz, dicht und kraus, das Aussehen des Antlitzes stets melancholisch und gedankenvoll". (Paur a. a. O. S. 286.)

Allerdings bleibt bei dieser Schilderung eine Frage ungelöst, die Erwähnung des Bartes durch Boccaccio, der sich auf keinem der angeführten Bilder wiederfindet. Doch ist die sich aus dem angedeuteten Widerspruch ergebende Schwierigkeit nur eine scheinbare, da sie sofort wegfällt, wenn man bedenkt, daß es sich zur Herstellung der Todtenmaske empfahl, den Bart abzunehmen. Ja dieses Fehlen des Bartes ist, wie Paur richtig bemerkt, ein zwingender Beweis dafür, daß die genannten Bilder alle auf die Todtenmaske als einzige Quelle zurückgehen.

Selbstverständlich haben sich die Bildhauer, welche in neuerer Zeit in Italien beauftragt wurden, Dante-Monumente zu errichten, mehr oder weniger streng an den alten Dante-Typus angelehnt. Das bedeutendste derselben ist das von E. Pazzi vor der Kirche S. Croce zu Florenz im Jahre 1865 aufgestellte. Außerdem besitzt die Stadt Florenz noch zwei weitere Denkmäler ihres großen Sohnes: das eine im Innern der Kirche S. Croce, dem Pantheon der Italiener, rührt von S. Ricci her (1829), das andere, in der Säulenhalle der Uffizien untergebracht, ist das Werk E. Demi's. Von allen dreien enthält unser Album treffliche Nachbildungen.

Wer in Florenz Dante-Erinnerungen nachgehen will, wird zuerst das Haus der Alighieri in der Via Tavolini aufsuchen. Aber auch sonst wird er in Florenz auf Schritt und Tritt an ihn erinnert werden, mag er auf der Piazza della Signoria, dem Mittelpunkt des städtischen Lebens, stehend, seinen Blick dem burgartigen Palazzo Vecchio zuwenden, von dort durch die Via Proconsolo nach dem Palazzo del Podestà, dem s. g. Bargello, wandern und nach Passirung des malerischen, mit Wappen aus alter Zeit geschmückten Hofes sich zur Betrachtung von Giotto's Fresken in die ehemalige Kapelle begeben, oder mag er an der Loggia dei Lanzi vorüber schreitend dem ehrwürdigen Ponte vecchio zueilen, um auf diesem Wege am schnellsten das Wunderwerk Brunelleschi's, den Palazzo Pitti, zu erreichen. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß das Album vorzüglich gelungene Abbildungen fast aller dieser Punkte enthält, denen sich ein prachtvolles von der Torre del Gallo im Süden der Stadt aufgenommenes Panorama von Florenz und Umgegend in sieben großen Blättern anschließt.

Aus Ravenna, wo Dante am 14. September 1321 starb, finden wir zwei Ansichten der Franziskanerkirche; eine andere zeigt uns das Innere des ihm von Bernardo Bembo durch Pietro Lombardo im Jahre 1482 neben der genannten Kirche errichteten Mausoleums.

Im Jahre 1519 erneuerten die Florentiner den schon früher wiederholt vergeblich gemachten Versuch, die Gebeine Dante's zurückzugewinnen, indem sie sich in einer von der Akademie abgefaßten Bittschrift an Papst Leo X. wendeten. Dieselbe ist in dem Album facsimilirt, ebenso wie die Seite aus dem „Libro del chiodo", auf der Dante unter der Zahl der im Jahre 1302 zur Verbannung Verurtheilten genannt wird.

Eine besondere Sorgfalt hat die Florentiner Commission offenbar auf die Auswahl der Schöpfungen italienischer Maler und Bildhauer verwandt, in denen sie einen Anklang an die von Dante in der „Divina comedia" zur poetischen Darstellung gebrachten Gedankenkreise zu erkennen meinte. Wenn sie dabei die Grenzen ziemlich weit gezogen und auch ein und das andere Werk mit aufgenommen hat, bei dem es streitig sein kann, ob wir in ihm überhaupt einen Einfluß von Dante's Dichtung zu erkennen vermögen, so verdient ihr Verfahren trotzdem Dank, weil auf diese Weise ein so prachtvoller Apparat zur Geschichte der italienischen Frührenaissance zusammengestellt worden ist, wie ihn nur wenige deutsche Bibliotheken besitzen dürften. Dazu kommt noch, daß die Frage über den Einfluß Dante's auf die bildende Kunst noch nicht erschöpfend behandelt ist und immer in verschiedener Weise beantwortet werden wird. Jedesfalls war derselbe ungemein weitreichend. Fast während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts ist er vorhanden gewesen, während er merkwürdiger Weise in der Poesie jener Zeit auch nicht an einem einzigen Punkte zu Tage tritt.

Am unmittelbarsten und kräftigsten wirkte Dante auf Giotto und Orcagna sowie auf die Maler des Campo Santo in Pisa, im fünfzehnten Jahrhundert steht ihm Signorelli am nächsten, im sechszehnten hat ihm namentlich Raphael warme Verehrung gezollt, während Michelangelo, auch hierin als ein durchaus selbständiger Geist sich bewährend, in seiner Schilderung des jüngsten Gerichtes viel weniger von Dante abhängig war, als man gewöhnlich annimmt.

Diesem Sachverhältniß entsprechend, nehmen die Reproductionen nach Giotto's Gemälden in unserem Album einen breiten Raum ein. Wir werden in die berühmte Unterkirche zu Assisi geführt und gewahren in den dortigen allegorischen Darstellungen Giotto's deutlich eine Dante'sche Stimmung. Ganz ähnlich steht es bei den Schöpfungen Andrea Orcagna's, in denen der Geist des Thomas von Aquino gleich mächtig waltet wie in Dante's Gedicht. An letzteres schloß sich Orcagna an, als er in der Capella Strozzi der Kirche Sa. Maria Novella zu Florenz eine Schilderung des jüngsten Gerichtes und des Paradieses entwarf, die wir in unserem Album in ihren verschiedenen Theilen studiren können. Dort befindet sich auch die sogenannte spanische Kapelle mit ihrem reichen Schatz von Fresken, über deren Urheber die Kunsthistoriker sich noch nicht geeinigt haben. Sie durften in dem Album nicht fehlen, denn wenn sie auch nur als Kunstleistungen zweiten Ranges angesehen werden können, so besitzen sie doch wegen ihrer streng dogmatischen Durchbildung und wegen ihres engen Zusammenhanges mit den Lehren des Thomas von Aquino eine Menge Berührungspunkte mit der Weltanschauung Dante's. Aus demselben Gesichtspunkte läßt sich die Einfügung der bekannten Schilderung von dem Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa rechtfertigen, von der nicht nur eine Gesammtansicht, sondern auch zahlreiche Details ausgewählt wurden. Dazu kommt noch das dem Andrea Orcagna fälschlich von Vasari zugeschriebene „Weltgericht" mit der berühmten Geberde des Weltenrichters, gleichfalls auf der Südwand der Halle befindlich, also wiederum ein echt Dante'scher Stoff.

Die bisher angeführten Maler gehören sämmtlich noch dem Zeitalter Dante's oder wenigstens dem 14. Jahrhundert an. Unter den Malern des 15. Jahrhunderts zeigt sich namentlich Luca Signorelli von Dante's Geist berührt. Seine großartigen Schilderungen der letzten Dinge in der Cappella nuova im Dome zu Orvieto erinnern in vielfacher Hinsicht an diejenigen Dante's, so die Predigt und der Sturz des Antichrist. Am Sockel dieser Wandgemälde aber brachte Signorelli neben einer Reihe mythologischer Scenen auch solche aus der „Göttlichen Komödie" an. Es ist also selbstverständlich, daß der Meister mit diesen seinen Werken in dem Dante-Album nicht fehlen durfte. Ebenso lag es nahe, die an der Façade des Domes zu Orvieto als Basrelief behandelte Schilderung des jüngsten Gerichts mit dem Paradies und der Hölle, das aus der Schule Giovanni Pisano's herrührt, nicht zu vergessen.

Daß Raphael Dante's Porträt in den Stanzen des Vatican zweimal angebracht hat, davon war bereits die Rede. Die Commission hat sich jedoch nicht begnügt, dieses Porträt allein in das Album einzuschalten, sondern sie bietet uns auch die Reproductionen der ganzen Disputa, der Schule von Athen und des Parnaß als Beweis dafür, wie der größte italienische Maler dem größten italienischen Dichter gehuldigt hat. Da sie auch der Ansicht zu sein scheint, daß Michelangelo bei seinem jüngsten Gericht an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle sich von der Schilderung Dante's habe beeinflussen lassen, durfte sie es nicht unterlassen, durch eine photographische Wiedergabe dieses Werkes die Zahl dieser Darstellungen aus der Zeit der Renaissance zu vervollständigen.

Weitere historische Genrebilder und Interpretationen einzelner Stellen aus der „Göttlichen Komödie" durch Künstlerhände dienen zum Beweis, daß bis in unser Jahrhundert hinein Dante's Leben und Gedicht den italienischen Malern reichen Stoff zu künstlerischen Hervorbringungen gewährt hat.

Weit weniger zahlreich als die Maler sind die Bildhauer der Renaissance in dem Album vertreten. Unter ihnen tritt Niccolò Pisano mit seinen Arbeiten an der Kanzel des Domes zu Siena am meisten hervor, während seine Reliefs an der Kanzel des

Baptisteriums zu Pisa unberücksichtigt geblieben sind. Da Niccolò Pisano diese Sculpturen weit früher schuf, als Dante sein Gedicht zur Vollendung brachte, kann man das Zurückgreifen auf ihn nur als einen Hinweis darauf verstehen, daß ähnliche Gedanken schon vor Dante die Phantasie einzelner Künstler zur Gestaltung reizten. Dagegen darf man wol annehmen, daß, als Luca della Robbia und seine Schule sich an der Schilderung des jüngsten Gerichtes und der Krönung Mariä versuchten, dies auf Grund der Bekanntschaft mit Dante's Werk geschah.

Jedesfalls dürfte aus diesen kurzen Andeutungen, die nur den Werth des Albums veranschaulichen sollen, hervorgehen, daß auf Grund dieses Materials die interessante Frage nach dem Einfluß Dante's auf die bildende Kunst der Italiener verhältnißmäßig leicht zum Austrag gebracht werden könnte, und daß Kunsthistorikern wie Danteforschern hier die Gelegenheit zu tiefer dringenden Studien geboten ist. Dafür aber gebührt der Verwaltung der Stadt Florenz allerwärmster Dank. Indem sie in begeisterter Liebe, an der wir uns in Deutschland ein leider vielfach beschämendes Beispiel nehmen können, ihrem großen Sohn ein neues Denkmal bei uns errichtete, hat sie zugleich den Studien über ihn und seine Zeit eine kräftige Förderung zu Theil werden lassen, die um so höher angeschlagen werden dürfte, je mehr der Werth bildlicher Anschauung auch in den der Kunst noch ferner stehenden Kreisen der Literarhistoriker erkannt werden wird. H. A. Lier.

Bücherbesprechungen.

☐ Lic. Dr. Schnedermann, Von dem Bestande unserer Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum. Kurzgefaßter Versuch einer neuen Darstellung der evangelischen Glaubenslehre. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Der Verf., der in Basel mit vieler Rührigkeit seine akademische Thätigkeit entfaltet und der sich als tüchtiger und gründlicher Exeget durch verschiedene exegetische Arbeiten bekannt gemacht hat, insbsondere durch mehrere für das Strack-Zöckler'sche Bibelwerk gelieferte, von der Kritik sehr anerkennend besprochene Commentare, hat sich auch auf dogmatischem Gebiete versucht. Nicht eine neue Dogmatik hat der Verf. mit diesem Werke bieten wollen, das in der Hauptsache ein Abdruck der Paragraphen ist, die der Verf. seinen wiederholten dogmatischen Vorlesungen zu Grunde gelegt hat; im Wesentlichen gehört der Verf. zur Erlanger Schule und schließt sich sowol in der dogmatischen Methode, die er anwendet, als inhaltlich in den Grundgedanken dem System des Prof. D. Frank an, der unter den neueren Dogmatikern mit Recht als eine hervorragende Autorität gilt, wenn auch der Verf. in freier und selbständiger Weise den Spuren desselben folgt und namentlich das Princip, von welchem Frank nach dem bahnbrechenden Vorgang Schleiermacher's ausgeht, die Glaubenslehre aus dem „christlichen Bewußtsein" abzuleiten, insofern in modificirter Gestalt zur Geltung bringt, als er versucht, auch gewisse Wendungen der Ritschl'schen Theologie, die er als richtig anerkennt, mit jenen zu verarbeiten. Er sucht insbesondere jenes Princip durch den Nachweis zu rechtfertigen, wie dasselbe sich durchgängig auf alle dogmatischen Sätze anwenden läßt. Die Grundlage aber, auf der ihm alle christlichen Glaubenssätze beruhen, ist der Thatbestand der Gemeinschaft mit Gott durch Christum. Die Dogmatik soll nicht Metaphysik bieten, sie soll nicht Aussagen über das an sich Seiende geben wollen, sondern das Verhältniß der Gemeinschaft des Christen mit Gott wissenschaftlich darstellen und alle christlichen Glaubenssätze in das Licht dieser Beziehung setzen, sie als „Verhältnißbestimmungen" ansehen. Allen dogmatischen Stoff, der darüber hinausgeht, hat die Glaubenslehre auszuscheiden, durch welches Verfahren sich derselbe allerdings wesentlich verringert. Es ist hier nicht der Ort, eine theologische Kritik des Buches zu schreiben; wir müssen dies den Fachzeitschriften überlassen. Wir verhehlen nicht, daß wir gegen die ganze dogmatische Methode, die hier aufs Neue und zwar mit anerkennenswerther Consequenz und Energie zur Anwendung gebracht worden ist, unsere Bedenken haben. Gewiß hat diese Methode insofern ihr entschiedenes Recht, als dadurch die Selbständigkeit der christlichen Glaubensanschauung, die bei keiner Philosophie zu Lehen zu gehen braucht, die Bedeutung der christlichen Erfahrung als der Grundlage, auf der die Thatsächlichkeit der Glaubenslehre beruht, zur Anerkennung kommt; es bleibt für alle Zeiten eine epochemachende That Schleiermacher's, daß er mit der Geltendmachung dieses Princips den Bann des Intellectualismus durchbrochen hat, der auf der Dogmatik seiner Zeit lag, und daß er damit jener Veräußerlichung und Mechanisirung der Schriftautorität erfolgreich entgegengearbeitet hat, nach welcher die Schrift zu einem vom Himmel gefallenen dogmatischen Lehrcodex, zu einer Sammlung von Beweisstellen für die verschiedenen Glaubenslehren geworden war. Allein wenn die Aussagen des frommen Bewußtseins dogmatisch fixirt werden, so läßt sich nicht verkennen, daß die Reflexion des scholastischen, dogmatisirenden Verstandes, dem der betreffende Lehrstoff bereits anderweit gegeben ist, wesentlich betheiligt ist und daß eine ganze Reihe von Glaubenslehren nur auf künstlichem Wege aus dem christlichen Bewußtsein heraus analysirt werden können. Der Verf., der sich von anderen Dogmatikern seiner Richtung dadurch wohlthuend unterscheidet, daß er die Schwierigkeiten seines Verfahrens nicht bemäntelt, hat dies an verschiedenen Stellen mit lobenswerther Offenheit zugestanden. Sodann läuft das protestantische Schriftprincip bei der dogmatischen Methode, die der Verf. befolgt, Gefahr, an seiner normativen Bedeutung Einbuße zu erleiden, indem die heilige Schrift zu einer christlichen Erkenntnißquelle secundären Ranges wird, während doch die Gewißheit der autoritativen Bedeutung der heiligen Schrift selbst zu den Grundüberzeugungen des christlichen Bewußtseins gehört, das durchaus unter ihrem Einfluß entstanden ist und besteht. Und gerade bei den wichtigsten Partien, wie z. B. bei den christologischen, muß auch die vorliegende Dogmatik auf die heilige Schrift provociren. Dem ganzen Werke spürt man's durchweg an, wie es auf eingehendem Studium und gründlicher Arbeit beruht. Es ist mit großer Nüchternheit und Besonnenheit und mit einem bei aller Positivität weitherzigen Sinne geschrieben. Der Verf. bekundet durchaus ein uneigennütziges Interesse an der Wahrheit und das Ganze ist getragen von einem Ton entschiedener, aus inneren Kämpfen erwachsener, in sich selbst gewisser Glaubensfreudigkeit, der sehr sympathisch berührt. Die Schrift ist daher unseres Erachtens ganz dazu angethan, das zu leisten, was sie beabsichtigt, „eine Handreichung zur Stärkung des Glaubens zu thun". Möge sie diesen Dienst an mancher Seele wirksam erweisen!

☐ Die Lehre der Vedanta von Gott, von der Welt, von dem Menschen und der Erlösung des Menschen. Nach den Quellen dargestellt von E. R. Baierlein. Dresden, J. Naumann. 1888. — Missionar Baierlein, der lange Zeit auf dem Missionsfelde unserer lutherischen Kirche, im Lande der Tamulen, mit großer Hingebung gearbeitet und sich hochverdient gemacht hat, benutzt in sehr dankenswerther Weise die Muße seines Feierabends von dem so mühevollen Missionsdienst, um seine Erfahrungen, die er dort gesammelt, und die Eindrücke, die er dort gewonnen, literarisch zu verarbeiten. Mit besonderer Liebe hat sich der philosophisch veranlagte Missionar in die Geistesarbeit des hochbegabten, uns verwandten Volkes hinein versenkt und die indische Philosophie, die schon vor 4000 Jahren über die höchsten Probleme des menschlichen Geistes speculirt hat, zum Gegenstand besonderen, tief eindringenden Studiums gemacht. Unter den verschiedenen Schulen der indischen Weisen ist die der Vedanta die bedeutendste. Ihre Lehre hat der Verf. mit der ihm eigenen Gabe frischer, lebendiger Anschaulichkeit und mit großer Klarheit dargestellt, die doppelt anzuerkennen ist bei der eigenthümlichen Denk- und Ausdrucksweise der Inder, welche ahnungsvollen Tiefsinn mit nicht selten hochpoetischer, kühn-phantastischer Sprache verbinden. Es sind tiefe Blicke in die göttlichen und menschlichen Dinge, welche diese Philosophie thut, und es ist ein hoher Geistesschwung, der das Denken jener indischen Weisen beflügelt. Aber so hoch auch menschliches Denken steigen mag, den Weg zum Himmel, den Weg zur Erlösung kann es doch nicht finden. Das lehrt auch die Vedanta, und so wird diese höchst interessante und lehrreiche Schrift zugleich zu einer Apologie des Christenthums.

△ Die Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über den ländlichen Wucher, die Mittel zu seiner Abhilfe, insbesondere die Organisation des bäuerlichen Credits und über den Einfluß des Detailhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungesunde Preisbildung liegen jetzt auf Grund der stenographischen Niederschriften, vom Ständigen Ausschuß des Vereins herausgegeben, gedruckt vor (Leipzig, Duncker & Humblot). Die betreffende Druckschrift bietet sogar theilweise noch etwas mehr als eine Wiedergabe der Berichte und Reden, die in der betreffenden Versammlung erstattet beziehentlich gehalten worden sind. Im Laufe der Discussion war nämlich die Redezeit auf zehn Minuten beschränkt worden und einige durch die Kürze der Zeit an Beendigung ihrer Vorträge behinderten Redner haben

mit Genehmigung der Versammlung ihre abgekürzten Auslassungen im vorliegenden Berichte entsprechend ergänzt und vervollständigt. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß seit einigen Jahren der Verein davon abzusehen beschlossen hat, über die aufgestellten Thesen abstimmen zu lassen. Seitdem pflegt der Vorsitzende am Schluß ein kurzes „Resumé der Debatte" zu geben wie der verdiente Vorsitzende Prof. Dr. Nasse aus Bonn in nicht gerade sprachgereinigter Weise festgestellt hat. Diese gedrängten Wiederholungen der Verhandlungen verdienen besonders die Aufmerksamkeit des Lesers; sie geben eine treffliche Uebersicht der Reden und Gegenreden und ein klares Bild von den erzielten Endergebnissen. Ganz besonders gilt dies von dem Vortrage des Vorsitzenden über den zweiten Gegenstand der Verhandlung, in welchem er feststellt, daß, während nach den Ergebnissen der Verhandlungen über die Wucherfrage in weiten Kreisen unseres Vaterlandes die „monopolistische" Ausbeutung der creditbedürftigen kleinen Bauern zu einer öffentlichen „Calamität" geworden sei, eine Ausbeutung der Consumenten im Kleinhandel und den anderen „distributiven" Gewerben aller Wahrscheinlichkeit als eine Ausnahme erscheine, die zu einem „notorischen" Nothstande bis jetzt nicht geführt habe und eine öffentliche staatliche Thätigkeit nicht erheische, so daß im Gegentheile die Privatindustrie zur Abhilfe der vorhandenen Uebelstände im Wesentlichen ausreichen werde. — Den Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik waren unmittelbar vorausgegangen die des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der seine diesmalige neunte Jahresversammlung in Karlsruhe abgehalten und in derselben eine Reihe bemerkenswerther Fragen aus dem von ihm gepflegten Gebiete zur Erörterung gezogen hat. Aus dem gleichfalls vorliegenden stenographischen Berichte (Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, siebentes Heft, Leipzig Duncker & Humblot) ersehen wir, daß die infolge der Beschlüsse früherer Jahresversammlungen an den Reichstag gerichtete Petition, betreffend die Heranziehung arbeitsfähiger Personen, deren Familien öffentliche Armenunterstützung erhalten, zur Arbeit innerhalb oder außerhalb des Arbeitshauses, zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet erachtet worden ist und daß Mittheilungen, welche über den Stand der Arbeiten der vom Vereine niedergesetzten Commission für das Landarmenwesen gemacht worden sind, unsere früher ausgesprochene Ansicht über die Schwierigkeiten der bezüglichen Aufgabe durchaus bestätigen. Verhandelt ist in dieser Versammlung worden über die Fragen: Geschlossene oder offene Waisenpflege; die Wohnungsfrage vom Standpunkte der Armenpflege; Fürsorge für unbemittelte Genesende; Trunksucht und Armenpflege; hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksclassen. In Bezug auf die letztere, in neuerer Zeit mit Vorliebe erörterte Angelegenheit ist schließlich von der Versammlung einstimmig ein Antrag angenommen worden, in welchem zunächst die derzeitige mangelhafte hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksclassen und die Nothwendigkeit der Hinlenkung der freiwilligen Privat- und Vereinsthätigkeit auf diese wichtige Angelegenheit betont und zur Erzielung einer durchgreifenden Abhilfe insbesondere eine Aenderung der gewerblichen Gesetzgebung in der Richtung einer Erleichterung besserer hauswirthschaftlicher Erziehung der Mädchen, größere Berücksichtigung der hauswirthschaftlichen Ausbildung im öffentlichen Unterrichte und Ergänzung des letzteren durch Fortbildungsschulen vorgeschlagen wird. Wir wollen übrigens nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß in dem soeben erschienenen I. Vierteljahrshefte des Archivs für die Gesammtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande „Die Frau im gemeinnützigen Leben" (Gera, Theodor Hofmann) Frau Mathilde Weber in Tübingen, welche bereits auf dem Wiesbadener Congresse der deutschen Volksbildungsvereine im Vereine mit dem auf diesem Gebiete längst rühmlich praktisch thätig gewesenen Fabrikant David Peters aus Neviges bei Elberfeld die Verhandlungen über die gleiche Frage durch Berichte eingeleitet hatte, Bemerkungen zu den in der Jahresversammlung des deutschen Armenpfleg-Vereins erstatteten Berichte über die hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen der ärmeren Volksclassen niedergelegt hat. In denselben fertigt die Verfasserin u. A. den Klageruf des Oberbürgermeisters Ohly in Darmstadt nach vermehrter Handarbeit der Mädchen auch in den höheren Ständen mit der Bemerkung ab, sie könne sich denselben nur damit erklären, daß der Klagende — Junggesell sei, der als solcher wohl weniger bedrängt werde durch die Ueberfülle des Angebotes verkäuflicher Handarbeiten, und sie beklagt es ihrerseits, daß die Verhandlungen in Karlsruhe ihr mehrfach den Eindruck gemacht haben, als gereiche es einzelnen der Herren gewissermaßen zu einer Befriedigung, in dem Aufbauschen weiblicher haushälterischer Untüchtigkeit — deren Vorhandensein sie aber gar nicht abzuleugnen vermag — nur einen „Prügeljungen" gefunden zu haben für den durch das Trinken der Männer verursachten Niedergang und die Verwilderung mancher ärmeren Familien. Ja, unsere deutschen Frauen sind gar empfindlich über abfällige Aeußerungen, welche sich böse Männer über das unterdrückte Geschlecht der Frauen erlauben!

C. H.— „Sphinx". Monatsschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Hübbe-Schleiden, Dr. J. U. Januar 1889. VII, 57 S. Expedition der „Sphinx" in Gera. — Die Zeitschrift „Sphinx" geht ihre einsamen, in ewigem Einerlei wie in einer Spirale sich immer wieder um sich selbst drehenden Wege weiter fort. Das vorliegende Heft enthält als eine besondere Merkwürdigkeit einen Aufsatz von Karl Kiesewetter: Das Jahr 1889, astrologisch betrachtet. Man fühlt sich hier ganz zurückversetzt etwa auf den Standpunkt von Wallenstein und Seni, wie er uns durch Schiller vorgeführt worden ist. Aus den Constellationen von Mars, Jupiter u. s. w. wird hier auch auf das laufende Jahr das Horoskop zu stellen versucht. Es soll im Allgemeinen ein unruhiges und von mancher Gefahr erfülltes Jahr, zuletzt aber doch von günstigem Ausgang, insbesondere für den deutschen Kaiser werden. Eine Reihe von wichtigen und gefahrdrohenden Lagen ist hierbei namhaft gemacht. Zwischen dem Lauf der Gestirne und den menschlichen Begebenheiten glaubt auch der Verfasser einen gewissen Zusammenhang annehmen zu dürfen. Glücklicherweise giebt er selbst seine ganze Prophezeiung nur als ein Experiment und scheint sich also im Voraus auch über das mögliche Nichteintreffen derselben zu trösten. Wir glauben auch, daß die Weltgeschichte auf der Erde durch alles dieses unbeirrt ebenso wie zur Zeit Wallenstein's ihren eigenen Weg weitergehen wird.

—r. Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen, herausgegeben von Dr. Otto Fischer. Freiberg, 1889. Commissionsverlag von Craz & Gerlach. — Das eben erschienene 1. und 2. Heft des neuen (zehnten) Bandes enthält zunächst eine sehr ausführliche und übersichtliche Zusammenstellung der für die öffentlich-rechtlichen Beziehungen zwischen dem Königreich Sachsen und der österreichisch-ungarischen Monarchie geltenden Bestimmungen aus der Feder des Amtshauptmanns v. Schlieben in Zittau. Daran schließen sich wieder Verordnungen und Entscheidungen oberster Verwaltungsbehörden, Vermischtes, Literatur und Personalnotizen. Nach einer Bemerkung in der jüngsten Nummer des Justizministerialblattes hat das königl. sächs. Justizministerium beschlossen, die Zeitschrift vom Jahrgange 1889 an sämmtlichen Landgerichten, Staatsanwaltschaften und Amtsgerichten auf Kosten seiner Cassenverwaltung zu liefern.

* Otto Spamer's Illustrirtes Conversations-Lexikon ist bis zum Artikel „Konstantinopel", welcher die 112. Lieferung abschließt, vorgeschritten. Auch die letzterschienenen Lieferungen weisen die Vorzüge auf, die wir an diesem literarischen Unternehmen zu rühmen haben, eine reiche Anzahl von Stichworten, geschickte Auswahl des Stoffes, knappe Darstellung und zahlreiche gut ausgeführte Abbildungen. Unter den bekannteren Persönlichkeiten der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, über welche die uns vorliegenden Lieferungen Auskunft geben, fehlen nicht der Pianofoeteerzeuger Kaps, der Schauspieler Klein, der österreichische Abgeordnete Knotz, — selbst dem vor einigen Jahren verstorbenen Schnellläufer Fritz Käpernick ist ein kurzer Artikel gewidmet.

J. R. Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 4 ℳ. — Es sind dies drei ältere kleinere Erzählungen des berühmten Novellisten, die in früheren Auflagen kurzweg als „Drei Märchen" bezeichnet wurden und sich vermöge dieses Titels keine rechte Beachtung verschaffen konnten. Freilich ist damit ein Unrecht an dem Dichter begangen worden; denn wenn sich gegen das Kunstmärchen Mißtrauen eingeschlichen hat, so liegt das an der dilettantischen Behandlung, die ihm vielfach zu Theil geworden ist, nicht am Charakter dieses selbst; und ein Meister, wie Storm, ist auch auf dem Gebiete des Märchens Herr. Auch sind Storm's Märchen eher als „seltsame Historien" zu bezeichnen, in denen das Ueberirdische und Unerklärbare neben dem Faßbaren einen Platz hat. „Geschichten aus der Tonne" heißen sie deshalb, weil die Knaben diese Mären einander in einer großen Tonne erzählen, deren Weltabgeschiedenheit zu dem Inhalte dessen besonders paßt, was hier geheimnißvoll berichtet wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 20. Sonnabend, den 16. Februar. 1889.

Filoteo Giordano Bruno.

Zum 17. Februar.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten)

Im Atelier des römischen Bildhauers Gaudenzo Ferrari harrt gegenwärtig die marmorne Statue eines Mannes der Aufstellung, welcher am heutigen Datum des Jahres 1600 in der ewigen Stadt den Flammentod erleiden mußte. Und auf genau demselben Platze, wo sich damals der Scheiterhaufen erhob, um einen der größten Denker Italiens zu vernichten — auf demselben Campo di Fiore ist man jetzt mit der Errichtung des Sockels beschäftigt, der das Standbild des weiland excommunicirten Philosophen von Nola tragen soll. Die Zeiten haben sich von Grund aus verändert. Abweichende Lehrmeinungen büßt Niemand mehr mit dem Leben. Es bleibt dem freien Ermessen jedes Einzelnen überlassen, sich eine Ansicht über die höchsten Dinge zu bilden. Nicht blos dem italienischen Volke, sondern aller Welt verkündet der stumme Block, dem der Meißel Ferrari's die Formen Bruno's verliehen hat, eine Thatsache von allergrößter Bedeutung, nämlich die Ohnmacht aller Gewalten gegenüber dem intellectuellen Fortschritt, der sich seine Bahn durch die Folterkammern und Scheiterhaufen hindurch bricht. Als man am frühen Morgen jenes 17. Februar die Asche Bruno's in alle Winde streute, meinte man, ein gutes Werk gethan und der Kirche einen großen Dienst erwiesen zu haben. Und nun, nach drei Jahrhunderten, erscheint der Geschmähte wieder inmitten seines Volkes und nimmt den Platz ein, der ihm damals verweigert wurde. Lebendiger und eindringlicher als es der lebende Mann thun könnte, predigt jetzt sein Standbild den Sieg des Geistes über alle Mächte der Intoleranz. Die Weltgeschichte ist auch in diesem Sinne das Weltgericht.

Giordano Bruno ist eine der interessantesten Gestalten der späteren Renaissancezeit. Er wurde um 1548 in der campanischen Stadt Nola geboren, erhielt seine erste Ausbildung auf den Schulen Neapels und trat vierzehnjährig in ein Kloster des Dominicaner-Ordens ein, wo er alsbald mit dem mönchischen Leben und Treiben in Conflict gerieth. Der Hang zu scharfsinniger Opposition scheint ihm angeboren gewesen zu sein, und ebenso besaß er eine zur Satire neigende Geistesrichtung. Beide Eigenschaften haben ihm zweifellos mehr Feinde als Freunde gemacht, so daß es erklärlich erscheint, warum er sein ganzes Leben hindurch so viel zu kämpfen und zu leiden hatte.

Mit diesen unleugbaren Schattenseiten war aber auch ein tiefes poetisches Gemüth und eine heldenhafte Tapferkeit verbunden, die ihn selbst in der Todesstunde nicht verließ.

Nachdem er von seinen Oberen von Kloster zu Kloster geschickt worden war, zerfiel er allmälig mit den Satzungen seiner Kirche vollständig, insofern er die äußere Werkheiligkeit und die Rechtfertigung durch den bloßen Glauben für nichts erachtete. Den Kern des Christenthums hat er jedoch stets unangetastet gelassen, aber in den Augen seiner kirchlichen Vorgesetzten gereichte ihm schon der Umstand zum schweren Vorwurfe, daß er die Glaubenslehren philosophisch behandelte. 1576 drohte man ihm deshalb mit einer scharfen Untersuchung, und dieser entzog er sich durch die Flucht aus dem Vaterlande. Zunächst wanderte er einige Jahre unstät in Ober-Italien umher, und als ihm auch hier der Boden unter den Füßen heiß wurde, begab er sich (1580) nach Genf. Später finden wir ihn in Toulouse, Paris und London, wo er in den Universitäten lehrt und Bücher drucken läßt, in denen er seine philosophischen Ansichten darlegt. Im Jahre 1586 betritt Bruno sogar deutschen Boden und begiebt sich nach Wittenberg, wo er etwa zwei Jahre lang blieb. Hier muß es ihm sehr gut behagt haben, wie aus einigen Andeutungen zu entnehmen ist, die wir in einer damals von ihm publicirten Schrift (Lampas combinatoria betitelt) vorfinden. In der Vorrede zu diesem Opus redet er den Senat der Universität Wittenberg folgendermaßen an: „Ihr habt mich aufgenommen und bis auf diesen Tag mit gastlichem Wohlwollen behandelt, ohne daß ich nach meinem Glauben gefragt worden, ohne daß ich mich als Bekenner eures Dogmas hätte erweisen müssen, sondern nur weil ich, mit menschenfreundlichem und ruhigem Sinne begabt, mich als einen Zögling der Musen erwies und mir den Namen eines Philosophen beilegte, dessen ich mich am meisten freuen und rühmen möchte, weil er am wenigsten Zeiten und Umständen unterworfen ist."

So erblickte er in Wittenberg ein deutsches Athen, und im weiteren Verlaufe seiner Ansprache sagt er: „Und obwol ich nach Art meines Geistes vielleicht von allzugroßer Liebe für meine Ideen fortgerissen in öffentlichen Vorlesungen solcherlei vortrug, was nicht nur das bei euch Angenommene, sondern auch die seit Jahrhunderten eingeführte Philosophie erschüttert, so habt ihr doch weder die Nase gerümpft, noch die Zähne gefletscht, oder die Backen aufgeblasen und aufs Pult geschlagen, sondern nach dem Glanz eurer Humanität und Wissenschaft habt ihr euch als echte Weise bewährt."

Bruno hielt an der Wittenberger Universität Vorlesungen, und es war ihm auch Privatunterricht zu geben gestattet.

Als er nach zweijährigem Aufenthalt sich anschickte Wittenberg zu verlassen, ließ er noch eine Abschiedsrede drucken, in welcher manches Schmeichelhafte enthalten ist, was sich auf Deutschland und seinen Gelehrtenstand bezieht. „Ist nicht Kopernikus — so ruft er aus — als Mathematiker einsichtsvoller als Aristoteles? Wer seit Hippokrates war dem Arzte Paracelsus gleich, deß Heilkunst bis an's Wunderbare grenzt? Welchen Astronomen setzt das Ausland dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zur Seite? Hier hat sich die Weisheit ihr Haus erbaut. Gebe Gott, daß die Deutschen ihre Kraft erkennen und den Sinn auf große Dinge richten, dann werden sie nicht Menschen, sondern Götter sein. Göttlich, ja göttlich ist der Geist dieses Volkes, der nur in dem nicht hervorragt, woran es keine Freude findet."

Dergleichen akademische Reden des sechszehnten Jahrhunderts sind stets etwas überladen und in ihren Lobpreisungen schwülstig. Wir müssen das also in Abzug bringen, wenn wir Bruno's Anerkennung im rechten Lichte sehen wollen. Aber selbst dann kann uns dieselbe noch immer zur größten Befriedigung gereichen. Die nämliche Abschiedsrede nimmt auch speciellen Bezug auf Luther, dessen Verdienste wie folgt hervorgehoben und ins glänzendste Licht gestellt werden. Bruno sagt von ihm: „Aber wen habe ich denn bis jetzt mit Schweigen übergangen? Es ist der, welcher es wagte dem un-

würdigen und verdorbenen Jahrhundert eine bessere Gestalt zu geben. Woher stammte dieser Herkules? Aus Deutschland, von den Ufern dieser Elbe, aus der Fülle dieses Quells. Du sahst, Luther, das Licht, du vernahmst den erweckenden Odem Gottes, du folgtest seinem Gebot, wehrlos tratst Du dem Feind entgegen, bekämpftest ihn mit dem Wort, siegtest und errichtetest aus den Waffen des Ueberwundenen ein hehres Zeichen des Triumphes."

Später begab sich Bruno nach Prag, Helmstädt und Frankfurt a. M. In letztgenannter Stadt veröffentlichte er noch verschiedene Schriften, bis er eines Tages (1591) plötzlich aus Deutschland verschwindet und einige Zeit später in Venedig wieder auftaucht, wo er im Hause eines Edelmannes Namens Giovanni Mocenigo, der ihn zu sich eingeladen hatte, Privatvorlesungen hält. Hier unter dem gastlichen Dache des vornehmen Venetianers ereilte ihn das Verhängniß. Das Andenken an seine, wie man damals meinte, kirchenfeindlichen Lehren wachte lebhaft wieder auf. Man erinnerte sich seiner Flucht aus Italien und sah darin eine indirecte Bestätigung seiner Schuld. Demgemäß schritt man zur Verhaftung des Abtrünnigen und bewirkte seine Ueberführung in die Kerkerhaft. Sieben Jahre lang wurde er zu Rom gefangen gehalten. Endlich, am 31. Januar 1600, eröffnete man ihm seine Aussichten, welche in der Alternative bestanden: zu widerrufen oder zu sterben. Bruno entschied sich für das letztere und blieb ungebeugten Muthes bis zuletzt. Den geistlichen Richtern, welche ihm das Todesurtheil verkündeten, entgegnete er die denkwürdigen Worte: „Ihr habt größere Furcht, dieses Urtheil über mich zu fällen, als ich, es entgegen zu nehmen und zu erdulden."

Deutschland verlor, wie wir gesehen haben, in Giordano Bruno einen enthusiastischen Freund und Bewunderer. Das giebt uns gegründete Veranlassung, von jener Huldigung Act zu nehmen, welche Italien gegenwärtig dem verkannten Mann zu erweisen im Begriff steht. Es verpflichtet uns auch, von den Lehren, die er mit seinem Tode besiegelt hat, Kenntniß zu nehmen, soweit dies in einem kurzen Aufsatze möglich ist.

Bruno hat eine große Anzahl lateinischer und italienischer Schriften veröffentlicht.*) Es mag sein, daß er es in denselben da und dort an der schuldigen Ehrerbietung gegen das kirchliche Oberhaupt und die geheiligten Gebräuche hat fehlen lassen. Es soll auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Schärfe seines schriftlichen Ausdrucks gelegentlich die Form directer Beleidigungen annimmt, aber dies ist in seinem übereifrigen, leidenschaftlichen Naturell begründet, mit dem wir es heute (nach beinahe dreihundert Jahren) nicht mehr zu thun haben. Augenblicklich können uns nur noch seine philosophischen Ansichten interessiren, und bezüglich dieser dürfte er höher gestanden haben, als irgend einer seiner Zeitgenossen.

A. Lasson**), ein trefflicher Kenner der Schriften Bruno's, charakterisirt die Art und Weise des letzteren sehr zutreffend, wenn er behauptet, daß es demselben nicht sowol auf einen systematischen Vortrag seiner Lehren, als vielmehr auf poesievolle Schilderungen und begeisterte Hinweise auf die Größe Gottes und der Welt ankomme, um den Menschen aus der Alltäglichkeit herauszureißen und ihn mit lebendigem religiösen Gefühl zu erfüllen. Zu diesem einzigen Zwecke benutzt er seine staunenswerthe Gelehrsamkeit und sein großes Talent des sprachlichen Ausdrucks, welches wir an ihm bei jeder Gelegenheit bewundern müssen. Aristoteles, Plotin und Lucrez sind offenbar seine Lehrmeister gewesen, und von den Neueren scheint der „göttliche Cusaner" (Nikolaus Cusanus) von besonderem Einflusse auf seine Denkweise gewesen zu sein — aber er hat die Lehren seiner Vorgänger selbständig durchdacht geläutert und dem Geiste des fortgeschritteneren Zeitalters angepaßt, so daß wir ihm nirgends die Originalität der Auffassung und Darstellung absprechen können. Ich greife aus einigen seiner Schriften solche Stellen heraus, welche mir hauptsächlich dazu geeignet erscheinen, den Leser in die Denkweise Bruno's einzuführen.

Gott ist ihm das Sein in allem Dasein, aller Wesen Quell und die innere schöpferische Natur der Dinge. In ihm leben, weben und sind wir. In der 1584 erschienenen Abhandlung „Ueber das Unendliche, das Universum und die Welten" spricht er sich am großartigsten über das Walten Gottes und die Unermeßlichkeit der Schöpfung aus. In der Dedication dieser Schrift an den französischen Gesandten in London, Hrn. de Mauvissier, kommt ein Passus vor, der uns einen Blick in das Herz Bruno's gestattet und aus dem hervorgeht, mit welchem Ernste er sein Lehramt versah. Es heißt dort: „So sei mein Gott mir immer gnädig und so seien mir günstig alle Beherrscher der Welt, auf daß meiner Arbeit glorreiche und nützliche Frucht erwachse, den Geist erweckend und das Gefühl erschließend Denen, die des Lichtes beraubt sind. Und sollte ich irren, so thue ich es unwissentlich, wenn ich rede und schreibe, so streite ich nicht um des Satzes willen an und für sich genommen, sondern aus Liebe zur wahren Weisheit und aus Eifer für wahre Beschaulichkeit ring' ich, quäl' und kreuzige ich mich."

In solcher Stimmung geht der damals Geschmähte und Verachtete an sein Werk und sucht bei seinen Zeitgenossen eine der Größe Gottes würdige Weltanschauung zu erwecken. Wer würde wol heutzutage einen Anstoß in folgender schönen Stelle finden können: „Gott ist die wirkende Ursache aller Ursachen, Grund und Ziel alles Strebens, der Ordner der Elemente; er ist in Allem und Alles ist in ihm. Als der Mittelpunkt des Lebens sieht er nichts an, sondern Alles ein, er steht nicht neben den Dingen, sondern in denselben. Seiner Gegenwart mag kein Ding entfliehen, so wenig als der eigenen Wesenheit. Alles, was ist, ist Er, er hat keinen Namen oder alle Namen. Er allein ist der Seiende, das allerleuchtende und allsehende Licht, die ewige Macht, die jedem Dinge seine Eigenthümlichkeit verleiht und sie alle trefflich ordnet; und so verkündigen sie durch die Größe ihres Lebens und Wirkens mit unzähligen Stimmen die Herrlichkeit und unendliche Majestät ihres Urhebers."

Das klingt wie ein Lobgesang aus dem Munde eines alten Psalmisten, und nicht wie die Worte eines Mannes, den man verwerflicher Lehren halber unschädlich machen muß. Nur die allertraurigste Einseitigkeit der Beurtheilung konnte in den Lehren Bruno's etwas Kirchenfeindliches erblicken.

Allerdings war unser Philosoph ein enthusiastischer Vertreter und Verkünder der damals neuen Kopernikanischen Lehre, wonach die Erde ein Planet unter anderen Planeten ist und keineswegs einen bevorzugten Platz im Mittelpunkte des Universums einnimmt. Wie ihre Schwesterplaneten, so bewegt sie sich um die Sonne und um sich selbst — die ptolemäischen Sphären existiren nicht. Von diesen Wahrheiten, die heut zu Tage jeder Knabe auf der Schulbank eingeprägt erhält, erwartete die Kirche des 16. Jahrhunderts ihren Untergang. Welche Kurzsichtigkeit und welche Uebereilung!

Bekanntlich hat die schwer verketzerte Lehre von der Erdbewegung (und die astronomische Wissenschaft überhaupt) in der Folge nur Gutes gestiftet. Denn sie hat unseren Begriff von der Größe des Weltalls und die Ehrfurcht vor dem Urheber desselben unendlich erhöht. Damit wurde also das religiöse Gefühl keineswegs untergraben, sondern vielmehr gestärkt. Und die Kenntniß davon, daß die Gestirne gesetzmäßig geregelte Bahnen am Himmel beschreiben, gab der Vermuthung Raum, daß auch die unscheinbaren Vorgänge gesetzlichen Normen unterworfen seien. Auf diese Weise wurde die Astronomie die Mutter und Vorläuferin aller übrigen Naturwissenschaften. Bruno spricht es in der bereits citirten Schrift klar aus: daß die Veränderungen der Dinge so beständig und gesetzmäßig seien „wie der Lauf der Gestirne". In dieser Erkenntniß liegt der Keim, welcher sich in der Folge (und hauptsächlich in unseren Tagen) so mächtig entfaltet hat. Das, was wir heute jeden Augenblick experimentell beweisen und belegen können, die Wahrheit nämlich, daß eine durchgehende Ordnung und Harmonie im Universum herrscht, welche keine Ausnahmen statuirt — diese Wahrheit wurde von Giordano Bruno zum ersten Male in philosophischer Begeisterung verkündet. Dem Alterthum sowol wie dem scholastischen Mittelalter war eine solche Auffassung des Naturwaltens ganz fremd. An den verschiedensten Stellen seiner Schriften weist Bruno immer und immer wieder auf jene unverbrüchliche Ordnung hin, indem er zugleich gegen Diejenigen polemisirt, welche nicht die Vernunft der Natur, sondern die Natur der Vernunft anpassen wollen. Es ist also die Auffassung des Universums als eines von Gesetzen beherrschten Totalorganismus, eines bis ins Kleinste hinein geregelten Getriebes, welche Bruno vertritt und zum ersten Male in den Gedankenkreis seiner Zeitgenossen hineinverpflanzt. Hierin beruht die geistige Größe des Mannes, an den wir heute zurückdenken. Er steht vor uns mit seiner Leidenschaftlichkeit und seinen Schwächen, aber auch mit der ganzen Macht seines Genius, der ihm eine höhere Idee von der gesammten Natur und der Stellung des Menschen zu ihr voraussschauend ahnen ließ. Vieles in Bruno's Schriften ist Schlacke;

*) Ein Verzeichniß derselben findet man in dem bekannten Werke von M. Carrière: Die philos. Weltanschauung der Reformationszeit. 1847. S. 490—492.

**) Giordano Bruno. Preuß. Jahrbücher. 25 Bd. 1883.

aber das Gold seiner großen Gedanken blitzt unverkennbar daraus hervor. Ein schönes Sonett, welches von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt ist, mag schließlich noch dazu dienen, uns das Bild Bruno's lebhaft vor unser geistiges Auge zu stellen. Der Dichter-Philosoph sagt mit directem Bezug auf sich:

Ursach' und Grund und Eins von Ewigkeiten,
D'raus Sein, Bewegung, Leben all' entspringen,
Durch alle Länge, Breite, Tiefe dringen,
Ob wir durch Himmel, Erd' und Hölle schreiten:
Mein Geist, Sinn und Verstand bezwingt die Weiten,
Die That und Maß und Rechnung nicht bezwingen,
Gesetze, Kraft und Zahl, die ihre Schwingen
Ob allem Untern, Mittlern, Obern breiten
Nicht blinder Wahn der Zeit, des Schicksals Tücke,
Nicht off'ne Wuth, noch Hasses gift'ges Flüstern,
Nicht Bosheit, roher Sinn und freches Trachten
Vermögen je den Tag mir zu verdüstern,
Mir zu verschleiern meine hellen Blicke,
Noch meiner Sonne Glanz mir zu umnachten.

Aus dem Burgtheater (1818—1837).*)

Bei der Zusammenfassung der Erscheinungen einer ganzen Kunstperiode in ein kurzes Urtheil begegnet es leicht, daß dieses in zu einseitiger Weise günstig oder ungünstig ausfällt. So ist es z. B. hergebracht, die Direction Schreyvogel's als reine Blüthezeit des Wiener Burgtheaters, die unmittelbar darauf folgende Directionsperiode Deinhardstein dagegen nur als Zeit des Verfalls zu betrachten, dort nichts als Licht, hier fast nur Schatten zu sehen. Wie wichtig aber auch die Bedeutung des geistigen Leiters eines solchen Theaters für die von demselben zu erreichende Stufe der Vollkommenheit sein möchte, so ist es doch eine viel zu zusammengesetzte, verwickelte und abhängige Unternehmung, als daß eine einzige Persönlichkeit darüber völlig entscheiden könnte. Es ist daher von großem Werthe, daß von Zeit zu Zeit glaubwürdige Mittheilungen ans Licht treten, die uns gestatten, dergleichen rund lobende, oder absprechende Urtheile, die sich mit der Zeit durch Ueberlieferung in der Geschichtschreibung festgesetzt haben, an der Hand der wirklichen Thatsachen zu prüfen. Zu diesen werthvollen Mittheilungen gehören nun auch die kürzlich im Drucke erschienenen „Tagebuchblätter des Hofschauspielers Carl Ludwig Costenoble" in Bezug auf die beiden vorerwähnten Directionsperioden des Wiener Hofburgtheaters.

Der am 28. Dec. 1769 zu Herford geborene Schauspieler Costenoble, welcher sich unter den Augen des berühmten Schröder entwickelte und, dem Wiener Burgtheater fast ein Vierteljahrhundert, von 1818—1837, als Hofschauspieler und Regisseur angehörend, zu dessen vorzüglichsten Darstellern im komischen Charakterfach zählte, hatte schon frühzeitig begonnen, tägliche Aufzeichnungen von seinen Erlebnissen und künstlerischen Erfahrungen zu machen. Er selbst hat davon nur den die Kindheit umfassenden Theil unter dem Titel „Skizzen aus meinem Leben" in Pietznigg's „Mittheilungen aus Wien" veröffentlicht. Auszüge aus der bis zum Jahr 1798 reichenden Jugendgeschichte Costenoble's erschienen 1838 in Aug. Lewald's „Allgem. Theaterrevue". Die Herausgeber der vorliegenden „Tagebuchblätter", Dr. K. Glossy und J. Zeidler, haben sich dagegen auf die von Costenoble in Wien verlebte Zeit beschränkt, nicht ohne eine bedauerliche Lücke, da es ihnen nicht gelang, die aus den Jahren 1825—1830 herrührenden Blätter ausfindig zu machen. Sie haben, wie sie sagen, nur ausgeschieden, was von rein persönlichem oder reinem Tages-Interesse war, dagegen alles aufgenommen, was in irgend einer Beziehung zur Geschichte des Theaters, insbesondere des Wiener Burgtheaters steht.

Der Vorzug dieser Mittheilungen besteht hauptsächlich darin, daß sie mit sichtbarer Unbefangenheit von einem einsichtsreichen, sachverständigen Manne, dem es Ernst mit der Kunst, der er diente, war, unmittelbar unter dem Eindrucke geschrieben sind. Ich will nicht behaupten, daß alle seine Urtheile unanfechtbar seien, aber fast nirgends macht sich dabei ein persönliches Interesse bemerkbar und es nimmt sehr für ihn ein, daß er über sich selbst fast noch strenger urtheilt, als über Andere, und diejenigen seiner Urtheile, welche anfangs entschieden von denen der Zeitgenossen abwichen, durch die Zeit ihre Bestätigung fanden. Ich will dafür nur auf Raimund hinweisen, der von der Wiener Bevölkerung lange verkannt wurde und nicht nur unter der Bevorzugung eines wirklichen Talentes wie Ignaz Schuster, sondern selbst unter der eines gemeinen Possenreißers wie Carl sehr zu leiden hatte. Costenoble schätzte in ihm sofort und mit nicht zu beirrender Beharrlichkeit den fast alle seine Mitstrebenden überragenden großen Schauspieler. Auch in dem jungen Fichtner, der damals nur wenig beachtet am Wiener Theater spielte, erkannte er sogleich den Beruf für das Burgtheater. Und ebenso prophezeite er der Schröder-Devrient nach dem ersten Versuche in der Oper eine glänzende Zukunft, wie er auch wieder einer der ersten war, der in der nur 14jährigen Wildauer das Talent erkannte und zu fördern suchte.

Als Costenoble nach Wien kam, war Schreyvogel Theatersecretär, Hofrath v. Fuljod zweiter, der Oberstkämmerer v. Wrbna erster Director und, da dieser alt und bequem wurde, der Finanzminister Graf Stadion der wirkliche oberste Chef des Hofburgtheaters. Von den damals daran wirkenden Schauspielern sind Ochsenheimer, Korn, Krüger, Koch, Sophie Schröder, Julie Löwe und Mad. Korn als wahrhaft bedeutend hervorzuheben. Besonders hoch stellte er Korn. Er nennt ihn den ersten wirklichen Hamlet, den er gesehen. Doch erkannte er auch, daß man ihn oft gesehen haben müsse, um ihn nach seinem vollen Werthe schätzen zu können. Von größter Bewunderung ist er für Sophie Schröder erfüllt. Neben ihr sind ihm alle Anderen keine Künstlerinnen, sondern nur angenehme Schauspielerinnen. Ganz im Gegensatz zu Laube, welcher behauptet, daß ihr zur Sappho ein Hauptelement gefehlt habe, sagt Costenoble: „Jedes Theater, welches keine Schröder zur Sappho hat, wird diese moderne Antike bald auf die Seite legen müssen." Dagegen fand er, daß sie für das Conversationsstück nicht die nöthige Vornehmheit, nicht den zugleich edlen und leichten Ton der großen Welt gehabt habe. Sie selbst bezeichnete einmal ihm gegenüber ihre eigentliche Grenze mit den Worten: „Mit der verfluchten Imperiali weiß ich gar nichts anzufangen. Alle Hände am Leibe geniren mich. Wenn ich so eine Griechin vorstellen und einen Mantel um mich herumschlenkern und die Arme hier und dahin werfen kann, so bin ich in meinem Elemente." Im Jahre 1821 trat das Ehepaar Anschütz, ein Jahr später Wilhelmi und Sophie Neumann, 1824 die Fichtner's hinzu. Ueber Sophie Neumann weicht Costenoble's Urtheil auffällig von dem seiner Zeitgenossen ab, welches von Laube mit so viel Wärme vertreten wird. Nicht, daß er ihr Talent und glänzende Mittel abspräche. Allein er vermißt an ihrem Spiele nicht selten Tiefe und Wahrheit. Es sei oft wenig mehr als ein flüchtiges Brillantfeuerwerk. Ihre Eboli gilt ihm nicht den tausendsten Theil von der der Schröder und ihre „Donna Diana" veranlaßt ihn zu der Bemerkung, daß „Richtigsprechen noch lange kein geistiges Fühlen der Rolle" sei. Er hält sie für überschätzt und kommt immer wieder auf dieses Urtheil zurück.

Schon im Juni 1820 trat eine herabsetzende Schrift über das Burgtheater hervor. Auch Grillparzer sprach diesem damals Künstlerschaft ab. 1823 wurden die Schauspieler des Burgtheaters wieder wegen ihrer Klag- und Jammermanier angegriffen. Und Costenoble räumt ein, daß daran etwas Wahres sei. Er selbst klagt wiederholt über die Neigung zum Dehnen. 1824 begegnet er sich mit der Schröder in der Klage über die Halbheit und Hohlheit des damaligen Kunstlebens. Daneben fehlt es nicht an Berichten über einzelne ungenügende Vorstellungen.

Man sieht, es fehlte auch in jener Zeit nicht an Schatten. Wie berechtigt diese oder ähnliche Klagen aber auch immer gewesen sein mögen, so bleibt doch zu beachten, daß damals das Urtheil der Theaterbesucher ein viel strengeres und dabei rücksichtsloseres war, als heute, ja nicht selten willkürlich ausschweifte. Obschon dem Schauspieler des Burgtheaters verboten war, dem Hervorruf Folge zu leisten, wurde von dem lauten Ausdruck des Tadels doch der freieste Gebrauch gemacht, nicht selten an unrechter Stelle. Auch sind jene Klagen meist nur in Bezug auf das Einzelne gerechtfertigt. Im Ganzen nahmen damals die Darstellungen des Burgtheaters vielmehr wirklich einen sehr bedeutenden Rang in den Gesammtleistungen der deutschen Bühne ein.

Schreyvogel war ohne Zweifel ein Mann von Geist, umfassenden Kenntnissen, durchdringendem Urtheil und von wahrer Liebe zur Kunst, dem lebhaftesten Pflichtgefühle beseelt. Allein auch er war nicht ganz frei von störenden Eigenschaften, die sich mit dem Alter, zunehmender Kränklichkeit und wachsendem Widerstande steigerten. Er hatte das Glück, zunächst an dem Grafen

*) Tagebuchblätter des weil. k. k. Hofschauspielers und Regisseurs Carl Ludwig Costenoble. Wien, C. Konegen 1889.

Stadion und dem Hofrath v. Fuljod zwei Männer von Einsicht und Wohlwollen zu Vorgesetzten zu haben, die, seinen hohen Werth erkennend, ihm einen großen Einfluß auf ihre Entschließungen einräumten, so daß er bald eine entscheidende Stellung gewann. Costenoble, der die größte Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und geistigen Ueberlegenheit hatte, bemerkte jedoch bald, daß persönliche Voreingenommenheit bisweilen sein Urtheil in einem Grade trübte, um selbst das Verkehrteste loben zu können. Auch die wechselnde Ungleichheit seines Betragens trat zeitig hervor. 1821 war Graf Dietrichstein an Stelle des Grafen Stadion, Hofrath v. Mosel an die Fuljod's getreten. Beide erwiesen sich völlig unfähig. Gleichwol gewann Schreyvogel erst nach und nach wieder größeren Einfluß. Seine Vorliebe für Anschütz, sowie später für Löwe, macht sich besonders in Bezug auf Ersteren in einer die Besetzung der Stücke bisweilen schädigenden Weise geltend. 1824 scheint aber die Alleinherrschaft Schreyvogel's wieder gesichert gewesen zu sein. Obschon er für kalt galt, zeigte er doch fast bei jeder wichtigeren Gelegenheit große Billigkeit und neben einer oft bis zur Grobheit sich steigernden Schroffheit ein theilnehmendes Herz. Durch den gegen Ende 1824 erfolgenden Rücktritt Dietrichstein's, der durch den Grafen Czernin ersetzt wurde, einen alten, stolzen, eigenwilligen Herrn, der keinen Widerspruch duldete und Alles allein entscheiden wollte, wurde Schreyvogel's Stellung plötzlich zu einer sehr schwierigen und es ist zu bedauern, daß gerade jetzt in den Tagebuchblättern sich die im Eingang erwähnte Lücke zeigt. — Schreyvogel's Vorliebe für Sophie Müller machte ihn ungerecht gegen die Schröder. Die Entlassung der Letzteren war, wie diese behauptet, ausschließlich sein Werk. Sie hat es ihm nie vergeben. Sophie Müller sollte sich aber dieses Triumphes auch nicht zu lange erfreuen. Sie starb 1830. Die damals in der ersten Blüthe ihres Talents stehende Julie Gley, spätere Rettich, trat an ihre Stelle. Bald darauf wurde auch die Peche gewonnen.

Um diese Zeit sprach Löwe sich folgendermaßen über Schreyvogel aus: „Dieser kluge Mann bleibt ein ewiges Problem. Er gleicht dem fabelhaften Chamäleon, bald ist er gemüthlich, bald despotisch, bald sanft und theilnehmend, bald wieder eisern hart und leidenschaftlich streng." Schreyvogel begann plötzlich alt, kränklich, vergeßlich zu werden und wollte doch Alles allein machen. Reibungen mit dem Grafen konnten umsoweniger ausbleiben, als er in seinen Aeußerungen nicht vorsichtig genug war. Der Graf begünstigte die Peche, Schreyvogel die Rettich und gerade daß er, um dem Grafen vielleicht gefällig zu sein, der Peche einmal zu einem schönen Anzug für eine neue Rolle verhalf, trug ihm eine empfindliche Bloßstellung von Seiten des Grafen ein, der, wie er alle seine höheren Beamten nacheinander aus ihren Stellen verdrängte, wol nur nach einem Vorwande suchte, den unbequemen Schreyvogel ebenfalls los zu werden. Doch auch der Regie wurde dieser nach und nach unbequem, weil sie der Graf für den langsamen und schlechten Geschäftsgang verantwortlich machte. Bei einer solchen Gelegenheit äußerte Costenoble, daß Manches besser gehen würde, wenn man der Regie etwas mehr Macht einräumte. Bei aller Einsicht fehle es dem Theatersecretär doch bisweilen an Umsicht. Er sei kränklich, hinfällig, vergeßlich und doch wolle er Alles allein machen. Der Graf räumte Schreyvogel's Scharfsinn und Urtheilskraft ein, zog aber umsomehr dessen Geschäftsfähigkeit in Zweifel. In der That mehrten sich damals die Klagen über Rückgang des Burgtheaters. Schon 1830 hatte sich Schreyvogel über Aufsätze in auswärtigen Blättern zu beschweren, die von keinem Anderen als Zedlitz herrühren könnten. Zedlitz stellte es auch nicht in Abrede und beharrte dabei, daß das Burgtheater im Rückgange begriffen sei. Noch stärker sprach damals Löwe sich hierüber aus. Ende 1831 ging bereits das Gerücht, daß Graf Czernin den „eigensinnigen" Schreyvogel zu entfernen gedenke. Baron Forstern schien dazu ausersehen, ihn zu ersetzen. Am 28. Mai erfolgte die Pensionirung. Die eigenmächtige Besetzung eines neuen Stücks soll dazu den Vorwand gegeben haben. Nur wenige Wochen später wurde Schreyvogel ein Opfer der Cholera. Nicht Wenige aber legten dem Grafen Czernin den Tod des hochverdienten Mannes zur Last. Natürlich erregte das tragische Schicksal desselben die lebhafteste Theilnahme. War aber unter den dermaligen Verhältnissen der Rücktritt und Tod dieses Mannes auch wirklich ein so schwerer Verlust für das Burgtheater, wie man vielfach behauptet hat? Ein tieferer Einblick in jene Verhältnisse läßt erkennen, daß Schreyvogel im Kampfe mit einem Manne wie Graf Czernin nicht mehr die Kraft besaß, dem Burgtheater einen neuen bedeutenden Aufschwung zu geben. Gewiß reichte der leichtfertige, oberflächliche Deinhardstein, welcher an seine Stelle trat, noch lange nicht an das heran, was Schreyvogel selbst im Verfall seiner Kraft noch war, geschweige an die Bedeutung von dessen früherer Zeit. Verhängnißvoller als sein Verlust und der schwächliche Ersatz, den er fand, drohte dem Burgtheater aber doch erst der am 2. März 1835 erfolgende Tod seines bisherigen Schützers, des Kaisers Franz, zu werden, der ein eifriger Liebhaber des Schauspiels gewesen war, während sein Nachfolger und besonders die junge Kaiserin die italienische Oper und das Ballet begünstigten. Wenn gleichwol das Burgtheater noch längere Zeit nicht in dem Maße zurückging, als Viele behauptet haben und noch heute behaupten, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß bei einem so großen Vereine ausgezeichneter Künstler Tradition und künstlerischer Geist doch zu mächtig sind, um ein plötzliches Sinken zuzulassen. Auch trugen noch andere günstige Umstände mit dazu bei. Zwar ging unmittelbar nach dem Rücktritte Schreyvogel's Julie Gley dem Burgtheater wieder verloren, allein es erhielt fast gleichzeitig in La Roche eine neue bedeutende Kraft und in der Fournier eine immerhin brauchbare Darstellerin. Auch Sophie Schröder wurde damals wieder zurückgewonnen. Wichtiger aber noch war, daß Graf Czernin am 30. März 1835 von seiner Stelle zurücktrat und der neue Bühnenleiter, Landgraf Fürstenberg, ein einsichtiger, vom besten Willen beseelter Mann, zwar manche sonderbare Einfälle hatte, aber gutem Rathe jederzeit zugänglich war. Er war ein Gegner der modernen Tragödie und begünstigte das Conversationsstück. Ich finde jedoch nicht, daß er deshalb erstere allzusehr eingeschränkt hätte. Er war für die unzweckmäßige Maßregel des Alternirens, das aber schon unter Schreyvogel eingeführt worden war. Wohlthätig mußte es jedenfalls einwirken, daß er sich gegen das rasche Abspielen der neuen Stücke, sowie gegen das Dehnen und Schreien der Tiraden erklärte und auf strenges Memoriren und genaues Zusammenspiel drang. Ein weiteres Verdienst war die Wiederanstellung von Julie Rettich. — Fast mit dem Schlusse der Tagebuchblätter fällt eine Beurtheilung des Burgtheaters aus der Feder des spitzen und scharfen Glasbrenner zusammen, der Costenoble in vielen Beziehungen zustimmte und die deutlich erkennen läßt, daß dieses Institut damals von seinem früheren Glanze noch nicht zu viel eingebüßt hatte.

Schon aus diesen wenigen Mittheilungen geht aber hervor, welche reiche Fundgrube die Costenoble'schen Tagebuchblätter für den späteren Theatergeschichtschreiber sind. R. Prölß.

Bücherbesprechung.

○ Kirchengeschichte für das evangelische Haus von Friedrich Baum. Zweite Auflage in vollständiger Neubearbeitung herausgegeben von Christian Geyer. Mit ca. 500 Vollbildern, Textabbildungen und Beilagen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen. 1889. Erste Lieferung. 224 S. — Für das evangelische Haus ist diese Kirchengeschichte bestimmt, und wenn die beiden nächsten Lieferungen, mit denen Ostern d. J. das ganze Werk zum Abschluß kommen soll, der vorliegenden ersten gleichen, so kann das Buch als ein ebenso gediegenes und unter Berücksichtigung seiner trefflichen Ausstattung billiges (alle drei Lieferungen: 10 ℳ 80 ₰) dem evangelischen Hause warm empfohlen werden. Besonders dürfte es sich als Geschenk für reifere Confirmanden eignen, und es wäre zu wünschen, daß das Werk sowol als Confirmationsgeschenk wie auch auf anderem Wege Eingang fände in recht viele Häuser, damit die Kenntniß der Kirchengeschichte in der evangelischen Gemeinde zunähme und dadurch das christliche und kirchliche Leben der Gegenwart Förderung empfinge. Verdient doch auch die vorliegende zweite Auflage der Baum'schen Kirchengeschichte eine günstige Aufnahme, denn sie ist nicht blos in Format, Papier und Illustrationen von der ersten völlig verschieden, sondern auch im Texte. Zumal die alte und mittelalterliche Kirchengeschichte ist viel ausführlicher und gründlicher denn in der ersten Auflage behandelt, ohne daß dadurch die Wärme und Klarheit geschwunden wären, welche das Buch bei seinem ersten Ausgange in die Gemeinde auszeichneten. Sehr eingehend ist Alles behandelt, was sich auf Gottesdienst, Kunst, Kirchenbau und Schmuck bezieht, während der Lehrentwicklung und Verfassung der Kirche ein mäßiger Raum gewährt ist. Indeß gerade durch dieses Verfahren in der Behandlung des kirchengeschichtlichen Stoffes dürfte das Werk für den weiten Leserkreis des evangelischen Hauses an genußreichem Inhalt und an fesselnder Kraft gewonnen haben, zumal reiche und trefflich ausgeführte kunstgeschichtliche Illustrationen den Text begleiten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 21. Dienstag, den 19. Februar. 1889.

Ein chinesischer Socialrevolutionär.

Von Otto Julius Bierbaum.

Es ist in diesen Blättern bereits schon einmal darauf hingewiesen worden, daß China nicht allein das classische Land moderner patriarchalischer Regierungsform, sondern auch das eigentliche Revolutionsland der Erde im umfangreichsten Maße ist.*) Es wurde bei dieser Gelegenheit auch der scharfe socialistische Wesenszug dieser Umwälzungsversuche im Reiche der Mitte und damit die geradezu Grauen erregende Furchtbarkeit dieser Hungerrevolten hervorgehoben, sowie die Thatsache, daß alle diese Erhebungen, selbst diejenigen, welche einen Dynastiewechsel bewirkten, sich zusammensetzen aus zahlreichen Zusammenrottungen von Räuberbanden. In diesem Aufsatze wurde bereits eines Mannes mit Namen Chang-hsien-chung gedacht, welcher Herr des revolutionären Südens war, während Li-tsze-ching, wie dort geschildert wurde, die Fahne der Rebellion bis in die geheiligten Räume der Kaiserstadt zu Peking trug und die Familie der Ming vertrieb. Dieser Chang-hsien-chung scheint, wie aus Unterhaltungen des Verfassers mit einem in Berlin am orientalischen Seminar als Lehrer thätigen Pekinesen hervorging, noch heute in China die Rolle des „schwarzen Mannes" zu spielen, dieselbe pädagogische Schreckensrolle, zu welcher unsere Mütter wol den „Russen" benutzten oder die Mütter der kleinen Quiriten den Hannibal ante portas, heutige Französinnen vielleicht den augenbrauen-buschigen Reichskanzler Bismarck. Wenn man bedenkt, an welches Maß von menschlicher Grausamkeit die Söhne der „blumigen Mitte" gewöhnt sind, so muß man sich füglich von einem Manne, der selbst diesen seelisch abgehärteten Leuten einer erhöhten Stellung im Reiche des Scheußlichen würdig erscheint, einen ganz besonders entsetzlichen Begriff machen. Und in der That, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn man sämmtliche Schreckensmänner der antiken, mittelalterlichen und modernen europäischen Geschichte neben einander stellte, doch nicht das Maß von Furchtbarkeit herauskäme, welches diesem chinesischen Schreckensmann selbst unter seinen vielen vaterländischen Genossen noch eine hervorragende Stellung zuweist. Auch bei ihm erklärt sich das Uebermaß der mitleidlosen, blindwüthenden Furchtbarkeit in erster Linie aus seinem Charakter als Socialrevolutionär. Ginge dies nicht aus Allem hervor, aus der Entstehung seiner Erhebung sowol, wie aus ihrer Entwickelung, so könnten wir es aus einer Anekdote entnehmen, mit welcher die Chinesen offenbar den tieferen Grund seines entsetzlichen Wesens kennzeichnen wollen. Es ist das eine Art chinesisch-socialen Hannibalschwures, der hier nach der Erzählung des erwähnten chinesischen Lehrers in Berlin seinen Platz finden möge. Nach dieser Mittheilung, welche sich auf chinesische Geschichtswerke stützt, war Chang-hsien-chung der Sohn eines Pelzhändlers, ein Kaufmann also, nicht angehörig dem bevorzugten Stande der Beamten, d. h. Gelehrten. Als solcher besuchte er in seiner Jugend mit seinem Vater einmal den Markt in einer Stadt der Provinz Sö-chuan. Ein hoher Provinzialbeamter, der einen Pelz beim Vater Chang-hsien-chung's kaufen wollte, fand den Preis zu hoch und tractirte deswegen Vater und Sohn mit Schlägen. Damals soll es sich der spätere „König des Westens" (hsi-wang) zur Lebensaufgabe gemacht haben, Rache zu nehmen an den Bevorrechteten, vorzüglich an der Provinz, in welcher er diese Beleidigung erdulden gemußt. Das ist die ganze Geschichte. Die Chinesen messen ihr aber eine riesige Bedeutung für die späteren Thaten des ehemaligen Pelzhändlers bei, und Thatsache ist es, daß ihn eine ganz besondere, geradezu bestialische Wuth gegen jene Provinz erfüllte. Jedenfalls geht aus ihr hervor, daß den Bluthaten Chang-hsien-chung's Motive socialistischer Bestrebungen zu Grunde liegen, wenn wir auch noch andere Momente und zwar psycho-pathologische dabei annehmen müssen. Die unsinnige, rasende Schlächterwuth des einen Mannes, der ohne das mindeste Gefühl der Milde und des Mitleids eine Hekatombe Menschenopfer nach der anderen seinem Rachedurst bringt, der ein Land, größer als Frankreich, zu vernichten, auszurotten sich vornimmt — Lebendes und Lebloses, Menschen, Thiere, Pflanzen, Früchte, jede Stadt, jedes Dorf, jede Hütte —, der, ohne einen weiteren Grund als den Haß seiner Seele gegen alles Menschliche und die wilde wüthende Lust am Tödten, selbst das hinschlachtet, was ihm menschlich lieb und theuer sein müßte, seine Frauen: dieser Paroxysmus der Mordwuth, die im Tödten und Vernichten einen Genuß zu finden scheint, — wir können ihn höchstens als Wahnsinn ganz begreifen. Und andererseits, wie sollen wir es verstehen, daß Millionen von Menschen, Hunderttausende von Bewaffneten darunter, diese Herrschaft des wahnsinnigsten Schreckens ertragen, daß unter all' diesen grausam geknechteten, ewig in unmittelbarer Todesgefahr schwebenden Menschen sich nicht ein Einziger findet, der es sich zum heiligen Vorsatz machte, dieses Unthier aus der Welt zu schaffen? Nehmen wir an, daß auch in dem Kopfe eines Europäers Pläne und Thaten von so entsetzlicher Art und so unerhörtem Umfange reifen könnten, — sicherlich fänden sich Männer oder Frauen, welche hingingen und ihr Leben in die Schanze schlügen, um die Ihrigen von einem solchen Tyrannen zu befreien. Anders bei den Chinesen. Ihnen, die im Durchschnitt nicht mit der Energie der Initiative begabt sind, imponirt ein gewaltiger Herrscherwille, das Machtvoll-Treibende einer aggressiven Natur so sehr, daß sie ihren eigenen schwachen Willen völlig aufgeben gegenüber einem solchen Ueberwillen, und triebe dieser auch in Tod und Verderben. Die auf Seite des Gewaltigen stehen, lassen sich durch die drängende Kraft des Willensübergewichtes wie im Strudel bewußtlos mitreißen, die auf der anderen Seite sind, werfen sich wie geblendet nieder vor dem heranbrausenden, tödtenden Unheilssturm einer Geisteskraft, der zu widerstehen ihre kläglich geringe Energie nicht genügt. Seiner ganzen Natur nach ist der Chinese Heerdenmensch — und als Heerdenvieh hat Chang-hsien-chung die Chinesen behandelt, sowol seine Anhänger, wie seine Gegner. „Sein Streben ging dahin, Alle zu vernichten, damit er keine Gegner mehr habe," sagt Martinius.*) Daher macht er bei seinem Morden keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, Greis und Kind. Die Kinder können wachsen und Gegner werden, die Weiber können zukünftige Gegner gebären, und die Greise können durch Erzählungen aus besseren Zeiten Freunde in Feinde verwandeln. Und dann: Sein Weg ist nach Norden, nach Peking gerichtet —, soll dieser Weg sicher sein, so darf hinter ihm nichts Lebendes zurückbleiben. Das Mittel aber zu seinem Einzug in die Kaiserstadt sind seine Truppen —, Mörder, Räuber, Diebe, zu allem Gräßlichen fähig und bereit, unfähig aber

*) S. Wissenschaftl. Beilage Nr. 137 (1888).

*) In dem bereits bei dem oben angeführten Artikel benutzten Werke: „de bello tartarico historia".

zu der Treue, welche aus Liebe entspringt. Womit er sie fest an sich fesseln kann, das ist, neben der Aussicht auf Beute, einzig die starre, eisige Furcht. Das Volk also tödten, um den Rücken frei zu haben, die eigenen Leute mit Grausen und Schrecken schlagen — das ist sein „Regierungsprogramm". Seine „Regierung" aber ist demgemäß eine ununterbrochene Metzelei. Den Beginn derselben, das „Vorspiel der folgenden tragischen Handlungen", wie sich Martinius ausdrückt, bilden die verschiedentlichen Hinrichtungen von Abkömmlingen der legitimen Herrscherfamilie, welche um dieselbe Zeit durch den Revolutionär des Nordens, Li-tsze-cheng, vom Throne gestoßen war. Von da ab hat der Lebensgang Chang-hsien-chung's in der That etwas von der reißenden Entwickelung einer fürchterlichen Tragödie. Gräßlich steigert sich von That zu That seine blutdürstige Wuth, bis sich in der Seele des schauderhaften Helden eine Art von innerer Peripetie vollzieht, durch die dann schnell das Ende herbeigeführt wird. Im Anfang findet sich bei seinen Gewaltthaten noch der Anschein einer großen revolutionären Begründung, sein Regiment ist zwar ein Regiment des Schreckens, aber ähnlich wie bei den Tribunalen der Pariser Septembermorde wird doch der Schein einer Art von Rechtlichkeit bewahrt und im einzelnen Falle nach Gründen des mörderischen Vorgehens gesucht. Bald wird dies anders. Eine Reihe von Greuelthaten zeigt uns, wie der Tyrann selbst einer Art von activem Verfolgungswahnsinn verfällt, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt immer weiter und weiter treibt auf dem furchtbaren Wege schrankenlosen, grundlosen, endlosen Gewaltwüthens. Die Begründung dieser Thaten schrumpft dabei auf ein Minimum zusammen. — Ein Eilbote, welcher von einem Auftrage nicht zu ihm zurückkehrt, giebt ihm Gelegenheit, eine ganze Stadt mit sammt Umgebung, Lebendes und Lebloses zu vernichten, aus keinem anderen Grunde, als weil der nicht zurückgekehrte Courier in dieser Stadt geboren. Sein Lieblingshenker, ein besonderer Künstler der Grausamkeit, stirbt —, ihm zur Sühne muß nicht allein der Arzt das Leben lassen, welcher ihn behandelt hatte, sondern hundert andere Aerzte mit ihm. Aus den entgegengesetzten Gründen wüthete er zuweilen unter seinen Soldaten, mit welchen er sich sonst, als rechter Räubergeneral, gern gemein gemacht. Bald büßte einer eine allzu schöne Ausrüstung mit dem Tode, bald mußte einer sterben, weil ihn der Tyrann in zu schlechter Kleidung gesehen hatte. Ueberhaupt waren seine eigenen Leute dem Schrecken durchaus nicht entrückt. Aufpasser und Angeber waren durch das ganze Lager vertheilt. Kein Wort kam aus der Soldaten Munde, das nicht von diesen gehört wurde, und eine leichte Aeußerung der Unzufriedenheit vermochte den Tod nach sich zu ziehen, nicht allein für den, der sie gethan, sondern für Alle, die sie gehört, oder die zu dem Sprecher in irgend welcher Beziehung standen. So wurde ein Trupp von 2000 Mann hingerichtet wegen der Auslassung eines einzigen Kameraden. Schon hierin zeigt sich etwas von dem, was man die Specialität dieses Ungeheuers nennen möchte, nämlich der Massenmord nach Classen, in corpore. So ließ er z. B. sämmtliche von ihm selbst eingesetzten Präfecten der Provinz zusammentreiben und in sinnreich abgestuften Hinrichtungsarten abschlachten, ebenso fünftausend Eunuchen seines eigenen Gefolges, deren einer vergessen hatte, ihn König anzureden. Sein Hauptstück in dieser Art ist die Hinrichtung der chinesischen Priester, so vieler er nur habhaft werden konnte, über zwanzigtausend, wie Martinius berichtet. Für diese That führt er einmal einen Grund an, aber wahrlich einen seltsamen. Selbst wenn der Jesuit Martinius den Ausdruck „in majorem dei gloriam" nicht in naher Verbindung mit diesem Massenmorde gebrauchte, würde man an dieses alte Deckwort so mancher Scheußlichkeit denken, wenn man liest, daß Chang-hsien-chung den christlichen Patres seiner Umgebung erklärt: „Diese (die chinesischen Priester, sacrificuli bei M.) trachteten euch nach dem Leben, aber euer Gott (t'ienchu, Herr des Himmels, von den Katholiken erfundener chinesischer Name für den christlichen Gott) sandte mich, daß ich an ihnen erfüllte, was sie euch thun wollten." Und die Furcht, selbst dem Zorne des Wütherichs zu verfallen, überwog die christliche Liebe und die Feindschaftsverzeihung bei den Jesuiten, so daß sie es unterließen, für die „Heidenpriester" zu bitten. Zudem kannte Chang-hsien-chung die Gebote der christlichen Vergebung und das schöne Wort „Liebet eure Feinde" selbst recht wohl, denn eine merkwürdige Neigung erfüllte ihn zu der Religion der Liebe. Er las die von Jesuiten chinesisch verfaßten christlichen Bücher, er hielt Gespräche mit den Brüdern der Gesellschaft Jesu über die Lehre des erhabenen Liebespredigers, ja er wollte, sobald er auf den Thron gelangt sei, dem „Herrn des Himmels" einen Tempel bauen, prächtig und kolossal, wie Alles, was er in Angriff nahm. Die Jesuiten scheinen sich auch wirklich der Meinung hingegeben zu haben, daß durch diesen Mann des kalten Schreckens die frohe Botschaft der Erlösung Eingang in China finden würde, und es ist überall deutlich ersichtlich, daß sie auch dieses scheußliche Mittel zum Zweck gerne acceptirt haben würden. Unmöglich ist es durchaus nicht, daß durch Chang-hsien-chung sich die Christianisirung Chinas hätte vollziehen können, aber war schon das jesuitische Christenthum in China längst kein Christenthum mehr (wie es denn auch später vom Papste verworfen worden ist), so hätte natürlich das Christenthum des Räuberkaisers noch weniger Aehnlichkeit mit der Lehre Christi behalten. Es wäre offenbar ein Christenthum geworden wie das der socialen Tai-ping-Revolution in unserem Jahrhundert, deren Haupt, ein ehemaliger Schulmeister, sich für einen jüngeren Bruder Christi ausgab. Ihn wie Chang-hsien-chung zog offenbar jenes Element der Gleichheit im Christenthum an, welches trotzdem das Wort gestattete: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist". Praktischen Einfluß hat die Religion der Liebe auf den zukünftigen Tempelerbauer des Tien-chu nicht ausgeübt. Die christlichen Priester zur Seite, mit denen er über die Lehre des größten Menschenfreundes disputirte, machte er rücksichtslos seinen Weg über Hunderttausende von Leichen, durch Brand und Verwüstung weiter. — Als ein echter Gewaltmensch haßte er die „gefährliche Ideologie der Gelehrten", wie das Wort Napoleon des Ersten lautete; — gleich diesem erblickte er in den geistigen Bestrebungen seinen gefährlichsten Feind, aber wenn der europäische Gewaltmensch nur einen unschuldigen Buchhändler tödtete und hinter einigen freien Köpfen Verhaftsbefehle erließ, so wußte der Chinese weit nachdrucksvoller zu operiren. Wohl kennend die Examenwuth und die Rangsucht der chinesischen Gelehrten, ließ er eines Tages sämmtliche Doctoren und Candidaten in seine Residenz berufen behufs Ablegung ihrer Staatsexamina unter seinen Augen. Ueber 18000 Mann fanden sich ein, ein ganzes Heer Ehrgeiziger. Chang-hsien-chung versammelte sie in der Examenhalle, hielt ihnen eine Rede über „ihre Sophismen, mit denen sie das Volk bethörten und rebellisch machten", und ließ sie sammt und sonders niedermachen. Der gute Geist im Volke war befreit von der Schaar seiner gelehrten Verführer, aber es galt auch im Heere einige Reinigung vorzunehmen. Von einem 180000 Mann starken Corps, welches zur Belagerung einer Stadt ausgesandt worden war, hatten sich 40000 zum Uebergang zum Feinde bewegen lassen, der Rest von 140000 Mann kehrte unverrichteter Sache zurück. Ein Exempel zu statuiren, ließ Chang-hsien-chung sämmtliche Zurückgekehrte lebendig schinden, dann tödten und schickte ihre abgeschlagenen Köpfe, auf Stangen gespießt, die mit Stroh umwickelt und den Kleidern der Hingerichteten bedeckt waren, zu ihren Angehörigen. Es waren Leute aus der Provinz Sz-chuan — daher noch die nachträgliche Grausamkeit. Jetzt begann überhaupt die Leidenszeit für diese Provinz erst im vollsten Umfange. Nach jener „Reinigung" des Heeres sollte der Marsch nach dem Norden beginnen, vorher aber mußte, ganz nach Art der Gefängnißmorde in Paris vor Auszug der Sansculottenheere, der Rücken sicher, d. h. die ganze große Provinz zur Wüste gemacht sein. Nur ein Beispiel für all das übrige Schauderhafte sei hier erzählt, das Blutbad in der Stadt Cheng-tu, wo 600000 Menschen abgeschlachtet wurden. Hier sollen selbst seine verthierten Henker-Soldaten gezaudert haben und auch er eine kurze Weile schweigend und unschlüssig gewesen sein, als er den endlosen Zug der geknebelten, jammernden Menge durchritt, aber das war eine Schwäche, die nur kurz währte. Sich aufrichtend brüllte er die um Gnade für das Volk bittende Mannschaft an: „Schlagt sie todt, die Rebellen, schlagt sie todt!" — und Diejenigen, welche gebeten hatten, mußten den Anfang machen. Nur Wenige waren ausgenommen von der allgemeinen Metzelei — die Zöglinge der Jesuiten. Auch gestattete der Freund des Christengottes, daß die kleinen Kinder vor ihrer Abschlachtung von den Patres noch getauft würden, und verzückt ruft der jesuitische Erzähler an dieser Stelle aus: „Wahrlich ein großer Beweis der göttlichen Vorsicht!" — Wie mit Cheng-tu geschah es mit allen übrigen Städten und Dörfern der Provinz. Nichts Lebendes, nichts an Menschen nur Erinnerndes sollte zurückbleiben. Alle Hausthiere wurden geschlachtet, die Felder verwüstet, die Wohnstätten verbrannt, die Bäume umgehauen. Aber auch die Genossen seiner Raserei sollte nichts mehr freundlich ans Leben fesseln — weder Besitz noch Liebe. Zu seinem versammelten Heere hielt er folgende Rede: „Das Kaiserreich, so hoffe ich, wird euer sein, sobald wir die Mandschuren verjagt haben werden —, aber zuvor ist es nöthig, daß ihr noch tüchtiger und geschickter dazu werdet, als bis jetzt. Ich selbst habe, wie euch bekannt, 60 Schiffe, vollbeladen mit Gold, in den Yang-tsze versenkt. Habe ich das Reich in

meinen Händen, wird es mir leicht sein, die Schätze wieder zu heben und nach Verdienst unter euch zu theilen. Aber noch besteht ein größeres Hemmniß unserem Marsche: eure Weiber. Hemmend hängen sie an Jedem von euch. Muthig! — macht euch von ihnen los! Haben wir erst das Reich, so sollen uns andere nicht fehlen, die auserlesensten. Ich gebe euch ein Beispiel, obwol ich als Kaiser billig Ausnahme und Unterschied beanspruchen könnte." Was in dieser Rede nur angedeutet war, geschah sogleich: die Abschlachtung der Frauen. Voran 300 kaiserliche Concubinen wurden sie („wie Rindvieh" sagt Martinius) geknebelt zum Lager hinausgeführt und niedergehauen. Jetzt waren sie ganz unter sich und allein mit ihrer Mordwuth: so begann der düstere Marsch nach Peking der Kaiserstadt, den heranrückenden Mandschuren entgegen. Aber es war dem ehemaligen Pelzhändler nicht bestimmt, als heiliger Ahn erster Classe „unter dem Himmel zu sitzen" und dem T'ien-chu einen Tempel zu bauen. Mitten auf dem Marsche vollzog sich nach chinesischen Quellen jener seltsame seelische Umschwung, den ich oben die innerliche Peripetie dieser Tragödie des Schreckens nannte. War es ein Ekel am Morde selbst, der ihn ergriff, oder nur ein Ekel am Morde in engeren Grenzen, da er jetzt nur ab und zu einen Soldaten oder aufgegriffenen Flüchtling zu tödten hatte? Sowie er die gehaßte Provinz Sè-chuan verließ, verließ ihn die Macht und die Lust seiner Rache. Zu früh für ihn ergriff ihn jenes Sehnen nach Ruhe, welches so oft an Tyrannen bemerkt worden ist. Er stand nicht weit von seinem Ziele, nach dessen Erreichung er wie Sulla hätte zurücktreten können. Aber es scheint, daß er im Rasen die ganze Summe seiner Tyranneneigenschaften ausgegeben hatte und daß seine Mordenergie nicht bis Peking ausreichte. Eines Tages erklärte er seinen entsetzten Unteranführern, es ekle ihn an, sein Leben unter Mordgesellen und in kämpfender Hast zu beenden; sie möchten von ihm gehen, ihn allein lassen mit sich selbst, denn er sehne sich, zu werden, was er früher gewesen — ein Pelzhändler. Die eine Hälfte des Heeres, vielleicht erfreut, seiner ledig zu sein, stob auseinander, mit dem Rest befand sich Chang-hsien-chung bald den Mandschuren gegenüber. Als man ihm den mandschurischen Vortrupp meldete, ergriff ihn eine tolle Wuth — man kann zweifelhaft sein, ob er in diesem Augenblicke von dem alten Blutdurst gepackt wurde, oder ob er, wie er rasend früher den Tod Anderer erstrebt, ebenso rasend für sich selber jetzt den Tod suchte. Unbewaffnet warf er sich aufs Pferd und galoppirte, von nur Wenigen begleitet, den mandschurischen Lanzenreitern entgegen. Der erste Speer traf ihn ins Herz.

Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, auf welche Weise sich die Chinesen mit diesem fürchterlichen Charakter psychologisch abfinden. Das Prädicat, welches sie ihm beilegen, ist überaus farblos: li-h'ai, ein Wort, welches bei reißenden Thieren „wild", bei Katzen und Frauen etwa „boshaft", bei Wein und Tabak „stark", hier also ungefähr „grausam, gefährlich" bedeutet. Das eingehendere Urtheil, welches der erwähnte chinesische Lehrer als das verbreitetste unter den Gebildeten Chinas bezeichnete, kommt dagegen der Meinung, welche wir uns über diesen Wütherich machen müssen, ziemlich nahe, indem es jene Ausbrüche kolossalsten Menschenhasses mit einer tückischen Riesen-Langeweile, mit einer krankhaften Herzensleere erklärt. Das ist doch ungefähr Dasjenige, was auch wir als den Hauptwesenszug der Mordmanie annehmen können, ohne welche uns dieses ganze Leben in Wuth und Haß unbegreiflich erscheint. Wir haben in Chang-hsien-chung einen Wahnsinnigen vor uns, dessen Geisteskrankheit, zusammentreffend mit einem allgemeinen politischen Fieberzustande seines Vaterlandes, der Grund zu einer historischen Schreckenszeit wurde, gerade wie es ähnlich bei den Wiedertäufern der Fall gewesen und wie es sich in China später manchmal während der Tai-ping-Revolution wiederholte. Kennten wir die Entwickelung seines Wesens genauer, so würden sich sicherlich selbst medicinische Beweise dafür finden, aber die Entwickelung in seinen Handlungen, diese reißende Steigerung seiner Mordwuth, bis sie plötzlich, auf dem höchsten Gipfel angelangt, von Selbstekel ergriffen wird, und dann die Art seines selbstgesuchten Todes sind schon Beweise genug. Eine Herzensleere, von welcher die Chinesen reden, der quälende, krankhafte Trieb nach Ausfüllung um jeden Preis, ist ja ein Symptom vieler Geisteskrankheiten. Für den Culturzustand des ungebildeten Volkes aber in China, dem Lande, welchem wir so gern eine zwar uns entgegengesetzte, aber dennoch in ihrer Art hohe Cultur zuschreiben, ist die Thatsache sehr bezeichnend, daß noch in verhältnißmäßig neuer Zeit offenbarer Wahnsinn so mächtig werden konnte.

Bücherbesprechungen.

△ Das in neuester Zeit vielumworbene Problem der Preistheorie hat wiederum einen Bearbeiter gefunden, der allerdings in der Hauptsache sich mit der Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Lehre vom Werthe und Preise beschäftigt, mit der ausgesprochenen Absicht, durch dieselbe den Punkt zu kennzeichnen, auf dem wir bei Erforschung dieser Frage angelangt sind, und die Wege zu weisen, auf welchen der Fortschritt der Wissenschaft zu erfolgen hat. Dr. Robert Zuckerkandl, Privatdocent an der Universität Wien — also wiederum ein österreichischer Volkswirth — stellt in seinem Werke („Zur Theorie des Preises." Mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der Lehre. Leipzig, Duncker & Humblot) zunächst fest, daß die bisherigen Ergebnisse der Untersuchungen der Lehren vom Werthe und Preise nur gering sind. Es sind fast ausschließlich die unter Beobachtung strengster Wirthschaftlichkeit sich bildenden Preise zur Untersuchung und dabei weder die Erfahrung zu Rathe gezogen, noch die Ergebnisse der Untersuchung mit der Wirklichkeit verglichen worden, während es als Aufgabe der Wissenschaft zu bezeichnen sei, das Wesen sowie die Bestimmungsgründe der Preise festzustellen, die Bildung der mehr oder minder festen Sätze für jede Güterart zu erklären und den trotz allen Wechsels stets ungleichen Stand der Preise der verschiedenen Güter zu charakterisiren. Im letzten Theile seines Werkes unternimmt es der Verfasser, an die Lösung dieser Aufgabe heranzutreten, soweit dies überhaupt möglich ist, da sich beispielsweise eine vollständige Liste der subjectiven Bestimmungsgründe des Preises, d. h. der Gründe, die einen Einzelnen bestimmen können, einen gewissen Preis zu bieten oder zu verlangen, aus naheliegenden Gründen überhaupt nicht aufstellen läßt. Nach seinen Untersuchungen tritt der Preis im Tausche hervor, und zu einem Tausche kommt es nur, wenn Jeder das Gut des Anderen höher schätzt als sein eigenes. Der Preis ist beim isolirten Tausch ein Mittel zwischen zwei ungleichen Werthschätzungen. Man tauscht, wenn man das zu erwerbende Gut für nützlicher hält als das hinzugebende, ferner wenn das zu erwerbende Gut ein wichtigeres Bedürfniß befriedigt, als jenes Gut, das im Tauschfalle entgeht, endlich wenn das zu erwerbende Gut soviel Befriedigung gewährt, daß man sich gern einer Arbeit unterzieht, um jenes Gut wieder zu beschaffen, das man hingegeben. Treffen zwei Personen mit verschiedenem Güterbesitze zusammen und findet jeder, daß aus einem der angegebenen Gründe der Tausch vortheilhaft wäre, dann wird sich ein Preis bilden, der den beiderseitigen Werthschätzungen noch entspricht. Von dem im isolirten Tausche gebildeten Preise sowie von dem unwirthschaftlichen Preise ist nichts mehr zu sagen, als daß er diesen in ihrem Wesen klaren Schätzungen noch entsprechen muß. Die wirthschaftliche Preisbildung drängt von dem eben dargestellten Zustande vieler Preise zu einem Preise, bei dem es, sofern die maßgebenden Umstände als unverändert angesetzt werden, verbleibt. Der so hervorgetriebene Preis ist kein willkürlicher, sondern ein nothwendiger; er hat einen gewissen Spielraum, aber ist in engen Grenzen eingeschlossen, welche gegeben, nothwendig und in jedem Falle die einzig möglichen sind.

J.R. Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff. Köln und Leipzig, Albert Ahn. 4,80 ℳ. — Dieses Gedicht würde ohne verschiedene Vorbilder, zu denen für die heiteren Partien u. A. Scheffel's Epik gehört, nicht entstanden sein; dennoch, wenn es auch nichts recht Eigenes enthält, verdient es mit Nachdruck angezeigt zu werden. Denn es spricht Talent aus ihm, sowol was den Vers anbelangt, der glatt, flüssig und nicht ohne Wohllaut und Schlagkraft dahinläuft, als was die Darstellung betrifft, die trotz gelegentlicher kleiner Streifzüge in das Gebiet des Gewöhnlichen und der chronikenhaften Reimerei sich doch auch zu verschiedenen packenden und schönen Scenen erhebt. Das Gedicht behandelt die Ermordung des Grafen von Helfenstein, den die aufständischen Bauern bei Weinsberg, seiner Feste, durch die Spieße jagen, ein geschichtliches Ereigniß, das seine Anziehungskraft auf Dichter und Künstler ja schon öfter ausgeübt hat; es ward Anlaß zu einer erschütternden Scene in der „Geschichte Gottfrieden's von Berlichingen dramatisirt" von Goethe und zu verschiedenartiger bildlicher Darstellung. Der Graf ist bei Lauff ein nicht unedler, aber wilder, unbändiger, in Liebeshändeln leichtfertiger Geselle, dem sein Charakter schon von dem gleichgearteten Vater und Großvater

überkommen ist, die gleichfalls nicht eines natürlichen Todes starben, so daß seine Laufbahn mit ihrem gewaltsamen Ende ihm daher gleichsam vom Schicksal schon vorgezeichnet erscheint. Wie er in die Gewalt der Heilbronner gerathen ist, denen er ein paar Kaufleute niedergeworfen, wird er durch die Tochter des Scharfrichters daselbst, Renate, befreit, und hieran knüpft sich das Liebesverhältniß der Zwei an und an die Untreue Helfenstein's dessen Untergang, den die Rache der Betrogenen herbeiführt. Renate ist es, die, als die Bauern über den Gefangenen zu Gericht sitzen und ob des Urtheils zweispältig sind, diese bestimmt, den Bedrücker der Armen und Verführer der Unschuld nicht zu schonen. Daß ein betrogenes und verführtes Weib den Gegenstand seiner früheren Liebe und seines späteren Hasses tödten lassen kann, ist psychologisch möglich; nur berührt es uns unnatürlich, daß sich dieser Haß gar zu unmenschlich äußert; ein Rest von Liebe pflegt auch in der Brust der gekränktesten Frau zurückzubleiben und gerade in solchen Augenblicken neu zu erwachen, wo sie Demjenigen, der ihr einst Alles war, seine Untreue auf die furchtbarste Weise entgelten lassen kann. Für den Grafen stumpft sich das Interesse dadurch etwas ab, daß er gar zu flatterhaft erscheint; in nicht weniger als drei Liebschaften ist er im Laufe der Erzählung verstrickt; der Uebergang von der Einen zur Andern, namentlich der von Renate zu Margarethe, Helfenstein's Gemahlin, müßte tiefer begründet sein. Daß Helfenstein sich ohne viel Bedenken eine Tochter des Kaisers Max, wenn auch eine uneheliche, zum Weibe erkürt, sei als eine weitere Unwahrscheinlichkeit nebenbei ebenfalls erwähnt. Rühmenswerth sind die Bilder aus dem Bauernaufstande; sie verdienen die Bezeichnung kräftig und anschaulich. Besonders hervorzuheben ist der Schluß, das Gericht an dem Grafen; es liegt ihm eine feine Beobachtung zu Grunde, die, welche lehrt, daß die Gemeinheit, hat sie einmal die Gewalt in ihren Händen, ihre Rache an dem Gegner vorwiegend durch hämischen Spott und ausgeklügelte Bosheit zu befriedigen sucht. Am wenigsten haben uns die eingelegten Lieder gefallen; sie erinnern an die berühmten Muster der sogen. Butzenscheibenlyrik, sind dazu oft schon bierzeitungsmäßig derb; auch wird ihre Einflechtung wenig motivirt. Damit sie an den Mann gebracht werden, müssen die verschiedenartigsten Personen, mit denen die Handlung uns bekannt macht, urplötzlich den Drang in sich spüren, zu Sängern zu werden, ohne daß sie etwas Anderes dazu zwänge, als das Gebot des Dichters. Nach der dem Gedichte beigegebenen buchhändlerischen Ankündigung hat übrigens der Verfasser bereits mit einem Werke ähnlichen Charakters: „Jan van Calker. Ein Malerlied in 16 Aventüren" Anerkennung gefunden.

J. R. **Jungbrunnen.** Gedichte von **Otto Franz Gensichen.** Berlin, Gebr. Paetel. 2 bez. 3 ℳ — Unermüdlich setzt Gensichen seine dichterische Thätigkeit fort; wenn nur aus der ziemlich großen Reihe sich aufeinander folgender Gedichtsammlungen, poetischer Erzählungen und Novellen, die wir hier im Laufe der Zeit durch Anzeige zur Kenntniß des Lesers gebracht haben, etwas von Belang zu Tage getreten wäre! Aber fast nur Gewöhnlichem, in den Liebesliedern und erotischen Partien zudem viel Ungesundem, sittlich Anfechtbarem begegnet man: das gilt auch von dem vorliegenden, neuen Gedichtbuche, das dem Inhalte nach in zwei Theile zerfällt, die durch die Stichworte memento vivere und memento mori gekennzeichnet werden. Unter dem memento vivere ist, was uns nicht ganz uncharakteristisch zu sein scheint, zur Hälfte das Capitel von der Liebe, zur anderen Hälfte das des Trinkens, also lediglich der Genuß zu verstehen; das erstere verräth durch die Widmung Der Einen! und Vielen! außerdem eine gewisse Vielseitigkeit des Herzensbedürfnisses. Von einigen besseren Stücken (S. 34, 65) abgesehen, die wir hier gleich zu Anfang, um das Unparteiische unseres Urtheils möglichst zu betonen, hervorheben, stößt man fast nur auf Gemeinplätze, prosaische Reimereien, die durch einen stark sinnlichen Zug, eine ziemlich lässige Auffassung des Lebens Charakter und Farbe erhalten. Wir lassen den Verfasser, um das Gesagte am kürzesten mit Beweisen zu belegen, in einigen Proben selbst das Wort ergreifen. S. 57 heißt es:

„Das ist das trübe Einerlei:
Treuliebe selbst muß enden!
Und ob sie noch so glühend sei,
Bald heißt es doch: vorbei! vorbei!
Und kann sich nimmer wenden!"

Für den schon erwähnten lässigen, tändelnden Zug spricht das Liebeslied S. 8, und für die bereits ebenfalls genannte laxe Auffassung des Lebens das Gedicht S. 70, das an der Hand der Sage von der Helena, um deren Schuld willen sich Griechen und Troer zehn Jahre lang einander morden, ohne auch nur ein tadelndes Wort gegen sie auszusprechen, zu dem allgemeinen Schlusse kommt, daß der Schönheit im Moralischen mehr Freiheit der Bewegung erlaubt sei, als anderen körperlich minder begabten Menschenkindern.

„Niemand will den Stein erheben
Auf die schöne Sünderin:
Wäre häßlich sie, ihr Leben
Sänke schonungslos dahin!
Von Versuchung stets umrungen
Heischt die Schönheit mehr Verzeihn."

Wir glauben im Namen aller unsrer Leser zu sprechen, wenn wir dem Verfasser versichern, daß in unsrer im Gegensatz zur alten nicht mehr naiven Zeit auch die Schönheit kein Vorrecht auf die Sünde besitzt und daß da selbst das Purpurkleid der Dichtung, wie er meint, nicht mehr genügen würde, die Blöße zu verdecken. Auch die mit memento mori überschriebenen Gedichte, die sich mit der Mahnung des Todes beschäftigen, erheben sich nicht über das Triviale.

„Ernst ist das Mahnen, das der Tod ertheilet!
Kannst du es ahnen, wann er dich ereilet,
Und du aus Bahnen, die wol kaum beginnen,
Jäh mußt von hinnen?"

Am tiefsten aber stehen zweifelsohne die noch dem memento vivere zugehörigen Trink- und Wanderlieder: Hier kann man schon beinahe von unfreiwilliger Komik reden. S. 100 geht es über die „frevelnde Touristenbrut" her, die des Verfassers Zorn erregt hat:

„Tragen Edelweiß am Hut,
Mit der Wurzel ausgerissen!
Blüthen nur der Händler bricht,
Raubt die Wurzeln nicht dem Boden;
Doch der Bergfex schämt sich nicht,
Ganze Stauden auszuroden."

Ja, ja, die bösen Touristen! Sie verderben nicht nur das Edelweiß, sondern sind auch noch die Ursache zu solchen schlechten Versen. Am meisten beschäftigt den Verfasser das Trinken, „Bayerns süffiges Bräu". Nun haben wir durchaus nichts dagegen, daß Jemand auch einmal das Lob des Bieres singen sollte: aber das müßte ein anderer Dichter als unser Verfasser sein, der dem Gerstensafte poetische Seiten abgewinnen könnte. Man höre Gensichen. Fernher vom Süden zog er hernieder, dorther, wo der Landwein geschänkt wird, und wo er nur ab und zu einmal Bier und zwar aus Flaschen zu kosten bekam — „Bräu du in Flaschen! Es faßt mich ein Grau'n!" Endlich gelangt der durstige Pilger nach Lindau und nun hat alle seine Noth ein Ende.

„Freudiger grüßte aus Stürmen und Klippen
Nie wol ein Schiffer den bergenden Port,
Als ich dich grüße mit dürstenden Lippen,
Grenzstadt von Bayern, sein südlichster Ort!
Nun durch die ganzen, gesegneten Gauen
Zechend des Reiches Bierstraße zu ziehn:
München und Nürnberg und Erlangen brauen
Herzhafte Tropfen! Und dann nach Berlin!"

Trinkpoesie ist das ja auch, aber sie erinnert schon an die, welche Herr Kuno von der Panke, oder wie der Poetaster des „Kladderadatsch" sonst heißt, in der Dichterecke dieses Witzblattes zu veröffentlichen pflegt. Schließlich kommt auch noch (S. 99) der Enzian mit einer ähnlichen Verherrlichung an die Reihe. Warum auch nicht? Es ist ja ein so guter Schnaps! Und so etwas will ernsthaft genommen sein und erscheint außerdem in einem ersten Verlage!

J. R. **Christoph v. Schmid**, Zwei Erzählungen: **Ludwig der kleine Auswanderer. Das hölzerne Kreuz.** Stuttgart, Verlag der Expedition der Chr. v. Schmid'schen Schriften. 1 ℳ — Zu denjenigen Jugendschriftstellern vergangener Jahrzehnte, deren Schriften noch immer nicht veraltet sind und sehr wohl noch neue Auflagen vertragen, gehört auch Christoph v. Schmid (1768 bis 1854), dessen Thätigkeit wir dem Leser, der sich ihrer nicht sogleich erinnern sollte, wol am besten dadurch in die Erinnerung zurückrufen, daß wir ihm einige von den Titeln bekannterer Schmid'scher Jugenderzählungen, wie „Die Ostereier", „Genovefa", „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam", nennen. Als Fortsetzung zu den bereits erschienenen zwei Bändchen Neudrucken einer ganzen Anzahl von kleineren Erzählungen Schmid's liegt nun der dritte Band mit den beiden oben genannten Geschichten vor, die sich ebenfalls wieder, wie alle Werke des Verfassers, durch eine wohlthuende Schlichtheit, Natürlichkeit und Frömmigkeit auszeichnen und für die kleinen Leser von 8—12 Jahren etwa empfohlen zu werden verdienen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 22. Donnerstag, den 21. Februar. 1889.

Die Wasserkatastrophen der sächsischen Oberlausitz in bautechnischer Beleuchtung.

Aus dem im 1887er Jahrbuche des königlich sächsischen meteorologischen Instituts zu Chemnitz enthaltenen und auch durch Separatabdruck veröffentlichten Bericht Dr. Birkner's über die Wasserkatastrophe in der Lausitz während der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1887 ergiebt sich zwar; wie die Lage der sächsischen Oberlausitz im Großen und Ganzen eine solche ist, daß sie öfterer vom Zuge schwerer Wolkenmassen betroffen werden könne, und daß sie eine topographische Natur besitzt, bei welcher sich die Wolken verdichten und zu stärkeren Niederschlägen führen müssen — es ist damit jedoch nichts für die Zukunft gewonnen. Denn es steht nicht in des Menschen Hand, an diesen Verhältnissen nur irgend etwas zu ändern. Es wird daher weiter danach zu fragen sein, ob die in den Jahren 1880 und 1887 gefallenen Regenmassen auch wirklich so große waren, daß sie an sich schon diejenigen Verheerungen anrichten konnten, welche bekannt geworden sind, oder, wenn nicht, was alsdann für besondere Umstände dabei gespielt haben.

Nach Angaben Dr. Schreiber's in Chemnitz, des Leiters gedachten Instituts, sollen im Dorfe Kemnitz bei Bernstadt 160, in Bernstadt und Walddorf je 120, in Seifhennersdorf 90 und in Zittau sowie in Oberoderwitz je 70 mm Regen gefallen sein. Das wären freilich gewaltige Höhen, wenn sie auch nicht einzig dastehen. Wie selten aber Höhen wie die für Kemnitz angegebene beobachtet worden sind, dürfte allein schon daraus hervorgehen, daß sich unter den im 3. Bande des bekannten Handbuchs der Ingenieurwissenschaften aufgeführten 74 Fällen bemerkenswerther Niederschläge nur **vier** befinden, welche noch größer sind. Es sind dies auch Fälle, welche mit dem der Betrachtung unterliegenden gar nicht einmal ohne Weiteres verglichen werden dürfen; denn sie betreffen Orte, welche am Meere bez. an großen Seen belegen sind und deshalb wie auch sonst viel größere Jahresniederschlagshöhen aufweisen als die Lausitzer Gegend, und dann hat es dort meist auch länger geregnet als hier, wo die eigentliche Regendauer nur zwei bis drei Stunden betrug.

Nichtsdestoweniger hat es jedoch schon öfters eine Stunde und weniger lange gleich stark, wenn nicht noch kräftiger, geregnet als in der sächsischen Oberlausitz, so z. B. am 28. Mai 1881 in Tharandt in ½ Stunde 58 mm, ohne daß infolge dessen besonders große Schäden entstanden wären. Solches dürfte sich aber nur durch die Annahme erklären lassen, daß anderswo entweder nur ein verhältnißmäßig geringer Theil des gefallenen Regens zum Abfluß gelangt oder das Wasser weniger schnell die Bach- und Flußläufe erreicht oder endlich die Verhältnisse in den Bach- und Flußthälern selbst von denen der sächsischen Lausitz abweichen. Es kommt nämlich nicht so sehr auf die **Niederschlags-** als die **Abflußhöhe** an, um Ueberschwemmungen herbeizuführen. Das Verhältniß dieser beiden Höhen zu einander wird aber beeinflußt durch das Maß der **Verdunstung**, der **Versickerung** und endlich der **Aufnahmefähigkeit** der **Bodendecke**, bez. des **Bestandes**. Wenn es nun üblich ist, anzunehmen, daß von der den Boden erreichenden Regenmenge durchschnittlich nahezu die Hälfte verdunste, bez. versickere, ein Sechstel von der Pflanzendecke aufgenommen werde und nur noch etwa ein Drittel zum Abfluß gelange, im **Walde** ferner überhaupt nur 75 % des Niederschlags zu Boden fallen, wird zunächst zu untersuchen sein, wie sich diese Annahmen in der sächsischen Oberlausitz bewahrheiten dürften, bez. die betreffenden Verhältnisse in den bekannten besonderen Fällen daselbst gestaltet haben mögen.

Was zunächst die Einwirkung der **Verdunstung** anbelangt, so ist dazu zu bemerken, daß dieselbe in unseren Breiten, auf das Jahr bezogen, der Niederschlagshöhe gleichgesetzt werden kann. Für die Zittauer Gegend beträgt die letztere rund 600 mm. Demnach kämen auf die Stunde nur 0,07 mm. Nun ist es aber einleuchtend, daß die Verdunstung während des Regens selbst stets um eine so geringere sein wird, je stärker es regnet, und daß daher in den vorliegenden Fällen, in welchen es sich einerseits um starken Regen und andererseits um eine Dauer von nur wenigen Stunden desselben handelte, eine fühlbare Verdunstung gar nicht hat stattfinden können.

Die **Versickerung** soll unter besonders günstigen Umständen zwar eine Höhe bis zu 20 mm erreichen. In der sächsischen Oberlausitz, wo schwerer, undurchlässiger Boden in überwiegendem Maße vorhanden ist, und wo sogar vielfach dichter Fels zu Tage tritt, wird jedoch der größte Versickerungsbetrag nicht im Entferntesten jener Höhe gleichkommen können. An den Tagen der Katastrophen wird überhaupt gar keine Versickerung mehr eingetreten sein, da es, wie bekannt, tage- und wochenlang vorher bereits viel Niederschläge gegeben hatte. Gesetzt jedoch auch, die Versickerungshöhe hätte noch fünf oder einige Millimeter mehr betragen: was bedeutete dies gegenüber den beobachteten Regenhöhen von 100 mm und darüber?

Hiernach bleiben nur noch die **Bodendecke** und der **Waldbestand** übrig, welche auf eine größere Abminderung der Abflußhöhe hätten hinwirken können. Die Bodendecke, d. h. die Grasnarbe, bez. die Feldfrüchte, werden nach dem Gesagten aber ebenfalls schon vor dem Hauptregen gehörig Wasser aufgesogen gehabt haben, und der Wald? Das ist es ja, daß es in der sächsischen Oberlausitz hiermit nicht sonderlich gut bestellt ist. Der betreffende Theil Sachsens zeigt nämlich verhältnißmäßig nur wenig Wald auf. Denn während das ganze Königreich, das allerdings eines der bestbewaldeten Culturländer ist, 31 % seiner Fläche meist wohlgepflegte Forsten besitzt, kommen auf die Amtshauptmannschaften Löbau und Zittau, den Straßen- und Wasser-Bauinspectionsbezirk Löbau, nur 21 % Waldbestand. Das Verhältniß der Wasserabfluß- zur Niederschlagshöhe wird in der sächsischen Oberlausitz hiernach immer ein etwas größeres sein als in anderen Gegenden. Auch erscheinen die jenes Verhältniß begünstigenden Umstände von der Art, daß sich nur **einer** derselben, der zuletztgenannte nämlich, um Einiges abmindern ließe. In diesem Sinne räth auch Dr. Birkner in seiner bekannten, oben angezogenen Schrift dazu, in der Bodencultur der sächsischen Oberlausitz einen Umschwung eintreten zu lassen. Nach seiner Meinung sollten nämlich alle stark geneigten Bergabhänge wieder völlig und andere wenigstens streifenweise von Neuem bewaldet werden. Ebenso wäre darauf Bedacht zu nehmen, den Wald nicht unnöthigerweise noch weiter, als schon geschehen, abtreiben zu lassen. Es dürfte jedoch schwerlich je zur Erfüllung nur eines dieser Wünsche kommen. Denn der Staat ist gerade in der Lausitz gänzlich besitzlos, und im Uebrigen steht der Staatsgewalt in Sachsen auf die Erhaltung von Waldbestand kein anderer Einfluß zu als der, welcher aus dem über gewisse Besitzungen geübten Aufsichtsrecht hervorgeht. Für ein Eingreifen in gesetzgeberischer Hinsicht nimmt aber der Landestheil, um dessen Wohl es sich handeln würde, einen zu kleinen Umfang ein.

Nächst der Größe der Abflußhöhe äußert das **Thalgefälle** seinen Einfluß auf das Eintreten von Hochwasserkatastrophen, in-

dem dasselbe die Größe der Abflußgeschwindigkeit bedingt und so die Ursache dazu ist, daß ein verhältnißmäßig nicht lange anhaltender Regen zur Vereinigung des von einem größeren Gebiete herrührenden Wassers führt. Das Thalgefälle vermehrt also die Menge des in der Zeiteinheit abfließenden Wassers, d. h. es vergrößert die Abflußmenge. Diesem Einfluß läßt sich zwar im Allgemeinen, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar entgegen wirken und ist dazu nur nöthig, daß die Zuflußgebiete getheilt und die Wassermengen einzelner Theile auf Zeit zurückgehalten werden. Solches kann nämlich auf zweierlei Weise: durch Anlegung von größeren Sammelbecken, wie durch Ziehen unzählig vieler Gräben geschehen. Letztere Maßnahmen zu treffen würde sich unter den in der Oberlausitz herrschenden Landesculturverhältnissen jedoch von selbst verbieten, und was die künstliche Aufspeicherung des Wassers in besonders dazu angelegten größeren Becken anbelangt, so möchte dieser Ausweg einmal zu hohe Kosten erfordern, sodann aber könnte derselbe sich auch sehr leicht als zweischneidiges Schwert erweisen. Wie die Kosten einer solchen Anlage zu berechnen wären, soll an der Hand eines Beispieles gezeigt werden. Im Dorfe Oberoderwitz sind im Jahre 1887 nach einer von der Straßen- und Wasser-Bauinspection Löbau alsbald nach der Katastrophe angestellten Berechnung secundlich 96 cbm Wasser abgeflossen. Für die Minute ergiebt dies 5760 und die Stunde 345 600 cbm. Für die gleiche Raumeinheit einen Einheitspreis von nur 0,5 ℳ angenommen, was bei der Höhe des Grundwerthes nicht zu viel sein dürfte, so käme die gedachte Anlage auf 172 800 ℳ zu stehen. Solch ein Aufwand würde aber zu dem damit zu erreichenden Zwecke in keinem geeigneten Verhältniß mehr stehen. Die Anlage zu verringern, wäre indeß auch nicht rathsam; denn wenn es, wie geschehen, zwei Stunden und darüber regnet, füllt sich ein kleineres Becken zu schnell, und dem Dorfbach fließt alsbald dieselbe Wassermenge zu, als ohne jede Aufspeicherung geschehen sein würde; alsdann wird aber auch die Katastrophe nach wie vor eintreten. Letztere könnte sich, da ein Dammbruch nicht zu den größten Seltenheiten gehört, leicht sogar noch viel schlimmer gestalten als vorher und eine Ausdehnung annehmen, wie es die Bewohner des Pliesnitzthales im Jahre 1880 zu ihrem größten Leidwesen erfahren haben. Hier war nämlich ein Straßendamm gebrochen, welcher in nicht beabsichtigter Weise als Teichdamm gewirkt hatte.

Entgegen dem Gefälle rührt aber der sonstige Zustand der Bach- und Flußthäler der sächsischen Oberlausitz meist von Menschenhand her und lassen sich die in den betreffenden Unglücksjahren aufgetretenen Erscheinungen auch zum großen, wenn nicht zum größten Theil auf ihre dichte Bebauung und die im Zusammenhang damit stattgefundene Einengung der Wasserläufe zurückführen. Der Zusammenhang ist leicht ersichtlich: das von oben kommende Wasser muß sich dort, wo es nicht den nöthigen Raum zum Abfluß findet, aufstauen. Dadurch wird dasselbe aber allemal in einen für die Umgebung nachtheiligen, wenn nicht Gefahr bringenden Zustand versetzt. Denn die größere Höhe zieht naturgemäß eine größere Geschwindigkeit nach sich, und diese ist es, welche die Ursache zur Auswaschung und Auskolkung der Flußsohlen bildet und weiter zur Unterspülung der scheinbar bestgegründeten Bauten führt. Andererseits hängt auch die Stoßwirkung des Wassers wesentlich von ihr ab, so daß sie, bez. die sie bedingende Wassertiefe mehr oder weniger für alle Verheerungen, welche von Hochfluthen angerichtet werden, als nächste Ursache angesehen werden muß.

Hierin einigen Wandel zu schaffen, dazu haben die Ereignisse der Jahre 1880 und 1887 zwar selbst schon erheblich beigetragen. Die dafür gezahlten Millionen erscheinen aber als Lehrgeld doch etwas zu hoch. Es wird daher in Zukunft mit dem Einfacheren begonnen und mehr als seither darauf gesehen werden mögen, daß das Flußthal, nicht aber etwa blos das eigentliche Flußbett, weder mehr durch Häuser und Höfe, noch durch Brücken, Stege oder Ufermauern in schädlicher Weise verbaut wird und vorhandene nachtheilige Einbauten womöglich wieder beseitigt werden.

In dieser Hinsicht zu wirken, ist aber nicht blos Aufgabe der technischen, sondern ebenso sehr der politischen Behörden, und soll es der alleinige Zweck dieser Niederschrift sein, gerade letztere hierauf aufmerksam gemacht zu haben.

Löbau, den 8. Februar 1889. G. Schmidt,
königlicher Bauinspector.

Ein botanischer Garten für tropische Gewächse.

Von Paul Passig in Kairo.

Um gleich im Eingange etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, die durch die gewählte Ueberschrift hervorgerufen werden könnten, sei vorausgeschickt, daß es sich in nachstehenden Zeilen nicht um einen im Dienste der Wissenschaft stehenden Garten handelt, sondern um eine gärtnerische Anlage, die zunächst den profaneren Zwecken der Erholung und des Vergnügens Rechnung zu tragen bestimmt ist, infolge der überaus günstigen localen Verhältnisse jedoch, denen Sachkenntniß und Verständniß in gleicher Weise entgegenkamen, recht wohl auch Veranlassung zu den eingehendsten und interessantesten wissenschaftlichen Studien bietet. Wir meinen den berühmten, in dem gleichnamigen europäischen Quartiere gelegenen, etwa 8¼ ha großen Ezbekiye-Garten in Kairo. Derselbe, eine Schöpfung des verdienstvollen, im Jahre 1874 verstorbenen Gartendirectors Barillet aus Paris, ist als gewaltiges Achteck angelegt und durch ein kunstvolles eisernes Geländer wohlverwahrt. Als Gartenanlage ist er allen Besuchern der Khalifenstadt wohlbekannt und leicht zugänglich, denn es dürfte kaum anderwärts ein ähnliches Etablissement geben, welches bei freiem Eintritt auf gleichem Raume und in gleicher Fülle soviel des Nützlichen, Unterhaltenden und Belehrenden bietet, wie dieser Garten.

Beginnen wir mit dem Ersteren, so gedenken wir der schattigen Promenadenwege und Laubengänge, unter denen es sich so angenehm wandelt, wie auf jeder großstädtischen europäischen Promenade. Vor Allem fällt uns die peinliche Sauberkeit auf, die auf Wegen und Anlagen uns wohlthuend entgegentritt, und uns fast vergessen läßt, daß wir im Oriente weilen. Modische Ruhebänke und lauschige Plätzchen laden uns zu längerem Verweilen ein, und wenn der ermattete Körper sein Recht geltend zu machen beginnt, bieten eine Anzahl Kaffee- und ähnliche Erholungswirthschaften die ersehnte Erquickung; ja, sogar an einem Sommertheater fehlt es nicht, freilich nur für solche von Werth, die der neugriechischen Sprache mächtig sind. Außerdem kann auch dem Rudersport gehuldigt werden, wenngleich unsere Clubisten an dem sehr beschränkten Teiche mit dem graugelben Wasser wenig Gefallen finden dürften. Hingegen wird Jeder gern einige Zeit in der Nähe des Musikpavillons verweilen, wo täglich im Winter in den Spätnachmittagsstunden die ägyptische, vom Mai ab von Abends 9 Uhr die englische Regimentscapelle ihre Weisen ertönen läßt.

Den Hauptvorzug des Gartens bildet indessen die wunderbare Flora, die fast ausschließlich Vertreter der tropischen und subtropischen Zone aufweist. Wenn wir es in Nachstehendem zum ersten Male unternehmen, die Leser ds. Bl. mit derselben wenigstens in ihren charakteristischsten Erscheinungen bekannt zu machen, so gebietet uns der Ort einerseits möglichste Beschränkung und gewissenhafteste Auswahl, andererseits Hervorhebung nur charakteristischer Formen unter sorgfältiger Vermeidung aller in diesem Falle nicht einmal den Fachgelehrten immer geläufigen Einzelheiten.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, theilen wir die in unserem Garten vertretene Baumwelt — und um diese handelt es sich zunächst — ohne Zwang in folgende vier Gruppen ein: die Ficus-Arten, die Bäume mit gefiederten, akazienartigen Blättern, die Nadelholzarten und Tamarisken und zuletzt die Palmen. Selbstredend findet sich mehrfach Veranlassung, bei der einen oder anderen dieser Gruppen auch anderer merkwürdiger Gattungen zu erwähnen.

Die Gattung Ficus (Feigenbaum) ist im Garten in etwa 15 Arten vertreten. Sie darf in der That als eine Hauptrepräsentantin der Flora der tropischen und warmen gemäßigten Zone bezeichnet werden. Charakteristisch sind ihr die theils ovalen, spitz zulaufenden, theils mehr länglichen Blätter von fester, lederartiger Structur und meist dunkelgrüner, intensiv glänzender Farbe. Eine Blüthe im gewohnten Sinne besitzen die Ficus-Arten bekanntlich nicht. Es tritt vielmehr an Stelle derselben ein rundlicher, unmittelbar aus den Zweigen oft zwischen den Blattstielen hervorwachsender Körper, der, in seiner Höhlung zahllose eingeschlechtige Blüthchen bergend, sich allmälig zur Frucht entwickelt, die, wie bei der bekannten Ficus carica, dem sog. Feigenbaum schlechthin, oft von süßem Wohlgeschmack ist. Eine Anzahl von Ficus zeichnet sich durch ihr dichtes, weithin schattendes Laubdach aus. Dies gilt vor Allem von Ficus benghalensis, einem aus Ostindien stammenden, wahrhaft königlichen Baume, der unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit fesselt. Was uns zunächst

in Staunen setzt, das sind die zahlreichen dünnen, zum Theil aber bereits zu ansehnlichen Stämmen erstarkten Luftwurzeln, die, von den stärkeren Aesten ausgehend und im Boden festgewurzelt, dem majestätischen Baume das Ansehen geben, als ob er auf einer Anzahl Säulen ruhe. Imponirend wirkt zugleich das dunkle, dichte Laubdach, in dessen Ruhe und Unbeweglichkeit sich stolze Selbstgenügsamkeit und königliche Hoheit ausspricht. Eine uns Allen wohlbekannte Art ist Ficus elastica, jene daheim als „Gummibaum" bezeichnete, unter den bescheidensten Verhältnissen gedeihende, allgemein beliebte Zimmerpflanze. In unserer nordischen Heimath freilich nennt man das zumeist wenig entwickelte Rüthlein oder Sträuchlein nur mit Unrecht „Baum". Hier jedoch sehen wir in der That stattliche Bäume von Höhe und Umfang unserer Buchen und Linden, an denen die scheinbar mit peinlicher Sorgfalt und Regelmäßigkeit geordneten, langen, glänzenden Blätter fast den Eindruck des Künstlichen machen. Als Chausseebaum finden wir vielfach noch Ficus Sycomorus, obgleich in neuerer Zeit eine andere Gattung (s. unten) an dessen Stelle getreten ist. Die Sycomore, auch Maulbeerfeigenbaum genannt, charakterisirt ein abenteuerlich gewundener, ja, gekrümmter, dicker Stamm mit ausgebreiteten, knorrigen Aesten, deren Rinde von weißgrauer Farbe ist. Bei entsprechender Beleuchtung erinnern diese meist niedrigen Stämme, ähnlich wie die unserer Weidenbäume, an Gestalten aus der Märchen- und Gespensterwelt, und eine längere, gerade Sycomorenallee gewährt in der That einen seltsamen Anblick. Die rundlichen Blätter der Sycomore haben Aehnlichkeit mit denen der Pappel; die etwas kleinen Früchte werden theilweise genossen. Wir würden den uns zu Gebote stehenden Raum überschreiten, wenn wir ausführlicher bei den übrigen Ficus-Arten verweilen wollten. Zudem ermangeln sie ähnlich hervortretender Merkmale. Erwähnt seien daher noch die aus Südamerika stammenden Arten: Ficus fraterna und Ficus eriobotryoides, deren Blätterbau von besonderer Schönheit ist; bis zu ¼ m lang und überaus regelmäßig in Structur, treten die Rippen merklich hervor, besonders bei der letzteren Gattung, und machen in ihrem feinen Geäder den Eindruck eines Kunstwerkes. Die erste Gattung erhielt wahrscheinlich ihren Namen von den einträchtig und büschelartig am Zweigende beisammenstehenden Blättern. Endlich dürften noch ihrer schöngeformten, handgroßen Blätter wegen Ficus nymphaeifolia sowie wegen ihrer kleinen, lanzettartigen Blätter Ficus infectoria, Ficus parasitica und Ficus laccifera Erwähnung finden.

Nicht minder wie die Gattung Ficus ist die Classe der Bäume mit gefiederten, akacienartigen Blättern durch zahlreiche Exemplare im Garten vertreten. Ueberhaupt gehört diese Classe zu der im Lande am meisten vorkommenden, soweit es sich um Laubbäume handelt. Am häufigsten begegnet uns gegenwärtig der Allee- und Anlagenbaum des modernen Aegyptens, Albizzia Lebbek, kurz Lebbachbaum genannt, der vielfach fälschlich auch als „Nil-Akazie" (d. i. Suntbaum) bezeichnet wird. Der Lebbek erfüllt in Aegypten geradezu eine segensreiche Mission, und wenn wir gegenwärtig in den Straßen der meisten europäischen Quartiere der Khalifenstadt, wie z. B. Ismailia, Fagallah, Abbassieh u. A., wie auf schattigen, staubfreien Promenadenwegen dahinwandeln, so verdanken wir dies dem Lebbachbaume. Auch die am meisten besuchten Promenaden in der Umgegend z. B. bei Gezireh sowie vor Allem der Weg nach den großen Pyramiden bei Gize sind durch denselben zu höchst angenehmen Spaziergängen umgewandelt worden. Viele Vorzüge sind es, die den Lebbachbaum gerade für diesen Zweck geeignet erscheinen lassen. Vor Allem ist es sein schnelles Wachsthum und seine bewundernswürdige Ausdauer, ohne welche beide ein Alleebaum nicht zur Hälfte seine Aufgabe erfüllen kann. Ferner ist zu bemerken, daß der Lebbek fast das ganze Jahr hindurch im Schmucke eines äußerst dichten, dunkelgrünen Laubdaches prangt. Nur während weniger (etwa drei bezw. vier) Wochen im Februar oder März verliert er seine Blätter, um dann binnen sechs bis acht Tagen sich mit einem frischen, aus dem zartesten Grün gewobenen Gewande zu schmücken. Die Blätter sind, wie erwähnt, akazienartig, ebenso die Früchte oder besser Schoten. Können wir demnach den Lebbek so recht als einen aus Ostindien im Nillande eingebürgerten Nutzbaum bezeichnen, so gilt dies weniger von dem in seiner südamerikanischen Heimath wegen seines Holzes hochgeschätzten Baume Jacaranda mimosifolia. Derselbe, von kräftigem Wuchse, stattlichem Umfange und mit dichtem, dunklem Laubdache geschmückt, zieht besonders im Monate März unsere Aufmerksamkeit auf sich. Um diese Zeit nämlich schmückt sich die noch blätterlose Krone mit einem überreichen Flore entzückend leuchtender blauer Blüthen, die das breite Geäste des mächtigen Baumes in einen zarten, duftigen Schleier hüllen. Von besonders kunstvoller und feiner Bildung sind ferner die Blätter der in Madagaskar heimischen Poinciana regia; dasselbe gilt von Moringa pterygosperma sowie der uns hier häufig in Gärten begegnenden Art Schinus molle. Letztere, aus Peru und Bolivia eingeführt, von schwächerem Wuchse und geringerer Höhe als die vorher genannten Bäume, zeichnet sich durch den starken Pfeffergehalt der Blätter und besonders der traubenförmig vereinten kleinen, rothen Fruchtbeeren aus. Da einmal von Früchten die Rede ist, sei an dieser Stelle auch desjenigen Baumes gedacht, der in dieser Hinsicht als ein Unicum zu bezeichnen ist. Wir meinen die Kigelia pinnata, einen stattlichen, breitästigen Baum mit dunkler Krone, aus der wir in den Wintermonaten an langen Ranken kronleuchterartig herrliche, außen gelb, im Innern rothbraun gefärbte Blüthen herabhängen sehen, aus denen sich die bis ½ m langen, unseren Gurken täuschend ähnlichen Früchte entwickeln. Zum Schluß mögen auch einige Akazienarten Erwähnung finden: vor Allem die oft fälschlich so genannte Robinia Pseudoacacia, von der der Garten nur ein kümmerliches Exemplar aufzuweisen hat; ferner die aus Südamerika eingebürgerte Acacia Farnesiana mit ihren kleinen, kugelrunden, lieblich duftenden, gelben Blüthen und zuletzt die bekanntere Acacia Catechu, deren Heimath Ostindien und der Sudan ist.

Die dritte Gruppe der Nadelhölzer und besonders der Tamarisken ist im Oriente nur in einigen wenigen, immer wiederkehrenden Arten vertreten. Freilich bietet die zumeist sandige Beschaffenheit des Bodens dieser Gattung an sich eine günstige Voraussetzung des Gedeihens; allein im Allgemeinen ist doch zu sagen, daß besonders die Coniferen, abgesehen von einigen wenigen Arten, ein kühleres und auch feuchteres Klima vorziehen. In den Mittelmeerländern heimisch ist Pinus Halepensis mit langen, dunkelgrünen Nadeln und schönem, regelmäßigem Wuchse. Fremdartiger ist das Aussehen der den Inseln der Südsee entstammenden Conifere Casuarina equisetifolia, deren feine, haarartige Nadeln büschelförmig am Ende der dünnen Zweige beisammenstehen. Die edeln Araucarien mit ihrem sorgfältig geordneten, zwischen Nadel- und eigentlicher Blattbildung schwankenden dunkelgrünen Gewande sehen wir im Garten in nur zwei Exemplaren vertreten: Araucaria excelsa von hohem, stattlichem Wuchse, und Araucaria Cunninghami. Die Heimath beider ist Australien. Die Gattung der Tamarisken ist durchgängig durch die in Aegypten heimische Tamarix articulata repräsentirt: das graugrüne, nadelartige Gewand erinnert unwillkürlich an die sandige Wüstenheimath des anspruchslosen Baumes, der jedoch, gruppenweise auftretend, auch der einförmigen Gegend wenigstens einigen Reiz zu verleihen vermag.

Unter den Palmen nimmt selbstredend der Brodfruchtbaum Aegyptens, die heimische Dattelpalme (Phoenix) in ihren verschiedenen Arten die erste Stelle ein. Sie erreicht, obgleich dem dürftigsten Boden entsprossen, nicht selten die Höhe vierstöckiger Häuser, so daß ihre Wedel, die 2 und 3 m lang werden, im Vergleich dazu doch verschwindend klein erscheinen. Anspruchslos und von der größten Widerstandsfähigkeit, giebt es nur Einen Feind, der ihnen Tod und Verderben droht: eine längere Regenperiode. Das Fehlen einer solchen in Aegypten und im nördlichen Afrika überhaupt ist die Erklärung ihrer Verbreitung daselbst.

Als überaus leicht acclimatisirbare Fiederpalme hat sich neuerdings die aus Brasilien stammende Cocus flexuosa hier eingebürgert, die sowol in unserem Garten als auch in mehreren Privatgärten gefunden wird und ganz vorzüglich gedeiht. Sie zeichnet sich durch ihre dichten, langgefiederten Wedel sowie ihren hellgrauen, glatten, nach unten zwiebelförmig sich erweiternden Stamm aus und erreicht die stattliche Höhe von 12—15 m.

Die in Laienkreisen als „Fächerpalme" schlechthin bezeichnete Gattung (Livistona chinensis) lernen wir hier als stattlichen, mehrere Meter hohen, wenn auch noch immer buschartigen Baum kennen, der kleine, gelbliche Blüthen und als Früchte dunkelgrüne Beeren in Traubenform trägt. Auch die bis zum 43° nördl. Breite vorkommende Palmenart Chamaerops humilis mit ihren etwas kleineren, dagegen derberen Wedeln in Fächerform fehlt selbstredend nicht und wächst zu ansehnlicher Höhe heran.

Es erübrigt noch einiger Pflanzen zu gedenken, die, außerhalb der innegehaltenen Gruppirung stehend, unsere Aufmerksamkeit beanspruchen. Wir meinen zunächst einige Cacteen, unter denen Euphorbia neriifolia durch ihre Größe — bis 3 m hoch — und die am oberen Ende der saftigen Geäste bemerkbare,

charakteristische Blattbildung auffällt. Agave und Aloë sind in vorzüglichen Exemplaren vertreten und auch in nordischen Ziergärten wohlbekannt. Dagegen dürfte der aus Ostindien stammende Pandanus odoratissimus wegen seiner meterhohen, kühn emporstarrenden Schwertblätter als große Seltenheit zu bezeichnen sein. Von bekannteren Bäumen seien ferner zwei Eucalyptusarten erwähnt: der sog. „Fieberheilbaum" Euc. globulus sowie die seltnere Euc. amygdalina, beide leicht an ihren weidenartigen, festen, graugrünen Blättern, die stark duften, kenntlich. Auch unsere Trauerweide (Salix babylonica) gedeiht hier vorzüglich und macht besonders in ihrem zarten, jungen Blätterschmucke von hellgrüner Farbe einen überaus freundlichen Eindruck. Durch ihre Blüthen nicht minder wie durch ihre eigenartig geformten, zweilappigen Blätter — daher arabisch „Kameelfuß" genannt — interessiren uns Bauhinea purpurea und B. variegata, erste mit purpurner, letztere mit lilaer, weißgestreifter Lippenblüthe.

Zuletzt sei noch dreier Pflanzen gedacht, deren Blüthe uns eine eindringliche Predigt über die Weisheit im Haushalte der Natur ist. Es sind Pflanzen, deren Blüthe zu ihrer Befruchtung gewisser Insecten bedarf. Da aber dieselbe höchst unscheinbar ist, so erfand die höchste Weisheit ein Mittel, die so nothwendigen Insecten dadurch herbeizulocken, daß sie den in unmittelbarer Nähe dieser Blüthen befindlichen Blättern eine intensive Färbung verlieh, sodaß nun von Unkundigen diese Blätter selbst, die einer Blüthe in der That täuschend ähnlich sehen, für die eigentliche Blüthe gehalten werden. Wir kennen, wie erwähnt, drei derartige Wunderpflanzen. Die erste heißt Poinsettia pulcherrima, deren intensiv rothe Blätter sich sternförmig um die am oft blattlosen Stiele befindliche, unscheinbare Blüthe gruppiren, so daß man in der That wähnt, eine Sternblume vor sich zu sehen. Aehnlich verhält es sich mit der als Schling- und Kletterpflanze an Balcons, Veranden u. s. w. häufig vorkommenden Bougainvillea spectabilis, die fast das ganze Jahr hindurch durch ihre unglaublich reiche, röthlich-violette Pseudoblüthe täuscht. Ein stattlicher Baum hingegen ist Terminalia Brownii aus Abessinien, dessen kleine, ovale Blätter unmittelbar an der Blüthe von brauner Färbung sind und so selbst ein Blüthe heucheln.

Wir haben unsern Rundgang durch den Garten beendet. Ueberblicken wir am Schlusse im Geiste die Repräsentanten der Flora, denen wir unsere Aufmerksamkeit schenkten, so kommen wir zu dem Resultate, daß die große Mehrzahl derselben der südamerikanischen und vor Allem ostindischen Tropenflora angehört und unter ägyptischem Himmel sich vorzüglich acclimatisirt hat. Dagegen fristen heimathliche Pflanzen ein kümmerliches Dasein, was schon aus der Thatsache erhellt, daß z. B. das Gras, das nach landläufigen Begriffen und zum Verdruß unserer Gärtner und Gartenbesitzer ohne die geringste Pflege schmarotzt, unter hiesigen klimatischen Verhältnissen nicht recht gedeihen will. Im Ezbehtye-Garten vertritt auf Plätzen und Anlagen ein kleinblätteriges Kraut seine Stelle, und die Versuche, Gras daselbst einzubürgern, haben trotz der größten Sorgfalt und reichlichsten Bewässerung sich als wenig erfolgverheißend erwiesen.

Klänge der ägyptischen Militärcapelle ertönen an unsere Ohren. Wir folgen jener Richtung, um im Schatten mächtiger Ficus- und Lebbekbäume bei einem Täßchen süßen Moccas einige Augenblicke zu verträumen; und während heimathliche Weisen wie: „Weißt du, wie viel Sternlein stehen?" u. A. erklingen, eilen unsere Gedanken leichten Fluges aus der Tropenflora des Pharaonenlandes der noch vom Winterbanne gefesselten nordischen Heimath zu.

Bücherbesprechungen.

□ Passionale. Die Leidensgeschichte des Herrn in 46 Lectionen von D. Dieffenbach, Oberpfarrer zu Schlitz. Gotha, G. Schloeßmann. — Eine sehr willkommene Gabe für die bevorstehende Passionszeit von der Hand eines auf diesem Gebiete bewährten Theologen, dem wir viele treffliche Gaben ähnlicher Art zu verdanken haben. Das Büchlein enthält eine nach bewährten Vorgängen abgefaßte Zusammenstellung von Lectionen aus der Leidensgeschichte Christi und zwar 46 mit Rücksicht darauf, daß die Passionszeit von Aschermittwoch bis zum Osterfest gerade 46 Tage umschließt. Jede Lection wird mit einem Lied und einem Bibelspruch eingeleitet, durch eine kurze, angemessene, erbauliche und verständliche Auslegung erläutert und mit Gebet und Lied beschlossen. Das Schriftchen ist zunächst für die Hausandacht oder Privaterbauung bestimmt und eignet sich zu diesem Zwecke sehr gut; wo die Zeit dazu knapp zugemessen ist, kann leicht eine Kürzung durch Weglassung eines Liedes bewirkt werden. Das Schriftchen eignet sich aber auch für den Gebrauch in der Schule und namentlich in der Kirche bei Betstunden in der Passionszeit oder bei liturgischen Passionsgottesdiensten. Für letzteren Zweck müßten mehrere Lectionen zusammengenommen werden. Mit dieser Gabe hat der Verf. Vielen einen sehr dankenswerthen Dienst erwiesen.

—n. Der Stein der Weisen. Illustr. Halbmonatschrift. Wien, Hartleben's Verlag. Heft 3. Uhr und Kalender auf Reisen von Rud. Falb. Haare und Nägel. Fabrikation der Glasperlen. Neue Jagdgewehre. Goldwäsche in Californien. Volkssport im Winter. Wie ist die Erde entstanden? „Flaschenpost". Die ältesten gedruckten Zeitungen. Eine Typen-Setzmaschine. Kleine Mappe. — Außer dieser manches Interessante darbietenden Reihe von Aufsätzen möchte auch der von Geßmann über Hypnoskope, mindestens als Curiosum, die Aufmerksamkeit fesseln. Hypnoskope sind ringförmige Stahlmagnete; dieselben sollen bei der Hypnose fähigen Personen in dem hineingesteckten Finger besondere Empfindungen hervorrufen, nach Angabe bei über 60% der Untersuchten.

— Dr. Karl Ruß, Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Ein Jahrbuch der Natur. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. Vollständig in 12 Lieferungen zu je 80 ₰. Lief. 1. — Das in der ersten Lieferung hier vorliegende Werk bezweckt, für jeden Monat des Jahres sowol eine allgemeine Naturschilderung zu geben, als auch alle Erscheinungen der Natur, sowie alle davon abhängenden menschlichen Thätigkeiten in kurzer und übersichtlicher Form zusammenzustellen. Die eben erschienene erste Lieferung behandelt den Monat Januar. Die allgemeine Schilderung beschäftigt sich nicht nur mit den Erscheinungen, welche die unbeeinflußte Natur im Januar zeigt, sondern sie spricht auch von Jagd, Forstwirthschaft, Fischfang, Landwirthschaft, Gärtnerei, Hausthierpflege u. s. w. im Januar, wie sie auch die Rolle, welche der Januar im Gedankenkreis unserer heidnischen Vorfahren spielte, gegenüberstellt derjenigen, welche der Januar für uns gewonnen hat. In Tabellen oder in knappen Sätzen sind sodann zusammengestellt: die Erscheinungen der Thier- und Pflanzenwelt, Schuß- und Schonzeit der Jagdthiere, Vogelschutz, Forstwirthschaft, Fischerei, Muschelfang, Thierzucht (Hausthiere, Fische, Bienen, Stubenvögel), Ackerbau, Obstbau, Gemüse- und Blumengärtnerei und endlich Nahrungsmittel im Januar. Den Beschluß machen Belehrungen über die Erscheinungen, welche der gestirnte Himmel im Januar bietet. Dies der Inhalt der Lieferung. Schlecht weggekommen ist darin die Pflanzenkunde, welche nur die schwarze Nießwurz, weil im Januar blühend, anführt. Wenn aber angegeben wurde, welche von den Kriechthieren und Fischen im Winterschlafe liegen, dann konnten wenigstens auch die Bäume und Sträucher genannt werden, welche in der Knospe stehen: das bot das gleiche Interesse. Im Uebrigen sind Form und Inhalt der Lieferung so, daß sie dem Werke nur zur Empfehlung dienen können. Lehnert.

J.R. Erzählte Lustspiele. Neues aus dem High Life von B. v. Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 3 ℳ. — Ein erheiterndes Buch! Es sind wirkliche in Erzählungsform versteckte Lustspiele, diese sechs Geschichten; in einer naht sich ein junger Mann der Erwählten seines Herzens als Klavierstimmer, da eine andere Aussprache unter vier Augen nicht möglich ist. Dabei weiß die Verfasserin mit so viel Laune zu erzählen, daß man nicht nur gut unterhalten wird, sondern auch aus dem Lachen nicht herauskommt, gleich als befände man sich in einer trefflichen Komödie. Mit den Schöpfungen der leichtgeschürzten Muse, wenigstens mit denjenigen derselben, die das Publicum jetzt meist ins Theater zu ziehen pflegen, haben diese Humoresken auch die etwas scrupellose Motivirung gemein; in der eben berührten Schnurre z. B. muß der Leser die Voraussetzung schon mit in den Kauf nehmen, daß ein junger, reicher Bankiersohn sich eine Frau durch die Zeitung sucht; solchen mit Erdengütern gesegneten Menschenkindern pflegt sonst die Auswahl für die Ehe leichter gemacht zu werden. Die Verfasserin gefällt uns in diesen ergötzlichen Erzeugnissen besser als in ihren ernsthaften, den Romanen (Ein schlechter Mensch, Daniela u. a. m.), die uns, wenn sie auch nicht geist- und talentlos sind, doch mit ihren emancipatorisch angehauchten Frauen und den im kosmopolitischen Nebel verlorenen Männern kein Behagen zu erwecken vermögen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 23. Sonnabend, den 23. Februar. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

VI. Die Mark Meißen im zweiten Jubiläumsjahr 1289.

Zwei Jahrhunderte waren vorübergezogen, seit die Mark Meißen in den Besitz der Wettiner überging; Otto der Reiche, dessen letzte Zeit wir im vorigen Bilde zu schildern versuchten, schlummerte schon fast ein Jahrhundert in der Grabesgruft seines Klosters Altzella.

Eine schwere, trübe Zeit war über das deutsche Reich dahingerauscht. Das herrliche Geschlecht der Staufer war jämmerlich zu Grunde gegangen, der letzte Sproß, der jugendliche Conradin, war fern von der schwäbischen Heimath widerrechtlich durch Henkers Hand gefallen. Es wollte dem Volke nicht in den Sinn, daß so viel Glanz, so leuchtende Herrlichkeit plötzlich und spurlos verschwinden könne; es träumte, daß der zweite Friedrich im Schoße des Kyffhäusers schlafend sitze und einst wiederkehren werde, des Reiches Pracht zu erneuern und frische Blüthen an den erstorbenen Stamm des deutschen Baumes zu zaubern. Später erst, als das epheugleiche Schlinggewächs der Sage sich dichter um den rabenumflogenen Berg und seinen kaiserlichen Insassen rankte, ward sein Bild trüber und schwerer erkennbar, so daß das spätere Geschlecht in dem verzauberten Kaiser den alten Rothbart, den fortgezogenen und nicht heimgekehrten, erblickte. Nach den glanzvollen Tagen der Staufer war die kaiserlose, die schreckliche Zeit gekommen. Der Reichsgedanke war verblaßt; Diejenigen, welche berufen waren, seine Träger zu sein, waren seine Verächter geworden. Von kleinen und kleinlichen Sonderanschauungen erfüllt, waren die meisten Fürsten engherzig genug, den Stand der Dinge für ersprießlich zu halten, weil er der Entwickelung ihrer Sondermacht günstig schien; die große Masse schaute in dumpfer Gleichgiltigkeit der Entwickelung der Verhältnisse zu. Die Wenigen, die ein Gefühl für die Kläglichkeit der Zeit hatten, verzehrten sich in fruchtloser Klage und träumerischer Sehnsucht. Das Recht hatte keine Heimstatt mehr auf deutschem Boden, es war der Gewalt gewichen, die auf den Straßen ihr Wesen trieb, und hatte sich scheu versteckt in weltferne Waldeshöhlen. Der Raub lauerte an den Wegen, Mord und Kampf waren zur Gewohnheit geworden, der Gottesfrieden war ein schöner Traum. Da war denn die Sehnsucht nach einem Kaiser so lebendig geworden, daß die Fürsten sich auf ihre Pflicht besinnen mußten. Der schlichte Graf aus dem Aargau, Rudolf von Habsburg, war zum Könige gekrönt worden, „ein Richter war wieder auf Erden“. Zwar hatte sich die Phantasie des Volkes den künftigen Herrscher anders gedacht, zwar war der nüchterne, hausbackene Habsburger ein so ganz anderer Mann als die glänzenden Staufer, zwar hatte auch er viel mehr Interesse an der Befestigung und Begründung seiner Hausmacht, als an der Stärkung des Reiches: aber er wußte mit fester Hand des Reiches Marken zu schirmen und den Frieden im Innern zu wahren. Des freute sich das Volk, ein Gefühl der Sicherheit, wie es seit langer Zeit in den Herzen nicht hatte heimisch werden wollen, begann im Volke einzukehren, „nicht fürchtete der Friedliche mehr, des Mächtigen Beute zu werden“. Rudolf faßte des Reiches Zügel fest und scharf, die Friedensstörer im Innern fühlten seine schwere Faust, den nimmer ruhenden Fehden machte er fast allenthalben ein Ende. So zog er denn auch im Jahre 1289 nach Erfurt, um den von allerhand Kämpfen schwer heimgesuchten Meißner und Thüringer Landen den Frieden zu bringen.

Noch einmal war Gefahr vorhanden gewesen, daß die Mark Meißen dem Wettiner Hause verloren gehe. Nach dem Tode Albrecht's, des Sohnes Otto des Reichen, hatte Kaiser Heinrich VI., der darauf ausging, die erledigten Reichslehen bei Gelegenheit wieder einzuziehen, die Ansprüche des Bruders des kinderlos Verstorbenen nicht anerkannt. Er hatte Besitz ergriffen von der Mark und sie durch seine Beamten verwalten lassen. Aber diese Besitzergreifung wurde allgemein als eine durchaus widerrechtliche betrachtet; sie war auch nur ganz vorübergehend, da Heinrich VI. 2 Jahre nach Albrecht's Tode starb und sein Bruder Philipp ohne Weiteres die Mark Dietrich dem Bedrängten überließ. Nach einem Leben voll Kampf und Bedrängniß war Dietrich 1221 gestorben. Es war ihm nicht nur gelungen, den ererbten Besitz des Bruders zu erhalten, sondern ihn auch noch durch die Lausitz und die Landsberg-Eilenburger Lande zu vermehren, die bei dem Aussterben der einen Wettiner Linie an ihn fielen. So herrschte denn im zweiten Jubiläumsjahre außer der Hauptlinie nur noch eine Zweiglinie der Wettiner in den Herrschaften Brehna und Wettin. Freilich sollten diese beiden uralten Besitzungen des Hauses für lange dem Geschlechte verloren gehen; der letzte Sproß dieses Zweiges, ein Graf Otto, hatte schon vor seinem Tode Grafschaft, Schloß und Stadt Wettin für 800 Mark Silbers an den Erzbischof von Magdeburg abgetreten, und die Grafschaft Brehna übergab König Rudolf nach eben jenes Otto Tode im Jahre nach dem Jubiläumsjahre als heimgefallenes Lehen seinem gleichnamigen Enkel. (Mit dem Herzogthume Sachsen kam Brehna wieder an die Wettiner, Wettin selbst ging dem Geschlechte für immer verloren.)

Dietrich des Bedrängten Sohn Heinrich, den schon gleichzeitige Urkunden den Erlauchten nennen, war nach fast 67jähriger Regierung 1288 gestorben. Seine lange Regierung war voll Glückes, aber auch voll Leides gewesen. War es ihm doch gelungen, das Pleißnerland und nach langem Kampfe das Erbe seiner Mutter, Jutta, Thüringen, zu erwerben, war doch sein Reichthum durch Auffindung neuer Erzquellen in Scharfenberg bei Meißen so gewachsen, daß er nach damaligem ritterlichen Brauche glänzende Turnierspiele abhalten konnte, von denen man lange noch sang und sagte im deutschen Land! Aber die unselige Sitte, schon bei Lebzeiten die Länder zu theilen, hatte Unfrieden und Kampf in des Mark-, Land- und Pfalzgrafen Haus und Länder gebracht. Heinrich hatte von der Oesterreicherin Constantia zwei Söhne, Albrecht, dem die Geschichte den Beinamen des Entarteten gegeben hat, und Dietrich, der nach seinem Sonderbesitze „von Landsberg“ genannt zu werden pflegt. Während der Vater die Mark Meißen, die Lausitz und wahrscheinlich auch das Pleißnerland für sich behalten hatte, hatte er schon frühe Thüringen dem älteren, das Osterland und die Herrschaft Landsberg dem jüngeren Sohne übergeben. Von seiner dritten Gemahlin, einer unebenbürtigen Ministerialentochter, Elisabet v. Maltitz, die aber durch kaiserliche Verfügung für ebenbürtig und erbfolgeberechtigt erklärt worden war, hatte er einen dritten Sohn, Friedrich den Kleinen, dem er einige Städte in der Mark: Dresden, Hain, Tharand, Radeburg überließ. Der ältere Sohn Albrecht war mit der Staufin Margareta, der Tochter Kaiser Friedrich des Zweiten, verheirathet. An diese Ehe knüpfen sich mancherlei Sagen, deren geschichtlicher Kern nur der ist, daß Margareta sich von ihrem Manne trennte, die Wartburg verließ und fern von Gatten und Kindern starb. Daß an dieser Trennung die päpstliche Partei,

die das verhaßte staufische Geschlecht zu vernichten strebte, in hervorragender Weise betheiligt war, ist höchst wahrscheinlich. Die Geschichten von der heimlichen Flucht von der Wartburg, von dem Mordplane, von dem Wangenbiß sind nichts als müßige Erfindungen späterer Chronisten. Drei Söhne hatte Margareta ihrem Gatten geboren: Heinrich, dessen Name bald aus der Geschichte verschwindet, Friedrich mit der gebissenen Wange, der als letzte Hoffnung der staufischen Partei mehrfach aufgefordert wurde, als „König Friedrich III." nach Italien zu kommen und von seinem staufischen Erbe Besitz zu ergreifen, und den jüngeren Dietrich, den man zum Unterschiede von seinem Oheim in der Regel Diezmann nennt. Von seiner zweiten Gemahlin, der Kunigunde von Eisenberg, hatte Albrecht noch einen vorehelichen, später aber legitimirten Sohn Apitz, den der Vater den drei älteren auf alle Weise vorzog. Dietrich, Heinrich's zweiter Sohn, der noch vor seinem Vater gestorben war, hatte einen Sohn, Namens Friedrich Tulla. Eine kleine Stammtafel wird die Uebersicht über die Verzweigung des Geschlechtes erleichtern.

Heinrich der Erlauchte
verm. mit Constantia von Oesterreich ~ verm. mit Elisabet von Maltitz

Albrecht der Entartete verm. mit Staufin Margareta ~ von Kunigunde von Eisenberg — Dietrich von Landsberg — Friedrich der Kleine

(Heinrich) — Friedrich d. Gebissene — Diezmann — Apitz — Friedrich Tulla

Schon bei Lebzeiten des Vaters hatten mannigfache Kämpfe stattgefunden, zwischen dem Vater und den Söhnen, zwischen den Söhnen selbst, zwischen Albrecht und seinen Söhnen. Wir verzichten gern darauf, die Einzelheiten dieser Fehden wiederzugeben, und wir können darauf verzichten, weil sie für die zukünftige Entwickelung im Allgemeinen bedeutungslos waren. So war denn der Lebensabend des alten Hauptes der Wettiner, des erlauchten Heinrich, trübe, recht trübe gewesen. Im Jahre 1288 war er geschieden und schlummerte nun in der Gruft seiner Ahnen in Altzella.

Nach seinem Tode entbrannte der Kampf noch gewaltiger. Die nächsten Erben waren Albrecht und Friedrich Tulla. Ersterer behielt Thüringen, Letzterer nahm die Lausitz in Besitz, die Mark Meißen sollten Beide gemeinsam besitzen. Friedrich Tulla aber kaufte nicht nur seinem älteren Oheim Albrecht dessen Antheil an der Mark ab, sondern auch seinem jüngeren Oheim, Friedrich dem Kleinen, dessen obengenannte Besitzungen. Der Länderverkauf war eine verbreitete Unsitte der damaligen Zeit. Daß mit diesem Verkaufe die Söhne Albrecht's, Friedrich und Diezmann, nicht einverstanden sein konnten, ist selbstverständlich. Sie begannen nunmehr einen Kampf gegen Vater und Vetter. Diezmann entriß dem Vetter Friedrich Tulla die Lausitz, Friedrich, der nachher der Freidige heißt, nahm den Vater gefangen und zwang ihn, am 1. Januar 1289 in Rochlitz einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er einen Theil seines Besitzes, die Gegend von Freiberg, Hain, Belgern, Torgau, Schilda seinem Sohne überließ. Bald nachher begann aber Albrecht seine noch übrigen meißnischen Besitzungen wieder an Friedrich Tulla zu veräußern und seinen jüngsten Sohn Apitz vorzuziehen, so daß es wiederum zu Fehden kam. So stand die Sache, als Rudolf nach Erfurt kam, um zu schlichten. Es kam zu einem vom König untersiegelten Vertrage, aber nicht zu dauerndem Frieden. Lange, schwere Kämpfe standen den Söhnen Albrecht's noch bevor; wiederum war es nahe daran, daß die Mark dem Geschlechte der Wettiner verloren ging. Doch diese Ereignisse liegen jenseit des Jubiläumsjahres. Es erübrigt nur noch, mit einem Worte jenes jüngsten Sohnes Heinrich's, Friedrich's des Kleinen, zu gedenken, der seinen Besitz um Dresden, wie oben erwähnt wurde, auch an seinen Neffen Friedrich Tulla verkaufte. Wir haben nämlich von jenem Friedrich dem Kleinen eine Urkunde aus dem Februar des Jubiläumsjahres, in welcher er sich Markgrafen von Meißen und der Lausitz nennt und seine Markgrafschaften an den König Wenzel von Böhmen verkauft, wogegen ihm Wenzel einige Orte in Schlesien und Mähren als Lehen verspricht. Was es mit dieser Urkunde eigentlich für eine Bewandtniß habe, ist nicht sicher; sicher ist nur das Eine, daß Friedrich der Kleine auch nicht einen Schimmer Rechtes besaß, sich Markgrafen zu nennen und über die Markgrafschaften zu verfügen. Möglich ist's, daß er vielleicht aus irgend welchem Grunde Ansprüche machen zu können glaubte, möglich aber auch, daß das Ganze nur eine Täuschung war. Zur Ausführung gelangte dieser Vertrag zwar nicht, aber König Wenzel von Böhmen hat seine Absicht, in der Mark Fuß zu fassen, doch zum Theil erreicht. Friedrich der Kleine besaß die Gegend um Dresden thatsächlich später als böhmisches Lehen, und wir wissen, daß diese Lehen vertragsmäßig nach seinem Tode an Böhmen fallen sollten. Aber trotz dieser Bestimmung setzte Friedrich der Kleine seinen Neffen Friedrich den Freidigen zum Erben ein, dem es auch gelang, sich im Besitze der Städte zu behaupten. So wurde denn auch die zweite Gefahr, daß ein schöner Theil des Wettiner Besitzes verloren gehen konnte, glücklich abgewendet. Unruhevoll ist die Zeit des zweiten Jubiläumsjahres, eine Zeit trüber Wirrniß und seltsamer Gährung!

Auch die innere Entwickelung zeigt wenig Fertiges, meist Uebergänge und Anfänge. Eins nur konnte als vollendet gelten, die Christianisirung. Das Heidenthum war aus dem Bereiche der Mark gänzlich verschwunden, nur in einzelnen Bräuchen und in Erinnerungen lebte es fort. Die Kirche hatte verstanden, den altheidnischen Formen einen christlichen Gehalt zu geben, und so eine innige Vermählung des Christenthums mit dem Volksgeiste bewirkt, eine Vermählung, wie sie bei keinem anderen Stamme, als dem deutschen, sich so innig vollzog. Zäher hatte das slavische Volk an seinen alten Göttern gehangen, aber auch sie waren gefallen. Sie zogen der Sage nach von den Bergen hinweg oder stürzten sich von den geheiligten Felsen in die Wellen des unten fließenden Baches.

Die Annahme, daß um diese Zeit die Germanisirung der Mark oder auch nur ihres linkselbischen Theiles beendet gewesen sei, ist kaum haltbar. In den Städten mögen ja Wenden jetzt schon eine Seltenheit geworden sein, — soll doch beispielsweise in Leipzig die letzte Wendin 1300 gestorben sein —, in den Dörfern verschwand das slavische Element viel langsamer und viel später. Slavische Reste haben sich ja auch links der Elbe bis in unser Jahrhundert erhalten. Rechts der Elbe scheint das Wendenthum noch der Zahl nach herrschend gewesen zu sein nicht nur in der heutigen Oberlausitz, sondern auch in der unmittelbaren Nähe Meißens und Dresdens.

Des Markgrafen Stellung hatte sich immer mehr zu der eines Landesherrn ausgebildet. Die Erblichkeit der Lehen war Rechtsgrundsatz geworden, das Land gilt als Eigenbesitz des Markgrafen, der Markgraf als princeps terrae. Zwar konnte er rechtlich noch nicht über die in seiner Markgrafschaft gelegenen kleinen Reichslehen verfügen, aber der Grundsatz war schon durchbrochen, als König Philipp dem Markgrafen die Befugniß verliehen hatte, Reichslehen aus eigener Machtvollkommenheit an Bisthümer zu vergeben. Da nun während der Regierung der letzten Hohenstaufer und während der kaiserlosen Zeit kein Mensch sich um die königlichen Hoheitsrechte kümmerte, schaltete der Markgraf auch in anderen Fällen nach Belieben mit dem Reichsgut. Eine unmittelbare Folge dieser Aenderung war, daß die Lehnsträger innerhalb der Mark, obwol sie rechtlich noch des Kaisers unmittelbare Vasallen waren, dennoch mehr und mehr in directe Abhängigkeit vom Markgrafen geriethen. Einzelne Theile seines Besitzes trug der Markgraf selbst zu Lehen, so die Städte Dresden, Pirna und Radeberg vom Bisthum Meißen und die Stadt Leipzig vom Bisthum Merseburg. Jetzt zuerst begegnen wir einem Wappen der Mark. Das Wappen, das frühere Markgrafen führen, ist nicht das Wappen der Mark, sondern das Wappen des Wettiner Geschlechtes. Es zeigt zuerst 8, dann 9, endlich 2 blaue Pfähle im goldenen Feld und bildet heute noch einen Bestandtheil des Wappens der drei größten Städte des Wettiner Landes, Dresden, Leipzig und Chemnitz. Heinrich der Erlauchte nahm das Thüringer Wappenzeichen, den Löwen an und führte dies Zeichen sowol als Markgraf wie als Landgraf. Als er seine Länder theilte, behielt die thüringische Linie das alte thüringische Wappen bei; auch die Mark bewahrte den Löwen als Wappenzeichen, nur die Farben wurden geändert, so daß fortan der schwarze Löwe im goldnen Felde das Wappen der Mark Meißen ist.

Der Unterschied zwischen den Ministerialen, von deren Entstehung wir früher sprachen, und den altfreien Geschlechtern ist noch nicht vollkommen verwischt, schwindet aber mehr und mehr. Beide bilden den Ritterstand, beide den Kern des Heeres, beide den kriegerischen Hofstaat des Fürsten. Am Markgrafenhofe erscheinen bereits Hofämter, und zwar nicht nur vorübergehende, die wir auch sonst urkundlich erwähnt fanden, sondern auch ständige. Dahin können wir jedenfalls die consiliarii, die scriptores u. a. rechnen. Für die Urkunden,

die bisher ausschließlich in lateinischer Sprache abgefaßt wurden, führte Heinrich der Erlauchte die deutsche Sprache ein. Als Residenzen werden zuerst Grimma, dann Tharandt und endlich Dresden erwähnt. Letztgenannte Stadt bevorzugte Heinrich besonders, der Grund zu ihrer nachmaligen Entwicklung ward von ihm gelegt. Er hat die erste Brücke über den Strom, das erste Schloß und die erste Kapelle gebaut, jene Kapelle, welche die Vorläuferin der Kirche zum heiligen Kreuz werden sollte.

Die Einkünfte des Markgrafen waren mannigfaltige geworden. Von den schon in den letzten Bildern erwähnten Einnahmequellen stand auch jetzt noch das Bergregal oben an. Bemerkenswerth ist, daß die Stifter, in deren Grund und Boden der Gruben lagen, Ansprüche auf die Gesammtnutznießung derselben machten. Die Ansprüche blieben aber unbefriedigt, nur der Zehnte aus dem Ertrage wurde ihnen zugestanden. Die Zölle waren so bedeutend geworden, daß Albrecht seine Söhne veranlaßt, den Ertrag derselben besonders zu theilen. Es gab Markt-, Land-, Wasser-, Vieh-, Wege-, Geleitszoll, die Menge der Zölle forderte den Spott der Engländer heraus. Das Zollerhebungsrecht konnte der Markgraf schenkungsweise einem Anderen übertragen oder auch gegen ein jährliches Entgelt verpachten. Einer der einträglichsten Zölle, der Judenzoll, ward erst den Söhnen des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften verliehen; damals war die Erhebung der Steuern und Collecten von Juden noch kaiserliches Sonderrecht. Daß mit der Verleihung dieses Sonderrechtes sich auch der Helmschmuck des Markwappens änderte, indem statt des Pfauenfederbusches mit den drei Paar silbernen Lützen der bärtige Judenkopf als Zier auftrat, möge nur nebenbei erwähnt werden. Als Steuern in unserem Sinne kommen zwei nicht streng unterscheidbare Arten, die petitio und exactio vor. Die petitio wurde nach besonderer Vereinbarung zu einem bestimmten Zwecke in einem einzelnen Theile des Landes erhoben, während die exactio regelmäßiger zu zahlen war. Allgemeine petitiones und auf Vergleich beruhende Jahresleistungen gehören einer späteren Zeit an. Von den Häusern wird Grundzins, von den Innungen und Verkaufsstätten eine Sonderabgabe erhoben. Daß daneben die persönlichen Verpflichtungen der Unterthanen gegen den Landesherrn noch fortdauern, beweist der Umstand, daß sie bei markgräflichen Schloßbauten noch frohnen müssen.

In der Rechtspflege war eine bedeutsame Wandlung eingetreten. Auf dem Landding ward nicht mehr Recht gesprochen. Bei dem nach des Kaisers Friedrich des Zweiten Muster geschaffenen markgräflichen Hofgericht suchten nicht nur die Ministerialen, sondern auch die Freien Recht. Für die einzelnen Gebietstheile hatte Heinrich der Erlauchte Landrichter (judices provinciae) eingesetzt, die in seinem Namen Recht sprachen. Die Gerichtsbarkeit konnte vom Landesherrn an Beamte, wie die Burggrafen von Meißen, an Klöster, an Grundherren, wie die von Dohna, an Privatleute, wie an zwei Freiberger Bürger, endlich an Städte, wie Leipzig und Freiberg, verliehen werden. Die Schöppenstühle der genannten beiden Städte erlangten bald Berühmtheit, so daß Viele dorthin gewiesen wurden, ihr Recht zu suchen. Das fast allgemein geltende Recht war noch das sächsische, das kurz vorher im „Sachsenspiegel" aufgezeichnet worden war. Der Verfasser des Sachsenspiegels hat ja selbst in der Nachbarschaft der Mark, in Wettin und Delitzsch, gelebt. Daneben wird auch das römische Recht bekannt, als dessen eifriger Verfechter und gelehrter Vertreter ein Burggraf von Kirchberg genannt wird. Das Faustrecht scheint in der Mark Meißen weniger schlimme Früchte gezeitigt zu haben, als in Thüringen. Hier entstand, um den Frieden aufrecht zu erhalten und die Friedensstörer zu strafen, ein Friedensgericht, dessen Vorsitz der Landgraf selbst oder ein Graf in seinem Auftrage führte. Das Friedensgericht hatte zwölf Beisitzer, vier Grafen, vier Ministerialen und vier Bürger, nämlich zwei der Stadt Erfurt und je einer der Städte Mühlhausen und Nordhausen. Der Ort des Gerichtes war verschieden, seine Wirksamkeit ist nicht vollkommen klar. Wir erfahren, daß es nicht blos die Acht über die Störer des Friedens verhängte, sondern sie auch vollzog, es scheint aber Manches in den Kreis seiner Rechtsprechung gezogen zu haben, was nicht hinein gehörte. Mit dem Schwinden des Faustrechts verschwindet auch das Friedensgericht.

Ueber die Entwickelung des Städtewesens fließen in diesem Zeitabschnitt die Quellen reichlicher, wir haben eine ziemliche Anzahl von städtischen Urkunden, aus denen wir auf das Leben und Treiben in den Städten einen Schluß ziehen können. Die Mark Meißen hat nie so mächtige Städte gehabt, wie das nordische Meeresgestade, das Rheingelände oder auch nur das benachbarte Thüringen. Dennoch befinden sich einige der meißnischen Städte in fröhlichem Aufblühen und entwickeln sich zu wohlgeordneten Gemeinwesen mit selbständiger Verfassung. Die meisten standen noch unter der Oberaufsicht und Rechtsprechung des markgräflichen Vogts; doch vollzog sich die Rechtsprechung nicht ohne Zuthun der Bürgerschaft, da die Schöffen zum Vogtding aus derselben gewählt werden mußten. Der nächste Schritt zur Selbständigkeit war die vollkommene Befreiung vom Vogt. Leipzig erlangte dieselbe, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1263 ersichtlich ist, durch Dietrich von Landsberg. Hier in Leipzig scheint sich das eigentliche Municipalwesen mit am frühesten ausgebildet zu haben. Schon eine Urkunde vom Jahre 1270 nennt einen scultetus (Schultheiß) und 12 consules. Dresden ward erst später vom Vogt befreit und erlangte demgemäß auch erst später eine selbständige Stadtverfassung. Weit früher aber hatten sich einige thüringische Städte, wie Eisenach, Weißensee und wol auch Erfurt, zu freien Gemeinwesen mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit entwickelt. In diesen letzteren traten bald an die Stelle der früheren Mißhelligkeiten zwischen dem landesherrlichen Vogte und der Bürgerschaft ernste Streitigkeiten zwischen den vornehmeren Bürgergeschlechtern, aus denen die städtischen Behörden sich zusammensetzten, und den Kleinbürgern. Es kam sogar zu Empörungen, zu blutigen Aufständen, bei denen in der Regel die Handwerkerzünfte Trägerinnen der Opposition waren. Von den meißnischen Städten war Freiberg die volkreichste, dann folgten Zwickau und Dresden.

Immer mehr und mehr blühte in einigen meißnischen Städten der Handel empor. Die Lage der Mark Meißen war ja für eine reiche Entwickelung des Handels außerordentlich günstig. Hier trafen und kreuzten sich die beiden wichtigsten Handelsstraßen, das von Osten nach Westen führende „polnische Gleis", das die Städte Budissin, Hain und Leipzig berührte, und das den Süden mit dem Norden verbindende „Frankfurter Gleis", welches durch die Pässe des Vogtlandes in die Niederung führte. Ausgeführt wird aus Sachsen besonders Tuch, eingeführt aus dem Norden Heringe, aus Böhmen Getreide, Hopfen, Hühner und Eier. Von Leipzigs nachmaliger Bedeutung ließ sich auch damals noch nicht viel ahnen. Zwar waren die Messen schon nicht mehr bloße Jahrmärkte für die nähere Umgebung, aber Leipzigs Bedeutung als eines Handelsplatzes reichte noch lange nicht an die von Köln oder Frankfurt heran. Daß die Messen schon vielfach von Leuten aus anderer Herren Ländern besucht werden, geht daraus hervor, daß Dietrich von Landsberg in einer Urkunde vom Jahre 1268 auch den Meßbesuchern Schutz und Sicherheit verspricht, mit deren Landesherren er in Fehde liege. Noch sind die Lombarden und Juden die Hauptvermittler des Handels. Der Juden wegen wird der Markt von Sonnabend auf den Montag, ja auch auf den Sonntag verlegt. Ein Beweis dafür, daß die Juden im 13. Jahrhunderte in der Mark außerordentlich zahlreich waren, ist die Jüdenordnung Heinrich's des Erlauchten, die bis auf wenige einzelne und nebensächliche Punkte die Juden mit den Christen gleichstellt. Die Zeit, da man diese Gleichstellung bereute, sollte bald genug kommen. Hemmend für den Handel war der klägliche Zustand des Münzwesens. Noch waren die Bracteaten, welche gewogen wurden (24 gingen auf 1 Pfund), die Hauptmünzen. Das Bedürfniß nach einer Münzreform machte sich allenthalben geltend; doch wurde es erst unter Friedrich dem Freidigen befriedigt, der die dicken Groschen einführte, von denen 60 auf eine Mark gingen, während 12 Heller einem Groschen gleichkamen.

Auch der Ackerbau zeigt nicht unwesentliche Fortschritte. Neben dem Roggen und Hafer, dessen Anbau die Regel bildete, wurde mehr und mehr Gerste und Weizen gesäet. Die rodende Axt drang tiefer in die Wälder, immer mehr Land kam unter die Pflugschar, immer dichter wurde die Bevölkerung. Schon reifte an den sonnigen Hängen besseres Obst, und auf den Hügeln grünte der Weinstock. Wir begegnen ihm auch in Gegenden, in denen uns ein erfolgreicher Weinbau heute recht fraglich, wenn nicht unmöglich erscheint. Freilich wird auch schon hier und da die Klage laut, daß der Rebensaft mehr sauer als lieblich sei und man von ihm kaum sagen könne, er erfreue des Menschen Herz.

Die Kirche begann zu verfallen. Obwol sie noch eine gewaltige Macht über die Gemüther hatte, begann doch schon im Volke eine wenn auch noch unbewußte Auflehnung gegen gewisse Satzungen, es begann in den Herzen einiger tiefer Angelegten die Ahnung zu dämmern, daß die Kirche nicht das sei, was sie sein solle. Daß dies geschah, daß der Nimbus mehr und mehr schwand, daran trug der offenbare Verfall des Mönchwesens, wenigstens des alten romanischen Mönchwesens keine kleine Schuld. Je reicher

die Klöster wurden, desto fauler und zum Theil zuchtloser wurden ihre Insassen. Am verrufensten war das Kloster Zschillen an der Mulde. Die Mönche dieses Klosters sollen im Jahre 1278 ihrem Abte, der eine strengere Regel einführen wollte, mit einem Hammer den Hirnschädel eingeschlagen und ihren Prior in die Mulde geworfen haben. Die Stelle heißt heute noch im Volke „Propsttümpel“ oder „Mönchstaufe“. Im Jubiläumsjahre verlieh dann der Bischof von Meißen das Kloster an die Deutschherren, die es in einen Comthurhof verwandelten. Vortheilhaft von dieser Art des Mönchthums hob sich die Wirksamkeit jener neueren Orden ab, welche mit der Armuth wirklich Ernst machten und sich der Fürsorge für die Armen und der Krankenpflege widmeten. Spitäler solcher Ordensgemeinschaften befanden sich in Dresden, Freiberg und Meißen. Hatte das frühere Mönchthum etwas Aristokratisches gehabt, so hatte das neuere einen demokratischen Grundzug, hatte jenes die Weltflucht auf seine Fahne geschrieben, so war das Ziel dieses die Welterneuerung, war jenes seinem Wesen nach mehr romanisch als deutsch, so war dieses durch und durch deutsch volksthümlich. Nicht Armen- und Krankenpflege allein war die Arbeit der neueren Orden, vor allen Dingen auch die Predigt, besonders die Bußpredigt. Die seltsamste und doch aus dem Geiste der Zeit recht wohl verständliche Bruderschaft war die der Geißler und Flagellanten, die in der Zeit vor dem Jubiläumsjahre in Meißen und Thüringen unter gewaltigem Zulaufe ihre Predigten abgehalten und ihre Selbstpeinigungen ausgeführt hatten. Der Kirche war diese Bruderschaft noch höchst unbequem, die Bischöfe von Meißen und Merseburg vertrieben sie.

Vom Schulwesen finden sich nur wenige Spuren. In Meißen bestand eine Domschule, die von einem der 14 canonici geleitet wurde. Der Zweck dieser Schule scheint ausschließlich in der Heranbildung von Chorsängern bestanden zu haben und die Zahl der Schüler nicht übermäßig groß gewesen zu sein; wenigstens wird darüber geklagt, daß andere Stiftsschulen der Domschule die Schüler wegfangen. Aehnliche Organisation hatten und gleiche Ziele verfolgten die Stiftsschulen der Propsteien Budissin und Wurzen. Eine eigentliche Stadtschule besaß vielleicht schon Dresden, wo ein rector parvulorum genannt wird. Die Thomaner in Leipzig scheinen eine Schule für die Heranbildung von Chorknaben, aber auch eine Schule für die Bürgerkinder unterhalten zu haben, so wird die überlieferte Nachricht von einer schola exterior und interior wol am besten erklärt. Ob Zwickau schon in diesem Zeitraume eine Schule besessen habe, steht nicht fest.

Von wissenschaftlichem Streben wird aus der Mark wenig berichtet, viel mehr aus dem benachbarten Thüringen, wo der Mönch Berthold seines Herren, des heiligen Ludwig's, Leben schrieb, wo der Dominicaner Dietrich aus Apolda der heiligen Elisabeth ein geschriebenes Denkmal setzte, wo endlich der Domherr Hermann vielleicht damals schon sein namenloses und geschmackloses carmen begann. Als Stätten der Wissenschaft galten die Klöster Altzella und Pegau; mit welchem Rechte, wissen wir nicht. Namentlich kennen wir nur einen meißnischen Schriftsteller aus dieser Zeit, den Pegauer Abt (?) Sifridus.

Dagegen hat die Kunst im Gebiete der Mark herrliche Blüthen gezeitigt. Wol kein Land Deutschlands hat so bedeutende und eigenartige Werke des reifen romanischen Stiles aufzuweisen, wie die Mark. Die goldene Pforte in Freiberg, der Altarschmuck und die Kanzelreliefs in Wechselburg (Zschillen) bezeichnen den Höhepunkt der romanischen Plastik. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die erstere ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen zu gehen scheint und also späteren Geschlechtern nur durch Abgüsse bekannt sein wird, und daß die Wechselburger Bildwerke dem lebenden Geschlechte viel weniger bekannt sind, als sie verdienen. Schon hatte der gothische Stil seinen Einzug in Mitteldeutschland gehalten. Eines der frühesten Werke des neuen Stiles war das Kloster zum heiligen Kreuz in Meißen, dessen spärliche Trümmer allerdings nur wenig von des Stiles Eigenart ahnen lassen. Rüstig ward im Jubiläumsjahre an dem Dome zu Meißen gebaut; seine Vollendung sah erst ein späteres Geschlecht.

Wie die bildende Kunst, hat auch die redende, die Poesie, in der Mark Meißen Jünger gefunden. Aus Freiberg war jener Heinrich gebürtig, der am Ende des 13. Jahrhunderts am böhmischen Königshofe lebte und den Tristan Gottfried's von Straßburg, wenn auch mit geringerer dichterischer Kraft, so doch mit Geist und Geschick, fortsetzte. Etwas jünger und seiner Eigenart nach in die Periode des Niederganges der Minnedichtung gehörend, ist der bekanntere Heinrich von Meißen, dem seine Vertheidigung der Bezeichnung: „Frau“ den Namen Frauenlob einbrachte. Unter den Minnesängern jener Zeit nimmt auch Markgraf Heinrich der Erlauchte eine immerhin bedeutende Stellung ein. Sechs Minnelieder werden ihm zugeschrieben, die zwar weder in der Form noch im Stoffe noch in der Behandlungsweise eine Besonderheit zeigen, aber doch durch den Wohllaut ihrer Sprache, die Herzlichkeit ihres Tones und die Reinheit des Gefühls mehr anmuthen, als viele der gleichzeitigen und gleichartigen Lieder. Das Lied, welches beginnt:

> Was hat die Welt zu geben je,
> Davon ein bittres Leid vergeh',
> Denn Weibes Minne alleine?

ist unseres Erachtens eines der eigenartigsten und gefühlreichsten Minnelieder. Wir versagen uns, näher auf diese Lieder einzugehen, da Frhr. v. Mansberg vor kurzer Zeit (vergl. Wiss. Beilage der „Leipz. Ztg.“ 1886 Nr. 73, 77, 79, 81, 83, 85) eingehend und trefflich darüber gehandelt hat.

Bücherbesprechungen.

□ **Aus der Heimath für die Heimath.** Von Emil Frommel. Karlsruhe, Evang. Schriftenverein für Baden. — Emil Frommel stammt bekanntlich aus Karlsruhe und wer ihn kennt, weiß, wie er mit seiner ganzen Persönlichkeit im Boden seiner Heimath wurzelt, er ist durch und durch ein Süddeutscher und ist es auch in Berlin geblieben. In seiner Heimath sind nun auch die Ansprachen und Predigten gehalten, die er hier zusammengestellt hat und die aus der schönen irdischen Heimath, an der sein ganzes Herz in treuer, dankbarer Liebe hängt, hinüberweisen in die himmlische Heimath. In geistsprudelnder Frische und herzerquickender Wärme schließt sich Frommel in diesen Reden auf, einer köstlichen und reichen Gabe, mit der er nicht blos seinen Landsleuten, sondern allen seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine große Freude bereitet. Daß er am Schlusse noch die beiden vortrefflichen, aus der Tiefe geschöpften, mächtig an die evangelischen Herzen dringenden Reden bei dem Lutherfeste in Eisleben angefügt hat, kann man ihm nur danken. Möchten zumal diese Worte voll wärmster Liebe zur evangelischen Kirche und voll heiligen Zornes über alles unevangelische Wesen einen Widerhall in den weitesten Kreisen finden!

—g. **Grundzüge der Kunstgeschichte,** von Anton Springer. Leipzig, E. A. Seemann. 1889. — Seit dem Jahre 1888, also in staunenswerth schneller Reihenfolge, hat der berühmte Kunstgelehrte ein Buch veröffentlicht, welches sich äußerlich als die dritte verbesserte Auflage des Textbuches zu den bekannten Kunsthistorischen Bilderbogen darstellt. Diese neue Auflage aber hat sich zu einem neuen, selbständigen Werke entwickelt, welches mit vollem Recht unter besonderem Titel erscheint. Es liegen uns von diesen „Grundzügen“ nunmehr vier Abtheilungen vor: 1) Das Alterthum (112 Seiten); 2) das Mittelalter (256 Seiten); 3) die Renaissance in Italien (424 Seiten); 4) die Renaissance im Norden, das 17. und 18. Jahrhundert (652 Seiten). Man sieht schon aus dieser Zahlenangabe, wie das ganze Werk fortwährend im Wachsen begriffen ist; die Grundform aber ist dieselbe geblieben, d. h. immer wird der feinste Auszug gründlicher Studien und Urtheile in gedrängter Kürze, doch klar gegeben. Nur ein Meister wie Springer vermag mit einer immer sich gleich bleibenden Sicherheit einen so gewaltigen Stoff zu beherrschen. Täuschen wir uns nicht, so steht er noch so rüstig in der Arbeit drin, daß er selbst in und mit seinem Stoffe gewachsen ist. Wir glauben guten Grund zu der Ansicht zu haben, daß gerade die jetzt von Springer gewählte Form der Kunstgeschichtschreibung die schwierigste ist. Möge ihm also der Erfolg seines Buches auch die Ueberzeugung bringen, daß sie zugleich die dankbarste ist. Wir geben uns der zuversichtlichen frohen Hoffnung hin, daß auch „Die Kunst des 19. Jahrhunderts“ als 5. Abtheilung in diesen „Grundzügen“ eine Auferstehung feiern wird. Sollten wir uns irren, so bitten wir ausdrücklich darum, und sind gewiß, die ganze große Kunstgemeinde auf unserer Seite zu haben. Wird es doch hohe Zeit, daß gewissen sich breit machenden Richtungen, Wortführern und Journalhelden der Gegenwart gegenüber ein Mann wie A. Springer gerade an diese uns am nächsten liegende große Epoche seine beste Kraft setzt! Hoffentlich erkennt er mit uns, daß das eine nationale That wäre, welche blos gelehrte Forschungen an Tragweite überragt! Möge er es nicht verschmähen, einen solchen mäßigenden, klärenden und luftreinigenden Einfluß zu üben!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 24. Dienstag, den 26. Februar. 1889.

Meisen und Mäuse.

Von Georg Lehnert. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nach Eintritt der kalten Jahreszeit bemerkt die sorgliche Hausfrau gar oft, daß in ihrer Speisekammer kleine Kostgänger Einzug gehalten haben, die Mäuse, gegen welche sie alsbald mit drahtgestrickter Falle einen Vernichtungskrieg eröffnet. Ungefähr zur selben Zeit stellen sich im Hausgarten andere kleine Kostgänger ein, für welche der kundige Hausvater ein Stück Schinkenschwarte an den Baum nagelt: das sind die Meisen. Jene, die Mäuse, werden mit Schrecken bemerkt und mit Eifer verfolgt, diese, die Meisen, gern gesehen und womöglich zum Bleiben bewogen. Nur der Gedanke an den ihm erwachsenden Schaden und Nutzen veranlaßt den Menschen, sich so verschieden zu verhalten gegen diese zwei Thiergattungen, welche einander so ähnlich sind, wie Säugethier und Vogel es überhaupt sein können.

Diese Aehnlichkeit spricht sich in Vielem aus. Doch ehe der Vergleich gezogen wird, einige Worte über die naturwissenschaftlichen Kennzeichen der Thierarten, welche ihm unterliegen sollen. Unsere einheimischen Mäuse sind kleine Säugethiere aus der Ordnung der Nager; sie bilden mit dem Hamster, den Ratten und mit verschiedenen andern ausländischen Mäusen zusammen die Familie der echten Mäuse (Muridae). Der Kopf unserer Mäuse empfängt scharfes Gepräge durch die spitze, behaarte Schnauze, die breite, gespaltene Oberlippe, die langen in fünf Reihen angeordneten, starken Schnurrhaare. Große, runde, tiefschwarze Augen und frei aus dem glatten Pelze hervorragende, bewegliche Ohren geben dem Mausgesicht den Ausdruck der Lebhaftigkeit und Klugheit. Von zierlichen Beinen wird der rundliche, wenig lange Leib getragen, der in ein fast nacktes, dem Körper an Länge ungefähr gleichkommendes Schwänzchen ausläuft. Vier Arten von Mäusen haben wir in Deutschland, die Haus-, Wald-, Brand- und Zwergmaus. Unter ihnen ist die Hausmaus (Mus musculus) die bekannteste, die Waldmaus (Mus silvaticus) mit 20 cm Länge die größte, die Zwergmaus (Mus minutus) bei 13 cm Körpergröße die kleinste, aber auch zierlichste. Alle Mäuse tragen einen weichen, größtentheils mattfarbenen Pelz: die Hausmaus einen einfarbigen, gelblich grauschwarzen, die Waldmaus einen zweifarbigen, oberseits graulich braungelben, unterseits weißen, die Brandmaus (Mus agrarius) endlich einen dreifarbigen, nämlich einen oberseits der Länge nach schwarz gestreiften braunrothen, unterseits weißen Pelz. Die Zwergmaus ändert vielfach ab in der Färbung; meist ist sie oben gelblich braunroth, unten weiß. Von diesen Mäusen wohl unterschieden und nicht mit ihnen ohne Weiteres zu vereinigen ist die Feldmaus (Arvicola arvensis). Sie ist ein Glied der als Wühlmäuse bezeichneten Nagerfamilie und daher in den Rahmen dieser Betrachtung nicht mit eingeschlossen.

Die Meisen (Paridae) hat man im naturwissenschaftlichen System als besondere Familie in der Ordnung der Sperlings- oder Gangvögel untergebracht. Sie sind kleine Singvögel von gedrungenem Körperbau, mit kurzem, kegelförmigem, seitlich etwas zusammengedrücktem Schnabel. Die Beine sind kräftig, die Flügel kurz, auch der Schwanz bei den meisten Arten. Das Gefieder ist dicht und weich. Deutschland beherbergt vorwiegend sechs Arten von Meisen, die Kohl-, Blau-, Sumpf-, Tannen-, Hauben- und Schwanzmeise. Die Färbung der genannten Arten hier im Einzelnen zu schildern, würde viel zu weit führen; es genüge hervorzuheben, daß alle Meisen lebhaft, ja vielfach schön gefärbt sind und daß in der Färbung weiß, schwarz, grau, braun, blau, gelb und grün in den verschiedensten Abstufungen die Hauptrolle spielen. Der Kopf weist bei allen eine besonders charakteristische Zeichnung von schwarzen und weißen Flecken, Streifen und Bändern auf, welche im Verein mit den großen schwarzen Augen den Meisen ein lebhaftes, kluges Aussehen geben. Die größte unter den einheimischen Meisen ist die Kohlmeise (Parus major); sie mißt 16 cm. Ihr steht als kleinste die Tannenmeise (Parus ater) mit 12 cm Länge gegenüber. Sind Kohl- oder Blaumeise (Parus coeruleus) nach ihrer Färbung benannt, führen Tannen- und Sumpfmeise (Parus palustris) ihren Namen nach ihren Lieblingsaufenthaltsorten, so haben Haubenmeise (Parus cristatus) und Schwanzmeise (Parus caudatus) diese Benennungen auf Grund besonderer Eigenthümlichkeiten ihres Federkleides erhalten, jene mit Rücksicht auf die aufrichtbare Holle des Scheitels, diese des langen, gegen den kurzen Schwanz der anderen Meisen beträchtlich größeren, stufenförmigen Schwanzes wegen.

Nun zu der Vergleichung von Mäusen und Meisen. Beobachtet man, unbeeinflußt von dem Gedanken, ein schädliches Thier vor sich zu haben, eine Hausmaus in ihrem Treiben, so gelangt man bald dazu, sie hübsch zu finden. Pfeilschnell rennt sie auf dem Boden dahin, hält plötzlich an, beschnüffelt einen daliegenden Gegenstand, läuft um ihn herum, beguckt ihn von allen Seiten, wenn's geht auch von unten und oben, zuckt auf einmal zusammen, richtet die Ohren nach vorn, hebt den Vorderkörper empor, lauscht, dreht den Kopf mit den blitzenden schwarzen Augen nach rechts und links, nach vorn und hinten, beruhigt sich endlich wieder, läuft ein Stück weiter, hält wieder an, setzt sich auf die Hinterfüße und das Hintertheil, sieht nochmals rings umher und beginnt nun, sich zu putzen und zu waschen mit solcher Emsigkeit, mit so gewandten Bewegungen, in so zierlichen Stellungen, daß man seine Freude an ihr haben muß und nicht mehr daran denkt, sie ein „häßliches Geschöpf" zu nennen. Ich habe immer gern einer solchen Toilette zugesehen, ganz besonders derjenigen eines Mäuschens, welches mich an so manchem Winterabende besuchte. Wie ein Schatten dahinhuschend erschien es im Zimmer, rannte nach dem Fenstervorhange, kletterte an ihm empor und hinüber auf ein Tischchen, welches an den Fensterpfeiler angerückt, neben meinem Schreibtische stand. Auf diesem Tischchen machte es mir seine erste Aufwartung und hier fand es sich, nachdem unsere Freundschaft einmal eingeleitet war, auch immer und immer wieder ein, spazierte und kletterte an und zwischen den auf dem Tischchen stehenden Gegenständen umher, setzte sich dann in den Lichtkreis der nahen Lampe und machte Toilette. Anfangs war mein kleiner grauer Gast recht scheu und brachte mich manchmal zum Lachen durch das komische Entsetzen, welches ihm jedes Geräusch verursachte, durch die Schnelligkeit des Rückzuges, welchen jede meiner Bewegungen zur Folge hatte; später ließ es sich, wenn ich schrieb, weder durch das dabei entstehende Geräusch, noch durch die damit verbundenen Bewegungen stören. Höchstens sah es von Zeit zu Zeit aufmerksam nach mir herüber. Es merkte eben, daß es geschont wurde, und so scheu die Mäuse sonst sind, da wo sie keine Verfolgung erfahren, setzen sie manche Vorsicht bei Seite; freilich ihre Klugheit verleugnen sie dabei keinen Augenblick. Diese Klugheit der Mäuse tritt überall zu Tage; sie findet sich verbunden mit List, Schlauheit, Findigkeit und Ausdauer. Und neben diese Eigenschaften tritt noch eine große körperliche Gewandtheit. Nichts können die Mäuse besser als sich verbergen, nichts verstehen sie besser, als auf heimlichen Wegen, durch Wände und

Breter hindurch sich nagend, in Ritzen und Spalten emporklimmend, an Fäden und Stangen kletternd, auf schmalen Simsen, wie auf steilen Flächen dahinlaufend, zu ihrer Nahrung zu gelangen. Ob der Pfad gerade oder krumm, eben oder voll Auf- und Abstiege ist, ob es einmal mit dem Kopfe nach unten, dann wieder senkrecht nach oben geht, das kümmert sie nicht, wenn sie nur ihr Ziel erreichen, ohne selbst dabei Gefahr zu laufen. Nicht das leiseste Geräusch entgeht ihrem feinen Gehör; auf große Entfernungen wittert die Nase, und selbst der Gesichtssinn ist nach Allem, was wir wissen, nicht schlecht entwickelt, wenn auch schwächer im Vergleich zu Gehör und Geruch. Ist dann endlich, vielleicht nachdem die scharfen Nagezähne nächtelang thätig waren, um einen Zugang durch die trennende Wand zu bahnen, das ersehnte Ziel erreicht, die gewitterte Nahrung gefunden, dann beginnt ein Schmausen im vollsten Sinne des Wortes. Aber auch hier zeigt sich die Maus, sehen wir ab von dem Schaden, den sie uns bringt, als ein gutmüthiges Thier: wol nie wird sie einen hinzukommenden Genossen ihrer Art aus der durch sie eröffneten Schatzkammer vertreiben. Ja es ist sogar ein hervorragender Zug in ihrem Wesen, daß sie gesellig ist.

Als gesellige Thiere zeigen sich auch die Meisen. Geht man jetzt zur Winterszeit durch den Wald, durch eine Parkanlage oder einen mit Bäumen bestandenen Garten, so hört man wol über sich in den kahlen Kronen der Bäume einen oft wiederholten, wenig lauten Ruf, der sich am besten durch „sit, sit" wiedergeben läßt. Bei einiger Aufmerksamkeit erkennt man auch bald die kleinen Rufer; es sind mehrere, zu einem Fluge vereinigte Meisen, welche in emsiger Thätigkeit die Bäume nach Insecten, deren Eiern und Larven absuchen. Verhält man sich ruhig, so kann man die schmucken Thierchen nahe an sich herankommen sehen und dieselben mit leichter Mühe in ihrem Thun und Treiben beobachten. Wie die Maus keinen Winkel, keine Ritze, kurz nichts ununtersucht läßt in einem Raume, in welchen sie eingedrungen, so auch die Meise auf dem Baume, auf welchen sie eingeflogen. Jeder Ast, jeder Zweig, jede noch so dünne Ruthe wird abgesucht, nach jeder Knospe wird gesehen, in jeden Astwinkel, in jeden Borkenriß gegudt, ob nicht ein Kerbthier, dessen Ei oder Puppe daran oder darin verborgen sei. Keinen Augenblick sieht man solch eine Meise in Ruhe, bald hängt sie unten am Zweige, bald hüpft sie oben auf ihm hin, jetzt hat sie die Flügel ausgebreitet, nun wieder zusammengelegt, eben richtet sie die Kopffedern sträubend empor, jetzt schüttelt sie das Gefieder oder wetzt den Schnabel, dann fliegt sie die kurze Strecke von einem Aste zum anderen, klettert im nächsten Augenblicke am Stamme herum, schaukelt gleich darauf, an das Ende eines dünnsten Zweiges geklammert, mit demselben im Winde hin und her wie eine Troddel am Faden, und sitzt dann im Nu wieder auf dem dicken Aste, um eifrig mit dem Schnabel in einer Zweiggabel herumzustöbern. Ebenso behend und gewandt wie die Mäuse auf ihre Weise sind es die Meisen in ihrer Art. Kein Gestrüpp ist so verworren, kein Astwerk so dicht, daß nicht eine Meise hindurchzuschlüpfen wüßte. Dabei haben die Meisen gleich den Mäusen sehr scharf ausgebildete Sinne und bei aller großen Neugier, welche sie mit jenen theilen, werden sie doch immer listig und klug auf der Hut sein, geschickt der Gefahr aus dem Wege gehen. Ja ihre Aufmerksamkeit ist so groß, daß sie vielfach anderen Thieren zu Warnerinnen vor einer sich nahenden Gefahr werden. Daß der Mensch beide, die Meisen wie die Mäuse, überlistet, beeinträchtigt das über ihre Klugheit Gesagte nicht. Denn der Mensch benutzt, um sie zu fangen, den Allerweltsbezwinger Hunger, bei den Meisen wol auch den quälenden Durst oder namentlich ihren großen Geselligkeitstrieb, indem er sie durch Nachahmung ihres Locktones oder durch in Käfigen versteckte Meisen auf die Fangvorrichtung lockt. Der Lockton der Meisen hat übrigens, wie auch ihr einfacher Gesang, viele Aehnlichkeit mit dem Zwitschern und Pfeifen der Mäuse. —

Meisen und Mäuse, sagte ich Eingangs, nähern sich mit Beginn der kalten Jahreszeit den menschlichen Wohnungen. Von den Mäusen gilt dies namentlich für die Wald- und Brandmaus, jene zur Sommerszeit Wälder, Waldränder und Gärten bewohnend, diese auf Ackerfeldern, in lichten Gebüschen und am Rande von Gehölzen lebend. Die Waldmaus kommt im Winter gern in die Wohnhäuser des Menschen herein, stattet Keller, Küche und Speisekammer nachhaltige Besuche ab, zieht sich aber bald in die oberen Räume der Häuser hinauf, wo sie namentlich in Bodenkammern und im Balkenwerk der Dächer ihr Wesen treibt. Die Brandmaus wandert lieber in Getreidefeimen, Scheunen und Ställe ein; in Getreidefeimen und in Scheunen, in welche sie mit den Garben eingeführt wurde, lebt im Winter auch häufig die Zwergmaus. Die Hausmaus kommt, wenn sie im Sommer ja eine Villegiatur im Garten bezogen hatte, zum Winter unbedingt wieder ins Haus zurück. Von den Meisen sind es namentlich Kohl-, Blau- und Sumpfmeise, welche zur Winterszeit in Städten und Dörfern erscheinen. Die Kohlmeise lebt auch während des Sommers viel in Parkanlagen und Gärten, lieber freilich im Buschwerk des freien Landes; die Blau-, Sumpf- und Schwanzmeise ziehen zur Sommerszeit immer Laubholzwaldungen und Gebüsche vor, während Tannen- und Haubenmeise fast nur im Nadelwald leben und auch im Winter Gärten oder Anlagen selten besuchen. Auch die Schwanzmeise nähert sich menschlichen Niederlassungen nur im Herbste während des sog. Striches. Es schlagen sich nämlich im Herbste die Meisen zu Flügen zusammen, welche oft einem Spechte folgend, in einem bestimmten, zuweilen gar nicht großen Gebiete nach Nahrung suchend hin und her wandern, „streichen". Während die Schwanzmeisen dann vorwiegend nach Süden ziehen, bleiben Kohl-, Blau- und Sumpfmeisen in diesen oft aus Vertretern aller drei Arten bestehenden Flügen verbunden auch während des Winters bei uns und kommen so in unsere Gärten. Es gewährt großes Vergnügen, eine Meisenschaar zu beobachten, während sie die Büsche und Bäume eines Gartens absucht. Hat man einen Schinkenknochen, an dem noch einige Fleischreste hängen, ein Stück Speck- oder Schinkenschwarte, sonstige Fleischabfälle oder den Kopf einer Sonnenrose, in welchem noch die Samen stecken, in mehr als Mannshöhe an einem Baume befestigt, so kann man einzelne Meisenpärchen mit Sicherheit jeden Tag mehrmals wiederkehren sehen zum „lecker bereiteten Mahle". Ich habe während des vergangenen Winters ein Blaumeisenpärchen mit Speck- und Schinkenschwarten gefüttert, welche ich an einem vor meinem Fenster stehenden Apfelbaum in etwa 3 Meter Höhe befestigte. Es war eine Freude zu sehen, wie die beiden schmucken, schöngefärbten Thierchen vielmals des Tages angeflogen kamen, auf einem nahen Aste fußten, nach der Schwarte hinablugten, abwechselnd eines ums andere hinflogen, einen tüchtigen Schnabel voll Fett herauspickten und wieder zum Aste zurückkehrten, um bald das Spiel von Neuem zu beginnen. Dabei unterließen sie nicht, von Zeit zu Zeit den ganzen Baum nach Kerbthieren und dergl. abzusuchen, und als Frühling und Sommer kamen, da kehrten die beiden Meisen auch ohne Speckschwarte immer wieder zum Apfelbaum zurück und hielten ihn sorgfältig rein von Insecten. Ich habe ihnen ein Nistkästchen am Baum aufgehangen, vielleicht beziehen sie dasselbe und bürgern sich so ganz auf dem Baume ein. Denn alle unsere Meisen leiden an Wohnungsnoth; sie nehmen daher solche Nistkästen nicht ungern in Besitz.

Die Meisen nisten nämlich in Höhlen. Durch die rationelle Forstwirthschaft werden ihnen aber alle hohlen Bäume und damit die passendsten Nistgelegenheiten entzogen. Sie haben sich daher zur Benutzung anderer, höhlenähnlicher Oertlichkeiten, selbst von Ritzen und Spalten, verstehen müssen. Aehnlich ergeht es den Mäusen. Auch sie wählen zur Wiege ihrer Jungen am liebsten Höhlen, aber auch sie haben, voran die Hausmaus, es gelernt, Ersatz für fehlende Höhlen zu finden. Die Hausmaus schlägt ihr Wochenbett fast in jedem geschützten Winkel auf und die Erzählungen davon, wie sie in Rumpelkammern alte Hüte, Schuhe und Stiefeln zur Kinderstube gemacht hat, sind in zahlreichen Varianten verbreitet.

Im Allgemeinen wird weder von den Meisen noch von den Mäusen eine besondere Sorgfalt auf die Ausstattung des Nestes verwendet. Wenn eine weiche Unterlage von passenden Stoffen zusammengetragen ist, sind die meisten Arten schon zufrieden. Doch finden wir auf beiden Seiten je eine Art, welche wahre Baukunst entwickelt. Es sind dies die Zwergmaus und die Schwanzmeise; sie beide unterscheiden sich von ihren Verwandten auch noch dadurch, daß sie niemals bereits vorhandene Höhlen benutzen, sondern stets sich selbst solche errichten. Aus fein zerschlissenen Riedgrasblättern baut die Zwergmaus ein rundliches Nest von Gänseei-Größe und Gestalt, so zierlich und schön, daß man kaum in ihm das Werk eines Säugethieres erkennen möchte. Ein ähnlich geformtes, etwa 20 cm hohes und 12—15 cm breites Nest webt die Schwanzmeise aus Moosen, Flechten, Spinnenfäden u. s. w. Beide Thierarten wissen, die Maus im Riedgras, die Meise im Gezweige oder am Stamme eines Baumes, ihr Nest äußerlich so herzustellen, daß es seiner Umgebung in der Farbe täuschend ähnlich sieht.

Die Nachkommenschaft, welche im Laufe eines Sommers erzielt wird, ist bei Meisen und Mäusen eine große. Unsere einheimischen Mäuse bringen in zwei bis sechs Würfen 8—36 Junge (die Hausmaus 20—36) zur Welt, unsere Meisen erzielen in zwei Bruten 12—24 Junge (die Schwanzmeise zuweilen sogar 18—34).

Blieben all diese Nachkommen am Leben, es würde binnen wenigen Jahren sowol für Mäuse als auch Meisen Nahrungsmangel eintreten. Allein von den gezeitigten Jungen fallen so viele

ihren natürlichen Feinden zum Opfer, daß nicht mehr übrig bleiben, als nöthig sind, um die in den Reihen der Alten entstehenden Lücken auszufüllen. Damit ist gegeben, daß die Fülle von Nachkommenschaft nicht einen Mangel an Nahrung zur Folge haben kann.

Welches aber sind die Nahrungsstoffe für Meisen und Mäuse? Den Mäusen, insbesondere unserer Hausmaus, dient eigentlich Alles zur Nahrung, was nur irgendwie freßbar ist. Vor ihnen ist nichts sicher in Küche und Keller, in Haus und Hof, in Garten und Feld. Vom saftigen Braten und wohlschmeckenden Compot angefangen die ganze Reihe der menschlichen Nahrungsmittel hindurch bis zu Butter und Käse, Obst und Backwerk, Alles ist ihnen willkommen, das Getreide auf dem Boden, die Kartoffeln im Keller werden verzehrt und selbst ein gethranter Stiefel vermag sie noch zum Anbeißen zu verlocken. Durch diese Vielseitigkeit der Ernährungsweise, verbunden mit den Zerstörungen, welche ihre scharfen Nagezähne an allen möglichen Dingen anrichten, werden die Mäuse zu schlimmen Feinden des Menschen, um so schlimmeren, als sie ihm treu bleiben allüberall, ihm überall hin folgen. Darum auch der Haß, mit welchem der Mensch die Mäuse belegt hat, darum auch der Eifer, mit welchem er sie verfolgt, daher wol auch der Abscheu, welchen namentlich das schwächere Geschlecht vor den Mäusen empfindet und welcher so oft einen humoristischen Anstrich hat. Wer hat es nicht schon erlebt, wie die Hausfrau oder das Dienstmädchen schreckensbleich ins Zimmer trat mit den angstvoll gestammelten Worten: „Es ist eine Maus in der Küche!“? Wer hat nicht schon eine Mäusejagd mit angesehen, veranstaltet von mehreren weiblichen Personen, die bewehrt mit Besen und Borstwisch? Wie die Verfolgerinnen vereint gegen die Küchenthür marschiren, durch diese sich mit hochgehaltener Leuchte drängen, die furchtbaren Waffen zum Kampfe bereit; wie nun die Jagd beginnt, oft endigend damit, daß das Mäuschen spurlos verschwunden ist, oft auch so sich abspielend, daß nach mehrfachen Drein- und Danebenschlagen das graue Leckermäulchen endlich in eine Ecke getrieben ist, gegen welche die Verbündeten vorrücken in geschlossener Linie. Näher und näher kommt die furchtbare Phalanx, das Mäuschen sitzt geduckt in der Ecke und läßt die schwarzen Aeuglein funkeln, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die muthigste Verfolgerin den Todesstreich führen soll, schon holt sie aus zum vernichtenden Schlage, da macht das Mäuschen einen gewaltigen Sprung mitten in die weibliche Angriffslinie hinein, ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönt und im Nu — ist das Mäuschen wieder allein in der Küche. Nun, das sind spaßhafte Seiten einer an und für sich vollkommen gerechtfertigten Verfolgung. Denn groß, sehr groß ist der Schaden, welchen eine Maus in einem einzigen Jahre anrichten kann. Ist ja auch die Nahrung der außerhalb des menschlichen Hauses lebenden Mäuse meist derart, daß sie uns durch Vernichten von Getreide, Sämereien, Pflanzen u. s. w. Schaden verursachen. Ganz das Gegentheil bilden die Meisen. Sie sind nützliche, außerordentlich nützliche Geschöpfe. Ihre Hauptnahrung besteht in Insecten, deren Eiern und Larven; was sie an Sämereien fressen, bringt uns keinen Schaden. Aber an ausgebildeten Kerbthieren und deren Brut vertilgt eine einzige Meise an **jedem** Tage ihres Lebens durchschnittlich tausend Stück! Das will viel bedeuten und will noch mehr bedeuten, wenn man bedenkt, wie gründlich die Meisen die Büsche und Bäume absuchen, wie kein noch so sicher scheinendes Versteck ihnen unverborgen bleibt. So sehen wir in den Meisen mit Recht Wohlthäterinnen unserer Wälder und Gärten, Thiere, welchen wir nach Kräften Schutz gewähren müssen.

Bücherbesprechungen.

K—d. Emil Meischeider, Reichsgerichtsrath, **Die alten Streitfragen gegenüber dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches f. d. D. Reich.** (100 S.) Dr. Richard Koch, Vicepräs. des Reichsbankdirectoriums, **Geld und Werthpapiere.** Eine Besprechung der für den Bankverkehr erheblichen Bestimmungen des Entwurfes 2c. (54. S.) (Bekker und Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches f. d. D. Reich Heft 3 und 4). Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin). 1889. — R.-G.-Rath Meischeider knüpft an alte Streitfragen des bürgerlichen Rechts an, welche bisher von der Wissenschaft einer genügenden Lösung nicht entgegengeführt werden konnten; sollte eine Lösung eintreten, so mußte diese durch die Gesetzgebung erfolgen, welche dabei die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erörterung wie der Rechtsprechung als Grundlage nehmen durfte. Der Verf. will aber nicht die auf solche Weise gefundenen Lösungen behandeln, sondern solche Lösungen des Entwurfes, bei denen die angenommenen Sätze sich nicht als ein Ergebniß der Wissenschaft, sondern als ein außerhalb des heutigen Standes der Wissenschaft und der Rechtsprechung gewonnenes Erzeugniß darstellen, und zwar in der Richtung, ob die aufgestellten Sätze mit der Rechtsentwickelung in Uebereinstimmung zu bringen und als ein zweckmäßiger Ausbau anzusehen sind. Als Gegenstand der Erörterung nimmt der Verf. die juristischen Personen, die Vertragschließung, Bedingung, Verschuldung, den Verzug des Schuldners, die Anspruchsverjährung, Besitz und Inhabung, Ersitzung. Er tritt hierbei nicht allenthalben den Aufstellungen des Entwurfes bei und findet insbesondere keine Veranlassung gegeben, bei solchen Streitfragen von einer Entscheidung unter den bestehenden Richtungen abzusehen und ein neues Recht aufzustellen, um es damit zu versuchen (wie er dies hervorhebt bezüglich des allgemeinen Klagschutzes für jeden Inhaber und bez. der Grenzbestimmung zwischen wesentlichem und unwesentlichem Irrthume). Kann man auch nicht überall mit dem Verf. übereinstimmen, so ist doch anzuerkennen, daß seine Erörterungen, welche lediglich im Interesse des künftigen bürgerlichen Rechts angestellt sind, wesentliche Förderung bringen. Vicepräs. Dr. Koch beabsichtigt in seiner Schrift mehr eine Uebersicht der für den Bankverkehr wesentlichen Entwurfsbestimmungen zu bringen, als eine Kritik derselben; da indessen dabei eine Beleuchtung vom praktischen Standpunkte aus und eine Hervorhebung von Bedenken gegen Einzelnes (so z. B. bezüglich der Bankdepositen, verloren gegangener Werthpapiere, Zinsscheine u. s. w.) nicht zu umgehen war, so ist die Schrift als ein tüchtiger Beitrag zu begrüßen.

—m— **Burggraf Heinrich IV. zu Meißen,** Oberstkanzler der Krone Böhmens und seine Regierung im Vogtlande. Von Dr. **Berthold Schmidt,** fürstl. reuß. Archivar und Bibliothekar zu Schleiz. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Gera, C. B. Griesbach. 1888. IV, 416 S. 8°. — In der großen Zahl bedeutender Persönlichkeiten, welche die Mitte des 16. Jahrhunderts dem Historiker so anziehend machen, verdient auch der Mann, mit dem sich das vorliegende Werk beschäftigt, eine eingehende Bearbeitung, für uns schon deswegen, weil sein Lebensweg sich wiederholt mit dem des Interessantesten unter jenen kreuzte, des Kurfürsten Moritz, zu dessen Geschichte die letzten Jahre mehrere tüchtige Untersuchungen gebracht haben, ohne daß doch eine wirklich erschöpfende Arbeit über ihn bisher vorläge. Der fleißige Schleizer Archivar hat in erster Linie selbstverständlich die seiner Obhut anvertrauten Quellen benutzt und daher, wie dies wol auch in der Absicht des hohen Herrn lag, auf dessen Anregung hin das Werk unternommen worden, des regierenden Fürsten zu Reuß j. L. Heinrich's XIV., vorzugsweise die Hauspolitik Heinrich's IV. behandelt; doch haben auch die Archive zu Wien, Dresden, Bamberg und Zerbst mehr oder weniger reiche Ausbeute geliefert, während gerade das Archiv, von dem man besonders viel erwarten durfte, das Statthaltereiarchiv zu Prag, weniger berücksichtigt werden konnte, da es zur Zeit noch nicht genügend geordnet und für einen der czechischen Sprache Unkundigen kaum benutzbar ist; hier werden sich also voraussichtlich noch manche Nachträge finden, welche es möglicherweise als wünschenswerth erscheinen lassen werden, die Thätigkeit des Burggrafen als böhmischen Beamten noch einmal besonders zu behandeln. Daß der Verfasser mit einem durch eine Stammtafel erläuterten Abrisse der früheren Geschichte der älteren Linie des Hauses Plauen beginnt, ist gewiß nicht überflüssig, da von brauchbaren Vorarbeiten wenig vorlag; es ist bezeichnend, daß bisher stets aus dem ersten Meißner Burggrafen Plauenschen Hauses zwei Personen gemacht worden sind, weshalb auch unser Heinrich IV. bis jetzt als Heinrich V. aufgeführt wurde. Die Bedeutung der Linie, die seit 1426 den Titel der Burggrafen von Meißen führte, sank schnell; die Wettiner erwiesen sich als gefährliche und glückliche Nachbarn; Heinrich II. verlor an sie die Herrschaft Plauen, und unter Heinrich III., dem Vater des Mannes, mit dem sich das vorliegende Buch beschäftigt, war von der alten Macht der Familie nur wenig übrig. Dadurch, daß dieser einen Bastard als Erben unterzuschieben versuchte, später aber, als ihm in höherem Alter noch ein legitimer Nachkomme beschieden war, wieder fallen ließ, konnte das Ansehen des Hauses auch nicht eben gewinnen. Heinrich III. starb, als sein Sohn noch in zartem Alter war; letzterer konnte es als ein Glück betrachten, daß er im böhmischen Hof- und Staatsdienst, in den er, einer alten Tradition der Familie folgend, eintrat, Dank seiner bedeutenden Fähigkeiten schnell eine glänzende Laufbahn zurücklegte. Daß er diese Stellung auch dazu benutzte, den Glanz und die Macht seines Hauses wieder

herzustellen, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen; die Mittel, die er dazu anwandte, erinnern freilich oft daran, daß er einer jener harten Realpolitiker war, die, wie ja auch Kurfürst Moritz selbst, von irgendwie sentimentalen Rücksichten gänzlich frei waren. Das zeigte er gleich in seinem Kampfe gegen Heinrich „den Unechten", eben jenen Bastard, der als der ältere Sohn Ansprüche an das Erbe Heinrich's III. erhob. Man hat bis auf die neuere Zeit vielfach an seine Echtheit geglaubt; nach den Nachweisen, die Schmidt giebt, wird man dieselbe in Zukunft wol nicht mehr behaupten wollen. Der unerquickliche Streit zog sich bis 1548 hin; der Bastard starb 1551 in der Gefangenschaft. Den reichsten Gewinn brachte unserm Burggrafen, der seit 1542 die einflußreiche und auch einträgliche Stelle eines Oberstkanzlers der Krone Böhmen bekleidete, der schmalkaldische Krieg. Er erwarb infolge desselben nicht blos die Herrschaft Plauen, sondern auch bedeutende Gebietstheile seiner Vettern in Greiz und Gera, die sich — Heinrich von Gera allerdings nur zeitweise — an den Kurfürsten Johann Friedrich angeschlossen hatten, und schuf sich damit im Vogtlande einen umfangreichen Herrschaftscomplex, den er durch Beerbung des kinderlosen Heinrich von Gera (1550) noch erweiterte. Nunmehr wurde die Reichsstandschaft, die seine Vorfahren besessen hatten, auch ihm nicht mehr streitig gemacht. Die Regierung seines Landes überließ er anfangs seinen Räthen, bis er Mitte 1551 selbst im Vogtlande erschien und manche wohlthätige Einrichtung traf; namentlich war die Polizeiordnung vom 8. September 1551 hervorzuheben. Die Prozesse mit den Reußen und den „gerischen Landerben", d. h. der Wittwe und den Allodialerben des letzten Herrn von Gera, zu denen jene Erwerbungen den Anlaß gegeben haben, vererbte der Burggraf noch auf seine Söhne; auch die Irrungen mit dem Hause Anhalt, die sich an den 1547 erfolgten Scheinkauf der Herrschaft des geächteten Fürsten Wolfgang knüpften, waren mit Heinrich's Tode noch nicht beendigt. Von allgemeinerem Interesse ist die Stellung des Burggrafen in den Kämpfen, die dem Passauer Vertrage vorher gingen; sowol er als Moritz haben gerade damals glänzend bewiesen, daß sie die „bedeutendsten Staatsmänner ihrer Zeit" waren. Der Passauer Vertrag ist zum guten Theil Heinrich's Werk. Doch können wir hier weder auf diese Dinge näher eingehen noch auf die Betheiligung des Burggrafen am Türkenkrieg und an den Wirren der Jahre 1553 und 1554, in denen die Persönlichkeit des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach den Mittelpunkt bildete. Auch hierbei war natürlich die Erweiterung der Hausmacht ein wesentliches Ziel Heinrich's; er erwarb damals das Hofer Gebiet. Gerade dieser Theil des Schmidt'schen Werkes, bei dem er sich namentlich auf die Vorarbeiten Ißleib's (im Neuen Archiv für sächs. Geschichte) stützen konnte, enthält viel Neues und Beachtenswerthes. Noch waren diese Kämpfe nicht beendet, als der Burggraf, kaum 43—44 Jahre alt, am 19. Mai 1554 vor der belagerten Plassenburg starb. Was er erworben, büßten seine beiden Söhne, die außer den väterlichen Landen auch eine große Schuldenlast übernahmen, bald wieder ein, einerseits durch ihre Uneinigkeit und Unerfahrenheit, andererseits durch die Undankbarkeit des Königs Ferdinand. Bekanntlich erwarb Kursachsen damals (1560) zum zweiten Male und dauernd die Herrschaften Plauen und Vogtsberg. Mit ihrem Tode — Heinrich V. starb 1568 und Heinrich VI. 1572 — erlosch die burggräfliche Linie des Hauses Plauen.

—m—. **Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend.** Heft II. Zwickau 1888. 8°. Auch die zweite Publication des Zwickauer Alterthumsvereins, die nach kaum einem Jahre dem ersten Hefte gefolgt ist, beweist, wie derselbe seine Aufgabe richtig und ernst auffaßt. Sehr treffend bezeichnet Dr. M. Schilling diese Aufgabe in der Einleitung zu seinem Aufsatze „Quellen zur Geschichte der Stadt Zwickau während des dreißigjährigen Krieges 1632 und 1633" dahin, daß es darauf ankomme, Alles, was zur städtischen Geschichte in den Archiven und Bibliotheken zunächst der Stadt selbst vorhanden sei, zusammenzustellen, kritisch zu sichten und darnach die bisherigen Darstellungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Nur so werden wir allmälig zu Stadtgeschichten gelangen, die mehr sind als Plagiate aus den älteren Chroniken. Daß die Arbeit oft eine trockene ist, daß die daraus hervorgehenden Publicationen nicht eben beanspruchen können, als ergötzliche Lectüre für weitere Kreise zu gelten, darf diese verdienstlichen Bestrebungen entschieden nicht beeinträchtigen. Möchten doch alle die zahlreichen localgeschichtlichen Vereine, die so erfreuliches Zeugniß von der Zunahme des historischen Sinnes in der Bevölkerung unseres Landes ablegen, dies beherzigen und eine ernste, wissenschaftliche Auffassung ihres Zwecks zu ihrem Hauptgrundsatz machen. Schilling stellt in dem genannten Aufsatz zusammen, was an ungedruckten und gedruckten Quellen für die von ihm berücksichtigte Zeit vorhanden ist; die Landtagsacten, die Protokolle, Rechnungen und sonstigen officiellen Aufzeichnungen des Raths, dann die handschriftlichen Chroniken (besonders Matth. Winter's Zwickauer Annalen) werden einer besonderen Würdigung unterworfen. Sodann wird die Frage beantwortet, wie sich die gedruckten Chroniken, insbesondere die des Tobias Schmidt, der als Zeitgenosse die Ereignisse darstellt und dem Herzog in seiner Chronik durchweg folgt, zu diesem Material verhalten; es ergeben sich daraus eine Reihe von Berichtigungen und Ergänzungen der letzteren, auf die wir im Einzelnen nicht eingehen können. — Ebenfalls durchaus auf Grund archivalischen Materials, von dem als Beilagen eine Reihe von Stücken mitgetheilt werden, behandelt Dr. Ernst Fabian „die Wiederaufrichtung der Zwickauer Schule nach dem Schmalkaldischen Kriege". Es war nicht leicht, für den großen Pädagogen M. Petrus Plateanus, mit dem sich frühere Arbeiten des Verfassers beschäftigen, einen Ersatz zu gewinnen. Nach vergeblichen Verhandlungen mit dem Schneeberger Rector Christoph Walduff wurde 1548 der von Melanthon warm empfohlene Georg Thieme, ein geborener Zwickauer, damals Schulmeister in Zerbst, an die Spitze der altberühmten Schule gestellt; doch fehlte es diesem bei sonst trefflichen Eigenschaften an der damals doppelt nöthigen Energie, und schon 1549 wurde ihm daher gekündigt. In seinem ebenfalls auf Melanthon's Rath gewählten Nachfolger M. Esrom Rüdinger fand man dann die geeignetere Kraft. — Dr. Rich. Beck theilt unter der Aufschrift „Leibnizen's Beziehungen zu Christian Daum Rector zu Zwickau" ein nicht uninteressantes Schreiben Daum's an Leibniz, als Antwort auf einen von Gottsched (1750) veröffentlichten Brief Leibnizens an den Zwickauer Rector mit und begleitet es mit Anmerkungen und einer kurzen Einleitung über die Beziehungen, in denen Leibniz zu Daum stand. — Manches Beachtenswerthe enthalten endlich die Mittheilungen von Dr. Georg Buchwald „Zur Kirchen-, Schul- und Sittengeschichte von Härtensdorf und Wildenfels" (von der Reformationszeit bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts). Er schöpft dieselben theils aus dem Dresdner Hauptstaatsarchiv, theils aus den Archiven der Amtshauptmannschaft und der Superintendentur Zwickau und giebt alle wichtigeren Schriftstücke in vollem Wortlaute. — Die Correctur des Druckes könnte etwas sorgfältiger sein.

p. **Stechginster** (Ulex europaeus) und seine wirthschaftliche Bedeutung als Futterpflanze für den Sandboden von Karl v. Riepenhausen-Crangen. Leipzig, Duncker & Humblot. — Vor 20 Jahren schrieb Julius Kühn, Halle, in der „Zeitschrift des landw. Centralvereins der Provinz Sachsen" über den Stechginster: „Der Anbau desselben auf trockenem, steinigem, sandigem und selbst auf lehmigem Boden hat sich in England wohl bewährt, er verträgt anhaltende Dürre; nach den in England gewonnenen Erfahrungen soll der Morgen jährlich 160—300 Ctr. Ertrag geben können. Für ein starkes Arbeitspferd rechnet man täglich 40 bis 50 Pfd. Ginster; er soll den Pferden sehr gedeihlich sein. Kühe sollen bei Ginsterfütterung eine fette, wohlschmeckende Milch und Butter von vorzüglicher Qualität geben. Dieser Umstand ist besonders werthvoll, weil die Nutzungszeit dieser Pflanze von October bis März währt und es also möglich ist, mit Hilfe derselben eine Winterbutter von besserer Qualität als gewöhnlich zu erzielen." Seitdem ist von landw. Schriftstellern zwar wiederholt auf diese Pflanze aufmerksam gemacht, dieselbe in landw. Versuchsstationen angebaut worden, aber eine Cultur im großen Styl (über 300 Morgen), diese hat seit nunmehr acht Jahren Verfasser oben genannter Schrift auf seinem Gute mit Erfolg durchgeführt; seine Aufzeichnungen wird daher Jedermann dankbar entgegenzunehmen, der auf leichterem Boden in der Lage ist, eine perennirende, Trockenheit gut vertragende Futterpflanze anzubauen, die selbst fast keine Ansprüche an den Boden macht, vielmehr als Stickstoff aus der Atmosphäre sammelnde Pflanze denselben in einem besseren, humusreicheren Zustande zurückläßt, nachdem sie in einer Periode von 8 und mehr Jahren unausgesetzt ein von sämmtlichen Nutzthieren gern gefressenes Futter geliefert hat; der Stechginster stellt sich in dieser Beziehung den einjährigen Culturgewächsen: Lupinen, Seradella auf den Sandböden nicht nur ebenbürtig zur Seite, sondern übertrifft dieselben in Menge und Sicherheit der Futterproduction; das Schriftchen sei hiermit angelegentlichst allen Landwirthen empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 25. Donnerstag, den 28. Februar. 1889.

Zum bürgerlichen Gesetzbuche.

Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich fordert auch die Kritik des Criminalisten heraus. Enthält er doch eine ganze Reihe von Bestimmungen, in denen sich Privatrecht und Strafrecht berühren, in einander übergehen; bei deren Aufstellung daher der Gesetzgeber mit verständnißvollem Blicke für das Strafrecht und den heutigen Stand seiner Wissenschaft vorgehen muß. Eine Besprechung des Entwurfs unter diesem Gesichtspunkte liefert der bekannte Marburger Criminalist v. Liszt*), er nimmt dabei auch vom Standpunkte seines Arbeitsfeldes aus Stellung zu dem Entwurfe als Ganzem, und die bei Begründung dieser seiner Stellungnahme ausgesprochenen Gesichtspunkte allgemeinerer Art verdienen weitere Bekanntgabe.

Liszt meint, es werde heute wol Niemand mehr leugnen, daß der Entwurf die Erwartungen nicht befriedigt, die Hoffnungen nicht erfüllt habe, mit welchen das ganze deutsche Volk das große Unternehmen begleitet und seinen endlichen Abschluß begrüßt habe. Eine treffliche Uebertragung des römischen Privatrechts in die Formen eines modernen deutschen Gesetzbuchs: das sei, im Großen und Ganzen wenigstens, der Entwurf, und nicht mehr. Wir hätten dagegen erwartet eine Verschmelzung deutschen Geistes und römischer Form: der praktische Sinn der Römer, bewährt durch jahrhundertelange Rechtsübung und Rechtsforschung, verjüngt durch die stolzursprüngliche, jungfräulich-fruchtbare Kraft des neuen Deutschen Reiches, sollte den eigenartigen Bedürfnissen unseres heutigen deutschen Rechtslebens dienstbar gemacht werden. In diesen Hoffnungen seien wir getäuscht. Was im Beginne des 16. Jahrhunderts auf strafrechtlichem Gebiete Hans v. Schwarzenberg vermocht, das überstieg die Kräfte unseres heutigen Geschlechts!

Im Wesentlichen also der Standpunkt Gierke's, wenn schon mit anderen Folgerungen, wie wir am Schlusse sehen werden. Verschieden aber die Begründung, die uns sehr viel Treffendes und Beherzigenswerthes zu enthalten scheint.

v. Liszt erklärt: Für dieses betrübliche Ergebniß sind mit nichten die Verfasser des Entwurfs verantwortlich zu machen; daß es so gekommen, daß es nicht anders kommen konnte, das ist die Frucht unseres Thuns, unseres Unterlassens. Seit Menschenaltern ist die Ausbildung unserer jungen Juristen, an den Universitäten wie an den Gerichten, eine einseitig privatrechtliche; seit Menschenaltern ist uns juristisches Denken und privatrechtliches Denken eines und dasselbe. Zweifellos ist der Satz, daß der gute Pandektist ein guter Jurist ist, der Leitstern unseres Universitätsstudiums wie unserer ganzen richterlichen und anwaltlichen Lebensbahn. Wohlverstanden: nicht in der Werthschätzung des Pandektenstudiums, das uns die unvergängliche logische Begriffsstrenge der classischen römischen Jurisprudenz erschließt, sondern in der Ueberspannung jenes Satzes liegt das Verderbliche. Nach der ganzen Einrichtung des Universitätsstudiums und der Prüfungen hat der junge Jurist Staatsrecht und Verwaltungsrecht, Strafrecht und Strafprozeß, Kirchenrecht und Völkerrecht, Volkswirthschaft und Socialpolitik als Nebenfächer zu betrachten, die mit der Hauptaufgabe seines Berufs in losestem Zusammenhange stehen, deshalb nur cursorisch „durchgenommen" zu werden brauchen und blos hier und da einmal einen Studirenden aus Privatliebhaberei ernster beschäftigen. Mit dem Eintritt des jungen Juristen in die Praxis wird die Sache nicht anders. Der Cultus des Privatrechts herrscht auch hier souverän. Als wirklich juristische Thätigkeit gilt dem Berufsjuristen eigentlich nur die Beschäftigung mit Civilsachen; in ihnen vergräbt sich mit Vorliebe der tüchtige oder dieses Prädicat aspirirende Richter, um von dieser Position aus mit vornehmer Geringschätzung auf die Collegen zu blicken, die in Strafsachen oder in der Verwaltung arbeiten. Vom öffentlichen Recht braucht er nichts zu verstehen, versteht er auch in der That häufig nichts, wenn man unter Verständniß mehr begreift, als die Kenntniß von Gesetzesparagraphen und einigen juristischen Formeln, der Civilist vermag eben Kraft seiner civilistischen Schulung Alles, auch sofort in oberer Instanz auf öffentlich-rechtlichem Gebiete Recht zu sprechen!

Kann da die weite Verbreitung einer formal privatrechtlichen, damit nothwendig einseitigen, in dem engen Umfange gegenüberstehender Privatinteressen sich bewegenden, des Verständnisses für die Bedürfnisse des großen Ganzen mindestens zuweilen entbehrenden Anschauungsweise Wunder nehmen? Finden wir doch diese Denkweise nach rein privatrechtlichen Formeln sogar da, wo eine zweifellos hervorragende Kenntniß und Schätzung des öffentlichen Rechts besteht. Ist es nicht der Hauptmangel des sonst so vortrefflichen, von einer derzeit vielleicht einzigen Beherrschung des gesammten umfänglichen Materials zeugenden Laband'schen Staatsrechts, daß der Verfasser die staatsrechtlichen Constructionen ganz nach privatrechtlichen Formeln und Schemen bewirkt?

So ist es auch v. Liszt leicht geworden, nachzuweisen, daß die Verfasser des Entwurfs und der Motive ihre strafrechtlichen Ansichten aus zweiter Hand genommen haben, daß sie dem Strafrecht des deutschen Volkes fremd, ohne lebenswarme, selbständige Auffassung gegenüberstanden. Die Behandlung des Nothstandes, die Begriffe Vorsatz und Fahrlässigkeit, des Einflusses von Gewalt, Drohung und Betrug auf privatrechtlichem Gebiete geben reichlich zu erkennen, daß die Verfasser des Entwurfs zwar den Zusammenhang dieser Gegenstände mit den Bestimmungen des Strafrechts erkannten, daß sie auch den Wunsch hatten, diesen Zusammenhang zu vertiefen und zu festigen, daß sie aber die strafrechtliche Literatur viel zu wenig beherrschten, den Erfahrungen der Strafrechtspflege viel zu fremd gegenüberstanden, um dieselben gebührend zu verwerthen.

Zu diesem Mangel tritt in dem Abschnitt über die Delictsobligationen, wo genaue Fühlung mit dem Strafrecht in erster Linie von Nöthen war, ein weiterer: die Beschränkung des Entwurfs, der nur die Verletzung vermögensrechtlicher Interessen, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, als Delict betrachtet, erscheint als Nichtbeachtung eines energisch sich geltend machenden Bedürfnisses des Rechtslebens. Wenn die Motive diesen Standpunkt damit rechtfertigen, daß durch allgemeine Anerkennung eines Entschädigungsanspruchs wegen Verletzung eines nicht vermögensrechtlichen Interesses dem Richter eine dem deutschen Rechte fremde Souveränetät seiner Stellung gegenüber dem Streitverhältnisse beigelegt würde, da sich Schranken für sein Ermessen kaum feststellen ließen, so ist ihnen zu erwidern, daß die beschränkte Souveränetät, welche man dem deutschen Richter in der Civilprozeßordnung hinsichtlich der Schädenfestsetzung zugestanden hat, von ihm seither wahrlich nicht gemißbraucht worden ist, wie ein Blick auf die oberrichterliche Rechtsprechung lehrt, so daß von einer Erweiterung dieser Souveränetät

*) v. Liszt, Die Grenzgebiete zwischen Privatrecht und Strafrecht. Criminalistische Bedenken gegen den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin). 1889.

nach der vorerwähnten Richtung hin in der That nichts Verderbliches — schon nach dem Gesetze der Trägheit — zu befürchten steht. Aber das ist es: das Privatrecht des Entwurfs ist eben ausschließlich Vermögensrecht; mit den idealen Rechten weiß dasselbe nichts anzufangen. Darum die regelmäßige Schutzlosigkeit aller immateriellen Rechtsgüter, obwol doch in den letzten Jahrzehnten bezüglicher Schutz genugsam und mit lauten Klagen über den seitherigen, ungenügenden Rechtszustand gefordert worden ist. Die vereinzelten, principlosen Ausnahmen des Entwurfs bestätigen nur die Regel.

Wir müssen uns hierauf beschränken und haben nur noch hervorzuheben, daß, obwol die von Liszt bewirkten Ausstellungen den Entwurf theilweise letal treffen, derselbe doch, im Gegensatz zu Gierke, Bähr, Dernburg u. A., dafür eintritt, daß dieser Entwurf, natürlich mit den möglichen Aenderungen, Gesetz wird, und zwar aus nationalen Gründen: Wo es sich um die Rechtseinheit unseres deutschen Volkes handelt, spielen juristische Bedenken keine Rolle! Dies ist auch unser Standpunkt. Die thunlichste Beschleunigung der Herbeiführung weitgehendster Rechtseinheit auch auf privatrechtlichem Gebiete ist eine Forderung politischer Klugheit: Einheitliches Recht verkörpert, wie irgend etwas, die Zugehörigkeit der einzelnen Stämme zu einem großen Ganzen, bringt diese zu lebendigem Bewußtsein und wird sich als wirksamster Kitt gegenüber allen Trennungsbestrebungen erweisen. Das wolle die Kritik nicht aus den Augen lassen! N.—

Indiens Production und Export.

Das Land der Sonne und der Diamanten, das Land märchenhafter Schätze an edlen Gesteinen, es ist heute nur noch reich an Erzeugnissen der Pflanzenwelt, des Ackerbaues. Edelsteine findet man fast gar nicht mehr. Von sonstigen mineralischen Producten gewinnt man Salz und Petroleum für den eigenen Bedarf, Steinkohlen aber nur so viel, daß sie etwa $^{9}/_{10}$ des Verbrauches von Kalkutta decken, und für den Export blos Salpeter. Aus dem Thierreiche werden Felle in geringer Zahl ausgeführt und Perlen, die aber unter der persischen Concurrenz zu leiden haben. Somit beruht, wie bereits oben gesagt ist, Indiens Reichthum heute ausschließlich auf dem Ackerbau, der auf 90 Procent des ganzen Landes von 72 Procent der männlichen Bevölkerung betrieben wird. Bei einer solchen Ausdehnung des Ackerbaues ist Indien bekanntlich zu einem gefährlichen Nebenbuhler unserer Landwirthe geworden, und es verdient deshalb die indische Production wie vom kaufmännischen, so auch vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus die größte Beachtung. Unter diesen Umständen gewinnt ein Vortrag besondere Beachtung den am 25. ds. Abends im „Centralverein für Handelsgeographie" Hr. F. Rosen hielt, der jetzt Docent am Berliner Orientalischen Seminar ist, früher mehrere Jahre im Hause des damaligen Vicekönigs von Indien, Lord Dufferin, lebte, und zu den besten Kennern indischer Verhältnisse zählt. Seinen Ausführungen entnehmen wir folgende Einzelheiten.

An Fleiß und Ausdauer läßt es der indische Landmann nie fehlen, und Zwangsmaßregeln, Pflanzerwesen mit Sklaverei u. s. w. waren in Indien stets unbekannt. Alle Großgrundbesitzer verpachten ihr Land in kleinen Parcellen, so daß wir nur Kleinbetrieb finden, der allein gewinnbringend ist. Höchst wichtig ist die Bewässerung, welche durch Brunnen, Teiche und Canäle geschieht, die zum größten Theile von den Eingeborenen, zum kleineren von den Engländern angelegt sind. Aeußerst primitiv sind die Werkzeuge, der Spaten z. B. gewöhnlich ohne Stiel, und die Versuche, den Landbau auch durch Europäer betreiben zu lassen, sind kläglich gescheitert. Auch der Anwendung wissenschaftlicher Lehren widerstreben die Inder, da sie für solche angeblich kein Geld haben, praktisch aber selber am besten Bescheid wüßten; indessen könnte dadurch der Ackerbau noch sehr gehoben werden, z. B. durch Einführung künstlichen Düngers. Denn der Viehdünger ist sehr spärlich und wird oft noch als Brennmaterial benutzt, während man die Ausfuhrstoffe der Städte jetzt erst zu verwenden beginnt.

Man unterscheidet vier Zonen: tiefe Flußniederungen, weite Ebenen, feuchte Bergabhänge und endlich die Gebirge, und in diesen werden überall verschiedene Pflanzen gebaut.

In den Flußthälern wird durch ein uraltes Bewässerungssystem während der Regenzeit, von Juli bis October, jedes cultivirte Fleckchen Erde unter Wasser gesetzt. In Bengalen z. B. sammelt man das Wasser in Teichen, während alle Häuser auf künstlichen Hügeln stehen. Das Hauptproduct ist der Reis, von dem sich 67 Millionen Inder oder ein Drittel der Bevölkerung ernähren. Mit ihm sind in Bengalen 88%, in Birma 90% aller Felder bebaut, am Himalaya dagegen nur 3%. Die keimende Saat muß 2 Zoll hoch unter Wasser stehen, das dann mit der Pflanze wachsen muß bis zu 30 und 40 Zoll, doch giebt es unter den vielen Reisarten — in Bengalen allein baut man 259 verschiedene — auch solche, bei denen das Wasser von der Spitze bis zur Wurzel der Pflanze 12 Fuß tief ist. In Birma, dessen Reis gröber ist und meist zu Stärke verarbeitet wird, sind von den 3 746 279 englischen Acres an Culturland mit Reis 3 338 096 Acres bebaut, die 21½ Millionen Centner exportirten; aus Indien wurden 1888 26 460 000 Centner Reis im Werthe von 8 764 000 Pfd. Sterl. exportirt. Der Haupthafen ist hier Madras, wo der Reis enthülst wird. Neuerdings hat sich sein Export vermindert. Neben dem Reis baut man in den Flußniederungen Jute, eine Malvenart, die 12 Fuß hoch wird, aber den Boden sehr aussaugt. Deshalb pflanzt man sie nur auf Ueberschwemmungsländereien. Im April gesät, muß sie bis zur Spitze im Wasser stehen, wird im September geschnitten, dann getrocknet u. s. w. und nach Australien oder Europa verschifft. Der Rohexport bewerthete sich 1888 auf 8 366 000 Pfd. Sterl., der Export an verarbeiteter Jute (man hat jetzt auch Jutefabriken in Indien gebaut, die aber nur grobe Waare, Säcke u. s. w., liefern) auf 1 155 000 Pfd. Sterl.

Das zweite Nährkorn Indiens ist der auf den weiten Ebenen gebaute Weizen, welcher im Süden verschwindet. Das Weizenland Indiens, an Umfang so groß wie das von Nordamerika, liefert 13 Bushel pro Acre (in Frankreich 15½). Die Ernte findet im April statt. Der Export betrug 1887/88 22 263 000 Centner, im Werthe von 8 685 000 Pfd. Sterl. In Italien hat der indische Weizen, der ein hartes, für Maccaronifabrikation gutes Korn besitzt, den russischen verdrängt. Neuerdings sind in Indien auch Dampfmühlen angelegt, und es werden bereits 25 Millionen Pfund Mehl nach Europa exportirt. — Uralt ist die Cultur der Baumwolle, deren Export sich während des nordamerikanischen Secessionskrieges von 3 Millionen auf 37 hob und heute noch etwa 8 Millionen im Werthe von 17½ Mill. Pfd. Sterl. beträgt. Die indische Pflanze hat aber eine zu kurze Wolle, während die Anbauversuche mit amerikanischen Pflanzen noch keine sonderlichen Resultate ergeben haben. In Bombay wird die Baumwolle mit Maschinen gereinigt, in Ballen gepreßt und dann nach England, Belgien, Oesterreich, Italien, besonders aber nach China und Japan exportirt. Die in letzter Zeit in Bombay errichteten Fabriken nehmen einen raschen und stetigen Aufschwung, da man zwar die Kohlen aus England holen muß, aber nur 40—50 Pfennige täglichen Arbeitslohn (auf dem Lande oft blos 10—20 Pfennige) zahlt. Der Export beträgt heute 13 468 000 Pfd. Sterl. an Rohstoffen, 3 336 000 Pfd. Sterl. an Garnen, 8 780 000 Pfd. Sterl. an Geweben u. s. w. — Der Indigobau geschieht nur durch europäisches Capital, und zwar früher blos in Bengalen, jetzt auch in weiterem Umkreise. Er leidet heute noch an der Krisis von 1860, in welchem Jahre in denjenigen Bezirken, in welchen die Leibeigenschaft noch bestand, diese aufgehoben wurde, während in den anderen Bezirken die durch ein Vorschußsystem in eine Art von Sklaverei gerathenen Arbeiter revoltirten. Die Aussaat geschieht im März, die Ernte im Juli, und oft findet noch eine zweite Ernte im September statt. Die Blüthe wird gepflückt, ausgewässert und abgeschlämmt, und der Farbstoff, in Kuchenform gepreßt, nach Kalkutta gebracht. Dort ist der Indigomarkt, zu welchem die großen Indigohändler während der drei Wintermonate, die allein im ganzen Jahre für Europäer in Kalkutta erträglich sind, dorthin kommen. Der Export ist sehr stabil; er beträgt 3 691 000 Pfd. Sterl. Man fürchtet aber für die Zukunft die Concurrenz des für besser geltenden tonkinesischen Indigos (sobald die Franzosen dort die Exportzölle aufheben, welche jetzt auf Reis z. B. 20% betragen) und der künstlichen Farbstoffe. — Die Production von Opium ist im Gangesthal Regierungsmonopol, im Gebiete der Schutzstaaten von Holkar und Scindia zwar an sich nicht, thatsächlich aber auch dadurch, daß der Export von dort durch britisches Gebiet geht, wo die Regierung hohe Eingangszölle erhebt und den Handel beherrscht. In allen anderen Gebieten ist der Mohnbau bei schwerer Strafe verboten. Wie beim Indigo, so erhält auch beim Opiumbau der Landwirth Vorschüsse. Der

Acker wird sorgsam gelockert und bewässert. Dann sät man im November den Mohn und macht im März Einschnitte in die Kapseln, worauf man den herausquellenden Saft abschabt. Im April wird die Waare nach den Regierungsagenturen gebracht und dort in Kuchenform gepreßt. 1886/87 betrug der Export 11 770 669 Pfd. Sterl., von denen ⅚ Reingewinn der Regierung waren. Neuerdings baut China selber Opium und auch Persien, das ein besseres Product liefern soll als Indien. — An Oelfrüchten (Raps, Ricinus, Sesam) wurde 1886/87 für 9 138 000 Pfd. Sterl. exportirt, meist nach Frankreich.

Auf den feuchten und fruchtbaren Bergabhängen baut man Thee. 1826 entdeckten die Gebrüder Lewis die Pflanze in Assam, wo der Thee einheimisch sein soll, und 1856 wurde die erste Plantage angelegt. Ein Theegarten, den Hr. Rosen kennen lernte, erstreckte sich über eine Strecke, deren höchster Punkt 1500′ höher lag als der niedrigste. Die Pflanzen ließ man nicht über 3′ hoch wachsen. Kulis gingen jeden Morgen durch den Garten und pflückten die Blätter, welche so rasch gedörrt werden, daß Rosen am Abend schon Aufguß von den durch ihn am Morgen gepflückten Blättern genoß. Indessen gewinnt das Product durch längeres Lagern. Sein Export beträgt 4 727 000 Pfd. Sterl. und geht meist nach England, wo man den indischen, sehr tanninhaltigen Thee wegen seines strengeren Geschmacks liebt, während in Asien selbst der süßliche, parfümirte, chinesische, besonders der grüne, vorgezogen wird. Ceylon, das auch Thee baut, aber politisch nicht zu Indien gehört, ist hier nicht eingerechnet. — Neben dem Thee beginnt man jetzt auch Chinin zu bauen, sowie ferner Kaffee, dessen Export jetzt 1 502 000 Pfd. Sterl. beträgt.

Die Hochgebirgs-Abhänge endlich liefern nur soviel Producte, als zur dürftigsten Ernährung ihrer Bewohner erforderlich sind. Der Export geschieht von 5 Häfen aus: Caradschi (am Indus), Bombay, Madras, Kalkutta und Rangun. Das Eisenbahnnetz ist groß, fast ebenso alt wie das europäische, da man 1853 die erste Bahn eröffnete, und wird stetig vervollkommnet. So baut man jetzt über den Indus eine Eisenbahnbrücke, welche die zweitgrößte der Erde werden soll. Die Fahrt von Bombay nach Kalkutta, heute 3 Tage und 2 Nächte während, wird demnächst durch Vollendung einer neuen Strecke um 1 Tag oder 12 Stunden abgekürzt werden und voraussichtlich wird man in nicht zu langer Zeit auch Mandalay mit Kalkutta durch eine Bahn verbinden. Dr. H. P.

Bücherbesprechungen.

J.R. Ein Vermächtniß Kaiser Wihelm's I. Ergänzung zu dem Kaiserbuch „Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg" von Oskar Meding. Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. herausgegeben von Karl Hallberger. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 50 ₰. — Der Titel dieses Heftes besagt schon, was es will: eine Ergänzung bilden zu dem bekannten Kaiser Wilhelm-Buche, das insofern als ein urkundliches bezeichnet werden kann, als der Held der Lebensbeschreibung selbst daran mitgearbeitet hat, indem er die Handschrift durchsah und berichtigte. In der Rechenschaft über diese Thätigkeit des kaiserlichen Mitarbeiters besteht auch die vorliegende Ergänzung: es werden die Aenderungen zusammengestellt, welche der Kaiser an dem Texte vornahm. Es sind dies keine gleichgiltigen, blos redactionellen Aenderungen, sondern sie greifen oft recht tief in die Darstellung, bestimmend in die Auffassung ein. Aus allen spricht der Charakter des verstorbenen Kaisers, seine Milde, Schlichtheit, Bescheidenheit, Frömmigkeit, die ihn sich selbst als ein Werkzeug in der Hand des Höchsten auffassen ließ, aber auch seine Festigkeit, Genauigkeit, Pflichttreue, Gerechtigkeitsliebe, welche sich bis in die Kleinigkeiten hinein erstreckt, die für ihn keine Kleinigkeiten waren. Insofern ist der Titel dieses Nachtrags auch vollberechtigt und durchaus bezeichnend.

o. Die Neronische Christenverfolgung. Eine kritische Untersuchung zur Geschichte der ältesten Kirche von Lic. Dr. C. Franklin Arnold, Privatdocent an der Albertus-Universität zu Königsberg. Mit 1 Tafel. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1888. 120 S. Mit großer Gründlichkeit, mit viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit hat Verfasser seine Untersuchung über die Neronische Christenverfolgung geführt. Er kommt dabei im Wesentlichen zu folgenden Ergebnissen: daß der Bericht von Tac. Ann. XV, 44 dem Tacitus selbst angehöre und durch keine Interpolation entstellt sei; daß die Christen nicht wegen ihres Bekenntnisses bestraft seien, sondern daß Nero die Unpopularität derselben benutzend lediglich aus Opportunitätsrücksichten die Verfolgung unternommen habe; daß die Zahl der bei der Verfolgung Umgekommenen von Tacitus rhetorisch übertrieben, aber trotzdem die Hinrichtung der Opfer um der besonderen Umstände willen, von denen sie begleitet war, Christen und Heiden unvergessen geblieben sei; daß die römischen Christen des Jahres 64, ihrer überwiegenden Mehrzahl nach Griechen und Hellenisten, mit der jüdischen Bevölkerung in keinem Zusammenhange gestanden hätten; daß die Neronische Verfolgung durchaus localen und ephemeren Charakter gehabt und deshalb in christlichen Kreisen nicht den Eindruck eines epochemachenden Ereignisses hervorgerufen habe, wie es nach der seit der Mitte des 2 Jahrhunderts in diesem Punkte getrübten christlichen Ueberlieferung scheinen könnte; daß die Apokalypse nicht durch die Neronische Christenverfolgung veranlaßt, und endlich, daß die Erzählung des Tacitus von dem Briefe des Plinius an Trajan unabhängig sei. Wir können uns mit diesen Ergebnissen, zu denen Verfasser durch seine in gediegener und umsichtiger Weise geführten Untersuchung gelangt ist, hier nicht genauer auseinander setzen, jedenfalls geht aus denselben hervor, daß Verfasser nicht blos einen beachtenswerthen Beitrag zur alten Kirchengeschichte geliefert, sondern auch, daß er eine für die Disciplin der neutestamentlichen Zeitgeschichte bedeutungsvolle schwierige Frage behandelt hat, und deshalb wollen wir nicht versäumen, Theologen auf diese tüchtige Fachschrift hinzuweisen. — Zugleich benutzen wir die Gelegenheit, auf eine in demselben Verlage erschienene Sammlung von Erzählungen und Betrachtungen aufmerksam zu machen, deren Titel („Das verborgene Leben in Christo. Dargestellt in Erzählungen, Betrachtungen, geschichtlichen Bildern u. s. w. Für Geistliche, Lehrer, besonders für Sonntagsschulen, sowie zur häuslichen Erbauung. Von Dr. Fr. Schröder, ev. Pfarrer in Jülich. 3. und 4. Heft, je 92 S. 1888) den Inhalt hinreichend charakterisirt. Der Herausgeber hat versucht, die dargebotenen Erzählungen und Geschichten nach bestimmten Gesichtspunkten (z. B. Nächstenliebe, Sonntagsentheiligung, Meineid, Gebetserhörung, Wahrheitsliebe u. s. w.) zu ordnen und sie dadurch für den praktischen Gebrauch bei Katechese und Predigt zugänglicher zu machen. Zwar ist er in diesem Ordnungsstreben nicht besonders glücklich gewesen, jedenfalls aber entsprechen die gesammelten Geschichten mit ihrer Einfachheit und Kürze im Wesentlichen dem beabsichtigten Zweck.

K—d. Prof. Dr. Carl Binding, Die Gründung des Norddeutschen Bundes. Ein Beitrag zur Lehre von der Staatenschöpfung (72 S., Pr. 1,80 ℳ). Prof. Dr. Rudolf Sohm, Die deutsche Genossenschaft (43 S., Pr. 1 ℳ). Prof. Dr. Adolf Wach, Der Feststellungsanspruch. Ein Beitrag zur Lehre vom Rechtsschutzanspruch (66 S., Pr. 1,60 ℳ). Sonderabdrücke aus der Festgabe der Leipziger Juristenfacultät für B. Windscheid zum 22. December 1888. Leipzig, Duncker & Humblot 1889. — Die Windscheid'sche Gedenkfeier hat den soeben genannten Rechtslehrern unserer Universität Veranlassung gegeben in der Festschrift der Juristenfacultät Rechtsfragen eingehender zu erörtern, welche nicht nur für die Wissenschaft allein, sondern auch für das Rechtsleben von Bedeutung sind. Die Binding'sche Schrift behandelt die Gründung des Norddeutschen Bundes, die bei derselben mitwirkenden Gewalten und erörtert, welcher Charakter infolge dieses Zusammenwirkens dem Bunde beiwohnt. Es war die Gründung des Norddeutschen Bundes für die Lehre von der Staatenschöpfung ein besonders bemerkenswerther Vorgang, weil bei dieser Gründung weder ein bereits bestehender Staat seine Gewalt erweiterte noch eine neu auftretende staatliche Gewalt allein aus eigener angenommener Machtbefugniß dem Bunde seine Verfassung verlieh, noch ein Vertrag der einzelnen Staaten durch seine staatlichen Gewalten den Norddeutschen Bund schuf, vielmehr dieser Bund ein Werk seiner eigenen Gewalten, des Präsidiums, der im Bundesrathe vertretenen Regierungen und des Reichstages, war. Die staatsrechtliche Beurtheilung dieser Vorgänge erhält durch die Binding'sche Schrift, welche die Folgerungen aus den einzelnen Thatsachen bei der Gründung schärfer zieht, eine wesentliche Förderung. Die Wach'sche Schrift behandelt den Feststellungsanspruch und die Neuerung, welche §. 231 der Civilprozeßordnung für viele deutsche Gebiete brachte; sie stellt das Verhältniß der Leistungsklage zur Feststellungsklage und damit fest, unter welchen Umständen die letztere statthaft ist, sowie den Gegenstand der Feststellung. Den Schluß bildet eine Ausführung über das Feststellungs-

interesse. Hervorzuheben sind noch die Betrachtungen über den Feststellungsanspruch als Rechtsschutzanspruch, wie über den Rechtsschutzanspruch, wobei das Verhältniß des Klägers zum Staate und zum Beklagten scharf beleuchtet wird. Bei den vielen auf diesen Rechtsgebieten herrschenden Streitfragen ist die in der Schrift unternommene Lösung der Zweifel ein werthvoller Beitrag, welcher die Beachtung auch der Praktiker in vollem Maße verdient. Die Sohm'sche Schrift endlich erörtert die Genossenschaften, wie sie sich in Deutschland auf Grund deutscher Rechtsanschauungen entwickelt haben. Auf diese Genossenschaften lassen sich weder die Bestimmungen über juristische Personen noch die über Gesellschaften unbeschränkt anwenden und es verursachte daher die Einfügung der Genossenschaftslehre in das Rechtssystem erhebliche Schwierigkeiten. Die Gesetzgebungen haben noch nicht entschieden Stellung genommen und selbst der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches f. d. D. Reich läßt Bestimmungen über diese Genossenschaften vermissen, welche vom Verfasser mit Recht gefordert werden. Die Genossenschaften sind eben nicht nur vorhanden und beanspruchen eine Beurtheilung ihrer Rechtsverhältnisse, sie werden auch fernerhin, durch wirthschaftliche Umstände hervorgerufen, bestehen und entstehen. Sie treten in den verschiedenartigsten Formen auf, oft in solchen, welche nur in sehr beschränktem Raume Geltung haben (so die sog. Kojengenossenschaften auf den nordfriesischen Inseln, welche von Prof. Dr. Kuntze neuerdings in einer besonderen Schrift geschildert worden sind). Für Sachsen kommen hauptsächlich die sog. Altgemeinden, Braugenossenschaften, Zusammenlegungsgenossenschaften, Flußregulirungsgenossenschaften in Frage; in neuerer Zeit ist die eigenthümliche Stellung derselben vom Geh. Rathe Dr. Schurig im Nachtrage zu seinem Commentare zur Subhastationsordnung hervorgehoben, auch vom k. Oberlandesgerichte Dresden mehrfach anerkannt worden und zwar in einer Weise, daß die Auffassung dieser Genossenschaften den Ausführungen des Prof. Dr. Sohm sich nähert. Jene Genossenschaften werden nämlich weder als juristische Personen, noch lediglich als einfache Gesellschaften anzusehen, sondern als eine zwischen beiden stehende Rechtsbildung zu behandeln sein. Da nun beim Mangel weitergehender gesetzlicher Bestimmungen die Beurtheilung der sächsischen Genossenschaften allein auf Grund allgemeiner Rechtsgrundsätze erfolgen muß, so hat die Sohm'sche Schrift für Sachsen erhebliche Bedeutung und kann einen, an sich wohl verdienten, Einfluß auf die Rechtsprechung gewinnen. Die Schrift zeigt aber auch eine Lücke im Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches, welche durch Verweisung auf das Landesrecht bei den juristischen Personen nicht genügend beseitigt wird.

G. Oe.— Franz Rzehák, Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen. Leipzig, Commissionsverlag von Fr. Schneider. 1888. 179 S. 8°. — Was den Verfasser bewogen hat, die Unzahl der historischen Romane um einen zu vermehren, ist uns unerfindlich. Es fehlt ihm so ziemlich Alles, was zu einem Romanschriftsteller dieser Art gehört: Geschichtskenntniß, Darstellungsgabe, Sprachgefühl und Sprachrichtigkeit. Wir müssen offen bekennen, daß wir seit vielen Jahren kein Buch in der Hand gehabt haben, das uns so wenig behagt hätte, wie dieser Prieborn. Wir haben trotz des besten Willens nicht den geringsten Anlaß gefunden, ihm irgendwelche Empfehlung mit auf den Weg zu geben. Es wäre eine Täuschung unserer Leser, deren wir uns nicht schuldig machen wollen. Der Verfasser zeigt schon in der allgemeiner bekannten Geschichte des Zeitraumes, den er romanhaft darstellt, eine nur mangelhafte Kenntniß; von einer dichterischen Erfassung der Persönlichkeiten, Heinrich des Fünften, Wiprecht's von Groitzsch und seiner Umgebung, ist keine Rede. Er mischt geschichtliche Wahrheit, unverbürgte Sage, Chronistengeschwätz und eigene Erfindung so zusammen, daß ein seltsamer, gestalt- und kraftloser Brei daraus wird. Wir wären recht begierig, zu erfahren, welcher „Documente und Acten" er sich bedient habe, und bitten ihn höflichst, diese jedenfalls den Forschern noch unbekannten Quellen namhaft zu machen. Die Art, wie er das Leben des beginnenden zwölften Jahrhunderts schildert, ist geradezu ergötzlich. Die Bürgersleute haben Geschlechtsnamen, wohnen in Patrizierhäusern am Markte, essen Butterbemmen, versammeln sich in Spinnstuben, haben sich bereits zu Innungen vereinigt, verklagen sich in niederen und höheren „Instanzen", zünden zu Weihnachten Christbäume an, feiern die Kirmeß, geben den Wanderburschen, die auf die „Walze" gehen, „das übliche Ortsgeschenk". Der Verf. läßt seine Leute Lieder des 19. Jahrhunderts singen, läßt zwei alte Haudegen sich minutenlang herzen und küssen, läßt einen derselben eine sentimentales Zwiegespräch mit seiner Dogge halten. Mit einem Worte, er hat, wie er sich selbst ausdrückt, „keine Probe Ahnung" von dem Geiste der Zeit, die er zeichnet. Das Bild ist durch und durch verfehlt, nicht einmal die gröbsten Umrisse hat er getroffen. Ganz lächerlich wirkt es, wenn er in kindlicher Weise bemerkt, daß eine Raubritterfeste mit den heutigen Artilleriegeschützen binnen 30 Minuten erobert worden wäre, oder wenn er den Mangel aller Postverbindung für den brieflichen Verkehr zweier Liebenden beklagt. Die Sprache ist geradezu gräßlich. Wir wollen nicht von den Geschmacklosigkeiten reden (aufgemuckt, total von der Bildfläche verschwinden, ultimo Januar, Rohmaterial zum Mittagessen, durchgebrannt), von denen das Buch geradezu wimmelt und die in seltsamem Gegensatze stehen zu dem an die Zehnpfennighefte erinnernden Romanstil, der sich in Sätzen solcher Art offenbart: „Wir überlassen die schöne Gruppe dem beseligenden Gefühle stummer Freude und springen aus dem Familienzimmer in die Bannmühle über" u. s. w. Viel häßlicher sind noch die unzähligen Sprachfehler, deren wir auf jeder Seite mehrere angetroffen haben. Nur ein paar Beispiele wollen wir herausheben: „eine einen allgemeinen Aufruhrssturm hervorgerufene Tagesbegebenheit", „die sich auch ihm zugewandte Rache des Kaisers", „die sich hier abgespielten aufregenden Begebenheiten". Entsprechend ist der Satzbau, der uns zuerst auf den Gedanken gebracht hat, daß Hr. Rzehák das Deutsche vielleicht nicht genügend kennt. Ja aber, wozu schreibt er dann ein deutsches Buch? Aber auch mit seiner Logik ist es schlecht bestellt. Was soll der Satz heißen: „Prieborn's Seelenzerwürfniß gerieth in noch größere Widersetzlichkeiten"? Oder: „Prieborn hatte gelehrt, daß die Nächstenliebe kein leerer Wahn sei, der möglicherweise im Stolze oder in Weichlichkeit eine falsche Thatsache finde"? Oder: „die unbegreifliche Allmacht eines urkräftigen Geistes hatte ein hehres Beispiel seines weltdurchdringenden Daseins abgelegt"? Viel ergötzlicher noch sind die langen Perioden, die uns oft an das Bierzeitungsdeutsch unserer Studentenjahre erinnerten. Grammatische Fehler finden sich in Menge, einige sind vielleicht auf die Rechnung der Druckerei zu setzen. Wir würden das Buch kürzer abgethan haben, wenn es nicht für eine gewisse Classe neuester Schriftstellerei vorbildlich wäre; wir würden vielleicht etwas milder gewesen sein, wenn der Verfasser nicht in seinem Vorworte so „prätentiös" aufgetreten wäre, eine Eigenschaft, die sich auch in der Beigabe seines Bildes äußert. Das Buch trägt das Leitwort: „virum bonum esse maxima laus est." Das ist richtig.

.. Im Verlag von Gustav Fritzsche hier erscheinen Originalentwürfe für geschnittene und gepunzte Lederarbeiten, herausgegeben von Frau E. Bender in Wiesbaden, mit Vorwort von G. Fritzsche. Das Werk wird in 6—7 Lieferungen erscheinen, jede Lieferung von 6 Blatt kostet 2,50 ℳ — Die in natürlicher Größe in farbiger Zeichnung ausgeführten Vorbilder stellen solche Gegenstände dar, welche sich für diese Technik am besten eignen, und können wir hinzufügen, daß die Entwürfe der ersten Lieferung, welche uns vorliegt, größtentheils verständnißvolle Muster aufweisen. Auch wir sind mit dem Verleger, welcher seit Jahren in seiner Officin die Lederplastik in hervorragender Weise betreibt, darin vollständig einverstanden, daß diese reizende Technik auch von weiblichen Dilettanten ausgeführt werden kann, d. h. sofern diese Technik nicht als eine Erwerbsquelle betrachtet wird. In der Hand des Dilettanten nur eine angenehme, auch nützliche Unterhaltung, verdient die Lederplastik in fachkundiger Hand als berechtigtes Glied in die verschiedensten Zweige der Kleinkunst eingereiht zu werden. Die Technik besteht in schneiden, heben und niederpunzen, demnach sind der Verzierungsweise sehr enge Grenzen gezogen, aber durch fast unvergängliche Dauerhaftigkeit und schönes Aussehen bildete sie Jahrhunderte hindurch eine lucrative Beschäftigung. Der Lederplastiker, welcher die ihm gezogenen Grenzen respectirt, kann Großes leisten, während jede darüber hinaus schreitende Künstelei eine verfehlte Arbeit ist. Jedenfalls ist Bedingung für mustergiltige Zeichnung, daß sie von modellir- und zeichnenkundigen Ledertechnikern erfunden werde. Die erste Lieferung enthält einige Stücke, welche nicht die Berechtigung für gepunzte Ledertechnik haben, so z. B. ist Nr. 8, Palette als Photographierahmen, nicht für diese Technik passend, ebenso wenig Nr. 10, ein Damenpantoffel mit Stuckornament. Des Sinnreichen kann auch zuviel geschehen, so finden wir in Nr. 12 Briefmarkenkästchen mit so vielen Postemblemen, wie Telegraphenstangen, geflügeltes Rad, Merkurstab, Posthorn, Packete, Briefe, Geldbeutel u. s. w., daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 26. Sonnabend, den 2. März. 1889.

Zur Charakteristik des Königs Johann.

Seine Glaubenstreue und Duldsamkeit.

Von Otto Schwerdfeger.

Im großen Jubeljahre des Hauses Wettin, jetzt, wo jeder treue Sachse sich in die Geschichte des Sachsenstammes und seines Herrschergeschlechts eifriger vertieft, wo Alles schon rüstet, zum höchsten Preise des ganzen Sachsenthums das Denkmal des Königs Johann zu enthüllen, da drängt es uns, gleichsam hinter den Vorhang schauend, ein Charakterbild dieses unvergeßlichen Königs uns vorzustellen.

König Albert, indem Er bestimmte, daß die Denkmalsenthüllung zur achthundertjährigen Jubelfeier des Wettiner Hauses[1]) erfolgen solle, ist dabei sicher nicht blos von der Pietät eines Sohnes geleitet, sondern von der weisen Erkenntniß beseelt worden, daß vor Ihm kein Sproß dieses gottbegnadeten Geschlechts so sehr berufen gewesen sei, die großartige Reihe der Ahnherren in sich zu summiren und strahlend darzustellen, als König Johann — geb. am 12. Dec. 1801, gest. am 29. Oct. 1873.[2]) — Die besonderen Charakterzüge, welche seine edelsten Vorfahren kennzeichnen, finden sich in dem Wesen des hochseligen Königs wunderbar vereinigt. In seine Seele versunken, sind wir umschwebt von all' den Sachsenfürsten ruhmvollen Andenkens — so von Heinrich dem Erlauchten (1221—1288), Friedrich dem Streitbaren (1381 bis 1428), Friedrich dem Weisen (1486—1525), Johann dem Beständigen (1525—1532), Friedrich August dem Gerechten (1763 bis 1827).

Sein ganzes Leben und Wirken darzustellen, würde in den engen Rahmen dieser Betrachtung nicht passen, übrigens auch ein eitles Wagniß sein, da ein trefflicher, dem Könige nahegestandener Zeitgenosse, Hr. Staatsminister Dr. v. Falkenstein, bereits ein stimmungsvolles Charakterbild desselben geschaffen hat.[3]) Wol aber mögen wir es unternehmen, einzelne Züge, welche die Physiognomie des Gefeierten so gewinnend beleben, näher zu beleuchten. Werden doch schon dadurch die Zweifel Unverständiger über die Denkart dieses seltenen Fürsten gehoben. Das Urtheil v. Falkenstein's, welcher in ihm „Johann den Wahrhaften" erkannt hat, erscheint völlig begründet. Ja, lauterste Wahrhaftigkeit war der Grundzug seines Wesens, jener Goldquell, der seine kostbarsten Tugenden gezeitigt hat: die Glaubenstreue und die Duldsamkeit.

I.

Der Spruch des geistvollen W. Menzel: „Glaube steht dem am schönsten, der zugleich hochgebildet im Wissen ist!" trifft wol keinen Herrscher mehr, als König Johann. Er, der berühmte „Philalethes" (Pseudonym als Schriftsteller), der Dichter-Philosoph auf dem Throne, war ja, wie die Welt weiß, einer der gebildetsten Fürsten, welche jemals gelebt haben; und bei der Universalität seines Wissens hat er einen religiösen Sinn und Glaubensdemuth in wahrer Herzensreinheit bis zum Tode bewährt.

Sein ehrwürdiger Vater, Prinz Maximilian, hatte ihm durch eigene Frömmigkeit und Tugend das beste Beispiel gegeben; die väterliche Mahnung: „Er solle sich immer so betragen, daß er jeden Augenblick bereit sei, vor Gott zu erscheinen!"[4]) ist ihm für's ganze Leben ein theures Memento gewesen.

Im Schooße der katholischen Kirche geboren und fromm erzogen, ist er den katholischen Satzungen treu geblieben, ohne aber, was ja bei seiner Geisteshoheit und idealen Menschenliebe nicht denkbar gewesen wäre, einem finsteren Zelotismus sich hinzugeben. Als ein Wiederglanz seines innersten Wesens hat die Gottesfurcht in allen wichtigen Lebensmomenten sich offenbart. Alle seine schönen und erhabenen Werke, mögen sie in seinem Musenheim, oder im Ständesaale, oder auf hohem Throne entsprungen sein, athmen den lauteren Gottesgedanken, wie er so tief nur in großen gläubigen Seelen wurzeln kann.

Andächtig lauschen wir dem Weiheliede, das er an der Wiege seines Albert[5]) gesungen hat, darin es heißt:

„Zu dem Heiligthum der Wahrheit
Führ' ihn Wissenschaft den Pfad,
Und des Glaubens Himmels-Klarheit
Stärk' ihn zu vollkommner That!"[6])

Freudig sind wir bewegt, wenn aus des Dichters Widmung seiner vollständigen Dante-Ausgabe an den Prinzen Albert die väterliche Mahnung zu uns herüberklingt:

„Du wirst zum Mann, zum Fürsten Du erblühen,
Dem Ziel nachringen, das ein Gott Dir weist.
O möge dann, bei Lockungen und Mühen,
Dein Geist sich kräftigen an Dante's Geist:
Daß sich Dein Herz, wie hoch es immer schlage,
In Demuth beuge vor des Höchsten Macht,
Und fromme Sehnsucht Dich zum Himmel trage,
Zur Klarheit dringend aus der Erde Nacht!"[7])

Bewundernd hören wir die goldenen Regeln wegen der Prinzen-Erziehung, welche die Gottseligkeit des weisen Fürsten erkennen lassen:

„Mein Sohn soll — das wird mein ernstliches Bestreben sein — echte, feste positive Religionsgrundsätze, als Offenbarungs-Gläubiger, haben; bis zu diesem Punkte erfordere ich die Mitwirkung seines künftigen Erziehers, auch wenn er einer andern Confession zugethan ist . . . . . Ueberhaupt glaube ich, der Erzieher muß den ganzen Menschen, unter Berücksichtigung der Individualität, harmonisch zu entwickeln suchen, also den Geist wie den Körper, das Gemüth wie den Verstand."

---

[1]) Nachdem die ältesten Markgrafen von Meißen verschiedenen Herrschergeschlechtern angehört hatten, ist die Markgrafenwürde im Jahre 1089 (mit Graf Heinrich von Eilenburg) an das Haus Wettin gekommen. — Böttiger, Geschichte von Sachsen (zweite Auflage), bearbeitet von Dr. Th. Flathe. Gotha, 1867. Bd. I. S. 86, 91 flg.

[2]) Wir betrachten im Geiste das, von König Johann angeregte und unter ihm geschaffene Kunstwerk zu Dresden an der Augustusstraße gegenüber dem Brühl'schen Palais, die (auf Sgraffito-Weise ausgeführte) Fürsten-Galerie eigenster Art. Mit stolzer Bewunderung sehen wir den langen Zug der Wettiner Fürsten durch Jahrhunderte ziehen — von Konrad dem Großen bis auf König Johann mit seinen Heldensöhnen, Albert und Georg.

[3]) Johann, König von Sachsen. Ein Charakterbild von Dr. Johann Paul v. Falkenstein. Dresden (Wilh. Baensch'sche Verlagshandlung) 1878.

[4]) Beim Tode des Prinzen Clemens, zweiten Sohnes des Prinzen Maximilian. — v. Falkenstein, a. a. O. S. 38.

[5]) Des regierenden Königs Majestät (geb. am 23. April 1828).

[6]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 77.

[7]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 107.

Dann, als er die Aufgaben des Erziehers zur Förderung des religiösen Lebens besprochen:

„In dieser Beziehung habe ich ihm (dem Erzieher) nur zu empfehlen, eine möglichst einfache Linie des Benehmens zu beobachten, in welcher sich die Ueberzeugung ausspricht, daß, bei allem Festhalten an dem confessionellen Unterschiede, Achtung, Liebe und Vertrauen gegenseitig (gegenüber anderen Confessionen) vollkommen bestehen können."

Und bei der segnenden Mahnung an seine Söhne selbst:

„Sei treu und beharrlich in Deinem Glauben; denn er ist der sicherste Freund im Leben, der beste Tröster im Leiden, die festeste Schutzwehr in Versuchungen, ein himmlisches Licht in der Nacht des Todes. Laß seine Leuchte nicht durch Mangel an Nahrung in Dir erlöschen. Sei treu und beharrlich in Erhaltung sittlicher Reinheit, denn nur die reinen Herzens sind, werden Gott schauen." [9])

Ergriffen beugen wir uns vor dem Herrlichsten, wenn wir seine eignen Vorsätze vernehmen, welche er am Todtenbette seines Vaters gefaßt und als ein heiliges Gelübde forthin bethätigt hat:

„Ich will demüthig glauben und stets denken, daß der menschliche Verstand nicht Alles begreifen kann. Ich will in der Erkenntniß des Glaubens zu wachsen suchen und gewagte Meinungen scheuen. Mein Glaube soll lebendig in Gebet und Andacht, in Gesinnung und Handlungen sich aussprechen. Ich will meine Berufspflichten erfüllen, die kleinen wie die großen, um Gottes willen . . . . . . Ich will mich hüten vor der nahen Gelegenheit zu unreinen Gedanken, nach besten Kräften. Ich will den Muth nicht verlieren, wenn meine Einbildungskraft entzündet wird, sondern mit festem Vertrauen auf Gott und treuem Ausharren fortkämpfen, bis der Sturm sich gänzlich gelegt hat . . . . . ." [9])

Das sind Wundertöne eines Menschenherzens, die zum Glauben stimmen, ja um so tiefer rühren müssen, weil sie solchem Munde erflossen sind.

Ueberall im Leben hat er das Walten der Vorsehung erkannt. Leute ohne Glauben sind ihm allwärts als die „gefährlichsten Mitglieder der Gesellschaft" erschienen. [10]) Seiner Anschauung über die Glaubenswahrheit der katholischen Kirche hat er in der berühmten Kammerrede bei Berathung des Gesetzentwurfs über die gemischten Ehen dahin Ausdruck gegeben:

„Ich erkenne es zuvörderst vollkommen an — und Offenheit ist hier vor allen Dingen nöthig —, daß die Begriffe Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit in der katholischen Kirche schärfer ausgeprägt sind, als in der protestantischen; keineswegs kann ich aber die Richtigkeit der lieblosen Deutungen anerkennen, die man, gewiß von einem vielverbreiteten Vorurtheile irregeleitet, jenem Grundzuge der katholischen Kirche giebt. Die Lehre der letzteren in diesem Bezuge besteht nämlich darin, daß es nur Eine Wahrheit geben könne, nur Eine, die uns zu Gott führt und zu diesem Zwecke von Gott gegeben sei, ohne daß darum gesagt sei, daß Andersdenkende, wenn sie nicht willkürlich der Wahrheit widerstreben, dem ewigen Verderben preisgegeben wären". [11])

Wie er auf die Heiligkeit der Ehe in jedem Bezuge gehalten, [12]) so hat er sein eigenes Eheleben mit Königin Amalia als eine gegenseitige Förderung des inneren Menschen aufgefaßt. So schrieb er seiner Herzensfreundin zur fünfundzwanzigjährigen Feier der Verlobung (Mai 1847):

„Der Seelenbund, der auf dem Gang durch's Leben
Sich, fest und fester schlingend, treu bewährt,
Wer wird ihn für die gold'nen Träume geben,
Die unsre Jugend rosig einst verklärt!
. . . .
So möge Gott, der uns so sanft geleitet,
Vom Morgenroth bis zu des Mittags Schein,
Auch wenn der Abend seine Schatten breitet,
Auf unsrem stillen Pfade mit uns sein:
Daß fernerhin, vereint in trautem Bunde,
Den Rest wir wandeln unsrer Lebensbahn;
Und kommt Freund Hain, mög' er zu gleicher Stunde,
Will's Gott, an beide Thüren klopfen an!" [13])

Der Himmel hatte ihm die Feier des goldenen Ehejubiläums (7. November 1872) beschieden; auch hier bethätigte der greise Jubilar seine Gottseligkeit, indem er, von freudigem Danke erfüllt, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin fromme Stiftungen zum Segen der Mit- und Nachwelt errichtet hat.

Demüthiges Vertrauen auf die höhere Fügung war der Pulsschlag seines Lebens, im Sturm und Sonnenglanz. Das bezeugen alle seine poetischen Werke, in denen seine schöne Seele sich in reinere Sphären erhoben hat. So ist seine Oper „Saul, König in Israel" [14]) ein wahrer Triumphgesang der Glaubenstreue. Welch' eine Selbstüberzeugung klingt aus dem Gebet Michal's (II. Aufzug, erster Auftritt):

„Herr, mein Gott, Dir hab' ich stets vertraut,
Nicht zu schanden wird, wer auf Dich baut;
Herr, mein Gott!
Wenn Verleumdung zischt, wenn Feinde dräu'n,
Hilfst nur Du, o Herr, nur Du allein!"

Und, wie von des Dichters eigner Frömmigkeit gesungen, berührt uns das Lied David's (II. Aufzug, dritter Auftritt):

„Gott, mein Gott, beim ersten Morgenstrahl
Sucht mein Geist Dich in der Wüste hier;
Wie ein Hirsch, verzehrt von Durstes Qual,
Nach der Quelle schreit, schmacht' ich nach Dir.
Seele, was betrübst Du Dich!
Was wird Dir
So bang in mir!
Seine Güte währt ja ewiglich,
Seine Treue für und für!"

Sein Gottvertrauen spricht auch aus vielen Kammerreden. So aus seiner gewinnenden Rede am Schlusse des Landtags von 1848, in welcher es heißt:

„Wir beugen uns unter die höheren Fügungen, welche allen menschlichen Einrichtungen ihr Ende bestimmt haben . . . . ." [15])

Ganz besonders ist es bekundet in seiner Thronrede, als er nach herbster Prüfung im Jahre 1866 vom Böhmischen Feldzuge heimgekehrt war:

„Zwar mit tiefem Kummer über die schweren Opfer, welche das Land hat bringen müssen, bin ich in Ihre Mitte zurückgekehrt, aber doch gestärkt von dem Bewußtsein, nur das Gute gewollt zu haben, und gehoben durch die Ueberzeugung, daß Sachsens Ehre allenthalben ungeschmälert geblieben ist, und vor Allem durch den Blick nach Oben, von wo die rechte Hilfe niemals fehlt . . . . . ." [16])

Die letzte Regung seiner großen Seele war demüthiger Glaube. Wahrlich, an ihm ist der Bibelspruch in Erfüllung gegangen: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone der Lebens geben!" (Offb. 2, 10.)

II.

Seine Glaubenstreue hat die ganze Persönlichkeit des Königs Johann mit verklärendem Glanze umwoben. Wie mögen wir uns darüber freuen! Denn bei näherer Betrachtung dieses Charakterzuges erkennen wir, daß solcher, gefördert von echter Menschenliebe, zur beglückendsten Tugend des Königs gediehen ist: zur Duldsamkeit. Das heilige Gebot: „Thut Ehre Jedermann, habt die Brüder lieb!" (1. Petr. 2, 17) ist von dem katholischen Könige Johann gegenüber seinen Landeskindern, den Protestanten wie Katholiken und Juden, so eifrig befolgt worden, daß er als ein wahrer Apostel der Humanität verehrt werden muß. Wer jemals in seine milden Augen geblickt, seine Rede- und Handlungsweise tiefer beherzigt hat, der vermag es heute nicht zu fassen, daß ein so erleuchteter Herr im eigenen Volke als ein Träger ultramontaner Ideen hat gelten können. Und dennoch. Schon bei den Berathungen über die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen hatte sich ein maßloses Mißtrauen gegen die katholische Kirche geregt, eine beinahe kindische Furcht vor den Umtrieben der Jesuiten ins Volksgemüth sich eingeschlichen. Das noch jetzt unerklärliche Vorurtheil, welches den damaligen Prinzen Johann als einen Widersacher gegen die freie Entfaltung der protestantischen Kirche angesehen, war so wuchernd ins Volksleben gedrungen, daß noch nach fünfzehn Jahren bei einem Besuche des Prinzen in Leipzig der Unwille

[8]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 136 fgg.
[9]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 144.
[10]) Vgl. des Prinzen Kammerrede vom 26. Juni 1833, abgedruckt in „König Johann von Sachsen als Vorkämpfer für Wahrheit und Recht". Von Otto Schwerdfeger. Dresden (Warnatz und Lehmann, Hofbuchhändler) 1884. S. 43.
[11]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 28.
[12]) Vergl. seine Kammerreden, — Schwerdfeger, a. a. O. S. 32, 33.
[13]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 293 fg.
[14]) Abgedruckt in: „Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen." Von J. Petzholdt. Dresden (v. Zahn's Verlag) 1881. Anhang, S. 33 fgg.
[15]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 201.
[16]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 229.

in eine tumultuarische Kundgebung ausarten konnte.[17]) Sind auch schon damals alle Männer von Geist und Herz über so bitteres Ungemach entrüstet gewesen, so ist doch bis zum Triumph der Wahrheit eine lange Zeit verflossen. Aber, kaum auf den Thron gelangt (10. August 1854), ward dem weisen Herrscher die Wonne vergönnt, daß die letzten Wolken schwanden und das ganze Volk mit wachsendem Vertrauen zu ihm emporblickte.

Wahrlich, er, der Stolz der Wettiner, hat solche hingebende Liebe verdient! Seine Regeln wegen der Prinzenerziehung[18]) offenbaren das eigene Bestreben, sich selbst in der Nächstenliebe zu erheben und zu üben.

In seiner innigen Zuneigung zum Kronprinzen, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm IV., von Preußen, den er als einen der geistreichsten und besten Menschen bewunderte, ist seine Duldsamkeit segensvoll erstarkt. Traf er nicht das eigene Ich, indem er an dem Freunde rühmte:

„Er war tief religiös und hielt fest an seiner Confession. Dabei hatte er dennoch auch Achtung für andere Glaubensformen, wenn dieselben nur die echt christlichen Grundlagen festhielten, wogegen ihm der flache Dilettantismus im Glauben ein Gräuel war — daher seine, nicht auf Gleichgiltigkeit, sondern auf Achtung für Anderer Glauben beruhende Toleranz.“[19])

Von welchen Grundsätzen er bei seiner ständischen Wirksamkeit beseelt gewesen ist, das bezeugt sein Ausspruch in den von ihm niedergeschriebenen „Erfahrungen“:

„Er dürfe der Regung zum Grübeln und dem Ehrgeize nicht die Zügel schießen lassen und müsse streng darauf halten, daß, wenn und worüber er auch spreche, der Geist der Liebe besonders geachtet werde. . . .“[20])

Seinem versöhnlichen Geiste und seinem nachdrücklichen Fürworte beim Könige Anton war es zu verdanken, daß die hochwichtigen §§. 56 und 57 der Sächsischen Verfassungsurkunde,[21]) nach welchen im Sinne der Landstände der Jesuitenorden in Sachsen verboten und das Verhältniß des Staates zur evangelischen Kirche zuträglich geordnet worden ist, zur königlichen Genehmigung gelangt sind.[22])

Seine vorurtheilsfreie, in höchstem Rechtsgefühle gefestigte Anschauung der protestantischen Kirche ist in seinen zahlreichen Kammerreden, welche auch in die Wagschale der inneren Politik schwergewichtig fallen mußten, überzeugend hervorgetreten. So hat er sich über die Parität der katholischen und protestantischen Kirche dahin ausgesprochen:

„Ueber die Parität beider Kirchen existirten unendlich unklare Begriffe. Sie bestehe nicht in der gleichmäßigen Einrichtung der inneren Angelegenheiten, wozu auch die Verwaltung des Vermögens in diesem Sinne gehöre, diese überlasse die Verfassungsurkunde jeder Confession selbst, sondern darin, daß die Rechte beider Kirchen gegen einander und in Beziehung auf den Staat gleich seien . . . . .“[23])

Als über den Plan zur Organisation der evangelisch-lutherischen kirchlichen Mittelbehörden verhandelt wurde (1834), hat sich der hochgestellte Redner für die Selbständigkeit der protestantischen Kirche also verwendet:

„Ich hoffe meine Bemühungen für die Selbständigkeit der protestantischen Kirche nicht verkannt zu sehen, und versichere, daß mir das Streben nach Kirchlichkeit stets wichtig sein wird, wo ich es auch immer finde . . . . . Die Selbständigkeit ist für die Kirche als Gesellschaft nothwendig, sonst hört sie auf, eine Kirche zu sein, und wird am Ende zum unsichtbaren Wesen . . . . .“[24])

Und weiter, bei der ständischen Berathung über eine Reform der evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung (1846):

„Alles, was den christlichen Geist weckt und das christliche Leben fördert, es sei, in welcher Form des Christenthums es wolle, ist mir stets eine heilige Angelegenheit. Gleichwol habe ich geglaubt, als ein dem Protestantismus Fremder, über die Frage, was das Bedürfniß der Zeit ist und welche Heilmittel anzuwenden sind, um dem gefühlten Mangel abzuhelfen, den Mitgliedern der betreffenden Kirche allein das Wort gestatten zu müssen und mich nicht in die Debatte zu mischen. Der vorliegende Punkt[25]) berührt jedoch nicht nur die Kirche, sondern auch sehr wesentlich den Staat, und aus Rücksicht auf denselben erlaube ich mir der geehrten Kammer ein Amendement vorzuschlagen . . . . . . Im Allgemeinen trete ich der Ansicht der Deputation bei, daß zu wünschen sei, daß die Einrichtung der kirchlichen Behörden in der Maße etwas abgeändert werde, daß dadurch die Selbständigkeit der Kirche mehr gewahrt wird . . . . . . Mein Antrag geht dahin, den Punkt so fassen: es wolle die Kammer im Verein mit der Zweiten Kammer die Staatsregierung ersuchen, bei Entwerfung des Gesetzes auch die Frage über eine, die Selbständigkeit der Kirche mehr fördernde Organisation der kirchlichen Behörden in Betracht zu ziehen.“[26])

In geradezu überwältigender Weise ist das erlauchte Kammermitglied auf dem Landtage von 1833/34 bei den Verhandlungen wegen der gemischten Ehen und der religiösen Erziehung der daraus erzeugten Kinder mit seiner Ansicht über den Geist der katholischen Kirche gegenüber der protestantischen Kirche hervorgetreten:

„Man hat der katholischen Kirche den Vorwurf der Unduldsamkeit gemacht. Hier kommt es nun zuvörderst darauf an, daß man sich den Begriff der religiösen Duldsamkeit klar mache. Religiöse Duldsamkeit gehört aber nicht dem Gebiete des Glaubens, sondern dem Gebiete der Liebe an; sie besteht nicht darin, daß man die verschiedenen kirchlichen Ansichten für gleichgiltig halte, sondern daß man mit gleicher brüderlichen Liebe die Mitglieder der eigenen und der fremden Kirche umfasse. Und in diesem Sinne erkennt und lehrt die katholische Kirche das Gebiet der Duldsamkeit nicht minder als die protestantische. . . . Nur gegenseitiges Vertrauen führt zum Zweck. . . .“[27])

Aus diesen ständischen Berathungen erhellt zugleich, wie unbefangen der erhabene Sprecher über jeden Gewissenszwang in gemischten Ehen gedacht hat. Es waren goldene Worte, die er gesprochen:

„Das oberste Princip ist das der Freiheit der Ueberzeugung, und der Staat hat nur das Recht, sie nur im höchsten Nothfalle zu beschränken, mithin insoweit, daß die Ruhe der Familien nicht gestört werde und der Erziehung der Kinder nicht Nachtheil erwachse . . . . .“[28])

„Habt die Brüder lieb!“ Das war das Merkwort des hochseligen Königs für alle seine Handlungen im Getriebe des wogenden Lebens. Das hat er namentlich auch gegenüber den Juden menschlich-christlich bewährt, indem er über die angestrebte Christianisirung der Juden auf dem Landtage von 1837 seine Stimme hat also vernehmen lassen:

„Gewiß ist Niemand mehr als ich gegen allen Gewissenszwang, und ich glaube bereits vorigen Landtag mich öffentlich und frei darüber ausgesprochen zu haben. Ich bin auch ebenso wenig für ein gewaltsames Christianisiren. Gerade, weil dem jüdischen Religionswesen eine große Krisis bevorsteht, muß jede Regierung einen sehr rücksichtsvollen Gang einschlagen. Sie muß sich so halten, daß sie weder die Juden gewaltsam zur Annahme des Christenthums hindränge, noch daß sie ihrer Religions-

---

[17]) Gelegentlich einer Communalgarde-Inspection 1845 in Leipzig — v. Falkenstein, a. a. O. S. 159 fgg.

[18]) S. vorher unter I.

[19]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 69 fg.

[20]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 145.

[21]) Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen. Vom 4. Sept. 1831 §. 56. Nur den im Königreiche aufgenommenen oder künftig mittels besonderen Gesetzes aufzunehmenden christlichen Confessionen steht die freie öffentliche Religionsübung zu. Es dürfen weder neue Klöster errichtet, noch Jesuiten oder irgend ein anderer geistlicher Orden jemals im Lande aufgenommen werden. — §. 57. Der König übt die Staatsgewalt über die Kirchen (jus circa sacra), die Aufsicht und das Schutzrecht über dieselben nach den diesfallsigen gesetzlichen Bestimmungen aus, und es sind daher namentlich auch die geistlichen Behörden aller Confessionen der Oberaufsicht des Ministeriums des Cultus untergeordnet. Die Anordnungen in Betreff der inneren kirchlichen Angelegenheiten bleiben der besonderen Kirchenverfassung einer jeden Confession überlassen. Insbesondere wird die landesherrliche Kirchengewalt (jus episcopale) über die evangelischen Glaubensgenossen, so lange der König einer anderen Confession zugethan ist, von der §. 41 bezeichneten Ministerialbehörde ferner in dem zeitherigen Maße ausgeübt.

[22]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 123 fg.

[23]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 27.

[24]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 35.

[25]) Trennung der evangelisch-lutherischen Kirche vom Staate und demzufolge für sie eine oberste collegialische Behörde.

[26]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 35 fgg.; vgl. dazu die hochsinnige Betrachtung des Prinzen Johann über die Kirche und ihre Verhältnisse zum Staate. — v. Falkenstein, a. a. O. S. 192 fgg.

[27]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 28 fg.

[28]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 29; vergl. dazu die Reden über die Ehe, das Eherecht, die Ehegerichte. — Schwerdfeger, a. a. O. S. 31—34.

meinung durch unbefugte Einmischung entgegentrete. . . . . . Sie muß dahin wirken, daß die Bildung der Juden zunehme durch die Kraft der Wahrheit. Wenn wirklich die Bildung der Juden überhand nimmt, so wird mit dieser Bildung ihnen die Ueberzeugung werden, daß der Uebergang zum Christenthume der einzige Weg zur Wahrheit sei.[29])

Und weiter, wegen christlicher Behandlung der Juden, dahin:

„Niemand mehr, als ich, wünscht, daß die Juden Christen werden; dazu gehört aber vor allen Dingen, daß wir christlich gegen dieselben handeln; so lange wir sie unchristlich behandeln, werden sie nie zu einer geistigen Vervollkommnung, nie zum Christenthume gelangen."[30])

Das sind treffliche Mahnungen für alle Zeiten, zumal auch für die Gegenwart, wo die Bekämpfung des Judenthums gar oft mit falschem Hasse betrieben wird. —

So steht vor uns der weise Wettinerfürst mit dem markigen Charakterzuge der Glaubenstreue, im Glorienscheine der Duldsamkeit.

Die strahlende Tugend des Königs Johann konnte nicht schöner gepriesen werden als in jenem Gedicht, welches auf seine erklärte Weigerung, die ihm dargebotene Griechische Krone anzunehmen (1829), sein herrlicher Bruder Friedrich August ihm gewidmet hat — mit der prophetischen Schlußstrophe:

„So wandle denn in des Parnassus Hainen
An Deines Dante Seite kühn hinan
Und wirke für den Staat wie für die Deinen,
Verfolge froh die stille Friedensbahn!
Dir wird ein schön'res Loos, als Hellas' Krone,
Erbst Du die Tugend fort auf Sachsens Throne![31])

[29]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 45.
[30]) Schwerdfeger, a. a. O. S. 46.
[31]) v. Falkenstein, a. a. O. S. 82 fg.

Bücherbesprechungen.

☐ Die Zeugnisse des neuen Testamentes von der Hoffnung. Allen Bekümmerten dargeboten von D. Rebe, Generalsuperintendent. — Kaiser Wilhelm I. hat seiner Zeit in die Bibel der Gasteiner Kapelle die schönen Worte geschrieben: „Im Glauben ist die Hoffnung". Diese Hoffnung, die auf der Gnade Gottes in Christo ruht, in einer Zeit tausendfacher Noth, in der auch durch weite Kreise ein Zug des hoffnungslosen Pessimismus geht, zu stärken, ist die Absicht des Verf. bei diesem Schriftchen gewesen. Der Absicht entspricht die Ausführung. Der Begriff der Hoffnung, speciell der religiösen und christlichen Hoffnung, ihr Inhalt, ihre Geschichte, ihr Grund und ihr Ziel werden in ebenso gründlich belehrender und überzeugender, als beweglicher und erbaulicher Weise besprochen. Das Ganze ist ein für gebildete christliche Leser geschriebener trefflicher Tractat von der christlichen Hoffnung.

— Ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts — wer wollte leugnen, daß dafür in der That ein dringendes Bedürfniß vorhanden ist? Kaum auf einem andern Gebiete wol kommt die Mannigfaltigkeit deutschen Lebens mit allen Schwierigkeiten, die daraus dem Praktiker erwachsen, so sehr zur Geltung, als auf dem des deutschen Verwaltungsrechts. Auch der richterliche Beamte oder Sachwalter mochte vor den Reichsjustizgesetzen und mag auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts noch jetzt die Vielheit der deutschen Rechtssysteme als oft recht unbequeme Schranke seines Wissens und Wirkens empfinden, — in dem Irrgarten deutscher Particular-Verwaltungsrechte sich zurecht zu finden, ist noch jetzt nahezu unmöglich. Daß es daher eine klaffende Lücke unserer Literatur ausfüllen hieße, wenn es Jemand unternehmen wollte, eine „vergleichende Darstellung des Verwaltungsrechts des Reichs wie der größeren deutschen Einzelstaaten" zu bieten, bedarf für den, der in Theorie oder Praxis sich mit Verwaltungsrecht zu beschäftigen hat, nicht erst der Versicherung. Diese Lücke soll nun ausgefüllt werden und zwar, wie aus einem uns soeben zugehenden „Probeheft" hervorgeht, durch ein in der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr in Freiburg in 17 Lieferungen von je 6 Druckbogen erscheinendes „Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, — in Verbindung mit vielen Gelehrten und höheren Beamten herausgegeben von Dr. Carl Frhrn. v. Stengel, Professor der Universität Breslau" (Preis jeder Lieferung 2 ℳ). Das Werk soll in „600 selbständigen, monographisch gehaltenen Artikeln eine ins Einzelne gehende, jedoch möglichst knappe Darstellung des Verwaltungsrechts der sämmtlichen staatlichen Verwaltungszweige mit Ausnahme der Justizverwaltung bringen und neben dem Reichsverwaltungsrechte namentlich auch das Verwaltungsrecht von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen sowie des Reichslands Elsaß-Lothringen eingehend berücksichtigen". Das Werk soll neben dem geltenden Rechte auch einen kurzen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der betreffenden Einrichtungen geben, nach dem Alphabet geordnet sein und überdies noch ein alphabetisches Sachregister enthalten. Dem Gegenstande entsprechend, der von einem Einzigen überhaupt nicht beherrscht werden kann, wird dabei der bereits von dem Schönberg'schen Handbuch der politischen Oekonomie eingeschlagene Weg betreten werden, „die einzelnen Artikel nur solchen Mitarbeitern zu übertragen, welche die betreffende Materie vollständig beherrschen". Inwieweit das letztere möglich sein wird, ob und wie viel Leute es in Deutschland giebt, welche von sich sagen können, daß sie auch bei umfänglichen Verwaltungsmaterien — nennen wir beispielsweise einmal das Capitel „Expropriation" — die sämmtlichen deutschen Particularrechte oder auch nur die wichtigsten unter ihnen „beherrschen", ist uns einigermaßen zweifelhaft. Eher würden wir es für ausführbar gehalten haben, für jede Materie zuvörderst einen allgemeinen Theil, gewissermaßen das „gemeine Recht" derselben, zu geben und dann die Darstellung der Particularrechte in der Weise folgen zu lassen, daß jeder Mitarbeiter für jeden Gegenstand nur das von ihm beherrschte Particularrecht zur Darstellung bringt, an jedem einzelnen Artikel des Wörterbuchs also eine ganze Anzahl von Mitarbeitern betheiligt wären. Die nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten, die sich hieraus für die Redaction ergeben, sollen nicht verkannt werden, wären aber u. E. das kleinere Uebel, gegenüber der sonst wol kaum zu vermeidenden Gefahr, daß die Particularrechte zu kurz kommen oder wenigstens die, wie versprochen, „ins Einzelne gehende" Darstellung nicht finden. Daß beispielsweise unser großer Systematiker, Lorenz v. Stein, dessen gefeierten Namen wir in der Liste der Mitarbeiter lesen, sich viel mit den Einzelheiten der Particularrechte aufhalten wird, wagen wir zu bezweifeln. Indeß sind das Bedenken, über deren Berechtigung sich erst urtheilen lassen wird, wenn die ersten Lieferungen vorliegen. Unsere volle Sympathie bringen wir der dem Unternehmen zu Grunde liegenden Absicht jedenfalls entgegen.

— In E. A. Seemann's Verlag dahier ist vor Kurzem ein Werk erschienen, welches überall den ungetheiltesten Beifall finden wird: „Japanischer Formenschatz" betitelt sich dieses in Monatsheften erscheinende Sammelwerk, welches das Beste, was Kunst und Kunstgewerbe in Japan in alter und neuer Zeit hervorgebracht, in vollendeter Weise zur Darstellung bringt. Das Werk, herausgegeben von S. Bing, unter Mitwirkung der bedeutendsten Autoritäten in diesem Fache, erscheint monatlich in Folioheft mit 12 farbigen Tafeln und 1—3 Bogen Text. Preis jedes Jahrgangs bei Vorausbezahlung 20 ℳ. Jedes Heft kostet 2 ℳ. In der Einleitung, welche mit Federzeichnungen des im Jahre 1760 geborenen Malers und Buchillustrators Katsushika Hokusai geschmückt ist, sagt Bing, daß sein Bestreben nicht allein darauf gerichtet sei, dem Künstler und Kunsthandwerker das Edelste, was eine hochbegabte Nation der Natur abgelauscht, wiederzugeben, sondern auch den Beifall der Leser zu erringen durch Ergänzung von Bild und Wort. Die Japaner, im berechtigten Bewußtsein ihres Uebergewichtes auf dem Felde des Kunsthandwerks, bewarben sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts um den europäischen Markt und erzeugten Gegenstände, welche unseren Sitten und Gebräuchen entsprechen. Dabei verloren sie viel von ihrer Eigenthümlichkeit, wie solches die japanische Abtheilung auf der Wiener Weltausstellung 1873 bewies; doch Dank der noch nicht verlernten, vielhundertjährigen Technik kehrten sie, ihren Rückschritt erkennend, wieder zu ihrer bewährten Lehrmeisterin, der Mutter Natur, zurück, aus deren Born allein schöpfend sie ihren Werken den Hauch geistigen Lebens zu geben verstehen. Die vortrefflichen Vorbilder, welche uns die Japaner geben, sollen aber nicht, wie es vielfach geschieht, verständnißlos nachgeahmt werden, sondern uns anregen und auf die richtige Bahn führen. In diesem Sinne müssen wir die Vorrede des Verfassers auffassen und die herrlichen Kunsterzeugnisse Japans auf uns wirken lassen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 27. Dienstag, den 5. März. 1889.

Bolivia und seine Nachbarn.

Von R. Ailrin.

Aus den romanischen Republiken Südamerikas tönt Kriegsgeschrei, nachdem soeben erst verschiedene Revolutionen und Revolutionsversuche ihr Ende erreicht hatten. Unter jenen Völkern, welche im Allgemeinen weder hinreichendes Verständniß für Selbstverwaltung haben, noch auch etwas dazu thun, daß die aufwachsenden Generationen ein solches Verständniß und Sinn für nationale Allgemeininteressen gewinnen, herrscht durchweg eine wenig zahlreiche, aber begüterte Classe vor, aus den Nachkommen der alten Erobererfamilien bestehend, unter welche die iberischen Mutterländer den Landbesitz vertheilten. Die Mitglieder dieser Classe üben die absolute Herrschaft über Politik, Verwaltung, Finanzwesen und selbst Rechtswesen aus. Gerathen ihre mit einander rivalisirenden Parteihäupter unter sich in Streit, so droht gar leicht Revolution. Das Volk läuft den Mächtigen nach und dient deren Interessen. Nur wo in den letzten Jahrzehnten durch europäische Einwanderung ordnungsliebende Elemente ins Land kamen, beginnen die Revolutionsversuche merklich an Kraft zu verlieren. So zuckt z. B. in Argentinien der alte Geist des Unfriedens in den Provinzen fast alljährlich noch hier und da auf und droht die innerpolitischen Parteifragen und die rivalisirenden Ansprüche der Parteiführer durch Waffengewalt zur Entscheidung, bezw. Geltung zu bringen; aber wo wie dort mehr als 25% der Bewohnerschaft aus eingewanderten Europäern oder deren Kindern bestehen, sind ganz neue culturelle und wirthschaftliche Interessensphären von solcher Bedeutung erstanden, daß das ganze Volk in sie hineingezogen und in seiner Wohlfahrt davon abhängig geworden ist. Der früher besitz- und bedürfnißlose Eingeborene hat einige Bedürfnisse erworben und sich gewöhnt, die Befriedigung derselben durch gewisse Arbeitsleistungen zu suchen, die ihm Verdienst gewähren. Die Zahl derer, welche müßig dahinleben und sich von den Brosamen ernähren, die von den Tischen der großen Herren fallen, hat abgenommen. Und die großen Herren selbst können nicht mehr mit solcher Leichtigkeit wie früher herumlungerndes Volk um sich sammeln, das nichts zu verlieren hat und folglich im Waffendienste etwas gewinnen zu können glaubt. So ist es gekommen, daß die in argentinischen Provinzen wiederholt versuchten Putsche im Keime dahinwelkten. Auch Chile hat sich in letzter Zeit durch Ruhe im Innern ausgezeichnet. Desgleichen Paraguay und das Kaiserreich Brasilien. Um so schlimmer aber sieht es im Reste der selbständigen Staatswesen Südamerikas aus. Unter ihnen hat auch Bolivia im Jahre 1888 seine Revolution gehabt, die nur mit Mühe unterdrückt wurde.

Die herrschende Kaste des Landes zerfällt in zwei Parteien, nämlich die „nationale" und die „demokratische" — Benennungen ohne tiefere Bedeutung; denn um Principien handelt es sich bei den Parteikämpfen in Südamerika selten, sondern fast stets um den Ehrgeiz und das individuelle Interesse von Parteiführern. Trotzdem ist es Sitte, daß die Parteien gewisse Namen annehmen, welche europäischen oder nordamerikanischen Mustern entsprechen und den Nichtkenner der Verhältnisse leicht glauben machen können, es handle sich um abweichende sittliche Grundsätze oder Ziele, denen man durch diese Namen habe Ausdruck verleihen wollen. So giebt es z. B. auch in Brasilien, welches in Deutschland etwas mehr bekannt zu sein scheint als Bolivia, eine „liberale" und eine „conservative" Partei, von denen einer der besten Landeskenner sehr richtig sagte, sie dienen alle beide dem Kasteninteresse feudaler Großgrundbesitzer oder Pflanzer und seien alle beide nur zum Vortheile dieser bald liberal, bald reactionär; keine habe ein erkennbares politisches Programm; der Conservativismus diene ebenso wenig der Erhaltung und dem Ausbau des Guten, wie der Liberalismus sich gegen das vorhandene Schlechte wende. Das Gleiche kann in ähnlicher Form von den bolivianischen Parteien gesagt werden — die nationale ist weder mehr noch weniger national als die demokratische, deren Mitglieder — keine Demokraten, sondern Kinder desselben Ehrgeizes und der gleichen Selbstsucht sind wie ihre politischen Rivalen. Es regiert sich eben nicht das in Aermlichkeit und Unwissenheit verkommene Volk selbst, sondern es wird von den Wenigen regiert, welche Reichthum und politische Macht an sich gerissen haben. Unter solchen Umständen werden die ewigen Revolutionen, als Folgen des Streites der Parteiführer um den Besitz der obersten Gewalt, begreiflich. Es giebt kein Allgemeininteresse, sondern nur ein Parteiinteresse; und als im Mai 1888 neue Präsidentenwahlen stattgefunden hatten, aus denen Don Aniceto Arce, Führer der sogenannten Demokraten, als Sieger hervorging, war die Gegenpartei keineswegs gewillt, sich damit zufrieden zu geben. Ein Wechsel der herrschenden Partei ist in diesen Staatswesen ein Ereigniß von folgenschwerer Bedeutung für Tausende von Beamten und deren Familien, welche dabei ihr Brod verlieren; denn das kennzeichnende Merkmal der Staatswirthschaft ist, daß die Verwaltung nicht einem Fachbeamtenthum anvertraut wird, sondern einem politischen Beamtenthum, welches mit seiner Partei steht und fällt. Der Parteiwechsel schafft eine Unzahl brodloser Existenzen, denen jedes Mittel recht ist, das ihnen eine Verbesserung ihrer Lage gewähren könnte. So hatte denn Aniceto Arce noch nicht gar lange die Präsidentschaft der Republik angetreten, als auch schon (im September) in verschiedenen Theilen des Reichs die Revolution ausbrach. Dieselbe schien einen Augenblick siegreich zu sein, weil sich der Hauptheil des Militärs von Sucre, wo sich der Präsident gerade aufhielt, den Aufständischen anschloß. Das Unternehmen mißlang aber, weil Aniceto Arce nicht gefangen genommen wurde, wie es im Plane der Aufrührer lag, sondern glücklich den Händen derselben entrann. Er sammelte alsbald seine Parteigänger um sich, die empört waren, daß man sie, nachdem kaum die fette Zeit für sie begonnen hatte, wieder um den Genuß der Herrschaft bringen wollte, und mit solcher Erbitterung gegen die Revolutionäre zu Felde zogen, daß ein ziemlich beträchtliches Blutvergießen in den nun folgenden Zusammenstößen das Ergebniß war. Die Revolution wurde bewältigt und glücklich unterdrückt.

Daß ein Land, in dessen Innerm es so aussieht, keine Kraft nach Außen zu beweisen vermag, braucht nicht näher erwiesen zu werden. Auch in den andern romanischen Staaten des rothen Erdtheils geht Unfähigkeit zur Selbstregierung Hand in Hand mit militärischer Schwäche. Aber kein anderer ist von dem Verkehre mit der civilisirten Welt (Europa und Nordamerika) so abgeschlossen wie Bolivia. Dieser Verkehr aber ist von hoher Bedeutung, denn durch ihn wird die Uebertragung der Cultur, deren Besitz gleichbedeutend mit Stärke ist, gefördert; Fremde besuchen das dem Verkehre geöffnete Land, Einwanderer lassen sich in ihm nieder, die Production wird belebt, der Wohlstand vertheilt sich auf weitere Schichten des Volks und die Staatseinkünfte wachsen, es der Regierung ermöglichend,

auch an die militärische Kräftigung zu denken. So ist Chile zu seinem bedeutenden Mineralienexport und mit ihm zu einer etwas wohlhabenderen Bevölkerung und einer gewissen Kriegsstärke gelangt. Argentinien hat sich durch Colonisation und Ackerbau culturell gekräftigt. Desgleichen Uruguay. Auf Brasilien mit seiner ausgedehnten Küste ist der Weltverkehr ebenfalls nicht ohne Einfluß geblieben. Paraguay steht durch eine gute neutrale Flußstraße dem Verkehre offen. Und selbst das von beinahe ewigen Unruhen durchtobte Peru weist in Zeiten eines eintretenden innern Parteifriedens oder Waffenstillstandes regelmäßig unverkennbare Fortschritte auf. Nun aber vergleiche man die geographische Lage aller dieser Länder mit derjenigen Bolivias, so wird ein Blick auf die Landkarte die Erklärung für die geringe Culturentwickelung und die damit zusammenhängende Schwäche der letztgenannten Republik gewähren. Wenn man gleichzeitig in Erwägung zieht, daß alle Nachbarrepubliken spanischredende Bevölkerung haben, wie Bolivia selbst, und etwas, das man als nationale oder Rassen-Unterschiede auffassen könnte, eigentlich nicht vorhanden ist, so erscheint die Existenz dieses fast nach keiner Richtung hin von natürlichen Grenzen eingeschlossenen Staates beinahe wie ein politisch-geographisches Unding.

Daß es ein solches bis zu gewissem Grade auch ist, beweist die Geschichte. Es war früher bedeutend ausgedehnter als heute. Aber selbst als es noch einen Zugang zum Stillen Ocean besaß, führte der Weg dorthin über die himmelanstrebenden Anden und dahinter durch die Wüste des Küstensaums. Es war nicht der natürliche Handelsweg, sondern ein künstlicher; ein Nothbehelf für die dringlichsten Bedürfnisse, nicht eine Straße für den eigentlichen Weltverkehr, der in vergangenen Zeiten und unter reguläreren Verhältnissen durch das La Plata-Stromgebiet in den südlichen und durch Peru in den nördlichen, sowie westlichen Theil Bolivias eingedrungen war. Noch ein dritter Weg ist vorhanden, nämlich durch das Amazonasstromgebiet, dessen Haupttheil im Besitze der portugiesischredenden Brasilianer ist; als das Hinterland dieser aber kommt die Republik hier nicht in Betracht, da sie vom La Plata und vom Stillen Ocean aus bevölkert worden ist und nach diesen beiden hin noch heute der Schwerpunkt ihrer internationalen Interessen liegt, während die ausgedehnten Wildnisse Brasiliens, welches gegenwärtig eigentlich noch ein Küstenland, d. h. vornehmlich an der Küste bewohnt ist, im Osten und Norden Bolivias Hindernisse sind, die den Verkehr erschweren, wenn nicht verscheuchen. Thatsächlich ist Bolivia, selbst in seinen besten Zeiten, nie aus der Abhängigkeit von seinen gleichsprachigen Nachbarn herausgekommen. Und diese haben das zwischen sie nicht nur eingekeilte, sondern aus Theilen ihres eigenen ursprünglichen Körpers (Hochperu und des Nordwestgebiets des alten Vicekönigreichs Buenos Aires) gebildete Land auch bei passenden Gelegenheiten als eine nicht zur Existenz berechtigte Organisation behandelt. Es ist gewissermaßen die amerikanische Türkei, von der die Nachbarn periodenweise ein Stück abtrennen, um es sich einzuverleiben. Selbst Peru hat diesem Gelüste nicht widerstanden; später allerdings nutzte es Bolivia als Bundesgenossen aus, der nach verlorenem Kriege den größten Verlust trug, indem Chile, der Gegner, die Wüste Atacama nebst der einzigen bolivianischen Hafenstadt Cobija annectirte. Das peruanische Tacna, über welches für den Haupttheil des Westens von Bolivia der Weltverkehr am natürlichsten ginge, ist von den Chilenen ebenfalls besetzt, angeblich bedingungsweise, vielleicht dauernd. Damit ist Bolivia vermuthlich in bleibende Abhängigkeit zu Chile gekommen, und wir haben nunmehr schon vier (durchweg mehr oder weniger schlimme) Nachbarn kennen gelernt, nämlich: Argentinien, Peru, Chile und Brasilien.

Aber als ob es an diesen vieren nicht übergenug wäre, hat die unberechenbare Folge der historischen Ereignisse der Republik Bolivia noch einen fünften Nachbar gegeben, das kleine Paraguay, welches auch seinerseits herzbrechende Lieder über freundschaftliche Nachbarn anzustimmen vermag. Bei dem Bestreben, sich durch Vereinigung mit Uruguay einen Hafen am Atlantischen Ocean zu erwerben, wie paraguaysche Geschichtschreiber sagen, oder einige Häfen am La Plata zu annectiren, wie brasilianische sagen, traf das kleine aber damals innerlich bestverwaltete aller latinoamerikanischen Länder auf den entschiedenen Widerspruch der beiden Kolosse Brasilien und Argentinien, welche mit vereinigten Kräften lange Jahre hindurch Paraguay verwüsteten und die Bewohnerschaft decimirten. Als das grausame Spiel 1871 aufhörte, waren von 1400000 bei Beginn des Krieges (1864) vorhandenen Seelen nur noch 250000 am Leben, meistens Frauen und Kinder. Seitdem ist eine neue Generation herangewachsen und auch etwas Einwanderung ins Land geströmt. Paraguay besitzt heute 400000 Einwohner und ist soweit gekräftigt, daß es sich der Landgebiete erinnert, die ihm vor dem Kriege gehörten, ihm nach demselben aber weggenommen wurden. Mit Argentinien oder Brasilien mag der kleine Staat nicht anbinden, auch sind mit diesen die Grenzen durch Verträge einigermaßen gesichert. Aber nach Bolivia zu ist das nicht der Fall; im Gegentheil ist hier ein streitiges Gebiet entstanden, das die Bolivianer, von der momentanen Schwäche Paraguays nach dem Kriege Nutzen ziehend, besetzt hatten. Die Brasilianer haben ihrerseits die Schwäche von Bolivia ausgenutzt, um sich in den Besitz eines möglichst großen Theils der rechten Seite des schiffbaren Flusses Paraguay zu setzen, der als Zugang zu ihrer Provinz Matto Grosso für sie von großen Bedeutung ist.

Vervollständigen wir nunmehr das geographische Bild. Wie im Westen Peru und Chile sich des schmalen Küstenstriches zwischen den Anden und dem Stillen Ocean bemächtigt haben, Bolivia vom Meere abschneidend und hinter die Anden verweisend, so ist etwas Aehnliches auch im Südosten dieser Republik mit der nach dem Atlantischen Ocean führenden Flußstraße des Paraguay (Fortsetzung Parana—La Plata) geschehen. Dieser Fluß ist nicht Grenze zwischen Brasilien und Bolivia, d. h. eine internationale Verkehrsstraße, wie auf seinem Laufe weiter unterhalb, sondern nördlich von Bahia Negra (Puerto Pacheco) an, flußaufwärts halten heute die Brasilianer beide Ufer besetzt. Der genannte Punkt aber gehört schon zu Paraguay, zwischen welchem und Brasilien der Fluß Paraguay von hier an eine Strecke lang die Grenze bildet. Diesen gleichen Punkt aber haben die Bolivianer nach dem Kriege, welcher Paraguay nahezu vernichtete, besetzt, ohne daß ihnen weder beim damaligen Friedensschlusse, noch später gelungen ist, diese Besetzung durch anerkannte Verträge rechtskräftig zu machen.

Auf der Landkarte sieht dieser sich längs des rechten Flußufers nach Norden zu ausstreckende paraguaysche Landstreifen etwas seltsam aus, aber man wird in Betracht zu nehmen haben, daß vor dem Kriege das Gebiet von Paraguay ein ziemlich abgerundetes war und es erst nach dem Kriege seine heutige theilweise etwas eckige Gestalt erhielt. Brasilien ließ sich einige nördliche Landstriche abtreten und Argentinien rückte seine Grenzen im Gran Chaco nordwärts, bezw. ostwärts bis ziemlich in die Nähe des Rio Paraguay. Alle beide Occupanten aber kümmerten sich wenig darum, ob von den erworbenen Gebieten (meistens Wildnisse) nicht ein Theil streitiges Grenzland sei, auf welches möglicherweise auch die Bolivianer Besitzansprüche erheben könnten. Thatsächlich haben diese es auch gelegentlich gethan, ohne indessen in der Lage zu sein, ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Weder mit Brasilien, das ihnen den Zugang zum Paraguay verschloß, noch mit Argentinien mochten sie Krieg anfangen. Dagegen nutzten sie, wie bereits erwähnt, die zeitweilig eingetretene Schwäche Paraguays aus, um diesem einen Hafenplatz am Flusse Paraguay wegzunehmen. Sie gaben diesem Platze den Namen Puerto Pacheco (Pacheco-Hafen) zu Ehren ihres Präsidenten Pacheco.

Die Paraguayer, welche sechs Jahre lang ganz allein einen Krieg gegen die vereinigten beiden mächtigsten Staaten Südamerikas unterhalten hatten, konnten es trotz ihrer schließlichen fürchterlichen Niederlage nur mit Ingrimm ansehen, wie dieses Bolivia, das alle Nachbarn als ihre Beute betrachteten, nun selbst auf Beute ausging. Daß sie hiergegen reagiren würden, sobald sie konnten, war vorauszusehen; und sie haben es früher gethan, als erwartet wurde.

Wie bereits gesagt, übersteigt die Bewohnerzahl Paraguays heute 400000 Seelen nicht, während Bolivia 2½ Millionen zählen soll. Dennoch würde, im Kriegsfalle, jenes diesem unbedingt überlegen sein. Noch heute gehört in Bezug auf bürgerliche Disciplin Paraguay zu den vorgeschrittensten Staatswesen Südamerikas, während Bolivia ein innerlich schlecht gefügtes Ganze, ohne Gemeinsinn, ohne Macht über die eigene Bürgerschaft und ohne Fähigkeit, die vorhandenen natürlichen Hilfsquellen des an sich herrlichen Landes auszunutzen und zu verwerthen, ist. Es kann kein Heer ins Feld stellen, das dem paraguayschen Heere gewachsen wäre, so klein dieses auch sein mag.

Die Paraguayer haben es übrigens ähnlich gemacht, wie die Bolivianer, d. h. sie benutzten die Revolution, welche Ende vorigen Jahres unter letzteren ausbrach, um dem im Augenblick nach Außen hin ohnmächtigen Nachbarn die Bahia Negra wieder wegzunehmen. Daher das zwischen beiden Ländern ausgebrochene Kriegsgeschrei, das an Stärke nichts verloren hat, seit Brasilien zu aller Welt Erstaunen daraus Veranlassung nahm, einige Heerestheile mobil zu machen und nach jenem Theile der Grenze zu schicken, wo das brasilianische, bolivianische und paraguaysche Gebiet zusammenstoßen. Wie aus der Haltung der officiösen Presse Brasiliens hervorzugehen

scheint, nimmt dieses Kaiserreich offen Partei für Bolivia und zwar mit der Tendenz, daß nur die Erhaltung des status quo in Bezug auf den Besitzstand der einzelnen Länder das „südamerikanische Gleichgewicht" garantiren könne. Dieser Forderung soll der die mobilgemachten Truppen commandirende General Deodoro durch sein Erscheinen an der Grenze Nachdruck verleihen, und es fragt sich nun, ob die Paraguayer daraufhin ihre Truppen aus Puerto Pacheco (der paraguayschen Bahia Negra) gutwillig zurückziehen werden oder nicht. Thun sie es nicht, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß die Brasilianer zum Angriffe übergehen. Vielmehr dürfte das Erscheinen des Generals Deodoro an der Grenze alsdann den natürlichen Zweck haben, die Bolivianer von dem Gedanken abzubringen, daß der ihnen eigentlich gehörende Theil des rechten Paraguay-Ufers von Brasilien occupirt ist. Da deren Lage unerträglich wird, wenn ihnen auch der Flußweg, d. h. die einzige übrig gebliebene und noch einigermaßen bequeme Verbindung mit der übrigen Welt, ganz verlegt wird, so hält es natürlich Brasilien, um dem in solchem Falle fast unausbleiblichen Conflicte vorzubeugen, im eigenen Interesse für angemessen, den Grundsatz von der Erhaltung des bisherigen status quo aufzustellen und den Bolivianern nach Kräften zur Wiedererlangung von Puerto Pacheco behilflich zu sein, natürlich möglichst ohne Blutvergießen. Gelingt aber der mit Waffenmacht scheinbar unterstützte Versuch, nach beiden Seiten hin beruhigend und friedenerhaltend einzuwirken, nicht, so wird Brasilien sich vielleicht einem zwischen Paraguay und Bolivia ausbrechenden Kriege gegenüber nur wie ein auf alle Fälle vorbereiteter und stark interessirter Zuschauer verhalten. Wenigstens wird solches, als der Stimmung in maßgebenden Kreisen von Rio de Janeiro entsprechend, gemeldet.

Thatsache ist, daß Bolivia seit einigen Monaten versucht, in London eine Anleihe von 2 Millionen Pf. Sterl. aufzunehmen, angeblich um seine äußere Schuld zu convertiren; aber in einem so kriegsschwangeren Zeitpunkte kann die Sache auch andere Zwecke haben. Erhält das Land kein Geld geborgt, so hat es nicht die Mittel, sich ein Heer zu schaffen, das den Kampf mit der Armee von Paraguay aufzunehmen fähig wäre. Bleibt dieses trotz der brasilianischen Drohungen fest auf seinem Posten und behauptet seine ihm unzweifelhaft zustehenden Rechte auf die Bahia Negra, so dürfte es in der Lage sein, sich seinen Besitzstand dauernd zu sichern, ausgenommen, wenn etwa das nicht ganz wahrscheinlich klingende Gerücht wahr sein sollte, daß Brasilien, um die infolge wirthschaftlicher Krise im eigenen Lande drohenden Wirren in den Hintergrund zu drängen, auf kriegerische Abenteuer ausgehe — ein Mittel, das bekanntlich auch schon anderswo den Erfolg hatte, die Aufmerksamkeit des Volks abzulenken und die im eigenen Staatskörper drohenden Gefahren zeitweilig zu beschwören. Dem 14 Millionen Einwohner zählenden Kaiserreiche Brasilien wäre natürlich Paraguay mit seinen 400 000 Einwohnern nicht gewachsen.

Ein Wort über unsere Flugschriften-Literatur.

J. R. Wir leben in einem Zeitalter des Streites, und die Flugschriften, welche in einem solchen eine wichtige Rolle spielen, schießen wie Pilze aus dem Boden. Aber so mancherlei Gutes von ihnen zu Tage gefördert werden mag, so viel Werthloses läuft auch dabei mit unter, und es ist einmal wol der Erörterung werth, an einem Beispiel das Wesen dieses vielfach Unzulänglichen festzustellen, weil nämlich der Grund desselben meist in ein und demselben Irrthum der Schreibenden zu suchen ist.

Dieser Irrthum besteht darin, daß man glaubt, wenn man nur das Empfinden und Gefühl dafür besitzt, daß etwas faul auf irgend einem Gebiete sei, man sich hierdurch allein schon für berechtigt und befähigt halten könne, seine Stimme gegen das für schlecht Erkannte zu erheben. Den also Befangenen kommt dabei nicht zum Bewußtsein, daß diese Erkenntniß zu der Aufgabe, über Mißstände mitzureden, allein noch keineswegs genügt, sondern daß dazu vor allen Dingen auch Einsicht in das Bessere und positive Vorschläge gehören.

Als ein warnendes Beispiel für die geschilderte Art von Flugschriften, die mit ungenügenden Vorbedingungen an die Arbeit des Aufbesserns gehen, kann die Broschüre dienen, die uns Anlaß zu diesen Zeilen gab, und für die, wie es scheint, augenblicklich eifrig die Reclametrommel gerührt wird: „Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.?" (Leipzig, W. Friedrich.) Auch in der Kunst fehlt es, wie der Leser wohl wissen wird, an Reformern nicht, welche an bestehende Mißstände anknüpfen; aber was es mit diesen Reformationsversuchen vielfach auf sich hat, dafür liefert diese Schrift ein deutliches Bild. Der ungenannte Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß unsere ganze Kunst: Dichtung, Theater, Musik, Malerei, Bildhauer- und Baukunst nicht mehr auf ihrer früheren Höhe stehe, vielmehr in einen Zustand des Verfalls hineingerathen sei, der für das Vorhandene überhaupt nichts mehr erhoffen, ja es räthlich erscheinen lasse, mit ihm kurzen Prozeß und reinen Tisch zu machen, damit etwas Neues an die Stelle desselben treten könne. Was besteht ist werth zugleich, daß es zu Grunde geht. Diesen reinen Tisch schafft nun auch der Verfasser und zwar in gründlicher Weise — aber was bietet er nun für das, was er zerstört hat? Wir lassen die Schlußforderungen, zu denen seine Broschüre sich zuspitzt, gleich folgen, weil sie am besten und schlagendsten für sich, d. h. für ihre Unzulänglichkeit sprechen. Was die Baukunst anbelangt, mit der begonnen wird, so sollen z. B. — es ist dies noch derjenige Vorschlag, der am meisten ernst genommen werden kann, aber auf große theoretische und praktische Bedenken stoßen muß — die neuen Stadttheile, die in größeren Städten entstehen, die öffentlichen Bauten in einem einheitlichen Charakter gehalten werden, der, der persönlichen Vorliebe des Verfassers gemäß, nur in Gothik und deutscher Renaissance zu bestehen hat. Die Malerei ist eine Modekunst, die auf der Höhe der Kinderstube steht; für sie sollen „Schilderungen des Familienglücks, der Barmherzigkeit oder des Unglücks, welches Liederlichkeit und Leichtsinn über ganze Häuser bringt" treten, die anstatt in Museen in öffentlichen Gebäuden aufzuhängen sind. Die Bildhauerei soll dadurch emporgebracht werden, daß man die Chaussee von Berlin nach Charlottenburg zu einer Erinnerungsstraße an Kaiser Wilhelm I. umwandelt. Die Musik, d. h. die „ernste Musik", besitzt keinen andern Vorzug als den, „die Menschen von andern minder geschmackvollen Unterhaltungen abzuhalten"; hier bleibt uns der Verfasser einen Vorschlag schuldig, wie gerettet werden kann. Was die Literatur betrifft, so soll eine literarische Abtheilung an der Akademie der Wissenschaften in Berlin eingerichtet werden, in die alle mit dem Schillerpreise gekrönten Dichter einzutreten haben; die Einrichtung des Schillerpreises selbst muß umgestaltet werden. Die Gesammtheit der einzelstaatlichen literarischen Sachverständigenvereine soll aufgehoben, ihre gutachtliche Thätigkeit in einer „Landesakademie" vereinigt werden. Dem Verfall des Theaters will der Verfasser dadurch entgegengearbeitet wissen, daß jeder mit dem Schillerpreise Bedachte das Recht erhalten soll, jährlich dem Berliner Hoftheater ein Stück zu übergeben, das auf jeden Fall ohne Prüfung gespielt werden muß. Dilettantenvorstellungen sind mit einer hohen Steuer zu belegen. Das Berliner Hoftheater ist „zu einer leeren Unterhaltungsanstalt für kindische und unreife Backfische, die Töchter der staatlichen Beamten" geworden; die „herrlichen Dichtungen unserer Classiker werden zu erbärmlichen Maskenfesten mit Versbegleitung gemacht". Der Dramaturg muß „den Reihen unserer jüngeren, ernst aufstrebenden Talente", zu denen wol auch der Verfasser unserer Flugschrift gehört, entnommen werden. Und so geht es fort.

Man wird es Angesichts dieser Ausführungen und Vorschläge wol begreiflich finden, wenn wir aus ihnen jene Eingangs hervorgehobenen allgemeinen Bemerkungen ziehen konnten, die als das Charakteristicum eines Theiles unsrer Broschürenliteratur hingestellt worden sind. Was richtig in diesen Behauptungen und Forderungen ist, stellt sich als alt und trivial heraus, und was neu ist, ist meist dilettanten- und knabenhaft. Es ist die bloße dunkle Ahnung, daß etwas faul in der Kunst sei, welche hier spricht, die sittliche Entrüstung über Mißstände, welche hier nur eine besondere Förderung dadurch erhält, daß sie sich neben den üblichen pathetischen Tiraden auch noch im Schimpfen Luft macht — aber dieses allein erweist sich für eine wirkliche Aufbesserung der Schäden eben nicht als ausreichend. Es verleiht, wie wir schon zu Anfang sagten, auch noch nicht einmal das Recht dazu, mitzureden im Streite und Rathe derer, die über das Schlechte zu Gericht zu sitzen haben. Außerdem sind die Vorschläge, was nach dem Obigen eigentlich keines weiteren Beweises bedarf, außerordentlich wohlfeil: es ließen sich z. B. bequem noch Dutzende anderer Mittel in Vorschlag bringen, wie der Bildhauerkunst geholfen werden könnte, wie dasjenige mit der Chaussee von Berlin nach Charlottenburg ist, alle gleich billig und nichtig.

Und noch ein anderer Punkt verdient hervorgehoben und beleuchtet zu werden: das ist der des öden Phrasengeklingels, welches sich hier und in einem großen Theile der Broschürenliteratur breitmacht, das auf mangelndem selbstthätigen Wissen beruht und sich damit begnügt, gehörte allgemeine Behauptungen kritik- und gedankenlos weiterzugeben. Wir sind durchaus davon durchdrungen, daß in unseren künstlerischen Zuständen Vieles der Abstellung bedürftig ist; aber deshalb sind wir auch nicht zugleich blind für vorhandene Lichtseiten. Die Kunst z. B., der ein Böcklin und Adolf Menzel angehört, ohne Weiteres als eine Modekunst zu bezeichnen, die auf der Höhe der Kinderstube steht, ist solch eine allgemeine, grundlose Behauptung, die nur dadurch erklärlich wird, daß Derjenige, der sie mit blasirter Anmaßung ausspricht, nichts von dem verurtheilten Gegenstande kennt. Er sinkt hier vielmehr auf den Standpunkt der Anschauungsweise eines alten Achtundvierzigers herab, der sich in seiner Blindheit unter einem Lieutenant gar nichts Anderes mehr vorzustellen vermag, als was Caricaturen und sein eigner Haß ihn sehen lassen: eine Persönlichkeit, die weiter nichts zu thun hat, als zu näseln und Sect zu trinken.

Mit solchen allgemeinen Declamationen, wie wir sie mit ihren Schwächen soeben an einem Beispiele gekennzeichnet haben, denen im besten Falle nur der gute Wille nachgerühmt werden kann, ist nichts gethan, eher wird durch sie die Phrasenhaftigkeit und Unklarheit, die ohnehin schon genügend herrschen, noch gefördert. Daher kann solchen Leuten, welche den Drang in sich spüren, sich in einer so ernsten und verantwortungsvollen Aufgabe zu bethätigen, wie es eine Flugschrift zur Aufbesserung vorhandener Schäden ist, nur dringend der Rath ertheilt werden, erst etwas zu lernen, ehe sie selbst lehren, andernfalls aber lieber die Hand von solchem Werke zu lassen.

Bücherbesprechungen.

□ Protokolle der deutschen evangelischen Kirchen-Conferenz vom 31. Mai bis 6. Juni 1888. Mit Beilagen. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüninger). — Diese Protokolle sind ein Zeugniß für die vielseitige und fruchtbare Thätigkeit der evangelischen Kirchenconferenz, die im vorigen Jahre wieder in dem großen Saale des großherzoglichen Residenzschlosses zu Eisenach unter dem bewährten Vorsitz ihres ehrwürdigen Hauptes Oberhofprediger D. Kohlschütter stattgefunden hat. Es sind verschiedene bedeutsame Angelegenheiten auch bei der letzten Vereinigung berathen worden. In der ersten Sitzung hat Präsident D. Kohlschütter über den dermaligen Stand der Arbeiten für die Revision der lutherischen Bibelübersetzung Bericht erstattet. Es wurde beschlossen, aufs Neue bei dem evangelischen Oberkirchenrath in Berlin die Zuziehung der betreffenden Referenten der Kirchenconferenz zu der abschließenden Plenarberathung der Hallenser Commission in Anregung zu bringen. Eine schwierige Frage, über welche die Anschauungen mehrfach auseinandergehen, die Frage der Taufe nicht mehr völlig unmündiger, aber noch nicht confirmationsfähiger Kinder, wurde auf Grund von Gutachten des Consistorialpräsidenten Dr. Mejer in Hannover und des Consistorialrath D. Polstorff in Güstrow, bez. auf Grund von Vorschlägen einer eigenen Commission in einer Weise erledigt, welche der nöthigen individuellen Behandlung der Sache Raum giebt, und im Sinne evangelischer Weitherzigkeit. Weiter kam das Bedürfniß und die zweckmäßige Art der Einrichtung besonderer Jugendgottesdienste zur Sprache, die auf Grund von Gutachten des Oberconsistorialrath D. v. d. Goltz und des Generalsuperintendenten Kretschmar als eine dringende Nothwendigkeit allgemein anerkannt und für deren Einrichtung reiche Winke gegeben wurden. Sehr dankbar wird ein belangreicher und für die verschiedenen deutsch-evangelischen Landeskirchen wichtiger Beschluß von den Geistlichen und von kirchlichgesinnten Laien begrüßt werden, eine Verständigung der Kirchenregierungen über eine gleichmäßige Form der alten Perikopen, sowie die Aufstellung von Parallelperikopen, die Heranziehung des alten Testaments zu denselben und die Zusammenstellung einer Leidensgeschichte des Herrn herbeizuführen.

□ Lichtstrahlen in dunkle Bibelstellen. Von E. Mühe, Pastor in Droben. Der biblischen Merkwürdigkeiten 3. Bändchen. Leipzig, G. Böhme. — Der bekannte Verf., der es liebt, frappante, bisweilen auch disputable Themata zu wählen, und dieselben mit gewandter, geistreicher Feder ausführt, hat in diesem Schriftchen eine reiche Sammlung von kurzen Erklärungen solcher Bibelstellen, die entweder an sich dunkel sind, oder durch falsche Deutung verdunkelt worden sind und leicht mißverstanden werden, zusammengestellt. Man spürt es dem Buch an, daß es seinen Ursprung nicht einem bloßen theoretischen Bedürfniß verdankt, sondern aus dem Leben heraus entstanden und für das Leben bestimmt ist. Der Verf. ist zu den hier gegebenen Erklärungen, wie er im Vorwort mittheilt, durch vielfache Bitten um Aufschluß über verschiedene Bibelstellen oder durch Bitten von Amtsbrüdern um eine geistliche Gabe veranlaßt worden. Das Schriftchen ist in frischem, volksthümlichem Tone geschrieben und ganz geeignet, zu fruchtbarem Schriftstudium anzuregen und den unendlichen Reichthum der Schrift an einer Fülle eigenthümlicher Erklärungen merkwürdiger Stellen der Schrift zum Bewußtsein zu bringen. Viele dunkle Stellen werden in erwünschter Weise durch den Verf. aufgehellt, manche erscheinen in neuer, auch für den Theologen interessanter Beleuchtung. Ernsteren Christen, die gewissenhaft die Bibel lesen und studiren, ist damit ein dankenswerther Dienst erwiesen.

— Resultate der Einschätzungen zur Einkommensteuer in Hessen, Sachsen und Hamburg in Bezug auf die Entwickelung des Mittelstandes. Von Dr. Adolf Heil. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1888. — Eine fleißige und, was das sehr umfangreiche Zahlenmaterial betrifft, recht schätzbare Doctorarbeit, die uns, wie bei Berufsstatistikern so häufig, über alle denkbaren Einzelheiten Aufschluß giebt, aber darüber den leitenden Gedanken fast aus den Augen verliert. Zum Mindesten hätten wir am Schluß eine Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse und wenigstens eine Andeutung darüber, welche Prognose für die wirthschaftliche Weiterentwickelung des Mittelstandes der Verfasser nach dem Vorausgegangenen stellen zu dürfen glaubt, gewünscht. Auch würde es sich unseres Erachtens empfohlen haben, das ziffermäßige Verhältniß nicht nur der Classenangehörigen zur Gesammtzahl der Eingeschätzten, sondern auch der Classeneinkommen zum Gesammteinkommen zur Darstellung zu bringen. Wie wir im Jahrgang 1887 Nr. 189 dieser Zeitung nachgewiesen haben, zeigt sich dabei für Sachsen, daß in den mittleren Einkommenclassen zwar die Procentziffer der Classenangehörigen gestiegen, die des Classeneinkommens dagegen gesunken ist. Uebrigens standen die sächsischen Ziffern, die der Verfasser nur bis 1884 giebt, bereits bis 1886 zur Verfügung.

N. Aus dem uns zugegangenen Jahresberichte des leitenden Ausschusses der Gefängniß-Gesellschaft für die Provinz Sachsen und das Herzogthum Anhalt pro 1887/1888 ist eine erfreuliche Entwickelung der Gefangenen- und Entlassenenfürsorge in jenen Gebieten zu ersehen. Das Verhältniß zwischen den Localvereinen und der Gefängniß-Gesellschaft ist in der Weise geregelt, daß die Localvereine einen Beitrag an die Gesellschaft entrichten, nach dessen Höhe das Stimmrecht der Localvereine sich normirt, das ihnen zur Geltendmachung ihrer Erfahrungen und Anträge in der Gesellschaft zusteht. Der Gesellschaft können auch alle Vereine der christlichen Liebesthätigkeit, kirchliche und weltliche Vertretungskörper der Gemeinden und Kreise beitreten, wenn sie sich zu einem Jahresbeitrage von mindestens 10 ℳ verpflichten. Eine beigegebene statistische Uebersicht zeigt, daß innerhalb des Geschäftskreises der Gefängniß-Gesellschaft Localvereine an 17 Orten bestehen, daß die Zahl der Mitglieder dieser Localvereine gegen 3500 beträgt und die jährlichen Mitgliederbeiträge auf über 5000 ℳ sich belaufen. Die Gefängniß-Gesellschaft selbst, die eine besonders rührige Thätigkeit zu entfalten scheint, zählte bei Abschluß des Berichts 459 Mitglieder und erfreute sich eines Vermögensbestandes von 4145 ℳ. Möchte auch bei uns das Interesse für diese in socialpolitischer Hinsicht so wichtigen Bestrebungen sich reger, als seither, bethätigen!

J. R. Quellwasser für's deutsche Haus. Illustrirtes Volks- und Familienblatt. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. — Diese volksthümliche Zeitschrift ist mit dem 1. October v. J. in ihren 13. Jahrgang getreten: wir haben die seitdem vorliegenden fünf Monatshefte mit Interesse und Genuß durchgelesen, können bestätigen, daß hier alle Eigenschaften eines christlichen Familienblatts, die auf eine fromme und sittliche Auffassung des Lebens hinaus laufen, vorhanden sind, und das Blatt demgemäß nur empfehlen. Der niedrige Preis (vierteljährlich 1,50 ℳ) macht dasselbe weitesten Kreisen zugänglich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 7. März. 1889.

Socialistengesetz und gemeines Recht.

Der im Jahre 1890 eintretende Ablauf der Geltungsdauer des Socialistengesetzes regt schon jetzt die Discussion an: Was wird dann? Die seither von Zeit zu Zeit sich wiederholende Verlängerung der Geltungsdauer des Gesetzes, jedesmal nur auf eine kurze Spanne Zeit, die, wie Jedermann einsehen mußte, nicht ausreichen konnte, den Zweck des Gesetzes erfüllen zu lassen, trug derart den Stempel einer jedesmaligen Concession an die Regierungen an sich, bot den destructiven Parteien so häufigen und willkommenen Agitationsstoff dar, daß im Interesse einer stetigen Entwickelung unseres Staatslebens sowol wie zur Erreichung der Intentionen des Gesetzes eine festere Basis für die Stellungnahme der Staatsgewalt gegenüber den revolutionären Bestrebungen der Socialdemokratie dringend nothwendig erscheint.

Diese Basis ist von Anfang an auf vielen Seiten in einer entsprechenden Revision und Ergänzung des gemeinen Rechts erblickt worden. Im Jahre 1878 nach dem zweiten Attentate trat noch eine Minderheit der Reichstagscommission für die Vorberathung des Socialistengesetzes der Sondergesetzgebung überhaupt entgegen, erklärte sich aber bereit, bei einer Revision und Ergänzung des gemeinen Rechts in gewissem Umfange mitzuwirken; und auch die Mehrheit der Commission gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß „durch eine Revision und Ergänzung der bestehenden Gesetze die Mittel beschafft werden können und müssen, um auf dem Boden des für alle Bürger geltenden gemeinen Rechts Ausschreitungen der erwähnten Art entgegenzuwirken und beziehungsweise unter das Strafgesetz zu stellen“. Diese Ueberzeugung ist bei jeder Verlängerung der Geltungsdauer des Socialistengesetzes in Parlament und Presse von Neuem betont und insbesondere auch von den Nationalliberalen mit einem gewissen Pathos vertreten worden. Die Reichstagsdebatten des vorigen Frühjahrs dürften noch genügend in Erinnerung sein.

Wir geben nun gern zu, daß einem doctrinären Standpunkte diese Ueberzeugung etwas sehr Naheliegendes ist. Der Begriff „Sondergesetz, Ausnahmegesetz“ hat an sich für den liberalen Politiker etwas Peinliches. Die Eigenschaft als Sondergesetz ist auch von der Socialdemokratie des Oefteren gegen die liberalen Parteien ausgespielt worden. Und die historische Entwickelung bietet allerdings mannigfache Beispiele, daß neue Rechtsgedanken, die zuerst in Sondergesetzen aufgetreten, allmälig in gemeines Recht sich umgesetzt haben.

Aber es muß doch auffallen, daß jener Ueberzeugung seither nicht praktischer Ausdruck zu geben versucht worden ist.

Angesichts so zahlreicher Initiativanträge im Reichstage, die des Oefteren vollständige Gesetzentwürfe dem Hause vorgelegt haben, angesichts so mancher freier Vereinigungen zur Aufstellung von Gesetzentwürfen, hätten es in einer so eminent politischen Frage, wie es die einer staaterhaltenden Bekämpfung der Socialdemokratie ist, die verbündeten Regierungen gewiß nicht übel genommen, wenn ihnen die Ueberzeugung der parlamentarischen Mehrheit in Gestalt eines oder mehrerer Gesetzesvorschläge praktisch vor Augen geführt worden wäre. Dies ist aber niemals und nirgends geschehen; denn der fortschrittliche Antrag in der Commission von 1878 wurde sogar von seinem staatsrechtsgelehrten Schöpfer in seiner ganzen Dürftigkeit nicht verkannt und von der Mehrheit als durchaus unzureichend und unklar zurückgewiesen. Sollte hierin nicht ein Nichtkönnen, ein Nichtkönnen aber keineswegs aus subjectiven, sondern aus in der Sache selbst liegenden Ursachen sich offenbaren?

In der That sind wir nach wie vor der Meinung, daß zu einer wirksamen Bekämpfung des socialistischen und anarchistischen Giftes das Socialistengesetz auf absehbare Zeit nicht zu entbehren ist.

Es bieten sich uns zwei Wege einer Reform dar: entweder Uebertragung der erprobten Bestimmungen des Socialistengesetzes in allem Wesentlichen in das gemeine Recht, d. h. Förmelung derselben nur derart, daß sie ihrer ausgesprochenen Spitze blos gegen die Umsturzbestrebungen der socialistischen Parteien entkleidet, damit aber u. A. auf die Reformbestrebungen aller Parteien anwendbar gemacht werden. Oder schärfere Gestaltung einzelner Bestimmungen des geltenden gemeinen Rechts, aber so, daß die auf gesetzlichem Boden sich bewegenden Reformbestrebungen nicht beengt und bedroht werden. Ersterenfalls würde einem doctrinären Gedanken zu Liebe das politische Leben der Nation im Ganzen in Fesseln geschlagen, wozu wir und mit uns gewiß nicht zuletzt die Befürworter der Rückkehr zum gemeinen Recht nicht die mindeste Veranlassung entdecken könnten. Letzterenfalls würde man, nach den seitherigen Erfahrungen und Andeutungen auf Erweiterung einiger Strafgesetzparagraphen, also auf bloße Repressivmaßregeln, beschränkt, dem jetzigen Stande der socialrevolutionären Bewegung angemessene Bekämpfungsmittel nicht mehr gewähren können.

In den Jahren 1874 und 1876, als die socialdemokratische Bewegung noch in der Entstehung begriffen war, wollten die verbündeten Regierungen den jetzt vorgeschlagenen Weg betreten, indem sie bei Erlaß des Preßgesetzes und der Strafgesetzbuchsnovelle Strafvorschriften gegen die Verherrlichung des Ungehorsams und des Verbrechens, gegen die öffentlichen Angriffe auf die Institute der Ehe, der Familie, des Eigenthums sowie weitergehende Strafvorschriften gegen Schmähungen und Verhöhnungen der Staatseinrichtungen und obrigkeitlicher Anordnungen in Vorschlag brachten. Die Antwort des Parlaments war in beiden Fällen fast einstimmige Ablehnung dieses „Kautschukparagraphen“. Ob dieser Weg damals die socialistische Bewegung noch hätte eindämmen können, muß heute dahingestellt bleiben. Jedenfalls erstarkte die Bewegung in der freiheitlichen Aera bis 1878 an Breite und Intensität derart, daß dann mit einigen Strafgesetzparagraphen nicht mehr auszukommen war, wie ja das Parlament selbst anerkannte.

Und in dieser Hinsicht hat auch die Zeit seither nichts geändert. Nicht als ob damit die Unwirksamkeit des Socialistengesetzes erwiesen wäre: vielmehr hat dieses seinen Zweck, die wüste, in der Sprache maßlose, die Massen ebenso verrohende wie terrorisirende Agitation niederzuhalten, seither erfüllt. Aber wenn schon die mächtige äußere Organisation der Umsturzpartei im Jahre 1878 zerstört worden ist, die unerschöpfliche Findigkeit revolutionären Geistes hat auch unter dem Socialistengesetze geheime Organisationen der Parteigenossen herzustellen und zu erhalten gewußt, wie die mannigfachen Geheimbundsprozesse der jüngsten Zeit erwiesen haben. Und das Bedürfniß der Socialdemokratie, Vereinsbildungen für die Zwecke ihrer Agitation bereit zu haben, wird erwiesen durch die Benutzung der Fachvereine zu socialistischer Propaganda. Mit einer Aufhebung der jetzigen gegen die Benutzung der Vereine und Versammlungen zu socialistischen Umsturzbestrebungen gerichteten Bestimmungen des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie würde also zweifellos eine mächtige, seither aber niedergehaltene Bewegung in Vereinen und Versammlungen losbrechen und die Sprache, die uns von 1878 her noch in den Ohren klingt, würde wieder aller Orten die Massen offen ver-

rohen. Es würde dann zwar den tollsten Ausschreitungen und Angriffen auf unsere Staats- und Gesellschaftsordnung mit nachträglichen Bestrafungen geantwortet werden können, aber eben nur nachträglich, wenn das Wort hinausgedrungen und das verspritzte Gift längst in weiten Umkreisen gewirkt haben würde, und mit der Häufigkeit der so anzustrengenden Strafprozesse unter Darbietung neuen Agitationsstoffes in der öffentlichen Verkündung des Märtyrerthums der Bestraften. Die liberale Presse, die schon jetzt über Häufigkeit politischer Prozesse Klage führt, würde dann selbst aus diesen Klagen gar nicht mehr herauskommen können. Und die Bewegung im Ganzen, die doch nicht blos in einzelnen maßlosen Ausbrüchen, sondern als solche im Principe eminent revolutionär ist, könnte mit solchen Verurtheilungen Einzelner, Mehrerer, Vieler nimmermehr getroffen werden.

So ist eine wirksame Bekämpfung der gemeingefährlichen Agitation der Socialdemokratie nicht mit Repressivmaßregeln, wie sie Strafgesetzparagraphen allein an die Hand geben, sondern, wie seither, im Wesentlichen mit Präventivmitteln zu unternehmen.

Der Schwerpunkt der socialdemokratischen Agitation liegt erfahrungsgemäß in der Benutzung der Vereine und Versammlungen sowie der Presse; je mehr ihr sachliche Berechtigung und Basis mangelt, desto mehr spielt bei ihr der persönliche Einfluß einzelner, mit besonders agitatorischer Kraft begabter Individuen eine Rolle. Deshalb muß die Präventive nach diesen Richtungen hin thätig werden.

Dem wird das bestehende Gesetz dadurch gerecht, daß es bestimmt, Vereine, welche durch socialdemokratische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, oder in denen solche Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu Tage treten, ebenso Versammlungen, von denen durch Thatsachen die Annahme gerechtfertigt ist, daß sie zur Förderung solcher Bestrebungen bestimmt sind, sind zu verbieten; Versammlungen, in denen solche Bestrebungen zu Tage treten, sind aufzulösen; Druckschriften, in welchen solche Bestrebungen in friedengefährdender Weise zu Tage treten, sind zu verbieten, und zwar kann bei periodischen Druckschriften gleichzeitig das fernere Erscheinen untersagt werden; gegen verurtheilte Agitatoren kann gleichzeitig auf die Zulässigkeit der Einschränkung ihres Aufenthalts, sowie bei Wirthen und bei den am Preßgewerbe Betheiligten auf Untersagung ihres Gewerbebetriebs erkannt werden; auch soll die Landespolizeibehörde Agitatoren und überhaupt auf Grund des Socialistengesetzes Verurtheilten die Befugniß zur öffentlichen Verbreitung von Druckschriften sowie die Befugniß zum Handel mit Druckschriften im Umherziehen entziehen dürfen; endlich Zulässigkeit des Verbots von Geldsammlungen für socialistische Umsturzzwecke und Zulässigkeit des sog. kleinen Belagerungszustandes für solche Bezirke und Ortschaften, welche durch die gekennzeichneten Bestrebungen mit Gefahr für die öffentliche Sicherheit bedroht sind. Durch die letztere Maßregel kann insbesondere der Polizeibehörde das Recht zur Ausweisung solcher Personen verliehen werden, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu besorgen ist.

So schwer nun auch die Ausweisung die wirthschaftliche Existenz nicht blos der unmittelbar Betroffenen in Frage stellt, so gehässig auch die verfügten Ausweisungen ausgebeutet worden sind, so schwer sich auch der Liberalismus mit ihrer Zulässigkeit auf die Dauer auseinanderzusetzen vermag: gerade auf sie wird angesichts der betonten und durch die Erfahrung aufgewiesenen Bedeutung des persönlichen Einflusses Einzelner auf die kritiklosen Massen unseres Erachtens nicht wol verzichtet werden können; sie bilden das einzige Gegengewicht gegen die für die Allgemeinheit hier besonders verderbliche Freizügigkeit.

Die Einführung dieser Ausweisungsmöglichkeit in das gemeine Recht erscheint uns hinsichtlich der Bestimmung der Voraussetzungen ihrer Zulässigkeit überhaupt unmöglich. Und für die Beschränkungen der Vereins-, Rede- und Preßfreiheit würden die Voraussetzungen ihrer Zulässigkeit so eng, an bestimmte concretisirte Thatbestände anknüpfend, formulirt werden müssen, daß die unbedingt erforderliche rasche Bewegungsfreiheit der Präventive, das sind die Verwaltungsbehörden, vereitelt wäre. Die Agitation der Umsturzpartei hat in der Wahl ihrer Methoden und Formen so schöpferisch sich erwiesen, daß keine thatbestandlich formulirende Gesetzgebung mit ihr gleichen Schritt zu halten vermag; die jetzigen Bestimmungen des Socialistengesetzes mit ihrem allgemeinen Hinweis auf die socialdemokratischen, socialistischen und communistischen Bestrebungen, welche den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung bezwecken, vermeiden durch Kennzeichnung des Bodens, auf dem jene Bestrebungen erwachsen sein müssen, und ihres staatsgefährdenden Zwecks diese Klippe; sie vermögen dies aber eben nur vermöge ihrer Anknüpfung an die in ihrem Auftreten allgemein bekannten Tendenzen gerade der socialistischen Parteien.

Der Ruf: Gleiches Recht für Alle! entspringt aus einem idealen Gedanken. Auf ideale Gefühlspolitik kann aber die Partei nicht Anspruch erheben, welche den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden Ordnung im Staate und in der Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben hat. Wer sich selbst außerhalb des Rahmens des geltenden Rechts stellt, kann nicht von eben diesem den Schutz verlangen, der dem ordnungsliebenden Staatsbürger zugesichert ist. Und das Socialistengesetz bekämpft keineswegs die socialistischen Bestrebungen schlechthin, soweit sie nur auf Besserung des Looses der arbeitenden Classen abzielen; diese sind legitim, so legitim, daß sie die Staatsgewalt selbst als vornehmstes Ziel innerer Politik erklärt hat. Aber es bekämpft dieselben, soweit sie den gewaltsamen Umsturz alles Bestehenden bezielen. Und wenn die socialdemokratische Partei sich darüber beklagt, daß die Handhabung des Gesetzes die Socialdemokratie als solche treffe, die Hervorkehrung gewaltsamer Umsturzbestrebungen nicht genügend abwarte, so wird sie für solche Klagen so lange kein Verständniß finden, als ihr officielles Bekenntniß noch lautet: „Die erdrückende Mehrzahl der deutschen Socialdemokraten hat sich niemals dem Wahne hingegeben, daß sie ihre Grundsätze in aller Friedlichkeit auf dem rein gesetzlichen Wege würde durchsetzen können!"

So giebt es für uns nur die Parole: Fortbestand des Socialistengesetzes, aber unter Aufhebung der zeitlich beschränkten Geltungsdauer aus den Eingangs erwähnten Gründen.

Ob, wie Zeitungsnachrichten melden, in Regierungskreisen an eine Sichtung der Sicherungsmittel des Gesetzes gedacht, die Möglichkeit der Ausscheidung einzelner Bestimmungen in Erwägung gezogen wird, ist uns unbekannt. An den Beschränkungen der socialistischen Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, an der Ausweisungsmöglichkeit gemeingefährlicher Agitatoren wird unseres Bedünkens kaum gerüttelt werden können. N.—

Evangelische vor der Reformation im Königreich Sachsen.

Eine Bitte an Freunde der sächsischen Geschichte.

Von Lic. Dr. **Mulert**, Niederbobritzsch.

Archivrath Keller in Münster tritt in mehreren Werken (über die Waldenser, die Reformation und die Reformparteien vor derselben, Joh. v. Staupitz u. s. w.) den Beweis an, daß verschiedene moderne, scheinbar sehr auseinander liegende Erscheinungen, wie das Freimaurerthum mit seiner Betonung werkthätiger Bruderliebe, religiösen Färbung bei Ablehnung aller formulirten Dogmen, die evangelischen Secten mit ihrer theilweisen Verwerfung des Schwurs, des Waffentragens, der Kindertaufe, ihren schmucklosen Gottesdiensten, in der Philosophie Kant's Moralismus, in der Dichtkunst Lessing, Schiller, daß, sage ich, diese Erscheinungen — zu denen auf theologischem Gebiete außer dem Pietismus auch die Rietschl'sche Schule zu rechnen sein wird — ihre Vorläufer und gemeinsamen Wurzeln in längstvergangenen Zeiten bis in die Tage der Apostel hinan haben. Zweifelsohne sind in der ältesten christlichen Kirche die Worte des Herrn, und insonderheit wohl die Bergpredigt, eher verbreitet gewesen, als die apostolischen Briefe, die ja des Abschreibens bedurften. Die gesetzliche Richtung, wie sie den ehemaligen Juden gleichsam andere Natur war, den ehemaligen Heiden leicht als besondere Frömmigkeit erschien, faßte Worte des Herrn, wie die auf den Schwur, die Abwehr der Gewalt durch Gewalt, Entäußerung von irdischem Besitz, das Vaterunser bezüglichen leicht als buchstäblich zu beobachtende Gesetzesvorschriften, auf, die mindestens durch die Vorsteher der Gemeinden zu erfüllen seien. Als die speculative Theologie, wie sie aus den apostolischen Briefen — diesen ersten Anfängen dialektischer Verarbeitung des Evangeliums — sich bildete, durch den Klerus, der nach und nach als besondrer Stand den Gemeinden gegenüber trat, den Gemeinden in der Predigt allmälig mehr und mehr dargeboten wurde, als mehr und mehr auf die Beobachtung gewisser Ceremonien, den Respect gegen den Klerus der Nachdruck gelegt wurde: da trat eine Gegenströmung hervor, die

das einfache, sittliche Leben nach der Bergpredigt, die einfache Verehrung des himmlischen Vaters und des Herrn Jesu betonte, gegenüber den sich häufenden kirchlichen Dogmen und Ceremonialsatzungen sich ablehnend verhielt, gegenüber den Anforderungen des Klerus, für die eigentlichen Repräsentanten der Kirche angesehen zu werden, in der Gemeinde, der selbständigen, den Quell der Autorität sah, an dem die von der Gemeinde gewählten Leiter — allerdings durch Handauflegung Aelterer bestätigt — nur insoweit Antheil hatten, als sie durch strenge Beobachtung der Armuth, bez. Ehelosigkeit, Sittenreinheit sich würdig zeigten. Je mehr die Kirche sich veräußerlichte, als Staat im Staat feindlich gegen die genannte von der Apostel Tagen her sich berechtigt wissende Strömung auftrat, desto mehr verstärkte und vertiefte sich diese Strömung, desto mehr sahen aber auch ihre Anhänger sich genöthigt, zu ins Verborgene sich zurückziehenden Bruderschaften sich zusammenzuschließen, wie ja die Kirche der ersten Jahrhunderte gegenüber der Mißgunst von Juden und Heiden in dieser durch römisches Staatsgesetz für religiöse Culte und auch gewerbliche Zwecke gebilligten Form sich erhalten hatte. Wenn es von den böhmisch-mährischen Brüdern, den friedlichen Nachfolgern der Hussiten, bekannt ist, daß sie unter dem Namen Grubenheimer, Winkler sich fort erhielten, so finden sich ähnliche Namen schon viele Jahrhunderte früher und in den verschiedensten Ländern. Die Kirchengeschichte redet von Hussiten, Wiklefiten, Waldensern, den Anhängern des Arnold v. Brescia u. s. w. — alle diese Ketzernamen bezeichnen wesentlich eine und dieselbe uralte Richtung innerhalb der christlichen Kirche, wie sie jederzeit in dem einen Lande, dem einen Jahrhundert mehr, dem andern weniger hervortrat. Ihre Anhänger wollten nicht aus der Kirche austreten, sie nannten sich am liebsten nur „Christen", „Brüder", aber sie hielten sich allerdings von den ceremoniösen Gottesdiensten in den großen steinernen Domen fern, versammelten sich am liebsten in schlichten Räumen — im Kämmerlein (Matt. 6, 6) — zu gemeinsamer Betrachtung der Evangelien, Gebet des Vaterunsers — unter Ablehnung der Heiligen — insbesondere Marienverehrung, auf die Sacramente, insbesondere die Kindertaufe kein besonderes Gewicht legend, vielmehr die Spättaufe nach apostolischem Brauch vorziehend. Die Verbindungen der Handwerker, insbesondere der Bauhütten, benutzten sie gern, um leichter in Gemeinschaft bleiben zu können. Nachweislich sind nun solche „Leonisten" (Arme von Lyon), Katharer (vom griechischen Worte = rein), „wälsche Brüder" „böhmische Brüder", „Pickharden" oder wie die Namen auch lauten im Mittelalter über ganz Deutschland bis Pommern und Ostpreußen von Frankreich und Italien her verbreitet gewesen. Vergl. die Summa de Catharis et Leonistis vom Jahre 1250: „Unter allen Secten ist keine verderblicher für die Kirche, als die der Leonisten. Und dies aus drei Gründen: zunächst weil sie am weitesten hinaufreicht, denn einige sagen, sie bestehe seit der Zeit Sylvester's (315 n. Chr.), einige, seit der Zeit der Apostel, ferner weil sie die ausgebreitetste ist, denn es giebt fast kein Land, in welchem diese Secte sich nicht findet." Zur Kennzeichnung sagt dasselbe Buch (neu herausgegeben von Jak. Gretser [† 1625] unter dem Titel Contra Waldenses): „Die Häretiker sind zu erkennen an ihrem Lebenswandel und an ihrer Redeweise. Sie sind nämlich im Wandel gesetzt und bescheiden, sie tragen keinen Hochmuth zur Schau in ihrem Aeußern, indem sie sich weder kostbarer, noch schlechter Kleider bedienen. Handel treiben sie nicht, um Unwahrheit, Eid und Betrug zu meiden. — Reichthümer erstreben sie nicht, sondern sind mit dem Nothwendigen zufrieden. Auch sind sie keusch, besonders die Leonisten. Auch sind sie mäßig in Speise und Trank. In die Schenken gehen sie nicht, auch nicht zum Tanz und zu andern eitlen Vergnügen. Auch vom Zorn halten sie sich frei; fortwährend sind sie fleißig, lernen oder lehren und beten deshalb zu wenig." Bei dem Letzteren haben wir jedenfalls an die unterlassene Heiligenanrufung zu denken. Im Uebrigen paßt die Schilderung ja auf pietistische Kreise, Herrnhuter, Quäker, Methodisten, schließlich auf viele lebendige, ernstere Christen. Was das Lehren und Lernen anlangt, so weist Archivrath Keller auch nach, wie die vorreformatorischen deutschen Bibeln alle aus diesen Brüdergemeinschaften, von den mit ihnen vielfach in Verbindung stehenden Buchdruckern stammen. (Codex Teplensis.) Zum Nachweis der Verbreitung dieser altevangelischen Gemeinden sei bemerkt, daß im Jahr 1391 nach Ausweis der Inquisitionsacten in Pommern und der Mark Brandenburg 400 Personen als Waldenser vor Gericht gestellt wurden. In Straßburg wurden im Jahre 1212 durch die Dominikaner 500 Personen als Waldenser in Untersuchung genommen. Die Angeklagten sagten aus, es seien ihrer viele in Deutschland, Böhmen u. s. w. Fanden sich Ketzer im Nordgrenzland unseres Sachsenlandes, der Mark Brandenburg, so war das Südgrenzland Böhmen erst recht die Heimstätte solcher, welche die stricte Befolgung der Vorschriften Jesu als Kennzeichen eines Christen ansahen, gegen die kirchlichen Lehr- und Ceremonialsetzungen aber sich mehr oder weniger ablehnend verhielten. Böhmen hatte im Mittelalter ein reiches geistiges Leben, viele „Ketzergemeinden" und „Ketzerschulen" (vergl. die Nachweise bei Keller u. a. O.) blühten daselbst und entfalteten mündlich und schriftlich eine große Lehrthätigkeit in den beiden Landessprachen. Von der Zeit aber her, als die Sorbenwenden unser Land inne hatten, bestand eine vielfache Verbindung zwischen den beiderseits slavischen Bevölkerungen Sachsens und Böhmens. Da das Christenthum in Böhmen eher gepflanzt war, als im Meißnerland, mag es wol seine Wege in letzteres vor der Gründung Meißens gefunden haben. (Z. B. mag von Frauenstein, das der ganzen Anlage nach als böhmische Grenzfeste gebaut ist, das Christenthum leicht den Thälern — der Triebisch — entlang den Weg bis Meißen gefunden haben, wo ja die Nicolaikirche älter ist als der Dom. Vielleicht geben böhmische Archive in dieser Beziehung Aufschluß.) Dynasten wie die Dohnas hatten ihre Besitzungen und Verwandten diesseit und jenseit des Gebirges. So mögen auch „Ketzer" den Weg herüber gefunden haben, zumal insbesondere die Gegend von Asch viel dergleichen hatte. Im Jahre 1475 schreibt Mathias von Kemnat: „Der Verkehrer und Winkelprediger sind fast viel vor dem Böhmerwald, besonders um Eger und im Vogtland." Wie verbreitet die relig. Secten in Franken vor der Reformation gewesen sind und wie sie ihre vielen Verbindungen auch ins Vogtland hinein gehabt haben, zeigt das Buch Hermann Haugk's (Würzburg 1882). Im Jahre 1391 wird unter andern Reisepredigern der Waldenser ein Müllers-Sohn aus Plauen i. V. verhaftet in Oesterreich, nachdem schon zuvor zwei seiner Landsleute, gleichfalls waldensische Prediger, zum Widerruf gezwungen worden waren. (Diese Altevangelischen stärkten durch reisende Prediger, die sie mit wörtlicher Befolgung von Matth. 10, 9 ff. aussandten, ihre Anhänger und suchten neue zu gewinnen.) In Nürnberg war eine Patricierfamilie „von Plauen", die aus Plauen im Vogtland stammte und zu den Stützen den „Gemeinden Christi" gehörte. Hans von Plauen, ein Nürnberger „Waldenser", verhandelt 1418 über den Anschluß der deutschen Wanderprediger an die Hussiten. Aber die Spuren dieser altevangelischen Strömung lassen sich nicht nur im Vogtland nachweisen. Daß in Leipzig, dem alten Handelsplatz mit weitreichenden Verbindungen, der von Prag aus gegründeten Universitätsstadt, jene Altevangelischen Anhänger gehabt haben, ist an sich und insbesondere dadurch wahrscheinlich, daß in Engelsdorf eine Zusammenkunft der Brüder stattgehabt hat, daß Johann von Drändorf aus Schlieben (Bez. Merseburg) 1425 zu Worms als Waldenser verbrannt, nachdem er, in Dresden durch Petrus Dresdensis unterrichtet, in Prag studirt hatte, wol von 1409 an der Universität Leipzig angehörte, nach freiwilliger Hingabe seines Reichthums (wie die Waldenser 2c. von ihren Wanderpredigern erwarteten) nach dem Rhein ging, wo er gegen den Eid, weltliche Herrschaft der Geistlichen u. s. w. predigte. Die Leipziger Gegend wird kaum von der Ketzerei unberührt geblieben sein, da in Thüringen laut Nachrichten vom Jahre 1395 und einer Chronik vom Jahre 1453 die Ketzerei besonders in Sangerhausen und im Schwarzburgischen stark auftrat. Was das eigentliche Meißner Land anlangt, so berichtet Flacius in seinen Testes veritatis, daß: „2 gelehrte Männer des Meißner Landes Petrus Dresdensis und Jacobus Misnensis, weil sie mit dem Papste nicht übereinstimmten, aus dem Vaterlande vertrieben sich nach Prag zu Huß begeben." Er fügt hinzu, daß Sylvius schreibt, Petrus sei von der Religion der Waldenser gewesen. (Die Frage, ob Jacobus oder Jacobellus, wie er auch heißt, wirklich aus dem Meißnischen stamme, lasse ich hier unerörtert.) Als anwesend auf einer Synode der Brüdergemeinden zu Augsburg 1424 werden ein Sebastian von Freiberg, ein Max Meier von Beiersdorf mit angeführt. Auch Luther's väterlicher Freund, Staupitz, der in seinen Schriften wesentlich die Richtung der mittelalterlichen „Gottesfreunde", eines Tauler 2c. vertrat, die Nothwendigkeit der guten Werke bei dem Christen betonte und, als er das wenig Sittenstrenge vieler „Lutherischen" sah, ebenso wie Hans Sachs u. A. Luther auf dem von ihm allmälig eingeschlagenen Wege nicht mehr folgen wollte — auch Joh. v. Staupitz stammte aus dem Meißnischen. Die Staupitze waren in den böhmischen Grenzgegenden ansässig, so mag die Familie vielleicht schon vorher Beziehungen zu den „Brüdern" in Böhmen gehabt haben. Bei den „Zwickauer Propheten" zu Luther's Tagen könnten zugereiste Handwerker die Bewegung vorbereitet haben. Waren doch die Weber der altevangelischen Richtung seit Langem

zugethan. (Tisserands ist ja im Französischen Ketzername geworden.) Aber es kann auch die Nähe Böhmens das Wirken des Petrus Dresdensis, der, ehe er der Dresdner Kreuzschule vorstand, in Zwickau und Chemnitz Lehrer gewesen war, mit den Boden bereitet haben. Daß es überhaupt in der Mark Meißen nicht an Sympathien mit der antikirchlichen Erhebung in Böhmen unter Huß fehlte, hebt auch Machatschek in der Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Meißen hervor, wie derselbe auch berichtet, daß die Geistlichen in der Lausitz den Auftrag erhielten, gegen den Hussitismus zu predigen — zweifelsohne, weil man vorhandene Neigung für denselben voraussetzen mußte. So sehen wir in allen Theilen des jetzigen Königreichs Sachsen Spuren altevangelischen Sinnes vor der Reformation. Ich erwähne noch, daß ein Ortstheil der Lommatzschscher Gegend Ketzergasse heißt, was, falls nicht der Name aus einem slavischen verdreht ist, ein weiteres Zeugniß abgeben würde. Auf die Menge von Fragen, die sich an unsern Gegenstand anknüpfen, wie die, ob nicht diese altevangelische Bewegung ebenso wie ihre Eingangs geschilderten modernen Ausläufer bei so vielem höchst Anerkennenswerthen (man denke die bewundernswerthe Opferfreudigkeit, Todesfreudigkeit, wie sie diese Altevangelischen, desgl. nach der Reformation die Taufgesinnten u. s. w. bewiesen haben) doch schließlich eine verkümmerte Auffassung des Christenthums hatten und haben, die im Vergleich mit dem durch Christus gegebenen Fortschritt des religiösen Lebens ein Nichtverstehen desselben, ein Rückschreiten bedeutet; auf Fragen einzugehen wie die, ob die Reformatoren und warum sie Recht hatten, die anfänglich geknüpfte Gemeinschaft mit den Altevangelischen wieder zu lösen und ihren eignen Weg zu gehen — erlaubt der Platz nicht. Zweck dieses Aufsatzes ist die Bitte an die Freunde sächsischer Geschichte, insoweit ihnen Archive, Chroniken u. s. w. zu Gebote stehen, mit in die Forschung einzutreten bezüglich der Altevangelischen in unserem Sachsen vor der Reformation. Für in dieser Beziehung ihm zugehende gütige Mittheilungen würde Verfasser sehr dankbar sein.

Bücherbesprechungen.

□ **Die Vollendung unserer evangelischen Kirche.** Von Ewald Schneider, Pastor in Braunschweig. Braunschweig, Schwetschke & Sohn. — Der vielsagende Titel läßt etwas Anderes vermuthen, als was die Schrift bietet, die sich über evangelische Kirchenverfassung und Kircheneinheit verbreitet und in sehr resoluter Weise auf das Ziel einer deutschen National- und Reichskirche lossteuert, in welcher die verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu einem einheitlichen Ganzen unter einem evangelischen Bischof als ihrer sichtbaren Spitze sich zusammenschließen. Der Bischof soll hervorgehen aus der Reichssynode, in welcher die verschiedenen Landessynoden der einzelnen Landeskirchen Deutschlands zusammengefaßt werden. Das Summepiskopat der Landesherren würde wegzufallen haben, wenn auch die Schutzpflicht des Staats und das Oberaufsichtsrecht desselben über die Kirche im Interesse des Staats fortbestehen soll. Die Schrift ist ganz im Sinne des kirchlichen Liberalismus geschrieben. Die Reform der Kirche wird von dem Ausbau der Verfassung vor Allem erwartet, die Lehre ist Nebensache, die Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen ist ein wesentliches Postulat, das Gemeindeprincip wird stark betont und mit Nachdruck die Pfarrerwahl durch die Majorität der Gemeinde betont. Auf diese Weise soll die evangelische Kirche Deutschlands „vollendet" und ihre Einheit auf dem Wege liberaler kirchlicher Verfassung hergestellt werden. Wie leicht scheint doch darnach die „Vollendung" der Kirche. D. Luther, auf den sich der Verf. gern für seine Verfassungsgedanken beruft, dessen Theologie ihm aber im Uebrigen fremd genug ist, und andere große Kirchenlehrer haben darüber freilich etwas anders gedacht.

□ **Die evangelische Confirmation.** Ein erweiterter Conferenzvortrag von H. Ph. Schnabel, evang. Pfarrer in Dortelweil. Berlin, H. Reuther's Verlagshandlung. — In der Blüthezeit des Rationalismus hat man die Confirmation durch sentimentales Pathos künstlich hinaufgeschraubt und sie zu einer Art zweitem Sacrament neben der Taufe gemacht, die dadurch im Bewußtsein des Volkes ungebührlich in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Reaction dagegen konnte nicht ausbleiben; im Gegensatz zur rationalistischen Auffassung hat man von anderer Seite die Bedeutung der Confirmation nach ihrer erwecklichen Seite möglichst abzuschwächen gesucht und namentlich die Bedeutung derselben als Taufbundserneuerung bestritten. Für diese Anschauung tritt der Verf. des Vortrags lebhaft und mit überzeugender Klarheit ein, indem er zugleich verschiedene treffliche Rathschläge für die Vorbereitung zur Confirmation und für die Feier derselben giebt.

— **Die Aerztin im 19. Jahrhundert** von Dr. med. Caroline Schultze zu Paris (Leipzig, Peter Hobbing) betitelt sich eine kleine Broschüre, in welcher die Verfasserin die Berechtigung der Frauen zur Medicin dadurch zu beweisen sucht, daß sie die Kämpfe der Frauen in den verschiedenen Staaten zu diesem Zwecke und die endliche Erreichung des Zieles genau schildert. In England, Frankreich, Rußland ist es nur nach den größten Anstrengungen ermöglicht worden, überall sind daselbst Frauen nicht nur zu dem Studium zugelassen, sondern auch als Aerzte in verschiedenen Lazarethen angestellt. Eine größere Anzahl derselben ist verheirathet. Nur 2 große Staaten verhalten sich ablehnend, Deutschland und Oesterreich. Die Verfasserin ist so von dem Rechte der Frau auf diesem Gebiete in allen Ländern überzeugt, daß sie eine tiefere Besprechung der Gründe dafür und dagegen als nicht nothwendig erachtet hat. Selbstverständlich kann nicht darüber gestritten werden, daß sich der Geist der Frau zur Erfüllung des ärztlichen Standes nicht eignen könnte, es muß hier vor Allem die Frage erörtert werden: bieten sich in allen Ländern gleiche Verhältnisse, um die Zulassung zu fordern? Liest man die Berichte über die Kämpfe in andern Ländern, so muß es schon von selbst auffallen, daß in Deutschland bis jetzt so geringe Anstrengungen stattgefunden haben. Diese Anfänge machten sich besonders im Beginne der 70er Jahre bemerkbar, in Leipzig war den Frauen damals in verschiedenen Facultäten, vorzugsweise der Medicin, der Zutritt gestattet. Es waren zumeist Ausländerinnen und wurde denselben von Seiten der Studenten, im Gegensatz zu England, mit der größten Höflichkeit begegnet. Das Resultat war, daß nach einigen Jahren von der Zulassung abgesehen wurde, das Mädchen paßt nicht neben den Mann in den medicinischen Hörsaal. Soll die Zulassung ermöglicht werden, dann kann es nur durch Gründung einer Universität für Frauen, wie es in England der Fall ist, geschehen. Sind nun in Deutschland die großen Opfer für ein solches Unternehmen nothwendig? Es ist nicht zu leugnen, daß für eine kranke Frau die Behandlung durch weibliche Aerzte in manchen Fällen sympathischer ist, im Durchschnitt ist es aber die Untersuchung überhaupt, welche sie fürchtet, ist dieser Gedanke einmal überwunden, so geht sie dorthin, wo sich ihr die sicherste Hilfe bietet, als Beweis dient schon jetzt, daß die Hilfe der Hebammen zur Untersuchung selten in Anspruch genommen wird. Vollständig zu entkräften ist aber die Behauptung, als ob hierdurch dem weiblichen Geschlecht eine allgemeine gewinnreiche Thätigkeit eröffnet würde. Der gleichen Berechtigung muß die gleiche Leistung entsprechen. Der Gymnasialcursus ist also erforderlich. Hierdurch ist schon die Unmöglichkeit einer allgemeinen Einführung gegeben, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Mädchens auf so lange für einen so engen Wirkungskreis voraus zu bestimmen, ist nicht möglich. Es bleibt also nur der Theil übrig, welcher später den Beruf in sich fühlt, Medicin zu studiren, und die Gymnasialbildung nachholt. Diese schwere Arbeit kann aber nur Wenigen gelingen, die größte Selbstaufopferung ist nothwendig, welcher die körperliche Kraft in der Mehrzahl der Fälle nicht entspricht. Denn die Hauptarbeit fällt in die Lebenszeit, in welcher sich bleichsüchtige Zustände häufig an Ueberanstrengung anschließen. Aus diesem Grunde ist denn auch der größere Theil später den großen Anforderungen des ärztlichen Berufes nicht gewachsen, sie beschränken sich auf Specialfächer, welche kaum einen größeren Gewinn als der Hebammenstand eintragen werden. Die Hebammen treten erst, nachdem sich die körperliche Entwickelung abgeschlossen hat, in ihren Beruf ein, die Anstrengungen des Studiums sind kurz und nicht so groß, und sie entstammen zumeist Ständen, welche kräftiger angelegt sind. Nach der Broschüre von Frau Dr. Schultze soll auch in Deutschland der Kampf begonnen werden, doch ist glücklicherweise das Ideal unserer Jungfrauen immer noch die deutsche Hausfrau, und haben die Versuche, welche der Staat in verschiedenen höheren Gebieten mit der Ausbildung von Mädchen unternommen hat, auch meist mit ihrer Verheirathung geendet. Auf medicinischem Gebiete kann die Frau den Mann leicht übertreffen als Krankenpflegerin, und es ist äußerst zu bedauern, daß immer noch so wenig Jungfrauen aus den besseren Ständen sich diesem hohen Berufe widmen.

Dr. Taube.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 29. Sonnabend, den 9. März. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

VII. Die Mark Meißen im Jubiläumsjahre 1389.

Als das vierzehnte Jahrhundert zu Ende ging, sah es nicht sonderlich verheißungsvoll im Deutschen Reiche aus. Die Lebensformen waren auf fast allen Gebieten leer geworden, zum Theil vollständig erstarrt. Diejenigen, die noch zur Aufnahme eines neuen Inhalts fähig schienen, harrten vergebens eines solchen; die meisten waren selbst abgelebt und die Zeit war noch nicht geeignet, neue lebensvolle Gebilde an ihre Stelle zu setzen. Es gährte und wogte allerorten, Alles rang nach einer neuen Gestaltung, aber dieses Ringen war noch unklar, planlos und ziellos, und wegen dieser Ziellosigkeit wenig verheißend. Es ging wol ein Ahnen des kommenden Völkerfrühlings durch die Herzen der Wenigen, denen eine gewisse Sehergabe verliehen war; aber die meisten sahen nur die jagenden Wolken, fühlten nur den brausenden Sturm, ohne zu wissen, daß Wolkenjagd und Windsbraut des Lenzes erste Boten sind. In solchen Zeiten pflegt ein Gefühl des Unbehagens Platz zu greifen. Man ist nicht recht heimisch in seiner Zeit und sehnt sich hinaus, ohne ein bestimmtes Ziel seiner Sehnsucht zu haben.

Wie jämmerlich war es um das Reich bestellt! Weder die Habsburger noch die Lützelburger hatten des Reiches Ansehen und Festigkeit zu mehren vermocht. Sie waren ja meist nur bestrebt gewesen, ihre Hausmacht zu erweitern, ohne in der Wahl der Mittel immer vorsichtig und rechtlich zu sein; des Reiches Würde zu wahren waren sie außer Stande. Jenes Grundgesetz der goldenen Bulle, das seiner Eigenart und seinem Wortlaute nach gegeben war, um des Reiches Einheit zu festigen, hatte den gegentheiligen Erfolg gehabt, die Sondermacht der einzelnen bevorzugten Wahlfürsten gemehrt und gesetzlich geschirmt und wiederum die kleineren minder bevorzugten Fürsten gegen diese verbittert. Auf dem deutschen Kaiserthrone saß Wenzel, ein Mann, der zwar gerecht zu sein strebte, aber bald den Verhältnissen, die mächtiger waren als sein Wille, und mehr noch seiner eigenen Leidenschaft vollkommen erlag. Der allgemeinen Rechtsunsicherheit und Unruhe, dem wüsten Treiben des herabgekommenen Stegreifritterthums vermochte er nicht entgegen zu treten. Der große Städtekrieg hatte die süddeutschen Lande durchtobt. Die Städte, die im Vollgefühl ihrer wachsenden Kraft und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Zusammenschlusses einen mächtigen Bund gestiftet hatten, hatten gewaltig gerungen mit den Ritterbünden, welche sich bemühten, die untergehende Bedeutung des Ritterthums neu zu beleben. Wol waren die Städte in Bayern siegreich gewesen, aber der Sieg dort ward aufgewogen durch die gewaltige Niederlage bei Döffingen, in der noch einmal die Sonne des Ritterthums aufleuchtete, ehe sie zu Rüste ging. Im Jubiläumsjahre fand der Reichstag zu Eger statt, welcher den Städtebünden einen Antheil an der Handhabung des Landfriedens zugestand. So waren die Städte als ebenbürtig anerkannt, während das Ritterthum einen Theil seiner Sonderrechte verlor. Und war es ein Wunder, daß die Bedeutung des Ritterstandes nichtig wurde? Schon hatte man des Pulvers mächtige Wirkung gespürt. Was half der Felsenmauern Trutz gegen die Steinkugeln, die mit zauberhafter Gewalt gegen sie geschleudert wurden; was half die Stahlwehr und die Kunst des Turnierens und der Schwertführung gegen die fernhin wirkenden Feuerrohre! Nicht mehr der geharnischte, schwertgeübte Ritter entschied die Schlacht, sondern der Mann zu Fuß mit seiner Donnerbüchse. Wozu also die Burgen, wozu die Uebung im ritterlichen Waffenhandwerk? Die Formen waren leer, inhaltlos geworden, der Strom der Zeit ging thalwärts, in die Städte hinein, und breiter ergossen sich seine Fluthen.

Wie es wankte und wogte im Reiche und in den ständischen Gruppen, so gährte und wallte es in der Kirche. Wol besaß sie noch eine gewaltige Macht über die Menge und verstand, diese Macht auszunützen, aber die Ueberzeugung, daß sie nicht im Alleinbesitze der göttlichen Wahrheit, ja daß ihre äußerliche Gestaltung gar mangelhaft sei, brach sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt hatte die Christenheit des Abendlandes sehen müssen, daß zwei Päpste, von denen jeder der allein wahre Statthalter Christi zu sein behauptete, sich gegenseitig bannten und verfluchten. Das erschütterte selbst die festesten Glieder der Kirche und brachte eine gewaltige Verwirrung nicht nur in die Köpfe, sondern auch in die Herzen und Gewissen hinein. Mehr und mehr wurde erkannt, daß „Alles im Himmel und auf Erden feil sei", und es regte sich hier und dort, wie das Morgenwehen einer anderen Zeit. In England hatte Wikleff gegen die Verweltlichung und Veräußerlichung des christlichen Lebens und der christlichen Lehre geeifert und war auf die schier vergessenen lebendigen Quellen dieser Lehre zurückgegangen, und in Prag arbeitete jetzt schon jener seltsame Mann, der mit czechischem Eifer gegen deutsches Volksthum und römisches Kirchenthum vorging und einen Brand entzünden sollte, der unheimlich wüthete in den gesegneten Gauen unseres Vaterlandes. Auch sonst begann das Frühlicht eines neuen Tages zu dämmern. Schon bestanden Hochschulen in Prag, Wien, Heidelberg und Köln. Aus dem Jubiläumsjahr stammt die Urkunde, — sie trägt das Datum des 4. Mai 1389 — mittels welcher Papst Urban VI. die Gründung einer Hochschule in der thüringischen Stadt Erfurt genehmigt. Freilich blieben auch diese Hochschulen zunächst noch Heimstätten, ja Rüststätten der alten Weisheit, aber trotzdem ward hier die Befreiung der Geister vorbereitet und von hier aus der Siegeslauf der Volks- und Kirchenerneuerung begonnen.

Das zu Ende gehende Jahrhundert hatte einen unheimlichen Fremdling durch die Lande schleichen sehen, den schwarzen Tod. Gräßlich hatte die mörderische Seuche gewüthet, Städte verödet, ganze Landestheile fast entvölkert; die Häuser leer und die Gräber voll gemacht. Wie dumpfes Bangen hatte es lange auf dem heimgesuchten Volke gelegen, ein Schauer ging durch die Herzen, als sei die Seuche ein Gottesgericht. Was Wunder also, daß jene Brüderschaften, die im Lande umherzogen, um durch Selbstpeinigungen und Bußübungen den Zorn Gottes zu besänftigen, allenthalben Zulauf fanden und sich allgemach selbst zu einer Landplage entwickelten! Andere suchten einen anderen Grund des Auftretens der Seuche und fanden ihn in der Brunnenvergiftung durch die Juden. Grimmige Verfolgungen begannen und erneuten sich immer wieder; gräßliche, tiefbedauerliche Vorgänge, die freilich dem unbefangenen Forscher zwar nicht entschuldbar, aber doch erklärbar erscheinen. Es war das wilde Aufbäumen eines Volksthumes, das sich in seinem Bestande gefährdet fühlte durch eine mächtige Minderheit fremder Eindringlinge; es war vielleicht auch eine instinctive Vorahnung der Brunnenvergiftung, welcher sich diese fremde Minderheit Jahrhunderte später in anderem Sinne schuldig machen sollte. Die Judenverfolgungen dauerten auch fort, als die Pest erloschen war. Im Jubiläumsjahre fand eine der heftigsten statt, vom

Kaiser wenn nicht veranlaßt, so doch jedenfalls geduldet. Sie wurden beschuldigt, Christenkindern Blut entzogen zu haben. Man hat sich nachgerade gewöhnt, diese Beschuldigung als Verleumdung zu betrachten und in ihren Verbreitern böswillige oder alberne Lügner zu sehen. Ein Vorkommniß der jüngsten Zeit, das in jüdischen Kreisen „peinliches“ Aufsehen erregte, läßt die Sache in einem anderen Lichte erscheinen. Hoffentlich kommt noch Klarheit in die Angelegenheit, damit man nicht gezwungen ist, in jenen Verfolgungen die blutigen Vergeltungen blutiger Thaten zu sehen.

Trübe, seltsam trübe sah es aus im Deutschen Reiche, trübe und wenig verheißungsvoll auch in den Landen der Wettiner. Das Jahrhundert seit dem letzten Jubiläumsjahr hatte mannigfache schwere Gefahren über das Fürstenhaus und das Land gebracht; tiefe Wirrnisse waren eingetreten, der Stamm der Wettiner schien mehr als einmal dem Erlöschen nahe zu sein. Es wird nöthig sein, die Wandlungen des Jahrhunderts in Umrissen zu zeichnen, damit die Lage des Herrschergeschlechts und seiner Lande klar erkannt werde.

Kaiser Rudolf's Reichstag zu Erfurt hatte eine dauernde Versöhnung zwischen dem Markgrafen Albert dem Entarteten und seinen Söhnen Friedrich und Diezmann nicht bewirken können. Albrecht fuhr fort, seine Lande zu verkaufen, so Landsberg an Brandenburg, das Pleißnerland an König Wenzel von Böhmen und Thüringen an den Kaiser Adolf von Nassau. Die Mark Meißen wurde nach Friedrich Tulla's Tode als erledigtes Reichslehen angesehen und von Albrecht von Oesterreich beansprucht. So gelangte ein Stück des Wettiner Besitzes nach dem andern entweder thatsächlich oder doch vertragsrechtlich in fremde Hände. Vergebens kämpften die unglücklichen Brüder für ihr Erbe. Das Leid verfolgte sie, unstät und flüchtig irrte Friedrich der Freidige umher, schier verlassen von Allen. Da fiel Adolf von Nassau in der Göllheimer Schlacht. Albrecht von Oesterreich, der nunmehr Kaiser ward, setzte Wenzel von Böhmen als Generalstatthalter in der Mark Meißen, dem Oster- und Pleißnerlande ein. Wenzel war auf die Vermehrung seiner eigenen Macht bedacht, mit einigen Städten der Mark ließ er sich vom Meißner Bischof belehnen, andere erkaufte er, endlich verpfändete ihm Albrecht der Entartete die ganze Mark, die er selbst bald darauf zum größten Theil wiederum an Otto von Brandenburg verpfändete. Trotz dieses fortgesetzten Besitzwechsels wußten sich doch die Brüder nach und nach in den Besitz des Landes zu setzen und scheinen eine kurze Zeit der Ruhe genossen zu haben, aber nur eine kurze Zeit! Bald darauf sehen wir sie wieder im Kampfe, wir hören, daß der Kaiser sie in die Acht erklärt und daß er den alten Kaufvertrag mit Albrecht dem Entarteten erneuert. Die Brüder einten sich zu einem Trutzbunde gegen Alle, die sie verderben wollten, kämpften zuerst in Thüringen und besiegten dann die kaiserlichen Kriegsvölker in der berühmten Schlacht bei Lucka. Von jenen Thüringer Fehden und Fahrten und von der Schlacht bei Lucken, in der es den Schwaben so wenig „gegluckt“, sang und sagte man noch lange im Wettiner Lande.

Kurz nach dieser glücklichen Schlacht starb Diezmann, und im folgenden Jahre (1308) fiel Kaiser Albrecht unter dem Stahle seines Vetters Johann. Friedrich der Freidige gewann, während sein Vater einem ruhmlosen Ende entgegenging, Thüringen, Meißen, das Osterland und 1311 auch das Pleißnerland (vorläufig auf 10 Jahre) zurück. Nur Landsberg und die Lausitz blieben im Besitze der Brandenburger. Friedrich versuchte, auch diese Theile des Wettiner Gesammtbesitzes durch Kampf wieder zu gewinnen, aber er war unglücklich, ward sogar gefangen und mußte, um Thüringen zu retten, nicht nur in die Abtretung der genannten Gebiete willigen, sondern, wenn auch nur auf Zeit, einige Theile der Mark Meißen, auch u. A. die Stadt Leipzig, an seine Gegner abtreten. Die Lausitz fiel übrigens nach des letzten Askaniers Tode an Böhmen. 1324 starb der vielgeprüfte Markgraf, seine Grabstätte ist das Kloster Reinhardtsbrunn, das noch heute seinen Grabstein birgt.

Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich der Ernste, stand in den Kämpfen jener Tage auf Seiten der Wittelsbacher; seine Gemahlin war eine Tochter Ludwig's des Bayern. Streng und thatkräftig, wußte er seiner Macht Fülle zu mehren und seine Herrscherhoheit zu stärken. Vorübergehend hat er thätigen Antheil an der großen Politik genommen und einen Heereszug gegen Frankreich ausgeführt. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit war aber sein Land und dessen Nachbargebiete. Durch die sogenannte Grafenfehde bezwang er die mächtigsten Geschlechter Thüringens und vermehrte durch Eroberungen oder Belehnungen seinen Eigenbesitz; auch in Franken faßte er Fuß. Landsberg und Delitzsch gewann er durch Kauf zurück, ein Versuch, auch die Lausitz wieder zu erwerben, mißlang. Nach seines Schwiegervaters Tode wurde ihm von der Partei der Wittelsbacher die Kaiserkrone angeboten; er zog es aber vor, sich mit dem Lützelburger Karl zu verständigen. Kurz nach seinem Schwiegervater starb er (1349), noch in der Vollkraft seines Lebens. Er hinterließ vier Söhne und zwei Töchter, von denen die eine Stammmutter des Hohenzollernhauses geworden ist.

Der älteste Sohn, Friedrich der Strenge, übernahm, obwol er selbst erst 17 Jahre zählte, die Vormundschaft über seine jüngeren Brüder Balthasar, Ludwig und Wilhelm. Ludwig war für den geistlichen Stand bestimmt, mit den beiden anderen regierte er gemeinschaftlich, ohne daß eine Landestheilung vorgenommen wurde. Kleine Erwerbungen gelangen ihm, besonders im Vogtlande; auch die alte Familienburg Zörbig gewann er wieder. 1379 fand eine Auseinandersetzung (Oerterung) zwischen den Brüdern statt. Diese Oerterung war nicht eine eigentliche Theilung, sondern wies nur jedem einen gesonderten Verwaltungsbezirk an, während die Rechte von ihnen gemeinschaftlich ausgeübt wurden. Erst im Jahre nach Friedrich's des Strengen Tode (1381) ward eine thatsächliche Theilung in Chemnitz vorgenommen, vermöge deren Balthasar Thüringen, Wilhelm die Mark Meißen und die 3 hinterlassenen Söhne Friedrich's: Friedrich der Streitbare, Wilhelm und Georg das Osterland und Landsberg bekamen. Ein Abstammungstäfelchen möge die Verhältnisse erläutern! Die Todesjahre sind beigesetzt, damit man ersehen könne, zu welcher Zeit die Gebietstheile der einzelnen Linien wieder an die Hauptlinie Friedrich's des Streitbaren fielen:

Friedrich der Ernste † 1349

Friedrich der Strenge † 1381 — Balthasar von Thüringen † 1406 — Wilhelm von Meißen † 1407

Friedrich der Streitbare † 1427 — Wilhelm † 1425 — Georg † 1401 — Friedrich der Friedfertige † 1440

von Landsberg u. dem Osterlande

So herrschten denn im Jubiläumsjahre 3 Wettiner Linien, 5 Land- und Markgrafen in dem einst geeinten Lande. Balthasar von Thüringen und Wilhelm der Aeltere von Meißen hatten durch besonderen Vertrag sich gegenseitig die Erbfolge für den Fall des Aussterbens der Linie gesichert; in diesen Vertrag wurden die Söhne Friedrich's des Strengen später aufgenommen. Wir wissen von mancherlei Vorgängen des Jubiläumsjahres. Wilhelm von Meißen hatte die Grenzstreitigkeiten mit Wenzel von Böhmen beigelegt, Balthasar von Thüringen hatte nach einer nicht unbedeutenden Fehde mit dem Landgrafen von Hessen Frieden geschlossen und als Kampfpreis die Städte Eschwege und Sontra erhalten, Friedrich der Streitbare endlich hatte ruhmvollen Antheil an dem Städtekriege genommen und mit seinem Vetter, dem Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, den Trotz der Nürnberger gedemüthigt. Damals schien es fast unmöglich, daß die Lande der Wettiner wieder in einer Hand vereinigt werden könnten. Und dennoch sollten sie alle in kurzer Zeit, wenn auch nicht in eine Hand, so doch an eine Linie fallen. Es scheint angezeigt, der Herstellung des Zusammenhanges wegen, diese jenseit des dritten Jubiläumsjahres liegenden Vorgänge kurz zu berühren. Wilhelm der Aeltere von Meißen, der sich nach und nach von dem böhmischen Einflusse, unter dem er erst stand, freigemacht hatte, vermehrte seinen Besitz um die Stadt Pirna, die Herrschaften Colditz und Eilenburg und um die Dohna'schen Güter, welche 33 Städte und Schlösser in allen Theilen der Mark, im Vogtlande und in der Oberlausitz umfaßten. Vorübergehend war ihm sogar die Mark Brandenburg als Unterpfand überlassen worden, vorübergehend besaß er auch die große böhmische Herrschaft Riesenburg. 1407 starb er kinderlos, die Hälfte der Mark Meißen bekamen die zwei noch lebenden Söhne des strengen Friedrich (Georg war bereits verstorben), die andere Hälfte bekam der Sohn Balthasar's von Thüringen, Friedrich der Friedfertige. Nach dessen 1440 erfolgten Tode fiel Thüringen und der Antheil an der Mark an die Linie Friedrich's des Streitbaren, welcher seinen Bruder Wilhelm den Jüngeren überlebt und beerbt hatte. Wie sich unter ihm die Verhältnisse entwickelt haben, wird im nächsten Bilde zu erörtern sein.

Die staatsrechtliche Stellung des Fürsten war noch nicht für die Gesammtheit seines Besitzes einheitlich geregelt, sie beruhte auf einzelnen Rechtstiteln, Belehnungen, Verträgen und Besitzergreifungen. Aber schon bricht sich der Gedanke der fürstlichen Landeshoheit Bahn und prägt sich mehr und mehr in dem Verhältnisse des Landesherrn zu den Bewohnern aus, die ihm Ge-

horsam schulden von Rechts wegen. Eine durchgearbeitete Landschaftsverfassung kennt jene Zeit noch nicht, von Landständen kann man noch nicht sprechen, wenn sich auch der Markgraf des Beirathes seiner Großen bedient, weil er auf ihre Hilfe und Unterstützung angewiesen ist. Er beruft die Großen zum Tagen nach verschiedenen Städten; Leipzig und Meißen werden erwähnt. Noch bilden die besonderen „Beden" fast die einzige Form der directen Steuern. Die erste allgemeine Bede ward 1350 verabredet und erhoben. Nach erhobener allgemeiner Bede pflegte der Landesherr den steuernden Städten einen Revers auszustellen, in welchem er die baldige Wiederholung einer solchen Steuer zu vermeiden versprach. Wir wissen aus dem Leipziger Urkundenbuche, daß die von Leipzig zu zahlende und der Stadt erlassene Bede 150 Schock breiter Groschen betrug. Gegen Ende des Jahrhunderts kam in Thüringen eine Art Kopfsteuer auf, die den Namen „Bär" oder „Bern" hatte. Eigenart und Name dieser von Balthasar ausgeschriebenen, von jedem Kopf in Dorf und Stadt zu zahlenden Steuer ist gleich interessant. Ob der Name von den Berner Münzen oder vom Stamme bar herkommt, ob der Ausdruck von Anbinden eines Bäres damit zusammenhängt, kann hier nicht untersucht werden. Der Steuerbedarf wächst in dem 14. Jahrhunderte mehr und mehr, ganz besonders deshalb, weil das Kriegswesen sich völlig umgestaltet, weil an die Stelle der zum Dienste verpflichteten, sich selbst ausrüstenden Ritter die besoldeten, unterhaltenen Fußsoldaten treten. Die Erhebung der Judensteuer wurde den Söhnen des strengen Friedrich als Sonderrecht verliehen. Sie scheint nicht uneinträglich gewesen zu sein. Daß die auch in der Mark nicht seltenen Judenverfolgungen von den Grafen als Bereicherungsquellen veranstaltet und benutzt worden seien, ist eine Verleumdung, die um so bedauerlicher ist, als sie sich in dem angesehensten Werke über sächsische Geschichte findet. Wenn es den Markgrafen darum zu thun gewesen wäre, „die Juden wie einen vollgesogenen Schwamm auszupressen", so würden sie jedenfalls von der kaiserlichen Ermächtigung, die Judenschulden zu cassiren, Gebrauch gemacht und nicht später sogar die Steuer vermindert haben. Die Münzgerechtigkeit wurde oft von dem Landesherrn verpachtet und brachte ein erkleckliches Sümmchen ein. Auf die feine Mark kamen nicht mehr 60, sondern 72 Groschen. Die Groschen selbst führten nach ihrer Form und ihren Münzzeichen verschiedene, oft gar seltsame Bezeichnungen. Die Klagen über zunehmende Münzverschlechterung dauern auch in diesem Jahrhundert fort. Daneben bildeten die verschiedenen „Geleite" eine reiche Einnahmequelle. Auf den Ertrag derselben läßt die Nachricht, daß das Geleite zu Leipzig 1346 für 300 Mark verpfändet ward, einen Rückschluß zu. Mehr und mehr bildet sich um den Markgrafen ein geordneter Hofstaat, dessen Beamte besoldet sind. Als Räthe erscheinen die „Heimlichen", als neue Beamte der magister camerae und der magister curiae.

Das *Gerichtswesen* ist in einer vollständigen Umwandlung begriffen, es bildet sich mehr und mehr die Landesgerichtsbarkeit aus und die auswärtige Gerichtsbarkeit tritt zurück. In den einzelnen Landestheilen bestehen Provinzialgerichte, deren Appellationsinstanz das markgräfliche Hofgericht war, welches seinen Wirkungsbereich auch über Thüringen ausdehnte. Die geistlichen Gerichte erfreuten sich nicht sonderlichen Beifalls, da sie ziemlich willkürlich schalteten und das Interesse der Kirche über das des Rechtes zu stellen pflegten. Freigerichte, wie sie in Westfalen sich ausgebildet hatten, werden erst im nächsten Jahrhunderte in Mitteldeutschland häufiger; zur Abwehr der Uebergriffe der Stegreifritter wurden Schutzbündnisse geschlossen.

Die *Städte* entwickelten sich zu immer größerer Bedeutung; immer mehr Freiheiten und Befreiungen wurden den aufblühenden Gemeinwesen zu Theil. In manchen Städten wurde die Gerichtsbarkeit in einer Familie erblich, ein Verhältniß, welches die Abhängigkeit der Städte vom eigentlichen Gerichtsherrn verringerte. So hatten Leipzig und Freiberg, später auch Dresden und Lommatzsch solche Erbschulzen. Schon machte sich der Zug nach der Stadt bemerkbar, der den Rittern um so weniger genehm war, als er ihnen die Hörigen entfremdete und die Arbeitskräfte entzog. Geschlechter und Zünfte stehen sich immer feindlicher gegenüber, die letzteren erlangen in vielen Gemeinweisen sei es durch Kampf, sei es durch friedliche Vereinbarung einen Antheil an der städtischen Verwaltung. In Leipzig finden wir im 14. Jahrhunderte die Innungen der Tuchmacher (Tuchmacherhaus am Loch), Gerber, Schuster, Schneider, Flickschuster, Kramer und Bäcker erwähnt. Ob die Anfänge der Schützengilden schon bis in das geschilderte Jahrhundert hinauf reichen, ist höchst fraglich. *Dresden* war damals eine Stadt von noch nicht 4000 Einwohnern, wie neuerdings überzeugend von Richter in dem Sächsischen Archiv nachgewiesen worden ist. Es hatte zwei Kirchen: die Frauen- und Sophienkirche, mehrere Kapellen, ein Hospital und ein Franciscanerkloster, einen Salzmarkt und eine Münze. Die Juden hatten bereits eine Synagoge hier. Ueber die Elbe führte eine Brücke mit steinernen Pfeilern. — *Leipzig* ist berühmt durch seinen Schöppenstuhl. Das reiche Thomaskloster unterhält eine Chorknabenschule, allsonnabendlich wird von 8 Chorschülern die Messe gesungen. Zur Errichtung einer Stadtschule, der nachmaligen Nicolaischule, ist Genehmigung ertheilt worden. Das Leprosenstift zu St. Johannis wirkt segensreich und bekommt nicht unbeträchtliche Schenkungen an Grund und Boden in den Fluren Dösen, Fuchshain, Oetzsch u. s. w. Als Handelsplatz hatte Leipzig damals noch geringere Bedeutung als Erfurt; es war der eigentliche Markt für die Sorben. Pelzwerk und Leinwand waren Haupthandelsartikel, außerdem aber auch Tücher, Glas, Wein, Seide, Gewürze, Goldwaaren und Heringe. Am Handel betheiligten sich die Juden in besonderem Grade. Wir lesen in den Urkunden oft von Aufnahmen und Steuerbefreiungen derselben, am Fleischerplatze bestand eine Judenschule. Die Aufnahmegebühr pflegt nicht niedrig gewesen zu sein, in einer Urkunde wird sie auf 60 Gulden angegeben. Rings um die Stadt dehnen sich „agri et rubeta", die man damals schon das „rozinthal" nennt. — *Chemnitz* hat ein nicht unbedeutendes Benedictinerkloster und 2 Pfarrkirchen. Den gewaltigen Aufschwung, den die Stadt schon genommen hat, dankt sie den Bleichereien, die in so großer Zahl vorhanden sind, daß ein besonderes Bleichamt entsteht.

Der *Ackerbau* macht in mehrfacher Beziehung Fortschritte. Immer weitere Strecken des alten Waldes werden urbar gemacht und vom Pfluge durchfurcht, die große Heide um Dresden wird zum Theil gerodet, immer mehr Nutzpflanzen werden mit gutem Erfolge angebaut. Auch die landwirthschaftlichen Nebenbetriebe werden sorgsamer gepflegt. Die Bienenzucht war sehr verbreitet, da der Bedarf an Wachskerzen ein bedeutender war; auch die Fischzucht fand sorgsame Pflege, da der Bedarf an Fischen zur Fastenzeit befriedigt werden mußte. Der Weinbau wurde durch den Bischof Konrad von Meißen, der edlere Reben aus Bayern und den Rheingegenden kommen ließ, vervollkommnet. Die Landbewohner begannen bereits sich zu Gemeinden zusammenzuschließen.

Schon in den einleitenden Worten wurde hervorgehoben, daß die *Kirche* von der Höhe ihrer Macht allgemach herabzusinken schien. Roheit und Unwissenheit, Verweltlichung und Verwahrlosung nahm auch in den meisten Stiftern und Klöstern des Meißner und Thüringer Landes überhand. Die Bisthümer und Ordensbrüderschaften geriethen in Verschuldung, einmal durch die Verschwendung der Bischöfe und Ordensgenossen, dann aber auch durch die fortwährenden Gelderhebungen von Seiten des Papstes. Die alten reichen meißnischen Klöster konnten lange Zeit die ihnen auferlegten Abgaben nicht entrichten und mußten schwere Kirchenstrafen über sich ergehen lassen. Da die freiwilligen Schenkungen der Laien mehr und mehr abnahmen, wurde der Ablaß geradezu zu einer Einnahmequelle ausgebildet. Ketzerische Bestrebungen fehlten auch in den Landen der Wettiner nicht. Als eine ketzerische Gemeinschaft werden die Beguinen aus Eisenach und Erfurt vertrieben und durch die Dominikaner verfolgt. Peter von Dresden, der als Lehrer wirkte, soll gegen das Fegefeuer gepredigt und die Forderung der Abendmahlsspende in beiderlei Gestalt ausgesprochen haben. Außer den schon beiläufig erwähnten besaßen noch folgende Orte bedeutendere Klöster: Zwickau, Freiberg, Löbau, Kamenz, Plauen, Grünhain, Crimmitschau, Grimma, Oybin, Marienthal, Marienstern, Großenhain, Riesa, Nimbschen, Remse u. a.

Zu den schon genannten *Stifts- und Klosterschulen* zu Meißen, Bautzen, Wurzen, Leipzig und Dresden kommen noch Schulen in Geringswalde und Zwickau, eine Pfarreischule in Lößnitz, Stadtschulen in Zittau, Reichenbach, Pirna, Bautzen, Grimma, Oschatz, Pegau, Freiberg, Löbau und Plauen, in welch' letztgenannter Stadt der Stadtschreiber zugleich Schulmeister war. Leipzig und Meißen besaßen Judenschulen, in denen talmudische Weisheit gelehrt ward. Die Zucht in jenen Judenschulen soll nicht gerade musterhaft gewesen sein. In den Stadt- und Klosterschulen lernten die Knaben lesen und schreiben, die Ziffern, die Regeln des Donatus, das pater noster, das credo und ave Maria, einige Catonische Distichen. Das Schulgeld betrug nach einer urkundlichen Aufzeichnung für ein Vierteljahr 2 Groschen. Weniger Bemittelte zahlten nur einen Groschen, Arme waren ganz frei — Bildung war selbst in den Kreisen der geistlichen Würdenträger nicht sonderlich

verbreitet. Von den 15 Meißner Domherren konnten nur 5 schreiben.

Von wissenschaftlichen Bestrebungen sind wenige Spuren vorhanden; einige Chronisten und scholastische Philosophen werden in der Mark erwähnt, ihre Bedeutung ist zu gering, als daß wir uns mit ihnen des Näheren befassen sollten. Noch waren die Bücher ungemein werthvoll. In der Regel waren sie durch Ketten an die Wand befestigt, um vor der Gefahr der Enteignung geschützt zu sein. Wir erfahren, daß ein Geschenk von 3 Büchern so hoch geschätzt wird, daß für das Seelenheil des Schenkgebers aus Dankbarkeit Messen gelesen werden; ein ander Mal hören wir, daß drei nicht sonderlich umfangreiche Bücher für 100 rheinische Gulden verpfändet werden. Die Kunst hatte ihre Blüthezeit hinter sich. Die Dichtkunst war von den burggekrönten, Land beherrschenden Höhen hinab gestiegen in die Städte im Flachlande; an die Stelle des Minnesanges war der derbere, mehr verstandesmäßige Meistersang getreten. Unter den Meistersingern jener Zeit wird als einer der besten seiner Art Heinrich von Mügeln genannt. Er stammte aus dem meißnischen Orte Mügeln, lebte lange am Hofe des Kaisers Karl IV. und des österreichischen Herzogs, dichtete eine ziemliche Anzahl von Fabeln und Minneliedern und eine trockene allegorische Dichtung: „Der Meide Kranz," in welcher er die Wissenschaften dem Kaiser ihre Huldigungen darbringen läßt. Die bildenden Künste arbeiteten in den alten Geleisen weiter; neue Formen sind fast verpönt, nur in der Gestaltung der Dachtraufen und anderer minder bedeutender Theile der Außenarchitektur zeigt sich die freischaffende Phantasie des Künstlers. Wie fast überall in Deutschland haben sich auch in der Mark Meißen Bauhütten gebildet; urkundlich erwähnt wird die Steinmetzhütte in Rochlitz.

Was das allgemeine und das sociale Leben anlangt, so zeigt sich in dem geschilderten Zeitraume ein scharf zugespitzter Gegensatz zwischen Armuth und unwürdiger Unterwürfigkeit auf der einen und übermäßiger Hoffarth und Ueppigkeit auf der andern Seite. Was man im persönlichen Leben der Einzelnen beobachten kann, daß nämlich reich gewordene Emporkömmlinge einen ganz besonderen Hang zur Prunkentfaltung haben, das ließ sich damals aus dem Gesammtleben des Volkes erkennen. Die reich gewordenen Städter begannen in ihrer Kleidung (Schnabelschuhe, Pluderhose, die sogenannte Schellentracht u. s. w.) einen solchen Luxus zur Schau zu tragen, daß schon zu jener Zeit Kleiderordnungen nicht nur für Weiber, sondern auch für Männer erlassen werden mußten. Wie die unthätigen Ritter auf ihren Burgen, so ergaben sich auch die Geschlechter in den Städten einer wüsten Völlerei, besonders dem unmäßigen Trunke. Die öffentliche Sittlichkeit ließ mancherlei zu wünschen übrig. Das sittliche Gefühl war so grob geworden, daß man in gemeinsamen Bädern beider Geschlechter nichts Bedenkliches fand. In der Packhofgasse zu Leipzig stand vielleicht damals schon ein Frauenhaus. — In der Petermann'schen sächsischen Geschichte findet sich ein Verzeichniß der damaligen Preise einiger Gegenstände. Die Quelle, aus welcher es geschöpft ist, wird nicht angegeben, so daß wir keine Gewähr dafür übernehmen können. Danach kostete im 14. Jahrhundert eine Mandel Eier 1 Pfennig, 10 Heringe 1 Pfennig, 1 Pfund Butter 2 Pfennige, 1 Scheffel Korn 18 Pfennige, 1 Scheffel Weizen 25 bis 30 Pfennige, 1 Tonne Bier 50 Pfennige.

Bücherbesprechungen.

□ Laß meinen Gang gewiß sein in Deinem Wort! Neue Sammlung von Casualreden von Dr. Suppe, Archidiaconus. 4. Heft. Traureden. Leipzig, Th. Richter. — Auch dieses Heft der Casualreden des trefflichen Homileten rechtfertigt das wiederholt in diesen Blättern ausgesprochene günstige Urtheil über diese Sammlung. Der Versuchung, der gerade bei Traureden die geistliche Rede leicht verfällt, die casuellen Verhältnisse zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen, ist der Verf. bei dem Ernst, mit dem er den einzelnen Fall in das Licht des göttlichen Wortes stellt, auch hier entgangen. Bei Nr. 20 hätten wir gewünscht, daß der Verf. von der sonst consequent festgehaltenen Regel, einen Schriftspruch zu Grunde zu legen, nicht abgewichen wäre; das Liedeswort, das hier den Spruch ersetzt, hätte trotzdem verwendet werden können.

M.-Fr. Den in Nr. 41 und 85, 1887 und Nr. 28, 1888 besprochenen beiden ersten Bänden von Lady Blennerhassett, Frau v. Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur, ist nunmehr der dritte und letzte gefolgt. (Mit Namenregister, XIV, 569 Seiten, Berlin, Gebrüder Paetel, 1889, 9 ℳ.) Es ist eine Freude, zu sehen, wie dies bedeutende Werk von Anfang bis zu Ende aus einem Gusse bleibt, so daß alle den früheren Bänden gespendeten Worte der Anerkennung auch auf den letzten Anwendung finden. Derselbe führt von der Heldin Ankunft in Weimar 1804 bis zu ihrem Tode am 14. Juli 1817. Das erste Capitel behandelt den Aufenthalt in Weimar, das zweite den sich daran anschließenden in Berlin, Necker's Tod, die Reise in Italien und Corinna, das dritte den folgenden Aufenthalt in Genf, Frankreich und Coppet und die zweite Reise in Deutschland 1808, das vierte das Leben in Coppet 1809 und ihre nochmalige Reise nach Frankreich, das fünfte ihre zweite Heirath, die allmälige Vereinsamung in Coppet und die Flucht nach Oesterreich und Rußland 1812, das sechste den Aufenthalt in Schweden und England 1813 und ihr Buch über Deutschland, das siebente und letzte die Jahre von 1813 bis zum Tode. Es sind die Jahre der bedeutendsten schriftstellerischen Erfolge und der allgemeinsten Anerkennung, welche in diesem letzten Bande an unseren Augen vorüberziehen. So ist auch die Zahl bedeutender Menschen, mit denen Frau v. Staël gerade damals in Verbindung steht, ungemein groß, und die Darstellung der schriftstellerischen wie der staatlichen Zustände und Ereignisse in allen für ihr Leben wichtig gewordenen Ländern nimmt einen sehr bedeutenden Umfang ein. Die Benutzung des hier zusammengetragenen massenhaften Stoffes erleichtert wesentlich das vorangestellte Inhaltsverzeichniß und das umfangreiche, 66 Seiten starke Namenregister. Die eigene Anschauung der Verfasserin tritt am deutlichsten in dem ersten Capitel und in der Beurtheilung der zwei Hauptwerke der Frau v. Staël hervor. Wir können hier nur nochmals mit Nachdruck auf dieses vortreffliche Werk aufmerksam machen und fügen für eine zweite Auflage einige kleine Bemerkungen bei. Das Band der Freundschaft zwischen der Heldin und der Herzogin Luise von Weimar (S. 33—35) wird durch die hier gegebenen Andeutungen nicht in dem Maße erklärt, wie es die Worte der Verfasserin beabsichtigen. Aehnlich steht es Seite 308 mit der Frage der zweiten Verheirathung, über die so viel gesprochen worden ist. Ein sachlicher Fehler findet sich Seite 340, wo Nischni- und Weliki-Nowgorod mit einander verwechselt werden. Das letztere, am Ilmensee gelegen, ist auf dem Wege von Moskau nach St. Petersburg von Frau v. Staël berührt worden und ist das von Iwan dem Schrecklichen so fürchterlich behandelte, nicht das an der Wolga gelegene, von Mongolen und Tataren öfter heimgesuchte Nischni-Nowgorod.

J. R. Germanias Sagenborn. Mären und Sagen für das deutsche Haus. Bearbeitet von Emil Engelmann. 1. Lieferung. Stuttgart, Paul Neff. — Die alten germanischen Heldensagen und Mythen, wie sie in der Edda, dem Nibelungenliede u. a. ihren poetischen Niederschlag gefunden haben, sind schon öfter weiteren Kreisen, der Familie und Jugend, durch eine erzählende Wiedergabe übermittelt worden. Hier wird diesen populären Neugestaltungen von einem Verfasser, der sich das Recht dazu durch seine Bearbeitungen des Nibelungen- und Gudrunliedes, des Parzival und der Frithiofs-Sage erworben hat, eine neue hinzugefügt. Es sollen die Mythen und Sagen von der Walküre (Brünhild und Sigurd), von Walter und Hildegunde, dem hörnenen Siegfried, von Chriemhild und Siegfried, Helias, dem Schwanenritter, Roland, Eginhard und Emma erzählt werden, also Geschichten, die dadurch eine gewisse Einheit untereinander bilden, daß sie alle in irgend einer Verbindung mit dem schönsten deutschen Strome stehen: denn auch die erstgenannte Sage, die von der Walküre, ist, trotzdem ihre älteste Form uns in nordischer Fassung überliefert worden ist, deutschen Ursprungs und an den Rhein zu verlegen. Die vorliegende erste Lieferung enthält den Anfang der Wälsungensage, die Schicksale der Paare Siegmund-Hiordis und Sigurd-Brünhild, also dasjenige, was dem Leser aus Wagner's gewaltigem Nibelungenring bekannt ist. Die Wiedergabe liest sich gut, ist klar, einfach und allgemeinverständlich gehalten und hält sich bei treuer Anlehnung an die Quellen frei von jenen eignen, modernen, theils sentimentalen, theils romantischen, auf jeden Fall aber störenden Zusätzen, in denen sich viele Bearbeiter alter Sagen zu gefallen pflegen. An geeigneten Stellen sind Proben aus dem Urtext, der Edda, in poetischer Uebersetzung eingeflochten. Auch Illustrationen sind beigegeben; von den Meistern, deren Bilder benutzt worden sind, seien Bendemann, Camphausen, Max, Makart, Richter, Schnorr v. Carolsfeld genannt. Das Ganze wird in 12 Lieferungen à 50 ₰ fertig vorliegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 30. Dienstag, den 12. März. 1889.

Die schlafenden Helden der deutschen Volkssage.

Von Alexander Tille.

Vor nunmehr sechs Jahren (in der „Wissenschaftlichen Beilage“ vom 17. December 1882) erschien an dieser Stelle ein Aufsatz des vor etwa Jahresfrist verstorbenen unglücklichen Dichters Albert Lindner, welcher unter dem Titel „Wuotan-Barbarossa“ die Sage vom Bergschlafe des Kaisers Friedrich I. im Gegensatze zu Grimm und Zezschwitz, die ihren Ursprung aus einer byzantinischen Sage ableiteten, auf urgermanische Ueberlieferungen zurückführte und das Urbild des im Berge schlummernden Kaisers in dem Gotte Wuotan suchte, von dem gleichfalls die Sage gegangen sein soll, daß er im Berge schlafe. Lindner führt noch eine Reihe anderer deutscher Helden an, welche ebenfalls im Berge schlummern sollen, und thatsächlich weist die außerordentliche Verbreitung dieses Zuges darauf hin, daß die Sage einen mythischen Hintergrund habe. Nur muß man sich hüten, auf irgend einen zufällig übereinstimmenden Zug hin diesen Hintergrund in einer bestimmten Gestalt der Göttersage finden zu wollen, die ja keineswegs so sicher festgestellt ist, als der Laie gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ehe man zu einem Schlusse der Art berechtigt ist, muß man erst über eine ganze Fülle von Beispielen verfügen können. Jedenfalls ist die Frage aber auch für weitere Kreise wichtig und anziehend genug, um ein Eingehen auf dieselbe nach dem heutigen Stande der Wissenschaft an dieser Stelle zu rechtfertigen, welches nicht ohne Ergebniß bleiben dürfte.

Vom Schlosse Amberg geht die Sage, daß in seinen Kellern „zwölf Männer“ mit goldenen Kugeln spielen. Dieselben zwölf finden sich im Schloß Hochberg in Baden wieder. Im Odenberge kegeln nach Grimm Männer mit eisernen Kugeln. Friedrich Nork zählt in seiner „Mythologie der Volkssagen“ über dreißig deutsche Berge auf, in denen Helden ruhen sollen. In der Sage vom Scherenzerwalde geht der Welfenherzog Eticho mit zwölf Vasallen in den Berg, um nicht dem Kaiser den Lehenseid leisten zu müssen. Im Bergschlosse Geroldseck schlafen Sigfrid, Etzel, Dietrich von Bern und Ruedeger von Bechelaren. In Westfalen zwischen Lübecke und Holzhausen, oberhalb des Dorfes Mehnen an der Weser, liegt ein Hügel, „die Babylonie“ genannt. In diesem sitzt Wedekind (Weking), der Sachsen Herzog, und harrt auf die Zeit, wo er sein Volk wieder mit dem Schwerte zum Heidenthum bekehren kann. Am Vierwaldstätter See wohnen im Berge die „drei Telle“, des Landes Befreier, und schlafen in uralter Tracht. Wenn aber einst die Zeit der Noth kommt fürs Vaterland, dann werden sie auferstehen und wacker dreinschlagen. Einst verirrte sich ein Hirt in die Höhle und wurde von einem Tell gefragt, welch Zeit es sei. Auf die Antwort, es sei hoch um Mittag, entgegnete jener, dann könnten sie noch lange schlafen. — Im Fichtelgebirge schläft in einem Berge „Prinz Karl“ mit tausend Helden, und als im Jahre 1848 Siege der Italiener über die Oesterreicher verlauteten, hieß es im Volke: „Es geht halt, wie die Willeweis prophezeit hat: in Welschland wird es unseren Leuten so schlecht gehen, daß die meisten umkommen. Wenn es aber so weit kommen wird, daß der Kaiser mit seinen zwei letzten Soldaten durch den Kuntersweg hereinzieht, wird der Sandwirth erscheinen und die Leute aufbieten. Dann giebt es einen so großen Landsturm, wie er noch nie dagewesen ist, und die welschen Rebeller werden für immer geschlagen sein. Viele Leute glauben zwar, daß der Sandwirth erschossen worden sei zu Mantua; dies ist aber erlogen. Er hat sich nur versteckt und wohnt in der Sarner Scharte oder im Ifinger.“

Auch Napoleon I. soll nach dem westfälischen Volksglauben in einem Berge schlafen und bei nächtlicher Weile Musterung halten. Vielleicht geht Heine's „Nächtliche Heerschau“ auf eine solche Sage zurück. Daß der Rodensteiner im Berge schläft und bei nächtlicher Weile auszieht, ist ja bekannt.

In erster Linie sind es jedoch deutsche Kaiser, denen der Volksglaube eine Stätte im Berge anweist. So schläft Karl der Große im Untersberg bei Salzburg, im Odenberg bei Gudenberg, im Kaiser Karlsberg zwischen Nürnberg und Fürth, aus dem in früherer Zeit oft Gesang erscholl, im Desenberge bei Warburg und in der Burg Herstall. Dem Kaiser im Desenberge ist der Bart bis auf die Füße gewachsen.

Im Südemer Berge sitzt Heinrich der Finkler und wird einmal kommen, wenn Deutschland in Nöthen sein wird. Friedrich I. und Friedrich II. sitzen im Untersberg und schlummern dem einstigen Kampfe entgegen. Karl V. haust in demselben Berge, und die Steiermärker Bauern glauben noch heute, daß ihr Befreier von der Leibeigenschaft, Kaiser Josef II., nicht gestorben sei, sondern im Berge schlafe und sie einstens völlig befreien werde. Im Quedlinburger Schlosse haust Kaiser Otto I., und Friedrich Barbarossa in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern, zu Trifels bei Annweiler und im Untersberg bei Salzburg. In den Gluckenberg bei Gmünden soll vor langer Zeit ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versunken sein. Nun sitzt er darin an einem steinernen Tische, und wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, wird der Kaiser mit allen seinen „Wappnern“ wieder hervortreten. Die Sage berichtet, wie der Kaiser einem Semmeljungen täglich für uraltes Geld Semmeln abkaufte, so lange dieser schwieg. Als er das Schweigen darüber gebrochen hatte, fand er den Eingang zum Berge nicht wieder.

Aber alle diese Sagen sind doch nur rein örtliche. In der deutschen Volkssage ist der Kyffhäuser derjenige Berg geworden, den man den todten Kaisern zum Aufenthaltsort anwies. Und zwar sind es insbesondere zwei deutsche Könige, welche drinnen ihre Heimstätte haben, Otto I. und Friedrich Barbarossa. Von Kaiser Otto — erzählt uns Harrys in seinen „Niedersächsischen Sagen“ — wurde zwar im Volke gesagt, er sei plötzlich gestorben. Man veranstaltete zwar ein feierliches Begräbniß, doch der Kaiser lag nicht im Sarge, sondern schmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren starb, fand sein Geist keine Ruhe im Grabe, sondern irrte lange umher, bis er sich den Kyffhäuser zur Wohnung erkor. Nun zogen einst Musikanten durch das Thal und spielten vor den Häusern, doch nirgends empfingen sie eine Gabe, so daß sie sich den ganzen Tag vergebens gemüht hatten. Sie sprachen am Abend: „Wir wollen dem Kaiser Otto ein Ständchen bringen, vielleicht schenkt er uns etwas.“ Als sie mit einem Musikstücke zu Ende waren, kam des Kaisers Castellan und überreichte Jedem einen grünen Zweig. Die Musikanten warfen die Zweige weg und lachten: „Wenn wir nicht mehr hätten verdienen wollen, solche kaiserliche Gnade hätten wir auch sonst finden können.“ Nur einer steckte sich den Zweig an den Hut und sagte: „So habe ich doch ein Andenken an den Kaiser Otto!“ Und als sie Abends spät in die Herberge kamen, da war der Zweig zu Gold geworden. — Ein andermal verirrte sich ein armer Schäfer in den Berg und kam in einen hochgewölbten Saal. Dort saß der Kaiser Otto mit seinem langen rothen Barte an einem steinernen Tische, um ihn her saßen viele Hundert Ritter und

Schildknappen in voller Rüstung. Der Kaiser gab ihm einen Haufen glühende Kohlen, die sich am Sonnenlicht ebenfalls in Gold verwandelten. — Ein weiterer Schäfer verlor am Johannisabend seine Heerde auf dem Kyffhäuser aus dem Gesicht. Als er sie im Gebüsche suchte, streifte er mit den Füßen die blaue Wunderblume ab, welche nur in der Johannisnacht blüht. Wer sie trägt, kann bekanntlich Geister sehen. Nun blieb sie an seiner Schuhschnalle hängen. Nachts, als er eben im Thale drunten elf schlagen hörte, sah er, wie sich der Berg aufthat und Kaiser Otto mit vielen Rittern herausstieg. Sie begannen Kegel zu schieben. Als es zwölf schlug, stiegen sie in den Berg zurück, und dieser schloß sich wieder. Der Schäfer nahm sich zum Wahrzeichen den König der Kegel mit und fand denselben am Morgen in Gold verwandelt.

Der zweite Kaiser, welcher im Kyffhäuser thront, ist der Hohenstaufe Friedrich I., Barbarossa, oder nach neueren Geschichtschreibern eigentlich zunächst sein Enkel Friedrich II. Die Sage geht bei Weitem nicht bis zu Barbarossa's Zeit zurück, sondern taucht zuerst 1519 auf. 1669 sah ihn angeblich ein Bauer im Berge und sodann ist dies der Sage nach noch mehrmals vorgekommen. Die Erzählungen, welche sich daran knüpfen, sind ja bekannt.

Daß eine solche Verbreitung der Sage nicht zufällig sein kann, liegt auf der Hand. Ebenso nahe liegt es, ihren älteren Kern in der Bergentrückung eines deutschen Gottes zu suchen. Aber man muß sich hüten, die Sage auf den deutschen Gott Wuotan einzuschränken, wie Lindner es gethan hat. Daß dieser allerdings mit der Bergentrückung etwas zu thun hat, beweisen einerseits die Raben und andererseits Namen wie Odensberg, Gudesberg.

Zunächst ist festzustellen, daß die Sage von der Bergentrückung eines Helden nicht insbesondere eine deutsche, sondern eine gemeingermanische ist. Wir finden sie wieder in Dänemark, bei den Inselschweden, schon in früher Zeit in Norwegen und endlich auf Island. Die Dänen hoffen auf die Wiederkehr Holger's, der auch im Ardenner Walde umgeht. Er war der Sohn Gottfried's von Dänemark und der Gloriande. Unter der Obhut der Fee Morgune zog er in die Sarazenenschlacht und kehrte als Sieger heim. Als er starb, nahm ihn die Fee zu sich auf ihre Insel. Schon einmal ist er seitdem wiedergekommen. Nach zweihundert selig verträumten Jahren nämlich kam er unter Hugo Capet nach Frankreich, um die Sarazenen vertreiben zu helfen. Dann kehrte er nach Ablauf eines Jahres auf die Feeninsel zurück, wird aber einstmals wieder kommen. Nach einer anderen Sage wohnt er im Schlosse Kronenburg. Vor vielen Jahren nun ward dann und wann das Geräusch von Waffen in den Gewölben des Schlosses gehört. Niemand wußte den Grund davon, und im ganzen Lande war Niemand, der den Muth besessen hätte, in die Tiefe hinabzusteigen. Endlich wagte es ein Verbrecher auf das Versprechen hin, daß seine Schuld durch diese That gesühnt sein solle. Er stieg hinab und gelangte an eine große eiserne Thür. Als er anklopfte, ging sie von selbst auf, und er befand sich in einer tiefen Wölbung. In der Mitte hing eine Lampe herab, die beinahe ausgebraunt war. Darunter stand ein großer steinerner Tisch, um welchen einige in Stahl gekleidete Männer saßen, deren Haupt auf den kreuzweis gelegten Armen ruhte. Derjenige, welcher zuoberst am Tische saß, stand auf. Es war Holger der Däne. Als er aber sein Haupt von den Armen erhob, borst die steinerne Tafel mitten entzwei, denn sein Bart war mitten hindurch gewachsen. „Gieb mir die Hand," sprach er zu dem Manne; dieser wagte es jedoch nicht, sondern reichte ihm einen Eisenbarren, in welchen Holger seine Finger eindrückte. Endlich ließ er los und murmelte: „Es ist gut! Ich freue mich, daß es noch Männer in Dänemark giebt; wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben."

Bei den Inselschweden erzählt die Sage, Töllus sei sammt seinem Schlosse versunken in den See Töllsgraben. Er sitze als Ritter unten verzaubert in dem See und sein Bart sei durch den Tisch gewachsen.

Die Sage von Harald Harfagri erzählt (Cap. 8), daß König Herlaug mit zwölf Mannen in den Hügel gegangen sei, weil er sich dem christlichen König Harald nicht habe unterwerfen wollen.

Vielleicht gehört auch hierher, was Ynglingasaga 12 von dem schwedischen König Freyr erzählt. Hier heißt es: „Und als die Krankheit heftig wurde, gingen seine Mannen zu Rathe und ließen wenige zu ihm kommen, sie errichteten aber einen großen Grabhügel und machten eine Thür davor und drei Fenster. Als er aber gestorben war, trugen sie ihn heimlich in den Hügel und sagten den Schweden, daß er lebe, und bewachten ihn drei Winter hindurch." Snorri knüpft die ersten Anfänge der Sitte, die Todten zu begraben, an Freyr.

In der Edda nennt sich Odhin einmal (Sigurdar Kwida 18) selbst den „Mann vom Berge". Außerdem wird dem Swedgir in der Ynglingasage einmal gesagt, wenn er Odhin finden wolle, solle er in den Stein gehen.

Damit ist das Vorhandensein der Bergentrückung auf gemeingermanischem Gebiete erwiesen und wir sind überzeugt, daß sich in der reichen Sagenfülle noch mehr Beispiele würden auffinden lassen. Aber damit ist die Frage noch nicht endgiltig gelöst. Es gilt, auch auf indogermanischem Gebiete sich umzusehen. Und in der That sind wir im Stande, auch auf diesem Felde Belege für das Vorkommen der Sage von der Bergentrückung aufzuweisen.

Die Sage vom Siebenschläfer, welche sich zuerst auf griechischem Boden findet, gehört wol nicht hierher; sie trägt doch zu deutlich ihre Tendenz an der Stirn. Sie wurde wol nur erfunden, um den raschen Umschwung der Verhältnisse zu Gunsten des Christenthums zu kennzeichnen. Sie selbst können wir darum nicht als Beleg anführen. Höchstens dürfte man sagen, man würde kaum auf sie gekommen sein, wenn nicht irgend ein diesbezüglicher Volksglaube vorgelegen hätte. Aber auch dieser Beweis steht auf schwachen Füßen.

Wir brauchen ihn aber auch gar nicht.

König Artus, welcher nachweislich eigentlich der keltischen Sage angehört, wohnt schlummernd in einem Berge auf der Insel Avallon, von wo er einst mit seinen Schaaren ausziehen wird, das Volk von Waleis von der Herrschaft der Sachsen zu befreien. Und er wird kommen, sobald sein Volk die Nothfeuer auf den Bergen anzündet und zur Empörung aufsteht gegen die Fremdherrschaft. — Aber nicht nur in seiner Heimath hat er einen Berg der Ruhe gefunden, er schläft auch noch in der Nähe des Aetna in einem Berge unweit Catania. Alljährlich öffnen sich seine Wunden, an denen er nicht ganz verblutete. In letzterer Sage scheint die Gestalt des Artus irgend einen in Italien einheimischen Helden verdrängt zu haben. An den Gott Vulcanus, der im Aetna hämmerte, ist jedoch nicht zu denken, da Artus mit ihm nicht den geringsten Zug gemeinsam hat.

Auch die Czechen warten auf die Auferstehung eines Helden, des großen Zdenko von Zasnink, welcher mit den Seinen im Berge Blanik in Böhmen auf einer Steinbank schläft, bis man zur Befreiung des Volkes rufen wird.

In Portugal knüpft sich dieselbe Sage an den Namen des Königs Sebastian, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alkazar blieb, und eine spanische Sage läßt den Maurenfürsten (also Nichtindogermanen) Boabdil in Alhambra in einem Berge die Zeit abwarten, wo er sich für sein Volk in den Kampf stürzen werde.

Endlich findet sich auch, wie übrigens auch Lindner erwähnt, der auch die Sage von Zdenko von Zasnink bereits kennt, in dem indischen Epos Mahabharata (der „große Krieg") der Zug, daß sich ein Herrscher zum Ausruhen von seinen Thaten in das Innere eines Berges zurückzieht mit dem Versprechen, daß er wieder kommen wolle, wenn sein Volk in Noth sei und sein begehre. Mit dem Zurückgehen in die Einsamkeit des Büßerlebens hat dieser Zug nichts zu thun.

Auch auf indogermanischem Gebiete lassen sich diese Beispiele sicher noch bedeutend vermehren. Doch es handelt sich uns hier ja nicht um den Nachweis aller Stellen, wo die Bergentrückung vorkommt, sondern nur um die Feststellung der Thatsache, daß dieselbe auch auf indogermanischem Boden eine Verbreitung hat wie wenige Züge des sonstigen Götterglaubens; denn daß wir's hier mit diesem zu thun haben, ist nicht anzuzweifeln. Sie würde sich aber nicht so rein und weit erhalten haben, wenn sie nicht in dem Götterglauben eine hohe Bedeutung gehabt hätte. Fragen wir nach dem Grundzug aller dieser Sagen, so finden wir, daß derselbe darin besteht, daß ein sterbender Held in den Berg geht. Es handelt sich also um eine religiöse Anschauung vom Sterben oder vom Aufenthalt des Menschen nach dem Tode. Nun wissen wir aber, daß die gesammten Indogermanen in frühester Zeit die Ansicht hatten, die Seelen der Abgeschiedenen wohnten im Wolkenreiche. In der römisch-griechischen Orkusanschauung ist dieser Zug allerdings verdunkelt, aber verschiedene Vergleiche des griechischen mit dem indischen Todtenreiche beweisen doch, daß auch jenes ursprünglich am Himmel droben seinen Platz gehabt haben muß. Bei den Römern finden wir diesen Zug noch erhalten in der volksthümlichen Religion. Als Ovid nach Tomi verbannt war, klagte er einmal, daß er in Tomi sterben werde. Das sei ihm

darum so schrecklich, weil dann auch seine Seele in dem Luftreiche über Tomi wohnen werde. Im deutschen Volksglauben ist dieses Wolkentodtenreich in dem „Engelland" des Kinderreims erhalten; da heißt es z. B.:

Marienwörmken flig furt,
Flig furt nach Engelland!
Engelland ist zugeschlossen,
Schlüssel davon abgebrochen.

oder

Herrgottspferdchen fliege,
Vater ist im Kriege,
Mutter ist in Engelland,
Engelland ist abgebrannt,
Herrgottspferdchen fliege!

Diese Reime haben außerordentlich viele Variationen. W. Mannhardt hat dieselben in seinem großen Werke „Germanische Mythen" (Berlin, 1858) S. 347 ff. zusammengestellt. Uebrigens wechselt der Name „Engelland" mit „Pommerland", wo sich ja auch der Teich befindet mit den ungeborenen Kinderseelen, die der Storch den harrenden Elternpaaren zuträgt.

Das Wolkenreich also war das Todtenreich. Die Wolken erscheinen aber in unzähligen Sagenzügen als Berge. Das hat für uns nicht das mindeste Wunderbare. Erscheinen doch selbst uns Wolkenzüge dicht im Gesichtskreise als Gebirge und an Orten, von denen aus man bei günstigem Wetter Alpenketten sieht, sind sich die Reisenden oftmals uneinig, ob sie eine Berg- oder Wolkenkette vor sich haben. Eine unendliche Fülle von Beispielen für die Auffassung der Wolken als himmlische Berge bei den Indogermanen bietet der Berliner Gymnasialdirector W. Schwarz in seinem Buche über den „Ursprung der Mythologie" in den im Inhaltsverzeichniß unter „Wolke", „Berg" angeführten Stellen. Auch in seinen „Poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen" II. Wolken und Wind, Blitz und Donner S. 13—17 wird diese Frage ausführlich behandelt. Als Beleg sei hier nur angeführt, daß bei den Indern der älteren Zeit alle Ausdrücke für „Feld" oder „Berg" zugleich „Wolke" bedeuteten. Auch altnordisch heißt Klakkr Felsen und Wolke, im angelsächsischen clud Felsen, im englischen cloud Wolke. Für diese Anschauung lassen sich aus der Literatur der Indogermanen Hunderte von Beispielen anführen.

Demnach kann es nicht mehr zweifelhaft sein, was wir uns eigentlich unter den Bergen zu denken haben, in welche die abgeschiedenen Helden gehen. Der germanische Ausdruck „in den Berg gehen" für sterben ist demnach gleichbedeutend mit: „ins Todenreich oder Wolkenreich gehen". Da nun aber der gesammte Götterglaube der Indogermanen in Bilder gefaßt war, ja eigentlich aus einer solchen Bilderkette bestand und im Laufe der Zeit wie bei jeder Religionsentwickelung die Bilder selbst und nicht der ihnen zu Grunde liegende Gedanke für die religiösen Wahrheiten gehalten wurden, so verlor sich auch nach und nach die Ueberlieferung, was diese „Berge" bedeuteten, und wir dürfen annehmen, daß die Uebertragung der Eigenschaft der himmlischen Berge, Todte aufzunehmen, auf irdische schon vor der Zeit stattfand, in welcher das germanische Heidenthum mit dem von Süden andringenden Christenthum in Berührung kam. Dementsprechend wurde auch der Berg, in dem die Seelen der ungeborenen Kinder wohnten, auf die Erde versetzt, und daß er auf derselben sich befand, beweist ja die bekannte Sage vom Berge der Frau Holle, welche die Seelen der ungeborenen Kinder bei sich hat.

Ueber das Geheimniß der Bruteier.

Von R. L—g.

Die Versuche, das Geschlecht des Vogels schon an der Gestalt des Eies zu erkennen, beschäftigen, wie u. A. auch wieder in der ersten Beilage zu Nr. 40 der Leipziger Zeitung zu lesen, immer noch eine Menge Köpfe, weil eine Erkenntniß in dieser Richtung von größter Wichtigkeit für die Hühnerzucht sein würde. Denn diese und in Verbindung damit die Eiererzeugung spielen, wenngleich beide in Deutschland noch stark vernachlässigt sind, auch in der kleinsten Wirthschaft eine nicht unbedeutende Rolle. Ist doch das Ei, und in erster Reihe das Hühnerei, das gehaltreichste, leichtverdaulichste und darum das kräftigste Lebensmittel. Es enthält, wie das schon in der Natur des Eies begründet ist, Alles, was zur Entwickelung, zum ersten Aufbau eines Wirbelthieres erforderlich ist und es besitzt demnach alle zu einer wirksamen Ernährung gehörigen Eigenschaften, die aber erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit genügend beachtet und gewürdigt worden sind. Dies und der Umstand, daß das Ei, durch seine Schale vor Unreinlichkeit geschützt, stets eines der saubersten Gerichte abgiebt, bringt es mit sich, daß der Eierverbrauch in allen Culturstaaten mit jedem Jahre bedeutend zunimmt und dem Hühnerei im Besonderen im Haushalt eine immer größere Wichtigkeit beigelegt wird. Bei gesunkenen Kräften und geschwächter Verdauung ist das rohe oder halbweich gekochte Dotter das leichteste und sicherste Stärkungsmittel, und der im rohen Eie sich dickflüssig und farblos darstellende Stoff: das Eiweiß, ist insofern der Gradmesser fast aller übrigen Nahrungsmittel, als bei ihnen die Chemie nur das leicht oder schwer lösliche Thier- oder Pflanzeneiweiß nach Procenten aufzuzählen braucht, um damit den Werth eines jeden klar festzustellen. Bei Reisen in unwirthlichen Gebieten, so bei Durchforschung des schwarzen Erdtheils, ist das Hühnerei die willkommenste, die werthvollste Speise, denn das Haushuhn ist auch über ganz Afrika verbreitet, es ist der verbreitetste Vogel und wird durch die Zucht in eine kaum mehr zu übersehende Menge Racen, Unterracen und Kreuzungen geschieden, denen jedes Jahr einige neue hinzufügt.

Da nun die Unterschiede der Racen und Kreuzungen sich bereits am Eie zeigen, so weist die an und für sich wohlbekannte Eiform schon dadurch in Bezug auf Größe, Farbe, Form, Glanz und Runzeln eine außerordentliche Menge Abweichungen auf, die auch dem Unkundigen in die Augen fallen, und das Geschick und der Scharfsinn desjenigen, der es wirklich dahin brächte, aus der bloßen Form des Eies schon das künftige Geschlecht des Vogels zu bestimmen, wäre demnach geradezu wunderbar zu nennen. Eine Entdeckung nach der Richtung: das Geheimniß der Bruteier schon an ihrer äußeren kalkigen Schale zu entziffern, verdiente eine angemessene staatliche Belohnung. Denn welche Vortheile, welche große Vereinfachungen der Zucht würden damit erreicht! Vorbei wären dann alle die Wechselfälle und Ueberraschungen, welche bei der Hühnerzucht die Regel bilden, so daß man z. B. unter 25 bis 30 glücklich ausgekrochenen Küchlein schließlich kaum 3 bis 4 anstatt der erhofften 13 bis 14 Hühner entdeckt, die sich endlich nicht einmal als recht brauchbar erweisen, und daß man alsdann wieder ein Jahr warten muß, ehe man sich abermals den völlig unberechenbaren Ergebnissen seiner Bruthennen anvertrauen kann. Aber ist ein solches früh- oder vorzeitiges Erkennen des Geschlechts an der bloßen Structur und Gestalt des Eies oder richtiger der Eierschale überhaupt möglich?

Wie schon erwähnt, ist die Größe, Gestaltung und Farbe des Eies zunächst an die Race gebunden und wird im Zusammenhange damit bedingt durch den Bau, die Weite resp. Ausbuchtung desjenigen Organes im Hühnerkörper, in welchem das Ei seine Kalkschale erhält. Neben diesen an die Race gebundenen Unterschieden wirken jedoch noch eine Menge anderer Einflüsse auf Form, Größe, Farbe und Gefüge der Eischale, als da sind: passendes und reichliches Futter, Witterung, Reinlichkeit, Helligkeit und Wärme des Stalles, das Vorhandensein geeigneter Stoffe zur Bereitung der kalkigen Schale, entsprechende Sitzstangen und Schlafplätze, praktische Nester, Schrecken, Mißhandlungen &c., so daß sich selbst die Eier ein und derselben Henne niemals völlig gleichen; auch sie zeigen unter sich wieder eine Menge kleiner Abweichungen. Doch behalten die Eier derselben Henne allerdings stets eine gewisse Uebereinstimmung, eine Art Grundform und im Allgemeinen eine bestimmte Färbung und Glätte. Endlich wechseln auch noch Form und Größe insofern mit dem Alter, als die Eier einjähriger Hennen stets kleiner sind als die 2- und 3jähriger Thiere. — Was speciell die an den Enden des Eies oft vorkommenden Runzeln und Unebenheiten betrifft, aus denen einzelne feinsichtige Hühnerfexe das künftige Geschlecht des Vogels zu enträthseln versuchen, so können diese kleinen Ungleichheiten der Schale mit dem Keime selbst unmöglich einen solchen wesentlichen Zusammenhang haben, sintemal erstens sie doch lediglich von der Menge und gleichmäßigen, sowie auch ungestörten Vertheilung des Kalkes im Eileiter herrühren. — Von einer dünnen, weichen, elastischen und durchsichtigen Haut eng umspannt, rückt das legereife Ei allmälig vom oberen in den weiteren unteren Theil des Eileiters, um hier, ehe es den Mutterkörper verläßt — wie schon erwähnt — noch den festen kalkigen

Ueberzug, die äußere Schale zu erhalten. Ein solches Ei aber, welches als reif, von jeder Nerven- und Blutverbindung für immer gelöst, sich außerhalb des Mutterkörpers zum Lebewesen weiter entwickeln soll und nach dieser Richtung auf mechanischem Wege vorwärts gedrängt wird, muß nicht nur alle Bedingungen des selbständigen Werdens und Lebens, es muß auch schon die Anlage des künftigen Geschlechts in sich bergen, wie Jeder einsehen wird, der auch nur ein klein wenig naturgeschichtliche Kenntniß besitzt. Es käme also zweitens nur darauf an, noch darzulegen, daß die im reifen Ei enthaltene Geschlechtsanlage schon insofern keinen Einfluß auf die Bildung und Form der äußeren Eischale zu äußern vermöge, als das Geschlecht in der äußeren Gestalt des eigentlichen Vogelkörpers fast gar nicht zur Erscheinung kommt.

Die Entwicklung des Keimes im Bruteie, von Anfang bis zu Ende der 21tägigen Brutdauer, ist wissenschaftlich ganz genau verfolgt und festgestellt worden. Man weiß, daß sich die inneren geschlechtlichen Unterschiede überhaupt nicht vor dem 10. Tage der Bebrütung im noch ziemlich durchsichtigen Keime nachweisen lassen und daß sich die betreffenden Organe ungefähr vom 16. Tage ab- und mit zunehmender Verdichtung und Entwicklung des Vogelkörpers, der äußerlichen Beobachtung wieder vollständig und derart entziehen, daß beim Auskriechen aus dem Ei im Ganzen gar kein äußerer Unterschied des Geschlechtes zu entdecken ist. Bei den weitaus meisten Racen ist dies erst nach einigen Wochen möglich und bei einzelnen edlen, namentlich französischen Racen dauert es wol nahezu 2 Monate, ehe Kamm und Färbung einigen Anhalt bieten. Wie jeder Vogelkundige weiß, treten die Unterschiede des Geschlechts auch bei dem ausgewachsenen Vogel — von dem Federschmucke abgesehen — so wenig hervor, daß z. B. an einem entfiederten Rumpfe selbst der zünftige Forscher das Geschlecht ohne anatomische Eingriffe so leicht nicht festzustellen vermag. Und diesen Thatsachen gegenüber halten wir es für eitel Mühe, an der äußeren Schale immer noch nach dem Geheimniß der Bruteier suchen zu wollen.

Bücherbesprechungen.

— „Landwirthschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodencredit und Schuldenablösung." Vorschläge zur Besserung der Lage des japanischen Landmannes, im Auftrage des kais. Jap. Ministeriums des Inneren abgefaßt von P. Mayet. (Gedruckt auf Befehl des kais. Jap. Verkehrsministeriums bei Kokubunsha, Tokyo; die deutsche Auflage im Verlage von R. L. Prager, Berlin.) — Dieses Buch darf sich mit Recht einen langathmigen Titel gestatten, denn in ihm ist ein ganzes Programm weitgreifender national-ökonomischer Neuerungen für ein ganzes Volk niedergelegt. Völlige Bewältigung des volkswirthschaftlichen Wissens, wie es sich bis heute bei uns entwickelt hat, mußte mit genauester Kenntniß japanischer Verhältnisse und zugleich mit eigen-schöpferischer Befähigung auf diesem Gebiete verbunden sein, um den Verfasser in den Stand zu setzen, dieses Werk der japanischen Regierung vorzulegen, ein Document fleißigen, scharfen deutschen Geistes, wie wir uns es im fernen Osten als testimonium ingenii germanici nicht besser wünschen können. Aber sein Werth für jenes fremde, märchenhaft schnell sich unsere Cultur erobernde Volk ist nicht das einzig Maßgebende bei Schätzung dieses Buches. Auch für den praktischen Volkswirthschaftler der Heimath des Verfassers bietet es genug werthvoller Anregung. Denn, seltsam — und in Nichts kann der ganz einzig dastehende Aufschwung Japans besser gekennzeichnet werden —: in diesem für Japan geschriebenen Werke werden Vorschläge zur Hebung des Bauernstandes gemacht, welche selbst in den Ländern, von welchen Neu-Japan sonst zu lernen pflegt, noch ganz oder theilweise unbekannt sind. Wenn sich nämlich Mayet mit seinen Vorschlägen von Sparanstalten, Bodencredit und Schuldenablösung auf dem Boden von Einrichtungen befindet, welche in Deutschland bereits den Beweis ihrer Nützlichkeit und Richtigkeit erbracht haben (Communalsparcassen, Pfandbriefanstalten 2c.), so stellt sich seine Idee einer landwirthschaftlichen Versicherung auf Gegenseitigkeit in der Ausdehnung, welche er für dieselbe verlangt, als etwas Neues dar. Diese Zwangsversicherung soll sich nämlich auf sämmtliche „acute" Schäden beziehen, welche die Landwirthschaft treffen kann; nicht, wie bei uns, nur auf Hagelschaden, sondern auf all die Schäden durch Ueberschwemmungen, Insecten, Pflanzenkrankheiten, Taifun, vulkanische Erscheinungen u. dgl. m. Indem er dabei das Wesen der Versicherung für japanische Leser überzeugend klar legt, entwickelt er zugleich sämmtliche versicherungstechnische Fragen, so weit sie bei seinem Plane in Betracht kommen, und gelangt so zu sehr scharf und praktisch geschiedenen Unterabtheilungen der landwirthschaftlichen Versicherung, in denen er zugleich die einzig mögliche Versicherungscontrole gewinnt. Z. B. Gebäudeversicherung: Gegen Erdbeben Vollversicherung (jeder vorherige Schutz unmöglich); gegen Taifun Theilersatz (gewisse Fahrlässigkeiten können den Schaden vergrößert haben); gegen Brand geringerer Theilersatz (Möglichkeit eigener Brandstiftung). Ebenso bei Vieh- und Ernteversicherung. Die ganze Organisation dieser landwirthschaftlichen Zwangsversicherung erscheint bei Mayet genau eingegliedert in den Staatsverband, angelehnt an die Selbstverwaltungskörper, abgestuft von weitester Gesammtausdehnung über das Reich zu Versicherungsverbänden nach Provinzen und Kreisen 2c. Wie gegenüber den „acuten" Schäden, so fordert M. auch gegen die Schädigungsfälle „chronischer" Art Hilfe auf dem Versicherungswege, also eine eigentliche Mißernten-Versicherung. In genauester Untersuchung dieses durch die moderne Verkehrsentwickelung sich äußerst schwierig gestaltenden Problems gelangt er zu dem Schlusse, daß diese Versicherung nur mit Staatsbeihilfe unter Heranziehung des in Japan eingeführten „Mißernten-Deckungsfonds" möglich sei. Dies ist hauptsächlich der Punkt, an welchem das Mayet'sche Werk auch für actuelle Fragen unserer Volkswirthschaft von höchstem Interesse ist. Ebenso die weiter folgenden Untersuchungen colonisatorischen Inhaltes anläßlich der Ansiedelung japanischer Bauern in der Inselprovinz Hokkaido. — Es ist jedoch unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung dem weitgreifenden Inhalte dieses Werkes gerecht zu werden. Hingewiesen sei noch auf den besonders interessanten Abschnitt, welcher zu mancherlei Vergleichen anregt, über „die Befreiung des Bauern aus den Händen des Wucherers", ein Abschnitt, durch welchen wir u. A. das japanische Zinsbeschränkungsgesetz kennen lernen. — Vorangedruckt ist dem Buche der Widmungsbrief des Verfassers an den kaiserl. japan. Staatsminister des Innern, Graf Yamagata Aritomo, beigegeben ist eine große Anzahl sehr instructiver statistischer Tabellen. Interessant ist noch der Umstand, daß das Buch durchweg von japanischen Setzern gedruckt ist, welche des Deutschen völlig unkundig waren. O. J. B—m.

j.— Seit mehreren Jahren hat es sich die Verlagsbuchhandlung von C. F. Spittler in Basel zur Aufgabe gemacht, einen einfachen aber würdigen Zimmerschmuck zu schaffen, der mit seinem ewig giltigen aus den Grundideen und Wahrheiten des christlichen Glaubens geschöpften Inhalte Arm und Reich gewidmet ist und wie in dem Hause der christlichen Familie so auch da in den Stätten, in denen der öffentliche Verkehr vorüberrauscht, einen Platz finden möchte. Es sind biblische Sprüche, christliche Lebensregeln und jene Stellen der heiligen Schrift, welche die Grundelemente unseres Glaubens ausmachen. Es sind auf großen, starken Carton gedruckte Blätter mit stattlichen in Bunt- und Golddruck ausgeführten Buchstaben, die als Anfangsbuchstaben theils in Form der mittelalterlichen Miniaturen gehalten, theils mit sinnreichen Ornamenten verziert sind. Aus der stattlichen Reihe dieser Wandsprüche heben wir besonders hervor: Die acht Seligpreisungen (dunkler Carton mit großen Initialen und reichem Blumenschmuck, Größe 39 × 49 Centim., Preis des Blattes 1 ℳ, der ganzen Serie 6 ℳ), Frankfurter Wandsprüche Nr. 10 „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen", „Unser täglich Brod gieb uns heute" u. s. w. (weißer Carton mit großen Initialen und farbigen Buchstaben, Größe 58 × 34 Centim., Preis des Blattes 1 ℳ), Wandsprüche in einfacherer Ausstattung auf starkem, gelbem Papier in Buntdruck (Größe 23 × 48 Centim., die Serie zu sechs Blatt 2 ℳ), das apostolische Glaubensbekenntniß, eine große Wandtafel (58 × 95 Centim. 1,20 ℳ). Eine für den Religions- und Geschichtsunterricht in Schule und Haus interessante Tafel ist der „Stammbaum von Adam bis Christus nebst den übrigen bedeutendsten Personen und Geschlechtern des alten Testaments, mit Angabe von Schriftstellen, Jahreszahlen und gleichzeitigen Ereignissen der Weltgeschichte" (zwei Blatt zum Zusammensetzen, Preis 80 ₰). Der schöne Zweck, den diese Blätter verfolgen, ihre würdige Ausstattung und ihr billiger Preis sichern ihnen eine weite Verbreitung zu. Mögen sie nicht nur in dem christlichen Hause an der Wand einen Platz finden, sondern auch in der Schule und Confirmationsstube und überhaupt da, wo die Stätte geeignet und bestimmt ist, auf Herz und Gemüth des Menschen durch die Wahrheiten der christlichen Religion einzuwirken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 31. Donnerstag, den 14. März. 1889.

Der adlige Grundbesitz in Sachsen.

v. W. Der Niedergang, welchen die Stellung des deutschen Adels während der letzten zwei Jahrhunderte aufweist, liegt in seinen stufenweisen Resultaten in der juristischen, politischen und gesellschaftlichen Entwickelung dieses Zeitraumes beschlossen. Aber seine tieferen Ursachen sind nicht auf diesen Gebieten, sondern vor allen anderen auf dem der Volkswirthschaft zu suchen. Die Geschichte zeigt uns Aristokratien, welche die tiefgreifendsten politischen Umwälzungen, die Einführung neuer Religionen und neuer Rechtssysteme überdauerten, aber den elementaren Veränderungen im wirthschaftlichen Leben der Nation hat keine widerstanden. Der materielle Besitz ist die Achillesferse jedes Geburtsadels.

Bedenken wir, daß den Hauptstock im Vermögen des deutschen Adels jederzeit der Grundbesitz bildet, auf den derselbe zugleich in seinem Ursprung, seinen Ueberlieferungen, in den Resten seiner Organisation und in der Möglichkeit seiner Continuität gegründet ist, so wird uns sowol das relative Sinken des Grundbesitzes überhaupt in seinem Verhältnisse zu den übrigen Productionsfactoren, als auch die absolute Verminderung des adligen Grundbesitzes als die erste und schwerste Ursache der veränderten Lage des Adels erscheinen, und die Neuerungen auf dem Gebiete des Rechtes, des Staates und der Gesellschaft nur als die Formen und Folgen, in denen sie ihren Ausdruck gefunden hat. Vergleichen wir die Zeit vor zweihundert Jahren, als der Grund und Boden, der damals noch den überwiegendsten Theil des Volksvermögens bildete, fast durchgängig im Abhängigkeits- oder Eigenthumsverhältniß zum Adel stand, mit dem Zustande von heute, so zeigt sich uns das große Interesse der Frage, in welchen Verhältnissen die Depossedirung des Adels während dieses Zeitabschnitts vor sich gegangen und inwieweit sich der Adel seinen Besitz bis heute zu bewahren vermocht hat.

Das in Berlin erscheinende „Deutsche Adelsblatt" hatte schon in seinem Jahrgang 1885 eine Uebersicht über den noch dem Adel gehörigen ritterschaftlichen Grundbesitz der meisten preußischen Provinzen gebracht. In Nr. 8 des jetzigen Jahrgangs lieferte dasselbe Blatt aus unserer Feder eine gleiche ausführliche Uebersicht für das Königreich Sachsen. Wir entnehmen derselben, welche nach Amtshauptmannschaften geordnet die Zahl der Rittergüter, der von Adligen besessenen Rittergüter und die Namen der ansässigen Familien anführt, das Resultat, daß sich von sämmtlichen Rittergütern des Landes noch die reichliche Hälfte in den Händen des Adels befindet. Es zählt die

Kreishauptmannschaft	Rittergüter	Rittergüter in adligem Besitz	Procentsatz
Dresden	194	104	54 %
Leipzig	265	127	48 %
Zwickau	208	93	45 %
Bautzen	272	161	59 %
Summa	939	485	51,6 %

Dagegen liegen die Verhältnisse der meisten preußischen Provinzen für den Adel wesentlich günstiger. Nur in Ost- und Westpreußen schwankt der Procentsatz der adligen Rittergüter nach den einzelnen Regierungsbezirken zwischen 14 und 36 %, in allen übrigen alten Provinzen übertrifft er den sächsischen bei weitem. Am stärksten ist der Adel angesessen in den Regierungsbezirken Stralsund mit 70 %, Potsdam mit 68,8 %, Breslau und Oppeln mit 66 %, Posen mit 64,8 %, Magdeburg mit 63 %. In der Rheinprovinz ist zwar die Zahl der Rittergüter viel geringer, dagegen befinden sich diese zu beinahe drei Viertheilen in adligem Besitz.

Es ist nicht zu übersehen, daß sich das Verhältniß für den Adel, in Sachsen sowol als anderwärts, weit günstiger stellt, wenn wir statt der Zahl der Güter ihre Größe berücksichtigen. Die große Mehrzahl der kleinen Güter, vor Allem der zahlreichen Zwergrittergüter des Voigtlandes und der Oberlausitz, sind in bürgerlichen, der großen und größten Güter in adligen Händen. So besitzt der Adel in den beiden Amtshauptmannschaften Bautzen und Kamenz von 27 000, bez. 15 000 ha ritterschaftlichen Bodens ungefähr 20 000 bez. 11 000 ha, also 74 bez. 71 %, gegenüber 66 bez. 68 % der Zahl der Güter. Und für die drei voigtländischen Amtshauptmannschaften Plauen, Auerbach, Oelsnitz ergiebt sich, wenn wir die Rittergüter mit einem Flächeninhalt unter 100 ha außer Betracht lassen:

	Zahl der Rittergüter	Zahl der adl. Rittergüter	Procent
Für sämmtliche Rittergüter	116	46	40 %
Für d. Ritterg. über 100 ha	94	42	45 %

Für das ganze Königreich dürfte hieraus zu schließen sein, daß sich etwa 56 % des Rittergutbodens im Besitz des Adels befinden. Da von dem gesammten Privatgrundbesitze des Landes nur 13 % den Rittergütern gehören, — gegenüber 63 % bäuerlichen und 24 % städtischen Besitzes, — so ergiebt sich für den Adel der geringe Antheil von 7,15 % am Privatgrundbesitze des Königreichs, ein Procentsatz, der durch Hinzurechnung des adligen Familien gehörigen nichtritterschaftlichen Bodens allerdings eine geringe Steigerung erführe. Den zutreffendsten und brauchbarsten Maßstab für die gegenwärtige Betheiligung des Adels am ritterschaftlichen wie am gesammten Privatgrundbesitze des Landes würde freilich nur die Grundsteuerquote abgeben.

Die Entwickelung, welche zu dem gegenwärtigen Zustande führte, in ihren einzelnen Stadien zu untersuch n, ist außerordentlich schwierig. Indeß ist es auf Grund mehrfacher Quellen möglich geworden, den Bestand des adligen Grundbesitzes in verschiedenen Theilen des Landes für die letzten 200 Jahre mit annähernder Genauigkeit festzustellen. Es betrug die Zahl der von Adligen besessenen Rittergüter:

	1887	1857 bez. 58	1825	1790	1760	1700
im Leipziger Kreise. . . .	101	105	117	144	172	190
im Voigtländischen Kreise .	46	45	58	74	91	105
in d. jetzigen Amtshauptmannschaften Kamenz und Zittau	49	52	60	67	69	74
in d. jetzigen Amtshauptmannschaften Chemnitz u. Flöha	9	15	16	16	18	20
in d. Amtshauptm. Freiberg	15	13	14	12	15	15
Summa	220	230	260	313	365	404
Sa. d. Rittergüter überhaupt	451	453	454	458	459	461

Hier überrascht uns zunächst das Ergebniß, daß der Besitzstand des Adels in den letzten dreißig Jahren nur ganz verschwindend zurückgegangen. In den Jahren 1857—58 standen in Sachsen nur etwa 20—30 Rittergüter mehr im Eigenthum von adligen Familien als heute. Dem entspricht vollkommen die Entwickelung in Preußen. Nach der Gegenüberstellung im „Deutschen Adelsblatt" befanden sich im Jahre 1855 in den acht alten Provinzen außer Westphalen nur 150 Güter mehr als im Jahre 1885 in adligem Besitz, während die Zahl der Rittergüter überhaupt allerdings eine Steigerung von 11914 auf 12154, also um 240 Güter aufweist, eine Zunahme, die sich wol größtentheils aus Verschiedenheiten im Zählmodus (Mitrechnung von Domänen, von Vorwerken mit Rittergutsqualität u. a. m.) erklärt.

Viel schneller ist die Zahl der adligen Güter in Sachsen während der voraufgehenden dreißig Jahre, von 1825 bis 1857/58 gesunken, etwa um 60—70, noch stärker von 1790 bis 1825, um 110 bis 120, ebenso stark von 1760 bis 1790, sehr viel geringer in dem doppelten Zeitraum von 1700 bis 1760, um 90 bis 100 Güter.

Dies Ergebniß ist in der That überraschend. Gerade in den letzten 30 Jahren die geringste Abnahme, während derer doch die Schranken des Grundbesitzes überall gefallen, und die zunehmende Verarmung des Adels allgemein behauptete Thatsache ist, durch zahlreiche vor Augen liegende Beispiele unterstützt.

Die beste Erklärung des geringeren Rückgangs gegenüber früheren Perioden liegt wol darin, daß der Grundbesitz in letzter Zeit von solchen Krisen, wie sie der siebenjährige und die napoleonischen Kriege mit sich brachten, verschont blieb, und durch die verbesserten landwirthschaftlichen Creditverhältnisse überhaupt gesicherter dasteht. Solche massenhafte Besitzwechsel, wie nach jenen Kriegen, sind heute kaum denkbar. Wer die Geschichte so manchen Güterzusammenbruchs im Anfang unseres Jahrhunderts kennt, weiß, wie sehr dieselben durch den Capitalmangel des Landes und den Creditmangel der Landwirthschaft befördert worden waren. Andererseits bildete die Lehnseigenschaft doch nur eine sehr mangelhafte Schutzwehr gegen Güterentäußerungen, während die wirklich sichernde Fideicommißqualität früher nicht nur absolut, sondern auch im Verhältniß zur Summe der adligen Güter seltener zu finden war als heute. Endlich steht der wirklich großen Zahl „enterbter" Adelsgeschlechter das Anwachsen einzelner bedeutender, namentlich fürstlicher Vermögen, und ihre Anlage in Grund und Boden entgegen.

Zudem beruht die Vorstellung von dem verringerten Grundbesitze des Adels auch vielfach auf einer Täuschung. Fast jeden Sproß eines alten Geschlechts hören wir mit einem Gemisch von Wehmuth und Stolz versichern, welche Unzahl von Rittergütern seine Familie in der oder jener Ecke des Landes „früher" besessen habe. Die Zahl der im Laufe der Jahrhunderte von derselben Familie besessenen Güter ist allerdings oft eine erstaunliche, zur gleichen Zeit haben sie in den seltensten Fällen mehr als 4 oder 5 beisammen gehabt. Zahlen, die diese Behauptung stützen, begegnen uns weiter unten. Der Begriff vom Besitzstand früherer Zeiten wird auch dadurch oft ein übertriebener, daß unsere Vorfahren in ihren Titeln und sonstigen Aufzählungen ihrer Güter alle jene Orte nannten, die der Patrimonialgerichtsbarkeit und den Reallastberechtigungen des Rittergutes unterstanden. Derselbe Besitz am Boden wird heute oft durch ein Rittergut dargestellt, der in früheren Zeiten durch die Namen von 3 oder 4 Dörfern bezeichnet wurde.

Daß der Grundbesitz des Adels in den letzten zwei Jahrhunderten nicht noch mehr abgenommen, dafür findet sich eine Ursache auch in der veränderten Zusammensetzung des Standes. Die Abgänge, welche der Adel durch Auswanderung oder Niederlegung des Titels erlitten hat, treffen vorwiegend auf besitzlose Familienzweige, und nur selten wird ein ansässiges Adelsgeschlecht ausgestorben sein, ohne seinen Grundbesitz einem anderen zu hinterlassen. Der Zuwachs an neuen Geschlechtern besteht dagegen vorwiegend aus reichen. Namentlich in früheren Jahrhunderten wurden nur wirklich vermögende Leute geadelt, oder doch solche in den höchsten Staatsstellungen, die durch Gunst des Landesherrn oder auf anderem Wege bald das Fehlende ergänzten. Fast alle in Sachsen in vergangenen Jahrhunderten geadelten Geschlechter sind in kürzester Zeit unter den Begütertsten des Landes zu finden. So die Namen: Brück, Döring, Lorenz, Hohenthal. Erst mit den zahlreichen chursächsischen Beamten- und Officiersfamilien, die unter den beiden Reichsvicariaten Friedrich August des Dritten nobilitirt wurden, treten vermögenslose Namen in den Stand ein. Indeß hat sich auch von diesen eine Anzahl in Sachsen dauernd ansässig gemacht. Von alten Geschlechtern ist hingegen so manches, und nicht zum Mindesten durch Heirath, wieder zu Vermögen und Grundbesitz gekommen.

Wenn in den meisten alten Provinzen Preußens der Adel heutzutage noch weit stärker angesessen ist, als bei uns in Sachsen, so sind die Ursachen hierfür nicht schwer zu finden. Das entgegengesetzte Verhältniß in Ost- und Westpreußen ist eine Folge der ungewöhnlichen Zustände dieser beiden Provinzen während und nach den napoleonischen Kriegen. Für das Ganze fällt zunächst der Umstand ins Gewicht, daß in Sachsen der Bürgerstand schon seit dem sechszehnten Jahrhundert, im Gegensatz zu den meisten deutschen Territorien, lehnsfähig ist. Dann die Wirthschaftspolitik Friedrich des Großen, die bewußt das Ziel verfolgte, dem Adel seinen Grundbesitz zu erhalten, wodurch die Folgen des siebenjährigen Krieges für denselben vielfach paralysirt wurden. Mehr als dies Alles aber kommt in Betracht die stärkere Entwicklung des Gewerbfleißes in Sachsen, wodurch die Nachfrage nach Rittergütern in allen Theilen des Landes weit größer war. Mit dem Aufblühen der Gewerbe im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts geht der Uebergang zahlreicher Rittergüter in bürgerlichen Besitz Hand in Hand, in den gewerbreichsten Gegenden am stärksten, am geringsten in den vorwiegend landwirthschaftlichen. So hatte die Blüthe der voigtländischen Spinnereien um 1780 und 1790 den Erwerb zahlreicher Rittergüter um Plauen durch dasige Fabrikanten zur Folge. Während in den preußischen Nachbarprovinzen der Grundstock der jetzigen bürgerlichen Rittergutsbesitzer aus den Amtleuten und Domänenpächtern von ehedem hervorgegangen ist, stammen in Sachsen die Mehrzahl der nichtadeligen angesessenen Familien, und gerade die am längsten angesessenen, aus den Städten. Wie wir in Süddeutschland heutzutage die alten Patriziernamen der Fugger, Welser, Tucher, Holzschuher u. A. m. rings vor den Thoren der alten Reichsstädte finden, so sind auch aus Leipzig Jahrhunderte lang seine reichsten Geschlechter auf's Land gezogen, und manche von ihnen sind längst, nach Aufgabe des Geschäfts in der Stadt, dem sie ihr Emporkommen verdankten, zum Landadel geworden. In der Amtshauptmannschaft Leipzig besitzt der Adel nicht nur von allen Amtshauptmannschaften Sachsens am wenigsten Rittergüter, 28%, sondern auch die dort angesessenen Geschlechter sind bis auf 3 oder 4 entweder selbst aus Leipziger Familien hervorgegangen, oder doch durch Heirath mit solchen in den Besitz ihrer Güter gelangt.

Gerade umgekehrt ist der Einfluß von Dresden. Die beiden Dresdner Amtshauptmannschaften nehmen im Procentsatz der adligen Rittergüter fast die oberste Stelle ein, 64%. Hier fehlte einmal ein reicher Bürgerstand, andererseits bildete die Nähe der Residenz für den kauflustigen Adel eine stete Anziehungskraft.

Am dichtesten ist der Adel noch angesessen in den Amtshauptmannschaften Bautzen und Kamenz. Seltsamer Weise finden wir aber gerade hier den häufigsten Wechsel im Besitz der Güter. So waren fast alle leitenden Männer Sachsens im achtzehnten Jahrhundert in der Lausitz mit einer Anzahl Güter angesessen, deren Besitz dann zerronnen ist, wie er gewonnen war, so Sulkowski, Brühl, Flemming, Graf Hoym, Graf Holtzendorff, Marcolini.

Dagegen haben gerade die von jeher begütertsten Geschlechter Sachsens ihren Besitz am vollständigsten erhalten. Beschränken wir uns auf die mit wenigstens 1000 ha angesessenen Familien, so folgen sich heute: die Fürsten und Grafen von Schönburg mit 9800, die Herren von Schönberg mit 7800, die Grafen von Einsiedel mit 4500 und die Herren von Einsiedel mit 2500, die Grafen Hohenthal mit 4400, ferner die Familien: Carlowitz mit 4000, Schall-Riaucour mit 3300, Trützschler-Falkenstein mit 2900, Arnim mit 2600, Stolberg-Stolberg, Rabenau mit je 2500, Nostitz 2200, Sahrer von Sahr, Lüttichau je 2000, Reuß ä. und j. L. 1900, Zehmen 1800, Oppen, Burgk, Lippe-Biesterfeld, Wilding, Römer je 1600, Peralta, Trebra-Lindenau je 1400, Friesen, Vitzthum, Metzsch, Pflugk, Reitzenstein je 1200, Rex 1150, Polenz, Pentz, Hartmann-Knoch, Planitz, Solms je 1000 ha.

Von großem Interesse ist auch die Veränderung im Besitzstande der einzelnen Geschlechter. Von den am meisten begüterten Familien besaßen im Leipziger Kreise:

	1700	1760	1790	1825	1857/58	1885
die Einsiedel . . .	10	12	13	12	9	8
„ Hohenthal . .	—	7	7	7	6	6
„ Ponikau . . .	7	3	2	—	—	—
„ Lüttichau . .	7	4	3	1	—	1
„ Bünau . . .	7	4	2	—	—	—
„ Lindenau . .	3	2	2	2	—	—
„ Schönberg . .	5	3	1	1	2	3
„ Lorenz . . .	—	—	4	6	2	—
„ Zehmen . . .	5	7	7	2	2	2
„ Döring . . .	4	7	2	2	—	—
„ Pflugk . . .	8	3	1	—	—	—
„ Minckwitz. . .	4	3	1	—	—	—
„ Schönburg . .	2	2	2	2	4	4

und im Voigtländischen Kreise:

	1700	1760	1790	1825	1857/58	1885
die Beust	4	4	4	5	—	—
„ Feilitzsch . . .	7	5	4	4	3	3
„ Beulwitz . . .	5	4	5	4	1	—
„ Planitz . . .	7	8	7	5	1	1
„ Reitzenstein . .	5	4	1	1	1	2
„ Metzsch . . .	5	5	4	3	2	4
„ Bose	6	4	1	—	—	—
„ Thoß	5	3	2	—	—	—
„ Reibold . . .	6	4	3	2	—	—
„ Raab	5	2	2	1	—	—
„ Trützschler . .	3	3	2	3	3	3

Ein Capitel aus der natürlichen Zuchtwahl.

Heute, wo alles naturwissenschaftliche Denken vom Darwinismus durchtränkt ist, wo die radicalsten Anhänger der Evolutionstheorie soweit gehen, zu behaupten, dieselbe hätte mit ihrer größeren Ausbreitung das naturwissenschaftliche Denken erst in die Welt gerufen: heute ist man folgerichtig bestrebt, neben der Reihenentwicklung des morphologischen Aufbaues auch die seelischen Eigenschaften der höheren Thiere, vom Menschen angefangen, hinab zu verfolgen durch die ganze Reihe der Thierwelt, bis dahin, wo kaum mehr eine Existenz derselben angenommen werden kann. Und es ist höchst überraschend, welch merkwürdige Resultate genaue Untersuchungen und langjährige Beobachtungen ergeben haben. Einrichtungen, Gebräuche, Neigungen u. s. w., die wir nur dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft zuzuschreiben gewohnt sind, zeigen sich auf die Thierwelt übertragen oder vielmehr — in darwinistischem Sinne gesprochen — in dieser begründet, von ihr weiter entwickelt und auf uns überkommen. Auffallende Erscheinungen finden wir namentlich im Capitel der geschlechtlichen Zuchtwahl. Das Geschlechtsleben der Thiere, oder sagen wir der Organismen, ist nämlich ebensowohl ein bildendes und modificirendes Element wie Klima, Nahrung und andere Einflüsse. Nur sind es dabei nicht die Art oder Gattung, auf welche verändernd eingewirkt wird, sondern die Individuen ein und desselben Geschlechts. Die sexuellen Unterschiede und Auszeichnungen, welche solchermaßen zu Stande kommen, waren ursprünglich keinem der beiden Geschlechter eigenthümlich und heißen daher secundäre Geschlechtsorgane. Sie sind hauptsächlich in zweierlei Richtung ausgebildet und bestehen entweder in körperlicher Stärke oder in rein ornamentalen Eigenschaften. Durch jene wird ein directer, durch diese ein indirecter Kampf zwischen den männlichen Rivalen ausgefochten. Denn wie im Menschengeschlechte, so sind's auch hier die Männchen, welche werben, und das zarte Geschlecht ist das umworbene, demzufolge wir jene Merkmale fast ausschließlich im Besitze der ersteren finden. Und wie dem menschlichen Weibe — wenigstens bei urwüchsigen Volksstämmen — der Mann entweder durch allgemeine Körperstärke oder durch specielle äußerliche Vorzüge und Schönheit imponirt, so hält auch das thierische Weibchen sehr viel auf Vorzugseigenschaften und wählt sich nach diesen unter mehreren Bewerbern den Begünstigten aus, sofern nicht schon der Grundsatz des Faustrechts die Gegner aus dem Felde geräumt und jede Wahl überflüssig gemacht hat. — Auf welcher Stufe des Thierreichs derartige Kämpfe zuerst auftreten, läßt sich nicht feststellen, um so weniger als die Anfänge zu unmerklich sind und jedes Jahr neue Entdeckungen gemacht und Thatsachen festgestellt werden. Gehen wir die Stufenleiter nach aufwärts, so begegnen wir zunächst bei den Insecten einem Falle, in welchem das secundäre Organ beim Weibchen ist. Dieses verräth nämlich seine Anwesenheit dem Männchen sehr oft durch intensiven Geruch. Da das Geruchsorgan in den Enden der Fühler angebracht zu sein pflegt, so finden wir diese bei den Männchen stärker entwickelt, so namentlich in der Familie der Blatthornkäfer. Hingegen ist es in anderen Fällen das Männchen, welches durch eine besondere Duftentwickelung ausgezeichnet ist, so beim Bisamkäfer, wo die Duftzellen sich am Grunde seitlich angebrachter Grübchen befinden, welche ausstülpbar sind und dabei ein Secret absondern. Auch Unterschiede in der Färbung sehen wir bereits als hierher gehörig auftreten. Sie ist beim Männchen fast durchgehends lebhafter. Als besondere Zierden müssen auch zu Hörnern, Zangen u. s. w. ausgebildete Kieferapparate gelten, wenn schon dieselben häufig noch anderen Zwecken dienen. Beweis dafür der Umstand, daß die größeren und schöngeformten Hörner der männlichen Hirschkäfer zum Kneipen und Verwunden weniger taugen, als die kürzeren und daher kräftigeren Hebelarme des Weibchens. Von den Weibchen hoch angeschlagen zu werden scheinen in der Insectenwelt auch gewisse musikalische Leistungen, obwol dieselben unseren Schönheitsbegriffen nicht immer entsprechen. Hervorgerufen werden dieselben durch das Verschieben der Flügeldecken übereinander oder durch Reiben der Schenkel gegen die letzteren oder die Seiten des Rumpfes, wie bei den Heuschrecken. Zugleich hat man die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß Hand in Hand damit eine stärkere Ausbildung des Gehöres bei den Weibchen geht. Der Hörapparat besteht aus den Hörzellen, welche mit sogenannten Sinneshärchen besetzt und seitlich am Leibe oder an den Beinen gelegen sind. Ebenso interessant dürfte die Lichtentwicklung einiger südamerikanischer Insecten sein, welche den Männchen als Lockmittel dient. Das Leuchten unserer Johanniswürmchen darf indeß eher als Schreckmittel aufgefaßt werden. — Im Typus der Wirbelthiere finden wir sämmtliche Einrichtungen wieder, theilweise jedoch viel mannigfaltiger und ausgebildeter. Die bemerkenswertheste Erscheinung im Reiche der Fische ist die bekannte Färbung der männlichen Stichlinge zur Brunstzeit. Ueber ihr Schuppenkleid ist ein sanftes Rosa ausgegossen, das den Thieren eine wunderbare Gluth verleiht. Aehnliches, wenn auch in geringerem Maße, treffen wir bei einigen Salmen. Letztere besitzen außerdem eine besondere Waffe in der hakenförmig verlängerten Unterkinnlade, die den Männchen bei ihren oft langandauernden Kämpfen wesentliche Dienste leistet. Im Gegensatz zu dem „stummen Geschlecht der Fische“, das dem Ohre nichts bietet, scheinen die nackten Amphibien wieder Sinn für Musik zu haben. Männiglich bekannt sind Froschconcerte und Unkenrufe, wozu Mutter Natur eigene Resonanzböden geliefert hat. Dieselben bestehen entweder in bloßen Ausbuchtungen der Luftröhre oder in Hautspalten mit gespannten Membranen. Mit Hilfe derselben bringt es der amerikanische Ochsenfrosch zu ganz enormen Leistungen; sein Brüllen ist auf große Entfernung vernehmbar. Rohere Sitten herrschen bei den großen, beschuppten Lurchen Südamerikas. Die Alligatoren liefern zum Zwecke der Liebeswerbung hitzige Gefechte; unter kreisenden Bewegungen erheben sie dabei als Kampfgeschrei ein lautes Brüllen. — Am weitesten zur Ausbildung gelangt und am allgemeinsten verbreitet finden sich secundäre Geschlechtsorgane in der Gruppe der Vögel. Der Bewerbungskampf nimmt hier mannigfaltige und oft sehr eigenthümliche Gestalt an, in der Regel aber ist er ein friedlicher, es ist ein Wettbewerb, bei welchem Schönheit des Kleides, der Gestalt und der Stimme ausschlaggebend sind. Fast durchgehend sind die Weibchen einfärbig grau und braun gefärbt, während sich die Männchen durch eine schönere Zeichnung des Gefieders auszeichnen. Aber nicht nur ein Wechsel in der Farbe, sondern auch in der Anordnung und Gestalt der einzelnen Federn findet statt. Wie außerordentlich verschieden von dem unscheinbaren Federkleide des Pfauweibchens ist das glänzende und in allen Regenbogenfarben schillernde Gewand des Männchens. Andere Beispiele liefern unsere Hühner, Fasane, Paradiesvögel u. s. f. Um aber einen so kostbaren Festschmuck, wie ihn der prachtvolle Schwanz des Pfaues darstellt, zu schonen, besitzen solche Vögel die Fähigkeit, denselben je nach Bedarf zusammenzulegen oder auseinanderzufalten. Das Sträuben der Federn erfolgt wie in jeder leidenschaftlichen Stimmung, so namentlich beim Liebeswerben. Es wird das ermöglicht durch ein

Hautmuskelsystem, das an jede einzelne Feder einen zarten Muskel schickt. Dieselbe Einrichtung findet sich übrigens auch in anderen Thierclassen; mittels solcher subcutaner Muskelzüge sträubt das Stachelschwein seinen Panzer und versetzt das Pferd einzelne Hautpartien in zuckende Bewegung. Geradezu wunderbar erscheint es nun, daß sich manche Vögel jene bevorzugte Form der Federn auf künstlichem Wege zu verschaffen wissen, indem sie den unteren und mittleren Theil der Fahne mit dem Schnabel abschälen und auf diese Weise sogenannte palettenförmige Federn herstellen, die immer nur im männlichen Geschlechte vorkommen und eine hervorragende Schwanz- oder Kopfzierde bilden. Als letztere treten häufig Kämme auf. Es sind entweder Feder- oder Fleischkämme. Letztere finden sich namentlich bei Hühnervögeln, bekommen bei sehr starker Entwickelung noch eine Knochenstütze und schwellen bei leidenschaftlicher Aufwallung vermittelst cavernöser Blutgefäße an. Zwar hat man gegen die erwähnte bevorzugte Färbung der Männchen eingewendet, sie bedeute in Wirklichkeit keinen Vorzug, hingegen sei die bescheidene und unscheinbare Färbung der Weibchen als Schutzfärbung anzusehen zum Zwecke gesicherter Bebrütung der Eier. Es wäre das ein sehr plausibler Grund, wenn seiner allgemeinen Geltung nicht die Thatsache beiderseitiger Bebrütung entgegenstände, indem bei vielen Arten das Männchen sogut wie das Weibchen, obwol beide sehr verschieden gefärbt, an dem Geschäft des Brütens theilnehmen. Eine weitere, sehr bekannte secundär erworbene Geschlechtseigenthümlichkeit ist durch den größten Theil der Vogelwelt — wenigstens denjenigen gemäßigter Himmelsstriche — verbreitet: der Gesang der Männchen. Freilich besitzen unter den Vögeln warmer Klimate nur verhältnißmäßig wenige Männchen die Fähigkeit, besonders wohllautende Töne zu erzeugen; eines ersetzt hier das andere: der Gesang in der gemäßigten Zone die Farbenpracht der Tropen. Die musikalischen Productionen der Vögel werden durch die doppelte Anlage des Stimmorganes ermöglicht; außer dem gewöhnlichen Larynx sitzt noch weiter unten an der Gabelungsstelle der Luftröhre ein zweiter Kehlkopf, die sogenannte Syrinx. Während der obere Kehlkopf aufs Zustandekommen der Stimme keinen Einfluß übt, wirkt der untere ausschließlich als eigentlicher Stimmbildner. Neben der Vocal- giebt es aber auch eine Instrumentalmusik. Als solche kann man wenigstens das Hämmern der Spechte auffassen, wenn es im Interesse der geschlechtlichen Zuchtwahl geschieht. Ihr Hämmern geschieht nämlich nicht nur als Lockmittel für die unter der Rinde des Baumes hausenden Insecten, sondern auch für in der Nähe befindliche Spechtweibchen. Beweis dafür, daß der Specht im Frühjahr, welches auch im Vogelleben als die Zeit der Liebe gilt, mit einer bewundernswerthen Ausdauer auch an ganz dürren Aesten hämmert, die weder Larve noch Käfer, aber um so hellere Töne von sich geben. — Wir kommen jetzt zu Erscheinungen, die, wenn wir sie in unserem Sinne auslegen, geradezu ans Wunderbare streifen. Schomburg, der berühmte Reisende und ausgezeichnete Beobachter, erzählt uns von den Liebestänzen eines brasilianischen Vogels (Rupicola aurantia). Das Weibchen besitzt ein einfaches, graubraunes Gefieder, während das des Männchens schön goldgelb ist und sich auf dem Kopfe zu einem starken Federkamme aufbauscht von der Form eines antiken Helmaufsatzes. Zur Zeit der Paarung kommen nun sämmtliche Männchen aus einem Districte auf einem freien Platze zusammen, woselbst sich auch die Weibchen eingefunden haben. Vor diesen marschiren nun die Werber auf, brüsten sich, nehmen allerlei theatralische Stellungen ein und führen Tänze auf, kurz — suchen auf jede mögliche Weise die Augen der Weibchen auf sich zu locken. Wer seine Sache am besten macht, kann sich die Schönste erkiesen, und während er die Zurückgezogenheit aufsucht, dauert unter den Zurückgebliebenen der Wettbewerb fort. Aehnlich macht es auch einer unserer einheimischen Vögel: Machetes pugnax oder der Kampfhahn. Die männlichen Thiere, mit schönen Halskrausen geziert, kommen zu feststehenden Versammlungsplätzen und führen hier in Gegenwart der Weibchen Tänze und Turniere auf. In anderen Gegenden herrschen wieder andere Sitten. Die afrikanischen Webervögel bauen ihren Angebeteten um die Wette schöne, kunstreiche Nester vor, um dann nach errungenem Siege mit den Auserkorenen das neue Heim zu beziehen. — In der höchsten Classe der Thierwelt herrscht wieder das rohe Princip entschieden vor; hier gilt das Recht des Stärkeren. Das Säugethiermännchen ist nicht bestrebt, durch ein schmuckes Kleid, schöne Stimme oder zierliches Benehmen das Weibchen zu bezaubern und zu gewinnen; es erobert sich vielmehr dasselbe durch Ueberwältigung seines Rivalen. Es kann hier natürlich nur auf einige wenige Schutz- und Trutzeinrichtungen hingewiesen werden, die zu diesem Zwecke getroffen sind. Zu mächtigen Waffen gestalten sich die Zähne, ganz besonders, wenn sie sich zu Hauern und Stoßern entwickeln. Der Eber mit seinen zwei drohenden Schlitzern scheint uns leicht geeignet, etwaige Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen, und ist eine ganz respectable Erscheinung. Ein höchst originelles Gewehr besitzt Porcus babyrussa. Derselbe besitzt ein Paar zu regelrechten Hauern entwickelte Eckzähne; außerdem aber noch vorn am Kopfe zwei stark nach hinten gewölbte Hörner. Das merkwürdige Thier ist also mit förmlichen Angriffs- und Parirwaffen ausgerüstet. Daß Hörner und Geweihe eine bedeutende Rolle spielen, ist Jedermann hinlänglich bekannt. Zwischen unseren Hirschen wird zur Brunstzeit manch erbitterter Kampf ausgefochten, und abgerissene und zerbrochene Geweihe zeugen von der großen Leidenschaft der Kämpfenden. Der Schmuck des Geweihes kommt nur den Männchen zu, mit einziger Ausnahme des Rennthieres, bei dem beide Geschlechter das Geweih benöthigen zur Aufsuchung der spärlichen Nahrung unter harter Schneekruste, oder aus festgefrorenem Boden. Daß derlei Gebilde und Waffen innig mit dem Geschlechtsleben der Thiere zusammenhängen, daß es wirklich secundär erworbene Geschlechtsorgane sind, beweisen interessante Thatsachen und Erscheinungen. Castrirte männliche Thiere verlieren nämlich (ähnlich wie beim Menschen) alle männlichen Charaktere und Auszeichnungen; Hirschböcke verlieren das Geweih, Wildschweine die Hauer u. s. w. Außerdem findet aber eine Degenerirung, eine Zurückbildung dieser Organe auch bei natürlicher Impotenz statt. Im hohen Alter stellt sich bei Hirschböcken oft vollständiger Verlust des Geweihes ein; solche Thiere ziehen sich dann von der Heerde zurück und pflegen sogenannte Einsiedler zu werden, können aber in der Einsamkeit nebenbei einen sehr bösartigen Charakter annehmen. Stimmverstärkende Einrichtungen finden sich beim Säugethiere seltener und dienen dann zur Herausforderung des rivalisirenden Gegners.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen ist ersichtlich, welch' mannigfaltige und merkwürdige Einrichtungen die Natur getroffen hat, um auch zwischen Individuen ein und derselben Art, abgesehen von der Sorge um die Nahrung und anderen directen Lebensbedingungen, einen wahren Kampf ums Dasein hervorzurufen. Derselbe läuft in diesem Falle allerdings nicht auf absolute Vertilgung des Gegners hinaus, er fordert nicht gerade den Tod des Besiegten, sondern nur dessen Schädigung, insofern seine Nachkommenschaft spärlicher oder schwächer wird. Schließlich mögen noch die hierauf bezüglichen Worte Bates', eines Landsmannes und Zeitgenossen Darwin's, hier Platz finden: „Es sind durchaus nicht die äußeren Bedingungen von Licht, Wärme, Feuchtigkeit &c., welche das allgemeine Aussehen der Thiere eines Landes bedingen. Es ist eine allgemein angenommene Meinung, daß die Größe und Schönheit der tropischen Insecten und Vögel eine unmittelbare Folge der physikalischen Verhältnisse des tropischen Klimas seien oder auf irgend eine Weise mit diesem in Verbindung stehen. Diese Meinung jedoch halte ich nicht für durchaus richtig und bin der Ansicht, daß noch andere Ursachen, die mächtiger sind als klimatische Verhältnisse, auf das äußere Gewand der Species Einfluß haben. Wir dürfen nur die Glieder derjenigen Genera vergleichen, die beiden Regionen gemeinschaftlich angehören, um indifferente Thatsachen zu erhalten..... Es giebt aber noch eine andere bisher nicht beachtete Thatsache, nämlich daß beinahe immer nur die Männchen schöne Farben tragen. Selten haben beide Geschlechter derselben Species dasselbe glänzende Kleid: wenn das Klima einen directen Einfluß hat, warum übt es denselben nicht auf beide Geschlechter? .... Das schöne Kleid ist in der Regel Eigenthum des einen Geschlechts mit Ausschluß des anderen und der größte Abstand zwischen den beiden Geschlechtern findet sich in den Regionen, wo das Leben im Allgemeinen thätiger und zeugungskräftiger ist. Dies Alles deutet auf wechselweise Beziehungen zwischen den Species und namentlich zwischen den beiden Geschlechtern, welche in dieser Hinsicht weit mehr Einfluß haben als das Klima."

B. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häveruick in Leipzig.

№ 32. Sonnabend, den 16. März. 1889.

Der Wettiner und Sachsens Verdienste um die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Von Dr. Carl Franke.*)

Mit kräftiger Hand hatte Karl der Große die deutschen Stämme zu einem Staate geeint. Doch ein halbes Jahrtausend verging noch, ehe sich in dem geeinten Reiche eine gemeinsame deutsche Schrift- und Staatssprache zu entwickeln anfing. Schon zu Karl's des Großen Zeiten hatte sich die deutsche Sprache in mehrere nicht unwesentlich von einander abweichende Mundarten gespalten. Wiewol nun die Mundart Karl's und seines fränkischen Volkes sich sehr dazu eignete, die gemeinsame deutsche Staatssprache zu werden, da sie als mitteldeutsche so ungefähr in der Mitte zwischen den ober- oder süddeutschen und nieder- oder norddeutschen stand, so wurde doch weder von Karl noch den Karolingern der Versuch, sie dazu zu erheben, gemacht. Auch die nachfolgenden Kaisergeschlechter faßten nicht den Plan zur Schöpfung einer einheitlichen deutschen Schrift- und Staatssprache, sondern hielten fest an der lateinischen.

Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts sind die Keime der hochdeutschen Schriftsprache hervorgesprossen; und nicht etwa in den alten schon zur Zeit der Karolinger deutschen Gauen, nein da, wo das Deutschthum und die deutsche Cultur in hartem Kampfe mit dem Slaventhum rang, in der böhmischen Hauptstadt Prag, wo ja auch damals die erste deutsche Universität gegründet wurde. Die Kaiser aus dem Hause Luxemburg hatten Böhmen als Erbland in Besitz genommen und suchten dasselbe zu einem deutschen Lande zu machen. Daher siedelten sie nicht blos deutsche Einwanderer hierselbst an, sondern führten selbst auch die in den deutschen Gegenden Böhmens gesprochene Mundart in ihre Kanzlei an Stelle der lateinischen Sprache ein. So bildete sich eine deutsche kaiserliche Kanzleisprache.

Dem kaiserlichen Vorbilde folgend, begannen auch die deutschen Fürsten und Städte ihre Urkunden in deutscher Sprache zu schreiben, allerdings zunächst in der jeweiligen Mundart des betreffenden Landes. Seit Ende des 15. Jahrhunderts aber wurde in Mittel- und Süddeutschland, seit Anfang des 16. in Niederdeutschland die Schreibweise der kaiserlichen Kanzlei mustergiltig. Dazu trug namentlich auch der Umstand bei, daß die deutsch-böhmische Mundart ostfränkisch ist und daher auch der kaiserlichen Kanzleisprache ostfränkischen Charakter gab. Die ostfränkische Mundart eignet sich aber sehr zur Vermittlerin zwischen den mitteldeutschen und oberdeutschen, da sie in der hochdeutschen Lautverschiebung nicht viel weiter als die anderen mitteldeutschen Mundarten gegangen ist, in dem Vocalismus aber mit den oberdeutschen sehr übereinstimmt.

1438 folgt auf das Haus Luxemburg das Haus der Habsburger. In deren Residenz Wien wurde die österreichische Mundart gesprochen, welche aus der bayerischen hervorgegangen und also eine oberdeutsche ist. Doch gehört sie schon dem nördlichen und zudem dem östlichen Sprachgebiete des oberdeutschen Dialektes an, so daß sie der ostfränkischen Mundart sehr nahe steht. Die Weiterentwickelung der hochdeutschen Schriftsprache wurde daher durch diesen Herrscherwechsel nur wenig gestört. Schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich's III. war dies die allgemeine Sprache in den kaiserlichen Kanzleien sowol in Neustadt als auch in Gent.

*) Verfasser der preisgekrönten Grundzüge der Schriftsprache Luther's. Görlitz, Remer, 1888.

Auch in unserem engeren Vaterlande hatte sich auf der Grundlage der hier gesprochenen Mundart, der thüringisch-meißnischen, eine deutsche Kanzleisprache herausgebildet. Der Erste, welcher dieser eine geregelte Gestalt und Gesetzmäßigkeit verlieh, war der Kurfürst Ernst 1464—1486. Seine Bestrebungen setzt sein Sohn und Nachfolger, der um Deutschland und Sachsen so hoch verdiente Friedrich der Weise fort, während sich die sächsischen Herzöge besonders infolge der Verlegung der Residenz nach Dresden an die kaiserliche Kanzlei anlehnten. Zum Glück saß damals ein Fürst auf dem deutschen Kaiserthron, welcher für die Ausbildung und einheitliche Gestaltung der deutschen Kanzleisprache dasselbe Interesse hegte wie Friedrich der Weise, der Kaiser Maximilian, besonders da eine solche auch für seine burgundischen Erblande wichtig war. Beide Fürsten vereinigten sich, um aus der auf ostfränkisch-österreichischer Grundlage ruhenden kaiserlichen und aus der auf thüringisch-meißnischer ruhenden kursächsischen eine gemeine deutsche Schriftsprache zu gestalten. Darüber berichtet uns kein geringerer Zeitgenosse als Luther folgendermaßen:

„Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten vnd Könige im Deutschland. Keiser Maximilian vnd Churf. Friedr. H. zu Sachs. ꝛc. haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen."

Nun herrschte aber keineswegs innerhalb dieser deutschen Kanzleisprache eine vollständig einheitliche Schreibweise in unserem Sinne. Im Gegentheil wurde eine jede Kanzlei von der Mundart ihres Landes noch beeinflußt, wiewol bei schwankender Form des Dialektes die mitteldeutschen Kanzleien die der kaiserlichen sich nähernde bevorzugten. So finden sich anfangs der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts in den kaiserlichen und erzherzöglichen Schreiben für mittelhochdeutsches **ei** dem süddeutschen Lautstande entsprechend meist **ai**, so hailig, für mittelhochdeutsches langes **i** hingegen **ei**, so Reich, für mittelhochdeutsches **uo** und noch häufiger für **ie**: **ue**, so suechen, gemuets. In den kursächsischen Schreiben schwanken dagegen **ai** und **ei** für mittelhochdeutsches ei, so heylig und hailig, und in den nordostthüringischen wie in denen des Grafen von Schwarzburg und des Capeller Klosters steht sogar meiner Beobachtung nach ausnahmslos **ei**. Außerdem mengen die Kanzleien beider letztgenannten Gegenden vielfach mitteldeutsche Formen ein, wie brengt = bringt, ab = ob. Letzteres geschieht namentlich im inländischen Verkehr, seltener in dem mit dem Kaiser. Man hat daraus das Vorhandensein zweier Kanzleisprachen in Kursachsen erschlossen. Ich kann dem nicht beipflichten, sondern schließe nur daraus, daß man in der kursächsischen Kanzlei in den Schreiben an den Kaiser viel ängstlicher darauf bedacht war, dialektische Formen zu vermeiden, als in denen, welche an den Herzog Johann von Sachsen oder an kurfürstliche Beamte oder sächsische Städte gerichtet waren. Auch waren letztere manchmal sehr eilig abgefaßt.

Um 1480 nahmen die kursächsischen Landesstädte die kursächsische Kanzleisprache an, und später die Gerichte. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts verkehrte der Senat der Universitäten nach außen deutsch, und zwar der der Leipziger seit 1470 in der Kanzleisprache, während der Wittenbergs sofort bei der Gründung die kursächsische Kanzleisprache annahm. 1513 schrieb Spalatin eine Chronik in streng hochdeutscher Kanzleisprache, und

der Buchdrucker Lotter in Leipzig druckte schon 1500 und 1503 in der Kanzleisprache.

Zu den Schwankungen im Lautstand kommen aber noch größere in der Rechtschreibung. Nicht selten wird in den kurfürstlichen Schreiben ein und dasselbe Wort kurz hintereinander verschieden geschrieben. Den noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts herrschenden Zustand bezeichnet treffend ein Zeitgenosse, der Wittenberger Corrector Christoph Walther:

„In der Teudschen sprache schreibet ein jeder die wörter mit Buchstaben, wie es jm einfellet.“

Und doch war damals schon eine Erfindung gemacht worden, die ungeheuer die Ausbildung der deutschen Schriftsprache beschleunigen mußte, die Erfindung der Buchdruckerkunst. Dadurch drang die Literatur in die breiten Massen des gesammten deutschen Volkes, und ihre äußere Form erheischte dringend eine höhere Ausbildung und größere Einigung. Wie aber jeden Schritt zur Einheit das deutsche Volk nur in der Zeit des Kampfes gethan hat, so mußte auch jetzt ein gewaltiger Kampf der Geister entbrennen, ein Mann mußte auftreten, dessen Schriften Freund und Feind ungemein interessirten und vom Kaiser bis zum Bettler gelesen wurden. Dieser Mann war der Wittenberger Professor Dr. Martin Luther, der 1516 unter dem Schutze des Kurfürsten Friedrich des Weisen seine so folgenreiche schriftstellerische Thätigkeit begann.

Luther's Lautstand und Schreibweise gleichen nun, wie es ja nach seinen eignen vorhin angeführten Worten zu erwarten ist, denen der kursächsischen Kanzlei, weichen jedoch in einigen wesentlichen Punkten davon ab.

In diesen stimmt er theils mit den Kanzleien seiner Heimath, des nordöstlichen Thüringens, theils mit der kaiserlichen überein.

Wie schon erwähnt wurde, setzt die kursächsische Kanzlei jener Zeit ungefähr ebenso häufig ai oder ay als ei oder ey für mittelhochdeutsches ei, die ostthüringischen hingegen nur ei oder ey. Auch Luther schreibt fast nur ei oder ey und bedient sich des ai noch seltener als unsere jetzige Schriftsprache, so z. B. nicht in dem Wort Kaiser.

In der kursächsischen und kaiserlichen Kanzlei werden ferner noch 1524 die Umlaute von o und u: ö und ü selten bezeichnet, so noch „gotlicher, Furst“, während dieses in den nordostthüringischen schon 1520 meist geschieht.

Bei Luther erfolgt nun die Bezeichnung des Umlautes anfänglich selten, von 1526 an aber überwiegen die umgelauteten Formen in den Drucken Luther's immer mehr, während sie in seinen Manuscripten nach wie vor selten zu finden sind.

Als die einfachste und natürlichste Erklärung dieses Wandels erscheint mir diese. Luther hat sich zunächst nach der kursächsischen Kanzlei gerichtet. Der Vorgang der thüringischen Kanzleien veranlaßte ihn aber später, die Umlautsbezeichnungen ö und ü in seine Drucke aufzunehmen, da er zu der Erkenntniß gekommen war, daß in diesem Punkte die kaiserliche und die kurfürstliche Kanzlei eine Nachlässigkeit sich zu Schulden kommen ließen, welche er vermeiden mußte, wenn er gemeindeutsch schreiben wollte.

Ein umgekehrter Wandel vollzieht sich bei Luther in Bezug auf die tonlosen Biegungsvocale. Häufig bezeichnet er dieselben Anfangs wie die ostthüringischen Kanzleien durch i, so gottis, später wie die kursächsische nur durch e: gottes.

Dem Einfluß der kaiserlichen Kanzlei sind die zuweilen bei Luther und selbst noch in der Bibel von 1545 sich findenden ue und üe für mittelhochdeutsches uo und üo zuzuschreiben, da die Schriften der kursächsischen und nordostthüringischen Kanzleien aus den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts davon frei sind.

Die Einwirkung der Volksmundarten auf Luther's Lautstand kann seinen früheren Aeußerungen zufolge nur eine ihm unbewußte gewesen sein. Zunächst ist eine starke, besonders bis in die Mitte der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts dauernde Einwirkung seines nordostthüringischen Heimathsdialektes angenommen worden. Nun finden sich aber bei Luther zwar viele allgemein mitteldeutsche Formen vor, speciell thüringische, wie der Abfall des Infinitiv-n aber nicht.

Meiner Meinung nach ist daher die ostmitteldeutsche Färbung der Schriften Luther's zum größten Theil auf Rechnung der kursächsischen Kanzleisprache zu setzen.

Die Einwirkung der Wittenberger, also einer niederdeutschen Volksmundart, ist zweifelhaft, sicher aber sehr unbedeutend. Gegen einen directen Einfluß der oberdeutschen Volksmundarten sprechen sachliche und sprachliche Gründe.

Die kursächsische Kanzleisprache der damaligen Zeit, sowie überhaupt die hochdeutsche hatte aber überwiegend schon neuhochdeutschen Lautstand. Es sind nämlich: 1) Die alten kurzen Vocale vor einfachen Consonanten verlängert worden, so mittelhochdeutsches „siben“ zu „sieben“. — 2) Für mittelhochdeutsches ou ist au eingetreten: „ouch“ zu „auch“. — 3) Mittelhochdeutsches langes i ist zu ei, langes u zu au, iu zu eu diphthongisirt worden, so „rich“ zu „Reich“, „tusend“ zu „Tausend“, „iuch“ zu „euch“. — 4) Hingegen ist uo zu u, üe zu ü, ie zu langem i vereinfacht worden, so „tuon“ zu „thun“. — 5) sl, sm und sw sind zu schl, schm, schw geworden, so „sliezen“ zu „schließen“.

Auch bei Luther ist in diesen 5 Punkten der neuhochdeutsche Lautstand ganz überwiegend, und ähnlich wie in der Kanzleisprache sind nur geringe Reste des mittelhochdeutschen vorhanden.

In einigen Punkten dagegen ist die damalige Kanzleisprache noch im Uebergange vom mittelhochdeutschen Lautstand in den neuhochdeutschen begriffen, ebenso auch Luther.

Hauptsächlich gilt dieses:

1) in Bezug auf mittelhochdeutsches kurzes u und ü und dafür schon eintretendes o und ö besonders vor n und m, so „Künig“ und „König“.

2) In Bezug auf das Aufhören des mittelhochdeutschen Auslautsgesetzes, demzufolge b, d, g, h im Auslaut oder vor t zu p, t, k, ch wird.

3) In Bezug auf das Unterbleiben der mittelhochdeutschen Erweichung des t zu d nach n, l und r.

In anderen Punkten hingegen überwiegt in der Kanzleisprache und der Luther's noch durchaus der mittelhochdeutsche Lautstand. So haben beide fast durchweg noch 1) mittelhochdeutsches e in den Wörtern, in welchen unsere jetzige Schriftsprache dafür ö angenommen hat, wie „Schepfer“ = „Schöpfer“, 2) desgl. noch i an Stelle des jetzigen ü wie „Wirde“ = „Würde“, „liegen“ = „lügen“.

Nicht minder wie die mittelhochdeutschen dienen die specifisch mitteldeutschen Bestandtheile dazu, dem Lautstande Luther's eine von dem jetzigen Schriftdeutsch etwas abweichende Färbung zu verleihen. Wiewol nämlich die damalige Kanzleisprache wie auch Luther's Schriftsprache in der hochdeutschen Lautverschiebung der Consonanten auf ostfränkischem Standpunkte stand und oberdeutsche und ostfränkische Formen wie „Kopf“, „Dampf“ für die Formen der anderen mitteldeutschen Dialekte: „Kop“, „Damp“ fast ausnahmslos setzte, so haben sie beide und selbst die des Kaisers in andern Punkten noch fast durchweg mitteldeutschen Lautstand, während unsere jetzige Schriftsprache in diesen oberdeutschen angenommen hat.

So war damals e der Umlautsvocal von langem a wie im Mitteldeutschen und noch nicht ae wie im Oberdeutschen. Meistens treten jedoch die mitteldeutschen Formen bei Luther wie in der kursächsischen Kanzlei als seltene Nebenformen der gemeinhochdeutschen auf.

Nun ist aber das Verhältniß der gemeinneuhochdeutschen mit unserer jetzigen Schriftsprache übereinstimmenden Bestandtheile zu den alten mittelhochdeutschen und specifisch mitteldeutschen bei Luther durchaus nicht immer zu allen Zeiten dasselbe. — Seit 1521 tritt nämlich in der Luther'schen Schriftsprache ein allmäliges Zurückdrängen sowol der alten mittelhochdeutschen Formen als auch der specifisch mitteldeutschen ein zu Gunsten des neuhochdeutschen Lautstandes; und einige mitteldeutsche Bestandtheile, so die Vorsilbe vor für ver, scheiden schon 1523 so gut wie ganz aus, während bei den mittelhochdeutschen die Zahl der Wörter, die ihnen angehören, sehr verringert wird, so nehmen mehrere Wörter, wie „sondern“, neuhochdeutsches o oder ö für mittelhochdeutsches u oder ü an. — Ganz besonders klärend sind aber die Jahre 1524—26. Dann tritt jedoch schon eine Verlangsamung ein, und mit 1531 hört der Läuterungsprozeß im Lautstand fast vollständig auf. Die Wörter, welche bis dahin ihren mittelhochdeutschen oder mitteldeutschen Lautstand bewahrt haben, behalten ihn auch meist bis zu Ende der schriftstellerischen Thätigkeit Luther's bei. Nur geringe lautliche Veränderungen gehen noch vor sich. — Ist nun auch selbst in der Bibelausgabe von 1545 das Schwanken zwischen Mittelhochdeutschem und Neuhochdeutschem sowie zwischen Allgemeindeutschem und Mitteldeutschem nicht vollständig beseitigt, so hat doch der Lautstand Luther's einen viel einheitlicheren Charakter bekommen, als ihn die kursächsische Kanzleisprache und die ersten Schriften Luther's zeigen.

Fast noch größere Verdienste als in der Einigung des Lautstandes hat sich Luther in der der Rechtschreibung erworben. Im Allgemeinen schloß er sich hierin ebenfalls der kursächsischen

Kanzlei an, in einigen Punkten aber wie im Lautstande den nordostthüringischen; so verwendet er wie diese ie, um langes i zu bezeichnen, und schreibt dd für d; in anderen an die kaiserliche, indem er langes e durch ee bezeichnet.

Man war früher der Ansicht, daß sich Luther um die sprachliche Correctur seiner Schriften wenig bekümmert habe, und diese Annahme ist auch richtig für die Zeit von 1516—1521.

Von 1522 an aber ist zwar keine plötzliche, sondern eine allmälige Reinigung und Befestigung der Rechtschreibung wahrzunehmen.

Allerdings hat er dabei den Rath und die Hilfe Anderer benutzt, so besonders in sprachlicher Beziehung die des Dr. Creutziger.

Der schon erwähnte Wittenberger Corrector Christoph Walther aber äußert sich hierüber 1564: „Luther hat auch vnser Muttersprache sehr schön polirt, — geholffen hat Dr. Caspar Creutziger. Diese beide Menner haben alle wörter in der Biblia vnd zwar auch in allen andern Büchern Lutheri mit rechten eigenen vnd gebürlichen Buchstaben zu drücken geordnet."

Die Verbesserung in der Rechtschreibung vollzieht sich nun nach meinen Beobachtungen in folgender Weise: 1523 hört nn in „vnnd" auf; 1524 hören die früher sehr gebräuchlichen ll und nn in den Biegungs- und Bildungssilben auf wie in „Engell, lobenn", ferner cz; während ſß, ß selten wird, desgl. ʒ im Anlaut; 1525 schwindet nn in unser, von, ein, sein, hin; 1526 nimmt y für i ab besonders in ey im An- und Inlaut; 1529 hört tt nach Consonanten, wie in „hartt", fast ganz auf; 1530 desgleichen y in dem Anlaut in den Drucken; 1532 werden besonders hervortretende Hauptwörter in den Drucken mit großen Anfangsbuchstaben versehen; 1535 wird dd in „widder" und „odder" selten; 1539 werden die großen Anfangsbuchstaben bei Hauptwörtern in den Drucken noch häufiger, besonders wenn jene zum 1. Mal genannt sind; 1542 werden die Hauptwörter überwiegend mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt.

Wenig Fortschritte machte unter Luther's Händen die hochdeutsche Schriftsprache in der Wortbiegung. Zwar scheidet er Anfang und Mitte der 20er Jahre einige mittelhochdeutsche Reste wie die Endung „ent" der 3. Plur. Praes. in der Conjugation und noch einige specifisch mitteldeutsche Bestandtheile wie die Imperativform „bis" für „sei" vollständig aus, meist geht aber die alte mittelhochdeutsche neben der neuhochdeutschen Bildung noch 1545 einher, desgleichen auch einige specifisch mitteldeutsche Formen neben den gemeinhochdeutschen, wie das Particip „gewest" neben „gewesen".

Aehnlich wie in den volksthümlichen Schriften aus der mittelhochdeutschen Periode bedient sich Luther häufiger als die jetzige Schriftsprache einfacher Wörter, besonders gielt dieses von den Thätigkeitswörtern. Zuweilen wendet er aber abgeleitete und sogar zusammengesetzte an, wo wir uns jetzt einfacher bedienen. Am häufigsten finden sich Hauptwörter zusammengesetzt. Im Allgemeinen nimmt der Gebrauch zusammengesetzter und abgeleiteter Wörter bei Luther etwas zu.

Im Lautstande, der Rechtschreibung und der Wortbiegung hatte sich Luther im Wesentlichen der Schriftsprache der Kanzleien angeschlossen, im Wortschatz und Satzbau dagegen der Volkssprache seiner Zeit.

An Spalatin schreibt er: „Helffet mir die Worte zurecht setzen, aber also, das Ihr keine Hof- und Schlosswörtter an die Hand gebt."

Im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern seiner Zeit und leider auch zu manchen jetzigen verwendet er auffallend wenig Fremdwörter. Deren Gebrauch nimmt auch nach 1522 noch mehr ab. So gebraucht er bis in dieses Jahr für „segnen" und „fluchen" „benedeien" und „maledeien", später aber mit Ausnahme zweier Stellen des Neuen Testamentes gar nicht mehr.

Sein Satzbau erinnert durch seine große Freiheit, durch eine je nach dem Inhalte des Satzes bald episch breite, bald dramatisch kurze Ausdrucksweise oft an die griechischen und deutschen Volksepen. Nicht etwa als ob ihn Luther daraus entnommen hätte, nein: beide gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, auf die lebendige mündliche Rede des Volkes. Dies beweisen vielfache Aeußerungen Luther's, die dahin gehen, daß er die Ausdrucksweise des Volkes beobachtet hat und nicht für die Gelehrten schreiben will. Dies beweist vor Allem aber die gewaltige Wirkung seiner Schriften auf das Volk.

Manche Eigenthümlichkeiten seines Satzbaues sind der mündlichen Volksrede jetzt noch eigen, so der häufige Gebrauch von „und", die Fortsetzung der Erzählung durch das oft wiederholte Demonstrativ „der", die doppelte Negation, das Weglassen von Satztheilen und Sätzen, die sich aus dem Zusammenhang leicht ergänzen lassen, das jähe Abbrechen einer Periode und Hinüberspringen in eine neue Construction. — Freilich finden sich auch Abweichungen von der jetzigen Volkssprache, so vor Allem der häufige Genitiv bei Luther, während dieser jetzt in der lebendigen Volkssprache auf dem Aussterbeetat steht und meist nur künstlich durch Schule und Presse noch gehalten wird. Doch aus diesen Verschiedenheiten des Satzbaues Luther's von dem der jetzigen Volkssprache eine Abweichung von der damaligen erschließen zu wollen, wäre ganz falsch. Im Gegentheil ist Luther's Vorliebe für den Genitiv mit der stärkste Beweis dafür, daß dieser jetzt im Absterben begriffene Casus damals noch in voller Kraft in der deutschen Volkssprache lebendig war.

Aus dem Gesagten ergeben sich auch die Haupteigenthümlichkeiten des Luther'schen Satzbaues: 1) Sein erstes und wichtigstes Gesetz ist: der logische Sinn und das natürliche Verhältniß gilt mehr als die grammatische Form, daher die Zusammenziehung von Sätzen, die keinen einzigen Satztheil gemeinsam haben, jedoch ein Wort in verschiedener Form; der Plural des Verbs nach einem Mengenamen im Singular; die Stellung des abhängigen Pronomens nicht in das grammatische, sondern in das natürliche Geschlecht des Hauptwortes. — 2) Wie in der mittelhochdeutschen Periode herrscht bei Luther eine größere Freiheit in der Stellung der Satztheile und Sätze. Gewöhnlich stehen am Anfang und am Ende die hauptsächlich betonten, in der Mitte die weniger betonten Wörter, so besonders die Hilfszeitwörter.

Manche Eigenthümlichkeit erscheint auf den ersten Blick als Gräcismus oder Latinismus, ist aber doch als ältere deutsche Construction aufzufassen, so vor Allem der Accusativ mit dem Infinitiv, ferner der doppelte Accusativ nach den Verben des Wozumachens, Wofürhaltens u. ä. — Luther hat sich nämlich selbst in seinen Uebersetzungen von dem directen Einflusse fremder Sprachen fast ganz frei gehalten, so daß es schwer hält, ihm vollständig undeutsche Constructionen nachzuweisen. Er hält sich bei dem Uebersetzen durchaus nicht wie seine Zeitgenossen sklavisch an die Form, sondern ist bestrebt, die fremde Construction in die deutsche umzugießen. — Nur ein wesentlicher Unterschied existirt zwischen den von ihm selbst verfaßten und den übersetzten Werken. In ersteren vermeidet er, dem volksthümlichen Charakter seiner Sprache gemäß, die Schachtelung des Periodenbaues. In letzteren kann er derselben nicht ganz entrathen, so besonders in der Uebersetzung der Epistel. Diese Schachtelung entsteht namentlich dadurch, daß er die griechischen Infinitiv- und Participialconstructionen meist durch Nebensätze wiedergiebt, eine zwar schwerfällige, doch nicht undeutsche Construction.

Im Satzbau hat Luther während seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur wenig Veränderungen vorgenommen, was schon daraus hervorgeht, daß die verschiedenen Ausgaben des Alten und Neuen Testamentes wenig in Bezug darauf von einander abweichen. — Schon in seinen ersten Schriften zeigt er eine Achtung gebietende Meisterschaft in dem deutschen Satzbau, während er diejenigen Freiheiten, welche ihm vom strengen formalistisch-grammatischen Standpunkt zum Vorwurf gemacht werden könnten, auch selbst in der Bibel von 1545 noch nicht abgelegt, höchstens etwas beschränkt hat. Die Erklärung hierfür liegt wiederum darin, daß er im Satzbau der lebendigen Volkssprache seiner Zeit gefolgt ist. — Darin hatte er es aber schon zur Meisterschaft gebracht, ehe er seine schriftstellerische Thätigkeit begann, nämlich auf der Kanzel. Die meisten von Luther selbst verfaßten Schriften machen den Eindruck gesprochener Predigten, so namentlich durch die vielen Fragesätze. Die Entwickelung des Lutherschen Satzbaues haben wir vor seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu suchen. Bei Beginn derselben hatte Luther schon die hauptsächlichsten Schwierigkeiten überwunden. — Noch am entscheidendsten für den Satzbau ist das Jahr 1522. Seit diesem Jahr setzt er den Genitiv meist vor das ihn regierende Wort, so: „des Menschen son", während er 1519 „sun des Menschen" schrieb; ferner übersetzt er den griechischen Aorist nicht mehr wie früher durch das Perfect, sondern in richtiger Erkennung des deutschen Sprachgeistes durch das Imperfect.

So ist denn Luther's Schriftsprache dem Kerne nach eine echte Volkssprache, hervorgegangen aus der Ausdrucksweise des gemeinen Volkes, veredelt durch die des zum Herzen des Volkes redenden Predigers und umkleidet mit der Schreibweise und dem Lautstande der hochdeutschen Kanzleien.

War nun aber auch seit Luther's gewaltigem Auftreten die Weiterentwickelung der hochdeutschen Schriftsprache aus den Händen der Kanzleien hauptsächlich in seine Hand übergegangen, so müssen dennoch den sächsischen Fürsten noch weitere Verdienste um die Förderung derselben zugesprochen werden, so dem Kurfürsten Johann dem Beständigen, welcher auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser, der das Glaubensbekenntniß der Evangelischen in lateinischer Sprache vorgelesen wissen wollte, muthig entgegen trat und die Vorlesung in deutscher Sprache mit den Worten durchsetzte:

„Wir sind Deutsche und auf deutschem Boden, und also wird kaiserl. Maj. auch die deutsche Sprache zu reden uns erlauben."

Bei Feststellung der Größe der Verdienste, welche sich Sachsen um die Entwickelung der hochdeutschen Schriftsprache erworben hat, muß berücksichtigt werden, daß die Anfänge dazu in Prag und Wien, vielleicht auch in München gemacht wurden. Doch führten diese nur zu Annäherungen in dem Lautstande und der Schreibweise der einzelnen Kanzleien an einander. Das Streben nach Einheit war da, die Einheit selbst wurde in Wittenberg, der Hauptstadt Kursachsens, geschaffen und zwar vor Allem durch Luther. Im Wortschatz und Satzbau war aber die deutsche Kanzleisprache auf dem Wege, sich immer mehr von der lebendigen Volkssprache zu entfremden. Luther gebot dieser Entfremdung ein energisches Halt. So hat denn Luther das unsterbliche Verdienst um die deutsche Schriftsprache, den im Werden begriffenen Einheitsprozeß ihrer äußeren Form wirklich vollzogen, hinsichtlich des inneren Kernes aber sie zurückgeführt zu haben zu ihrer ewig jungen Quelle, der lebendigen Sprache des Volkes.

Nach Luther geht die Weiterbildung der hochdeutschen Schriftsprache in der Weise vor sich, daß kein Staat besonders im Vordergrund steht; doch dürfen wir mit Stolz Lessing, den Begründer eines jetzt noch mustergiltigen Stiles, unsern Landsmann nennen.

Durch die Förderung der Entwickelung und Einigung der hochdeutschen Schriftsprache hat sich aber Sachsen noch anderweitige Verdienste erworben. Nur auf Grund der geeinten Schriftsprache konnte eine derartige gewaltige Literatur erblühen, wie es seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland der Fall war. Diese gemeinsame Literatur und die gemeinsame Schriftsprache waren aber die beiden Bänder, welche Deutschland noch zusammenhielten, als es in politischer Beziehung gleichzeitig immer mehr und mehr zerspalten wurde. Ohne sie würden die deutschen Volksstämme in den traurigen Zeiten der Franzosenherrschaft und der Uneinigkeit gleich den Elsässern vergessen haben, daß gemeinsames Blut in ihren Adern fließt.

Ohne sie wäre wol kaum die glorreiche Erhebung des deutschen Volkes von 1813 und das einmüthige Zusammenstehen der deutschen Staaten von 1870 möglich gewesen; ja wäre wol überhaupt die ruhmvolle Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durch die deutschen Fürsten und das deutsche Volk der schöne Traum einiger Idealisten geblieben

---

Bücherbesprechungen.

* Die achtzehnte Lieferung der Dr. Francke'schen Zusammenstellung der sämmtlichen in den Gesetzsammlungen veröffentlichten — noch giltigen — gesetzlichen Bestimmungen („Die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen seit dem Erscheinen der Gesetzsammlung bis zur Gegenwart", Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung) gewährt den sächsischen Verwaltungsbeamten besonderes Interesse, da sie u. A. die Gesetzgebung des Jahres 1873 enthält. Sollte sich nicht die Veranstaltung eines billigen Sonderabdruckes dieser Gesetze — Volksschul-, Kirchen-Gesetz vom 15. April 1873, Organisations-Gesetz, Gemeindeordnungen u. s. w. — mit den vom Verfasser über die Abänderung oder Ergänzung einzelner Bestimmungen derselben dazu gegebenen Bemerkungen, beziehentlich unter Beifügung der 1874er Ausführungsgesetze empfehlen? Wir glauben diese Frage bejahen zu können.

* Oberstabsarzt Dr. Frölich hat eine Zusammenstellung der Bestimmungen über die Militärdienstpflicht der Aerzte und Medicinstudirenden (Leipzig, Georg Thieme 1889) veranstaltet, welche bereits in zweiter Auflage vorliegt. In 42 Punkten werden die einschlagenden Vorschriften und Bestimmungen der deutschen Wehr-, bez. Marine- und Sanitätsordnung sachgemäß aneinander gereiht, so daß das zeitraubende Aufsuchen und Nachschlagen der einzelnen hierüber in Geltung befindlichen Bestimmungen den Betheiligten erspart bleibt. Uebrigens befinden sich in einem Anhange auch die Sonderbestimmungen über die Dienstpflicht der Apotheker abgedruckt.

J—. Aus meinem Leben. Von Mathilde Marchesi. Düsseldorf, Felix Bagel. Preis brosch. 5 ℳ, geb. 7 ℳ. — Frau Marchesi, die ehedem gefeierte Sängerin und noch gegenwärtig in hohem Ansehen stehende Gesanglehrerin, entwirft in genanntem Buche ein Bild ihres Lebens, das „anfänglich nur für den engen Familienkreis bestimmt" auf Wunsch ihrer Freunde und Schülerinnen nun auch den Weg in die Oeffentlichkeit fand. Mannigfach bewegt, reich an Eindrücken und Erfahrungen, wie dies Leben war und ist, spiegelt auch das Abbild desselben eine Fülle von Gestalten, Begegnungen und Ereignissen wieder, und der leichte Plauderton, in dem die Erinnerungen erzählt werden, macht sie auch der Form nach zu einer angenehm unterhaltenden Lectüre. Wir sehen die Verfasserin — eine geborene Graumann aus Frankfurt a. M. — ihre sonnige Jugendzeit in ihrer Vaterstadt erleben, folgen ihren Studien in Wien und Paris, dem Beginne ihrer Künstlerlaufbahn in London, ihren Kunstreisen nach Weimar, Leipzig, Holland, Berlin, Brüssel, Italien; wir werden Zeugen ihrer Lehrthätigkeit in Köln, Wien und Paris. Zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten, namentlich Musiker, die den Weg der Künstlerin kreuzten, werden dazwischen in kurzen, meist allerdings nur die Oberfläche streifenden Schilderungen vorgeführt, auch Briefe von Nicolai, Mendelssohn, Liszt, Rossini, Hiller, Pauline Viardot, Rubinstein, sowie poetische und musikalische Albumblätter von Lenau, Bodenstedt, Molique, Benedict, Ernst, Balfe, St. Heller, Joachim, Moscheles, Spohr, Vieuxtemps, Rossini, Berlioz, Verdi, Thomas, Gounod mitgetheilt, — nicht ohne einen verklärenden Schein auf diejenige zu werfen, der sie gewidmet wurden. Mit besonderer Vorliebe werden die Früchte, die Frau Marchesi an ihren Schülerinnen gezeitigt, hervorgehoben. Die Mehrzahl derselben, wie die Fricci, Murska, Kraus, d'Angeri, Emeroschi, Tremelli, Gerster, Schuch-Proska, Nevada, suchten ihren Wirkungskreis im Coloraturgesang; doch kam auch dramatischen Sängerinnen, wie Rosa Papier, Gisela Staudigl u. A., Frau Marchesi's bildnerische Kraft zu Gute. Für das musikalische Drama der Neuzeit und seinen Schöpfer Richard Wagner hat letztere allerdings wenig Sympathien übrig. „Seiner Musik," behauptet sie, „sind leider schon viele Stimmen zum Opfer gefallen und viele tüchtige Sänger und Sängerinnen der Kunst dadurch entzogen worden." Dem läßt sich nichts desto weniger die einfache Thatsache entgegen stellen, daß diejenigen Sänger, die wirklich zu singen verstehen, sich an Wagner nie zu Grunde singen. Im Uebrigen äußert die bewährte Gesangsmeisterin manch treffliches Wort über Gesangskunst und den beklagenswerthen Mangel an Pflege derselben in unsern Tagen. Möchte das Gesagte allenthalben Beherzigung finden! — Berichtigend sei noch hervorgehoben, daß Henriette Sontag nicht, wie pag. 48 bemerkt, in Rio de Janeiro, sondern in Mexiko gestorben, sowie daß Hanslick's pag. 85 citirte Schrift nicht „Aesthetik der Musik", sondern „Vom Musikalisch-Schönen" benannt ist.

m Handkarte der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika. Red. von J. J. Kettler. 1:1000000. (Geogr. Institut, Weimar). — Nördlich bis Mombas, südlich bis über die Rufidschi-Mündungen hinausgehend, das Wituland auf Nebenkarte und ebenso zum Vergleich das südliche Hessen gebend, die politischen Verhältnisse durch Farben unterscheidend, will diese Karte wol in erster Linie dem praktischen Gebrauche des Zeitungslesers dienen. Ortsnamen sind daher in großer Zahl eingetragen, während die Bodenformen vernachlässigt sind. Eine Karte wie diese wird ihren Nutzen erst in dem Augenblick zeigen, in welchem die Operationen zur Wiedergewinnung der Küste ins Werk gesetzt sein werden.

m Specialkarte der Samoa-Inseln. Mit Plänen der Häfen von Apia und Saluafata. Nach den neuesten Materialien bearbeitet von Otto Herkt. Maßstab 1:850000. Glogau, Carl Fleming. — Eine sehr zeitgemäße Karte der Samoa-Inseln in gefälliger Darstellungsweise: Meer hellblau, Gebirge schraffirt, Landbesitz der deutschen Südsee-Gesellschaft auf Upolu in bräunlichem Ton; Palmenhaine, Korallriffe und Klippen sind deutlich bezeichnet, Routen der Dampfer des Norddeutschen Lloyd richtig angegeben. Das Blatt ist für rasche Orientirung besonders praktisch, bringt aber auch genügende Einzelheiten für das gründlichere Studium der kleinen, aber wichtigen Inselgruppe, mit der hoffentlich deutsche Interessen sehr eng verbunden bleiben werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 33. Dienstag, den 19. März. 1889.

Zur Gründung des Patriarchats von Moskau 1589.

Von W. von Langsdorff.

Während rings im Sachsenlande man sich bereitet, in friedlicher Festfröhlichkeit das Gedenken der Zeit zu feiern, da unser Land unter die Obhut des Geschlechts der Wettiner gekommen, — während unsere Blicke nebenbei gespannt auf den westlichen Nachbar Deutschlands schauen, wo man in einem merkwürdigen Gemisch von äußerer Prunksucht und innerer Zerfahrenheit sich rüstet, das Säcularjubiläum der „Großthaten" der glorreichen Revolution zu begehen, — ist in aller Stille ein Jubiläumstag vorübergegangen, dessen Gedächtniß für den uns östlich benachbarten nordischen Koloß, das andere Schmerzenskind des friedliebenden Europas, von nicht minderer Bedeutung ist: am 23. Januar waren es 300 Jahre, daß der Metropolitansitz Moskau zum Patriarchat der russischen Kirche erhoben wurde.

Wenn am 27. Juli vorigen Jahres in Kiew die Einführung des Christenthums in Rußland so begeistert gefeiert worden ist, so galt dies weniger dem Dank gegen Gott, der die Väter aus der Finsterniß des Heidenthums errettete, auch nicht etwa blos der Freude über den culturellen Fortschritt in der Entwicklung des Reussenreichs, — nein, aus den fanatischen Reden der Panslavisten in Rußland selbst klang es heraus und durch den famosen Brief des „römischen" Bischofs Stroßmeyer und die eigenthümlichen Expectorationen der czechischen Organe ward es mit unangenehmer Deutlichkeit klar: man feierte hier in der Einführung gerade des morgenländisch-christlichen Cultus in Rußland den Anfang jener Entwicklung, die Rußland zu der eigenthümlich religiös-politischen Centrale aller panslavistischen Hoffnungen machen sollte. Die guten Leute hätten mit demselben Rechte — oder mit mehr Recht — im Jahre 1889 das Jubiläum dessen, was sie eigentlich meinten, feiern können, denn durch die Gründung des Patriarchats von Moskau ist eigentlich der wichtigste Schritt vorwärts geschehen zu dem Ziele, das dem Großslaventhum vorschwebt.

Wir können auf dem Wege dieser religiös-politischen Entwicklung drei Stadien unterscheiden: nach der Christianisirung befindet sich die russische Kirche noch zunächst in Abhängigkeit von einem auswärtigen Centrum — 1589 wird sie selbständig unter ihrem eigenen Patriarchen und eine gewaltige Macht, freilich selbst immer mehr unter dem Einfluß und der Gewalt des Czaren — bis schließlich durch Peter den Großen die centralpatriarchalische Gewalt scheinbar auf den h. Synod, in Wirklichkeit auf den Czaren selbst übertragen wurde; also von der Abhängigkeit von Außen durch Selbständigkeit zum Cäsareopapismus. Dabei ging es mit der übrigen griechischen Kirche immer mehr abwärts, der ursprüngliche Mittelpunkt des christlichen Orients, das Konstantinopeler Patriarchat, verlor durch die Zeitereignisse Macht und Ansehen, so daß jetzt mehr oder minder die gesammte morgenländische Christenheit nach Moskau-St. Petersburg als dem geistlichen Centrum schaut.

Ob nicht Czar Wladimir, der seine Kiewer gewaltsam zur Taufe in den Dnjepr trieb, nach langem Abwägen sich bereits aus politischen Gründen gerade für den griechisch-orthodoxen Cultus entschied? Zeigte doch die griechische Kirche schon im byzantinischen Zeitalter die Fähigkeit der Anschließung an die Staatsgewalt. Jedenfalls offenbarte sich die eigenthümliche Verquickung von Politischem und Religiösem, die im Laufe der Jahrhunderte dem Russenreiche einen charakteristischen Stempel aufgedrückt hat, schon bei Zeiten. Von vorn herein stellten sich die Russen unter das Patriarchat von Konstantinopel, das andere Rom, und erhielten von dort aus ihre besonderen Metropoliten in Kiew installirt; aber schon 1051 benutzte Czar Jaroslaw eine precäre Lage des Patriarchen, um seinen Metropoliten von seinen russischen Bischöfen wählen und einsetzen zu lassen. Freilich so ohne Weiteres ging das bei der damaligen Machtstellung des Konstantinopeler Stuhls nicht ab, man mußte sich „aus Achtung vor der Hauptstadt der Rechtgläubigkeit", wie der fromme Geschichtschreiber sagt, bequemen, zunächst noch weiterhin griechische Metropoliten aus der Hand des Patriarchen anzunehmen. Von großer Bedeutung war nun die Verlegung des Metropolitansitzes aus dem Südwesten nach dem Centrum des späteren großen Russenreichs; Veranlassung dazu war die barbarische Herrschaft der Mongolen, die namentlich im südlichen Rußland schrecklich gehaust, Kiew und die benachbarten Städte vollständig zerstört hatten. So begab sich der Metropolit Maxim 1299 zuerst nach Brjänsk, dann nach Wladimir, und im Frühjahr 1325 siedelte sein Nachfolger Petrus mit seinem ganzen Klerus definitiv nach Moskau über. Zwar schien es erst, als sollte die geistliche Centralgewalt dadurch geschwächt werden, da die Litthauischen Fürsten bei dem Wirrwarr in Konstantinopel die Weihe eines besonderen Kiewer Metropoliten wieder durchsetzten; doch blieb, auch als mehr Metropolitansitze entstanden, dem Moskauer Metropoliten anerkanntermaßen die erste Stelle, namentlich seit nach Vertreibung der Mongolen die Moskauer Großfürsten immer mehr zu Czaren von Großrußland wurden. Als nun am 9. Mai 1453 Konstantinopel in die Hände der Türken gerieth, kam der gute Patriarch Gennadius so in Noth, daß er um verschiedener baarer Unterstützungen willen bereits der russischen (moskowitischen) Kirche das Recht zugestand, ihren Metropoliten selbst zu installiren. Das war von großer Bedeutung, namentlich für den Czaren, der bald die Hand im Spiele hatte und, da der Metropolit fast ebenso mächtig und angesehen als der Czar selbst war, stets ihm ergebene Leute zur Wahl zu bringen suchte. Schon Mitte des 16. Jahrhunderts steht dem Czaren das Recht der Installation zu, nach vorausgegangener Wahl durch die Bischöfe allerdings, bei der aber die Mitwirkung des Czaren so bedeutend war, daß Wassiliy Iwanowitsch (1505 bis 1533) an den König von Polen schrieb: „Wer uns genehm sein wird, der wird auch Metropolit über ganz Rußland sein." Derselbe Fürst setzte sogar ohne irgend eine bischöfliche Versammlung aus eigener Machtvollkommenheit einen Metropoliten von Moskau ein.

Unter seinem Enkel Feodor nun, dem letzten Sproß des alten Moskauer Czarenhauses, ward diesem Streben des Czaren nach religiösem Einfluß eine besonders starke Handhabe gegeben durch Erhebung des Metropoliten von Moskau zum Patriarchen von Rußland. Die andern Patriarchate (4) waren bis auf das Konstantinopeler wenig von allgemein kirchenpolitischer Bedeutung gewesen; in Konstantinopel sah die orientalische Christenheit ihr Rom und dieser Glorienschein ist auf Grund der Weihe 1589 in Verbindung mit den Ereignissen der Folgezeit von Konstantinopel auf Moskau übergegangen. Auch hier hat, wie 100 Jahre früher, der rollende Rubel schon eine große Rolle gespielt. Zunächst kam infolge großer Geldverlegenheit durch den Druck der Türken 1586 Patriarch Joachim von Antiochien nach Moskau, milde Gaben für seine Kirche zu sammeln; der Czar ließ diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen und Joachim versprach Alles zu thun, um die Anerkennung der andern Patriarchen

für ein moskowitisches Patriarchat zu gewinnen. So kam denn Se. Heiligkeit Jeremias II. von Konstantinopel selbst nach Moskau, um einerseits sich selbst Unterstützung für seine bedrängte Kirche zu holen (besonders lag, da die Türken die Sophienkirche zur Moschee gemacht hatten, dringendes Bedürfniß nach einer neuen Kirche vor), andererseits Einwilligung und Weihe für einen Moskauer Patriarchen zu bringen. Ein merkwürdiges Geschick, daß derselbe Mann, der auf Grund der gemeinsamen Opposition gegen Rom eine Union seiner Kirche mit der deutschen Reformation plante und längere Zeit darüber, besonders mit Melanchthon, in Verhandlung stand, — daß dieser selbe Mann die Hand dazu bieten mußte, derjenigen Kirche Glanz und Macht zu verleihen, die in einer für unsere Zeit geradezu unglaublichen Weise ihre politische Gewalt gegenüber den Anhängern der deutschen Reformation mißbrauchen sollte! — Zunächst bot ihm der Czar selbst den zu gründenden russischen Patriarchenstuhl an „um ihn aus seiner unwürdigen und bedrängten Lage in Konstantinopel zu befreien", — der Plan war nicht übel, denn es wäre damit der Nimbus des anderen Rom sofort auf Moskau übertragen worden. Jeremias aber wollte seiner bedrängten Kirche treu bleiben und beauftragte die russischen Bischöfe, einen Patriarchen aus ihrer Mitte zu erwählen, welche Befugniß er ihnen zugleich für alle Zeit ertheilte. So ward der bisherige Metropolit Hiob von Moskau zum ersten Patriarchen der russischen Kirche erwählt und am 23. Januar 1589 mit der der orientalischen Kirche eignen Pracht installirt, wobei auf dem Altarplatz drei Prunksessel aufgestellt waren, auf deren mittelstem, besonders prächtigem, der Czar zwischen den beiden Patriarchen Platz nahm.

Ob Jeremias, als er den Moskauer Collegen weihte, sich der Consequenzen bewußt war? Wohl kaum; aber die Geschichte hat ihre Consequenz gezogen. Wie damals der Konstantinopeler Patriarch bittend und hilfsbedürftig nach Moskau gekommen war, so nahm mit dem Konstantinopeler Centralsitz die ganze griechisch-orthodoxe Kirche immer mehr die Stelle des Hilfsbedürftigen ein, der bittend und hoffend nach Moskau schaut. Dort aber erstarkte die Macht des Patriarchats durch Unterstützung frommer Czaren aus dem Hause Romanow, die freilich die centrale geistliche Macht sofort dämpften, wenn sie dem staatlichen Oberhaupte sich zu widersetzen wagten (vgl. die Geschichte des bekannten Patriarchen Nicon). So war es denn nur eine natürliche Consequenz dessen, was sich empirisch schon 1589 in Moskau vollzogen: daß die factische Centralgewalt der orientalischen Kirche von allen Völkern immer mehr im Oberhaupt der russischen Kirche gesehen ward und daß dieses Oberhaupt schließlich der Czar selber wurde. Der große Peter ließ, als 1702 der letzte Patriarch gestorben, den Patriarchensitz zunächst provisorisch durch ein Collegium von Bischöfen verwalten, bis er 1721 daraus den ständigen heil. Synod, zunächst mit Sitz in Moskau, bald aber in St. Petersburg, schuf, dem die nunmehr schon ganz machtlosen Patriarchen des Morgenlandes den Namen des „patriarchalischen" Synods freiwillig und feierlich zugestanden. (Erst 4 Erzbischöfe, 7 Archimandriten und 2 Erzpriester, dann 3 Erzbischöfe, 2 Archimandriten und 1 Erzpriester.) Der Czar hat in diesem Synod den Vorsitz und steht ihm eigentlich nur absolutes Veto zu; er läßt sich im Vorsitz durch den von ihm ernannten Procurator vertreten. Um aber zu zeigen, wie der Selbstherrscher aller Reussen auch den „Patriarchalischen Synod" und die orthodoxe Kirche selbstherrlich regiert, braucht man nur an den Namen seines gegenwärtigen Stellvertreters, des Procurators Pobedonoszew zu erinnern.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß das Staatsoberhaupt einer Kirche, die ihm selbst eine Macht zugestand, die der des Papstes in der römischen Kirche nicht unähnlich, daß man eine solche Kirche mit allen staatlichen Mitteln zu stützen suchte. Daher ist in Rußland die Rücksicht auf den orthodoxen Glauben das Leitmotiv der innern und größtentheils auch der äußern Politik geworden. Die Wahrung der Interessen des „Staatsglaubens" untersteht der politischen Polizei und die betreffenden Gesetze stehen im — allgemeinen Strafgesetzbuch; diese Gesetzesparagraphen gehen von den beiden Hauptgrundsätzen aus: 1) Austritt, resp. Rücktritt aus der orthodoxen Kirche ist unmöglich; wer ihr einmal angehört, ist unweigerlich an sie gebunden. 2) Kinder aus Ehen, wo auch nur eines der Eltern orthodox ist, gehören von vorn herein der orthodoxen Kirche an. Uebertretungen werden mit Zuchthaus oder Deportation, den gemeinsten Verbrechen gleich, bestraft! Andrerseits verlangt die Rücksicht auf die Staatsreligion von jeher, daß Staatsbeamte, gleichviel welcher Confession, an „Staatsfesten" das griechische Ceremoniell mitmachten. So konnte man schon zur Zeit des milden Alexander II. beobachten, wie z. B. in Riga zu Kaisers Namenstag evangelische Behörden einer evangelischen Bevölkerung in der griechischen Kirche die Prozession mitmachten, Bilder küßten u. s. w. Von den gegenwärtigen Zuständen der Verfolgung ganz zu geschweigen, — wir sehen da, wohin es selbst im 19. Jahrhundert kommen kann, wenn politische und religiöse Macht, in einer Hand vereint, einem Ziele zustreben!

Und wie wirkt diese central-patriarchalische, auf das Staatsoberhaupt übergegangene Macht nach außen hin? — Was hilft es, wenn sich auch andere griechische Kirchen autokephal, selbständig nennen? Der gute Milan hat zwar im heiligen Zorn seine Bischöfe niedergedonnert, und doch ist es hauptsächlich das religiöse Moment, das sein Volk immer wieder in der Abhängigkeit von Rußland sein Heil finden läßt. Und wenn auch in Bulgarien die niedere Geistlichkeit zunächst dem russophilen Ansturm ihrer geistlichen Oberhirten gegen den katholischen Ferdinand sich noch nicht angeschlossen hat, das dauert nur so lange, als das Andenken an die rohe Kaulbarserei noch unvergessen bleibt. Der Czar hat von vornherein in den Balkanländern moralisch die Macht in den Händen, weil das politische Sehnen der Panslavisten mit dem religiösen Empfinden der griechisch-rechtgläubigen Völker sich vereint.

Zwar die Völker gerade des Balkans hatten auch nach dem Sinken des Ansehens des Patriarchats von Konstantinopel einen religiösen Mittelpunkt in dem Kloster (eigentlich ist es eine Vereinigung von Klöstern) auf dem heil. Berge Athos; dort blieb eine auch von den Sultanen anerkannte, allerdings denselben tributpflichtige christliche Enclave im Türkenreiche. Die Fürsten der Donauländer beschenkten das Kloster reichlich und holten sich dort Bescheid und Entscheid, den heil. Berg als ihr Rom verehrend. Bald aber kam auch dieser heil. Berg durch die Gunst und Gaben des Czaren unter den Einfluß desselben und der russischen Kirche, so daß auch von hier aus die Blicke der Balkanvölker nach Moskau gerichtet wurden. Und wenn vor einiger Zeit selbst in Konstantinopel das Gerücht ging, die Hunderte von Mönchen auf dem Athos seien eigentlich lauter gut gediente russische Unterofficiere, die incognito des rechten Moments harrten, — so ist das wenigstens bezeichnend für den bekannten russischen Charakter des Klosters.

Wenn also die Völker des Ostens, ganz abgesehen von rein politisch engagirten Panslavisten, in dieser Weise ihren Blick nach Moskau-St. Petersburg richten und daselbst ihr religiöses Oberhaupt sehen, kann man es den Russen resp. dem Czaren verdenken, wenn sie diese moralische Macht auch äußerlich ausnutzen wollen? Wenn sie in dem Bestreben, das politische Testament Peter's des Großen auszuführen, dabei auf ihre Fahnen schreiben: „Beschützung der unserer Obhut von Gott anvertrauten Christen des Orients?"

Die neuesten Jahrgänge der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft".

Wir haben den Lesern dieser Zeitung in einem früheren Aufsatze*) ein Bild von der Bedeutung, welche die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" für die Fortentwickelung der historischen Studien in Anspruch nehmen dürfen, zu entwerfen versucht und darauf hingewiesen, daß dieselben einem seit langer Zeit von allen Forschern bitter empfundenen Mangel Abhilfe geschaffen haben. Erst durch diese im großartigsten Rahmen unternommene, auf absolute Vollständigkeit hinstrebende und dieselbe innerhalb der naturnothwendigen Fehlergrenzen erreichende Art kritischer Berichterstattung ist dem Forscher das lang ersehnte Mittel in die Hand gegeben worden, sich ohne zeitraubendes Nachschlagen in den verschiedensten fachwissenschaftlichen Zeitschriften schnell und im Wesentlichen erschöpfend über den jeweiligen Stand der geschichtlichen Forschung zu unterrichten. In welcher Weise und durch welche organisatorische Maßregeln dieser Zweck von der Redaction des Werkes erstrebt und erreicht worden ist, darüber dürfen wir unsere Leser auf den erwähnten früheren Artikel verweisen. Heute begnügen wir uns damit, über den erfreulichen Fortgang des Unternehmens zu berichten.

*) Vgl. Nr. 2 des Jahrganges 1887 dieser Wissenschaftlichen Beilage.

Da ist denn zuerst mit anerkennender Freude festzustellen, daß die Redaction in erfolgreicher Weise bestrebt gewesen ist, dem vornehmsten Mangel, den wir damals dem Werke vorwerfen zu müssen glaubten, abzuhelfen. Dieser Mangel bestand in der übergroßen Verzögerung des Erscheinens der einzelnen Jahrgänge. Während der erste Jahrgang (1878) schon zwei Jahre nach dem Berichtsjahre (1880) erschienen war, erweiterte sich dieser Zwischenraum zwischen dem Berichts- und Erscheinensjahr allmälig immer mehr; Jahrgang V, über den wir s. Z. unseren Lesern Mittheilung machten, behandelte das Jahr 1882 und erschien erst am Ende des Jahres 1886. Wir machten damals auf die großen Uebelstände, welche dieser Umstand für den weiteren Fortgang des Unternehmens haben könne und müsse, eindringlich aufmerksam und können heut mit Freude constatiren, daß diese Mahnung nicht fruchtlos gewesen ist. In den seitdem vergangenen beiden Jahren sind drei weitere Jahrgänge des Werkes erschienen, so daß jener Zwischenraum von vier Jahren auf drei reducirt ist. Mit Recht aber erachtet die Redaction, welche jetzt allein in den Händen des Berliner Privatdocenten Dr. Jastrow ruht, auch damit ihren Zweck noch nicht als erreicht, kündigt vielmehr an, daß bereits zwei weitere Jahrgänge gleichzeitig im Druck in Angriff genommen seien, um eine noch weitere Beschleunigung des Erscheinens zu ermöglichen. Diese ist auch in hohem Maße erforderlich, da der Hauptzweck des fast allseitig*) mit großer Freunde begrüßten Unternehmens, schnelle Orientirung über den jeweiligen Stand der Forschung, nur bei schnellem Erscheinen erreicht werden kann. Nun sind ja allerdings diesem Streben nach Beschleunigung der Berichterstattung durch die Alles überwiegende, unumgängliche Rücksicht auf die mit Recht erstrebte erschöpfende Vollständigkeit gewisse Schranken gezogen. Schon die bloße vollständige bibliographische Zusammenstellung aller zu besprechenden wissenschaftlichen Arbeiten eines Jahres kann nicht innerhalb dieses Jahres selbst zu Ende gebracht werden, da die hierzu unentbehrlichen bibliographischen Hilfsmittel erst nach Abschluß desselben vollständig werden. Dann aber muß erst die gesammte Durcharbeitung des Stoffes erfolgen, die sicherlich mindestens die Hälfte des auf das Berichtsjahr folgenden Jahres erfordert. Und da der bloße Druck des umfangreichen Werkes von dem Augenblicke an, da sämmtliche Manuscripte vollzählig beisammen sind, noch wenigstens ein halbes Jahr in Anspruch nimmt — man bedenke nur, daß allein das Register der besprochenen Publicationen im letzten (8.) Jahrgange mehr als sechs Druckbogen umfaßt —, so wird ein Abstand zwischen Berichts- und Erscheinensjahr von 1½ bis 2 Jahren kaum zu vermeiden sein. Aber diese Grenze muß auch unter allen Umständen erreicht werden. Wenn das auf Grund des bis jetzt beobachteten, im Großen und Ganzen sehr vortrefflich organisirten Verfahrens nicht möglich sein sollte, so muß dann in diesem Verfahren eine Aenderung eintreten. Und vielleicht ist es der Redaction nicht unerwünscht, wenn der Referent mit einem Vorschlage in dieser Beziehung hervortritt.

Wir erwähnten schon, daß die erste, recht mühsame Vorarbeit der Berichterstattung eine rein bibliographische ist: es gilt zunächst, aus den viertel- und halbjährig erscheinenden Bibliographien über alle in Deutschland erscheinenden Bücher (z. B. der Hinrichs'schen) den gesammten Stoff vollständig zusammenzustellen. Diese Arbeit hat gegenwärtig jeder der etwa 70 Mitarbeiter für sein Gebiet besonders vorzunehmen, d. h. die betreffenden Bibliographien werden thatsächlich, um einen Band der „Jahresberichte" herauszugeben, 70 Mal durchgesehen. Sollte nun nicht eine sehr erhebliche Erleichterung der Arbeitslast der einzelnen Mitarbeiter und damit auch eine sehr erhebliche Beschleunigung ihrer Referate erreicht werden können, wenn die Redaction eine einzelne besondere Arbeitskraft allein mit der Aufgabe betraute, die bibliographischen Vorarbeiten für das ganze Werk jedesmal sofort nach dem Erscheinen der betreffenden Hilfsmittel zu erledigen und dann jedem der Mitarbeiter den für ihn in Betracht kommenden Theil derselben zu überweisen? Es würde dann freilich zu den zahlreichen, bisher schon verwendeten Arbeitskräften noch eine neue hinzukommen, deren Honorirung die Herstellung des Werkes noch ein Kleines vertheuern würde, aber ich bin überzeugt, daß der kleine Mehraufwand durch erhöhtern Absatz des Werkes, wenn dadurch schnelleres Erscheinen möglich wäre, reichlich gedeckt werden würde.

Auf eine Erhöhung des Absatzes des Werkes muß aber im vorliegenden Falle nicht nur im finanziellen Interesse des Verlegers, sondern in allgemein sachlichem Interesse mit Energie hingearbeitet werden. Das Werk kann seinen vollen Nutzen erst erreichen, wenn es nicht mehr blos als schwer zugängliches Orientirungsmittel in unseren öffentlichen Bibliotheken zu finden, sondern wenn es ein jedem privaten Forscher zugängliches und stets zur Hand stehendes Nachschlagebuch geworden sein wird. Dieser weiteren Verbreitung des Werkes aber stellt sich neben dem verzögerten Erscheinen als zweites gleich großes Hemmniß der, durch den großen Umfang freilich erklärliche hohe Preis entgegen. Einen Jahresbericht, der einen jährlichen Aufwand von 20 bis 24 Mark erfordert, werden unter unseren deutschen mit Glücksgütern meist nicht allzu reich gesegneten Gelehrten nur wenige käuflich erwerben können. Und es scheint, daß der Preis des letzten Jahrganges (24 Mark) noch nicht die Maximalgrenze darstellt; bis jetzt wenigstens ist Umfang und damit auch Preis des Werkes in einer von Jahr zu steigenden Progression angewachsen. Jahrgang I umfaßte 41½ Druckbogen und kostet 12 Mark, Jahrgang II und III je 53 Bogen und kosten je 16 Mark, Jahrgang IV kostete bereits 18 Mark, und so stieg es weiter bis zu den annähernd 60 Bogen und dem Preise von 24 Mark des letzten (8.) Jahrganges. Dieses Steigen des Umfanges ist durch die wachsende Production auf historischem Gebiete einerseits, andererseits aber auch dadurch begründet, daß es der Redaction erst im weiteren Fortgang des Unternehmens gelungen ist, für alle, auch die entlegensten Gebiete der geschichtlichen Forschung sachkundige Mitarbeiter zu gewinnen. Die Frage ist nun, ob diesem beständigen Wachsen des Umfanges und des Preises des Werkes nicht in irgend einer Weise entgegengearbeitet werden kann, ohne damit der Vollständigkeit, in deren stricter Durchführung das wesentlichste Verdienst dieses Werkes gegenüber den sachwissenschaftlichen periodischen Zeitschriften besteht, Eintrag zu thun. Bis zu einem gewissen Grade wird sich diese Frage ohne Zweifel bejahen lassen. Auch hierzu würde jene Maßregel, die ich oben für die schnellere Herstellung der bibliographischen Vorarbeiten vorschlug, ein Kleines beitragen können. Werden diese sämmtlichen Vorarbeiten von einer Arbeitskraft hergestellt, dann wird es sich vermeiden lassen, daß eventuell, wie das jetzt zuweilen geschieht, dasselbe Werk von verschiedenen Mitarbeitern besprochen wird, von denen jeder die in sein Gebiet fallenden Theile berücksichtigt. Das betreffende, verschiedene Gebiete behandelnde Werk müßte dann nach seinem hauptsächlichsten Inhalte einem Bearbeiter überwiesen werden. Für die Auffindbarkeit sorgt ja für jeden Benutzer, der nicht blos finden, sondern auch suchen will, das vortreffliche und eingehende Register, welches jedem Bande beigegeben wird. Dann aber könnte noch nach einer anderen Richtung hin auf eine Verminderung des Umfanges des Werkes hingearbeitet werden. Es will mir nämlich scheinen, daß die „Jahresberichte" für ein den gesammten Fortgang der historischen Studien über alle Culturvölker berücksichtigendes, also gewissermaßen internationales Werk die deutsche Territorial- und Localgeschichte doch ein wenig zu eingehend berücksichtigten. Daß in einem seinem Wesen und seiner Bedeutung nach zwar internationalen, aber im Wesentlichen von deutschen Gelehrten behandelten Werke der deutschen Geschichte eine eingehendere Berücksichtigung zu Theil wird als der anderer Völker, wird jeder Unbefangene gewiß nicht nur billigen, sondern mit freudigem Danke begrüßen. Daß also bei der deutschen Geschichte nicht wie bei der der andern Völker nur die allgemeinen Werke, sondern auch die territorialgeschichtlichen behandelt werden, betrachten wir also für einen großen, nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, zumal gerade hier ohne ein solches Hilfsmittel die Orientirung sehr erschwert ist. Vollständigkeit in Bezug auf die in selbständiger Form auftretenden Werke ist demgemäß auch hier eine unumgängliche Forderung. Aber nicht zu leugnen ist doch, daß gerade auf diesem Gebiete neben sehr tüchtigen, ja hervorragenden wissenschaftlichen Forschern auch eine besonders große Anzahl dilettantischer Kräfte thätig ist, deren Arbeiten als eine Förderung der wissenschaftlichen Forschung nicht betrachtet werden können. Von diesen Arbeiten muß natürlich der betreffende Mitarbeiter unter allen Umständen Kenntniß nehmen, um entscheiden zu können, welche von ihnen einen wirklichen wissenschaftlichen Fortschritt in sich schließen. In der Ausarbeitung des Referates müßten dann aber alle die Arbeiten,

*) Die, soweit mir bekannt, einzige abfällige Kritik an dem Werke ist von dem Königsberger Privatdocenten Dr. G. v. Below ausgegangen (Götting. Gelehrte Anzeigen 1888 Nr. 23). Doch sind die Vorwürfe, auf welche derselbe sein Urtheil zu begründen versucht, durchgehends als unrichtig nachgewiesen worden in einer für den Angreifer und seine Art zu recensiren geradezu vernichtenden Erwiderung, welche der Herausgeber der „Jahresberichte", Jastrow, in den „Mittheilungen aus der historischen Litteratur", XVII. Jahrgang, 1. Heft, veröffentlicht hat, und welche für die Charakterisirung des Gebahrens mancher jüngeren Recensenten von unschätzbarer Bedeutung ist.

bei denen das nicht der Fall ist, sich mit einer rein bibliographischen Erwähnung in den Anmerkungen begnügen, wie das bei vielen von ihnen in der That schon jetzt der Fall ist. Bei den Aufsätzen in rein localhistorischen Zeitschriften aber, unter denen sich eine ungemein große Zahl reinster Spreu befindet, könnte bei denen, die einen wissenschaftlichen Fortschritt nicht darstellen, selbst von einer bloßen Erwähnung abgesehen werden. Kein wissenschaftlicher Forscher kann doch verpflichtet sein, von allem, auch dem werthlosesten kleinen Zeitschriftsaufsatz, der auf seinem Gebiete erschienen ist, Kenntniß zu nehmen. Dadurch würde die productive Thätigkeit geradezu erdrückt werden. Was also von localhistorischen Zeitschriften-Aufsätzen für die weitere Forschung ohne jeden Belang ist, dürfte ruhig, ohne dem Princip der Vollständigkeit, welches doch nur für wirklich wissenschaftliche Leistungen Geltung beanspruchen kann, Eintrag zu thun, gänzlich unberücksichtigt bleiben. Damit aber würde viel Zeit und Raum gespart werden. Gehen doch gegenwärtig manche Mitarbeiter so weit, daß sie selbst solche Aufsätze in unseren rein populären Zeitschriften (Gartenlaube, Daheim 2c.), welche auf wissenschaftliche Bedeutung selbst nicht den mindesten Anspruch erheben, besprechen oder doch wenigstens erwähnen. Dadurch aber wird das Werk nur mit einer Fülle werthlosen Ballastes überladen, der die Verbreitung und selbst die Benutzung der „Jahresberichte" nur hemmt und erschwert. Man kann auch das Streben nach Vollständigkeit in dieser Richtung übertreiben. Das vorliegende Werk ist doch ein Jahresbericht der Geschichts**wissenschaft** und nicht ein Compendium alles Dessen, was je von berufener oder unberufener Seite über historische Dinge geschrieben bez. gedruckt wird.

Wir haben in den vorstehenden Erörterungen einige Punkte hervorgehoben, an denen wir eine kleine Abänderung der bisherigen Arbeitsweise für angezeigt erachten würden. Die Form und Art dieser Einwände selbst aber wird jedem Leser gezeigt haben, daß wir damit nicht etwa das große Verdienst, welches sich die Herausgeber dieses Werkes um die historische Wissenschaft erworben haben, in irgend einer Weise schmälern wollten. Im Gegentheil, wir sind der Ansicht, daß die in den Händen bewährter und namhafter Forscher ruhende Berichterstattung in allem Wesentlichen in einer Weise gehandhabt wird, die jeden Benutzer des Werkes zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Eben das große Interesse, welches der Referent an dem weiteren Fortgange und der Verbreitung des Unternehmens nimmt, hat ihn bewogen, mit einigen Vorschlägen zur Vereinfachung und Beschleunigung der betreffenden Arbeiten hervorzutreten und dadurch an seinem kleinen Theile an dem weiteren Fortschritt desselben mitzuarbeiten.

Marburg, im Februar 1889. Dr. Georg Winter.

Bücherbesprechungen.

— „Die Landwirthschaft im Königreich Sachsen, ihre Entwickelung bis einschl. 1885 und die Einrichtungen und Wirksamkeit des Landes-Culturrathes für das Königreich Sachsen bis 1888. Im Auftrage des Landes-Culturrathes bearbeitet von dessen Generalsecretär K. v. Langsdorff, Dresden, Schönfeld." — Das vorgenannte Werk im Umfange von beiläufig 750 Seiten und 315 statistischen Uebersichten im Text ist eine hervorragende Arbeit im landwirthschaftlich-statistischen Sinne, die uns Aufschluß über eine ganze Reihe wichtiger Fragen sowol aus dem Gebiete der landwirthschaftlichen Technik, wie aus jenen der Landwirthschaft nahestehenden Hilfswissenschaften (Bodenkunde, Meteorologie, Pflanzenbau, Veterinärkunde), namentlich aber auch aus dem großen Bereiche der Agrarpolitik zu geben sich bemüht und diese Aufgabe mit Umsicht und Kenntniß alles dazu erforderlichen Materials zu erfüllen bestrebt ist. Sie schöpft dabei selbstredend nur aus den besten, zuverlässigsten, meist officiellen Quellen (Mittheilungen des statistischen Bureaus im Königreich Sachsen, aus städtischen Archiven, den Berichten der Handels- und Gewerbekammern, aus amtlichen Documenten, Hypotheken- und Grundbüchern, den Jahresberichten der verschiedenen Versicherungsanstalten, der landwirthschaftlichen Creditinstitute, der Versuchsstationen, aus den Verhandlungen des Landes-Culturrathes und der landwirthschaftlichen Vereine) und stützt sich dabei auf eigene, zahlreiche Wahrnehmungen und Erfahrungen. Mit Hilfe dieser statistischen Forschungsmethode und unterstützt durch zahlreiche tabellarische Uebersichten vermag uns die Arbeit eine wohl zutreffende Zustandbeschreibung der sächsischen Landwirthschaft im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen zu geben, und die aus der Verarbeitung des reichhaltigen Materials gewonnenen Schlußfolgerungen dürfen als durchaus correcte, berechtigte, zum Theil auch als ernste Mahnworte an alle jene Kreise gelten, die da immer noch meinen, von einer allgemeinen Krisis in der Landwirthschaft könne eigentlich nicht die Rede sein, es handle sich meist nur um einzelne kranke Landwirthe, die entweder die fortschreitende Zeit oder ihren Beruf nicht verständen oder zur Ausübung desselben nicht mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet wären, aber ein krankhafter Zustand des gesammten landwirthschaftlichen Erwerbslebens sei nicht vorhanden. Diese vielfach noch verbreitete falsche Ansicht zu wiederlegen ist aber das Studium des in Rede stehenden Werkes wohl geeignet; aber sein Verfasser begnügt sich nicht blos damit, die Ursachen der Krisis zu erforschen, ihren Höhegrad zu bestimmen, er giebt auch beachtenswerthe Winke über die zur Heilung derselben einzuschlagenden Mittel und Wege. Wir heben unter diesen nur einige hervor: Eine den wirthschaftlichen Anforderungen der Gegenwart angepaßte Reform des technischen Betriebes der Landwirthschaft; zoll-, währungs- und steuerpolitische Maßnahmen seiten des Reiches; eine Reform des Verkehrs- und Tarifwesens im Sinne einer die nationale Production schützenden und ihren Vertrieb unterstützenden Art und Weise; Verhütung einer weiteren Verschuldung des landwirthschaftlichen Grundbesitzes durch eine Reform der Agrargesetzgebung, welcher namentlich das neue bürgerliche Gesetzbuch Rechnung tragen soll; weitere Convertirung der bestehenden Hypothekenschulden; endlich eine erfolgreiche Organisation der Landwirthe selbst auf genossenschaftlicher Basis, um die Vortheile zurückzuerobern, die im Laufe der Zeit der Capitalismus, der Zwischenverkehr und Zwischenhandel in Waare, Gut und Geld sich auf Kosten der Landwirthe sehr oft angeeignet haben. In einem zweiten Haupttheil giebt Verfasser noch eine Zusammenstellung aller Verhandlungen des Landes-Culturrathes in dessen Plenarsitzungen von 1880—1888. Nach diesen wenigen Andeutungen wird jeder Leser, der für die sächsische Landwirthschaft in irgend welcher Beziehung Interesse hat, die Bedeutung des Buches bemessen; nicht blos jeder praktische Landwirth, der für seinen Stand über den eignen engen Wirkungskreis hinaus zu wirken berufen ist, sollte es besitzen; auch den Volkswirthen, vor Allem den höheren und niederen gesetzgebenden und Verwaltungsbehörden, die sich über landwirthschaftliche Zustände genau unterrichten sollen, möchten wir es angelegentlichst empfohlen haben, in der Landwirthschafts-Wissenschaft wird es ein hervorragender Markstein werden. Dr. A. P.

* Von dem groß angelegten Lieferungswerke Encyklopädie der Naturwissenschaften (Breslau, Eduard Trewendt) liegen drei neue Hefte vor, die 59. Lieferung der 1. Abtheilung, ein Theil des Handwörterbuchs der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, dessen Herausgabe neuerdings Dr. Ernst Schäff in Berlin an Stelle des Regierungsraths Dr. Roeckl daselbst übernommen hat, und Lieferungen 51 und 52 der 2. Abtheilung, enthaltend die Fortsetzung des Handwörterbuchs der Chemie, VII. Band. Aus dem Inhalte dieser Lieferungen mögen die Artikel „Magnesium", „Magnetismus", „Margarin" und „Milch", als auch weiteren Kreisen Interesse bietend, hervorgehoben werden.

m Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Frhr. v. Danckelman, Generalsecretär d. G. f. Erdkunde. IV. Heft. 1888. Mit 3 Karten und 2 Plänen. — Wiederum sind am werthvollsten unter den Berichten dieses Heftes diejenigen, welche die westafrikanischen Colonien Togo und Camerun behandeln. Hauptmann v. François beschreibt seine Reise im Hinterlande von Togo, Stabsarzt L. Wolf giebt kürzere Mittheilungen über die Forschungsstation im Adeligebiete und Dr. Zintgraff beschreibt seine Reise ins Quellgebiet des Kalabarflusses. Das sind drei Mittheilungen von unmittelbarer praktischer Bedeutung, indem sie das Hinterland der wichtigsten unter unseren westafrikanischen Colonien betreffen, und gleichzeitig sind sie Beiträge von hohem Werthe für die Kenntniß Afrikas in geographischer und ethnographischer Beziehung. In gleicher Richtung ist auch die Karte des Togo-Hinterlandes zwischen Küste und Nigerstrom, 6° und 13° N. B., werthvoll, der man das Lob einer vorzüglich klaren, übersichtlichen Zeichnung zollen muß. Wir hoffen auf den lehrreichen, fesselnden Inhalt des Heftes zurückzukommen.

m J. Handtke, Generalkarte von Australien. Maßstab 1:20000000. Glogau, Verlag von C. Fleming. 1889. — Praktisches Uebersichtsblatt in der Art der jüngst besprochenen Generalkarte von Afrika. Die deutschen Besitzungen sind hervorgehoben, in die einzelnen Länderräume Flächen- und Volkszahlen roth eingedruckt und die Dampferlinien und Kabel deutlich bezeichnet. Für die allgemeine Orientirung in dem schwierigen Gebiet ist das Blatt trefflich geeignet.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 21. März 1889.

Zu Ernst Schulze's Gedächtniß.

Von Dr. G. Oertel.

Am 22. März vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Geburtstage des Dichters Ernst Schulze. Sein Bild ist längst verblaßt, wenn er auch zu den gänzlich Vergessenen nicht zählt. Einst war er der gefeierte Modedichter, für den die Jugend in jener zur Schwärmerei neigenden Uebergangszeit sich begeisterte. Seine „Bezauberte Rose“ war auf den Bücherbrettern der Gymnasiasten und den Nähtischchen der Backfische ebenso heimisch, wie später Kinkel's „Otto der Schütz“ oder Roquette's „Brautfahrt“ und jetzt Scheffel's „Trompeter“ oder Wolff's „Singmären“. Das Kleinepos ist eben ein Modeerzeugniß; es kommt eben so schnell und ohne innere Gründe in Aufnahme, wie es wieder in Vergessenheit geräth. Die „Bezauberte Rose“ hat sich verhältnißmäßig lange der Beliebtheit zu erfreuen gehabt; wir haben sie als Secundaner verschlungen und sie mag heute noch ihre stillen Bewunderer haben, wenn auch den meisten Menschen, und besonders der Jugend unserer Zeit der Sinn für die Eigenart solcher Dichtung abhanden gekommen ist. Der Name des Dichters ist noch mehr der Vergessenheit anheimgefallen, als sein Werk, während sonst das umgekehrte Verhältniß einzutreten pflegt. Daß in diesem Falle der Mangel an Eigenart des Namens einen Theil der Schuld trug, ist anzunehmen.

Ernst Conrad Friedrich Schulze ist in Celle geboren. Sein Vater war Bürgermeister und entstammte einer angesehenen Familie. Ernst Schulze zeigte als Knabe weder sonderliche Neigung noch Befähigung zum Lernen; sein Arbeitstrieb war weniger ausgebildet als sein Hang zu Knabenstreichen. Der Ordnungssinn ging ihm vollkommen ab, zuverlässig war er nicht, beharrlich nur in seinen Absonderlichkeiten. Schon als Knabe gab er im Vereine mit einigen Freunden, von denen er früh getrennt wurde, eine geschriebene Knabenzeitung heraus, in welcher die Erlebnisse der Familien mit besonderer Würde behandelt wurden. Das erste Gedicht, das er schrieb, gab dem Schmerze der Trennung von diesen Freunden Ausdruck. Seine Lieblingslectüre bildeten die damals beliebten Feen-, Ritter-, Geister- und Gespenstergeschichten; der Hang zum Romantischen, Wunderbaren, Schwärmerischen war früh in ihm erwacht und bildete sich so aus, daß er die Grundstimmung seines Wesens wurde. Gern weilte er auf einem alten Ritterhofe in der Umgebung Celles, wo ihn mannigfache Erinnerungen an die Zeit seiner Sehnsucht, an das ritterliche Mittelalter, umgaben. Wie bei den meisten gleichbeanlagten Seelen, machte sich auch bei ihm eine gewisse Frühreife und eine träumerische Sinnlichkeit geltend, die uns mit Recht wenig anmuthend und noch weniger gesund erscheint. Als er sich im Jahre 1806 für ein Universitätsstudium entscheiden mußte, wählte er die Theologie, nicht aus innerem Herzenstriebe, sondern nur um überhaupt etwas zu wählen, da die praktischen Berufe des Arztes und des Rechtsgelehrten seinem weltfernen träumerischen Wesen zuwider waren.

Im Herbste des genannten Jahres bezog er die Universität Göttingen, wo damals Bunsen, Brandis, Lachmann, Klenze, Jacobs, Wilhelm Herz u. A. studirten. Am innigsten schloß er sich an den Professor der Philosophie Bouterwek an, der nach seinem Tode die Herausgabe seiner Werke übernahm und auf dessen Mittheilungen wir uns im Wesentlichen stützen. Schon im jugendlichen Alter von 17 Jahren hatte er eine ziemliche Menge allerdings herzlich unbedeutender, aber sprachlich gewandter und dichterisch empfundener Sonette, Elegien und Episteln gedichtet, im Jahre 1807 begann er ein episches Gedicht: „Psyche“, in dem der nach dem Vorgange des Apulejus wol tausend Mal behandelte Stoff ganz in Wieland'scher Manier bearbeitet ist. Wieland war damals sein Vorbild; sein äußeres und inneres Leben gestaltete er nach diesem Muster, leichtlebige Heiterkeit, Hang zum Genusse bildete den Grundton seines Wesens. Von der Theologie wandte er sich bald ganz ab und widmete sich dem Studium der alten Sprachen und der Literatur, sein Ziel war die akademische Lehrthätigkeit. Besonderen Fleiß verwandte er auf Homer und auf die griechischen Lyriker, deren Geschichte er schreiben wollte, für die Wiedererweckung der Dichtung des Mittelalters war er begeistert, Shakespeare und Spencer verehrte er hoch. Mit den Führern der romantischen Schule stand er in durchaus losem Zusammenhange; obwol er in der Grundrichtung seines Wesens und der Sonderart seines Dichtens mit ihnen übereinstimmte, war er doch von Homer und Shakespeare so erfüllt, daß er die Irrthümer der Schule wohl erkannte und sich vor ihnen hütete, so weit es ihm möglich war.

Um das Jahr 1810 vollzog sich ein Umschwung in seinem inneren Leben. Der heitergestimmte, fröhlich wilde Jüngling, der „fest an die feurige Brust drückte das blühende Sein“, dessen geliebteste Braut die Minute war, ward ernst, schweigsam. Es lag wie ein Hauch des Weltschmerzes auf seinem Wesen; es schien, als ob er etwas mit der Seele suche. Da lernte er die schöne Tochter Cäcilie des Professors Tychsen kennen, ein lebendiges, geist- und gemüthvolles, für Malerei und Tonkunst hochbegabtes Mädchen. Seine mit elementarer Gewalt erwachende Neigung zu dem Mädchen wurde mit freundlichem Wohlwollen erwidert, Cäcilie ward seine Braut. Rüstig arbeitete er seinem Ziele entgegen, er promovirte zum Doctor und Magister und begann seine Lehrthätigkeit als Privatdocent und Privatgelehrter. Da traf ihn der härteste Schlag. Cäcilie, die schwärmerisch geliebte, ward von einer tückisch schleichenden Krankheit erfaßt und erlag derselben nach fast einjährigem, mit schöner Ergebung getragenem Leiden. Das Hinscheiden dieses seines Erdenglückes machte ihn trübe, tiefsinnig, weich und trieb ihn einem schwärmerischen Mysticismus in die Arme. An ihrem Sarge faßte er den Entschluß, das Andenken der Heimgegangenen in einem gewaltigen Gedichte zu feiern und ihr damit ein monumentum aere perennius zu setzen. So begann er die „Cäcilie“, deren Durcharbeitung nunmehr seines ganzen Lebens und Strebens Ziel ward. Seine Gedichte gab er 1813 in einer beifällig aufgenommenen Sammlung heraus, die er dem obengenannten Professor Bouterwek zueignete. Um seines Herzens Weh einigermaßen zu übertäuben, suchte er einen Umgang auf, der ihn innerlich nicht befriedigen konnte und einen seltsamen Zwiespalt in ihm wachrief. Dazu zeigten sich die Anfänge einer bösen Brustkrankheit, welche Schlimmes befürchten ließen.

Trotzdem meldete er sich, als am Ende des Jahres 1813 in Göttingen ein Bataillon freiwilliger Jäger gebildet wurde, sofort zum Eintritte, nicht etwa, weil er den Wunsch hegte, das Leben, das ihm werthlos geworden war, zu verlassen, sondern weil er glaubte, seiner Cäcilie nicht würdig zu sein, wenn er nicht sein Leben in die Schanze zu schlagen bereit sei. Bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb das Bataillon in Göttingen, und Schulze

ward als Secretär des Oberstlieutenants von Beaulieu beschäftigt, zu dessen Familie er in nähere Beziehungen trat. Dann zog er, die Ilias in der Tasche, mit seinem Bataillon nordwärts und nach Vertreibung Davoust's in das befreite Hamburg ein. In der Frische des Soldatenlebens erheiterte sich sein Geist, stärkte sich sein Körper. Aber diese Erheiterung und Stärkung war nur vorübergehend; sobald er nach dem Friedensschlusse nach Göttingen zurückkehrte, zeigten sich die Spuren seines Trübsinns und seiner Krankheit wieder. Seine Stimmung ward um so trüber, als er in mancherlei Mißverhältnisse gerieth. Er fühlte sich zurückgesetzt und glaubte seinen Beruf verfehlt zu haben, da seine Vorlesungen wenig Beifall fanden. Seine ganze Kraft widmete er der „Cäcilie", die er im December 1815 vollendete.

Jetzt erst lockerte sich das Band, das ihn fest an Göttingen knüpfte. Er sehnte sich selbst aus dieser Stadt seines Leidens hinaus; Italien, wo einige seiner Freunde weilten, wurde seiner Sehnsucht Ziel. Er sollte es nicht erreichen. Das ganze Jahr 1816 war mit Reisevorbereitungen ausgefüllt, im Herbste wanderte er durch die Thäler des Rheins und Mains, um einen Vorschmack der Südfahrt zu kosten. Kränker kehrte er heim. Den Tod im Herzen dichtete er „Die bezauberte Rose" und sandte sie nach Leipzig, um an dem von der Zeitschrift „Urania" ausgeschriebenen Wettbewerb sich zu betheiligen. Als er im Lenz 1817 seine Romfahrt antreten wollte, war die Krankheit so weit vorgeschritten, daß er nur mit Mühe in das Vaterhaus nach Celle gelangen konnte. Sein Krankenbett ward zum Todtenbett, sein Vaterhaus zum Sterbehaus. Als ein Sonnenstrahl der Freude kam die Nachricht, daß er mit seiner „Bezauberten Rose" den Preis errungen habe. Am 26. Juni 1817 starb er.

Ernst Schulze war, wie sein Lehrer und Freund Bouterwek sagt, „ein Mann von edler Seele, verschlossen aber unverstellt, wahr in seinem Innersten, ein Todfeind der Lüge, freigesinnt und ohne Furcht, fest und treu, standhaft bis zum Eigensinn, sehr empfindlich, wenig besorgt um sich selbst, bereitwillig zu Aufopferungen und Entbehrungen". Seine äußere Erscheinung war, nach einem uns überkommenen Bilde zu urtheilen, unbedeutend, das tief in die Stirn hängende Haar beschattet Gesichtszüge, die wenig Eigenartiges haben; der Blick seiner Augen soll unstät gewesen sein.

Schulze's poetische Werke sind in ihrer Gesammtheit zwei Mal herausgegeben worden, ein Mal von dem mehrfach genannten Bouterwek und neuerdings von Marggraff. „Cäcilie", ganz besonders aber „Die bezauberte Rose" sind in Einzelabdrücken erschienen. Die bei Brockhaus 1822 erschienene Bouterwek'sche Ausgabe ist mit nicht unschönen Kupfern geschmückt. Die „Bezauberte Rose" ist mehrfach illustrirt worden. Was würde heutzutage nicht Alles „verillustrirt"!

Als Lyriker ist Schulze wenig bedeutend. Seine vor 1813 gedichteten Elegien, Episteln und vermischten Gesänge, wie sein poetisches Tagebuch vom 29. Juni 1814 bis 17. Februar 1817 und seine Weserreise aus dem Jahre 1814 zeigen zwar formelle Gewandtheit, aber eine Verschwommenheit der Empfindung und eine Breite des Ausdrucks, welche eine einheitliche Stimmung nicht aufkommen lassen. Die Gewandtheit wirkt oft wie „dichterische Mache", seine Verse lassen nicht selten die Feile der Fabrik ahnen. Die Elegien sind bisweilen frostig kalt, sie machen den Eindruck von Studien nach Properz und Goethe; doch hat die Sinnlichkeit, die ebenso wie bei den Meistern bei dem Schüler ein nothwendiges Beiwerk zu sein scheint, etwas häßlich Süßliches. Die Unmittelbarkeit der Empfindung fehlt ganz. Was von den Elegien gilt, gilt auch fast in demselben Maße von den Episteln, die nach Wieland's Art geschaffen sind, und den vermischten Gedichten, in denen manchmal Goethe's, hin und wieder auch Klopstock's Einfluß bemerkbar wird. Von allen diesen Dichtungen sind nur wenige ins Volk gedrungen, keine hat sich im Volke erhalten, sie sind vergessen, und mit Recht vergessen. Die poetischen Tagebuchblätter haben nur literaturgeschichtliches Interesse. Seine Stimmungen sind wechselnd und vorübergehend. Bald wühlt er in unmännlicher, fast berechnet scheinender Weise in seinem Schmerze, bald ergeht er sich in süßlichweichlichen Schäferliedern, bald scheint eine neue, weniger reine Neigung sein Herz gefesselt zu haben, manchmal, aber selten, ganz selten ermannt er sich zu einem kräftigen Männersange. Das Octoberlied aus dem Jahre 1813: „Cäcilie, eine Geisterstimme", athmet eine glühende Begeisterung für des Vaterlandes Ehre, ist aber viel zu lang ausgesponnen, um dichterisch wirksam zu sein. Auch in dem Rufe der großen Zeit glaubt er die Geisterstimme der Frühvollendeten zu hören. Markig und kräftig ist das viel zu wenig bekannte Jägerlied:

Was blitzt in den Büschen so hell, was schallt
In dem grünen Gehege so munter?
Was zieht hervor aus dem dunkeln Wald
Und fern von den Bergen herunter?
Wir sind die Jäger, wir zieh'n vom Haus
Und wollen zum Feind in das Feld hinaus
Zum Krieg,
Zum Sieg
Und zum Siegesschmaus.

Solche Klänge sind aber ganz selten, seltener noch ein sangbares, im eigentlichen Sinne des Wortes lyrisches Lied. Am innigsten sind die Nachtlieder, von denen einige, wie:

Ihr Sternlein, still in der Höhe,
Ihr Sternlein, spielend im Meer,
Wenn ich von ferne daher
So freundlich euch leuchten sehe,
So wird mir vor Wohl und vor Wehe
Mein Busen so bang und so schwer

oder:

Keine Stimme hör' ich schallen,
Keinen Schritt auf dunkler Bahn,
Selbst der Himmel hat die schönen,
Hellen Aeuglein zugethan

einen hohen dichterischen Werth haben. Frisch und lebendig, wie wenige andre Gedichte, sind seine Reiseerinnerungen und Wanderbilder. Da fühlt man einen Hauch herzerquickender Bergluft des Harzes, da klingt's wie Windessausen am Tannenhang, wie Quellenbrausen das Thal entlang, wie seltsam Rauschen aus Busch und Blatt aus den Liedern heraus. Aber ein Ton stiller Klage dringt auch im fröhlichsten Wandern aus seiner Brust. Wolkenschatten ziehen vor der Sommertagssonne vorüber. So fügt er dem jubelnden Rufe:

O Liebe, Liebe,
O Maienhauch!
Du drängst die Triebe
Aus Baum und Strauch!
Die Vögel singen
Auf grünen Höhn,
Die Quellen springen
Bei deinem Wehn,

die bittere Klage an:

Mich läßt Du schweifen
Im dunkeln Wahn
Durch Windespfeifen
Auf rauher Bahn.
O Frühlingsschimmer,
O Blüthenschein,
Soll ich denn nimmer
Mich dein erfreu'n?

Im Großen und Ganzen ist Schulze's Lyrik Dutzendwaare, die zwar Geschmack und Fertigkeit bekundet, aber nicht für die Ewigkeit geschaffen ist. Die große Leichtigkeit, mit welcher er schuf, verführte den Dichter zu einer Massenerzeugung und einer Schnellarbeit, die nicht ohne schädlichen Einfluß auf seine Arbeit und seine Erzeugnisse bleiben konnte. Im Anfange seiner Thätigkeit war er noch mehr geneigt, zu feilen und das Geschaffene durchzuarbeiten, später gehörte er dem genialen Geschlechte an, dem es im Traume beschert wird.

Sein frühestes erzählendes Gedicht ist die 1807 begonnene „Psyche", ein griechisches Märchen in 7 Büchern. Wir führten schon zur Kennzeichnung des Gedichtes an, daß der damals achtzehnjährige Dichter unter dem beherrschenden Einflusse Wieland's stand. Dieser Einfluß ist allenthalben, sowol in der Form und der dichterischen Auffassung und Gestaltung als auch in den Besonderheiten der Sprache, bemerkbar. In regellosen gereimten Jamben schildert er die Begegnung Amors mit der Schäferin Psycharia im Thale Tempe, den Zorn der verlassenen Cythere, die Prüfungen der Psyche und ihre endliche Vereinigung mit dem Geliebten. Es ist wenig neue Erfindung in dem Gedichte, und das wenige Neue, das der Dichter aus eigener Phantasie hinzugethan hat, ist verschwommen oder seltsam. Die Lieblichkeit und Anmuth der Erzählung des gleichen Stoffes, die wir bei dem Dichter Apulejus und bei dem Maler Rafael Sanzio finden, suchen wir hier vergebens. Hier ist nichts als eine süßlich-sentimentale, zum Wunderbaren gesteigerte Schäfergeschichte; diese Psyche ist ebenso unschuldig wie die verkleideten Schäferinnen in der Zeit des fünfzehnten Ludwig's, und Amor ist ein Zerrbild, das die Züge eines unschuldigen Knaben mit den Handlungen eines berechnenden Lüstlings verbindet. Die Schilderung des von ihm belauschten Bades der Psyche, ganz be-

sonders aber die der ersten Vereinigung Beider in der Jasminlaube erinnern in der süßlich-sinnlichen Gestaltung an Wieland's Wasserkufe und ähnliche Erzeugnisse. Auch die eingefügte Polemik gegen die „Prüden" hat er dem Meister abgeguckt.

Ganz anderer Art ist das Hauptwerk seines Lebens: „Cäcilie", ein erzählendes Gedicht in 20 Büchern, deren jedes durchschnittlich 120 verschieden geformte Achtzeiler, sogenannte unregelmäßige Stanzen, umfaßt. Das Gedicht war 1815 bereits vollendet, erschien aber erst 1818, nach seinem Tode, als schon seine „Bezauberte Rose" berühmt geworden war. In der Form und Sprache zeigt sich noch allenthalben Anlehnung an Wieland, im Geiste und der Auffassung ist das Gedicht durchaus romantisch. Es ist immerhin eine Aufgabe, sich durch die dritthalb Tausend Achtzeiler hindurch zu lesen, insbesondere da dies Versmaß ermüdend ist, wie kaum ein anderes. Die Handlung schleicht müde dahin, selten beschleunigt sie ihren Gang, selten wird sie packend und spannend. Was an uns vorübergleitet, ist nicht Fleisch und Blut, sondern Schatten und Schemen, wir können nichts greifen, Alles zerfließt uns unter den Händen. Die ins Planlose und Ungemessene sich dehnende Breite läßt den Leser um so schneller erkalten, als die weinerliche Rührseligkeit, in welcher der Dichter sich allenthalben gefällt, bald einen gewissen Widerwillen erzeugt. Das Gedicht spielt in der Zeit des großen Otto und stellt die Kämpfe des siegreichen Evangeliums mit dem untergehenden Odindienste dar. Als geschichtlichen Hintergrund hat der Dichter die Eroberung der dänischen Hauptstadt Lethra gewählt; im Vordergrunde der Handlung stehen die schöne, stille, blasse Cäcilie, in welcher die mystische Sehnsucht nach dem Ewigen verkörpert ist, und der schwärmerische Sänger Rainald, der die irdische schmachtende Liebe zur Erscheinung bringt. Dieser Rainald ist eine wenig erfreuliche Erscheinung, und wenn der Dichter seine eigene Wesenheit in jenem Rainald hat schildern wollen, so müßte man in des Dichters eigenem Interesse wünschen, daß seine Schilderung schlecht getroffen sei. Cäcilie ist entschieden mit großer Liebe gezeichnet, aber sie ist ein Luftgebilde, dem man ansieht, daß es weder eine Heimath noch eine Heimstatt auf Erden hat. Sie schreitet, wie eine Geistererscheinung, fast wesenlos an uns vorüber; wir schauen sie mit seltsamer Befangenheit an, aber nicht mit Liebe oder Bewunderung. Zum Schlusse steigert sich mit der Handlung das Seltsame und Wunderbare derselben. Cäcilie schreitet dem Heere voran und vernichtet durch ihre bloße Erscheinung die Heidenheere. Die Götterbilder werden gestürzt und im christlichen Dome soll Priesterhand die Hände der Jungfrau in die des Sängers fügen. Da thut sich der Himmel auf, von Engeln umschwebt gleitet ihre Seele aufwärts, heimwärts, Rainald bleibt verlassen bei der schönen Leiche, sein Loos ist das Leid, die Klage um die Entrissene. Der Dichter schließt sein Lied mit den Worten:

„Es ist vollbracht, das Werk, das ich ersonnen,
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn.
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O nimm es an! Es war im bittern Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude."

Viel künstlerisch abgerundeter und deshalb auch wirksamer ist die „Bezauberte Rose". Der Dichter zeigt schon in der „Cäcilie" eine seltsame Schwärmerei für die Rose und weiß ihren eigenartigen Zauber nicht nur glänzend zu schildern, sondern auch tiefsinnig zu deuten. Die ganze Erzählung blüht ihm gleichsam aus dem Rosenkelche entgegen. Die liebliche Prinzessin Klotilde wandelt im Garten des Königs Leontes, da der Krieg in ihres Vaters Astolf Lande wüthet. Sie hört von ferne und dann aus der Nähe des Sängers Alpino Lieder, die Liebe zieht ein in ihr bange klopfendes Herz, wie sie längst schon den Sänger in Fesseln geschlagen. Doch tritt sie dem Sänger nicht näher, nur eine Rose läßt sie in das Bächlein fallen, das zu ihm fließt, und diese Rose wird fortan Alpino's köstlichster Besitz. Der Krieg in ihrer Heimath ist geendet, der Vater sehnt sich nach dem Töchterlein und wünscht die Heimkehr. Klotilde geht schweren Herzens; daheim wird sie viel umworben, aber Niemand findet Gnade vor ihren Augen. Drei mächtige Freier aus dem zauberreichen Osten wollen sich mit Gewalt in den Besitz der Prinzessin setzen. Es entspinnt sich ein mörderischer Kampf, bis die Königin der Feen erscheint, die Umworbene in eine Rose verwandelt und den Freiern befiehlt, heimzukehren und zu suchen, ob sie für die Braut so schöne Gaben finden könnten „als Licht und Thau und leise Lüftchen sind"; dann werde der stille Zauber schwinden und die Entzauberte dem angehören, der ihr solche Gabe geboten. Alpino, der von der Entfernung der Geliebten spät erst vernommen, zieht dahin, „an seiner Brust die Ros' und all sein Glück," um die Verlorene zu suchen. Er gelangt in das Land Astolf's, gerade zu der Zeit, da die drei Könige mit ihren Gaben wiederkehren, um die Rose von dem stillen Feenzauber zu befreien. Ein Hirt, dem er unterwegs begegnet, kündet ihm, was vorgegangen sei; eine Ahnung dämmert im Herzen des Suchenden auf. Er naht mit den anderen der zauberumflossenen Insel, auf der die liebliche Märchenrose blüht. Die drei Könige bieten das Schönste, was sie geben können, der eine das funkelnde leuchtende Gold, das Bild der Sonne, der andere den blinkenden Thau der schönsten Perlen, der dritte die schmeichelnden Düfte des Weihrauchs,

„Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose."

Da naht Alpino und beginnt ein Lied zu singen von Lenz und Lust, Lieb und Leid. Aus dem weichen Moose schwillt die Knospe mächtiger empor, der Blätter Grün wird zum seidenen Flor, der Thau hängt als Perlenschnur am weißen Halse, der Zauber ist von der Rose genommen. Zitternd neigt sich die Rosenmaid dem Geliebten entgegen. Da naht die Königin der Feen, vereint die Liebenden und erklärt, daß der Sänger Alpino der Sohn jenes Leontes sei, den er einst mit einer Fee Janthe gezeugt habe. Die Liebenden bleiben allein mit ihrem Glücke in dem Inselhaine, der von Rosen und Myrthen durchduftet ist. Der Dichter tritt am Schlusse aus seiner epischen Objectivität wieder heraus. Er erinnert sich seines eigenen Wehs und schließt mit den Versen:

„So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn;
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben."

Auch dies Gedicht ist durch und durch romantisch; aber seine Gestalten sind greifbarer, plastischer, lebendiger, die Handlung schreitet rascher vorwärts, die ganze Gestaltung ist epischer, künstlerischer. Freilich ist Verschwommenheit auch hier noch zur Genüge vorhanden, und die Grundstimmung ist auch hier jene süßliche Weichheit, die um so weniger anmuthig wirkt, als sie hin und wieder gepaart ist mit einer sentimentalen Sinnlichkeit, die dem innerlich gesunden Menschen krankhaft erscheint. Es duftet oft gar zu schwül in diesem Haine der „Bezauberten Rose". Diese Verliebtheit aus der Ferne, diese traumselige Verzücktheit, dieses Schwelgen in der Extase ist aber gewissen Jünglingen und Jungfrauen in der Uebergangszeit gerade eigen, und daher stammt die einstige allgemeine und die jetzt noch theilweise Beliebtheit der „Rose". Wer sich von dieser Grundstimmung abgestoßen fühlt, wird trotzdem zugeben müssen, daß die Schilderungen zum größten Theile zart und duftig sind, daß die Sprache eine graziöse Anmuth zeigt und daß die regelmäßige Stanze in fast meisterhafter Weise angewandt worden ist. Seine Verse sind von berückendem Wohllaut.

Was den Häuptern der romantischen Schule nicht gelang, Ernst Schulze hat es erreicht, seine „Bezauberte Rose" ist in die breiteren Schichten des Volkes gedrungen und ist fast das einzige erzählende Gedicht jener Schule, das um seiner selbst willen noch heute gelesen wird. Mag immerhin ein späteres Geschlecht den Dichter und seinen Sang ganz vergessen, einen ehrenvollen Platz wird er in der Geschichte der deutschen Dichtung behaupten.

Bücherbesprechungen.

— Aus der Feder von Prof. Dr. **Emil Müller**, Rector des Gymnasiums zu Zittau, geht uns eine Festschrift zu, welche „**Antike Reminiscenzen in Goethe's Iphigenie**" — auf Deutsch: Anklänge an griechische und römische Bühnendichtungen in jenem Schauspiel — behandelt. Wir besitzen bereits einerseits Darstellungen des Verhältnisses von Goethe's „Iphigenie" zu den Dichtungen griechischer Tragiker, andererseits Schriften, welche zahlreiche Stellen aus griechischen Bühnendichtern sowie aus Homer in Goethe's Dichtungen überhaupt nachweisen; die Aufführung aller Stellen in letzteren, welche an griechische Dichtungen anklingen, steht überdies in Aussicht. Zu einem umfassenden Werke dieser Art giebt vorliegende Schrift Beiträge. Der Verfasser stellt die Frage: wann Goethe die griechischen Tragiker zuerst gelesen und studirt habe. Ohne Zweifel ist dies in der Zeit zwischen Straß-

burg und Weimar geschehen, wie Professor Müller selbst zu vermuthen scheint. Das geht hervor aus Goethe's damaliger Meldung an Actuar Salzmann über sein Lesen griechischer Schriftsteller; ferner aus der häufigen Berufung auf solche in Briefen aus jener Zeit; endlich aus dem Umstand, daß Goethe, als er seine Mutter 1777 beauftragte, Schlosser'n die in Frankfurt zurückgelassenen, ihm gehörigen griechischen Bücher zurückzugeben, dabei bemerkte, er habe Schlosser's Sophokles verloren, was auf häufige Beschäftigung mit diesem Dichter hinweist

C.H.— **Psychische Studien.** Monatliche Zeitschrift vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet. Herausgegeben und redigirt von **Alexander Aksakow**, Kais. Russ. wirklichem Staatsrath zu St. Petersburg, unter freundlicher Mitwirkung mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrter. XVI. Jahrgang. II. Heft. Monat Februar. Preis halbjährlich 5 Reichsmark. Leipzig. Oswald Mutze. Lindenstr. 1. 1889. — Diese Zeitschrift ist die Zwillingsschwester unserer in Gera erscheinenden Zeitschrift „Sphinx". Es treten in ihr ganz dieselben abenteuerlichen und mit den Ahnungen eines unbekannten Jenseits spielenden Vorstellungen auf als dort. Dieses Heft enthält: Zerstreute Ideen in Sachen des Spiritismus. Briefe an einen deutschen Philosophen von Anton Schmoll in Paris. II. Es giebt ein transscendentes Subject. Von Dr. Carl du Prel in München. II. Aus dem Gebiet des Ueberſinnlichen. Von Arthur Graf Seher-Thoss. IV. Theoretisches und Kritisches. Tagesneuigkeiten, Notizen u. dgl. Alles dieses sind particuläre Liebhabereien, die sich außerhalb des engen Kreises der Eingeweihten und im höheren Sinne Wissenden schwerlich eines Interesses und einer Beachtung im weiteren Publicum erfreuen dürften. Es wird auch hier immer nur Altes und Dagewesenes von Neuem reproducirt, so daß aus Mangel jeder weiteren wahrhaften Fortbildung diese ganze krankhafte Pflanze der Literatur wol von selbst ihrem Untergang entgegengehen möchte.

— **Fr. Eberhardt, Das Wagenpferd und die Fahrkunst.** Gr. 8°, 212 S., 186 in den Text gedruckte Abbildungen. Preis 3 ℳ Verlag von R. Bredow in Leipzig. — Das sehr gut ausgestattete, mit 186 vortrefflichen Abbildungen versehene, äußerst billige Buch unterrichtet in bester Weise über die Fahrkunst, welche offenbar viel vom Verfasser praktisch betrieben wird. Das Gute in dem Eberhardt'schen Buche geht aber auch nur Dinge an, die von dem Hrn. Verfasser in praxi kennen gelernt wurden, und bezieht sich wesentlich auf den ersten Theil des Werkes. Der zweite Theil desselben, „Das Pferd", verdient kein Lob. Die Capitel über Anatomie, Temperamente, Exterieur, Bewegungen und Gangarten ꝛc. des Pferdes sind so wenig den Erfahrungen der Wissenschaft entsprechend, so wenig erschöpfend und derart dürftig, daß man wünschen muß, sie wären aus dem Buche ganz fortgelassen worden. In dieser Beziehung ist das Buch — um einen hippologischen Ausdruck zu brauchen — ein „**Blender**", das Aeußere besticht, der Inhalt, der innere Werth entspricht nicht dem glänzenden Aeußeren. Vor allen Dingen ist die Anatomie des Pferdes stiefmütterlich behandelt. Weder an dem S. 127 abgebildeten, noch dazu fehlerhaft gezeichneten Skelett, noch an den Unterschriften zu demselben (welche paarige Knochen als unpaarige bezeichnen, z. B. Nasenbein, Stirnbein, Zwischenkieferbein), eben so wenig durch die Angaben über Muskulatur des Pferdes, kann man über Anatomie letztgenannten Thieres etwas profitiren. Aber es giebt auch noch vieles Andere im theoretischen Theile des Eberhardt'schen Buches auszusetzen, abgesehen von so Manchem, was anderen Büchern ohne Angabe der Quelle entlehnt ist. Eine gute Stallventilation kann nimmermehr erzielt werden allein durch wenig geräumige Abzugsessen, denen Wolpert'sche Trichter oder Archimedesschraubenventilatoren aufgesetzt wurden. — Geschirre gehören nicht in den Stall, deswegen sollen auch keine Geschirrträger an Standsäulen angebracht werden. — Es muß heißen Latirbaum, nicht Lattirbaum, denn der Ausdruck wird von latus = Seite abgeleitet. Die S. 10 abgebildeten Sicherheitshaken sind nicht die besten und praktischsten, welche existiren (vergl. hierüber, wie über Ventilation der Ställe: **Zürn**, Pflege der gesunden Hausthiere, Thl. II, Leipzig bei Hugo Voigt). — Raufen, welche unter dem eisernen Krippentisch befindlich sind, sind nie so brauchbar, wie die Heugitter auf denselben; wenn man in Cavalleriepferdeställen gar keine Raufen oder Heubehälter angebracht hat, sondern Rauhfutter für die Pferde einfach auf den Boden legt, so kann das dort zweckmäßig sein, da die militärischen Wärter der Pferde auf die peinlichste Ordnung sehen müssen; in den Stallungen für Pferde von Privatpersonen dürfte einmal Futterverschwendung, dann nicht gutes Aussehen der betr. Pferdestände durch solches Verfahren bedingt werden. — Gutes Holzpflaster bleibt das beste Pflaster für Pferdeställe, besonders das sogenannte amerikanische Sargdeckelpflaster; Klotzpflaster, wie es S. 13 geschildert, kann nicht lange halten, denn es ist nicht richtig construirt. — Die Behauptung, daß schlechtweg das englische Pferdekummt noch unübertroffen sei, kann nicht zugegeben werden. Stallkummte, wie die von **Martens**, ferner — was hätte erwähnt werden können — die von Jesch u. Comp. in Connewitz-Leipzig erfüllen, vorausgesetzt, daß man bei jedem Pferd richtiges Maß — vielleicht unter Benutzung des Profilographen — genommen hat, alle Bedingungen guter Kummte. In der Mitte des Kummtes und nicht am unteren Deckel des Kummtbügels die Zugösen anzubringen, würde nicht richtig sein; es genügt, wenn die Zugblätter am Kummt höher und tiefer stellbar sind resp. genügenden Spielraum haben. — Die S. 102 abgebildete Vorrichtung zum Ziehenlehren ist von Rueff, was zu erwähnen sein dürfte; der **Bühring'schen** Patentzugscheere, die mit großem Erfolg zu brauchen, leider aber nur an Göpelwerken angebracht werden kann, ist nicht gedacht worden. — Leinenfängern soll man nicht den Schweif mit einer Lederschnur an der Sprengwage festbinden, sondern dem Pferde, das mit seinem Schweife den Zügel fängt, eine starke Schweifwalze als Schwanzriemen geben, so daß dem Thiere die Ausübung der Untugend unmöglich gemacht wird. — Mit Hrn. Verfasser stimmt der Referent durchaus darin überein, daß Durchgänger durch Anwendung der „mechanischen Augenblenden" nicht von ihrer Untugend abgebracht werden; der Apparat vom Sattlermeister Halbläzel in Zürich, mittels welchem dem durchgehenden Pferd die Nüstern rasch zugehalten werden können, scheint brauchbarer zu sein. — Die S. 108 abgebildete Hufwulst (vom verstorbenen Stabsoberroßarzt Trautvetter erfunden) wird angewendet, wenn der vom Pferdehuf gestrichene Theil nicht genügend geschützt werden kann und man den streichenden Theil weniger schädigend machen muß; es darf also S. 108 nicht heißen „der Hufwulst verhindert jedes Stoßen und Streichen der Hufzehe", sondern **mit der Hufzehe**. — Die Milchmittelzähne erscheinen nicht mit 4—6 Monaten, sondern mit ebenso viel Wochen. — Gebisse 111 und 112 sind nicht richtig gezeichnet. Welche Veränderungen an den Zähnen eines 2½—3jährigen, oder eines 9-, 10-, 11jährigen Pferdes auftreten, ist gar nicht erwähnt. — Durch Ausdehnung der Achillessehne entsteht **nie** der sogenannte Einschuß des Pferdes, wie S. 159 behauptet wird; auch ist der Einschuß sehr wohl heilbar. Die Ansichten des Verfassers über Krankheiten des Pferdes und deren Behandlung sind überhaupt solche, welche dem unkundigen Laien allein eigen sein können. — Die in Fig. 141 abgebildete Stellung ist durchaus keine gute; die Fesseln sind zu „weich", eine von der Mitte des Unterarms gefällte Senkrechte würde zu weit hinter den Huf fallen. — Die Ansichten über arabisches Vollblut, welche sich der Hr. Verfasser auszusprechen gestattet hat, dürften nicht von Jedermann getheilt werden. — Der Satz: „die meisten Krankheiten entstehen durch den Harn (welcher als **Fäulnißproduct** in schlecht ventilirten Stallungen in großer Menge vorkommt)" ist ohne Ueberlegung niedergeschrieben. — Kuhdung soll unter keinen Umständen als Erweichungsmittel zum Hufumschlag verwendet werden. Antiseptisches, reines Hufglycerin ist die beste Hufsalbe. — Der S. 212 abgebildete Hufkühler der Gebrüder Sachs in Berlin kann „**besseres Hornwachsthum**" in keinem Fall bewerkstelligen. Er kann aber auch nicht, wie dieses Hr. Eberhardt gethan, gelobt werden. Wird der Riemen, welcher das Drahtgitter mit Hilfe von Oesen am Huf festhalten soll, so angeschnallt, daß er dicht unter der Krone nur am Hornschuh befindlich, so hält der Schwammverband nicht; ein einmaliges Hacken mit dem betreffenden Fuße seiten des Pferdes genügt, um ihn vom Hufe herunterfallen zu lassen; bringt man den Riemen aber auf die Weichtheile der Krone und Ballen, so drücken die Oesen, namentlich die beiden hinteren so, daß Wundwerden, oft erheblicher Art, nicht ausbleibt. Um den Huf zu kühlen, bleiben die praktischen und billigen Filz-, Wand- und Sohlenkühler, nach ihnen der mit Schwammsohle versehene Hufschuh das Beste. — Noch Vieles könnte getadelt werden, aber es sei mit dem Angeführten genug geschehen. Wenn der Verfasser im Vorwort gesagt hat, daß „weitläufige wissenschaftliche Auseinandersetzungen vermieden worden sind", so wird derselbe wol am besten wissen, warum solches geschehen; der zweite Theil des Eberhardt'schen Werkes spricht in keiner Weise dafür, daß sich sein Verfasser ernstlich mit wissenschaftlichen, die Hippologie angehenden Dingen beschäftigt hat. — Der praktische Theil (die Fahrkunst), weil aus reicher Erfahrung geschöpft, muß deshalb doch gelobt werden.

Professor Dr. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 35. Sonnabend, den 23. März. 1889.

Die Heidelberger Erklärung in der Schulreformfrage.

O. K. Gegenüber den zahlreichen Angriffen, welche sich seit Jahren auf die bestehenden Verhältnisse unserer höheren Schulen, insbesondere auf die humanistischen Gymnasien richten und endlich zu einer mit mehr als 22 000 Unterschriften versehenen Eingabe an den preußischen Hrn. Cultusminister Dr. v. Goßler geführt haben, ist zunächst in Heidelberg auf Veranlassung des Prof. Dr. Uhlig eine Anzahl Männer zusammengetreten, um in einer Gegenerklärung die erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen oder auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Diese Kundgebung liegt jetzt mit über 3000 Unterschriften gedruckt vor (Heidelberg, C. Winter 1888). Eine solche Ziffer erscheint im Vergleich mit der Zahl der Unterzeichner jener ersten Erklärung auf den ersten Blick freilich gering genug; aber die Veranstalter verwahren sich mit Recht gegen die Anschauung, als könne eine so schwierige Frage überhaupt durch ein „Additionsexempel", ein „Plebiscit" gelöst werden, und in der That nichts wäre thörichter und schädlicher, als in solchen Dingen die Mehrheit entscheiden zu lassen, denn nirgends gilt mehr als hier der alte Satz: „man soll die Stimmen wägen und nicht zählen". In der Masse der Unterschriften mit den Gegnern wetteifern zu wollen, ist demnach den Heidelbergern gar nicht in den Sinn gekommen, schon weil sie wissen, daß ein solcher Erfolg von zahllosen Zufälligkeiten abhängt und daß es im Allgemeinen sehr viel leichter ist, solche Leute für eine Kundgebung zu gewinnen, die mit dem Bestehenden unzufrieden sind, als solche, die nichts daran auszusetzen finden; sie haben sogar von vornherein davon abgesehen, diejenigen Kreise heranzuziehen, die am Fortbestande der gegenwärtigen Schulverhältnisse gewissermaßen persönlich interessirt sind, deshalb die Lehrer der humanistischen Gymnasien und die classischen Philologen überhaupt ganz ausgeschlossen, damit also auf Tausende von sicheren Unterschriften freiwillig verzichtet; sie haben sich vielmehr an Diejenigen gewendet, welche durch ihren Lebensberuf diesen Interessen ferner stehen, also am ehesten ein unparteiisches Urtheil darüber haben können, ob die humanistische Gymnasialbildung, die sie selbst genossen haben oder vielleicht ihre Söhne genießen lassen, auch jetzt noch geeignet sei, für die höheren Berufe wie bisher vorzubereiten. Vom Standpunkte der Freunde des humanistischen Gymnasiums kann das so erzielte Ergebniß nur als ein höchst erfreuliches bezeichnet werden, denn es haben nicht nur zahlreiche Theologen aller Confessionen und Richtungen unterzeichnet (u. A. 26 evangelische Generalsuperintendenten und Prälaten, 3 katholische Bischöfe), sondern auch zahlreiche Juristen (Gneist, Sohm, Simson, Windscheid), Mediciner (Gräfe, Flechsig, in Erfurt z. B. unter 66 Unterzeichnern 22 Aerzte), Philosophen (Strümpell, Wundt, Zeller), Historiker des Mittelalters und der Neuzeit (v. Giesebrecht, Maurenbrecher, v. Treitschke, v. Sybel, Gregorovius), Kunsthistoriker (Lübke, Springer, Essenwein), Germanisten (Bernays, Förstemann, Erich Schmidt, Zarncke), Professoren der neueren Sprachen (Ebert, Elze, Körting), Mathematiker, Chemiker und Physiker (Königsberger, Schmitt), Zoologen, Botaniker und Mineralogen (Drude, Leuckart, Zirkel), Nationalökonomen und Statistiker (Böckh, Meitzen, Roscher, v. Rümelin, Edelmann), Vertreter der Landwirthschafts-, Forst- und Bergakademien (in Tharandt z. B. 5, in Freiberg 12), 3 Realgymnasialdirectoren und nicht wenige Realgymnasiallehrer (so in Aschersleben 10), ferner namhafte Schriftsteller (Fr. v. Bodenstedt, G. Freytag, P. Heyse, W. Raabe) und Künstler (E. Hunten, Siemering), endlich hohe Reichs- und Staatsbeamte, die Bürgermeister von 67 Städten (darunter in Sachsen die von Dresden, Freiberg, Grimma, Meißen, Pegau), über 50 Schulräthe und Schulinspectoren, eine große Zahl von Architekten, Ingenieuren, Eisenbahn-, Berg- und Hüttenbeamten, Forstmännern, Officieren, Hofbeamten, Großgrundbesitzern, Kaufleuten und Fabrikanten, von Reichstags- und Landtagsabgeordneten der verschiedensten Parteien. Schon aus den vorstehenden, aufs Gerathewohl herausgegriffenen Namen ist zu ersehen, daß in Sachsen die Betheiligung an der Erklärung vielfach eine sehr rege gewesen ist, obwol es andererseits für einen sehr ungleichmäßigen Betrieb der Sache spricht, daß z. B. Bautzen eine einzige Unterschrift geliefert hat, bedeutende Städte wie Löbau, Plauen, Zittau und Zwickau ganz fehlen. Im Ganzen sind aus 11 sächsischen Orten Unterschriften eingegangen, nämlich aus Bautzen 1, Chemnitz 4, Dresden 152, Freiberg 79, Grimma 22, Kriebstein 1, Leipzig 76, Meißen 13, Pegau 8, Tharandt 23, Wurzen 6, also im Ganzen 385.

Die Erklärung, welche die Unterzeichner sich zu eigen gemacht haben, geht von der Anschauung aus, daß es angesichts des durchaus falschen Bildes, welches Nichtfachmänner und Vertreter anderer Schulgattungen von den gegenwärtigen Zuständen und Leistungen des humanistischen Gymnasiums in der Tagespresse, in Büchern und Broschüren entwerfen, die Pflicht seiner Freunde sei, nicht zu schweigen, sondern offen und nachdrücklich ihre gegentheilige Auffassung auszusprechen, weil „wenn das Phantom von dem verderblichen Gymnasium" „trotz aller thatsächlichen Beweise für das Gegentheil in weiten Kreisen zu einem festen Glaubensartikel" werde, die Gefahr drohe, daß „eines Tages ein Gut von höchster Bedeutung das Opfer des Eifers seiner Gegner und der Bequemlichkeit oder Sorglosigkeit Derer werde, welche es zu würdigen verstehen". Sie sind weit davon entfernt, die Vollkommenheit der gymnasialen Einrichtungen in Deutschland oder die fehlerlose Ausführung derselben zu behaupten, aber sie betonen, daß „das traurige Gesammtbild, welches man von Unterricht und Erziehung an den humanistischen Schulen, von Verstandesentwickelung, Gemüthsverfassung und Körperzustand ihrer Schüler zu entwerfen liebt", nach ihren Beobachtungen „der Wirklichkeit entschieden nicht entspricht und in starkem Widerspruch auch mit den Erfahrungen steht, welche hinsichtlich der Zöglinge dieser Anstalten auf Hochschulen in den verschiedensten Studienzweigen gemacht werden, im Widerspruch endlich mit dem, was dieselben im beruflichen und bürgerlichen Leben leisten". Sie bedauern lebhaft, „daß die alte heimische Unsitte, eigenen Besitz gering zu schätzen, hier gegenüber einem Gute auftritt, um welches wir vom Auslande oft beneidet werden", und wollen deshalb, „daß an den Grundzügen des Lehrplans der humanistischen Gymnasien, insbesondere auch an der diesen Schulen eigenthümlichen Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur" festgehalten werde. „Nur Aenderungen," so schließt die Erklärung, „welche das Bestehende weiter entwickeln, nicht aber einen Bruch mit demselben bedeuten, können wir als wünschenswerth erachten bei einer Einrichtung, auf der zum guten Theil die Blüthe deutscher Wissenschaft und die Tüchtigkeit einer ganzen Reihe wichtigster Berufsclassen beruhen."

Beweist schon diese Heidelberger Erklärung, daß die Maßlosigkeit der gegnerischen Agitation einen vielseitigen und energischen Widerspruch von berufener Seite veranlaßt hat, so wird der Eindruck, die sogen. Schulreformfrage sei an einem den humanistischen Gymnasien günstigen Wendepunkt angelangt, noch durch andere Kundgebungen verstärkt. Die sehr bedeutsame Schrift von Vaihinger

ist bereits in diesen Blättern besprochen worden (Wissenschaftliche Beilage Nr. 13); ihr hat sich jetzt u. A. der Königsberger Jurist Prof. Dr. Zorn in seiner Prorectoratsrede „Für das humanistische Gymnasium" (Berlin und Leipzig, 1888) und der Director des Düsseldorfer Realgymnasiums Dr. A. Matthias in einem gehaltvollen Aufsatze über „die Bedeutung der Heidelberger Erklärung in Betreff der humanistischen Gymnasien Deutschlands" (Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1889 Nr. 41) angeschlossen. Zorn fragt entrüstet: „Ist es denn nicht dieses deutsche Volk, dessen obere Zehntausend die Grundlagen ihrer Bildung, nein, ich sage vielmehr die Grundbedingungen ihrer Persönlichkeit von jenen geschmähten und begeiferten Gymnasien empfangen haben? Dasselbe Volk, das in allen Zweigen des menschlichen Geisteslebens so Großes und Erhabenes geleistet hat? Dasselbe Volk, das nach dem Zeugniß des Engländers Lord Acton im neunzehnten Jahrhundert die reichste und vollendetste Geschichtschreibung aufzuweisen hat? Dasselbe Volk, welches in den Naturwissenschaften mindestens ebenso viel geleistet hat, wie irgend eine andere Nation der Welt? Dasselbe Volk, welches sich eines Beamtenstandes erfreut, wie keine andere Nation? Dasselbe Volk, welches nach den glorreichsten Siegen auf dem Schlachtfelde eine übergroße Fülle gesetzgeberischer Arbeit bewältigt hat, von deren Umfang und Schwierigkeiten sich freilich nur Wenige die richtige Vorstellung zu bilden vermögen? ... Nicht um eitlen Ruhmes willen rede ich davon. Aber es ist doch eine geradezu verbrecherische Thorheit, zu behaupten, durch den „todten Kram" der Gymnasialbildung sei in unserem Volke der „Geist abgestumpft" und „die Spannkraft gelähmt". Keinem Volke der Welt hat in diesen letzten Jahrzehnten die Forschung so hohe und gewaltige Aufgaben gestellt wie dem deutschen. Und mit demüthigem Stolze dürfen und müssen wir es bekennen: Wir waren diesen Aufgaben gewachsen. Das Geschlecht aber, das diese Aufgaben gelöst hat, ist vorwiegend in den humanistischen Gymnasien ausgebildet, und wir Alle brauchen es uns nicht gefallen zu lassen, wenn Preyer behauptet, der nach seinem Recept vorgebildete Jüngling werde dem Vaterlande bessere Dienste leisten, als ihm jetzt geleistet werden."

Bilden diese schönen und warmempfundenen Worte eine Bekräftigung des ersten Theils der Heidelberger Erklärung, so beleuchtet Matthias vor Allem den zweiten, der über den Bildungswerth der classischen Studien handelt. Er hebt hervor, daß eben die bildende Kraft des Verkehrs mit einem fremden Nationalgeist beim Studium der classischen Sprachen deshalb besonders stark sich geltend mache, weil diese der unseren ferner stehen als die modernen, also ein höheres Maß geistiger Kraftentwickelung fordern und beständig dazu anregen, den Maßstab an die eigene Sprache zu legen, deren Eigenthümlichkeit eben hierbei erst recht zum Bewußtsein komme; daß weiter die Literatur dieser Sprachen sich „der Verwaschenheit so vieler Erzeugnisse modernen Lebens gegenüber durch Bestimmtheit und Reinheit des Gedankens auszeichne", der in der reich entwickelten Form der beiden Sprachen „so unmittelbar und durchsichtig zum Ausdruck komme, wie das innere Wesen des Dargestellten zum einfachsten Ausdruck gelangt in den Gestalten antiker Bildhauerkunst". Er betont ferner die Abgeschlossenheit der in ihnen niedergelegten Ideenwelt gegenüber den ringenden und kämpfenden Gedankenströmen der Gegenwart, und die Bedeutung, welche dieselbe seit Jahrhunderten für das deutsche Geistesleben gehabt hat. Wir möchten dem noch Eins hinzufügen. Vielleicht bedarf kein Volk so sehr wie das confessionell gespaltene Deutschland einer Bildungsgrundlage, die außerhalb dieser Gegensätze steht. Eine solche aber bietet uns nur die Cultur des Alterthums, daneben allerdings auch, aber doch nicht in solchem Maße, unsere eigene classische Dichtung, eben weil ihre größten Vertreter einer bestimmten kirchlichen Anschauung nicht huldigen. Wir Deutsche sollten uns also doppelt hüten, auf einen solchen Vorzug zu verzichten.

Zum Schluß bringt Matthias noch einige praktische Reformvorschläge. Er wünscht den lateinischen Aufsatz dem freien Ermessen der einzelnen Anstalten anheimgegeben zu sehen, weil die Bedingungen, unter denen diese Uebung wahrhaft fruchtbringend betrieben werden kann, nicht überall mehr vorhanden sind; er möchte ferner die Uebersetzungen aus dem Deutschen in die alten Sprachen zu Gunsten einer eindringenden Lectüre beschränkt wissen. Aber er verwahrt sich aufs nachdrücklichste dagegen, daß man den ohnehin schon überreichen Wissensstoff etwa noch weiter vermehre, als ob die Schule den Zweck habe, für jeden späteren Lebensberuf direct vorzubereiten, und nicht vielmehr „dem Ganzen am besten dadurch diene, daß sie Fähigkeiten und begrifflich klares Denken weckt, daß sie die Phantasie und das Gemüth stärkt und belebt, daß sie den ganzen Menschen in Zucht nimmt und nicht nur den zukünftigen Fachmann abrichtet. Die Schule der Zukunft sollte wieder mehr den Stolz erwecken, daß der gebildete Mensch sich des einfachen Bekenntnisses der Unwissenheit auf irgend einem Wissensgebiet nicht zu schämen hat". „Zugeständnisse mag das Gymnasium immerhin denjenigen machen, die auf Vereinigung seiner Organisation und seines Lehrverfahrens dringen, nur keine Zugeständnisse den Fanatikern der Nützlichkeit."

Nach den Erklärungen, welche jüngst im preußischen Abgeordnetenhause Hr. v. Goßler abgegeben hat, Erklärungen, die in ihrer strengen Sachlichkeit und vornehmen Ruhe von den sehr allgemein gehaltenen Behauptungen der Gegner des Gymnasiums bemerkenswerth abstechen, ersieht man, daß die Agitation derselben an maßgebender Stelle auf entschiedene Ablehnung gestoßen ist. Der Hr. Minister sucht die Abhilfe begründeter Beschwerden lediglich in der besseren Vorbildung der Lehramtscandidaten, der Vervollkommnung der Methode, der stärkeren Berücksichtigung der Körperpflege und nicht zum Wenigsten in der Begünstigung der lateinlosen Realschulen gegenüber den Gymnasien, deren Zahl in Preußen in keinem Verhältniß zu dem wirklichen Bedürfniß stehe. Eben weil dies Verhältniß zu einer ungesunden Ueberfüllung der gelehrten Berufe geführt habe, lehnt er auch die Zulassung der Realschulabiturienten zum medicinischen Studium für jetzt entschieden ab. Wir in Sachsen können mit seiner Auffassung um so mehr zufrieden sein, als bei uns das Zahlenverhältniß zwischen den humanistischen und Realgymnasien auf der einen und den lateinlosen Realschulen auf der anderen Seite bereits etwa dem entspricht, was in Preußen jetzt angestrebt wird.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Franz Werner, Zur Revision des Genossenschaftsgesetzes.** Gegen Hrn. Ludolf Parisius. Berlin, Julius Springer (Pr. 40 ₰). — Das Gutachten des Prof. Dr. Goldschmidt über den Entwurf des neuen Genossenschaftsgesetzes, soweit dasselbe das Umlageverfahren und den damit ausgeschlossenen Einzelangriff der Gläubiger betraf, hatte Ludolf Parisius in den „Blättern für Genossenschaftswesen" angegriffen und es rechtfertigt diesem Angriffe gegenüber der Verf. jenes Gutachten. Erscheint nun das Umlageverfahren, welches dem Gläubiger nach und nach zu seinem Rechte verhilft, ohne dem Genossenschafter mehr Nachtheile als dazu wirklich nothwendig zuzufügen, an sich schon billiger und mehr im Interesse des allgemeinen Wohls liegend, als der sogen. Einzelangriff, so hätte es wol nicht noch einer Rechtfertigung des Gutachtens, welches sich für das Umlageverfahren aussprach, bedurft. Der Werth der vorliegenden Schrift besteht indessen mit darin, daß sie die Ausführung des Umlageverfahrens darstellt und zeigt, wie die Ausführung möglich sei.

p. **„Landwirthschaftliches Gesetzbuch.** Sammlung land- und forstwirthschaftlicher Gesetze für das Königreich Sachsen", zusammengestellt von **Arnold Schneider**, Kammergerichtsreferendar. Dresden, Friese & v. Puttkamer. Geb. 6 ℳ. — Mit der Herausgabe dieses landwirthschaftlichen Gesetzbuches, welches einen Band der gesammten landwirthschaftlichen Rechtsbibliothek bildet, welche obengenannte Verlagsfirma ankündigt, hat sich dieselbe ein neues Verdienst und den Dank aller mit solchen Rechtsfragen in Berührung kommenden Leser erworben. Das Bändchen ist recht übersichtlich abgefaßt und behandelt in gedrängter Form die wichtigsten, heute noch giltigen gesetzlichen Bestimmungen bei Ausübung der Jagd, Gesetz vom 1. Dec. 1864, der Schonzeit jagdbarer Thiere vom 22. Juli 1876, zum Schutz der Vögel, Reichsgesetz vom 22. März 1888, des Forststrafgesetzes vom 30. April 1873, des bürgerlichen Gesetzbuches, betreffend die Schädigung durch Thiere (§§. 1560 bis 1564), des Gesetzes über die Ausübung der Fischerei in fließenden Gewässern vom 15. Oct. 1868, des bürgerlichen Gesetzbuches, betreffend den Dienstvertrag über die Gesindeordnung vom 10. Jan. 1835, über Maßregeln gegen die Rinderpest vom 7. April 1869, über die Abwehr und Unterdrückung von Viehseuchen vom 23. Juni 1880. Die zahlreichen Anmerkungen enthalten die zum Verständniß der Gesetzesparagraphen nothwendigen Erläuterungen, namentlich auch die maßgebenden, sorgfältig zusammengestellten Entscheidungen der obersten Landesgerichte. Das Bändchen ist zum praktischen Gebrauch zusammengestellt und soll

unter Ergänzung des zweiten Bandes der Rechtsbibliothek, der in Bälde erscheint, dem Land- und Forstwirth alles Das bieten, was für ihn vom juristischen Standpunkt zu wissen nöthig ist. Die Ausstattung, Druck, Format (auch sehr hübsch und wohlfeil gebunden) machen der jungen, fleißigen Verlagsfirma alle Ehre!

K—d. Juristisches Literaturblatt. Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Dr. Otto Löwenstein in Carl Heymann's Verlag in Berlin. Jahrg. 1889 Nr. 1 u. 2 (jährlich 10 Nrn. zum Pr. von 3 ℳ). — Die Zeitschrift will ein Verzeichniß der auf den Gebieten der Rechts- und Staatswissenschaft erscheinenden Werke, hin und wieder mit Besprechungen, jedoch ohne eigentliche wissenschaftliche Kritik geben, um eine Uebersicht des jeweiligen Standes der Literatur zu bieten. Daran sollen Bemerkungen über gesetzgeberische Arbeiten, Rechtsquellen u. s. w. angeschlossen werden. Diesem Plane entsprechen die beiden vorliegenden Hefte vollständig. Die Inhaltsangaben der wichtigeren Zeitschriften werden von Nutzen sein, da sie das Auffinden einer Abhandlung erleichtern. Ob die Scheidung der Literaturverzeichnisse, wie sie jetzt beobachtet wird, sich durchführen lasse, darf in Zweifel gezogen werden, vortheilhafter würde ein durchgehendes alphabetisches Verzeichniß sein, von welchem nur die Zeitschriften auszunehmen wären.

D. Ein internationales Zolltarifwerk. So darf man wol das auf 36 Bogen angelegte Werk nennen, welches der österreichische Zollamtsdirector außer Dienst kaiserlicher Rath Franz Holzer u. d. T.: „General-Zoll-Tarif für die Ein- und Ausfuhr aller Waaren folgender europäischen Staaten: Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Griechenland, Italien, Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Spanien, Türkei" in zweiter Auflage bei Spielhagen & Schurich in Wien erscheinen läßt. Hoffentlich erörtert der Hr. Verfasser als alter Praktiker nachträglich in einer Einleitung die Entwickelung der modernen Zolltarife, wie sie sich aus dem theoretisch einfachsten aber praktisch verwickeltsten Werthsystem herausgebildet haben zu einem mehr und mehr specificirten Waarenclassificationssystem. Dabei wäre eine Vergleichung des zuerst durchgearbeiteten französischen und des später vervollkommneten österreichischen Waarenverzeichnisses von großem Interesse auch für die Praktiker, für deren Gebrauch der internationale General-Zoll-Tarif berechnet ist. Dem neuen Werke liegt der allgemeine österreichische Zolltarif zu Grunde, die Waarenclassen sind gesondert und nach Staaten neben einander gestellt, so daß der Ausfuhr-Industrielle oder der Ausfuhr-Händler die Tarife der 19 europäischen Staaten für seine besonderen Erzeugnisse unmittelbar mit der wichtigen Angabe der Tarifnummer des betreffenden Zolltarifes neben einander findet. Wie mannigfaltig selbst in Bezug auf nothwendige Nahrungsmittel die gegenwärtigen Zolltarife für einzelne Länder sind, mag hier auf Grund des genannten Werkes in Bezug auf Weizen und Eier angedeutet werden. Weizen ist gegenwärtig zollfrei in Belgien, Dänemark, England, Finnland, Holland, Rumänien und Rußland; dagegen erheben Zoll von je 100 Kilo Deutschland 5 ℳ, Frankreich 5 Frcs. (bei außereuropäischer Herkunft 8,60 Frcs.), Griechenland ein Drachme 20 Lepta, Italien 5 Lira, Norwegen 22 Oere, Oesterreich-Ungarn 1,50 fl. Gold, Portugal 1½ Milreis, Schweden 2 Kronen 50 Oere, Schweiz 30 Rappen, Serbien 1 Dinar, Spanien 20 Pesetas, die Türkei 6 Piaster 32 Para. Eier sind zollfrei in Rußland, Schweden, Belgien, Deutschland, Dänemark, England, Finnland, Griechenland, Italien, Holland, Norwegen; dagegen erheben Zoll von je 100 Kilo Frankreich 10 Frcs., Oesterreich-Ungarn 1,50 fl. Gold, Portugal 2 Procent vom Werth, Rumänien 30 Frcs., die Schweiz 2 Frcs., Serbien 2 Dinar, Spanien 5 Pesetas, die Türkei 34 Piaster 64 Para.

Δ Die Krankenhäuser. — Die Fürsorge für Arme und insonderheit die Versorgungshäuser. — Von Dr. Ferdinand Zródłowski, Professor an der Universität in Lemberg. (Leipzig, Otto Wigand, 1889.) — Der Verfasser sagt von sich, daß er bereits mehrere Male das Unglück gehabt habe, in öffentlichen Krankenhäusern, — in Irrenanstalten untergebracht zu sein. Es kann ihm daher in einem gewissen Sinne, aber mit naheliegender Einschränkung, wol ein Urtheil über die Fragen, wie dergleichen Anstalten einzurichten seien, welche Mängel den bestehenden Krankenhäusern anhaften u. s. w., zugestanden werden. Nur Schade, daß derselbe neben manchen zweifellos beherzigenswerthen Winken und durchaus richtigen Bemerkungen ganz andere, zur Sache nicht gehörige Ausführungen bringt, welche als klar nicht ohne Weiteres bezeichnet werden können. Daß er außerdem es liebt, bei jeder Gelegenheit auf seine erschienenen oder demnächst erscheinenden Schriften über Römisches Privatrecht, Codificationsfragen und Kritik des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, Untersuchungen aus dem österreichischen Civilrecht, Das Schulwesen und seine Verwaltung, Religion und Kirche, Reformen des Kirchenwesens u. s. w. zu verweisen, mag nur nebenbei gleichzeitig zur Namhaftmachung der mancherlei Gebiete, auf denen Professor Zródłowski schriftstellerisch thätig gewesen ist, bemerkt werden.

* Aus dem bekannten Rothschild'schen Taschenbuch für Kaufleute ist ein Auszug, beziehentlich eine Sonderausgabe, enthaltend die Abschnitte Volkswirthschaftslehre, Deutsches Handelsrecht, Waarenkunde und Allgemeines über den Handel, Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Wechselrecht, Lehre vom Geldmarkt und die Reichsstempelabgaben unter dem Titel „Leitfaden für den Unterricht in der Handelslehre an kaufmännischen Lehranstalten" (Leipzig, G. A. Glöckner) veranstaltet worden. Wir zweifeln nicht, daß diese Sonderausgabe den beabsichtigten Zweck erfüllen und eine brauchbare Unterlage für den einschlagenden Unterricht in den gedachten Lehranstalten bilden werde. Ueber den Inhalt des Rothschild'schen Taschenbuches selbst haben wir uns früher bereits an dieser Stelle — und zwar im Wesentlichen durchaus anerkennend — äußern können.

— Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt von Georg v. Gizycki. Leipzig, W. Friedrich. 546 S. — Manche Erscheinungen der philosophischen Literatur unserer Tage lassen sich kaum anders als durch eine Ermüdung des Denkens erklären, dessen energischste Anstrengungen und gründlichste Vertiefungen, auch wo sie von den reichsten und fähigsten Geistern ausgingen, keine festen, bleibenden Ergebnisse gebracht zu haben scheinen. Jene Ermüdung kann auch edeldenkende Naturen, zu welchen der Autor des vorliegenden Buches seiner Schreibweise und seinen sittlichen Anschauungen nach ohne Zweifel gehört, zu einer Befriedigung an Gedanken der Art kommen lassen, wie sie keiner ernsteren, tiefer dringenden Fragstellung genügen können, aber einem gewissen Durchschnittsverstande der Zeit entsprechen mögen. Wir finden auch hier diese Beschränkung vor. Sie begünstigt die Popularität der Darstellung, die ruhige Klarheit der Sprache, eine gewisse gemüthliche Wärme, eine fast beneidenswerthe friedliche Sicherheit; denn es fehlt die Beunruhigung durch tiefere Probleme, die Sehnsucht nach höheren Idealen, das Zusammenraffen der höchsten Menschenkräfte im Auffluge nach Oben. Und doch ist auch das Durchschnittsmaß der Zeitbildung nur das Ergebniß früherer höchster Leistungen übergeordneter Geister, unbewußt in Fleisch und Blut übergegangen, daher jetzt bequem zu haben, zum Theil dennoch herabgeschraubt auf den Standpunkt eines geringeren Vermögens. Einen so entstandenen und so zusammengesetzten Bildungsstand spiegelt die Popularphilosophie, die wir hier vor uns haben, im Guten und Schlimmen. Ihre Ermüdung am bisherigen Philosophiren bekundet sie auch dadurch, daß sie in weit zurückliegende Zeiten, in Aufklärungsstandpunkte des 17. und 18. Jahrhunderts, zurückzugreifen liebt, zu den englischen Moralisten der psychologisch-empirischen Richtung Shaftesbury's und zu verwandten Schriftstellern britischer Zunge aus neuerer Zeit; gegen den nachkantischen deutschen Idealismus feindlich gestimmte Anknüpfungen für einen sogenannten schlichten, gesunden Menschenverstand und einfache irdische Praxis finden sich am meisten im common sense der Engländer und Amerikaner. Gizycki citirt fast nur Werke englischer Sprache und ist als Uebersetzer solcher bekannt. Das Buch ist fein und klug angelegt. Es beginnt mit dem Gefälligsten, Ueberzeugendsten, Zugestandensten: die Moral habe ihren Quell im Gefühle für allgemeines Menschenwohl. Daß hierfür so leicht Beifall zu erlangen, woher kommt es aber? War etwa die Ueberwindung der egoistischen Gier in der Menschheit so leicht, so selbstverständlich aus der Menschennatur zu erlangen, und ist sie nicht noch heute schwer genug? Dennoch sind heute allerdings jene Gefühle und Triebe zum Allgemeinwohl, Mitgefühl und Liebe, von sehr allgemein anerkannter Macht und in principieller Herrschaft. Sollte nicht hierzu die Religion, und vor Allem das Christenthum, sehr wesentlich gewirkt haben? Unser Verfasser ist anderer Meinung. Er nimmt jene Gefühle und ihre Macht einfach als „Thatsache" hin, woraus er moralische Urtheile und Pflichten ableitet. Die weiterfragende Moralphilosophie wird freilich das Bedenken haben, daß dann auch der Egoist, der Lüstling, der Tyrann mit ihren „thatsächlichen" Gefühlen kommen könnten und daraus für sich und Andere die Pflicht ableiten, recht tüchtige Tyrannen und Lüstlinge zu sein. Das kümmert den Popularphilosophen nicht; er nutzt unseren jetzigen, glücklich errungenen, christlich-humanen Gewissenszustand aus, den er doch leider! auch bei vielen Christen nicht als „Thatsache" vorfinden würde.

Weit weniger „Moralphilosophie", d. h. Ausführung des Moralprincips nach seinen speciellen Anwendungen, als vielmehr Betrachtung des Verhältnisses der Moral zu Religion, Theologie und anderen Nachbargebieten, enthält das Werk im Uebrigen. Beifallswürdig erscheint uns die Behandlung der Freiheitsfrage, nicht nur weil wir hier gleich denken, sondern weil auch die Einwendungen der Gegner hier erschöpfend durchgesprochen werden. Freiheit ist für G. die Causalität des Willens selbst, wie er das innerste Wesen der gegebenen Persönlichkeit ausmacht, keineswegs ein sich Entscheiden aus dem Leeren heraus. Er zieht die richtige Consequenz für das Strafrecht: Blos „weil gefehlt worden ist," kann und darf niemals gestraft werden; die Strafe muß den Zweck haben, die Causalität des Willens zu verändern. Jede Handlung, also auch die Strafvollziehung, fügen wir hinzu, kann nur durch Motive, also durch Ziele oder Zwecke dirigirt sein; in dem quia peccatum est ist ein Ziel oder ein Motiv gar nicht ausgedrückt, sondern nur ein vergangenes Ereigniß. Man kann anfänglich auch leicht gewonnen werden für unseres Autors Ablehnung jeglicher Begründung der Moral durch Religion und Theologie, für seinen Preis der unabhängigen Moral. Ja, man wird fast selbstverständlich finden, daß nur derjenige gut ist, der das Gute als solches liebt und will, nicht der nur widerwillig sich ihm fügt als einem auferlegten Gottesgesetze, und daß Gottes Wille nicht beliebig alles Mögliche als recht und gut decretiren kann, heute die Barmherzigkeit, morgen den Raubmord. Ebenso wird es Niemand vertheidigen, das selbstsüchtige Ausblicken nach jenseitigem Lohn und furchtsame Zurückschrecken vor Höllenstrafen — Tugend zu nennen. Aber ist denn damit aller mögliche Einfluß von Religion und Theologie auf die Moral erschöpft? Wenn Kant Recht hat, wenn unser religiöser Glaube vielmehr aus der Moral zu folgern ist, als umgekehrt, sind seine religiösen „Postulate" der Moral nicht dann erst recht zugleich Stützen und Erstarkungsmittel der letzteren? Wer daran verzweifeln müßte, daß sein sittliches Wollen jemals gegenüber den Naturmächten Erfolg haben kann, würde in seinem sittlichen Wollen ermüden und seine besten „Gefühle" würden vom Pessimismus zernagt. Davor schützt ihn sein Gottes- und Jenseitsglaube, und deshalb folgert oder postulirt er ihn aus der Moral. So wahr das Gute sein soll, so wahr muß es in der Welt verbürgt sein, also im Urgrunde der Welt angelegt sein und über alle Widerstände siegreich werden. An solche Dinge braucht unser Popularphilosoph nicht zu denken; denn die Macht der moralischen Gefühle ist ihm „Thatsache". Leider denkt er auch nicht daran, wie sehr das Christenthum Ursache dieser Thatsache ist, aber gar oft und ausführlich daran, auf die unsittlichen Folgen religiöser und theologischer Irrungen und hierarchischer Leidenschaften zu schmälen, — etwas gewöhnlich und verbraucht! Wie reimt sich damit, daß er so gern Aussprüche Jesu für sich citirt? Es bleibt jedoch nicht bei der Behauptung der Unabhängigkeit der Moral, sondern die religiösen und theologischen Hauptforderungen selbst, Unsterblichkeits- und Gottesglaube, werden in sehr weitgehender Weise der Kritik geopfert. Wir brauchen nicht gern das vorwurfsvolle Wort „Atheismus" und erkennen an, daß in dem Buche sich hin und wieder ein wohlthuender, optimistischer Glaube an die herrschende Macht des Guten ausgesprochen findet, welchen Andere schon einen Gottesglauben nennen und zu weiterer Ausgestaltung einer Gottesidee benutzen könnten. Um so mehr aber verdenken wir Gizycki manche radicale, besonders in dieser populärsten Form äußerst mißverständliche Wendung, welche den Schein der völligen Leugnung einer dem Menschen übergeordneten Macht und überhaupt jeder Universalmacht erzeugt. Dies hängt zusammen mit der allgemeinen Weltanschauung des Verfassers, an der sich recht deutlich die Folgen jener ermüdeten Auslieferung an einen zeitweiligen Durchschnittsverstand zeigen. Während die ernste Philosophie ihre schwierigsten Probleme findet in Raum, Zeit und materiellem Dasein einer Außenwelt, immer von Neuem nach Lösung der alten Räthsel ringend, richtet man sich behaglich ein in der gewöhnlichsten Auffassung des Daseins, wie sie die sinnliche Wahrnehmung und die vulgäre Ausnutzung der Naturwissenschaften an die Hand giebt. Die Welt ist eben da, materiell, in Raum und Zeit, wie sie unsere Sinne uns aufreden. Nach Ursachen des Daseins soll man gar nicht fragen, nur nach Ursachen der einzelnen Veränderungen. Geist finden wir immer nur da vor, wo Nerven sind, also — ist es wissenschaftlich unberechtigt, Geist anzunehmen, wo keine Nerven sind. „Wissenschaftlich!" Fände man nun etwa irgendwo die deutlichsten Spuren von geistiger Thätigkeit, von Wille, von Ueberlegung, von Empfindung, irgendwo, wo noch keine Nerven entdeckt sind, so ist es nicht wissenschaftlich, jene Spuren zu dem Schlusse auf eine vorhandene Geistesthätigkeit zu verwenden, es sei denn, es würden zugleich Nerven entdeckt. Daß es auch andere Verbindungsmittel geben könnte zwischen Geist und Körper, zwischen Innenwelt und Außenwelt, als — Nerven, das darf ein wissenschaftlicher Mann gar nicht denken! Also, fährt G. fort, giebt es keine Zweckthätigkeit, außer wo Nerven sind, also nur in Menschen und höheren Thieren, weiter abwärts und aufwärts nicht mehr. Dennoch wird der Darwinismus in der gewöhnlichen Fassung beibehalten, der doch jede feste Grenze zwischen höheren und niederen Thieren aufhebt. Wir müssen leider zu dem Buche sagen: desinit in piscem mulier formosa superne!

Rud. Seydel.

G. Oe.— Dr. Albert Freybe, Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 1. Heft: Das Leben in der Treue. 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann 1889. 88 S. kl. 8°. Preis: 1 ℳ 20 ₰. — Der Verfasser ist uns längst bekannt und durch seine Schriften lieb und werth geworden. Er verbindet ein tiefes Verständniß des deutschen Volksthums mit einer innigen Begeisterung für deutsche Eigenart und Sitte, er weiß aber auch, daß diese Eigenart erst auf dem Nährboden des Christenthums sich wunderbar entwickelt hat und daß das deutsche Volk bestimmt ist, der Christophorus unter den Völkern zu sein. Mit wohlthuender Wärme schildert er die schönen Züge aus dem Leben und Wesen unserer Ahnen, er verschließt aber auch sein Auge den Fehlern nicht, die ihnen anhafteten; mit tief sittlichem Ernste erinnert er immer und immer wieder an die göttliche Bestimmung unseres Volksthums, von der gewisse Nationalschwärmer nichts wissen wollen. Das vorliegende Büchlein erscheint zum zweiten Male, in wenig (oder gar nicht?) veränderter Gestalt. Es schildert, indem es sich im Wesentlichen auf Tacitus, die Edden und Beowulf stützt, die Macht der Sitte im Allgemeinen, die Stellung und Geltung der Frau im Volksbewußtsein, im Volksleben und im häuslichen Leben, die Sippe und die Blutrache, endlich die Blutbrüderschaft. Ueber die Benutzung der Quellen kann und wird man mit dem Verf. nicht allenthalben einer Meinung sein können; Beowulf und die Edden dürfen als Quellen der Sittengeschichte doch nur für einen gewissen Stamm oder einen örtlich begrenzten Kreis herangezogen werden. Es scheint doch, als seien die Sitten des skandinavischen Nordens und des englischen Westens von denen des Germanenthums im engeren Sinne hier und da verschieden gewesen. Die Darstellung des Lebens in der Treue ist frisch und lebendig, die Anordnung des Stoffes klar und übersichtlich, wenn auch Wiederholungen nicht allenthalben vermieden sind. Ueber einzelne Dinge sind wir anderer Meinung; doch diese Verschiedenheiten aus einander zu setzen ist hier nicht der Ort. In der Hauptsache sind wir mit dem Verf. durchaus einverstanden und empfehlen das Büchlein von Herzen allen denen, die ein Gefühl haben für des deutschen Volksthums Herrlichkeit, besonders der heranwachsenden Jugend, für die es ein Quell der Belehrung und der Begeisterung sein wird.

J. R. Ein Skizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seidel. (Gesammelte Schriften.) VI. Band. Leipzig, A. G. Liebeskind. 3 ℳ — Mit Freude begegnet man unter den neuen Erscheinungen der schönen Literatur einem Buche von Heinrich Seidel: läßt man sich doch in unserer ernsten und zu düsteren Betrachtungen neigenden Zeit gern einmal erheitern, namentlich wenn es von einem so liebenswürdigen Humoristen geschieht, wie es unser nun schon so oft von uns besprochener und empfohlener Verfasser ist. Neues vermögen wir der von uns bereits früher gegebenen Charakteristik Seidel's nicht hinzuzufügen. Vom Standpunkte einer strengen Kritik aus läßt sich auch an dem neuen Werke, das wiederum reich an originalen Menschenkindern, einer Seidel'schen Specialität, ist, Manches aussetzen; die Geschichten sind leicht gebaut, die Motivirung weist hie und da Lücken auf; aber dafür entschädigt der Autor durch die nicht allzu häufig anzutreffende Eigenschaft, ein stofflich ziemlich unbedeutendes Vorkommniß in so fesselnder Weise vorzutragen, daß man bedauert, wenn die Erzählung zu Ende ist, und der einfachsten Wendung eine solche lustige Fassung zu geben, daß man davon ergötzt wird, man mag wollen oder nicht. Heinrich Seidel wird dereinst wol einmal eine ähnliche Stellung in unserer Literatur einnehmen, wie in der früherer Jahrzehnte die freundlichen Erzähler vom Schlage Weisflog's, Apel's u. A., die einen spottenden Humor mit warmer Empfindung zu verbinden wußten. Sein neues Büchlein sei seinen Freunden und Denjenigen, die sich denselben zugesellen wollen, hiermit empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverni̇ck in Leipzig.

№ 36. Dienstag, den 26. März. **1889.**

Wilhelm Hey.

Zum 100jährigen Geburtstage Wilhelm Hey's ist vor Kurzem aus der Feder des um die Thierschutzsache wohlverdienten Lehrers Bütow in Pyritz ein Büchlein*) erschienen, das trotz mancher kleinen Mängel in der Anordnung des Stoffes und im Ausdrucke dennoch freundliche Empfehlung verdient. Es enthält außer einer Darstellung des Werdens und Lebens des Fabeldichters einen doppelten Anhang, in dem eine Reihe weniger bekannter Hey'scher Dichtungen geboten und die Bedeutung des Dichters für die Pädagogik erörtert wird. Der Verfasser hat die vorher erschienenen Lebensbeschreibungen Bonnet's und Hansen's, sowie die Werke Kehr's über die Verwendung der Hey'schen Fabeln im Vorschulunterrichte und in der Schule selbst verständig benutzt und mit ihrer Hilfe ein treffliches Lebensbild des Dichters geschaffen. Auf Grund dieses Büchleins und seiner Vorläufer sei im Folgenden eine Umrißzeichnung des Werdens und Wesens des treuen Kinderfreundes entworfen. Wir halten uns um so mehr für verpflichtet, unsererseits zur Auffrischung der Erinnerung an ihn beizutragen, als sein Name unverdientermaßen der Vergessenheit anheimzufallen droht. In den gangbaren Literaturgeschichten wird er nur obenhin erwähnt, vielleicht deshalb, weil er sich nirgends einordnen läßt. Das Lexikon der deutschen Nationalliteratur von Adolf Stern enthält nicht einmal seinen Namen; und dennoch haben wenige deutsche Dichter so viele Herzen erfreut, wie Wilhelm Hey.

Hey ist Thüringer, im Pfarrhause zu Leina im Gothaischen geboren. Die Eigenart des herzlieben Thüringer Landes und die Luft des Pfarrhauses wirkten bestimmend und gestaltend auf sein Wesen. Er studirte zunächst in Halle, dann in Göttingen Theologie. In letztgenannter Stadt schloß er innige Freundschaft mit dem nachmaligen Gesandten Bunsen und dem Philologen Lachmann und trat dem frühvollendeten Romantiker Ernst Schulze näher. Nach Vollendung seiner Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle in Holland, die ihn wenig befriedigte. Nach Deutschland heimgekehrt unterrichtete er in der Privatschule seiner künftigen Schwiegermutter, der Pfarrerswittwe Grosch in Gotha. 1818 ward er zum Pfarrer in Töttelstedt ernannt und verheirathete sich im folgenden Jahre nach achtjähriger Wartezeit. Da seine Ehe kinderlos blieb, beschäftigte er sich mit der Erziehung fremder Kinder, die in dem traulichen Pfarrhause eine liebe Heimstatt fanden. Sein Pfarrhaus, seine Gemeinde waren seine Welt. Es zog ihn nicht hinaus in den Lärm des Tages, in den Trubel der sogenannten großen Welt. Deshalb schlug er auch die Stelle eines Gesandtschaftspredigers in Rom, die ihm durch Bunsen's Vermittlung geboten ward, aus. Als aber 1827 sein treues Weib nach langem Siechthume die Augen schloß, schien ihm sein Pfarrhaus öde geworden; er suchte einen anderen Wirkungskreis und fand ihn als Hofprediger in Gotha. Obwol er hier mannigfachen anregenden Umganges, u. A. mit der Familie Perthes, sich zu erfreuen hatte, zog es ihn doch wieder in die anheimelnde Stille des ländlichen Pfarrhauses. Nach vierjähriger Thätigkeit siedelte er als Pfarrer und Superintendent nach dem grünumhegten Ichtershausen über und entfaltete hier eine ungemein segensreiche Thätigkeit, nicht nur als Seelsorger und Führer seiner Lehrer, sondern auch als Gründer und Leiter einer Fortbildungsschule, einer Bibliothek, einer Darlehnscasse und anderer gemeinnütziger Einrichtungen. Zum zweiten Male mit Luise v. Axen, der Waise eines Hamburger Senators, verheirathet, hatte er die Freude, einen Sohn in seinen Armen zu halten, der freilich dem Elternpaare durch seine Kränklichkeit viele und schwere Sorgen bereitete. Sein Leben vollzog sich still; er suchte nicht die sonnenumleuchteten Lebenshöhen, sondern blieb im Thale, schlicht und recht, rastlos wirkend, so lange es Tag war. Der Abend war, wenn auch von Schmerzenswolken umdunkelt, so doch stille und freundlich. Der Magenkrebs wühlte in seinem Körper. Er trug die Schmerzen mit Geduld und arbeitete in Treuen weiter; als er die Stufen der Kanzel nicht mehr ersteigen konnte, sprach er von einem Stuhle zu seiner Gemeinde. Am 19. Mai 1854 starb er.

Hey's theologische Richtung war durchaus positiv; er war ein Gegner der Rationalisten und stand festgewurzelt in seinem Glauben an die Thatsache der Erlösung. Der Grundzug seines Wesens war eine milde Heiterkeit und sonnige Freundlichkeit, wie man sie nur bei in sich festgegründeten und in der Stille wirkenden Persönlichkeiten anzutreffen pflegt. Als Prediger wurde Hey wegen der Innigkeit seines Gefühls, wegen der Klarheit seiner Gedanken und der Eindringlichkeit seiner Sprache hoch geschätzt. Seine gedruckten Predigten, von denen zwei Bände erschienen sind, gehören vielleicht nicht zu den homiletischen Meisterwerken, zeichnen sich aber in ihrer zeitlichen Umgebung durch eine damals nicht häufige Tiefe des Glaubenslebens aus. Einige seiner religiösen Lieder sind allgemeiner bekannt geworden und in Gesangbücher übergegangen, obwol sie alle zu individuell und nicht Ausdruck des Gemeinschaftsbewußtseins sind. Die dichterischen Erzählungen aus dem Leben Jesu, die er für die Kinderwelt bestimmte, zeigen eine treuherzige Hingebung an den Stoff und eine wohlthuende Wärme, haben aber in den Kreisen, für die sie bestimmt waren, nicht heimisch werden wollen.

Um so heimischer sind seine Fabeln in der Kinderwelt geworden. Wer hätte sich nicht an den herzigen Versen zu den trefflichen Speckter'schen Bildern innig erfreut, in wessen Erinnerung steigen nicht, wenn er die Namen Hey-Speckter hört, alte liebe Bilder und Klänge empor! Da sehen wir ihn wieder, den Bettelmann im kohlschwarzen Röcklein, den armen Schneemann mit dem schleierweißen Gesicht, den naschhaften Pudel mit dem weißen Bart, die Eule mit dem grämlichen Gesicht, die ziehenden Störche und die Möpschen und Spitzchen, Kätzchen und Mäuschen alle. Kein Buch war uns, da wir Kinder waren, so lieb und werth, wie das kleine Fabelbuch, zu ihm kehrten wir zurück, wenn wir der großen, bunten, allerneuesten „Jugendschriften" überdrüssig geworden waren, zu ihm kehre ich auch heute noch gern zurück, um mich zu erfreuen an der naiven Herzlichkeit und der gesunden Frische der Bilder und der Verse. Ich behaupte, daß seit den Hey'schen Fabeln kein Kinderbuch wieder erschienen ist, das so kindlich und lieblich wäre, wie dieses. Man vergleiche nur die modernen Fabeln mit jenen alten! Wie gekünstelt, wie mühsam erdacht, wie geschraubt erscheinen die neuen Erzeugnisse dieser dichterischen Gattung! Wie auf Stelzen schreiten die Verse daher, und die Bilder suchen durch abstracten Humor zu ersetzen, was ihnen an naiver Unmittelbarkeit abgeht. Man mache nur den Versuch und gebe einem schlicht erzogenen Kinde das Hey'sche und ein modernes Fabelbuch in die Hand, es wird bald das letztere weglegen und zu dem ersteren greifen. Ich wenigstens habe bei

---

*) A. Bütow, Wilhelm Hey. Ein Bild seines Lebens und Dichtens zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag des Kinderfreundes. Leipzig, Ernst Rust, 1889. kl. 8°. 118 S. Preis 1 ℳ.

meinen Versuchen diese Beobachtung gemacht. Nicht alle Fabeln Hey's sind gleichwerthig, es ist auch Mittelgut darunter, aber selbst dieses Mittelgut steht noch hoch über der modernen Dutzendwaare und wirkt auf das Kinderherz. Die 1833 erschienenen „Fünfzig Fabeln für Kinder" sind durchweg werthvoller und unmittelbarer als die vier Jahre später herausgegebenen „Noch fünfzig Fabeln für Kinder". Hey's Fabeln sind von einer fest umschlossenen Eigenart. Sie sind kurz, jede zwölf Zeilen, und zerfallen in zwei Theile, die sich bald wie Vorbereitung zur Erfüllung, bald wie Ursache zur Wirkung, bald wie Frage zur Antwort zu einander verhalten. Die Sprache ist kindlich einfach, ohne in das Kindisch-Alberne zu verfallen, der Ton immer herzlich und anmuthig, der Aufbau schlicht und frei von allem Gesuchten. Sie werden ebenso leicht von den Kleinen verstanden, wie gemerkt. In das Gebiet der Tendenzfabeln, die eine bestimmte Weisheits- oder Tugendlehre begründen sollen und die eigentliche Erzählung unter dem trockenen Staube der Lehrhaftigkeit fast verschwinden lassen, gehören sie nicht. Wol bergen auch sie eine Lehre, aber die drängt sich nicht auf, sondern muß und kann von den Kleinen heraus empfunden werden. Sie sind auch keine fein „pointirten" Erzählungen, novellistische Cabinetsstückchen aus dem Thierleben, wie sie heutzutage auf jeden Weihnachtsbüchermarkt in Hülle und Fülle gebracht werden; oft genug erzählen sie gar Nichts, sondern plaudern nur, aber Hey ist eben ein Meister im Plaudern mit den Kindern. Er verknüpft auf die oder jene Weise das Thier- mit dem Kinderleben, bringt das Unvernünftige und Leblose dem Kinde nahe und weiß sich im Stoff, im Wort, im Gedankenkreis auf das zu beschränken, was die Kinder gern hören und leicht verstehen. Einer der bedeutendsten Pädagogen, Kehr, hat die Bedeutung dieser Fabeln für die Entwickelung der Kinder klar erkannt und sie in die Vorschule und in den Anschauungsunterricht der Elementarschule eingeführt, Andere haben sie der ersten Lehrfibel zu Grunde gelegt, noch Andere haben Sprech- und Denkübungen an sie geknüpft. Sie sind in viele lebende Sprachen übersetzt und gar oft nachgeahmt und nachgebildet worden, aber keine dieser Nachahmungen erreicht auch nur annähernd die wahrhaft classische Schönheit des Originals.

Beiden Fabelsammlungen hat Hey einen bilderlosen „ernsthaften Anhang" angefügt, in dem er eine Reihe ernster Kinderlieder, heilige Geschichten und Sprüche bietet. Manches ist unbedeutend, Manches kühl und frostig, das Meiste aber verräth die hohe Kunst und das warme Herz des Mannes, Vieles ist Gemeingut der deutschen Kinderwelt geworden. Ich erinnere nur an das liebliche Sonntagslied: „Heut' ist's Sonntag, heute sind gar so fröhlich Mutter und Kind", an das tannenduftige Weihnachtslied von der schönsten Zeit, der liebsten Zeit, an das vielgesungene: „Vöglein im hohen Baum, klein ist's, ihr seht es kaum, singt doch so schön", ferner an die mit Fug und Recht zu Volksliedern gewordenen: „Weißt du, wie viel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?" und: „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind". Fürwahr, wenn auch Wilhelm Hey nur eines oder das andere dieser herrlichen Lieder geschaffen hätte, es wäre Grundes genug, seiner heute dankend zu gedenken und sein Bild wieder aufzufrischen in der Erinnerung der Mitlebenden.

Die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Andreas Perthes in Gotha, welche die Hey'schen Schriften und die an dieselben anknüpfenden pädagogischen Werke herausgegeben hat, theilt uns soeben mit, daß in ihrem Verlage eine von Dr. Gottlob Schneider verfaßte Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Hey's erschienen ist, welche das Bild des Dichters und der Stätten seines Wirkens bringt. Gleichzeitig übersendet sie uns ein kleines, einen Bogen starkes Schriftchen: „Zu Wilhelm Hey's hundertjährigem Geburtstag. Ein Gedenkblatt von Emil Behm", welches in hübscher Darstellung ein Bild von dem Werden und Wesen des Dichters entwirft und in warmen Worten sein Andenken erneuert.

Dr. G. Oertel.

Aus den Lehr- und Wanderjahren Zinzendorf's (1718—1732).

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

I.

Nur ungern verließ Zinzendorf die Universität Wittenberg, seinen Gesichtskreis auf Reisen zu erweitern. Er klagte dieserhalb: „Ich will der Welt und ihrem Wesen absterben; was soll ich mir erst so viel mit ihr zu thun machen." „Zum Versuch, ob mir nicht der Weltgeist ankommen wolle, würden die Kosten übel angewendet: Gott wird mich bei dem Sinne, Jesu Christo zu leben, gewiß nach seiner Güte erhalten."

Er zog über Frankfurt am Main und Düsseldorf zunächst nach Utrecht, wo seit 1636 eine noch heute vielbesuchte Universität war, und traf hier am 26. Mai 1719, seinem 20. Geburtstage, mit seinem Bruder Friedrich Christian Zinzendorf ein, der ihn bis hierher begleitete, nun aber nach Sachsen zurückkehrte, nicht ohne ihm seinen bisherigen Hofmeister, einen gewissen Riderer, als solchen zu überlassen, der seinen nunmehrigen Schützling mit Vorsicht und Takt zu nehmen wußte.

Unser Zinzendorf blieb auch in den neuen Verhältnissen seinen Gewohnheiten treu. Er hat sich selbst darüber geäußert: „Ich traktire meine studia juris, historices et politices, — aber nur als Kleinigkeiten."

Gleich nach der Abreise des Bruders nahm Zinzendorf die Bibel gleichsam aufs Neue in die Hand und wandte namentlich den Sonntag dazu an, auf die göttliche Barmherzigkeit sich beziehende Stellen des Alten Testaments mit solchen des Neuen zu vergleichen. Mit einem Freunde las er Spener's Lebenslauf, „seinem Wandel nachzufolgen". Er kümmerte sich dabei um die Armen.

Die mancherlei religiösen und philosophischen Lehren, insbesondere die der Reformirten, welche an ihn herantraten, „rüttelten seinen Verstand, rührten aber nicht sein Herz". Er fühlte sich von allem Irdischen auf eine empfindliche Weise abgezogen. Sein damaliger Wahlspruch war: „aeternitati", der eines seiner Freunde: „deo et proximo". Dabei war er, in Gemäßheit eines Tractats von Christian Friedrich Richter, noch in Gedanken über den hohen Ursprung und Adel der Seele befangen. So bildete Zinzendorf, mit seinen eigenen Worten zu reden, „mit seiner Wittenbergischen Theorie und Halleschen Praxis eine besondere espèce eines jungen reisenden Menschen, der übrigens für modest angesehen wurde, da er seinen Gegnern das letzte Wort ließ, wenn seine Gedanken nicht widerhielten, nachdem er anfänglich ziemlich wild gethan und erst nach und nach die Leute anhörte".

In Allem war der Einfluß Canstein's auf sein Gemüth, der „auch bei der Welt den Charakter eines Kindes Gottes zu behaupten" wußte, ihr keine saure Miene machte, sich aber auch nicht nach ihrem Sinne richtete, groß. Im Besonderen hat man eine gewisse äußerliche Art des Grafen, sich zu geben, auf dies Vorbild zurückgeführt.

In einem Trauergedicht, welches Zinzendorf auf den Tod Canstein's, welcher 19. August 1719 starb, dichtete, führte er aus, daß Kinder Gottes sich vor dem Tode nicht zu fürchten hätten. Zinzendorf vermochte die Sehnsucht, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welche ihn bis ans Ende seines Lebens beseelte, schon nicht mehr zu bergen.

II.

Am 2. September verließ Zinzendorf Utrecht und ging über Amsterdam und Antwerpen zu längerem Aufenthalte nach Paris. Von seinem dortigen äußeren Leben wissen wir, daß er Vormittags in der Reitbahn zu finden war, sich in der französischen Sprache und Jurisprudenz übte und mit allerlei Uebersetzungen, z. B. Hofmann's commentatio in epistolam ad Romanos, auch mit Gedichten beschäftigte. Die Besichtigung der Merkwürdigkeiten, welche ihm von seinen Angehörigen ans Herz gelegt war, nahm ihn nur kurze Zeit in Anspruch. Das Hôtel de Dieu, in welchem viele Hunderte von Kranken verpflegt wurden, erregte seine Bewunderung.

Eine Freude für ihn war ein nur zu kurzes Wiedersehen mit dem Grafen Heinrich 29. Reuß, mit dem er auf der Reise in Holland einen Bund geschlossen hatte, „dem Heilande zu leben". Wenige Monate älter als Zinzendorf, entstammte „der 29." einer Familie, deren hochangesehenes Haupt, „Heinrich der 24.", zu Köstritz residirte. Die eigene, väterliche Heimath war Ebersdorf. Nach dem Tode des Vaters, der mit dem Köstritzer und einem anderen Nachbar, dem Grafen Henkel auf Pölzig, in Francke'schen Beziehungen eng befreundet war, stand „der 29." unter der Vormundschaft des 24. Der junge Graf hatte übrigens eine ebenso fromme Mutter und Großmutter, eine Solms-Laubach und eine Promnitz.

Auch der Hofmeister des 29. war Zinzendorf sympathisch, so daß dieser seiner Tante Gersdorf nach der Abreise der Freunde schrieb: „Sie haben das Böse hier männlich bestritten. Sie kriegten zwar den Titel Jansenisten und Pietisten. Der junge, im Guten noch nicht feste Jüngling hat sich aber tapfer bezeugt und ist seinem Hofmeister mit Resignation gefolgt. Und dieser meinte, ein solcher Untergebener sei nicht wieder in der Welt."

So viel angängig, schränkte Zinzendorf seinen Umgang ein, verkehrte aber bei Hofe; auch hatte er Verkehr mit vornehmen Damen, „welche," wie er sich ausdrückte, „Gnade hatten". „Von den Niedrigen hatte er noch nicht viel Begriff."

„Die Welt wußte nicht recht," urtheilt Zinzendorf selbst, „wie sie mit mir daran war, weil ich in dem Exterieur nichts Apartes hatte, als daß ich bei Hofe nicht tanzte und nicht spielte." In anschaulichster Weise schildert Zinzendorf sein Pariser Leben eingehend: „Ich fand's unter der katholischen Religion, wie ich's in Holland mit einigen Protestanten angetroffen. Sie sagten mir die Argumente nicht, die in den Büchern für die ihrigen angegeben waren: sie sagten mir aber andere, die ich noch nie gehört hatte. Ich fing mich an zu fürchten. Gleichwol mußte ich mit den Leuten leben. Und weil ich mit meinen Glaubensgenossen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reisen, wenig anfangen konnte, so mußte ich mich unter den Landeseinwohnern nach Leuten umsehen, wo ich mein Gemüth erbaulich beschäftigen und nach meiner damaligen Idee etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte. Das brachte mich mitten unter die Patres und Bischöfe, ja zu einem Cardinal (v. Noailles), denen allen ich zu ihrem Ruhme nachsagen muß, daß sie, da sie sahen, sie hätten mit einem Menschen zu thun, dem ihre Religionsdispüte zur Last waren — (weil er zwar ihre Erfahrung und Gelehrsamkeit genugsam respectirte, um sie mit seinen argumentis classicis zu verschonen, gleichwol aber seiner Religion von Herzen treu) — sogleich von solchem Material abstrahirten und sich mit mir in das unergründliche Meer des Leidens und Verdienstes Jesu und der dadurch erworbenen Gnade, selig und heilig zu werden, hineinbegaben: da wir denn ½ Jahr mit vergnügtem Herzen beisammen waren und uns nicht mehr besonnen haben, was für einer Religion der Eine oder Andere wäre, so daß der Cardinal, da ich endlich mit ihm über sein accommodement mit den Constitutionalisten zerfiel und ihm mit vieler Jugendhitze begegnete, mich bis an das Ende seines Lebens aufs Gefühl unserer Herzen zurückführte." [1])

Die bei den Zwistigkeiten in Frage kommende Constitutio unigenitus, eine Bulle, welche die jansenistischen Lehren von Sünde, Gnade, Rechtfertigung und Kirche und damit den Augustinus verwarf, erregte in der französischen Geistlichkeit heftige Spaltungen, deren Nachwirkungen in Frankreich erst mit der Aufhebung des Jesuitenordens ihr Ende fanden.

Die der Bulle Widerstrebenden appellirten an ein allgemeines Concil, darunter der Cardinal. Nun sich dieser accommodirte und Zinzendorf sich von ihm mit den Worten lossagte: „Was werden diejenigen sagen, die Ihre Tugenden bewundert haben, wenn sie erfahren, daß das weiseste Buch, welches Sie der Gemeinde, die Gott Ihrer Sorge anvertraut hat, so nachdrücklich empfohlen, verdammt wird", [2]) schrieb ihm der Cardinal: „Die Verschiedenheit der Gesinnungen darf keinen Einfluß auf die Herzen haben."

Nach dieser Enttäuschung näherte sich Zinzendorf dem Père d'Albizi, der schon in der Bastille gewesen, sich trotzdem nun auf der Kanzel gegen das Accommodement erhob. „Ich muß mich überhaupt," äußerte sich Zinzendorf, „über die Aufrichtigkeit der hiesigen Katholiken wundern."

„Wer bestreiten will," schrieb er später, „daß die Katholiken und Reformirten der ewigen Seligkeit theilhaftig werden können, muß, auf die gelindeste Art zu reden, aus seiner Heimath nicht weit heraus gekommen sein. Daraus folgt aber nicht, daß eine Religion so gut sei, als die andere." [3])

„Seitdem ich mit Katholiken weniger Umgang und Correspondenz habe, fange ich an über ihre Geduld, Raisonabilität und Toleranz mich zu wundern, daß sie so viel zum Theil unbegründete Dispute und Krideleien, deren ich mich in meinen jüngeren Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine Bekehrungssucht haben ins Beste benden und mich doch so viele Jahre nicht hassen und drücken mögen."

„So wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß, ehre ich ihre praktische Condescendenz für alle stille, unsectirerische und in Absicht auf Alotria und Intrigue unverdächtige Christen in ihrer Religion. Sie haben das Anathema gegen gegen die Gegner im Munde und haben oft viel Billigkeit gegen sie in praxi." [1])

Unter solchen Eindrücken wurde Zinzendorf die Zeit in Paris nicht lang. Bei Hofe wurde er namentlich von der Mutter des Regenten, einer geborenen Prinzessin von der Pfalz, ausgezeichnet, die in ihrer Jugend seinen Vater gekannt hatte. Ihrem Enkel, dem minderjährigen Ludwig XV., stellte sie Zinzendorf zu einem Exempel vor, indem sie sagte: „Der Graf sei ein junger Mensch, der zu leben wisse und Gott fürchte. Sie halte ihn daher für glückselig." [2])

Schon in Utrecht hatte der schwächliche Zinzendorf gewisse Zufälle gehabt. In Paris erkrankte er gegen Ende des Jahres. Es war die Rede davon, daß er vergiftet sei. Sein liebster Gedanke war, daß Gott ihn zu sich nehme. Als er genesen, äußerte er als Quintessenz seiner Pariser Erfahrungen: „Die Erkenntniß alles menschlichen Elends und aller Handgriffe des bösen Feindes, uns nach seinen Absichten zu fasciniren, ist mir beständig heilsam gewesen."

Aus dieser Zeit haben wir ein Bruchstück aus einem Schreiben mitzutheilen, welches Zinzendorf von seinem Stiefvater, dem General Natzmer, erhielt, als seine Heimkehr schon beschlossen war.

Berlin 20. 10. 1719.

Je suis bien aise, monsieur et cher fils, que vous ayez bien voulu vous souvenir de moi. A vous entendre parler on dirait, que vous vous plaisez tant dans les occupations de ce pays là, que vous ne songez guère à d'autres et que même vous allez oublier Hennersdorf et tout ce qu'en depend. — — — — — — — — — — — — je souhaite que vous passiez — agréablement sans aucune altération de votre santé et que nous ayons souvent le plaisir, d'avoir de vos nouvelles, étant en reste, monsieur et cher fils, tout-à-vous.

III.

Im Frühjahr 1720 ging Zinzendorf über Straßburg, Basel, Zürich nach Oberbirg bei Nürnberg zur Gräfin Polheim, einer Schwester seines verstorbenen Vaters, darauf nach Castel zur Gräfin gleichen Namens, einer anderen Vaterschwester. Schmerzliche Zufälle an den Augen, die ihn in Gefahr brachten, die Sehkraft zu verlieren, fesselte ihn längere Zeit an das Haus der Verwandten.

Seinem Bruder Carl Natzmer, welcher das Pädagogium und demnächst die Universität in Halle besuchte, schrieb er, als dieser ihn zu seiner Rückkehr aus Frankreich beglückwünschte: „Ach, mein werther Carl. Du kannst nicht glauben, wie abgeschmackt mir die Welt auf meiner Reise vorgekommen ist. Es ist ein elend jämmerlich Ding um alle Hoheit der Großen und ist doch keiner so prächtig, es thuts ihm immer einer zuvor. Darüber ledern und plagen sie sich vor Neid halb todt. O splendida miseria."

Sobald sein körperlicher Zustand es erlaubte, beschäftigte sich Zinzendorf namentlich mit der Passionsgeschichte. Den Sonntag Nachmittag widmete er sich wieder seinen Andachten. Er ließ sich darin auch nicht stören, obwol er sich „einigen Angehörigen durch sein Christenthum lästig machte".

Seine Cousine, die Gräfin Theodore Castel, ließ sich die christliche Unterweisung eines Judenmädchen angelegen sein. Zinzendorf dichtete zur Taufe desselben das Lied:

„Schöpfer der Natur
Und der Creatur."

Unter solchen Umständen erwachte in ihm eine Neigung zu seiner Cousine, die aber nicht recht erwidert wurde. Nicht ohne Zuthun Zinzendorf's heirathete sie den „29. Grafen", welchem Zinzendorf das Glück gönnte.

Frau v. Natzmer schrieb ihrem Sohne, bevor dieser Castel verließ:

Mon très cher fils. Je vous embrasse de tout mon cœur souhaitant, que ces lignes vous trouvent en parfaite santé et que principalement l'incommodité de vos yeux soit entièrement passée.

Faites bien mes compliments à madame la comtesse de Castel et à toute la chère famille.

---

[1]) S. Naturelle Reflexionen
[2]) Naturelle Reflexionen.
[3]) Büding'sche Sammlung.

[1]) Die gegenwärtige Gestalt des Reiches Jesu in s. Unschuld.
[2]) Ebersdorfsches Danklied?

A Dieu mon cher fils. Songez toujours bien à nous. Le Seigneur vous montre par sa grâce le juste chemin, que vous devez aller et vous donne la grâce de le suivre. Sa bénédiction se répande sur votre personne et sur toutes vos actions. Je suis à jamais, mon très cher fils, votre fidèle mère Charlotte.

Bücherbesprechungen.

Bt. Auszug aus den im Königreiche Sachsen geltenden Gesetzen und Verordnungen, die von den Polizeiorganen zu beachtenden Bestimmungen enthaltend. Im Auftrage des Königl. Ministeriums des Innern herausgegeben von Geh. Reg.-Rath v. Bosse (Dresden 1889, bei Warnatz & Lehmann). — Der ursprünglich von dem verstorbenen Geh. Reg.-Rathe Dr. Funke im Auftrage des Königl. Ministeriums des Innern für den Gendarmeriedienst bearbeitete Auszug ist bereits im Jahre 1874 von dem gegenwärtigen Herausgeber nach Maßgabe der seit dem ersten Erscheinen eingetretenen veränderten Organisationen einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen worden. Die jetzige Bearbeitung schließt sich zwar möglichst an die Ausgabe des Jahres 1874 an; die reiche Production der Reichs- und Bundesgesetzgebung seit dieser Zeit hat jedoch abermals den Verfasser genöthigt, dem Werkchen unter theilweiser Umänderung der Anordnung und unter Ausscheidung des nicht mehr Geltenden zahlreiche Ergänzungen hinzuzufügen. Der Auszug ist, wie aus dem Titel hervorgeht, auch in seiner jetzt vorliegenden Gestalt zunächst zwar dazu bestimmt, den unteren Polizeiorganen als Wegweiser bei der ihnen obliegenden Aufsichtführung über Beachtung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften zu dienen. Aber auch nicht allein höheren Beamten vermag derselbe zu schneller Orientirung gute Dienste zu leisten, sondern auch jeder Privatmann wird daraus über mannigfache Gebiete des öffentlichen Rechts ohne große Mühe reiche Belehrung finden, die aus anderen Quellen zu schöpfen ihm schwerer fällt. Die Verlagshandlung hat durch Verwendung trefflichen Papiers und durch correcten Druck das Ihrige gethan, dem schätzenswerthen Inhalte eine entsprechende äußere Form zu geben.

— „Die Nachfolge Bismarck's. Von Ludwig Bamberger. Autorisirter Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation". Berlin, Rosenbaum & Hart 1889." — Der Unkenruf eines verkannten Genies, den das deutsche Volk schon längst zu den übrigen „ehrwürdigen Fossilien" aus der Schule der „Wochenschrift Nation" gelegt hat. Weshalb der Mann, der so viel Ursache zu haben glaubt, mit dem Deutschen Reiche unzufrieden zu sein, nicht schon längst eines jener „freieren Länder" aufgesucht hat, deren Spiegelbild er uns ohne Unterlaß vorhält, bleibt uns ein Räthsel

G. Oe. — Der Freimaurer, Halbmonatsschrift, herausgegeben von Otto Heinrichs. Bestellpreis: halbjährlich: 1 ℳ 50 ₰. — Vor uns liegen die beiden ersten Nummern dieser neuen Zeitschrift, die „allen Brüdern auf dem weiten Erdenrund" bestimmt ist. Der Herausgeber sagt in der Einführung, daß er kein Neuling auf dem Gebiete der Journalistik sei und daß Diejenigen, die ihn nicht kennten, bei dem Lesen des Blattes bald erfahren würden, woher der Wind wehe. Wir kannten Hrn. Otto Heinrichs bisher so gut, wie gar nicht; wir haben aber schon aus den beiden Nummern zur Genüge kennen gelernt, welcher Wind in dem neuen Blatte weht. In Nr. 1 wird losgezogen gegen die „vermuckerten Logen", von den „Rechtslosen" (soll heißen: Rechtlosen) gesprochen, die ihre Hoffnung auf Kaiser Friedrich gesetzt; als Quellen werden die „Frankfurter Zeitung" und die Berliner „Volkszeitung" benutzt. In Nr. 2 wird wieder ein Hieb gegen die „Kautschukmaurer" geführt, die internationale Friedensgesellschaft bestens empfohlen, die Neustrelitzer Logen, die des Kaisers Geburtstag nicht gefeiert haben, als gute Patrioten hingestellt, die That des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich damit vertheidigt, daß David und Salomo noch viel schlechter gewesen seien, endlich der Specht'sche Freidenkeralmanach für sehr lesenswerth erklärt. Das genügt unseres Erachtens, um zu erkennen, weß Geistes Kind der Herausgeber sei. Für seinen Geschmack ist es bezeichnend, daß er dem Bruder Burian in Neuyork zu seinem sechzigsten Geburtstage zuruft: „Nicht ruhen soll der Erdenkloß, am wenigsten der Mann!" Sein Stil ist hochtrabend, fast theatralisch, etwas jugendlich; Worte, wie: „Wollungen, nachdenksam, Geschehnisse" sollen vielleicht den Eindruck der Originalität hervorrufen, uns imponiren sie nicht. Ein Gutes hat der neue „Freimaurer" an sich, das soll nicht verschwiegen bleiben. Er hält sich nicht für unfehlbar, sondern wird in der letzten Ecke ein „schwarzes Brett" für den Kampf der Geister errichten. Das Brett ist vorläufig noch leer. Wer Geschmack an solcher Kost hat, wer diese Windrichtung liebt, möge abonniren! Freilich wird noch verschwiegen, wo das Abonnement erfolgen könne. Der Preis ist im Verhältnisse zu dem Gebotenen etwas hoch.

△ Ernst Eckstein's Novelle „Maria la Brusca" ist in stenographischer Schrift im Verlage von Friedrich Geißler in Leipzig erschienen. Gabelsberger's schöne Schriftformen haben in dem Autographen Arno Trachbrodt einen geschickten Vermittler gefunden, wie auch der von Aug. Kürth ausgeführte Druck die Schriftzüge klar und rein wiedergibt. Dem ansprechenden Aeußern, welches noch durch eine lobenswerthe Ausstattung des Buches gewinnt, entsprechen aber nicht immer die stenographischen Schriftbilder in Bezug auf deren regelrechte Gestaltung und Verbindung, worauf um so mehr Gewicht zu legen ist, als diese für Vereinsbibliotheken bestimmten Bücher nicht lediglich zur Befriedigung des Lesebedürfnisses dienen, sondern in ansprechendem Gewande gleichzeitig und vornehmlich den noch nicht völlig sicheren Kunstschülern einen willkommenen Unterrichtsstoff darbieten sollen. Fast auf jeder Seite finden sich mehrere Abweichungen von den für die Schreibung geltenden Regeln. Diese Verstöße stellen sich theils als zweifellose Fehler, theils als regelwidrige Willkürlichkeiten dar, wodurch der stenographische Lehrzweck mehr oder weniger stark beeinträchtigt wird. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, alle diese Mängel hier eingehend vorzuführen; es möge nur Einiges unter allgemeinen stenographischen Gesichtspunkten zur Beweisführung für die Berechtigung des ausgesprochenen Tadels angeführt werden. Der des Systems kundige Uebertrager kennt sehr wohl die Regel über die Verbindung des Zeitwortes mit dem sich anschließenden Fürwort in der Fragform der Rede, denn er hat hier und da von ihr Gebrauch gemacht, in viel mehr Fällen aber ohne Noth dagegen verstoßen. Dasselbe gilt von der Art der Verbindung zusammengesetzter Begriffswörter und der Auslassung der Schaltbuchstaben zwischen denselben. Ebenso ist es unzulässig, die „Sigel" genannten feststehenden Kürzungen beliebig auszuschreiben, wie auch für Schreibung der Endsilbe „er" mit dem Stammauslaut bestimmte Anhaltepunkte gegeben, aber mehrfach nicht berücksichtigt worden sind. Zu den unstatthaften Freiheiten sind die Schreibungen der Wörter „erkundigt, Verkünder, Kind, Gesindel" in Bezug auf den Stammanlaut zu zählen. Die sogenannte Silbenconsonanz scheint der Schreiber beim Autographiren der Wörter „heftete, verhaftete" u. s. w. unbequem gefunden zu haben. Nicht unbekannt hätte ihm sein müssen, daß das Wörtchen „zu" mit dem Zeitworte meist verbunden, ja verschmolzen wird und die Endung „en" in den Mittelformen der Zeitwörter wegbleibt. Von der Anwendung der Verbindungsschleife nach und in dem Buchstaben „h" ist ein zu ausgedehnter Gebrauch gemacht, und die sogenannten Particularkürzungen scheinen gänzlich von ihm vergessen worden zu sein. Vorstehende Ausstellungen sollen nur eine kleine Blumenlese sein, um den Nachweis für die tadelnswerthe Vernachlässigung der für Wortschreibung und Schriftkürzung gegebenen Regeln zu erbringen. Es sind die in diesem Werke enthaltenen zahlreichen Schnitzer um so bedauerlicher, als die schöne Schrift den nicht ganz tactfesten Leser leicht zu bestechen vermag. Wem es blos um das Lesen zu thun ist, der wird sich bei dieser Beschäftigung wol recht gut unterhalten, bilden aber nur in dem Falle können, wenn er gleichzeitig die Aufgabe zu lösen vermag, Regelwidrigkeiten selbst festzustellen. Der Preis von 1,60 ℳ ist dem Werthe der Arbeit und der Ausstattung des haltbar gebundenen Buches entsprechend.

Berichtigung. In der Besprechung in Nr. 34 der „Wissensch. Beil." über „Eberhardt, Das Wagenpferd und die Fahrkunst" sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Spalte II, Zeile 6 muß es heißen Stellkummte, nicht Stallkummte, Zeile 12 Drittel, nicht Deckel, Zeile 21 Schweifwulze, nicht Schweifwalze, Zeile 26 Halblützel, nicht Halblätzel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 37. Donnerstag, den 28. März. 1889.

Zur Wiederbelebung der deutschen Donau.

Von Paul Dehn. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Seit einiger Zeit beschäftigt sich die Handelsabtheilung des Bezirksgremiums zu Donauwörth mit Bestrebungen, welche auf eine bessere Nutzbarmachung der oberen Donau auf deutschem Gebiete abzielen. Obschon der Vorsitzende des genannten Gremiums, Hr. Buchhändler Auer in Donauwörth, der zuständigen Handels- und Gewerbekammer für Schwaben und Neuburg in Augsburg unlängst erklärt hat, daß die erwähnten Bestrebungen noch nicht so weit gediehen seien, um eine eingehende Vorlage für die Kammer zu ermöglichen, so erscheint es uns doch schon jetzt angemessen, auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse Stellung zu nehmen zu jenen Bestrebungen, um vergeblichen Anstrengungen und neuen Enttäuschungen vorzubeugen, wie sie unvermeidlich eintreten müssen, wenn der fernere Gedanke, in Augsburg eine große Speditionsgenossenschaft für den Rhein- und Donauverkehr zwischen Mainz und Belgrad zu errichten, zur Verwirklichung gelangen sollte.

Seitdem das deutsch-österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz im Wesentlichen ausgebaut worden ist, hat die Wasserstraße der Donau ihre frühere verkehrspolitische Bedeutung merklich eingebüßt, da sie mit ihrer Unzulänglichkeit die in jeder Hinsicht überlegene Concurrenz der Eisenbahnen nicht zu ertragen vermag. Diese Unzulänglichkeit beruht in ihrer Natur. Bis in die Gegend von Gran oder oberhalb Pest führt die Donau grobes Geschiebe, bis dorthin ist sie ein großer Wildbach, wie etwa der obere Rhein bis Speyer oder die Rhone bis Avignon, indeß noch bei ungünstigeren Verhältnissen. An jenen Stellen, wo sie sich durch felsigen oder sonst festeren Grund ihr Bett gegraben, ist allerdings auch die obere Donau leicht und gut zu befahren. Aber in den Ebenen, in ihren Anschwemmungsgebieten, wo sie durch weite von ihrem Geschiebe angefüllte, frühere Seebecken so zu sagen auf dem eigenen Leibe läuft, wo sie sich bei Ueberschwemmungen erweitert, wie mehrfach oberhalb Wiens, und besonders zwischen Preßburg und Gönyö bei Raab, wo sie 3 bis 5 Kilom. breit wird und in zahllose Arme verläuft, wo die Schottermassen die Fahrstraße fortwährend verändern, da wird der große Schifffahrtsverkehr verhindert, da laufen die Schiffe nicht selten auf oder bleiben liegen und müssen erleichtert werden, da werden die Frachtkosten vertheuert, da lassen sich die Lieferfristen nicht innehalten und es entstehen daraus Nachtheile, welche gegenwärtig inmitten des rasch sich abwickelnden Geschäftsverkehres mit kurzen Lieferfristen schwer ins Gewicht fallen.

Diese Schifffahrtshindernisse erscheinen um so schwieriger, als sie sich durch die so vorgeschrittene moderne Technik nicht überwinden lassen. Auch nicht die umfangreichsten Correctionsarbeiten sind im Stande, an den schlimmsten, seichtesten und schotterreichsten Stellen eine ausgiebig tiefe Fahrstraße von Dauer herzustellen. Nachgerade hat die Erfahrung zur Genüge gezeigt, daß gegenüber solchen Verhältnissen auch die kostspieligsten sog. Correcturen erfolglos geblieben sind. Vielmehr hat die Schifffahrt über eine zunehmende Verschlimmerung dieser an sich schon ungünstigen Verhältnisse des Wasserlaufes da, wo Arbeiten zur Beseitigung derselben unternommen wurden, insbesondere über wachsende Schwierigkeiten bei der Befahrung des Stromes geklagt. Von Stein bis oberhalb Wien, insbesondere zwischen March und Raab würden die gewaltigen Schottermassen jeden Verkehr gesperrt haben, wenn nicht die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft mit erheblichen Kosten im Interesse ihres Betriebes das Fahrwasser nothdürftig hergestellt hätte. Auf der Strecke Preßburg-Komorn läßt die Gesellschaft mit großen Kosten während des Herbstes beständige Reihenbaggerungen vornehmen und trotzdem müssen auf dieser Strecke in jedem Jahre mehrere Hunderte von Schleppschiffen gelichtet werden. Im März 1883 hatten sich auf dieser Strecke 150 Schlepper angesammelt, die wegen des niedrigen Wasserstandes warten mußten. Infolge Einfrierens und des Eisganges feiert die Schifffahrt (nach Bericht des Abg. Daranyi) durchschnittlich 65 Tage, infolge der oben angeführten Hindernisse durchschnittlich 96 Tage jährlich, so daß nur 204 solche Tage bleiben, an welchen die Donau unbedingt fahrbar ist. Nach den Berichten der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft machte sich der Umstand, daß sich meist zwischen zwei regulirten Stromstrecken Untiefen bildeten, in störender Weise geltend. Die schlechtesten Stellen waren zwischen Regensburg und Passau, oberhalb und unterhalb Wiens, wodurch die Annahme bestätigt wird, daß durch das kostspielige Werk der Wiener Donauregulirung — sie hat gegen 60 Millionen fl. verschlungen — die Stromverhältnisse oberhalb und namentlich unterhalb Wiens merklich verschlechtert worden sind, endlich oberhalb Gönyö, und man begreift die Klagen der Schiffsinteressenten über diese Verkehrshindernisse erst ganz, wenn man erwägt, daß ein derartiges Verkehrshinderniß auf einer Wasserstraße keineswegs so rasch und leicht zu beseitigen ist, wie ein solches etwa in Gestalt eines Felssturzes auf der Eisenbahn.

Die ungünstigen natürlichen Bedingungen des Oberlaufes der Donau werden noch verstärkt durch die überaus verderblichen Wirkungen der im Alpengebiet in den letzten Jahrzehnten ausgeführten fluchwürdigen Waldverwüstungen, welche in dem Anwachsen der Hochwasser und dem Sinken des Niederwasserstandes der Donau sich bereits zu erkennen geben und immer stärker hervortreten werden.

Solche Erfahrungen sind u. A. am Oberrhein gemacht worden Von Basel bis Speyer (Mannheim) liegen die Verhältnisse ähnlich wie auf der oberen Donau bis Gran (Pest). Dort hatte man im Jahre 1826 mit den Regulirungsarbeiten begonnen und die Schiffbarmachung dieser ganzen Strecke mit solcher Sicherheit erwartet, daß man mit Rücksicht darauf Mitte der dreißiger Jahre die Dampfschifffahrt einrichtete. Allein dieselbe mußte wenige Jahre später nach Eröffnung der linksufrigen Rheinthalbahn wieder aufgegeben werden. Bekanntlich mißlang im Jahre 1873 auch der erneute Versuch, zwischen Straßburg und Mannheim eine Rhein-Dampfschifffahrtsverbindung aufrecht zu erhalten, und man machte die bittere Erfahrung, daß die unternommenen großen Correctionsarbeiten nur eine Verschlechterung der Wasserstraße zur Folge gehabt hatten. Seither liegt der Oberrhein bis Speyer-Mannheim öde und verkehrslos da, obwol die Schweiz und Italien jährlich Hunderttausende von Tonnen Kohlen und Eisen vom Mittel- und Unterrhein beziehen, welche in Mannheim vom Schiff auf die Bahn umgeladen werden müssen. Dort hat man eingesehen, daß Flüsse, welche gröberes Geschiebe führen, da, wo sie in weiteren Becken

Anschwemmungsgebiete gebildet haben, zu Wasserstraßen im großen Stil von dauernder und unbeschränkter Leistungsfähigkeit für den Wasserverkehr nicht ausgebildet werden können, mindestens nicht durch Regulirungen und Durchstiche, wie sie früher mit Mißerfolg am Oberrhein und nun leider auch auf der oberen Donau unternommen worden sind.

Im Hinblick auf den geschilderten Zustand der oberen Donaustraße bis Gran-Budapest hat daselbst auch die Kettenschifffahrt keine Zukunft. Seit 1869 besteht eine Kettenschifffahrt zwischen Wien und Preßburg. Im Jahre 1882 erhielt die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft die Concession zum Betriebe der Kettenschifffahrt oberhalb Wiens, legte die Kette in demselben Jahre bis Spitz und im Jahre 1886 bis Ybbs dicht an den Struden bei Grein. Die Weiterführung der Kette unterblieb, oberhalb wegen des Strudens bei Grein, welches Schifffahrtserschwerniß demnächst endlich beseitigt werden wird, unterhalb aber wegen des Widerstandes der ungarischen Regierung. In der That hat die Kettenschifffahrt, ganz abgesehen davon, daß sie auch unter günstigen Verhältnissen wie u. A. auf der Unterelbe Enttäuschungen bereitet, auf der Donau mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei kostspieligerer Anlage und Erhaltung des Kettenweges sind dort, wo die Strömung stärker, die Flußtiefe streckenweise größer ist, besonders die Sohle lebendig ist und örtliche Verschotterungen der Kette durch Hochwasser eintreten, ihre Vortheile sehr zweifelhaft, und da vorerst weder die ungarische noch die bayerische Regierung zu ihrer Förderung geneigt sind, dürfte sie vorerst auf die Strecke Ybbs-Preßburg beschränkt bleiben, so daß auch der von Ulm aus schon 1872 eifrig befürwortete, im Jahre 1880 auf dem Wiener Donautage erneuerte Vorschlag, im Anschluß an eine österreichische eine deutsche Kettenschifffahrt von Ulm bis Passau einzurichten, nachdem die bayerische Regierung zuerst die Gewährung einer 4procentigen Zinsbürgschaft und später selbst die Bewilligung der erforderlichen Concession abgelehnt hatte, als den Verhältnissen nicht entsprechend und blos zu einer weiteren nutzlosen Vergeudung führend, nicht zur Verwirklichung gebracht werden sollte.

Dazu kommt, daß die Donau unter der unmittelbaren Concurrenz des Seeweges in Gestalt des Mittelmeeres zu leiden hat, welches den Strom in seinem ganzen Laufe sozusagen flankirt und ihm dadurch den größten Theil des Massengüterverkehrs entzieht, während für die Flüsse der norddeutschen Tiefebene diese überlegene Concurrenz nicht besteht. Der Seeweg ist nicht nur der freieste, sondern auch der billigste Verkehrsweg. So erklärt sich die erstaunliche Thatsache, daß im Sommer 1875 eine in Wien angekaufte, auf der Donau liegende kleine Baggermaschine nebst Barke nach Poti am Schwarzen Meere nicht auf dem directen Donauwege, sondern trotz der mehrfachen Umladungen der größeren Billigkeit halber mit der Eisenbahn von Wien über Mailand nach Marseille und von da zur See nach Poti gesandt wurde! So erklärt es sich, daß man selbst in Serbien und Rumänien nur unter besonderen Umständen donauaufwärts verkehrt und immer mehr donauabwärts zum Seewege neigt. Noch stärker zeigen sich die Frachtunterschiede für den deutschen Verkehr mit den Donaumündungen und darüber hinaus, wie die Berechnung eines Ulmer Stärkehändlers zeigt, wonach die Fracht für Stärke von Ulm nach Wien mit Ruderschiff und von da mit Dampfer über die Sulinamündung nach Konstantinopel auf 14,27 ℳ zu stehen kam, während dieselbe von Ulm über London nach Konstantinopel nur 5,18 ℳ für 100 Kilo betrug:

	ℳ		ℳ
von Ulm bis Wien	2,35	von Ulm bis Mannheim	1,08
von Wien bis Sulina	10,42	von Mannheim bis London	1,60
v. Sulina b. Konstantinopel	1,50	v. London b. Konstantinopel	2,50
zusammen:	ℳ 14,27	zusammen:	ℳ 5,18

Bei nüchterner Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse läßt sich in Bezug auf Deutschlands Verkehrsinteressen auf der Donau nur wiederholen, was Fürst Bismarck hierüber auf dem Berliner Congreß in der Sitzung vom 4. Juli 1878 zutreffend äußerte: „que l'opinion qui représente le Danube comme la grande artère du commerce allemand avec l'Orient, repose sur une fiction et que les navires allemands venant d'en amont de Ratisbonne ne descendent pas le Danube pour exporter des marchandises allemandes en Orient." In der That befahren deutsche Schiffe die Donau schon seit langer Zeit nicht mehr. Bald nach Fertigstellung der bayerischen Donau-Uferbahn verkaufte die 1838 gegründete bayerisch-württembergische Donaudampfschifffahrtsgesellschaft ihre wenigen Schiffe an die Wiener Donaudampfschifffahrtsgesellschaft und schon hiermit verschwand nach kurzer Wirksamkeit die erste und letzte deutsche Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, denn die vor einigen Jahren begründete „Süddeutsche Donaudampfschifffahrtsgesellschaft" ist kein deutsches, sondern ein österreichisches Unternehmen und wurde von der Pilsen-Priesener Eisenbahngesellschaft behufs billigerer Beförderung böhmischer Braunkohlen von Deggendorf an donauabwärts nach Wien und Ungarn ins Leben gerufen, doch will auch diese Gesellschaft ihren Betrieb oberhalb Wiens wegen der ungünstigen Stromverhältnisse aufgeben und nur die untere Donau befahren. Auf der deutschen Strecke Regensburg-Passau verkehren keinerlei Personenschiffe mehr und auf der landschaftlich schönen österreichischen Donau von Passau über Linz bis Wien ist der Verkehr so gering, daß die Wiener Donaudampfschifffahrtsgesellschaft in einer Denkschrift vom Jahre 1888 an das österreichische Handelsministerium die Absicht zu erkennen gegeben hat, den Betrieb auf dieser Strecke völlig einzustellen, falls nicht die österreichische Regierung sich anheischig macht, einen Theil der Kosten für die Instandhaltungsarbeiten zu übernehmen. Danach scheint zunächst der Personenverkehr auf der oberen Donau bis Wien langsam verkümmern zu wollen, wie auf dem oberen Rhein bis Mannheim. Auch der Güterverkehr zwischen Deutschland und der Donau hat seit Jahren abgenommen, insbesondere Deutschlands Ausfuhr auf der Donau, von 230 000 t in 1870 auf 85 000 t in 1880. Noch besteht um die Herbstzeit in ungarischem Getreide bergauf bis Regensburg-Passau ein nicht unbeträchtlicher Verkehr, dürfte indeß infolge der zunehmenden Concurrenz der Arlbergbahn und der bayerischen Staatsbahnen ebenfalls stark zurückgehen. Die Eisenbahnen ermäßigen fortgesetzt ihre Frachtsätze und es ist an eine Wiedererhöhung derselben nicht zu denken, während man auf der oberen Donau wegen der Verschlimmerung der Schifffahrtsverhältnisse damit nicht folgen kann und mehr und mehr zurückbleibt, so daß der obere Donauverkehr in diesem Concurrenzkampf über kurz oder lang unterliegen muß. Längs der deutschen Donau auf bayerischem Gebiete hat die Eisenbahn bereits gesiegt und der Donaustraße nur einen örtlichen Verkehr unter den Uferorten namentlich in Holz und Steinen, auch in Nahrungsmitteln und dergl. gelassen. Als im Verlaufe des deutsch-österreichischen Eisenbahntarifstreites von 1882 Deutschland genöthigt war, für seinen Verkehr mit dem Südosten die Wasserstraße der Donau zum Anschluß an seine Eisenbahnen bei Passau und Regensburg ebenso heranzuziehen, wie Oesterreich seinerseits die Wasserstraße der Elbe bei Bodenbach-Tetschen, nahm die Ausfuhr an Kaufmannsgütern von Deutschland donauabwärts vorübergehend zu. So lange die Wiener Donaudampfschifffahrtsgesellschaft diese Strecke betreibt, mag sie als Concurrenzausweg für Deutschlands Verkehr nach der unteren Donau namentlich bei tarifpolitischen Streitigkeiten willkommen sein, in noch wirksamerem Maße die Donaustrecke von Wien abwärts, auf welche im Jahre 1885 die deutschen Eisenbahnen behufs Aufrechterhaltung ihres serbischen Verkehrs infolge der deutsch-feindlichen Tarifpolitik der ungarischen Bahnen an Stelle des von denselben gekündigten deutsch-ungarischen Tarifverbandes durch Abschluß eines deutsch-serbischen Donautarifverbandes (Nordbahn-Wien-Donauumschlag) zurückgreifen mußten. Nachdem auch die von Ulm mehrfach angeregte Einführung der Kettenschifffahrt auf der deutschen Donau den größten Schwierigkeiten begegnet, theils infolge der ungünstigen Stromverhältnisse, theils wegen mangelnden Anschlusses in Oesterreich und in Ungarn, darf man wohl, ohne weiteren Widersprüchen zu begegnen, die Behauptung wagen, daß die Donau, nachdem sie auf ihrem oberen Lauf bis Gran-Pest nur eine intermittirende Schifffahrtsbewegung gestattet, wie sie für den großen Durchgangsverkehr nicht genügt, für die deutschen Handels- und Verkehrsinteressen nur von untergeordneter Bedeutung ist, obwol sie geographisch den kürzesten Weg nach dem Schwarzen Meere und dem türkischen Orient bietet.

Unter diesen Umständen erscheint die Wiederbelebung des alten Planes auf Errichtung einer regelmäßigen Schifffahrt auf der oberen Donau zwischen Ulm und den mittleren und unteren Donauplätzen Aussicht auf gedeihliche Verwirklichung nicht zu besitzen, zumal für die Ausfuhr deutscher Erzeugnisse nach der unteren Donau durch die von Passau und Regensburg thalwärts zumeist leer fahrenden Schiffe der Oesterreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft für wohlfeile und genügende Verfrachtungsgelegenheit gesorgt ist.

Militär-Literatur.

L.— Die gesetzlichen Bestimmungen über das Militär-Versorgungswesen. Sonderabdruck aus: „Die Militärgesetze des Deutschen Reichs" herausgegeben auf Veranlassung des Königlich Preußischen Kriegsministeriums. Neue Ausgabe, mit Nachträgen bis 1. October 1888. Berlin 1888. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Die Kenntniß der Militärgesetze ist für die Mitglieder der Armee von so zwingender Nothwendigkeit, daß darüber, ob mit der bei E. S. Mittler erschienenen Gesammtausgabe der Militärgesetze des Deutschen Reichs einem thatsächlichen Bedürfnisse abgeholfen wurde, wol kaum noch ein Zweifel bestehen kann. Das große Werk hat in der Armee die weiteste Verbreitung gefunden und wir sind fest überzeugt, daß die zweite, mit allen Nachträgen versehene, Auflage desselben gleichfalls bald vergriffen sein wird. Angesichts dieses Erfolges ist es, unseres Erachtens, um so höher anzuerkennen, daß die genannte Verlagshandlung durch den Separat-Abdruck einzelner, den Berufsofficier ganz besonders interessirender, Gesetze auch dem minder Bemittelten die erwünschte Gelegenheit bietet, sich dieselben käuflich zu erwerben.

Allgemeine Regeln für die Verwendung der drei Waffen im Gefecht. Herausgegeben vom Königlich Italienischen Generalstabe. Uebersetzt von v. Bruchhausen, Premierlieutenant. Berlin, 1889, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Dieses Buch liefert den Beweis, daß der Königlich Italienische Generalstab in taktischen Dingen vollkommen auf der Höhe unserer Zeit steht. Die in demselben gegebenen Lehren sind zwar nur ganz allgemein gehalten, aber sie strömen eine solche Fülle kriegerischer Gediegenheit aus, daß wir uns dem Herrn Uebersetzer zu großem Danke verpflichtet fühlen.

Der einjährig-freiwillige Militärdienst. Herausgegeben von Franz Heckmanns. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel. — Unter den zahlreichen, diesen Stoff behandelnden, Büchern ist das vorstehend genannte in der That eines der ausführlichsten und verdient mit Recht die weite Verbreitung, welche es bereits gefunden hat.

Der Dienst bei den Controlversammlungen. Nach der Wehr- und Heerordnung vom 22. November 1888 neu bearbeitet von W. v. Jahn, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsofficier im Schlesischen Füsilier-Regiment Nr. 38. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin 1889. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Dieses kleine Buch soll den zur Abhaltung von Controlversammlungen des Beurlaubtenstandes befehligten Officieren als Hilfsmittel dienen, indem dasselbe, in übersichtlicher Zusammenstellung und handlicher Form, alle diejenigen gesetzlichen Bestimmungen enthält, welche sich auf diesen wichtigen Dienst beziehen, überdies aber auch noch mancherlei gute Rathschläge ertheilt und praktische Winke giebt, welche, insbesondere dem Neuling in solchem Dienste, nur höchst willkommen sein können.

Die Controlversammlung. Nach der Wehr- und Heerordnung vom 22. November 1888 bearbeitet von Transfeldt, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsofficier im Infanterie-regiment Nr. 129. Dritte Auflage. Berlin 1889. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Die Reihenfolge des Inhalts ist in diesem Buche eine andere, als in dem eben zuvor besprochenen; in jeder anderen Beziehung aber steht dasselbe mit jenem so vollständig auf gleicher Höhe, daß wir nicht zu entscheiden vermögen, welchem von beiden der Vorzug zu geben sei.

Unterweisung für das Verhalten des Infanteristen im Gefecht von A. v. Boguslawski, Generalmajor und Commandeur der 21. Infanteriebrigade. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Berlin 1889. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Das neue Exercirreglement für die Infanterie legt erhöhten Werth auf die sorgfältige Einzelausbildung des Mannes für das Gefecht. Daß diese Neuerung mit Recht sehr ernst genommen wird, beweist auch das hier vorliegende Büchelchen, in welchem einer der bedeutendsten unserer heutigen Militärschriftsteller das für den Infanteristen bezüglich seiner Kampfesthätigkeit, Wissenswerthe zusammengestellt und übersichtlich gruppirt hat. Ohne jeden Zweifel wird hierdurch die kriegsgemäße Unterweisung unserer jungen Soldaten ganz wesentlich gefördert werden, und es ist ein deutlich sprechender Beweis für den praktischen Werth des unscheinbaren Büchelchens, daß dasselbe schon in fünfter Auflage vermehrt werden mußte.

Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. Heitere und ernste Erinnerungen eines preußischen Officiers aus dem Feldzuge 1870—71 von Walter Schultze-Klosterfelde. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) 1889. 1,50 ℳ, cart. 2 ℳ — Der Hr. Verfasser schildert in diesem Buche lediglich seine persönlichen Erlebnisse in dem großen Kriege, welchen er als Fähnrich und junger Lieutenant mitgemacht hat, und bringt weder politisch noch militärisch etwas Neues. Dennoch sind seine „Erinnerungen" in hohem Grade interessant. Es ist vor Allem die Art der Darstellung, welche den Leser sogleich anmuthet. Aus jedem der nur lose aneinander gereihten Capitel quillt warmes Leben, spricht ein echt ritterlicher Sinn und strömen die Empfindungen eines jugendfrischen, reinen und bescheidenen Gemüthes. Beim Lesen dieses Buches wurden unsere eigenen Erinnerungen an die große Zeit zu neuem Leben erweckt, und wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß eine solche Darstellung kriegerischer Erlebnisse auch den Nichtmilitärs, ja selbst Damen einen großen Genuß gewähren müsse.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Dr. phil. Georg Heinrich Jacobi, Der Mineralog Georgius Agricola und sein Verhältniß zur Wissenschaft seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft im Reformationszeitalter. Werdau i. S., Verlag von Kurt Anz. — Nach einer einleitenden Darstellung des Lebensganges von Georg Agricola kennzeichnet der Verfasser die äußeren Verhältnisse von Ort und Zeit, in welchen Agricola lebte, den Hauptinhalt seiner Schriften und endlich die literarischen Beziehungen Agricola's zu Vorgängern, Zeitgenossen und Nachläufern. Das Leben und Treiben auf dem Erzgebirge zu jener Blüthezeit des Bergbaues, in welche Agricola's Leben hineinfällt, von welcher sein größtes schriftstellerisches Wirken ausgeht, wird zweckentsprechend geschildert, die geologischen und mineralogischen Arbeiten Agricola's erfahren eingehende Besprechung, ebenso seine Schriften als Arzt und humanistischer Gelehrter, endlich wird auch gezeigt, wie Agricola seine Quellen benutzte und wie er Anderen zur Quelle oder Anregung diente. Von Agricola selbst wird ein treffendes Bild entworfen: wie er als Feind der Reformation doch ihrem Einfluß unterliegt, wie er, obwol überzeugt von dem Werthe der Erkenntniß des wirklich Seienden, sich doch nicht vollständig loslösen kann von der alten Schule philosophischer Speculation u. s. w. Die vorliegende Arbeit bringt manches Neue über Agricola; daher und weil sie ihn betrachtet im Verhältniß zu seiner Zeit, ist sie ein anerkennenswerther Beitrag zur Würdigung unseres verdienten Landsmannes, des „Vaters der Mineralogie". Lehnert.

p. „Die Landwirthschaft in Aegypten" von O. V. Leo Anderlind. Dresden, Adolph Lüders, 1889. 2 ℳ und 2,75 ℳ — Der Verfasser des genannten Buches hat es verstanden, durch eigene fleißige Beobachtung, durch Aussprache mit ortskundigen, mit den eigenthümlichen physikalischen und wirthschaftlichen Vorbedingungen für die dortige Landwirthschaft genau vertrauten Personen und durch eingehendes Studium aller guten, darauf Bezug nehmenden literarischen Aufzeichnungen älteren und neueren Datums uns ein Bild des heutigen Zustandes der Landwirthschaft dieses alten Wunderlandes zusammenzustellen, wie wir es uns kaum ansprechender, faßlicher denken können. Waren wir bisher genöthigt, uns in französischen, englischen oder italienischen Werken Auskunft zu holen, so bietet uns die vorliegende Arbeit in unserer Muttersprache reiches Material zur Beantwortung der mancherlei Fragen, die wir uns über die ganz eigenthümlichen Vorbedingungen für die Landwirthschaft am Nil stellen müssen, die so recht auf einer geschickten Benutzung des Productionsfactors „Naturkraft" sich aufbaut. Das Nilwasser, der Nilschlamm, die Wärme durch das ganze Jahr (völlig frostfrei) sind jene Triebkräfte, welche bei Anwendung der allerprimitivsten Hilfsmittel, als Ackergeräthe, Bearbeitung, Düngung, trotzdem kolossale Erträge an werthvollen Früchten (Weizen, Mais, Zuckerrohr, Blattgemüsen, Gewürzpflanzen ꝛc.) zu liefern vermögen. Die Production Aegyptens müßte noch viel bedeutender sein, wenn nicht die Eigenthumsverhältnisse (die Vertheilung des Grundbesitzes), die hohen Steuern, die ungünstigen Creditverhältnisse für den Landwirth hierbei nachtheilig einwirkten; auch darüber verbreitet sich der Verfasser in sehr eingehender Weise. Ein recht anziehender Abschnitt ist der über die Verhältnisse der ländlichen Arbeiter und deren Verdienst; da lesen wir u. A. pag. 64 folgende interessante Mittheilung: „Nimmt man die Zahl der Feiertage, sowie die Tage, an welchen der Arbeiter durch Krankheit, Errichtung seiner Hütte ꝛc. von der Arbeit abgehalten ist, während des Jahres zu 15 an, so bleiben 350 Arbeitstage; der unverheirathete Arbeiter verdient nun an einem Arbeitstage durchschnittlich 80 ₰, an 350 Tagen also 280 ℳ Als Jahres-

bedarf eines unverheiratheten Arbeiters sind anzusetzen für Kost höchstens 108 ℳ (Fleisch ausgeschlossen — weil verboten), Tabak höchstens 15 ℳ, Kleidung 24 ℳ, im Ganzen also 143 ℳ Die Wohnung, welche der Arbeiter da, wo er arbeitet, sich selbst aus Lehmziegeln herstellt, kostet nichts. Der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben beträgt mithin jährlich 137 ℳ Demgemäß müßte, sollte man meinen, der ländliche Arbeiter vorwärts kommen. Thatsächlich ist auch im Ganzen und Großen ein allmäliges materielles Vorwärtskommen wahrzunehmen, weniger allerdings nahe bei den großen Städten, wo der Arbeiter in Nachahmung der Gepflogenheit der Städter vorzugsweise für den Erwerb von Frauen verhältnißmäßig viel Aufwendungen macht, als in den abseits gelegenen Gegenden. Hier kauft sich der Arbeiter mit seinen Erübrigungen zuvörderst eine Frau, sodann Hausgeräth, Schmuck für die Frau, darnach einige Ziegen oder eine Büffelkuh, einen oder zwei Esel, oder ein Kameel, weiterhin ein Stück Land (0,84 bis 1,68 Hektar), dessen Preis je nach Bodenbeschaffenheit, Bewässerungsanlagen zwischen 165—815 ℳ für den Feddan (1 Feddan = 0,42 Hektar) schwankt. Die Möglichkeit des Vorwärtskommens wird unterstützt durch zunehmende Fürsorge, welche die Regierung in neuerer Zeit der Landbevölkerung bezüglich des Erwerbes von Grundbesitz zuwendet." Wie ergiebig aber das Land ist, spricht sich aus in dem Abschnitte über Ackerbau, Fruchtfolge ꝛc., wo wir u. A. Folgendes lesen: „Die Zweierntewirthschaft, mittels deren man dem Boden alljährlich durchschnittlich mindestens 2 Ernten abgewinnt, wird da betrieben, wo man dem Felde das ganze Jahr hindurch Wasser, einerlei ob Fluß- oder Grundwasser, zuzuführen vermag, auf den sogenannten Scharakifeldern; die Einerntewirthschaft, bei deren Anwendung man jährlich nur eine Ernte erzielt, dagegen dort, wo man, wie namentlich auf ansehnlichen Flächen Mittel- und Oberaegyptens, die Durchfeuchtung des Bodens ausschließlich oder fast ausschließlich der nur einmal im Jahre eintretenden Nilanschwellung überläßt, auf den sogenannten Reifeldern. Schließt man Zuckerrohr und Baumwolle, welche, wenn sie zwei Ernten nacheinander ergeben sollen, die Felder etwa 1½ Jahre lang bestocken, vom Anbau aus, so kann man, wo man die Berieselung der Felder anwendet, auf den Scharakifeldern, bei zweckmäßiger Auswahl der Früchte jährlich 3 Ernten erzielen." — „Bei der Einerntewirthschaft, also auf den Reifeldern, werden nur Winterfrüchte ausgesäet. Da durch die Nilüberfluthung für eine regelmäßige jährliche Zufuhr der durch die Ernte dem Boden entzogenen Stoffe gesorgt ist, so bindet man sich nicht ängstlich an eine Fruchtfolge zwischen Halm- und Blattfrüchten, sondern wählt die Früchte mehr im Hinblick auf den Bedarf des Marktes." — „Wo man sich zur Bewässerung nur des nährstoffarmen Grundwassers bedienen kann, hat sich die Nothwendigkeit der künstlichen Düngung herausgestellt, namentlich wenn Baumwollstaude, Mais, Zuckerrohr im Wechsel gebaut werden. Als Dünger dient theils mit Erde gemengter thierischer Dünger, insbesondere auch Taubenmist; leider geht aber noch viel Viehdünger verloren, da sich die Fellachen (Bauern) desselben als Brennstoff bedienen." Diese Beispiele aus dem empfohlenen Buche mögen genügen, dasselbe in weiteren Kreisen einführen zu helfen.

— Berthold Schönbeck, Fahrhandbuch zum Selbststudium für alle Freunde des Fahrsports, Equipagenbesitzer, Kutscher und Fahrer jeden Standes. 1. Lieferung. Preis 1 ℳ Dresden, Friese & v. Puttkamer 1889. — In 5—6 Lieferungen soll das Werk erscheinen, von dem das erste, gut ausgestattete und mit meist correcten Abbildungen versehene Heft vorliegt. Selbstverständlich läßt sich eine Kritik über das Buch eigentlich nur schreiben, wenn dasselbe in allen seinen Lieferungen erschienen ist. Deshalb sei heute blos erwähnt, daß das Werk gut angelegt erscheint, in klarer, verständlicher Weise geschrieben ist und Sachkenntniß verräth. Dennoch hätte man wünschen können, daß in einem „Fahrhandbuch" die Lehre vom Exterieur des Pferdes weggelassen worden wäre, weil sich eine solche für „Kutscher und Fahrer jeden Standes" nur in einer so primitiven Weise geben läßt, daß es besser ist, sie findet gar keine Berücksichtigung in einem solchen Fahrhandbuch. Zweckentsprechend läßt sich die Beurtheilungslehre des Pferdes nur von solchen Personen treiben, welche gewisser wissenschaftlicher Vorkenntnisse nicht entbehren, namentlich aber mit Anatomie und Physiologie des Pferdes sich hinreichend beschäftigt haben. Referent hält das Abbilden eines Pferdeskelettes und Nennung der Namen der Knochen, das Angeben der Namen der Farben und Abzeichen des Pferdes ohne jedwede Erläuterung für werthlos. Wenn in dem Buche auf Seite 17 angegeben wird, „daß die Höhe des Pferdes vom Genick (in aufgerichteter Kopfstellung) bis zum Erdboden drei, vom Widerrist bis zur Erde zwei und eine halbe Kopflänge beträgt" und Fig. 1 zeigt ein Pferd, das vom Genick bis zur Erde nicht ganz vier seiner Kopflängen, vom Widerrist bis zum Boden beinahe drei Kopflängen mißt, so wird auch der einfachste Mann, der das Buch liest, einsehen, daß entweder die angeführte Regel unrichtig, oder das auf Tafel 1 dargestellte Pferd verzeichnet ist. Will man aber der Beurtheilungslehre des Pferdes in einem Fahrhandbuch Raum gönnen, so ist gewiß das Capitel von der Beurtheilung des Alters eines Pferdes nach der Beschaffenheit der Zähne desselben ausführlicher und correcter zu behandeln, als es in der Schönbeck'schen Schrift geschehen. Jeder Kutscher soll wissen, wie alt ein junges Pferd ist, welches zwischen dem 2. und 5. Jahre steht, denn ein nur zu oft vorkommendes, zu frühes Anspannen drei- und vierjähriger Pferde, die für älter gehalten werden, zieht eine allzufrühe Abnutzung der Thiere nach sich; unbegreiflich muß es daher erscheinen, daß der Hr. Verfasser des Buches kein Wort darüber angegeben hat, daß Fohlen mit 2½ Jahren die Zangen, mit 3½ Jahren die Mittelzähne, mit 4½ Jahren die Eckzähne wechseln, die erscheinenden Pferde-Zangen mit dem 3., die bleibenden Mittelzähne mit dem 4., die Eckzähne mit erreichtem 5. Lebensjahre in Reibefläche treten. Daß die Kunden auf den oberen Schneidezähnen (allerdings unter Zurücklassen von Kernspuren, die man wohl von wirklichen Kunden zu unterscheiden gelernt haben muß) sechs Jahre, nachdem die bleibenden Schneidezähne in Reibefläche getreten waren, verschwinden, also mit dem 9. Lebensjahre auf den oberen Zangen, mit dem 10. auf den oberen Mittelzähnen, mit dem 11. auf den Eckzähnen des Vorderkiefers verschwunden sind, scheint dem Hrn. Verfasser unbekannt zu sein, oder ist doch nicht für wichtig genug gehalten worden, erwähnt zu werden, was nicht gebilligt werden kann. Eine sogenannte verkehrtovale Periode der Reibefläche eines Pferdeschneidezahns, wie sie S. 31 in Fig. 11, d abgebildet wurde, kommt nicht vor. Professor Dr. Zürn.

J. R. Die Falzgräfin. Ein Berliner Roman von Paul v. Szczepanski. Leipzig, Karl Reißner. 3 ℳ — Die Bezeichnung dieses Romans auf dem Titelblatt als „Berliner Roman", eine literarische Besonderheit, die jetzt in der Blüthe der Mode steht, rechtfertigt sich eigentlich nicht recht: denn das, was seine Handlung mit der Reichshauptstadt gemein hat, ist doch nur ziemlich äußerlicher Natur. Im Uebrigen ist der Roman flott und interessant geschrieben; die Zeichnung des Lebens der polnischen Colonie in Berlin deutet auf eigene Anschauung hin, und bei der Schilderung der Schwächen und Vorzüge dieser vielfach unglücklichen und gedrückten Wesen, z. B. des in seiner Hundetreue und Hülflosigkeit rührenden Jaszewski, des unglücklichen Bräutigams der noch zu nennenden Irma Cibulka, fühlt man heraus, daß das Herz mitspricht. Aus dieser polnischen Colonie geht auch die Heldin des Romans, die Falzerin Irma Cibulka, die Falzgräfin, wie sie ironisch genannt wird, hervor, die sich durch die Umstände zu einer Theaterberühmtheit emporgehoben, d. h. zur unbewußten Theilnehmerin an dem Erfolgschwindel einer neuen Operette gemacht sieht, bei dem man weniger eine Künstlerin, als eine pikante Erscheinung braucht. Aber — hier beginnen nun die Bedenken, die sich dem Leser bei der Lectüre des Romans aufdrängen — soll diese Irma Cibulka, oder Jadwiga Zamoyska, wie sie sich als Operettensängerin nennt, glaubhaft sein, so müssen wir sie doch für ziemlich einfältig und unbedeutend halten, weil sie den ganzen Humbug und ihre eigene völlige Talentlosigkeit nicht einsieht, und deshalb vermag unser Interesse für sie nicht besonders tief zu dringen. Die Entwickelung der andern im Vordergrunde der Handlung stehenden Person, des Hrn. v. Kozierowski, läßt ebenfalls Bedenken aufkommen, aber bei ihr betreffen sie nicht die Möglichkeit des Charakters, als vielmehr die seiner Schicksale. Hrn. v. Kozierowski ist es schlecht im Leben ergangen; er hat das übel verwaltete Gut seines Vaters in Posen einem deutschen Colonisten überlassen und sein Brod in der Reichshauptstadt suchen müssen; als die Noth gar zu arg wird, ergreift ihn Heimweh nach dem Besitzthum seiner Vätern, Czernowice, und sein Nachfolger daselbst hat nichts Eiligeres zu thun, als ihn freundlich, ja väterlich bei sich aufzunehmen, sowie dessen Tochter, ihn zu ihrem Gemal zu erlesen, womit alle Bedrängniß ein Ende erreicht. Das ist doch gar zu gut von Herrn und Fräulein Schulze gehandelt und geht mit beneidenswerther Schnelligkeit vor sich! Der Roman enthält sonst in der Schilderung, wie der Erfolg der Operette und ihr Componist, der „berühmte" Hr. Wiese-Warnsdorff, „gemacht" wird, manche hübsche, dem Leben abgelauschte Einzelheit; bei der Zeichnung der Zamoyska möchte man fast an ein Berliner Vorbild glauben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 38. Sonnabend, den 30. März. 1889.

Vom orientalischen Seminar in Berlin.

In dem alten, bildergeschmückten Kreuzgange der Leipziger Universität findet sich an einer Thüre ein Vers zu lesen, welcher Zeugniß ablegt von dem oft seltsamen Wandel der Dinge: „Dominikaner kochten sunst — Wo jetzt St. Paul schirmt Sangeskunst." Gewiß ein weiter Weg, von der Klosterküche zum akademischen Sängersaal, und es hat denn naturgemäß auch eine tüchtige Spanne Zeit gebraucht, bis der musikalische Taktstock an Stelle des klösterlichen Quirls und Rührlöffels regierte — ein paar Jahrhunderte. Unsere heutige Zeit ist auch nicht arm an derartigen seltsamen Wandlungen, aber die Epoche der Dampfwagen und der Elektricität ist natürlich bei Weitem schneller in solchen Dingen. Ein Beispiel dafür ist das „Seminar für orientalische Sprachen" zu Berlin, das neueste Tochterinstitut der Friedrich Wilhelmsuniversität, welches unter der Pathenschaft des Reiches und mit tüchtigen Pathengeschenken desselben ins Leben getreten. Ihm könnte man mit gutem Fug den Vers aufschreiben: „Wo Hausse und Baisse sich einst gehetzt — Treibt man des Ostens Sprachen jetzt", denn seine Heimstätte ist dasjenige Gebäude geworden, welches noch vor ein paar Jahrzehnten dazu diente, die Berliner Börsengeschäfte abzuwickeln. Diese Anstalt in diesem Gebäude — das ist ein bedeutsames Symbol der Machtentwickelung des Reiches und der damit parallel laufenden Weltstadtentwickelung Berlins. Noch giebt es eine ganze Generation von Berlinern, welche in dem kleinen eingegitterten Viereck vor der „Alten Börse" die Berliner Kaufmannschaft sich bewegen sah, wie einst Heinrich Heine, welcher behauptete, daß ihn diese schachernden Gesichter jedesmal in die Flucht trieben, — aber die junge Generation vermag kaum zu begreifen, daß noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit diese beschränkten Räumlichkeiten, welche heute kaum genügen zur Aufnahme orientalischer Sprachbeflissener, groß genug gewesen seien, um das Berliner Börsengeschäft zu fassen. Das ist das eine Bedeutsame, soweit es den früheren Charakter dieses Gebäudes angeht, aber auch seine neue Bestimmung regt zu vergleichenden und erfreulichen Gedanken an. „Orientalisches Seminar!" — Wer in den vierziger, fünfziger Jahren akademischer Bürger einer deutschen Universität gewesen, dem wird bei diesem Worte aus seiner Zeit entweder gar nichts erinnerlich sein, oder höchstens ein ganz kleines, bescheidenes Auditorium, in welchem ein Professor der Theologie mit 3 oder 4 Hörern hebräische Texte las oder sich im höchsten Falle bis zum Studium des Arabischen, der Lectüre des Koran verstieg. Später kam an den größeren Universitäten Sanskrit hinzu als Grundlage der neuen, aufblühenden etymologischen Wissenschaft, nur in wenigen Fällen als Selbstzweck; später vielleicht noch Persisch, und in ganz wenigen Hochschulen wagten es einige Sinologen, chinesische Vorlesungen anzukündigen; aber der Grundsatz „tres faciunt collegium" mußte dabei wol meist reducirt werden, denn wozu in aller Welt hätten sich drei Studiosen finden sollen, die sich dem alten Confucius zu Liebe in das Urwaldwirrniß chinesischer Charaktere hätten verlieren mögen? Das waren nur Sachen für ganz begeisterte Philologen, die außerdem einen guten „Wechsel" haben mußten, da für derartige philologische Extravaganzen natürlich keine Verwendung war. Und dem gegenüber dieses neue „orientalische Seminar" — eine Reichsstiftung. Chinesisch, Japanisch, Hindostani, Arabisch, Türkisch, Persisch, Suaheli, Neugriechisch — Philologen-Herz, was begehrst du noch mehr? Aber freilich, der rein philologisch-wissenschaftliche Zweck ist hier nicht Hauptsache. Hier werden keine Partikelstudien und Stammsilbenentdeckungen getrieben: der colonial ausgreifende Geist des neuen Reiches waltet hier in praktischen Bestrebungen. Die lebendige Sprache der heutigen Zeit, wie sie von den Lippen unserer chinesischen &c. Zeitgenossen kommt und wie sie von modernen Schriftstellern des Ostens fixirt wird, soll hier erlernt werden zu lebendigem Gebrauche im fernen Osten und im Dienste des Vaterlandes, sei es als Beamter des Reiches, sei es als Vertreter des Handels. Zu diesem Behufe war es nöthig, außer den deutschen, aber an Ort und Stelle der betreffenden Sprachheimath gebildeten Lehrern der Grammatik zugleich eingeborene Vertreter der in Frage kommenden Nationen als Leiter der praktischen sprachlichen Uebungen anzustellen, wenigstens bei denjenigen Idiomen, deren Aussprache nur vom Munde der Eingeborenen völlig echt kommt. So kam es, daß zum ersten Male Chinesen, Japaner, Araber, Türken in den Lehrverband einer deutschen Hochschule eintraten, daß neben den Schriftzügen der deutschen Gelehrtenhand die fremdartigen Charaktere des Ostens im „Textirbuche" deutscher Studenten prangen. Nicht leicht war es, all diese Herren dem Reiche zu gewinnen. Der Araber, Hr. Hassan Taufik, und vorzüglich die beiden Söhne des himmlischen Reiches konnten nur auf diplomatischem Wege durch directe Beziehungen mit ihren betr. Regierungen erlangt werden. Ganz besonders schwierig gestaltete sich dies bei dem Leiter des Nordchinesischen, Hrn. Kuei-Lin aus Peking, welchem als mandschurischem „Bannermann" ein Verlassen des Reiches der Mitte nur nach persönlicher Erlaubniß des Kaisers von China ermöglicht werden konnte. Eine weitere Schwierigkeit, d. h. ein Experiment war es, ob diese Herren, welche, mit Ausnahme der Lectoren des Japanischen und Türkischen, der deutschen Sprache völlig unmächtig waren, der Aufgabe gewachsen sein würden, unter so erschwerenden Umständen ihren Zweck völlig zu erfüllen. Die Ergebnisse zweier Semester haben aber bewiesen, daß die Organe der Reichsregierung mit diesen Engagements vorzügliche Griffe gethan haben. Die Unfähigkeit der Lectoren, ihren Schülern mit der deutschen Sprache entgegen zu kommen, ist für die letzteren nicht nur kein Nachtheil, sondern ein ganz entschiedener Vortheil gewesen, indem ihnen auf diese Weise ein Ersatz der naturgemäßen Spracherlernung im fremden Lande selbst geboten wurde. Freilich bildete sich so im Anfang eine ganz originelle Art von Unterricht aus. Man versetze sich z. B. in die Lage der chinesischen Classe des Seminars, als sie sich ihren Lectoren zum ersten Male gegenüber sah. Hier konnte man mit Umkehrung des Shakespeare'schen Wortes nur sagen: „Der Anfang war Schweigen", bis die beiden Herren aus dem blumigen Reiche der Mitte auf ihre Nasen deuteten und der eine: Pe-ching, der andere Kuang-tung sagte, woraus man scharfsinnig den Pekinesen und den Kantonesen errieth. In ähnlicher Manier, ab und zu unterstützt durch den deutschen Professor, hörte, rieth und sprach man sich in das Silbenlabyrinth hinein, immer als Faden das Material benutzend, welches in den Grammatikstunden eben geboten war. Dies wäre jedoch ein langwieriger Gang ins Ungewisse gewesen, wenn die chinesischen Lectoren es nicht so vorzüglich verstanden hätten, dieses Material aufzugreifen und zu verwenden. Mit dem gegebenen Wortschatze des jeweiligen Lehrstandpunktes bildeten sie Gespräche, kleine Erzählungen, Anekdoten, gaben Beweise chinesischer Gelehrsamkeit zum Besten und verglichen, mit Vorliebe, deutsche Verhältnisse mit chinesischen. Das Berliner Straßenbild wird in Vergleich gezogen mit dem Leben innerhalb der Mauern Pekings oder Kantons, deutsche und chinesische Tracht und Sitte, deutsche und chinesische Frauen werden in ihren Unter-

schieden gegen einander erwogen, es wird sogar politisirt zu sprachlichen Zwecken, indem man die augenblicklich wichtigsten Ereignisse in beiden Staaten bespricht, selbst tiefere Unterschiede geistiger Natur zwischen beiden Nationen werden, so gut es eben geht, behandelt. Diese Kritik über Deutschland aus dem Munde von Chinesen, welche wie aus einer andern Welt zu uns herübergekommen und die wirklich alle Dinge der „westlichen Fremden“ („rothborstige Barbaren“ sagten die Hansöhne noch vor ein paar Jahrzehnten viel lieber) unter einem ganz merkwürdigen Gesichtswinkel betrachten, diese Kritik ist natürlich nicht wenig interessant und nicht wenig lehrreich-nützlich für Leute, welche in Zukunft im Land des Thees und der Seide leben wollen. Es ist stets Belehrung in den weitesten Grenzen, welche so neben sprachlicher Bereicherung geboten wird, sei es, daß die bezopften Lectoren sich über die Geschäftigkeit des Berliners in Haus und Straße auslassen, sei es, daß sie über unsere Baulichkeiten, Eisenbahnen, Theater, Musiksäle, oder über die ihnen imposant erscheinende germanische Nationalliebe zum Biere sprechen, sei es, daß sie die Tournure unserer Damen mit einem ähnlichen Garderobemonstrum der japanesischen vergleichen, oder ihr Erstaunen über die Menge von Soldaten ausdrücken. Nicht selten beuten sie, vorzüglich der mit einem trockenen Humor begabte Nordchinese, den Anekdotenschatz ihres Vaterlandes aus, um irgend welche eben erlernte Redensarten anzuwenden, und man erhält aus diesen „Lachgeschichten“ nicht unwichtigen Aufschluß darüber, was von unseren geistigen Antipoden für komisch gehalten wird, wir lernen die Richtung des chinesischen Humors kennen, welcher dem Anscheine nach weniger die stacheligen Spitzen eines schneidenden Witzes, scharfe, invective Pointen, als vielmehr breite, harmlose Belustigung, scherzhafte Naivetät, oder aber jene groteske Uebertreibung liebt, welche sich uns auch auf Werken der bildenden Kunst Chinas offenbart. Neben diesen chinesischen Originalgeschichten laufen persönliche Improvisationen der Herren her, echt chinesisch ausgeschmückte Erzählungen von Erlebnissen derselben in Berlin. Auf diese Weise werden Stadtbahnscenen, Rencontres mit den berühmten Berliner Gassenjungen, welche chinesische Zöpfe mit traditioneller Vorliebe als Klingelschnüre betrachten, so werden Theater, Concerte, Omnibusse, Damenmoden, Officiersuniformen, Speisekarten, — so wird kurzum Alles, Großes und Kleines, Wichtiges und Unwichtiges zum Unterrichtsmittel chinesischer Lehrer in Berlin. Man wird gestehen müssen, daß diese Lehrmethode in ihrer primitiven Naturwüchsigkeit außerordentlich praktisch ist für die Erlernung von Sprachen, die uns so fremd sind und fernstehen wie die Idiome des Ostens, und man wird sagen müssen, daß es ein äußerst glücklicher Gedanke war, durch Gewinnung eingeborener Lehrkräfte, die der deutschen Sprache unmächtig sind, das Studium dieser Sprachen zu verlebendigen und so zweifellos zu erleichtern. Die Reichsregierung hat auf diese Weise mit geringeren Kosten dasselbe erreicht, was England dadurch erstrebt, daß es im Orient selbst Pflanzschulen für seine Consulatsbeamten errichtet, z. B. in Peking. Der persönliche Verkehr mit Eingeborenen ermöglicht sich für die Mitglieder des deutschen orientalischen Seminars ebenso gut, wie für die Angehörigen der Pekinger Schule, denn nicht allein die als Lehrer angestellten Chinesen (um bei dieser Classe zu bleiben) erbieten sich zu diesem Verkehr, sondern in liebenswürdigster Weise auch Herren von der chinesischen Gesandtschaft. Der eminente Vorzug des deutschen Instituts drückt sich aber in der sehr leicht gemachten Möglichkeit aus, auch Kaufleute und Industrielle für spätere Thätigkeit im Osten sprachlich heranzuziehen. Auf Nutzbarmachung für diese Stände sind überhaupt alle Einrichtungen dieser Anstalt, welche jetzt in Europa fast einzig dasteht, vorzugsweise zugeschnitten. Ohne den wissenschaftlichen Geist zu verleugnen, der einem Töchterinstitut der größten deutschen Hochschule eigen sein muß, wird hier nach praktischen Zielen im Dienste des Vaterlandes hingestrebt. Der colonial ausgreifende Geist des neuen Reichs ist es, der auch in dieser Reichsstiftung seinen Ausdruck findet. Hier wenigstens wird man nicht von schnell und urtheilslos begeisterter Ueberschwänglichkeit sprechen können, denn wenn auch das Streben, welches in diesen Räumen Kräfte zu finden sucht, weit hinausgeht über Land und Meer, so ist es doch recht sichtbarlich ein ernstes und schwieriges. Möge es sich lohnen zum Heile des Reiches, durch welches es ermöglicht wurde.

O. J. Bierbaum.

Wilhelm Jordan's Odyssee-Uebersetzung.

J. R. Am 8. Februar d. J. hat Wilhelm Jordan seinen 70. Geburtstag gefeiert. Gleichsam als eine Erinnerung an die Verdienste des bedeutenden Mannes erschien zu diesem festlichen Tage die **zweite** Auflage seiner Odyssee-Uebersetzung;*) wenn wir heute besonders an sie anknüpfen, so geschieht es, weil wir den Blick, da Jordan zu seinem Ehrentage meist als ganze Persönlichkeit, in erster Linie natürlich als selbständiger Dichter gefeiert worden ist, auch besonders auf seine Thätigkeit als Homer-Uebersetzer lenken möchten, um so mehr, als diese ihrem Werthe gemäß noch immer nicht gebührend gewürdigt zu sein scheint.

Um es gleich im Voraus zu sagen: Jordan's Odyssee-Uebersetzung hat uns ein gut Stück auf dem Wege zu einer vollendeten Verdeutschung des alten Epos vorwärts gebracht. Damit soll nichts gegen die Homer-Uebersetzer bisher, namentlich nicht gegen Johann Heinrich Voß gesagt werden; Jordan selbst ist in seiner Einleitung voll von warmer Anerkennung für die Verdienste dieser Männer. Voß wird immer, namentlich wenn man die erste, von der späteren Fassung bedeutend abweichende, noch ungekünstelte Form seiner Odyssee in Betracht zieht (als Jubiläumsschrift neu erschienen: Homer's Odyssee von J. H. Voß. Abdruck der 1. Ausgabe vom Jahre 1781. Mit einer Einleitung von M. Bernays. Stuttgart, Cotta 1881), der Ruhm bleiben, das „vollendetste Epos des Alterthums“, wie Jordan die Odyssee nennt, uns Deutschen zuerst näher gebracht und eine Quelle des reichsten Genusses für Jung und Alt geschaffen zu haben. Aber seine wie der Andern (Wiedasch 1830, Donner 1855—59) metrische Uebertragungen sind zwar in philologischer Hinsicht tüchtige Arbeiten, aber sie lassen häufig merken, daß die Verfasser keine Dichter waren; auch schöpfen sie das Vorbild zu wenig aus, sowol was das Verständniß wie die Wiedergabe des Charakteristischen bei Homer anbelangt, das ja, um nur den einen Punkt zu berühren, sogar den Humor und die Ironie nicht ausschließt. Sie wollten, und hierin bestand ihr Irrthum, die gelehrten Kenner des Griechischen, die der Uebersetzung gar nicht bedürfen, befriedigen und nicht die Ungelehrten, für die eine Uebersetzung doch vorhanden sein soll. Vor allen Dingen waren sie keine Rhapsoden, die mit der epischen Kunst praktisch und theoretisch so Bescheid wußten, wie Jordan. Voß insbesondere ist zwar gewissenhaft und tiefeindringend, aber oft unbeholfen, steif, unverständlich, dunkel, prosaisch, zopfig und altfränkisch; in der späteren Ausgabe der Odyssee-Uebersetzung verlor er das deutsche Sprachgefühl und schrieb griechisch mit deutschen Worten.

Worin besteht nun der Fortschritt bei Jordan und das Eigenartige seiner Uebersetzung? Er arbeitete, ohne die scharfe Prüfung der Männer von Fach scheuen zu brauchen, ja, diese willkommen heißend, für Laien, zu deren Genuß, wie er die Uebertragung zuerst zu seinem eignen Vergnügen begonnen und durch Jahre fortgesetzt hatte. Und er will eine Odyssee in gutem, natürlichem Deutsch bieten, so wie sie etwa ausgesehen haben würde, hätte ihr Dichter sie in unserer Sprache und zu unserer Zeit verfaßt. Diese kann aber in keinem Fall eine wörtliche Uebersetzung, sondern muß eine freie Nachbildung sein. Schon bei gleichzeitigen Sprachen deckt sich der Wortschatz der einen mit dem der andern nicht, wie vielmehr erst bei solchen, die zeitlich durch mehr als ein Jahrtausend auseinander liegen. Dazu kommt das eigenthümlich Schwebende der griechischen Ausdrucksweise, das ein Wort bald Dies, bald Jenes bedeuten läßt, was den Uebersetzer zwingt, nicht blos dem Wortlaut, sondern dessen Sinne nachzuspüren, den es in der oder jener Lage gerade hat. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, πεπνυμένος sowol von dem jungen Telemach, wie er den Freiern den Mann zeigen und nach seinem Vater Nachforschung halten will, gebraucht, wie von dem alten Laertes, der in den Armen seines wiedergekehrten Sohnes von der Ohnmacht erwacht, in die ihn die plötzliche Freude des Wiedersehens versetzt hat; aber dort bedeutet es die allmälige Reife des Knaben zum Jüngling und hier die neue Beseelung des Greises. Und noch ein Anderes hat der Uebersetzer zu beachten, das, was Jordan die „Theorie der poetischen Störungen“ nennt. Jedes Kunstwerk bedeutet ein Ringen mit der Form; in diesem Ringen bleibt der Künstler nicht immer Sieger. Oft gelangt er zu seinem Ziele nur in der Diagonale des Parallelogramms der

*) Homer's Odyssee übersetzt und erläutert von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Viertes bis sechstes Tausend. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 4 bez. 5 M (Erste Auflage 1875.)

Kräfte, in deren Richtung ihn die Strömung widerstrebender Elemente von seinem geraden Wege abgetrieben. Der Uebersetzer muß diese poetischen Störungen beachten, er muß sehen, was das Vorbild wollte, nicht das, was es erreicht, um mit dem Bilde oben zu reden: den geraden Weg über das Wasser wiederherzustellen suchen. Auch Homer, der ja nach Horaz bisweilen schläft, ist solchen Störungen ausgesetzt; die widerspenstige Form zwingt ihn oft zu Beiworten, die an der Stelle, wo sie stehen, gar nichts besonders Bezeichnendes besitzen, sich aber dem Verse mühelos und willkommen einfügten. So heißen die Worte „geflügelt", gleichviel ob ihr Vortrag ein schneller ist oder nicht, der Menschenfresser Polyphem wird „großherzig" genannt, Kirke „hehr" und „würdig", als sie sich mit Giftmischerei abgiebt. Zum Theil macht sich bei diesen Beiworten auch ein Zug von Conventionellem geltend. Keine Kunst ist ganz vom Hergebrachten frei, selbst auf den Höhenzügen der Kunst, z. B. bei Shakespeare, also auch bei Homer findet man dasselbe; es gleicht fertiger Münze, die man nicht erst zu prägen, sondern je nach Bedarf bequem auszugeben hatte. Solche Manier, also bei Homer die des Rhapsoden, ist an sich noch nicht zu tadeln; nur bildet sie für den Uebertragenden kein solches Rührmichnichtan, daß derselbe, kommt auch er im Kampf mit der Form ins Gedränge, nicht Hand an das weniger Ehrfurchtsvolle legen könnte.

Von diesen Ausführungen ausgehend, gelangt Jordan nun dazu, seine Odyssee-Uebersetzung möglichst sinnfällig zu halten; eine wörtliche ist nach ihm ein wahres Unding. Sie liest sich infolge dessen ungezwungener, natürlicher, klarer, moderner, als die der anderen früheren Verdeutscher. Jordan behält weder immer wie seine Vorgänger die griechische Wortfolge bei noch dieselben Wortgattungen und nächstgleichen Wortformen, wie sie im Urtext stehen. Die Leistung eines Eigenschaftswortes wird häufig durch ein Zeitwort, Hauptwort, Adverb und umgekehrt gethan; auch deckt sich die Versfolge nicht immer mit der des Originals. Ja, bisweilen hat sich ein griechischer Hexameter zu anderthalb deutschen ausgedehnt und drei Verse Homer's sind zu zwei Jordan'schen zusammengezogen worden.

Aber was uns den Genuß an der neuen Odyssee-Uebersetzung noch mehr erhöht, als diese hervorragenden Eigenschaften, ja, uns das alte Gedicht stellenweise in ganz neuem Lichte erscheinen läßt, ist die ungleich gründlichere Ausschöpfung des Originals. Sie betrifft sowol das Verständniß, wie die Wiedergabe des Textes. Für das tiefe Verständniß legen die Anmerkungen am Schluß und die Einleitung zu Anfang des Buches Zeugniß ab. Wie fein ist es, wenn Jordan die an wichtigen Stellen des Gedichts zu Tage tretende Gegenüberstellung der Paare Odysseus-Penelopeia und Agamemnon-Klytemnästra als entschieden beabsichtigt hervorhebt, um in dem Thema Gattentreue und Verrath den eigentlichen Grundgedanken des Epos zu erblicken! Wie scharf charakterisirt er den Telemach, als den noch in den Knabenschuhen steckenden Jüngling, dem durch das ganze Gedicht ein Stückchen Eierschale anhaften bleibt; wie treffend weist er auf das Charakteristische des greisen Nestor hin, seine breite Redseligkeit und Geschwätzigkeit, die vom Hundertsten ins Tausendste kommt, die auf die Rechnung von dessen Wesen, nicht etwa auf die der epischen Breite gesetzt werden müsse. Von all solchen Feinheiten hatte Voß, so pflichtgetreu er an seine Arbeit ging, wol kaum eine Ahnung; sein Verständniß Homer's ging doch über eine gewisse Grenze nicht hinaus. Infolge dessen läuft auch seine Uebersetzung gleichmäßig, in einer Ebene gleichsam ohne abwechselnde Erhebung dahin. Anders bei Jordan! Da wird das Besondere stark herausgearbeitet. Wie ganz anders nimmt sich da z. B. der „unfehlbare Witz" aus, den sich Odysseus, der „Herr Niemand", mit dem plumpen Kyklopen macht, wie ganz anders auch, um noch ein Beispiel anzuführen, die Gestalt des Bettlers Iros, den seine „werthe Frau Mutter" nach der Geburt eigentlich Arnäos genannt hatte — wie klingt aus der so übersetzten Fassung förmlich der Hohn heraus, mit dem der Dichter diesen aufgeblasenen Wicht behandelt hat! Selbst vor Vulgärem, mundartlichen Ausdrücken scheut der Nachbildner nicht zurück, wo es gilt, dem Charakteristischen des Originals näher zu kommen. Man höre, wie der Ziegenhirt, der freche Melantheus, den zum Bettler verunstalteten Helden des Gedichts anfährt, sich selbst zum Verderben:

„Schau, da geleitet so recht ein Nichtsnutzausbund den Nichtsnutz,
Wie denn gleich und gleich die Götter ja immer gesellen!
Wo nur führest du hin, du vertrackter Sauhirt, den Vielfraß,
Diesen beschwerlichen Bettler und Schüsselbeschlecker des Mahles,
Welcher, auf Restchen erpicht, doch nimmer auf Schwerter und Becken,
Lungernd an jeglicher Thür sich scheuern wird seine Schultern.
Gäbst du den mir, auf meinem Gehöft als Gäumer zu lassen,
Dort mir die Ställe zu misten und Laub für die Zicklein zu holen,
Luder noch könnt' er sich dort auf die Knochen saufen an Molke.
Aber das hat nur Schlimmes gelernt und wird keine Lust ha'n
Noch an die Arbeit zu gehn, das lottert lieber im Lande
Bettelnd umher, um den gierigen Bauch mit Futter zu stopfen.
Das aber sag' ich dir jetzt, und verlaß dich daß es gescheh'n wird:
Traut sich dieser hinein in den Saal des erlauchten Odysseus, —
Schemel fliegen ihm dann um den Kopf aus den Fäusten der Männer
Und ihm schindet die Haut von den Rippen ein Hagel von Würfen."

Auch bricht Jordan mit manchen Vorurtheilen, zu Gunsten einer ungezwungeneren Wiedergabe seines alten Vorbildes. Ein solches war es, wenn Voß noch das πάππα φίλε der Nausikaa (Naúsika bei Jordan) mit dem gravitätischeren „Väterchen" übersetzte; ihn leitete dabei das früher herrschende Streben, die heroischen Gestalten auch in ihren natürlichsten Aeußerungen auf den Kothurn zu erheben, und Alle, Gebildete und Ungebildete, Verwandte und Fremde, sich in gleichmäßig getragener Weise unterhalten zu lassen. Jordan schreibt hier: „Lieber Papa", und man muß ihm Recht geben. Die Menschen des Homer haben ja auch Kosebezeichnungen gehabt, die auf der Stufe der unserigen standen, und es ist im Grunde genommen doch ein falsches Anstandsgefühl, dies zu übersehen.

Mit dem Text Homer's geht Jordan ebenfalls anders um, als seine Vorgänger, kritischer; was die alte und neue Forschung als spätere Einschiebsel, Gutes und Schlechtes, bezeichnet hatte, was ihm selbst als unhomerisch aufgefallen ist, übersetzt er zwar mit, deutet es aber als nicht Zugehöriges an, oder verweist es in die Anmerkungen. So legt bei ihm Pallas Athene (I, 96—98) endgiltig die Flügelsandalen ab, die nur dem Hermes gebühren, nachdem zwei Jahrtausende die Göttin dieselben unbeanstandet hatten tragen lassen.

Man sieht nach allem Dem, wie berechtigt es war, von einer ganz neuen Beleuchtung des alten Gedichts durch Jordan's Uebersetzung zu reden.

Ein besonderes Wort erfordert noch die Behandlung des Hexameters in der Verdeutschung. Wie bei den Grundsätzen der Uebertragung überhaupt ins Deutsche, so wandelte man auch hierin lange Zeit im Irren: ja, wir gestehen, daß wir mit den Gesichtspunkten, nach denen deutsche Hexameter gebaut werden sollen, noch immer in etwas im Dunkeln tappen. In früherer Zeit suchte man bekanntlich mit der deutschen Verskunst dadurch fertig zu werden, daß man die deutsche Sprache nach dem Muster des Griechischen in sogenannte Längen und Kürzen eintheilte. Nach diesem Schema bemühte sich z. B. Platen, correcte Hexameter zu bauen. Aber schon Goethe, als er den Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea schrieb, fühlte heraus, daß man hiermit nicht auf dem richtigen Wege war, und strebte darnach, auf andere Weise zum Ziele zu gelangen, wobei sein wunderbarer Instinct ihn demselben unwillkürlich, vielleicht ohne daß der Dichter ein bestimmtes Bewußtsein davon besaß, sondern weil er dem Gehör folgte, nahe brachte. Seine Hexameter, die der Verskünstler Platen „holprig" nannte, sind gleichwol die dem deutschen Ohre wohlgefälligsten. Später kam man zu der Einsicht, daß der Vers im Deutschen auf ganz anderen Grundsätzen beruhe, als denen der Längen und Kürzen, auf denen der Senkung und Hebung: wir haben keine Quantitäten, sondern nur Betonungs- und Tactverhältnisse, die ohne Rücksicht auf die Vocalisation lediglich vom Gedankengewicht der Silben und ihrer diesem Gewicht entsprechenden Satzstellung bestimmt werden. So führt Jordan als ein Beispiel das Wort „Frau" an. „Frau" ist gewiß eine lautschwere Silbe, dennoch kann sie sehr wohl in eine nebensächliche Stellung gebracht werden, wie der Hexameteranfang: „Seine liebe Frau Mutter" (– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡) beweist, ohne daß diese untergeordnete Stellung das Ohr beleidigte. Am weitesten kommt man bei der Behandlung des deutschen Hexameters immer noch, wenn man den Vergleich mit der Musik heranzieht. Ein Jambus würde darnach durch Noten so ausgedrückt werden müssen: ♪ ♩, ein Anapäst so: 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 ♩, ein Trochäus so: ♩ ♪, ein Daktylus so: ♩ 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯; und zwar sind sich Jambus und Anapäst, Trochäus und Daktylus, wie auch aus diesen Notenbildern hervorgeht, im Zeitwerth vollständig gleich. Wendet man diese Notenverhältnisse auch auf den Vers an, so kommt man dabei spielend um manche Hindernisse herum, über die der Prosodiker sonst stolperte. So wird z. B. „Wahrheit", „Sehnsucht" für sich im Betonungs- und Tactverhältniß so wieder-

gegeben werden müssen: ♩ ♪; in Verbindung mit kleinen Vorschlagsilben, etwa als Daktylus eines Hexameters gedacht, wie „Wahrheit ge-", Sehnsucht ver-", aber so: ♩ ♬ ♬, oder wenn man lieber — denn eine peinliche Uebertragung der Notenwerthe auf den Vers ist ja nicht nöthig — diese Noten wählen will: ♩ ♪ ♬. „Magdeburg", „Huldigung" würden mit Noten etwa dieses Bild ergeben: ♩ ♬ ♪; man braucht bei solchen Dreisilbern durchaus nicht zu der Ausflucht: ♩ ♪ ♩ im Verse zu greifen. Was nämlich bei den zweiten oder dritten Silben zu viel vorhanden ist, kann bei der dritten oder zweiten wieder abgezogen werden. Man muß nur bei dieser Uebertragung der Musik auf das Poetische immer das Ohr entscheiden lassen, hören, nicht mit den Augen lesen, und man wird die Richtigkeit und Berechtigung derselben sofort einleuchtend finden. Ja, man kann in diesem Notenwerth der Silben noch weiter gehen; die halben und Viertelsnoten sind, wie in der Musik, noch einer weiteren Auflösung fähig. Man kennt die beiden sog. siebenfüßigen Hexameter, die sich in Hermann und Dorothea, d. h. in der älteren Ausgabe, vorfinden:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen"
„Rühmt nicht Jeder das Pflaster und die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle" u. s. f.

Es erweisen sich diese bei näherem Zusehen gar nicht als Heptameter, sondern sind ehrliche Sechsfüßler; es gehörte die ganze Pedanterie eines Voß dazu, hieraus sieben Füße herauszulesen.

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen."

Es hat nur eine Umbildung der Viertelsnote in zwei noch minderwerthigere Noten, der Senkung des Hexameters in drei kürzere, statt in zwei kurze Silben stattgefunden, ein Vorgang, der nach F. A. Wolf auch durch homerische Beispiele erläutert werden kann. In Noten umgesetzt würde der dritte Daktylus so aussehen:

– ◡ ◡ ◡
Männer und die
♩ ♬ ♬ ♬

oder wenn man dies Bild vorzieht:

♩ ♪ ♬ ♬

Man lese sich nun, nachdem man solche Gesichtspunkte gewonnen, diese Verse einmal laut und unbefangen vor und man wird zugeben, daß es Einbildung war, zu behaupten, daß sie das Ohr störten. Man hört die überschüssige Silbe gar nicht einmal mehr heraus:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen".

Wenn es übrigens für die Richtigkeit unserer Behauptung noch eines Beweises benöthigte, so dürfte der Umstand Ausschlag gebend sein, daß ein Mann mit einem so feinen Sprachgefühl und einem so empfindlichen Ohr, wie Goethe, die Thatsache, daß ein viersilbiger Daktylus vorhanden war, ganz übersah oder sich veranlaßt fühlte, ihn zuerst anstandslos passiren zu lassen.

Nach diesen Grundsätzen hat nun auch Jordan seine Hexameter gebaut. Daß bei einem so durchaus neuen Vorgehen, das einer Pionirarbeit im Urwalde gleicht, hie und da noch Unebenheiten und Härten stehen geblieben sind, ist natürlich; es würde aber ungerecht und Kleinmeisterei sein, wenn man darauf besondres Gewicht legen wollte. Jordan selbst scheint auch seine Uebersetzerthätigkeit noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, sondern nur als einen Weg, der begangen ist, aber weiter beschritten werden muß.

Wir möchten also nachdrücklichst auf Wilhelm Jordan's Odyssee-Uebersetzung, zu der noch, den Homer vervollständigend, seine Uebertragung der Ilias kommt, aufmerksam machen. Um das noch besonders zu betonen: nicht endgiltig brechen wollen wir mit der Vossischen Uebersetzung und denen der andern oben genannten wackeren Männer; bilden sie doch einen zu wichtigen Abschnitt in der Entwickelung, welche die Verdeutschung Homer's seit hundert Jahren durchgemacht hat. Aber neben Voß u. A. sollte als maßgebend nun auch Jordan mehr berücksichtigt werden, als es bisher geschehen ist, weil seine Odyssee die neueste Errungenschaft in der Aneignung des großen antiken Epikers bedeutet, berücksichtigt von Denen, die wieder zum Homer greifen, um alte Erinnerungen aufzufrischen und sich neuen Genuß zu holen, berücksichtigt aber auch für Die, die erst zu diesem Schatz und Genuß geführt werden sollen, bei der Lectüre in der Schule, insofern für die Jugend nach einer Uebersetzung, weil das Original nicht zugänglich, gegriffen werden muß.

Bücherbesprechungen.

□ **Ringet darnach, daß ihr stille seid!** Drei Predigten im Münster zu Basel gehalten und auf Verlangen in den Druck gegeben von Lic. Dr. Georg Schnedermann. Basel, Detloff's Buchhandlung. — Gesunde, im Evangelium tiefgegründete lutherische Predigt auf schweizerischem Boden gehalten mit theils angedeuteter, theils ausgesprochener Richtung gegen krankhafte modern-christliche Neigungen und insonderheit gegen methodistische Art.

□ **Karwoche und Ostern.** Von G. H. Wilkinson, Bischof von Truro. Aus dem Englischen übersetzt mit Genehmigung des Verf. Gotha, F. A. Perthes. — Ein für die Passions- und Osterzeit, speciell für die Karwoche, sehr geeignetes Andachtsbüchlein bietet sich in dieser Schrift mit ihren neun Betrachtungen für die Zeit vom Montag der Karwoche bis zum Osterdienstag. Es ist ein echt christlicher von aller confessionellen Beschränkung freier Geist, der durch diese Schrift weht, und Dr. Reinkens, der dieselbe mit einem warmen Vorwort zur deutschen Uebersetzung empfiehlt, hat Recht, von ihr zu sagen: „Hier ist Oekumenisches für das religiös-sittliche Leben aller gläubigen Christen." Wir möchten hinzufügen: es ist noch viel mehr evangelischer Sauerteig in der römischen Kirche, als sie selbst es weiß und zugiebt; auch die vorliegende Schrift ist ein Beweis dafür, mit ihrer evangelischen Weitherzigkeit, mit ihrem tiefen Eindringen in den innern Kern der Passion Christi gegenüber einer unevangelischen Betonung der äußerlichen Leiden des Herrn, mit ihrer gesunden Nüchternheit und trefflichen Anwendung der ethischen Motive der Passion Christi auf das christliche Leben. Die Sprache athmet eine edle, classische Einfalt.

□ **Reisekost auf den Lebensweg.** Ihren jugendlichen Schwestern dargereicht von Lina Walther. Mit einem Vorwort von D. W. Baur, Generalsuperintendent. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. — Die Verfasserin, die Tochter eines hochbegabten hervorragenden Dieners der Kirche, der lange Zeit in reichem Segen gewirkt hat, die Wittwe eines treuverdienten Geistlichen, die bereits manche schöne literarische Gabe dem kirchlichen Interesse gewidmet hat, bietet hier den eben confirmirten Töchtern eine vortreffliche Mitgabe auf dem Weg vom Altar ins Leben dar. In 21 Betrachtungen verbreitet sie sich über das ganze innere und äußere Leben einer christlichen Jungfrau nach den verschiedensten Beziehungen und zeigt, wie sie in allen den mannigfaltigen Lagen und Richtungen, unter den Kämpfen und Versuchungen des Lebens, in Lust und Leid den Segen der Confirmation bewahren und bewähren soll. Und sie thut dies aus so reicher und tiefer Erfahrung heraus, in so ungekünstelter Weise, mit so warmer und beredter Herzenssprache, daß wir diese „Reisekost" als eine durchaus gesunde und nahrhafte nur angelegentlich empfehlen können. Alle mondscheinene Sentimentalität und Verschwommenheit, wie alle krankhaft pietistische Art ist dem Buche fremd. Es ist guter evangelischer Geist, echte frische und fröhliche lutherische Frömmigkeit, von der es durchweht ist.

□ **Kirchenmission oder Freie Mission?** Vortrag auf der sächsischen Provinzial-Missionsconferenz von D. G. Warneck. — Die Frage, welche der Verf. in diesem Vortrag beantwortet hat, ist bei der Discussion über denselben von dem Vorsitzenden der Conferenz dahin präcisirt worden, ob die Mission „gouvernemental", d. h. ob sie officielle Kirchensache sein soll. Der Verf. verneint diese Frage, hebt jedoch nachdrücklich hervor, wie beide Factoren, die freie Mission und die amtlich organisirte Kirche, sich gegenseitig Vertrauen schenken und in die Hände arbeiten, eine der andern dienen und ihr gegenseitiges Verhältniß immer intimer werden soll.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 39. Dienstag, den 2. April. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

VIII. Sachsen im Jubiläumsjahre 1489.

Als das vierte Jahrhundert nach dem Einzuge der Wettiner in die Meißner Mark sich vollendete, stand Europa an der Schwelle einer neuen Zeit. Am wenigsten war von dem Herannahen derselben in den innerpolitischen Verhältnissen des deutschen Reiches zu spüren. Noch regierte Kaiser Friedrich III. Er hatte fast ein halbes Jahrhundert das Scepter geführt, ein Mehrer des Reiches war er nicht gewesen, auch nicht ein Mehrer seiner eigenen Macht. Wenn man manchen Fürsten mit dem Namen des Ruhmreichen schmückt, so könnte ihm der des Ruhmlosen mit Fug und Recht zu Theil werden. Die Zersplitterung des Reiches machte gewaltige Fortschritte. Was kümmerte die Kurfürsten der Ruhm des Reiches! Sie beschränkten sich darauf, Hüter ihrer eigenen Macht und Wahrer ihrer Sonderrechte zu sein; daß des Reiches Schmach auch ihre Schmach sei, dafür hatten sie kein Verständniß. Eine rühmliche Ausnahme machten allein die Wettiner, besonders der beherzte Albrecht, der dem Kaiser die Treue hielt und im Osten und Westen für des Reiches Ruhm ritterlich kämpfte. Das Eigenthümlichste aber an jenen politischen Verhältnissen war der Umstand, daß die Unwürdigkeit dieses Zustandes nicht empfunden wurde, sondern daß die Auflösung für eine gedeihliche Entwickelung galt, die vollkommenste Anarchie für einen Rechtszustand erklärt ward. Wie hätte unter solchen Umständen der Kaiser fähig sein können, des Reiches Marken machtvoll zu schützen gegen den äußeren Feind! Im Osten drohten die Türken, die das griechische Kaiserthum gestürzt und die Hagia Sophia mit dem Halbmonde gekrönt hatten, der abendländischen Welt und ihrer Cultur einen Vernichtungszug. Statt nun kräftig sich zu einen und dem alten bösen Feind mit deutscher Wucht sich entgegen zu werfen, wußten die deutschen Fürsten und ihr Kaiser nichts Besseres, als in bleicher Furcht Rettung vom Himmel zu erflehen. Die Glocken erklangen aller Orten um die Mittagszeit, damit die Bevölkerung sich eine im Gebete um Schutz vor der Türkennoth.

Verheißender sah es im inneren Leben der Völker aus. Hier kündete Alles das Kommen der neuen Zeit. Die Buchdruckerkunst, ohne welche ein Erwachen der Geister nicht wohl möglich gewesen wäre, war erfunden und war kein Geheimniß geblieben, sondern hatte sich verbreitet in den deutschen Städten. Wol waren die Bücher auch damals noch theuer und wenig verbreitet, im Volke selbst mochte außer den fliegenden Blättern, die zu Jahrmarktszeiten verkauft wurden, selten ein Erzeugniß der neuen Kunst heimisch werden; aber trotz aller Mängel, die der Neuerung noch anhafteten, war doch schon jetzt die Möglichkeit gegeben, auf die Massen klärend und begeisternd zu wirken. Der Gesichtskreis weitete sich; unbekannte Meere wurden bekannt, man suchte neue Wege, neue Länder und fand sie. Schon war Bartholomäus Diaz bis an das stürmische Cap gedrungen, das seinen Landsleuten das Cap der Hoffnung zu sein schien; schon träumte der junge Genueser Christofo Colombo von einem Lande im Westen. Zahlreicher waren die Stätten der Bildung im Deutschen Reiche geworden; an Hochschulen waren u. A. Freiburg, Greifswald, Leipzig, Ingolstadt, Tübingen und Würzburg entstanden. Der Humanismus hatte von Italien aus seinen Siegeslauf begonnen und fing allmälig an, auch die deutschen Lande zu durchleuchten. Schon wirkte Reuchlin, als werdender Mann, in Stuttgart, Erasmus legte als Jüngling den Grund zu seiner Bildung, während Hutten noch ein Knabe war. Mächtig war im deutschen Volke die Sehnsucht nach religiöser Erneuerung geblieben, kein päpstlicher Bannstrahl, kein kaiserlicher Achtspruch hatte ihre Aeußerungen niederzuhalten vermocht. Zwar war Hus dem Feuertode zum Opfer gefallen und seine Asche in den Rhein gestreut worden, aber sein Wort wirkte weiter, gewaltiger vielleicht, als es ohne seinen Flammentod gewirkt hätte. Nicht nur der verheerende Rachezug seiner Anhänger, die besonders unser Vaterland sich zum Ziele erkoren und von deren grimmiger Wuth noch manche Wüstung spricht, ging durch die Lande, wie Lenz kündendes Wehen drang es von Süden her durch die Herzen, was bisher noch Ahnung gewesen, ward zur Gewißheit: Es kann und muß anders werden in der Kirche. Nahe, ganz nahe war die Erfüllung der Hoffnung. Der schlichte Bergmannssohn, den sein Vater auf starken Armen jetzt noch zur Schule trug, war berufen, der Kirche Erneuerer, jener Schwan zu sein, den der sterbende Hus vorahnend geschaut. Kursachsen sollte der Quellort werden, von dem die Lebensströme in alle Lande ausgehen sollten.

Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen, dessen Wirken wir im letzten Bilde betrachteten, war am 6. Januar 1423 nach dem Aussterben der Askanier mit dem Kurfürstenthum Sachsen belehnt worden. Zwar war die Ausdehnung des damit gewonnenen Länderbesitzes nicht sonderlich bedeutend, aber der Markgraf wurde durch die neue Würde und durch die Vermehrung seines Eigenbesitzes einer der Mächtigsten des Reiches. Wie das Kurwappen die hervorragendste Stelle im Schilde einnahm, so wurde allgemach der Name des mit der Kur verbundenen Herzogthumes der herrschende, auch für die Landestheile, die sonst Sondernamen geführt hatten. Zuerst schwinden die Bezeichnungen Osterland und Pleißnerland, dann verliert sich die Bezeichnung: Mark Meißen aus dem Volksbewußtsein, endlich wird Thüringen ein landschaftlicher Begriff.

Als Friedrich der Streitbare 1428 starb, hinterließ er vier Söhne: Friedrich, dem die gleichzeitigen Historiker den Beinamen placidus gaben, Heinrich, der schon kurz nach dem Vater 1435 starb, Sigismund, der zum geistlichen Stande bestimmt war und auch in denselben eintrat, und Wilhelm, der bei des Vaters Tode erst drei Jahre zählte. Mit Letzterem regierte Friedrich der Sanftmüthige die vom Vater ererbten Lande gemeinsam bis auf Sachsen, für welches als Kurfürstenthum das Recht der Primogenitur galt. Als 1440 mit Friedrich dem Friedfertigen die thüringische Zweiglinie (s. Leipz. Ztg. W. Beil. 29) ausgestorben war, besaßen die Brüder wiederum alle wettinische Lande und herrschten vom Harz bis ostwärts über die Elbe hinaus, vom Fläming bis südwärts zum Erzgebirge, zum Frankenwalde und zur Hohen Röhn. Schon im Jahre vorher hatten sie eine nicht unbeträchtliche und den Gesammtbesitz abrundende Erwerbung gemacht, indem ihnen das zur Burggrafschaft Meißen gehörende Gebiet zugesprochen wurde. Die schöne Einigkeit unter den Brüdern, die ihnen der sterbende Vater zur heiligen Pflicht gemacht hatte, begann nach dem Tode der Mutter sich zu trüben. Die Trübungen wurden so nachhaltig, daß eine Theilung nothwendig ward, die 1445 dahin erfolgte, daß nach mehrmaligen Schwankungen Friedrich Meißen und Wilhelm Thüringen bekam. Selbstverständlich war das Kurfürstenthum Sachsen von der Trennung ausgeschlossen; das Osterland, als

dessen Anhängsel schon seit geraumer Zeit das Pleißnerland erscheint, ward zerstückelt; es scheint, als sei damals bereits der Name Osterland nicht viel mehr als ein Begriff gewesen; jedenfalls wurde das Land nicht mehr als ein eigenartiges Ganze aufgefaßt und behandelt. Die Bergwerke scheinen noch recht einträglich gewesen zu sein, denn ihre Nutzung soll getheilt werden. Daß diese Theilung eine Quelle der mannigfachsten Wirrnisse, ja bitterer Feindschaft und schwerer kriegerischer Verwicklungen wurde, ist allgemein bekannt. Ein Bruderkrieg durchtobte die thüringisch-meißnischen Lande, der noch grausamer in seiner Führung und noch unheilvoller in seinen Folgen dadurch war, daß Wilhelm sich böhmischer Söldner bediente, deren Wildheit und Zerstörungswuth eine traurige Berühmtheit erlangt hatte. Wie viel an der Größe dieses Unheils die Räthe des Herzogs Schuld trugen, soll hier nicht näher erörtert werden; daß der auf sie entfallende Theil der Schuld kein geringer war, stellt sich immer mehr heraus. Auch nach geschlossenem Frieden hörten die schlimmen Wirkungen des Krieges nicht auf, eine der schlimmsten war der Prinzenraub, ein Ereigniß, das sich in der Erinnerung der Geschlechter bis heute wunderbar frisch erhalten hat und zwar nicht nur durch die Schule, sondern durch mündliche Ueberlieferung. Manche der wüsten Marken unseres Vaterlandes stammen aus den Bruderkämpfen jener Zeit.

Friedrich starb 1464 und hinterließ jene beiden Söhne, denen Kunz von Kaufungen mit seinen Genossen einst nach Leben und Freiheit getrachtet: Ernst und Albrecht. Beide führten lange die Regierung gemeinsam; mit ihrem Oheim Wilhelm scheinen sie in gutem Einvernehmen gelebt zu haben. Sie residirten zunächst Beide in Dresden; als eine wenn auch nicht tiefe Entfremdung eintrat, nahm Ernst seinen Wohnsitz in Altenburg und Leipzig, während Albrecht in Dresden oder Torgau sich aufhielt. 1466 eroberten sie Stadt und Herrschaft Plauen, deren Besitz ihnen durch Verzichtleistung des Sohnes des Vorbesitzers 1482 dauernd gesichert wurde. Andere Erwerbungen, wie die der Herrschaft Sagan in Schlesien und der Herrschaften Sorau, Beskow und Storkow, waren nur vorübergehend. Wichtiger und bedeutungsvoll war es, daß Kurfürst Ernst's Söhne Erzbischöfe von Magdeburg und Mainz wurden. Während Ernst, eine stillere Natur, sich auf sein Heimathland beschränkte, war Albrecht, dem die Geschichtsschreiber den Beinamen animosus gaben, an fast allen Kämpfen jener Zeit betheiligt. Mit Karl dem Kühnen schlug er sich im Westen herum, gegen Matthias Corvinus von Ungarn zog er ostwärts, er unternahm einen von Sagen umwobenen Zug ins heilige Land; überall bekundete er die Beherztheit, die ihm nachgerühmt ward, und die in jenen Zeiten so wunderseltene Selbstlosigkeit, die ihn auf den eigenen Vortheil verzichten ließ. Es war in dem Herzog noch jene ritterliche Gesinnung mächtig, vermöge welcher der Vasall dem Lehnsherrn gern und willig von Abenteuer zu Abenteuer folgte; im Turnier war er ein Meister, wie in der Schlacht; konnte er nicht sein, wo des Krieges eiserne Würfel rollten, nun so saß er am Würfelbrett. 1482 starb der Oheim der beiden Brüder, Wilhelm von Thüringen, kinderlos, sein Land fiel an die Neffen, die nun wieder den Gesammtbesitz der Wettiner: Sachsen, Thüringen, Osterland, Pleißnerland, Vogtland, Meißen unter ihrem Scepter vereinigten. Aber nur wenige Jahre sollte dieser gewaltige Besitz, der ungetrennt den Wettiner Fürsten in Deutschland die Vormacht verbürgte, vereinigt bleiben. Es traten Irrungen zwischen den Brüdern ein, man trennte zunächst die Hofhaltungen, es wurden Auseinandersetzungen versucht, aber ohne Erfolg, eine Theilung ward für nothwendig erachtet und am 26. August 1485 in Leipzig vollendet. Kursachsen bekam naturgemäß Ernst. Den einen Theil bildete die Mark Meißen mit den Bisthümern Merseburg und Quedlinburg, den anderen Thüringen mit den vogtländischen und fränkischen Besitzungen und dem Bisthume Naumburg-Zeitz. Das Osterland ist wiederum, wie bei der ersten Theilung, zerstückt worden; die Bergwerke blieben, wie damals, Gemeingut. Der Ertrag derselben war weit bedeutender geworden, seit im Jahre 1471 die Silbergruben bei Schneeberg fündig geworden waren, die, wenn auch die Schilderungen ihres Reichthums sagenhaft übertrieben sind, dennoch nicht geringe Ausbeute gegeben zu haben scheinen. Ernst hatte die Theilung vollzogen, Albrecht sich für 25000 Gulden das Recht, zu wählen, erkauft. Da der Erstere Meißen für begehrenswerther erachtete, bestimmte er noch, daß Derjenige, welcher Meißen erhalten würde, dem Andern 100 000 Gulden auszahlen solle. Trotzdem wählte Albrecht Meißen und fügte dadurch dem Bruder ein Herzeleid zu, das dieser nicht überwinden konnte. Am Jahrestage der Theilung 1486 starb Ernst. Wie sehr er das Meißner Land geliebt hatte, ist noch daraus ersichtlich, daß er im Dome zu Meißen begraben sein wollte. Er hinterließ 4 Söhne: Friedrich, dem die Geschichte den Beinamen des Weisen gegeben, Albrecht, Erzbischof von Mainz, Ernst, Erzbischof von Magdeburg, und Johann den Beständigen. Eine Abstammungstafel möge die Aufeinanderfolge der Wettiner im 15. Jahrhunderte erläutern. Die für die Geschichte Sachsens minder wichtigen Namen sind eingeklammert.

Kurfürst Friedrich I. der Streitbare
† 1428

Kurfürst Friedrich II. d. Sanftmüthige † 1464	(Heinrich † 1435)	(Sigismund Bischof von Würzburg)	Herzog Wilhelm von Sachsen-Thüringen † 1482 ohne Erben

Kurfürst Ernst † 1486	Herzog Albrecht der Beherzte † 1500

Kurfürst Friedrich III. der Weise † 1525	(Albrecht Erzbsch. v. Meißen)	(Ernst Erzbsch. v. Magdeburg)	Kurfürst Johann der Beständige † 1532

So regierten denn im Jubiläumsjahre drei Wettiner Fürsten, in Thüringen die beiden Brüder Friedrich und Johann, in Meißen ihr Oheim Albrecht der Beherzte. Das Kurland regierte Friedrich allein. Einige kleine Irrungen zwischen dem Oheim und seinen Neffen wurden bald durch Verträge in Oschatz und Dresden beigelegt. Friedrich der Weise war ein edler, gebildeter und gottesfürchtiger Fürst, besonnen in seinen Unternehmungen, fest und treu, fleißig und nimmer müde. Nie trug er einen dauernden Groll in seinem Herzen, der Grundzug seines Wesens war verzeihende Milde. Seine Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit wurden fast sprichwörtlich in den deutschen Landen; gab er doch einst eine Steuer, die er zum Zwecke eines Römerzugs erhoben hatte, seinen Unterthanen zurück, als aus diesem Zuge nichts wurde. Sein Wesen und Handeln war wahr und klar, ungeschminkt und untadelig; was er einmal für recht erkannt und demgemäß begonnen hatte, daran hielt er mit eiserner Festigkeit. Diese Eigenschaften befähigten ihn wie keinen anderen Fürsten, Schutzherr der Reformation zu werden.

In der Auffassung der landesherrlichen Oberhoheit war eine Aenderung eingetreten, die an sich bedeutungsvoll und in ihren Folgen gerade für Sachsen wichtig ist. Der Landesherr fühlte sich kaum mehr als Lehnsträger des Kaisers, sondern vielmehr als Besitzer seiner Länder, die er ja auf verschiedene Weise erworben hatte. Daher verfügte der sterbende Vater eine Theilung zwischen den Söhnen, oder diese schritten selbst dazu. Freilich waren diese Theilungen fast nie vollständige Trennungen; der Vorbehalt gemeinsamer Rechte und Nutzungen, besonders auch die gegenseitige Erbeinsetzung bewirkten, daß die Trennung nicht als eine vollkommene Loslösung des einen Theils vom anderen, sondern nur als eine Theilung der Verwaltung empfunden wurde. Mit der Zeit freilich mußte diese Empfindung schwinden und ist auch geschwunden. Das Recht der Nachfolge des Erstgebornen galt nur für die Kur und scheint nicht einmal hier unbestritten gewesen zu sein. Der Landesherr fühlte sich schon als eigentlichen Gebieter des Landes, er erließ Verfügungen nach jeder Richtung hin aus eigener Machtvollkommenheit; die eigentlichen kaiserlichen Machtbefugnisse, die er gewissermaßen nur in kaiserlichem Auftrage ausübte, verlieh er weiter. So erhielt die Gattin Friedrich's des Sanftmüthigen das Münzrecht in Colditz und besaß in ihrem Witthume vollkommene Hoheitsrechte. Daneben machen sich die Anfänge einer landständischen Verfassung geltend und bemerkbar. Wie sehr schon die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Theilnahme der Stände an der Regierung bei den Landesherren Platz gegriffen hatte, beweist der letzte Wille des Kurfürsten Friedrich's des Sanftmüthigen, der für den Fall seines frühen Todes bestimmt hatte, daß neben dem Kaiser und der Mutter ein Ausschuß von 18 Personen die Vormundschaft über seine Söhne führe, welchem Ausschusse auch ein Bürger, der Zwickauer Kaufmann Oswald, angehören sollte. Der erste Landtag im Sinne der ständischen Verfassung fand in Leipzig 1438 statt. Hier versammelten sich die geistlichen Würdenträger, die Grafen, Herren, Ritter und Vertreter der Städte, nicht als persönlich gerufene Vasallen und Lehnsmänner, sondern als Vertreter ihrer Stände und Gemeinwesen. Zunächst wurden diese und andere Versammlungen nur einberufen, um Geld zu bewilligen; aber bald genug entwickelte sich mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus dem Bedürfnisse der Geldbewilligungen die Frage nach dem Zwecke und der Verwendung der bewilligten Gelder. Hieran schloß sich dann wiederum naturgemäß der Wunsch der Stände, vorher befragt und gehört zu werden. Dieser Wunsch

ward erfüllt, indem der Kurfürst bereits 1458 den Ständen ausdrücklich zugestand, daß ihre Meinung über Krieg und Frieden eingeholt werden solle. Nach und nach scheint sich dann ohne besondere Zugeständnisse diese Befragung auch auf andere wichtige Landesangelegenheiten ausgedehnt zu haben. Die Steuererhebung nahm in diesem Jahrhunderte festere Formen an. Die allgemeine Bede verschwand im dritten Viertel des Jahrhunderts zunächst aus Meißen, dann aus Thüringen. Neben den indirecten Steuern, den Geleiten, Zöllen, Nutzungen und Leistungen, zu denen 1438 eine allgemeine Verkaufssteuer (der 30. Pfennig von allem feilen Verkauf) und 1469 eine Biersteuer kam, finden wir schon die Anfänge einer directen Kopfsteuer, die zunächst ohne Rücksicht auf das Vermögen, dann aber nach Vermögensclassen erhoben wurde. Ebenso bemerken wir in diesem Zeitraume die Anfänge einer ständischen Staatscassenverwaltung. So wurde für die Erträgnisse jener erwähnten Steuern ein Verwaltungsausschuß eingesetzt, der aus 12 Vertretern der Ritterschaft und den Bürgermeistern von Leipzig, Dresden, Zwickau und Pegau bestand und ohne dessen Zustimmung der in Leipzig befindlichen Casse nichts entnommen werden sollte.

Der Hof des Landesherren wurde immer umfangreicher, da sich die Adeligen, Grafen und Herren, die kein anderes Lebensziel und Wirkungsgebiet hatten, an denselben drängten. Die Zahl der Hofbeamten mehrte sich. Wie der Kanzler an der Spitze der eigentlichen Regierungsverwaltung stand, so stand der Hofmarschall oder Rentmeister dem gesammten Finanz- und Cassenwesen vor. Unter ihm standen die Vögte auf den landesherrlichen Schlössern und Gütern, die Schösser, die Brücken-, Weg- und Geleitsämter. Dauernde Residenz wurde im Meißner Theile Dresden, im thüringischen Weimar.

Noch war die Grundlage des Heeres das alte Lehnsaufgebot. Doch da dies Aufgebot ungemein schwerfällig war und in der Regel in der neuen Art der Kriegführung wenig leistete, da auch die meisten Lehnspflichtigen saumselig in der Erfüllung ihrer Verpflichtungen waren, so mußten die Fürsten nothgedrungen zur Anwerbung und Erhaltung von Söldnerschaaren ihre Zuflucht nehmen. Dieses Söldnerwesen hatte wenig erfreuliche Folgen, einmal wurde die Kriegführung wesentlich vertheuert und der Fürst gerieth dadurch entweder in peinliche Geldnoth oder in drückende Abhängigkeit von seinen Landständen, dann gestalteten sich die Kämpfe selbst, vor Allem aber die unmittelbaren Folgen der Kämpfe durch diese „Handwerker des Krieges" viel roher und wüster.

In der Rechtspflege machte die Ausbildung der ausschließlichen Landesgerichtsbarkeit wesentliche Fortschritte. Gegen das Einmischen der westfälischen Freistühle in die Rechtsprechung wurde energischer Einspruch erhoben, wie u. A. auch aus Urkunden der Stadt Leipzig ersichtlich ist. Das Bedürfniß des Eingreifens jener Fehmgerichte lag auch nicht im Geringsten vor; in Meißen hatten die Fehden fast ganz aufgehört, in Thüringen sorgte ein eigenes Landesgericht für die Aufrechterhaltung des Friedens. Immer mehr wurden die geistlichen Gerichte auf geistliche Sachen beschränkt; die Berufung an ein auswärtiges Gericht ward verboten. In der kurzen Zeit zwischen dem Tode Wilhelm's 1482 und der Theilung 1485 gab es ein einheitliches Oberhofgericht für die gesammten wettinischen Lande in Leipzig. Es bestand aus dem Hofrichter, 4 Adeligen, 4 Doctoren und 4 Rittern. Nach der Theilung gab es wieder 3 Hofgerichte: in Dresden, Weimar und Eckartsberga. 1488 aber finden wir wiederum ein einheitliches Oberhofgericht in Leipzig. Das römische Recht drang immer mehr ein und verdrängte die aus dem deutschen Geiste hervorgegangenen und der deutschen Eigenart entsprechenden Stammesrechte. Zugleich mit dieser Verdrängung begann die Rechtspflege ihren volksthümlichen Boden zu verlassen und das Rechtsbewußtsein im Volke sich zu trüben. War vordem das Recht als Schutz und Schirm, als Stolz und Zier erschienen, so fing man jetzt an es als Willkür und Last zu empfinden. Mit dieser Last schleppen wir uns heute noch und scheinen uns weiter schleppen zu müssen.

Das Münzwesen lag trotz fortwährender Verbesserungen noch immer im Argen. Die guten Schwertgroschen gingen ins Ausland, und das Inland ward dafür mit einer Menge minderwerthiger Münzen aus aller Herren Ländern überschwemmt. Jede noch so gut gemeinte und an sich ersprießliche Münzreform hatte den Nachtheil, daß der Umtausch der alten gegen die neuen Münzen sich nicht ohne Schaden und Verluste vollzog und daß dadurch die an sich gute Neuerung als ein Uebel empfunden wurde. Die alte Berechnung nach Schocken schwand immer mehr. 1444 wurde als höhere Münzeinheit die Oberwehr = 20 Groschen (= 1 rhein. Gulden) eingeführt. 1491 trat der meißnische Gulden zu 21 Groschen an Stelle der Oberwehr.

Die Städte haben sich im 15. Jahrhunderte mehr äußerlich als innerlich verändert. Anstatt der sonst üblichen niederen und wenig bewehrten Stadtmauern entstanden trutzige Stadtwehren, von Wall und Graben umgeben, durch Warten und Bergfriede gesichert. So haben Freiberg und Pirna ein kriegerisches Gewand angelegt, und die Befestigungswerke Dresdens sind begonnen worden. Die Straßen haben Steinpflaster erhalten, die Bürgerhäuser sind stattlicher geworden. Vielgegiebelt umschließen die hochaufstrebenden Häuser die stillen, lichtarmen Höfe; innen, in Kammern und auf den gewaltigen Böden, ist mannigfacher Reichthum aufgespeichert. Die Verwaltung der Städte hat sich wenig geändert. Wir finden in Leipzig, Dresden, Freiberg und anderen Städten Rathscollegien, deren einzelne Abtheilungen in der Verwaltung wechseln und sich selbst durch Zuwahl ergänzen. Die Stadt Leipzig erfreute sich eines gewaltigen Aufschwunges. Sie hatte die Obergerichte von Friedrich dem Sanftmüthigen für 3000 Gulden erkauft. Derselbe Kurfürst hatte ihr zu den schon bestehenden zwei Messen einen Neujahrsmarkt verwilligt, der wie die beiden anderen mit kaiserlichen und päpstlichen Privilegien wohl ausgestattet wurde. Die Erträgnisse aus manchen indirecten Steuern kamen der Stadt zu Gute, so durfte sie nach langem Hin- und Herstreiten einen Bierzoll erheben und nach einer Urkunde vom Jahre 1464 einen „Schlägschatz" für ausländische Waaren. Daß die Stadt reich war und das Leben ihrer Bürger sich demgemäß entwickelte und gestaltete, geht aus einigen Verordnungen hervor, die auf eine bescheidenere Lebensführung hinwirken wollten. Die Schützengesellschaft wuchs zu besonderer Bedeutung und großem Ansehen empor, sie besaß unter Anderem einen eigenen Altar in der Kirche zu St. Thomä. 1481 war die erste Buchdruckerei von Andreas Frießner eingerichtet worden, bald legten Brand, Brandis und Kachelofen gleiche Werkstätten an. Die Universität besaß ihr eigenes Gericht und hatte das Recht, ihre Angehörigen fremden Gerichten zu entziehen, wenn sie auch das Vergehen bis zu 15 Meilen von der Universitätsstadt entfernt begangen hatten. Das heute gebräuchliche Stadtwappen war seit 1475 im Gebrauche. Dresden entwickelte sich langsamer und begann erst dann frischer und schneller sich zu entfalten, als es dauernde Residenz der Albertiner ward. Es hatte die Stapelgerechtigkeit auf dem Elbstrome erworben und, wie Leipzig, 1484 die Gerichte gekauft. 1489 zerfiel die Stadt in 5 Viertel; die innere Stadt hatte in 15 Straßen 472 Häuser, in denen 734 Geschoßpflichtige wohnten; in der Vorstadt wohnten deren 249; die Einwohnerzahl mag an 5000 betragen haben, eine Zahl, die von Leipzig, Zwickau, Chemnitz, Pegau, Freiberg übertroffen, von Pirna fast erreicht wurde.

Handel und Gewerbe standen in reicher Blüthe. Zu den Ausfuhrartikeln kamen noch Bier, besonders Torgauer und Waid, eine vornehmlich in der Großenhainer Gegend gebaute Farbpflanze. Schon machte es sich nöthig, strenge Verordnungen zu erlassen gegen die Fälschungen, denen Wein, Gewürze und Heilmittel in hervorragendem Maße unterworfen waren. Die Marktpolizei war streng und schützte den Käufer und den ehrlichen Händler in wirksamer Weise. Fester und fester schlossen sich die Innungen zusammen. Noch waren sie lebensvolle, mächtige Gebilde, und doch zeigten sich schon hie und da die ersten, wenn auch leisen Spuren der Erstarrung, der sie dann zum Opfer fallen sollten.

Die Mißbräuche und der Verfall des Kirchenwesens und der Kirchenzucht machten sich in Sachsen nicht minder bemerkbar, als im übrigen Deutschland. Der Ablaß wurde zu einer Quelle des Aergernisses; hatte doch gerade im Jubiläumsjahre der päpstliche Legat Raimund 41000 Gulden in Thüringen gesammelt. Die Fürsten begannen einen Theil vom Ertrage des Ablaßverkaufes für sich zu beanspruchen, die beiden sächsischen Landesherren kamen überein, die Erlaubniß zum Ablaßhandel nur mit beiderseitiger Zustimmung zu geben. Auch fehlte es nicht in Sachsen an Männern, die mit ernstem Wort und scharfer Rede gegen die Verderbniß eiferten und auf Reinigung und Erneuerung drangen; so wirkte in Dresden Andreas Proles, der Vorgänger Staupitzens, bis er sich durch sein freies Wort die Strafe des Bannes zuzog, so war der Kanonikus Heinrich Leubling ein wortgewaltiger, offener Feind der Hierarchie und ihrer Auswüchse. Die Heimstätte der Gegenbewegung war Erfurt. Hier schmiedeten Johann von Wesel und Johann von Drosten die Waffen zu den ersten Plänklergefechten gegen das Papstthum und seine scholastischen Trabanten.

In Bezug auf das niedere Schulwesen scheint in dem zu

Ende gehenden Jahrhundert wenig gethan worden zu sein. Von bekannteren Schulen entstand in Dresden die Schule zum hl. Kreuz um 1452; am berühmtesten ward die Zwickauer Stadtschule, die 900 Schüler zum Theil aus weiter Ferne zählte. Die sächsische Hochschule Leipzig, 1409 begründet, entfaltete sich herrlich und ward ein Juwel des Meißner Landes. Die Fürsten hatten ihr die beiden Fürstencollegien geschenkt und gewährten den 20 ersten lectores — nur die Theologen führten zunächst die Bezeichnung professores — 500 Gulden Gehalt; die Päpste verliehen ihr 6 Kanonikate in Meißen, Zeitz und Merseburg für die drei ersten Professoren der beiden oberen, d. i. der theologischen und juristischen Facultät. Außerdem ward sie mit Dörfern, Gütern und Land reichlich beschenkt und erwarb selbst viel Grundbesitz, da ihre Einkünfte sich stetig mehrten. Die Zahl der Studirenden betrug schon im ersten Jahre 600 und wuchs fast stetig. Die Studirenden sonderten sich nach den 4 Nationen: der polnischen, sächsischen, meißnischen und bayrischen. Während Erfurt als eine Pflanzschule des Humanismus im deutschen Lande gefeiert ward und diesen Ruf besonders dem Maternus Pistoris, dem Nicolaus Marschalk, vor Allem aber dem Lehrer Spalatin's und Hutten's, Konrad Mutianus Rufus, dankte, blieb Leipzig trotz der Bemühungen eines Schneevogel und Konrad Celtes der neuen Weisheit verschlossen und trug deshalb in dem alten Merkverse über die deutschen Universitäten die Bezeichnung: „barbara tellus".

Die Kunst stand auf einer hohen Stufe der Entwickelung. In der Baukunst herrschte der spätgothische Stil; der Wiederaufbau des Freiberger Domes war begonnen, an der Albrechtsburg in Meißen wurde rüstig gebaut. In der Bildnerei herrschte die Weise der fränkischen Schule, als deren schönstes Werk der Altarschrein in der Zwickauer Marienkirche gelten kann.

Wenig Erfreuliches bietet ein Blick auf die Sitte des Volkes. Der sich mehrende Wohlstand der Bürgerschaft hatte eine Vergnügungs- und Genußsucht einreißen lassen, die sittlich bedenklich war und das innere Leben des Volkes zu vergiften drohte. Die Ueppigkeit, die ein Anzeichen oder eine Ursache des Niederganges eines Volksthums zu sein pflegt, war in die breitesten Schichten des Volkes gedrungen und machte sich in der augenfälligsten, oft häßlichsten Weise bemerkbar. In den meisten Fällen war sie mit einer Rohheit und sinnlichen Lüsternheit verbunden, durch die sie geradezu widerlich wurde. Das Spiel mit Würfeln und Kugeln an schwarzen und weißen Tischen zerrüttete viele Existenzen, noch mehr der Trunk, die Völlerei und die Unzucht, welch letztere noch durch die allerorten entstehenden Frauenhäuser gefördert wurde. Selbstverständlich mußte solches Leben oft genug den wirthschaftlichen Ruin veranlassen, der noch durch die Ausbeutung schamloser Wucherer beschleunigt zu werden pflegte. Daß zu dieser Verwilderung der Massen das Beispiel der Söldner, die in einem zuchtlosen Leben ihren Stolz sahen, das Seine beitrug, daß die Vergnügungssucht in den mancherlei festlichen Veranstaltungen der Zünfte, Gilden und Schützen, wie auch in den vielen mit besonderem Brauche und Genüssen ausgestatteten Festtagen ihre Nahrung fand, möge nur nebenbei bemerkt werden. Gewaltig eiferte der Barfüßermönch Johannes Capistranus gegen die eingerissene Völlerei, Unzucht und Unehe. Die von Ernst und Albrecht erlassene allgemeine Landesverordnung vom Jahre 1482 enthält unter Anderem folgende Bestimmungen: Die Unterthanen sollen bei Gastmählern früh höchstens 6, abends 5 Essen (Gänge) haben und sich mit zweierlei Wein und Bier begnügen, in Schänken darf nicht mehr als ein Gulden geborgt werden, die Schleppen an den Frauenkleidern sollen höchstens zwei Ellen lang sein und kein Kleid soll mehr als 150 Gulden kosten, die theuren Wirthe, besonders die Leipziger, sollen von den betreffenden Stadträthen sorgsam beaufsichtigt werden. Auch für die Studirenden machte sich der Erlaß besonderer Luxus- und Kleiderbestimmungen nothwendig. Eine kurfürstliche Verordnung verlangt die Beseitigung der gewaltigen Federbüsche, der gestickten Wämser, der weibischen Brustlätze, der unförmigen (merkwürdiger Weise immer wieder auftauchenden) Schnabelschuhe und rügt die Art der Kleidung, die nicht einmal das Unanständigste verhülle. Die Verordnung rief aber den Unwillen der Studenten in dem Maße hervor, daß sie die Anschläge abrissen und dem Rector die Fenster einwarfen. Rohheiten und Gewaltthätigkeiten waren in der Studentenschaft nichts Seltenes. Damit diese Rohheiten nicht allzugefährlich würden, verbot der Kurfürst das Tragen kurzer Waffen unter den Mänteln. Trotzdem kam es oft genug zu blutigen Händeln. Von besonderem Interesse ist eine Fehde zwischen Studenten und Schuhknechten; auch mit den Kloakenräumern lebten die Ersteren in fortdauerndem Streite. Wissenschaftlicher Sinn scheint recht selten gewesen zu sein.

Bücherbesprechung.

—m— **Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels.** Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XII. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1889. (Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge.) — Der vorliegende Band, den ein Bericht des Prof. A. Koch in Heidelberg über die weiteren Arbeiten zur Fortsetzung der von Kapp begonnenen Geschichte des deutschen Buchhandels eröffnet, bringt, wie seine Vorgänger, eine Reihe gediegener Specialarbeiten auf diesem Gebiete. Dieselben betreffen hauptsächlich den Leipziger Buchhandel; A. Kirchhoff, die Seele der Zeitschrift, hat aus seinen schier unerschöpflichen Collectaneen das Meiste beigesteuert. Willkommenes Material bietet die Fortsetzung der in den Basler Archiven von Karl Stehlin gesammelten „Regesten zur Geschichte des Buchdrucks"; sie enthalten eine reiche Fülle von Einzelnachrichten über Buchdrucker, auch Buchführer, Buchbinder, Briefmaler u. dgl. aus den Jahren 1445—1500, die durch ein Namensregister bequem benutzbar gemacht worden sind. Die Geschichte der Leipziger Büchermesse, des Verlags- und Commissionswesens im Anfange des 16. Jahrhunderts erfährt eine neue Beleuchtung durch den Aufsatz von A. Kirchhoff über „Pantzschmann's Buchhandel", ein Associationsnehmen, das um 1518 begründet und mit großen Mitteln und in bedeutender Ausdehnung betrieben wurde, bis es „unter der rauhen Hand Herzog Georg's und unter dem Drucke seiner verkehrten und unfruchtbaren Kirchenpolitik" noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts spurlos verschwand. Weitere „Lesefrüchte aus den Acten des städtischen Archivs in Leipzig", die Kirchhoff mittheilt, geben „Beiträge zur Kenntniß des Bücherabsatzes um die Wende des 17. Jahrhunderts". Die den Hilfs- und Inventarienbüchern entnommenen Verzeichnisse der Bücherlager verschiedener Buchhändler von 1590, 1600 und 1603 gewähren ein nicht eben glänzendes Bild von der wirthschaftlichen Lage des damaligen Leipziger Buchhandels. Nicht ohne Interesse ist auch der letzte dieser Beiträge, der Nachweise über die sehr bescheidenen Vorräthe der kleinen Buchhändler jener Zeit, der Buchbinder, Briefkramer, Brief- und Kartenmaler, endlich der Briefträger und Hausirer enthält. Unter dem Titel „Zur Geschichte der Buchbindereien" sind zwei Aufsätze von A. Koch über die Hofbuchbinderei in Heidelberg (Bestallung des Buchbinders Jorg Bernhardt v. Görlitz durch Pfalzgraf Ottheinrich 1550) und A. Kirchhoff über die Werkstattseinrichtung Leipziger zünftiger Buchbindereien vereinigt; sie verdienen auch für die Geschichte des Kunstgewerbes Beachtung. Von noch höherem kunstgeschichtlichem Interesse ist der von A. Kirchhoff veröffentlichte „Beitrag zur Geschichte des Kunsthandels auf der Leipziger Messe"; er beweist, daß derselbe schon im 16. Jahrhundert nicht unerheblich gewesen sein kann; sprechende Belege dafür sind die in den Noten mitgetheilten Verzeichnisse der Kunstsammlung von Hieronymus Lotter d. J. sowie des Meßlagers der beiden Niederländer Cornelius Caimox d. Aelt. und d. J. In die neuere Zeit führt uns ein umfangreicher Aufsatz von F. Herm. Meyer: „Reformbestrebungen im achtzehnten Jahrhundert"; derselbe beruht auch zum guten Theile auf Kirchhoff's Sammlungen. Er behandelt auf Grund der theils auszüglich theils in vollem Wortlaut mitgetheilten Acten den Kampf der Leipziger und anderer deutscher Buchhändler gegen die verderbliche Ausdehnung des Nachdrucks und des Handels mit Nachdruckwerken sowie gegen eine Reihe anderer Uebelstände im buchhändlerischen Geschäftsbetrieb. Phil. Erasm. Reich und Imm. Breithaupt waren es, die hauptsächlich eine Reform anbahnten, theils durch Vorstellungen bei der Leipziger Büchercommission und den andern sächsischen Behörden, theils durch die 1765 erfolgte Begründung der „Buchhandlungsgesellschaft", die bis etwa 1774 bestand. Das kursächsische „Mandat den Buch-Handel betreffend" vom 18. Dec. 1773 suchte manchen der gerügten Uebelstände abzustellen. Weitere Verhandlungen betrafen die Censurverhältnisse und den Leipziger Buchdruckereid; sie führten schließlich zu dem Censur-Regulativ von 1782, das freilich den Uebelständen keineswegs gründlich abhalf. Den Schluß des Bandes bilden eine Anzahl Miscellen von F. Geß und A. Kirchhoff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 4. April. 1889.

Zur Erinnerung an den 5. April 1849.

H. J. Der 5. April des Jahres 1849 ist ein so hoher und so ganz einzig dastehender Ehrentag deutscher Wehr und Waffen, wie die deutsche Kriegsgeschichte wol nicht einen zweiten zu verzeichnen hat. Und nichtsdestoweniger hat Schreiber dieses in einer ganzen Anzahl militärischer Kalender, welche die nebensächlichsten Gefechte als Erinnerungstage verzeichnen, den Namen Eckernförde vergebens gesucht. Die Kalendermacher scheinen ihn bereits vergessen zu haben. Es dürfte deshalb an der Zeit sein jetzt, an dem 40. Jahrestage dieses höchst merkwürdigen Gefechts, in welchem der Stolz und die Blüthe der dänischen Kriegsflotte, das Linienschiff „Christian VIII." und die Fregatte „Gefion", mit zusammen 159 Kanonen, der glänzenden Tapferkeit und Ausdauer von 92 deutschen Artilleristen mit zehn Geschützen unter Führung des Hauptmanns Jungmann erlagen, zu erinnern. Eine kurze Skizze dieser herrlichen Waffenthat mag dem Leser selbst die Frage vorlegen, ob dieser Tag zu Deutschlands Ehren- und Gedenktagen zu zählen ist, oder der Vergessenheit anheimgegeben werden darf.

Im März 1849 kündigte Dänemark den am 26. August 1848 abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö, durch welchen der Feldzug 1848 des deutsch-dänischen Krieges beendet war, so daß am 26. März der Feldzug des Jahres 1849 beginnen konnte. Schon am 20. März hatte der General v. Bonin, commandirender General der Schleswig-Holsteinischen Truppen, seine 14000 Mann in der Landschaft Sundewitt und bei Flensburg vereinigt, während die dänische Armee in der Gesammtstärke von 28000 Mann mit 7000 Mann unter dem General v. Rye an der jütländischen Grenze bei Colding, und mit 21000 Mann auf der durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Insel Alsen, als Flankenstellung gegen die nach dem Norden vorrückenden deutschen Truppen, stand. Bonin's nächste Aufgabe war, die Vereinigung des dänischen Nordcorps mit der Armee von Alsen vor dem Eintreffen der deutschen Reichstruppen zu verhindern, welche erst am 5. April in einer angemessenen Stärke nördlich von Flensburg eintreffen konnten, und den Anmarsch dieser Reichstruppen, welche von Altona her im Vorrücken waren, gegen die Armee von Alsen zu decken, welche am 3. April die Brücke überschritten hatte und von den Düppeler Höhen aus die nach dem Norden führenden Straßen bedrohte. Der Plan der Dänen für die Eröffnung des Feldzuges beruhte auf einem gleichzeitigen Angriff Bonin's, von dem man glaubte, daß er bei Bau Stellung nehmen würde, durch die von Colding kommende combinirte Brigade v. Rye, und die Armee von Alsen, unterstützt durch einen damit zusammenfallenden Angriff auf Eckernförde durch die Flotte. Durch letzteren gedachte man die Verbindungen der bei Flensburg befindlichen Schleswig-Holsteinischen und Reichstruppen mit Deutschland zu unterbrechen, dadurch Schrecken und Verwirrung zu verbreiten, Rendsburg zu alarmiren, Kiel zu bedrohen, eine Theilung der gegnerischen Streitkräfte zu veranlassen und dadurch den von Norden und von Osten her erfolgenden Hauptangriff zu unterstützen. Dem Unternehmen auf Eckernförde wurde ganz besonders große Bedeutung beigelegt. Die am 3., 4. und 5. April von den Dänen von den Düppeler Höhen her unternommenen Vorstöße wurden ebenso wie das Unternehmen des Generals v. Rye auf Flensburg von General v. Bonin mit seinen Schleswig-Holsteinern erfolgreich zurückgewiesen. Am 5. April lösten die Reichstruppen Bonin vor Düppel ab, so daß dieser sich nun ganz gegen den General Rye wenden und denselben nach Colding zurücktreiben konnte, wohin jetzt auch die auf Alsen gewesenen Truppen gezogen waren. Das dänische Unternehmen auf Eckernförde verlief aber folgendermaßen:

Am westlichen Ende des Eckernförder Meerbusens liegt das offene Städtchen Eckernförde mit etwa 4000 Einwohnern, zu dessen Schutze von der Seeseite her zwei höchst einfache Erdwerke aufgeführt waren. Etwa 600 Meter südlich der Stadt lag unmittelbar am Strande die Südbatterie, ein in der Kehle durch Pallisaden und ein Blockhaus geschlossenes Werk, armirt mit vier leichten 18 Pfündern, welche die Bucht ihrer Länge nach von Westen nach Osten bestrichen. Im Rücken der Batterie, auf dem ansteigenden Uferrand, lag eine für eine Compagnie Infanterie eingerichtete Redoute. Am Nordrande der Bucht, 1400 Meter Luftlinie von der Stadt entfernt, lag am Strande die Nordbatterie, deren 6 Geschütze, zwei 84pfündige Bombenkanonen, zwei 24pfündige und zwei 18pfündige Kugelkanonen, ihre Schüsse mit denen der Südbatterie kreuzten. Erst am 26. März waren die Batterien fertig geworden. Der gemeinsame Commandeur beider Batterien, Hauptmann Jungmann, früher preußischer Artillerieofficier, dann in der Türkei Commandeur der Dardanellenschlösser, war erst am 10. März von dort in Schleswig eingetroffen und vom General v. Bonin mit diesem wichtigen Commando betraut worden. Er war hier der einzige Officier der fünften Festungsbatterie, und der Feldwebel Clairmond, welcher die Nordbatterie commandirte, und ein Bombardier die einzigen Artilleristen beider Strandbatterien, welche länger als ein Jahr gedient hatten. 40 Artilleristen waren Rekruten und die übrigen Kanoniere, Bombardiere und Unterofficiere, einschließlich des die Südbatterie commandirenden Unterofficiers v. Preußer, entstammten der vorletzten Rekrutenschule. Die artilleristische Besatzung der Nordbatterie bestand aus zwei Unterofficieren und 50 Mann, während die Südbatterie, unter dem erst 23jährigen Unterofficier v. Preußer, nur einen Unterofficier und 35 Mann zählte. In Eckernförde stand außerdem das lediglich aus Rekruten bestehende 3. Schleswig-Holsteinische Reserve-Infanterie-Bataillon unter dem Hauptmann Irminger, bestimmt die Infanteriebesatzung beider Werke zu geben, während zwischen Eckernförde und Kiel, mit dem Stabsquartier Gettorf, der Herzog von Coburg-Gotha mit drei süddeutschen Bataillonen und einer nassauischen sechspfündigen Feldbatterie stand, zur Sicherung der Küste gegen feindliche Landung. Der Commandeur des dänischen Ostsee-Geschwaders, Admiral Garde, hatte dem Capitän Paludan, Befehlshaber des neuesten und gewaltigsten Linienschiffs der dänischen Flotte „Christian VIII.", 92 Kanonen, die Ausführung des Unternehmens auf Eckernförde übertragen. Derselbe sollte, in Gemeinschaft mit der Fregatte „Gefion", 54 Geschütze, der Corvette „Galathea", 40 Geschütze, den Dampfschiffen „Hekla", sieben Geschütze, „Geyser", sechs Geschütze, und drei Transportschiffen mit einer Compagnie Infanterie, am Abend des 4., oder wenn Solches des Windes wegen nicht zulässig sei, am Morgen des 5. April in den Eckernförder Hafen einlaufen, an verschiedenen Stellen Truppen ausschiffen, die Strandbatterien zerstören, sich in den Besitz der Stadt setzen und dort die Vorräthe zerstören oder mitführen. „Die Alarmirung solle so heftig wie möglich geschehen, um die Aufmerksamkeit des Feindes nach dem Süden zu lenken."

Am Abend des 4. April, zwischen 6 und 7 Uhr, erschienen die erwähnten Schiffe in der Mündung des Eckernförder Meerbusens und näherten sich der Nordbatterie. Auf einen Schuß derselben ging das Geschwader in etwa 7000 Meter Entfernung vor Anker. Der heftige Ostwind verhinderte den Capitän Paludan noch während

der Nacht vorzugehen. Hauptmann Jungmann aber, der sich in der Nordbatterie befand, zweifelte nicht, daß ihm und den Seinen ein Kampf auf Leben und Tod am anderen Morgen bevorstände, und ließ die Leute bei Zeiten sich zur Ruhe legen, damit sie um 4 Uhr frisch dem Feinde ins Auge sehen könnten. Um 6 Uhr Morgens des 5. April, es war Gründonnerstag, lichtete das Geschwader bei sanftem Ostwind die Anker, und näherte sich mit vollen Segeln der Nordbatterie. Ein majestätischer Anblick, aber wenig ermuthigend für die Besatzung der Batterie: — fünf Schiffe mit 199 der neuesten und besten schweren Schiffsgeschütze gegen ihre sechs eisernen Kanonen zweifelhaften Alters und Werthes! Doch der Schleswig-Holsteiner ist wie zum Artilleristen geschaffen, vor Allem, wenn der Muth und der Geist eines Jungmann ihn beseelt. Es war 6 Uhr 30 Minuten, als die Nordbatterie das Feuer auf die ansegelnde Flotte eröffnete, deren fünf Schiffe in einem Halbkreise auf 1000 Schritt Entfernung die Nordbatterie umgaben, rechts die Corvette, zwei Dampfschiffe, die Fregatte, und am linken Flügel das Linienschiff, letztere beiden zugleich auch die Südbatterie unter Feuer nehmend, um mit ihren Breitseiten diese miserablen kleinen Erdwerke wegzufegen. Auf der Brustwehr der Nordbatterie stand Hauptmann Jungmann, mit seinem Säbel die erste Salve von 42 Geschützen „Christian's VIII." salutirend; denn um die junge Mannschaft, die feindliches Feuer noch nicht kannte, aufzumuntern und dreist zu machen, hatte er sich vorgenommen, auf der Brustwehr stehend die ersten Lagen des Feindes zu empfangen. Und in ununterbrochener Folge überschütteten jetzt die Schiffe mit ihren Breitseiten beide Schanzen, einen Donner erregend, den Schreiber dieses deutlich in Atzbüll — 60 Kilometer Luftlinie — vernahm. Langsam, aber mit größter Sicherheit feuerten die Geschütze der Nordbatterie, bei dieser günstigen Entfernung jeder Schuß seines Zieles gewiß. Die um 200 Schritt näher gekommene Corvette, welche die beiden 24-Pfünder sich zum Ziel genommen hatten, mußte nach heftigem Kampfe schon nach einer Stunde das Gefecht aufgeben und lavirte in die offene See hinaus. Schwer getroffen folgte ihr bald der Dampfer „Hekla", im Schlepptau des „Geyser", so daß nur noch das Linienschiff und die Fregatte im Kampfe blieben. Da während der ersten Stunde des Gefechts das Feuer hauptsächlich gegen die Nordbatterie gerichtet war, rückte um 8 Uhr der Hauptmann Irminger mit der 3. Compagnie seines Bataillons unter dem Premierlieutenant Schneider in die Batterie, zur Verstärkung derselben gegen einen Landungsversuch der Dänen, und zur Unterstützung der Artilleristen an den Geschützen, wozu sie von Hauptmann Jungmann vorsorglich angeleitet waren. Nach zweistündigem Gefecht wurde das erste Geschütz in der Nordbatterie demontirt, doch folgten sehr bald mehrere, so daß dieselbe zeitweilig nur aus einem Geschütz die feindlichen Lagen erwidern konnte; aber Officiere, Unterofficiere, Bombardiere und Gemeine wetteiferten in der gefährlichen Arbeit an den Geschützen und an der Wiederherstellung der außer Gefecht gesetzten. Eine feindliche Kugel warf die Fahne, das Symbol des Kampfes, von der Fahnenstange herab. Mit höchster Todesverachtung wurde sie durch Jungmann, Premierlieutenant Schneider und zwei Artilleristen wieder befestigt, und als sie wieder im Winde flatterte, schwenkte Jungmann auf der Brustwehr seine Mütze und rief dem Feinde ein schallendes „Guten Morgen!" zu. Seine ruhige Besonnenheit, seine todesverachtende Kühnheit und seine große Sachkenntniß entflammten die Mannschaft zu höchster Begeisterung und dadurch bedingter, fast übermenschlicher Leistung. Der Besatzung der beiden Schiffe mag eigen zu Muthe geworden sein, als es ihr, trotz der hervorragendsten Tapferkeit und Kühnheit, nach mehr als vierstündiger blutiger Arbeit doch nicht gelingen wollte, die kleine Nordbatterie zum Schweigen zu bringen und der in ihrem Innern und Aeußern zunehmenden Verheerung zu wehren. Bald nach 11 Uhr legten beide Schiffe, wol gegen ihre Absicht, infolge des zunehmenden Ostwindes, tiefer in den Hafen hinein, wodurch sie in die günstigste Schußlinie der Südbatterie geriethen, in welcher der Unterofficier v. Preußer mit größter Auszeichnung das Commando führte. Er hatte zwar schon von Beginn des Gefechts die Nordbatterie erfolgreich unterstützt, doch jetzt übernahm er die erste Rolle, da die Nordbatterie, nach Lage ihres Gefechtsfeldes, nur mit ihren beiden Bombenkanonen wirken konnte, welche in der rechten Flanke standen, von denen aber eine bereits demontirt war. Die Fregatte „Gefion" trieb in eine so ungünstige Lage, daß sie nur die eine ihrer Breitseiten, und zwar gegen die Nordbatterie, gebrauchen konnte, während durch die Geschosse der Südbatterie ein großer Theil ihrer Mannschaft außer Gefecht gesetzt, die Takelage zerrissen und der Rumpf in gefahrvoller Weise durchlöchert wurde, so daß sie kaum noch seetüchtig war. Durch Signale rief sie den Dampfer „Geyser" zur Hülfe, um sich außer Gefecht schleppen zu lassen. Schon war das Bugsirtau an der Fregatte befestigt, als eine Kugel dasselbe zerriß; wiederum befestigt, ward das Dampfschiff selbst an der Maschine so schwer getroffen, daß es ihm kaum gelang, den vernichtenden Geschossen der Batterien zu entkommen. Gegen 10 Uhr war den Schleswig-Holsteinern eine sehr willkommene Hilfe in zwei Geschützen der 6pfündigen nassauischen Feldbatterie erschienen, welche westlich der Nordbattterie am Strande auffuhren. Konnten sie auch wegen ihres kleinen Kalibers den Schiffsrümpfen nicht gefährlich werden, so richteten sie doch unter der Mannschaft große Verheerung an, zerrissen die Takelage und lenkten einen Theil des Feuers auf sich selber ab.

Da alle Bemühungen, die Strandbatterien zum Schweigen zu bringen, vergeblich waren, und ihre Nothlage immer größer wurde, so hätten die Dänen um 1 Uhr gern den Rückzug angetreten. „Christian VIII." verlangte, vom Dampfer „Geyser" hinausbugsirt zu werden, dem aber die Maschine und das Steuer zerschossen war. Man versuchte deshalb, das Schiff hinauszuwarpen, und sandte unterdessen ununterbrochen die Breitseiten gegen die Batterien. Jedoch die große Zahl der Kampfunfähigen, die Ermüdung der Uebrigen und der heftige Ost machten diesen Versuch erfolglos; und als jetzt auch „Gefion" erklärte, weder unter Segel gehen, noch auch den Kampf fortsetzen zu können, verkündete nach siebenstündigem ununterbrochenem Kampfe gegen 2 Uhr die weiße Flagge auf dem Linienschiff die Bitte um Unterhandlung. Das Feuer verstummte von beiden Seiten, und durch einen Parlamentär sandte der Capitän Paludan die folgende, dänisch geschriebene Erklärung: „Der Unterzeichnete schlägt eine Einstellung der Feindseligkeiten unter der Bedingung vor, daß die Schiffe frei auspassiren, ohne daß von den Batterien auf sie geschossen wird. Wird dieser Vorschlag nicht angenommen, so wird Eckernförde in Brand geschossen und die Folgen werden Sie zu verantworten haben." Mit diesem Schriftstück eilten der Bürgermeister Langheim und der Etappencommandant Hauptmann Wigand zu dem in der Nordbatterie mit der Wiederherstellung der demontirten Geschütze beschäftigten Hauptmann Jungmann, ihm, als Commandant der Strandbatterien, die Entscheidung überlassend, welche ohne Bedenken lautete: „Ich werde schießen, so lange ich ein Geschütz und einen Schuß besitze, es sei denn, die Dänen ergeben sich." — Die „an den Flottencommandanten Paludan" zurückgehende Antwort lautete deshalb: „In Erwiderung Ihres Schreibens vom heutigen Dato bemerken die unterzeichneten hierselbst höchstcommandirenden Officiere, daß sie sich nicht veranlaßt finden, das Schießen der Batterien auf die Schiffe einzustellen. Sollten Sie Ihre Drohung, eine offene Stadt in Brand zu schießen, zu vollführen für gut befinden, dann fiele selbstverständlich der Fluch eines solchen Vandalismus auf Dänemark, das Sie hier vertreten. Nordbatterie, den 5. April 1849. gez. H. Irminger, Hauptmann und Bataillons-Commandant. Wigand, Etappencommandant. Jungmann, Hauptmann und Batterie-Chef."

Für die Thätigkeit, Ruhe und Besonnenheit Jungmann's ist bezeichnend, daß er, nachdem die vorgenannten Herren mit diesem von ihm verfaßten Schreiben nach Eckernförde zurückgefahren und er die Aufstellung des einen seiner 24 Pfünder an Stelle der demontirten Bombenkanone besorgt hatte, jetzt schon Zeit fand, seinen ersten Bericht über den bisherigen Verlauf des Gefechtes an das Generalcommando und ein zweites Schreiben an den Zeugetat in Rendsburg zu expediren, in welchem er Laffetten und Munition forderte. Trotz der ablehnenden Antwort suchte Paludan erneute Verhandlungen anzuknüpfen, das Parlamentärboot wurde jedoch von dem aufgebrachten Volk zurückgewiesen, und um 4½ Uhr erging an ihn folgende Aussage: „Da eine längere Verzögerung des Wiederbeginns der Feindseligkeiten nicht in unserem Interesse liegt, so werden sie von unserer Seite nach zehn Minuten wieder begonnen. Nordschanze, den 5. April 1849. Nachmittags 4½ Uhr. gez. Jungmann, Hauptmann und Commandeur der Küstenbatterien. Irminger, Hauptmann und Bataillons-Commandeur."

War den Dänen diese Waffenruhe erwünscht gewesen, so den Schleswig-Holsteinern nicht minder, denn von den zehn Geschützen waren nur noch drei nicht demontirt, und diese von dem unablässigen Feuern so glühend, daß sie kaum noch brauchbar. Als die Aussage erfolgte, waren fünf wieder schußbereit, in der Nordschanze zwei, in der Südschanze drei. — Außerdem war den Schleswig-Holsteinern während des Parlamentirens eine höchst willkommene Hilfe gekommen in noch vier Geschützen der nassauischen Feldbatterie, welche zwischen der Stadt und der Südbatterie am Strande Stellung

nahmen. Während des Parlamentirens hatte sich das Linienschiff ganz nahe vor die Stadt gelegt, augenscheinlich in der Absicht, der Drohung, sie in Brand zu schießen, größeren Nachdruck zu verleihen. Als das Gefecht wieder begann, machte Paludan den Versuch, unter Zurücklassung der „Gefion" mit seinem „Christian VIII." zu entrinnen. Die Segel waren entfaltet und das Schiff hatte bereits den Lauf nach dem rettenden Osten begonnen, während seine Spiegel-Geschütze die wehrlose Stadt beschossen, doch concentrisch von den Strandbatterien und den furchtlosen Nassauern, welche schutzlos den schweren Schiffsgeschützen sich darboten, unter Feuer genommen, waren in wenigen Minuten alle Segel zerrissen und zerfetzt, das Schiff trieb, der Winde Spiel, den feindlichen Geschützen und dem Strande entgegen, auf welchem es in halber Schußweite von der Südbatterie fest gerieth, deren Kartätschen sein Deck rein fegten. Die Fregatte „Gefion" hatte den Kampf nur mit verhältnißmäßig schwachem Feuer gegen die Nordbatterie wieder aufgenommen; es wurde schwächer und schwächer, verstummte endlich ganz, und — 5½ Uhr Nachmittags strich der Capitän Meyer den von seinem Schiffe wehenden Danebrog. Die schönste Fregatte Dänemarks hatte sich den Schleswig-Holsteinern ergeben! — Eine halbe Stunde später sank auch vom „Christian VIII." langsam die Flagge, — das gewaltigste Linienschiff der dänischen Kriegsflotte folgte dem Beispiel der „Gefion"!

Das Unglaubliche war geschehen! Die Nordbatterie hatte seit 8 Uhr Morgens aus zwei Geschützen mit glühenden Kugeln geschossen, und schon zwischen 9 und 10 Uhr bemerkten Jungmann und Irminger, sobald der Wind den blauen Pulverdampf einer Lage vom Verdeck des Linienschiffes hinweggeweht, über demselben eine Wolke gelblichen Rauches, als Zeichen, daß es im Innern brenne. In der schrecklichen Aufregung des Kampfes war es nicht gelungen, den Brand zu löschen, dessen Heerd schwer zu erreichen war, und als das Schiff sich ergeben hatte, war höchste Noth im Verzuge. Die Boote eilten rastlos zwischen dem Lande und dem Schiffe hin und her, um die gefangene Besatzung auszuschiffen, und Preußer, den Jungmann selbst den „Bravsten der Braven" nannte, war an Bord geeilt, um zu retten, was zu retten war. — „Inzwischen ward es Nacht, der Mond ging auf über die jubelnde Stadt, über den mit Tausenden froher Menschen bedeckten Strand. — Es war 8½ Uhr — da erfolgte plötzlich eine furchtbare Explosion, ein Krachen, als wollte das Weltall aus seinen Fugen brechen; eine ungeheure, fast unabsehbare Feuersäule erhob sich aus der Tiefe, hoch in die Lüfte. Ein lautes Schreien und Gewimmer klang gellend über die Wasser; Tausende von Feuern, welche die Lüfte erfüllten; ein Qualm und ein Rauch, welcher das Licht der Sterne und des Mondes verschwinden ließ." — Das Feuer hatte die Pulverkammer erreicht, und das Schiff war in die Luft geflogen, mit ihm — nächst Jungmann der erste Held des Tages — Louis Theodor v. Preußer. — Die Fregtte „Gefion" lag am folgenden Morgen, geschmückt mit der deutschen Flagge, im Eckernförder inneren Hafen. Sie wurde nach Beendigung des Krieges der preußischen Marine einverleibt. Außer den beiden besten Schiffen ihrer Flotte verloren die Dänen an diesem denkwürdigen Tage 131 Todte, 80 Verwundete und 943 Gefangene; die Deutschen 4 Todte und 14 Verwundete. Um zu verhindern, daß die gestrichene Flagge des Linienschiffes „Christian VIII.", der vor sechs Jahrhunderten vom Himmel herabgesendete Danebrog, in die Hände der Feinde falle, ward sie von den Dänen in das Meer versenkt, das Meer aber nicht behielt; denn unter den zahllosen umherschwimmenden Trümmern wurde sie aufgefischt. Dies Kleinod sandte die Statthalterschaft durch den Erbprinzen von Augustenburg an den Erzherzog Reichsverweser, welcher diese Ehrerbietung folgendermaßen beantwortete:

An die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins! Aus den Händen des erlauchten Prinzen, welchen die Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein an mich gesendet hat, habe ich die Orlogsflagge jenes Linienschiffs erhalten, welches der Stolz der feindlichen Seemacht war und durch die ausdauernde Tapferkeit und Kriegskenntniß der Schleswig-Holsteinischen Truppen vernichtet worden ist. Indem ich letzteren meinen Glückwunsch zu dieser schönen Waffenthat abstatte, welche in den Jahrbüchern des Krieges in ihrer Eigenthümlichkeit einzig dasteht, bitte ich die Statthalterschaft insbesondere, jenen Tapferen, welche sie verrichteten und sich dadurch einen dauernden, ehrenvollen Platz in der Kriegsgeschichte Deutschlands erworben haben, den Dank auszusprechen, welchen ich mich verpflichtet fühle, im Namen des gesammten Deutschen Vaterlandes hiermit auszusprechen. Die innige Theilnahme Deutschlands an den Geschicken der Herzogthümer hat nicht lebendiger ausgedrückt werden können, als durch das denselben zugesendete Heer, in welchem die überwiegende Mehrheit der deutschen Volksstämme vertreten ist, in dessen Reihen deutsche Fürsten stehen und welches sich mit den tapferen Söhnen der deutschen Nordmark zur kräftigen Abwehr des feindlichen Angriffes vereinigt hat. Frankfurt a/M., den 28. April 1849. Der Reichsverweser Johann.

Nachdem der General v. Bonin durch Corpsbefehl vom 6. und vom 8. April den heldenmüthigen Vertheidigern der Strandbatterien höchste Anerkennung gezollt, und wegen besonderer Bravour und Hingebung den Feldwebel Clairmond zum Oberfeuerwerker, den Unterofficier Stinde zum Feldwebel, eine Anzahl Bombardiere zu Unterofficieren und Kanoniere zu Bombardieren ernannt hatte, verkündete der Corpsbefehl vom 12. April:

1) Auf Vorschlag des Generalcommandos hat die Statthalterschaft unterm 11. d. den Hauptmann Jungmann von der Artillerie für sein ausgezeichnetes Benehmen in dem ruhmwürdigen Gefecht bei Eckernförde am 5. d. zum Major befördert. Derselbe bleibt in seiner bisherigen Function. 2) Um das Andenken des am gedachten Tage gebliebenen Unterofficiers v Preußer von der Artillerie wegen seines ausgezeichneten Benehmens auf ewige Zeiten zu ehren, bestimme ich, daß derselbe als Lieutenant der Artillerie in den Officier-Ranglisten von der Artillerie-Brigade aufgenommen und als solcher fortgeführt werde. Dieser Befehl ist sämmtlichen Mannschaften beim Appell vorzulesen. (gez.) v. Bonin.

Bücherbesprechungen.

C. H. — Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie von Friedrich Jodl, o. ö. Professor an der deutschen Universität zu Prag. II. Band. Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1889. — Der Verfasser dieses gelehrten und ausführlich angelegten Werkes hat sich einer Aufgabe unterzogen, die nicht frei ist von mannigfachen und sich weithin verzweigenden Schwierigkeiten. Das Gebiet der Ethik hat in der Geschichte der neueren Philosophie im Allgemeinen nicht eine gleiche wichtige und bedeutungsvolle Stellung eingenommen als dieses in der Philosophie des Alterthums der Fall gewesen war. Man sah in der neueren Zeit zunächst im Christenthum den allein wahren Ausdruck des ethischen Principes und es lag für die Philosophie infern nicht so wie damals ein unmittelbar praktisches Bedürfniß der Beschäftigung mit den ethischen Fragen vor. Metaphysik und Erkenntnißlehre haben in der neueren Zeit vor dem Gebiete der Ethik im Ganzen entschieden im Vordergrunde gestanden. Die Ethik aber ist ihrer Natur nach eigentlich eine praktische oder mit ihrer Spitze in das wirkliche Leben der Menschen eingreifende Wissenschaft. Man muß deswegen hierbei immer solche Lehren unterscheiden, die actuell in das wirkliche sittliche Leben ihrer Zeit eingegriffen haben, von solchen, die blos von speculativ-theoretischem oder rein wissenschaftlichem Werth und Interesse gewesen sind. Ersteres aber kann im strengen Sinne in der ganzen neueren Zeit beinahe nur von den beiden Lehren Kant's und Fichte's gesagt werden. Nur dieses war ein wirklich entscheidender markiger und kraftvoller sittlicher Gedanke, der sich in seinen Wirkungen bis in weite Kreise des deutschen Lebens erstreckt hat. Alle echte Ethik muß zuletzt wirksam oder für die allgemeine Vollkommenheit des Lebens praktisch brauchbar sein. Es ist späterhin und namentlich in der neuesten Zeit eine mannigfache und vielgestaltige Gährung auf dem Gebiete der ethischen Begriffe und Fragen entstanden, die aber bis jetzt noch keine Aussicht auf eine endliche wahrhafte und gesicherte Abklärung dieses ganzen Problems darzubieten scheint. Dieses ethische Problem verflicht sich bei uns mit allen weiteren Fragen der theoretisch-metaphysischen Speculation, dann mit den englisch-französischen Lehren der menschlichen Sociologie und Biologie, den modischen Schlagwörtern des Utilitarismus, Altruismus u. s. w. Der Verfasser hat dem Allem in geistvoller Weise und mit kritisch eindringendem Scharfsinn nachzugehen versucht, aber es ist im Ganzen doch nur das Bild einer unklaren und in sich zerrissenen Gährung der verschiedenartigsten Auffassungen und Bestrebungen, welches uns sein sonst höchst werthvolles Buch von dem ganzen Stande dieser Frage in der Gegenwart zu geben vermag. Die Lehren Kant's und Fichte's mögen ihrer theoretischen Begründung nach immerhin als höchst anfechtbar und zweifelhaft erscheinen, aber es war doch überall die energische und charaktervolle Betonung des inneren Principes der Sittlichkeit als solcher, worin ihr Werth und ihre Bedeutung bestand. Auch was bei Hegel und anderen rein theoretischen Denkern Ethik oder Lehre von der Freiheit heißt, ist doch zuletzt nur eine bloße ganz abstract gehaltene Kategorienlehre,

der der Verfasser nur in künstlicher Weise einen praktischen oder normativen Werth zuzuschreiben versucht. Die Mitleidstheorie Schopenhauer's, die Phantastereien Baader's, die englischen und französischen Lehren u. a. sind Erscheinungen der Zeit, die alle nur als verfehlte und unvollkommene Wege zu der wissenschaftlichen Feststellung eines echten und wahrhaften sittlichen Ideales angesehen werden können. Die deutsche Philosophie und vernünftige oder besonnene Wissenschaft wird versuchen müssen, aus diesem ganzen Wirrsal von Bestrebungen den richtigen Weg zur Aufstellung eines solchen Ideales zu finden. Die ethische Noth der Zeit aber ist in der That eine große und die Wissenschaft wie der Staat werden gleichmäßig mit allen Kräften an der praktischen Aufgabe der Bekämpfung und Ueberwindung derselben zu arbeiten haben. Der ganze Nebel unserer neueren philosophisch-metaphysischen Formeln und Phrasen über Sittlichkeit, Freiheit u. s. w. hat hierfür überall gar keinen vernünftigen Zweck. Die Gliederung des Buches besteht in 3 Büchern und 16 Capiteln: I. Deutschland. 1) Die Ethik des kategorischen Imperativs: Kant. 2) Die schöne Sittlichkeit: Schiller. 3) Die Ethik der schöpferischen Genialität: Fichte. 4) Der speculative Idealismus. 5) Speculative Reconstructionen der Kirchenlehre. 6) Ausgleich zwischen Idealismus und Naturalismus: Schleiermacher. 7) Die Ethik des ästhetischen Formalismus: Herbart. 8) Die Ethik des Pessimismus: Schopenhauer. 9) Der Eudämonismus. II. Frankreich. 10) Der Spiritualismus. 11) Der Positivismus: Comte. 12) Das ethisch-religiöse Problem in Frankreich. III. England. 13) Allgemeine Charakteristik der englischen Philosophie im 19. Jahrhundert. 14) Die intuitive Schule. 15) Der Utilitarismus. 16) Das ethisch-religiöse Problem in England. — Die Lehre Kant's ist unter allem dem doch immer der einzige wahrhaft entscheidende Gedanke und weitere Fortschritt in der allgemeinen Geschichte des sittlichen Selbstbewußtseins der Menschheit gewesen. Die antike Ethik war erfüllt vom Geist oder von dem Motive des persönlichen Egoismus und Eudämonismus. Die christliche Ethik hatte zur Basis das Motiv der liebenden Hingebung des Subjects an Gott und den Nächsten. Durch Kant endlich wurde das Motiv der reinen und strengen Pflichterfüllung um ihrer selbst willen zur Grundlage der Sittlichkeit erhoben. Es war dieses eine ernste und männliche Fassung oder Formel des Princips der Moral, wie sie dem Wesen und dem Bedürfnisse der neueren Zeit angemessen ist oder entspricht. Dieser Gedanke Kant's kann auch für uns überall nicht mehr entbehrt werden und er wird bei aller weiteren Ausdehnung und Verwirrung der ethischen Begriffe doch immer den Kern und das treibende Hauptmotiv alles energischen Emporstrebens zum Ideale der sittlichen Vollkommenheit zu bilden haben.

—m—. Geschichte der Deutschen Königswahlen vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert. Von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. XII, 244 S. 5,40 ℳ. — Die vorliegende Bernhard Windscheid zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum gewidmete Schrift, die eine in ihren einzelnen Theilen, weniger allerdings in ihrem ganzen Zusammenhange schon vielbehandelte Frage zum Abschluß zu bringen sucht, darf als ein höchst beachtenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Kaiserzeit bezeichnet werden. Nicht ohne Grund weist der Verf. darauf hin, daß gerade jene Zeit zwar seit mehr als einem halben Jahrhundert die eingehendste Behandlung erfahren hat, unter Anderen durch Meister wie Giesebrecht, Waitz und Wattenbach, daß aber für das politische Verständniß derselben, für die Entdeckung der Gedanken, die in jener Entwickelungsperiode des deutschen Volkslebens die leitenden waren, noch viel zu wünschen übrig bleibt. Diese Zusammenhänge für einen wichtigen, vielleicht den wichtigsten Punkt zu ermitteln, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht. Darf man also auch nicht erwarten, neue Thatsachen zu erfahren, schließt sich der Verfasser auch im Wesentlichen den Ergebnissen der bisherigen kritischen Forschung an, so ist es doch sehr lehrreich, an der Hand eines so geistreichen Führers jenen Kampf zwischen Erbrecht und Wahlrecht zu verfolgen, der sich als rother Faden durch die staatsrechtliche Entwickelung des deutschen Reichs vom 9. bis zum 13. Jahrh. hindurchzieht. M. beginnt mit dem Nachweis, daß schon im Merovingerstaate eine Combination von Wahlrecht und Erbrecht für die Uebertragung der Königswürde maßgebend war: „erblich war das Recht der Familie auf die Königswürde; aber dem einzelnen Gliede dieser Familie wies die Erklärung der Volksgemeinde erst die Ausübung des Herrscherrechtes zu." Trotz des Erbrechts konnte also die persönliche Tüchtigkeit maßgebend sein; und als ein Mangel an tüchtigen Personen eintrat, konnte dies zu einem immerhin revolutionären Wechsel der Dynastie führen, der durch Wahl das karolingische Haus an die Spitze brachte. Als dieses aber die Gewalt hatte, wußte es sofort dem Erbrecht wieder Geltung zu verschaffen; in wie hohem Grade dasselbe über das Wahlrecht den Sieg davon getragen, zeigen vor Allem die Theilungen, die so oft den im Kaiserthum liegenden Gedanken der Reichseinheit durchbrachen. Mit Arnulf's Königswahl trat zwar wiederum das Wahlrecht in den Vordergrund; immerhin kam bei derselben auch die Blutsverwandtschaft in Betracht. Erst das Erlöschen der ostfränkischen Karolinger machte die Erhebung einer neuen Familie nöthig die westfränkischen Karolinger kamen nicht in Frage, weil das 9. Jahrhundert zu einer nationalen Scheidung beider Reichshälften geführt hatte. In derselben Zeit war es auch innerhalb des deutschen Reiches zu einer schärferen Gliederung nach Stammesbesonderheiten gekommen; allein noch gelang es dem Particularismus nicht, die nationale Monarchie zu überwuchern. Bei der Wahl Konrad's I., einem mißglückten Versuche der Uebertragung der Krone auf ein anderes Haus, wie bei der Heinrich's I. fielen immerhin auch die verwandtschaftlichen Beziehungen zum alten Herrscherhause ins Gewicht. Otto I. gelang wiederum die Stiftung einer erblichen Dynastie; er ist der eigentliche Begründer des deutschen Reiches. Die Designation des Nachfolgers, seine Wahl zu Lebzeiten des Vorgängers suchten eine Verbindung zwischen Erbrecht und Wahlrecht zu bewirken. Leider erlosch das Haus der Ottonen sehr bald. Unter dem salischen Hause erlitt der Gedanke der Erbmonarchie den ersten schweren Stoß dadurch, daß sich das Papstthum und die Fürstenmacht die Hand zum Kampfe gegen dasselbe reichten. Die Wahl des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben stand im schroffsten Gegensatz zu den bisherigen Ueberlieferungen. Der Widerstreit zwischen dem Königthum einerseits, dem Particularismus und der Curie, die fortan die Entscheidung über die Giltigkeit der Wahl beanspruchte, andererseits beherrschte nunmehr die deutsche Geschichte. Den ersten entschiedenen Sieg trug das Princip des Wahlrechts 1125 durch Lothar's Wahl davon. Dann vereinigte freilich unter Friedrich I. noch einmal das Königthum eine so große Machtfülle in seinen Händen, daß das Erbrecht wieder zu voller Geltung zu kommen schien. Allein die Ungunst des Schicksals, die Friedrich's Erben nur eine kurze Lebensdauer beschied und zugleich einen so bedeutenden Mann, wie Innocenz III., auf den päpstlichen Stuhl brachte, führte zu der verhängnißvollen Doppelwahl von 1198 und verhalf weiterhin dem Wahlrecht zu unbeschränkter Herrschaft. Im Zusammenhange damit steht, daß die bis dahin schwankenden Grundsätze über die Berechtigung zur Wahl festere Gestalt bekamen. War der Reichsfürstenstand schon in den letzten Jahren Friedrich's I. schärfer als früher umgrenzt worden, so erlangte die ursprünglich ziemlich willkürliche Theorie des Sachsenspiegels, nach der das Wahlrecht im Grunde auf sechs Fürsten beschränkt war, in Kurzem allgemeine Anerkennung. So war um die Mitte des 13. Jahrhunderts die alte deutsche Verfassung durchbrochen, das Erbrecht war und blieb zerstört, die Freiheit der Königswahl gesichert. „Während die Behauptung und Befestigung des königlichen Erbrechts für lange Zeiten den festen Halt des Königthums abgegeben hatte, so hat die freie Wahl des deutschen Königs den Niedergang des deutschen Reiches im Mittelalter bedeutet und besiegelt."

W—k. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in Schule und Haus. Von Dr. Otto Börner. Dresden, Verlag von Ehlermann, 1889. — Der Verf. stellt sich auf den ebenso richtigen wie keineswegs neuen Standpunkt, daß der systematisch-grammatische Unterricht in den Schulen nicht vernachlässigt werden darf, und man kann auch zugeben, daß sein Hilfsbuch eine gute Anweisung enthält, um dem Unterricht in der französischen Formenlehre eine systematische Form zu geben. Wir halten es für ganz praktisch, die Paradigmen der regelmäßigen Verben eingehend vorzuführen, denn wenn auch die Schüler sich dieselben unter Anleitung der Lehrer bei Benutzung der Wandtafel allerdings selbst anfertigen können, so ist doch zweifelhaft, ob das auch ganz richtig und fehlerfrei geschieht. Aber wir haben Einwendungen gegen das den größten Theil des Buches ausfüllende Wörterverzeichniß zu machen, denn abgesehen davon, daß man nicht weiß, nach welchen Principien dasselbe aufgestellt ist, da keine Uebungsbeispiele gegeben sind, muß doch die Bezeichnung der Aussprache als eine mißglückte angesehen werden, sie ist geradezu unpraktisch, weil sie nicht selten höchst störend fürs Auge und dadurch auch für das Gedächtniß des Schülers hervortritt. Man sehe sich nur ein paar Beispiele statt vieler an. Die Aussprache von absent wird durch ăbsã', -ã't gegeben, éponge = ĕpõ'z, simple = sẽ'plə u. s. w.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 41. Sonnabend, den 6. April. 1889.

P. K. Rosegger.

Eine literarische Plauderei von Fr. M. Hempel.

Der österreichische Dichter P. K. Rosegger ist am 31. Juli 1843 in Alpel in der Steiermark geboren. Alpel, das von stundenlangen Wäldern umgeben ist und aus ungefähr 18—20 Bauernhäusern besteht, ist nach Krieglach im Mürzthale eingepfarrt. „Zum Klupenegger" war das Haus zubenannt, in welchem der beliebte Volksdichter das Licht der Welt erblickte. Rosegger's Mutter, die Tochter eines Kohlenbrenners, verstand Bücherdruck zu lesen und brachte diese Kunst mit in das väterliche Haus. Den ersten Unterricht erhielt Rosegger von Michel Patterer ertheilt; später nahm ihn der Dechant von Birkfeld zu sich; aber das Heimweh und andere Gründe trieben ihn bald wieder aus dem Hause dieses Mannes fort. „In jenen Tagen," sagt der Dichter, „ist mein Heimweh geboren worden, das mich seither nicht verließ. Es war dasselbe Gefühl, welches mich später nach Weib und Kind zog und zurück nach den heimathlichen Bergen." In Krieglach lebte eine Frau, wo Rosegger reichlich Gelegenheit fand, Gedichte, Jugendschriften, Volkskalender zu lesen. In einem solchen fand er einst eine Dorfgeschichte von August Silberstein, die ihn anregte, etwas Aehnliches zu schreiben. So schrieb er seit dieser Zeit im Alter von 15 Jahren selbst Dorfgeschichten. Im Sommer 1860 trat er bei dem Schneider Ignaz Orthofer in die Lehre. Das war zu Kathrein am Hauenstein. Bei dem biedern Meister, von dem der Dichter mit rührender Anhänglichkeit erzählt, hat er 5 Jahre gearbeitet. In Kathrein wurde er in seinem dichterischen Schaffen von der Familie Haselgraber unterstützt. Ermuthigt durch sie schickte Rosegger eine Auswahl von Gedichten an die „Tagespost" nach Graz ein; der Redacteur dieser Zeitung, Dr. Swoboda, dem sich der Dichter zu besonderem Danke verpflichtet fühlt, ließ die Geisteskinder desselben zum Abdrucke bringen. Der um Rosegger hochverdiente Dr. Swoboda gewann dem jungen Schützlinge reiche und wohlgesinnte Gönner in der Person des Großindustriellen Reininghaus in Graz und eines reichen Buchhändlers in Laibach. In Graz besuchte er nun die Handelsakademie. Nachdem er bei dem pensionirten Finanzrath Frühauf Unterstand und Pflege genossen hatte, nahm ihn der Director der Handelsschule Dawidowsky in sein Haus auf, wo er unter dem Deckmantel eines Haussecretärs ein frohes Heim genoß. So verrannen die Studienjahre. Das Erste, was der Dichter herausgab, waren Dialektgedichte in steirischer Mundart unter dem Titel: „Zither und Hackbret", zu denen Robert Hamerling, bei dem sich der Dichter persönlich vorgestellt hatte, ein Vorwort schrieb. „Zither und Hackbret" erschienen gerade in den Tagen, Juli 1869, wo sich Rosegger eine Stelle suchen wollte. Da trat wieder Dr. Swoboda als der auf, der den Dichter in anderer Richtung bestimmte, indem er zu ihm sprach: „Jetzt suchen Sie sich keine Stelle. Sie miethen sich ein lichtes Zimmer und studiren und dichten; auch machen Sie Reisen, schauen die Welt an und schreiben darüber. Sie haben einen glücklichen Stil; das Land Steiermark wird Ihnen ein Stipendium verleihen und Sie werden Schriftsteller sein!" — Damit war über Rosegger's Zukunft entschieden. So geschah es. Bald erschien ein neues Werk: „Tannenharz und Fichtennadeln". Nachdem Rosegger seine „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande" der Oeffentlichkeit übergeben hatte, unternahm er eine Reise durch Mähren, Böhmen, Sachsen, Preußen bis nach Rügen. Zwei Jahre später bereiste er Italien. In Neapel erfaßte ihn das bekannte Heimweh, das ihn auf den kürzesten Wegen in die Heimath zurückführte. Später erschienen Geschichten aus Steiermark bei Heckenast in Pest. Von diesem Verleger sagt der Dichter, er habe seine materielle Existenz als Schriftsteller begründet. Im Januar 1872 starb Rosegger's Mutter, die der Dichter so überaus lieb gehabt hatte. Rosegger ward krank und Heckenast's Bemühungen gelang es, den Dichter durch Reisen in der Steiermark wieder gesund zu machen. In demselben Sommer machte Rosegger die Bekanntschaft eines 22jährigen Mädchens aus Graz, welches die Geburtsstätte des Dichters aufsuchte. Aus dieser Bekanntschaft ging Rosegger's erste glückliche — leider so kurze — Ehe hervor. Im Waldkirchlein zu Mariagrun bei Graz wurde Rosegger mit Anna Pichler aus Graz vermählt. Nach zweijähriger, glücklicher Ehe that ihm sein Weib den ersten Schmerz an, als es noch so jung aus dem Leben scheiden mußte. Das war ein harter Schlag, der Rosegger tief traf. Von Neuem trat er mit einem Unternehmen an die Oeffentlichkeit; im Jahre 1876 begründete der Dichter die Zeitschrift „Heimgarten", für welche er Robert Hamerling, Eduard Bauernfeld, Alfred Meißner, Rudolf Baumbach, August Silberstein u. s. w. zu Mitarbeitern gewann. 1877 ließ sich Rosegger ein kleines Wohnhaus in Krieglach bauen, wo er die Sommermonate mit seiner Familie zuzubringen pflegte. Mit Anna Knaur, einer edlen Wienerin, schloß er einen neuen Herzensbund und somit schloß sich auch der Kreis seiner Familie wieder. In A. Hartleben in Wien fand Rosegger einen Verleger, der es verstand, seinen Schriften eine ungeahnt große Verbreitung zu schaffen. Möge der Dichter noch lange zur Freude der Mitwelt sich seines Lebens und seines Schaffens freuen.

Sei es nun verstattet, auf die Person des Dichters etwas näher einzugehen. Rosegger ist einer der volksthümlichsten Schriftsteller Oesterreichs. In Süddeutschland dürfte er vielleicht noch bekannter sein, als in Norddeutschland. Seine Schriften sind voll lebenswarmer Schilderungen und feinfühliger Naturbeobachtungen. Was Masius in so vollendeter Weise mit den besten Formen der Sprache darstellt, das thut Rosegger fast unbewußt durch die Einfachheit der Sprache, aus der infolge beigemischter Provinzialismen eine solche Wahrheit und Innigkeit spricht, wie wir sie bei wenigen Schriftstellern finden. Es mag in der Innerlichkeit seines Wesens liegen. Seine Darstellungen sind tiefempfunden und mit großer Liebe gezeichnet. Er wählt seine Stoffe am liebsten aus seinem Bekanntenkreise; da weiß er sie plastisch darzustellen. Wir sehen sie lebenswahr vor uns, den Schneidergesellen, der fremd wird, dieses Original eines reisenden Handwerksburschen aus alter Zeit, den Hinterschöpp, bei dessen Lebensgeschichte wir weinen und lachen möchten. Rosegger sagt selbst bezüglich der Stoffwahl zu seinen Novellen: „Häufig ist mir der Rath ertheilt worden, meine Stoffe aus der großen Welt zu nehmen. Ich habe es versucht, habe bei den Studien schöne Vortheile für meine Person gezogen, doch in meinen Bauerngeschichten haben die Spuren von Bücherstudien sich niemals gut ausgenommen. Vieles, was die gute Gesellschaft liebt, kam mir flach und abgeschmackt vor. Und aus der Philosophie der modernen Naturgeschichte ist für Poeten nicht viel zu holen. Ich vermöchte in der tausendstimmigen Claviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht zu finden!" Er wandte

sich mit Vorliebe dem Naturmenschen zu. Das Gemüth desselben ist ihm heilig und er will, daß es nicht zu Schaden komme. So sagt er: „Wenn ich sehe, wie im rasenden Flug oder sagen wir in der rasenden Flucht nach vorwärts das Gemüth zu Schaden kommt, dieses unser größtes Gut, auch keinen Ersatz dafür zu ahnen vermag, so blase ich zur Rückkehr zu jenen kleinen patriarchalischen Verhältnissen, in welchen die Menschheit ihre Jugendidylle verlebt hat." Rosegger hält an den Idealen und Tugenden der Vorfahren fest, an der Schlichtheit, dem Frohsinn, dem Familienleben, der Liebe und Treue. Es erging ihm, wie seinem großen Landsmanne Defregger: Was auf seine schöne Seele wirkte, das brachte er zur Gestalt. So sagte er: „Ich habe die Gestalt genommen, wie sie das Leben gab, aber nach eigenem Ermessen beleuchtet. Ich habe die hellsten Lichtpunkte dorthin fallen lassen, wo ich glaube, daß das Schöne und Gute steht, damit entschwindendes Gute wieder in Auge und Herz der Menschen dringen möchte." Rosegger ist Idealist und wenn ihm oft das Herz schwer wird angesichts des harten Kampfes um das Dasein, so sucht er doch immer wieder die versöhnlichen Momente im Leben auf und gestaltet sie. Ihm ist die Erde doch reich und das Leben ein von Gott verliehener, hoher Genuß. „Diese Erde ist ja so reich an Sonnenlicht und Freuden, aber erst der Hinblick auf den Tod giebt Allem die Weihe! Nur der Tod macht das Leben schön und das Leben macht den Tod gerechtfertigt. Die Natur widerstrebt freilich, so lange sie kann, denn es ist ihre Schuldigkeit zu leben. Die Schuldigkeit unserer Seele aber ist — den Leib willig hinzulegen." — Hieraus klingt nicht etwa eine Resignation, die sich mit Worten über einen ernsten Gedanken hinweghelfen will, als vielmehr die Zuversicht, daß die Seele fortdauernd triumphirt über den sterblichen Leib. — Rosegger beobachtet die Natur außerordentlich scharf. Seine Naturschilderungen treten oft im einfachen Sprachgewand auf, aber zwischen den Zeilen lugt die ganze Innerlichkeit eines kräftigen, geadelten Gefühlslebens hervor. Da sehen wir Thautropfen, perlende Kinderthränen, gramdurchfurchte Gesichter, das Roth der Lebenslust und die schwellenden Wangen unverdorbener Jugendreize. Doch erhebt sich die Sprache sehr häufig auch zu einem mächtigen Pathos. Wie sind wir gefesselt, wenn der Dichter in seiner „Waldheimath" uns erzählt, was ihm, dem Hirtenknaben, die Wolkenberge erzählen und die zerrissenen Felswände und tiefen Schluchten zuraunen. Und wo er vom Frieden spricht inmitten der rauschenden Föhren, sei es in feierlicher Morgenstunde oder wenn der Abendwind leise seine Schwingen hebt, da ist seine Sprache von unmittelbarer, ergreifender Wirksamkeit. „Urwaldfrieden, du heilige, stille Zuflucht der Verwaisten, Verlassenen, Verfolgten, Weltmüden, du einziges Eden, das den Glücklosen noch geblieben. Ich höre jenes ewige Klingen der tiefsten Lautlosigkeit." — In solchen Stunden wird unser Herz von einer innigen Sehnsucht ergriffen, für welche wir keinen Namen haben. „Es ist ein Glöcklein im Weltenraum — wir wissen nicht im Erdengrund hienieden oder im Sternenkranz — das ruft uns allerwege. Und zur geruhsamen Stund erfaßt unsere Seele den traulichen Klang und sehnt sich . . . . und sehnt sich" . . . . So versteht er in meisterhafter Weise der Natur ihre Stimmungen abzulauschen und diese in das entsprechende Kleid zu bringen. Wenn die Natur im Gewittersturm tobt, so führt er uns schnell mitten hinein in die tobenden Elemente: „Das Gevögel flattert angstvoll auf, ein Meer von Nebel wallt, fliegt zerzaust zwischen den krachenden Bäumen. Die Wolken brechen und fallen in Fluthen nieder. Jetzt springt Staub, Moos und Reisig empört empor zur Höhe; jetzt ist es von wuchtigen Eiskörnern tief in den Boden geschlagen, und jetzt fährt Alles, Halm und Ast, Stamm und Stein in braunen, brandenden Bächen lawinenartig der Tiefe zu." Seine philosophischen Gedanken, die er den Hauptpersonen in seinen Erzählungen in den Mund legt, sind keine systematischen Darlegungen, wie wir solchen in den Novellen und Romanen Spielhagen's begegnen, sondern mehr hingeworfene Gedanken, von denen der Dichter meint, dem Leser müsse es vorbehalten bleiben, mit welchem Maße er dieselben messe. So sagt er: „Der Mensch versteht in der Regel an fremdem Sange nur das, was er selbst schon erfahren oder empfunden; im wortlosen Lied, in der Musik findet er genau soviel, als er selbst hineinzulegen hat." Das Elend und die Armuth führt er uns in der Gestalt der Einschicht-Res vor, einem unglücklichen Weibe, dem alle Lieben im harten Kampfe um das Leben verunglückt sind im Schnee, in der Schlucht, beim Wildfrevel. Das verbitterte Weib spricht: „Gebetet hab ich, geflucht hab ich, verzweifeln hab ich wollen — all eins ist's geblieben. Nun bin ich das elende Wesen, das mir scheint, als hätte es der Tod vergessen in der Einöd — Haidepeter, Haidepeter — es ist kein Gott!" So ruft das verzweifelnde Weib dem unglücklichen Mann zu, dem das Kind fortgegangen ist und das Weib, dieses zu suchen, und der obdachlos mit zitternden Knien auf einsamer Haide steht, da ihn die Gläubiger aus seiner armseligen Hütte gedrängt haben, und der thränenden Auges gen Himmel schaut mit der Bitte: „Gott, verlaß mich nicht, sonst bin ich ganz in der Einöde!"

Die allgewaltige Natur schrieb mit ihrer Flammenschrift den Trost in Haidepeter's Herz und spendete ihm mit dem Perlenthau des anderen Morgen Balsam. „Wie blaute oben das Himmelsauge, wie strahlte und leuchtete der junge Morgen in den hohen Schroffen, wie tausendstimmig zirpte es in allen lebendigen Zweigen des Hochwaldes und eine Meise im Föhrengehege sang in Einem fort: Dir zur Ehr, dir zur Ehr!" — Und der Haidepeter fand die Ruhe seines Herzens wieder angesichts der in Herrlichkeit wieder erstrahlenden Natur. Gott liebt ja die Menschenkinder auf der kleinen Erde. Was ist seine Liebe gegen die unserige! „Du hast auch geliebt. Welch wässerige Gefühlsseligkeit, welch ängstliche Eifersüchtelei, welch schwacher Muth, welch träge Leidenschaft gegen die weltverzehrende Gluth, die Alles vereint und in der Vernichtung Alles gebiert. Deine Leidenschaft ist ein Sturm im Glase, und du wagst Den, der da in ewiger Größe zürnt, armseliger, menschlicher Motive zu zeihen?" Wenn Rosegger zum Lobredner der göttlichen Größe und Erhabenheit gegenüber unserer Kleinlichkeit, unserem niederen Neide oder gar der Bosheit wird, da verfügt er über kräftige Empfindung und treffende und packende Formen. Nichts ist ihm widerwärtiger als gegenseitige zielbewußt zugefügte Kränkung und rücksichtslos hinausgeschleuderte Schmähung. So läßt er den Waldschulmeister das weidende Reh in folgender Weise anreden: „Nun stehen wir beide einander gegenüber. Bedauerst du mich, oder bedaure ich dich; du hast und genießest voll, was du haben und genießen kannst; mir werden die süßen Freuden des Herzens von der Härte und Erbarmungslosigkeit des Verstandes und der Vorurtheile vergällt. Unser Fühlen artet in Denken aus und das ist unser Unglück; deine Noth ist der Jäger, sowie unsere der Mensch. Du liesest keine Blätter — du frißt sie; nur vor Zeitungsblättern hüte dich; sie sind giftig. Gott Lob, daß sie im Winkel nicht wachsen. Da wächst der Sauerklee, und das ist was für dich, und der Pilzling, und das ist was für mich."

Köstlich sind zuweilen die Hauptpersonen in seinen Dorfgeschichten geschildert. Besonders komisch wirkt die Figur des langen Christian, der dem Lehrling (dem Dichter) auseinander setzt, was es mit einem Handwerksburschen auf sich habe. „Was glaubst du denn eigentlich von einem Handwerksburschen? Meinst, er passirt die Länder, daß er Arbeit sucht? Für was stünd er denn drei Jahr in der Lehr und ließ sich zum Fußhader brauchen, wenn er nachher kein reisender Handwerksbursch werden wollt? Jetzt haben wir die Eisenbahnen, aber kannst du dir einen reisenden Handwerksburschen denken, der auf der Eisenbahn fährt! Für was, möcht ich bitten, werden denn neben den Eisenbahnen her die alten, kostspieligen Landstraßen erhalten, als wie für den Handwerksburschen? S'ist ein Plaisir, kann ich dir sagen und schon gar an einem Ort, wo an jedem End die Tafel steht: „Hier ist das Hausiren verboten!" Wie sich's da ficht! Lehrbub', du weißt noch nichts!"

Es sollte nicht unsere Aufgabe sein, die Werke des Dichters alle aufzuzählen und sie kritisch zu beleuchten; vielmehr sollen diese wenigen Zeilen eine Anregung sein, an der herzerquickenden Roseggerlectüre sich zu erfrischen und zu erfreuen. — Wer einmal mit den Geisteskindern des Dichters verkehrt hat, der gewinnt sie lieb und sucht andere des begabten Schriftstellers auf, um sie gleichfalls lieb zu gewinnen. Rosegger's Schreibweise ist frisch, oft mit derberem oder feinerem Humor gewürzt, in seltener Weise eigenartig, was die Bildung neuer Worte anbelangt, die einen Gedanken so außerordentlich treffend bezeichnen. Dazu kommt, daß Rosegger in jeder Beziehung ein Charakter ist. Sein ganzes Wesen athmet gesunde Bergesfrische, Klarheit und Wahrheit im Denken, mit denen sich Vornehmheit und Adel der Gesinnung paaren, die nur wahrhaft edlen Menschen eigen sind.

Pädagogische Literatur.

—e— Dritter Bericht über das königl. Lehrerseminar zu Annaberg i. Erzgeb. Herausgegeben von Ernst Schwerdtner, Seminardirector. Annaberg, Druck von C. O. Schreiber. 1889. — Der vorliegende Bericht reiht sich den ersten beiden, zu Anfang der 70er Jahre erschienenen Berichten über das Lehrerseminar zu Annaberg an und umfaßt einen Zeitraum von 16 Jahren. Wie

der Verfasser bemerkt, verhinderten „der mehrfache Wechsel im Directorat mit der zeitraubenden Arbeit der Einrichtung im Amte, erhebliche bauliche Veränderungen und wiederholte Umgestaltung des Lehrbetriebes immer wieder die weitere Veröffentlichung von Nachrichten über das Leben und Treiben in der Anstalt". Um so mehr hat sich derselbe nun bemüht, ein möglichst umfassendes Bild zu zeichnen, überzeugt, daß manche Einzelheit, wenn sie auch ferner stehende Kreise nicht interessiren kann, doch für Lehrer und Schüler, die sie mit erlebten, merkenswerth bleiben und auch für die Geschichte des Seminars ihre Bedeutung behalten werde. Der Bericht behandelt in 6 Abschnitten folgende Gegenstände: 1) die Chronik, welcher zwei Gedächtnißreden (auf die Seminardirectoren Schmidt, gest. 1875, und Schuster, gest. 1880) und eine Festrede des Bürgerschuldirectors Kleinert in Dresden einverleibt sind; 2) den Unterricht in den Jahren 1873—1889 (Lehrordnungen, Lehrmittel, Grundzüge des Lehrverfahrens, Lehrbericht 1887/88, Abgangsprüfungen); 3) sonstige Einrichtungen (Lebensordnung, Speisung, Unterstützung der Zöglinge, besondere Verpflichtungen der Anstalt; 4) die Uebungsschule; 5) die Unterhaltung der Anstalt; 6) den Personalstand der Anstalt im December 1888. Angehängt ist dem Berichte eine vom Seminaroberlehrer Richard Herrig bearbeitete „kurze geognostisch-geologische Beschreibung von Annaberg und Umgegend", die, zum praktischen Gebrauche der Schüler bestimmt, zugleich einen Einblick in die Art und Richtung der Privatstudien des Lehrercollegiums thun läßt.

Handbuch des Katechismus-Unterrichts nach Dr. M. Luther's Katechismus für Lehrer und Prediger von Dr. J. M. Gottlob Schumann, Königl. Regierungs- und Schulrath und Pfarrer zu Trier. In 3 Bänden. Zweiter Band. Hannover. Verlag von C. Meyer (Gustav Prior) 1889. — Der vor Kurzem erschienene zweite Band des Schumann'schen Handbuchs beginnt mit der Erklärung des zweiten Hauptstücks und umfaßt die ersten beiden Artikel. Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser zusammengetragen, was zur Vorbereitung auf den Unterricht benutzt und bei diesem verwendet werden kann. Doch ist der gebotene Stoff so reich, daß Lehrer und Prediger, wenn sie das vorliegende Handbuch benutzen, zunächst darauf werden Bedacht nehmen müssen, für ihre Schüler eine dem Bildungsstandpunkte derselben entsprechende Auswahl zu treffen. Einzelne Partien werden so, wie sie ausgeführt sind, in der Volksschule schwerlich behandelt werden können. Ob aber der Verfasser hauptsächlich den Zweck verfolgt, der Volksschule zu dienen, vermögen wir nicht genau zu übersehen, da uns der erste Band seines Werkes, dessen Vorwort sich jedenfalls darüber ausspricht, nicht in die Hände gekommen ist. Allerdings ist der Lehrstoff in der Weise gruppirt, wie ihn die Volksschule im Anschluß an den Wortlaut des Katechismus zu behandeln pflegt. Erster Artikel: 1) von Gott dem Vater; 2) von dem, was Gott gethan hat; 3) von dem, was Gott noch thut; 4) von dem, was Gott bewogen hat, solches zu thun; 5) von dem, was ich Gott dafür schuldig bin. Zweiter Artikel: 1) von der Person des Erlösers (Name, Naturen, Stände); 2) von dem Werke des Erlösers (Wen hat Christus erlöst? Was hat Christus gethan? Wovon, womit, wozu hat mich Christus erlöst?). Hiernach wird auch der Volksschullehrer in dem Schumann'schen Handbuche Vieles finden, was er für seinen Unterricht gebrauchen kann. — Auffällig war es uns bei der Lectüre, daß Text und Erklärung der beiden Glaubensartikel nicht streng in der Fassung gegeben sind, welche von der deutschen evangelischen Kirchenconferenz als die möglichst correcte anerkannt und zu ausschließlicher Anwendung auch in den Schulen empfohlen worden ist.

Denkschrift des fünften Evangelischen Schulcongresses zu Barmen vom 26. bis 29. September 1888. Herausgegeben von dem Bureau des Congresses. Berlin N. 58. Verlag der Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung, Fr. Zillessen. — Der Evangelische Schulcongreß, welcher 1882 in Frankfurt a M. zum ersten Male, später in Cassel, Stuttgart, Hannover und Barmen tagte, hat es sich zur Aufgabe gesetzt, an „der Erhaltung und Förderung des deutschen evangelischen Schulwesens auf biblisch-christlicher Grundlage zu arbeiten und demgemäß alle Elemente des Volkes, besonders des Lehrerstandes, welche auf diesem Boden stehen, zu vereinigen und das Interesse der evangelischen Schule, der niederen wie der höheren, nach jeder Richtung hin zu pflegen". Wie der Congreß, der nicht ohne Anfeindungen geblieben ist, seine Aufgabe erfaßt und zu lösen sucht, läßt sich recht wohl aus der vorliegenden Denkschrift über die Barmener Versammlung erkennen, von welcher im Vorworte gesagt wird, daß sie einen wahrhaft erhebenden, ja geradezu glanzvollen Verlauf genommen habe und dazu beitragen werde, berechtigte Vorurtheile zu verscheuchen und der vom Congreß vertretenen Sache neue begeisterte Freunde zuzuführen. — Ihr Programm umfaßte folgende Gegenstände: 1) Wie dient die höhere Mädchenschule am besten ihren Schülerinnen? 2) Die letzten zehn Jahre der holländischen Schulgeschichte. 3) Ist die Herausgabe einer in christlichem Geiste redigirten deutschen Lehrerzeitung nöthig, berechtigt und wünschenswerth? Und welche Stellung haben die Lehrer des Evangelischen Schulcongresses dazu einzunehmen? 4) Welche Aufgaben erwachsen der Schule angesichts der sittlichen Nothstände unserer Zeit? 5) Der Windthorst'sche Schulantrag. 6) Welche Vortheile in Bezug auf Unterricht und Erziehung bietet die Vereinigung der Geschlechter in der Volksschule, und in welchem Verhältniß stehen dieselben zu den Gründen, welche von den Gegnern für die Trennung der Geschlechter in der Volksschule vorgebracht werden? Außerdem wurde in einer „großen öffentlichen Volksversammlung" vom Pastor G. Schlosser in Frankfurt ein Vortrag über „die Pflicht und Verantwortung der Eltern in Betreff der Erziehung der Kinder" gehalten. — Nach dem der Denkschrift beigefügten Theilnehmerverzeichniß, das allerdings nicht vollständig ist, war bei den Verhandlungen des Barmener Congresses nur — ein Sachse gegenwärtig, überhaupt der Zuzug aus der Ferne nur mäßig.

Beiträge zu einer Pädagogik für die deutschen Schulen des Auslandes. Eine Handreichung für die deutschen Schulvorstände und Lehrer an den zweisprachigen Schulen im Auslande. Unter Mitwirkung von deutschen Schulmännern des In- und Auslandes herausgegeben von A. Streich, Leiter der deutschen Schulen zu Stockholm. (Pädagogische Bibliothek, XVI. Band.) Hannover, Verlag von C. Meyer (Gustav Prior) 1888. — Der Verfasser erwähnt S. 141, daß die Herausgabe eines „Pädagogischen Blattes der deutschen Schulen des Auslandes" zugleich als Centralorgan für den zweisprachigen Unterricht überhaupt geplant sei. Und die vorliegenden „Beiträge 2c." wollen „wenn nicht mehr, so doch eine Grundlage, bez. einen Anknüpfungspunkt für den Meinungsaustausch schaffen, der durch das geplante pädagogische Blatt für die fraglichen Schulen angebahnt werden soll". Einen derartigen Meinungsaustausch aber hält der Verfasser für dringend nöthig, um den deutschen Schulen des Auslandes die Aufgabe, zur Bewahrung und Kräftigung des Deutschthums in der Fremde mitzuwirken, in lebendigem Bewußtsein zu erhalten und sie fortlaufend mit alledem bekannt zu machen, was ihrerseits zur Pflege deutschen Wesens zu geschehen habe. „Denn von überall her erschallt die Klage, daß die Deutschen im zweiten, spätestens im dritten Geschlecht, wo sie nicht etwa in dichten Massen zusammenwohnen und mit der Einsicht und Geldkraft ihres Mutterlandes in Verbindung bleiben, ihre Muttersprache aufgeben, der deutschen Nation verloren gehen und die Reihen ihrer Mitbewerber, ja ihrer Feinde vermehren, zuweilen selbst ihre alten Landsleute mit Erbitterung verfolgen." Unter diesen Umständen erwirbt sich der Verfasser ein Verdienst, wenn er in seinem Werke, so weit ihm dies eigene Erfahrungen und sonstige Unterlagen gestatten, auszuführen versucht, welchen Antheil die deutsche Schule des Auslandes an der Erhaltung und Förderung des dortigen Deutschthums nehmen kann. — Er behandelt 1) die deutsch-nationale Aufgabe der Schule, 2) allgemeine Grundsätze für den Unterricht in den Fremdsprachen in ihrer besonderen Anwendung auf den deutschen Unterricht an den deutschen Schulen des Auslandes, 3) den deutschen Sprachunterricht, 4) die Unterrichts- und die Landessprache, 5) die Unterrichtssprache und den Unterrichtsgang in den einzelnen Lehrfächern, 6) die Organisation, 7) die Schulbücher und Lehrmittel, 8) die Schüler, 9) die Lehrer, 10) die Schulverwaltung. — In einem Anhange werden schließlich 3 mit der Tendenz des Werkes zusammenstimmende Abhandlungen geboten: über die deutsche Pädagogik im Auslande, über den Werth der Unterrichtssprache für den Religionsunterricht und über Eigenthümlichkeit und Schönheit der deutschen Sprache. — Wir theilen den Wunsch des Verfassers, daß seine von vaterländischer Gesinnung getragene Schrift zur weiteren Erörterung der allgemeinen Grundsätze für den zweisprachigen Unterricht und zur Befestigung der deutschen Schulen im Auslande beitragen möge.

Der Schulgesangunterricht nach seiner intellectuellen, ästhetischen, hygienischen und moralischen Bildungskraft beleuchtet von Edm. Henßge, Cantor in Crimmitschau. Ein Beitrag zur Pädagogik der Gegenwart. — Wenn der Verfasser seine Darlegung mit dem Satze beginnt: „Unter allen Unterrichtsdisciplinen genießt gegenwärtig der Gesangunterricht auffälligerweise die geringste Werthschätzung," so giebt er damit zu erkennen, daß es ihm von seinem Standpunkte aus unmöglich gewesen ist, einen vollständigen Ueberblick über die Bestrebungen und Erfolge unserer Volksschulen

zu gewinnen. Denn in einer großen Anzahl derselben, auch in vielen einfachen Landschulen, hat man neuerdings, obgleich dem Gesangunterrichte oft nur wenig Zeit gewidmet werden kann, ganz befriedigende, bisweilen sogar geradezu überraschende Leistungen erzielt. Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, uns davon persönlich zu überzeugen. Wo freilich der Gesangunterricht nicht mit Liebe und Verständniß, nicht in der rechten Weise ertheilt wird, da bleibt in der That mehr oder weniger zu wünschen übrig und da würde es von Nutzen sein, wenn gewisse Vorschläge des Verfassers Beachtung fänden. Als etwas Neues erscheinen diese Vorschläge zwar nicht, aber es ist gut, sie aufs neue in Erinnerung zu bringen. Und um deswillen stehen wir nicht an, auf die vorliegende Schrift ungeachtet der Einwendungen, die gegen einzelne Partien derselben erhoben werden können, auch hier aufmerksam zu machen.

Meinen Schülern gewidmet. Ernste und heitere Worte aus vergangenen Tagen von Louis Lohse, 1. Seminaroberlehrer a. D. ꝛc. Ein Scherflein für den Pestalozziverein. Plauen i. V., Verlag der Hohmann'schen Buchhandlung (Oswin Schneider) 1889. — Der vor Kurzem in den Ruhestand getretene Seminaroberlehrer Lohse in Plauen, der nicht schon jetzt „als ein Mann betrachtet werden möchte, der versammelt ist zu seinen Vätern", hat ebendarum „manch altes Wort, vor mehr als 20 Jahren gesprochen, und manches aus neuerer Zeit hervorgeholt, um es dazubieten Allen, die seiner je in Liebe gedacht haben". Was er darbietet, sind von ihm selbst gehaltene Reden (am Geburtstage Ihrer Maj. der Könige Johann und Albert, zum Sedanfeste, zur Vorbereitung auf das heilige Abendmahl, beim Seminarjubiläum 1885, bei der Entlassung der Candidaten 1879), Ansprachen und Gebete, eine Beantwortung der Frage: hat der Unterricht im Gothischen und Mittelhochdeutschen ein Recht, im Seminar eine bleibende Stätte zu suchen? und — Trinksprüche. „Daß nach den Worten tiefsten Ernstes — so sagt der Verfasser in dem Vorworte — auch ein Scherz erscheint, wird meine Schüler nur daran erinnern, wir wir gar oft mitten in ernster Arbeit einmal herzig miteinander gelacht haben. Und wenn Mancher erstaunt, daß ich auch habe drucken lassen, was in einem Verein oder gar im engsten Familienkreis gesprochen worden ist, so berühre ich doch vielleicht in seinem Gemüth verwandte Saiten." — Es ist wahrscheinlich, daß die Gabe des Verfassers seinen Schülern, die ihn hoch verehren, wie ein Andenken recht willkommen sein wird. Für weitere Kreise aber hat sie trotz ihres theilweise werthvollen Inhalts nur geringe Bedeutung.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— „Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch, mit Ausschluß des Seerechts, und allgemeine deutsche Wechselordnung, übersetzt ins Arabische" von Martin Hartmann. (In Commission bei K. F. Köhler's Antiquarium in Leipzig. Gedruckt bei Chalil Serkis in Beirut, 1887. Preis 4 ℳ) — Diese Arbeit aus der Feder des jetzigen Professors der arabischen Sprache am orientalischen Seminar zu Berlin ist ganz und gar den Erwägungen und Bestrebungen entflossen, denen dieses Reichsinstitut seine Entstehung verdankt. Wie diese deutsche orientalische Schule sich in den Dienst der Pionierarbeiten stellt, an denen sich nun auch das Deutsche Reich in den Ost-Ländern energischer betheiligt, so will diese Uebersetzung unseres Handelsgesetzbuches ein Werkzeug in der Hand derjenigen Deutschen sein, welche sich werkthätig an dieser Pionierarbeit im arabischen Sprachgebiet betheiligen. Dieses Sprachgebiet ist größer, als man gemeinhin glaubt, und es vergrößert sich immer mehr und mehr, indem die arabische Sprache nach einem Ausdruck des Verfassers energische Fortschritte macht nach dem Ziele hin: die „lingua franca" des schwarzen Erdtheiles zu werden. Es ist klar, welche Bedeutsamkeit diese Uebersetzung gerade aus diesem Grunde besonders in heutiger Zeit für uns hat. Dr. Hartmann hat sich ihr unterzogen lediglich im Interesse der Geschäftsleute; das von ihm angewandte Arabisch ist heutiges, knappes Geschäftsarabisch, nicht die im verwegenen Wortpomp und Bilderreichthum sich bewegende Sprache der arabischen Poesie. Das Werk soll dem deutschen Geschäftsmann bei seinen Operationen die prägnantesten Ausdrücke an die Hand, zugleich aber dem Orientalen einen Begriff von der deutschen Gesetzgebung geben, da ihm bisher von europäischen Mustern in der Hauptsache nur Werke der französischen Jurisprudenz bekannt sind. Zu diesem Zweck ist der Uebersetzung auch ein genaues alphabetisches Sachregister beigegeben. — Möge die Verdienstlichkeit dieser Arbeit im weitest möglichen Umfange anerkannt und so der Verfasser ermuthigt werden zur völligen Ausführung seines Planes, nach welchem zunächst die Konkursordnung, das Strafgesetzbuch, die Civilprozeßordnung, die Strafprozeßordnung und dann unsere übrigen Gesetze ins Arabische übertragen werden sollen. O. J. B.

G. Oe. — Wir wurden auf ein seltsames Büchlein aufmerksam gemacht, das jüngst als „Jubiläumsschrift" in Wiesbaden erschienen ist, den schönen Titel: „Der goldene Faden in der Geschichte des Hauses Wettin 1089—1889" trägt und den königl. preußischen Kammerherrn und Geh. Regierungsrath v. Bertouch zum Verfasser hat. Das Buch kostet 50 Pfg., obwol es nur 12 Seiten Text und 2 Abstammungstafeln hat. Die letzteren sind höchst sonderbar angelegt, der Text noch sonderbarer. Was „der goldene Faden" sei, erfahren wir nicht. Es wird nichts geboten als eine höchst dürftige, höchst werthlose Geschichte des Hauses Wettin. Was soll ein solches Buch für einen Zweck erfüllen? Ist es nichts als buchhändlerische Speculation? Die dritte unveränderte Auflage läßt vielleicht darauf schließen; aber der Name des Verfassers scheint doch solchen Schluß zu verbieten. Noch unklarer wird man über den Zweck der Schrift, wenn man sie sich genauer ansieht. Mit geradezu erstaunlicher Ungeschicktheit, um nicht zu sagen: Taktlosigkeit, sind alle die Episoden besonders hervorgehoben, deren Erörterung in einer „Jubiläumsschrift" besser unterblieben wäre, während die erfreulichen Zeiten kaum gestreift sind. Von Friedrich dem Weisen, Vater August, Johann Georg III. finden wir kein Sterbenswörtchen, ausführlich aber wird über die „unbequeme Doppelstellung" gehandelt, in welche die Kurfürsten durch die Bewerbung um den polnischen Königsthron geriethen. Sätze, wie der (S. 6): „Meißen entging nicht der verderblichen Folge einer kurzsichtigen Politik u. s. w.", oder der (S. 8): „Es trat nun (nach 1547!) der schroffe Unterschied ein zwischen dem Kurfürstenthume und den Herzogthümern Sachsen", oder der (S. 10): „König Anton war ein Mann ohne jede staatsmännische Vorbildung u. s. w.", gehören doch nicht in eine Jubiläumsschrift. Wer eine Ahnung von dem historischen Blick des Verfassers haben will, dem dürfte der Satz (S. 8): „Mochte eine gewisse Aufbesserung (!) mancher kirchlichen Verhältnisse [in der Reformationszeit] auch nicht überflüssig erscheinen, so blieben doch beide Parteien hierbei nicht stehen" genügen. Die historischen Kenntnisse sind dem Blicke entsprechend. Für den Verfasser ist Budizi entschieden gleich Budissin, er fügt in die Reihe der meißnischen Markgrafen einen Thimo den Jüngeren ein, behauptet, daß die Mark rein deutsche Bevölkerung gehabt habe, sagt, daß das Osterland bei der Theilung 1485 beiden Brüdern gleichmäßig zugekommen sei, führt als Todesjahr des hochseligen Königs Johann das Jahr 1872 an u. dgl. m. Da das Büchlein in den Schaufenstern unserer Buchhandlungen prangt und, wie es scheint, viel gekauft wird, halten wir es für unsere Pflicht, unsere Leser damit bekannt zu machen, damit sie nicht hinter der schönen Aufschrift etwas Anderes suchen.

— Zur Fremdwörterfrage. Unter diesem Titel ist der bereits in unserer Nummer vom 25. März kurz erwähnte Aufsatz Wolfgang Kirchbach's, des Herausgebers des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes", jetzt bei L. Ehlermann in Dresden in besonderem Abdrucke erschienen. Die Arbeit darf sich recht wohl auch als selbständiges Büchlein sehen lassen. Sein frischer, hie und da auch etwas ausfälliger Ton fesselt den Leser unwillkürlich, und ich bin ganz sicher, auch die Unterzeichner der Berliner Erklärung, denen vom Verfasser gewiß das Heftchen als „Osterhasen-Ei" übermittelt worden ist, werden es, wenn auch mit innerem Widerstreben, erst durchlesen, ehe der finstere Orcus des Papierkorbes es verschlingt. Nicht als Gebot des Nationalstolzes ist der Kampf gegen die Sprachmengerei nach Kirchbach so wichtig, sondern aus Gründen der inneren Wahrheit, der echten Kunstschönheit. „Es ist ein allervornehmlichstes Bedürfniß jedes sprachlichen Kunstbewußtseins, daß die Art, wie wir denken, wie wir innerlich schauen und wahrnehmen, nicht plötzlich durch eine andere Art zu denken, zu schauen, zu sehen unterbrochen und vernichtet werde. Das aber ist das Heillose im Gebrauch der Fremdwörter, daß der Schaffende wie der Lesende fortwährend genöthigt wird, geistig so zu sagen um die Ecke zu sehen, wenn man in das Bereich einer fremden Sprache greifen muß, um sich verständlich zu machen." Wir empfehlen das geistreiche, kampfesfreudige Schriftchen, das auf seinen 20 Seiten nicht ein Fremdwort enthält, aufs Wärmste. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 42. Dienstag, den 9. April. 1889.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch und die Gewährleistung wegen der Viehmängel.

Von Professor Dr. Zürn-Leipzig.

Zur Beurtheilung der Frage, ob als Grundlage der Gesetzesvorschriften über Gewährleistung bei Viehmängeln das römische Recht oder das sogen. deutschrechtliche Princip zur Geltung kommen soll, sind auch die deutschen Thierärzte aufgefordert worden.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach hat der Veterinär, wenn er seine Ansicht, ob gemeinrechtliche oder deutschrechtliche Bestimmungen im neuen bürgerlichen Gesetzbuch bezüglich der Viehprozesse Platz greifen sollen (von einer Mischung gemeinrechtlicher und deutschrechtlicher Bestimmungen, wie sie z. B. das allgemeine preußische Landrecht kennt, ist im Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch keine Rede), sich gar nicht darum zu kümmern, ob durch Beibehaltung des deutschrechtlichen Principes den Bedürfnissen des Viehhandels entsprochen oder für Vereinfachung der Viehprozesse Sorge getragen wird, von der Einführung lediglich gemeinrechtlicher Bestimmungen — wie behauptet worden — dieses nicht zu erwarten ist, sondern allein darum, ob vom Standpunkt seiner Wissenschaft es nothwendig oder wünschenswerth erscheint, daß der bisherigen Gewährsgesetzgebung der Todesstoß versetzt wird oder nicht.*)

Den Herren Juristen,*) Volks- und Landwirthen möge die Entscheidung überlassen bleiben, ob die Annahme des deutschrechtlichen Principes Vortheile für die Praxis gewährt, ganz besonders durch sie die Führung der Viehprozesse vereinfacht wird und ob man wirklich alsdann auf Abschneidung zahlreicher aussichtsloser Prozesse, die bei der Wahl des gemeinrechtlichen Principes angeblich zu befürchten, hinwirken kann.

Verfasser dieses Aufsatzes muß, seiner Erfahrung nach, äußern, es ist nicht nachgewiesen, daß die deutschrechtliche Grundlage bei Beurtheilung der Viehmängel wirklich die Führung der Viehprozesse vereinfacht, daß im Gegentheil gerade wegen der Gewährsfehler und trotz der vom Gesetz normirten Gewährsfristen die meisten und complicirtesten Prozesse geführt worden sind.

Um Viehprozesse ganz zu verhüten resp. zu vereinfachen, hat man ein viel einfacheres Mittel, nämlich den **Selbstschutz**. Man kaufe Thiere nur auf Probe oder nicht ohne Kaufcontract, wie man solchen ja auch für nothwendig erachtet bei der Acquisition anderer werthvoller und kostspieliger Dinge, als Hausthiere es sind.

Immer und allezeit denke man daran, daß, wenn der Verkäufer für **alle** Fehler eines zu verkaufenden Thieres Garantie leistet, er nur die vom **Gesetz erwähnten Gewährsfehler im Sinne** hat, leider auch in den meisten Staaten des Deutschen Reiches nur im Sinne zu haben braucht; selbst der Entwurf zum neuen bürgerlichen Gesetzbuch will die vom Verkäufer für alle Fehler übernommene Garantie auf **sehr wenige** — nämlich auf die Hauptmängel — beschränkt wissen (§. 409). Solches würde nicht vorkommen können bei Annahme gemeinrechtlicher Bestimmungen! —

Eine sehr große Anzahl deutscher Thierärzte ist nun der Ansicht, daß das römische Recht allein als Grundlage bei der Gewährleistung von Viehmängeln im neuen bürgerlichen Gesetzbuch genannt werden möge, insbesondere:

1) weil sie überzeugt sind, daß die heutige Thierarzneiwissenschaft auf einer solchen Höhe steht, daß bei Streitigkeiten wegen Mängeln an verkauften Thieren jeder concrete Fall von dem Veterinär richtig beurtheilt werden wird.

Um Unregelmäßigkeiten vorzubeugen, könnte es zwei technische Instanzen geben, die eine — die erste — im einzelnen Lande

---

*) Thierärztlicherseits haben sich für Einführung der gemeinrechtlichen Bestimmungen ausgesprochen:
der **deutsche Veterinärrath** (Dammann, Amtlicher Bericht über die zweite Versammlung des deutschen Veterinärrathes zu Berlin 1875);
ein **Gutachten der technischen Deputation für das Veterinärwesen in Preußen 1876**;
Dieckerhoff, Professor Dr., die Gewährleistung beim Viehhandel nach dem „Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" (enthält eine sehr eingehende Kritik dieses Entwurfes; publicirt in **Adam**, Wochenschrift für Thierheilkunde u. Viehzucht, Nr. 32 u. 33, 1888);
Dieckerhoff, Prof. Dr., die Bestimmungen über die Gewährleistung beim Viehhandel in dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches (vgl. **Adam**, Wochenschr. f. Thierheilk. u. Viehzucht 1889, Nr. 12 und 13);
Schmaltz, Dr. R., der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich in seinen Beziehungen zum Viehhandel (vgl. Berliner thierärztliche Wochenschrift 1888, Nr. 40);
Thierärztlicher Generalverein der Provinz Hannover, Sitzung vom 27. Juli 1888 (vgl. Schmaltz, l. c.);
die **Delegirtenversammlung der thierärztlichen Centralvertretung Preußens**; Sitzung vom 16. Nov. 1888; diese sprach aus (vgl. Berliner thierärztl. Wochenschrift 1888, Nr. 47): „Die Centralvertretung preußischer Thierärzte erklärt, daß die Rechtssicherheit beim Viehhandel bei dem jetzigen Standpunkt der Thierheilkunde am besten gewährt wird, wenn im bürgerlichen Gesetzbuch das römische Recht zur Geltung kommt";
die **Generalversammlung rheinpreußischer Thierärzte**, Sitzung vom 19. Sept. 1888, welche äußerte: „Die in der Rheinprovinz geltenden gemeinrechtlichen Bestimmungen über Gewährleistung beim Kaufe und Verkaufe von Hausthieren gewähren dem Veräußerer und Erwerber gleichmäßigen Schutz und haben bezüglich der nothwendigen Rechtssicherheit weder für den Viehhandel noch für die Landwirthschaft Veranlassung zu berechtigten Klagen gegeben";
in gleicher Weise haben sich **Professor** Dr. **Pütz** (Milchzeitung 1888, Nr. 33 u. 34) und **Professor** Dr. **Esser** (Journal für Landwirthschaft 1888) zu Gunsten der Einführung gemeinrechtlicher Bestimmungen ausgesprochen.

Für das deutschrechtliche resp. gemischtrechtliche Princip traten ein:
Roloff, Geh. Medicinalrath, Handbuch der gerichtlichen Thierheilkunde (allgem. Theil), herausgegeben von C. Müller, 1889;
Siedamgrotzky, Medicinalrath und Landesthierarzt, zur Frage der Gewähr bei Viehmängeln (Thiermedicinische Rundschau 1889, Nr. 11 u. 12); dessen Ansichten schloß sich **Professor** Dr. **Johne** in Dresden an;
Lorentz, Obermedicinalrath (Milchzeitung 1889, Nr. 7).

*) Der deutsche Juristentag hat in seiner, in Stettin 1888 stattgehabten, Sitzung sich lediglich zu Gunsten der Einführung von Normen des gemeinen römischen Rechtes bez. der Gewähr bei Viehmängeln ausgesprochen.

(mehrere kleine Länder könnten zusammen eine Commission von Thierärzten haben, die die erste technische Instanz für abzugebende Obergutachten in Viehprozessen vorstellt) und eine — zweite und letzte —, die für das Deutsche Reich geschaffen wird;

2) weil sie wünschen, daß zunächst aufgeräumt werde mit der Rechtsanschauung: nur für den verborgenen, nicht auch für den offenkundigen Mangel sei Gewähr zu leisten, resp. weil sie meinen, es sei schädlich, gewisse Krankheiten von vornherein als solche hinzustellen, welche für den Laien nicht erkennbar oder nicht leicht erkennbar sein sollen. Zum Erkennen, d. h. richtigen Würdigen einer Krankheit gehört immer mehr oder weniger Sachverstand, der nicht bei jedem Viehkäufer einfach vorauszusetzen ist. Grauer Staar wird als ein sichtbarer Fehler angesprochen und doch kann er in seinen Anfängen nur mit Hilfe eines Augenspiegels vom Sachverständigen diagnosticirt werden; Dummkoller und Dämpfigkeit aber sind in vielen Fällen so in die Augen fallend, daß sie nicht als verborgene Fehler angesehen werden können. Krankheitszustände, welche periodisches Lahmgehen hervorrufen (rheumatische Lahmheiten, Arterienobliterationen ꝛc.), ferner Kryptorchismus rechnete man bis jetzt nicht zu den Gewährsfehlern und doch sind sie schwere und namentlich in Wahrheit verborgene Mängel. Man überlasse also in jedem Einzelfalle dem Thierarzt die Beurtheilung, ob ein bei einem Thier vorhandener Mangel leicht oder schwer erkennbar ist und stelle keine bindenden Bestimmungen auf, die im Einzelfalle zu unrichtigen Voraussetzungen führen müssen. Definirt man den Begriff „verborgener Mangel" dahin, daß derselbe ein Fehler ist, der dem Käufer verborgen geblieben beim Ankauf des Thieres und von demselben bei Anwendung der gewöhnlichen Vorsicht und Aufmerksamkeit nicht zu erkennen war, so dürfte die Beurtheilung des concreten Falles keinesfalls schwer sein;

3) mit Recht wünschen aber sehr viele Thierärzte, daß jene unwissenschaftlichen Krankheitsbezeichnungen, wie Dummkoller, Dämpfigkeit u. s. w., welche den Veterinären von Menschenmedicinern manchen Hohn eingetragen und ohne Zweifel das Ansehen der Thierarzneiwissenschaft geschädigt haben, aus der Welt verschwinden. Ganz besonders gilt es Bezeichnungen los zu werden, die, wie z. B. der Ausdruck Dämpfigkeit, nicht die Namen für eine einzige, sondern für eine ganze Anzahl von Krankheiten sind. Der Jurist sowol, wie der Laie können sich meist von der Vorstellung nicht losmachen, daß man es bei Dämpfigkeit nur mit einer einzigen Krankheit zu thun habe.

Nimmt man gemeinrechtliche Bestimmungen als Basis für Beurtheilung der Viehprozesse an, so können diese unwissenschaftlichen Bezeichnungen und Collectivbegriffe zum Verschwinden gebracht werden; nennt man im neuen bürgerlichen Gesetzbuch wieder Gewährsfehler, stellt man für solche bestimmte Gewährsfristen auf, so kann man unmöglich alle Krankheiten, welche man z. B. unter den Collectivbegriff „Dämpfigkeit" zusammenfaßt, als einzelne Gewährsmängel aufführen, man wird jene unwissenschaftlichen Ausdrücke wie Dummkoller, Dampf ꝛc. wieder nennen und sie mindestens für ein Jahrhundert festnageln, was vom Standpunkte der Veterinärwissenschaft zu beklagen wäre;

4) man hat bisher daran festgehalten, daß der Begriff Gewährskrankheit die Unheilbarkeit des betreffenden Leidens involviren müsse. Ist ein leichtes, chronisches, fieberlos gewordenes Lungenemphysem, das als Dämpfigkeit gilt, ist beginnender Dummkoller, ist der Pfeiferdampf wirklich absolut unheilbar? Sind nicht unzählige Prozesse geführt worden über den streitigen Punkt: Heilbarkeit oder Unheilbarkeit eines Gewährsmangels? Man wird mir antworten: Forensisch gilt, was Regel, nicht was Ausnahme ist. Ich gebe zu, daß dieser Grundsatz im Allgemeinen richtig ist, aber warum will man nicht lieber den einzelnen, bestimmten Fall beurtheilen lassen und dafür durch ein Gesetz normirte Voraussetzungen schaffen, die doch nicht in allen Fällen, wenn auch in den allermeisten, sachentsprechend und zutreffend sind?

5) will man im neuen bürgerlichen Gesetzbuch dem deutschrechtlichen Princip Geltung verschaffen, wieder Gewährsmängel und Gewährsfristen aufstellen, so werden einmal noch eine ganze Anzahl von Thierkrankheiten unter die Zahl der Gewährsfehler aufgenommen werden müssen, dann aber dürfte es nur der Gerechtigkeit entsprechen und consequent sein, wenn man nicht nur Gewährsfehler der Pferde (Esel und anderer Einhufer, die Hausthiere sind), Rinder, Schweine und Schafe, sondern auch solche der Ziegen, der Hunde und des Hausgeflügels in das neue Gesetz brächte. Heute, wo ein Hund oft genug mit 400—500, ja bis 1000 ℳ, ein Stamm Hühner mit 200—300 ℳ bezahlt wird, würde es unbedingt nothwendig sein, daß chronische, verborgene, den Werth beeinträchtigende Krankheiten der Hunde und des Geflügels unter die Zahl der Gewährsmängel aufgenommen würden. Zu welch enormer Ausdehnung sollte das neue Gewährsgesetz dadurch kommen?

* * *

Hr. Professor Dr. Siedamgrotzky, königl. Medicinalrath und Landesthierarzt in Dresden, hat in der „Thiermedicinischen Rundschau" (l. c.), in dem wichtigen und hochinteressanten Aufsatz „Zur Frage der Gewähr bei Viehmängeln" seiner Ansicht über den Werth des deutschrechtlichen (event. des gemischten) Principes als Grundlage bei Beurtheilung von Viehprozessen Ausdruck gegeben, gleiche Anschauungen auch im sächsischen Landesculturrath vertreten. Bei aller persönlichen Verehrung für genannten Herrn und bei der größten Hochachtung vor dessen Wissen und reichster Erfahrung bedauere ich doch, seinen Ansichten mich nicht anschließen zu können, wie ja aus dem Vorstehenden schon hervorgeht.

Hr. Professor Siedamgrotzky hat in dem erwähnten Artikel durch statistische Zusammenstellung der Fehler und Mängel der Pferde, welche zu Streitigkeiten Veranlassung gegeben haben sollen und in den letzten zehn Jahren an den thierärztlichen Hochschulen zu Berlin, Dresden, Hannover zur Untersuchung resp. zur Begutachtung kamen, zu erweisen versucht, daß viel häufiger die in den bisherigen Gesetzen genannten Hauptmängel, als andere nach gemeinrechtlichen Grundsätzen zu beurtheilende Mängel Gegenstand von Viehprozessen zu werden drohten. Erwiesen ist durch diese Zusammenstellung allerdings, daß an den genannten Hochschulen 82—94% der bisher geltenden Gewährsmängel (hauptsächlich jedoch nur Dummkoller, Dämpfigkeit, Pfeiferdampf, Stätigkeit, nicht alle Gewährsfehler) bei Pferden zur Untersuchung gekommen sind, weiter aber auch durchaus nichts. Denn:

a) gerade das zeither geltende Gewährsgesetz in den einzelnen deutschen Staaten ist daran schuld gewesen, daß sich der Pferdebesitzer daran gewöhnt hat, die Gewährsmängel nur für die alleinigen Krankheiten anzusehen, wegen deren man redhibitorische Klagen anstellen kann, während er von allen anderen, Pferde sehr entwerthenden Krankheiten meint, sie seien ungeeignet, um eine Wandelungsklage mit Erfolg durchführen zu können. Ist ein Landwirth mit einem dummkollerigen Pferde betrogen worden, so weiß er genau, daß, wenn ihm das Vorhandensein des Dummkollers innerhalb der Gewährsfrist durch geeignete Sachverständige bezeugt wird, er einen event. Prozeß gewinnen wird; hat er ein Pferd mit einer Obliteration der Schenkelarterie erkauft, so wird er sich vielfach überlegen, ob er nicht besser thut, „lieber scheel als blind zu sein", lieber den Kaufpreis für das Pferd einzubüßen, als die enormen Kosten eines langwierigen, in seinem Erfolg höchst unsicheren Prozesses zu riskiren. So werden viele mit schweren und entwerthenden Fehlern behaftete Thiere dem Sachverständigen zur Begutachtung gar nicht zugeführt, nur weil die Krankheiten nach den bisherigen Anschauungen keine Gewährsfehler sind;

b) die angezogene Statistik beweist sonst nur noch, daß z. B. Dummkoller und Dämpfigkeit bei Pferden viel häufiger vorkommen, als z. B. Gefäßobliterationen, Kryptorchismus und ähnliche Uebel. Die Häufigkeit des Vorkommens eines sogen. verborgenen, den Werth eines Thieres erheblich mindernden oder aufhebenden Mangels kann denselben aber nicht als besonders geeignet für das Prädicat Gewährsfehler erscheinen lassen, sondern lediglich die erschwerte Erkennbarkeit desselben und die Bedeutenheit seines Einflusses auf die, durch denselben bei einem Thier hervorgerufene Werthverminderung. Gute Viehprozeß-Statistiken können allein die Frage entscheiden, ob da, wo der Code Napoléon noch seine Giltigkeit hat, ebenfalls die Hauptmängel der Gewährsgesetze am häufigsten Gegenstand von Viehprozessen werden oder nicht.

Wenn es wahr ist, wie man behauptete, daß die Veterinärwissenschaft noch nicht den Höhepunkt erreicht hat, um in jedem Falle genau bestimmen zu können, wie lange eine Krankheit bei einem Thiere bestanden, dann ist es auch unrichtig, Gewährsfristen aufzustellen; denn, weil sie nur allgemeine Voraussetzung zur Basis haben, sind sie entweder zu kurz oder zu lang bemessen, in beiden Fällen können sie nur zu Rechtsschädigungen führen. Man wird sich daran gewöhnen müssen, ein richtiges, richterliches Urtheil abzugeben, auch wenn längere Zeit nach dem Verkauf nicht mit mathematischer Sicherheit, sondern nur mit größter Wahrscheinlichkeit wissenschaftlich der Nachweis vom Vorhandensein eines Mangels bei einem Thier am Veräußerungstage desselben geschehen kann.

Medicin und Veterinärmedicin werden nie absolut vollkommene Wissenschaften werden!

Die Normen und Grundsätze, als welche Grundlage für Feststellung von Gewährs-Mängeln und Fristen genannt werden, sind auch in jener Disciplin der Veterinärwissenschaft, die wir „gerichtliche Thierheilkunde" nennen, zu fixiren und, wie die Gerichtsbehörden die Entscheidungen des höchsten deutschen Gerichtshofes, des Reichsgerichtes, für ihre Erkenntnisse bestimmend sein lassen, so müssen dieses auch die thierärztlichen Sachverständigen bezüglich ihrer Gutachten gegenüber den obergutachtlichen Aeußerungen einer obersten, technischen Instanz, die freilich erst zu schaffen wäre.

Zur Literatur des sächsischen bürgerlichen Rechts.

K—d. Das sächsische bürgerliche Recht ist in den letzten Jahren, abgesehen von den Entscheidungen der Gerichtsbehörden, nur wenig bearbeitet worden; immerhin erscheint es angezeigt, die vorhandene neuere Literatur kurz vorzuführen.

Der Veröffentlichung von Gerichtsentscheidungen dienen die Annalen des königl. sächs. Oberlandesgerichts Dresden und das Archiv für civilrechtliche Entscheidungen 2c., letzteres begründet vom Oberlandesgerichtsrathe Wengler, fortgesetzt vom Oberlandesgerichtsrathe Dr. Francke (beide im Verlage der Roßberg'schen Buchh. in Leipzig). Dieselben bringen hin und wieder Abhandlungen aus dem Gebiete des sächsischen Rechts, in der Hauptsache aber wichtigere Entscheidungen und geben damit ein Bild davon, wie das Recht zur Verwirklichung gelangt und welchen Einfluß die Ergebnisse der Rechtswissenschaft auf die Rechtsprechung gewinnen.

An Erläuterungen einzelner sächsischer Gesetze sind zunächst zu erwähnen der Commentar zur sächs. Subhastationsordnung* und der im vergangenen Jahre erschienene Nachtrag dazu* von dem jetzigen Geheimen Rathe Dr. Schurich (beide im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig); in beiden werden neben der Erläuterung des Gesetzes selbst einschlagende, zum Theil bisher bestrittene Rechtsfragen erörtert, so z. B. über die Zinsen- und Kostenhypotheken, Zubehörungen. Der Oberamtsrichter, jetzige Landgerichtsdirector St. Hoffmann behandelt in der Einleitung zu seiner Handausgabe der sächs. Subhastationsordnung (Leipzig, Roßberg) die Voraussetzungen der Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung. Zu erwähnen ist auch die Gesetzgebung über Jagd und Fischerei, herausgegeben von H. v. Einsiedel (Leipzig, Roßberg). Amtsr. Kretzschmar giebt in seinem Repertorium des königl. sächs. Grund- und Hypothekenrechts (Leipzig, Roßberg) eine Zusammenstellung der darauf bezüglichen Vorschriften in Gesetzen und Verordnungen, wie auch der wichtigeren Entscheidungen, und im Anhange eine Anzahl Entwürfe zu Einträgen, Protokollen, sowie Auskunft über Kosten u. s. w. Wenn nun in den letzten Jahren viele Aenderungen, insbesondere durch das Gesetz über Zwangsversteigerung und -Verwaltung, eingetreten sind, so dürfte eine Neubearbeitung des für den praktischen Gebrauch sehr geeigneten Werkes wol angezeigt erscheinen. Einen Commentar zur Gerichtsordnung (Verordn. vom 9. Januar 1865), auch bezüglich der Vorschriften über Errichtung und Aufhebung letzter Willen, über das Verfahren bei Todesfällen und in Vormundschaftsangelegenheiten hat Amtsr. Wachler in seiner königl. sächs. Gerichtsordnung (Leipzig, Roßberg)* verfaßt. Im neuesten Commentar zum bürgerlichen Gesetzbuche, vom Landgerichtsdirector St. Hoffmann in Verbindung mit Langerichtsrath Kaden und Staatsanwalt Scheele im Verlage der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig herausgegeben und fast bis zum Abschlusse gediehen, wird zwar von eigenen Ausführungen abgesehen und werden fast nur Erläuterungen aus der Rechtsprechung gebracht; da die Verfasser aber die Rechtsprechung des gemeinen Rechts und anderer bedeutender Landesrechte, so weit sie der Erläuterung dienstbar gemacht werden kann, ausgiebig berücksichtigen und einschlagende Werke namhaft machen, das Ganze auch übersichtlich anordnen, wird den sächsischen Juristen in dem Commentar ein reicher Stoff zur Prüfung vorgeführt, welcher nur Vortheile bringen wird. Der Commentar wird den Blick erweitern und für die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung offen halten. Zu erwähnen sind noch „die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen seit dem Erscheinen der Gesetzsammlung im Jahre 1818 u. s. w.", bearbeitet vom Oberlandesgerichtsrathe Dr. Francke und einzelne Sonderabdrücke daraus, wie z. B. die Berggesetzgebung, das bürgerliche Gesetzbuch mit Nebengesetzen (Leipzig, Roßberg), welche durch das Hervorheben aufgehobener und abgeänderter Bestimmungen, sowie durch Verweisungen dem Studium des sächsischen Rechts nutzenbringend sind.

An Erörterungen einzelner Rechtstheile, soweit diese nicht in den Zeitschriften enthalten, sind folgende zu erwähnen. Dr. Emil Sehling behandelt in seiner Schrift über die Schenkung auf den Todesfall (Leipzig, Veit & Comp.)* diese nach den Bestimmungen des sächsischen Rechts eingehend; seine Ansicht, daß die oben erwähnte Einrichtung des römischen Rechts, welche dem deutschen Rechte stets fremd geblieben, mit ihren vielen Streitpunkten und Verwickelungen in das neue bürgerliche Recht nicht aufgenommen werden dürfe, hat in dem Entwurfe des Gesetzbuches (§. 1963) in der Hauptsache ihre Bestätigung gefunden, da die Bestimmung des Entwurfes nicht viel weniger als eine Beseitigung jener Schenkungsart ist. Dr. P. F. Werthauer will in seiner Schrift über den Einfluß des Irrthums auf Verträge (Breslau, E. Morgenstern) die einschlagenden Grundgedanken im Anschlusse an die Bestimmungen des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches darstellen. Ass. P. Reinhard erörtert in seiner Schrift: die Ausführung des Zwangsverkaufs im Zwangsversteigerungsverfahren (Leipzig, Veit & Comp.)* außer demjenigen, was unmittelbar das Zwangsversteigerungsverfahren betrifft, noch einiges Andere, wie z. B. die ungewissen Ansprüche, die bedingte Anweisung und deren Folgen, das Eintretungsrecht des Erstehers. Dr. Victor Otto giebt in seinem Rechte der Lehngüter in den Erblanden des Königreichs Sachsen (Leipzig, Breitkopf & Härtel)* eine eingehende Darstellung dieses Rechts, soweit es noch giltig ist. Auf die Ausführungen in Dr. Erich Danz, die Forderungsüberweisung, Schuldüberweisung 2c. (Leipzig, Breitkopf & Härtel) S. 22 fl. über die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches §§. 1002 fl., welche bemängelt werden, wie auf die häufigen Ausführungen über sächsisches bürgerliches Recht in den Motiven zum Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich möge nur kurz hingewiesen sein, ebenso auf eine Abhandlung des Rechtsanwalts H. J. Roßbach über das Notariat und die freiwillige Gerichtsbarkeit im Königreich Sachsen (Deutsche Notariatszeitung Jahrg. 1887 Nr. 10, mit einer Ergänzung in Nr. 12), welche das sächsische Notariat ausführlicher bespricht und eine bemerkenswerthe Verordnung des königl. Justizministeriums (nach dieser steht die Eröffnung und Bekanntmachung der bei einem Notare niedergelegten letzten Willen auch dem Notare zu) mittheilt.

Ein, das ganze sächs. bürgerliche Recht umfassendes Werk ist neuerdings vollendet worden. Zu Weihnachten 1888 erschien der zweite (Schluß-) Band des Lehrbuchs des königl. sächs. Privatrechts von Dr. P. Grützmann (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Dieser Band, das Recht der Forderungen, das Familienrecht und das Erbschaftsrecht enthaltend, entspricht dem Charakter eines Lehrbuchs bei weitem mehr, als der erste Band, insbesondere durch das Zurückhalten der Polemik; die wissenschaftliche Verarbeitung des Rechtes im Texte, die Berücksichtigung und Hervorhebung von Entscheidungen und von anderen, auch abweichenden Ansichten und das Stellungnehmen zu solchen in den Anmerkungen macht das Werk auch für den Praktiker werthvoll. Die Praxis, welche eine dem neuesten Stande der Wissenschaft entsprechende Darstellung des sächs. Rechts bisher vermißte, hat denn auch die Gabe des Verfassers mit Befriedigung angenommen.

Ergiebt nun diese, etwa 4 Jahre umfassende Uebersicht, daß die Literatur des sächsischen Rechts dem Umfange nach nicht so bedeutend ist, als das Recht nach seiner, auch von den Motiven zum Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich anerkannten Bedeutung verdient hätte, so findet dies seine Ursache zunächst darin, daß die Grundlage des sächsischen Rechts hauptsächlich das gemeine Recht ist und die neueren Werke über letzteres mehr oder weniger auch für sächsisches Recht verwendbar sind, also in vielen Fällen keine Veranlassung zu besonderen Ausführungen war, weiter darin, daß die Prozeßgesetzgebung vorzugsweise in den letzten Jahren die Arbeitskräfte für sich beanspruchte. Nicht zu verkennen ist auch, daß viele gemeinrechtliche Schriften das sächsische Recht nebenbei in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, ohne daß man sie in die Literatur desselben deshalb einreihen kann. Unter diesem Sachstande leiden aber diejenigen Rechtsgebiete, welche eine vom gemeinen Recht abweichende Regelung erfahren hatten, zumal wenn sie für die Forschung ein nicht dankbares Feld bieten, aber doch der wissenschaftlichen Forschung bedürfen; es ist dies ein Uebel-

Die mit * bezeichneten Werke sind bereits ausführlicher in dieser Zeitschrift besprochen worden.

stand, der sich nicht leicht vermeiden läßt, und auch anderwärts empfunden wird. Erst, wenn ein gemeinsames bürgerliches Recht im Deutschen Reiche gelten wird, wird solchen Rechtsgebieten mit dem größeren Geltungskreise mehr Beachtung zu Theil werden können. Für jetzt ist es zufriedenstellend, daß die sächsische Literatur, so wenig umfangreich sie auch sein mag, doch inhaltlich werthvoll ist.

Bücherbesprechungen.

☐ „Meister, wo bist du zur Herberge?" Abschiedspredigt über Joh. 1, 38—39 und „Der Gerechte wird seines Glaubens leben". Antrittspredigt über Röm. 1, 17. Von Fr. G. Tranzschel, Pastor zu St. Johannis bisher zu St. Georg. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann. Je 25 S. — Lebendige Glaubenszeugnisse, in lutherischem Geist und lutherischer Kraft, mit homiletischer Kunst und doch von edler Einfalt.

— Zu den interessantesten Fällen von Geisteskrankheiten gehört diejenige Form, in welchen der Irre Reizzustände seines Körpers durch Erregungen von außerhalb hervorgebracht sieht. Ueber einen merkwürdigen Kranken dieser Art berichtet Griesinger (Psychische Krankheiten 1871 pag. 343), welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts in England sich ereignete. Ein gewisser Matthews hatte sich einen Schauerroman ersonnen, welcher die Phantasie eines Jules Verne in Schatten stellt. Er hielt sich verfolgt von einer Bande Männer und Frauen, die von einem Hause Londons aus durch magnetische Ströme, welche vermittelst eines Luft-Webestuhles erzeugt werden, ihn auf die entsetzlichste Weise quälten. In einer damals von „Haslam" herausgegebenen Broschüre ist Alles genau beschrieben, das Aussehen der Menschen und der Maschine, die Art ihrer Anwendung und Einwirkung. Die Bösewichte schleichen sich an die Personen in Restaurants, Theatern u. s. w. heran, theilen ihnen das magnetische Fluidum mit und beherrschen sie nun durch ihre Maschine, Staatsmänner, Alles ist in ihrer Gewalt. Es ist ein grauenvolles Phantasiegebilde, wie sich nur ein Irrer erdenken konnte. Seine Verwandten suchten ihn aus der Irrenheilanstalt durch das Gutachten zweier Aerzte, welche ihn wahrscheinlich nur in freien Augenblicken sahen, zu befreien, doch wurde er durch das Obergutachten von acht Aerzten als in hohem Grade verrückt erklärt. Ein Blick in die Krankengeschichte genügt, um dieses Urtheil zu bestätigen. In der letzten Zeit wurde der Leipziger Zeitung eine Broschüre übersandt: „Erklärung der Tollheit, welche einen eigenthümlichen Fall von Wahnsinn und einen nicht minder merkwürdigen Unterschied in der ärztlichen Begutachtung vorführt, von John Haslam. Geläutert und übersetzt von Dr. phil. Wollny. Leipzig, Otto Wigand." Es ist die obige Krankengeschichte, deren Inhalt in der Originalübersetzung noch viel haarsträubender zu Tage tritt, und diese Phantomgebilde hält der Uebersetzer nicht nur für wahr, sondern glaubt sie jetzt noch vorhanden, und als Nachkommen dieser Bösewicht sieht er (die Herren können sich bedanken) die Freimaurer an. — Höllenmaschinen und andere Instrumente werden von den Leitern dieses Bundes in Bewegung gesetzt und die Aerzte darunter sind dazu da, Diejenigen, welche den gesundheitsverderblichen Folgen der magnetischen Einflüsse erlegen sind, nach besonderen Recepten zu curiren. Und dieses abnorme geistige Product hat einen Verleger gefunden?! Dr. Tbe.

K—d. Rechtsanwalt Waldemar Luks, Das Anfechtungsgesetz vom 21. Juli 1879 und die §§. 22 flg. der Konkursordnung vom 10. Februar 1877 erläutert durch die Entscheidungen des Reichsgerichts. Berlin, H. W. Müller, 1889. — Die kleine Schrift giebt neben den Gesetzestexten die wesentlichsten Entscheidungen des Reichsgerichts, soweit sie in den Annalen des Reichsgerichts, in den Entscheidungen des Reichsgerichts in Civilsachen, in Gruchot's Beiträgen, in der Juristischen Wochenschrift und in Bolze, Praxis des Reichsgerichts veröffentlicht sind, im Auszuge wieder; sie wird daher von Nutzen sein, wo es sich um eine rasche Uebersicht der Rechtsprechung handelt. Bedarf es der näheren Prüfung des Satzes, so bietet die Schrift durch Angabe der zu Grunde liegenden Veröffentlichung die Möglichkeit, die Ausführungen des Reichsgerichts selbst nachlesen zu können.

G. Oe.— Im Verlage der Dresdner Verlagsbuch- und Lehrmittelhandlung von H. Jaenicke & Co. ist kürzlich ein Erinnerungsblatt an die 800jährige Jubelfeier des Hauses Wettin erschienen, welches für 25 Pfennige in allen Buchhandlungen zu haben ist. Das Blatt ist hübsch entworfen, sauber gedruckt, mit einem Bilde Sr. Majestät des Königs geziert und bietet die Namen der Regenten aus dem Hause Wettin mit den unter ihre Regierung fallenden wichtigeren Ereignissen. Einen strengen historischen Maßstab darf man an die Angaben des Blattes nicht legen; man wird sich hin und wider auch fragen, ob die Erwähnung eines oder des andern Ereignisses nicht unnöthiger Weise erfolgt oder unerklärlicher Weise unterlassen sei; aber im Großen und Ganzen ist die Uebersicht, die das Blatt bietet, umfassend und zuverlässig. Nur das Eine ist geradezu wunderbar, daß wir aus dem Erinnerungsblatte gar nicht erfahren, weshalb wir eigentlich die 800jährige Jubelfeier des Hauses Wettin begehen. Die Reihe der Wettiner Fürsten beginnt nämlich erst mit Konrad dem Großen; von Heinrich dem Ersten von Eilenburg findet sich keine Spur, nicht einmal der Name. Von einem „Erinnerungsblatte an die Jubelfeier" kann man doch mit Fug und Recht verlangen, daß es den Grund der Feier nicht vollkommen mit Stillschweigen übergeht. Was soll ein Unkundiger mit der Zahl 1089 in der linken Ecke anfangen?

G. Oe.— Dr. Horst Kohl, Oberlehrer am K. Gymnasium zu Chemnitz, Fürst Bismarck-Gedenkbuch. Zwei Teile in einem Bande. Mit einem Bilde des Fürsten Bismarck in Holzschnitt. Zweite Auflage. Chemnitz, Martin Bülz. 1889. XII. 200. 84*. 311 S. 8°. — Ein hübsches, sauberes, fleißiges, handliches Buch, das zu seinen alten Freunden gewiß viele neue finden wird! Es will eine Festgabe zu dem 74. Geburtstage des Fürsten sein und ist aus der Begeisterung für die heldenhafte Persönlichkeit des eisernen Kanzlers erwachsen. Der erste Theil enthält eine Gedenktafel aller wichtiger scheinenden Ereignisse seines Lebens, der Zeitfolge entsprechend geordnet. Hier scheint uns des Guten etwas zu viel gethan zu sein. Die Jagdausflüge, die einzelnen Vorträge beim Kaiser, die Antwortschreiben auf Ehrenbürgerbriefe, die Sitzungen des Staatsministeriums gehören unseres Erachtens nicht in eine solche Gedenktafel; das Wichtigere wird bei der Masse des Nebensächlichen nur zu leicht übersehen. Dem ersten Theile sind als Beilagen angefügt: Fürstliche Schreiben an den Kanzler, der Brief des Ministers a. D. v. Bethmann-Hollweg an König Wilhelm (1866), der auf Entfernung des Ministers Bismarck dringt, ferner ein Verzeichniß der Orden und Titel des Fürsten, die Texte seiner Ehrendoctordiplome und Ehrenbürgerbriefe, eine mit dankenswerther Sorgfalt ausgearbeitete Zusammenstellung der Bismarckbilder und der Bismarckliteratur, endlich der famose Geburtstagsbrief Victor Hugo's aus dem Jahre 1885 (nous deux seuls nous sommes grands). Der wichtigere Theil des Buches ist der zweite, in welchem die denkwürdigsten Aeußerungen des Fürsten aus 311 Reden oder Briefen von 1847 bis 1889 in zeitlicher Folge zusammengestellt sind. Der Historiker und der Politiker wird stets zu den vollständigen Reden greifen müssen. Eine Sammlung einzelner herausgelöster Sätze hat immer etwas Mosaikartiges und beunruhigt das geistige Auge. Aber in diesem scheinbaren Mangel beruht auch gleichzeitig der Vorzug des Buches. Man hat sich nicht durch lange technische oder politische Erörterungen hindurch zu lesen, um die berühmten Kanzlerworte zu finden; sie sind herausgeschält und Perlen gleich an einander gereiht. An dem Leser ziehen die letzten vier Jahrzehnte im Fluge vorüber; die Ereignisse, die Wandlungen spiegeln sich wieder in den markigen, knorrigen Worten des großen Kanzlers. Hier spricht er ernst und gehalten, dort scharf und schneidig, da witzig und volksthümlich; aber Alles ist getragen und durchweht von deutscher Gottesfurcht, Königstreue und ernstem Pflichtgefühl. Die geflügelten Worte von der „weinerlichen Sentimentalität unseres Jahrhunderts" (1849) an bis auf „die Steine im Garten des Reiches" (1889) finden wir alle wieder; Manches lernen wir in seinem Zusammenhange besser kennen. Das Buch ist aber nicht nur dazu da, einmal durchgelesen zu werden, sondern es ist geeignet, ein Familien- und Nachschlagebuch zu werden, und wird sich als letzteres um so brauchbarer erweisen, als ein mit großem Geschick angelegtes Register das Auffinden einzelner Aussprüche und Reden wesentlich erleichtert. Die Ausstattung ist freundlich, der Druck sorgfältig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 43. Donnerstag, den 11. April. 1889.

Zur Erinnerung an den 13. April 1849.

Von H. Jenner.

Gleich dem in Nr. 40 dieses Blattes beleuchteten 5. April, ist auch der 13. April des Jahres 1849 ein Tag, welcher, obwol übertroffen durch den deutschen Waffenruhm der späteren Jahre, der Vergessenheit nicht anheimfallen darf, und nach nunmehr 40 Jahren dem Gedächtniß der Nachwelt in Erinnerung gerufen zu werden verdient. Ist er doch in dem Ruhmeskranz der sächsischen und der bayerischen Armee ein unverwelkliches Lorbeerreis.

Am 24. März des Jahres 1849 übernahm der preußische Generallieutenant v. Prittwitz in Altona den Oberbefehl über die 80000 Mann starke „Reichsarmee", welche den Herzogthümern Schleswig-Holstein in diesem zweiten Feldzuge gegen die Dänen zu ihrem Rechte verhelfen sollte. Da der Vormarsch derselben gegen die Grenze von Jütland in der rechten Flanke durch die 21000 Mann starke dänische Armee von Alsen bedroht wurde, und erst am 5. April in angemessener Stärke nördlich von Flensburg versammelt sein konnte, so hatte der General v. Bonin, commandirender General der schleswig-holsteinischen Truppen, diese bereits am 20. März in der Landschaft Sundewitt und bei Flensburg vereinigt, um die Reichstruppen zu decken. Am 3. April hatten die Dänen den Alsensund mittels Schiffbrücke überschritten und die noch von dem Feldzuge des vorigen Jahres mit Verschanzungen gekrönten Düppeler Höhen besetzt. Ihr weiteres Vordringen wurde von Bonin energisch zurückgewiesen. Das hier in Frage kommende Gelände hat in militärischer Beziehung durch die sogenannten „Knicks" einen den Herzogthümern wol ganz eigenthümlichen Charakter. Die Felder der reichen Bauernhöfe und Rittergüter sind nämlich, nach Anleitung der Dreifelderwirthschaft mit ihren Viehweiden, in wenige, verhältnißmäßig große Stücke vereinigt, deren jedes durch einen ein bis zwei Meter hohen mit lebenden Hecken und alten Bäumen bewachsenen Wall, den Knick, eingeschlossen ist. Der bis zu zwei Meter dicke Wall ist durch die zu beiden Seiten ausgehobene Erde gewonnen, wodurch verhältnißmäßig tiefe Gräben entstehen, und da die denselben bewachsenden Hainbuchen, Haseln und andere baumartigen Sträucher in einer gewissen Jahresfolge in der Höhe eines halben Meter oberhalb der Wurzel abgehauen werden, um von Neuem auszuschlagen, so wird durch diese bis zu sechs Meter hohen Knicks nicht allein die Uebersichtlichkeit des Geländes derartig beeinträchtigt, daß die feindlichen Truppen vielfach dem Auge entzogen sind, sondern sie machen auch die Bewegung von Reiterei und Artillerie außerhalb der Wege unmöglich und erschweren die Bewegung geschlossener Infanterie. Durch dieselbe Eigenschaft begünstigen sie andererseits aber auch die überraschende Annäherung der Gegner. Das von den Knicks eingeschlossene Feld heißt „Koppel", und jede militärisch besetzte Koppel hat einen festungsartigen Charakter, da jeder Knick einer Schanze gleicht. Die Düppeler Höhen erheben sich bis zu 60 Meter Meereshöhe auf der im Nordosten vom Alsensund, im Osten und Süden von dem Meerbusen „Venning-Bond" umflossenen Halbinsel, deren östlichem Ende, getrennt durch den 300 Meter breiten Alsensund, die Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen gegenüberliegt. Die dänischen Verschanzungen auf denselben bestanden aus 15 auf den beherrschenden Punkten errichteten offenen, größeren und kleineren Erdwerken für Artillerie, und Brustwehren, deren erste Linie, durch Knicks und Verhaue zu einer zusammenhängenden Kette verbunden, sich rechts an den Alsensund, links an den Venning-Bond lehnte. Die von Sonderburg über den Sund geschlagene Schiffbrücke war durch einen Brückenkopf geschützt; desgleichen die 300 Meter südlicher gelegene Landungsstelle der über den Alsensund führenden Dampffähre. Von den Düppeler Höhen zum Brückenkopf, eine Entfernung von etwa 1500 Metern, dacht sich das Terrain ziemlich stetig ab. Nördlich von Sonderburg waren auf der Insel Alsen sechs dänische Batterien errichtet, deren schwere Belagerungsgeschütze, im Verein mit den südwestlich der Stadt im Venning-Bond liegenden Schiffen, das Gelände unter Kreuzfeuer nahmen. Diese starke Stellung der Dänen bildete ein gefährliches Ausfallthor derselben gegen die Verbindungslinie der gegen Norden operirenden deutschen Truppen, und durfte deshalb nicht in ihren Händen bleiben. Am 5. April lösten die Reichstruppen die Schleswig-Holsteiner ab, welche gegen Norden zogen und am 23. April die Dänen bei Colding schlugen. Die Vorposten der Reichstruppen, Sachsen, Badenser, Württemberger, Weimaraner, Kurhessen und Hannoveraner, hatten die Linie Atzbüll, Auenbüll, Schweirup inne. Das heftige Vorpostengefecht am 6. April bei Ulderup, bei welchem acht hannöversche gegen 15 dänische Bataillone kämpften, kostete den Hannoveranern 14 Officiere, 178 Mann, den Dänen 14 Officiere, 130 Mann. Durch wiederholte, wenn auch nicht so heftige Gefechte am 9. und 12. April wurden die dänischen Vorposten bis an den Fuß der Düppeler Höhen zurückgedrängt, durch deren Einnahme die Dänen hier vom Festlande vertrieben sein würden. Ein offener Sturm auf dieselben mußte jedoch mit sehr großen Opfern verbunden sein und beschloß deshalb der General v. Prittwitz den Versuch eines Ueberfalls zu machen. Auf der durch die Düppeler Höhen beherrschten Halbinsel führen zwei Landstraßen zu einem, 1000 Meter von der Ueberfahrtsstelle nach Sonderburg entfernten, im Rücken der Höhen gelegenen Kreuzweg, wo sich dieselben zu der einen nach Sonderburg führenden Straße vereinigen. Die eine derselben, von Gravenstein kommend, läuft südlich, die andere, von Apenrade her, nördlich der Höhen. Auf der südlichen Straße sollte in der Nacht vom 12. bis 13. April die königl. bayerische Brigade, 4 Bataillone, eine 6-Pfünder-Batterie zu acht und eine halbe 12-Pfünder-Batterie zu vier Geschützen unter dem Generalmajor v. Schmalz, auf der nördlichen die königl. sächsische Brigade, 7 Bataillone, eine 12-Pfünder Batterie und eine 6-Pfünder-Batterie zu je acht Geschützen unter dem Generalmajor v. Heintz den vorbezeichneten Kreuzweg zu erreichen suchen. Gelang es dort festen Fuß zu fassen, so waren dadurch die sämmtlichen Düppeler Schanzen in den Rücken genommen und verloren ihre Bedeutung; und da durch diesen Punkt und die von ihm nördlich ziehende Straße der nach Alsen zugekehrte Höhenrand bezeichnet wird, so war gleichzeitig die günstigste Stellung zur Abwehr der von Alsen kommenden Unterstützung des Feindes gewonnen. Mit Tagesanbruch, also 5 Uhr Morgens, sollte diese Stellung von den beiden Brigaden erreicht sein, und zwar in erster Linie durch die bayerische Brigade, welche nach Erreichung des Kreuzpunktes der Straßen ein Bataillon links senden sollte, um die Schanzen in die offene Kehle zu nehmen und unschädlich zu machen. Unter Führung des königl. bayerischen Flügeladjutanten Oberstlieutenant v. d. Tann und des königl. bayerischen Hauptmannes Aldoßer vom Generalstabe, welche Beide schon im vorjährigen Feldzuge unter den schleswig-holsteinischen Truppen mitgekämpft hatten und hier ortskundig waren, begann Morgens 2 Uhr das 2. bayerische

Jägerbataillon als Avantgarde von Nübel aus den Vormarsch; zwei Compagnien auf der großen Straße, drei Compagnien auf einem südlich und parallel zu derselben laufenden Feldweg. Jedes der Halbbataillone hatte eine geschlossene Compagnie als Vorhut, und vor derselben eine Pionierabtheilung zum Beseitigen der Hindernisse. Dem Jägerbataillon folgte das erste Bataillon 8. Infanterie-Regiments, dahinter das erste Bataillon 7. Infanterie-Regiments, dann das zweite Bataillon 4. Infanterie-Regiments und an der Queue die 6-Pfünder-Batterie sowie die halbe 12-Pfünder-Batterie. Die Artillerie ließ man jedoch schon bei Willerup zurück, um nicht durch das Wagengerassel sich dem Feinde zu verrathen. Die Truppen bewegten sich in möglichster Stille, um nicht vorzeitig vom Feinde bemerkt zu werden. Als man sich den zu beiden Seiten beider Wege liegenden Schanzen näherte, erwartete man zu jeder Minute das Aufblitzen der feindlichen Schüsse, aber es erfolgte nichts, denn die Schanzen waren unbesetzt und unbewacht. Erst bei der an der großen Straße gelegenen Windmühle, der Düppel-Mühle, an welche sich ein Gehöft von vier größeren massiven Gebäuden schließt, stieß man auf einen dänischen Posten, welcher sogleich Feuer gab und dadurch die starke Besatzung des Gehöftes allarmirte. Unter dem heftigen Feuer derselben, das aber in der Dunkelheit wenig Wirkung hatte, umgingen die beiden Compagnien der linken Colonne im raschen Laufschritt das Gehöft nach links, und da halbwegs zwischen der Mühle und dem erwähnten Kreuzweg der von dem rechten Halbbataillon benutzte Feldweg in die große Straße mündet, so wurde hier das Jägerbataillon vereinigt, weil man nunmehr erwarten mußte, auf größere dänische Abtheilungen zu stoßen. Jenseits des Kreuzwegs befand sich denn auch in vortheilhafter Stellung hinter Knicks ein dänisches Jägerbataillon, mit welchem sich sofort im Zwielicht des grauenden Morgens ein lebhaftes Feuergefecht entspann, welches aber die bayerischen Jäger bald durch einen heldenmüthigen Bajonettangriff entschieden. Das dänische Jägerbataillon zog sich eiligst in den Brückenkopf zurück, der von einem andern Bataillone besetzt war und dem weiteren Vordringen des bayerischen Jägerbataillons ein Ziel setzte. Dasselbe wurde bis an den Kreuzweg zurückgenommen. Die drei anderen bayerischen Bataillone waren dem Jägerbataillon gefolgt und nahmen, da die Düppeler Schanzen nicht besetzt waren, in zweiter Linie rechts und links der Landstraße Stellung. Die anderthalb Batterien wurden herangezogen und fuhren auf einer beherrschenden Höhe auf, konnten aber gegenüber den vielfach überlegenen, schweren Geschützen der Schiffe und der Strandbatterien, auch wegen deren großer Entfernung, irgend welchen Erfolg nicht erwarten, und wurden deshalb bei Tagesanbruch wieder zurückgezogen. Und da bei anbrechendem Tage die sechs schweren Batterien von Alsen und das im Benning-Bond liegende Dampfschiff nebst drei Kanonenbooten die Infanterie unter rasendes Kreuzfeuer nahmen, so wurde auch diese aus ihrer gefährdeten Stellung um etwa 300 Meter rückwärts hinter schützenden Knicks geborgen.

Von der königl. sächs. Brigade standen früh 3 Uhr, der vom General v. Prittwitz gegebenen Disposition gemäß, bei Rackebüll als Vortruppen: das aus sechs Compagnien combinirte Schützenbataillon unter dem Oberstlieutenant Schubauer, das dritte Bataillon „Prinz Max“ unter dem Major v. Hartmann, das dritte Bataillon „Prinz Georg“ unter dem Oberstlieutenant v. Hake, die 6-Pfünder-Batterie des Hauptmanns Schneider und die 12-Pfünder-Batterie des Hauptmanns Boudet, beide Batterien unter dem Major v. Rouvroy; die Pionierabtheilung des Oberlieutenant Köhler. Gleichzeitig standen bei Satrup marschbereit: das erste Bataillon und zweite Bataillon „Prinz Georg“ unter dem Oberst v. Rockhausen. Das erste Bataillon „Prinz Max“, unter dem Oberstlieutenant v. Metzsch, stand auf Vorposten bei der Düppel-Kirche und wurde nach Rackebüll herangezogen, das zweite Bataillon desselben Regiments stand in Auenbüll. Um 4 Uhr brachte der Stabschef des Generals v. Prittwitz, Generalmajor v. Hahn, den Vortruppen den Befehl zum Vorrücken. Das Schützenbataillon bildete die Avantgarde; ihm folgte auf 500 Schritt das dritte Bataillon „Prinz Georg“. — Zehn Minuten nach dem Antreten hörte man schon Gewehrschüsse und das Hurrah! der Bayern. Um sie nicht die Lorbeeren allein ernten zu lassen, beschleunigten die Truppen unwillkürlich das Marschtempo, aber schon vor Suurlükke stieß man auf drei Verhaue, deren Wegräumung durch die Pioniere kurzen Aufenthalt verursachte. Jenseits des Gutes Steenhof gerieth das Schützenbataillon in das Feuer der Alsener Batterien und der Schiffe, erreichte aber ohne große Verluste gegen 5 Uhr den erwähnten Kreuzweg, wo es links neben dem bereits wieder zurückgenommenen bayerischen Jägerbataillon Aufstellung nahm. Das dritte Bataillon „Prinz Georg“ hatte wegen des Geschützfeuers schon früher die Straße verlassen und nahm hinter dem Schützenbataillon Stellung. Das dritte Bataillon „Prinz Max“ und die beiden Batterien waren in Rackebüll zurückgelassen worden, doch schon um $5\frac{1}{2}$ Uhr erhielten die beiden letzteren den Befehl zum Vorrücken. Von den Alsener Batterien enfilirt eilte die 6-Pfünder-Batterie vorwärts und marschirte hinter dem Kamm einer geeigneten Höhe auf; die ihr folgende 12-Pfünder-Batterie mußte wegen mangelnden Platzes zu beiden Seiten der 6-Pfünder-Batterie Aufstellung nehmen. Sogleich zogen die Batterien das ganze Feuer von Alsen und von den Schiffen auf sich, welches bei den den Dänen genau bekannten Entfernungen sehr wirksam war und den Schanzen nur theilweise, den Schiffen aber wegen der großen Entfernung gar nicht beantwortet werden konnte. Namentlich hatte die der Deckung entbehrende 12-Pfünder-Batterie zu leiden, und wurden drei ihrer Geschütze demontirt, sodaß sie nicht mehr transportfähig waren. Um dieser erdrückenden Uebermacht gegenüber nutzlose Verluste zu vermeiden, wurden beide Batterien auf Befehl des Generals v. Prittwitz wieder nach Rackebüll zurückgezogen, doch war es nicht möglich, die drei demontirten 12-Pfünder fahrbar zu machen, und mußte man sie deshalb liegen lassen. Das erste und dritte Bataillon des Regiments „Prinz Max“ waren gleichzeitig mit der Artillerie vorgezogen.

Dies war Vormittags 7 Uhr die die Düppeler Höhen völlig beherrschende Stellung der Sachsen und Bayern. Da aber das Feuer der Dänen, welches wegen der großen Tragweite der schweren Geschütze die feindlichen Truppen überall zu erreichen wußte, ununterbrochen mit größter Verschwendung fortgesetzt wurde, deshalb Verluste herbeiführte, und da die Dänen auf den Besitz des Brückenkopfes beschränkt waren, so wurden, gleich den Bayern, auch die Sachsen etwa 800 Meter zurückgenommen und hinter schützenden Knicks gegen das feindliche Feuer gesichert. Kaum waren diese Bewegungen ausgeführt, als fünf dänische Bataillone, unterstützt durch heftige Kanonade von den Alsener Batterien und den Schiffen, den Brückenkopf verließen und die Höhen lebhaft angriffen. Das bayerische zweite Jägerbataillon und erste Bataillon des 8. Infanterie-Regiments hatten vom commandirenden General den Befehl erhalten, in ihre Cantonnirungen abzurücken, wurden auf dem Rückmarsche wegen des inzwischen erfolgten Angriffs in Düppel zurückgehalten, waren aber deshalb bei dem Ausfall der Dänen dem Gefechtsfelde fern. Das erste Bataillon des 7. Regiments und das zweite Bataillon des 4. Regiments, denen ein hessisches Bataillon als Rückhalt diente, standen deshalb von bayerischer Seite jetzt allein dem feindlichen Angriff gegenüber. Während die Bayern in ihrer sehr vortheilhaften Stellung hinter günstig gelegenen Knicks ein stehendes Feuergefecht unterhielten, wandten zwei dänische Bataillone sich gegen das links neben dem ersteren stehende sächsische dritte Bataillon „Prinz Georg“, welches mit seiner 9. und 10. Compagnie ein nordöstlich der Düppel-Mühle gelegenes Gehöft mit daran schließenden Knicks besetzt hatte. Um diese Stellung entspann sich ein lange hin- und herwogender Kampf, in dem bald die Sachsen, bald die Dänen im Besitze des Gehöftes und der Knicks waren, und bei welchem das dritte Bataillon außer den gefallenen Führern der 9. und 10. Compagnie, Oberlieutenant v. Liebenau und Hauptmann v. Brandenstein, sowie dem Adjutanten Oberlieutenant v. Döring, starke Verluste hatte. Gleichzeitig griff auch das links des dritten Bataillons „Prinz Georg“ stehende Schützenbataillon in das Gefecht ein und brachte die vordringenden Feinde zum Stehen. Auch hier ein stundenlanges Hin und Her um die Knicks, bis endlich gegen 9 Uhr ein allgemeiner Angriff der Sachsen und Bayern die Dänen zum Weichen brachte und sie nach dem Brückenkopf zurücktrieb. Der Hauptmann v. Holleufer und der Oberlieutenant v. Naundorf waren gefallen, der Hauptmann v. Teutscher, der Oberlieutenant v. Kotzsch und der Lieutenant v. Ende schwer verwundet. Nachdem von 9 Uhr an das Feuer geschwiegen, begannen $9\frac{3}{4}$ Uhr Vormittags die Geschütze der Alsener Batterien und der Schiffe mit verstärkter Heftigkeit den Schlachtgesang, und aus dem Brückenkopf entwickelte sich ein dänisches Bataillon nach dem andern zu erneutem Ausfall. Die letztgenannten zwei bayerischen und zwei sächsischen Bataillone waren in ihre um 7 Uhr vor dem Ausfall innegehabten Stellungen zurückgezogen und erwarteten hier den erneuten Angriff. Da die Dänen sich dieses Mal mehr östlich, also in ihrer rechten Flanke, ausdehnten, wurde das dritte Bataillon „Prinz Max“ von Suurlükke vorgezogen und entriß dem Feinde durch einen glänzenden Bajonettangriff das bereits besetzte an der nördlichen Landstraße gelegene Gehöft Steenhof, mit den anschließenden Knicks. Durch die Batterien auf Alsen wurde aber das Gehöft in Brand geschossen, und da die feindlichen Vollkugeln und

Bomben schwere Verluste brachten, so machte sich das Bataillon nach vorne Luft, indem es gemeinsam mit dem Schützenbataillon die Dänen noch weiter zurückwarf. Weil aber die Verluste durch die ganz unbelästigten Alsener Batterien immer größer wurden — der Hauptmann v. Liebenau und der Lieutenant v. Mandelsloh waren schwer verwundet —, so erhielt der Major v. Hartmann um 10 Uhr den Befehl, das Gefecht abzubrechen, und zog sich hinter das erste Bataillon „Prinz Max" zurück, welches vorgezogen war und die Stellung bei Steenhof eingenommen hatte. In der Mitte der Gefechtslinie drehte sich der Kampf nach dem erneuten Angriff hauptsächlich um das von dem dritten Bataillon „Prinz Georg" besetzte Gehöft, welches wiederholt von beiden Seiten genommen und wieder verloren wurde.

Das durch den langen Kampf erschöpfte dritte Bataillon „Prinz Georg" wurde von dem bis dahin in Reserve gehaltenen zweiten Bataillon desselben Regiments abgelöst. Das zweite Bataillon „Prinz Max" wurde aus seiner rückwärtigen Stellung bei Auenbüll hinter das Schützenbataillon vorgezogen, wo es ein weimarsches Bataillon ablöste, welches aber nicht an dem Gefecht theilgenommen hatte. Das erste Bataillon „Prinz Georg", welches bei Satrup stand, rückte mit dem altenburgischen Bataillon nach Düppel vor, während ein kurhessisches Bataillon hinter der Düppel-Mühle erschien, so daß jetzt eine genügende Reserve zu weiterem Kampfe vorhanden war. Das Gefecht erstarb aber allmälig, da die Dänen, von der Erfolglosigkeit weiteren Kampfes überzeugt, von demselben abließen, und der General v. Prittwitz, nachdem ihm der Besitz der Düppeler Höhen gesichert war, seinen Zweck erreicht hatte. Um dem dänischen Geschützfeuer jetzt nicht noch unnöthige Opfer zu bringen, ließ er eine etwas rückwärts gelegene Linie einnehmen, wodurch die Stelle, an der die drei demontirten sächsischen 12-Pfünder lagen, den Dänen überlassen wurde. Da sie ohne besondere Vorrichtungen nicht fortzuschaffen waren, fielen zwei derselben den Feinden in die Hände, während der dritte in der Nacht vom 15. zum 16. von der sächsischen Artillerie zurückgebracht wurde.

Nachmittags 4 Uhr war dieses Gefecht beendet, welches in taktischer Beziehung insofern merkwürdig ist, als während 9 Stunden die sächsische und bayerische Infanterie allein, ohne die Unterstützung anderer Waffen, gegen die von überwältigender Artillerie unterstützte, sehr gut geführte, überlegene und hervorragend tapfere dänische Infanterie das Feld behauptet hat. — Aus diesem Umstande erklärt sich auch der große Unterschied der Verluste auf beiden Seiten, da die Dänen nur 3 Officiere und 75 Mann gegen 20 Officiere und 172 Mann auf deutscher Seite verloren. Ueber Se. Majestät den König Albert, welcher, im Stabe des Generals v. Prittwitz, an jenem Tage als Prinz Albert die Feuertaufe empfing, sagt v. Rotenburg: „Begeisternd wirkte auf diese (die königl. sächs. Truppen) die Gegenwart des Prinzen Albert, der sich im heftigsten Geschütz- und Gewehrfeuer zeigte, und dessen Ansprache durch weithinschallenden Jubelruf erwidert wurde. Der Prinz trotzte jeder Gefahr und war oft bei den Abtheilungen, welche im heftigsten Feuer standen, sodaß man um ihn ernstlich besorgt war. In einem solchen Moment wurde von dem General v. Prittwitz der Brigadeadjutant Oberlieutenant d'Alinge mit dem Auftrage zum Prinzen gesendet, ihn möglichst schnell zurückzuführen. Mehrere Kugeln schlugen in seiner Nähe ein, eine Granate sprang; allein der Prinz wollte die Truppen nicht verlassen, bis der Oberlieutenant d'Alinge endlich sagte: „Se. Excellenz befiehlt, daß Ew. königl. Hoheit sofort zurückkehren." Höchst ungern folgte der Prinz diesem Befehle."

Aus den Lehr- und Wanderjahren Zinzendorf's (1718—1732).

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

IV.

Im Januar 1721 finden wir Zinzendorf bei der Großmutter Gersdorf in Gr.-Hennersdorf, im März in Ebersdorf, im April in Pölzig. Auf der Reise nach Berlin zu seinen Eltern in Halle wurde ihm von Francke die Stellung nahegelegt, welche Canstein zu den dortigen Anstalten hatte. Seine Eltern ließen es aber nicht zu, daß er dazu seinen Wohnsitz, wie gewünscht wurde, nach Halle verlege. Zinzendorf war hierüber unglücklich.

Als er bald darauf mündig geworden, schrieb er einem Freunde: „Beten Sie für mich, daß Er mich mit Seilen der Liebe als ein Kind gängele. Bitten Sie mir ein Plätzchen in der Welt aus, wo ich meinen Wanderstab ein wenig hinsetzen möge." Zinzendorf nannte die Entscheidung der Eltern ein „vitium primae concoctionis; es habe sich seine Präparationszeit viel besser nach Halle als an den Hof geschickt."

Sehr richtig urtheilt dagegen Spangenberg über ihn:

„An seiner Dienstbegierde für den Heiland hatten auch seine Eltern nichts auszusetzen, denn sie fürchteten selbst Gott und hatten sein Wort lieb. Sie glaubten aber, daß, wenn er sich gefallen ließe, den weltlichen Geschäften sich zu unterziehen, er nach der ihm verliehenen Gnade dadurch mehr Gutes würde ausrichten können, als wenn er ein Prediger des Evangeliums oder ein frommer in der Stille lebender Herr werde. So dachte nicht nur seine Mutter und ihr Gemahl, der General v. Natzmer, sondern außer anderen nahen Verwandten auch seine Großmutter."

Von Berlin ging Zinzendorf wieder nach Hennersdorf und fand daselbst eine Schwester seiner Großmutter, Frau v. Meusebach, und Frau v. Friesen, seiner Mutter Schwester, denen er zu seinem „sehr geringen Vergnügen" noch wie ein Kind folgen sollte.

Mit der Verwaltung seines Vermögens, bei dessen Uebernahme er eine so große Generosität gegen seine Schuldner zeigte, daß seine Mutter ihm darüber eine Vorstellung machte, betraute er einen Herrn Heiz, welchen er in Oberbirg kennen gelernt hatte, einen frommen, redlichen und tüchtigen Mann. Die während seiner Minderjährigkeit aufgesammelten Interessen erlaubten ihm, das Gut Berthelsdorf zu erstehen.

In Betreff seiner eigenen Thätigkeit erinnerte ihn die Großmutter, noch immer das Exempel eines munteren, arbeitsamen und gesegneten Alters, an den Segen des 4. Gebots.

Zinzendorf antwortete: „Ich gehe in den Dienst, so bald die Meinigen auf sich nehmen, es mir zu befehlen. Solches nenne ich den Beruf des Gehorsams."

Die Eltern blieben bei ihrem Entschluß. Die Mutter kam dann nach Hennersdorf. Zinzendorf schwamm in Thränen und ließ in der Kirche für sich als eine Seele, die Christi Freude gern völlig empfinden möchte, bitten. Er klagte dazu:

„Du großer Herr der Welt,
Es ist Dir unverborgen
Wie sehr mich diese Welt
Mit ihrem Dienst erschreckt.
Ich wäre gar zu gern zu Deinem Dienst erweckt,
Der Abend währt mir lang.
Du kennest mich von innen.
Herr, rollt ein Tropfen Bluts durch meinen Adernbach,
Der Dir nicht eigen ist, den treffe Deine Rach'!"

Wenige Wochen später trat Zinzendorf als Hof- und Justizrath bei der Landesregierung zu Dresden ein (21. October). Bevor er seinen Eid ablegte, hielt er sich verbunden, die symbolischen Bücher, auf welche sich der Eid bezog, mit einem Freunde durchzugehen. Er wurde bedenklich, bat sich zur weiteren Ueberlegung eine Frist aus und schrieb dem General Natzmer:

„Hochwohlgeborner Herr, gnädiger Herr und herzlichst geliebter und geehrtester Papa. So sehr ich gewünscht, Ew. Gnaden und der gnädigen Mama inneres Verlangen durch meine gehorsame Hierherbewegung und Dienstannehmung zu erfüllen, so befinde mich doch jetzo in Umständen, darinnen Ew. Gnaden selbst mit mir ein so großes Mitleid tragen und mich werden entschuldigen, als es die Frau Gräfin Reuß allhier und andere unparteiische Personen thun.

„Kann mich nicht genug wundern, daß bei der genugsamen Kenntniß meiner Principiorum dieses Punkts wegen die guten Freunde,[1] welche mir in dieser Sache gedient, nicht die geringste Abrede mit mir genommen, daher der Herr Canzler mir die Sache mit der größten Freundlichkeit angekündigt, die Probe-Relation anberaumt, endlich aber der Vice-Canzler als aus dem Hinterhalt mit der proposition hervorgerückt: Ich würde wohl erstlich die libros symbolicos formulam concordiae[2]) beschwören.

„Hierüber stutzte ich sehr, indem dieses der rechtschaffensten Männer Anstoß gewesen und auch der selige Arndt sie nicht anders,

[1]) Sein Onkel Georg Christoph v. Burgsdorf, Landeshauptmann der Niederlausitz, und sein Vetter, der Geheimrath v. Gersdorf.

[2]) Eins der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche, welches bestimmt war, die Differenzen, welche zwischen der lutherischen und Melanchthon'schen Schule nach Luther's Tode entstanden waren, auszugleichen. (1577.)

als insoweit sie der h. Schrift gemäß ist, unterzeichnet. Ich ließ mich jedoch nur gegen die Gräfin Reuß, welche große Liebe zu mir zeigt, heraus, die mir nicht ganz Unrecht geben konnte.

„Ich fragte ferner den Hrn. Geheimen Rath, der aber ganz kurz antwortete, ich würde ja wissen, was reservatio mentalis wäre; er hätte auch darauf schwören müssen, man könnte ja das Jurement im Herzen restringiren. Ich antwortete aber darauf, daß ich so nicht gewohnt wäre, zu schwören, ich hätte noch niemals es gethan und könnte kein Buch als Gottes Wort und Dr. Luthers Catechismum beschwören. Der Gräfin Reuß aber stellte ich zugleich nach der Wahrheit vor, daß in der formula concordiae wirkliche Irrthümer wären, zum Exempel, Christus sei nach der Menschheit allwissend, allmächtig und also die Menschheit der Gottheit gleich, welches ein schlechter Trost für uns sein würde, indem ich nicht sehe, wie Christi eigene Worte und die Epistel an die Ebräer — —?, wo sich dieses also befände.

„Die Eidesformel geht soweit, daß man es den Herren entdecken soll, wo einer in der Regierung sich befände, der ein anderes Sentiment hätte als die form. conc., ingleichen, sobald man einen andern Gedanken selbst bekäme, solchen sogleich public zu machen und der ferneren königl. Verordnung gewärtigen.

„Dispensation sollte ich endlich kriegen, aber damit thäte ich dem ganzen Religionswesen Tort und also sehen Eure Gnaden, daß Gott ein anderes beschlossen hat, als wir dafür gehalten. Und da auch, wie ich, hier niemand in die Landschaft aufgenommen wird, er beschwöre denn formulam concordiae, so scheint es, als wenn aus meiner Berthelsdorfischen Sache auch nichts werden würde, denn ich erst meineidig an der erkannten Wahrheit werden müßte, wo ich dieses Buchs alle und jede Punkte vertheidigen wollte. Diese Nachricht tractire als keinen Brief und mich recommodire zu Gnaden."

Natzmer's Erwiderung ist nicht aufzufinden gewesen. Wir wissen nur, daß Zinzendorf, unter Ueberreichung einer Declaration, welche den Sinn, in welchem er schwören wolle, darlegte, sich dazu verstand, den Eid zu leisten. Diese milde Praxis hat sich im 18. Jahrhundert, wo mit der Entwickelung der dogmatischen Vorstellungsform das Bewußtsein sich verbreitete, daß die symbolischen Bücher nicht überall mit der heiligen Schrift übereinstimmen, Bahn gebrochen.

Zinzendorf blieb von seinem Berufe „in der philadelphischen Gemeine" überzeugt und nahm sich vor, seinen christlichen Sinn mit Wort und That zu bekennen, so daß der Welt keine Hoffnung bleibe, ihn davon abzubringen. Francke schrieb ihm 19. Januar 1722:

„Ich gratulire zu der angetretenen Bedienung, will es aber bei solcher Gratulation nicht lassen, sondern mit göttlicher Hülfe dero Verlangen ein Genüge thun, sowohl deroselben in meinem Gebete selbst zu gedenken, als solches auch andern Kindern Gottes bestens zu recommandiren nach der Form, wie Sie es mir zu schreiben beliebt haben.

„Ich versichere, daß mich dieser Brief herzlich erquickt hat und gewiß glaube, so lange dieselben in solcher Verfassung des Gemüths sind, Ihnen Niemand schaden werde, denn sich selber garnichts zutrauen ist der Weg zu einem unablässigen Gebet und das Gebet ist der Weg, daß man Gott alles zutraue. Dazu kommt im äusserlichen, daß dieselben dero Herrn Vetter, den Geheimen Rath v. Gersdorf, zur Hand haben."[1])

General Natzmer:

Berlin 12 Jan. 1722.

Je suis bien aise, mon cher ami, de recevoir votre lettre —? auf die Regierung, remplie de voeux au ciel pour ma personne à l'occasion de cette nouvelle année. Je vous en suis fort obligé et vous souhaite de tout mon coeur beaucoup de santé et tout le contentement imaginable et que tous vos actions tournent à la gloire de Dieu et au bien de votre prochain, vous priant, d'aller toujours bride en main, sans vous déganter et de vous souvenir de ce que dit un fameux auteur ou bien un certain livre, que l'on appelle: vestibulum et qui est tout mon latin, que j'ai retenu: „si initium est difficile, medium est facile et finis jucundus."

Le bon Dieu vous conserve et vous asserve dans votre fonction et dans toutes vos entreprises. J'y prendrai toujours part et serai parfaitement tout-à-vous.

---

[1]) Vergl. Zinzendorf's Leben von Spangenberg.

Bücherbesprechungen.

☐ Das zeitliche Leben im Lichte des ewigen Wortes. Predigten von D. Pank. Siebente Auflage. Lieferung 1. Berlin, Fr. Schulze's Verlag. Preis 1 ℳ — Diese Predigtsammlung ist von der homiletischen Kritik so allseitig anerkannt und von solchem Erfolge begleitet gewesen, daß eine besondere Empfehlung sich erübrigt. Die Thatsache einer solchen Verbreitung eines homiletischen Erzeugnisses beweist, wie glücklich der Gedanke ist, den der verehrte Verfasser nach dem bahnbrechenden Vorgang des unvergeßlichen Ahlfeld mit seinem unter ähnlichem Titel erschienenen Predigtwerke mit großer Liebe ergriffen und wie er es verstanden hat, den rechten Ton zu treffen und das Lebenswasser des göttlichen Wortes befruchtend und erquickend in die mannigfaltigsten Beziehungen des vielbewegten Menschenlebens von der Wiege bis zum Grabe hineinzuleiten. Der billige Preis des inzwischen in vier Lieferungen erschienenen Werkes ermöglicht dessen wünschenswerthe weiteste Verbreitung.

☐ Von demselben Verfasser ist im Verlage von C. E. Müller in Bremen und Leipzig ein anderes hervorragendes homiletisches Werk erschienen, das den Titel trägt: Das Evangelium Matthäi in Predigten und Homilien ausgelegt, und von dem die erste Hälfte (Preis: 7 ℳ 50 ₰) uns vorliegt. Das Werk ist die reife Frucht tiefen und gründlichen Studiums, sinniger Versenkung in Gottes Wort, reicher Lebenserfahrung und wärmster Theilnahme an den großen Bewegungen der Zeit. Durch die Predigten, bez. homiletischen Betrachtungen geht ein tiefer Ernst und es ist eine männliche Beredsamkeit, die hier ihre Sprache führt. Der Verf. steht nicht über dem Worte Gottes, sondern unter ihm und führt nicht über dasselbe hinaus, sondern in dasselbe hinein. Die vorliegende erste Hälfte reicht bis zum Schlusse des 14. Capitels des Matthäusevangeliums.

G. Oe.— Ernst Evers, Wetterwolken und Sonnenschein. Eine Erzählung aus der vaterländischen Geschichte. Berlin 1889, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 170 S. 8°. Preis: eleg. gebunden 1 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser hat sich als Volkserzähler einen guten Namen erworben und bewährt seine Meisterschaft im volksthümlichen, die Herzen packenden Erzählen auch in diesem frisch geschriebenen, von vaterländischer Gesinnung durchwehten Büchlein. Die Geschichte ist schlicht aufgebaut, aber gerade durch diese Schlichtheit ungemein wirkungsvoll; die Entwickelung ist klar und sauber, die Schilderung stimmungsvoll, die Sprache edel und herzlich. Wir sehen, wie die Ereignisse der großen Zeit von dem ersten schlesischen Kriege bis zu den Befreiungskämpfen ihren mächtigen Schatten auf 4 Generationen einer märkischen Gutsbesitzersfamilie werfen. Der Ahn kämpft in den schlesischen Kriegen und fällt, Vater und Söhne tragen die Waffen gegen den korsischen Völkerknechter; die Familie ist die Heimstatt lebendiger Frömmigkeit und opferfreudiger Königstreue. Es weht ein urfrischer Hauch aus dem Buche, ein Hauch, der uns recht wohlthut in der politischen Stickluft unserer Zeit. Für unsere heranwachsende Jugend ist die Schrift auf das Wärmste zu empfehlen; sie sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen. Thurmhoch steht sie über der Dutzendwaare der Jugendschriftenfabriken. Der Reinertrag des Buches soll der Pensions-, Wittwen- und Waisencasse der Berliner Stadtmissionare zu Gute kommen.

W—k. Russische Conversationsgrammatik zum Schul- und Selbstunterricht. Von Paul Fuchs. Zweite Auflage, bearbeitet von A. Naht. Schlüssel dazu. Von demselben. Heidelberg, Julius Groos' Verlag, 1889. — Bei dem wachsenden Verkehre mit Rußland mehrt sich auch die Zahl der russischen Sprachlehren. Die vorliegende ist nach der bekannten Methode Gaspey-Otto-Sauer bearbeitet. Plan und Einrichtung sind genau so. Die Grammatik giebt die nothwendigsten Regeln über Aussprache und Formation der Redetheile, daran knüpfen sich die bekannten Uebersetzungsaufgaben an kleinen, nach und nach verlängerten Sätzen und mit jeder Lection ist gleichzeitig eine Sprechübung verbunden. Angehängt sind Sprichwörter und eigenthümliche Ausdrücke, sowie ein Lesestück. Wie wir bereits bei Beurtheilung der übrigen, englischen, französischen rc. Sprachbücher der Methode Gaspey-Otto gesagt haben, sind dieselben ganz geeignet, dem praktischen Bedürfniß zu dienen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 13. April. 1889.

Am Fuße des Tödi.

Von Dr. E. Chambon.

Der gewaltige Zug der Schweizer Hochalpen nördlich der Rhone, welcher in den Berner Bergen seine höchste Erhebung findet, schiebt nach Nordosten eine mächtige Gruppe von firnbedeckten Bergriesen vor, deren Häupter die in immer sanfteren Gestalten nach dem Flachlande verlaufenden Höhenzüge der Voralpen weit überragen. Inmitten ausgedehnter Eisströme erheben sich dort die weißen Clariden, das grausig steile Gewänd des Bifertenstockes und der am weitesten nach Norden vorgeschobene Glärnisch: alle aber treten gegen das Eishaupt des Tödi zurück, welches mit schimmernder Firnkrone in erhabener Majestät das umgebende Wirrsal der Bergspitzen und Gletscher zu beherrschen scheint. Von der mittleren Schweiz und dem Bündtnerland ist die Tödigruppe nicht leicht zugänglich: zum Theil vermitteln Hochpässe die Verbindung, zum Theil muß der Wanderer seinen Weg stundenlang mit Seil und Axt über Gletschereis und Firnschnee suchen. Von Norden dagegen bringt die Eisenbahn, welche in Ziegelbrink von der großen Linie Zürich-Arlberg abzweigt, den Reisenden in wenigen Stunden durch das tiefe, grüne Linththal, vorüber an dem schönen Glarus und einer ganzen Reihe von gewerbfleißigen freundlichen Ortschaften, bis tief hinein ins Gebirge; das sich vielfach verästelnde und in Schluchten und Senkungen bis zu den Gletschern hinaufziehende Hauptthal ermöglicht dem bergfrohen Touristen einen leichten Zugang und bietet die Möglichkeit zu so vielen herrlichen Ausflügen und Besteigungen, daß man manches Jahr seine Schritte in die Glarner Berge lenken kann, ohne alle Schönheiten derselben kennen gelernt zu haben.

Am Endpunkt der Bahn, in dem wohlhabenden, großen Dorf Linththal, das mit seinen stattlichen Gebäuden zu beiden Seiten des hier schon recht ansehnlichen Flüßchens liegt, wird das obere Thal sichtbar. Die hohen, zum Theil bewaldeten, zum Theil in kahlen Wänden in das Thal hinabsetzenden Bergflanken, über deren von grünen Alpen bedeckten Vorstufen mannigfaltige Hörner und Spitzen sichtbar werden, schieben sich etwa eine Stunde oberhalb des Dorfes zu einem dunkeln, bewaldeten Felsriegel zusammen, der die Senkung des Thales völlig abzuschließen und jedes Weiterkommen unmöglich zu machen scheint; über dieser Sperre erhebt sich, trotzig und gewaltig gen Himmel starrend, mit nackten, zerrissenen Klippen und grauen glatten Wänden, an denen kaum die flüchtige Gemse einen Halt findet, der Erste aus der näheren Gefolgschaft des Königs Tödi, der Selbsanft. Seine ungeheuren Wuchten und Massen erdrücken die Umgebung, sie füllen den engen Thalspalt völlig aus und lassen neben sich nur einen Theil des weiter zurückgelegenen Bifertengletschers und des zum Tödi hinaufführenden Schneegrates sichtbar werden. Der Selbsanft ist der Wächter an der Schwelle des Hochgebirges; an seinen felsigen Ausläufern, durch welche die Wasser der Linth im Lauf von Jahrtausenden sich eine tiefe, enge Klamm ausgewaschen haben, um jetzt tosend und donnernd zwischen dem Gestein hinabzuschäumen, beginnt das Bereich des Tödi: Niemand, der einmal den Bergesalten im weißen Schneemantel dort droben hat thronen sehen, kann sich seinem Banne entziehen.

Zu hinterst im Hauptthal, vom Dorfe Linththal auf guter Fahrstraße in kurzer Zeit zu erreichen, liegt inmitten von grünen Wiesen ein freundliches Gasthaus. Die himmelhohen Felswände zu beiden Seiten, welche das Gesenke einengen, tragen auf ihren Grasbändern und in den Schuttrunsen nur spärliche Tannen, aber der Bach, der sich als zerflatternder Silberstreif über ihren steinernen Scheitel in lustigem Sprung in die Tiefe hinabstürzt, vertritt das nimmer rastende Leben inmitten der Wildniß. Ernst schaut der Selbsanft auf die winzige Ansiedelung der Menschen herab und die jugendliche Linth, welche nicht weit oberhalb aus der tiefeingerissenen Schlucht der waldigen Thalsperre strömt, treibt ihre klaren Wellen in beruhigtem Fließen nahe an den Gebäuden vorbei. Dieses Gasthaus, welches seinen Namen dem Tödi entlehnt, ist wie kein anderes geeignet als Ausgangsort für Unternehmungen in der Tödigruppe zu dienen; fügt man hinzu, daß gute Verpflegung und freundliches Entgegenkommen der unterrichteten Familie des Wirthes dem Reisenden den Aufenthalt angenehm machen, so ist zu verstehen, daß der Besucher, der einmal dort war, gerne wiederkehrt.

In der regnerischen Zeit, während welcher der Verfasser dieses sich im Sommer 1888 im Linththal aufhielt, mußte wegen der unsicheren Witterung von allen größeren Besteigungen Abstand genommen werden; aber zwischen Regen und Schnee gab es doch genug Gelegenheit, um wenigstens in die Hochthäler eindringen und den Fuß der Berggewaltigen erreichen zu können. Den Zugang zum Glarner Hinterland, zu den Alpen und Sennereien, die in großer Zahl in den Thälern und an den grasreichen Gehängen vorhanden sind, vermittelt eine Brücke, ohne welche das Betreten des ganzen Gebietes des Tödi nur schwierig und auf großen Umwegen möglich wäre. Wo die Linth in tiefer, schauerlicher Schlucht tobend den das Thal abschließenden Felswall durchwühlt hat und die Berge von beiden Seiten mit abschüssigen, unbegehbaren Platten so nahe zusammentreten, daß der schmale Fußweg ihren Felsenseiten mühsam abgewonnen ist, dort, am Fuße der Riesenmauern des Selbsanft, spannt sich in tiefer Bergeinsamkeit eine schmale, steinerne Brücke, die Pantenbrücke, über den Schlund der Linth. Die Glarner haben die Nothwendigkeit einer solchen Verbindung schon früh erkannt, denn die Errichtung der ersten Brücke fand urkundlich im Jahr 1457 statt; beinahe 400 Jahre trotzte dieser alte Bau der Gewalt der zerstörenden Elemente, bis er 1852 durch eine neue Brücke ersetzt wurde. Es war am Abend eines trüben, regnerischen Tages, als ich zum ersten Mal vom Gasthaus Tödi durch den Wald zur Pantenbrücke hinanstieg. Der Regen hatte nachgelassen, aber die feuchten, schweren Nebelschleier strichen in langen, eintönig grauen Zügen bis tief herab an den Wänden; selbst die niedrigen Alpweiden steckten tief in den Wolken und vom Selbsanft war nichts zu sehen als der unterste Theil. Graue Farblosigkeit lag überall; selbst das frischgrüne Laub der hohen, über dem Fußweg sich zusammenneigenden Buchen, welches im Sonnenschein so helle, freundliche Lichter auf den moosigen Waldboden wirft, erschien trübselig und ließ die schweren Regentropfen, die auf ihm hängen geblieben waren, in einförmigem Fall herabrieseln. Als ich weiter hinauf kam, zog eine frische Luft von der Sandalp her um den Selbsanft herum und versuchte die Wolkenmassen zu zertheilen, aber aus dem Limmernboden wälzten sich schwere, dichte Nebelballen und hüllten wieder Alles in eine undurchsichtige Decke. Dort oben am Wege, nicht weit von der Pantenbrücke, steht ein einfaches, ernstes Denkmal, welches an einen Züricher Privatdocenten, einen geborenen Leipziger, erinnert, der am Tödi vor mehr als zwanzig Jahren seinen Tod fand. Um die Kronen der

Buchen, welche das Denkmal umgeben, zogen seine Nebel; Feuchtigkeit sickerte durch das Moos auf der Oberfläche der altersgrauen Felsblöcke im Kreise und die hohen Farnkräuter zwischen dem Gestein erschienen noch gebeugt von der Wucht des Regens, der sie am Morgen getroffen hatte. Es dunkelte bereits so stark, daß ich die Inschrift auf der Eisenplatte kaum noch lesen konnte; ergreifend verkündet sie, daß der Verunglückte, die Freude seiner Eltern, auf einsamer Wanderung am Grünhorn sein Leben verlor. Aus den Worten spricht der Schmerz und die Trauer um ein zu früh geendetes, hoffnungsvolles Leben und die eindringliche Mahnung am Schluß: „Wanderer, betritt die pfadlose Oede nie ohne kundigen Führer!" ist von uneigennütziger Nächstenliebe eingegeben. Der einfache Denkstein inmitten einer großartigen, wilden Natur spricht eine erschütternde, zum Herzen gehende Sprache; was er erzählt, sollte von allen Denen beherzigt werden, die in der Bethätigung des Bergsportes vergessen, daß sorgende Angehörige auch ein Recht auf sie haben. — Ich trat aus dem Wald heraus und ging auf schmalem Pfad am Rande der Schlucht der Pantenbrücke zu; vereinzelte Alpenrosen leuchteten am steilen Gehänge zwischen den regenschweren Büschen, das vom Gewänd abgestürzte Steingeröll hatte lange hellgraue Streifen durch das grüne Gestrüpp gezogen. Tief unter mir, unsichtbar im wüsten Felsenkessel, toste die Linth und sang ihr einförmiges, immer gleich bleibendes Lied in den unzugänglichen Klüften. Die Brücke war einsam und die ganze Gegend öde und menschenleer. Ich schaute über das Geländer hinab in die schmale, tiefe Spalte zur brodelnden, rastlos dahinjagenden Fluth; von den überhängenden Platten rieselte in dünnen Fäden das Regenwasser in den grauweißen Schaum hinab, auf dem anderen Uferrand hatte sich ein verwegenes Tannenbäumchen weit hinaus ins Leere über den Abgrund gewagt. Von den Bergen war nichts zu sehen; die düstern Massen des Selbsanft verloren sich in den immer tiefer herabsinkenden Nebeln und zwischen den hohen Tannen am Ufer, über die kleine Wiese am Abhang flossen die Schleier, um sich mit dem aus der Linth aufsteigenden Wasserdunst zu mischen. Die rasch zunehmende Dunkelheit trieb mich zur Rückkehr nach dem freundlichen Gasthof Tödi, dessen helle Fenster mir schon von Weitem aus der Tiefe entgegenglänzten. — Ich habe die Pantenbrücke und die Linthschlucht nicht immer im Nebel gesehen: oft bin ich über sie gewandert, wenn heller Sonnenschein das Gestein des Selbsanft vergoldete, wenn jede Bergspitze sich scharf auf dem reinen Himmelsblau abzeichnete und schimmernde, grüngoldene Lichter durch das dichte Gezweig der Tannen und Buchen drangen: aber auch in Nebel und Wolken ist die Gegend schön in ihrer strengen Eigenart und ich erinnere mich ihrer gern auch in dieser Gestalt.

Oberhalb der Pantenbrücke, von derselben in etwa zwanzig Minuten auf gutem Weg zu erreichen, ragt ein Felsvorsprung ins Thal hinaus; der vom Limmernboden herabströmende Bach gleichen Namens, der sich an seinem Fuße mit dem vom Tödi kommenden Sandbach vereinigt und mit diesem zusammen die Linth bildet, trennt ihn von den kahlen Schroffen des Selbsanft. So, als letzter Ausläufer der jenseitigen Bergkette, keilt sich der Hügel mit jähen, steinernen Flanken zwischen der hohen Felswand und dem Wasser ein und überhöht das zur Sandalp hinausziehende Thal. Auf seinem Scheitel trägt er eine kleine Bergwiese, die Ueelialp: zwischen mächtigen Blöcken, die wol ehedem vom Berghang herabgestürzt sein mögen, sind breitästige Wettertannen gewachsen und der großblättrige Lattich, mit feinfiedrigem Farnkraut untermischt, überzieht den Boden mit einem grünen Teppich. Der Aufstieg von der Pantenbrücke zur Ueelialp, am Abhang sanft durch Wald in die Höhe führend, bietet keine Aussicht, aber von oben, von der kleinen Wiese aus, erblickt das überraschte Auge mit einem Male, ohne vorbereitenden Uebergang, den ganzen Riesenbau des hoheitsvollen Tödi in nächster Nähe. Ohne nennenswerthe Vorberge vom Thalboden über zweitausend Meter mit abschüssigen Hängen und ungeheueren, von Runsen durchsetzten Abstürzen emporsteigend, hebt der Tödi seine feine Schneespitze hoch in den Aether, von den Schultern hängt ihm ein schimmernder Firnmantel herab. Das stolze Haupt dort droben, welches weit über die Lande schaut, empfängt mit rosigem Erglühen die ersten Strahlen des Tagesgestirns, wenn in den Thälern der Runde noch die Schatten der Nacht liegen; es winkt der untergehenden Sonne Grüße zu, bis auf seinen weiten Schneefeldern die kalten, fahlbläulichen Lichter verlöscht sind. Ueberwältigend wirkt der Anblick des riesigen Berges; mögen die scharfen Schneegrate und Eisspitzen unverhüllt in das klare Blau ragen oder mag tiefziehendes Gewölk den Felsenleib verhüllen, so daß nur die Spitze, selbst einer lichten Wolke gleich, wie eine überirdische Erscheinung herabschaut, der Beschauer wird sich eines tiefen Eindrucks nicht erwehren können. Oft saß ich auf der Ueelialp und habe, während das entfernte Rauschen der Bäche aus dem Thal zu mir empordrang, zum Tödi hinaufgesehen, habe mich an der wechselnden Beleuchtung gefreut und habe dem Ziehen der Wolken, dem Spiel ihrer Schatten auf den Firnfeldern zugeschaut; ich sah den Berg bis unten in das weiße Schneekleid gehüllt, in welchem die von den Steilwänden zu Thal fahrenden Lawinen ihre langen Streifen gezogen hatten, ich erinnere mich seiner an heißen Sommertagen, wenn das röthliche Gestein zu Tage lag und die Schneegrenze sich hoch nach oben gezogen hatte: — welcher Anblick mich am tiefsten ergriffen hat, in welcher Gestalt mir der Tödi am schönsten, am erhabensten erschienen ist, ich vermag es nicht zu sagen.

Pantenbrücke und Ueelialp sind die äußersten Punkte, bis zu welchen der Durchschnittsreisende vordringt. Selten ist weiter oben im Thal ein Fremder anzutreffen, nur Bergsteiger suchen sich dort ihre Wege. Und doch ist es so leicht, ins Herz des Hochgebirges, an den Fuß des Tödi zu gelangen: zwei Stunden Gehens bringen vom Gasthaus nach der unteren Sandalp im hintersten Thalboden, zwei weitere zur oberen in dem kleinen Gesenke zwischen dem Tödimassiv und dem Claridenfirn. An einem schönen, klaren Sommermorgen brachen wir frühzeitig, eine größere Gesellschaft, zur unteren Sandalp auf. Jenseits der Pantenbrücke auf einer Waldblöße zweigt der Weg ab und zieht sich an felsigen Hängen durch einen Bergwald dem Lauf des Wassers entgegen. Zur Seite, wo es abschüssig zur Linth hinabgeht, ist durch roh behauene Fichtenstämme ein kunstloses Geländer hergestellt; zahlreiche Quellen, die aus den Rissen des Gesteins zu Tage treten, rieseln über den schmalen, holperigen Pfad und nehmen ihren Lauf hinab in die Schlucht. Bald umgingen wir die hohe Wand, welche die Ueelialp trägt, und sahen in enger Felsenklamm den prächtigen Limmernbach, der das Schmelzwasser der Gletscher des Selbsanft aus dem oberen Limmernboden dem Sandbach zuführt, seine durchsichtige, grünliche Fluth wild aufschäumend über Felsblöcke werfen. Die überall im Alpengebiet wiederkehrende Sage von den unter Eis begrabenen Alpwiesen knüpft sich auch an die vom Selbsanft herabfließenden Gletscher. Dort seien einst fruchtbare, gesegnete Weiden gewesen, die dem Vieh reichlich Nahrung gaben, aber die Hartherzigkeit des letzten Sennen habe das Unglück verschuldet. Als derselbe einst zur Alp fuhr und über die Pantenbrücke trieb, sah er drunten im Schlund ein altes Weib, welches ihn flehentlich bat, ihr herauszuhelfen. Der Senn aber lachte höhnisch und sagte: „Hock du nu da unde; worum bischt abe!" Wenige Tage später saß der Senn droben und hütete das Vieh; da that es einen furchtbaren Schlag, der Gletscher stürzte herab und nahm Alles mit. Auch der Senn konnte nicht mehr fliehen, sondern wurde über die Wand hinabgeschleudert. Die Sage schließt: „Won er schu zusserscht usse gsy isch, hat er das alt Wybli wider gsih; das isch mit em Fire derher z'ryte chu*) un het nen use gstoße un gseit: Jez will ich lache!"

Weiter hinauf führte uns der Weg in langsamer Steigung über eine einfache Brücke von Baumstämmen zum andern Ufer des ungestümen Sandbaches, durch üppiggrüne Wiesen, die im vollen Farbenschmuck der Alpenflora prangten, und an ausgedehnten Schutthalden hin, zwischen deren Geröll niedriges Buschwerk sich nur an einzelnen Stellen schüchtern angesiedelt hat. Mächtige Muhren von der jenseitigen Bergflanke haben den Sandbach hart an die Wände des Selbsanft gedrängt und der Lawinenschnee des vergangenen Frühjahrs füllte an mehreren Orten das Bachbett noch so vollständig aus, daß das Wasser sich durch die Schneewälle lange Tunnel gegraben hatte. Der Selbsanft, der vom Linththal aus als vereinzelte Pyramide erscheint, stellt sich von hier als vordere, niedrigste Spitze eines langgezogenen, kahlen Felsengestells dar; dasselbe hängt durch ungeheuere Steilwände mit den Ausläufern des höheren Bifertenstockes zusammen, der sich im Hintergrund des Thales über grünem Gletschereis als würdiger Nachbar des Tödi aufbaut. Je weiter wir hinaufklamen, desto mehr der Berge erblickten wir, die den hinteren Thalboden umstehen: der Tödi, frei und ohne alle verdeckende Vorberge von den grünen Weiden der Sandalp bis zur weißen Spitze hinan, bildet den Mittelpunkt; neben ihm, zwischen dem niedrigeren Grünhorn und dem gewaltigen Felsendom des zerrissenen Bifertenstockes, schiebt der Firnstrom des breiten Bifertengletschers sein starres Gewoge ins Thal hinab; der grünlich schimmernde

*) mit dem Firn daher zu reiten gekommen.

Eisbruch hängt weit über und läßt in wilder Zerklüftung die Spalten erkennen, die in sein Inneres hineinführen. Zur anderen Seite, wo der Weg in kühnen Windungen am steilen Gehänge zur oberen Sandalp hinaufführt, stürzt der Sandbach in vielstufigem Wasserfall über die Wand herab. Tiefe Ruhe herrscht in dieser Bergeinsamkeit; nichts zu hören, als das gleichmäßige Rauschen des Wassers und vielleicht noch das entfernte Läuten des weidenden Viehes. — Die ersten Hütten, die wir erreichten, waren leer; die Sennen hatten die schönen Tage benutzt, um theils zur oberen Alp, theils zu den hintersten Hütten hinaufzuziehen. Ueberall im Canton Glarus spielt die Alpwirthschaft eine wichtige Rolle und die Erzeugnisse derselben werden vielfach ausgeführt; in der ganzen Welt berühmt ist der aromatische Kräuterkäse, der Schabziger, von dem der Volkswitz sagt:

„Heid er oder weid er
Alte, guete, herte Glarner Schabziger?
Er chennd en use nih,
Er chennd en i d'Hand nih,
Er chennd en an all Wend hare khye —
Und er tuet Ech nüd verhye!"*)

Ueber eine kleine, mit niedrigen Tannen bestandene Bodenerhöhung hinweg gelangten wir in kurzer Zeit nach dem vollkommen ebenen, von Viehgattern abgesperrten Boden der unteren Sandalp; die Gebäude, eine Hütte zum Wohnen und einige Ställe, liegen weiter zurück in der Richtung des Weges, der zur Clubhütte am Grünhorn hinauf führt. Der alte Senn, dessen Bekanntschaft ich schon früher auf der oberen Sandalp gemacht hatte, begrüßte uns freundlich und gab seiner Freude über den Besuch dadurch Ausdruck, daß er uns bereitwilligst das gesammte Mobiliar seiner Wohnung, einige Holzschemel, zur Verfügung stellte. Eine trockene Stelle etwas seitwärts wählten wir uns als Frühstücksplatz aus, denn:

„Rings um d'Hütte, Ihr wüßet, isch nie ganz suber zum Wandle;
„Wil sie vum Vuhe gad vil nüd uf den Alpe verstünd.*)

Der Senn brachte Milch in einer Holzschale, aus welcher zu trinken allerdings nicht ganz leicht war und auch nicht Allen in wünschenswerther Weise gelang, wir hingegen theilten ihm dafür von unserem Wein mit, so daß alsbald wechselseitige Befriedigung Platz griff. Wie hübsch und vergnügt ist solch ein Frühstück aus der Hand unter dem blauen Himmel, der sich über all' den weißen Spitzen und grauen Felszacken ausspannt: für den Hunger sorgt die köstliche Bergluft und die Freude an der schönen Gottesnatur bewirkt eine herzerquickende Fröhlichkeit. Wir waren eben eifrig beschäftigt, die mitgebrachten Vorräthe zu ergründen, als uns ein weithin schallendes Geheul des Senns einigermaßen erschreckte; auf unser Erstaunen hin erklärte er jedoch beruhigend, daß sein Gefühlsausbruch lediglich der Schweineheerde gelte, die zur Fütterung gerufen werden müsse. Von allen Seiten kamen denn auch die braunen Borstenträger im Galopp herangesaust und bald wimmelte es rings um die Hütte von den so nützlichen Thieren, die sich mit befriedigtem Grunzen zum Besten der Glarner Menschheit und der das Thal besuchenden Fremden mit den Abfällen der Milchwirthschaft mästeten. Nach längerer Rast verabschiedeten wir uns von unserem wackeren Gastgeber und waren zum Mittagessen bereits wieder unten im Gasthaus Tödi.

Der Verfasser, der im Canton Glarus viel Entgegenkommen und bereitwilligen Rath und Unterstützung bei Ausflügen fand, bewahrt manche freundliche Erinnerung an das schöne Linththal, aber der angenehmsten eine ist die an das Frühstück am Fuße des Tödi.

*) Habt Ihr oder wollt Ihr alten, guten, harten Glarner Schabziger? Ihr könnt ihn herausnehmen, Ihr könnt ihn in die Hand nehmen, Ihr könnt ihn an alle Wände hinwerfen (eigentl. keilen) und er thut Euch nicht zerbrechen.

*) Aus B. Becker, Der Glärnischfirn.

Bücherbesprechungen.

□ Martin Luther's Leben in siebzehn Predigten von Mag. Johann Mathesius, Pfarrer zu St. Joachimsthal. Herausgegeben von Lic. Dr. Buchwald, Diaconus in Zwickau. Leipzig, Ph. Reclam jun. Ladenpreis 80 ₰. — Es ist sehr dankenswerth, daß diese erste Biographie unseres Reformators von der Hand des alten trefflichen sächsischen Pfarrers, des treuen Freundes Luther's, mit seiner körnigen, volksthümlich-gesunden und treuherzigen Beredtsamkeit neu aufgelegt und zu so billigem Preise verbreitet wird, daß auch die Leute aus dem Volke sich das Buch anschaffen und sich an ihm erbauen können, wie es unsere Väter gethan. Es ist eine herzerquickende Lectüre und man kann nur wünschen, daß sie im Volke recht verbreitet wird.

G. Oe. Dr. Albert Freybe, Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 2. Heft: Das Leben im Recht. 2. Aufl. Gütersloh, Bertelsmann 1889. XVI, 299 S. 8. Preis 4 ℳ — Dem ersten Bändchen, das wir jüngst besprachen und empfahlen, ist binnen kurzer Zeit das zweite gefolgt. Seit seinem erstmaligen Erscheinen ist es weit umfangreicher geworden, freilich auch weit verworrener. Dem Buche fehlt eins im besonderen Maße: die Ordnung; und dieser Fehler macht sich so geltend, daß er die Genießbarkeit wesentlich beeinträchtigt. Zunächst ist der Gang der Untersuchung trotz sorgfältigster Erwägung nicht erkennbar; Sprünge und Wiederholungen sind nicht selten, außerdem liebt der Verfasser kleine Einschiebsel, die den Gang der Darstellung hemmen und von denen nur wenige uns durch eigenen Werth für diese Hemmung entschädigen. So wird beispielsweise das Capitel: Religion und Recht, das doch eines der ausführlichsten sein müßte, auf 4 Seiten abgehandelt, und die Hälfte dieser Seiten nimmt eine episodenhafte Erzählung von einem mecklenburgischen Erbgroßherzog ein, die an sich herzlich unbedeutend ist; Erörterungen aber, die in dieses Capitel hineingehören, finden sich überall im Buche verstreut. Aehnliches läßt sich von fast allen Capiteln sagen. Sieht man aber von diesem Grundmangel, einigen Absonderlichkeiten (z. B. in der Deutung des Wortes Kirchspiel, in der Erklärung des Rosensymbols, in der Erörterung über die Thierwelt im Rechte ꝛc.) und manchen gewagten „Deuteleien" und Symbolisirungen ab, so verdient das Buch warme Anerkennung. Es enthält eine Fülle tüchtigen Stoffs und wirkt ungemein anregend nach allen Richtungen hin. Ueber die Rechtsquellen des deutschen Mittelalters giebt es nur zum Theil befriedigende Auskunft, dagegen entwickelt es die Rechtsanschauungen des Volkes, den Zusammenhang zwischen Religion und Recht, zwischen Recht und Sitte mit großer Lebendigkeit und tiefer Begeisterung; die Sammlung von Rechtsgedanken und Rechtssprichwörtern, die sich merkwürdigerweise mitten im Buche findet, läßt uns einen Blick in den Gedankenreichthum und die eigenartige Rechtsauffassung unseres Volkes thun. Das ganze Buch athmet eine begeisterte Liebe zum deutschen Volksthume, zu deutscher Sitte und deutschem Recht. Daß der Verfasser durchblicken läßt, wie wenig ihn der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches befriedigt hat, können wir ihm nicht übel nehmen; freilich geht er in seiner Vorliebe für das Alte und Urdeutsche etwas zu weit, wenn er auch dem „fröhlichen Ungefähr" das Wort redet. Mit solch „fröhlichem Ungefähr" dürfte die Rechtspflege in einem modernen Staate nicht sonderlich weit kommen.

j.— Die antiken Porträtgemälde aus den Grabstätten des Faijum. Von Dr. Richard Graul. Leipzig 1888, E. A. Seemann. 4°. 4 ℳ — Die antiken griechischen Bildnisse, welche von dem Wiener Kaufmann Theodor Graf, dem infolge seiner Handelsverbindungen bereits eine Reihe wichtiger kunstgeschichtlicher Entdeckungen verdankt wird, in Aegypten erworben wurden, haben überall, wo sie zur Ausstellung gelangten, in Gelehrten- wie in Laienkreisen Aufsehen erregt. Durch Abbildungen und Photographien sind sie allgemein bekannt geworden und durch Ausstellungen, welche der Besitzer in einer Reihe deutscher Städte veranstaltet hat, haben Alle, welche sich für die epochemachenden Funde interessiren, Gelegenheit gehabt, die Originale kennen zu lernen und zu studiren. Von München, wo sie im vergangenen Sommer ausgestellt waren, kamen sie nach Berlin, von hier nach Dresden; gegenwärtig befinden sie sich in Brüssel, um dann nach Paris gebracht zu werden. Die Hoffnung, daß die gesammte Reihe dieser Bildnißtafeln von einem der deutschen Museen erworben werden und somit von der deutschen Wissenschaft in erster Linie nutzbar gemacht werden würde, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Das ist umsomehr zu bedauern, als die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß die ganze Sammlung ins Ausland gelangt, wo sie vielleicht kaum je wieder gesehen werden kann, daß sie — um eine naheliegende Möglichkeit zu erwähnen — von den Amerikanern, die neuerdings mit außerordentlicher Rührigkeit für ihre Sammlungen thätig sind und mit Geldmitteln wirthschaften können, welche die Höhe der bei uns verfügbaren Fonds bei Weitem übersteigen, erworben wird. Es ist begreiflich, daß sie durch eine Ueberführung nach Amerika der Wissenschaft so gut

wie ganz entzogen wird. — Die Kunstkritik hat sich, wie natürlich, aufs Ausführlichste mit den Graf'schen Bildnissen beschäftigt. War doch die Entdeckung so gewaltig, der Fund so einzig in seiner Art, daß mit ihm über gewisse Capitel der griechischen Malerei, namentlich über das Wesen und die Technik der Enkaustik, ein völlig neues Licht verbreitet wurde. Das ist auch von allen Einsichtsvollen, von denen, welche in derartigen Fragen mitzureden berufen sind, zugestanden worden. Hat sich auch Friedrich Pecht in einer Besprechung in der „Täglichen Rundschau" zu der Aeußerung hinreißen lassen, „es sei mit den altgriechischen Bildnissen derselbe Schwindel getrieben worden, wie seiner Zeit mit den olympischen und pergamenischen Ausgrabungen," so weiß zum Glück Jeder, daß ein derartiges, eine ziemliche Verbissenheit bekundendes Urtheil des genannten Münchener Hrn. Kunstkritikers nicht ernst zu nehmen ist. — Die vorliegende, mit zwei vortrefflichen nach Originalphotographien hergestellten Heliogravuren und mit Textabbildungen ausgestattete schöne Veröffentlichung ist ein in einigen Punkten erweiterter Abdruck eines Aufsatzes, den der Verfasser in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst" veröffentlicht hat; erweitert besonders durch eine, auch sonst in Sonderabdrücken bekannt gewordene, aus der Münchener „Allgemeinen Zeitung" abgedruckte Abhandlung des namentlich um die Untersuchung über die Technik der campanischen Wandgemälde verdienten Otto Donner von Richter über „die enkaustische Malerei der Alten". Diese beiden Sonderabdrücke waren ursprünglich von dem Verleger nicht geplant worden. Seine Absicht war es vielmehr, die gesammte Graf'sche Bildnißsammlung in mustergiltigen Nachbildungen (Heliogravuren, wie sie Graul's Buch enthält) mit einem ausführlichen, durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Text aus der Feder des Hallenser Archäologen Prof. Heydemann zu veröffentlichen. Infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Besitzer der Sammlung ist dieses größere Werk leider nicht zu Stande gekommen. Der von Prof. Heydemann ausgearbeitete Text ist inzwischen in dem letzten Hefte der Berichte der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1888, S. 295 ff.) erschienen; an Stelle der großen Veröffentlichung ist das vorliegende Buch von Graul getreten. Wir haben es in seiner vornehmen und gediegenen Ausstattung mit aufrichtiger Freude begrüßt. Für die vielen Freunde der altgriechischen Bildnisse, überhaupt für die große Gemeinde derer, welche die classische Kunstwissenschaft in ihrer Entwickelung während der letzten, an Ergebnissen überreichen Zeit mit Theilnahme verfolgt haben, ist es eine Gabe, deren Werth von Allen anerkannt werden wird.

M.-Fr. Von der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" (Wien, Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue) liegen uns die drei Jahrgänge 1886, 1887 und 1888 vor. Diese allgemeine, wissenschaftliche Rundschau ist die einzige ihrer Art in Oesterreich, eine Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Sie bildet die neue Folge der „Oesterreichischen Revue" und hat sich gleich dieser ihrer Vorgängerin die Aufgabe gesetzt, die lebendigen Ueberlieferungen des Kaiserstaates fortzupflanzen und über das so überaus mannigfaltige Culturleben ebenso wie über die neuere Entwickelung desselben aus guten Quellen Aufschluß zu geben. Sie erscheint in monatlichen Heften von durchschnittlich vier Bogen Großoctav und kostet für Deutschland jährlich 16 ℳ. Diese Aeußerlichkeiten verdienen wol auch hier Erwähnung, da uns scheinen will, als wäre die Revue in unserem Vaterlande nicht in dem Maße bekannt, als es unser inniges Verhältniß zu dem verbündeten Nachbarstaate wünschenswerth macht. Von den Abhandlungen, welche bis jetzt darin erschienen sind, stehen an Zahl wie an Werth obenan die geschichtlichen und die volkswirthschaftlichen. Literatur und Kunst, allgemeine Wissenschaft und öffentlicher Unterricht stehen in zweiter Linie. Landes- und Volkskunde sowol Oesterreich-Ungarns wie der unteren Donauländer und des Orients sind durch weit weniger, aber hervorragende Mitarbeiter vertreten. Den besten Einblick in den vielseitigen Stoff und die gediegene Bearbeitung desselben würde vielleicht der Abdruck der Mitarbeiterliste ergeben. Ich nenne hier nur Vámbéry und Kanitz, Pulszky und A. Klaar, Jireček und Hunfalvy, O. Stapf und G. Meyer, Beer und Hallwich, Büdinger und Gelcich. In der Geschichte wiegt natürlich das vorletzte und das laufende Jahrhundert stark vor, doch finden sich in den drei Jahrgängen auch Arbeiten über den dreißigjährigen Krieg u. dergl., z. B. über einen unverdienter Vergessenheit anheimgefallenen Kampfgenossen Wallenstein's, Gabriel v. Pechmann, vielleicht einen geborenen Sachsen. Wenn wir auf die Berücksichtigung der einzelnen Länder des Kaiserstaates unsere Aufmerksamkeit lenken, so sind Böhmen, Ungarn, Krain und die adriatischen Küstenländer bis jetzt am besten vertreten. Eine umfangreichere Arbeit führt uns sogar nach Persien, indem O. Stapf seine Beobachtungen auf einer österreichischen Forschungsreise 1885 über den Landschaftscharakter der persischen Steppen und Wüsten mittheilt. An Stelle der in den ersten Nummern vorwiegenden kleinen Aufsätze sind nach und nach immer größere und tiefer eindringende getreten. Wir heben von diesen breiter angelegten Veröffentlichungen hervor: Briefe von Adolph Pichler an Emil Kuh, die Albanesen von Gustav Meyer, Rückblicke auf die Zustände Böhmens im 17. und 18. Jahrhundert mit besonderer Beachtung der Entwickelung der böhmischen Literatur seit Maria Theresia von J. Jireček, zwei Arbeiten von Jos. v. Lehnert, die eine über W. v. Tegetthoff, die andere über den Sturz der Republik Venedig, ferner einer Versuch einer rationellen Begründung der Ethik von Lederer, das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns von R. Hofmann, Skizzen aus den Quarneroinseln von Gelcich, geistiges Leben im Königreiche Serbien von Kanitz, Erzherzog Karl als Finanzpolitiker von Beer, die Kunst in Dalmatien von Hauser, in Ungarn von Pulszky, die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn von Sitte, Juliane Herzogin von Giovane von Guglia, Franz Deák von Steinbach, Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen 1817—20 von Beer, der Wasserstraßenbau in Oesterreich-Ungarn von J. B. Meyer, die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn von Wang, linguistische und historisch-ethnographische Studien in Ungarn von Hunfalvy, Moritz Schleifer von A. Pichler, die Wiener Stadtbahnfrage von v. Flattich, das Volksschulwesen der Bukowina von Grünberg, kunsthistorische Studien aus Obersteiermark von Waßler, zur Geschichte des Octoberdiploms von Steinbach, Michael Stotter von Pichler, zur Ethnographie von Dalmatien von Bidermann, die österreichische Strafgesetzgebung seit 1850 von Wahlberg, Philosophie und Philosophen in Oesterreich von Zimmermann, die Herstellung einer Wasserstraße zwischen Donau und Oder von Joh. B. Meyer, dem Herausgeber der Revue.

II. „Die Hauptgewinne der königl. sächsischen Landes-Lotterie von 1832 bis Ende 1888 tabellarisch zusammengestellt nach der Reihenfolge der Loosnummern, welche seit 1832 bis Ende 1888 mit einem Gewinne von mehr als 3000 ℳ gezogen worden sind, unter gleichzeitiger Angabe der betr. Ziehungsjahre, nebst einigen statistischen Uebersichten." — Der Hauptbestandtheil des unter diesem langathmigen Titel im Verlage von A. Haase in Zittau erschienenen, 56 Octavseiten umfassenden Heftchens wird durch ein Verzeichniß der in der sächsischen Landeslotterie von 1832 bis 1888 mit einem Gewinn von mehr als 3000 ℳ gezogenen Loosnummern gebildet (Seite 9 bis 42). Hieran schließt sich eine Zusammenstellung der wiederholt mit einem größeren (d. h. 3000 ℳ übersteigenden) Gewinn gezogenen Loosnummern (Seite 43 bis 46), ferner eine Uebersicht über die Anzahl der in den einzelnen Lotterien gespielten Loose, sowie über den Gesammtbetrag der größeren Gewinne in den einzelnen Lotterien (Seite 47 bis 50), endlich eine Gruppirung der größeren Gewinne nach Zahl und Gesammtbetrag für je 1000 Nummern (Seite 51 bis 56). Derartige Zusammenstellungen der Gewinnresultate, die übrigens schon früher veröffentlicht worden sind, haben nach unserem Dafürhalten für das spielende Publicum keinen Werth. Allerdings darf nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung unbedenklich angenommen werden, daß eine Nummer, die bis jetzt noch nicht gezogen worden, mehr Aussicht auf einen Treffer habe, als eine bereits zweimal mit einem größeren Gewinn gezogene Nummer, und daß, wenn z. B. die Nummernreihe 1 bis 1000 bis jetzt 112, die Nummernreihe 6001 bis 7000 dagegen nur 96 Hauptgewinne gehabt hat, im Verlaufe der weiteren, ihrer Zahl nach unbegrenzt zu denkenden Ziehungen solche geringfügige Abweichungen allmälig sich ausgleichen, und deshalb in die Gruppe 6001 bis 7000 mehr Gewinne fallen werden, als in die Gruppe 1 bis 1000. Daß aber diese Ausgleichung, wie der Verfasser behaupten zu wollen scheint, „in den nächsten Lotterien" stattfinden müsse, ist eine unrichtige Schlußfolgerung. Der einzelne Spieler kann nur innerhalb eines verhältnißmäßig kurzen (durch die Dauer des menschlichen Lebens begrenzten) Zeitraums und nur mit wenigen Loosnummern operiren, bei diesen engen Schranken aber gegenüber einer Zahl von 100 000 Loosen aus der Zusammenstellung der bisherigen Gewinnresultate für die Auswahl seines Looses keineswegs einen Anhalt gewinnen, der einen günstigen Erfolg zu verbürgen geeignet wäre.

Druck von G. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 45. Dienstag, den 16. April. 1889.

Ranke über die Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt.

Von Georg Müller-Frauenstein.

Das großartige Unternehmen Leopold v. Ranke's, seine langjährige schriftstellerische Thätigkeit durch eine Weltgeschichte abzuschließen, ist nunmehr zur Vollendung gediehen. Der neunte und letzte Theil liegt, 2 Jahre nach dem Tode des Meisters, vor uns.*) Die drei letzten Theile wurden druckfertig gemacht von anderen Händen, und damit sind die Befürchtungen, welche sich bei der Kunde von Ranke's Hinscheiden naturgemäß regten, endgiltig zerstreut.

Den Männern, welche in so hingebender Weise dem Werke des großen Todten ihre Kräfte widmeten, gebührt heute wol der erste und wärmste Dank: Paul Hinneberg, Theodor Wiedemann, Georg Winter, Alfred Dove. Die beiden Letztgenannten sind es, welche den letzten, heute zu besprechenden Band herausgegeben haben und, wie bei dem vorhergehenden, hat auch bei diesem Georg Winter den Löwenantheil an der Arbeit getragen. Von ihm allein ist das 285 Seiten starke Gesammtregister zu allen neun Bänden bearbeitet, eine entsagungsvolle und doch höchst verdienstliche Leistung, der nicht genug Lob gespendet werden kann.

Es empfiehlt sich, die beiden Abtheilungen getrennt zu behandeln, da nur die erste im Großen und Ganzen den Ton der früheren Bände festhält, die zweite dagegen ein ganz anderes Gepräge hat. Ein zweiter Aufsatz wird also über den letzteren berichten, während uns heute nur die Darstellung Ranke's von den Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt, von dem 14. und 15. Jahrhundert, beschäftigen soll.

Diese Darstellung stammt in der Hauptsache aus dem Jahre 1870. Ein von Ranke eigenhändig für die Vorlesungen jenes Sommers ausgearbeitetes Collegienheft liegt ihr zu Grunde. Einheitlicher und ursprünglicher nimmt sich demnach dieser Abschnitt jedenfalls aus als der vorhergehende Band, an welchem die Herausgeber weit mehr selbst zu ordnen und zu verbinden fanden. Freilich hat Ranke noch weniger als bei diesem an eine Veröffentlichung in der uns vorliegenden Gestalt gedacht. Er hätte, wie auch Dove betont, sicher viel strenger die Momente der Einheit ans Licht gezogen und die häufigen Wiederholungen vermieden. Er hätte auch die gerade für die betreffenden zwei Jahrhunderte recht werthvollen Ergebnisse der neuesten Forschungen aufmerksam berücksichtigt, während wir nun mit den vor 20 Jahren berechtigten Urtheilen zufrieden sein müssen. So gesteht unser Schriftsteller einmal, Seite 50, offen: Man begreift die politischen Gegensätze und Abwandelungen jener wirren Jahre (unter Ludwig dem Bayern) oft nicht mehr. So fühlt man die Eigenthümlichkeit des Collegienheftes deutlich heraus, wenn es (S. 119) eine auffällig große Zahl von Anekdoten über Wenzel mittheilt und uns andererseits recht oft, z. B. über die Einführung des Schießgewehrs, über die Buchdruckerkunst und überhaupt über die Kunst in den deutschen Städten, auch über Ruprecht von der Pfalz u. A. mit recht kargen Bemerkungen abspeist. In den zusammenfassenden Einleitungs- oder Schlußworten der einzelnen Abschnitte, in der überzeugenden und doch knappen Charakteristik vieler bedeutender Persönlichkeiten zeigt sich Ranke aber auch in diesem Collegienheft in seiner ganzen Größe. Wie bei allen früheren Besprechungen soll deshalb auch diesmal möglichst der Wortlaut (mit allen Fremdwörtern) festgehalten werden.

Der Eingang hebt hervor, daß das 14. und 15. Jahrhundert einen Fortschritt nationaler Entwickelung in Europa unter dem gemäßigten Einfluß der Kirche zeigen und insofern jene große Secession im Glauben vorbereiten, welche das 16. Jahrhundert charakterisirt. Auch durch diese ward jedoch die Einheit des Lebens keineswegs völlig zerrissen; nicht allein die gemeinsame Grundlage der Cultur wurde beibehalten: indem man nur die anstößigsten und drückendsten Doctrinen beseitigte, behauptete sich im Wesentlichen selbst die gleiche Religion. Von den 13 Capiteln unseres Buches beschäftigen sich nun das 1., 2., 3., 6., 7. und 10. ausschließlich mit Deutschland, das 4. und 11. mit England und Frankreich, das 5. mit Italien, das 12. mit den nordischen Reichen, das 8. und 9. vorwiegend mit religiösen Dingen, die ganz Europa betreffen, und das 13. mit den Mongolen und Türken.

Der erste Abschnitt beginnt mit König Albrecht I., entwickelt noch einmal, wie am Schlusse des vorhergehenden Bandes, seine Vergrößerungspläne, insbesondere auf Meißen, und geht dann zur Hauptfigur des Capitels, Heinrich VII., über. Er war ein Niederländer, der aber seiner Nationalität nach als ein Franzose betrachtet werden muß, seine Wahl ist als Resultat der nunmehr innigen Verbindung zwischen Frankreich und dem päpstlichen Hofe und ihres vereinten Einflusses auf die deutschen Dinge zu betrachten. Er war schlank, blond, nicht groß, wohlgebildet; er sprach langsam und kurz, zeigte sich großmüthig und milde. Ein eigenthümliches Glück bot ihm fast ungesucht die Gelegenheit zu einer großen Erwerbung, nämlich Böhmens, dar. Sein Bruder, Erzbischof Balduin von Trier, gehört zu den großen Hierarchen des Reiches, die man einmal zusammenstellen sollte. Eine Zeit lang hat er sogar zugleich Mainz verwaltet. Er hat die territoriale Größe des Hauses begründet, das dann 130 Jahre eine vorwaltende Rolle spielte, aus dessen Erbe Beides hervorgegangen ist: die Größe von Oesterreich und die Gründung des Hauses Brandenburg.

In der vornehmsten rein deutschen Frage, der alten meißnisch-thüringischen, blieb damals nach langem Kampfe das Territorialfürstenthum, die Wettiner, Sieger über die Ansprüche, welche im Namen des Reiches erhoben wurden. Heinrich's VII. Gedanken waren von vornherein auf das Kaiserthum, d. h. auf Italien gerichtet. Ranke erzählt nun des Breiteren die Thaten des Kaisers in Italien, Dante's Stellung in den Parteikämpfen und faßt sein Urtheil über den Fürsten und sein Wirken in den Sätzen zusammen: Er war kein großer Mann, aber gut, standhaft, barmherzig, voll echter und glänzender Ideen. Universalhistorisch ist seine Erscheinung insofern von Wichtigkeit, als sie, die Rechte des Kaiserthums wahrnehmend, doch auch die Unmöglichkeit, sie zur Geltung zu bringen, zur Anschauung brachte. Gegen die Menge und Kraft der Feinde war er bei Weitem zu schwach. Oder dürfte man sagen, daß der Ausgang seines Unternehmens noch ungewiß war, als ihn sein Schicksal ereilte? So glaubten wenigstens alle Die, welche an seine Ermordung glaubten. Wie durch Albrecht's Katastrophe die Herstellung der königlichen Gewalt in Deutschland,

*) Weltgeschichte. Von Leopold v. Ranke. 9. Theil, erste Abtheilung. Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt (14. und 15. Jahrhundert). Herausgegeben von A. Dove und G. Winter. X, 275 Seiten. Zweite Abtheilung. Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Herausgegeben von A. Dove. Nebst Gesammtregister zu Theil I–IX, gearbeitet von G. Winter. XXVI, 528 Seiten. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888. 19 ℳ

so wäre durch Heinrich's plötzlichen Tod die der kaiserlichen in Italien vereitelt worden.

Das zweite Capitel beginnt mit einer jener anschaulichen Ranke'schen Zusammenfassungen, auf die hier nur mit Nachdruck verwiesen werden kann; sie giebt die Eigenthümlichkeiten der vier Regierungen von Rudolf I. bis Heinrich VII. an. Mit des Letzteren Tode erhielt das Princip der freien Königswahl in Deutschland an und für sich eine neue Stärkung, es trat das Allerungünstigste ein: die vorhandenen dynastischen Gegensätze führten zu einer Doppelwahl, der dritten innerhalb eines Zeitraumes von wenig mehr als einem Jahrhundert. Ludwig der Bayer war tapfer und kriegerisch, von seiner Jugend auf besonnen und männlich. Auch später gab er keiner Uebereilung Raum, obwol er von Natur heiter war; er flößte Zutrauen ein. Er war ein schlanker Mann, mit zurückfliegendem, gelocktem, jedoch nicht sehr starkem blonden Haar, lebhaften Augen, lächelnder Miene, wohlgebaut, kräftig und körperlich gewandt, auch das Steuer zu führen geübt und im Waidwerk erfahren. Rasch schritt er daher, er war guter Dinge und sprach recht gut. Er unternahm Alles und führte es im Glücke tapfer vorwärts; im Unglück wollte man ihn dagegen rathlos finden. Auch dann jedoch mußte er sich noch zu behaupten. Wenn er sich unterwirft, sagt Johann XXII. von ihm, muß man ihn fürchten. Das könnte man von ihm nicht sagen, daß er geeignet gewesen sei, etwas für immer zu gründen. Sein größter Fehlgriff war die Vermählung seines Sohnes mit Margarethe von Tirol, das war die Handlung, die ihm die Ruhe seines Lebens gekostet hat. Von der Gründung der Eidgenossenschaft, der Schlacht bei Morgarten und dem Reichstage von Nürnberg an, wo das Reich Partei für die Schweizer und gegen die Oesterreicher ergriff, begleiten wir den Wittelsbacher bis zu seinem jähen Ende. Der Papst Johann XXII., Friedrich und Leopold von Oesterreich treten kräftig hervor, doch geben gerade über diese Zeit neuere Veröffentlichungen (Dierauer, Altmann, Chroust u. A.) viel neue Gesichtspunkte, welche natürlich hier noch fehlen. Von Heinrich's VII. Sohn, Johann von Böhmen, heißt es: Er war ein Typus des ritterlich-fürstlichen Lebens der Zeit; mehr Franzose als Deutscher und vollends als Böhme; er liebte Paris, hielt sich viel daselbst auf und ließ seinen Sohn dort erziehen.

Diesem Sohne, dem Kaiser Karl IV., ist das dritte Capitel gewidmet, eines der anziehendsten des Buches. Auch dies beginnt mit einem Rückblick wie das zweite, bald fesselt aber die ungemein vielseitige, kluge Thätigkeit des neuen Fürsten uns allein. Karl trennt zuerst die Sache des Reiches von der besonderen Sache Englands, ohne jedoch im Mindesten für Frankreich Partei zu nehmen, und im Innern trifft er von Anfang an die klügsten Anstalten, um sich der Krone friedlich zu versichern. Er trat behutsam, berechnend, diplomatisch auf, ein kleiner Mann, etwas gebückt, der Niemand seine Gedanken anvertraute. Während man ihm Vortrag hielt, schnitt er an einem Weidenstab und sah wie ein Zerstreuter um sich her; aber kein Wort wäre ihm entgangen, er gab den bündigsten Bescheid. In dieser Welt von stürmischen Rittern tritt er, ein nüchterner Mann und guter Haushalter, mit dem Uebergewicht der Klugheit auf und bezwingt sie. Auch durch glänzende Worte ließ er sich nicht täuschen: über ihn vermochten die Schmeicheleien der Italiener, die Vorstellungen Petrarca's von der Herrlichkeit des Kaiserthums nichts. Von diesem zweiten italienischen Dichter handelt unser Schriftsteller hier eben so, wie von Dante bei dem Großvater Karl's. Ganz anders aber wie der Letztere vereinte der Enkel auf das Gewandteste von Anfang an die beiden Zwecke der bisherigen Herrscher, sich eine Hausmacht zu bilden und zu erhalten, sowie eine allgemeine Pacification zu Stande zu bringen. Doch geschah das merkwürdigste Ereigniß im Reiche, das in diese Jahre fällt, die Befestigung des Schweizer Bundes, wesentlich ohne sein Zuthun. In Italien aber versuchte er es gar nicht, die wichtigsten Streitfragen, die noch im Gange waren, zur Entscheidung zu bringen, z. B. schwieg er von dem Reichsvicariat in Italien; auch setzte er über die Frage, ob das Kaiserthum von dem Papstthum unabhängig sei, nichts fest. Er suchte nur für die unbestrittenen Rechte eine Ordnung auf immer zu gründen. Mit jenen Mächten, welche nun einmal den Boden der Welt inne hatten, wollte er sich nicht wieder in einen Kampf einlassen, sondern er traf mit ihnen ein Abkommen. Das große Ereigniß dabei bleibt immer, daß sich Deutschland dadurch von Italien vollends sonderte. Die goldene Bulle, welche er abfaßte, ist nach allen Seiten hin von hoher politischer Bedeutung und des Kaiserthums würdig. Die Idee des Reiches wirkte noch einmal auf die feste Anordnung der inneren Zustände zurück. Die vornehmsten Fürsten des Reiches kamen gleichsam zur Theilnahme an der kaiserlichen Macht empor. Böhmen aber machte dem Gründer der Universität Prag nicht allein die große Fruchtbarkeit des Landes werth, sondern gewiß auch der Segen der Bergwerke. Bei allen Streitigkeiten konnte er das Alles ausgleichende Geld in die Wagschale legen. Und durch die Verbindung Böhmens mit der Mark, mit Schlesien und mit der Lausitz gab er dieser Krone an sich eine hohe Bedeutung. Er erwarb dergestalt ein ungemein ausgebreitetes Gebiet, welches das Besondere hat, daß es aus lauter slavisch-germanischen Ländern besteht, und er verwaltete es selbst mit großer Sorgfalt. Es ist keine Frage, daß diese Herrschaft eines deutschen Königs die weitere Germanisirung mehrerer erst in dem letzten Jahrhundert erworbener Provinzen, hauptsächlich aber den Anschluß Böhmens an die europäischen Ideen mächtig begünstigte.

Unter allen Menschen, die jemals in Böhmen geboren worden, ist Karl IV. ohne Zweifel als der wichtigste und größte Mann zu betrachten. Seine Verdienste um das Reich möchten in drei Punkten bestehen: in der Festsetzung der Unabhängigkeit von dem Papstthum und der Ordnung der Wahl, in der Stiftung der Universität, welche den Beginn der geistigen Unabhängigkeit der Nation, die sonst von der Theologie zu Paris beherrscht worden wäre, bezeichnet, endlich in den mercantilen Einrichtungen, Flußschifffahrt rc., welche das östliche Deutschland in inneren Zusammenhang brachten. Alles ist sein eigenes Interesse, das Interesse von Böhmen und Luxemburg, aber zugleich das Interesse von Deutschland

In ganz andere Ereignisse und zu völlig anderen Personen als die ersten drei führt uns das vierte Capitel: England und Frankreich im vierzehnten Jahrhundert. Es beginnt mit der magna Charta, giebt die Entwickelung der englischen Verfassung in jener Zeit und wendet sich dann zu dem französisch-englischen Erbfolgekrieg. Die bedeutendsten Fürsten beider Länder werden folgendermaßen gezeichnet: Eduard III. war leutselig und populär — wer ihn gesehen hatte, glaubte, es könne ihm den Tag kein Unglück widerfahren — aber dabei tapfer und beherzt: man sah ihn niemals erbleichen oder in der Gefahr die Miene verändern. Karl V., genannt der Weise, sein französischer Gegner, war ein blasser, magerer, kranker Mann, der in den Jahren männlicher Kraft einen baldigen Tod voraussah und nicht selber in den Krieg zog — er hätte das Schlachtschwert nicht heben können — der sich aber eine ruhige Weisheit, welche sich in sinnvollen Sprüchen ausdrückt, und eine vorsichtige Schonung Anderer angeeignet hatte. In die Mitte dieses Capitels hat Ranke die spanischen Kämpfe der Zeit, die Figur Peter's des Grausamen eingeschoben.

Das folgende behandelt Italien im 14. Jahrhundert, im Besonderen Neapel von Karl von Anjou an und die großen Städterepubliken. Erst das sechste kehrt wieder nach Deutschland zurück, es bespricht die späteren Luxemburger. Es beginnt mit einer allgemeinen Zeichnung der Bewegungen im 14. und 15. Jahrhundert, verweilt lange bei Wenzel, um so weniger bei Ruprecht und schließt ab mit Sigismund. Wenzel erinnert unseren Schriftsteller an das bizarre Wesen der verrufensten Imperatoren, er war groß im Kleinen und klein im Großen. Er neigt sich den populären und häretischen Tendenzen zu und beschränkt sich thatsächlich fast auf das Wesen eines böhmischen Landesfürsten. Sigismund, sein Bruder, dagegen lebt und webt in der Idee der allgemeinen Christenheit. Er war unternehmend, rastlos, geschmeidig, glänzend, lebenslustig. Sich selbst und Anderen schien er Alles erlauben zu wollen. Freigiebig über alle Gebühr, hat er gewirthschaftet als ein Mensch ohne Erben, sein Haushalt bestand darin, daß er sein Capital aufbrauchte. Der Schlußsatz stellt noch einmal alle Fürsten des luxemburgischen Hauses neben einander: Keine unbedeutenden Gestalten, der Friedensstifter Heinrich VII., Karl IV., der Schöpfer der goldenen Bulle; Wenzel, der die hussitische Bewegung entfesselt; Sigismund, der das Schisma beilegt und den deutschen Großmächten der Zukunft, Brandenburg und Oesterreich, die Wege weist — mehr, als andere, Gestalten des Uebergangs, aber durch und durch welthistorisch.

Das deutsche Städtewesen, den Inhalt des siebenten Abschnitts, hat Ranke meist nach den trefflichen Werken Maurer's dargestellt. Er durchfliegt die Geschichte unserer Städte von allem Anfange an, geht genauer auf die Städtebündnisse und die Zünfte, „eine erbliche Organisation der Arbeit", ein, berührt die wichtigsten Kriege zwischen Adel, Städten und Fürsten, erzählt die Entwickelung der Hansa in ihren Hauptzügen und endet mit dem süddeutschen Weltverkehr.

Der Anfang des achten Capitels, die Zeiten des Schismas behandelnd, giebt wiederum eine kurze Geschichte aller europäischen Länder von etwa 1350—1410, zählt die Gründe und die ersten Folgen des päpstlichen Schismas auf und weist dieser abendländi-

schen Verwirrung gegenüber auf die aufstrebende Osmanenmacht im Osten hin. Der Sieg derselben bei Nikopolis trifft fast zusammen mit dem Vordringen Polens und Litthauens gegen den Deutschen Orden. Die ersten großen Concile, Sigismund's freundliche Stellung zu ihnen, die Bedeutung Prags mit seinem von Wiklef bestimmten großen Sittenprediger Huß führen über zu dem neunten Abschnitte: Das Concil von Constanz und die Hussitenkriege. Das erstere nennt Ranke eine eigenthümliche Mischung eines allgemeinen Conciliums und eines deutschen Reichstags, eine friedliche Begegnung weltlicher und geistlicher Macht. Was aber in Constanz Huß zu Grunde richtete, das, sagt er, war sein übertriebenes Vertrauen auf die Unwiderleglichkeit seiner Meinungen, seine sorglose Verwegenheit. Der Act selbst war entsetzlich. Einen Mann, der anerkannt fromm und in den meisten Artikeln gut katholisch war, dem Feuer zu übergeben, nur weil er die allgemeine Verderbtheit der Priesterschaft heftig anklagte und befehdete: das war doch überaus stark!

An sein Andenken knüpft sich die wildeste geistliche Revolution, denn die Taboriten hegten die erschrecklichsten schwärmerischen Neigungen, eine weltstürmerische Gesinnung, bei welcher nichts übrig bleibt als ein trockener Begriff. Etwas Positives, irgend ein Heil für die Welt, war von ihnen nicht zu erwarten. Um so schlimmer, daß die Niederlagen, die man in den Hussitenkriegen erlitt, in ihrer Bedeutung sich den Tagen von Nikopolis und von Tannenberg an die Seite stellen lassen: die deutsche Nation vermochte in ihrer aufgelösten Verfassung den emporkommenden nationalen Kräften im östlichen Europa nirgend mehr Stand zu halten.

Im engsten Zusammenhange mit den eben berührten Thatsachen stehen die im 10. Capitel erzählten: Die Momente der deutschen Geschichte im weiteren Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein Rückblick auf die ganze nachstaufische Zeit leitet es ein, die Erwähnung Albrecht's II. folgt, einer tüchtigen Persönlichkeit, eines starken, ernsten, stattlichen, militärischen Mannes. Von dem Böhmen Podiebrad heißt es, daß er mehr als jeder Andere die Aufrechterhaltung der abweichenden religiösen Doctrinen, die nun einen unaufhörlichen Einfluß auf Deutschland hatten, bewirkt habe. Am ausführlichsten aber fällt natürlich die Schilderung der deutschen Zustände unter Friedrich III. und Maximilian I. aus, einer Zeit der Schwäche und Ohnmacht des Reiches. Friedrich ist während seiner langen Regierung, der längsten auf dem deutschen Thron, von 1440—93, trotz des kaiserlichen und königlichen Namens in der That zuweilen der allerohnmächtigste Fürst im Lande gewesen. Dagegen besaß er ungeachtet seiner Schwäche, die ihn hinderte mit Nachdruck aufzutreten, auf der anderen Seite eine merkwürdige, geradezu unverwüstliche Zuversicht auf das Emporkommen seines Hauses. Er eröffnet die Reihe jener engherzigen, phlegmatischen, aber zäh ausdauernden und festhaltenden Naturen, die hernach in dieser Familie öfters zum Vorschein gekommen sind. Von dem unternehmenden Wesen der früheren Habsburger, das in seinem Sohne Maximilian wiederkehrt, ist kein Zug in ihm. In noch schärferem Contraste steht er zu den schwungvollen, beweglichen Gestalten der vornehmsten Luxemburger; selbst mit Wenzel's immer von Leidenschaft erfülltem Hinbrüten läßt sich sein kühles Zuwarten, sein unerschütterliches Ausharren, das zu guter Letzt mit wunderbarem Erfolge gekrönt ward, nicht vergleichen. Er trägt die Hauptschuld an dem für die deutsche Nation so fruchtlosen und kläglichen Ausgange der großen conciliaren Bewegung und hatte sich in ein untergeordnetes Verhältniß gegenüber dem Papste gefunden.

Die zukünftige Rettung des Reiches lag darin, daß die lebensfähigen territorialen Gebiete, vor Allem die Hausmacht der Kaiser selbst, sich je für sich entwickeln und constituiren mußten, daß dadurch der Schutz der vornehmsten nationalen Interessen, der äußeren wie der inneren, geistigen, dennoch möglich wurde. Und in dieser Hinsicht ward das Wesentliche schon zu Zeiten Friedrich's III., wenn nicht vollbracht, so doch wirklich angebahnt. Insoweit erscheint diese Periode doch mit nichten unbedeutend.

Friedrich's Sohn Maximilian war ein Mann der Entwürfe, nicht der Ausführung; voll von Talenten und Kunstfertigkeiten: der beste Jäger und Schütze, so recht ein Gemsensteiger durch Gewohnheit und Neigung; unermüdlich, geheimnißvoll, dabei populär, so daß man ein freudiges Andenken an seine Person knüpfte — aber gethan und zu Ende gebracht hat er nichts. Er war unerschöpflich in neuen Ideen, dadurch hat er auch für die Zukunft des Reiches viel Bedeutung, nicht durch unmittelbare Institutionen. Es giebt aber in der ganzen deutschen Geschichte nicht wieder eine Periode voll so mannigfaltiger innerer Unruhe wie die Maximilianische; selbst die heutige will Ranke nicht damit vergleichen. Eine feste Reichsordnung, welche dieser Unruhe hätte steuern können, hatte man nicht zu Stande gebracht. Unter solchen Umständen war es eigentlich die religiöse Bewegung der Reformation, die, indem sie die allgemeine Erregung um ein neues Moment vermehrte, dieselbe zugleich vom politischen Gebiete ablenkte und in sich aufsog. Mit einer gedrängten Uebersicht der Geschichte Burgunds und mit der Erzählung von dessen Erwerbung durch Maximilian, der großartigsten, welche seit dem Interregnum einem Kaiser gelungen war, beendet Ranke dieses Capitel. Ihm folgen noch die drei letzten, welche die völlige Trennung und innere Ordnung Frankreichs und Englands im 15. Jahrhundert, sodann die Geschichte der nordischen Reiche seit dem 13. Jahrhundert, endlich den zweiten Mongolensturm unter Timur Beg und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken erzählen. Wir können hier nur auf sie verweisen und empfehlen noch das packende und gedrängte Schlußcapitel zur Beachtung, in welchem Ranke den Unterschied der Geschichte des Morgen- und des Abendlandes nachweist, wie er sich im Mittelalter herausgestellt hatte.

Die zweite Abtheilung dieses letzten Bandes enthält als Ersatz für eine Erzählung der neuen Geschichte die Vorlesungen Ranke's, welche er dem Könige Maximilian von Bayern gehalten hat, eine Veröffentlichung, welche in mancher Beziehung das Interessanteste ist, was wir von unserm großen Geschichtsforscher besitzen. Darüber soll ein selbständiger Bericht folgen.

Medicinische Literatur.

Zu den von den eigenen Standesgenossen am wenigsten begünstigten Specialfächern der Medicin gehört die populäre Behandlung derselben. Diese Antipathie ist zu einem großen Theile berechtigt, sie entspringt aus den verschiedensten Ursachen. Eine alleinige Schilderung der Krankheiten nebst Behandlung führt nur zur Hypochondrie, da irgend eine nicht normale Erscheinung Jeder einmal aufzuweisen hat, ferner wird gerade das populäre Gebiet der Medicin leider durch Broschüren überschwemmt, welche entweder darauf berechnet sind, pecuniäre Vortheile zu bringen, oder von Autoren herrühren, die auf Abwege gerathen sind und von einseitigem Standpunkte aus als Hydro- &c. Therapeuten das Urtheil der Nichtmediciner in Verwirrung bringen. Ebenso wenig kann der Arzt begeistert werden durch die alltäglich auftauchenden Mittel, welche die Presse durch Krankengeschichten dem Publicum vorführt. Gerade dieses verursacht dem praktischen Arzt die größten Bedenken. Ein neues Diphtheriemittel z. B. wird empfohlen, er kennt die Nutzlosigkeit desselben und muß an seiner von ihm erprobten Methode festhalten, trotzdem ihm von allen Seiten das neue Medicament angepriesen wird, was nach einigen Wochen schon verschollen ist, und er durch die Nichtanwendung in den Verdacht eines Ignoranten kommt. Diese Nachtheile der populären Medicin müssen ausgeschaltet werden und bietet sie genug Stoff, um Das dem Laien zu geben, was er hauptsächlich zu beanspruchen hat, Kenntniß der Krankheiten in so weit, als durch ihre frühzeitige Erkennung theils Verhütung, theils schon durch schnelle ärztliche Hilfe ein leichterer Verlauf zu erzielen ist, und ferner Bericht über die neuesten Erforschungen auf dem Gebiete der allgemeinen Gesundheitspflege. Dieses zu fordern, ist das Recht eines Jeden, welcher daran denkt, seinen Organismus möglichst gesund zu erhalten; eine solche Behandlung der populären Medicin kann dem ärztlichen Stande nur Nutzen bringen, sie verweigern, wäre mittelalterlicher Kastengeist. Dieser Gedankengang dürfte es gewesen sein, welcher den Altmeister der populären Medicin Prof. Bock bei Veröffentlichung seines „Gesunden und kranken Menschen" vorschwebte, und ist es mir immer unklar gewesen, wie gegen dieses Buch oft unbegründete Vorwürfe erhoben werden konnten. Die Krankheiten sind nicht so geschildert, daß dadurch Hypochondrie erzeugt werden kann, ebenso wenig sind Heilmittel zur Selbstbehandlung oder Unterstützung der Kurpfuscherei darin enthalten, das Hauptgewicht ist auf die Gesundheitspflege gelegt, und waren in den ersten Auflagen noch einige Härten vorhanden, so sind dieselben durch die jetzige ausgezeichnete Bearbeitung durch Dr. v. Zimmermann (ein bekannter Leipziger Arzt, nicht zu verwechseln mit der Kurpfuscheruniversität in Chemnitz) vollständig ausgeschaltet. Die neue Bearbeitung, Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger, von welcher bis jetzt 12 Lieferungen erschienen sind, die hauptsächlich Anatomie,

Physiologie und Gesundheitspflege behandeln, wird sicher eine gleiche allgemeine Verbreitung finden, wie die vorhergehenden Auflagen.

Ein Zeitgenosse von Bock, welchen er zwar nicht in Bezug auf die Tiefe des Wissens, aber die angenehme Art der Darstellung erreichte, war Professor Reclam. Auch von dessen Arbeiten liegen zwei neue Ausgaben vor. Das Buch der vernünftigen Krankenpflege von weil. Prof. Dr. Reclam, mit theilweiser Benutzung von dessen Aufzeichnungen zu Ende geführt von Dr. Ruff, Leipzig, Winter'sche Verlagshandlung, sollte durch die vorzügliche Bearbeitung von Dr. Ruff in jeder Familie zu finden sein; vollständig vorurtheilsfrei finden wir die bekannten medicinischen Tagesfragen, Vegetarianer, Jäger u. s. w. darin erörtert und wichtige Winke nicht nur für Kranke sondern auch für Gesunde. Eine gleich gute Bearbeitung wäre dem 2. Werke: „Das Buch der vernünftigen Lebensweise, populäre Hygieine von Prof. Dr. Reclam, Leipzig, Winter'sche Verlagshandlung, zu wünschen, da sich unter vielem Vorzüglichen große Fehler finden. Wenn darin die Spitzpocken, eine harmlose Kinderkrankheit, welche mit den Pocken nur den Namen gemein haben, zu den Pocken gerechnet werden, so müssen für die Impfstatistik die größten Fehlerquellen entstehen. Ebenso falsch ist die Darstellung der Athmung in dem Capitel „Diätetik des Reisens". Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die Luft in die auseinander gezogenen Lungen beim Einathmen um so leichter einströmt, je schwerer sie ist, und deshalb könnten die Lungenkranken in dicker schwerer Luft am leichtesten, in leichter Bergluft am schwersten athmen. Die Höhenstationen bilden den besten Gegenbeweis für diese Ansicht, er vergißt ganz, daß auch die Außenfläche des Brustkorbes dann bei schwerer Luft eine größere Arbeit zu verrichten hat. Fühlen wir uns in dünnerer Luft unbehaglich, so ist nicht darin die Schuld zu suchen, daß wir schwer athmen können, sondern weil die dünnere Luft relativ weniger Sauerstoff enthält und wir mehr einathmen müssen, um die absolute Menge zu erhalten, ganz abgesehen von der Verminderung des Luftdruckes. Dr. Tbe.

Sonstige Bücherbesprechungen.

☐ Die Predigt der Kirche. Herausgegeben von Lic. G. Leonhardi. IV. Band: Claus Harms. — Dieser vierte Band des in hohem Grade interessanten und beachtenswerthen literarischen Unternehmens stellt uns die hohe, ehrwürdige Gestalt des geistesgewaltigen, durch und durch lutherischen Zeugen vor Augen, von dem die theologische Facultät in Kiel zu seinem Jubiläum mit Recht gerühmt hat: er war „mächtig, zu rühren die Geister". Cl. Harms, von Haus aus Müllerbursche, erst in späteren Jahren zum Studium gekommen, das er dann mit eiserner Energie trieb, zuerst Diaconus von Lunden in Norddithmarschen, dann Archidiaconus und später Probst in Kiel, der bedeutendste Prediger dieses Jahrhunderts, wird von dem Verfasser der einleitenden Monographie, von Pastor v. Langsdorff in Rittmitz, auf Grund eingehender Kenntniß der Predigten von Cl. Harms und der einschlagenden Literatur trefflich charakterisirt und in lebendiger Anschaulichkeit vorgeführt. In der Auswahl der Predigten ist auf die verschiedenen Perioden in der homiletischen Entwickelung von Cl. Harms Rücksicht genommen und sind besonders charakteristische Predigten ausgewählt, namentlich auch solche, die den mächtigen Prediger als großen Propheten in bewegten Zeiten vor Augen stellen, der mit seiner volksthümlichen Genialität tief in das Herz des Volkes eingegriffen. Einzelne dieser Predigten, wie die Predigt am Reformationsfeste 1814: „Das Verlangen der Kirche nach der Wiederkunft Luther's", die voll ist von tiefer, aus congenialem Verständniß geborener Verehrung für Luther und von inniger Liebe zu seiner Kirche, oder wie die Predigt: „Der Krieg nach dem Kriege", die, in demselben Jahre gehalten, von hohem männlichen Freimuth eingegeben ist, haben eine Berühmtheit in der ganzen evangelischen Kirche erlangt. Wir können das Werk, das namentlich auch für unsere jungen Theologen ungemein anregend und bildend ist, das aber auch den älteren zur Erfrischung in besonderem Grade zu dienen geeignet ist, nur dringend zur Beachtung empfehlen.

o.— Die christliche Welt. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1888. 512 S. — Schon mehrfach ist in diesem Blatte auf das Rade'sche Gemeindeblatt empfehlend hingewiesen worden, und wer sich die Mühe nimmt, den vorliegenden Jahrgang genauer durchzusehen, der wird finden, daß die Redaction ernstlich bestrebt ist, eine Lücke in der Zahl der kirchlichen Tagesblätter auszufüllen, indem sie Handreichung thut den Gebildeten in der Gemeinde und das in diesen Kreisen vielfach erstorbene Interesse für die evangelische Kirche zu wecken sucht. Wir sind der Ueberzeugung, daß der beabsichtigte Zweck am besten durch diejenigen Artikel erbaulicher und geschichtlicher Art erreicht wird, in denen die evangelische Kirche als eine imponirende Lebensmacht zur Darstellung kommt, und wir freuen uns, bestätigen zu können, daß es an solchen Artikeln aus der Feder tüchtiger Mitarbeiter dem Gemeindeblatte nicht fehlt, wie wir auch die Besprechung neuer charakteristischer Erscheinungen aus dem schöngeistigen Gebiete für einen glücklichen Griff der Redaction halten. Daß das Gemeindeblatt das evangelische Gemeindebewußtsein zu schärfen und alle falsche aus vertrauensseliger Unkenntniß hervorgehende Toleranz Rom gegenüber zu bekämpfen sucht, ist in unseren Tagen ebenso nothwendig wie dankenswerth. Dürfen wir zum Schluß noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der: es möchten in dem Blatte mehr die Confessoren als die Professoren zu Worte kommen, da wir die Beobachtung gemacht haben, daß der theologisirende und doctrinäre Ton, der sich in einzelnen Artikeln geltend macht, die Laien, auch die gebildeten, eher dem Blatte entfremdet, als gewinnt.

G. Oe.— Im Verlage der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Welisch) in Leipzig erscheint unter dem Titel: „Deutsches Fürsten-Buch" ein Lieferungswerk, dessen erste Lieferung uns vorliegt. Das Werk soll die Lebensbeschreibungen der drei deutschen Kaiser, einiger jüngst verstorbenen und aller lebenden deutschen Fürsten enthalten. Die Liste der Mitarbeiter zeigt manchen berühmten Namen; es seien nur hervorgehoben: Kugler, Waldmüller-Duboc, Maximilian Schmidt, Schirrmacher, v. Strauß und Torney (?). Die Leitung liegt in den Händen des Professors Ohorn in Chemnitz. 28 Lichtdruckbilder sollen dem Werke beigegeben werden. Die Zahl der Lieferungen ist vorläufig auf 18 bis 20 festgesetzt, dürfte jedoch wahrscheinlich überschritten werden. Der Preis der Lieferung beträgt 1 ℳ, in der sogenannten „Fürsten-Ausgabe" 1 ℳ 50 ₰. Die vorliegende erste Lieferung enthält ein nicht sonderlich gelungenes Lichtdruckbild des regierenden Kaisers und den Beginn der Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelm's des Ersten von Bernhard Kugler. Ueber das Werk selbst können wir jetzt ein Urtheil nicht fällen; wenn es geschlossen vorliegt oder wenigstens so weit gefördert ist, daß ein Urtheil möglich ist, werden wir darauf zurückkommen. Die Ausstattung des 16seitigen Großquartheftes ist trefflich, Papier und Druck ausgezeichnet.

K—d. Reichsgerichtsrath A. Bolze, Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bd. 6. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889 (465 S., Pr. 6 ℳ, geb. 7 ℳ). — Der diesjährige Band der angezeigten Sammlung von Rechtsprüchen enthält weniger Sätze; da letztere aber weiter ausgeführt sind, ist der Umfang des Bandes trotzdem größer geworden. Jene weitere Ausführung kommt aber ganz besonders der Deutlichkeit des Rechtssatzes zu Gute und damit der Verwendbarkeit des Werkes. Bei der Mannigfaltigkeit des Inhaltes, und weil das Werk die gesammte Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts und Verfahrens vorführen will, findet es nicht nur in der Praxis, sondern auch in wissenschaftlichen Schriften mehr und mehr die verdiente Beachtung.

W—k. Die Handelskorrespondenz in spanischer und deutscher Sprache. Spanisch-deutscher Teil. Von Dr. H. Robolsky und Santo Domingo. Deutsch-spanischer Teil. Von Denselben, durchgesehen und verbessert von Director Dr. Chr. Vogel in Genf. Zweite Aufl. Leipzig, Verlag von G. A. Glöckner, 1889. — Das Werk ist nach derselben Methode bearbeitet wie die in demselben Verlag erschienenen Taschenbücher der französischen, englischen, italienischen ꝛc. Handelscorrespondenz, welche wir in diesen Blättern bereits besprochen haben. Alle, welche, nachdem sie einen guten Grund in der Grammatik gelegt, sich in der Handelscorrespondenz üben wollen, finden hier eine treffliche Anregung und Förderung. Die Briefe sind sehr mannigfaltig und gut stilisirt, dazu fehlt es nicht an der erforderlichen Belehrung über technische Ausdrücke und schwierige Wörter. Daß zum Schluß der Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Spanien angefügt ist, halten wir für ganz praktisch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 46. Donnerstag, den 18. April. 1889.

Göttliche und menschliche Theodicee.

Von Gustav Portig.

Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß das seit Leibniz als „Theodicee" auftretende Problem nach biblischer Anschauung nur von Gott selbst gelöst werden kann. Der h. Schrift zufolge erweist Gott dreimal — einmal durch Belehrung, zweimal durch außerordentliche Thaten — die Wahrheit, daß seiner Weltregierung stets das letzte Wort verbleibt. Der großartigste religionsphilosophische Versuch des alten Testamentes, das Buch Hiob, setzt in dramatisirter Form eine gewaltige Geisteskraft an die Enträthselung jener verwickelten Frage; aber nachdem der Dichter alle menschlichen Zweifel und Schmerzen in förmlich tragischen Accenten hat ausklingen lassen, ruft er Gott selbst in die Schranken, damit dieser unmittelbar dem rathlos irrenden Sterblichen Licht und Trost bringe. Im 38. Capitel verlangt der Herr von Hiob, daß dieser sich als Geschöpf dem unergründlichen Rathschluß der göttlichen Macht und Weisheit unbedingt unterwerfe. Jehova entrollt dort ein glanzvolles Bild von den Wundern seiner Herrlichkeit in der Natur; daraus soll Hiob entnehmen, daß doch auch in der göttlichen Leitung der Menschenwelt dieselbe Wohlordnung, dieselbe Gesetzmäßigkeit herrsche wie dort. Damit ist der Keim jener großartigen Perspective gegeben, welche der erste der großen deutschen protestantischen Denker, G. W. Leibniz, in dem Satz eröffnet hat: wie Leib und Seele, so sind auch Vernunft und Glaube, das Reich der Natur und das Reich der Gnade zu einem harmonischen Ineinander geordnet. Jedenfalls war der Standpunkt des Buches Hiob der einzig richtige, so lange nicht durch das Leben, Leiden und Auferstehen Jesu Christi der göttliche Thaterweis dafür geführt war, daß alles göttliche Thun aus der Liebe als aus dem Wesen Gottes hervorgeht.

Derselbe Apostel Paulus, welcher mit unvergleichlicher Begeisterung, Thatkraft und Gedankenschärfe das Evangelium von der allwirksamen Liebe Gottes praktisch verkündet, tritt doch auf den Boden des Buches Hiob zurück da, wo er theoretisch eine eigene Gnosis oder Religionsphilosophie unternimmt. Dem Denker des alten Testamentes erscheint nämlich Gottes „Herrlichkeit" in erster Linie als Macht, dem neutestamentlichen (Johannes) als Liebe. Indem Paulus im neunten Capitel seines Römerbriefes von einem bedingungslosen Machtwillen Gottes ausgeht, mindert er unwillkürlich den Trost seiner aus Offenbarung des Auferstandenen stammenden Heilspredigt. Mögen andere große Kirchenlehrer ihm in diesem Theorem gefolgt sein, so gilt doch hier wenn irgendwo das Wort Luther's: „Was Christum nicht treibt, das ist nicht apostolisch, wenn es gleich Petrus und Paulus lehrten; wiederum, was Christus prediget, das ist apostolisch, wenn es gleich Judas, Hannas, Pilatus oder Herodes thät." Bis auf den heutigen Tag dreht sich der Streit der großen christlichen Hauptkirchen, und wieder innerhalb der evangelischen der beiden Schwesterkirchen, um den Gottesbegriff als die Wurzel der ganzen christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Es ist von der allergrößten Tragweite, ob man die Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit wesentlich als eine solche der Macht oder eine solche der Liebe faßt. Ist Gott seinem Wesen nach die unbedingte Macht, so bleibt er auch nur die Urmonas des Leibniz, d. h. die vollendetste Ausprägung der weltbildenden Kraft in dem Mittel- oder Höhepunkte des Universums. Nur dann, wenn Gott als die Liebe gedacht wird, ist er über die Leibniz'sche Urkraft oder Urmonas hinaus der absolut Gute. Er kann nur dann das höchste Gut sein, wenn er der schlechthin Gute ist; er darf nur dann als die vollkommene Urperson geglaubt werden, wenn er schlechthin vernünftiger Liebeswille ist und sich selbst zur obersten Form alles Lebens bestimmt hat.

Die erste Theodicee nun, welche Gott selbst innerhalb der Menschheit und darum für sie geführt hat, ist die Auferstehung Jesu Christi. Durch diesen wird Gott auch die zweite vollgiltige und abschließende Theodicee herbeiführen: das Weltgericht. Die erstere überzeugt nur diejenigen, welche sich glaubend zu ihr verhalten; die letztere umfaßt Gläubige und Ungläubige, auch ohne und wider deren Willen. In der Auferstehung Jesu Christi siegt der einzig vollendete Gerechte über die stärkste Entfaltung des menschlich Bösen; im Weltgerichte triumphirt Gott über alle diejenigen endgiltig, welche jenen Sieg nicht anerkennen wollen. Sowol die Auferweckung des Dulders von Golgatha als auch der Vollzug des Weltgerichts durch denselben sind Machtacte Gottes; aber beide Male steht die Macht im Dienste des ethischen Wesens Gottes: sie sorgt dafür, daß die Liebe nicht als Schwäche erscheint und daß die Gerechtigkeit das Böse für immer zu jener Ohnmacht herabdrückt, in jenes schmerzliche Schattendasein verbannt, welches der Pessimismus als Nirvana für die gesammte Menschheit in Bereitschaft hält.

Bis einst Gott unmittelbar die völlige Rechtfertigung seiner Weltregierung durchsetzen wird, bemüht sich die von Leibniz als Gedanke ermöglichte, von Herder und Lessing begonnene „Philosophie der Geschichte" um den Nachweis, daß das Schiller'sche Wort „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" sich wenigstens in großen Umrissen auf das Gesammtbild der menschheitlichen Entwickelung anwenden läßt. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Lessing'sche „Erziehung des Menschengeschlechts" allerdings die Freiheit zum Ziele hat (Hegel), thatsächlich aber mehr vom Mißbrauch als vom rechten Gebrauch dieser Freiheit berichten muß. Während also das aus der philosophischen Betrachtung der Weltgeschichte sich ergebende Deficit nach einer derartigen Ergänzung verlangt, wie die Bibel im Weltgericht sie in Aussicht stellt, so stützt sich das Vertrauen des einzelnen Frommen auf die göttliche Vorsehung wesentlich auf einen rückwärts liegenden Act der göttlichen Herrlichkeit: auf die Auferweckung Jesu Christi. Alle Apostel kennzeichnen als Augenzeugen die Auferstehung des Herrn als die geschichtlich unanfechtbare Urthatsache des Evangeliums. Sie sehen in ihr gewissermaßen die Klammer, welche Himmel und Erde untrennbar verbindet; sie halten sie — im Sinne des Leibniz — nicht für ein widervernünftiges, wol aber für ein übervernünftiges Wunder. Wunder können nur in einer solchen Welt vorkommen, deren Angelpunkte die Liebe Gottes und die Freiheit des Menschen sind. Ist dies richtig, so müssen die gesetzmäßigen Voraussetzungen eines jeden Wunders, also auch der Auferstehung, erkennbar sein. Nur insofern das von Christo sittlich erworbene Leben des „zweiten Adam" auch physisch den dafür organisirten Gläubigen zur Anschauung gebracht wurde, ist jenes historische Grundwunder des Christenthums ein Machtact Gottes; sofern es aber Auferstehung ist, war es durch die sittliche Selbstvollendung Christi am Kreuz ethisch gefordert. Zugleich aber liegt in der Auferweckung Christi der Beweis, daß Gott eine erschöpfende Theodicee nur von einer höheren Welt aus, nur nach Vollendung des Erlösungs- und Heiligungsprozesses in ihr führen kann. Unter den gewöhnlichen Be-

dingungen dieses irdischen Lebens vermag er nur annähernd jenem seinem eigenen Wunsche zu genügen. Bleibt doch das diesseitige Dasein mit der Tragik behaftet, daß selbst die höchsten Siege zunächst rein innerliche sind und nur um den theuersten Preis erkauft werden. In erschütternder Weise wird dieses Gesetz durch das Leiden und Sterben Christi enthüllt. Dort kann Gott das Urbild aller Bitten: „Vater, ist es möglich" 2c. nicht erhören, d. h. er kann nicht physisch rettend mit seiner Allmacht eingreifen, weil die sittliche Selbstvollendung Christi erst mit dem Bekenntniß am Kreuz „Es ist vollbracht" erreicht sein wird. So auch empfindet Gott den tiefsten heiligen Schmerz, weil er oft gerade den Besten und Besseren in durchgreifender Weise nicht helfen kann: er muß dem Bösen gegenüber den Arm seiner Macht zurückhalten, bis sein Herz alle Mittel der Gnade an deren Gegnern erschöpft, bis es die Guten immer stärker erprobt und an sich gefesselt hat. Wol hätte Gott auch in der Leidensgeschichte Jesu den formal-juristischen Beweis für seine Oberhoheit führen können; aber er hätte dadurch das „Gehorsam bis zum Tode am Kreuz", die denkbar höchste Bethätigung des Glaubens Christi, unmöglich gemacht.

So ist die Auferweckung Jesu nach rückwärts eine Theodicee und Christodicee, nach vorwärts das göttliche Unterpfand dafür, daß diejenige Form des Begriffes „Person" in Ewigkeit fortleben soll, welche wir „Mensch" nennen. Hierin liegt, daß die Jünger nicht etwa nur die Erscheinungen eines Geistes gehabt haben; vielmehr hat der Herr sich ihnen kund gegeben als der wesenhaft heilige Gottmensch in unzerreißbarer Harmonie von Geist und Leib. Nun kann man freilich zweifelhaft sein, ob der Leib des Auferstandenen der nunmehr vollkommen ausgebildete Nerven- oder besser Geistleib gewesen, wie ihn Paulus für die Gläubigen in Aussicht stellt; oder ob der irdische Leib Christi durch Gott im Grabe unmittelbar in einen verklärten, oder mindestens in der Verklärung befindlichen, verwandelt worden sei. Nimmt man das Letztere an, so muß man auch zu der Ansicht sich entschließen, daß der in die Jungfrau Maria gesenkte Keim eines neuen höheren Menschen zu einem von der Sünde unentweihten, dem wachsenden Geiste immer dienstbarer werdenden Leib sich entwickelt habe. Dafür spricht allerdings die Erzählung von der Verklärung auf dem Berge, bei welcher Christus von innen heraus erstrahlte. Jedenfalls mußte das Wunder der Auferweckung an die im Kreuzestode vollendeten ethisch-physischen Vorbedingungen anknüpfen. Immerhin konnte selbst der größte Maler kurz vor seinem Ende nur von der Verklärung Christi eine Ahnung in Farben aufleuchten lassen; er mochte einsehen, daß zwar die malerische Darstellung des Auferstandenen (am See Tiberias), nicht aber des Auferstehenden seinem Pinsel erreichbar sei.

Die Philosophie der Geschichte als menschlicher Versuch einer Theodicee wird mehr die culturgeschichtliche Entwickelung als Selbstbefreiung des menschlichen Geistes darstellen müssen, während es der Tragödie vorbehalten bleibt, in kleineren Ausschnitten die Geschichte in der Geschichte, den sittlich-religiösen Erlösungsprozeß der Menschheit, als menschliche Theodicee zu schildern. Sie verkörpert uns die scheinbar widersinnige Erfahrung, daß Wonne aus Schmerzen, Leben aus Tod, Frieden aus Kampf hervorgehen können. Der Mensch der Tragödie verwandelt eben in höchster Bethätigung seiner Freiheit das Uebel in Freude, das Böse in Gutes, ähnlich wie die Auferstehung den Tod des Todes siegreich erweist. Im wahrhaft Tragischen offenbart sich die göttliche Weisheit der menschlichen Thorheit, daß das tiefste Leiden doch zugleich die Entfaltung der höchsten Kraft sein kann; da fühlt der Menschengeist in erhabenem Stolze, daß die Freiheit der Edelsten mit Gott zugleich am Erlösungsprozeß der Menschheit arbeitet, und daß selbst der Tod nur die Entfesselung von allen irdischen Schranken ist. Aber dieses schmerzlich-selige Dahinschmelzen aller Erden-Schlacken, welches die Leidensgluthen einer echten Tragödie in uns bewirken, führt doch nothwendig hinüber in das Nirvana eines geläuterten Pessimismus, wenn nicht hinter dem grandiosen Gebilde der Kunst der Glaube steht, daß Gott selbst die Welttragödie von Golgatha mit dem Abschluß der Auferstehung gekrönt habe. Der erhabenste Triumphgesang der menschlichen Kunst ist nur eine Strophe aus dem Osterhymnus, welchen die Kirche im Himmel und auf Erden anstimmt auf den Zusammenschluß der göttlichen und der menschlichen Gerechtigkeit in der Auferweckung — Auferstehung des Lebensfürsten!

Selbstverständlich ist eine Theodicee nur denen erwünscht, welche an Gott als den absoluten Geist als die Urperson glauben; Pantheisten, Materialisten und Atheisten haben keine Veranlassung, jenes Problem auch nur aufzustellen, geschweige denn, es zu beantworten. Die Gottesgläubigen sind reich an Bruchstücken von Theodiceen, wenn auch solche unter anderen Namen vorkommen. Alle solche Anläufe streben darnach, die göttliche Weltregierung als eine macht- und weisheitsvolle, als eine zwecksetzende und zielkräftige zu erweisen; gegenüber der ungeheuren Macht des Bösen und der Uebel suchen sie die göttliche Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte zu retten. In der That giebt es keinen Punkt, wo die religiösen und die sittlichen Factoren des Menschenlebens so unmittelbar und so geheimnißvoll in einander greifen, wie diesen. Auch das Abendmahl beruht als Lehre auf allen Voraussetzungen des Gottes- und des Christusbegriffes und ist gleichzeitig als Höhepunkt des christlichen Cultus von eminent praktischer Bedeutung. Aber an ihm betheiligt sich immer nur die kleine Zahl der Christen, und zwar freiwillig; in das Problem der Theodicee hingegen sind alle Menschen ohne und wider ihren Willen hineingestellt. Deshalb ist es ganz begreiflich, wenn einer der größten Denker aller Zeiten, G. W. Leibniz, nach seinem eigenen Geständniß „von zarter Jugend an über diese Materie meditiret hat" und „wenige Personen in diesem Labyrinth ebenso gearbeitet haben wie er". Gleichwol scheitert diese seine Lebensarbeit in förmlich tragischer Weise daran, daß er den Christen und den Philosophen in sich nicht zu voller Einheit und Durchdringung bringen kann.

Leibniz war ein geistgewaltiger Versöhnungsapostel der christlichen Kirche, der aus dem Geiste Luther's geborene Aristoteles der deutschen Philosophie, welcher doch ein tiefempfundenes Charfreitagslied gedichtet hat. Gleichwol gründet er seine mit riesiger Sachkenntniß, mit staunenswerthem Scharfsinn geschriebene Theodicee auf die Hauptsätze seines Systems und — bleibt darin gefangen. Ebenso wie Leibniz hat später Kant seine Philosophie dem religiösen und sittlichen Interesse unseres Volkes dienstbar gemacht; aber selbst dieser eminent scharfe Denker erklärt das Problem der Theodicee geradezu für unlösbar. Aehnlich urtheilt ein hervorragender Vertreter des modernen Optimismus, H. Lotze, das kleine Nachbild des großen Leibniz; immerhin sind seine wenigen Bemerkungen in den Dictaten über Religionsphilosophie noch brauchbarer als das unklare Gerede im dritten Bande des „Mikrokosmos".

Die Theologen bringen in ihren Dogmatiken unter der Lehre von der Vorsehung zwar oft eine Art von Theodicee; aber nur die Minderzahl ist philosophisch begabt und geschult genug, um den Anforderungen einer christlichen Gnosis zu genügen. Selbst ihr Meister Schleiermacher rettet sich in diesem Punkte durch einen salto mortale in die hinter seiner Dogmatik liegende Philosophie; minder bedeutende opfern dem Gespinnst einer von der „Vorstellung" befreiten Religionspsychologie die Urrechte und Bedürfnisse des menschlichen Herzens. Herrschende Richtungen des linken und rechten Centrums gehen respectvoll und scheinbar aus reinem Glaubensinteresse aller Speculation aus dem Wege; sie prakticiren in „das christliche Bewußtsein" erst alles Mögliche hinein, um dann angeblich voraussetzungslos aus diesem Zauberbronnen die ganze Dogmatik wieder herauszupumpen.

Dieses Verfahren ist jedenfalls bequem und bestechend zugleich; nur ist es nicht etwa specifisch wissenschaftlich, weil die Gemeinschaft des Menschen mit Gott in Christo wol der Ausgangspunkt, aber als rein subjective Erfahrung nicht der Inhalt der gesammten kirchlichen Glaubenslehre sein kann. Ohne jene Gnosis, wie sie urbildlich dem Apostel Johannes, vorbildlich dem Reformator Luther eigen war, wird die christliche Glaubenswissenschaft niemals zu dem ihr möglichen Vollgehalt gelangen.

Der moderne, mit den Schätzen der gesammten christlichen Geisteswelt ausgestattete Mensch verlangt mehr denn je, daß die Theodicee des großen Leibniz mit den Mitteln unserer Tage erneuert werde. Der Beifall, welchen Schopenhauer und noch mehr Ed. v. Hartmann gefunden haben, erklärt sich theilweise auch aus diesem unaustilgbaren Verlangen. Während v. Hartmann viele optimistisch gefärbte Instanzen schließlich doch in einen Sieg des Pessimismus auslaufen läßt, ist die Aufgabe vielmehr die umgekehrte: unter voller Anerkennung der berechtigten Factoren eines gesunden Pessimismus doch dem Optimismus in Grund wie Ziel unserer Weltanschauung die Oberhoheit zu sichern. Dies vorausgesetzt, wird man auch in formaler Beziehung zwei Gebiete scharf scheiden müssen, wenn ein erneuter Versuch einer Theodicee leidlich gelingen soll: das des Einzellebens und der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Niemals wird auf Erden eine sichere und erschöpfende Theodicee für alle Ereignisse des Lebens der besonderen Subjecte gegeben werden können; was aber die Geschichte der Gesammtheit anlangt, so muß allerdings eine christliche Religionsphilosophie im Stande sein, die Richtpunkte und Grenzen, die treibenden Kräfte und Aussichten einer Theodicee festzustellen. Aus solcher

Arbeit wird dann auch ein sehr bedeutsames Licht auf das Leben der Einzelnen fallen.

Soweit nun den Einzelnen der Trost einer Theodicee dargereicht werden kann, besteht er aus folgenden Gesichtspunkten.

Zunächst kommt Alles darauf an, daß das Wesen Gottes als dasjenige der heiligen Liebe bestimmt wird. Es dürfen daher nicht alle göttlichen Eigenschaften als gleichberechtigte nebeneinander gesetzt werden, auch genügt noch nicht das bloße Ineinanderwirken derselben; vielmehr müssen die metaphysischen den psychologischen nachgeordnet, beide aber den ethischen Eigenschaften untergeordnet werden. Einheit, Einfachheit, Unendlichkeit, Unveränderlichkeit, Allgegenwart können auch einer absoluten Substanz zukommen; unbewußte Allweisheit und Allmacht können auch einer absoluten (Geistes-)Kraft eignen; aber nur eine schlechthin vollkommene Person (nicht etwa Persönlichkeit oder Individualität) vermag heilige Liebe (resp. Gnade) und Gerechtigkeit zu sein. Selbst die letztere steht nicht juridisch im Dienste einer absoluten Vernunft, sondern ethisch im Dienste der heiligen Liebe. Gott darf ferner nicht gedacht werden als die bloße Verbindung von absoluter Vernunft und absolutem Willen. Da die Aneinanderreihung dieser beiden als völlig gleichbedeutender Mächte logisch unmöglich ist, so wird in philosophischen Systemen der Wille der Vernunft (Leibniz) oder die Vernunft dem Willen (Ed. v. Hartmann) nachhinken. Auch diejenigen theologischen Systeme, welche die Vernunft dem (Allmachts-)Willen unterordnen, machen letzteren zu einer physischen Kraftwirkung und schwächen die Absolutheit der göttlichen Vernunft ab. Da nun in Gott ein Werden, eine Entwickelung, also auch eine Steigerung der physischlogischen Eigenschaften hinauf zu den ethischen unmöglich ist, so müssen Vernunft und Wille gedacht werden als umfangen und durchtränkt vom göttlichen Gemüth. Gott kann nur Gutes denken und wollen; das Böse existirt nur als logisch abstracter Gedanke, nicht als Phantasie oder Vorstellung in ihm. Die göttliche Seligkeit als der Selbstgenuß der heiligen Liebe ist nicht etwa blos eine gefühlsmäßige Wonne, sondern sie ist die Freude an dem harmonisch-absoluten Leben der logischen, ästhetischen (schaffenden Phantasie) und ethischen Eigenschaften Gottes; die Seligkeit beruht darauf, daß das Gute, das Wahre und das Schöne in Gott nothwendig und frei zugleich sind. Die metaphysischen und die physischlogischen Eigenschaften Gottes sind nur quantitativ unendlich, die ethischen aber sind quantitativ und qualitativ unendlich zugleich. Herrscht in Gott die Allmacht als physische Kraft, dann kennt sie auch nur ein Sichselbstdurchsetzen in extensiver, quantitativer Weise; herrscht aber in Gott die Liebe, dann ist diese einer Selbstbeschränkung fähig, ohne deshalb ihre qualitative Unendlichkeit aufzugeben. Nicht die Allmacht, sondern nur die Liebe vermag die Bedingungen zu setzen, unter welchen sittlich-vernünftige Geister von einer anfänglich blos formalen zu einer schließlich materialen Freiheit durch persönliche Selbstbestimmung sich entwickeln können.

Nur die Liebe erträgt, ja wünscht dem göttlichen Willen gegenüber einen creatürlichen, dessen formale Freiheit in alle Ewigkeit unaustilgbar ist; nur die Liebe bringt das denkbar höchste Opfer, das der Selbstbeschränkung, um außer der absoluten quantitativ wie qualitativ unendlichen Person ein Reich von Personen zu ermöglichen, welche mit qualitativ unendlichem Gehalt erfüllt werden können.

Sind diese Voraussetzungen richtig, dann darf das Böse niemals in irgend welcher Form auf Gott selbst zurückgeführt werden; andererseits aber ist auch zuzugeben, daß während der menschlichen Entwickelung auf Erden der göttliche Liebeswille an den Willen der Bösen eine Schranke hat, weil Gott sittliche Entartungen nur auf sittlichem Wege überwinden kann. Hierin liegt, daß nicht blos Gott mit den Guten leidet, sondern daß auch umgekehrt die Guten mit Gott und für Gott leiden müssen. Gewiß erfolgt die thatsächliche Bestrafung selbst des geringsten Bösen nach dem Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade; aber das Wann und Wie muß stets der göttlichen Weisheit und Macht vorbehalten bleiben. Unzählige Male kann der Mensch sich nicht zur Klarheit bringen, ob und wie weit ein Uebel oder ein Böses durch die Schuld eines oder mehrerer Menschen, durch die Gegenwart oder die Vergangenheit herbeigeführt sei. Er kann ferner meistens nicht mit Sicherheit nachweisen, welche Leiden als Strafe, welche als Erziehungsmittel, welche als stellvertretende angesehen werden müssen. Er kann endlich nicht das Ineinanderwirken der zahllosen äußeren und inneren Kräfte, welches den Ereignissen seines eigenen Lebens zu Grunde liegt, enträthseln, geschweige denn, daß er es bei Anderen vermöchte. Die Verwebung von göttlicher Wahrheit und menschlichem Irrthum, von göttlicher Gnade und menschlicher Schuld, die Berührungspunkte und die Grenzen, die Mittel und die Wege der göttlichen und der menschlichen Wirksamkeit in jedem einzelnen Falle zu erkennen, übersteigt alle unsere Kraft. Insofern werden die Theologen stets Recht behalten, wenn sie in letzter Instanz Glauben verlangen an die Güte, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes; nur darf dieser Glaube nicht sein eine blinde Unterwerfung aus Verzweiflung, sondern er ist eine freudige Ergebung auf Grund einer siegesgewissen Hoffnung. Hat dieser Glaube nicht einen von Gott selbst gewährleisteten Inhalt, stützt er sich nicht insbesondere auf eine von Gott selbst geführte Theodicee (Auferstehung Christi), so ist er die denkbar grausamste Selbsttäuschung. Nun aber mag man sich drehen und wenden wie man will: der verborgene Schwerpunkt unseres Lebens wird immer im Jenseits liegen als in einer höheren, von der Sünde nicht gestörten Ordnung der Dinge. Ein unpersönlicher absoluter Geist kann freilich auch dieses Jenseits nur als ein Nirvana den creatürlichen Geistern bereiten, während die erlösende heilige Liebe ein Reich der Himmel zu eröffnen vermag. Wenn nun aber die letzten Entwirrungen und sittlichen Entscheidungen dieser höheren Welt vorbehalten bleiben müssen, so ist darum die ebenso demüthige wie hoffnungsfreudige Ergebung in den göttlichen Rathschluß noch lange keine Herabwürdigung des Menschen. Vielmehr beweist die urbildliche Theodicee der Auferstehung und die abbildliche der modernen christlichen Tragödie, daß die mit dem göttlichen Liebeswillen geeinte menschliche Freiheit über alles Böse triumphirt!

Aber ganz so rathlos sind wir denn doch nicht, wie der Unglaube uns einreden möchte. Selbst ein Anfänger im Glauben kann, wenn er nur ernstlich will, ein oder mehrere Ereignisse in seinem Leben deutlich als solche erkennen, welche ohne sein Zuthun oder wol gar wider sein Erwarten eine höhere Macht ihm bereitet hat. Giebt er dies aber nur für einen einzigen Punkt zu, so wird ihm ein geringes Nachdenken den Schluß aufnöthigen: zufällig oder willkürlich kann die unendliche göttliche Liebe sich nicht um dich bekümmern. Hat Gott das einmal gethan, so muß er stets und überall in deinem Leben die Hand im Spiele haben. Wie weit er sie im Spiele hat, wiefern er abwehrend oder zuführend, auf innerlichen oder auf äußerlichen Wegen wirkt: das kannst du nicht immer klar unterscheiden. Da aber seine Absichten nur liebevolle und weise sein können, da seine Mittel stets gerecht sind, so füge dich ihm, auch wenn du ihn nur theilweise oder erst später verstehst. Darum: Thust du stets betend und arbeitend das Deine, so wird Gott immer nach Maßgabe der Umstände das Beste thun für dich und unter allen Umständen dich innerlich segnen.

Was nun das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit anlangt, so wird selbst ein gläubiger Mensch doch nicht umhin können, dem Pessimismus ein sehr wichtiges Zugeständniß zu machen. Der religiöse und der sittliche Prozeß sind im Frommen zwei Seiten eines und desselben Vorganges; in einem Glaubenslosen ist freilich eine besondere Art von Sittlichkeit auch ohne Religion noch möglich. Nur kann man vom religiösen Standpunkte aus vielleicht sagen: in christlich modernen Culturstaaten ist das Gute in den Tiefen der Geister stärker, ja sogar in zahlreicheren Keimen vorhanden, als das Böse. Was aber das Gebiet der Sittlichkeit anlangt, so haben wir es da nur mit den äußeren Erscheinungsformen des Guten zu thun, und da dürfen wir uns der Thatsache nicht verschließen, daß die Summe des Nichtsittlichen größer ist, als diejenige des Reinsittlichen. Der religiös-sittliche Erlösungsprozeß beruht eben nach der menschlichen Seite hin auf der unverlierbaren formalen Freiheit des Menschen; er kann sich also nicht mechanisch oder mit Naturnothwendigkeit, sondern nur in organischem Wachsthum vollziehen, kann unterbrochen, ja völlig gehindert werden. Ist doch dieser Heilungs- und Heiligungsprozeß so unendlich schwierig und langsam, daß er das ganze irdische Leben umfaßt und doch sich niemals in ihm selbst vollendet. Bloße Uebel und Irrthümer, mangelndes Wissen und Können wird die Menschheit durch die immer weiter schreitende Cultur und Bildung, letztere einschließlich der Beherrschung der Naturkräfte, überwinden und den Ertrag dieser Culturentwickelung auch den Einzelnen ohne deren Verdienst aneignen. Aber schon das moralisch Gute kann äußerlich nur in Form der Sitte und der Lehre fortgepflanzt werden; innerlich aber muß es von jedem Einzelnen persönlich erworben werden. Das Böse pflanzt sich mit Leichtigkeit fort von Generation zu Generation, hingegen das Gute muß der Mensch meist im Widerspruch mit seinen Neigungen üben; das Gute ist als bloße Form wesenlos und werthlos. Mag immerhin Gott der menschlichen sittlich-religiösen Entwickelung die denkbar günstigsten Bedingungen bereiten: das Keimen, Wachsen und Sichvollenden

dieses Prozesses vollzieht sich doch durch den Menschen unmittelbar, durch Gott nur mittelbar.

Darum stehen der intellectuelle und der sittliche Fortschritt der Menschheit durchaus nicht immer in geradem Verhältniß. Es kann sogar der Abstand beider Factoren immer größer und eine pessimistische Betrachtung dieses Lebens immer berechtigter werden, je näher eine Minderzahl dem sittlich-religiösen Ideal kommt.

Während nun eine Theodicee des Einzellebens nur innerhalb dieser sehr engen Grenzen sich bewegt, so fragt es sich, wie weit die Grundbegriffe und Grundzüge einer Theodicee festgestellt werden können, welche das Ganze des Weltverlaufs umfaßt. Den ersten und bis heute umfänglichsten wie scharfsinnigsten Versuch der Art hat G. W. Leibniz gemacht in seinem „Versuche einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Uebels". (1710.) Das Ganze der hierher gehörigen Abhandlungen umfaßt in der C. J. Gerhardt'schen Ausgabe von Leibniz' philosophischen Schriften nicht weniger als 456 Folioseiten (im 6. Band, 1885). Die eigentliche Theodicee zerfällt in drei Theile mit Vorrede; angehängt sind die berühmte Abhandlung „Ueber die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft", Gedanken über die Schrift des englischen Philosophen M. Hobbes „Von Freiheit, Nothwendigkeit und Zufall", desgleichen über ein namenlos erschienenes englisches Buch „Von dem Ursprung des Bösen", endlich eine „Vertheidigung der Sache Gottes von seiner Gerechtigkeit aus" und eine kleine „Gottrechts-Lehre" in deutscher Sprache. Der Ursprung all dieser Aufsätze liegt in dem mündlichen und schriftlichen Verkehr, welchen Leibniz 1700—1702 mit der Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg († 1705) pflog. Sodann aber nahm Leibniz Veranlassung, sich überaus häufig zu wenden gegen das 1697 (2. Aufl. 1702 in 4 Bänden) erschienene Bayle'sche Werk „Dictionnaire historique et critique". Da dasselbe sich vorzugsweise mit den Fragen über Gottes Dasein und die Unsterblichkeit der Seele, über die Freiheit und das Verhältniß des Bösen zu Gott beschäftigte, so setzte Leibniz seine ganze Geisteskraft an die Beleuchtung des Bayle'schen Standpunktes. Die Leibniz'sche „Theodicee" hat nun auf mehrere Generationen eine außerordentliche Wirkung ausgeübt; abgesehen von der Wichtigkeit des Problems enthält sie eine staunenswerthe Beherrschung des ganzen damaligen Wissens, insbesondere der Dogmen und Philosopheme. Außerordentlicher Scharfsinn ist eben so fühlbar wie der Mangel an jeder Herzenswärme. Für unsere Zeit ist jedoch das Werk kaum noch genießbar, denn eine fabelhafte, mit Citaten gespickte Gelehrsamkeit überwuchert den Gedankenkern so sehr, daß selbst die Fachmänner in unseren Tagen vor der Lectüre zurückschrecken müssen. Ich bezweifle, daß die neueren Bearbeiter der Leibniz'schen Philosophie alle hierher gehörigen Abhandlungen wörtlich durchgelesen haben; gleichwol kann man nur auf diese mühsame Weise die Hauptgedanken wie Goldadern aus taubem Gestein loslösen. Selbst Kuno Fischer hat in der dritten, neu bearbeiteten Auflage des 2. Bandes seiner „Geschichte der neueren Philosophie" (1888) auf Seite 582—596 die Leibniz'sche Theodicee mit seiner Lessing'schen Klarheit, aber keineswegs völlig treu dargestellt. Obendrein nimmt er als Geschichtschreiber nur Anläufe zu einer lediglich negativen Kritik, so daß es wol als gerechtfertigt erscheinen dürfte, wenn wir uns noch einmal gerade an dieser Stelle mit jenem einst weltberühmten Werke beschäftigen.

Bücherbesprechungen.

H.— Wilhelm Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. XXII. Band. Berlin 1889, Julius Springer. 4 ℳ — Dieser soeben erschienene Jahrgang der zeitgenössischen Geschichte behandelt das Jahr 1888, das bekanntlich an hervorragenden Ereignissen besonders reich ist, hat es doch den Tod zweier Kaiser und den dadurch herbeigeführten zweimaligen Thronwechsel zu verzeichnen. Selbstverständlich nehmen diese Vorgänge in der neuesten Darstellung Müller's den ersten Platz ein. Auch wer bereits über die verschiedenen Phasen dieser für die deutsche Geschichte so bedeutungsvollen Entwickelungen im Wesentlichen orientirt ist, wird dem Verfasser für seine lichtvolle und objective Schilderung derselben Dank wissen, die, ohne sich zu sehr in die Details zu verlieren, doch alle entscheidenden Momente an geeigneter Stelle zur Sprache bringt.

m Deutschlands Colonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Nach den neuesten Quellen bearbeitet von Carl Frenzel. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. Hannover, Carl Meyer 1889. — Nach einer historischen Einleitung, welche in der Parteilosigkeit bei Beantwortung der Frage, ob Deutschland Colonien haben sollte oder nicht, etwas zu weit geht und zu lau wird, folgen Schilderungen von Camerun, Togo, Südwestafrika, Deutschostafrika und den Besitzungen im Stillen Ocean. Im Allgemeinen wird den Thatsachen ihr Recht; es sind nicht gerade die ersten Quellen benützt, aber die Zusammenstellung ist auch nicht so flüchtig, wie in so manchen anderen Erzeugnissen der deutschen Colonial-Literatur. Vernachlässigt sind die westafrikanischen Hinterländer, deren Wichtigkeit zugleich mit ihrer Kenntniß gewachsen ist. Wer die Colonialbewegung in Deutschland nicht verfolgt hat, kann aus dem Büchlein Manches lernen. Karten und Holzschnitte genügen ihrem Zweck.

m Im Commissionsverlage der Kunst- und Landkarten-Handlung Artaria & Co., Wien, I., Kohlmarkt 9, erschien soeben: F. v. W.'s Kartenskizze zur Kriegsgeschichte des Alterthums und Mittelalters, sammt Zeittafel, in Umschlag. 4°. Die recht hübsch in 4 Tönen gezeichnete Karte der Alten Welt trägt in rothen Punkten verschiedener Größe die Orte wichtigerer Gefechte und Schlachten der alten und mittleren Zeit eingedruckt. Dazu ist eine Zeittafel beigegeben, welche die Schlachten und Gefechte von 1500 v. Chr. bis 1492 n. Chr. in sehr übersichtlicher Zusammenstellung bietet. Das Ganze bildet gewissermaßen eine Einladung zur Subscription auf ein Sammelwerk „Schlachten- und Gefechtstafeln", welches erst nach Sicherstellung eines bestimmten Absatzes erscheinen soll. Die vorliegende Probe macht einen guten Eindruck und wird von Kriegsmännern und Geschichtsfreunden besonders die Karte, welche auf Einen Blick die launenhafte und doch tief begründete Vertheilung der Schlachtfelder zeigt, mit lebhaftem Interesse betrachtet werden.

G. Oe.— Dr. H. Bemer, Die Kunst, die lateinische Sprache durch Selbstunterricht zu erlernen. Kurzgefaßte lateinische Grammatik mit Uebungsstücken und einem Wörterverzeichniß. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben s. a. 182 S. kl. 8°. Preis geb. 2 ℳ (auch u. d. T.: Die Kunst der Polyglottie. 18. Theil). — Handbücher für den Selbstunterricht sind eine Besonderheit des rührigen Verlagshauses; nicht nur die Kunst, Französisch, Italienisch und Spanisch zu lernen, sondern auch die Kunst, Schauspieler, Redner, Dichter, Maler und Zauberer zu werden, kann man für 1 bis 1½ Gulden sich aneignen. Dem Bestreben, alles Mögliche zum Gegenstande des Selbstunterrichts zu machen, verdankt das vorliegende, handliche und äußerlich recht nette Büchlein seine Entstehung. Die Grammatik ist freilich nichts als ein schlecht geordneter, mangelhafter und flüchtiger Auszug aus den gebräuchlichen größeren Schulgrammatiken. Auf die Bedürfnisse dessen, dem ein Lehrer nicht zur Seite steht, ist nicht die mindeste Rücksicht genommen. Was soll ein Mensch, der sich selbst unterrichtet, mit dem Orakelsatze anfangen: „Der indirecte Fragesatz ist vom Relativsatze wohl zu unterscheiden"? Ja, wie denn? Das sagt sonst der Lehrer, hier aber müßte es die Grammatik sagen. Klingt es nicht ergötzlich naiv, wenn der neueste Grammatiker schreibt: „In einigen Fällen weicht der Gebrauch des Perfectums von der im Deutschen üblichen ab"? Was für einen Begriff muß der „Selbstlerner" darnach vom lateinischen Perfectum bekommen? Verwechslungen sind nicht selten, z. B. wird moderari mit moderare verwechselt. Die Casuslehre (gen. quant., abl. modi, abl. pretii, abl. loci) ist vollkommen oberflächlich, die Erörterung des Unterschiedes zwischen suus und eius genügt den einfachsten Ansprüchen nicht, die Lehre von den Temporibus und Modis ist rein mechanisch dargestellt. Mit dem, was ein Schüler über Infinitivus und Gerundium hier erfährt, vermag er absolut nichts anzufangen. Zum Selbstunterrichte möchten wir jede Schulgrammatik eher empfehlen, als dies Büchlein. Wir können uns keinen Fall denken, in dem es von Nutzen sein könnte. Die wenigen Vocabeln und die ganz spärlichen Uebungsaufgaben genügen nicht im Mindesten. Wer nach Durcharbeitung dessen, was die Grammatik bietet, Cornelius Nepos übersetzen kann, dem gratuliren wir von Herzen. Das beigefügte 40 Seiten umfassende Verzeichniß der unregelmäßigen Verben enthält ganz unnützerweise alle composita, auch wenn sie mit dem simplex gleich gebildet werden. Angehangen ist noch eine Lebensbeschreibung des Cornelius Nepos, ein paar Fabeln des Phädrus und einige Capitel aus dem 6. Buche des gallischen Krieges mit dem dazu gehörigen Wörterverzeichnisse.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 47. Sonnabend, den 20. April. 1889.

Zu Friedrich v. Bodenstedt's 70. Geburtstag.

(22. April.)

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Mirza-Schaffy feiert seinen siebenzigsten Geburtstag. — Der Mann mit dem fremden Namen ist der populärsten Dichter einer in Deutschland, und wer seine Weisen je vernommen oder seine berühmteste Liedersammlung, die bis jetzt über hundert Auflagen erlebte, zum Handgebrauch auf dem Schreibtische oder gar auf dem Nähtischchen liegen hat, der denkt vielleicht kaum daran, daß der Sänger der Liebe und des kachetischen Weines, daß der lachende Philosoph mit seinem reichen Schatze an Spruchweisheit eigentlich den gut deutschen Namen Friedrich Bodenstedt führt und dem hannöverschen Landstädtchen Peine im Dichterjahre 1819 am 22. des Ostermonds die Ehre anthat, dort das Licht der Welt zu erblicken. In Mirza-Schaffy tritt er uns entgegen als gottbegnadeter Poet, der im Kaukasus, an der Ausgangsstätte der arischen Völker, fremde und uns doch so verwandtschaftlich anmuthende Klänge erlauschte und der sie uns in ihren edlen Formen und dennoch in freier Gestaltung als sein Eigenes so reizvoll darzubieten wußte, daß sie gewissermaßen in unser Fleisch und Blut übergingen. Keine süßliche, anempfundene Schattenpoesie eines erträumten Morgenlandes, mit der unsere Literatur zu Zeiten übersättigt wurde, ist es, was er uns brachte: in seinen Liedern pulst die Wirklichkeit, und es war, als ob von den Gletschern Armeniens ein erfrischender Lufthauch zu uns herüberwehte. Aber nicht uns Deutschen, nicht seinem Volke allein ist er als der kundige Dolmetsch zwischen der Poesie des Ostens und der des Westens erschienen; in alle lebenden Sprachen fast sind jene Sänge übertragen worden und schon aus diesem Umstande mag es ersichtlich sein, daß ein starker, kosmopolitischer Geist und ein Geist der Aufklärung aus des Dichters Munde redet. Neugier nach der Pracht und dem Duft jener fremden Blumen war es nicht allein, die ihre mehr als ungewöhnliche Verbreitung förderte.

Nennen wir Mirza-Schaffy's Namen, so denken wir vorab an den Spender jener „kleinen Liedergabe", die im Jahre 1851 „harmlos, mit bescheid'nem Schritt — in das Geräusch des Tages" trat und seitdem eine Weltwanderung vollendete; wir denken aber auch an den Reisenden, der die Steppen Rußlands durchquerte und überall, wie eine Biene den Honig, die Schätze fremder Sangeskunst sammelte, der dort, „wo vielgegipfelt, wild zerklüftet, — der Kaukasus zum Himmel steigt," seine Forschungen fortsetzte, um fast unbekannte Gebiete zu erschließen und das Dunkel, welches darüber lagerte, mit hellem Lichte zu durchstrahlen. Was er zur Kenntniß der slavischen Länder und des russischen Morgenlandes in poetischer, politischer, ethnographischer und geographischer Hinsicht beigetragen hat, das ist außergewöhnlich viel und gegen diese seine hohen Verdienste treten diejenigen, die er sonst noch als Dichter, Uebersetzer, Gelehrter, Redacteur und Theaterleiter in einer reichen und fruchtbringenden Thätigkeit und während eines langen Lebens sich erwarb, etwas in den Schatten zurück. Wenn wir deshalb in dem nachfolgenden kurzen Lebensabriß seinen Aufenthalt in Rußland und besonders sein Verweilen im Kaukasus etwas ausführlicher behandeln, so geschieht dies nur in Anbetracht dessen, daß dieser sein Lebensabschnitt der wichtigste für seine ganze dichterische und schriftstellerische Laufbahn geworden ist.

Im Jahre 1841 schon kam Bodenstedt als Erzieher der beiden jungen Söhne in das Haus des Fürsten Galizin, nachdem er vorher das zu diesem Zweck nothwendige Lehrerexamen am Orte seiner Bestimmung, in Moskau, bestanden hatte. Wenn man bedenkt, daß er seine Ausbildung zum Theil durch Privatunterricht erhielt und daß er, ehe er die Universität besuchen konnte, schwere Kämpfe mit seinen Angehörigen, die ihn zum Kaufmann bestimmt hatten, durchmachen mußte, so darf man sich wundern, daß ein noch so junger Mann bereits zu einer so angesehenen Stellung berufen wurde. Freilich hatte sein großer Fleiß, sein fester Wille und eine ungewöhnliche Begabung für fremde Sprachen die Hindernisse, die sich seiner Laufbahn entgegenstellten, bald überbrückt, und so brauchte er nicht zu bangen, als er nach dreiwöchentlicher Eilpostfahrt von St. Petersburg aus in Moskau eintraf und vor die Aufgabe gestellt wurde, die Prinzen in die Geheimnisse des Deutschen und Lateinischen, der Geschichte und Geographie einzuweihen.

Im Hause Galizin, in dem er während dreier Jahre verblieb, hatte er Gelegenheit, die vornehme russische Gesellschaft gründlich kennen zu lernen, sowol nach der Licht- als nach der Schattenseite hin. Aber auch an Anregung und Förderung für seine wissenschaftlichen Ziele fehlte es ihm nicht. Er fand in dem Rußland von damals, in dem sich nur Bauer und Priester den Bart wachsen lassen durfte, manchen andern deutschen Lehrer als Pionier westlicher Bildung und Cultur und er hatte das Glück, von gelehrten Russen in die poetische Literatur ihrer Heimath eingeführt zu werden. So lernte er durch den allzu früh verstorbenen Krassow die Volkspoesie der Ukraine kennen und der Verkehr mit diesem Dichter zeitigte auch sein erstes Buch, das 1843 in Jena unter dem Titel: „Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten" erschien und vielen Beifall fand. Alex. Herzen schrieb sogar darüber, daß Bodenstedt's poetische Uebersetzungen den russischen Originalen völlig ebenbürtig seien. Bemerkenswerth ist, daß jenes Buch auch bereits einen Anhang eigener Gedichte enthielt. Er hatte sich allerdings schon sehr frühe in Reimereien versucht und als neunjähriger Junge eine rührende Ode an einen jungen Bauernburschen, Namens Specht, gerichtet, der einst das im Ertrinken begriffene Bodenstedtchen an den Haaren aus dem Wasser zog, auch hatte ihm der Umstand, daß er seine lateinischen Hefte mit Gedichten versah, ernstliche Vermahnungen von Vater und Lehrer eingebracht. Aber ihm, wie seinen Angehörigen, ist es wol damals kaum in den Sinn gekommen, daß er einst auch unter die „gedruckten Dichter" und gar unter die berühmten gehen würde.

Ebenso, wie mit Krassow, studirte Bodenstedt auch mit dem als Lehrer der russischen Geschichte und Literatur ins Haus kommenden, nachmaligen Deutschenfresser Katkow die ukrainischen Volkslieder. Dieser wohnte Thür an Thür mit ihm und der junge, bescheidene Gelehrte, der seine Ausbildung in Deutschland erhalten hatte, sprach damals nur mit großer Liebe und Verehrung von dem Lande, das er später als politischer Parteiführer so grimmig haßte. Inzwischen war der General Neidhart, Generalgouverneur von Moskau, dessen Tochter Bodenstedt in das Studium Shakespeare's einführte, als Statthalter nach dem Kaukasus versetzt worden. Auf seine Veranlassung hauptsächlich folgte der junge Dichter später, als er seiner Verpflichtungen im Hause Galizin ledig geworden war, dorthin, um eine Stelle am Gymnasium in Tiflis zu übernehmen. Mitte October 1844 trat er bei Schnee und Kälte die Reise an und nach vierwöchentlicher Fahrt, mittels der Troika, gelangte er in das waffenstarrende Land. Da ihm in seiner Stellung wegen der vielen Festwochen im Winter und der Hitze im Sommer viel freie Zeit blieb, konnte er sich eingehenden Studien über Land und Leute widmen, als deren Frucht nachmals seine Bücher: „Die Völker des

Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient" entstanden. In ersterem bietet er einen geschichtlichen Ueberblick über die damals im Vordergrunde des Interesses stehenden kriegerischen Ereignisse im Orient, in letzterem giebt er in mehr vertieften Charakterzeichnungen Cultur- und Naturbilder und schildert Land und Leute vorwiegend von ihrer poetischen Seite und in ihrer ganzen urwüchsigen Eigenart. Freilich war Tiflis am brausenden Kur, die Hauptstadt der Georgier oder Grusiner, an sich schon geeignet, den Poeten in Bodenstedt ganz zu erwecken. Das bunte, kriegerische Leben dort, die herrliche nähere und weitere Umgebung, die er auf seinen ausgedehnten Ausflügen durch den Kaukasus und nach Armenien kennen lernte, „des Ostens warme Sternennacht, — Der Blumengärten Farbenpracht — Des Frühlings Luft und Blüthendrang, — Die bergumragte Kyrosstadt, — Die Majestät des Ararat" — das mußte ihn zum Gesang anregen. Dabei ist zu bedenken, daß Bodenstedt jung und heißblütig war und im kachetischen Weine und im steten Anblick der berühmt schönen Georgierinnen immer neue Anregung fand. Daß er sich der weiblichen Schönheit nicht verschloß, davon zeugt Vieles in seinen Werken, so z. B. auch in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben", denen wir das Wesentliche aus seinen russischen Fahrten entnehmen und in denen er mit rührender Treue aufgezeichnet, wer von seinen zahlreichen deutschen und russischen Freunden und Bekannten in Moskau oder Tiflis eine hübsche Tochter oder Frau hatte. Mehr als Alles aber reden davon seine Lieder des Mirza-Schaffy. Das ist nicht anempfunden, was er dort von der Schönheit einer Suleikha und Hafifa singt, das ist wirklich geschaut und durchlebt und kaum kann sich dichterische Weines- und Liebesfreude wärmer und lebenskräftiger und auch formenschöner ausdrücken, als in dem berühmten Liede:

> Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur
> In tanzendem Wellengetriebe;
> Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
> O, wenn es doch immer so bliebe!
>
> Roth funkelt im Glas der kachetische Wein,
> Es füllt mir das Glas meine Liebe
> Und ich saug' mit dem Wein ihre Blicke ein —
> O, wenn es doch immer so bliebe!
>
> Die Sonne geht unter, schon dunkelt die Nacht,
> Doch mein Herz, gleich dem Sterne der Liebe,
> Flammt im tiefsten Dunkel in hellster Pracht —
> O, wenn es doch immer so bliebe.
>
> In das schwarze Meer deiner Augen rauscht
> Der reißende Strom meiner Liebe;
> Komm' Mädchen! es dunkelt und Niemand lauscht —
> O, wenn es doch immer so bliebe.

Kaum aber kann dichterisches Naturempfinden freudigeren Ausdruck finden, als in den Versen:

> Wenn der Frühling auf die Berge steigt
> Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
> Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
> Und im Gras das erste Blümlein sprießt —
> Wenn vorbei im Thal
> Nun mit Einemmal
> Alle Regenzeit und Winterqual,
> Schallt es von den Höh'n
> Bis zum Thale weit:
> O, wie wunderschön
> Ist die Frühlingszeit!

Wahrlich, diese beiden Lieder allein könnten genügen, ihrem Sänger einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle deutscher Dichtkunst für immer zu sichern.

Außer den äußeren Anregungen wurde dem Geist des deutschen Gelehrten fern an der Wiege der Völker treffliche Nahrung im Studium der orientalischen Sprachen geboten, die er zum guten Theil an der Quelle kennen lernen konnte. Bei Mirza-Schaffy, nach dem er später seine berühmteste eigene Liedersammlung nannte, trieb er und der ihm befreundete Dr. Rosen, der zu einer Forschungsreise nach dem Kaukasus gesandt worden war, sowie auch der Engländer Henry Seymour, das Persische und Tartarische, wie er denn überhaupt allen fremden Sprachen, „die ihm das Schicksal in den Weg warf", ihre poetischen Schätze abzugewinnen trachtete. Schon von Tiflis aus theilte er seinen Landsleuten vielfach die Früchte dieser Forschungen mit, indem er Aufsätze für die Beilage der „Augsb. Allgem. Zeitung" schrieb und auch in „Cotta's Morgenblatt" ukrainische Volkslieder, die er später als Buch herausgab, veröffentlichte.

Die Erfolge, die seine schriftstellerischen Arbeiten in Deutschland erzielten, zogen ihn mächtig nach der Heimath zurück. Dazu kam, daß ihn eine heftige Neigung zu einer jungen und schönen Generalin erfaßt hatte, und um diese Leidenschaft zu überwinden, beschloß er, die grusinische Hauptstadt und die vielen russischen und deutschen Freunde, die er gefunden, zu verlassen. Er bezeichnet die herrliche Stadt selbst als den eigentlichen Ausgangspunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, „weil sich ihm dort Gelegenheit geboten, dem rein Menschlichen tiefer ins Auge zu sehen, als anderswo" und weil er dort Anregungen fand, „deren Ausklang ihm noch jetzt, nach einem Menschenalter, in vielen fremden Zungen wieder ins Ohr klingt". (Wir erwähnten ja bereits, daß Bodenstedt's Lieder des Mirza-Schaffy in fast alle lebende Sprachen übertragen wurden. Gleiches widerfuhr seinen Werken, die er über Kaukasien schrieb.)

So zog er denn der Heimath entgegen, erst durch die immergrünen Wälder von Kolchis, dann in abenteuerlicher Fahrt auf einer offenen, von Kosaken geruderten Barkasse an der Küste des Schwarzen Meeres entlang, stetig bedroht von den am Ufer lauernden, feindlichen Tscherkessen. Schließlich brachte ihn ein russisches Kriegsschiff zum nächsten Ziele, nach der Taurischen Halbinsel, nach der Krim. Vom Hafen von Kertsch aus fuhr er dann über Odessa nach Konstantinopel, von da durch den Hellespont und die griechische Inselwelt nach Triest, dann über Wien, Prag und Leipzig in die Heimath. Es ging ihm, wie es Lenau nach seiner Amerikafahrt ging: unbekannt zog er hinaus und ins Vaterland zurückkehrend fand er, daß er ein bekannter Mann geworden sei.

Bodenstedt hätte bald schon Gelegenheit gehabt, neue Fahrten zu bestehen, denn Cotta wollte ihn als Berichterstatter für seine Zeitung nach den Donauländern senden; aber der Dichter war des Wanderns müde und er sehnte sich danach, daheim sein Wissen zu vervollständigen und zunächst sein Werk über die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen zu vollenden. Er studirte im Sommer und Winter 1846 in München, ging dann im folgenden Jahre, ganz dem Studium des Alterthums lebend, nach Italien, von wo er im Mai 1848 zurückkehrte, um zunächst die Redaction des „Oesterr. Lloyd" in Triest zu übernehmen, die er bis zur Wiener Octoberrevolution mit Takt und Umsicht führte. Eine Zeit lang war er noch politisch thätig, so 1849 zu Paris als Vertreter der preußischen Freihandelspartei und im Sommer 1850 beim Friedenscongreß in Frankfurt a. M., wo er im Interesse Schleswig-Holsteins zu wirken suchte. Seit Ende jenes Jahres war er Redacteur an der „Weserzeitung". Inzwischen hatte er sich mit einer Tochter des hessischen Obersten Osterwald vermählt. Das Jahr 1852 verlebte er auf einem Gute in der Nähe Cassels, das folgende theils in Friedrichroda, theils auf Veranlassung des Herzogs Ernst von Coburg in Gotha. Später zog ihn König Max von Bayern in seine Tafelrunde von Dichtern und Gelehrten und er wurde Professor der slavischen Sprachen und Literaturen an der Universität zu München. Ganz seinen Neigungen und Bestrebungen sich hingebend, widmete er seine Zeit gelehrten und poetischen Arbeiten vielseitigster Art und schuf eine ganze Anzahl bedeutungsvoller Werke, von denen ihm die schon erwähnten über den Kaukasus und die Lieder des Mirza-Schaffy den meisten Ruhm einbrachten. 1859 führte ihn eine Studienreise nach England. Im J. 1866 wurde er zur Leitung des Hoftheaters nach Meiningen berufen, wo er ungemein segensreich wirkte und es namentlich verstand, bei den Schauspielern Achtung vor dem Wortlaute der Classiker zu erwecken. Die Saat, die er während seiner vierjährigen Intendantenthätigkeit ausstreute, ist nachmals herrlich aufgegangen und die glänzenden Erfolge, welche die Gastspiele der Meininger erzielten, sind zum Theil auch ihm gutzuschreiben. Anfang der 80er Jahre unternahm der gefeierte Sänger eine Fahrt nach Nordamerika, das er vom Atlantischen zum Stillen Ocean durchquerte. Jetzt lebt er in der reizenden Taunusstadt, in Wiesbaden, aber daß er, trotz seines hohen Alters, noch nicht der Ruhe pflegt, das hat seine vor zwei Jahren erschienene Bearbeitung der Sakuntala bewiesen, das beweisen auch seine „Erinnerungen aus meinem Leben", von denen vor einem halben Jahre der erste Band erschien.

Wie wechselreich dieses Leben gewesen ist, davon zeugen schon diese knappen Mittheilungen; es war das Leben eines fahrenden Ritters vom Geist. Wie ersprießlich es aber war, davon reden an die vierzig, meist umfangreiche Bücher. Uebersetzungen aus den slavischen und orientalischen Sprachen, Shakespeare-Uebertragungen

und Schriften über den großen Briten und seine dichterischen Zeitgenossen, eigene Dichtungen lyrischen, epischen und dramatischen Inhalts, Erzählungen, Schilderungen von Land und Leuten, geschichtliche Arbeiten, alles Das finden wir darunter und Alles fast trägt den Stempel hoher, geistiger Bedeutung, wie denn auch die meisten seiner Bücher eine große Verbreitung fanden.

Wenn aber heute das deutsche Volk von den Alpen bis zum Strande den 70. Geburtstag Bodenstedt's feiert, wenn es sich mit einer Ehrengabe einstellt, deren hoher Betrag einen Beweis liefert, welcher Sympathien sich der Jubilar erfreut, so gilt dies weniger dem vielseitigen Gelehrten und Schriftsteller, als vielmehr dem Sänger, der den Geist des alten Hatem und Hafis zu schönerem Leben neu erweckte, der uns von fernher die Schirasrose mit ihren Zauberdüften brachte, der neue, wunderbare Klänge zum Preis der Minne und des Weines fand und einen reichen Garten schönster Spruchweisheit vor unseren Augen erstehen ließ —, es gilt dem Sänger der Lieder des Mirza-Schaffy.

Möge dem liebenswürdigen Dichter, der sich trotz manchem Sturm bis in sein hohes Alter den Sinn für das Gute und Schöne und für den heiteren Genuß des Lebens frisch zu halten wußte, die sich zum Horizont neigende Lebenssonne lange noch warm und freundlich scheinen. Schulte vom Brühl.

Aus den Lehr- und Wanderjahren Zinzendorf's (1718—1732).

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

V.

In Dresden suchte Zinzendorf Verkehr mit allen Menschen, von denen er vermuthen konnte, daß sie um ihr Seelenheil bekümmert waren. Er machte dabei keinen Unterschied mehr in Betreff der Stände und scheute sich nicht, auch solche aufzusuchen, welche sich nicht zur Kirche hielten. So kam er in Umgang mit Gichtelianern und anderen Separatisten. Ueberall stützte er sich auf seinen Heiland.

An den Sonntagen hielt er religiöse Versammlungen bei offenen Thüren. „Das singulaire dabei war," sagte er selbst von sich, „daß ich ein Prediger war, der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug und auf die Regierung ging!" Der uns schon bekannte Consistorialrath Löscher hatte deshalb mit ihm Mitleid.

Die äußere, bis dahin gedrückte Lage der Halleschen Theologen hatte sich inzwischen geändert. Nicht nur, daß Viele dieser Richtung wichtige Stellungen eingenommen hatten, waren eine Menge viel vermögender Männer ihre Patrone geworden. Damit gehörten aber zu den Anhängern auch solche, welche die „Welt lieb hatten". Unter solchen Eindrücken sehnte Zinzendorf mit vielen Andern eine bessere Kirchenverfassung, eine neue Reformation herbei, die reine lutherische Lehre um so besser fruchtbar zu machen. Sehr bald kam er aber hiervon zurück, indem er nichts Apartes haben, vielmehr mit allen Kindern Gottes gemeinschaftlich arbeiten und sich des apostolischen Lohnes erfreuen wollte: der Freude des Heilands und der Liebe der Geschwister. Er stützte sich dabei auf Johannis 17.

Am 7. Sept. 1722 vermählte Zinzendorf sich nach kurzem Brautstande mit der Comtesse Erdmuth Dorothea, jener ausgezeichneten Schwester seines Freundes Heinrich 29. Reuß. Im Gegensatz zu der damals verbreiteten Anschauung, in der Ehe etwas den Gotteskindern Unangemessenes zu sehen, war für Zinzendorf die Ehe ein Abbild des Verhältnisses Christi zu seiner Gemeine. In diesem Sinne schrieb er seiner Großmutter vor der Verlobung:

„Bei dem Vorhaben wird es mancherlei Difficultäten geben, indem ich ein schlechtes Glück für jeden bin und die liebe Gräfin Erdmuth sich nicht nur eine sehr verläugnende Lebensart müßte gefallen lassen, sondern der Hauptzweck meines Lebens, Christus unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menschen werben zu helfen, auch ihre Function würde sein müssen."

Die Gräfin hat es verstanden, ihm durch mehr als 30 Jahre in Freud und Leid eine ausgezeichnete Gehilfin auch in den äußeren Arbeiten der Brüdergemeine und der Mission zu sein. Ihr Herz hing mit einer zärtlichen Liebe an ihrem Heiland. Sie war dabei wie eine Fürstin Gottes unter ihrem Volk, in Demuth um das Kleinste wie um das Größte besorgt.

Sich selbst von allem Irdischen loszumachen, schenkte Zinzendorf seiner Gemahlin noch vor der Trauung seine Güter. Die Umschreibung des Besitztitels erfolgte erst später.

Sein Hauswesen in Dresden richtete ihm die Großmutter ein und hielt er nun auch an Wochentagen freie Versammlungen. Die Lustbarkeiten des Hofes vermied er. Als er an seinem Geburtstage eine Einladung zu Tisch angenommen hatte und über Tafel Christus gelästert wurde, verließ er die Gesellschaft mit der Erklärung, er sei hier nichts nutze.

Sein Stiefvater schrieb ihm bald nach der Hochzeit:

Berlin, 13 Octobre.

Ayant reçu votre lettre peu avant que de me mettre en chemin pour revenir ici, j'ai cru que le retardement de ma réponse vous ferait d'autant moins de peine que j'ai lieu de vous feliciter en même temps de la consommation de votre mariage, souhaitant de toute mon ame, que sans aucune alteration vous en ayez l'agrément possible et que pendant tout le cours de votre vie vous en jouissez avec beaucoup de santé et tout le contentement imaginable. Je crois m'en pouvoir promettre beaucoup après le choix que vous avez fait tant par rapport à l'illustre famille, à la quelle vous vous êtes allié que par rapport au mérite personelle, qui vous a charmé surtout tout quand vous conserverez les sentiments chretiens que vous avez et que vous donnerez tout à la gloire de Dieu.

Vous priant au reste d'assurer Mad. la comt. de Reuss de mes très humbles respects, comme aussi mad. la comt. votre chère epouse et d'être persuadé que je suis toujours tout à vous votre très humble serviteur.

Seiner Schwägerin hatte Carl Natzmer gratulirt:

Halle, 8. Sept. 22.

Wie in allem, was meinem geliebtesten Bruder widerfährt, billigen Antheil zu nehmen nicht ermangele, so erlauben Eure Gnaden, daß ich auch bei seiner mit denselben glücklich getroffenen Vermählung meine unterthänige Gratulation sowohl hierdurch schriftlich, als durch beikommendes, ob zwar sehr schlechtes Carmen, öffentlich zu bezeugen mich unterstehe. Ich rühme des Herrn Güte, die auch hierin für meinen geliebtesten Bruder so gnädig gesorgt, und freue mich anbei auch einigen Antheil an Euer Gnaden Huld zu bekommen, wie ich mir dieselbe denn unterthänig ausbitte, der ich übrigens von Herzen wünsche, daß Eure Gnaden alles vollkommenen Segens von oben mögen theilhaftig werden und ich bei vielfältigen erfreulichen Umständen möge Gelegenheit haben, zu bezeugen, wie mit unterthänigstem respect sei unterthänig ergebener Diener.

Der 23. HErr Graf [1]) empfiehlt sich nebst seiner Gemahlin bestens."

Aus einer Correspondenz mit Francke ergiebt sich demnächst, daß der „gnädige Papa (Natzmer), auf Vorbitte des 23. Herrn, Carl Dubislav erlaubte, eine Recreations-Reise nach Altenburg, Köstritz und Pölzig zu thun".

[1]) A. d. Hause Lobenstein. Derselbe war hessischer Oberst und hatte sich in Halle niedergelassen, da er keine Herrschaft hatte. Er war gleichfalls mit Francke befreundet.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Julius Werner, Deutsch-National. Halle, Eugen Strien, 1889. 167 S. 8°. Preis 2 ℳ 40 ₰. — Unter obiger Aufschrift hat der Verf. eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen zusammengestellt, um durch dieselben in den Stürmen der Parteikämpfe, bei den Künsten der modischen Opportunitätspolitik eindringlich an die „starken Wurzeln unserer Kraft" zu erinnern. Das Buch enthält Vorträge bez. Aufsätze über die drei Kaiser, über Luther, Ernst Moritz Arndt und Bismarck, über die nationale Bedeutung der deutschen Reformation, über die alte Burschenschaft und die Vereine deutscher Studenten, über das Deutschthum in Oesterreich-Ungarn, über den evangelischen Bund und über die Stellung des Einzelnen zu den socialen Aufgaben der Gegenwart. Alle diese Vorträge athmen tiefen sittlichen Ernst, glühende Begeisterung für deutsche Größe und deutsche Eigenart und bekunden ein warmes Herz für die evangelische Kirche und für das Volk. Es weht uns lenzartig an aus diesem Büchlein; ein Hauch jugendlicher Unmittel-

barkeit der Empfindung liegt über dem Ganzen. Wir irren wol nicht, wenn wir in dem Verfasser einen der jüngeren „Alten Herren" des Vereins deutscher Studenten vermuthen. Wenn der Geist, den diese Vorträge und Erörterungen zeigen, der in den Vereinen deutscher Studenten herrschende ist, dann sind diese Vereine der Theilnahme der Besten unseres Volkes werth. Die Sprache ist fast durchaus blühend, hie und da etwas zu blumenreich. Wenn der Verf. sich noch etwas mehr von der Macht der Phrase befreit, kann er ein tüchtiger Stilist werden; das Zeug hat er dazu. Was den Gehalt der Vorträge anlangt, so ist dieser verschieden. Mancher hätte wol seinen Zweck genügend erfüllt, ohne gedruckt zu werden; am gelungensten scheint die Darstellung des Unterschiedes zwischen der alten Burschenschaft und den Vereinen deutscher Studenten. In der Beurtheilung des evangelischen Bundes stimmen wir übrigens mit dem Verf. nicht überein; hier ist der Idealismus mit ihm durchgegangen.

J. R. Unter dem Titel „Berliner Neudrucke" beginnt im Verlage der Gebr. Paetel in Berlin, herausgegeben von Ludwig Geiger, B. A. Wagner und Georg Ellinger, eine Reihe älterer, jetzt nicht mehr im Buchhandel erhältlicher Literaturwerke im Wiederabdruck zu erscheinen, die mit Berlin und der Mark Brandenburg in irgend einem Zusammenhange stehen. Von den bereits vorliegenden ersten Heften greifen wir eins heraus, das von besonderem Interesse ist und außerdem zu einem Vergleich mit der Gegenwart Anregung giebt: die von Ludwig Geiger herausgegebene Auswahl der Gedichte von F. W. A. Schmidt, Pastor zu Werneuchen bei Berlin, der dem Leser wol zumeist aus Goethe's köstlicher Verspottung „Musen und Grazien in der Mark" bekannt sein dürfte. Diese Gedichte verdienen indessen nicht nur von diesem Anlasse her genannt zu werden, sondern sehr wohl auch um ihrer selbst willen. Es ist wahr, was der dichtende Pfarrer uns in seinen Gedichten zum Preise des Landlebens vorführt, ist rohe, gemeine Natur, einseitig betrachtet, weil der Schildernde nur für dasjenige Verständniß besitzt und nur dasjenige der Betrachtung für werth hält, was in engster Verbindung mit dem Dorfleben, obendrein dem einer armen Landschaft, steht, und sonderlich hoch versteigt sich der Flug der Poesie auch da nicht, — aber man muß dem Dichter zugestehen, daß er das, was er zeichnet, auch wirklich kennt und gesehen hat, und daß er demnach, so kleinlich seine Gemälde auch sonst sein mögen, sich doch immer an die Natur hält. Man müßte nie die anheimelnden, bescheidenen Freuden eines Landaufenthaltes, finde er selbst in einer landschaftlich nicht besonders bevorzugten Gegend statt, kennen gelernt haben, um nicht das stille Glück begreifen zu können, das z. B. aus dem Poem „Der Landmann im Winter" (S. 24) spricht:

„Schlägt uns're Uhr Nachmittags Vier,
So wird's erst recht lebendig hier!
Dann schließt der Küster seine Schule
Und auf des Dorfes Entenpfuhle
Prüft, mit dem Schreibzeug unter'm Arm,
Das Eis ein froher Bubenschwarm.
Hier, unter Lärm und lautem Witze,
Fliegt mancher Schneeball an die Mütze,
Bis rings der Kiehn der Hütten lodert,
Und Vesperbrod der Magen fodert."

Es sind, bringt man das allzu Triviale und Prosaische in Abzug, im Ganzen und Großen, wie ein Beurtheiler sich ausgedrückt hat, „treue Gemälde aus dem stillen Leben eines nordischen Landpfarrers", diese Gedichte F. W. A. Schmidt's; auch besitzt der Verfasser, wie das Gedicht S. 69 über das Porträt seiner Mutter bezeugt, entschieden Gemüth, wennschon dessen Ergüsse auch immer einen etwas handgreiflichen und hausbackenen Ausdruck annehmen. Eine Ehrenrettung Schmidt's Goethe gegenüber ist übrigens schon öfter, z. B. von Jacob Grimm, und zwar nicht ohne Erfolg versucht worden; wenn wir uns derselben hier anschließen, so geschieht es nicht, um den Dichter auf den Schild erheben zu wollen, dazu ist er zu unbedeutend, sondern um seiner Poesie, die auch für unsre Zeit ihren Werth noch nicht ganz verloren hat, diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr durch die Parodie eines bedeutenden Mannes verkümmert worden war. Goethe hatte von seinem Standpunkte aus vollständig Recht, aber er hat nicht allein Recht. Auch der Kirchthurmsbetrachtung Schmidt's ist eine Daseinsberechtigung nicht abzusprechen; Verwahrung müßte erst dann gegen sie eingelegt werden, wenn sie sich anmaßend zu dem allein Berechtigten würde machen wollen. Und nun zu dem Vergleich mit unserer Zeit! Schmidt selbst charakterisirt seine Poesie so: „Simple, kunstlose Naturscenen. Unverschönerte, wilde, ländliche, gemeine Natur ist meine Göttin. Ich bin weit davon entfernt, Forderungen zu machen, weit davon entfernt, mit irgend einem unserer Dichter von Werth mich messen zu wollen; aber das glaube ich mit Wahrheit behaupten zu können: daß selbst von schätzbaren Dichtern die Natur selten wahr copirt worden sei. Man hat an ihrer Einfalt gekünstelt." Klingt das nicht schon an das Programm des modernen Naturalismus an? Wie man sieht, es giebt nichts Neues unter der Sonne, und die Reaction gegen die Kunstpoesie, gegen eine erhobene Cultur ist schon in verschiedenen Zeiten dagewesen und wird wohl immer vorhanden sein. Damit ist ihr aber auch ihr Ziel gesteckt und ihr Werth ausgeschöpft. Die weiteren Bände der ersten Serie der „Berliner Neudrucke" enthalten Friedr. Nicolai's „kleynen feynen Almanach", Nicol. Peucker's „wolklingende Paucke" nebst 3 Singspielen Christian Reuter's und die gelehrten Artikel der „Vossischen Zeitung" während Lessing's Leitung. Der Preis der Serie von 6 Bänden beträgt 12 ℳ, der Einzelpreis eines Bandes 2,50 bis 3 ℳ Auf das ganze verdienstliche Unternehmen aber möchten wir die Blicke der Literaturfreunde, die sich für den Antheil Berlins und der Mark Brandenburg an unserm Schriftthum interessiren, hiermit hinlenken.

J. R. Das von uns bereits mehrfach empfohlene, von Wolfgang Kirchbach herausgegebene „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" (Dresden, Ed. Ehlermann) erscheint seit dem 1. April d. J. auch in einer Monatsausgabe, in der durchschnittlich vier wöchentliche Nummern zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefaßt werden. Es wird dadurch, daß dies Literaturblatt nun auch in die Reihe der Revuen tritt, den Bestrebungen desselben noch mehr Gewicht beigelegt, als es bisher der Fall sein konnte; wir begrüßen dies mit um so mehr Freude, als das „Magazin" seit seiner vornehmen Wandlung vor Jahresfrist augenblicklich wol den ersten Platz unter den deutschen Literaturorganen einnimmt, bestrebt ist, in einer Zeit, die der Sucht zu verzerren, der Parteinahme und der persönlichen Anschwärzung günstig ist, ein wirklich unbefangenes Bild sämmtlicher neuen Erscheinungen der Literaturen des In- und Auslandes zu geben, und einem gesunden, einsichtigen und maßvollen Fortschritt auf literarischem Gebiete huldigt, unter Abweisung alles Unreifen und Dilettantischen. Das uns vorliegende Aprilheft enthält gleichzeitig die in diesen Spalten bereits mehrfach besprochene schneidige Streitschrift des Herausgebers gegen die „Berliner Erklärung" in Sachen der Sprachreinigung. Der Abonnementspreis beträgt auch für die Monatsausgabe des „Magazin" vierteljährlich 4 ℳ; ein einzelnes Heft kostet 1,35 ℳ

* Das Lieferungswerk „Hausherr und Hausfrau". Wissenschaft und Praxis des häuslichen Lebens. Von Dr. Carl Frhr. v. Rechenberg. Unter Mitwirkung von Dr. med. Dyrenfurth, königl. Kreisphysikus in Bütow, und anderen namhaften Fachmännern (Cassel, Theodor Fischer) liegt mit der Lieferung 11 nunmehr abgeschlossen vor. Die Aufgabe, in einem Buche alles das zusammenzustellen, was für den Hausherrn und die Hausfrau von Wichtigkeit ist, um in allen Lagen des Lebens hinreichend Bescheid zu wissen und sich vor Verlusten und Mißhelligkeiten schützen zu können, ist in demselben gelöst worden, soweit sich dieselbe eben überhaupt lösen läßt. Jedenfalls ist der Inhalt ein sehr reichhaltiger und mannigfaltiger: Wirthschaftsführung, Familienrecht, Erbrecht, Dienstboten, Vermögensverwaltung, Versicherungswesen, Post, Telegraph und Eisenbahn, Umzug, Briefwechsel und Schreibmaterialien, Ernährung des Menschen, Wegweiser für den Einkauf, Küche und Keller, Maße und Gewichte, Allerlei Nützliches für's Haus, der Deutschen Wehrpflicht, Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, Erhaltung der Gesundheit und Schönheit und zuletzt ein immerwährender Kalender, das sind die Gegenstände, über welche in demselben Aufklärung zu geben versucht wird. Man könnte mit dem Verfasser über die von ihm beliebte Anordnung und Auswahl des Stoffes wol hier und da rechten, jedenfalls bietet derselbe in einzelnen Abschnitten, wie in den von der Ernährung des Menschen, von der Chemie und Physik der Küche, der Behandlung und Reinigung der Kleidung und des Hausrathes u. a. m. handelnden, ganz Vortreffliches. Ueberhaupt scheint uns der chemische Theil des Buches, den der Herausgeber selbst bearbeitet hat, der werthvollste zu sein, während wir mit der Behandlung und Darstellung des juristischen Theiles nicht immer in gleichem Grade uns einverstanden erklären können würden. Der Preis dieses Hausbuches ist übrigens als ein mäßiger zu bezeichnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 48. Dienstag, den 2[illegible]. April. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

IX. Kursachsen im Jubiläumsjahre 1589.

Als ein halbes Jahrtausend nach der Belehnung des ersten Wettiners mit der Mark Meißen vollendet war, hatte sich eine gewaltige Aenderung in den Besitzverhältnissen und den Beziehungen der Wettiner vollzogen. Die ältere, ernestinische Linie hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg und der Gefangennahme ihres Hauptes, des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, die Kur und einen Theil des mit ihr verbundenen Landbesitzes der jüngeren, albertinischen Linie überlassen müssen. So herrschten denn seit 1547 die Albertiner in den sächsischen und meißnischen Landen, während die ernestinischen Herzöge in Thüringen walteten. Die beiden Söhne des Stammvaters der nunmehrigen Kurlinie, des beherzten Albrecht, Georg der Bärtige und Heinrich der Fromme, waren, der eine nach fast vierzigjähriger, der andere nach kaum zweijähriger Regierung, gestorben; auch die beiden Enkelkinder des Ahnherrn, Heinrich's Söhne, Moritz und August, waren nach machtvollem und gesegnetem Walten in die Fürstengruft des Freiberger Doms niedergestiegen. Hatte Moritz durch sein kluges, zielbewußtes und energisches Auftreten die Vormacht seines Familienzweiges zu begründen gewußt, so verstand August diese Vormacht zu befestigen, auszubauen und zu erweitern. Der Länderbesitz hat sich unter seiner dreiunddreißigjährigen Regierung wesentlich vermehrt. Zwar trat er den Ernestinern, um eine dauernde Versöhnung zu ermöglichen, die Aemter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben ab, erhielt aber bald den Neustädter oder Orlakreis zunächst pfandweise, dann für immer. Das Vogtland, welches 1547 wieder verloren gegangen war, erwarb er 1569 vom Burggrafen von Reuß-Plauen zurück und wurde 1575 damit belehnt. Ferner führte er, zunächst im Vereine mit den Stiftern Magdeburg und Halberstadt, dann allein, die Sequestration über die Güter und Lehen der überschuldeten Grafen von Mansfeld, deren Besitz freilich erst zwei Jahrhunderte später und nur auf sehr kurze Zeit ganz an die Wettiner fiel. Durch Kauf erwarb er von den Herren v. Berbisdorf die Herrschaft Lauenstein und von den Grafen v. Schönburg die Grafschaft Hartenstein, durch Tausch vom Bisthum Meißen die Aemter Stolpen und Bischofswerda. Nach langem, zum größten Theile verdienstvollem und reichgesegnetem Wirken war er 1586 seiner wenige Monate vorher heimgegangenen Gemahlin, der vom gesammten Volke innig geliebten und verehrten „Mutter Anna", in den Tod gefolgt.

Im Jubiläumsjahre regierte in Kursachsen Kurfürst Christian I., der einzige von neun Söhnen, der den Vater überlebte. Vater August hatte die Erziehung des Thronerben sorgfältigst geleitet und ihn schon in früher Jugend an den Staatsgeschäften thätigen Antheil nehmen lassen. Er war 29 Jahre alt und seit sieben Jahren mit Sophia aus dem brandenburgischen Herrschergeschlechte vermählt. Seine beiden älteren Söhne, die nachmaligen Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I., waren 6 und 4 Jahre alt; ein Sohn, Namens August, ward im Jubiläumsjahre geboren, ein Töchterlein, Namens Elisabeth, starb, 1 Jahr alt, in demselben Jahre. Die Begabung Christian's ist vielfach unterschätzt, die Eigenart seiner Persönlichkeit oft verkannt worden. Zwar besaß er nicht den genialen politischen Blick seines Oheims, auch nicht die unermüdliche, schaffensfrohe Thatkraft seines Vaters, aber er war weder so unfähig, noch so unthätig, wie ihn eine beeinflußte Geschichtschreibung darzustellen bemüht gewesen ist. Wenn er auch, schon wegen seines schwächlichen Körpers, übermäßigen Anstrengungen abhold war, so ging er doch nicht in den Freuden der Tafel und des Weines auf; wenn er auch gewissen Persönlichkeiten viel von der Herrscherinitiative einräumte, so finden wir doch in seiner kurzen Regierungszeit nicht wenige Beweise eines auf klarer Erkenntniß beruhenden festen eigenen Willens. So ist der Gedanke einer Annäherung Kursachens an die evangelischen Fürsten Deutschlands und einer Lösung des engen Verhältnisses zu Oesterreich in ihm entstanden, so hat er persönlich die ersten, wenn auch erfolglosen Schritte zur Gründung eines evangelischen Gegenbundes gegen die katholische Liga gethan. Auf seine Anregung fand später (1590) eine Zusammenkunft mit dem Pfalzgrafen in Plauen statt, auf welcher die vorläufigen Bestimmungen über einen die Länder Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Mecklenburg, Hessen und die Pfalz umfassenden Bund getroffen wurden. Freilich blieb es, Dank der Viel- und Querköpfigkeit der in Aussicht genommenen Bundesglieder, bei dieser Anregung. Die Ablehnung, welche der Kurfürst hier und da erfuhr, und die Lässigkeit, mit welcher viele evangelische Fürsten ihr eigenes Interesse vertraten, ließen den Kurfürsten die gewiß von einer tiefen Kenntniß der deutschen Eigenart und des damaligen Zeitgeistes zeugenden Worte sagen: „Ich sehe wol, daß eine solche Verbindung nie wird zu Stande kommen, es sei denn, daß die Evangelischen durch die höchste Noth dazu gezwungen werden."

Daß er seinem Kanzler, dem berühmten und berüchtigten Dr. Nicolaus Crell aus Leipzig, viel, vielleicht zu viel Vertrauen geschenkt hat, daß er diesen ebenso unermüdlichen, wie selbstsüchtigen Mann vielfach selbständig, vielleicht zu selbständig hat walten lassen, ist ja bekannt. Crell ist viel geschmäht und über Gebühr verlästert worden. Er war zwar rücksichtslos bis zur Härte und Ungerechtigkeit, aber er glaubte selbst an die Nothwendigkeit solcher Härte. Freude an der Rücksichtslosigkeit um ihrer selbst willen oder andere niedrige Regungen der Selbstsucht, wie wir sie sonst bei Emporkömmlingen zu finden pflegen, gewahren wir bei ihm nicht. Zu gewissen Zeiten können Männer, wie Crell, eine Nothwendigkeit für den Staat sein, wenn sie auch nie und nimmer ein Segen für denselben sein können. Der Haß, den Crell gegen sich erregte und dem er nach seines Fürsten Tode zum Opfer fiel, war nicht unberechtigt, aber kann auch nicht ohne Weiteres als Beweisgrund der Unwürdigkeit des Mannes gelten. Im Jubiläumsjahre stand Crell auf der Höhe seiner Macht. Der schlichte Rechtsgelehrte war schon unter Vater August als Hofrath nach Dresden berufen, dann zum Secretär des Kurprinzen ernannt worden und kurz nach dessen Thronbesteigung 1588 als Kanzler an die Spitze der Regierung getreten. Die wichtigeren Regierungsgeschäfte besorgte er fast ganz allein; dem vereinigten Geheimen und Hofrathe waren nur die gewöhnlichen Rechts- und Verwaltungssachen zur Berathung und Entschließung überlassen. Nur seine ergebensten Anhänger, darunter besonders die Räthe v. d. Weihe, v. Bünau und Paull, zog er mitunter zu. Am verhaßtesten hat er sich durch seine grausame Unterdrückung des Lutherthums gemacht. Crell war von Anfang an eifriger Melanchthonianer, daraus hat er kein Hehl gemacht, nur dagegen hat er sich erklärt, daß er Anhänger des Calvinismus sei. Später freilich hat er durch seine Handlungsweise gezeigt, daß diese seine Erklärung bestenfalls ein Sophismus gewesen war. Er, der bei Uebernahme seines Kanzleramtes vom Kurfürsten sich ausbedang, daß er selbst wegen seiner confessionellen Anschauungen unangefochten bleiben solle, ging bald mit einer durch nichts gerechtfertigten Schärfe gegen

die bekenntnißtreuen Lutheraner vor, indem er nicht nur aus den geistlichen Stellen, besonders den einflußreichsten, die Bekenner des strengen Lutherthums entfernte, sondern auch dem Volke einen neuen Hofprediger-Katechismus, ja sogar eine eigens zurechtgestutzte und verbrämte Bibel aufzwang, die dann bezeichnender Weise den Namen des Kanzlers trug. Im Jubiläumsjahre hatte der Confessionshaß seinen Höhepunkt noch nicht erreicht; erst als nach dem Vorgange des Kurfürsten selbst kurz vor seinem Tode der Exorcismus von der Taufhandlung verbannt wurde, erreichte die Volkswuth einen bedrohlichen Grad und machte sich in Unruhen und Gewaltthaten Luft, denen der Tod des Kurfürsten ein Ende setzte (1591). Die weiteren Schicksale Crell's fallen aus dem Rahmen dieses Artikels heraus.

Kursachsen hatte damals einen Flächeninhalt von etwa 540 Quadratmeilen und über 1½ Millionen Einwohner. Schon wurden Landkarten entworfen, Vater August beschäftigte sich eifrig mit Zeichnung, noch eifriger mit Sammlung derselben. Schon 1503 hatte Herzog Georg der Bärtige sein Land in 9 Kreise getheilt: 1) den Hainicher und Langensalzer, 2) den am Harz und der güldnen Aue, 3) den Grimmenthaler an der Unstrut, 4) den Meißen-Dresdischen, 5) den erzgebirgischen, 6) den osterländischen, 7) den Rochlitzer, 8) den Landsberger und Delitzscher, 9) den Kreis der schwarzen Elster. Doch scheint sich diese Kreiseintheilung nicht lange erhalten zu haben, schon 1547 finden wir wieder die alten Landesbezeichnungen als Kreisnamen: Kurkreis, Thüringen, Meißen, Osterland, zu denen 1570 das Vogtland und 1588 der Neustädter Kreis kamen. Die Kreise bildeten bereits Verwaltungsbezirke, wenn auch die Kreishauptleute als Verwaltungsbeamte erst im folgenden Jahrhunderte erscheinen. Auch eigentliche Kreistage kommen erst später vor, doch es besteht schon jetzt in jedem Kreise eine Art Landschaftsausschuß, der die verwilligten Steuern vertheilt. Mit der Durchführung dieser Kreiseintheilung ist einer der wichtigsten Schritte vom alten Lehnsstaate weg zum modernen Staate hin geschehen. Ebenso wie die einzelnen Länder nicht mehr als Sonderbesitzthümer, sondern als Theile eines einheitlichen Ganzen erscheinen, ebenso tritt an Stelle der Lehnspflicht die Unterthaneneigenschaft. Die Reichsunmittelbarkeit der Grafen, Prälaten und Herren schwindet immer mehr, die Reichsabgaben werden auch von diesen nicht direct an das Reich, sondern an den Landesherrn abgeliefert. Die Machtstellung des Landesherrn hat noch eine wesentliche Erweiterung durch die Reformation erfahren, durch welche der Inhaber der Fürstengewalt zugleich den Summepiskopat über die „Landeskirche" übernahm. Der damit überkommenen Pflichten waren die sächsischen Kurfürsten des 16. Jahrhunderts ganz besonders eingedenk. Die vom Vater August im Jahre 1580 erlassene Kirchenordnung machte den ersten bedeutenden Versuch einer Regelung der Ausübung jener auf den Fürsten gekommenen Bischofsrechte. Durch das genannte Gesetz wurde das Oberconsistorium nach Dresden verlegt, seine Zusammensetzung und sein Wirkungsbereich gesetzlich geregelt. Danach bestand es aus einem adligen Präsidenten, 2 geistlichen und 2 weltlichen Räthen, hatte die Oberaufsicht über das gesammte Kirchen- und Schulwesen zu führen, die Besetzung der geistlichen Stellen landesherrlichen Patronats vorzunehmen, die Verwaltung der Stiftungen, die aus ehemaligem Kirchengut entstanden waren, in die Hand zu nehmen, die Visitationen anzuordnen und die jährlich zwei Mal stattfindenden Generalsynoden auszuschreiben. Daß dem Kurfürsten August das Wohl seiner Kirchendiener am Herzen lag, bewies er durch seine Stiftung für Prediger-Wittwen und -Waisen vom Jahre 1583.

Die Hauptquelle der landesherrlichen Einnahmen waren die Kammergüter, deren Zahl durch Ankäufe zu mehren Vater August unablässig bemüht war. Die Verwaltung dieses Vermögens war den Geheimen oder Kammerräthen anvertraut, die freilich daneben noch andere Aufgaben hatten; an der Spitze des eigentlichen Rechnungswesens stand der Rentmeister. Diese Kammergüter wurden zum größeren Theile verpachtet; aber der Landesherr sorgte durch contractliche Bestimmungen, daß sie nicht ausgesogen und entwerthet wurden, gab seinen Pächtern umfassende und ins Einzelne gehende Anweisungen und bewirkte durch eine strenge Aufsicht die Innehaltung derselben. Einige bewirthschaftete er selbst; und es ist sattsam bekannt, daß diese Güter bald zu landwirthschaftlichen Musterstätten sich entwickelten. Einzelne Vorwerke zerschlug er und gab sie den Bauern gegen einen erblichen, unkündbaren Zins in Erbpacht. Daß bei einer so sorgfältigen Bewirthschaftung die Erträge der Kammergüter sich bald wesentlich erhöhten, kann nicht Wunder nehmen. Im Jahre 1591 brachten die 96 Kammergüter einen Reinertrag von 331 257 Gulden. Der Kurfürst von Sachsen galt für einen der reichsten deutschen Fürsten; es geschah nicht selten, daß die Kaiser in Geldverlegenheiten sich an ihn wandten. So hatte, um nur eines Beispieles zu gedenken, Vater August dem Kaiser Rudolf 50 000 Gulden auf Görlitz, Bautzen, Zittau und Kamenz geliehen und damit den ersten, wenn auch vorläufig noch erfolglosen Schritt zur Erwerbung der Lausitz gethan.

Das Hofleben war unter den Kurfürsten des 16. Jahrhunderts einfach, unter Vater August sogar schlichtbürgerlich. So ließ er sich für 4 Kinder „Puppenwerk" zu Weihnachten aus Leipzig senden, welches nicht mehr als 10 Gulden 2 Groschen kostete. Die höchsten Hofbeamten waren der Hofmarschall, der Oberkämmerling und der Oberstallmeister. Daneben finden sich auch jene eigenthümlichen Erscheinungen, an denen der seltsame Geschmack der Zeit sich erfreute: kurzweilige Räthe, welche von den Fürsten ausgetauscht zu werden pflegten, Pritschenmeister, Hofzwerge, und Hofnarren. Letztere nahmen oft eine nicht unbedeutende Stellung ein und standen hoch in der Gunst ihrer Herren. Friedrich der Weise sorgte in seinem Testamente mit ganz besonderer Treue für seinen Hofnarren.

Die Landstände gewannen bis zur Mitte des Jahrhunderts und über die Mitte hinaus noch größeren Einfluß. Sie pochen auf ihre ihnen zugestandenen Rechte, bitten in einem ziemlich scharfen Tone um Sparsamkeit, machen Vorschriften über die Verwendung der verwilligten Steuern und verlangen, daß ihre Stimme bei der Entscheidung von Kriegs- und Friedensfragen gehört werde. Die Deputationen und Ausschüsse, denen wir im voraufgehenden Jahrhundert nur ausnahmsweise begegneten, sind dauernde Einrichtungen geworden. Ein Geist corporativer Abgeschlossenheit und aristokratischen Stolzes hat sich der Stände bemächtigt. In demselben Maße, wie dieser ständisch-aristokratische Geist mächtig wird, vollzieht sich eine Loslösung von der Gemeinschaft mit dem Volke, die zur vollständigen Trennung wird. In den letzten Regierungsjahren Vater August's scheinen die Landstände an Bedeutung verloren zu haben. Der Grund dieses Vorganges ist klar. August war durch seine wirthschaftlichen Maßnahmen so reich geworden, daß er der ständischen Bewilligungen wenig bedurfte und mithin nicht gezwungen war, ihnen größeren Einfluß auf seine Entschließungen einzuräumen.

Von den Steuern waren die wichtigsten: die Grund- oder Landsteuer, die seit 1523 in den ernestinischen, seit 1537 in den albertinischen Landen erhoben und seit 1550 in letzteren dauernd wurde, und die Tranksteuer. Von ersterer war zunächst die Ritterschaft noch befreit, weil sie sich auf ihren persönlichen Kriegsdienst berufen konnte. Später aber wurde die persönliche Lehnspflicht, der letzte Rest des alten Feudalwesens, durch Zahlung einer Summe und Verpflichtung zur Steuerzahlung abgelöst. Das Jahr 1570 brachte eine wichtige Veränderung im Steuerwesen. Vater August bewog die Landstände, seine durch seines Bruders weitgreifende Unternehmungen ziemlich erheblich gewordene Schuldenlast (über 2 Millionen Gulden) zu übernehmen und überließ ihnen dafür auf längere Zeit die Erträge der Land- und Tranksteuer. Zur Verwaltung dieser den Ständen überlassenen Steuer ward ein Collegium eingesetzt, das nachmals unter dem Namen: Obersteuercollegium eine dauernde Institution wurde. Das Collegium bestand aus 4 adligen Obersteuereinnehmern und 4 fürstlichen Räthen; zur Rechnungsablegung sendete der Adel 5, die Städte 3 Abgeordnete. So vollzog sich eine im Anfange noch verschwommene, bald aber klarer werdende Scheidung zwischen dem Einkommen des Fürsten und dem des Landes.

Das Münzwesen krankte immer noch an der Vielgestaltigkeit und Verworrenheit, die im voraufgehenden Jahrhunderte und früher schon bemerkbar gewesen war. Vor allen Dingen war das Bestreben darauf gerichtet, keine „Geringerung der Münz" eintreten zu lassen. Der höhere Gehalt, den die sächsischen Münzen im Vergleiche mit den anderen hatten, verursachte einen fortwährenden Kampf gegen das Eindringen dieser und bewirkte auch, daß der Kurfürst sich der Reichsmünzordnung nicht anschloß. Im Jahre 1500 wurden die ersten Thaler, Güldengroschen genannt, ausgeprägt. Einen gewissen Fortschritt im Münzwesen bezeichnete die unter August's Regierung erfolgte Verlegung der Freiberger, Schneeberger und Annaberger Münzen nach Dresden, das nunmehr die einzige Münzstätte wurde, ein Umstand, der eine schärfere Ueberwachung und sorgfältigere Handhabung der Bestimmungen ermöglichte.

In der Rechtsordnung trat eine wesentliche Klärung ein. Hatte schon Kurfürst Moritz den Anfang gemacht, die Wirkungsgebiete der einzelnen Behörden schärfer abzugrenzen und

eine Trennung der Rechtsprechung von der Verwaltung vorzunehmen, so führte Vater August diese Trennung nicht nur im Wesentlichen durch, sondern sorgte auch für eine bessere Organisirung der Justizbehörden und eine maßgebende Festlegung des Rechtes. Die erste Instanz bildeten für die Bürger und Bauern die fürstlichen Aemter, die Grafen und Herren und die Stadträthe. Für diese bildete das Oberhofgericht Leipzig, welches erst für das ernestinische und albertinische Sachsen gemeinsam, dann nur für das letztere bestimmt war, die zweite Instanz, während es für die Grafen, Freiherren, Ritter und Edelleute erste Instanz war. Als dritte, beziehentlich zweite Instanz galt der Landesherr und seine Räthe. Gewöhnlich wurden in zweifelhaften Fällen die Entscheidungen des Leipziger Schöppenstuhles eingeholt, der sich immer mehr zu einem landesherrlichen Spruchhofe entwickelt hatte. Im Jahre 1576 ward ein Appellationsgericht gestiftet, dessen Beisitzer, theils Hofräthe, theils Angehörige der Juristenfacultät, jährlich zweimal zusammenkommen sollten. Noch galt im Allgemeinen das Sachsenrecht, das römische Recht wurde nur aushilfsweise herangezogen. Die vom Vater August 1572 herausgegebenen Rechtsconstitutionen wollten kein neues Recht bringen, sondern nur die geltenden Rechtsgrundsätze bestimmter aussprechen und brauchbarer zusammenstellen.

Den Kern des **Heeres** bildete das Fußvolk; die letzten Reste des Lehnheeres sind geschwunden, an die Stelle der Heeresdienstpflichtigen sind die geworbenen Söldner getreten. Der Waffendienst ist Handwerk geworden, den Ritter hat der Landsknecht abgelöst. Die Landsknechtschaaren waren in Fähnlein geordnet, die 400 bis 500 Mann stark waren. Zur Hälfte waren sie Schützen, die andre Hälfte trug Piken mit oder ohne Harnisch und Hellebarden. Besonderer Werth wurde auf die Ausbildung der Artillerie und die Vermehrung des Geschützbestandes gelegt. Es entstanden Zeughäuser in Wittenberg, Dresden, Leipzig, Zwickau und Pirna. Schon Kurfürst Moritz begann in einzelne Städte Garnisonen zu legen, die an die Stelle der Bürgermilizen traten und deren Dienst übernahmen. Am besten unterrichtet sind wir über die Anfänge der Dresdner Garnison. Sie führte den Namen „Festungsguarde", hatte die Tagewacht, die Schlägewacht, die Postwacht zu besetzen und außerdem Steuercontrole zu üben. Der erste Stadthauptmann hieß Rußwormb. Der Bestand der Garnison war wechselnd, im Jubiläumsjahre ward die Dresdner Garnison gebildet von einem Hauptmann, einem Fähnrich, einem „Leutenampt", einem Wachtmeister, einem Profos, einem „Forirer", 3 Rottmeistern, 12 gefreiten Knechten, 42 Doppelsöldnern, 42 Muschketieren, 4 Spielleuten, und ihre Unterhaltung kostete 9499 Gulden.

Daß unter Vater August die heimische **Industrie** einen mächtigen Aufschwung nahm, ist allgemein bekannt. Es genügt deshalb, auf einige wenige Punkte hinzuweisen. Besonders erfreulich hatte sich das Brauereigewerbe in Freiberg und Zschopau entwickelt, seine Erzeugnisse gingen bis nach Wien und Innsbruck. Die Tuchbereitung war durch eingewanderte Niederländer wesentlich gehoben worden und hatte besondere Heimstätten in Grimma, Zwickau und Meißen gefunden. Gesucht waren vorzüglich Grimmaische Tuche, die Elle kostete 4, 6, auch 8 Groschen. In Frankenberg begründete 1558 Thomas Rickart die erste Wollmanufactur. Die Verarbeitung der Baumwolle zu sogenannter Mousseline, feinen Schleiern u. dgl. war aus der Schweiz nach dem Vogtlande gelangt und hatte ihren Mittelpunkt in Plauen gefunden. Die Leinwandweberei war ein Haupterwerbszweig des Vorgebirges; der Kurfürst unterstützte sie wesentlich. Eine Erinnerung an diese Unterstützung lebt noch in dem alten Liede fort: „Gäbe der Kurfürst nit Flachsen zum Fädel, feierten balde Mädel und Rädel". Im Erzgebirge war durch Barbara Uttmann, geb. v. Elterlein, die Spitzenklöppelei zu einem Erwerbszweige für das Volk umgestaltet.

Der **Handel** blühte mehr und mehr. Nach dem Untergange der Hansa hob sich Leipzigs Bedeutung sichtlich. Schon seine Lage an dem Kreuzungspunkte der alten, den Süden mit dem Norden und den Osten mit dem Westen verbindenden Heer- und Handelsstraßen machte es zu einem Mittelpunkte des deutschen, ja des europäischen Binnenhandels; und die Fürsten sorgten durch fleißige Erhaltung und Besserung, sowie auch durch Sicherung der Straßen, durch Verleihung von Freiheiten und Vorrechten an die Marktbesucher, die Bedeutung des Platzes zu heben. Die bedeutendsten Handels- beziehentlich Ausfuhrartikel waren: Tuche, Linnen, Baumwollenfabrikate, Thonwaaren, Erze, Holz und Farben. Kurfürst August schätzte selbst die Bedeutung des Welthandels hoch und betheiligte sich sogar persönlich an einer höchst interessanten Unternehmung, einem allerdings mißlungenen Versuche, den Pfefferhandel zu monopolisiren. Im Buchhandel stand Leipzig damals noch hinter Frankfurt zurück.

Schon waren die ersten Anfänge einer Regelung und Ausgestaltung des **Verkehrswesens** geschehen. Kurfürst August verwandte den Ertrag aus der Ablösung der von Aemtern und Städten zu haltenden Lehngeschirre zur Anstellung und Unterhaltung von „Postboten", welche in erster Linie den Verkehr des Hofes mit den Städten, dann auch zwischen den Städten vermittelten. 1574 wird der erste „Postmeister" mit einem Gehalte von 200 Gulden angestellt. Die Anfänge mögen freilich noch herzlich unbedeutend gewesen sein, — August's Nachfolger haben ja auch darauf verzichtet, sie weiter auszubauen, — aber für jene Zeit mochten sie immerhin etwas Eigenartiges sein. Die Errichtung des später berühmt gewordenen Botenamtes zu Leipzig fällt in die Zeit nach dem Jubiläumsjahre.

Zwar war der Ertrag des **Bergbaues** in den alten Gruben bei Freiberg und Schneeberg nicht unwesentlich zurückgegangen, aber neue Gruben waren fündig geworden, so am Schreckenberge, neben dem schon im letzten Jahrzehnte des vorausgegangenen Jahrhunderts die schmucke Bergstadt Annaberg entstand, so auch bei Marienberg im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Man hatte auch andere Schätze in den Eingeweiden der Erde gefunden. Neben den schon früher ihre schwarzen Diamanten liefernden Gruben und Gängen bei Planitz waren um 1530 die Hohndorf-Bockwaer Flötze eröffnet worden, 1542 war man im Plauenschen Grunde auf Kohlenlager gestoßen. Wie sie es immer zu thun pflegt, hat auch hier die Sage die Auffindung dieser unscheinbaren Schätze mit üppigem Gerank umwunden. Auch kostbare Steine wurden gebrochen, so in Crottendorf ein bearbeitungsfähiger Marmor und in Zöblitz der dunkle, feste Serpentinstein. Der Bergbau ward mit größerer Sorgfalt und Umsicht betrieben. Sehr vieles, das man sonst als taubes Gestein hatte unbenützt liegen lassen, ward verarbeitet und verwerthet. Ueberall entstanden neben den Gruben und Ausahrthäusern Pochwerke, Schmelzhütten, Probirhäuser. Der Kobalt ward zur blauen Farbe verarbeitet, Arsenik, Vitriol und Kupferwasser erzeugt. Gegen den Raubbau wurden Maßregeln getroffen, Bergordnungen zogen feste Grenzen, Bergbeamte sorgten für die Aufrechterhaltung und Befolgung dieser Ordnungen, durch häufige Visitationen überzeugte sich die Regierung von dem Stande dieses Erwerbszweiges. Den Bergstädten wurden die alten Freiheiten bestätigt und neue gewährt. Die Fortschritte der Technik wurden beachtet und nutzbar gemacht, obwol der am Alten hängende Sinn der Bergleute oft den Neuerungen energischen Widerstand entgegensetzte.

Für die verschiedenen Zweige der **Landwirthschaft** war Sachsen Musterland. Außer den gewöhnlichen Getreidearten wurde auf den Kammergütern Hopfen angebaut, der einen Durchschnittsertrag von 4000 Scheffel (der Scheffel kostete 9 Groschen) lieferte. Klee war noch unbekannt; erst 1591 ward er eingeführt; im gleichen Jahre wird auch die Kartoffel zum ersten Male als Ziergewächs erwähnt. Ganz besonderes Interesse hatten Vater August und Mutter Anna am Obstbau. Man erzählt, daß der Erstere stets ein Säckchen mit Obstkernen bei sich getragen habe, um sie gelegentlich zu stecken oder zu vertheilen, und daß er eine Verordnung erlassen habe, wonach jedes neuvermählte Paar zwei Obstbäume anpflanzen sollte. Im Jahre 1586 wurden aus den kurfürstlichen Baumschulen 60000 Setzlinge abgegeben, der Preis des Stämmchens schwankte zwischen 2 und 3 Groschen. Der Kurfürst gab selbst in dem von ihm verfaßten „künstlichen Obst- und Gartenbüchlein" eine für damalige Verhältnisse mustergiltige Anweisung über Anpflanzung, Pflege und Veredelung des Obstbaumes. Während ihm die Einführung des Franzobstes wohl gelang, blieben die Versuche mit Einbürgerung von Maulbeer- und Mandelbäumen ganz, und die mit Anpflanzung von edlen Kastanien und Orangenbäumen wenigstens in der Hauptsache ohne Erfolg. Der Weinbau wurde durch Einführung rheinischer Reben veredelt und durch Erhebung einer Einfuhrsteuer von ausländischem Weine wirthschaftlich gestützt. Des Waldes Bedeutung für die Volks- und Landwirthschaft erkannte August klar und war bestrebt, auch auf diesem Gebiete eine vernunftgemäße Bewirthschaftung eintreten zu lassen. Die Mißbräuche der Harzsammler und Pechsieder, denen oft die schönsten Bäume zum Opfer fielen, wurden eingedämmt, für Nachpflanzung wurde gesorgt, die Verwerthung der Erzeugnisse des Waldes durch Einrichtung von Flößereien auf den Gebirgsflüssen erleichtert. Der Holzpreis war für damalige Verhältnisse immerhin ein bedeutender. Am Ende des 16. Jahrhunderts wurden für eine Klafter 10/4 elliges Tannenholz 2 Thaler gezahlt. Vater August suchte seinen Eigen-

besitz an Wald zu mehren, wie er konnte; so kaufte er den gewaltigen Auerbacher Wald für 20000 Gulden. Der Volksmund sagte, daß, wenn der Kurfürst für dasselbe Geld Stecknadeln gekauft hätte, er nicht im Stande gewesen sein würde, jeden Baum auch nur mit einer Stecknadel zu bestecken. Der Wald war dem Kurfürsten und seinem Sohne aber nicht nur lieb und werth als Einnahmequelle, sondern auch als Freudenquelle und Erholungsstätte. Vater August und Christian waren begeisterte Freunde des edlen Waidwerks. Das Grüllenburger Jagdschloß im Tharandter Walde verdankt dem Ersteren seine Entstehung. Mit besonderer Strenge schritten Beide gegen den Wildfrevel ein, der Galgen war die Strafe des Frevlers, Kurfürst Christian setzte sogar eine Belohnung von 100 Thalern auf die Erlegung eines Wilddiebes. Die Viehzucht nahm an dem Aufschwunge der Landwirthschaft in beschränkterem Maße Theil. Besonderes Gewicht ward auf die Schaf- und Schweinezucht gelegt, die Milcherei wurde vervollkommnet, von Pferdezucht finden wir wenig Spuren. Wie sehr auf den Kammergütern die Fischzucht gepflegt wurde, geht daraus hervor, daß es 1563 360 kurfürstliche Teich- und Fischhälter gab. Auch die Bienenzucht wurde durch wendische Zeidlermeister vervollkommnet.

Wie fast zu keiner anderen Zeit, standen jetzt die religiösen und kirchlichen Fragen im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Bekanntlich fand die Reformation in den albertinischen Landen erst verhältnißmäßig spät Eingang, zuerst in den freieren Bergstädten, dann nach Georg's des Bärtigen Tode 1539 im gesammten Lande, am längsten sträubte sich die Universität Leipzig gegen die Neuerung. Es ist hier nicht der Ort, auf die confessionellen Kämpfe des 16. Jahrhunderts näher einzugehen. Es war eine Zeit, in der die schärfsten Gegensätze sich geltend machten, Gegensätze, für deren die Gemüther erregende Bedeutung uns das Verständniß zum Theil abhanden gekommen ist. Wenige Jahre nach der Entstehung der formula concordiae, in welcher die schärfste, die Flacius'sche Auffassung des Lutherthums als maßgebend hingestellt wurde, kam die melanchthonische Richtung an das Ruder und verfuhr trotz der grundsätzlichen Milde, die sie zur Schau trug, mindestens ebenso hart gegen ihre Widersacher, wie diese einst vorgegangen waren. Obgleich nun die religiös-kirchlichen Fragen damals die eigentlich brennenden waren, war doch die tiefe Religiosität, die zur Reformationszeit in den Gemüthern heimisch war, mehr und mehr aus dem Volksleben und Volksherzen geschwunden. Die spitzfindigen Auslegerkünste und die gehässigen Anfeindungen von hüben und drüben vermochten die Herzen nicht zu erwärmen. Der Aberglaube in all seinen Formen war eine Macht nicht nur im niederen Volke, sondern auch auf den Höhen der Gesellschaft. Die Prediger des Weltunterganges fanden aller Orten gläubige Hörer, ein Knabe Tausendschön aus Sundhausen (wer erinnert sich nicht des Resauers Spukes?) narrte mit seiner Weissagekunst Fürsten und Herren, Vater August selbst war ein Anhänger der Alchymie, Astrologie, Chiromantie, studirte die Kabbala und suchte durch Punktiren die Zukunft zu erforschen.

Die Universitäten Leipzig und Wittenberg blühten mächtig empor, die letztere hatte die erstere weit überflügelt. Leipzig hatte etwa 100 Docenten, die Zahl der Studirenden schwankte zwischen 1200 und 4400. Das Einkommen der Professoren war, obwol Moritz zur Aufbesserung desselben 2000 Gulden aus den Klosterrenten verwilligt hatte, verhältnißmäßig gering. Der Besitz der Universität mehrte sich, indem ihr nicht nur die Einkünfte des ehemaligen Paulinerklosters, sondern auch 5 dem ehemaligen Thomaskloster gehörige Dörfer überwiesen wurden. Die Bibliothek bekam durch die Klosterbibliotheken erheblichen Zuwachs. Stipendien und Freitische wurden von den beiden kurfürstlichen Brüdern Moritz und August in großer Zahl gegründet. Die Wittenberger Professoren standen im Range den kurfürstlichen Räthen gleich, vermuthlich auch die Leipziger, wenigstens die 23 „ordentlichen" Professoren, deren Stellen Vater August begründet hatte. Die Wittenberger Professoren bezogen im Jahre 1569 insgesammt 5000 Gulden Besoldung. Die Promotionskosten betrugen um die Zeit des Jubiläumsjahres in der theologischen Facultät 41 Gulden 7 Groschen, in der juristischen 42 Gulden 2 Groschen, in der medicinischen 7 Gulden 1 Groschen und in der philosophischen 8 Gulden 3 Groschen.

In die Reihe der Lateinschulen waren die 3 Fürstenschulen zu Pforta, Meißen und Grimma getreten. Daneben blühten die städtischen Lateinschulen, besonders die in Zwickau, welche schon 1523 eine wohl durchgearbeitete Schulordnung erhielt. In der Regel werden 4 Schulmeister an den Lateinschulen angestellt: der Supremus, Medius, Cantor und Infimus. Lateinisch war die Grundlage der Bildung, der Unterricht wurde in fast allen Zweigen lateinisch ertheilt, lateinische Schulkomödien wurden aufgeführt. Die Schulordnung von 1580 nennt Hebräisch und Griechisch als Unterrichtsgegenstände, wir hören auch, daß der „Ajax" des Sophokles von Lateinschülern dargestellt worden sei. Reichere Familien hielten sich Hauslehrer. Nicht immer mag das Loos derselben beneidenswerth gewesen sein; einer derselben erzählt wenigstens, daß er öfters Schläge bekommen, in seinen Mußestunden Leder im Schubkarren gefahren habe und als Braugehilfe verwendet worden sei. In den meisten Städten, hin und wieder auch in Dörfern, waren „deutsche Schulen" für das Volk. Die Forderung, daß in jeder Stadt eine Schule für Knaben und für Mädchen, auf dem Lande wenigstens eine solche für Knaben vorhanden sein müsse, war noch weit von der Durchführung entfernt. Das Schulmeisteramt war oft mit dem des Stadtschreibers verbunden. Das Gehalt eines deutschen Schulmeisters war dem des Infimus an der Lateinschule gleich und betrug 10 Gulden, das Schulgeld für Knaben war um die Hälfte höher als das für Mädchen. Die Lehrgegenstände waren: Katechismusunterricht, Lesen, Schreiben, Singen und in den höchsten Stufen Rechnen, mit dem die Anfangsgründe der Buchhaltung verbunden waren. In den Mädchenschulen wird schon Nähen als Unterrichtsgegenstand erwähnt. Neben den Hauptschulen gab es, besonders in größeren Städten, Winkelschulen, gegen die nicht selten mit Verboten vorgegangen wurde, da häufig gegen die Schulhalter die gewichtigsten sittlichen Bedenken vorlagen.

Die sogenannten exacten Wissenschaften lagen noch sehr im Argen. Zwar begann man Anatomie zu treiben, die Arzneikunst und die Lehre von den Arzneimitteln fand in Mutter Anna eine rege Gönnerin, man fing auch an die ersten gesundheitspolizeilichen Maßnahmen zu treffen, aber die medicinische Wissenschaft gründete sich noch im Wesentlichen auf die Lehre von den sympathischen und antipathischen Kräften der Natur, und der Wahnsinn wurde sogar bei Prinzessinnen noch durch Einsperren curirt. Höher stand die Geschichtswissenschaft. Auf August's Anregung schrieb der in Schneeberg geborene kurfürstliche Secretarius Petrus Albinus die „meißnische Land- und Bergchronik", welche im Jubiläumsjahre in zweiter Auflage erschien, und Georg Fabricius arbeitete damals wol schon an seinen 1598 erschienenen origines Saxonicae. Der Gregorianische Kalender, der in der Lausitz bereits 1582 eingeführt worden war, fand wegen protestantischer Bedenken in Kursachsen noch nicht Aufnahme.

Von den Künsten blühte am herrlichsten die Baukunst. Unter des Leipzigers Hieronymus Lotter Bauleitung entstand die von Rochus Quirinus von Lynar vollendete Augustusburg mit ihren 365 Fenstern, 52 Schornsteinen, 12 Wetterfahnen und mit dem gewaltigen Brunnen. In Dresden war die Annenkirche, das Zeughaus, das Canzlei-, Münz- und Stallgebäude entstanden. Um Platz für letzteres zu schaffen, wurden 13 Häuser für 6571 Gulden angekauft, die Bausumme belief sich auf 130000 Gulden. Kurfürst Christian hatte die Befestigung des Königsteins begonnen, im Jubiläumsjahre ward an den Brustwehren und Schwibbögen gearbeitet. Als hervorragendes Denkmal der Bildnerkunst aus jener Zeit kann die Freiberger Grabkapelle gelten, in der Hauptsache ein Werk des Italieners Rossenl; die bedeutendste Schöpfung der Malerei waren Göding's Wandgemälde in der Augustusburg, welche leider einen Einblick in die Eigenart der damaligen Kunstübung jetzt nicht mehr gestatten. Für die Pflege der Musik haben die Kurfürsten Moritz und August viel gethan, Ersterer legte durch Berufung von 18 Sängern und 12 Singknaben den Grund zu einem Kirchenchor, des Letzteren Kapelle, an deren Spitze ein Italiener mit 400 Gulden Gehalt stand, hatte einen bedeutenden Ruf. Daß Kurfürst August mit der Kunstkammer, in der er neben Kunstwerken allerhand Curiositäten sammelte, den Grund zu den Kunstsammlungen der Residenz legte, möge nur nebenbei erwähnt werden. Auch die Anfänge der königlichen Bibliothek gehen auf ihn zurück. Für die Vermehrung seiner Bücher- und Landkartensammlung bestimmte er einen Jahresbetrag von 60 Gulden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 49. Donnerstag, den 25. April. 1889.

Zu dem Studium der antiken Sprachen.

Von S.

„Vom Nutzen wird die Welt regiert." Dies gilt vielleicht in ganz besonderem Maße von unserer Zeit. Darum müssen denn auch alle von den Vätern überkommenen Einrichtungen an den Richterstuhl heran, den der Nutzen inne hat, und sich begnadigen oder verdammen lassen. Es ist aber leider ein schlimm Ding mit dem Nutzen; er ist ein Proteus, der je nach dem, wer ihm zu Leibe gehen will, eine andere Gestalt annimmt, aber er ist ein liebenswürdiger Proteus und richtet sich in seiner Verwandlung nach den Wünschen seines Gegners d. h. der Einzelne findet eben das nützlich, was seinen Zwecken entspricht.

So hat man denn häufig diesem allmächtigen und allgewaltigen Richter das Urtheil aufoctroyirt, daß das Studium der antiken Sprachen zum Mindesten veraltet sei. Es könne ja kein Mensch unserer Tage die Anschauungen und Redewendungen der alten leichtlebigen Griechen und würdigen Römer gebrauchen. Es ist wahr, im Handelsverkehr des neunzehnten Jahrhunderts feilscht man nicht mit griechischer Zungenfertigkeit, im Parlament hält man keine Reden in ciceronianischem Latein, und gelehrte Abhandlungen in der Sprache der Quiriten zu schreiben, mag auch keinen Zweck mehr haben: aber wenn auch in unseren Tagen das sociale und politische Leben die Hauptrolle spielen mag, so führt doch auch jetzt noch jedes Individuum sein privates und privatestes Leben, und die Ausbildung der Jugend soll diesem ebensowol Rechnung tragen, wie jenem. Es kommt also nicht nur darauf an, daß der junge Mensch sich einen möglichsten Haufen der verschiedensten Kenntnisse erwerbe, sondern in gleicher Weise darauf, daß er als ein innerlich vollendeter Mann in das Leben hinaustrete, und was diesem letztgenannten Zweck bei seinem Bildungsgang dienen kann, darf mit demselben Recht das Attribut des Nützlichen beanspruchen, wie alle Fülle materiellen Wissens. Es ist zu beklagen, daß diese doch an und für sich so einleuchtende Erkenntniß gerade in unsere Gymnasien noch nicht eingedrungen ist, wie sie es fordern könnte; man würde dann die Klage nicht mehr so oft hören, weshalb denn der arme Schüler mit so unfruchtbarem Stoff, wie ihn die alten Sprachen bieten, beständig weiter gequält werde. An dieser Klage ist nicht minder schuld die Unklarheit darüber, was denn eigentlich Studium der Antike bedeutet.

Das antike Studium ist nicht auf gleiche Stufe zu stellen mit dem Erlernen etwa des Französischen oder Englischen. Diese lebenden Sprachen sind uns als solche von Nutzen; wer das Französische beherrscht und das Englische noch dazu, ist ein beneidenswerther Mann, ihm steht die Welt offen. Wenn aber einer mit noch so großem lateinischen oder griechischen Wortschatz in den Weltverkehr tritt, was soll das Unglückskind mit seinen Schätzen! Kein Mensch würde ihn verstehen, selbst der Neugrieche nicht, falls den früheren Gymnasiasten ein glückliches Geschick nach dem sonnigen Hellas verschlagen sollte; und ob er auch die ganze lateinische Grammatik auswendig hersagen könnte, nichts desto weniger wird ihn der schlaue italienische Wirth übers Ohr hauen. Die Kenntniß dieser Sprachen hat schließlich nur noch Werth für den philologischen Fachgelehrten. Das Gymnasium ist aber die Vorbereitungsstätte nicht nur für künftige Philologen, sonst könnte man auch Sanskrit oder Husvares in den Stundenplan aufnehmen. Was aber das Griechische und Lateinische von diesen beiden Sprachen unterscheidet, ist nicht nur die größere Zahl derer, die sich mit ihnen beschäftigt, — denn die kommt in unserem Zusammenhang nicht in Betracht und macht die todte Sprache doch nicht wieder lebendig — sondern es ist der Inhalt dessen, was uns in diesen Sprachen geschrieben vorliegt, die Classiker der Hellenen und Römer. Das Studium der Antike ist aber nicht oder sollte nicht sein ein sprachliches Studium, sondern ein Sichversenken in die Gedankenwelt, die sich in den Classikern aufthut. Der Nutzen, den wir aus diesem Studium schöpfen, wird demnach kein solcher sein, der sich im späteren Beruf direct in Thaten wird umsetzen lassen, dafür aber vielleicht ein Nutzen für die persönliche Entwickelung des Menschen. Mit Händen greifen in der mit unseren leiblichen Augen sichtbaren Welt läßt sich dieser Einfluß nicht, er gehört in das private und privateste Leben des Einzelnen, dessen weiterer Ausbildung er dienen soll. Hier aber hat die Frage einzusetzen: Entspricht die Zeit, welche auf diese Art des Studiums verwendet wird, wirklich dem Erfolg, und läßt sich nicht vielleicht durch andere, weniger zeitraubende Mittel Aehnliches für die innere Entwickelung der Schüler erreichen?

Wenden wir uns zunächst dem Griechischen zu. Es tritt uns da ein Volk entgegen, heiter und lebensfroh. Noch quälen die Probleme über Entstehung und Zweck des menschlichen Daseins kein Gemüth. Diesem Dasein, wie es sich zwischen Geburt und Tod an den verschiedensten Individuen bei aller Ungleichheit doch gleich in den Grundzügen von Freud und Leid abspielt, giebt sich der Hellene mit lebendigem Realismus hin. Sein Streben ist, auch an seiner Person zu harmonischer Entfaltung zu bringen, was von Keimen der Vollkommenheit und des Genusses die gütige Natur in ihr vollendetstes Geschöpf, den Menschen, gelegt hat. Das unbestimmte Hangen und Bangen unserer Zeit, wie es ihre Lieblingskunst, die Musik, zum Ausdruck bringt, kennt der Grieche nicht. Derselbe plastische Sinn, der in seinen Bildwerken in sich abgeschlossene, schöne Gestalten schuf, ist auch der Grundton der poetischen Kunst. In die ihn umgebende Natur seine eigenen Gefühle hineinzuleben oder mit Andacht den zarten Kelch einer Blume anzustaunen, verstand der nicht, dessen Absicht es war, auszugenießen, wozu ihn die Natur schuf. Der Rosenkranz auf dem Haupt und der Wein im Pokal sind Gegenstand seines Gesanges; sonst erscheint die Natur im Lied als treffendes Bild für einen menschlichen Gedanken, um ihn, plastisch abrundend, eine gefällige und verständliche Form zu geben. Das horazische: „Carpe diem" (Genieße den Tag) ist den Griechen aus der Seele gesprochen, jenem lebensfrohen Geschlecht, das durch schönes Maß mehr als durch sittliche Strenge den Genuß über thierische Wollust unendlich weit empor hob.

Und wie die Freuden, wurde auch der Schmerz der Menschheit entgegengenommen, als zum menschlichen Leben gehörig. Unglück und Tod waren Räthsel, deren Dasein sich nur constatiren und wie Alles auf die Götter zurückführen ließ; ihnen nachzusinnen, war von geringem Vortheil. Und doch ließ sich im Theater der heitere Lebemann erschüttern durch Darstellung des den Menschen ereilenden Unglücks und Todesverhängnisses. Diese Tragödien waren keine das Leben weitumfassenden Darstellungen, die Tiefen des menschlichen Charakters zu erschließen sich bemühten; die Menschen, die da auftraten, waren Repräsentanten der Gattung, wie die Zuschauer, und litten wie diese, was der Menschheit nach unerklärlichen Geschicken zu leiden bestimmt war. Dies war einfach und Jedem verständlich.

Unreligiös oder unsittlich war der Grieche nicht. Gerade bei diesem Volke finden wir die ersten tiefen Denker, deren kühne, welt-

umfassende Theorien wir noch heute bewundern, während die Religiösität des gemeinen Mannes, was ihr an tief individueller Auffassung abging, durch naive Frische zu ersetzen sucht. Auch die Göttergestalten mußten sich der plastischen Auffassung anbequemen und stiegen von ihrer unerreichbaren Höhe zu den Menschen herab, gnädig nicht dem Guten allein, sondern auch häufig von der Schönheit der Menschenkinder gefesselt wie Sterbliche.

Diese naive Auffassung der Welt und ihrer Verhältnisse war es, was die Griechen zum Volk der schlichtesten der Künste, der Plastik, machte. Auf demselben Boden vorurtheilsloser Betrachtung der Dinge wuchsen die Anfänge einer Philosophie, die aber in ihren Consequenzen nur dahin führen konnte, dies naive sich Hingeben an Freud und Leid des Erdenlebens und damit den griechischen Nationalcharakter zu untergraben und diese begabte Nation ihrem moralischen Bankrott zuzuführen.

Was aber soll uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts diese flatterhafte Art? Unsere Zeit fordert Anspannung aller Kräfte im Streben nach einem bestimmten Ziel, statt lässigen sich Hingebens an den Genuß und den Schmerz des Lebens rastloses Schaffen im Kampf um die Existenz. Nach unserer Anschauung lebt der Mensch nicht nur dazu, in sich die Gattung zu harmonischer Darstellung zu bringen; er hat sich vielmehr als ein ganz eigenthümliches, von Seinesgleichen verschiedenes Wesen zu fassen gelernt, das seine besonderen Ansprüche dem Leben nur durch Kampf abringen kann. Wie kann ihn in diesem Kampfe das griechische Ideal edler Menschlichkeit unterstützen? Und ferner, wohin kämen wir in unserer Zeit der Kritik, der strengen Forschung und Schematisirung mit dieser naiven Hingabe an die Welt der Erscheinung und ihre Genüsse? Weit richtiger wäre es, die Gesetze der Naturwissenschaft kennen zu lernen, die Verhältnisse der Politik und die Bestrebungen des socialen Lebens. Alle diese Einwürfe wären höchst berechtigt, wenn die Beschäftigung mit dem antiken Gedanken dermaßen in den Mittelpunkt des Unterrichts gedrängt werden sollte, daß aus den Schülern anstatt moderner antike Menschen würden; dies sind aber nicht die Absichten, die das Studium des griechischen Lebens verfolgt.

Unter der Zahl der Schüler, die jetzt zum großen Theil mit philologischen Regeln gespeist werden, mag sich mancher befinden, in dessen Beanlagung etwas von dem steckt, was im Griechenthum seine vollendetste Gestaltung gefunden hat. Dieser berechtigte Keim wird sich aber ohne Anregung von Außen nicht entfalten können; und die nothwendige Anregung soll eben das antike Studium bringen.

Aber auch für alle Diejenigen, die keine solche antike Ader besitzen, wird eine Beschäftigung mit den Alten nur heilsam sein können als ein vortreffliches Gegengift gegen die der griechischen Naivität, Genußfreude und plastischen Abgeschlossenheit in gleicher Einseitigkeit entgegengesetzte Kritiksucht, Ueberhastung und nicht seltene Unfertigkeit unserer Tage. Auch heute noch, wie zu jeder Zeit, darf der Einzelne erwarten, bei aller charakterlichen oder doch wissenschaftlichen Einseitigkeit, die das moderne Leben fordern mag, doch eine möglichste Harmonie gleichmäßiger Entwickelung zu erhalten, zu deren Förderung sich bisher grade die Antike als die beste Lehrerin erwiesen hat.

Aber ließe sich das nicht erreichen ohne die mühsame Erlernung der griechischen Sprache? Böte nicht etwa die Lectüre der zahlreichen Uebersetzungen ganz dasselbe? Und hat nicht Goethe grade uns Deutschen die Antike in faßbarere Form gebracht? Also anstatt der zeitraubenden Erlernung einer fremden Sprache etwa einige Stunden Lectüre in deutschen Classikerübersetzungen, oder noch einfacher Goethestudium, womit dann das griechische Alterthum im Wesentlichen ganz fortgeschafft wäre. Denn daß weder eine deutsche Uebersetzung, und sei es die beste, noch Goethe, und mag er noch so sehr selbst unter dem Einfluß der Antike gestanden haben, das zu ersetzen vermögen, was grade in antiker Form die antiken Gedanken bieten, wird ein Jeder einsehen, der den griechischen Text des Homer etwa mit einer Uebersetzung von Voß oder Donner verglichen hat. Homer selbst die Natur, Voß ihr Bild auf einer farblosen Photographie! Griechische Gedanken in einer modernen Sprache klingen oft flach, trivial, wo nicht gar leichtfertig und frivol, während der Zauber des frisch erwachenden Geisteslebens, wie er noch lebendig den Wohllaut der griechischen Sprache durchweht, einen heiteren Glanz über den Inhalt ausbreitet und ihn erst zu dem macht, was er ist, zu einem Bilde des Lebens mit seinen Freuden und Leiden, wie es dem naiv empfänglichen Kinde des sonnigen Hellas in aller Frische der Neuheit entgegen trat. Aus der Sprache redet der Charakter des Volks. Der einzigartigen Feinheit und Leichtigkeit des griechischen Lebens ginge daher ein großer Theil verloren, lernten wir sie nur aus mühsam durchdachten Uebersetzungen kennen. Und von welchem Einfluß bereits die Schönheit der Sprache ist, beweisen ja ganz besonders Goethe's Gedichte.

Grade darum aber legt es sich vielleicht Manchem nahe, Goethe an Stelle der Antike zu setzen. Die Mängel, an denen eine wortgetreue Uebersetzung griechischen Denkens und Fühlens in das Deutsche leidet, finden sich in Goethe's Schöpfungen nicht, die Schönheit seiner Sprache ist ohne die lange Vorarbeit des grammatischen Studiums verständlich, und seine Weltauffassung hat bereits für den Schüler aus der Antike den fruchtbringenden Extract gezogen. Allein dann ist es, wie gesagt, nicht mehr die Antike, sondern Goethe einzig und allein, was Gegenstand des Studiums wird. Unter allem Einfluß des Alterthums bleibt Goethe ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, in seinen Gedanken und Gefühlen der jetzigen Generation nicht allzu fern stehend, und der Zeit nach nur um ein halbes Jahrhundert von ihr getrennt. Bei ihm die frische Naivität eines eben zum Vollbewußtsein des Menschthums erwachten Volkes zu suchen, wäre eine starke Zumuthung. Was dann das Moment edler und einfacher Schönheit betrifft, so ist Goethe da ganz eigentlich bei der Antike selbst in die Schule gegangen, so daß auch Eindrücke der Art von der Antike mit viel unmittelbarerer Frische ausgehen werden als von Goethe, der sie sich selbst echt modern hat erarbeiten müssen. — Und schließlich möchten wir noch den Umstand, daß Goethe uns seinem Wesen nach näher steht, als die Dichter und Denker von Griechenland, in unserem Zusammenhang gegen ihn anwenden, wie sehr er auch für ihn zu sprechen scheint. Unbestreitbar ist es bildend, sich in fremde Anschauungsweisen hineinzuarbeiten, und der Gewinn wird dabei ein um so größerer sein, je verschiedener diese Anschauungsweise von der unseren ist; um so mehr wird sich der geistige Horizont erweitern, und um so mehr werden wir uns durch den starken Gegensatz von einer zu weitgehenden Einseitigkeit abhalten lassen. Endlich ließe sich noch erwähnen, daß bei einem Goethestudium die Gefahr der Oberflächlichkeit sich eher nahe legen würde, als bei der Ergründung antiker Gedanken, wo schon der Kampf mit sprachlichen Schwierigkeiten an den Schüler größere, aber nicht nutzlose Anforderungen stellt; denn ganz abgesehen davon, daß jede Arbeit den Charakter stärkt, fördert eine Lectüre in fremder Sprache das genaue Verständniß fremder Gedanken, über deren Schwierigkeiten die allgemein gebräuchlichen Redewendungen der Muttersprache häufig hinwegtäuschen.

Fassen wir also noch einmal kurz zusammen. Grade unserer Zeit thut Bekanntschaft mit antiker Lebensschönheit und Lebensfrische noth; und dieses antike Leben tritt uns einzig und allein entgegen in dem griechischen Texte selbst. Hier nur zeigt sich die vollendete künstlerische Schönheit des Inhaltes in dem Gewande einer der blühenden Form angepaßten Sprache, das Ganze ein in sich abgeschlossenes, heiteres Gemälde, das nur wohlthuend wirken kann in unserer stets rastlos strebenden und wenig naiv genießenden Zeit.

Eine die übrigen Schulfächer überragende Stellung darf das Griechische aber nicht beanspruchen. Die Geschichte, Naturwissenschaft, Mathematik haben ihr ebenso gutes Recht, können ebenso gut auf die Entwickelung der Schüler einen heilsamen Einfluß üben, ja mancher mag seiner Beschäftigung mit diesen Zweigen des Wissens weit mehr verdanken, als seiner griechischen Lectüre. Darum wünscht die Antike nichts weiter, als neben den anderen Unterrichtsgegenständen in ihrer Gleichberechtigung anerkannt zu werden.

Bisher mögen in den meisten Gymnasien etwa vier bis fünf Stunden in der Woche dem Griechischen zur Verfügung gestanden haben. Eine Vergrößerung dieser Zahl fordern wir ebenso wenig, wie eine Verringerung derselben erwünscht schiene. Von diesen fünf Stunden möge in den oberen Classen eine Stunde für die nothwendigsten grammatischen Arbeiten genügen, welche auf das geringste Maß zu beschränken zweckmäßig sein dürfte. Kommt es uns doch bei dem griechischen Studium nicht auf den sprachlichen Apparat an, sondern auf den durch denselben in schöner Form gebotenen Inhalt.

Sehr verschieden ist unsere Stellung zum Lateinischen. Daß dieses bisher vor dem Griechischen den Vorrang hatte und noch hat, ist eigentlich kaum verzeihlich. Verdankt doch die römische Literatur ihre Entstehung der Anregung von Hellas aus und hat sich stets an die griechischen Vorbilder angelehnt. Freilich sind die Schöpfungen, die so entstanden, keine griechischen Werke. Der römische Geist hat sich ihrer bemächtigt, aber nicht zum Vortheil griechischer Naivität und Einfachheit; an deren Stelle ist die römische Eleganz getreten. In diesem einen Worte „Eleganz" spricht sich der römische Kunst-

sinn kurz und bündig aus, und dieses Wort klingt uns Modernen sehr geistesverwandt. Wir, wie die Römer, zehren ferner zum großen Theil von den Erzeugnissen früherer Kunstperioden, und an Stelle des freien Schaffens, dessen sich das Griechenvolk ungebunden erfreute, herrscht bei uns, wie bei den Römern, Nachahmung früherer Muster und wohlüberlegter Eklekticismus.

Die Römer waren das Volk des socialen und politischen Lebens. Auf diesen Gebieten lag ihre Bedeutung; deshalb sind auch ihre diesbezüglichen Werke ihre charakteristischsten und besten literarischen Erzeugnisse, und auf diese Schöpfungen concentrirt sich am besten das lateinische Studium.

Der so beschränkte Stoff ist noch weit genug für die beschränkte Zeit, die wir dem Lateinischen zugedacht haben. Denn, überlegen wir uns, was der positive Gewinn ist, den der Inhalt der lateinischen Lectüre dem Schüler einträgt, so werden wir ja sagen müssen, es ist entweder, was das Griechische auf bessere Weise bietet, oder es sind geschichtliche Kenntnisse, und diese letzteren gehören zunächst in den Geschichtsunterricht. Die philosophischen Versuche eines Cicero erwähnen wir überhaupt nicht. Die Schulung des Gedankens hat der Schüler billiger und natürlicher im deutschen Aufsatz, an der Mathematik oder schließlich der lateinischen Grammatik.

Damit haben wir genannt, worauf es uns bei dem lateinischen Studium im Unterschied vom Griechischen am meisten ankommt, die Grammatik. In etwas möchte doch den künftigen Philologen Gelegenheit geboten werden, ihr Interesse anzuregen und ihr Talent zu entfalten, und daß zu dem Zweck die klare, wohl gegliederte Grammatik der lateinischen Sprache am geeignetsten ist, springt in die Augen. Hier ist die lateinische Eleganz sehr gut angewendet. Einen Gedanken klar und scharf auszusprechen, ist dieser wohlabgemessene Stil mit seinen durchgearbeiteten Constructionen am besten befähigt.

Daraus aber, daß wir bei dem Lateinischen die Grammatik betonen, ergiebt sich, daß es seine dominirende Stellung aufgeben und sich mit dem Ansehen einer Größe zweiten Ranges wird begnügen müssen.

Ehe wir nun vom geehrten Leser Abschied nehmen, sprechen wir es uns recht klar aus, daß er über manche unserer Ausführungen den Kopf geschüttelt haben wird; und dies ist sehr natürlich. Theorien lassen sich so verschiedenartig zusammenphantasiren, daß schließlich jeder denkende Mensch sich die Verbesserungen an der unvollkommenen Gegenwart anders vorstellt, als selbst sein bester Freund. Getrost dürfen darum wir kurzsichtigen Sterblichen der Erfahrung unsere Sorgen und Pläne anvertrauen, und die Zukunft, obwol die Geschichte leider auch manche Thorheit sanctionirt, wird vielleicht, hoffen wir, diese Frage zum Wohl unserer glücklicheren Enkel zur Zufriedenheit lösen.

Bücherbesprechungen.

— **Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffes seit Kant.** Von Dr. Arthur Seidl. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, k. r. Hofbuchhändler, 1889. 3 ℳ — Diese Schrift hat zunächst den Werth einer Fundgrube über Alles, was in neuerer Zeit über den Begriff des Erhabenen geschrieben worden ist, wobei der Verfasser noch ein Verzeichniß der von ihm nicht benutzten oder unbekannt gebliebenen Quellen hinzufügt. In einem zweiten Abschnitt versucht er seine eigene Ansicht darzulegen, die von ihm selbst aber nicht als erschöpfend und unbedingt ausreichend hingestellt wird. In dem Gebrauch aller dieser ästhetischen Begriffe findet zur Zeit noch eine gar nicht zu übersehende Confusion und Verschiedenheit der einzelnen Meinungen und Auffassungen statt. Die ganze Frage ist nicht sowol auf diesen Begriff des Erhabenen allein, als vielmehr darauf zu richten, wie alle auf das Gebiet des Aesthetischen sich beziehenden Begriffe im Zusammenhang und in systematisch geordneter Weise bearbeitet werden müssen. Das Erhabene ist an sich selbst auch offenbar eine bestimmte Art des Schönen oder des an sich allein Wohlgefälligen und es können daher beide Begriffe nicht ohne Weiteres in das Verhältniß eines bestimmten Gegensatzes zu einander gestellt werden. In dem Begriffe des Erhabenen aber ist an sich schon immer die Hindeutung auf das Moment des Wohlgefallens oder der Befriedigung an der Größe irgend einer Sache enthalten. Die Kant'sche Definition, das Erhabene sei das schlechthin Große in der Sphäre des ästhetisch Wohlgefälligen, ist daher eigentlich immer die einfachste und zutreffendste Feststellung dieses Begriffes. Die kleine Schrift Kant's über das Schöne und Erhabene hat in der scharfen und objectiven Nüchternheit ihrer Auffassung einen größeren Werth als aller Wortschwall und alle künstliche Begriffsphraseologie der späteren Zeit. Ueberhaupt ist es durchaus unmöglich, die wahre Definition eines Begriffes auf rein historischem Wege durch Abwägung aller möglichen verschiedenen Ansichten hierüber herauszuschälen und zu ermitteln. Durch alles dieses wird die ganze Frage nur verwirrt und complicirt, während sie allein durch scharfes, objectives und richtiges Denken gelöst werden kann. Neben dem Erhabenen bildet auch das Lächerliche eine besondere Nebenart oder Seitenprovinz des Schönen, für welches sich die Bezeichnung eines schlechthin Kleinen im ästhetisch Wohlgefälligen als die passende darzubieten scheint. In diesen beiden Nebengebieten ist es offenbar ein bestimmter scharf gespannter Gegensatz oder Contrast, auf dem ihre Bedeutung oder ihre Wirkung auf uns beruht. Beim Erhabenen aber blicken wir immer empor zu einer Sache, welche größer, gewaltiger oder mächtiger ist als alles Uebrige, während das Motiv des Lächerlichen vielmehr in dem Herabblicken auf eine Sache liegt, die durch ihre Kleinheit, Sonderbarkeit oder Verkehrtheit unter dem sonstigen gewöhnlichen Maße alles Uebrigen zurückzubleiben scheint. Eben deswegen machen diese beiden Arten des Schönen auf uns immer einen ganz besonders energischen, starken oder erschütternden Eindruck, der sich beim Lächerlichen sogar bis zum Hervorrufen einer unwillkürlichen Körperbewegung, des Lachens, steigert. Beim reinen, mittleren oder gemäßigten Schönen aber sind alle Elemente vielmehr zu einer sich wechselseitig ergänzenden beruhigten Einheit und Harmonie verschmolzen, so daß wir uns ihm gegenüber immer nur einfach anerkennend oder bewundernd zu verhalten pflegen. Alles Schöne wirkt entweder mehr durch einen scharfen auf die Spitze gestellten Contrast oder durch eine harmonisch ausgleichende Mäßigung und Versöhnung seiner Theile und Elemente. Man muß bei allem Anschluß an das Historische aber doch immer der Sache selbst in das Auge blicken und sie in ihrem reinen und bleibenden Wesen durch einfache Begriffe zu bestimmen versuchen.

C. H.

C. H. **Monismus.** Die Naturwunder in ihrer Einheit mit dem Leben des Geistes nach den großen Entdeckungen der Neuzeit von Dr. A. R. Böhner. Motto: Gott ist die Sonne, Du ein Fünklein seines Lichts, wärest ohne Gott ein lichtloses Nichts. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1889. 2 ℳ 50 ₰, geb. 3 ℳ 20 ₰. — Die Natur ist wie ein Buch, welches in sehr verschiedener Weise gelesen, verstanden und aufgefaßt werden kann. Die Einen sehen in ihr einen bloßen nüchternen, todten und kalten, sich mit unabänderlicher Nothwendigkeit abspielenden Mechanismus von Ursachen und Wirkungen. Dieses ist diejenige Weltansicht, die jetzt gemeinhin unter dem Ausdrucke des Monismus verstanden wird. Dann wird unter Monismus jetzt wol auch die spiritistische Lehre von dem Hineingreifen einer jenseitigen Geisterwelt in das wirkliche Leben der Natur verstanden. Jedenfalls ist die Natur für uns an sich der Inbegriff alles eigentlich Wirklichen, während alle anderen Elemente oder Principien zunächst nur vom Standpunkte unseres Geistes aus vorausgesetzt oder angenommen werden können. Der Verfasser dieser Schrift faßt den Begriff des Monismus in einem höheren geistigen oder über das blos Sinnliche der Welt und ihrer Erscheinungen hinaus geläuterten Sinne des Wortes auf. Er sucht in blühender Sprache auf das Walten eines höheren idealen oder geistigen Princips in der Ordnung aller Dinge hinzuweisen. Es geschieht dieses zugleich unter Berücksichtigung der ganzen neueren Resultate oder Entdeckungen der Naturwissenschaft. Wir haben es daher hier keineswegs mit einem bloßen einseitigen und beschränkten zelotischen Ankämpfen gegen den gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Monismus zu thun. Es geht vielmehr ein Zug des Friedens und der Versöhnung durch das ganze Buch des Verfassers hindurch. Es ist ja auch an sich durchaus unwahr, daß Religion und Naturwissenschaft in einem nothwendigen Widerspruch mit einander stehen müßten. Die ganzen Erscheinungen des Naturlebens können wol auch als Hindeutungen und Fingerzeige auf das Walten einer göttlichen Einsicht und Vorsehung in allem Wirklichen aufgefaßt werden. In diesem Sinne sucht sie der Verfasser auszulegen und zu erklären, und wenn auch dieses Alles nicht als streng wissenschaftlich begründet, sondern zunächst nur als ein freies Spiel der Einbildung angesehen werden kann, so ist doch jedenfalls seine Art der monistischen Weltbetrachtung eine solche, welche durch das Offenlassen und die Aufzeigung von Spuren noch einer andern Sphäre über dem eigentlich Wirklichen eine größere natürliche Wahrheit und Berechtigung bean-

spruchen darf als dasjenige, was im gewöhnlichen oder äußerlich mechanischen Sinne hierunter verstanden wird.

— „Japanische Bevölkerungsstatistik, historisch, mit Hinblick auf China, und kritisch betrachtet." Von P. Mayet. — Die Deutschen in Tokyo, meistens im Dienste der japanischen Regierung dort ansässig, haben den deutschwissenschaftlichen Geist, der sich gern mit gesellschaftlicher Gemüthlichkeit verbindet, unter Anderem auch dadurch an den Tag gelegt, daß sie im fernen Osten einen wissenschaftlichen Verein gründeten, die „Deutsche Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ost-Asiens". Unter den „Mittheilungen" dieser Gesellschaft, welche in zwanglosen Heften erscheinen, befindet sich auch der oben im Titel wiedergegebene, bereits im Jahre 1882 gehaltene aber erst voriges Jahr in Yokohama gedruckte und bei Prager in Berlin in Commission befindliche Vortrag. In die zwanzig Folioseiten dieser Broschüre ist ein bedeutendes historisch-kritisches Material zur Bevölkerungsstatistik Japans gedrängt, welches Respect vor der volkswirthschaftlichen Kenntniß des Verfassers von japanischen Verhältnissen abnöthigt. Dennoch ist damit der Werth des Heftes nicht erschöpft. Auch der Historiker, speciell der Historiker Ostasiens kann aus ihm mancherlei lernen, und der Nationalökonom, selbst wenn ihn das fernliegende Inselreich des Mikado nicht besonders interessirt, wird aus diesen kritisch festgesetzten statistischen Thatsachen vergleichend manchen Nutzen ziehen können. Und auch allgemein Interessirendes findet sich genug. Wir ersehen, daß auch auf dem Gebiete der Volkszählung das Reich der Mitte uns zeitlich bedeutend voraus gewesen ist, indem periodische Erhebungen des Bevölkerungszustandes dort bereits zu Beginn der Tang-Dynastie, 641 nach Chr., eingeführt wurden, während Europa (Schweden) und die Vereinigten Staaten von Nordamerika erst im vorigen Jahrhundert, in Deutschland Preußen erst 1816 regelmäßige Volkszählungen einführten. Freilich befindet sich dafür auf diesem Gebiete die heutige Durchführung altüberbrachter, trefflicher Einrichtungen Dank der allgemeinen Corruption auf einer nicht eben hohen Stufe. Von hohem Interesse sind die eingehenden Erörterungen historischer und kritischer Art über Alles, was mit der Bevölkerungsfrage Japans zusammenhängt. Darunter befinden sich, vorzüglich in dem Abschnitte über die verhältnißmäßig geringe Zunahme der japanischen Bevölkerung, welche der Verfasser hauptsächlich mit der 3—6jährigen Lactationsperiode der japanischen Mütter erklärt, Bemerkungen, welche Angesichts der bei uns steigend actuell werdenden Uebervölkerungsfrage nicht allein von Interesse, sondern auch von hohem Werthe sind. O. J. Bierbaum.

W—k. Neue Englische Grammatik für den Kaufmann und für Gewerbtreibende. Zum Gebrauch in Handels- und Gewerbeschulen, sowie zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Rud. Thum, Director der Realschule zu Reichenbach i. V. Siebente, verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von G. A. Glöckner. 1888. — Das Buch hat viele Freunde gefunden, wie die sieben Auflagen beweisen, und in der That ist es nach Anlage und Ausführung recht praktisch zu nennen. Der Verf. nimmt besonders auf den Selbstunterricht Rücksicht, was freilich, namentlich mit Rücksicht auf die Aussprache, immer eine heikle Sache ist. Doch ist die Methode wohl geeignet, den Lernenden mit möglichster Sicherheit in die Sprache einzuführen. An die Regeln der Formenlehre knüpfen sich Uebungsstücke mit Interlinearübersetzung nebst Erläuterungen und Aufgaben, wodurch die grammatischen Regeln in zweckmäßiger Weise befestigt werden, auch ein ziemlicher Vorrath von Wörtern und Wendungen erworben wird.

j.— Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studien-Blätter in Lichtdruck von Adolf Menzel. Breslau 1888, Verlag von C. T. Wiskott. Eine eleg. Mappe in Fol. 12 ℳ. — Von den Studienmappen deutscher Meister ist der dritte Band erschienen. Wir haben bei Besprechung der ersten beiden Mappen mit den Studienblättern von Defregger und Knaus auf den Werth der Veröffentlichung besonders für die Kunstgeschichte, insofern diese den Entwickelungsgang der einzelnen Meister, die Entstehung ihrer Werke zu verfolgen und unter bestimmten Gesichtspunkten ihre Eigenart darzulegen sucht, hingewiesen; wir haben seinerzeit auch betont, wie trefflich uns der Gedanke erscheint, die Methode, welche bei dem Studium der Kunstepochen und der hervorragendsten Vertreter vergangener Zeiten seit Jahren innegehalten wird, auch auf die Gegenwart zu übertragen. Skizzen und Handzeichnungen, die bald einem flüchtigen Einfall verdankt werden, bald im Drange des Augenblickes mit wenig Strichen etwas Ganzes, Charaktervolles, ganz bestimmt ausgeprägte Formen wiedergeben müssen, sind der unmittelbarste Ausdruck der künstlerischen Phantasie. Wir lernen aus ihnen nicht nur die einzelnen Stadien, welche ein Kunstwerk bis zu seiner Vollendung zu durchlaufen gehabt hat, wir lernen aus ihnen auch die intimsten Gedanken des Künstlers kennen, Gedanken, welche in seiner Phantasie aufgestiegen, zum Theil wieder verworfen, zum Theil mit mannigfachen Abänderungen zur Ausführung gelangt sind; kurz, wir können aus ihnen die Geschichte verfolgen, wie sie das vollendete Kunstwerk kaum ahnen läßt. War es schon interessant, dieses allmälige Werden und Wachsen bei Defregger und Knaus in einzelnen Blättern zu studiren, so hat doch die Menzel-Mappe nach dieser Seite hin noch ihre größeren Reize. Es mag dies seine Erklärung in dem natürlichen Gegensatze zwischen der Genre- und der Historienmalerei finden. Menzel's Historienbilder schildern mit all dem ausgeprägten Realismus, der die Schöpfungen des Meisters auszeichnet, Charaktere und Figuren, die in ihrer urdeutschen Kraft dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen sind. Die Zeit Friedrich's des Großen und Kaiser Wilhelm's hat den Künstler oft beschäftigt. Der letzteren gehört ein Bild an, zu dem die vorliegende Mappe eine Reihe von Studien darbietet. Es ist die jetzt in der Berliner Nationalgalerie befindliche Darstellung der Krönung König Wilhelm's in der Schloßkirche zu Königsberg, ein echtes Ceremonienbild, dem man die Mühe anmerkt, die der Künstler mit der Bewältigung des Stoffes gehabt hat. Erstaunlich ist die Energie, mit welcher in den Studien einzelne dem Hofe nahestehende Personen skizzirt sind, bewunderungswürdig das Geschick und die Großartigkeit, wie das Individuelle eines Jeden erfaßt, das Charakteristische betont ist. Die flotte, breite Technik hat in der photographischen Nachbildung den denkbar besten Ausdruck erhalten, wie denn die ganze Veröffentlichung auch in dieser Hinsicht zu dem Besten gehört, was wir von mechanischer Vervielfältigung bisher kennen gelernt haben. Die Menzel-Mappe, die außer den Studien zu dem Krönungsbilde auch noch andere bei Gelegenheit entstandene Skizzen enthält, bietet einen wahrhaften Genuß, den mit Andern zu theilen unser Wunsch ist.

J. R. Kaiser Rothbart. Phantastisches Volksschauspiel in zwei Abtheilungen von Otto Devrient. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Dieses bereits mehrfach — in Karlsruhe, Mannheim, Jena, Oldenburg — aufgeführte und jetzt im Druck vorliegende Festspiel ist zwar auch für die stehenden Theater bestimmt; durch seinen Stoff und die Art seiner Behandlung gewinnt es jedoch wieder auch Fühlung mit der jetzt in Aufnahme kommenden Volksbühne. Auch hier besteht das Stück aus lose aneinandergereihten Bildern, die durch ein Spiel vor dem Spiel — Friedrich Rothbart mit den Seinen anfangs im Kyffhäuser schlafend und später an den Ereignissen der Zeit, als sie zur Erfüllung des Einheitswunsches drängen, Theil nehmend — zusammengehalten werden. Ein Vergleich mit dem bei uns aufgeführten Kaiserfestspiel „Hohenstaufen und Hohenzollern" drängt sich von selbst auf: auch bei Devrient muß die deutsche Geschichte im Bilde vorbeiziehen, die Zeit der Schmach nach dem Untergange Konradin's bis zu der des Wiedererwachens des deutschen Geistes im 18. und 19. Jahrhundert und der Krönung des Einigungswerkes durch König Wilhelm und die Jahre 1870—71. Allerdings liegt hier der Schwerpunkt der Darstellung in der breiten, satten, an ernsten und humoristischen Scenen reichen, mit einem großen Aufwand an Personal unternommenen Darstellung des deutsch-französischen Krieges, welchem die ganze zweite Abtheilung des Festspieles gewidmet ist, und an dem auch der alte Kaiser Barbarossa als unsichtbarer Kämpfer Theil nimmt. Die Einheit der Geschichte wird auch hier durch die Gestalt des im Berge schlafenden Kaisers hergestellt, den die Sehnsucht des Volkes nach Deutschlands Macht, Größe und Einigkeit sich geschaffen, und der durch den neuen deutschen Kaiser gleichsam erlöst wird: auf Friedrich Rothbart folgt Wilhelm Weißbart als eine nothwendige Ergänzung, gewissermaßen als dessen Erfüllung. Wir können auch hier nur wiederholen, was wir schon bei Besprechung des Falckenheiner'schen Kaiserfestspieles gesagt haben: man mag sich zu diesen Volksbühnenstücken stellen, wie man will, man wird zugeben müssen, daß deren Darstellungen einem Bedürfnisse entgegenkommen, weil das Volk — wie wir hier statt „Publicum" sagen möchten — sich wieder einmal begeistern will, was es bei diesen Vorstellungen, so anfänglicher Natur sie sein mögen, kann und was es in den stehenden Theatern meist nicht mehr kann. Die Volksbühne ist daher eine wirkliche Macht geworden. Der Devrient'sche „Kaiser Rothbart" sei für Festspiele solcher Art bestens empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 50. Sonnabend, den 27. April. 1889.

Was haben wir in Henrik Ibsen zu sehen?

Es ist jetzt viel von dem norwegischen Dichter Henrik Ibsen die Rede; man beeilt sich aller Orten, seine Werke aufzuführen, es werden Anstrengungen gemacht, ihn zum Dramatiker der Zukunft zu stempeln, ja es erscheinen sogar, was immer als ein Zeichen einer gewissen Berühmtheit, wenn auch noch keiner bleibenden, gelten kann, Parodien auf ihn, die seine Schwächen und seine Manier geißeln*). Kurzum, Ibsen steht so recht eigentlich im Zeichen der Mode. Wie es bei jedem Neuen, das von Bedeutung und Begabung zeugt, der Fall und erklärlich ist, bemächtigt sich vor Allem die reine, aber kritiklose Begeisterung des aufgehenden Sternes, um in ihm ein Gestirn ersten Ranges, ja das ganze Firmament zu erblicken, und da zudem mehrfach an uns Anfragen ergangen sind, wie wir uns in Sachen Ibsen verhalten, so ist es wol einmal am Platze, auf den Dichter einzugehen, die Berechtigung der neuen Berühmtheit und Dessen, was man in dem Gefeierten sieht, auf die Echtheit hin zu prüfen und etwa vorhandene Unklarheit zu zerstreuen.

In zwiefacher Hinsicht pflegt Ibsen auf den Schild erhoben zu werden: als Dichter einer neuen Weltanschauung und als Realist. Unter der neuen Weltanschauung versteht man die sog. naturalistische, d. h. diejenige, die den Menschen und sein Leben nur als ein Erzeugniß der Natur und der Verhältnisse, seiner Umgebung hinstellt, welchen Mächten gegenüber ihm nichts Anderes übrig bleibe, als stumme Resignation zu üben. Er könne nicht aus dem Abhängigkeitsverhältniß zu dem Außerhalb heraustreten, weil dieses zu sehr Riese, er zu sehr Zwerg sei, d. h. er vermöge nicht zu einem freien Willen zu gelangen, der an seinem Schicksal selbstthätig mitschafft. Nun hieße es ja der Erfahrung ins Gesicht schlagen, wenn man den Einfluß von Umgebung und Verhältnissen auf den Menschen und sein Leben in Abrede stellen wollte; im Gegentheil, der Kampf mit den widerstrebenden Einflüssen von außen ist ein sehr ernster, die vorwärts bez. rückwärts treibende Kraft von eben daher eine sehr mächtige: viele Menschen werden thatsächlich von denselben nicht nur beeinflußt, sondern ihre Laufbahn wird geradezu von ihnen bestimmt: sie schreiten eben den Weg, den die genannten Gewalten ihnen vorgeschrieben haben, gehen mit dem Strome vorwärts oder sinken in demselben unter.

Aber dies Sklaven- und Herrenverhältniß zwischen Mensch und Umgebung findet doch keineswegs immer statt, ja man kann nicht einmal sagen, daß es die Regel bilde: es hieße der Erfahrung ebenso ein Schnippchen schlagen, wenn man behaupten wollte, daß jeder Mensch und der Mensch in jeder Lage dem Zwange der äußeren Umstände unterworfen, eine Gliederpuppe sei, an deren bewegendem Faden diese ziehen. Die Umschau im täglichen Leben spricht schon dagegen, und das schlichteste Beispiel vor unsern Augen, daß es einem mit Willen begabten, kräftigen Individuum gelingt, sich aus der trägen Masse zu erheben und die hemmenden Zufälle zu meistern, bildet schon einen lebendigen Protest gegen das Hörigkeitsverhältniß des Menschen. Die im Gegensatz zur naturalistischen stehende sittliche Weltanschauung ist ja nicht als eine einzelnen Köpfen entsprungene Willkür zu betrachten, die nichts weiter als ein müßiges Hirngespinnst derselben bedeutet; sie ist aus der Beobachtung gezogen, der Erfahrung, und demgemäß eine eminent empirische Weltanschauung; sie ward der Menschheit nicht aufgezwungen, sondern ging aus deren Erlebnissen hervor; und diese Errungenschaft der menschlichen Willensfreiheit und Willenskraft kann von der Menschheit nicht wieder aufgegeben werden, ohne daß sie mit ihrer eigenen Jahrtausende langen Entwicklung, ihrer Vergangenheit und Geschichte, ja mit sich selbst in Widerspruch geräth.

Im Grunde genommen beruht der Naturalismus auf Kurzsichtigkeit und Beschränktheit; Kurzsichtigkeit und Beschränktheit ist es, wenn er einzelne Fälle im Leben für die Regel nimmt. Er sieht nicht weit im Leben vor sich, und wer nur etwa drei Schritt weit schauen kann, vermag unmöglich mehr zu bemerken, als was ihn in seiner nächsten Nähe umgiebt. Er gleicht einem Manne, der ein Gebäude mustern will und sich dicht vor dasselbe hingestellt hat; er nimmt wohl gewahr, was an der oder jener Stelle schadhaft ist, hier einen Fleck, dort den Abfall des Putzes, aber der Ueberblick über das Ganze, sein Grundriß, seine Maße, die Ansicht aus der Perspective, die erst ein richtiges Bild des Hauses giebt, bleiben ihm unbekannte Dinge.

Auf Kurzsichtigkeit und Beschränktheit weist auch jener Pessimismus hin, der mit dem Naturalismus unzertrennbar verquickt erscheint und thatsächlich nur die nöthige Folgerung jenes, seinen Schatten gleichsam bildet. Natürlich, wer nur Gebrechen im Leben vorfindet, geräth von selbst zu der Gewißheit, daß dieses und jene ein und dasselbe seien. Der moderne Pessimist ist daher wie Jemand, der sich in einem Krankenhause aufgehalten und daselbst die Bilder des Jammers und Elends in sich aufgenommen hat und nun heraustretend meint, die ganze Welt sei siech und traurig. Sein Blick ist umflort, er glaubt nur Das zu sehen, was seine Verdüsterung ihm vormalt, und er vergißt darüber, daß neben dem Unglück und der Krankheit noch etwas Anderes vorhanden ist, was man Glück und Gesundheit nennt. Man braucht kein Anhänger eines wohlfeilen und seichten Optimismus zu sein, den die Welt bei einem vollen Glase Wein recht annehmbar und rosig dünkt; das ist nur eine unechte Abart des Optimismus, die sich so leicht mit den Dingen abfindet, die doch nur von Gedankenlosigkeit zeugt; man kann das Leben als etwas sehr Ernstes empfinden und die Berechtigung schwarzseherischer Stimmungen sehr wohl einsehen, ohne sich dadurch beirren zu lassen und es nicht schwächlich und kleinlich zu finden, aus Stunden übler Laune ein System des Pessimismus herzuleiten. Ja, wenn es noch jener große, weltverachtende und über dem Weltraume schwebende Pessimismus eines Mephisto wäre, der in Ergänzung zu dem Forschungsdrang des Faust und im Gegensatz zu dessen grüblerischem Uebereifer seine Ablehnung und Verneinung des Daseins in sein berühmtes: „Alles was besteht ist werth zugleich, daß es zu Grunde geht“ zusammenfaßt — das ließe man sich schon gefallen! Solch sich über die umgebende Materie Erheben und sie mit Fußtritten Bedenken hat etwas Großes und deshalb wieder etwas Befreiendes. Dem gegenüber trägt der Pessimismus, der aus Ibsen's Dramen weht, etwas Enges, Kleinliches an sich: es ist der mit Hypochondrie und all den kleinen Leiden des Stubenhockens behaftete Philister, der sich da scheltend vernehmen läßt, der, verstimmt und über den Bann seiner kläglichen Umgebung nicht hinauskommend, nun überzeugt ist, daß draußen sich Alles so erbärmlich anlasse, wie in seinen vier Wänden. Sieht man Ibsen und seiner Kunst auf den Grund und läßt man sich durch die glänzenden Seiten seines Talents nicht bestimmen, so kommt man zu dem Schluß, daß

*) Henrik Ypse. Der Frosch. Familiendrama in einem Act. Deutsch von Otto Erich. Leipzig, C. Reißner.

der Dichter, ein so ernsthaft zu nehmender Mann er sonst ist, in einer Zeit, in der auch viele Narren für ernsthaft genommen werden wollen, und so hervorragend begabt er ist, doch nichts weiter bedeutet, als einen vertieften, philosophisch angelegten Iffland. Wir sind sicher, bei diesem Vergleich sofort sämmtliche Ibsenschwärmer in Entrüstung zu versetzen: aber was macht das Eigenthümliche eines Iffland aus? Er, der die großen Actionen Schiller's unleidlich fand und ihnen nur gezwungen seine helfende Hand reichte, wohnt so zu sagen im Hintergebäude des Lebens und hat von dem Vorder keine Ahnung oder nur ein mitleidiges Achselzucken über dasselbe. Das ist aber bei Ibsen auch der Fall; auch er, der nur ein Hinsterben im Leben sieht, wohnt im Hintergebäude des Lebens. Und ob nun der Eine sich in seinem Hinterhaus behaglich fühlt, die Annehmlichkeiten seines engen Heims, seines netten Gärtchens voll empfindet und auf Alles, was nicht dazu gehört, mit philisterhaftem Dünkel herabsieht, oder ob der Andere, über die Trostlosigkeit der Mauern vor seinen Augen vergrämt, sich abhärmt und zu dem Schlusse gelangt, daß Alles im Leben trübselig sei, ist an sich doch gleichgiltig; die Beschränktheit, das im Hintergebäude Wohnen, wie wir es genannt haben, ist ja Beiden gemeinsam und das macht ja das Dritte des Vergleichs aus.

Ibsen ist eben der Ausdruck einer Krankheit der Zeit, der des Naturalismus und des sich an diesen anklammernden Pessimismus, einer Krankheit, die jetzt in Menge ihre Opfer fordert. Aber wir haben oben gesehen, wo die Hebel anzusetzen sind, um diesen Naturalismus aus den Angeln zu heben. Die Bresche in dem System, das drei Schritt weit Sehen, wird schon bemerkt, sie läßt sich dem Auge nicht mehr verbergen, und je weiter das Neue vordringt und das Ueberraschende desselben verflogen ist, um so mehr werden sich die Blicke der Welt für diesen Mangel schärfen und auf ihn als das Fehlende hinweisen. Späteren Geschlechtern wird es mit ihm, wie uns mit manchen Verirrungen der Vergangenheit ergehen: man wird es nicht verstehen können. Man wird es nicht zu begreifen vermögen, wie man eine so krause und manierirte Art, die Welt zu betrachten, der ganzen Kunst eigensinnig hat aufzwingen wollen, und wie so etwas noch mit lärmender Begeisterung hat begrüßt werden können. Der Literarhistoriker freilich wird die Verirrung aus dem Gange des neunzehnten Jahrhunderts herleiten und sie in die Geschichte einreihen, in der neben Bleibendem und Gesundem auch Vorübergehendes und Krankes seinen Platz erhält und als Glied in der Kette der menschlichen Entwickelung seine Berechtigung besitzt.

Eine andere Behauptung, die aufgestellt und weiter getragen worden, ist die, daß Ibsen ein Realist sei. Man gründet dieselbe darauf, daß der Dramatiker seine Stoffe dem modernen Leben und dessen Kämpfen entnehme, und auf das augenfällige Abmalen der alltäglichen Umgebung. Auch hier ist eine Berichtigung von Nöthen. Beides, die Wahl moderner Stoffe und die in die Augen springende genannte Aeußerlichkeit machen noch gar nicht den Realisten aus; es kommt vielmehr auf die Behandlung der Stoffe, den Standpunkt des Verfassers an. Es bestätigt sich hier wieder die oft gemachte Beobachtung, daß die Menge, auch die der Schreibenden, sich nicht an den Kern, sondern an die Schale hält und nach dieser ihr Urtheil einrichtet. Daß wir es aber gerade heraus sagen: Ibsen ist gar kein Realist. Höchstens könnte man ihn einen subjectiven Realisten, im Gegensatz zum objectiven, naiven, nennen, aber die folgende Definition des Begriffes Realismus wird darthun, daß ein subjectiver Realismus ein Unding ist. Was hat man unter einem Realisten zu verstehen? Doch einen Dichter, der die Dinge um sich so wiedergiebt, wie sie sind. Zu diesem Zwecke muß er sie aber auch sehen, wie sie sind, d. h. über ihnen stehen, unberührt von ihnen sein, weder für noch gegen sie Partei ergreifen. Bei Ibsen aber fanden wir gerade das als Bezeichnendes heraus, daß er mitten in der Materie drin steckt, in ihr aufgeht; er sieht nur das, was er sehen will, das, was seine vorgefaßte Meinung von den Dingen ihm zu sehen gestattet, ihn zu sehen zwingt, d. h. Alles wie durch eine gefärbte Brille, nicht in der natürlichen Beleuchtung. Wie kann aber Jemand, der so unfrei ist, einen Ueberblick über das Geschaute und die nöthige Unbefangenheit der Betrachtung gewinnen, und was hat etwas so Betrachtetes und Dargestelltes noch mit dem Realismus, d. h. der Kunst, die Welt wiederzugeben, wie sie ist, zu thun? Wirkliche, d. h. naive, objective Realisten stehen über den Dingen, beherrschen sie, wie unter den älteren Shakespeare, Cervantes, Goethe, unter den neueren der in dieser Hinsicht noch lange nicht genügend gewürdigte Gottfried Keller, der „Shakespeare der Novelle“, von dem es in einer Reihe von Dichtercharakteristiken im „Kunstwart“ einmal so prächtig hieß, daß er, „wie Gulliver unter den Liliputanern, ein Riese sei, der gutmüthig die Welt belächele“. An dem Herabblicken auf das Getriebe der Welt, dem Lächeln über sie, ist aber erst der wahre Realismus zu erkennen; es zeigt an, daß der Blick unbestechlich geworden ist, und daß man die Dinge innerlich überwunden hat. Und dieser echte Realismus braucht, um das noch ergänzend hinzuzufügen, keineswegs kalt und gefühllos, blasirt seinen Gegenständen gegenüber zu stehen, er ist sehr wohl der warmen Antheilnahme mit seinen Geschöpfen, der Abneigung fähig; nur beeinflussen darf er sich nicht von ihnen lassen, nichts Anderes sehen, als was thatsächlich vorhanden ist: nicht dienen soll er, sondern herrschen.

Als Endergebniß der vorstehenden Zeilen zur Beantwortung der ihnen überschriebenen Frage gewinnen wir daher Folgendes: In Ibsen haben wir, unbeschadet der sonstigen Vorzüge seiner Dramen, eine Krankheitserscheinung der Zeit zu sehen; den Anspruch darauf, daß er ein wirklicher Realist sei, müssen wir zurückweisen. Es kommt bei dieser Untersuchung also etwas dem vollständig Entgegengesetztes heraus, was heutzutage über den nordischen Dichter im Munde Vieler ist. Aber wir glauben, daß die spätere Zeit uns Recht geben wird, wie schon in so vielen Fällen ihr höheres Urtheil mit dem früher abgegebenen sich in Widerspruch gesetzt hat. Möchten diese Zeilen aber dazu beitragen, auch schon in unseren Tagen Manchem die Augen zu öffnen.*)

Julius Riffert.

*) Es gereicht uns zur Genugthuung, bemerken zu können, daß, nachdem diese Zeilen geschrieben waren, eine Schrift erschienen ist, die zu den gleichen Ergebnissen kommt, wie wir, und ihren Inhalt auf schlagende Weise in dem Titel zusammenfaßt: Henrik Ibsen als psychologischer Sophist. Von Dr. E. H. Schmitt. Berlin, Haase & Rues.

Aus den Lehr- und Wanderjahren Zinzendorf's (1718—1732).

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

VI.

Noch vor seiner Verlobung hatte Zinzendorf um ihres Glaubens willen vertriebene „mährische Brüder“ auf seinen Gütern aufgenommen. Diese fällten am 17. Juni 1722 den ersten Baum zu einem Wohnhause. Zinzendorf gab den Bedürftigen die Revenuen des laufenden Jahres von Berthelsdorf. In einem gewissen Rothe stellte er einen anfangs sehr gesegneten Prediger in Berthelsdorf an und betraute denselben auch mit der Seelsorge der Mährer, mit deren wachsendem Zuzug Herrnhut neben Berthelsdorf entstand.

Im December besuchte Zinzendorf mit der Gattin die Güter. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt den mährischen Brüdern. Beide lebten gleich der Großmutter Gersdorf in dem Spener'schen Gedanken „des Kirchlein in der Kirche“, ecclesiola in ecclesia. Insoweit mit diesen Bestrebungen eine Absonderung verbunden, waren die Eltern Zinzendorf's dagegen. So bildete sich eine gewisse Entfremdung heraus; bei alldem war Zinzendorf gut lutherisch. Um Streitfragen, welche das Seelenheil nicht angingen, kümmerte er sich aber wenig. Er stützte sich gern nur auf unsern kleinen Katechismus und die alte Hymnologie. Das nannte er den lutherischen Glauben des Volkes Gottes.

Dabei interessirte er sich für die damals in Berlin vom Oberhofprediger Jablonski vertretenen Unionsbestrebungen. Er veranlaßte den Canzler Pfaff in Tübingen seine Gedanken darüber in Regensburg vorzulegen, wo die Verhandlungen schwebten. Nach einer Aussprache mit Francke überzeugte sich Zinzendorf aber, daß „beide protestantische“ Religionen „in doctrinalibus auch dann auseinander zu halten seien, wenn sie wegen gewisser gemeinsamer Rechte causam communem machen“, 1723. „Ich habe nun um so bessere Gelegenheit, tröstete er sich, beten zu helfen, daß der liebe Gott Seiner Kirche sich selbst annehme.“

Die Unionsbestrebungen brachten Zinzendorf in den Ruf des Indifferentismus.

Rothe, ein Mann von unvergleichlichen Gaben, vortrefflicher theologischer Gelehrsamkeit und hinreißendem Vortrage, ein Pastor Schaefer, welcher die Gabe, die Geister zu prüfen, in besonderer

Weise hatte, und Friedrich v. Watteville, der in Halle mit Zinzendorf den „Freundschaftsbund“ stiftete, ein Mann des Friedens, der liebte und wieder geliebt wurde, waren seine Gehilfen in der Arbeit an den Brüdern. Sie sagten sich Alles, was ihr Herz dachte. Ihre Zusammenkünfte sind der Anfang der späteren Herrnhuter Conferenzen. Sie selbst nannte man die „4 Brüder“. Einem Bekannten schrieb Zinzendorf in seiner innigen Weise:

„Ich bin ein Christ und nicht aus trockener Moral, die uns nicht selig macht, die man aber gleichwol behauptet gegen das freie und lasterhafte Wesen der Welt, sondern durch den Glauben an Christum, in welchem ich blindlings seinen Fußtapfen folge und gründlich überzeugt bin, daß Er mein Heiland, mein Gott und mein Alles ist und daß, wer Ihn nicht so kennt noch blind, verarmt und jämmerlich ist. In Kraft dieser Qualität eines Christen beschwöre ich Sie bei der Liebe und Marter dieses würdigsten Herrn: umfassen Sie Seine Füße und thun, wie mein Freund Watteville gethan hat; Gott hat ihn aus der Gefahr, sich mit Moral, Lecture und andren Dingen zu begnügen, errettet.“

Nach den Rothe'schen Predigten pflegte Zinzendorf in Berthelsdorf eine Katechisation über dieselben zu halten. Auch verfaßte er daselbst verschiedene religiöse Schriften, wie „Vom Reden und Gebrauch der Worte“, das „Oelblatt“, worin er aufforderte, sich nur „in Christo“ anzusehen, und einen Katechismus.

Am 7. November hatte er die Freude, mit 23 mährischen Brüdern zum Abendmahl zu gehen.

Zur weiteren Ausbreitung der evangelischen Wahrheit, in deren Dienst „die 4 Brüder“ ihre Correspondenz mit fast allen Culturländern stellten, legte Zinzendorf, mit Hilfe seiner Großmutter, eine Buchdruckerei an. Bald darauf beschäftigte ihn die Anlage einer Landschule für den Adel. „Dies Haus hat das Besondere, meinte Zinzendorf mit Bezug darauf, daß wol alle Materialien unter Gebet und Erweckung verarbeitet wurden.“ Die Großmutter schenkte zu den Anstalten 2000 Thaler.

8. August 1724 wurde die Gräfin Zinzendorf in Ebersdorf von einem Knaben, der Christian Ernst getauft wurde, entbunden. Auf der Heimreise nahm unser Graf seinen Weg wieder über Halle. Der Professor Anton, ein geborener Lausitzer, sprach ihm seine Freude über das in der Heimath erwachte christliche Leben aus. Francke zeigte sich, wol in der Weise von Zinzendorf's Stiefvater, bedenklich. Er durfte auch sorgen, daß die Herrnhuter Anstalten die seinigen mit der Zeit überflügeln möchten. An eine Vereinigung der beiderseitigen Bestrebungen, welche man früher hätte ins Auge fassen können, war nicht mehr zu denken.

Wenige Monate später wurde der kleine Christian Ernst den Eltern genommen. Zinzendorf dichtete dazu mit seinem Gottvertrauen das Lied: „Nimm's wieder hin, du hattest es gegeben einem ein'gen Vater dieses ein'ge Pfand.“

Er gab ein Gesangbuch von Kernliedern heraus, welches er seiner Großmutter widmete. Dem Cardinal v. Noailles ließ er durch Watteville eine französische Uebersetzung von Arnd's wahrem Christenthum überreichen, aus welcher er die für die Katholiken verletzenden Stellen hatte beseitigen lassen. Das Buch wurde freundlich aufgenommen. Alsdann gab er eine Wochenschrift, den Dresdenschen Sokrates heraus, in welchem die Fehler der weltlichen Obrigkeit und der Hierarchie gegeißelt wurden. Die Absicht war, die Leser zum Nachdenken zu bringen, wie sie zur wahren Zufriedenheit gelangen könnten.

Bei Allem zog Zinzendorf die Wahrheit dem Ruhm einer beständigen Gesinnung vor. Er hat sich darüber in einer apologetischen Schrift geäußert: „Es ist die Unveränderlichkeit gegen die Natur der menschlichen Erkenntniß von göttlichen Dingen, darinnen man immer wächst und sich von Irrthümern und Unwissenheit reinigt, so lange man lebt.“

Im December wurde die Gräfin Zinzendorf von einer Tochter entbunden, welche Henriette Benigna Justine getauft wurde. Sie ist den Eltern über ihre Vermählung hinaus erhalten geblieben.

1725 machte sich unter den Brüdern eine separatistische Bewegung bemerklich. Auf ihr Verlangen unternahm der Graf die kirchliche Ordnung und richtete, unter Wahrung der „essentiellen Harmonie“ mit der allgemeinen evangelischen Kirche, die mährische Kirche in die lutherische ein. Er nannte die lutherische Verfassung dabei eine gute, wenn auch unvollkommene.

Diese Bestrebungen Zinzendorf's fanden unter den Glaubensgenossen, auch den mährischen Brüdern, heftige Anfeindung. Etliche nannten ihn schon das Thier, welches dem falschen Propheten, worunter man Rothe verstand, die Macht gegeben. Zinzendorf bewahrte sich dabei seine Ruhe und Zuversicht. Zu seiner Freude wurden in Berthelsdorf und unter den Wenden, wo die Großmutter seit langen Jahren im christlichen Geiste wirkte, eben damals Viele erweckt.

Frau v. Gersdorf hatte die Psalmen und die Briefe Pauli an die Römer und Galater auf ihre Kosten in wendischer Sprache drucken lassen.

Am 6. März 1726 ging die edle Frau heim. Sie hatte fast 12 Jahre aus körperlicher Schwachheit ihre Wohnung kaum verlassen. Die Niederlassung der mährischen Brüder zum letzten Mal zu segnen, ließ sie sich kurz vor ihrem Tode ins Freie an einen Ort bringen, wo sie Herrnhut sehen konnte.

Bei dem Leichenbegängniß sprach Zinzendorf von der Kreuzgestalt und inneren Herrlichkeit der Kinder Gottes, alsdann von der Geschäftigkeit des Geistes der Verklärten: „dem Herrn in der Stille eine Frucht zu bringen, die sie ihm, als Werk seiner Hände mit Freuden zu Füßen legte.“

Wir lassen nun einige Briefe folgen, welche diesen Abschnitt betreffen:

Frau v. Natzmer an Zinzendorf:

Berlin 5 jan.

Je vous embrasse, mon très cher fils avec votre chère eponse tendrement et vous souhaite du fond de mon ame toute la prospérité de corps et d'ame, que vous pouvez demander de la divine bonté. Elle veuille vous combler de ses graces et bénédictions.

Mes compliments à toute la chère compagnie de Hennersdorf. Je salue aussi le bon mons. Heiz.

Je crois que vous regretterez bien, mon très cher fils, la perte, que je viens de faire de mon frèle Franckenberg, qui mourut avant-hier. Le Seigneur nous veuille préparer à ce dernier moment.

A Dieu, mon cher fils. Je suis tout à vous.

Carl v. Natzmer schrieb der Gräfin, Halle 3. November 1722:

Das gute und ungezweifelte Vertrauen, welches ich zu Ew. Gnaden hege, macht mich so kühn, daß ich mit diesen Zeilen und beikommenden Versen aufzuwarten mich erkühne. Sind mir diese gleich schlecht gerathen, so versprechen sie sich doch eines gnädigen Anblicks wegen der lauteren Absicht ihres Autors. Ich nehme mir die Freiheit zu dero glücklich erlebtem Geburtsfeste unterthänig zu gratuliren. Der Höchste, welcher Eure Gnaden dies Jahr in einen neuen Stand gesetzt, lasse neue Gnade über denselben walten und überschütte Sie mit Segen aus der Höhe, daß Sie grünen und blühen wie ein Palmbaum gepflanzt an den Wasserbächen und sein mögen wie eine schöne Rose in der Hand Ihres Gottes.

Ich wünsche mir nichts mehr als immer Gelegenheit zu haben, meine Freude über Dero Wohlergehen zu bezeugen, bitte mir Eure Gnaden beständige Huld und Liebe aus, davon als ein großes Kennzeichen achten werde, wenn Sie so gnädig wären und Halle mit Dero Gegenwart beehrten, da ich das Glück haben könnte, unterthänig die Hände zu küssen.

Meinen lieben Bruder embrassire von Herzen, von dem sich Mons. Walbaum eine baldige Antwort erbittet, wie ich mich auch freuen werde, wenn ich durch seine angenehme Zuschrift wieder einmal erfreut würde.

Halle 17. 12. 22.

Euer Gnaden höchst angenehmes Schreiben habe nebst Trauer Sermon wohl erhalten und sage davor unterthänigen Dank, auch mich aber recht beschämt bekenne über Euer Gnaden besondere Gütigkeit, die ich doch keineswegs meritirt. Wünsche von Herzen eine Gelegenheit zu erlangen, meinen respect thätlich bezeugen zu können.

Der 23. Herr Graf, der sich nebst Gemahlin Euer Gnaden ergebenst empfiehlt, hat mir befohlen, hierbei die bestellten Bücher vor meinen Bruder zu überschicken und ist Euer Gnaden so eilige Abreise von Ebersdorf und des Herrn Grafen Abwesenheit schuld, daß selbe so spät kommen. Haben Eure Gnaden übrigens etwa wiederum was hierselbst zu befehlen, so bitte mich mit Dero Befehlen zu erfreuen.

Meinen Bruder embrassire von Herzen und verhindert mich die kurze Zeit ihm selbst zu schreiben. Der HErr Prof. Francke ist hier. HErr Walbaum, der sich unterthänig empfiehlt, hat noch keinen Sermon von Ebersdorf so wenig als der Herr Graf bekommen.

General Natzmer an Zinzendorf:

Berlin ce 7 janv. 23.

Il n'y a rien à perdre aux bons souhaits, ils sont toujours à temps. Je vous en suis obligé. Le bon Dieu les exauce et vous accorde de même tout ce qui vous est avantageux dans ce monde et tout ce qui peut faire votre bonheur éternelle. Je suis toujours, monsieur et cher fils, votre très humble et très obéissant serviteur.

Carl Natzmer schrieb seiner Schwägerin:

Halle 10. 2. 23.

Den Augenblick Zeit, der mir übrig bleibt, wende mit Freude an, Euer Gnaden meines unterthänigen respects und meiner unverrückten Ergebenheit zu versichern und über das Absterben Dero geliebtesten oncle und cousine zu condoliren. Der Herr ersetze den Verlust, welcher durch des ersteren Absterben das ganze r. Reich gelitten, durch eine gleich gültige Person und erfreue Ew. Gnaden und Dero ganzes Haus auf soviel kurz auf einander folgende Trauerfälle mit vielem Vergnügen. Uebrigens zweifle nicht, daß der lieben Frau v. Montbel[1]) Gesellschaft Euer Gnaden in dem öden Dresden sehr erquicklich sein wird. Wünsche nichts mehr als Gelegenheit zu haben, würdig zu bezeugen, daß in tiefstem respect ersterbe.

Halle, 2. Juni.

Hierdurch unterstehe mich Ew. Gnaden nach langem Verweilen unterthänig aufzuwarten und mich zu beständig gnädigem Andenken gehorsamst zu befehlen, zugleich meinen treu gemeinten Wunsch, welchen, wie jederzeit, also besonders in Dero jetzigen Umständen zu dem Allerhöchsten pflichtmäßig abschicke, in schuldigster submission an den Tag zu legen.

Der Herr Herr erfreue mich und alle an Ew. Gnaden Ergehen Theilnehmenden jederzeit mit erwünschten Nachrichten und erfülle das Ziel unserer Hoffnung nach seinem heiligen Wohlgefallen, damit wir jederzeit neue Gelegenheit haben mögen, zur Verherrlichung seines Namens und Verkündigung seiner Thaten ein neues Lied anzustimmen.

An der glücklichen Wiederankunft der 23. Gräfin hat der Herr deutlich gezeigt, daß seine Hand nie zu kurz, zu helfen. Das stärke denn auch Ew. Gnaden mit Kraft und Gnade aus der Höhe, so werde alsdann jederzeit mit Freuden in unterthänigem respect bezeugen können, wie nie unterlassen werde, auf alle Weise an den Tag zu legen, daß ich sei Ew. Gnaden unterthänig ergebenster Diener und Schwager.

[1]) Wittwe oder geschieden von einem portugiesischen General. Sie erzog nach dem Tode der Mutter die einzige Tochter des Grafen Henkel-Pölzig. Wir finden sie auch in Halle mit Francke.

General Natzmer an Zinzendorf:

„Je suis bien aise de vous savoir en bonne santé et en bonne compagnie à Hennersdorf et ne nie(?) pas de vous être obligé de toutes les nouvelles que vous me dites de la très chère maman; je profiterai de la dispense et n'invoquerai pas moins le bon Dieu pour qu'il la comble des graces celestes et d'une santé constante pendant tout le reste de sa vie qui nous doit être toujours très précieuse. Je vous prie d'en dire autant à Madame de Meusebach et de ne pas oublier la très chère Henriette et mad. la baronne de Friesen. Vous serez persuadé que cela ne regarde pas moins mad. la comtesse votre chère épouse, priant Dieu au reste de vous conserver et de vous accorder et pour le temporal et pour le spirituel tout ce qui vous est salutaire. Je suis tout à vous. Votre très humble serviteur."

Carl Natzmer schrieb seiner Schwägerin:

Hennersdorf, Juli 1725.

Hochgeb. Gräfin, Gnädige Fr. Schwägerin! Ich wollte eben jetzt E. G. einen Boten senden, sagen zu lassen, daß weil ich gehört, daß bei Ihnen das ganze Haus voll ist, ich erst morgen kommen würde, um Ihnen nicht beschwerlich zu sein. Mein lieber Bruder wird wohl so gut sein und sich gegen 7 Uhr parat halten, da wir ohnfehlbar da sein werden. Watteville braucht mir aber kein Kleid nicht zu schicken, ich will es morgen schon da anziehen.

Uebrigens bin, unter Anwünschung einer geruhsamen Nacht und nebst gehorsamen Empfehlungen an Dero sämmtliche Gesellschaft, mit aller Hochachtung Euer Gnaden unterthäniger Schwager und Diener.

General Natzmer an Zinzendorf:

Berlin ce 6 juillet.

Je suis bien aise que ma petite assistance vous ait fait plaisir. Je souhaite qu'une pareille fâcherie ne vous arrive plus. Vous devez vous en consoler parceque vous n'êtes pas le seul à qui cela est arrivé, ne doutant pas que vous en fassiez votre profit.

J'espère que vous aurez trouvé Charles a vôtre gré et qu'il se sera gouverné d'une manière que tout le parentage aura eu lieu, d'être content de lui.

Bücherbesprechungen.

F. Der Schauplatz der Varusschlacht von Dr. E. Dünzelmann. Gotha, F. A. Perthes, 1889. Preis 60 ₰. — Der Verfasser verlegt das Schlachtfeld in die ehemalige Grafschaft Diepholz in die Nähe von Lemförde. Veranlaßt ist derselbe durch eine Stelle bei Strabo, der dort den Fluß Luppia parallel mit Ems und Weser nördlich und in den Ocean fließen läßt, was bekanntlich die heutige Lippe nicht thut. Er nimmt an, daß die Hunte gemeint sei, an welchem Flusse sich auch noch Sagen von Schlachten und Spuren von einem römischen Lager erhalten hätten. Doch wenn man auch von der Glaubwürdigkeit der Stelle bei Strabo, die von allen anderen Schriftstellern und aller Tradition widerlegt wird, absieht, so scheitert doch die ganze Hypothese an dem Widerspruche, den sich der Verfasser zu Schulden kommen läßt, indem er im Anfange seiner Erörterung den Wohnsitz der Brukterer im Münsterlande zugeben muß, später aber dieselben zwischen unterer Ems und Hunte wohnen läßt. Da sich auch noch außerdem mehrere Widersprüche und Unrichtigkeiten, ja selbst historische Fehler finden, so können wir den ganzen Versuch nur als verfehlt bezeichnen.

G. Oe.— Im Verlage von Hermann Graser in Annaberg erscheint ein Lieferungswerk: „Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Von M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Oberstlieutnant z. D." — Das Werk erscheint in 11 bis 12 Heften zu je 60 ₰ und wird 33 bis 35 Bogen Octavformat umfassen. Se. Majestät der König hat allergnädigst geruht, die Widmung des Werkes entgegenzunehmen. Nach dem Auszuge aus dem Inhaltsverzeichnisse wird das Buch Alles umfassen, was zur Topographie und Landeskunde, zur Geschichte und zur Volkskunde des Erzgebirges und seiner Bewohner gehört; es verspricht eine Gesammtdarstellung zu werden, die niemals im Stiche läßt, man mag nun nach Bodengestaltung, nach Alterthümern, nach Sagen und Liedern, nach Industrie und Gewerbe, nach Volksart und Ortsgeschichte, nach Straßen und Hauptpunkten, nach Sommerfrischen und Bädern fragen. Daß die Ausführung des Buches dem Prospect entsprechen wird, dafür bürgt der Name des Verfassers, der wol mit Recht für den gründlichsten Kenner des Erzgebirges gilt, das läßt auch das uns vorliegende erste Heft vermuthen. Mit einer peinlichen Genauigkeit und Gründlichkeit bespricht der Verf. in diesem ersten Hefte die Oberflächengestalt, die Gewässer, die geologische und geognostische Beschaffenheit des Gebirges; er erörtert zunächst die Begrenzung des Gebirges, schildert dann den Gebirgsrücken, die beiden Abhänge nach Süden und Norden, bestimmt den Verlauf und die Grenzen der 400-, 500-, 600- bis zur 1000-Meter-Erhebung, führt dann die Thäler mit ihren Nebenthälern, die Flüsse mit all ihren Nebenbächen und Zuflüssen auf, behandelt den Fall der Thalsohlen und Gewässer, die Formen der Zwischenrücken und zuletzt die geologischen und geognostischen Verhältnisse bis ins Einzelnste. Nichts ist übersehen, kein Waldbächlein, kein verborgener Thalgrund; die Linien der Erhebungen sind mit trefflicher Sorgfalt gezogen; die Höhenangaben sind, soweit wir nachforschen konnten, durchaus genau; man merkt dem Buche an, daß es nicht nur mit seltener Sachkenntniß, sondern auch mit begeisterter Liebe geschrieben ist. Möge es recht weite Verbreitung finden! Wer sein sächsisches Bergland liebt, wird sich an dem schönen Werke erfreuen. Dem landeskundlichen Forscher, dem Lehrer wird es ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Eine eingehende Besprechung des Gesammtwerkes behalten wir uns vor.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 51. Dienstag, den 30. April. 1889.

Erster Mai in Südtirol.

Von **Bernhard Hahn.**

Wenn der Wanderer aus dem Norden, von der Höhe des Brenners kommend, an einem Frühlingsmorgen das Etschland in den Strahlen der Frühsonne schaut, da sieht er ein Bild, das ihm für immer in der Erinnerung bleibt. Es ist der vollendete Eindruck einer südlichen Landschaft. Ist's zur Zeit der Mandelblüthe, so hat sich über Abhänge und Niederungen Ein großer Schleier gebreitet, ein feines, duftiges Gewebe von zarten Rosablüthen. Wildwachsende Feigenbäume beschatten mit üppigem Laubwerk die weißen Häuser und die rothen Ufer des Eisack; die kleinen, kahlen Fenster, in dem festen Gemäuer mehr Schießscharten ähnelnd, erscheinen von dichtem Rebengespinnst halb verdeckt; das starke Roth der Granatblüthe schimmert hinter dunklen Edelkastanien hervor, und von den Pfirsichbäumen hat ein kühler Nachtwind durchsichtige Blumenblätter auf den Thauglanz der Wiesen geschüttelt. Die ganze Gegend bekleiden eben ausgebreitete oder terrassenförmig aufsteigende Weingärten, deren Zwischengänge, von saftigen Grasstreifen gebildet, hie und da eine ernste Cypresse oder ragende Pinie emporschießen lassen. Sieht der Reisende dann noch die vielen südlichen Gesichter und vernimmt er die Laute einer wohltönenderen Sprache, so kann er nimmer im Zweifel sein, daß er sich classischem Boden und der Schwelle Italiens nähert. Vor Allem aber sieht er in der überfließenden Blüthenfülle und Blumenpracht die Sendboten eines milden Himmels. Der belebende Hauch der Morgenluft wird schier erstickt von dem berauschenden Duft, welchen Flora ausstrahlt, die Flora, die allerwärts lebt und webt, unter Weinranken und auf dem Felsgestein, an sonnigem Gemäuer, auf feuchten Wiesen und im Föhrenwalde. Welche Stadt verdiente wol eher den Beinamen „die Blühende“, als Bozen, das blumenliebende, tirolische Florenz?

Aber nicht allein und ausschließlich dem Füllhorn der allwaltenden Natur verdankt die Stadt am Eisack ihren lieblichen Schmuck; sie läßt auch selbst den Blumen Liebe und Pflege angedeihen. Wer sich davon überzeugen will, der betrete dieselbe am Morgen des ersten Mai und sehe zu, wie das Volk den Einzug der Frühlingsgöttin feiert. Die alte Handelsstadt zeigt sich heute im Festgewande. Ein noch regeres Treiben als sonst herrscht in allen Gassen und Gäßchen und steigert sich auf dem Obstplatz, dem Mittelpunkte des Festes, zum förmlichen Menschengewühle. Es ist nicht ein Blumenmarkt, der hier abgehalten wird, wenngleich man lebhaft handelt und feilscht; die ganze Stätte gleicht Einem blühenden, duftenden Blumengarten. Mannigfaltiges Gewächse verkleidet den Boden und überwuchert mit reichem Blüthenschmuck die Töpfe und Ständer, in welchen es steckt; auf gleiche Weise werden die Etagerien längs der Häuserreihen von Blumensträuchern und Blattpflanzen unsichtbar gemacht. Azalien, Nelken, Fuchsien, die prangende Georgine und die königliche Rose und all die blühenden Kinder sind vertreten und erfreuen durch Schönheit und Wohlgeruch. Die vornehmsten und kostbarsten Sprößlinge stammen freilich aus den Besitzungen reicher Bozener Bürger oder sind von städtischen Gärtnern und Blumenfreunden ausgestellt; doch wäre es unbillig, darüber die bescheidenen Beiträge der ländlichen Bevölkerung zu übersehen. Aus breiten Körben bieten schmucke Dirnen goldglänzende Levkojen und strahlende Astern, starkduftenden Thymian oder sprossenden Lorbeer dem Blumenliebhaber zum Verkaufe, und gern nimmt man als Entschädigung für etwaige unbefriedigte Wünsche einen freundlichen Blick der dunkeläugigen Verkäuferin entgegen. Wer wollte heute trübe erscheinen! Selbst das Glockengeläute schallt freudiger und doppelt erbaulich vom gothischen Thurm herüber. Man sieht durchgehends heitere Gesichter, vom Gymnasiasten, der den Ferialtag aufs Gründlichste genießt, bis zum Erzherzog Heinrich, dessen hohe, ehrwürdige Gestalt von Zeit zu Zeit im Menschenstrome sichtbar wird.

Der hohe Herr bewegt sich gar leutselig unter dem Volke und hat sich jedenfalls getröstet darüber, daß er einst infolge seiner Mesalliance mit der Schauspielerin die „Hoffähigkeit“ verloren hat. Seit langen Jahren hält er sich mit seiner Gemahlin, der Baronin Waideck, und einer lieblichen Tochter in hiesiger Stadt auf und das erzherzogliche Haus ist für jeden Bozener der Gegenstand aufrichtiger Liebe und Verehrung. Der Erzherzog zieht sein freiwilliges Exil dem Hofleben vor — wie einst sein Verwandter Johann —, thut viel für wohlthätige Institute, Vereine u. s. w. und genießt den Ruhm, der größte Habsburger zu sein. In den Körben der Hökerinnen (hier zu Lande „Grampen“ genannt) prangen neben den Erzeugnissen des Pflanzenreiches, welche Specialitäten Südtirols so gut wie Hesperiens vorstellen, die ersten Kirschen, zu zierlichen, wohlgezählten Sträußchen gebunden. Ein zufriedenes Schmunzeln dieser behäbigen, wohlgenährten Grampengesichter belehrt uns, daß ihr Geschäft nicht flau geht. Allerdings ist über die Bozener Obstweiber die schlimme Sage verbreitet, daß sie nicht nur sehr bösartigen Gemüthes, sondern auch gar unbescheiden in ihren Forderungen seien; man kaufe bei ihren anständigeren Colleginnen in der Landeshauptstadt billigere Südfrüchte, obgleich die Waare erst über den Brenner gehen mußte. — Ueberall Lust und Freude. Ja, sogar über die vielen Krämervisagen, die einem hier begegnen, geht ein Wiederschein der allgemeinen Festesfreude, und die Väter der alten Handelsstadt scheinen auf Augenblicke der Sorgen um „Soll und Haben“ ledig zu sein. Freundschaft und Liebe finden heute beredten Ausdruck; der Bursche „sucht das Schönste auf den Fluren“, um damit eigenhändig oder per postillon d'amour seine Liebe zu schmücken, und Sträuße duftiger Maiglocken werden zwischen Freunden und Freundinnen als Signale gegenseitiger Zuneigung getauscht. Das Blumenbrett der Hausfrau weist heute kein leeres Plätzchen auf; denn auch sie hat aus der Hand des Gatten den Tribut des Mai in Form eines blühenden Rosenstockes oder einer saftglänzenden Blattpflanze erhalten. — Aber nicht dem Blumenliebhaber allein bietet das unvergleichliche Fest seine Reize. Wer es versteht, mit beobachtendem Auge das hin- und herwogende Volk nach seiner äußeren Erscheinung in Gruppen zu sondern und deren einzelne Unterschiede auf sich wirken zu lassen, dem bietet sich hier auf engem Raume ein lohnendes Feld und genügendes Material für ethnographische Studien. Nahezu vollständig sind die südtirolischen Trachten und Typen vertreten; am häufigsten sieht man die behäbigen Bauern, deren Gehöfte in der nächsten Umgebung, auf dem reichen „Bozener Boden“ und an den benachbarten Abhängen liegen. Aus dem großen Rinnsal, welches, von der wilden Talfer durchbraust, sich im Norden öffnet, und von der Höhe des Ritten herab sind die Sarner gekommen. Hoher Wuchs, blaue Augen und helle Gesichtsfarbe lassen uns die Behauptungen der Gelehrten, die sie für Abkömmlinge alter Gothen ausgeben, glaubwürdig erscheinen. Ihre Tracht — braune Filzjuppe, kleiner, rundlicher Hut, unter dessen Krämpe

ein Kranz drolliger Löckchen hervorlugt, ferner schwefelgelbe Weste und nahezu bis an die Knöchel reichende, weitschlottrige Beinkleider — unterscheidet sie leicht von den Burggräflern (Bewohner des Meraner Bezirks) mit ihren spitzen Hüten, hochrothen Aufschlägen und kurzen Kniehosen. Doch sollen auch die Leute im Burggrafenamt ein alter Gothenhaufe sein; jedenfalls ist der Ausdruck ihrer Gesichter gerade so kerndeutsch wie derjenige der Sarnthaler. Ebenso wohlgeschlacht ist der Leibeswuchs der Meraner Bauernmädchen; durchwegs kräftige und schlanke Gestalten mit regelmäßigen und freundlichen Gesichtszügen; nur will es mich bedünken, als ob die schweren und in eine Unzahl von künstlichen Falten gelegten Röcke die hübschen Formen nicht gebührend zur Geltung kommen ließen und ihnen ein unbehilfliches, bauschiges Aussehen verliehen. Vom Reggelberge hernieder sind Hessen gestiegen, und germanisirte Romanen kamen aus den gesegneten Gefilden von Ueberetsch. Die dichtbevölkerten Thäler endlich, deren Bergwände in blauer Ferne gegen die mittägliche Etsch vordrängen und sich dunstig und geheimnißvoll in einanderschieben, auch sie haben ihre Vertreter geschickt. Wer — und hätte er noch keinen Schritt nach dem Lande südwärts vom Brenner gethan — kennte nicht die abenteuerlichen und wildfremden Gesichter! Es sind jene schlanken und doch muskulösen Gestalten, markig und zugleich geschmeidig, denen man bei allen größeren Straßen- und Eisenbahnbauten in der Schweiz, in Oesterreich und dem südlichen Deutschland begegnet. Ihre zähe Ausdauer bei der harten Arbeit verdient nicht weniger Bewunderung als ihre beispiellose Genügsamkeit, Eigenschaften, die der deutsche Arbeitgeber wohl zu würdigen versteht. Man könnte sie deshalb mit den Chinesen vergleichen. Wie diese verlassen sie in ganzen Schaaren ihre Heimath und überschwemmen die Gegenden, in denen sie Arbeit suchen und finden; wie jene drücken sie durch ihre geringen Lebensbedürfnisse die Löhne herab, und werden daher von ihren deutschen Collegen ebenso angefeindet und gehaßt, wie die schlitzäugigen Eindringlinge von den freien Amerikanern. Die harten, kühngezeichneten Gesichter verrathen einen unternehmenden Geist und Willenskraft; der Blick des dunkeln Auges zeigt uns eine Stärke der Leidenschaft, wie man sie beim deutschen Bauern vergebens sucht. Der wälsche Tiroler tritt sicherer, meist auch mit mehr Lärm und Renommage auf, als sein deutscher Landsmann; seine Bewegungen sind rasch und geschmeidig, seine Geberden lebhaft und nicht ohne Ausdruck. Vor Allem aber ist er ein gefürchteter Messerheld, er, der enthaltsame Vegetarier, welcher Tag für Tag Wasserpolenta und Käse genießt! Außer den Romanen sind wol auch stammverwandte Ladiner da, meist blonde Leute. Da jedoch ihr Aeußeres nichts Eigenthümliches hat, so erkennt sie nur, wer ihr Idiom versteht. Dieser merkwürdige Menschenschlag bewohnt einige Thäler und Abhänge in den Dolomiten, wo sie eine Welt für sich bilden, eine Welt, deren seltsame Eigenart in Sitten, Gebräuchen und Sprache erst in den letzten Jahrzehnten von namhaften Gelehrten aufgedeckt wurde, die aber noch in weiten Kreisen unbekannt und unbeachtet ist, weil fern abliegend von der Heerstraße forthastender Touristen. Vielleicht hat Einer oder der Andere etwas von bilderschnitzelnden Bauern da hinten gehört, oder sein Baedeker instruirt ihn darüber. Freilich haben die guten Leute in Gröden (Gherdeina), Enneberg und Abtei (Badia) nicht die Ehre zum seme puramente latino zu gehören; sie sind arme „Krautwälsche“; dafür ist ihre Behausung frei von wälschem Schmutz, und ihr stilles Gemüth kennt wälsche Tücke nicht.

Alle diese vielen Menschen sind selbstredend nicht gekommen, um sich an Blumenpracht und Blüthenduft zu laben, obgleich wenigstens jeder Germane ein Gelbveigelein oder sonstigen „Majen“ im Knopfloch stecken hat (der nüchterne Wälsche schwärmt nicht für Blumen und ähnliches Zeug, das nichts einträgt); der Zweck ihres Daseins ist Handel und Vertrieb, Kauf und Verkauf, Abschluß von Verträgen und Geldgeschäften. Um die heißere Mittagsstunde, nachdem das Fest seinen Höhepunkt erreicht hat, die meisten Töpfe, Körbe und Ständer geleert sind und die übrigen nur noch Reste der blühenden, duftenden Waare enthalten, ziehen sich die von auswärts Gekommenen in die zahlreichen Gasthäuser oder in jene Kneipen zurück, wo ein ausgehängter „Buschen“ von Buchsbaum oder Fichtenreis die drinnen fließende Weinquelle anzeigt. Allda verlegt man sich mit rührender Sorgfalt auf die Pflege und Restaurirung des leiblichen Ichs. Der Tiroler Bauer, sofern er deutsche Zunge spricht, hält sehr viel auf einen gut besetzten Tisch, und ein reichliches Mittagsmahl, mit den nöthigen „Weineln“ ausstaffirt, zieht er jedem anderen Vergnügen vor. Das köstliche Naß einheimischer Reben, die er im Schweiße seines Angesichtes gezogen, gönnt der südtirolische Landmann am liebsten sich selbst. Ein eminentes Eßvermögen zeichnet überhaupt den Bajuvaren vor seinem westlichen, allemannischen Nachbarn aus. Von „Plenten“ (Mais, auch Buchweizen) und Milchsuppe ist bei solchen Gelegenheiten wenigstens keine Rede. Da werden „kälberne“ Braten und „schweinene“ Rippchen nebst soliden Speckknödeln in einer Menge vertilgt, die einen Schwaben in Staunen setzen würde, jedem guten Sachsen aber die Haare zu Berge stehen machte. Hinwieder kennt er jene Leckerbissen, „volle Speckbittlinge“, Pfannekuchen und frischen Quarkkuchen, wie sie im Sachsenlande und anderwärts üblich sind, nicht, und ich zweifle sehr, ob das sächsische Volk seine eingemachten Heringe für Leber-, Plenten- und sonstige Knödel hergäbe. — Wenn man sich nun in diesem Fache vollauf Genüge gethan; wenn auch das Handeln und Schachern sein Ende gefunden hat, und manches Bäuerlein, das sein ganzes Baarvermögen im Lederbeutel mitgebracht, trotz angestrengter Rechen- und Denkarbeit von listigen Händlern und Maklern ausgebeutet ist; wenn die Geister, voll des süßen Weines, eine lebhaftere Unterhaltung führen und gar hitzig in Deutsch, Wälsch und Krautwälsch parlirt wird (die beiden letzten Idiome herrschen dabei vor, denn der Deutsche ist eher schweigsam und wortkarg als gesprächig); wenn aus den „Buschen“ die langgezogenen Melodien italienischer Lieder ertönen, begleitet von Guitarre und „Maulhobel“; wenn es endlich im Kreise der Moraspieler „sei ... otto ... cinque — ostia! tre ... maledetto!“ schallt, heiser und aufgeregt: dann ist die richtige Gewitterstimmung aufgezogen, das heiße Blut des Südländers wallt über, erbitterte Streitworte kommen von den Lippen der Männer, die soeben noch Mora gebrüllt, es erheben sich Fäuste, und solenne Messeraffairen beschließen denn auch gewöhnlich die Feier des Tages. Längst ist die Festtagssonne hinter den düsteren Felsvorhang der Mendel gesunken: aber wo im Frühstrahl Flora ihre duftigen Kinder ausgebreitet hatte, da sieht jetzt das Mondlicht manche Blutspur auf Wegen und Wänden. Die würdigen Jünger der Hermandad — es sind ihrer zwölf — mischen sich beileibe nicht in derlei Händel, die sie nichts angehen, denn sie kennen ihre Leute. In centrifugaler Richtung streben sie möglichst weit abzukommen vom Mittelpunkt der Begebenheit, um erst wiederzukehren, wenn sich der Sturm gelegt und die Kämpfenden verzogen haben. Etwaig Blessirte und Kampfunfähige genießen ihre Samariterdienste.

Das ist der erste Mai in Bozen. Wir wollen übrigens nicht verschweigen, daß es mit demselben nach dem Geständniß der Einwohner alle Jahre „minder“ wird; wenn zudem „a schiachs Wetter den ganzen Tag vertuiselt“, so ist von der ganzen Pracht überhaupt nichts zu sehen.

Was man aber innerhalb der Stadtmauern zu sehen bekommt, ist nur ein schwacher Abglanz südlicher Blumenpracht. Willst du ihren tiefsten Zauber auf dich wirken lassen, so mußt du Floras geheimnißvolle Heiligthümer selbst aufsuchen. Die Gärten vornehmer Bozener Bürger und patrizischer Familien, des Grafen Sarntheins, Toggenburg, des Baron Goldegg und Streiter's weitberühmte Rosenplantagen bieten dazu reichliche Gelegenheit, zumal sie in liberalster Weise Jedermann offen stehen. Wollen wir dem erzherzoglichen Garten einen Besuch abstatten, so verlassen wir in vorgerückter Nachmittagstunde die Gassen der Stadt und wenden uns durch enge, staubige Wege, deren hohe Mauerwände jede Aussicht auf die grünen Matten und Weingüter der Thalsohle benehmen, nach dem Villenviertel Dorf, das sich an dem Fuß des steilabfallenden Oberbozener Berges hinanzieht. Durch einige versteckte Seitenpfade sind wir zum Besitzthum des Erzherzogs gelangt. Hochragende Pinienkronen und die Spitzen der Cypressen haben als Wegweiser gedient. Wir folgen einem Gärtner durch das geöffnete Gitterthor und betreten die wohlgepflegten Kieswege, die sich gegen das unterste Gelände des Ritten hinschlängeln. Wir sehen wunderbare Gruppen ausländischer Bäume, seltene Nadelhölzer und dazwischen grünsammtne Rasenteppiche mit springenden Brunnen, von einheimischen oder exotischen Blatt- und Blüthenpflanzen eingesäumt. Wir sind entzückt über die verschwenderische Güte der Natur, die hier auf einen Erdenfleck ihr Füllhorn und südländische Seligkeit gegossen hat. Vollendete Schönheit der Formen, durchdringender Blumenduft, süße Vogelstimmen und das weiche Fächeln der Abendluft treffen die Sinne des staunenden Wanderers und wirken berauschend auf sie. Der Natur bietet die Kunst die Hand zum schönen Bunde. „Hier am Lorbeerbusch träumt Schiller in bleichem Marmor, dort erhebt sich Goethe's gebieterisches Haupt, und in der Geisblattlaube ist der verständige Nestor aus Prinz Zerbino aufgemalt, wie er im Garten der Poesie mit den Dichtern wortwechselt — Alles freundliche Wahrzeichen, daß auch um diese letzte Stadt deutscher Zunge der deutsche

Genius ein geistiges Band geschlungen habe, das sie dem großen Ganzen vereint." Und diese schönen Worte Ludwig Steub's gelten zunächst einem schlichtbürgerlichen Heime! Der Garten steigt in Terrassen gegen die rothe Porphyrwand hinan, von dieser geschützt gegen die eisigen Winde des Nordens, während der warme Hauch Hesperiens von den Niederungen der Etsch offenen Zugang findet. Von oben herab wuchert das Eichengebüsch, kriechen Schlingpflanzen und Epheu und überziehen malerisch die mächtigen Schutzmauern. Ein buntes Gewirre von Granit- und Porphyrstücken, von Kalk- und Glimmerplatten schimmert durch das wuchernde Geranke der Feigenbäume; aus Ritzen und Fugen dringt das stachlige Unkraut der Opuntien; die goldigen Früchte des Orangenbaumes erglänzen zwischen dem Blattwerk des Lorbeer. Die Blüthenreste von Pfirsich- und Mandelbäumen liegen zerstreut umher; die graue Olive ist noch nicht zur Blüthe gekommen. Auf der obersten Stufe, hart an den Grundmauern des rothen Felsgesteins, ladet uns eine aus Birkenrinde geflochtene Bank zur Ruhe ein; hinter uns im Halbkreis träumerische Cypressen, über uns das Geäste einer frischgrünenden Kastanie und der reine, dämmernde Himmel, vor uns die erhabene Landschaft. Die Abendsonne wirft ihre letzten Strahlen über den hohen Grat der Mendel; dann herrscht nur noch das Abendroth am westlichen Firmamente, flammend trifft es jenseits des Thalkessels die schönne Zinne des Schlern und die Zacken des „Rosengartens", sie mit schaurig schöner Weißgluth überziehend. Allmälig dunkelt auch diese, die letzte Röthe schwindet vom Horizont: die Nacht ist hereingebrochen, und mit mildem Glanze zieht Luna am nächtlichen Himmel auf. Ein ähnliches Schauspiel hat mein trunkenes Auge nur noch einmal gesehen, da es in gleich einsamer Stunde hinabsah ins Thal des Neckars und des Rheines. Mild und geheimnißvoll das Mondlicht, die Felsgehänge; es spielt auf den Dächern der schweigsamen Stadt und spiegelt sich in den glitzernden Wassern der Eisack und auf den Wellen des Wildbachs. Ringsum aber in düsterem Schweigen ruhen die erstorbenen Zeugen vergangener Jahrhunderte, stolzes Trümmerwerk aus mittelalterlicher Zeit und dem grauen Alterthum. Dort drüben die gewaltige Ruine von Sigmundskron, wie ein riesiger „Saltner", der Wache hält vor den kostbaren Weinkammern von Eppan und Kaltern. Seine Schatten fallen auf die Fluthen der Etsch, die sich lautlos und majestätisch hinunter ins Wälschland wälzt. Ueber ungeheuerem Abgrund liegen diesseits des Stromes die Reste der Haselburg, und in grauenhafter Oede thürmen sich ob ihr die Felsblöcke des „rothen Bodens". Auch sonst noch viel trauriges Trümmerwerk. Rings an den Gehängen und zwischen Schrofen zerstreut sind mystische Kirchen und Kapellen, unten im Thale Patriziersitze und Bauerngehöfte. Das Alles übt auf den Beschauer einen mächtigen und zugleich seligen Reiz. — In den Häusern der Stadt und auf den Straßen werden die vielen Lichtchen angebrannt; sie geben uns Kunde von den rührigen Menschen da unten. Wir kehren zu ihnen zurück, wundersame Eindrücke im Herzen und Jedem wünschend, daß er das schöne Etschland kennen lerne.

Beatus ille qui procul negotiis.

Bücherbesprechungen.

j.— **Die künstlerische Photographie.** Nebst einem Anhange über die Beurtheilung und technische Behandlung der Negative photographischer Porträte und Landschaften, sowie über die chemische und artistische Retouche, Momentaufnahmen und Magnesiumblitzbilder. Von **C. Schiendl.** Mit 38 Abbildungen und einer Tafel. (Chemisch-technische Bibliothek Band 166.) Wien, Pest, Leipzig 1889, A. Hartleben's Verlag. 8°. 4,50 ℳ, geb. 5,30 ℳ — Das vorliegende Buch ist aus einer langjährigen Praxis hervorgegangen und für den, der mitten in der praktischen Thätigkeit steht, in erster Linie bestimmt. Die Aufgabe, welche es sich stellt, ist eine doppelte. Es will die Mittel und Wege lehren, auf denen die Photographie, als deren wesentlichste Aufgabe von dem Verfasser die Herstellung der Bildnisse („Porträte") betrachtet wird, unter gewissen Gesichtspunkten betrachtet, einen Höhepunkt erreichen, d. h. zum Kunstwerke werden kann. Dieses Ziel hängt, da das photographische Verfahren selbst ein mechanisches ist, von der Berücksichtigung ästhetischer Grundanschauungen, von dem wahren Begriffe von einem künstlerisch vollendeten Bildnisse ab. In erster Linie sind es die verschiedenen Beleuchtungsmethoden, die Fehler, die unter gegebenen Verhältnissen hierbei begangen werden, die Wahl der Stellung und Gruppirung, die Einrichtung des „Ateliers", die einer eingehenden Behandlung unterzogen werden. Der zweite Theil umfaßt die chemisch-technischen Erfahrungen und Rathschläge, in einer Ausführlichkeit und einer Darstellungsweise, wie sie für den praktischen Photograph, der selbst nicht über langjährige Erfahrungen verfügt oder die neuesten Erfindungen zu verfolgen keine Gelegenheit gehabt hat, wol von großem Interesse und Werth sein können. Der Liebhaber oder, wie ihn der Verfasser zu nennen pflegt, „Amateur" findet nur wenig, was ihn seinem bescheidenen Ziele näher bringen könnte. Das soll kein Vorwurf gegen das Buch sein. Nur glauben wir, daß es seine Brauchbarkeit erhöht haben würde, wenn auch den Bedürfnissen dieser Richtung Rechnung getragen worden wäre. Wo heutigen Tages soviel photographische Apparate für Liebhaber verbreitet sind, Apparate, die namentlich z. B. in der Hand des Gelehrten für wissenschaftliche Zwecke von der größten Bedeutung sind, wäre es eine lohnende und dankenswerthe Aufgabe gewesen, den erforderlichen Rath und Aufschluß zu geben. Das mag indessen nicht in der Absicht des Verfassers gelegen haben; sein Buch ist, wie gesagt, für den praktischen Photographen bestimmt. Die Darstellungsweise läßt oft viel zu wünschen übrig. Mit der Form des Satzbaues, der Wahl der Ausdrücke ist der Verfasser nicht ganz vertraut. Es mag ja ein Mann der Praxis sein. Gleich der Anfang des Buches „vor mehr als dreißig Jahren, zur Zeit, als die Photographie mich in ihre Fesseln schlug" — klingt zwar recht romantisch, ist aber im Grunde doch recht trivial und abgeschmackt. Eine große Zahl ganz abscheulicher Fremdwörter — „Amateur", „Metier", „manuelle" Fertigkeit, „Procedur" u. s. w. — wäre leicht zu vermeiden gewesen. An Stelle der schlechten, verdeutschten Mehrheitsform „Porträte" dürfte wohl das schöne und gute Wort „Bildnisse" allenthalben Dienste geleistet haben.

M.-Fr. **Bilder und Träume aus Spanien.** Reiseerinnerungen von **Hans Parlow.** Leipzig 1889. W. Elischer Nachf. (Bruno Winckler). XX, 370 S. 6 ℳ — Spanien und die Spanier sind in den letzten Jahren uns Deutschen näher gerückt, als man noch vor wenigen Jahrzehnten erwarten konnte. Wie oft hat z. B. Graf Schack es beklagt, daß dies schöne Land den Mitteleuropäern im Grunde so fern stehe, als läge es in Afrika! Jetzt ist es schon keine zu große Seltenheit mehr, von Ausflügen in die Pyrenäenhalbinsel zu hören. Und so ist es zwar nur ein Zufall, aber ein bezeichnender Zufall, daß im Augenblicke nicht weniger als drei neue Veröffentlichungen über Spanien vor mir liegen, von Parlow, Dierck und W. Thiele. Dem Erstgenannten muß ich den Preis zuerkennen, sowol was die Form, als was den Inhalt betrifft, das letztere in dem Sinne, daß er von dem Leben der Menschen ein überzeugenderes und lebendigeres Bild giebt, als beide Andern. Es ist ein höchlichst unterhaltendes und fesselndes Buch, das der Verfasser seinem im vorigen Jahre erschienenen ersten Werke: Cultur und Gesellschaft im heutigen Spanien, nachschickt. Fünf Jahre hat er auf der Halbinsel zugebracht und diese Zeit neben wissenschaftlichen Arbeiten zur gründlichen Beobachtung nicht nur der Landschaft und der Städte, sondern vor Allem auch der sogenannten besseren Gesellschaft und der Frauenwelt benutzt. In den Abschnitten, welche sich mit diesem, allgemeinere Theilnahme erweckenden Thema beschäftigen, liegt die Eigenart unserer Veröffentlichung, daneben in dem Umstande, daß sie mit Vorliebe bei weniger bekannten Gegenden und Städten des Landes verweilt. Die sieben Abtheilungen behandeln Valladolid, Simancas, Tordesillas, Zamora, Madrid, Sevilla, die andalusische Küste von Cadiz bis Cartagena, Barcelona und die kantabrische Küste mit Oviedo, Grado und Santander. Die Sprache ist lebhaft und anregend (eine Wunderlichkeit ist das immer wiederkehrende: Nichts oder Alles oder dergl., welches [für was]); hier und da kann der Ausdruck freilich auch einen gesucht geistreichen Ton annehmen, eine Idee förmlich zu Tode gehetzt werden. Von Einzelheiten des Inhalts läßt sich hier schwer sprechen. Am wenigsten gut kommen von allen Spaniern die Catalonen männlichen und weiblichen Geschlechts weg.

J. R. **Die Edda.** Deutsch von **Wilhelm Jordan.** Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 5 bez. 6 ℳ — Vor Kurzem haben wir die Odyssee-Uebersetzung von Wilhelm Jordan einer eingehenden Besprechung unterzogen; heute liegt es uns ob, über desselben Verfassers Edda-Uebersetzung zu berichten. Zu einer solchen war Jordan nicht nur wie zu einer Verdeutschung Homer's deshalb berufen, weil er wie Wenige Einsicht in die Kunst des Epikers und Rhapsoden bekommen, sondern noch ganz besonders als Dichter der „Nibelunge", in denen er der alten germanischen

Sagenwelt bereits näher getreten war. Im Allgemeinen können wir hier auf das gelegentlich der Jordan'schen Odyssee-Uebersetzung Gesagte verweisen: auch in der Edda-Uebertragung walten dieselben Grundsätze ob, die dort beobachtet wurden, und demgemäß steigert sich auch hier der Werth und die Wirkung der Arbeit denen der früheren Uebersetzer gegenüber. Eine wörtliche Uebersetzung der alten Epen hält Jordan, wie wir gesehen haben, für ein Unding; eine solche würde, wie ja auch so manche vorhandene Uebertragung beweist, nur zu einem Zerrbild des alten Originals führen. Ist es an sich schon nicht leicht, etwas vor tausend oder mehr Jahren Gedachtes und Gedichtetes mit den Mitteln unsrer heutigen Sprache wiederzugeben, so wird es vollends fast zur Unmöglichkeit angesichts der schwierig zu handhabenden Form des Stabreims. Es ist also auch hier angebracht, bei dem neuen Guß aus dem Metall unserer modernen Sprache keine sklavische Copie zu formen, sondern mehr eine Nachbildung zu unternehmen. Dazu kommt, daß in der Edda Manches unaufgeschrieben, zwischen den Zeilen zu lesen steht, was die Hörer der alten Zeit sofort erriethen, weil man nur an ihr Gedächtniß zu rühren brauchte, um die Erinnerung an längst Bekanntes, oft Vernommenes, in Fleisch und Blut Uebergegangenes aufzufrischen: dem heutigen Leser, bei dem diese Voraussetzung nicht mehr so ganz zutrifft (seit Rich. Wagner's „Nibelungenring" ist allerdings auch hier etwas Wandlung geschaffen), muß Unverständliches verständlich, Dunkles klar gemacht, Angedeutetes weiter ausgeführt werden, damit man wisse, um was es sich handelt. So sagt z. B. Brunhild in der „Helfahrt" von ihrer Verurtheilung zum Schlafe, aus dem sie nur ein Starker wecken könne, wörtlich:

„Schilde schnürten;
Demjenigen gebot er (Odin) schlitzen
Schlaf meinen,
Der nirgend Landes
Fürchten könne."

Wer soll dies heute so ohne Weiteres verstehen? Jordan erweitert den Sinn und das nur halb Gesagte dahin:

„Er ließ mich rings mit rothen und weißen
Schilden umschließen im Schattenhaine,
In die Rüstung schnallen mit schnürenden Riemen
Und verurtheilte mich, nicht aufzuwachen,
Bis die Brünne mir schlitzen, den Schlaf mir brechen
Der Kühne käme, der Furcht nicht kenne."

Jordan überträgt eben, ohne sich irgendwie von den Aufgaben eines Uebersetzers zu entfernen und ins Gebiet des freien Nachdichtens zu begeben, für den Laien; sein Ziel war auch hier, wie bei seiner Odyssee-Verdeutschung, die Poesie der alten Vorlage Denjenigen, denen der Urtext nicht zugänglich, so mühelos wie möglich zu vermitteln. Giebt er doch Demjenigen, der sich seiner Führung anvertraut, auch Anleitung, in welcher Reihenfolge er die Gesänge der Edda vornehmen solle, um so von dem am leichtesten Begreifbaren allmälig zum Schwereren und Schwersten gelangen und den richtigen Weg zu dem Verständniß und Genuß der alten Gedichte finden zu können. Auch in der Edda-Uebersetzung, ganz wie in der der Odyssee, ist die Ausschöpfung des Urtextes eine weit gründlichere, als bisher; neben der Uebertragung führen auch die Einleitung und die Anmerkungen den Leser tiefer in den Sinn und die Bedeutung der großartigen, aber oft geheimnißvollen alten Lieder ein, als es die Arbeiten der früheren Uebersetzer vermocht. Kritisch verfährt Jordan seinem Texte gegenüber hier ebenfalls, wo diese Thätigkeit infolge der theilweisen Ruinenhaftigkeit desselben ja noch weit mehr am Platze ist, wie bei Homer; durch bloße, glückliche Umstellung von Strophen erzielt er oft überraschend einen Sinn, nach dem man bisher vergeblich gesucht. Doch behält er die übliche Strophenzählung bei, wie er denn auch in unberechtigter Weise an seiner Vorlage zu rütteln sich enthält. Dagegen hat Jordan dem Ganzen eine neue Eintheilung dadurch gegeben, daß er von der Göttersage zwei „wahrscheinlich sehr spät entstandene und werthlose, aber der Edda nun einmal einverleibte Stücke" (Odin's Rabenzauber, das Hyndlalied) ausscheidet und in einen Anhang verweist, und daß er dem köstlichen Havamal als „Spruchdichtung" eine besondere Stelle für sich giebt; an die Heldensage fügt er sodann zwei Stücke (Schwipptag und Menglada, das Mühlenlied) als Besonderes an, das er „Des Märchens Vorart" nennt. Bekanntlich hat der Inhalt der alten Mythen sich zuletzt ins Märchen verflüchtigt; aus der schlafenden Brunhild und dem sie erweckenden Siegfried ward das Dornröschen und der Prinz; hier in den zwei genannten Stücken (es sind drei Lieder) kann man diese anziehende Entwicklung insofern genau verfolgen, als die Stücke nicht mehr ganz Mythen geblieben aber auch noch nicht gänzlich Märchen geworden sind; sie sind eben „des Märchens Vorart", wol „auf dem Wege von der Götter- und Heldensage zum Märchen, aber nicht angekommen". Bemerkt sei noch, daß Jordan das deutsche Eigenthum in den nordischen Gesängen stark betont; er bedient sich z. B. der Namen Siegfried und Hagen, nicht Sigurd und Högni. Wir können nach allem dem daher auch bei der Anzeige von Jordan's Edda-Uebersetzung nur demselben Wunsch Ausdruck leihen, den wir schon bei der seiner Odyssee-Uebersetzung geäußert haben: daß der neuen Uebertragung von Denjenigen, die sich einer solchen bedienen müssen und wollen, nun auch diejenige Beachtung zu Theil werde, die ihr unter den vorhandenen Uebertragungen gebührt. Sie bildet einen tüchtigen Schritt weiter vorwärts auf dem Wege zu einer vollendeten Uebersetzung der Edda, die auch Jordan, trotz seiner Arbeit, als ein noch zu erreichendes Ziel hinstellt; und in ästhetischer Beziehung steht sie, sieht man von den meisterhaften Prosanachbildungen ab, welche die Brüder Grimm den Heldenliedern der Edda haben zu Theil werden lassen, so ziemlich obenan. Möge dies anerkannt werden!

— Hermann Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Mit 2 Karten von Richard Kiepert und mit vielen Abbildungen, Lichtdruckvollbildern und Illustrationen im Text. Berlin, Verlag von Walther und Apolant. 1889. XV, 444 S. — Die erste eingehende Schilderung der ersten großen erfolgreichen Reise deutscher Forscher im südlichen Congogebiet. Vergebens hatte man von der Loangoküste, am Ogoweh, von Angola aus vorzudringen gesucht; Hindernisse verschiedenster Art, zum Theil auch in den Reisenden liegend, die man so großen Aufgaben gewachsen glaubte, hatten der Erreichung des Zieles, der Durchquerung des Erdtheiles, sich entgegengestellt. Da legte zuerst Paul Pogge 1876 allein den Weg zum Muata Jamvo von Lunda zurück und 1880 trat derselbe in Begleitung des Lieutenant Hermann Wißmann eine neue Reise zur Westküste an, welche ihn selbst bis Nyangwe, seinen jungen Gefährten aber nach drei Jahren über Zanzibar nach der Heimath zurückführte. Pogge war 1884 in Loanda gestorben, ohne eine zusammenhängende Schilderung seiner Reise gegeben zu haben, Wißmann hatte bald nach der Rückkehr neue Ziele sich gesetzt, welche ihn bis 1887 von der Heimath fern hielten. So erhalten wir erst jetzt die Schilderung einer der wichtigsten Reisen des letzten Jahrzehnts, mit welcher die meisten neueren Forschungsexpeditionen im südlichen Congobecken insofern eng zusammenhängen, als sie die damals mit ebenso viel Muth als Glück erworbene und geschaffene Station im Lande der Baschilange zum Ausgangs- oder Zielpunkte genommen haben. Wißmann erzählt die Reise, welche er mit Pogge bis nach Nyangwe und von hier aus allein bis zum Indischen Ocean machte, er fügt dann die Schilderung der Rückreise seines Gefährten von Nyangwe bis zum Lulua, seines Aufenthaltes bei den Baschilange und der traurigen Rückkehr zur Küste hinzu. Aus diesem kleineren Theile des Buches ist Vieles den Lesern der (eingegangenen) Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland bekannt, neu ist dagegen großentheils das, was Wißmann von seiner Reise von Nyangwe nach Zanzibar berichtet, und der wissenschaftliche Anhang, in welchem die praktischen Rathschläge für Afrikareisende eine hervorragende Stelle einnehmen. Wißmann war als Schriftsteller bisher nur in den viel zu laconischen Berichterstattungen über seine früheren Reisen hervorgetreten, hier zeigt er sich uns nun als ein frischer Erzähler, der Ernstes und Heiteres gleich natürlich und ohne Wortschwall zur Kenntniß bringt. In den Schilderungen des Naturlebens und in den Jagdscenen begegnen wir einer feinen, liebevollen Beobachtung. Die zahlreich eingestreuten Urtheile über Neger und Araber sind, aus dem Munde eines so erfahrenen Mannes kommend, heute doppelt beherzigenswerth, nicht minder die Lehren, welche aus dem Verlauf der Expedition sich für die Behandlung der Eingeborenen ergeben. An der Ausstattung mit Bildern, die in farbigen Tönen gedruckt sind und bei denen die Unterschriften fehlen, ist mehr die gute Absicht als der Geschmack zu loben. Die Karten sind einfache, klare Blätter in 1 : 5 000 000 und 10 000 000.

— Bezugnehmend auf die Besprechung der Kettler'schen „Handkarte der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika", welche wir in Nr. 32 der „Wissenschaftlichen Beilage" brachten, sendet uns Hr. J. J. Kettler ein Exemplar seiner neuen Ausgabe dieser Karte mit Terrainzeichnung ein. Es ist also die Ausstellung behoben, welche wir an der ersten Ausgabe zu machen hatten, und wir empfehlen das übersichtliche Blatt neuerdings Allen, denen daran gelegen ist, die Ereignisse in Ostafrika zu verfolgen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 2. Mai. 1889.

Rede des Prorectors Professor Dr. Ribbeck, gehalten am 30. April 1889.

Unsre Universität begeht heute die Geburtsfeier ihres in Ehrfurcht geliebten Rector magnificentissimus, Sr. Majestät des Königs. Unsre Wünsche für das dauernde Wohlergehen des theuren Hauptes, die Gefühle unsres Dankes für den unschätzbaren Segen, welchen des Himmels Gnade durch das Geschenk eines solchen Herrschers unsrem Lande verliehen hat, für alle erneuten Beweise königlicher Huld und Fürsorge, deren wir uns auch in dem verflossenen Lebensjahre wieder zu erfreuen hatten, diese Gefühle leben heute nicht weniger mächtig in unsren Herzen, wenn auch der Ausdruck derselben durch die Umstände um wenige Tage verzögert worden ist.

Je weiter die Jahre im Leben des Einzelnen wie der Nation vorrücken, desto reicher wird dasselbe an Erinnerungen, desto häufiger wird der Anlaß auf Geschehenes, Vollbrachtes zurückzublicken. Wohl dem, welchem ein Kranz froher und stolzer Erinnerungen um das Bild seiner Vergangenheit geschlungen, dem zugleich Kraft und Muth zu neuen Thaten noch nicht erlahmt ist, der auf die Gegenwart mit Befriedigung, in die Zukunft mit Vertrauen auf sich und die Seinigen blicken darf! Erst neulich durften wir Deutschen des Tages gedenken, an welchem vor 40 Jahren das Bundesheer zum ersten Mal die Düppeler Schanzen erstürmte. Es war derselbe Tag, an welchem auch der damalige Kronprinz des sächsischen Königshauses sein erstes Lorbeerreis pflückte. Freilich mußte diese That nach 15 Jahren in demselben Monat noch einmal mit weit härterem Kampfe wiederholt werden, damit endlich der Grund zur Wiederaufrichtung deutscher Herrlichkeit gelegt werde. Man muß selbst zu jener Zeit in den befreiten Herzogthümern gelebt und noch inmitten des kriegerischen Getümmels von jenen Höhen auf das im jungen Frühling grünende, von Hoffnung schwellende Land hinabgeschaut haben, um die Begeisterung, welche damals in allen guten deutschen Herzen schlug, in sich nachklingen zu lassen.

Familienhafter, aber desto ehrwürdiger, von der Romantik grauer Vorzeit umglänzt ist das nahe bevorstehende Jubelfest, zu welchem sich soeben unser Land rüstet. Der Redner des heutigen Tages ist nicht berufen, den Gedanken und Empfindungen vorzugreifen, welche in wenigen Wochen sich in Wort und Lied Bahn brechen, in farbenreichen Bildern Gestalt gewinnen werden. Dem stillen Arbeiter in einer vom Leben der Gegenwart nicht abgekehrten, aber unabhängigen Wissenschaft kommt es eher zu, betrachtend und vergleichend aus der eigenen, wenn auch fremdartigen Gedankenwelt Maß und Licht für die Würdigung zeitgenössischer Anschauungen und Bestrebungen zu gewinnen. Pflegt doch bei festlichen Gelegenheiten auch der Urväter ehrwürdiger Hausrath aus alten Truhen und Schränken hervorgeholt und zum Schmucke der Tafel ausgestellt zu werden.

Gestatten Sie mir, da wir in einer Zeit leben, welche Stoff und Lust zum Feiern und Rühmen hat, einen kurzen Ueberblick, wie Griechen und Römer diese Kunst — denn das war es für sie und soll es immer sein — geübt haben. Es wird sich ergeben, wie tief dieselbe schon im Alterthum aus der reinen Höhe herabgesunken ist, auf der sie einst gethront hat. Natürlich werde ich nicht sprechen von der prosaischen Lobrede, dem flauen Handwerkserzeugniß aus der Schule der Sophisten, sondern von dem Lobgedicht, denn nur der Muse kommt es nach der ursprünglichen tiefen Auffassung des Alterthums zu, wie die Herrlichkeit der Götter, so hervorragende Trefflichkeit der Sterblichen im Gedächtniß der Nachwelt zu verewigen, und nur Außerordentliches, weithin leuchtendes, nicht das Alltägliche, vom flackernden Lämpchen der Tagesgunst beschienene ist solches Geschenkes würdig.

So waren seit alten Zeiten an den Höfen hellenischer Fürstengeschlechter Sänger willkommen, welche das Mahl durch Lieder von den Thaten großer Ahnen zu würzen verstanden. Natürlich, daß sie erzählten, was die Hörer gern vernahmen, daß sie den Helden des Hauses, der Heimath in den Vordergrund schoben und den Stoff zweckmäßig um den Mittelgrund gruppirten, aber stets in leidenschaftsloser Ruhe, als ergebene Organe ihrer göttlichen Lehrerin, welche Glauben beanspruchte.

Der epischen Breite solcher Heldenlieder steht als knappster Auszug die metrische Grabinschrift gegenüber. Das Wesentliche des Mannes, was ihn unvergeßlich macht, klingt in dem wehmüthig bescheidenen Rhythmus des elegischen Distichons dem Vorübergehenden entgegen wie ein Hauch des Vergangenen. Wir bewundern die Meisterschaft eines Simonides, der es wie kein Anderer verstanden hat, der schlichten Wahrheit, wie sie dem Ernst des Grabes gebührt, den edelsten und tiefsten Ausdruck zu geben. „Für die Hellenen kämpfend haben wir Athener zu Marathon der goldtragenden Meder Macht daniedergestreckt" so lautet in unübersetzbarer Prägnanz das Distichon, welches an einem einfachen Pfeiler auf dem Schlachtfelde zu lesen stand.

Den stolzesten Päan auf das Volk der Hellenen als Besieger der Barbaren hat Aischylos gesungen in seiner Persertragödie. Es war seiner und attischer Geisteshoheit würdig, daß er den Besiegten allein als Zeugen des nationalen Heldenkampfes das Wort gab. Aus den Schreck- und Jammerrufen vor dem Königspalast in Susa hören wir den Jubel der Griechen heraus; der persische Krieger, welcher heimkehrend als Augenzeuge von der Niederlage bei Salamis, dem Blutbade auf Psyttaleia und von den furchtbaren Erlebnissen des Rückzuges berichtet, wird zum begeisterten Herold griechischer Geistesmacht, ohne daß er einen einzigen der Sieger mit Namen nennt; der Schatten des Dareios, des guten Genius der Perser, steigt empor, um die Gerechtigkeit des göttlichen Strafgerichtes den Zerknirschten vorzuhalten, denn „die Hybris, wenn sie aufblüht, läßt eine Saat der Ate reifen, aus der ein thränenreicher Herbst geerntet wird". Durch den Mund des Feindes predigt der gedankentiefe Dichter auch den Seinigen maßvolle und bescheidene Besonnenheit.

Nike ist dem Griechen unzertrennlich von der geisteshellen Pallas Athene; oft und aller Orten vertheilte sie im Lauf des Jahres ihre Kränze bei den nationalen und localen Spielen, welche der Pflege der Musen und der körperlichen Gewandtheit gewidmet waren. Wer vom pythischen Wettkampf, vom Isthmus, von Nemea oder gar von Olympia als Sieger heimkehrte, oder nur seinen Wagenlenker heimkehren sah, in dessen Glanz sonnte sich Familie, Gemeinde und Stamm. Beim Einzuge in das heimathliche Haus oder beim Tempelgang zur Kranzweihe, bei oder nach dem Festschmause, zum abendlichen Komos oder auch am wiederkehrenden Jahrestage trug ein Chor geübter Sänger und Tänzer unter Begleitung der Phorminx oder der Clarinetten das kunstvoll gefügte Enkomion vor. Wir müssen uns in dieses jugendlich naive Frohgefühl für wirklich verdiente Auszeichnung hineindenken, welche eine körperlich oder geistig begabte Persönlichkeit auf frischer That hoch über die Häupter der Uebrigen erhob. „Wer unterlegen ist," sagt Pindar, „wird bei der Heimkehr zur Mutter nicht mit frohem Lachen empfangen: in

Nebengassen ducken sie sich, gebissen von ihrem Mißgeschick. Aber der Knabe, der einen Preis errungen hat, den trägt die Hoffnung in beflügelten Gedanken: sein Sinn steht nach Höherem als Reichthum." Die rein ideale Anerkennung der bewiesenen Ueberlegenheit ohne jeden Beisatz eines materiellen Gewinnes ist das vornehmste. „Andere Thaten finden anderen Lohn: der Heerdenzüchter und der Pflüger und der Vogelsänger und wen das Meer nährt. Jeder strengt sich an, seinem Bauch den schnöden Hunger abzuwehren. Wer aber in Wettkämpfen oder Kriegen stolzen Ruhm davonträgt, der empfängt, indem er gelobt wird, den höchsten Lohn, die Blüthe der Zunge von Heimischen und Fremden." Daß derselbe aber ein dauernder sei, dafür hatte die Kunst des Sängers zu sorgen, die sich freilich nur dem Bemittelten in Dienst stellte, Fürsten wie Hieron, Theron, Skopas, oder Sprossen edelster Familien. Und die Dichter hatten dessen kein Hehl, daß sie bezahlte Waare lieferten.

„Vor Zeiten," sagt Pindar, „war die Muse noch nicht gewinnliebend und keine Lohnarbeiterin, da trugen die sanftstimmigen Gesänge noch kein versilbertes Antlitz; aber jetzt gilt das Wort jenes Argivers, der sich von Habe zugleich und Freunden verlassen sah: Geld, Geld ist der Mann"; und er selbst gedenkt gelegentlich unverhohlen des Vertrages, welcher seine Stimme für Geldeslohn in Dienst genommen habe. Die Berufung der ersten Meister zu solchem Werk würde allein den hohen Geist verbürgen, mit welchem die Aufgabe erfaßt wurde, wenn uns auch keine Proben vorlägen. Hat doch den jungen Alkibiades, als er beim Wagenrennen den ersten, zweiten und dritten Preis auf einmal davongetragen hatte, kein Geringerer als Euripides gefeiert. Haben doch Pindar und Simonides geradezu einen Beruf aus der Anfertigung von Siegesliedern gemacht. Nach allen Richtungen der hellenischen Welt reichten die Verbindungen dieser Dichter. Für Theben, Argos, Korinth und Athen, für Opus, Lokri und Orchomenos, für Aegina, Tenedos, Rhodos und verschiedene Städte Siciliens, für Thessalien und Kyrene hat Pindar seine Oden gedichtet, die er theils schickte, theils selbst überbrachte, alle verschieden von einander in rhythmisch-musikalischer Form wie im geistigen Ton und Gehalt, wahrlich keine Schablonenarbeiten und doch nach einer gewissen Kunstsatzung frei gestaltet. Was seine Arbeit werth war, wußte der Dichter wohl ins Licht zu setzen. „Der beste Arzt nach geprüften Mühen ist Frohsinn," so beginnt ein Festlied für einen Knaben, der im Ringen gesiegt hat. „Die klugen Töchter der Musen, die Gesänge, bereiten ihn mit streichelnden Händen. Nicht laues Wasser schmeidigt so die Glieder, wie rühmende Rede gesellt zur Phorminx. Das Wort lebt länger als Thaten, wenn es mit glücklicher Hilfe der Charitinnen die Zunge aus tiefem Geist hervorgeholt hat." Und weiterhin: „Das geläuterte Gold zeigt vollen Glanz, aber ein Lied von guten Thaten macht den Mann Königen gleich an Glück."

So waren es keine geringen Erwartungen, welche an den Festsänger gestellt wurden. Sollte er im vollen Maße dem Tage gerecht werden, so konnte er gründlicher Vorarbeiten nicht entrathen. Nicht nur mit der Eigenart und den Verdiensten seines Helden mußte er vertraut sein, sondern auch mit den Ueberlieferungen und Verhältnissen des Hauses, mit der Geschichte der Stadt und des Landes, mit den politischen und persönlichen Beziehungen zu Vergangenheit und Gegenwart. Aus all diesen Fäden wird ein feines Gespinnst sinnreicher Gedanken gewoben, deren Verständniß freilich neben poetischer Empfänglichkeit einen außerordentlichen Grad combinatorischen Scharfsinnes bei den Hörern voraussetzte. Wer die wunderbare Begabung und den feinen Geist der Griechen, nicht nur der Athener, in der Zeit des Aischylos und Pindar richtig schätzen will, muß neben den Tragödien die Siegeslieder des letzteren in der unmittelbaren Wirkung ihrer Zeit sich vor Augen stellen. Sie fordern durch ihre ganze Anlage die tiefere Deutung heraus. Gerade dahin geht das Bestreben, Aufmerksamkeit zu wecken, Räthsel aufzugeben. In den Schleier des Gleichnisses, der Gnome hüllt der Dichter Lob und Tadel, Aufmunterung, Trost und Warnung, den ganzen Schatz seiner Weisheit. Er spricht daher von den Falten seiner Gesänge, von den schnellen Pfeilen in seinem Köcher, welche für Verstehende reden, aber der Ausleger bedürfen, von dem Ziel, welches sein Bogen oder sein Speerwurf nicht verfehlen dürfe. Scheinbar im Sprung, ohne Brücken schreitet das Lied vorwärts. Bald gleicht es einem Bau, dessen Quadern ohne Mörtel und Klammern durch ihr eignes Gewicht aufeinanderruhen (goldne Säulen stützen eine prächtige Vorhalle), bald einer überschäumenden Schale edlen Weines oder einem Mischkessel wohl bemessenen Trankes.

Das Lob des Siegers ist nur gleichsam der in den Boden gesenkte Keim, aus welchem die Blüthen des duftigen Kranzes hervorwachsen. Mit fast geschäftsmäßiger Kürze wird des errungenen Sieges selbst gedacht, bisweilen erst gegen den Schluß, als wäre beinahe Vergessenes nachzuholen. Frühere Erfolge werden in statistischer Trockenheit aufgezählt: die spärlich aufgesetzten Lichter mögen durch begleitende Musik und Tanzbewegung gehoben worden sein. Nicht verschwiegen werden die Siege der Vorfahren: die ganze agonistische Ruhmeshalle des Hauses wird geöffnet. Ein äginetischer Knabe hat vom Ringkampf in Nemea den ersten Eppichkranz und damit seinem Geschlecht den 25. Siegerpreis heimgebracht. Wie ein Jäger wandelt er in den Spuren seines Großvaters, der zuerst den Aeakiden den olympischen Lorbeer gewonnen hat, 5mal auf dem Isthmos, 3mal in Nemea bekränzt ist. Und noch weiter hinauf wird siegreicher Ahnen gedacht. Weil aber Vater und Urgroßvater leer ausgegangen sind, wird sinnreich, jedoch ohne ausgesprochene Anwendung, das Geschlecht des Knaben mit fruchttragenden Aeckern verglichen, welche in einem Jahr Ertrag liefern, im andern rasten und Kraft sammeln. Wem die höchste Ehre, der olympische Lorbeer, noch fehlt, für den wird des Zeus Gnade erfleht, oder es wird auf die Zaghaftigkeit der Eltern geschoben, welche die angestammte Kraft nicht erkannt und den vorwärts Strebenden an der Hand zurückgeführt haben.

Kürze ist die Seele des Lobes. „Wer von Erfolg redet, soll vieler Verdienste Enden zusammenfassen, so folgt weniger Tadel von den Menschen, denn Sättigung stumpft die schnellen Erwartungen ab, und im Geheimen fühlt sich das Gemüth der Bürger beschwert beim Anhören fremder Trefflichkeit. Freilich ist Neid besser als Mitleid; wer von Menschen beneidet wird, bei dem verweilt das Glück."

Das schönste Ziel des Lebens, der werthvollste Besitz, den Einer seinem Geschlechte hinterlassen kann, ist das dankbare Gedächtniß, die Huld der Bürger. Je schöner und ehrenvoller aber das Erreichte ist, desto dringender warnt der Sänger vor dem Streben nach Unerreichbarem, vor den Folgen der Hybris. „Das letzte Ziel der Größe gipfelt sich den Königen: strebe nicht weiter!" ruft er Hieron zu. „Wir sind Sterbliche: über die Säulen des Herakles dringen wir nimmer hinaus," heißt es an einer anderen Stelle, und wieder: „den ehernen Himmel können wir nicht erklimmen; unser Schicksal wechselt mit dem Tage; an das Vorliegende sollen wir denken."

Am höchsten schätzt der aristokratische Sänger angeborene Gaben, die Gunst einer bevorzugten Natur: „wer Angelerntes besitzt, steht als ein dunkler Mann, bald dahin, bald dorthin strebend, auf schwankendem Fuß". Er selbst blickt mit stolzem Bewußtsein herab auf unbegabte Handwerksgenossen und Schüler, gewandte Schwätzer: „wie Raben krächzen sie wirkungslos gegen den göttlichen Vogel des Zeus". Zwar sind gefahrlose Proben der Tüchtigkeit nicht geschätzt, während einer schönen That, die mit Mühe geleistet ist, Viele gedenken. Aber die Gottheit ist es, welche bald den Einen, bald den Anderen in die Höhe hebt oder zu Boden wirft. „Tagesgeschöpfe! was ist Einer? was ist Einer nicht? eines Schatten Traum ist der Mensch. Aber wenn ein gottverliehener Lichtstrahl kommt, dann waltet ein leuchtender Glanz über dem Menschen und wonniges Lebensgefühl."

So ist von der Person des Gefeierten viel weniger die Rede als von seinen Vorfahren, von den Heroen seiner Heimath, von den Gründern seiner Stadt oder ihren Schutzgöttern; denn das sind die Quellen, welchen der blühende Sproß seine Kraft verdankt. Die Sage bot dem Kundigen so reichen Stoff, daß er nur auszuwählen brauchte, was für seinen Zweck am geeignetsten schien. Nicht in epischer Breite, sondern die Spitzen pflückend stellt er den Mythus dar, hervorhebend oder leise andeutend, was ihm als Beispiel eines vorschwebenden Gedankens dienen kann. Hier besonders wurde die Feinheit der Auffassung auf die Probe gestellt; hier muß der heutige Erklärer, dem die vorausgesetzten Thatsachen und Verhältnisse kaum in den äußersten Umrissen überliefert sind, nur zu oft die Unsicherheit oder Unzulänglichkeit seiner Bemühungen beschämt eingestehen. In dem an sich löblichen Bestreben, alle Schleier zu lüften, haben sich selbst die geistvollsten und gelehrtesten Forscher zu Spitzfindigkeiten verleiten lassen, deren Haltlosigkeit der unbefangene Blick sofort erkennt. Schon die Menge einander widersprechender Deutungen beweist, wie groß die Versuchung zu Irrwegen ist. Einige Beispiele mögen diese Gefahr und die Weise des Dichters erläutern.

Den Mittelpunkt eines Liedes auf den König Hieron von Syracus, dessen Wagengespann in Delphi gesiegt hatte, bildet die Sage von Ixion, dem schnöden Verräther, der erst seinen Schwieger-

vater tückisch in eine Mordgrube gelockt und dann die Wohlthaten des Zeus durch freche Zumuthungen an Here gelohnt hat. Kaum sollte man es glauben, daß selbst der verdienteste Erklärer Pindar's auf den Einfall kommen konnte, mit Schuld und Strafe dieses Frevlers solle dem König selbst ein warnendes Spiegelbild vorgehalten werden, weil er mit seinem Bruder um die Herrschaft stritt und vielleicht (eine Vermuthung, die rein in der Luft schwebt) dessen Frau begehrte. Und doch hat der Dichter ausdrücklich gesagt, Ixion, der auf das Rad Geflochtene, rufe auf Götterbefehl den Sterblichen die Lehre zu, den Wohlthäter mit freundlicher Vergeltung zu ehren. Und soeben war Hieron gerühmt worden, daß er der Stadt Lokri gegen Anaxilas von Rhegion Schutz gewährt habe: „Dich preist die Lokrische Jungfrau, welche Dank deiner Macht nach Kriegsnoth nunmehr sicher und sorglos blickt.“ Was liegt näher, als daß eben den Lokrern auch für die Zukunft die Pflicht der Dankbarkeit eingeprägt werden sollte? Welche weiteren Vergleichungspunkte aber zwischen ihrem und Ixions Verhalten vorlagen oder nicht vorlagen, müssen wir uns bescheiden nicht zu wissen. Wie schon das einfache Gleichniß in der dichterischen Phantasie über das Verglichene hinauswächst und ein Leben für sich gewinnt, so führen die Dichter des Alterthums auch den Mythus, der als Beispiel dienen soll, unbekümmert um die Anwendung im Einzelnen aus, von der Lust des Fabulirens fortgerissen.

Der König Arkesilaos von Kyrene, der im pythischen Wagenrennen gesiegt hat, leitete sein Geschlecht von dem Minyer Euphemos, dem Steuermann der Argonauten, her, dessen später Nachkomme, Battos, der Gründer von Kyrene gewesen ist. Dieß giebt dem Dichter Anlaß, beide Mythen, die Fahrt nach dem goldenen Vließ und die Gründung Kyrene's, in kunstvoll verschlungener Erzählung zu verbinden. Es ist die prächtigste, am reichsten ausgeführte Romanze des Alterthums: Alles greift ineinander, um die Entstehung des jetzt so blühenden Reiches vorzubereiten. Plötzlich aber stimmt das Lied einen andern Ton an: „Erkenne jetzt des Oedipus Weisheit. Wenn man von einer großen Eiche die Zweige mit scharfem Beil abhaut und ihre Pracht schändet, so macht sie sich doch noch geltend, wenn auch ihre Fruchtbarkeit dahin, wenn sie im winterlichen Feuer kracht oder mit anderen Säulen im Königspalast das Dach stützt.“ Ein vornehmer Kyrenäer war wegen Betheiligung an einem Aufstande vom Könige verbannt worden und hatte sich nach Theben zu seinem Gastfreunde Pindar begeben, der nun bei günstiger Gelegenheit ein gutes Wort für den Verbannten einlegt. „Du bist ein trefflicher Arzt,“ sagt er zu Arkesilaos; „man muß eine weiche Hand auf die Wunde legen. Es ist leicht auch für Schwächere, eine Stadt zu erschüttern, aber sie wieder festzustellen ist eine schwere Aufgabe, wenn nicht ein Gott plötzlich das Steuerruder ergreift. Dir aber wird solche Gunst durch die Umstände gewoben: nimm dich der glücklichen Kyrene voll an.“ Und nun nimmt er geradezu die Würde des Botschafters für sich in Anspruch, den schon Homer geehrt wissen wollte, preist die anerkannten Tugenden seines Schützlings, des Damophilos, den er jetzt erst nennt: „er ist unter Knaben jung, im Rath ein Alter von hundert Jahren, seine Zunge ist bescheiden, er hat gelernt den Uebermüthigen zu hassen, widerstrebt nicht den Guten und zieht kein Werk in die Länge“. Gar schmerzlich sei es, wenn man das Schöne kenne, nothgedrungen den Fuß draußen zu halten. „Hat doch Zeus auch die Titanen begnadigt, und mit der Zeit, wenn der Wind vorüber, legt man die Segel um. Der Arme ist krank gewesen und sehnt sich, sein Haus wiederzusehen, daheim die harmlosen Freuden der Bürger zu theilen, keinem zu Leide und selbst ungefährdet.“ So klingt das großartig angelegte Siegeslied in eine warme Fürsprache aus: der Dichter und sein Schützling hat den günstigen Zeitpunkt, den kurz verweilenden, der dem Menschen als Freund, nicht als unterwürfiger Diener folgt, gewandt ergriffen. Aber gesucht und verfehlt nach meiner Ansicht ist das Spüren nach einer inneren Beziehung zwischen dem Mythus und dieser Fürbitte. Der Versuch, Jason sei es mit Damophilos sei es mit Arkesilaos zusammenzustellen, muß nothwendig schief ausfallen. Aber nachdem die Kette wunderbarer Fügungen, welchen Kyrene und dessen Herrscher Dasein und Macht verdanken, so glänzend dargelegt, war das Gemüth für großmüthiges Vertrauen vorbereitet, so daß ein milder Strahl von dem Glanz des Tages auf den fernen Sehnsüchtigen gelenkt werden durfte. Zu persönlichem Lobe des Gefeierten aber ist gar nichts gesagt.

Auch wo die Versuchung nahe lag, laut in die Posaune zu stoßen, bewährt sich die maßvolle Würde des Sängers, der seinem Helden lieber durch Größe der Gedanken als durch schmeichlerische Rhetorik huldigte. Dem Wagensieg Hieron's, welchen die erste pythische Ode feiert, waren große Ereignisse vorangegangen, die Gründung der Stadt Aetna, am Fuße des gewaltigen Vulcans, dessen jüngster Ausbruch noch in frischem Gedächtniß war, und zuletzt die Niederwerfung der Etrusker bei Kyme. Jetzt waltete Friede, Sicherheit, feste Ordnung in der Natur wie im Staats- und Völkerleben; neben den Siegen von Salamis und Platää strahlte in nicht minderem Glanze der Sieg von Himera: an der Befreiung des Hellenenvolkes vom übermüthigen Joch der Barbaren hatte Hieron nicht geringeren Antheil als Athen und Sparta. Diese Motive mit bedeutungsvoller Kürze in ein harmonisches Ganzes zusammenzufassen, ist dem Dichter wunderbar gelungen. Der herrliche Eingang, welcher die beruhigende Macht der Musik über alle Geschöpfe, auf Erden und im Himmel, über den Adler des Zeus und über Ares schildert, erfüllt das Gemüth mit feierlicher Ruhe. Nur der Götterfeind Typhos, der unter dem schneeigen Aetna begraben ist, scheut die Stimme der Musen und ergießt brüllend seine Feuerbäche. Nun wird die neue Stadt, als deren Bürger Hieron soeben in Delphi ausgerufen ist, der Huld des Zeus empfohlen, und Apollon, der durch den Siegerkranz einen glückverheißenden Anfang geschenkt hat, wird angerufen, die Ansiedler mit geistigen Gaben zu segnen. Möge dem Manne, welchem das Lied gilt, der kürzlich krank wie einst Philoktet und siegreich wie er gegen den Feind gezogen ist, eine glückliche und ruhige Zukunft beschieden sein, und seinem Sohn, dem jungen Herrn von Aetna. In schöner Eintracht mögen Beide die Satzungen der neugeschaffenen altdorischen Gemeinde pflegen. Und Punier, Tyrrener und Meder sollen daheim bleiben, nachdem ihr Uebermuth so schön zurückgewiesen ist. Hieron aber möge in seiner blühenden Art verharren, er soll seiner Fürstenpflicht und Würde eingedenk fröhlich mit vollen Segeln fahren und beherzigen, daß der Nachruhm allein verkündet, was an einem Mann gewesen ist. „Wem beides zu Theil wird, Glück und Ruhm, der hat den höchsten Kranz empfangen.“ Denken wir dieses herrliche Lied unter dem Himmel Siciliens angesichts des Aetna auf dem Festplatz gesungen, den neuerbaute Heiligthümer und Paläste in frischer Pracht umgaben. Kein Wort des Lobes ist zu viel gesagt; keine zudringliche Verherrlichung von Herrschertugenden. Was erwartet wird, ist in der Form der Aufforderung, in einer Reihe kürzester Sätze ausgesprochen.

Auch die Schatten verleugnet der freimüthige Sänger keineswegs, aber er kleidet Lob wie Tadel oft in die Form allgemeiner Grundsätze, die Anwendung den Hörern überlassend. Nicht einmal Simonides, der im Loben freigebiger war, brachte es über sein Gewissen, Flecken zu verschweigen. Wir wissen nicht, was Skopas der Aleuade begangen hatte: mit schonender Hand, aber doch sein sittliches Urtheil wahrend, deutet der Eingang des Enkomions auf die Wunde. „In Wahrheit ein guter Mann zu sein,“ so beginnt er, „ist schwer; — — trefflich zu sein, ist ein Vorrecht der Gottheit: wen die Götter lieben, die sind am besten. So will ich es aufgeben das Unmögliche zu suchen, einen ganz untadligen Mann; alle lobe und liebe ich, die mit Willen nichts Schimpfliches thun.“ Vergangene Mißhelligkeiten, wie zwischen Hieron und Theron, berührt Pindar wie Wolken und Unwetter, die vorübergezogen sind. Aber gegen die Spione und schmeichlerischen Ohrenbläser, welche der syracusische Tyrann im Solde hielt, braucht er scharfe Worte: „Werde wer du in Wahrheit bist, und laß es dir sagen: Kinder haben ihre Freude am Affen: wohl dem Rhadamanthys, der nicht an Trugreden Gefallen findet, wie die Sterblichen. Ein unbekämpfbares Uebel sind für beide Theile heimliche Verleumdungen, den Füchsen gleich. — — Allerwegs geht der gradzüngige Mann voran, unter der Tyrannis, im Heer und wenn die Weisen die Stadt behüten.“

So blieb der Lobsänger, auch der bezahlte, in der Blüthezeit des hellenischen Geistes der überlegene, unabhängige Lehrer, ein würdevoller Priester, welchem auch ein ernst mahnendes Wort gestattet war.

„Eins ist der Menschen Geschlecht, ein anderes der Götter,“ lehrte Pindar: „aus einer Mutter aber athmen wir Beide.“ Der Spartaner Lysandros ist der erste gewesen, dem Altäre und Opfer von hellenischen Städten geweiht sind, dem sogar ein besonderes Fest an Stelle der Here auf Samos geheiligt und ein Päan gesungen ist. Er zuerst hat Poeten freilich niederen Ranges in seinem Gefolge gehabt, welche seine Heldenthaten sogar in förmlichem Wettkampf zu besingen hatten. Das sind die Folgen des peloponnesischen Krieges und der mit ihm verbundenen Umwälzungen des geistigen und religiösen Lebens. Die alten Götter im Olymp hatten ihr Ansehen verloren, da war es kein Frevel mehr, sie durch Erden-

söhne zu ersetzen. Daß nun vollends der Nachkomme des Herakles und Achilleus, der wie Bacchus siegreich die Welt bis Indien durchzog, seinen Soldaten in göttlichem Glanz erschien, war ganz natürlich. Wenn Alexander die Anerkennung solcher Göttlichkeit auch von seiner Umgebung wie von den griechischen Städten forderte, so war das eine bedeutungsvolle Maßregel seiner Politik; und unter seinen Nachfolgern wurde die gleiche Ehrenbezeugung ein Attribut der königlichen Würde, eine Vorschrift der höfischen Etikette.

Folgerichtig nahm nunmehr ein Loblied auf den König die Form des Hymnus an, und in Hymnen an die Götter wurde des Königs gedacht. Es klingt noch bescheiden und würdig, wenn Kallimachos singt: „vom Zeus sind die Könige; du hast ihnen dein Amt beschieden, hast ihnen Städte zu hüten gegeben und sitzest selbst auf den Burgen als Aufseher, du hast ihnen Reichthum und Macht gegeben, nicht Allen in gleichem Maße, vor Allen unserem Herrscher, der am Abend vollbringt, was er am Morgen gedacht hat." Aber weiter und über die Grenze des guten Geschmacks geht er im Hymnus auf Delos, wenn er erzählt: wie Leto, einen Ort für ihre Niederkunft suchend, nach Kos gekommen sei, habe das noch ungeborene Kind in ihrem Schooß ihr abgeredet, sich dort niederzulassen, weil dieser Insel bereits von den Moiren ein anderer Gott bestimmt sei, nämlich Ptolemaeus Philadelphus. Ihm hat Theokrit einen Hymnus geweiht, welcher Apotheose des Vaters und Verherrlichung des Lebenden vereinigt. Dem Vater wie dem großen Alexander sind Ehrensitze im Hause des Zeus angewiesen. Dem Ahnherrn Herakles sitzen sie gegenüber. Wenn dieser von der Tafel aufsteht, um sich zu seiner Gattin zu begeben, überläßt er dem Einen Bogen und Köcher, dem Anderen die Keule, und sie geleiten ihn. Der königliche Sohn aber wird mit Apollo verglichen und seine Geburtsinsel Kos tritt neben Delos. Die Macht des ägyptischen Herrschers wird ins Märchenhafte aufgethürmt. Aus einer künstlich zusammengesetzten Zahlenreihe erwächst eine wunderbare Summe unterthäniger Städte: 33 333. Ueber die Völkerschaften, denen er gebietet, über Flotte und Landarmee wird Musterung gehalten. Es ist eine ungeheure Parade in Versen. Mit dem persönlichen Lobe des Fürsten, seiner Herrschergaben in Krieg und Frieden, der königlichen Freigebigkeit namentlich gegen Sänger, und der Pietät gegen die hohen Eltern klingt die pomphafte Huldigung aus, welche gewiß nicht unbelohnt geblieben ist. Denn daß auch Theokrit seine Saiten nicht umsonst rührte, zeigt das unmuthige Gedicht, in welchem er klagt, daß die Musen vergeblich anklopfen, daß sich Niemand mehr etwas aus Sängerlob mache, daß die Reichen selbst genügsam und geizig seien. Die Zeiten der Aleuaden und Skopaden und der großmüthigen Fürsten Siciliens wären vorüber. „Wer wird unsre Huldinnen, die lobsingenden, freundlich aufnehmen und nicht unbeschenkt wieder heimsenden?" fragt er. „Grollend gehen sie mit nackten Füßen nach Hause, viel mich scheltend, daß sie einen vergeblichen Weg gemacht haben. — — — Wer von den jetzigen ist noch der Mann Lobredner zu lieben? Ich weiß es nicht, denn nicht mehr wie sonst streben die Leute nach Lob für wackere Thaten, sondern dem Gewinn sind sie ergeben. Jeder im Busen haltend die Hand schaut aus, wie er Geld kann kriegen, und selbst nicht einmal den Rost vom Silber verschenkt er, sondern er sagt alsbald: das Knie ist mir näher als das Schienbein. Hab' ich nur selbst etwas: den Sänger ehren die Götter. Wer mag Andre noch hören? genug ist Allen Homeros. Der ist der beste der Sänger, der nichts mir lockt aus der Tasche." Die Leute sind banausisch geworden und machen sich aus der Unsterblichkeit des Namens nichts, welchen die Muse gewährt. Entrüstet wünscht der Dichter den Geldsäcken, daß sie immer mehr einnehmen und nur immer gieriger werden mögen. Da aber Krieg zwischen Hieron und den Karthagern vor der Thür steht, so bietet er sich dem Könige zum Hofdichter an und spendet schon jetzt die besten Wünsche für eine gesegnete Zukunft des Landes.

In Rom ist das Lobgedicht für Feldherren, Staatsmänner und Herrscher fast so alt als die Poesie überhaupt. Scipio Africanus fand bei Lebzeiten seinen Homer an Ennius, und die Annalen desselben waren ein großer Ruhmestempel römischer Familien. Cicero sparte in der poetischen Verewigung seines Consulates des Selbstlobes nicht, und sein Todfeind Antonius führte wie jene hellenistischen und andere römische Generale lange vor ihm seinen Leibpoeten im Lager mit sich. Der gedrückten Stellung entsprechend, welche die römischen Dichter von jeher in der Gesellschaft eingenommen haben, ist der Ton, in welchem sie die Großen feiern, ein demüthiger und die Rhetorik der Schule giebt ihm das Ueberschwängliche. Selbstbewußtere Geister wie gerade die Führer der augusteischen Dichtung entziehen sich den an sie herantretenden Zumuthungen mit höflichen Wendungen, mit dem Bekenntniß der Unzulänglichkeit und Versprechungen für eine unbestimmte Zukunft. Der officielle Lobdichter des cäsarischen Hauses ist Varius: auf ihn werden jene Aufgaben gleichsam abgeladen, und gewiß war es ein feines Lob, wenn er in dem Panegyricus auf Augustus schrieb: „Ob das Volk inniger dein Wohl wünscht oder du des Volkes Wohl, das möge Juppiter, welcher für dich wie für die Stadt sorgt, unentschieden lassen." Nur der Lyriker Horaz kann sich den Ansprüchen nicht entziehen, welche die Förderung des monarchischen Principes, dem er diente, mit sich brachte. Leider ist nicht überliefert, bei welchen Gelegenheiten und in welcher äußeren Veranstaltung seine politischen Oden vorgetragen worden sind. Sicher waren sie zunächst nicht für den einsamen Leser bestimmt. Wenn schon in republicanischer Zeit zum Jahresanfang vor dem Capitolinischen Tempel von den neuen Consuln unter Betheiligung der Vestalinnen Wünsche für das Wohl des Gemeinwesens dargebracht und nach der Schlacht bei Actium nach Senatsbeschluß noch ausdrücklich Gebete für den Herrscher in diese Feier eingeschlossen wurden: warum könnte nicht mit einer ähnlichen gottesdienstlichen Feier, etwa mit einer öffentlichen supplicatio zur Sühne von Prodigien, jenes Lied verbunden gewesen sein, in welchem eine endliche Versöhnung der Götter wegen der Ermordung Cäsar's erfleht wird? „Wen soll das Volk anrufen?" heißt es; „mit welcher Bitte sollen die heiligen Jungfrauen die strenge Vesta erweichen?" Als Götterbote in menschlicher Hülle wird der Rächer Cäsar's begrüßt: sein Verweilen auf der Erde ist eine Bürgschaft für Gedeihen im Innern und Sicherheit nach Außen. Solche Vergötterung ist nicht schmeichlerische Erfindung des Dichters; er schließt sich nur den allgemeinen Vorstellungen an, wie sie durch Gottesdienst, Gründung religiöser Genossenschaften und Widmungen bestätigt und beglaubigt waren. Viel später zieht eine innige Ansprache an den abwesenden Fürsten, gleichsam eine supplicatio für seine Rückkehr, die Summe der Wohlthaten, welche das Vaterland dem bewährten Führer dankt. Es ist der gemüthvolle Ausdruck aufrichtiger Zuneigung und Ergebenheit, wenn in schönem Bilde das sehnsüchtige Vaterland mit der Mutter verglichen wird, welche an der Küste stehend nach der lange erwarteten Heimkehr des über das Meer gezogenen Sohnes unverwandten Blickes ausschaut. Erst im Jahre vorher hat sich Horaz auf ausdrücklichen Wunsch des Augustus zu zwei Siegesliedern in Pindarischem Stil aufgeschwungen zu Ehren der beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius. Nicht nur das prachtvolle Doppelgleichniß, welches den einen dieser Päane in einer siebenstrophigen Periode eröffnet, sondern mehr noch der Blick auf die Wurzeln der bewiesenen Heldenkraft zeigt das Vorbild Pindar's. Wie dieser feiert der römische Dichter das Geschlecht, aus welchem der Sieger hervorgegangen ist; wie jener die Gegenwart durch den Mythus verklärt, so wird hier der große Ahne gefeiert, welcher einst Hasdrubal geschlagen und dem furchtbaren Krieg die glückliche Wendung gegeben hat, welche Hannibal's stolze Hoffnungen brach. Unverkennbar aber ist der scharf betonte Gegensatz zu Pindarischer Anschauung, wenn zwar die Vererbung von Kraft und Tapferkeit zugestanden wird (fortes creantur fortibus et bonis), aber auch der Werth guter Erziehung und Bildung zu seinem Recht kommt (doctrina sed vim promovet insitam), denn das Verdienst der sorgfältigen Erziehung beider Prinzen unter den Augen des Augustus durfte nicht verschwiegen werden, und überhaupt war Wiederbelebung und Veredelung der heruntergekommenen Nationalkraft durch Zucht und Sitte ein Hauptziel der kaiserlichen Regierung. In der That hat Horaz noch etwas von der Würde des geweihten Musenpriesters an sich.

Aber elende Clientenarbeit sind jene versificirten Panegyrici auf Messalla und andere Große, welche trügerischer Weise den Namen berühmter Dichter an der Stirn tragen. Jener hungrige Bratensänger, dessen Elegie mit der Sammlung Tibullischer Dichtungen verbunden ist, weil sie eben an Messalla gerichtet ist, durchschweift das ganze Weltall und fabelt von einem Wettkampf zahlloser Lobredner in Vers und Prosa, unter denen er der Sieger sein möchte. Vermuthlich saß er noch auf der Schulbank, denn die Eierschalen trivialer Gelehrsamkeit kleben ihm noch an. Messalla wird mit Nestor sowol als Ulixes verglichen, und aus diesem Anlaß die ganze Reihe der Irrfahrten und Abenteuer aus der Odyssee, obwol sie gar nicht zur Sache gehören, hererzählt. Mit erschöpfender Umständlichkeit wird der Umkreis aller militärischen Künste beschrieben, in denen Messalla unerreichter Meister sei: wenn er 100 Jahre alt sei, werde er sich noch mit Leichtigkeit auf das Pferd schwingen. Die Schauplätze seiner zukünftigen Thaten werden auf dem ganzen Erdkreis gesucht. Mit nur zu deutlicher Anspielung

auf das gehoffte Honorar gedenkt zuletzt der von seiner Unfähigkeit in Worten wenigstens durchdrungene Verfasser seiner heruntergekommenen Verhältnisse und versichert, wie unermüdlich er nicht nur mit seiner Muse, sondern mit Leib und Seele dem großen Herrn zu dienen, ja für ihn durchs Feuer zu gehen bereit sei. Selbst nach dem Tode, in einem zweiten oder dritten Leben, wenn er vermöge der Seelenwanderung den Leib eines Pferdes, Ochsen oder Vogels endlich wieder mit menschlicher Gestalt vertauscht haben wird, will er sein einmal angefangenes Epos auf den Helden fortsetzen.

Ein junger unreifer Mensch war es auch, der unter Nero den hochadligen Calpurnius Piso andichtete und ihn einlud, sein Mäcenas zu werden. In wahrhaft schulmäßiger Disposition entwirft er das schmeichelhafte Bild des hohen Herrn, des Staatsmannes wie des Privatmannes. Der unbemittelte Verfasser niederen Standes will mit dieser Probeleistung seine Bitte, aus der Dunkelheit hervorgehoben zu werden, unterstützen und seinen Beruf zum Hauspoeten bekräftigen.

Eine neue Form des höfischen Lobgedichtes, deren Keime auf Sicilien zurückgehen und in bescheidener Fortbildung auch von Vergil gepflegt waren, kam unter der Neronischen Herrschaft zur Blüthe, die Pastorale: Hofleute im Costüm von Hirten unterhalten sich über die neuesten Bühnenleistungen des schöngeistigen Kaisers, der als Kitharöde und als Recitator eigner Dichtung im Ornat Apollo's und als dessen Ebenbild aufgetreten ist. Da hat Homer die Dichterbinde von seiner Stirn genommen und die Nero's geschmückt, da stand Mantua beschämt von ferne und vernichtete ihre Handschrift. Ein anderes Thema dieser Hirtenpoesie ist der Lobgesang auf das nunmehr angebrochene goldene Zeitalter. Was Vergil einst ersehnt hatte, ist nunmehr endlich eingetroffen: casta fave, Lucina: tuus iam regnat Apollo. Und wer es leugnet, wird zum blöden Vieh, zum stolidum pecus geworfen. Noch unmittelbarer richtet sich ein gleichzeitiger Dichter im Kometenjahr 53 nach der Ermordung des Claudius an die Adresse des jungen Weltbeglückers. Von der Rinde einer Buche läßt er einen Hirten eine weit ausgeführtere, in die einzelnen Segnungen der gegenwärtigen Regierung eingehende Weissagung des Faunus ablesen: derselbe beschließt, diese Huldigung für den neuen Herrscher unter Begleitung der Hirtenflöte öffentlich vorzutragen, und hofft, daß sie zu den Ohren des hohen Herrn gelangen werde. Es sind gemachte Feldblumen, welche in dieser überreizten Zeit erwünschter Abwechslung halber zum Schmuck des Herrscherhauptes verwendet werden.

Viel naiver und ehrlicher sind die Ergüsse andächtiger Unterthänigkeit des gutmüthigen Stadt- und Hofpoeten Statius, der in der Gunst Domitians stand und in dem Glanz dieser literaturfreundlichen Aera schwelgt. Er läßt das Feuerwerk seiner poetischen Rhetorik, die er in der Schule des Vaters gelernt hat, mit der Leichtigkeit des Improvisators spielen, mag er nun ein Reiterstandbild des erhabenen Kaisers feiern, dessen mildes Antlitz selbst Cäsar und Cato versöhnt haben würde, oder das Consulat des Friedensfürsten, zu dessen Antritt Janus selbst die überschwänglichsten Huldigungen und Glückwünsche darbringt, oder den Bau einer neuen Straße nach Bajä, welcher die Cumäische Sibylle zu dem Ausspruch begeistert, wenn der solche Wunder verrichtende Bauherr den Sonnenwagen regierte, so würde Indien Regen, Libyen Wasser, der Hämus Wärme haben, oder mag er endlich in einem Verdauungsgedicht das Entzücken über die Ehre beschreiben, an der kaiserlichen Tafel gesessen zu haben. Er hat geglaubt im Olymp mit Juppiter zu schmausen. Er hat den Beherrscher der Welt in der Nähe beim Wein am Tisch liegend gesehen, und er selbst lag, und es war kein Frevel, nicht aufzustehn! So ruht Mars aus, so Pollux, Bacchus, Herkules, aber alle diese Vergleiche reichen an solche Majestät nicht heran.

Wäre der Mann nicht so harmlos, wir würden uns mit Widerwillen von seiner Bedientenseele abwenden. Was lehrt dieser lange Ueberblick? Je niedriger die Menschen, je nichtiger die irdische Größe, desto höher steigt die Säule des feilen Lobes; je reichlicher es strömt, desto tiefer sinkt sein Preis; je edler Person und Verdienst, desto keuscher und zurückhaltender die Stimme der Anerkennung und Verehrung.

So preisen wir uns glücklich, zu einem Fürsten dankbar emporblicken zu dürfen, der unseres Lobes nicht bedarf. Gott erhalte ihn! Lange lebe Se. Majestät König Albert!

Aus den Lehr- und Wanderjahren Zinzendorf's (1718—1732).

VII.

In Dresden empfing Zinzendorf demnächst den Besuch eines Pastor Steinmetz aus Teschen, der sich ihm als ein Werkzeug Gottes, den Sectengeist unter den Exulanten auszutreiben, erwies, indem er das Wesen der Kirche als die Menge von Menschen, die mit ihren Herzen an Christo hangen und seines Geistes theilhaftig sind, in unvergleichlicher Weise darstellte.

Aufsehen erregte in diesem Jahre Zinzendorf noch durch seine Arbeit an der Ebersdorfer Bibel mit den Erläuterungen, indem man solche Bibel-Commentare damals noch nicht kannte.

Ergreifend ist, was Zinzendorf in der Vorrede über sich selbst sagt.

Nachdem er vorausgeschickt, daß seiner in geistlichen Dingen zum Zweifel geneigten Art kein Buch habe genügen können, als die Bibel, schreibt er:

„Ich wollte nicht gern, daß (etwas) wahr sei, bis ich's daselbst angetroffen; noch wollte ich einem andern geistlichen Gedanken zuwider sein, bis ich erst aus diesem Buche überführt würde. Der Erfolg war, daß über einen jeglichen Spruch dieses einfältigen Buches gleichsam meine ganze Natur rege wurde, daß sie sich diesem und jenem entgegensetzte, was sie unleugbar darin fand, endlich aber, weil ich darüber hielt und den Urheber ganz herzlich zu Hülfe rief, von einer unsichtbaren Kraft übermeistert wurde und sich in die Bande eines so lieblichen Herrn freiwillig begab. Ich lernte glauben, daß Jesus ins Fleisch gekommen sei — ich lernte die Nachfolge Jesu u. alles, was zum Christenthum gehört.

Wenn ich dieses Buch einsehe, so sind mir wenige Zeilen eine ganze Predigt. Mein Verstand faßt es, mein Herz bewegt es, meine Uebereinstimmung und mein Glaube vermischt sich damit und ich kann niemals anders als mit unaussprechlichem Vortheil die geringste Betrachtung in diesem Buche anstellen. Ich wollte, daß mir viele kluge und vernünftige Leute nachfolgen wollten. Sie würden sich vielleicht noch besser als ich dabei befinden."

Unter solchen Umständen wurde der Graf immer mehr in der Ueberzeugung befestigt, daß er zu „anderen als weltlichen Geschäften" von Gott berufen sei. Dazu kam, daß die Brüder in Herrnhut, die es mit dem Heiland treu meinten, ihn um Gottes Willen baten, sich ihrer in den endlosen Verwirrungen anzunehmen.

Zinzendorf erneuerte deshalb seine Vorstellungen an die Eltern und erhielt fast unverhofft die erbetene mütterliche Einwilligung, von welcher er sich abhängig machen wollte, 1827. Zunächst nahm er einen längeren Urlaub und zog, nach kurzem Aufenthalt in Berthelsdorf, nach Herrnhut.

Die Verwaltung der Güter, deren Ertrag sich wunderbar gehoben hatte, übergab er Watteville, einem Andern die Gerichtsbarkeit. Er selbst widmete sich der Seelsorge der Exulanten.

Auf Grund brüderlicher Liebe und gegenseitiger Unterordnung schlossen sich die Einwohner von Herrnhut, unter Annahme von Statuten nach dem Muster der älteren Brüderunität, zu einem gesellschaftlichen Verbande innerhalb der großen evangelischen Kirche zusammen.

Zinzendorf übernahm ihre Seelsorge als Vorsteher selbständig und überließ Berthelsdorf dazu Rothe allein.

Er brachte dabei dem allgemeinen Besten seiner Unterthanen die größten, auch materiellen Opfer. Seiner Gemahlin überließ er „das Oekonomische und die Seelsorge des weiblichen Theils". Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Herrnhuter wurde bei der ersten gemeinsamen Abendmahlsfeier am 13. August 1727 lebendig.

19. Sept. 1727 wurde der Gräfin ein Sohn geboren, der Christian Renatus getauft wurde.

Im Januar 1728 finden wir Zinzendorf wieder in Dresden zur Vermählung seines Bruders Friedrich Christian mit einer Comtesse v. Callenberg.

Alles war in freudiger Bewegung über die Ankunft des Königs von Preußen.

Das preußische Cabinet hatte sich nach dem Utrechter Frieden unter den anderen Mächten isolirt gefühlt. Auch mit Rußland

stand es nicht mehr in der alten Gemeinschaft, seitdem diese Macht „die Libertät Polens" ihren dynastischen Interessen nachstellte. Unter solchen Umständen konnte es der preußischen Regierung nur doppelt erwünscht sein, daß die sächsische sich ihr näherte. Man bezweckte in Sachsen, die Wahl des Kronprinzen zum Könige von Polen sicher zu stellen. Im December 1727 wurde über gewisse nachbarliche Differenzen ein Abkommen getroffen; am 10. Januar 1728 ein vollständiger Freundschaftsvertrag geschlossen, in welchem die Sicherung des Niedersächsischen Kreises gegen jede Friedensstörung ausgesprochen wurde.

Wenige Tage nach dem Abschluß kam der König Friedrich Wilhelm mit dem Kronprinzen zum Carneval nach Dresden. Sein Besuch wurde vom Kurfürsten von Sachsen und seinem Sohne im Sommer erwidert.

Neben Bällen, Festmahlen und Illuminationen gab es in Berlin Paraden und Manöver von 20 Bataillonen und ebensoviel Escadrons, „wie sie die Welt nicht schöner gesehen".

König August fühlte sich hierbei in seinem Element und zeigte sich entzückt. Nach seiner Heimkehr reorganisirte er seine Armee auf preußischen Fuß. „Die Blau- und die Roth-Röcke erschienen bald wie aus einer Ordonnanz."

Die Befreundung mit Preußen gab der protestantischen Sache und ihren Vertretern in Sachsen eine neue Stütze.

Es ist unter diesen Umständen bezeichnend, daß Friedrich Wilhelm seinen General Natzmer, der im folgenden Jahre im geheimen Rath sich für den Frieden mit Hannover erklärte, indem er auf die Gefahren für die evangelische Kirche in einem Kriege aufmerksam machte, der in Wahrheit dazu bestimmt schien, allerlei auswärtige Differenzen auf deutschem Boden auszukämpfen, während der Berliner Entrevue zum Feldmarschall ernannte. Friedrich der Große hat den Entschluß seines Vaters, sich nicht zum Kriege treiben zu lassen, nachmals mit den Worten gepriesen: le roi remporta ce jour sur lui même une victoire plus belle que toutes celles qu'il eût pu remporter sur ses ennemis: il fit taire ses passions pour le bien de ses peuples.[1])

Als Zinzendorf bei Gelegenheit der Entrevue in Dresden, 1728, dem sächsischen Oberhofprediger Marperger einen eingehenden Bericht über seine Anstalten erstattete, bezeugte ihm dieser zwar seine große Freude über den Fortgang des heiligen Werkes, rieth ihm aber, alle Prostitutionen zu verhüten, weil dergleichen starke Malzeichen Jesu, wenn man sie schon für sich lieben wollte, Anderen nicht so begreiflich, mithin hinderlich wären.

Mit dieser Auffassung vermochte sich Zinzendorf aber nicht zu befreunden. Er dichtete dieserhalb:

Christen sind nicht auf der Welt,
Daß sie sich daselbst erfreuen
Und gedeihen;
Ihr Beruf heißt: Jesu nach
Durch die Schmach,
Durchs Gedräng von aus und innen.

Zagende Gemüther meinen,
Leiden sei ein Todesweg.
Nein, er ist der Sternensteg.

1732 schied Zinzendorf definitiv aus dem Staatsdienste. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich in seiner Abschiedsrede über den Grund der Herrnhuter Gemeine und die Beschaffenheit seiner Anstalten nochmals aus.

Seine Idee war damals, Glieder der lutherischen, reformirten und mährischen Kirche, in sogenannte Tropen geschieden, in der Liebe zu Christo zu sammeln. Von der Landeskirche wollte er sich nicht lossagen.

Als Zinzendorf später zum Bischof der mährischen Brüder ordinirt wurde und die Leitung der verschiedenen, auch an anderen Orten Deutschlands entstandenen Gemeinden übernahm, trat eine gewisse Trennung von der Landeskirche ein. Die Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confession wurde aber auch später ausdrücklich anerkannt.

Es scheint bemerkenswerth, daß ein Mann wie der Fürstbischof Sedlnitzky sich mit Bezug auf die Zinzendorf'schen Bestrebungen und die evangelische Allianz, welche 1857 in Berlin tagte, sich äußerte:

„Mir kommt es vor, als wenn der Verein (die Allianz) nach demselben Ziele, vielleicht ohne sich bewußt zu sein, strebt, die Graf Zinzendorf vor Augen hatte, aber bei der Lage der Zeitverhältnisse nicht ganz durchführen konnte."

Wir schließen mit den bezüglichen Briefen. Die damaligen Glaubensanschauungen deutlich zu machen, waren Wiederholungen nicht zu vermeiden:

General Natzmer schrieb an Zinzendorf:

Berlin ce 5. Janv.

Monsieur, je suis bien aise que vous ayez bien voulu vous souvenir de moi. Je souhaite, que le bon Dieu n'exauce pas moins mes voeux, que les vôtres, que toutes nos actions ne tournent qu'à sa gloire, qu'il vous comble de toutes sortes de prospérité, que Son St. Esprit seul nous guide. J'embrasse vos chers enfants.

Carl Natzmer seiner Schwägerin:

Berlin, 16. Januar 1728.

Ew. Gnaden danke nicht allein unterthänig für Dero angenehme Zuschrift, sondern versichere auch mit gehorsamstem respect, daß ich Denselben nicht genugsam bezeugen kann, wie angenehm es mir gewesen, daß Sie mir aufrichtig geschrieben, was Sie von mir gehört, wie ich mir denn auch solches aufs Zukünftige gehorsamst ausbitte, indem mir ja das wohl gewiß überaus nahe gehen würde, wenn ich sonst erführe, daß Sie etwas wider mich erfahren und ich nicht wüßte, was es wäre, folglich mich in böser opinion wissen müßte, ohne mich daraus setzen zu können.

In Schleiz bin ich mit keinem Fuß gewesen und was Lobenstein betrifft, habe schon bei meinem Dasein genugsam Proben von einer ausnehmenden Falschheit einer gewissen Person gehabt, daß also mir leicht vermuthen darf, daß hier und da viel ungegründete Beschuldigungen wider mich werden ausgesprengt werden. Indessen nehme ich dieses alles billig zu meiner Warnung und zukünftiger desto besseren Inachtnehmung an, wie ich denn auf gleiche Weise Dero wohlgemeinte Erinnerung und Erweckung angesehen. Gott gebe mir Gnade so viel möglich in allem denselben nachzukommen.

Daß unser König jetzo in Dresden ist, wird Ihnen schon bekannt sein. Unser Kronprinz ist ihm dahin gefolgt und wünschen wohl alle Wohlgesinnte, daß aus dieser entrevue beiden Ländern viel Heil erwachsen möge.

Wir leben übrigens hier noch in ziemlich vergnügten Umständen, außer, daß mein gn. Hr. Vater schon seit einigen Tagen an einem Fluß am Haupt incommodirt sind, welches sich noch zu nichts Gewissem resolviren will, doch hoffen wir, daß es keine weiteren Folgen haben werde, weil zumal das jetzige Wetter fast bei allen Menschen Fluß erregt.

So wird Ihnen und meinem l. Bruder, dem mich gehorsamst befehle, auch wohl bekannt sein, daß der Probst Porst vorige Woche am Freitag an einem Schlagfluß aus dieser Welt gegangen. Das sind alle interessirende neue Zeitungen, die ich Ihnen für dies mal schreiben kann.

Meine gn. Eltern befehlen sich bestens u. ich bitte, wenn E. Gnaden an Dero gn. Frau Mutter schreiben, mich auch da wieder in guten credit setzen zu helfen. Wer die Person sei, von der ich meine Meinung gefaßt, Ihnen zu schreiben, bitte mich zu dispensiren. Ich werde hinführo so viel weniger Glauben zustellen und erst prüfen, ehe ich einen Schluß fasse und daraus weitere Folgerung ziehe. Ihnen aber würde doch nichts helfen, wenn Sie die Person wüßten, zumal es kein Verwandter vom Hause.

Uebrigens wünsche E. Gn. von Grund der Seele alles beständige Wohlergehen, freue mich, daß nun wieder mit freierem Herzen an Dieselben schreiben kann und bitte mir Dero gn. Wohlwollen auch künftig beständig aus.

Feldmarschall Natzmer an Zinzendorf:

Je vous suis sensiblement obligé de tout ce que vous me dites d'obligeant à l'occasion de la grace que Sa Majesté vient de me faire. Je souhaite que le bon Dieu me fasse la grace de m'accorder par Sa bonté divine tout ce qui m'est nécessaire, pour cheminer droit et pour soutenir un tel poids, surtout de pouvoir être utile, à mon prochain. Je suis persuadé, que vous faites les mêmes voeux pour moi et que vous ne croyez pas moins, que je suis, monsieur, votre très humble et très obéissant serviteur.

Mes très humbles respects à la comtesse madame votre épouse. J'émbrasse de bon coeur ma petite favorite. Point de monseigneur je vous supplie.

Berlin 21. jan. 1729.

Je vous suis fort obligé de tout ce que vous me dites d'obligeant à l'occasion de cette nouvelle année. Le bon Dieu

[1]) S. Pauli's Allgem. preuß. Staatsgeschichte und Friedrich Wilhelm I. von Droysen.

exauce vos voeux et tout ceux, que l'on fait pour vous; Il n'en faut pas davantage pour que vous soyez heureux dans l'un et l'autre monde.

Berlin 8. 1. 1732.

Monsieur. Je suis bien sensible à tout ce que vous avez bien voulu me dire d'obligeant à l'occasion de cette nouvelle année. Je souhaite de tout mon coeur que vous en jouissez en parfaite santé avec tout le contentement imaginable sans aucune traverse que nous ayons de jour à l'autre lieu, de louer(?) sans cesse la miséricorde et la bonté divine. Je vous prie d'assurer la comtesse madame votre épouse mes très humbles respects. Le bon Dieu protège votre chère famille. Je suis de tout mon coeur. . . .

Berlin 28. avril.

Point de monseigneur, je vous prie. Il me suffit, d'avoir un occasion de vous faire plaisir, souhaitant, que le bon Dieu vous comble de ses graces et que tout tourne à sa gloire.

Zinzendorf an seinen Stiefvater:

Herrnhut 23. 1. 1731.

Monseigneur. Plusieurs empêchements m'ont fait perdre la memoire de mes lettres. Je ne sais, si je vous ai expliqué, Monsieur, l'année ou nous vivons, ce que je sens pour V. E. à cette occasion. Je sens un plaisir extrême, de vous savoir en santé et vie. Je ne me sentirais pas de joie, si j'avais un jour l'agrément de vous voir en cet état. Je me contente malgré moi, de vous confesser(?) en attendent en forme de lettre que c'est avec un attachement et avec une passion trop inutile pour vous soulager en aucune manière, mais trop sincère, pour vous être indifferente et trop constante pour se dementir dans la moindre circonstance. Heureux si les occasions de vous en assurer se renouvellent dans une longue suite d'années à venir que je suis.

Jahresbericht der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im April 1889.

Auf die für das Jahr 1888 gestellte historische Aufgabe, „Geschichtliche Darstellung des staatsrechtlichen Verhältnisses irgend einer bedeutenderen deutschen Territorialstadt zu ihrer Landesherrschaft", waren drei Arbeiten eingelaufen. Das Urtheil der Gesellschaft über dieselben lautet wie folgt.

1) Der Verfasser der unter dem Motto „Omnis qui venerit etc." eingegangenen Schrift hat das Thema willkürlich erweitert, indem er eine Verfassungsgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau ausgearbeitet hat, in der das Verhältniß der Stadt zu dem Territorialherrn keineswegs die bevorzugte Stellung einnimmt, auch sind die Urkunden und sonstigen Quellen mehr nur excerpirt, als daß höhere Resultate daraus gewonnen wären.

2) Die zweite Arbeit, die unter dem Motto „Es giebt aber einen Punkt ꝛc." einging, behandelt die Altstadt Magdeburg in ihrem Verhältniß zum Erzstift. Doch betrachtet der Verfasser selbst den vorliegenden Theil nicht als eine Lösung der Preisfrage, sondern nur als eine „Vorarbeit" „in unfertigem Zustande", der übrigens der wissenschaftliche Geist nicht abzusprechen ist.

3) Als dritte ging unter dem Motto „Nec historia debet egredi etc." eine Arbeit ein, welche das staatsrechtliche Verhältniß der Stadt Pirna ꝛc. zum Gegenstande hat. Obwol gewissenhaft und kritisch nach den Urkunden und Acten angelegt, ist die Ausarbeitung doch in den Anfängen stecken geblieben, schweift auch über das eigentliche Thema allzusehr hinaus, indem eine fast vollständige Geschichte der Stadt Pirna in Aussicht genommen wird.

Mithin konnte keiner dieser drei Arbeiten der Preis ertheilt werden.

Auf die naturwissenschaftliche Aufgabe, „Darstellung der Veränderungen, welche die Gewebselemente eines Thieres bei der Rückbildung seiner Organe eingehen", war eine Arbeit eingelaufen mit dem Motto „Nunquam retrorsum" und das Urtheil der Gesellschaft über dieselbe lautet: Diese Arbeit entspricht in formeller wie in materieller Hinsicht vollständig den zu stellenden Anforderungen. Die Gesellschaft betrachtet sie als eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse von der Histolyse und den Rückbildungserscheinungen in der Thierwelt und ertheilt der Arbeit den vollen Preis. Bei der in der Jahressitzung der Gesellschaft am 8. April vorgenommenen Eröffnung der Schedula ergab sich als Verfasser Hr. Dr. phil. Arthur Looß, Assistent am zoologischen Institut der Universität Leipzig.

Für die Jahre 1889—1892 sind von der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden.

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1) Für das Jahr 1889. Die Frage, wann die Nationalsprachen in den verschiedenen Ländern und Kanzleien in den urkundlichen Gebrauch eintreten und die lateinische Geschäftssprache mehr oder minder in den Hintergrund drängen, ist von den älteren Diplomatikern regelmäßig in Erwägung gezogen worden. Für Deutschland liegt heute ein ungleich reicheres, besseres und bequemeres Material vor, und doch hat jene Frage, die mit dem Aufstreben unseres Bürgerstandes in einem so engen geistigen Zusammenhange steht, meistens nur beiläufig einige Beachtung gefunden. Die Gesellschaft wünscht daher eine kritische Uebersicht über die allmälige Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Auf Stadtrechte, Weisthümer oder das weite Feld der verschiedenen Acten mag gelegentlich hingewiesen werden, aber den festen Faden der Untersuchung soll doch die eigentliche Urkunde abgeben. Das Auftreten der deutschen Sprache in den Königsurkunden und in der Reichsgesetzgebung wird durch das 13. Jahundert und mindestens bis zum Tode Karl's IV. und der Ausbildung der festeren Kanzleischreibung zu verfolgen sein. Dialektische oder sonst sprachliche Untersuchungen, die sich daran knüpfen könnten, würden zwar willkommen sein, könnten aber auch Specialforschern überlassen bleiben. Bei den Urkunden der Fürsten, Herren, Städte u. s. w. wird eine Vollständigkeit der Uebersicht an sich nicht zu erreichen sein, da nicht selten brauchbare und bis auf die Zeit der deutschen Urkunden fortgesetzte Urkundenbücher noch fehlen. Wo aber solche vorliegen, sollen sie auch ausgenutzt werden. Das Interesse an der Sache hört natürlich mit dem Zeitpunkte auf, in welchem die deutsche Sprache in den Urkunden allgemein, überwiegend, oder doch schon ganz gewöhnlich geworden ist. — Preis 1000 ℳ

2) Für das Jahr 1890 wünscht die Gesellschaft eine Darstellung der Entwickelung, welche der Gewerbfleiß in Polen seit dem Aufhören der polnischen Nationalselbständigkeit gehabt hat. Die früheren Zustände der polnischen Industrie sollen nur kurz, als Einleitung, geschildert werden. Im weiteren Verlaufe dagegen überläßt die Gesellschaft es dem freien Ermessen der Bewerber, ob sie das ganze Gebiet des früheren polnischen Staates umfassen, oder sich, und dann natürlich eingehender, auf den preußischen, österreichischen oder russischen Theil desselben einschränken wollen. — Preis 1000 ℳ

3) Für das Jahr 1891. Von den Genossenschaften des griechischen Alterthums ist bisher nur ein Theil der Cultgenossenschaften von Foucart sowie die Vereinigungen der Dionysischen Künstler von Foucart und Lüders zum Gegenstand eingehenderer Darstellungen gemacht worden. Aber von der weiten Verbreitung und der großen Bedeutung des griechischen Genossenschaftswesens giebt die kurze Skizze, welche der letztgenannte Gelehrte seinem Buche über die Dionysischen Künstler vorausgeschickt hat, keine ausreichende Vorstellung, und jene Einzeldarstellungen haben ihren Gegenstand um so weniger erschöpft, als sie ihn nicht im Zusammenhang der Gesammterscheinung behandelt haben. Die Gesellschaft wünscht daher eine Darstellung des griechischen Genossenschafts- und Vereinswesens auf Grund der schriftstellerischen und besonders der inschriftlichen Quellen, welche ebenso sehr die Arten und die Organisation der Genossenschaften, wie ihre zeitliche und räumliche Entwickelung berücksichtigt. — Preis 1000 ℳ

4) Für das Jahr 1892. Bei der großen Bedeutung, welche die deutsche Einwanderung und Colonisation während der zweiten Hälfte des Mittelalters für das ganze nordöstliche Deutschland hat, als deren Mittelpunkt, wenn wir von den niederländischen Einwanderungen im Nordwesten absehen, die Germanisirung der Wettinischen Lande gelten muß, wünscht die Gesellschaft eine Geschichte der Colonisation und Germanisirung der Wettinischen Lande. — Preis 1000 ℳ

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1) Für das Jahr 1889. Obgleich durch die Untersuchungen von Borchardt über das arithmetisch-geometrische Mittel ein gewisser Zusammenhang der Thetafunctionen mehrerer Variabeln mit mehrfachen Integralen nachgewiesen worden, und obgleich die Ausdehnung des Abel'schen Theorems auf vielfache algebraische Integrale schon Jacobi nicht unbekannt war*), so scheinen doch selbst die betreffenden Doppelintegrale noch keiner erschöpfenden Betrachtung unterworfen worden zu sein. Da sich nun zeigen läßt, daß, wenn z. B. $\vartheta\,\vartheta_1\,\vartheta_2\,\vartheta_3\,\vartheta_4\,\vartheta_5$ gewisse einer sogenannten Rosenhain'schen Gruppe (Crelle's Journal Bd. XL, S. 342) angehörige Thetafunctionen zweier Variabeln u und v bedeuten, die Determinante

$$\begin{vmatrix} \vartheta & \vartheta_1 & \vartheta_2 \\ \frac{\partial\vartheta}{\partial u} & \frac{\partial\vartheta_1}{\partial u} & \frac{\partial\vartheta_2}{\partial u} \\ \frac{\partial\vartheta}{\partial v} & \frac{\partial\vartheta_1}{\partial v} & \frac{\partial\vartheta_2}{\partial v} \end{vmatrix}$$

dem Product $\vartheta_3\,\vartheta_4\,\vartheta_5$ proportional ist, so ergiebt sich daraus (Leipziger Berichte 1884, S. 187) für $x = \left(\frac{\vartheta_1}{\vartheta}\right)^2$, $y = \left(\frac{\vartheta_2}{\vartheta}\right)^2$ eine Gleichung von der Form $du\,dv = \frac{dx\,dy}{\sqrt{R\binom{1\ 1}{x\ y}}}$. Die Gesellschaft wünscht eine eingehende Untersuchung der allgemeineren Doppelintegrale von der Form $\int\int \frac{f(xy)\,dx\,dy}{\sqrt{R(xy)}}$, wo f eine rationale Function sei, in ihrem Zusammenhange mit den Thetafunctionen zweier Variabeln. — Preis 1000 ℳ.

2) Für das Jahr 1890. Die Gesellschaft wünscht eine übersichtliche und kritische Zusammenstellung der auf die „optischen Anomalien" der Krystalle bezüglichen bisherigen Forschungen, sowie die Ausführung neuer Untersuchungen, welche geeignet sind, die Ursachen jener anomalen Erscheinungen näher zu erläutern. — Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1891. Das Verhalten der Metalle in der Flamme weist darauf hin, daß dieselben durch Temperatursteigerung ihren Ort in der elektrischen Spannungsreihe ändern. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: mittels directer Versuche die Aenderungen, welche infolge einer Temperaturerhöhung in den durch den Contact der verschiedenen Metalle erzeugten elektrischen Spannungen eintreten, genauer zu bestimmen und ihren Zusammenhang mit den thermoelektrischen Vorgängen zu untersuchen. — Preis 1000 ℳ.

4) Für das Jahr 1892. Seitdem Bergmann und Leuckart zum ersten Male eingehender auf die Bedeutung hingewiesen haben, welche die Größenverhältnisse der Fläche und Maße für das Verständniß der thierischen Organisation und Leistungsfähigkeit besitzen, haben die Besonderheiten des Flächenbaues verschiedentlich bei den Forschern Beachtung gefunden. Nichtsdestoweniger aber fehlt es fast gänzlich an planmäßig und methodisch ausgeführten Untersuchungen darüber, wie groß die absolute und relative Ausdehnung der Flächen sind, welche dem Thiere für Aufnahme und Abscheidung zu Gebote stehen. Die Gesellschaft wünscht deshalb eine auf exactem Wege (durch Messung und Wägung) gewonnene Darstellung des Flächenbaues — wenn auch zunächst nur des Darmes, der Respirationsorgane und der Nieren — bei verschieden großen und leistungsfähigen höhern und niedern Thieren. Die Auswahl der Arten bleibt dem Bearbeiter überlassen. — Preis 1000 ℳ.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1889 Professor Dr. Wilhelm Scheibner, Schletterstraße 8) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

*) Siehe Crelle's Journal Bd. VIII, S. 416, sowie Rosenhain in seinen an Jacobi gerichteten Briefen, Crelle's Journal Bd. XL, wo auch Integrale von der Form $\int\int \frac{dt\,du}{\sqrt{F(tu)}}$ betrachtet werden, in denen F(tu) das Product von sechs linearen Factoren $A + Bt + Cu$ ist. Vergl. ferner die Nöther'schen Arbeiten in den Göttinger Nachrichten, 1869, Nr. 15 und Bd. II der Mathemat. Annalen, S. 293.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Dr. G. Schubert, Gvozdec-Großenhain, ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Hauses Wettin und der Mark Meißen, herausgegeben im Jubiläumsjahre. Großenhain, Herrmann Starke. 34 S. gr. 8°. — Das sorgsam ausgestattete, Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich August gewidmete, mit einem von Hrn. Stadtrath Richard Zschille entworfenen Titelbilde gezierte Büchlein enthält eine Untersuchung über die ältesten Erwähnungen Großenhains in den Geschichtsquellen. Bisher war der Stadtname vor 1200 in Urkunden nicht nachzuweisen, um und nach 1200 erscheinen die Namen: Hain, Hayen, Ozcek (Ozzec, Osseк, Ozzek), Indayo (lat. = Hay), Haina, Hainae, Hahn, Hayama, Markgrafenhain, vom 16. Jahrhunderte an: Großenhain; doch muß die Stadt um 1200 schon von Bedeutung gewesen sein, da die mensura Haynensis für die Umgebung maßgebend ist. Daß man nach einer früheren Erwähnung der Stadt suchte, war sonach leicht erklärlich. Nun erwähnt der Geschichtschreiber Cosmas von Prag († 1125) an drei Stellen 1087, 1088 und 1123 einen bei (prope) Meißen gelegenen Burgwart (castrum, auch oppidum) Gvozdec (Gvozdek). Diese Burg ist im Jahre 1088 von Wratislaus an einen besser gesicherten Ort verlegt worden und hat aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem rechten Elbufer gelegen. Einige identificirten Gvozdec mit Coswig, andere verlegten es an die Stelle über dem Triebischthale, wo heute das Gasthaus „die Altenburg" steht, noch andere suchten es dort, wo jetzt das Dorf Hartha (bei Constappel) liegt; schon Schöttgen kam auf den Gedanken, daß dies Gvozdec das heutige Großenhain sei, Frenzel begründete die Vermuthung dadurch, daß er eine sprachgesetzlich unmögliche Gleichsetzung von Gvozdec und Ozzek unternahm. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens greift nun den Schöttgen'schen Gedanken wieder auf und begründet ihn in umsichtiger und scharfsinniger Weise. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist folgendes: Das alte castrum Gvozdec war auf dem Kupferberge bei Großenhain errichtet, daneben entstand ein oppidum gleichen Namens. (Gvozdec heißt Berghain, Hain.) Wratislaus verlegte das castrum vom Kupferberge hinweg an eine durch die Röder und deren Sumpfwiesen geschützte Stelle im Osten der Stadt und nannte die neue Anlage Ozzek = umfriedeter, umhegter Ort, Hay. Die alten Namen haben sich aber trotzdem erhalten, ja die neuen vollständig verdrängt. Die Vermuthung wird noch gestützt durch eine Stelle im Cod. dipl. Sax. reg. I, 1. 99, S. 307, wo ein Burgwart GVODEZI und ein nahegelegenes Dorf Scutropei erwähnt wird. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dies Gvodezi nicht, wie Posse meint, — Chutizi, sondern, wie Schubert will, — Gvozdec sei. Das erwähnte Dorf Scutropei würde dann das heutige, ¾ Stunden von Großenhain entfernte Skaup sei. Mathematisch beweisen läßt sich ja die Nothwendigkeit der Identificirung nicht, aber die Vermuthung ist ansprechend, ja bestechend. Auf die Heranziehung des geringfügigen Nebenumstandes (S. 18) hätte der Verf. verzichten sollen, Derartiges wirkt nur komisch.

Ltz. Das auf ca. 50 Lieferungen berechnete Reisewerk: Dr. W. Junker's Reisen in Afrika (Ed. Hölzel's Verlag in Wien) liegt jetzt bis zur 8. Lieferung vor. Nachdem Dr. Junker von seinem Abstecher in die libysche Wüste und das Natronthal nach Kairo zurückgekehrt und daselbst mit den berühmten Afrikareisenden v. Heuglin und Dr. Schweinfurth zusammengetroffen ist, bereist er jetzt auf deren Zureden das sich unweit Suakim in das rothe Meer öffnende Barakathal aufwärts, auf dessen Durchforschung die Pariser geographische Gesellschaft einen Preis ausgesetzt hatte. Nach Ueberschreitung der Wasserscheide gelangt er aus diesem in das Gebiet des Nils und nimmt längeren Aufenthalt in Khartum. Ausführliche anziehende Schilderungen über Land und Volk, ein Plan dieses Ortes nebst Umgegend, viele hübsche Illustrationen machen uns mit diesem Platze bekannt, der vor dem Auftreten des Mahdi als militärisch-wichtiger Ort, als Handelsemporium in hoher Blüthe stand und Ausgangspunkt vieler epochemachender Reisen war. Dem Fortgange der Reise, die sich nach dem weiteren Süden, dem Gebiete Emin Pascha's zuwendet, sehen wir mit Spannung entgegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverních in Leipzig.

№ 53. Sonnabend, den 4. Mai. 1889.

An den Wellen der Donau.

Die Domglocken sind verhallt — hinter uns liegt Regensburgs gewaltige Donaubrücke mit dem steinernen Brückenmännchen, das sein „Schuck — wie heiß" so erbarmungswürdig gen Himmel stöhnt! Der weißschimmernde griechische Tempelbau der „Walhalla" auf den grünen Uferbergen der Donau hatte sich bereits hinter der Brücke verborgen. Immer mehr schwand im Osten die alte Reichsstadt in dämmernde Ferne zurück; noch einmal, zum letzten Male, grüßen bei einer Bahnkrümmung die Thürme des majestätischen Domes herüber, und schnell eilen wir dahin, hinein in den sonnigen Morgen eines herrlichen Sommertages, der uns so leuchtend entgegenstrahlt, als wollte der scheidende Sommer seinen Werth und seine Schönheit noch einmal tief in Auge und Herz drücken, um uns den Abschied und das Herannahen des Herbstes recht schwer empfinden zu lassen! Wir bleiben, nachdem wir hinter Prüfening den Strom auf einer großartigen eisernen Fachwerksbrücke überschritten haben, immer hart an dem linken Donauufer. Stets reizvoller wird die Gegend, rechts erblicken wir die Ausläufer des Frankenjura, abwechselnd mit Laub- und Nadelholz gekrönt, zwischen welchen sich die Aussicht auf grüne Matten und fruchtbare Felder öffnet, tief unter uns die schäumende „blaue" Donau, die hier freilich sehr in's Grünliche spielt, und über sie hinweg eröffnet sich ein prächtiger Blick in die Ferne, wo traulich zwischen Buschwerk und Waldung gebettet behäbige Dörfer, freundliche Marktflecken und von umlaubten Höhen kokett in das Thal herniederschauende Schlößchen in bunter Abwechselung an uns vorüber fliegen. Wir finden uns immer mehr auf historisch interessantem Boden! Jenseits des Stromes schauen wir am Horizonte Oberndorf. Bis hierher hatte den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach sein flüchtender Fuß getragen, von Bamberg her, wo die ragende Burg der Babenberger Grafen, deren Mauern schon einst den Todesseufzer eines Königs — des gefangenen Longobardenfürsten Berengar — hörten, die entsetzensvolle, bis dahin unerhörte That eines Kaisermordes geschaut hatte. Die Burg der Babenberger! Wie so Vieles vergangen, existirt auch diese alte Burg nicht mehr! An ihrer Stelle erhebt sich jetzt die „alte Residenz" mit hohem Giebel und Erker, ein malerischer Bau aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, der jedoch den Wunsch verzeihen wird, daß man lieber den ursprünglichen, gethürmten Bau mit seinem historischen Interesse an seiner Stelle sähe. Hier in Oberndorf war es gewesen, wo den geächteten Kaisermörder der Rachearm ereilte, wo er durch Marschall von Callentin blutigen Lohn für blutige That fand! — Wenig später zeigt sich das Schwefelbad Abbach, und von der Höhe über dem Städtchen schaut ernst und doch so freundlich von Grün umgeben eine alte Burgruine auf die hastende neue Zeit mit ihren Fortschritten und doch so manchen Rückschritten hernieder; sie könnte auch erzählen, so Manches künden aus verklungenen Tagen: wir schauen den Geburtsort Kaisers Heinrich II., des Heiligen.

Weiter biegt sich die Bahn, nachdem wir wieder die Ufer gewechselt, um den „Teufelsfelsen", der dräuend schroff an die Donau herantritt, wie um mahnend und warnend der neuen Zeit das weitere Vordringen zu wehren. Der Bahnzug braust vorüber; jetzt über ein Leichenfeld antiken Lebens und antiker Cultur! Hier wurde 1873 der bekannte Altkofener Münzenfund beim Bahnbau entdeckt, eherne Erinnerungszeichen an die erzerrungene Weltherrschaft der Römer, wie auch das verfallene Römercastell da droben auf dem „Ringberg" die Kunde jener Tage herabwinkt. Fern zur Linken aber grüßt, aus bläulichem Dufte hell herüberleuchtend, ein weißmarmorner hehrer Kuppelbau, die Kelheimer Befreiungshalle, das steingewordene Einheitssymbol unserer Nation, deren Stämme einstmals einig mit siegesfrohem Schwert jene weltbeherrschende Roma in den Staub stürzten, um selbst kraftvoll ihr Erbe zu übernehmen und machtvoll zu wahren. Noch ein paar Minuten und der Zug hält in Saal, wo wir die Donauthalbahn, welche sich weiter über Ingolstadt nach Donauwörth zieht, verlassen, um den Localzug nach Kelheim zu besteigen. Nach langem Warten erscheint derselbe und endlich fahren wir in den Kelheimer Bahnhof ein. Von hier aus beginnt unsere kurze Fußwanderung über eine neue, imposante eiserne Brücke auf das jenseitige linke Donauufer hinüber. Das kleine, anmuthige Städtchen Kelheim lagert sich am Einflusse der Altmühl in die Donau auf einer vollkommen diluvianisch gebildeten Landzunge, deren Niveau so wenig über den Spiegel dieser Flüsse hervortritt, daß bei stärkerem Anschwellen der Fluthen jederzeit ein beträchtlicher Theil der Häuser im Wasser steht. Hier beginnt auch der Ludwigscanal, jener Bau der einstmals viel bewunderten Kunstwasserstraße des Donau-Main-Canals, an dessen Ausführung Karl's des Großen machtvolles Können noch gescheitert war. Das jetzige Kelheim, ursprünglich eine römische Niederlassung und Veste, wovon noch die im Garten des ehemaligen pfalzgräflich wittelsbach'schen Schlosses und heutigen Bezirksamtes befindlichen Ueberreste eines römischen Signalthurmes Kunde geben, ward von Otto dem Aelteren, mit welchem die Reihe der bayerischen Fürsten aus dem Hause Wittelsbach beginnt, gegründet. Hier war es, wo Kaiser Friedrich der Rothbart dem Bayernherzoge Heinrich dem Löwen Gunst erwies, indem er zwar das Markgrafthum Oesterreich von Bayern abtrennte und für Heinrich Jasomirgott zu einem selbständigen Herzogthum erhob, das eigentliche Bayern selbst aber an den Löwen gab und so die Versöhnung zwischen Welfen und Waiblingern herbeiführte, die freilich nicht von Bestand war. Wir kommen auf unserem Wege zum Fuß des „Michaelsberges", den die „Befreiungshalle", unser Ziel, krönt, an einer altersgrauen, verwitterten Steinbrücke vorüber, über welche sich durch das noch erhaltene „Donauthor" des Städtchens die Straße nach Nürnberg zieht. Hier fand am 16. September 1231 Herzog Ludwig der Kelheimer, als er auf der Brücke lustwandelte, durch Meuchelmord seinen jähen Tod. Trotz aller Martern, die der Mörder erdulden mußte, blieb es dunkel und ist bis heute noch nicht völlig aufgeklärt, ob derselbe ein Wahnsinniger gewesen, oder, wie von den Gegnern der Hohenstaufen verbreitet wurde, von Kaiser Friedrich II. oder dessen Sohne König Heinrich gedungen worden war. Gegen letztere Annahmen spricht jedoch die Thatsache, daß des Getödteten Nachkommen treu zu den Hohenstaufen hielten, mithin diese Annahme dem Wittelsbacher Hause selbst nicht glaubwürdig erschienen ist. Hier in Kelheim hatte auch die schöne Wittwe Gräfin Ludmilla von Bogen mit weiblicher List eben jenen Ludwig den Kelheimer, ihren spätern Gemahl, den bekannten Schwur anscheinend nur vor drei auf einen Wandteppich gestickten Rittern schwören lassen, während aber ebenso viele hinter dem Vorhange Zeugen seines eidlichen Versprechens waren und auf Ludmilla's Wink alsbald hervortraten. Nach dem Tode dieses ihres zweiten Gemahls nahm die Herzogin, eine böhmische Königstochter, den Schleier und starb in dem von ihr selbst gestifteten Kloster Seligenthal. Unser Weg zieht sich schön gehalten und bequem in großen Serpentinen den Berg hinan, dessen Spitze durch Gebüsch und Bäume geschickt verdeckt ist und unsichtbar bleibt, wie auch die bei der ersten

Biegung des Weges sichtbar werdende Aussicht auf die Umgebung allmälig durch die sie verschleiernden Laubmassen kaum noch hindurchschimmert. Unvermerkt sehen wir uns auf der Höhe des Michaelsberges. Ein herrliches Panorama erschließt sich überraschend dem erstaunten Auge, und in demselben Augenblicke zieht die Ueberzeugung durch unsere Brust, eine glücklichere und schönere Stätte zur Errichtung des „Nationaldenkmals" hätte nicht gewählt werden können, als dieser schönste Vorberg der Altmühlalp. Tief unten, jäh zu unseren Füßen liegt das liebliche Städtchen Kelheim, liebend und zärtlich umfangen von der umfließenden Altmühl, welche ihr bläuliches Wasser eint mit dem mächtig daherfluthenden, majestätischen Donaustrome und seinen grün wogenden Wellen. Der Blick folgt seinem Laufe, der sich dahinwälzt durch grünende Matten und Fluren, in einer weiten, sanftwelligen Ebene, um sich dann allmälig als breites Silberband gegen Abbach hin, fern im Osten zu verlieren. Aus der weiten von Bergen gekränzten Ebene, über welche fern, in blauem Dunst verschwimmend, der an Naturschönheiten so reiche bayerische Wald herüberwinkt, steigen die Kirchthürme mehrerer Dörfer auf in die sonnenklare Luft. — Gen Süden schauen wir waldiges Land mit eingewobenen Ortschaften am Horizonte, gekränzt von dem mächtigen Zuge des alpinen Hochgebirges; — im Norden den bewaldeten „Kager", die Kelheimer Steinbrüche und das malerisch reizende, prächtige Altmühlthal! — Ungern trennen wir uns von dem Anblick der schönen Landschaft, um einen erhabeneren in unsere Seele dringen zu lassen, den des herrlichen Bauwerks selbst, vor dem wir stehen! Es ist die **Ruhmeshalle**, die König Ludwig I. von Bayern in nationalem Hochsinn dem deutschen Volke gewidmet hat, ein Bauwerk, welches die Bezeichnung eines „Deutschen Wallhall" mit größerem Rechte tragen würde als der griechische Tempel auf dem Donauufer östlich von Regensburg.

Eine Riesenterrasse aus schneeweißem Marmor, zu welcher zwei Freitreppen, eine Doppeltreppe und von deren Podest eine kürzere direct ansteigende, sich in 84 Stufen erheben, trägt eine gleichmäßig emporsteigende hohe Rotunde, letztere umgeben von 18 Strebepfeilern, welche jeder eine Kolossalstatue, die deutschen Volksstämme darstellend, als Krönung tragen. Aus Tafeln, welche diese Figuren mit beiden Händen vor der Brust halten, strahlen uns auf dunkelrothem Grunde die eingegrabenen Namen: Oesterreicher, Bayern, Tiroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Hessen, Westphalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Hannoveraner, Mährer und Preußen entgegen. Ueber den Kolossalfiguren zieht sich um den Rundbau eine mächtige Säulengalerie, auf deren Hauptgesimse hinter einer Balustrade eine Tambourmauer mit Gesims rings um den Bau läuft, auf welcher als Abschluß, den unteren Pfeilerfiguren entsprechend, 18 gewaltige Kriegstrophäen in die Lüfte ragen, die Errungenschaften deutschen Kampfes und Sieges andeutend. Ihnen wiederum entsprechend, unten am äußersten Rande der freien Terrassenplatte, stehen rings um den Rundbau 18 hochaufsteigende, prachtvoll ornamentirte Kandelaber aus weißem Kelheimer Marmorstein, wol die Gluth dankbarer Begeisterung andeutend, welche im pietätvollen Herzen eines dankbaren Volkes für sein Vaterland, seine Fürsten und Herren flammt. Es ist eine erhabene Großartigkeit in dem Aeußeren dieses deutschen Nationaltempels, von der wir uns kaum trennen mögen; wundersam sprechen zu uns die schönen maßvollen Verhältnisse, welche in ihren einzelnen Abtönungen zu einander wirkungsvoller und stimmungmachender nicht wohl erdacht werden können, — und kaum möchten wol architektonisch kritische Gedanken, wenn dieselben überhaupt berechtigt wären, bei Demjenigen aufsteigen, der den Eindruck dieses monumentalen Rundbaues zum ersten Male auf sich wirken läßt.

Ursprünglich war ein diesem zwar ähnlicher, aber doch im Einzelnen wesentlich anders gearteter Centralbau in byzantinischem Stile (durch Oberbaurath v. Gärtner in München) entworfen worden: ein unterer Polygonbau, darüber ein cylinderförmiges, aber engeres Rund, überragt von einer halbkugelförmigen Kuppel. Statt der ernsten eckigen Strebepfeiler mit den Kolossalstatuen an dem jetzigen, mit gleichbleibendem Umfange emporsteigenden Rundbau waren an diesem engeren Cylinder ebenso viel zierliche Säulen gedacht, deren Verbindungsbögen mit ihrer Füllung darüber ein Achtzehneck bildeten, wobei die Füllung selbst an ihrem oberen Abschlusse eine reiche Friesornamentik trug. Von hier erhob sich, auf die Unterwand aufsetzend, aber durch eine Balustrade verdeckt, leise schräg ansteigend ein niedriges Dach: rund, über dessen kreisförmigem Ausschnitte der obere, engere Cylinder emporstieg, ähnlich wie am polygonen Unterbaue von einer Galerie ihrem sehr zahlreicher, zierlicher, hoher Säulen umgeben, die auf Hauptgesims ebenfalls eine Balustrade trugen; und hinter dieser erhob sich auf niedriger', kreisrunder Tambourmauer das hochaufsteigende Halbrund der abschließenden Kuppel. Dieser Entwurf, der in seinen beiden oberen Theilen — dem Cylinder- und Kuppelbau — den oberen Theilen des Pantheons und Invalidendomes in Paris, sowie den beiden Kuppelthürmen auf dem Gendarmenmarkt in Berlin entsprach, bot dem Auge unzweifelhaft eine freundlichere, mehr heitere, gefällige Ansicht.

Ungleich würdiger, majestätischer aber, zeigt der jetzige (von Oberbaurath v. Klenze ausgeführte) Rundbau durch seine gleichmäßig emporsteigende, undurchbrochene fensterlose Masse eine durchaus ernste, feierliche Wirkung, welche durch die unmittelbar angelehnten 18 Außenpfeiler mit den bedeutungsvollen ernsten Gestalten noch verstärkt und durch den Contrast der hoch oben herumgelegten kleineren zierlichen Säulengalerie noch erhöht wird.

Unwillkürlich findet sich der Gedanke an das ernste, germanische Grabmal des großen Gothenkönigs Theoderich bei Ravenna hingeführt, wo über dem massigen achtseitigen Treppenunterbau auch ein undurchbrochener fensterloser Rundbau mit oben zierlichem Friese und flach gewölbtem Decksteine in wuchtiger Massenhaftigkeit ernst feierlich sich erhebt. König Ludwig zog für eine „germanische Ruhmes- und Weihestätte", wie er sie in seinem urdeutschen Sinne schaffen wollte, mit tiefster Einsicht den zur Ausführung gebrachten ernst majestätischen Bau vor.

Wir schreiten die breiten Freitreppen mit dem Gefühle, als beträten wir Tempelstufen, zu der hohen Pforte hinan; — daß wir etwas Heiliges, Ideales zu erwarten haben, dem wir nahen, sagt uns das schon durch das Aeußere erwartungsvoll gestimmte Gefühl des Herzens. Wir stehen jetzt auf der Höhe der Terrasse, — vor uns das Bronzethor des Haupteinganges, dessen riesige beide Flügel, über hundert Centner an Gewicht, in ihrer Mitte je ein Schwert, von einem Eichenkranze umschlungen, tragen, — das Symbol deutschen Heldenthums! Hoch über dem Eingange aber prangen, uns entgegenstrahlend, in großer römischer Schrift die Widmungsworte: „Den teutschen Befreiungskämpfern. König Ludwig. MDCCCLXIII." Die Pforte thut sich auf — regungslos, wie gebannt bleiben wir an der Schwelle; die Gewalt des in dieser Weise völlig ungeahnten Eindrucks kommt so sehr über uns, daß kein Laut sich der Brust entwindet, wir halten den Athem an. Die riesigen Verhältnisse, der Farbenglanz, welcher das Auge blendet, die Spiegelglätte und Reinheit der Formen in allen Gebilden, vom Fußboden bis hinan zur majestätischen Kuppel, üben eine unbeschreiblich überwältigende Wirkung auf den Beschauer aus. Ein Strom magischen Lichtes, der in den Raum hernieder fluthet, läßt vor uns wie in Zauberglanz einen hehren Kreis überlebensgroßer, schneeweiß schimmernder Engelsgestalten erstrahlen, welche unnahbar, ernst und doch milde blickend sich die Hände reichen, und in erhabener Höhe vom Erdboden einen himmlischen Reigen vor uns zu beginnen scheinen. Nur dieser Engelkreis, sonst ist der Raum leer, leer und still. Wir wähnen eine Versammlung überirdischer Wesen vor unserem Blick zu sehen, die ein unheiliger menschlicher Fuß nicht stören darf, wähnen uns in eine andere höhere himmlische Sphäre gehoben, in welche einzudringen dem Menschen nicht beschieden ist, und in die er unerlaubt doch eingedrungen.

Hier versteht man plötzlich, was die alten Römer unter dem kaum übersetzbaren Worte ihrer Religionssprache: numen — der Gottes-Wink — verstanden und empfunden wissen wollten: es ist der Ehrfurchtsschauer, der Einen erzittern läßt, weil man bei dem Kranze dieser himmlischen Sendboten eine unsichtbare, eine göttliche Anwesenheit spürt, und im Schauer der Gottheit bebt, ohne diese selbst zu schauen! Es ist das ahnende Fühlen von etwas Göttlichem, das seine Verkörperung nicht in sichtbarer Form, sondern nur in dem **Empfinden unserer eigenen Seele** findet! — Auch in diesem in sich geschlossenen hehren Engelkreise — der sich um keinen verkörperten Mittelpunkt schaart, während man doch fühlt, daß die Engelschaar nur einem Höheren dienend ist — wohnt **nur eine überirdische abstracte Idee, und dies ist es gerade**, was mit solcher Allgewalt zu unserem Herzen spricht! — Dankbar empfinden wir hier das erhabenste Eingehen in die **germanische Volksseele**, welche in ihrer Religion auch **körperlos** verehrte, weil sie das Erhabenste unbarstellbar fühlte. Allvater ward verehrt im stillen tiefen Hain, ohne daß man „ein Bildniß machte". Diesen Gedanken, der im deutschen Gemüthe schlummert, hat der königliche Gründer des Wunderbaues mit zartem, feinem Empfinden **weiter ausgedacht**, indem er den in der Volksseele liegenden Zug abstracter Verehrung des religiösen Ideals **hier** übertrug auf das **Ideal überhaupt**!

Nur langsam und zögernd betritt der Fuß wirklich den für uns geheiligten Raum. In der Mitte des in den verschiedensten Farben spiegelnden glatten, prächtigen Marmorbodens strahlen uns in Siena-Marmor eingelegt die mahnenden Worte entgegen: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt." — Ringsum auf einer ebenfalls von buntem, blau und weiß geflammtem verschiedenartigem Marmor gebildeten, im Kreise fortlaufenden Erhöhung stehen jene 34 idealen geflügelten Engelsgestalten, zugleich sieghafte Victorien wie segnende Friedensengel verkörpernd. Alle sind von demselben großen Künstler Ludwig v. Schwanthaler modellirt und doch gleicht keine der anderen; bei unendlicher Uebereinstimmung doch unendliche Verschiedenheit. Je zwei dieser unnahbar herniederschauenden Engel halten zwischen sich einen auf ein Piedestal gestützten Schild, welcher aus französischem Kanonenmetall gegossen die Namen der Gefechte und Schlachten eingegraben trägt, durch welche Deutschlands Befreiung erstritten wurde. Geisterhaft heben sich die schneeweißen Gestalten — in Gruppen zu Zweien — von dem unter Arkaden in mattroth marmorirte, dämmerdunkele Halbnischen zurücktretenden Hintergrunde ab, indem sich wiederum je zwei und zwei vor 18 Arkadenpfeilern, mit Capitälen aus blau geflammtem Cararamarmor, die Hände reichen. Ueber den Arkadenbogen zieht sich eine Verkleidung von gelbem Sienamarmor hin, in welcher auf 18 Inschrifttafeln von weißem Cararamarmor die Namen der berühmten Feldherren des Befreiungskampfes glänzen. Darüber vermitteln weiß marmorne, prächtige Consolen den Uebergang des Baues aus den 18 Hohlecken in die vollkommene Rotunde; von 72 doppelreihig aufgestellten Granitsäulen wird dann eine Galerie getragen, über deren weißmarmorne Architraven bis zu dem abschließenden Hauptgesims eine Füllung hinläuft, in welcher die Namen der im Berfeiungskriege zurückeroberten Festungen angebracht sind. Oberhalb des Hauptgesimses folgt die Attika, mit 36 viereckigen Wandpfeilern und entsprechenden Zwischenfeldern aus künstlichem Marmor, auf deren Simms die prachtvolle Kuppel aufsetzt, deren Cassettirung — Cassettenverzierungen aus Zink in Füllungen auf Goldgrund — ihren Abschluß in einem zwischen zwei verzierten Simsen hinlaufenden Riesen-Eichenkranze, dem Symbole deutscher Einheit, findet. Durch die Oeffnung des Eichenkranzes fluthet aus einer hohen Glaslaterne, welche die Krone der Kuppel bildet, jener zaubervoll magische Lichtstrom, dessen wir schon oben gedachten, hernieder in den herrlichen Raum, in dieses wahrhafte deutsche Walhall, und scheint den hehren, unnahbaren Engelsgestalten vor uns überirdisches Leben einzuhauchen!

Langsam und zögernd, wie wir zuerst eintraten, vermögen wir uns auch jetzt nur von all dem Herrlichen zu trennen, das wir geschaut; langsam und zögernd verläßt der Fuß die geheiligte Stätte und kehrt zur Erde zurück. — Still und in uns versunken schreiten wir die Stufen unseres Nationaltempels hinab, während in unserem Innern die Allgewalt des Eindrucks noch lange nachzittert . . . . .

Kein anderes Menschenwerk dürfen wir jetzt schauen, nur die Natur in ihrer einfachen Großartigkeit kann uns jetzt befriedigen; und in der That bietet sie dazu gerade hier Anlaß im vollsten Maße. Unser Weg zieht sich auf der Höhe links an der Befreiungshalle vorüber. Nach wenigen Minuten nehmen uns „die Schatten reger Wipfel" auf, und mit einer wunderbar freudigen Elasticität, welche nur eine gehobene Geistesstimmung zu verleihen im Stande ist, wandeln wir mit beschwingtem Fuße dahin. Wir verfolgen den schön gehaltenen Weg unter dem Gewölbe eines prächtigen Laubwaldes. Tiefe Stille um uns her, nur selten unterbrochen von dem Girren einer wilden Taube. Hoch über uns tönt nur mitunter das Hacken des Spechts. Sonst singt nur die Natur leise ihre alte, vielstimmige, unendliche Melodie! Tiefes einsames Waldesweben rings in der Runde. . . . . Nach etwa halbstündigem, genußreichem Wandern unter thaufeuchtem Blätterdache verengt sich der Weg zu einem reizenden, lauschigen Fußpfad. Ranken und Reben aller Art zur Rechten und Linken reichen sich liebevoll die Hände und sperren den Durchgang, während Gebüsch und Gestrüpp zu unseren Füßen Mären flüstert und raunt aus verklungener Zeit, als hier noch hallten die ehernen Schritte des wachehaltenden römischen Legionars. Denn quer über unseren Pfad ziehen sich uralte Römerwälle hin, Anzeichen einer Befestigung, welche vom jenseitigen rechten Donauufer als Hut und Deckung vorgeschoben war, ihrerseits geschirmt durch die rauschende Altmühl; denn der waldige Bergkamm, den wir hier überschreiten, ist die Wasserscheide zwischen ihr und dem mächtigen Strombett der Ister! Wir durchschreiten die alte römische Militärstation Artobriga major, besetzt von der legio tertia Italica, der dritten italischen Legion. Jeden Moment meinen wir ein rauhes römisches „sta" vernehmen zu müssen. Allein nichts regt sich, in Gedanken versunken schreiten wir weiter, und unwillkürlich kommt uns aus einem alten Schriftsteller in den Sinn, wie im Dunkel der Nacht, fern in den germanischen Wäldern, zwei kühne Germanen durch die Sohle des Lagergrabens hinanschleichend, den Wall des römischen Lagers erstiegen, mit wuchtigem Anprall und Gerstoß den überraschten Wachtposten niederwarfen, einen gefangenen Genossen mitten aus dem Feindesheere befreiten und mit diesem, in gewaltigem Satze den breiten Wallgraben überspringend, sich in Sicherheit brachten. Ein Loch im Wege läßt uns stolpern und weckt uns unsanft aus unseren Träumen; wir erreichen den letzten Wall, der sich über dreiviertel Stunde weit seitwärts hinzieht. Bald fällt der Pfad plötzlich ab, in einen tiefen Hohlweg, in dessen Sohle hinab zu gelangen unter dem Schauer römischer Pilen von der jenjeitigen höheren Seite desselben keine allzuleichte Aufgabe gewesen sein mag; kommen wir doch bei dem steilen Abfall oft genug auf den feuchten Blättern ins Gleiten, so daß uns nur Halten an Baumstämmen vor einem schnellen, aber unfreiwilligen Erreichen des Zieles da unten bewahrt. Dann noch etwa hundert Schritte links, eine Wendung um den Felsen, und plötzlich sehen wir uns hart an dem mächtigen Donaustrom. Der Pfad hört hier auf; keine weitere Möglichkeit für den suchenden Fuß! Fast mit einem Gefühl der Hilflosigkeit stehen wir auf den Uferkieseln, zu denen mitunter eine vorbeischießende Welle schäumend hinaufschlägt, und staunen eine Felsenwelt an, die sich hier unerwartet in großartig schauervoller Romantik vor uns öffnet. Dräuend steigen, soweit wir blicken, jäh abfallende Steinwände und Felskuppen zu gewaltiger Höhe aus der Fluth empor, manche gekrönt von ragendem Hochwald, während an andere Spitzen sich nur eine vereinzelte Fichte oder spärliches Moosgrün anzuklammern wagt. Außer dem Rauschen der pfeilschnell vorbeischießenden Wellen und dem Säuseln in den Büschen und Bäumen, aus denen hier kaum einmal der Flügelschlag eines verirrten Vogels tönt, unterbricht kein Laut die erhabene Stille um uns her. Dies ernste Schweigen verstärkt den Eindruck des eigenthümlich Großartigen und Mystischen in der Physiognomie dieser Gegend, dem sich kaum ein Beschauer wird entziehen können. Hier wäre der Ort, so steigt unwillkürlich der Gedanke auf, aus dem Getriebe der Welt zurückgezogen, der Selbstbetrachtung und dem Heile seiner Seele zu leben! Und wirklich, als sollte die Berechtigung des Gedankens schlagend bestätigt werden, jenseits der Wasser schauen die stillen, schweigenden Mauern eines einsamen Klosters herüber. Mühsam nur behauptet es seinen Platz zwischen den buchtartig zurücktretenden Felsen. Lange steht man im Sinnen verloren, endlich muß aber doch der Gedanke auftauchen, über den Strom hinüber zu kommen, was bei den Wirbeln und Strudeln, die sich schon vom Ufer aus wahrnehmen ließen, keine allzu leichte Sache scheint. Man gedenkt daran, wie einst der stolze Tronjer Held an dieser selben gewaltigen Fluth nach einem Fährmann ausschaute, nur daß uns nicht, wie damals dem grimmen Hagen, das Glück beschieden ist, einer Schönheit wie „Hadburg" oder „Siegelind" zu begegnen! Hätte man doch vielleicht in einem solchen Falle gern sogar etwaige schlimme Weissagungen mit in den Kauf genommen! Auf wiederholtes „Hol über!" das die Felsen zuerst gespenstisch und höhnisch zurückrufen, zwingt endlich von drüben ein alter weißbärtiger Ferge seinen leichtgebauten, ziemlich gebrechlich aussehenden Nachen durch die schäumenden, schießenden grünen Wellen, durch die wir uns dann schwankend hinüber tragen lassen. Die ungefüge Natur muß sich auch hier dem überlegenen Menschenwillen beugen; die unbändig tosenden kreisenden Wirbel müssen selbst mithelfen, uns jenseits zu landen. Ueber eine Masse vom Strome angehäufter Kiesel und Felssteine klettern wir zum Gitterthore des Einganges, und treten ein in den von Bauten umschlossenen Klosterhof, unter schattende Bäume. Weltenburg war ehemals eine römische Befestigung, castra Valentia, woher auch wahrscheinlich sein Name. Indessen deuten wir lieber, dies abgeschiedene „Weltenburg" bedeute eine Burg vor oder gegen die Welt — das paßt dann zu seiner jetzigen Bestimmung! Wann sich über der Stätte römisch-deutschen Grenzkrieges die Stätte des Friedens erhob, verliert sich im Dunkel der Geschichte. Im Jahre 1803 traf Weltenburg auch, wie so viele Klöster, das Loos der Säcularisation, indeß räumte zwei Jahre später König Ludwig I. es den Benedictinern willfährig wieder ein, von denen es seither als Priorat, das unter der Abtei Metten steht, besetzt wird. Wir eilen schnell nach der Kirche, von deren Hauptportal der Schutzherr des Ordens herniederblickt. Welcher Contrast! Kirchlicher Glanz,

im Gegensatze zu dem einfach bescheidenen Aussehen des Klosters, strahlt uns hier aus dem Innern entgegen; er hat auch hier in die Einsamkeit den Weg gefunden! Ueber dem von Golde schimmernden Hochaltare, der aus einem Felsen, um welchen Bilder aus der biblischen Geschichte ebenfalls in Gold getrieben angebracht sind, gehauen ist, schwebt eine gewaltige, von fliegenden Engelsgestalten gehaltene Himmelskrone aus der oben geöffneten, mit schönen Deckengemälden gezierten Kuppelrotunde hernieder, wie denn auch das Schiff mit seinem Reichthum an Gemälden und Marmorarbeiten einen prächtigen Eindruck macht. Auch den sinnvollen Künstler selbst schauen wir, wie er von hoher Brüstung, in rother Gewandung und Perücke, wohlgefällig auf seine Werke herniederschaut. Ohne uns mit kunstkritischen Betrachtungen über den stolzen Rococobau lange aufzuhalten, trennen wir uns von demselben mit dem freudig bewegten Gefühle, hier in dieser tiefen Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit eine geheiligte Stätte zur Anbetung des Höchsten gefunden zu haben, zu welcher die ganze Erhabenheit der Natur um uns her aufzufordern scheint! Schon wartet am Steingerölle des Ufers das Boot, in welches ein eilender Sprung uns hineinbringt, unter bedenklichen Schwankungen des Nachens, der bei der schnell schießenden Strömung fast umzuschlagen droht. Bald ist das Boot in der Mitte des Stromes. Dieser durchbricht hier den Felsstock des Jurakalks. Die Schichten der Juraflötze fangen an, sich ganz in Felsen umzugestalten, deren graue Reihen zu beiden Seiten des Donaubettes dräuende Wacht halten und, als ein Mauerkranz mit Zinnen und Thürmen, dasselbe bedeutend verengen. Vergebens pochen die fluthenden Wogen spritzend an die Steinherzen der Riesen, schlagen empört an die ehernen Marmorwände, welche, unerschüttert von dem mächtigen Anprall, nur fester zu stehen und die Zürnenden härter einzudämmen scheinen. Den Blick wendend, sehen wir hinter uns durch gigantische Felsenkolosse den Weg versperrt, den wir gekommen, und staunend sehen wir, wie auch vor uns allenthalben die Steinmassen sich perspectivisch zusammenschieben und Alles, was sich in ihrer Mitte befindet, durch jach überhängende Felsgebilde erdrücken zu wollen scheinen. In erschütternd gewaltigem Donner-Echo hallt der Knall eines Schusses, den wir abfeuern, rings von den riesigen Kalkfelsenwänden wieder, in dieser schauervoll wildromantischen Stromschlucht, dem „Weltenburger Kessel". — Rings um uns diese Steinwildniß, über uns nur ein kleines Stück blauen Himmels, und unter wie um uns grünweißer Gischt und schießende, wallende Wogen, ein fast beängstigender, gewaltiger Eindruck! — So steil senken sich die Felsen hinab, daß selbst zu einem Fußsteige kein Raum bleibt. Eiserne Ringe mußten in die eine Seite dieser Steinmassen eingelassen werden, an welchen der Donauschiffer mit großer Anstrengung und langer Mühe sein Fahrzeug gegen den schnell schießenden Wasserprall stromauf fortarbeitet, weshalb er diesen Theil des Kessels auch sehr bezeichnend „die lange Wand" nennt. Weiter im Spiele der Wogen treibt unser Kahn. Bald sind die jähen Felsenhänge theilweise zerklüftet und mit eingesprengten bewaldeten Schluchten durchsetzt, mit lebensvollem frischen Grün von Buchen und Tannen bedeckt, aus denen die bizarrsten Felsgestalten hervorschauen und emporschießen, bald ragen schroffe kahle Massen zum Himmel, mitunter von spärlichem Epheugrün gekränzt. Der sinnende Volksglaube hat auch hier, wie überall, Leben eingehaucht und hineingeheimnißt in manche auffallende Gebilde, welche in wunderlichen, selten vorkommenden Formen der schaffenden Phantasie reichen Stoff und Anregung bieten; viele der kahlen Felsgebilde sind umwoben und gekränzt von dem ewig unvergänglichen Grün der Volkssage. So heißt eines dieser Donaubilder „Die drei Brüder". Die Unseligen raubten einst 3 Jungfrauen aus dem heiligen Banne des Klosterfriedens zu Weltenburg und wurden zur Strafe in Stein verwandelt. Vergebens harren sie auf Erlösung nach solcher Frevelthat, zürnend bricht sich noch immer und in Ewigkeit an den drei Brüdern die Fluth. — Hoch oben auf steiler Felswand ruht ein schöner „bayerischer Löwe", einen Schild in den Pranken haltend. — Ein weißes Steingebilde „Unsere liebe Frau" flieht der Sage nach mit dem Kinde durch die dunkle Schlucht nach Aegypten. — Sogar die Gestalt des „ersten Napoleon", in der bekannten Stellung mit verschränkten Armen, steht oben täuschend zwischen dem Grün der Bäume, die Blicke starr nach Westen gewendet, und schaut, ob der gallische Adler nicht bald wieder für die Napoleoniden seinen Siegesflug anheben möchte. Mitten in dieser Steinwildniß schauen wir am linken Ufer des Stromes, auf grüner Matte am Waldessaum freundlich hervorlugend, das ehemalige Försterhaus — jetzt eine Bauernwohnung — Wipfelsfurt, den Historikern als vadum Vitellii bekannt. Noch eine kleine Strecke abwärts, an dem „hohlen Stein" vorüber, und zur Linken, an dem nämlichen Ufer, liegt in Stromhöhe lang hingedehnt, in einer schmalen, langen Felskluft dicht am Wasser, das sogenannte „Klösterl". — Ursprünglich noch im 15. Jahrhundert eine Eremitage, ward diese dann zu einem Klösterchen mit Kirche von den Franziskanern erweitert. Später in Verfall gerathen, ward die reizende Ansiedelung neuerdings von einem Privatmanne erworben, der dieselbe zu einem parkartigen Garten von großem Pflanzenreichthum, mit einem Schweizerhaus neben dem neu restaurirten Kirchlein und einem Kiosk mit schöner Aussicht auf einen prächtigen Rosenhügel nebst einer schmucken Villa umschuf, und damit zu einem beliebten Aufenthaltsorte der Kelheimer und zu einer Haltestation der Touristen machte. Wunderbar muthet uns dieses kleine Eden mit seiner Blüthenpracht zwischen nacktem Fels an, wie es so daliegt in tiefer, freundlicher Ruhe, die Tag aus, Tag ein hier herrscht, nur unterbrochen von des Wadvögeleins Sang und dem Schlage des Ruders! — Zu bald leider verlassen wir dieses liebliche Fleckchen Erde und treiben schnell wieder in der Mitte des Stromes dahin. — Wie gigantische Riesen der Vorwelt, in steingrauen Ringpanzern, durch deren Maschen moosgrüne Streitgewänder hindurch zu schimmern scheinen, treten uns hier die Felsenkolosse entgegen, wie um uns dräuend von etwas Hohem, das wir nicht schauen sollen, zurück zu halten; denn ungeahnt tritt uns hier wieder nur auf wenige Augenblicke das „Befreiungsdenkmal" in seiner vollen Pracht entgegen, hoch vor uns in den Wolken, auf dem Gipfel des Michaelsberges. Ueber der weiter unten dicht und dunkel bewaldeten Berghöhe, welche fernend über den grauen Steinriesen dicht vor uns, hoch am Horizonte emporragt, und deren tiefgrüne Tinten, allmälig immer zarter werdend, in die Luftfarbe sich verlieren, erscheint auf diese Weise der hehre Bau wie eine himmlische Vision — als Gralsburg frei in den Lüften schwebend, indem er sich schneeweiß strahlend von dem dunkleren Horizonte hinter ihm abhebt. So mag es gewesen sein, als Gylphi, der nordische Seher und Held, auf seinen Fahrten bei dem Suchen nach der göttlichen Offenbarung, nach Odhin's Willen, plötzlich Asgard schaute, wovon die Lieder der Edda singen und sagen .... Der wunderbare Eindruck, der uns durch diesen Anblick, leider nur für zu kurze Zeit, gewährt wird, ist unbeschreiblich und unvergeßbar! Jede Erinnerung an die an uns vorübergewanderten Naturschönheiten ist für den Augenblick verwischt und geschwunden, man vergißt selbst des „Nürnberger Thores", des letzten der schönen Steinbilder, das hoch oben vor uns steht..... Ein plötzlicher Ruck! Scharrend fährt der Kahn auf den Ufersand; wir sind zurückversetzt in die Wirklichkeit, und vor uns liegt wieder das freundliche Städtchen Kelheim!

Erhart-Rüdiger.

Bücherbesprechung.

G. Oe.— Dr. ph. Theodor A. Herrmann, Zur Naturgeschichte der Vereine. Humoristisch-satirische Streiflichter. Dresden, Hönsch & Tiesler. 1889. 44 S. kl. 8°. Preis: 60 ₰. — Das Werkchen ist ein opus posthumum des jüngst verstorbenen Oberlehrers am Annenrealgymnasium in Dresden, eines bekannten und in seinen Kreisen gefeierten fortschrittlichen Politikers und Vorkämpfers der Turn- und Schulvereinssache. Der Grundgedanke des Büchleins ist gut und berechtigt; die Vereinsmeierei, wie sie sich in unsern Tagen ausgebildet hat und immer noch weiter ausbildet, verdient Spott und fordert die Satire heraus. Freilich sind die Farben etwas dick aufgetragen, so dick, daß man versucht ist, die schreienden Bilder für Ausgeburten der Phantasie zu halten und nicht, was sie doch sein wollen, für Zeichnungen nach der Natur. Gerade der Satiriker hat sich vor Uebertreibungen zu hüten, weil, wenn seine Darstellungen Entstellungen zu sein scheinen, sein Zweck nicht erreicht wird. Wenn er u. A. ausführt, daß die Vereine Seminarien für Ordenscandidaten seien, wenn er den Patriotismus mit der Rücksicht auf das Knopfloch erklärt, nun, so ist das von seinem Sonderstandpunkte aus erklärlich; mit der Vereinsmeierei steht es in dem losesten Zusammenhange. Im Uebrigen ist das Werkchen lebendig geschrieben und liest sich recht hübsch. Ob es nützen wird? Wir bezweifeln es. Der Vereinsmeier ist gegen Alles unempfindlich, auch gegen Spott und Satire. Man muß ihm anders beizukommen suchen.

Berichtigung. Die Rede des Prorectors Professor Dr. Ribbeck (s. vorige Nummer der Wiss. Beil.) ist am 29. (nicht 30.) April gehalten worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 54. Dienstag, den 7. Mai. 1889.

Sachsen, eins der „großen Trinkerlande".

Zur Geschichte des sächsischen Biers, von Dr. Richard Reedon.

Angesichts der Klagen über den Verfall unseres einheimischen Brauwesens und der massenhaften Aufnahme fremden Biers im Lande dürfte es verlohnen, Einiges vom Bier aus jener Zeit zu berichten, wo das sächsische Brauwesen in höchster Blüthe stand, da Sachsen mit der Mark, Pommern, Mecklenburg und anderen besonders niederdeutschen Ländern die zweifelhafte Ehre genoß, unter die „großen Trinkerlande" gezählt zu werden.

Die Kunde vom deutschen Bier ist bekanntlich ziemlich ebenso alt, wie die von den Deutschen selbst. Tacitus schon spricht von dem humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus, von der „Flüssigkeit aus Gerste oder Weizen, die zu einer gewissen erbärmlichen Aehnlichkeit mit dem Wein gebracht wird". Die alten Germanen brauten also damals und später ein Getränk aus Gerste, Hafer oder anderem Getreide, und vermischten dasselbe oft mit Honig. Statt des Hopfens benutzte man anfangs wol nur Eichenrinde oder Eichenblätter. Die Kunst, dem uralten Getränke durch Gährung und Bitterung mehr Geschmack und Dauer zu geben, soll von den Klöstern ausgegangen sein. Denn die Mönche verachteten neben dem Wein auch das Bier nicht, und verstanden sich trefflich auf seine Bereitung, wie noch heute die zahlreichen bayerischen „Bräu" beweisen. In den Städten finden wir dann das Bier und Bierbrauen, sobald überhaupt solche erwähnt werden, und hier nahmen beide bald eine ungeheuer wichtige Stelle im städtischen Leben und Treiben ein, in noch ganz anderer Weise, als heutzutage. Reden doch die alten Chroniken in dem Capitel von der Nahrung der Stadt fast regelmäßig zuerst von der „lieben" Braunahrung.

Anfänglich braute Jeder, der wollte und konnte. Im früheren Mittelalter mußte jede gute Hausfrau auch ein gutes Bier bereiten können. Alle Bürger hatten das Recht, in ihrem Hause zu brauen, wann und wieviel sie mochten. Später finden wir aber, daß nur ein Theil der Bürgerschaft zum Brauen berechtigt ist. Man nennt sie die „Bierbürger" oder „Brauerben". Man hatte offenbar angefangen, nicht nur für den eigenen Bedarf zu brauen, sondern hatte mit dem Verkauf der edlen Flüssigkeit Geschäfte gemacht und dieses Gewerbe recht einträglich befunden. Deshalb ließ man neu in die Stadt aufgenommene Bürger nicht mehr dazu, schloß Arme oder Andere, die aus irgend welchem Grunde längere Zeit nicht gebraut hatten, aus, und machte so aus der Schenkgerechtigkeit ein auf den Häusern der angesehenen Bürgerschaft ruhendes Privileg. So verstand man denn auch unter „Bürgerschaft" oft nur die Brauberechtigten und nannte die andern Mitbürger „gemeine Häusler", sprach von „Bürgerschaft und Commun". Dafür hatten die Braubürger (auch Biereggen) dann auch größere Pflichten und Lasten zu tragen. Neben dem Bierbrauen trieb man zunächst stets ein anderes Gewerbe, obwol an manchen Orten das erstere ausreichte, um einen Mann zu nähren. Später wird dann das Privileg in vielen Städten vom Rathe neu verliehen, sei es als Belohnung und Auszeichnung, oder gegen eine bestimmte Abgabe, so daß es geradezu käuflich oder an eine bestimmte Steuer geknüpft erscheint.

Wie sich die Zahl der Brauenden beschränkt hatte, so bildeten sich auch Gewohnheiten und aus Gewohnheiten Gesetze darüber, wann und wie gebraut werden sollte und durfte. Eine Beaufsichtigung in dieser Hinsicht war deshalb im späteren Mittelalter leichter zu führen, weil doch bald in der Regel nicht mehr Jeder im eigenen Hause eine Braugelegenheit hatte. Vielmehr benutzten Aermere und Bequemere gegen eine Entschädigung die Brauhäuser und Geräthe Anderer und die Zahl dieser Brauhäuser verminderte sich mehr und mehr. Die Besitzer lebten schließlich von der Vermiethung derselben und besorgten wol auch das Brauen selbst auf Rechnung anderer Bürger. Auch gehörten die nur in geringer Anzahl vorhandenen Braupfannen früher dem Rath oder öfters einem Gotteshause und wurden an die Brauenden der Reihe nach verliehen.

Ein Gebräude, d. h. soviel, als auf einmal gebraut werden konnte und durfte, war zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Städten sehr verschieden groß. Beispielsweise wurden dazu um 1500 in Freiberg 32 Scheffel Gerste genommen, 1570 36 zu 18 Faß Guß. Seit dem vorigen Jahrhundert erst war es durch Landesgesetze zu 40 Dresdner Scheffeln Schutt und 20 Faß Guß bestimmt. Ein Faß hielt nach kurfürstlichem Mandate vom 21. December 1705 420 Dresdner Kannen. Geringer war die Zahl der Scheffel beim Weizenbier. Wie man braute, kann man in Schöttgen's Historie von Wurzen (Cap. 11) aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts ausführlich beschrieben lesen.

Von jenen „Gebräuden" im eben besprochenen Sinne, kurzweg auch „Biere" genannt, hatte nun jeder Brauberechtigte ein oder mehrere — auch hier herrscht große Mannigfaltigkeit in den städtischen Einrichtungen — zu brauen. Ebenso hatten Vereine, z. B. die Schützengesellschaften, das Recht, jährlich ein Bier zu brauen. Anderwärts erhielten einzelne Bürger als Belohnung das Recht eines einmaligen Gebräudes. In Frankenberg werden dem Schützenkönig zwei solche „Freibiere" gewährt, die er dann natürlich wieder zu Freibier in unserm Sinne verwenden mochte. Auch über Zeit und Reihenfolge der Ausübung des Braurechts mußten sich bald Ordnungen bilden, da ja die Bürger die Brauhäuser und Braupfannen gemeinsam hatten. Zudem war sonst Gefahr, daß sich in der Stadt zu einer Zeit eine solche Masse Bier befand, daß es verdarb, und wieder zu andern Zeiten Mangel eintrat, wofür in der That sich Beispiele finden. So bildete sich die Gewohnheit, um die Reihenfolge zu loosen. Damit stand dann der Reihschank in Verbindung. Sonst wird auch „Loosbrauen" und „Reihschank" (wo die Reihenfolge fest bestimmt ist) unterschieden.

Unter den Bieren unterschied man Tränkebier, welches sofort zum Ausschenken gelangte, obergähriges, und Lagerbier, auch „Märzbier", untergährig, welches mehr Hopfen erhielt und in den Bergkellern für den Sommer aufbewahrt wurde. Um Ostern hörte man mit Brauen auf, so am schwarzen Sonntage (Judica) in Zittau, in Zwickau „stürzt man die Pfanne" am grünen Donnerstag. Im Sommer braute man nicht, sondern begann nach Jacobi (Zittau) oder vom Sonntag Cantate (Grimma) mit dem Ausschank des Lagerbiers. Das Zeichen des Ausschenkens von Lagerbier war verschieden, oft ein Drudenfuß oder Pentagramm, in Grimma ein vor das Haus gestecktes grünes Weidenreis, während in Freiberg schwarz angestrichene große „Cornbons" üblich waren. Für das Tränkebier bedeutete in Grimma dasselbe eine aus dem Hause herausgesteckte lange Stange mit einem Kegel oder einer hölzernen Weintraube am vorderen Ende.

Bei der großen Anzahl der Brauenden konnte nun auch die Masse des gebrauten Bieres eine ganz erstaunliche sein, besonders in der Blüthezeit, dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Beispielsweise wurden in Zittau 1504 nicht weniger als 1202 Gebräude gemacht, das Gebräude zu 12 Vierteln, und auf ein Viertel rechnete man 548 Seidel; das wären also 7 904 352 Seidel. Dabei dürfte die Zahl der Bewohner nicht viel mehr als 10 000 betragen haben. Freiberg hatte 1559 943 Biere, überhaupt bis 1600 meist über 700, noch 1670 423. Auch Eilenburg hatte in der besten Zeit 600—700 Biere. Dabei ist allerdings zu beachten, daß diese drei Städte trefflichen Trinkstoff brauten, welcher auch häufig weithin verführt wurde. Doch braute auch Chemnitz, ehemals viel kleiner als Freiberg, noch 1633 seine 399 Gebräude, obwol das Chemnitzer Bier keinen besonderen Ruf hatte, Grimma bei 3—4000 Einwohnern im sechzehnten Jahrhundert oft 300 und mehr. Der Preis des Bieres war infolge dessen natürlich geringer als jetzt. Wenn wir freilich hören, daß die Kanne im Mittelalter mit 1 Pfennig bezahlt wird, so müssen wir bedenken, daß ein Pfennig damals schon an sich einen ganz anderen Werth hatte als jetzt — er bestand noch aus Silber, mit Kupfer gemischt —, und daß das Geld eben damals noch viel seltener war. Zur Erklärung solcher Massen gebrauten Bieres genügt es nun nicht allein, die sattsam bekannte Trinklust der lieben Vorfahren anzuführen. Freilich können wir annehmen, daß der Deutsche und die Deutsche im sechzehnten Jahrhundert eine bedeutend größere Menge Bier verbrauchte, als heutzutage, ferner, daß wirklich zu Zeiten, besonders zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, die Laster der Völlerei und Trunksucht weit verbreitet waren, endlich ist es uns nicht zweifelhaft, daß die zunehmende Gesittung doch eine beträchtliche Anzahl der Menschen zu größerer Mäßigkeit gebracht hat. Indessen, um gerecht zu sein, müssen wir nicht vergessen, daß ehemals verschiedene andere Getränke noch nicht bekannt waren, welche jetzt in vielen Kreisen und bei vielen Gelegenheiten an Stelle des Bieres früher getrunken werden: vor Allem Branntwein und Kaffee, sodann Thee, Cacao u. A. Sodann aber kommt in Betracht, daß nicht alles Bier, welches in der Stadt gebraut ward, auch innerhalb der Mauern getrunken wurde — ganz abgesehen von der Ausfuhr in ferne Gegenden. Es hatten nämlich die Städte das wichtige Recht der Bannmeile, auch „Bierbann", „Biermeile", „Meilenrecht" genannt, welches darin bestand, daß sämmtliche Dörfer im Umkreise einer Meile von der Stadt ihr Bier aus derselben beziehen mußten, weder eigenes brauen noch fremdes anders woher einführen durften. Ohne Zweifel war diese Einrichtung anfangs eine in den ursprünglichen natürlichen Verhältnissen begründete Sitte gewesen; die Bauern verstanden sich eben nicht auf das Brauen und holten ihr Bier aus der nächsten Stadt; bald aber leiteten die Städte ein Recht für sich aus diesem Gebrauche her und ließen sich dasselbe vom Landesherrn bestätigen. Im dreizehnten Jahrhundert schon ist dies städtische Privileg bei uns allgemein üblich. Nur den Klöstern vermochte man nicht immer das Brauen zu untersagen, auch behielten meist die Gutsbesitzer auf dem Lande das Recht, sich einen sogenannten „Tischtrunk" selbst zu bereiten, d. h. soviel als sie zum eignen Bedarf nöthig hatten. Bisweilen besteht der Bierzwang für die Dörfer nur einen Theil des Jahres; so hatten die Dörfer um Grimma ihr Bier nur vom 8. September bis 24. Juni in dieser Stadt zu holen. Andererseits erstreckte sich der Bierzwang ausnahmsweise auch über das Weichbild der Stadt hinaus, so der Zittauer. Große Städte suchten kleinere der Umgebung in ihren Bierbann, oder wenigstens zur Annahme ihrer Brauordnung zu zwingen. So lagen 1266 die Freiberger mit den Dippoldiswaldaern im Streit wegen des Bierbanns. In den meisten Dörfern durfte nicht einmal ein „Kretzschmer", Schenkwirth, seine Schenke aufthun, und wo eine solche gestattet war, da erhielt der Besitzer nur bisweilen gegen eine Abgabe das Recht, nach den geltenden städtischen Bestimmungen brauen zu dürfen, doch nur so viel als er verzapfen konnte, nicht aber war ihm erlaubt „auszuschroten", d. i. faßweise oder nach Gebinden zu verkaufen. Damit verwandt war eine andere Art des Bierzwangs. Fremdes Bier in die Stadt zu bringen war nämlich ebenso streng verpönt; nur der Rath hatte das Vorrecht, solches zu verschenken, im Rathskeller oder „des Raths Trinkstube". — Beide Privilegien der Städte wurden natürlich oft gebrochen und waren die Quelle vieler und heftiger Streitigkeiten. Besonders ließen die adligen Herren der Umgegend oft ihre Kretzschmer Bier verschenken und veranlaßten so die Stadt zu Beschwerden an den Landesherrn. Diese mahnten denn auch die Ritterschaft oft und ernstlich „sich bürgerlicher Hantierung gänzlich zu enthalten und zum Verderb der Städte nicht Ursach zu geben". (Kurfürst Moritz 1551). Oder die brauberechtigten Bürger bewaffneten sich, wenn ihnen Kunde gekommen war, daß irgendwo die Dörfler sich an verbotenem fremden Stoffe labten, und zogen nach Thorschluß des Abends in hellen Haufen hinaus, jagten die Zechenden auseinander, schlugen den Fässern den Boden aus und zerbrachen die andern Gefäße. Denn das war ihr gutes Recht gegen die „Turbanten", welche die Stadt mit fremdem Biere „beschämen" wollten, wie man in der Lausitz sagte. Oefters kam es wol vor, daß dann die Bürger dem verführerischen Feind nicht widerstanden, sondern dadurch das schnöde Getränk bei Seite schafften, daß sie es im eigenen Schlunde verschwinden ließen. Die betreffenden aufsässigen Wirthe hatten außer solchem Verlust oft noch Gefangennahme und Buße zu gewärtigen. Die bewaffnete Bürgerschaar, die solchen „Bierausfall" unternahm, oft mehrere 100 Mann stark, stand unter einem vom Rathe zugeordneten Führer. Natürlich widersetzten sich hie und da auch die Bauern und läuteten Sturm, so daß das Bürgerheer denn doch, um nicht ein größeres Blutvergießen zu veranlassen, unverrichteter Sache zurückzog, wie die Zwickauer am 14. Mai 1686 aus Schönfels. Aber es fehlte auch nicht an Fehden, bei denen wirklich Blut floß, und an langwierigen ärgerlichen Prozessen um des lieben Bieres willen. Die Freiberger stritten über den Bierzwang mit dem Abt von Zella und Dippoldiswalde, die Zwickauer mit den Herren v. Planitz und den Carlovitzen auf Schönfels, die Chemnitzer mit ihrem Kloster, dem Burggrafen von Leisnig und den Herren v. Einsiedel, Dresden mit Meißen. Zahlreiche fürstliche Erlasse bestätigten feierlich die Berechtigung der Bürger zu solchen Bierausfällen. Doch fehlte es frühzeitig auch nicht an Versuchen, dieses Ueberbleibsel des mittelalterlichen Faustrechts abzuschaffen. Dem sorgsamen Landesvater Kurfürst August schienen sie mit Recht „aus allerlei erheblichen Ursachen bedenklich", besonders weil daraus „viel Unruhe und andere Unrichtigkeit erfolge". Er übertrug deshalb 1561 die Aufrechterhaltung des städtischen Meilenrechts für Dresden seinem Schösser (Amtmann) daselbst. Doch fehlte viel, daß dies damals schon im ganzen Lande eingeführt worden wäre. Erst im achtzehnten Jahrhundert begannen die damit beauftragten Amtleute das Unwesen energisch zu bekämpfen. Dennoch fallen die letzten Bierausfälle noch in unser Jahrhundert. Der letzte von Oelsnitz im Jahre 1836 scheint ein vereinzelter sehr verspäteter Nachzügler. Erst durch Gesetz vom 27. März 1838 ward der Bierzwang und das städtische Verbietungsrecht gegen den Betrieb des Brauereigewerbs auf dem Lande gegen eine Entschädigung aufgehoben.

Nicht weniger kam es innerhalb der Stadtmauern selbst zu allerhand Streit und Bestrafung. Als zum Beispiel ein böhmischer Exulant Herr v. Tzschirnhaus 1628 mit seiner Habe nach Zittau zog und sich 6 Faß seines Bieres mitbrachte, waren die Bürger kleinlich genug, ihm in diese Fässer Löcher zu schießen, daß das Bier hinauslief. Als ebenda 1663 ein Bautzner Hochzeit machen wollte und sich heimlich fremdes Bier mitgebracht hatte, nahm man dasselbe weg, jedoch vernünftiger Weise zum Besten der Armen. Die Adligen behaupteten meist für sich das Recht, fremdes Bier zum „Tischtrunk" einzulegen. In Freiberg, wo man sich eines ausgezeichneten Biers erfreute und die Concurrenz deshalb nicht sehr zu fürchten hatte, erlaubte man überhaupt die Einführung fremden Biers gegen eine Abgabe an den Bierschröter und mit Vorwissen des Raths, doch natürlich nicht zum Verschank. Um dem Gaumen doch etwas Abwechselung zu verschaffen, ohne dem Vermögen der Stadt Abbruch zu thun, schenkte der Rath überall in seiner Schenkstube neben dem Wein ein oder auch mehrere fremde Biere; der Erlös kam ja dann der Stadt wieder zu Gute. In Dresden durften die Bierwirthe um 1440 in der Fasten- und Adventszeit fremdes Bier schenken. Solche Einschränkungen des Bierzwangs waren um so nöthiger, wo man kein sonderlich gutes Gebräu in der Stadt hatte. Dies führt uns auf die verschiedenen Biere Sachsens und ihre verschiedene Güte, worüber einige Mittheilungen am Platze sein werden.

Der erste Preis dürfte unter den sächsischen Bieren lange Zeit, besonders im sechzehnten Jahrhundert, dem Freiberger gebührt haben, wofür schon die oben angeführte Zahl der Gebräude spricht. Es war nicht nur das am Hofe der Albertiner Georg, Heinrich, Moritz, August u. A. getrunkene Bier; auch Melanchthon zog es zu Wittenberg allen andern vor. Moritz ließ es sich bei seinem Feldzug in Ungarn dorthin nachschicken. Deshalb suchten auch vornehme Städte, wie Breslau, Frankfurt a. d. O., Sagan und Hainau in Schlesien, nach Freiberger Art zu brauen und begehrten dazu vom Freiberger Rathe Mälzer und Brauer. Freiberger Bier trank man auch in Dohna, Dresden, Leisnig und besonders in Chemnitz, denn das Chemnitzer Bier galt für schwer und hitzig, weshalb außerdem noch Annabergisches und Zschopauisches dort zum Ausschank kam. Auch Sayda lieferte sein Gebräu nach auswärts

so nach Grimma. Hochgeschätzt war im Osten das **Zittauer** Bier, welches König Wenzel 1385 den Pragern zu holen erlaubte. Die Budissiner durften seinen Verkauf nicht hindern, zu Görlitz und Rothenburg war es lange Zeit anerkannt, ja zu Wien und Ofen soll es bisweilen getrunken worden sein. Die Hallenser, welche monatlich zweimal mit Salzwagen nach Zittau kamen, füllten die leeren Wagen dann mit Fässern dieses köstlichen Nasses. Es wurde dort viel Weizenbier gebraut. Im Norden gewann das treffliche **Eilenburger**, nachdem 1525 Lagerkeller angelegt worden waren, die Herrschaft, während früher **Naumburger**, **Torgausches** und **Belgernsches** die erste Rolle spielten. Vom Eilenburger rühmt der Chronist, daß es in den „guten und frischen Bergkellern durch Hilfe des guten Hopfens eine lange Zeit gut rein und frisch bleibet, wenn sonst alle andern Biere nach Pfingsten und Johannis matt und wandelbar zu werden beginnen, darneben es auch vor andern gesund und wohlschmeckend, auch an der Farbe schön braun und anmuthig befunden wird". Besonders wurde es nach Leipzig, Weißenfels, Langensalza, Delitzsch, Halle, Eisleben, Wittenberg geholt. Der bei Eilenburg gebaute Hopfen wird als der beste einheimische gerühmt, während sonst in erster Linie böhmischer in Sachsen zur Verwendung kam. Zum Eilenburger gehört das **Wurzener** Lager, das sich auch eines guten Rufs erfreute, seit Bischof Johann von Sahlhausen die vordem hölzernen Keller aus Stein bauen ließ. „In solchen Kellern," meint Schöttgen, „kann man das Bier recht wohl und nach dem unverfälschten Original einnehmen, daher sich auch viele von denen Bürgern ein Häußgen oder Stübchen darzu bauen lassen, auf welchem man sich in bona charitate ein gutes Vergnügen machen kann." In Leipzig ward es von den Musensöhnen „mit großem Appetit" getrunken, in **Bautzen** braute man seit 1522 „auf Wurtznische Weise". Schöttgen erzählt weiter, daß man sonst einem Bier, „daran man nur den geringsten Tadel weiß, gleich einen Namen anzuheften pflegt," was man aber mit dem Wurzener nie gethan. Dagegen traf dieses Schicksal das benachbarte **Grimmasche**, welches man „Bauchweh" nannte. Lorenz, der Chronist von Grimma, meint freilich, zu dieser Benennung habe ein Wortspiel (Grimma und Bauch — grimmen) Anlaß gegeben, indeß gehörte Grimma ohne Zweifel zu den wenigen Orten, welche gradezu in üblem Rufe bezüglich ihrer Brauerei standen. Schon 1486 gestattete der Kurfürst, daß der Rath im Sommer, weil sich das städtische Bier in dieser Zeit gewöhnlich nicht halte, auswärtiges schenke, damit nicht die Reisenden und Fuhrleute, wenn sie nicht gutes Getränke fänden, Grimma ihres Weges meiden möchten, und ermahnte die Brauerben wiederholt besseres Bier zu brauen. Ein Arzt im vorigen Jahrhundert urtheilt, daß es „unleugbar schwer, dick und nicht für alle Personen ohne Unterschied trinkbar" sei, und 1781 wird es „sauer und trübe, auch sehr schlecht und ungesund", 1798 sogar „überaus schlecht, ungenießbar und ungesund" genannt. — Das **Leisniger** Bier rühmt wenigstens der Chronist des Städtchens als „sehr gut und gesund, herrlichen Geschmacks und nicht genugsam zu loben, wenn dasselbe bei der Güte und unverfälscht gelassen wird". Da er bei diesem Biere 75 Jahre alt geworden war, als er dies schrieb, und als ehrsamer Viertelsmeister wol auch manches Viertel geleert hatte, so können wir ihm glauben. Doch verschenkte hier der Rath daneben **Mittweidisches**, das weiteren Ruf hatte; denn zur Hochzeit der Prinzessin Anna mit Wilhelm von Oranien in Leipzig 1561 wurden in Mittweida 200 Faß Bier bestellt. In **Leipzig** trank man sehr viel fremde Biere, Mittweidaer, Wurzener, Torgauer, Eilenburger, Naumburger und Tauchaer. Für die Erlaubniß, fremdes Bier zu halten, zahlten die Wirthe den sogenannten Schlegelschatz. Das **Dresdener** Bier konnte lange Zeit neben dem Freiberger nicht recht aufkommen. — Die Städte des Erzgebirges erfreuten sich, da sie gute Lagerkeller haben konnten, meist eines guten Bieres. Weitberühmt war vor allen nach Oesfeld wegen seines Geschmackes und seiner Gesundheit das **Schneeberger** Bier „ehedem sogar in fürnehme Städte, ja an Fürsten- und Herrnhöfe, zumal im Sommer verführt, auch von den Aerzten wegen seines Temperaments denen Kranken zu trinken anempfohlen, weil es eines Teils kühlet und larieret; andern Teils sich mit einem guten Glas Wein besser, als andere gebirgische Biere verträgt". Das Annabergische Bier wird in Lehmann's „Historischem Schauplatz" bezeichnet als stark und hitzig, wie die „fetten" böhmischen Biere, daher es „von manchen als ein guter, wärmender Wein getrunken wird; es macht melancholisch und podagrisch und erreget den Stein". Das **Grünhayner** „kühlet, zehret und preservieret für den Stein", ähnlich **Elterleiner** und **Schlettauer**. Das **Scheibenberger**, „wann's zu viel getrunken wird, möcht' Cacabella oder Quackelteiß heißen". Im Voigtlande waren das **Oelsnitzer** und **Plauensche** sehr in Aufnahme. Das Oelsnitzer Tränkebier führte den Namen „Schertling".

Ein biederer Eilenburger, der mit mehr Heimathsliebe, als dichterischem Geist von der Mutter Natur ausgestattet war, hat ein Gedicht zum Preise seines heimischen Bieres gemacht, wovon wir einige Zeilen hier anführen wollen, weil sie einige sonst bei uns noch gelegentlich getrunkene Biere zusammenstellen:

> Wer will, der trinke Mumm, auch gleich zur Artzeney,
> Er trinke Kräuterling und Goß, es steht ihm frei;
> Ist Breyhan, Belgrisch, Minder,
>   Garley und Zerbster Bier,
>   Dugstein vielleicht gesünder,
>   Er zieh' es andern für:
> Wir loben doch voraus den braunen Gerstensaft,
> Den unsre Pfanne giebt, wir rühmen dessen Kraft; u. s. w.

Wir sehen daraus, daß **Minden**, **Belgern**, **Zerbst** sich eines guten Rufes in der Brauerei erfreuten, den die letzte Stadt sich ja bis heute gewahrt hat. **Garley** = Gardelegen in der Altmark hat noch jetzt einen bedeutenden Hopfenhandel. Die **Gose**, über deren Herkunft genugsam geschrieben ist, hat ebenfalls ihre Herrschaft in und um Leipzig behauptet. Auch die **Braunschweiger Mumme** ist bekannt, ein nicht gehopftes, starkes und dickes Bier von dunkelbrauner Farbe und süßem Geschmack. Benannt soll es nach einem Christian Mumme sein, der es angeblich 1487 zuerst braute. Doch wird diese Angabe im Deutschen Wörterbuch bezweifelt, ebenso wie die Ableitung des **Broihan**, Bräuhahn, auch Breyhain, von einem Brauer dieses Namens. Dieser, wird erzählt, im Dorfe Stöcken bei Hannover geboren, war längere Zeit in Hamburg und versuchte dann, in die Heimath zurückgekehrt, hamburgisches Bier zu brauen, was ihm aber mißlang. Die Mißgeburt, ein süßlich-säuerliches Weißbier, mit Weizen- oder Gerstenluftmalz oder beidem zugleich hergestellt, erlangte dennoch große Verbreitung und wurde im Sächsischen viel getrunken, besonders in Leipzig. Neuere leiten den Namen von „brauen" und dem „(Bier-)Hahn" ab. 1715 braute man es zuerst in Saalfeld, 1777 in Grimma, endlich in Dresden, wo zu Hasche's Zeit das Breyhahnhaus auf der breiten Gasse danach hieß. Jetzt lebt der Name des verschollenen Bieres nur noch unsterblich im Gesange fort: Gustav Freytag hat einen jener geheimnißvollen gespenstischen Köter in der „verlorenen Handschrift" also benannt. Zwei solcher Spitznamen, von denen oben die Rede war, enthält ein anderer Vers:

> Kuhschwanz, Zerbster, Wurzner Bier,
> Klatsche, Duchstein, Garley, Gose.

Die **Klatsche** scheint in Jena heimisch gewesen zu sein, sie ist wol identisch mit dem rastrum, welches seit 1560 in Leipzig gebraut ward. **Kuhschwanz** soll zu „Delitz in Beheim" gebraut worden sein, ward aber auch im Meißnischen und Braunschweigischen gefunden.

Wie schon gesagt, war die Blüthezeit unseres heimischen Bierwesens vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Mit dem Ausgange des letzteren beginnt schon die Zahl der Gebräude merklich zu sinken. Ein gefährlicher und unheimlicher Nebenbuhler war schon seit geraumer Zeit dem Biere erstanden, das Feuerwasser, der **Branntwein**. Seine Billigkeit, seine für den Augenblick wärmende Kraft, seine berauschende Wirkung gewannen ihm in den unteren Ständen nur allzu schnell Anhänger.

Der dreißigjährige Krieg, der große Verderber Deutschlands, that dann das Seine, um die Bierbrauerei herabzubringen. Stadt und Land verödeten, die Abnehmer für die Brauereien fehlten, das Bier mußte billiger und deshalb schlechter hergestellt werden. Wer das Elend der Gegenwart im Rausche vergessen wollte, der erreichte seinen Zweck schneller und wohlfeiler mit dem Branntwein. Statt 548 Biere im Jahre 1619 braute Zittau 1629 nur 220. In Grimma betrug die Zahl derselben 1608 noch 332, 1623 nur noch 157, 1666 227, 1696 114, 1750—1800 im Durchschnitt etwa noch ein halbes Hundert. Freiberg hatte bis 1600 oft über 700 Gebräude, 1670 war die Zahl derselben auf 423, 1736 auf 316 gesunken. Diese Zahlen veranschaulichen einigermaßen den schnellen Verfall des ehemals so blühenden Gewerbes. Die vielfach veränderten Territorial- und Bevölkerungsverhältnisse, das Sinken der städtischen Wehrkraft ließen zudem den Bierzwang nicht mehr in der früheren Weise aufrecht erhalten. Ein neuer Gegner, harmloser, aber allmälig einflußreicher als der Branntwein, erschien seit dem siebenzehnten Jahrhundert. Es ist bekannt, daß der alte Fritz sich darüber ärgerte, daß die früher allgemein übliche Morgenbiersuppe

durch den Kaffee verdrängt wurde. Vor Allem wurde letzterer auch das Leibgetränk der weiblichen Welt, die sonst ebenfalls ihren Durst mit Bier gestillt hatte.

Wenn in diesem Kampfe gegen die Ungunst der Verhältnisse und so mannigfache Feinde die Bierbrauer die Güte ihres Werkes durch Sparen an Hopfen und Malz und Zusatz geringerer und schädlicher Stoffe verringerten, so erwies sich dies alsbald verhängnißvoll durch weitere Verminderung des Absatzes. Vergeblich wurden Commissionen eingesetzt, Braucassen eingerichtet, neue Brauordnungen gegeben, vergebens versuchte man es mit neuen Brauarten — die Brauerei gerieth in immer tieferen Verfall: statt der einstigen 700 Biere braute Freiberg im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts oft nur noch 70.

Erst als um die Mitte des neuesten Jahrhunderts das veraltete Braurecht der Bürgerschaft überall abgelöst ward und an die Stelle desselben die Bierbereitung ein gewöhnliches Gewerbe wurde, trat im Zusammenhang mit manchen Nebenumständen ein Umschwung zum Besseren ein.

Militärische Literatur.

L.— **Von Gravelotte nach Paris.** Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege von General **Philip H. Sheridan.** Deutsch von **Udo Brachvogel.** Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1889. 1,50 ℳ — Es sind in der letzten Zeit soviel „Erinnerungen" aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 veröffentlicht worden, daß unser Interesse für Geistesproducte dieser Art, offen gestanden, schon etwas nachgelassen hat. Der an die Spitze dieses neuen Buches gestellte Name des berühmten Reitergenerals der Vereinigten Staaten ließ uns indeß in den von ihm gemachten Aufzeichnungen etwas hervorragend Gediegenes erwarten. Um so größer ist unsere Enttäuschung gewesen. Die vom Verfasser gemachten Beobachtungen entbehren jeder Gründlichkeit, sein Urtheil über die mit ihm in Berührung gekommenen hohen und höchsten Persönlichkeiten, sowie über die Leistungen und inneren Verhältnisse des deutschen Heeres ist durchaus oberflächlich, nicht selten geradezu falsch oder wol gar ungerecht. Dabei läßt der General fast überall ein so hochgradiges persönliches Selbstbewußtsein durchblicken, daß zum Mindesten deutsche Leser unangenehm davon berührt werden.

Auszug aus der deutschen Wehr- und Control-Ordnung vom 22. November 1888, die von Gemeindebehörden, Militärpflichtigen, einschließlich der zum einjährig-freiwilligen Dienst Berechtigten und Mannschaften des Beurlaubtenstandes in Friedenszeiten zu beobachtenden Bestimmungen enthaltend. Mit Bemerkungen herausgegeben vom amtshauptmannschaftlichen Kanzlei-Secretär **H. Hartmann.** 1. Auflage. Freiberg i. S., Druck und Commissionsverlag von Ernst Maukisch. 1889. 1 ℳ — Da sich nicht leugnen läßt, daß in manchen Fällen die Aufsuchung der einschlägigen Bestimmungen der Wehrordnung immerhin mit einigem Zeitverluste verknüpft ist, so muß auch zugestanden werden, daß der oben genannte Auszug, welcher dieses Aufsuchen erleichtern soll, einem wirklich gefühlten Bedürfnisse abhilft und deswegen mit um so größerer Berechtigung den Interessenten empfohlen werden kann, als die Anordnung seines Inhalts in der That eine sehr übersichtliche genannt zu werden verdient.

Geschichte des Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg" Nr. 106 von 1836 bis 1886. Für die Unterofficiere und Mannschaften des Regiments bearbeitet von **Georg v. Schönberg I.,** Hauptmann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889. 1,50 ℳ — Dieses in hohem Grade anregend und mit sicherem Tacte geschriebene Buch sei allen Kameraden, welche dem schönen und tapferen Regimente „Prinz Georg" angehört haben oder noch angehören, wärmstens empfohlen. Der Schwerpunkt des Werkchens liegt in der Beschreibung des Antheils, welchen das Regiment an dem Feldzuge 1870/71 gegen Frankreich genommen hat. Diese Kriegsthaten werden darin ebenso einfach als klar und, in der Hauptsache, auch vollkommen richtig dargestellt. Wir sagen „in der Hauptsache", denn in einzelnen, ganz unwesentlichen Nebendingen begegnet dem Hrn. Verfasser doch hier und da wol einmal ein kleiner Irrthum, was wir indeß sehr verzeihlich finden, da, unseres Wissens, Hr. Hauptmann v. Schönberg I. dem Regimente „Prinz Georg" damals noch nicht angehört hat. Derselbe hat demnach nur aus dem Actenmaterial sein Wissen schöpfen können, und wem es bekannt ist, welche Lücken und Widersprüche in dem letzteren sich bisweilen finden, der wird dem Hrn. Verfasser seine volle Anerkennung zollen müssen für den Scharfblick, mit welchem er das Richtige herausgefunden, und für die strenge Unparteilichkeit, mit welcher er dasselbe zur Darstellung gebracht hat. Eines nur vermissen wir in dem hübschen Buche, die Angabe der **Vornamen** und der **Heimathsorte** der Unterofficiere und Mannschaften, welche sich durch besonderes tapferes Verhalten im Kampfe ausgezeichnet haben, sowie Derjenigen, welche den Heldentod für König und Vaterland gestorben sind, denn erst durch eine derartig genaue und jede Verwechselung ausschließende Bezeichnung der Betreffenden gewinnt das Buch für die Familienangehörigen und Heimathsgenossen der letzteren den rechten Werth.

Kleine Rangliste der Königl. Sächsischen Armee. Dritte Ausgabe 1889. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 30 ₰. — Seit dem Erscheinen der officiellen Rangliste der Königl. Sächs. Armee pro 1889 sind so zahlreiche Veränderungen, namentlich unter den höheren Officieren eingetreten, daß das obengenannte Büchelchen, welches alle Neuerungen, ausgenommen die am Allerhöchsten Geburtstage Sr. Majestät des Königs publicirten, berücksichtigt hat, in den betheiligten militärischen Kreisen ohne Zweifel sehr willkommen sein wird.

Sonstige Bücherbesprechungen.

—g. **Geschichte des römischen Kaiserreiches von Victor Duruy,** übersetzt von **Gustav Hertzberg.** Leipzig, Schmidt und Günther, 1888. — Es liegen uns die 80.—89. Lieferung dieser auf sorgfältigsten Quellenforschungen beruhenden und mit französischer Eleganz geschriebenen Kaisergeschichte vor. Auch diese sind wieder mit zahlreichen, zum Theil sehr interessanten Illustrationen ausgestattet; der Leser wird darunter viele Beiträge zur Kunst- und Culturgeschichte finden. Mit der 86. Lieferung schließt der vierte Band, welcher bis zum Tode Diocletian's reicht; die folgenden Lieferungen beginnen den fünften und letzten Band, welcher sich mit der Geschichte der christlichen Kaiser beschäftigt. Nach Duruy hat Constantin der Große es nur für ein Gebot der politischen Klugheit gehalten, sich den Christen anzuschließen; er war in erster Reihe ein Staatsmann und erblickte in der Religion wesentlich ein Mittel der Regierung. Auch der Geschichte der damaligen christlichen Kirche steht Duruy sehr kritisch gegenüber; doch ist es jedenfalls anziehend, die vielfachen Beziehungen zu verfolgen, welche zwischen der heidnischen und der christlichen Geisteswelt damals stattfanden.

j.— **Chronik der deutsch-nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in München 1888.** Im Auftrage des Directoriums herausgegeben von Dr. **Paul von Salvisberg.** Heft 6—11. München, Verlag der „Akademischen Monatshefte". — Auf diese schöne, mit einer stattlichen Reihe von Abbildungen ausgestattete Veröffentlichung haben wir bereits früher hingewiesen. Die Hoffnung, die wir seiner Zeit ausgesprochen haben, daß es dem Unternehmen gelingen werde, ein übersichtliches und vollständiges Bild von den einzelnen Zweigen der in München vertreten gewesenen Kunstindustrie, und hiermit zu gleicher Zeit eine Darstellung von dem gegenwärtigen Standpunkte des deutschen Kunstgewerbes zu geben, hat sich durchaus erfüllt. Wir wiesen auch bereits darauf hin, daß das Werk nichts weniger als ein Organ für die Mittheilungen und Bekanntmachungen der Ausstellungsbehörden sein will. Was seinen Werth zu einem dauernden, seine Bedeutung zu einer kunstgeschichtlichen macht, ist die Reihe größerer Aufsätze, deren Charakter meist ein localer oder topographischer ist, insofern sie einzelne Zweige der Kunstindustrie nach Ländern oder Provinzen darzustellen suchen; doch begegnen wir auch Aufsätzen, die gewisse Zweige des Kunstgewerbes nach ihrem gegenwärtigen Stande in Deutschland überhaupt beschreiben. Einen, die sächsische Kunstindustrie betreffenden Abriß enthält das siebente Heft: „Kunstgewerbliche Bewegungen im Königreich Sachsen", mit einem leider mehr katalogartig behandelten, als wirklich in die Tiefe gehenden und beschreibenden Anhang „Das Königreich Sachsen auf der deutsch-nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung". In der Hauptsache lesen wir hier nur die Namen der Aussteller und der von ihnen ausgestellten Gegenstände.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Dritt

№ 54.

Volkswirthschaftlicher Theil.

Eisenbahnen.

Neue Tarife für die sächsischen Schmalspurb
Auf eine von der Handels- und Gewerbekammer Zittau
Generaldirection der königl. sächs. Staatseisenbahnen gerichte
gehend begründete Vorstellung über das ungünstige Tarifw
sächsischen Schmalspurbahnen ist der Kammer von der königl
direction eröffnet worden, daß den von der Kammer ge
Wünschen durch die für den 1. April d. J. beabsichtigte Ei
neuer Tarife für die schmalspurigen Eisenbahnen im Wes
werde Rechnung getragen werden. Interessenten können vom
der Kammer — Zittau, Bautzenerstr. 7, I. — Abdrücke des e
Berichts auf Wunsch erhalten.

Dortmund-Enscheder Eisenbahn. Vom 16. bis
bruar wurden von den Zechen 2597 Wagenladungen geg
Wagen in der ersten Hälfte des Februar abgefahren.

Einnahmen. Graz-Köflacher, Febr. 121 563 fl. (—
seit 1. Jan. 254 082 fl. (— 13 190 fl.). Dux-Bodenbach
136 899 fl. (+ 10 299 fl.), seit 1. Jan. 292 154 fl. (+ 23
Prag-Duxer, Febr. 151 293 fl. (— 7052 fl.), seit 1. Jan. 3
(+ 28 963 fl.) Oesterreichische Nordwestbahn, vom 1. Ja
1. März: garantirte Linie 1 239 397 fl. (+ 2320 fl.), ung
Linie 806 588 fl. (+ 36 860 fl.).

The Tramways Comp. of Germany Lim. vereinn
letzter Woche in Dresden 28 608 ℳ (+ 1350 ℳ), in
9844 ℳ (+ 764 ℳ), zusammen 38 452 ℳ (+ 2114
9. Januar in Dresden 253 643 ℳ (+ 5813 ℳ), in
82 645 ℳ (— 1247 ℳ), zusammen 306 288 ℳ (+ 4566 ℳ

Schifffahrt.

Wien, 4. März. Da die untere Donau nunmehr e
übernimmt die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellsch
heute ab wieder Frachtgüter zum prompten Transport
schließlich Braila-Galatz, gleichwie nach den Stationen d
Save und Theiß. Der Bega-Canal ist noch nicht schiffbar.

Kopenhagen, 4. März. Der Sund ist zugefro
Verbindung mit Schweden hat aufgehört. Mehrere Damp
im Eise fest. Der Postverkehr zwischen Korsör und Kie
wegen des Eises im Langelandsbelt Verspätungen.

Schiffsbewegung der Postdampfschiffe der Ha
Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft
mannia", 25. Febr. von Havre weiter; „Suevia" 26. Febr.
burg; „Slavonia" 26. Febr. in Neuyork; „Rugia" 26.
Havre weiter; „Cremon" 26. Febr. in Hamburg; „C
27. Febr. von Hamburg nach Neuyork abgegangen; „Polaria"
von Neuyork nach Hamburg abgegangen; „Gellert" 28.
Neuyork nach Hamburg abgegangen; „Ascania" 28. Febr.
burg; „Slavonia" 2. März von Neuyork nach Stettin ab
„Cintra" 2. März Lizard passirt; „Teutonia" 2. März v
weiter; „Celia" 3. März von Havre weiter; „Croatia" 2.
Hamburg nach Vera Cruz abgegangen; „Wieland" 3.
Cherbourg weiter; „Francia" 3. März Lizard passirt; „
3. März in Havre; „Taormina", von Hamburg, 27. Febr i
angekommen; „Rhaetia", von Hamburg, 3. März in Ne
gekommen.

Seite ist man jetzt zu bedeutenden Preiserhöhungen verschritten,
ihre aus dem bekannten Schleudersystem entstandenen früheren
luste wenigstens zum Theil wieder wett zu machen

Bautzen, 4. März. In heutiger Aufsichtsrathssitzung der V
einigten Bautzener Papierfabriken wurde, dem Antrage
Vorstandes gemäß, beschlossen, der für den 3. April anberaumten
neralversammlung die Vertheilung einer Dividende von 4½ %
das Jahr 1888 vorzuschlagen.

Bautzener Tuchfabrik und Kunstmühle. Behufs
führung des Beschlusses betr. Rückkauf von 1600 Stück Actien
Höchstcourse von 65% ergeht die Aufforderung an die Actionäre
Einreichung von Offerten bis 12. d. M.

Leinen-Industrie „Kramsta". In der Aufsichtsra
sitzung wurde mitgetheilt, in der Zeit vom September bis Febr
sei der Umsatz etwas geringer, der Gewinn aber höher gewesen,
gesichts der günstigen Lage der Leinenspinnerei.

City-Hotel, Berlin. Die Hauptversammlung hat den An
auf Verpachtung des Hotels abgelehnt. Der Antrag wegen Umwa
lung der Actien wurde zurückgezogen.

Kurfürstendammgesellschaft, Berlin. Die Haupt
sammlung genehmigte die Vorschläge der Deutschen Bank und
Handelsgesellschaft und beschloß, 7 800 000 ℳ neue Actien auszug
und die 3 000 000 ℳ Obligationen zu tilgen. Von den neuen Ac
werden 6 200 000 ℳ zu 102½ % den alten Actionären zur Verfüg
gestellt.

Kempff's Bierbrauerei-Gesellschaft, Frankfurt. N
dem Halbjahrsabschluß stellte sich trotz der höheren Preise der R
materialien das Gewinnergebniß etwas günstiger als in der gleic
Zeit des Vorjahres. Der Absatz von Bier und Aepfelwein erf
insgesammt eine Steigerung von 1278 Hektolitern.

Die Rheinisch-Westfälische Pulverfabrik beabsichtigt
Vernehmen nach die Emission von 1 Million Mark junger Act
Die neuen Actien sollen zu 270% ausgegeben werden.

Versicherungsgesellschaften.

Der Jahresabschluß der Königlichen Altersrentenbank
Dresden (Altstadt, Landhaus, König Johannstraße) für 1888, de
Ergebnisse wir vor einiger Zeit mittheilten, hat wiederum gez
wie sehr dieses Institut seinem hauptsächlichen Berufe, daß
minder bemittelten Theile der Bevölkerung Gelegenheit geb
werde, sich für das Alter ein festes Einkommen zu sichern, zugef
worden ist. Auch erkennt man aus der regen Betheiligung
sächsischen Landbevölkerung, wie gern der allen unsicheren G
speculationen abholde Landmann seine Ersparnisse einem Instit
anvertraut, welches ihm dieselben völlig sicher und mit Zinsen
Zinseszinsen in der Gestalt von jährlichen, bis an sein Lebense
laufenden Renten zurückgiebt. Die Königliche Altersrentenb
nimmt, wie nicht genug hervorgehoben werden kann, jederzeit E
lagen bis zu 1 ℳ herab an und verbucht für dieselben feste, du
Landesgesetz bestimmte Renten, welche namentlich für die späte
Jahre eine von keiner ähnlichen Anstalt gebotene Höhe erreichen.

Von der Lebensversicherungs- und Ersparnißbank
Stuttgart wird uns geschrieben: Im Allgemeinen machen
Lebensversicherungsgesellschaften die Erfahrung, daß der Beitritt
Versicherung mehr und mehr aus den jüngeren Altersclassen erfo
Diese Wahrnehmung zeugt für einen erfreulichen Fortschritt; d
es folgt daraus, daß das Verständniß für die Vortheile
Lebensversicherung immer mehr erwacht. Abgesehen davon,
Niemand weiß, ob er vermöge seiner Gesundheitsverhältnisse sp
noch versicherungsfähig sein wird, empfiehlt sich eine frühzeitige V
sicherungsnahme schon deshalb, weil eine kleinere Prämie zu e
richten ist und infolge dessen mit den gleichen Mitteln eine dopp
so große Summe versichert werden kann, als in höherem Alter.

einen 25-Jährigen beträgt z. B. bei der Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart die Bruttoprämie per 10 000 ℳ 223 ℳ, während der 50-Jährige hierfür 498 ℳ zu zahlen hat; dazu kommt noch, daß z. B. bei steigendem Dividendenbezug der 25-Jährige voraussichtlich schon in seinem 58.—59. Jahre von jeder Prämienzahlung befreit ist und von da ab sogar eine jährlich wachsende Rente zu beziehen hat. Ein Hauptbeweggrund zu frühzeitiger Versicherungsnahme aber dürfte im Hinblick auf unsere Wehrverfassung insbesondere darin zu finden sein, daß dadurch gleichzeitig auch für den Kriegsfall Vorsorge geschaffen wird, besonders wenn dies, wie es bei der Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart zutrifft, für den Wehrpflichtigen ohne weitere Extraprämie, bezw. ohne alle und jede vorausgehende Formalität bis zur Höhe der Versicherungssumme geschehen kann.

Die Untersuchung gegen die Lübecker Feuerversicherungs-Gesellschaft ist aufgehoben; dagegen wurde Oberinspector Meyer verhaftet und Director Biermann gegen Caution auf freien Fuß gelassen. (Fr. J.)

Berg- und Hüttenwesen.

Deutsche Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren im Januar 1889 (Doppelcentner):

	1889	1888
Schienen	80 209	66 910
Stabeisen	153 105	83 999
Eisen- und Stahldraht	152 589	194 272
Eck- und Winkeleisen	35 728	32 240
Luppeneisen u. s. w.	22 900	23 896
Platten und Bleche	54 152	43 413
Ganz grobe Eisenwaaren	12 366	22 035
Brücken	1 423	5 125
Federn, Achsen u. s. w.	21 419	13 851
Röhren aus schmiedbarem Eisen	21 000	14 032
Grobe Eisenwaaren	52 662	55 066
Drahtstifte	40 187	32 971
Feine Eisenwaaren	6 551	5 597

Zwickau-Oberhohndorfer Steinkohlen-Bauverein. Förderung und Versandt sind weiter gestiegen, auch die Verkaufspreise haben sich gehoben. Hand in Hand hiermit ist ein Steigen des durchschnittlichen Jahresverdienstes der Arbeiter zu verzeichnen. Durch die allgemeine günstige Lage der gesammten Industrie wurden an die Leistungen der sächsischen Staatseisenbahn so hohe Ansprüche gestellt, daß sie nicht immer in der Lage war, denselben voll zu genügen. Infolge dessen hatte der Verein mehrfach mit Wagenmangel zu kämpfen. In hochanzuerkennender Weise sind jedoch seiten der Generaldirection der Staatsbahnen die größten Anstrengungen gemacht worden, um diesen Mangel möglichst wenig fühlbar werden zu lassen und ihm thunlichst abzuhelfen. Nach Zahlung von 226 352 ℳ für Kohlenzehnten und 77 610 ℳ für Zinsen und Amortisation der Anleihen ergiebt sich für das letzte Jahr ein Gewinn von 716 275 ℳ, von welchem 145 003 ℳ abgeschrieben worden sind. Nachdem ferner der Dispositionsfonds mit dem ihm zur Einlösung des 46. Dividendenscheines entzogenen Betrage von 174 000 ℳ wieder ergänzt worden ist, verbleibt ein Reingewinn von 397 271 ℳ. Zur Zahlung von 170 ℳ Actien-Dividende werden 394 400 ℳ verwendet und 2871 ℳ vorgetragen. Gefördert wurden 315 569 Tonnen Kohle gegen 300 080 Tonnen, verkauft 580 545 Karren zum Preise von 2 598 362 ℳ.

Aus Oberschlesien wird geschrieben, daß die Königs- und Laurahütte mit Aufträgen für das II. Vierteljahr derartig überhäuft ist, daß sie den meisten Eisenhändlern in der Provinz nur ungefähr die Hälfte desjenigen Quantums zutheilt, das dieselben vom Werke begehren.

Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft. Der Gewinn des letzten Jahres einschließlich des Vortrags wird sich auf rund 4 100 000 ℳ stellen gegen 3 022 000 ℳ in 1887. Zu normalen Abschreibungen werden verwendet 850 000 ℳ, während die Gesammtabschreibungen und Unkosten 2 100 000 ℳ erreichen. Es verbleibt ein Reingewinn von rund 2 Mill. Mark, aus welchem eine Dotirung des Reservefonds mit 5% erfolgt und 6% als Dividende vertheilt werden, so daß zum Vortrag rund 230 000 ℳ bleiben.

Die Dillinger Hüttenwerke haben mit der Firma de Wandel in Hayingen den Grundpreis für F E.-Sturzbleche um 2½ ℳ für 1000 kg erhöht.

Niederländische Trägerlieferung. Bei dem am 27. Februar im Haag stattgehabten Zuschlage von 2017 To. eiserner Träger für die Insel Java erhielten als Mindestfordernde den Zuschlag auf 1552 To. mit 143,09 Frcs. die Tonne die Belgische Hochofengesellschaft Monceau sur Sambre und auf 465 To. mit 148,32 Frcs. die Tonne das deutsche Werk Burbacher Hütte bei Saarbrücken. Die Träger sind franco Bord Amsterdam oder Rotterdam.

Die Ziegeleien von Süd-Staffordshire, Ost-Worcestershire, Leeds und anderen englischen Orten sollen jetzt unter eine einheitliche Leitung, welche einheitliche Preise festsetzt, gebracht werden. Das benöthigte Capital wird auf 3 000 000 Lstr. veranschlagt.

Aus Augsburg wird gemeldet, daß sämmtliche Actien-Ziegeleien beabsichtigen, eine allgemeine Preiserhöhung durchzuführen.

Im bayerischen Kohlenbezirke wurden die Preise um mehr als 30% erhöht.

Jagd.

Am 28. Februar hielt der sächsische Landesverein im allgemeinen deutschen Jagdschutzverein unter seinem bewährten Vorsitzenden Hrn. Reich-Biehla seine 12 Jahresversammlung ab. Dieselbe wurde ausgezeichnet durch die Anwesenheit des Vorsitzenden des allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins, Sr. Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, welcher sich lebhaft an den Verhandlungen betheiligte und dem der Sitzung folgenden Mahle auf dem königl. Belvedere beiwohnte. Der erste Punkt der Tagesordnung betraf die Betheiligung an der Wettinfeier. Man beschloß, trotzdem das Zustandekommen eines historischen Festzuges und das Einreihen der Jagd in denselben durch die bekannten Vorgänge in Frage gestellt schien, an einer Huldigung für das angestammte Herrscherhaus festzuhalten, und beauftragte einen besonderen Ausschuß mit den erforderlichen Vorbereitungen. Zur Deckung der allgemeinen Unkosten wurden mehrere Tausend Mark ausgeworfen. Der Jahresbericht, der hierauf erstattet wurde, ließ erkennen, daß der Verein erfolgreich gewirkt. Es wurden 720 ℳ an Prämien und Unterstützungen verausgabt und in 39 Fällen Wilderer mit im Ganzen 5 Jahr 6 Monate 3 Wochen Gefängniß und 896 ℳ Geldstrafen zur Verantwortung gezogen. Verschiedene aus der Mitte der Versammlung geäußerte Wünsche in Bezug auf Prämiirung, Bekanntmachung der Ziele und Zwecke des Vereins, der begangenen Wildfrevel und dergl. fanden Zustimmung und das Directorium sagte Berücksichtigung derselben zu. Eine lebhafte Besprechung fand sodann über Fasanenzucht statt. Die anwesenden renommirten Besitzer von Fasanerien tauschten ihre Erfahrungen und Beobachtungen aus, was erkennen ließ, welche großen Erfolge man mit dieser neuerdings in Sachsen sehr in Aufnahme gekommenen Wildgattung erzielt hat, aber auch welche große Schwierigkeiten sich ergeben. Zum Schlusse machte Durchlaucht Hohenlohe Mittheilungen über die im Juni zu eröffnende allgemeine Jagd- und Fischereiausstellung in Cassel, sowie über Einrichtung einer Prüfungsanstalt für Jagdgewehre.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 55. Donnerstag, den 9. Mai. 1889.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am Geburtstage Sr. Majestät des Königs, den 23. April 1889.

Nachdem der vorsitzende Secretär Hr. Zarncke die Sitzung mit einem Hinweis auf die Bedeutung des festlichen Tages eröffnet hatte, sprach Hr. Braune über die bisherigen Versuche, den Schwerpunkt des menschlichen Körpers zu bestimmen, und über die Resultate, welche die von ihm unter Anwendung der Gefriermethode angestellten Untersuchungen über die Lage des Schwerpunktes der einzelnen Körperabschnitte und Glieder, sowie des ganzen Körpers ergeben haben.

Es folgte ein Vortrag des Hrn. Springer über den Bilderschmuck der Sacramentarien im frühesten Mittelalter. Die Sacramentarien, die Vorläufer der späteren Meßbücher, haben bereits in den vergangenen Jahrhunderten eine reiche Literatur hervorgerufen, in unseren Tagen von Leopold Delisle insbesondere vom paläographischen Standpunkte eine nahezu abschließende Behandlung erfahren. Es lag nahe, dieselben auch auf ihre kunsthistorische Bedeutung zu prüfen und, ob sich an ihnen die allgemeinen Gesetze der Kunstentwickelung nachweisen lassen, zu erörtern. Die Sacramentarien enthalten außer den Formeln bei der Spende der Sacramente, der Ertheilung von Weihen, der Vornahme von Exorcismen insbesondere die Meßgebete, deren Feststellung die Tradition auf Papst Gregor den Großen zurückführt. Den Kern der Meßgebete bilden die sogenannte Präfation und der Canon, die Gebete, welche die Verrichtung des eigentlichen Meßopfers begleiten. An diese beiden Theile der Messe knüpft der Bilderschmuck der Sacramentarien an; nicht blos äußerlich, sondern so, daß wir in denselben den Ausgangspunkt, den fruchtbaren Keim für die ganze Illustrationsweise der Sacramentarien vom 8. bis 11. Jahrhundert entdecken. Die Anfangsbuchstaben der Präfation (Vere Signum) und des Canon (Te igitur) bilden den künstlerischen Stoff, dessen sich die Phantasie bemächtigt. Die Anfangsworte der Präfation werden der ornamentalen Kunst überwiesen, welche sie als VD bald neben einander, bald zum Monogramm verbunden, bald einfach, bald im reichsten Farbenschmuck und die ganze Blattseite füllend darstellt. Eine viel reichere Entwickelung zeigt das T am Anfange des Canon. Die Form des Buchstaben weckt die Erinnerung an das Kreuz Christi, die anfängliche ornamentale Ausstattung weicht allmälig einer Zeichnung des Crucifixes und schließt mit dem Vollbilde der Kreuzigung. Je nachdem das ornamentale oder figürliche Element vorherrscht, lassen sich deutlich mehrere Familien von Sacramentarien unterscheiden, als Entwickelungsstufe hat nach anfänglichen Schwankungen zuerst die ornamentale Auffassung vorgeherrscht, welche später (10. Jahrhundert) durch die figürliche ergänzt wird. Auch die Buchdeckel, welche die Sacramentarien einschlossen, hatten in der Regel eine unmittelbare Beziehung auf den Inhalt, wiederholen in Reliefgestalten die Miniaturbilder, welche den Text begleiten. So zeigen auch die Sacramentarien, daß die Maler des frühen Mittelalters mit merkwürdiger Folgerichtigkeit die Bilder componirten, zwar an ausgebildetem Formsinn, aber keineswegs an künstlerischem Verstande und schöpferischer Anlage es fehlen ließen.

Hr. Drechsel machte eine vorläufige Mittheilung über organische Basen, welche bei der Zersetzung des Milchcaseïns durch concentrirte Salzsäure und Zinnchlorür entstehen. Zwei dieser Basen, welche anscheinend einander homolog sind, geben sehr schön krystallisirende Chloroplatinate, eine dritte konnte noch nicht krystallisirt erhalten werden. Besonderes Interesse bietet der Umstand dar, daß diese Basen beim Erhitzen mit Aetzbaryt in wässeriger Lösung auf 120—130° Kohlensäure entstehen lassen, welche Thatsache den Grund für die Verschiedenheit der Resultate von Hlasiwetz und Habermann einerseits und von Schützenberger andererseits deutlich erkennen läßt. Höchst wahrscheinlich stehen diese Basen auch zu den Ptomaïnen in naher Beziehung.

Hr. Brugmann sprach über den Ursprung der griechischen Wörter ποιέω „ich thue“, θεός „Gott“ und ἐγγύς „nahe“. Er stellte ποιέω, als dessen ältere Form jetzt durch mehrere Dialektinschriften ποιϜέω gesichert ist, mit dem altindischen ci-nō-mi „ich reihe an einander, schichte, baue, construire“ zusammen, indem er ausführlicher darlegte, daß diese Bedeutung des indischen Verbums zugleich den Begriffskern des griechischen Wortes darstellt; die Wurzel war qei-, deren q im Griechischen vor dem o-Vocal regelrecht zu π geworden ist. Von dem etymologisch vielgeprüften θεός zeigte der Vortragende, daß nach den Contractionsgesetzen der verschiedenen Mundarten ein θεϜος, nicht etwa θεσος oder θεjος als ältere Form vorausgesetzt werden muß. Daran knüpfte er die Vermuthung, θεϜ-ο-ς sei gleicher Wurzel mit dem vedischen ghōrá-s (urindisch ghau-ra-s) „furchtbar, unheimlich, Scheu und Ehrfurcht einflößend“, im Veda ein geläufiges Beiwort verschiedener Gottheiten; θ vor e-Vocalen regelmäßiger Vertreter des urindogermanischen velaren gh. Sehr gut kann auch unser gott, dessen Grundform erweislich ghutó-m (altes Neutrum; das Wort wurde erst durch den Einfluß der christlichen Gottesanschauungen zum Masculinum) war, dazu gestellt werden; seine ursprüngliche Bedeutung wäre „das gefürchtete, gescheute Wesen“ gewesen. Endlich ἐγγύς wird in ἐν+γυ-ς zerlegt und mit μεσση-γύς, altindisch vanar-gu- „im Walde befindlich“ u. dgl. verknüpft; seine Grundbedeutung war „an etwas befindlich“.

Es folgte dann ein Vortrag des Hrn. von der Gabelentz über den Räuber Tschik, eine Episode aus Tschuang-tsï. Das Werk des chinesischen Philosophen Tschuang-tsï (4. Jahrh. v. Chr.) enthält ein Capitel, das 29., unter der Ueberschrift: „Der Räuber Tschik“, das mit einer derb satirischen, fast possenhaften Scene beginnt. Da stellt der taoistische Schriftsteller den ihm verhaßten Confucius einem wüsten Räuberhauptmann gegenüber, der den höflichen Mann grob anschnauzt, den selbstgenügsamen Philosophen der guten Sitte scheinbar mit seinen eigenen Waffen, geschichtlichen Erfahrungen, schlägt und beschämt heimschickt. Die Scene, mag man sonst über sie urtheilen wie man wolle, ist von überwältigender Komik; schwerlich dürfte ein zweites Mal einer der größten Männer eine so starke Verhöhnung erfahren haben. Man hat, vielleicht wegen gewisser Anachronismen, bestreiten wollen, daß Tschuang-tsï der Verfasser sei. Der Räuber Tschik kann nicht Zeitgenosse des Confucius, muß etwa achtzig Jahre älter gewesen sein, als dieser. Lebte er aber wie eine Art Schinderhannes noch Jahrhunderte später in der Volkssage, so war er recht der Mann, den der Satiriker gebrauchen konnte, und Niemand durfte sich an die geschichtliche Unmöglichkeit stoßen, weil von Niemandem verlangt wurde, daß er an die geschichtliche Wahrheit glauben sollte. Der Verfasser hat seiner Erfindung gar kein Hehl, will nur zeigen, wie kläglich ein Confucius mit seiner Weisheit einem solchen Menschen der wüsten Gewalt gegenübergestanden haben würde.

Es ist bekannt, wie Confucius fast sein ganzes Leben hindurch nach einem weisen, thatkräftigen Manne gesucht hat, der im Stande wäre, das zerrissene, verwilderte Reich mit mächtiger Hand zu einen und in den Blüthezustand früherer Jahrhunderte zurückzuführen. Das Kaiserhaus war unrettbar verkommen, ein Wechsel der Dynastie war unabweisbar, und die Geschichte Chinas hatte es längst gebilligt, wenn sich in solchen Zeiten ein Lehnsfürst mit bewaffneter Faust in den Besitz der Reichsgewalt setzte. Das war es, was Confucius wollte, in dieser Absicht bereiste er die Einzelstaaten. Und wenn er nun nirgends einen Fürsten fand, dem die große That zuzutrauen war, so geschah es wol, daß sich zeitweilig sein Blick auf einen jener klugen und kühnen Rebellen aus dem Vasallenstande richtete, die ihrerseits an den Thronen der Landesherren rüttelten. So bedurfte es am Ende nur noch eines Striches carikirender Uebertreibung, um an die Stelle eines Franz v. Sickingen einen Schinderhannes zu setzen, und das Schelmenstück war gar nicht so plump. Eine imposante gebietende Erscheinung war der Räuber; Verstand und Muth besaß er für Zehn. Nun ist es mit dem unverdrossenen Kaisersucher so weit gekommen, daß ihm diese Eigenschaften genügen, und er dem Räuberhauptmanne seine Dienste anbietet. Auf so etwas mochte die Phantasie eines Tschuang-tsï schon verfallen. Ist aber das Stück echt, so ist es auch eine Probe der niederen Umgangssprache seiner Zeit und die bündigste Widerlegung jener Meinung, wonach die chinesischen Classiker in einer künstlich gekürzten Sprache geschrieben hätten; und hierin beruht sein sprachgeschichtlicher Werth.

Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.*)

Das ist ein liebes, herziges Buch, welches wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können. Es ist eine wahre Labung, nach zahlreichen unser deutsches höheres Schulwesen bald kleinlich benörgelnden bald gehässig herabsetzenden Schulstreitschriften, wie sie im letzten 1½ Jahrzehnt gleich Pilzen aus der Erde aufgeschossen sind, einmal wieder ein Buch zu lesen, welches von hohen, freien Gesichtspunkten aus Erziehungs- und Unterrichtsfragen behandelt, dazu bei aller Wärme der Antheilnahme, aller Entschiedenheit der Grundanschauungen doch mit der maßvollen, besonnenen Ruhe, welche bei der Erörterung von Schulfragen heutzutage leider so oft zu vermissen ist.

Der Verf., Hannoveraner von Geburt, zur Zeit Subrector und erster Lehrer der Mathematik an der Gelehrtenschule zu Ratzeburg, giebt in diesem Buche die Eindrücke wieder, welche er auf einer im Sommer 1886 mit Hilfe eines Stipendiums aus der Bismarck-Schönhausen-Stiftung unternommenen Studienreise durch England und Schottland eingesammelt hat, einer Reise, deren ausgesprochener Zweck es gewesen war, zu untersuchen, in welchem Verhältniß die körperliche Ausbildung der dortigen männlichen Jugend zu ihrer geistigen steht. Nach dem Vorbilde des Altmeisters Wiese, dessen „Deutsche Briefe über englische Erziehung von 1850 und 1876“ im Wesentlichen die Beantwortung der nämlichen Frage sich zur Aufgabe gestellt hatten, hat auch der Verf. die Briefform gewählt, um zwanglos über das Wahrgenommene berichten und Betrachtungen vergleichender Art daran knüpfen zu können.

Nichts liegt dem wackeren Verf., der seiner Zeit den deutsch-französischen Krieg als Artillerist mitgemacht hat und bei jeder Gelegenheit sich als ein feuriger deutscher Patriot bekundet, ferner als eine grundsätzliche Verherrlichung englischer Einrichtungen als solcher. Thatsächlich ist aber sein unter der Devise „mens sana in corpore sano“ erstatteter Bericht unter der Hand, vielleicht halb ihm selbst unbewußt, zu einer Lobrede, zu einem Panegyrikus auf das englische höhere Unterrichtswesen geworden, so wenig er auch blind ist gegen dessen Mängel im Ganzen wie im Einzelnen.

Wir machen ihm daraus so wenig einen Vorwurf, wie seiner Zeit Ludwig Wiese einen solchen verdiente, als er unter dem Einfluß der jenseit des Canals erhaltenen Eindrücke im Jahre 1850 die Public-Schools von England den deutschen Schulen als vielfach beschämende Muster vorhielt.

Die Klage, daß auf unseren deutschen höheren Schulen, sie mögen sich nennen wie sie wollen, zu viel unterrichtet und zu wenig erzogen wird, ist unstreitig ebenso berechtigt wie die andere, daß die Sorge für die Gesundheit und Kräftigung des Leibes bei uns ungebührlich zurücktritt hinter der für die Schulung des Geistes. Daneben giebt die Thatsache, daß die englischen höheren Schulen Dank der an ihnen vorherrschenden Internate, der guten nationalen Sitte und der überwiegend erziehlichen Einrichtung des ganzen Schullebens durch Lug und Trug, Kneipenleben, Verbindungswesen, Verfrühung der Lebensgenüsse u. dergl. in äußerst geringem Maße geschädigt werden, Jedem zu denken, der da weiß, daß es nach dieser Seite bei uns nicht zum Besten bestellt ist.

Der Verf. ist ein viel zu guter Deutscher und besonnener Schulmann, um die Zumuthung an unser nationales Schulwesen zu stellen, in allen Stücken einfach in die von England seit Langem verfolgten Bahnen einzulenken. Das wäre ja auch Thorheit. Land und Leute, Gesittung und Gewöhnung sind andere in England und Deutschland, vor allen Dingen auch die socialen und dementsprechend die Schulverhältnisse im Allgemeinen. England kennt ebenso wenig eine staatliche Schulgesetzgebung wie eine staatliche Schulaufsicht;*) die in der öffentlichen Meinung besonders angesehenen höheren Schulen sind fast ausnahmsweise Internate, welche ein überwiegend aristokratisches Gepräge tragen, wenn auch besonders begabten ärmeren Knaben der Eintritt nicht verschlossen ist. Unser leidiges Berechtigungswesen ist ein Uebel, durch welches die englische Schule nicht belästigt wird; alle die Unzuträglichkeiten, welche bei uns das immer mehr überhandnehmende Wirthshausleben, die landesübliche Art unserer Sonntagsvergnügungen ꝛc. mit sich bringt, sind für die höheren Schulen Englands einfach darum nicht vorhanden, weil nach diesen Seiten die Gewöhnung der höheren Kreise dort eine durchaus andere ist als bei uns. Bei solcher Lage der Dinge wäre es überaus kurzsichtig, anzunehmen, daß eine künstliche Aufpfropfung englischer Einrichtungen auf unser geschichtlich gewordenes deutsches Schulwesen sonderlichen Segen wirken könne. Dem Verf. kommt es auch nicht bei, dem vaterländischen Schulwesen, welchem er mit ersichtlicher Begeisterung und warmer Anerkennung seiner eigenartigen Vorzüge seit langen Jahren dient, so zu sagen durch eine gewaltsame Einfiltrirung fremden Blutes aufhelfen zu wollen.

Er spricht es beiläufig als wünschenswerth aus, daß bei uns in Verbindung mit höheren Lehranstalten eine größere Anzahl von Alumnaten geschaffen werde, und bemüht sich, nachzuweisen, daß der Verwirklichung dieses Gedankens gar nicht so erhebliche finanzielle Schwierigkeiten entgegenständen, als es auf den ersten Anblick scheine. Er findet die Bifurcation, welche manche englische Schulen auf ihrer obersten Stufe aufweisen, empfehlenswerth; er billigt es, daß in der Sprache wie in der Mathematik in England viel weniger schriftliche Arbeiten von den Schülern geliefert werden als bei uns und empfiehlt nach dem Muster der Public-Schools ausgedehntere Lectüre in den alten Sprachen. So wird z. B. manches wohlerwogene und wohl zu beachtende Wort über Unterrichtsfragen von ihm hingeworfen.

Den eigentlichen Kern des Buches bildet aber die Schilderung und warme Empfehlung der englischen Jugendspiele auf Schule und Universität, das Cricket, Lawn Tennis, Football, der Fives, des Rounders u. s. w., bis zum Ringen, Boxen und Bootfahren, sowie der vortrefflichen Einrichtungen, welche zur Erhaltung der Gesundheit und Stählung des Körpers an den englischen Schulen bestehen. Das Alles wird mit solcher Sachkenntniß und in so frischer, fesselnder Form vorgetragen, daß die Lectüre des Buches auch solchen Lesern genußreich sein dürfte, welche für das höhere Schulwesen als solches besonderes Interesse nicht hegen.

Er stellt nicht ganz in Abrede, daß durch diese so ausgiebig gepflegte Liebhaberei für die nationalen Jugendspiele die wissenschaftliche Arbeit bei den Schülern und noch mehr bei einem Theil der Studenten einige Einbuße erleidet, ebenso wenig, daß manche junge Leute dadurch auf den Abweg leidenschaftlichen Sports gerathen, auch wol bei dem und jenem eine gewisse Verrohung herbeigeführt werde.

Ueberwiegend aber sieht er Lichtseiten für die Körper- wie für die Charakterentwickelung. Schwerlich mit Unrecht. Wenn man liest, daß in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter sämmtliche

*) H. Raydt, Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen nach einer Studienreise aus der Bismarck-Schönhausen-Stiftung geschildert, Hannover, Verlag von K. Meyer 1889. 266 S

*) Bezüglich der schottischen Public-Schools besteht seit 1885 eine Art von staatlicher Oberaufsicht, über deren Werth aber die Ansichten in Schottland sehr getheilt sind.

Zöglinge der höheren Schulen, alt und jung, in den Nachmittagsstunden bei gemeinsamen Spielen sich austummeln und diese Spiele mit einer Ausdauer, einer Kraftanstrengung und beim ernsten Wettkampf mit einer Alles einsetzenden Ehrliebe betreiben, ferner daß die Lehrer diesen jugendlichen Vergnügungen häufig beiwohnen, ja persönlich sich an denselben betheiligen, so wird man des Eindrucks sich nicht erwehren können, daß diese Leibesübungen dazu beitragen müssen, nicht nur eine kräftig-frische, sondern auch eine willensstarke und ehrliebende Jugend heranzuziehen, wie andererseits, daß Erzieher und Zögling durch das gemeinsame Interesse an diesen volksthümlichen Vergnügungen einander menschlich näher rücken müssen.

Der Wunsch des Verf., daß die Pflege der Jugendspiele den höheren Schulen Deutschlands von oben her ebenso wie das Turnen förmlich vorgeschrieben werden möchte, wird aus praktischen Gründen kaum so bald sich erfüllen. Es ist wol auch das Sachgemäße, daß man die Liebhaberei für freie Bewegungsspiele, welche von zahlreichen Schülern unserer höheren Lehranstalten bereits mit Eifer betrieben werden, zunächst noch tiefer einwurzeln läßt. Ein großer Theil des idealen Gewinnes, welchen der Verf. von diesen Spielen für die deutsche Jugend erhofft, würde verloren gehen, wenn dieselben vom Lehrer angegeben, überwacht und schulmäßig geleitet werden müßten. Es kommt dazu noch ein Anderes. Je ernster und eifriger die Spieler ihr Werk betreiben, um so weniger sind kleine Unfälle zu vermeiden. Old England macht von einer gequetschten Hand, einer Beule, einem verstauchten Glied kein Aufhebens. In unserem zahmeren Deutschland denkt man hierüber minder spartanisch. So lange dem noch so ist, wird man Bedenken tragen müssen, den Schulen allzu viel Verantwortung für heile Haut und Knochen ihrer Zöglinge aufzubürden.

Aber dankenswerth im hohen Grade sind die vom Verf. gegebenen Anregungen. Möchten sie nur in recht weiten Kreisen wirken! Darüber sind nachgerade ziemlich Alle einig, welche ein Herz für unsere Jugend haben, daß in der Fürsorge für deren körperliche Frische, Kraft und Gewandtheit mehr geschehen möchte als bisher, daß mehr Werth gelegt werden müsse auf das verschiedenartige **Können** derselben als auf das **Wissen**, mehr Werth auf die **Charakterbildung** als auf die **geistige Dressur**. Nach dieser Seite sind auch manche Beobachtungen von Werth, welche der Verf. bezüglich des Unterrichtsbetriebs und der häuslichen Arbeiten der englischen Schüler gemacht hat.

Wohlthuend berührt es, daß der Verf. die zahlreichen Anlässe, welche sich ihm bieten, nicht dazu benutzt, kleinliche Sonderinteressen, etwa einer bestimmten Schulgattung oder eines bestimmten Lehrfaches, beiläufig zu verfechten, wie das heutzutage leider so häufig bei Erörterung allgemeiner Erziehungsfragen geschieht. Daß das fesselnd geschriebene Buch von Anfang bis zu Ende von einem warmen Hauche christlicher Frömmigkeit durchweht ist, wird ihm bei den Lesern dieses Blattes sicher zur weiteren Empfehlung gereichen. Zu einem besonders erhebenden Ausdrucke kommt des Verf. tiefreligiöse Grundanschauung im Anschluß an den Bericht über die in der Rugby-School gewonnenen Eindrücke. Dort fühlte derselbe sich nach seinem Geständniß am wohlthuendsten angeheimelt als an der Stätte, welcher der große englische Schulreformer Dr. Thomas Arnold das noch jetzt erkennbare Gepräge seines hohen Geistes und reinen Sinnes aufgedrückt hat. Das war so recht des Verfassers Mann, er mit seiner nicht genug zu beherzigenden Forderung, daß der rechte Erzieher der Jugend in erster Linie ein Christ und ein Gentleman sein müsse, in zweiter ein rühriger Mann, der gesunden Menschenverstand hat und die Knaben versteht (What I want, is a man, who is a Christian and a gentleman, an active man, and one who has common sense and understands boys). Der Verf. hat diese schönen Worte nicht als Motto auf seine Schrift gesetzt, aber sie ist durchaus geschrieben aus dem Geiste, der in ihnen sich bekundet.

Bücherbesprechungen.

K—d. Dr. C. E. Leuthold, Bergamtsdirector, **Russische Rechtskunde**. Systematische Darstellung des in Rußland geltenden Privat-, Handels- und Strafrechts sowie des Prozesses. Nach dem neuesten Stande der Quellen bearbeitet. Leipzig, Duncker & Humblot 1889 (376 S., Pr. 7,20 ℳ). — Nur in wenigen, oft kaum genügenden Bemerkungen und Bekanntmachungen ist die Kunde des russischen Rechts bisher in den deutschen Landen verbreitet worden; die Literatur beschäftigt sich meist allein mit dem in den Ostseeprovinzen geltenden Rechte oder mit den geplanten Aenderungen. Es war daher schwer, sich einen Einblick in die russischen Rechtsverhältnisse zu verschaffen, obwol mit dem wachsenden Verkehr zwischen Deutschland und Rußland die Veranlassung dazu immer häufiger gegeben war. Für einen wichtigen Rechtstheil, das Erbrecht, brachte für das Deutsche Reich die Convention über die Regulirung von Hinterlassenschaften vom 12. Nov. 1874 eine wesentliche Erleichterung des Verfahrens, indem sie die bei der Verschiedenheit der Rechte unausbleiblichen Schwierigkeiten für viele Fälle so beseitigte, daß von einem Eindringen in russisches Recht abgesehen werden konnte. Der Verfasser hat nun, nachdem er das russische Recht nach den Quellen erforscht, in dem oben angezeigten Werke dasselbe in einer unseren Anschauungen entsprechenden Form und mit Ausnahme des Staats- und Verwaltungsrechts zur Darstellung gebracht, damit aber nicht nur dem Juristen, sondern auch den Geschäftsleuten und vielen anderen Personen einen anerkennenswerthen Dienst geleistet. So gedrängt auch die Uebersicht gehalten sein mußte, so bietet doch das Werk die Möglichkeit, sich über einschlagende Bestimmungen des russischen Rechts soweit zu unterrichten, um eine Entschließung fassen zu können, zumal es auch über die geltenden Provinzialrechte Auskunft giebt und die religiösen, socialen, volksthümlichen ꝛc. Verhältnisse des russischen Reiches, welche zu vielen, von den unsrigen abweichenden Rechtseinrichtungen Anlaß geben, kurz erörtert. An der Hand der klaren Darlegungen des Verfassers möchte man gern die russischen Verhältnisse schildern, wenn dies nicht für diese Zeitschrift zu weit gehen dürfte. Die Abfassung eines solchen Werkes hätte einem Lehrer an einer russischen Universität oder an der Universität Dorpat wol näher gelegen; es ist aber noch von keinem ein Versuch gemacht worden; um so mehr gebührt dem Verfasser für seine Mühen der Dank Derer, welchen er die Kunde des russischen Rechts vermittelt.

G. Oe.— Friedrich Hermann Baumgärtel, **Die kirchlichen Zustände Bautzens im 16. und 17. Jahrhundert, nach urkundlichen Quellen dargestellt.** Beigabe zum Programm der Realschule in Bautzen 1889 (P.-Nr. 532) 64 S. 8°. — Das Büchlein ist aus mehr als einem Grunde dankenswerth und willkommen. Nach einer Einleitung, die mit der Errichtung der ersten Kapelle in Bautzen beginnt und die kirchlichen Verhältnisse der alten Sechsstadt bis zur Reformation behandelt, wird die Einführung der Reformation, der Streit des Rathes mit dem Capitel, die verschiedenen Vertragsversuche, der Majestätsbrief, die Stellungnahme der sächsischen Kurfürsten zu den Bautzener kirchlichen Verhältnissen geschildert. Manches Neue ist beigebracht, Vieles in das rechte Licht gerückt worden. Die Quellen sind sorgsam und ohne Voreingenommenheit benutzt, Katholiken und Protestanten werden das Büchlein mit derselben Befriedigung lesen können. Ein Hauptvorzug des Werkchens ist die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung; der Verf. hält sich ebenso fern von langweiliger chronistischer Aufzeichnung der Thatsachen, wie von Raisonnements, welche den Gang der Dinge unterbrechen. Die Arbeit ist nicht nur eine werthvolle Bereicherung der Bautzener Stadtgeschichte, sondern auch der Lausitzer Reformationsgeschichte, sie ist gerade im Jubiläumsjahre der Einführung der Reformation in das albertinische Sachsen von doppeltem Interesse.

G. Oe.— Adolph Kohut, **Fürst Bismarck und die Literatur.** Eine politisch-literarische Studie. Leipzig, Carl Reißner, 1889. 155 S. 8°. Preis: 2 ℳ — Das Buch ist, wenn auch nicht sonderlich bedeutend, so doch ganz interessant und lesenswerth. Der Verf. beginnt mit Bismarck's eigener literarischer Thätigkeit, die sich allerdings auf Briefe und einige Artikel in der „Kreuzzeitung" und dem „Zuschauer" beschränkt, er führt des Näheren aus, wie der Bismarck'sche Stil sich durch Knappheit und Klarheit, durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit auszeichnet und wie Humor, Satire und Ironie nicht nur seinen Briefen, sondern auch seinen Reden und Gesprächen ein eigenartiges Gepräge verleihen. Einer ziemlich umfassenden Sammlung der geflügelten Worte und der hervorragenden Aussprüche des Reichskanzlers folgt eine Uebersicht über die Dichter, aus denen er mit Vorliebe citirt. Genannt werden besonders Goethe (Faust), Schiller (Wallenstein) und Shakespeare. Als moderne Lieblingsschriftsteller des Kanzlers werden Spielhagen, Freytag, die beiden Lindau, Fritz Reuter, Stinde, M. Jókai erwähnt, von Zeitschriften soll er besonders die „Illustrirte Zeitung", die „Fliegenden Blätter" und den „Kladderadatsch" bevorzugen, auch in der französischen Romanliteratur soll er bewandert sein. Von den Dichtern und Schriftstellern, zu denen der Kanzler persönliche Beziehungen hatte, werden der schon

genannte Ungar Jókai, Lothar Bucher, Busch, Abeken, Wagener, Motley und Carlyle hervorgehoben. Recht oberflächlich ist das Capitel: „Bismarck in der Dichtkunst“. Von allen den Bismarckhymnen und Bismarckliedern sind nur die Gedichte Fritz Reuter's, Bonnell's, Schwetschke's, Heyse's, Kirchbach's und die lateinischen Verse des Assessors Eger (Fidelis) erwähnt. Auch der Abschnitt: „Bismarck und die Presse“ bringt wenig, fast gar nichts Neues. Daß Bismarck die Macht der Presse ebenso richtig beurtheilt, wie er ihre Lügenhaftigkeit und Sensationshascherei verachtet, ist genugsam bekannt. Im letzten Capitel, welches die recht mißverständliche Aufschrift trägt: „Bismarcks Stellung zur deutschen Literatur“, wird die von der sogenannten jüngstdeutschen Schule gestellte Forderung eines Reichsamtes für Literatur d. h. einer Reichsversorgungsanstalt für werdende Dichter zurückgewiesen. Freilich geschieht dies recht zart, fast überzart, während man doch solche Knabengedanken etwas derber anfassen muß. Wir wiederholen, daß das Buch weder vollständig, noch in die Tiefe gehend, noch bedeutend ist, gestehen aber gern, daß es uns eine recht amüsante Stunde bereitet hat und auch Andern Vergnügen machen wird. Und darin besteht doch wol sein Zweck. Ganz ohne Seltsamkeiten geht es allerdings nicht ab. Dahin rechnen wir u. A. die Zusammenstellung Luther's, Bismarck's und — Börne's und besonders die Thatsache, daß der Verf. die Antwortschreiben des Kanzlers, die er als höflicher Mann an alle Schenkgeber, also auch die literarischen, zu richten pflegt, als Beweise von „Beziehungen“ anführt.

G. Oe. — Sächsisch-Thüringisches Dichterbuch, unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt v. Rohrscheidt herausgegeben von G. Emil Barthel. Halle a. S., Otto Hendel. 1885. Neue Folge. 1887. XIV, 337 und XIII, 334 S. 8°. — Das sächsisch thüringische Dichterbuch will den lyrischen Dichtern Sachsens und Thüringens eine Heimstatt bieten und damit zugleich ein Bild des Antheils gewähren, den das historisch eng zusammenhängende sächsisch-thüringische Land an der Entwickelung der Literatur hat. Angehenden Dichterlingen bietet es keine Unterkunft; nur Diejenigen werden aufgenommen, die ihre dichterische Befähigung bereits bewiesen haben. Neben ungedruckten Dichtungen sind auch solche aufgenommen worden, welche bereits gedruckt, aber noch in keiner Sammlung der Gedichte des betreffenden Dichters enthalten sind. Die Zahl der von den einzelnen Dichtern veröffentlichten Gedichte schwankt zwischen 1 und 25, ohne daß man recht klar darüber wird, welche Gründe für das Mehr oder Weniger bestimmend gewesen sind. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen dichterischen Leistungen kritisch zu erörtern; nur das möge als Gesammturtheil gesagt sein, daß von den aufgenommenen Gedichten die weitaus meisten bleibenden Werth haben, viele sogar Perlen der neueren Lyrik genannt werden dürfen. Der erste Band enthält Beiträge von Ferdinand Avenarius in Dresden, Emil Barthel in Giebichenstein, Adolf Brieger in Halle, Rudolf Bunge in Köthen, Ernst Eckstein in Dresden, Karl Elze in Halle, Richard Frantz in Halle, Gustav Gerstel in Erfurt, Luise Glaß in Altenburg, Rudolf v. Gottschall in Leipzig, Elly Gregor (Möser) in Dresden, Julius Grosse in Weimar, Paul Heinze in Dresden, Wilhelm Hosäus in Dessau, Gustav Kühne (†) in Dresden, Rudolf Kulemann in Dresden, Richard Leander (v. Volkmann) in Halle, Martin (Lange) in Halberstadt, Dr. Mises (Fechner †) in Leipzig, Albert Möser in Dresden, Anton Ohorn in Chemnitz, Gustav Pasig in Lausigk, Kurt v. Rohrscheidt in Erfurt, R. Salingför in Halle, Frida Schanz in Leipzig, Pauline Schanz in Leipzig, Hermann Schreyer in Pforta, August Schwartzkopff (†) in Wernigerode, Hermann Simon in Leipzig, Adolf Stern in Dresden, August Sturm in Naumburg, Julius Sturm in Köstritz, Ernst Veit (v. Schellenberg) in Weimar, Robert Waldmüller (Duboc) in Dresden, Günther Walling (Ulrici) in Dresden, Wilhelm Wolffram in Halle, Karl Wörmann in Dresden und Ernst Zitelmann, früher in Halle. In der „Neuen Folge“ sind neu hinzugekommen: Alexis Aar (Rumpelt) in Leipzig, Hermann Besser in Dresden, Felix Born in Groß-Germersleben, Georg Bötticher in Wurzen, Theobald Buddeus in Zella St. Blasii, Richard Dietzel in Leipzig, Edmund Dorer in Dresden, A. B. R. Enberg (A. v. Gottberg) in Dresden, Eugen Friese in Dresden, Paul Fröhlich in Zeitz, Reinhold Fuchs in Leipzig, Alice Freiin v. Gaudy in Dresden, Paul Grotowsky in Halle, Gustav Kastropp in Gohlis, Hermann Kiehne in Wernigerode, Richard Landau in Chemnitz, Kurd Laßwitz in Gotha, Hieronymus Lorm (Landesmann) in Dresden, Hermann Oelschläger in Weimar, Karl Pauli in Leipzig, A. M. V. Ramann in Dresden, Clotilde v. Schwartzkoppen in Erfurt, Ludwig Sonaux in Leipzig und Richard Weiland in Dresden. Man kann aus den angeführten Namen vielleicht einige heraussuchen, die geringe Anwartschaft zu haben scheinen, unter „Dichternamen“ mit genannt zu werden; doch darüber läßt sich streiten. Man kann andere, nicht aufgeführte nennen, die in einem sächsisch-thüringischen Dichterbuche nicht fehlen dürften; doch wird in einer Sammlung solcher Art immer nur eine relative Vollständigkeit erreicht werden können. Daß die Jüngstdeutschen ganz fehlen, gereicht dem Sammelwerke nur zur Zierde. Wir empfehlen es allen denen, die ein Interesse an der heimischen Dichtung haben, von ganzem Herzen.

J. R. Guenn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Von Blanche Willis Howard. Autorisirte Uebersetzung von Hel. Stern und Marg. Jacobi. (Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten, Bd. VI.) Stuttgart, Rob. Lutz. 2,50 bez. 3 ℳ. — Diese Erzählung, eine Probe der neueren nordamerikanischen Literatur, verdient von der Kritik nicht mit ein paar Worten abgethan, sondern von ihr eines eingehenden Hinweises gewürdigt zu werden. Es ist nicht Alles gleichartig und echt in ihr, einiges Nebensächliche hinterläßt den Eindruck des Gemachten, und der Schluß, wie die arme, sich verschmäht glaubende Guenn sich beim Sturme auf das Meer wagt, auf jedem Wellenkamme das Bild der vor ihr in gleicher Lage und aus gleichem Anlasse hingeschiedenen Yvonne erblickt, das sie zur Nachfolge zu rufen scheint, ist theatralisch und fieberhaft; der Tod einer Sappho paßt nicht zu dem ungekünstelten Wesen des bretagnischen Naturkindes. Aber die Gestalt der Guenn selbst ist echt und ihr Schicksal überzeugend und ergreifend dargestellt. Statt sich so jäh in den Tod zu stürzen, hätte Guenn sich erst Gewißheit darüber verschaffen müssen, ob Mr. Everett Hamor, der Künstler, der es ihr angethan, wirklich ohne Abschied zu nehmen, von ihr gegangen, oder ob er nicht vielmehr, wie es thatsächlich der Fall gewesen, durch die Umstände plötzlich von Plouvenec fortgezogen worden sei; die Absicht, gelegentlich wieder dahin zurückzukehren, konnte ja sehr wohl bei ihm vorhanden sein. Im Uebrigen ist dieser Everett Hamor, dieser Maler, der zwar kein großer Künstler, aber ein glücklich beanlagter Arbeiter und ebenso ein vom Glücke bedachtes Menschenkind ist, dem alle Frauenherzen zufliegen, ohne daß ihn dies sonderlich berührte, Guenn Rodellec's Verhängniß gewesen: sie sträubte sich ihm gegenüber, da sie ihn zum ersten Male sah und er den Wunsch äußerte, daß sie ihm als Modell sitzen möchte, ja sie haßt ihn, oder besser gesagt, glaubt ihn zu hassen, denn dieser Haß ist nur der Ausdruck einer sich selbst unbewußten Liebe. Dann, als sie ihre Leidenschaft für Hamor bemerkt, ringt sie mit aller Kraft und Stärke ihrer ungefesselten Natur dagegen, bis sie unterliegt und die Wogen ihres Geschickes vollständig über ihr zusammenschlagen: unmächtig rennt sie in ihr Verderben, trotzdem sie weiß, daß es das für sie ist. Es ist ihr bekannt, daß Hamor, der übrigens nie etwas Anderes wie Ehrenwerthes von ihr verlangt, sie nicht liebt, sondern ihr nur freundschaftlich zugethan ist, weil sein kühles, künstlerisches Wesen überhaupt einer tiefen Liebe nicht fähig ist und er in aller Welt nur Modelle sieht: aber sie will ja auch nur, daß er die paar Monate in Plouvenec bleibe, um ihn während dieser Zeit wenigstens vor Augen zu haben und ihm Alles zu Wunsch und Willen thun zu können und sein Bild zu fördern. Dieses Bild, das Guenn als Schifferin mit dem eigenartigen Hintergrunde der bretagnischen Küste und seiner urwüchsigen Bevölkerung darstellt, ist zum Theil Guenn's Werk; durch ihr Vorbild und ihren Eifer bei der Arbeit wird es erst zu dem, was es ist, dem „riesigen Treffer“, der Hamor eine Stelle in der großen Welt verschafft; und es ist ein meisterhafter Zug der Erzählung, wie gerade dies Bild, das Guenn mit nicht wieder zu zerreißenden Banden an Hamor gefesselt hat, die Ursache wird, ihn von Plouvenec und ihr fortzutreiben; die Katastrophe wächst somit mit Nothwendigkeit aus dem Gange der Handlung hervor. Allerdings konnte das „Schicksal“, was wir oben geschildert haben, nur bei einem seltenen Wesen wie Guenn vorkommen, die sich durch ihre Ungewöhnlichkeit in Leidenschaft und Charakter von ihren gewöhnlichen Genossinnen abhob und so verschieden war von anderen Mädchen, daß man sagte, ihr müsse einmal etwas Außerordentliches, Schlimmes zustoßen. Ihrer alltäglichen Umgebung wäre dies nicht passirt. Auf den tragischen Schluß des Buchs wird der Leser noch dadurch besonders vorbereitet, daß sich ihm zu Beginn und an verschiedenen bedeutsamen Stellen der Erzählung das Schicksal der — Eingangs erwähnten — Yvonne aufdrängt, das ein gleiches war, wie das Guenn's; auch Yvonne verlor ihr Herz an einen Maler; „es sollte so kommen; der Andere kam und ging, ohne zu wissen, wie es stand; der Andere ist nicht zu tadeln.“ Die dem Buch beigefügten günstigen Urtheile Paul Heyse's und Felix Dahn's sind nur wohlverdiente.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 56. Sonnabend, den [illegible]. Mai. 1889.

Festtage für das Herrscherhaus Wettin in der alten Reichsstadt Eger im Jahre 1459.

Am Vormittage des Sonnabend vor Misericordia Domini, am 7. April des Jahres 1459 war es,[1]) da König Georg von Böhmen seinen Einzug durch das feste Oberthor nehmen sollte in die festlich bewegte Reichsstadt Eger zu dem hierher beraumten Fürstentage. Von dem schloß- und stadtgesessenen Ritteradel des Egerbezirks ward der Herrscher empfangen und eingeholt, als Pfandherr des vom deutschen Kaiser an die Krone Böhmens wieder löslich verpfändeten deutschen Reichslandes „Stadt und Land Eger", über welches der König in solcher Eigenschaft die kaiserlichen Reichsrechte — und nur diese — zu üben hatte (denn Stadt und Land regierten sich selbst). Es waren stattliche Reiterzüge, die in den Straßen zu dem Empfange sich sammelten. Die Hertenberg, Gummerauer, Paulsdorf, Sparneck, Schirndinger, Zedwitz, Rudisch, Pergler v. Perglas, Juncker, Werndl v. Lehnstein u. A. sah man von auswärts; an ihrer Spitze die alten edelen „Stadtgeschlechter", deren Wappenschilde mit denen der Reichsstadt an den Stirnmauern der Thore in Mauertiefungen schräge gestellt sich zeigten, als der „Herren der Stadt".[2]) Eine jetzt meist erloschene versunkene Welt! — — An der Spitze jener Reiterzüge sah man zwei Schilde: schräg aufwärts drei weiße Kugeln in Roth zeigte das Wappen der Schmiedel, des edlen Hrn. Georg v. Schmiedel, derzeit regierenden Bürgermeisters der alten Reichsstadt; neben diesem einen Schild mit silbernem gekrönten Jungherrn, der zwei goldene ritterliche Streitkolben in den Händen trug, das Wappen eines uralten ritterlichen Geschlechts, das schon 1150 im österreichischen Weitragebiet kundbar ist.[3]) Es ist der edle Ritter Caspar v. Juncker auf Burgschloß Seeberg, damals die einflußreichste Persönlichkeit und der politische Leiter des Egerlandes, obgleich er sich nicht gerade in städtischer Stellung befand. Ihm, der dem Könige von mehreren Gesandtschaften und als öfterer Krönungsdeputirter persönlich bekannt war, sollte heute mit seinem Geschlechte die hohe Ehre zu Theil werden, in dem alten Geschlechtshause der Familie, auf dem Ringe „am scharfen Eck", den König zu empfangen und für seinen langen Egerer Aufenthalt zu beherbergen.[4]) Der regierende Bürgermeister überreichte die mächtigen Thorschlüssel aus Silber; und damit übte der edle Rath sein Recht, Niemanden einzulassen mit Mann und Roß, denn freiwillig und zu friedlichem Einritt, denn Böhmens König war ja nur ein „Pfandherr", nicht der „Stadtherr"; Stadtherren waren die „Herren vom Rathe", die alten edlen „Geschlechter". Alsdann ritt der Herrscher ein, begleitet von seiner schönen königlichen Gemahlin Johanna, dem jugendlichen 16jährigen Prinzen Victorin und der kindlich liebreizenden Prinzessin Tochter Sidonia, welche, obwol erst 10 Jahre alt, doch nach damaliger Fürstensitte vielleicht einer frühen Vermählung bereits entgegenging. Außer dem ganzen Hofstaate folgte ein langer, stolzer Zug mächtiger Persönlichkeiten[5]) aus dem böhmischen und mährischen Herren- und Ritterstande, um dort den neuen Böhmenkönig bei seinem Eintritte in das wichtige, der böhmischen Krone verknüpfte Reichsland bei der geplanten Begegnung und Berathung mit den vornehmsten deutschen Reichsfürsten zu umgeben und sich mit den übrigen Herren des Königreichs als seine Unterthanen und mächtige Stützen kundzugeben. Begleitet von den Herren und Damen des nächsten Gefolges, sowie Hrn. Jobst v. Einsiedel, dem königlichen Geheimschreiber, auch einem Egerländer, begab sich König Georg und seine Gemahlin mit Familie, geführt von ihrem ritterlichen Wirthe, in das gastliche alte hohe Geschlechtshaus, unter dessen gewölbtem Thoreingange des Hausherrn Gemahlin Anna Gräfin Schlick, die Nichte des berühmten Kanzlers dreier Kaiser,[6]) des Herrscherpaares wartete. Zwei unter sich damals verfeindete deutsche Fürsten: Kurfürst Friedrich I. der Siegreiche von der Pfalz, damals 34 Jahr alt, und der berühmte Hohenzoller Markgraf Albrecht Achill, der 45jährige Schwiegersohn des Kurfürsten Friedrich's II. von Sachsen, langten am Montage den 9. April in der alten Reichsstadt Eger an, jeder mit großem Gefolge. Schon Tags darauf, Dienstag den 10. April, erschien, zufällig zur selben Stunde, wo der Markgraf beim Könige weilte, Kurfürst Friedrich von der Pfalz im Juncker'schen Hause. Wie sollte hier dies erste ganz unvorbereitete Zusammentreffen der erst kürzlich tödtlich verfeindeten Gegner ausfallen? Wie konnte es noch vermieden werden? Zwei Gedanken, die sich schnell folgten. Albrecht Achill wich einer Begegnung damals aus,[7]) indem er schnell entschlossen in das Zimmer des Hausherrn eintrat, als der Kurfürst so unerwartet schon die Treppe emporkam. Ueber das lange und wichtige Tagen des Königs in Eger sind nur spärliche, aber interessante Nachrichten erhalten. Aus seinen Verhandlungen mit dem Markgrafen sind die gleich im Beginne gepflogenen wichtigen Besprechungen bekannt. Man kam überein, daß in Eger die endliche Beilegung aller Irrungen zwischen Böhmen und Sachsen erreicht werden sollte. Dabei kamen wesentlich die schwer auszugleichenden Erbansprüche von Kurfürst Friedrich's II. von Sachsen Bruder auf die böhmische Krone zur Sprache. Seine Ansprüche auf dieselbe begründete Herzog Wilhelm von Sachsen-Thüringen damit, daß er Gemahl der königlichen Prinzessin Anna von Böhmen, der Tochter Albrecht's II., Königs von Böhmen und Ungarn, wie deutschen Kaisers, war. Nachdem sich am Sonntage den 15. April der König mit dem Pfalzkurfürsten zu ewiger Freundschaft geeinigt hatte, ritt Dienstag am 17. April der vermittelnde Markgraf nach Thierstein, einem jetzt noch theilweise erhaltenen großen festen Schlosse, 6 Stunden Weges westlich von Eger, um den Oheim seiner Gemahlin, Herzog Wilhelm, der von seinem Wohnsitze Weimar sein Hoflager hierher verlegt hatte, zu feierlichem Einzuge in die alte Reichsstadt und zum Fürstentage einzuholen.[8]) So fand denn am folgenden Nachmittage, Mittwoch den 18. April, der Einzug Herzog Wilhelm's wirklich statt. Zuerst hatte der König dem nahenden Fürsten seinen Oberhofmeister mit der Ankündigung, daß er selbst kommen werde, dann seinen

[1]) Palacki, Gesch. von Böhmen IV. 2. S. 87. Archivar Prökl, Eger und Egerland I. S. 73, 490, 493. Drivok, Aeltere Gesch. der deutschen Reichsstadt Eger (Leipzig 1875) S. 213.
[2]) Urkundlicher Ausdruck.
[3]) Prökl, Schloß Seeberg. Eger 1870. S. 187. Das „Weitra-Gebiet", Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen. Prag. XIV.
[4]) Palacki, S. 87. — Prökl, I. S. 73. — Egerer Anzeiger 1864 Nr. 14. — Drivok, S. 213.
[5]) Palacki, S. 87.
[6]) Prökl, S. 73. — Egerer Anzeiger 1864 Nr. 14. — Kürschner, Jobst v. Einsiedel und seine Correspondenz mit der Stadt Eger, Wien 1868.
[7]) Palacki, S. 87. — Urkundl. Beiträge S. 177.
[8]) Palacki, S. 90.

Schwager, des Königreichs Oberstburggrafen Zdenek Grafen Sternberg, mit Gefolge entgegengeschickt. Dann kam König Georg selbst mit dem Prinzen Victorin in glänzendem und zahlreichem Aufzuge hergeritten, um den Herrscher selbst zu begrüßen und feierlich einzuholen. Beim gegenseitigen Ansichtigwerden stiegen Alle, dort der König mit dem Prinzen, hier Herzog Wilhelm und Markgraf Albrecht Achill, von ihren Rossen und bewillkommneten einander herzlich; dann ritten sie insgesammt zur Stadt. Gleich nach ihrem Einzuge durch das alte feste Oberthor wurde zu Ehren der sächsischen Gäste zwischen den Herren des böhmischen und Egerländer Adels ein glänzendes prächtiges Turnier gehalten [9]). Dasselbe fand auf dem großen Ringe, einem schräg aufsteigenden Vierecke statt. Als der Nachmittag zur Neige ging und das Turnier zu Ende war, geleitete Herzog Wilhelm die Königin wie den König heim in das Absteigequartier [10]) und begab sich erst dann selbst in die ihm bereitete Wohnung. — Der Markgraf hatte den Herzog noch an demselben Abende aufgesucht, und dieser theilte dann noch seinem kurfürstlichen Bruder in einem Schreiben mit: Albrecht Achill habe zu festerer Freundschaft und engerer Verbindung mit dem königlichen Hause von Böhmen zwei Eheberedungen angebahnt, — zwischen Herzog Wilhelm's jüngerem Töchterlein Katharina und des Königs jüngerem Sohne Hynek einerseits und Kurfürst Friedrich's von Sachsen Sohne Albert und des Königs aufblühender reizender Tochter Prinzessin Sidonia andererseits; der kurfürstliche Bruder möge nun auch beitreten und seinen Prinzen Albert zur Eheschließung mit Sidonia bestimmen; Herzog und Markgraf beabsichtigten zum nächsten Sonntage, den 22. April, auch ihn den Kurfürsten nach Eger einzuholen [11]) zu allseitigem Abschluß, wozu er auch den Prinzen Albert mit sich führen möge.

In der That zog am folgenden Sonntage der Kurfürst von Sachsen-Meißen, Friedrich der Sanftmüthige, des Kaisers Schwestermann, in die alte Reichsstadt Eger ein, eingeholt von seinem Bruder Herzog Wilhelm und seinem Schwiegersohne Albrecht Achill. Wie sein Bruder, hatte der Kurfürst gleichfalls seine Residenz von seiner Hauptstadt — Altenburg — verlegt und, da der Thierstein nicht so vielen Raum zu fürstlicher Beherbergung darbot, weiter rückwärts sein Hoflager an zwei Punkten aufgeschlagen, eine Stunde südlich von der Burg in dem Flecken Thierstein, und zwei Stunden weiter westlich zu Marktleuthen, in dem dortigen, nunmehr längst verschwundenen Schlosse. Begleitet war der Herrscher von seinen beiden Söhnen Ernst und Albert, den berühmten Stiftern der noch jetzt regierenden beiden Herrscherhäuser, des Albertinischen und Ernestinischen, in Sachsen. In feierlichster Weise ward auch er vom Könige eingeholt, und eine große Schaar Meißener und Thüringer Ritter und Edler bildeten sein Gefolge. Der Obermarschall v. Einsiedel, zwei Schleinitze, ein Maltitz, Köckeritz und manch Andere von altbekanntem Namen zählten zu der Meißenschen Gefolgschaft; zwei Schenke v. Tautenburg, aus dem uralten Geschlecht, welches einst die heil. Elisabeth aus Ungarn nach der Wartburg geleitet, ein Seinsheim, Bünau, Schwarzenberg und Andere folgten aus Thüringen. Kurfürst Friedrich war damals ein Herr von 48 Jahren, während sein Bruder erst im 35. stand. Von den jungen Prinzen zählte der ältere Ernst, der Kurprinz von Sachsen-Meißen, schon 18, der jüngere Albert, später Nachfolger des Oheims in dessen thüringischen Sachsenlanden — weil dieser nur 2 Töchter, keinen männlichen Sprossen hatte — noch nicht volle 16 Jahr, doch schon damals entschlossen und bewußt um sich schauend. Es erwarb sich denn ja auch später dieser kühne Heldenprinz den Beinamen des „Beherzten" oder des „Deutschen Roland" und wurde, wie Albrecht Achill, ein großer Turnierheld; auf allen seinen Zügen im Reiche, an der Donau, dem Rhein und der Ostsee, in Italien und in Dänemark brach er ritterliche Lanzen. Er war's, den Albrecht Achill zum Verlobten für seine Ursula sich gewonnen gehabt hatte, und den er nun für Sidonia abzutreten gedachte. Die beiden Prinzen erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit der schaulustigen Reichsstädter, und das war ganz erklärlich. Waren es doch dieselben Prinzen, welche 4 Jahre vorher zu nächtlicher Zeit aus dem kurfürstlichen Residenzschlosse von Ritter Kunz v. Kaufungen geraubt worden. — Es war eine herrliche Zeit für die neugierigen guten Egerer, des Schauens wollte es kein Ende nehmen. Bald führte Albrecht Achill auch seine Hohenzollerischen Brüder [12]) mit seinem Geleite in die alte Reichsstadt ein. Der eine war der bereits ältliche Markgraf Johann von Baireuth, „der Alchymist", der still und ruhig auf der hohen Plassenburg bei Culmbach seinen Studien und Experimenten oblag, ohne Interesse für Politik und Händel der Welt. Der andere war aber ein Fürst, dessen Namen weit bekannt war, ein Herr, der so recht stählern aussah, nicht minder als sein Bruder Albrecht Achill — das war Kurfürst Friedrich der Eisenzahn von Brandenburg. Ihm folgte als Geleite eine Menge nordischer Recken aus dem Brandenburger Tiefland, denen der neue schwäbisch-fränkische Hohenzollernstamm auf dem Kurfürstenstuhle ritterliche Gesinnung zuzuführen gewußt. So hatten die merkwürdigsten Fürsten ihrer Zeit damals im alten Eger sich gesammelt, die tüchtigsten glanzvollsten Gestalten des deutschen Fürstenstandes.

So war Mitwoch, der 25. April des Jahres 1459 genaht, der denkwürdige folgenreiche „Mittwoch nach dem Tage St. Gürgen, des heiligen Märtyrers," [13]) der eine glänzende Fürstenversammlung in dem großen Saalzimmer bei König Georg zusammenführte. Der König, zugleich des Deutschen Reiches oberster Kurfürst, der sächsische Kurfürst mit seinem herzoglichen Bruder und seinen beiden Prinzen, der Brandenburger Kurfürst mit beiden markgräflichen Brüdern, der Pfalzkurfürst, — der sich inzwischen mit dem deutschen Achill durch des Königs Einwirkung so ziemlich versöhnt, — die sämmtlichen vier weltlichen Kurfürsten hatten sich zusammengefunden, und somit die Mehrheit des Kurfürsten-Collegiums. — Von Interesse wird es sein, jetzt die Stätte selbst ins Auge zu fassen, welche in der alten Reichsstadt dazu ausersehen war, Böhmens Könige so lange Wohnung zu gewähren, so viele glänzenden Fürsten aufzunehmen und hochbedeutsame historische Vorgänge in ihren Mauern sich entwickeln zu sehen, — Vorgänge, welche für eine weite Folgezeit die politischen Gestaltungen beherrschten.

An der Westseite des großen Ringes und der Schlegelgasse vorspringend, daher als „das scharfe Eck" bezeichnet, gegenüber von dem Brunnen mit dem alten Landsknechte, zeigt sich das schon 1396 urkundlich im Besitze der Junker genannte Geschlechtshaus. Nachdem sich dasselbe im Laufe der Jahrhunderte völlig verändert und zertheilt hat, läßt es noch heute thurmähnlich hochfundamentirte und aufwärts sich schräg verjüngende Substructionen wahrnehmen, ähnlich jenen thurm- und zinnengekrönten alten Geschlechtshäusern, wie sie in größerer Zahl noch in Regensburg sichtbar sind. Der einst mächtige umfangreiche Steinbau ist jetzt zertheilt, äußerlich wie innerlich umgemodelt nach den Bedürfnissen einer neuen industriellen Zeit. Das theilweise nur erhaltene „Hausbuch" berichtet, daß in dem alten Gesammtbaue noch eine prächtige, äußerst kunstvoll zusammengesetzte Holzdecke bestanden, an welcher ein Meister nebst 4 Gesellen über Jahresfrist gearbeitet und zur Zusammensetzung über 100 Pfund Leim verbraucht hätten. Sie fiel 1604, wie so Vieles, einer heftigen Feuersbrunst, die in dem stolzen Gesammtbaue wüthete, zum Opfer, in deren Folge das Bauwerk verändert, zertheilt und umgebaut worden ist. — Unsere Schilderung findet dasselbe aber noch wohl erhalten in seiner ganzen starken Festigkeit, nach Außen dräuend, innen wohnlich und behaglich. Dies war also die Localität, welche dem Herrscher jetzt über Monatsfrist die Wohnstätte bot, welche historisch so bedeutungsvolle doppelte Bündnisse der Staaten wie der Herzen schauen sollte. Ueberrascht sah jetzt die Reichsstadt auch einen geistlichen Fürsten aus dem deutschen Norden erscheinen, den Magdeburger Erzbischof. Und um den Kranz von Fürstlichkeiten zog sich ein zweiter Kranz fürstlicher Räthe und Staatsmänner aus dem Stande der Ritter und weltlichen Rechtsgelehrten, wie v. Einsiedel, v. Steinbach, v. Weitmühl und die Doctoren Lysura, Mayr, Propst Knorr von Nürnberg. Die edelen Herren aus der Reichsstadt Eger und dem Egerlande, der edele Herr des Hauses und alle die Ritter aus den Gefolgschaften standen mit ihnen gesammelt ringsumher, um der Feierlichkeit beizuwohnen, die so denkwürdig werden sollte für die hohen Kronen Böhmen und Sachsen. [14]) Markgraf Albrecht Achill selbst war es, welcher eine große Pergamentrolle entfaltete und im Saalzimmer des alten Geschlechtshauses den Abschluß des lang ersehnten „ewigen Bundes" der drei Herrscherhäuser Böhmen, Sachsen und Brandenburg den Lauschenden verkündete. Zuerst verkündete der Markgraf seinen wichtigen Schieds-

[9]) Drivok, S. 218. — Palacki, S. 90.
[10]) Palacki, S. 90. — Egerer Anzeiger 1864 Nr. 14.
[11]) Palacki, S. 91.

[12]) Palacki, S. 91.
[13]) Palacki, S. 91. — Egerer Anzeiger 1864 Nr. 15.
[14]) Egerer Anzeiger 1864 Nr. 15.

spruch im langen Streite zwischen Böhmen und Sachsen, daß zur Herstellung und Festigung des Friedens zunächst eine Doppelheirath verabredet sei. Die böhmische Königstochter Sidonia[15]) sollte dem sächsischen kurfürstlichen Prinzen Albert die Hand reichen, indem dessen frühere Verlobung mit des Markgrafen Achill Lieblingstochter Ursula aufgehoben wurde und diese zu Sidonia's Gunsten zurücktrat. Sodann sollte Herzog Wilhelm's jüngere Tochter Katharina dem jungen Königssohne Hynek verlobt werden. Hierbei sollten von der älteren Tochter Margarethe, der jetzt verlobten Braut des zollerschen Erbprinzen Johann (Cicero), alle etwaigen Kronansprüche von ihrer Mutter her auf Katharina fürs Haus Podiebrad übertragen sein. Am 11. November, am St. Martinstage, sollte hier in Eger selbst die kirchliche Trauung des jugendlichen Heldenprinzen Albert mit seiner jungen Braut Sidonia erfolgen, wie auch die Uebergabe des erst sechsjährigen Töchterleins Herzog Wilhelm's, des „Frauchens Katharina", an die Böhmenkönigin, zur Erziehung am königlichen Hofe zu Prag für ihren erst siebenjährigen Verlobten, den kleinen Prinzen Hynek. — Das erregte große Freude und Bewunderung! Nun wußte man sich auch die Anwesenheit des Magdeburger Erzbischofs zu erklären, für die nach damaligem Brauche nothwendige kirchliche Verlobungsfeier der beiden jungen Paare, welche dann hier vollzogen ward. In 2 Urkunden verbanden sich darauf die 4 Herzoge von Sachsen, ferner die 4 Brüder Kurfürst Friedrich, Markgraf Albrecht Achill, Johann und Friedrich von Brandenburg mit dem Könige zu Erbverbrüderungen. Somit standen die 4 weltlichen Kurhäuser Deutschlands geeint und verbunden da; der Friede war gesichert. Es war ein großer welthistorischer Vorgang, der sich vollzog und von Markgraf Albrecht Achill hier verkündet ward. Erst Anfangs Mai ging der Fürstentag daselbst auseinander; der König schied mit Huld und Zufriedenheit von der Reichsstadt und dem Reichsland Eger[16]). Auch für das Geschlecht, in dessen gastlichem Hause der König über Monatsfrist verweilt hatte, bewies das scheidende Königspaar Huld und Gnade.

Ein der Hausherrin Frau Anna Juncker, des kaiserlichen Kanzlers Grafen Schlick Richte, geschenktes prachtvolles goldenes Amuletarmband von äußerst seltenen kirschgroßen dunkelglühenden böhmischen Granaten, mit christlich-astrologischen Zeichen, hat sich als theures Andenken und Talisman in der Familie fortvererbt[17]). Hrn. Caspar Juncker erwies der König die hohe Gnade, daß das Junckerische Reichslehen Veste Seeberg dereinst, bei etwaiger Ermangelung männlicher Lehnserben, von dem Besitzer auch weiblichem Stamme, und nach Belieben übergeben werden dürfe[18]).

* * *

Klangvoll läuteten wieder alle Glocken im alten Eger, als sie am vorbestimmten 11. November desselben Jahres 1459, am St. Martinstage, verkündeten, daß die Vermählungsfeier, welche das kurfürstliche Haus Wettin mit dem königlichen Hause Podiebrad verbinden sollte, festlich begangen werden sollte[19]). Die alte Reichsstadt, welche so manches große Fest, so viele Reichstage und Fürstenversammlungen in ihren Ringmauern gesehen, vermochte diesmal die zahllosen Gäste kaum zu fassen. Der Kurfürst von Sachsen mit der Kurfürstin und den beiden Prinzen Ernst und Albert, sowie mit seinem Bruder Herzog Wilhelm von Thüringen waren zeitig erschienen. Erscheinen sah man auch dessen Töchterlein, ein sechsjähriges Mägdlein, das „Frauchen Katharina". Mit großem Gepränge war namentlich der prinzliche Bräutigam, Albert der Beherzte, eingeritten[20]). Er selbst wurde von dem Grafen Georg von Anhalt begleitet, für den allein 30 Pferde bestimmt waren. Ferner werden von denen, die im Gefolge sich befanden, namentlich aufgeführt: Burggraf Jürge von Leißnig, der alte Graf Reuß, Friedrich und Veit v. Schönburg, ein Wildenfels und Heinrich v. Bünau. Mehrere Räthe nebst einer Kanzlei zogen mit gen Eger; auch einige sechszig Edelleute wurden dahin befehligt, und von unteren Hofbedienten: reitende Köche, Küchenmeister, „Essenträger" und „Steher vor dem Tische". Die Lieferung wie die Fortschaffung des für das Hoflager bestimmten Weines übernahmen die Aebte zu Chemnitz, Celle, Buch und Grünhain. Pröpste, Aebte und Stände des Meißner Landes stellten Wagen und Pferde, deren eine große Anzahl nöthig war. Auch Geschenke für die Königin, deren nächste Umgebung, wie für die Gemahlinnen der hohen böhmischen Herren wurden reich und prächtig mitgeführt. Als freudig erwartete Gäste erschienen ferner die beiden Hohenzollernbrüder, Kurfürst Friedrich der Eiserne von Brandenburg und Markgraf Albrecht Achill, der berühmte Kriegsheld und Friedensstifter. Auch der Erzbischof von Magdeburg, der damals die feierliche Verlobung des Brautpaares bewirkte, war wieder eingetroffen, um jetzt die feierliche Einsegnung im St. Niclasdome vorzunehmen. Auch der Herzog von Bayern traf ein, und alle diese Fürstlichkeiten führten eine Menge Grafen und Edele, zusammen an 3000 Rosse mit sich. Böhmischerseits erschien im November die ganze Königsfamilie. König Georg ritt ein mit einem langen stolzen Zuge böhmischer Großer und Edeler, so daß die Reichsstadt volle Gelegenheit hatte, die Träger der vornehmsten Namen zu sehen. Seine schöne königliche Gemahlin Johanna Rozmital und die zart aufgeblühte bräutliche Maid begleiteten den Herrscher in kunstvollem reich vergoldetem Hangewagen; der ganze große Hofstaat der königlichen Frauen folgte, ferner der jugendliche Sohn des Herrschers Prinz Victorin und sein junger Bruder Prinz Hynek; und nicht minder folgte eine große Zahl mächtiger Persönlichkeiten aus dem Herren- und Ritterstande, so die Sternberg, Rosenberg, Hasenburg, Lipa, Plauen, Wartenberg, Waldstein, Kolowrat u. A. Von dem alten Burg- und Geschlechtshause der Juncker „am scharfen Eck"[21]), wo das Königspaar auch diesmal wieder Wohnung genommen, bewegte sich der feierliche glänzende Zug nach dem weithalligen im Innern festlich ausgeschmückten St. Niclasdom, an dessen Hauptportale von dem Erzbischofe und der ihn in hohem Feierschmucke umgebenden Geistlichkeit empfangen. Unter Vorgang der Geistlichkeit betrat dann der prunkvolle Herrscherzug den schönen heiligen Bau. Geführt war die königliche Prinzessin Sidonia von Böhmen durch den alten Grafen von Reuß und Hrn. Heinrich v. Bünau. Edelknaben trugen die Schleppe, Frauen und Jungfrauen folgten der jungen Fürstin. Auch für die hohe Mutter der Braut, für Königin Johanna von Böhmen, waren von sächsischer Seite Ehrendamen aus deutschem Adel gestellt, denn es war ja Eger und das Egerland nicht böhmisches Land, sondern eigentlicher deutscher Reichsboden; die Burggräfin von Leißnig waltete als Hofmeisterin der Königin. In einer Seitenkapelle, wie das Sitte war, erhielt die hohe Braut den hochzeitlichen Kopfschmuck aufgesetzt, einen Kranz von großen Perlen und kostbaren Steinen. Sächsische Edelleute mit großen Windlichtern schritten ihr voraus, als „Brautkerzenträger" in reichster Kleidung. So bewegte sich der prunkvolle Zug über den reichlich mit alten Wappensteinen belegten Boden vor den Hauptaltar, wo der Erzbischof von Magdeburg die Trauung des jungen Brautpaares vollzog. Es folgte dann Hochzeitsmahl und Tanzlustbarkeiten, sowie Festlichkeiten, Schmausereien, Waffenspiele u. a. Hatten doch auch diesmal Herzog Albert's Begleiter auf des sächsischen Kurfürsten Anregung Renn- und Stechzeug[22]) nach Altenburg gebracht, von wo letzterer es nach Eger schaffen ließ, um abermals hier „ritterlichen Schimpf darin zu üben". Auf dem großen Ringe waren die Schranken der Stechbahn zu einem glänzenden Turniere aufgerichtet.

Auch für das Volk und seine Belustigungen war in jeder Art eingehend und vollauf gesorgt. Denn mit ganz ausnehmend öffentlichem Gepränge wurden nach der fürstlichen Sitte jener Zeit solche Vermählungsfeste gefeiert, in einer Weise, die nicht blos die Festtheilnehmer selbst anging, sondern auch für die Menge in größeren Kreisen die Schaulust und zugleich ihr Verlangen nach materiellen Genüssen befriedigte. Alles schwamm somit in Freude und Fröhlichkeit ....

Es kamen die Tage des Abschieds[23]) von Eger. Die junge reizende Gattin Prinzeß Sidonia wurde von der kurfürstlichen Familie nach Sachsen geführt, wo sie zeitig des Landes Sitten und Gebräuche lernte. Sie erlangte den Ruf besonderer Frömmigkeit und wurde die Stammmutter des gegenwärtigen Königshauses. Auch Herzog Wilhelm's sechsjähriges Töchterlein, „Frauchen Katharina",

---

[15]) Palacki, S. 93. — Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte. Leipzig 1838. S. 38 f.

[16]) Palacki, S. 96. — Egerer Anzeiger 1864 Nr. 15.

[17]) Dasselbe befindet sich im Besitze eines Nachkommen, des Präsidenten der Regierung zu Breslau, Freiherr Juncker von Ober-Conreut.

[18]) Prökl: Schloß Seeberg (Eger 1870) S. 21. — Egerer Anzeiger Nr. 15.

[19]) Palacki, S. 116. — Prökl, S. 74.

[20]) v Langenn, S. 40.

[21]) Egerer Jahrbuch 1872 S. 173. — Egerer Anzeiger Nr. 15. — v. Langenn S. 40.

[22]) v. Langenn, S. 41. — Eg. Anzeiger Nr. 15.

[23]) Palacki, S. 118.

war als junges Bräutlein des siebenjährigen Königssohnes Hynek durch feierliche kirchliche Verlobung zu Eger in die königliche Familie von Böhmen aufgenommen und nach Prag geführt worden, wo dann nach 12 Jahren die Vermählung erfolgte. So schlossen die Festtage des Hauses Wettin in Eger! — Wenn der Wanderer pilgert zu den Stätten, die jedem Sachsen heilig sind, heilig geworden durch sein Fürstenhaus, und er kommt zu der alten majestätisch thronenden Albrechtsburg in Meißen, so wird er auch den freundlich-hellen „kleinen Bankettsaal“ im Hauptbaue aufsuchen, welcher mit Darstellungen aus des erhabenen Fürsten Leben geschmückt ist, aus dem die so bedeutungs- und ereignißvolle Tagereihe in Eger eben an unserem geistigen Auge vorübergezogen ist. Neben dem Eingange grüßt ein poesievolles Gemälde von der Meisterhand Professor Hofmann's, welches durch seinen duftigen Reiz der Auffassung, durch Schönheit der Gestalten und Gewänderpracht Herz und Auge in gleichem Maße fesselt. Das Gemälde stellt den Verlobungszug Herzog Albrecht's und der Prinzessin Sidonia von Böhmen im alten Eger dar. Hinter den Verlobten schreiten Kurfürst Friedrich von Sachsen, König Georg von Böhmen, Herzog Wilhelm von Sachsen-Thüringen und Kurfürst Friedrich von Brandenburg, vor ihren im Winde wehenden und rauschenden vier Bannern, gefolgt von dem Egerer Adel und dem des Gefolges. Der Erzbischof von Magdeburg schreitet unter einem Baldachine den Verlobten vorauf, — im Hintergrunde grüßen in festlichem Schmucke Thürme und Giebel der alten Reichsstadt. — Als Landschaftsbild von Friedrich Preller zeigt sich in diesem Zimmer auch das alte Kaiserschloß zu Eger, hochragend auf Felsen emporgethürmt. Ein Hochzeitszug auf diesseitigem Ufer deutet die historische Beziehung des Bildes an. — Hier oben in dem Beringe des großartigen Burgbaues, wie er majestätischer kaum einen deutschen Gau überragt, lebte beim löblichen Stift Meißen die Fürstin Sidonia viele Jahre in frommer Beschaulichkeit in den ernsten klösterlichen Räumen, wie auf ihrem stillen Wittwensitze, Schloß Tharandt, bis zu ihrem 1510 erfolgten Tode, wo sie dann auch hier im Dome beigesetzt ward. Mitten im Schloßhofe aber steht als mächtige Erzfigur in überlebensgroßen Verhältnissen auf hohem Postament der lorbeerbekränzte Fürst und Bauherr des Schlosses, der gleichfalls hier oben im Dome ruht. Im Mannesalter dargestellt hält der ruhmreiche Herrscher und Held mit der Linken das Schwert, indeß die Rechte das Reichspanier umschließt. Die vier Inschriften, auf dem Sockel eingegraben, lauten: „Albrecht der Beherzte 1443—1500“. „Der erlauchte Ahnherr unseres Königshauses“. „Beherzt und beharrlich“. „Providentiae memor“.

E. Rüdiger.

Bücherbesprechungen.

Ltz.— B. v. Werner, Contreadmiral a. D., Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. In ungefähr 12 Lieferungen zu 1 ℳ. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Das vorliegende Werk erscheint zur passendsten Zeit, seit die für unsere junge Marine so verhängnißvollen Ereignisse auf Samoa die allgemeine Aufmerksamkeit auf die ferne Südsee gelenkt haben und die zur Zeit in Berlin stattfindenden Conferenzen zur Regelung der Verhältnisse auf genannter Inselgruppe sie noch längere Zeit wachhalten werden. Kein Geringerer führt hier die Feder als der rühmlichst bekannte Contreadmiral v. Werner selbst, welcher im Jahre 1878 auf S. M. S. „Ariadne“ die Erde im Laufe von 2 Jahren umsegelte, um, von Inselgruppe zu Inselgruppe fahrend, den deutschen Interessen in der Südsee den kräftigsten Schutz zu Theil werden zu lassen. Dabei waren ihm Dank seiner officiellen Stellung wichtige Einblicke insbesondere in colonialpolitische Fragen gestattet. Ueber den Inhalt des Ganzen geben folgende Ueberschriften der einzelnen Abschnitte hinreichend Einblick: Magelhaens-Straße. — Von Valparaiso nach Panama und Nicaragua. — Die Galapagos-Inseln. — Auf See. — Die Marquesas-Inseln. — Samoa. — Sydney. — Samoa. — Von Apia nach den Marshal-Inseln. — Zum Bismarck-Archipel. — Neu-Lauenburg (Duke of York-Inseln) und Neu-Pommern (Neu-Britannien). — Nach Apia. — Die Salomon-Inseln. — Samoa. — Auckland und die heißen Seen auf Neuseeland. — Die Tonga-Inseln. — Samoa. — Die Heimfahrt. Die ersten beiden Lieferungen, welche bereits erschienen sind, schildern in anregender Weise die Reise durch die Magelhaens-Straße, die in Gemeinschaft mit vier anderen deutschen Kriegsschiffen unternommene Flottendemonstration gegen Nicaragua zur Erzwingung eines Sühnegeldes und Salutirung der deutschen Flagge, die Fahrt quer durch den Ocean zu den Marquesas-Inseln und den Aufenthalt daselbst. Wir behalten uns vor, bei Abschluß des Werkes nochmals darauf zurückzukommen.

J. R. Kaiser-Humor. Anekdoten, heitere Scenen, Scherze und charakteristische Züge aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I. und Kaiser Friedrich's III. Bearbeitet von Friedr. Schmidt-Hennigker. 1. Theil: Kaiser Wilhelm I. Leipzig, Oskar Leiner. 1,20 ℳ — Unter denjenigen Sammlungen, welche Material aus dem Leben des alten Kaisers Wilhelm zu einem Bilde von dessen Wesen liefern, ist diese sicherlich eine der am meisten beachtenswerthen, schon aus dem Grunde, weil die Saite, die sie anschlägt, bisher noch wenig berührt worden ist. Sie zeigt uns den Gründer des neuen Deutschen Reiches in einem ganz neuen Lichte, und fügt zu den vielen Eigenschaften, die den Deutschen den ersten Kaiser aus dem Hohenzollernhause theuer und lieb machen, seinem Edelmuth, seiner Milde, Herzensgüte, seiner Bescheidenheit und Frömmigkeit, seiner unnahbaren Majestät, noch eine andere hinzu: den Witz und Humor, der ihm zu Gebote stand. Und wir müssen gestehen, daß die aus diesen verbürgten oder gut erfundenen Geschichten sprechende Schlagkraft und Schlagfertigkeit des Geistes eine ganz ungewöhnliche ist, ja vielfach an die des großen Ahnherrn Friedrich erinnert. Wir können hier natürlich nicht den Inhalt des Büchleins erzählen, überlassen die Kenntnißnahme desselben vielmehr dem Leser: nur eine Scene möchten wir, um wenigstens anzudeuten, erwähnen. Der Kaiser hatte sich einst in einem Bazar von einer Dame die Einrichtung einer Nähmaschine erklären lassen. In einer Schublade, die der Aufbewahrung von Gebrauchsgegenständen zu dienen hatte, fand er ein kleines Frühstück und sagte scherzhaft drohend zu der Nähterin: „Gehört das auch zu den Gebrauchsgegenständen der Maschine?“ „Ja, erwiderte die Dame gewandt, zu denen der Maschine des menschlichen Körpers.“ „Nun sage man noch, und damit setzte der Kaiser seinerseits dem Gespräch die Schlußpointe auf, daß das Maschinennähen geisttödtend ist!“ Welche Treffsicherheit des Witzes liegt nicht in diesem kleinen Wortgefecht, wie auf Seiten der angeredeten Dame, so auf der des Kaisers, und wie viel Ritterlichkeit und feines Lob ist nicht außerdem in der Anerkennung der Geistesgegenwart der Dame vorhanden! Das Büchlein, das schon in vierter Auflage vorliegt, sei hiermit weiter empfohlen. — Bei dieser Gelegenheit mag noch erwähnt sein, daß die bekannte Kaiser Wilhelm-Biographie „Ein und neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ von Oskar Meding (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die insofern als eine authentische bezeichnet werden kann, als der Held, dessen Leben sie beschreibt, selbst den Text durchgesehen, bez. berichtigt hat, in einer neuen endgiltigen Fassung (3 bez. 4 ℳ) erschienen ist, in der mit der ursprünglichen Lebensgeschichte die schon besprochene Schrift „Ein Vermächtniß Kaiser Wilhelm's I.“, die über die Art und Weise der kaiserlichen Redaction Zeugniß ablegt, zu einem Ganzen verbunden ist.

K—d. Der Allgemeine Hausbesitzer-Verein zu Leipzig hat durch seinen Secretär Emil Mittenentzwey Rathsverordnungen, Polizeiverfügungen und gesetzliche Bestimmungen, welche die Hausbesitzer besonders in Leipzig und dessen Umgebung interessiren, in einem Rathgeber für Hausbesitzer (Verlag des genannten Vereines) alphabetisch zusammenstellen lassen. Eine solche Zusammenstellung, zumal wenn sie vollständig ist, ist den Betheiligten von Werth; für den Zweck einer vorläufigen Auskunft genügt das vorliegende Werk, welches auch die Bestimmungen über den Miethvertrag berücksichtigt. — Mit letzterem Vertrage allein (mit Ausschluß des Pachtrechts) beschäftigt sich ein im Verlage von C. C. Meinhold & Söhne in Dresden erschienenes Werk: Wirth und Miether (58 S., Pr. 60 ₰), welches das Miethrecht nach dem Bürgerl. Gesetzbuche für das Königreich Sachsen in gemeinverständlicher Weise darstellen will. Im Ganzen läßt sich gegen den Inhalt, welcher sich meist den gesetzlichen Bestimmungen anschließt, etwas Erhebliches nicht bemerken. Einzelne Ungenauigkeiten, z. B. S. 34 über die Wirkung der Verfügungsbeschränkungen gemäß §. 1224 B. G.-B. gegen den neuen Grundstückserwerber, sind Folge des Strebens nach Kürze und Gemeinverständlichkeit. Unrichtig sind aber z. B. die Ausführungen S. 35 Anm. 2 über die Rechte des Miethers bei Veräußerungen, S. 36 Abs. 2 a. E. über die Verpflichtung des Miethers zur nochmaligen Zahlung von Miethzins an den neuen Grundstückserwerber.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 57. Dienstag, den 14. Mai. 1889.

Leibniz und die deutsche Sprache.

Von Reinhard Kade.

Vier Jahrhunderte seit Albertus Magnus hatte Deutschland eines wahrhaften Philosophen entbehrt. Da ist es Leipzig, unsere liebe Landesstadt, aus der zwei Jahre vor dem westfälischen Friedensschluß der erste wieder hervorgeht, der große Mathematiker und mathematische Physiker, der Gottes- und Rechtsgelehrte, der Gründer der deutschen Aufklärung: Gottfried Wilhelm Leibniz, der nachgelassene jüngste Sohn eines bürgerlichen Notarius und Professors der Moral. Aber bald scheint es, als hätten jene Jahrhunderte nur darauf gewartet, ihre Errungenschaften über diesen Geist ganz auszugießen. Mit 17 Jahren heißt er schon Magister Philosophiae und noch vor dem 20. Jahre sucht er die Doctorwürde von der Leipziger Hochschule zu erlangen. Allein sie schließt ihn von dieser Ehre „wegen seiner zu großen Jugend", wie sie sagte, aus, und Leibniz, nicht an der Scholle klebend, ging in die Welt, nach Altdorf, das damals noch eine Universität besaß, und fand dort die glänzendste Anerkennung. Gern will man ihn da als Professor festhalten, aber er lehnt ab und trifft nun zusammen mit dem Baron v. Boineburg, der unsern Leipziger nach Frankfurt entführt, gerade ein Jahrhundert zuvor, als das berühmteste Frankfurter Kind Leipzig aufsucht. Weite Reisen nach Paris, London und Holland bringen ihn in Verbindung mit den namhaftesten Gelehrten des Auslandes; zurückgekehrt wird er in Hannover als Hofrath angestellt, wo er nun über ein Menschenalter verbleibt, mit neuen Entdeckungen, mit geschichtlichen Arbeiten über das Haus Hannover und mit der Lösung philosophischer Fragen beschäftigt. Von Allen bewundert, von vielen Höfen durch Erhöhungen geehrt, zum Reichshofrath ernannt, steht er mit den Spitzen der Wissenschaft in Briefwechsel und legt viele seiner tiefsten Forschungen darin nieder, deren schier unerschöpflichen Quell schon 150 Jahre unvermindert auspumpen. So reich ist dieser wunderbare Geist, daß er gradezu überströmt und nicht wie kleine Denker nur darauf hinarbeitet, möglichst viel von sich gedruckt zu sehen. Seine meisten Schriften erscheinen erst nach seinem Tode, und noch heute birgt die kgl. Hannöversche Staatsbibliothek und die Leipziger Universitätsbibliothek einen unendlichen Handschriften-Vorrath von ihm, der, wie einmal Lessing treffend sagt, „nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben". Dies ist der Mann vom Leipziger Thomaskirchhof mit der Allongenperücke und den Schnallenschuhen, mit der unansehnlichen und mittelmäßigen Gestalt, wie wir ihn uns nach den vorhandenen Zeugnissen vorstellen müssen, von zarter äußerer Erscheinung, die nicht leicht den kraftvollen, allumfassenden Geist im Innern ahnen ließ.

Denn ein solcher war Leibniz. Wie er die Gebiete der gebildeten Erde durch eigene Anschauung kannte, so kannte er durch eigene Arbeit alle Gebiete der gebildeten Welt und vor Allem auch das Ausdrucksmittel des menschlichen Geistes: die Sprachen. Griechisch mußte er als Mann des reinen Denkens wenigstens verstehen, um seinen Aristoteles und Plato lesen zu können; englisch und holländisch lernte er sprechen, weil er dort längere Zeit weilte; mit dem Italienischen hat er sich höchst wahrscheinlich bekannt gemacht; lateinisch, die Gelehrtensprache des 17. Jahrhunderts, hatte er sozusagen mit der Muttermilch eingesogen; französisch steht ihm so zu Gebote, daß er in dem gelehrten Streite mit dem Philologen Eckhart regelmäßig auf dessen lateinische Antworten „aus Bequemlichkeit" französisch erwidert und sich gar schalkhaft entschuldigt, ein lateinischer Brief käme ihn weit schwerer an, als seinem Gegner, dem Philologen, die Lösung eines mathematischen Lehrsatzes. Und selbst auf die Sprachen des Ostens bis in's Chinesische und Persische dehnen sich seine Kenntnisse aus, so daß er sie zur Sprachvergleichung heranziehen konnte.

Schon aus diesen Betrachtungen erlaubte sich der Schluß, auch seiner Muttersprache, dem geliebten Deutsch, habe Leibniz sich nicht verschlossen, wenngleich die damals lebende Mitwelt ihn gar bös in Acht und Bann that. Aber wo sollte man den Beweis herholen? Es lag ja bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts nur eine kleine deutsche Schrift Leibnizens vor, und da konnte freilich das Urteil eines Kritikers von 1785 immer wieder nachgesprochen werden, Leibniz habe sich der deutschen Sprache fast gar nicht bedient und nichts darin von Belang geschrieben. Ein gewisser Ludovici meinte sogar: „Um die Zierde der deutschen Sprache hat sich Hr. v. Leibniz nicht groß gekümmert und unter sein Deutsch beinahe die Hälfte lateinischer Wörter gemischt." Selbst eine berühmte Literaturgeschichte der Gegenwart drückt sich noch heute ziemlich kühl dahin aus, daß Leibniz etwas besser als die meisten seiner Zeitgenossen deutsch schrieb.

Das verhält sich nun doch etwas anders. Statt einer kleinen Schrift besitzen wir bis jetzt zwei stattliche Bände von Leibniz in deutscher Sprache, und auch seine übrigen lateinischen Abhandlungen bieten mehr als ein Schlaglicht auf sein gutes Verhältniß zur Muttersprache dar. Ja was das Beste ist: wir vermögen nunmehr wahrzunehmen, wie seine Liebe zur deutschen Sprache aus kleinen Anfängen heraus allmälig zunimmt, wie er an sich selber arbeitet, um Andern in dieser Hinsicht vorangehen zu können.

Als Knabe treibt ihn nur ein dunkles Gefühl. Wir wissen, daß er auf der bescheidenen Leipziger Schaubühne das deutsche Trauerspiel „Leo der Armenier" von Andreas Gryphius gesehen hat und, grade weil es deutsch, so gefangen wurde, daß er es noch oft nachher mit Vergnügen las und des Gryphius Werke überhaupt mit Vorliebe zum Lesen empfahl.

Diese Neigung zum Deutschthum bleibt ihm auch als Jüngling treu. Er erzählt selber aus den Jahren seines Leipziger Aufenthalts, ein Freund und Landsmann, welcher Assessor beim Hofgerichte in Leipzig war, habe ihn als Studenten oft mitgenommen, ihm Acten zu lesen und Anleitung für Rechtssprüche gegeben. „So drang ich," fährt Leibniz fort,*) „zeitig in das Innere dieser Wissenschaft ein, den Ränken der Richter arbeitete ich entgegen und aus diesem Grunde wollte ich niemals einen Prozeß mündlich führen, ob ich schon nach aller Uebereinstimmung ziemlich tüchtig und geschickt auch in deutscher Sprache schrieb." Ja, er fordert bereits um diese Zeit, der Rechtsgelehrte solle schon auf der Hochschule im praktischen deutschen Vortrage geübt werden. Man denke, welche Kühnheit das im Jahre 1666 voraussetzt.

Solche Gedanken fanden nun in dem glücklichen Umstand, daß Leibniz in sächsischen Gerichtshöfen arbeitete, treffliche Kräftigung. Denn besonders hier ward die deutsche Sprache immer noch am reinsten gepflegt, so daß Leibniz selbst aus der neueren Rechtsgeschichte keine Gerichtsstätte besser zu empfehlen weiß, als die sächsischen Gerichte „wegen der Kürze und Nachdrücklichkeit, womit sie in den deutsch abgefaßten sogenannten Informat-Urtheilen die

*) Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata. Vgl. Guhrauer Leibniz's deutsche Schriften. I, 67.

Gründe vorstellen". (Laudabilis quoque et ad veterum Iurisconsultorum dicendi rationem compositus mos est, quo Facultates Scabinatusque Saxonici, Lipsiae in primis, in suis consiliis Germanicis, vocant Informat-Urtheil, rationes utrinque summa brevitate et nervositate ventilant. cf. Nova Methodus § 82.)

Aber der Jüngling sieht selbst hier in der Rechtswissenschaft die Ziele weit höher gesteckt. Er war mit Leib und Leben ein Mann des Rechts. Diese Wissenschaft gilt ihm als der Vereinigungspunkt aller übrigen. Sie führt nach seiner Ansicht nicht nur zur Theologie, sondern auch in die Physik und Mathematik durch die Untersuchung „von der Natur des Gemüths, der Gedanken und der Affecte, deren letzte ursprünglichen Gründe er eben in der von Größe, Gestalt und Bewegung handelnden Kunst, das ist in der Mathesi und Physika gefunden". Ist sie also Führerin, so soll sie auch in sprachlicher Rücksicht allen voranschreiten. Er schlagt daher eine deutsche Uebersetzung des Corpus juris als ein zeitgemäßes und der Sprache wegen nicht unmögliches Beginnen vor. Hätten wir Sallust und Tacitus nicht ungeschickt uns Deutschen in unserer Sprache näher gebracht, warum könne das Gleiche nicht mit den Rechtsbüchern geschehen? — Die Rechtskunde soll ferner den Weg der richtigen Handhabung auch der Gottesgelehrsamkeit zeigen, die Leibniz am meisten deutsch zu bearbeiten Lust verspürte. Sie soll der Naturlehre und Denkwissenschaft, d. h. der Logik, durch den deutschen Redegebrauch voranleuchten, der auch für diese beiden Fächer das beste Ausdrucksmittel sei. Die Richter aber selbst sollen nicht nur das Französische und Englische verstehen, sollen die Redekunst, die Krone aller Künste und Wissenschaften, nicht blos auf die lateinische Sprache beschränken, sondern sie auch in unserer Muttersprache ausüben.

Alle diese hohen Gedanken der Deutschheit konnten begreiflicherweise nicht aus Leibniz herauskommen, konnte ihm die große Welt unmöglich geben, wenn sie nicht in seinem tiefinnersten Wesen, wie stille Keime, begründet lagen. Leibniz glüht für sein deutsches Vaterland, so oft er auch in anderer Herren Länder gewandert ist; das will in jener Zeit unendlich viel bedeuten, wo nach dem unseligsten aller Kriege das Gefühl einer Zusammengehörigkeit auf deutschem Grund und Boden fast ganz erloschen war, wo nur wenige Leute, wie die großen Satiriker des 17. Jahrhunderts, Moscherosch, Lauremberg, den Verlust fühlten. Wie sie, erfüllt auch Leibniz die warme Begeisterung für Vaterland und Sprache, und das welsche Joch beugt ihn tief. „Wenn wir nur etwas mehr als bisher teutsch gesinnet werden wollten und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige Jahr her in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel geschehen, so könnten wir aus unserm Unglück Nutzen schöpfen und unsern innern Kern des alten, ehrlichen Teutschen wieder herfürsuchen." So ruft er aus und ein anderes Mal klagt er: „Ich erinnere mich unterschiedliche Mal, daß, wenn ich über einige vor Jahren gestellte Bücher, deren Autor ein guter ehrlicher alter Teutscher, wiewol sonst ein schlichter Mann gewesen, in mich gangen: ich mich fast mein selbst und unserer Zeit geschämet."

Wenn nun Leibniz trotzdem so viel französisch schrieb, so wissen wir heute, warum er es that, und ein Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover giebt uns den genauen Aufschluß. „Ich hätte lieber teutsch geschrieben, sonderlich weil die teutsche Sprache keine Terminaisonen leidet, man wollte denn fremde Worte ungescheut hineinflicken; allein es hätte dergestalt dem Ausländer nicht communicirt werden können."

Verbreitung also wollte er seinen Arbeiten sichern, darum wählte er die französische, darum verwarf er sogar die damals vor Allem übliche lateinische Sprache. Insofern verräth er damit nicht Mangel an Vaterlandsliebe, sondern einen Fortschritt über die altgewordenen Zeitgenossen, wenn er in einer lebenden Sprache wissenschaftliche Gegenstände behandelte und lieber zeitweilig die deutsche Sprache verabsäumen, als die Früchte deutschen Geistes in Frage stellen wollte.

Denn allmälig, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, mit dem Frieden zu Ryswyk (1697) wich die Ungunst der Verhältnisse, ließ der französische Druck nach. Da ließen sich auch die langverhaltenen urdeutschen Gedanken seiner Jugend in Leibniz nicht länger zurückdämmen. Ein 50jähriger, welterfahrener Mann schrieb er sie seinem Deutschland nieder, das dadurch eine Schrift erhielt, die zu den reinsten Blüthen echten Deutschthums für alle Zeit rechnen wird. Es sind dies die „unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache". Das Werklein entwarf Leibniz „in der Eil binnen ein paar Tagen" des Jahres 1697 und es ergiebt sich gewissermaßen wie die ausgereifte Frucht eines Triebes, der schon 1679, also 18 Jahre früher, auf demselben Boden gesetzt war. Jene Vorarbeit, die sich benannte: „Ermahnung an die Teutschen ihren Verstand und Sprache besser zu üben", war zu früh geboren und konnte die widrige Luft nicht vertragen. Sie mußte daher lange im ruhigen Schreibtisch liegen, bis sie dann durch das spätere kraftvollere Geisteskind Leibnizens in Vergessenheit gerieth und erst 1846 an die Oeffentlichkeit trat,*) um nun die „unvorgreiflichen Gedanken" aufs Erwünschteste zu ergänzen.

Darum können wir den Blick auf dies Schwesterpaar edler Schriften vereinigt fallen lassen.

Leibniz geht von der Würde des Deutschen aus, die sich in der Tapferkeit und in der Verstandesübung bewähren muß. Das letztere kann im gemeinen Leben nur durch die Sprache geschehen. Nun haben zwar die Deutschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in allem Dem, so mit den fünf Sinnen zu begreifen, absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerkssachen, so daß nach Leibnizens Urtheil keine Sprache in der Welt ist, die zum Beispiel von Erz und Bergwerk reicher und nachdrücklicher rede, als die deutsche. Desgleichen kann man von allen anderen gemeinen Lebensarten sagen, als von Jagd- und Waidwerk, von der Schifffahrt und dergleichen. Aber ein Abgang ereignet sich bei unserer Sprache in den Dingen, die man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann, als bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und bei den abgezogenen, d. h. abstracten Erkenntnissen. Hier fehlt es den Deutschen bislang am Willen, ihre Sprache zu bereichern, sei es durch Wiederbringung altvergessener, oder durch Einführung guter ausländischer Worte: denn mit einer abergläubischen Furcht brauche man ein fremdes, aber bequemes Wort nicht als eine Todsünde zu vermeiden und ihm den Prozeß zu machen. „Solche allzu große Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilet und bessert, bis er sie endlich gar verschwächet." Zu weit dürfe dies natürlich nicht gehen, wie bei den Zeitungsschreibern, die so große Eile treibt, daß sie kaum einmal wieder durchlesen können, was sie geschrieben, und die sofort die Worte ergreifen müssen, die sich ihnen zuerst bieten. Dies Verfahren ist bei solchen Leuten wohl zu entschuldigen, bei allen Anderen aber zu verurtheilen. Denn allerdings scheine es, als ob der Mischmasch bei den Meisten so abscheulich überhand genommen habe, daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsches verderbet. Das ist betrüblich, da die Annahme einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich führet. Nun hat sich Frankreich zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen. Gegen diese Unsitte, das ganze deutsche Leben mit französischen Ausdrücken zu versetzen, wird es nöthig werden, eine Musterung und Untersuchung aller deutschen Worte vorzunehmen, sowol der geläufigen hochdeutschen, als der Worte des Plattdeutschen, Märkischen, Fränkischen, Bayrischen, Oesterreichischen, Schwäbischen und was von deutscher Herkunft im Holl- und Engelländischen in Uebung ist; und letzlichen nicht nur das, was noch in der Welt geredet wird, muß geprüft werden, sondern auch was verlegen, nämlich das Altgothische, Altsächsische und Altfränkische, wie sichs in uralten Schriften und Reimen findet. Das Alles muß in drei Werken sich der Sichtung unterziehen, in einem Sprachbrauch, einem Sprachschatz und einem Sprachquell oder Glossarium, welches ganz vorzüglich unserer Nation zur Zierde und zum Ruhm gereichen würde. Dann erst erblüht, was jede gute Sprache auszeichnen soll: Reichthum, Reinigkeit und Glanz. Wo man der Sprache durch alte Ausdrücke oder durch Einbürgerung fremder Benennungen nicht zu Reichthum verhelfen kann, da muß wohlbedächtliche Erfindung oder Zusammensetzung neuer Worte einspringen.

Die Reinigkeit der Sprache soll auf die Wahl des Ausdrucks sehen; gröblicher Worte, die der Pöbel braucht, soll man sich enthalten; Provinzialismen, wie schmecken für riechen, soll man vermeiden; und wie in einem sonst schönen deutschen Gedicht ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde, so möge man auch in den Schreibarten, die der Poesie am nächsten stehen, in Romanen, Lobschriften und öffentlichen Reden der ausländischen Worte so viel als möglich entrathen. Man könnte ja gewisse, noch

*) Herausgeg. von L. Grotefend, ohne in den Buchhandel zu kommen. Wieder abgedruckt von Hoffmann v. Fallersleben im Weimarischen Jahrbuch III, 88.

gleichsam zwischen Deutsch und Fremd hin- und herflatternde Worte einmal für allemal für deutsch erklären und künftig ebenso wie die deutschen schreiben.

All das ins Werk zu setzen, bedarf es einer „teutschliebenden Gesellschaft". Einige wohlmeinende Personen sollen zusammentreten und unter höherem Schutz eine solche Vereinigung stiften, deren Absehen auf dasjenige gerichtet ist, was den deutschen Ruhm erhalten kann. Da würde unter Anderem auch dahin zu trachten sein, wie allerhand nachdrückliche, nützliche, auch annehmliche Kernschriften in deutscher Sprache verfertigt werden möchten, damit der Lauf der Barbarei gehemmet und die in den Tag hinein Schreibenden beschämet werden. Dies wird, so hofft er, den Gemüthern ein neues Leben eingießen und zur Ausbreitung und Vermehrung der Wissenschaften beitragen.

Der Umstand aber erhebt das Unternehmen Leibnizens so gewaltig über ähnliche Versuche jener Zeit, daß die Gesellschaft eine lebendige Vermittelung zwischen der Wissenschaft und dem Leben, zwischen dem Gelehrten und dem Laien herstellen soll; „auch die Nichtstudirenden sollen billig in vielen nüzlichen Dingen und zwar in teutscher Sprache unterwiesen werden". Hat sich seitdem Vieles in den zweihundert Jahren von den Ahnungen dieses voransfühlenden Geistes erfüllt, ist inzwischen ein deutsches Wörterbuch schon beinahe beendet, sind nach dem Berliner Vorbilde zahlreiche Akademien gegründet: das volksthümliche Endziel einer solchen Gesellschaft bleibt noch immer zu erreichen, erst Anfänge haben sich dazu in unserem Jahrzehnt angesetzt.

So sehr die beiden hochbedeutenden Schriften, die „Ermahnung" und die „unvorgreiflichen Gedanken" nach Inhalt und Anlage ineinander verlaufen, so auffällig unterscheidet sich der Ausdruck in ihnen. In der „Ermahnung" redet ein junger Mann, der geraden Wegs vom Lateinischen herkommt und mit den Sprachmitteln ringt. Er gebraucht „so" als rückbezügliches Fürwort und wählt bei Eigenschaftswörtern gern die starke Form: „die schöne Gedanken". Er verwechselt fortwährend „dann" und „denn", „wann" und „wenn", „sind" und „sein"; selbst ein „denen" für „den" und ein „nich" für „nicht" begegnet. Alte Formen treten auf: „Befehlichhaber", „stählin" für stählern, „geläufftig", „Beliebung" für Wohlgefallen, „maßen", „weilen", „Schmack" für Geschmack. Einmal schreibt er sogar: „sie sind nicht zu verdenken" und meint: „es ist ihnen nicht zu verdenken". Wagt er sich an Verdeutschungen, so fallen sie recht zaghaft aus. Was will „Klinggedicht" neben Sonett, was können „Schriftler" für Literaten, was „Ueberschritt" gegen Extrem und „Briefwechselung" statt Correspondenz ausrichten? Auch „abgefeinet" für civilisirt hat sich nicht gehalten.

Vor Allem aber die langathmigen unbeholfenen deutschen Sätze, die man nur ins Lateinische zu übersetzen braucht, um den besten lateinischen Stil vor sich zu haben. Von der Rechtschreibung ganz zu geschweigen.

Wie anders muthen uns da die „unvorgreiflichen Gedanken" an. Da fließt Alles so glatt in knapper, deutscher Satzverbindung dahin. Gleich das erste Hauptstück: „Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben." Daneben welch einschlagende Uebersetzungen; die „Denkkunst" setzt er an die Stelle der „Logik", „Wissenslust" für Curiosität, „Zeitwechsel" für Periode. Hier erklimmt Leibnizens Sprache eine Höhe, die kein Mitgenoß, die er selbst kaum wieder gewonnen hat. Man höre nur blos die feingewählten Worte, wenn er Italienern und Franzosen zuruft: „Wir Teutsche haben einen sonderbaren Probirstein der Gedanken, der andern unbekannt; und wann sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sei wirklich was Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine teutsche Sprache nicht an."

Es ist ein eigenartiges Spiel der Geschichte, daß auf diese goldene deutsche Schrift eines Leipziger Gelehrten wieder ein Leipziger Gelehrter zuerst nachdrücklich hinwies. Der Mann heißt Gottsched. „Es ist zu verwundern, daß Leibniz in allen Arten der Dinge, daran er sich gewaget, solche Meisterstücke verfertiget, als ob er sich sein Lebelang auf nichts Anderes gelegt hätte." Wir können dies Urtheil wol mit gutem Gewissen heut unterschreiben. Leibniz fühlt deutsch und also liebt er auch — wie Goethe einmal den Pylades sagen läßt — den süßen Laut der Muttersprache. Weiß er doch, was für Wunderthaten des Geistes große Dichter in ihr gewirkt haben, weiß, daß ein Reineke Voß, ein Froschmäuseler, Theuerdank und Hans Sachsens Dichtungen in ihr niedergelegt sind; er ahnt den Aufschwung der Dichtkunst, er freut sich der besseren Mitstreber, schätzt den Opitz als den Vater der Dichtkunst und rühmt dessen „angenehme Leichtflüssigkeit". Mit Stolz ruft er aus:

> Was lobt man viel die Griechen?
> Sie müssen sich verkriechen,
> Wenn sich die teutsche Muse regt.
> Was sonst die Römer gaben,
> Kann man zu Hause haben,
> Nachdem sich Mars bei uns gelegt.
>
> Horaz in Fleming lebet,
> Im Opitz Naso [1]) schwebet,
> Im Greif [2]) Senezens Trauerspiel.
> Nur Maro [3]) wird gemisset,
> Hier hat man eingebüßet:
> Aeneis uns nicht weichen will.
>
> Doch wenn der Teutschen Degen
> Die werden niederlegen,
> So uns jetzt stolz zu Leibe gehn, [4])
> Wird sich noch einer finden,
> Auch sie zu überwinden,
> Und Austrias [5]) soll höher gehn.

Als Muster und Meister gilt ihm jedoch Luther. „Ein feste Burg" war Leibnizens Lieblingslied und den lieben seligen Luther nennt er ihn häufig. Dazu rühmt er in begeisterten Worten die Bibelübersetzung Luther's. „Ich kann auch nicht glauben, daß möglich sei, die heilige Schrift in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen, als wir sie in deutsch haben. So oft ich die Offenbarunge auch in deutsch lese, werde ich gleichsam entzücket und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische und wenn ich so sagen darf, Virgilianische Majestät."

Wer so warm für die Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Sprache und Dichtkunst empfindet, den drängt es wie von selber zum eigenen Dichten in feierlichen oder festlichen Augenblicken des Lebens. So geht es auch Leibniz. Schon als Magister dichtete er in Opitzischem Geschmack; ein großes Gedicht ferner in Anapästen erwähnt Leibniz selber. Sind diese Denkmale freilich verloren, so liegt außer andern auch eines uns vor, das der Charfreitag von 1684 ihm entlockte. Er schickt es seinem Bruder und bittet, ihn darob als deutschen Dichter nicht zu belächeln. Er braucht sich wahrlich nicht zu schämen.

> „Jesu, dessen Tod und Leiden
> Unsre Freud und Leben ist,
> Der du abgeschieden bist,
> Auf daß wir nicht von dir scheiden,
> Sondern durch des Todes Thür
> Zu dem Leben folgen dir:
>
> Laß die matte Seel empfinden
> Deiner Liebe süßen Saft;
> Wem nicht deines Leidens Kraft
> Kann sein kaltes Herz entzünden,
> Jesu, der muß wie ein Stein
> Ohne Lieb und Leben sein." [6])

Behauptete Goethe einmal, daß er nie ein Gedicht gemacht habe, das im Gesangbuch stehen könne, so dürfte sich Leibniz hier nöthigenfalls des Gegentheils berühmen können.

Leicht rollen seine Reimereien nicht dahin; ernst, wie er denkt, schreibt er auch männlich, und kraftvoll saust, wie erst in freier, so jetzt in gebundener Rede seine Geißel über die Nachahmer der Franzosen hin:

> „Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
> Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
> Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
> Wir Andrer Affen sein, und sie uns äffen müssen,
> Wenn Keiner wird gehört, er muß französisch wissen,

---

[1]) Ovid.
[2]) Andreas Gryphius.
[3]) Virgil, Epiker.
[4]) Gemeint sind natürlich die Franzosen.
[5]) = Austrasien, Ostfranken oder Deutschland.
[6]) Im Ganzen 5 Strophen.

Jn Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen:
Was ist es Wunder dann, daß auf der teutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden?"

Das ist Leibniz, der in deutscher Sprache für deutsche Sprache eintritt. Gewiß ein ganz anderes Bild steht vor uns. Nicht mehr der kalte Verstandesmensch der Monaden. Nun ist er einer der Unseren der Gesinnung nach geworden, wie er denn unser einer ist auch dem Geburtsort nach. Leipzig hat die alte Ehrenschuld eingelöst; es errichtete ihm zu Ehren seiner 200jährigen Geburtsfeier die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften; es setzte ihm ein treffliches Denkmal, es benannte eine Straße nach ihm, es beschäftigt den fleißigsten Arbeiter am deutschen Wörterbuch, und dies wird in Leipzig gedruckt und verlegt.

Mit Stolz kann ganz Sachsen auf seine drei großen Söhne hinblicken, auf Luther, Leibniz, Lessing. Luther ein treuer Diener der deutschen Sprache durch seine verdeutschte Bibel; Lessing durch seine Schauspiele ein unvergleichlicher deutscher Dichter; Leibniz unschätzbar für uns als Denker auch auf deutschem Sprachgebiet.

Das ist dieser „merveilleux Saxon", der die deutsche Sprache feinsinnig „die Dolmetscherin des Gemüthes" nannte und eine Behalterin der Wissenschaft", der uns, wie Lessing sagte, „so werth ist wegen der großen Art zu denken", der „aus Kiesel Feuer schlug, aber sein Feuer nicht verbarg im Kiesel".

Bopp-Stiftung.

Für den 16. Mai, als den Jahrestag der Bopp-Stiftung, hat die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus dem zur Disposition stehenden Jahresertrage von 1888 die Hauptrate, im Betrage von 900 M., dem Professor Dr. Th. Zachariae in Greifswald zur Förderung seiner Herausgabe eines indischen Wörterbuches aus dem zwölften Jahrhundert, des anekarthasamgraha des Hemacandra, und die zweite Rate, im Betrage von 450 M., dem Dr. W. Prellwitz in Königsberg, Ostpr., zur Fortsetzung seiner sprachvergleichenden Studien zuerkannt.

Die Bopp-Stiftung, gegründet im Jahre 1866, am 16. Mai, als dem Jahrestage, von welchem, 50 Jahre zuvor, die Vorrede zu Franz Bopp's erster Schrift: „Das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jener der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache" datirt, ist bestimmt entweder 1) zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, zur Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder 2) zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen, oder zu Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen, — beides unter Beschränkung auf das von Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie, sowie der vergleichenden Sprachforschung, namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises. Bewerbungen und Vorschläge müssen bis zum 1. Februar des Jahres, zu dessen 16. Mai die Verleihung erfolgen soll, an die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gerichtet werden, welche dieselben einer vorberathenden Commission übergiebt. Die Entscheidung ist an die eingegangenen Meldungen in keiner Weise gebunden. Diese Commission besteht aus fünf durch die Akademie gewählten Migliedern, von denen drei ihr selbst angehören müssen, zwei auch außerhalb derselben stehen können. Zur Zeit sind es die Professoren: Dillmann, J. Schmidt, Steinthal, Weber, Zupitza. — Der Zinsertrag der Stiftung beträgt z. B. 1638 M. 50 Pf., von denen jedoch zunächst nur 1350 M. alljährlich zur Disposition stehen. Der Rest wird zum Capital geschlagen, bis ein Gesammt-Zinsertrag von 1800 M. erreicht sein wird. Zu befürchten ist freilich, daß dann, wenn dies Ziel erreicht ist, der Zinsfuß aufs Neue herabgesunken sein wird und die Penelope-Arbeit des Zins-auf-Zins-Sammelns wieder neu begonnen werden muß. An diesem Uebelstande kranken ja jetzt alle Stiftungen, denen nicht neue Zuwendungen zu Theil werden. Die Bopp-Stiftung hatte bereits einmal, zwei Jahre lang (1878, 1879), einen Zinsertrag von sogar etwas über 1800 M. Aber durch Kündigung der betreffenden Hypothek und durch die Reduction der $4\frac{1}{2}$% Consols ist sie wieder von dieser Höhe herabgestiegen. Gerade ihr ist, bei ihrem höchst segensreichen Wirken, ein möglichst hoher Ertrag sehr zu wünschen. Sollte nicht vielleicht Bopp's Centenarium (14. September 1891) hierzu verhelfen können?

Bei dieser Gelegenheit möge darauf hingewiesen werden, daß in F. Techmer's „Internationaler Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft" (Heilbronn, Gebr. Henninger), IV. Band 1. Hälfte, der Neudruck von Bopp's zweitem grundlegenden Werke, im Wesentlichen nur eine englische Umarbeitung des ersten (Annals of Oriental Literature Juni 1820): Analytical Comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, shewing the original identily of their grammatical structure" von einem ganz vortrefflichen Stahlstich-Porträt des verehrten Meisters und Begründers der vergleichenden Sprachwissenschaft begleitet ist. Auch ein an ihn darüber gerichteter Brief Wilh. v. Humboldt's ist beigefügt, und können wir nur wünschen, daß die zu dem Vorwort des Herausgebers, als in dieser seiner Zeitschrift zu erscheinen bestimmt, angekündigte „ausführliche Darstellung des Lebens und eingehende Besprechung der Werke" Bopp's durch Prof. Lefmann in Heidelberg, welchem zu diesem Zwecke bald nach Bopp's Tode († 23. October 1867) dessen literarischer Nachlaß seiten der Familie zur Verfügung gestellt wurde, uns noch mehr der Art bringen und endlich erscheinen möge. Ein Specimen davon ist im Sommer 1886 in der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung" publicirt worden, und kann man sich danach in der That wol eine hochinteressante Publication versprechen.

Bücherbesprechungen.

□ Die Erdenarbeit im Licht des göttlichen Wortes. Mehr Arbeiter in Christi große Ernte! Zwei Predigten in der St. Paulikirche zu Chemnitz gehalten von Dr. ph. Joh. Hoffmann, Pfarrer zu St. Pauli. Chemnitz, May's Buch- und Kunsthandlung. — Wie die Themata dieser Predigten andeuten, sucht der Verf. zu zeigen, daß das Evangelium von Christo erst das rechte Verständniß für die großen Aufgaben der Zeit und für den tieferen Sinn ihrer gewaltigen Bewegungen namentlich auf dem socialen Gebiete giebt und nicht minder, daß allein von diesem Standpunkt aus jene Aufgaben zu erfüllen sind. Der Verf. thut dies mit vieler Beredtsamkeit, mit offenem Blick für die Zeit und mit der Gabe der Individualisirung, die das Evangelium den Einzelnen nahe bringt.

□ Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen herausgegeben von A. Hinrichsen. 4. Heft. Chr. E. Luthardt von Pastor Lic. Winter. Danzig-Leipzig, C. Hinstorff's Verlagsbuchhandlung. — Nachdem in dem 1. Heft dieses Lieferungswerkes R. v. Gneist, im 2. und 3. Heft J. Frohschammer als „deutsche Denker" dargestellt worden sind, kommt im 4. Heft D. Luthardt als solcher an die Reihe und wird von einem seiner dankbaren Schüler und zugleich gründlichsten Kenner seiner Theologie namentlich in seiner Eigenschaft als Apologet des Christenthums gegenüber der modernen Weltanschauung — ein Gesichtspunkt, der mit Recht hier besonders betont ist — mit gewandter Feder und lebensvoller Anschaulichkeit dargestellt. Der geistige Entwicklungsgang und die Bedeutung des Gefeierten treten in helles Licht.

K—d. Verzeichniß meiner Sammlung deutscher Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit, von L.-G.-Rath Hermann Dannenberg. Leipzig, C. G. Thieme Verlagsexp. 1889 (95 S., Preis 4 M.). — Der Verf. giebt ein Verzeichniß seiner reichhaltigen Privatsammlung jener Münzen mit vollständiger Beschreibung sowie unter Berücksichtigung der Stempelverschiedenheiten, um die Thätigkeit der verschiedenen Prägstätten und die Abweichungen von den correcten Umschriften der Urstücke ins Licht zu stellen. Daneben beabsichtigt er mit diesem Verzeichnisse ein früheres Werk über jene Münzen zu ergänzen, zu diesem Zwecke hat er etwaige Lücken seiner Sammlung durch Nennung nicht vertretener Münzherren angedeutet. Das Werk dürfte für Münzsammler eine willkommene Unterstützung ihrer Bestrebungen sein. Jn dem gleichen Verlage erscheinen übrigens auch die von Julius und Albert Erbstein herausgegebenen Blätter für Münzfreunde (der VI. Band wird demnächst abgeschlossen vorliegen), zugleich Correspondenzblatt des deutschen Münzforscher-Vereins, und die auch selbständig abgegebene Beilage dazu „Numismatischer Verkehr", welche das Angebot und den Erwerb von Münzen u. s. w. vermitteln will.

Druck von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 58. Donnerstag, den 16. Mai. 1889.

Ranke's Ideen über den Gang der Geschichte der Menschheit.

Von Georg Müller-Frauenstein.

Es war im Herbste des Jahres 1854, als der Berliner Professor der Geschichte Leopold v. Ranke als Ehrengast des Königs Maximilian II. von Bayern im deutschen Hochgebirge weilte. Während mehr als drei Wochen, von Ende September bis Mitte October, wohnte er in der königlichen Villa in Berchtesgaden bei seinem fürstlichen Wirthe, einige Tage auch weiter oben im Gebirge auf dem Jagdhause zu Wimbach. Im Jahre vorher hatte der König vergeblich versucht, den Gelehrten an die Universität München zu ziehen, jetzt wollte er sich wenigstens eine Spanne Zeit seines Umganges erfreuen. Und sie waren von früh bis Abend zusammen, bei den Ritten in den Bergen, auf der Gemsjagd, beim Mahle und in den Ruhestunden des Abends. Aber neben dem Vergnügen und der Leibesübung fehlte es keineswegs an geistiger Arbeit. Ihre Gespräche bewegten sich mit Vorliebe in den höchsten Gebieten menschlicher Erkenntniß, gleich das erste Zwiegespräch bezog sich auf Religion. Schon nach wenigen Tagen sprach der König den Wunsch aus, Ranke möge seine Ansicht von dem großen Gange der weltgeschichtlichen Bewegung, wenigstens in den nachchristlichen Jahrhunderten, kundgeben, möglichst im bestimmten Gegensatze zu den geschichtsphilosophischen Ideen, als deren Anhänger in gewissem Sinne Maximilian gelten konnte.

Diesem Wunsche entsprach der Gelehrte, indem er vom 25. September bis zum 13. October seinem Gönner 19 Vorträge hielt, welche ein Stenograph der Hofkanzlei nachschrieb. Diesem Wunsche verdanken auch wir ein höchst werthvolles Andenken an jene dem Fürsten wie dem Geschichtsforscher gleich unvergeßlichen Tage. Denn der König ließ sich eine Reinschrift jenes Stenogrammes anfertigen, die er noch im November desselben Jahres in Hohenschwangau durcharbeitete, um, wie er sich ausdrückte, den Inhalt ganz in succum et sanguinem übergehen, ganz zum geistigen Eigenthum werden zu lassen. Im Juni des folgenden Jahres sandte der „treue Schüler" eine Abschrift nach Berlin, und diese liegt als zweite Hälfte des 9. Bandes der Weltgeschichte, als Abschluß des Ganzen, uns nunmehr vor. Dem Bonner Professor Alfred Dove, der sich um die Herausgabe des Ranke'schen Nachlasses so große Verdienste erworben hat, ist die Veröffentlichung zu danken. Sie umfaßt also, wörtlich getreu, jene 1854 gehaltenen Vorträge und die sich daran knüpfenden Gespräche. Zu einer zweiten Reihe von Vorträgen über die Abschnitte der alten Geschichte, wie sie der König wünschte, ist es trotz ähnlicher späterer Besuche in Berchtesgaden 1857, 1859 und 1861 nicht gekommen. Wir wissen nur noch von einem Vortrage, den Ranke 1862 in Hohenschwangau hielt; über seinen Inhalt liegt aber keine Nachricht vor.

Eine ganz eigenartige, hochwillkommene Gabe, dieses Werk! Ranke schrieb in jenen Tagen: „Ich habe nicht die Spur eines Buches bei mir und bin selbst begierig, wie sich meine Rhapsodien ausnehmen werden. Meiner Historie habe ich mich, glaube ich, noch nie so von ganzem Herzen und vollkommen erfreut, wie hier am Ort." Und eine Rhapsodie der Weltgeschichte im besten Sinne kann man dies Werk nennen. Aus dem Stegreife, in denkbar knappster Fassung, in kunstlos hingeworfenen Sätzen giebt hier der beste Kenner seine in Jahrzehnten angestrengter Arbeit gereifte wissenschaftliche Ansicht vom Zusammenhange der wesentlichsten Weltbegebenheiten im Wechsel von einander abweichender Zeiträume, von denen doch eine jede aus der vorhergehendn herausfließt.

Nur erwarte man nicht eine Philosophie der Geschichte, etwa in der Bedeutung, wie Herder's Ideen oder Iselin's Geschichte der Menschheit oder so manche Schriften unseres Jahrhunderts, besonders aus der Schelling-Hegel'schen Schule. Ranke hat, wie dies in der Einleitung Dove durch eine ganze Reihe von angeführten Stellen nachweist, sein Leben lang die Meinung verfochten, daß die Geschichte nie die Einheit eines philosophischen Systems haben könne, wenn sie auch nicht ohne inneren Zusammenhang sei. Erforschung der wirksamen Hauptpunkte der Begebenheiten und Wahrnehmung ihres allgemeinen Znsammenhanges ist ihm die Sache. Mit aller Liebe müsse man sich der Einzelforschung zuwenden, das Individuelle nach sittlichem Maßstabe prüfen, indessen dabei jederzeit den Gang der Geschichte im Großen und Ganzen aufzufassen trachten. Das geistige Dasein sei in unaufhörlichem Weiterschreiten begriffen, richte sich aber nicht nach den Gesetzen logischer Kategorien, sondern die geschichtlichen Erscheinungen hätten immer ihren eigenen geistigen Gehalt. In ihrer Folge offenbare sich nicht eine unbedingte Nothwendigkeit, aber ein genauer innerer Causalnexus. Zur menschlichen Freiheit und Kraft geselle sich die Nothwendigkeit, die in dem bereits Gewordenen, nicht wieder Umzustoßenden liege, welches die Grundlage aller neu emporkommenden Thätigkeit ist.

Mit diesen Hauptbegriffen, welche für Ranke den Ausgangspunkt aller weltgeschichtlichen Darstellung bilden, beschäftigt sich nun auch der erste Vortrag und das erste Gespräch. Von vornherein erklärt es Ranke für eine leere Behauptung, daß sich der Fortschritt der Cultur etwa geographisch, von Osten nach Westen, fortbewege. Ebenso falsch ist es nach ihm, zu glauben, daß die fortschreitende Entwickelung der Jahrhunderte zu gleicher Zeit alle Zweige des menschlichen Wesens und Könnens umfasse. Die fortdauernde Bewegung besteht darin, daß die großen geistigen Bestrebungen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander heben, bald an einander reihen. Abgesehen von gewissen unwandelbaren ewigen Hauptideen, z. B. den sittlichen, hat jedes Zeitalter eine besondere Tendenz, ein eigenes Ideal. Die innere Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge dieser Ideale ist festzustellen, und Ranke verkennt dabei einen gewissen Fortschritt durchaus nicht. Doch möchte er nicht behaupten, daß er sich in einer geraden Linie bewegt, sondern mehr wie ein Strom, der sich auf seine eigene Weise den Weg bahnt. Er sagt: Die Gottheit — wenn ich diese Bemerkung wagen darf — denke ich mir so, daß sie, da ja keine Zeit vor ihr liegt, die ganze historische Menschheit in ihrer Gesammtheit überschaut und überall gleich werth findet. Die Idee von der Erziehung der Menschheit hat allerdings etwas Wahres an sich; aber vor Gott erscheinen alle Generationen der Menschheit als gleichberechtigt, und so muß auch der Historiker die Sache ansehen. Eine höchst entschiedene Steigerung ist im Bereiche der materiellen Interessen anzunehmen, in moralischer Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen. Vom Standpunkte der göttlichen Idee kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwickelungen in sich birgt, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnißvoller und größer, als man denkt.

Es ist nun höchst anziehend, zu verfolgen, wie in dem ersten wie in dem letzten Zwiegespräch der König den Gelehrten zu dem Geständnisse zu bringen sucht, daß er doch ein bestimmtes gewisses Ziel und eine fortschreitende sittliche Entwickelung annehme. Dieser aber bezeichnet nochmals das erstere als eine weltbürgerliche An-

nahme, die geschichtlich nicht zu beweisen sei; die zweite lasse sich nur für gewisse Kreise behaupten. Vom allgemein menschlichen Standpunkt aus ist es ihm wahrscheinlich, daß die Idee der Menschheit, die geschichtlich nur in den großen Nationen vertreten ist, allmälig die ganze Menschheit umfassen sollte, und dies wäre dann der innere sittliche Fortschritt. Die Geschichtschreibung stelle sich dieser Anschauung nicht entgegen, weise sie aber auch nicht nach und müsse sich hüten, dieselbe zum Grundsatze zu machen, sondern sich nur an „das Object" halten. Ein Fortschritt sei weder im Allgemeinen von Jahrhundert zu Jahrhundert vorhanden, noch in der Kunst, Poesie, Wissenschaft und im Staate, noch in dem einzelnen religiösen oder sittlichen Dasein, wenn auch mit dem Christenthume die wahre Moralität und Religion erschienen sei, sondern nur in der Erkenntniß und in der Beherrschung der Natur, in der Ausbildung und Anwendung der exacten Wissenschaften und, wie gesagt, in der Herbeiführung der verschiedenen Nationen und der Individuen zur Idee der Menschheit und der Cultur. In acht Hauptabschnitte hat nun Ranke die Zeit der letzten 1800 Jahre getheilt: das römische Reich, dessen Umwandlung durch die Germaneneinwanderungen und Arabereroberungen, die karolingische Zeit nebst der Periode des deutschen Kaiserthums, das hierarchische Zeitalter vom 11.—13. Jahrhundert, sodann das 14. und 15. Jahrhundert, die vom Ende des 15. bis gegen die Mitte des 17. reichende Zeit der Reformation und der Religionskriege, das Zeitalter der Entstehung und Entwickelung der Großmächte im 17. und 18. und dasjenige der Revolution.

Als Hauptereigniß des ersten Jahrhunderts nach Christus bezeichnet es Ranke, daß die in Rom aufgenommene orientalisch-griechische Cultur, die sich mit der römischen vereinigt hatte, nunmehr in das Abendland einströmte und daß alles in dieser Zeit eroberte Land vom Atlantischen Ocean mit Britannien und Gallien bis zum Euphrat und Schwarzen Meere Culturgebiet wurde. In diesem unermeßlichen Reiche aber kamen vier neue Erscheinungen der Nachwelt zu Gute: eine allgemeine Weltliteratur, die Ausbildung des römischen Rechts zu einem allgemeinen Rechte, die Bildung der monarchischen Verfassung und damit im Zusammenhang die Bildung einer durchgreifenden Verwaltung, endlich die Erhebung der christlichen Kirche zur Herrschaft.

Durch die germanische Völkerwanderung wurde dann der Westen dieses Reiches, Italien, Spanien, Gallien, Britannien und Germanien, vollkommen vom Morgenlande getrennt. Er bildete seitdem infolge dieser Mischung von germanischem und romanischem Wesen eine Welt für sich, und hierauf beruht die ganze Entwickelung unserer Zustände bis auf die neueste Zeit. Die Keime der modernen Welt liegen schon in der eigenthümlichen Gesetzesbildung jener Zeit, den leges der verschiedenen Nationen, welche die beiden neben einander lebenden Völker, Germanen und Romanen, in eine einzige Genossenschaft zu verbinden suchten, ferner darin, daß die Idee der römischen Verwaltung auf den germanischen König überging, sodann, daß die Regierungsgewalt von den Eroberern für ein erbliches Recht gehalten wurde, endlich darin, daß mit dem Königthum, der Verfassung, der Verwaltung und dem Recht auch die Kirche und die Literatur romano-germanisch wurden. Im Gegensatz zu dem Westen unterlag der Osten einer Bewegung, die von der Religion, dem Islam, ausging und ein unermeßliches Reich schuf, dessen Hauptsitz zuerst Damascus, später Bagdad war.

Ranke sagt zum Schluß dieses (7.) Vortrages, die Richtung unserer Zeit (1854) gehe dahin, das alte, germanische, persönliche Princip wegzuschaffen und den absoluten Staat wieder herzustellen. Darin liege einerseits etwas dem römischen Staate Verwandtes, andererseits der Ursprung des republicanischen Elementes, denn auch dieses dränge dahin, alles Persönliche aus dem Staate wegzuschaffen. Das germanische Königthum aber stehe zwischen den beiden Gegensätzen und habe gegenwärtig die Aufgabe, sich über ihnen zu halten und bald dem einen, bald dem andern Rechnung zu tragen. Er selbst halte sowol die persönlichen Berechtigungen, als auch die allgemeinen Ziele des Staates, endlich die in der Mitte zwischen ihnen stehende Kirche für durchaus nothwendig. Auf dem Gegensatze der beiden ersten beruhe die ganze europäische Geschichte, die Kirche aber entwickele sich für sich selbst. Den Unterschied zwischen Morgen- und Abendland in politischer Hinsicht erkennen wir darin, daß die Staaten des ersteren sich nie vollkommen nationalisiren können, weil weder ihr Staat, noch ihre Kirche bis auf den Grund der Bevölkerung reicht, sondern dieser immer von beiden ausgeschlossen ist, während im Abendlande der Grundsatz vorherrscht, Kirche und Staat zu nationalisiren. Darum ist hier die Entwickelung eine thatsächliche gewesen, zumal das Christenthum den Mittelpunkt der Thätigkeit überall in kleineren Kreisen festlegt, so daß jedes von unseren Reichen eine nationale Begründung und eine nationale Aufgabe hat. Je tiefer aber die Cultur eindringt, wenn sie mit der Moral und Religion vereint ist, desto mächtiger werden die Fürsten.

Von Pipin dem Kurzen an wuchs nun die im Abendlande begründete Völkermischung zu einer großen Einheit empor, Alles vereinte sich darin unter doppelter Führung, unter der romanischen geistlichen und unter der germanischen weltlichen. Die dem Jahrhunderte Karl's des Großen zu Grunde liegenden leitenden Ideen sind: Vereinigung von Kirche und Staat, Bildung der Nationalitäten, Verbindung des gesammten Europa, Gründung der Cultur auf dieser Grundlage. Die damals erreichte mächtige Einheit wurde aber wieder zersetzt durch die inneren Kämpfe seiner Nachfolger, durch die Erhebung der Großen infolge dieser Kämpfe und durch das mächtige Emporstreben der Päpste, welche nunmehr Rechte geltend machten, an die man früher nicht dachte. Doch bestand die Einheit zunächst fort, und auch die Cultur war in vollem Schwunge und wurde in Gegenden getragen, die sie früher nicht erreicht hatte. Da erschienen plötzlich Völker, welche das mühsam aufgerichtete Gebäude mit einem Male über den Haufen zu stürzen drohten, zu Lande die Magyaren, von der See her die Normannen. Aus dem Siege über die ersteren ging die Einheit von Deutschland unter Heinrich I. hervor, des damals mächtigsten Reiches der Welt, das die Cultur in ihren verschiedenen Elementen zusammenfaßte und stetig fortentwickelte. Der Kampf gegen die Normannen aber beherrscht das ganze 10. Jahrhundert und führt zu ihrer Aufnahme in die große europäische Völkerfamilie.

Des Deutschen Reiches Rückgang nach Otto I. erklärt sich außer aus dem jähen Tode des zweiten und der Jugend des dritten Otto aus der Befestigung der Kapetinger in Frankreich und der Normannen in England, endlich aus dem Kampf mit den Päpsten. Der letzteren große Macht in dem hierarchischen Zeitalter (11.—13. Jahrh.) ist jedoch nicht etwa eine Entwickelung der geistigen Idee, sondern das Papstthum erwarb ein förmliches Reich durch Kampf und Krieg. Von Heinrich IV. an spielte der Papst die erste, der Kaiser die zweite Rolle, und so war jener der Führer der Christenheit in den Kreuzzügen, indem er sich mit den großen Vasallen, mit dem gesammten Adel, mit den Städten, mit der ganzen Bevölkerung überhaupt verbündete, die fast an nichts mehr dachte, als an die Kreuzzüge und geradezu hierarchisch wurde. Wenn nun auch Friedrich Barbarossa ein ebenso würdiger Vertreter des Kaiserthums im 12. Jahrhundert war, wie Heinrich III. im 11., so kann ihn Ranke doch nicht für einen großen Politiker ansehen. Sein wichtigstes Ziel, die Unabhängigkeit des Kaiserthumes vom Papstthum zu behaupten, hätte er wahrscheinlich erreicht, wenn er durch einige Zugeständnisse sich mit Heinrich dem Löwen verständigt und die italienischen Städte für sich gewonnen hätte. Er that dies nicht, und so beherrschte der Papst im 13. Jahrhundert die europäischen Dinge vollkommen. Die damalige Vereinigung von Religion und Herrschaft, von Priesterthum und Ritterthum, Poesie und Kunst bildete ein glänzendes, aber drückendes Ganze, gegliedert wie ein gothischer Dom, an dessen Spitze der hohe Priester stand und Alles beherrschte.

Zur selben Zeit ergoß sich mit den Mongolen über das Morgenland die Barbarei, welche es noch heute beherrscht; wir sehen da an einem deutlichen Beispiele, wie wenig an einen allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu denken sei. Im Westen jedoch folgte auf die hierarchische Zeit eine andere, in welcher sich der innere Trieb der romano-germanischen Völker in unaufhörlicher Ausbildung auf das Lebhafteste entwickelte, denn nicht die Dienste der römischen Kirche, sondern die Cultur anzunehmen, dazu waren die Germanen aus ihren Wäldern gekommen. So löste sich im 14. und 15. Jahrundert die Einheit des Staates und der Kirche auf, und es gab bald keinen festen politischen oder weltlichen Körper mehr. Man fing aber an, den verschiedenen Staaten mehr zusammenhaltende Verfassungen zu geben, und das große Gefühl persönlicher Selbständigkeit, welches sich überall regte, bewirkte, daß die Künste und namentlich die Erfindungen damals ungemeine Fortschritte machten. Wenn dies Zeitalter auch nicht das einer ausgebildeten, glänzenden Literatur ist, so trifft man doch nie wieder eine so allgemeine Regsamkeit in allen Zweigen des menschlichen Wissens. Dazu traten weiter, um die neue Zeit herbeizuführen, die Entdeckungen, die Vermehrung der inneren Macht des Fürstenthums und der Gegensatz der europäischen Staaten in ihren auswärtigen Angelegenheiten, zunächst Spaniens und Frankreichs.

Die grundlegende Veränderung aber ging von der geistlichen Seite aus, denn von Seiten des Staates vermochte man dem Papstthum nicht gut beizukommen, dazu war es zu mächtig. Luther's Lehre war, in Kürze, ein Widerspruch gegen das hierarchische System und gegen alle in den letzten Jahrhunderten entwickelten Formen und Dienste, welche nach seiner Meinung der heil. Schrift widersprachen. Ranke möchte die Frage, ob es für Europa wünschenswerth gewesen sei, wenn der Protestantismus vollkommen Herr geworden wäre, nicht unbedingt bejahen, wenn es auch für Deutschland das Beste gewesen wäre, wenn eine einzige Religion alle deutschen Staaten umfaßt hätte und die Einheit des Reiches erhalten worden wäre. Den größten Widerstand fand er in den Königen von Spanien, in der Universität Paris, in der Bildungsfähigkeit der katholischen Glaubenslehre selbst und in den Jesuiten. Von den blutigen Religionskriegen, die daraus entstanden, sind der niederländisch-französische gegen Spanien und der dreißigjährige die wichtigsten. In dem ersten erlag Philipp II. gegenüber der großartigen Haltung der Königin Elisabeth von England, dem Emporkommen Heinrich's IV. von Navarra und der Entwickelung der englischen Seemacht. In dem zweiten aber wurde Deutschland über die Frage, ob die römische Hierarchie daselbst Einfluß haben sollte, und über einige dogmatische kleine Streitigkeiten mit der Verwüstung einer weit vorgeschrittenen Cultur heimgesucht. Das Ergebniß war, daß sich die abendländische Welt seitdem in zwei verschiedene Parteien theilte, deren höhere Gemeinschaft nun nicht mehr in dem Papstthum, sondern in der Gemeinschaftlichkeit der Einrichtungen und der Cultur und in dem Ineinanderwirken der romano-germanischen Nationen beruhte.

Das 17. und 18. Jahrhundert nennt unser Schriftsteller das Zeitalter der Entstehung und Entwickelung der Großmächte. Es kamen andere, nicht theologische Regungen empor, welche dahin zielten, die Macht in den einzelnen Reichen auf der gegebenen geschichtlichen Grundlage zu entwickeln. Darum erreichte Holland als Vertreter der modernen Ideen gegenüber Spanien die größte Bedeutung, in Frankreich aber entwickelte sich die Monarchie in einer Weise, wie sie in Europa noch niemals dagewesen war. Richelieu bildete die Idee des Königthums aus, in welchem er eine göttliche Festsetzung erblickte. Ludwig XIV., so groß er ist, erscheint nur als Fortsetzer der Idee Richelieu's und Mazarin's. Seine Regierung ist eine der großartigsten Erscheinungen. Seine Verfügungen waren nicht eine Sache bloßer Gewalt; das Volk war damit sehr zufrieden, es wünschte, einen starken König zu haben, und hätte Ludwig XIV. sich nicht übernommen, so würde er als einer der größten Männer aller Zeiten erscheinen. Durch ihn, sagt Ranke, wurde Frankreich ein merkwürdiges Ensemble; es ist der alte romano-germanische Staat, aber in vollkommen monarchischer Form. An sein System schloß sich die Entwickelung der übrigen Großmächte an, die ganze Zeit bekommt eine bestimmte, eine militärisch-monarchische Richtung. Nur in England gelangte eine ganz andere Entwickelung zum Siege, und je mehr das französische Königthum unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. geschwächt wurde, zu desto größerem Ansehen erhoben sich die dort herrschenden parlamentarischen Grundsätze.

Während aber Frankreich durch die Bourbonen eine das ganze südliche Europa umfassende Gewalt entwickelte, in welcher sich die romanische Monarchie darstellte, während England dem gegenüber eine ungeheure Seemacht ausbildete, in der der Protestantismus zur Geltung gelangte, war auch in Rußland eine große, ihrer Natur nach slavische, auf sich selbst beruhende, durch ihre nationale Kraft unüberwindliche Macht emporgekommen, auf welche man seit Peter dem Großen in Europa unaufhörlich Rücksicht zu nehmen hat. Sehr wichtig ist es für unser Vaterland, daß sich damals auch Oesterreich bereits ausgebildet hatte. In seiner allmäligen Entwickelung ist ein gewisser Geist, der sich stets von Stufe zu Stufe nach einem bestimmten Principe katholisch und monarchisch fortarbeitet, sowie die Begünstigung des Glückes nicht zu verkennen. Deutschland hat aber Oesterreich weit mehr Dienste geleistet, als umgekehrt, des letzteren geographische Stellung hat etwas Ungeheures an sich.

Die genannten Monarchien beruhen zumeist auf dem uralten geschichtlichen Grunde, welchen die romanisch-germanischen Nationen eingenommen hatten, Rußland war in den Kreis der abendländischen Christenheit gezogen worden. Da stellte sich dem monarchisch-katholischen Oesterreich innerhalb des Ganzen unerwartet Preußen gegenüber, welches nach Ranke auf dem deutsch-protestantisch-militärisch-administrativen Principe beruht und in Friedrich II. den größten Politiker, den Deutschland hervorgebracht hat, besaß. Seine Hauptschöpfungen nennt er die europäische Unabhängigkeit Preußens, ein vortrefflich ausgebildetes Militärwesen und eine sehr kräftige, energische Administration, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Oesterreich ist mehr nach und nach durch eine fortwährend zielbewußte Politik emporgekommen, als durch große Fürsten, Rußland sozusagen auf einmal durch ein einziges großes Genie, Preußen durch die vorhergehende Leistung einiger sehr bedeutender Fürsten und durch die Talente und Anstrengungen eines großen Königs, England durch das Parlament und Frankreich durch Ludwig XIV. und die Nachwirkung seiner Staatsgewalt.

In dem letzten Zeitalter, dem der Revolution, unterscheidet Ranke fünf Abschnitte: die Ausbildung der monarchischen Tendenz, die nordamerikanische Revolution, die französische Revolution, die Weltmacht Napoleon's und die darauf folgende constitutionelle Zeit. Der ersten fiel z. B. der Jesuitenorden zum Opfer, und der Kampf gegen die Aristokratie und die Herrschaft der Geistlichkeit wurde in diesem Zeitalter fortgesetzt. Erst durch den Abfall der Nordamerikaner von dem in England giltigen Constitutionalismus kam aber in die germanisch-romanische Welt die republicanische Tendenz. Die Monarchie hat dies der Verkehrtheit der Minister Georg's III. zu verdanken. Jetzt erst kam die Theorie auf, die Nation müsse sich selbst regieren, die Gewalt von unten aufsteigen. In dem Streite zwischen ihr und dem alten Grundsatze des Königs von Gottes Gnaden bewegt sich die moderne Welt, in Europa zuerst in Frankreich, dem Lande, das in allen Dingen immer den Ton angegeben hatte. Napoleon bildete dann den ganzen Staat wieder um, er war eines der größten Genies für Staatsverwaltung, aber er wollte Meister der Welt werden und eine Dynastie als Nachfolger Karl's des Großen gründen, vor der alle anderen sich beugen mußten. In dem daraus entstehenden Weltkampfe siegte die Eintracht der Alliirten. Seitdem ist die leitende Tendenz unserer Zeit nach Ranke: die Auseinandersetzung beider Principien, der Monarchie und der Volkssouveränität, mit welcher alle anderen Gegensätze zusammenhängen, ferner die unendliche Entfaltung der materiellen Kräfte und die überaus vielseitige Entwickelung der Naturwissenschaften. Jenseits der Streitigkeit, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Tendenzen hervor. Die Ueberwältigung aller anderen Elemente, die in der Welt sind, durch den Geist der abendländischen Christenheit, namentlich durch die germanischen Ideen, ist ganz beispiellos und die Ausbreitung des romano-germanischen Geistes eine ganz ungeheure, umsomehr, da sie nicht mehr durch die kirchliche Form gefesselt ist, sondern sich frei und ungebunden als Cultur durch die ganze Welt ausdehnt. Aber in der Sittlichkeit, das hebt Ranke noch einmal am Schlusse hervor, kann ein Fortschritt nicht angenommen werden, in der Humanität sei er wahrnehmbar. Er glaubt jedoch auch nicht, daß in unserem Jahrhundert eine größere Anzahl intelligenter Leute sich vorfinde als in dem vorigen.

Ich schließe mit den Worten, welche unser Geschichtschreiber 31 Jahre nach jenen Vorträgen von Berchtesgaden, an seinem neunzigsten Geburtstage 1885 in seiner stillen Studirstube den um ihn versammelten Glückwünschenden zurief: In den Ereignissen von 1870 läßt sich vor Allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwickelung der Weltgeschichte unmöglich machen. Eine große That der Vorsehung, deren Zeugen wir alle gewesen sind! Möchte nun aber zwischen beiden Nationen (den romanischen Franzosen und den germanischen Deutschen) Wetteifer, nicht Feindseligkeit herrschen!

Bücherbesprechungen.

J. R. **Professor Conrad Beyer's Lehre vom deutschen Versbau und Heinrich Heine's Stellung innerhalb derselben. Von Hermann Schärf.** Czernowitz, B. Pardini's k. k. Universitätsbuchhandlung. — Anläßlich der Jordan'schen Odyssee-Uebersetzung haben wir schon auf den gänzlichen Umschwung hingewiesen, der sich in der Theorie unsrer deutschen Verskunst vollzogen hat: an Stelle des Quantitätsgesetzes, das unsre Sprache nach dem Muster des Griechischen in Längen und Kürzen eintheilen wollte, ist das Accentsgesetz getreten, das nur Betonungen kennt, die stets auf die begrifflich bedeutsamste Silbe gelegt werden. Diese Tonwägung ist das unsrer Sprache allein angemessene Gesetz, war ihr aber seit den Meistersingern, die ihre Silben ohne tieferes Verständniß für die Natur der Sprache, in der sie dichteten oder reimten, einfach zählten, abhanden gekommen; seitdem war die Zeit-

messung herrschend geworden: sie bildete eine wahre Zwangsjacke, in die unsre Sprache eingeschnürt wurde und in der sie sich nicht wohl fühlen konnte. Nur das Volkslied hielt die Verbindung mit dem alten eingebornen Sinnaccent aufrecht. Aber schon Opitz lieh dem richtigen Gefühl wieder Ausdruck, wenn er in seinem Buch von der deutschen Poeterei sagte: „Wir können nicht auf Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Größe der Silben in Acht nehmen, sondern wir erkennen aus den Accenten und dem Tone, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden", und in neuerer Zeit hat sich, wie schon angedeutet, die Erkenntniß vom wahren Wesen unsrer Verskunst immer mehr Bahn gebrochen, so daß man jetzt wol der Gewißheit Ausdruck leihen kann, daß die Anhänger des alten Quantitätsgesetzes nicht nur in die Stellung der Abwehr gedrängt, sondern geradezu zum Rückzug genöthigt worden sind. Zu den eifrigsten Vorkämpfern der Tonwägung gehört auch C. Beyer, auf dessen „Poetik" (Stuttgart, G. T. Göschen) die mit diesen Zeilen angezeigte kleine Schrift hinweist: auch wir möchten weitere Kreise auf sie als bahnbrechend aufmerksam machen. Nur was der Befürworter in Betreff Heine's sagt, fordert eine Berichtigung heraus. Gewiß, Heine hat, wenn auch unbewußt, in seinen Gedichten dem Sinnaccent wieder zu seinem Recht verholfen, und vielleicht beruht gerade hierauf das Volksthümliche und Wirksame seiner Verse; aber in erster Linie darf er doch nicht genannt werden. Heine ist nur der Nachfolger Goethe's, der das Geheimniß des deutschen Verses wieder fand oder es dem Volksliede ablauschte; wer Goethe's Metrik genau studirt, findet eine gewisse Unzufriedenheit mit der damals noch unumschränkt geltenden Zeitmessung und ein Suchen nach etwas dem Genius unserer Sprache mehr Gemäßem heraus, das er denn auch vermöge seines feinen Ohres fand, vielleicht ohne sich der theoretischen Bedeutung dessen voll bewußt zu werden. Was dann noch an die Heine zugeschriebene That als Folgerung angeknüpft wird, würde auch dann in sich zusammenfallen, wenn die Voraussetzung richtig wäre; die Polemik gegen Heine, die dem Cultus, der mit diesem Dichter getrieben ward, ein für alle Mal ein Ende gemacht hat, richtete sich gegen den Inhalt seiner Schriften, seinen sittlichen Nihilismus, und hat mit der formalen Seite nichts zu thun.

—m— **Die Kämpfe Cäsar's gegen die Helvetier im Jahre 58 v. Chr. G.** Eine Kritik von Cäsar's Darstellung in Caes. de bell. Gall. I, 2—29. Von **Heinrich Kloevekorn.** Leipzig 1889. 25 S. 8°. — Der Verfasser prüft an der Hand anderer gleichzeitiger Historiker, besonders Appian, Plutarch und Cassius Dio, die Angaben Cäsar's über die seine gallischen Feldzüge eröffnenden Kämpfe gegen die Helvetier und gelangt zu einer von der bisherigen wesentlich abweichenden Auffassung derselben. Er hält die Angaben Cäsar's für absichtlich gefälscht; statt der von ihm berichteten Siege habe das römische Heer im Mai und Juni 58 eine Reihe von Schlappen erlitten; auch die Schlacht von Bibracte sei keineswegs glücklich für sie ausgefallen, und die Umkehr der Helvetier sei anders zu erklären als durch ihre völlige Niederlage. Die Beweisführung des Verfassers ist nicht ohne Kühnheit; doch verdienen seine Resultate eine eingehendere Beachtung, als ihnen an dieser Stelle zu Theil werden kann.

M.-Fr. **Zeit und Menschen.** Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884 von **Feodor Wehl.** 1. Band. Altona, A. C. Reher, 1889. 8°. III, 332 S. — Ein sehr anziehendes Buch des bekannten Schriftstellers und langjährigen Leiters der Stuttgarter Hofbühne, dem wir recht viele Leser wünschen und selbst reiche Belehrung verdanken. Das Vorwort kündigt zwar nur an: Aufzeichnungen frischer Eindrücke von eigenen Erlebnissen, Anekdoten und bezeichnende Aussprüche von hervorragenden Leuten, die als charakteristische Merkmale des Zeitabschnitts gelten mögen, — aber, wenn auch der Vergleich mit Graf Schack „Ein halbes Jahrhundert" bescheiden von der Hand gewiesen wird, so hat doch dieser erste Band unleugbar viele Verwandtschaft mit jenem. Wehl beschränkt sich in ihm allerdings fast nur auf Deutschland und wirft blos nebenbei Seitenblicke auf Frankreich, er giebt Selbstbiographie und keine fortlaufenden Reiseberichte; er rückt dafür aber mit weit offeneren Meinungsäußerungen über zeitgenössische Erscheinungen heraus als Schack. Er hält sich selbst im Hintergrunde, was seine persönlichen Erlebnisse in dieser Zeit betrifft; was aber sein Herz bewegt und seinen Kopf beschäftigt hat, das giebt er in liebenswürdiger, gewinnender Weise wieder. Es wechseln eigene, meist knapp gehaltene, aber treffende Tagebuchbemerkungen über Gegenstände der Politik und Kunst ab mit Urtheilen und Anekdoten, welche andere ihm zutragen, und mit breiter ausgeführten Darstellungen merkwürdiger Gestalten der Neuzeit, insbesondere der schönen Literatur und der Schauspielkunst. Wehl ist den sächsischen Lesern ein alter Bekannter als Mitredacteur der Constitutionellen Zeitung von 1863—1867, und er widmet dieser Zeit die ersten 65 Seiten. Aus diesem Abschnitte verdiente manche Bemerkung einen Abdruck in den sächsischen Tagesblättern. Manch ansprechender Zug von König Johann wird erzählt (S. 9, 30, 213), wir werden an Mosen's Schmerzenslager 1863 und 1867 geführt, des Aehnliches leidenden Otto Ludwig Tod 1868, der Grund der Feindschaft zwischen Tieck und Hell, Anekdoten von Heine, Andresen, Victor Hugo, von Devrient und Dawison und ähnliche, die literarische Welt beschäftigende, Stoffe werden abgelöst von politischen Bemerkungen über Preußens Lage 1863 und von zeitgeschichtlichen Betrachtungen aus der Constitutionellen Zeitung vom Winter 1864—1867. Der zweite Abschnitt: Aus Hamburg 1868 bis 1869 (S. 69—120) und der dritte: Aus Stuttgart 1870 bis 1884 (S. 123—328) sind in mancher Beziehung Quellen zur Beurtheilung neuerer Schriftsteller, die Jeder benutzen muß, welcher über diese Personen sich eine Meinung bilden will. Weniger allgemeinen Werth zwar können wir den mitgetheilten Briefen der Charl. Birch-Pfeiffer von 1846—1865 beilegen, aber für die Schreiberin sind sie doch sehr bezeichnend. Dann finden wir werthvollere Briefe von dem Schauspieler Heinrich Marr, Bogumil Dawison, Moritz Hartmann, Devrient, Klara Mundt (Luise Mühlbach), Glasbrenner, Mosenthal, Brachvogel, Gutzkow, Hermann Uhde und Holtei. Daneben werden, wie früher Mosen, Ludwig und die genannten mit Wehl in Briefwechsel stehenden Personen, auch Grillparzer, Meißner, Gerstäcker, Benedix, Varnhagen v. Ense, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Anastasius Grün, Hackländer, Beck in bunter Reihenfolge, stets bei Gelegenheit ihres Todes behandelt. Auf L. Pfau und Robert Prutz wird nachdrücklich hingewiesen, auf letzteren, indem eine Reihe schöner Lieder aus der Sammlung: Aus goldenen Tagen abgedruckt und besprochen werden. Dazwischen sind eingestreut Charakteristiken Napoleon's III. und Thiers', gar viele Bemerkungen auch über Frankreich und die Franzosen, wie sie sich seit 1870 gezeigt haben. Eine warme vaterländische Gesinnung durchweht das ganze Buch, man lese nur z. B. die Bekenntnisse Seite 169 f. und 214. Der Kenner des heutigen deutschen Theaters läßt oft genug über die heutige Schauspielkunst und die heutige Zuhörerschaft Streiflichter fallen, und die Farbe dieses Lichtes erinnert nicht selten an dasjenige, mit welchem Graf Schack unsere Lesewelt übergießt. Einige Buchhändlergeschichten (Brockhaus, Cotta), auch einige niedliche Kinderanekdoten vollenden den Charakter dieser Tagebuchaufzeichnungen, die nicht nur Jedem Etwas bringen, sondern auch recht Vieles von bleibendem Werthe enthalten.

Ltz.— **Gustav Engler, Coloniales.** Eine umfassende Darstellung der Colonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten. 169 S. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft. 1889. — Verfasser liefert in diesem Buche einen recht erwünschten Beitrag unserer Colonialfrage, indem er alle Nachrichten über unsere Colonien zusammenfaßt. Nachdem er zunächst die Colonien der anderen europäischen Staaten hinsichtlich ihrer Werthverhältnisse für das Mutterland, ihrer Geschichte ꝛc. besprochen, auch das Wichtigste über den Congostaat hinzugefügt hat, kommt er zu den Colonialverhältnissen Deutschlands selbst, denen der größte Theil des Buches gewidmet ist. Gegenüber den oft überschwenglichen Lobpreisungen vieler Colonialschriftsteller einerseits und den stets absprechenden Urtheilen der Colonialgegner andererseits hält er die rechte vermittelnde Stellung ein, indem er Schatten- und Lichtseiten der Colonien parteilos abwägt. „Viel Erhebendes konnte die Camerunbetrachtung bis jetzt nicht liefern. Der Weg nach Angra-Pequena, Zanzibar und der Südsee zu zeigt sich kaum in rosigerem Licht. Jeder Anfang ist schwer. Mögen wir vorerst weiter arbeiten und weiter kämpfen, vielleicht lohnt sich noch unser Mühen. Und selbst in dem Falle, daß der schönste Theil unserer Hoffnungen in die Brüche ginge, mögen wir uns mit dem Gedanken befriedigen, daß wir das Gebiet unserer colonialen Thätigkeit als einen Uebungsplatz betrachten dürfen, der uns reiche Erfahrungen verschaffte, welche, so möchten wir hoffen, noch anderwärts auf besserem Boden und in gedeihlicherer Luft zur Anwendung kommen können. Wir haben Colonien nöthig, zwanzigmal brauchbarere, als unsere heutigen." Letztere erhofft er von einem eventuellen nächsten Friedensschluß, der uns die „leitende Feder wieder in die Hand gebe". Denjenigen, welche sich in den Colonien Deutschlands und der übrigen europäischen Staaten orientiren wollen, wird dies Buch ein dankenswerth verläßlicher Führer sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 59. Sonnabend, den 18. Mai. 1889.

Inhalt: Zum Wettiner Jubiläum. Von Dr. G. Oertel. X. Kursachsen im Jubiläumsjahre 1689. — Bücherbesprechung (Das Parteiwesen in der evangelischen Christenheit, von Karl Buhl).

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

X. Kursachsen im Jubiläumsjahre 1689.

Der große Krieg war mit seinen Schrecken über die gesegneten Gauen unseres Vaterlandes dahingebraust. Noch waren nicht alle Wunden geheilt, die er geschlagen hatte, noch hatte sich nicht Alles wieder erhoben, was niedergebeugt war. Manches Dorf, mancher Gutshof, manches Vorwerk war verschwunden; nur der Name des verschwundenen lebte noch in der Wüstung fort. Wie lange noch die Folgen des gewaltigen Kampfes bemerkbar blieben, geht am besten daraus hervor, daß noch im Jahre 1695 im Amte Lauterstein 30 Güter wüste lagen. Aber nicht Schrecken und Vernichtung allein hatte der Krieg im Gefolge gehabt, auch eine Vermehrung des Wettiner Landbesitzes war in seinem Verlaufe und durch den Friedensschluß eingetreten. Die kursächsischen Ansprüche auf Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg wurden freilich nur insoweit anerkannt, als der Kurfürst das Recht erhielt, in seinem Titel die Bezeichnung eines Herzogs und Herren jener Gebiete aufzunehmen und in seinem Gesammtwappen die Einzelwappen der Länder zu führen. Durch den Sonderfrieden zu Prag im Jahre 1635 erhielt er aber einen bedeutungs- und werthvollen Landbesitz; als böhmisches Mannslehen wurden ihm die Lausitzen überlassen, die seitdem zu den schönsten Perlen in der sächsischen Krone gehörten und zum Theil noch gehören. Die förmliche Belehnung erfolgte drei Jahre später. Auch der westfälische Friede brachte eine wenn auch minder bedeutende, so doch immerhin erhebliche Vermehrung des Landbesitzes, indem die Aemter Querfurt, Jüterbogk, Dame und Burg in den erblichen Besitz des Kurfürsten übergingen. Um die Mitte des Jahrhunderts war der Kurfürst von Sachsen wieder so reich an Land, wie sein Ahne vor der Theilung gewesen war. Doch dieser gewaltige Besitz, dessen Bedeutung durch seine Lage im Mittelpunkte des Reiches noch wesentlich gehoben wurde, sollte bald wieder, wenn auch nicht für immer, zerstückelt werden. Kurfürst Johann Georg I. faßte schon 1653 den Plan zu einer Theilung des Landes unter seine vier Söhne, und diese Theilung trat mit seinem im Jahre 1656 erfolgten Tode in Kraft.

Der älteste Sohn und Nachfolger in der Kurwürde, Johann Georg II., bekam das Kurland, Magdeburg, den meißnischen, Leipziger und erzgebirgischen Kreis, die Oberlausitz, die Sequestrationsrechte über die Grafschaft Mansfeld (vergl. zum Wettiner Jubiläum IX) und die Vogtei über Quedlinburg. Der zweite Sohn August wurde Begründer der Linie Sachsen-Weißenfels und erhielt außer dem Amte Weißenfels u. A. die Aemter Jüterbogk, Querfurt, Dahme, Burg, Sachsenburg, Eckartsberga, Bebra, Freiburg a/U., Sangerhausen, Langensalza, Weißensee und Heldrungen. Die Linie Sachsen-Weißenfels starb zuletzt, im Jahre 1746, aus. Der dritte Sohn Christian bekam die Niederlausitz, Dobrilugk, Finsterwalde, Bitterfeld, Delitzsch, Zörbig und Merseburg, wonach sich die von ihm stammende Linie von Sachsen-Merseburg nannte. Die mit Christian beginnende Seitenlinie starb 1738 aus. Moritz endlich, der jüngste Sohn, ward Begründer der bereits 1718 aussterbenden Zweiglinie Sachsen-Zeitz und erhielt außer dem Amte Zeitz: Naumburg, Tautenburg, Vogtsberg, Plauen, Triptis, Weida u. a. Sämmtliche jüngeren Linien führten den Herzogstitel und blieben besonders in den Beziehungen zum Reiche in einer gewissen Abhängigkeit von der Kurlinie. Gemeinsam blieb sämmtlichen Linien die Universität, das Hofgericht, das Archiv, der Anspruch auf die jülichsche Erbschaft; ebenso wurden die Reichssteuern gemeinsam aufgebracht.

Die Machterweiterung, welche die Kurlinie in der letzten Hälfte des Jahrhunderts erhielt, war ohne sonderliche Bedeutung. Die Grafschaft Barby fiel dem Kurfürsten nur insoweit zu, als er die Landeshoheit und den Grafentitel bekam. Auch die Erwerbung der Anwartschaft auf Lauenburg blieb vorläufig werthlos. Bedeutender war die Uebertragung der erblichen Administration des Meißner Domstiftes an die Kurlinie.

Johann Georg II. war 1680 gestorben. In demselben Jahre hatte man in Sachsen das 500jährige Jubiläum des Anfalls des Herzogthums Sachsen an Bernhard von Ballenstedt festlich begangen. Es war dies Jubelfest nicht sowol eine Erinnerungsfeier der Verbindung des Herrschergeschlechtes mit dem Volke und Lande, als vielmehr ein genealogisches Gedenkfest. Nach der Aechtung Heinrich's des Löwen war im Jahre 1180 das Herzogthum Sachsen an die Ballenstedt'sche Linie gefallen, deren Wappen- und Rechtsnachfolger die Wettinischen Kurfürsten waren. Somit war das Jubiläum kein Familienjubiläum der Wettiner, auch kein wichtiges Jubiläum des Landes, sondern lediglich ein Jubiläum des Wappens; und Rector Weiße in Zittau hatte vollständig Recht, wenn er es Rautenjubiläum nannte.

Dem Vater war Johann Georg III. gefolgt, ein Fürst, der zu den bedeutendsten nicht nur seiner Zeit, sondern aller Zeiten gehört, ein Fürst voll treuer Hingebung, voll kriegerischer Tüchtigkeit, voll klarer Einsicht in die Verhältnisse. „Jehova, meum vexillum" war seines Lebens und Handelns Leitwort geworden, seitdem der Hofprediger Dr. Walter den Spruch dem Kinde mit auf den Weg gegeben hatte. Unter der Leitung des ebengenannten Mannes wurde der Knabe ernst und streng, nach der Sitte des Wettiner Hauses, erzogen; wenn ein moderner Schulreformer den Arbeits- und Stundenplan des Kurprinzen zu beurtheilen hätte, würde er den Knaben überbürdet nennen; aber trotzdem (oder vielleicht: deshalb) war der Knabe zu einem kräftigen, geistig regen Jünglinge herangewachsen. Im Jahre 1666 hatte er die Tochter des Königs Friedrich III. von Dänemark Anna Sophie, mit der er schon 1663 sich verlobt hatte, als Gattin heimgeführt. Im Jubiläumsjahre war der Kurfürst 42, sein älterer Sohn Johann Georg (IV.) 21, der jüngere Friedrich August (der Starke) 19 Jahre alt. In der Weißenfelser Seitenlinie herrschte auch ein Johann Georg, der Enkel des Begründers der Linie, in der Merseburger Linie herrschte noch der Begründer Christian selbst, ein Oheim des regierenden Kurfürsten; endlich in der Seitenlinie Zeitz herrschte Moritz Wilhelm, des Begründers unmündiger Sohn, unter kurfürstlicher Vormundschaft. Die Seitenlinien hatten im Jubiläumsjahre vom Kaiser das Recht erhalten, den Titel: Durchlaucht zu führen. Ein kleiner Stammbaum, in dem nur die wichtigeren Personen verzeichnet sind, wird die Uebersicht erleichtern:

Johann Georg I. † 1656

Kurfürst Johann Georg II. † 1680		Herzog August von Sachsen-Weißenfels		Herzog Christian von Sachsen-Merseburg	Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz
Kurfürst Johann Georg III. geb. 1647		Herzog Johann Georg	Herzog Christian † 1689	Die Linie stirbt 1738 aus	Herzog Moritz Wilhelm. Die Linie stirbt 1718 aus.
Kurprinz Johann Georg (IV.) geb. 1668	Prinz Friedrich August (d. Starke) geb. 1670	Die Linie stirbt 1746 aus.			

Ein reiches, vielbewegtes Leben lag schon hinter dem Kurfürsten; er hatte schon den Lorbeer des Sieges gepflückt, und sein Name hatte einen guten und starken Klang in den deutschen Landen und über die deutschen Marken hinaus. Klar hatte er erkannt, daß dem Reiche von Westen her die schlimmste Gefahr drohe, und war entschlossen, an seinem Theile an der Abwendung dieser Gefahr mitzuarbeiten. Herrliche Worte hat er an den Kurfürsten von Brandenburg gerichtet, der gerade damals grollend beiseite stand und nicht übel Lust hatte, sich Frankreich zu nähern, Worte, die ebenso tiefen und klaren Blick, wie ein warmes Herz für Reich und Deutschthum, für deutsche Sitte und Ehre bekunden. Man mag die Stimmung des großen Kurfürsten menschlich erklärbar nennen, man mag den Wandel in seiner Politik für gerechtfertigt und klug halten; das wird man zugeben müssen, daß die Worte Johann Georg's groß und edel, deutsch und königlich sind.

Noch konnte er nicht gegen den Erbfeind im Westen das Schwert ziehen. Von Osten her wälzten sich unter Kara Mustafa's Führung die türkischen Schaaren heran und bedrohten Wien, das Herz der Christenheit. Mit kaum 15000 Mann suchte Herzog Karl von Lothringen das weitere Vordringen der Horden zu hemmen; Wien begann unter Starhemberg und seinem Bürgermeister Liebenberg einen heldenmüthigen Vertheidigungskampf. Johann Georg konnte, obwol seine Landstände nicht einverstanden waren und obwol ihm der Kaiser nicht einmal den Unterhalt für seine Truppen zusichern wollte, sich's nicht versagen, an dem Kampfe gegen den alten bösen Feind theilzunehmen. Mit 10400 Mann und 16 Geschützen brach er am 11. August 1683 auf und gelangte am 2. September in die Nähe Wiens, zu rechter Zeit, um der arg bedrohten Stadt neuen Muth und sichere Hoffnung auf Rettung einzuflößen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Verlauf der großen Schlacht am Kahlenberge im Einzelnen zu schildern. Nur das muß mit besonderem Nachdruck hervorgehoben werden, daß den Sachsen, wenn nicht die Palme des Tages, so doch ein großer Theil des Ruhmes gebührt. Man hat lange die Wahrheit entstellt oder geflissentlich verheimlicht. Sachsen hat damals und später wenig Dank für sein hilfsbereites Eintreten geerntet. Der Kaiser behandelte den Kurfürsten so kalt und undankbar, daß dieser heimzog, ohne persönlich Abschied zu nehmen. Obwol gleichzeitige, unparteiische Quellenschriften, wie die „aufrichtige und unparteiische Relation von der großen Victoria der Christen bei Wien", oder die Schrift des Artillerie-Generals Daniel Sullinger den Antheil der Sachsen an dem großen Siege ins rechte Licht stellen, hat doch die Geschichtschreibung lange Zeit hindurch von den Verdiensten Georg's und seiner Truppen in geringschätziger Weise gesprochen; ja man hatte sich nachgerade gewöhnt, das ganze Unternehmen als einen Abenteuerzug hinzustellen. Mit tiefem Bedauern muß ausgesprochen werden, daß auch die sächsische Geschichtschreibung sich dieser Entstellung zum Theil schuldig gemacht hat. Neue Forschungen, die anläßlich der 200jährigen Jubelfeier der Rettung Wiens, im Besonderen von Hassel und dem Grafen Vitzthum v. Eckstädt, angestellt worden sind, haben den Ruhm der sächsischen Wappen und des sächsischen Mars wieder aufgefrischt. Auch in späteren Jahren hatte er sein Heer bereitwillig gegen die Türken zur Verfügung gestellt. So kämpften im Jahre 1686 5000 Mann kursächsischer Truppen unter dem Befehle Christian's von Sachsen-Weißenfels, eines Vetters des Kurfürsten, bei Ofen gegen die Türken und halfen die Stadt mit erobern. Zwei Jahre später zeichnete sich das kursächsische Regiment „Kronprinz" in den Kämpfen bei Belgrad rühmlichst aus.

Im Jahre 1685 hatte der Kurfurst drei Regimenter der Republik Venedig zur Verfügung gestellt, welche auf der Halbinsel Morea den Kampf gegen die Türken weiter führte. Für die Ausrüstung dieser Truppen bekam der Kurfürst 120000 Thaler, und die Republik übernahm auch die Sorge für die Verpflegung und Unterbringung der Truppen. Man hat den Kurfürsten wegen dieses Vertrages heftig getadelt, ja man hat sich nicht gescheut, in frivoler Weise von einem Verkaufe seiner Unterthanen zu sprechen. Nur Unkenntniß oder böser Wille konnte und kann solche Vorwürfe auf den großherzigen Fürsten häufen. Den Kurfürsten hat nichts Anderes zu dem Vertrage bestimmt, als die Rücksicht auf sein Land und die Absicht, den Todfeind der Christenheit zu schädigen. Die Klagen über den Druck der Einquartierungslast, die um so schwerer empfunden wurde, als ein stehendes Heer in Sachsen erst wenige Jahre bestand, wurden so laut, daß er daran denken mußte, seine Truppen außer Landes zu beschäftigen, und welche bessere Gelegenheit konnte sich ihm bieten, als dieser Kampf gegen einen Feind, den zu bekämpfen für heilige Pflicht galt? Daß er von der Republik, welcher er seine Truppen zur Verfügung stellte, einen Beitrag zu den Ausrüstungskosten verlangte und ihr die Sorge für den Unterhalt derselben überließ, entsprach durchaus der damaligen Gepflogenheit. Gefährlich war freilich der Vertrag, und er sollte den Sachsen verderblich werden. Oberhofmarschall Flemming hatte bereits vor dem Abschlusse den Kurfürsten gewarnt, er sollte nicht zu „generös" gegen die Republik sein, das dürfe man einer Republik gegenüber niemals sein, am wenigsten einer Krämerrepublik gegenüber. Flemming hatte mit seiner Warnung weder im allgemeinen noch im besonderen Falle Unrecht gehabt. Die Venetianer hielten ihre Versprechungen schlecht; was sie den Truppen lieferten, war verdorben und erzeugte Krankheit, außerdem suchten sich die Lieferanten in betrügerischer Weise zu bereichern. Zu einer ruhmvollen That kam es nicht, Pest und Typhus wütheten in den Reihen der Sachsen, so daß nur ein Theil des Heeres zurückkehrte. Für diesen Mißerfolg den Kurfürsten verantwortlich machen zu wollen, wäre bittere Ungerechtigkeit.

Endlich, im Jahre 1688, begann man wieder in Deutschland gegen den Erbfeind im Westen zu rüsten. Johann Georg war zunächst nach Holland gereist, um sich mit Wilhelm von Oranien über die zu treffenden Maßnahmen zu verständigen. Im October war er nach Franken gezogen, um das Land gegen etwaige Einfälle der Franzosen zu decken, welche damals ihre Raubzüge gegen die Pfalz unternommen hatten. Wie großherzig der Kurfürst dachte, geht am leuchtendsten daraus hervor, daß er den Krieg gegen Frankreich begann, obgleich sein Sohn Friedrich August sich in Paris aufhielt. Denen, die ihm vorstellten, daß der Prinz gefährdet sei, wenn er den Krieg erkläre, antwortete er: „Ich kann das Allgemeine nicht wegen des eigenen Interesses abandonnieren!" Im Februar des Jubiläumsjahres war er auf kurze Zeit in der Heimath, um neue Rüstungen vorzunehmen; im Mai aber ist er mit seinen beiden Söhnen wieder im Felde, um unter und mit Karl von Lothringen und Max Emanuel von Bayern die Wacht am Main zu halten. Bei der Belagerung von Mainz hat er sich durch persönliche Tapferkeit, durch geschickte Taktik, durch nimmer müde selbstlose Aufopferung unsterblichen Ruhm erworben, und ihm ist es vor Allem zu danken, daß die Franzosen am 11. September die Stadt übergeben mußten. Mehr als einmal hat der tapfere Kurfürst in den Laufgräben vor Mainz in Lebensgefahr geschwebt, sein Vetter und Kampfgenosse Christian von Sachsen-Weißenfels fiel hier. Nach der Uebergabe der Festung kehrte er, durch Kränklichkeit genöthigt, auf kurze Zeit heim. Aber schon im Mai 1690 steht er wieder vor dem Feinde und hat mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Tode, der fern von der Heimath auf dem Heimwege in Tübingen erfolgte, das Schwert geführt. Friedlos war sein Leben, aber der Treue voll. Kaiser Leopold I. hat ihn nachmals den treuesten der Fürsten genannt. Die Briefe, welche der König von Frankreich an ihn sandte, um ihn zu einem Bündnisse zu bewegen, schickte er uneröffnet an den Kaiser. Eine in Leipzig erschienene Flugschrift nennt ihn, nicht gerade geschmackvoll, den kursürstlichen Pelikan, der in seiner Treue gegen den Kaiser seines Blutes nicht geschont habe. Wol hat ihm diese Treue wenig Erfolge gebracht; aber der Erfolg ist für uns nicht der Prüfstein der That. Seine Selbstlosigkeit wurde auch bei dem am 16. September 1689 erfolgten Aussterben des Lauenburger Herrscherstammes klar. Obgleich er vermöge der seinem Vater zugesicherten Anwartschaft ein Recht zur Besitzergreifung hatte, überließ er die Entscheidung dem Kaiser und begnügte sich, sein Besitzrecht symbolisch zu bekunden.

In den inneren Verhältnissen des Landes hatte sich im Jahrhundert des großen Krieges Vieles geändert. Die Landstände, deren Einfluß unter Vater August im Niedergange begriffen war, gewannen wieder an Macht, da die Fürsten immer mehr auf ihre Bewilligungen angewiesen waren. Sie begannen sich zu versammeln, ohne einberufen zu sein. Seit 1663 war ein ständiger Ausschuß permanent geblieben. Dieser Ausschuß bestand aus je 3 Mitgliedern der Ritterschaft jedes Kreises und den Vertretern der Städte Leipzig, Wittenberg, Dresden, Zwickau, Langensalza, Plauen und Delitzsch. Wenn auch die Permanenz dieses Ausschusses nicht gesetzlich war, so wurde sie doch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein stillschweigend geduldet. Am Ende jedes Landtags verpflichtete sich der Landesherr in einem Reverse, seinen Landbesitz nicht zu verpfänden, zu veräußern oder zu zergliedern, die Landstände immer zu hören und Rathgeber nicht in seinem Dienste zu dulden, die ihn bestimmen wollten, ohne die Landstände zu regieren. Innerhalb der Stände selbst vollzog sich eine Trennung und Entfremdung zwischen den Adligen und den Bürgern immer mehr.

Der Adel schloß sich überhaupt, als eine bevorrechtete Kaste, von dem Bürgerstande ab; das 17. Jahrhundert mit seinen eigenartigen Verhältnissen ist die Pflanzstätte des unberechtigten Adelshochmuthes, der ebenso wenig anmuthig ist, wie der berechtigte Adelsstolz sympathisch wirkt. Es wurde mit besonderem Eifer darauf gesehen, daß die adligen Stände sich von den bürgerlichen durch die Tracht unterschieden. Die Lehngüter sollten nur in den Besitz eines Adligen gelangen; freilich waren schon um die Zeit des Jubiläumsjahres etwa 200 in bürgerlichem Besitze. Der Adel stellte ferner das Verlangen, daß die Fürstenschule Meißen ausschließlich den Söhnen Adliger offen stehe, damit diese während der wichtigsten Zeit ihrer Entwickelung nicht in zu nahe Berührung mit den Söhnen Bürgerlicher kämen. Nicht nur von den Bürgerlichen schloß sich der Adel ab, sondern auch von den Neugeadelten, denen er die Landtagsfähigkeit absprach.

Was das Selbstgefühl und das Sonderstellungsbewußtsein des Adels vor Allem hob, war die Vermehrung der Hofämter aller Arten und die Ausgestaltung der Hofetikette. Der kurfürstliche Hof Johann Georg's II. war einer der prächtigsten; im Jahre 1671 umfaßte der Hofstaat im engeren Sinne 291 Personen, außerdem 1000 Mann Leibgarde und eine Compagnie Kroaten. Auf seinen Reisen begleiteten den Kurfürsten annähernd 1000 Personen und ebensoviel Pferde. Unter Johann Georg III. wurden bedeutende Vereinfachungen vorgenommen, aber das Leben am Hofe blieb trotzdem glänzend und vielgestaltig, obschon der Glanz des kursächsischen Hofes an den des kurbrandenburgischen unter Friedrich nicht heranreichte. Hoffähig war nur der Adel, und das Bewußtsein dieser ausschließlichen Hoffähigkeit stärkte sein Sondergefühl.

Die bedeutendste Entwickelung hatte das Heerwesen im Jahrhunderte des großen Krieges durchgemacht. Die Heere des großen Krieges, wenigstens die deutschen Truppen, waren noch geworben, nicht nur im eigenen Lande, sondern mit Vorliebe außer Landes. Das Heer war eine durch kein inneres Band zusammengehaltene, zuchtlose Masse, die nur durch Aussicht auf Beute oder durch Furcht vor schwerer Züchtigung an die Fahne gefesselt war. Hoffte der Einzelne anderswo mehr Beute zu erhalten und unbemerkt entschlüpfen zu können, so desertirte er mit leichtem Herzen. Fahnenflucht war an der Tagesordnung; oft desertirten ganze Compagnien, beziehentlich Regimenter. Nach dem Kriege wurde die zu einem bestimmten Zwecke geworbene Truppe wieder entlassen, da es zu theuer und auch sonst bedenklich schien, diese Banden „auf den Beinen" zu behalten. Das Heer war im 30jährigen Kriege verhältnißmäßig kostspielig. 1646 bekam ein Oberst wöchentlich 48—50 Thaler, ein Oberstlieutenant 12, ein Oberstwachtmeister 6—8, ein Rittmeister 12, ein Hauptmann 10, ein Feldprediger und ein Profoß 2½ Thaler, der Soldat entweder 14 Groschen wöchentlich oder 1 Maß Bier, 1½ Pfund Brod und 1 Groschen täglich. Nach dem Friedensschlusse blieben von den kursächsischen Truppen nur 1400 Mann „Guardes" auf den Beinen. Johann Georg II. mußte für die Türkenkriege neue Mannschaften anwerben und behielt 1664 nach beendigtem Kriege 3 Compagnien des Leibregiments und 1 Compagnie Reiter im Dienste. Das war der erste Anfang des stehenden Heeres in Sachsen. Derselbe Fürst legte auch den Grund zu der unter seinem Sohne weiter ausgebildeten „Defensionsverfassung" d. h. der Aushebung aus den Landeskindern auf Grund der Wehrpflicht und zum Zwecke der Landesvertheidigung. Doch der Widerstand der Landstände war die Ursache, daß das Werk in den Anfängen blieb und Johann Georg II. „auf unterthäniges und dringendes Bitten in Gottes Namen die troupes wieder entließ". Johann Georg III. wurde der eigentliche Schöpfer des stehenden Heeres und Ausbildner der Defensionsverfassung. Schon im November 1680 hatte er in einem Erlasse verkündet, daß er „bei den allenthalben bedrohlichen Zeitläuften ein gewisses Reglement mit seinen Truppen vornehmen und diese Truppen in gewisse Regimenter setzen" wolle. Zunächst wurde die geplante Heeresorganisation durch die Pest in den Hintergrund gedrängt, aber bereits im nächsten Jahre bewilligten die Stände 700000 Thaler als Ordinarium „damit sowol des Reiches Contingent davon könne gestellt und die getreuen Unterthanen vor aller Gefahr gesichert werden". Aus den „ledigen, dienstlosen Handwerks- und dergleichen Burschen" warb nun der Kurfürst ein für jene Zeiten gar stattliches Heer, das im October 1682 gemustert wurde. Es bestand aus 4 Regimentern zu Roß, je 609 Mann stark, einem Dragonerregiment von 614 Mann und 6 Regimentern zu Fuß von je 1182 Mann, außer den Leibtruppen und den Festungscommandos. Die Feldartillerie, deren weder im Erlasse noch im Musterungsberichte gedacht wird, wurde aus dem Personale und Materiale des Zeughauses vor einem Kriege formirt. Neben dieser noch geworbenen, stehenden Armee gab es nun eine Art übungspflichtiger Landwehr, die sogenannten Defensioner. Defensionspflichtig war im Princip jeder Unterthan. Die Gemeinde mußte eine bestimmte Anzahl Defensioner stellen, aus denen der Kurfürst durch Mustercommissare die Unpassenden ausmusterte. Die Gemeinde selbst bestimmte seit dem Jubiläumsjahre die Defensioner durch das Loos. 1684 ward noch die Mannschaft vom 20. bis 60. Lebensjahre zur Defensionsloosung gefordert, 1689 nur die vom 20. bis 45. Jahre. Der Defensioner bekam kein Handgeld, da „jeder die Defension zu leisten schuldig" sei; er mußte sich jährlich dreimal zur Musterung und etwa viermal zur sogenannten Local-Exercirung stellen. Befreit von der Defensionspflicht waren Beamte, Studenten, Aerzte, Künstler, große Kaufleute, Rittergutsbesitzer, Bäcker, Schmiede, Brauer und Gastwirthe. Aus dieser Defensionsverfassung entwickelte sich 1702 die „Rekrutirung vom Lande", die nun auch zur „Complettirung" des stehenden Heeres vorgenommen ward und die Werbung nach und nach ganz verdrängte. Das Feuergewehr hatte im stehenden Heere die Pike ganz verdrängt, die Regimenter unterschieden sich nach den Farben der Röcke, die Rothen, die Grauen, auch nach dem Inhaber: Regiment Kronprinz, die gewöhnliche Aufstellung war 6 Mann tief, im Frieden wurden die Truppen in den Städten verquartiert. Die Zucht und Kriegstüchtigkeit des sächsischen Heeres wird von den Zeitgenossen lobend anerkannt. König Johann Sobieski von Polen sagte 1683, daß er mit 50000 solcher Streiter die Türken alle aus Europa jagen wolle.

Weniger war für die Weiterentwicklung des Rechts geschehen. Trotz schwer empfundener und laut getadelter Mängel war noch die Prozeßordnung von 1622 im Gebrauch. Auch die „91 Decisionen", Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche von 3 Hofräthen und 6 Landständen 1661 bearbeitet worden waren, wurden zwar als brauchbare Ergänzung zu den Constitutionen Vater August's mit Freuden begrüßt, konnten aber die herrschende Rechtsunsicherheit nicht heben. Diese Rechtsunsicherheit wurde wesentlich verstärkt durch die Verschiedenartigkeit der Meinungen der Leipziger Juristenfacultät und des dortigen Schöppenstuhles, deren Entscheidungen sich in der Regel diametral entgegen standen.

Ungemein reich ist die Zeit an Polizeiverordnungen aller Art. Die Tracht, die Ständeunterschiede, Löhne u. s. w. werden auf dem Verordnungswege bestimmt. Der übermäßigen Verschwendungssucht, wie dem damals schon bemerkbaren Zuge nach der Stadt suchte man auf diese Weise entgegen zu arbeiten. Als Lohn für eine Magd wurden 4 bis 6 Gulden jährlich bestimmt; ein Tagelöhner erhielt 3 Groschen täglich ohne Kost. Die 1682 erschienenen Wechsel-, Juden- und Handelsgerichtsordnungen beschäftigten sich bis ins einzelnste mit den Usancen des damaligen Handels. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Buchhandel gewidmet, dessen Hauptplatz jetzt Leipzig ward. 1686 erschien ein Verbot des Nachdruckes, im nächsten Jahre wurde eine Büchercommission eingesetzt, welche Druck und Verkauf der Bücher von Staatswegen beaufsichtigte. Dieser Commission war auch die Censur übergeben, die früher in den Händen der vier Facultätsdecane gelegen hatte.

Auch das Münzwesen wurde einer durchgreifenden Neugestaltung unterworfen. Im Jahre 1667 fand zwischen Sachsen und Brandenburg eine Münzconvention statt, welche festsetzte, daß auf die Mark fein 10½ Thaler bez. 15¾ Gulden zu rechnen seien. Da die sächsischen Thaler besser waren (9 auf eine Mark), rechnete man sie zu 28 Groschen. Dennoch waren Verluste bei Zahlungen nach auswärts nicht zu vermeiden. Im Jubiläumsjahre wurden Vorbesprechungen für eine neue Münzconvention begonnen, die außer den beiden genannten Staaten auch Braunschweig umfassen sollte. Im Januar 1690 kam diese Convention zu Stande. Sie bestimmte, daß auf die Mark fein 12⅔ Thaler bez. 18 Gulden zu rechnen seien (der sogenannte Leipziger Fuß). Freilich wurde auch durch diese Convention der störende Unterschied zwischen dem Speciesthaler, dem geprägten und dem Rechnungsthaler nicht beseitigt.

Die Post war Regal geworden. 1661 zahlte der Postmeister Mühlbach 1000 Thaler Pacht. Eine Zeit lang war die Concurrenz der brandenburgischen Posten in Leipzig, Wittenberg, Düben, Merseburg und Naumburg sehr bedenklich, ganz besonders in den siebziger Jahren, in denen Brandenburg den Versuch machte, den Durchgangsverkehr über Halle, statt über Leipzig zu lenken. Dieser Versuch wurde durch die Oberpostmeister Egger, Daser, ganz besonders aber durch Kees vollständig vereitelt. Daß letzterer erst 5000, dann 12000 Thaler Pacht zahlte, zeigt, mit welcher Schnelligkeit

die Erträge stiegen. Von Leipzig nach Schneeberg brauchte die Fahrpost 21 Stunden, ein Brief von Leipzig nach Dresden kostete 1 Groschen, von Leipzig nach Königsberg i. Pr. 6 Groschen. Mit dem Postwesen stand das Zeitungswesen in unmittelbarem Zusammenhange. Die 1659 concessionirten „Leipziger Zeitungen" gingen 1671 pachtweise auf den Postmeister über.

Handel und Industrie hatten im 17. Jahrhundert aus naheliegenden Gründen wenig Fortschritte gemacht. Leipzig war unbestritten der Mittelpunkt des deutschen Handels; die Meßprivilegien wurden zu wiederholten Malen und nach verschiedenen Richtungen bestätigt; im Jahre 1678 wurde die Börse gebaut, die länger als 2 Jahrhunderte ihrer Bestimmung dienen sollte. Der Bergbau auf Silber lieferte in der Hauptsache nur geringen Ertrag. Die Bergwerke um die neugegründete Stadt Johanngeorgenstadt gaben eine jährliche Ausbeute von etwa 1500 Mark Silbers, 80 Ct. Kupfer und 70 Ctr. Kobalt. Kobalt wurde nach und nach wichtiger und ertragreicher als die Edelmetalle; es entstanden überall Blaufarbenwerke, an deren Entwickelung die Landesherren regen Antheil nahmen. Die großen industriellen Pläne des Leipziger Seidenhändlers Kraft waren theils durch die Verständnißlosigkeit seiner Zeitgenossen, theils aber auch durch ihre eigene vage Zerflossenheit gescheitert. Die Leinen- und Wollenweberei war im Rückgange begriffen, da die Concurrenz des Auslandes übermächtig war und durch die den Deutschen eigene Lust am Fremden noch gefördert wurde. Im Jahre 1681 hatte der Italiener Grassi in Leipzig eine große „Gold- und Silberfabrik" gegründet; die französischen Refugiés waren zum Theil auch nach Sachsen gekommen und hatten die Sammet- und Seidenindustrie eingebürgert. Besonderen Aufschwung nahm die Spitzenklöppelei, gefördert durch die Eigenart der Tracht und durch den in allen Kreisen herrschenden Hang zur Prachtentfaltung.

Daß das Schulwesen während des großen Krieges nicht auf sonderlicher Höhe stand, läßt sich ohne Weiteres vermuthen. Es mehrte sich die Zahl der seit den Zeiten des Mittelalters fast ganz verschwundenen vagantes scholastici; langsam nur machte sich eine Besserung bemerkbar. Während des ganzen Jahrhunderts blieb die Schulordnung Christian's II. maßgebend. Auf den Universitäten herrschte der Pennalismus in seiner rohsten und abschreckendsten Form. 1656, 1658 und 1661 wurden strenge Verordnungen erlassen, ohne daß dadurch sofort eine Besserung eingetreten wäre. Die Professoren waren selbst Förderer der Rohheit, sie waren nach Auflösung der gemeinsamen Burschenhäuser Kostgeber der Studenten und suchten ihre Einnahmen durch Bierausschank zu vermehren. Wittenberg war noch immer der Mittelpunkt theologischer Streitigkeiten; da aber diese Streitigkeiten nicht mehr im Mittelpunkte des Interesses standen, sank auch die Bedeutung Wittenbergs, nicht am wenigsten durch den vergeblichen Kampf, den die Wittenberger Theologie gegen den Synkretismus führte. Leipzig überflügelte die jüngere Schwester. Hier lasen die Theologen Olearius und Carpzov, hier lehrte der Jurist Carpzov, hier wirkte vor Allem der Philosoph Thomasius. Seine Vorlesungen über Naturrecht, die er 1681 begann, hielt er seit 1687 deutsch, seit 1688 gab er die Monatsschrift: „Schertz- und ernsthaffte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher" u. s. w. heraus, aber schon im Jubiläumsjahre beginnen die Kämpfe mit dem Theologen Pfeiffer, dem er bald genug weichen mußte. Aber nicht allein die wissenschaftlichen Autoritäten, sondern auch die mancherlei Hilfsquellen, die es besaß, machten Leipzig zur besuchtesten Universität; schon damals waren 3000 und mehr Studirende hier. Hier erschien auch seit 1682 die erste gelehrte Zeitschrift: acta eruditorum, zuerst vom Vater, dann vom Sohn und endlich vom Enkel Mencke herausgegeben. Kurze Zeit hindurch war Leipzig die Heimstätte des Pietismus. In demselben Jahre (1686), in dem Spener als Oberhofprediger nach Dresden berufen wurde, gründete der Leipziger Magister August Hermann Francke das collegium philobiblicum, das später unter Professor Alberti's Präsidium stand. Im Jubiläumsjahre las Magister Francke vor 300 Zuhörern ein exegetisches Colleg, aber schon im folgenden Jahre wurde das collegium philobiblicum geschlossen, Spener ging nach Berlin und Francke fand eine Stätte reich gesegneten Wirkens in Halle.

An dem wissenschaftlichen Aufschwunge, der gegen Ende des Jahrhunderts langsam und schüchtern beginnt, nahm Sachsen nicht unerheblichen Antheil. Von den Forschern jener Zeit mögen nur genannt werden: der Kirchenhistoriker Gottfried Arnold aus Annaberg, der Kometenentdecker Diaconus Dörfel in Plauen, der gelehrte Bauer und Astronom Arnold in Sommerfeld, der nicht unbedeutende Mathematiker und Physiker Ehrenfried Walter von Tschirnhans. In der Kunst herrschte fast allenthalben der fremde Geschmack. Nachdem der auf dem Gebiete der geistlichen Musik bedeutsame Kapellmeister Heinrich Schütz 1672 gestorben war, kam die Dresdner Kapelle auf lange Zeit hin unter französischen oder italienischen Einfluß. Die Anfänge des Theaters fallen in die von uns besprochene Zeit, auch hier war französischer und italienischer Geschmack maßgebend. Ein stehendes Theatergebäude war in Dresden errichtet worden, fürstliche Persönlichkeiten verschmähten es nicht, mit zu „agiren". 1685 wurde die italienische Oper in Dresden eingeführt, die Sängerin Margherita Salicola aus Venedig war Königin auf dem Gebiete des musikalischen Geschmacks. In Leipzig hatte Magister Veltheim mit Studirenden eine Schauspielergesellschaft gegründet; er führte die beliebten greulichen Haupt- und Staatsactionen auf, denen er eine besondere Würze durch den Pickelhäring zu geben begann; auch Molière wurde durch ihn in Sachsen bekannt. Nach seinem Tode leitete seine Wittwe diese „kurfürstliche Komödienbande", die während der Messe auch in andren Städten Gastvorstellungen gab. Zu Meßzeiten spielte in Leipzig die ebenso aus Studenten bestehende Operettengesellschaft des Vicekapellmeisters Strungk, der auch eine eigene Oper componirt hatte, zu der der Lehrer Thiemich an der Thomana den Text schrieb. Ein Opernhaus sollte gebaut werden. Auch auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung war Sachsen bedeutend nicht sowol durch Haugwitz, dessen „schuldige Unschuld Maria Stuarda" über die Durchschnittstragödien jener Zeit nicht emporragt, als vielmehr durch die weit und breit berühmten Schulkomödien des Zittauer Rectors Christian Felix Weiße. Wie im Drama, so herrschte auch im Roman die Lust am Wunderbaren, Schrecklichen, an gewaltigen Ereignissen, an der sich häufenden Handlung. Ein Musterstück der Romangattung jener Tage ist das Werk des Hrn. Heinrich Anselm v. Ziegler und Kliphausen: „Die asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu". Der Roman erschien 1688, erlebte 10 Auflagen, wurde vielfach nachgeahmt, umgedichtet, dramatisch gestaltet und erregte den besonderen Zorn Gottsched's.

Wenig Erfreuliches ist von den Sitten der Zeit zu berichten. Noch ist der Luxus eine Krankheit der Zeit; die Fürsten suchen vergeblich dem Unwesen zu steuern. Die Deutschen unterwerfen sich der Tyrannei der französischen Mode; die Perücke und mit ihr Lüge und Unnatur halten ihren Triumphzug durch Deutschland. Bei den Gastgelagen herrschte unsinnige Völlerei, so daß die Zahl der gestatteten Gerüchte, der zu ladenden Gäste und der Preis des Confectes bestimmt werden muß. Auch mit Hochzeit- und Taufgeschenken wird eine Verschwendung getrieben, welche polizeiliche Verordnungen veranlaßt. Die Trunksucht ergreift weitere Kreise, der Branntwein wird zu einer Volkspest, die an Gemeingefährlichkeit der asiatischen Krankheit wenig nachgiebt. Das „Tabaktrinken" wurde bei Vielen zur Leidenschaft, die allerdings in ihren schädlichen Wirkungen sehr überschätzt wurde. Zu den Genußmitteln kam der Kaffee, kurz nach dem Jubiläumsjahr wurde in Leipzig der „Kaffeebaum" gegründet, der bald europäische Berühmtheit erlangte. Der Aberglaube in seiner feineren und gröberen Form war noch eine Macht im Volksleben; man las in den Sternen und suchte aus Krystallen die Zukunft zu erkennen. Mit Polizeiverordnungen erreichte man wenig. Der christliche Glaube, der allein helfen konnte, war in theologischen Spitzfindigkeiten erstarrt, und so konnte auch die Einführung des „Fastenbetens" für Handlungsdiener, Dienstboten und Handwerksburschen wenig nützen. In seinem Herzen mußte das Volk wieder gepackt, von Herzen aus erneuert werden.

Bücherbesprechung.

□ Das Parteiwesen in der evangelischen Christenheit. Von Karl Buhl, Pfarrer in Mülhausen i. E. Gotha. F. A. Perthes. — Eine sehr beachtenswerthe Mahnstimme an die Evangelischen, unbeschadet der individuellen Freiheit der persönlichen Ueberzeugung und der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Richtungen, die in der Natur des Protestantismus liegt und ein Zeichen gesunder Lebensentfaltung ist, sich auf das Eine und Gemeinsame mehr zu besinnen, was alle lebendigen evangelischen Christen eint. Keine Uniformität — sie ist unevangelisch, aber mehr Einigkeit des Geistes in der Liebe, in der man sich gegenseitig zu verstehen sucht — das ist die Forderung der in durchaus positivem Sinne geschriebenen Broschüre.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 60. Dienstag, den 1. Mai. 1889.

Inhalt: Die deutschen Männer der Wissenschaft in Athen und Pergamon. Von C. B. Lorck. — Bücherbesprechungen (Faust, der Tragödie dritter Theil, gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Die Laufbahnen in der deutschen Kriegs-Marine).

Die deutschen Männer der Wissenschaft in Athen und Pergamon.

Im vergangenen Jahre erschien ein Werk von einem tüchtigen schwedischen Gelehrten, dem Gymnasialdirector Julius Centervall: Från Hellas och Levanten, Ströftåg till Lands og Vatten i Grekland och mindre Asien. Med 63 illustrationer samt 8 Kartor. Stockholm, Alb. Bonnier. Zufällig kam dies Buch in die Hände des Berichterstatters. Er blätterte darin ohne die Absicht, es zu lesen; es begegnete ihm jedoch gleich so viel des Fesselnden, Unterhaltendes sowol als Belehrendes, daß er an ein aufmerksames Lesen ging. Er hatte dabei die Empfindung, daß gründliches und gesundes Urtheil, sprudelnder Humor mit einem leisen Anflug von gutmüthiger Satire, Lebendigkeit der Auffassung und Anmuth der Darstellung in einer nicht gar zu oft vorkommenden Weise sich hier harmonisch zu einem Werke aus einem Gusse gefügt hatten.

Als er nun diese seine Laienauffassung später durch die Besprechung seiten eines so gediegenen Sachkundigen, wie des Professors Aug. Boltz in Darmstadt, bestätigt fand, der das Werk geradezu für eine Musterleistung wissenschaftlicher und unterhaltender Darstellung erklärt, so konnte er nicht der Versuchung widerstehen, deutsche Leser mit dem stamm- und geistesverwandten Ausländer durch einige Auszüge aus dessen Werk bekannt zu machen, und wählte die Abschnitte, in welchen Hr. Centervall über seinen Verkehr mit den deutschen Männern der Wissenschaft in Athen und Pergamon berichtet.

Zwar wird gerade in diesen Abschnitten das Gebiet der „Plauderei" betreten, was vielleicht etwas gegen den strengeren wissenschaftlichen Charakter desjenigen Theiles der Leipz. Ztg., wo sie Platz gefunden, absticht. Die Leser mögen sie hinnehmen, wie ein Glas Schaumwein und ein wenig leichtes Confect als Nachtisch nach den schweren Genüssen der wissenschaftlichen Tafel.

Wie verlautet, wird das Buch des Hrn. Centervall unter dessen Mitwirkung deutsch erscheinen. Deutsche Leser werden dann noch Gelegenheit haben, den Verfasser von anderen Seiten kennen zu lernen. Sie werden jedoch denselben, bei ernsten wissenschaftlichen Untersuchungen, wie unter Ungemach und Täuschungen stets in derselben guten Laune, wie in den unten geschilderten geselligen Kreisen, antreffen. Er möge nun erzählen.

1) Das Schliemann'sche Haus.

Von allen in Athen ansässigen Gelehrten dürfte ein Ausländer, der Deutsche, Heinrich Schliemann, der bekannteste sein. Als ich nach Athen kam (im Herbst 1887), war derselbe noch auf einer Reise durch Europa begriffen und kehrte erst im Laufe des Octobers zurück. Eine Empfehlung Nordenskiöld's öffnete mir, dem schwedischen Fremdling, sperrweit die Thüre des gastlichen Hauses, woselbst ich nicht selten einkehrte und viele interessante Bekanntschaften machte.

Mein erster Besuch wurde noch am selbigen Tage mit einer Einladung zu einem Dejeuner-dinatoire, die übliche Form der Schliemann'schen Gastfreiheit, erwidert. Sie war neugriechisch geschrieben, eine der vielen Sprachen, welche der berühmte Mann beherrscht, die er größtentheils in seiner kümmerlichen Lage als junger Handlungsdiener sich durch Selbststudium ohne jede Anweisung zu eigen gemacht hatte. Darunter war auch die russische Sprache, die der Grundstein zu seinem Glück und seinem schnell erworbenen Reichthum werden sollte.

Der Eintritt in das Haus führt durch den prächtigen Garten, der, gleich dem Dache des Hauses, mit Statuen geschmückt ist. Von einem sich tief verbeugenden, auf den Namen Bellerofontis hörenden Bedienten empfangen, steigt man die glänzende Marmortreppe hinauf, durchschreitet die reich decorirte Vestibule und steht in einem eleganten, vielleicht zu farbenkräftig ausgestatteten Vorgemach, Hrn. Schliemann und dessen Gattin gegenüber.

Der Wirth ist ein kleiner, ziemlich gut genährter Mann, mit einem brillengeschmückten Gesicht, das — ähnlich dem Windthorst's — etwas an den Vogel Minerva's erinnert. Das Haar spielt in's Graue, der dunkle Bartschimmer sticht gegen die gelbliche Hautfarbe ab. In seinem Blick spricht sich große Wachsamkeit aus. Sein Benehmen ist das eines höflichen Kaufmanns. Der Ehrengast wird gefragt, welcher Sprache er sich zu bedienen wünscht, und die Antwort stellt die Conversationssprache für diesen Tag fest, wenn auch ab und zu Sätze in anderen Sprachen hingeworfen werden, da in diesem Haus ein Verfasser stets in derjenigen Sprache citirt wird, in welcher er geschrieben hat. Wenn Schliemann unter vier Augen mit mir sprach, streute er ab und zu Bemerkungen in schwedischer Sprache ein, mit welcher er sich leidlich gut abfand.

Die Flügelthüren des Speisesaales öffnen sich. Die Zahl der Gäste ist nicht groß, da der Raum, wie überall in Athen, klein ist. Wir nehmen Platz; dem Wirth zur Rechten sitzt Mrs. D'Ooge, die hübsche und heitere Gemahlin des damaligen Directors des amerikanisch-archäologischen Instituts in Athen, zur Linken der Archäolog Kavvadias. Diesem folgte Hr. Athanasios Rusópulos, früher Professor an der Universität hierorts, ein gut renommirter Archäolog, zugleich geachteter Antiquitätenhändler; dann kommen ein englischer Professor und Mr. D'Ooge, weiterhin eine deutsche Gouvernante zwischen Andromachi und Agamemnon, keine Antiquitäten, sondern Schliemann's wohlerzogene und blühende Kinder, anderen Kindern ähnlich, jedoch mit dem Unterschied, daß sie einen guten Theil des Homeros auswendig können. Andromachi reicht wol an die Vierzehn heran; Agamemnon, ein hübscher breitschulteriger Junge, ist acht Jahre alt.

Last but not least, die Frau des Hauses, die meine Nachbarin ist. Ich habe somit Gelegenheit, sie etwas näher zu studiren, und in Wahrheit, sie verdient es, zu werden. Hübsch ist die etwa vierzigjährige Griechin, geborene Kastrómenos keineswegs. Ihr Gesicht ist unregelmäßig, die Züge etwas streng. Der Sage nach habe Schliemann erklärt, er sei gewillt, diejenige zu seiner zweiten Frau zu erwählen, die er mit dem Homeros am genauesten vertraut fand. Diese Bedingung erfüllte Fräulein Kastrómenos bis auf den Punkt über das i und so ward aus ihr Kiria Schliemann. Aber so wenig hübsch sie auch ist, so haben die Grazien nur das Angesicht verlassen, um ihren ganzen Zauber der Zunge zu verleihen. Obwol ich einen gelinden Schrecken vor geistreich und lebhaft sich unterhaltenden Frauen verspüre, so nahmen doch das Wesen und die Unterhaltung der Frau Schliemann mich vollständig gefangen. Angenehm, leicht und ungezwungen fließt ihre Rede. Meisterhaft versteht sie es, einen jeden der Gäste anzuregen und ihn in den Unterhaltungsstrom hineinzuziehen. Ihre ungewöhnliche Gelehrsamkeit verbirgt sich unter ihrem weiblichen Takt, wie auch ihr Anzug nicht die Frau eines vielfachen Millionärs verräth.

Ein ausgesucht schönes silbernes Service und die herrlichsten Blumen der Jahreszeit schmückten den Tisch. Der ganze Speisesaal ist ebenso elegant als gemüthlich. Als dessen größten Schmuck betrachten unsere Wirthe die homerischen Verse, welche an der Vorderseite des Ofens angebracht sind. Von meinem Platze aus bot sich mir die allerliebste Aussicht über die schönen Pflanzen und Büsche des Gartens dar, gegen dessen grünen Schmuck die Marmor-

figuren sich prächtig abtönten. Welch' ein Unterschied zwischen dieser fürstlichen Wohnung und dem ungeheizten Dachstübchen in Amsterdam, in welchem der jetzt so weit berühmte Mann im Winter vor Kälte zitterte und im Sommer vor Hitze verschmachtete.

Die vielen Gerichte, darunter ganz vorzügliche griechisch-türkische Gemüseschüsseln, erwähne ich nur als Nebensachen; es sind aber doch angenehme Nebensachen. Charakteristisch für den Ort um diese Jahreszeit sind die vortrefflichen Gelées von Glévkos, Weinmost, welche zu dieser Zeit fast in jedem Hause Athens gegessen werden.

Das Gespräch, welches gleich von Beginn ab heitere Saiten angeschlagen hatte, drehte sich besonders um Amerika und Schweden, mit welchem letzteren alle Gäste einigermaßen vertraut waren. Aus den bauchigen Champagnerbechern erheben die Schmetterlinge des Scherzes ihre Flügel. Bald beginnt ein lebhaftes Klingenwerfen mit homerischen Versen zu ungemeiner Belustigung von Andromachi und Agamemnon, welcher seine Mutter mit den Augen verschlang, als sie mit ihrer reinen, klangvollen Stimme und mit dem begeisterten Blick einer pythischen Priesterin die schöne Stelle aus dem sechsten Buch der Odyssee vortrug, in welcher berichtet wird, wie der in Verlegenheit versetzte Held sich der Prinzessin-Wäscherin Nausikaa nähert. So recitirten sicherlich die alten Rhapsoden! Hier in diesem Hause, auf diesem classischen Boden ist das Antike kein todter Buchstabe und der Sinn Aller ist davon wahrhaft durchdrungen. Schliemann scherzte etwas von einer Xanthippe; der Handschuh blieb nicht unaufgehoben liegen und es entwickelte sich ein Wechselgespräch, das an jenes erinnerte, welches Plato in seinem „Gastmahl", als in Agathon's Haus geführt, schildert. Unmerklich war dabei das Gespräch in das Griechische hinübergeglitten.

Mit alldem bleibt doch hie und da ein Anflug des Komischen nicht ganz aus, und ein Lächeln spielt leicht um die Lippen des einen oder des anderen Gastes, wenn der Obergärtner als Priamos, der Diener als Odysseus und die Hausmamsell als Kirke von dem Hauswirth angerufen wird, denn schwerlich haben doch die Betreffenden diese Namen über dem Taufbecken erhalten. Aber die Stunden fliegen dahin, kein Engel schwebt durch den Raum, oder wie es in der griechischen Redewendung heißt, gennjáte kalós: „ein glücklicher Mensch ward geboren"!

Wie recht und billig, leitete ein Toast des Wirths auf die anwesende fremde Dame die Tischreden ein. Darauf brachte er, mit größerer Liebenswürdigkeit als Rednertalent und mit seinem eigenthümlichen, etwas stockenden Vortrag — der an Bismarck erinnert — ein Hoch auf Schweden, auf dessen gelehrten und geistreichen König und auf Adolf Nordenskiöld. Schliemann spricht mit Entzücken von Stockholm: „das fast so schön sei wie Athen", das denkbar höchste Lob, das aus seinem Munde fließen kann.

Das Mahl ging zu Ende, wir blieben jedoch noch eine gute Weile bei dem Kaffee und den Cigaretten sitzen. Mit Befriedigung bemerkte ich, daß die Frau des Hauses, nicht wie es sonst hier üblich ist, sich bei dem Rauchopfer betheiligte. Die fremde Dame gab das Signal zum Aufstehen, jedoch verbrachten wir noch einige Zeit mit der Besichtigung des im Untergeschoß befindlichen trojanischen Museums, bestehend in Doubletten der nach Berlin verschenkten Schätze. Endlich wird Abschied genommen und der kleine, weltberühmte, fürstlich reiche, freundliche Wirth geleitet den armen unbekannten Schulmeister unter vielen sehr höflichen Verbeugungen und Complimenten auf die Treppe hinaus.

Der Raum gestattet es nicht, auf die Lebensskizze*) und die kritische Würdigung der schriftstellerischen Verdienste Schliemann's, von denen Hr. Centervall kein unbedingter Verehrer, ist, einzugehen, und wir statten in seiner Gesellschaft dem Deutschen Club einen Besuch ab.

2) Die Philadelphia.

Ist auch Schliemann der populärste aller in Athen ansässigen Deutschen, so trifft man doch noch eine nicht kleine Zahl solcher, die sich einen beliebten und geachteten Namen erworben haben. Den allgemeinen Sammelplatz derselben bildet ihr Club Philadelphia, der sich im eigenen Hause in der Homerosstraße befindet. Ein kleiner Garten, selbstverständlich mit einem Kegelschub, gehört dazu. Dort verkehren alle deutsche Reisende, und zahlreiche Männer, die jetzt zu den wissenschaftlichen Weltberühmtheiten gehören, haben hier angenehme Stunden verbracht. Auch viele Nordländer, unter denen noch manche in gutem Andenken stehen, fanden hier freundliche Aufnahme und ein gemüthliches Heim.

Als Hausvater und Beköstiger haust hier der gute Pankalós, ein selten häßlicher und dabei selten gemüthlicher Grieche, der seinem Namen — dem durch und durch ehrenhaften — wie es scheint auch Ehre macht. Aus allen Ecken tönt es Pankalé, und einige der Mitglieder der Philadelphia bekunden eine wahre Virtuosität in der Modulation des an und für sich wohlklingenden Namens. Der untersetzte, gelbbraune, schwarzhaarige Insulaner trägt einem stets das Beste aus dem Reichthume seiner Speisekammer und Küche auf. Für noch nicht anderthalb Mark reicht er entweder ein Frühstück um 1 Uhr oder ein Mittagsmahl um 7½ Uhr von drei oder vier Gerichten, mit Wein, Alles — wenigstens nach deutschen Ansprüchen — sehr gut zubereitet. Man muß gegen jedes Volk gerecht sein; so sehr ich nun die Deutschen in politischer und moralischer Hinsicht obenan stelle, so muß ich doch den Franzosen und Engländern den Ehrenplatz in gastronomischer Beziehung einräumen. Doch, es ist ja das eigentlich ein Vorzug der Deutschen, daß sie so wenig Werth auf den leiblichen Genuß legen.

Jeden Sonnabend finden größere Zusammenkünfte unter dem Präsidium eines alten stets uniformirten Musikdirectors Welcker statt. Dann erscheinen auch die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft, die Herren vom Institut und andere in Athen ansässige Honoratioren. Es wird geplaudert, gutes, aber theures bayerisches Bier getrunken, die vortreffliche Wurst des Pankalós verzehrt und geraucht. Die Götter zweiten Ranges spielen zum Theil auch Karten, was nie an dem Tisch der Honoratioren vorkommt. Eine Anzahl der prächtigen, jungen, durch die Segnungen der allgemeinen Wehrpflicht abgehärteten Gestalten schieben dann unten Kegel in einer, uns Schweden mit Staunen erfüllenden Weise. Die schwere Kugel über die ganze Länge der Bahn hinweg zu werfen, nicht zu schieben, ist hier eine ganz gewöhnliche Kraftprobe. Ich galt einmal als ein ziemlich fester Kegelspieler, aber hier wurde ich jämmerlich geschlagen und stellte bald meine Thätigkeit ein, um nicht Schwedens Keglerehre preiszugeben.

Für einen der letzten Tage meines Aufenthaltes in Athen war ein großes „Preiskegeln" angesagt, wozu die Bahn mit Guirlanden und Blumen auf das Prächtigste geschmückt war. Von der Decke hingen zwei lorbeerumwickelte leckere Schweinchen herunter, als Preise für Diejenigen, welche „das meiste Schwein haben würden". Ein niedliches Fäßchen mit Kefisiawein baumelte zwischen den beiden lieben Thierchen, bestimmt diesen ein nasses Grab bei dem Festmahle zu bereiten. Kleinere Preise, alle eß- oder trinkbar, lugten hin und wieder durch das Grüne. Zu Ehren des Tages hatte Georg Kawerau mit überschwänglichem Aufgebot seines Talents ein Programm gezeichnet und gemalt. Man sieht, aristokratisch geht es nicht in der Philadelphia zu, aber um so unterhaltender; wer aber aristokratisch-langweilige Gesellschaft sucht, braucht deshalb nicht nach Athen zu reisen.

3) Die Männer des deutschen archäologischen Instituts in Athen.

Eine deutsche Anstalt ernsterer Art, die einen beispiellosen wissenschaftlichen Nutzen gestiftet hat, ist das deutsche archäologische Institut, entstanden und ausgebildet unter dem segensreichen Einfluß von Ernst Curtius, der unter dem Schutz des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, Großes für das Gedeihen der classischen Alterthumskunde wirken konnte.

Das Institut war in einem Miethhaus auf dem Akademieboulevard mit schönem Garten untergebracht, sollte aber bald in ein ihm von Schliemann — selbstverständlich gegen angemessenen Preis — überlassenes Heim übersiedeln. In dem jetzigen Haus sind Wohnungen vorhanden für den Director, den Bibliothekar und für drei oder vier der Stipendiaten, welche Deutschland und Oesterreich auf Reisen senden, um in rechter und fruchtbringender Weise classische Kenntnisse auf classischem Boden zu erwerben. Das Institut hat auch eine Schwesteranstalt in Rom, schön und kühl, von Lorbeer umschattet, auf dem capitolinischen Hügel belegen, mit Aussicht über die Ruinen, über die Campagna und bis zum bläulichen Albaner Gebirge. Auch Frankreich hat zwei solcher Anstalten, während England und Amerika, deren Augenmerk in überwiegendem Grade auf den Orient gerichtet ist, nur in Athen archäologische Institute unterhalten. Die „französische Schule" in Athen lernte ich nur flüchtig kennen, da ihr Director, der bekannte Foucart, an den ich gut empfohlen war, sich nicht in Athen befand. Dagegen hatte ich das Vergnügen, mit einigen der Herren von der englischen und amerikanischen „Schule" Bekanntschaft zu stiften, die jedoch — mit aller Achtung für ihre Tüchtigkeit sei es gesagt — namentlich dazu diente, mich von der großen Ueber-

*) Sie gründet sich übrigens auf Schliemann's interessante Selbstbiographie in seinem Werke „Ilios" und ist somit leicht zugänglich.

legenheit der Deutschen, was Gelehrsamkeit, Scharfsinn und zweckdienliche Arbeitsmethode betrifft, zu überzeugen.

Während meines Aufenthaltes in Athen traf ein neuer Chef des Deutschen Instituts ein, als Ersatzmann Köhler's, der zum Professor in Berlin ernannt worden war. Indeß das Verbleiben des Hrn. Eugen Petersen, der sich durch seine ausgezeichneten kunstarchäologischen Arbeiten und durch seine Theilnahme an der österreichischen Expedition nach Lykien Ruhm erworben hatte, war nur von kurzer Dauer, indem er zum Chef des Römischen Instituts ernannt wurde. Von Charakter sanft, fein und liebenswürdig, verbindet er die Würde des älteren Mannes mit einer gewissen kameradschaftlichen Geradheit, welche einen sehr guten Eindruck auf die Stipendiaten macht.

Das bedeutendste Mitglied des Instituts ist Wilhelm Dörpfeld, bereits überall bekannt, wo classische Studien mit Ernst betrieben werden, und jedenfalls vorausbestimmt einen Platz unter den Großwürdenträgern der modernen Forschung einzunehmen, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt wird.

Dörpfeld ist im Jahre 1855 geboren und wurde zum Architekten erzogen. Dem erst Zwanzigjährigen ward die technische Leitung der Ausgrabungen in Olympia übertragen. Die Art, in welcher er sich seines Auftrages entledigte, erwarb ihm mit einem Schlage einen glänzenden Namen, den er später als Architekt des Deutschen Instituts in Athen zu behaupten verstand. Er hat mit der Zeit sich volle Kenntniß des Griechischen erworben und liest nun die alten Classiker besser, als mancher Professor. Anläßlich ihres Jubelfestes im Jahre 1882 ertheilte ihm die Universität Würzburg die Doctorwürde honoris causa und seinetwegen wurde die Stelle eines zweiten Secretärs an dem Institut in Athen geschaffen. Nun ist er dessen Chef, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter des bekannten Friedrich Adler, Hausbesitzer und einer der geachtetsten in Griechenland ansässigen Ausländer.

Dörpfeld's Lebensaufgabe ist es, strenges System in die archäologischen Ausgrabungen zu bringen. Die Architekten werden künftig das erste Wort haben, wenn es gilt, das Alter der Ruinen und den Zweck der Bauten festzustellen; die Sprachgelehrten haben erst das zweite Wort. Oder um sich anders auszudrücken, künftig muß bei jeder Ausgrabung ein Zusammenwirken zwischen Architekten und Gelehrten Platz nehmen, wenn nicht die nöthigen Kenntnisse Beider sich in einer Person vereinigt finden.

Bibliothekar des Instituts ist Dr. Lolling, ein herzensguter, aber etwas schwermüthig angelegter Friese, in der gelehrten Welt durch seine Forschungen in der Inschriften- und Ortskunde, in der Laienwelt durch seinen griechischen „Baedeker" vortheilhaft bekannt.

In dem Institut sowol als auch in der Philadelphia verkehren selbstverständlich zeitweilig deutsche Männer von wissenschaftlichem Rang. Unter den, während meines Aufenthaltes Anwesenden nenne ich den berühmten Münzkenner Friedrich v. Duhn aus Heidelberg, eine Gestalt drei Ellen und eine Hand breit hoch, dazu ebenso heiter als begabt; dann den von Gestalt nicht viel kleineren und an Berühmtheit noch größeren Kunstarchäologen Prof. Michaelis aus Straßburg, deutscher Dr. ph. und englischer Dr. jur., ein ebenso sanftmüthiger und angenehmer als kenntnißreicher Mann. Diesen folgen Prof. Gustav Meyer aus Graz, Israelit, von untersetzter Statur, dunkelm Teint und einer ausgeprägten Napoleonsphysiognomie, Prof. Furtwängler, Kunstarchäolog aus Berlin, Prof. Milchhöfer, bedeutender Topograph, und manche andere tüchtige, wenn auch noch nicht so bekannte Männer.

Unter allen Besuchern der berühmteste war jedoch zweifellos Prof. Heinr. Kiepert, welcher auf der Rückkehr von einer kleinasiatischen Forschungsreise in Athen verweilte. Kiepert hinkt, fast unmerklich, sonst erfreut sich dieser in der Levante so bekannte, berühmte Kartograph eines äußerst kräftigen Körpers, eines mächtigen Knochenbaues und entsprechender Schultern. Das etwas breite, von einem kurzen weißen Bart eingerahmte Gesicht, mit dunkeln, etwas unruhigen aber scharfblickenden Augen, verräth größte Energie. Kiepert ist bekannt durch seine unerhörte Arbeitsamkeit, liebt aber dabei eine fröhliche Gesellschaft, einen wohlbesetzten Tisch und ein gutes Glas Wein, ist jedoch selbst in allen Genüssen äußerst mäßig.

Und mit diesem hellleuchtenden Namen nehme ich nun Abschied von den Deutschen in der Pallasstadt. Vielleicht könnte einer oder der andere meiner jugendlichen Leser denken, daß ich auch etwas von den Damen hätte berichten können. Doch das Studium der Damen war ja nicht meine Aufgabe. Ich glaube deshalb mich ohne Nennung von Namen auf die Bemerkung beschränken zu sollen, daß unter den Damen meiner deutschen Freunde sich manche ersten Ranges sowol hinsichtlich der Schönheit als der Begabung befinden, deren hellleuchtende Gastfreiheit und liebenswürdiges Entgegenkommen ich nicht rühmend genug anerkennen kann.

4) Das deutsche Haus in Pergamon.

Wir müssen jetzt unseren Reisenden auf seinen weiteren Fahrten durch Griechenland und Kleinasien sich selbst überlassen und freuen uns, ihn wieder auf halb heimathlichem Boden zu treffen, nach einer mühseligen Fahrt von Smyrna durchnäßt und halb verhungert auf einem elenden Fuhrwerke vor dem Hause der Deutschen wissenschaftlichen Colonie am Fuße der Akropolis Pergamons haltend. Wir lassen ihn nun weiter erzählen. — —

Die Thüre öffnet sich und es ertönt eine sanfte weibliche Stimme „Kalós orisate, tsjélebi ti thélete?" Willkommen, mein Herr, was wünschen Sie?"

„Ist dies das deutsche Haus?" Es wird dies bejaht.

„Wollen Sie wol diesen Brief dem Hrn. Conze überreichen?"

Ich trat in die Veranda hinein und nach wenigen Augenblicken meldete mir die biedere Ikaterina, die Aufwärterin der Mitglieder der Deutschen wissenschaftlichen Commission, ich sei willkommen und möchte mich eine Treppe höher bemühen.

Eine Thüre that sich auf; ein helles Licht strömte mir entgegen. Ich trat ein und stand vor einem gedeckten Tisch, um welchen fünf Männer mit fröhlichen, intelligenten germanischen Physiognomien saßen. Warmer Händedruck, herzliche Grüße aus Athen und Smyrna, Essen und Wein — da war es, nach der mühseligen Fahrt, nicht schwer, sich in dem freundlichen Kreise, der unwillkürlich die Gedanken zu dem trauten Commilitonenkreis zu Upsala zurückleitete, heimisch zu fühlen.

Scherzhaftes Plaudern fehlte nicht nach dem vollbrachten harten Tagewerk, das jetzt noch angestrengter gewesen war, als sonst, indem man mit fieberhafter Thätigkeit Alles fertig zu machen suchte, da die Ausgrabungen in wenigen Tagen abgeschlossen sein mußten. Noch lange nach Eintreten der Dunkelheit (um damalige Zeit, Anfang December, geht die Sonne um 4¾ Uhr unter) hatte man sich ins Zeichnen und Katalogisiren vertieft.

Nach dem Essen wurde die Cigarette oder die Pfeife angesteckt und Ikaterina präsentirte bayerisches Bier, das gut mundete, jedoch stark zu Ungunsten des Portemonnaies der Mitglieder, denn Hr. Humann, der die Casse führt, hält unbarmherzig darauf, daß dem Deutschen Reiche nichts Ueberflüssiges angekreidet wird und Bier gehört im Orient zu den Luxusgenüssen und wird als Festgetränk verwendet, während Wein für einen Spottpreis zu haben ist.

Auch ein durch Unterhaltung gewürztes Spielchen fehlte nicht. In dem Stamm befand sich unter Anderm ein sonderbarer Gegenstand, ein Paar wollene Strümpfe, die von einem berühmten Architekten, der lange in Pergamon verkehrte, bei augenblicklichem Mangel an Kleingeld als Einsatz benutzt und einzulösen vergessen waren. Nun lagen „dem Herrn Baurath seine Strümpfe" da, zur ewigen Strafe für ihn und Anderen zur Warnung.

Während die Karten gegeben wurden, erlaubte ich mir die Bühne und die Schauspieler in diesem mir unvergeßlichen Intermezzo auf meiner langen Reise zu skizziren.

Der Gesellschaftsraum in dem Deutschen Hause liegt im obern Stock an dem westlichen Ende einer eingebauten Veranda. Die Ausstattung ist eine sehr einfache; trotzdem merkt man sofort, welche Classe von Menschen hier verkehrt. In einer Ecke steht ein Zeichentisch, auf welchem große gezeichnete Uebersichtskarten von den Ruinen und deren Umgebung ausgebreitet liegen. Dort findet man auch eine Sammlung von Schriften über Pergamon. Die Thüre eines großen Wandschrankes trägt, wie die königliche Bibliothek zu Berlin, die Inschrift NUTRIMENTUM SPIRITUS, welche allerdings deutsch Nahrung für den Geist heißt. In diesem Falle wären jedoch die beiden Wörter wol als Asyndeton zu erklären, d. h. man muß sich das ausgelassene Bindewörtchen ET als eingesetzt denken und dann übersetzen: Nahrung und Sprit, denn hier im Süden sind Cognac und Wermuth Bedürfnißartikel, um das stets verdächtige Wasser zu verbessern; auch findet man in dem Schranke Cakes und ähnliche Knaupeleien für denjenigen, dessen leerer Magen zwischen dem Frühstück, um ½12 Uhr, und dem Mittagsessen, zwischen 7 und 8 Uhr, sich bemerkbar machen sollte. Kommt, was sehr selten der Fall ist, weil das Frühstück gewöhnlich auf die Akropolis hinaufgetragen wird, Einer von der Höhe herunter, so ist die allezeit gefällige Ikaterina sofort zur Stelle mit der in den sanftesten Tönen vorgetragenen Frage: thélete éna konjáck? was der Leser, auch wenn er kein Professor ist, wohl

ohne Kopfzerbrechen selbst übersetzen kann. Ikaterina, deren Ehegemahl, Giorgi Pliris, in Olympia den ewigen Schlaf schläft, hatte die „gebildete" Gewohnheit, Jeden im Plural anzureden, und nicht, wie es sonst Leute aus dem Volk hier zu thun pflegen, Jeden zu duzen. Sie war aber nicht allein sehr höflich, sondern auch sehr fleißig, wusch Strümpfe, Jägerhemden rc., ohne daß man erst darum zu bitten hatte, hielt tapfer Stand gegen die Uebertheuerungsversuche der Handwerker und blickte zu den deutschen Männern der Wissenschaft, ja selbst zu deren Freunden, als zu Halbgöttern empor.

Unter der Decke des Gesellschaftsraumes läuft ein von einem bekannten Architekten gemalter Fries: Störche in allen denkbaren Stellungen mit oder ohne kleine Kinder, d. h. Menschenkinder. Durch ein sonderbares Zusammentreffen hatte nämlich, während die verheiratheten Forscher und Techniker hier im Cölibat lebten, der Storch die Güte gehabt, einige Monate nach ihrer Ankunft in Asien den Frauen in der Heimath einen Besuch abzustatten. Aus Dankbarkeit für sein rührendes Wohlwollen ist nunmehr der freudebringende Vogel hier in den verschiedensten Gestalten verewigt.

In dem oberen Stock befanden sich noch drei Räume, von denen die vieljährigen Leiter der wissenschaftlichen Expedition, Conze und Humann, bei welchem letzteren ich einquartiert wurde, die zwei größten innehatten. Das Parterre enthielt die Haushaltungsräume; eine größere Stube beherbergte zwei junge Deutsche.

Während das Spiel seinen ruhigen Verlauf nahm, hatte ich gute Gelegenheit, die, bis auf Weiteres letzte, deutsche Bewohnerschaft des Hauses ins Auge zu fassen. Chef des Unternehmens, nach dem Recht der Stellung, zugleich dem der Kenntnisse, ist Alexander Conze, jetzt 57 Jahre alt, hoch von Wuchs, schmächtig und stattlich; zu Pferde einem Cavalleriegeneral ähnlich. Seine feinen und hübschen Gesichtszüge tragen den Ausdruck einer Bescheidenheit, die seiner Natur ganz entspricht. Aus den klaren, blauen Augen leuchten Rechtschaffenheit, Intelligenz und Gutmüthigkeit. Man muß ihn bei der Ausgrabung sehen, mit langen Stiefeln, militärischem Mantel, einer kleinen runden Mütze, die Maßstange stets in der Hand; Alles überwachend, leitend und in seiner ruhigen und bestimmten Weise anordnend. Er ist durch und durch der Typus eines tüchtigen, kraftvollen, germanischen Gentlemans, wie Deutschland deren so viele aufzuweisen hat.

Von einem etwas anderen Schlage ist Karl Humann, der Entdecker von Pergamon, ein geschätzter Ingenieur, Topograph und Kartenzeichner, anfänglich vielleicht von einem größeren Interesse für die Archäologie beseelt, als durch Studien in diese Wissenschaft eingedrungen. Eine lange praktische Erfahrung ersetzt jedoch vollständig, was ihm anfänglich möglicherweise in der Theorie fehlte. Humann ist außerdem mit einem wahrhaft künstlerischen Blick begabt, welchen man am besten in dem schönen Heim kennen lernt, welches er mit Unterstützung einer intelligenten und liebenswürdigen Frau sich in Smyrna geschaffen hat. Er ist ein ausgezeichneter Kenner und Beurtheiler der prachtvollen Textilarbeiten, die früher überall in Kleinasien verfertigt wurden und theilweise noch heute verfertigt werden. Herrlichere, besser gestimmte Teppiche und Goldstickereien sieht man nirgends. Pergamon ist bis auf die neueste Zeit einer der hauptsächlichsten Fundorte solcher Erzeugnisse des häuslichen Kunstfleißes. Als ein auf Grund seiner Brustkrankheit bereits halb zum Tode Verurtheilter kam Humann 1861 nach dem Orient, ist jedoch seit der Zeit ohne Aufhör mit Arbeiten der schwierigsten Art beschäftigt gewesen. Es ist Leben und Schuß in der Gestalt und in der Art des jetzt etwa Fünfzigjährigen. Lebhafte, wachsame, Alles bemerkende Augen schauen aus einem frischen, von goldblondem Haar und einem mäßigen Bart umrahmten Gesicht heraus. Von der Natur zum Humoristen angelegt, belebt er durch seinen Scherz die Ermüdenden. Für Sprachen besitzt er ein ausgeprägtes Talent; hierin ist er ein echter Levantiner geworden. Er spricht vollendet türkisch und griechisch, daneben selbstverständlich die üblichen europäischen Sprachen. Wie der Consul Spiegelthal in Smyrna, ist er durch die ganze Levante bekannt, und wo man hinkommt, hört man von „Chuman" sprechen. In Anerkennung seiner großen Verdienste hat die preußische Regierung ihm Titel und Gehalt als Museumsdirector zuertheilt.

Dr. Wolters, jetzt dem Institut in Athen als zweiter Secretär zugeordnet, besitzt bereits einen, seit etwa dreißig Jahren bewährten Ruf als Verfasser des in seiner Art einzigen Katalogs über die Gypsabgüsse in dem Berliner Museum. Derselbe nennt sich allerdings nur eine Umarbeitung von dem älteren Katalog Friedrich's, ist aber ein ganz neues Werk geworden. Wolters ist ein in jeder Hinsicht, auch als Dichter, begabter Mann. Aus seinen, mit Gläsern bewaffneten Augen schaut eine mit Humor gemischte Melancholie, welche ihre Erklärung in Kränklichkeit findet, die sein fester Wille jedoch für gewöhnlich zu besiegen vermag.

Unter den jüngeren Archäologen befindet sich Dr. Schuchardt, ein energischer, schwarzäugiger und schwarzhaariger Mann, der bereits mit Kiepert bedeutende Reisen unternommen und in Kleinasien hervorragende Entdeckungen gemacht hat. Zu nennen habe ich noch den jungen Architekten Seitz aus Berlin, seines Glaubens Israelit, ein gemüthlicher, noch nicht ganz fertiger Mann, der, da eigentliche Architektenarbeit jetzt nicht mehr von Nöthen ist, als Zeichner und Photograph arbeitet.

Nachdem das Kartenspiel zu Ende war und die Spielmarken nebst den Strümpfen des Hrn. Bauraths ins Nutrimentum Spiritus verschwunden waren, saßen wir noch eine Weile und plauderten beim Bier. Dann schloß mich Morpheus so fest in seine Arme, wie er es in Kleinasien bis jetzt nicht gethan hatte.

C. B. Lorck.

Bücherbesprechungen.

J. R. Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goethe'schen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Tübingen, H. Laupp. 3 M. — Wir haben schon früher ausführlich über Friedrich Theodor Vischer's köstliche Verspottung des Goethe'schen Altersstils und der Auswüchse der Goethe'schen Philologie berichtet; jetzt liegt das Werk, in dem das geschieht, hier in vierter Auflage vor, ein Beweis dafür, daß es sich nunmehr, nachdem es lange nur für einen engeren Kreis vorhanden war, auch ein größeres Publicum erobert hat. Vischer's poetische Schriften (außer seinem dritten Theil des Faust die Lyrischen Gänge, die Reimchronik des deutsch-französischen Krieges, Auch Einer u. a. m.) hatten überhaupt früher neben seinen ästhetischen noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die ihnen gebührt; zum Theil mag das daran gelegen haben, daß sie zuerst meist ohne den Namen des Verfassers erschienen. Jetzt scheint hier endlich Wandel geschaffen zu sein, was wir mit besonderer Freude begrüßen. Denn wenn auch Vischer in erster Linie als Aesthetiker genannt werden muß und erst durch die Aesthetik zur Poesie gelangt ist, wenn sich auch bei ihm immer ein gewisses Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, hier und da versagende dichterische Schöpferkraft bemerkbar macht, den Gestalten oft die Anschaulichkeit und Plastik gebricht, so sind doch scharfe Satire bei glühender Begeisterung für alles Große und Schöne, ein die Mode und alles Schlechte schonungslos behandelnder Cynismus bei tief sittlichen Beweggründen, ein grotesker Humor, kurz alles Das, was wir den Vischer'schen Geist nennen möchten, noch nicht etwas so Häufiges in unserer Zeit und in Deutschland geworden, als daß es nicht verdiente, besonders hervorgehoben und berücksichtigt zu werden.

—γ. Die Laufbahnen in der deutschen Kriegs-Marine. Ein Compendium der wesentlichsten, auf den Eintritt und den Dienst in der Marine bezüglichen Vorschriften. Nach amtlichen Quellen zusammengestellt. Berlin, R. v. Decker's Verlag. — Der Titel des Buches giebt den Inhalt richtig an, in der That ist es ein Wegweiser und Rathgeber für alle Diejenigen, welche sich einer Laufbahn in der deutschen Kriegs-Marine zuwenden wollen. Da bieten sich zunächst die See-Officier- und die Maschinen-Ingenieur-Laufbahn, weiterhin eröffnet das Torpedowesen und die Marineverwaltung zahlreiche Laufbahnen für Aspiranten der Deckofficier- und Marine-Zahlmeister-Laufbahn; insbesondere wird auch auf die zahlreichen günstigen Laufbahnen in den Marine-Verwaltungsbehörden hingewiesen. Als Beispiel für die Gründlichkeit des Werkes heben wir eine Berechnung der ungefähren Kosten der Laufbahn zum See-Officier heraus. Dieselbe ergiebt für das erste Jahr 1670 M., das zweite 1220, das dritte 1620 M., mithin bis zur Beförderung zum Officier im Ganzen etwa 4600 M., wozu nach erfolgter Beförderung zum Officier für mindestens 10 Jahre eine Zulage von jährlich 600 M. kommt. Ganz besonders wird darauf hingewiesen, wie für Maschinen- und Marine-Ingenieure die Aussichten auf lange Zeit hinaus sehr günstige sein werden, ein Fingerzeig vielleicht für manchen Vater, der nach einem passenden Lebenslauf für einen befähigten Sohn sucht.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 61. Donnerstag, den [illegible]. Mai. 1889.

Die buchgewerbliche Ausstellung im Leipziger Buchhändlerhause.

Die vervielfältigenden Künste sind, wie wir bereits im Hauptblatte mittheilten, auf der diesjährigen Ausstellung nicht in dem Umfange wie andere Jahre vertreten. Außer einigen, durch die meisterhafte Behandlung der architektonischen Formen nicht minder wie durch glänzende landschaftliche Charakteristik ausgezeichneten Radirungen von Mannfeld, die wir indessen, irren wir nicht, schon im vorigen Jahre gesehen haben, finden wir eine Originalradirung von H. Kohnert „Die Wartburg", welche gleichfalls vortrefflich gelungen ist und nur in der landschaftlichen Perspective zu wünschen übrig läßt. Von dem bekannten Illustrator Paul Thumann sind einige religiöse Genrebilder in Photogravüren von Dr. Albert in München ausgestellt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", „Der jugendliche Jesus im Tempel" und „Dein Wille geschehe" (das letztere schildert die Scene, wie ein Engel vom Himmel herabschwebt und sich mit dem Kelche dem betenden Heiland naht). Ein größeres Interesse beanspruchen die photographischen Vervielfältigungsarten. Die Firma Eduard Liesegang in Düsseldorf gewährt uns einen Einblick in die verschiedenen photographischen Verfahren in chronologischer Abfolge: von den ersten Anfängen läßt sich die Photographie durch die verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung bis auf die Gegenwart verfolgen und zwar an Erzeugnissen einer Reihe verschiedener Firmen des In- und Auslandes. Auch die mit Hilfe der Photographie erzielten Vervielfältigungsarten, so der Lichtdruck, die Photogravüre und die immer mehr Anklang findende Autotypie, sind hier vertreten. Können wir in der letztern auch nur eine Errungenschaft erkennen, die infolge der Billigkeit, mit welcher die Zinkplatten durch Aetzung hergestellt werden, namentlich für illustrative Zwecke populärer Natur Berechtigung hat, so kann nicht geleugnet werden, daß wenigstens in einzelnen Fällen recht tüchtige Ergebnisse erzielt worden sind. Die in einem Kasten der letzten Abtheilung ausgestellten Proben lehren, welcher Vervollkommnung die Technik seit dem Jahre 1883, wo das „Meißenbach'sche" Verfahren illustrativen Zwecken zuerst dienstbar gemacht wurde, fähig gewesen ist. Und wie gesagt, für populäre Zwecke muß man in der Autotypie ein Verfahren erkennen, dessen Tragweite nicht zu unterschätzen ist. Von dem im Verlage der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann) in München erscheinenden „Klassischen Bilderschatz" umfassen die einzelnen Hefte (deren Preis 50 Pfennige beträgt) je sechs Tafeln nach Originalphotographien; der Preis der einzelnen stellt sich also auf acht Pfennige: hierdurch ist allerdings die Möglichkeit gegeben, die Kenntniß von der bildenden Kunst, das Verständniß für sie und eine auf Anschauung anerkannter Meisterwerke beruhende Geschmacksbildung in Kreise zu tragen, die sonst nicht in der Lage sind, für Kunstblätter bedeutendere Summen auszugeben. Betrübend bleibt es aber immerhin, wenn man sieht, wie der Holzschnitt als Vervielfältigungsmittel durch die Zinkätzung immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird, wenn man beobachtet, wie selbst in sonst vortrefflich ausgestatteten Werken der Geschmack und der Sinn für eine gediegene Illustrirung den Verleger im Stiche gelassen hat.

Im Lichtdruck wird jetzt ganz Hervorragendes geleistet. Einzelne Glasplatten, welche das technische Verfahren veranschaulichen, sind ausgestellt. Von ausgeführten Tafeln dürften die der Brunn'schen „Denkmäler griechischer und römischer Sculptur" (München, Bruckmann), die des bei anderer Gelegenheit bereits erwähnten „Werkes Adolf Menzel's" (München, ebda.) und die bei Wiskott in Breslau erschienenen „Studienmappen deutscher Meister" den höchsten Anforderungen, die man an eine mechanische Vervielfältigung stellen kann, entsprechen. Der Werth dieser Publicationen liegt, abgesehen von ihrer vortrefflichen technischen Ausführung, in ihrer Bedeutung für wissenschaftliche Zwecke. Lithographie und Holzschnitt lassen immer, namentlich wenn die Stilkritik der wiedergegebenen Kunstwerke in Frage kommt, befürchten, daß der Zeichner einen dem Original fremden Zug, daß er — und je selbständiger er ist, um so mehr wird es der Fall sein — seinen eigenen Stil in die Reproduction überträgt. Für kunsthistorische Publicationen ist man denn auch in der Hauptsache und soweit eben nicht auf eine „künstlerische" Publication (wie z. B. bei den Gemälden des Berliner Museums) besonderer Nachdruck gelegt worden ist, von einer Vervielfältigung durch Künstlerhand zurückgekommen und läßt das mechanische Verfahren in das ihm gebührende Recht eintreten. Auch für diese Thatsache liefert uns die Ausstellung den Beweis, ohne daß wir der Einzelheiten an dieser Stelle gedenken wollen. In der Herstellung der Polychromie im Dienste der mechanischen Vervielfältigung hat man es neuerdings zu ganz überraschenden Ergebnissen gebracht. Die größtentheils von der Firma Albert Frisch in Berlin ausgeführten bunten Tafeln der „Denkmäler des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts" sind kaum noch einer Vervollkommnung fähig. Auch hier haben wir die Thatsache, daß die Wissenschaft durch die Errungenschaften der letzten Jahre eine außerordentliche Förderung erfahren hat. Besonders lehrreich ist es, die Herstellung des Chromobildes zu verfolgen. In der vorderen Abtheilung desselben Saales finden wir an der Schmalwand eine interessante Zusammenstellung der vierundzwanzig Farbenplatten, die zur Vervielfältigung (durch die Firma Steinbock in Berlin) von Curt Stöving's Aquarell „Inneres der Synagoge zu Berlin" erforderlich waren; wir sehen hier sowol die Andrucke der einzelnen Farbenplatten, als die vierundzwanzig Abdrucke des stets in der Wirkung fortschreitenden und seiner Vollendung sich nähernden Gesammtblattes.

Soviel über die vervielfältigenden Künste, über die selbstverständlich nur einige leitende Gesichtspunkte mitzutheilen in unserer Absicht liegen konnte.

Der größte Theil der ausgestellten Bücher gehört der Bibliothek des Centralvereins, dem sie von den betreffenden Verlegern schenkweise überlassen worden sind. Unter diesen Schenkungen finden sich Werke von ganz hervorragender Bedeutung und hohem Werthe und der schöne Brauch, das Institut auf diese liberale Weise zu fördern und den Zielen, die es zu verfolgen bestrebt ist, mehr und mehr nahezubringen, verdient die vollste Anerkennung. Ein großer Theil der ausgestellten Werke gehört allerdings nicht zu den Erscheinungen des vergangenen Jahres und der Umstand, hier eine ganze Reihe der bekanntesten Bücher (die verschiedenen Conversationslexika, Sprachwörterbücher, Bände der „Fliegenden Blätter") zu finden, gab uns Veranlassung, den in einem einleitenden Aufsatze ausgesprochenen Wunsch der Ausstellungscommission nahezulegen, an Stelle dieser Art von „historischer" Ausstellung lieber dem alten Brauche einer „Jahresausstellung" treu zu bleiben.

Die Erscheinungen des letzten Jahres hier im Einzelnen zu besprechen oder auch nur dem Titel nach aufzuführen, ist unmöglich. Die beiden Firmen Claesen und Wasmuth in Berlin sind wie im vergangenen Jahre auch diesmal mit einer großen Reihe

kunstgewerblicher Publicationen vertreten, die, zum Theil auch in Farbendruck ausgeführt, wegen ihrer vornehmen und gediegenen Ausstattung allgemeine Beachtung verdienen. Was im Uebrigen die auf der Ausstellung vertretenen neuesten Erscheinungen anlangt, so finden wir bezüglich der Ausstattung Gutes und Schlechtes, Geschmackvolles neben großen Geschmacklosigkeiten bei einander. Daß die Autotypie sich überall breit gemacht hat, haben wir bereits gesagt. Das vielfach in eine große Klexerei (die namentlich dann zu beobachten ist, wenn die Zinkplatten nach Photographien mit schwarzem Hintergrunde angefertigt worden sind) ausartende Verfahren läßt sich seinem Werthe nach beurtheilen z. B. bei den Werken von Sybel (Weltgeschichte der Kunst), Baumeister (Denkmäler des klassischen Alterthums) u. s. w. Noch geschmackloser und für das Auge geradezu unerträglich sind die bunten Autotypien: in einem Werke finden wir oft die verschiedensten Farbenscalen vertreten, blau, grün, braun, roth, nicht etwa weil der Gegenstand den Buntdruck erheischt hätte, sondern zur Erhöhung des „Effectes“. Derartiger Geschmacksverirrungen scheint man sich indessen im Allgemeinen recht wenig bewußt geworden zu sein. Eine andere recht wenig erbauliche Thatsache ist uns bei verschiedenen Prachtwerken aufgefallen: es ist die infolge der fabrikmäßigen Herstellung und des billigen Preises immer mehr über Hand nehmende Unsitte, die Bücher mit Draht zu heften. Möchten sich doch nur die Herren Verleger fragen, wie es mit den alten Drucken stehen würde, wenn man diese nicht in solider Weise mit Bindfaden, sondern mit Metallfäden geheftet haben würde. Nun freilich, bei der jetzigen Massenproduction können ja unsere Bücher meist nur ephemeren Bedürfnissen genügen.

Buchbinderarbeiten sind verhältnißmäßig wenig vertreten. Auch hier wäre es nur im Interesse der Sache gelegen, wenn man diesem Zweige der Buchtechnik einen größeren Raum anweisen würde. Wie lehrreich eine derartige größere Ausstellung von Buchbinderarbeiten sein kann, hat die letzte internationale Kunstgewerbeausstellung in München zur Genüge bewiesen. Eine von der Firma Gustav Fritzsche gepunzte Ledermappe verdient eine besonders eingehende Beachtung; nicht minder auch die Bucheinbände und Ledermosaikstücke der Göhre'schen Buchbinderei.

Auf den hohen geschichtlichen Werth und die Bedeutung für die Technik des Buchgewerbes der im Bibliotheksaal, der zur Aufnahme der königlich sächsischen bibliographischen (früher Klemm'schen) Sammlung dient, veranstalteten Ausstellung haben wir bereits hingewiesen. Es ist zu wünschen, daß diese Ausstellung nach allen Seiten hin fruchtbringend wirke und zur Bildung und Läuterung des Geschmackes, da wo es Noth thut, das Ihrige beitrage. Leipzig ist in der glücklichen Lage, im Buchhändlerhause Schätze vereint zu sehen, die bestimmt sind, dem Buchgewerbe den richtigen Pfad zu weisen, anregend und geschmackbildend zu wirken, dabei auch den Sinn für das Historische zu beleben und zu erhalten.

Hector Berlioz, sein Leben und seine Werke.

Adolphe Jullien, der Verfasser der französischen Lebensgeschichte Richard Wagner's, deren mit warmer Begeisterung verbundene Unparteilichkeit bei uns mit Recht allgemeinste Anerkennung gefunden, hat diesem glänzend ausgestatteten Werk in der Lebensgeschichte des Hector Berlioz ein anderes an die Seite gestellt,*) in welchem er dem dahingegangenen französischen Meister ein ebenbürtiges literarisches Denkmal errichtet hat, wie Berlioz ja wol auch der französische Wagner genannt werden konnte. Wie viel größer die Bedeutung des Letzteren, schon seiner unendlich größeren Erfolge wegen, wie verschieden die Richtung auch ist, die das Genie desselben genommen, so darf doch gesagt werden, daß Berlioz nicht nur der Vorläufer und geistige Bahnbrecher Richard Wagner's gewesen ist, sondern ohne ihn dessen künstlerisches Schaffen wol auch eine wesentlich andere Gestalt gewonnen haben würde. Obschon seiner Natur nach ganz Franzose, stand Berlioz doch in der Musik, in welcher Gluck, Beethoven, Weber ihm Leitsterne waren, dem deutschen Geiste ungleich näher, als dem der Franzosen und Italiener. Waren es doch selbst germanische Dichter, welche ihn vorzugsweise zu seinen musikalischen Schöpfungen anregten und begeisterten: Shakespeare, Goethe, Thomas Moore. Schon dies allein erklärt, warum er in den Ländern des germanischen Geistes eine ungleich größere Anerkennung finden mußte, als in dem eigenen Vaterlande.

Berlioz hat selbst eine Geschichte seines Lebens geschrieben. Es geschah aber erst bei vorgerücktem Alter, fast ganz aus der Erinnerung, kein Wunder, daß sie, wie Edmond Hippeau in seinem „Berlioz intime“ nachweisen konnte, ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung ist. Jullien, der in der Schrift Hippeau's eine treffliche Grundlage für seine Darstellung gefunden, hat die von diesem dort eingeschlagenen Wege weiter verfolgt, wodurch es ihm gelungen ist, noch manche Dunkelheit aufzuhellen, manche Lücken zu ergänzen, ja Einzelnes selbst zu berichtigen.

Hector Berlioz wurde am 11. Dec. 1803 zu La Côte St. André im Depart. der Isère geboren. Den ersten musikalischen Unterricht erhielt er von seinem Vater, der, ein verabschiedeter Militärarzt, die ärztliche Praxis nur noch aus Wohlthätigkeit ausübte. Seine musikalische Begabung war aber so groß, daß die Fähigkeiten des Vaters hierzu bald nicht mehr ausreichten, sondern ein Musiklehrer für ihn aus Lyon berufen werden mußte. Den ersten bedeutenden musikalischen Eindruck erhielt Hector bei seiner ersten Communion in der Kirche; den ersten bedeutenden dichterischen von der Aeneide Virgil's. Letzterer war so tief, daß die Erinnerung daran ihn noch zu seinem letzten großen Werke „Die Trojaner“ bestimmen konnte. Die Bekanntschaft mit den Abhandlungen über Harmonie von Rameau und Catel reichte hin, ihm die nöthige Anleitung zur Composition größerer Musikstücke zu geben, und sein Selbstgefühl war bald ein so großes, daß er mit nur 15 Jahren bei Pleyl und bei Janet und Cotelle in Paris anfragte, ob sie geneigt seien, einige Musikwerke von ihm zu verlegen. Wurde der frühreife excentrische Knabe doch schon mit 12 Jahren von einer Liebesleidenschaft zu einem schönen, um 8 Jahre älteren Mädchen so mächtig ergriffen, daß, obschon seine grausame Schöne ihn damals nur belächelt hatte, er noch 33 Jahre später, als er, nach dem Tode seines Vaters, ein doppelter Wittwer, wieder einmal in die Heimath kam, von der Erinnerung an jene erste Liebe in solchem Grade erfaßt wurde, um der ebenfalls Wittwe gewordenen Estelle einen leidenschaftlichen Heirathsantrag zu machen, den er, weil er damals unbeantwortet blieb, im Jahre 1864 bei der nun fast 70jährigen Matrone wiederholte. Trotz der Ablehnung entspann sich seit dieser Zeit ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und ihrer Familie und noch in seinem Testamente fand sich die Liebe der Kindheit mit einem ansehnlichen Vermächtniß bedacht.

So sehr Vater Berlioz sich anfangs des musikalischen Talents seines Sohnes und dessen staunenswerther Entwickelung gefreut hatte, so trug er doch andere Pläne mit ihm im Sinne. Als Hector daher 1821 von ihm nach Paris geschickt wurde, geschah es nur in der Absicht, ihn dort Medicin und Naturwissenschaft studiren zu lassen. Noch mehr als der Vater, war aber die kirchliche Gewissenhaftigkeit der Mutter gegen den musikalischen Beruf gestimmt. Auch war Hector lange redlich bemüht, den Wünschen der Eltern nachzugeben, endlich gewann es der Drang seiner musikalischen Begabung aber doch über ihn — obschon die musikalische Laufbahn sich von Anfang an zu einem Kampfe gestaltete, der bei seiner stark ausgeprägten, mit der Ueberlieferung und deren Interessen immer heftiger in Conflict gerathenden künstlerischen Individualität zu einem wahren Märtyrerthum für ihn werden sollte, auf welches freilich von Zeit zu Zeit ein um so hellerer Glanz des Ruhmes fiel. Im Jahre 1823, unter dem Eindruck von Gluck's „Iphigenia auf Tauris“, erklärte er den Eltern seinen Entschluß, dem Studium der Medicin ganz zu entsagen. Er hatte bisher nur unter der Leitung eines Schülers von Lesueur musikalisch gearbeitet; jetzt ward er ein Schüler des Meisters selbst. Lesueur, der in seiner Kunst gleichfalls ein Neuerer war (man schreibt ihm die Erfindung der Programmmusik zu), gewährte der Eigenthümlichkeit seines neuen Schülers um so freieren Lauf, als diese ihn antrieb, der musikalischen Composition so viel malerische Stimmung und poetischen Ausdruck wie möglich zu geben, was auch ihm für das Wichtigste galt. Um so größer war der Widerspruch, den er bei den übrigen Professoren des Conservatoirs fand, dessen Schüler er 1825 mit Zustimmung der Eltern wurde. Er hatte bis dahin ganz unter dem Einflusse Gluck's und Spontini's gestanden, der ihm als Schüler des Ersteren galt. Jetzt aber bewirkten die Darstellungen Weber'scher Opern und bald darauf das Auftreten Victor Hugo's eine große Revolution in ihm, die durch die unmittelbare Anschauung der gewaltigen

*) Adolphe Jullien. Hector Berlioz. Sa vie et ses oeuvres. Ouvrage orné de 14 lithographies originales par Fantin-Latour, douze portraits de Hector Berlioz et de 122 gravures, Scènes, Portraits, Caricatures etc. Paris, à la librairie de l'art. 1888.

Shakespeare'schen Dramen, welche die Schauspieler von Drurylane damals in Paris aufführten, noch bedeutend verstärkt wurde. Regten sie seinen Geist, seine Phantasie aufs Mächtigste auf, so nahmen die Darstellungen der schönen Schauspielerin Miß Smithson als Ophelia, Julia, Desdemona, Cordelia gleichzeitig sein Herz völlig gefangen. Die Aufführungen der Beethoven'schen Symphonien in den Concerten der 1828 gegründeten Gesellschaft des Conservatoirs und die Bekanntschaft mit Goethe's Faust vollendeten diese geistige Wandlung. Wie sehr er hierdurch aber auch über seinen Lehrer Lesueur hinausgetrieben wurde, so hielt er doch fest an dem Grundsatz desselben, daß die Musik Empfindungen, Leidenschaften, Charaktere, Personen, Vorgänge darstellen könne und solle, nur daß er ihn in seiner excentrischen Art auf die Spitze trieb, die Musik dabei mehr und mehr vom Worte des Dichters zu befreien suchte und zu diesem Zwecke in der Instrumentation ganz neue Mittel zu neuen Wirkungen aufsuchte. Die Seele seiner Composition war aber damals Miß Smithson, ihre Gestalt, seine Liebe zu ihr, ob er nun Scenen aus Goethe's Faust — oder Gesänge Thomas Moore's dazu wählte, oder selbst, wie in „Lelio" und der Symphonie phantastique, seine Stoffe dazu ersann.

Schon wiederholt hatte man ihn bei der Bewerbung um den Preis für Rom gegen ungleich schwächere Schüler zurückgewiesen. Bei dieser Gelegenheit sollte sich zeigen, wie wenig sein hohes Selbstgefühl sich hierdurch einschüchtern ließ, wie bereit er war, seinen musikalischen Gegnern selbst den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Beabsichtigte er damals doch seinen „Tod des Orpheus" mit dem Zusatze drucken zu lassen: Ouvrage déclaré inexécutable par la section de musique de l'institut et exécuté a l'école royale de musique 22. Juillet 1828 — was nur deshalb unterblieb, weil dieses Stück wegen Erkrankung eines Sängers damals nicht aufgeführt werden konnte. Man spielte dafür das Resurrexit seiner Messe. — Berlioz berauschte sich damals an dem Erfolg dieses Concerts, während er fast gleichzeitig zum dritten Mal bei der Preisbewerbung unterlag und seine Oper „Die Vehmrichter" von der großen Oper zurückgewiesen wurde.

Miß Smithson verließ Paris, ohne daß Berlioz sich ihr persönlich genähert, sondern sich begnügt hatte, ihr seine Leidenschaft brieflich zu gestehen, die durch ihre kalte Gleichgiltigkeit keine Minderung erfuhr. Als man ihm jedoch kurze Zeit später Verleumdungen hinterbrachte, die das Ideal seiner Phantasie grausam zerstörten, verwandelte sich seine Liebe in Entrüstung und Haß, so daß er eifrig bemüht war, seinen „Lelio", eine Episode aus dem Leben eines Künstlers, welcher ursprünglich ein Denkmal der Verherrlichung für sie werden sollte, zu einem Denkmal der Schande für sie zu machen. Auch fand er bald einen Ersatz in der Liebe zu der Sängerin Camille Moke, die er in einer Phantasie über den „Sturm" als Ariel zu feiern beabsichtigte. Und so leidenschaftlich war auch diese Liebe wieder, daß die Untreue Camille's, die während seiner Abwesenheit in Rom einen Anderen heirathete, ihn zu einem Selbstmordversuche trieb.

Dank der Zähigkeit seines Charakters war es Berlioz beim fünften Wettkampf doch endlich gelungen, den Preis für Rom zu erringen. Nachdem er mit seiner Symphonie phantastique und den Mélodies irlandaises auch öffentlich noch einen wirklichen Erfolg erzielt hatte, der ihm unter Anderem ein schmeichelhaftes Schreiben Spontini's mit Zusendung der „Olympia" eintrug, reiste er mit schwellenden Hoffnungen nach der ewigen Stadt, wo die Ouverture zu „Rob Roy" und der erste Gesang der „Tristia" entstand und „Lelio" seiner Vollendung zugeführt wurde. Letzterer war nun doch noch zu einer Huldigung für Miß Smithson geworden, die inzwischen wieder nach Paris zurückgekehrt war und hier an der Spitze der englischen Schauspielgesellschaft stand. Es beweist nicht sowol die Flatterhaftigkeit seiner Seele, als vielmehr die Stärke des ersten Eindrucks, daß Berlioz gleich bei dem nächsten Wiedersehen nach seiner Rückkehr von Rom aufs Neue in ihre Fesseln gerieth. Er hatte ihr zu dem ersten Concert, welches er hier veranstaltete und in welchem die Episode aus dem Leben eines Künstlers als Schluß der Symphonie phantastique zum ersten Mal vorgeführt wurde, Miß Smithson durch Schlesinger eine Loge zur Verfügung gestellt. Die Annäherung, die er durch dieses Concert, welches, wenn schon es an Gegenstimmen nicht fehlte, doch einen großen Erfolg hatte, zu Miß Smithson gewann, führte, trotz des Widerstands der Familien beider, zu einer ehelichen Verbindung, die mehr ein Werk der berauschten Phantasie, als des Herzens war. Sie war daher keine glückliche, so sehr sie es Anfangs zu werden versprach. Zu den Werken, welche in den nächsten Jahren entstanden, gehören die Symphonie: „Harold in Italien" und die Anfänge des „Benvenuto Cellini". Schon in seiner Symphonie phantastique, die mit 27 Jahren geschrieben wurde, hatte Berlioz die großen Eigenschaften in glänzender Weise entfaltet, die hauptsächlich seine Bedeutung ausmachen, die staunenerregende Fähigkeit, jedem Instrumente des Orchesters und seiner Klangfarbe in der Verbindung und im Gegensatze zu andren neue überraschende Wirkungen abzugewinnen und in charakteristischer Weise zur Anwendung zu bringen. Jetzt aber wurde er als das Haupt der revolutionären Partei in der Musik allgemein anerkannt und gehaßt und unter seinen begeistertsten Anhängern, zu denen schon damals Liszt, Paganini, Schumann und Hiller gehörten, gab es nicht wenige, die mehr durch die revolutionäre Idee, die er vertrat, und die Energie, mit der dies geschah, angezogen wurden, als durch seine Musik. Allein diesen Anhängern stand die geschlossene Masse der ungleich einflußreicheren Gegner gegenüber, deren leidenschaftlicher Haß mit seiner Berühmtheit wuchs und deren hauptsächlichste Wortführer Fétis, Scudo (in der Revue des deux mondes), Jouvin und Albert Wolff waren. Es war unter diesen Umständen verhängnißvoll, daß er, durch seine Lebenslage genöthigt, im Jahre 1835 die Stelle des musikalischen Kritikers am „Journal des Débats" übernahm, von der er erst im Jahre 1864 wieder zurücktrat. Denn wenn er den Gegnern, die trotz des zur Schau getragenen Hohnes und Spottes die Stärke seiner Begabung sehr wohl erkannten, hierdurch auch noch furchtbarer erscheinen mußte, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß er durch die rücksichtslose Offenheit seiner nur zu oft sarkastischen Urtheile die Zahl seiner Gegner nur noch vermehrte und deren Gehässigkeit steigerte. Bot doch seine mit den Jahren wachsende Vorliebe für das Massenhafte und Ungemeine ohnehin schon genug Blößen dar. Wohl hat er sich gelegentlich für einen Feind der lärmenden Musik ausgegeben und es fehlt seinen Compositionen nicht an Stellen unübertroffener Zartheit, ja einzelne, wie die „Flucht nach Aegypten", sind fast ganz von diesem Charakter. Auch hat er zuweilen gerade durch massenhafte Instrumentation zarten Wirkungen nur die nöthige Reinheit geben zu können geglaubt. „Bei fünf oder sechs Violinen — sagt er einmal — stört schon die Unreinheit einer einzigen, während bei 15 Violinen die Unreinheit von zwei oder drei Violinen fast verdeckt wird." Allein die Tausende von Instrumentisten und Sängern, die Berlioz für einzelne seiner Compositionen in Anspruch genommen hat, ausschweifende Versuche, wie der, das Duett zwischen Armide und Hidroat von 30 Sopran- und 30 Baritonstimmen singen zu lassen, beweisen zu deutlich, daß es ihm im Zarten, wie im Starken, nicht selten allzusehr auf das Unerhörte, alle früheren Wirkungen Ueberbietende ankam. Nach Jullien soll Berlioz an den alten musikalischen Formen fest gehalten und ihnen nur einen neuen Inhalt zu geben versucht haben. Doch muß er andererseits selbst darauf hinweisen, daß Berlioz der Symphonie eine ganz andere Gestalt gegeben hat, die gewissermaßen zwischen Theater und Concertsaal schwankt. Bei ihm vertritt der musikalische Satz immer eine Idee, einen Vorgang (das Motiv eine Persönlichkeit, die mit der Entwickelung desselben Leben gewinnt und zu einer handelnden wird). Berlioz ist reich an Melodien, aber der Reiz, die Bedeutung der Melodie liegt bei ihm nicht sowol in ihr selbst, als in der Verbindung mit der Harmonie, daher sie viel von ihrem eigenthümlichen Zauber verliert, wenn sie von letzterer losgelöst wird.

Am 5. Dec. 1837 wurde im Dome der Invaliden sein „Requiem" mit fünf Orchestern zur Aufführung gebracht. — Am 10. Sept. 1838 folgte die Oper „Benvenuto Cellini", die eine fast abfällige Aufnahme fand, viele beißende Kritiken und Caricaturen hervorrief und nur drei Wiederholungen erlebte. Am 24. Nov. 1839 führte er seine Phantasie „Romeo und Julia" in einem Concerte im Conservatoir vor. Der Erfolg, Anfangs zweifelhaft, steigerte sich etwas bei den Wiederholungen. Bei einem am 16. Dec. desselben Jahres stattfindenden Concerte wurde das Publicum durch eine seltsame Huldigungsscene zwischen Paganini und Berlioz überrascht. Zwei Tage später folgte ein Schreiben des berühmten Maestro, in welchem er Berlioz als Nachfolger Beethoven's feierte und ihm als Zeichen seiner Verehrung einen Wechsel von 20000 Francs übermittelte. Liszt, der damals in Paris war, soll später erklärt haben, daß Publicum und Berlioz hierbei die Dupes des Paganini'schen Geizes gewesen seien. Nach ihm hatte der berühmte Geiger die Pariser vornehme Welt damals gegen sich aufgebracht, indem er sich weigerte, in einem Wohlthätigkeitsconcerte zu spielen. Es sei zu fürchten gewesen, daß die von ihm damals angekündigten vier Concerte nur schwach oder gar nicht besucht werden würden. Da habe Jules Janin sich mit dem Vorschlag der gedachten Huldigungsscene und Schenkung ins Mittel geschlagen, durch deren Bekannt-

werden unfehlbar eine solche Umstimmung der öffentlichen Meinung zu erwarten gewesen sei, um nicht blos vier, sondern acht Concerte zu füllen. Jullien meint, daß diese Darstellung dem Charakter Paganini's entspreche, jedenfalls — obschon man lieber das Gegentheil glauben möchte — se non è vero, è ben trovato.

Die von Berlioz für die Feier des 10. Jahrestags der Julirevolution componirte Symphonie funebre et triomphale übte bei ihrer ersten Aufführung beim Festzug im Freien trotz der dabei verwendeten Massen keine Wirkung aus. Sie war ursprünglich nur für Blasinstrumente geschrieben und wurde in dieser Gestalt auch in der Salle Vivienne wiederholt. Später fügte Berlioz noch ein Streichorchester hinzu. 1841 wurde Berlioz beauftragt, Weber's „Freischütz" mit Recitativen und Balletmusik zu versehen, um in der großen Oper zur Aufführung gebracht werden zu können. Berlioz erklärte, daß nach seiner Meinung der Weber'schen Oper nichts zugefügt werden dürfe. Nur, weil seine Weigerung dieses Anfügen nicht hindern würde, er aber ein ebenso ergebener Bewunderer Weber's wie nur irgend ein anderer Musiker sei, wolle er die Recitative schreiben. Dagegen lehnte er ab, eine eigene Balletmusik zu verfassen. Er instrumentirte vielmehr zu diesem Zwecke Weber's „Aufforderung zum Tanze". Die Aufführung des so veränderten „Freischütz" hatte einen großen Erfolg, obschon Wagner nicht mit Unrecht gesagt: Berlioz habe ihn mit seinen Recitativen nicht nur entstellt, sondern auch verlangweilt. Es fanden in den nächsten fünf Jahren nicht weniger als 60 Wiederholungen statt.

Schon 1837 hatte Robert Schumann, welcher den Ruhm des französischen Meisters zuerst in Deutschland verkündet und hier auch, der erste, eines seiner Werke (die Ouverture zu den „Vehmrichtern" in Leipzig) zur Aufführung gebracht hatte, Berlioz aufgemuntert, nach Deutschland zu kommen, wo seine Werke besser als in Paris verstanden und gewürdigt werden würden. Gleichwol würde die Reise dahin ohne das Zerwürfniß Berlioz' mit seiner Frau und das Verhältniß zu der Sängerin Martin-Ricio, mit der er sie 1842 unternahm, wol noch immer nicht zu Stande gekommen sein. Sie wurde für ihn ein Triumphzug. Besonders waren es Weimar, wo Lobe und Chelard, Leipzig, wo Schumann und Mendelssohn, Dresden, wo Richard Wagner und Lipinsky, Braunschweig, wo die Gebrüder Müller, und Berlin, wo Meyerbeer ihn mit offenen Armen empfingen, die sich hierbei auszeichneten. So wenig wie diese Erfolge vermochten jedoch auch seine späteren Triumphzüge nach Oesterreich, Ungarn und Böhmen (1845), nach St. Petersburg und nach London (1847), wo er die Leitung des Orchesters von Drurylane übernahm, noch seine dritte große Kunstreise nach Deutschland 1853, noch der Erfolg, welche sein „Benvenuto Cellini" unter Liszt in Weimar, seine in Paris abgelehnte Faustsymphonie in Baden-Baden, seine „Flucht nach Aegypten" in Leipzig, Dresden, Hannover und Braunschweig fanden, noch die Huldigungen, welche der preußische König Friedrich Wilhelm IV., die russischen Großfürsten und der Herzog von Weimar seinem Genius darbrachten — seine Musik in den höheren Gesellschaftskreisen in die Mode, oder bei den Massen in Aufnahme zu bringen, oder den Widerstand in seinem eignen Vaterlande zu brechen. Eher schien es, als ob die Anerkennung des Auslands letzteren nur noch leidenschaftlicher machte. Noch nie waren die Urtheile der Journale absprechender, die Caricaturen beißender gewesen, als gerade jetzt, wol nie und nirgend ist einem Künstler von seinem Range und seiner Bedeutung überhaupt so übel mitgespielt worden, als ihm in Paris. Und doch, welche Liebe hegt er für dieses undankbare Paris! Als man ihm, dessen Leben fast bis zuletzt ein Kampf mit der Sorge war, 1845 in Wien die Stelle eines kaiserlichen Kapellmeisters antrug, schlug er sie aus, weil man ihm einen jährlichen Urlaub von vier Monaten nicht glaubte bewilligen zu können. Er weigerte sich, wie Schumann ihm rieth, seine Werke in Deutschland verlegen zu lassen, weil ihm dies wie eine Untreue an seinem Vaterland vorkam. Selbst ein bestrittener Erfolg in Paris wog ihm den größten Triumph im Auslande auf.

Zu jenen Erfolgen gehörte auch der des Te Deum, welches in St. Eustache von 1800 Sängern und einem Riesenorchester ausgeführt wurde, sowie die ersten Concerte der von ihm gegründeten Philharmonischen Gesellschaft und das Riesenconcert, welches er 1855 zur Feier der Preisvertheilung in der Halle der internationalen Ausstellung leitete. Allein jeder dieser Erfolge entfesselte nur aufs Neue die Wuth und den Spott seiner Gegner. Häusliches Unglück trat hinzu. Auch das Zerwürfniß mit Wagner fiel in diese Zeit. Nichts aber vermochte ihn in seinem künstlerischen Schaffen zu hemmen. Rastlos fuhr er fort, an seinem ihm so grausam bestrittenen Ruhme zu arbeiten. Damals entstanden die „Kindheit Christi", die zwei letzten Gesänge der „Tristia", die für Baden-Baden geschriebene komische Oper „Beatrice und Benedict" und sein letztes von ihm als Gipfel seiner Kunst betrachtetes Werk, die zweitheilige Oper „Die Trojaner", von denen der erste Theil nie aufgeführt worden ist, der zweite, am 4. Nov. 1863 zur Aufführung gebrachte, aber den wildesten Sturm der Verspottung gegen ihn heraufbeschwor. Nichtsdestoweniger erlebte er 20 Wiederholungen.

„Die Trojaner", in denen Berlioz auf Eindrücke seiner Kindheit zurückgegriffen hatte, waren das letzte Werk seines Lebens, das am 8. März 1869 erlosch. Wenn dieses Leben auch nur ein Kampf gewesen war, so war dieser Kampf doch ein ruhmreicher — wie er für den Kampf ja geboren zu sein schien. Nach seinem Tode aber legten sich die Leidenschaften, die sich gegen ihn im Leben erhoben hatten. Eine neue, ihm günstiger gestimmte Zeit brach damals an. Feste wurden zu seiner Erinnerung gefeiert, Statuen seinem Gedächtniß errichtet und es gereichte ihm nicht zum kleinsten Ruhm, daß bei Enthüllung seines Pariser Standbilds zu Füßen desselben von Seiten eines der begeistertsten Anhänger Richard Wagner's, von Hans Richter, ein Kranz niedergelegt werden konnte. Was bei uns der Weiterverbreitung seiner Werke hinderlich geworden ist — die Bedeutung des glücklicheren Genius Richard Wagner's — gereichte ihm, bei dem in seinem Vaterlande inzwischen erwachten Haß gegen alles Deutsche, gerade zur Förderung. Mit Recht weist Jullien darauf hin, daß ohne diese politischen Antipathien der Genius Wagner's ihn auch hier, trotz der Bemühungen Pasdeloup's, Lamoureux', Colonne's, in Schatten gestellt haben würde. Oder sind sein „Benvenuto Cellini", seine „Trojaner in Carthago" hier wieder neu aufgenommen worden? Sind seine „Beatrice und Benedict", seine „Eroberung Trojas" hier nicht noch immer unaufgeführt geblieben?

„Als Musiker — sagt Berlioz einmal — wird mir, wie ich hoffe, viel vergeben werden, weil ich viel geliebt." Wie Manches man ihm aber auch zu vergeben haben möchte, es wiegt gewiß nicht die Bewunderung auf, die er sich in schwerem Kampfe verdient. Fehler und Vorzüge gingen bei ihm immer nur aus der unerschütterlichsten künstlerischen Ueberzeugung hervor, und wie sehr man auch Ursache hat, seinen Geist, sein Genie zu bewundern, so hat seine künstlerische Selbsttreue, sein künstlerischer Charakter doch noch fast mehr Anspruch darauf.

Robert Prölß.

Bücherbesprechung.

☐ **Welt und Kirche.** Kirchliche Reden bei weltlichen Festen herausgegeben von Pfarrer Lic. Leonhardi. Erstes Heft. Reden bei Kriegerfesten, Gewerkschafts- und Innungsfesten. Leipzig, B. G. Teubner. — Dem geistlichen Amte sind in neuerer Zeit neue homiletische Aufgaben erwachsen, von denen frühere Geschlechter nichts gewußt. Hier gilt es, neue Bahnen zu brechen und den geistlichen Tact in der rechten Behandlung solcher Fälle, wie sie der Titel der vorliegenden Sammlung von geistlichen Reden andeutet, wo Kirche und Welt sich in eigenthümlicher Weise berühren, zu beweisen. Der unermüdliche Herausgeber, der den Zweig der geistlichen „Casualreden" seit langer Zeit mit besonderer Vorliebe pflegt, hat dem Bedürfniß nach Proben jener besonderen Species von Casualreden in sehr ansprechender und dem Zwecke entsprechender Weise genügt. Im ersten Theil der gegenwärtigen Sammlung bietet der Herausgeber Reden bei Kriegerfesten aus den Händen bewährter Mitarbeiter; vorwiegend Reden bei Fahnenweihen von Militär- und Kriegervereinen, sowie bei Enthüllungen von Kriegerdenkmalen. Der zweite Theil bietet Reden schwierigerer Art bei Weihen von Gewerkschafts- und Innungsfahnen, darunter auch eine bei der Fahnenweihe des deutschen Kellnerbundes, bei der Bauweihe einer neuen Eisenbahn, außerdem Reden bei Bergfesten, eine Species von Casualreden, die schon älteren Datums ist. Von sächsischen Geistlichen haben dieser Sammlung treffliche, zum Theil musterhafte Beiträge geliefert Pfarrer Dr. Ahner, Pfarrer Hickmann, Pfarrer J. Hübener, Pfarrer Kaiser (Aue), Diaconus Meier, Diaconus E. Müller, Diaconus Gust. Pasig, Diaconus Curt Schneider, Archidiaconus Dr. Suppe, Pfarrer Dr. Siedel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 62. Sonnabend, den 25. Mai. 1889.

Blicke auf die Geschichte der Albrechtsburg zu Meißen.

Die Geschichte der Albrechtsburg zerfällt naturgemäß in 5 Perioden. Indem wir die Hauptdaten dieser Perioden vorführen, erscheint es geboten, vielfach der Chronologie vorzugreifen und an die letzte Periode, die künstlerische Ausschmückung, anzuknüpfen, da durch dieselbe die geschichtliche Bedeutung der Burg zu lebensvoller Vergegenwärtigung gelangt ist.

Die erste Periode, die Vorgeschichte der Burg, führt uns in jene Zeit zurück, da das Germanenvolk im harten Ringen mit Slaven und Ungarn seine Selbständigkeit siegreich erkämpfte und kraftvoll bewahrte. König Heinrich, der ritterliche Held, der treue Hort seines Reiches, richtete die sinkende Macht Deutschlands von Neuem auf und begründete namentlich an den Marken des Deutschen Reiches feste Punkte, „daran sich zerschellte der Feinde tobende Macht". Mit strategischem Scharfblick erkannte er, „das nicht wenig darzu dienen möchte / wenn an der Grenze etliche Stedte / vnd sonderlich am Schlupfloch der Elben eine Brustwehr gebawet / vnd mit Manlichem Kriegsvolk besetzet würde / dafür die Feinde einen abschew / vnd das Land gewissen Schutz hette".[1]) Und so ließ König Heinrich 928 „den Schloßberg gegen Mitternacht reumen / die Bewn vnd Streuch außroden / gleich ebenen / vnd ein wol verwahret fest Schloß / beydes zu einer Pasten vnd Brustwehr / vnd zu einer fürstlichen Wohnung / bawen vnd zurichten Auff welchem nachmals je vnd allewege die Meißnischen Marggraffen jhr Hofflager gehalten / welches erstlich von den Feinden vielmal vberfallen / eingenommen vnd zurstöret / vnd von den Marggraffen stets wieder gebawet vnd erhalten". Die Burg, den Mittelpunkt der Markgrafschaft Meißen bildend, entsprach ihrem Zweck, ein sicheres Bollwerk gegen die Feinde des sich immer kräftiger entwickelnden Deutschthums zu sein, vollständig. So lange nicht die weittragenden Feuerwaffen die Veste von den westlich und nördlich gelegenen Höhen aus bedrohten, war sie schwer einzunehmen. Vergeblich bemühte sich im Jahre 1015 der Polenherzog Mesico mit seinen Horden, die Burg zu erstürmen. Die kleine Burgbesatzung hielt wacker Stand, und heldenmüthige Bürgersfrauen unterstützten die muthigen Vertheidiger, indem sie Steine auf die anstürmenden Feinde herabschleuderten und ein entstandenes Feuer rasch entschlossen mit Meth löschten. Ueber die ferneren Schicksale der Burg sind nur spärliche Urkunden vorhanden. Als Residenzschloß ist es dauernd nicht benutzt worden; denn die Meißner Markgrafen liebten ihren Herrschersitz öfter zu wechseln. Das enge Zusammenleben dreier Machthaber — Markgraf, Burggraf und Bischof —, die in drei eng zusammenliegenden Schlössern residirten, führte wahrscheinlich zu Reibereien, die denselben den Aufenthalt in Meißen verleideten.[2]) Denn auch von dem Meißner Bischof wird berichtet, daß er sich weniger in der Metropole seines Sprengels, als in dem Schloß zu Stolpen aufhielt. Doch blieb das alte „Misni" mit seinen Festungswerken, mit seinem freien Domstift, seinen zahlreichen Kirchen und Klöstern und einem wohlhabenden Bürgerstande immerhin ein wichtiger Sitz der Landesregierung, die mit Konrad von Wettin, den die vaterländische Geschichte mit Recht den „Großen" nennt, zu ganz besonderer Bedeutung gelangte.

Der Vorgeschichte der Burg, welche mit dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen abschließt, ist die Ausstattung des großen Kirchensaales, der sich unmittelbar an die Eingangspforte schließt, gewidmet. Dem Eingang gegenüber prangt das Bild „Gründung Meißens durch Heinrich I.". Hieran schließt sich an der anstoßenden Wandfläche die Darstellung des „Kampfes mit dem Polenherzog Mesico" und „der Einzug Konrad's von Wettin in das Meißner Schloß". An den übrigen Wandflächen erscheinen die Gestalten der Wettiner Fürsten von Otto dem Reichen, dem Sohne Konrad's, bis zu Friedrich dem Sanftmüthigen. Sämmtliche Bilder dieses Raumes sind von dem Historienmaler Anton Dietrich gemalt.

Ueber fünf Jahrhunderte hat das alte Markgrafenschloß allen Kriegsstürmen Stand gehalten, „vnd da es endlich sehr eingegangen vnd bawfellig worden / vnd das Bergkweg auff dem Schneeberg / Anno 1471 mit gewalt angegangen / vnd große Ausbeut gefallen / hat Hertzog Albrecht Ernesti Bruder / das Newe Schloß von grundt aus herrlich mit gewelben vbereinander / als zwei vnter vnd drey vber der Erden erbawet".[3])

Mehr vielleicht noch als die Baufälligkeit des Schlosses veranlaßte der sich mehr und mehr steigernde Luxus der Zeit, der seinen Ausdruck auch in stilvollen Prunkbauten suchte, einen Neubau.[4])

Damit treten wir in die zweite Periode der Schloßgeschichte ein. Das neue Schloß, dessen Bau im Jahre 1471 begann und das 1483 so weit vollendet war, daß die inneren Räume bezogen werden konnten, sollte seiner ursprünglichen Bestimmung nach den beiden fürstlichen Brüdern Ernst und Albrecht, welche zu jener Zeit die sächsischen Länder gemeinsam regierten und welche schon im alten Schlosse „eines Tisches und einer Schüssel" gebrauchten, zur gemeinsamen Residenz dienen. Dem entsprechend wurde es auch groß und geräumig angelegt. In den reichen Mitteln, welche die Ausbeute der ergiebigen Schneeberger Silbergruben lieferte, und in der Berufung eines genialen und sachkundigen Baumeisters, des Arnold von Westfalen, waren die Voraussetzungen gegeben, daß das Schloß zu einem herrlichen Kunstwerk edler Gothik gedieh, dem nur wenig ähnliche Bauten zur Seite gestellt werden können.

Das Schloß besteht seiner horizontalen Ausdehnung nach aus zwei Theilen: aus dem sich an den Dom anlehnenden Haupttheil und dem sich rechtwinklig anschließenden kleineren Flügel, Frauenhaus oder Kemenate genannt. Nach der verticalen Ausdehnung sind folgende Theile zu unterscheiden: zwei gewölbte Kellergeschosse, welche 1200 Faß (ca. 6000 hl) Wein aufnehmen können, drei gewölbte Geschosse über der Erde, ein Giebelerkergeschoß mit flachen Holzdecken und das Tabulat oder der Boden. Von den zwei Wendeltreppen, welche in Thürme eingebaut sind, wird namentlich die eine, nach dem Hauptflügel führende als ein eigenartiges und seltenes Meisterwerk der Baukunst bezeichnet. In einem Thurm, welcher in Form eines halben Achtecks aus der Front hervortritt, führt diese Treppe, der große Wendelstein genannt, in 113 Stufen um eine hohle Steinsäule bis zum obersten Stockwerke. In jedem der Stockwerke erweitert sich der Thurm zu offenen gewölbten Galerien mit Altanen, die nach außen mit vorzüglichen steinernen Reliefbildern geschmückt sind. Dem prächtigen Aeußeren entsprechend erscheint auch das Innere des Schlosses in „ernster grandioser Pracht". Die herrlichen Wölbungen, meist durch zwei Mittelpfeiler gestützt, zeigen in ihren Ver-

[1]) Geschicht vnd Zeitbüchlein der weitberühmeten Churfürstlichen Stadt Meissen von Laurentinus Faustus. 1588.

[2]) Vergl. Schiffner, Handbuch über das Königreich Sachsen.

[3]) Faustus, Geschicht u. Zeitbüchlein.

[4]) Vergl. Prof. Dr. Milberg, Die Albrechtsburg zu Meißen.

zierungen und namentlich in dem Laubwerk der Knäufe eine überraschende Mannigfaltigkeit.[5]) Die wohnliche Ausstattung des Schlosses ist allerdings zu keiner Zeit eine der reichen Architektur entsprechende gewesen; denn das Interesse an dem Bau ging noch vor der vollständigen Vollendung desselben verloren. Kurfürst Ernst, der mit einer rührenden Liebe an „seinem geliebten Meißen“ hing, sodaß er ausdrücklich wünschte, hier „sein letztes Ruhestättlein“ zu finden, verlor 1485 durch die Theilung seinen Antheil an Meißen und Herzog Albrecht, von 1487 bis zu seinem Tode durch Kriege aus seinem Lande fern gehalten, verlegte die Residenz noch während des Baues nach Dresden. Nach dem erhaltenen ältesten Inventarium[6]) der Albrechtsburg vom Jahre 1538, das also ein Bild der ersten Einrichtung geben dürfte, ist die innere Ausstattung eine durchaus dürftige gewesen, die nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen konnte. Das betreffende Inventarium führt nur Tische, Siedelbänke, Wäsche u. s. w., aber von den üblichen Schmuckgegenständen, als Teppichen, Kronleuchtern, Bildern u. s. w., nicht einen einzigen auf. Wir dürfen uns also das Schloß nicht, wie früher vielfach irrthümlich angenommen worden ist, als Mittelpunkt glanzvoller Hoffeste denken; denn nur vorübergehend, wenn der Hof fürstlichen Beisetzungen beiwohnte, oder wenn besondere Berathungen gepflogen wurden, oder zum einsamen Stillleben fürstlicher Personen, wie von der Gemahlin Albrecht's, die sich hierher zurückzog, um „völlig ihrem Herrgott zu dienen bei dem löblichen Stift“, wurde das neue Schloß benutzt. War somit das Schloß nicht berufen, als eigentliche Residenz zu dienen, so wurde es doch in den nach der Erbauung folgenden zwei Jahrhunderten, die wir als die 3. Periode der Schloßgeschichte bezeichnen, Zeuge wichtiger Ereignisse, insbesondere wurde es von dem belebenden Geisteshauch der Reformation und den leider daraus folgenden blutigen Kriegen mit berührt. Die Reformation, welche im ernestinischen Sachsen ihre Wiege gefunden hatte, wurde unter der Regierung Georg's des Bärtigen aus dem Meißner Lande mit den härtesten Gewaltmitteln ferngehalten.[7]) Ja prunkvoller römischer Heiligendienst stand fast nirgends in höherer Blüthe als im Herzogthum Sachsen und insbesondere in Meißen. Im Dom zu Meißen wurde in jener Zeit Gott gedient durch „Meßhalten / vnd anderen Ceremonien vnd Kirchengebreuchen / dergleichen man in Deutschland oder auch wohl zu Rom nicht funden / Sonderlich wie vom Churfürsten Ernesto eine Stifftung verordnet worden / das in der Thumkirch / Tag vnd Nacht / ohn unterlas gesungen worden“.[8])

Den Höhepunkt erreichte dieser prunkvolle Ceremoniendienst im Dom, in welchem außer den 56 Hauptaltären noch Tragaltäre aufgestellt waren, durch die Canonisation des Bischofs Benno, dessen marmornes Grabmal, das sich in der Mitte der Domkirche erhob, der wunderthätige Sammelpunkt zahlreicher Wallfahrer wurde.[9]) 1539 starb Georg und bei seiner Beisetzung im Dom sollte sich hier zum letzten Mal die Pracht des katholischen Cultus entfalten. Als die Seelenmessen begannen, verließ der evangelisch gesinnte Heinrich, der Bruder und Nachfolger Georg's, den Dom, um sich in der Schloßkapelle der Albrechtsburg von seinem Hofprediger Lindenau eine Predigt über die Hinfälligkeit alles Irdischen halten zu lassen. In der Albrechtsburg wurde somit die erste evangelische Predigt im Herzogthum Sachsen gehalten. Bald aber sollten die Räume der Burg von den Tritten roher Krieger widerhallen. Im Jahre 1547 kam Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige mit seinem Heere nach Meißen, und ohne erheblichen Widerstand zu finden, nahm er die Burg ein. Als derselbe abgezogen war, erschien das kaiserliche Heer unter Führung des römischen Königs Ferdinand, welcher gleichfalls auf der Albrechtsburg Rast hielt. Vielfach wird angenommen, daß Kaiser Karl V. selbst in dem Schlosse Aufenthalt genommen habe. Ein kaiserlicher Brief, ein „Salva Guardia, geben vor der Stadt Meißen den 23. April 1547“, den die Stadt auf ihr Ansuchen von Karl V. erhielt, und der heute noch im Meißner Rathsarchiv zu finden ist[10]), scheint diese Annahme zu bestätigen. Karl V. soll bei seinem Ausblick vom Schloß von der herrlichen Landschaft entzückt gewesen sein und sie den schönsten Gegenden Italiens gleich gestellt haben. Während des Schmalkaldischen Krieges wurde auch die Universität Leipzig auf kurze Zeit nach der Albrechtsburg verlegt, da der Stadt Leipzig eine harte Belagerung drohte. Ein farbenprächtiges Gemälde von Aug. Spieß in München: „Einzug der Leipziger Studenten in Meißen“ erinnert in der kleinen Appellationsstube der Burg an dieses Ereigniß.

Ehe wir nun zu den grauenvollen Ereignissen gelangen, welche die Burg während des 30jährigen Krieges betrafen, führt uns die Geschichte der Burg noch einige freundliche Bilder vor, und zwar zunächst ein Bild standhaften Kampfes des Protestantismus gegen Kaiser und Papst. Im Jahre 1548 berief nämlich Kurfürst Moritz eine gelehrte Versammlung in die Albrechtsburg, „den ersten conventum zur Deliberation vom Interim“ (Augsburger Interim). Es wurde zwar von der Versammlung „zur gewissen Antwort gänzliches nicht beschlossen“[11]); aber dieselbe einte sich zum entschiedenen Widerspruch gegen die Annahme des kaiserlichen Interims. „Nicht Streit wolle man; aber Gottes Wort könne Niemand, der es für eine Fabel hielt, ändern.“[12]) Ein prächtiges Gemälde, vom Historienmaler Marshal in Breslau ausgeführt, führt uns in der großen Appellationsstube diese Versammlung in lebenswahren Gestalten vor. Die anderen zwei Bilder aus der Geschichte der Burg charakterisiren das gesegnete Wirken des „Vater August“. 1572 berief Kurfürst August eine Versammlung von Juristen und Staatsmännern in das Schloß, die eine Prozeßordnung entwarfen, welche die Grundlage zu den späteren „Constitutionen Kurfürst August's“ bildete. Zeigt uns dieses Bild den Kurfürsten als Beschirmer des Rechts, als „den Gesetzgeber Sachsens“, wie ihn die Geschichte nennt, so führt uns das zweite ihn als Volkswirth vor. In seiner rastlosen Sorge für das wirthschaftliche Aufblühen seines Landes richtete er 1566 in den Räumen der Burg eine Sammetmacher-Werkstätte ein, die freilich den Erwartungen nicht entsprach und bald wieder aufgehoben wurde. Ein Raum der Albrechtsburg im Obergeschoß führt heute noch den Namen „Sammetmacherstube“.

Sehr hart trafen die unheilvollen Wogen des 30jährigen Krieges die Stadt Meißen und insonderheit auch das Schloß. Bald hausten hier kaiserliche, bald schwedische Truppen mit roher Gewalt. 1621 drohte der Burg die Gefahr, in einen Trümmerhaufen zu verfallen; denn man hatte in den Schloßräumen 300 Ctr. Pulver untergebracht. Im Jahre 1647 wurde das Schloß von dem schwedischen General Königsmark, welcher von Torstenson die Ordre erhalten hatte, „sonderlich auf beiden Seiten der Elbe nächst umb Dresden alles auf etzliche Meilen abzubrennen und kahl zu machen,“ erobert und geplündert. In welcher Weise das Schloß durch die Schweden mitgenommen worden war, bekundet der Bericht des Amtsschößers Köhler vom Jahre 1656. Derselbe klagt in dem Bericht, daß „von denen Soldaten die Thüren und Fenstern zerschlagen, die Schlösser an den Thüren und was nur zu erlangen gewest, weggenommen, auch das Pflaster an vielen orthen aufgehoben worden“ und daß von dem Gesindel, das das Schloß, „welches zeithero meist aufn gestanden, durchlaufe, selbst des überaus schönen Wendelsteins, die Schnecke genannt, welche mit sehr viel 1000 fl. nicht erbauet“, nicht verschont worden sei.

Im Jahre 1671 ordnete der prachtliebende Kurfürst Johann Georg II., welcher dem Schlosse den officiellen Namen „Albrechtsburg“ beilegte, eine umfassende Renovation desselben an, die aber erst unter seinen Nachfolgern Johann Georg III. und Johann Georg IV. ausgeführt wurde. Aus den Inventarien von 1680 und 1698 ist zu ersehen, daß diese Ausstattung zwar die verhältnißmäßig reichste, immerhin aber noch eine bescheidene war.[13]) Besonders erwähnt sei, daß in diesen Inventarien zum ersten Male auch Schmuckgegenstände, als Hirschköpfe mit Geweihen, Bilder, Teppiche u. s. w., verzeichnet sind. Dem Baustil des Schlosses aber war die Ausstattung nicht entsprechend, sondern sie war in dem von Frankreich beeinflußten Geschmack des ausgehenden 17. Jahrhunderts ausgeführt. Nicht lange sollte sich die Burg ihres neuen Schmuckes erfreuen; denn im Jahre 1710 wurde dieselbe von Kurfürst August dem Starken der neubegründeten kurfürstl. Porzellanfabrik eingeräumt, nachdem Böttger, der geniale Erfinder des

---

[5]) Vergl. L. Puttrich, Baudenkmäler des Mittelalters.

[6]) Die künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meißen von Dr. Wilhelm Roßmann, 1878.

[7]) Vergl. „Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen“ von Böttiger-Flathe, I. Bd. S. 567.

[8]) Faustus Geschicht u. Zeitbüchlein der Stadt Meißen.

[9]) Vergleiche M. Johann Friedr. Ursinus, Die Geschichte der Domkirche zu Meißen, Seite 111 flg; Joh. Ludwig Rühling, Geschichte der Reformation zu Meißen, Seite 23, u. Dr. O. G. Schmidt, Blicke in die Kirchengeschichte der Stadt Meißen.

[10]) Dieser Schutzbrief befindet sich zur Zeit als Depositum im Archiv des „Meißner Geschichtsvereins“.

[11]) Faustus, Geschichte u. Zeitbüchlein.

[12]) Milberg, Die Albrechtsburg zu Meißen.

[13]) Dr. Roßmann, Die künstlerische Ausschmückung d. Albrechtsburg.

Porzellans, schon von 1705 bis 1706 sein Laboratorium hier aufgeschlagen hatte.[14])

Mit diesem für die Entwickelung der sächsischen Industrie hochbedeutsamen Ereignisse beginnt die vierte Periode der Burggeschichte: Die stolze Albrechtsburg ein Fabrikraum. Der Bilderschmuck des sogenannten Böttger-Zimmers der Burg, in welchem Böttger gearbeitet haben soll, erinnert in zwei von Paul Kießling gemalten Bildern an diese Periode. Auf dem ersten dieser Bilder, welche sich durch eine eigenartig schöne Beleuchtung der Figuren auszeichnen, erblicken wir Böttger in seinem Arbeitszimmer; auf dem anderen sehen wir, wie er den Kurfürsten in die Geheimnisse seiner Kunst einweiht. So war denn die herrliche Burg zum Fabrikraume herabgesunken; „die fürstliche Herrlichkeit lag verschüttet darnieder“, und selbst der historische Name „Albrechtsburg“ schien verloren zu gehen, da die Burg im Munde des Volkes meist nur als „die Fabrik“ bezeichnet wurde.[15]) In der ersten Zeit des Fabrikbetriebes wurden die architektonischen Schönheiten der Schloßräume kaum geschädigt; als sich aber der Betrieb der Porzellanfabrikation immer mehr erweiterte und sogar der Dampf zur Anwendung gelangte, sahen alle Kunstfreunde mit Bangen auf das erhabene Bauwerk, und der Wunsch, der Porzellanfabrik, die seit 1832 der Staatscasse nicht unbedeutende Ueberschüsse zuführte, besondere Räume anzuweisen, gestaltete sich zu einer dringenden Forderung, der man auch an maßgebender Stelle bereitwilligst Gehör schenkte. Die Landstände bewilligten auf Antrag der Staatsregierung die erforderlichen Mittel zu einem Neubau, der die Fabrik 1863 in ihre zweckentsprechenden schönen Räume aufnahm. Nachdem nun die Porzellanfabrik aus den Schloßräumen entfernt war, galt es nicht nur, das Schloß baulich zu erneuern, sondern es machte sich auch der berechtigte Wunsch geltend, demselben eine seinem herrlichen Baustil entsprechende künstlerische Ausstattung zu geben.

Mit der Verwirklichung dieses Wunsches treten wir in die letzte Periode der Geschichte des Schlosses ein. Die erste Restaurationsarbeit, die unter Leitung des Oberlandbaumeisters Haenel ausgeführt wurde, beschränkte sich darauf, alle Einbauten, welche der Fabrikbetrieb nothwendig gemacht hatte, zu entfernen, die beschädigten Wölbungen und Pfeiler in ihrer ursprünglichen Form herzustellen, die Fußböden zu erneuern, neue Thüren und Fensterverglasungen einzusetzen 2c. Durch dieses Erneuerungswerk, das bis zum Jahre 1875 vollendet war, traten nun die originellen Schönheiten des inneren Baues von Neuem wieder hervor; aber die kahlen Wandflächen und nackten Gewölberippen mahnten auch zu einer Weiterführung des begonnenen Werkes. Bei dem regen Interesse, das der hochselige König Johann der alten Stammburg seines Hauses entgegenbrachte, und bei der Würdigung, die das begonnene Restaurationswerk von Seiten der Landstände fand, konnte es dem kunstsinnigen Staatsminister Frhrn. v. Friesen, dem ein Hauptverdienst an der Förderung dieses Werkes gebührt, nicht schwer fallen, die nöthigen Mittel zu einer künstlerischen Ausschmückung der Burg zu erlangen. 1873 bewilligte der Landtag zu diesem Zwecke die Summe von 230 000 ℳ und überwies noch 271 900 ℳ zur Wiederherstellung und Erneuerung einiger zum Schloßgebiet gehöriger Gebäude. Unter Leitung des Oberlandbaumeisters Haenel wurde zunächst der alte Thorthurm am Eingang zum Schloßbereich erneuert und von dem Historienmaler Wilh. Walther in Dresden mit zwei Sgrafitto-Gemälden, darstellend den Kampf des Ritters Georg mit dem Lindwurm und den Evangelisten Johannes, geschmückt. Von dem Thorthurm wurde eine neue Zinnenmauer bis zum Kornhaus geführt, das gleichfalls vollständig erneuert wurde. Das Erdgeschoß ist zu einem Marstall und die oberen Etagen sind zu Wohnräumen eingerichtet worden. An Stelle des alten Brennhauses wurde eine dem Stile der Burg angepaßte, nach dem Schloßhofe offene Galerie erbaut, welche eine Verbindung zwischen Kornhaus und Schloß herstellt, und endlich wurde der „Königl. Burgkeller“ neu erbaut. Den Plan der inneren Ausschmückung entwarf im Auftrage des königl. Finanzministeriums der Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Roßmann, dem auch die Oberleitung der Ausführung übertragen wurde. Der leitende Gedanke seines Ausschmückungsentwurfes war: „Die Geschichte der Burg und die Geschichte des fürstlichen Hauses, soweit dieselbe zu der ersteren in Beziehung tritt, in historischen Gemälden, Landschaften und Architekturbildern, sowie in plastischen und gemalten Einzelfiguren zur Darstellung zu bringen. Inschriften, aus Chroniken gezogen, beziehungsweise Sinnsprüche, ja historische oder doch für die Burg bedeutsame Lieder sollten dabei ergänzend zur Verwendung kommen und dazu dienen, die den Räumen anhaftende geschichtliche Reminiscenz für Jedermann zur Wirkung zu bringen.“[16]) Entsprechend diesem Entwurf, welcher die Genehmigung Sr. Maj. des Königs fand, ist der Raum, den der Besucher des Schlosses zuerst betritt, der große Kirchensaal, in seinem Bilderschmuck, wie schon erwähnt wurde, der Vorgeschichte der Burg gewidmet. Die übrigen Räume dieses Geschosses erinnern in ihrem reichen Schmuck an die Geschichte jenes „mannhaften und ruhmwürdigen Fürsten, dessen Namen die Burg trägt“. Und zwar ist der große Bankettsaal mit den von Prof. Erwin Oehme gemalten Bildern: „Der Prinzenraub“, „Turnier des jugendlichen Prinzen Albrecht im Schloßhof zu Pirna“ und „Belehnung der Prinzen Ernst und Albrecht“, der Jugendgeschichte und der kleine Bankettsaal den „persönlichsten Beziehungen und Schicksalen Albrecht's“ gewidmet, während die Bilder der übrigen Räume der 1. Etage hauptsächlich seine Mannesthaten verherrlichen. In dem kleinen Bankettsaal erblicken wir außer einem größeren Bild, „Darstellung der Verlobung des jugendlichen Prinzen mit der neunjährigen böhmischen Prinzessin Zedena“, gemalt von Professor Hofmann, 4 Landschaften von Friedr. Preller jun., die zu den persönlichen Erlebnissen Albrecht's in ganz besonders inniger Beziehung stehen: Schloß Grimma, Albrecht's Geburtsort, Schloß Eger, der Ort seiner Verlobung, Schloß Tharandt, sein Lieblingsaufenthalt, und der Dom zu Emden, wo sein Herz bestattet liegt. Einen besonderen Schmuck hat dieses Zimmer durch das herrliche Mobiliar erhalten, das, nach Zeichnungen des Hofrath Graff ausgeführt, Ihren königl. Majestäten zur Feier des silbernen Ehejubiläums von den Kreisständen dargebracht worden ist. Von den von Prof. Julius Scholtz gemalten Bildern, welche die Räume rechts vom großen Kirchensaal schmücken und die Heldenthaten Albrecht's vorführen, erwähnen wir besonders „Albrecht beim Ueberfall von Neuß“, „Das Gefecht bei dem Schlosse Regau in Ungarn“ und „Die Eroberung von Arschot in Flandern“. Der Bilderschmuck der Räume in der II. Etage ist der Zeit nach Albrecht bis zur Einrichtung der Burg als Porzellanfabrik gewidmet. Außer den schon erwähnten Bildern, welche sich auf geschichtliche Vorgänge in der Burg selbst beziehen, sind noch folgende namhaft zu machen: „Der Tod des Kurfürsten Moritz nach der Schlacht bei Sievershausen“, gemalt von James Marshal, ein Bild von Leonhard Gey, welches das gesegnete Walten des Kurfürsten August und seiner Gemahlin Anna veranschaulicht, und in der kleinen Appellationsstube, dem sog. Weißen Zimmer, die „Eröffnung der Fürstenschule zu St. Afra durch den Kurfürsten Moritz im Jahre 1543“, gemalt von Aug. Spieß. Dieses letztere Zimmer ist wie der kleine Bankettsaal durch Mobiliar geschmückt; dasselbe wurde Ihren königl. Majestäten zur Feier des silbernen Ehejubiläums vom Meißner Gewerbeverein als Huldigungsgeschenk dargebracht. Von den übrigen Räumen der zweiten Etage erregt nur noch die Wappenstube ein besonderes Interesse. Der Bilderschmuck derselben, von Hofmaler Theodor Choulant ausgeführt, besteht außer den vier Wappen von Sachsen, Meißen, Thüringen und Landsberg aus mehreren Landschaften: Schloß Wettin, die Albrechtsburg, Schloß Dresden, Veste Coburg, Schloß Torgau und Burgberg zu Landsberg.

Sämmtliche Bilder sind in Wachsfarben auf die Wandflächen gemalt. Die freien Wandflächen, insbesondere auch die Säulenschäfte und Gewölberippen, sowie die Deckenfelder sind, den Angaben des Prof. Händel in Weimar entsprechend, nach gothischen Mustern farbig decorirt. Die reichste Decoration hat der große Bankettsaal erhalten. Außerdem hat dieser Raum noch einen besonderen Schmuck in sieben Statuen erhalten, darstellend fürstliche Personen, welche für die Geschichte der Burg eine besondere Bedeutung erlangt haben: Konrad der Große, Heinrich der Erlauchte, Friedrich der Streitbare, Albrecht der Beherzte, Georg der Bärtige und Johann Georg II. Diese Statuen sind im Atelier des Bildhauers Franz Schneider in Leipzig in Lindenholz ausgeführt worden. Die Räume des Giebelergeschosses, welche dem der zweiten Etage ganz entsprechen, haben keinen Bilderschmuck erhalten, sondern sie sind nur durch zum Theil sehr reiche nach alten Mustern ausgeführte Decorationsmalereien geschmückt. Besonderes Interesse beanspruchen in diesen Räumen die schönen altdeutschen, theilweise reich decorirten Holzdecken.

Nachdem das Schloß in einer so sinnigen und überaus reichen Weise ausgestattet war, wandte sich dieser alten Fürstenburg das

[14]) Paul Reinhardt, Die Stadt Meißen.

[15]) Millerg, Die Albrechtsburg zu Meißen.

[16]) Dr. Roßmann, Die künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meißen, Seite 16 flg.

Interesse der weitesten Kreise um so mehr zu, als die Räume derselben der Besichtigung stets geöffnet stehen. In den letzten vier Jahren allein erfreuten sich über 105 000 Besucher an dem neuen „Prachtgewand" der Burg, in welchem die Vergangenheit der Burggeschichte „durch die Kunst zu idealer Vergegenwärtigung gelangt". Besonders ausgezeichnet wurde die neuverjüngte Burg durch bedeutungsvolle Festlichkeiten, die Se. Majestät der König Albert höchsteigen veranstaltete oder die er huldvollst genehmigte und durch seine Gegenwart verherrlichte. Am 5. September 1885, am Tage nach der Vollendung des Restaurationswerkes[17]), feierte Se. Majestät der König mit seinen getreuen Landständen das Fest des 50jährigen Bestehens der sächsischen Constitution durch ein Festmahl, das in dem großen Bankettsaale der Albrechtsburg stattfand. Wenige Tage darauf, am 16. September, wohnte Se. Majestät der König mit den Gliedern seiner hohen Familie dem Künstlerfest bei, das, von Dresdner Künstlern veranstaltet, zu Ehren der in Dresden tagenden Delegirtenversammlung der „Deutschen Kunstgenossenschaft" in den Räumen der alterthümlichen Burg abgehalten wurde. Der historische Festzug, einen Jagdzug des Herzogs Albrecht mit großem Gefolge darstellend, langte, von Dresden kommend, gegen Mittag mit mehreren Extradampfern in Meißen an und wurde am Markt von den Meißner Rathsherren empfangen. Sodann wurde derselbe von Götz von Berlichingen und dessen Begleitern nach der Burg geleitet, woselbst die Künstler, „die berufen, was groß und schön zu pflegen und zu wahren, frei zu gestalten und zu offenbaren im deutschen Sinn und Geist," vom Genius der Kunst „auf dem Markstein deutscher Kunst und deutscher Macht" begrüßt wurden. Hieran schloß sich ein Festspiel, „die Darstellung der Uebergabe des Schlüssels der neuerbauten Burg durch den Baumeister Arnold von Westfalen an Herzog Albrecht". Nachdem den Künstlern noch von den Meißner Rathsherren durch geschmückte Winzer und Winzerinnen eine Spende Meißner Weines dargebracht worden war, entfaltete sich in dem Burghofe und in den Parterreräumen des Schlosses ein buntbewegtes Bild fröhlichen ungezwungenen Treibens, das lebhaft in jene Zeit zurück versetzte, in der Meißen einstmals „seine erste Blüthezeit" erreicht hatte.[18]) Im folgenden Jahre war es die Anwesenheit des Deutschen Kaisers Wilhelm I. und hoher Fürstlichkeiten zum Herbstmanöver des sächsischen Armeecorps, welche für die Albrechtsburg bedeutungsvoll wurde. Am 19. September erschien, vom Manöverfeld bei Riesa kommend, Se. Majestät König Albert in Begleitung der königl. Hoheiten Kronprinz Friedrich von Preußen, Prinz Albrecht von Preußen, Großfürst Wladimir von Rußland und Großherzog von Mecklenburg (mit den zum Ehrendienst befehligten Officieren), um mit diesen höchsten Herrschaften die Albrechtsburg unter Führung des Geh. Hofrathes Dr. Roßmann zu besichtigen. Kaiser Wilhelm war nicht anwesend, sondern dieser hatte sich direct vom Manöverfelde nach Dresden zurück begeben. Den letzten wichtigen Act der Schloßgeschichte hat der 15. September 1884 zu verzeichnen. An diesem Tage überreichte hier eine Deputation sächsischer Officiere unter Führung Sr. Exc. des Kriegsministers v. Fabrice Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Georg ein von dem Schlachtenmaler Oberstlieutenant v. Götz gemaltes prachtvolles „Manöverbild". Dieses Bild war ursprünglich bestimmt gewesen, den königl. Hoheiten Prinz und Prinzeß Georg zum silbernen Ehejubiläum am 9. November 1883 als Ehrengabe der Officiere des sächsischen Armeecorps dargebracht zu werden. Der Tod der Prinzessin Georg hatte leider dieses Vorhaben vereitelt, und darum wurde das Bild auf Wunsch Sr. Maj. des Königs Sr. königl. Hoheit am 15. September, am Jahrestage des großen sächsischen Kaisermanövers des Jahres 1882, überreicht. Die Ueberreichung geschah im großen Kirchensaal durch Se. Exc. den Kriegsminister, welcher die Gabe „als Erinnerungszeichen an die hohe dankbare Verehrung und die treue Liebe, in welcher die Truppe ihrem durchlauchtigsten commandirenden General ergeben ist" bezeichnete. Se. königl. Hoheit erwiderte: „Ich nehme das Geschenk dankbar an und werde es stets in Ehren halten als ein theures Andenken an das 12. Armeecorps, dessen Wohl und Wehe, Ehre und Ruhm ich allezeit im Herzen getragen habe." An die Ueberreichung dieses Geschenkes schloß sich ein Festmahl, das Se. Maj. der König Albert, der mit seiner königl. Gemahlin zu dieser Feier erschienen war, den deputirten Officieren veranstaltete.

So ist denn die altehrwürdige Burg, deren Geschichte Jahrhunderte lang nur düstere und einförmige Bilder zu verzeichnen hatte, in der neuesten Zeit wiederum zu geschichtlicher Bedeutung gelangt, und fürstlicher Glanz hat sich von Neuem in ihren Räumen entfaltet.

Wir schließen unsere geschichtliche Skizze mit dem Wunsche, welcher sich in einem alten Spruche, der auch in einem Raum der Albrechtsburg prangt, ausdrückt:

Deutsche Burg und deutsches Land,
Schirm dich Gottes starke Hand!

Meißen. E. Rasche.

[17]) Eine Tafel, an der Galerie, welche Schloß und Kornhaus verbindet, enthält folgende Inschrift: „Am 4. September 1881 als am Jahrestage der Verfassung Sachsens unter der gesegneten Regierung Sr. Maj des Königs Albert ist die Erneuerung und Ausschmückung dieser von dem ruhmreichen Ahnherrn Albrecht dem Beherzten im J. 1471 erbauten Stammburg des Königshauses vollendet worden: ein Denkmal der Liebe zwischen Fürst und Volk."

[18]) Schiffner, Handbuch über das Königreich Sachsen.

Bücherbesprechungen.

W—k. **Die Handelskorrespondenz in französischer und deutscher Sprache.** Ursprünglich herausgegeben von J. Schanz und Fr. Courvoisier und versehen mit einer Anleitung zur leichteren Erlernung des kaufmännischen Briefstils. Neu geordnet und durchgesehen von H. P. Skelton, D. Kaltbrenner und B. F. Dénervaud. 15. vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von Director Dr. Chr. Vogel in Genf. Leipzig, G. A. Glöckner. 1) Französisch-Deutsch. 2) Deutsch-Französisch. Jeder Theil geh. 2 ℳ. — Das Buch ist für die Unterweisung in franz. Handelscorrespondenz ein recht brauchbares Hilfsmittel, indem es in reichhaltigen Beispielen dem Suchenden die erforderliche Phraseologie an die Hand giebt. Der eine Theil ist die Uebersetzung des anderen, die Uebungen sind in beiden Sprachen dieselben. — Die im selben Verlage erschienene **Französisch-Deutsche Konversationsschule** (Gespräche aus dem Geschäftsleben). Bearbeitet unter Mitwirkung von Ed. Drucker, Kaufmann in Paris, von Prof. Dr. Rud. Thum, Director der Realschule zu Reichenbach. 3. Aufl. (geh. 2 ℳ) enthält allerhand Gespräche, wie sie im Geschäftsleben vorkommen. Unter Voraussetzung eines bereits vorausgegangenen gründlichen grammatischen Unterrichts wird das Buch für vorgerücktere Schüler gute Dienste leisten, es dient nur der Praxis, doch sind die Anmerkungen als ein schätzbarer theoretischer Theil zu betrachten.

C.H. **Ueber das Leben.** Von Graf Leo Tolstoi. Autorisirte Uebersetzung von Sophie Behr. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1889. — Auch in Rußland scheint sich gegenüber der herrschenden Richtung des Nihilismus doch zugleich eine gesündere und natürlichere Lebensauffassung Bahn brechen zu wollen. Man muß an diese Schrift freilich wol den Maßstab der dortigen Verhältnisse und Anschauungen anzulegen versuchen. Für uns ist das Ganze in einem zu ausführlich breiten und langathmigen predigtartigen Tone gehalten. Auch läßt die Uebersetzung, trotzdem sie sonst ganz lesbar ist, doch wol nicht selten die Verschiedenheit und die mangelhafte Schärfe der Begriffe des Originales hindurchschimmern. Es wird z. B. der Begriff der Persönlichkeit in einer Weise gebraucht, daß er auch auf das Thier Anwendung findet, was ja an sich und unserem Gebrauche nach ganz unstatthaft ist. Die Tendenz der Schrift wendet sich insbesondere gegen die ganze naturwissenschaftliche oder sogenannte monistische Erklärung und Auffassung des menschlichen Lebens. Durch diese wird namentlich der ganze Unterschied des Menschen vom Thier und allem anderen Natürlichen aufgehoben und verwischt. Man fragt nach dem Verfasser — und dieses ist eigentlich sein Hauptgedanke — immer und nur nach dem Anfange oder nach dem Herkommen des menschlichen Lebens aus der Natur und nicht nach dem Endpunkte oder der uns über die letztere hinausführenden Bestimmung desselben. Es erinnert alles Dieses vielfach an die Denkweise eines Seneca und anderer in einer ähnlichen lebensmüden und abgespannten Umgebung sich befindenden Weltweisen des Alterthums. Der einzige Trost und die Rettung aus dem Untergange im Natürlichen ist zuletzt die Liebe, ein Begriff, der für den Verfasser überhaupt den allgemeinen Idealismus der Lebensanschauung vertritt. Es ist dieses Alles nicht eigentlich neu und kommt auch mit der Lehre des Christenthums überein, während es neben dem doch zugleich immer eine besondere culturhistorische und nationale Färbung zeigt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 63. Dienstag, den 28. Mai. 1889.

Die kirchlichen Zustände Bautzens nach der Reformation.

Von Dr. Baumgärtel.

In der Kirche St. Petri zu Bautzen halten heute Katholiken und Protestanten ihre Gottesdienste friedlich neben- oder vielmehr nach einander ab, der protestantische Gottesdienst beginnt früh 7 bez. 7½ und Mittags 12 Uhr, der katholische um 9 und 2 Uhr. Während diese Kirchenzeiten seit Jahrhunderten eingehalten worden sind, war das Verhältniß der den verschiedenen Confessionen angehörenden Bewohner Bautzens nicht immer ein friedliches, und harte Kämpfe zwischen ihnen ziehen sich bis in unser Jahrhundert hinein.

Noch bevor im größten Theile des heutigen Sachsens die Reformation ihren Einzug halten durfte, hatte sie sich in der zu Böhmen gehörenden Lausitz ausgebreitet. Schon in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde in Görlitz und Zittau evangelisch gepredigt und Bautzen, der Sitz des unter dem Bisthum Meißen stehenden Domcapitels, fing 1520 an, „wider das Papstthum schwierig zu werden". Die Reformation machte große Fortschritte, gelangte jedoch in Bautzen und der Oberlausitz niemals zum vollständigen Siege. — In die Lausitz wurden Luther's und seiner Anhänger Schriften eingeführt durch Lausitzer Studenten, die damals meist in Wittenberg studirten. Der erste Verkündiger der lutherischen Lehre scheint Paul Kosel, Vicar an der Petrikirche, 1522 gewesen zu sein. 1523 fing dann Mag. Michael Arnold seine evangelischen Predigten an und setzte sie fort bis 1526, bis ihm das Domstift wegen der Angriffe gegen das Papstthum und Klosterwesen die Petrikirche verbot und nur gestattete, „einen kurzen Sermon vor der Thüre zu halten". Bald mußte er Bautzen ganz verlassen. Bis 1530 übertrug das Domstift verschiedenen katholisch gesinnten Predigern die Kanzel — das Volk brachte sie zum Wegzug. Mehrfache Verbote der evangelischen Lehre blieben fruchtlos, so der Erlaß des Herzogs Georg zu Sachsen vom 23. Mai 1523, die „Instruction" des Königs von Böhmen an den Landvogt Karl von Münsterberg (1525) und die königl. Botschaft vom 22. September 1527, durch welche Ferdinand mit „nicht kleinem Mißfallen" die Vorgänge in Bautzen tadelte. Althergebrachte Sitten (Empfang des Sommers) verschwanden, Opferspenden unterblieben, das seit dem 13. Jahrhundert bestehende Franziskanerkloster leerte sich von Jahr zu Jahr. Nach dem Tode des letzten Mönches wurden die Gebäude dem Capitel überlassen (1562).

Der Bautzner Decan Küchler neigte sich anfangs der Reformation zu, der größte Theil des Klerus folgte ihm. „Alle Ceremonien wurden abgeschafft", man taufte „nach Luther's Form", reichte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, und Küchler selbst predigte im evangelischen Sinne, bis der königliche Befehl, weder heimlich noch öffentlich mit Neuigkeit durch Predigen und Reden das Volk zum Aufruhr zu reizen, ihn zum alten Glauben zurückführte. 1528 und 1529 scheint kein evangelischer Geistlicher in Bautzen gewirkt zu haben. Kosel, den man schon 1522 als Vicar an die Marienkirche versetzt hatte, wo ihm nur geringe Einwirkung auf die wendische Bevölkerung möglich war, hat allein und vielleicht nur im Geheimen die neue Lehre verkündigt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, Arnold's Stelle wieder zu besetzen, übernahm 1530 Mag. Fischer (Piscator) das schwierige Amt. Mit ihm beginnt die ununterbrochene Reihe der evangelischen Geistlichen in Bautzen. Die Berufung dieser Geistlichen erfolgte damals noch seiten des Raths und des Domcapitels, Baulichkeiten wurden auf gemeinschaftliche Kosten ausgeführt. Je größer aber die Zahl der Lutheraner wurde, desto ängstlicher suchte das Capitel seine althergebrachten Rechte zu schützen und fand stets beim König von Böhmen Hilfe. Verheirathete Geistliche mußten die Stadt verlassen, die deutschen „Messen" sollten eingestellt werden (1540), die Besetzung des Predigtstuhles wurde dem Capitel wieder übertragen (1541). Auf Beschwerden des Stifts „sunderlich über die von Budissin" wurden die Bürgermeister der Lausitz aufgefordert, dem Capitel und der Geistlichkeit „bei Verrichtung des alten, löblichen Gottesdienstes keine Irrung" und Hindernisse zuzufügen und alle Abgaben unweigerlich zu entrichten (1543). Der König sicherte dem Capitel seinen besondern Schutz zu (1543) und ließ, als die Klagen sich häuften, die streitenden Parteien gegen einander verhören. In der königlichen Entscheidung (decisio Ferdinandina, 8. Februar 1544) blieben den Katholiken viele Rechte gewahrt. Da ein Zurückführen der Protestanten Bautzens zum Katholicismus nicht mehr möglich war, traten 1543 die Domherren mit dem Rathe in Unterhandlungen, die zum Abschluß des ersten Kirchenvertrags führten. Er bezog sich auf den Gebrauch der Orgel, des Chores, bestimmte die Gebühren, setzte die Zeit des evangelischen Gottesdienstes auf früh bis 8, höchstens 8½ Uhr fest u. s. w. Um jene Zeit fand auch die erste Theilung der Kirche statt d. h. die evangelische Gemeinde erhielt für die festgesetzten Stunden die größere Hälfte der Petrikirche zur Abhaltung ihrer Gottesdienste. Ein Gitter wurde erst später (1566?) gesetzt.

Kaum hatte der Rath mit dem Domstifte sich geeinigt, als lange Verhandlungen mit den Klosterbrüdern wegen der Rückgabe der 1524 dem Rathe übergebenen Kleinodien sich entspannen. Der Rath konnte sie nicht zurückgeben, da er sie in dem für Bautzen verhängnißvollen Jahre 1547 dem König als Pön hatte geben müssen. 1556 machten die erneuten Klagen des Capitels die Absendung einer königlichen Commission nach Bautzen nöthig und der zweite Kirchenvertrag wurde abgeschlossen. Dieser untersagte katholischen wie evangelischen Predigern jede Schmähung, ermahnte die letzteren, ihre Kirchenzeiten genauer einzuhalten, machte ihnen zur Pflicht, jeden neuen Gesang vor dem Gebrauche dem Herrn Decan vorzulegen, damit er über seine Zulässigkeit entscheide, ließ den Katholiken die Verwaltung der Begräbnisse, bei denen nur die alte (katholische) Schule die Gesänge vortragen durfte, und verlangte die Entfernung eines evangelischen Geistlichen, der dem Capitel „aus hochbeweglichen Ursachen nicht leidlich" war. Der damalige Decan forderte dann die evangelischen Geistlichen auf, sich ihm und den Domherren zu „praesentieren" und durch Handschlag stehend die Versicherung zu geben, daß sie treu und fleißig nach der Augsburgischen Confession predigen, Einigkeit, Frieden und gegenseitige Freundschaft befördern und alle Angriffe gegen die Katholiken unterlassen wollten. Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts mußten sich die protestantischen Geistlichen dieser „Praesentation" unterwerfen.

Als der letzte Bischof von Meißen, Johannes IX., von Haugwitz, dessen Neigung zum Protestantismus bekannt geworden war, seinen Sitz Stolpen mit Mühlberg vertauschen mußte, die Reformation in die bis 1559 unter bischöflicher Oberhoheit stehenden Aemter Stolpen und Bischofswerda ihren Einzug hielt und Kurfürst August von Sachsen bemüht war, auch in der Lausitz die

Reformation zu fördern, übernahm das Decanat zu Bautzen Johann Leisentritt, der Retter des katholischen Glaubens in der Lausitz. Vom Kaiser Ferdinand zum administrator ecclesiasticus mit bischöflicher Gewalt eingesetzt, war er seit 1561 die höchste geistliche Behörde in beiden Lausitzen und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nach langem Widerstreben gestattete er 1574, daß der Rector der „neuen (evangelischen) Schule" (Gymnasium) seine Schüler „in der Ordnung in die Petrikirche führen lasse", wo ihnen besondere Plätze angewiesen wurden. Als 1582 unter der Bautzner Bürgerschaft aufrührerische Bewegungen entstanden, ließ er sich mit dem Rathe in Unterhandlungen ein, deren Frucht der dritte Kirchenvertrag war (1583). Ein evangelisches Chor wurde errichtet, die Orgel den Lutheranern an 24 Festtagen und einen Sonntag um den anderen gestattet und von dem Organisten des Capitels gegen Entschädigung gespielt ꝛc. Wie zu Leisentritt's Lebzeiten, so erließ Kaiser Rudolph II. auch unter seinen Nachfolgern zahlreiche Verordnungen, um nicht den Rückgang der „alten Religion" zu hindern, sondern, um sie emsig zu fördern. Alle Neuerungen wurden verboten; namentlich auf „die von Budissin" sollte der Administrator genau achten, weil dem Rathe und der Stadtgemeinde nur „aus Gnaden" vergönnt wäre, ihre Predigten und Aemter in der „Domkirche" zu verrichten; ihm wurde befohlen, alle Drucksachen, die nicht vorher von ihm durchgesehen und gebilligt worden seien, zu verbieten. 1596 erlangte die evangelische Petrigemeinde einen neuen Altar, auch gestattete Decan Blöbelius einige andere bauliche Veränderungen in der Kirche. Noch aber fehlte den Protestanten der Taufstein. Alle Kinder wurden katholisch getauft. Von 1597 bis 1599 dauerten die Verhandlungen wegen Errichtung des von den Protestanten seit langer Zeit begehrten Taufsteins. Der Rath, die Landstände baten für dieselbe beim Kaiser. Dem Drängen der Bürgerschaft, die erklärt hatte den schon angefertigten Taufstein „auf den Achseln" in die Kirche zu tragen, wenn der Rath ihn nicht dahin bringen lasse, gab dieser endlich nach. Am 6. September 1597 wurde er gesetzt, 1599 mußte er wieder entfernt werden, und ein „tragbares, hölzernes, wohlformirtes Gestell", auf welches ein kupfernes Becken gestellt wurde, diente zum Taufen. Nach jedem Taufacte war es zu entfernen. Die evangelische Taufe selbst gestattete der sogen. Taufreceß] vom 6. März 1599.

Stand den Evangelischen seit jener Zeit nun auch die ganze Ausübung ihrer Religion „in Wort und Sacramenten frei", so waren doch „sowol Lutherische als Katholische, Adelige und Unadelige" dem Administrator unterworfen. Diesen drückenden Zustand zu beseitigen, bestrebten sich die Stände des Markgrafthums Oberlausitz, als sie 1608 Kaiser Rudolph durch eine Gesandtschaft um eine Religionsversicherung bitten ließen. Sie erhielten am 16. December 1608 die Zusicherung des kaiserlichen Vertrauens, „wenn keinen Neuigkeiten statt und Platz gegeben und einem jeden Theile dasjenige, wessen er befugt und berechtigt, ohne Abdringung gelassen" würde. Diese kaiserliche Versicherung genügte den Ständen nicht, da sie an Bedingungen geknüpft war. Eine zweite Gesandtschaft bat deshalb um einen Majestätsbrief, wie Böhmen und Schlesien solche erhalten hatten, und übergab ein von dem Landvogt, Burggraf von Dohna, verfaßtes Gutachten „welchergestalt der Majestätsbrief über die freie Religionsübung den Ständen der Oberlausitz könne gegeben werden". Gegen dieses Gutachten erhob der Bautzner Decan Wiederinus von Ottersbach in einzelnen Punkten Einsprache und schlug Veränderungen vor. Mit Berücksichtigung dieser Vorschläge ließ der Kaiser einen Majestätsbrief ausarbeiten. Er kam nie zur Uebergabe an die Lausitzer Stände, denen er erst 1611 durch Vermittelung des Syndicus Dr. Marsmann bekannt wurde, als bereits König Matthias die Regierung übernommen und am 22. Mai 1611 den Lausitzen freie Ausübung der Religion Augsburgischer Confession zugesichert hatte. Im September 1611, bei Entgegennahme der Huldigung in Bautzen, bestätigte und erneuerte der König die gegebene Versicherung. Die von den Lausitzer Ständen vielfach begehrte Errichtung eines evangelischen Consistoriums unterblieb. Schon 1612 und 1613 verursachten die Eingriffe des Decans in einige von den Lutheranern beanspruchte Rechte neue Streitigkeiten, und seit 1614 nahm der Unwille der Bautzner Bürgerschaft gegen den Decan zu, weil dieser gestattete, im Decanate eine Trinkstube herzustellen und fremdes Bier einzuführen. Ihren Höhepunkt erreichte die Aufregung 1619 in einem offenen Aufruhr gegen das Domstift; die Geistlichen flüchteten, der Decan sah sich genöthigt unter dem Schutze des Landvogts und der bewaffneten Bürgerwehr auf dem Schlosse zu Bautzen Zuflucht zu suchen. Die evangelische Bürgerschaft stellte das Verlangen, die Petrikirche möge den Evangelischen allein überlassen werden, und sah 1620 den Wunsch erfüllt. Für die evangelischen Wenden wurde 1619 die bis dahin nicht benutzte Michaeliskirche wieder hergestellt. Mit kurzer Unterbrechung nach dem schrecklichen Brande von 1634 ist diese Kirche Pfarrkirche der Wenden geblieben; der kleinere Theil der Petrikirche mußte jedoch schon 1622 auf kaiserlichen Befehl den Katholiken wieder überlassen werden. Der Kurfürst von Sachsen, dem im Juni 1623 die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz pfandweise abgetreten wurden, nahm damals, wie auch 1635 die Protestanten in seinen Schutz und gestattete keinerlei Beeinträchtigung der freien Religionsübung.

Der Sieg des Domstifts zu Bautzen (wo 1619 einem Rathsschreiben zufolge nur ein katholischer Bürger lebte) über die protestantische Stadtgemeinde erregte Besorgniß unter den Lutheranern, die sich steigerte, als die Gegenreformation, wie sie in Böhmen und Schlesien durchgeführt wurde, auch die Lausitz bedrohte. Kurfürst Johann Georg beschwichtigte die Sorge der Lausitzer mit dem Befehl, ohne seine Verordnung Niemand ins Land zu lassen und die Ankommenden an ihn zu weisen. 1634 ging Bautzen mit seinen Kirchen in Flammen auf; nur die Michaeliskirche war wenig beschädigt und konnte 1635 bis 1640 als Gotteshaus von der Petrigemeinde benutzt werden. Der wendisch-evangelische Gottesdienst unterblieb seit 1635 und wurde auch 1641, als die Petrikirche aufgebaut war, trotz der Bitte von mehr als 30 wendischen Dorfschaften nicht wieder begonnen, weil die protestantische Geistlichkeit sich im letzten Augenblicke weigerte, in der Michaeliskirche ihres Amtes zu warten. Hatte der Decan 1640 Einspruch gegen den Ausbau der Petrikirche erhoben und die Behauptung aufgestellt, die Evangelischen hätten nicht das Recht, ohne vorherige Verhandlung mit ihm „einen Nagel einzuschlagen oder einen Stuhl zu setzen", so verlangte er jetzt die Einräumung der Michaeliskirche für die katholischen Wenden. Nach langen Verhandlungen wurde ihm mit kurfürstlicher Erlaubniß die Kirche wirklich auf ein Jahr überlassen und erst 1647 konnten die evangelischen Wenden in ihr wieder einziehen. 1648 hatte Bautzen alle seine Gotteshäuser mit Ausnahme der heute noch als Ruine vorhandenen Nicolaikirche wieder aufgebaut. Jede Confession besaß ein eigenes Gotteshaus, für die Petrikirche blieben die früher abgeschlossenen Verträge in Giltigkeit. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, besonders zur Zeit des Decans Reinheld von Reichenau, gab es wegen der Petrikirche viel Zwist. Noch nie war das Domstift mit der Behauptung, diese Kirche sei Eigenthum der Katholiken, so offen aufgetreten als damals. Und doch hatte die Stadtgemeinde 1635—1640 ihren Kirchentheil „ohne Zuthun" des Capitels erbaut. Die den Protestanten auferlegten Beschränkungen setzte Bürgermeister Göbel 1672 in 16 Punkten fest. Einige derselben blieben bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Erst infolge der Verhandlungen von 1844—1850 entsagte das Domstift den Befugnissen, Processionen durch den protestantischen Theil durchzuführen und am 1. Osterfeiertage Mittags 1 Uhr einen öffentlichen Gottesdienst daselbst abzuhalten; es verzichtete auf das Beschließungsrecht, und beide Confessionen erkannten den jeder Confession zustehenden Kirchentheil als dessen Eigenthum an.

Richard Wagner's Briefe.*)

J. Dem zu Weihnachten 1887 erschienenen „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt" ist nach Jahresfrist die Veröffentlichung der Briefe Wagner's an seine Dresdner Freunde Uhlig, Fischer und Heine gefolgt. Stellt sich in ersterer Sammlung die eben so große als edle und anziehende Persönlichkeit Franz Liszt's neben die des Dichtercomponisten, so daß wir beide abwechselnd reden hören, so hat in der gegenwärtigen Wagner allein das Wort; nicht an einen dem seinen ebenbürtigen Genius, sondern an ihm inferiore Kunstgenossen auch richten sich hier seine Mittheilungen. So liegt es auf der Hand, daß dieser dritte Briefband nicht an die Bedeutung der zwei ersten hinanreicht. Nichtsdestoweniger ist sein Werth hoch genug anzuschlagen. Bildet doch Wagner's Schaffen, das Entstehen

*) Richard Wagner's Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. 1888. Preis geh. 7 ℳ.

seiner Kunstschriften, wie seiner späteren Musikdramen, die Verbreitung seiner früheren Opern, sein äußeres und inneres Leben den Mittelpunkt, wenn nicht den ausschließlichen Inhalt dieses Buchs.

Wer waren, so frägt der Nichteingeweihte, die drei Adressaten der vorliegenden Briefe? Der frühverstorbene Theodor Uhlig, Kammermusikus seines Zeichens, einer der intimsten Freunde des Meisters, der auch schriftstellerisch begeistert für ihn eintrat, war Wagner durch seine Wirksamkeit in der von diesem geleiteten Dresdner Hofkapelle nahegetreten. Er hat sich durch seinen Clavierauszug vom „Lohengrin" einen bleibenden Namen erworben. — Der um Vieles ältere Wilhelm Fischer war als Chordirector der Dresdner Oper langjährig thätig. Seiner Fürsprache vornehmlich dankte Wagner, als er arm und unbekannt in Paris lebte, die Annahme seines „Rienzi" an der sächsischen Hofbühne. Nach Fischer's Tode hat ihm der überlebende berühmte Freund 1860 in einem Nachruf (Ges. Schriften, Bd. V) ein schönes Denkmal gesetzt. — Ferdinand Heine endlich, der dritte der Freunde, wirkte als Costümier und Hofschauspieler in Dresden. Er hatte schon zu den Eltern Wagner's in freundschaftlichen Beziehungen gestanden.

Die weitaus wichtigsten und zahlreichsten, im Buch auch an erster Stelle stehenden Briefe haben Uhlig zum Empfänger. Sie umfassen den Zeitraum vom August 1849 bis zum December 1852, beginnen somit nach Wagner's Flucht aus Dresden und enden kurz vor dem in den ersten Januartagen 1853 erfolgenden frühen Tode des Adressaten. In ihnen steht der ganze, der ungeschminkte Wagner vor uns. Mehr als dem aristokratischen Liszt gegenüber, dessen feinorganisirter Natur sich die seine — wie er es pag. 44 unverhohlen ausspricht — „in vielem Wichtigen durch Leben und Denken ziemlich fernstehend", ja unverständlich fühlte, läßt er sich diesem Vertrauten gegenüber gehen. Sein ganzes gewaltiges Selbstgefühl, seine ganze Derbheit und Leidenschaftlichkeit, seine ganze bittere Ironie, aber auch sein echt deutscher Idealismus, sein ganzes warmes Gemüth, seine volle Freundestheilnahme strömen hier über. Charakteristischen Aussprüchen und Betrachtungen begegnen wir in großer Fülle. „Ich will glücklich sein," heißt es u. A. in einem Schreiben vom 16. September 1849, „und das ist der Mensch nur, wenn er frei ist: nur der Mensch ist aber frei, der das ist, was er sein kann und deshalb sein muß. Wer daher der inneren Nothwendigkeit seines Wesens genügt, ist frei, weil er sich bei sich fühlt, weil Alles, was er thut, seiner Natur, seinen wirklichen Bedürfnissen entspricht; wer aber nicht seiner inneren, sondern einer äußeren Nothwendigkeit folgt, gehorcht einem Zwange, er ist unfrei, Sklave, unglückselig ... Nun möge aus mir werden, was da wolle, wenn nur das aus mir wird, was meiner Natur nach aus mir werden soll, so werde ich das Rechte, — und wenn mich auch kein Gaffer mehr beachtet." Und am 26. März 1850 schreibt er: „Willst Du, daß ich glücklich bin, so lange ich lebe, so miß mir das Leben nicht nach der Länge, sondern nach dem Inhalt zu. Die Zeit ist das absolute Nichts, nur was die Zeit vergessen macht, was sie vernichtet, ist das Etwas. Willst Du ein Leben von lauter schwarz und weiß, so kannst Du es haben, solange Du willst: willst Du aber wirkliche Farbe darin, so geht Dich seine Länge nichts mehr an. Sterbe ich früh, so habe ich ganz gewiß gethan und geleistet gehabt, was ich thun und leisten konnte, denn nur das kann ich vollbringen, was meiner Natur möglich ist: zehrt sie sich endlich auf, so hat sie geleistet was sie konnte, und was sie nie leisten konnte, wenn sie so sich endlich nicht selbst verzehrte. — Also: ich bin glücklich!" Ein andermal (am 22. October 1850) äußert er die schönen Worte: „Vergessen wir nicht, daß die Cultur uns das Vermögen einzig verschafft, so zu genießen, wie der Mensch in seiner höchsten Fülle genießen kann. Der wirkliche Genuß besteht aber in der Verdichtung des genießenswerthen Allgemeinen zu einem gedrängten Besonderen, so daß wir in einem Augenblicke in uns aufnehmen können, was Zeit und Elemente uns in weitverzweigtem Zusammenhange bieten. Wer wird im Augenblicke des Genusses an die Dauer dieses Genusses denken? Denken wir an Dauer, so ist auch schon der Genuß dahin. Erfüllen wir unser Leben mit wirklichem Inhalt, seien wir erfreut durch unsere Thätigkeit, sei es die Thätigkeit des Genußbietens oder des Genußempfangens, so wird uns ein Ende dieser Thätigkeit auch nie beängstigen, sondern es wird wieder selbst eine That sein. ... Das Leben an und für sich ist nur ein Abstractum, der thätige Genuß ist erst das Etwas."

Anders lautet's freilich am 15. Juli 1852: „Meine Gehirnnerven sind gräßlich angegriffen: Aufregung und Ermattung — nie rechte Ruhe! Viel besser wird's wol nie mit mir werden? Keine Kur der Welt vermag da etwas, wo nur Eines helfen würde, nämlich, wenn ich ein Anderer wäre, als der ich bin. Der eigentliche Grund meines Leidens liegt in meiner außerordentlichen Stellung zur Welt und zu meiner Umgebung, die mir nun einmal keine Freude mehr machen kann. Alles ist für mich Marter und Pein — Ungenügendheit." Am 12. Januar 1852 klagt er aus seiner schweizerischen Verbannung heraus: „Sonderbar, daß mir's wie Beethoven gehen muß: der konnte seine Musik nicht hören, weil er taub war (etwas Anderes hätte ihn auch nicht verhindern können), ich kann die meinige nicht hören, weil ich mehr als taub bin, weil ich als ein Todter unter Euch herumwandle." „Diese Beschäftigung mit der Kunst par distance ist mein Tod," sagt er an anderer Stelle (14. October 1852) und dann wieder (9. August 1852): „Es ist aus, und ich habe keine Jugend mehr: zu leben steht mir nicht mehr bevor; all mein Schaffen und Thun kann nur noch allmäliges Sterben sein." An seinem Schaffen aber richtet er sich immer auf's Neue wieder auf, wenn ihn die gemeine Noth des Lebens niederdrückt. „Meine Hauptsorge" — so theilt er dem Freunde am 14. October 1852 mit — „ist nur noch die Nibelungen-Dichtung: dies ist das Einzige, was mich jedesmal, sobald ich mich damit abgebe, hoch und mächtig erhebt. Der Gedanke an Nachwelt ist mir zuwider und doch kommt dieser eitle Wahn unwillkürlich mir dann und wann, wenn mein Gedicht mir aus der Seele in die Welt tritt. Es ist und enthält Alles was ich kann und habe: es noch ausführen und aufführen zu können!!!" „So ausschweifend dieser Plan ist," schreibt er ein Jahr zuvor, „so ist er doch der einzige, an den ich noch mein Leben, Dichten und Trachten setze. Erlebe ich seine Ausführung, so habe ich herrlich gelebt; wenn nicht, so sterbe ich für was Schönes. Nur dies aber kann mich noch erfreuen!"

„Wer in einem Urtheil über meine Musik die Harmonie von der Instrumentation trennt, thut mir ein eben so großes Unrecht, wie der, der meine Musik von meiner Dichtung, meinen Gesang vom Worte trennt." (31. Mai 1852.) „Eindruck kann ich mir nur erwarten auf die Jugend, weil diese überhaupt neue Eindrücke in sich aufnehmen kann: der heutige alte Mensch ist ganz unfähig aus der Routine herauszugehen; er sieht nie das Neue, für das er sich alle Empfängnißorgane abgestumpft hat, sondern nur sich und das Alte und diese Leute sind eben nur dem Todtschlag durch Vermoderung zu überlassen, aber keineswegs ist mit ihnen zu streiten." (Mai 1852.) „Meine Sache ist: Revolution zu machen wohin ich komme. Unterliege ich, nun so ist diese Niederlage mir ehrenvoller als ein Triumph auf dem entgegengesetzten Wege: selbst ohne persönlichen Sieg nütze ich aber jedenfalls der Sache. Der Sieg wird hierin eigentlich nur aber durch die Ausdauer versichert: wer aushält, gewinnt unbedingt." (27. December 1849.) — Nun, Wagner hat dies Wort mit seinem Leben besiegelt. Er hat in Wahrheit „ausgehalten und gewonnen".

Aus des Meisters Correspondenz mit Fischer wurden bereits durch Otto Leßmann's „Allgemeine Musikzeitung" zahlreiche Bruchstücke bekannt. Hier werden uns 59 Briefe dargeboten, die, den 92 an Uhlig folgend, die Jahre 1841—59 umschließen, demnach während Wagner's Pariser Aufenthaltes, der Rienzi-Epoche, ihren Anfang nehmen und in Venedig, während der Tristan-Epoche, ihren Abschluß finden. Der Briefwechsel enthält sehr viel Geschäftliches (Fischer besorgte den Vertrieb der Opern-Partituren des Freundes), doch auch viel Interessantes und Freundschaftliches. „Was hat uns," schreibt Wagner am 20. November 1849, „denn immer zusammenhalten, als die Liebe und Freude an unserer Kunst? Der Eine verstand sie so, der Andere so, aber immer verstanden wir sie doch aus dem Herzen heraus; — sie war uns doch immer der Zweck und nicht das Mittel. Hoffen wir! Wer das Herz auf dem rechten Flecke behält, dem gehört die Zukunft! Wenn ich einmal verzage, dann — leb wohl Welt! Besser todt als lebendig!" „Mich sollen sie nicht in den Sumpf des alten Herkommens und der herkömmlichen Gemeinheit herabziehen."

Den weitesten Zeitraum: von 1841—1868, umspannen die Briefe an Heine, obgleich ihrer nur 26 an der Zahl sind. Ein charakteristisches Schreiben, darin Wagner seinem Mißmuth über Aufschub der Rienzi-Aufführung Luft macht (4. Januar 1842), ein Fragment über den „Fliegenden Holländer", eine Mittheilung über seine Bemühungen um eine Pariser Freischütz-Aufführung zum Besten der Wittwe Weber's (18. Januar 1842) sowie ein erster Brief aus Zürich (September 1849) ragen unter denselben hervor. Bei letzterem heißt es beispielsweise bezeichnend: „Du wirst, lieber Freund, wenn du die Sachen (nämlich die Schriften „Die Kunst und die Revolution" und „Das Kunstwerk der Zukunft") kennen lernst, hoffentlich auch begreifen, daß ich nicht aus fremdem Einfluß,

sondern aus innerer Nothwendigkeit, aus tiefster eigenthümlichster Noth heraus mich zu dem entwickelt habe und zu den Ansichten mich bekenne, was ich bin und die mein eigen sind. Es ist nun einmal Euer Wahn, alles was Euch an mir nicht gefallen hat, und was Ihr aus den Anregungen der Zeit im Allgemeinen und meinem Wesen im Besonderen Euch nicht sofort zu erklären verstandet, den üblen Einflüssen eines Anderen zuzuschreiben: die Vordersätze meines Glaubens, wie Ihr sie aus meinen Werken und meinen Ansichten kanntet, fandet Ihr wol richtig, erschrakt aber über die logisch-nothwendige Consequenz dieser Vordersätze, und darin hattet Ihr Unrecht, wie unsere ganze sogenannte gebildete Welt Unrecht hat, wenn sie das B nicht eingestehen will, nachdem sie das A zugegeben hat ... Ihr glaubt, meine Ueberzeugung bringe mich von meinem Künstlerthum ab? Gerade nicht, denn seitdem ich mir nun ganz klar bin, daß unsere ganze öffentliche Kunst keine Kunst ist, sondern nur künstlerisches Handwerk, daß sie mit allen Fundamenten, auf die sie aufgebaut ist, ohne Erbarmen zum Teufel fahren muß, seitdem habe ich auch erst die rechte Freude am Kunstwerk gewonnen, an dem Kunstwerk, das der Zukunft ganz naturgemäß von selbst entwachsen wird, und an dem ich für mein Theil, da ich seine Bedingungen erkenne, schon jetzt mit Lust und Liebe arbeiten kann und werde. Dieser Prozeß, lieber Freund, geht allerdings nicht unter Austern- und Kuchenessen in der gemüthlichen Sophaecke vor sich, sondern auf dem breitesten Markte des Lebens muß man seine Zähne erst einmal mit Steinebeißen üben, ehe das Auge so hell wird, als die innerste Natur dieses Auges es zuläßt."

Mit einer, München, 28. März 1868 datirten, Einladung zur ersten Aufführung der „Meistersinger" schließen die Briefe. „Mein zukünftiges und letztes Gedeihen," lesen wir im letzten Schreiben, „hängt davon ab, daß meine Lebenseinrichtung, als auch dem zufolge mein Naturell zu größerer Ruhe und Entfernung von Aufregung hingeleitet werden. Sprechen, Briefschreiben, Geschäftsconfusionen — dies sind meine Lebensfeinde: ungehindertes ruhiges Schaffen und Arbeiten sind dagegen meine Lebenserhalter. Im Princip habe ich diese Wohlthat, allerdings nur im Geleite unsäglicher Qualen mir erobert: meine Niederlassung in Luzern, wo ich in absolutester Stille und Zurückgezogenheit zu Hause bin, hat diesen Sinn. Hier bin ich stets nur zu Besuch und mache mich jedesmal sofort aus dem Staube, sobald mir die „Unterhaltung" und „Zerstreuung" zu viel wird ... Ich habe mit dem Theater nicht das Mindeste zu thun, und dies ist die erste Basis des von mir eroberten Friedens. So lange es meine Nerven aushalten, bin ich bei wichtigen Proben meiner Werke dabei: nie bleibe ich aber bei einer Aufführung zugegen, und bin jedesmal vorher schon wieder zwischen meinen Bergen." — Acht Jahre darnach leitete der 63jährige Meister nichtsdestoweniger den „Ring des Nibelungen" als erstes „Bühnenfestspiel" in Bayreuth und wiederum sechs Jahre später sein letztes Werk, den „Parsifal". Ihm war die Erfüllung des kühnsten Traumes beschieden, den je ein Dichter und Musiker geträumt, und dahingehen durfte er in dem Bewußtsein, sein Ideal verwirklicht gesehen und in Wahrheit „herrlich gelebt" zu haben.

Wir erwarten voll lebhaften Antheils die weitere Veröffentlichung der reichen brieflichen Hinterlassenschaft des Meisters.

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — **Das große Staatswappen des Herzogthums Sachsen-Altenburg in seinen 21 Feldern mit den zugehörigen Helmkleinoden.** Bearbeitet und gezeichnet von Emil Fr. Rönneberg, K. Pr. Premierlieutenant a. D. Leipzig, Moritz Ruhl. Preis: 9 ℳ. — Das überaus vornehm ausgestattete Buch enthält auf 22 starken mit Leinen verbundenen Papptafeln das große Wappen des Herzogthums und seine einzelnen Felder. Den einzelnen Wappen hat der Herausgeber die zugehörige Helmzier beigefügt. Nicht immer ist der Helmschmuck bekannt, manchmal ist er im Laufe der Zeit geändert worden, im Großen und Ganzen wird der Herausgeber das Richtige getroffen haben. Die Einzelwappen sind die des Herzogthums Sachsen, der Landgrafschaft Thüringen, des Herzogthums Cleve, der Markgrafschaft Meißen, des Herzogthums Jülich, der Grafschaft Landsberg, des Herzogthums Berg, der Pfalzen zu Sachsen und Thüringen, der Grafschaft Orlamünde, der Burggrafschaft Altenburg, der Herrschaft Pleißen, der Grafschaft Eisenberg, der Herzogthümer Westfalen und Engern, der Grafschaft Mark, der Herrschaft Ravenstein, der Grafschaft Ravensberg, der Herrschaft Römhild, der Grafschaft Henneberg und der Regalienschild. Die benützten Quellenwerke sind: Trier, Wapenkunst; Gelbke, Abbildungen der Wappen; Dähne, Ursprung ꝛc. der Wappen der sächsischen Fürsten; Grote, Stammtafeln; v. Schmidt, die Wappen aller regierenden Fürsten; v. Reitzenstein, Regesten der Grafen v. Orlamünde; churfürstlicher sächsischer Heldensaal; Gschwend, eisenbergische Stadt- und Landchronika; und Petrus Albinus, meißnische Land- und Berg-Chronica; nur das Wappen der Burggrafschaft Altenburg ist nach einem Helmsiegel des Burggrafen Heinrich IV. von Altenburg aus dem Jahre 1282 direct gezeichnet worden. Ueber einzelne heraldische Kleinigkeiten mag man mit dem Bearbeiter rechten, das wird man unumwunden anerkennen müssen, daß die Zeichnungen sauber und schön sind und mit allenthalben bemerkbarer, wohlthuend berührender Sorgfalt entworfen wurden. So vereint sich denn Alles, um das Buch zu einem prächtigen Schmuckstücke vornehmer Büchereien zu machen.

J. R. **Der Kunstwart.** Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: **Ferd. Avenarius.** Dresden, Kunstwart-Verlag. Viertelj. 2,50 ℳ. — Immer mehr klärt sich auf dem Gebiete der neuesten Literatur die Lage: gegen die Trübungen und Verzerrungen, den Terrorismus einseitiger Tendenzen wird energisch Front gemacht, und diese Bewegung gewinnt von Tag zu Tage an Kraft und Tiefe. Wer diese Strömung verfolgen will, der lese das erst neulich wieder von uns empfohlene „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", der lese ferner den „Kunstwart", auf den wir heute von Neuem die Aufmerksamkeit lenken wollen. Diese Halbmonatsschrift hat es verstanden, in den anderthalb Jahren ihres Bestehens eine feste und geachtete Stellung in unserm Kunstleben zu erringen, weite Kreise ins Interesse zu ziehen, die maßgebende Presse für ihre Bestrebungen zu gewinnen, und das Alles zum großen Theil Dank der Thatkraft, dem Geschick, der Unermüdlichkeit und Liebe zur Sache, die der Herausgeber seinem Unternehmen hat zu Theil werden lassen. Wie schon das Charakteristicum des Titels besagt, werden alle Künste gleichmäßig berücksichtigt. Um dem Leser einen Begriff von dem, was die Zeitschrift bietet, zu geben, führen wir den Inhalt des neuesten Stückes (Nr. 15) an. Ein „Leitaufsatz": Kunst- und Naturgenuß von Alfred Biese eröffnet das Heft. Dann folgt eine „Rundschau" über Allgemeineres, Dichtung, Musik, Bildende Kunst, in der z. B. das neuerdings vielfach genannte Schriftchen Otto Schröder's „Vom papiernen Stil", Bodenstedt's 70. Geburtstag, Themen wie „Die Musik unserer Gottesdienste", „Das Zeichnen in den preußischen Volksschulen" u. s. w. berührt werden. Das über Bodenstedt Gesagte gehört zu dem Besten, was uns aus Anlaß des 22. April zu Gesicht gekommen ist; der Verfasser wird dem Jubilar durchaus gerecht, hält sich aber ebenso von jeder Ueberschätzung fern. Hieran schließt sich eine Rubrik „Vom Tage" an, die alles Das in den Bereich der Erwähnung zieht, was vom Tage für den „Kunstwart" Interesse besitzt: neue dichterische Erscheinungen, die Ibsen-Mode, die Gründung des Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften, die musikalische Erziehung, die Mahnungen vor dem übertriebenen Clavierunterricht, deutsche Musik im Auslande, Beethoveniana, den 60. Geburtstag von Bautier, die Erfindung der Panoramen, die Ausstellung der Zurückgewiesenen in Wien, die Münchener Jahresausstellung, Zweck und Mängel öffentlicher Monumentalwerke der Bildhauerei u. A. m. Im „Sprechsaal" wird die Perfall'sche Bühnenreform in München von Karl Wilhelm Geißler einer Kritik unterzogen. Der „Verkehr" untersucht die Glückwunschadresse der Berliner Akademie der Wissenschaften an den Grafen Moltke auf ihren Stil hin, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß derselbe geradezu verabscheuungswürdig sei. Den Beschluß des Heftes macht dann gewöhnlich eine sehr sorgfältig zusammengestellte und möglichst erschöpfend gehaltene „Zeitungsschau", in welcher, nach Stichworten geordnet, die wichtigsten Aufsätze der maßgebenden Zeitungen und Zeitschriften angeführt werden, so weit ihr Inhalt für den Leser des „Kunstwart" in Betracht kommt. Wer für seine Zwecke Material sucht, sich über das Erschienene auf dem Laufenden erhalten will, braucht also hier nur nachzusehen. Wie man sieht, ist der Inhalt solch eines „Kunstwart"-Heftes ein sehr reichhaltiger. Möge aber auch dieser Reichthum, wie der Zweck der Zeitschrift von der Lesewelt immer mehr gewürdigt werden, und möge der „Kunstwart" in den betretenen Wegen rüstig weiter schreiten zum Wohle der Sache, der er dient!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 64. Mittwoch, den 29. Mai. 1889.

Die Pilgerfahrt nach Montevergine.

(Neapolitanische Skizze.)

Von Ant. Andrea.

Aufgeschreckt fährt man aus dem Schlaf: Was war das? Ein Schuß, gefolgt von einem zweiten, dritten — dem Knattern und Knallen leichten Gewehrfeuers, das bis an den hellen Morgen fortdauert. Man glaubt im ersten Augenblick, daß es sich um ein Bombardement, einen Aufruhr, oder wenigstens eine Feuersbrunst handle, stürzt ans Fenster und schaut verdutzt in das Tagesgrauen. Trotz der frühen Stunde scheint ganz Neapel bereits wach zu sein, denn ein verworrenes Rasseln, Stampfen, Rollen und Klingeln, in kurzen Pausen von feierlichem Glockengeläute unterbrochen, wird in allen Himmelsgegenden lebendig; aber wie der Tumult mehr und mehr zunimmt, verräth er die unverkennbare freudige Aufregung einer im Anzug stehenden Festlichkeit. Die Leute kommen gerade aus der Frühmesse und rotten sich an der Riviera und anderen großen Straßen am Quai zusammen, zum Theil als Zuschauer, zum Theil mit allerlei Vorbereitungen beschäftigt: Ueberall stößt man auf Sonntagskleider und festlichen Putz. Alles was Pferd und Wagen besitzt, oder zu dingen im Stande ist, was über einen Esel und Karren verfügt, oder auch nur über gesunde Beine, rüstet sich zu einer mehrtägigen Wallfahrt; zu Hause bleiben höchstens Säuglinge, Kranke und Greise, die weder getragen werden, noch laufen können und auf keines mildherzigen Nachbars Festgefährt aufhocken dürfen. In umfangreichen Säcken und Körben werden Lebensmittel fortgeschleppt: Wein, Brod und Maccaroni in Hülle und Fülle! Nur Fleisch darf nicht mitgenommen werden: Wenn sich Eines unterstünde das geringste Stückchen durchzuschmuggeln, wäre es vorbei mit dem erforderlichen „guten Wetter“ und alle feindlichen Naturgewalten würden sich vereinen, um den Pilgern die weihevolle Fahrt zu verderben. — So lehrt der Volksglaube. Ein strahlender, warmer Frühlingshimmel wölbt sich über der geräuschvollen Golfstadt: ein goldiges Flimmern vermischt sich mit dem durchsichtig klaren Azur der Luft; eine würzige Seebrise durchdringt die belebten Straßen der Riviera, in welchen sich lange Festzüge bewegen und der Porta Capuana zusteuern: In der deutschen Heimath begeht man jetzt das schöne Pfingstfest, in Neapel die berühmte Volkspilgerfahrt nach Montevergine.

Beim Anblick der in Flitterstaat prangenden Kutschen, Wagen, Carrozzelli und Karren sagt man sich unwillkürlich, daß sich der Aufzug stattlicher ausnehmen würde, wenn er nicht so beweglich und voll Getümmel, die Begeisterung der Wallfahrter nicht so lärmend wäre, und das vorausziehende Musikcorps etwas weniger falsch spielte. — Malerisch und effectvoll bleibt er immerhin. Fahnen, grünes Strauchwerk, Heiligenbilder, grellfarbige Tücher und Teppiche schmücken die Gefährte, einige von feurigen Rossen gezogen, andere von stolz ausstaffirten Eseln und Maulthieren, die beinahe verschwinden unter langen Decken, mit Schleifen, Glöckchen und Goldflittern, während das blankgeputzte Geschirr und die buntfarbige Leine mit Federbüscheln, Bändern und großen Camelien, aus Zeug oder Papier, besteckt sind. Und gar erst die Menschen, welche auf diesen Staatswagen sitzen, hängen und baumeln! Männer in bunten Schärpen und Cravatten, die dicke goldene Uhrkette auf der hellen Weste, den Hut mit Band und wallenden Fasanfedern keck auf einem Ohr und einen Strauß frischer Blumen im Knopfloch — Frauen in Kleidern von allen Farben, mit blitzenden Ohrgehängen, Ringen und Haarpfeilen, Halsgeschmeiden und Armbändern von Korallen, Gold und Silber, die vornehmeren Blumen im Haar und am Busen, die geringeren in roth-blau- und gelben Kopftüchern — Kinder in bunten Fetzen, mit Blumenkränzen und farbigen Papierfackeln in den Händen — — Alles bläht sich vor Selbstbewußtsein, macht sich breit vor Behagen, glitzert, flimmert und flattert im Sonnenschein. ..... Wenn man Montevergine und den eigentlichen Charakter des Festes kennen lernen will, bedient man sich am besten des Frühzuges von Neapel nach Avellino, und von dort eines Wagens nach Mercogliano, am Fuße des heiligen Berges. Nach einer längeren Fahrt durch malerische Landschaften und Felder von tropischer Ueppigkeit kommt man etwas nach Mittag in Avellino, einem freundlichen, hoch gelegenen Städtchen in den Apenninen an, wo man sofort von Droschken und Droschkenkutschern in Beschlag genommen wird, die einem kaum Zeit lassen, sich am Orte umzusehen. Der Flecken Mercogliano, mit der berühmten Abtei von Montevergine, auf einem hochragenden Felspick, ist etwa 6 Kilometer von Avellino entfernt, die man mit Muße zurücklegen kann, weil die feierliche Prozession auf den Jungfrauenberg erst am nächsten Morgen stattfindet. Dem kleinen unansehnlichen Mercogliano ist ein Gedenkblatt in der Geschichte der Befreiung Italiens gewidmet worden, denn auf seinem einzigen Platze, der heut ihren Namen führt, fielen die beiden tapfern neapolitanischen Officiere, Morelli und Silvati, die (im Jahre 1821) mit ihrer Truppenabtheilung den in Mercogliano eingeschlossenen Carbonari zur Hilfe eilten, nach einem kurzen, heldenmüthigen Kampf gegen die königl. Soldaten gefangen genommen und auf der Stelle erschossen wurden. — Was jedoch heute dem Flecken sein Ansehen giebt, sind weder die Carbonari noch andere Vorkämpfer der italienischen Freiheit, sondern der antike Mons Virgilianus, den das Christenthum in einen Jungfrauenberg — Montevergine — verwandelt hat, nachdem auf den Trümmern des Tempels der phrygischen Mondgöttin Kybele eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche errichtet wurde, die das Ziel der großen, alljährlichen Volkspilgerfahrt ist. Von der Höhe des Mons Virgilianus wurde auch 1497 der Leichnam des heiligen Januarius nach Neapel gebracht, wo ihn der Cardinal Caraffa zum Schutzpatron der Stadt proclamirte: So mußte der heidnische Zauberer Virgilius dem christlichen Wunderthäter Januarius weichen, dessen Blut, in zwei Fläschchen aufbewahrt, eine eben so große Rolle spielt bei den Neapolitanern, wie die sagenhaften „Sortes Virgilianae“ im Mittelalter. ...... Das Wichtigste in der Kirche von Montevergine ist ein byzantinisches Madonnenbild, gemalt von keinem Geringeren als St. Lucas, dessen Arm (derjenige, mit welchem er es malte) in der Kirche selbst aufbewahrt wird. Katharina II. von Valois, die hier nebst ihrem Sohn Louis bestattet liegt, soll den Arm des Heiligen von Konstantinopel mitgebracht haben.

Zwischen den Mercoglianesern und den Nachbarn von Avellino herrscht ein uralter, unüberwindlicher Groll wegen des mirakulösen Bildes des heiligen Modestino, gegenwärtig aufgestellt in der Pfarrkirche zu Avellino. St. Modestino stand nämlich seiner Zeit im Rufe großartiger Wunder, die sich besonders auf das Heilen von Körpergebrechen erstreckten. Eifersüchtig auf die also begnadigten Avellineser, planten die Mercoglianeser hinterlistiger

Weise den Raub des Heiligen, der auch in der That eines Tages aus Avellino verschwunden war und über dem Altar der Kirche zu Mercogliano thronte, wo die gesammte Einwohnerschaft ihm zu Füßen lag und je nachdem was Jedem Noth that „la Grazia“ erflehte. Aber ach! In gerechtem Unwillen über den an ihm verübten Verrath verweigerte St. Modestino den Frevlern jedes, selbst das kleinste Wunder, so daß die neue Gemeinde endlich die Geduld verlor, und aufgebracht über seine Hartnäckigkeit, ihn nach Avellino zurücksandte. Böse avellinesische Zungen behaupten sogar, daß sich die gottlosen Nachbarn mit Verwünschungen und Stockprügeln an dem Wunderthäter vergangen hätten; sicher ist jedoch, daß dieser seitdem keine Wunder mehr thut. . .

Um des Morgens in aller Frühe die Prozession auf den Montevergine mitzumachen, muß man eine Nacht in Mercogliano — das sich während der drei Festtage im Zustand einer babylonischen Verwirrung befindet — zubringen, auf die Gefahr hin kein Auge zu schließen und von dem beispiellosen Lärm beinahe betäubt zu werden. Man denke sich einen Flecken, wo sonst ein paar hundert Seelen ein stilles Bauernleben führen, plötzlich von 20000 Einwanderern überschwemmt, mit Wagen, Pferden, Eseln, Kisten und Kasten, und zum Ueberfluß noch Kindern, die sich wo sie Platz finden — in den Schenken, Häusern, Gassen und auf dem Marktplatz — zigeunermäßig niederlassen und sich die ganze Nacht hindurch auf die profanste Weise vorbereiten zu der Wallfahrt nach der Abtei! Früher fand sogar noch auf dem Wege von Avellino ein Wettrennen statt, welches demjenigen, der zuerst mit seinem Festwagen in Mercogliano einfuhr, einen Preis von 50 bis 100 Lire sicherte. Bei dieser Gelegenheit verendete manches der erschöpften Thiere, die bereits die lange Reise von Neapel nach Avellino gemacht, jämmerlich vor dem Thore, wo das Volk dem Sieger jubelnd Beifall schrie: Wenn es sein Vergnügen gilt und es ihm ans Selbstgefühl geht, kennt der Neapolitaner keinen Humanismus. Vielleicht ist eben aus diesem Grunde — wenn auch zu allgemeinem Bedauern — das barbarische Wettrennen aufgehoben worden. — Am wüstesten ist der Lärm und das Gedränge in der Hauptstraße — der einzigen längeren — auf deren holperichtem Pflaster eine von Kopf bis zu Fuß beklunkerte Menge schreiend auf und nieder wogt. Aus den meisten Fenstern und Fensterlöchern der Häuser zu beiden Seiten flattern Fahnen, mit Heiligenbildern und Arabesken verziert, die wunderlicherweise die Bedeutung eines Fehdehandschuhs haben, welchen die sogenannten Stegreifdichter (Poeti improvisatori) dem Pöbel zuwerfen. Jeder einzelne der Festzüge von Neapel und Umgegend hält es nämlich für Ehrensache einen Improvisatore aus Neapel mitzubringen, der das Lob seiner Frauen, Wagen und Pferde singt, die Schwelgereien und Raufereien während der Fahrt — kurz, sämmtliche Reiseabenteuer schildert und alle diejenigen, welche an der Wahrheit seiner Geschichten zweifeln, zum Zweikampf auf Fäuste fordert. Theils um ihm Beifall zu spenden, theils um sein Mißfallen kund zu thun, brüllt das Gesindel auf der Straße dem Dichter unaufhörlich zu; dieser sitzt mit lang baumelnden Beinen auf dem Fensterbrett, das gefüllte Glas in der Hand, glühend vom Wein und vor Kampfeslust. Ein Bursche, dessen Rausch dem seinigen gleich kommt, stürzt sich auf ihn und schlägt ihm das Glas aus der Hand; mit einem Sprunge steht der Dichter auf den Füßen, um sich in demselben Augenblick, in inniger Umarmung mit dem Angreifer auf dem Boden zu wälzen und den „guten Kampf“ auszukämpfen — unter dem Pfeifen, Klatschen und Jubeln der entzückten Menge: Es ist ein Wunder, daß sie nicht zertreten und zerstampft werden, sondern sich nach wenigen Minuten — wenn auch mit zerkratztem Gesicht und blutender Nase — befriedigt erheben. Dieselbe und ähnliche Scenen spielen sich im Laufe des Abends mehrere Male ab, während über dem verworrenen Gewühl, das den Hintergrund dazu bildet, die Flaggen der Improvisatori, die Federbüschel der Possenreißer, die langen, bemalten Anschlagzettel der Seiltänzer und fahrenden Sänger flattern und schweben, und die blechernen Stimmen der Verkäufer von Heiligenbildern, Holzpantoffeln, bunten Federn, hölzernen Eimerchen, Tannenzweigen und andern, für das Fest bedeutungsvollen Gegenständen den ganzen Tumult übertönen, daß es scheint, als ob es ihnen mehr daran gelegen wäre, sich gegenseitig zu überschreien, als ihre Waaren los zu werden. Eine stehende Wolke von Rauch und Dampf, ein übler Geruch von verbranntem Fett verdichtet die Atmosphäre, concentrirt unter den Thorbogen und in den Kellerwölbungen, wo die „Friggitori“ (Pfannenbäcker) das Feuer schüren und die in ranzigem Schmalz frischgebackenen Artischoken, Leberstückchen, Polentascheiben, Broccolistengel und Pfeffergurken unter dem Collectivnamen: „Frittate“ verkaufen. — — Wunderbar deucht es einem, wie in dem Wirrwarr des sich nie lichtenden Gedränges Festwagen — die dampfenden Pferde zum Lauf angetrieben — vorwärts kommen, ohne daß Räder, Deichsel — Arme und Beine gebrochen auf dem Straßenpflaster liegen bleiben. Die einzige Erklärung ist allenfalls, daß diese geschmeidigen Neapolitaner selbst im Taumel wildester Lustbarkeit noch in so hohem Grade auf das eigene Wohl bedacht, wie sie gleichgiltig gegen dasjenige ihres Nächsten sind, daß sie aus Furcht vor körperlichen Verletzungen — und gar erst vor dem Tode! — aufs Zärtlichste besorgt auf sich selbst und nicht im Geringsten auf den Andern achten, wobei sich dasselbe Resultat ergiebt, als ob Jedes in heroischer Selbstverleugnung das Leben seines Mitmenschen behütete. . . .

Vor der großen Kirche auf dem Marktplatze, einem an und für sich uninteressanten Gebäude, findet ein ungeheurer Auflauf statt. Wer sich gerade in der strömenden Menge befindet, läßt sich mit fortreißen und -schieben und kommt, man weiß nicht wie, in das Innere der Kirche, wo Jedes so dicht an seinem Nebenmanne lehnt, daß es ihm beim besten Willen nicht gelänge, zu fallen, selbst nicht, wenn eine Ohnmacht es erforderte. Nach und nach entwickelt sich dann ein lebhafter Kampf mit Ellenbogen, Fauststößen und Fußtritten, dessen Preis ein dünner Wasserstrahl ist, welcher aus einer Röhre, zwischen zwei Pfeilern des linken Seitenschiffes, in ein Marmorbecken plätschert und den zu trinken sich die ganze zahllose Menschenmasse mit gleichem Eifer bestrebt — aus ein und demselben kleinen, verrosteten Blechbecher, der an einer Kette neben dem Becken hängt. Dieser merkwürdige Wasserstrahl soll direct dem Knie eines wunderthätigen Heiligen entspringen und nach einer Reise durch den Berg, eingezwängt in die enge Röhre, noch die Kraft besitzen, Kranken Genesung und Gesunden ein langes Leben zu verschaffen; vorausgesetzt, daß es in dem erwähnten kleinen Blechbecher geschöpft wird. Wer den kostbaren Trunk unter den lebensgefährlichen Umständen erreicht hat, stimmt frohe Danksagungen an, legt knieend oder stehend — je nachdem das Gedränge es erlaubt — sein Scherflein auf den Hochaltar nieder und zieht fröhlich seine Straße . . . Gegen drei Uhr des Morgens, nach einer kurzen Nacht ohne Schweigen und Ruhe, nimmt die Prozession auf den Montevergine, nichts weniger als feierlich, ihren Anfang. Der erste blasse Tagesschimmer umsäumt den östlichen Horizont; hoch ragen die dunklen Umrisse der Berge, die majestätischen Häupter vom Nebel umhüllt, während sich an den Abhängen und im Thal die Dämmerung langsam lichtet. In der Ferne bewegen sich zahllose Fackeln von gelblich-rothem Schein, deren verworrenes Durcheinander sich am Fuße des heiligen Berges zur langen Reihe ordnet, höher steigt und wie ein Zug riesiger Leuchtkäfer aufwärts wandert. Ein unbestimmtes Getöse, wie von fernem Meeresrauschen, verhallendem Singen und Klingen, durchzieht die Luft. Die Natur erwacht. Gluthvoll geht das Morgenroth der sich erhebenden Sonne voran; die Nebel schwinden und die Gipfel der Apenninen sind in Purpur getaucht. Die Fackeln am Bergabhang erlöschen; die letzten Nachzügler aus dem Oertchen eilen, um wenigstens noch das Ende des langen Hauptzuges einzuholen. Wie ausgestorben bleibt Mercogliano liegen und lächelnd blinzelt der Tag auf den verlassenen Schauplatz des wüsten Gelages des vergangenen Abends. Aber wo bleibt die Poesie der Morgenlandschaft, die man, dem Treiben der Wallfahrter fern, vom Fenster seines hochgelegenen Schlafquartiers aus noch eben so lebhaft empfand, wenn man sich unter die Leute mischt, die den Montevergine nunmehr den ganzen Tag lang belagern? Nichts ist so geeignet, die Großartigkeit der Schöpfung in den Staub zu ziehen, als der Mensch! Als gelte es ein Wettrennen, so stürmt, läuft, klimmt und kriecht Alles den steilen Bergpfad in die Höhe: Männer, Weiber, Kinder, Krüppel und Kranke — ein Knäuel von Köpfen und Gliedmaßen; die Vorderen singend und frohlockend; die Hinteren schreiend und stöhnend, das Mitleid der Vorbeieilenden anrufend. Vielen — ja, den Meisten — geht auf der Hälfte des Weges der Athem aus. Sie lagern sich ins feuchte Kraut, kramen Körbe und Taschen aus und richten die schwindenden Kräfte durch ein zusammengewürfeltes Allerlei von Frühstück wieder auf. Unterdessen strengen sich die Zurückgebliebenen an, ihnen nachzukommen, oder sie mit Rufen und Gesten zu bewegen, ihr Eintreffen abzuwarten. Einige Buben hängen sich den Eseln der an der Fahrt Theil nehmenden Touristen an den Schwanz und lassen sich eine Strecke mit fortschleppen, bis die Stockschläge der Treiber sie verjagen. — Der Weg ist von Anfang bis zu Ende mit Bettlern besät: — Bucklige, die sich für einen Soldo auf den Höcker tappen lassen, was nämlich Glück bringen soll, — Krüppel, die in der abstoßendsten

Weise ihre Gebrechen zur Schau tragen — Blinde und Stumme, die es wirklich sind, oder sich auch nur verstellen, werfen sich den Vorüberziehenden entgegen, singend und betend, die Madonna von Montevergine preisend und die Leiden der Seelen im Fegefeuer bejammernd. Am Kreuzwege, nicht mehr weit von der Abtei, — in welchen mehrere Fußsteige münden — steht ein schwarzverkappter Mann, von unheimlichem Aussehen, der mit hohler Stimme um Almosen und Erbarmen für die Seelen im Fegefeuer fleht, indem er beständig eine Glocke in seiner Linken läutet und mit der Rechten auf einen Todtenschädel, in einem hölzernen Gefäß, halb angefüllt mit Kupfermünzen, deutet. Während der Zug hier ins Stocken geräth — da sich Hunderte herandrängen, um den Todtenschädel zu küssen und ihren Soldo zu opfern — werden neue Festzüge aus den benachbarten Ortschaften sichtbar — mit Gesang und Klang, voran das Crucifix, von Priestern im Ornat getragen, begleitet von Chorknaben in weißen Hemden, mit langen Kerzen in den Händen, die sich demjenigen von Mercogliano anschließen, der den Mittelpunkt des ganzen Festes bildet.

Angelangt auf dem Gipfel des Berges, bemächtigt sich unser in der frischen, sonnigen Frühlingsluft ein wonniges Gefühl von Freiheit und Gehobenheit, und das Auge, müde und verletzt in dem niedrigen Treiben einer Menge, die sich unter dem Deckmantel kirchlicher Weihe einer weltlichen Orgie hingiebt, ruht im Anblick der großartigen Natur aus und weidet sich an der reinen Schönheit der ausgedehnten Landschaft zu unseren Füßen: Blühende Thäler mit freundlichen Dörfchen; einsam in grünen Schluchten liegende Gehöfte und Häuser; am äußersten Horizont die blauen Linien der Gebirgskette; röthlich schimmernde Gipfel, steile Felswände, Abhänge voll Blumen und Kräuter und vor Allem die weiten Waldungen, welche das Fürstenthum Citra, zwischen Avellino, Nola und Frigento, durchziehen und wo der märchenhafte Cipriano la Galla — dessen Laufbahn im Kerker zu Portoferrajo endete — noch vor zehn Jahren mit seiner berüchtigten Räuberbande hauste.... Leider behält man nicht lange Zeit zu stillen Betrachtungen, denn man ist eigens hergekommen, um die berühmte Kirche von Montevergine kennen zu lernen, und befindet sich in einem gewaltigen Menschenstrudel, von dem man nolens volens fortgerissen wird. — — Der Eindruck von Majestät und Romantik, welchen das Kloster mit seinen festungsartigen, hochragenden Mauern, von unten gesehen, macht, geht hier oben in dem wogenden Gewühl beinahe gänzlich verloren. Der weite Hof, den die Menge im Nu überschwemmt, verwandelt sich in ein Zigeunerlager und unter den hohen Arkaden, wie auf dem Platze selbst, spielen sich ähnliche Scenen ab, wie auf dem Platze zu Mercogliano. Nicht anders geht es in der Kirche zu, wo wahre Angriffe auf das Bild der Madonna gemacht werden, das Schreien und Lärmen, von Stößen und Püffen begleitet, kein Ende nimmt, so daß man glaubt, in einer „Mördergrube" zu sein, anstatt in einem „Bethause".

Nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie, welcher verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit zu Theil wird, lagern sich die Pilger — so viel darin Platz finden — in die beiden Seitenschiffe, um nach Belieben zu schlafen, zu essen und zu trinken, sich die Schuhe auszuschütteln und Gesicht und Hände mit großen, bunten Taschen- und Halstüchern zu reinigen. Unterdessen findet noch ein merkwürdiger Aufzug statt: Eine Anzahl von Männern und Weibern, die sich unter dem monotonen Singen von Psalmen der Kirche näherten, werfen sich am Eingang auf die Knie und bleiben hier, das Gesicht fast platt auf den Boden gedrückt, stöhnend und betend liegen, bis Jemand unter den Umstehenden — und zwar darf es nur ein Mitglied der Familie des Betreffenden sein — herantritt, dem Knienden einen Strick oder ein Taschentuch um den Hals schlingt und ihn die ganze Kirche entlang schleppt, bis zum Tabernakel der Madonna, während die Leute zu beiden Seiten Spalier bilden und den Pönitenten mit Worten und Gesten ermuthigen, Buße zu thun. Es sind nämlich die „großen Sünder", die auf diese Art büßen müssen, ehe sie Anspruch auf Absolution erheben dürfen: daß sie Schweres auf dem Gewissen haben, sieht man mehr an ihrem verzerrten, wahrhaft angstentstellten Gesicht, als an der zur Schau getragenen Demuth, mit welcher sie sich an die Brust schlagen und den Boden küssen....

Abgespannt und enttäuscht über die Bedeutung dieses vielgerühmten Kirchenfestes, welches mitzumachen dem Neapolitaner der höchste Genuß ist, für das er bekanntlich das ganze Jahr lang arbeitet, spart und darbt und im Nothfall sein letztes Stück Hausgeräth verkauft, besteigt man endlich seinen gleichfalls abgespannten, aber mehr hungrigen als enttäuschten Esel und begiebt sich auf den Rückweg, der insofern um Vieles angenehmer ist, als man freier athmet, nicht mehr zu fürchten braucht, im Gedränge zerquetscht und von dem ewigen Kreischen und Schreien taub zu werden. Auch noch etwas Anderes verschönert die Heimkehr: Man lernt das Einzige kennen, was an der Pilgerfahrt zart, sinnig, poetisch ist. — Unter den blühenden Ginsterstauden am Abhange zu beiden Seiten des Weges bemerkt man viele, die zu zweien mit der Krone zusammengeknotet sind; einige eben erst gebunden, frisch und grün, andere von lange her, welk und trocken: Brautpaare, die sich gleichsam vor dem Angesicht der Himmelskönigin Treue geloben, schürzen zum Zeichen, daß ein Band der Liebe ihre Herzen verbindet, zwei Ginsterstauden zusammen, und wenn sie später verheirathet sind, pilgern sie das nächste Jahr wieder nach Montevergine, um den Knoten zu lösen und der Madonna ihre Dankopfer zu bringen. Diejenigen, welche vergessen und vertrocknet stehen bleiben, erzählen die traurige Geschichte der Trennung zweier Herzen, die sich einst liebten....

Da das Fest erst den vierten Tag ein Ende nimmt, erreicht man schon lange vorher wieder Neapel, um auch der Heimkehr der Pilger beiwohnen zu können. Diese versammeln sich zum einheitlichen Einzug in die Stadt vor der Porta Capuana, wo die Pferde gestriegelt, die Wagen abgestaubt und die von Mercogliano mitgebrachten Holzpantoffeln, Eimerchen, Heiligenbilder, Tannenzweige &c. als Trophäen aufgesteckt werden. Die Frauen zupfen ihren Staat so gut es geht zurecht und bestreuen sich und ihr Gefährt mit den auf Montevergine gepflückten Ginsterblüthen, die sie in Tüchern und Körben bei sich tragen; die Männer zünden sich lange Cigarren an, die während der Fahrt durch die Stadt brennen müssen — dann geht es peitschenknallend in schlankem Trab durch die Straßen, stolz vorbei an Gruppen und langen Reihen von Zuschauern, daß die Wagen rasseln, die Federbüsche der Pferde wehen, die Glöckchen an den Decken und auf dem Geschirr klingeln, die Fahnen flattern und Aller Blicke ihnen nachfolgen, voll Neid und Bewunderung. Ein Abendessen, bei dem mit Wein und Maccaroni nicht gegeizt wird und das gewöhnlich in den größeren Restaurants von Santa Lucia oder Posilippo stattfindet, beschließt die Wallfahrt. — Aber erst wenn die Schatten der Nacht die Erde verdunkeln, wenn die Rauchwolke auf dem Vesuv sich röthet und die Sterne über dem Meere aufgehen, wird es stiller in der Stadt und der letzte Ton dieses größten, aufregendsten aller neapolitanischen Volksfestes verhallt — eines Volksfestes, das den Mönchen von Montevergine eine jährliche Rente von ca. 80000 Lire einbringt.

Aus den Meisterjahren Zinzendorf's. (1732—1734.)

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

I.

Zinzendorf wohnte, nachdem er sich vom Staatsdienste zurückgezogen hatte, anfangs auf seinem Gute Berthelsdorf in der Lausitz und ging täglich, zuweilen mehr als einmal, nach dem benachbarten Herrnhut, den Mährischen Brüdern, welche von ihm daselbst angesiedelt waren, mit Rath und That beizustehen. Bald darauf zog er selbst nach dem noch primitiven Herrnhut, obwol das Haus, welches ihm daselbst zur Wohnung diente, noch unfertig war. Seinerseits das Glaubensleben der in ihrer Absonderung etwas gesetzlich gestimmten Exulanten um so besser zu fördern, überließ er seiner Gemahlin (geborenen Gräfin Reuß-Ebersdorf) die ökonomischen Geschäfte, die Administration der Güter seinem Freund v. Wattewil, das Gerichtswesen einem Oberamtsadvocaten. „Die Brüder" bestimmte er, sich zur Kirche und zum Abendmahl nach dem lutherischen Berthelsdorf zu halten, indem er sie zu dem Bekenntniß brachte: „Die Reformation ist ein Werk Gottes. Die evangelisch lutherische Kirche ist so beschaffen, daß nach ihrer Lehre eine Seele durch alle Grade der göttlichen Führung hindurchgehen kann, die Lehre von der Kirche so rein und gesund, daß, wenn nach derselben gehandelt wird, die apostolische Gemeinde so bald da sein kann, als Leute da sind, die sie ausmachen können."

Die überkommene Gemeine-Verfassung erklärte man aber unter keinen Umständen aufgeben, lieber auswandern zu wollen. Auch Luther habe anerkannt, daß die Unität darin etwas voraushabe. Zinzendorf meinte: sie sei apostolisch und diene zur Erbauung und

Besserung; es sei nur zu bedauern, daß unsere protestantische Kirche nicht dazu kommen könne, sie bei sich einzuführen.

II.

Gottesmänner, wie der spätere Abt von Kloster Bergen, Steinmetz, bestärkten Zinzendorf in der Ueberzeugung, daß man es in Herrnhut mit einer neuen Erscheinung des Reiches Christi in der Welt zu thun habe, „da man sich hüten müsse, nichts zu verderben“.

In diesem Sinne entwarf Zinzendorf Statuten, welche von der Gemeine am 12. Mai 1727 angenommen wurden. Wir entnehmen der Einleitung:

„Die in Herrnhut erweckten und in dieser Gemeinschaft stehenden Personen sollen in beständiger Liebe mit allen Brüdern und Kindern Gottes in allen Religionen stehen.“ —

Eine besondere Einrichtung waren die Banden, Gemeinschaften weniger Personen einerlei Geschlechts, welche sich unter einander erbauten, übrigens nach Anordnung des Vorstehers wechselten, so daß Einer dem Anderen mit seiner Gabe dienen lernte und der mancherlei Gabe des Andern theilhaftig wurde.

Ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Zinzendorf's waren auch die Kinder. Er gründete eine große Knaben- und eine Mädchenanstalt für die Brüderfamilien; die bestehende adlige Landschule hob er wieder auf. Es war dabei sein Grundsatz, daß die Kinder von Jugend an zum Christenthum nicht durch Zwang, sondern mit Liebe gezogen werden sollten; sie müßten wissen, daß sie für Jesum da sind, was er für uns gethan und was er uns geben will.

Im August machte sich eine wunderbare Bewegung in Herrnhut bemerklich. Nach einer Rede des Berthelsdorfer Pastor Rothe war dieselbe so groß, daß man bis gegen Mitternacht betete: wenn Einer aufhörte, fing der Andere an. Man verband sich zum Ernst im Christenthum! Wenige Tage später bei einem Abendmahl fielen „die an einander irre gewesen“ sich um den Hals, beteten und „verbanden“ sich wieder. Etliche harte und gottlose Leute wurden zu Thränen gebracht. Als nun Rothe noch eine erweckliche Rede und auch Zinzendorf eine Ansprache hielt, zerfloß Alles in Thränen. Ein auswärtiger Geistlicher, welcher anwesend war, staunte. Dabei hatten zwei abwesende Brüder, deren man im Gebet gedachte, einen Eindruck von dieser Bewegung in ihren Herzen. „Von dieser Zeit an,“ entnehmen wir einem Tagebuche David Nitschmann's, „ist Herrnhut zu einer lebendigen Gemeine Jesu Christi geworden. Wir waren allzusammen voll Freude fast außer uns und fingen eine fast himmlische Haushaltung mit einander an, welche Alte und Junge zu genießen kriegten.“

III.

Zinzendorf arbeitete bis spät in die Nacht. Die täglichen Frühversammlungen, welche nach der Jahreszeit um 4 oder 5 Uhr statt hatten, hielt deshalb ein Anderer, er selbst aber um 6 Uhr bereits seinen Hausleuten eine Andacht. Dazu gehörten neben den Domestiken, welchen der Bayer Tobias Friedrich als Hausmeister vorstand, und allerlei Pilgern eine Menge Schwestern, welche der Sache des Heilands in der Gemeine dienten. Eine besondere Hausordnung verpflichtete die Diener zur Einigkeit unter einander. Die Gräfin, welche sich der Schwestern in herzlichster Weise annahm, bewährte sich als eine rechte Hausmutter. Mit den Helfern der Gemeine, den Aeltesten, Lehrern, Aufsehern, Kranken- und Almosenpflegern hielt Zinzendorf Conferenzen, in welchen er in praktischer Weise auf Alles aufmerksam machte, worauf es bei ihrer Wirksamkeit nach seiner Meinung ankam. Jedem der Chöre der ledigen Männer und Jungfrauen, welche sich gebildet hatten, hielt er entsprechende Vorträge. Uebrigens verkehrte er mit den Schwestern nur in der Person ihrer Vorsteherin.

Eine zufällige Gelegenheit, wo er fremde Andächtige aus seiner Küche speiste, wurde der Anlaß zur Einführung der Liebesmahle. Dem Eigenwillen entgegen zu treten bediente er sich zur Erforschung des göttlichen Willens des Loses. Der Ursprung der Losungen war die Gewohnheit, in den Abendversammlungen Sprüche für den folgenden Tag zum „Merken“ zu geben.

Die Berthelsdorfer nahmen die Herrnhuter Statuten für sich an. Auch dieser übrigens nicht unbedenkliche Erfolg machte aber Zinzendorf nicht sicher, wie wir aus den Versen ersehen, welche er mit Bezug hierauf dichtete:

> Der Deinen Herzenswunsch erhöret,
> Daß Herrnhut nicht mehr sei,
> Wenn's Glauben ohne Treu
> Und vor dem Glauben Liebe lehret.

IV.

Während einer Abwesenheit Zinzendorf's im Sommer 1728 in Jena, wo die Universität eben damals nicht zum Geringsten dadurch im Flor stand, daß die theologische Facultät theils für Wittenberg, theils für Halle, theils für eine Mittelstellung war, erklärten viele Herrnhuter, unter Zustimmung des Berthelsdorfer Pastors Rothe, sich nicht mehr Böhmisch-Mährische Brüder, sondern wie ihre Glaubensgenossen nur noch Lutheraner nennen zu wollen. Es sollte dies um des Friedens willen geschehen. Der Graf besorgte, nach den Vorgängen, eine Spaltung der Gemeine; auch wünschte er, daß seine Schutzbefohlenen sich ihre alte kirchliche Freiheit, für welche die Vorfahren Alles einsetzten, bewahren möchten. Er protestirte daher gegen jede mehr als innerliche Vereinigung mit andern Religionsgenossen. 102 Jenaische Magister und Studenten, welchen er durch Vorträge nahe getreten, richteten eine Adresse an die Herrnhuter, sich von ihrer brüderlichen Verbindung und Einfalt nicht verrücken zu lassen.

Auf der Rückreise wurde Zinzendorf in Halle, wo er im Hause des Doctor Lange, der mit Canstein befreundet war, abstieg, namentlich von Studenten überlaufen. Er predigte im Pädagogium, wo, an Stelle von August Hermann Francke, der das Jahr zuvor zu Zinzendorf's großer Betrübniß gestorben war, als Vorstand der Stiftungen sein nicht ganz gleichwerthiger Sohn getreten war, hielt sich selbst übrigens aber zurück, da man ihm den Einfluß, welchen er in Jena auf die erweckten Bürger und Studenten gewonnen, übel deutete.

In Herrnhut beschränkte Zinzendorf sich darauf, mit den Gemeinältesten gelegentlich über die Vorgänge zu sprechen. Bald darauf bekannten Alle, welche zugestimmt hatten, den Brüdernamen ablegen zu wollen, sich geirrt zu haben.

Die Statuten wurden geändert, um auch den Schein zu vermeiden, als handele es sich dabei um ein Bekenntniß, als solches aber nicht mehr einzeln unterschrieben, sondern für alle bindend verfügt, welche daselbst wohnten. Wir entnehmen den Statuten, daß man sich die Berthelsdorfer Liturgie gefallen lassen wolle, damit ein Zeugniß abzulegen, daß man nicht sectirerisch, die innerlichen Verbindungen aber aufrecht erhalten wolle, jedoch dergestalt, daß Jeder hierin seine Freiheit behalte.

Der Graf bemerkte hierzu: „Man dürfe in Herrnhut nie vergessen, daß es auf den lebendigen Gott erbaut und ein Werk seiner allmächtigen Hand, auch eigentlich kein neuer Ort, sondern nur eine um der Brüder willen errichtete Anstalt sei.“ Und 1729: „Ich statuire keine sichtbare Hauptkirche, aber viele sichtbare Kapellen für den heiligen Geist.“ An noch einer andern Stelle: „Ob ich wol ein Evangelischer bin und bleibe, so binde ich doch Christum und seine Wahrheit an keine Secte.“

Die Gemeine bestimmte der Graf zu erklären, daß man keinen Nachkommen für einen Bruder oder eine Schwester erkennen wolle, der sich nicht von Herzen bekehrt habe, keine Gemeine (als solche) anerkennen wolle, als wo das Wort lauter und rein gepredigt werde und man auch danach lebe; daß man von Niemand getrennt sein wolle, der an Jesum glaube, daß der Hauptfehler bei erweckten Christen der Mangel an Zucht.

„Eine ecclesiola erfordere,“ meinte der Graf, „eine besondere göttliche Zucht.“ Man war daher bei der Aufnahme neuer Ankömmlinge schwierig und ließ die Hausväter 1730 einen Revers unterschreiben, daß sie sich der Laster, welche Gott und den Menschen zuwider, enthalten, anderenfalls Herrnhut räumen und ihr Haus alsdann der Gemeine käuflich überlassen wollten.

Bei aller Theilnahme für das Glaubensleben Zinzendorf's vermochten sich seine frommen Eltern der Sorge nicht zu entschlagen, daß die Bewegung, welche Zinzendorf anfachte, nicht ohne menschliche Zuthat.

Bücherbesprechung.

□ Witte, Mein Conflict mit Hrn. Hof- und Domprediger Stöcker. Berlin, F. Fontane. — Der Inhalt dieser Schrift ist durch die Presse bereits sattsam bekannt und im Parteiinteresse weidlich ausgenutzt worden. Die Veröffentlichung derselben ist gegen den ausdrücklichen Wunsch der kirchlichen Oberbehörde erfolgt. Und schon im Interesse der Würde des geistlichen Amtes, wie im eigenen persönlichen Interesse des Verf. wäre lebhaft zu wünschen gewesen, daß derselbe der Versuchung widerstanden hätte, in solcher Weise an seinem Gegner Revanche zu nehmen. Er hätte christlicher und auch klüger damit gehandelt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 65. Sonnabend, den 1. Juni. 1889.

Aus den Vogesen.*)

Von P. C.

Schloß Girbaden ist die ausgedehnteste Ruine im ganzen elsässischen Land, nur Hohen-Königsburg und St. Ulrichsburg bei Rappoltsweiler können sich ihr an die Seite stellen. Am Absturz der rothen Sandsteinfelsen just bei Heiligenberg über dem Breuschthale aufgebaut, die monumentale Hinterlassenschaft einer ganzen Reihe von Generationen, beherrscht sie das ganze Hochplateau bis nach Klingenthal hinunter, tiefgrünes Tannendickicht umbuscht die Zugänge zur steilen Höhe, die Geröll- und Schutthaufen am Fuße des Kegels umkleidet der Bergwald, der bis zur mittleren Höhe die Formen verhüllt: darüber glänzt der rothe Fels in seiner nackten Schönheit. Die Schneedecke bricht über dem Abhang jäh ab, hier und da sind von den herabgestürzten Lawinen am Fuße der Steinwände mächtige Schneehaufen aufgethürmt, mit herabgerissenen Rasenstücken und Felstrümmern gemischt: denn der Wind bläst von Süden her frei und ungehemmt über die Höhe und fährt vom Girbadener Thurme jach zu Thale. Das mächtige Trümmerfeld ist seit Wochen nicht besucht. Die ausgezackten Ruinen werfen scharfe, blaue Schatten auf die jungfräuliche Schneematte. Ein mächtiger, viereckiger Donjon erhebt sich am westlichen Abhang über dem Bergvorsprung, den die Magel umfließt, ein geräumiger Hallenbau schließt sich ihm an. Auf der anderen Seite des großen, den Mittelpunkt bildenden Hofes erhebt sich der zweistöckige Palas — noch steht die hohe Westwand mit den romanischen Rundfenstern, die dem großen Rittersaale Licht spendeten, der zierliche Eckthurm mit den wie Schwalbennester angeklebten Erkerchen, die niedrige Burgkapelle. Ein doppelter Mauerkranz mit wohlerhaltenen Zinnen und 5 Thoren schließt Burghof und Zwinger ein. Die Hohenstaufen waren die Gründer der heutigen Burg: aber nicht sie hatten als die ersten die günstige Lage der vorgeschobenen Felsen erkannt: vor ihnen hatten die Römer den Berg besiedelt — auf römischen Fundamenten steht noch heute der große Bergfried. Die Römerburg stand schon längst, als drunten im Flachland, bei den Straßburger Rebbergen Chnodomar, der Alamanne, gegen Julian's schlachtgeübte Legionen stritt. Das war im August 357. Die todkühne Tapferkeit der Germanenkrieger, die mit nacktem Oberkörper jauchzend in die Speere sprangen, unterlag damals noch einmal der starren Festigkeit der römischen Söldner, aber schon 46 Jahre später räumten Roms Truppen das Land für immer.

Als die Lehnsträger der Hohenstaufen, die Grafen v. Dagsburg, ausgestorben waren, kam die Burg an den Bischof von Straßburg, dann an die Ritter v. Baldebrunn, an die Müllenheim und Rathsamhausen, deren Stammburg weiter im Süden im Schutze der heiligen Odilia steht — heut gehört es dem Baron v. Wangen. In dem wirbelnden Sturmwind, der in Gewitternächten so unverhofft um den Felserker wüthet, sieht das Volk seit Jahrhunderten schon die wilde Jagd — aber weder Wodan führt sie hier, noch Graf Hackelbernd, noch irgend ein anderer verwunschener Jägersmann: der Ritter v. Rohan ist es, der auf dürrem Grauschimmelklepper an der Spitze der gespenstigen Schaar ins Thal hinabprescht. Der Boden der Burg ist allenthalben durchwühlt und durchgraben nach verborgenen Schätzen wie kein zweiter Ort im ganzen Elsaß: und doch hat man nichts gefunden als ein paar Thongefäße und wenige broncene Toilettengegenstände. Genaue Aufrisse und Reconstructionszeichnungen von Levrault und Winkler ermöglichen die wissenschaftliche Bearbeitung der wunderbaren und ihres Gleichen suchenden Burganlage.

Weiter abwärts am Bergabhang ruht der Weiler Bühel im Winterschlafe. Mit den anderen Orten gleichen Namens bei Hatten und Saarburg streitet er um die Ehre, des Dichters Hans von Bühel Heimath zu sein. Ein Adalbero von Bühel erscheint schon im Jahre 1135 als Zeuge auf einer Urkunde des Klosters von Murbach, die im Archiv zu Karlsruhe aufbewahrt wird. Unser Hans nun war ein Versschmied von unheimlicher Fruchtbarkeit. In nicht weniger als 17500 Verszeilen schrieb er im Jahre 1400 ein langathmiges Epos „von eines Königs Tochter in Frankreich" und 12 Jahre später ein zweites „Diokletiani Leben". Der Stoff des ersteren Gedichtes findet sich in der älteren Literatur nur in Mai und Beaflor, später in prosaischer Form im Volksbuche von der geduldigen Helena, das zweite, welches die Geschichte der sieben weisen Meister zum Gegenstande hat, war im Mittelalter ein sehr beliebtes Unterhaltungsbuch. Boccaccio und Chaucer hatten kurz vorher abgerundete Novellensammlungen geschaffen und dadurch das Interesse an dem alten Volksbuche wieder geweckt. Dieser neuerwachten Geschmacksrichtung entgegenzukommen, ersann auch Hans von Bühel seine poetische Bearbeitung. Sein Sang wird ihm oft selbst zu lang und ausgedehnt, dann hilft er sich mit der lustigen Phrase: seine Leser wüßten schon selbst, wie es zugehe bei frohem Gelage, bei Hochzeit, bei Prügelei oder Belagerung — das sollten sie sich nun fein selber ausmalen:

> Hiemit wil ich Bueheler
> die red ein wênic kürzen
> und ir ein teil überstürzen,
> wanne ir wizzent alle wol,
> wie man vor schlozzen liegen sol;
> da ist nôt, arbeit und angst bî,
> nu hoerent alsô liep als ich iuch sî.

Schneit's auf den Bergen und regnet's im Thal, so weiß ein fleißiger Mann, der die Zeit nicht verlieren will, im fremden Lande nicht Gescheiteres zu thun als seine Weine zu proben. Und die Weine haben dem Elsaß noch mehr Ruhm gebracht als seine Berge. Also ist's nur recht und billig, daß einer dem flüssigen Goldquell der sonnigen Vogesenabhänge seine Achtung bezeugt. Denn der Ruf der Elsässer Weine ist Jahrhunderte alt. Als der Graf von Wirtemberg im Jahre 1325 mit Bischof Berthold von Straßburg in Fehde lag, konnte der Bischof dem Herzen des Wirtembergers keinen schlimmeren Streich spielen, als daß er sämmtliche Fässer aus des Grafen Kellern in Reichenweier von seinen Wagenknechten nach Straßburg fahren ließ. Denn der Reichenweier Rießling — wie die Burg, die ihm den Namen gab, die niederen Schlösser der Weingelände überragt — steht hoch über dem Geisberger, dem Beblenheimer, dem Zellenberger und den anderen Sprößlingen der Rappoltsweiler Berge. Der alte Elsässer Weinspruch singt:

> Zu Thann im Rangen,
> Zu Gebweiler in der Wannen,
> Zu Türckheim im Brand
> Wächst der beste Wein im Land.
> Doch gegen den Reichenweier Sporen
> Haben sie all das Spiel verloren.

*) Bereits Ausgang dieses Winters geschrieben, Red.

Und Johann Fischart reimt weniger schön als verständig:
O Katzenthaler und Lippelsberger von Reichenweier,
Wie halten euch meine Lippen so theuer!

Der berühmte Straßburger Humorist beweist damit zur Genüge, daß er nicht nur literarischer Feinschmecker ist: denn in wohlthuender Mischung mit Katzenthaler giebt der Reichenweier — es ist dies ein tiefes Geheimniß der Kenner — einen Tropfen, der an Duft der Blume dem Rüdesheimer Berg sich nähert. Die einzelnen Sorten sind schwer auseinander zu halten. Bei Marlenheim reift der braunrothe „Marlemer Vorlauf", am Scharrachberg der „Wolxheimer", der Lieblingswein Napoleon's I., von mattrother Farbe und leicht prickelndem Geschmack — in Urmatt wird er am reinsten geschenkt — von Goxweiler bis Heiligenstein blüht der weiße „Clevner", bei Kaysersberg der „Käferkopf" und die „Jagdtasche", bei Gebweiler der „Kidderle" oder „Wadenbrecher", bei Türckheim das „Türkenblut". Der süße „Kielber" von Rosheim ist arg berüchtigt: in den Händeln Friedrich's II. mit den Lothringern betranken sich die lothringischen Kriegsknechte, nachdem sie in die Stadt eingedrungen, so heftig in dem süßen Naß, daß sie wie toll in den Straßen umherschwankten und von den Einwohnern erschlagen wurden. Iceux donc tous forcenez, sagt Richer in seiner Senonenchronik — comme les Allemands ont ceste façon de faire — sortans de leurs maisons, se jettèrent sur les rustiques. Die elsässische Weinweisheit giebt nichts besser wieder als ein Spruch, den uns Fritz Ehrenberg mitgetheilt: der biedere Kaysersberger Bürger Mathias Hiffel und seine liebe Ehrefrau errichteten im Jahre 1618 in ihrem Hofe einen neuen Brunnen — am Brunnenpfahl ward der Spruch aufgemalt:

Dringstu Wasser in deim Kragen
Uber Disch, es kalt din Magen.
Trink mäßig alten subtiln Wein,
Rat ich, und laß mich Wasser sein.

Die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Denn das Elsaß ist das erste Weinland Deutschlands — es folgen Bayern, Würtemberg, Baden, ganz am Ende, noch nach Schlesien, Sachsen mit seinem Schieler und Blasewitzer Sommerfrischlerwein, bis zum Gewächs vom Hohenstädter Berg und dem Dürrweitzschener Affenthaler sauren Angedenkens. Auf 1 450 00 ha kommen nicht weniger als 30 625 ha im Ertrag stehende Weinberge, die auf 1048 Gemeinden vertheilt sind. Die absolute durchschnittliche Höhenlage ist dabei nur 265 m. Die Gesammtproduction beträgt durchschnittlich 700 000 hl, im Jahre 1881 sogar 880 000 hl. Einer Gesammtzahl von etwa 360 Millionen Weinstöcken steht ein engagirtes Capital von 320 Millionen Mark gegenüber, das sich durchschnittlich zu 3,90 % verzinst, nur für den Kreis Rappoltsweiler stellt sich der Procentsatz bedeutend höher.

Bei Urmatt durchschneidet die Sprachgrenze das Thal, der Quelle der Breusch entgegen wächst die Herrschaft des Französischen rasch an, zu Schirmeck-Vorbruck und zu Rothau scheint das Deutsch schon ganz ausgestorben. Im Allgemeinen sind die romanischen Elemente nur in die hohen Gebirgsthäler vorgedrungen, wo die Thäler sich erweitern, blieb das alamannische Element erhalten. Romanen nicht nur nach der Sprache, sondern auch nach Haut- und Haarfarbe sitzen nach den Forschungen von Constant This im Unterelsaß nur im oberen Weisthale, im Volchinethale, an den Quellen der Leber und Breusch. Dort oben aber herrscht neben dem Französischen ein verwünschtes Patois, altkeltische Sprachreliquien, die auf germanischem Boden inkrustirt und mit französischen Reminiscenzen verbrämt sind, ein Dialekt, den weder ein ehrlicher Deutscher noch ein ehrlicher Franzos ganz versteht. Auch das Französisch der Landbevölkerung ist nicht weit her. Da man die erste Silbe verschluckt und die letzte nicht ausspricht, zudem zumeist auf einen der unterdrückten Vokale den Accent legt, so schwirren in dem Ohr des Unkundigen nur die Klangwellen einer Fülle zischender Consonanten, die mehr an Polnisch oder Böhmisch als an die klangvoll-schöne Sprache der Pariser Boulevards erinnern. Von den 1699 Gemeinden im Elsaß reden 1233 durchaus deutsch, 81 haben eine gemischte Bevölkerung, 385 reden französisch. Das sind so ungefähr die gleichen Verhältnisse wie unter französischer Herrschaft. Freilich — wenn französische Sympathie sich nur mit dem Gebiet der französischen Sprache deckte! — —

Die Heerstraße auf den Donon kriecht im Thal des Préfilet aufwärts. Grandfontaine, das unendliche Dorf, bei dem man weder weiß wo es anfängt, noch wo es aufhört, zieht sich zur Linken des Weges in der Thalsohle hin, zur Rechten steigen die beschneiten Höhen des Kelberges auf. Die Stürme der letzten Wochen haben von den schwerbedrängten Aesten der Tannen den Schnee gründlich abgeschüttelt und die Stämme rein gefegt, so sieht man nur auf den kahlen Flecken und den weitgedehnten Rodungen der Hochplateaus die weiße Flockendecke über den erstarrten Boden ausgebreitet. Eine dicke, den Athem beengende Nebelschicht hat sich zwischen die Berghänge festgeklemmt; ruht in den Thälern der Wind wie erfroren, so bläst in der Höhe, wenn man nur erst das scharfe Knie am Thale des Kelbergbaches überschritten hat, mit einem Mal der Wind über die Höhe von Westen her, ein beißender, unruhiger, nervöser Wind — er kommt von der französischen Grenze. Das weite Dunstmeer geräth in zitternde Bewegung, wie unheimliche Gespenster riesiger Wasserhosen wirbelt hier und da die grauweiße, schwerfällige Luftschicht empor. Drunten im Thale regnet's — die ganze Atmosphäre scheint in Feuchtigkeit aufgelöst, wiewol man den einzelnen Tropfen kaum spürt, in mittlerer Berghöhe unter den Nebelschleiern schneit es, erst in großen weichen Flocken, die schmeichelnd das erhitzte Gesicht umspielen, weiter droben in harten spitzigen Eiskrystallen, die mitleidslos unter dem Kragen, unter den Handschuhen eindringen, zu oberst weht nur der eiskalte Wind: unten aufgeweicht, droben steif gefroren wie ein frischgestärktes Vorhemd, so erreichte ich das Forsthaus auf der Plattform. Der Förster war abwesend, nur sein Töchterchen, ein hübsches Kind von sechzehn Lenzen, daheim, mit einem gesunden, kräftigen Gesicht, frommen blauen Augen und einer Fülle hellblonder Locken, die wie gesponnenes Gold das trotzige Köpfchen umspielten. Ich meine, sie müßte Martha getauft sein — und war das der Name nicht, so hätte sie wenigstens verdient, so zu heißen. Des Försters Keller barg feurigen Clevner, nur mit dem Kaffee, den die Kleine bereitete, konnte ich mich nicht einverstanden erklären — er war fast so schlecht, wie der, den ich in meiner Junggesellenwirthschaft mir zu brauen pflegte. Im Fenster lagen zerknüllt die einzigen Zeitungen, die droben gelesen wurden. Böckel's „Reichsherold" und Stöcker's „Volk" — der Antisemitismus in der Schneelandschaft.

Die Plateform du Donon ist eine nach drei Seiten jäh abstürzende Hochebene, die nur nach der französischen Grenze zu sich langsam senkt. Eine einzige Schneedecke, Weg und Steg umkleidend, ist über die Höhe gebreitet — nur die Baumstämme und seitwärts eingerammte Pfähle künden den Pfad. Außer dem Forsthaus sind nur noch drei einsame Einödhöfe über die verlorene Ebene zerstreut, der eine ist verlassen, von den anderen steigt dicker Qualm auf, der von dem Sturmwind zur Seite gepeitscht wird. In der Ferne, über Framont, erscheinen die bläulichen Höhen des Climont.

Der Donon steigt als bewaldeter Kegel direct von der Hochebene auf, vom Süden aus gesehen wie mit der Hand abgerundet und geformt, nach Osten zu durch einen felsgezahnten Grat mit dem kleinen Donon verbunden, der in verwaschenen Curven nach dem Wischbach zu abfällt. Auf dem gewöhnlichen Schneckenpfad von Süden her die Kuppe zu ersteigen, war unmöglich trotz der Steigeisen: an den steilen Abhängen war die Schneekruste mit Glatteis bedeckt, unter dem Schatten der Tannen trug die Schneedecke nicht, so daß der Fuß bei unvorsichtigem Schreiten knietief einsank. Doch gelang mir's von Norden, wo der heftige Wind von den kahlen Rodeflächen den Schnee schon zeitig gefegt und den liegen gebliebenen hart gefroren hatte, die Höhe zu erreichen. Nach dem kleinen Donon zu, nur etwa dreißig Schritt unterm Gipfel, hängt eine zerklüftete Felswand nach Norden über, hier ist die Schutzhütte errichtet, die vom Vogesenclub unterhalten wird. Von den Stechpalmenträgern mochte lang Niemand oben gewesen sein, der Eingang war tief verschneit. Den Gipfel krönt ein seltsames plumpes Gebäude, das auf den ersten Blick wie ein Keltentempel erscheint, der von den Cyklopen der Urzeit hier aus Riesenblöcken errichtet, bis das Auge an der größten der braunen Steinplatten in mächtigen Lettern den Namen Musée entdeckt. Der ganze Bau verdankt erst dem Jahre 1869 das Leben, zwölf stämmige Steinpfeiler tragen das pyramidenförmige Dach, hinter dem Eisengitter ein paar Alterthümer, ein Basrelief von Mercur und Diana, einige Säulentrommeln und abgeschlagene Köpfe. Die besten Schätze sind leider verschleppt — die meisten birgt das kleine Museum zu Epinal. Wie der Odilienberg das militärische Centrum, so war nach der Keltoromanen Meinung der Donon das hieratische. Freilich verrathen die Fundamente des Keltentempels, den die eifrigen Vorfechter der Kalats auf dem Berg entdeckt zu haben wähnten, nur eben einen kleinen römischen Mercurtempel, wie schon von Schöpflin und Levrault übereinstimmend angenommen. Nur zuweilen erbarmt sich ein mitleidsvoller Windstoß des einsamen Bergwanderers und lüftet den tückischen Nebelschleier auf Augenblicke: dann erscheinen in bläuliche Schatten gehüllt die nächstliegenden Höhen des Malcôte und Frésillon, nach Osten zu die Häupter des Hohlbühl

und Treiskopf, hin und wieder werden auch die bewaldeten Rücken der lothringischen Berge sichtbar. Nur nach Süden zu, über den Berner Alpen, die zur Sommerszeit in langgedehnter Kette erscheinen, liegt eine undurchdringbare qualmende Dunstschicht.

Eine halbe Stunde hinterm Forsthaus zieht sich die Grenze über den Höhenrücken. Die Straße führt rasch hinab zum Thal der Plaine. An der Moltkelinde, dem letzten deutschen Baum, hört der Wald zur Rechten auf, nur zur Linken begleitet er mit seinen mächtigen Stämmen den Wanderer thalwärts. Fahrgleise und verwehte Fußtapfen auf der Straße, frische Spuren von Wildwechsel und trägen Fluges dahinschwebende Krähen sind die einzigen Merkzeichen organischen Lebens in der Einsamkeit. Es ist, als ob die Nebel nicht über den Berg hinweggekonnt: hing drüben das ganze Thal voll von den grauen Nebelweibchen, so fährt hier der Wind ungehindert durchs Thal: in ihrer frischgewaschenen Schönheit liegen greifbar nahe gegenüber die waldigen Abhänge des Marimont und Rougimont. Wer nie die herzstählenden Freuden einer winterlichen Bergfahrt erfahren, hier könnte er's lernen. Es ist französischer Boden: wir dürfen füglich auch französisch citiren — das herrliche Sonett der Winterwanderung Alfred de Musset's, an dessen Uebersetzung Geibel's, Freiligrath's und Leuthold's Kunst gescheitert ist.

Que j'aime le premier frisson d'hiver! le chaume
Sous le pied du chasseur, refusant de ployer!
Quant vient la pie aux champs que le foin vert enbaume,
Au fond du vieux château s'éveille le foyer.

Da sind wir unten im ersten französischen Dorf, in Raon sur Plaine, einem zusammengewürfelten Durcheinander von kleinen, mit braunrothen Ziegeln gedeckten Häusern, am Ende des Ortes, nach dem Nachbardorf Raon les Leau hin, die zierliche, rothgedachte Kirche. Die Côte du Moutiers beherrscht das Dorf, das felsige Rückgrat des Chaume de Reguival bildet den Hintergrundsvorhang der Bergcoulissen. Nach Westen führt die Straße über Bezaincourt weiter nach Raon l'Etape, wo am Abend Theatervorstellung, wie mir der höfliche französische Douanier verräth, der in Luvigny meine leichte Reisetasche mustert und die Cognacflasche untersucht. Und unter die Thür des Wirthshauses ist schon die Wirthin in ihren schiffsartigen Holzschuhen geschlürft, breit wie ein französischer Grenzpfahl und mit einem Kinnbart, um den ich sie beneiden möchte, und öffnet die Thür hinter sich zur Hälfte: S'il vous plait, monsieur!

Bücherbesprechungen.

** Von der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheinenden **Encyklopädie der Naturwissenschaften** liegen zwei weitere Lieferungen vor. Die 60. Lieferung der I. Abtheilung enthält die Fortsetzung des VI. Bandes des Handwörterbuchs der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie und enthält u. A. eine sehr instructive Abhandlung über „Paläontologische Formationen“ von Dr. H. Griesbach. Auch der Artikel „Parasitismus“ von Professor Gustav Jäger ist geeignet, Interesse zu erregen. Mit der ersten Lieferung der III. Abtheilung dagegen wird das neue große „Handbuch der Physik“ eingeleitet, bearbeitet von Prof. Dr. Winkelmann-Jena unter Beihilfe u. A. von Dr. Grätz-München, Professor Dr. Kayser-Hannover, Professor Dr. Stenger-Dresden. Dieselbe behandelt die allgemeine Mechanik in ansprechendster, erschöpfendster Weise. Die eingehenden Literaturnachweise gestatten dem Leser auch über solche Specialfragen weiter nachzuforschen, deren Behandlung die dem Werke gezogenen Grenzen überstiegen haben würde.

Kr. Die vorliegenden Lieferungen 103—111 der **Grote'schen „Allgemeinen Weltgeschichte“** nehmen den mit der 73. Lieferung fallengelassenen Faden der Darstellung der „**Geschichte des Mittelalters von Pflugk-Harttung**“ wieder auf und schließen deren 1. Band ab, der den 4. des Gesammtwerks bildet, von dem nunmehr 8 Bände erschienen sind. Diese neuesten Lieferungen vollenden die Geschichte der Longobarden, erzählen die des Franken- und Angelsachsenreichs, vermitteln die Kenntniß des Papstthums auf seiner ersten Entwickelungsstufe, um dann eine zusammenfassende Darstellung der gesellschaftlichen, rechtlichen und Bildungsverhältnisse jenes Zeitraums zu bieten. Das 3. Buch, mit dem der 1. Theil der Geschichte des Mittelalters, der den Inhalt des 4. Bandes ausmacht, zu Ende geführt wird, behandelt in 2 Capiteln, die von den Byzantinern und dem Islam erzählen, die Geschichte des Morgenlandes. In strengwissenschaftlicher, auf die ursprünglichsten Quellen zurückgreifender, übersichtlicher, stilistisch fein durchgearbeiteter Darstellung führt der Verfasser diesen schwierigen Abschnitt der Geschichte dem Leser vor und erhellt manche Dunkelheiten desselben. Die ernste, tiefgreifende Geistesarbeit des Verfassers wird besonders dort klar, wo derselbe in kurzen Zusammenfassungen den Geist, die Eigenart eines ganzen Zeitraums kennzeichnet und zwar nicht so, daß er seinen eignen Geist für den Geist der Geschichte ausgiebt, indem er nach Art mancher Geschichtschreiber die Vorzeit ganz unter den Gesichtswinkel und das Urtheil der Gegenwart stellt, sondern indem er sich, soweit dies überhaupt möglich ist, hineinversetzt in das Getriebe der handelnden Kräfte, durch welche die Vorzeit gestaltet wurde, diese Kräfte nach ihrem Werthe an sich und ihrer Bedeutung für das Ganze abschätzt und auf diese Weise die Geschichte zu dem macht, was sie sein soll: zu einem belebten klaren Spiegelbilde der Menschheitsentwickelung. Als ein hervorragendes Beispiel derartiger, die ernste Forscherarbeit des Verfassers in einen Brennpunkt einender Gemälde sei die S. 693/4 gebotene Charakteristik des gesammten frühen Mittelalters, in dessen Kenntniß der vorliegende Band einführen will, zu besonderer Aufmerksamkeit dem Leser empfohlen. Mit dem Bemühen des Schriftstellers geht auch in diesem Bande das der Künstler erfolgreich Hand in Hand, welche den vorliegenden 761 Seiten zählenden Band mit 248 Textbildern, 48 Bildertafeln und 6 Geschichtskarten ausstatteten. Diese insgesammt aufs feinste ausgeführten Abbildungen zeigen uns Meisterwerke klösterlicher Schreibkunst, Münzen, Waffen, Werkzeuge, Bauwerke und Schmuckgegenstände der geschilderten Zeit und machen es uns möglich, nicht nur eine innere geistige, sondern auch eine äußere sinnliche Anschauung vom Culturleben jener fernen, verrauschten Tage zu gewinnen.

—g. **Geschichte der deutschen Kunst.** Berlin, G. Grote, 1889. — Es liegen uns von diesem rühmlichst bekannten Werke die 24. und 27. Lieferung vor, worin sich die von Prof. Dr. Hubert Janitschek in Straßburg bearbeitete Geschichte der Malerei ihrem Abschlusse nähert; es werden die Münchener, Wiener, Pusterthaler und schlesische Schule behandelt, besonders eingehend aber das Zeitalter von Dürer und Holbein. Wir haben nun schon früher anerkannt, daß Janitschek durch opferfreudige, kritische Erforschung der Quellen und trefflich abgewogene Form der Darstellung seinen Arbeiten große wissenschaftliche Gediegenheit zu geben weiß. Diesmal aber glauben wir denn doch, nicht ganz verschweigen zu dürfen, daß er in diesem großen Nationalwerke ungleich mehr für die Kunstgelehrten (und Künstler?) als für die große Gemeinde der Gebildeten gearbeitet hat. Während eine frühere Periode der Kunstgeschichtschreibung sich mehr mit den Höhepunkten der Künste beschäftigt, so verfällt die heute herrschende Richtung nicht selten in den umgekehrten Fehler, das Werden eines Kunstwerkes oder die Entwickelung einer Kunstepoche durch alle Phasen eines Naturprozesses erweisen zu wollen. Wenn auch als die Stimme eines Predigers in der Wüste einer übertrieben realistischen Zeit möchten wir doch darauf hinweisen, daß die große Mehrzahl des Publicums für die Ausgrabung dunkler, seitabwärts liegender Künstler nur wenig Interesse hat; es verlangt mit Recht, daß der Schwerpunkt einer nationalen Kunstgeschichte in die Schilderung der uns näher liegenden Perioden und Männer falle. — Die Leser gerade dieser Zeitung dürfte wol interessiren, was Janitschek an zwei Stellen sagt: „In Bezug auf den Betrieb scheint Leipzig im 15. Jahrhundert für die Malerei das gewesen zu sein, was Wittenberg dafür im 16. Jahrhundert wurde. Es bestand dort im 15. Jahrhundert eine Malerinnung, welche mit den Riemern und Sattlern Gemeinschaft hatte.“ „Der Domaltar in Meißen ist ein Werk ersten Ranges; der Künstler desselben ist unmittelbar bei den Niederländern in die Schule gegangen.“ Ueber Dürer und Holbein urtheilt Janitschek, daß in ihren Werken das Höchste beschlossen sei, was die (rein) deutsche Malerei zu erreichen vermochte. Wenn er aber die vier Apostel des A. Dürer bezeichnet als ein Werk „unmeßbar an Lebensgehalt und so groß als künstlerische That, wie nur irgend ein Werk Rafael's oder Lionardo's“, so entspricht diese gerade in seinem Munde verwunderliche, weil überschwenglich ästhetisirende Bemerkung der neuerdings Mode gewordenen Ueberschätzung Dürer's. Janitschek vergißt, daß gerade in diesem Werke Dürer sich stützt auf eine uralte Tradition der Kirche und daß jener Maler hier eine unvergleichlich leichtere Aufgabe zu lösen hatte als Rafael und Lionardo in ihren Meisterwerken. Uebrigens ist es unmöglich, den Markus neben Johannes, Petrus und Paulus als „Hauptträger des Urchristenthums“ hinzustellen, denn selbst

wenn man im Markusevangelium das älteste der vier Evangelien sieht, müßte doch Petrus als Quelle desselben gelten. Als vierter Typus könnte höchstens Jakobus in Frage kommen. Was bedeutet übrigens „Geduldung" und „die Fingerweise der geistigen Blüthe der Nation"? Der Helmstedter Gelehrte im vorigen Jahrhundert war Hofrath Beireis, nicht „Beirus". Die Angabe der Dürer-Literatur ist wol absichtlich unvollständig gehalten. Zwei Dürer'sche Naturstudien nach dem Maul eines Rindes, die Flügel einer Dohle und einer Mandelkrähe interessiren nur die Wenigen, welche das Lippmann'sche Monumentalwerk (1. Band 1883) kennen. Wenn Janitschek einem Hermann Grimm „inhaltreiche Capitel" über Dürer zuschreibt und daneben Anton Springer blos erwähnt, so erinnert das an Gretchens Wort zu Faust: „Es thut mir lang schon weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'." Ein Deutsch wie das „und in bis zum Grimassenspiel" kann doch kaum noch als — malerisch gelten. Endlich ist uns bereits bekannt, daß Janitschek sein ästhetisches Urtheil durch seine katholische Confession beeinflussen läßt; gleichwol hätten wir nicht für möglich gehalten, daß er Sätze schreiben konnte wie folgenden: „Die Reformation hat ihre Loslösung von der humanistischen Bewegung, ihrem eigentlichen Ursprunge, zu beklagen gehabt. Weitsichtigkeit und Weitherzigkeit waren ihr verloren gegangen: im Augsburgischen Bekenntniß kam der große Kampf der Geister zu wahrhaft kleinlichem Abschluß."

—g. Geschichte der deutschen Kleinkunst. In der rühmlichst bekannten „Geschichte der deutschen Kunst" (Berlin G. Grote), deren frühere Abtheilungen wir wiederholt besprachen, hat Jakob v. Falke, Director des Oesterreichischen Kunstgewerbemuseums in Wien, die Geschichte der deutschen Kleinkunst bearbeitet. Er ist nicht blos vollständig mit seinem Stoffe vertraut als Forscher, Sammler und Kritiker, sondern schreibt auch den Stil eines gewandten Essayisten. Die Geschichte unseres Kunstgewerbes hatte Falke hier als Bestandtheil einer Kunstgeschichte abzufassen; demnach hat er überall die Kunst im Gewerbe hervorgehoben und dabei den gewerblichen Gesichtspunkt nur insoweit berücksichtigt, als ihm dies zur Erläuterung der künstlerischen Bewegung nothwendig erschien. So führt er denn in der 23., 25. und 28. Lieferung seine Aufgabe weiter und zugleich zu Ende. Die Abtheilung der Frühzeit und des Mittelalters hatte er in 4 Abschnitte zerlegt (Vorgeschichte, Karolinger, Sächsische Kaiser, romanischer, gothischer Stil); die Neue Zeit umfaßt nur 3 Abschnitte (die Renaissance im 16 Jahrhundert; 17. Jahrhundert; 18. Jahrhundert). Beigegeben sind eine große Zahl von Abbildungen im Text, sowie selbständige Tafeln; wie früher, so stehen auch jetzt wieder diese Abbildungen innerhalb der hier in Frage kommenden Literatur unerreicht da. Um die Auswahl dieser Beigaben, wie um die Abfassung des Textes, hat sich Falke hochverdient gemacht. Gehört er doch zu Denen, welche in erster Reihe sich um die Hebung des so verkommenen deutschen Kunstgewerbes große Verdienste erworben haben; im vorliegenden Werke aber hat er geradezu eine Lücke ausgefüllt, denn eine umfassende, wissenschaftlich gesicherte und dabei flüssig geschriebene Darstellung des weitschichtigen und dabei etwas trockenen Stoffes gab es bisher in Deutschland nicht. Falke hat sich von dem Grundgedanken leiten lassen, den Zusammenhang des Kunstgewerbes mit der gesammten nationalen Culturentwicklung darzulegen, und beweist uns an vielen Stellen, wie selbst in entlegenen Gebieten der Kleinkunst die herrschende Geistesrichtung eines Zeitalters sich bemerkbar machen kann. Es dürfte am geeignetsten sein, aus dem uns vorliegenden reichen Material zunächst diejenigen Stellen herauszuheben, welche sich auf Sachsen beziehen. Ueber Barbara Uttmann schreibt Falke: „Die Sage läßt sie die Spitzenklöppelei, welche sie von einer Brabanterin erlernt haben soll, im Jahre 1561 beginnen; aber schon aus dem Jahre vorher existirt ein Brief der Kurfürstin Anna von Sachsen, welcher bei der „Christoph Uttmannin auf Annaberg" Spitzen bestellt. Und damit ist ihr Verhältniß zur Spitzenfabrikation richtig bezeichnet. Sie war eine Geschäftsfrau im großen Stil und von großem Talent; sie trieb es so mit ihren Bergwerken und mit ihrem Spitzenhandel, den sie in Annaberg fast monopolisirt zu haben scheint, denn sie beschäftigte zu Zeiten 900 Frauen mit dieser Kunst. Insofern sie Fabrikation und Handel in Schwung zu bringen verstand, ist sie allerdings die Begründerin der sächsischen Spitzen geworden, und das Erzgebirge ist ihr zu Dank verpflichtet. Originalität kann die sächsische Spitze nicht beanspruchen, weder nach der Entstehung, noch nach der Kunst, weder in ihrem ersten Jahrhundert, noch später. Die Ortschaften des Gebirges lagen zu fern denen der großen Centren der Mode und des Geschmacks, um in einem so reinen Gegenstand der Mode erfinderisch voranzugehen." Wie weit dieses nicht gerade mustergiltige Deutsch auf Wahrheit beruht, müssen wir Specialisten überlassen. Sehr rühmend gedenkt Falke des Dresdner Hofgoldschmieds Gabriel Gipsel (1. Hälfte des 17. Jahrhunderts), als eines ausgezeichneten Künstlers in Krystall; ferner des seit ungefähr 1694 in Dresden thätigen Johann Melchior Dinglinger, dessen kostbare Arbeiten August der Starke der sächsischen Schatzkammer (Grünes Gewölbe) einverleibt hat. „Die hierher gehörigen Dresdener Arbeiten vereinen Schliff und Gravirung des Gesteins, Kameenschnitt und Email mit feinster goldiger Arbeit. Freilich, phantasievoll erfunden, sind sie auch mit allerlei Schmuck überladen oder, ohne auf den Contur zu achten, bizarr in ihrer Gestaltung. In dieser Beziehung außerordentlich charakteristisch ist eine im Grünen Gewölbe aufbewahrte Schale, mit (?) welcher Dinglinger sich auch hat porträtiren lassen." „In jener Epoche wurde die Elfenbeindrechslerei so sehr Mode, daß selbst die Kurfürsten von Sachsen und die Kaiser Rudolph und Leopold sie ausübten und wegen ihrer Kunstfertigkeit gerühmt werden." In diesem Zusammenhange dürfte auch Erwähnung verdienen eine von Gottfried Leitgebe 1667 vollendete Reiterstatuette des Königs Karl II. von England, welche der Meister aus einem 67 Pfund schweren Stück Eisen schnitt (Grünes Gewölbe). Ueber das Meißner Porzellan des 18. Jahrhunderts urtheilt Falke: „Man kann sagen, es bildete sich in Meißen ein eigentlicher Porzellanstil der Kunst. Alles ist zart und duftig ausgeführt, ganz entsprechend der glatten Oberfläche des eleganten Materials. Die Feinheit der Modellirung, die Frische und Originalität der Erfindung, die Anmuth der Composition, die Natürlichkeit und der Schmelz des Colorits geben den Kendler'schen Figuren einen Reiz, den sie noch heute für unser Auge keineswegs verloren haben." „Kendler machte übrigens die Erfahrung, daß er über gewisse Grenzen nicht hinausgehen könne. Er versuchte selbst eine Reiterstatuette des Kurfürsten in der vollen Größe der Natur, aber trotz aller Mühe scheiterte er kläglich." Das Aeußerste in der Kleinkunst — dies Wort buchstäblich genommen — erreichte Leopold Pronner in Nürnberg. „Er machte u. A. aus Elfenbein auch verschiedene Thiere, als Hirsche, Pferde mit den Reitern, die man durch ein Nadelöhr schieben konnte. Ein ganzes Hausgeräth bildete er so klein, daß er es in eine Haselnuß zu legen vermochte. Auf einen Kirschkern schnitt er das ganze Vaterunser, auf einen andern acht Köpfe mit Unterschriften. In das gehöhlte Heft eines Federmessers aber brachte er gegen 1500 Gegenstände hinein."

M.-Fr. Ottomar Beta, Die Greuel der „Französischen Revolution", ihre Naturgeschichte und Pathologie der Gegenwart. Berlin, 1889. R. v. Decker's Verlag. IV, 182 S. 3 ℳ. — Offen gestanden, eine aufreibende Lectüre! Nicht etwa nur für den Historiker, sondern für jeden denkenden Menschen. Und doch ist der Titel (wenn auch besser ohne Gänsefüßchen) so zeitgemäß wie nur einer, und der zu verarbeitende Stoff liegt so nahe wie möglich. Aber wie wenig muthet die Durchführung des unserer heutigen deutschen Anschauung so entsprechenden Gedankens an! Anstatt die Thatsachen in ihrer ganzen abschreckenden Wahrheit ins rechte Licht zu stellen, verfährt der Verfasser mit einer maßlosen Subjectivität und raubt dem überlegenden Leser dadurch allen Genuß. Hie und da stellen sich die Ueberschriften, stellt sich auch die allgemeine Ausdrucksweise des Schauerromans in ihrer ganzen Schönheit ein. Der Form nach ist das Ganze ein Pamphlet, der Sache nach ein buntes Durcheinander von eben so viel zweifelhaften wie richtigen Behauptungen. Dabei laufen ganz unbegreifliche sachliche Fehler mit unter, auch Sprachfehler, wie: Man dünkte für straffällig, oder: Die Schönheit fernt gewaltig. Komisch erscheint der ganz Beta'sche Satz: Die Sprachreinigungswuth ist eine Reichskinderkrankheit, — wenn man manchmal förmlich im Sumpfe der Fremdwörter waten muß. So heißt es: König Ludwig XVI. war uxuriös, der Gattin blindlings ergeben; kurz darauf stolpern wir auch über das Hauptwort Uxuriosität. Einem ganz neuen Fremdwörterbuche sind zweifellos auch entlehnt Wörter, wie: Plebegisch, Dilirium oder der niederschmetternde Ausdruck: Ein fatalister Scherz der Weltgeschichte.

J. R. Aus der Mappe eines Criminalcommissars. Von Josef Erler. I. Band. (Eckstein's Reisebibliothek Nr. 38.) Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger. 1 ℳ. — Eine Reihe von spannend geschriebenen Criminalgeschichten, die des psychologischen Interesses nicht ganz entbehren und namentlich da, wo die Lage der unteren Volksschichten in Italien — die Geschichten spielen meist an der österreichisch-italienischen Grenze — berührt wird, das Gebiet der Sittengeschichte streifen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 66. Dienstag, den 4. Juni. 1889.

Arbeitseinstellungen im sächsischen Erzgebirge in früheren Zeiten.

Von Dr. Ernst Fabian.

Wenn gegenwärtig in einer durch die Zeitungen gehenden Notiz der älteste Strike in Sachsen in das Jahr 1719 verlegt und als solcher ein Maurerstrike in Dresden bezeichnet wird, so sind wir dem gegenüber in der Lage, aus der Geschichte einiger unserer erzgebirgischen Städte von einer Anzahl noch weit älterer Strikes zu berichten. So legten z. B. am 8. Sept. 1522 die Zwickauer Bäckerknechte und Mühlknappen sammt und sonders die Arbeit nieder und zogen mit ihrer Lade auf und davon, zumeist nach Kaden in Böhmen, indem sie erklärten, sie wollten neben den Lehrknechten und Gesellen, die in Schneeberg gelernt hätten, nicht arbeiten, da Schneeberg kein Stadt- und Innungsrecht besäße. Nach längeren Verhandlungen erfolgte eine kurfürstliche Entscheidung, wonach Meister und Gesellen „uffm Schneeberg" gleich denen anderer Städte für tüchtig zu erachten seien.

Ein weiterer Strike, diesmal von den Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten ausgehend, wird uns von Zwickau aus dem Jahre 1548 gemeldet. Bekanntlich hatte Herzog Moritz von Sachsen während des Schmalkaldischen Krieges, aus Furcht, daß die von ihm durch Capitulation am 6. Nov. 1546 gewonnene Stadt Zwickau durch den rechtmäßigen Landesherrn, den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen, belagert werden würde, in der ersten Hälfte des Februar 1547 sämmtliche Vorstädte niederbrennen lassen. Nach der Beendigung des Krieges, der Zwickau unter das Scepter der Albertiner brachte, erwachte eine überaus lebhafte Baulust, die sich naturgemäß vor Allem der Wiederaufrichtung der abgebrannten Vorstädte zuwendete. Da nun selbstverständlich dazu viele Maurer, Steinmetzen und Zimmerleute gebraucht wurden, so benutzten dieselben ihre Unentbehrlichkeit, um eine Lohnerhöhung durchzusetzen. Das Beschlußbuch des Rathes von 1547—48 enthält darüber folgende Beschlüsse:

1) Beschlossen Sonabends nach Letare [17. März] anno Domini 48 durch Hrn. Bürgermstr. Unruh, Bürgermstr. Zorn u. s. w. (Bl. 48a):

Meuerer, Steinmetzen
vnd Zcimmerleute

wollen vmb den geordneten alten lohn bis jhar nicht arbeiten vnd nehmen zum behelff itzige schwinde vnd teuere zceit, fordern derhalb, der Meister einen gulden-groschen vnd einem gesellen xviij gr. Wiewol nun die teuerung am broth, Gott lob, nicht ist, sondern allein am bier vnd zugemüse, auch das fleisch je leidelichem kauffe, allein itzo etwas seltzam, vnd aber der gepeude sehr vil vorhanden, So sol man sie noch gutlich anreden vnd zu gemute furen die vilen schäden vnd verarmerung des volcks, obs beim alten lone, dem Meister 1 Gulden*) vnd dem gesellen 16 gr. pleiben möchte, wo nicht, das es vff 17 oder do das auch nicht sein wölte vff die 18 gr. dem gesellen gerichtet würde, domit die gepeude furttgehen können. Man sol aber so banne auch aufachtung geben, das sie recht vnd treulich arbeiten vnd zu rechter zceit abe- vnd angehen."

2) In einem zweiten Rathsbeschluß über denselben Gegenstand von Mittwoch nach Judica (21. März) 1548 heißt es u. A.:

„Weil es denn an dem (nämlich Theuerung der Lebensmittel), vnd vil zu pauen ist, auch also gelegen, das die gesellen frembde seint vnd mitt den Einheimischen nicht allein kan noch mag aufgerichtet werden, vnnd one das zur nodtturfft nicht genungk werckleute zu bekommen seint, so soll man einem Meister einen gulden vnd einem gesellen xviij gr. zum wochenlohn geben, doch das sie treulich vnd fleissig arbeiten, zu rechter stunde vnd zceit ahn vnd abegehen, vnd das der gute Montagk nicht gehalten werde."

Aus einem ähnlichen Grunde wie im Jahre 1522 die Bäckerknechte und Mühlknappen stellten im Jahre 1657 die Tuchknappen die Arbeit ein. Auf Befehl des Raths war von den Meistern der Sohn eines Planitzer Schäfers in das Tuchmachergewerbe aufgenommen worden. Da aber nach damaligen Begriffen die Schäfer noch den unehrlichen Personen beigezählt wurden, so widersetzten sich die Tuchknappen der Aufnahme des Planitzers, drohten andernfalls auszuwandern und verwirklichten in der That, als man sich an ihre Weigerung nicht kehrte, ihre Drohung, indem sie am 1. Mai in der Stärke von über 100 Mann die Stadt verließen. Indessen kehrte nach Verlauf eines Monats der größte Theil zur Arbeit zurück.

Im Anschluß an diese Zwickauer Arbeitseinstellungen sei auch noch in Kürze einiger ähnlichen Vorfälle unter den Schneeberger Bergleuten z. Th. aus noch früherer Zeit gedacht. Der älteste dieser Bergknappenstrikes wird auch von dem bekannten Zwickauer Chronisten Tobias Schmidt in seiner Chronica Cygnea, T. II S. 244 mit folgenden Worten erwähnt:

„Im Jahre 1496 hat sich auf dem Schneeberg ein grosser Tumult und Aufflauff erhoben, in welchem die Bergknappen, Richter und Schöppen geschlagen. Darauff sind sie alle davon gezogen und haben sich in die Schletta [und] gen Lößnitz begeben. Damals haben die Schneeberger mit denen Zwickauern und andern auch zu streiten gehabt, darumb haben sich die von Zwickau, sambt etlichen andern aus dem Voigtland, mit gewehrter Hand auffgemacht, sich gen Schneeberg begeben und der ganzen Stadt bemächtiget. Aber die Schneeberger vertrugen sich gütlich, und die Bergleute zogen wieder ein und arbeiteten allda. Was die Ursach dieses Streits gewesen, hab ich nirgend funden."

Der Grund dieses Strikes lag, wie uns der Schneeberger Chronist Christian Meltzer (S. 914) berichtet, darin, daß man den Bergleuten an ihrem Häuerlohn einen Groschen hätte „abbrechen" wollen*). Infolge dessen seien die Bergleute nach Lößnitz, Schlettau und Geyer gezogen, worauf dann der Amtshauptmann von Zwickau Ritter Rudolf v. d. Planitz mit Zuziehung des Landvolkes Schneeberg eingenommen und den Frieden wieder hergestellt habe.

Zwei Jahre später (1498) begann abermals ein Bergmannsstrike und diesmal unter Erscheinungen, wie sie ja leider auch in

*) Der (meißnische) Gulden, der damals meist im Verkehr war, beträgt, auf den heutigen Geldwerth reducirt, die Summe von 15 ℳ 75 ₰. Vergl. Burkhardt, Gesch. der sächs. Kirchen- u. Schulvisitationen S. XXVI f.

*) Meltzer leitet die Erzählung des Strikes mit folgenden Worten ein: „Bergleute haben je und allezeit das Lob gehabt, daß sie eines freyen Gemüthes sind. Und wenn diese Gemüths- und andere Freyheit hat wollen gekränket, disputiret oder sanft verletzet werden, seynd sie zum Auffstehen geneigt gewesen."

der Gegenwart häufig zu Tage treten. Der Schneeberger Chronist Meltzer meldet darüber S. 925 Folgendes: „Also haben bald darauf (nämlich nach dem Strike von 1496), die Schneebergischen Bergleute gar mit ihrer Fahne an. 1498 am Sonntag nach dem Fronleichnamstag das andre Auffstehen gemacht, dergestalt, daß sie denen Haspleren und Jungen ihnen nachzufolgen gebothen und wiedrigenfalls sie in Stücken zu zerhauen gedrohet." Wiederum mußte das Zwickauer und Plauensche Aufgebot herbei, um Ordnung zu schaffen. Glücklicherweise gelang es, ehe es zum Blutvergießen kam, einigen besonnenen Männern von Schneeberg, die sich der besondern Achtung der Bergleute erfreuten, die Strikenden zur Rückkehr in die Stadt und zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Meltzer weiß keinen Grund für diese Bewegung anzugeben, meint aber, es müsse „gewißlich ein großes Miß-Vergnügen" gewesen sein, weil sie sogar nach der Fahne gegriffen hätten, die sie sonst nur bei feierlichen Aufzügen, wie z. B. bei der Procession am Fronleichnamsfest, gebraucht hätten. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß die Bewegung, wie uns der Chronist von Annaberg Jenisius mittheilt, auch nach dem dortigen Bergrevier hinübergriff. Glücklicherweise wurde auch hier die Ruhe sehr bald wieder hergestellt.

Eine sehr bedenkliche Wendung drohte die letzte der uns bekannten Arbeitseinstellungen der Schneeberger Bergleute im Jahre 1711 zu nehmen. In diesem Jahre wurde nämlich zur Deckung der Grenzen und anscheinend weil Räuber- und Zigeunerbanden das Erzgebirge unsicher machten, eine sogenannte Landmiliz eingerichtet, zu der die Bürger im Alter vom 20. bis zum 45. Jahre hinzugezogen wurden. Die Bergleute verweigerten aber nicht nur ihre Stellung zu dieser Landmiliz, sondern ließen auch sofort alle Arbeit stehen und stießen gegen Alle, die einfahren würden, lebensgefährliche Drohungen aus, zugleich mit der Erklärung, daß sie alle Künste entzweihauen und das Aeußerste wagen würden.

Die Strikenden machten sich schriftlich verbindlich, von ihren Forderungen nicht abzugehen. Auf einem Schriftstück, das auf den einzelnen Zechen unter den Bergleuten im Umlauf war, standen u. A. die Worte: „Wir Pursch off N. N. Zeche halten darbey, es mag gehen, wie es gehet." Unter solchen Umständen mußte man davon absehen, die Bergleute zu den militärischen Uebungen heranzuziehen. Es wurde zwar eine strenge Untersuchung angeordnet, auch kamen einige Rädelsführer ins Gefängniß, aber das Ende vom Liede war, daß die Untersuchung auf kurfürstlichen Befehl niedergeschlagen wurde, wogegen die Bergleute die Untersuchungskosten auf sich nahmen (vgl. Meltzer, Schneeberg. Chronik, S. 918 f.).

Zum Schluß sei der Curiosität halber noch einer rechtzeitig vereitelten Arbeitseinstellung in Schneeberg gedacht, die um so merkwürdiger ist, als sie von Meistern ausging. Sonntags vor Bartholomei (23. August) 1562 erklärten nämlich die Bäcker einstimmig, sie würden sich an die vom Rathe aufgestellte „Brodtafel" (Brodsatzung) nicht halten, da sie dies nicht ohne Schaden thun könnten, und demgemäß nur noch die laufende Woche backen, weiter aber nicht. Indessen sollte ihnen die Sache übel bekommen. Der vom Rathe sofort in Kenntniß gesetzte Amtshauptmann Wolf Trützschler von Stein traf Anstalten, daß Sonnabends nach Bartholomei, den 29. August, sowol vom Müller zu Stein, als auch von Wildenfels aus je ein Fuder Brod nach Schneeberg gebracht wurde, das dann sofort in die Brodbänke geschafft und öffentlich zum Kauf ausgeboten wurde. Zugleich wurde den Bäckern verboten, zu backen, selbst für ihren Hausbedarf. Die Gerichte unter dem Vorsitz des Amtshauptmanns Wolf Trützschler von Stein und des Schwarzenbergischen Amtsverwalters Hans Tod, die dabei als kurfürstliche Commissare fungirten, klagten die Bäcker des Aufruhrs an. Schließlich ließ man Gnade für Recht ergehen: das Bäckerhandwerk mußte 10 Gulden Strafe zahlen. Ihren Zweck, die Handwerke von ähnlichem Vorgehen abzuschrecken, hatte die vorgesetzte Behörde durch ihr rasches, durchgreifendes Handeln ohnehin erreicht.

Aus den Meisterjahren Zinzendorf's. (1732—1734.)

V.

Es war die Zeit, wo „auch die Protestanten den Irrenden hart begegneten" und selbst einem Zinzendorf „der heitere Blick für das Evangelium noch fehlte". Eine Wendung brachte für ihn eine Zusammenkunft mit dem bekannten Schwärmer Dippel 1730 in Berleburg, der sich im Disputiren Zinzendorf überlegen zeigte und auch unserem Grafen den Paulinischen Grundsatz ins Herz gab, sich in Religionssachen hierauf nicht mehr einzulassen. „Ich ließ," erzählt Zinzendorf, „sie nun philosophiren und predigte das Kreuz. Fragte mich Jemand: warum, antwortete ich: so steht's geschrieben! Und dabei blieb's."

1731 ging Zinzendorf nach Kopenhagen in der Idee, daselbst mit der Berechtigung angestellt zu werden, ungehindert predigen zu können, dabei sich die Freiheit zu bewahren, für seine Herrnhuter zu sorgen. Christian VI., ein frommer Herr, und die übrige Gesellschaft begegnete ihm freundlich; der König verlieh ihm den Danebrog, fragte ihn auch in Betreff mancher Personen um Rath, vermochte aber übrigens seine Wünsche nicht zu erfüllen. Zinzendorf schrieb seiner Gattin: „Gott will mir zeigen, daß ich mir mit seiner Nachfolge nichts verschlagen habe, um so mehr eile ich wieder in mein seliges Kreuzkirchlein, darin ich unter mancherlei Druck sanftig ruhte."

Am 21. Juli 1731 früh 2 Uhr traf Zinzendorf wieder in Herrnhut ein und fand die ledigen Brüder noch im Gebet. Man freute sich, ihn wieder zu sehen. Herrnhut hatte inzwischen äußerlich und innerlich zugenommen, obwol es von einem Mißwachs heimgesucht war.

Am Schlusse des Jahres verlor Zinzendorf seine ihm besonders zugethane, fromme kleine Tochter Theodora Caritas.

VI.

Am 19. Januar 1732 kam der Amtshauptmann v. Gersdorf im Auftrage der Regierung nach Herrnhut, um zu untersuchen, ob der einstige Auszug der Brüder aus ihrer Heimath reine Gewissenssache gewesen und was man in Lehre und Leben Besonderes habe.

Zinzendorf setzte alle Versammlungen in der gewohnten Weise fort und Gersdorf wohnte denselben, auch den Chorhomilien mit seiner Begleitung bei. Am 21. sprach der Amtshauptmann die versammelten Gemeineglieder in Abwesenheit des Grafen. Jeder Bruder mußte von den Drangsalen, unter welchen er die mährische Heimath verlassen, und dem Grunde seiner Seligkeit Rechenschaft abgeben.

Die Commission wurde durch die gemachten Bekenntnisse ganz ergriffen.

Der Graf gab darauf eine Relation von dem Zustande der Gemeine und gewährte dazu Einsicht in die Acten.

Am 22. wurde das Waisen- und Knabenhaus, die Apotheke und die Anstalt für die jungen ledigen Brüder einer Revision unterworfen.

Zinzendorf erklärte, daß er sich mit dem inzwischen von der Gemeine übergebenen Memorial conformire.

Aus Allem ergab sich, daß die Herrnhuter sich vom Separatismus der lutherischen Kirche zugewandt hatten und sich der freien Gestaltung ihrer Gemeine nur insoweit bedienen wollten, als sie nützlich und mit der Ordnung der lutherischen Kirche nicht in Widerstreit.

Dabei erklärte Zinzendorf: „Wenn aber das hohe Conseil bei einem Abzuge der mährischen Leute eine Beruhigung für Herren und Land, beim Verbleiben und Anwachs Nachtheil prävidiren sollten, so constatire ich, daß wenn Sie mir nur einigen Wink ertheilen, ich bereit, dasselbe auf eine solche Art zu bewerkstelligen, daß auch der geringste Schein einer Verfolgung nicht veranlaßt werden solle."

Eine Resolution hierauf blieb bis auf Weiteres aus. Es wurde zunächst nur bestimmt, daß der fernere Ansitz neuerlicher Emigranten inhalts der Compactaten mit Böhmen nicht zu gestatten. Man behandelte demnächst aber „die Umstände der Gemeine mit einer solchen Weisheit, daß man billig dem Herrn dafür danket". —

Während Zinzendorf sich auf einer Reise nach Bayern befand, strömten böhmische Emigranten, welche in Hennersdorf hausten, infolge von Differenzen mit ihrer Herrschaft (Fräulein v. Gersdorf) nach dem benachbarten Herrnhut und verlangten aufgenommen zu werden. Zinzendorf ließ sie speisen und ermahnte sie, nach Hennersdorf zurückzugehen. Sie zogen nach Görlitz.

Wie vorsichtig in dieser Beziehung Zinzendorf überhaupt war, entnehmen wir einer seiner späteren Aeußerungen: „Die Böhmen in Berlin (welche von Hennersdorf dahin gekommen) gehören zu uns nicht, ohnerachtet ich die geringste Mühe nicht haben würde, sie mit den

Unsern zu vereinbaren, wenn das meines Thuns wäre und ich dergleichen Glieder nicht lieber zu ignoriren als mit uns in eine Communion zu ziehen bedacht wäre."

VII.

Die Mittheilungen, welche Zinzendorf von dem machte, was er in Kopenhagen über die Neger, namentlich auf der Insel Thomas, in Erfahrung gebracht hatte, bestimmte zwei Brüder zu den „Mohrensclaven" zu gehen.

Der Graf nahm den Bruder, welcher zuerst hierzu ausersehen wurde, in seine Umgebung, ihn um so besser kennen zu lernen und sein Herz fest zu machen.

Am 21. August 1732 trat dieser Missionar seine Reise an, ohne aber von Zinzendorf eine besondere Instruction zu erhalten, indem es dem Grafen, wie er selbst meinte, an der hierzu erforderlichen Erfahrung noch fehlte. Zinzendorf beschränkte sich darauf, den Bruder dem Herrn zu empfehlen.

Als Zinzendorf später selbst bei den Heiden gewesen, meinte er: daß ein Gott ist, sei, nach Pauli Zeugniß, auch den Heiden offenbar, weil man Sein Wesen an den Werken der Schöpfung wahrnimmt. Sie wüßten aber nicht, daß Jesus in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen. Das müsse ihnen bekannt gemacht werden. Man habe dabei den Anfang zu machen mit der Menschwerdung Christi. Die simple Geschichte, wie er für uns gelitten und gestorben, die der Welt ein Aergerniß und eine Thorheit, werde sich als eine Kraft erweisen und der heilige Geist sich dazu bekennen.

Den Heiden von den anderen christlichen Religionen zu sagen, hielt er nicht für gut. Weise man ihr Herz direct zum Schöpfer als Heiland, könnten sie mit einem Lutheraner, Reformirten, Katholiken, ohne zu wissen, von welcher Religion er sei, so gut evangelisch reden, als wenn sie die augsburgische Confession auswendig könnten.

Im Uebrigen meinte er, daß, wer den Gott dieser Welt in seinem Lager angreifen wolle, wo er verehrt werde, dessen Herz müsse mit Jesu innig verbunden, mit seinem Geiste erfüllt sein. Zinzendorf mochte deshalb Niemand bereden, ein Missionar zu werden.

Im Januar 1733 gingen „2 Brüder" nach Grönland. Zinzendorf sagte diesen, sie sollten mit gläubiger Geduld forschen, ob der heilige Geist einem oder dem anderen Heiden etwas ins Herz gegeben habe, daß sie ihm deutlicher und in Worte bringen könnten: wenn sie offene Ohren fänden, sollten sie den Mund aufthun und ihnen Jesum als den einigen Weg des Lebens mit warmem Herzen vormalen.

VIII.

Inzwischen hatten die Feinde Zinzendorf's nicht geruht, ihn anzuschwärzen; die aufrührerischen Irrungen der benachbarten Exulanten gaben dazu einen willkommenen Stoff. Auch frühere Anhänger wurden durch den außerordentlichen Gang der Bewegung stutzig und meinten: Könne er diesen nicht ändern, müsse er die Folgen tragen! Man sprach schon von seiner Verhaftung.

Am 27. November 1732 erhielt Zinzendorf den Befehl, seine Güter zu verkaufen. Die Gefahr der Gefangenschaft schien damit beseitigt; kamen aber die Güter in schlechte Hände, war der Ruin der Gemeine zu besorgen.

Obwol überdies körperlich leidend ließ Zinzendorf sich in seiner unablässigen Thätigkeit nicht beirren. Seine Stimmung entnehmen wir dem Liede:

Fahre hin, was helfen kann,
Unsre Hilfe ist der Mann,
Dem allein das Weltgerüst
Allenthalben offen ist.

Schon streckten sich aber die Hände eines Verwandten nach den Gütern aus.

Wenn Zinzendorf bereits im September beschäftigt war, die Güter, einem früheren Vorhaben gemäß, seiner Frau käuflich zu überlassen, so waren die bezüglichen Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gekommen. Jedenfalls wissen wir von ihm selbst, aus einem Schreiben, welches wir später folgen lassen, daß er seinem Stiefvater Natzmer die Erhaltung der Güter zu danken hatte, der nicht nur selbst, wie wir wissen, beim Dresdner Hofe in großen Gnaden stand, so daß ihm das Anerbieten gemacht war, in sächsische Dienste zu treten, sondern daselbst auch über viele Familienverbindungen verfügte, nachdem ein Vetter seines Namens, der mit den Trotha's verschwägert war, um die Wende des Jahrhunderts als sächsischer Officier den Krieg in Ungarn mitgemacht hatte, dessen Sohn als Amtshauptmann dem Dresdner Landtage angehörte, und ein Vetter seit 1729 an der Spitze eines Bataillons der stolzen rothen Leibgrenadiergarde stand, 1734 das 2. Garderegiment erhielt und 1743 General wurde.

Die Cabinetsordre, welche den Verkauf der Güter an die Gräfin und die Niederlassung der bisherigen Exulanten in Herrnhut genehmigte, datirt vom 4. April 1733.

In dem Bewußtsein, nichts Eigenes mehr in der Welt zu besitzen, fühlte sich Zinzendorf als Fremdling in der Welt, der überall zu Hause, in dieser Beziehung als civem universi.

IX.

Am 26. Januar 1733 hatte Zinzendorf sein erstes freiwilliges Exil, wie er es nannte, angetreten.

In Ebersdorf erfuhr er den Tod seines Königs (August II., starb 2. Februar) und schrieb seiner Frau:

„Daß Dir der Heiland nicht durchhelfen sollte, ist nicht der geringste Zweifel, aber vergiß der äußerlichen Leiden und denke meiner inneren Kämpfe. Was er mit mir thun wird, weiß ich noch nicht. (Er) führt mich in eine solche Klemme, daß ich allenthalben keinen Trost finde als in der Gelassenheit."

Die Berufung des Dr. Steinhofer, eines geborenen Württembergers, der in Tübingen studirt hatte, als geistlicher Adjunct nach Herrnhut wurde der äußere Anlaß, der dortigen Facultät, darunter dem Kanzler Pfaff, die immer wieder auftauchende Frage vorzulegen: ob die mährische Brüdergemeine in Herrnhut bei ihrer seit 300 Jahren gehaltenen kirchlichen Einrichtung verbleiben und dennoch die Connexion mit der evangelischen Kirche behaupten könne.

Zinzendorf begab sich dazu mit seiner Umgebung nach Tübingen. Die Facultät beantwortete die ihr gestellte Frage, nach eingehender Prüfung der vorliegenden Verhältnisse, mit Ja! „Man habe dabei nicht vergessen," heißt es in der Zuschrift, „daß (man) mit dieser Erklärung an anderen Orten anstoßen würde: Man müsse (aber) auch einmal für die Sache Gottes etwas wagen."

Seit diesem Ausspruch hat sich die Brüdergemeine zur Lehre der Augsburgischen Confession ausdrücklich bekennt. Zinzendorf kehrte am 5. Mai 1733 nach Herrnhut zurück, nachdem er unterwegs allerlei Ansprachen, in Stuttgart vor den auf dem Landtage versammelten Prälaten und den Stadtgeistlichen gehalten und auch sonst anregend gewirkt hatte.

In einer Zusammenkunft mit Bengel (geb. 1687, † 1752) trug ihm dieser „Begründer des biblischen Realismus" seine Einsichten in die prophetischen Schriften, insbesondere die Offenbarung Johannis, im Zusammenhange vor.

Als in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen wurde, wie man es anzugreifen habe, daß man die Gemeinschaft der erweckten Christen zu Stande bringe, antwortete Zinzendorf: Es sei schwer zu sagen, aber leicht zu thun, man dürfe nur der Sache Jesu so viel Aufmerksamkeit bezeugen, als die Weltkinder ihren Geschäften.

Ueber sein Verhältniß zu den Eltern entnehmen wir der Correspondenz die nachstehenden Erwiderungsschreiben einer Zeit, wo Zinzendorf seinen Eintritt in den geistlichen Stand vorbereitete. Ob die Eltern schon wußten, daß ihr Sohn in Stralsund in der Eigenschaft eines theologischen Candidaten als Hauslehrer fungirte, steht dahin.

Natzmer schrieb:

Berlin 14. 1. 1735.*) Monsieur j'ai bien à vous remercier de tout ce que vous me dites d'obligeant à l'occasion de cette nouvelle année, surtout je vous suis obligé de tous vos bons souhaits, ne disconvenant point que j'en ai besoin. Je m'en remets au Bon Dieu, lequel je prie de tout mon coeur de vous conserver, d'éloigner tout ce qui peut vous être nuisible et de vous combler de ses bénédictions tout le temps de votre vie, pour que tout tourne à Sa Gloire, au bien du prochain et à votre salut.

Mille compliments, je vous prie, à la comtesse, madame votre épouse et à la chère petite famille.

Je suis parfaitement . . .

Berlin ce 25. septembre 1735.

Monsieur, permettez que, pour répondre à la chère votre du 15, je vous prie, de suspendre votre Anherokunft pour encore un peu de temps, notre situation, tant la mienne, que celle de madame votre chère mère, étant trop triste pour

---

*) Wir greifen mit diesen Briefen der sonstigen Darstellung etwas vor.

pouvoir vous en promettre le moindre agrément, ce qui ne laisserait pas de me faire de la peine.

Il faut tout attendre de la bonté Divine.

Faites moi, en attendant, le plaisir, d'assurer la comtesse, madame votre chère épouse, de mes très humbles respects et beaucoup de mes embrassades à la petite chère famille, étant, monsieur et très cher fils, votre très humble et très obeissant serviteur.

Frau v. Natzmer fügte hinzu:

Mon cher fils, je suis du même sentiment à cause de notre triste situation et vous embrasse avec la chère comtesse et les chers enfants tendrement en fidèle mère Charlotte.

Wir haben immer wieder das Gefühl, daß Zinzendorf, bei aller Verschiedenheit der Auffassung, von seinen Eltern mit der größten Liebe auf betendem Herzen getragen wurde.

Bücherbesprechungen.

K—d. Adv. Dr. F. Meili, Die internationalen Unionen über das Recht der Weltverkehrsanstalten und des geistigen Eigenthums. Ein Vortrag, gehalten in der jurist. Gesellschaft zu Berlin. Leipzig, Duncker & Humblot 1889 (80 S., Pr. 1,60 ℳ). — Der Satz, daß der Staat, soweit er Macht ausübe, fremdes Recht nicht anzuerkennen brauche, ist mit seinen Folgerungen für das Privatrecht nicht durchzuführen. Der gesteigerte Verkehr läßt die gegenseitigen geschäftlichen und persönlichen Beziehungen der Unterthanen verschiedener Staaten häufiger werden; das in einem Staate abgeschlossene Rechtsgeschäft ist oft in einem anderen Staate zu erfüllen oder hat die in einem anderen Staate befindliche Sache zum Gegenstande; sollen bei der rechtlichen Beurtheilung die Interessen der Betheiligten nicht erheblich gefährdet werden, so ist statt einseitiger Anwendung des Landesrechts in nicht seltenen Fällen die Berücksichtigung des fremden Rechts geboten. Welches Recht und wie weit es anzuwenden ist, bestimmt sich zu einem Theile nach Gesetzen und Staatsverträgen, zu einem anderen sehr erheblichen Theile nach allgemein giltigen Rechtssätzen, insbesondere über die räumliche Geltung der Gesetze. Dies zusammen ergiebt den Inhalt des internationalen Privatrechts, welches die allgemeiner anerkannten Bestimmungen zur Darstellung bringen will. Eine erhebliche Weiterbildung hat dieses Recht dadurch gefunden, daß in neuerer Zeit einzelne Theile desselben durch Staatsverträge, noch mehr durch internationale Uebereinkommen eine besondere rechtliche Gestaltung erhielten. Die Uebereinkommen sind zwar nicht durch eine über den Staaten stehende Macht, wol aber durch das erkannte Interesse aller Betheiligten gewährleistet und versprachen deshalb nicht nur Dauer, sondern auch immer weitere Förderung. Von diesen Uebereinkommen behandelt der Vortrag den internationalen Telegraphenvertrag, den Weltpostvertrag, die Uebereinkunft über den Eisenbahnfrachtverkehr, die Convention zum Schutze des gewerblichen Eigenthums (dieser ist das Deutsche Reich noch nicht beigetreten) und den Verband zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst, um ihren Inhalt kurz zu zeigen und zu untersuchen, welche Bedeutung jenen Rechtsschöpfungen im Gebiete des internationalen Rechts zukomme, insbesondere ob sie den Grund für weiteren Ausbau gewähren können. So gedrängt auch die Darstellung sein mußte, giebt doch der bereits durch seine Werke bekannte Verfasser das Wesentlichste und sucht vorzüglich nachzuweisen, in welchen Richtungen eine Förderung und weitere Besserung wünschenswerth sei. Daß es an der wissenschaftlichen Durcharbeitung zum Theil noch fehle, ist dem Verfasser zuzugeben, und mit ihm zu hoffen, daß die deutsche Rechtswissenschaft nach dem Vorgange von Savigny in seinem System des h. r. R. Bd. 8 und von Bar in seinem internationalen Privat- und Strafrecht für das Privatrecht im Allgemeinen auch die durch die Unionen betroffenen Rechtstheile zum Gegenstande ihrer Erörterung mache.

Ltz.— Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung weiland Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Wittwe Erzherzogin Stephanie. Band VI. Oberösterreich und Salzburg. Wien 1889. Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Alfred Hölder. Preis 5,70 fl.; geb. in Leinwand 7,10 fl.; in Halbfranz 7,35 fl. — Die beiden Kronländer Oesterreich und Salzburg, von der Natur mit landschaftlichen Schönheiten so reich bedacht, interessant zugleich durch ihre geschichtliche Entwickelung, bilden alljährlich den Tummelplatz zahlreicher Touristen. Diesen wird vorliegender stattlicher Band (604 Seiten), welcher jene beiden Länder zum Gegenstand hat, von besonderem Interesse und hochwillkommen sein, sei es zu einer vorherigen Orientirung zwecks einer Reise dahin, sei es, um die Erinnerung an viele genußreiche in ihnen verlebte Stunden wach zu halten. Viele bewährte einheimische Gelehrte und Schriftsteller, sowie die hervorragendsten Künstler haben sich hier vereinigt, um ein auf lange Zeit grundlegendes Werk in Wort und Bild zu schaffen. Anschaulich und eingehend werden geschildert die Länder in ihren einzelnen Theilen (Gebiet von Steyer, Donauthal von Passau bis Linz, Mühlviertel, die Hügelregion südlich der Donau, oberes Traungebiet, Salzburger Flachland und Pongau, Pinzgau, Lungau), sodann die Vorgeschichte (Pfahlbauten, Hallstatter Funde, vorgeschichtlicher Bergbau, aus der Römerzeit) und Geschichte, das Volk mit seinen Trachten, Bräuchen, Sitten, Sagen, Mundarten u. s. w., die bedeutenderen Baudenkmale vergangener Zeiten und der Gegenwart, wie auch die Schöpfungen auf anderen Gebieten der Kunst (Poesie und Musik, Plastik und Malerei), das volkswirthschaftliche Leben. Die diesem überaus reich ausgestatteten Bande beigegebenen Initialen, Kopf- und Randleisten, Illustrationen und Schlußvignetten belaufen sich auf ungefähr 260 Stück; hierbei zwei farbige Kostümbillder für die beiden Abschnitte über Volkstracht Oberösterreichs und Salzburgs. Angefügt ist schwarz umrandet ein Nachruf an Kronprinz Rudolf, den Schöpfer dieses Werkes, des „Kronprinzenbuches", in welchem die Entstehung desselben dargelegt wird und welchen hervorragenden, Ziel und Weg bestimmenden Antheil der Kronprinz an dieser seiner bedeutungsvollen literarischen Schöpfung genommen hat; ebenso ein Facsimile des Entwurfs der Anrede, welche derselbe bei Ueberreichung der 1. Lieferung in deutscher und ungarischer Sprache an Se. Maj. den Kaiser in der Hofburg zu Wien am 1. December 1885 gehalten hat. Obwol von diesem großen, auf 15 Bände berechneten, sämmtliche Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie umfassenden Werke nur sechs Bände vollendet sind (I.: Wien, II. und III.: Uebersicht, IV.: Niederösterreich, V.: Ungarn, VI.: Oberösterreich und Salzburg), so wird dasselbe doch nach der Bestimmung des Kaisers fortgeführt werden und zwar im Geiste und im Sinne des Kronprinzen Rudolf und ihm ein Denkmal werden, dauernder als Erz und Marmor.

N—r. Taschenflora des Alpenwanderers. Colorirte Abbildungen von 115 verbreiteten Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Ludwig Schröter, naturwissenschaftlichem Zeichner. Mit Vorwort und kurzem botanischem Text, sowie Angabe der Pflanzennamen in lateinischer, deutscher, französischer und englischer Sprache von Dr. C. Schröter, Professor der Botanik am eidgen. Polytechnicum. Zürich, Verlag von Meyer & Zeller (Reimann'sche Buchhdlg.) 1889. Geb. 5 ℳ. — Das gedrängt gearbeitete, handliche Büchlein füllt eine vielfach erkannte Lücke in der Literatur aus. Wenn dasselbe auch zunächst dem Liebhaber der Pflanzenwelt, welcher die Alpen durchstreift, zu Gute kommt, so dient es doch auch der Wissenschaft, indem es den Einzelnen zu Beobachtungen anregt, die der Pflanzengeographie nützen. Das Buch ist in erster Linie ein Bilderbuch, welches durch Vergleichung der gefundenen Pflanzen mit den Abbildungen die Bestimmung dieser Pflanzen ermöglichen soll. Hierfür ist eine selbstverständliche Forderung, daß die Abbildungen zahlreich und deutlich genug vorhanden sein müssen. Beides ist hinreichend erfüllt. Der den einzelnen Tafeln beigegebene Text setzt nur geringe botanische Kenntnisse voraus; er ergänzt die Abbildungen insofern, als er auf besonders charakteristische Merkmale aufmerksam macht, die wichtigsten Standorte und die verticale Verbreitung hervorhebt. Die Rücksicht auf die Handlichkeit und den Preis des Buches hat es vielfach nöthig gemacht, das ursprünglich naturgroße Bild der Pflanzen zu verkleinern. Dabei ist mit großem Geschick der richtige Maßstab ausgewählt worden, so daß die Naturtreue unter der Verkleinerung und den mannigfachen Prozessen der Chromolithographie nur wenig eingebüßt hat. Für die Verwendbarkeit des Buches bleibt noch zu betonen, daß außer den gewöhnlich in Floren zu findenden lateinischen und deutschen Pflanzennamen auch die Bezeichnung in französischer und englischer Sprache aufgenommen worden ist. Die Verfasser können sich des Dankes der Alpentouristen versichert halten; denn sie haben denselben einen wirklich brauchbaren anregenden Reisebegleiter geschenkt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 67. Donnerstag, den 6. Juni. 1889.

Ueber die Grundlagen der Physiognomik (Mienenkunde).

(Nach einem im December 1888 gehaltenen Vortrage.)

Von Prof. Dr. F. V. Birch-Hirschfeld.

Einem geistreichen Diplomaten der alten Schule wird das Wort zugeschrieben, daß die Sprache dazu diene, die Gedanken zu verbergen. Mag man diesem Ausspruch anmerken, daß sein Urheber ein Meister der Lüge war, jedenfalls wird allgemein zugegeben, daß eine Menschenkenntniß, die sich auf die Worte der Menschen gründet, auf unsicherem Boden ruht. Oft sagt unserem Urtheil mehr der Klang als der Inhalt der Worte und damit ist bereits berührt, daß für die Erkenntniß der Seelenvorgänge vorzugsweise solchen äußeren Zeichen, die nicht unbedingt unter der Herrschaft des Willens stehen, Wahrhaftigkeit zuzutrauen ist. Hier berühren wir ein Gebiet, auf dem wir Alle uns von Kindesbeinen an ergehen. Bewußt oder unbewußt, unser erstes Urtheil über jede neue Persönlichkeit, die in unseren Lebenskreis tritt, über ihre Intelligenz, ihr Temperament, ihren Charakter wird gebildet durch die Wahrnehmung äußerer Merkmale. Vor Allem ist es der Gesichtsausdruck, der das vorläufige Urtheil, das man als den ersten Eindruck zu bezeichnen pflegt, hervorruft. Es fragt sich nun, giebt es für diese im Leben so oft geübte Mienendeutung sichere, wenn auch verhüllte Grundlagen oder stellt sie sich bei näherem Eingehen auf die Voraussetzungen dieses Erkennens des Unsichtbaren aus dem Sichtbaren als eine Illusion heraus?

„Die Gestalt ihres Angesichts verräth sie," sagt der Prophet Jesaias. Bereits bei Aristoteles findet sich die Aufstellung eines Principes für die Beurtheilung der Physiognomie, freilich eines sehr willkürlichen. Nachdem er die Möglichkeit, durch Erfahrung bestimmte physiognomische Typen zu gewinnen, verneint hat, kommt Aristoteles zu einer Methode, die auf Vergleichung des menschlichen Ausdrucks mit bestimmten Thierphysiognomien beruht; aus dieser Aehnlichkeit wird auf den Besitz gleichartiger Charaktereigenschaften geschlossen. So gilt z. B. dem Aristoteles die dicke Nase (Ochse) als ein Zeichen der Trägheit, die krumme Nase (Rabe) als Ausdruck der Unverschämtheit. Dieser Versuch, feste Grundlagen für die Physiognomik zu gewinnen, hat trotz seines classischen Urhebers keinen Anspruch auf ernsthafte Würdigung. Bei oberflächlicher Anwendung scheint der Vergleich im Einzelfall zuweilen passend, aber nur deshalb, weil wir von vornherein den thierischen Ausdruck und die dem Thiere beigelegte Charaktereigenschaft vom menschlichen Standpunkte deuten; beim Vergleich finden wir dann nur wieder, was wir hineingelegt haben. Nur aus dem hohen Ansehen des Aristoteles ist es zu erklären, daß er auch auf diesem Gebiete zahlreiche Anhänger gefunden hat, selbst in der neueren Zeit fehlt es nicht an solchen; so ging Carus in seiner Symbolik der menschlichen Gestalt von den gleichen Voraussetzungen aus und noch in neuester Zeit hat der dänische Maler Schack eine physiognomische Abhandlung auf das Princip des Aristoteles gegründet; er suchte die Richtigkeit desselben namentlich durch Hinweis auf historische Charakterköpfe zu beweisen, wie er z. B. Talleyrand mit einem Fuchs, Voltaire mit einem Affen verglich, den Ausdruck Robespierre's im Kopf der Hyäne wiederfand, die Physiognomie der Lola Montez auf den Ausdruck der Katze zurückführte.

Bekanntlich wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Interesse der Gebildeten in weiteren Kreisen durch die physiognomischen Lehren Lavater's lebhaft angeregt; stand doch selbst der junge Goethe eine Zeit lang unter dem Bann dieses Schweizer Geistlichen, der in eigenthümlicher Weise ideale Begeisterung mit mystischer Schwärmerei, ja selbst mit einer nicht geringen Zuthat von Charlatanerie verband. Bei dieser Richtung kann man sich nicht darüber wundern, daß in den umfänglichen physiognomischen Schriften Lavater's nirgends auch nur eine Andeutung zuverlässiger Grundlagen für die Physiognomik aufzufinden ist. Lavater selbst weist jede Aufstellung von Regeln zurück, er verfährt rein divinatorisch. Wenn nicht zu bestreiten ist, daß sich in Lavater's Schriften neben unklaren und völlig haltlosen Aussprüchen, die aber mit dem Selbstbewußtsein eines durch höhere Inspiration geleiteten Propheten gethan werden, doch auch zuweilen auf gute Beobachtung zurückzuführende Bemerkungen finden, so ist das bei seiner vielfältigen Uebung im Beobachten nicht wunderbar. Die drei folgenden Sätze aus Lavater's für seine Vertrauten im Manuscript gedruckten physiognomischen Geheimregeln mögen das eben Gesagte nach beiden Seiten hin illustriren: „Eine physiognomisch gute Nase wiegt unaussprechlich viel in der Waage der Physiognomik. Sie kann durch nichts, was es auch sei, überwogen werden." — „Eine breite braune Warze am Kinn werdet Ihr an keinem wahrhaften weisen ruhig edeln Menschen finden." — „Bemerke die blitzschnellen Momente der völligsten Ueberraschung; wer in solchen seine Gesichtszüge günstig und edel bewahren kann, dessen Charakter wird jede Probe aushalten."

Obwol die wissenschaftliche Haltlosigkeit der Lehren Lavater's längst erkannt ist und durch die beißende Satire Lichtenberg's auch die Lächerlichkeit dieses physiognomischen Prophetenthums in volles Licht gestellt wurde, so kann man doch nicht leugnen, daß Ueberlieferungen aus jener Zeit in den physiognomische Fragen behandelnden Schriften auch der neueren Zeit erkennbar sind. Mehr noch läßt sich der Einfluß einer anderen Irrlehre, der von Gall begründeten Phrenologie, in gewissen weit verbreiteten physiognomischen Vorurtheilen nachweisen. Eine Kritik des der Phrenologie zu Grunde gelegten Princips, nach welchem aus den Einzelheiten der Schädelform auf die Entwicklung bestimmter Theile des Gehirns geschlossen wird, würde hier zu weit führen. Die durch die Forschung der Neuzeit nachgewiesene Thatsache, daß eine locale Begrenzung bestimmter functioneller Bezirke im Gehirn stattfindet, hat mit den von Gall am Schädel abgegrenzten Feldern nichts gemein. Aber selbst wenn das Princip der Phrenologie richtig wäre, so würde es ihr doch an jeder zuverlässigen empirischen Grundlage fehlen; sind doch Gall und seine Anhänger bei der Bestimmung der für die einzelnen geistigen Vermögen als maßgebend angesehenen Schädelvorbuchtungen im Wesentlichen von demselben unzuverlässigen Vergleich mit der thierischen Form ausgegangen, an welche die oben erwähnte Physiognomik des Aristoteles anknüpfte. Obgleich es von vornherein wahrscheinlich ist, daß eine gewisse Beziehung zwischen dem Umfang des Schädels und der Entwicklung des Gehirns besteht, so kann doch auf Grund des thatsächlich vorhandenen Materials nicht daran gedacht werden, daß wir im einzelnen Fall ein Recht hätten, aus großem Schädelumfang ohne weiteres auf günstige Entwicklung der dem geistigen Leben dienenden Organe zu schließen. Ist dieser Satz unzweifelhaft richtig, so bedarf es keines Beweises, daß man noch viel weniger berechtigt ist, aus Einzelheiten im Bau und in der Form

des Schädels, z. B. aus einer hochgewölbten Stirn, einem stark vorspringenden Hinterkopf die starke Ausbildung gewisser geistiger Anlagen zu erkennen. Und doch sind hierher gehörige Vorurtheile so allgemein verbreitet, daß in den bildlichen und plastischen Darstellungen hervorragender Männer ein förmlich stirnbildender Mythus nachweisbar ist. Als Beispiele können in dieser Richtung die bekannten bildlichen Darstellungen von Shakespeare und Goethe dienen; von beiden hat Piderit überzeugend nachgewiesen, daß die ihnen von den Künstlern vielfach verliehene olympische Stirnbildung den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprach.

Was aber für die feste Schädelform gilt, das hat auch für alle anderen festen Formen Geltung und vom Standpunkt einer wissenschaftlichen Beurtheilung muß ausgesprochen werden, daß jede Physiognomik, welche Momente wie die Größe und Form der Ohren, der Nase, des knöchernen Kinns, der das Auge umfassenden Knochentheile ihren Urtheilen zu Grunde legt, weder auf rationelle noch auf empirische Grundlagen sich stützen kann. Damit ist natürlich nicht geleugnet, daß eine gewisse Beziehung zwischen fester Form und Geistesentwicklung in der That bestehen kann. Es ist ja bekannt, daß gewisse Charaktereigenschaften bei einer bestimmten Race häufig auffallend stark entwickelt sind, während andererseits auch gerade in der festen Form des Schädels und des Gesichts Raceneigenthümlichkeiten hervortreten. In diesem Sinne wird wol ein vorsichtiger Schluß von der typischen Form auf das Vorhandensein gewisser geistiger Eigenschaften erlaubt sein; natürlich bleibt aber dabei jede Voraussetzung einer ursächlichen Verbindung zwischen der äußeren Form und den geistigen Eigenschaften im Sinne der phrenologischen Lehren ausgeschlossen und überhaupt wird das eben berührte Verhältniß nur in sehr beschränktem Umfang verwerthbar sein.

Eine Physiognomik, die auf wissenschaftliche Anerkennung Anspruch machen will, kann nur von den mimischen Bewegungen ausgehen. Die Veränderungen in den beweglichen Theilen des Antlitzes, die wir als Mienenspiel zusammenfassen, beruhen auf der Verkürzung zahlreicher kleiner Muskeln, die um so eingreifender die beweglichen Formen verändern, weil sie zum größeren Theil im Gegensatz zu den willkürlichen Skelettmuskeln in der Haut selbst enden, also die letztere gegen ihre Ursprungspunkte am Knochen bewegen. Die Thätigkeit dieser Gesichtsmuskeln kann durch den Willen erregt werden, andererseits aber durch unwillkürliche Antriebe, welche mit Seelenbewegungen (Affecten) verknüpft sind. Eben wegen dieser unwillkürlichen Verbindung mit Seelenzuständen sind jene Muskelbewegungen ausdrucksvoll, und weil zwischen der Natur der inneren Erregung und der Art der Muskelbewegung eine beständige, den verschiedenen Menschenracen gemeinsame Beziehung besteht, wird jene Bewegung für den Beobachter zu einem Erkennungszeichen für bestimmte Seelenerregungen. Der französische Arzt Duchenne war der Erste, der durch elektrische Reizung der einzelnen Gesichtsmuskeln ihren Antheil an den typischen Ausdrucksbewegungen feststellte und damit gleichsam ein Alphabet der Mienensprache schuf.

Wenn nun jene mimischen Bewegungen als die Grundlage der Physiognomik aufzufassen sind, so ist für die letztere die Erforschung der ursächlichen Beziehungen zwischen mimischer Thätigkeit und Seelenerregung von größter Bedeutung. Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt, daß die Gesichtsmuskeln um die Sinnesorgane gruppirt sind, sie bewegen theils die sie umgebenden Weichtheile, dadurch Erweiterung oder Verengerung ihrer Pforten bewirkend, theils bewegen sie auch das Sinnesorgan selbst. Der Zweck der Bewegung liegt zum Theil in einem Schutz gegen schädliche und mit unangenehmer Empfindung verbundene Sinneseindrücke. Zum Beispiel diene der Lidschluß und das Runzeln der Augenbrauen bei greller Lichteinwirkung, das Zusammenpressen der Lippen bei Zurückweisung unangenehm schmeckender Substanzen; oder aber es wird durch die Bewegung die Sinneswahrnehmung unterstützt und gefördert. Ein einfaches Beispiel ist das weit geöffnete Auge bei der Aufnahme angenehmer Lichteindrücke, ferner die für die Geschmacksempfindung förderliche Mundhaltung bei als angenehm empfundenen Eindrücken. Es bedarf keiner langen Beobachtung, um nachzuweisen, daß es vorzugsweise zwei Sinnespforten sind, deren Hilfsmuskeln mimisch ausdrucksvoll wirken, das Auge und der Mund. Im Vergleich mit diesen Sinnespforten kann die bewegliche Ausdrucksfähigkeit der Nase und mehr noch des Ohres ganz vernachlässigt werden, wenigstens für die menschliche Mimik.

Das Auge ist schon oft ein Spiegel der Seele genannt worden und zweifellos wird, auch abgesehen von poetischer Uebertreibung, sein Antheil an der Gesichtsmimik sehr hoch zu schätzen sein. Freilich würde man irren, wollte man im Auge selbst den wesentlichen Sitz dieser Ausdrucksfähigkeit suchen. Das Auge selbst kann nur durch ungleiche Spannung seiner Hüllen wechselnden Glanz darbieten und außerdem je nach dem Zustande seiner Regenbogenhaut eine engere oder weitere Pupille; der Wechsel dieser Verhältnisse ist von geringem Einfluß für den Ausdruck; ein gut passendes Glasauge kann das lebende Auge mimisch völlig ersetzen, sobald nur noch ein durch die Augenmuskeln bewegter Rest des Augapfels vorhanden ist. Schon hiermit ist es ausgesprochen, daß der Ausdruck des Auges wesentlich durch die Augapfelbewegung in Verbindung mit Bewegungen der Augenlider, also durch den Blick bestimmt wird, zweitens aber durch die in der Umgebung des Auges gelegenen Muskeln, namentlich der Augenbrauen und der Stirngegend.

Die Gesichtsmuskeln stehen aber nicht allein zu den Sinnesorganen in Beziehung; im Gesicht liegen ja auch die Eingangspforten für die Athmung und die Nahrungsaufnahme; gewisse ausdrucksvolle Bewegungen der Gesichtsmuskeln sind nur durch ihre Verbindung mit der Thätigkeit derjenigen Organe zu verstehen, die diesen wichtigen Verrichtungen dienen.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß für die Mienensprache besonders diejenigen Bewegungen wichtig sind, die auch durch den geübten Willen unvollkommen beherrscht, also nicht oder nur schwer unterdrückt werden können. Hier tritt uns nun eine für unseren Gegenstand wichtige Thatsache entgegen: Bewegungsformen, die bereits in der ersten Lebenszeit vor der Entwicklung bewußter Seelenthätigkeit ausgeführt werden, bleiben auch später, nachdem die Seele zur vollen Beherrschung ihrer materiellen Werkzeuge gelangte, in gewissem Maße unabhängig vom Willen. Es handelt sich hierbei um einfachere Bewegungen, aber auch um Thätigkeiten, die durch verbundene Wirkung zahlreicher Muskelgruppen hervorgerufen werden, welche sich theils auf einzelne Sinnesorgane beziehen, deren Function sofort oder bald nach der Geburt beginnt (Geschmackseindrücke, Lichtempfindung), theils aber auch in Verbindung stehen mit dem Schutz und der Förderung derjenigen Körperverrichtungen, deren geordneter Ablauf bereits für den Neugeborenen zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist (Athmung, Nahrungsaufnahme).

Die im Gehirn verlaufenden Nervenbahnen, welche das Bewußtsein mit den peripheren Nerven verbinden, sind beim neugeborenen Menschen noch unentwickelt, erst allmälig bilden sie sich aus. Der neugeborene Mensch ist demnach bewußtlos, die Erregungen seiner Nerven lösen wol Bewegungen aus, welche völlig denen gleichen, die im späteren Leben infolge vom Bewußtsein aufgenommener Eindrücke entstehen, aber es fehlt bei ihnen noch jede Empfindung. Es ist ein Irrthum, wenn wir das Schreien eines Kindes in dieser ersten Lebensperiode als Zeichen bewußter Schmerzempfindung deuten oder eine dem Lachen späterer Zeit ähnliche Bewegung der Gesichtsmuskeln als das Symptom behaglicher Stimmung. Wie aus unzweideutigen Ergebnissen der anatomischen und physiologischen Forschung geschlossen werden muß, baut sich der wunderbare Organismus des centralen Nervensystems, also der Werkzeuge des Seelenlebens, von unten nach oben auf. Von vornherein gegeben sind gewisse angeborene Verbindungen, welche in zweckmäßiger Weise und in dem erörterten Sinne automatisch vermitteln, daß durch Erregung von Empfindungsnerven bestimmte Stellen im Gehirn (also centripetal) angeregt werden, von denen aus durch Bewegungsnerven (also centrifugal) gewisse Muskelthätigkeiten bewirkt werden. Auch später, wenn das bewußte Seelenleben in Erscheinung tritt, bleibt der angeborene selbstthätig wirksame Nervenapparat bestehen, das heißt, die Bewegung kann unabhängig von Bewußtsein und Wille ausgelöst werden, aber jetzt erhält durch die beim Neugeborenen nur angelegten, aber nach der Geburt entwickelten centralen Leitungsbahnen das Bewußtsein Kunde von dem Vorgang, es entsteht die Empfindung desselben. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß nunmehr auch ein umgekehrter Verlauf der Nervenerregung stattfinden kann, die ursprünglich automatisch (centripetal) in Thätigkeit gesetzten Nervencentra der Muskelbewegungen können jetzt auch von bewußter Geistesthätigkeit (centrifugal) erregt werden. Offenbar sind beim Erwachsenen und beim Neugeborenen die peripheren Erregungszustände, welche in der dargelegten Weise automatisch die Bewegungscentra erregen, ihrem Wesen nach die gleichen. Die Nerveneindrücke, die beim bewußten Menschen Schmerzempfindung erzeugen, rufen beim Neugeborenen automatisch das Schreiweinen hervor, also diejenige Aeußerung, welche dem Beobachter als Symptom des Schmerzes gilt, tritt zunächst automatisch auf, erst später kommt die Empfindung hinzu. Das Gleiche gilt für die an bestimmte Geschmacks-

eindrücke sich anschließenden angeborenen Bewegungen (Ausdruck des Bitteren, des Süßen), auch hier ist, obwol der Beobachter sofort den Ausdruck erkennt, beim Neugeborenen von einer bewußten Geschmacksempfindung noch nicht die Rede; auch für die durch Kälte oder Wärme erzeugten Nervenerregungen mit ihrem Einfluß auf die der Athmung und der Blutbewegung dienenden Bewegungsapparate, für die später als Hunger empfundene Nervenerregung, die ebenfalls bereits in den ersten Lebenstagen complicirte zweckmäßige Muskelthätigkeit (Saugbewegung) auslöst, kommt dasselbe Verhältniß in Betracht. Später, wenn die Empfindungen jener Erregungen peripherer Nerven in das Bewußtsein treten, stellen sie die erste Quelle der Affecte dar. Der Affect geht demnach aus einer vom Bewußtsein ursprünglich unabhängigen Nervenerregung hervor, er beruht auf der Empfindung sensibler Eindrücke, welche zunächst durch automatisch wirksame Nervenapparate Bewegungen hervorrufen, es entsteht auf diese Weise wieder eine nothwendige Verbindung (Association) zwischen der Empfindung der Nervenerregung und der betreffenden Muskelthätigkeit. Wie schon hervorgehoben wurde, stehen die angeborenen und sofort nach der Geburt thätigen automatischen Nervenapparate in Beziehung zu Körperfunctionen, von deren geordnetem Ablauf die Erhaltung des Lebens abhängt. Störung der Function ist die elementare Quelle des Affectes mit dem Charakter der Unlustempfindung, während der Affect mit dem Charakter der Lustempfindung zunächst wol aus der Wahrnehmung der beseitigten Hemmung hervorgeht. Für die erste Lebenszeit überwiegen unzweifelhaft jene Eindrücke, die später Empfindungen der Unlust hervorrufen, und darauf ist es wol zurückzuführen, daß die mit solchen Eindrücken verbundenen Ausdrucksbewegungen sich der Herrschaft des Willens mehr entziehen als die mit angenehmen Empfindungen verbundene Muskelthätigkeit.

An einem Beispiel mögen die eben im Allgemeinen ausgesprochenen Sätze erläutert werden, dasselbe bietet auch Gelegenheit auf einige weitere für das Verständniß der hier erörterten Frage wichtige Punkte einzugehen.

Beobachtet man das Schreiweinen kleiner Kinder genauer, so bemerkt man, daß demselben ein Zustand gehemmter Athmungsthätigkeit voraufgeht, meist ist derselbe von kurzer Dauer, bei manchen Kindern kann aber dieses den Eindruck krampfhafter Hemmung machende Stadium so lang werden, daß es auf die Umgebung einen beängstigenden Eindruck macht (sogenanntes Wegbleiben der Kinder), dann schließen sich tiefe Einathmungsbewegungen an, welche mit starker Thätigkeit der den Mund öffnenden Muskeln (mit förmlich viereckig verzogener Mundhaltung) und am Auge mit Runzelung der Augenbrauen und halb oder ganz geschlossenen Lidspalten verbunden sind. Auf die tiefe Einathmung folgen heftige stoßweise Ausathmungsbewegungen, welche beim Durchtreiben der Luft durch die verengte Stimmritze die bekannten Schreitöne hervorrufen. Den Anlaß für das Schreiweinen können natürlich verschiedene Eindrücke geben, theils von außen kommende, theils im Körper selbst entstandene; mag es sich aber um die eine oder andere Ursache handeln, um mechanische Einwirkungen, den Einfluß der Temperatur, das Hungergefühl oder um krankhafte Reize, in allen Fällen bildet die Erregung von Empfindungsnerven den Ausgangspunkt. Die wahrscheinlichste Erklärung für den inneren Zusammenhang dieser Erregung mit den sich anschließenden, das Schreiweinen hervorrufenden Bewegungen gewinnen wir, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß von den erregten Nerven aus eine zunächst hemmende Einwirkung auf die Athmungsbewegungen stattfindet; durch diese Hemmung wird erst, und zwar automatisch, die gesteigerte Thätigkeit der Athmungsorgane und die mit derselben verbundene Wirkung bestimmter Gesichtsmuskelgruppen hervorgerufen. Auch über die Natur der zunächst vorhandenen Hemmung läßt sich wol eine Vermuthung aussprechen. Neben dem reichgegliederten System willkürlicher Muskeln finden sich im Körper verbreitet wichtige Bewegungsorgane, die zeitlebens dem directen Willenseinfluß entzogen sind. Abgesehen von der Herzmuskulatur sind in dieser Richtung die glatten Muskelfasern zu nennen, welche in der Haut, in den Blutgefäßen, im Darm, aber auch in den der Athmung dienenden Canälen (Luftröhre und Bronchien) eine wichtige Rolle spielen, indem durch ihre Zusammenziehung Verengerung oder Erweiterung der betreffenden Canäle erzeugt und dadurch die Bewegung ihres Inhalts beeinflußt wird. Obwol die Bewegungen der glatten Muskeln unwillkürliche sind, so sind sie doch abhängig vom Nervenapparat, insbesondere von jener Abtheilung des letzteren, die man als sympathisches Nervensystem bezeichnet, und das letztere besitzt wieder zahlreiche und innige Verbindungen mit den die Empfindung vermittelnden Nervenbahnen. Die besprochene Hemmung der Athmung kann nun dadurch erklärt werden, daß sich die starke Erregung von Empfindungsnerven durch jene Verbindungen direct auf die Nervenapparate fortsetzt, welche die Zusammenziehungen der glatten Muskeln in den Athmungscanälen hervorrufen. Eine starke Contraction der glatten Ringmuskeln der feineren Luftröhrenäste würde zunächst ein mechanisches Hinderniß für den Lufteintritt in die Lungen bewirken, welches erst durch verstärkte Thätigkeit der vom centralen Nervensystem beherrschten, den Athmungsbewegungen dienenden Muskeln überwunden wird. Stellt man sich nun vor, daß die hemmende Verengerung noch fortbauert, nachdem die ihr entgegenwirkenden verstärkten Athmungsbewegungen bereits eingetreten, so läßt sich der Zusammenhang der beim Schreiweinen beobachteten Erscheinungen sehr wohl verstehen. Je heftiger die Erregung, desto mehr tritt immer wieder als Unterbrechung des Schreiens die krampfhafte Hemmung hervor, desto heftiger sind aber auch die sich anschließenden schluchzenden Einathmungs- und die stoßweisen Ausathmungsbewegungen, welche nach der Verengerung des oberen Theils der Luftwege die Schreitöne mit dem Grundlaut ä, e oder i erzeugen. Mag nun die eben gegebene Erklärung richtig sein oder nicht, jedenfalls steht fest, daß durch eine bereits beim Neugebornen fertige Nervenverbindung diejenigen körperlichen Eindrücke, welche später in der Zeit des erwachenden Bewußtseins die Hauptquelle von Unlustempfindung werden, eine Beeinflussung der Athmungsthätigkeit bewirken, als deren Folge das Schreiweinen anzusehen ist. Und diese angeborene Verknüpfung der Unlust erzeugenden Eindrücke mit dem Athmungsapparat bleibt auch später erhalten, sie zeigt sich darin, daß noch in der Zeit des völlig erwachten Bewußtseins Unlustempfindungen verschiedenartigsten Ursprungs, im späteren Leben namentlich auch Seelenerregungen, in der Richtung dieser alten Verbindungsbahn wirksam sind. Zwar das ausgebildete Schreiweinen wird durch die von der Erziehung angeregte Willensübung früher oder später unterdrückt; es bleiben aber doch gewisse Reste dieses elementaren Ausdrucks der Unlustäußerung erhalten und in Bezug auf die oben gegebene Erklärung ist es von Interesse, daß es grade die das Schreiweinen einleitenden Bewegungen sind, die sich noch beim Erwachsenen als Ausdruck körperlicher oder seelischer Schmerzempfindung nachweisen lassen. Die unwillkürliche Beeinflussung der Athmung tritt unter solchen Verhältnissen deutlich ins Bewußtsein, auch hier zunächst mit dem Gefühl der Hemmung. Eine tiefe Einathmungsbewegung, welche mit der deutlichen Empfindung eines zu überwindenden Widerstandes verbunden ist (Seufzer), wird begleitet von einer Senkung der Mundwinkel und häufig auch von verticaler Faltenbildung über der Nasenwurzel. Zwar sind die ebenerwähnten Muskelbewegungen im Gesicht oft nur schwach und flüchtig ausgeprägt, sie sind aber unzweifelhaft als Andeutungen jener angeborenen Muskelthätigkeit zu erkennen, welche das Schreiweinen des Neugeborenen begleitet, wobei die Senkung der Mundwinkel als Rest der die weite Mundöffnung erzeugenden Muskelwirkung aufzufassen ist, in der verticalen Schmerzfalte über der Nasenwurzel aber die beim Schreiweinen zum Schutz des Auges gegen den gesteigerten Respirationsdruck erfolgende Muskelzusammenziehung angedeutet ist.

Aus der unwillkürlichen Beeinflussung der Athmung, die im Anschluß an schmerzliche Erregungen empfunden wird, erklärt sich, daß die naive Selbstbeobachtung die Brust als Sitz der Seelenempfindung ansah. Auch die sprachlichen Bezeichnungen für gewisse Affectzustände deuten auf dieses Verhältniß, so bedeutet Kummer wahrscheinlich Belastung und bezeichnet also jene Empfindung der gehemmten Athmung, welche nach der oben gegebenen Erklärung in der That eine körperliche Ursache hat, die gleichartig wirkt wie eine durch mechanische Belastung hervorgerufene Störung der Athmungsbewegungen. Unzweifelhaft drückt die Bezeichnung „Angst“ ganz direct die Empfindung der krampfhaft beengten Athmung aus.

Die innige Verbindung dieser körperlichen Empfindungen mit Seelenzuständen tritt uns aber nicht nur in der Richtung entgegen, daß schmerzliche Seelenaffecte unwillkürlich körperliche Störungen hervorrufen, sondern auch umgekehrt, erkennen wir dieses Abhängigkeitsverhältniß, indem körperliche Störungen Empfindungen veranlassen können, deren Gleichartigkeit mit den durch Seelenaffecte hervorgerufenen oft so weit geht, daß sie unter Umständen bei Verkennung ihrer körperlichen Ursache nicht nur das Bild, sondern die Illusion einer Seelenverstimmung hervorrufen. So kann der Arzt nicht selten beobachten, wie eine starke, die Zwerchfellsbewegung

hemmende Füllung des Magens durch Gase die Patienten zu Aeußerungen veranlaßt wie: es ist mir so schwer zu Muth, als hätte ich ein Verbrechen begangen, oder als stünde mir ein Unglück bevor. Da die Hemmung der Athmung gleichartig empfunden wird, mag sie in der erörterten Weise als physische Begleiterscheinung von Seelenerregung oder als Folge einer krankhaften rein körperlichen Ursache entstehen, so ist die eben berührte Wechselbeziehung nicht unbegreiflich, sie führt aber auch zum Verständniß der Thatsache, daß unter Umständen anhaltende körperliche Störungen eine krankhafte Beeinträchtigung der Seelenthätigkeit bewirken können, die uns namentlich bei sogenannten hypochondrischen Verstimmungen entgegentritt.

Wenn wir im Vorhergehenden von der angeborenen Verbindung der Empfindungsnerven mit den die Athmung beherrschenden Nervenapparaten und der sich anschließenden Verknüpfung der als Affecte zusammengefaßten Seelenerregungen mit der Athmungsthätigkeit ausgegangen sind, so haben wir damit nur ein für unser Thema wichtiges Beispiel des unwillkürlichen Zusammenhanges zwischen Affect und Muskelbewegung gewählt; es ist aber zu berücksichtigen, daß gleichartige Verbindungen auch auf anderen Gebieten des körperlichen Lebens hervortreten. Und wieder sind es die Organe der unwillkürlichen Bewegung, die einerseits direct durch die Erregung von Empfindungsnerven beeinflußt werden, während sie andererseits durch Seelenerregungen unwillkürlich in gleichartiger Weise in Thätigkeit gesetzt werden, und wiederum tritt uns die Thatsache entgegen, daß die erste Beziehung angeboren ist, während natürlich die Verknüpfung bewußter Empfindung mit der unwillkürlichen Muskelthätigkeit erst auf Grund der fortgeschritteneren Entwickelung, also nach Herstellung der Verbindungsbrücken vom Geistigen zum Körperlichen möglich ist. Ein näheres Eingehen auf diese Beziehungen würde zu weit führen, ich muß mich hier mit allgemeinen Hinweisen begnügen. In dieser Richtung ist die Beeinflussung der Herzthätigkeit durch Nervenerregung und durch Seelenaffecte anzuführen, ein Verhältniß, welches zwar nicht für den mimischen Ausdruck des Affectes, wol aber für die Empfindung der körperlichen Folgen der Seelenerregung von gleicher Bedeutung ist wie die besprochene Wirkung auf die Athmung. In Bezug auf die glatten Muskeln in der Haut weise ich nur auf die durch Kälteeinwirkung erzeugte Zusammenziehung hin, welche die sogenannte Gänsehaut hervorruft, eine Erscheinung, welche auch durch bestimmte Affectzustände (Schauder) erzeugt werden kann.

Auch die durch die glatten Muskelfasern der Gefäßwand bewirkte Verengerung und Erweiterung von Blutgefäßen läßt gleichartige Verbindungen erkennen, damit hängt das Erröthen zusammen, welches sowol durch körperliche Nervenerregung als durch Affecte (Scham) hervorgerufen werden kann; auch die Thätigkeit der Thränendrüsen im Anschluß an örtliche Reizung oder im Gefolge schmerzlicher Seelenstimmung bezieht sich auf gleichartige Verhältnisse. Ich verzichte auf weitere Hinweise, die eben gegebenen genügen, um die Bedeutung dieser Verbindungen zwischen peripherer und centraler Erregung einerseits und unwillkürlicher Bewegung andererseits klar zu stellen.

Wir haben, von dem Beispiel des Schreiweinens der Neugeborenen ausgehend, die Grundform kennen gelernt, auf welche gewisse mimische Bewegungen, die in typischer Weise den Ausdruck von Unlustempfindung entstehen lassen, zurückzuführen sind. Wie steht es nun mit denjenigen Bewegungen der Gesichtsmuskeln, die im späteren Leben als Zeichen angenehm empfundener Seelenerregung auftreten; läßt sich auch hier nachweisen, daß sie auf einer angeborenen, schon vor der Zeit des erwachenden Bewußtseins in Wirksamkeit getretenen Nervenverbindung beruhen? Das Lachen, das wir als das ursprüngliche Ausdrucksmittel der Lustempfindung ansehen müssen, ist, wie jede Mutter weiß, nicht angeboren wie das Schreiweinen. Erst etwa in der vierten Lebenswoche lassen sich mimische Bewegungen erkennen, die dem späteren Lachen verwandt sind. Wie Preyer beobachtet hat, treten die Anfänge des Lächelns am Auge auf hervorgerufen durch den Anblick glänzender Gegenstände. Das Lachen mit der charakteristischen Betheiligung der Athmungsthätigkeit kommt wol nicht vor der sechsten Lebenswoche vor. Es beruht demnach diese Ausdrucksform von Lustgefühlen nicht wie das Schreiweinen auf einer angeborenen fertigen Nervenverbindung. In Betreff der einzelnen, das Lachen erzeugenden Vorgänge ist die Verwandtschaft mit den Hauptzügen des Schreiweinens unverkennbar. Allerdings scheint eine der Explosion voraufgehende Hemmung der Athmung, wie ich auf Grund von Beobachtungen lachender Kinder annehmen muß, hier nicht vorzukommen, sondern das Lachen beginnt sofort mit tiefen Einathmungsbewegungen, auf welche stoßweise rhythmische Ausathmungsbewegungen folgen, welche beim freien Lachen stets ein Geräusch mit dem Grundvocal a erzeugen. Es muß auch beim Lachen von vornherein eine Erregung im Gebiet der Athmungsorgane, welche die starken Einathmungs- und Ausathmungsbewegungen auslöst, im Spiel sein; möglicher Weise ist diese Erregung nur dem Grade nach von der das Schreiweinen hervorrufenden Hemmung verschieden, etwa in der Weise, wie sich der als Kitzel bezeichnete Nerveneindruck zur Schmerzempfindung verhält. Gerade bei kleinen Kindern läßt sich ja oft beobachten, wie Lachen und Schreiweinen nicht nur im Ausdruck verwandt sind, sondern wie leicht der eine Vorgang in den andern übergeht. Ich will die berührte Frage nicht weiter verfolgen, obwol man hier auf interessante Berührungspunkte kommen würde, wenn man, von den körperlichen Lachreizen ausgehend, das Wesen der Seelenerregungen, welche das Lachen anregen, untersuchen und dabei die bekannten Theorien des Komischen berücksichtigen würde. Hier möchte nur noch darauf hingewiesen werden, daß die mimischen, das Lachen begleitenden Bewegungen wie beim Schreiweinen auf einer lebhaften Zusammenziehung der die Mundöffnung und das Auge umgebenden Muskeln beruhen. Am Mund entsteht aber im mimischen Ausdruck ein charakteristischer Gegensatz der Lachhaltung gegenüber dem Schreiweinen durch das Emporziehen der Mundwinkel. Bei der Urform des Schreiweinens sind sowol die Herabzieher der Unterlippe als die Heber der Oberlippe stark thätig, es geht daraus die sogenannte viereckige Mundhaltung hervor, später tritt der bogenförmig herabgezogene Mund als erster mimischer Ausdruck weinerlicher Erregung hervor; während die Thätigkeit der Emporzieher der Mundwinkel ausschließlich der Lachhaltung angehört, so entwickeln sich aus einer, zunächstwahrscheinlich nur dem Grade nach verschiedenen Bewegungsform, indem gewisse Elemente derselben sich schärfer ausprägen, gegensätzliche mimische Bewegungen. Aehnliches läßt sich auch in der Betheiligung der das Auge umgebenden Muskeln beim Weinen und Lachen erkennen. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Hedwig Heyl, Die Krankenkost. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung Berlin. — Das kleine Bändchen ist nicht nur Kranken, sondern ebenso Gesunden äußerst zu empfehlen. Für die praktische Handhabung von großer Wichtigkeit ist die Berechnung der Zuthaten und Kosten stets für eine Person; die einfachsten Gerichte wurden von der Verfasserin aufgenommen, so daß jedes Kochbuch entbehrlich wird. Sehr beherzigenswerth sind einige Ermahnungen in der Vorrede. Der Kranke sollte nie nach seinen Wünschen in Bezug auf Speisen gefragt werden, da er im Augenblick oft nicht Lust hat und doch die fertige Speise gern nimmt. Die Zuthaten müssen von tadelloser Beschaffenheit sein. Das Wasser zu kalten Getränken ist stets vorher abzukochen. Das Kochgeräth wird möglich für den Kranken allein benutzt, da viele Speisen an Güte verlieren, wenn sie in zu großen Gefäßen bereitet werden. Die Krankenkost soll nie im Krankenzimmer bereitet werden. Ehe die Mahlzeit beginnt, muß die Lage oder der Sitz vollkommen bequem bereitet sein. Die Speisen sollen nach einander, nicht, wie sehr oft, zusammen in das Krankenzimmer gebracht werden und sind die übrigbleibenden Reste für gelegentlichen Gebrauch nicht im Krankenzimmer zu behalten. Empfehlenswerth würde es bei einer späteren Auflage noch sein, wenn die Verfasserin zum Nutzen der Umgebung noch hinzufügte, daß diese übrigbleibenden Reste nicht von den Gesunden noch benutzt würden, was viel häufiger, als man glaubt, geschieht und ferner die Pflegerin ihre Mahlzeit nie im Krankenzimmer einnimmt. Dr. Ibe.

J. R. Zwei der volksthümlichsten und besten Werke unseres einheimischen Dichters Edwin Bormann liegen in neuen Auflagen vor: „Leibz'ger Allerlei“, das liebenswürdige und fein satirische Gedichtbüchlein, in fünfter (3 ℳ) und „Herr Engemann“, die Geschichten, die in köstlicher Weise das Höchste mit dem Niedrigsten, Stiefelhölzer und Weltgeschichte mit einander verbinden, in dritter Auflage (ℳ 2,50), beide im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Eine besondere Empfehlung ist bei beiden Büchern überflüssig; es genügt ein einfacher Hinweis. Die Ausstattung der Neuauflagen ist eine sehr feine.

[illegible] in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 68. Sonnabend, den 8. Juni. 1889.

Die Leipziger Thomaskirche.
Ein Blick auf ihre Vergangenheit.

V. Der morgende erste Pfingstfeiertag ist für die Stadt Leipzig ein bedeutungsvoller Erinnerungstag. Diesmal läuten die Pfingstglocken nicht nur das hohe kirchliche Fest, sondern auch eine Jubelfeier ein, die festlich zu begehen der Leipziger Bürgerschaft eine Pflicht dankbaren Angedenkens ist. Wenn in aller Frühe vom Thomasthurme herab die Klänge des alten Lutherliedes „Ein feste Burg" verklungen sind, wird man sich am Reformationsdenkmale versammeln, um hier die dreihundertfünfzigjährige Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem die Reformation in Leipzig eingeführt worden ist. Der erste Pfingstfeiertag des Jahres 1539 — damals der 25. Mai — war es, an welchem jenes für die Geschichte und Entwickelung der Stadt bedeutungsvolle Ereigniß durch Luther's Predigt in der Thomaskirche besiegelt wurde und einen besonders weihevollen Ausdruck erhielt. Und ein glückliches Schicksal hat es gefügt, daß mit jener Jubelfeier sich eine andere Feier mit nicht minder ernstem und feierlichem Charakter verbindet. War es damals die Thomaskirche, von deren Kanzel herab der große Reformator die Worte des wahren Evangeliums der begeisterten Menge predigte, so soll das alte ehrwürdige Gotteshaus auch bei der Wiederkehr des Tages im Mittelpunkte der Jubelfeier stehen. Nach mehrjährigem Erneuerungsbau ist die Thomaskirche im Aeußern wie im Innern vollendet worden, so daß sie morgen von Neuem geweiht und ihrer Bestimmung wieder übergeben werden soll. Es ist freilich nicht mehr die Kirche von ehedem und es wird schwer fallen, wenn man sich den Tag und das Ereigniß vor dreihundertundfünfzig Jahren im Geiste in den modernisirten Kirchenbau zurückrufen will. Indessen auch die Gotteshäuser haben ihr Schicksal und wie ihr ehrwürdiges Alter sich in ihrer äußern wie innern Erscheinung kundgiebt, so sind im Wechsel der Zeiten die einzelnen Geschlechter bemüht gewesen, die Spuren der Vergangenheit nach Möglichkeit zu verwischen. Der Erneuerungsbau, der jetzt abgeschlossen ist, will einestheils nachholen, was früher versäumt worden ist, indem er, was besonders von dem Aeußern gilt, durch einen reicheren architektonischen Ausbau der Fassaden und der Giebelwand eine gesteigerte monumentale Wirkung zu erreichen bestrebt ist; anderntheils glaubte man es sich zur Aufgabe machen zu müssen — und das gilt besonders von der inneren Ausstattung — den Manchem wie ein Mißklang erscheinenden verschiedenen künstlerischen Ausdruck der einzelnen der Zeit wie dem Charakter nach weit von einander getrennten Epochen zu beseitigen und an seine Stelle ein festes Princip, einen einheitlichen Stil in Architektur und Decoration zu setzen. Zu untersuchen, inwieweit das gelungen ist, soll nicht der Gegenstand der vorstehenden Zeilen bilden. Sie wollen vielmehr sich der Vergangenheit zuwenden und bei der äußeren Geschichte der Thomaskirche verweilen, so wie sie sich aus den freilich ziemlich spärlich fließenden Quellen*) ermitteln und mit Sicherheit feststellen läßt. Mahnt doch die Gegenwart, in der so Vieles anders geworden, in der das Alte, das Ehrwürdige modernen Anforderungen und einer ausgeprägteren Geschmacksrichtung zum Opfer gefallen ist, zu einer derartigen geschichtlichen Betrachtungsweise!

Die alte Thomaskirche bildete einen Bestandtheil des Gebäudecomplexes, welchen der Orden der regulirten Augustiner-Chorherren oder Kanoniker innehatte, der 1139 von Papst Innocenz II. auf dem lateranischen Concil bestätigt wurde. Der Complex bestand aus dem eigentlichen Kloster mit der Propstei, den Wohnungen der Chorherren und dem Brauhause, dem Schlachthause, einer Siechenstube und verschiedenen, praktischen Zwecken dienenden Gebäuden des Klostervorwerkes. Im Mittelpunkte des Ganzen, da wo die jetzige Kirche steht, stand die alte Stiftskirche; um sie herum lag der Kirchhof, die Begräbnißstätte des alten Leipzigs. Die Erbauung der Anlage fällt in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Es wird berichtet, daß im Jahre 1214 als erster Propst des neuen Klosters Wernher von der Kirche des heiligen Moritz in Halle nach Leipzig geschickt worden sei. Um diese Zeit müssen also die Klostergebäude im Wesentlichen so weit vollendet gewesen sein, daß sie bezogen, bezw. eingeweiht werden konnten. Die Kirche selbst wird zuerst erwähnt in einer im Leipziger Rathsarchive aufbewahrten Urkunde vom Jahre 1213, vermittelst deren Markgraf Dietrich der Bedrängte die Erbauung „auf den Rath vieler gottesfürchtiger und weiser Männer zum Erlasse seiner Sünden, wie derer seiner Gattin Judith und seiner übrigen Angehörigen Gott und dem heiligen Thomas in Leipzig demüthig verfügt".*) Wann der Bau vollendet wurde, läßt sich nicht bestimmen, jedenfalls in kurzer Frist, da die alte Kirche wahrscheinlich nur ein kleines, unbedeutendes Gebäude gewesen ist. Ebenso wenig können wir uns über dieses selbst irgend welche Vorstellung machen, da weder literarische Quellen hierüber berichten, noch Abbildungen vorhanden sind. Die innere Ausstattung wird in decorativer Beziehung bescheiden gewesen sein. Zunächst galt es ja auch nur praktischen Zwecken, den Anforderungen des Cultus gerecht zu werden. Wie in den alten Urkunden eine stattliche Reihe von Vermächtnissen und frommen Stiftungen, die dem Kloster und seinen Insassen zu Gute kamen, oder für Cultzwecke, Seelenmessen u. dergl. gemacht wurden, erwähnt wird, so erfahren wir auch Einiges über die Gründung und Ausstattung von Altären, freilich auch nur, mit Ausnahme

---

*) Die Quellen finden sich in der Hauptsache verstreut in den alten Leipziger Chroniken und Geschichtsbüchern des vorigen Jahrhunderts. Einzelheiten über die innere Ausstattung der Kirche in dem zweiten Bande des „Urkundenbuches der Stadt Leipzig", in der Sammlung des Codex diplomaticus Saxoniae regiae; vereinzelte Erwähnungen auch in dem vom Oberlehrer R. Sachse zur Einweihung der neuen Thomasschule 1877 verfaßten Festprogramme. Eine 1808 von einem anonymen Verfasser erschienene Broschüre „Die St. Thomaskirche in Leipzig, von ihrem ersten Ursprunge, dem Baue und der Ausschmückung, sowie dem neuern Schicksale derselben, mit Anmerkungen für Freunde und Liebhaber der Geschichte beschrieben" bietet bei allzu summarischer Behandlung des Stoffes nur eine Aufzählung einzelner Thatsachen.

*) Die interessante Urkunde lautet wörtlich:
Ego Tidericus divina favente clementia marchio Misnensis . . . apud universos Christi fideles notum esse volo et perpetuae memoriae commendari desidero, qualiter ego ad placandam iram superni iudicis, quam innumerabilium enormitate flagitiorum a diebus iuventutis meae irritasse me verebar, consultis quam plurimis religiosis et sapientibus viris in remissionem peccatorum meorum et dilectae coniugis meae Iudithae et ceterorum carorum meorum ecclesiam deo et beato Thomae in Lipz devote inchoavi . . . Hanc nimirum ecclesiam in divino officio perpetua pace florere congaudeo et ab omni disturbatione et inquietudine liberam et securam esse concedo, ita sane ut nullus sibi aliquod dominium vel ius patrocinatus in advocatia usurpet aut vindicet. Bona vero quae de meis reditibus praefatae ecclesiae ob honorem dei et sancti Thomae sollempni oblatione a me ipso collata sunt, praesenti scripto commendari praecepi. Ecclesia sancti Thomae, cuius dos est villa Papendorf [Pfaffendorf] et duo mansi prae foribus et plures areae solventes etc.

des Hochaltares, die reine Thatsache der Stiftung. Durch Urkunde vom 1. September 1293 stiftete Landgraf Dietrich zum ewigen Gedächtniß seines am 16. August desselben Jahres über den Markgrafen Heinrich von Brandenburg erkämpften Sieges einen Altar zu Ehren Christi und der Himmelskönigin Maria mit einer täglich dieser abzuhaltenden Messe mit einer Dotation von vier Talenten (vier Schock guter Groschen). Neunzig Jahre später, im Jahre 1383, ist eine ähnliche Stiftung zu verzeichnen: der Markgraf Wilhelm von Meißen errichtet einen Altar Unserer Lieben Frauen, „den wir von nuwens buwen vnd machen wollen lazin mitten in der Kirchen da selbens zcu sente Thomas zu Lipczik, den altar wir ouch wien wollen lazin in der ere vnser liben vrouwen". Uebrigens machten sich in der alten Kirche schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit umfassende Renovationsbauten nöthig. So in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. 1355 an dem Sonntage vor dem Peter-Pauls-Tage, den 21. Juni, wird das Gotteshaus von Bischof Rudolph von Constantiana, Weihbischof von Merseburg, von Neuem geweiht, zugleich auch der Hochaltar zu Ehren des heiligen Thomas, des Evangelisten Johannes und des heiligen Augustin, ferner fünf andere Altäre zu Ehren der Jungfrau Maria, des heiligen Michael, des heiligen Martinus und der Märtyrer Felix und Adauctus. Nur von dem Hochaltar hat sich — überhaupt als das einzige ausführlichere Zeugniß aus der alten Kirche — genauere Kunde erhalten.

Wir erfahren, daß er aus Holz bestand und reiche Schnitzereien aufwies, die bemalt und reich vergoldet waren. Es war ein Flügelaltar, dessen Mittelschrein ebenso wie die Flügel auf beiden Seiten mit Evangelistenfiguren oder Scenen aus der Passionsgeschichte in Malerei und Plastik geschmückt waren. Waren die Flügel geschlossen, so sah man auf ihrer Außenseite die Figuren der vier Evangelisten in Lebensgröße gemalt; waren sie geöffnet, sah man in plastischer Darstellung auf dem einen (also auf der Innenseite) in der oberen Hälfte die Geißelung Christi, darunter die Kreuzigung, auf dem andern die Krönung und wiederum die Kreuzigung Christi. Letztere war vermuthlich auf die beiden Flügel so vertheilt, daß auf dem einen der gekreuzigte Heiland mit den trauernden Frauen, auf dem andern die drei Verbrecher mit den Soldaten und Schächern dargestellt waren, falls überhaupt, was aus den Quellen nicht hervorgeht, eine besonders figurenreiche Composition anzunehmen ist. Der Mittelschrein war den beiden Seitenflügeln entsprechend ebenfalls in zwei Felder getheilt: auf dem unteren sah man das Begräbniß, auf dem oberen die Salbung des Leichnams Christi, diese mit der heiligen Veronica, wie sie das Schweißtuch auf dem Gesicht des Heilandes abdrückt. Der Mittelschrein hatte nach oben eine Fortsetzung, in welcher der Crucifixus dargestellt war, rechts und links neben ihm je drei Engel mit den Passionsinstrumenten, die ja laut eines Ablaßbriefes des Bischofs Heinrich von Merseburg (vgl. unten) in der Thomas- und in der Nicolaikirche aufbewahrt wurden. Das ganze Altarwerk war (wahrscheinlich in der Weise des allerdings beträchtlich späteren Brüggemann'schen Altares) gekrönt von drei Figuren: in der Mitte von dem auferstandenen Christus, wie er den Teufel zu Boden tritt (mit goldenen Lettern war der Name Jehovah's beigeschrieben), auf der rechten Seite mit der Maria Magdalena, „mit ausgeschlagenen Händen," auf der linken mit der Figur des knieenden Sanct Thomas.

Für uns, die wir mit Eifer die Vergangenheit nach localgeschichtlichen Thatsachen durchsuchen und besonders die ersten künstlerischen Regungen, so weit sie aus einem unserem Gesichtskreis besonders naheliegenden Boden entsprungen sind, mit Interesse verfolgen, würde es von Bedeutung sein, etwas über den Künstler, oder die Schule, das Land, dem er angehörte, zu erfahren. Es würde besonders dann der Fall sein, wenn wir wüßten, daß der Künstler Leipziger Ursprungs gewesen, denn mit dieser Thatsache würden wir das Zeugniß für die früheste Aeußerung einheimischen Kunstbetriebes gewonnen haben. Es ist leider unmöglich, hier auch nur eine Vermuthung auszusprechen, da sich nirgends Andeutungen finden, welche auf die Ausübung der Bildschnitzerei in Leipzig hinweisen und Erzeugnisse der Holzsculptur, besonders Altarschreine, wie auch heutigen Tages noch aus weiter Entfernung bezogen wurden.

Die alte Thomaskirche war schneller, als man erwarten sollte, baufällig geworden. „Der alte Thurm, der mit der ersten Kirchen erbauet — so erzählt ein Leipziger Chronist — und Altershalber wandelbar worden, ist endlich Anno 1412 gar eingefallen." Man baute zwar — besonders eilig scheint man es nicht gehabt zu haben — zweiundsechzig Jahre später, unter den Aedilen Heinrich Stange und Paul Kayser 1474 einen neuen Thurm mit hölzerner Spitze und Schieferdache, der aber an Güte und Dauerhaftigkeit seinen Vorgänger nicht einmal erreichte, denn „folgendt wegen Gebrechlichkeit besorglichen Einfalls Anno 1537 wiederum abgetragen worden". Wie dem Thurme so erging es der Kirche. Stürzte sie auch nicht ein, so müssen jedenfalls nach dem Beispiele des Thurmes gewichtige Gründe, welche die persönliche Sicherheit nahelegte, vorhanden gewesen sein, als man sich 1482 entschloß, das ganze Gebäude niederzulegen. Acht Tage nach Himmelfahrt im selbigen Jahre wurde der Grundstein zu der neuen Kirche durch Johann Falkenhayn, den Propst des Thomasklosters, gelegt. Der Bau währte vierzehn Jahre. Aber schon vor der Vollendung der Kirche scheint man in ihr Gottesdienst abgehalten oder wenigstens — wenn es sich im vorliegenden Falle nicht um eine interimistische Anlage handelt — einzelne Theile benutzt zu haben, falls die Nachricht, was indessen nicht zu bezweifeln, richtig ist, daß am Tage des heiligen Thomas 1494 „unter der Vesper fürm Chor die Empor-Kirche, darauff die Schüler gestanden, eingefallen, den Schulmeister Nicolaum Zolnern von Görlitz und viel Knaben hart beschädiget, theils haben Arm und Bein gebrochen". Am Sonntage Quasimodogeniti 1496 wurde die neuerbaute Kirche von Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg, sammt den Altären eingeweiht. Von der alten Kirche war, wie wir sahen, nur der Thurm stehen geblieben; auch den alten Altar hatte man in das neue Gotteshaus überführt.

Verweilen wir zunächst weiter bei der Baugeschichte der Kirche und den äußeren Umgestaltungen, denen sie unterworfen wurde. Wie gesagt, der alte hölzerne Thurm drohte mit dem Einsturze und man beschloß, ihn abzutragen und an seiner Stelle einen steinernen zu errichten. Hören wir, was der Chronist über die Veranlassung des Neubaues erzählt:

„Denn weil der alte Thurm zu St. Thomas, so Anno 1474 von Heinrich Stangen und Paul Kaysern, damals der Stadt Baumeistern, mit einer hölzern Spitze und Schiefer-Dach auffgerichtet, sehr baufällig worden, als ist er in diesem 1537. Jahre abgetragen und der itzige mit dem Umbgange an dessen Statt gebauet worden: soll über ein hundert tausend Gülden zu bauen kosten. Die Baumeister selbiger Zeit sind gewesen: Niclaus Pistorius und Heinrich Scherl, ist von der Erden biß oben an des Knopffes Spitze 105 Ellen hoch. Im Knopffe auff diesem Thurme ist dazumahl nachfolgende Schrifft zusambt einem Schau-Groschen mit Hertzog Georgens zu Sachsen Bildnüß und etliche Müntze, so zu der Zeit gänge und gebe gewesen, beygeleget worden: „„Im Jahr nach der Menschwerdung unsers Herrn Jesu Christi, wahren und lebendigen Gottes, unsers Heylandes, 1464, als Baumeister waren Heinrich Stange und Paul Kayser, ist dieser steinerne Thurm mit einer hölzernen Spitze mit Schiefer gedecket, so über das steinerne Gebäude 20 Ellen hervor gereichet, gebauet worden. Es hat sich aber begeben, daß im Sommer des 1537sten Jahres der hochberühmte und vortreffliche Mann, Herr Ludwig Fachs, beyder Rechten Doctor und regierender Bürgermeister, als ein wackerer Vorsteher der Stadt und des Vaterlandes, eine auff dem Lande entstandene Feuersbrunst zu besehen, auff den Thurm gegangen: da Er denn bald weißlich vermercket, daß an der Spitze oben unten das Holtz wegen Länge der Zeit verfaulet und zu befürchten wäre, daß künfftiger Zeit durch das Gewitter die Spitze einfallen möchte, so wäre auch dieses alte Gebäude zum Wachen und Auffsicht der Stadt und Bürgermeister zum besten wenig nütze und gantz untüchtig. Hat demnach solches einem Rath angezeiget, welcher darauff geschlossen, daß man die ungeheure Holtzes-Last abtragen, den Thurm mit gebackenen Steinen in voriger Höhe, ja 36 Ellen hoch auffführen und mit einem runten Dache auff die Art, wie man ihn itzo siehet, verfertigen solte. Welches auch also in diesem Sommer angefangen und gegen Ende des Herbstes umb des Heiligen Martini Fest auff des Raths Kosten ist verfertiget worden als Nicolaus Pistoris, ein redlicher, frommer Mann und Heinrich Scherl, welchen man eine Tonne Goldes reich schätzete, Bau-Meister waren. Bürgermeister sind gewesen vorgenandter Ludwig Fachs, beyder Rechten Doctor, regierend, M. Aegidius Morch und Wolffgang Wiedmann, welches Sohn, ein tapfferer, junger Gesell kurz zuvor mit sieben gerüsteten Pferden wider die Türcken zu streiten in Ungarn gezogen war."" (Folgen die Namen der Schöppen und Rathsherren, der Mitglieder des sächsischen Fürstenhauses, Berichte über sächsische und deutsche Zustände.) „In den Christlichen Kirchen aber hat Martinus Luther numehr ins zwantzigste Jahr wider des Pabsts Reich geschrieben, daß auch seine Lehre eine sonderliche Sect angerichtet, und ein allgemeines Concilium erfordert hat, welches zwar von Paul Farnese, dieses Nahmens dem Dritten, Römischen Pabst, angesetzt, aber hernach mit großem Verlangen der Christenheit ist verschoben worden. Der Leser sey GOtt befohlen. XX. Novembr.

im Jahr nach Christi unsers Heylandes Geburth 1537. Der Rath zu Leipzig hat solches zu stets währendem Gedächtnüß auf-zeichnen lassen.

Allhier kanstu die Helden, so zu der Zeit gewesen,
Da erbauet ward der Thurm, in der Welt und Stadt lesen:
Vielleicht, der du dies liesest, wirst sagen zu der Frist
Wed'r Asch noch Staub von diesen gar nichts mehr übrig ist.
Von den Todten hör auff was übels nach zu sagen
Der du itzt lebst, kanst bald todt seyn in wenig Tagen."*)

Neue Reparaturen des Thurmes machten sich erst spät nothwendig. So im Jahre 1671, „wo er repariret, die Haube darauff grün angestrichen, der Knopff auffs neue vergüldet und der Gang herumb ausgebessert und angestrichen", und eine umfassendere im Jahre 1702, wo die Haube abgetragen wurde und der Thurm „an statt des kulbichten Daches mit einem spitzigen ausgeziehret, verbessert und binnen 6 Monat im September glücklich vollendet" wurde. Wir wollen uns auch hier nicht versagen, auszugsweise die Urkunde, welche in den Knopf gelegt wurde, mitzutheilen, da sie auch im Uebrigen manches Interessante über damalige Leipziger Zustände enthält. „Alles zu guten Glücke! Unter den entsetzlichen Kriegs-Troublen, wodurch nicht nur Europa, sondern fast die gantze weit und breite Welt verunruhiget wird, ist dieses eine große Glückseeligkeit dieser Länder, daß sie zwar von vieler Republiquen-Zerrüttung, vieler Städte Einäscherung, vieler Reiche Veränderung, vieler Völcker Auszügen, und von unzehlich vielen andern Unglück gleich als von ferne hören, darbey aber doch selbst eines ruhigen Friedens genießen können. Und das ist die Ursache, daß die Väter dieser Stadt Ihre Gedancken geruhig auff das Wachsthum und Zierde dieser Stadt richten können. Dahero ist numehro ohngefehr vor 20. Jahren eine offentliche Bibliothec angeleget, die Börse der Kauffleute prächtig auffgebauet, ein neues Handels-Gerichte auffgerichtet, und binnen letzten drey Jahren diejenige Kirche, welche vor zeiten die Barfüßer Münche, Franciscaner Ordens, inne gehabt, gereiniget, und durch Einsetzung ordentlicher Priester und Küsters, wie auch Einrichtung anderer heiligen Sachen zum Gottesdienst gewiedmet, gewisse Schleussen unter der Erden zu Abführung des Unflats gewölbet, die Stadt durch mehr als 700. auf allen Strassen und Gässgen aufgesetzte Lampen in der Nacht helle gemacht, und endlich das Waysen-Hauß, als wenn es erst von neuen gestifftet würde, in die Mauren der Stadt gebracht worden. Dieses nach der Geburt des Sohnes GOttes 1702. Jahr hat dieser Stadt eine neue Zierde gebracht. Denn dieser Thurm, der vor 165 Jahren von Grund auffgebauet, war mit der verzehrenden Zeit hier und da baufällig, und der Rath daher genöthiget worden, ihn in bessern Stand zu setzen. Zu welchen Ende mitten im Frühling derselbe zu oberst abgetragen, und dieser schwere Bau binnen 6 Monate im Monat Septembris nicht nur vollendet, sondern auch mit einer Spitze an statt der Haube versehen, auch höher, und ziehrlicher auffgebauet worden. Das Denckmohl, welches man in dem vorigen kupffernen Thurm-Knopff gefunden, und wiederum hier beygeleget hat, bezeuget, daß dazumahl in diesen Landen regieret habe der Durchlauchtigste Fürst, Herr Georg, Hertzog zu Sachsen, der mit seiner Gemahlin Sidonia, eines Polnischen Königes Tochter, ein eintziges Kind am Leben gelassen; und dessen Religion mit unserer, die wir festiglich vor die wahre Religion halten, in vielen Stücken nicht überein kommen. Durch GOttes Gnade verehren wir anietzo auff eine unbetrügliche Art nach Anleitung der H. Schrifft, und der aus derselben genommenen Augspurgischen Confession, und anderer so genannten Symbolischen Bücher, einen einigen GOtt in drey Personen eben auff die Weise, die uns GOtt selbst gelehret."

Nach den Segenswünschen für das Fürstenhaus und Aufzählung der Kriege und Unruhen, welche damals fast alle Länder Europas heimsuchten, schließt das Schriftstück mit den Worten: „Kürtzlich so ist kaum ein Winckel in der gantzen Welt von Kriegs-Troublen befreyet, außer Sachsen-Land: Dieses wolle der grundgütige GOtt bey der Religion und beständiger Ruhe erhalten, es mit genugsamen Zufluß in allen Stücken versehen, und absonderlich unser werthes Leipzig in beständigen Flor und Wachsthum stehen lassen."

*) Im lateinischen Originaltext lauten diese Verse (Distichen):
Hic legis heroas, qui structae tempore turris
Hujus regnantes Orbis et Urbis erant.
Forsitan haec dices olim lecturus: et hi sunt
Jam praeter cineres, pulvis et ossa nihil.
Desine nec maledic defunctis singula; nam tu
Talis eris subito qui modo vivus eras.

Im Wesentlichen hat die Thomaskirche durch die verschiedenen Renovationsbauten schließlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Aussehen erhalten, das uns aus eigener Anschauung nach allbekannt ist und erst durch die jüngst vorgenommene Gothisirung eine gründliche Umwandelung erfahren hat. Aus dem Jahre 1723 wird eine größere Dachreparatur erwähnt, im Jahre 1736 wurde die „Kirche von neuem außen und der Thurm nebst Ausbesserung der Ecke, so von einem Stückschuß im 30jährigen Kriege dahin gethan worden, nach dem sogenannten Sacke [der Sackgasse auf dem Thomaskirchhofe, also nur die Südseite der Kirche] ausgebessert und repariret". Vier Jahre später schritt man zu einer weiteren Renovation (wahrscheinlich der Nordseite) der Kirche, „welche in der empfangenen Zierde allen Anschauern genehm war". Alle diese Renovationen haben ebenso wie die, welche in der Folgezeit stattfanden, an dem Charakter der Kirche so gut wie nichts geändert. Als ein einfacher, schmuckloser Bau erscheint sie uns mit dem hohen, steilen Dach, das geradezu als ein Wahrzeichen der Stadt gelten kann, auf den Stadtansichten vergangener Zeiten. Einfach und schmucklos ist sie geblieben bis in die neueste Zeit, welche in der Baugeschichte der Stadt einen epochemachenden, tief einschneidenden Abschnitt bezeichnet.

Ueber den **Schmuck im Innern** und die **Ausstattung***) der Thomaskirche liegen erst aus dem 16. Jahrhundert bestimmtere Zeugnisse vor. Von den 16 Altären der katholischen Kirche, die gewiß zum großen Theile so wie der oben genannte Flügelaltar sich schon in dem alten Baue befunden haben mögen, blieb nach Einführung der Reformation nur der Hochaltar (eben jener Flügelaltar) bestehen. Die ehemals steinerne Kanzel wurde im Jahre 1574 durch eine neue ersetzt, „die sambt der Treppen Helffte zwar höltzern, jedoch von Bildhauer-Arbeit künstlich ausgearbeitet, weiß auff Marmor Art angestrichen und starck vergüldet" war. In den fünf Feldern sah man in Relief die Figuren der vier Evangelisten (jedenfalls mit ihren symbolischen Attributen) und den Apostel Paulus, an der Treppe wiederum in Reliefs die Empfängniß Mariä, die Geburt und die Auferstehung Christi. Auf der Kanzeldecke stand die Gruppe der heiligen Dreifaltigkeit, auf dem Rande Engel mit den Marterinstrumenten. Der Kanzel gegenüber auf der nördlichen Empore befand sich der Fürstenstuhl. Er war 1684 auf Veranlassung des Baumeisters Adrian Steger zu Ehren Kurfürst Johann Georg's III. und zum Andenken an die im Jahre zuvor glücklich gelungene Entsetzung Wiens und den glänzenden Antheil, den die Sachsen unter ihrem Kurfürsten an dem Kampfe gegen die Türken gehabt, erbaut worden. Der Veranlassung der Stiftung entsprach auch die Decoration. „An der Fronte präsentiren sich auff beiden Seiten ausgebauene und ganz übergüldete Palmbäume mit Früchten, über welche im geschlossenen Bogen an beyden Seiten das Chursächsische Wappen sammt dem Churhut, in der Mitten aber in einem Oval diese Schrifft mit güldenen Buchstaben zu sehen (folgt die Widmungsinschrift). Unter dieser Schrift ist höchst gedachter Churf. Durchlaucht Bildniß eingefaßt,

*) Beiläufig mögen hier die in einem Inventar vom Jahre 1537, wo die letzte Klostervisitation stattfand, verzeichneten, der Thomaskirche gehörenden Kleinodien Erwähnung finden: Montags nach [illegible] anno 1537 sint befunden solgende silbern [illegible] zw S. Thomas zw Leipzigk: XX silbern vorgulthe Kelche mit pathenen, wegen lauther [illegible] mark. XIII pacificali[illegible] vnd creutzlein mit schnuren vnd heyligthum, wegen X mark. Eine große silbern monstrantz wie sie stehet wiget XXXVII mark. Ein silberne kleine monstrantz wie sie stehet wiget XVII mark. Ein silbern creutz wie es stehet wigtt XV mark Ein clein silbern creutz mit eynem kupffern fuß wie es stehet wigt V mark. Ein silberne Maria Magdalena, wigt XV mark. Ein silbern S. Thomas, wigt IX mark. Ein silbern Augustinus, wigtt IX mark. Ein silbern Jesuskindlein, wigt [illegible] mark Ein silbern Marien bilde in der sonnen, wigt VI mark. Ein silbern reuchfaß, wigt [illegible] mark. Ein kleine silberne buchsse mit eim elephant beyne wie sie stehet wigt [illegible] mark Das große Strauß ey wie es stehet wigt [illegible] mark. [illegible] wie sie stehet wigt [illegible] mark. Ein große vorgulthe buchsse mit elephant beyn, wigt XI. — Ein drei Jahre später aufgenommes Inventar fügt noch hinzu: Drey silberne vorgultte kelche mitt iren patenen, so zw S. Thomas vor dy communicanten gelassen, seynd in disse summa mit geczogen vnd vorrechentt wurdenn. Disse obgeschriebene sind alle, ausgeschlossen der silberne Augustinus vnd der silberne S. Thomas, gehoren alle zu der pfarren und seint almussen. — Außerdem besaßen, was der Curiosität halber Erwähnung verdient, die Thomas- und die Nicolaikirche die Marterwerkzeuge (arma passionis) Christi, für deren andächtige Verehrung und Anbetung laut eines Erlasses des Bischofs Heinrich von Merseburg vom 7. Juni 131[illegible] ein Ablaß von vierzig Tagen zu erlangen war.

oben darüber schweben zwey Engel, so eine Siegescrone halten, an den Seiten und zun Füssen liegen gefangene Türcken und allerhand Kriegs-Instrumenta. Weiter hinauff schwebet die Fama mit einer Feld-Trommete und Fahne, daran mit güldenen Buchstaben auff beyden Seiten Victoria stehet. Alles ist aus Holz künstlich ausgearbeitet, weiß auff Marmor Art angestrichen und das meiste vergüldet."

Die noch jetzt vorhandenen Emporen, deren Brüstung aus Rochlitzer — leider roth angestrichenem — Porphyr besteht, wurden 1570 unter Hieronymus Lotter's Leitung erbaut. Ueber den steinernen Emporen erhoben sich solche von Holz, „welche mit Gittern versehen, weiß angestrichen, vergüldet und in die Felder biblische Geschichte, als die Historien von Erschaffung der Welt, Adam's Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradiese, Auffopfferung Isaac's, Isaac's Einsegnung, die Historia Jacob's und andere mehr mit bunten Farben schön gemahlet und Anno 1666 verfertigt worden sind". Die beiden steinernen Seitenemporen verband an der Abendseite der Schülerchor mit den Plätzen für die Stadtpfeifer und die Kunstgeiger. In der Mitte stand die große Orgel, die 1525 aufgestellt wurde. Der neue, 1555 errichtete Taufstein, über den nähere Beschreibung fehlt, wurde 1615 abgebrochen und in die Kirche nach Taucha geschafft. Der damals neu errichtete, mit biblischen Scenen in Relief geschmückte dient noch jetzt seiner Bestimmung und wird anderen Ortes näher besprochen werden. Auch der alte 1355 geweihte Altar wurde durch einen neuen ersetzt. Er hatte dreihundertundsechsundsechzig Jahre der Kirche gedient und war mit der Zeit baufällig geworden. 1721 wurde der neue Altar eingeweiht, der sog. „Born'sche", der noch Jedem, der die Thomaskirche vor dem jüngsten Renovationsbau gekannt hat, in guter Erinnerung ist. Auch er ist jetzt gefallen, und wird — wahrhaftig, er hätte ein anderes Schicksal verdient! — jetzt, damit er wenigstens an heiliger Stätte verbleibe, unten in der Kirche, wo ihn keines Sterblichen Auge wieder zu Gesicht bekommt, eingemauert aufbewahrt. Wollten doch die alten barocken Formen so gar nicht zu der modernen Gothisirung, zu der erstrebten Stileinheit passen. Der moderne Bau mußte doch auch einen modernen Altar, einen „gothischen" erhalten und was braucht man da nach edler und frommer Stiftung zu fragen, wenn mit dieser auch der Name des landesherrlichen, damaligen kurfürstlichen Hauses verbunden war. Damit der Leser wenigstens, dem ja doch in Zukunft nichts Anderes übrig bleibt, als von dem verbauten Altar sich durch das niedergeschriebene Wort eine Vorstellung zu machen, die weiteren die Stiftung begleitenden Umstände erfahre, lassen wir aus Sicul's Annalen (Leipzig 1724), welchen der Merkwürdigkeit und Bedeutung der Sache halber eine Abbildung in Kupferstich beigefügt ist, folgenden Bericht folgen:*) „Sowohl nun aber, als sich hieraus deutlich veroffenbahret, daß der Herr Hof-Rath und Bürgermeister Lange diesen Altar-Bau vornemlich besorget; So ist ferner dabey zu gedencken, wie auf eben desselben allerunterthänigstes Bitten Ihro Königl. Majestät und Churf. Durchlaucht unser allergnädigster Herr sich bewegen lassen, den hierzu erforderlichen und vorher beschriebenen Marmor in hohen Gnaden zu schencken, nicht weniger denen in Dero Diensten stehenden Künstlern, benanntlich den berühmten Gold-Arbeiter Irminger, dem Marmor-Arbeiter Fossati und dem Bildhauer Herrmann allergnädigste Erlaubniß zu ertheilen, daß sie besagten Altar aufführen dürffen: Mithin fügete sich's, daß an diesem Wercke zum Dienste des Heiligthums fast lauter solche weise Bezabele und Ahaliabe unsers gekrönten Salomonis arbeiteten, denen der Herr Weisheit und Verstand in ihr Hertz gegeben künstlich zu arbeiten am Gold, Silber und Ertz. So fehlete es auch hierbey nicht an Hebe-Opffern, welche williglich gebracht worden, wodurch dann die ziemlich angelauffenen Kosten, ohne von dem Kirchen-Vermögen selbst das wenigste darzu anzuwenden, bestritten werden können. Denn da nach Absterben des Königl. Polnischen und Kurf. Sächsischen Würcklichen Geheimden-Raths und hiesigen Bürgermeisters, Herrn Jacob Borns, erinnerlich gewesen, wie derselbe bey Lebzeiten die rühmliche Meynung geheget, der Kirchen zu St. Thomas zu Erbauung eines neuen Altars, weil der vorige vor Alterthum gantz einzugehen wahrgenommen worden, ein gewisses Quantum zu legiren; so hat nach dessen seeligen Absterben nicht allein dessen hinterlassener Hr. Sohn und Erbe, Tit. Hr. Stiffts-Rath und Pro-Consul D. Johann Franciscus Born, gleich als wäre es ihm durch einen väterlichen letzten Willen würcklich auferleget, das zugedachte Legatum bereits vor vielen Jahren dazu ausgezahlet, sondern es hat auch dessen hinterlassene Frau Wittwe, Fr. Johanna Margaretha nach ihrer bekannten Gutthätigkeit und Liebe gegen Gott eben zu der Zeit, da man zu dem Bau würcklich verschritten, das darzu destinirt gewesene Quantum verdoppelt: Und endlich hat E. E. Hochw. Rath dieser Stadt nicht weniger ein ansehnliches darzu beygetragen; folglich ist sothaner Kirchen-Bau der Kirche selbst am allerwenigsten beschwerlich gewesen. Und werden die Wohlthäter um so viel weniger sich entgegen seyn lassen, daß denen allhier zu wohlverdienten (!) Nachruhm und zu Aufmunterung mehrerer frommer Hertzen gedacht worden, dafür Gott ihrer hinwiederum in besten gedencken wird." Und wir? — —

Wer jetzt den Chor betritt, sieht in dem gothischen Gestühl eine Reihe würdiger Gestalten, die ehemaligen Superintendenten der Thomaskirche, die nach ihrem Tode oder ihrer Amtsniederlegung in Oelgemälden von Künstlerhand verewigt wurden. Die Reihe beginnt mit D. Johann Pfeffinger, dem ersten Superintendenten (1540—1573) und schließt mit dem im vorigen Jahre verstorbenen D. Lechler ab. Auch diese Superintendentenbilder haben zum Theil eine Vergangenheit hinter sich. Sie befanden sich bereits in früheren Jahrhunderten im Chor, bis sie 1751 abgenommen und in die Sacristei versetzt wurden, „damit aus einer Kirche nicht ein Bilderhaus gemacht werde". Man wollte offenbar hiermit auch die Sitte beschränken oder aufheben, in Verbindung mit den Epitaphien Bilder in der Kirche zu weihen, die jedenfalls einen ziemlich großen Raum beanspruchten und oft sehr zweifelhaften Charakters waren. Von den 294 Inschriften der verschiedensten Art (allerdings in der überwiegenden Mehrzahl Grabinschriften), die Salomon Stepner im Jahre 1690 aus der Thomaskirche gesammelt hat, waren nicht weniger als 28 mit Gemälden religiösen Inhalts verbunden, der zahlreichen Porträts gar nicht zu gedenken. Wir finden in der Beschreibung mit Ausnahme der Geschichte Hiob's lauter neutestamentliche Scenen, die aus der Leidensgeschichte Christi mit besonderer Vorliebe immer wiederholt. Wenn man also die Kirche mit einem Bilderhause verglich, so hatte man damit nicht so Unrecht.

Nur in kurzen Umrissen haben wir, soweit es der verfügbare Raum gestattete, die Geschichte der Thomaskirche zu skizziren versucht und aus gewissen Gründen den Blick in ihre Vergangenheit nicht über das vorige Jahrhundert hinausschweifen lassen. Sollte es ja doch auch nur der Zweck der vorstehenden Zeilen sein, wo für das alte, ehrwürdige Gotteshaus ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnt, an vergangene Zeiten zu erinnern, damit man die Gegenwart verstehen lerne.

*) Aehnlich auch Riemer in seinem „Leipzigischen Jahrbuche" in Wustmann's „Quellen zur Geschichte Leipzigs" S. 218. Der im Leipziger Rathsarchiv aufbewahrten Handschrift ist eine größere Abbildung in Kupferstich beigefügt.

Bücherbesprechung.

J. R. Iwan der Schreckliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Als wir diesen Roman aus einer ganzen Reihe von belletristischen Novitäten der Deutschen Verlags-Anstalt zur Besprechung herausgriffen, waltete bei uns die Absicht ob, das Publicum von Neuem auf einen Erzähler aufmerksam zu machen, der zu den Begabteren der jüngeren Generation gehört. Leider muß es bei einem Hinweis auf dessen frühere Arbeiten, z. B. auf die meisterhafte Novelle „Brigitte von Wisby" bleiben, denn der vorliegende Roman erweist sich als eine vollständig taube Nuß. An ein bloßes Spiel, einen Witz der Natur, die einem völlig harmlosen Menschen, einem Gymnasiallehrer, ein grimmiges Aussehen gegeben hat, das ihm bei seinen Schülern den Namen „Iwan der Schreckliche" einträgt, wird eine Handlung angeknüpft, so unmöglich, plump ausgeführt und psychologisch aus dem Groben gearbeitet, daß beim Lesen die Frage berechtigt ist, ob man es denn hier wirklich mit einer ernstgemeinten Erzählung höheren Stils oder nicht vielmehr mit einer Humoreske ganz gewöhnlichen Schlages zu thun habe. Ein Eingehen auf die Arbeit verbietet sich nach dieser Sachlage von selbst; man kann nur den Wunsch aussprechen, daß es dem begabten Verfasser gelingen möge, sich von dem Niveau, auf das er, nach dieser Leistung zu urtheilen, gerathen ist, wieder emporzuarbeiten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 69. Dienstag, den 1[illegible]. Juni 1889.

Ueber die Grundlagen der Physiognomik (Mienenkunde).

(Nach einem im December 1888 gehaltenen Vortrage.)

Von Prof. Dr. F. V. Birch-Hirschfeld.

(Schluß.)

Auch für die angeborne Verknüpfung mimischer Bewegungen mit der Thätigkeit von Sinnesorganen fehlt es nicht an Beispielen. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß bereits beim Neugebornen durch die Berührung der Zunge mit bittern, süßen, sauren Substanzen Mundhaltungen erzeugt werden, welche den späteren die betreffenden Geschmacksempfindungen begleitenden Ausdrucksformen gleichen. Da, wie schon hervorgehoben wurde, beim Neugebornen von einer bewußten Geschmacksempfindung keine Rede ist (weil eben die Nervenverbindungen von den Sammelherden der Sinneseindrücke zu denjenigen Gehirntheilen, die als Werkzeuge der bewußten Geistesthätigkeit dienen, noch nicht ausgebildet sind), so besteht auch hier eine angeborene, vom Bewußtsein unabhängige Verbindung von den durch Geschmackseindrücke erregten Nerven zu den Bewegungsnerven, welche die Muskelthätigkeit bewirken, durch welche der Ausdruck des Bittern, des Süßen entsteht. Und auch hier gilt die Annahme, daß später in der Zeit der vollen Entwicklung der materiellen Werkzeuge des geistigen Lebens, wenn die Erregung der Zungennerven eine bewußte Geschmacksempfindung hervorruft, doch jene alte unbewußte Verbindung zwischen Geschmacksnerven und Bewegungsimpuls fortbesteht, so daß die Muskelthätigkeit unabhängig von der Empfindung, wenn auch gleichzeitig mit ihr eintreten kann. Man kann sich ein einfaches Schema für dieses Verhältniß klar machen, wenn man sich die angeborne unbewußte Verbindung als einen Bogen denkt, an dessen einem Ende die in der Zunge gelegenen nervösen Geschmacksapparate liegen, während das andere Ende des Bogens in den den mimischen Geschmacksausdruck hervorrufenden Muskelnerven liegt; die Höhe des Bogens würde einerseits durch die Sammelstelle für die Geschmackseindrücke, andererseits durch das automatische Centrum für die Erregung der betreffenden Bewegungsnerven hindurchgehen. Mit der nach der Geburt eintretenden Entwicklung der dem geistigen Leben dienenden Hirntheile würde gleichsam ein höherer Nervenbogen auf den schon bei der Geburt fertigen Bogen gesetzt, in der Weise, daß das eine Ende dieses Bogens in der Sammelstelle der Geschmackseindrücke, das andere im Bewegungscentrum der in Betracht kommenden Muskeln wurzelt, während die Höhe des Bogens durch die centralen, bewußter Seelenthätigkeit dienenden Theile des Großhirns läuft. Dieses einfache Schema der aufeinandergesetzten Bögen, welches natürlich kein Bild des wirklichen Verlaufs der Nervenbahnen geben soll, läßt einerseits erkennen, wie auch nach Herstellung der höheren Verbindungen die Erregung unmittelbar durch den unteren Bogen verlaufen kann, während es andererseits eine Vorstellung davon giebt, daß auch vom Scheitel des oberen Bogens aus eine Erregung in der Bahn des unteren Bogens fortgeleitet, also vom Bewußtsein aus der mimische Ausdruck der Geschmacksempfindung hervorgerufen werden kann.

Bei den übrigen Sinnesorganen stellen sich die Verbindungen, welche die Verknüpfung von peripheren Nerveneindrücken mit bestimmten für den mimischen Ausdruck wichtigen Muskelbewegungen bewirken, zum Theil erst nach der Geburt her, ja manche derselben entwickeln sich erst im Zusammenhang mit dem Erwachen des Bewußtseins. Es würde zu weit führen, wenn ich diesen Satz hier für die einzelnen Sinnesorgane ausführen wollte, nur für das Auge möchte ich darauf hinweisen, daß beim Menschen nur diejenigen zweckmäßigen Muskelbewegungen angeboren sind, welche das Sehorgan gegen mechanische Insulte und gegen grelle Lichteindrücke schützen. Es kommen in dieser Richtung, abgesehen von den Schwankungen der Pupillenweite, neben den Lidmuskeln namentlich die Herabzieher und Runzler der Augenbrauen in Betracht. Der Blick, der auf dem durch die Thätigkeit der Augenmuskeln bewirkten Fixiren der Gegenstände beruht, fehlt dem Neugeborenen gänzlich; freilich tritt diese willkürliche Beherrschung der Augenmuskeln frühzeitig auf, bereits in der dritten Lebenswoche konnte Preyer an seinem eigenen Kinde ein Verfolgen der Bewegungen einer brennenden Kerze mit den Augen bemerken und in der fünften bis sechsten Lebenswoche war unzweifelhaft ein willkürliches Fixiren zu beobachten, unter Umständen von einer noch bei Erwachsenen öfters als Zeichen gespannter Aufmerksamkeit auftretenden spitzen Mundhaltung begleitet. Jedenfalls müssen wir annehmen, daß die mit dem Lidschluß und der Senkung der Augenbrauen zusammenhängenden Gesichtsmuskelbewegungen auf Nervenverbindung beruhen, welche es ermöglicht, daß Erregungen der Gefühlsnerven der Augengegend und Erregung des Sehnerven durch grelle Lichteindrücke ohne die Mitwirkung bewußter Empfindung gewisse Gesichtsmuskelbewegungen hervorrufen. Wir können hier wiederum wie für die besprochenen Beziehungen zwischen Geschmackseindrücken und Lippenbewegung und auch für ihre Verknüpfung mit den Organen bewußter Seelenthätigkeit das oben berührte Bogenschema benutzen; es besteht auch hier neben der hervorgehobenen Unabhängigkeit der angeborenen Verbindung die spätere Verknüpfung mit der bewußten Empfindung, die es eben erklärlich macht, daß eine von vorn herein unbewußt ausgelöste Muskelbewegung als Begleiterscheinung einer bewußten Seelenerregung auftritt. Weil nun diese Muskelbewegung unwillkürlich zu Stande kommt, ist sie mimisch ausdrucksvoll, während weder eine völlig unbewußte (automatische) noch eine willkürliche Bewegung in diesem Sinne als ein directes Erkennungsmittel für den Affect dienen kann.

In der That zeigt die Beobachtung, daß jene mit der Geschmacksfunction ursprünglich verknüpften Mundbewegungen und die ebenberührte Muskelthätigkeit am Auge zusammen mit den früher besprochenen auf das Schreiweinen zurückgeführten Gesichtsmuskelbewegungen als die Grundzüge der mimischen Ausdrucksformen gelten dürfen. Zwar kommt bereits in der ersten Lebenszeit durch die Entwicklung der willkürlichen Augapfelbewegungen ein sehr wichtiges Element des mimischen Ausdrucks hinzu, der Blick, und mit ihm verknüpfen sich wieder bestimmte Bewegungen der das Auge umgebenden Muskeln; immerhin ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß trotz aller Ausdrucksfähigkeit des Auges doch der Blick vom Einfluß des Willens viel mehr beherrscht wird als jene aus angeborenen Beziehungen herzuleitenden mimischen Bewegungen. Die Augensprache täuscht oft durch Beimischung willkürlicher künstlicher Zeichen, weniger gilt das schon für die Deutung gewisser Bewegungen der Augenbrauen und der Lider; am wenigsten sind die mimischen Mundbewegungen künstlichen Einflüssen unterworfen. Als Beleg für diese Erfahrung möchte ich einen Ausspruch Goethe's anführen: „Die Muskeln um den Mund herum sind, deucht mich, dem Sitz der Seele am nächsten, da kann sich der Mensch am wenigsten verstellen."

Mit dem Gesagten soll nicht geleugnet werden, daß auch im späteren Leben entstandene Verknüpfungen von Muskelbewegungen mit bestimmten Seelenerregungen für den mimischen Ausdruck sehr bedeutungsvoll werden können. Es wird das um so mehr der Fall sein, wenn solche mimischen Bewegungen in früher Lebenszeit angenommen und durch vielfältige Wiederholung angewöhnt wurden. Die häufige Wiederkehr einer durch bestimmte Anlässe hervorgerufenen Muskelthätigkeit führt ja schließlich dahin, daß dieselbe eine gewisse Unabhängigkeit vom Bewußtsein erlangt. Wir erleben das ja beim Erlernen zusammengesetzter Bewegungsformen, wie beim Schreiben, Tanzen, Fechten ꝛc.; das, was wir Geschicklichkeit nennen, ist erst gewonnen, wenn die einzelnen, die betreffende Thätigkeit zusammensetzenden Muskelleistungen automatisch zu Stande kommen. Bei der Angewöhnung bestimmter mimischer Bewegungen spielt die Nachahmung eine große Rolle, es giebt mimische Haltungen, die ganzen Völkern eigenthümlich sind, wie zum Beispiel bei den Engländern die vorgeschobene Haltung des Unterkiefers mit entsprechender Vorschiebung der Unterlippe. Es giebt in diesem Sinne auch eine Familienmimik, und das, was wir Aehnlichkeit nennen, beruht zum Theil auf dieser Gleichheit der mimischen Haltung und Bewegung. Zweifellos erklärt sich aus diesem Verhalten die Aehnlichkeit im Gesichtsausdruck älterer Ehepaare, die nicht selten trotz ursprünglich ganz ungleicher Anlage der festen Theile des Antlitzes unverkennbar ist. Alle die hierher gehörigen mimischen Ausdrucksformen können zwar sehr charakteristisch für die Erscheinung des Individuums sein, sie gehören, wenn ich mich so ausdrücken darf, zum Signalement desselben, aber als unmittelbare Symptome des Affects kommen sie in Vergleich mit den oben besprochenen auf die angeborene Mimik zurückzuführenden Bewegungen kaum in Betracht.

Im Vorhergehenden ist ein für die Mimik als Grundlage der Physiognomik sehr wichtiges Verhältniß noch nicht berücksichtigt. Wir gingen von Bewegungen aus, welche theils mit bestimmten Affectzuständen ursprünglich verknüpft sind, theils in unverkennbarer Beziehung zur Sinnesfunction stehen. In beiden Fällen sind es von vornherein körperliche Ursachen, wie Schmerz, Hunger, Geschmackseindrücke verschiedener Art, grelles Licht ꝛc., die den unverkennbaren Anlaß zur Entstehung der einzelnen Ausdrucksformen geben. Beim Erwachsenen sehen wir nun, daß dieselben mimischen Bewegungen durch geistige Eindrücke hervorgerufen werden können. Das Verständniß dieser Beziehung ergiebt sich, wenn wir auf das früher besprochene einfache Schema der über einander gelegten und unter einander zusammenhängenden Bogenverbindungen eingehen. Wie das Bewußtsein entsteht, in welcher Weise die Verbindung des geistigen Lebens mit der materiellen Gehirnfunction hergestellt wird, darüber vermag die Wissenschaft keine Kunde, ja nicht einmal eine Vorstellung zu geben, ich hebe das ausdrücklich hervor, damit nicht in mißverständlicher Auffassung dieser Darstellung der Vorwurf einer materialistischen Grundlage gemacht werden kann. Ich gehe hier nur von der nothwendigen Annahme aus, daß im Gehirn das materielle Werkzeug des geistigen Lebens gegeben ist; hier liegen die Centralpunkte, von denen aus die durch psychische Ursachen entstandenen Erregungen auf der nach der Peripherie verlaufenden Nervenbahn den Körper in Mitleidenschaft ziehen. Knüpfen wir an das Bogenschema an, so verläuft hier aus dem Scheitelpunkt des oberen Bogens die Erregung nach unten und setzt sich nach dem unteren Bogen fort. Wir haben ja bereits bei Besprechung der Beziehungen zwischen Athmungsthätigkeit und Affect die Thatsache berührt, daß Seelenerregungen wie Kummer, Gram, Freude, mögen sie aus rein geistiger Quelle stammen, den Anlaß körperlicher Empfindung geben, welche aus der durch Nervenerregung hervorgerufenen Störung der Athmungs- und Herzthätigkeit hervorgeht. Der ursprüngliche Zusammenhang der so entstandenen Störung mit der Thätigkeit bestimmter Gesichtsmuskeln macht nun auch die Thatsache erklärlich, daß die mimische Bewegung, die von vornherein als Symptom körperlicher Erregung auftrat, nun auch zum Ausdruck von Seelenaffecten wird. Hierbei zeigt sich nun allerdings, daß Seelenerregungen häufig nur Andeutungen solcher mimischen Bewegungen entstehen lassen; je mehr mit der fortschreitenden Entwicklung auch die Gesichtsmuskeln unter die Herrschaft des Willens gelangen, desto mehr führt die geübte Selbstbeherrschung zur Einschränkung ihrer durch den Affect hervorgerufenen unwillkürlichen Thätigkeit.

Die eben hervorgehobene Thatsache, daß mimische Bewegungen, die ursprünglich nur durch Erregung von Gefühlsnerven im Gefolge peripherer Eindrücke hervorgerufen werden, weiterhin auch dann entstehen, wenn Seelenvorgänge Ausgang der Erregung sind, gilt auch für die mit Sinnesthätigkeit verknüpfte Gesichtsmuskelbewegung.

Zur Erläuterung dieser Behauptung mögen zwei Beispiele angeführt werden. Beim Schmecken werden Bewegungen mit Mund und Zunge ausgeführt, welche eine innige Berührung der aufgenommenen Substanz mit den Endapparaten der Geschmacksnerven befördern. Es ist klar, daß es sich beim Schmecken um ein Prüfen handelt, und weiter ist es nicht zweifelhaft, daß in der ersten Lebenszeit prüfende Thätigkeit vorzugsweise mit dem Munde ausgeführt wird. Für kleine Kinder wird der mit sehr feiner Tastempfindung ausgestattete Mund vielfach auch als Tastorgan benutzt. Wird bei Erwachsenen die gespannte Aufmerksamkeit auf etwas gerichtet, mit der Absicht, ein Urtheil zu gewinnen, so tritt in der Mundhaltung sehr oft in unverkennbarer Weise der Ausdruck des Schmeckens hervor. Also die mimischen Bewegungen, welche mit der ursprünglichsten Gewohnheit des Beurtheilens sinnlicher Eindrücke verknüpft sind, werden ganz allgemein zum mimischen Ausdruck des Prüfens. Ich kannte einen Gelehrten, bei dem diese Schmeckhaltung, ja förmlich schmeckende Bewegungen des Mundes regelmäßig während seiner Thätigkeit als Examinator hervortraten. Diese Bedeutung des ursprünglich rein materiellen mimischen Ausdrucks des Schmeckens für den mit dem Prüfen verbundenen geistigen Vorgang deckt sich mit der vielfältigen Verwendung des Wortes „Geschmack“ im übertragenen Sinne. Wie sich nun an die Thätigkeit des Schmeckens bestimmte Muskelbewegungen anschließen, die wir als mimischen Ausdruck der durch den Geschmack erregten angenehmen oder unangenehmen Empfindung deuten, so rufen Eindrücke, die ganz unabhängig von der Erregung der Geschmacksnerven zu Stande kommen, diese mimischen Bewegungen in übertragenem Sinne hervor. So kann die für die Geschmacksempfindung des Süßen charakteristische Mundhaltung durch unserem Selbstgefühl erfreuliche Eindrücke (Complimente) und im Gegensatz kann die dem bittern Geschmack entsprechende Mundhaltung eine Seelenerregung begleiten, die durch irgend eine getäuschte Erwartung hervorgerufen wurde. Auch hier möchte ich darauf hinweisen, wie häufig Bezeichnungen wie „bitter“, „süß“ im übertragenen Sinne angewendet werden.

Bei der Zusammenziehung bestimmter Muskeln der Augenbrauengegend entstehen verticale Stirnfalten, die bis zum Anfang des Nasenrückens reichen, während gleichzeitig die Augenbraue nach vorn und unten gezogen das Auge beschattet. Diese Falten sind beim Neugeborenen bei greller Lichteinwirkung bemerkbar, andererseits bezeichnen sie oft mit dem Herabzucken der Mundwinkel den Beginn des Schreiweinens. Bei älteren Kindern wie bei Erwachsenen treten die gleichen verticalen Stirnfalten beim genauen Fixiren feiner Gegenstände hervor, ferner als Ausdruck schmerzlicher Empfindung. Die das Fixiren begleitende Faltenbildung kann wahrscheinlich auch auf die Beschattung des Auges zur Abhaltung störenden Lichtes bezogen werden, die verticalen Schmerzfalten sind gleich der Mundwinkelsenkung als Rest der das Schreiweinen begleitenden Muskelthätigkeit zu deuten. Nun kommt aber noch hinzu, daß die gleiche Faltenbildung beim angestrengten Denken beobachtet wird, hat man doch die dauernd ausgeprägten verticalen Stirnlinien als „Denkerfurchen“ bezeichnet. Die Verknüpfung dieser mimischen Bewegung mit angestrengter Denkarbeit dürfte kaum anders zu verstehen sein, als durch die Annahme, daß beim Denken im Gehirn ein körperlicher Zustand vorhanden ist, welcher als ein inneres Fixiren empfunden wird, und diese innere Erregung pflanzt sich wieder in der Bahn der Sinnesfunction und der mit ihr verknüpften Muskelthätigkeit fort. Auch für diese Beziehung finden sich Anhaltspunkte auf sprachlichem Gebiete. Die Bezeichnungen, die auf das Denken, auf Schätzung intellectueller Eigenschaften Bezug haben, knüpfen zum großen Theil an das körperliche Sehen an, wir sprechen von „Einsicht“, von „geistiger Klarheit“, von „weitreichendem geistigen Blick“, vom „scharfen Denker“ (offenbar ist nicht die Schärfe des Messers, sondern die Schärfe des Blickes, wie beim Scharfschützen, der Vergleichspunkt).

Mögen diese Beispiele genügen zur Erläuterung jener übertragenen Beziehung der Gesichtsmuskelbewegungen zu geistigen Zuständen; in Bezug auf die weitgehende Verfolgung dieses für die Mimik fruchtbaren Gesichtspunktes (auch hier wieder ein vom körperlichen Sehen entnommener Ausdruck) muß auf Werke verwiesen werden, die sich der systematischen Behandlung der Mimik widmen, namentlich sei hier Piderit, Mimik und Physiognomik, 2. Aufl. Detmold 1886, genannt, der zuerst, wenn auch von etwas anderen Voraussetzungen als den hier gegebenen ausgehend, die besprochene Beziehung zwischen geistigen Vorgängen und Gesichtsmuskelbewegung zur Grundlage einer Theorie der Mimik machte.

Damit, daß wir die angeborenen Verknüpfungen gewisser Gesichtsmuskelbewegungen mit den durch Gefühlseindrücke hervorgerufenen Beeinflussungen der Athmung und mit der Function bestimmter Sinnesnerven als die ursprünglichen Grundlagen (gleichsam als die Stammwurzeln) der Mienensprache erkannt haben, ist auch der Ausgangspunkt für die Physiognomik bezeichnet. Der Schlüssel für das Verständniß der Mimik liegt ja in dem Erkennen der ursächlichen Beziehung zwischen Gesichtsmuskelbewegung und innerer Empfindung, mag die letztere durch körperliche oder durch geistige Zustände erregt sein. Die Physiognomik, so weit sie überhaupt auf zulässigen Voraussetzungen ruht, sucht durch Beobachtung der Mienen Kenntniß nicht nur von dem augenblicklichen Erregungsvorgang, sondern über Temperament, Charakter, intellectuelle Eigenschaften zu gewinnen. Dürften wir hier eine Vergleichung mit krankhaften Zuständen heranziehen, so könnte man sagen, der mimischen Bewegung entspricht das einzelne Krankheitssymptom, die Mimik würde sich hiernach mit einer Erklärung der Ursache der einzelnen Symptome begnügen; der Physiognomik vergleichbar wäre jener Theil der ärztlichen Wissenschaft, der aus den Symptomen die Krankheit erkennen lehrt. Für das physiognomische Urtheil ist nicht nur die einzelne mimische Bewegung, sondern namentlich auch der Ausdruck des unbewegten Gesichtes von Bedeutung. Wir Alle sind von Jugend auf gewöhnt, physiognomisch zu urtheilen. Freilich geschieht das ohne Bewußtsein der einzelnen Momente, aus denen unsere Entscheidung hervorgeht, es ist uns, als ob beim Eindruck eines neuen, unser Interesse erregenden Antlitzes ganz unmittelbar das Gefühl der Sympathie oder Antipathie in uns entstände. Stellen wir uns dieses physiognomische Urtheilen einmal als einen logischen Prozeß vor, über dessen Verlauf wir uns Rechenschaft geben, so wird die Beurtheilung der Mienenbewegung zunächst von der Feststellung ihrer mimischen Bedeutung ausgehen müssen und aus dem Verhältniß dieser zu anderen Momenten, zum Beispiel der Verbindung mit ihrem Charakter widersprechenden oder mit demselben harmonirenden anderen Bewegungen, ihrer Beziehung zur ganzen Situation wird die physiognomische Verwerthung abgeleitet. Unter den mimischen Bewegungen ist der Blick von großem Einfluß für den Eindruck, den eine neue Physiognomie auf uns macht. Es giebt zum Beispiel eine Art des Blickes, die als Ausdruck hochmüthigen Nichtachtens charakteristisch ist. Dieser Blick entsteht, wenn Jemand, der uns durch Zuwenden seines Gesichtes und Augenstellung zeigt, daß wir uns in seiner directen Blickrichtung befinden, gleichzeitig erkennen läßt, daß er gleichsam durch uns hindurch sieht. Auf das körperliche Sehen reducirt bedeutet diese Mimik einfach das Fixiren eines hinter uns im Raum gelegenen Punktes, wobei die Blickrichtung unseren Körper durchschneidet. Im übertragenen Sinn zeigt dieser Blick, daß wir dem Beobachter Luft sind, unser Selbstgefühl wird eben durch das scheinbare, an sich unmögliche Hindurchsehen durch unseren Körper verletzt, viel mehr, als durch eine über oder neben uns weggehende Blickrichtung. Wird diese Art des Blickes bei einer Persönlichkeit zur Gewohnheit, so ist sie ein physiognomisches Zeichen anmaßenden Hochmuths, um so mehr, je weniger dem betreffenden Individuum nach Stellung und geistigem Gehalt die Berechtigung zu hoher Selbstschätzung zugestanden wird. Verstärkt wird der hochmüthige Blick durch stolze Hebung des Kopfes; durch Emporziehen des Nasenwinkels und der unter ihm gelegenen Partie der Oberlippe kommt ein höhnischer Zug hinzu; Senkung der Mundwinkel bei aneinandergedrückter Lippenhaltung giebt dem nichtachtenden Blick den Ausdruck verächtlicher Geringschätzung. Man könnte aus dem in der Abstufung und in der Verbindung der Einzelzüge sehr mannigfaltigen Mienenspiele zahlreiche Beispiele für die Herleitung des physiognomischen Urtheils aus der Grundbedeutung der mimischen Bewegung in ihrer Beziehung zu den begleitenden Umständen beibringen. Da es sich aber hier nicht um systematische Anleitung zur physiognomischen Beobachtung, sondern um die Beurtheilung der Grundlagen der Physiognomik handelt, so genügt der angeführte Fall. Nur auf einige, für die Beurtheilung des ruhenden Gesichtsausdruckes wichtige Verhältnisse möchte noch eingegangen werden.

Auch die unthätigen Muskeln befinden sich unter normalen Lebensverhältnissen nicht im Zustande völliger Erschlaffung; das gilt auch für die Gesichtsmuskeln. Der Grad dieser lebendigen Spannung in den ruhenden Gesichtsmuskeln wechselt nach Lebensalter, Temperament und nach dem Eindruck der körperlichen oder geistigen Stimmung. Namentlich in der Mundhaltung lassen sich die verschiedenen Abstufungen von hochgradiger Schlaffheit bis zu straffer Spannung sehr deutlich beobachten. Niedergedrückte Lebensstimmung, Ermattung, phlegmatisches Temperament sind mit schlaffer Haltung der den Mund umgebenden Muskeln und mit lässigem Kieferschluß verbunden; freudige Gemüthserregung, körperliches Behagen, sanguinisches Temperament erzeugen jene leichte, nirgends durch einseitige Zerrung gestörte Spannung, welche bei wohlgebildeter Form die feingeprägte Mundhaltung frohmüthiger jugendlicher Individuen so anmuthig macht. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die Form des Mundes noch von Bedingungen abhängt, die physiognomisch ohne Bedeutung, doch für den Ausdruck sehr wichtig sind, ich meine die Erhaltung wohlgebildeter Zahnreihen. Es handelt sich aber bei dem Ausdruck des ruhenden Gesichtes nicht allein um die eben erörterte lebendige Spannung der Gesichtsmuskeln, wichtiger für die Physiognomik ist die Thatsache, daß oft wiederholte mimische Bewegungen auch im ruhenden Antlitz dauernde Spuren hinterlassen können. Auf diesem Verhältniß beruht der physiognomische Habitus, oder deutsch gesagt, die gewohnheitsgemäße Haltung der Gesichtsmuskeln. Es kommen in dieser Richtung zwei Verhältnisse zur Geltung. Die beweglichen Theile der Gesichtshaut werden durch die Muskelthätigkeit gefaltet, wobei die Falten im Allgemeinen quer zur Richtung der thätigen Muskeln verlaufen; häufig wiederholte Bewegungen bewirken oft dauernde Falten, um so mehr, wenn mit dem höheren Alter die Elasticität der Haut nachläßt und das Fettpolster schwindet. — Die Neigung zu solcher Furchenbildung ist übrigens individuell verschieden, sie hängt auch von der ganzen Lebensweise ab; Aufenthalt im Freien unter wechselnden klimatischen Bedingungen begünstigt reichliche Furchenbildung, darum die an solchen reichen, gleichsam verwetterten Gesichter alter Hirten, Jäger, Seeleute.

Die zweite, für unsere Gegenden wichtigere Beziehung zwischen dem Ausdrucke des ruhenden Gesichts und der häufigen Wiederholung bestimmter mimischer Bewegungen beruht darauf, daß die oft thätigen Muskelgruppen auch in der Ruhe über die seltener bewegten das Uebergewicht erlangen; es gilt auch hier das der Gymnastik zu Grunde liegende Gesetz, daß Uebung stärkere Entwickelung des Muskels veranlaßt. So läßt auch die Haltung der ruhenden Gesichtszüge eine mehr oder weniger ausgesprochene Andeutung der bevorzugten mimischen Bewegung erkennen. Bei Menschen von mürrischer Gemüthsart pflegt eine den unangenehmen Geschmackseindrücken entsprechende Mundhaltung (gepreßte Lippen, leicht gesenkte Mundwinkel) dauernd zu werden. Eine das Lächeln eben andeutende Mundhaltung findet sich bei Menschen mit zufriedener Stimmung, während stärker hervortretendes Lächeln allerdings ganz andere Deutungen zuläßt. Im Allgemeinen sind darüber alle Beurtheiler einig, daß ein ständiger stark lächelnder Ausdruck nicht unter die im physiognomischen Sinne günstigen Zeichen zu rechnen ist. Es giebt auch hier mancherlei Abarten, das leere Lächeln des Dummkopfs, das süße Lächeln des Scheinfreundlichen, das selbstgefällige Lächeln des Eitlen, das höhnische, verächtliche, versteckte Lächeln, alle diese Formen können von leichter Andeutung bis zur ständig ausgeprägten Grimasse als Bestandtheil der Physiognomie zur Geltung kommen, wobei der Charakter des Ausdrucks theils durch Zerrung von Seiten einzelner an der Lippenhebung betheiligter Muskeln, theils durch Mitwirkung anderer mimischer Factoren, namentlich von Seiten des Blicks bestimmt wird.

Der Blick ist überhaupt auch für den ruhenden Ausdruck von größter Bedeutung. Auch hier gilt der Grundsatz, daß das unbewegte Auge die für das betreffende Individuum charakteristische Blickbewegung andeutet, wobei neben der Stellung der Augäpfel kleine gewohnheitsgemäße Bewegungen derselben, und ferner die Lidhaltung und die Kopfhaltung betheiligt sind. Man spricht je nach dem Eindruck, den das Zusammenwirken dieser Factoren hervorruft, von dem versteckten oder offenen, von dem leeren oder geistvollen, vom nüchternen oder schwermüthigen Ausdruck der Augen. Und hierbei tritt uns wiederum entgegen, daß für die mittlere Haltung der Augen nicht etwa das Fixiren körperlicher Dinge ausschlaggebend ist, sondern der geistige Vorgang, den wir als ein inneres Fixiren vorgestellter Objecte in seiner Verbindung mit dem Organ des äußerlichen, körperlichen Sehens bereits früher berührt haben. Es ist interessant, daß bereits Johannes Müller in seiner vergleichenden Physiologie des Auges die physiognomische Bedeutung des Blickes auf der gleichen Grundlage erläutert.

In den angeführten Beziehungen treten die Verbindungen zwischen Mimik und Physiognomik hinlänglich hervor. Jede vom Bewußtsein controlirte physiognomische Beurtheilung müßte nothwendig zunächst feststellen, welche mimische Deutung den einzelnen Zügen, welche den Gesichtsausdruck hervorrufen, zukommt, und hier

wieder würde das Verständniß durch Bestimmung der ursprünglichen körperlichen Bedeutung der betreffenden Gesichtsmuskelbewegung gefördert werden. Wir kommen also zu dem Resultat, daß die so allgemein und meist unbewußt geübte physiognomische Kunst der realen Grundlagen nicht entbehrt. Freilich müssen wir sofort hinzusetzen, daß bei der praktischen Ausnutzung dieser Grundlagen die Möglichkeit schwerer Fehlerquellen zu berücksichtigen ist.

Es liegt auf der Hand, daß krankhafte Störungen den Gesichtsausdruck sehr beeinflussen können. Wir verweisen zum Beispiel auf die Beeinträchtigung des Blickes durch Schielen, durch hochgradige Kurzsichtigkeit. Weiter wurde schon berührt, daß gewisse Züge mehrdeutig sein können, wir erinnern in dieser Richtung an die verticalen Stirnfalten. Dauernde Ausprägung der betreffenden Furchen findet sich sowol bei Personen, deren Beschäftigung anhaltendes Fixiren feiner Gegenstände fordert (Kupferstecher, Stickerinnen), als bei solchen, die sich oft gegen blendendes Licht schützen müssen (Seeleute, Jäger), dann treten sie auf bei Menschen, die häufigen körperlichen Schmerzen unterworfen sind, und endlich bilden sie sich, wie früher dargelegt wurde, im Gefolge anstrengender Denkarbeit. Es ergiebt sich somit, daß die dauernde und starke Ausprägung der verticalen Stirnfalten an und für sich sichere physiognomische Deutungen nicht zuläßt, und das Gleiche gilt noch von manchem anderen für den Gesichtsausdruck bedeutungsvollen Zuge.

Wichtiger noch als die eben erörterten Fehlerquellen ist der Einfluß willkürlich erzeugter Bewegungen, die Vermischung der natürlichen durch künstliche Mimik. Zwar erkennt der Beobachter oft das Künstliche im Mienenspiel; es giebt aber Menschen, die es in der willkürlichen Beherrschung dieser Bewegungen soweit gebracht haben, daß selbst dem geübten Beobachter der Schein der Wahrheit entsteht. Nicht auf der Bühne treten uns die Virtuosen dieser Kunst entgegen, unsere Bühnenverhältnisse mit den großen Zuschauerräumen begünstigen überhaupt nicht die feinere Verwerthung dieser Ausdrucksmittel, am häufigsten begegnen wir solchen Mienenkünstlern im geselligen Verkehr. Es scheint, daß die willkürliche Beherrschung der Mimik weniger von einer directen gymnastischen Uebung der Gesichtsmuskeln abhängt, als von der erworbenen Fähigkeit, eine der natürlichen verwandte innere Scheinstimmung künstlich zu erzeugen; die Verbindung dieser Stimmung mit dem entsprechenden Ausdruck wird dann in der That auf natürlichem Wege hergestellt und gewinnt um so mehr den Schein der Wahrheit. Abgesehen von den durch solche Kunstmimik entstehenden Täuschungen ist zu berücksichtigen, daß oft bei Erwachsenen die geübte Selbstbeherrschung nicht nur den mimischen Ausdruck des Affects, sondern die innere Erregung selbst zu hemmen vermag; so wird bei Personen von festem Charakter oft trotz aufregender Einwirkungen dem geübten Beobachter kein Zeichen der Seelenerregung bemerkbar. In beiden Richtungen bietet das Antlitz kindlicher und besonders weiblicher Individuen die günstigsten Bedingungen; obwol auch hier schon die schauspielerische Mimik vorkommt, so ist sie doch meist unschwer erkennbar, und andererseits läßt die leichtere Erregbarkeit und der geringere hemmende Einfluß des Willens das äußere Zeichen des Affects lebhafter auftreten.

Daß die künstliche Beherrschung nicht für alle mimischen Bewegungen in gleichem Grade möglich ist, geht aus früher Besprochenem hervor. Die angeborenen Grundzüge der Mimik in ihrer festeren Verknüpfung mit der erregenden Empfindung sind naturgemäß auch in physiognomischem Sinne am werthvollsten. Wenn wir uns des in dem früher angeführten Ausspruch Lavater's gebrauchten Bildes bedienen wollen, so möchten wir sagen: der Mund wiegt am schwersten in der Wage der Physiognomik. Es soll auch hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden, nur die Richtung, in welcher die von der Muskelthätigkeit beeinflußte Form des Mundes unter günstigen Bedingungen physiognomische Bedeutung ergeben kann, mag bezeichnet sein mit der Bemerkung, daß hier vorzugsweise das Temperament, die Sinnlichkeit und im Zusammenhang damit die Kraft des Wollens (auch in Bezug auf Selbstbeherrschung) zur Geltung kommt.

Haben wir im Vorhergehenden zugegeben, daß das so allgemeine physiognomische Urtheilen nicht jeder wirklichen Grundlage entbehrt, und müssen wir einräumen, daß der persönliche Eindruck, den wir aus der äußeren Betrachtung von dem Wesen eines Nebenmenschen empfangen, zum Theil aus der unbewußten Verwerthung naturwahrer Zeichen hervorgeht, so enthält doch schon die Berücksichtigung der bezeichneten Fehlerquellen eine sehr nachdrückliche Mahnung zur Vorsicht gegenüber den Urtheilen, welche auf diese Weise gewonnen wurden. Gelänge es aber, für das Verständniß symbolischer Bedeutung der Gesichtszüge ausgedehntere und gesichertere Voraussetzungen zu gewinnen, als das gegenwärtig möglich ist, so wäre dennoch in der praktischen Verwerthung der Theorie die größte Vorsicht geboten. Auch der geübte Beobachter, der gelernt hat, das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden, ist, so leicht ihm Gelegenheit zum Urtheilen geboten wird, doch nur selten in der Lage, die Richtigkeit seiner Schlüsse zu prüfen. Hier liegt die Hauptursache der Unzuverlässigkeit physiognomischer Urtheile. Gerade wer im Verkehr mit den Menschen reiche Lebenserfahrung gewonnen hat, der wird sich nicht rühmen, daß es ihm gelungen sei, in vielen Fällen das geistige Wesen seiner Nebenmenschen so tief ergründet zu haben, daß er im Stande wäre, zu beurtheilen, ob ihr äußeres und ihr inneres Antlitz Uebereinstimmung zeige oder nicht.

Ich bin also weit entfernt davon, Jünger zu werben für die praktische Uebung der Physiognomik. Im Gegentheil, aus der Feststellung der Grundlagen dieser Kunst ergiebt sich die Mahnung, daß wir uns nicht zu sehr von dem äußeren Eindruck einer neuen, in unsern Lebenskreis tretenden Persönlichkeit in unserem Urtheile beeinflussen lassen. Es ist schon viel gewonnen, wenn wir uns über die Ursachen dieses Eindrucks Rechenschaft geben. Mindestens werden wir dann von der Beeinflussung durch Unwesentliches bewahrt, besser, als bei der üblichen Art des Urtheilens, wo oft genug mehr die ästhetische Einwirkung von Form und Farbe, als der wirkliche physiognomische Ausdruck für Neigung und Abneigung entscheidet. Viel empfehlenswerther, als die praktische Verwerthung der Physiognomik ist die Beobachtung des Mienenspiels in seiner momentanen Beziehung zur Stimmung und zur Erregung durch Vorstellung und Affect. Namentlich im Verkehr mit nahe bekannten und vertrauten Menschen läßt sich hier oft große Schärfe der Beobachtung gewinnen. Aber auch bei der Uebung dieser Kunst des Gedankenlesens bleibe man der Mahnung Goethe's eingedenk: „Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen, so durchdringt er die Welt und die Menschen."

Bücherbesprechungen.

△ Der Zeller'schen Ausgabe des neuen Reichsgesetzes, betreffend die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, vom 1. Mai 1889 ist auf dem Fuße gefolgt eine von dem bekannten preußischen Volkswirthe und Landtagsabgeordneten Ludolf Parisius bearbeitete Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister, welche diejenigen Vorzüge aufweist, welche der Guttentag'schen Sammlung Deutscher Reichsgesetze, der sie unter Nr. 29 einverleibt ist, eigen sind. Dankenswerth ist die in der Einleitung gegebene übersichtliche Zusammenstellung derjenigen Statutenänderungen, welche die bestehenden Genossenschaften in allen Fällen sowie bei beabsichtigter Umwandlung vorzunehmen, und derjenigen gerichtlichen Eintragungen, welche sie zu veranlassen haben. Im Uebrigen steht das Erscheinen eines ausführlichen Commentars zu dem Reichsgesetze in Aussicht, welchen Parisius im Vereine mit dem auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens gleichfalls bewanderten Dr. Krüger bearbeiten wird. Derselbe wird bestimmt vor dem Inkrafttreten des Gesetzes — 1. October des laufenden Jahres — noch zur Ausgabe gelangen.

J. R. Zum Licht. Erzählung aus unserer Zeit von Georg Oertel. Berlin, Verlag der Buchhandlung der deutschen Lehrer-Zeitung (Fr. Zillessen). 1 bez. 1,60 ℳ. — Der Verfasser hat sich auf erzählendem Gebiete bisher durch kleine, im edleren Kalenderstile gehaltene Geschichten hervorgethan, die alle in gemüthvoller Weise eine sittliche Tendenz, Hebung und Veredlung unseres Volkes verfolgten. Hier betritt er zum ersten Male das Reich der umfangreicheren, romanartig gestalteten Erzählung, indem er auf einer breiten Basis den Kampf der christlichen Weltanschauung mit dem modernen Materialismus und Pessimismus, den Sieg der ersteren darstellt. Da wir es hier mit einem Anfange zu thun haben, so erklärt sich daraus wohl das Ansatzweise der Charakteristik, der Handlung. Auch muß sich der Verfasser davor hüten, die Gegner seiner Weltanschauung zu schwarz, zu schurkenhaft zu malen, da er sich sonst die Ueberwindung derselben zu leicht macht, weniger die Sache als die Person trifft. Auf diese Punkte möchte Oertel für seine nächste größere Arbeit aufmerksam zu machen sein.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 70. Donnerstag, den 13. Juni. 1889.

Das französische Seminarwesen.

Von Dr. phil. Bernhard Heinzig-Plauen.

Die dritte Republik verfolgt die Aufgabe, eine „Regeneration der Nation" durch die Schule herbeizuführen, mit eiserner Consequenz und sie scheut, wie für die Armee, so auch für die Schule keine Ausgabe, um das „gealterte" Geschlecht von 1870 in ein jugendfrisches, widerstandsfähiges umzuwandeln. Die drei durchgreifenden Gesetze über die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, den Schulzwang, den Laienunterricht erweisen sich als durch andere gesetzliche Bestimmungen über die Primärschule nach jeder Seite hin gut vorbereitet. Bei Festsetzung der Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den öffentlichen Volksschulen, Kleinkinderschulen (Écoles maternelles), Seminaren [1]) wurde verfügt, daß der Bau und die Unterhaltung der Schulgebäude, sowie die Besoldung der Lehrer den Gemeinden, resp. Departements zufallen solle, während der Staat für den etwaigen Fehlbedarf aufzukommen habe. Schon 1878 wurden den Gemeinden 120 Mill. Francs zum Bau von Primärschulen zur Verfügung gestellt, zur Hälfte zu Darlehen, die nach spätestens 31 Jahren zurückzuzahlen sind, zur Hälfte zu Subventionen, die den Gemeinden je nach Bedürfniß zugeführt werden sollen. [2]) Das Staatsbudget für den Primärunterricht, welches zur Zeit Napoleon's I. 4250 Frcs., zur Zeit der Restauration 50000 Frcs., unter der Julimonarchie 3 Millionen, unter dem zweiten Kaiserreich 12 Millionen betrug, hat sich heute auf nahezu 100 Millionen Francs erhöht. [3]) Vor Anordnung des Schulzwanges [4]) wurde die Herstellung von wenigstens einer Schule in jeder Gemeinde, sowie die Gründung und Einrichtung je eines Seminars zur Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen für jedes Departement verfügt. Den Departements, die die Seminare zu bauen und zu unterhalten haben, sollen im Bedarfsfalle aus dem vom Staate zur Verfügung gestellten Primärschulfonds von 120 Mill. Francs Vorschüsse und Subventionen bewilligt werden. [5]) Durch Gründung von Lehrerbildungsanstalten in genügender Zahl wurde zugleich die durch das Gesetz vom 30. October 1886 bestimmte Einführung des Laienunterrichts in allen öffentlichen Primärschulen [6]) vorbereitet. Aus dem Schulzwang leitet man in Frankreich im Gegensatz zu deutschen Anschauungen die Nothwendigkeit des Laien-, beziehentlich confessionslosen Unterricht her. Denn wenn man die Eltern ohne Unterschied der Confession nöthigt, ihre Kinder unterrichten zu lassen, so — sagt man dort — darf der öffentliche Unterricht keinen confessionellen Charakter an sich tragen. Die Laïcisation — ein neues französisches Wort — der Schule hatte man schon unter dem Unterrichtsministerium Ferry bei Promulgirung des Gesetzes über die Reorganisation des Conseil supérieur de l'instruction publique vom 27. Februar 1880 im Auge, nach welchem die höhere Geistlichkeit, sowie alle dem Unterrichtskörper fernstehenden Personen durch Schulmänner ersetzt werden sollen. Diese sollen mit Ausnahme von 13 Mitgliedern, deren Ernennung dem Staat zufällt, von Lehrern der Lyceen, Collegien, Primärschulen aus deren Reihen gewählt werden. Zum ersten Male ist seit jener Zeit im hohen Studienrath die ganze Schule bis zur Primärschule herab vertreten. Auch der Freiheit des Unterrichts wird durch das Gesetz vom 16. Juni 1881 Rechnung getragen. Jedermann, der das vorgeschriebene Fähigkeitszeugniß beibringt, kann eine Privatschule gründen; nur die lettres d'obédience der Schulbrüder, wodurch man früher das Niveau des Primärunterrichts herabdrückte, genügen nicht mehr; ebenso können Eltern ihre Kinder jeder Schule, die den gesetzlichen Anforderungen genügt, mag sie eine öffentliche oder Privatschule, eine Laien- oder Congreganistenschule sein, anvertrauen, dieselben auch im Hause unterrichten lassen; in jedem Falle hat die staatliche Aufsichtsbehörde sich zu überzeugen, ob der Unterricht den gesetzlichen Vorschriften gemäß ist, und Gesetzwidriges abzustellen. Der Religionsunterricht soll von der Geistlichkeit außerhalb der Schule ertheilt werden. Die Eltern, welche ihre Kinder unterrichten zu lassen versäumen, werden bestraft. Die äußere Lage der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer ist nicht nur pecuniär, [7]) sondern auch der socialen Stellung nach wesentlich verbessert worden. [8]) Der Lehrer ist in gewisser Weise in den Rang eines Staatsdieners getreten. [9]) Nach den neuesten Nachrichten begann am 7. Juni 1889 die Berathung des eine weitere Gehaltsaufbesserung der Lehrer betreffenden Gesetzes und beschloß man mit 159 gegen 106 Stimmen die vom Berichterstatter Combes beantragte und von Say bekämpfte Dringlichkeit. Mit dem unentgeltlichen, obligatorischen Laienunterricht hat die französische Republik in kurzer Zeit alle Ziele erreicht, welche sich der Nationalconvent seiner Zeit vergeblich gesteckt, der ehemalige Unterrichtsminister M. Carnot, der Vater des jetzigen Präsidenten, auf demselben demokratischen Boden stehend, im Jahre 1848 vergeblich erstrebt hat.

Wir sehen, die neuerlichen Bestimmungen über den Primärunterricht, die der Gesetzgebung der deutschen, schweizer, österreichischen Staaten entnommen sind, gestalten sich der Entwickelung des französischen Seminarwesens ungemein günstig. Die öffentlichen Seminare allein erfreuen sich staatlicher, resp. departementaler Unterstützung, während consequentermaßen für confessionelle Lehrerbildungsanstalten jede derartige Unterstützung wegfällt. Kein Wunder, wenn sich nach dem Bericht des Unterrichtsministers Berthelot in der Deputirtenkammer die Zahl der Lehrerseminare (Écoles normales d'instituteurs) von 1877—88 von 79 auf 89, die der Lehrerinnenseminare (Écoles normales d'institutrices) von 18 auf 77 erhöht hat und die Zahl der Seminaristen in demselben Zeitraum von 3600 auf 5400, die der Seminaristinnen (élèves maitresses) von 700 auf 3500 gestiegen ist. [10]) Die Zahl der Primärlehrer

---

[1]) Loi du 16 Juin 1881. Conf. Bulletin des lois de la République française XII Série I Semestre 1881, 769.

[2]) Histoire de la civilisation contemporaine en France par Alfred Rambaud. Professeur à la Faculté des lettres de Paris. Paris 1888, p. 585.

[3]) Ebenda, p. 589.

[4]) Conf. Loi du 28 Mars 1882. Bulletin etc. I Semestre 1882.

[5]) Loi du 9 Août 1879 Bull. des lois etc. XII Série. II Semestre 1879 pag. :66.

[6]) Bulletin des lois XII Série II Semestre 1886 pag. 873 und Revue internationale de l'enseignement publiée par la société de l'enseignement supérieur XII, 425.

[7]) Conf. Décret du 27 Juillet 1870. Nos maitres, aujourd'hui. Études sur les progrès de l'éducation, les méthodes et les établissements d'instruction de tous les degrés en France etc. par H. André. II, 190.

[8]) Décret du 19 Juillet 1875. Revue internationale XII, 425.

[9]) Histoire de la civilisation. 587.

[10]) Revue internationale etc. XIII, 279.

erhöhte sich von 83 000 auf 102 000, die der Primärschulen seit 1878 von 61 000 auf 69 000, während die Zahl der Schulbrüder von 7000 auf 3000, die der Schulschwestern von 20 000 auf 14 000 zurückgingen. Auch die höheren Volksschulen (Écoles primaires supérieures), die unter dem zweiten Kaiserreich kaum in 50 Städten existirten, haben gegenwärtig die Zahl von 700 mit ungefähr 30 000 Schülern erreicht.

Die regelmäßigen jährlichen Ausgaben für die Seminare, welche vor zehn Jahren 3 Millionen Francs betrugen, überschreiten jetzt 8 Millionen.

Von jeher ist in Frankreich die Heranziehung von geeigneten Kräften zu Leitern und Lehrern der Seminare schwierig gewesen. Denn zur Lösung der dem Seminarlehrer gestellten Aufgabe genügt nicht, daß derselbe den Kreis des Wissens, in dem er sich zu bewegen hat, mit Sicherheit beherrscht; er muß, da der Werth und Erfolg des Seminarunterrichts bei Weitem mehr in der Art der Behandlung liegen, als das bei dem höheren Unterricht der Fall ist, auch durch die Form des Unterrichtens, durch völlige Beherrschung der Sokratischen Unterrichtsmethode, kurz durch ein fein entwickeltes pädagogisches Tactgefühl, das in Lehre und Zucht allenthalben gewissermaßen instinctiv das Richtige trifft, für seine Schüler vorbildlich sein. Das Seminar entläßt seine Zöglinge unmittelbar in die Berufsarbeit; seine Thätigkeit ist eine durch keine weiteren officiellen Bildungsfactoren modificirte. Die Eindrücke, die der abgehende Seminarist mit ins Leben hinausnimmt, sind daher bleibende. Dadurch gestaltet sich die Thätigkeit des Seminars zu einer ebenso lohnenden, wie verantwortungsvollen. Sein Lehrpersonal möchte, wenn es seiner Aufgabe völlig gewachsen sein will, vor Allem im Stande sein, eine nachhaltige Begeisterung für den Lehrerberuf unmittelbar einzuflößen, eine Begeisterung, welche nicht schwindet, auch wenn die Berufsarbeit eine schwierige und wenig lohnende ist, welche dem Lehrer in der Einsamkeit des abgelegenen Walddorfes, wie in der Armenschulcaserne der Großstadt treu bleibt. Diese Begeisterung kann nur genährt und erhalten werden durch eine auf sittlich-religiöser Grundlage ruhende Auffassung von Pflicht und Pflichterfüllung. Denn das Pflichtgefühl erscheint keineswegs als eine nothwendige Folge der Verstandesbildung. Die Zahl derjenigen Menschen ist nicht eben groß, die durch die Theilnahmlosigkeit ihrer Umgebung, durch passiven Widerstand, wie offenbare Anfeindung maßgebender Factoren zurückgestoßen, in dem Zeugniß ihres Bewußtseins oder in tieferen Erwägungen des Verstandes allein den Antrieb zur Beharrlichkeit in einem glanzlosen Werke finden, zumal unter den in allen Schichten nach gloire ringenden, auch in den Seminaren durch Preisexamina zu ehrgeizigem Streben erzogenen Franzosen.

In Frankreich können aus dem Kreis der Primärlehrer nicht ohne Weiteres geeignete Kräfte für den Seminardienst, insbesondere für die Leitung der Seminare gewonnen werden, da die dreijährige Cursusdauer der Seminare zur Erlangung der dem Seminarlehrer nöthigen Kenntnisse im Allgemeinen nicht genügt. Den geistlichen Stand zur Leitung und zum Unterricht im Gebiete des Seminarwesens heranzuziehen, erscheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen ganz unmöglich; ebenso wenig lassen sich geeignete Leute aus den Secundärschulen gewinnen, da die Seminarcarrière in pecuniärer Beziehung weniger günstige Aussichten bietet und ein Herabsteigen aus dem Bereiche des Secundär- in den des Primärunterrichts in Frankreich für wenig ehrenvoll gilt, während sich in Deutschland jeder Lehrer einer höheren Schule geschmeichelt fühlt, wenn man ihn zur Leitung einer Lehrerbildungsanstalt für geeignet hält. Die französische Regierung hat daher jüngst zur Heranbildung von Seminarlehrern und -Lehrerinnen je eine Schule (École normale supérieur d'enseignement primaire) in St. Cloud und Fontenay-aux-Roses gegründet. Aus jener sind bereits 75 Seminarlehrer (professeurs), aus dieser 40 Directorinnen und mehr als 100 Seminarlehrerinnen (professeurs femmes) hervorgegangen.[11])

Die Anfänge des französischen Seminarwesens reichen in die Zeiten des Nationalconvents zurück. Nachdem durch Decret vom 12. December 1792[12]) bestimmt worden war, daß Personen, welche in den dem Bürger unbedingt nöthigen Kenntnissen unterrichten, den Namen „instituteur“ führen sollen, wird zum Zwecke der Heranbildung geeigneter Leute zu Instituteuren durch Decret vom 9. Brumaire an 3 (30. October 1794) bestimmt, die Schüler der Pariser Normalschule möchten nach Beendigung ihres viermonatlichen Cursus in den Hauptorten der Cantons Normalschulen für Bürger und Bürgerinnen, die sich dem Mittel- und Volksunterricht widmen wollen, errichten und darin vor Allem die Methoden des Unterrichts lehren.[13]) Die baldige Auflösung der Pariser Normalschule machte freilich die Einführung von Normalcursen in den Provinzialstädten unmöglich, wie denn überhaupt die wohlmeinendsten Gesetze auf dem Gebiet des Schulwesens in der Zeit des Convents gänzlich ohne Erfolg bleiben. „Silent leges inter arma“ gilt in gewisser Weise auch für die Schule.[14]) Eine ähnliche Bestimmung trifft unter dem Directorium das Gesetz vom 25. Floréal an 7 (4. Mai 1799), wonach in jeder Centralschule des Landes ein Cours normal für solche Lehrer eröffnet werden soll, die zwar Kenntnisse und Naturanlagen, aber kein Lehrgeschick besitzen. In diesen Normalcursen sind die Grundsätze des Unterrichts zugleich praktisch in Anwendung zu bringen.[15]) Bei Begründung der Universität am 17. März 1808 wird bestimmt, es möchten Maßregeln getroffen werden, daß der Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen von genügend gebildeten (assez éclairés) Primärlehrern ertheilt werde. Zur Heranbildung solcher sollen bei jeder Akademie und in den Collegien oder Lyceen eine oder mehrere Normalclassen eingerichtet werden, in welchen die Lehrmethoden in der Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens besprochen und geübt werden sollen.[16]) Diese Einrichtung unterbleibt jedoch, da die zur Aufsicht über die Lehrerbildungsanstalten bestimmten Erzbischöfe und Bischöfe die Noviziate der geistlichen Brüderschaften bevorzugen und die pecuniär schon anderweit in Anspruch genommenen Departements, denen die Gründung und Unterhaltung von weltlichen Lehrerbildungsanstalten zufiel, sich die Last gern abnehmen lassen. Thatsächlich existiren daher bis Ende der zwanziger Jahre etwa 5 solcher Schulen. Die erste Normalschule entsteht 1811 in Straßburg zur Heranbildung von Lehrern für Niederelsaß (Bas-Rhin). Die Cursusdauer ist ursprünglich vierjährig, später dreijährig. Die Schüler, die frühestens mit dem sechzehnten, spätestens mit dem dreißigsten Jahre Aufnahme finden, müssen, wenn sie als Freischüler eintreten wollen, sich einem Bewerbungsexamen unterwerfen und nach Austritt aus der Schule sich zu einem mindestens zehnjährigen Schuldienst verpflichten. Auch Oberelsaß schickt später Freischüler nach Straßburg, um für diesen Landestheil Lehrer zu erlangen. Nach dem Vorbilde von Straßburg entstanden in Helfedange an der Mosel, in Bar-le-Duc, Rouen, Dijon, Versailles Normalschulen.[17]) Unter dem Ministerium Magtignac stieg die Zahl 1830 von 5 auf 13 und nachdem durch Gesetz vom 28. Juni 1833 jedes Departement angehalten worden war, eine Normalschule zu errichten,[18]) unter Guizot 1833 auf 47.[19]) Guizot wünscht zugleich, es möge sich zwischen den Noviziaten der Congregationen und den Normalschulen ein heilsamer Wetteifer entwickeln.[20]) Im Jahre 1843 hatte man bereits 76 Primärnormalschulen und drei Musterschulen (Écoles modèles) hauptsächlich zur Heranbildung evangelischer Primärlehrer. Der Studiencursus währte in 49 Seminaren zwei, in den übrigen drei Jahre.[21]) Da durch die Schulgesetzgebung unter Napoleon's III. Regierung die Congregationen besonders begünstigt wurden, so ist in dieser Periode eine Vermehrung der Seminare nicht zu erwarten und nicht zu bemerken. 1875 entbehrten noch 9 Departements einer Normalschule[22]), und 1877 gab es 79 Lehrerbildungsanstalten.[23]) Da durch das Gesetz vom 15. März 1850 Gemeinden von 800 Seelen an auch eine Mädchenschule zu errichten veranlaßt wurden und man in Frankreich den Mädchenunterricht nur Lehrerinnen anvertrauen zu dürfen meint, so entstanden eine Menge weiblicher Noviziate der Con-

---

[11]) Revue internationale XIII, 280.

[12]) Collection des lois V, 99 und Gréard, La législation de l'instruction primaire en France depuis 1789 jusqu'à nos jours. Paris 1874.

[13]) Coll. des lois VII, 347.

[14]) Dr. Heinzig, Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichtswesens, S. 31.

[15]) Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris par A. Schmidt III, 380.

[16]) Collection des lois XVI, 271.

[17]) Nos maitres II, 193. 194.

[18]) Conf. Gréard I, 238.

[19]) Collection des lois XXXIII, 225. Guizot, Mémoires III, 66. André, Nos maitres II, 195 führt in nicht zutreffender Weise 52 für dieses Jahr an.

[20]) Guizot, Mémoires III, 67. Vergleiche auch Correspondance entre l'abbé J. M. de la Mennais et M. Guizot sur les écoles primaires de la Congrégation de l'instruction chrétienne. Guizot, Mémoires III, 371.

[21]) Rapport au Roi sur l'Instruction primaire en 1843 p. 50.

[22]) Nos maitres II, 195.

[23]) Revue internationale XIII, 279.

gregationen. Weibliche Normalschulen gab es, wie Eingangs bemerkt worden, 1877 nur 18, die sich infolge der neueren Gesetzgebung zu der Eingangs angeführten Zahl vermehrt haben. Nicht ohne Interesse ist es bei den gegenwärtigen politischen Wirren in Frankreich, daß die Congregationen und ihr Anhang auf Boulanger's Seite stehen, während Laienlehrer ihn bekämpfen helfen.

Die Lehrziele der in Frage stehenden Schulen werden naturgemäß bestimmt durch die Aufgaben, die dem Volksschullehrer im Leben gestellt werden. Zunächst gehört seine Kraft der Schule. Er muß in der Lage sein, den Anforderungen derselben den Regeln der Erziehungskunst gemäß gerecht zu werden. Da die vorzüglichste Aufgabe der Schule, der höheren wie niederen, in der Förderung der formalen Bildung besteht, diese aber in der Volksschule, auf welche für die meisten Kinder der Unterricht beschränkt bleibt, an Elementen vorgenommen werden muß, deren Kenntniß zugleich einen positiven Gewinn für's Leben gewährt, so muß der Lehrer einestheils in der Kunst, geistbildend zu unterrichten, Meister sein, anderntheils das Wissen in den Unterrichtsgegenständen der Volksschule in mehr als compendiöser Weise beherrschen. Je vollkommener das Wissen des Lehrers, desto nutzbringender in formeller, wie materieller Beziehung der Unterricht. Geistesbildung erzielt zunächst die Beschäftigung mit der Muttersprache, die dem Gedanken angemessenen Ausdruck zu verleihen hat. Die Gestalt, welche der Sprachunterricht in der Volksschule annimmt, ist die des Lesens, Schreibens, sowie der Denk- und Sprechübungen, wie diese mit Hilfe der Sokratischen Methode nicht allein im Deutschen, auch in anderen Unterrichtsgegenständen zur Anwendung kommen. Bildung des Geistes in Bezug auf die äußere Erscheinung der Größen vollzieht sich im Messen, Zählen, in den Anfangsgründen der Größenlehre und der Rechenkunst. Das religiöse und ästhetische Gefühl wird durch Religions-, Gesang-, Zeichenunterricht angeregt und entwickelt. Die Beschäftigung mit der Natur und ihren Gesetzen, der Erde und ihren Bewohnern, den wichtigsten Gestalten aus der Geschichte dient zur Belebung des Interesses für die Außenwelt, zur Stärkung des Nationalgefühls, und wenn aller Unterricht in rechter Weise auch auf den Willen des Kindes, auf seine sittliche Existenz einwirkt, so ist schon auf dieser untersten Unterrichtsstufe eine harmonische Entwickelung der Seelenkräfte gesichert. In diesem Rahmen, den nothwendigerweise die Schulgesetzgebung aller Culturstaaten, auch die der Franzosen innezuhalten hat, bewegt sich die Thätigkeit des Volksschullehrers. Ihn erweitert besonders auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete die auch in Frankreich bestehende höhere Volksschule (École primaire supérieure),[24]) die zugleich das Wissen vertiefen soll, und in diesem erweiterten Rahmen hat sich auch der Seminarunterricht zu bewegen. Es fragt sich nur, inwieweit das Seminar dem Lehrer zur Erweiterung seines geistigen Horizonts durch fremdsprachlichen Unterricht die Hand bieten soll. In Deutschland hat man von jeher dem Lehrer eine würdige sociale Stellung zugestanden und damit das Ansehen der Schule gehoben. Insbesondere ist man in den Mittel- und Kleinstaaten, wo das Interesse für den Lehrstand und seine Bestrebungen auch in der höheren Schichten der Bevölkerung ein reges zu sein pflegt, bemüht gewesen, die Bildung des Lehrers zu vertiefen. In neuerer Zeit hat man in einigen derselben in den Lehrplan der Seminare fremdsprachlichen Unterricht aufgenommen; und es kommt dabei das Lateinische und Französische in Betracht. Für Einführung des ersteren spricht neben der höheren geistigen Schulung, die der Unterricht in demselben mit sich bringt, der Werth, den es für das Verständniß der Sprache der Wissenschaft hat, für Einführung des letzteren die relativ größere Gewandtheit, zu der es der Seminarist bei gleichem Zeitaufwand im Gebrauch der Sprache bringen kann, und die bei Weitem häufigere Gelegenheit, die Kenntnisse in dieser Sprache in der Schule zu verwerthen. In Frankreich sind die alten Sprachen grundsätzlich von dem Lehrplan der höheren Primärschulen, zu denen auch die École normale gehört, ausgeschlossen und Minister Guizot schon spricht sich bei Gelegenheit der Kammerverhandlungen über das Primärschulgesetz vom 28. Juni 1833 in folgender Weise aus: „Les études classiques n'y sont pas comprises. C'est une idée généralement adoptée aujourd'hui que de faibles études classiques, qu'un mauvais enseignement du grec et du latin n'ont pas d'utilité. Le projet de loi actuel a pour objet de restreindre plutôt que de répandre ce mauvais enseignement classique.“[25]) In der französischen Normalschule dürfte bei einer Cursusdauer von 3 Jahren, wie sie seit 1851 allgemein ist,[26]) die Betreibung einer fremden Sprache überhaupt ausgeschlossen sein, obgleich das Decret vom 22. Januar 1881 das Studium von einer oder mehreren lebenden Sprachen zuläßt.

Das Regulativ (règlement) für die französischen Schullehrerseminare vom 14. December 1832,[27]) welches den späteren Regulativen zu Grunde liegt, ist von dem Minister Guizot auf einen Bericht von M. Cousin über die deutschen Seminare [28]) hin entworfen und veröffentlicht worden. Wir verfehlen nicht, einige Stellen aus diesem Bericht, die uns Deutschen gegenwärtig doppelt ungewohnt erscheinen, hier anzuführen: „Die Erfahrungen Deutschlands, besonders Preußens, dürfen uns nicht verloren sein. Die Nationaleifersucht und Empfindlichkeit wäre hier übel angebracht. Die wahre Größe eines Volkes besteht nicht darin, nichts von den übrigen Völkern nachzuahmen, sondern vielmehr darin, Alles von ihnen zu entnehmen, was gut ist, und es bei der Nachahmung zu verbessern. Ich verwerfe künstliche Nachahmung so entschieden, als irgend Jemand; aber es wäre eine erbärmliche Engherzigkeit, etwas einzig und allein darum zu verwerfen, weil es Andere gut gefunden haben. Bei der unzerstörbaren Einheit unsers Nationalcharakters können wir uns aneignen, was andre Nationen Gutes haben, ohne die Gefahr, je aufzuhören. — Uebrigens bildet das civilisirte Europa heute nur eine Familie; wir ahmen England so oft in Dingen nach, welche das äußere Leben, die industriellen, mechanischen Künste betreffen; warum sollten wir uns schämen, dem guten, tugendhaften, frommen und gelehrten Deutschland etwas zu entlehnen, wenn es sich um das innere Leben, um die Bildung des Gemüths handelt? — Ich meinerseits verhehle meine hohe Achtung und besondre Hinneigung für die deutsche Nation nicht.“ In der neueren Zeit hat auch Michel Bréal deutsche Seminare besucht und über deren Einrichtung berichtet. [29])

Das Regulativ von 1832 enthält in vier Abtheilungen Bestimmungen über die Unterrichtsgegenstände, die Directoren und Lehrer, die Aufnahme der Schüler, die Aufsichtscommission. In ähnlicher Weise sind die Regulative vom 24. März 1851, vom 2. Juli 1866 und 22. Januar 1881 [30]) zusammengestellt. Interessant ist eine durch das Regulativ von 1833 getroffene Einrichtung, wonach schon amtirende Lehrer im Laufe des Schuljahres, besonders aber während der Ferien zu Lehrstunden der Normalschulen zugelassen werden können, um die früher erworbenen Kenntnisse zu befestigen und die vervollkommneten Methoden kennen zu lernen. Der Aufsichtscommission soll anheimgegeben werden, ob sie für angemessen hält, den Hospitanten für die Zeit ihres Aufenthalts in der Normalschule, sowie den Seminarlehrern für die den Hospitanten besonders gewidmete Zeit eine Entschädigung zu geben. Die aufzunehmenden Schüler sollen ein Alter von wenigstens 16 und höchstens 20 Jahren haben. Das Regulativ von 1866 schreibt unter Anderm folgende Unterrichtsgegenstände vor: Feldmessen (arpentage), Nivelliren, Gartenbau (horticulture), elementare Begriffe über Ackerbau, Industrie, Gesundheitslehre (hygiène), Communalverwaltung, Führung von Civilstandsregistern und Protokollen. Das neueste Regulativ schließt den obligatorischen Religionsunterricht aus und setzt an dessen Stelle moralischen und bürgerlichen Unterricht.[31])

Mit den Seminaren sind Primärschulen, in denen die verschiedenen Unterrichtsmethoden geübt werden, verbunden. Besonders unter dem Ministerium Duruy (von 1863 an), welches auf dem Gebiete des professionellen Schulwesens Hervorragendes leistete, von dem auch das Regulativ von 1866 herrührt, ist viel geschehen, um die Lehrer in die Pädagogik, die bis dahin in Frankreich als Wissenschaft so gut wie nicht existirte, einzuführen und praktisch auszubilden (conférences pédagogiques). Duruy empfiehlt auch Uebungen im Brochiren und Cartonniren.[32])

Die Seminaristen (élèves-maîtres) unterwerfen sich nach ihrem Abgang von der École normale in den Departementshaupt-

[24]) Collection des lois XXXIII, 243.
[25]) Coll. des lois XXXIII, 236.
[26]) Règlement du 24 Mars 1851.
[27]) Gréard, Législation de l'Instruction etc. I, 228.
[28]) Guizot, Mémoires III, 61.
[29]) Revue des deux mondes, tome VII 43 (Troisième période) und M. Michel Bréal, Excursions pédagogiques. Paris 1882; Hachette.
[30]) Bull. XII Série 1 Semestre 1881 p. 348—349.
[31]) Bull. XII Série 1 Semestre 1881 p. 348: „L'enseignement dans les écoles normales primaires soit d'instituteurs, soit d'institutrices, comprend, en dehors de l'instruction réligieuse réservée aux ministres des différents cultes: l'insruction morale et civique“ etc.
[32]) Nos maîtres II, 236. 243.

städten einem Examen mit Lehrprobe vor besonderen Prüfungscommissionen, die von den Seminardirectionen über jeden Examinanden auf devoirs religieux, conduite, caractère, aptitude, progrès bezügliche Notizen zur besseren Beurtheilung der Prüflinge erhalten. Die Prüfungscommissionen, denen vielfach der Vorwurf zu großer Milde gemacht wird,[33]) stellen die Fähigkeitszeugnisse aus. Nach neueren gesetzlichen Bestimmungen sind der Director und ein Lehrer des Seminars Mitglieder der Prüfungscommission.

Doch es würde zu weit führen, wollten wir die Betrachtung über die französische Seminargesetzgebung noch weiter ausdehnen. Uns genügt hier nachzuweisen, daß sie auf der Höhe der Zeit steht. Auch die Opferfreudigkeit der Franzosen der Primärschule gegenüber ist über alles Lob erhaben. Indeß, was nützen die weisesten Gesetze, die vorzüglichsten Lehrpläne, die freigebigsten Unterstützungen, wenn der äußere Mechanismus nicht durch tüchtige Lehrer belebt und vergeistigt wird. H. André, Inspector der Akademie, klagt über Mangel an verständiger Befolgung (obéissance docile) der gesetzlichen Vorschriften, über die leidige Routine, will sagen Schablone, welche Allem eine systematische Opposition, einen dauernden passiven Widerstand entgegensetzt, was sie beengt (gène) und dadurch die guten Erfolge des Unterrichts vereitelt.[34]) Er klagt über Mangel an Beharrlichkeit bei Ausübung des mühsamen Erziehungswerks. In sämmtlichen Seminarregulativen ist die Bestimmung enthalten, daß die Freischüler der Seminare (boursiers) nach ihrem Austritt aus der Schule mindestens zehn Jahre lang dem Primärlehramt treu zu bleiben haben. In der That gehen nach Abschluß dieses Zeitraumes viele Lehrer in lohnendere bürgerliche Berufe über. In Deutschland würde es der Lehrer als Felonie betrachten, wenn er pecuniärer Vortheile halber seinen Beruf aufgäbe. Man sagt den Romanen nach, sie hätten wenig Herz für die animalische Welt und daher komme es, daß man bei ihnen keine gute Cavallerie finde. Ist etwa eine geringere Zuneigung zur Kinderwelt bei dem Franzosen der Grund, weshalb er zum Lehrer weniger geeignet erscheint, als der Germane? Die Geschichte der Pädagogik lehrt, daß die von Frankreich, insbesondere von Rousseau ausgehende philanthropinistische Bewegung im evangelischen Deutschland die edelsten Geister der Nation erfaßte und obgleich Küchenmeister Schmalhans damals eine stehende Figur in der deutschen Schule war, Tausende von Lehrern hervorzauberte, während sie an Frankreich spurlos vorüberging.[35]) An geistvollen Schriften über Jugenderziehung und -Unterricht ist die französische Literatur reich, an guten Jugendlehrern ist Frankreich arm, und wenn der Franzose gegenwärtig auf dem Gebiete des Unterrichtswesens dem Deutschen Alles nachahmt, so dürfen wir ihm vielleicht mit einem gewissen Rechte mit dem Jäger im Wallenstein zurufen:

„Wie er sich räuspert, wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,
Aber sein Genie, ich meine den Geist,
Sich nicht auf der Wachparade weist."

[33]) Ebenda II, 196. 197.
[34]) André, Nos maîtres II, 248—249.
[35]) Dr. Bernhard Heinzig, Rousseau und das französische Schul- und Erziehungswesen. Wiener „Pädagogisches Jahrbuch" 1889.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Seit Kurzem erscheint im Verlage der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) hier eine neue Wochenschrift: „Archiv des deutschen Adels", herausgegeben von Hans Ziegler, der sich durch die Sammlung deutscher Soldaten- und Kriegslieder bekannt gemacht hat. Die neue Wochenschrift macht durchweg einen guten Eindruck. Die leitenden Aufsätze sind zum Theil treffliche Arbeiten. Wir heben hervor: die Reichsgrafen von Dr. M. Bendiner, der Adel und das Heer vom Hauptmann Zernin (enthält eine historische Begründung der neulich vom Kaiser vorgenommenen Benennung vieler preußischer Regimenter), der Uradel der Oberlausitz von Prof. Dr. Knothe, ein heraldisches Laienbrevier von Eufemia v. Adlersfeld, endlich Schilderungen minder bekannter Burgen (Hohenrechberg, Hohbarr) mit Abbildungen. Neben kleineren Mittheilungen aus der Geschichte des Adels im Allgemeinen und einzelner Adelsfamilien im Besonderen enthält das Archiv noch als stehende Rubriken: Hofnachrichten, Personalnachrichten, Mittheilungen aus der Armee und von der Marine, Uebersicht über die einschlagende Literatur, eine Zeitschriftenschau und eine Familienchronik. Aeußerlich ist das Blatt sauber und vornehm ausgestattet. Der Preis beträgt für das Vierteljahr 3 ℳ.

—e— Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berather für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baisch, geb. Marggraff. Mit einem Titelbilde von Emanuel Spitzer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1889. Preis geheftet 5 ℳ, gebunden 6 ℳ. — Amalie Baisch will den jungen Leserinnen in dem vorliegenden Werke zeigen, „was sie nicht frühe genug ergründen können, das eigne Ich, und ihnen vor Augen stellen, wornach sie zu streben haben, um glücklich zu werden und Glück zu bereiten". Die erste Abtheilung desselben bringt unter der Ueberschrift: Wie soll ein Mädchen sein? folgende Aufsätze: Sonst und jetzt, im Elternhause, im Pensionat, in der Gesellschaft, am Nähtisch, am Schreibtisch, bei der Lectüre, für das liebe Ich, bei Spiel und Sport, im Brautstande. In der zweiten Abtheilung wird sodann die Frage: Was kann ein Mädchen werden? durch eine Reihe von Artikeln hauptsächlich über die verschiedenen Berufsarten beantwortet, denen das weibliche Geschlecht sich zuwenden kann, wenn äußere oder innere Gründe dazu Anlaß geben. Diese Artikel sind: Der häusliche Beruf, die Weltdame, die Kindergärtnerin, das weibliche Lehramt, die Erzieherin, die Gesellschafterin, die Krankenpflegerin, kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit, auf kunstgewerblichem Felde, die Musik als weiblicher Beruf, der Weg zur Bühne, im Künstler-Atelier, die Schriftstellerin, der wissenschaftliche Beruf. — Bei der Bearbeitung des reichen Stoffes ist Amalie Baisch von mehreren geschätzten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, unter denen hier nur Lina Morgenstern, Marie v. Redwitz und Dr. Arthur Schilbach genannt sein sollen, aufs Beste unterstützt worden. Und sie alle wissen bei ihrem Vortrage einen so ansprechenden Ton zu treffen, daß man gleich von vornherein gefesselt wird und der Lectüre bis zu Ende mit Vergnügen folgt. Nicht blos junge Mädchen, die eben aus der Töchterschule ins Leben treten, sondern auch gereiftere, ja selbst Frauen und Mütter werden das prächtige Buch bald lieb gewinnen und hoch schätzen lernen. — Angelegentlich empfehlen wir dasselbe hierdurch, ohne aber damit sagen zu wollen, daß wir in Allem und Jedem die darin vertretenen Ansichten vollständig theilten. Jedoch — und das ist besonders anzuerkennen — sind auch die noch streitigen Fragen über Frauenbildung und Frauenberuf in sehr tact- und maßvoller Weise behandelt.

N—r. Waldbüchlein. Ein Vademecum für Waldspaziergänger von Dr. Moritz Willkomm, Prof. der Botanik und Director des Botanischen Gartens der Universität Prag. 3. vermehrte Auflage. Mit 54 Abbildungen. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1889. Gebunden 3 ℳ. — Der außerordentlich productive, rühmlichst bekannte Verfasser bietet dem Waldspaziergänger in handlichster Form einen Begleiter, welcher nicht nur belehrend wirkt, sondern auch das Interesse am Walde in ganz wesentlicher Weise steigern wird. Schon der Umstand, daß der im Jahre 1879 erschienenen ersten Auflage bereits nach 10 Jahren eine dritte folgt, spricht dafür, welche gute Aufnahme das reich-illustrirte Buch in den verschiedensten Kreisen gefunden haben muß. Die neueste Auflage hat die Fortschritte der Forstbotanik und Pflanzengeographie in den letzten Jahren sich zu eigen gemacht, mancherlei Verbesserungen wie Zusätzen sich zugänglich erwiesen und wesentlich an Umfang gegen früher gewonnen. Da nun trotzdem keine Preissteigerung eingetreten ist, so muß dafür das waldliebende Publicum dem Verfasser wie Verleger gewiß recht dankbar sein. Die Uebersichtlichkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, die Klarheit und Gewandtheit in der Darstellungsweise, die Vorzüglichkeit der Illustrationen sichern auch diesem Buche den gewohnten Absatz der Willkomm'schen Schriften.

W—k. Französischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch für Reise und Haus von Emil Pollak. Zweite Aufl. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Dieses Taschenwörterbuch hat vorzugsweise den praktischen Zweck im Auge und von diesem Standpunkte kann es, wenn bereits ein gründlicher grammatischer Unterricht vorausgegangen und unter Voraussetzung der Kenntniß der Aussprache, als ganz brauchbar bezeichnet werden. Wir haben hier ein Wörterbuch nach einer Anordnung, wodurch es gleichzeitig ein Hilfsbuch der Conversation ist, indem sich bei den gebräuchlichsten Wörtern verschiedene Redensarten der täglichen Unterhaltung finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 71. Sonnabend, den 15. Juni. 1889.

Zum Wettiner Jubiläum.

Von Dr. G. Oertel.

XI. Sachsen im Jubiläumsjahre 1789.

Das Jahr 1789 hat einen gar schrillen Klang in der Geschichte Europas. In Paris, das damals noch mit einem gewissen Rechte sich die Hauptstadt der Welt nennen konnte, begannen die ersten Zuckungen jener Umsturzbewegung, die dem französischen Königthume ein Ende bereitete und eine gewaltige Erschütterung Europas nach sich zog. Noch blieben die Zuckungen zunächst auf Frankreich, ja auf die Umgebung von Paris beschränkt; aber die schwüle Luft, die über den Rhein ostwärts wehte, hatte hie und da eine Erhitzung der Gemüther zur Folge, die in anscheinend unbedeutenden Aufruhrversuchen sich äußerte. Doch liegen diese Versuche jenseits des Jubiläumsjahres, in diesem selbst war Alles noch ruhig.

Der Besitz der Wettiner albertinischer Linie war, nach dem Aussterben der drei Seitenlinien von Zeitz, Merseburg und Weißenfels, wieder in einer Hand vereinigt. Er war insofern geschmälert worden, als König Friedrich August I. von Polen das Amt Petersberg, die Ansprüche auf Lauenburg, die Erbvogtei über Quedlinburg und die Reichsvogtei zu Nordhausen an Brandenburg-Preußen verkauft und ebenso seine Ansprüche auf Hanau an Hessen-Cassel überlassen hatte. Hinzugekommen war nur ein Theil der schon fast zwei Jahrhunderte unter kursächsischer Sequestration stehenden Grafschaft Mansfeld, etwa 6½ Quadratmeilen mit 24 000 Bewohnern. Die lange umstrittenen Lehensverhältnisse der Grafen von Stolberg und der Grafen und Herren von Schönburg waren geregelt, die der letzteren durch den Receß von 1740 und durch die Abtretung der Lehnshoheit von Böhmen an Sachsen, die nach der Beendigung des bayerischen Erbfolgekrieges erfolgte. Kursachsen umfaßte damals 715 Quadratmeilen und zählte gegen 2 Millionen Einwohner; es war bei einer Dichtigkeitsziffer von 2700 auf eine Quadratmeile das dichtest bevölkerte deutsche Land. Die Bewohner vertheilten sich auf 275 Städte und 6422 Dörfer. Dresden hatte noch nicht 50 000 Einwohner. Sachsen war noch nicht ein einheitlicher Staat nach modernen Begriffen, wie es das benachbarte Preußen schon längst war. Nur einzelne Behörden gehörten dem ganzen Lande an, für die eigentliche Verwaltung bildeten die Erblande mit den schwarzburgischen, stolbergischen, solmsschen und schönburgischen Lehnsherrschaften, ferner die Lausitzen, dann Querfurt, Henneberg, Treffurt und Mansfeld gesonderte Bezirke. Freilich läßt sich, ganz besonders gegen Ende des Jahrhunderts, ein centralistischer Zug nicht verkennen.

Kurfürst Friedrich August III., der im Jahre 1763 seinem Vater, zunächst bis 1768 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Prinzen Xaver, gefolgt war, stand im 39. Lebensjahre. Seit 1769 war er vermählt mit Maria Amalia, der Tochter des Pfalzgrafen von Zweibrücken; das einzige Kind aus dieser Ehe, die Kurprinzessin Maria Augusta, stand im 7. Jahre. Des Kurfürsten Bruder Anton war 34 Jahre alt und seit 1787 zum zweiten Male verheirathet mit Maria Theresia, der Tochter des Kaisers Leopold II. von Oesterreich. Der jüngste, im 30. Jahre stehende Bruder Maximilian war noch unvermählt. Die gleichfalls unvermählt gebliebene Schwester des Kurfürsten, Prinzessin Maria Anna, war 28 Jahre alt, ihre um 4 Jahre ältere Schwester war seit 1774 mit dem Pfalzgrafen Karl II. von Zweibrücken verheirathet. Prinz Xaver, der ehemalige Verwalter des Landes, der Oheim des Kurfürsten, lebte auf seinen Gütern Chaumot und Pont-sur-Seine bei Paris, bis ihn die Unruhen der Revolution bewogen, sich nach Rom zu wenden.

Friedrich August hatte sich die Aufgabe gestellt, unbekümmert um die Lockungen äußeren Glanzes und um den zweifelhaften Ruhm der großen Politik, sein Land innerlich zu kräftigen und seine Unterthanen glücklich zu machen. Deshalb wies er die polnische Krone, die man ihm anbot, ohne weiteres zurück; deshalb war sein eifriges, durch die Mittellage seines Landes bedingtes Bestreben, in dem sich zuspitzenden Conflicte zwischen Preußen und Oesterreich die Neutralität zu wahren, soweit dies überhaupt nur möglich war. Sein Herz war von inniger Liebe zu seinem Volke erfüllt, die zwar gewöhnlich unter der Decke förmlicher Steifheit sich schüchtern barg, aber hin und wieder doch in glänzender Klarheit und leuchtender Wärme hervorbrach. Als ihm Preußen den Vorschlag einer Gebietsvertauschung machte, antwortete er, er könne sich nicht entschließen, treue und ihm ergebene Unterthanen abzutreten oder zu vertauschen. Für ihn war das landesherrliche Interesse mit dem Wohle der Unterthanen identisch; er nimmt des Oefteren Gelegenheit, seine Beamten auf diese Identität hinzuweisen. Sein strenger Rechtssinn, der ihm schon zu seinen Lebzeiten den Ehrennamen des Gerechten gab, ließ ihn nur nach genauer Kenntniß und Erwägung entscheiden; deshalb war das „Actenlesen und Destilliren“ das Hauptmerkmal der Staatsverwaltung, die Hauptthätigkeit der entscheidenden Behörden. Pflichttreu und streng, fest und besonnen, gerade und ehrlich dachte, redete und handelte er in allen Verhältnissen, über alle Zweige des Staatshaushalts erstreckte sich seine Sorgfalt, und seine Gewissenhaftigkeit wurde leuchtendes Vorbild für seine Beamten, die er mit peinlicher Sorgsamkeit auswählte. Oft genug hat er ausgesprochen und bewiesen, daß „nur Geschicklichkeit und Fleiß, nicht die Geburt zu Aemtern befähige“. Er war der eigentliche Träger der Staatseinheit, überall hin drang sein Blick, weder Verwandte noch Günstlinge erlangten einen Einfluß auf seine Entschließungen.

Die ständische Verfassung, die ständischen Rechte waren in Sachsen weit mehr erhalten geblieben, als beispielsweise in Preußen; aber da die Stände lediglich ihre Sonderinteressen verfolgten und kein Verständniß für die Aufgaben des Staates zeigten, waren sie mehr hemmendes als förderndes Glied des Organismus. In demselben Maße, in dem sie sich mehr und mehr vom Boden des Volkslebens loslösen und einen einseitigen Interessenstandpunkt vertreten, schwindet ihre Bedeutung und das Gewicht ihrer Meinungsäußerung. Ueberdies sind sie theilweise saumselig in der Vertretung ihrer Pflicht, so daß Demjenigen, der dreimal hinter einander bei ständischen Versammlungen unentschuldigt fehlt, der Ausschluß angedroht wird. In jedem sechsten Jahre findet ein ordentlicher Landtag, seit 1775 im sogenannten Landhause statt. Der Schwerpunkt der Thätigkeit lag in den Ausschüssen, welche jede von den 3 Curien wählte. Diese Ausschüsse blieben von einer Ständeversammlung zur nächsten bestehen, durch sie allein erfolgte die Verhandlung der einzelnen Curien mit einander. Die erste Curie bestand aus 6 Abgeordneten der 3 Stifte: Meißen, Zeitz und Merseburg, 9 Abgeordneten der Grafen und Herren von Schwarzburg, Mansfeld, Solms, Stolberg und Schönburg und 6 Abgeordneten der beiden Universitäten Wittenberg und Leipzig; die zweite aus der schriftsässigen Ritterschaft, die 16 Ahnen aufweisen konnte, und 43 Abgeordneten der

amtsässigen Ritterschaft; die dritte endlich aus den Abgeordneten der 128 landtagsfähigen Städte. Diese letzteren vertraten in der Regel die Sonderinteressen des Rathes in der einseitigsten Weise.

Die Zahl der Staats- und oberen Verwaltungsbehörden war immer noch groß; die Wirkungsbereiche der einzelnen griffen vielfach in einander über, so daß nicht immer Klarheit herrschte. An der Spitze der Staatsverwaltung stand das Geheime Cabinet mit 3 Departements, welches die eigentlichen Hof- und Hoheitsangelegenheiten umfaßte, und das Geheime Consilium mit 7 Departements für die Staats- und Verwaltungsangelegenheiten. Die Departementsvorstände für das Geheime Cabinet hießen Cabinetsminister, die im Geheimen Consilium Conferenzminister. Außerdem gehörten zu den höchsten Behörden die Landesregierung, der Kirchenrath, das Oberconsistorium, das Oberappellationsgericht, das Geheime Kriegscollegium, die Commerziendeputation, das Obersteuercollegium und das Finanzcollegium, über welches etwas eingehender zu handeln sein wird.

Die Finanzen des Kurstaates, welche während des siebenjährigen Krieges in bedenklicher Weise zerrüttet wurden, begannen sich durch die musterhaft sparsame Wirthschaft des Kurfürsten wieder zu heben. Die sächsischen Staatspapiere, welche 1756 werthlos gewesen waren und 1769 mit 65% gezahlt wurden, standen 1789 ein wenig über dem Nennwerthe. Die Kammerschulden, d. h. die Schulden, die auf dem Besitz der Krone lasteten, wurden durch Amortisation gemindert. Die Cassenbillets, welche zuerst förmlich verhaßt waren und lange Zeit mit mißtrauischen Augen angesehen wurden, wurden mehr und mehr beliebt. Zur Vereinfachung des vielgestaltigen und vielgespaltenen Rechnungswesens schuf Friedrich August 1773 die Generalhauptcasse, welche die Einnahmen aus Regalien, Abgaben, der Accise, den Krongütern, den Geleiten und Zöllen umfaßte. Diese Generalhauptcasse ward dann mit dem Generalaccisclollegium und dem Berg- und Kammercollegium verschmolzen und erhielt dem Namen „Geheimes Finanzcollegium". Der erste Vorstand dieser neugeschaffenen Finanzbehörde war der Graf v. Wallwitz. Das Collegium zerfiel in 3 Departements, von denen eines die Regalien, das andere die indirecten Abgaben, das dritte die Kammergüter umfaßte, und 4 einzelne Cassen, nämlich die Rentkammer, die Generalaccishauptcasse, die Generalkriegscasse und die Hauptcasse. Die Cassenführung beaufsichtigte der Kurfürst auf's Genaueste selbst, Monatsabschlüsse und Haushaltpläne mußten ihm jederzeit vorgelegt werden. Die Einkünfte dieser Cassen betrugen etwa 4 Millionen Thaler; die Steuern brachten 2½ Millionen ein, am meisten die Schock- und die Quatembersteuern, während die Tranksteuer nur gegen 300000, die Personensteuer nur etwa 200000 und der sogenannte Mahlgroschen gar nur 35000 Thaler brachte.

Die Rechtspflege war noch ungemein verworren, da sie ohne jede einheitliche Leitung war und die einzelnen Grundherren mit besonderer Eifersucht auf dem Rechte eigener Gerichtsbarkeit bestanden. Die angestrebte Reform kam nicht über einige beachtenswerthe Ansätze und Anfänge hinaus, weil sie das Uebel nicht an der Wurzel fassen konnte. Dankenswerth war vor Allem die Abschaffung der Verpachtung der kurfürstlichen Justizämter. Bis dahin waren diese Justizämter gegen eine gewisse Summe an Rechtskundige oder auch an Nichtjuristen verpachtet worden, denen zugleich auch die Einziehung der Sporteln überwiesen war. Daß eine solche Verpachtung der Sporteln die Rechtspflege zu einer Sporteljägerei machen mußte, ist klar. Zuerst stellte Friedrich August bei dem Justizamte Zwickau einen fest besoldeten Amtmann an und neben ihm einen Sporteleinnehmer, der die Sporteln an die Staatscasse abzuliefern hatte. Gleiche Einrichtungen wurden nach und nach in allen Justizämtern getroffen. Von einzelnen Neuordnungen mögen noch erwähnt werden die Erweiterung des Thätigkeitsbereiches des Appellationsgerichtes, das in zwei Senate gegliedert und dessen Rathsstellen erheblich vermehrt wurden, ferner die schärfere Trennung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, dann die 1789 erfolgte Einrichtung eines ständigen Generalkriegsgerichtes, endlich die Veröffentlichung und Einführung einer Vormundschaftsordnung, deren Gesammtrichtung und Einzelbestimmungen damals für musterhaft gelten mußten und auch thatsächlich galten. Die schärferen Mittel zur Hervorlockung der Wahrheit und die entehrendsten Strafen wurden abgeschafft.

Die Polizei war im Allgemeinen noch mit der Rechtspflege verbunden, nur Leipzig und Dresden hatten besondere Polizeibehörden. Während in früheren Jahrhunderten die polizeilichen Verordnungen sich besonders gegen den Luxus in allen Formen und Arten gewandt hatten, war die Thätigkeit der polizeilichen Verfügungsbehörden jetzt mehr auf den Schutz der Bürger gerichtet. Im Jahre 1768 war das Sanitätscollegium entstanden, bestehend aus den kurfürstlichen Leibärzten, den Decanen der beiden medicinischen Facultäten und anderen ernannten Mitgliedern. Dies Collegium erließ Anweisungen über Lebensrettungen, Verordnungen über Begräbnisse, Bekanntmachungen über die Kennzeichen des eingetretenen Todes, Vorschriften über Weinuntersuchung, Warnungen vor dem Branntweingenusse und prüfte auch Diejenigen, welche nicht studirt hatten und doch zur ärztlichen Kunst tauglich schienen, pro praxi medica. 1787 wurde die Brandversicherungssocietät gegründet, der jeder Hausbesitzer beitreten mußte. Das Bettler- und das Paßwesen erfuhren eine neue und durchgreifende Regelung. Die Zuchthäuser, die noch in organischer Verbindung mit den Irren-, Armen- und Krankenhäusern standen, wurden erweitert und vermehrt, 1775 ward die Landesanstalt Zwickau gegründet, die Hausordnung von Waldheim war so berühmt, daß der König von Dänemark sie für ähnliche Einrichtungen in seinem Lande zum Muster nahm. Bezüglich der Armen wird zum ersten Male der Grundsatz ausgesprochen, daß die Sorge für das Armenwesen in erster Linie und in der Hauptsache Sache der Gemeinde sei. Daß die Gemeindepflicht die Wohlthätigkeit der Einzelnen nicht überflüssig macht, ward trotzdem erkannt. In Marienberg begann der Diaconus Wagner ein großes Armenunterstützungswerk, in Dresden wirkte die Gesellschaft zur christlichen Liebe und Mitleid segensreich; bald nach dem Jubiläumsjahre entstanden in der Residenz der Verein zu Rath und That und in Leipzig die Gesellschaft der Armenfreunde, die beide bis heute unendlich viel Gutes gestiftet haben. Die Einsicht, daß man den Kindern der Armuth wenig Besseres mitgeben könne, als eine tüchtige Geistes- und Herzensbildung, führte zur Gründung von Armenschulen. So entstand durch die Dresdner Freimaurer in Dresden-Friedrichstadt eine Armenschule, so errichtete der Buchhändler Wendler eine Freischule in Leipzig, später erst folgte der Rath der ebengenannten Stadt mit der Begründung der noch heute blühenden und mit der Wendlerschen vereinigten Rathsfreischule.

Die große Heeresvermehrung, welche der Administrator Prinz Xaver, belehrt durch die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges, geplant und begonnen hatte, war zwar Thatsache geworden, aber nur auf kurze Zeit. Das Ziel des Prinzen war die Schöpfung eines kriegstüchtigen Heeres nach preußischem Vorbilde. Dazu bedurfte es sowol einer Vermehrung der Truppen als auch einer Säuberung und Hebung des Officiercorps. Um das Letztere zu erreichen, bestimmte er, daß in der Hofrangordnung das Militär den Vorrang vor den Civilbeamten habe, erneuerte den St. Heinrichsorden, gründete 1766 eine Schule für Artillerieofficiere und entließ eine Menge höherer Officiere, die ohne militärische Kenntniß lediglich Titularofficiere waren. Von den Ständen verlangte er die Bewilligung der Kosten, welche die Ausrüstung und Unterhaltung von 8516 Mann und 2557 Pferden, um die er das stehende Heer zu vermehren entschlossen war, machen würde. Da die Stände diese Summen angesichts der Nothlage des erschöpften Landes nicht zu bewilligen in der Lage waren, kam es zu einem Conflicte. Prinz Xaver führte trotzdem die Heeresvermehrung durch; als er aber nach erfolgter Durchführung keine Mittel zum Unterhalte seiner Truppen hatte, sah er keinen andern Ausweg, als die Niederlegung der Regentschaft, zu der er denn auch schritt, obgleich der Kurfürst das 18. Lebensjahr noch nicht ganz vollendet hatte. Daß er die kostspieligen Gardetruppen verminderte, war eben so dankenswerth, wie die Aufhebung der bedeutungslosen Festungen Wittenberg, Pleißenburg, Senftenberg, Stolpen und Sonnenstein. Zur Zeit des Jubiläumsjahres war das kursächsische Heer nicht schlechter, als die meisten deutschen Heere, einschließlich des preußischen. Es hatte dieselben Mängel, welche die Friedensheere der damaligen Zeit aufwiesen. Die massenhaften Beurlaubungen verliehen den Truppenverbänden den Eindruck des Halben, Unfertigen, und machten ein Ineinanderarbeiten der verschiedenen Mannschaften unmöglich. Die meisten Officiere waren zu alt und hatten die einem Truppenführer und Mannschaftserzieher nöthige jugendliche Straffheit und Spannkraft längst verloren. Die Dienstzeit war so lang, daß der Soldat, der sich in der Regel verheirathete — im Jahre 1806 gab es im sächsischen Heere 7400 Soldatenfrauen und 12400 Soldatenkinder —, schlaff ward und verbummelte. Die Waffenübungen waren schwerfällig, mehr auf die Parade als auf den Krieg berechnet; es herrschte die Schablone, die Form hatte ihren Inhalt fast ganz eingebüßt. Trotzdem scheint das sächsische Heer sich vor den andern noch wesentlich ausgezeichnet zu haben; wenigstens sind Lobeserhebungen

über die Vollkommenheit des kursächsischen Kriegsstandes nicht selten. Werbungen außer Landes nahm der Kurfürst nicht vor, so daß Herzog Karl August von Sachsen-Weimar die sächsische Armee die „einzige Nationalarmee“ nennen konnte.

Die Landwirthschaft hatte nicht nur durch den langen Krieg und seine mittelbaren und unmittelbaren Folgen, sondern auch durch mehrere Theuerungsjahre empfindlich gelitten. Der Staat war eifrig bestrebt, sie wiederum zu heben. Wenn auch die 1764 gestiftete Landes-Oekonomie-, Manufactur- und Commerziendeputation vermöge der Unzulänglichkeit der ihr zu Gebote stehenden Mittel wenig erreichte und sich auf Vertheilung von Prämien und Ansammlung von statistischen Angaben beschränkte, so war die Gründung derselben immerhin ein wichtiges Ereigniß, da Sachsen mit der Verwirklichung dieses volkswirthschaftlichen Gedankens allen europäischen Staaten voranging. Wichtig war die 1789 erlassene gesetzliche Bestimmung, nach welcher die Befugniß zur Aufhebung der Gemeindehutung ertheilt wurde; freilich wurde von dieser Befugniß nicht sofort und nicht allenthalben Gebrauch gemacht. Die 1787 errichteten vier landesherrlichen Gestüte sollten die inländische Pferdezucht heben, haben aber dieses Ziel niemals vollständig erreicht. Lohnender war der Versuch, der mit der Einführung der spanischen Merinoschafe zunächst auf den Kammergütern Hohnstein, Rennersdorf und Lohmen gemacht wurde. Die Wolle dieser kurfürstlichen Schäfereien erlangte bald europäische Berühmtheit; auch der Graf von Schönburg auf Rochsburg zeichnete sich als Züchter aus, so daß der Stein der auf seinen Gütern erzeugten Wolle mit 40 Thalern bezahlt wurde, in einer Zeit, wo das Tagelohn 4 Groschen betrug. Der Obstbau wurde durch Prämien gehoben, das Interesse der Bevölkerung auf alle mögliche Weise angeregt. Besonders Tüchtiges leistete der berühmte Schubart von Kleefeld, der in einer Reihe brauchbarer Bücher die Einführung der Stallfütterung, die Anpflanzung von Futterkräutern, Krapp, Runkelrüben und Tabak, die Abschaffung der Brachen- oder Dreifelderwirthschaft und die vernünftige Ausnutzung des Grundes und Bodens empfahl.

Dem Bergbau und seiner Vervollkommnung wandten Prinz Xaver und Kurfürst Friedrich August stete Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1765 wurde in Freiberg die Bergakademie gegründet; ihr erster Leiter war der Berghauptmann v. Heynitz, einer ihrer ersten Lehrer der Chemiker Gellert, ein Bruder des Dichters, einer ihrer ersten Schüler der nachmals so berühmt gewordene v. Trebra. Zehn Jahre nach der Gründung der Akademie wurde der Mineralog Werner an dieselbe berufen; durch ihn bekam sie bald europäischen Ruf. Durch die von dem genannten Gellert angelegten Amalgamirwerke in Halsbrücke wurde der Silberertrag wesentlich erhöht, die Erzeugungskosten bedeutend verringert. Auch der Kohlenbergbau im Plauenschen Grunde nahm einen erfreulichen Aufschwung.

Industrie und Handel strebten mächtig vorwärts. Die Baumwollenindustrie hatte schon seit Jahrhunderten in Chemnitz eine Heimstätte gefunden. Der Engländer Whitefield hatte die erste Spinnmaschine aufgestellt, Esche die Strumpfwirkerei neu eingeführt. In Hartha wurde zuerst durch Bernhard die englische Art des Garnspinnens heimisch gemacht. Die Kattundruckerei hat ein gewisser Schlüssel aus Hamburg in Sachsen eingebürgert. Daneben blühte die Wollmanufactur weiter, wenn sie auch ihren Ruhm, das beste Tuch zu liefern, verlor und zur Anfertigung mittlerer Tuchsorten überging. Der Oberlausitzer Leinwandhandel nahm an Bedeutung und Ausdehnung immer zu, sein Hauptabsatzgebiet war Amerika. Im Erzgebirge wurde die Holzdrechselei und die Spielwaarenindustrie heimisch; das Meißner Porzellan erlangte einen Weltruf. Um den soliden Handel zu heben, wurden die Jahr- und Wochenmärkte von gewissen beschränkenden Bestimmungen befreit und die Erlaubniß zum Hausiren nicht ohne Weiteres ertheilt. Auf die Besserung der Straßen und Landwege war die Regierung stets bedacht. Der Flußhandel war durch die verschiedenen Zölle, Stapelgerechtigkeiten und Schleußengebühren wesentlich erschwert. Ein interessantes Unternehmen, von dem man große Erwartungen hegte, ward im Jubiläumsjahre begonnen: die Unstrut sollte schiffbar gemacht und die obere Saale durch einen über Leipzig gehenden Canal mit der Elbe verbunden werden. 3 Millionen Thaler wurden zur Ausführung des Planes bestimmt. Der Canal ward zwar begonnen und bis Weißenfels fortgeführt, aber dann „wegen der schwierigen Zeitläufte“, wol auch wegen der Schwierigkeiten des Unternehmens selbst, liegen gelassen. Nach langem Ringen war Leipzig anerkanntermaßen erster Meß- und Handelsplatz im Allgemeinen und für den Buchhandel im Besonderen geworden. Die Buchhändlermesse wurde zu einem „Schaumarkt der Literatur“, die Leipziger Commissionäre zu Vermittlern des gesammten deutschen und eines großen Theiles des außerdeutschen Buchhandels. Die Meßbesucher wählten aus ihrer Mitte eine Abordnung von 3 sächsischen und 6 nichtsächsischen Buchhändlern, welche die Interessen des Buchhandels zu vertreten hatten und ihre Wünsche, Beschwerden und Gutachten an die Büchercommission bringen durften. Diese letztere, welche aus Raths- und Universitätsabgeordneten bestand, übte in durchaus milder Weise die Censur.

In der evangelischen Kirche Sachsens herrschte, wie fast allerorten im deutschen Lande, der dürre Rationalismus, seine Hauptvertreter waren Tittmann in Dresden und Rosenmüller in Leipzig. Trotz oder vielleicht gerade wegen dieser allmächtigen Herrschaft des Rationalismus fanden alle Arten des gröberen und feineren Aberglaubens zahlreiche Anhänger in allen Schichten und Kreisen der Gesellschaft. Man suchte, da die dürre Weide des Rationalismus nichts bot, irgendwo etwas Wunderbares und ließ sich von jeder geheimnißvollen Hülle, wenn auch der Kern werthlos war, täuschen. So erklärt sich's, daß die Orden der Freimaurer, Rosenkreuzer u. A. gerade in der rationalistischen Zeit am meisten an Ausdehnung gewannen und selbst scheinbar klare Köpfe durch ihren halb überspannten, halb kindischen Geheimnißkram zu täuschen vermochten; so kam es, daß ein heruntergekommener, bankrott gewordene Leipziger Kaffeewirth, Namens Schrepfer, unter dem Namen eines Barons v. Steinbach, in einer von ihm gestifteten inneren Loge des Gold- und Rosenkreuzordens, dem die feinere Welt Dresdens angehörte, Geister citirte und für seinen Humbug eine Menge Gläubige fand, bis er, von seinen Gläubigern gedrängt, sich im Rosenthale erschoß. Daß im niederen Volke der Aberglaube noch eine Macht war, bedarf nicht näherer Erörterung. Die sächsische Landeskirche umfaßte damals 8 Consistorien (Dresden, Leipzig, Wittenberg, Wurzen, Eisleben, Glauchau, Roßla und Sonnewalde), 77 Superintendenturen bez. Inspectionen und 2222 Parochien mit 2833 Kirchorten.

Das Schulwesen erfuhr eine Neuregelung durch Ernesti's berühmte Schulordnung aus dem Jahre 1773. Als Ziel der niederen Volksschule wurde dort hingestellt Fertigkeit im Lesen und Kenntniß der christlichen Hauptlehren. Daß dies nicht allzu hohe Ziel dennoch nicht allenthalben erreicht wurde, daran trug die mangelhafte Vorbildung der Lehrer den größten Theil der Schuld. In der Regel beschäftigten sich die Pfarrer mit der Heranbildung von Volksschullehrern, besonders berühmt hat sich dadurch der Pfarrer und nachmalige Seminarvorsteher Dinter in Kitzscher bei Borna gemacht. 1788 entstand das erste staatliche Seminar in Dresden-Friedrichstadt, außerdem bestanden noch Privatseminarien in Freiberg, Plauen, Zwickau, Glauchau, Zeitz und Lucka. In Leipzig entstand 1778 durch Heinicke eine Taubstummen-Lehranstalt; höhere Bürgerschulen kamen erst am Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts auf. Als pädagogischer Schriftsteller machte sich besonders Chr. Weiße durch sein ABC-Buch und seinen „Kinderfreund“ berühmt. Die Gelehrtenschulen hatten den Kreis ihrer Bildungsmittel wesentlich erweitert; Latein stand zwar noch immer im Mittelpunkte, aber schon war der deutsche Aufsatz eingeführt und den Realien und der Mathematik größerer Raum gewährt worden. Die Universitäten erfreuten sich nach wie vor der besonderen Gunst des Landesherrn, die Professuren wurden vermehrt, Laboratorien, Kliniken, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, eine Hebammenschule angelegt. In Leipzig, das an Bedeutung weit über Wittenberg empor ragte und als weltmännische Universität, als Klein-Paris galt, wirkten die Philologen Reiz und Beck, die Philosophen Morus und Platner, die Juristen v. Winckler und Haubold und der Mediciner Hebenstreit. 1787 entstand hier die hernach berühmt gewordene Linné'sche oder naturforschende Gesellschaft; um dieselbe Zeit gründete der polnische Sonderling Jablonowski die nach ihm genannte societas Jablonoviana, welche seitdem alljährlich bedeutende Preise für die Lösung geschichtlicher, mathematisch-physikalischer oder staatswirthschaftlicher Aufgaben vertheilt.

An dem wissenschaftlichen nnd künstlerischen Leben der Zeit nahm Sachsen lebhaft Theil. In Leipzig lebte der Dichter Weiße, vorübergehend auch Stockmann, der Sänger des Grabliedes: „Wie sie so sanft ruhn“, und Garve, Jean Paul begann hier seine literarische Thätigkeit, Schiller hielt sich 1785 in Gohlis und bis 1787 in und bei Dresden auf. In Dresden selbst hatte sich der Fabeldichter Langbein als Advocat niedergelassen. An der Thomana und am großen Concert in Leipzig wirkte Hiller, in Dresden als

Oberkapelldirector Naumann. Die Leipziger Malerakademie leitete Oeser, die Dresdner Casanova, der Bruder des berüchtigten Abenteurers, und Zeisig; später lehrte auch in Dresden der große Archäolog Böttiger. An der Bibliothek, die auf 174000 Bände angewachsen war und seit 1788 im japanischen Palais eine Heimstätte gefunden hatte, war Adelung thätig. Die Dresdner Sammlungen waren damals schon ein Anziehungspunkt für viele Tausende, für ihre Vermehrung ward unablässig gesorgt.

XII. Schlußwort.

Wieder ist ein Jahrhundert vorübergerauscht! Wie haben sich die Zeiten gewandelt seit jenem letzten Jubiläumsjahre! Der Wettiner Besitz ist um ⅔ verkleinert worden, das Kurfürstenthum zum Königreiche geworden. Stürme sind dahingezogen über das Land, die es bis in die Tiefe aufwühlten. Zweimal hat die Glocke der Empörung geschallt, viermal ging es hinaus zu blutigem Männerkampfe nordwärts, südwärts und ostwärts. Aber nach den Stürmen ward es wieder still, aus den Kämpfen erwuchsen köstliche Früchte. Dem Volke ist die Verfassung gegeben worden, die es ersehnte; das Reich ist wieder erstanden, herrlicher als je zuvor, und der treueste Hüter des Reichsgedankens, der seine Bundestreue auf blutigen Schlachtenplanen, in langen Friedensjahren und in des Reiches Schmerzenszeit köstlich bewährt, feiert nun, beglückwünscht von seinem kaiserlichen Bundesgenossen, jubelnd begrüßt von seinem treuen Volk, das 800jährige Jubelfest, das vor ihm kein deutscher Fürst zu feiern in der Lage war. Ein herrliches Fest, herrlich besonders dadurch, daß es getragen und bereitet ist von der freien Liebe des Volkes! Wer mitten drin gestanden hat in den festlichen Vorbereitungen und das Alles geschaut und gelesen hat, was in allen Theilen Sachsens für das Fest geplant, geschrieben und gesungen worden ist, der hat den Hauch dieser freien Volksliebe allerorten reichlich gespürt. Da ist nichts Gemachtes und Erzwungenes; Alles drängt sich zum Throne, um das zu bekunden, was als mächtiges Gefühl in Aller Herzen lebt. Und ist es manchmal ein Stammeln nur, solch kunstlose Sprache kündet oft die reichste Fülle des Herzens. Das schöne Wort vom Landesvater und den Landeskindern ist für Manche zum Gespött geworden; durch die Festvorbereitungen des Sachsenvolkes geht ein familiärer Zug, es ist, als ob eine große Familiengemeinschaft wetteifere, das Familienhaupt an seinem und der Seinen Ehrentage am meisten zu erfreuen, der Liebe den sinnigsten Ausdruck zu geben. Solche Beobachtung erfrischt und erquickt das Herz, sie läßt für einige Zeit die trüben Schatten vergessen, die auch auf unserem Volksleben liegen, die auch die Sonne des Festes nicht zu verscheuchen vermag. Bald genug wird der Jubel der Feier verklungen sein, und die nüchterne Arbeit, der Kampf des Tages beginnt wieder. Möge als bleibende Frucht des Festes eine Stärkung des monarchischen Gedankens, eine Festigung der Sachsentreue sich in unserm Volke und Lande bemerkbar machen! Was dann auch die Zukunft bringen möge, welche Kämpfe sie in ihrem Schoße auch bergen möge, sie wird, sie muß sich segensreich gestalten. So lange die alte Sachsentreue nicht stirbt, stirbt auch das Sachsenvolk nicht. „Treu unserm Gotte, treu unserm Könige," das sei Sachsens Gelöbniß am Jubeltage.

Bücherbesprechungen.

Ltz.— Paris und die Weltausstellung. (Grieben's Reise-Bibliothek, 21. Bd.) 1889. Berlin, Albert Goldschmidt. 2,50 ℳ. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wie auch direct von der Verlagsbuchhandlung (Berlin, Albert Goldschmidt). Das Buch besteht aus 2 Theilen: Seite I—XXXII: Führer durch die Welt-Ausstellung 1889 und Seite 1—210: Führer durch Paris und Umgebungen; letzterer bereits in 7. Auflage; beide bearbeitet von Friedrich Hermann. Hierzu als Kartenbeilagen ein großer Plan von Paris, den besuchtesten Theil von Paris gebend, in Felder eingetheilt, auf welche sich das Straßenverzeichniß bezieht; ferner ein Orientirungsplan der ganzen Stadt Paris, ein Plan des Bois de Boulogne, eine Karte der Umgebungen von Paris; außerdem verschiedene Skizzen zur Orientirung über hervorragende Gebäude. Die Grieben'schen Reisehandbücher haben sich durch ihre klaren Angaben und Schilderungen als praktische Reisebücher manche Freunde erworben; auch dieses handliche und instructive Buch wird für den Aufenthalt in Paris und seiner Umgebung, wie in der Weltausstellung seine guten Dienste leisten. Da die Eintrittsrouten nach Frankreich nicht angegeben sind, so müssen die Käufer des Buches über die dahin zu nehmende Reisestrecke sich anderwärts die nöthigen Angaben verschaffen.

U. — O. Canter, Die Haus- und Hotel-Telegraphie. 2. Aufl. (A. Hartleben's Elektrotechnische Bibliothek Bd. XIV.) Wien, A. Hartleben. 3 ℳ, geb. 4 ℳ — Das nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Werk hat allgemeinen Beifall gefunden. Dasselbe soll für alle Diejenigen, welche, ohne gerade geschulte Elektrotechniker zu sein, Haustelegraphen herstellen oder sich für diese so weit verbreitete Anwendung der Elektricität interessiren, ein Lehrbuch sein. Dem ins Auge gefaßten Leserkreise entsprechend, sind zunächst in einfacher, auch für den Laien verständlicher Form die Erzeugung und die Eigenschaften des elektrischen Stromes und zwar von letzerem ausführlicher Elektromagnetismus und Induction auseinandergesetzt. Hieran schließt sich eine eingehende Beschreibung der Apparate für Haus- und Hoteltelegraphen, welche besonders darauf Bedacht nimmt, dem Leser die Wirkung und das Functioniren der Apparate möglichst zu erläutern. Die Beschreibung der Apparate ist eine sehr vollständige. An dieselbe schließt sich eine Besprechung der selbstthätigen Meldeapparate, Thürcontacte, Tretcontacte (welch letztere passender in der vorhergehenden Abtheilung untergebracht wären), Uhrcontacte, elektrischen Aufziehvorrichtungen für Uhren, elektrischen Thürschlösser, Fernmelder und Signalthermometer. Der ausführlichen Beschreibung aller für die Haustelegraphie vorkommenden Materialien folgt eine praktische Anleitung in der Ausführung der Telegraphenbauarbeit und in der Auffindung und Beseitigung etwaiger Betriebsstörungen. Das durch 114 gute Abbildungen illustrirte Werk kann als zuverlässiger Rathgeber allen Interessenten empfohlen werden.

J. R. Familien-Chronik. Gedenkbuch für Mädchen und Frauen. Lahr, Moritz Schauenburg. — Den buchhändlerischen Unternehmungen, die insbesondere für die Frauenwelt bestimmt sind, gesellt sich hier ein neues zu. An eine Anzahl glücklicher Zeichnungen Erdmann Wagner's, welche das ganze Leben des Weibes von der Wiege bis zum Grabe, als Kind, Jungfrau, Frau, Mutter, Großmutter illustriren, schließen sich leere Blätter an, die bestimmt sind, die Notizen der Schreiberin über ihre Erlebnisse aufzunehmen. Durch fortlaufendes Eintragen derselben wird das Buch allmälig zu einem Tagebuch des ganzen Lebens, und somit auch zu dem, was der Titel besagt: einer Familienchronik. Die Ausstattung ist eine kostbare, und da der Preis im Verhältniß zu derselben ein sehr niedriger (4 ℳ) ist, so verdient das Prachtwerk der weiblichen Lesewelt empfohlen zu werden.

J. R. Eine Lüge? Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, C. Reißner. 3,50 ℳ — Der Verfasserin dieses Romans scheint jetzt eine ähnliche Gunst der Lesewelt zu Theil zu werden, wie sie früher die beliebten Erzählungen vom Schlage der Marlitt besaßen. Zweifelsohne steht aber J. Boy-Ed auf einer höheren Stufe, als die eben genannte Schriftstellerin; das bewiesen mehrere ihrer früheren Romane und Novellen, das geht auch aus dem vorliegenden Werke hervor. In einem wichtigen Punkte aber gleicht J. Boy-Ed den meisten anderen Damenschriftstellerinnen — und in diesem Roman tritt das besonders scharf hervor —: in der Hinneigung zu gekünstelten Conflicten. Daß eine Frau es durch 17 Jahre ihrem Manne verheimlicht, daß sie schon einmal verheirathet gewesen; daß der erste Gatte einen Mordversuch auf den Fürsten unternommen hat, in dessen Diensten der zweite Gatte steht, wodurch jener diesem noch besonders verabscheuungswürdig erscheint; daß zum Schluß die durch das Hineintragen einer Lüge in das sonst glückliche Eheleben schuldig Gewordene doch noch die Verzeihung des Gemahls erlangt: all Das mag — namentlich für die Leserkreise der Familienblätter — sehr spannend sein, nur schade, daß es zu absonderlich ist, als daß es uns zu erwärmen vermöchte. Auch ist es psychologisch sehr schwer begreiflich, daß der Mann nicht die Begierde empfindet, dem dunkelen Punkte in der Vergangenheit seiner Frau nachzuforschen, da er doch (S. 11, 73, 104) weiß, daß ein solcher vorhanden ist; der Argwohn ist hier eine sehr natürliche Regung. Sonst enthält der Roman hübsche, ja glänzende Scenen (S. 126, 164). Man kann nur den Wunsch hegen, daß die begabte Erzählerin nicht weiter den Spuren der seligen Frau Marlitt folgen möge.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 72. Dienstag, den 18. Juni. 1889.

Die Theodicee des Philosophen G. W. Leibniz.*)

Von Gustav Portig.

Im Gegensatz zum System des Spinoza, dieser Verabsolutirung des Gesetzbegriffes, gründet der erste große Philosoph des evangelischen Deutschland seine Weltanschauung auf den Begriff des Lebens, besser: des Lebensgeistes. Das Weltall ist ihm nichts weiter als der Inbegriff von zahllosen Ausgestaltungen der lebendigen Kraft; aber alle diese Kraftgebilde sind zugleich Krafteinheiten oder individuelle Daseinsformen, welche alle unter sich in ewig vorausbestimmter Harmonie stehen. Während nun Leibniz aus dem Schatze der protestantischen Urgedanken den Begriff der Lebenskraft sowie den der Individuation, höher hinauf: der Individualität, herübernimmt, so bleibt er doch gleichzeitig auf dem Boden der antik-mittelalterlichen Philosophie stehen, insofern er seine Weltkraft der Hauptsache nach als Kraft des Denkens oder Vorstellens auffaßt. So wird ihm der ganze Weltprozeß wesentlich ein Aufklärungsprozeß, welcher sich von der leisesten Regung einer unbewußten, dunklen Vorstellung durch zahllose Zwischenstufen hinauf bewegt bis zur höchsten, weil klarsten Vorstellungskraft, bis zur Urmonas oder Gott. Dieser Entwickelungsprozeß wird bei Leibniz geregelt durch „das Gesetz des Zusammenhanges", von welchem er auch in seiner Theodicee „die Welt beherrscht" sein läßt. Diesem Gesetz zufolge sind alle Krafteinheiten (Monaden) nur durch unmerklich kleine Unterschiede von einander getrennt, so daß „man die Ruhe als Bewegung, die Gleichheit als Ungleichheit ansehen kann". Dies ist um so eher möglich, als „die Gesetze der Natur weder ganz (d. h. mechanisch) nothwendig, noch auch ganz willkürlich sind". Vermöge dieses Gesetzes der Continuität gehen auf der unendlichen Stufenleiter der Monaden die untersten dunklen Vorstellungstheile ganz allmälig in immer hellere und oben hellste Theile über. Ueberträgt man diese Anschauung vom physisch-logischen Gebiet auf das ethische, so wird auch der Unterschied zwischen gut und böse zu einem Verschwimmen beider ineinander: Gutes und Böses verfließen wie Ruhe und Bewegung unmerklich zusammen.

Ist nun dieser ganze unendliche Lebenprozeß der Welt nur eine Selbstentfaltung und Bethätigung der mathematisch geregelten Denkkraft, so muß auch das Ergebniß dieses Prozesses eine vollendete Harmonie, d. h. eine vernunftnothwendige Gesetzmäßigkeit sein. In der That erklärt Leibniz in seiner Theodicee immer wieder seine Lehre von der „vorausbestimmten Harmonie" für den Schlüssel zu seinem System der Religionsphilosophie. Nach Leibniz findet statt „eine vorausbestimmte Harmonie zwischen allen Dingen, also auch zwischen dem Reich der Gnade und dem Reich der Natur, zwischen den Rathschlüssen Gottes und unseren vorausgesehenen Handlungen, zwischen allen Theilen der Materie, ja selbst zwischen dem Zukünftigen und dem Vergangenen". „Das Reich der Natur mit seinen (blos mechanisch) wirkenden Ursachen läuft parallel dem Reich der Gnade mit seinen (zweckvollen) Endursachen." „Die göttliche Weisheit hat die beste aller möglichen Welten hervorgebracht. Dieselbe ist ebenso geregelt wie die Mathematik, in welcher es weder ein Größtes noch ein Kleinstes giebt." (!) Wird nun die Welt der mathematischen, logischen und physikalischen Wahrheiten nicht untergeordnet der Welt der ethischen Wahrheiten, sondern läßt man mit Leibniz beide einander parallel laufen, so ist man berechtigt, Vorgänge der einen Welt als Beweismittel für Vorgänge der gleichartigen anderen Welt zu gebrauchen. Das thut denn auch Leibniz in ausgiebigster Weise. Er scheut sich nicht, das (ethische) Böse mit der (physischen) Finsterniß und Kälte als gleichartig zu setzen. Durch viele Naturvorgänge sucht er den Satz glaubhaft zu machen: „Oft bewirkt ein Uebel etwas Gutes, oft haben zwei Uebel ein größeres Gute bewirkt"; als wenn man durch zwei negative Größen eine positive, durch mehrere physische eine ethische herausbringen könnte! Wie aber selbst ein Leibniz durch diese Gleichsetzung von zwei wesensverschiedenen Welten sich zu Oberflächlichkeiten verleiten lassen kann, beweist sein Ausspruch: „Es ist weit mehr Gutes als Böses im menschlichen Leben, gleichwie es weit mehr Häuser als Gefängnisse giebt." Ja, noch mehr! Derselbe Denker sagt im Widerspruch zu sich selbst an einer anderen Stelle seines Buches: „Man kann zugeben, daß in dem Menschengeschlecht mehr Böses als Gutes zu finden ist."

Herrscht nun im Weltall eine vorausbestimmte Harmonie, dann kann es zwar nicht schlechthin vollkommen sein, wie Gott, wol aber muß es die beste unter allen möglichen Welten sein. Leibniz erklärt geradezu: „Hätte Gott mit der Zulassung des Bösen einen Fehler gemacht, so würde er fortwährend Verdruß empfinden." Da ist uns denn doch ein Gott lieber, dessen heilige Liebe den tiefsten Schmerz über die im Argen liegende Welt empfindet; Leibniz aber muß von seinen philosophischen Vordersätzen aus folgerecht zu einer durchaus optimistischen Weltanschauung gelangen. Dafür zahlt er den bedenklichen Preis, daß er alle Erscheinungen abschwächt oder umdeutet, welche sich in dieses philosophische Kunstwerk nicht einfügen wollen. Ist diese Welt der vollendeten Harmonie der vollgiltige Ausdruck der göttlichen Vernunft, dann können auch Uebel und Böses nur eine scheinbare, nicht aber eine wirkliche Störung dieser Harmonie bewirken.

Die Bestandtheile dieser Weltordnung, die Krafteinheiten (Monaden), sind nun „die Ursachen alles keimartig in ihnen ruhenden innerlichen Thuns und Leidens; auch unsere Seele ist ein herrliches geistliches Automa, welches vermöge der göttlichen Hineinbildung schöne Begriffe aus sich hervorbringt, an denen unser Wille keinen Theil hat". Giebt man dies zu, so bleibt auch nur der Schein der menschlichen Freiheit übrig. Letztere kann dann niemals durch Selbstbestimmung etwas eigentlich Neues setzen, seien es nun gute oder böse Anfänge; in Wirklichkeit handelt nicht mehr der Mensch, sondern Gott im Menschen oder Gott aus dem Menschen heraus.

Wenn ferner Leibniz verlangt, daß alle Thatsachen einen zureichenden Grund haben müssen, so legt er sich dadurch die Verpflichtung auf, einen solchen auch für das Böse zu suchen. In der That glaubt er, ihn gefunden zu haben, verwickelt sich aber in unerträgliche Widersprüche. Zunächst bleibt auch er bei dem alten Gebrauch stehen, in Gott Vernunft und Willen neben einander zu setzen und als deren Aeußerungsformen die göttlichen Eigenschaften anzusehen. Die Richtung der ganzen vorherrschenden Philosophie gipfelt nun auch insofern in ihm, als Leibniz Gott wesentlich als Vernunft bestimmt, und den Willen derselben nach- wie unterordnet; der göttliche Wille sinkt hier herab zum bloßen Werkzeug der Vernunft. „Wol ist Gottes Wille in Kraft seiner Güte thätig,

*) Vgl. Nr. 46 der Wissensch. Beilage.

allein er wird in seiner Wirkung von dem Verstand geleitet." Dieser göttliche Verstand aber ist wiederum abhängig von etwas, was gewissermaßen vor ihm und über ihm ist: von den „ewigen Möglichkeiten oder Wahrheiten". „Der göttliche Verstand enthält die Begriffe aller Dinge in sich; diese Begriffe stellen ihm das Gute und das Böse, die Vollkommenheit und die Unvollkommenheit der Dinge vor. Die möglichen Dinge sind von Ewigkeit her in den Ideen des göttlichen Verstandes; die wirklichen aber hängen ab nicht blos vom Verstande, sondern auch vom Willen. So liegt nun die Möglichkeit des Bösen in der Möglichkeit der Dinge oder der Formen, welche allein Gott nicht gemacht hat, weil er nicht der Urheber seines Verstandes ist. Wenn diese Formen eingeführt werden in die Materie, so concurrirt Gott zu dem Bösen." „Der Verstand enthält das Princip des Bösen, ohne daß er deshalb selbst für böse könnte gehalten werden. Er stellt nur die Natur der Dinge vor, wie solche in den ewigen Wahrheiten sind; er enthält also auch in sich den Grund, warum das Böse zugelassen ist." Hier ist also das Reich der Möglichkeiten etwas, dem Gott sich erst unterordnen muß, wenn er Gott sein will. Führt er nun aber diese „Möglichkeiten" in die Wirklichkeit über, so werden sie nothwendig mit einer Beschränkung oder Vergröberung behaftet — also die alte Schlange von der Materie als dem Ursprung des Bösen!

Von diesem Standpunkte aus ist es ganz folgerichtig, wenn der von der ewigen Möglichkeit des Bösen beherrschte Gott auch das thatsächliche Böse nicht hindern kann. Leibniz schreckt nicht zurück vor dem Satze: „Obwol Gottes Wille allezeit auf das Beste gerichtet ist, so bleibt doch das Böse oder geringere Gute allezeit an und für sich möglich." Ist demnach das Gute nicht das Wesen des ganzen Gottes, sondern steht es dem göttlichen Verstand nur als eine Wahrheit unter vielen, als Gegenpol des Bösen gegenüber, so bleibt auch logisch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieser Gott sich irgend einmal für etwas Böses entschiede! Leibniz opfert denn auch den Menschen dieser „Idee des Bösen", wenn er sagt: „Der Mensch ist insofern selbst der Quell seiner Uebel, als er schon so, wie er ist, in den Ideen des göttlichen Verstandes ist." Das erinnert stark an die grausame Härte des griechischen Schicksals, welches den Menschen schuldig macht, um ihn hinterher bestrafen zu können.

Ferner opfert Leibniz dem Sieg der Vernunftwahrheiten die Oberhoheit der ethischen Eigenschaften in Gott durch folgende Sätze. Grundsatz ist bei ihm, daß das Wirkliche von geringerem Umfang sein müsse als das Mögliche. Da nun der göttliche Wille das wirklich Gewordene hervorgebracht oder mindestens zugelassen hat, so ist er auch schwächer als die göttliche Vernunft, er ist des Vernunftideals nicht ganz mächtig. Leibniz bietet nun Alles auf, um diese Schwäche des Willens durch Gründe zu rechtfertigen. Das gelingt ihm aber nicht, obwol er sich durch ein bestechendes Gleichniß zu helfen sucht. „Gott ist zu allem Guten durch den vorhergehenden Willen (d. h. an und für sich) geneigt; dieser Wille würde auch durchdringen, wenn er nicht durch stärkere Ursachen gehindert wäre. Wirklich durchdringend ist blos der nachfolgende, endgiltige Wille, welcher entsteht aus dem Streit aller vorhergehenden Willen wie die Diagonale im Parallelogramm der Kräfte. Nach seinem vorhergehenden Willen will Gott das Gute, nach seinem nachfolgenden kann er nur das Beste wählen." Hätte Leibniz einen anderen Freiheitsbegriff, so wäre diese Lehre noch eher haltbar; dann würde die Weltregierung Gottes auch mit Compromissen rechnen müssen, ähnlich wie ein constitutioneller Staat immer auf Compromiß-Krücken sich fortbewegt. Da nun aber bei Leibniz der göttliche Liebeswille sich nicht selbst beschränkt, sondern nur der Allmachtswille beschränkt wird durch das Reich der Möglichkeiten, so bleibt auch der Abstand der Wirklichkeit von der Idee unüberwindlich. Leibniz kennt deshalb die Güte nicht als das Wesen, sondern nur als Eigenschaft Gottes; sein Gott ist nur die weltferne Urmonas, welche sich aufklärend durch Propheten und Philosophen der menschlichen Vernunft, nicht aber erlösend als heiligende Gnade dem Willen mittheilen kann. Daher spielt auch Christus in der Leibniz'schen Theodicee so gut wie gar keine Rolle, denn es giebt eben nichts für ihn zu erlösen.

Ist nun Gott die Harmonie der ewigen Vernunftwahrheiten, so muß er nach Leibniz auch eine solche Welt hervorbringen, welche der schönste Abdruck seiner eigenen Harmonie ist. Die mathematische, die logische, die ästhetische Wohlordnung sind dabei nur Spielarten einer und derselben Schönheit, welche in dem Kosmos wirklich geworden ist. So treffen wir auch bei Leibniz wieder auf die Urfactoren der griechischen Weltanschauung, welche selbst der Kirchenvater Augustin nicht überwunden hat; die Welt als ein Erzeugniß der göttlichen Vernunft ist ein Kunstwerk, das Gute ist nur die Innenseite des Schönen, zu den Unterarten des Schönen gehört auch das Böse. Leibniz kleidet diese seine Anschauung in folgende Sätze: „Gott hat bei Schöpfung der Welt den Vorsatz, seine Vollkommenheiten auf die allernachdrücklichste, seiner Allmacht, Güte und Weisheit angemessenste Art zu offenbaren. Er ist nicht weniger der beste Monarch, als der größte Baumeister. Er hat die Vollkommenheit eines großen Architekten, welcher vor dem Bau Alles überlegt hat, was zum Bau kommen soll; er ist wie ein geschickter Bildhauer, welcher aus dem Stoff das schönste Kunstwerk macht, das nur möglich ist. Nun sind zwar einige Unordnungen in den Theilen vorhanden, aber sie erhöhen die Schönheit des Ganzen auf eine bewunderungswürdige Weise, gleichwie gewisse wohlberechtigte Dissonanzen die Harmonie nur desto schöner machen. Ein Theil vom ganzen Besten ist nicht nothwendig das Beste; ein Theil einer schönen Sache ist nicht allemal schön. Ebenso kann oft ein Uebel in einigen Stücken zu einem größeren Guten im Ganzen dienen. Man muß doch glauben, daß das Reich der Gnade auch einigermaßen dem der Natur angepaßt ist, und soviel Ordnung und Schönheit enthält, daß beide zusammen das vollkommenste Ganze ausmachen. Also kann auch durch die Verschmelzung des Guten mit dem Bösen für das Universum ein größeres Gute erzielt werden, als wenn das Gute allein aufträte." Darauf ist zu erwidern, daß man nur durch einen Zusatz von minder Schönem ein rein Schönes zu einem charakteristisch Schönen machen kann; das Böse aber entspricht sehr oft dem positiv Häßlichen, welches niemals die Schönheit eines Kunstwerkes erhöhen kann. Leibniz fühlt nun recht wohl, daß das ethisch Böse bei ihm in vielen Fällen geradezu dem ästhetisch Häßlichen entspricht; darum versucht er, die gegensätzliche Widerwärtigkeit des Bösen dadurch abzuschwächen, daß er das irdische Böse als verschwindend kleinen Theil eines Riesenweltgemäldes, einer Weltall-Symphonie sich denkt. Zu diesem Zwecke redet er immer nur vom Gott des Universums, und nicht blos dem des Menschengeschlechts. Er sagt: „Es giebt unzählig viele Weltkörper, welche so groß oder noch größer sind als unsere Erde; diese haben ebenso viel Recht, vernünftige Einwohner zu besitzen. Das Menschengeschlecht ist nur ein kleiner Theil der Stadt Gottes oder des Geisterstaates; dieser Staat ist viel zu groß für uns, als daß wir die wunderbare Ordnung daraus ersehen könnten. Nun wendet Gott alle Fehler dieser kleinen Welt durch eine staunenswerthe Kunst so, daß sie zur größten Zierde seiner großen Welt ausschlagen. Diese Scheinfehler des Universums, diese Flecken einer Sonne, von welcher die unsrige nur ein Strahl ist, erheben vielmehr ihre Schönheit und tragen nicht wenig dazu bei, ein größeres Gutes zu bewirken. Es kommt aber für Gott Alles auf die höchste Vollkommenheit an. Wir wissen nicht sicher, ob die Gottlosen unseres Erdkörpers so streng bestraft werden, um die Bewohner anderer Weltkörper in Furcht zu setzen und zu bessern; aber die allgemeine Weltharmonie kann noch andere Gründe haben, dies zu bewirken. Wol hätte Gott eine Weltordnung erwählen können, aus welcher alle Uebel ausgeschlossen gewesen wären, aber er würde auf solche Weise nicht dasjenige beobachtet haben, was dem Universum zukommt, d. h. was er sich selbst schuldig ist. Durch Verschmelzung des Guten mit dem Bösen wird für das Universum ein größeres Gutes erzielt, als wenn das Gute allein aufträte. All das Böse, was man uns vorwirft, findet sich nur in dem, was fast nichts ist, nämlich auf der Erde. Es kann also gar wol sein, daß auch alles Böse im Vergleich mit dem Guten, welches im Universum ist, fast wie ein Nichts zu achten ist." Auch durch dieses Universum erstreckt sich das Gesetz der Continuität: „Das Universum gleicht einem Ocean, denn die geringste Bewegung erstreckt ihre Wirkung auf jede Entfernung" (ein von Herder wieder aufgenommener Gedanke). Endlich ist auch die Harmonie des Weltalls eine mathematisch geregelte, denn „in dem Universum kann ebensowenig wie in den Zahlen etwas geändert werden".

Den Gewinn dieser Gedankenverbindung zerstört sich Leibniz wiederum selbst, indem er an einer anderen Stelle ganz richtig sagt: Gott habe den Menschen gar nicht wesensfrei schaffen können. Verbot dies aber die Natur der Sache beim Menschen, dann auch bei den persönlichen Geistern anderer Welten. Auch für diese mußte die Möglichkeit offen bleiben, daß sie fielen; also ist auch ihr vermeintlicher Ueberschuß an Gutem von mindestens zweifelhaftem Werthe. Außerdem ist die Leibniz'sche Lehre denn doch nur eine Abart des katholischen Dogmas von den überflüssigen guten Werken der Heiligen, welche dem Mangel der sündigen Masse gutgeschrieben werden können. Zum Ueberfluß verwickelt sich Leibniz noch in den Widerspruch, daß nach seinen anderweitigen Aussprüchen ein Ueber-

schuß an Gutem in jener Geisterwelt gar nicht möglich ist, denn er sagt: „Der Ursprung des Bösen ist zu suchen in den ewigen Wahrheiten in Gott; diese unermeßliche Region der Wahrheiten umfaßt alle möglichen Dinge. Das Böse muß also auch in vielen Welten, ja selbst in der besten enthalten sein. Dieser Umstand hat Gott bewogen, das Böse zuzulassen.“ Wenn also Leibniz das Böse nicht aus Gott selbst herausbringen kann, wie dann aus dem Weltall? Uebrigens bleibt auch in seinem Falle das alte Räthsel: wie wird das in Gott blos mögliche Böse in der Welt zu einem wirklichen?

Ist nun Gott selbst seinem Wesen nach die denkbar klarste Vernunft, so muß es auch des Menschen Ziel sein, die Weltharmonie immer klarer zu erkennen. Er soll mit Leibniz folgende Sätze begreifen: „Das moralisch Gute oder Böse der vernünftigen Kreaturen übertrifft das blos metaphysisch Gute oder Böse gar nicht auf eine unendliche Weise. Seine Vernunft nöthigt Gott, das Böse zuzulassen; so war das Böse eine glückliche Nothwendigkeit, und es wäre ein Fehler gewesen, es nicht zuzulassen. Gott zieht nicht blos Güter aus dem Bösen, sondern er findet es auch verbunden mit dem größten aller möglichen Güter. Gott würde nicht vollkommen gut und weise gewesen sein, wenn er nicht aus allen Dingen diejenigen erwählte, welche die beste Wirkung zusammen hatten, also auch das Böse mit dem Guten. Oft wird durch zwei Uebel ein größeres Gutes bewirkt (was Leibniz durch viele Beispiele aus der Natur zu erweisen sucht). Gott erreicht durch die Zulassung der Sünde weit größeres und mehr Gutes, als dasjenige war, welches vor der Sünde geschehen. Wir haben Jesum Christum selbst durch die Sünde erlangt. Hätte demnach Eva nicht gefehlt, so hätte sie viel weniger ausgerichtet. Es wäre wol möglich gewesen, eine Welt ohne Böses zu schaffen. Gott aber hat das Böse zugelassen, weil er daraus den unermeßlichen Vortheil der Menschwerdung seines Sohnes zog. Also ist eine Welt mit dem Bösen besser, als eine Welt ohne Böses.“

Das moralische Böse leitet Leibniz her aus dem metaphysischen Bösen, d. h. aus der ursprünglichen Unvollkommenheit der Creatur. „In der Creatur ist noch vor der Sünde eine ursprüngliche Unvollkommenheit, woraus folgt, daß die Creatur irren und andere Fehler begehen kann. Das Böse besteht in einer Beraubung, ist also nicht wirkende Ursache. Nicht blos die Unwissenheit, sondern auch der Irrthum und die Bosheit bestehen formaliter in einer gewissen Art der Beraubung (Privation) des Seins. Gott ist unendlich, der Teufel aber ist beschränkt; das Gute kann unendlich fortgehen und zunehmen, das Böse hingegen hat seine Grenzen. Gott konnte deshalb nicht blos die Gebete und die guten Handlungen, sondern auch die schlechten ein für allemal ordnen.“

Andererseits bemüht sich aber Leibniz sehr eifrig, Gott aus der Verschuldung am Bösen herauszuwickeln. Nach ihm „hat Gott auch die Gebete und guten Thaten von Ewigkeit her vorgestellt und mit eingerechnet in seine Rathschlüsse. Gott kennt die freien Handlungen nicht anders, als unter der Bedingung ihrer Ursachen und seiner Schlüsse. Die Vorherbestimmung Gottes ist niemals zwingend. Unser Wille ist nicht allein vom Zwange, sondern auch von der Nothwendigkeit frei; er wird niemals durch Anderes bewegt, etwas zu thun, als durch die Vorstellung des Guten. Die menschliche Seele ist gewissermaßen ein geistliches Uhrwerk, obwol die freien Handlungen deshalb nicht schlechterdings nothwendig sind. Die Ursachen neigen wol den menschlichen Willen, aber sie nöthigen ihn nicht. Gott bringt nur die Natur der Creaturen hervor vor deren Eigenschaften und Wirkungen; letztere sind das eigene Werk der Geschöpfe. Die Laster und Verbrechen entstehen durch eine innere freie Thätigkeit der Creaturen und zwar soviel, als davon in einem Augenblicke statt haben kann.“

Der stärkste Widerspruch aber, welcher uns in Leibniz' Theodicee vorgekommen, ist folgender. Das unaustilgbare christliche Urgefühl in ihm treibt ihn zu Aussprüchen wie diese: „Die Güte hat Gott zum Schaffen bewogen, damit er sich mittheilen möchte; eben diese Güte und seine Weisheit bewegen ihn, das Beste zu schaffen; sie bewegen ihn zwar, doch zwingen sie ihn nicht. Gott ist nicht genöthigt, sich seine Ehre durch die Creatur zu verschaffen; nur die Liebe, welche er zu sich selbst hat, ist ihm wesentlich. Aber gleichwol besitzt Gott nicht Ehre und Herrlichkeit (soll heißen: in denkbar höchstem Grade), wenn er allein ist. Er erlangt diese Herrlichkeit nur dann, wenn er sich vernünftigen Creaturen zu erkennen giebt.“ Hiermit vergleiche man nun, was derselbe Mann als Philosoph glaubt sagen zu müssen: „Ich gebe zu, daß das Glück der vernünftigen Creaturen die wichtigste unter den Absichten Gottes ist; aber ich sehe gleichwol nicht, warum dies sein einziger Zweck gewesen sein soll. Gott schätzt freilich den Menschen höher als den Löwen; aber ich weiß nicht, ob man sagen könne, daß Gott einen einzigen Menschen dem ganzen Geschlecht der Löwen auf alle Art und Weise vorziehe. Diese Meinung würde noch ein Ueberrest der alten Lehre sein, als wenn Alles nur um des Menschen willen geschaffen worden wäre. Wenn Gott nur die vernünftigen Creaturen vor Augen gehabt hätte, so würde er ohne Zweifel hindern, daß sie sich selbst verderben.“ In einem weiteren Artikel werden wir nun die Theodicee des Leibniz einer zusammenhängenden Kritik unterziehen.

Militärliteratur.

L.— **Cavalleristen-Träume.** Rathenow, Verlag von Max Babenzien, 1889. — Der ungenannte Hr. Verfasser liebt seine schöne Waffe von ganzer Seele und möchte deren kriegerische Leistungsfähigkeit bis auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhoben sehen. Um diesem Ziele zum Wenigsten näher zu kommen, schlägt er mannigfache Aenderungen vor. Vor Allem will er die Einzelausbildung von Mann und Pferd noch gründlicher, als es jetzt geschieht, betrieben sehen und verlangt, daß auch die jungen Officiere in der Kunst des Reitens allen Unterofficieren und Mannschaften weit überlegen sein sollen, damit sie diesen als Muster dienen können. Um die Pferde ausdauernder zu machen, wünscht der Hr. Verfasser eine bessere und reichlicher bemessene Fourage-Ration und nebstdem die möglichste Verringerung der Gewichtsbelastung. Ob eine allgemeine Rationserhöhung finanziell durchführbar sein und auch den davon erhofften Nutzen im Kriege haben wird, wo wir uns oft mit knappen Futtermitteln von sehr verschiedenem Nährwerthe begnügen müssen, will uns zum Mindesten zweifelhaft erscheinen. Bezüglich der Gewichtsverminderung geht der Hr. Verfasser unseres Erachtens etwas zu weit, indem er die Abschaffung des Reitermantels befürwortet, vermuthlich hat er einen Winterfeldzug noch nicht mitgemacht. Auch mit seinem Vorschlage, die Unterofficiers-Vacanzen grundsätzlich mit Aspiranten anderer Escadrons zu besetzen, können wir uns nicht befreunden. Welcher Escadronschef würde, wenn dieser Modus eingeführt werden sollte, wohl noch die Lust behalten, sich Unterofficierssubjecte so sorgfältig heranzubilden wie es jetzt geschieht? Ebenso will es uns bedünken, daß der Hr. Verfasser die militär-wissenschaftliche Ausbildung der Cavallerie-Officiere neben der speciell reiterlichen Erziehung derselben etwas stiefmütterlich behandele. Die Ausdrucksweise des Hrn. Verfassers, insbesondere seine Vorliebe für mehr oder minder poetische Citate, hat uns nicht immer gefallen wollen, doch erkennen wir gern an, daß in dem Büchelchen viel Beherzigenswerthes zu finden ist, und empfehlen dasselbe angelegentlichst auch den Kameraden der anderen Waffen zu sicherlich erwünschter Belehrung.

Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von **Hermann Müller-Bohn**. (Verfasser von „Unser Fritz“.) Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Sr. Excellenz dem General-Feldmarschall Grafen v. Moltke gewidmet. Vollständig in circa 12 Lieferungen à 50 ₰. Berlin W., Verlag von Paul Kittel. 1889. — Dem Hrn. Verfasser ist für ein früheres biographisches Werk, betitelt „Unser Fritz“, vielseitige Anerkennung zu Theil geworden. Um so mehr bedauern wir das Bekenntniß ablegen zu müssen, daß uns die, bis jetzt erschienenen, beiden ersten Lieferungen seiner Lebensbeschreibung des größesten Feldherrn der Jetztzeit wenig befriedigt haben. Wer es unternimmt, einen Moltke zu schildern, sollte auch die Gabe besitzen, sich knapp und treffend auszudrücken. In den soeben erwähnten Lieferungen ist aber geradezu das Gegentheil hiervon zu finden, Weitschweifigkeit und überschwenglicher Ausdruck. Zudem enthält schon allein das erste Capitel des Buches mit der Ueberschrift „In schwerer Zeit“ so viel geschichtliche Ungenauigkeiten, um nicht zu sagen Unrichtigkeiten, daß der kundige Leser unangenehm davon berührt wird. Die dem Werke beigefügten bildlichen Darstellungen sind allerdings zum weitaus größesten Theile als wohlgelungene zu bezeichnen, doch haben wir dieselben, mit wenigen Ausnahmen, schon früher in anderen Büchern und illustrirten Zeitschriften gesehen.

Aus meinem Kriegstagebuche. Erinnerungen an Schleswig-Holstein 1864 von **C. Bunge**, Hauptmann z. D. Rathenow, Verlag von Max Babenzien. — Der Hr. Verfasser dieses Buches beweist sich in demselben als ein braver Soldat und warmer

Patriot, versteht aber wol mit größerem Geschick den Degen als die Feder zu führen. Trotz der mannigfachen Mängel des Werkchens sei dasselbe insbesondere allen Düppelstürmern bestens empfohlen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

N.— Dr. Richard Weitbrecht, Was ist's mit §. 166? Barmen, Hugo Klein. 60 ₰. — Verfasser tritt im Anschlusse an die bekannten Thümmelprozesse und an die daraus entsprungene Petition aus den Rheinlanden dafür ein, aus dem §. 166 des Strafgesetzbuchs die Worte: „Wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen" zu streichen. Es sollen also nur das Aergernißgeben durch öffentliche, beschimpfende, Gott lästernde Aeußerungen und die Verübung beschimpfenden Unfugs in Kirchen oder an anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orten strafbar bleiben. Richtig ist ja, daß, weil die evangelische Kirche weniger Einrichtungen und Gebräuche besitzt als die katholische, selbst beschimpfende Angriffe auf das Wesen des Protestantismus u. A., wenn sie eben nicht die Kirche selbst oder eine evangelische Einrichtung oder solchen Gebrauch treffen, nach §. 166 ungestraft bleiben müssen, während sie, gegen die katholische Seite gerichtet, strafbar sein könnten; ebenso richtig ist, daß die Caplanspresse sich diese Straflosigkeit in einem Unwillen erregenden Maße zu Nutze gemacht hat. Aber dies rechtfertigt u. E. noch nicht den Satz des Verfassers: „entweder gebt beiden „Schimpffreiheit", oder, wenn ihr das nicht wollt, so nehmt sie auch dem einen Theile!" Sobald sich die Kritik zur Beschimpfung versteigt, ist sie unberechtigt und kann deshalb keinen Freibrief mehr beanspruchen. Uebrigens führt der Verfasser selbst an, daß der sich ergebenden Ungleichheit in der Praxis schon dadurch einigermaßen begegnet worden ist, daß gegen beschimpfende Artikel der Caplanspresse an der Hand des Unfugsparagraphen eingeschritten worden ist. Dies sollte und könnte viel öfterer und energischer geschehen. Auf der anderen Seite wird die Rechtsprechung bei der Anwendung des §. 166 dem Thatbestandsmomente der „Beschimpfung" eine besonders vorsichtige Beurtheilung angedeihen lassen müssen; dies Erforderniß vor Augen zu stellen, ist die vorliegende Schrift mit ihrer Materialsammlung wol geeignet.

J. R. Detlev Freiherr von Liliencron, Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 3 ℳ. — Unter den Dichtern, welche im letzten Jahrzehnt hervorgetreten sind, nimmt D. v. Liliencron eine geachtete Stellung ein; es offenbart sich aus seinen Dichtungen eine starke, urwüchsige Begabung, und diese wird dadurch besonders befruchtet, daß der Dichtende im Leben herumgekommen ist, also wirklich etwas erfahren hat. Aber zweierlei hat Liliencron bisher noch nicht völlig erringen können: vollständige Ausbildung des Talents und Selbstkritik, und durch den Mangel an Beidem wird der Werth seiner Werke noch beeinträchtigt. In Liliencron's Dramen merkt man, daß etwas fehlt, weniger, weil die strenge Zucht, welche die dramatische Technik von dem Schaffenden verlangt, zum Zusammenhalten mahnt; augenfällig aber wird man's da gewahr, wo der Dichter sich auf das erzählende Gebiet begiebt, wie in seinem „Breide Hummelsbüttel", einer sonst glänzenden Leistung, wo neben Stellen, die einen Meister in der Seelenkunde und poetische Schöpfungskraft beweisen, solche stehen, die mit einer dichterischen Composition gar nichts mehr zu thun haben. Wie hätte es der Verfasser anders über sich gewinnen können, in den Rahmen des Kunstwerkes Betrachtungen über die Tagesliteratur einzuflechten, die an sich schon ein rechtes hors d'oeuvre sind und durch die Bedeutungslosigkeit des Gegenstands und den Standpunkt des Beurtheilenden uns verwunderlich anmuthen, der späteren Zeit aber völlig unverständlich sein werden. Auch in den „Gedichten", mit denen nach den frischen „Adjutantenritten" Liliencron wieder als Lyriker hervortritt, herrscht der gekennzeichnete Mangel: Sachen, die unbedingt das Prädicat eigenartig und schön verdienen, wechseln mit solchen ab, die den Wunsch nahe legen, die Sammlung hätte vor dem Druck von kritischer Hand gesichtet, das wilde Talent von einem einsichtigen Gärtner beschnitten werden sollen. Es sind prächtige Bilder aus dem Leben, dem Kriege in dem Buch, so das kecke Hamburger Bildchen „Auf dem Jungfernstieg" (S. 45), der tiefempfundene „Rückblick" auf das Leben (S. 6), der leidenschaftliche Moment aus dem Liebesleben einer Frau „Sehnsucht durch den Tag" (S. 17), das Bild aus dem Alltagsleben mit seinen Wünschen und seiner Sehnsucht nach Glück und Gewinn „Auf der Casse" (S. 116), die beseligende Scene aus dem Krankenhause „Der Genesende" (S. 105), das prickelnde und Musik in sich habende Straßenbildchen aus dem Leben einer Garnisonstadt „Die Musik kommt" (S. 12), die Erinnerung an einen gefallenen Kameraden „Unter den Linden" (S. 10), endlich das wehmüthige Nachtbild „Der Zapfenstreich" (S. 8), das uns den zerschossenen, siechen Oberst zeigt, wie der kriegerische Gruß ihm seine Vergangenheit wieder vor Augen führt, zu Lust wohl, aber auch zum Schmerz, und noch vieles Andere. Daneben aber trifft man wieder Stücke an, die so ziemlich bedeutungslos sind, wie die S. 146, S. 70, 71, 72, die des Abschnitts „Aus der Zunft" (S. 61 ff.), in welchem der Verfasser sich auf das ihm nicht zugehörige Gebiet einer Art von moderner Polemik begiebt, nicht ohne dabei der Trivialität zu verfallen. Und auch in den einzelnen Gedichten, oft gerade den besten, macht sich eine gewisse Zwiespältigkeit geltend, die auf Mangel an Ausbildung und Kritik zurückzuführen ist: der Weg von der Prosa zur Poesie, von der Rhetorik zum Bilde wird oft nicht ganz zurückgelegt (S. 171), es stört die ungehobelte Form, der hie und da unvollendete Ausdruck („Und näher rückt Musik heran, die durch die Luft herüberspann" — statt: sich herüberspann S. 9), die Ueberfülle an Bildern, die zum Schwulst ausartet, ihre Seltsamkeit und Gezwungenheit („der Huf gräbt Schädellettern" S. 8), die Sucht nach sprachlichen Neubildungen, die mehr von der Willkür geleitet sind und nicht immer durch die Nothwendigkeit begründet erscheinen („die Welt anzornen" — statt: bedräuen S. 18). Sprachliche Neubildungen sind zweifelsohne berechtigt, wenn sie dem Geist der Sprache gemäß vorgenommen und von der Nothwendigkeit eingegeben werden; unternimmt man sie jedoch in unmöglicher und unberechtigter Weise, so führen sie eine nicht beabsichtigte Wirkung herbei: sie stoßen das Publikum ab und geben den grundsätzlichen Gegnern der sprachlichen Fortentwicklung, den Pedanten, nur Waffen in die Hände. Wie hieraus zur Genüge hervorgeht, gleichen Liliencron's neue „Gedichte" Gold in nicht immer vollendeter Fassung; aber es muß doch hervorgehoben werden, daß das Gebotene zum großen Theil wirklich Gold ist. Da Liliencron's Mängel und Vorzüge vielfach Mängel und Vorzüge so mancher literarischen Erscheinung unserer Zeit überhaupt, somit für sie charakteristisch sind, haben wir auf sein neuestes Werk eingehender hingewiesen. Der Verleger hätte den Gedichten übrigens ein geschmackvolleres und passenderes Format geben können.

—g. Vom Ursprung sittlicher Erkenntniß. Von Franz Brentano. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. Der Verfasser veröffentlicht hier einen in der Juristischen Gesellschaft zu Wien gehaltenen Vortrag über das Thema „Die natürliche Sanction für recht und sittlich"; der eigentliche Text umfaßt Seite 3—43. die Anmerkungen dazu folgen auf Seite 47—108. Wenn F. Br. dafür eintritt, daß auch die Juristen sich den Disciplinen der praktischen Philosophie zuwenden sollen, so stimmen wir ihm zu; es ist ja in hohem Grade wünschenswerth, daß die Rechtsgelehrten ein besseres Deutsch schreiben, in der neueren Philosophie mehr sich umgesehen haben und Geist von todtem Wissen besser unterscheiden lernen als der Wiener Gelehrte, bei welchem Selbstgefühl und Leistungsfähigkeit leider in umgekehrtem Verhältniß stehen. Die Grundgedanken des F. Br.'schen Buches mögen wörtlich hier folgen. F. Br. verwirft alle angeborenen Moralprincipien, alle durch die Natur unmittelbar gegebenen sittlichen Vorschriften; er sucht vielmehr eine von der Natur selbst gelehrte sittliche Wahrheit, ein Sittengesetz, welches allgemeingiltig und unumstößlich für die Menschen aller Zeiten und Orte sei. Allgemein verbindlich könne nur das Gute sein; dieses aber ist „das mit richtiger Liebe zu Liebende, das in sich selbst Gute". „Welches ist nun unter dem erreichbaren Guten das Bessere und welches ist das höchste praktische Gut? Was wahr ist, ist alles gleich wahr; aber was gut ist, ist nicht alles gleich gut, sondern es ist eins besser als das andere. Der Bereich des höchsten praktischen Gutes ist die ganze, unserer vernünftigen Einwirkung unterworfene Sphäre, soweit in ihr ein Gutes verwirklicht werden kann. Das Gute in diesem weiten Ganzen nach Möglichkeit zu fördern, das ist der richtige Lebenszweck, zu welchem jede Handlung geordnet werden soll. Das gleiche Gute, wo immer es sei, wird nach seinem Werthe — also überall gleich — zu lieben sein. Von den dunkeln Bestrebungen und ihren psychologischen Gesetzen muß der Jurist ebenso Kenntniß nehmen, wie von den Lehren des natürlichen Rechts und der natürlichen Sittlichkeit." So weit F. Br. Wir bedauern, seine Philosophie nur denjenigen Juristen empfehlen zu können, welche beim Frühschoppen Belehrung und angenehme Unterhaltung mit einander zu verbinden wünschen!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 73. Donnerstag, den 20. Juni. 1889.

Kritik der Theodicee des Philosophen G. W. Leibniz.*)

Von Gustav Portig.

Zunächst gilt es nun, den Leibniz'schen Gottesbegriff einer Prüfung zu unterziehen; denn soweit dieser unbefriedigend ist, muß es auch die daraus abgeleitete Theodicee sein. Oberster, maßgebender Grundsatz ist uns hierbei: Gott darf schlechterdings nicht irgendwie, weder als mittelbare Ursache, noch als unmittelbare Quelle des Bösen gedacht werden. Geschieht solches doch, so sinkt der ganze Weltprozeß zu einem bloßen Aufklärungsprozeß und Reinigungsprozeß herab; aber nur die heilige, allmächtige Liebe kann ihn zu einem Erlösungsprozeß machen. Selbst nicht als Anlaß oder Vorbedingung der Menschwerdung des Sohnes darf das Böse gedacht werden, denn Gott kann unmöglich seine beste Gabe allein um den Preis des Bösen erkaufen. Die Erlösung ist nicht die einzig mögliche zweite Schöpfung, sondern Gott würde auch ohne das Dazwischentreten der Sünde als heiliger Geist eine mystische Einheit mit den Menschen eingegangen sein.

Uns genügt nur ein Gott, welcher wesentlich das absolut ethische, in sich selbst harmonisch kreisende Leben ist.**) Nun aber erreicht der Urbegriff aller Begriffe, der des Lebens, seine höchste Form nur in der Person; darum kann auch Gott nur als Person, wenn auch frei von aller individuell-materiellen Beschränktheit, der Urquell und das Urbild alles ethischen Lebens sein. Verflüchtigt man den Begriff der absoluten Person (nicht etwa Persönlichkeit!) zu demjenigen des absoluten Geistes, so sinkt Gott herab zu einer unpersönlichen Kraft. Nun aber müssen Gott als Weltgrund und Gott als Weltziel einander entsprechen: der zweite darf nur die Entfaltung des ersten sein. Das höchste Gut kann er für ein Reich von sittlichen Geistern nur dann sein, wenn er der schlechthin Gute, die heilige Urperson ist; nur als die heilige Liebe ist er der schlechthin Vollkommene, weil sein physisch-logischer Inhalt durch sein ethisches Wesen erzeugt und beherrscht ist, nicht umgekehrt. Nur ein Ich kann als Liebe zugleich in sich und außer sich sein; nur die Liebe ist Erzeugen und Befriedigen in eins, ist die unmittelbare Einheit von Idealität und Realität, von Freiheit und Nothwendigkeit, von ethischer und physisch-logischer Bethätigung. Die Liebe als das Herz Gottes bringt nicht blos die Welt der ewigen Vernunftwahrheiten, sondern auch eine Fülle von Kräften und Ausgestaltungen in Gott hervor, welche als eine Art von innergöttlicher Natur das Urbild der außergöttlichen Natur sind. Wol ist Gott frei von jenen menschlichen Gefühlen, welche an die Vermittelung des Blut- und Nervenlebens gebunden sind; aber ihm eignet das Gemüth als rein ethisches Leben. Dieses Gemüth ist etwas viel Höheres, als die menschlichen Gefühle; um aber ein Verhältniß der Liebe zu den geschaffenen Geistern zu ermöglichen, muß es, wie die Phantasie, ein Analogon von idealer Leiblichkeit in sich haben. Nun ist der Satz von grundlegender Bedeutung: Jene „Natur" wird von dem heiligen Liebeswillen erzeugt, nicht umgekehrt. Die heilige Liebe schaut und schafft und genießt eine innergöttliche Welt von absoluter Wahrheit und Schönheit, frei von jedem auch nur phantasiemäßigen Hauch des Bösen. Brächte Gott nur als die absolute Kraft des Denkens und Wollens diese seine innere Natur hervor, so könnte er uns nur in schlechthinnige Abhängigkeit von sich versetzen, d. h. uns auf gleiche Stufe mit der nichtsittlichen Welt stellen. Wäre Gott nur der Inbegriff aller Denk- und Willensacte, so käme er auch über die Möglichkeit nie hinaus, daß er selbst in die Thorheit des Bösen verfiele: ein von der heiligen Liebe nicht durchdrungener Wille könnte irgend einmal auch das Böse als Gegenpol des Guten wollen.

Gott kann nur als der schlechthin thätige, von Ewigkeit her schaffende gedacht werden. Sich selbst als ein zweites absolutes Ich kann er nicht wiederholen, denn ein doppeltes Absolute wäre ein Widerspruch in sich selbst. Sein schöpferisches Thun kann sein Wesen nur in abgeleiteter, begrenzter Weise wiederholen; doch stehen ihm — menschlich geredet — zwei Wege offen. Macht er seine unendliche Gestaltenfülle (Natur) zu einer relativ ihm äußeren Welt, so ist dieses Universum als bloser Abdruck auch nur ein Spiel Gottes mit sich selbst, eine blose Offenbarung seiner Macht und Weisheit. Er kann sich aber auch der höheren Aufgabe zuwenden, daß er nicht blos unmittelbar, sondern auch mittelbar schafft, d. h. daß ihm wesensähnliche Persönlichkeiten durch ihn befähigt werden, mit ihm und für ihn zu wirken. Geschaffene Geister können nicht physisch Neues schaffen, wol aber können sie sich selbst zu Personen bilden, welche mit der Liebe zur Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit Gottes in alle Ewigkeit sich immer mehr und mehr erfüllen. Sie können mitschaffend am Weltprozeß theilnehmen und dadurch die Seligkeit Gottes steigern. Im ersteren Falle herrscht Gott blos über eine schlechthin ihm unterworfene Natur, im letzteren Falle eint sich sein Liebeswille mit einer Welt von freien Willen. Letztere werden niemals einerlei mit dem göttlichen Willen, wol aber eins durch den beide Willen verbindenden Lebensstrom der heiligen Liebe. Dann ist Gott nicht allwirkende Ursache, sondern centrales, allgegenwärtiges, allbelebendes Licht der Welt; als solches umfluthet, erleuchtet und erwärmt er wol die Einzelgeister, aber ertränkt sie nicht wie der Allgeist-Ocean des Pantheismus. Dieses geistige Urlicht als Centralsonne des Universums ist intensiv und extensiv unendlich zugleich. Wollte nun Gott seine Herrlichkeit als absolute Macht offenbaren, so konnte er nur an lebendigen Wesen seine Güte und Weisheit bethätigen; wollte er aber diese Herrlichkeit als Liebe offenbaren, dann mußte er sich an und in ihnen als heiliger Geist erweisen, doch so, daß immer er selbst als Ur-Ich der Quell dieser unbewußt-bewußten Geisteskraft bleibt. Entschied er sich für diese höhere Art eines Weltprozesses, dann mußte er auch den abbildlichen persönlichen Geistern die Möglichkeit offen lassen, daß sie sich entweder mitbauend oder einreißend, positiv (gut) oder negativ (böse) schaffend verhielten. Für welchen von beiden Wegen sich Gott thatsächlich bestimmt hat, läßt sich nur aus seiner geschichtlichen Offenbarung in einer Menschenwelt ersehen.

Hierbei ist wohl zu beachten, welch ein großer Unterschied stattfindet zwischen der Liebe als dem Wesen und der Güte als bloser Eigenschaft Gottes. Der Gott der unbedingten Macht hat nur Güte, und erweist seinen Geschöpfen aus unendlicher Ferne ein herablassendes Wohlwollen. Die Güte theilt nur eine einzelne Gabe, die Liebe sich selbst als höchstes Gut mit. Die Güte empfängt nur Dankbarkeit zurück, die Liebe aber Gegenliebe. Die Macht kann die Annahme der Güte erzwingen; die Liebe kann nur um dieses Annehmen werben, oder sie ist keine. Die Macht neigt als huldvolle Güte sich herab, die Liebe hebt zu sich hinauf und in sich hinein. Liebe und Freiheit sind Wechselbegriffe: die eine ist

---

*) Vgl. Nr. 46 und Nr. 72 der Wissensch. Beilage.

**) Vgl. des Verfassers Aufsatz „Eduard von Hartmann als Religionsphilosoph" in „Unsere Zeit" 7. Heft, 1889.

nur da möglich, wo auch die andere waltet. Liebe und Freiheit sind als höchste Wunder unbegreiflich und doch zugleich höchste Vernunft; das Böse als das Zerrbild von beiden ist auch unbegreiflich, aber weil es unvernünftig ist. Der freie Liebeswille schafft Neues aus dem Eigenen; der freie böse Wille bringt gleichfalls Neues hervor, aber als einen Raub!

Von diesen Vordersätzen aus wird es verständlich, daß der allmächtige und gütige Gott des Leibniz wol vom physischen und moralischen „Uebel" uns befreien, aber nicht eigentlich erlösen kann von dem Sittlich-Bösen. Dies vermag nur der Gott der Liebe, weil er allein als heiliger Geist sich als Heilkraft in sittlich kranke Menschen einsenken kann. Faßt man freilich das Böse nur als Irrthum, dann genügt zur Beseitigung desselben eine aufklärende Offenbarung; faßt man es nur als Uebel wie Leibniz, dann reicht auch die Allmacht aus, um es in Schranken zu halten und niederzukämpfen. Erkennt man es aber für eine Erkrankung des sittlichen Menschen, dann kann nur die heilige Liebe versuchen, es auf sittlichem Wege zu überwinden. Ist Gott wesentlich die absolute Macht, so ist er nichts weiter als der Inbegriff aller nach Außen wirkenden physischen Kräfte; in diesem Falle muß sein Wille allein bestimmend sein, wenn Gott nicht an seiner extensiven Absolutheit Einbuße erleiden soll. Ist Gott aber wesentlich die heilige Liebe, also nicht blos Mittelpunkt, sondern lebenspendendes Herz der Welt, so wirkt er auch in sich selbst hinein: er ist in sich, bei sich, für sich; er kann nach freier Wahl sich für Andere aufschließen oder in ihnen wirken, ohne deren persönliche Selbständigkeit aufzuheben. Auch dann, wenn Gott wesentlich nur als heiliger Geist gedacht wird, bliebe er nur die oberste physische (wenn auch am meisten vergeistigte) Kraft; soll aber dieser sein Geist sittlich freie Personen bilden, so muß er selbst von einer absolut heiligen Person ausgehen. Setzt Gott all seine Kraft nur an die Außenwelt, das Universum, so empfängt er wol als Weltkünstler den Abglanz seiner Macht und Weisheit zurück von seinen Werken, aber nicht sich selbst in Form der heiligen Gegenliebe. Solches ist nur möglich in der Liebe von Person zu Person; doch bleibt in diesem Falle für den Christen die Frage offen, ob das Reich der guten Geister dem Gott des Universums als Gesammtperson gegenübersteht, sodaß ein Einzelverhältniß von Personen zu Gott nur zwischen (dem erhöhten) Christus und dem erlösten Menschen stattfinde.

Der Gott des Leibniz ist nichts Anderes, als die absolute, weil klarste Vernunft; diese aber empfängt ihren Inhalt durch die schon vor Gott seienden und über Gott stehenden, „ewigen Möglichkeiten oder Wahrheiten". Ein solcher Gott gelangt zu seiner vollen Verwirklichung nur dadurch, daß er diese Möglichkeiten in Wirklichkeiten umsetzt und in einem Universum erschöpft. Da nun zu diesen „Möglichkeiten" auch das Böse gehört, so wird Gott desselben nur dadurch Herr, daß er es gleichfalls schaffend verwirklicht; mag er es auch dadurch abschwächen, daß er es als verdünntes Gift auf einen unendlichen Raum vertheilt, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß in jenem Zusammenhange das Böse zur Vollkommenheit des Universums, dieses aber wiederum zur Vervollkommnung Gottes beiträgt — die Schlange, welche sich in den Schwanz beißt! Der Gott des Leibniz verdankt erst dem Universum, d. h. seiner außergöttlichen Natur, seine Vollkommenheit, und wird doch gleichzeitig durch dasselbe beschränkt zur weltfernen Urmonas. Aber nicht machen „die ewigen Wahrheiten oder Möglichkeiten" den Gott, sondern der Gott macht sie. Die ewigen „Wahrheiten" haben in Gott selbst schon vor aller Weltschöpfung volle Wirklichkeit, und erlangen sie nicht erst durch ihre Uebertragung in eine creatürliche Welt; sie sind auch nicht etwa nur die logisch-mathematischen, welche die Welt des Stoffes als das Reich der mechanischen, berechenbaren Nothwendigkeit beherrschen, sondern sie sind auch die ethischen, welche die Welt des Geistes als das Reich der Freiheit beherrschen. Als „Möglichkeit" im eigentlichen Sinne des Wortes existirt in Gott vor der Schöpfung der Welt nur das Böse, d. h. es ist nur als abstracter Gedanke, als das logisch geforderte Gegentheil des Guten vorhanden. Da nun gereicht es nach unserem Dafürhalten Gotte nicht zur Schwäche, sondern zur Ehre, daß er als die absolute heilige Liebe wol die Möglichkeit des Bösen denken mußte, sich aber nicht das Reich und die Geschichte des Bösen vorstellen konnte, wie solche sich thatsächlich entwickelt haben. Denkend schauen von Ewigkeit her kann er nur das Vernünftige und darum Nothwendige; das Böse aber ist unvernünftig, willkürlich, zufällig. Das Eintreten des Bösen mußte Gott als möglich denken, weil er die Geister nicht unmittelbar als wesensfreie, vollendet heilige schaffen konnte, sondern nur die Bedingungen ihnen bereiten, vermöge deren sie durch Selbstbestimmung wahrhaft gut werden konnten. Bestimmten die Geister oder Menschen sich gegen Gott, so thaten sie es aus schlechthin unbegreiflichem, unvernünftigem Eigenwillen. Ist der von uns angenommene Weltzweck Gottes richtig, so konnte Gott auch die Möglichkeit des Bösen nicht umgehen; thatsächlich aber wurde er überholt durch den „dummen Willen" der Creatur in der Menschenwelt, der Bibel zufolge auch in anderen, aber nicht in allen Welten. Die Lehre von den gut gebliebenen Engeln ist insofern von hoher Wichtigkeit, als sie auf der Voraussetzung beruht, daß der Hindurchgang durch die Sünde nicht bei allen geschaffenen Geistern unvermeidlich ist.

Demnach lehnen wir jeden Begriff der Allmacht und Allwissenheit ab, vermögen dessen Gott von Ewigkeit her vor der Schöpfung der Menschenwelt die ganze Entwickelung des Reiches des Bösen voraussieht und im Voraus seinem Weltplan einordnet. Werden wir in die Wahl gedrängt, ob wir etwas opfern sollen von der heiligen Liebe oder von dem gewöhnlichen Begriff der Allwissenheit als eines bedingungslosen Vorauswissens von Ewigkeit her, so denken wir uns lieber das letztere als relativ eingeschränkt, als daß wir in den schlechthin Guten auch nur die leiseste indirecte Betheiligung am Bösen hineintragen sollten.

Nur in dem entwickelten Sinne rechnen auch wir mit dem Gott des Universums, und nicht blos dem des Menschengeschlechts; den Gedanken des Leibniz aber, daß Gott die Strafen der Bösen auf Erden als Abschreckungsmittel für die Geister anderer Welten brauche, weisen wir entschieden zurück. Die Vorstellung, Gott habe außer den Menschengeistern auch noch zahllose andere Geistergemeinschaften auf anderen Welten geschaffen, ist vom religionsphilosophischen Standpunkte aus gar nicht abzuweisen und wird durch die Bibel bestätigt; aber entschieden zu verwerfen ist die Annahme, daß das Böse nothwendig sei, um in diesem Riesen-Weltgemälde den nöthigen Schatten zu liefern.

Zu dieser Anschauung kommt nun Leibniz freilich ganz folgerecht von seinem Gottesbegriff aus. Der Gott der unbedingten Macht muß als Weltkünstler sich in einem Universum offenbaren, welches die Harmonie aus Dissonanzen hervorgehen, das Licht des Guten sich vom Schatten des Bösen abheben läßt. Wenn auch Leibniz die Welt der Menschen ein moralisches Kunstwerk nennt, zu welchem sich Gott als König verhalte, so schwebt ihm doch wesentlich das Ideal eines vom Machtwillen des Regenten geleiteten Staates vor, nicht aber eines Staates von „Millionen Königen", welcher auf Freiheit beruht. (Schiller im „Don Carlos".) Ein moralisches Kunstwerk in unserem Sinne des Wortes kann auch Gott nicht schaffen; bei Leibniz ist jenes nur darum denkbar, weil er die Freiheit des Menschen zum blosen Schein herabsetzt. Da der Gott des Leibniz sich nur als der Weltkünstler, nicht als der Weltvater verhalten kann, so muß er auch die creatürliche Welt zu einem Gemälde machen, in welchem das Böse die Schattentheile darstellt. Nun aber kann der Künstler zu seinem Werke niemals ein Verhältniß von Herz zu Herz haben, weil er in dasselbe wol seine (ästhetische) Kraft, aber nicht seine (ethische) Liebe entäußern kann; er hat Wohlgefallen an seinem Werk, empfängt aber von ihm nicht dankbare Gegenliebe zurück. Der Künstler allein vollendet sein Werk; kein Theil seiner Schöpfung arbeitet mit ihm, weil eben das Kunstwerk kein persönliches Leben führt. Das Kunstwerk giebt allerdings dem Künstler seine Kraft zurück, aber nur im schönen Schein; hingegen der dankbar liebende Mensch oder Engel giebt Gotte sich selbst zurück als eine wesenhaft-persönliche Gabe, durch welche Gott qualitativ bereichert wird. Der Künstler ist wesentlich mehr als alle seine Werke, denn er hat persönliches Leben; während jene nur ein abgeleitetes, unbewußtes Leben besitzen. So kommen denn auch in dem Weltkunstwerk des Leibniz die Persönlichkeiten der geschaffenen Geister nicht zu ihrem vollen Recht: sie werden nur als Theile eines Ganzen behandelt, haben nur für das Ganze ihren eigentlichen Werth, nicht für sich allein. So bleibt das Geister-Universum des Leibniz trotz all seiner Herrlichkeit doch unfrei in sich selbst, weil es nur als Masse Gotte seine Herrlichkeit zurückstrahlen kann. Obendrein ist diese Herrlichkeit erkauft um einen theuren Preis. Es bleibt nämlich der Weltkünstler befangen in dem Gegensatz zwischen seinem innergöttlichen Ideal und der wirklichen Welt. Wird nun, wie bei Leibniz, dieser ästhetische Abstand als gleichbedeutend gesetzt mit dem ethischen, so wird auch das Böse ein um des Ganzen willen unvermeidlicher ästhetischer Mangel. Auf diesem Standpunkte ist das Böse berechtigt, und darum auch die Erlösung durch Jesum Christum wesentlich nur eine Offenbarung für die menschliche Vernunft.

Sehr wichtig ist aber auch noch folgender Gesichtspunkt. Der Wille des Künstlers kann niemals seines Phantasie-Ideals voll-

kommen mächtig werden im irdischen Stoff. Dem Künstler muß es in erster Linie um das Ganze des Kunstwerks zu thun sein; die Theile sind ihm nur Mittel zum Zweck. Ebenso ist es dem Gotte des Leibniz in erster Linie nicht um die einzelnen Menschenseelen, sondern zunächst um das Universum als Ganzes zu thun. Hier nun vertreten wir eine der Leibniz'schen entgegengesetzte Ansicht. Gott verzichtet auf vollendete Harmonie des Ganzen, wenn es sein muß, weil er in der Geisterwelt das höchste Gut zunächst in den Theilen und für die Theile will. Gott erzielt nicht ein Ganzes, welches er nur durch Abschwächung oder Beraubung von Theilen erreicht, sondern Selbstzweck sind ihm die Theile, welche als wesensfreie Persönlichkeiten sich selbst zu einem Reich zusammenschließen, nicht aber von ihm durch einen Machtspruch zu einem Kunstwerk zusammengeschlossen werden. Gott verbraucht nicht die Theile für das Ganze, sondern er verlangt nach selbständigen Theilen, zu welchen er selbst das Ganze sein kann. Im Gewissen erfahren wir, daß das für Gott absolut Werthvolle nur das persönliche Einzelleben ist; der Herr sagt uns Luc. 15, 4—9, daß es Gotte in der That in erster Linie um die Theile, in zweiter um das Ganze zu thun ist.

Wenn wir nun den Gedanken des Leibniz in dem angegebenen Sinne verwerfen, so dürfen wir ihm doch innerhalb engerer Grenzen zustimmen. Auch wir glauben, daß für Gott das höchste aller Kunstwerke vorhanden sei, nämlich seine innergöttliche Natur, welche aber an Disharmonien und dunklen Schatten nicht leidet. Die Spitze dieser innergöttlichen Welt muß das Urbild aller geschaffenen Geister sein: der Logos, der Mikrokosmos in Gotte als dem Makrokosmos. Wohl gewährt nun Gotte dieser Logos mit seiner Welt die höchste Freude und Wonne; aber die freie Gegenliebe von sittlich entwickelten, relativ außer Gott befindlichen Personen oder eines Reiches von Personen ist doch noch etwas Größeres. Das Kunstwerk der innergöttlichen Natur ist nur Gottes Gebild, nicht zugleich das eigene Gebilde der Creatur; was aber sowol Gottes als sein eigenes Gebild ist, muß größer sein als dasjenige, was nur und unmittelbar eine Wirkung Gottes ist. Insofern lag für Gott allerdings eine moralische Nothwendigkeit vor, eine Welt zu schaffen, in welcher creatürliche Geister sich zur Wesensfreiheit entwickeln konnten.

Nun aber ist es das Hauptmerkmal der wahren Freiheit, daß durch dieselbe neue Anfänge in der Geschichte des Einzelnen wie des Ganzen gesetzt werden können. Solche Anfänge leiten bald eine Entwicklung im Guten, bald eine solche im Bösen ein. Deshalb bedürfen wir eines Gottes, welcher beide Entwicklungsreihen seinem in den Grundzügen vorausbestimmten Weltplane einreihen oder unterwerfen kann. Gott darf in dem ungeheuern Durcheinander der menschlichen Willensbestimmungen wol ein Abirren, Abschwächen und Aufhalten im Einzelnen zulassen; aber unverrückbar seine Zwecke verfolgend und seine Ziele im Auge behaltend muß er das Grundgewebe seines Weltplans unbedingt vollenden. Die Frage ist nur, ob ihm bei Verfolgung seines Weltplanes die Erreichung von qualitativen oder von quantitativen Erfolgen das Höchste ist. Da steht uns denn felsenfest, daß der Gott der heiligen Liebe nur mit qualitativen Größen rechnen kann. Er vermag eine Gegenliebe seiner Geister weder dem Umfange noch der Zahl nach zu erzwingen, und darum wird er sein Weltziel nur an einer relativ kleinen Zahl von wesensfreien Menschen erreichen, die Zurückgebliebenen aber zur physischen Ohnmacht verurtheilen müssen. Wenn nun Gott nicht über Gefäße oder bloße Werkzeuge, sondern über freie Geister regiert, so ist das allerdings schwerer, aber auch würdiger für ihn. Seine Weltregierung ist nicht das Aufrollen eines von Ewigkeit her bis in das Einzelnste feststehenden Planes, sondern unendliche Liebesmühe, schmerzensvolle Liebesarbeit. Wie oft kann er nur eingreifen, aber nicht durchgreifen; thäte er letzteres überall, so müßte er das Wunder zur Regel, die Gesetze aber der physischen und ethischen Welt zur Ausnahme machen. Zu den Gesetzen der sittlichen Welt gehört unter anderen auch dies, daß Gott nur dann sein letztes Wort spricht, wenn die Menschen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf sittlichem Wege erschöpfen. Aber wie selten thun sie das! Wie gern lassen sie sich fortschieben, machen Gott — selbst betend — zum Diener ihrer Selbstsucht, entziehen sich der reinigenden Kraft des Leidens und der stärkenden Kraft der Pflichterfüllung.

Von der größten Wichtigkeit aber ist folgender Satz. Gott kann widerstandslos seinen Willen nur da durchsetzen, wo er es mit physischen Kräften zu thun hat; er kann auch auf ethische Persönlichkeiten mittelbar einwirken, unmittelbar aber nur auf diejenigen unter ihnen, welche bereits bis zu einem entsprechenden Grade im Guten gefestigt sind. Da wo Gott in der Menschenwelt sittliche Wirkungen erzielen will, muß er sich der Mittelursachen bedienen. Diese aber sind für ihn nur die hinreichende Anzahl von guten Menschen; fehlen sie ihm an einem Orte oder zu einer bestimmten Zeit, so sieht er seine rettende, erziehende Thätigkeit gehemmt. Je höher der Fortschritt in der Geschichte steigt, um so mehr ist Gott an die sittliche Mitwirkung guter Menschen gebunden, weil mit der fortschreitenden Bildung auch die Mittel des Bösen wachsen, und damit auch der Widerstand gegen das Gute. Nun könnte Gott zwar viele böse Thaten hindern durch zwei physische Mittel: er könnte die Bösen sterben oder mindestens im Augenblicke ihrer bösen Handlungen bewußtlos werden lassen. Das erstere Mittel aber würde — abgesehen von allen andern für Gott in Frage kommenden Gründen — die Erde bald entvölkern, das zweite könnte in vielen Fällen eine Wiederholung der bösen Versuche nicht hindern. Sodann aber kann Gott eine durch menschliche Gesammtschuld vergiftete Atmosphäre nur durch das Gewitter von geschichtlichen Tragödien reinigen; aber mit solchen furchtbaren Katastrophen zögert er so lange, als möglich. Gott ist ohnmächtig, wenn die Geistesbrunnen des Volkes durch seelenlose Actiengesellschaften vergiftet werden; ohnmächtig, wenn Entschluß und Ausführung fast unmittelbar zusammenfallen, wie bei Wahlen; ohnmächtig, wenn das Böse sich zu Knäueln von Selbstsucht, Willkür und raffinirter Bosheit zusammenballt. Er kann eher einwirken, wenn Entschluß und Ausführung auseinanderliegen; aber immer und immer wieder müssen wir darauf hinweisen, daß auch Gott erst alle sittlichen Mittel erschöpft, ehe er mit den Machtacten physischer Kräfte durchgreift.

Darum wissen wir keinen andern Rath als diesen: Die ganze Gesellschaft muß durch Staat und Kirche eine religiös-sittliche Erziehung, desgleichen eine ebenso nationale wie allgemein menschliche Bildung pflegen. Alle idealen Kräfte und Gebilde müssen die Geistesnahrung der Völker immer mehr werden, vor Allem aber sollen die sittlich-religiösen Quellen des evangelischen Christenthums lebendig fließen.

Daß die heilige Liebe als die Urvernunft trotz aller ihrer Bemühungen nur Unvernunft ernten sollte, ist undenkbar; wenn aber aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Minderzahl der Menschen sich erlösen und heiligen läßt, so dürfte man wol fragen, ob nicht Gott besser gethan hätte, die Weltschöpfung zu unterlassen? Nein! Schlüge er diese Welt in Trümmer, so könnte er für seine Zwecke und sein Ziel keine bessere ins Leben rufen: mit der Möglichkeit der Sünde müßte er immer wieder rechnen, falls er die Gegenliebe von wesensfreien Geistern wollte. Er regiert daher diese böse Welt bis zu dem vorgesehenen Zeitpunkt, denn in jedem Falle erreicht er zwar nicht das Größte, wol aber Werthvollste: ein Reich der Freiheit, Liebe und Seligkeit. Dieses aber wäre wirklich eine wesensgleiche Wiederholung seiner selbst, ohne doch seiner Absolutheit Abbruch zu thun. Wie er sich aus freier Liebe zum absolut Guten bestimmt hat, so hat sich auch diese am Ende der Geschichte vollendete Welt aus freier Gegenliebe zum Gegenbilde seiner inneren „Natur" bestimmt und dadurch dieselbe qualitativ bereichert. Und so ist am Ende, wenn Gott Alles in Allen sein wird, der Weltprozeß nicht vergeblich gewesen. Das Böse war nirgends die directe oder indirecte Schuld Gottes; nur dann hätte Gott einen Mangel an Liebe bewiesen, wenn er das höchste Gut denen nicht zugänglich gemacht, welche es erlangen konnten und wollten.

Was nun endlich die Leibniz'sche Lehre vom Bösen anlangt, so schlägt der große Philosoph den denkbar leichtesten Weg ein, das überaus schwierige Problem zu lösen: er redet nur von einem dreifach abgestuften Uebel. Das physische und das moralische Uebel läßt er bedingt sein durch das metaphysische, d. h. durch die Beschränktheit der Creatur. Nach Leibniz ist Gott wesentlich darum vollkommen, weil er unbeschränkt ist; in der That muß ein Gott, dessen wesentlicher Inhalt die ewigen Vernunftwahrheiten sind, seine Vollkommenheit nur in äußerer Schrankenlosigkeit, nicht zugleich aber in der Fähigkeit innerer Selbstbeschränkung besitzen. Setzt man nun mit Leibniz die Begriffe Vollkommenheit und Schrankenlosigkeit als gleichbedeutend, so können auch in einer Welt der vorausbestimmten Harmonie nur seiende Harmonie (Gott als Urmonas) und werdende Harmonie (das Universum) bestehen: eine Verkehrung der Harmonie in ihr Gegentheil ist unmöglich. Nun ist es ganz richtig, daß aus einem irgendwie beschränkten Maß von Kraft auch das Denken und Handeln der Creatur nur als ein beschränktes hervorgehen kann; aber ein beschränktes Denken ist darum noch lange nicht mit Unwahrheit, ein beschränktes Wollen mit Bösem behaftet. Wäre die Endlichkeit als solche schon ein Uebel, welches

weiter zum eigentlichen Uebel und zur Sünde führt, so müßte ja auch das Böse ebenso ewig und unvermeidlich sein wie die Beschränktheit der Creatur selbst. Auch Gott ist darum, weil ihm Schrankenlosigkeit zukommt, noch nicht ohne Weiteres der Heilige; er ist dies vielmehr vermöge eigener Selbstbestimmung. Desgleichen war Christus, weil er als Kind nicht so positiv heilig sein konnte wie bei seinem Abscheiden, doch noch lange nicht als Kind mit einem Hauch des Bösen behaftet. Ueber ihre individuelle Beschränktheit können selbst die vollkommensten Geister in Ewigkeit nicht hinauskommen; nur der Hochmuth empfindet die Endlichkeit als Mangel. Uebrigens kann auch aus dem Zusammenzählen von lauter beschränkten Größen keine unbeschränkte, aus lauter Uebeln nichts positiv Heilsames, aus lauter Bösem nichts wahrhaft Gutes hervorgehen. Darum halten wir fest an der ungeheuer kühnen Parallele Christi: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Die innere, qualitative Vollkommenheit ist in einem persönlichen Geist wie in einem Kunstwerk auch bei äußerer Beschränktheit möglich, ja in der Creatur geradezu nicht ohne diese!

Was nun das physische Uebel anlangt, so ist dasselbe nicht etwa nur ein Mangel an Wohlsein, etwa wie die Kälte ein Mangel an Wärme sein soll. Das Uebel ist vielmehr wirkliche Unlust, wirkliches Leid, welches durch alle philosophischen Betrachtungen nicht minder schmerzhaft wird. Wenn durch Gottes Fügung die physischen Uebel zu Anlässen von Culturfortschritten, die Leiden zu Erziehungsmitteln der Menschen werden, so bleiben doch die Uebel an sich Etwas, was durchaus nicht ein begehrenswerthes Gut ist. Der Hinweis darauf, daß für Gott die Uebel nur Mittel zum Zweck oder wol gar bloser Schein seien, verhöhnt die unter dem Heer der Uebel seufzenden Menschen. Vielmehr muß betont werden, daß nur die kleinere Zahl der Uebel durch den Entwickelungsprozeß der Natur bedingt, hingegen die bei Weitem größere Menge durch die Sünde der Menschen herbeigeführt ist. Als guter Arzt muß demnach Gott in erster Linie die Ursache der Krankheit bekämpfen, nicht etwa nur die äußeren Erscheinungen; insoweit als er das Böse einzudämmen vermag, gelingt es ihm auch, die mit dem Bösen zusammenhängenden Uebel einzuschränken, niemals aber auf Erden sie völlig aufzuheben.

Was endlich das Böse anlangt, so ist dies weder als ein metaphysisches, noch als ein physisches Uebel zu fassen. Es ist nur möglich in solchen persönlichen Geistern, welche der Selbstbestimmung in ihrem religiösen Verhältniß zu Gott fähig sind. Es geht hervor aus einer widersittlichen Entscheidung und bleibt trotz vieler Abstufungen doch die Entartung und Bethätigung einer sittlichen, nicht einer physischen Kraft. Beide Kräfte sind nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach von einander verschieden, und deshalb führt jede Vermengung beider zu verhängnißvollen Fehlschlüssen. Freilich da, wo Gott wesentlich physisch (als Allmacht) gedacht wird, erscheint auch in den geschöpflichen Geistern das Böse nur als das oberste physische Uebel. Das Böse ist nicht, wie Leibniz annimmt, ein geringerer Grad oder Ermangeln des Guten, sondern es ist die willkürliche Verwandlung von etwas ursprünglich Gutem in dessen Gegentheil. Im Bösen wird der eigene Wille der Creatur zum Eigenwillen; dadurch wird der Wille nicht blos vom rechten Ziel abgelenkt, sondern geschwächt und verderbt. Vergiftetes Wasser ist nur dem Scheine nach noch Wasser, als wirksame Kraft aber ist es Gift. Ein böser Wille ist nicht, wie Leibniz meint, allemal auf das Gute gerichtet, sondern nur auf das der Selbstsucht Nützliche; auf den höheren Stufen ist es die bewußte Auflehnung gegen den Willen Gottes in Gewissen und Sittengesetz, auf der höchsten der Haß des Guten. Wäre es nur ein Irrthum oder eine Schwäche, so könnte es durch den Culturfortschritt überwunden werden; ist es aber eine Krankheit des innersten sittlichen Menschen, so muß es auch als Krankheitsstoff auf sittlichem Wege ausgeschieden werden. Unwahrheit und Häßlichkeit begründen keine sittliche Schuld, wol aber das Böse. Der Begriff der Schuld, demnach auch derjenige der vergeltenden Gerechtigkeit, steht und fällt mit dem Begriff des Bösen als sittlicher Willkür. Das Gute und das Böse verhalten sich nicht wie das höhere und das geringere Maß einer und derselben Kraft, so daß in der Wirklichkeit stets das Gute die Oberherrschaft führen müßte. Vielmehr stehen das Gute und das Böse als qualitative Gegensätze einander gegenüber, niemals aber als blose Gegenpole.

So wie wir nun aber diese philosophische Verflüchtigung des Begriffes des Bösen ablehnen, so weisen wir auch die dogmatisch-kirchliche Ueberspannung desselben zurück. Das Böse darf nicht als Anlaß oder gar als Vermittelung der Erlösung für Gott gedacht werden, obwol von Alters her namhafte Lehrer bis heute in diesen Fehler verfallen sind. Nimmt man an, daß Gott von Ewigkeit alle bösen Handlungen vorausgesehen und genehmigt habe, so heißt dies: Gott hat die Sünde gebraucht als Mittel, um die Erlösung durch den Sohn zu ermöglichen. Eine solche auch nur indirecte Schlußfolgerung ist verwerflich, weil der absolut Gute niemals um den Preis des Bösen eine größere Vollkommenheit der sittlichen Weltordnung erkaufen darf. Das Reich Gottes als Weltziel mußte für Gott auch ohne die Sünde erreichbar sein; eine sündlose Entwickelung des Menschengeschlechts war jedenfalls vorzuziehen, denn ein Hindurchgehen durch die Sünde ist selbst bei den Erlösten mit vermeidlichen Verlusten verknüpft. Die Gnade Gottes in Jesu Christo bezeichnet nicht noch über die Liebe hinaus einen höheren Grad der göttlichen Offenbarung, sondern sie ist nur eine besondere Form der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit. Ein vollendetes Liebesleben zwischen Gott und den Menschen muß möglich gewesen sein, auch wenn die Liebe sich nicht als Gnade zu erweisen brauchte. Die dankbare Gegenliebe der erlösten Menschen kann wol der Art nach anders gefärbt sein, aber dem Grade nach muß die Liebe der gutgebliebenen Engel zu Gott mindestens dieselbe sein. Auf jenem Wege gelangt man folgerecht zu dem unerträglichen Schluß, daß auch die Gnade Gottes gegen die Erlösten größer sein müsse, als dessen Liebe zu dem sündlosen Erlöser. Wäre die Gnade das Höchste in Gott, dann müßte sie auch in alle Ewigkeit sich bekunden und ewig die Sünde zu ihrem Gegenstande haben. Dieser Gedanke aber wäre widerchristlich. Auch ohne das Dazwischentreten der Sünde hätte Gott den Menschen seine höchste Liebe offenbart als mystische Vereinigung (nicht Einheit!) durch den heiligen Geist! So ist nur als Weltprozeß der heiligen allmächtigen Liebe eine Theodicee durchführbar; als Entwickelung anderer Gottesbegriffe bleibt sie ein unlösbares Problem.

Bücherbesprechung.

Ltz.— Karte von Central-Europa zur Uebersicht der Eisenbahnen, einschließlich der projectirten Linien, der Gewässer und hauptsächlichsten Straßen. 1 : 1 250 000. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von W. Liebenow, Geheimer Rechnungsrath und Chef des Kartographischen Bureaus im Kgl. Preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Berlin 1889. Verlag des Berliner Lithogr. Instituts (Julius Moser). 6 ℳ — Diese über 1½ m breite und fast ebenso hohe Karte erschien soeben in 21. und verbesserter Auflage. Dieser Umstand, wie auch der weitgeachtete Name von Bearbeiter und Verleger sprechen allein schon für die Güte derselben. Dem Verkehrswesen dienend wird sie als Bureaukarte die besten Dienste leisten, auch sollte eine derartige Karte für die Bedürfnisse der Reisenden in keinem besseren Hotel fehlen; durch ihre schöne Ausstattung vermag sie zugleich einen wirklichen Wandschmuck abzugeben. Sie umfaßt dem Titel gemäß ganz Deutschland, die Schweiz, Belgien und die Niederlande, fast ganz Frankreich und Oesterreich-Ungarn, die Südhälfte Englands, die Nordhälfte Italiens bis zu Rom und greift über Polen ein wenig nach Rußland hinüber. Ihrem Zwecke entsprechend tritt natürlich in erster Linie das Eisenbahnnetz dieser Gegenden hervor, jedoch nicht so übertrieben, daß das Bild der einzelnen Staaten dadurch erdrückt würde. An allen den vielen Eisenbahnlinien läßt sich ersehen, ob sie fertig, im Bau begriffen, dazu vorbereitet oder nur projectirt, ob doppelgeleisig, ob secundär oder nicht, und zugleich noch wird durch Verschiedenfarbigkeit ersichtlich, welcher Betriebsdirection, Gesellschaft ꝛc. gehörig. Chausseen, Landstraßen, Provinzialgrenzen treten dagegen nur bescheiden zurück. Die Gewässer leuchten durch ihr lichteres Blau aus diesem Liniennetz hindurch und lassen erkennen, ob schiffbarer oder nur flößbarer Fluß, ob schiffbarer oder nur zur Entwässerung dienender Canal, ob Bruch und Moor. Die Angabe der Orte geschieht ihrer Größe entsprechend in 8 Abstufungen, dazu noch Festungen 1. und 2. Classe, Forts, Häfen, Leuchtfeuer und, da die Gebirge fehlen, noch die wichtigsten Pässe der Alpen. Die Ecken dieser Karte sind ausgenutzt durch ein Verzeichniß der Eisenbahnen und 6 Nebenkärtchen (europäisches Rußland, oberschlesisches Berg- und Hüttenrevier, Ruhr-Kohlenrevier, die Millionenstädte London, Paris, Berlin mit ihren Umgebungen. Der billige Preis dieser gediegenen Karte sichert ihr eine weite Verbreitung.

Druck von [illegible] in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 74. Sonnabend, den 22. Juni. 1889.

Der Kaiserpalast zu Straßburg.

Dr. C. Mit der in den ersten Monaten dieses Jahres erfolgten Uebergabe des Kaiserpalastes zu Straßburg an den Oberhofmarschall v. Liebenau ist die Durchführung des Baues als abgeschlossen zu betrachten. Die merovingische Pfalz, das Absteigequartier der Hohenstaufen in der Reichsstadt, von der Ermoldus Nigellus, der Verbannte, meldet, war vom Boden vertilgt, das französische Barockschlößchen an der Ill genügte den Anforderungen eines kaiserlichen Hofhaltes nicht: im wiedergewonnenen Argentoratum schuf das neugeschmiedete Reich sich seinen ersten Kaiserpalast.

Der Schöpfer des Werkes ist der Landbauinspector Hermann Eggert, von dem auch die Entwürfe zum Empfangsgebäude des neuen Riesenbahnhofes in Frankfurt a. M. stammen. Die räumlichen Bedingungen für den Prachtbau waren die denkbar günstigsten, ein weiter freier Platz zwischen Theater und Manteuffelcaserne, kein irgendwie imponirendes Gebäude, vor Allem kein Thurm in der Nähe, der die freie Wirkung hätte beeinflussen können, dazu in den schmucklosen Häuserreihen an der Stadtmauer ein gleichmäßiger Hintergrund. Und auch die Bedingungen, unter denen der Architekt zu schaffen hatte, waren so günstig, wie sie selten für ein gleiches Bauwerk gestellt werden. Es war keine umfassende Concurrenz ausgeschrieben, Eggert's Pläne wurden fast ohne Weiteres genehmigt, nur in der räumlichen Anordnung Einiges geändert. Der deutsche Reichstag bewilligte 2600000 ℳ — von nun an war der Künstler Alleinherrscher, fast ohne Verantwortlichkeit. Zweifelnde Stimmen wurden schon im Anfange laut — es waren die der Architekten-Mitbewerber, die auf eine Concurrenz geharrt hatten, Staunen griff Platz, als der Rusticaunterbau sich erhob, ein kleiner Entrüstungssturm erhob sich, als zuerst die überladene Ausschmückung der Façade deutlich ward. Jetzt, da der Bau vollendet vor uns steht, sind viele der zweifelnden Stimmen verstummt. Die machtvolle Wirkung des kaiserlichen Palatiums kann Niemand leugnen. Und doch, was man von demselben erhofft, daß es das erste Glied in der Schöpfung eines nationalen Palaststiles sein werde — das ist nicht eingetreten. Mit aufdringlich angebrachten Wappen und Emblemen ist da nichts gethan. Nicht durch Wuchtigkeit des Aufbaues, maßvolle Einfachheit der Verhältnisse glaubte der Künstler den kaiserlichen Charakter des Bauwerkes wiedergeben zu sollen, sondern durch einen überreichen Skulpturenschmuck, der nur theilweise dem Bau organisch eingewachsen ist, zum anderen Theil wie aufgeheftetes Zierwerk erscheint. Es ist jetzt, da der Palast vollendet, nicht mehr an der Zeit, mit dem Schöpfer zu rechten — von anderen Seiten ist dies zur Genüge geschehen: die Schöpfung selbst sollen diese Zeilen würdigen.

Der Palast ist ein Rusticabau von 73 m Frontlänge und einer Tiefe von 56 m, im Stile der Florentiner Renaissance aufgeführt. Die Grundform ist ein Rechteck mit einem Säulenvorbau für die Eingangshalle an der Vorderfront und einem Säulenausbau an der Hinterfront, der gleich wie an der Berliner Nationalgalerie in Halbkreisform gehalten ist. Die Haupttreppe führt von der Eingangshalle in der Mitte zwischen den beiden inneren Höfen empor. Schon bei dem Rusticaaufbau stutzt der aufmerksame Beobachter. Vielfach unterbrochen zwar, aber doch bis oben hinauf, ja bis zu dem viereckigen Kuppelunterbau ist die Rustica in der gleichen Stärke durchgeführt. Das wirkt für Unterbau und Erdgeschoß ausgezeichnet, bietet für die großen Formen von Vorhalle und Fenstern den geeigneten Untergrund — in der Höhe jedoch ist die Wirkung eine schwerfällige und erdrückende. Nur ein einziges Mal in der Geschichte der Florentiner Renaissance, auf deren Vorbild nun einmal der Baumeister zurückgegriffen, ist die grobe Rustica bis zum Dach hinauf durchgeführt worden, am Palaste Pitti. Hier aber hatte Brunellesco noch die oberen Stockwerke eingerückt, wie nach ihm Klenze am Königsbau zu München, wozu sich beim Straßburger Kaiserpalast keine Gelegenheit bot. Und schon bei Michelozzo di Bartolomeo's Palazzo Riccardi, beim Palazzo Gondi ward die Rusticaverkleidung von Stockwerk zu Stockwerk abgestuft — und bei den späteren Bauten, bei denen die Rustica zur Verwendung kam, bei den Palästen Strozzi und Guadagni in Florenz, Piccolomini in Pienza, benutzten Benedetto da Majano und Cronaca doch eben nur eine zierlich gemilderte Rustica.

Den ganzen Bau beherrscht eine viereckige Kuppel, die über vier offenen nur von 2 Pfeilern gestützten Bögen — das alte Aachener Motiv — sich erhebt. Ueber der Laterne ragen zwei bronzegegossene Herolde mit Fahne und Trompete empor, die der elsässische Volkswitz die Maikäfer zu taufen sich beeilt hat. Die Wirkung der Maßverhältnisse bei der Kuppel ist eine wohlgelungene und wohlthuende, nur machen die Ecken des Unterbaues, auf denen noch steinerne Putti angebracht sind, einen etwas gezwungenen und bizarren Eindruck. Den Giebel der Säulenvorhalle krönt eine geflügelte Friedensgöttin aus vergoldetem Kupfer, die zugleich als Blitzableiter zu dienen hat. Die Vorhalle selbst ruht auf 4 mächtigen Pfeilern, die auf der äußeren Seite mit starken Bossen versetzt sind. Candelaber, mit dem preußischen Adler geschmückt, treten einem jeden vor. Die mittelsten Pfeiler laufen in starkgliedrige Atlanten aus, die mit ihren nackten, muskulösen Armen den Balkon tragen, der aus dem großen Audienzsaale hinausführt. Die Stützen der Eingangshalle setzen sich über dem Balkon fort in 2 Pfeilern und 2 Säulen. Die Füße sind umkleidet von etwa 1 m hohen Basreliefs, die Hirtenleben, Landbau, Bergbau darstellen sollen — es sind starkbewegte Putti, offenbar in Anlehnung an Donatello's tanzende und singende Knaben in Florenz und im Prato und an Luca Della Robbia's Kinder von der Orgeltribüne im Florentiner Dome. Aus der Ferne wirken die Kindergruppen einheitlich, in der Nähe unruhiger. Die technische Behandlung zeigt vielfach die unerhörte Raschheit, mit der die Reliefs in den letzten Wintermonaten fertig gestellt werden mußten — wider den Willen der Künstler. Profil und Faltenaugen sind hart behandelt, die Augen viel zu tief eingeschnitten und unterarbeitet. An den seitlichen Pfeilern sind breite Schilder mit Palmen angeheftet, eigentlich wie angeklebt — einer der störendsten Schmucktheile, der den Aufbau der Vorhalle undeutlich macht. Die hervorragendste künstlerische Schöpfung enthält aber das Giebelfeld. Den Mittelpunkt bildet das weit über das Tympanon hinausragende Reichswappen mit der Kaiserkrone. Zur Linken ruht eine weibliche Gestalt, auf einer Tafel schreibend, die ihr ein pausbäckiger Genius darbietet, die Ecke ist mit Palmen gefüllt, zur Rechten ein Germane, in zottiges Fell gehüllt, das ein wirksames Gegenstück zu dem reichen Faltenwurfe seiner Genossin bietet, die Rechte auf das Schild gestützt, mit der Linken das Schwert fassend; in der Ecke schleppt ein nackter Knabe römische Trophäen hervor. Die technische Behandlung, die Anordnung der Figuren im Raume ist hier wie bei den gleich zu erwähnenden kleineren Giebelreliefs eine vorzügliche — nur nach Sinn und Bedeutung der allegorischen Gestalten forscht man vergebens. Krieg und Friede? oder Militär und Wissenschaft? Er ein germanischer Bärenhäuter, halbnackt, die Beine von Riemen

umschnürt, sie im Kostüm halb Florentinerin, halb Gretchen, im Körper Griechin, in der Attitude der Klara Ziegler — wie reimt sich das zusammen? Und die gleiche Vermischung antikisirender allegorischer Figuren mit modernen Emblemen zeigen nun die übrigen Giebelfelder, die über den schmalen Risaliten der Schmalseiten sich erheben. Zur Linken eine Frau mit Kreuz, Füllhorn, Kreuzesfahne und Lorbeer, dann ein nackter, schöner Jüngling, der Belvederische Apoll germanisirt, die Linke, die einen Lorbeerzweig hält, um den Nacken einer Sphinx gelegt, in der Rechten die Leyer. Auf der rechten Seite eine weibliche Gestalt, ihr zur Linken ein Hirsch, zur Rechten ein Helm mit zwei Schwertern; und endlich ein Germane, an den sich ein Adler schmiegt, der auf einer Löwenhaut fußt, die Rechte ruht auf einem offenen Buch, hinter dem eine Flamme erscheint, die Linke hält eine Fackel, darunter werden Urkunde und Schwert sichtbar. Reicher an Anachronismen, nüchterner in der Zusammensetzung, unverständlicher, was die Absicht des Künstlers betrifft, dürfte kaum eine gleiche Allegorie geschaffen sein. Und darin liegt bei aller Vortrefflichkeit der Körperbildung, Gewandbehandlung, Raumausfüllung ein schwerer Vorwurf, der überhaupt vor der Verwendung dieser germanisirten Antike warnen sollte. Eine Allegorie, die erst eines Interpreten bedarf, hört auf, ein künstlerischer Vorwurf zu sein.

Wir betreten das Innere des Palastes. Das Vestibul bildet eine niedrige, dreigetheilte Halle, deren Seitenschiffe von je vier polirten Porphyrsäulen getragen werden. An der Decke glänzt der deutsche Reichsadler mit der Inschrift „Vom Fels zum Meer“. Die Decke ist, ein hoher constructiver Fortschritt, im ganzen Palaste durchweg von Eisen, Stein und Stuck, ohne jede Anwendung von Holz hergestellt, ein Umstand, der bei der Kritik der Plafonds stark ins Gewicht fällt. Die Fußböden in Gängen und Vorsälen sind sämmtlich in Terrazzo mit breiten Randeinfassungen ausgeführt. Gerade aus führt die breite Freitreppe zum oberen Stockwerk hinauf, das in der Mitte den Audienzsaal, zur Rechten die Zimmer des Kaisers, zur Linken, der Stadt zugewendet, die der Kaiserin enthält. Die gesammte Rückfront nehmen die drei großen Festsäle ein. Im untern Stockwerk befinden sich zur Linken die Räume für Kronprinz und Kronprinzessin, zur Rechten die für den fürstlichen Gast, die genau denen auf der anderen Seite entsprechen und auch in der gleichen Weise ausgeschmückt und möblirt sind. Die Anordnung stammt noch vom Beginn des Baues im Jahre 1883, vor der Hand sollen auch die kronprinzlichen Zimmer für fürstliche Gäste Verwendung finden, da zumal die Räume für die künftige Kronprinzessin wol noch längere Frist leer stehen werden. Auf beiden Seiten ist die Reihe der Zimmer diese: Vorzimmer, Empfangs-, Arbeits-, Schlafzimmer. Das erste ist blau, das zweite grün, das dritte roth tapeziert, die Möbel stimmen in der Farbe der Stoffe mit der Wandbekleidung überein. Zu den Räumen der Kronprinzessin führt der Weg durch ein lustiges Gartenzimmer, das auf goldener venezianischer Decke aufgemalte Vögel und Engel zeigt. Das Arbeitszimmer der Kronprinzessin zeigt eine grünblaue, goldgepreßte Stoffmusterung, schwarze Spiegel und Majolikaleuchter stehen damit in wohlthuendem Einklang. Die ausgedehnten Wirthschaftsräume nehmen die ganze Hinterfront ein. Zunächst Garderoben, Telegraphenzimmer, dann aber die riesige Küche, die gerade unter dem im Halbrund geschlossenen Festsaal liegt. Alle Einrichtungen der Neuzeit sind hier vereinigt, das rasche Bereiten der Speisen zu ermöglichen. Eine dicke rothe Säule stützt die Decke, sechs kleinere Säulen treten den Nischenwandungen vor. Ein riesiger Herd von Kalkbrenner in Wiesbaden nimmt die Mitte ein, auf der Seite eine Reihe von Apparaten, die in ihrer Vervollkommnung der englischen Küche entlehnt sind, vor Allem ein hoher Kamin mit 3 Bratspießen und einem Uhrwerk zum selbständigen Drehen. Den Kellerraum füllen Spülküche, Kaffeeküche, Speiseküche und Speisesäle für die Dienerschaft, dann das Bureau für das Hofmarschallamt und die Castellanswohnung.

Wir ersteigen die Haupttreppe. Eine Cascade sprudelt in geschliffenem Becken in der Mitte, zur Rechten und Linken fällt das kühlende Wasser in feinem Sprühregen von Stufe zu Stufe herab. Eine mächtige Halle wölbt sich über der dreimal gegliederten Freitreppe, mit buntem Glasdache, das die Wahlsprüche der Hohenzollern zieren, das „Suum cuique“ und „Sincere et constanter“. Große goldene Leuchter mit Adlern zieren die Nischen, in den Zwickeln sind in glänzenden Farben die Figuren der Justitia und Sapientia, der Vis und Moderatio angebracht. Die Wirkung dieses in hellen Farben flimmernden Treppenhauses zu beurtheilen, ist es nöthig, die Treppenabsätze mit dem dunklen Grün der Gewächshäuser sich bekleidet vorzustellen. Genau über der Eingangshalle befindet sich der durch zwei Geschosse reichende prachtvolle Audienzsaal, der sich nach dem Kaiserbalkon in dem Säulenvorbau öffnet. Zur Rechten und zur Linken zeigen sich 2 Nischen, über denen eine kleine Galerie sich erhebt, mit den Plätzen für die Cavaliere und Hofdamen, deren Zimmer, für je 5 in jedem Flügel, direct über den kaiserlichen Gemächern gelegen sind. Den Eindruck des Audienzsaales beherrscht der riesige vergoldete Kronleuchter, umgeben von den bunten Schildern der Bundesstaaten, ein Meisterwerk der Firma Riedinger in Augsburg. Den hellen Goldglanz werfen die polirten Marmorwände zurück. Die Zwickel sind mit Victorien ausgemalt, ebenso wie die Deckenmalereien in den kaiserlichen Wohnräumen Schöpfungen von Baum und Keuffel in Frankfurt a. M.

Die Zimmer des Kaisers beginnen mit dem Vorraum. Die Wände sind in grüner Tönung mit Goldpressung gehalten, die Möbel in drei Gruppen zierlich aufgestellt, große Wandspiegel verkleiden die Fensterräume, die gemalte Decke ist mit Wappen zwischen Bändern und Lorbeerzweigen bedeckt. Brocat der Wandbekleidung und der Möbelüberzüge sind von Sorge & Cie. eigens für diesen Zweck hergestellt. Unruhiger ist die Gesammtwirkung des Empfangszimmers mit seinem überreichen Roth, das durch die kleinen pompejanischen Reliefs an der adlergeschmückten Decke nicht gemildert wird. Es folgt das Eckzimmer mit zwei Balkonen und mächtigen Fenstern — das kaiserliche Arbeitsgemach. Die Nische zur Rechten ist im Rundbogen geschlossen, kleine Seitensophas sind darin aufgestellt. Nach der Front des Palastes zu gewendet steht ein einfacher großer flacher Schreibtisch, ohne Aufbau, mit grünem Tuch überzogen, dahinter ein einfacher runder Stuhl mit niedriger geschnitzter Lehne, der Stoff mattblau mit eingewebtem Blumenmuster. Die Wände wie die Decke sind mit Eichenholz verkleidet, eine rothe japanische Wandtapete aus goldgepreßtem Leder schmückt den oberen Wandsaum. Ueber Thür und Kamin erhebt sich ein reicher holzgeschnitzter Aufbau mit Bronzeornamenten. Die Wirkung des Raumes ist bei aller Pracht eine einfache und große. In der Mitte ein langer Eichentisch, rund herum starkgebaute Stühle mit hohen Lehnen, in der rechten Ecke ein schmales Ruhebett. Es schließt sich an das Schlafzimmer, das die sprichwörtliche Hohenzollern'sche Einfachheit athmet, an der Wand die eiserne Bettstelle, wie in dem großväterlichen Schlafgemach zu Babelsberg. Ein kleiner Baderaum mit Toilettezimmer, Garderoberaum und Wohnung für den Leibarzt bilden die Fortsetzung. Ganz entsprechend sind nun die Räume der Kaiserin angeordnet, nur daß die Einrichtung hier einen weit zierlicheren Charakter annimmt, der Decorateur hat hier eine willkommenere Aufgabe und freieren Spielraum gefunden, mit leichten, duftigen Stoffen, zarteren Farbenwirkungen ward hier gerechnet. Das Vorzimmer ist hier gelb decorirt, das Empfangszimmer mit dunkelblauem Sammet ausgestattet, das Arbeitszimmer endlich, in der Ecke nach dem städtischen Theater zu gelegen, zeigt die mannigfaltigste Farbenwirkung. Mit außerordentlichem Feingefühl ist hier die Gliederung der Wände benutzt, um ein reiches Farbenspiel zur Anwendung zu bringen. Der ganze Charakter ist weit intimer als bei dem prunkend einfachen Arbeitsraum des kaiserlichen Gemahls. Die Tapete besteht aus mattrothem Brocat, die Thüren sind weiß mit goldener Verzierung, die Decke weiß mit breiten, goldenen Ornamentfeldern. Das mittlere große Medaillon füllt eine reizende Malerei auf Goldgrund, flatternde Engelskinder im zierlichsten Rococostile. In den Ecken sind die vier Zeiten der Nacht angebracht. Zwei vergoldete Säulen erheben sich zur Seite der Nische, ein reich gerefftes blauer Sammetvorhang mit Goldschnüren verkleidet den Bogen, eine zierliche Ampel wird dahinter sichtbar. Die Möbel sind aus braungebeiztem, kostbarem Holz gefertigt, mit goldenen Einlagen und blaugrünem Sammetüberzuge.

In den drei Festsälen, die die ganze Länge des Palastes einnehmen, hat das decorative Talent der beschäftigten Architekten den Gipfelpunkt erreicht. Der mittelste im Halbrund geschlossene Saal öffnet sich auf jeder Seite in drei Bögen nach den Seitenräumen, von zwölf grünen hellpolirten Monolithen getragen. Zur Rechten liegt der Empfangssaal, zur Linken der eigentliche Speisesaal, der erste ist in Weiß und Gelb mit Purpurvorhängen gehalten, der zweite in ähnlicher Tönung mit blauen Vorhängen. Die Decke des Hauptfestsaales ist himmelblau, die Wandverkleidung zeigt am oberen Rande große Bronzereliefs als Füllung, in den Ecken Medaillons mit Engelsfiguren. Vier große Kronleuchter, von Sipf in Frankfurt hergestellt, erleuchten den Raum, in den durch die hohen Fenster des Rundbaues blendendes Tageslicht fällt, dem Rundbau gegenüber ist in der Höhe die Musikgalerie angebracht. So sind diese Festräume, auf deren Gliederung der Architekt besonderen Nachdruck gelegt, deren Fenster- und Deckenbau zu den constructiv bedeutendsten Leistungen des Kaiserpalastes gehört, zugleich

ein glänzendes Zeugniß geworden des hervorragenden technischen Könnens und des feindurchgebildeten Formen- und Farbensinnes des deutschen Kunstgewerbes. Und zu wünschen bliebe nur, daß der leitende Architekt den Bau als ein solches wirkendes Gesammtkunstwerk vorgeführt und nicht als eine Zusammensetzung von architektonisch, plastisch und kunstgewerblich bedeutenden Einzelschöpfungen. Das Wort Leo Battista Alberti's, daß Zierformen und ornamentaler Schmuck als subsidiaria lux dem Ganzen eingeboren sein und es durchströmen müsse, ist für keine Zeit so beherzigenswerth wie für die unsere.

Die hundert besten Bücher.

Vor einigen Wochen ist von einem Berliner Verlage eine Schrift herausgegeben worden, welche sich mit der Frage beschäftigt, welches die hundert besten Bücher seien. Eine Anzahl deutscher Schriftsteller war von der Verlagshandlung aufgefordert worden, sich über diese Frage zu äußern, und aus den eingelaufenen Antworten hatte man dann die genannte Schrift zusammengestellt. Es sollte damit einem englischen Unternehmen ähnlicher Art entgegengetreten werden, das sich wol in etwas inselhafter Beschränktheit an die Lösung derselben Aufgabe gemacht hatte. Nach dem vorliegenden Material erschien uns jedoch die Frage, die damit angeregt ward, nicht spruchreif zu sein, und wir legten daher das Heft bei Seite. Es ist jedoch jetzt eine Art von Gegen- und Ergänzungsschrift*) erschienen, welche all den Gedanken und Bedenken Ausdruck leiht, die auch uns beim Anblick des in Rede stehenden Unternehmens beschlichen, und wir halten es nunmehr für an der Zeit, das Thema einer Betrachtung zu unterziehen. Schlögl's Arbeit war zuerst ebenfalls als Antwort auf die von der Berliner Verlagshandlung gestellte Frage gedacht, von derselben aber — ihrer Ausführlichkeit wegen — zurückgewiesen worden. Blos deshalb? Uns scheint, als ob bei der Ablehnung auch der Inhalt mit bestimmend gewesen sei, denn der Verfasser übt bei seinen Erörterungen zugleich Kritik an der Berechtigung der gestellten Frage selbst. Und muß hinter diese Frage nicht auch ein großes Fragezeichen gesetzt werden?

Eine Liste der hundert besten Bücher aufzustellen — ein seltsames und wunderliches Unterfangen, so wird mancher Leser denken. Auf solch einen Gedanken konnte auch nur der grillenhafte Kopf eines Engländers gerathen. Was für einen Zweck soll dies Verzeichniß verfolgen? Einen praktischen, für das Publicum, daß es nach dieser Liste seine Bibliothek einrichte, für den Buchhändler, daß er nach ihr seinen Rath an die fragenden Käufer regele? Einen ideellen? Ja, aber das Gute, was die verflossenen Jahrhunderte und Jahrtausende an geistigen Schätzen gesammelt haben, das Schriftthum der Bibel, der Inder, der Alten, des Mittelalters, der Neuzeit bis Goethe, steht ja fest, ist classisch geworden, an ihm kann nicht mehr gerüttelt werden, und es bedarf keiner nochmaligen Erinnerung, um seiner zu gedenken. Und wie steht es mit den Schriftwerken der neuesten Zeit, des neunzehnten Jahrhunderts? Dieses, das neunzehnte Jahrhundert, müßte bei einer Zusammenstellung der besten Bücher überhaupt von vorn herein ausgeschlossen werden; denn zu einer Entscheidung über die Frage, was aus seiner Literatur gut sei, fehlt uns die Unbefangenheit und der Ueberblick; wir sind zu sehr Partei dazu, stehen noch mitten in der Entwickelung drin. Du lieber Gott, was wird denn aus der Masse des in unserm Säculum Geschaffenen überhaupt für die Zukunft übrig und von Werth bleiben! Wird nicht mancher Schriftsteller, der, durch die Mode, die ihm huldigte, bethört, schon einen ersten Sitz im Saale der Unsterblichkeit für erworben hielt, sich mit einem Plätzchen in der Ecke begnügen, vielleicht wol gar von dem Hüter an der Pforte sich bedeuten lassen müssen, daß für ihn gar kein Raum vorhanden sei? Wird man beispielsweise von der Romanliteratur unserer Zeit, mit deren Reichthum diese sich besonders zu brüsten pflegt, später nur mehr als nebensächlich Notiz nehmen, so vielleicht, daß etwa ein Dutzend der bedeutendsten, allerbedeutendsten Sachen genannt werden? Nehmen wir an, irgend ein müßiger Kopf eines der früheren Jahrhunderte wäre auf den Einfall gerathen, von seiner Zeit und seinem Standpunkte aus die besten Bücher zusammenzustellen — welche Menge von dem für seine Gegenwart Wichtigen würde er uns da als das Beste aufgetischt haben, von dessen Dasein wir heutzutage kaum noch eine Ahnung besitzen! Mit solchen Schlüssen aus der Beliebtheit in der Gegenwart auf den Bestand auch in der Zukunft muß man sehr vorsichtig sein. Und dann, geben wir einmal die Berechtigung des Hereinziehens unseres Jahrhunderts in den Kreis der Betrachtung zu, — wer soll Richter über das Beste sein? Die Schriftsteller etwa — die Kritiker? Ja, die sind doch selbst Partei, Meinungen, Irrthümern unterworfen; und außerdem, wer kann Jemand zwingen, das also als das Beste Ausgerufene nun auch anzuerkennen? Andre kommen und stellen andere Namen und Bücher auf, und wir sind so klug wie vorher, nur noch etwas verwirrter. In dieser Frage nach dem Besten ist eben nur die Zukunft als Richterin zuständig. Zudem, soll das Beste zugleich das Charakteristische sein, dasjenige, was für den Gang der Literatur bezeichnend war? Beides deckt sich durchaus nicht immer, denn die Geschichte der Literatur ist auch die ihrer Irrthümer, und die Lesewelt, die durch eine Liste ja geleitet werden soll, wird lieber zum Ersteren greifen und vom Letzteren keine Kenntniß nehmen wollen. Und endlich, schmeckt nicht das ganze Unterfangen, einen codex librorum optimorum zusammenzustellen, etwas nach Orakelsucht, Unfehlbarkeitsdünkel und Unduldsamkeit derer, die sich da das Richteramt angemaßt haben, der „führenden" Schriftsteller?

Wie man sieht, drängen sich uns bei Betrachtung des in Rede stehenden Themas eine Masse von Vorfragen auf, die erst der Beantwortung bedürfen, ehe man an die eigentliche Frage herantreten kann; und da die ersteren, die Vorfragen, wie wir gesehen haben, nicht im Sinne der Herausgeber der Eingangs erwähnten Schrift beantwortet werden können, so fällt auch die ganze Frage nach den besten Büchern in sich zusammen. Eher ließe man sich's noch gefallen, wenn man, wie Schlögl es in seinem Gutachten thut, die Frage so stellt: Welches sind diejenigen Bücher, die auf mich bildend und nachdrucksvoll eingewirkt haben? Hier liegt Sinn drin; die Beantwortung ist möglich und fruchtbar; denn sie zeigt die Summe dessen, was für einen Menschen der letzten zwei Menschenalter, also der Zeit nach dem historisch Gewordenen der Weltliteratur, an Schriften von Bedeutung gewesen ist. Verzichtet der Beantworter auch bescheiden auf eine Aufstellung von allgemein Giltigem, so liefert er doch vielleicht damit Material zu einem endgiltigen Urtheil der Nachwelt über unsere Zeit. Schlögl bekennt sich zu dem Alter von 67 Jahren; er überblickt daher gerade das Halbjahrhundert seit Goethe's Tode und ist just damals in diejenigen Jahre getreten, in welchen die Einwirkung der Bücher auf den Menschen beginnt. Er giebt eine ganze Reihe von Schriften an, die für die Generation der letzten fünf Jahrzehnte wichtig gewesen sind, von den größten bis zu den schlichtesten herunter; denn es liegt in der Natur der Sache, daß Jugenderzählungen — Schlögl nennt die von Christoph v. Schmid: Heinrich v. Eichenfels u. a. — für das lesende Individuum genau dieselbe Bedeutung besitzen, wie etwa die Werke eines Ranke und Strauß: hier ist eben das Alter des Lebenden in Betracht zu ziehen. Er durchlebt im Geiste noch einmal die Vergangenheit und liefert dabei ein hübsches Bild der sich in diesem Zeitraum abwechselnden, ergänzenden und gegenüberstehenden Perioden der Literatur, von der zahmen Epoche Tromlitz und Van der Velde an bis zu den „sauberen Naturalisten Zola an der Spitze, mit dem Troß seiner plumpsten, brutalsten und unappetitlichsten Copisten". Man kann hieraus auch sehen, wie wenig Ursache irgend eine Zeit hat, sich für die Spitze, den Anfang und das Ende aller Dinge zu halten.

Das Gute der vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende ist durch das Urtheil der späteren Zeit von selbst festgestellt worden; wir denken, wir überlassen es auch den auf uns folgenden Generationen, aus unsrer Zeit das Beste auszusuchen, für kanonisch zu erklären. Wir können das mit um so größerem Rechte thun, als unser Urtheil für das der Folgezeit durchaus keinen Werth besitzt; diese kümmert sich blutwenig um unsere Ansichten von heutzutage, ja wird vielleicht ganz etwas Anderes auf den Schild erheben, als das von der Mitwelt Beklatschte, über das sie gleichmüthig zur Tagesordnung übergeht.

Julius Riffert.

*) Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten. Von Friedrich Schlögl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag.

Sonstige Bücherbesprechungen.

G. Oe.— C. Döring, Fürst Bismarck im Königreiche Sachsen. Meißen, s. a. F. Julius Baumert (Ad. Methner). 28 S. 8°. — Das Büchlein macht den Versuch, den Wandel der Gesinnung unseres Volkes gegen den Reichskanzler kurz darzustellen, die Ehrenbezeugungen, die er von Sachsen und sächsischen

Städten empfangen hat, zusammenzustellen, und will zugleich dazu anregen, am kommenden 75. Geburtstage des Fürsten die Liebe zu ihm durch Pflanzen von Bismarckbäumen oder Anlegen von Bismarckhainen zu bekunden. Dadurch, daß der Verf. seine Ausführungen in ein skizzenhaftes Lebensbild des Kanzlers einfügt, kann sein Werkchen als ein Bismarck-Büchlein im gebräuchlichen Sinne gelten und Verwendung finden. Zu dieser Verwendung empfiehlt es auch die warme Begeisterung, die es durchweht, und der warme Herzenston der Ueberzeugung, in dem es zu uns spricht. Wie das sächsische Volk seine Liebe zum Kanzler bekundet hat nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, nach den gewaltigen Reichstagsreden, die er gehalten, nach den kleinlichen Anfeindungen, die er erfahren, ganz besonders aber bei seinem 70. Geburtstage, das ist mit annähernder Vollständigkeit zusammengestellt. In alphabetischer Ordnung sind die Orte aufgeführt, in denen er zum Ehrenbürger ernannt, in denen ihm ein Denkmal gesetzt, ein Baum gepflanzt, ein Hain errichtet ist, in denen ein Bismarckbuch erschien, in denen eine Straße oder ein Platz nach ihm benannt ist. Bismarckbäume haben Adorf, Bischofswerda, Großenhain, Leisnig, Leutewitz, Markneukirchen, Oschatz, Radebeul, Radeburg, Riesa, Robschütz, Schandau; Bismarckhaine: Nossen und Plauen; Bismarckstraßen: Chemnitz, Glauchau, Gohlis, Leipzig, Lindenau, Pirna, Plauen, Werdau, Zwickau; Bismarckplätze: Dresden, Hohnstein, Leisnig; eine Bismarcksäule: Meißen. Von den Geschenken, die dem Kanzler zugegangen sind, möge nur das aus dem Dorfe Zschieren bei Pirna erwähnt werden. Jeder selbständige Einwohner schrieb einen Segenswunsch für den Fürsten auf, die einzelnen Blätter wurden in einem Marmoralbum vereinigt und dies Album mit einem treuherzigen Spruche dem Kanzler zugesandt. Das Büchlein liest sich recht gut und verdient eine freundliche Aufnahme.

— Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch. Erster Halbband A — Ehe, Leipzig, bei S. Hirzel, 1889. Preis 5 ℳ (Gesammtpreis 30 ℳ). — Es ist eine schon oft erörterte Thatsache, daß in dem Bücherschrank eines gebildeten Deutschen ein Fremdwörterbuch und ein Conversationslexicon für unentbehrlich gelten, während ein deutsches Wörterbuch als Rüstzeug des Gelehrten angesehen wird. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß es uns seither an einem deutschen Wörterbuche fehlte, das man ohne Einschränkung empfehlen konnte. Das gewaltige Werk, das die Brüder Grimm begonnen haben und das heute unter den Händen fleißiger Fortsetzer so rüstig fortschreitet, daß unser einer allenfalls seine Vollendung noch zu erleben hoffen darf, wird einst der Stolz unserer Nation und der Neid der Ausländer sein. Aber heute haben wir kein Wörterbuch, das den Vergleich aushielte mit dem Littré der Franzosen, dem Webster der Engländer. Mit diesem Urtheile trete ich weder der sprachgeschichtlichen Sorgfalt Weigand's noch dem Sammelfleiße Daniel Sanders' zu nahe. Da hat sich denn ein Berufener gefunden, diesem Mangel abzuhelfen: Moriz Heyne, einer der Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche, giebt in 6 Halbbänden zu je 40—42 Bogen ein deutsches Wörterbuch heraus. Hirzel, der den Grimm verlegt, hat auch den Heyne in Verlag genommen, der erste Halbband, A bis Ehe, liegt vor. Viele, sehr Viele werden das Buch mit Freuden zur Hand nehmen; denn wir glauben uns nicht zu täuschen in der Beobachtung, daß der Sinn für Sprache, Sprachgeschichte, Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit in deutschen Landen gerade jetzt sehr im Zunehmen begriffen ist. Wie rasch ist von Kluge's etymologischem Wörterbuch eine neue Auflage nöthig geworden, ein wie großes und leider nicht einmal durchaus verdientes Ansehen genießt in weiten Kreisen das Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten im Deutschen von D. Sanders, wie jagen sich die Auflagen von Andresen's „Volksetymologie“ und „Sprachgebrauch“, wie zahlreiche Jahresberichte höherer Schulen sind von Arbeiten über einzelne Erscheinungen in der lebenden Sprache, über Mundarten u. dgl. begleitet, wo früher der classische Conjecturenkrimskrams das Feld fast allein behauptete! Kurz, wir sind überzeugt, daß das uns vorliegende deutsche Wörterbuch seine Zeit gut gewählt hat und Käufer genug finden wird. Und wer es kauft, wird's nicht bereuen. Keines der seither vorhandenen deutschen Wörterbücher geht so sorgsältig auf die Geschichte der Wörter und damit der Begriffe ein, daran ganz besonders erkennt man den durch die Arbeit am Grimm geschulten Wörterbuchsmann. Als einen überaus wesentlichen Vorzug bezeichne ich noch die Uebersichtlichkeit. Zusammensetzungen sind mit Recht stets unter ihrem ersten Theile angeführt; denn mag das auch weniger wissenschaftlich scheinen, für den Gebrauch ist es das einzig Richtige. Der Wechsel der Schriftarten und der Rechtschreibung — alle angeführten Stellen Antiqua und in J. Grimm's Orthographie, der Text in unserem gewöhnlichen Druck und in amtlicher Rechtschreibung — ist nicht schön, aber auch er erleichtert die Benutzung. Natürlich findet man nicht jedes Wort der heutigen Schriftsprache, vor Allem nicht jede einzelne Zusammensetzung oder Ableitung, indeß von dem wesentlichen Bestande des Hochdeutschen wird man selten etwas vermissen. Die Wortformen werden bis ins Gothische zurück verfolgt, gelegentlich sind die entsprechenden Wörter aus dem Sanskrit und dem Griechischen (auch letzteres in Umschrift) daneben angeführt. Beispiele aus mittelhochdeutscher und noch früherer Zeit sparsam, dagegen mit gutem Rechte sehr reichlich aus Luther und den Classikern des 18. Jahrhunderts. Von neueren sind bevorzugt Uhland, Heine, Lenau, Eichendorff, Geibel, für die Prosa Ranke, von den Lebenden oder, wie die Ankündigung nicht eben schön sagt, von den „Schriftstellern unserer Jetztzeit“ wird eine sehr ansprechende Auswahl getroffen, besonders häufig begegnen wir Gustav Freytag, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Heinrich v. Treitschke, Fürst Bismarck (Reden und Briefe), nicht selten auch Heyse, Taylor, Rosegger. So weit sich auf Stichproben hin urtheilen läßt, hält das Buch, was die Ankündignng verspricht: „Auf die sorgfältige Auswahl der Belege, fast durchaus auf Grund eigenen Lesens, ist Bedacht genommen worden; sie erscheinen nicht gehäuft, aber sie sollen besonders sprechend sein.“ Nun ein paar kleine Ausstellungen! Zu einer nagelneuen Neubildung wie „Abmangel“ (für Deficit), aus einer Zeitung von 1887 stammend, war genaue Quellenangabe erforderlich, wenn es einmal berücksichtigt wurde. — Das Verhalten gegenüber den Fremdwörtern ist nicht ganz gleichmäßig. Wenn als Erklärung für „Aalthierchen“ genügen soll „Aufgußthierchen“ (Jean Paul's Verdeutschung von Infusionsthierchen), so fällt daneben auf, daß unter „ab“ zu lesen ist: in Scenarien „ab“ für „geht ab“ — für Scenarium konnte hier wol recht gut Bühnenweisung stehen. — Spalte 2 unten: „in Quellen, die von der Mundart beeinflußt“. Die Auslassung des Hilfszeitwortes (hier „sind“) ist eine heutzutage leider übliche Nachlässigkeit, die sich ein Wörterbuchschreiber nicht sollte zu Schulden kommen lassen. — Ich anbefehle, anerkenne werden neben ich befehle an, erkenne an einfach als jetzt auch üblich ohne jedes Wort des Tadels aufgeführt. Das erscheint mir als übergroße *Nachsicht* gegenüber dem liederlichen Wiener Zeitungsstil, dem *wir diese wenig* erfreulichen Neuerungen verdanken. — „Abgebleicht“ und „abgeblichen“, „er schreckte auf“ und „er schrak auf“ — weshalb empfiehlt Heyne da nicht die starke Form als besser für den objectlosen (intransitiven) Gebrauch? Ist der Unterschied zwischen schreckte und schrak wirklich bereits auf alle Zeit unserer Sprache verloren? Ich sollte meinen, noch nicht, und ein Buch wie das deutsche Wörterbuch müßte ihn erhalten helfen. — So abscheulich schwerfällige Bildungen des steifen Kanzleistils, wie desfallsig, diesfällig, diesfallsig, beziehentlich sollten nicht blos genannt, sondern getadelt werden; tadelt doch Verfasser sehr mit Recht das schöne Wort dasig. Und warum fehlt das treffliche diesbezüglich? — Darf man wirklich die Wendung „sich als großer Kunstkenner aufspielen“ glattweg als falsch bezeichnen neben der unstreitig besseren „sich als einen großen Kunstkenner aufspielen“? — Unter „Asche“ fehlt die mundartlich weitverbreitete, übertragene Bedeutung „Geld“; unter „durch“ vermisse ich den im Hausdeutsch sehr üblich gewordenen, adjectivischen Gebrauch (durcher Käse), während der Ausdruck „durchgebrannter Käse“ in demselben Sinne wol nur sehr geringe Verbreitung hat. — Die Erklärung: „Der als Relativum im Wechsel mit welcher, bei welchem Wechsel (!) oft Gründe des Wohlklanges mitsprechen“ hätte wol „aus Gründen des Wohlklangs“ eine andere Fassung bekommen dürfen. Doch genug der Tädelchen! Wann wäre denn je ein Wörterbuch einer lebenden, reichen und schönen Sprache erschienen, an dem nicht jeder Benutzer diese oder jene Kleinigkeit auszusetzen gehabt hätte? Es wird auch durch solche geringfügige Ausstellungen unsre Dankbarkeit gegen den gelehrten und fleißigen Verfasser des Werkes in keiner Weise beeinträchtigt. Daß das Buch für die Lehrerbibliothek jeder Schule angeschafft werden muß, versteht sich von selber; da haben die drei kleineren, Weigand, Sanders und Heyne, einfach ihren Platz neben dem großen Grimm zu bekommen, und zwar womöglich im Lehrerzimmer, damit sie täglich, ja stündlich zur Hand sind. Aber wir nehmen an, daß das treffliche Werk bald zu dem eisernen Bestande jeder besseren Hausbibliothek gehören wird.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 75. Dienstag, den 25. Juni. 1889.

Das heuchlerische Jahrhundert.

(Il Secolo Tartufo.)

Von Dr. Otto Zacharias.

Unter diesem Titel, der dem herrschenden Zeitgeiste kein schmeichelhaftes Zeugniß ausstellt, veröffentlichte der Florentiner Professor Paolo Mantegazza kürzlich ein kleines Werk, welches — wie alle Publicationen des bekannten italienischen Anthropologen — nicht verfehlt hat, Aufsehen zu erregen. Soeben ist nun auch eine deutsche Uebersetzung*) dieses Buches erschienen, und es dürfte den Lesern dieser Zeitung nicht unerwünscht sein, vom Inhalte desselben Kenntniß zu erhalten. In aller Kürze soll im Folgenden der Gedankengang Mantegazza's skizzirt und es sollen auch einige Proben des eigenthümlich kräftigen Stils mitgetheilt werden, in welchem der geistvolle Autor die vielfachen Arten der Heuchelei geißelt, deren sich die Menschen von heute bedienen, um sich gegenseitig zu gefallen oder zu überlisten. Die Feder Mantegazza's verleugnet auch dieses Mal ihre vollendete Eleganz nicht, aber sie ist dabei schneidig und scharf wie ein Schwert. Sie räumt schonungslos mit all dem Flittertand auf, mit welchem wir gewohnheitsmäßig unsere zahlreichen Fehler und Schwächen zu bemänteln suchen. Freilich schüttet der Autor gelegentlich auch das Kind mit dem Bade aus, aber dies thut dem inneren Werthe seines Buches keinen Eintrag. Wir wissen dann schon, wie es gemeint ist, auch wenn Mantegazza gelegentlich einen wahren Hagel von Sarkasmen auf ziemlich unschuldige Thorheiten herniederprasseln läßt.

Weshalb unser Jahrhundert vorzugsweise den Namen des „heuchlerischen" verdient, motivirt unser Autor im 4. Capitel seines Buches. Nach Mantegazza ist das 19. Säculum (in Europa wenigstens) ein Kind des Jahres 1789 und einer forschenden, kühnen, ungeduldigen, ja verwegenen Wissenschaft. Aus dieser Verbindung ist nun „ein nervenleidendes, unruhiges, launenhaftes Geschöpf hervorgegangen, das mit der Gegenwart unzufrieden ist, weil es dieselbe stets mit dem fernen besseren Panorama vergleicht, welches ihm seine Mutter (die Wissenschaft) täglich vor Augen führt". Wir sehen eine große Menge erhabener Ziele vor uns, aber wir können sie mit unseren schwachen Kräften und Mitteln nicht so schnell, wie wir es wünschen, erreichen. Darum begnügen wir uns einstweilen mit Surrogaten, um wenigstens in dem Glauben zu leben, daß wir das bereits in der Hand halten, was wir blos in der Ferne erschauen. Wir haben, wie Mantegazza drastisch sagt, noch zu viel Borstiges, Rauhes und Wildes unter unseren Kleidern. Wir sind Kannibalen, welche der Schneider einer ganz neuen Civilisation erst vor Kurzem bekleidet hat. Diese Kleidung selbst und die Manieren unseres socialen Verkehrs gehören bereits zu den Heucheleien. Ein altes lateinisches Sprüchwort sagt: „Homo homini lupus", d. h. ein Mensch ist für den andern ein Wolf. Wie verfolgen uns in der That wie Thiere mit fletschenden Zähnen, aber wir lächeln dabei und sagen uns häufig die allerverbindlichsten Süßigkeiten ins Gesicht, obgleich wir in Wirklichkeit mit einander auf dem Kriegsfuße leben. Das ist die sogenannte gesellschaftliche Heuchelei, von der — wie Mantegazza sagt — die ganze Luft des Jahrhunderts bis zum Ersticken erfüllt ist. Erst später, vielleicht nach Hunderten von Generationen, wenn die jetzt nur scheinbar in den Menschen vorhandenen Tugenden ihnen wirklich eigen sein werden, kann man die Heuchelei vollständig entbehren, die jetzt noch eine förmliche (aber traurige) Nothwendigkeit für den Verkehr der Menschen mit einander bildet. Freilich giebt Mantegazza selbst zu, daß für das Bestreben, unsere körperlichen und moralischen Mängel fortwährend verbergen zu wollen, auch ein edleres Motiv angeführt werden kann: nämlich dieses, daß wir Denen, die sich uns nähern, nicht mißfallen möchten. Aber dieses Bestreben, so löblich es an und für sich ist, führt bei vielen Naturen zur beständigen Verleugnung des eigenen Selbst und zur absoluten Charakterlosigkeit, so daß ihnen Jeder, der sich weigert, den conventionellen Mummenschanz mitzumachen, für ein häßliches Original oder für einen Flegel gilt. „Von dem fortwährenden Lächeln an, mit dem man den gleichgiltigen oder vielleicht gar antipathischen Nächsten grüßt, bringt die Heuchelei so sehr in unsere gesellschaftlichen Gewohnheiten ein, daß sie die dunkelsten Mäander derselben ausfüllt und jedes Wort, jede Handbewegung, jeden Ausdruck unseres Urtheils durchtränkt." Im Gegensatz zu der bewußten und der unbewußten Heuchelei, die sich stets auf krummen Wegen zu ihrem Ziele hinschlängeln, gewahrt man glücklicher Weise auch menschliches Thun, welches eine vollkommen gerade Linie einschlägt. Echte Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, wahrhafte Menschenliebe, unerschrockener Heldenmuth — das sind solche festgerichtete Bahnen, auf denen wir die Besten unserer Rasse, die wirklichen „Aristokraten", einherschreiten sehen, um uns durch ihr Beispiel zu zeigen, was der Mensch eigentlich sein könnte, wenn er seine Anlagen zu günstiger Entfaltung zu bringen in der Lage ist. Aber in welcher Verfassung befindet sich diesen Wenigen gegenüber die Majorität der Menschheit? Die Meisten besitzen nur das menschliche Aeußere ohne eine Spur von Genie, Tugend oder Heldenthum. Und diese große Mehrzahl ist es, die geradezu von der Heuchelei lebt, die in ihr die richtige Atmosphäre zum Athmen findet und die nothwendige Bedingung zum Leben, zum Wachsen und — zur Vervielfältigung. Das sind harte Worte des sonst so geschmeidigen, überaus liebenswürdigen und geistvollen Schriftstellers. Aber könnte Jemand sagen, daß er vollkommen Unrecht hat?

Leider muß ja Jeder, der mit offenen Augen seine nähere und fernere Umgebung mustert, zugeben: daß Diejenigen, welche nur ein „menschliches Aeußere" besitzen, in ungeheurer Häufigkeit vorhanden sind. Darauf deuten ja wol auch die schwerwiegenden Worte Goethe's hin, wenn er im Liede sagt:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt —
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt . . . . ."

Bei der Lectüre des vorliegenden Buches muß man ebenso wie bei den anderen Publicationen Mantegazza's stets im Sinne behalten, daß wir es mit den Expectorationen eines Naturforschers zu thun haben, also mit den Schilderungen eines Mannes, dessen Auge geschult und dessen Urtheil im fortwährenden Umgange mit

*) Bei H. Costenoble in Jena, 1889.

der Natur hochgradig geschärft ist. Eine süßliche Belletristik kann man von einem Autor dieses Schlages nicht erwarten. Mantegazza will in erster Linie Schäden bessern und Wunden heilen. Die Unterhaltung seiner Leser liegt ihm nicht so sehr am Herzen, wie deren Erhebung auf einen höheren Standpunkt. „Jede Lüge — so ruft er aus — die man aus dem Innern reißt, jeden Fleck, den man sich von der Haut reibt, ist ein Krebs weniger, der uns verzehrt, ist ein Parasit weniger, der unsere moralische Gesundheit untergräbt. Wir sind seit viel zu langer Zeit gewöhnt, in einer mephitischen Luft zu existiren — laßt uns deshalb eine reinere, belebendere Atmosphäre aufsuchen!"

Selbstverständlich tadelt nun Mantegazza das „heuchlerische Jahrhundert" nicht blos im Allgemeinen, sondern er weist mit kundigem Finger auch auf ganz specielle Uebelstände hin und — in sehr Vielem muß man ihm unbedingt Recht geben! —

Da spricht er z. B. auf S. 103 seines Buches von der „Sucht, Monumente zu errichten" und betrachtet dieselbe als eine der mannigfachen Formen der Herzensheuchelei. Seine Erörterung darüber enthält die volle Wahrheit, nur in etwas greller Beleuchtung. Man höre: „So lange die großen Männer leben, demüthigen sie unsere Kleinheit, und es giebt wol keinen Mangel, den wir mit dem Mikroskope der Kritik nicht an ihnen zu entdecken wüßten. Sobald sie aber todt sind, beweinen wir sie, und der Unvergänglichkeit unserer Trauer, der Bitterkeit unseres Schmerzes können nur der Marmor und die Bronze entsprechen, die so viel länger dauern als wir, und die den kommenden Jahrhunderten noch Zeugniß von unserem pietätvollen Sinne geben. So lange die Großen noch am Leben sind, wird ihre Sonne nach Möglichkeit verdunkelt. Aber sind sie dahingegangen und ist der Neid der Mittelmäßigkeit durch die Gleichheit der Fäulniß und das Niveau der Grube gerächt, so giebt es keine Hyperbel, keinen Superlativ, welcher hinreichen würde, sie zu erhöhen. Ihre Augen sind erloschen und ihr Licht kann Niemanden mehr blenden. Ihre Faust ist geöffnet und kann auf keine lebende Seele mehr kraftvoll niederfallen. Ihre Stimme ist verstummt und kann weder Uhus noch Fledermäuse schrecken. Nun sie todt sind, wird ihre Größe das Erbtheil Aller und Alle sind Erben ihres Ruhmes. Und indem dann die Erben weinen, frohlocken sie zugleich und vergessen, daß sie eigentlich neidisch und geizig sind. Auf eine Stunde werden sie zu Verschwendern und decretiren dem großen Verstorbenen eine Statue, einen Marmor oder eine Bronze, die der Nachwelt erzählen soll, in wie hohem Maße es unsere Zeit verstanden hat, große Männer zu ehren und ihren Werth zu erkennen."

Dies paßt auf jedes Land, jedes Volk und jedes Jahrzehnt unseres Säculums, und die Frage ist nur, ob es auf das laufende Jahrzehnt nicht noch besser paßt, als auf die sieben ihm vorangegangenen. Es ist wahr: so viel Zeilen, so viel Sarkasmen. Aber liegt nicht die allergrößte Ironie in dem Umstande selbst, daß man sogleich Tausende für ein Denkmal in Bereitschaft hat, während man für den, der damit geehrt werden soll, so lange er lebte, wahrscheinlich nicht einen Thaler übrig gehabt haben würde? Möchte man sich da nicht geneigt fühlen einzustimmen, wenn Mantegazza im Ueberschwang des Humors und mit wirklich berechtigtem Kopfschütteln ausruft: „Der Mensch ist doch ein im höchsten Grade komisches Thier!"

Auf den 170 Seiten seines Werkchens theilt der Verfasser zahlreiche kräftig Geißelhiebe aus, von denen die meisten „sitzen". Einer der schärfsten, aber wohlgemeintesten ist der, welcher gegen die Ausschreitungen der heutigen Mode gerichtet ist. Jede vernünftige Mutter sollte sich den Inhalt der betreffenden Erörterung tief in die Seele prägen. Es sei hier nur Einiges daraus reproducirt: „Die Natur, welche die erste Lehrerin jeder Tugend und die Mutter aller Dinge ist, läßt unseren Töchtern, die in Geist und Körper noch Kinder sind, mehrere Jahre lang die kindlichen Formen. Dann legt sie leise an jene engelhaften Körper ihre kunstvolle Hand, und modellirt am Kinde die Formen des Weibes und am Weibe die Züge des Engels. Die zu strengen Linien des kindlichen Körpers runden sich allmälig und in den Sonnenstrahlen der Jugend erblüht endlich die herrliche Knospe. Ihr dagegen, unwissende Mütter, bemüht Euch förmlich, diese Knospen mit Gewalt zu öffenen und verwandelt so die heilige Blume der Unschuld in eine pikante Sauce mit reizenden Gewürzen. Und dann wundert Ihr Euch, wenn die so unzart geöffnete Rose die Beute ekelhafter Käfer und zudringlicher Hummeln wird, dann beklagt Ihr mit falschen Thränen, daß die Heuchelei, die zugleich mit Himmelsthau in die goldene Schale eines reinen Mädchenherzens gegossen wurde, wächst und sich ausbreitet, um schließlich falsche Tugenden und abstoßende Laster hervorzubringen. Wir lehren unseren Mädchen unter dem Blick eines verliebten jungen Mannes zu erröthen; wir sagen ihnen, daß sie ihre Füße unter dem Saume ihres Kleides verborgen und das kleinste Fleckchen bloßer Haut profanen Blicken entziehen sollen. Aber auf der anderen Seite sehen wir es gern, wenn die Schneiderin die knospende Körperfülle unserer Töchter durch eine herausfordernde Art der Bekleidung möglichst ins Relief setzt, so daß sie nicht Jungfrauen gleichen, sondern längst verheiratheten Frauen ähnlich werden. Welchen Vorschriften sollen nun unsere Töchter Glauben schenken? Jenen, welche in den Anstandsbüchern zu lesen sind, oder denen, welche im Sittencodex der Putzmacherinnen geschrieben stehen? Wie kann bei so viel Widerspruch in Worten und Werken die heilige Lilie der Unschuld unberührt bleiben? Blos weil unsere jungen Mädchen eine diamantene Natur besitzen, welche die Heuchelei nicht umformen und das Laster nicht angreifen kann — nur daraus erklärt es sich, daß sie nicht alle zu Koketten und Lügnerinnen werden."

Die verschärften Accente dieser wohlgemeinten Sittenpredigt wiederzugeben, müssen wir uns versagen, aber sie sind von echter Ueberzeugung eingegeben und deshalb achtungswerth. Mantegazza hat in diesem kleinen Buche seinem gepreßten Herzen ordentlich Luft gemacht, und seinem Unwillen über gewisse gesellschaftliche Uebelstände ohne Rückhalt Ausdruck gegeben. Es ist wohl möglich, daß Mancher diese neue Publication des Florentiner Autors ihrem Genre nach mißbilligt, aber es ist nicht anzunehmen, daß irgend ein Leser sie ganz ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Im Uebrigen ist das vorliegende Buch (von H. Meister übersetzt) mit viel Humor und in einem wirklich packenden Stile geschrieben. Es wird nicht verfehlen, seinen Weg zu machen.

Musikalien.

U.— C. Jos. Brambach: Lorelei. Dramatische Scene (nach einer Dichtung von Waldbrühl) für Männerchor und Mezzo-Soransoli mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Op. 70. Leipzig, Rob. Forberg. — Brambach hat sich auf dem Gebiete des Männergesangs durch mannigfache hierher gehörige Compositionen einen angesehenen Namen erworben; auch seine „Lorelei" ist sehr dazu geeignet, ein dankbares Repertoirestück für Gesangvereine zu werden. Der Text hat dem Componisten verschiedene Stimmungen geboten, die für die musikalische Behandlung durchaus paßten; in geschickter Weise wechselt die Solostimme der Lorelei mit den Chören der Wassergeister ab. Nach kurzer Instrumentaleinleitung folgt ein anmuthig bewegter Chor, der zunächst die Naturstimmung in ansprechender Weise schildert, und hierauf beim Nahen eines Schiffes die Lorelei auffordert, zu singen und den Nahenden zu verderben. Im Anfang mit Widerstreben, bald aber, beim Erblicken des Ritters, selbst immer leidenschaftlicher werdend, erfüllt sie den Wunsch, der auch die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt und den Untergang herbeiführt. Alles dies gab dem Tonsetzer Gelegenheit zu mehreren effectvollen Nummern, theils für die Solostimme, theils für den Chor, wobei er schließlich beide vereint singen läßt. Ein stimmungsvoller, gegen das Ende geschickt gesteigerter Chor, der den Aufenthalt „in wonniger Kühle, entfernt vom ird'schen Getriebe" preist, schließt das Werk ab. Wie es bei Brambach's geschickter Behandlung der Chöre fast selbstverständlich ist, sind namentlich diese durchgängig sehr wirkungsvoll. Als anderer Vortheil ist auch noch zu erwähnen, daß sie nirgends große Schwierigkeiten bieten; ebenso stellt die Sopranpartie keine allzugroßen Anforderungen an die Sängerin, so daß die Aufführung des Werkes in keiner Hinsicht allzugroße Mühe verursachen dürfte.

Joseph Rheinberger: Das Zauberwort. Singspiel in 2 Acten für die jugendliche Welt. Text von F. v. Hoffnaaß. Op. 135. Leipzig, Rob. Forberg. — Je mehr man sich heute daran gewöhnt, den Musikunterricht schon in möglichst jugendlichem Alter beginnen zu lassen, desto größer wird auch die speciell für die Jugend berechnete musikalische Literatur, und zwar werden bereits die größten Formen, die wir haben, in dies Gebiet mit hereingezogen. Wie wir schon längst Kinder-Symphonien besitzen, so hat die neueste Zeit uns sogar auch mit Kinder-Opern beschenkt. Mit seinem „Zauberwort" hat nun auch Rheinberger mit großem Glück dies Gebiet betreten. Das läßt sich aber nicht allein

von der Musik, sondern auch vom Text behaupten. Fanny v. Hoffnaaß, die dem Tondichter bereits eine große Anzahl Texte zu größeren wie zu kleineren Werken geliefert hat, hat auch hier Hauff's originelles „Märchen vom Kalifen Storch" in höchst geschickter Weise zu einer zwei Acte umfassenden dramatischen Handlung verarbeitet, die den ausführenden wie den zuschauenden Kindern großes Vergnügen bereiten dürfte. In mannigfacher Abwechselung streut sie Lieder, Duette, Terzette und Chöre zwischen den Dialog hinein, deren Texte reich an humoristischen Wendungen und infolge dessen sehr unterhaltend sind. Alle diese Nummern hat nun Rheinberger mit anmuthiger und graziöser Musik versehen. Wie es sich bei dem Zweck, den das Singspiel verfolgt, von selbst versteht, ist dieselbe melodisch und harmonisch einfach, leicht zu fassen und zu behalten. Nur einzelne Nummern, wie das Duett Nr. 7, fordern von den Ausführenden ein scharf ausgeprägtes rhythmisches Gefühl. In andern Stücken dagegen, wie im Duett Nr. 8, und in den Chören, ist auch den Kindern Gelegenheit zur Mitwirkung geboten, deren musikalische Fähigkeiten noch nicht zur weiteren Ausbildung gelangt sind. Bei aller Einfachheit ist die Musik doch auch charakteristisch; so ist z. B. in den Chören das orientalische Colorit sehr hübsch getroffen. Die Begleitung der Gesänge ist zweihändig für Clavier gedacht, nur die Ouverture und der Entreact sind vierhändig. Allen Familien, Instituten u. s. w., die über musikalische Kinder verfügen und gern etwas Derartiges aufführen, darf das Singspiel zur Beachtung lebhaft empfohlen werden.

Joseph Rheinberger, Sonate für Orgel (Nr. 12, in Des). Op. 154. Leipzig, Rob. Forberg Preis 4 ℳ — Joseph Rheinberger, der stets mit großer Vorliebe für die Orgel geschrieben und die hierher gehörige Literatur um manches werthvolle Werk bereichert hat, bietet auch in dieser zwölften Sonate, wie nicht anders zu erwarten, Vortreffliches; dieselbe zeichnet sich ebenso durch den gewählten Inhalt wie durch die ausgezeichnete Beherrschung der Form aus. Eine rauschende Phantasie, die sich im Mittelsatze, einem Allegro agitato, zu leidenschaftlichem Schwunge erhebt, bildet den Anfang; zu ihr steht ein liebliches Pastorale in wirkungsvollem Gegensatz; den Schluß macht eine kunstvolle Fuge, durch eine glänzende Introduction eingeleitet und zuletzt wieder auf das Hauptthema der Phantasie zurückgreifend, so daß das ganze Werk dadurch in einheitlicher Weise abgerundet wird. Die Sonate darf allen Orgelspielern als dankbar und effectvoll empfohlen werden. Erwähnt sei noch, daß sie auch im Clavierarrangement zu vier Händen (vom Componisten selbst) vorliegt.

Arnold Krug: Fahrende Leute. Ein Cyklus von Männerchören mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Op. 39. Leipzig, Rob. Forberg. — Wie in allen seinen Compositionen giebt Arnold Krug auch hier seine stimmungsvolle Musik; alle Männergesangvereine, welche ihrem Publicum nicht immer wieder nur das Landläufige bieten wollen, seien auf die vorliegenden vier Nummern, aus denen der Cyklus besteht, aufmerksam gemacht. Ist auch das Werk als Cyklus bezeichnet, so ist doch der Inhalt keineswegs ein zusammenhängender, so daß die vier Theile ebenso gut allein, wie zusammen aufgeführt werden können. In Nr. 1, „Ständchen", behandelt der Componist in anmuthigster Weise den oft in Töne gesetzten, von Heine, Geibel u. A. m. übertragenen spanischen Text: „Schläfst du, liebes Mädchen?" (am bekanntesten wol in der Uebersetzung „Und schläfst du, mein Mädchen"). Nr. 2, „Zigeunerliebe" (Gedicht von Th. Souchay), trifft mit großem Glück, namentlich in seinem Hauptthema, den heute so beliebt gewordenen Ton der Zigeunermusik; steht der Mittelsatz an Erfindung auch vielleicht hinter dem prägnanten charakteristischen Hauptmotiv etwas zurück, so wird er doch seine Wirkung durch den Contrast nicht verfehlen; sehr hübsch dürfte sich hier auch die Einführung des in langgehaltenen Tönen sich gebenden Tenorsolos (oder Halbchors) machen, während der erste Baß die bewegtere Hauptmelodie hat. Nr. 3 ist ein sinniges „Minnelied"; Nr. 4, ein „Jägerlied", ist außerordentlich frisch und keck und darf, eine kraftvolle Ausführung vorausgesetzt, als eine besonders dankbare Nummer bezeichnet werden. Daß die Begleitung aller vier Gesänge sich auch für Clavier sehr gut ausnimmt, wird, da die Vereine doch seltener über ein Orchester verfügen, der Verbreitung der Chöre entschieden sehr förderlich sein. — Auch desselben Componisten Ballade und Romanze für Baryton (oder Alt) mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte (Op. 36, Leipzig, Rob. Forberg) verräth den feinsinnigen Musiker. Die Ballade „Der Ritter" giebt die romantische Stimmung des Gedichts (von Paludan Müller) glücklich wieder; die Romanze „Die Spinnerin" (aus dem Serbischen) zeigt, daß Arnold Krug auch den Charakter des Fein-Humoristischen zu treffen weiß.

Sonstige Bücherbesprechungen.

☐ Augustinische Studien von Hermann Reuter. Gotha, F. A. Perthes. Die Bedeutung Augustin's, seiner Persönlichkeit, seiner theologischen und kirchlichen Stellung ist noch lange nicht erschöpft. Einer der gründlichsten neueren Forscher über Augustin ist der Verfasser dieser Studien. Auf Grund genauester Quellenforschung hat er in unbefangener Würdigung, die von keiner Neigung geschichtlicher Construction und abstracter Verallgemeinerung beeinflußt ist, Augustin in seiner Bedeutung im Ganzen zu verstehen gesucht und nicht minder die einzelnen hervorragendsten Punkte seiner dogmatischen Anschauung erörtert. In sieben Studien hat er das Resultat seiner bedeutsamen Forschungen niedergelegt. In den ersten beiden seiner Studien hat er gegenüber der Neigung, die in neuerer Zeit hervorgetreten ist, den Mittelpunkt der dogmatischen Anschauung Augustin's in seiner Lehre von der Kirche zu finden, in überzeugendster Weise aus den Quellen nachgewiesen, daß, wenn auch die Kirche die Grundvoraussetzung des Lebens und Wirkens Augustin's gewesen ist, doch die seine ganze Persönlichkeit und sein ganzes Denken beherrschende Centralidee der Begriff der Gnade Christi war und daß die die Anschauung Augustin's von der Gnade sich unabhängig von jener entwickelt und sich ebenso unabhängig und selbständig behauptet hat, sowie daß auf dieser die principielle Differenz zwischen der Augustinischen und der Pelegianischen Anschauung beruht. Die dritte Studie weist nach, daß bei Augustin sich der Begriff der Kirche im Sinne der verfassungsmäßig organisirten Anstalt und des Reiches Gottes nicht gedeckt haben, und daß nach ihm das in der herrschenden Kirche gegenwärtige Reich Gottes nur uneigentlich so zu nennen ist, dasselbe vielmehr erst in dem zukünftigen himmlischen Reich seine wahre Gestalt finden wird. Unter diesem Gesichtspunkt wird besonders das Buch de civitate dei in seiner wahren Bedeutung gewürdigt. In der vierten Studie verbreitet sich der Verfasser über das Verhältniß Augustin's zum katholischen Orient. Die geniale, schöpferische Persönlichkeit des großen Kirchenlehrers hat bahnbrechend auf die schon von Tertullian her angebahnte Selbständigkeit der abendländischen Theologie gewirkt und sie von den Einflüssen der orientalischen Theologie immer mehr befreit. Die Frage, ob Augustin des Griechischen so weit mächtig gewesen sei, daß er griechische Schriften habe verstehen können, welche der Verfasser auf Grund von Thatsachen, abweichend von der gewöhnlichen Ansicht, bejaht, ist untergeordneter Natur. Die ganze dogmatische Anschauung Augustin's ist wesentlich unabhängig von der orientalischen Theologie nicht blos in der Anthropologie und Soteriologie, sondern auch in der Christologie und in der Trinitätslehre. Augustin ist ein speculativer Genius ersten Ranges, der aus ureigenen Quellen schöpft. Von besonderem Interesse ist die fünfte Studie, in welcher der Verfasser, der nie blos für seine Ansicht auf einzelne Aussprüche Augustin's sich beruft, sondern das Quellenmaterial allseitig verwendet, in höchst lichtvoller und besonnener Weise zeigt, wie Augustin bei seinen Anschauungen über den Episkopat, den römischen Stuhl, über Concil und Tradition durchaus nicht von der Neigung beherrscht wird, die hierarchischen Tendenzen der Kirche zu stützen, daß vielmehr Augustin speciell über das Verhältniß von Klerus und Laien ganz evangelisch denkt und daß er auch da, wo er den vulgär katholischen Anschauungen sich anschließt, es nicht aus hierarchischen Motiven thut. Eine völlig ausgebildete, consequent durchgeführte Lehre von der Kirche hat Augustin überhaupt nicht. Seine Aussagen über die hier einschlagenden Punkte widersprechen sich mehrfach. Namentlich kann er nicht als Autorität für die Infallibilität des römischen Stuhls angesehen werden; einzelnen Sätzen, die dahin gedeutet werden können, stehen andere ganz unzweideutige Aussprüche entgegen. Aehnlich wie mit der Lehre Augustin's von der Kirche verhält es sich mit seiner ethischen Anschauung über das Verhältniß von weltlichem und geistlichem Leben (Mönchthum), von weltlicher und kirchlicher Wissenschaft (Mystik), von der die sechste Studie handelt. Es begegnen sich verschiedene Anschauungen bei Augustin in diesem Centralpunkte christlicher Ethik. Wenngleich die ethische Weltbetrachtung Augustin's vorwiegend pessimistisch ist und die Welt im Sinne der vulgär-katholischen Anschauung von ihm vorwiegend negativ als profan angesehen wird, so ist daneben doch auch eine Neigung zu einem gewissen ästhetischen

Optimismus nicht zu verkennen und finden sich Ansätze zu einer positiven Würdigung des „Weltlichen". Augustin ist überhaupt eine viel zu geniale, durch und durch individuelle Natur, als daß er und seine Theologie in die starren Bande eines Systems eingezwängt werden könnte. Die vulgär katholischen Anschauungen über das geistliche Leben, im Unterschiede vom weltlichen, werden nicht selten durch echt evangelische durchbrochen. Auch in Bezug auf die Bedeutung der theoretischen Erkenntniß und der Wissenschaft denkt Augustin freier, als die katholische Kirche, und die selbständige Würdigung der letzteren ringt sich durch die katholische Ansicht von der Wissenschaft als der Magd der Kirche durch. Die siebente Studie ist eine Schlußbetrachtung über die Stellung Augustin's in der Geschichte der Kirche. Der Verfasser hebt wichtige Gesichtspunkte für die Beurtheilung der epochemachenden Wirkung Augustin's, namentlich für das innere Leben und die Lehrbildung der abendländischen Kirche hervor, wobei er mit Recht darauf hinweist, daß beide Kirchen, die evangelische, wie die römische, sich auf Augustin berufen können, der eine ökumenische Kirchengestalt ist, in der sich eine Doppelströmung der Gedanken und Motive durchdringt, ebenso Anschauungen, die sich in der mittelalterlichen Kirche und Theologie fixirt haben, als echt evangelische und reformatorische. Aus dieser Skizze wird hervorgehen, welche reiche Fülle bedeutsamer Ausführungen diese durch und durch gediegene, mit gründlichster Sorgfalt und mit besonnenster Erwägung geschriebene Schrift enthält und wie sehr sie das Interesse aller theologischen Kreise beansprucht.

□ Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben im Auftrage der südwestdeutschen Conferenz für innere Mission durch Pfarrer Kayser. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein für Baden. — Diese Monatsschrift ist in den Kreisen der inneren Mission bereits wohlbekannt. Sie erscheint in jährlich 12 Heften unter Mitwirkung von hervorragenden Geistlichen und Laien, unter den Letzteren, die auch im Süden, wie bei uns im Norden und in Mitteldeutschland noch lange nicht genug an dieser für unser ganzes Volksleben so hochwichtigen Sache sich betheiligen, der bekannte Frhr. v. Göler. Die Zeitschrift bietet ebenso reichhaltige als gediegene Artikel. Wenn sie auch speciell auf die süddeutschen Verhältnisse und Vorgänge bezüglich der inneren Mission eingeht, so ist sie doch zugleich von allgemeinem Interesse und ist es sehr belehrend und anregend, den Gang und die Arbeiten der inneren Mission auf diesem Boden zu verfolgen. — Bei dieser Gelegenheit können wir uns nicht versagen, auf unser von der bewährten Hand des Pastor Seidel vortrefflich redigirtes sächsisches Blatt für innere Mission: „Bausteine" nachdrücklich hinzuweisen mit dem Wunsche, daß es in seiner Gediegenheit und Tüchtigkeit immer mehr erkannt werde und eine noch viel weitere Verbreitung finde, als bisher. Es zählt zu den besten Blättern für innere Mission.

A. G. Das Gedächtniß — Studie zu einer Pädagogik auf dem Standpunkte der heutigen Physiologie und Psychologie — von Dr. Franz Fauth, Prof. an dem König Wilhelms-Gymnasium zu Hörter. (Gütersloh, Verlag von Bertelsmann.) — Ein geistvoller Versuch, zunächst das Räthsel des Gedächtnisses zu erklären! Der Verfasser giebt zuerst einen historisch-kritischen Ueberblick über die verschiedenen wissenschaftlichen Ansichten vom Gedächtniß; er beleuchtet die Arbeiten von Jessen, Draper, Hering, Ribot, Lotze, Wundt, Fouiller, Dörpfeld und Steinthal, indem er (mit Lotze) einerseits die materialistische Anschauungsweise mit vollem Rechte zurückweist, andererseits aber auch die Ansicht der Herbart'schen Schule von den „unbewußten Vorstellungen", die als solche an der Schwelle des Bewußtseins lauern, bis sie sich mit Hilfe von verwandten Vorstellungen wieder hinüberdrängen können, widerlegt. In dem aufbauenden Theile behandelt er sodann „das unbewußte Gedächtniß", das Gedächtniß der sensibeln und motorischen Nerven und baut sich die Stufen auf für die Besprechung „des Gedächtnisses des bewußten Geisteslebens", indem er die Thatsache einer bewußten Seele nachweist und die Bedingungen wie Arten des Bewußseins darlegt. Bei der Behandlung „der Aufbewahrung und Reproduction der Vorstellungen" betont der Verfasser, daß von Denkacten „materielle Dispositionen, welche die geistige Reproduction erleichtern, sowie Gefühle und psychische Dispositionen als Reize, zur Wiederherstellung dagewesener Vorstellungen von einem im Bewußtsein gegebenen Theile aus, zurückbleiben können, aber nicht Vorstellungen als solche". Nach der Darlegung des kranken Bewußtseins und kranken Gedächtnisses zeigt der Verfasser das wichtige Verhältniß zwischen Sprache und Gedächtniß und im letzten Buche stellt er eine Reihe wichtiger pädagogischer Sätze auf, die sich als Folgerungen seiner vorausgehenden, allerdings verhältnißmäßig etwas zu weit angelegten wissenschaftlichen Auseinandersetzung ergeben, indem er dabei zugleich aus einer reichen pädagogischen Erfahrung schöpft. — Das Werk wird jeden Pädagogen gewiß kräftig anregen.

M.— Fünf Jahre deutscher Colonialpolitik. Rück- und Ausblicke von Friedrich Fabri. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1889. — Der Verfasser, welcher bereits vor zehn Jahren durch sein Büchlein: „Bedarf Deutschland der Colonien?" nicht wenig dazu beigetragen hat, das Interesse für die Erwerbung deutscher Colonien zu beleben, hat, nachdem ein Lustrum der deutschen Colonialpolitik verflossen ist, das Bedürfniß empfunden, die verschiedenen augenblicklich der Erwähnung unterliegenden Fragen zu beleuchten und zu kritisiren. Da seine Vorschläge sich auf langjährige Erfahrung in colonialpolitischen Dingen stützen, verdienen sie Beachtung. Nach einer geschichtlichen Einleitung, in welcher er die verschiedenartigen Anfänge der deutschen Colonialpolitik schildert, nachweist, daß dieselbe ohne einen sicheren Plan ausgeführt worden sei, und schließlich ihr ursprüngliches Programm überschritten habe, kommt er zu dem Schlusse, daß Gesellschaften mit Hoheitsrechten heute nicht mehr lebensfähig seien. Nach seiner Auffassung umfaßt die Handels- und Colonialpolitik in der Gegenwart von einander geschiedene Interessenkreise. Der Handel sei Welthandel und habe daher keine besondere Zuneigung für weitaussehende coloniale Unternehmungen, wie das Beispiel großer Kreise in den Hansastädten beweise. Ueberseeischer Handel und Cultivation oder Colonisation schlössen also in der Gegenwart einander aus. Dadurch, daß die Reichsregierung diese Verschiedenheit der Interessen übersah, seien nachher viele Fehler gemacht worden, deren Folgen wir in Ostafrika und Südwestafrika sehen. Was die Lage in Ostafrika betrifft, so schlägt der Verfasser vor, daß das Reich nach Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung das ganze Gebiet der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre als deutsche Kroncolonie übernehmen möge. Die Verwaltung solle aber vorläufig auf den Schutz der Küste und das nächstanstoßende Gebiet beschränkt bleiben. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft könne als Erwerbsgenossenschaft im Besitze des Vertrags über die Zölle verbleiben. In Südwestafrika ist das Mißverhältniß zwischen Recht und Macht recht klar zu Tage getreten und hat die Unruhen mit veranlaßt; es sei vor Allem nöthig gewesen, durch einen Machtfactor den Verträgen mit den eingeborenen Häuptlingen erst einen rechten Inhalt zu geben. Dadurch, daß man dachte, in idealistischer Weise, mittels Verträge, welche den Negern mehr oder wenig unverständlich sind, große Länder zu regieren, ist auch der Zustand in Südwestafrika verschuldet. Des Verfassers Ansichten gehen dahin, daß hier eine genügend starke Schutztruppe geschaffen werden müsse, welche die Pacificirung des Landes unternehmen solle. Wenn erst Ruhe und Ordnung wiederhergestellt ist, dürfte nach seiner Ansicht die Verwaltung keine großen Schwierigkeiten mehr machen, vorausgesetzt, daß es uns gelingt, Walfischbai von den Engländern zu erlangen. Dr. Fabri behauptet, daß die Entwicklung der letzten Jahre das Bedürfniß einer colonialen Militärmacht erwiesen habe, und daß es sich empfehlen würde, etwa 1000 Mann Freiwillige in ein Corps zu sammeln, welches im Anschluß an die Marine gebildet werden könnte und ausreichen würde, da wir in den Colonien nur mit wenig civilisirten Völkerschaften zu thun haben, die eventuell bedrohte Autorität wieder aufrecht zu erhalten. Einen sehr richtigen und einer Beachtung sehr werthen Vorschlag macht der Verfasser, indem er für Schaffung eines eigenen deutschen Colonialamtes plaidirt. Er möchte ihm ein möglichst großes Arbeitsfeld anweisen, damit dasselbe sich auch noch mit der Anregung zu einer stärkeren Betheiligung Deutschlands an Productiv-Associationen über See befassen und für die deutsche Massen-Auswanderung, welche er als eine elementare Erscheinung ansieht, thätig sein könnte. Dr. Fabri hat stets die Auswanderung nach den südamerikanischen Staaten befürwortet; er lenkt jetzt aber auch die Aufmerksamkeit nach Osten, nach der Levante, wo noch gewaltige Colonisationsgebiete der Erschließung harren. Es klingt dies allerdings noch sehr als Zukunftsmusik, aber Dr. Fabri ist nicht der Einzige, welcher sich die Frage vorgelegt hat, wohin bei der zunehmenden Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches und bei der zunehmenden Besiedlung Nordamerikas der Strom der Auswanderung zu lenken sei, und dabei die Levante ins Auge gefaßt hat. Erst vor ein paar Jahren ist ein Schriftchen von Dr. A. Sprenger erschienen, in welchem derselbe Babylonien als das lohnendste Colonisationsfeld für die Gegenwart beschrieb.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 76. Donnerstag, den 27. Juni. 1889.

Hamlet — ein Pessimist?

Immer und immer wieder wird die Frage aufgeworfen, was man in Shakespeare's Hamlet eigentlich zu sehen habe. Kein Drama des britischen Dichters, ja kaum ein anderes Werk der Weltliteratur hat die Erklärungslust in ähnlicher Weise angeregt, und dennoch ist keine Auslegung, weder diejenige Goethe's, die den Helden zu zart und schwach für seine große Aufgabe sein läßt, noch neuerdings die gezwungene Karl Werder's, welche die Umstände für die Unthätigkeit Hamlet's verantwortlich macht, noch endlich die neueste, die in dem Dänenprinzen ein Genie sieht, das an einer ungenialen Umgebung zerschellt, — keine dieser Auslegungen ist zu einer allgemeinen, ungetheilten Anerkennung gelangt, und wir stehen immer noch vor dem Stück wie vor einem großen Räthsel. Ja, man muß bezweifeln, daß dies Räthsel, da des Dichters Mund für immer geschlossen ist, je wird gelöst werden können, und es erscheint auch fraglich, ob eine Lösung für die Bedeutung des Stückes überhaupt nöthig ist: muß man sich etwas Uebereinstimmendes unter dem Hamlet vorstellen, um ihn verstehen zu können, oder ist nicht gerade das Räthselhafte, das Vieldeutige, das, was Jedem gestattet, dem Stücke seinen eignen Sinn unterzulegen, Dasjenige, was uns so unendlich anzieht? Den Gebildeten im Parket anzieht und denjenigen, der sich vielleicht gar nicht Rechenschaft über seine Antheilnahme geben kann, den Besucher der letzten Galerie, der kaum mehr als eine dunkle Ahnung davon hat, daß hier die letzten Fragen des Daseins berührt werden? Diese Vieldeutigkeit, der in den Scenen versteckte Tiefsinn ist auch die Ursache, warum dem Hamlet (ganz wie Goethe's Faust) keine theatralische Verkörperung gerecht werden kann; es bleibt, auch bei der besten Darstellung, immer noch ein Ueberschuß von Gedanken übrig, den wir nicht vor uns sehen. Ein Richard III. kann durch eine gute Vorstellung, einen genialen Schauspieler ausgeschöpft werden, ein Hamlet (und auch ein Faust) nicht. Woraus folgerichtig zu schließen wäre, daß man beide Stücke überhaupt nicht spielen solle.

Im Maiheft der „Deutschen Rundschau" nun findet sich ein geistvoller Versuch einer neuen Deutung des Hamlet, an dem wir nicht, ohne auf ihn aufmerksam gemacht zu haben, vorübergehen möchten.*) Paulsen fragt: Was sehen wir denn eigentlich im Hamlet vor uns? Einen Hof, den königlichen Hof von Dänemark, der nach außen hin höchst anständig und achtenswerth dasteht, im Innern aber sich als gänzlich verwest erweist. Es ist wirklich etwas faul im Staate Dänemark, wie der gute Marcellus sagt. Claudius hat seinen Bruder ermordet und ist König geworden, und des alten Hamlet Weib, zwar nicht eigentlich schlecht, aber schwach, sehr schwach, hat sich bethören lassen, an dem Bubenstück Theil zu nehmen, und den Mörder ihres Gatten geehelicht. Der ganze Hof, der sich soeben erst vor dem vorigen Herrscher verbeugte, hat sich schnell in die geänderte Lage der Dinge gefunden; er macht dem neuen Herrn unterthänigst Reverenz und sucht seinen Vortheil dabei. Die erste Familie des Landes nächst dem Herrscherhause, die des Polonius, woraus besteht sie? Aus einem weißhaarigen Haupte, dessen Mund von Sprüchen der Lebensweisheit überfließt, die doch bei näherem Zusehen nichts weiter sind, als die gemeinsten Regeln der Weltklugheit, bestimmt, deren Beobachter in die Höhe und zu Ansehen zu bringen; ferner aus dessen Sohn Laertes, einem durch und durch hohlen Burschen, der als das Muster eines Cavaliers gepriesen wird, in Wahrheit aber ein Lebemann der schlimmsten Sorte ist, über dessen lockeres Leben im liederlichen Paris wir weiter gar nicht unterrichtet sein mögen, weil wir durch das Spioniren seines Herrn Vaters schon genug davon erfahren; seine Fertigkeit in unritterlicher Handhabung des ritterlichen Kampfes am Schluß legt — wie Paulsen ganz richtig bemerkt — die Vermuthung nahe, daß die Hinterlist im Zuspitzen und Vergiften des Rapiers nicht zum ersten Mal von ihm geübt worden sei. Dann ist endlich noch Ophelia da, Ophelia, die nicht nach dem Vater und Bruder gerathen ist, aber insofern mit in deren Treiben hineingezogen wird, als sie das Werkzeug in der Hand der Intriguanten abgiebt, die ihre „süße reife Sinnlichkeit" (Goethe) ausbeuten, um den Thronerben in ihre Kreise zu locken, an sich zu fesseln. Rosenkranz, Güldenstern, Osrick, die Typen der unteren Vertreter des Hofes, sind wahre Muster charakterlosen Schranzenthums. Die einzig ehrenwerthe Persönlichkeit in des Prinzen Umgebung ist Horatio, sein Vertrauter, „ein einfacher, ehrlicher Mann, der nichts werden und vorstellen will", wie Paulsen ihn glücklich charakterisirt, — aber er spielt keine bestimmende Rolle im Stück, „was er spricht, ist blos formale Begleitung zur Rede Hamlet's". Und dieser Welt von Heuchelei gegenüber steht nun der junge Hamlet, ein reichbegabter Geist, den die Natur mit einem besonderen Scharfblick für die Schwächen und Armseligkeiten der Welt ausgestattet hat: aber mit der Ausbildung seines hellen Blicks hat die des Gemüths und des Willens nicht gleichen Schritt gehalten — und das wird Hamlet's Verderben. Woher stammt dieser Mangel? Man kann nur annehmen, daß der Prinz als Jüngling nicht in die richtigen Hände gerathen ist, Erziehung und Welt das Ihrige an ihm versäumt haben: wäre er vom Leben hart angefaßt worden, hätte die Zucht eines Erziehers über ihm geschwebt, es würde wol etwas Tüchtiges aus ihm geworden sein, zum Segen seines Landes. So aber ist er verbummelt, wie Friedrich der Große, eine gleich geniale und ähnlich angelegte Natur, — dieser Vergleich rührt von Paulsen her — verbummelt wäre, hätte die Hand des Vaters nicht grausam aber wohlthätig auf ihm gelastet. Ganz auf die verneinende Seite der Betrachtung ist Hamlet gerathen, er wird „ein geistreicher Ergründer der vollständigen Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit aller Dinge, vorzüglich aber des Menschen — das unfruchtbarste und gefährlichste Geschäft, auf das ein Mann verfallen kann". Mit einem Wort: Hamlet ist Pessimist geworden, eine gänzlich in sich ausgehöhlte und zerfressene Natur. Und er sieht nicht nur die Nachtseiten des Daseins, er will sie auch sehen, nur sie, nicht die Lichtseiten, an die er nicht glaubt; ja, er jauchzt förmlich darüber, wenn sich seine Ansicht von der Erbärmlichkeit des Menschen wieder einmal bestätigt hat, und das Endergebniß seiner Begegnung mit dem Geist, der Entdeckung, daß sein Vater von seinem Oheim ermordet worden sei, ist das, daß er die Schreibtafel hervorzieht und triumphirend ausruft:

„Ich muß mir's niederschreiben,
Daß Einer lächeln kann und immer lächeln
Und doch ein Schurke sein."

Wie charakteristisch ist in dieser Hinsicht nicht der Auftritt im letzten

*) Hamlet. Die Tragödie des Pessimismus. Von Fr. Paulsen.

Act mit Osrick! Hamlet zieht diesen Höfling gradezu aus, blättert an ihm ab, um zu zeigen, wie er ein vollständiges Nichts sei, macht ihn vor Horatio lächerlich und alles [das nicht mit dem Schmerz des Menschenfreundes, sondern mit dem Vergnügen und Behagen eines Ergründers der menschlichen Elendigkeit, der gefunden hat, was er gesucht. Diese cynische Betrachtungsweise übt allmälig eine wahrhaft dämonische und diabolische Macht auf Hamlet aus, aber sie ist eine gefährliche Errungenschaft, denn sie wächst ihm zuletzt derart über den Kopf, daß er an ihr und mit der Welt zu Grunde geht, die er in ihrer Nacktheit bloßgelegt. Mit dem Entlarven der Lüge ist es eben im Leben nicht gethan; man muß auch etwas Positives leisten können. Das aber vermag Hamlet, der Pessimist, nicht, denn er hat nur einen Glauben, den an den Nihilismus aller Dinge, und er gebietet auch über keine edlen Beweggründe, denn sein Herunterreißen der Maske ist ihm Selbstzweck; insofern besitzt sein Handeln ebenso wenig sittlichen Werth, wie das Gemeine, das er bekämpft. Der Haß vermag nichts zu säen und nichts zu ernten, das kann nur die Liebe; und Hamlet gebricht die Liebe vollständig. Auf ihn paßt so recht, was im ersten Korintherbriefe Capitel dreizehn steht: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze." Man könnte diesen Vers getrost als Motto über den Hamlet setzen, denn was lehrt — nach Paulsen — das Stück, lehrt, wie alles Leben etwas lehrt? „Die Gabe des Hellsehens und Wahrsagens ohne Liebe und ohne Glaube ist nicht ein Segen, sondern ein Fluch; sie zerstört das Leben dessen, der sie besitzt, und derer, auf die sein Einfluß sich erstreckt." Der Fluch des Pessimismus, daß er bei aller Einsicht in das Schlechte das Gute nicht hervorbringen kann, und die Tragik desselben, daß sein Träger sich selbst vernichtet: das wäre somit das Thema des Hamlet. Dadurch, daß sie das besitzt, was Hamlet fehlt, gewinnt auch diejenige Gestalt im Drama an Bedeutung, die das Gegenstück zum Helden und zum dänischen Hofe ausmacht: die des Fortinbras. Fortinbras will etwas, wenn es auch nur ein Fleckchen Landes zu erwerben gälte, das, ihm von Rechts wegen zugehörig, ihm vorenthalten wird, ein Stückchen Erde, das die Kosten des Erwerbs nicht wieder einbringt, keinen andern Vortheil besitzt, als den seines Namens, nicht groß genug, den Männern eine Gruft zu gewähren, die für dasselbe fallen, aber doch etwas Errungenes; er will etwas, und wenn es einen Strohhalm zu vertheidigen gäbe, wenn die Ehre auf dem Spiel steht. Und Fortinbras glaubt auch an etwas, an sich, seine Zukunft und seinen Sieg, der ihm denn auch zu Theil wird, sammt dem Thron Dänemarks, der am Schluß des Stückes verlassen dasteht. Fortinbras ist eine durch und durch positive, optimistische Natur, also der vollständige Gegensatz zu Hamlet; er ist aber auch eine offene, ehrliche Natur, dem Versteckenspielen fremd ist, der den erklärten Kampf liebt, und er ergänzt somit auch den hinterlistigen, intriguanten Hof von Dänemark. Dieser doppelte Gegensatz ist vom Dichter zwar nur angedeutet, nicht ausgeführt worden, die Gestalt schimmert nur durch die Handlung hindurch; ein moderner Dramatiker würde die Gegenüberstellung mehr herausgearbeitet, dem Zuschauer stärker zum Bewußtsein gebracht, der Persönlichkeit einen größeren Antheil an der Handlung eingeräumt haben — aber zum Schluß tritt sie doch energisch in den Vordergrund und weist uns den Standpunkt an, von dem aus wir das im Stück Vorgefallene zu betrachten haben. In ein Zimmer mit schwüler, krankenstubenartiger Atmosphäre bringt reine, gesunde Luft.

Denn wohlgemerkt: Hamlet ist ein Pessimist und geht als solcher zu Grunde, sein Schöpfer, Shakespeare, ist keiner. Dieser steht vielmehr auch hier auf der Höhe jener sittlichen Weltanschauung, die ihm seine weithin sichtbare Stellung durch die Jahrhunderte gegeben hat. Aber wol ist er Stunden mephistophelischer Stimmungen ausgesetzt gewesen: wer Shakespeare richtig zu lesen versteht wird dies zwischen den Zeilen herausfinden, wie sich aus den Werken dem aufmerksamen Blicke auch Bild und Leben des Dichters herauslösen, sein grüblerisch-skeptisches Wesen, die Mischung von Schwermuth und Tiefsinn, herbe Erfahrungen, düstere Schicksale. Ein Geist von dieser weltüberblickenden Höhe, ein Auge von dieser Schärfe, das in das Innere der Menschen gedrungen ist, wie kaum ein zweites in der Geschichte, sollte nicht gelegentlich die Menschheit als klein und ihr Treiben als verächtlich empfunden haben? Aber seine Höhe, sein Scharfblick bewahrte ihn wieder vor der Kurzsichtigkeit, seine starke Männlichkeit vor der Schwächlichkeit des modernen Pessimismus, der einen Tag trüben Himmels für ewigen Regen und eine Krankheit für stetes Siechthum nimmt, und er schrieb sich seine Menschenverachtung und seinen Lebensekel sozusagen los, ganz so, wie Goethe sich von seinen krankhaften Zuständen durch den dichterischen Niederschlag befreite. Er that dies im Hamlet, in welchem ihm die freiwillige Narrenrolle des Amleth der Sage mit ihren Vorrechten, die Wahrheit und Anzüglichkeiten zu sagen — Hamlet bildet auch ein Glied in der langen Kette interessanter Narrenfiguren Shakespeare's —, willkommene Gelegenheit bot, um einer entarteten Gesellschaft ihr Spiegelbild vorzuhalten; er that dies im Timon, wo er dem Menschenfeinde seine Flüche über die hündische Niedrigkeit der menschlichen Natur in den Mund legt, er thut dies endlich in Troilus und Cressida, in welchem Stück Shakespeare die Menschheit wol am ingrimmigsten mit Fußtritten bedacht hat; auch hier behält der Narr, der von Allen geprügelte Thersites, Recht gegenüber einer Welt von Laffen, Hohlköpfen, Schwätzern, rohen Burschen und feilen Dirnen. Alle diese Dramen sind als persönliche Ergüsse des Dichters zu betrachten, und es ist thöricht und zeugt von einem niedrigen Horizonte, wenn Kritiker und Literarhistoriker bei dem letztgenannten Werke beispielsweise den Maßstab gewöhnlicher Bühnenstücke angelegt, die Herbigkeit der Weltanschauung, den unbefriedigenden Schluß getadelt haben: dazu hat der Dichter ihnen kein Recht gegeben. Er blieb ja auch nicht auf diesem Standpunkte der Betrachtung stehen und verließ ihn wieder, nachdem er die Einseitigkeit desselben erkannt; er kehrte von Neuem zur Menschheit und zur Achtung vor derselben zurück, so daß man dem Hamlet als Motto auch jenen Goethe'schen Vers vorsetzen könnte, der da besagt:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

Julius Riffert.

Bücherbesprechungen.

—g. Die Bibel, das ist die ganze heilige Schrift. Mit Bildern der Meister christlicher Kunst. Herausgegeben von Rudolf Pfleiderer. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Es liegen uns die 5. bis 11. Lieferung (à 50 ₰) dieser ausgezeichneten, warm von uns begrüßten Illustrirten Hausbibel vor. Sie beweisen, wie trotz aller vom Herausgeber und Verlag zu bewältigenden Schwierigkeiten doch das großartig angelegte Unternehmen rüstig fortschreitet, wenn auch mit unvermeidlichen Stockungen. Wir halten es für eine Ehrensache des deutschen evangelischen Volkes, diese in edelster Ausstattung dargebotene Prachtbibel als einen Hausschatz zu pflegen. Deshalb wollen auch wir unsererseits unsere Leser hinein sehen lassen in die Bedeutung dieses in seiner Art ebenso neuen wie verdienstlichen Werkes. Der uns vorliegende Text reicht bis 2. Mos. 11, 8. Die überaus zahlreichen und meist sorgfältig ausgeführten Textbilder lassen so recht erkennen, wie reich an anschaulichen und für die bildende Kunst dankbaren Scenen das erste Buch Mose ist. Wie sorgfältig der Herausgeber seine Beigaben auswählt, mögen die hier vertretenen Künstlernamen beweisen: Rafael, Hans Holbein d. J., A. Strähuber, Philipp Veit, Fr. Overbeck, F. Wilh. Schadow, Julius Thäter, Joach. Sandrart, G. Jäger, J. Schnorr v. Carolsfeld, K. G. Pfannschmidt, P. O. Coomans, Benozzo Gozzoli, Lutherbibel von 1560 2c. Hervorzuheben sind unter diesen Textbildern die sogenannten ägyptischen Plagen, weil diese hier zum ersten Male vollständig in einer neueren Bilderbibel vorkommen. Interessant ist auch die Beobachtung, daß ein guter Holzschneider wol einen Kopf wie den des Moses nach Michelangelo copiren, aber nur ein ästhetisch geschulter Künstler diesen Kopf aus einem Material in das andere entsprechend übertragen kann. Hieran schließen wir eine Aufzählung der diesmal überaus zahlreich beigegebenen Vollbilder. Sie lassen erkennen, wie die bis jetzt ausgegebenen Lieferungen einen Werth beanspruchen dürfen, welcher weit über den Kaufpreis hinausgeht. Wir haben folgende Compositionen namhaft zu machen: 1) Vision des Ezechiel (nach Rafael), Phototypie nach einem Stich von Carouni im Berliner königlichen Kupferstichcabinet; 2) Die Bestrafung des Zauberers Elymas (nach Rafael), Phototypie nach dem Stich von Dorigny ebendaselbst; 3) Joseph giebt sich seinen Brüdern zu erkennen, von Peter v. Cornelius, Holzschnitt von Brend'amour; das Original, ein Freskobild in der Casa Bartholdy zu Rom, ist für die Berliner Kunstsammlungen angekauft worden; 4) Die Loslösung (besser: die Aussendung) der vier Würgengel, von Albrecht Dürer, Zinko-Facsimile in ¾ Original-

größe, von Ungerer und Göschl in Wien; 5) Jakob segnet die beiden Söhne Joseph's (nach Rembrandt), Holzschnitt von Brend'amour; 6) Maria mit dem Kinde Jesus, Brustbilder aus Rafael's Sixtinischer Madonna. Es ist dies Vollbild nachgebildet einer Handzeichnung des berühmten Kupferstechers Joh. Friedr. Müller vom Jahre 1808/9, welche sich im Besitz des Stuttgarter Kupferstichcabinets befindet. Die erstmalige Veröffentlichung derselben (in Holzschnitt) ist gewiß recht dankenswerth, beweist aber von Neuem, wie die besten Zeichner und Stecher nur mühsam hinter diesem Original nachhinken. 7) Joseph's Traumdeutung im Kerker (nach Fr. Wilh. Schadow); 8) Christus unter den Schriftgelehrten (nach dem Wandgemälde des Bernardino Luini in der Wallfahrtskirche zu Saronno bei Mailand um 1525); es ist dies ein meisterhafter Holzschnitt nach dem Original von Brend'amour; 9) Die Sintflut, nach Wilh. v. Kaulbach; Facsimile von Ungerer und Göschl in Wien; 10) Abraham erblickt das gelobte Land, von Julius Schnorr v. Carolsfeld; 11) Die Auffindung des Moses, nach K. G. Pfannschmidt, Holzschnitt von Brend'amour; 12) Simson stürzt das Haus der Philister (Amsterdamer Bibel), Zeichnung von Gerhard Hoet, aus dessen Bilderbibel, Amsterdam 1706, Holzschnitt von Brend'amour; 13) Bileam's Eselin, Zeichnung von Alfred Rethel, Autotypie nach dem Original, von Ungerer und Göschl in Wien; 14) Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, nach dem berühmten Gemälde „Der Zinsgroschen“ in der Dresdener Galerie, Autotypie von Ungerer und Göschl.

□ **Alles und in Allen Christus.** Zwölf Reden von **E. Schrenk.** Basel, C. F. Spittler. — Der Verf., der in verschiedenen Städten Deutschlands Erweckungspredigten gehalten hat, ist dazu in vorzüglicher Weise befähigt. Er versteht es, die Schrift lebendig zu machen, sie mitten hinein in das Leben und Treiben der Gegenwart zu stellen, die Gewissen zu wecken und sie auf die rechte Hilfe in Christo zu weisen. Die Predigten sind mit großem Ernst und Freimuth gehalten und bei allem Eifer ohne methodistische Hitze.

—m— **Deutsche Geschichte.** Von Prof. Dr. **Otto Kaemmel,** Conrector am Königl. Gymnasium zu Dresden. 1. Heft. Dresden, Carl Höckner. 1889. S. 1—96. (Vollständig in etwa 10 Heften zu 1 ℳ) — Eine deutsche Geschichte, welche die Summe der seit einem halben Jahrhundert und länger so eifrig und so erfolgreich betriebenen Forschungen auf diesem Gebiete zieht und für Volk und Familie nutzbar macht, ist in einer Zeit, die der deutschen Nation die ihr gebührende Weltstellung und im Zusammenhange damit ein sicheres Selbstbewußtsein zurückgegeben hat, gewiß eine Aufgabe, die der besten Kräfte würdig ist. Eine leichte Aufgabe aber ist es nicht; nur der kann hoffen, die bei allen für „weitere Kreise“ bestimmten Werken und ganz besonders bei populären Geschichtswerken so nahe liegende Gefahr der Verflachung zu vermeiden, der das gewaltige Gebiet vollständig beherrscht und ebensowol in das Detail der wissenschaftlichen Arbeit einzudringen als überall die großen Gesichtspunkte festzuhalten versteht. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich längst als besonnener, fleißiger Forscher bewährt; er ist ebensowol als warmherziger Patriot — und gewiß muß man das vor Allem sein, will man für das deutsche Volk deutsche Geschichte schreiben — wie als gewandter Stilist bekannt, er hat endlich in jahrzehntelanger Thätigkeit als Schulmann gelernt, der gebildeten Jugend seinen Stoff fesselnd vorzutragen — und wir meinen, daß es keine bessere Vorbildung für einen giebt, der auch weiteren Kreisen der Nation das große Epos der deutschen Geschichte vortragen will. So haben wir denn mit großen Erwartungen das erste Heft von Kaemmel's Deutscher Geschichte in die Hand genommen; und wenn wir uns auch ein abschließendes Urtheil einstweilen noch vorbehalten müssen, so gestehen wir doch gern, daß seine Lectüre einen durchaus gewinnenden Eindruck hinterlassen hat. Frisch und kräftig ist die Jugendzeit des deutschen Volkes — das Heft reicht bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts — dargestellt. Ueberall haben wir das beruhigende Gefühl, daß der Verfasser sich auf sicherem Boden bewegt, daß er die neueren Arbeiten auf seinem Gebiete nicht blos kennt, sondern auch selbstständig ihnen gegenüber Stellung zu nehmen weiß. Neues zu bringen, ist nicht der Zweck des Werkes. Aber der Plan des Ganzen ist ein neuer. Der erste Zeitraum reicht bis 476, der zweite „Die Reichsbildung auf germanisch-römischer Grundlage“ bis 1273; dann folgt ein sehr umfassender dritter „Die Auflösung des römisch-deutschen Kaiserthums und die Entstehung des deutschen Bundesreichs“ 1273—1871. Was bisher als Anfang der neueren Zeit galt, die Reformation, bildet hier keinen Hauptabschnitt, kaum eine Unterabtheilung. Daß dies nicht auf eine Unterschätzung ihrer Bedeutung zurückzuführen ist, glauben wir mit Bestimmtheit versichern zu können, sind aber doch gespannt, wie dieser eigenartige, auf rein politischer Basis sich aufbauende Plan durchgeführt werden wird.

—m— **Quellen zur Geschichte Leipzigs.** Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig. Herausgegeben von **Gustav Wustmann.** Erster Band. Mit sechs Abbildungen. Gedruckt auf Kosten der Stiftung für die Stadt Leipzig. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. XV, 493 S. 8°. ℳ 10. — Das Unternehmen, dessen erster stattlicher Band vor uns liegt, ist ein neuer sprechender Beweis dafür, daß auch in Sachsen die lange Zeit vernachlässigte oder, was manchmal fast noch schlimmer ist, von völlig Unberufenen behandelte Ortsgeschichte eine ernstere, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft mehr entsprechende Richtung genommen hat. Abgesehen von wenigen älteren Chroniken, die höheren Anforderungen entsprechen, hat in dieser Hinsicht die Staatsregierung mit dem Codex diplomaticus Saxoniae regiae den ersten Schritt gethan; doch konnte hier nur das Mittelalter Berücksichtigung finden. Dann hat der Rath der Stadt Dresden durch Otto Richter's Verfassungsgeschichte (1885) in erfreulicher Weise bethätigt, daß er die Pflege der Stadtgeschichte für eine seiner Aufgaben hält. Täuscht uns nicht unsere Erinnerung, so war es auch der Rath zu Leipzig, an den die Frage der Herausgabe von Quellen zur Geschichte Leipzigs vor einigen Jahren zunächst herantrat; es wurde indeß dagegen geltend gemacht, daß fürs Erste alle vorhandenen Kräfte und Mittel zur Ordnung des lange Zeit arg verwahrlosten Rathsarchivs zu verwenden seien. Inzwischen dürfte diese Ordnung rüstig vorgeschritten sein; doch ist es nicht der Rath, sondern der Verwaltungsausschuß der Stiftung für die Stadt Leipzig, welcher die Mittel für den vorliegenden Band gewährt hat. Wir bezweifeln nicht, daß den folgenden auch die städtische Unterstützung nicht fehlen wird. — Der Plan des Unternehmens ist, für eine künftige Geschichte Leipzigs, die als ein dringendes Bedürfniß bezeichnet werden muß, Vorarbeiten zu liefern und zwar hauptsächlich durch die Publication von Quellen (Fortsetzung des Leipziger Urkundenbuchs bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, Stadtcassenrechnungen, Bürgermatrikeln, Sammlungen der ältesten Rathsbeschlüsse, vielleicht auch Universitätsmatrikeln), denen sich die älteren Beschreibungen Leipzigs, Erwähnungen der Stadt und ihrer Zustände in Reise- und Memoirenwerken u. A. anschließen sollen, aber auch durch größere, abgerundete, aus archivalischem Material geschöpfte Darstellungen einzelner Abschnitte und Erscheinungen der Stadtgeschichte. Der Inhalt des ersten Bandes ist ein etwas bunter, und daß dieser Umstand nicht gerade einen empfehlenden Eindruck macht, hat der Verfasser wol selbst gefühlt und entschuldigt sich mit der Rücksicht auf die weiteren Kreise, deren Theilnahme für das Unternehmen erst gewonnen werden solle. Hoffen wir, daß das gelingt; in der Regel pflegen derartige Quellenwerke kein großes Publicum zu haben. Der Wissenschaft aber wäre mit einer strengeren Ordnung und Sichtung des Stoffes mehr gedient; vor Allem wird Jeder, der die Publication für irgend einen Zweck benutzen will, auf das Schmerzlichste das Fehlen aller Register empfinden. Würden dieselben auch für Quellen, wie die vorliegenden, die theilweise nur aus Namen bestehen, recht umfangreich ausfallen und dem Herausgeber viel Arbeit machen, so sind sie doch gar nicht zu entbehren und das Buch verliert ohne sie einen großen Theil seines Werthes. Auch die Verwendung der für Textmittheilungen wenig geeigneten Fractur statt der sonst üblichen Antiqua soll wol eine Concession an weitere Leserkreise sein. — Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf das Einzelne ein, so möchten wir vom fachmännischen Standpunkte aus die Publication der Leipziger Steuerbücher 1466—1529 für die verdienstlichste Leistung halten; dieselbe würde freilich an Werth bedeutend gewinnen, wenn sie in einem und demselben Bande mit den Bürger- und Rathsmatrikeln stände. Immerhin sind wir auch in dieser Form für die Publication und namentlich die einleitenden Abschnitte über Steuerwesen, Einwohnerstatistik u. A. sehr dankbar. Am Schlusse versucht der Herausgeber auf Grund dieser Quellen eine Berechnung der Einwohnerzahl Leipzigs gegen Ende des 15. Jahrhunderts und kommt dabei auf eine Gesammtzahl von etwa 6000 für das Jahr 1470; es stimmt das mit dem, was wir sonst über die Bevölkerungszahlen sächsischer Städte am Ende des Mittelalters wissen, sehr gut überein. Die beiden Beschreibungen Leipzigs aus dem 16. Jahrhundert, die den Band eröffnen, scheinen Ref. kaum diesen Ehrenplatz zu verdienen; namentlich nicht die von W. Dilich (1597), von der eigentlich nur die beigefügte Abbildung Leipzigs von der Nordseite aus Interesse bietet; aber auch die von Ulrich Groß

(1587) ist recht unbedeutend. Der Herausgeber hat beiden biographische Einleitungen beigefügt; leider erfahren wir über Dilich's Dienstzeit in Sachsen (1625—1655) — er war der Vorgänger des Oberlandbaumeisters Wolf v. Klengel — so gut wie nichts. Den größten Theil des Bandes füllen Auszüge aus Johann Salomon Riemer's Leipzigischem Jahrbuche 1714—1771; eine lesenswerthe Einleitung über den Leipziger Chronisten Vogel und seine Fortsetzer, besonders Sickel's Neoannales Lipsienses, sowie über Riemer und sein Werk ist vorausgeschickt. Die Auszüge sind sachlich in 15 Gruppen geordnet und enthalten eine bunte Menge von Einzelnachrichten, die der Leipziger Geschichtsfreund gewiß mit höchstem Interesse studiren wird; einige Abschnitte, wie die über den 2. schlesischen und den siebenjährigen Krieg, über Theater und Concerte verdienen auch in weiteren Kreisen Beachtung zu finden. Den Beschluß des Bandes bildet ein Aufsatz: Zur Geschichte des Theaters in Leipzig 1665—1800; derselbe enthält hauptsächlich auf Grund der im Rathsarchiv vorhandenenen interessanten Sammlung von Theaterzetteln und der am Schlusse auszüglich mitgetheilten Rechnungen über die Abgaben der Schauspielerbanden, welche die Leipziger Messe besucht haben, eine große Menge durchaus neuer und theilweise recht interessanter Einzelheiten.

—m— Die französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. Drei Theile in 12 Lieferungen (à 60 ₰). Erste bis dritte Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889. S. 1—240. 8°. — Die hundertjährige Wiederkehr des Anfangsjahres der französischen Revolution hat eine massenhafte Literatur von sehr verschiedenem Werthe hervorgerufen. Daß sich darunter auch eine neue Auflage von Thomas Carlyle's genialem Werke befindet, kann man nur mit großer Befriedigung begrüßen. Die von dem sonst gebräuchlichen Stile historischer Darstellung so weit abweichende, geistsprühende Eigenart des großen englischen Kritikers, der ganz besonders in diesem Werke eine wahrhaft hinreißende Kunst und Kraft der Schilderung entfaltet hat, ist zu bekannt, als daß sie besonderer Hervorhebung bedürfte. Die Uebersetzung ist eine überaus gewandte und giebt den Eindruck des Originals mit seltener Treue wieder.

—g. Geschichte der deutschen Kunst. Berlin, G. Grote. 1889. — In der 26. Lieferung beginnt der bekannte Kunsthistoriker Prof. Dr. Karl v. Lützow in Wien die Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes. Auch diese Lieferung ist reich an Tafeln, Textbildern und Farbendrucken, welche historische Treue mit künstlerischer Gediegenheit verbinden. Wir heben hervor den Zweifarben-Holzschnitt „Kaiser Maximilian I." von Jost de Necker nach H. Burgkmair, den vom Niederrhein stammenden Stich „Der große Liebesgarten", eine große Zahl Stiche von Martin Schongauer; eine Gravirung vom Aachener Kronleuchter, mehrere Stiche vom Meister E. S., vom Meister P. W. u. s. w. Der Verfasser entrollt ein überzeugendes Bild von der Entwicklung des Kupferstichs, so daß wir vollkommen begreifen, warum einst dieser reproducirende Kunstzweig eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Mit großer Sachkenntniß und in meisterhafter Beweisführung entwickelt Karl v. Lützow die Frühzeit des deutschen Kupferstichs bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, und läßt uns deutlich erkennen, wie aus den mannigfaltigen Vorstufen der eigentliche Kupferstich hervorgehen konnte. Als hochinteressante Bemerkung theilen wir den Lesern d. Bl. aus diesen Darlegungen mit, daß in der Papyrussammlung des Erzherzogs Rainer in Wien arabische Papierstücke vorkommen, deren Schrift und Ornamente schon 500 Jahre vor Gutenberg mit Holzmodeln gedruckt sind. Auch führen wir aus anderem Zusammenhange folgenden trefflichen Ausspruch v. Lützow's an: „Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts hatte sich das geistige Bedürfniß nach bildlicher Veranschaulichung weiter Kreise des Volkes bemächtigt; diesem Verlangen nach Bildlichkeit und Anschaulichkeit lag ein religiöses Motiv zu Grunde. Es ist der Geist des Reformations-Zeitalters, der Drang, sich der Heilswahrheiten unmittelbar und persönlich zu vergewissern, welcher darin seinen Ausdruck findet. Der Bilddruck vertrat für den gemeinen Mann die Lehrkanzel. Dieser kaufte sich die Blättchen auf dem Jahrmarkt vor der Kirchthür und heftete sie an die Wände seines Hauses." Weiter beschreibt v. Lützow die älteste Technik des Kupferstichs und bespricht dann zunächst die Arbeiten der anonymen Meister und Monogrammisten. v. Lützow rühmt am deutschen Kupferstich Innigkeit der Empfindung und rücksichtslose Wahrheitsliebe. Hierauf folgt eine eingehende Charakteristik des Martin Schongauer, vom welchem der Verfasser sagt: „Martin Schongauer bleibt ein Stolz unserer Nation für alle Zeiten. Was aus der erst halb erwachten Volksseele seines Jahrhunderts an echter Empfindung sich künstlerisch verklären und mit dem freien Blick in die Natur harmonisch verbinden ließ, das hat er in seiner Weise vollendet ausgeführt." Ein Blick auf die Schule Schongauer's schließt das vielversprechende Heft. — Wir wollen übrigens bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß auf die Grote'sche Geschichte der deutschen Kunst eine neue Subscription in monatlichen Abtheilungen à 3 ℳ eröffnet ist, welche gewiß dem herrlichen Werke neue Leser zuführen wird.

J. R. Friedrich Gerstäcker's Ausgewählte Werke. Zweite Volks- und Familienausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden. Jena, H. Costenoble. — Ist Gerstäcker veraltet? diese Frage drängte sich uns auf, als wir die beiden vorliegenden ersten Bände der neuen Ausgabe — Die Regulatoren in Arkansas, Die Flußpiraten des Mississippi — in die Hand nahmen. Die Antwort lautet: Nein. Es steckt so viel Frische, freudige, epische Kraft in diesen Erzählungen aus dem zwischen Wildheit und Civilisation schwebenden Hinterwäldlerleben, daß wir sie auch heut noch gern lesen und das aus dem Groben heraus Gearbeitete, die durchsichtige Mache dabei willig mit in den Kauf nehmen. Die neue Ausgabe erscheint in zwei Serien zu je circa 70 Lieferungen à 30 ₰.

γ. Im Manöver. Adjutantenerinnerungen von A. v. Degen. Berlin, R. Eckstein Nachfolger. Preis 1 ℳ — 6 harmlose, hübsch erzählte Episoden aus dem Militärleben wiedergebend, werden die „Adjutantenerinnerungen" sich gewiß Freunde, insbesondere Freundinnen erwerben.

Ltz. — Generalkarte von Asien. Bearbeitet und gezeichnet von F. Handtke. Nach den neuesten Materialien ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung. Maßstab: 1 : 18 886 000. Glogau. Carl Flemming. 1889. Preis 1 ℳ. Diese ungemein billige, bereits in 13. Auflage erscheinende Karte giebt eine treffliche Uebersicht über den asiatischen Erdtheil mit seiner zugehörigen reichen Inselwelt, greift zudem noch weit aus nach Europa (bis Frankreich und England) und nach der Ostküste Afrikas (bis südlich nach Mosambik und Madagaskar). Durch den sauber und schön ausgeführten Buntdruck hebt sich der Erdtheil mit seinen Inseln fast plastisch ab von den blau gehaltenen Meeren, wie auch die einzelnen Landesgebiete unter einander, während die Gebirge mehr zurücktreten und nur durch leise schwarze Schraffirung zum Ausdruck gelangen. Für den Kaufmann, den Zeitungsleser u. s. w. wird diese Karte ein schätzbares Hilfsmittel abgeben, zumal in auffallender farbiger Weise deutsche und fremde Dampferlinien nebst Angabe der Fahrdauer, ebenso die Eisenbahnen des russischen und englisch-indischen Gebietes, wie auch die Telegraphenkabel angegeben sind.

Ltz.— In dankenswerther Weise hat die geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha sich entschlossen, für das zeitungslesende Publicum sogenannte „Gelegenheitskarten zur Tagesgeschichte" herauszugeben, also Karten, welche bei außerordentlichen Ereignissen alle in den Tagesschriften erwähnten Orte und Namen enthalten und möglichst bald nach Eintreffen der Nachrichten ausgegeben werden sollen. Die soeben erschienene „Gelegenheitskarte 1889 Nr. 1" zeigt das Ueberschwemmungsgebiet der durch Wolkenbrüche stark heimgesuchten nordamerikanischen Unionsstaaten Pennsylvanien, Maryland und Virginia, sowie auf einer Nebenkarte die Stadt Johnstown und Umgebung, wo die Verwüstungen ihren Höhepunkt infolge Dammbruchs des Wassersammelbeckens erreichten. Das hübsch colorirte Kärtchen ist zu dem billigen Preis von 20 ₰ in den Buchhandlungen zu haben. — Hierbei sei auch zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß die in demselben Verlage erscheinende Lieferungs-Ausgabe des großen „Stieler's Hand-Atlas" (95 Karten enthaltend) jetzt bis zur 11. Lieferung vorgerückt ist. Fertig liegen vor vierblätterige Karten von Italien, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Deutsches Reich; der Vollendung nahe ist Spanien. Von sechsblätterigen Karten ist fertig Süd-Amerika; begonnen: Vereinigte Staaten, Ost-Europa und die ganz neue kartographische Bearbeitung einer sechsblätterigen Karte von Afrika, welche ein vorzügliches Hilfsmittel zur Orientirung über diesen unser Interesse jetzt so vielfach in Anspruch nehmenden Erdtheil zu werden verspricht. Da die Lieferungs-Ausgabe jetzt beim ersten Drittel angelangt ist (im Ganzen 32 Lieferung à 1 ℳ 60 ₰), so wird die Erwerbung des ganzen Atlas, der durch Feinheit, Sauberkeit und Klarheit seiner Karten von keinem anderen übertroffen wird, noch verhältnißmäßig leicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 77. Sonnabend, den 29. Juni. 1889.

Colle di S. Lucia.

V. R. Wer im Sommer des Jahres 1887 in den östlichen Alpen reiste und beim Zusammentreffen mit fröhlichen Wandergesellen im schnell angeknüpften Gespräche nach dem so beliebten Austausch über das bereits Geschaute und Geleistete sie auch über das weitere Ziel der Wanderung befragte, konnte oft als Antwort vernehmen: Das Dolomitengebiet zwischen dem Ampezzanerthale und Bozen. So geschah es uns im Zillerthale, in Taufers und zuletzt in Cortina d'Ampezzo selbst, an der Schwelle der herrlichen Gebirgslandschaft, die auch wir zu durchwandern beschlossen hatten. Es war kein zufälliges Zusammentreffen, das so Viele nach einem bisher wenig besuchten, ja wenig gekannten Alpengebiete führte, sondern, wie man bei weiterer Nachforschung sich bestätigen lassen konnte, es war der frischgeschriebene Aufsatz P. Grohmann's, des berühmten Dolomitenentdeckers, „Aus den Dolomitalpen von Ampezzo zum Alleghe-See" in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, der so Vieler Blicke nach diesem gemeinsamen Wanderziele hingelenkt hatte. Und vielleicht noch mehr die prächtigen Ansichten Comptons von der Civetta mit dem Alleghe-See und dem Pelmo von Colle di S. Lucia. Und als man dann heimgekehrt, abermals am heimischen Herde die Erlebnisse der Reise austauschte und die Bilder der herrlichen Alpenlandschaften vor dem geistigen Auge vorüberziehen ließ, da ertönte aus Aller Munde ein begeistertes Lob gerade dieser die wunderbarsten Gegensätze und die malerischsten Bilder in sich schließenden Gegend. Denn wenn es allen Dolomitlandschaften zu eigen ist, daß sie üppig grünende, weit gedehnte Alpenmatten mit vielzackigen, kaleidoskopartig bunten Felsenwänden und kühnen, bizarr gestalteten Hochgipfeln zu einem fesselnden Gesammtbilde vereinigen, so kommt in dieser Dolomitwelt des südöstlichen Tirol noch der wunderbare Reiz einer wie mit dem Zauberspiegel Alles verklärenden Beleuchtung, die üppige, südländischen Charakter tragende Vegetation und die malerische italienische Bauart der in den Thalgründen eingebetteten und auf den Bergvorsprüngen hingelagerten Ortschaften hinzu.

Möge uns der freundliche Leser auf unserer Wanderung nach der Perle in der vielzackigen Krone dieser Dolomitalpen, nach Colle di S. Lucia, begleiten.

Wir waren am Morgen in Cortina (1220 m) aufgebrochen, das wir Tags zuvor bei strahlend schönem Wetter vom Schluderbach aus auf dem mit Recht vielgerühmten Wege über den Misurina-See und über Tre Croci erreicht hatten. Von der Crepa (1535 m) hatten wir einen Abschiedsgruß nach dem lieblich zwischen starrenden, aber über sanft abfallenden Alpenmatten emporsteigenden Berggipfeln eingelagerten Cortina und seinem aussichtsreichen Campanile hinabgesandt. Bald nahm uns nun der Wald auf, ein Wald, dessen kühle Schatten uns an dem heißen Tage erquickten und dessen üppig grünender und blühender Untergrund immer auf's Neue unsere Schritte hemmte. Wol kaum in einer anderen Gegend der Alpen haben wir so zahlreich, so voll und schön die wuchernde Waldrebe mit ihren tiefblauen Glocken gesehen wie hier, und dabei auf dem schwarzen, fruchtbaren Grunde noch dieselbe reiche Kalkflora, die uns schon Tags zuvor im Val Popena überrascht und gefesselt hatte. Und da oben schauten die Steinmassen des Nuvolau und die tief bewaldeten Abhänge der Coda di Formia von der Rechten und Linken in dieses mannigfaltige Kleinleben hinein, wie um uns an die Aufgabe zu mahnen, die uns heute die raschwechselnden Höhen und Tiefen der oberen Regionen noch stellen werden. Eine Steinmauer am Waldessaume zeigt uns den Beginn der Alpe Giau an, auf deren sanftansteigender, zwischen den ebengenannten Bergen eingebetteter Rasenfläche wir nun im Gefühle ungehemmter Freiheit nach dem Joche des Giau hinanwandern, das uns den Blick in die westlichere Dolomitwelt erschließen soll. Bei einem Steinhügel auf der tiefsten Einsenkung des Kammes, der die Steinmassen des Nuvolau und des Carnera mit schöngeschwungener Linie verbindet, ist die Paßhöhe (2259 m) erreicht und nun breitet sich da dem erstaunten Blicke ein herrliches Bild aus, das in weiter Ferne durch die eisgepanzerte Marmolada abgeschlossen wird, während im Vordergrunde der Blick von den grünen Geländen des rechts von unserer Kammhöhe nach dem Cordevolethale sich hinziehenden Monte Frisolet hinabgleitet nach dem tief zu unseren Füßen freundlich heraufgrüßenden Colle di S. Lucia, unserem Ziele.

Von den beiden Wegen, die vom Paß Giau nach dem Cordevolethale hinabführen, wählten wir den durch das Val Piezza, der direct nach Colle hinabführt. Wir gehen also nicht links von dem niedrigen runden Kopf, dem Col Giattei, der der Paßeinsenkung quer vorliegt, um durch das Val Zonia zunächst nach dem östlich von Colle gelegenen Dörfchen Selva hinabzusteigen, sondern wenden uns nach rechts, und rasch geht es nun zuerst auf steiler Mattensenkung, dann einem schluchtähnlichen Thalgrunde entlang hinunter, wo bald die tiefen Auswaschungen durch das entfesselte Bergwasser, bald weidende Schafheerden, bald die zahlreichen Edelweißpflanzen von einer weniger edlen, grünlichen Art den Blick fesseln. Wo wir nach kurzer Wanderung an eine Wegtheilung kommen, wenden wir uns abermals rechts und steigen nun immer in gleicher Höhe an dem bewaldeten Ostabhange des Monte Frisolet hin, hoch über dem Thalgrunde zu unserer Linken, höher noch über dem querliegenden Hauptthale, dem Val Fiorentina, in welchem wir bei Biegungen des Weges hinabblicken bis zu seinem großartigen Thalschlusse durch das gewaltige Massiv des Pelmo. Bei der Einbiegung des Weges in eine von oben herab den Monte Frisolet spaltende enge Schlucht, mit gleichen Spuren der Zerstörung durch die nirgends mit elementarer Gewalt auftretenden Wassermassen, die sich vom Hochplateau des Berges herab ergießen, liegt auch unser Weg in steiler Senkung unmittelbar auf Colle zu, dessen freundlicher Kirchthurm nun schon viel näher gekommen ist und viel vertrauter uns zu bewillkommnen scheint. Durch die freundlichen Häuser der kleinen Ortschaft hin erreichen wir bald den freien Platz vor der Kirche mit dem Wirthshause von Finazzer.

Kaum sind die nöthigen Anweisungen für Abendmahlzeit und Nachtquartier gegeben, so treibt es uns wieder hinaus und auf ansteigendem Pfade der Kirche des Dorfes zu, die auf dem am meisten gegen das Val Fiorentina vorgeschobenen Punkte der die Häuser von Colle di S. Lucia oder Villa Grande tragenden Terrasse (1473 m) erbaut ist. Wir treten über den stillen Friedhof mit seinen italienischen Grabinschriften hinan bis an die niedrige Mauer, welche nicht dem Eindringen unbefugter Besucher wehren soll, sondern den Absturz des kleinen Plateaus in eine gewaltige Tiefe markirt. Unwillkürlich sucht unser Auge zuerst den Weg, den unser Fuß heute bereits zurückgelegt hat und der bis auf einzelne Falten des Terrains seiner ganzen Ausdehnung nach deutlich vor unseren Blicken liegt. Ueber ihm steigen die Abhänge des Frisolet bis zu seinem kahlen Rücken empor.

Hinter dem rechten Ausläufer des Frisoletrückens grüßt das Felsgerüst des Nuvolau (höchster Gipfel 2609 m), dessen südlicher Gipfel von hier aus sichtbar ist, wie er uns auch schon auf der ganzen Wanderung einen Gruß aus der Heimath sandte; denn seinen Gipfel krönt weithin sichtbar die „Sachsendank-Hütte", die Oberst v. Meerheimb in Dresden erbauen ließ und der Alpenvereinssection Ampezzo überlassen hat. Rechts von dem Südfuße des Nuvolau erkennen wir den Steinhügel, der den Paßübergang des Giau anzeigt und unsere Wanderung uns in Erinnerung bringt; daran schließt sich der Monte Carnera, dessen steiler Westabhang gerade vor uns aufsteigt. Da, wo die zackige Linie dieser nahen Bergkette, aus welcher noch der Piz del Corvo hervortritt, sich zur Forcella Forada (2102 m) niedersenkt, ragt der fein gebaute Gipfel des Antelao von jenseits des Ampezzanerthales empor, schon durch sein Erscheinen für seine imposante Höhe (3320 m) beredtes Zeugniß ablegend. Geradeaus, dem schön ansteigenden Val Fiorentina zum gewaltigen Abschluß dienend, steigt der massige Pelmo (3168 m) in Gestalt einer ungeheuren Krone empor; in seine mächtigen Flanken sind weißleuchtende Schutthalden eingelagert. An den vom Pelmo durch den weit niedrigeren Sattel der Staulanza (1809 m) getrennten Monte Crot schließt sich nun der nahe Monte Fernazza an, der die ganze Südseite des Val Fiorentina einnimmt und dessen Westfuß ins Cordevolethal hinuntersteigt; aber über diesem Westabfall erheben sich die furchtbaren Wände der Civetta (3177 m), deren Centralstock einen kleinen Gletscher trägt; eine in den Dolomitalpen mit ihren Steilwänden seltene Erscheinung. Gerade nach Süden deutet ein Spalt mit jähen Seitenwänden das enge Thal des Cordevole an, an dessen linker Seite der an die Civetta sich anlehnende Monte Alto di Pelsa, an dessen rechter Seite der Monte Pezza und vor seinem Hauptgipfel seine nordöstliche Vorstaffel, der Sasso Bianco, emporsteigt; an diesen schließen sich an der Monte Bianco und Cima di Lastei, die Hochgipfel des Höhenzuges, welcher das Val Pettorina im Süden einsäumt. Den Abschluß dieses westlich gerichteten Val Pettorina bildet der Sasso di Valfreddo, der durch eine Einsattelung mit der Königin dieser Dolomitlandschaft, der Marmolada, zusammenhängt, von der nur das oberste Stück mit seinem Abfall nach dieser Einsattelung zu sichtbar ist. Ihre Nordflanke verdeckt der Monte Migione, der den Nordabhang des Val Pettorina bildet und dessen Ostfuß zugleich nach dem Val Livinalungo, dem oberen Cordevolethale, abfällt, welches ihn von unserem Standorte scheidet. Jenseits des Monte Migione aber steigt der Frisolet empor, von dem unser Auge seine Rundwanderung angetreten hatte.

Ein gewaltiger Kranz von schöngeformten oder durch ihre Massen wuchtigen Bergen ist es, den das entzückte Auge rings im Kreise erblickt. Was diesen Rundblick aber zu einem so ganz eigenartigen macht, ist die völlige Verschiedenheit von anderen sogenannten Aussichtspunkten. Es sind meist isolirte Bergstöcke, wie der Rigi, die hohe Salve, der Schafberg, von denen aus die Bergketten, die das Auge des Beschauers — scheinbar gleichhoch, weil in größerer Entfernung — umfaßt, wie ein fernes Rundbild erscheinen, das das Auge um so begieriger aufnimmt, weil es von dem Vordergrunde, der in kahlen Hängen steil abfällt, durch eine große Raumleere getrennt ist. In Colle di S. Lucia aber, das, wenngleich auf einem Vorsprunge über der Ausmündung des Val Fiorentina, so doch tief unter der Kammhöhe aller dieser Gebirgsketten liegt, steigen alle diese reichgegliederten Gipfel scheinbar in nächster Nähe gewaltig hoch empor und dadurch bietet sich zugleich ein Einblick unmittelbar in den Schooß dieser massigen Felsenberge, deren Steilwände und Schutthalden, Felsenbänder und Kamine sich zu einer buntfarbigen, aber darum nicht minder großartigen Bergsymphonie zusammenfügen. Wegen dieser ganz besonderen Lage von Colle ist diesem Bergeskranze aber auch ein entzückender Vordergrund beigegeben, an dem zunächst das Auge achtlos vorübergeht, bis es, an Felsenhöhen und dem Waldesdunkel der Bergabhänge gesättigt, sich in die lieblichen Bilder des Val Fiorentina versenkt. In diesem lieblich eingebettet winkt uns unter dem Carnera das freundliche Dörfchen Selva mit seiner schönen Kirche zu sich hinüber, und dieser Einladung folgen wir dann am anderen Tage um so lieber, als der Weg, der sich durch den unteren sanfter geneigten Abfall der Schlucht hindurch windet, in deren oberem Theile wir nach Colle hinabgestiegen sind, an schönen Einzelbildern und an Ausblicken in die Thalgelände reich ist. Zwischen dem Piz del Corvo und dem Pelmo leuchtet die Kirche von S. Fosca, und unten im Thalgrunde unmittelbar tief zu unseren Füßen windet sich die neue Straße aus dem Val Fiorentina nach Caprile im Cordevolethale hinaus, durch welche die italienische Regierung das abgelegene Seitenthal mit dem Hauptthale des Cordevole und dadurch mit dem Gesammtverkehr des Landes verknüpft hat. Dieser wichtige Verkehrsweg ist zugleich das einzige Menschenwerk, das sich als solches in seinem Unterschiede von der Natur kenntlich macht, da es als weiße Schlange von den saftgrünen Matten und von den dunklen Wäldern am Abfall des gegenüber aufsteigenden Monte Fernazza sich lebhaft abhebt. Denn die wenigen Dörfer, die sich dem Auge darbieten, schließen sich in ihrer ganzen Bauart so der umgebenden Natur an, daß sie als eine nöthige Zugabe, als eine liebenswürdige Ausschmückung, nicht als ein fremdes Element in der Natur erscheinen.

So war durch diesen Prachtblick von der Kirche von Colle di S. Lucia, welches an die Stelle seiner Wiedergabe durch Künstlerhand die Wirklichkeit setzte, die Sehnsucht, die das Bild erweckt hatte, gestillt, aber die Erwartungen, die sich an dasselbe anschlossen, waren bei Weitem übertroffen. Denn den Reichthum an Farbengebung und das feinere Detail, das gerade den Bau der Dolomitberge so anziehend macht, dazu den warmen Ton der Beleuchtung, die nicht blos als Spiegelung der wandernden Sonne, sondern auch des tiefen Blaues des südlichen Himmels und als Reflex der buntfarbigen Felsenwände wechselt, kann keines Malers Hand auch nur annähernd wiedergeben.

Nun fehlte nur noch der Blick auf den Alleghe-See, in dessen Fluthen sich die gewaltige Civetta als echte „Kokette" zu spiegeln scheint. Wie nun, wenn auch dieses Bild des Malers von der Höhe von Colle aus sichtbar wäre? Muß nicht eine kurze Wanderung nach dem westlichen Fuß des Frisolet auf dem von Colle aus in gleicher Höhe den Bergabhang entlang laufenden schmalen Saumpfade, weil er bis ins Thal des Cordevole vortritt, den Einblick in dieses Thal und vielleicht auch in das blaue Seeauge in seiner Tiefe ermöglichen? Der Gedanke an diese Möglichkeit und die Wanderung nach jenem Eckpfeiler waren eins. Und siehe da! Die kühnsten Farben, mit denen die Phantasie das Bild des Malers auszumalen versucht hatte, in dem herrlichen Bilde, das sich von jener Ecke erschloß, wurden sie zur Wirklichkeit. Sobald man an dem äußersten Vorsprung des Frisolet angelangt ist, findet man sich plötzlich unmittelbar hoch über dem Cordevolethale, von welchem fast senkrechte Felsenwände in unheimlich dunklem Gestein nach unserem Standorte heraufsteigen, hoch über Caprile, in dessen rauchende Schornsteine man hineinzublicken wähnt, und dessen nach allen Seiten sich hinziehende Straßen mit den geschäftigen Dorfbewohnern uns wie eine plastische Miniaturnachbildung der Wirklichkeit erscheint, und nach links darüber hinaus erblickt das entzückte Auge den blauen See von Alleghe mit dem freundlichen Dörfchen an seiner linken Seite und in ihm spiegeln sich die Steilwände der Civetta. Alles erinnert an das Bild des Malers; nur ist der Blick viel großartiger, weil man von solcher Höhe auf den Seespiegel hinabschaut, und weil man in solcher Höhe der doch noch ziemlich entfernten Civetta ebenbürtig zu sein scheint und einen unmittelbaren Einblick in ihr Felsmassiv hat, als wenn man vom Nordufer des Alleghe-Sees an diesen Wänden emporschaut; aber auch noch mächtiger als von Colle aus ist der Blick, weil hier der ganze gewaltige Berg von seinem Fuße bis zum Gipfel mit Einem Blick überschaut wird und die Formationen des Gipfels organisch aus seinem Grundaufbau herauswachsen.

Auch das Rundbild der Bergketten und Felsengipfel hat sich gegenüber dem Blicke von Colle aus vielfach verschoben. Wir sehen tiefer dem Cordevolethale entlang; unmittelbar vor uns steigt jetzt nicht blos mehr der Monte Fernazza über der Straße nach dem Val Fiorentina auf, sondern auch der ganze Gebirgsstock zwischen dem Cordevolethale und dem Val Pettorina mit seinen Spitzen, voran dem Monte Pezza, gehört jetzt zum Vordergrunde unserer Rundsicht; und dem Val Pettorina, an dessen Anfang das den Eingang bewachende hochgelegene Dörfchen Rocca sichtbar ist, folgt das Auge bis hinan zu den Engen von Sottoguda, über denen der Sasso di Valfredda thront, und nach rechts ragt die Marmolada über den Monte Migione hinaus.

Schwer nur können wir uns von dem Prachtblick trennen; wissen wir doch, daß er nicht überboten werden kann. Wol aber lockt es uns, einen besseren Einblick in das Val Livinalungo zu gewinnen, nach dessen Hauptort Pieve der Weg führt, auf dem wir von Colle horizontal hergewandert sind, der sich aber nur allmälig ins Thal hinabsenkt. So klettern wir direct an den steilen Matten in die Höhe, bis sich der Blick auch nach Norden weitet. Zwar ist die Thalsohle verdeckt durch die Bäume, die den Steilabfall einrahmen, wie durch die allzu rasche Senkung des Bergabhanges selber; wol aber erblicken wir die Ortschaften gegenüber dem

Cordevolethale auf der sanftgeneigten Terrasse des Monte Migione, die sich ihm vorlagert, ehe auch dieser Gebirgsstock in steilen Wänden nach dem Thale zu abbricht, und den Kessel von Pieve oder Buchenstein, während dieser Ort selbst, weil zu weit rechts liegend, nicht sichtbar wird. Zugleich hat sich von diesem höheren Standpunkte aus der unten nicht sichtbare Monte Pelmo enthüllt, sammt einem vollendeten Ueberblick über das zu ihm hinanziehende Val Fiorentina, das auf dem ganzen oberen Rückwege nach Colle mit seinen hellen Kirchen von Selva und S. Fosca sichtbar bleibt. Auf diesem Wege, der über dem Wege nach Pieve in beträchtlicher Höhe hinführt und erst bei den ersten Häusern von Colle nach dessen Kirchplatz hinabbiegt, entfaltet sich auch wieder die felsenstarrende Dolomitenkette, vom Nuvolau, Carnera, Piz del Corvo und Pelmo bis zur Civetta und dem Monte Alto, und nur zwischen dem Pelmo und der Civetta ist in diese buntfarbigen Felsenthürme der grüne, tannenbestandene Fernazza als eine in Gestalt und Farbe fremde, mehr an die Heimathberge erinnernde Höhenmasse eingelagert.

Der Eindruck, den diese herrliche Natur machte, war so einladend, daß wir einen zweiten, ganzen Tag in ihrem Schooße zu verleben beschlossen, der mir durch wiederholte Wanderung zu der Bergecke oberhalb Caprile und nach Selva immer neue und genußbringende Einblicke in die herrliche Gebirgswelt und ihre wunderbare, stets wechselnde Beleuchtung gewährte. Damit ist schon eine Frage halb beantwortet, die sich vielleicht dem einen oder anderen Leser aufgedrängt hat, die Frage nach der Verpflegung. P. Grohmann in dem am Anfange erwähnten Aufsatze sagt: „Auch findet man hier ein Gasthaus, ein Umstand, der an solchem Orte wahrlich nicht zu verschmähen ist." So mäßig die Anerkennung klingt, so wiegt sie doch in einer Gegend viel mehr, wo die Prädicate in den Reisebüchern von „mittelmäßig" und ähnlichen zweifelhaften Wendungen sich höchstens bis zu einem „ordentlich" versteigen. Ohne zu längerem Aufenthalte rathen zu wollen, bei welchem denn doch der Mangel an Abwechslung in der Speisekarte sich störend geltend machen würde, kann Verfasser doch mit gutem Gewissen versichern, daß er und seine Begleiter, sowie eine befreundete Familie, die im folgenden Jahre aus denselben Gründen dieselbe Zeit in Colle verweilte, sich die zwei Nächte und die dazu gehörige Tagzei. ausreichend gut aufgehoben fanden. Vor Allem ist an gutem Willen kein Mangel, und darin liegt zugleich die Bürgschaft, daß bei dem sichtlich wachsenden Fremdenzuspruch auch die Verbesserung der Verpflegung gleichen Schritt halten wird. Ueberdies ist es für manchen Reisenden wahrscheinlich nicht ohne Werth, daß der Wirth auch Deutsch versteht.

Wer aber später oder früher an den Aufbruch denkt, dem öffnen sich auch herrliche Schönheiten auf den Wegen, die ihn Colle di S. Lucia wieder entführen. Wenn man von der Rückkehr nach Cortina auf demselben Wege über den Paß Giau absieht und ebenso von dem Wege aufwärts im Val Fiorentina, weil dieser nur von den Wenigen gewählt wird, die entweder den Pelmo besteigen oder an seinen Flanken entlang ins untere Boitathal oder ins Val di Zoldo hinübersteigen wollen, so bieten sich für die Rückwanderung zwei Wege nach Westen, die sich dann wieder mehrfach verästeln. Der eine, nördliche führt an der Ecke mit dem Prachtblick auf den Alleghe-See vorüber nach Pieve di Livinalungo. Von hier kann der rüstige Wanderer entweder an der überaus malerischen Burgruine von Andraz vorüber hinaufsteigen zu dem nördlich von Nuvolau — wie der Paß Giau südlich davon — gelegenen Col Valzarego, über den man nach Cortina gelangt, oder im Val Livinalungo hinansteigen bis Araba, von wo ein niedriger Paß nach Corvara im Badiathale und weiter nach Brunneck führt, oder weiter hinauf bis zu den Quellen des Cordevole, um hinüberzusteigen nach dem oberen Val di Fassa, in welches auch der Weg über den Fedejapaß einmündet. Oder er kann auf steilem Pfade direct hinabsteigen ins Cordevolethal nach Caprile, das bereits 440 m tiefer als Colle liegt, und von da seine Schritte nach Süden oder Westen weiter lenken.

Nach Süden zu gelangt man im tiefeingeschnittenen Thalgrunde von Cordevole bald nach dem herrlichen Alleghe-See. Wenn man die kurze Notiz der Reisebücher liest, nach welcher dieser ¾ Stunden lange Alpensee erst 1771 durch einen Bergsturz vom Monte Forca, der vier Dörfer verschüttete, entstanden sei, so ahnt man nicht, welche erschütternde Tragik dieses Ereigniß, das in historischer, uns gar nicht so fern liegender Zeit eine so merkwürdige Veränderung der Erdoberfläche verursachte, in sich schließt. Es war am Abend eines Januartages des Jahres 1771, als ein Kohlenbrenner, der im Walde gearbeitet hatte, die Bewohner der vier auf dem Thalgrunde, wo sich heute der stille Spiegel des Sees dehnt, stehenden Dörfer in athemloser Hast mahnte, eiligst ihre Häuser zu verlassen, da die östliche Thalwand in Bewegung gerathen sei. Da aber Niemand das unmöglich Scheinende ihm glauben wollte, legte man sich ohne Sorgen zur Ruhe, und so entkam kein Einziger von den Bewohnern dieser Dörfer. Zwei von ihnen wurden von der herabstürzenden Berghalde verschüttet, zwei von den dadurch plötzlich aufgestauten Wassern des Cordevole, die nun weit über ihre Ufer traten, überfluthet. Aber die gegenwärtige Ausdehnung erhielt der See erst am 21. Mai desselben Jahres, wo abermals ein Bergsturz erfolgte und nun erst die Wasser des Sees so weit thalaufwärts aufgestaut wurden, wie sie noch heute den Thalgrund ausfüllen, da die gewaltige Masse des herabgestürzten Erdreichs das Wiederverschwinden oder doch wenigstens ein Sinken des gewaltsam gebildeten neuen Seespiegels unmöglich machte. Dem See entlang führt jetzt die Fahrstraße im Thale abwärts nach Agordo, dem von großartigen Bergen umgebenen Hauptorte des Thales, und weiter hinab zum Thale des Pieve, in den der Cordevole mündet. Bis hierher ist auch das Schienennetz der italienischen Eisenbahnen vorgedrungen, und von der Station Sedico-Bribano, zwischen Belluno und Feltre, gelangt man in wenigen Stunden über Treviso hinab nach Venedig an die Fluthen des Adriatischen Meeres.

Wer es aber vorzieht, von Caprile im Val Pettorina aufwärts zu wandern, dessen harren noch Schaustücke von so seltener Schönheit, daß sich im ganzen weiten Umkreise der östlichen Alpen ihnen nur wenig an die Seite setzen läßt. Zunächst die ebenso großartige und ausgedehnte wie malerische und durch ihren Blumenduft und Moosgeruch anmuthende Felsenklamm des Pettorinabaches, die Serrai di Sottoguda, wo sich die brausenden Wasser des vom Marmoladastock herabstürzenden Gletscherbaches eine enge Bahn durch die Felswände hindurchgesägt haben und der Wanderer auf vielen Knüppelbrücken von einem Ufer zum anderen schreitet, da die dunkle Felsenwand immer wieder den Weg verschließt oder gewaltige Quellen aus dem Gestein und über die moosbedeckten Steinwände mit ihrem frischen Buchengrün herabströmen. Dann aber erscheint die gewaltige Marmolada selbst (3366 m), an deren schwindelnde Höhe die das Thal überdeckenden Lawinenstürze schon am Fuße des Gebirgsstockes mahnen, deren imposanter Bau sich aber erst auf der Höhe des Fedajapasses (2779 m) ganz erschließt. Von der kahlen, nur mit Schneesümpfen und Kalksteingeröll bedeckten Hochfläche, oder noch umfassender von dem nach Norden ansteigenden Monte Padone tritt dem Auge des Beschauers das Massiv dieses Hochgipfels der Dolomitalpen entgegen: wie eine steilansteigende, aber von zahlreichen weißgrauen und spitzzackigen Felsenschründen durchfurchte Festungsmauer, über deren Krone ein blendender Gletscherstrom fast bis zum Fuße der Paßhöhe herabfluthet.

Die hundert besten Bücher.

In Nr. 74 der Wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" (vom 22. Juni) unterzieht Julius Riffert die zuerst in England gestellte Frage nach den hundert besten Büchern einer überaus berechtigten grundsätzlichen Kritik. Seine Darlegungen werden Manchen, der die Lubbock'schen Listen seiner Zeit gelesen hat, wohlthätig angemuthet haben; denn abgesehen davon, daß naturgemäß vieles Einzelne an jenem Canon den Widerspruch herausforderte, haben wohl Viele ein mehr oder minder klares Gefühl davon gehabt, daß die ganze Frage falsch gestellt war. Mit vollem Rechte hat Schlögl die Frage vielmehr persönlich gefaßt: welchen Büchern verdanke i ch am meisten? Daß das sehr dankenswerth ist, wenn ein gebildeter und urtheilsfähiger Mann uns seine Lieblingsbücher nennt und begründet, warum sie es sind, leuchtet ein. Ganz in derselben Weise behandelt nun die in Rede stehende Frage ein Buch, dessen Erwähnung ich in dem Riffert'schen Aufsatze vermißt habe: Ueber Lesen und Bildung, Umschau und Rathschläge von Anton E. Schönbach, Graz, bei Leuschner und Lubensky. Die erste Auflage davon ist im Spätherbst 1887 erschienen, die zweite bereits im Frühjahr 1888. Schon diese Thatsache, die den Verfasser selbst, wie er im Vorworte bekennt, überrascht hat, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß das Buch viele dankbare Leser gefunden hat. Und es verdient unsern Dank. Daß heutzutage viel, ja von nicht Wenigen entschieden viel zu viel gelesen wird, das giebt man vielleicht nicht allgemein zu. Daß aber vielfach in ver-

lehrter Weise, zweck- und ziellos gelesen wird, das wird kaum bestritten. So darf man denn einem verständigen Leser es wol danken wenn er uns manchen Mißgriff und Umweg erspart, und darauf geht Schönbach aus. In drei Capiteln (1. Zustände der Gegenwart, 2. Ziele, 3. Mittel und Wege) behandelte er das Verhältniß von Lesen und Bildung, die Fragen, was, wie viel, wann, vor Allem aber wie man lesen soll, und zuletzt giebt er vier Bücherlisten: 1) Classiker der Weltliteratur, 2) Auswahl moderner Erzählungsliteratur, 3) Aus deutscher Poesie und Prosa, 4) Vermischte Prosa. Wie diese Verzeichnisse gemeint sind, sagt das Vorwort klar genug (S. V): „Ich gebe die Liste" (die zweite ist vorzugsweise gemeint) „nicht für mehr als sie ist: eine Summe von Rathschlägen, welche sich mir bei Beschäftigung mit neuerer Literatur als nützlich herausgestellt haben und eben nur den Werth besitzen, den man meinem persönlichen Urtheil beizumessen geneigt ist."

Bei der Masse des Schundes, der heutzutage gedruckt wird, und bei der Verlogenheit eines guten Theiles der Kritik verdient solch ein Buch, das die Meinung eines ehrlichen Mannes enthält über die Bücher, die ihm besonders lesenswerth erschienen sind, unsern warmen Dank. Insbesondere Vorstände von Bibliotheken und Lesevereinen werden sich manche Enttäuschung und manchen Aerger ersparen, wenn sie sich von Schönbach rathen lassen.

Noch ein Wort über die Frage, inwieweit wir berechtigt sind, ein Urtheil über lebende Classiker (man gestatte den Ausdruck der Kürze halber) zu fällen. Riffert führt aus Schlögl's Buch eine Stelle an, die von dem Troß der plumpen, brutalen und unappetitlichen Copisten Zola's spricht. Einer aus diesem Troß hat neulich die freche Aeußerung gethan: Eine Bildung, wie Schiller und Goethe sie hatten, würde heute kaum hinreichen, bekannt, geschweige denn berühmt zu werden. Nun, solch eine wahnwitzige Selbstbespiegelung, dünkt mich, ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß diese Gesellen keine Zukunft haben werden. Sie haben an ihrer Hochachtung vor sich selbst ihren Lohn dahin, und es wird von ihnen heißen wie von dem reichen Mann im Evangelium: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben! Man wird nach den Namen dieser neuesten Classiker des Realismus in den Listen Schönbach's vergeblich ausspähen. R. B.

Sonstige Bücherbesprechungen.

□ Das Verhältniß des Confirmandenunterrichts zum Religionsunterricht der Volksschule. Vortrag von A. Lebert, Pfarrer zu Mihla. Gotha, A. Schloeßmann. — Auf dem Grunde positiv kirchlicher Anschauung wird in vorliegender Broschüre das Verhältniß des Confirmandenunterrichts zum Religionsunterricht im wesentlichen Anschlusse an die Bestimmungen der preußischen Schulordnung von 1872 über den Religionsunterricht in klarer Rede und mit vieler Wärme unter Benutzung der Erfahrungen des Amtes erörtert.

—s— Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens. Von Dr. Paul Caner, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Kiel. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius und Tischer. 1889. — Der Verfasser ist ein Gegner derjenigen Bestrebungen, welche die Lösung der jetzt schwebenden Schulfrage in der „Einheitsschule" erblicken und von ihr das Heil für die Jugend der kommenden Geschlechter erwarten. Was noth thut, ist nach seiner Meinung Folgendes: „gleichmäßige Pflege der drei Formen höherer Schulen, die sich geschichtlich entwickelt haben (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule); Aufhebung der äußeren Beschränkungen, die zweien von ihnen das Leben verkümmern; Befreiung des Gymnasiums von dem Monopol, unter dem es zu erliegen droht" (S. 35). Mit anderen Worten (S. 20): „Die drei Schulen müssen äußerlich in ihren Rechten einander gleich gestellt werden, damit innerlich eine jede ihrer Eigenart gemäß sich ausbilden kann, um dann in freiem Wetteifer mit den beiden anderen den Werth der geistigen Elemente, von denen sie getragen ist, zu bewähren." Diese Ansicht wird in den fünf Aufsätzen, welche das vorliegende Schriftchen umfaßt (1. Die Gefahr der Einheitsschule. 2. Professor Paulsen und das Gymnasium. 3. Der lateinische Aufsatz. 4. Die Schulreformpetition und die Heidelberger Erklärung. 5. Ist eine Schulreform in Preußen möglich?), ebenso ruhig als bestimmt vertreten, und wir glauben, daß Viele ihr zustimmen werden.

j.— Kunstgeschichtliches Bilderbuch für Schule und Haus. Von Dr. Georg Warnecke. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1889. gr. 4°. Preis cartonnirt 1,60 ℳ, in Ganzleinwand 2,50 ℳ. — In Format und Ausstattung der bekannten Seemann'schen kunsthistorischen Bilderbogen enthält das vorliegende kunstgeschichtliche Bilderbuch auf 41 Seiten eine Reihe der wichtigsten in der Geschichte besonders bedeutsam hervortretenden Kunstdenkmäler aus dem Gebiete der Architektur, Bildhauerei und Malerei. Maßgebend für die Auswahl war zunächst eine möglichste Beschränkung des überreichen Stoffes und mit Recht hat man den Grundsatz in erster Linie betont, daß durch einen niedrig bemessenen Preis die Einführung in die Schulen (besonders Volksschulen) ermöglicht werden und jeder Schüler in den Stand gesetzt werden solle, das Bilderbuch sich anzuschaffen. Dieses selbst ist also bestimmt, dem Schulunterricht als Lehrmittel für die Anschauung zu dienen. Leider ist ja die bildende Kunst von dem Lehrplane unserer Schulen, auch der höheren, so gut wie ganz ausgeschlossen und vermag selbst als Hilfswissenschaft für den Geschichtsunterricht kaum Anspruch auf Berücksichtigung sich zu erringen. Es bleibt dem einzelnen Lehrer überlassen, je nach Bedürfniß und nach Maßgabe der eigenen kunstgeschichtlichen Studien diese für den Schulunterricht sich zurecht zu legen, den Geschichtsvortrag durch Vorführung bedeutender Kunstdenkmäler, insofern diese nicht um ihrer selbst willen Interesse beanspruchen, sondern zur Illustration weltgeschichtlicher Thatsachen und Ereignisse dienen, zu beleben. Bücher wie das vorliegende sind wegen ihrer Eigenartigkeit in erster Linie bestimmt, dem Geschichtsunterricht als belebendes Lehrmittel zu dienen. Verschiedene Wünsche, die wir für eine spätere Auflage berücksichtigt sehen möchten, wollen wir um so weniger unterdrücken, als es nur im Interesse der Sache gelegen ist, die Brauchbarkeit pädagogischer Hilfsmittel zu fördern, und der Verfasser ausdrücklich die Prüfung derartiger Wünsche in Aussicht gestellt hat. Die überwiegende Anzahl der Abbildungen ist dem Gebiete der Architektur entnommen; Plastik und Malerei sind ihr gegenüber, wenn auch absichtlich, vernachlässigt worden. In der Baukunst sucht der Verfasser ein zusammenhängendes Bild zu bieten, besonders die Hauptstile in ihren unterscheidenden Merkmalen zur Anschauung zu bringen, von den einzelnen Bautheilen selbst eine genügende Vorstellung zu vermitteln. Dieser Gedanke ist jedenfalls richtig, ja er verdient in dem Maße Beachtung, daß er vielleicht als leitender Gesichtspunkt und ausschließlich für die Zusammenstellung des Ganzen hätte maßgebend sein sollen. Durch die beschränkte Berücksichtigung der Plastik und Malerei, wie es jetzt geschehen, sind nur einzelne Proben gegeben worden und bei dem Wenigen, was hier geboten worden, macht sich das Fehlende besonders fühlbar. Als erste Proben der griechischen Plastik treten uns die Parthenonskulpturen entgegen, es folgen die bekannten Büsten des Zeus von Otricoli (der übrigens, wie wol der Verfasser annimmt, mit dem olympischen Zeus des Phidias nichts zu thun hat) und der Hera Ludovisi (die erst der hellenistischen Zeit angehört), die Pallas Giustiniani, Proben des Frieses von Phigalia, die Laokoongruppe, der Apoll vom Belvedere und eine Probe der pergamenischen Bildwerke. Das ist doch selbst für die geringsten Ansprüche zu wenig. Vermißt wird außer einigen archaischen Skulpturen eine Probe der Sklupturen des Zeustempels von Olympia, die Nike des Päonios, der Hermes des Praxiteles, dessen knidische Aphrodite u. s. w. An Stelle der Pallas Giustiniani wäre eine Nachbildung der in der Geschichte besonders hervortretenden Athene Parthenos des Phidias in der Varvakion-Replik zu geben gewesen; als Proben der römischen Skulptur, die gar nicht vertreten ist, wären wenigstens einige Porträtbüsten und ein historisches Relief erwünscht gewesen. Aus der Zeit der italienischen Renaissance finden wir nur Michelangelo mit dem Moses und der Pietà. Was von der Plastik gilt, gilt auch von der Malerei. Eine Probe eines pompejanischen Wandgemäldes durfte nicht fehlen; die italienische Malerei ist durch drei Bilder Raffael's vertreten, dann folgen Michelangelo, Lionardo, Paul Veronese und Tizian. Aus der älteren deutschen Malerei finden wir nur Dürer; etwas ausführlicher sind die Niederländer behandelt, besondere Rücksicht ist auf die deutsche Kunst seit dem vorigen Jahrhundert bis auf die Gegenwart genommen worden. — Bei dem knapp bemessenen Raum und der ausführlichen Berücksichtigung der Baukunst mußten die anderen Kunstzweige zu kurz kommen. Es würde sich deshalb, will man den Umfang des Buches nicht ausdehnen und dadurch einen niedrigen Preis unmöglich machen, empfehlen, die Auswahl der Bilder nur auf die Baukunst zu beschränken und Malerei und Plastik nur insoweit heran zu ziehen, als sie jener zu dienen bestimmt sind. Auf diese Weise kann ein abgeschlossenes, umfassendes Bild geboten werden, das den Bedürfnissen der Schule genügen wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 78. Dienstag, den 2. Juli. 1889.

Der Wetterdienst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Wetterdienst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat in neuerer Zeit eine Ausdehnung und einen Umfang angenommen, welcher die Thätigkeit aller anderen meteorologischen Institute der Welt, die Englands und Deutschlands nicht ausgenommen, weit in den Schatten stellt. Kommt einerseits die außerordentlich günstige Lage des amerikanischen Continents und der umliegenden Inseln einer erfolgreichen Wetterprognose in hohem Grade zu Hilfe, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß auch im Uebrigen alle anderen Bedingungen — ein weit verzweigtes Telegraphennetz, reichliche Geldmittel und ein außerordentlich reges Interesse der Amerikaner für die praktische Witterungskunde — vorhanden sind, um den Wetterdienst und die Thätigkeit des Hydrographischen Amtes zu einem sehr ersprießlichen zu gestalten. Die geographischen und meteorologischen Verhältnisse der großen Bucht von Amerika, d. h. desjenigen Theils des atlantischen Oceans, welcher sich von Neufundland bis Venezuela längs der Ostküste Amerikas und bis zum 50. Meridian in die See hinaus erstreckt und den Golf von Mexico, das Caraibische und das Antillen-Meer mit umfaßt, bieten für die Ausübung einer erfolgreichen Wetterprognose und des praktischen Wetterdienstes eine so günstige Grundlage, wie sie zum zweiten Mal nicht gefunden werden dürfte. Die allgemeine Bewegung der Seestürme auf diesem weiten Gebiete ist in den Tropen nach Westen, später nordwärts und in den gemäßigten Breiten nach Nordost und Osten gerichtet. Die westindischen Orkane folgen eben dieser Bahn und zwar mit einer Regelmäßigkeit, daß von einem Sturmcentrum, welches bei Antigua oder St. Thomas erscheint, fast mit einer unfehlbaren Sicherheit angenommen werden kann, daß es entweder über die Großen Antillen und den Golf von Meriko hinziehen und die Golfstaaten treffen oder, je nach der Jahreszeit, die Bahama-Inseln kreuzen und dem ungefähren Laufe des Golfstroms folgend die Ostküste Amerikas heimsuchen wird. Mit Hilfe der ausgedehnten telegraphischen Verbindungen, welche den Bureaux zu Diensten stehen, wird es daher im Allgemeinen möglich sein, die Annäherung eines von Süden vordringenden Sturmes auf einen Zeitraum von 24 Stunden bis zu 10 Tagen mit großer Sicherheit vorauszusagen. Kaum weniger günstig liegen die Verhältnisse bezüglich der Vorausbestimmung der von Westen her über den bis zu 1000 Meilen breiten Continent vordringenden Luftströmungen und Temperaturwellen. Je mehr das Beobachtungsfeld sich in die Weite erstreckt, desto günstiger und zuverlässiger gestalten sich eben die Voraussagen.

Der Telegraphendienst, der demnächst auch auf die Bermudas als wichtiges Glied in der Kette der Beobachtungsstationen im äußersten Westen ausgedehnt werden wird, war während der letzten Jahre so erfolgreich, daß in keinem Falle die regelmäßigen Voranzeigen des Wetters ausblieben. Im Allgemeinen werden diese Voranzeigen für jeden einzelnen Staat besonders ausgegeben; nur da, wo der Staat einen sehr großen Umfang einnimmt, ist eine Theilung desselben in verschiedene Districte erfolgt. Die Wetterprognosen gelangen täglich dreimal zur Ausgabe, um 7 Uhr Morgens, 3 Uhr Nachmittags und 10 Uhr Abends. Bis 1888 betrug in den letzten sieben Jahren der Procentsatz der erfolgreichen Voraussagen durchschnittlich 85,8%, und zwar trafen im Jahre 1881 unter den ausgegebenen Prognosen ein 86,9%, 1882 87,6%, 1883 89,1%, 1884 86,5% 1885 84,4%, 1886 86,0%, 1887 80,9%. Die merkliche Abnahme der erfolgreichen Prognosen im Jahre 1887 ist vorzugsweise dem Umstande zuzuschreiben, daß die Zeitdauer, über welche eine Voraussage sich erstreckt, im genannten Jahre von 24 auf 32 Stunden erhöht ward, während gleichzeitig durch den Tod zweier erfahrener höherer Beamten eine empfindliche Lücke im Arbeitspersonal des Wetter-Signalamtes entstand. Die mit dem Tode dieser beiden Männer zusammenfallende größere Unzuverlässigkeit der Wetterberichte beweist klar, daß natürliches Geschick und Erfahrung im hohen Grade zur Herbeiführung der wünschenswerthen Sicherheit im Wetterdienst erforderlich sind.

Die Zahl der im Jahre 1887 ausgegebenen Sturmsignale betrug im Ganzen 1510. Von diesen erwiesen sich 1034 oder 68,5% als zutreffend. Auch dieser Procentsatz ist, ebenso wie der der erfolgreichen Wetterprognosen, geringer gewesen, als es seit einer Reihe von Jahren der Fall war. Die theilweisen Mißerfolge sind ebenfalls den bereits oben erwähnten Ursachen zuzuschreiben. Zur erfolgreichen Ausgabe von Sturmwarnungen gehören eben nicht nur ein gesundes Urtheil und gründliche Kenntniß der meteorologischen Gesetze, sondern namentlich auch langjährige und vielseitige Erfahrung. Trotz des gelegentlichen Fehlschlagens der Voraussagen hat man in Amerika übrigens an dem Princip festgehalten, die Sturmwarnungen nicht nur frühzeitig auszugeben, sondern auch gleichzeitig anzuzeigen, ob leichter oder schwerer Sturm zu erwarten sein wird, aus welchem Quadranten der Wind muthmaßlich kommen wird, sowie ob das Sturmcentrum erst im Anzuge ist oder die Station bereits passirt hat.

Eine besondere Art des amerikanischen Wetterdienstes besteht in der Ausgabe von Warnungen, die allemal erfolgen, wenn der Zug einer kalten Luftwoge über irgend welche Landestheile erwartet wird. Diese Kalt-Luftwogen-Warnungen zeigen an, daß ein Fallen der Temperatur bis unter 45° F. (7° C.) und innerhalb 24 Stunden eine ungewöhnlich starke Abnahme der Luftwärme um mindestens 15° F. (7,8° C.) zu befürchten steht. In erster Linie ziehen der Acker- und Gartenbau, sowie die Interessen der Geschäftswelt Nutzen aus diesen Warnungen; daneben aber wird auch das persönliche Wohlergehen Tausender und zu Zeiten die Gesundheit und selbst das Leben vieler Hunderte durch dieselben berührt. Die Zahl der während des Jahres 1887 ausgegebenen Kalt-Luftwogen-Signale betrug 545; 425 oder 78,6% derselben erwiesen sich als zutreffend. Besonders bemerkenswerth unter den durch den Eintritt kalter Luftwellen hervorgebrachten Erscheinungen ist jene atmosphärische Störung geworden, welche zu Anfang dieses Jahres so viele Verluste an Menschenleben und Eigenthum im östlichen Theil der Vereinigten Staaten zur Folge hatte und nebst vielen andern Verwüstungen auch Ursache der Zerstörung der Hängebrücke über den Niagara unterhalb der Fälle ward.

In neuerer Zeit sind die von dem Hauptsignal-Amt veröffentlichten landwirthschaftlichen Wetterbulletins von hervorragender Bedeutung geworden. Das Interesse für dieselben ist von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen. Sie werden an jedem Sonntag Morgen ausgegeben und lassen die Einwirkung des Wetters während der voraufgegangenen sieben Tage auf das Gedeihen der wichtigsten Getreidearten und landwirthschaftlichen Erzeugnisse, namentlich auf Mais, Baumwolle, den Graswuchs, Tabak und Weizen erkennen. Man hofft, daß diese Witterungsberichte, welche die Extreme und

Mittelwerthe der meteorologischen Elemente für kurze, regelmäßige Perioden anzeigen, sich mit der Zeit als sehr wichtige Factoren für die Vorausbestimmungen der wahrscheinlichen Erträge der großen Stapelartikel des Landes erweisen werden.

Bedeutendes Interesse beanspruchen endlich die Witterungsübersichten und summarischen Ergebnisse der internationalen Meteorologie. Sie werden regelmäßig jeden Monat veröffentlicht und sind von Karten begleitet, die deutlich die Grenzen des Treibeises im Ocean erkennen lassen und den Schiffsführer in den Stand setzen, zu Zeiten, wo Eisberge und Feldeis häufig sind, die Segelrouten mit einem erheblichen Grade von Genauigkeit so niederzulegen, daß diese für die Schifffahrt so außerordentlich gefährlichen Hindernisse fast mit Sicherheit vermieden werden können. Durch diese Karten sind auch die Beziehungen nachgewiesen, in welchen die für alle transatlantischen Fahrzeuge mit so vielen Beschwerden und Gefahren verbundenen dichten Nebelbildungen bei Neufundland zu den Depressionen und Sturmcentren stehen, die von den Neu-England-Staaten und dem St. Lorenzthal in östlicher Richtung über den nordatlantischen Ocean ziehen. Man hofft, daß die Untersuchungen, welche über diesen Gegenstand noch fortgesetzt werden, das amerikanische Wetterbureau bald in den Stand setzen werden, den Eintritt dieser Nebel mit einiger Sicherheit um mehrere Tage vorauszusagen, so daß Schiffe, welche von den nordamerikanischen Häfen nach Europa in See gehen, rechtzeitig gewarnt werden können, um sich südwärts von dem berüchtigten Nebelgürtel zu halten und auf solche Weise den ihnen drohenden ernsten Gefahren und Reiseverzögerungen zu entgehen.

Durch die nicht dankbar genug anzuerkennende Mitarbeiterschaft zahlreicher Schiffscapitäne wird eine leidlich genaue Kenntniß des jeweiligen Zustandes der Witterung über dem großen Sturmfelde des nordatlantischen Oceans erlangt und diese Kenntniß bietet die Möglichkeit, Europa rechtzeitig von den meteorologischen Vorgängen auf dem Ocean zu unterrichten. Der Mitarbeiterschaft und thätigen Beihilfe aller in den Häfen der Vereinigten Staaten einlaufenden Schiffsführer und Schiffsofficiere ist auch das Zustandekommen der von den Seefahrern so hochgeschätzten „Pilot-Charts of the North Atlantic Ocean" zu danken. Die Karten werden zu Anfang jeden Monats von dem „Hydrographic Office" in Washington unentgeltlich herausgegeben und verbreitet. Sie enthalten ein getreues Bild von allen denjenigen Vorgängen und meteorologischen Verhältnissen auf dem Ocean, welche für die Schifffahrt und deren Interessenten in Betracht kommen. Außer dem mittleren Luftdruck, der vorherrschenden Richtung und Stärke der Winde, den Sturmbahnen, der Ausbreitung der Nebelregionen, dem Lauf der Meeresströme, den Treibeisgrenzen, den Hauptsegelrouten für den betreffenden Monat und manchen anderen für die Schifffahrt wichtigen Eintragungen enthalten die Karten Angabe über die Lage der im Ocean treibenden Wracke, Witterungsprognosen, Warnungen vor bevorstehenden Gefahren, Leuchtfeuerveränderungen und viele andere Notizen und Anweisungen, welche zur Erhöhung der Sicherheit der Schifffahrt beitragen. Durch das von dem Hydrographic Office eingeschlagene Verfahren für die Einsammlung und Aufbringung des wünschenswerthen Materials und durch die von dem Bureau gewählte Form der Veröffentlichung desselben ist ein Mittel gefunden, um die Seeleute stets über die für sie wissenswerthen Vorgänge auf dem Ocean auf dem Laufenden zu erhalten.

Die praktischen Amerikaner haben sich nicht daran genügen lassen, die Meteorologie nur theoretisch und wissenschaftlich zu fördern, sie haben es verstanden, die verhältnißmäßig junge und noch in ihren Anfängen sich befindende Wissenschaft bereits nach mancher Seite hin den praktischen Bedürfnissen des Lebens dienstbar zu machen und zwar in weit ausgiebigerer Weise, als es bisher von irgend einer anderen Nation geschehen ist. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo die Meteorologie und der Wetterdienst nicht mehr bloße Probleme bilden, sondern Allgemeingut ganzer Nationen und jedes Einzelnen geworden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß für die praktische Verwerthung der Wetterkunde noch Vieles geschehen kann; daß aber auch Vieles in dieser Richtung noch geschehen wird, dafür bürgen die von den Amerikanern bereits erzielten Erfolge.

F. R.

Literaturgeschichte.

Ein Wort zu rechter Zeit.

Wir leben in einer Zeit, in der man sich rühmt, auch auf literarischem Gebiet wieder Fühlung mit dem Gange der Geschichte gewonnen zu haben, und dennoch macht man die Erfahrung, daß gerade diejenigen, die sich am lautesten auf diese Fühlung berufen, am wenigsten von der Geschichte verstehen und aus ihrem Laufe erstaunlich wenig gelernt haben.

Unsere Literatur scheint seit einem Jahrhundert, seit dem Beginne ihrer neuen Zeit, ab und zu von krampfartigen Erschütterungen heimgesucht zu werden; die Zeitpunkte, in denen das geschieht, liegen sogar in ziemlich gleichen Abständen auseinander. Wie in einem gewissen Lebensalter Perioden eintreten, in denen man sich für fertig in der Entwickelung, auf der Höhe derselben stehend hält und blasirt auf alles hinter und vor sich Liegende herabblickt, so greift solche Renommisterei und solch Dünkel auch plötzlich in der Literatur um sich, und das Verlangen entsteht, sich für den Anfang und die Spitze aller Dinge zu halten. Diese jugendliche Großmannssucht zieht ihre Nahrung aus verschiedenen Elementen, die aber alle, so sehr man auch auf sie pochen mag, doch nicht das eigentlich Charakteristische ausmachen, sondern mehr äußerlicher Natur, von der Zeit angeflogen sind: das Bezeichnende liegt eben in dem Bestreben, reinen Tisch zu machen, in dem anarchistischen Zerstörungstriebe. Vor hundert Jahren glaubte man in Rousseau und Shakespeare, in der Rückkehr zur Natur und der Regellosigkeit das A und O aller Weisheit entdeckt zu haben; vor fünfzig Jahren wurden die Themen: Verschmelzung von Kunst und öffentlichem Leben, freie Liebe u. a. bewegende Stichworte, und jetzt knüpft man an eine Mischung von all diesen Schlagworten wieder an, wobei noch eine Anleihe bei dem größten Schlagworte der Zeit, dem des Socialismus, gemacht wird. Nur tritt die Zuckung abgeschwächter und kleiner auf, als ehemals, sie ist mehr ein fratzenhaftes Zerrbild der früheren Erschütterungen, die von ihr Ergriffenen sind talent- und wissensloser, unbedeutender, besitzen keine Erfahrung im Leben: die Geschichte führt manchmal das noch einmal als Komödie auf, was sie schon als Tragödie in Scene gesetzt hatte.

Hieraus ist zu schließen, daß die Reihe der Erschütterungen in unserer Literatur mit der neuesten ihren Abschluß erreicht haben wird. Denn von irgend einer Gefahr durch sie auf die gesunde Weiterentwickelung unserer Literatur ist nie die Rede gewesen: diese geht vielmehr trotzdem ruhig und unbeirrt ihren Weg weiter vorwärts. Eher könnte man sagen, daß durch das vorübergehende Siechthum Krankheitsstoffe aus dem Körper ausgeschieden worden sind. Stets hatte der mit gewaltigem Anlauf und unter großem Geschrei unternommene Sturm nur die Wirkung, daß man kläglich stürzte oder ermattend zur Seite abbog. So war es zur Zeit des jungen Goethe, wo die Stürmer und Dränger entweder — wie der thörichte Lenz, thöricht, wie sein späterer Nachtreter, der unglückliche, reichbegabte Grabbe, Waiblinger u. A. — geistig und körperlich verkamen, oder — wie es bei Klinger der Fall war — in reiferen Jahren zu ehrsamen Philistern wurden, die ihre Jugendbeseleien bereuten; so war es bei dem jungen Deutschland der mittleren Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, dessen talentvollere Mitglieder froh waren, mit ihrer Vergangenheit brechen und sich anderen Idealen und Aufgaben zuwenden zu können; und so wird es — die Thatsache bestätigt bereits unsere Prophezeiung — auch mit dessen neuester Caricatur der Fall sein.

Die Thorheiten wiederholen sich eben in gewissen Zwischenräumen: von derjenigen Wirkung der Geschichte, die nächst der der Erhebung die vornehmste ist, der des Belehrtwerdens, hat man nichts an sich gespürt. Nur daß, wie schon gesagt, das Lärmmachen eine andere Maske aufgesteckt, der Ausdruck sich der Neigung der Zeit angepaßt hat, verrohter geworden ist, sich in Hosenlätzereien, Rüpeleien und Rempeleien erschöpft. Wenn in der Mitte des Jahrhunderts der Sturm gegen die Classiker, insbesondere Goethe, eröffnet wurde, so werden jetzt Goethe- und Schillerhetzereien daraus; wenn Gutzkow sich vor das Standbild der beiden großen Dichter vor dem Weimarer Theater aufpflanzte und in vermessenem Muthe hinaufdräute: Und neunbändige Romane konnten sie doch nicht schreiben! — oder in seinem Dionysius Longinus Alles herunterriß, was in der zeitgenössischen Literatur bestand und ihm nicht paßte, so sinkt das jetzt zum literarischen Straßenjungenthum hinab, das die öffentlichen Denkmäler mit Steinen bewirft, sie besudelt, zur Revolverliteratur, die Jeden, der anderen Meinungen huldigt und sich widersetzt, durch Angriffe, Verdächtigungen und Ehrabschneiderei zur Meinungsänderung oder zum Stillschweigen zu zwingen sucht. Der Geist, der aus diesen Ergüssen spricht, ist ein und derselbe; nur daß er sich früher gebildeter äußerte, während jetzt der Ton ins Knaben- und Bubenhafte umgeschlagen ist.

Goethe steht freilich noch fest auf seinem Postamente, und vor der Hand ist noch gar keine Aussicht vorhanden, daß er gezwungen werden könnte, von demselben herabzusteigen, ja, seine Wirkung auf die Nation ist erst in ihrem Beginne, und auch von Schiller hat man wenig abzubröckeln vermocht — wie steht's aber mit denen, die den Sturm gegen sie zu eröffnen unternahmen? Sie sind zerschellt oder verschwunden. Alle Achtung vor dem Können und Wissen, der Lebenserfahrung eines Karl Gutzkow: aber was gilt er uns noch heutzutage? Ist er für uns denn noch vorhanden? Von seinen Theaterstücken — wir sagen absichtlich nicht Dramen — abgesehen, von denen eines oder das andere aus den oder jenen Ursachen noch ab und zu vor dem Publicum erscheint — wer kennt noch die vielgerühmten neunbändigen Romane? Von der älteren Generation mag einer oder der andere sie noch in Erinnerung an frühere Jahre in die Hand nehmen — in zehn Jahren wird das nicht mehr der Fall sein; das junge Geschlecht hat kein Verständniß mehr für sie. Dann liegen sie sicher in der Rumpelkammer der Literaturgeschichte. Und auch mindere Größen, die sich mit den Classikern nicht messen können, stehen noch fest, sind noch lebendig, auch aus den eben geschilderten Tagen. Damals eröffneten Männer wie Gustav Freytag den Kampf gegen die verderbliche Richtung des jungen Deutschlands. Man mag über Freytag denken, wie man will, man braucht ihn nicht für eine Spitze der Literatur zu halten: aber das wird man zugeben müssen, daß er noch nicht todt ist und für einen übersehbaren Zeitraum hinaus noch nicht an Wirkung verlieren wird. Ihn charakterisirt so recht treffend das schöne Zeugniß einer bekannten Facultät, daß er in einer Zeit der Verwirrung und Zerstörung den Begriff Kunst rein und unversehrt erhalten habe.

Das einseitige Schule- und Programmmachen hat — ganz abgesehen von seinen nichtigen Tendenzen — überhaupt noch nie — um das zum Schluß noch auszuführen — zu etwas Positivem in unserer Literatur geführt. Man nenne uns irgend eine That, die von einer Schule — die Veranstalter sind in Wahrheit oft Schüler — ausgegangen ist — man wird keine finden. Die Programme wurden aufgestellt, aber die Erfüllung hinkte bedenklich hinten nach; es war wol das Wollen da, aber es gebrach am Können. Iliaden und Odysseen wurden versprochen und nichts geleistet. In dem Programmmachen selbst liegt schon das Unvermögen, die Unfähigkeit eingeschlossen drin. Warum fängt man nicht mit Thaten an? Nur durch sie ist unsere Literatur zu dem geworden, was sie ist, wie dieselbe auch — wie ja die ganze Weltgeschichte — nur durch die einzelnen großen Persönlichkeiten — z. B. Goethe — vorwärts getrieben worden ist, die ihre eigenen Wege schritten. Von ihnen gingen die entscheidenden Wendungen aus; aus der That erst ward dann das Theoretische hergeleitet.

Solch geschichtlicher Ueberblick, wie wir ihn eben gegeben haben, erhebt uns aus dem Gewühl des Tages, das keine Uebersicht gestattet, sondern klein für groß, groß für klein hält, auf jene Höhe der Betrachtung, welche uns die großen Linien der Entwickelung zeigt, daß man ihnen mit Sicherheit folgen kann, und macht ruhig, zuversichtlich und freudig. Das Zukünftige muß eben kommen, wie es kommen muß, nicht wie eine kurzsichtige Thorheit, die Mode es will. Eine Mode aber war jener zweifache Ansturm, welchen wir hier aus der Geschichte der letzten hundert Jahre zur Beleuchtung herausgehoben haben; eine Mode ist auch seine neueste Nachäfferei. Vor der Mode aber hegen wir durchaus gar keine Achtung. Es ist uns in der Spanne Zeit, die wir durchlebt haben, schon so oft aufgestoßen, daß das, was gestern in den Himmel erhoben wurde, heute verachtet ward; was die Ursache war, weswegen man einst belächelt wurde, eroberte sich später allgemeine Anerkennung und Ehrfurcht — warum sollte es diesmal anders sein? Heutzutage gilt man z. B. fast für einen Cretin, wenn man Zola für etwas Anderes hält, als für eine begabte, sehr begabte Natur, die aber vollständig auf Abwege gerathen ist; wie er früher unterschätzt ward, wird er jetzt überschätzt; es wird eine Zeit kommen, und sie liegt vielleicht gar nicht mehr fern, in der unsere Ansicht wieder zu Ehren kommt und man sich erstaunt fragen wird: Ja, wie konnte man nur jemals ein anderes Urtheil fällen?

So haben wir denn gegen die Anmaßung, die Literaturgeschichte als Mitstreiter ins Feld zu führen, die Literaturgeschichte selbst ausgespielt, und wir denken, wir können nun getrost in die Zukunft sehen und die kräftige, gesunde Weiter- und Fortentwickelung unseres Schriftthums sich selbst überlassen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Julius Riffert.

Bücherbesprechungen.

△ Die Elemente der Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre. Ein Leitfaden für den Unterricht in sächsischen Fortbildungsschulen und zum Selbstunterrichte auf Grund des officiellen Lehrplans für die Fortbildungsschulen des Königreichs Sachsen bearbeitet von Emil Rasche. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Ed. Peter's Verlag. — Mit Befriedigung haben wir ersehen, daß die von uns bei Besprechung der ersten Auflage dieses Schriftchens gemachten Bemerkungen und Ausstellungen von dem Verfasser allenthalben berücksichtigt worden sind und daß derselbe insbesondere unseren Rath befolgt hat, den Abschnitt über Gesetzeskunde vor der Veröffentlichung der Durchsicht eines Juristen und Verwaltungsbeamten zu unterbreiten, um diejenigen Mißverständnisse und Ungenauigkeiten zu vermeiden, die dem Laien bei der Darstellung einer solchen Materie nur zu leicht in die Feder laufen können. Das Schriftchen beschränkt sich nach seiner Aufgabe, in seinem Stoffquantum den Bestimmungen des Lehrplanes für die sächsischen Fortbildungsschulen sich anzuschließen, mit Recht auf die Grundelemente der Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre. Die in der zweiten Auflage den einzelnen Hauptabschnitten beigefügten Fragen, welche das Nachdenken der Schüler anregen sollen, bilden eine schätzenswerthe Neuerung und dankenswerthe Zugabe.

□ Der Besitzstand des römischen Katholicismus in Sachsen 1815 und 1888. Von Pfarrer Scheuffler mit einer Karte von Diac. Krohn. In Commission bei H. Oeser in Neusalza. — Die Broschüre giebt ein genau orientirendes und alle Evangelischen Sachsens zur verdoppelten Treue gegen ihre Kirche mahnendes Bild von den bedeutenden Fortschritten, die der römische Katholicismus in der Zeit zwischen 1815 und 1888 nicht sowol infolge von Uebertritten, als vielmehr obenan infolge zahlreicher Einwanderung ausländischer Katholiken in unserm engeren Vaterlande gemacht hat. Beigegeben ist eine sehr instructive Karte, die einerseits das Verhältniß der evangelischen und katholischen Bevölkerung innerhalb der einzelnen Parochien darstellt, andererseits zur Anschauung bringt, was für die innerhalb evangelischer Gemeinden zerstreut lebenden Katholiken in Bezug auf kirchliche Versorgung geschehen ist und geschieht.

— Dolmetsch der Geheimsprache, bearbeitet nach dem Avé-Lallement für Beamte, Gerichtspersonen und besonders Kaufleute. Zweite Ausgabe des Buches „Sem und Japhet". Leipzig, G. A. Gloeckner, 1889. 1 ℳ. — Ein kleines Wörterbuch des sog. Judendeutsch, welches nach der Berechnung der Vorrede von 5½ Millionen Juden in Deutschland, Oesterreich, Rußland, den Donaufürstenthümern, Dänemark, Schweden, Holland, Frankreich und England gesprochen oder wenigstens verstanden wird und so neben der Racenzugehörigkeit ein wichtiges internationales Verbindungsmittel zwischen den Juden der genannten Länder bildet. Das Judendeutsch in seiner Zusammensetzung aus hebräischen, chaldäischen und zahlreichen entstellten Wörtern der verschiedensten alten und neueren Sprachen mit der ihm charakteristischen corrumpirten Aussprache der Vocale bringt die internationale Entwickelung des Judenthums so recht zum Ausdruck, entzieht sich aber, obwol ihm das Altdeutsche zu Grunde liegt, eben vermöge jener Vermischung und verunstalteten Aussprache dem Verständnisse ohne Verdolmetschung völlig. Die vorliegende kleine Wortsammlung erscheint für den Handgebrauch ausreichend.

—m— Geschichte der Normannen in Sicilien. Von Adolf Friedrich Graf v. Schack. Zwei Bände. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. XVI, 324 u. 382 S. 8°. ℳ 10, geb. ℳ 12. — Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist als verständnißvoller Kunstkenner und Sammler wie als feinsinniger Dichter und Literarhistoriker längst in den weitesten Kreisen bekannt; seine bereits in zweiter Auflage erschienene Selbstbiographie ist ein formal wie inhaltlich höchst ansprechendes Werk; das eigentliche Gebiet der Geschichte aber betritt er, unseres Wissens, mit diesem Werke zum ersten Male. Schon hiernach wird man mehr eine geistvolle Darstellung als strengwissenschaftliche Forschung erwarten. Zwar fehlt es an letzterer keineswegs; der Verfasser beherrscht die Literatur in weitem Umfange und weiß sie mit verständiger Auswahl zu benutzen; auch eigene Quellenforschungen hat er gemacht, wobei ihn seine gründliche Kenntniß der arabischen Sprache und der Topographie der Insel Sicilien unterstützten; kurz, das Werk zeugt überall davon, daß es die Frucht jahrzehntelanger Studien ist. Aber vor Allem fesselt den Leser doch die in in ihrer Einfachheit so kunstvolle Form; selbst solchen, denen der Gegenstand fern liegt, wird das Buch, das auch äußerlich eine recht

geschmackvolle Gestaltung zeigt, eine genußreiche Lectüre sein. — Ein einleitender Ueberblick betrifft die älteste Geschichte der Normannen, die bekanntlich von ihrer scandinavischen Heimath aus im 9., 10. und 11. Jahrhundert das ganze westliche Europa in Furcht und Schrecken setzten, in Frankreich ein nach ihnen benanntes Staatswesen schufen, das, wenn auch die heimathliche Sprache bald von der romanischen verdrängt wurde, doch den eigenartigen Stempel ihrer Nationalität trug, und für die Geschichte Englands große Bedeutung gewannen. Mit dem Jahre 1000 begannen die Unternehmungen der Normannen in Unteritalien; von weltgeschichtlicher Bedeutung wurden sie, als ihre Leitung in die Hände der Söhne des Tancred von Hauteville gelangte. An den Namen des Robert Guiscard knüpft sich die Begründung des unteritalischen Reichs, an den seines Bruder Roger I. die Eroberung Siciliens, das seit 1060 in fast dreißigjährigen Kämpfen den Muhamedanern abgerungen wurde. Roger I. und sein Sohn Roger II. schufen hier ein höchst interessantes Staatsgebilde, das schon deswegen einen ganz eigenartigen Charakter trägt, weil es auf einer jenem Zeitalter sonst fremden paritätischen Grundlage stand; die normannischen Herrscher wußten dem Umstande, daß ihre Unterthanen theils Christen, theils Muhamedaner waren, in der aufgeklärtesten Weise Rechnung zu tragen. Wie befruchtend dieser Dualismus auf die geistige Cultur wirkte, das zeigt der Verfasser in den glänzenden Abschnitten, die er der Darstellung der Wissenschaft, der Literatur und Kunst widmet. Aber auch die politischen Verhältnisse finden die eingehendste Darstellung; vor Allem die Beziehungen zu Kaiser und Papst, die ja ohne Zweifel das größte Interesse bieten, aber auch am häufigsten schon behandelt worden sind. Leider war die Blüthe des Hauses nur eine kurze; mit dem Tode Roger's II. (1154) tritt ein schneller Verfall ein. Die Verbindung des Staufers Heinrich mit der Erbin Siciliens, Constanze, führte bekanntlich zum jähen Sturze des Normannenreiches, den die Erhebung Tancreds von Lecce nicht aufzuhalten vermochte. Als König Heinrich VI. 1197 starb, hinterließ er seinem Sohne ein grausam zertretenes und zerstörtes Reich. „Mit der Herrschaft des Hauses Hauteville in Süditalien und Sicilien ist die vielleicht schönste Phase in der Entwicklung der Menschheit während des Mittelalters untergegangen und die Hoffnung auf eine noch höhere Entfaltung der Cultur, die sich an sie knüpfen ließ, ist mit ihr vernichtet worden."

J. B.— Herm. Credner, Das voigtländische Erdbeben vom 26. December 1888. Mit einer Uebersichtskarte. Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften vom 11. Februar 1889. — In vorstehendem Berichte hat man das abschließende Urtheil des maßgebenden Fachgelehrten über die in Rede stehende Naturerscheinung zu erblicken. In einfacher, Allen verständlicher Sprache wird zunächst (I) eine sich um sechs Punkte (Verbreitungsgebiet, Zeit, Art, Schallphänomen, Wirkungen, nachfolgende Erschütterungen) gruppirende „zusammenfassende Darstellung der Erscheinungsweise und der Wirkungen des Erdbebens" gegeben und hieran (II) eine „theoretische Betrachtung" geknüpft. Das elliptisch gestaltete Schüttergebiet umfaßt eine Fläche von ca. 1730 qkm. Seine Längsachse geht von Feilitzsch b. Hof bis Alberoda b. Lößnitz (63 km), seine Breitenachse von Elsterberg bis Markneukirchen (35 km). Am intensivsten war das Beben in dem durch die Orte Oelsnitz, Auerbach, Lengenfeld und Reuth markirten Gebiete. Der erste und Hauptstoß fand $12^h\ 15^m$ statt; doch konnten die einzelnen Erschütterungsphasen aus den winzigen Zeitunterschieden nicht berechnet werden. Die mechanischen und physiologischen Wirkungen des Erdbebens waren relativ groß, jedenfalls stärker als diejenigen aller früher im Voigtlande beobachteten Erschütterungen. An den meisten Orten sind zwei, an einigen sogar mehrere Stöße beobachtet worden, welche sich auf einen Zeitraum von 9 Stunden vertheilen. Wie E. Weise, dessen Verdienste um die Erforschung dieses Erdbebens rühmend anerkannt werden, rechnet auch Professor Credner das Erdbeben zu den sogenannten tektonischen d. i. zu denjenigen, welche aus localen Verschiebungen im Schichtenbau der Erdrinde entspringen. Die Begründung dieser Einordnung und der Nachweis, weshalb gerade das Voigtland der erdbebenreichste Ort Deutschlands ist, gehören zu den interessantesten Stellen der vorliegenden Schrift, für deren Werth der Name des Autors und die Quelle des Verlags bürgt.

J. R. Deutsche Kaiserlieder von Albert Möser. Dresden und Leipzig, H. Klemm's Verlag. — Der bekannte Lyriker tritt hier nach langer Pause mit einem neuen Gedichtbüchlein an die Oeffentlichkeit, das wir wieder mit besonderer Freude in die Hand genommen und nur nach reichem Genuß weggelegt haben. Es giebt uns — zu zwei Dritteln sind die Gedichte der Sammlung „Schauen und Schaffen" entnommen, zu einem Drittel sind sie neu — eine Reihe von Bildern aus der alten deutschen Kaiserzeit, und zwar faßt der Dichter die ganze deutsche Geschichte — was man ja auch kann — als eine Einheit auf, in der das neue Reich die Fortsetzung des alten, wenn schon auf ganz anderer Grundlage, bildet; ein Prolog, welcher Bismarck als dem Schöpfer des neuen Reichs huldigt, und ein Epilog, der an das alte Kaiserhaus in Goslar anknüpft, das auch mit neuem Glanze erstanden ist, geben den Bildern in dieser Hinsicht einen passenden Rahmen. Es sind Balladen und Romanzen im Stile unserer guten alten Lyriker, in klangvollen Versmaßen, die erst zur vollen Geltung kommen, wenn sie vorgetragen werden, und der Dichter hat es verstanden, in uns jenes Gefühl von Ehrfurcht wachzurufen, das uns alles Große in der Vergangenheit einflößt; es ist uns zu Muthe, als stünden wir vor den Sarkophagen der Helden, ihre Größe bewundernd, aber auch ernst gestimmt darüber, daß auch das Erhabene nicht vor der Vernichtung geschützt ist. Der Dichter hat es aber auch verstanden, die menschlich schönen Züge der alten Kaiser, dasjenige, was uns heut noch interessirt, herauszufinden; nur selten (S. 16) verfällt er auf's rein Historische, wie auch nur selten ein blos rhetorischer Zug die Poesie ersetzt oder eine nüchterne Wendung auffällt. So hätten wir in dem Gedicht „Die Locke der Constanze", welches die Eröffnung des Sarkophages Heinrich's VI. in Palermo im Jahre 1797, also sechshundert Jahre nach des großen Kaisers Tode, schildert, die Schlußwendung gern vermißt: der Leib Heinrich's ist zur Mumie vertrocknet, sein Schwert verrostet, der Mantel zermorscht und verblaßt, nur die Locke, die sein Weib Constanze ihm mit in den Sarg gegeben, ist nicht Staub geworden, strahlt noch licht und unversehrt:

„In Nichts hinsank der Weltmacht eitler Tand,
Die Locke blieb, der Liebe Unterpfand,
Und lehrt die Kinder einer späten Zeit:
Der Liebe Macht währt bis in Ewigkeit."

Diese Schlußfolgerung stört, weil sie gemacht ist; die auf der Brust des Kaisers ruhende Locke lehrt das nicht, was in diesen Versen steht; das ist nur ein untergeschobener Gedanke des Dichters. Sie drängt uns aber auch bei dem reinen und erhabenen Bilde des todten Kaisers, zu dem sich auch das des liebenden Weibes, der Kaiserin gesellt hat, eine prosaische Nutzanwendung, eine „Moral von der Geschichte" auf, die den Eindruck des Gedichtes abschwächt. Auch der Humor kommt gelegentlich zu seinem Recht, wie S. 62 (die Schmiede von Augsburg als Gläubiger Friedrich's III.). Die schönsten Stücke der Gedichtsammlung namhaft zu machen würde uns zu weit führen, weil wir dann so ziemlich das ganze Inhaltsverzeichniß abschreiben müßten. Der Reinertrag ist für das nordwestdeutsche Kaiser Wilhelms-Denkmal auf dem Wittekindberge an der Porta Westfalica bestimmt. Uebrigens wird noch das Erscheinen einer zweiten neuen Gabe Albert Möser's „Singen und Sagen. Neue Gedichte" angekündigt.

N—r. Rathgeber bei Anpflanzung nutzbarer Bäume, im Einzelnen, in Gruppen, Alleen, kleinen Forstanlagen, Parks u. s. w., für Landwirthe, Grundbesitzer und Gemeinden. Mit 10 Illustrations-Tafeln. Aus der Erfahrung zusammengestellt von C. G. L. Quensell, Oberförster a. D. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ Dresden, Friese & v. Puttkammer. 1889. — Der Verfasser hat sein Buch namentlich für Laien berechnet, welche der Anpflanzung von Bäumen, ausschließlich der Obstbäume, ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Unterstützt hat ihn dabei eine mehr als vierzigjährige Erfahrung als Forstmann. Die Darstellungsweise des Werkchens ist leichtverständlich und entsprechend knapp gehalten; sie empfiehlt dasselbe von selbst. Die beigegebenen Illustrationen sind recht deutlich und erhöhen ganz wesentlich den praktischen Werth des Buches. Nur für Tafel 10 hätten wir gewünscht, daß der Tannenzapfen nicht hängend, sondern, der Wirklichkeit entsprechend, aufrecht stehend dargestellt worden wäre. Für jede Holzart sind eine kurze botanische Charakteristik, das Verhalten gegen den Standort, die Verwendbarkeit des Holzes und bez. der Nebenproducte und Winke für die Anzucht gegeben. Die getroffene Auswahl unter den anbauwürdigen Holzarten verdient Anerkennung. Die immer mehr zur Herrschaft gelangende löbliche Sitte, Gruppen, einzelne Bäume oder Alleen zum Schutze gegen Wind und Wetter wie zur Erhöhung der landschaftlichen Schönheit und der Bodenrente an geeigneten Plätzen anzulegen, wird durch Beachtung und Benutzung dieses Quensell'schen Rathgebers gewiß nur unterstützt werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 79. Donnerstag, den 4. Juli. 1889.

Die poetische Ukraine.

Von Dr. Heinrich Ruhe.

Es giebt vielleicht in ganz Europa kein Land, in welchem das ungebildete, gewöhnliche Volk in einem so hohen Grad dichterisch beanlagt ist, wie in der Ukraine. Zur Ausbildung und Vervollkommnung dieses schönen, natürlichen Talents trägt unstreitig der Reichthum des glücklichen, gottgesegneten Landes, welches „von Milch und Honig fließt", nicht wenig bei. Das Wort „Mißernte" mit seinen Schreckbildern „Hunger und Noth, Elend und Tod" ist in der Ukraine fast gänzlich unbekannt. Was man dort Mißernte nennt, gilt anderswo als reicher Segen, als üppige Fülle. Der durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit wahrhaft berühmte Ackerboden, die großen Heerden von Vieh und Pferden, die in der weiten, sonnenbeglänzten Steppe weiden, und die ausgedehnten fetten Weideplätze mit ihren zahllosen Schwärmen honigreicher Bienen erleichtern wesentlich das Leben des ukrainischen Landmannes und bewahren denselben vor den schweren Sorgen, mit welchen das Volk in anderen Gegenden fast unausgesetzt zu kämpfen hat. Daher bleibt auch dem Bewohner der Steppe hinreichend Zeit, mit der Natur sich zu befreunden, nicht blos mittels des Rechens und des Pfluges, sondern auch mit seinem heißen Herzen, Umschau zu halten auf der endlosen Ebene, welche von allen Seiten ihn umgiebt, und hier mit Hilfe seiner lebhaften Phantasie die Bilder der Poesie aufzurichten. Die unabsehbare Steppe, über welcher tiefe Grabesruhe lagert, übt auf seinen regen Geist einen gewaltigen, nachhaltigen Einfluß aus und erweitert sein Begriffsvermögen, und die glühende Sonne des Südens erwärmt ihm die Brust und legt Gefühle und Leidenschaften hinein, die unter einem andern Himmel nur Jene kennen, die im Lichte der Intelligenz sich sonnen.

Wer hätte noch nicht gehört von den wunderbar schönen, tief ergreifenden und schwermuthsvollen Liedern der Ukraine, diesen kostbaren Perlen der Dichtkunst, die das rein menschliche, heiße und oft leidenschaftliche Denken und Fühlen des ukrainischen Volkes besingen! Die ukrainischen Volkslieder zerfallen im Großen und Ganzen in die historischen Lieder, welche die Heldenzeit des kleinrussischen Stammes, das Kosakenthum und dessen Kämpfe feiern und von starker, eigenthümlicher lyrischer Färbung sind, und in Fest- und Liebeslieder. Aus den meisten dieser Lieder weht uns eine seltsam ergreifende und erschütternde Wehmuth entgegen.

Die greise Mutter nimmt Abschied von ihrem einzigen Sohne, die blühende Braut von dem theuern Geliebten; weinend umarmen sie zum letzten Male den schmucken Krieger, der da hinauszieht in die männermordende Schlacht, selbst nicht wissend, ob er jemals in die Heimath wiederkehrt. Wehklagend rufen Mutter und Braut aus:

„Leb' wohl, mein Herzchen, leb' wohl mein Kind,
Bleib nicht zu long' beim Heer,
Und wenn vier Wochen verflossen sind,
Zur Heimath wiederkehr'!'

Schmerzgebrochen fügt die trauernde Braut, erfüllt von banger Ahnung, daß man gar bald den theuren Mann, getroffen vom feindlichen Geschoß, unter fremdem Himmel und in fremder Erde in ein frühes Grab betten werde, jammernd hinzu:

„Kann die Hopfenranke nach oben zieh'n,
Wenn keine Stütze sie hält?
Konn des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
Wenn ihr Kosak ihr fehlt?"

Dort jammert eine verlassene Schwester um den geliebten Bruder, der fern der theuren Heimath auf blutiger Wahlstatt sein junges Leben aushauchte, um den geliebten Bruder, der einstens ihr Schutz und Schirm war, der liebevoll für sie sorgte und sanften Trost ihr zusprach, wenn das kleine thörichte Herz vor bitterem Weh schier zu zerspringen drohte. Verwaist und einsam steht sie jetzt im Leben da.

„Ihre Augen fließen über,
Und sie ruft dem Bruder zu: —
O mein Bruder, du mein lieber,
Heller Falk, wann kehrst du wieder?
Komm zu mir ous fremdem Land gereist,
Daß in der Stunde der Noth du bei mir seist."

— — — — — — — — — — — —

„Sog' mir ein tröstend Wort,
Bann' aus meinem Herzen den Kummer fort!"

— — — — — — — — — — — —

„An mich orme Verlassene denkt Niemand mehr.
. . . Da die Stunde der Noth mich beschlichen,
Verlassen mich Alle, sind von mir gewichen."

Hier klagt ein Kosak im Silberhaar, daß der Jugend schöne Jahre so schnell entflohen, jene Zeit, da er in stolzer Jugendkraft mit den holden Jungfrauen tändelte, scherzte und koste, und wenn der Hetman die Streiter zum Kampfe rief, in funkelnder Wehre auf schmuckem Roß, die Brust voll Muth und Hand und Arm voll Kraft, in brennender Kampfeslust in die heilige Schlacht wider die wilden Tartaren zog.

„Dahin ist Jugend, Freude und Liebe,
Vorbei die heiße Kampfbegier.
Es starben des Lebens mächtige Triebe,
Mich Alten erwartet das Grab noch hier."

Ist der Kosak in der Schlacht gefallen, so fliegen die Adler — er nannte sie seine Brüder — herbei, und neben ihm im hohen Grase der weiten Steppe sitzend, flüstern sie dem sterbenden Krieger Worte des Trostes und der Mahnung zu. Der letzte Gedanke des Sterbenden gehört der heißgeliebten Mutter, die in der Ferne stündlich um den Sohn sich bangt, und welcher nunmehr zugleich mit dem Kinde ein Stück ihres Lebens geraubt wird.

„Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der orme Kosak liegt todt und bloß.
Auf schwonkendem Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umloubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank' Geschoß,
Steht ihm zu Füßen sein schwarzes Roß.
Doch ihm zu Haupte im hohen Gras
Ein tousendforbiger Adler saß
Und er pflegt den Kosoken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt, mit dem Lockenhaar . . .
Und der Kosak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder, du!
Und wenn du anfängst, Bruder Aar,
Mir auszuhocken mein Augenpaor,
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin!
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohn, dem nimmerwiederkehrenden!
Aber wisse, Bruder Aar, eh' du zu ihr fliegst,
Wos du, wenn sie dich fragt, zu ihr sprichst:

Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Chane der Krim, im Tartarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid
Eine Todtengrube auf kahler Haid!"

Und hat der Kosak auf immer die glänzenden dunkeln Augen geschlossen zum letzten Erdenschlummer, dann singt ihm der Kuckuck im blühenden Hollunderstrauch sein Grablied.

„Man grub ihm mit eisernem Grabesscheit
Eine Todtengrube, tief und weit,
Und pflanzt' auf dem hohen Grabesraum
Einen blühenden jungen Hollunderbaum.
Flog ein Kuckucksweibchen herzu,
Hub an zu rufen: Kuku, Kuku!
Reich' mir, mein Sohn, mein junger Aar,
Reiche deine rechte Hand mir dar!
O gerne, meine Mutter, mein Leben,
Wollte ich dir beide Hände geben!
Doch auf mir feuchte Erde liegt,
Und die feuchte Erde läßt mich nicht."

Wir kommen zu der zweiten Gattung der ukrainischen Lieder, zu den eigentlichen Liebesliedern. Ein blühendes Mädchen, liebeglühend und dennoch ungeliebt, die Sonne der Elternliebe und treuer Geschwistersorge entrathend, wandelt einsam und verlassen ihren traurigen Lebensweg, klagt aus tiefster Brust dem bleichen Monde und den glänzenden Sternen ihr schweres Herzeleid und bricht verzweifelnd in die wehmuthsvollen Worte aus:

„Ach, es fliehen rastlos meine Stunden,
Und es eilen selbst Jahrzehnt',
Doch das Glück, ich hab's noch nicht gefunden,
Das ich stets so heiß ersehnt!"

Eine andere Maid, welcher der Geliebte schamlos die Treue brach, bereitet rachsüchtigen Herzens dem Treulosen ein tödtliches Gift, und als die Mutter ihr mahnend und warnend entgegentritt, da ruft sie jammernd aus:

„Mutter, meiner Augen Licht,
Schmerzen überlegen nicht!"

Gar Manche, die das Denken und Fühlen des ukrainischen Volkes nicht kennen, sind nur allzuleicht geneigt, diese Dichtung für Fiction zu halten, allein sie hört sofort auf Fiction zu sein für denjenigen, der einmal den wilden Weisen lauschte, nach welchen der heißblütige junge Ukrainer, der Geliebten gewaltsam beraubt, in wildem, unbändigem Schmerze das düstere Liedchen singt:

„Zwei Tauben flogen zum Teiche,
Zwei andere machten ihn trüb.
O wären sie doch Leichen,
Die nahmen mir mein Lieb!"

Wie der Kleinrusse in inniger Vertrautheit mit der Natur lebt, wie er derselben all die schönen Bilder entlehnt, die wir in seinen Liedern finden, das beweist zur Genüge folgendes Liebeslied:

„Sag', Mädchen, wo werden wir schlafen zur Nacht? —
Im Schatten dort unter'm Tannenbaum,
Der hoch her hinter der Wiese ragt. —
Doch worauf, mein Mädchen, schlummern wir ein? —
Auf des hohen Rasens schwellendem Flaum,
Der wird unser weiches Bette sein. —
Sag', Mädchen, womit wir uns bedecken? —
Uns hüllt der Nacht schwarze Decke ein. —
Und wer wird am frühen Morgen uns wecken?
Das Gezwitscher der munteren Vögelein. —
Und wachen wir auf beim Tageslicht,
Womit waschen wir Hände und Gesicht? —
Du wäschst mit dem Morgenthau dich,
Ich mit meinen bitteren Thränen mich. —
Doch was zum Frühstück essen wir,
Mein Mädchen, ehe wir uns trennen hier? —
Du wirst dich von des Waldes Beeren,
Ich mich von meiner Schande nähren. —
Und hernach, mein Mädchen, wohin gehen wir? —
Geh' zum Henker, böser Verführer du,
Ich fliehe den dunkeln Wäldern zu."

Das Mädchen erklärt in dem Liede ihrem Geliebten, sie wolle mit ihren Thränen sich waschen und in die dunkeln Wälder entfliehen — sie ist eine „Gefallene", und die „Gefallene" ereilt in der ukrainischen Steppe ein schweres Geschick. Sobald ihr Fehltritt bekannt geworden, versammeln sich die jungen Burschen und die Jungfrauen des Dorfes, reißen der Unglücklichen die rothen oder lilafarbigen Bänder vom Kopfe und legen ihr eine schwarze Binde um das üppige Haar. Diese Binde darf die Aermste niemals mehr ablegen, von Allen wird sie ängstlich gemieden, von Allen verhöhnt und verspottet, kein ordentlicher Mann darf um sie werben, und mag sie auch noch so bittere Reue empfinden und mit heißen Bußthränen ihre Schuld hinwegspülen — es hilft ihr nichts, sie ist und bleibt gebrandmarkt für das ganze Leben, sie ist und bleibt eine Verworfene ihres Geschlechts, eine Ausgestoßene.

Alles, womit das ukrainische Volk sich zu umgeben pflegt, trägt den Stempel der Sehnsucht und der Schönheitsliebe. Seine Hütte baut sich der Ukrainer hell und geräumig, doch nicht aus Holz — woher sollte er auch Holz nehmen, da der Ukrainer das stammverwandte traurige Litthauen um seine reichen Wälder beneiden muß — sondern aus Reisig und Buschwerk und tüncht dieselben innen und außen blendend weiß. Die Hütte umgiebt ein Obstgarten mit einigen Blumenbeeten. Mit den schönfarbigen Blumen schmückt sich sein frisches, schwarzäugiges Weibchen sein rabenschwarzes Haar, wenn es während der Sommerszeit zu den Ablässen oder auf die Jahrmärkte geht. Jeden Sonnabend reinigt die Ukrainerin auf das Sorgfältigste ihr Haus, damit der Nachbar, wenn er vorübergeht, sprechen kann:

„Janeks Hütte glänzt so rein,
Und sein Weibchen ist so fein."

Wenn man an den Sonn- und Feiertagen, nachdem die Sonne zur Rast gegangen, einen Spaziergang durch das Dorf macht, da begegnet man wohl einem Knechte, der aus dem Wirthshaus heimkehrt und lustig das holprige Liedchen vor sich hinsummt:

„Es geht ja Niemand an,
Daß ich dich lieb gewann,
Daß ich dir in die Truhe
Heut' legte schöne Schuhe."

Ein Anderer antwortet ihm dann mit den drolligen Worten:

„Jener hat den Kürbis lieb,
Ich nur die Melone,
Dieser hat den Wirth recht lieb,
Ich nur die Matrone."*)

Die Heimath der ukrainischen Lieder sind die Districte diesseits und jenseits des Dnjepr. Infolge des Vertrages von Andrussow im Jahre 1667 trat das Königreich Polen 1686 im Frieden von Grzymultowsk die Districte östlich vom Dnjepr, die russische Ukraine, an das Czarenreich ab. Die Länder westlich vom Dnjepr, die polnische Ukraine, kamen 1793 bei der zweiten Theilung Polens an Rußland. Die heutige Ukraine oder Kleinrußland besteht aus den vier Gouvernements Kiew, Tschernizow, Poltawa und Charkow und umfaßt 3800 Quadratmeilen mit 8 Millionen Einwohnern.

*) Die Lieder sind theils von Bodenstedt, theils von mir übersetzt.

Bücherbesprechungen.

□ **Kirchliches Handlexikon.** Herausgegeben von Dr. ph. Carl Meusel, Superintendent, unter Mitwirkung von Pastor E. Haack und Pastor B. Lehmann. 19., 20., 21. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Das wiederholt in diesen Blättern beurtheilte Lieferungswerk schreitet rüstig vorwärts. Mit dem 20. Heft hat der zweite Band desselben seinen Abschluß gefunden und mit dem 21. Heft der dritte Band begonnen. Dieses Heft führt bis zum Artikel: „Griechische Kirche". Die Stärke des Werks sind auch in den vorliegenden Heften die biographischen Artikel, die nicht blos sehr gründlich und sorgfältig geschrieben sind, sondern auch mit vieler Frische. An Reichhaltigkeit der Artikel wird das Lexikon von keinem andern übertroffen. Mitunter würde eine Beschränkung mit Rücksicht auf den Charakter eines Handlexikons zu rathen sein.

□ **Lexikon für Theologie und Kirchenwesen** von Dr. H. Holtzmann und Dr. R. Zöpffel, ordentl. Professoren an der Universität Straßburg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Lieferung 1. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. — Dieses Lexikon will rasche und leichte Orientirung bieten bezüglich der Lehre, der Geschichte und des Cultus, der Verfassung, der Feste, Secten und Orden der christlichen Kirche. Diesem Zwecke entsprechen die Verfasser, die sich in die Arbeit so getheilt haben, daß alle geschichtlichen, kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Artikel von Dr. Zöpffel, die andern von Dr. Holtzmann übernommen worden sind, in sehr instructiver und verständlicher Weise. Die Versicherung der Verf., daß es mit diesem Werke keineswegs auf Geltendmachung

irgend eines kirchlich theologischen Standpunktes, sondern vielmehr auf möglichst knapp und übersichtlich gehaltene Darlegung des historischen Sachverhalts abgesehen sei, bestätigt sich durchaus; die Verf. geben ganz kurze und knappe, streng objectiv gehaltene Artikel, die sich auf das Thatsächliche beschränken. Das ganze Lieferungswerk soll mit zehn Heften abgeschlossen sein, von denen das einzelne 1 ℳ kostet. Als Leser sind nicht vorwiegend Theologen, sondern in erster Linie Laien gedacht, welche außer dem persönlichen Interesse an dem Gegenstande auch ein durch anderweitige Studien oder durch berufliche Beziehungen bedründetes Interesse demselben entgegenbringen.

□ Paulus. Evangelisches Monatsblatt aus Rom. Herausgegeben von Pastor Lic. Rönneke in Rom. Verlag von F. Richter in Leipzig. — Dieses Blatt, das halbjährlich in Italien 1 Lira, in Deutschland 1 ℳ kostet, verdient das Interesse aller Evangelischen Deutschlands, die ein Herz für ihre Kirche haben. Es dient den evangelischen Bestrebungen in Italien, unterrichtet über die Fortschritte und über die Hemmungen der evangelischen Sache in dem mit uns politisch eng verbündeten Lande, es bietet zu diesem Zweck interessante Correspondenzen, enthält aber auch belehrende und erbauliche Artikel. Für die Gediegenheit des Blattes bürgt schon der Name des bekannten Pfarrers Lic. Rönneke.

□ Das Pfarrhaus. Herausgegeben von Heinrich Steinhausen. — Diese wiederholt empfohlene, von bewährter Hand redigirte, durch tüchtige Kräfte unterstützte Zeitschrift fährt fort, durch reichen Inhalt und gediegene Artikel ihre Leser zu erfreuen. Wir beschränken uns für diesmal darauf, den Inhalt des letzten Pfingstblattes anzugeben. Auf ein Pfingstgedicht folgt ein Artikel von P. Fritzsche im Altenburgischen über Sonntagsruhe und Sonntagsfeier, P. Matter in Württemberg bietet einen Lebensabriß von A. Monod, P. Richter in der Oberlausitz theilt Erlebnisse an Kranken- und Sterbebetten mit, Anna Ecke verbreitet sich über die Ansprüche der Kleinstadt an das Pfarrhaus; daneben wird noch mancherlei anderer interessanter und erbaulicher Stoff geboten.

□ Laß meinen Gang gewiß sein in deinem Wort! Neue Sammlung von Casualreden von Dr. Suppe, Archidiaconus in Leipzig. 5. Heft. Leichenreden. Leipzig, Th. Rother. — Auch von diesem Heft der Casualreden Dr. Suppe's gilt dasselbe günstige Urtheil wie von den früheren Heften. Passende Textwahl, gute Textbenutzung in geeigneter Anknüpfung an die verschiedenen casuellen Beziehungen, warme Sprache ohne sentimentale Rührung sind die Vorzüge dieser Leichenreden.

□ Die Heimsuchung, welche uns am 3. und 4. Juni getroffen, im Lichte des Pfingstfestes. Predigt von Consistorialrath Sup. Frhr. v. d. Trenck. Greiz, Fürstl. Hofbuchdruckerei von O. Henning, 1889. Preis 20 Pfennige. — Eine sehr bewegliche und herzandringende Pfingstpredigt aus Anlaß des Hochwassers, das kurz vor Pfingsten auch über Greiz schwere Noth und bitteres Leid gebracht. Der Reinertrag der Predigt ist für die durch die Wasserfluthen Geschädigten bestimmt.

□ Die christliche Armenpflege in ihrer geschichtlichen Entwickelung und neuesten Gestaltung. Von P. Trübenbach. Preis 50 ₰. Leipzig, Th. Rother. — Der Verf. giebt in diesem Schriftchen eine klare und übersichtliche, für christliche Leser insgemein berechnete kurze Geschichte der Entwickelung der christlichen Armenpflege von ihren ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Das Schriftchen ist mit Wärme und Liebe geschrieben und geeignet, über die Sache zu orientiren.

—e— Der Kampf gegen die socialistischen Ideen, beleuchtet vom Standpunkte der Volksschule. Von Rector Grünewald. Berlin N. 58. Verlag der Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung. 1889. Pr. 60 ₰. — Angesichts „der ernsten Gefahren, welche dem Vaterlande und der Kirche aus den socialistischen Ideen drohen", fordert der Verfasser, daß „in der Schule der Socialismus indirect, aber scharf bekämpft werden müsse, indem dem Schüler durch Unterricht und Zucht eine Gesinnung vermittelt wird, die ihn möglichst unzugänglich macht gegen socialistische Beeinflussungen im späteren Leben". Er geht, um darzuthun, wie eine solche Gesinnung zu erzeugen sei, zunächst auf die Behandlung des Unterrichts in Religion, Geschichte und Geographie, sowie auf die Benutzung des Lesebuches des Näheren ein. Sodann betont er als Hauptaufgaben der Schulerziehung die Pflege des Respects vor den Autoritäten, des Gehorsams und der Pietät, nicht minder die Gewöhnung zu Arbeitsamkeit, Pflichttreue, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Einfachheit, Ordnung und Reinlichkeit. Endlich weist er auf die Nothwendigkeit hin, daß insbesondere für eine zweckmäßige Erziehung der Mädchen, für gute Lectüre und für eine geeignete Beaufsichtigung der Jugend auch außerhalb des Schullebens gesorgt werden müsse. — Neues bietet der Verfasser, wie er selbst fühlt, mit alledem nicht. Aber es war auch nur seine Absicht, „auf längst bekannte Forderungen der Pädagogik noch einmal die Finger zu halten, sie vom Standpunkte der Kampfarbeit gegen grundstürzende und gefährliche Ideen zu beleuchten". Schon dies ist recht dankenswerth.

M.-Fr. Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik von Julius Duboc. Leipzig, O. Wigand. 1889. VI, 324 S. Der bekannte Loschwitzer Aesthetiker behandelt in diesem neuesten Werke eine der fesselndsten und lehrreichsten Fragen aller denkenden Deutschen der Gegenwart. Wohin soll das führen? Wie ist das gekommen? Das sind Sätze, die man in jedem Gespräche über die gesellschaftlichen, künstlerischen und anderen Erscheinungen der Neuzeit hören kann. Freilich ist das Wort „Zeitgeist" ein gefährliches, sein Begriff vieldeutig. Duboc erklärt ihn mit der „in einem bestimmten Zeitabschnitt herrschend gewordenen, tonangebenden Gesammtrichtung des Meinens, Urtheilens, Empfindens, des Geschmacks und, von ihnen beeinflußt, des Strebens und Wollens" und rechnet den hier behandelten Zeitabschnitt von dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft 1781 an bis heute. Aber giebt es wirklich eine Gesammtrichtung? Darf man z. B. heute von einem Zeitalter des Kampfes ums Dasein reden? Viele werden es bejahen, Andere, und ich glaube besonders Viele in unserem Vaterlande, es noch immer verneinen und von Modethorheiten reden, wo Andere das Walten des Zeitgeistes sehen. Sodann kann natürlich von dem ungeheuren Umfange des von Duboc festgestellten Begriffes doch immer nur ein mehr oder minder wichtiger Theil berücksichtigt werden. Welcher dies hier ist, verräth schon die Bestimmung des Anfangsjahres. Die philosophischen und religiösen Anschauungen der sogenannten Gebildeten sind der Stoff, mit dem er hauptsächlich arbeitet. Er thut dies aber, wie auch in früheren Werken schon, in vorsichtiger und wirklich umfassender Weise. Seine Beobachtungen sind scharf, seine Schlüsse meist überzeugend. Nur selten laufen dunkle und philosophisch schwerfällige Sätze unter, wie z. B. S. 18 oben, Fremdwörter freilich in Hülle und Fülle. Manche Leser mögen mehr Beziehungen auf die politische Geschichte wünschen. So erinnere ich mich nicht den Namen Bismarck gelesen zu haben. Sollte dieser mit dem Zeitgeist in Deutschland nicht auch etwas zu thun haben? Aber trotz alledem ist unser Buch eins der anziehendsten Werke zur Philosophie der Zeitgeschichte. Es beginnt mit Kant und Fichte, dem Wissenshunger und der Befriedigung des Erkenntnißdranges in dieser metaphysischen Periode. Die edelste Frucht derselben sieht Duboc in der nationalen Erhebung 1813, in welcher Fichte's Einfluß auf den Zeitgeist, insbesondere über die begeisterungsfähige Jugend hervortrat. Auch Herder als Gegner des Zeitgeistes (in seiner Metakritik) und Hegel als Ausläufer der Periode finden ihre Würdigung. Auf die Uebersättigung mit der Wissenschaft des Uebersinnlichen folgt die Zeit der Gleichgiltigkeit und des Widerwillens dagegen, die Naturwissenschaften erstarken. Fechner's eigenthümliche Stellung wird da beleuchtet. Ludwig Feuerbach war es dann, der das Stichwort: Concentration aus das Diesseits aussprach und ebenso religions- wie speculationsfeindlich verfuhr. In dem Atheismus, der nun in den Vordergrund trat, lag der Unterschied gegenüber der früheren, doch auch Kant's Philosophie feindlichen Haltung Herder's. Trotzdem vertrat Feuerbach einen realistischen Idealismus, der sich in den vierziger Jahren doch auf die sittliche Erneuerung des ganzen Menschen und damit der Zukunft richtete. Mit dieser Wendung schoben sich nothwendig zwei große Gebiete in den Vordergrund und veränderten von da an in allmäliger Umwandlung den ganzen Zeitcharakter. Diese beiden Gebiete sind die Natur und die Politik. Auf dem letzteren that sich zuerst unter dem ungerechten und schmachvollen Druck des Metternich'schen Regiments das Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit kund; der ganzen Erhebung der vierziger Jahre und dem revolutionären Ausbruch von 1848 fehlte der deutsch-nationale, das Deutschthum mit Nachdruck in den Vordergrund rückende Charakter. Nach der Enttäuschung von 1849 aber begann die Fluchphilosophie des Pessimismus als unheimlich leuchtendes Gestirn am Horizont aufzusteigen, Schopenhauer's Zeit brach an. Er lieh der Verbitterung des Augenblicks die systematische Unterlage und fand in der mit den fünfziger Jahren anhebenden Periode empfängliche Hörer, so wenig neu seine Bahnen waren, z. B. wenn er sagt: Es sei gar nichts im Leben unseres Strebens, Treibens und Ringens werth. Von der Zeit an wird die Willenlosigkeit verklärt, die Genußsucht herrscht und dem Erfolge allein wird gehuldigt. Das sittliche Ideal, die Pflichtensphäre, aber

versinkt, wo der ethische Materialismus erobernd vordringt. Dieser letztere, eine Folgeerscheinung des Pessimismus, ist einerseits widerlich, andererseits in seiner Kraftentfaltung großartig. Die Gründerperiode zeigte die schlimmsten Schäden am deutlichsten, Strousberg und R. Wagner dagegen sind nach Duboc Beweise von der Großartigkeit des neuen Zeitgeistes. Die Kunst wurde nun einseitig naturalistisch und bevorzugte das Häßliche, sie sah die Erregung an sich als Genußquelle an und betonte mit Vorliebe die sinnliche Liebe. Dazu trat die moderne Kunst in engste Berührung mit dem gährenden socialreformatorischen Drange der Zeit, und dessen Zusammenwirken mit der naturwissenschaftlichen Auffassung verstärkte noch den Gegensatz gegen unsere classische Periode. Hier werden Feuerbach und Ibsen eingehend verglichen, und unser Schriftsteller verweilt hier lange bei einem schon in seiner Psychologie der Liebe behandelten Gegenstande, bei der freien Liebe und den Angriffen, welche heute die Ehe erfährt. Neben den ethischen Materialismus stellte sich jedoch bald ein naturalistischer Realismus, der die Thatsachen nimmt, wie sie sind, in Strauß schon einen älteren Vertreter hat, auch an Feuerbach anknüpft, aber erst in dem Zeitalter des Darwinismus zur Herrschaft gelangte. In der Kunst erstrebt er nichts als die nackte Naturwahrheit. An ihn aber knüpft eine rückläufige Bewegung an, die zu anderen Ergebnissen zu gelangen sucht, und zwar nach drei Gruppen: Entweder wird die Annahme Gottes und damit zusammenhängend der Unsterblichkeit völlig wieder aufgenommen und erstarkt, oder man sucht wenigstens nach Stützpunkten für die Annahme der bewußten persönlichen Unsterblichkeit oder endlich es wird nur eine unsichtbare Weltordnung anerkannt. Die Methode ist in allen drei Gruppen aber naturwissenschaftlich, der Spiritismus, Somnambulismus, die Seelenwanderungsfrage finden hier ihre Behandlung. Der letzte Abschnitt endlich schreitet über die Ideen der Evolution und Revolution vorwärts bis zu einem Zukunftsbilde, dessen Mittelpunkt ein allgemeiner Menschheitsverband einnimmt. — Schon diese kurzen Andeutungen werden dem Leser zeigen, welche Fülle von Ideen in dem Duboc'schen Werke liegt. Es sei hiermit angelegentlich zur Benutzung empfohlen.

Ltz.— Julius Klingebeil, Enthüllungen über die Dr. Bernhard Förster'sche Ansiedlung „Neu-Germanien" in Paraguay. Ein Beitrag zur Geschichte unserer gegenwärtigen colonialen Bestrebungen. Nach eigenen Erfahrungen mitgetheilt. Preis 1,60 ℳ. Leipzig 1889, Commissions-Verlag von E. Baldamus. — Daß viele mittellose Auswanderer, enttäuscht und mißvergnügt, ärmer als zuvor, oft nur mit Unterstützung von Consuln und Vereinen wieder in ihr Heimathland zurückkehren, ist eine bekannte Thatsache. Daß aber auch Leute, denen nicht unbeträchtliche Mittel zur Seite stehen, verbittert die heimathliche Scholle wieder aufsuchen, dafür liefert obige Schrift ein beredtes Zeugniß. Verfasser, ein ältlicher Kaufmann in Antwerpen, gab sein Geschäft auf, um wegen eines Leberleidens das Klima zu wechseln. Er wählte das südliche Südamerika, wo zahlreiche deutsche Colonien sich schnell zu einer erfreulichen Blüthe entwickelt haben und zwar die im hintersten Hinterlande von Paraguay, aber noch an schiffbaren Flüssen gelegene, von Dr. B. Förster begründete und verwaltete Colonie „Neu-Germanien", wo Land noch billig zu haben ist. Unter Anzahlung des halben Kaufpreises (5000 ℳ) kaufte er eine □Legua (16 □km) Land, belastete sich mit 12 000 kg Waaren aller Art und machte sich an der Spitze einer kleinen Schaar Auswanderer auf den Weg. Nach glücklich bestandener Ueberfahrt begann jedoch alles mögliche Unheil über ihn hereinzubrechen. Verzögerungen der Weiterfahrt in Montevideo, der Transport der vielen schweren Kisten, die Verhandlungen über dieselben im Zollhause verursachten ihm viel Zeit- und Geldkosten, Beschwernisse und Aerger. Von Dr. Förster wird er freundlich aufgenommen, erhält das beste Stück Land und geht nun ans Werk, sich Häuser zu bauen. Aber Alles ist öde und unfruchtbar; Sümpfe ringsum; auf dem öden Camp (Wiesenfläche) wächst nicht einmal Gras genug zum Decken der Hütten; es regnet fort und fort (er war zur Regenzeit gekommen), es wird so kalt des Nachts, daß Kartoffeln und Gemüse im Garten des Dr. Förster erfrieren; Hunger und Elend muß er erleiden, Tigerkatzen, Schlangen und Mosquitos beängstigen ihn. Dazu wird er bei jeder Gelegenheit von den Eingeborenen in frechster Weise bestohlen, von der Colonialverwaltung sieht er sich in seinen Vieh- und Wagen- und sonstigen Einkäufen übervortheilt. So stellt er Regierung und Volk, Land und Leute, Colonialverwaltung und Colonisten ins schlimmste Licht, selbst den deutschen Consul Mangels in Assuncion bezeichnet er als den schlimmsten Wucherer, denn „dort werden von jenem enorm reichen Manne unter dem Wehen der deutschen Flagge die schmutzigsten Wuchergeschäfte abgeschlossen". Wenn dem so ist, so stehen dem Leser allerdings die Haare zu Berge. Anders freilich klingen die Urtheile, die in einigen Artikeln der „Südamerikanischen Colonial-Nachrichten" (herausgegeben von Th. Fritsch, Nr. 9. 1889) über ihn sich ergehen. Nach diesen ist er ein griesgrämiger, alter kranker Herr, der rath- und thatlos drüben sich und Allen im Wege ist, dem nichts von der Hand geht, der 8 Wochen an seiner Hütte bauen läßt, ohne ein wasserdichtes Dach zu Stande zu bringen, der Alle durch fortwährende Krittelei und Klatscherei gegen sich aufbringt. Den Geschäftsmann kann er nicht verleugnen, da er an 12 000 kg Waare, nicht etwa Zelttücher und sonstige für ihn nöthige Dinge, sondern Handelswaare mitbringt, um sie dort zu verkaufen, nachdem er sie zollfrei einzuführen gewußt hat, indem er dieselben als Passagiergut der anderen Einwanderer ausgab. Auch wir sind bei der Lectüre des Buches zu der Ueberzeugung gelangt, daß er, in kaufmännischen Verhältnissen aufgewachsen und jetzt ein bejahrter Mann, am allerwenigsten als Ackerbauer in die zudem erst auszurodende Wildniß paßte. Und wie unpraktisch er sein konnte, zeigte sich zuletzt noch bei seiner Rückreise aus Assuncion, wo er, der Vielgeprellte, doch wieder die Thorheit begehen will, einem sich anbietenden unbekannten Eingeborenen 45 Pesos einzuhändigen, um sich ein Fahrbillet im 500 Schritt entfernten Bureau lösen zu lassen; erst durch Landsleute muß er daran verhindert und belehrt werden, daß jener einfach mit dem Geld verschwinden werde. Anfangs sind wir den Schilderungen seiner Erlebnisse mit einem gewissen Mitgefühl gefolgt; es gestaltet sich aber das ganze Buch zu einer Schmähschrift bester Sorte, welche nur den monotonen Klageton anschlägt und nicht einen einzigen frischen Zug aufweist, so daß man schließlich nur mit Widerwillen zum Ende gelangt. Zudem ist das Buch in geographischer Hinsicht fast werthlos, wi d es jedoch auch in colonialgeschichtlicher Hinsicht dadurch, daß Verfasser die Gegend nur 2½ Monate und noch dazu in schlechtester Jahreszeit kennen gelernt hat und in seinen Ausführungen nicht objectiv geblieben ist. — ?? Wir würden dieser Schrift nicht so viele Worte widmen, wenn es uns nicht Pflicht erschien, diejenigen, welche das Ausland mit der Heimath vertauschen wollen, von Neuem aufmerksam zu machen, daß ein solcher Wechsel in keinem Falle einem Umzuge von einem Orte Deutschlands nach dem anderen gleichkommt, daß vielmehr Entbehrungen aller Art, Kampf mit der widerspenstigen Natur, mit den argwöhnischen Bewohnern, deren Sprache sie nicht kennen, ihrer warten und daß bei uns selbst der ärmste Familienvater über mehr Comfort verfügt, als der bemittelte Einsiedler in der einsamen Hütte einer entlegeren Gegend.

G. Oe.— Aus Anlaß des Wettiner Jubiläums ist auch ein kleines geschichtliches Schriftchen erschienen, das Empfehlung verdient: „Sachsens Heer vor hundert Jahren." (Dresden 1889, Verlag der Expedition des „Kamerad" [F. L. Staub]. 40 S. 8°.) Das Büchlein macht keinen Anspruch auf selbständigen wissenschaftlichen Werth, bietet aber eine hübsch geordnete, zuverlässige und recht lesbare Darstellung der inneren und äußeren Verhältnisse des kursächsischen Heeres, seiner Stärke, Uniformirung und Ausrüstung, der Disciplin und Strafmittel, der Werbung und Dienstzeit, der Officiersvorbildung, kurz alles Dessen, was mit dem Heerwesen zusammenhängt. Hin und wieder drängt sich die Kritik der Verhältnisse etwas zu weit vor und beeinträchtigt den Eindruck der Schilderung; die Beurtheilung der Dinge und ihre Vergleichung mit den heutigen Verhältnissen hätte der Verf. getrost den Lesern überlassen können. Sonst ist der Ton des Schriftchens warm und volksthümlich im guten Sinne. Möge es bei alten und jungen Soldaten eine freundliche Aufnahme finden!

γ. Dislocationskarte der russischen Armee. Von k. k. Oberlieutenant E. Schuler. Verlag von Artaria & Comp., Wien. Maßstab 1:4 500 000. Preis 4,80 ℳ — Diese Karte, bereits bei ihrem ersten Erscheinen als hervorragend geeignet für alle Studien bezeichnet, die auf der Dislocation der russischen Armee beruhen, verdient in ihrer neuen Auflage wiederum rückhaltlose Anerkennung. Sie berücksichtigt die russischen Truppenverschiebungen bis März 1889, also den Termin, wo die großen Aufmarschbewegungen wieder einmal zu einem Abschluß gekommen sind. Die vorzüglich ausgeführte Karte eignet sich ganz besonders zum Aushängen; sie wird durch ihre plastische Darstellung der momentanen Situation an der russischen Westgrenze gewiß das Interesse der weitesten Kreise auf sich lenken; sie wird auch den holden Wahn sehr schnell zerstreuen, als sei es noch möglich, an friedliche russische Zukunftsabsichten zu glauben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 80. Sonnabend, den 6. Juli. 1889.

Reiseskizzen aus den Central-Karpathen.

Von Dr. M. Bräß.

Noch heute wird, wenigstens von Mitteldeutschland aus, eine Reise in die Karpathen ziemlich selten unternommen. Gegen dieses Gebirge herrschen gewisse Vorurtheile, welche erst im Laufe der Zeiten schwinden werden. Die Karpathen gelten wegen ihrer slowakischen Bevölkerung — und jene zum Theil abschreckenden Gestalten, wie sie, mit Mäusefallen und allerlei Blechwaaren handelnd, bei uns umherziehen, haben sich dem Gedächtniß von Jugend an zu fest eingeprägt —, wegen der zahlreich umherschweifenden Zigeuner, ja wol auch wegen der hier und da noch vorkommenden Bären als gefährlich für den einsamen Wanderer. Auf jeden Comfort glaubt man überall verzichten zu müssen; nicht einmal Wege und Pfade seien im Gebirge zu finden, ebensowenig Gebirgshütten, geschweige Restaurationen oder Hotels.

Diesen und ähnlichen Vorurtheilen mußte ich es zuschreiben, daß mein Plan, die Hohe Tatra vergangenen Sommer zu besuchen, bei keinem meiner Bekannten Beifall fand, so daß ich genöthigt war, die Reise allein anzutreten. Man begiebt sich eben heute lieber in die schweizer oder tiroler Alpen, obgleich die Hohe Tatra ebenso leicht mit der Bahn zu erreichen und ein Besuch dieses Gebirges ebenso lohnend ist, als eine Alpenreise.

In raschem Fluge eilte der Schnellzug von Dresden nach Breslau, und des folgenden Tages führte er mich von dort durch die fruchtbaren Ackergefilde Schlesiens nach der Grenzstation Oderberg, bereits auf österreichischem Boden gelegen. Die Oderberg-Kaschauer Bahn führt uns weiter zunächst durch österreichisch Schlesien; vorbei an den Thürmen Teschens trägt uns das Dampfroß, um in keuchender Hast den Jablunkapaß der Beskiden, die „Pforte Ungarns“, zu erklettern. Hierauf senkt sich die Bahn zum Thale der Kisuca und zu deren Hauptflusse, der Waag, hinab, ihren zahlreichen Curven getreulich folgend. Jeden Reisenden überrascht die wahrhaft großartige Scenerie: der wilde Fluß, die kahlen Felsen mit den zahlreichen Burgruinen, die bewaldeten Bergkuppen, nach Passirung jedes Tunnels ein neues, fesselndes Bild. Wie schmerzlich, daß wir diese Herrlichkeiten nur so flüchtig genießen dürfen!

Wir sind in Ruttka angekommen, wo sich rechts die ungarische Staatsbahn nach Budapest abzweigt. Eine halbe Stunde Aufenthalt genügt für ein schnelles Mittagessen; wir lernen die vorzügliche ungarische Küche kennen, ihre scharf mit Paprika gepfefferten, schmackhaften Saucen, ihre unvergleichlichen Mehlspeisen; wir machen auch die erste Bekanntschaft mit den halbnackten Zigeunerbuben, die sich dem Zuge auf der dem Perron abgewandten Seite bettelnd nähern und nach Kreuzern haschen. „Fertig!“ ruft der Schaffner, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung; die bisherige Richtung nach Süd-Ost verläßt er und wendet sich direct nach Ost; zur Rechten fließt die schäumende Waag, mit zahlreichen Flößen bedeckt, welche auf dem wilden Gebirgswasser unheimlich schnell thalab schießen. Schon befinden wir uns im Liptauer Comitat, berühmt durch seinen vorzüglichen Schafkäse; wir fahren auf einer langen, aber schmalen Hochfläche hin, eingeengt von Süden her durch die Liptauer Karpathen, von Norden durch die Arvaer Berge. Die slowakischen Dörfer, an denen man vorübereilt, machen wegen der Dürftigkeit der Hütten einen sehr beängstigenden Eindruck auf den Fremden. Sollten meine Bekannten doch Recht haben?

Gegen Abend taucht endlich links vor uns am Horizont eine hohe Wand auf, die Tatra, der höchste Gebirgsstock der Karpathen. Das Gebirge nähert sich langsam; schon sehen wir deutlich die anscheinend kleinen Schneefelder leuchten; schon unterscheiden wir die nackten Felsen von dem waldbedeckten Grunde. Die Haltestelle Vihodna ist erreicht; froh, die lange Fahrt überstanden zu haben, verlasse ich den Zug schon hier, während die meisten Besucher der Tatra Poprád-Felka, 25 bis 30 Kilometer weiter östlich gelegen, zum Ausgangspunkte ihrer Wanderungen erwählen. Es war Abend gegen 6 Uhr; vor 12 Stunden erst hatte ich Breslau verlassen. Das Dorf Vihodna ist rein slowakisch; die niedrigen Hütten entbehren des Schornsteins, der Rauch entquillt einer Oeffnung im Giebel; die Hauswände werden von auf einander gelegten Baumstämmen gebildet. Vor der niedrigen Thür steht ein altes Mütterchen oder eine junge Magd, die heimkehrenden Schweine- und Rinderheerden erwartend. Der Wirth der Schänke, eine Israelit, wie alle Wirthe dieser Gegend, wie die meisten ganz Ungarns vielleicht, wol neben dem Lehrer die einzige Person des Dorfes, welche deutsch spricht, versorgt mir einen jungen, prächtigen Slowaken, der mich noch nach einer etwa zwei Stunden entfernten, ganz einsamen Försterei am Fuße des Krivàn, des gewaltigen Westpfeilers der Tatra, bringen soll. Rüstig schreiten wir vorwärts; der Weg steigt stetig an, aber allmälig. Der Hochwald hat der Axt des Holzfällers hier vor Kurzem weichen müssen, so daß der Blick auf das Gebirge nirgends gehemmt wird. Der gesprächige, lustige Slowak versucht immer von Neuem eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen; er kann sich's nicht recht denken, daß es Leute giebt, die seine Sprache nicht verstehen. Endlich verstummt er, wie die Vögel, welche bereits der morgenden Sonne entgegenträumen: nur die Drossel singt dem untergegangenen Gestirn vom Wipfel der einsamen Fichte herab einen Abschiedsgruß nach, welchen der Eichelhäher mit kreischendem Geschrei bisweilen häßlich unterbricht.

Mein Blick hängt an der Tatra, deren Gipfel noch von der Sonne vergoldet sind. Die Höhe der Mittelalpen übersteigen sie nicht, und doch, welche Majestät, welch' großartiger Eindruck bei der inselartigen Lage des Gebirgsstocks! Einer ungeheuren Mauer ist die gewaltige Masse zu vergleichen, wie sie in einer Länge von etwa 50 Kilometern unmittelbar aus den niedrigen Hochflächen ansteigt. Der Kamm erhebt sich bis 2200 Meter; nirgends führt ein wirklich wegsamer Paß über ihn, und höher erhebt sich die Reihe der Gipfel, deren keiner ohne einige Gefahr zu erklimmen ist: vor uns der Krivàn 2500 Meter, zur Rechten die Bàstya 2398 Meter, die Koncsysta 2536 Meter, und nun die „Königin der Tatra“, die Gerlsdorfer Spitze 2663 Meter, dahinter im Schatten ihrer Schwestern die Schlagendorfer und die Lomnitzer Spitze, letztere nur 28 Meter niedriger als die Gerlsdorfer. Diese, an Höhe also mit dem Watzmann der Alpen wetteifernden, den Säntis zumeist übertreffenden Spitzen sind fast ganz frei von Schnee, welcher an den schroffen Granitwänden nicht haften kann; nur in den tieferen Schluchten leuchten uns kleinere, aber auch ausgedehntere Schneefelder hell entgegen. Leider fehlen der Tatra die Gletscher völlig; daß solche aber in früheren Zeiten sehr zahlreich vorhanden waren, hat mir fast jedes Thal auf das Deutlichste gezeigt. — Das Klima des Gebirges ist im Allgemeinen rauh; doch reicht die Vegetationsgrenze immerhin höher hinauf, als dies von dem nicht allzufernen Riesengebirge gilt; die Tanne steigt fast bis 1100 Meter, die Kiefer erreicht 1230, die Fichte 1520 Meter; das Knieholz bleibt noch 2- bis 300 Meter hinter der Kammlinie zurück; es kriecht mühsam hinauf bis 1920 Meter, und nur der kahle Granit schaut ernst auf dasselbe herab.

Horch! Hundegebell! Die Försterei ist in der Nähe; es ist spät geworden; die Sichel des Mondes erglänzt schon längst am Himmel. Mein Führer pocht mit nerviger Faust gegen die Thür, und bald erscheinen nacheinander die sämmtlichen Bewohner des Forsthauses in derselben, der Förster und seine Frau, drei oder vier Mägde und ein alter Mann, im dürftigsten Nachtgewand alle; meine Ankunft hatte ihren frühen Schlaf gestört. Die Hoffnung, Jemand würde ein wenig deutsch sprechen können, erfüllte sich leider nicht. Freundlich, aber stumm, wies mir der alte Förster ein Zimmer an, setzte mir einen Topf Milch vor, den ich beim matten Scheine eines Unschlittlichts leerte, worauf ich mich zur Ruhe begab.

Mein Ziel für den neuen Tag war Zakopane, ein Flecken jenseits der Tatra, schon auf galizischer Seite gelegen. Ich mußte, dies lehrte mich die Karte, das Tychathal, das westlichste der Tatra, etwa 3 Stunden weit nach Norden verfolgen und hierauf in westlicher Richtung den niedrigen, nur 1806 Meter hohen Tychapaß — 200 Meter niedriger als der Simplonpaß — erklettern, um in das Zakopaner Thal zu gelangen. Mit dem Finger den Weg auf der Karte bezeichnend, theilte ich meinem verständigen Wirthe den Reiseplan mit. Er beauftragte jenen alten Slowaken, den ich bereits gestern gesehen hatte, mir als Führer zu dienen, und ich meinerseits zeigte letzterem zwei Guldenzettel als Lohn für seine Dienste, wie ich später erfuhr, eine ungemein hohe Summe in den Augen dieser armen Leute. Wir nahmen reichlich Brod mit, fast das Einzige, was hier zu bekommen war; weder Wein, noch Branntwein, noch Fleisch konnte ich von den genügsamen Slowaken erhalten.

Während ich nun allein mit meinem Führer in dem ganz einsamen Hochgebirgsthale dahinwandere, sei es mir gestattet, im Zusammenhange das mitzutheilen, was ich auf meiner Reise über das Vorkommen von Raubvögeln in der Tatra und den Liptauer Karpathen theils selbst beobachtet, theils erfragt habe, zumal mein Slowak durch das häufige und ganz eigenthümliche Anbrennen seiner Pfeife, welches jedesmal wenigstens 20 Minuten erfordert, mir genügende Zeit hierzu gewährt.

Beginnen wir mit dem Könige der Vögel, dem Adler. Die Karpathen bergen noch immer eine gewisse Zahl dieser mächtigen Thiere. Ein Männchen von Aquila naevia, dem Schreiadler, wurde vor nicht langer Zeit in Javorina am Nordfuß der Tatra bei einem Rehcadaver im Eisen gefangen, auch habe ich selbst bei einem Hüttenwärter hoch oben im Gebirge Federn gesehen, welche mir von dieser Species zu stammen schienen. Der Wärter hatte das Thier unweit des Felker Sees in der Nähe seiner Hütte geschossen. Besonders häufig aber scheint der Schreiadler in der Nähe der Dobschauer Eishöhle und im wildromantischen Straczenóer Thale, welches hier beginnt, aufzutreten.*) Daselbst ward mir das seltene Glück, zwei Stück, wohl das Paar, zu sehen; der eine fußte auf einem niedrigen, kahlen Felsen und strich ab, als er mich bemerkte; den andern sah ich in einer engeren Seitenschlucht ziemlich tief über dem Boden zwischen den Felswänden schweben. Der Steinadler (A. fulva) wird gleichfalls nicht zu selten beobachtet; in der nordöstlichen Tatra fingen sich vor zwei Jahren zwei Stück im Tellereisen; in einem der nördlichen Thäler horstet, wie mir ein Herr aus Polen erzählte, der Steinadler auf einer hohen, alten Tanne; der Herr behauptete, selbst den mächtigen Vogel gesehen zu haben. In der Nähe von Javorina sind schon öfters Steinadler gefangen worden. Dort erhebt sich aus dem Waldesdunkel ein ungeheurer, ganz isolirter Kalkfels, der Murán, 1900 Meter hoch. Er ist beinahe von allen vier Seiten auf die Höhe von 40 bis 60 Meter senkrecht abgeschnitten und nur an einem Punkte von der Kante des Berges, auf welchem er ganz oben steht, ersteigbar, aber auch hier nur mittels stellenweise angelegter Leitern. Seine obere Rasenfläche, spärlich mit Krummholz bewachsen, hält ca. 40 Hektar. Dieser höchst malerische Fels ist nun dadurch merkwürdig, daß die Leute jährlich gegen 100 Lämmer einzeln auf dem Rücken hinauftragen und diese dort ohne Hirten ganz sich selbst bis zum September überlassen, um sie dann wieder einzeln herabzutragen. Die ganze Aufsicht und Pflege während des Sommers besteht darin, daß alle vierzehn Tage ein Mann hinaufsteigt, um den Thieren Salz zu geben und sie zu zählen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten die Leute, daß einige Stück fehlten. Nach ein paar Tagen entdeckte man den Räuber in der Gestalt eines großen Steinadlers, der sich ganz gemächlich ein Stück von der Heerde auswählte und damit davonflog. Man zog den alten Raubschütz Jonek aus Jurgow zu Rathe. Er verlangte ein Lamm und forderte, daß die übrigen Lämmer auf einige Tage herabgetragen würden. Das Lamm ward geschlachtet, das Fell in schlafender Stellung ausgestopft und dann in einer Murmelthierfalle auf den Weideplatz zurückgebracht. Den nächsten Tag schon war der Adler gefangen und die kleine Heerde von seinem Besuche für immer befreit.*)

Die Falken sind zahlreiche Bewohner des Gebirges; außer Habicht, Sperber, Thurmfalke, Rauhfuß- und Mäusebussard nenne ich als Nistvögel zweier unzugänglicher Felsen den Lerchenfalken (F. subbuteo) und den Würgfalken (F. laniarius).

Von den Eulen bewohnen auch die bei uns heimischen Arten theils die Waldungen am Gebirge, theils die Kirchthürme und Scheunen der in der Ebene zerstreut liegenden Ortschaften.

Während ich mir diesen kleinen Excurs über die Raubvögel des Gebiets gestattet habe, liegen die Wälder des Thales, welches ich mit meinem Slowak durchwandere, tief unter uns. Einen Pfad haben wir an den steilen Abhängen längst nicht mehr unter den Füßen; wohin wir uns wenden — der Führer hatte vollständig Weg und Richtung verloren —, überall starren uns die kahlen Felsen furchtbar drohend entgegen. Ich weiß nicht, wie viel Stunden lang ich in dieser Steinwildniß bergauf, bergab umhergeirrt bin, bis bei mir die Ueberzeugung sich Bahn brach, daß es das Beste sei, umzukehren nach der Försterei; denn selbst wenn wir doch endlich noch einen Ausgang aus dem Thale gefunden hätten, bei der vorgerückten Zeit würde ich am Tage nicht mehr nach Zakopane gelangt sein. „Zurück!" rief ich also dem Slowaken zu, mit der Hand thalab zeigend. Er verstand mich und wollte mir in seinem Kauderwelsch wol Muth zusprechen. Da ich aber bei meiner Rede: „Zurück!" beharrte, ward er ganz erregt und rief immer und immer wieder: „Jesus Maria!" Er meinte wol, den versprochenen Lohn bei der Rückkehr nicht zu erhalten, da er seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen, und es half nichts, daß ich ihm mein Portemonnaie zeigte und die Worte wiederholte: „Bring' mich zurück, dann bekommst du Geld!" — der Slowak warf meinen Tornister von der Schulter und war — falls er's nicht heuchelte — im Begriff, sich davonzumachen und mich in der thatsächlich schreckenerregenden Einsamkeit zurückzulassen; es war meine erste Tatratour! Der persönliche Muth wuchs mit meinem Zorn; ich erfaßte die Schulter des Mannes und — that ich recht oder nicht, jedenfalls erreichte ich meinen Zweck — ertheilte seinem Rücken zwei oder drei Schläge mit meinem kräftigen Bergstock. Wol jeder Lehrer hat sich einmal einem widerspenstigen Schüler gegenüber in gleicher unangenehmer Lage befunden, aber einer schnelleren Umkehr zum Gehorsam, als ich sie bei meinem Slowaken erzielte, hat er sich sicher nicht zu erfreuen gehabt. Der alte Mann nahm ohne ein Wort des Murrens mein Gepäck auf, ging vor mir her und brachte mich auch wohlbehalten wieder bei einbrechender Dämmerung zu meinem Förster, der sich nicht wenig über meine Rückkehr zu verwundern schien. Der Slowak erhielt die zwei Gulden, und wir schieden in Frieden. Derartigen fatalen Erlebnissen begegnet man aber, wie ich denke, vorzüglich nur in der westlichen Tatra, wo die Bevölkerung nach unseren Begriffen am wenigsten cultivirt erscheint, und nachdem ich noch während zweier Tage in dieser Gegend die interessantesten Partien ausgeführt hatte, beschloß ich, weiter nach Osten zu wandern, nach dem Zipser Comitat, wo ein starker Procentsatz der Bevölkerung deutsch spricht. Auch wollte sich mein Magen schon den dritten Tag mit Butter, Brod, Eiern und Wassersuppe nicht mehr recht genügen lassen.

Ich werde den Leser jetzt an einen entzückenden Ort versetzen, der so recht einen Gegensatz bildet mit meiner einsamen Försterei. Er liegt 1350 Meter hoch, im Süden der Tatra, etwa genau auf der Mitte ihrer Längsachse: es ist der Csorber See, der niedrigste der Tatraseen und zugleich einer der größten. Nach meiner Karte besitzt die Tatra nicht weniger als 81 Seen, die sich namentlich in den hochgelegenen, durch steile äußerst schwierig zu erkletternde Querwände abgetheilten Thälern finden; die meisten liegen über 1900 Meter hoch. Die Mehrzahl ist klein, aber ziemlich tief. Die Temperatur des Wassers ist, der hohen Lage entsprechend, niedrig; öfters hängt der Schnee herab bis unter den Spiegel des Sees; ja es giebt einige Seen, welche wol nie aufthauen, selbst in den heißesten Sommermonaten nicht. Der Deutsche hat diesen kleinen Hochgebirgsseen den poetischen Namen „Meerauge" beigelegt; denn nach dem allgemeinen Volksglauben ist ihre Tiefe unergründlich; sie ständen, sagt man, mit dem Meere in Zusammenhang, und dieses sei es nun gewissermaßen, welches blauen Auges zwischen hohen Felsen herauf zum Himmel blicke.

Ich will den geneigten Leser nicht erst den ziemlich mühseligen

*) Vergl. Ornis, III Jahrg. 1887, 1. Heft S. 41.

*) Vergl. Hetsch, Führer durch die Karpathen 1881. S. 58.

Weg von Westen her nach dem See führen, sondern ihn unmittelbar auf den Balkon des größten Hotels am Süduferder herrlichen Wasserfläche versetzen. „Ein Hotel?" Gewiß! und nicht nur eines, sondern mehrere, in schönem Schweizerstil erbaut, wie er zu den himmelanstrebenden Bergen gehört, und dazu zerstreut, unmittelbar am Wasser kleine Häuschen für die Sommerfrischler der ungarischen Aristokratie. Wir sind nicht die einzigen Fremden, nein, von dort langen rüstige Bergsteiger an, die den Poppersee besuchten, und hier fahren von Tatra-Füred her im bequemen Landauer Badegäste vor; denn eine Straße verbindet diese beiden Perlen der Tatra, den Csorber See und Tatra-Füred oder zu deutsch das Bad Schmecks. Unmittelbar zu unsern Füßen breitet sich in voller Pracht die imposante Wasserfläche aus, in der That eine kostbare Perle des Gebirges. Wie die zahlreichen grünen Buchten das Ufer verschönern! wie der mächtige Hintergrund sich auf der glatten Fläche abspiegelt! Da ist er zur Linken der Furkodberg, von dem nach Westen gesenkten Haupte des dreihöckerigen Kriván hoch überragt, und hier die Solisko und die gewaltige Bástya, der schimmernde Silberfall in ihrer Mitte. Es besitzt dieser herrliche See dadurch, daß er an den Charakter der Landseen streift — mehr will ich nicht sagen — und doch zugleich damit die Hochgebirgsnatur verbindet, ein liebliches und zugleich großartiges Gepräge. Hübsche Promenaden führen durch niedrige Fichten rings um das Wasser, auf welchem in buntem Kahne die Jugend sich ergötzt. Und oben im Speisesaal des Hotels empfängt uns ein stattliches Mahl. Kaum kann ich es glauben: noch heute Morgen im einsamen Haus der stummen Slowaken und jetzt vereint mit 80 Personen an der table d'hôte des modernsten Hotels, berauscht von dem verwilderten Allegro, welches die Zigeunerbande in der Vorhalle begeistert uns vorträgt. Doch wir müssen uns beeilen, wollen wir noch heute das gastliche Schmecks erreichen. Der Weg führt gegen Osten immer am Südfuße des Gebirges hin, bergauf und bergab. Die Gegend ist dicht und schön bewaldet, so daß wir reichlich Gelegenheit finden, unsere ornithologischen Beobachtungen fortzusetzen. Das Rothkehlchen begrüßt uns mit schnalzendem Ruf; der Zaunkönig schlüpft durch das Unterholz, und die Meisen zeigen ihre Kletterkünste. Von letzteren beobachtete ich außer der Kohl- und Blaumeise namentlich häufig die Tannenmeise (P. ater) und zu meiner besonderen Freude auch einmal die Schwanz- (P. caudatus) und die Haubenmeise (P. cristatus) und in zwei Exemplaren die Alpenmeise (P. borealis). Hänfling und Stieglitz erfreuen uns noch durch ihren vollen Gesang; es scheint, als scheide der Frühling nur ungern von den Bergen; Gimpel und Kreuzschnabel durchsuchen die Zapfen der Fichte, an deren Stamm der Kleiber (Sitta europaea) herabläuft oder der mittlere Buntspecht (Picus medius) haftet, übrigens der einzige Specht, den ich zu beobachten Gelegenheit fand, und dazu das herrliche Lied der Singdrossel und des Hänflings, und von Ferne das Girren der Wildtaube!

Von jagdbarem Wilde findet sich häufig der Auerhahn; er hält sich meistens in den tiefer gelegenen Waldungen, an Waldmooren u. s. w. auf, wo man wol auch das Haselhuhn (T. bonasia) antrifft, während der Birkhahn die Nähe der Alpenwiesen bevorzugt. Am häufigsten aber lebt der Auerhahn auf den Abhängen des Königsberges in den kleinen Karpathen. Als gewöhnliche Jagdobjecte, die jedoch weniger in den Waldungen, als vielmehr auf dem Getreideboden der Zipser Ebene anzutreffen sind, seien noch das Rebhuhn, der Wachtelkönig und die Wachtel erwähnt; namentlich ist es letztere, die mir durch ihr geradezu massenhaftes Auftreten ganz besonders aufgefallen ist. Vor dem Jahre 1881 jedoch, als der vorzeitige starke Schneefall die Wachteln stark decimirt hat, sollen diese Thiere noch zahlreicher durch ihren Ruf die Gefilde belebt haben, für mich, aus wachtelarmer Gegend stammend, kaum denkbar! Das Steinhuhn (Perdix saxatilis) ist in unserem Gebiete nicht heimisch; doch machte der ungarische Karpathenverein Versuche, den Vogel in der Hohen Tatra zu acclimatisiren. Ueber das Resultat kann ich leider nichts berichten.

Ich glaube nicht, daß der geneigte Leser mir seine Aufmerksamkeit entziehen wird, wenn ich bei dieser Gelegenheit zugleich einen Blick werfe auf das vierfüßige Wild der Tatra und der südlich gelegenen kleinen Karpathen; namentlich in den Wäldern der letzteren ist der Wildstand ein gesegneter, ein seit Alters berühmter. Hier befanden sich, an den waldigen Abhängen des Königsberges die Lieblingsjagdreviere des Königs Matthias Corvinus, und die Sage berichtet, daß diesem der Berg seinen Namen verdanke. — An erster Stelle ist der Bär zu nennen. Wie mir gesagt ward, leben jetzt in der Tatra selbst zwei Paar; doch wer will ihre Zahl so genau bestimmen? Am Königsberg hingegen tritt er noch immerhin in ziemlicher Anzahl auf; er nährt sich von den Beerenfrüchten des Waldes, besucht die Haferfelder, welche an diesen grenzen, und holt sich wol auch hin und wieder ein Junges der auf den Bergmatten grasenden Hausthiere. Später, wenn im Herbste die Beerenfrüchte seltener werden, wenn der dürftige Hafer eingeerntet ist, auch das Vieh den wärmeren Stall hat aufsuchen müssen, dann wandert Meister Petz tiefer herab in das Laubholz und sättigt sich besonders mit Eicheln und Bucheckern, bis er schließlich das benachbarte Kalkgebirge des linken Granufers aufsucht, wo sich ihm zahlreiche Höhlen zum Winterschlafe darbieten. Wölfe giebt es in der Tatra nicht, sie sind schon seit mehr als 30 Jahren namentlich durch die Anwendung von Strychnin ausgerottet worden; aber der Luchs ist bis heute infolge seiner schlauen Vorsicht diesem Gifte noch nicht erlegen. Unter den gewöhnlicheren Raubthieren sind zu erwähnen: Fuchs, Iltis, Hermelin, Stein- und Edelmarder, Wiesel und auch die wilde Katze, wiewol letztere nur sehr selten angetroffen wird. Wildschweine finden sich in den Waldungen der Hohen Tatra und des Königsberges nicht vor; in den nicht zu fernen Dobschauer Wäldern jedoch werden jährlich eine große Menge von Schweinen erlegt, wie schon die bedeutende Anzahl von Wildschweinhäuten beweist, die man in den Gasthäusern des Gömörer Comitats zur Bedeckung der Fußböden verwendet. Von dem nach jeder Hinsicht nützlichen Wilde treffen wir das Reh in großer Menge namentlich am Königsberge an, den Hasen am häufigsten auf der Zipser Hochebene, den Hirsch in den Murányer und Polomkaer Waldgründen. (Vergl. hierzu Jahrbuch des Karpathen-Vereins.) Man wird noch einige Bemerkungen über die Gemse und das Murmelthier erwarten, denn diese beiden Hochgebirgsthiere hat die Tatra wie den Adler mit den Alpen gemein; doch sei es mir gestattet, diese Bemerkungen aufzusparen, bis wir auf unsrer Hochgebirgstour von Schmecks aus diese Thiere selbst zu Gesicht bekommen.

Es war gegen Abend, als ich das 1000 Meter hoch gelegene Schmecks erreichte. Kein Wunder, daß ich, todmüde von dem weiten, anstrengenden Wege, für heute nur noch den doppelten Wunsch hegte, zu essen und zu schlafen, welchen mir das gastliche Schmecks zu meiner größten Zufriedenheit erfüllte. Unter dem lebendigsten Frühlingsgesange der Vögel — doch schreiben wir schon den 27. Juli — erwache ich. Wie liegt es so reizend da, ganz versteckt im Grün des Waldes, das liebliche Tatra-Füred! Die zahlreichen, zweistöckigen, geschmackvoll erbauten Schweizerhäuser kann man nur mit Vergnügen betrachten; sie lassen zwischen sich einen weiten grünen Platz frei mit Blumenrabatten und vielfach geschlungenen Promenadenwegen; in der Mitte steht eine kleine Kapelle. Und über den dies Alles bekränzenden Wald steigen empor die himmelanragenden Bergriesen, unmittelbar über Schmecks die Schlagendorfer Spitze, zur Linken die Gerlsdorfer, zur Rechten die Lomnitzer; nur schwer kann man sich trennen von dem seltenen Anblick. Auf den Promenadenwegen wandeln wir nun zum Frühstück in das auf das Comfortabelste eingerichtete Kaffeehaus; in reichster Auswahl liegen hier ungarische Zeitungen aus, doch auch für den minder vertretenen deutschen Gast einige Wiener Blätter; mit diesen beschäftigt, genießen wir unsern Kaffee. Bisweilen unterbrechen uns in der Lectüre die originellen Weisen der Zigeunerkapelle, welche den Badegästen die Morgenmusik spielt: Streichquartett nebst Klarinette und Oboe und das begleitende Cimbal. Bald tönt uns eine altungarische Weise, das weichste Adagio schnell vertauschend mit der wildesten Magyarenmusik, bald ein deutscher Marsch, ein deutsches Lied — selbst „Fischerin, du kleine . . ." habe ich von Zigeunern, allerdings an anderem Orte, spielen hören — bald der in wilder Begeisterung vorgetragene Czardas entgegen. Doch dürfen wir nicht zu lange säumen; wir wollen morgen eine der großartigsten, aber auch schwierigsten Spitzentouren unternehmen, wir wollen die Eisthaler Spitze erklettern und uns deshalb noch heute nach dem neu erbauten Hotel im Thale der großen Kohlbach begeben. Die Partie von Schmecks in das Kohlbachthal zu den Wasserfällen ist jedenfalls das Schönste, was uns in der näheren Umgebung des Bades geboten wird. Wir steigen von Schmecks an östlich stets im schattigen Wald eine Anhöhe von 300 Meter, das sog. „Kämmchen" (1300 Meter hoch) auf schönem Promenadenwege hinan und befinden uns hier auf dem auslaufenden östlichen Grate der Schlagendorfer Spitze. Von der erreichten Höhe geht es dann auf der anderen Seite, vorbei an dem herrlich gelegenen Hotel „Kohlbach", zum Thale der wildrauschenden Kohlbach hinab. Wir werden morgen die Kohlbach herauf verfolgen bis an ihren Ursprung, heute aber wollen wir uns bereits das großartigste Stück ihres Laufes, wo sie die glänzenden Cascaden bildet, in Muße betrachten. Durch das wilde Hochgebirgsthal stürzt mit starkem, oft fast donnerähnlichem Brausen die

große Kohlbach herab über die gewaltigen Felsblöcke, die sich ihr in den Weg legen. Ueberall sieht unser Auge die wild-kochende, krystallklare Fluth, welche den schlammfreien Wasserbecken in der Höhe entstammt. Hier, auf der großen Felsenplatte mitten im Strudel muß man sich niederlassen, um die ganze Großartigkeit des Bildes zu bewundern. Wie der reizende, weiße Silberschaum abwechselt mit dem bald zartblauen, bald grünlich krystallklaren Gewoge! Auf weite Strecken hin ist der ganze Gebirgsbach nichts als ein fortwährendes Fallen, ein aufsprudelndes Stürzen von Wassermassen. Von einem Wasserfall zum andern steigend, wandeln wir bald zwischen Laub- und niedrigem Knieholz, bald vorbei an dem kahlen Felsen, bald stehen wir auf freier Wiese, welcher die zurücktretenden Granitmassen ein Fleckchen zwischen sich gönnen und die der Bach ein wenig ruhiger durcheilt, als wollte auch er sich einen Augenblick freuen an den großblüthigen Glockenblumen und den lichten Häuptern der Berganemonen. Doch wir schreiten noch höher; das mächtigste Gebirgspanorama vor Augen, betreten wir den Steg, der uns auf das linke Ufer des Wassers führt, und nun klettern wir steil empor zu dem Ende des Riesenfalls, der sich von Jahrtausend zu Jahrtausend immer tiefer einschneidet in den harten Granitfelsen; ihm gegenüber erhebt sich in ganzer Mächtigkeit die gewaltige Schlagendorfer Spitze. Bevor wir den Steg betraten, ließen wir zu unser Linken auf der freien Bergwiese die Rainerhütte, welche, aus Stein errichtet, dem hier wandernden Touristen dazu dient, die Rastmahlzeit einzunehmen, gegen hereinbrechendes Unwetter Schutz gewährt und Gelegenheit bietet zum Uebernachten. Letzteren Dienst soll uns heute, wie gesagt, das neue Hotel „Kohlbach“ erweisen, zu dem wir zurückkehren.

Es dämmerte kaum in dem Thale, als ich mit dem Führer bereits reisefertig aus der Thür des gastlichen Hauses trat. Rasch ging es auf dem gestrigen Wege vorüber an der Rainerhütte, das „Treppchen“ hinauf, und nun begrüßten wir den Riesenfall an seinem Anfang, auf unsern gestrigen Standpunkt tief herabschauend. 1408 Meter hoch stehen wir augenblicklich. In 10 Minuten erreichen wir die Thalsohle der kleinen Kohlbach. Hier, bei 1500 Meter Höhe, hindert uns bereits das widerhakige Krummholz im Gehen, überragt noch von wenigen vereinzelten Fichten.

Der mäßige Anstieg an dem linken Wildbachufer entlang währt noch eine halbe Stunde; jetzt aber sperrt eine 300 Meter hohe Felsenwand den Weg. Es ist eine gewaltige Arbeit, an ihr zwischen den aufgehäuften Schuttmassen emporzuklettern; auch nicht das geringste Anzeichen eines Pfades ist in diesem Steinchaos zu entdecken. Wir sind noch nicht oben, da tönt von links her ein schriller Pfiff, so scharf, als ob der Rosselenker der Pferdebahn unmittelbar neben meinem Ohr sein Warnungszeichen ausstößt. Und gleich darauf erschallt ebenso scharf ein Pfiff von der rechten Felsenwand herab. Es sind Murmelthiere; sie haben uns bemerkt und warnen sich gegenseitig; doch ist keins zu sehen. Nicht lange, und das Pfeifen beginnt von Neuem. Das Thier scheint in großer Aufregung zu sein; sein Warnungslaut gleicht dem Nothsignal der Locomotive; es ist nicht ein Pfiff, sondern viele, viele, die einander eiligst folgen. Schnell den Krimstecher vor die Augen! dort sitzt das Thier, weit, weit entfernt an unzugänglicher Felsenwand, immer noch seine Genossen warnend; aber im nächsten Augenblick verstummt das Pfeifen, und kein Thier ist mehr zu schauen. —

Endlich stehen wir oben; wir befinden uns vor dem ersten der Fünf Seen, 2003 Meter hoch; herrlicher Anblick: Das krystallklare Wasser, in dem sich die finsteren Felsenwände mit den weißen Schneefeldern spiegeln. Nur um den links vorstehenden Felsen haben wir zu biegen, und auch der zweite, zugleich der größte dieser Seen breitet sich zu unsern Füßen aus, in seiner unmittelbaren Nachbarschaft die anderen drei. Welche Einsamkeit herrscht hier oben! nur hier, dicht am Wasser finden wir zahlreiche frische Gemsenspuren, ein Beweis, daß schon in der Frühe der See Besuch erhalten. Wir messen jetzt mit den Augen die noch zu erklimmende Höhe des Bergriesen, der steil abfällt in das Geröllthal; da springen hoch über uns am Felsabhang 4 Stück Gemsen auf; eine Bewegung unsrerseits schien sie erschreckt zu haben; wir erblicken sie erst im vollen Klettern. Hei! wie schnell es geht den zackigen Grat schräg hinauf, bis alle nach einigen Secunden unsern Blicken entschwinden. — Es ist nicht zu lange her, daß man einer gänzlichen Ausrottung dieses herrlichen Wildes in der Tatra mit Besorgniß entgegensehen mußte. Der alte Jonek, der Wildschütz, den wir schon kennen, hatte allein 300 Stück theils waidgerecht erlegt, theils hinterlistig im Eisen gefangen. Ja, die Ausrottung der Gemse war fast schon erfolgt, als sich in neuerer Zeit verschiedene Aerare, Herrschaften und Familien die Aufgabe stellten, die Thiere nach Kräften zu schützen. Der Erfolg blieb nicht aus. Im Jahre 1873 war der Wildstand, abgesehen von den einsamen Böcken, die nicht in Betracht kommen, ca. 650 Stück, im Jahre 1881 schon ca. 1000 Stück; den Bodenverhältnissen entsprechend, kann dies als Normalstand angenommen werden. (Vergl. Jahrb. des Karpathen-Ver.) Wie mir versichert ward, ist in den letzten Jahren die Zahl des königlichen Wildes durchaus nicht zurückgegangen, obgleich im Herbste immerhin eine nicht unbedeutende Menge abgeschossen wird. —

Dem Führer folgend, suchen wir nun den Hauptkamm an dem Sattelpunkte zwischen der Grüneseespitze und der Eisthalerin zu erreichen: ein saures Stück Arbeit! denn es geht ziemlich steil bergan und fast beständig über die wilden Geröllmassen hinweg. Nach einer Stunde anstrengenden Kletterns, von den Fünf-Seen an gerechnet, befinden wir uns vor einem großen Schneefelde, etwa 2250 Meter hoch. Wir überschreiten es in süd-westlicher Richtung, und nachdem wir noch einen gewaltigen steilen Schuttkegel überklettert haben, führt uns eine Graslehne herauf bis zum Sattel, wo wir eine längere Zeit rasten und uns an der bereits sehr großartigen Aussicht ergötzen. Wir folgen dem schmalen, oft keinen halben Meter breiten Kamme nach Süden; er ist schauerlich zerrissen, aber immerhin gangbar; die jäh herabstürzenden Felsenwände zeigen die Verwüstungen durch die Atmosphärilien in noch weit höherem Grade, und der Blick herab in das Javorinkathal zur Rechten ist ebenso schreckenerregend wie der zur Linken nach der Sohle der Kohlbach. Bis auf ein oder zwei Stellen, die allerdings sehr gefährlich sind und die man nur mit Zuhilfenahme der Hände und des Brustkastens kriechend passiren kann, legt der schwindelfreie Bergsteiger den Grat im Allgemeinen sicher zurück. Nachdem wir uns aber hinter der kritischsten Stelle, dem „steinernen Roß“, ca. 4 Meter herabgelassen haben auf die tiefere Fortsetzung des Grates, ist von einer Gefährlichkeit oder Schwierigkeit nicht mehr die Rede. Wenn auch die letzte Spitze des Bergriesen noch sehr schroff abfällt, mächtige Granitblöcke führen uns bald ans heißersehnte Ziel. Wir sind 2630 Meter hoch, um 5 Meter niedriger als die Lomnitzer Spitze, um 33 tiefer als die Gerlsdorfer; alle anderen Berge im ganzen weiten Umkreis überragen wir stolz.

Die Aussicht ist bei dieser Höhe natürlich eine überaus großartige. Im Norden und Nordosten erheben sich die Belaer Kalkalpen; wir erkennen den platten Murán, den spitzen Havrán, den geneigten Novy, die Stara u. v. a. Ihre Abhänge sind alle bedeckt mit leichtem Grün, während uns in größter Nähe die schreckenerregenden, wildzerklüfteten Abstürze der Grünesee-Spitze entgegenstarren, dahinter die der Rothe- und Weißesee-Spitze. Uns gegenüber im Osten erhebt sich die dunkle Pyramide der Lomnitzerin, getrennt durch das tiefe Thal der Fünf-Seen, welches wir heraufwanderten, während genau südwärts die massige Schlagendorfer Spitze Wacht hält. Hinter dem Javorove-Grat, steinernen Arms den Krotensee tief zu unsern Füßen in weitem Bogen umgürtend, schaut der Kastenberg hervor, und ein wenig rechts hinter ihm erhebt, Alles überragend, die Gerlsdorferin ihr stolzes Haupt. Selbst die so prächtig schroff aufsteigende Tatraspitze und die wegen ihrer Aussicht weitberühmte Meeraugspitze, sie müssen sich demüthig neigen vor der Königin der Tatra. Zwischen der Meeraugspitze und dem Mönch hebt der Krivàn sein schiefes Horn in den blauen Himmelsäther; Jeder erkennt ihn sofort an seiner eigenthümlichen Gestalt. Nicht weniger großartig ist auch der Blick in die Ferne. Der Horizont wird nur unterbrochen von dem äußersten Gipfel der Gerlsdorfer und der Lomnitzer Spitze. Man sieht nach allen Richtungen der Windrose ca. 25 Meilen weit. Doch muß ich es mir natürlich versagen, alle die Städte, Dörfer, Flüsse, Thäler, Ebenen, Berge, Hügel und Höhenzüge hier namhaft zu machen, welche das erstaunte Auge schaut. Wir müssen auch bedenken, daß uns noch der Rückweg nach Schmecks bevorsteht, der gewiß gegen 6 Stunden erfordert. Zum Aufstieg brauchte ich dieselbe Zeit, allerdings vom Hotel „Kohlbach“ aus. Geduld und Vorsicht sind beim Abstieg ebenfalls unentbehrlich; mit ihnen ausgerüstet, erreichten wir das liebliche Schmecks noch vor Einbruch der Nacht. Hier empfing mich ein wohlverdientes stattliches Mahl, und die Flasche alten Tokayers, die man mir reichte, mundete nicht übel bei den Klängen der Zigeunerbande. — Erst nach 8 Tagen rief ich den Berghäuptern, den schroffen Abhängen, den stillen Meeraugen und der lachenden, wohlangebauten Popperebene den letzten Abschiedsgruß zu: Lebt alle, alle wohl! Vielleicht sehen wir uns wieder im nächsten Jahre!

Nun durchquerte ich die kleinen Karpathen, besuchte die Dobschauer Eishöhle, worauf mich die Eisenbahn nach Tokay, Debreczin, in die ungarischen Pußten, in das Theißgebiet und schließlich nach Budapest und Wien führte.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 81. Dienstag, den 9. Juli. 1889.

Ueber die Sonnenthätigkeit im Laufe der letzten drei Jahre (1886—1888).

Das Sonnensystem ist das Urbild einer constitutionellen Monarchie. Wol kommt der „Königin des Tages" als dem Alles beherrschenden Massen- und Lebensmittelpunkte die oberste Regierungsgewalt zu, allein ein jeder Bürger dieses großen Sternenstaates hat Sitz und Stimme im Rathe und macht seinen Einfluß je nach Größe und Entfernung vom Centralkörper ungehindert geltend. Wir an Unruhe, an den Ausbruch von Fehlern und Leidenschaften gewöhnten Menschenkinder umgeben auch diesen Thron mit dem ersehnten Nimbus der Majestät und erblicken in der Sonne nur allzugern das Sinnbild königlicher Ruhe und Reinheit. Und doch entspricht dies keineswegs den thatsächlichen Verhältnissen. Dort oben herrscht keine Stille, keine Ruhe. „Dort kämpfen Stürme und rasen Eruptionen, gegen welche Indiens Cyclone leise Windhauche und die Ausbrüche des Vesuv verschwindend sind, wie das Schwirren einer Fliege an Niagaras dröhnenden Cascaden." Die größten, erst durch Jahrtausende bewirkten Veränderungen im Antlitze der Erde, die stärksten Wechsel in den Temperaturen und Strömungen der irdischen Atmosphäre sind nur schwache Abbilder jener entsetzlich wilden und jähen Vorgänge in den Tiefen und an der Oberfläche des Sonnenballes, von welchen uns das geübte und bewaffnete Auge des Astronomen Kunde bringt. Was will beispielsweise der Krakatoa-Ausbruch gegen eine Sonneneruption sagen, in welcher Massen von der Größe des ganzen Erdballes in Höhen geschleudert werden, die der Entfernung des Mondes von der Erde gleichkommen! Wohl uns, daß wir von diesen feurigen Gewalten eine Entfernung haben, welche genügt, um die vernichtenden Wirkungen des Gluthballes in Segnungen zu verwandeln. Nicht allen Gliedern des Sonnensystems wird es so wohl, streng genommen, nicht einem einzigen.

Bevor wir in unser eigentliches Thema eintreten, dürfte es dem Gesagten zufolge angezeigt sein, uns ein Bild von der physischen Beschaffenheit der Sonne, von den da oben herrschenden Gewalten zu entwerfen. Zwar sind die Untersuchungsacten über diesen Gegenstand noch lange nicht geschlossen, und es kann von einer völligen Klärung und Einmüthigkeit der Ansichten keine Rede sein; allein das Letztere ist für unseren Zweck auch gar nicht nöthig. Alle die verschiedenen Hypothesen, mögen sie sich Kern-, Wolken-, Schlacken- oder Trombentheorie nennen, mögen sie sich auf Herschel, Kirchhoff, Zöllner, Reye oder Faye berufen, können hier durch eine einzige ersetzt werden. Es sei diejenige, welche jüngst der Astrophysiker Sophus Tromholt im „Universum" entwickelte.

Das Wesen des Sonneninnern ist uns völlig unbekannt. Wir setzen an seine Stelle eine Gasmasse von ungeheuer hoher Temperatur und beliebiger Größe. Die sichtbare, das ungeschützte Auge blendende Sonnenoberfläche — das, was wir eigentlich als Sonne sehen und benennen — ist die erste Hülle jenes Kernes, entstanden durch die von der Kälte des Weltenraumes verursachte Abkühlung der hocherhitzten äußeren Schichten jener Gasmassen, daher aufzufassen als ein wolkenartiges, luftiges Gebilde, welches die Astrophysiker mit dem Namen Lichthülle (Photosphäre) belegen. Wir kennen weder ihre Tiefe noch die Art ihres Ueberganges in den Sonnenkern; nur soviel ist sicher, daß sie die meisten irdischen Metalle in Dampfform enthält und den Sonnenflecken und Fackeln als Tummelplatz dient. Ueber ihr liegt die zweite Hülle, die ca. 1000 Meilen starke, für das bewaffnete Auge rothleuchtende Farbenhülle (Chromosphäre). Ihr Hauptbestandtheil ist glühender Wasserstoff, in welchem die mächtigen Protuberanzen (Lichtgarben) ihr Spiel treiben. Das Ganze umschließt die über 100 000 Meilen hohe Corona, die sich nach und nach in den dunklen Weltenraum verliert, jener Glorienschein, welcher bei totalen Sonnenfinsternissen im Augenblicke der Totalität auf den Beobachter einen so überwältigenden Eindruck macht. Von diesen vier concentrischen Gas- und Lichtkugeln überstrahlt die zweite, die Photosphäre, alle anderen und kann allein mit unbewaffnetem Auge wahrgenommen werden. Das wäre der Bau — nun zur Thätigkeit der Sonne.

Der von der Photosphäre umschlossene gasförmige Sonnenkern befindet sich infolge seiner hohen Temperatur und seines luftförmig flüssigen Zustandes unausgesetzt in wogender, wallender Bewegung. Gleich irdischen Lavaströmen durchbrechen von Zeit zu Zeit die überhitzten Gase mit enormer Gewalt die zarte Lichthülle, füllen die gebohrten Schlünde mit lichtabsorbirenden Gasarten und Dämpfen, welche das Auge des Beschauers dann folgerichtig als dunkle Stellen, Flecke genannt, erkennen muß. Die bei dem Ausbruch verdrängten und in die Höhe geschleuderten Theile der Photosphäre häufen sich an den Seiten des Kraters zu Lichtpunkten, Sonnenfackeln genannt, an. Beide Erzeugnisse der Sonnenthätigkeit erreichen oft ungeheure Ausdehnungen. In dem Schlunde eines sogenannten Fleckes können wir bequem die ganze Erdkugel placiren, und es sind Fackeln von 4000 Meilen Länge beobachtet worden. Die zweite Hülle, die Chromosphäre, die das Auge des Laien nur bei totalen Finsternissen erblickt, macht den Eindruck, „als ob auf der ganzen Sonnenoberfläche aus zahllosen Oeffnungen kleinere und größere Strahlen glühender Gase hervorbrächen, welche mit ihren Flammen die ganze Sonne umspannen". Die rasende Eile, mit welcher diese Feuergarben (Protuberanzen) dahin schießen, ihre Größe und wechselnden Formen vermag Niemand zu beschreiben. In einer Viertelstunde können sie entstehen, bis 70 000 Meilen aufschießen, um dann eben so schnell wieder ihre Feuertropfen in ungeheueren Massen auf die Sonne zurückstürzen zu lassen. Es ist ein ununterbrochenes großartiges Feuerwerk, dessen Farbenspiel kein Bild wiederzugeben vermag. Ruhiger, wenn auch durchaus nicht ruhig, geht es in der Corona zu. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht dieselbe aus lauter kleinen einzelnen Körpern, welche ununterbrochen von der Sonne hinausgeschleudert werden und wieder auf sie zurückfallen. Vielleicht mischt sich in dieses kosmische Ballspiel noch das Kreisen von ungezählten um die Sonne schwärmenden Meteoren.

Mögen nun zukünftige Forschungen die hier entwickelten Ansichten einzelner Astronomen bestätigen oder widerlegen, so viel steht auf alle Fälle fest, daß der Erdenbewohner die Sonnenflecke, Fackeln und Protuberanzen als Signale der Sonnenthätigkeit aufzufassen hat. Und insbesondere kommt den Flecken nach dieser Richtung hin

eine erhöhte Bedeutung zu, weil man zu ihrer Beobachtung weder das geübte Auge eines geschulten Astronomen, noch kostspielige Apparate bedarf; vereinzelt sind die größten derselben schon mit bloßem Auge wahrgenommen worden. Man wird also sagen können: Je mehr Flecke die Sonne zeigt, desto energischer ist ihre Thätigkeit; je weniger Flecke sie hat, desto ruhiger geht es auf ihr zu. Sehen wir nun zu, wie es in den letzten drei Jahren in dieser Hinsicht auf der Sonne stand.

Während des genannten Zeitraumes ist die Sonne von dem Schreiber dieser Zeilen an jedem dazu geeigneten Tage mittels eines dreizölligen Refractors auf ihren Fleckenreichthum hin untersucht, das jedesmalige Bild durch Zeichnung fixirt und das Gesammtresultat durch die in demselben Zeitabschnitte auf der Sonnenwarte zu Potsdam angestellten Beobachtungen — welche uns Hr. Dr. Wilsing freundlichst übermittelte — ergänzt und controlirt worden. Während unter Voraussetzung eines gewissenhaften und consequenten Beobachters die Zahl der Beobachtungstage Aufschluß über die in dem betreffenden Zeitabschnitte herrschenden Bewölkungsverhältnisse giebt, lassen Zahl und Areal der Flecke, sowie die Zahl der fleckenlosen Tage einen Rückschluß auf die Größe der jeweiligen Sonnenthätigkeit zu. Wir achten zunächst auf die Zahl der Beobachtungstage. Dieselbe betrug

	1886	1887	1888	zusammen
in Schneeberg . . .	156	160	110	426
„ Potsdam . . .	162	104	75	341
Zusammen	212	199	127	538

Hieraus erkennt man sofort die Ungunst der vorjährigen Witterung. Die geringe Zahl der Beobachtungstage in dem niederschlagsreichen Januar (4 resp. 2), Juli (2) und October (5 resp. 1) 1888 drücken die Zahl der Sonnenbeobachtungen für das betreffende Jahr mit Macht herab.

Die Flecke treten in einer Entfernung bis zu 40° vom Sonnenäquator gruppenweise oder vereinzelt, gewöhnlich in Verbindung mit Fackeln auf. Sie durchleben im Mittel 2 bis 3 Sonnenrotationen zu je 25 Tagen und bieten so einem rührigen Beobachter Gelegenheit genug, ihr Kommen und Gehen, ihr Werden und Vergehen zu studiren. Die längste Dauer eines Fleckes betrug bis dato 18 Monate. Zählt man sämmtliche Beobachtungen der gesehenen Flecke einzeln, so gestalten sich für die letzten 3 Jahre die Frequenzziffern wie folgt:

	1886	1887	1888	zusammen
Fleckengruppen	272	137	85	494
Fleckenzahl	997	385	228	1610
Ausgeglichen auf gleichviel Beobachtungstage	997	423	381	1801.

Aus diesen Zahlen läßt sich auf den ersten Blick hin die Abnahme der Sonnenthätigkeit constatiren. Nun dürfte wol jedem Leser die Thatsache bekannt sein, daß die Sonnenflecke eine sehr deutliche Periode von ungefähr 11 Jahren haben. 1851 entdeckte man dieselbe, 1884 fand das letzte Maximum statt. 1889/90 haben wir das nächste Minimum zu erwarten. Von dem Grunde dieser Periodicität hat man keine sichere Vermuthung. Daß wir uns in unmittelbarer Nähe des bevorstehenden Fleckenminimums befinden, lehrt nicht nur obige Zusammenstellung, sondern auch folgende Thatsache. Durchstöbert man die lange Reihe der Schwabe'schen Sonnenfleckenbeobachtungen auf die Zahl der fleckenlosen Tage hin und zieht aus den in den Perioden gleichliegenden Jahren das Mittel, so ergiebt sich: Im Jahre des Maximums und dem darauf folgenden fand Schwabe je 0 fleckenfreie Tage, im nächsten 1 und so fort: 2, 7, 50, 111, 169, 74, 12 und 5. Von 1886 bis 1888 ist nun die Zahl der fleckenlosen Tage von 103 über 144 auf 153 gestiegen, hat sich somit obigen Maximalwerthen stark genähert und wird dieselben im laufenden Jahre — bereits 96 gezählt — erreichen. Der Eintritt des Minimums ist sonach für die nächste Zeit zu erwarten.

Was endlich das Areal der Sonnenflecken anlangt, so sei kurz erwähnt, daß dasselbe gegenwärtig auch im Abnehmen begriffen ist und gewöhnlich in Millionsteln der Sonnenoberfläche ausgedrückt wird. Denkt man sich das gesammte Fleckenareal eines Jahres auf einen Tag vereinigt, so nahmen die Flecke im Jahre 1886 29 760 Millionstel oder 3%, 1887 8590 Millionstel oder 0,9% und 1888 nur 700 Millionstel oder 0,07% der Sonnenoberfläche ein. Von einzelnen Tagen hat es in den genannten 3 Jahren nur der 14. Januar 1886 zu einem Fleckenareal von über 1000 Millionstel (1040) d. i. 1‰ gebracht. Im letzten Jahre (1888) mußte die Bestimmung des Areals wegen der Kleinheit der Flecke oft unterbleiben — auch ein Hinweis auf die Nähe des Minimums. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß mit diesem Fleckenminimum eine Periode der Ruhe für die Magnetnadel, eine Abnahme der Nordlichter, der Niederschläge u. a. m. in Aussicht steht. J. B.

Bücherbesprechungen.

□ Geschichte der christlichen Ethik. Erste Hälfte: Geschichte der christlichen Ethik vor der Reformation. Von D. Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. — Der Geschichte der „antiken Ethik", die der Verf. vor einiger Zeit herausgegeben und die wir auch in diesen Blättern besprochen, läßt er nun die erste Hälfte der Geschichte der christlichen Ethik folgen, die nach einem kurzen orientirenden Rückblick auf die antike Ethik und einer Charakteristik des Buddhismus bezüglich seiner Moral zunächst die israelitische Ethik darstellt und dann den Entwickelungsgang der ethischen Anschauungen auf christlichem Boden von ihrer Wurzel an im Neuen Testamente durch die alte und mittelalterliche Kirche hindurch bis zum Humanismus verfolgt. Wir beschränken uns selbstverständlich an diesem Orte darauf, die Theologen und die christlich gebildeten Laien auf die Bedeutung dieser nach großen Principien angelegten hervorragenden historischen Arbeit aufmerksam zu machen, die auf gründlichster und eingehendster Forschung beruht und die unter steter Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur auf diesem Gebiete, auf dem eine lebhafte Production herrscht, sich mit den verschiedenen Standpunkten auseinandersetzt. Mit der an dem Verf. bekannten Schärfe und Klarheit, welche, unbeirrt durch das Detail, stets die beherrschenden Grundgedanken im Auge hat, rollt der Verf. ein ebenso lichtvolles als interessantes und fesselndes Bild auf von der dialektischen Bewegung, durch welche das sittliche Ideal des Christenthums, indem es sich in seine verschiedenen Momente auseinanderlegt und mit der heidnischen und jüdischen Tradition theils in Kampf, theils in annähernde Berührung tritt, in der alten und mittelalterlichen Kirche hindurchgeht. Eine wirkliche Lösung der sich daraus ergebenden Widersprüche haben selbst die größten Kirchenlehrer trotz bedeutsamer Förderung der christlichen Ethik, haben selbst ein Augustinus und die gefeierten Kirchenlehrer des Mittelalters unter den Scholastikern und Mystikern nicht herbeizuführen vermocht. Namentlich ist in Bezug auf die rechte Auseinandersetzung zwischen Natur und Gnade und die rechte Würdigung des natürlichen Lebens mit seinen Verhältnissen und Aufgaben eine Schwankung und „Zwiespältigkeit der Stimmung und des Urtheils" zu bemerken, die von Augustin an durch das ganze Mittelalter sich fortsetzt und die noch heute zum Gepräge der römischen Kirche gehört. Die wirkliche Lösung bringt erst die Reformation. Ein überaus reicher Stoff ist in dieser Geschichte von dem Verf. mit bekannter Meisterschaft in der Form und mit sicherer Beherrschung des Gegenstandes verarbeitet unter beständiger Verweisung auf die Quellen und mehrfachem Abdruck einzelner Stellen aus denselben. Der Verf. beschränkt sich mit Recht nicht darauf, die sittlichen Anschauungen der verschiedenen Perioden in den Schriften der hervorragenden Kirchenlehrer zu suchen, er geht auch auf die übrige Literatur ein, wie im Mittelalter auf die altdeutschen Dichter, sowie auf die sittlichen Zustände, wie sie sich im Einzelnen gestaltet und die herrschenden ethischen Anschauungen wiedergespiegelt. Auch in den einleitenden Partien der Schrift, in welchen der Verf. sich der möglichsten Kürze befleißigt, hat er doch in bündigster Weise verkehrte moderne Anschauungen widerlegt, so z. B. in dem Abschnitt über den von vielen unserer modernen Gebildeten gefeierten, weil unverstandenen Buddhismus und dann in dem Abschnitt über „israelische Ethik". Mit Spannung sehen wir der zweiten Hälfte dieser „Geschichte" entgegen.

—e— Paulinum, Pensionat des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg. Progymnasium und höhere Bürgerschule. Erster Jahresbericht. Schuljahr 1888/89. Hamburg, 1889. — Der im Jahre 1881 verstorbene Begründer des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg, Dr. J. H. Wichern, dessen reich gesegnetes Leben Friedrich Oldenberg so fesselnd beschrieben hat, errichtete im Jahre 1852 im Anschluß an die schon längere Zeit bestehende Rettungsanstalt ein Pensionat für Knaben aus höheren Ständen, um ihnen daselbst „eine Erziehung zu bieten, welche — getragen vom Geiste des Evangeliums — vor Allem Gewicht legt auf einheitliches Zusammenwirken von Schule und Haus". Aus diesem Pensionate, das zu Anfang der 70er Jahre nur etwa 20 Zöglinge zählte, hat sich allmälig das Paulinum entwickelt. Dasselbe

besteht aus einem siebenclassigen Progymnasium (Schülerbestand am 1. Febr. d. J. 47) und einer sechsclassigen höheren Bürgerschule (Schülerbestand am 1. Febr. d. J. 38). Beide Abtheilungen, denen als Director Johannes Wichern, als Leiter des Unterrichts und stellvertretender Director Pastor Röhricht vorsteht, besitzen seit 1888 das Recht zur Ausstellung giltiger Zeugnisse für den einjährig-freiwilligen Militärdienst und sind daher jetzt noch besser als früher geeignet, dem Elternhause bei schwierigen Erziehungsfällen zu Hilfe zu kommen. Wie sehr aber derartige Hilfe gebraucht wird, geht u. A. daraus hervor, daß seit Einrichtung des Pensionates insgesammt mehr als 3200 Zöglinge zur Aufnahme angemeldet worden sind. Und im Schuljahre 1888/89 stieg die Zahl der Anmeldungen, die im Vorjahre schon 148 betrug, auf 289. — Für den Unterricht gelten sowol im Progymnasium, als auch in der höheren Bürgerschule die preußischen Lehrpläne. Zum Zwecke der Erziehung sind die Schüler in sogenannte „Familien" abgetheilt, deren jede unter Leitung eines Lehrers „ein relativ in sich abgeschlossenes Ganze, einen kleinen Lebensorganismus" bildet. Diese Familien „möchten den Zöglingen für das, was sie sonst in der Gemeinschaft der von Gott geordneten Träger des Familienlebens haben und genießen dürfen, einen gewissen Ersatz bieten; nicht starre Gesetzlichkeit, sondern der Geist einer zum Dienen willigen Liebe soll in ihnen regieren, womit ebensowol die Bürgschaft für die Aufrechterhaltung äußerer Zucht und Ordnung, wie die Gewähr einer zur gesunden inneren Entwickelung unentbehrlichen Freiheit gegeben ist". — Allen Denen, welche sich hierüber, sowie über die sonstigen Einrichtungen und das Leben der Anstalt näher zu unterrichten wünschen, sei die Lectüre des vorliegenden Jahresberichts hiermit angelegentlichst empfohlen.

—e— Zwölfter Jahresbericht über das königl. Schullehrerseminar zu Plauen auf die Zeit von Ende Mai 1885 bis Mitte Juni 1889, zugleich als Einladungsschrift zur Feier der achthundertjährigen Herrschaft des Hauses Wettin, herausgegeben von Schulrath Herm. Fr. Römpler, Seminardirector. Druck von F. E. Neupert in Plauen. — Die das ganze Sachsenland aufs lebhafteste bewegende Wettinfeier hat, wie der Verfasser einleitend bemerkt, Veranlassung dazu gegeben, die Theilnahme des Seminars zu Plauen in der vorliegenden Festschrift zum Ausdrucke zu bringen. Sie knüpft an die im Jahre 1885 veranstaltete Jubelfeier der Anstalt an und giebt zunächst die wichtigsten Mittheilungen über die Geschichte derselben in den letzten vier Jahren (Schulfeierlichkeiten, Ausflüge, Revisionen, Prüfungen, Lehrerwechsel rc.), sodann ein Verzeichniß der Lehrer und Schüler, zum Schlusse endlich einen lesenswerthen, die Bestrebungen der sogenannten „wissenschaftlichen" Pädagogik mehrfach berührenden Aufsatz unter der Ueberschrift „Etwas vom Unterrichten".

J. R. Im Verlage von Hugo Klein in Barmen hat Superintendent August Trümpelmann in Torgau eine Schrift erscheinen lassen, welche sich mit der Censur beschäftigt, die vor Jahresfrist an seinem Lutherfestspiel in Berlin geübt wurde. Da der „Fall Trümpelmann" s. Z., als er die Gemüther bewegte, eingehend gewürdigt worden ist, so genügt hier ein Hinweis auf die Schrift, mit dem Bemerken, daß sie das Material des Falls zusammenträgt. Ganz vollständig ist dasselbe freilich nicht.

γ. Italiens Wehrkraft. Von E. Schuler, k. k. Oberlieutenant. Wien, Seidel u. Sohn 1889. 286 Seiten. — Diese neueste Arbeit reiht sich den früheren „Rußlands Wehrkraft" und „Dislokationskarte der russischen Armee" desselben Verfassers glücklich an. Die Arbeit ist um so verdienstlicher, als ein deutsches neueres Werk über die italienische Armee in diesem Umfange nicht existirt. Das Buch behandelt die Wehrverfassung und Heeresergänzung, Ausbildung der Truppen und Officiercorps, Armeeleitung, Eisenbahnwesen, Mobilisirung und Kriegsformationen, die Grenzbefestigungen und schließlich auch die Flotte in getrennten übersichtlichen Abschnitten. Leider gebricht es an Raum, um an einigen Beispielen die auffallenden Fortschritte nachzuweisen, welche das italienische Heerwesen innerhalb der letzten 10 Jahre gemacht hat. Die Opfer, welche das Land für die Hebung seiner Wehrkraft gebracht hat, sind ganz außerordentliche. So ist seit den letzten 6½—7 Jahren das Budget für das Landheer um 82½ Millionen Lire bei gleichzeitiger Bewilligung von circa 500 Millionen Lire gesteigert worden; das für die Flotte ist seit 1882 um 73 Millionen angewachsen bei fortgesetzten außerordentlichen Crediten, so im December 1886 12½ Millionen und schon im März 1887 wieder 85 Millionen Lire! — Das Buch behandelt ein sehr interessantes Thema in ansprechender Form, es wird sich Eingang in die Bibliotheken und Studirzimmer verschaffen und gewiß Diejenigen befriedigen, welche sich eingehend damit beschäftigen.

* Von dem Gesetze, betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, vom 1. Mai 1889 ist nunmehr auch eine mit Erläuterungen aus den amtlichen Materialien des Gesetzes, einer Einleitung und einem ausführlichen Sachregister versehene, vom Landgerichtsdirector Stephan Hoffmann in Dresden bearbeitete Ausgabe erschienen, welche den 32. Band der Handausgabe deutscher Reichsgesetze des Roßberg'schen Verlages bildet. Dem Bedenken, welches man gegen derartige frühzeitige Ausgaben von Gesetzen erheben kann, welche noch nicht in Kraft getreten und zu denen die Ausführungsbestimmungen noch gar nicht erlassen sind, ist durch die Zusicherung der Verlagshandlung Rechnung getragen worden, die Verordnungen des Bundesraths, welche zur Ausführung der Vorschriften über das Genossenschaftsregister und über die Anmeldungen zu demselben zu erlassen sind, sowie die Instruction des Reichskanzlers über die Anfertigung der Revisionsberichte nebst den Preußischen, Bayerischen, Sächsischen und Württembergischen Ausführungsverordnungen alsbald nach ihrer amtlichen Veröffentlichung in einem besonderen Bande der Handausgabe deutscher Reichsgesetze ebenfalls zur Veröffentlichung gelangen zu lassen.

N.— Ernst Levi, Zur Lehre vom Zweikampfverbrechen. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. 3 ℳ 20 ₰. — Der Verfasser, ein Schüler Binding's, dem die Schrift auch gewidmet ist, beschäftigt sich mit dem Zweikampfe lediglich als Verbrechen; doch tritt er im 1. Abschnitte der culturhistorischen Bedeutung des Duells insofern näher, als er mit der Entstehungszeit auch die Entstehungsart des Zweikampfverbrechens erörtert. Ursprünglich war der Zweikampf eine erlaubte, rechtliche Handlung — gottesgerichtlicher Zweikampf; mit dem 13. Jahrhundert verschwindet derselbe, der öffentliche Zweikampf vor Kampfesgerichten zum Zwecke des Austrags, ohne Verfahren und Urtheil, löst ihn ab; das Privatduell tritt erst um 1570 auf, ohne daß ein organisches Herauswachsen desselben aus den gerichtlichen Austragskämpfen für Deutschland, Frankreich und Italien nachweisbar wäre. Das Privatduell ist niemals für erlaubt angesehen worden, alsbald nach seinem Auftreten wird es zum Verbrechen gestempelt, militärisch zuerst 1570, wo „das muthwillige Balgen im Reichsheere" bei Leibesstrafe verboten wird; bürgerlich erstmalig in des Kurfürsten August von Sachsen Constitutionen von 1671, wo den Provocanten, die mit ehrenrührigen Worten ausforderten, arbiträre Strafe, bei Vollzug des Duells Landesverweisung angedroht wird. Im Weiteren verfolgt der Verf. das Zweikampfverbrechen in der Gesetzgebung und Doctrin Deutschlands, wobei besonders die Gestaltung in den neueren deutschen Strafgesetzbüchern mit einer eingehenden vergleichenden und erläuternden Darstellung bedacht wird. Da jedoch praktische Folgerungen aus diesen Erörterungen für die Dogmatik des heutigen Rechts nicht gezogen werden, besitzen sie lediglich historischen Werth. Den heutigen Zweikampfsdelictsbegriff unternimmt Verf., auch hierin ein rechter Schüler Binding's, rein exegetisch aus den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs zu gewinnen, er findet ihn dahin, daß der Zweikampf mit tödtlichen Waffen derjenige vereinbarte, geregelte, zwischen zwei Personen unter gegenseitiger Einwilligung geführte Kampf ist, welcher mit Waffen geführt wird, die bei der concreten Anwendungsart tödtlich zu wirken geeignet sind. Er tritt damit in Widerstreit zu der herrschenden Meinung und zu der Auffassung des Reichsgerichts. Seine Ausführungen sind aber scharfsinnig und überzeugend, sein Resultat befriedigender, weil für ihn die Möglichkeit besteht, die einfachen studentischen Schlägermensuren nicht als Zweikampfverbrechen anzuerkennen, sie vielmehr blos disciplinarischer Ahndung zuzuweisen.

— Der Leipziger Schöppenstuhl. II. Abschnitt. Von Theodor Distel. Weimar, Hofbuchdruckerei. 1889. (Sep.-Abdr. a. d. Ztf. der Savigny-Stiftung. X.) — Nachdem der Verfasser schon 1886 den ersten Theil dieser Abhandlung vollendet hatte, giebt er hier den zweiten Abschnitt, der auf langwierigem Studium zahlreicher Acten im königl. Hauptstaatsarchiv, im Leipziger Rathsarchiv und auf der hiesigen Universitätsbibliothek fußt. Die Leipziger Rechtsgeschichte des XVI. Jahrhunderts wird durch die sorgsame Arbeit nicht unbedeutend gefördert, und aus diesem Grunde sei etwas genauer auf Einzelnes eingegangen. Allerdings nur ¼ Jahr der Verfassungsgeschichte des Stuhles wird uns geboten, freilich ein gewichtiger Zeitabschnitt in seiner Entwickelung: die Neubegründung des Stuhles durch Kurfürst August im Jahre 1574. Schon seit 21. April 1572 trug sich August mit einer gründlichen Umgestaltung; er wollte den Stuhl neu besetzen und ihn in eine andere Stadt verstellen, ja auch den Wittenberger Schöppenstuhl neu organisiren. Die kurfürstlichen Räthe richteten deshalb zunächst

ein Schreiben an den Rath der Stadt Leipzig, in welchem sie die im Stuhle herrschenden Mißstände rügten und gegen die einzelnen Schöppen Verschiedenes geltend machten. Nur dagegen waren sie, den Stuhl von Leipzig anderswohin zu verlegen. Er müsse in Leipzig bleiben, wo er von Alters her bestanden habe, weil ferner die Stadt mitten im Lande und allen rechtsbedürftigen Unterthanen wohl gelegen sei. Als neue Schöppen schlugen sie Georg Kost, Marcus Scipio und Simon Sinapius vor. Vor Allem aber sollten die zu erwählenden Rechtsgelehrten nur und lediglich Schöppen sein und im Lande in peinlichen Sachen ausschließlich sprechen. August erklärte sich mit diesen Vorschlägen seiner Räthe einverstanden. — Es folgen nun die weiteren Vorarbeiten der Räthe über die neuzuerwählenden Schöppen; die Verhandlungen zogen sich bis zum 14. November 1574 hin. Am Montag den 15. November erfolgte dann früh 7 Uhr auf dem Leipziger Rathhause die Umbildung des Stuhles selbst. Da uns als Leipziger dieser denkwürdige Act ganz besonders fesseln darf, so sei er hier in großen Zügen wiedergegeben. — Zu gedachter Stunde erschienen auf Vorladung der Commissare zuerst die in der Stadt anwesenden Leipziger Rathsmitglieder, Hieronymus Rauscher an der Spitze. Auch Christ. Abt, H. Pautzschmann u. A. werden ausdrücklich genannt. Von Kysenweter las ihnen zunächst die vom Kurfürsten ausgefertigte Institution vor und händigte ihnen dann die Fundationsurkunde ein. Rauscher bat hierauf für sich und seine Genossen um eine Entlassung auf kurze Zeit „zu einer kleinen unterrede und ablesunge". Nach Verlauf von einer halben Stunde erschienen die Leipziger Rathsherren wieder und meldeten, daß sie des Kurfürsten Meinung und Vorhaben billigten. Nun setzten die Commissare den Baumeister Wolf Peiligke, bis zur Wahl des fehlenden dritten Bürgermeisters, in den Stuhl und forderten von dem Bürgermeister Lotter, daß er demnächst einen Substituten benenne. Hierauf begann das Einzelverhör mit den alten Schöppen und ihre Entlassung aus dem Spruchcolleg. Sofort aber forderte man nun die neuen Schöppen vor und zwar die Laien: Rauscher, den berühmten Baumeister Hieronymus Lotter sen., Abt und Peiligke. Später traten die Doctoren Kost, Unwirth und Scipio hinzu. Zur Einsicht der Fundationsurkunde baten die Doctoren um eine Frist bis Nachmittags 2 Uhr, welche ihnen gewährt wurde. Als Eidesformel war die alte, jedoch mit dem Zusatze beibehalten worden, außer zu Gott auch „zu dem Kurfürsten zu Sachsen" zu schwören. Alsbald wurden die neuen Schöppen in ihr Amt eingewiesen und sie, da es schon spät am Tage geworden war, am folgenden Morgen früh vereidet und ihnen die Ausstellung je eines Reverses anbefohlen. Schon am 16. Nov. 1574 meldete der Rath zu Leipzig den Gehorsam der neuen Schöppen an den Kurfürsten. Gleichzeitig gaben auch die drei in den Stuhl eingewiesenen Doctoren ihren Gehorsam August kund und baten noch um einen 4. Collegen. August sprach (d. d. Annaburg, 20. Nov.) den Schöppen seinen Beifall aus, trug jedoch Bedenken, einen 4. Doctor anzustellen und bestimmte, daß sie sich „des churfursten zu Sachsen ect. vorordente schöppen oder churfürstliche sechsische schöppen" nennen sollten und versprach ihnen — unter Verleihung des rothen Wachses — ein Siegel zu senden. „Gott Lob und Dank" schrieben die Räthe zu Torgau in einem Schreiben an den Kurfürsten, als sie das Gelingen des ganzen Werkes meldeten, welches fast 260 Jahre Bestand haben sollte. Distel's Arbeit zeugt von umfassender Kenntniß alles einschlägigen und Gott Lob reichlich erhaltenen Materials auf diesem Gebiete und hat schöne Neuergebnisse gefördert. So konnten Gretschel's Nachrichten vielfältig verbessert, auch der noch heute auftauchende Irrthum beseitigt werden, als hätten seit 1574 immer mindestens 6 Doctoren im Stuhle gesessen. Vor Allem schätzenswerth sind die Angaben über einzelne Rechtsgelehrten, die Orginale wichtigster Urkunden (z. B. die Eidesformeln) und das Siegel, das von 1575—1661 in Gebrauch war. Es trägt oben zwei Schilder, das rechte mit dem kursächsischen Wappen, das linke mit den gekreuzten Schwertern geziert. In der Mitte eine schreitende Justitia mit Wage und Schwert, genau in derselben Fassung, wie an einem Stirnziegel über der westlichen Seitenthür zur hiesigen Nicolaikirche. Die Darstellung ist dem Stoffe angemessen, konnte an einigen Stellen aber etwas gefälliger sein, z. B. S. 13, Z. 14 v. o.; 19, Z. 10 v. u.; 14, Z. 20 v. u.

R. B. Ernst Lößnitzer, Ehrenmitglied der Vereine „Berliner Köche" zu Berlin und „Schlesische Köche" zu Breslau, Verdeutschungs-Wörterbuch der Fachsprache der Kochkunst und Küche. Berlin, bei Adolf Reinecke. Preis gebunden 2 ℳ 80 ₰. — Die Verdeutschung der Speisekarte ist vielleicht dasjenige Gebiet der Sprachreinigung, das diese Bestrebungen am ersten mit volksthümlich gemacht hat. Es ist auch in der That ein völlig berechtigtes Verlangen, wenn man wissen will, was einem vorgesetzt wird oder werden kann, wenn man keine Lust hat, sich durch allerlei vornehm klingende welsche Namen täuschen und hinter's Licht führen zu lassen. Das bestreiten übrigens die deutschen Köche schon längst, daß man die feine Kochkunst nur jenseits der Vogesen verstehe; sie behaupten, die deutsche Küche habe sich in neuerer Zeit durchaus einen Ehrenplatz neben der französischen erobert. Ich lasse diesen Streit unentschieden, würde es auch nicht gerade für eine nationale Schmach halten, wenn wir wirklich die Ueberlegenheit der Franzosen auf diesem Gebiete eingestehen müßten. Aber daß wir jede Speise, einschließlich der ausgesuchtesten Leckerbissen, in unserer Sprache benennen können, das ist mir ganz unzweifelhaft. Das vorliegende neue Verdeutschungswörterbuch, das dritte in der Reihe der Fachverdeutschungsbücher, die bei Reinecke in Berlin erscheinen, ist dafür ein weit eingehenderer Beweis, als das vom Deutschen Sprachvereine unlängst herausgegebene Küchenbüchlein, das hier in Leipzig bei F. Hirt & Sohn zu haben ist. Dieses ist so zu sagen für die Küche des bürgerlichen Hauses bestimmt (es stehen aber schon recht viele gute Sachen drin), das Lößnitzer'sche ist für die großen Gastwirthe und Gasthofsbesitzer berechnet. 248 Seiten gegenüber den noch dazu weiter gedruckten 46 Seiten des kleinen Buches — man ersieht schon aus diesen Zahlen den Reichthum des Inhaltes! Ob der Verfasser überall das Richtige getroffen hat mit seinen Uebertragungen? Hie und da übersetzt er mir zu wörtlich. Für das bekannte à la maître d'hôtel zu setzen „auf Haushofmeisterart" wird man sich wol schwer entschließen. Der Zusatz kann in den meisten Fällen ohne Schaden ganz fallen; denn der Gast weiß ja doch nicht, worin das Verfahren des maître d'hôtel besteht. Will man es übersetzen, so muß es von Fall zu Fall anders gegeben werden je nach der Eigenart des betreffenden Verfahrens. Ich vermisse auch an manchen Stellen übliche deutsche Bezeichnungen, z. B. „Prinzeßkartoffeln" als Uebersetzung für pommes de terre aux harengs. Aber solche kleine Ausstellungen wollen gar nicht viel sagen; ein derartiges Nachschlagebuch so zu machen, daß Allen Alles daran gefällt, das dürfte kaum möglich sein. Schließlich darf ja auch jeder beliebige schöpferische Kopf unter den Küchenmeistern seinen Gerichten noch eigene Namen aussinnen; nur sollte er dann den Ehrgeiz haben, daß diese gut deutsch klingen müßten. Möge zur Erweckung dieses Ehrgeizes auch das neue Küchenverdeutschungswörterbuch an seinem Theile mithelfen!

G. Oe. — Von dem bei dem Erscheinen der ersten Lieferung von uns angezeigten Lieferungswerke: Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart von M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Oberstlieutenant z. D. (Annaberg, Hermann Graser 1889. Preis der Lieferung: 60 ₰) sind nun die Lieferungen 2 bis 4 erschienen. Sie bestätigen unsere Erwartung, daß das Buch eine werthvolle Bereicherung unserer heimathskundlichen Literatur werde, in vollem Maße. In anziehendem Tone und sachgemäßer Gruppirung behandeln die neu erschienenen Hefte das Klima und die Besiedelung des Gebirges, die Bevölkerungszahl, Anlage und Bauart der Dörfer, der Einzelhäuser, des Hufengutes und der Städte, die Verkehrswege, die Wohnung, Nahrung, Tracht, Liebhabereien, Vergnügungen, Sitten und Gebräuche der Bewohner und geben einen umfassenden Ueberblick über die bisher erschienenen Werke und Karten vom Erzgebirge. Dann beginnen die Einzelschilderungen und zwar zunächst die des Gottleuba- und des Müglitzthales; in diese Landschaftsschilderungen sind geschichtliche und culturhistorische Episoden eingewebt. Alles, was der Verfasser bietet, beruht auf tüchtiger Forschung und selbständiger, scharfer Beobachtung. Seine Schilderungen sind durchweht von herzlicher Heimathsliebe und warmer Begeisterung für landschaftliche Schönheiten. In einigen Einzelheiten sind wir mit seiner Auffassung nicht durchaus einverstanden; doch möchten wir die Erörterung dieser Fragen bis zur Vollendung des Werkes aufheben. Jetzt haben wir es nur wieder erwähnt, um es noch einmal allen Denen, die einen Sinn für die Eigenart unseres heimischen Berglandes haben, auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Es verdient solche Empfehlung.

J. R. Wer das schöne Stuttgart besuchen will, findet im vierten Bande des von uns schon mehrmals erwähnten Lustigen Baedeker (Stuttgart, Levy & Müller) einen ausreichenden Führer, der ihn auf leichte und unterhaltende Weise mit Allem bekannt macht, was die schwäbische Residenz an Kunst und Natur Sehenswerthes und Reizendes bietet. Auch die gelungenen Illustrationen von dem Maler Peter Schnorr führen auf hübsche Weise in das gemüthliche süddeutsche Leben ein. Preis 1 ℳ

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 82. Donnerstag, den 11. Juli. 1889.

Matthias Oeder's Karte von Sachsen.*)

—m— Das so glänzend verlaufene Jubiläum des Hauses Wettin hat zu einer ganzen Bibliothek von Gelegenheitsschriften Anlaß gegeben, von denen neben vielen, denen man nichts Besseres wünschen kann, als daß sie bald wieder vergessen werden möchten, doch einige einen bleibenden wissenschaftlichen Werth besitzen. In erster Linie muß unter diesen die Festgabe der Direction des Hauptstaatsarchivs genannt werden.

Jahrhunderte lang hatte Oeder's kostbares kartographisches Werk unbeachtet in den Rißschränken des Hauptstaatsarchivs gelegen, bis vor etwa 10 Jahren Prof. Soph. Ruge dasselbe gewissermaßen entdeckte, indem er seinen hohen wissenschaftlichen Werth erkannte und seinen Autor nachwies. In einem längeren Aufsatze über die Geschichte der sächsischen Kartographie im 16. Jahrhundert, der in Kettler's „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie", Bd. II, erschien, hat er zuerst (1881) auf dasselbe aufmerksam gemacht, dann (1882) im „I. Jahrbuche des Gebirgsvereins für die sächs.-böhm. Schweiz" als Probe Oeder's Karte der sächsischen Schweiz mitgetheilt. Seinem unermüdlichen Fleiße und seiner eindringenden Sachkenntniß verdanken wir es denn auch in erster Linie, wenn uns in wenigen Monaten eine wahrhaft mustergiltige Reproduction des für Sachsen wichtigsten Theiles der Oeder'schen Karte vorliegen wird, die zweifellos in den weitesten Kreisen Aufsehen machen wird. Neben ihm gebührt der Freigebigkeit der sächsischen Staatsregierung, welche einen erheblichen Theil der nicht unbedeutenden Kosten der Publication übernahm, und der Leistungsfähigkeit der Verlagshandlung, die keine Opfer gescheut hat, um dem Werke eine ebenso sachgemäße als glänzende Ausstattung zu geben — auf das prächtige, von Prof. M. Rade gezeichnete Widmungsblatt der Verlagshandlung mag hier noch besonders hingewiesen werden — die wärmste Anerkennung.

Der knappen, aber vollständig erschöpfenden Einleitung, die Ruge vorausgeschickt hat, entnehmen wir folgende Daten, aus denen sowol die Bedeutung des Werkes als die Schwierigkeit seiner Ausführung sich ergiebt.

Vom Standpunkte der heutigen Kartographie aus ist es nicht leicht, einer Leistung wie der vorliegenden gerecht zu werden. Im 16. Jahrhundert fehlte es noch an allen Mitteln zu genauer astronomischer Längenbestimmung, gab es auch noch keine allgemein anerkannte Zeichensprache für die Bodengestalt des Landes. Selbst einer der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, Petrus Apianus (1495—1552), hat bei seinem Versuche, die geographische Länge und Breite der wichtigsten Orte Sachsens zu bestimmen, so kolossale Fehler gemacht, daß eine auf Grund seiner Angaben entworfene Karte ein wahres Zerrbild sein würde. „Auf wenige angeblich sichere astronomische Bestimmungen gestützt, entwarf man das Bild des Landes, indem man die aus eigener Forschung und Bereisung gewonnene Kenntniß von den Entfernungen der bewohnten Ortschaften oder auch die nur auf Erkundigungen und Schätzungen der Abstände beruhenden Entfernungen, unter Zugrundelegung einer möglichst sorgsamen Bestimmung der Himmelsrichtung, in das Kartennetz eintrug, dagegen Flußlinien, Wege, Berge und Landesgrenzen oder dergl. den Wohnplätzen bestmöglich anbequemte, ohne sich indeß irgendwie selbst über den genauen Verlauf der Erhebungen oder Linien Rechenschaft geben zu können oder auch nur Gewicht darauf zu legen." An diesen Fehlern kranken sowol das bis ins 17. Jahrh. oft aufgelegte „Theatrum Orbis" des Abraham Ortelius (1570) als die in ihrer Art sonst treffliche, von Peter Apian's Sohne ausgeführte Aufnahme Bayerns (1566). Die Oeder'sche Karte ist die erste, die einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet.

Es ist bekannt, daß der so vielseitige Kurfürst August auch für kartographische Leistungen ein großes Verständniß und Interesse besaß und ein strenger Kritiker der verschiedenen Versuche, die damals zur Herstellung einer Karte Meißens gemacht wurden, gewesen ist. Wenn er die Veröffentlichung dieser Versuche verhinderte, so war der Grund freilich nicht allein der, daß er sie als ungenügend erkannte, sondern mehr noch lag es daran, daß nach der Ansicht jener Zeit ein Einblick in alle Hilfsquellen des Landes, wie ihn eine mit mancherlei statistischen Bemerkungen versehene Karte bieten konnte, nur dem Fürsten und seinen vertrautesten Räthen gestattet werden konnte. Auch die Oeder'sche Karte, die ebenfalls auf die Initiative des Kurfürsten August zurückzuführen ist, war keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Schon 1560 hatte der Kurfürst den Professor Joh. Humelius für die Zwecke einer Landesvermessung in seinen Dienst genommen. Als dieser 1562 starb, wurde Georg Oeder, der als Markscheider mit Vermessungsarbeiten vertraut war, mit den bezüglichen Arbeiten beauftragt. Mehrere archivalische Nachrichten geben uns Kunde von seinen in verschiedenen Theilen des Landes ausgeführten Vermessungen; auch besitzt die königl. Bibliothek in Dresden eine mit seinem Namen und der Jahrzahl 1570 bezeichnete Sammlung von Plänen und vielleicht sind manche unbezeichnete Blätter des Hauptstaatsarchivs auf ihn zurückzuführen. Nach 1570 hören wir nichts weiter von ihm; überhaupt fehlt aus den Jahren 1570 bis 1586 jede Nachricht über die Fortsetzung der Landesaufnahme.

Aus einem Schreiben des Kurfürsten Christian I. vom 6. Juli 1586 erfahren wir, daß damals die Herstellung einer „Mappe unsers ganzen Landesumkreises" dem Freiberger Markscheider und Bürger Matthias Oeder, der übrigens auch schon unter Kurfürst August kartographisch thätig gewesen, übertragen war. Biographische Einzelheiten über diesen Mann fehlen fast vollständig. Von 1586 bis 1607 können wir aus den erhaltenen Rechnungen seine Thätigkeit in fast allen Theilen des Landes verfolgen. 1607 stand er in hohem Alter; er klagte in einem Schreiben vom 25. Febr., daß er durch Aufträge von Privaten vielfach von der Arbeit an der „Generallandmappe", dem großen Werke, das er gern noch zu Ende bringen wollte, abgehalten werde, und bat den Kurfürsten, ihn mit solchen Aufträgen zu verschonen. Der Kurfürst entsprach seinem Wunsche. Bald darauf aber muß Oeder verstorben sein, ohne die Karte vollendet zu haben.

Die an einander geklebten und vielfach (bei nachträglichen genaueren Messungen) mit Blättern überklebten, dann wieder in mehrere

*) Die erste Landesvermessung des Kurstaates Sachsen. Auf Befehl des Kurfürsten Christian I. ausgeführt von Matthias Oeder (1586 bis 1607). Zum 800jährigen Regierungsjubiläum des Hauses Wettin herausgegeben von der Direction des Königlichen Hauptstaatsarchivs, bearbeitet von Professor Dr. Sophus Ruge. Siebzehn kolorirte Tafeln in Lichtdruck. Dresden, Stengel und Markert. 1889.

Theile zerschnittenen Originalaufnahmen, die zusammen eine Fläche von fast 50 Quadratmetern einnehmen, lassen bei aller Flüchtigkeit der Schrift und der Umrisse doch erkennen, daß sie auf sehr genauen Messungen beruhen. Das ganze Land mit Ausnahme des südwestlichen Theils des gegenwärtigen Königreiches hat Oeder mit Quadranten, Compaß und Kette vermessen: das erste Beispiel einer vollständigen Landesvermessung in der Geschichte der Kartographie, das erst im 18. Jahrhundert wieder Nachfolge gefunden hat. Sein Maßstab ist etwa der Vierfache der sogenannten Oberreit'schen Generalstabskarte. Die Blätter, die sich im Hauptstaatsarchive befinden, sind neuerdings zerschnitten und auf Leinwand aufgezogen worden; es sind ihrer nunmehr über 100 (bei 76 cm Breite und 52 cm Höhe). Sie sind nicht mit Oeder's Namen bezeichnet, aber Ruge weist völlig überzeugend nach, daß sie nur von ihm herrühren können.

Das Hauptstaatsarchiv besitzt ferner eine um etwa das Vierfache verkleinerte Copie dieses Originalconcepts, die schon in älterer Zeit zerschnitten und aufgezogen worden ist. Gegenwärtig besteht sie aus 22 Blättern von verschiedener Größe, von denen aber nur 13 Theile des gegenwärtigen Königreichs Sachsen betreffen; ein sehr wichtiges, das Gebiet des Erzgebirges zwischen Freiberg und Annaberg betreffendes Blatt ist leider schon im 17. Jahrhundert abhanden gekommen. Diese Copie ist eine sehr sorgfältige. In der Zeichnung sind die Wälder und Dörfer nebst Schlössern und Kirchen besonders genau, theilweise wie aus der Vogelperspective dargestellt worden; während die Bodengestalt, die Berge und Thaleinschnitte, fast gar nicht in der Situationszeichnung zum Ausdruck gebracht ist, sind die stehenden und fließenden Gewässer mit einer wahrhaft staunenswerthen Correctheit angegeben, viel besser als etwa auf den Zürner'schen Karten des 18. Jahrhunderts. Von hohem culturgeschichtlichen und statistischen Interesse ist es, daß die Zeichnung der ländlichen Orte auf den ersten Blick erkennen läßt, ob die Dorfanlagen slavische oder deutsche sind, daß die genaue Angabe der Weinberge zeigt, wie viel mehr Weinbau damals in Sachsen getrieben wurde als heute, daß alle die verschiedenen Mühlen sogar mit der Zahl ihrer Gänge angegeben sind, daß bei Rittergütern der adlige Besitzer, bei Dörfern die Zugehörigkeit zum Amte, die Gerichtsverhältnisse, die Zahl der Bauern, Gärtner und Häusler angemerkt wird u. dergl. m.; alle diese Angaben verleihen der Karte den Werth einer sehr wichtigen geschichtlichen Quelle. Was die Verwendung der Farbe anlangt, so sind die Gewässer lichtblau, die Waldwiesen grün, die Wälder vielfach roth, aber auch schwarz oder braun eingetragen; die einzelnen Gutsherrschaften sind in genau vermessener Begrenzung mit gelbem, braunem und rothem Flächencolorit gedeckt. Auch die Schrift ist sehr sorgfältig; Ruge vermuthet, daß sie dem Markscheider Balthasar Zimmermann, von dem wir kartographische Arbeiten aus den Jahren 1622—1630 haben, angehört, und hält diesen daher für den Zeichner der Copie. Daß letztere nicht etwa von Oeder selbst herrührt, darauf deuten manche Schreibfehler und Fälle, in denen der Copist seine Vorlage nicht genau entziffern konnte. Dagegen rühren einzelne der Correcturen vielleicht von Oeder, andere wol aus späterer Zeit her.

Diese (Zimmermann'sche) Copie nun ist es, die unserer Publication zu Grunde gelegt worden ist; eine Wiedergabe der Originalconcepte hätte sich nicht empfohlen. Es sind von ihr aber nur diejenigen Blätter reproducirt worden, welche das jetzige Königreich Sachsen betreffen. In hohem Grade erfreulich wäre es, wenn auch die übrigen veröffentlicht würden; die historische Commission der Provinz Sachsen würde sich ein unbestreitbares Verdienst erwerben, wenn sie eine solche Publication, zu der gewiß auch die preußische Staatsregierung einen Zuschuß leisten würde, anregen wollte. Der Maßstab der Vorlage wurde genau beibehalten. Leider waren die meisten der in Frage kommenden Blätter durch vielfachen Gebrauch mehr oder weniger stark abgenutzt. Es mußte also in der Weise verfahren werden, daß auf den nach der ersten photographischen Aufnahme hergestellten Lichtdrucken alles Unklare, Lückenhafte und Unleserliche nach den Oeder'schen Originalaufnahmen oder unter Umständen auch nach anderen alten Karten durch sorgfältige Federzeichnung ergänzt wurde; wo ältere Vorlagen nicht vorhanden waren, mußten neuere Karten zu Rathe gezogen werden. Es war das eine unsäglich mühselige und entsagungsvolle Aufgabe, die Prof. Ruge in wahrhaft meisterhafter Weise gelöst hat. Die oben erwähnte größere Lücke der Zimmermann'schen Copie konnte allerdings zunächst nicht ausgefüllt werden, da dies nur durch eine vollständige Neuzeichnung der Oeder'schen Originale im Stil und Maßstabe der Copie möglich gewesen wäre; vielleicht würde es sich empfehlen, anhangsweise die betreffenden Blätter des Concepts, etwa lediglich verkleinert, zu geben und so auch von diesen eine Probe zu bringen. Nach den so vorbereiteten Lichtdrucktafeln wurde dann eine zweite Aufnahme gemacht und durch Lichtdruck vervielfältigt; die Blätter wurden entsprechend der Vorlage colorirt. — Am Schlusse der Vorrede ist eine kleine Uebersichtskarte gegeben, die zugleich als Register dient.

Von den 17 Blättern, welche das gesammte Kartenwerk enthalten werden, sind gegenwärtig erschienen das 4. (Pirna), 7.—9. (Schmiedeberg, Dippoldiswalde, Dresden), 16. und 17. (Markranstädt, Leipzig). Die übrigen hofft die Verlagshandlung bis zum September fertigzustellen. Der Preis (50 ℳ) ist als ein durchaus mäßiger zu bezeichnen.

Wenn wir schließlich noch einen Wunsch äußern dürfen, so ist es der, daß den Karten ein alphabetisches Orts- und Personennamenverzeichniß beigegeben werden möchte. Es würde dies den wissenschaftlichen Nutzen, den das prächtige Werk nicht blos für den Geographen, sondern auch für den Historiker haben wird, bedeutend erhöhen.

Aus den Meisterjahren Zinzendorf's. (1734—1740.)

(Fortsetzung.)

X. 1734 erklärte Zinzendorf der Herrnhuter Gemeine, daß er in den geistlichen Stand treten wolle, indem er seit Langem in sich den Beruf fühle, das Evangelium zu predigen. Da er wußte, daß auch seine Mutter sich einer zustimmenden Absicht seines Heilandes nicht widersetzen werde, zog er das Loos, welches sein Vorhaben bestätigte. Der Umstand, daß ein Kaufmann Richter in Stralsund sich einen Hauslehrer von Herrnhut erbat, bestimmte ihn, diese Stellung incognito, als Candidat der Theologie Ludwig v. Freydeck, zu übernehmen. Der dortige erste Geistliche räumte ihm in dieser Eigenschaft wiederholt eine Kanzel ein und predigte er das erste Mal von den verschiedenen Wegen der Seelen: nach der Vernunft, dem Fleisch und dem Glauben. Alsdann unterwarf sich Zinzendorf einem Examen durch die lutherischen Geistlichen der Stadt, denen er sich zu diesem Behufe vorher bekannt machte. „Wir können mit gutem Gewissen bezeugen," erklärten die Prediger in einer feierlichen Urkunde, „daß der Graf, wie er in der evangelischen Kirche geboren und erzogen, in allen Hauptpunkten der wahren Lehre mit uns einstimmig und als ein rechtschaffenes Glied unserer evangelischen Kirche könne und solle gehalten werden. Was (gewisse Punkte betrifft, welche er in eine Schrift beizulegen beliebet, so thun diese) der Hauptsache keinen Abbruch, noch einige Heterodoxie in sich fassen, sondern als Privatmeinungen in Liebe und Sanftmuth können tolerirt werden, als welche den Grund des Glaubens nicht berühren, z. E. vom Fußwaschen. Was vom Ehestand und de jure ecclesiastico angeführt, lassen wir zu weiterer Untersuchung ausgesetzt, halten es aber für keine Sünde, welche die Einigkeit des Geistes unter uns trennen würde." — Im folgenden Jahre ging Zinzendorf nach Tübingen, sich einer Prüfung durch die theologische Universitäts-Facultät zu unterziehen. Rührend ist, was Zinzendorf dabei vortrug: „Ich habe von Kindheit auf geglaubt, daß Christus für das Leben der Welt gestorben ist. Ich bin nicht ohne Anfechtung dabei geblieben; ich wußte aber nicht, wie ich's machen sollte, daß ich nicht glaubte. Das Vertrauen hat mich bis zum Gefühl gebracht, das Gefühl hat die Liebe erregt, die Liebe hat mich geschäftig gemacht. Derjenigen Gemeine, welcher ich mich seit 1727 zum Knechte gemacht, werde ich, so der Herr will, vor allen andern zu dienen fortfahren und auf ihre Anordnung, unter ihrem Schutze, mit ihrem Geist und in ihrer Vorsorge mich auch an entfernte Völker machen, die das blutige Verdienst Jesu nicht kennen. Ich werde Alles auf dem Probirstein der evangelischen Lehre prüfen und über der Disciplin der Brüder ernstlich zu halten suchen. Dringen soll mich dabei die Liebe Christi und sein Kreuz soll meine Erquickung sein. Mit dem schändlichen Stuhl, der das Gesetz übel deutet, will ich nicht eins werden. Die in andern Religionen anderer Meinung als ich sind, gehen mich nichts an; sind sie in der unsrigen und sind Brüder, so ehre ich sie; wo nicht, so trage ich sie. Der hohen Obrigkeit werde ich auf jeden Wink gehorsam sein." Die Facultät ertheilte das gewünschte Zeugniß mit dem Zusatz:

„Wir gestehen, daß wir uns gewundert haben, daß der Graf eine Resolution fassen mögen, die dem Herkommen so gar entgegen. Gleichwohl, da solches niemand von der Verkündigung des Wortes an und für sich ausschließt, da Ihro Gnaden sich zur evangelischen Wahrheit aufrichtig bekennt und solche nicht nur in der Herrnhutischen Gemeine als ihr Diener und Catechet gelehrt, sondern auch gegen die Theologen zu Stralsund zu Rettung Dero Orthodoxie frei bekannt und Dero Eifer zum freien Bekenntniß der Herrlichkeit Jesu Christi so weit geht, daß sie sich diesem seligen Geschäfte einzig und allein gewidmet haben, so tragen wir kein Bedenken, den Eifer, der Selbige, die Kirche Christi durch Dero Dienst zu erbauen, bringet, durch diese unsre Approbation zu befördern", 19. December 1734.

XI. Das Missionswerk erforderte die gelegentliche Austheilung der Sacramente. Hierzu fehlte es den bisherigen Boten noch an der geistlichen Weihe, insbesondere der bischöflichen, ohne welche die Sacramente, wenigstens in den englischen Colonien, in welchen Herrnhuter thätig waren, nicht für voll angesehen wurden. Andererseits waren die Brüder-Missionare unstudirte Leute, Handwerker, für welche man die Ordination durch die Landesbischöfe, welche Rücksichten auf den Staat zu nehmen hatten, nicht in Anspruch nehmen konnte. Es wurde daher beschlossen, einen eigenen Bischof zu gewinnen und dazu David Nitschmann in Aussicht zu nehmen, der mit den ersten mährischen Exulanten nach Herrnhut gekommen und bald einen der „Helfer", den ersten Brüder-Missionar auf seiner Reise nach der Insel Thoma, begleitet hatte, eine einfältige und gerade Natur, an dem man wahrnahm, daß „der Heiland überall mit ihm gewesen". Zinzendorf bat den Berliner Oberhofprediger Jablonsky, als ältesten Bischof der böhmisch-mährischen Brüder, ihn einzusegnen, und erfolgte die Ordination durch ihn, nach vorangegangener Prüfung, zum Bischof der auswärtigen Brüdergemeine am 13. März 1735.

XII. Am Schlusse des Jahres reiste Zinzendorf in Geschäften der Herrnhuter nach der Schweiz. Wir erlauben uns darüber Einiges mitzutheilen, was uns für die Person Zinzendorf's charakteristisch erscheint. Von Freiburg an machte er die Reise zu Fuß, was für ihn keine leichte Sache war, weil er einen „Herrengang" hatte, d. h. sein Haupt hoch trug und kaum den Weg sah, indem er kurzsichtig war. Da er überdies immer in Gedanken war und schnell ging, stieß er überall an. Er reiste diesmal ohne jede Begleitung, um mit seinem Herzensfreund, dem Heiland, mit dem er, wo er allein, so laut zu reden pflegte, als ob er ihn leibhaftig vor sich hätte, ungestört zu verkehren. Er verfehlte dabei öfter den Weg. Da er sonst immer Jemand bei sich hatte, der die Casse besorgte, weil „er solcher Dinge nicht kundig war", verausgabte er sich auch, indem er Bittenden mehr gab, als er entbehren konnte. Wenn er dann müde und matt mit nur wenigen Pfennigen in ein Haus trat, sich dafür Brod und Wasser zu erbitten, wurde er überdies öfter verspottet.

XIII. Im folgenden Jahre schickte Zinzendorf dem Könige von Dänemark den Danebrogorden wol in der Idee zurück, sich von allem Irdischen loszumachen. Im Februar trat er von Herrnhut aus wieder in Geschäften eine Reise nach Holland an, nachdem er bis Nachts 2 Uhr vor der Abreise 60 Personen einzeln gesprochen. Unter solchen Eindrücken äußerte sich damals der Oberamtshauptmann Graf Gersdorf über ihn: „Gott habe mit Zinzendorf etwas Großes vor, denn umsonst habe er ihm die Gaben nicht gegeben, die man an ihm finde. Je mehr man seinen Weg sehe, um so lieber kriege man ihn." Diesmal reiste Zinzendorf mit seiner Frau, mit seiner Tochter Benigna und verschiedenen Brüdern und Schwestern. Dazu stießen andere aus England und Holland. Zinzendorf richtete in Amsterdam für Alle, die ihn umgaben, ein Haus in gewohnter Weise ein. Um 8 Uhr Morgens sprach er über die Losung des Tages, Abends hielt er eine Sing-, um 11 Uhr die sogenannte Abendviertelstunde. Da seinen Andachten auch Holländer beiwohnten, sprach man bald von einer Beeinträchtigung der Nationalkirche. Zinzendorf wies auf seine unpolemische Methode hin. Bedeutungsvoll wurde sein Zusammentreffen mit einem Haupt der Socinianer*), welche von Amsterdam aus noch einen gewissen Einfluß auf die lutherische Theologie übten, Crillius, dem er seinem Unitarismus gegenüber bekannte: „er sei nicht mehr getauft auf den Vater als auf Jesum und den heiligen Geist; Vater, Sohn und Gott sei ein Gott; Jesum anbeten sei der rechte Gottesdienst, ihn nicht anbeten so viel als Gott nicht anbeten." Auf die Frage, ob man verloren gehe, wenn man nicht ebenso glaube, antwortete er: „alle Lästerung wider den Sohn werde vergeben, es sei aber doch eine Lästerung und dürfe man nicht darin bleiben." Crillius hat sich später unserem Glauben zugewandt und Zinzendorf seine Heimreise aus Holland angetreten, nachdem er zum Ausruhen für die durch Holland ziehenden Missionäre Heerendick gegründet hatte.

XIV. In Cassel traf unsern Zinzendorf (am 21. April 1736) das königliche Rescript, daß er „von Herrnhut weg, ganz Sachsen meiden" solle. Die Gräfin, welcher wir darüber eine Mittheilung verdanken, zeigte sich gelassen. Zinzendorf kam, nach eingehender Beredung mit seinem Heiland auf der weiteren Reise, die er zu diesem Behufe zu Fuß machte, zu der Ueberzeugung, daß das Exil zur Beförderung „des Reiches Gottes" dienen werde. „Die Brüder und Schwestern, welche der Herr zu seinem Dienste bestimmt habe, würden sich nun in der Fremde um ihn sammeln und das Evangelium als Pilgergemeine in weitere Kreise tragen." Und Zinzendorf hat das Pilgerleben, zu welchem er sich nunmehr prädestinirt erachtete, bis an sein Lebensende geführt. Er besorgte aber, daß die Gemeine Herrnhut zerstört werden würde, denn schon war eine königliche Commission bestimmt, ihr Leben und Treiben einer neuen genauen Untersuchung zu unterwerfen, die um so peinlicher werden konnte, als ihr natürlicher Vertreter, Zinzendorf, nicht mit zur Stelle sein durfte. Aber auch diese Commission, zu welcher der Superintendent Löscher in Dresden gehörte, überzeugte sich von der Reinheit des Bekenntnisses der Brüder in Gemäßheit der Augsburgischen Confession und von ihrem Willen, ihre Kirchenordnung in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche zu erhalten. „Falls trotzdem Ew. Majestät," erklärten die Brüder, „unsere Verfassung aufzuheben gedächten oder uns das Land zu räumen anbefehlen sollten, würden wir das letztere wählen, in aller Stille, ohne zu murren." Die Commission ertheilte den Herrnhutern demnächst das Zeugniß: „Ihr habt Euch als ehrliche Leute aufgeführt und seid gerade herausgegangen." Das entsprechende königliche Rescript ließ noch auf sich warten. Zinzendorf's Trennung von Herrnhut erforderte einen doppelten persönlichen Haushalt, der um so kostbarer wurde, als die Brüder und Schwestern bei ihm aus- und eingingen und er nicht wenige unterhalten mußte. Freilich wußte die Gräfin Alles so weislich einzurichten, daß mit Wenigem viel geschah; dennoch wäre es nicht möglich gewesen, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen, wenn nicht, kurz bevor das Exil verhängt wurde, ein Holländer, Mathias Breuning, der über die Opfer staunte, welche Zinzendorf der Sache seines Gottes brachte, diesen bestimmt hätte, ihm die Schulden, welche er dieserhalb gemacht hatte, zu einem niedrigeren Zinsfuße zu überlassen. Die Sorgen unseres Grafen entnehmen wir seinem Liede:

> „Gieb mir in dem wüsten Land
> Manchen Glauben in die Hand,
> Und für Deine Sach' und Leut'
> Wirthschaftsgab' und Häuslichkeit."

*) Die Socinianer verwerfen die Dreieinigkeit.

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — Das Ehrendenkmal unseres Gottes in der 800jährigen Geschichte des Hauses Wettin. Predigt über Psalm 90, 1—4. 16. 17 zur Wettinfeier am 16. Juni 1889 gehalten in der Peterskirche zu Leipzig von D. Bruno Hartung, Pfarrer zu St. Petri. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. 1889. Preis: 20 ₰. — Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Predigt vom rein homiletischen Standpunkte aus zu betrachten und zu besprechen; bei Fest- und Jubiläumspredigten ist dieser Standpunkt auch weder der einzig mögliche, noch der einzig richtige. Ob die Textesanwendung und die Textesgliederung, ob die Stoffeintheilung den homiletischen Vorschriften entspreche, lassen wir daher unerörtert; nicht sonderlich glücklich scheint uns die in der Einleitung gegebene Erklärung der Weglassung der Verse 5—15 des Psalmes zu sein, eine Erklärung war unseres Erachtens unnöthig. Aber abgesehen davon, ist die Predigt geradezu ein Meister- und Musterstück, was die Gliederung und Abrundung des Stoffes, was Sprache und Ton anlangt, eine Festpredigt im eigentlichsten Sinne des Wortes, festlich und feierlich durch und durch. Die lichtvolle und klare Aneinanderreihung der geschichtlichen Thatsachen, die mit wenigen markigen Strichen gezeichnet und unter höhere Gesichtspunkte zusammengefaßt werden, ist packend und wirkungsvoll; die Kennzeichnung einzelner Persönlichkeiten und Ereignisse bei aller Kürze plastisch schön; auch das, was einem evangelischen Prediger an solchem Tage nicht ganz leicht wird, ist in tactvoller Weise behandelt

worden. Für die Aufforderung im letzten Theile: „Mögen die Stimmen der Verführer immer weniger gehört werden und in der Vertretung der deutschen Nation nie wieder einer von ihnen das Recht haben, sich einen Vertreter Sachsens zu nennen" sind wir dem Verf. von Herzen dankbar; solche Worte von der Kanzel erfreuen um so mehr, weil man sie leider selten hört.

C.H. Der Begriff der Seele bei Plato. Eine Studie von E. W. Simson. Als Preisschrift gekrönt mit der goldenen Medaille von der historisch-philosophischen Facultät der kaiserlichen Universität Dorpat. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1889. 4,20 ℳ. — Der Verfasser dieser mit Klarheit verfaßten und auf gründlichen Studien beruhenden Schrift macht die richtige Bemerkung, daß die Platonische Lehre von der Seele nur im Zusammenhang mit seinem sonstigen System und mit der Entwickelung der griechischen Philosophie überhaupt behandelt werden könne. Der ganze Begriff der Seele hat in der letzteren immer eine gewisse wichtige Rolle gespielt. Man sah zuerst theils in der Gottheit, theils in der Seele die beiden Ausdrucksformen alles Selbstlebendigen und sich mit eigener Freiheit Bewegenden in der Natur. Thales, indem er sagte, daß Alles erfüllt sei von Göttern und daß der Magnet eine Seele habe, weil er das Eisen bewege, machte von diesen beiden Begriffen zuerst einen weiteren oder übertragenen Gebrauch, indem er hiermit den allgemeinen Gedanken der durchgehenden Immanenz des Bewegenden im Bewegten oder der Kraft im Stoffe der Natur bezeichnete. Man konnte zuerst diesen allgemeinen Begriff der Lebenskraft noch nicht anders denken oder bezeichnen als mit der doppelten Vorstellung des Gottes und der Seele. Später trat die kritische Zersetzung des ganzen gewöhnlichen Vorstellungsbegriffes von der Seele hervor in den Lehren der mechanisch-atomistischen Physik des Empedokles, Demokrit und Anaxagoras, indem alle Phänomene in der Natur und im Menschen nicht mehr auf eine unbestimmte und unbekannte Lebenskraft, sondern auf einen bloßen äußerlichen Wechsel in den Verbindungen der Theile oder Elemente der sinnlichen Materie zurückgeführt wurden. Auch der νοῦς des Anaxagoras ist nur ein ganz unbestimmtes Schema von einer hierin waltenden höheren vernünftigen Ordnung oder Teleologie. Die Art, wie der Verfasser alle diese älteren Lehren gruppirt, kann uns nicht als die richtige und den wahren Fortgang der Speculation erhellende erscheinen. Daß das Wesen der Seele im Denken bestehe, war schon die Lehre der Eleatischen Schule, die dann von Plato noch weiter ausgebildet und vervollkommnet wird. Hier sieht der Verfasser mit Recht in der Lehre von der Wiedererinnerung den eigentlichen Kern der Platonischen Ansicht vom Wesen der Seele. Er bekämpft dabei auch mit Glück die zum Theil paradoxen und übertriebenen Behauptungen Teichmüller's und seine Schrift stellt sich im Ganzen als ein nicht unwichtiger Beitrag zu der neueren Literatur über Plato dar.

j. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 136: Albrecht Dürer in seiner Bedeutung für unsere Zeit. Von A. von Eye. Leipzig in Commission bei C. Cnobloch. 8°. 20 ₰. — In gedrängter Kürze bietet das lesenswerthe, frisch und auf Grund der neuesten kunstgeschichtlichen Forschungen geschriebene Schriftchen einen Abriß von Dürer's Leben, indem es seine hervorragendsten Schöpfungen in den Vordergrund stellt und von ihnen ausgehend uns ein Bild von der gewaltigen Erscheinung des großen Meisters vor Augen führt. Seinem Zwecke und der Sammlung, in der es erschienen, entsprechend ist es durchaus populär gehalten: es will eben nur die Kreise, die geschichtlichen Interessen fern stehen, für große Erscheinungen der Vergangenheit begeistern und das Verständniß für sie auch der breiteren Masse des Volkes erschließen. Möge das schöne Streben des Prager Vereins besonders in dem Lande, wo die Verbreitung derartiger gemeinnütziger Kenntnisse Aufgabe deutscher Cultur ist, von reichem Erfolge begleitet sein und das beifolgende Schriftchen das Seinige dazu beitragen, diesem Erfolge dauernde Geltung zu sichern.

Ltz— Th. v. Bayer*, Ueber den Polarkreis. Mit 5 Abb. und 1 Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889. Preis geheftet 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Unter diesem Pseudonym verbirgt sich eine hochstehende Verfasserin aus Süddeutschland, über deren Person sicherlich die Widmung des Titelblattes Aufschluß giebt: „Quadra á princeza Thereza de Baviera, que viu o sol a meia-noite no cabo do norte na Noruega." Mit dieser 342 SS. umfassenden Schrift führt uns die Verfasserin in jene hochinteressanten Gegenden der Mitternachtssonne, auf welche gerade besonders jetzt unsere Blicke gerichtet sind, indem sie den Kaiser bei seiner Nordfahrt begleiten. Wohl vorbereitet mit Notizen aller Art und bewaffnet mit schon vor Jahren erworbenen Sprachkenntnissen, bricht sie Ende Juni 1881 auf, um in diesen Gegenden 2½ Monate hindurch ernsten Studien obzuliegen. Nach Voraussendung des Wissenswerthesten über Norwegen überhaupt beginnt sie die Erzählung ihrer Reise mit der Schilderung der Eisenbahnfahrt von Christiania nach Drontheim. Von hier aus war sie auf den Seeweg angewiesen und zwar benutzte sie, um mehr mit den Einwohnern in Berührung zu kommen, vorzugsweise die local verkehrenden und nicht die von Christiania nach dem Nordcap fahrenden Dampfer, da diese trotz ihrer ausgedehnten Waarenbeförderung mehr den Eindruck von Vergnügungsschiffen machen, wo nicht der Capitän die erste Rolle spielt, sondern die fremdländischen Passagiere. So reiste sie an den wildernsten Küsten Norwegens entlang mit ihren eigenthümlichen Fjorden, Schären, Inseln und Inselgruppen, ihren Schneefeldern und Wasserstürzen, umfuhr das Nordcap und gelangte über Vardøhus, der nördlichsten Festung der Erde (besetzt mit 26 Mann unter Befehl des Commandanten und eines Lieutenants), bis gegen Nyborg am Varanger-Fjord. Hier und da wurden von den einzelnen Stationen aus Landausflüge unternommen. Der Rückweg war derselbe. Fremdartige Bilder von Oede und Verlassenheit, von Vegetationsmangel und Vogelreichthum, von dunklen Eismeerweiten und rothem Mitternachtssonnenschein, von Renthierheerden und Berglappenlagern, von spielenden und wasserspritzenden Finn- und Riesenwalen waren an ihr vorübergezogen. Sie hatte gesehen, was sie zu sehen gewünscht, und das eigenthümliche Leben und die Todesstarre der Polarregion als unauslöschlichen Eindruck in ihre Seele aufgenommen. Sie kommt zu dem Gesammteindruck: Wenn auch im Süden unseres Erdtheils die Landschaft unvergleichlich schöner ist, als im Norden, so sind doch hinwieder im Norden die Menschen unvergleichlich gemüthvoller und sympathischer als im Süden. — Die Schilderungen sind durchaus lebendig und fesselnd. Als Probe ihrer Schilderungsweise möge die Schilderung des Nordcaps folgen: „Wir verließen den Tufjord und dampften nun, die merkwürdigen Stappen, kahle, nadelförmige Klippen, zur Linken, direct gegen das Nordcap zu. Unsere Spannung war auf das Höchste gestiegen und Alles hatte sich auf Deck versammelt, in einer Stimmung, die der Feierlichkeit des Augenblicks entsprach, das Auftauchen des nördlichsten Vorgebirges von Europa zu erwarten. Zuerst mußten wir bei ziemlich starkem Seegang die noch weiter als das Cap nach Norden reichende niedrige Landzunge Knivskjoerodden passiren — dann stieg das Nordcap vor unseren Blicken empor, ein oben horizontal abgeschnittener, dunkler Felskoloß von 308 m Höhe, mit fast senkrecht abstürzenden Glimmerschieferwänden und ohne eine Spur von Grün. Düster und geheimnißvoll entragte er dem brandenden Wasser, von fernher wälzten sich in langen hohen Wellen die schwärzlichen Fluthen des Eismeeres heran, darüber lagerte bleischwer ein grauer Himmel, der bald seine Wolken und Nebel auf alle Felshöhen ringsum herabsenkte. Es war ein ergreifend ernstes, melancholisches Stimmungsbild, Alles grau und schwarz und todt, die vollste Verneinung des Lebens und unendlich großartig in seinem weiten Meereshorizonte und dem langsamen, zerstörenden Walten vernunftloser Naturkräfte." Der Capitän gestattete damals des Nebels wegen eine Besteigung nicht. Später stellte sich das Cap etwas anders dar. „Unser Schiff passirte kaum 20—40 m nördlich der Küste, und das Nordcap, das uns vor wenigen Tagen und auch heute aus größerer Entfernung als eine ungegliederte Felsmasse erschienen war, löste sich nun in eine Unzahl einzelner Felsen, Spitzen, Kanten, Runsen und Schuttkegel auf und verlor durch diese zergliedernde Nähe viel von seiner überwältigenden Einfachheit und Größe. Aber wild blieb die Landschaft immerhin, unsagbar wild und einsam in ihren pflanzenentkleideten grauen Steinhalden, ihren rastlos anstürmenden grauen Wogenzügen, ihrem bleischwer darüber gespannten grauen Himmel." — Das Buch ist jedoch nicht nur in geographischer Hinsicht belehrend, sondern wird fast noch mehr durch seinen reichen naturwissenschaftlichen Inhalt werthvoll; denn bei ihrer Vorliebe für Naturwissenschaften fand sie hier ein reiches Feld zur Beobachtung der eigenartigen Thier- und Pflanzenwelt, der geologischen und klimatischen Verhältnisse, der Menschen selbst, mit denen sie gern verkehrte. Allem wird eine eingehende Besprechung zu Theil. Somit stellt sich dieses Buches als ein durchaus wissenschaftliches Werk dar, welches die vorhandene Lieratur berücksichtigt und verwerthet. Wir lasen es von Anfang bis zu Ende mit anhaltendem Interesse. Unter den fünf landschaftlichen Bildern wird auch das Nordcap zur Anschauung gebracht. Die beigegebene Karte läßt in Bezug auf Deutlichkeit der Namen zu wünschen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 83. Sonnabend, den 13. Juli. 1889.

Der italienische Taranteltanz.

Von Dr. Edmund Bayer.

Um dieselbe Zeit, da in Deutschland und den nach Nordosten zu angrenzenden Ländern der St. Veitstanz die Massen in unwiderstehlichem Wirbel dahinriß, zeigte sich in dem mit seinen germanischen Nachbarn so lange Zeit historisch verbundenen Welschland eine ähnliche wunderbare Erscheinung. Es war dies der Tarantismus, eine allgemeine nervöse Aufregung hochgradiger Art, welche sich besonders in leidenschaftlichster Hingabe an den Tanz, zugleich Erwecker und Heilmittel des Uebels, zeigte, ursprünglich durch den Biß eines kleinen Thieres aus der Classe der Arachniden entstanden sein sollte, infolge der Art seiner Symptome aber immer weitere Kreise ergriff und schließlich ein genereller Name wurde, der Alles umfaßte, was tanzwüthiger Natur war.

Das schöne Land, wo die Citronen blühn und der Himmel in ewiger Klarheit lacht, war in den dem Auftreten des Taranteltanzes varausgehenden Jahrhunderten gleich dem übrigen Europa der Schauplatz mörderischer Krankheiten gewesen, welche die Bevölkerung arg gelichtet und die Ueberlebenden mit andauerndem Entsetzen erfüllt hatten. In dem mehr als zweihundertjährigen Zeitraum von 1119 bis 1340 forderte die orientalische Drüsenpest sechzehnmal nacheinander ihren Tribut; daneben wütheten Pocken und Masern ohne Erbarmen; das Antoniusfeuer oder die Brandseuche, jenes durch den Genuß von mutterkornhaltigem Mehle verursachte faulige Absterben der Glieder, durchzog verheerend das Land; und endlich war es der durch die Erschließung des Morgenlandes nach dem Occident gebrachte Aussatz, welcher zahlreiche Personen von der Gesellschaft isolirte und zu einem einsamen, qualvollen Leben verurtheilte. Waren die aufgeführten Epidemien schon schauerlich genug, so wurden sie doch alle von der Geißel des „schwarzen Todes“ oder, wie es in Italien hieß, des „großen Sterbens“ übertroffen, der furchtbaren Völkerruthe, welche während ihres mit elementarer Gewalt auftretenden Vernichtungszuges im 14. Jahrhundert Europas Einwohnerschaft um 35 Millionen schwächte und in Giovanni Boccaccio's Decamerone eine ebenso ergreifende als classische Schilderung gefunden hat. Die allgemeine Unsicherheit, welche eine nothwendige Folge dieser Heimsuchungen war, der Umstand, daß Niemand seines Lebens auch nur eine Stunde gewiß sein konnte, die Lockerung der heiligsten Familien- und Freundschaftsbande, sowie endlich die straflose Uebertretung alles göttlichen und menschlichen Rechts seiten zahlreicher gewissenloser Subjecte hatten einen Zustand der Gährung und anhaltender Beklemmung erzeugt, welcher nur auf eine Gelegenheit wartete, um aus sich selbst herauszutreten und die Form einer bestimmten Krankheit anzunehmen. Den Anstoß dazu mußte, wie in Deutschland die ausgelassene Feier eines kirchlichen Festes, so in Italien die Besorgniß vor den Folgen des Bisses einer bis dahin nur mäßig beachteten Spinne, der Tarantel, abgeben. Ein und das andere Individuum mochte von dem gereizten Thiere verletzt sein, gerieth im Hinblick auf alte Traditionen von der Schädlichkeit einer solchen Verwundung in gewaltige Ekstase, die nur durch Musik und Tanz beschwichtigt werden konnte, und gab sich bei gebotener Veranlassung diesem Vergnügen mit ganzer Seele hin; das Volk drängte sich herzu, die wunderlichen Tänzer in Augenschein zu nehmen, wurde auf dem Wege der Sympathie und durch sein angeborenes Naturell unterstützt in Mitleidenschaft gezogen, drehte sich schließlich ebenfalls im Kreise, und der Tanztaumel war fertig, die Epidemie im vollen Gange. Es war demnach nicht sowol das Gift der Tarantel, welches die Krankheit verursachte, als vielmehr die Furcht vor der Gefahr, ein Affect, der in der Geschichte der Seuchen eine bedeutende Rolle spielt; mithin eine Gemüthsbewegung, die ihren Ausgang vom Seelenleben des Einzelnen wie von der Gesammtheit nahm. In manchen Fällen soll ja nicht die Tarantel die Krankheit hervorgebracht, sondern ihre Stelle der blutsverwandte Skorpion eingenommen haben, ein gleichfalls für giftig gehaltenes Thier, dessen Stich jedoch unter normalen Verhältnissen nicht gefährlicher als derjenige einer Wespe zu sein pflegt: Beweis genug, daß auf den directen Urheber der italienischen Tanzplage nicht viel ankommt.

Das im Ganzen harmlose Thier, welchem die Schuld an den seltsamen Vorgängen beigemessen ward, die Tarantel (Lycosa Tarantula), ist nach Burmeister eine etwa 2,5 cm lange Wolfsspinne von aschgrauer Farbe; der Brustkasten zeigt einen seitlichen Längsstreif, während der Hinterleib mit weißen Querstreifen versehen, unten orange, sowie schwarz gefleckt erscheint. Sie bewohnt vornehmlich Italien und Südfrankreich und hält sich daselbst zumeist in Erdhöhlen auf, bevorzugt von dem zuerst genannten Lande Apulien und war jedenfalls schon den Alten bekannt, welche unter dem Gesammtnamen Phalangium sechs jetzt nicht mehr zu identificirende Spinnenarten umfaßten, deren griechische Namen Aëtios aus Amida, welcher um die Mitte des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts lebte, überliefert hat, während für die Beschreibung der durch den Biß der Thiere verursachten Wirkungen außer dem erwähnten Gewährsmann noch Dioskorides, ein hochgeschätzter Arzt aus dem ersten Jahrhundert nach Christo, und Nikander (gest. gegen 140 v. Chr.), letzterer in dem Lehrgedicht „Theriaka“ (Von dem Biß giftiger Thiere und den Mitteln gegen denselben) Sorge getragen haben. Ihren Namen hat die Tarantel nicht etwa von der Stadt Tarent, griechisch Tarras, ebensowenig von dem apulischen Flusse Thara, sondern das Wort ist eine Umbildung des ursprünglichen italienischen Terrantola; und die Art, wie die berüchtigte Raubspinne zu ihrem Namen gekommen ist, dürfte von allgemeinerem Interesse in onomatologischer Hinsicht sein. Die alten Römer kannten nämlich eine Eidechsenspecies, wenn nicht Alles trügt, die Lacerta Gecko, ein munteres Thierchen mit schimmernden Flecken auf dem Rücken, welches sie „Sterneidechse“ oder Stellio nannten und trotz seiner ausgeprägten Harmlosigkeit als den Inbegriff aller Falschheit hinstellten, dergestalt, daß sie für den juristischen Begriff der Arglist und des straflosen Betruges das Wort Stellionatus in die Gerichtssprache und die Pandecten hinübernahmen. Diesen Stellio des Alterthums bezeichneten die späteren Italiener als Terrantola oder Tarantula, ein Name, den das apulische Landvolk auf die von ihm gefürchtete Spinne übertrug, wenn man nicht etwa annehmen will, daß derselbe, welcher „Erdling“ bedeutet, in beiden Fällen eine selbständige Bedeutung habe. Jenes Verfahren der unwissenden Apulier dürfte um so weniger auffallen, wenn man berücksichtigt, daß selbst der gelehrte Erzbischof von Siponto Niccolò Perotti (1430—1480), welcher in seinem „Cornucopiae latinae linguae“ (Basel 1536) die ersten Nachrichten von der Tarantel gegeben hat, in unbegreiflichem Gallimathias Spinnen und Eidechsen mit einander verwechselt, die Tarantel einen „andern Stellio“ nennt und ähnliche Schnitzer macht. Das Thier ist unstreitig seit den ältesten Zeiten in Italien gewesen und keineswegs erst, wie Perotti will, seit dem 14. Jahrhundert daselbst angetroffen worden: aber erst mit dem um sich greifenden Uebel wurde ihm als dem angeblichen Urheber der Seuche eine eingehendere Berücksichtigung von Seiten der Naturkundigen zu Theil.

Die unangenehmen Folgen der Spinnenbisse erregten dagegen schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und sind von den antiken Medicinern sorgfältig registrirt worden; dieselben nennen als solche „Entfärbung des Gesichts wie des ganzen Körpers, erschwerte Sprache, Zittern der Glieder, Frost, weißen Urin, Traurigkeit, Kopfweh, Thränenfluß, Uebelkeit, Erbrechen, sexuelle Aufregung, Trommelsucht, Ohnmacht, Dysurie, Nachtwachen, Schlafsucht, ja selbst den Tod", also eine ganze Musterkarte unangenehmer Zufälle. Dazu kommt noch, daß man sich mit der Vorstellung trug, die natürlichen Ausscheidungen enthielten einen spinnewebartigen Stoff. Aber vom Tanzen, als der Folge einer solchen Verletzung, ist nirgendwo etwas zu lesen; der gelehrteste Arzt der Schule von Salerno, Konstantin von Afrika, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts schrieb, weiß so wenig etwas von dem Taranteltanz als seine Vorgänger. Doch spricht ein etwas älterer Zeit- und Schulgenosse des Genannten, Gariopontus (gest. 1056), von einer Art Wahnsinn, welchen er Anteneasmus, eine Corruptel des griechischen Wortes „Enthusiasmus", nennt. Die Krankheit äußerte sich durch plötzliche Wuthanfälle, Neigung zu Gewaltthätigkeiten und Verwundungen, sowie Hören von Stimmen und Instrumentalgeräusch, was die Veranlassung zu krampfhaftem Tanzen oder Laufen gab, bis der Leidende erschöpft zusammenbrach. Wie wenig indessen Gariopontus geneigt war, diese Symptome auf den Tarantelbiß zurückzuführen, beweist der Umstand, daß er die Opfer jenes Wahnsinns für vom Teufel besessen hielt; auch brachte er die aufgeführten Anfälle mit der Hundswuth in Verbindung. Man sieht, der Salernitaner wandelte noch auf einem mystischen Boden und ließ sich, obgleich Arzt, durch kirchliche Lehrmeinungen beeinflussen; wie es andererseits auch der römisch-katholische Pomp mit seinen Prozessionen, Wall- und Bußfahrten, öffentlichen Geißelungen und ähnlichen die Phantasie entzündenden Aeußerlichkeiten war, der in Verbindung mit der gereizten Sinnlichkeit den Boden für die Saat des Tarantismus bestellte. So konnte es nicht fehlen, daß bereits Perotti von der Tarantel, welche übrigens, wie Wirtzmann beobachtet haben will, mit Vorliebe die Säfte warmblütiger Thiere, sowie des Menschen saugt, sagen konnte: „Ihr Biß tödtet sehr selten einen Menschen, bringt ihn jedoch halb von Sinnen und verursacht die verschiedensten Beschwerden. Manche werden durch Gesang oder Musik in einer Weise erregt, daß sie voller Freude und unter fortwährendem Lachen tanzen und davon erst infolge der Erschöpfung halbtodt ablassen. Die Einen bringen unter unablässigem Weinen, wie von Sehnsucht gepeinigt, ein elendes Dasein hin. Die Andern werden, wenn sie ein Weib erblicken, sogleich von wüthender Begierde entzündet und stürzen, Rasenden gleich, auf dasselbe los. Manche sterben unter Lachen, Manche unter Weinen." Diese Schilderung deckt sich genau mit der Darstellung, welche spätere Beobachter von der unheimlichen Krankheit gegeben haben.

Als das 15. Jahrhundert zur Rüste ging, hatte der Tarantismus bereits von Apulien, seiner Heimath, aus einen Triumphzug durch die ganze hesperische Halbinsel angetreten. Es war eine Zeit allgemeiner Panik vor dem Bisse der gefürchteten Spinne; eine unglaublich große Menge von Personen beiderlei Geschlechts wollte von dem Thiere verletzt und unheilbarem Siechthum anheimgefallen sein. Wenn auch der Tod nicht die nothwendige Folge des Uebels bildete, der, nebenbei bemerkt, nach ärztlichen Ermittelungen unter tausend Fällen nur ein- bis zweimal eintrat und dann vielleicht auch lediglich durch nebenbeiwirkende pathologische Ursachen bedingt war, so stellten sich doch Melancholie und öde Verzweiflung ein, welche mit Verschlechterung des Seh- und Gehörvermögens, sowie des Gebrauchs der Sprache Hand in Hand gingen. Alle Zerstreuungen und sonstige Aufregungen brachten keine wohlthätige Wirkung hervor; erst der Klang der Musik erweckte die Unglücklichen zu neuem Leben und ließ sie sich bald in munterem, häufig genug auch wild rasendem Tanze drehen, wobei auffallend war, daß selbst schwerfällige Landleute und plumpe Dorfschönen trefflich Takt zu halten verstanden und so leicht dahinschwebten, wie die geschulteste Ballerina. Was Wunder, daß bald allsommerlich auf dem Lande sowol als in der Stadt die Tarantella (La tarantola) oder die Pastorale (La pastorale) ertönte, beides Tanzweisen, welche für die Gebissenen eigens gesetzt wurden und deren Stil sich bis auf heute als Andenken an eine längst vergangene Zeit erhalten hat. Flöte und Cither, Pfeifen, Clarinette und türkische Trommeln, lauter Instrumente, welche Athanasius Kircher in seiner „Musurgie" (Rom 1650) beschreibt, waren für den Vortrag am beliebtesten; und die häufige Anwendung der Musik in der damaligen Zeit mag nicht wenig dazu beigetragen haben, den Sinn der Italiener für die Kunst der Töne zu wecken oder zu schärfen. Allgemein war der Glaube verbreitet, daß das Gift der Tarantel durch den ganzen Körper vertheilt und auf dem Wege der Transpiration ausgetrieben werden müsse, um gründliche Heilung zu erzielen; bleibe nur ein Atom zurück, so sei das Uebel noch nicht als erloschen zu betrachten. Aus diesem Grunde hielten sich die meisten für unheilbar und wiederholten alljährlich in der schönen Jahreszeit entweder ein- oder zweimal die musikalisch-orchestische Kur, sobald die angeblich mißfarbig werdenden Narben sie von der Nothwendigkeit derselben überzeugten.

Sobald nun die Klänge der Tanzmusik erschallten und die „Tarantati" im Schweiße ihres Angesichts den kranken Leib rhythmisch bewegten, strömte eine vielköpfige Menge zusammen, unter welcher das schöne Geschlecht in hervorragender Weise vertreten war: und es dauerte nicht lange, bis auch Nichtverletzte von der Tanzwuth befallen wurden und mit den Gebissenen um die Wette rasten. Mit der Zeit zogen während des Sommers Musikbanden durch die ganze Halbinsel; und die Ausübung des Taranteltanzes wurde zu einem Volksfeste, dem manches weibliche Herz sehnsüchtig entgegenharrte. Um die Kosten desselben bestreiten zu können, legten die vergnügungssüchtigen Frauen schon lange vorher zurück, was sie sich am Wirthschaftsgeld abbrechen konnten; und manche ließ, sobald der Taumel begann, für längere Zeit Küche und Keller, Haus und Familie im Stich, einzig und allein auf Gesang und Tanz erpicht; ja, es ist sogar die Geschichte eines ursprünglich bemittelten Weibes, der Mita Lupa, überliefert, welche all ihr Hab und Gut im „Carnevaletto delle donne", in dem kleinen Carneval der Frauen, wie man die jährliche Heilung der von der Tarantel Gebissenen nannte, verbracht haben soll.

Was die Wirkung der Musik auf fast hoffnungslos darniederliegende Kranke betrifft, so berichten zwei glaubwürdige Männer charakteristische Dinge davon. Der ausgezeichnete neapolitanische Jurist Alexander ab Alexandro (1461—1523) erzählt von einem jungen Landmann in einem abgelegenen Weiler, der, vom Tarantismus in hohem Grade ergriffen, stumm vor sich hinbrütete. Nichts vermochte ihn aus seiner Lethargie zu wecken, und er schien dem Tode geweiht. Kaum vernahm dieser Kranke den Schall der Trommel, als er sich aufrichtete, mit leidenschaftlichem Ausdrucke vor sich hinstarrte und allmälig zu Tanzschritten überging, die sich von leiser Bewegung bis zu den wildesten Sprüngen steigerten. Verstummte die Musik, so fiel er in tiefe Ohnmacht, aus welcher ihn erst die wieder anhebenden Melodien, deren Einladung er sofort Gehör gab, zu wecken vermochten. Aehnliche Erfahrungen machte der treffliche Arzt Pietro Andrea Matthioli, welcher in seinem Commentar zum Dioskorides (1565) schreibt, daß die Kranken, wenn sie auch noch so schwach und hinfällig waren, doch wie elektrisirt aufsprangen, sobald sie die ersten Takte der Tarantella vernahmen, und ohne Unterbrechung tanzten, bis ein wohlthätiger Schweiß die Gewalt des Uebels brach und ihnen bis zum nächsten Jahr Erleichterung verschaffte. Um die Musik nicht zur Unzeit verstummen zu lassen und die Leidenden dadurch in der Genesung aufzuhalten, pflegten insgemein überzählige Spielleute vorhanden zu sein, welche ihre ermatteten Genossen abzulösen bestimmt waren, so daß keinerlei Unterbrechung des heilsamen Tanzes eintreten konnte. Was die von Matthioli beobachteten Symptome des Tarantismus betrifft, so stimmt er in seinen Angaben mit Perotti überein; doch spricht er auch von Uebelkeit, Erbrechen, beständigem Zittern, krankhafter mit Schlaflosigkeit verbundener Heiterkeit der Einen, Schlafsucht der Andern und Steigerung des Trübsinns zu völliger Raserei bei den Dritten.

Natürlich fehlte es bei der tief im Organismus wurzelnden Nervenkrankheit nicht an Idiosynkrasien der verschiedensten Art. So war es namentlich der Sinnesreiz durch Metallglanz, welcher selbst zarten Frauen im Stadium der Aufregung blanke Schwerter in die Hand drückte, um damit in theatralischer Weise zu agiren. Dazu trat die Vorliebe für und die Abneigung gegen gewisse Farben. Während die verhaßten Farben vor den Anfällen der Wüthenden nicht sicher waren, konnten sich die letzteren an den geliebten Nuancen nicht satt sehen, stürzten sich auf den betreffenden Gegenstand mit allen Zeichen der Freude, der Sehnsucht, des Wohlbehagens, küßten und herzten ihn, bis sie ihn schließlich in die Arme nahmen und ihm dieselbe Zärtlichkeit bewiesen, welche ein Kind seiner Puppe zu Theil werden läßt. Dabei kam es nicht selten vor, daß die Zu- und Abneigung gegen verschiedene Farben bei demselben Kranken zu verschiedenen Zeiten des Anfalls wechselte. Besonders beliebt war im Gegensatz zu den deutschen Veitstänzen die rothe Farbe; daneben erregte je nach der Individualität Blau, Grün und Gelb Lustgefühle; Schwarz wurde in der Regel gehaßt. Einige heischten

Spiegel und seufzten, wenn sie darin ihr Bild erblickten; mitunter verlangten sie kostbare Anzüge, schöne Kleider, Halsbänder und ähnlichen Schmuck. Athanasius Kircher erzählt in seinem „Magnes oder von der magnetischen Kunst" (Rom, 1654) von einem Capuciner in der Seestadt Tarent, dessen hochgradiger Tarantismus die Aufmerksamkeit des berühmten Cardinals Thomas de Vio, genannt Cajetanus (1469 — 1534), erregte, daher sich letzterer ins Kloster begab, um den tanzenden Mönch in Augenschein zu nehmen. Dieser ward von dem rothen Gewande des Kirchenfürsten vollständig bezaubert und näherte sich mit eigenthümlichen Gesten dem Gegenstande seiner Neigung, wobei er den Tanz unterbrach; doch wagte er aus Ehrfurcht nicht Hand an das Kleid zu legen und verfiel daher in Angst, Unruhe und endlich eine Ohnmacht. Erst als der Prälat theilnahmsvoll seinen Kragen darbot, wurde der Aermste wieder beschwichtigt, drückte das Kleidungsstück mit allen Zeichen der Verliebtheit an Brust, Stirn und Wangen und wandte sich wieder der Tarantella zu.

Nicht weniger als zu Metallglanz und leuchtenden Farben fühlten sich die „Tarantati" zu der spiegelnden Wasserfläche, namentlich dem Meere hingezogen. Dieser Zug war so intensiv, daß sich manche ähnlich den deutschen Veitstänzern ohne Scheu kopfüber in die rauschenden Wellen reißender Ströme stürzten, während andere weniger aufgeregte Personen sich damit begnügten, während des Tanzes gefüllte Gläser in den Händen zu halten, welche sie in seltsamer Weise fixirten und mit dem Ausdrucke befriedigter Lust bewegten, ihr Vergnügen an Weinreben und Rohrhalmen hatten, die sie mit Wasser benetzt wie Thyrsosstäbe freudig schwangen oder zur Bekränzung von Gesicht und Hals verwandten; auch stellte man in unmittelbare Nähe des Tanzplatzes durch Schilf und andere Wasserpflanzen beschattete Zuber mit dem geliebten Naß hin, in welchem die Kranken von Zeit zu Zeit Kopf und Arme voller Behagen zu baden pflegten. Ja, manche gruben sogar Löcher in die Erde, füllten dieselben mit Wasser und wälzten sich darin wie Schweine. Ungeselligere Naturen suchten Gräber und einsame Orte, legten sich regungslos auf Todtenbahren, stürzten sich in Brunnen und warfen sich in den Schmutz; wieder andere verlangten an dieser oder jener Stelle des Leibes geschlagen zu werden und fanden im Laufen große Erleichterung — kurz, die Krankheit trat auf die mannigfachste Art in die Erscheinung.

Die Sehnsucht nach der weiten blauen Meeresfläche kam auch in Musik und Gesang zum Ausdruck; ein von Athanasius Kircher aufbehaltenes Lied, welches die unauslöschliche Neigung zum feuchten Element ausdrückt, enthält die als Refrain immer wiederkehrende Strophe:

> Alla mari mi portati
> Se voleti che mi sanati.
> Alla mari, alla via:
> Cosi m'ama la donna mia.
> Alla mari, alla mari:
> Mentre campo, t'aggio amari.

Je nach der Art der einzelnen Persönlichkeit und deren Idiosynkrasien gab es verschiedene Weisen der häufig von Gesang begleiteten Tarantella, die zum Theil mit der Vorliebe für gewisse Farben correspondirt zu haben scheinen, wobei zu bemerken ist, daß man die letztere dem Geiste der Zeit gemäß aus den vier Temperamenten zu erklären gewohnt war. Man unterschied einen leidenschaftlich-dithyrambischen „Panno Rosso" (eig. Rothes Tuch), eine Art rauschender Schlachtmusik von begeisterndem Charakter, welche wilde, stürmische Gesänge erforderte, einen schmelzenden „Panno Verde" (Grünes Tuch) mit sanften, idyllischen Schilderungen des Landlebens und seiner süßen Freuden; ferner gab es einen Tanz „Cinque Tempi" (Fünf Zeitmaße), eine „Moresca" (Mohrentanz), eine Catena (Kette) und endlich eine Spallata (Tanz der Lahmen), die langsamste von allen, welche gleichsam für Blinde und Lahme gesetzt zu sein schien und sich daher äußerst geringer Beliebtheit erfreute. Denn die Taranteltänzer pflegten sich von dem schleppenden Tempo, dem Lento oder gar Largo, wie gerädert zu fühlen. Alle begehrten schnelle Melodien; und die Wasserfreunde ließen sich gern von kühlen Flüssen, Stromschnellen und feuchten üppigen Wäldern vorsingen. Dissonanzen erregten seelische Beschwerden, die sich in Seufzen und Herzensangst äußerten, und die ungebildetsten Leute zeigten hierbei ein musikalisches Gehör, als wenn sie Zeit ihres Lebens den Contrapunkt studirt hätten. Melodien, welche die einen liebten, verabscheuten die anderen und empfanden bei deren Vortrage großes Unbehagen: daran, daß manche Frauen nach jeder beliebigen Weise tanzten, erkannte man die Simulation. Auch pflegten die einen der Blechmusik zu huldigen, während die anderen dem Saitenspiel oder der Flöte den Vorzug gaben; daher ward für jede Richtung Sorge getragen; und man konnte alle Instrumente hören, obgleich bei dem apulischen Landvolke, von welchem die krankhafte Bewegung ausging, die „aria turchesca" mit der türkischen Trommel und der Hirtenpfeife vorzugsweise beliebt war.

Der Tanz begann häufig mit Sonnenaufgang und wurde mit Unterbrechung zur Abwartung des Schweißes bis gegen Abend und zwar drei bis sechs Tage lang fortgesetzt, eine Leibesbewegung, durch welche sich die Tänzer nicht etwa geschwächt, sondern erleichtert fühlten und die alte Kraft wieder erlangten. Im Allgemeinen seufzten die Kranken während des Tanzes, klagten sehr und schienen wie Trunkene ihrer Sinne nicht mächtig; sie verwechselten die Umstehenden, sogar ihre Eltern, und zeigten keine Erinnerung an die Vergangenheit.

Daß die Italienerinnen mit so leidenschaftlicher Hingabe sich am Taranteltanze betheiligten, ist aus deren ehemaliger zurückgezogener Lebensweise zu erklären, welche sie von allem geselligen Verkehr abschnitt, eine Isolirung, die durch Familienunglück und Krankheit noch verstärkt werden mochte, so daß Hysterie und Bleichsucht ihr Theil ward und sie es daher als eine mit Freuden begrüßte Unterbrechung ihres einförmigen Lebens betrachteten, wenn der Schall der Trompete oder der Geigen sie zu fröhlichem Reigen in der schönen Natur unter Pinien, Cypressen und Lorbeerbäumen einlud. Willig leisteten sie der Lockung Folge, heiterten das verdüsterte Gemüth auf und sahen bis zum folgenden Jahre die krankhaften Zufälle, namentlich die häufigen Krämpfe und Beklemmungen schwinden. Dann aber erging es ihnen wie allen „Tarantati". Beim Eintritt der größeren Hitze, im Juli und August, stellten sich Appetitlosigkeit, Herzensangst, Schwere des Kopfes und Zerschlagenheit der Glieder ein. Kam der Anfall plötzlich, so sank der Kranke wie vom Blitze getroffen nieder, die Stimme versagte, Hände, Gesicht und andere Theile wurden schwarz, Athembeschwerden und Erstickungsangst machten sich bemerklich. Weigerte sich der Leidende zu tanzen, so verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, bis derselbe endlich in Wassersucht und andere unheilbare Krankheiten überging. So berichtet Georgio Baglivi (1668 — 1705) in seinem Buche über die Tarantel (Dissertatio de anatome, morsu et effectibus tarantulae, geschrieben 1695, abgedruckt in den gesammten Werken des Verfassers, Leyden 1695.*) Nicht wenige Mitglieder der schöneren Hälfte der Menschheit ließen sich durch heißblütiges Temperament, erhitzende Nahrungsmittel und den erschlaffenden Müßiggang dazu verleiten die Tarantelsucht zu simuliren, um am Tanze theilnehmen zu können, während andere das süße Gift der ansteckenden Seuche als Zuschauerinnen mit den Augen einsogen, um es darauf durch die Theilnahme an dem bewegten Treiben wieder loszuwerden. Noch andere ließen sich durch die innere, lange verhaltene Gluth zum offenen Aufruhr gegen die gute Sitte bringen. Sonst ehrsame Mädchen und Frauen verloren alle Scham, seufzten, heulten, rauften sich die Haare, machten unanständige Bewegungen und entblößten sich in schamloser Weise; ja manche wurden von dem in ihnen lodernden Feuer, das sie nicht selten in den Flüssen oder Cisternen zu löschen suchten, zum Selbstmord getrieben. An einigen Orten, z. B. zu Messapia, überwog in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Zahl der theilnehmenden Männer diejenige der Frauen, während in Brindisi das Verhältniß umgekehrt war. Dabei ist zu beachten, daß die Kranken weiblichen Geschlechts wegen des beständigen Aufenthaltes in ihrem Heimwesen schwerlich von der im Freien lebenden Tarantel gebissen sein konnten, ein neuer Beweis für die nervöse Natur des Leidens. Uebrigens gab es Weiber, die zehn, fünfzehn, siebzehn und dreißig Jahre hintereinander Anfälle der Krankheit zu erdulden hatten.

Ihren Höhepunkt erreichte die seltsame Krankheit im 17. Jahrhundert, also zu einer Zeit, da die Tanzplage in Deutschland bereits wieder erloschen war: damals zeigten sich in Italien nicht nur Eingeborene, sondern auch Fremde aus allen Theilen der Erde, Neger und Zigeuner nicht ausgenommen, tarantelsüchtig. Selbst unmündige Kinder von fünf Jahren und altersschwache Leute betheiligten sich an dem ausgelassenen Wesen, wie denn ein 94jähriger Greis aus Avetrano seine Krücken wegwarf und sich in die Reihen der Tanzenden mischte. Nicht einmal Taubheit und Schwachsichtigkeit vermochten vor dem dämonischen Wirbel zu schützen, der gleich

*) Vgl. auch das durch gründliche Zusammenstellung des Materials für Aerzte und Culturhistoriker werthvolle Werk: Wicke, Dr. Ernst Conr., Versuch einer Monographie des großen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung, nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Leipzig, Brockhaus. 1844.

dem Malström Alles, was sich ihm näherte, in seinen Strudel zog. Der bedeutendste ärztliche Beobachter dieses Zeitalters, Epiphanio Ferdinando aus Messapia, gleich seinem jüngern Berufsgenossen Baglivi für den Geschichtschreiber des Tarantismus eine ergiebige Quelle, spricht von einer Menge untergeordneter Nervenzufälle, die im Laufe der Zeit zu dem ursprünglichen Uebel hinzugetreten waren. „Man bemerkte“ — so recapitulirt Hecker in seiner ausgezeichneten Schrift „Die Tanzwuth“ (Berlin 1832 bezw. 1865) die Angaben Ferdinando's — „an den meisten Kranken eine auffallende Eiskälte, die nur nach angestrengtem Tanz in die natürliche Wärme überging. Angst und Beklommenheit preßte ihnen kalten Schweiß aus, ihr Harn war weiß, und sie empfanden einen so großen Widerwillen vor allem Kalten, daß sie das dargebotene Wasser mit Abscheu von sich stießen. Wein dagegen tranken sie alle gern, ohne davon erhitzt oder gar berauscht zu werden. Während der ganzen Zeit der Anfälle, welche einen bis sechs Tage dauerten, fühlten sie Magendruck mit Widerwillen vor allen Speisen; des Fleisches und der Erdschnecken, von denen man glaubte, daß sie die Anfälle verschlimmerten, pflegten sie sich schon einige Zeit vorher zu enthalten, und es kann immerhin diesem Mangel an stärkender Nahrung einiger Antheil an jenem Weindurste zugeschrieben werden; doch war die Nervenkrankheit offenbar überwiegend, und das Fasten wie das Bedürfniß der Stärkung durch Wein ihre Wirkung. Stimmlosigkeit, vorübergehende Blindheit, Schwindel, völliger Wahnsinn mit Schlaflosigkeit, häufiges Weinen ohne äußere Veranlassung waren gewöhnliche Erscheinungen. Viele Kranke fanden Erleichterung durch Schaukeln und Wiegen, andere verlangten Erregung von Schmerz durch derbe Schläge auf die Fußsohlen, oder schlugen sich selbst, nicht zum Schein, sondern um einen heftigen Nervenkitzel zu stillen, und wie bei den Johannistänzern sah man nicht weniger den Unterleib aufschwellen, dessen tiefes Leiden sich bei anderen durch lang dauernde Verstopfung, Durchfall und Erbrechen zu erkennen gab. Diese verloren allmälig Kraft und Farbe; mit rothen Augen, gelbsüchtig und aufgedunsen schlichen sie umher und verfielen bald in tiefe Melancholie, die in den ernsten Tönen der Sterbeglocken und in dem Aufenthalt auf Kirchhöfen und in Gräbern Nahrung fand, wie dies von den Lykanthropen in älterer Zeit erzählt wird.“

Trotzdem man zu Ferdinando's Zeiten den Biß der Tarantel allgemein wie das Feuer scheute und schon die Einbildung, von einer solchen Spinne verletzt zu sein, tödtliche Erkrankung verursachen konnte, kam es doch bereits vor, daß einzelne die giftige Wirkung des Bisses zu leugnen suchten und wol gar Experimente an ihrem eigenen Körper vornahmen. Der Bischof von Foligno in der heutigen Provinz Perugia, Giovanni Baptista Quinzato, mußte ein solches Wagestück mit ernstlichem Unwohlsein büßen und konnte nur durch die Tarantella geheilt werden. Ebenso fielen die verwundeten Geistlichen, welche den Tanz der Würde ihres Standes zuwider erachteten, in anhaltendes Siechthum, bis sie sich entschlossen von ihrer Höhe zum Volke herabzusteigen. Im Gegensatz zu jenen Freigeistern, welche den Tarantismus als eingebildete Melancholie auffaßten, steht der schon öfter genannte Ferdinando, welcher behauptet, daß die Taranteln selbst tanzen und wie er gesehen, daß eine Wespe von einer Tarantel gebissen worden und nun beide, da zufällig ein Zitherspieler zugegen war, zu springen angefangen hätten. Auch ein gebissener Hahn habe getanzt und gesprungen. Bei der Lectüre solcher ausschweifender Notizen fühlt sich der kühle Forscher allerdings gedrungen, ungläubig den Kopf zu schütteln und mit Horaz auszurufen: „Credat Judaeus Apella!“ Baglivi stellte, um die Giftigkeit des Tarantelbisses zu erhärten, einen vivisectorischen Versuch an, indem er ein Kaninchen von der Lycosa apulica in die Oberlippe beißen ließ, worauf eine baldige bedeutende Anschwellung und Schwarzwerden der Lippen, erschwertes Athemholen, leichter Frostschauer, Betäubung und am fünften Tage der Tod eintrat, nachdem zuvor noch Kopf, Lippen, Zunge und Bauch bedeutend geschwollen waren. Auf die verschiedenen Melodien eines Zitherspielers bewegte sich jedoch das Thier nicht einmal.*)

Zu derselben Zeit, da in Italien der Tarantismus in seiner größten Blüthe stand, wurde auch in Asien der giftige Spinnenbiß in hohem Grade gefürchtet: ein Erbtheil der Vorzeit, mit welchem jedoch nichts von Tanzwuth in Verbindung stand. Wie Adam Oelschläger oder, wie er häufiger genannt wird, Olearius in einer literarischen Frucht seiner Gesandtschaftsreisen „Vermehrte Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung“ (Schleswig, 1663) mittheilt, pflegten die Perser jeden derartigen Vergiftungsfall zu heben, indem sie den Gebissenen mit Milch anfüllten und durch anhaltendes Herumdrehen in einem hängenden Kasten zum Vomiren veranlaßten. Aehnliches berichtete aus neuerer Zeit v. Martius von den sibirischen und anderen asiatischen Nomadenvölkern Rußlands. Denn die Tarantel kommt nach Wirtzmann auch in diesen nördlichen Gegenden, sowie im südlichen Rußland, der Walachei und Bucharei vor; und ihr Biß hat nach dem angeführten Gewährsmann daselbst schlimme Folgen. Wie der Naturforscher Pallas in seinem das russische Reich betreffenden Reisewerke (1771) schreibt, kennt man in der Gegend von Samara auf der Ostseite der Wolga als Folgen des Bisses der dortigen Taranteln nur eine Blutung und schmerzhafte Anschwellung. Von Heilung durch Musik ist nirgends die Rede, dagegen ist es interessant, sich zu erinnern, daß man schon im classischen Alterthum nach Plinius den Schmerz des Hüftwehes und nach Cälius Aurelianus die Wuthausbrüche der Wahnsinnigen durch schmelzendes Flötenspiel zu mildern sich bestrebte; und wenn den Philosophen Demokrit und Theophrast bei Gellius zu glauben ist, so war dasselbe Mittel gegen die schlimmen Folgen des Vipernbisses von Nutzen. Indessen nahm die Musik sonst keine hervorragende Stellung im Arzneischatze der Alten ein.

Im 18. Jahrhundert verschwand der Tarantismus allmälig und zeigte sich schließlich nur noch auf vereinzelte Fälle beschränkt. Die Voraussetzungen, welche das weitverbreitete Leiden begünstigt hatten, waren nicht mehr vorhanden, die Verbindung mit dem Mittelalter gelockert und schließlich gänzlich gelöst. Der noch heute auftretende Tarantismus verhält nach Hecker's treffendem Vergleiche „zu dem ursprünglichen Uebel sich fast so, wie in einigen Fällen der noch bestehende und gewiß immer vorhanden gewesene Veitstanz zu der ursprünglichen Tanzwuth der Johannistänzer“. So konnte es geschehen, daß bereits im vorigen Jahrhundert der gelehrte Arzt Francesco Serao von Neapel in seiner Studie über die Tarantel (Della Tarantola o vero Falangio di Puglia, Neapel 1742) den Tarantismus als baren Betrug zu bezeichnen vermochte, und auf das Wort des Meisters schwuren zahlreiche Schüler, obgleich die Beweisführung des ersteren mit den Thatsachen der Geschichte schwer zu vereinbaren ist. Heutzutage leugnen viele Aerzte und Naturforscher die bisartige Wirkung des Tarantelgiftes überhaupt, und zwar auf Grund von Versuchen, welche sie, wie schon seinerzeit Baglivi, sämmtlich auf ungenügender Basis angestellt haben. Entweder war das Thiermaterial unbrauchbar oder ungenügend vorbereitet oder aber man operirte mit kräftigen, kerngesunden Männern, deren Gehirn und Nervensystem nichts zu wünschen übrig ließen. So entsprachen dieselben weder den pathologischen, noch den historischen Bedingungen, welchen die Bewohner Italiens vier Jahrhunderte lang unterworfen gewesen sind, um für die Psychopathie des Tarantismus reif zu sein.

*) Wicke a. a. O.

Bücherbesprechungen.

☐ Trauerfeier bei dem Begräbniß des Herrn Geh. Kirchenrath und Professors der Theologie D. th. & phil. G. A. L. Baur. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhdlg. — Das edle Lebensbild des unvergeßlichen Heimgegangenen, in welchem sich Christenthum und Humanität, Glauben und Wissen, tiefe Frömmigkeit und ein weltoffener Sinn zu dem schönen Ganzen einer selten glücklich angelegten, harmonischen und liebenswürdigen Persönlichkeit vereinigt haben, tritt in den hier zusammengestellten, bei der Trauerfeier gehaltenen Reden in anschaulichster Lebendigkeit und ergreifender Wahrheit vor Augen. „Mancherlei Gaben, aber Ein Geist“ kann man von diesen Reden sagen auch in dem Sinne, daß es Ein Geist warmer Liebe und inniger Verehrung zu dem Heimgegangenen ist, der aus ihnen spricht.

☐ Predigten von Ch. Kingsley. Autorisirte Uebersetzung von Dina Krätzinger. IV. Band. Gotha, F. A. Perthes. — Kingsley's Predigten haben sich bereits in weiten Kreisen des evangelischen Deutschland eingebürgert. Sie tragen einen ganz anderen Charakter, als die deutschen Predigten; es sind meist kurze, freie, an den Text sich nur lose anschließende Aussprachen über einzelne christliche Gedanken, bei welchen die dogmatische Seite nur berührt und der Nachdruck auf die ethischen Consequenzen in nicht selten meisterhaft psychologischer Ausführung gelegt wird. Formell sind sie höchst anziehend; die Entwickelung der Gedanken geschieht in großen Zügen, lebensvoll und anschaulich, und eine Fülle verschiedener, anregender Gedanken wird geboten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 84. Dienstag, den 16. Juli. 1889.

Ueber historische Methode.*)

—m— Wenn wir im Folgenden einem fachwissenschaftlichen Lehrbuche eine eingehendere Besprechung zu Theil werden lassen, als sonst an dieser Stelle üblich ist, so möchten wir zur Begründung von vornherein darauf hinweisen, daß wir dabei in erster Linie ein praktisches Ziel im Auge haben. Wer wie Referent auf einem beschränkten Gebiete wie dem unserer Landesgeschichte die neuen Erscheinungen aufmerksam verfolgt, deren Zahl sich — wir verweisen auf die im Neuen Archiv für sächsische Geschichte gegebenen Literaturübersichten — von Jahr zu Jahr vermehrt, kann sich wol einerseits darüber freuen, daß sich in immer weiteren Kreisen das Interesse an der Geschichte der engeren Heimath geltend macht und auch literarisch bethätigt; andererseits aber empfindet er auch vielfach ein lebhaftes Gefühl des Bedauerns, wenn er wahrnimmt, wie nur zu oft der beste Wille, ja selbst gewissenhafter Fleiß nicht zu den Ergebnissen führt, die man ihm wol wünschen möchte; wie nur zu oft der Fachmann, wenn er an die Bearbeitung dieses oder jenes Abschnitts herantritt, von der Benutzung mühseliger Vorarbeiten ganz abzusehen und die Untersuchung von vorn wieder anzufangen sich genöthigt sieht, weil jene Vorarbeiten, so gut gemeint sie auch sein mögen, doch ohne jede Kenntniß des richtigen Wegs, auf dem man zu gesicherten Forschungsresultaten gelangen kann, unternommen worden sind und so ihren Zweck verfehlen mußten. Es ist das doppelt bedauernswerth deshalb, weil sich der Stoff der Geschichtswissenschaft fortwährend erweitert — wie viele Anforderungen an die Specialforschung stellt z. B. allein die junge Disciplin der Wirthschaftsgeschichte! — und weil man daher Jeden gern willkommen heißt, der Bausteine zur Landesgeschichte liefert, mag er nun „zünftiger" Historiker sein oder nicht, — vorausgesetzt allerdings, daß diese Bausteine brauchbar sind. Wenn sie es so oft nicht sind, so liegt dies daran, daß man nur allzuhäufig der sehr irrthümlichen Meinung begegnet, zu einer geschichtlichen Arbeit bedürfe es keiner methodischen Vorbildung; dieser verhängnißvolle Irrthum hat dahin geführt, daß, wie ein vor wenigen Jahren verstorbener hervorragender Historiker einmal gesagt hat, vielleicht keine Wissenschaft unter dem Dilettantismus so viel zu leiden gehabt hat, als die Geschichte. Wie viel mehr und Besseres könnten unsere zahlreichen Special- und Localhistoriker, könnten namentlich unsere Geschichtsvereine leisten, wenn man sich über das Wesen der Geschichtswissenschaft, über die Methode historischer Arbeit einigermaßen klar zu werden versuchte. Nun ist es freilich nicht Jedem gegeben, in seiner Jugend eine tüchtige geschichtswissenschaftliche Schulung durchzumachen. Da ist es denn mit Freuden zu begrüßen, wenn das vorliegende Werk eine solche bis zu einem gewissen Grade zu gewähren vermag. Was in demselben in systematischer Form vorgetragen wird, sind in der Hauptsache die seit mehr als einem halben Jahrhundert bewährten Grundsätze der Ranke-Waitz'schen Schule. Der Fachmann im engern Sinne wird daher, wenngleich auch für ihn das Buch eine anregende Lectüre sein wird, doch nicht viel eigentlich Neues darin finden. Von größtem Nutzen aber kann Bernheim's Schrift für den weiten Kreis derjenigen sein, die, ohne berufsmäßige Historiker zu sein, doch durch das Interesse an der Geschichte der Heimath zu Arbeiten auf diesem Gebiete veranlaßt werden.

*) Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. Von Ernst Bernheim, Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. X, 530 SS.

Nur eine sehr knappe Uebersicht über den reichen Inhalt des Werks, die zu seiner Lectüre anregen, aber dieselbe nicht ersetzen soll, beabsichtigen wir im Folgenden zu geben. Von polemischen Erörterungen, zu denen ein derartiges Buch stets mehr oder weniger Anlaß geben wird, sehen wir ganz ab.

Unter Geschichtswissenschaft hat man zu verschiedenen Zeiten sehr Verschiedenes verstanden; hat es doch sogar — bis auf die neueste Zeit — nicht an solchen gefehlt, die der Geschichte den Rang einer Wissenschaft überhaupt streitig machten. Da war es denn gewiß nicht überflüssig, wenn der Verfasser in einem ersten Capitel **Begriff und Wesen der Geschichtswissenschaft** untersuchte, um so zu einer festen Grundlage zu gelangen. Er definirt die Geschichte als „die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen in ihrer Bethätigung als sociale Wesen". Der Begriff der Entwickelung ist es, der die Geschichte zur Wissenschaft macht; „das nächste wie das fernste Ereigniß steht auf diese Weise unserem Forschungsinteresse gleich nahe, da jedes das unentbehrliche Glied einer Entwickelungsreihe und diese wiederum das Glied einer weiteren Entwickelungsreihe ist". Das Object der Geschichte ist lediglich der Mensch und zwar der Mensch nicht als Einzelwesen, sondern als sociales, der Vergesellschaftung fähiges Wesen; die Einschränkung auf den Menschen als politisches Wesen weist der Verfasser, so wenig er auch die Bedeutung des Staates als der Form, in welcher die menschliche Gesellschaft erscheint, und als das wohl wichtigste Product der menschlichen Entwickelung unterschätzt, doch als zu eng zurück, da auch die culturelle Entwickelung der Menschheit stets im Auge zu behalten ist.

In der historischen Entwickelung des Begriffs der Geschichtswissenschaft unterscheidet B. drei Stadien: die referirende, die lehrhafte (pragmatische) und die entwickelnde (genetische) Geschichte. Erstere will blos Thatsachen erzählen (Epen, Logographen, Herodot, Annalen und Chroniken); die lehrhafte Geschichte will nicht blos wissen, was, sondern auch wie, aus welchen Gründen etwas geschah (Thucydides, Polybius, Tacitus; Memoiren, Biographien); die dritte Stufe, welche erst die neuere Zeit erreicht hat, will zeigen, wie jede historische Erscheinung zu dem geworden, was sie ist, wie sie sich im Zusammenhange der Begebenheiten entwickelt hat. Diese drei Stufen, die mannigfach ineinander übergehen, lösen sich nicht etwa ab, sondern bestehen nebeneinander fort und jede hat noch heute ihre innere Berechtigung.

Was die **Begrenzung des geschichtlichen Stoffes** anlangt, so ist diese eine sehr weite. Der Verfasser verwirft die Ausschließung „prähistorischer" oder „unhistorischer" Stämme und Völker und die Beschränkung auf die sogenannten Culturvölker. Denn vom Standpunkte auf dem Niveau der Gesammtcultur, der Gesammtentwickelung der Menschen aus, dem einzigen, den B. für wissenschaftlich berechtigt hält, verdienen im Princip alle Erscheinungen der Menschheit gleiche Berücksichtigung.

Eine eigentlich **systematische Eintheilung** des gesammten Stoffes hält B. für nicht möglich. Wol aber stellt er für eine **thematische** Eintheilung ein Schema auf, dessen Hauptgruppen die allgemeine und die specialistische Geschichte sind. Die Einzelheiten der Eintheilung übergehend, bemerken wir nur, daß B. auch hier für den so oft angegriffenen Begriff der Culturgeschichte in ihrer richtigen Bedeutung und für deren enge Verbindung mit der politischen Geschichte eine Lanze bricht. Bei den Unterabtheilungen National- und Territorialgeschichte betont er mit Recht die Nothwendigkeit, dabei stets die Gesammtentwickelung im Auge zu be-

halten; geschieht das, so ist die monographische Localforschung nicht nur berechtigt, sondern sogar die unentbehrliche Grundlage jeder allgemeineren Forschung, während sie sonst der letzteren kaum nützt. Neben der thematischen wird dann auch die chronologische Eintheilung des Stoffes besprochen, die alte auf Hieronymus zurückgehende Theorie der vier Weltmonarchien und die im 17. Jahrhundert von Christof Cellarius begründete Dreitheilung in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, die er im Gegensatz namentlich zu Ottokar Lorenz im Princip für nicht unpraktisch erklärt.

Nicht ohne polemische Schärfe sind die Auseinandersetzungen, die das Verhältniß der Geschichtswissenschaft zu anderen Wissenschaften betreffen. Namentlich wendet sich B. mit aller Entschiedenheit gegen die durchaus unberechtigten Eingriffe und Angriffe, die sich neuerdings die Naturwissenschaft (Buckle, Du Bois-Reymond) in ihrem vergeblichen Bestreben, die „Gesetze der Geschichte" zu finden, erlaubt hat.

Als den „Höhepunkt der Begriffsverwirrung" bezeichnet es B., wenn man die Geschichte so oft eine Kunst genannt hat. Wenn bei der Darstellung auch das ästhetische Moment ein vollberechtigtes ist, so muß es sich doch unbedingt dem wissenschaftlichen unterordnen. Noch verkehrter aber ist es, wenn man auch die Methodik der Geschichtswissenschaft als eine künstlerische bezeichnen will; wol ist es richtig, daß der Historiker auf keiner Stufe seiner Thätigkeit der Phantasie entrathen kann, aber diese Phantasie ist doch etwas ganz Anderes, als die künstlerische Phantasie, sie ist in ihrer schöpferischen Thätigkeit durchaus gebunden an bestimmt gegebene, der Willkür entzogene Daten und beschränkt durch methodische Regeln, die lediglich der wissenschaftlichen Sphäre angehören.

So ist in der That die Geschichte eine selbständige Wissenschaft; sie lehrt uns „durch die Erkenntniß der Entwickelung uns selbst und die menschlichen Verhältnisse, in denen wir stehen, darunter selbstverständlich auch die vaterländischen, erkennen. Ueberall erschließt sie uns das Verständniß vergangener und gegenwärtiger Erscheinungen und Zustände und deren Beziehungen zu einander, indem sie darlegt, wie und unter welchen Umständen sie zu dem geworden sind, was sie waren und sind, überall gewährt sie uns auch ein Verständniß dafür, was sich weiterhin aus den gegenwärtigen Erscheinungen entwickeln kann". Wer die Geschichte in so großem Sinne auffaßt, wird auch der Detailforschung gerecht werden; „die scheinbar trockenste, entlegenste Untersuchung wird dann durchgeistigt sein von dem lebendigen Zusammenhang mit der Gesammtaufgabe unserer Wissenschaft: die Erscheinungswelt des menschlichen Wesens in der stetig wechselnden Fülle seiner socialen Entwickelungen zu erforschen und zu erkennen".

Nach diesen grundlegenden Untersuchungen kommt der Verfasser im 2. Capitel zur Methodologie, der allgemeinen Darlegung des Begriffs und Wesens der Methode unserer Wissenschaft d. h. des Verfahrens, durch welches aus dem Stoffe derselben die ihr eigenthümlichen Erkenntnißresultate gewonnen werden. Nachdem er einleitend die auch von Fachleuten oft angezweifelte Nothwendigkeit der systematischen Ausbildung der Methode entwickelt hat, geht er auf die Eigenart derselben über, die von der Eigenart des (im Gegensatz zu dem Stoffe der Naturwissenschaften) der sinnlichen Wahrnehmung größtentheils entzogenen Stoffes der Geschichte abhängig ist. Nächst der Sammlung dieses Stoffes ist die Hauptaufgabe der Methode, die Thatsächlichkeit der überlieferten Begebenheiten festzustellen und dann zur Erkenntniß des Zusammenhanges der betreffenden Thatsachen zu führen. Es ist dies nur durch eine eigenthümliche Combination von inductivem und deductivem Verfahren möglich; „das Einzelne muß beständig zum Nichteinzelnen, sei es zur Totalität oder zum Allgemeinen der betreffenden Entwickelung, in Beziehung gesetzt", durch Rückschlüsse aus dem Nichteinzelnen verstanden werden. Diese eigenthümliche Methode begründet B. hauptsächlich gegen jene wiederholt geltend gemachte skeptische Richtung, welche die Möglichkeit jedes gesicherten historischen Wissens in Frage stellt. Ein Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Methode ist um so dankenswerther, als dem Verfasser dabei fast alle Vorarbeiten fehlten.

Den Kernpunkt des Ganzen, die angewandte Methodologie oder die Methodik, d. h. die einzelnen Grundsätze und Operationen, vermittelst derer der Historiker zu wissenschaftlicher Erkenntniß seines Gegenstandes gelangt, behandeln die folgenden vier Capitel. B. faßt die hier zu besprechenden Fragen in vier Gruppen zusammen: Quellenkunde, Kritik, Auffassung und Darstellung, bemerkt aber mit vollem Recht, daß alle diese Functionen, die in einer systematischen Darstellung gesondert zu behandeln waren, im praktischen Verlaufe der Forschung eng verbunden erscheinen. „Alles hängt zusammen," sagt Ranke, „kritisches Studium der echten Quellen, unparteiische Auffassung, objective Darstellung; das Ziel ist die Vergegenwärtigung der vollen Wahrheit."

Die Quellenkunde (Heuristik), mit der sich das 3. Capitel beschäftigt, lehrt uns das Material kennen, aus welchem die Geschichtswissenschaft ihre Erkenntniß schöpft. Dieses Material wird für jede Frage ein verschiedenes sein; daher wird mit Recht einleitend darauf hingewiesen, wie wichtig eine richtige, weder zu enge noch zu weite Fragestellung ist. Alle Quellen theilt B. in zwei große Gruppen, die der Ueberreste und die der Tradition, ein. Unter Ueberresten versteht man Alles, was unmittelbar von den Begebenheiten übrig geblieben ist; man kann innerhalb dieser Gruppe Ueberreste im engern Sinne, d. h. solche, die „ohne jede Absicht auf Erinnerung und Nachwelt uns übrig gebliebene Theile der Begebenheiten und menschlichen Bethätigungen selbst sind" (körperliche Reste, Sprache, Zustände und Institutionen, Producte, geschichtliche Acten u. s. w.) und Denkmäler, denen die Absicht innewohnt, Begebenheiten für die Erinnerung näher oder ferner speciell dafür Interessirter aufzubewahren (Inschriften, Monumente, Urkunden), unterscheiden. Die Tradition überliefert uns die Begebenheiten mittelbar, hindurchgegangen und wiedergegeben durch menschliche Auffassung; sie will geradezu historisches Material sein. Sie ist entweder eine bildliche (Gemälde, Skulpturen), oder eine mündliche (Erzählung, Sage, Anekdote, Sprichwörter, histor. Lieder) oder — und das ist das weitaus größte und wichtigste Gebiet — eine schriftliche (historische Inschriften, Genealogien, Kalender, Annalen, Chroniken, Biographien, Memoiren u. s. w.).

Nach einem Ueberblick über die wichtigsten Quellensammlungen und Quellennachweisungen, sowie die allgemeinen bibliographischen Hilfsmittel, deren Kenntniß dem Historiker unentbehrlich ist, bespricht der Verfasser die Hilfswissenschaften der Geschichte. Sie haben deshalb hier ihre Stelle gefunden, weil mehrere derselben gerade für die Quellenkunde von besonderer Wichtigkeit sind. Da die meisten sich zu selbständigen Wissenschaften entwickelt haben, so genügte es lediglich auf ihre Eigenthümlichkeit als historische Hilfswissenschaft hinzuweisen und namentlich die Werke anzugeben, wo der Historiker genauere Auskunft findet. Unter Sprachkunde wird mit Recht hervorgehoben, daß die „Schöpfung einer mittelalterlichen (lateinischen) Philologie eine der dringendsten Bedürfnisse für diese ausgedehnten Epochen der Geschichtswissenschaft" sei. Auch für die wissenschaftliche Paläographie und Diplomatik ist noch sehr viel zu thun. Sphragistik, Heraldik, Numismatik, Genealogie und Chronologie haben sich mit wenigen Bemerkungen begnügen müssen. Vollständig dem Kreise der historischen Hilfswissenschaften entwachsen ist die Geographie; gerade ihr speciell historischer Zweig, die historisch-politische Geographie, ist neuerdings sehr stiefmütterlich behandelt worden, während die auch mit hierher gehörige geographische Etymologie sich erst jetzt als sehr ergiebig für die Geschichtsforschung erwiesen hat.

Kennt der Forscher so die Quellen, die er für ein bestimmtes Gebiet zu benutzen hat, so hat er vor allen Dingen die Thatsächlichkeit der durch sie überlieferten Daten zu untersuchen. Das ist die Aufgabe der im 4. Capitel behandelten historischen Kritik, deren Ausbildung unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben ist. Wol darf man sie nicht einseitig überschätzen, da sie nur den Stoff vorbereitet, den die Auffassung dann erst zu formen hat; aber es ist doch zweifellos richtig, wenn der Verfasser meint, daß Kritik ohne Auffassung immer noch weniger verwerflich ist, als das entgegengesetzte Extrem, die Vernachlässigung der Kritik zu Gunsten der Auffassung; denn „was nützt der Wissenschaft die geistreichste Auffassung, wenn sie mit ungesicherten und falschen Daten spielt?" Mit Recht erfährt daher die Kritik eine sehr sorgfältige Darstellung, der wir in ihre Einzelheiten nicht zu folgen vermögen.

Man unterscheidet bekanntlich äußere und innere Kritik. Die äußere Kritik hat zu beurtheilen, ob bez. inwieweit die Quellen überhaupt als historische Quellen zuzulassen sind. Sie hat zunächst die Echtheit der Quellen zu prüfen; dabei handelt es sich um die beiden Fragen: Ist die Quelle wirklich das, wofür sie sich ausgiebt, oder ist sie eine Fälschung? Ist die Quelle wirklich das, wofür sie bisher gehalten wurde, oder ist die bisherige Ansicht ein Irrthum? Sehr anschaulich wird an gut gewählten Beispielen aus der neueren Literatur nachgewiesen, wie in beiden Fällen zu verfahren ist. Ferner hat die äußere Kritik die Aufgabe, die Quellen nach Entstehungszeit, Entstehungsort und Autor zu bestimmen. Sie hat dieselben endlich nach ihren Bestandtheilen zu analysiren und so nachzuweisen, ob sie als Urquellen, als unmittelbare, oder nur

als abgeleitete, aus anderen Quellen geflossene Zeugnisse anzusehen sind: eine namentlich bei chronikalischen Quellen höchst wichtige und oft recht verwickelte Vorarbeit, über die der Verfasser sich sehr eingehend verbreitet. — Alle diese Aufgaben sind namentlich scharf im Auge zu behalten bei der Recension, d. h. bei der Herstellung des ursprünglichen Textes schriftlicher Quellen, und bei Edition derselben; eine von Haus aus in das Gebiet der Philologie gehörende Thätigkeit, die aber auf historischem Gebiete ganz eigenartig ausgebildet worden ist. Was der Verfasser hierüber sagt, verdient die Beachtung Jedes, der an die Herausgabe irgend einer geschichtlichen Quelle, welcher Zeit sie immer angehören möge, herantritt.

Hat die äußere Kritik so festgestellt, welche Zeugnisse überhaupt zeugnißfähig sind, so ist es Sache der inneren Kritik, auf Grund dieser Resultate die Thatsächlichkeit der Ereignisse zu bestimmen. Sie erfüllt diese Aufgabe, indem sie zunächst den innern Werth der als echt erwiesenen Quellen feststellt. Es ist das verhältnißmäßig einfach, wenn es sich um Ueberreste im engeren Sinne, also um Spuren der Begebenheiten selbst, handelt; nur hat man dabei nicht außer Acht zu lassen, daß Schlüsse aus Ueberresten selbstverständlich nicht so objectiv thatsächlich sind als die Ueberreste selbst, und sich namentlich vor falschem Generalisiren zu hüten. Größere Vorsicht verlangen die Denkmäler, besonders die Urkunden, in so fern ihr specieller Zweck und die Interessen der Betheiligten hier schon leichter eine schiefe oder einseitige Darstellung der Verhältnisse oder Vorgänge veranlassen können. Die Hauptaufgabe der inneren Kritik liegt auf dem Gebiete der schriftlichen Tradition, die ja stets einen subjectiven Charakter trägt. Schon die erste Stufe der Auffassung, die sinnliche Wahrnehmung, wird je nach dem Standpunkte der Beobachtung eine verschiedene sein; weitere Verschiedenheiten stellen sich bei der Reproduction des Wahrgenommenen und bei der Darstellung ein. Neben dieser oft unabsichtlichen Trübung der Tradition laufen tendenziöse Entstellungen her. Gilt dies von den Berichterstattern selbst wahrgenommener Thatsachen, so in noch höherem Maße von solchen, die nacherzählen. Der stärksten Verdunkelung aber ist die mündliche Tradition ausgesetzt. So kommt es denn darauf an, bei jeder Quellennachricht sich über das Verhältniß des Autors zu derselben, über seine Individualität, seine Wahrheitsliebe und kritische Befähigung, auch über die Form und Absicht, in der er die Nachricht giebt, klar zu werden; ferner die Einflüsse zu untersuchen, welche die Zeit, in der die Aufzeichnung stattfand, ihre gesammte Bildungssphäre, sowie der Ort, dem die Quelle entstammt, ausgeübt haben. In der Regel wird aber all das nicht ausreichen, um den innern Werth der Quelle zu bestimmen; es wird dazu noch die Vergleichung mit anderen Quellenzeugnissen, die Controle der Quellenzeugnisse durch einander, eine überaus wichtige Aufgabe, kommen müssen.

Hat der Verfasser durch diese Operationen, die natürlich nicht immer nach einander, sondern meist im engen Zusammenhange stattfinden werden, sich ein Urtheil über die Thatsächlichkeit der Quellenangaben gebildet, so ist die Hauptaufgabe der Kritik gelöst. Wenn der Verfasser am Schlusse des Capitels noch einige Winke über die kritische Ordnung des Materials, die Anlage von Regesten giebt, so gehört das im strengsten Sinne vielleicht nicht hierher; gerade diese wenigen Seiten sind übrigens von so entschiedener praktischer Bedeutung, daß wir darauf ganz besonders aufmerksam machen möchten.

Ein fünftes Capitel handelt von der Auffassung, ein etwas verschwommener Ausdruck, den auch der Verfasser nur „mangels einer zutreffenderen Bezeichnung" braucht; auch wir wüßten keinen anderen an seine Stelle zu setzen. Die Auffassung hat die Aufgabe, den Zusammenhang der Thatsachen zu erkennen; im Einzelnen: „die Thatsachen in ihrer Bedeutung für den Zusammenhang zu verstehen (Interpretation), zu verbinden (Combination), vorzustellen (Reproduction) und die allgemeinen Bedingungen ihres Zusammenhanges zu erkennen. Auch hier handelt es sich um Functionen, die in der Anwendung untrennbar sind und nur künstlich zum Zwecke einer systematischen Darstellung unterschieden werden können.

Mittels der Interpretation soll der Historiker aus Sprache und Schrift die Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken des Autors über die betreffenden Thatsachen ermitteln. Wenn auch die Voraussetzung einer allgemeinen Identität der Menschennatur in Fühlen, Denken und Wollen als das psychologische Grundaxiom aller historischen Erkenntniß gelten muß, so ist doch die individuelle Verschiedenheit der Ausdrucksweise des Empfundenen oder Gedachten je nach Völkern, nach Zeiten oder auch nach Individuen eine so große, daß es nur demjenigen möglich ist, historische Quellen wirklich zu verstehen, der nicht allein Schrift, Sprache und Charakter der Quelle gründlich kennt, sondern sich auch bis zu einem gewissen Grade auf den individuellen Standpunkt des Autors zu versetzen vermag. Die Vergleichung ist auch für die Interpretation der Quellen ein sehr wichtiges Hilfsmittel.

Hat die Interpretation so das Verständniß der Quellen erschlossen, so hat die Combination die Thatsachen in ihrer Bedeutung für den Zusammenhang mit einander zu verbinden. Es befähigt dazu eine der Phantasie nahe verwandte und einigermaßen ähnliche Geistesanlage, die der Verfasser als Combinationsgabe bezeichnet; dieselbe schafft durch Herstellung der verbindenden Linien zwischen den einzelnen zusammenhangslos gegebenen Daten etwas noch nicht unmittelbar Gegebenes, aber doch nicht, wie die Phantasie, etwas eigentlich Neues; denn das Schaffen ist eng gebunden an gegebene Thatsachen und an erfahrungsgemäße Analogien des menschlichen Geschehens überhaupt sowie des historischen Geschehens im speciellen Falle. So gelangt man durch eine Reihe von Schlüssen wenn nicht zur Gewißheit, doch zu verschiedenen Graden von Wahrscheinlichkeit. Ist auch die zur Combination nothwendige intuitive Anlage weder lern- noch lehrbar, so bedarf dieselbe doch dringend der methodischen Disciplinirung, ohne welche „die glänzendste Begabung und das reichste Wissen der Wissenschaft mehr schaden als nützen können".

Auch die Reproduction, durch welche wir die Thatsachen im Zusammenhange vorzustellen haben, ist nicht ohne Phantasie möglich, und daher muß man auch bei ihr sich stets gegenwärtig halten, daß die Aufgabe der Geschichte eine andere ist, als die der Kunst, daß strenge Selbstzucht der Phantasie in ihrer Thätigkeit bestimmte Grenzen setzen muß. Wie die Interpretation, so verlangt auch die Reproduction vom Historiker namentlich die ihm unentbehrliche Fähigkeit, sich in fremde Zeit und Volksnatur zu versetzen.

Von großer Bedeutung für die richtige Erkenntniß des Zusammenhangs der Thatsachen ist die Auffassung der allgemeinen Bedingungen desselben. Es sind das theils physische Bedingungen, für deren Erforschung bekanntlich Karl Ritter und seine Schule das Beste gethan haben, theils psychische Bedingungen, für deren Erkenntniß uns die Psychologie, unter Umständen sogar die Psychiatrie Hilfsmittel an die Hand giebt, theils social-psychische Bedingungen, mit deren Untersuchung sich die neue Wissenschaft der Völkerpsychologie beschäftigt. Meist in untrennbarer Verbindung mit den physischen und psychischen erscheinen die culturellen Bedingungen; ob deren Erforschung mehr den betreffenden Fachleuten (die Rechtsgeschichte den Juristen, die Wirthschaftsgeschichte den Nationalökonomen u. s. w.) zu überlassen oder ob sie als Aufgabe des Historikers anzusehen ist, ist eine ziemlich müßige Frage, da es lediglich darauf ankommt, ob der Fachmann die nöthige historische Schulung oder der Historiker die erforderliche sachmännische Vorbildung sich anzueignen versteht.

Das Capitel von der Auffassung giebt dem Verfasser schließlich noch Gelegenheit, in aller Kürze über die geschichtliche Entwickelung und die Aufgaben der Geschichtsphilosophie — mit denen er sich in einem früheren Schriftchen eingehender beschäftigt hat — zu handeln. Was die letzteren anlangt, so will er im Gegensatz zu dem bisher meist beobachteten Verfahren den universalhistorischen Apparat und ebenso die Methodologie ganz von der Geschichtsphilosophie trennen. Analog den Aufgaben der Rechtsphilosophie, der Religionsphilosophie u. s. w. hat die Geschichtsphilosophie die Principien der Geschichte zu untersuchen d. h. „die allgemeinen Grundbedingungen und Prozesse, auf denen der Zusammenhang der geschichtlichen Thatsachen, die Entwickelung beruht". Es handelt sich dabei hauptsächlich um die beiden Fragen: wie kommt die geschichtliche Entwickelung zu Stande? welche Resultate und welche Bedeutung hat die geschichtliche Entwickelung?

Mit einer Ausführung über das Wesen der Auffassung im Allgemeinen, über die so oft behandelte Frage der Objectivität und Subjectivität schließt das Capitel. So gut es überhaupt eine absolute Erkenntniß der Objecte der Welt für das menschliche Subject nicht giebt, so kann auch auf dem Gebiete der Geschichte von subjectiv und objectiv nur in relativem Sinne die Rede sein. Gerade auf diesem Gebiete ist aber nach Stoff und Quellenmaterial eine objective Behandlung besonders schwierig. Der Grad der Objectivität ist von der Auffassung bedingt; es ist die „schwierigste Leistung objectiver Auffassung und eigentlich die brennende Frage dieses Themas: inwieweit vermögen wir von unserer Individualität abstrahirend die Thatsachen der Geschichte in ihrem Zusammenhange voraussetzungslos aufzufassen?" Es ist das sicher nur bis zu einem gewissen Grade möglich; allein schon das klare Bewußtsein, daß der individuelle Standpunkt eine unvermeidliche Fehlerquelle bildet,

führt auf den richtigen Weg, um, soweit es den Menschen möglich ist, diese Fehlerquelle zu eliminiren, vor Allem dadurch, daß man sich bestrebt, sich auch auf den dem eigenen entgegengesetzten Standpunkt zu versetzen und von diesem aus die Dinge anzuschauen. Es ist das im Grunde nur etwas, was jede Wissenschaft in gewisser Weise verlangen muß. Als ein ferneres Hilfsmittel objectiver Auffassung bezeichnet B. die Anwendung relativer Werthmaßstäbe, auf die wir hier nicht näher eingehen. Bei alledem wird der individuelle Standpunkt sich nie ganz verbergen lassen; wie weit man sich durch methodische Controlmittel über ihn zu universalhistorischen Gesichtspunkten erheben kann, hängt neben den Einflüssen der psychischen Disposition und des geistigen Standpunkts wesentlich auch von den Verhältnissen im einzelnen Falle ab. Jedenfalls ist es durchweg möglich, Grade von Objectivität zu erreichen, die von den Resultaten der am Schlusse charakterisirten subjectiven Forschung weit verschieden sind.

Ein letztes kurzes Capitel behandelt die Darstellung. Die künstlerische Formgebung gehört in das Gebiet der Aesthetik, nicht in das der Methodik. Letztere hat nur die Regeln der methodischen Darstellung zu geben, deren Aufgabe ist, die im Zusammenhange erkannten Thatsachen in erkenntnißgemäßem Ausdruck d. h. möglichst unentstellt wiederzugeben. So kommen hier zur Behandlung die Auswahl der mitzutheilenden Forschungsresultate, die Concentration oder Verdichtung d. i. die bei der Darstellung erfolgende Umwandlung einer größeren Menge von Vorstellungen in wenige kürzere Vorstellungsreihen, bei der jedoch der wesentliche Inhalt jener Menge gewahrt bleibt, die Disposition des Stoffes, die sog. Vertretung, d. h. der eigenthümliche Prozeß, vermöge dessen wir mehrere Vorstellungen oder ganze Vorstellungsmassen in eine einzelne Vorstellung einschließen und mit der Mittheilung der letzteren zugleich mittheilen, ohne jene mehreren ausdrücklich einzeln wiederzugeben; gerade die letztere, die der darstellende Historiker fortwährend anwendet, verlangt sehr sorgfältige Beachtung, wenn unklare Vorstellungen beim Leser vermieden werden sollen. Die Anforderungen der Aesthetik dürfen nach all diesen Richtungen hin nur so weit maßgebend sein, als es sich mit dem ersten und nächsten Zwecke der Geschichtswissenschaft, die nicht Kunstwerke herzustellen, sondern Erkenntniß zu vermitteln berufen ist, verträgt. Eine Darstellung, die all diesen Anforderungen entspricht, nennen wir eine objective Darstellung. —

Unsere Anzeige dürfte wenigstens so viel ergeben, daß das Werk Bernheim's, das nebenbei in einer ansprechenden und gewandten Form geschrieben ist, ein außerordentlich anregendes ist und namentlich dem angehenden Historiker für sein Studium auf das Wärmste empfohlen werden muß. Aus den Gründen, die wir im Anfange dieses Aufsatzes entwickelt haben, möchten wir ihm eine recht weite Verbreitung wünschen; die öffentlichen, Schul- und Vereinsbibliotheken des Landes sollten sich, schon aus allgemeinem landesgeschichtlichem Interesse, seine Anschaffung angelegen sein lassen.

Bücherbesprechungen.

Δ **Wie studirt man Jurisprudenz?** Mit einer tabellarischen Uebersicht über die Bestimmungen zur Erlangung der juristischen Doctorwürde an den Universitäten Deutschlands. Von einem praktischen Juristen. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. — Die auf die Frage, wie man am zweckmäßigsten seine juristischen Studien einzutheilen habe, ertheilte Antwort giebt manchen beherzigenswerthen Fingerzeig, obwol der Verfasser sich selbst nicht verhehlt, daß eine bestimmte Methode, die für Alle und Jeden gleich günstigen Erfolg verspreche, deshalb sich nicht angeben lassen werde, weil im Lernen fast ein Jeder besonders beanlagt sei. Besonders einverstanden sind wir mit der Mahnung, von den gedruckten Repetitorien nur sehr vorsichtigen Gebrauch zu machen, und mit den Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit mündlich ertheilter Repetitorien. Die anhangsweise beigefügte Zusammenstellung der Bestimmungen zur Erlangung der juristischen Doctorwürde an den Universitäten Deutschlands bietet nach mehr als einer Richtung Interesse; am höchsten im Preise steht hiernach der Doctorhut der Universität Leipzig.

W—k. **Glöckner's Lehrbuch der deutschen Handelscorrespondenz**, enthaltend mehr als 400 Briefe und Berichte über kaufmännische Angelegenheiten, ferner eine reichhaltige Sammlung von Formularen für die wichtigsten Contorarbeiten, eine ausführliche kaufmännische Phraseologie, eine Post- und Telegraphentaxe für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn, sowie Tabellen zur Auffindung der Zins- und Discontage, der Beträge von Monatszinsen und Zinseszinsen. 3. Aufl. Bearbeitet von August Schmidt, weiland Handelsschullehrer in Hildesheim, und Gustav Wagner, Director der Lehranstalt für erwachsene Töchter in Leipzig. Leipzig, G. A. Glöckner. 1889. — Wir haben den Titel ausführlich mitgetheilt, damit Jeder weiß, was er in dem Buche finden kann. Dasselbe wird Handelsschülern und solchen Handlungslehrlingen und Geschäftsleuten, welche keine gründliche Schulbildung erhalten haben, eine gute Anleitung und ein vortreffliches Fortbildungsmittel sein.

r. **Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 1870/71.** Von Dr. A. Kayser. Nördlingen, bei C. H. Beck. 216 Seiten. — Die Verlagshandlung ist zu beglückwünschen, daß sie die Herausgabe von Einzelerlebnissen und persönlichen Eindrücken von Mitkämpfern aus dem letzten Kriege unternommen hat, bildet doch der Feldzug von 1870/71 sowol in fachwissenschaftlicher, wie in praktischer Beziehung die erste, ja heutzutage einzige Schule für den Zukunftskrieg. Für die große Masse von Wehrpflichtigen, welche der Krieg zur Fahne ruft, ist die Kenntniß des täglichen Lebens im Kriege eine überaus schätzbare Vorbildung, von der die Haupttugenden jedes Feldsoldaten, Findigkeit und praktische Auffassung der Verhältnisse, ihren Ausgang nehmen. Der Verfasser schildert in überaus anspruchsloser, gewinnender Weise das wechselvolle Leben eines Cavalleristen im Aufklärungsdienst vorwärts der gewaltigen Heereskörper. Zu den 5. Dragonern gehörig, hat er den gewaltigen Weg von Zweibrücken bis Chalons und Rheims und später über Paris hinaus gegen die neuen Heere der Republik bis in die Perche und Normandie mitgemacht. Es lohnt, das Buch zu lesen, das ist die beste Kritik desselben. Möge es noch Vielen dasselbe Vergnügen gewähren, wie uns!

G. Oe.— **O. Kuntze (Plauen), Vaterländische Lieder und Gedichte.** 2 Hefte. Dritte vielfach veränderte und vermehrte Ausgabe der Kaiserlieder. Plauen i/B., Neupert. 1889. Preis 40 Pf. — Die schlichten Lieder, welche der geschätzte Verfasser in dem vorliegenden Bändchen zusammengestellt hat, scheinen viele Freunde gefunden zu haben. Sie singen von des Kaisers Hoheit, von des eisernen Kanzlers markiger Kraft, von den Kaisergräbern, aber auch von dem Volke und seinen Gemeinschaften, den Sängern und Schützen, den Turnern und Feuerwehren, vom Wald und von seinen Freunden. Es ist nicht Alles bedeutend, nicht Alles dichterisch, was hier geboten wird; manchmal scheint die alte Drohung nur die Entstehung des Reimes bewirkt zu haben, hin und wieder, ganz besonders in dem Gedichte von der Landwirthschaft und Industrie, sind die Grenzen nicht innegehalten, jenseits deren die Dichtung aufhört, ernst zu wirken. Ueber diese unleugbaren und unverhüllbaren Mängel hilft aber der warme, herzliche Ton der Lieder, die edle Gesinnung, welche aus allen hervorleuchtet, hinweg. Ob es freilich gerathen war, einzelne der im 2. Hefte gesammelten Gelegenheitsdichtungen über ihren Zweck hinaus aufzubewahren, möge dahingestellt bleiben.

G. Oe.— **Deutscher Reichsbote. Kalender für Stadt und Land für 1890.** Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Preis 40 Pf. — Der „Deutsche Reichsbote" bedarf eigentlich einer Empfehlung nicht mehr, er hat sich unter den ernsteren Männern und Frauen des deutschen Volkes viel Freunde erworben und hat diese Freundschaft verdient. Was er an erzählendem und belehrendem Stoffe bietet, ist zwar nicht die allerfeinste Kost, aber gesund durch und durch; die Wilhelm Baur'schen Ausführungen über die französische Revolution und das deutsche Reich sind köstlich. Kräftige Gottesfurcht und treue Vaterlandsliebe bilden die Grundtöne alles Geschriebenen; nichts wird aufgenommen, was diesen Grundtönen nicht entspräche. Dabei ist der Ton frisch und markig, die Gefahr des Tractätchenstiles ist glücklich vermieden; es liest sich Alles hübsch und regt an. Die Beigaben sind gut, die Bilder trefflich bis auf das ölige „Gratisbild" der Kaiserfamilie mit den fast bräunlichen Gesichtern. Beherrscht denn diese schreckliche Mode das ganze Kalenderterrain? — Noch eins! Es wird fast zu viel an guten Volkskalendern neugeschaffen; kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht ein oder ein paar christliche Volkskalender neu entstehen, sei es für ganz Deutschland oder nur für eine Provinz. So erfreulich diese Regsamkeit einerseits ist, so möchten wir doch den guten Rath geben, bei derartigen Neuschöpfungen die Bedürfnißfrage sorgfältig zu erwägen, da sonst die Unternehmung entweder nicht glückt oder andern gleichen Unternehmungen den Boden entzieht. Beides ist bedauerlich. Auf den „Reichsboten" beziehen sich selbstverständlich diese Bemerkungen nicht.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 85. Donnerstag, den 18. Juli. 1889.

Gottfried Keller.

Ein Denkblatt zum 70. Geburtstage des Dichters.

Von Gustav Adolf Erdmann.

„An dich, du wunderschöne Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' einen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz."

Unverwüstlicher Optimismus, lachende Weltfreudigkeit ist das innerste Wesen des Dichters obiger Verse. Gottfried Keller, der morgen im fernen Zürich seinen 70. Geburtstag feiert, persönlich wohl einsam, aber doch im Geiste von einer nach Tausenden zählenden Gemeinde treuer Verehrer umringt, bewundert und geliebt, hat niemals gezögert, mit klaren Worten seine Freude an der Erde und am Leben auf derselben auszusprechen. Vergebens wird man bei ihm nach Klagen über das „irdische Jammerthal" suchen, vergebens nach „Himmelsheimweh" forschen: er nimmt das Leben, so wie es ist, beim Schopf, lacht die schöne Mutter Erde mit freundlichem Blick an und klingelt belustigt mit den Schellen des Humors, wenn ihm die Narrenspossen der Erdbewohner Anlaß dazu geben. Und bei dieser Beschäftigung befindet er sich so wohl, daß es ihm gar nicht in den Sinn kommt, dieses Leben nur als eine Wanderung durch die Fremde zu betrachten. Keller ist ganz ein Mann der modernen Naturanschauung, und als solcher fühlt er vorwiegend seine Zugehörigkeit zu diesem Leben, zu dieser Erde.

Aus diesem Grunde ist der greise Dichter freilich nicht Jedermanns Freund; denn in seinen Werken dient ihm die Sprache durchaus nicht dazu, seine Gedanken zu verbergen. Viele vermissen mit Bedauern den „Blick nach oben", beklagen den Mangel an christlicher Moral und das Fehlen heiliger Vorbilder. Tritt gar einmal ein geistlicher Herr in Keller's Geschichten auf, so ist's sicher kein ehrwürdiger Pfarrer im Sinne Goethe's oder Voß', sondern — horribile dictu! — eine humoristische Figur, an der die Laune des Dichters ihr Müthchen kühlt. Auch ist es nicht Jedem recht, daß unser Poet eine so unverwüstliche Pietät für die Natur zeigt, so daß ihm die Causalität der Naturgesetze zur Erklärung aller Erscheinungen genügt; ebenso wenig billigen es Viele, daß er über offenbare Schwächen und Fehler unseres Geschlechtes gern den entschuldigenden Deckmantel der Menschenliebe zieht. Engherzig zeiht man ihn deshalb häufig der Ketzerei und der beklagenswerthesten Apostasie.

So die Einen. Die Andern freilich lächeln zu diesen Anklagen und freuen sich der Thatsache, daß auch das Reinmenschliche einmal einen würdigen Dichter gefunden hat. Sie huldigen dem Grundsatz, Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen; sie lassen den originellen Geist Keller's ruhig seine besonderen Wege ziehen und danken ihm aus vollem Herzen für die duftigen Kränze, die er ihnen aus den seltsamen Blüthen, welche er brach, gewunden hat.

Und wahrlich: seltsam sind diese Blüthen, so seltsam, daß derjenige, welcher sie brach und zu Kränzen wand, selber erstaunt aufblickt und sie seltsam findet. Man lese nur Keller's Prosawerke, überall wird man dort auf das Wort „seltsam" stoßen. Seltsam sind die handelnden Personen, seltsam ihre Thaten und Reden, seltsam ihre Erlebnisse. Was für merkwürdige Menschen sind doch diese Leute von Seldwyla mit ihrem pudelnärrischen Schildbürgertreiben, die nie und zu keiner Gelegenheit die schellenbehangene Narrenskappe ablegen können, sei es nun eine wichtige Gemeindeberathung, oder ein ausgelassenes Freudenfest, ein kühner Streifzug in fremdes Gebiet, oder eine der häufigen Calamitäten in der eigenen guten Stadt. Wie seltsam sind diese Heiligen in den „Legenden", diese Heiligen, die mit dem König David vor dem Altar in den schönsten Pirouetten herumtänzeln und dann ein ganzes Leben auf alle Lust der Welt verzichten, nur, um buchstäblich in den Himmel hineinhopsen zu können; diese lustigen Posaunenengel, welche ihre Notenblätter wie Aeffchen mit den rosigen Zehen halten und hernach die Notenrollen ihren steinernen Ebenbildern schallend um die Ohren schlagen. Seltsam, höchst seltsam! —

Aber so barock auch häufig die Einfälle der Keller'schen Muse erscheinen mögen: anziehend sind sie stets, selbst da, wo Grausiges, Entsetzliches geschildert wird. Es ist eine Art „Geschäftsgeheimniß" des Dichters, mit dem er das Grausige zu mildern weiß, ohne ihm irgend etwas von seiner innersten Natur zu rauben. Diese Gabe zeigt sich besonders in den Gedichten Keller's, die häufig hart an die Grenze des poetisch Darstellbaren streifen, die wie das große Gedicht: „Gedanken eines Lebendig-Begrabenen" den Leser zwar der Materie wegen bis in die innerste Seele erschauern lassen, ihn aber dennoch nicht verletzen; denn selbst in diese Nachtscenen fließt ein Tröpflein des „Seelentrostes Humor".

Zwei Perioden kann man deutlich in der Entwickelung des Dichters unterscheiden: die Periode der subjectiven und die der objectiven Dichtung. Der junge Keller war durch und durch subjectiv. Subjectiv sind seine ersten „Gedichte", subjectiv ist sein „grüner Heinrich", ebenso sind es die meisten Erzählungen in den „Leuten von Seldwyla". Er ist wie Pankraz der Schmoller, der sich am liebsten in sich selbst versenkt und an sich selbst die eingehendsten Beobachtungen macht. Deshalb stellt er auch zuerst fast ausschließlich seine Erlebnisse und sein eigenes Seelenleben dar. Der grüne Heinrich in dem gleichnamigen Roman ist Keller selbst, sogar die Erlebnisse des Romanhelden sind die des Dichters. Auch er zog den Malerrock aus, wurde Dichter und trat endlich in die Beamtenlaufbahn ein, um in geordnete Verhältnisse zu kommen. Auch er hatte anfangs pietistische Neigungen, aus denen er sich erst im Laufe der Zeit bei wachsender Erkenntniß herausarbeitete, um sich zur Höhe eines freien, klaren Geistes emporzuschwingen. Wie der grüne Heinrich hat auch Keller früh den Vater verloren und ist der Erziehung der Mutter überlassen geblieben — ein Thema, das er vielfältig variirt, so in „Pankraz der Schmoller", dann auch in der durch und durch pädagogischen Erzählung „Regel Amrain" — wie jener hat er zu früh seinen Bildungsgang unterbrechen müssen, kurz: Parallelen in Hülle und Fülle. So viele Schwächen nun auch jene Dichtungen der ersten Periode haben mögen, eins kann man ihnen nicht absprechen: den tiefen psychologischen Blick des Dichters, der sich dem schwierigen: „Erkenne Dich selbst!" mit der Beharrlichkeit des Forschers hingiebt. Und ehrlich ist Keller, wie selten einer. Er kennt keine Schönfärberei, Alles stellt er dar: gute und schlechte Seiten seiner Helden, erhabene und lächerliche Eigenschaften, milde, menschliche Freundlichkeit und teuflische Bosheit, kindliche Reinheit

und tiefste Verkommenheit, Liebe und Haß. So malt er uns Menschen aus Fleisch und Bein, wenn sie auch häufig sehr schrullenhaft erscheinen — ist das etwa des Dichters Schuld? — und keine schemenhaften Romanhelden. Er kennt Vieles, hat Vieles gesehen und erfahren, alles dies zieht er in das Bereich seiner Betrachtungen, und wo er keine eigenen Erfahrungen hat, sucht er dies nicht durch Phrasen zu verbergen. Wie schon vorhin erwähnt, schildert er gern das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, auch wol zwischen Bruder und Schwester; dagegen berührt er Beziehungen zwischen Vater und Sohn nur flüchtig, skizzenhaft, aber mehrfach tritt aus diesen Schilderungen die Sehnsucht hervor, auch das Glück dieses Verhältnisses genießen zu können.

Das einleitende Werk der zweiten, objectiven Periode war: „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Hier hat sich der Dichter zum ersten Male von seinem eigenen Ich fast ganz losgerungen, abgesehen etwa von dem Schluß der 1. Auflage, der in den späteren Auflagen aber getilgt worden ist. „Romeo und Julia auf dem Dorfe" ist ja so tief in alle Kreise des literaturfreundlichen Publicums eingedrungen, daß ich füglich von einer Charakterisirung der Erzählung an dieser Stelle absehen kann. Selten nur gelingt es einem besonders begnadigten Poeten, ein so duftiges Bild naiven Liebeslebens mit der gehörigen Dosis sinnlicher Erotik zu zeichnen, selten ist es einem gelungen, Realistik und Romantik so zwanglos mit einander zu vereinigen, wie Keller in diesem duftigen Gebilde seiner Muse. Ja man kann die Geschichte noch ganz besonders deshalb hochschätzen, weil in ihr noch nicht jene etwas hausbackene Moral zu finden ist, die sich in den „Züricher Novellen" des Dichters später etwas unliebsam breit macht.

Merkwürdig ist bei dem Realisten par excellence, als den wir Keller doch anzusehen haben, die häufig gewaltsam hervorbrechende Neigung zur Romantik, so in „Romeo und Julia" die Gestalt des schwarzen Geigers, so besonders sein ganzes Werk: „Sieben Legenden". Auch die ansprechende Novelle: „Sinngedicht" zeugt von einer solchen Vorliebe. Häufig ist diese Romantik für ihn die weiße Lotosblume, welcher er sein stilles Sehnen zu klagen scheint, häufiger aber dient sie ihm nur als Maske, um in diesem Kostüm mit größerer Grazie die Pritsche der scharfen oder feinen, der verblümten oder offenen Satire schwingen zu können. Und die Satire ist ein hervorstechender Zug an Keller. Er handhabt sie aber nicht etwa aus Freude am Gespötte, aus Lust, Andere zu verletzen, sondern sie dient einer edleren Aufgabe bei ihm: der Erziehung. Es ist ein echt schweizerischer Zug, der den Poeten antreibt, nicht nur zu unterhalten und zu schildern, sondern auch zu erziehen, zu belehren und zu bessern. Diesem Bestreben sind „Die Leute von Seldwyla" entsprossen, diesem Zwecke dienen viele der „Züricher Novellen". Ueberhaupt bieten Keller's Werke für jeden Pädagogen eine reiche Fundgrube der Anregung und Belehrung, und ich wüßte unter allen lebenden Romanciers keinen zu nennen, der in dieser Beziehung mehr oder auch nur gleiche Beachtung verdiente. Manche Geschichten scheinen geradezu nur Mittel zum Zweck zu sein, Mittel, um die Gedanken des Dichters über Erziehung in ein ansprechendes Gewand zu kleiden, z. B. „Regel Amrain".

Von einem Literaturfreunde anzunehmen, daß er Keller's Prosawerke nicht kenne, würde von demselben billig als eine Beleidigung aufgefaßt werden. Thatsächlich sind dieselben auch über ganz Deutschland weit verbreitet und werden jetzt bald noch mehr Freunde erwerben, da die Verlagshandlung eine „Gesammelte Ausgabe" zum halben Preise der bisherigen erscheinen läßt (30 Lief. à 1 ℳ). Anders verhält es sich mit Keller als Lyriker. In unserer der Lyrik so abgeneigten Zeit, da man für den lyrischen Dichter nur ein Achselzucken und ein verzeihendes Lächeln hat, glaubt man auch ohne Bekanntschaft mit den Gedichten eines Autors ein volles Bild von der Bedeutung desselben zu haben. Es gehört sozusagen zum „guten Ton", die Lyrik zu verleugnen.

Keller macht keine Ausnahme davon; so viel seine Prosawerke gelesen werden, so wenig bekannt sind seine Gedichte. Und doch bilden dieselben einen unentbehrlichen Zug zu dem Gemälde, welches wir von Keller zu entwerfen haben.

Sehr verschieden sind diese Dichtungen beurtheilt worden; die Einen erklären sie für bedeutungslos, während Andere sie in die erste Reihe gerückt sehen möchten. Bedeutungslos sind sie sicher nicht, wenn sich auch hin und wieder etwas Spreu unter dem Weizen befindet. Ueberall herrscht Leben und urwüchsige Kraft; krankhafte Phrase und Wortgeklingel ist auch hier verbannt. Gern dichtet Keller im Tone des Volksliedes, zuweilen erzählt er Märchen, wie in: „Seemärchen" und weiß die Klangfarbe richtig zu treffen, am liebsten aber schreibt er ganze Cyklen, z. B. „Jahreszeiten", „Morgen", „Abend", „Nacht", „Feuer-Idylle", „die Gedanken eines Lebendig-Begrabenen" u. A.

Auch die Gedichte Keller's lieben das Seltsame, Ungewöhnliche, Barocke, ergänzen also seine Prosa in harmonischer Weise. Oder ist es nicht eine barocke Idee, dem Scheintodten mit in das schaurige Grab zu folgen, dort sein Wiedererwachen zum Bewußtsein zu beobachten und seine letzten Gedanken zu belauschen? Eine entsetzliche Idee, die Grauen erregen muß und deren Behandlung weit außerhalb des Gebietes der Poesie zu liegen scheint. Und doch hat Keller den Stoff bezwungen, ohne in uns das Gefühl des Entsetzens gar zu mächtig werden zu lassen. Als der Unglückliche die Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkennt, ergiebt er sich mit Heroismus und ohne zu wimmern in sein Schicksal. Groß und erhaben klingen seine Worte:

„Halt ein, o Wahnsinn; denn noch bin ich Meister
Und bleib' es bis zum letzten Odemzug!
So schaaret euch, ihr armen Lebensgeister,
Treu um das Banner, das ich ehrlich trug!

Von Erdenduldern ein verlorner Posten,
Will ich hier streiten an der Hölle Thor;
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir das Glas, o Seelentrost Humor!"

Prächtig schildert er die Gefühle des durch Feuerlärm aus seiner Nachtruhe Emporgescheuchten:

„Der erste Blick: ist es in unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die wunderschöne Gluth
Behaglich dort am fernen Himmel ruht."

Trefflich weiß er mit wenigen Strichen nur durch eine charakteristische Handlung die Personen zu zeichnen. Der geizige Bauer, dem sein Haus verbrennt, verlangt schreiend nach seinem Schuldbuch. Es wagt Jemand sein Leben daran, dringt in das brennende Haus, und bald fliegt ein dickes Buch aus dem Feuer auf die Straße:

„Und gierig stürzt der Mann sich auf das Buch
Und — wirft es weg mit einem derben Fluch;
Das dicke Schuldnerbuch hat er gemeint,
Nun liegt — die Bibel vor dem guten Freund."

Mit besonderer Vorliebe versenkt Keller sich in die Betrachtung der Nacht und ihrer erhabenen Reize; ihr sind seine schönsten Strophen gewidmet, und obgleich gerade die Nacht geeignet ist, zu pessimistischen Gedanken anzuregen, blühen doch bei ihrer Verherrlichung die goldenen Sterne des Keller'schen Optimismus so strahlend, wie jemals:

„Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht auch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt an seiner Kette!
Ist nur das Herz vom rechten Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus,
Und schafft die Nacht zum hellen Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus."

Aber nicht allein den reinlyrischen Empfindungen sind Keller's Gedichte gewidmet, auch die Polemik findet in denselben ihr Recht, und oft bietet sich Gelegenheit, dem philosophischen Geistesringen des Dichters zu lauschen. Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit kommen in allen Sammlungen vor; während aber die Gedichte seiner Jugendperiode für die Unsterblichkeit kämpfen und in allen Erscheinungen der Natur eine Bestätigung derselben erblicken, lehren die „neuen Gedichte" das Gegentheil und fordern zur willigen Hingabe an das Nimmerwiedersehen auf, eine Erscheinung, die wir auch in den Keller'schen Prosawerken finden.

Keller griff gerade in der politisch bewegten Zeit der 40er Jahre zur Feder. Freiligrath, Prutz, Kinkel und Hoffmann v. Fallersleben begeisterten die Volksmassen durch ihre gluthvollen Freiheitslieder. Da mochte denn auch der junge Republicaner nicht zurückbleiben.

„Ich bin ein wilder Reiter
Und beißt und schlägt mein Gaul,
Ich bin ein grober Streiter
Und führ' ein grobes Maul.
Und sind auch allerwegen
Mir rostig Schild und Degen —
Drein schlag' ich drum nicht faul,"

singt er von sich als Politiker. Wenngleich seine Dichtungen niemals die große Wirkung jener der genannten Freiheitssänger gehabt haben, so finden sich doch unter ihnen solche von höchster poetischer Schönheit, wie z. B. das Gedicht:

„Ist es ein Traumbild, das mir lacht?
Ist's Frühlingstraum vom neuen Jahr? —
Die Freiheit wandelt durch die Nacht
Mit wallend aufgelöstem Haar!"

Daß Keller auch auf dem Gebiete der Politik Optimist und Freidenker ist, dürfte nach allem vorher Gesagten nicht befremden.

Von politischen Gedichten zum Vaterlandsliede ist, wie es sich schon oft bewiesen hat, nur ein Schritt und diesen Schritt hat auch Keller gemacht. Aber von der so häufig bei derartigen Dichtungen vorkommenden häßlichen Beigabe des Chauvinismus ist bei ihm nichts zu merken. Obgleich der greise Dichter gewiß Patriot wie einer ist, wird er doch niemals überschwänglich, niemals verletzend gegen andere Nationen. Er ist sich des Werthes seiner Heimath voll bewußt; deshalb verschmäht er eitle Prahlerei und läßt höchstens den Fremdling fragen:

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner euer Korn?
Sind denn lautrer eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach, sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ich's —
Doch gesegnet seh' ich euch!" —

Dies ist in kurzen Zügen ein Bild der literarischen Bedeutung Keller's, der ob seiner beispiellosen Originalität einzig unter unseren modernen Poeten dasteht, ohne Vorgänger und ohne Nachfolger. Die Lebensschicksale des Dichters sind bekannt und leicht in irgend einem Conversationslexicon nachzusehen, so daß ich von einer Darstellung derselben an dieser Stelle absehe. Er ist ein einsamer, abgeschlossen lebender Junggeselle, der kürzlich den herben Schmerz hatte, seine einzige, geliebte Schwester, die ihm in seinem Heim zu Hottingen bei Zürich die Wirthschaft führte, zu verlieren. Da der Dichter viel von der Neugierde der Reisenden zu leiden hat, so zeigt er sich Fremden gegenüber nicht stets sehr entgegenkommend, kann aber auch oft von entzückender Liebenswürdigkeit sein. Wenn man den kernigen, untersetzten Mann mit der hohen Denkerstirn, die das weiße Haar voll umrahmt, beim Glase Wein sitzen sieht, so wird man ihn Anfangs wol für einen langweiligen Träumer halten. Dann aber röthen sich allmälig die blassen Wangen, die Augen glänzen lebhaft, und der erst so still beschauliche Poet zaubert nun aus der Tiefe des Weinglases jene erheiternden, närrischen Einfälle, die uns in seinen Werken so sehr entzücken. Wer eine Stunde an der Seite Keller's sitzen und seinem originellen Vortrag lauschen durfte, dem wird der Genuß dieser Unterhaltung stets unvergeßlich sein.

Der Dichtergreis ist leider jetzt häufig von Unpäßlichkeit heimgesucht, aus welchem Grunde er auch jede Feierlichkeit, welche ihm seine zahlreichen Freunde und Verehrer veranstalten wollten, abgelehnt hat. Möge ihm, der dem Leben stets eine angenehme Seite abzugewinnen wußte, noch einmal ein freundlich lächelnder Abendstern aufgehen und mit goldnen Strahlen seinen Lebensabend beleuchten.

Bücherbesprechungen.

□ **Zur Gewissensfreiheit in Rußland. Offenes Sendschreiben an den Oberprocureur des russischen Synods, Herrn Wirkl. Geheimrath K. Pobedonoszeff, von Hermann Dalton.** Leipzig, Duncker & Humblot. — Die Vergewaltigung der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen durch die russische Kirche, die zu einer im 19. Jahrhundert unglaublichen Knechtung und Marter der Gewissen führt und die schon wiederholt so hart geprüften Stammes- und Glaubensgenossen in die schwersten Sorgen und Nöthe versetzt, ist ein Gegenstand warmer Theilnahme für die christliche Welt, insbesondere für die ganze evangelische Christenheit. Die Seele dieser systematisch betriebenen, empörenden Glaubens- und Gewissenstyrannei, der böse Dämon der armen Provinzen, ist der Oberprocureur des russischen Synods, an den dieses „Sendschreiben" gerichtet ist. Dasselbe ist eine Antwort auf verschiedene Kundgebungen dieses Papstes der gegenwärtigen russischen Kirche gegenüber den lutherischen Balten. Der Verf. ist kein Balte, ist auch nicht Lutheraner, sondern Reformirter und hat als einer der hervorragendsten evangelischen Geistlichen lange Zeit in St. Petersburg mit großem Segen gewirkt, auch als geistvoller und gewandter Schriftsteller durch zahlreiche treffliche Schriften sich in den weitesten Kreisen bekannt gemacht. Gegenwärtige Schrift ist ein Muster einer Anklage- und Vertheidigungsschrift zugleich, eine Schrift, die nicht nur dem großen schriftstellerischen Talent des Verf., sondern auch seinem Charakter alle Ehre macht und nicht verfehlen wird, das größte Aufsehen innerhalb und außerhalb der gebildeten evangelischen Welt zu erregen und die lebhafteste Zustimmung zu erwecken. Die Schrift ist eine That, ein Manneswort, mit einer charaktervollen Beredtsamkeit gesprochen, die an das Wort erinnert: indignatio fecit versum. Tiefe evangelische Glaubensbegeisterung, warme Liebe zu dem russischen Volke, in welchem der Verf. ein halbes Leben zugebracht und dessen Lichtseiten er gern hervorhebt, namentlich auch den Geist der Toleranz, der dem Volk und der griechischen Kirche von Haus aus eigenthümlich sei, im wohlthuenden Gegensatze zu dem jetzigen geistlichen Regimente, gerechte Indignation über die der lutherischen Kirche zugefügte Schmach vereinigen sich mit schlagfertigster Gewandtheit, die den Schlangenwindungen und Winkelzügen des sophistisch schlauen Oberprocureurs Schritt für Schritt folgt und ihn in seinem eigenen Netze fängt, unterstützt durch die genaueste Vertrautheit mit den russischen Zuständen und der höheren russischen Gesellschaft. Schonungslos deckt der Verf. bei aller maßvollen Besonnenheit das Gebahren dieses russischen Hierarchen auf und entlarvt ihn als einen Jesuiten, der auch die gemeinen Waffen der Lüge nicht verschmäht und das Vertrauen seines Kaisers mißbraucht. Der ganze Jammer der Lage, in der sich die baltischen Lutheraner befinden, die mit der unduldsamsten Härte behandelt werden, während gegenüber den Muhamedanern Toleranz geübt wird, tritt in dieser Schrift erschütternd zu Tage; der Anfang dazu ist gemacht mit dem Staatsgesetze von 1856, das die den lutherischen Balten früher gewährte Gewissensfreiheit aufgehoben und zwischen der herrschenden russischen und der „geduldeten" evangelischen Kirche einen verhängnißvollen Unterschied geltend gemacht hat. An einzelnen Beispielen wird insonderheit gezeigt, wie tief verderblich die der griechischen Kirche gewährte und schmachvoll ausgenutzte, der evangelischen Kirche versagte Freiheit der Propaganda wirkt.

— **Goethe's Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre (1776—1782) in lesbarer Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert von Heinrich Düntzer.** Leipz. 1889, Dyk. (261 S. 8°.) — Seitdem Riemer 1841 die Kalendereintragungen Goethe's über die ersten sechs Jahre des Weimarer Aufenthalts zum ersten Male auszugsweise der Oeffentlichkeit übergeben, ist diese hochbedeutsame Quelle für die Kenntniß von des Dichters Leben und Geistesentwickelung von der Forschung in ausgiebigster Weise benutzt worden. Die späteren Veröffentlichungen derselben Urkunde durch Burkhardt und Robert Keil erstrebten immer größere Vollständigkeit und legen von dem Interesse Zeugniß ab, das den Goethe'schen Tagebüchern von vielen Seiten entgegengebracht wurde. Aber auch sie beruhen nur auf Abschriften der Originalaufzeichnungen. Erst in der 3. Abtheilung der Weimarschen Goetheausgabe hat sie Burkhardt unmittelbar aus der Handschrift mit diplomatischer Treue abdrucken lassen und dadurch dem Text eine festere Grundlage gegeben. Allein gerade diese buchstäbliche Treue, die alle Wortabkürzungen, alle Flüchtigkeiten in Orthographie und Satzzeichnung u. s. w. beläßt, macht ein zusammenhängendes, genußreiches Lesen geradezu zur Unmöglichkeit. Heinrich Düntzer's neueste Ausgabe löst in schönster Weise die Aufgabe, buchstäbliche Treue mit Lesbarkeit zu vereinigen. Der hier gegebene Text beruht auf einer sorgfältigen Vergleichung des Weimarischen Textes mit dem von Keil und Burkhardt gegebenen und beseitigt alle jene Dunkelheiten und Unklarheiten, welche in Aufzeichnungen nicht befremden dürfen, die Goethe lediglich zur Unterstützung seines Gedächtnisses, nicht in Erwartung einer dermaleinstigen Veröffentlichung gemacht hat. Ein sicher gehendes Feingefühl läßt den Herausgeber hier überall den rechten Weg finden und die bessernde Hand nur da anlegen, wo sie anzulegen ist. So können wir z. B. nur billigen, daß die Planeten-, bez. Zodiakalzeichen für bestimmte Persönlichkeiten im Texte beibehalten sind: das Sonnenzeichen für Frau v. Stein, die Mondsichel für die Herzogin-Mutter Amalie, das Merkurzeichen für Wieland, das Jupiterzeichen für Karl August, das Zeichen des Schützen für den Prinzen Konstantin u. s. w. Zu diesem so geläuterten Text tritt eine reiche Fülle von Sacherklärungen, die dem gebildeten Leser den Schlüssel zum Verständnisse des Textes bieten. Aber auch

der eigentliche Goetheforscher wird in diesen Anmerkungen, die nach Lage der Sache umfänglicher sein müssen, als die Textworte selbst, gar manche Einzelheit finden, die ihm neu sein und für die er dem Herausgeber danken wird. Die ganze Art und Weise, wie Düntzer seine schwere Aufgabe erfaßt, wie er aus der zuströmenden Fülle des Stoffes mit weiser Maßhaltung wählt, Beziehungen aufsucht und findet, Citate zur Erläuterung beibringt, kurz mit echt kritisch-philologischem Geiste vorgeht und Licht und Klarheit verbreitet, macht diese seine neueste Veröffentlichung zum Muster einer ebenso feinsinnigen wie gelehrten Erläuterungsschrift. Goethe's Jahrbücher der ersten Weimarer Epoche gehören fortab nicht mehr der berufsmäßigen Goetheforschung, sondern der gesammten gebildeten Welt an: namentlich werden die vielen Verehrer der Frau Charlotte v. Stein gern das strahlende Bild der edlen Frau auch in dieser Beichte des Dichters in reinem Glanze erblicken. So wird der Nestor der deutschen Goetheforschung den Wunsch, der ihn bei Herausgabe des Buches leitete, erfüllt sehen: seine schön gelungene Arbeit wird „die Kenntniß und Weiterverbreitung dieser kostbaren Tagebuchblätter" ganz sicher fördern und dieselben in die Reihe der allgemein zugänglichen Quellenschriften einführen.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

G. Oe.— Zur Jubelfeier der achthundertjährigen Herrschaft des Hauses Wettin hat der Verein für Erdkunde zu Dresden eine außerordentlich willkommene Jubiläumsschrift herausgegeben: „Literatur der Landes- und Volkskunde des Königreichs Sachsen, bearbeitet von Paul Emil Richter" (in Commission bei A. Huhle, Dresden. 1889. 8°. 308 S. Preis 5 ℳ). — Die Gabe ist um so dankenswerther, als seit den Weinart'schen Arbeiten (1790 91, bez. 1805) kein Versuch gemacht worden ist, ein Repertorium der Literatur der sächsischen Landes- und Volkskunde zu schaffen. Daß in Bezug auf Vollständigkeit und Genauigkeit etwas durchaus Vollkommenes noch nicht erreicht ist, spricht der Herausgeber selbst im Vorworte aus; auch mit der Anordnung des Stoffes wird man nicht allenthalben einverstanden sein. Trotzdem hat der unermüdliche Fleiß und die rühmlichst bekannte Sorgfalt des verdienten Mannes ein Werk geschaffen, das jedem Forscher auf dem genannten Gebiete ein unentbehrliches und im Großen und Ganzen zuverlässiges Hilfsmittel sein wird. Der Stoff ist in sechs Rubriken geordnet: 1) Bibliographie der landeskundlichen Literatur und Geschichte der Landeskunde, 2) Landesvermessung, Karten, Pläne und Ansichten, 3) landeskundliche Gesammtdarstellungen und Reisewerke über das ganze Gebiet, 4) Landesnatur, 5) Bewohner, 6) zusammenfassende Landeskunde einzelner Bezirke und Ortschaftskunde. Innerhalb dieser Rubriken und ihrer Unterabtheilungen ist die Anordnung im Großen und Ganzen chronologisch. Es würde schwer sein, irgend ein Buch oder einen Aufsatz in diesen Rubriken zu finden, wenn nicht ein sorgfältig durchgearbeitetes, alphabetisches Register, das sowol Verfassernamen als Gegenstände angiebt, die Auffindung wesentlich erleichterte. Berücksichtigt sind nicht nur Werke, sondern auch Aufsätze in Zeitschriften und Jahrbüchern. Es möge hierbei erwähnt werden, daß die „Leipz. Ztg." seit einiger Zeit auch im Hauptblatte, nicht nur in der Wissensch. Beil., Aufsätze zur Landes- und Volkskunde gebracht hat, die in dem Verzeichnisse fehlen, wahrscheinlich weil der Bearbeiter nach dem Vorgange der Bibliographie des „Sächs. Archivs" nur auf die „Wissensch. Beil." Rücksicht nimmt. Unter der Rubrik der Reisewerke haben wir einige kleinere Sachen vermißt, die freilich an sich bedeutungslos sind. Bei den Stichproben, die wir anstellten, haben wir nur wenige Kleinigkeiten gefunden, die einer Berichtigung bedürfen, so muß es auf Seite 50 (Reise durch Kursachsen): 1803 statt 1805, auf Seite 173 (Städtebilder aus dem Meißner Hochlande): Seite statt Nr. heißen.

D. Oesterreich-Ungarn auf 60 Seiten. So darf man wol die statistische Skizze zur österreichisch-ungarischen Monarchie nennen, welche der bekannte österreichische Statistiker Hofrath v. Brachelli in zwölfter Auflage (Leipzig 1889, bei Hinrichs, als Ergänzung zur siebenten Auflage von Stein und Wappäus: „Handbuch der Geographie und Statistik") soeben veröffentlicht hat. Das Büchlein enthält in gedrängtester Kürze die wichtigsten statistischen Angaben über Flächeninhalt, Bevölkerung und Erwerbsthätigkeit, ferner die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung Oesterreich-Ungarns. Dieses kleine, inhaltvolle Handbuch ist im Grunde genommen einer guten Generalkarte zu vergleichen, welche die wichtigsten Höhen, Flüsse und Ortschaften übersichtlich verzeichnet; allein lebendig ist nur das Leben. Wer ein Land kennen lernen will wie es ist, und nicht, wie es sein sollte, darf sich nicht mit dem Studium von Karten begnügen, und wären sie selbst so anschaulich und plastisch, wie etwa diejenigen der neuen Meyer'schen Alpenführer. Karten sind immer nur Nothbehelfe zur Uebersicht und zum Nachschlagen; in diesem beschränkten Sinne thut allerdings Brachelli's Handbüchlein die besten Dienste.

Ltz.— Samoa. Zur Geschichte der deutschen Colonien in der Süd-See, mit besonderer Rücksicht auf die Kämpfe um dieselben und die Ereignisse von 1888—1889. Nach besten Quellen und Original-Correspondenzen bearbeitet von Schiffscapitän Julius Obermüller. Mit Abbildungen und einem Kärtchen des Hafens von Apia. Leipzig, 1889. E. H. Mayer. — Dieses der deutschen Kriegsmarine gewidmete, 80 Seiten in Octav umfassende Schriftchen enthält im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Briefen und anderen Berichten über die Kämpfe auf Samoa zwischen den beiden sich befehdenden Stämmen der Inselbewohner, wie auch über diejenigen zwischen den Mannschaften der deutschen Kriegsschiffe „Olga", „Adler" und „Eber" einerseits und den Anhängern des deutschfeindlichen Häuptlings Mataafa andererseits; ebenso auch ferner verschiedene Berichte über die fürchterliche Katastrophe, welcher jene Schiffe infolge des Wirbelsturmes zum Opfer fielen; hierzu die Verlustliste der Umgekommenen. Zum Schluß Einiges von dem Weißbuch über Samoa und der Berliner Samoa-Conferenz. Die einzige Abbildung giebt als Vollbild eine Ansicht der vor Apia verunglückten deutschen Schiffe; eine kleine Kartenskizze zeigt die Gestalt der Insel Upolu und die Lage von Apia auf derselben; das kleine Kärtchen von dem Hafen von Apia ist ganz instructiv für das Verständniß der Schiffskatastrophe.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. 1. Heft: Die Papageien. Mit 1 Karte. Leipzig 1889, Verlag von Richard Freese. Preis 1,50 ℳ. — Mit vorliegendem Hefte beginnt die Veröffentlichung einer Reihe von Vorträgen, welche Prof. Marshall über Gegenstände der Thierkunde, hauptsächlich der Vogel- und Insectenkunde, gehalten hat. Diese Vorträge werden namentlich die Organisation der Thiere in Bezug auf ihre Lebensweise betrachten und auch die geographische Verbreitung der Thiere in ihren engeren Bereich ziehen. Sie sollen in zwanglosen Heften, etwa 6 jährlich, erscheinen. In dem jetzt herausgegebenen Vortrage über die Papageien schildert Marshall nach einer geschichtlichen Einleitung die Körpergestalt der Papageien, bespricht in dem den anatomischen Verhältnissen gewidmeten Abschnitte mehrere wichtige Punkte besonders eingehend, zum Theil unter Hinzuziehung entwickelungsgeschichtlicher Thatsachen, schließt hieran Mittheilungen über Ernährung, charakterisirt weiter das Gefieder und damit verbundene Eigenthümlichkeiten, beschreibt Brutgeschäft und Lebensweise, kennzeichnet die Verbreitung und stellt endlich über die Frage, wo auf der Erde die Papageien ihre Entstehung nahmen und auf welchen Wegen sie von dort aus nach ihren jetzigen Wohnbezirken gelangten, eine bemerkenswerthe Ansicht auf. In einer Beilage wird die geographische Verbreitung der Papageien an der Hand zahlreicher Tabellen und einer Karte näher erörtert. Es zeichnet sich dieser Vortrag aus durch reichen Inhalt, klare, allgemein verständliche Darstellung und fesselnde Form. Die Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Hefte gegeben hat, ist eine gute, nur wären weniger Druckfehler erwünscht.

Lehnert.

j.— Die Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart (herausgegeben von Richard Fleischer, Breslau und Berlin, Eduard Trewendt) bringt ihren Lesern als Kunstbeigabe für das verflossene Halbjahr eine große Photographie nach Professor Karl Raupp's Bilde „Friede". Mancher unserer Leser wird sich erinnern, daß das Gemälde vor Kurzem im Leipziger Kunstverein ausgestellt war und hier große Anziehungskraft ausgeübt hat. Es ist wiederum eines jener Motive vom Chiemsee, wo sich der Künstler so gern zu Hause fühlt, einfach in dem Gedanken — nahe am Ufer der Insel Frauenwörth schwimmt ein Kahn auf dem Wasser, in dem eine junge Frau sitzt, ihr Kindchen auf dem Schooße haltend — aber virtuos in der Ausführung, besonders in der Frühlingslandschaft im Hintergrunde. Die Photographie, die sich als Decorationsstück vorzüglich eignet, ist einzeln für 4 ℳ käuflich.

W—k. L'Écho littéraire, eine bei K. Gustorff in Leipzig erscheinende Halbmonatsschrift, welche dem Studium der französischen Sprache dienen will, erfüllt diesen Zweck in trefflicher Weise. Die Uebungsstücke sind gut gewählt und mit deutschen Anmerkungen, Erklärung der schwierigeren Worte 2c. versehen. Wer seine französischen Sprachkenntnisse befestigen und erweitern will, dem ist hier ein empfehlenswerthes Hilfsmittel geboten.

Druck von E. W. Kellner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 86. Sonnabend, den 20. Juli. 1889.

Pflanzensagen und Pflanzenglaube in Deutschland.

Von Alexander Tille.

Einstmals lebte — so erzählt die bayerische Volkssage — eine Prinzessin schöner als alle Jungfrauen. Sie hatte einen Verlobten, dem keiner an Schönheit glich. Er wurde der Prinzessin aber untreu, worüber sie sich grämte und Tag und Nacht weinte. Ihre Kammermädchen suchten sie zu trösten, aber vergeblich. Da weinten sie mit ihr, weil sie ihre Herrin liebten. Immer mehr zehrte die Prinzessin ab, und als sie dem Tode nahe war, sprach sie: „Ich wünsche zu sterben und doch nicht zu sterben, damit ich meinen Geliebten immer sehen kann!" „Und wir," sprachen die Kammermädchen, „wünschen zu sterben und doch nicht zu sterben, damit er uns auf allen Wegen sehen kann." Der liebe Gott erhörte ihre Wünsche und sprach: „Ihr sollt nicht sterben; ich will euch in Blumen verwandeln. Du," sprach er zur Prinzessin, „sollst in deinem weißen Kleide jedes Mal dort stehen, wo dein Geliebter vorbei geht, und ihr," sprach er zu den Kammermädchen, „sollt in eurem blauen Kleide an allen Wegen stehen, daß er euch überall sieht." Daher nennt man diese Blumen Wegwarten.

Diese Sage zeigt recht deutlich, wie sich die menschliche Einbildungskraft von jeher mit der Pflanzenwelt beschäftigt hat. Sie steht keineswegs vereinzelt da, sondern es lassen sich aus allen Theilen Deutschlands ähnliche Sagen anführen. Es ist auch kein Wunder, wenn sich die Sage früh um die Pflanzenwelt gerankt hat, deren geheimnißvolles Leben, deren kurzes Dasein und deren jährliche Wiederkehr nothwendigerweise mächtig auf die Phantasie wirken mußten. Und zwar hat diese die Baumwelt wie Sträucher und Blumen in gleicher Weise umsponnen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das gesammte Gebiet im Rahmen dieses Aufsatzes zu betrachten. Liegen doch insbesondere über den Glauben, der sich an Bäume und Wälder knüpft, einmal Mannhardt's berühmt gewordener „Baumcultus der Germanen" und dann W. Schwartzens „Indogermanischer Volksglaube" vor, und bietet doch die zartere Pflanzenwelt auch auf diesem Gebiete genug Merkwürdiges.

Wo wir Pflanzen finden, mit denen sich die Sage oder der Wunderglaube des Volkes beschäftigt, da werden wir nicht irre gehen, wenn wir den Anlaß dazu in dem heidnischen Götterglauben unserer Vorfahren suchen. Im einzelnen Falle freilich wird es selten möglich sein, diesen Anlaß bestimmt zu bezeichnen; denn nur bei wenigen Pflanzen ist uns ein bestimmter Hinweis gegeben wie beim Donnersbart und der nordischen Baldersbrå. Vermuthungen darüber aufzustellen hat ebensowenig Werth, wie jede einzelne Bemerkung darüber zu sammeln, und so wollen wir uns darauf beschränken, einige feste Gruppen zu betrachten, welche sich aus der großen Menge heiliger Pflanzen hervorheben. Es sind das in der Hauptsache fünf, nämlich einmal diejenigen Zauberpflanzen, welche überhaupt nur in der Einbildungskraft des Volkes vorhanden sind, die Wünschelruthe, die Springwurzel und die blaue Blume, ferner die Zauberkräuter des Hexenglaubens, die Loosblumen, die Todesblumen und die übersinnlich heilkräftigen oder schädlichen Blumen; denn die wirklichen Heilkräuter und Giftpflanzen gehören ja nicht hierher.

Diejenigen Zauberpflanzen, welche Berge öffnen, Schlösser sprengen, die Geheimnisse der Tiefen der Erde ergründen und ähnliche Wunder verrichten können, sind sämmtlich, wie von W. Schwartz nachgewiesen worden ist, irdische Abbilder der himmlischen „Blitzruthe", von welcher der Glaube ging, daß sie die Wolkenberge spalte und das darin verborgene Sonnengold befreie.

Die vornehmste und verbreitetste dieser Zauberpflanzen ist die Wünschelruthe. Diese wird meist vom Haselstrauch entnommen, in Schlesien auch von der Weide, in Mecklenburg vom Kreuzdorn. Sie muß in der Johannismitternacht, in Tirol am neuen Sonntage, in Schwaben in der Charfreitagsnacht um zwölf Uhr geschnitten werden und zwar in Tirol mit einem noch ungebrauchten Messer und so, daß man rücklings auf den Strauch zugeht, die Ruthe zwischen den Beinen durchzieht und sie unter Beschwörungsformeln gewöhnlich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vor sich abschneidet. Dabei spricht man am Lechrain:

„Ich schneide dich, liebe Ruthe,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren."

Soll die Ruthe Gold zeigen, tauft man sie Kaspar, geht man nur auf Silber aus, Balthasar, und wünscht man nur eine Quelle zu finden, Melchior. Ist man mit der Ruthe, welche man wagerecht vor sich trägt, indem man mit jeder Hand einen Ast der Gabelung festhält, an der zu findenden Stelle angekommen, so beugt sich das stärkere Ende der Ruthe auf die Erde. Die Wünschelruthe ist keineswegs ausschließlich deutsch, sondern indogermanisch und findet sich außerdem auch schon frühe bei den semitischen Völkern. Sie wurde bereits von den Etruskern benutzt, und auch Plinius kennt sie, denn er spricht von solchen, welche mittels Ruthen verborgene Quellen fanden. Er nennt diese aquileges. Auch trug die aquae virgo sowie die Brunnennymphe Juturna eine Ruthe in der Hand. Nach der nordischen Sage ist die Ruthe dem Odhin eigen; sie wird öfter in der Edda erwähnt. So in Skirnisför:

Zum Hügel ging ich, ins tiefe Holz,
Zauberruthen zu finden. Zauberruthen fand ich,

oder im Harbardsliodh:

Ein harter Riese ist Helebrand gewesen;
Er gab mir eine Wünschelruthe; damit raubte ich ihm den Witz.

In althochdeutschen Glossen wird der caduceus des Hermes mit dem Worte wunscilgerta übersetzt, und im Nibelungenlied heißt es bei Beschreibung des Hortes:

der wunsch der lac dar under von golt ein rüetelîn,
der daz het erkunnet der möhte meister sîn
wol in alle werlde über ieslichen man ....

Die mittelalterlichen Dichter sprechen oftmals von der Wünschelruthe. Z. B. heißt es in Konrad's von Würzburg „Goldener Schmiede" von der Jungfrau Maria:

Du bist die wünschelgerte, darmit ûz eime steine
wazzer wart geslagen,

und im „Trojanischen Krieg" wird von Helena gesagt:

schœner als ein wünschelgerte kam sie geslichen ûfreht.

Der heilige Columban besaß einen Wünschelstab, den er einem armen Manne schenkte, welcher ihn aber auf Anstiften seines Weibes zerbrach. Der Zauber mit der Hasel wurde schon in den ripuarischen Gesetzen verboten; jedoch erst im 14. Jahrhundert brachte man den Ruthenzauber, die Rhabdomantia, in ein förmliches System. Der Mönch Basilius Valentinus zu Straßburg, der zugleich die Scheidekunst betrieb, gab sieben Arten an, wie man die Haselstaude halten müsse, damit sie die verschiedenen Einflüsse der in den sieben

Planeten enthaltenen Metalle empfinde. Man brauchte die Wünschelruthe in späterer Zeit auch, um Dieben und Mördern nachzuspüren, ja man erkundete damit versteckte Marksteine, verirrtes Vieh, verlorenen Weg, kundschaftete mit ihr den Feind aus, urtheilte nach ihren Fingerzeigen über die Wahrheit einer Erzählung und förderte nach Konrad von Megdenberg mit ihr das Gebären. Noch heute benutzt man sie im sächsischen Erzgebirge zur Auffindung von Metalladern.

Die älteste Nachricht von dem Glauben an die Springwurzel enthält ebenfalls der Talmud. Hier heißt sie Schamir. Um dieselbe zu erlangen, ließ Salomo das Nest eines Auerhahns mit einem Krystall bedecken. Um denselben zu entfernen, holte nun der Auerhahn den Schamir. Da fing Salomo's Diener unter dem Neste laut zu schreien an, daß der Vogel erschrak und die Springwurzel fallen ließ. Demokritos, Theophrastus und nach ihnen Plinius kennen die Springwurzel gleichfalls, die noch heute in Norddeutschland in der Sage vorkommt. Jene Art der Gewinnung des Schamir ist aus dem Talmud fast in alle Zauberbücher des Mittelalters übergegangen. Noch Konrad von Megdenberg führt dieselbe in seinem „Buch der Natur“ an.

Die Alraunwurzel, welche wie ein Männchen geschnitzt war, kannten ebenfalls bereits die Griechen. Bei ihnen hieß sie mandragora. Sie wird von Pythagoras und Dioskorides, von Plinius und Josephus Flavius genannt. Um sie auszugraben, band man in Deutschland einen Hund mit dem Schwanze an sie fest und peitschte das Thier dann solange, bis es die Wurzel aus dem Boden zog, wobei es zugleich todt hinstürzte. Die Alraun wächst nur unter einem Galgen, an welchem ein Erbdieb gehängt wurde. Sie muß alle Freitage in rothem Wein gebadet, in ein Kleid von rother und weißer Seide gehüllt und in ein Mäntelchen von schwerem Sammet gewickelt werden. Der sorgfältig gepflegte Alraun, der männlichen und weiblichen Geschlechtes sein kann, offenbart dann aus Dankbarkeit Verborgenes und Zukünftiges, er vermehrt das Geld, vergrößert die Wirthschaft und kann immer nur auf den jüngsten Sohn vererbt werden.

Die blaue Blume, welche bisweilen auch als rothe oder gelbe Blume vorkommt, geht jedenfalls auch auf den Blitz zurück. Sie blüht nur in der Johannisnacht, wird meist von Hirten gepflückt, die keine Ahnung von ihrem Werthe haben und nun mit einem Male in den Schooß der Berge zu sehen vermögen. Gewöhnlich gehen sie in den Berg, holen sich Gold die Menge, vergessen aber beim Hinausgehen die Blume und verschließen sich damit die Rückkehr auf immer. Dieser Zug kehrt in vielen Gebirgssagen wieder. In den „Norddeutschen Sagen“ von Kuhn und Schwartz treten „Venediger“ an Stelle der Hirten.

Von der blauen Blume verschieden ist die Glücksblume. Der Glaube an diese ist besonders in den Alpen heimisch. Sie ist eine kleine Pflanze mit vier grünen Blättern im Grunde und einer schneeweißen Krone am Ende des kurzen Stengels. Man sucht sie auf folgende Weise: man geht in der Sylvesternacht in den Wald und holt sich ein Reis von einem Haselstrauche, welches neun Sprossen getrieben hat. Dieses Reis steckt man zu den Palmkätzchen, die man bis zur Osterzeit in der Stube stehen hat. Dann nimmt man es in der Geisterstunde der Walpurgisnacht heraus und besteigt mit ihm einen Berg, wobei der Haselzweig die Richtung angiebt, die man einzuschlagen hat. Es muß aber Mondschein sein, und man darf sich auf dem ganzen Wege nicht umsehen. Dann findet man die Blume, die dem, der sie pflückt, in allen Dingen Glück verleiht.

Hatten schon diese Zauberpflanzen im Mittelalter eine gewisse Bedeutung, so machten die Zauberkräuter des Hexenglaubens ihren Einfluß insofern noch mehr geltend, als dieser ein unheilvoller war. Es sind das diejenigen Pflanzen, mit deren Saft die Hexen sich beschmierten, wenn sie durch den Schornstein fliegen wollten. Hieronymus Kardanus nennt als solche Eppich, Wolfsmilch, Nachtschatten und Tormentilla. Aus diesen Pflanzen habe man den Saft ausgepreßt, denselben mit Ruß vermengt und der so entstandenen schwarzen Schmiere durch einen Zusatz von Lauch, Taumellolch und Bohnenbrühe noch mehr Kraft gegeben. Der gelehrte Arzt Della Porta zeichnete auf, daß die Hexensalbe aus irgend einem Fett bestände, welches mit Kalmus, Pappelblättern, Heliosfelinum, Eisenhut, Nachtschatten und Fledermausblut gekocht werde, was an Shakespeare's Hexenküche erinnert. Helwig bemerkt dazu in seinem „Zauberarzt“ sehr treffend, daß jene Frauen, welche ihren Leib mit solchen Salben einrieben, von den Säften des Taumellolchs, des Nachtschattens, des Bilsenkrautes und Eisenhutes betäubt werden mußten und daß ihnen dann träumte, wie sie bei Nacht umherführen, Saitenspiel hörten, vom Teufel besucht würden. Eine andere Angabe bereitet Hexensalbe aus Mondkraut, Isenkraut, Wodanskraut, Wodansbart, Liebfrauenhaar, Sonnenwende, Bilsenkraut, Tollkirsche und Eisenhut, von denen die drei letzten Pflanzen jede einzeln genügen, um Jemand hirnverrückt zu machen. Meist sind es sieben oder neun Kräuter, welche zusammengebraut werden, wie man noch heute zu Weihnachten oder zum Gründonnerstage eine Suppe aus siebenerlei oder neunerlei Kräutern essen soll.

Eine ebenso große Verbreitung und doch eine viel harmlosere Bedeutung haben die Loosblumen. Unter diesem Namen fassen wir alle diejenigen Pflanzen zusammen, welche dazu benutzt werden, verborgene Dinge zu erkunden. Das Loosen bezieht sich meist, wenn auch nicht immer, auf die Liebe. Das älteste Beispiel dafür findet sich bei Walther von der Vogelweide. Dieser will erfahren, ob ihm seine Geliebte treu sei, und erkundet das auf folgende Weise. Er nimmt einen Strohhalm und faßt denselben mit dem Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand an seinem unteren Ende an; dann legt er unmittelbar neben diese Finger dieselben Finger der linken Hand, über diese wieder die der rechten u. s. f. bis der Halm zu Ende ist. Bei den Fingern der rechten Hand sagt er Ja, bei denen der linken Nein, und bei welchem Worte der Halm zu Ende ist, das ist dann maßgebend für das Eintreten der betreffenden Handlung. Walther von der Vogelweide sagt selbst, daß natürlich auch Glaube dazu gehöre, und erzählt von sich:

Si tuot — si entuot — si tuot — si entuot — si tuot —
Swie dicke ichs tete, sô was ie daz ende guot.

Der Scherz hierbei liegt darin, daß man den Ausgang beliebig einrichten kann, man braucht nur die Finger breit anzudrücken oder nur lose aufzulegen.

Eine weitere noch jetzt sehr übliche Form des Loosens ist das Auszupfen des Gänseröschens oder Maßliebchens. Dazu sagt man: Sie liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich u. s. w. Goethe hat diesem Brauch in dem Auftritt in Martha's Garten in seinem Faust ein unvergängliches Denkmal gesetzt. In Sachsen sagt man dazu auch

Er liebt mich,
Von Herzen,
Mit Schmerzen,
Verborgen,
Mit Sorgen,
Ueber alle Maßen,
Ganz rasend,
Ein wenig,
Gar nicht.

In der Schweiz wechselt man mit folgenden Worten:

Ledig si,
Hochsig gan,
Ins Chlösterli ga.

Bei den Mädchen und bei den Burschen heißt es: Reich — arm — mittel gattig; oder auch: viel — wenile — gar nit.

Im Innthal loosen heirathslustige Burschen auch mit den Worten: „A Junga, an Alta — a Witiba — gar Koana;“ oder im Unterinnthal: „A Junga — an Alta — an Edelfrau — a rechte Sau.“ Die Kinder loosen mit: „Himmel, Hölle, Fegefeuer.“ Nicht mehr als Naturlaute können gelten, sondern ein städtisches Gepräge tragen folgende Reime, welche aus Dresden stammen:

„Wenig — niemals — lau — von Herzen —
Schwärmerisch — mit süßen Schmerzen —
Schüchtern — über alle Maßen —
Eifersüchtig — nur zum Spaßen —
Innig — nur auf kurze Zeit —
Blind für alle Ewigkeit.“

Kinder loosen in Sachsen auch mit den — zum Theil stabgereimten — Versen:

Kaiser, König, Edelmann,
Bürger, Bauer, Bettelmann,
Schuster, Schneider, Leineweber,
Doctor, Kaufmann, Todtengräber.

oder mit:

Edelmann, Bettelmann,
Doctor, Pastór,
König sein, Kaiser sein,
Fiedler, Majór.

In Geestemünde ist das Halmemessen noch üblich. Man spricht dabei die Worte: Seide, Kattun, Lumpen. Bei Liebenden ist es auch in Mittel-Deutschland Brauch, Rosenblätter in den Bach zu werfen. Schwimmen zwei davon weg, ohne sich zu trennen, so kommt die Heirath zu Stande. Besonders im Oetzthal wird die

Heu- und Wucherblume zum Erforschen der Zukunft gebraucht. Man bricht von einer vollständigen Blume die Rundblätter nach einander ab und paßt auf, nach welcher Weltgegend das dritte Blatt fällt. Auf diese Weise erfährt man, nach welcher Richtung man heirathen wird. Sonst wird zum Loosen noch die Wiesenperle (Chrysanthemum leucanthemum) gebraucht; doch kann auch die Gemswurz (Doronicum) dazu verwendet werden, obwol ihre Blüthen gelb sind. Mit der Ringelblume aber soll man das Spiel nicht wagen; denn dies ist die Blume der Gräber und führt leicht eine Trennung der Liebenden herbei. Von den Gräsern benutzt man die Segge (Carex) und das Rispengras (Poa) zu diesem Loosen, indem man beim Aussprechen der Formel die Früchte abpflückt. Bei Ambras in Tirol glaubt man, wenn zwei Leute einen Wegerich auseinanderziehen, so hat derjenige mehr Sünden auf dem Gewissen, an dessen Hälfte mehr Fäden heraus stehen. Je länger die Fäden, desto größer die Sünden. In Hannover glaubt man, soviel Fäden, soviel Kinder bekomme man. In Norddeutschland kommt ein geringfügiger Streit unter Mädchen zum Entscheiden durch das Strohbinden und Kranzlösen. Die Streitenden fassen einen Strohkranz hüben und drüben an und zerreißen ihn. In wessen Händen sich die größere Hälfte befindet, hat Recht. Hängt man am Johannistage gepflückte Fettehenne in die Stube auf und benennt jeden Stengel mit dem Namen eines Gliedes der Familie, so zeigt das Grünbleiben dieser Stengel das Gesundbleiben des Betreffenden, ihr Welken das Erkranken an. In Sachsen steckt man am Andreasabende Kirsch- und Hollunderzweige ins Wasser. Aus der Zahl und Stellung der Blüthen, die sie bis zu Weihnachten tragen, schließt man auf künftiges Glück oder Unglück. Wer im westfälischen Volmethale wissen will, ob er das Mädchen, das er liebt, bekommen wird, pflanzt am Mittsommertage zwei Stauden Johanniskraut; wachsen diese darauf mit den Kronen gegen einander, so wird etwas aus dem Verhältniß, im anderen Falle nichts. Andere erforschen die künftige Gattin dadurch, daß sie mehreren Pflanzen bestimmte Mädchennamen geben. Diejenige Staude, welche am höchsten wächst, trägt dann den Namen der Herzenskönigin. In der Pflege Reichenfels im preußischen Vogtlande pflücken die Mädchen am Johannistage in der Mittagsstunde zwischen elf und zwölf Uhr neunerlei Blumen, unter denen Winde, Storchschnabel und Feldraute nicht fehlen dürfen, flechten daraus einen Kranz und binden denselben mit einem in derselben Stunde gesponnenen Faden. Ist der Kranz fertig, so wirft ihn die Binderin rückwärts an einen Baum, und so oft er herunterfällt, soviele Jahre bleibt das Mädchen noch ledig.

Eine eigenthümliche Stellung nehmen die Todtenblumen in unserem Volksglauben ein. Es sind damit nicht Astern oder Strohblumen gemeint, die heutzutage ihrer langen Blüthezeit wegen vorzüglich zu Todtenkränzen benutzt werden, sondern vornehmlich zwei andere Blumen, die Lilie und die Rose, denen sich seltener die Nelke anschließt.

„Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf ein Grab"

heißt es im Volksliede. Oft werden dieselben jedoch nicht einmal gepflanzt, sondern wachsen von selbst namentlich auf Gräbern unglücklich Liebender. In einem schwedischen Volksliede von Klein Rosa heißt es:

> Es wachsen Lilien auf beider Grab,
> Sie wachsen zusammen mit jedem Blatt

ferner:

> Und Beider Mund eine Rose entsproß.

Auch in einem von Uhland (S. 282) mitgetheilten Volksliede wachsen Lilien auf einem Grabe. Karl V. pflanzte kurz vor seinem Tode eine Lilienzwiebel, und als er verschied, sproßte daraus ein langer Stengel mit sehr schönen Blumen empor. Im Kloster Corvey an der Weser zeigte eine Lilie jedesmal den Tod eines Mönchs an. Der dem Tode Geweihte fand die Blume drei Tage vor seinem Ende auf dem Chorstuhl. Im Dom zu Lübeck versah das Amt eine Rose. In einem von Koberstein mitgetheilten Volksliede wird die aus dem Grabe eines Jünglings erwachsene Rose geradezu als dessen Seele bezeichnet. Auch aus den Gräbern unschuldig Hingerichteter wachsen weiße Lilien, oder in Island Vogelbeerbäume mit Wundergaben. Aus dem Hügel des Huasco wuchs nach Grimm wundenheilender Rosmarin. In dem Lied vom Grafen und der Maid heißt es:

> Da wuchsen nach drei Viertel Jahren
> Aus ihrem Grab drei Nelken.

In anderen Volksliedern wachsen Veilchen, Vergißmeinnicht, Reben, Linden, Epheuranken aus den Grabhügeln empor, oder auch drei Rosen, die nur der Geliebte des Mädchens brechen darf, das im Grabe schlummert. In dem englischen Volksliede von Schön Margareth und Williram, das Percy in seine Sammlung aufgenommen hat, wird erzählt:

> Aus ihrer Brust eine Rose entsprang,
> Eine Linde aus der seinen,
> Man sah sie oben am Kirchthurmknauf
> Sich zum Liebesknoten vereinen.

Dies entspricht fast ganz der Sage von Tristan und Isolde, welche König Marke an verschiedenen Seiten der Kirche begraben ließ, damit sie noch im Tode getrennt wären. Aber aus ihren Gräbern wuchsen Epheuranken empor, die sich miteinander verschlangen. Eine altnordische Fassung der Tristansage erzählt, daß aus jedem der Gräber ein Baum so hoch aufwuchs, daß sich die Zweige beider über dem Kirchdach erreichten und in einander wuchsen. Nach Eilhart schließt Tristan's Geschichte damit, daß König Marke auf Isolden's Grab einen Rosenstock und auf Tristan's Hügel eine Weinrebe pflanzen ließ, und daß diese beiden so dicht ineinander wuchsen, daß es unmöglich war, sie zu trennen. Nach Hagen's Minnesingern (4, 605) wuchs aus Tristan's Grabe eine Rebe, welche den Sarg Isolden's umschlang und trotzdem, daß sie König Marke abschneiden ließ, immer aufs Neue fortwuchs. In dem Gedicht des Strickers über Karl den Großen wird bei der Roncevalschlacht erzählt, daß aus den Leichen der Heiden ein Dorn, aus denen der Christen eine Lilie, eine wîze bluome wolgetân, wuchs. Auch nach der Schlacht bei Sempach entstanden Blumen an der Stelle, wo Herzog Leopold erschlagen worden war. Viele Kampfstätten und Friedhöfe führen den Namen Rosengarten. Außer dem Wormser Rosengarten und dem des Königs Laurin sei nur noch der Rosengarten des Schlosses Aggstein in Niederösterreich genannt. Während ein „Rosenkönig" (drei Rosen auf einem Stengel) im Garten eine Braut im Hause bedeutet, so verkündet eine einzelne Rose im Herbste einen Todesfall. In Mecklenburg hütet man sich, eine Seerose ins Haus zu bringen, weil diese dem Hause, in das sie gebracht wird, einen Todten bringt.

Wir haben noch kurz über die übersinnlich-heilkräftigen oder schädlichen Blumen zu sprechen. Wie der Glaube geht, daß der Todte, auf dessen Grabe ein aufgesetztes Hollunderkreuz wieder grünt, unbedingt selig sei, so gilt auch der Hollunder sonst als heilkräftig. Bald heißt es von ihm im Volksmunde, er sei ein gar edler Baum, bald, er sei mehr als Goldes werth, und bald soll man gar vor ihm den Hut abnehmen. Schlägt man jedoch das Vieh mit einer solchen Hollunderruthe, so stirbt es oder bekommt doch Blutungen. Dem Menschen hilft der Hollunderstrauch gegen Alles. Dasselbe gilt von dem Kranewittstrauche oder Wachholder. Wie der Hollunder das Vieh tödtet, macht es ein Schlag mit der Weidenruthe dürr, und ein Schlag mit einer Haselruthe tödtet sofort jede Schlange. Schußfest macht die Allermannsharnischwurz, hieb- und schußfest das Johannes- oder Donnerkraut. Eine Erfurter Sage berichtet, wie sich einstmals ein armer Sünder damit gegen das Beil des Henkers feite. Gegen den Blitz schützen nach Tiroler Glauben unter das Dach gesteckte Alpenrosen. Auch macht man sich selbst fest gegen den Blitz, wenn man solche bei sich trägt. Im Passeierthale heißen sie darum Donnerrosen. Weiße Alpenrosen können nur unschuldige Menschen sehen. Unter solchen seltenen Blumen liegt immer ein Schatz verborgen. Hierin berühren sie sich zum Theil mit der blauen Blume, welche vorzugsweise der Thüringer Sage angehört. Auch Haselruthen schützen vor dem Blitze und in Haselstauden schlägt der Blitz nie ein; desgleichen trifft denjenigen kein Blitz, der Dahaggen (rothblühendes Pedicularis) mit sich führt. Legt man in seine Schuhe Eisenkraut, so wird man nicht müde. Das „Kunst, Haus und Wunderbuch" von Schmuren (1690) sagt dasselbe vom Beifuß aus, der auch alle Geister verjagt, behexte Milch und verschrieene Eier entzaubert und in ein Haus, an das eine Beifußwurzel genagelt ist, weder den Teufel eindringen, noch dasselbe durch Feuer gefährden läßt. Der Saft vom Eisenkraut härtet das Eisen. In der Georgsnacht zeigt die Blüthe verborgene Schätze an. „In Summa," sagt Hieronymus Bock in seinem „Kräuterbuch" von 1539: „es ist uns teutschen kaum eyn Kreutlein, darmit man mehr affenspil treibt als mit dem Verbena." Es hilft gleich dem Beifuß gegen Natter- und Hundebisse, muß jedoch acht Tage vor oder nach Bartholomäi gegraben werden, wenn die Sonne gerade im Zeichen der Jungfrau steht. Gegen ansteckende Krankheiten hilft Bibernell und Aron. Als im Jahre 1813 in Kissingen eine ansteckende Krankheit auszubrechen drohte, sagten die Leute, daß ein Vöglein gepfiffen habe. Einst raffte nämlich eine

Seuche viele Menschen hinweg, bis sich ein Vogel auf die Gräber setzte und pfiff:

Ihr Leut, ihr Leut, eßt Bibernell,
So werdt ihr bleiben mein Gesell.

Die Wurzel wurde mit Branntwein versetzt und so bereitet genossen, worauf die Pest aufhörte. Andere sagen, ein Engel schwebte in der Luft und rief:

Ihr Junggesell,
Eßt Bibernell,
So sterbt ihr nicht so schnell.

Als einst in Fuld ein Hexenmeister verbrannt wurde, sagte er:

Hätt' ich Aron und Bibernell gekannt,
So würd' ich nicht verbrannt.

Bei einer Seuche in Napoleon's Heere soll einst eine Stimme gerufen haben:

Eßt Baldrian, eßt Baldrian;
Sonst kommt ihr Andern auch noch dran.

Dust und Dorant gelten ebenso für heilkräftig:

Dorant und Dust
Jagt den Düwel vor den Bust.

oder:

Dorant und Dust
Dat hent de Hex nit en wust.
Hätt' et Dust und Dorant nicht han
Sull de Kop imme Nacken stan.

Ein anderer Spruch heißt:

Dorant und weiße Heid
Thun dem Teufel viel Leid.

Ferner sind Schwarzhorn und Karwendel solche Heilkräuter. Soll vierblättriger Klee die gleiche Wirkung haben, so muß man ihn mit den Zähnen abbeißen und darf ihn nicht verschenken. Farnsamen im Beutel getragen mehrt das Geld.

Einen übersinnlich schädlichen Einfluß üben andere Kräuter. Da ist zuerst das Irrkraut. Fällt einem zufällig ein Samenkorn in den Schuh, so kann man sich nie zu seinem Ziele finden, sondern irrt immer wieder nach dem Ausgangspunkte zurück. Außerdem macht es auch unsichtbar. Der Volkswitz weiß davon die ergötzlichsten Geschichten zu erzählen. Wer rohe Kastanien ißt, bekommt Läuse, und wer ein fünfblättriges Kleeblatt bei sich trägt, ist ein unverbesserlicher Pechvogel; Zirbelnüsse bringen eine Unzahl Krankheiten und die Mistel oder der Drudenfuß dient allerlei Schaden bringendem Zauber zum Werkzeug.

Bücherbesprechungen.

o. Zur Aufgabe des evangelischen Bundes. Veränderter und vermehrter Abdruck aus der „Magdeburgischen Zeitung". Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1888. 16 S. — Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns mit dem evangelischen Bunde, den diese kleine Schrift lebhaft begrüßt, auseinander zu setzen, um so weniger, als schon früher an anderer Stelle in dieser Zeitung der evangelische Bund in seiner Bedeutung für das kirchliche Leben unserer Tage gewürdigt worden ist; an dieser Stelle wollen wir nur hervorheben, daß der Verf., welcher von dem evangelischen Bunde eine große geistige Bewegung in dem Leben unseres Volkes erwartet, als die Hauptaufgabe desselben die Ueberwindung des Indifferentismus in der evangelischen Kirche bezeichnet; nur dann werde er recht geschickt sein, alles römische Wesen außerhalb und innerhalb der evangelischen Kirche erfolgreich zu bekämpfen. Das Schriftchen ist flott und frisch geschrieben und zeugt von warmem Interesse für die evangelische Kirche.

□ Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben vom Pfarrer Kayser. Juni 1889. Karlsruhe, evang. Schriftenverein für Baden. — Auch dieses Heft enthält vieles Interessante. Außer einer Festrede von Pfarrer Eisenlohr in Gernsbach werden noch Berichte von verschiedenen Vereinen für innere Mission, allerlei einzelne Nachrichten aus der innern Mission und ihrer Arbeit in dem betreffenden Kreis und Thesen über Wichern's Grundgedanken bezüglich der innern Mission vom Generalsup. D. Baur mitgetheilt.

M.-Fr. Charakterbilder aus der französischen Revolution von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt. Mit 8 Porträts. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 168 Seiten. 8°. 4 ℳ. — Seinen früheren Büchern über die drei Stände in Frankreich vor der Revolution, über die Eltern und Geschwister Napoleon's I., über diesen selbst, über die Säcularisation von 1803 u. A. läßt der bekannte Heidelberger Professor hier eine sehr zeitgemäße, über das Maß der heutigen Revolutionsliteratur weit hinausragende Schrift folgen, welche den Gang und die Gründe der französischen Staatsumwälzung in acht Charakterbildern darstellt. Ueber die Auswahl dieser letzteren könnte man streiten. Die Figuren der Königsfamilie nehmen allein drei von den acht Abschnitten ein: Ludwig XVI. und Marie Antoinette, Ludwig XVII., die Herzogin von Angoulème; anstatt Danton's würde vielleicht der eine oder andere Leser Marat oder Robespierre noch charakteristischer finden. Doch haben wir hier nicht unnützer Weise darüber, was des Verfassers eigenes Recht ist, Worte zu verlieren, sondern uns der wohlgelungenen Darstellung zu freuen. Die Schilderung Montesquieu's und Mirabeau's hat neben der der königlichen Familie am meisten Anziehungskraft, Necker geht es gebührendermaßen (oder doch vielleicht etwas über Gebühr?) herzlich schlecht, und ein gedrängter Aufsatz unter der Ueberschrift „Die Revolution" giebt über den ganzen Charakter der Bewegung in kräftigen und gehaltreichen Sätzen einen ganz vortrefflichen Ueberblick. Dem wirklich sehr lesenswerthen Texte stehen acht recht gute Abbildungen zur Seite, vier davon nach der galerie historique in Versailles, zwei andere nach Stichen von Aubin, Danton nach einer Zeichnung von J. L. David, und Ludwig XVII. nach einem Gemälde der Madame Vigée-Le Brun. Das Buch ist eine durchaus empfehlenswerthe Gelegenheitsschrift.

J.B. „Das Wetter". Meteorol. Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Herausgegeben von Dr. med. et phil. R. Aßmann. Verlag von Otto Salle in Braunschweig. Heft 1—6. Preis p. a. 6 ℳ. — Der vorliegende Halbband dieser in ihrer Art einzig dastehenden Zeitschrift beweist von Neuem, wie Herausgeber und Verleger unverwandt dem vorgesteckten Ziele zusteuern: eine lebendige, anregende Wechselbeziehung zwischen Publicum und Meteorologen, zwischen Forschern und Beobachtern anzubahnen und zu unterhalten. Ueber die Mittel zur Erreichung dieses Zieles haben wir uns bei Besprechung des letzten Bandes eingehender ausgesprochen; heute soll unsere Aufmerksamkeit lediglich dem Stoffe gelten. Jedes Heft beginnt mit einer populärwissenschaftlichen Abhandlung. Von diesen verdienen aus den vorliegenden Heften folgende hervorgehoben zu werden: Der Einfluß der Sonnenrotation auf meteorologische Vorgänge, Thaupunkt und Nachtfrostprognosen, Sättigungsdeficit und Durstgefühl als klimatische Factoren, die Bedeutung der Mittelwerthe für die Meteorologie, Meteorologie und Luftschifffahrt und einige Ergebnisse der Hagelforschung im Königreich Sachsen. Freudig haben wir es begrüßt, daß Hr. Dr. Birkner die Hauptresultate seiner mehrjährigen Hagelforschungen nun auch einem größeren Leserkreise zugängig gemacht hat. Obwol man in der meteorologischen Literatur zumeist nur die bayerischen, italienischen, mitteldeutschen &c. Gewitter- und Hagelstudien angeführt findet, muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das sächsische meteorologische Institut zu denjenigen Anstalten gehört, welche sich zuerst und ganz energisch diesem Zweige der meteorologischen Forschung zuwandten. Das sächsische Stationsnetz ist gerade nach dieser Richtung hin das dichteste, welches bis dato existirt, und die Verarbeitung des Materials steht hinter derjenigen anderer Institute nicht zurück. Die Berichte über den Witterungsverlauf in den einzelnen Monaten hat „Das Wetter" mit einigen anderen Zeitschriften gemein, doch werden dieselben hier durch farbige Kartenbeilagen vortheilhaft unterstützt. Referate über neue Instrumente (Dufour's Condensationshygrometer), neue Publicationen werden nicht versäumt, die Beobachtungen besonders wichtiger Stationen (Inselsberg, Schneekoppe, Wendelstein, Marggrabowa, Eiffelthurm) ab und zu bekannt gegeben und die jedem Hefte beigegebenen „Notizen und Correspondenzen" wachsen allmälig zu einer stattlichen wenn auch bunten Chronik hervorragender meteorologischer Erscheinungen an. Der mit diesem Jahre neu eingerichtete „Briefkasten" scheint seinen Zweck zu erfüllen, da sich die Discussion bereits über 8 Themen erstreckte (Grundeis, Moorrauch, Meereswellen, leuchtende Wolken, Wolkenmessung, Nebelabstufungen, Eisfilamente, Beschattung der Thermometergehäuse). Nur in einem Punkte scheint uns „Das Wetter" sein gegebenes Versprechen nicht völlig eingelöst zu haben, da in den vorliegenden Heften kaum eins „der interessanten Phänomene der jüngsten Vergangenheit in einem kleineren Aufsatze behandelt" wurde. Wir hoffen, daß diese Versäumniß nur eine zufällige ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 87. Dienstag, den 23. Juli. 1889.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht.** Ein Ueberblick über die Geschichte des römischen Staates in ihrem Zusammenhange mit dem gegenwärtigen Rechtsleben, von Prof. Dr. Rudolf Leonhard (Leipzig, Veit & Co., 1889. 197 S., Pr. 3,50 ℳ). — In dieser, von der juristischen Facultät der Universität Marburg Sr. Excellenz dem Präsidenten des Reichsgerichts Dr. Ed. v. Simson zum 60jährigen Doctorjubiläum überreichten Festschrift vertritt der Verfasser die Ansicht, welche unser gegenwärtiges Rechtsleben aus der Vergangenheit erklären will. Unser Rechtsbewußtsein ist von den Gedanken, welche der Weltgeschichte entsprangen, erfüllt, und einen besonders wesentlichen Antheil daran hat die Geschichte des römischen Volkes. Die Geschichte der römischen Rechtsquellen und ihr Inhalt, wie die römische Culturgeschichte sind indessen dabei nicht zu trennen, weil sie sich ergänzen und gegenseitig erläutern; aus diesem Grunde berücksichtigt der Verfasser beide bei seiner Darlegung, welche Rechtsgedanken durch die Wirksamkeit der Römer, der römischen Reiche entstanden und in unser heutiges Leben eingedrungen sind. Wird mit der Erkenntniß des letzteren der Zusammenhang klargestellt und eine Aufklärung über unsere eigene Zeit gewonnen, so kann der Verfasser in diesem Sinne das römische Alterthum als den Lehrmeister der Gegenwart bezeichnen. Nach dem Verfasser ist die Bedeutung Roms für die Gegenwart nicht in der Zeit begründet, in welcher Rom sich am glücklichsten fühlte, sondern erst dort, wo es das Werthvollste auf dem Rechtsgebiete für die Nachwelt erzeugte, etwa im 3. Jahrh. n. Chr. Das heidnische kaiserliche Weltreich bildet daher den Mittelpunkt der Darstellung. Vorausgehen die Erörterungen der Keime im ältesten Römerthume, welche zu der einstigen Größe führten, des Aufschwunges des römischen Staates zur Weltherrschaft und der Umbildung des Nationalstaates in ein Weltreich. Im Anschlusse wird die Umwandlung des heidnischen Weltreiches in ein christliches (Weltrecht und Christenthum) und endlich das christliche Weltreich in Byzanz geschildert. Das Ganze ist eine gedrängte Darstellung der römischen Rechts- und Culturgeschichte, bei welcher der Verfasser, für seine Sache begeistert, auch den Leser mit sich und seinen Gedanken fortzureißen weiß. Einzelne Theile, wie z. B. die Ausführungen über römisches Rechtsleben, den Höhepunkt der Rechtswissenschaft unter den Kaisern, über die Ausbildung des römischen Rechts zum Weltrechte lohnten einer kurzen Wiedergabe, wenn diese nicht hier zu weit führen würde. Bei dem in neuerer Zeit wieder lebhafteren Streite unter den Romanisten und Germanisten über den Einfluß des römischen und deutschen Rechts auf unser künftiges bürgerliches Recht vertritt der Verfasser die Sache der Romanisten gut. In einigen Stücken, wo er zu weit geht, möchte ihm aber entgegen zu treten sein. Unverkennbar ist der Zusammenhang zwischen Rom und Deutschland; zuzugeben ist, daß die allgemeinere Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland theilweise eine Folge der Annahme der erkämpften römischen Kaiserkrone durch deutsche Könige war, wie daß die Fortbildung des römischen Rechts vornehmlich dem Fleiße der Deutschen zu verdanken ist. Hieraus läßt sich aber nicht mit dem Verfasser folgern, daß die Deutschen dies Recht mit ihrem Schwerte und ihrem Fleiße erstritten und erarbeitet hätten, und daß, wie es nicht gelingen werde, die deutsche Volkssitte und Ausdrucksweise zu romanisiren, auch nicht daran zu denken sei, den Inhalt der religiösen, künstlerischen und rechtlichen Gedanken von den Einflüssen, welche über die Alpen nach Deutschland kamen, zu befreien, daß das römische Recht also den Deutschen eigen geworden sei. Ungeachtet der vielen Jahrhunderte langen Geltung des römischen Rechts hat das deutsche Volk sich vielmehr noch keineswegs an das fremde Recht vollständig gewöhnt und steht noch vielen Bestimmungen ablehnend gegenüber, während es an Satzungen des eigenen Rechts trotz langer Unterdrückung derselben hängt. Diese Satzungen sind oft ein Theil der Volkssitte geworden, deren Beachtung ein Recht sich nicht entziehen darf, will es anders ein volksthümliches sein. Nennt der Verfasser das deutsche Recht, welches vor dem Eindringen des römischen galt, arm und öde, wie dies auch durch keine Schönfärberei und Vaterlandsliebe vertuscht werden könne, so ergiebt sich die Widerlegung aus den meisterhaften Darstellungen Heusler's in seinen Institutionen des deutschen Rechts, und anderer Bearbeiter des deutschen Rechts. Man kann auch sagen, daß das deutsche Recht den socialen Anforderungen, welche jeher an das Recht gestellt wurden, damals schon mehr entsprochen habe als das römische Recht, dessen Stärke in seinen abstracten Sätzen liegt. Das Verdienstliche der Schrift, welche nur einen Rechtstheil behandeln will, wird aber durch das Erwähnte nicht erheblich gemindert; jeder Leser weiß ja, daß unser Recht aus noch anderen gleichberechtigten Rechtstheilen mit aufgebaut ist.

— **Das Freiberger Stadtrecht.** Herausgegeben von Dr. Hubert Ermisch, K. S. Archivrath. Leipzig, 1889, Giesecke u. Devrient. (XCI u. 364 SS.) — Unter den fast zahllosen Festschriften, welche das seltene Fest des Wettin-Jubiläums hervorgerufen hat, ist die soeben angeführte unstreitig eine der gelehrtesten. Der Verf., der sich um die Geschichte Freibergs bereits durch die Herausgabe des „Urkundenbuchs der Stadt Freiberg“ (Codex diplom. Saxon. reg. Abtheil. II. Band 12 u. 13), sowie von „Das sächsische Bergrecht im Mittelalter“ (Leipzig, 1887, Giesecke u. Devrient) verdient gemacht hat, bietet in dem vorliegenden Buche jetzt auch eine neue, diplomatisch genaue Ausgabe des ältesten Freiberger Stadtrechts. „Künste und Wissenschaften wetteifern, die bedeutungsvollen Gedenktage zu feiern, die das Jahr 1889 dem Hause Wettin und den unter seinem Scepter blühenden Landen bescheert. So möge es denn auch der sächsischen Rechtsgeschichte vergönnt sein, eine bescheidene Festgabe darzubringen.“ In diesen Worten, mit denen der Verf. sein Werk einleitet, spricht er zugleich in bescheidenster Weise seine Widmung aus und weist auf die Bedeutung hin, welche das Freiberger Stadtrecht nicht blos für die Stadt Freiberg und den größten Theil des Erzgebirges, sondern für die gesammte Rechtsgeschichte Sachsens hat. Jahrhunderte lang hatte das deutsche Volk nach ungeschriebenen Gesetzen gelebt. Infolge dessen hatte sich ein nach Ort und Zeit sehr verschiedenes Gewohnheitsrecht gebildet, welches je länger je mehr in fast allen Ländern entschiedene Rechtsunsicherheit erzeugte. Seit dem 14. Jahrhunderte empfand man daher fast allenthalben das Bedürfniß, die bisher nur „flüssige Tradition“ des Rechts zu fixiren, um so wieder eine Gleichmäßigkeit der Recht-

sprechung mindestens in den einzelnen Ländern oder größeren Stadtterritorien zu erzielen. In den sächsischen Landen war es zuerst die Stadt Altenburg, welche 1256 durch Markgraf Heinrich den Erlauchten einen derartigen Rechtsbrief erhielt. Ende des 13. Jahrhunderts erfolgte nun auch die Codification des in der Bergstadt Freiberg seit ihrer Entstehung (zwischen 1185—1190) geltenden Rechts, und diese Codification erweist sich als „die umfassendste und am meisten durchgebildete in unseren Landen". Durch eine Urkunde von 1294 (Cod. dipl. Sax. reg. II. 12. 38) hatte Markgraf Friedrich der Freidige die Handhabung der ursprünglich dem Landesherrn zustehenden und bisher wesentlich durch dessen Vogt verwalteten Gerichtsbarkeit zu Freiberg den Geschwornen der Stadt übertragen. Hierdurch durfte sich der Rath nicht nur für berechtigt, sondern vielleicht sogar für verpflichtet erachten, das zur Zeit daselbst geltende Recht aufzuzeichnen. Und so erfolgte denn bald darauf, wahrscheinlich in der Zeit von 1296—1305, die Niederschrift des Freiberger Stadtrechts. Auf diese Abfassungszeit deutet nämlich der eigenthümliche Umstand, daß, wo immer des Landesherrn Erwähnung geschieht, derselbe als „der König" bezeichnet wird. Bekanntlich hatte 1296 der deutsche König Adolph von Nassau die Stadt Freiberg erobert und sich von da aus in den Besitz der gesammten Mark Meißen gesetzt; nach seinem Tode aber hatte sein Nachfolger, König Albrecht von Oesterreich, das Land als ein an ihn gefallenes Eigenthum betrachtet. Nachdem aber Markgraf Friedrich der Freidige infolge des Sieges bei Lucka (1307) wieder zu seinem rechtmäßigen Erbe gelangt war, wurde, wie die älteste vorhandene Handschrift deutlich zeigt, das Wort „König" überall ausradirt und auf die Rasur „Markgraf" geschrieben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Codificator eine des bisher schon in Freiberg geltenden Rechts durch lange Praxis durchaus kundige Persönlichkeit sein mußte, also entweder einer der Rathmannen oder der Stadtschreiber. Der schriftenkundige Verf. des vorliegenden Buches glaubt mindestens als den Schreiber der ältesten vorhandenen Handschrift den „Magister Tirmann, Notar des Markgrafen", wieder zu erkennen, der vielleicht vorher Stadtschreiber zu Freiberg gewesen war. Von hohem Interesse für den Rechtshistoriker ist stets die Frage, aus welchen Quellen statutarische Bestimmungen irgend welcher Art etwa abzuleiten seien. Dem Verfasser zufolge ist es nicht erweislich, daß der Redactor des Freiberger Stadtrechts den Sachsenspiegel gekannt oder das Stadtrecht von Goslar, von wo in frühester Zeit so viele Bergleute nach Freiberg gekommen waren, benutzt, oder daß Freiberg sein Stadtrecht etwa aus Iglau in Mähren erhalten habe. Wol enthält das Freiberger Stadtrecht mancherlei Aehnlichkeit mit jeder der erwähnten Rechtsquellen, aber nirgends eine directe Abhängigkeit von denselben. Und so bezeichnet der Verf. als einzige Quelle des Freiberger Stadtrechts „das in der Bürgerschaft lebende und kraft der Autonomie der Gemeinde sich fortentwickelnde Gewohnheitsrecht". — Von dieser Fortentwicklung zeugen auch mehrere Zusätze aus späterer Zeit, namentlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, welche ebenfalls in die älteste noch vorhandene Handschrift nachgetragen worden sind. Das Freiberger Stadtrecht galt übrigens, wie schon angedeutet, ebensoweit wie das Freiberger Bergrecht, also über den größten Theil des Erzgebirges, welches daher in Zweifelfällen stets nur in Freiberg Recht zu holen hatte. Siebenlehn ward 1370 förmlich mit dem Freiberger Rechte begnadet und auch Dippoldiswalde lebte nach demselben. Wir müssen darauf verzichten, dem Verf. in seinen höchst scharfsinnigen Untersuchungen über die verschiedenen Handschriften zu folgen, welche sich von diesem Freiberger Stadtrecht noch erhalten haben. Er kommt zu dem Ergebniß, daß der Rath der Stadt Anfang des 13. Jahrhunderts zwei Exemplare davon besaß, das eine, noch vorhandene (jetzt als A bezeichnet), „eine möglichst schön, aber mechanisch angefertigte Reinschrift", welche als Prachtexemplar mit den Privilegien der Stadt im Stadtarchiv verwahrt ward, das andere, nur noch aus manchen späteren Abschriften bekannte (jetzt X genannt), welches als officielles Handexemplar fortwährend in den Raths- und Gerichtssitzungen benutzt wurde und sich daher im „Dinghause" befand. Als nun 1375 dieses Dinghaus abbrannte, ging höchstwahrscheinlich auch das bisherige Handexemplar mit zu Grunde. Seitdem gebrauchte man jenes schön geschriebene Exemplar als Handexemplar, und dieses ist es, welches jetzt neu herausgegeben worden ist. Das gesammte Mittelalter hindurch blieb das so codificirte Stadtrecht die Grundlage für die Rechtsprechung zu Freiberg. Erst seit dem 16. Jahrhundert nahmen die sächsischen Landesherren Anstoß an mancherlei Bestimmungen desselben. Als Kurfürst August behufs größerer Einheitlichkeit der Rechtsprechung in seinen Landen die unter dem Namen der „Constitutionen" bekannte Rechtsordnung erließ, verlangte er auch vom Rathe zu Freiberg die Annahme derselben. Allein dieser sträubte sich nach Kräften dagegen, weil hierdurch sein Stadtrecht „löcherig" würde, mußte sich aber endlich dem directen landesherrlichen Befehle dennoch fügen. 1610 wurde auf Wunsch der Bürgerschaft von dem damaligen Bürgermeister eine Neubearbeitung des Stadtrechts, soweit dasselbe zur Zeit noch Giltigkeit besaß, unternommen, welche aber niemals die landesherrliche Bestätigung erlangt hat. Die allgemeine Städteordnung von 1832 machte der Giltigkeit des Freiberger Stadtrechts nun auch auf dem Wege des Gesetzes ein Ende. Eine systematische Darstellung desselben zu geben, hat sogar der Herausgeber für außerhalb seiner Aufgabe liegend erachtet; um so weniger wird man eine solche von dem Referenten erwarten. Der überaus reiche Inhalt ist in der ältesten Handschrift in 49 Abschnitte getheilt, welche sich nicht eben durch logische Auseinanderfolge auszeichnen. Das Deutsch, in welchem das Ganze abgefaßt wurde, ist natürlich dasjenige, welches man Ende des 13. Jahrhunderts zu Freiberg und überhaupt auf dem Gebirge sprach. Es ist besonders wegen der zahlreichen darin vorkommenden jetzt veralteten Wörter oder Wortbedeutungen ziemlich schwer zu verstehen, aber von um so größerem Interesse für die Germanisten. Der Herausgeber hat sich der unendlich mühsamen, aber desto verdienstlicheren Arbeit unterzogen, in lexikographischer Form ein vollständiges Wort- und Sachregister beizufügen, in welchem der gesammte in der Handschrift vorkommende Wortvorrath, „soweit derselbe irgend welche Besonderheiten darbietet", verzeichnet und erklärt wird. Druck und Ausstattung des Buches sind, wie Alles, was aus dem typographischen Institut von Giesecke & Devrient hervorgeht, vorzüglich.

Dresden. Hermann Knothe.

G. Oe.— Von dem bereits angezeigten, im Verlage der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) in Leipzig erscheinenden, von Professor Dr. Anton Ohorn in Chemnitz herausgegebenen „Deutschen Fürstenbuche" sind nunmehr 6 Lieferungen erschienen. Diese Lieferungen enthalten die schon erwähnte Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelm's des Ersten von Kugler in Tübingen, ferner die Kaiser Friedrich's von Fedor v. Köppen, die Kaiser Wilhelm's des Zweiten von Hildebrandt-Strehlen in Freyburg a/U., dann die des Königs Johann von Sachsen von Waldmüller-Duboc in Dresden, die des Königs Karl von Württemberg von Oberst v. Güntherl in Stuttgart, des Königs Albert von Sachsen vom Herausgeber, des Königs Ludwig II. von Bayern von Maximilian Schmidt und die des Prinz-Regenten Luitpold vom Redacteur Petzet in München. Die Schilderungen sind nicht alle von gleichem Werthe, aber keine ist werthlos, einige sind Cabinetsstücke der Biographie, inhaltlich und formell gleich vorzüglich. Der Stil ist bei den meisten sauber und der Ton dem Gegenstande angemessen. Auf einige sachliche Ausstellungen werden wir nach der Vollendung des Werkes zurückkommen. Die Ausstattung ist vorzüglich, die beigegebenen Fürstenbilder durchgängig ausgezeichnet.

G. Oe.— Bernhard Mushacke, Heinrich von Kempten, eine Rhapsodie. Eine Festgabe zum 800jährigen Jubelfeste des Wettiner Fürstenhauses. Borna-Leipzig, Bernhard Harschan, Hofbuchhändler. 73 S. 12°. Preis 1 M 20 ₰, geb. 2 M. — Die Heldenthat Heinrich's von Kempten, des schwäbischen Helden, des Erbauers der Burg Wettin, wird in frischer, lebendiger Weise geschildert. Die dichterische Begabung des Verfassers ist unverkennbar, er ist bei Homer und dem Sänger der Nibelungen nicht ohne Erfolg in die Schule gegangen. Freilich fehlt oft noch die epische Naivität, und der dichterische Ausdruck entspricht nicht ganz dem heldenhaften Wesen der Handlung. Die Strophe wird im Allgemeinen geschickt gehandhabt; doch finden sich hin und wieder unreine Reime und Härten in der Anwendung des Apostrophes. Die Formen: „genüget, gesühnet" haben immer etwas Gezwungenes. Die Ausstattung des Büchleins ist sauber und nett.

G. Oe.— Der Verein für Chemnitzer Geschichte hat sein sechstes, die Jahre 1887 und 1888 umfassendes Jahrbuch zu einer „Festschrift zur achthundertjährigen Jubelfeier des erlauchten Herrscherhauses Wettin" umgestaltet. Die trefflich ausgestattete, reichhaltige Festschrift nimmt einen der ersten Plätze in der historischen Jubiläumsliteratur ein und darf als eine werthvolle Bereicherung der Ortsgeschichtsforschung bezeichnet werden. Sie beginnt mit einem Festgedichte Kirchner's und einem Aufsatze P. Uhle's über „die früheren Festlichkeiten in Chemnitz zu Ehren des Hauses Wettin", in welchem er eingehend über die Huldigungen, die Geburtstagsfeiern und die Festlichkeiten bei der Anwesenheit eines

Gliedes des Wettiner Fürstenhauses handelt. Es folgen dann Aufsätze von Realschuldirector A. Mating-Sammler: Zur Geschichte der Schneider- und der Tuchmacherinnung in Chemnitz, vom Oberstaatsanwalt Schwabe über einen Strafprozeß vor dem Stadtgerichte Chemnitz im Jahre 1751, von K. Kirchner über den Streit um das Patronat über das Pfarramt an der Jakobikirche, von P. Uhle: Christian Gottlob Heyne's Erinnerungen an seine in Chemnitz verlebten Jugendjahre, und: Ungedrucktes von dem Dichter und Schauspieler Johann David Beil aus Chemnitz, von P. Mosen (Döbeln): Zur Erinnerung an Paulus Lindenau, den ersten evangelischen Hofprediger in Dresden, endlich kleinere Nachträge und Nachrichten von K. Kirchner und P. Uhle. Die Mating-Sammler'sche Arbeit ist ein dankenswerther Beitrag zur Innungs- und Handwerksgeschichte, sie ist frisch und lebendig geschrieben und schildert an der Hand der Handwerksordnungen das Leben und die Heranbildung der Handwerksmeister im 15. Jahrhunderte; der Verfasser hat verstanden, aus den Ergebnissen seiner Forschung ein hübsches, an und für sich interessirendes Culturbild zu gestalten. Der von Oberstaatsanwalt Schwabe nach den Acten geschilderte Prozeß ist juristisch, psychologisch und historisch gleich interessant; es handelt sich um das Verbrechen des Mordes, verübt von einem dreiundzwanzigjährigen Schüler des Chemnitzer Lyceums an seinem elfjährigen Mitschüler, durch den er aus der Currende gestoßen zu sein glaubte. Die Erinnerungen des berühmten Philologen Heyne sind von hohem Interesse, während die seltsamen dichterischen Erzeugnisse des Hrn. Beil nicht gerade werth erscheinen, noch einmal hervorgesucht zu werden. Von der erfreulichen und fleißigen Thätigkeit des Vereins legen nicht nur die genannten Aufsätze, sondern auch der beigefügte allgemeine Bericht Zeugniß ab. Diesem zufolge besteht der Verein aus 373 Mitgliedern und hat in den beiden Berichtsjahren außer 2 Generalversammlungen und 14 Vorstandssitzungen 8 Vortragsversammlungen abgehalten. Manche der oben erwähnten Abhandlungen sind zunächst als Vorträge gehalten worden, außerdem haben noch gesprochen: Oberlehrer Zöllner über die Geschichte der Chemnitzer Textilindustrie im vorigen Jahrhunderte, Lic. Dr. Buchwald aus Zwickau über böhmische Exulanten im Erzgebirge während des dreißigjährigen Krieges, Dr. Uhle über das Bier in der Chemnitzer Geschichte, Dr. Mating-Sammler über Ulrich Schütz den Aelteren, Oberlehrer Zöllner über den Haushalt der Stadt Chemnitz im 16. Jahrhundert, Dr. Steche (Dresden) über die Bedeutung Friedrich August's II. für die vaterländische Kunst. Die Einnahmen des Vereins betrugen in jedem der beiden Berichtsjahre über 4000 ℳ. Wir wünschen dem rührigen Vereine, der eine Heimstatt vaterländischer Gesinnung und eine Pflanzschule der Heimathsliebe ist, fröhliches Gedeihen.

R.B. Dr. Georg Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten. I. Theil: Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre. Hannover, 1889. Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel). — Es ist eine leider unleugbare Thatsache, daß noch heute vielfach der deutsche Unterricht an höheren Lehranstalten nicht die Rolle spielt, die ihm gebührt. Von vielen anderen Ursachen abgesehen, liegt dies auch mit daran, daß mancher der damit betrauten Lehrer in den deutschen Stunden nichts weiter zu machen weiß, als entweder Gedichte und Lesestücke durchzusprechen oder schriftliche Arbeiten fertigen zu lassen. Hier will nun das vorliegende Handbuch den Unterrichtsstoff in bequemer Form darbieten. Es giebt zuerst eine knappe Geschichte unserer Muttersprache, der Schrift, Sprachlehre, Rechtschreibung und Zeichensetzung (39 Seiten), dann die heute geltenden Hauptregeln für Rechtschreibung und Zeichensetzung (S. 39—54) und hierauf eine ziemlich ausführliche Sprachlehre (S. 55—203). Die Sprachlehre bietet für den Unterricht unzweifelhaft zu viel; indessen das Buch ist ja nicht für die Hand der Schüler bestimmt, und der Lehrer wird leicht das minder Wichtige ausscheiden können. Wenn der Verfasser im Vorworte (S. V) sagt, nach seinen Erfahrungen könne der ganze von ihm gegebene Stoff in einer mittelmäßig begabten oberen Classe einer höheren Schule in 80 Stunden behandelt werden, so werden ihm das einerseits wenig Amtsgenossen zugeben, andererseits sind auch diese 80 Stunden dafür nicht einmal verfügbar. Möglich, daß die Zeit naht, wo dem deutschen Unterrichte ein breiterer Raum zugewiesen wird; für jetzt gilt es, sich nach der Decke strecken. Aber das Buch ist brauchbar, die meisten Regeln verrathen den erfahrenen Schulmann, die Sprache ist sorgfältig und sauber (daß nicht sämmtliche Kunstausdrücke der Sprachlehrer verdeutscht sind, ist durchaus löblich.) Sachliche Versehen, wie daß S. 147 mhd. Infinitive erlischen und swillen angesetzt werden, begegnen wenig. Manchmal überläßt sich der Verfasser einer allzu behaglichen Breite, man merkt seine Liebhaberei für dieses oder jenes Gebiet der Sprachlehre. Die zweite Abtheilung des Handbuches soll noch in diesem Jahre erscheinen und die Vers-, Stil- und Dispositionslehre enthalten; in die Stillehre greift freilich schon der erste Theil da und dort über. Die Vergleichungen mit fremden Sprachen beschränken sich fast ganz auf lateinisch und französisch, weil das Buch auch für Realschulen und Seminare mit bestimmt ist. Das Buch ist in der Hand eines fleißigen Lehrers sehr wohl geeignet, den deutschen Unterricht zu vertiefen und den Blick für die Eigenart unserer Muttersprache zu schärfen.

—n. Goethe nach Leben und Dichtung von Emil Brenning. Gotha, Perthes 1889. (8. 175 S.) Als Theil der: „Biographien zu der Sammlung Classischer Deutscher Dichtungen". Wie die Buchhändleranzeige besagt, hat „eine einigermaßen eingehende, übersichtliche und zusammenfassende Biographie", die den „Ansprüchen des allgemeinen Bildungsbedürfnisses gerecht wird", geliefert werden sollen. Diesem bescheidenen Zweck entspricht die vorliegende Schrift im Allgemeinen, wenn man einen Leserkreis vor Augen hat, dem es auf einige Unrichtigkeiten nicht ankommt und der keinen Anstoß nimmt an Brenning's Stil; denn dieser läßt das Werk keineswegs, wie die Anzeige meint, als ein „ansprechend geschriebenes" erscheinen. So wird S. 10 Goethe's Vater nicht eben ansprechend kurzweg „der Alte" genannt; S. 12 findet sich über den Studenten Goethe die geschmacklose Bemerkung: „Sicher ahnte damals Niemand, daß er der erste Lyriker unseres Volkes sein sollte", mit welcher wohlfeilen Weisheit sich leicht ein Buch zusammenschreiben läßt; gleich darauf S. 13: „Unter den Eindrücken, welche die zeitgenössische Literatur gewährte, steht in erster Reihe das, was er in Winckelmann fand"; S. 14 nach Erwähnung, daß Goethe seine Werke als Theile einer großen Confession bezeichnet habe: „Hier sehen wir zuerst dies Wort eine Wahrheit werden. Es ist das Lustspiel „„Die Laune des Verliebten"", woran hier gedacht wird" — und ähnliche Stilwidrigkeiten und Geschmacklosigkeiten, durchschnittlich auf jeder Seite. Aber der Verfasser hat sich nicht nur mit den Ergebnissen der Goetheforschung nicht gehörig bekannt gemacht, sondern hält sich nicht einmal an die Thatsachen der Darstellung Goethe's. So nennt er noch immer den bekannten Königslieutenant „Thorane"; S. 12 sagt er von Goethe gelegentlich seiner Zeichenstunden bei Oeser: „Mochte er sich doch damals noch dem Wahne hingeben, daß seine Begabung für die Malerei [!] sein eigentliches Talent sei," also gerade das Gegentheil von dem, was Goethe sagt; S. 15 berichtet Brenning von dem Eindruck, den die Antiken in Dresden auf den Studenten Goethe ausgeübt hätten, während Goethe erzählt, daß er bei der damaligen Dresdner Reise die Antiken gar nicht gesehen habe. Diese den ersten Seiten entnommenen Beispiele mögen zeigen, daß es Mißbrauch mit dem Raume dieses Blattes treiben hieße, wollte man mehrere anführen; will man noch eins aus dem Schlusse des Buchs haben, so mag auf die vorletzte Seite verwiesen werden, wo die abgedroschene Tirade von dem „Mehr Licht!" wieder aufgetischt wird. Das ist nicht von einem „wissenschaftlichen Gesichtspunkte" aus geschrieben, wie die Buchhändleranzeige der Brenning'schen Schrift nachrühmt. Das Beste an derselben sind noch die meist treffenden Auszüge aus Goethe's Dichtungen, aber dem in der Buchhändleranzeige beklagte Mangel einer Goethebiographie, welche die Eingangs gedachten Prädicate verdient, ist wenigstens durch Brenning nicht abgeholfen.

j.— Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Zehn Studien-Blätter in Lichtdruck von F. Geselschap. Breslau, 1888, Verlag von C. T. Wiskott. Eine elegante Mappe in Fol., Preis 12 ℳ. — Ihren Vorgängern, der Knaus-, Defregger- und Menzel-Mappe, die von uns eingehend besprochen wurden, schließt sich die Geselschap-Mappe in würdigster Weise an. Führten uns die früheren Mappen Studienblätter und Skizzen von Künstlern vor Augen, die auf ihrem Gebiete gegenwärtig zu den populärsten Erscheinungen gehören, Künstler, deren Werke längst zum Gemeingut aller gebildeten Stände geworden sind, so lernen wir in der Geselschap-Mappe einen Meister kennen, dem die Gegenwart nicht minder wie anderen hervorragenden Kunstgenossen ihre aufrichtige Theilnahme zollt, der sich aber doch erst seit einigen Jahren des Rufes, der von seinen Schöpfungen ausgeht, erfreuen darf. Geselschap ist einer von jenen Künstlern, den sein Talent von Jugend auf zur Vollbringung großer Aufgaben prädestinirt hat, der aber im Kampfe um materielle Sorgen und bei dem Mangel an großen, seinem Geiste besonders angemessenen monumentalen Aufgaben, die seiner Phantasie Flügel verleihen, seine Schaffenskraft bethätigen konnten, erst spät auf dem Punkte

angelangt ist, wo sich seine Meisterschaft entfalten konnte. Das ist eine Erscheinung, der wir namentlich in Künstlerkreisen so oft begegnen. Man hat es beobachten können, wie geniale Naturen zu Grunde gegangen sind, daß ihr Talent, weil es nicht zur Geltung kommen konnte, unbeachtet und der Welt unbekannt geblieben ist. Glückliche Umstände bedingen oft den Lebenslauf des Menschen. Diese triviale Wahrheit hat Geselschap an sich erfahren. Man darf mit dem Verfasser des Lebensabrisses, welcher der vorliegenden Mappe beigegeben ist, fragen: wer hat vor etwa 15 Jahren Geselschap gekannt? Seine Lebensgeschichte, seine Thätigkeit — noch im Anfange der siebenziger Jahre hat er zur Erhaltung seiner Existenz decorative Arbeiten ausführen müssen — giebt die Antwort auf diese Frage. Jetzt ist er ein bekannter Meister monumentaler Kunst, von dem aus man die Wiedergeburt der deutschen monumentalen Malerei datiren will. Das Berliner Zeughaus ist die Stätte, an der uns der Künstler in seiner ganzen Bedeutung vor Augen tritt. Von den Fresken, die er dort im Auftrage des Ministeriums ausgeführt hat, die in historisch-allegorischen Scenen der Bedeutung der Räume gerecht zu werden suchen, enthält die „Studienmappe" den Entwurf zum „Krieg", auf einer zweiten Tafel einzelne Figurenstudien zu dem genannten Bilde. Andere Tafeln zeigen uns den Künstler als einen fein beobachtenden Porträtisten, als Meister des Genres u. s. w. Können uns natürlich die zehn Blätter kein volles Bild von dem Schaffen Geselschap's erschließen, so vermitteln sie uns doch eine klare Anschauung von seiner künstlerischen Eigenart. Die geradezu überraschende Vortrefflichkeit der photographischen Vervielfältigung, die, wie wir zu wiederholten Malen hervorzuheben Veranlassung gehabt haben, weitaus zu dem Besten gehört, was die Gegenwart auf diesem Gebiete geleistet hat, trägt das Ihrige dazu bei, den Eindruck der Ursprünglichkeit und Treue der Originale zu bewahren. Die „Studien-Mappen" wenden sich an das kunstsinnige und kunstverständige Publicum. In erster Linie wol auch mit an die, welche am meisten aus ihnen zu lernen Gelegenheit haben. Denn das Motto des Titelblattes mit den bekannten Dürer'schen Worten: „Raffahel de Urbin, der hat dieses Bild gemacht, und dem Albrecht Dürer gen Nornberg geschickt, ihm seine Hand zu weisen" deutet auch auf die praktische Bedeutung der Mappen hin. Mögen sie recht viel Anerkennung finden!

—g. **Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen.** Auf Kosten der königl. Staatsregierung herausgegeben vom K. S. Alterthumsverein. Dresden, in Commission bei C. C. Meinhold und Söhne. 1889. — Der Verfasser dieses streng wissenschaftlich und doch möglichst allgemein verständlich gehaltenen Quellenwerkes, Hr. Prof. Dr. R. Steche in Dresden, hat in dem uns vorliegenden 12. Heft die Amtshauptmannschaft Zwickau in seiner früheren Weise behandelt. Der stattliche Band birgt wiederum die Ergebnisse eines staunenswerthen Fleißes, einer sorgfältig abgewogenen Kritik und völlig selbständiger Forschung. Auch nicht das geringste Moment entgeht dem geschulten Auge des Bearbeiters, und seine Kunst, möglichst viel mit wenigen treffenden Worten anschaulich zu sagen, dürfte nunmehr ihren Höhepunkt erreicht haben. Nach dem ein für allemal feststehenden Schema sind behandelt folgende Orte: Altschönfels, Auerbach, Bärenwalde, Beiersdorf, Blankenhain, Burkersdorf, Chutsdorf, Crimmitschau, Crossen, Culitzsch, Ebersbrunn, Frankenhausen, Härtensdorf, Hartenstein, Hartmannsdorf, Heiersdorf, Hilbersdorf, Hirschfeld, Kirchberg, Kleinbernsdorf, Königswalde, Langenbach, Langenbernsdorf, Langenhessen, Langenreinsdorf, Lauenhain, Lauterbach, Leubnitz, Lichtentanne, Liebschwitz, Marienthal, Mosel, Neukirchen, Neuschönfels, Niebra, Niederalbertsdorf, Niedercrinitz, Oberalbertsdorf, Obercrinitz, Obergrünberg, Niederplanitz, Reinsdorf, Rottmannsdorf, Ruppertsgrün, Rußdorf, Schönau, Schönfels, Schweinsburg, Seelingstadt, Stangengrün, Stein, Steinpleis, Stenn, Taubenpreskeln, Thierfeld, Vielau, Weißbach, Weißenborn, Werdau, Wiesenburg, Wildbach, Wildenfels, Zschocken. Der letzte Ort, die Stadt Zwickau, nimmt natürlich in diesem Bande den meisten Raum in Anspruch. Es sei erlaubt, aus dem reichen kunstgeschichtlichen Stoffe, welcher hier zusammengetragen ist, einige charakteristische Züge herauszugreifen. Als geschichtlich besonders bemerkenswerth erwähnen wir, daß die Burg von Altschönfels 926 durch König Heinrich I. als Schutzwarte gegen die Sorben errichtet wurde. Die Stadt Werdau stand unter dem unmittelbaren Schutze der Altschönfelser Herren, jährlich brachten diese als Gegenleistung — eine Tonne Häringe (!) und ein halbes Stück Tuch. Ferner war die Stadt Kirchberg eine Zeit lang (bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts) im Besitze der Herzöge von Holstein-Sonderburg; letzteren gehörte auch Wiesenburg. Als Beitrag zur Ausstandsbewegung unserer Tage führen wir an, daß 1513 der Baumeister der Kirche zu Crimmitschau wöchentlich 20 Groschen bekam, ein Geselle aber 16 Groschen. In kunstgeschichtlicher Hinsicht heben wir hervor, daß das Sacramentshäuschen zu Beiersdorf formlich verwandt ist mit dem in der Kirche zu Tahlen befindlichen; wenn aber dasjenige der Hirschfelder Kirche „drei Menschenköpfe" zeigt, so möchten wir darin lieber die Dreieinigkeit als „das mittelalterliche Steinmetzzeichen der sogen. Drei Gekrönten" (Steche) sehen. Der Verfasser rügt mit Recht, daß in unserer Zeit(!) die Kanzel der Kirche zu Crimmitschau mit einem stilwidrigen frühgothischen Fuße versehen wurde, da sie doch erst 1518 errichtet ist. Vortrefflich ist Steche's scharfsinnige Unterscheidung zwischen den sogen. Römerstäben und den gekreuzten Pilgerstäben; merkwürdig die Rolle, welche auf den Taufsteinen einer bestimmten Gruppe (Hartenstein rc.) gewisse Wappenzeichen spielen an Stelle der kirchlichen Symbole. Das Schloß Hartenstein enthält eine von dem berühmten Thorwaldsen herrührende Marmorbüste, desgleichen ein wunderbar schönes Krystallgefäß als Erinnerung an den 1566 verstorbenen Hugo v. Schönburg. Unter den eingegrabenen Zierrathen dieses Gefäßes kommen auch Musikinstrumente vor! Das Altarwerk der Kirche zu Langenhessen enthält einen ziemlich umfänglichen Cyklus von seltenen Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers. Die Kirche zu Neukirchen besitzt eine ursprünglich weltlichen Zwecken dienende, weil mit drei Meergöttern geschmückte Abendmahlskanne; ähnlich verhält es sich mit einer Hostienbüchse der Kirche zu Schönfels. (Beide Geräte eignen sich am besten zu einem Geschenk für den Alterthumsverein in Dresden.) Altarwerk und heilige Gefäße der Kirche zu Niederplanitz sind auch in kirchengeschichtlicher Hinsicht von hervorragender Bedeutung; so z. B. kommt auf ersterem die Beichthandlung gewissermaßen als drittes Sacrament neben Taufe und Abendmahl vor. Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Akustik ist die Thatsache, daß in der Kirche zu Oberalbertsdorf 1840 in der westlichen Giebelwand fünf leere Krüge (ohne Henkel) eingemauert gefunden wurden, welche wahrscheinlich als Schallgefäße dienen sollten. Endlich zeugt für die glänzende Beobachtungsgabe Steche's die Bemerkung, daß ein Runderker des Schlosses zu Neuschönfels die größte Aehnlichkeit hat mit dem zu Dresden an dem Eckhaus Nr. 16 am Neumarkt befindlichen Runderker. — Eine reiche Ausbeute lieferte Steche die Stadt Zwickau, voran die Kirchen, dann aber auch die Profanarchitektur. Seine Bearbeitung des theilweise schwierigen Stoffes darf als eine allseitig gelungene bezeichnet werden; in der Differenz mit Baurath Dr. Mothes, dem derzeitigen Wiederhersteller der Marienkirche, hat er unseres Erachtens die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Doch sind uns die Wendungen „spielischer Schmuck" und „befangenes Blattwerk" ein bedenkliches Deutsch. Die Besprechung der großen Altarwerke in der Marien- und Katharinenkirche ist diesmal ausführlich genug, außerdem kritisch maßvoll und von großer Anschaulichkeit. Wir heben daraus nur die für die heute herrschende Richtung der Malerei charakteristische Bemerkung hervor, daß auf den echt Wolgemut'schen Gemälden der fast plastische Farbenauftrag doch nur einer tief innerlichen Auffassung der heiligen Gestalten dient. Wenn Steche die Geschichte der deutschen Kunst von Bode gelegentlich der Erwähnung der Pietà der Marienkirche anführt, warum nicht desselben Werkes ersten Band (S. 235 und 278) bei der Darlegung der architektonischen Verhältnisse dieser Kirche? Steche hat übrigens das Verdienst, im Rathsarchiv zu Zwickau 5 bisher unbeachtete Originalzeichnungen entdeckt zu haben, welche der Ausführung der Kirchengewölbe zu Grunde liegen sollten. Sehr zutreffend ist Steche's Urtheil, daß der Grundriß der Marienkirche der wenigst einheitliche in der Gruppe der erzgebirgischen großen Kirchenbauten sei, gleichwol aber in architektonischer Beziehung die Marienkirche zu den wichtigsten Bauten im Lande gehöre. Abgesehen von ihrem ästhetischen Eindruck, welchen sie voraussichtlich nach ihrer Erneuerung machen wird, bietet sie Gelegenheit zu interessanten kunstgeschichtlichen Studien. Vieles Wichtige müssen wir hier wegen Mangel an Raum übergehen; als einen culturgeschichtlichen Beitrag zu der merkwürdigen Thatsache, daß Zwickau und Umgegend wiederholt ein Tummelplatz der verschiedensten religiösen Richtungen gewesen, heben wir Folgendes hervor. Es zeugt von großer Impietät, wenn als Schlußstein bald „der Kopf des Herrn", bald „phantastische Köpfe" verwendet werden; es war eine Keckheit, die Dreieinigkeit wiederholt plastisch anzubringen als eine Verbindung von „3 Köpfen mit 4 Augen, 3 Nasen und 3 Mündern".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 25. Juli. 1889.

Straßburgs Blüthe im 13. Jahrhundert.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Schon in der schlimmen Zeit, die für Deutschland über dem Grabe Kaiser Friedrich's II. hereinbrach, fand Straßburg vollauf Gelegenheit, der Bedeutung inne zu werden, welche das Zeitalter der Hohenstaufen, auf dessen Culturgrund sich später sowol die Blüthe seiner Renaissance, wie die derselben folgende staatliche Machtentfaltung erheben sollten, für seine Entwickelung gehabt hatte. Denn nicht nur konnte die Stadt auf dem im Deutschen Reiche damals mit kriegerischem Stoff und einander treibenden und drängenden Vortheilsgegensätzen und Streitkräften überfüllten Boden Sicherheit und Festigkeit zu unbeirrter Klärung und weisem Ausbau ihrer inneren Rechts- und Verwaltungszustände gewinnen und dieselben zu einem ersten schwerwiegenden und wohlvertheidigten Abschluß bringen. Auch nach außen fand ihre Stimme besonders in jenen Anfängen ständischer Vortheilsvertretung, den Bündnissen, zu denen die Städte in Südwestdeutschland durch die Noth der Zeit gedrängt wurden, eine Geltung, mit der bald Fürsten und Kaiser zu rechnen anfingen.

Naturgemäß ist eine solche Hebung innerer Selbständigkeit und äußeren Ansehens nur bei tiefgehender Kräftigung der wirthschaftlichen Entwickelung denkbar. Dem damaligen Mittelpunkt des Reichs angehörend und aus erster Hand an den besten und förderndsten Einrichtungen theilnehmend, mit welchen die weise Staatskunst der bedeutendsten deutschen Kaiser des Mittelalters bei sorgsamer Berücksichtigung jenes Gebietes demselben zu Gute kam, hatte Straßburg die sich ihm in dieser Hinsicht bietenden reichen Quellen nachhaltig und ausgedehnt benutzt. Wohl ausgerüstet mit allen Bedingungen zur Mehrung des maßgebenden Verkehrsmittels der Zukunft, des städtischen Capitals, stand es daher lebenskräftig im Beginn jener großen Umwälzung, welche durch den Uebergang der Natural- in Geldwirthschaft den Schwerpunkt der materiellen Macht dem bis dahin im Besitz derselben gewesenen Adel streitig machen und nach anderer Richtung legen sollte. Was Ausdehnung, Gesittung, staatliche, wirthschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse betrifft, hatte die frohnende Ackerstadt in den vorangegangenen fünfzig Jahren den gewaltigen Schritt auf den Großmarkt des Verkehrslebens gethan, bei dem sie allerdings durch ihre örtliche Lage sehr begünstigt wurde. Beherrscherin des oberrheinischen Handels zwischen Basel und Mainz und desjenigen über Wasgau und Schwarzwald, entwickelte sie eine in alle Lebensverhältnisse eingreifende Regsamkeit und Beweglichkeit, in welcher das reiche Werden und Blühen der Stauferzeit für sie in die Fruchtansätze ihres merkwürdig schnellen ersten wirthschaftlichen Aufschwungs auslief. Die freudig treibende Jugendkraft, die Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel, die in demselben lagen, waren es, welche in der Folge die entscheidenden Bewegungen der weiteren inneren Ausgestaltung des Gemeinwesens einleiteten. Während fast eines Jahrhunderts hielt diese wirthschaftliche Blüthe den Stürmen einer schweren Zeit Stand, eines Jahrhunderts, in welchem das bürgerliche Bewußtsein, allerdings nicht ohne krampfhafte Zuckungen des ganzen Staatskörpers, sich bis in die unterste Bevölkerungsschicht zur Fähigkeit gesetzlicher Begrenzung im Befehlen wie im Gehorchen abklären konnte, deren Endergebniß in der mit Recht von Mit- und Nachwelt gepriesenen letzten Verfassung Straßburgs vom Jahre 1482 seinen höchsten Ausdruck finden sollte.

Nicht nur wirthschaftlich, auch politisch trat Straßburg mit einer gewissen Fertigkeit, ja mit einer später nur zeitweilig wieder erreichten Weite des Gesichtskreises aus der Stauferzeit. Die Geschlechter, welche in diesem folgewichtigen Abschnitt das Geschick der Stadt zu leiten hatten, waren durchdrungen von dem Geiste der Zeit und groß gezogen in der staatlichen Schulung jener in Kraft wie Fehl weit über menschliches Mittelmaß hinausgehenden Herrscher, deren Leben und Staatskunst für das Reich wie für die Welt die früheren einseitigeren und engeren Anschauungen und Verhältnisse mit Macht durchbrochen hatten. Unter jenen Führern und in fester Anlehnung an das unter den abendländischen Völkern an innerer Ordnung und äußerer Machtstellung damals bedeutendste Reich war das Gemeinwesen Straßburgs in verhältnißmäßig friedlichem Entwickelungsgange und ohne Ueberstürzung zur Unabhängigkeit vom geistlichen Stadtherrn gelangt. Die Schlacht von Mittelhausbergen, welche im Jahre 1262 unter dem Bischof Walther von Geroldseck diese von dessen letzten Vorgängern geduldete, von ihm aber als widerrechtlich nicht anerkannte Thatsache mit freiheitlicher Bluttaufe unwiderruflich feststellte, bildete zugleich einen gewissen Abschluß dieser allmäligen Stellungnahme. Die Geschlechter, welche groß geworden waren, indem sie die Stadt zu selbständiger Führung ihrer Angelegenheiten erzogen, fanden sich zu einem Theile mit diesem Gewordensein nicht mehr zurecht. Viele von ihnen verließen dieselbe, welche der Bischof mit dem Kirchenbann belegte, auf dessen Geheiß. Doch blieben noch genug jener mit dem reichen Bürgerthum vermischten ministerialischen Familien zurück, um das blinde Vertrauen auf die rohe Kraft durch höhere Einsicht zu leiten.

Das in jener entscheidenden Schlacht in urwüchsiger Zuversicht todesmuthig um seine Selbständigkeit ringende Stadtthum einerseits und die nach dessen Siege mit den von ihr selbst zur Fesselung der Bürger mitgeführten Stricken gebundene Ritterschaft andererseits bieten das Bild des wirthschaftlich aufsteigenden und daher fortan die Weltlage bestimmenden und des in dieser Richtung niedergehenden und dadurch den Boden der Zeit verlierenden Bestandtheils der Gesellschaft jener Tage. Nach dem damals vereinbarten neuen Grundvertrage stand die Stadt nun ihrem Bischof, welcher noch dem Namen nach die Herrschaft und einzelne nutzbringende Hoheitsrechte bewahrte, was Regierung und Gericht anbelangt, in fast gänzlicher Unabhängigkeit gegenüber.

Die Städte des Elsasses hatten eine lebhafte Fühlung für den politischen Einfluß, welchen Straßburg mit diesem Kampfe erlangte. Eifrig drängten sie sich in der Folge zu bündnerischer Gemeinschaft mit der Siegerin, deren Wort innerhalb der engeren Grenzen des Landes mit einem Schlage maßgebend und darüber hinaus von Bedeutung geworden war. Auch Fürsten und Herren, von denen einige schon in der Schlacht von Mittelhausbergen der Stadt beigestanden hatten, folgten diesem Beispiel.

Bei derartigem staatlichen Ansehen konnte sie ihre Kräfte in ersprießlichster Weise dem Ausbau ihrer inneren Verhältnisse zuwenden. Dabei boten ihre erprobte Wehrkraft, die Festigkeit ihrer Mauern und ihre stetig wachsende wirthschaftliche Stärke die natürliche Grundlage für das außerordentlich gesteigerte Selbstgefühl, mit welchem sie von nun an in den Ereignissen der Zeit und den Angelegenheiten des Reichs Stellung nahm.

Diese Aufgabe wurde durch das während der Wirren des Zwischenreichs entstandene bundesstaatliche Gepräge der Reichs-

verfassung sowol erschwert wie gefördert. Bedrohte einerseits der durch die daraus hervorgehende allgemeine Unbotmäßigkeit entfachte Kampf der Erwerbsgier aller Stände gegen einander am meisten den Vortheil der Städte, so drängte er dieselben auch wieder zum Zusammenschließen in jenen Bundesverträgen, welche ihnen selbst bei ihrer meist kurzen Dauer in kleinerem oder größerem Kreise nicht selten Gelegenheit entscheidenden Einflusses boten. Auch die Mißgunst der Fürsten, welche das ihnen durch das Bürgerthum entwundene Machtmittel des Capitals nach Möglichkeit durch Ausschließung oder Beschränkung der Städte in der thatsächlichen Ausübung der errungenen Reichsstandschaft auf den Reichstagen abzuschwächen trachteten, war in der Folge die Veranlassung zu einer ziemlich zielbewußten Staatskunst der reichsstädtischen Gemeinwesen in der Geltendmachung dieser Rechte. In beiden Fällen hatte Straßburg oft die Führerschaft, mindestens stets eine bedeutende Stimme. Dies galt ganz besonders auch innerhalb der engeren Grenzen der Westmark, wofür schon der Umstand spricht, daß die Stadt in den elsässischen Landfriedensbündnissen des 14. Jahrhunderts die gleiche Anzahl von Vertretern wie ihr Bischof hatte und ein Straßburger Stättmeister wiederholt Obmann derselben war.

Wenn solche Selbständigkeit unter den allgemeinen, den festen Verband des Reichs nahezu aufhebenden Verhältnissen auch für Straßburg in seinen Beziehungen zu demselben eine staatlich lockernde Bedeutung haben mußte, blieb doch das Bewußtsein der Reichszugehörigkeit hier noch Jahrhunderte lang lebendig. Es war dies eine Nachwirkung der nicht vergessenen Staufenherrschaft. Selbst in der „kaiserlosen Zeit" hielt sich Straßburg in diesem Sinne. Ja in dem nun daselbst aufsteigenden Bürgerthum trat das Stammesgefühl auf allen Gebieten in großer Ausschließlichkeit gegen fremdländischen Einfluß hervor.

Fester noch knüpfte sich wieder das altgewohnte Band an das Reichsoberhaupt, als, besonders auf den Vorschlag und das Betreiben des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolf von Habsburg zum Ruhe und Ordnung herstellenden König gewählt wurde. War derselbe doch, ähnlich wie einst die Staufer durch ihre Herzogswürde, der Westmark als Landgraf des oberen Elsasses in Verwaltungsbeziehungen nahe gerückt; hatte er doch, der, wie schon sein Vater, der Stadt Straßburg Bannerherr und Feldhauptmann gewesen, in dem entscheidenden Kampfe mit ihrem Bischof auf ihrer Seite gestanden. Zwar bewegten sich Denken und Fühlen dieses praktisch klugen Fürsten keineswegs in den großartigen Bahnen der Hohenstaufen; doch bewies ihm Straßburg für seine dauernde Vorliebe für die Stadt aufrichtige, treue Anhänglichkeit. Ohnedies wurde das Heldenzeitalter der deutschen Geschichte auch hier immer mehr zum Abendglühen der Erinnerung. Mit dem Aufsteigen des Capitals hatten Lust am Besitz und Streben nach Genuß immer mehr Platz gegriffen. Schnell erworbener Reichthum ergoß sich in die engeren Vermittlungswege einer mehr auf leibliches Wohlleben, als auf das Große gerichteten Daseinsführung, der das Sichbreitmachen und Unabhängigkeitsstreben des Geldmenschen etwas trotzig Massiges und Uebermüthiges gab. Da wurde denn dieser König wohl verstanden, der, selbst einer der tüchtigsten Geschäftsleute seiner Zeit, für das Vermögen seines Hauses sorgte, dabei mit fester Hand die Zügel des Reichs und des Gesetzes führte und in besonderer Begünstigung der Städte die seinerseits oft beanspruchte Quelle ihres Reichthums flüssig erhielt.

Zum Hause Habsburg stand Straßburg auch während der Thronstreitigkeiten der Nachfolger Rudolf's, Adolf und Albrecht, wofür sich Letzterer, als er die Alleinherrschaft erreicht hatte, dankbar erwies. Das gute Einvernehmen, in welchem die Stadt nach dem Waltherianischen Kriege längere Zeit mit ihren Bischöfen blieb, unter denen die einander folgenden Brüder Konrad und Friedrich von Lichtenberg den Habsburgern besonders befreundet waren, trug nicht unwesentlich zu dieser Sachlage bei.

Ein Spiegelbild der vaterländischen, reichstreuen und kaiserlichen Gesinnungen Straßburgs jener Zeit bieten die Chroniken der Stadt aus dem Ende des 13. und dem 14. Jahrhundert. Schon aus den die Jahre 1256—1290 behandelnden lateinischen Aufzeichnungen des Notars der bischöflichen Curie, Gottfried v. Ensmingen, sprechen aufrichtige Verehrung und Liebe für Rudolf von Habsburg als Wiederhersteller des Reichs, lebhafte Empfindung für den Ruhm deutscher Tapferkeit und Empörung darüber, daß deutsche Edle sich mit dem König von Frankreich gegen den deutschen König verbanden. Auch der anspruchslose erste einheimische deutsche Chronist, Fritsche Closener, „ein Priester zu Straßburg", wie er sich selbst bezeichnet, fühlte und schrieb vaterländisch in engerer und weiterer Bedeutung. Umfassender tritt solche Sinnesart bei Jakob Twinger von Königshofen zu Tage, welcher unter Zugrundlegung von Closener's Werk die erste oberdeutsche Weltchronik in ungebundener Sprache abfaßte. Ebenfalls Priester — Stiftsherr von St. Thomas — ist Königshofen dabei doch voll und ganz Straßburger Bürger. Stolz auf die erstrittene Unabhängigkeit der Stadt, auf ihre blühende selbständige Bürgerherrlichkeit, schreibt er am Schluß der Schilderung des Kampfes mit Walther von Geroldseck: „Hätte der Bischof die Rechte und Freiheiten erlangt, welche er in Straßburg zu haben meinte, so wäre die Stadt sein eigen geworden und in seiner Gewalt gewesen ..., was doch Gott und seine liebe Mutter, die da Patronin und Frau des Münsters und der Stadt ist, nicht verhängen, noch ferner jemals gestatten wollen, wie wir wohl auf sie vertrauen, in Gottes Namen, Amen!" In der Bewahrung der Freiheit sieht er alles Heil der Zukunft der Stadt. Zugleich aber findet er dasselbe in ihrem deutschen Volksthum, dem er besonders Frankreich gegenüber in seiner Auffassung von Ursprung und Macht des Reichs lebhaft Ausdruck giebt. Durchgehends vertritt auch er die kaisertreue Gesinnung seiner Vaterstadt, deren kirchenpolitischer Standpunkt aus seiner Erklärung erhellt: „Also haben Päpste, Bischöfe und die ganze Pfaffheit nahezu alle ihre Freiheit und weltliche Würde von den Kaisern und Königen, während doch die Päpste meinen, daß der Kaiser von ihretwegen Vogt und Pfleger des Reichs sei."

Gegenüber solchem aus gehobenem vaterstädtischen Bewußtsein hervorgegangenen Streben, die thatsächlichen vergangenen und zeitgenössischen Geschehnisse für die späteren Geschlechter aufzubewahren, stand ein einer innerlichen Welt entströmender, auf das Ueberirdische gerichteter Zug der Zeit, welcher sich auch in Straßburg von großer Tragweite erweisen sollte.

Wie im wirthschaftlichen Leben hatte im ersten Drittel des an Neubildungen so reichen 13. Jahrhunderts auch im geistigen bis in die unterste Volksschicht hinab jener große Scheidevorgang begonnen, welcher sich ohne Unterbrechung besonders in der Hauptstadt der Westmark in mannigfachen Erscheinungen bis in die religiöse Umwälzung des 16. Jahrhunderts verfolgen läßt. Auch hier war die Erregung der Gemüther, welche die sich aus dem langen, immer noch fortdauernden Kampfe zwischen Kaiser und Papst um das höchste Machtverhältniß der abendländischen Culturwelt ergebenden Widersprüche hervorrufen mußten, in alle Kreise gedrungen. Die dadurch erzeugte sittliche Gährung, die Sehnsucht nach innerer Klärung in einem höheren als dem von Streit und Noth umdrängten Erdendasein hatten den Boden für die Einflüsse der beiden großen Bettelorden der Barfüßer und Prediger gelockert, deren selbstgestellte Aufgabe es war, sowol der reinen Lehre des Evangeliums, wie der kirchlichen Zucht neue Geltung zu verschaffen. Doch sollten gerade in diesen ihren, bei den Dominicanern bis zur eifrigsten Verfolgung ketzerischer Ausschreitungen gehenden Bemühungen das natürliche Freiheitsbedürfniß und die eigenartige Veranlagung des germanischen Gemüths zur unmittelbaren Auffassung und Gestaltung des Ideals, sogar in den eigenen Klöstern des Ordens, die Handhaben für einen übernatürlichen Verkehr mit Gott finden, der die Einigung mit ihm ohne die bisher als unerläßlich betrachtete Mittlerschaft der Kirche erlangen zu können glaubte. Das durch vielfache Berührung mit dem in theologischer Bildung sehr vorgeschrittenen Paris für religiöse Untersuchungen empfänglich gewordene Straßburg besaß, nächst Köln, die hervorragendste Schule der durch Gelehrsamkeit, hohe Geistesgaben, feine Lebensart, rührige und geschickte Umschau in den Zeitverhältnissen ausgezeichneten Predigermönche. Ihre berühmtesten Ordensglieder hatten sich in der Stadt aufgehalten und daselbst ihre Lehrthätigkeit ausgeübt. Die gottesgelehrten, weltweisheitlichen und kirchenrechtlichen Werke derselben waren hier Gegenstände einer eifrigen Erforschung, die nicht nur die Straßburger Brüder zum Schriftthum anregte, sondern sich durch den bedeutenden Einfluß, welchen die Predigermönche auf die höheren Gesellschaftsschichten gewonnen hatten, während die Barfüßer mehr im Volke wirkten, auch auf jene Kreise erstreckte. Die Blicke, welche der mit dem umfassendsten Wissen seiner Zeit ausgerüstete Albertus Magnus von der Höhe, auf welche er die Scholastik geführt, in die Tiefen der Mystik gethan hatte, waren in Straßburg, wie in zahlreichen Mönchs- und Nonnenklöstern des übrigen Deutschlands zu Führern in ein mit stets kühner sich gestaltenden Folgerungen beschrittenes Gebiet geworden. Der vor neue, eingreifende Fragen gestellte Geist, zu denen ein dunkles Bedürfniß drängte, ergriff gierig die Ahnungen und gewissen Erkenntnisse der Wahrheit, welche die feine Dialektik der geistig gewandten Führer der Gewissen namentlich für die gebildete Frauenwelt anregend zu gestalten wußte. Aus den sieben damals in

Straßburg vorhandenen Nonnenklöstern verpflanzte sich diese eigenartig schwärmerische Lust an einem durch unmittelbare göttliche Hilfe geförderten Streben nach sittlicher Läuterung und Veredlung durch die Verbindung des „Dritten Ordens" in Haus und Familie. Tiefer angelegte Naturen, denen gänzliche klösterliche Abschließung nicht gerade zusagte, suchten wenigstens in den Beginenhäusern im Verein mit Gleichgesinnten ein noch mit der Welt zusammenhängendes, doch dem inneren Schauen gewidmetes Leben zu führen.

Wenn gleich die solchergestalt in allen Kreisen gesteigerte religiöse Empfindungsweise in Straßburg sich nicht ganz zu jenem Seherthum erhob, das namentlich die Frauenklöster Schwabens ergriffen hatte und auch in dem Dominicanerinnenkloster Unterlinden in Colmar die schriftliche Darstellung einer Katharina von Gebweiler begeisterte, so war doch die Erregung groß genug, um den Predigten Meister Eckhart's daselbst den lebendigsten Eingang zu verschaffen. Unleugbar sind die Jahre, welche dieser große Mystiker, eine vielleicht nicht so umfassend gelehrte, aber noch reichere und ursprünglichere Kraft als Albert der Große, von dem er in Köln als Schüler die mächtigste Einwirkung erfahren hatte, in Straßburg verweilte, von weittragendster Bedeutung für den befreienden Hauch jener geistigen Entwickelung geworden, der die vermittelnde Thätigkeit der Stadt in der Reformation durchdrang. Die Meisterschaft, mit welcher er die erst eigentlich durch ihn dem Ausdruck der Gedankenspeculation gewonnene deutsche Sprache beherrschte, die Kraft und die Lebendigkeit seiner inneren Anschauungen, die Frische, Unmittelbarkeit und dichterische Kürze seiner Mittheilungsweise gaben seinen die pantheistische Gottanschauung ziemlich nahe berührenden Predigten eine außerordentliche Wirkung. Sein Schüler Johannes Tauler vertiefte und verbreitete dieselbe noch mehr praktisch. Die Gestalten der Gottesfreunde, eines Rulman Merswin und seines geheimnißvollen Berathers aus dem Oberlande, der gleichfalls größtentheils sinnbildlich aufzufassenden Schwester Katrei Eckhart's, waren in Straßburg der urbildliche Ausdruck der durch die Mystiker daselbst hervorgerufenen religiösen Bewegung. Die durch sie geweckte Erkenntniß der Unzulänglichkeit des Bestehenden, der Sehnsucht und des Strebens nach thätigem Eingreifen der Weltleute in die Hebung des sittlichen Gehalts der Zeit gaben derselben einen volksherrschaftlichen Zug, welcher so wenig ohne Einfluß auf das fast gleichzeitige Ringen der unteren Bürgerschicht der Stadt nach Anerkennung ihrer Rechte, wie auf deren Stellung zu dem das erste Drittel des 14. Jahrhunderts erfüllenden Gegenkaiser-Kampfe um das Reich bleiben konnte.

Neben dem sich äußerlich noch immer in kirchlicher Form haltenden Mysticismus, der seine Hauptziele in innerer Veredlung suchte, rief die durch Krieg, Seuchen und schreckenerregende Naturereignisse im 14. Jahrhundert ganz besonders gesteigerte allgemeine Noth der Menschheit auch in Straßburg jene überschwänglichen Büßererscheinungen hervor, die, wie die Geißlerfahrten, ein Gepräge der Zeit bildeten und vielfach in ketzerischer oder auch sittlicher Ausartung die Verfolgung durch die Kirche herausforderten. Trotz der rührigen Thätigkeit mancher Bischöfe und besonders der ersten Predigermönche, die schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts eine Anzahl der nach ihrem Stifter benannten Ortlieber dem Feuertode überantworteten, blieb die Stadt, nächst Köln, in Deutschland ein Hauptzufluchtsort der Ketzerei. Sie tauchte in Gestalt geflüchteter Waldenser, Brüder und Schwestern vom freien Geiste, entarteter Beginen und Begharden u. s. w. stets von Neuem daselbst auf, wobei sie in der Nachsicht der weltlichen Obrigkeit, welche solche Beunruhigung der geistlichen Macht oft nicht ungern sehen mochte, einen gewissen Rückhalt fand.

Ein herrliches Denkmal des in der Stadt treibenden Lebens- und Schaffensstromes dieser Zeit, der sich künstlerisch vor Allem durch eine bemerkenswerthe Anzahl kirchlicher und weltlicher Bauten rege erwies, sollte um die Wende der beiden Jahrhunderte zu seiner Unsterblichkeitsweihe gelangen. Das unter dem Bischof Konrad von Lichtenberg, wie es in einem Ablaßbriefe desselben vom Jahre 1275 heißt, „in reichstem Schmuck gleich den Blüthen des Mais" emporgewachsene Münster erhielt nun seine westliche Vorderseite. Zwischen 1277 und 1365 erstand diese wundervolle Schöpfung, in welcher gleich Frühlingsbrausen ein neuer, echt deutscher Geist die in der jahrhundertelangen geduldigen Arbeit von Geschlechtern gepflegten Bauformen überwand und, indem er sich der älteren französischen Gothik mit feinsinnigster volkseigenthümlicher Durchgeistigung bemächtigte, den Stein gleichsam aus den Fesseln seiner stofflichen Natur erlöste. Es war derselbe Geist, welcher in der Mystik gerade auf dem Boden neugeschaffener kirchlicher Zucht seine eigenen Wege zur Gottgemeinschaft fand; der in Straßburg, urgermanischer Natur gemäß, den Streit der Bevorrechteten mit dem Volke in einer neuen bürgerlichen Rechtsgestaltung endigte, welche Einzel- und Gesammtstreben zu ersprießlichem Ausgleich vereinte. Dieser deutsche Geist, unter dem die Bauhütte des Münsters zu einer Bedeutung gelangte, welche sie später an die Spitze aller übrigen im Reich erhob, waltete in der Beherrschung des Stoffes im großen Ganzen auch über dem allerdings Erwin's maßvollen Plan überschreitenden himmelanstrebenden Weiterbau des Werkes. So stieg denn im Laufe eines stürmischen Jahrhunderts und folgender Jahrzehnte zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt die gleichsam von Geisterhand gehobene luftige Thurmhöhe des Domes empor.

Neben ihm erstand, während des 13. Jahrhunderts allerdings erst in ihren Grundfesten demokratischer Thatkraft und Wollenskühnheit, die kaum minder bewundernswerthe städtische Verfassung Straßburgs, ein Bau, welcher in der Folge in den Stockwerken seiner einzelnen Verwaltungskörper durch vergeistigende Klärung mit echt bürgerlichem Staatsgefühl durchdrungen und bis zur Spitze seines von Ideen- und Gesetzeskraft getragenen „Beständigen Regiments" geführt wurde. Dabei gingen trotz des oft hart betroffenen Wohlstandes, trotz Minderung der Bevölkerung durch Pest und Krieg, alle Verhältnisse in aufsteigender Richtung. Das damals in Straßburg treibende üppig kraftvolle Leben gab der Stadt eine Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel, welche in ihrem Verhältniß zum Reichsoberhaupt beiden Theilen förderlich wurden.

Bücherbesprechungen.

□ **Die Vollendung des Reiches Gottes.** Separatabdruck aus der christlichen Glaubenslehre von D. Beck, weil. Prof. der Theologie in Tübingen. Herausgegeben von **J. Lindenmeyer.** Gütersloh, Bertelsmann. — Beck, der große Württemberger Theolog, der Tausenden von jungen Theologen die mächtigsten Anregungen gegeben, hat sich als echter Theolog seiner Heimath auch durch seine Eschatologie, durch seine Lehre von der Zukunft des Reiches Gottes bekundet. Es ist die stark realistische, aber von ungesunder Schwärmerei freie Auffassung, wie sie die Württemberger Theologie hat, die auch in der vorliegenden Schrift ihre Darstellung [illegible]gründung findet, in welcher zuerst über die Stellung des erhöhten Christus zur Welt im Allgemeinen, dann über die zukünftige Erscheinung des Herrn, sowie über die Wirkungen derselben und zuletzt über die Herstellung eines „neuen Weltsystems" gehandelt wird.

o. **Das Hohe Lied Salomonis.** Von Daniel Sanders. Hamburg und Leipzig. Verlag von J. F. Richter. 1888. XIV, 46 S. — Das Hohe Lied Salomonis hat im Laufe der Kirchengeschichte sehr verschiedene Auslegungen erfahren. In weiteren Kreisen bekannt dürfte die Auslegung Herder's sein, die er in dem Büchlein: „Salomo's Lieder von der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande" gegeben hat. An Herder hat sich Sanders angeschlossen, er behandelt das Hohe Lied als ein liebliches Idyll; von anderen Auslegungen spricht er ziemlich verächtlich. Um sich bei seiner Arbeit alles dessen zu enthalten, „was die für die Schönheit des Gedichts empfänglichen Seelen zurückschrecken könnte", hat Verfasser seine Gedanken in Briefen an eine Dame niedergelegt und in denselben die 4 Liebeslieder, in welche sich ihm das Hohe Lied zerlegt, mitgetheilt. Die Arbeit ist 1845 zum ersten Male in einem Wiener Kalender erschienen. Die jetzige Ausgabe ist der unveränderte Abdruck der im Jahre 1866 erschienenen und wird, um mit dem Verfasser zu reden, „in einer des köstlichen Inhalts würdigen Ausstattung den für wahre Dichtkunst empfänglichen Gemüthern" dargeboten.

□ **Perikopen- und Textbuch.** Herausgegeben von **B. Wohlfahrt,** Divisionspfarrer in Mülhausen i. E. 1. und 2. Theil. Gotha, G. Schloeßmann. — Mit dieser in zwei Theilen erschienenen Schrift hat der Verf. seinen Amtsbrüdern einen sehr dankenswerthen Dienst erwiesen. Im ersten Theile hat derselbe einen Ueberblick über die nach verschiedenen, in den einzelnen evangelischen Landeskirchen eingeführten Systemen herrschenden Perikopen gegeben, die neben den altchristlichen Evangelien und Episteln aufgestellt worden sind; im zweiten Theile werden die Predigttexte für die einzelnen Sonn- und Festtage des Kirchenjahres mit kurzer Inhaltsangabe versehen und mit einem Hinweis auf das Perikopensystem, dem jeder einzelne Text entnommen ist, aufgeführt. Außerdem sind Texte aufgenommen für die kirchlichen Casualfeste und Vereinsfeste,

und nicht minder giebt ein Register am Schluß des zweiten Theils Auskunft über die Verwendung der einzelnen biblischen Bücher für die Perikopen. Möge diese mühevolle und sorgfältige Arbeit ihren Lohn finden in der dankbaren Benutzung der Amtsbrüder!

G. Oe.— Dr. Adolph Kohut, Ferdinand Lassalle's Testament und Erben. Mit ungedruckten Briefen der Gräfin Sophie Hatzfeldt, von Wilhelm Rüstow, Aurel Holthoff u. A. Ein Erinnerungsblatt zum 25jährigen Todestage Lassalle's am 31. August 1889. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. VI, 85 S. kl. 8°. Preis: 1 ℳ. — Viel Neues bietet das Büchlein nicht, aber doch manches recht Interessante. Das Testament Lassalle's ist vielfach angezweifelt worden und Anlaß zu recht widerwärtigen Streitereien und Zänkereien gewesen. Zunächst wollte die zur Universalerbin eingesetzte Mutter, Frau Lassal in Breslau, die verschiedenen Legate nicht anerkennen, verglich sich aber mit den im Testamente bedachten Herren Holthoff, Bucher, Alexi und der Gräfin Hatzfeldt, während die anderen mit einem Legate bedachten Herren Rüstow, Willms, v. Hofstetten und Herwegh auf den Weg der Klage verwiesen wurden, den die drei Erstgenannten auch mit vollständigem Erfolge beschritten. Die Zahlung der ausgesetzten Renten erfolgte spät und unregelmäßig, oft nur nach recht energischer Erinnerung; dem Oberlehrer Alexi wäre, wenn derselbe nicht gut nachgerechnet hätte, eine Rate zu wenig ausgezahlt worden; Willms wurde beschuldigt, die zu Agitationszwecken bestimmten Rentengelder theilweis in seinem Interesse verwendet zu haben; zwischen dem Testamentsvollstrecker Holthoff und dem Vertreter der Frau Lassal Friedländer wäre es beinahe zum Prozesse gekommen, wenn man sich nicht in beiderseitigem Interesse noch verglichen hätte. Recht sauber ist diese Erbschaftsgeschichte nicht. Die Erbschaft hat auch wenigen Erben Segen gebracht. Holthoff und Rüstow endeten durch Selbstmord, Hofstetten führte ein kümmerliches Dasein als Reporter niedrigster Sorte, auf Willms lastete der Verdacht des Betruges. Das Alles und noch manches Andere über Verwandte, Freunde und Freundinnen Lassalle's ist in dem Buche weiter ausgeführt und durch Briefe der Betheiligten belegt. Es wäre recht verdienstvoll gewesen, wenn der Herausgeber auf die lahmen Betrachtungen verzichtet hätte, die er den Erzählungen und Mittheilungen anfügt, die Thatsachen reden eine an sich verständliche Sprache. Es war vielleicht Manches groß an dem Manne und seinen Erben, aber nichts oder nur wenig sauber.

N.— H. Martin, Rechtsanwalt in Leipzig: Das Reichs-Impfgesetz und die Polizeibehörde zu Hildesheim. Ein Stück modernen deutschen Rechtslebens. Nach den amtlichen Actenstücken authentisch dargestellt und versehen mit Vor- und Nachwort sowie einem „Anhang": Zum Verständnisse des Impfgesetzes. Leipzig, Karl Scholtze. 1889. — Der erste Theil der Schrift des bekannten Impfgegners beschäftigt sich mit der durch den Polizeivorstand von Hildesheim im Jahre 1887 verfügten zwangsweisen Impfung der Kinder eines grundsätzlichen Impfverweigerers Butterbrodt in Hildesheim. Es werden uns der s. Z. erhobene Strafantrag gegen besagten Polizeivorstand und den Impfarzt wegen Röthigung, Freiheitsberaubung und Körperverletzung unter Mißbrauch der Amtsgewalt sowie fahrlässiger Körperverletzung, weitere Anträge und Beschwerden sowie die darauf ergangenen allenthalben ablehnenden Verfügungen der Justizbehörden in extenso mitgetheilt — da die Thatsache, daß ein solcher Fall im 19. Jahrhundert überhaupt möglich gewesen und so verlaufen könnte, zu denken gebe und zu einem öffentlichen Proteste herausfordere, übrigens auch der Umstand, daß ein öffentlicher Beamter ungerügt solche Wege wandeln dürfte, hinreiche, um der Sache auch der Allgemeinheit gegenüber und culturgeschichtlich eine, wenn auch negative, Bedeutung zu verleihen. U. E. lag keine Veranlassung vor, die Sache nach 2 Jahren nochmals aufzuwärmen, und zwar auch vom Standpunkte des Verfassers aus nicht, der constatirt — ob mit Recht, wissen wir nicht —, daß der Hildesheimer Zwangsimpfungsfall ohne Vorgang gewesen und ohne Nachfolge geblieben sei. Daß aber die ablehnenden Bescheide auf den Strafantrag von culturgeschichtlicher Bedeutung wären, könnten wir dem Verfasser nur dann vielleicht zugeben, wenn darin zum ersten Male zum Ausdruck gebracht wäre, daß, wo das Strafgesetz nur die vorsätzliche Rechtsverletzung bedroht, es nicht zur Anwendung gelangen kann, wenn der Thäter in der Ueberzeugung eines ihm zustehenden Rechts — und zwar nicht blos aus falscher Auslegung des Strafgesetzes selbst — gehandelt hat. Auf diesem Satze beruhten aber die ablehnenden Bescheide, indem sie die bestrittene Frage, ob das Impfgesetz eine zwangsweise Impfung nachlasse, dahingestellt sein lassen und jedenfalls annehmen, daß der Polizeivorstand in gutem Glauben an diese Zulässigkeit gehandelt habe. Weit ausführlicher, als dieser Theil der Schrift, ist übrigens das Nachwort, in welchem Verfasser erneut seine Gegnerschaft gegen das Impfgesetz verficht. Auf dieses Gebiet wollen wir ihm nicht folgen; wir meinen nach wie vor, trotz seiner Proteste, daß hier nicht der Jurist, sondern der Arzt an der Hand der Statistik das Hauptwort zu sprechen hat. Wir wollen nur noch hervorheben, daß Verfasser schließlich zu der Aufstellung gelangt: „Ohne Beseitigung des lästerlichen Impfcultus giebt es auch für die sociale Frage keine Lösung!"

M.-Fr. Die „Wormser Zeitung" hat in 15 Extrabeilagen vom 1. bis 31. Mai dieses Jahres eine recht zeitgemäße Arbeit von Oscar Canstatt gebracht: Drangsale der Stadt Worms und ihre Zerstörung durch die Franzosen am 31. Mai 1689, welche gleichzeitig in Buchform zum Preise von 4 ℳ. durch den Buchhandel zu beziehen ist (Druck von Eugen Kranzbühler, Worms). Zu Grunde liegt die Handschrift des damaligen Dreizehner-Mitglieds, Licentiaten und Comes J. F. Seydenbänder, welche so, wie sie ihr Entdecker Hofrath Issel und Professor Oncken überliefern, wortgetreu abgedruckt und mit 22 Holzschnitten verziert ist. Daran schließen sich ergänzende Abschnitte mit entsprechenden Urkunden über die Haltung der Juden 1688/89, weitere Zerstörungsberichte, z. B. von Böhmer, und Berechnungen über den angestifteten Schaden, endlich allerlei Einzelnachrichten über städtische Ereignisse in den folgenden Jahren. Bei der Theilnahme, welche das schreckliche Schicksal der alten Stadt stets in Deutschland gefunden hat, haben diese trotz der damaligen Schreib- und Redeweise durchaus fesselnden Berichte einen weit über die Mark der Lutherstadt hinausreichende Bedeutung und verdienen allgemeine Beachtung.

j.— Klassischer Bilderschatz. Herausgegeben von F. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann. In Heften zu 50 Pfennigen. — Des populären Unternehmens der rührigen Münchener Verlagsanstalt haben wir bereits zu wiederholten Malen gedacht. In den dreiviertel Jahren, seit denen in regelmäßiger Folge die Hefte des „Bilderschatzes" erscheinen, hat sich dieser einen ausgedehnten Abonnentenkreis und die Gunst des Publicums in hohem Maße errungen. Was die ersten Hefte versprochen, haben die folgenden — uns liegt jetzt das achtzehnte vor — reichlich gehalten. Der Inhalt ist möglichst vielseitig und nimmt auf alle die einzelnen Malerschulen Rücksicht; die Auswahl der Bilder in Bezug auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Meister ist wohl durchdacht und wird, sobald eine größere Reihe von Heften vorliegt, einen einheitlichen Plan nicht vermissen lassen. Die autotypische, auf Grund der besten Originalphotographien erzielte Vervielfältigung ist gut und entspricht allen Anforderungen, die man an ein derartiges volksthümliches Unternehmen zu stellen berechtigt ist. Es mag von Neuem unsern Lesern angelegentlichst empfohlen sein.

P. Der Sternhimmel mit seinen Veränderungen nebst einer Darstellung über die Vertheilung des Sonnenlichtes auf der Erdoberfläche. Gemeinfaßlich erläutert von Dr. Friedr. Ritzhaupt. Karlsruhe, Macklot. 40 ₰. — Der Verfasser giebt auf 20 Octavseiten in knapper, gemeinverständlicher Form einen Ueberblick über die Grundbegriffe der sphärischen Astronomie. Das Schriftchen ist allen Denen zu empfehlen, welche zu klaren Begriffen über die durch die tägliche und jährliche Bewegung der Erde bedingten Erscheinungen kommen wollen.

γ. Der Humor im deutschen Heere, von Oskar Klaußmann. Verlag von J. H. Schorer, Berlin. Preis 3 ℳ. — Das umfangreiche, dem Großherzog von Baden gewidmete Buch nennt sich einen culturgeschichtlich-patriotischen Versuch. Die Doppelbezeichnung ist zutreffend. Die sämmtlichen Capitel, unter denen die gelungensten die Capitel 3, 8 und 13 („Soldatensprache und Spitznamen", „Das Ewig-Weibliche" und „Militärische Originale") sind, athmen einen frischen patriotischen Geist, der das Buch auch für Volks- und Jugendbibliotheken passend erscheinen läßt. Die culturgeschichtliche Tendenz des Buches tritt in Ausbeute aller Parolebücher, Lebensbeschreibungen ꝛc. zu Tage. Es steht zu hoffen, daß der Verfasser den zahlreichen, zerstreut vorhandenen Stoff, den er bisher nicht in den Rahmen seines Werkes gezogen, zu einem Ergänzungsband verarbeitet. Der Erfolg des ersten Bandes läßt Gleiches für den zweiten erhoffen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 89. Sonnabend, den 27. Juli. 1889.

Ueber die modernen Aufgaben der naturwissenschaftlichen Vereine.

Von Dr. H. Simroth.

Viribus unitis!

Es waren wol goldene Tage für die Naturliebhaber, die sich Naturforscher däuchten, wenn man, die Flinte auf dem Rücken, Tage lang zum Vergnügen umhergestreift war, was da kreucht und fleucht auch außer den eigentlich jagdbaren Thieren weggeknallt hatte und nun in der nächsten Vereinssitzung über die interessanten neuen Funde einen wissenschaftlichen Bericht erstatten konnte. Oder man hatte das Glück, unter Nachbars Küchen und Zicklein ein Monstrum, eine Mißgeburt zu entdecken, die man den erstaunten Mitgliedern vordemonstrirte; es wurde, schon ein Zeichen besonderen Eifers, die wohlgeordnete Herbarausbeute des Sommers besprochen, oder die Falter und Schnecken der Heimath. Jetzt gehören schon beträchtliche anatomische und embryologische Kenntnisse dazu, um einer Mißgeburt wahren Werth abzuschätzen, man muß lange suchen, ehe man eine für die Heimath neue Phanerogame ausfindig macht, nicht nur in der freien Natur, sondern auch im Convolut der botanischen Literatur, überall und überall wird ein intensives Fachstudium erfordert, für die Mußestunden des Dilettanten schier unmöglich, um nur einen Schritt selbständig vorwärts zu thun. Es ist schon ein Vortheil, wenn dem Verein ein oder ein paar Mitglieder angehören, die sich zu Specialisten aufgeschwungen haben und nun von Zeit zu Zeit mit einer minutiösen Entdeckung herhalten können, der ganzen Vereinsthätigkeit ihr eigenes Gepräge aufdrückend; die übrigen müssen sich, wenn sie activen Antheil nehmen wollen, auf Referate beschränken; wenn die Mittel es erlauben, läßt man sich einen beliebten und bekannten Redner kommen, der dann einer Festsitzung zu besonderem Glanz verhilft und wol noch für ein paar Monate ausreichende Anregung hinterläßt. Oder, wie es hie und da geschieht, man arbeitet eben im alten Stil weiter und druckt neue Verzeichnisse zu den alten, um wenigstens ein Lebenszeichen von sich zu geben, wenn auch kein originelles.

Der große Vortheil, den unsere Vorfahren, vor noch nicht langer Zeit, vor uns voraus hatten und der die lebhafte Begeisterung ihrer naturwissenschaftlichen Vereine erklärt, über deren Ermatten mit Recht häufig geklagt wird, er liegt offenbar in der Leichtigkeit, die es dem Einzelnen erlaubte, selbstthätig zur wirklichen Förderung der Wissenschaft beizutragen. Das freudige Kraftgefühl der eigenen Leistung schaffte, wie überall, die frohe und ausdauernde Begeisterung. Ist es wirklich so schwer, noch jetzt, auch ohne den enormen Apparat moderner Technik und Literatur, mit vollen Zügen aus dem Born der Natur zu schöpfen? Selbst den Schleier zu lüften, der nur des Meisters mühevollem Ringen zugänglich erscheint? Ich glaube, nichts weniger als das. Wenn nichts so unangebracht wäre, als die schwierigen und oft umständlichen Methoden heutiger exacter Forschung zu verkleinern, so läßt sich umgekehrt behaupten, daß die Zeit außerordentlich dazu angethan ist, um mit den Mitteln des Dilettanten zahlreiche wichtige, gewissermaßen in der Luft liegende Probleme zu lösen. Ja es giebt eine ganze Menge von Aufgaben, die ihrer Natur nach viel weniger in die Arbeitssäle der wissenschaftlichen Anstalten gehören, als dem ernsthaften Streben der gebildeten Laien, ich möchte sagen, der Naturforscher im freien Felde anheimfallen. Diese Probleme betreffen im Wesentlichen zwei der jüngsten Sprossen am reichen Baume der Naturwissenschaften, die geographische Verbreitung und die Biologie, beide eng benachbart, beide ihre Blätter zwischen einander schiebend. Es ist erklärlich, daß die Thier- und Pflanzengeographie nicht gerade an deutschem Material heranwuchsen, sondern ihre großen Züge an den durch Eigenart, Armuth oder Reichthum ausgezeichneten Charaktergebieten des Erdballes herausbildeten, an den Tropen, am Malaiischen Archipel, an der Wüste, am Hochgebirg, am Polareis, an oceanischen Eilanden. Aber nachdem die großen Grundlinien abgesteckt sind, da gewinnt die Ausarbeitung im Einzelnen einen Reiz, denn sie hat die Richtschnur gewonnen, welche in eine scheinbar regellos aufgehäufte Masse Ordnung und Licht bringt. Und es ist etwas Anderes, nach alter Weise Thiere und Pflanzen einer Gegend systematisch aufzureihen oder nach neuer in diesem ein Glacialrelict, in jenem einen östlichen, im dritten einen südlichen Einwanderer nachzuweisen; ein todter Stoff, dem Leben eingehaucht wird, wodurch oft das vorher Unbedeutende und Unbeachtete in das hellste Licht rückt. Es versteht sich von selbst, daß die Aufgabe, unser Vaterland mehr und mehr in diesem Sinne zu durchforschen, den Localvereinen zufällt. Einige haben sich schon durch längere Zeit ganz speciell dieser Pflicht unterzogen und wesentliche Verdienste erworben, der schlesische, schwäbische, der rheinisch-westfälische u. m. a. Aber bei weitem die Hauptsache bleibt noch zu thun. Marshall hat in jüngster Zeit in der Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung auf die Gesichtspunkte hingewiesen und die Thiergruppen namhaft gemacht, denen noch das Hauptaugenmerk gebührt. Ich möchte Einiges hinzufügen. Relativ am besten durchforscht erscheinen die Vögel und die Schmetterlinge, vielleicht auch die Weichthiere, und für sie alle existiren reichlich Fachzeitschriften, die jeder Liebhaber kennt, wie denn auch die Fische bei dem neu erwachten Interesse unserer Fischereivereine ganz gut versorgt sind. Selbst die Säugethiere heischen noch mehr Beachtung, als Mancher glaubt. Die kleinen Nager und Fledermäuse namentlich sind weder nach ihrer Verbreitung genügend bekannt, noch in ihrem Bestande fest, vielmehr verschieben sie ihre Grenzen unausgesetzt, je nach dem Vordringen der Ackerbau-Steppenlandschaft und dem Zurückdrängen des Waldes, und hier kann selbst das Rohr des Jägers jetzt noch bei uns wissenschaftlich thätig sein. Ueber die meisten Insecten, selbst über die Käfer, namentlich aber über die Hymenopteren, Dipteren, Hemipteren u. s. w. sind wir höchst ungenau unterrichtet, noch schlechter über die Tausendfüßer, die Spinnen und Krebse, wiewol gerade hier mancherlei interessante Thatsachen zu erhoffen sind. Die Würmer machen mehr Schwierigkeiten, namentlich die Schmarotzer; immerhin dürfte es nicht zu schwer sein, sich die geringen anatomischen Kenntnisse anzueignen, um die größten unserer freilebenden Würmer, die Oligochäten, also die regenwurmartigen, zu unterscheiden. Dann aber ist die Zeit vielleicht nicht mehr fern, wo der Criodrilus lacuum nicht mehr allein aus dem Tegeler See bei Berlin bekannt ist; und man braucht blos auf die großen Erfolge des Pragers Vejdovsky hinzuweisen, um einmal die treffliche Vorarbeit und noch mehr die Aussichten zu betonen, daß hier anhaltendes Durchsuchen der Brunnen, Teiche, Sümpfe und Humusschichten in jedem Theile unseres Vaterlandes ein reiches Entdeckungsfeld, selbst neuer Arten, vor sich haben dürfte. Die Landplanarie aber, Rhynchodesmus terrestris, als große Seltenheit

nur von wenigen Orten Deutschlands beobachtet, kann ich aus eigener Erfahrung aus den Auewäldern unseres Leipzig, aus der Umgegend von Halle und der Nähe von Schwarzburg anführen, wo sie mir immer wieder unbeabsichtigt unter die Hände kam. Die wenigen Süßwasserschwämme und Polypen kann man schließlich den Specialzoologen überlassen, und von besonderer Gunst für die Chancen des Liebhabers ist es, daß gerade die Mikrofauna, welche außer großen Folianten den Gebrauch eines guten Instrumentes erfordert, d. h. namentlich die Räder- und Urthiere im Allgemeinen, zumeist eine sehr große Verbreitung hat, gewöhnlich weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, oft über alle Erdtheile, so daß das Studium dieser Minutiosa füglich ohne Scheelblick den Fachleuten anheimgestellt werden kann. Noch habe ich zwei der höchsten Classen nicht genannt, die Reptilien und Amphibien, die ja bei uns nur spärliche Repräsentanten haben, welche Jeder zu kennen meint. Und doch sind die Molche, Kröten und Frösche in ihrem Auftreten längst noch nicht genügend erforscht; die verborgene Lebensweise der Knoblauchkröte z. B. erlaubt noch nicht, über ihren Bezirk ein genügendes Urtheil zu fällen; und vom Ackerfrosch sogar gilt ein Gleiches. Noch im letzten Jahre hat Wolterstorff für das Herz Deutschlands eine Reihe Neuigkeiten herausgebracht. Die Untersuchung der so sehr viel beschriebenen und demonstrirten Kreuzotter hat unerwarteten Aufschluß über ihr Verhältniß zur Haselnatter gegeben. Und über ein Reptil, das schon viel weniger als Bestandtheil der deutschen Fauna bekannt ist, vermag ich neue Kunde zu bringen. Die gemeine Teichschildkröte, Emys europaea, welche als östlicher Einwanderer noch nicht diesseits der Elbe und Mulde in Freiheit beobachtet wurde, sie muß rings um Leipzig bis auf einen Umkreis von mehreren Stunden allgemein verbreitet sein, im Rosenthal, Johannapark, bei Barneck, Leutzsch, am Bienitz, bei Pegau, Taucha u. s. w. Die einfache Umfrage bei meinen Schülern ergab reichliche Anhaltspunkte, entweder waren junge oder alte Thiere selbst gesehen, oder Fischblasen, die fast untrüglichen Ueberreste ihrer Mahlzeiten, auf dem Wasser schwimmend wahrgenommen. Das Resultat war für mich selbst überraschend. — Wenn ich vorhin die Brunnenwürmer erwähnte, so sei zugleich das Augenmerk auf die gesammte Höhlen-, resp. Dunkelfauna gelenkt, die ganz bestimmt in so manchen alten und tieferen Brunnen nachzuweisen ist; erst jüngst glückte es mir, den blinden Brunnenkrebs, Gammarus puteanus, in einem Präparat des Hrn. Prof. Kühne aus einem Plagwitzer Brunnen zu erkennen.

Diese kurzen Hinweise auf die zoologischen Desiderata — die Botanik, wenigstens der Gefäßpflanzen, ist wohl im Allgemeinen besser in Localherbarien aufgestapelt — zeigen ein reiches und fruchtbares Feld neuer Thätigkeit, das ganz bestimmt am bequemsten von den Fachvereinen zunächst in Angriff genommen zu werden verdient. Marshall hat den Vorschlag gemacht, man solle eine Centralstelle gründen, von Regierungswegen, welche im Einverständniß mit hinreichenden Specialisten die Bestimmung aller Objecte zu besorgen hätte. Das mag lange noch im Schooße der Zukunft ruhen. Unmittelbar sollten aber die zahlreichen naturwissenschaftlichen Localvereine sich in der Weise organisiren, daß nicht alle Sammler weiterhin den Schmetterlingen oder Käfern etwa nachjagten, sondern daß jeder ein kleines noch wenig angebautes Gebiet übernähme; die 100 Netzflügler z. B. der Umgebung, oder die Heuschrecken, oder die Egel, werden kaum mehr Einarbeitung und Bücherkosten verlangen als die Käfer; die Sammlung wird weniger bunt ausfallen, dafür aber ganz ungemein an Interesse gewinnen, nicht nur für die eigene Person, sondern durch gegenseitigen Austausch für das Vereinsleben und — von bleibendem Werthe — für die Vaterlandskunde.

Und doch, scheint mir, könnten vereinte Kräfte bei zweckmäßiger Arbeitstheilung leicht noch zu viel höheren Erfolgen führen auf dem eigentlichen Felde der Biologie. Hat doch hier der Meister Darwin mit verhältnißmäßig einfachen Methoden Großes geleistet, man denke an die Bedeutung der Regenwürmer für die Bodenbearbeitung, die er gleichzeitig mit Hensen ohne großen wissenschaftlichen Apparat darlegte. Auf Grund ihrer Untersuchungen fand Keller eine hoch gesteigerte Leistung dieser Verachteten auf Madagascar, eines seiner besten Reiseresultate. Oder Darwin's Untersuchung über den Einfluß, den eine weidende Rinderheerde auf den Thier- und Pflanzenbestand eines Holzschlags ausübt, ihn vollständig umarbeitend; oder die Beobachtungen über die Wechselwirkung zwischen Insecten und Blüthen, eins der wunderbarsten Capitel, das die neuere Naturauffassung überhaupt erst erschlossen hat. Freilich, nicht Jeder kann sich durch eiserne Ausdauer die entomologischen und botanischen Kenntnisse eines Hermann Müller erwerben und sie auf den größeren Theil der einheimischen Kräuter ausdehnen. Aber eine Anzahl Blumen sich heraussuchen und täglich die besuchenden Käfer wegfangen und nach Pflanze und Datum geordnet aufbewahren, das kann Jeder; und wenn der eine Freund diese Gruppe zu bestimmen vermag, und der andere jene, und wenn verständige Discussion die gemeinsamen Merkmale herausfindet, dann wird eine wahrhaft wissenschaftliche Leistung erzielt werden. Die Biocönosen also, die Lebensgemeinschaften, die gegenseitige Beeinflussung der Pflanzen und Thiere, ihre Abhängigkeit vom Boden, von den Meteoren, das sind die Aufgaben, die oft viel schwerer von den berufenen Vertretern der Wissenschaft, als von einer zielbewußten Vereinigung von Liebhabern gelöst werden können. Mancherlei Schritte im Großen sind schon geschehen, die Ankunft der Vögel im Frühjahr wird an vielen Orten registrirt, die Phänologie hat ein Heer von Arbeitern, welche die erste Blüthe einer Anzahl von Pflanzen gewissenhaft aufzeichnen. Aber wann quakt der erste Frosch? Wann laicht er? Wann fliegt die erste Hummel? Wann beginnen die Schnecken zum ersten Male ihre Liebesspiele? Wann am Nordabhang unserer Hügel? Wann gegen Mittag? Stimmt Alles zusammen mit den Temperaturschwankungen, die unsere Wetterwarte aufzeichnet? Welche Thierart bleibt regelmäßig im Rückstande? Woher hat sie das größere Wärmebedürfniß? Ist sie ein südlicher Eindringling? — Es versteht sich von selbst, daß nach Erledigung einiger Species die Untersuchung auf alle ausgedehnt werden kann, die uns umgeben. — Eine ganz vortreffliche Grundlage für eine völlige Neubearbeitung der einheimischen Lebewelt bietet die geologische Landesuntersuchung. Man sollte in der That einfach unsere Localfloren, deren ja genug existiren, einmal verwerthen, um die Pflanzen streng nach ihren Standorten zu sondern, aber unter geologischem Gesichtspunkte. Es ist wol kaum zu bezweifeln, daß die Trennung der Flora des Porphyr, des Geschiebelehms, der Decksande trotz aller schon bekannten Thatsachen noch manches Glacialrelict ergeben würde, um nur eine Beziehung zu nennen. Zweifellos würde die Dazunahme der Thierwelt unerwartet reiche Aufschlüsse geben. Die genannten Bodenarten aber bedeuten in unserer Heimath zugleich die großen klimatischen Verschiebungen. Diese im Localreviere zu studiren, ist uns freilich verwehrt. Wol aber vollziehen sich unter unseren Augen unausgesetzt Veränderungen, die tief in die Oekonomie der Organismen eingreifen. Daß Thiere und Pflanzen längs der Eisenbahnen aus einem Gebiet in das andere eindringen, aus dem Gebirge in die Ebene u. s. w., ist keine Neuigkeit. Kaum aber hat sich Jemand die Mühe genommen, dies nur an einem Bahndamme statistisch zu verfolgen. Man sollte aber dabei nicht stehen bleiben, sondern zum Mindesten die Samen der betreffenden Pflanzenarten auf ihre Verbreitungsmittel, ihre Größe, ihr specifisches Gewicht untersuchen und sehen, inwieweit ihre Ausbreitungsenergie mit diesen Mitteln Hand in Hand geht. Fallen beide zusammen, so freuen wir uns des exacten Resultats; finden sich Divergenzen, die nicht ausbleiben werden, so geben sie Anregung zu neuen Problemen. Daß die Umwandlung eines Ackers in Wiesenland eine Menge unbeabsichtigter Wirkungen im Gefolge hat, braucht Keinem gesagt zu werden; daß aber die Wiese je nach der Lage eine vermuthlich andere Zusammensetzung an Pflanzen und Thieren aufweist, ist ein Problem, welches der Lösung harrt, so gut wie die Reihenfolge, in der die Concurrenten vom neuen Boden Besitz ergreifen. Jeder Schutthaufen bietet die gleichen Räthsel. Hier bei Leipzig sehen wir jedes Jahr gewisse Strecken der fruchtbaren Auen ausgehoben für die Ziegelbrennereien. Binnen wenigen Jahren entsteht eine üppige Sumpf-Fauna und -Flora, die mit der früheren Wald- und Wiesenumgebung nichts mehr gemein hat; schließlich wiegt sich der Schwan auf dem Weiher, ängstlich verbergen sich Bläßhuhn und Wildente im Rohre. Wir wissen wohl, daß Samen und thierische Keime massenhaft vom Wind herbeigeführt werden, daß die Vögel zur Uebertragung das Ihrige beitragen. Aber von einer genauen Untersuchung, welche Pflanzen, welche Thiere zuerst Besitz nehmen, wie die Besiedelung mit der jeweiligen Windrichtung zusammenhängt, welche von den unzähligen Keimen über die anderen zunächst das Uebergewicht erlangen, wie der Hinzutritt eines neuen Elementes den bisher Unterdrückten zum Siege verhilft, wie endlich das Gleichgewicht und der Habitus unserer allgemeinen Sumpfvegetation erzeugt wird, davon wissen wir noch so gut wie nichts. Hier kann der Einzelne nur etwas leisten, wenn er sich auf ein sehr enges Gebiet beschränkt. Viel leichter mag gemeinsame Arbeit zum Ziele führen.

Der biologischen Fragen sind unendlich viele. Der Weg zu ihrer Lösung ist einigermaßen vorgezeichnet. Die naturwissen-

schaftlichen Vereine sollten sich bestimmte Programme entwerfen. Zuerst heißt es in methodischer Arbeitstheilung den Organismenbestand der engeren Heimath feststellen, nachher die biologischen Wechselbeziehungen untersuchen. Die Arbeit wird durch Erfolg und Anregung reichlich lohnen, die Landeskunde wird mit Vergnügen die Resultate registriren, aber auch die allgemeine exacte Naturwissenschaft wird mit Freuden von derartigen Leistungen, die meist außerhalb ihres Wirkungskreises liegen, Act nehmen. Die gute Jahreszeit ist da. Frisch ins Feld, doch mit Methode! Viribus unitis!

Bücherbesprechungen.

□ Die Predigt der Kirche. V. Band. Aurelius Augustinus. Mit einer einleitenden Monographie von P. Lic. Leonhardi. Leipzig, Fr. Richter. — Der Herausgeber der „Predigt der Kirche", dieses allgemein mit lebhaftem Beifall begrüßten, interessanten Lieferungswerkes, hat auch diesen fünften Band des Werkes mit einer Monographie begleitet, in der er die große Bedeutung der Predigt des Augustin, der auch in dieser Richtung epochemachend in die Kirche und ihren inneren Gang eingegriffen hat, treffend würdigt und ein Bild desselben als Predigers mit charakteristischen Zügen zeichnet. Die mitgetheilten Predigten und Reden, die zum weitaus größten Theil Originalübersetzungen sind, erstrecken sich über die verschiedensten Themata und sind insofern sehr geeignet, ein Bild der homiletischen Eigenthümlichkeit Augustin's zu geben. Die Uebersetzungen können natürlich nicht beanspruchen, den vollen Eindruck des Originals wiederzugeben bei der ganz eigenthümlichen Prägnanz, mit der Augustin redet und schreibt, aber sie lesen sich recht gut. Das Ganze ist ein sehr dankenswerther Beitrag zur Geschichte der Homiletik.

o. Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche, unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit, unter deren Einfluß zu treten begehren. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. 2. veränderte Auflage, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) 1888. 95 S. — „Gleichwie „Thränen" in der Sprache der Geheimforscher die Seele der Erregung, nicht deren stoffliche Erscheinungsform bedeutet, so bedeutet „Blut" nicht jenes dem Leben des Körpers nothwendige Blut, sondern die schöpferische Lebenskraft im Menschen, welche ihn in das Erdenleben drängt, um Schmerz und Freude, Lust und Leid zu empfinden. Hat er das Blut dem Herzen entströmen lassen, dann steht er vor den Meistern als reiner Geist, frei vom Wunsch, um der Erregung und Empfindung willen, im Stoffe zu leben. Wol mögen durch lange Zeitenräume hindurch Einverleibungen in den Stoff noch ferner sein Loos sein; doch länger verlangt ihn nicht danach, — der rohe Wunsch zu leben ist ihm geschwunden. Wenn er das Leben im menschlichen Körper auf sich nimmt, dann geschieht es im Streben nach göttlichem Ziel, nur um der „Meister" Werk zu vollenden — zu keinem anderen Zweck. Weder Freude noch Schmerz erwartet er, verlangt keinen Himmel und fürchtet keine Hölle; und dennoch hat er ein großes Erbe angetreten, das nicht sowol ein Ersatz für das Geopferte ist, als einfach dessen Löschung aus dem Gedächtniß. Er lebt nun nicht in der Welt, aber für sie; sein Gesichtskreis umfaßt das Weltall." Vorstehende Sätze, welche den Schluß obengenannter Schrift bilden, sind charakteristisch sowol für den Geist wie für die Form des Büchleins. Wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß von dem Verfasser manche gute Gedanken dargeboten werden und daß er ein ideales Streben zu nähren sich bemüht, so rathen wir doch Jedem, lieber von dem Geiste des Evangeliums sich durchdringen zu lassen als unter den Einfluß der „morgenländischen Weisheit" des Verf. zu treten. Denn was in dieser Schrift dem Geiste Christi gemäß ist, das haben wir ursprünglicher im Evangelium, und was dem Evangelium widerspricht, das können wir eben nicht als heilsame Weisheit gelten lassen.

o. Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag, gehalten im Local des Bremer Protestantenvereins von Moritz Schwalb, Dr. theol., Prediger an der [illegible] Kirche St. Martini zu Bremen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1889. 38 S. — Dieser Vortrag enthält eine das gläubige Gemüth verletzende Bekämpfung der biblischen und kirchlichen Lehre von der Göttlichkeit und Vorbildlichkeit Jesu. Es ist schmerzlich zu sehen, daß ein Prediger seine Gaben dazu verwendet, an der Auflösung der Kirche zu arbeiten.

o. Singet dem Herrn. Geistliche Lieder sowol zwei- als dreistimmig zu singen fürs christliche Haus, für Jungfrauenvereine, Diaconissenhäuser und ähnliche Anstalten ausgewählt und bearbeitet von C. Brenner, Pfarrer, und R. Löw, Organist. Basel, Verlag von C. F. Spittler. VIII, 215 S. — Diese Sammlung von 176 Liedern will eine Auswahl der bekanntesten, namentlich in der Schweiz und Süddeutschland eingebürgerten geistlichen Lieder bieten, wie sie besonders für den Gebrauch in evangelischen Frauen- und Jungfrauenvereinen, in Diaconissenhäusern und ähnlichen christlichen Anstalten passen. Die Lieder sind in ihrem Tonsatz möglichst einfach gehalten, und zwar ist der Satz so gestaltet, daß sie sowol drei- als zweistimmig gesungen werden können. In Bezug auf den Text ist zu bemerken, daß bei vielen Liedern nur eine kleinere Anzahl von Strophen abgedruckt worden ist, um möglichst verschiedene Lieder in die Sammlung aufnehmen zu können. Willkommen wird die Sammlung sonderlich in den Kreisen sein, welche sich bisher der jetzt vergriffenen 67 „Lieder für Frauen und Jungfrauenvereine und für's Haus" (Bern 1870) von Heiniger bedient haben. — In demselben Verlage ist erschienen das 104. Bändchen „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" (Zum Besten der Pilgermission, 32 S.), welches eine erbauliche Betrachtung über die Anfechtung (von Prof. v. Orelli) und den ersten Theil einer erwecklichen Geschichte von einem Blinden enthält.

o. Der Kampf ums Dasein in der Völkerwelt. Ein Vortrag von Dr. theol. Graue in Chemnitz. Preis 30 ₰. Chemnitz 1888. Verlag von O. May's Buch- u. Kunsthandlung (E. Roeder). 20 S. — Dieser Vortrag, abschließend mit einem Hinweis auf den allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, führt den Gedanken aus, daß nicht der bloße Kampf ums Dasein die fortschreitende Entwickelung der Völker treibt und leitet, sondern ein von den äußeren Lebensverhältnissen unabhängiger Gestaltungstrieb, der als „sittlicher Vervollkommnungstrieb" im Menschen sich kundgebend mit Freiheit und Liebe ebenso das Wohl des Einzelnen wie das Heil der Gesammtheit fördert. Insofern Verfasser mit diesen Gedanken die materialistisch-pessimistische Weltanschauung bekämpft und für das Walten höherer Mächte im Leben der Völker eintritt, kann man ihm nur beistimmen und die Verbreitung seines Vortrags wünschen.

G. Oe. — Im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Alexander Duncker in Berlin ist eine Sammlung der „Erlasse und Reden Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. vom 15. Juni 1888 bis 14. Juni 1889" erschienen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen zu sollen glauben. Die Erlasse, die von Sr. Majestät dem Kaiser ausgegangen, die Schreiben, die er an einzelne Persönlichkeiten gerichtet hat, die Reden, die er hier und dort, daheim und in der Fremde gehalten, sind nicht nur denkwürdige Beiträge zur Geschichte des bedeutungsvollen Jahres, sondern auch sprechende Zeugnisse der machtvollen, markigen Persönlichkeit des Monarchen. Das Jahr gleitet noch einmal an uns vorüber, die Trauer um den heimgegangenen königlichen Dulder steht an der Schwelle, wir hören die herrlichen Worte des jungen Kaisers an sein Heer und an sein Volk, an die Vertreter des deutschen und seines preußischen Volkes, wir sehen die alten Formen des Heerwesens sich verjüngen, wir folgen dem Kaiser auf seiner Meerfahrt gen Norden und seiner Romfahrt, auf seinen Reisen im Lande und Reiche, wir vernehmen weiter, wie er den historischen Sinn in der Armee belebt durch Benennung von Regimentern nach verdienten Heerführern, und so ziehen alle Ereignisse des Jahres an uns vorüber bis zu dem gewaltigen Kohlenstrike, zu dessen Beilegung ein ernstes Kaiserwort das Seine beitrug, bis zu dem Besuche des italienischen Königs in Berlin, dessen Bewohnern der Kaiser für die herrliche Schmückung der Stadt seinen Dank sagt. Es liegt uns vollkommen fern, eine kritische Erörterung dieser Kaiserworte vorzunehmen; sie werden erst voll gewürdigt werden, wenn sie der Geschichte angehören. Eins aber können wir nicht verschweigen. Wenn man diese Erlasse, diese Reden und Trinksprüche schnell an sich vorüber gleiten läßt, so erkennt man am besten, wie in jedem Worte ein Theil der Wesenseigenheit sich äußert, wie die gewaltige, durchaus eigenartige Persönlichkeit des Herrschers in ihnen zur Erscheinung kommt. Ueberall scheint uns das helle Kaiserauge hervorzuschauen, wenn er zu seinem Volke spricht, wenn er den treuen Heerführern dankt, wenn er mit Ernst an die Pflichten mahnt, wenn er mit Schärfe gewisser Vorkommnisse gedenkt, überall tritt das Persönliche markig und klar hervor. So ist der Gesammteindruck der veröffentlichten Erlasse und Reden

ein Herz erfreuender, und daß sie gesammelt, gerade jetzt gesammelt sind, ist aus mehr als einem Grunde dankenswerth.

G. Oe. — F. Bornhak, Kaiserin Augusta, Volks- und Jugendausgabe. Berlin 1889, J. J. Heine's Verlag. 92 S. 8°. Preis: 80 Pf. — Die Verfasserin hat das Lebensbild der ersten deutschen Kaiserin mit großer Liebe gezeichnet, aus jeder Zeile spricht die Begeisterung für die edle Frau, und diese Begeisterung ist wohl geeignet, in den Herzen der Leser wiederum begeisterte Liebe zu wecken. Sie schildert die ilmumrauschte Heimath der Kaiserin, ihre Erziehung an dem kunstliebenden und kunstgeschmückten Hofe zu Weimar, die Stunden stillen Glückes in der Walkmühle bei Berka, ihre Trennung von der geliebten Schwester Maria, welche der Prinz Karl von Preußen als Gattin heimführte. Im Jahre der Confirmation starb ihr Großvater, der berühmte Karl August; zwei Jahre später verlobte sie sich mit dem Bruder ihres Schwagers, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, an dessen Seite sie nunmehr über ein halbes Jahrhundert lang lebte und wirkte. Wie sie als Gattin dem theuren Manne in trüber und lichter Zeit, mitfühlend im Leide, sich mitsonnend im Glücke, zur Seite gestanden, wie sie ihn tieftraurig scheiden sehen mußte im Jahre des Taumels, wie sie mit ihm Jahre lieblichen Stilllebens in der schönen Rheinstadt Coblenz verlebte, wie sie ihre beiden Kinder auszog in ernster und doch so inniger Liebe, wie sie dann, auf den Thron berufen als Königin und Kaiserin, die große Zeit mitdurchlebte, mitsorgte in den Tagen des Bangens, mitarbeitete in den Tagen des Kampfes, mitjubelte in den Tagen des Glückes, das ist Alles mit lebendigen Farben geschildert bis zu der Zeit, da sie, die Schwergeprüfte, an dem Todbette des Gatten saß, die erkaltende Hand in der ihren haltend, bis sie nach wenigen Monden den inniggeliebten Sohn einer tückischen Krankheit erliegen sah. Auch das, was minder bekannt ist, ihre eigene persönliche Wirksamkeit im Dienste der Liebe und Barmherzigkeit, hat die Verfasserin dargestellt, ihre Thätigkeit in dem nach ihr genannten, von ihr begründeten Kaiserin-Augusta-Hospital, in der Kaiserin-Augusta-Stiftung für die Töchter gefallener Officiere, im Kaiserin-Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg und anderwärts. Es ist ein köstliches, an Mühen und Sorgen, aber auch an Liebe und Segen reiches Leben, das Leben unserer ersten Kaiserin. Solche Bücher müssen mit dem Herzen geschrieben sein, und die Verfasserin hat mit dem Herzen geschrieben. Die Wärme, die das Büchlein durchströmt, thut ungemein wohl. Nur eines ist auszusetzen, es fehlt dem Stile die Einfachheit, die man ganz besonders in einem Volksbuche erwartet. Die Ausstattung ist anerkennenswerth.

Δ Die Neutralität der Schweiz in ihrer heutigen Auffassung. Von Dr. Carl Hilty, Professor des Bundesstaatsrechtes und Völkerrechtes an der Universität Bern. (Bern, K. J. Wyß, 1889.) — Ueber dieses gerade jetzt so überaus zeitgemäße Thema hatte der Verfasser im December des vorigen Jahres im Officiers-Vereine von Bern einen Vortrag gehalten. Er hat denselben, hier und da unter Hinzufügung einiger die heutigen Verhältnisse der Schweiz zu Deutschland berücksichtigenden Bemerkungen und Ausführungen, durch den Druck weiteren Kreisen zugängig gemacht und man kann ihm dafür nur dankbar sein, da seine Ausführungen sachgemäß und, soweit sie die neuerdings entstandenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und der Schweiz berühren, insbesondere vom Standpunkte eines Schweizers aus jedenfalls maßvoll und verständig erscheinen. Der Grundgedanke des Vortrags war, den Nachweis zu liefern, daß auch ein ewig neutraler, ein sogenannter neutralisirter Staat wie die Schweiz allianzfähig sei und momentan diese seine Neutralität aufgeben dürfe, allerdings nur um sie gegen Angriffe zu vertheidigen und nach Erreichung dieses Kriegszweckes wieder von Neuem ungestört zu besitzen. Zu den praktischen Fragen des Augenblicks sich wendend erörtert er nun in der vorliegenden Druckschrift hauptsächlich, was die ewige Neutralität für besondere Pflichten mit sich bringe und ob der ewig neutrale Staat, wenn er dieselben nicht einzuhalten scheine, nach dem einseitigen Urtheil jedes anderen dieser Rechtsstellung verlustig erklärt werden könne. Die übernommenen Pflichten gehen nach seiner Ansicht zunächst aus der einschlagenden Urkunde der Neutralitäts-Acte vom 20. November 1815 hervor, doch verkennt er nicht, daß daneben ihr noch allgemeine völkerrechtliche Pflichten obliegen, und in gewisser Beziehung stimmt er einer Deduction der „Nordd. Allg. Ztg." vom 25. Juni d. J. zu, welche dahin schließt, daß der völkerrechtliche Grundsatz, daß kein Staat in seinem Gebiete Bestrebungen gegen die Sicherheit eines anderen dulde, noch mehr für einen Staat gelte, dem die Neutralität, Integrität und Unverletzlichkeit gewährleistet sei. Die neutralen Staaten beanspruchen für sich die Wohlthat beständigen Friedens und sollen daher nicht mit Recht Herde der Beunruhigung für andere Staaten genannt werden dürfen. Nicht ganz grundlos bezeichnet der Verfasser dies als den bedenklichsten Punkt der ewigen Neutralität, wo dieselbe die Tendenz besitzen könne, in Protectoratsverhältnisse überzugehen. Die Eidgenossenschaft solle zwar alle völkerrechtlichen Grundsätze redlich und gewissenhaft anerkennen — und fügen wir hinzu ausführen und darnach handeln —, aber dabei weder ihre Souveränetät aufgeben, noch irgend einem fremden Staate einen Einfluß auf ihre Politik und Verwaltung gestatten dürfen. Er erkennt ausdrücklich an, daß die Eidgenossenschaft die allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über nachbarliche Beziehungen, Fremdenpolizei, Asylrecht u. s. w. im parteilosen Sinne und ohne sich durch Sympathien und Antipathien leiten zu lassen, gegen alle Staaten zur Anwendung zu bringen habe, und verwahrt sich nur gegen die Forderung der deutschen Presse, daß sie ihre Einrichtungen den heutigen Verhältnissen entsprechend umzugestalten habe, weil er befürchtet, daß sie damit gezwungen sein werde, mit ihrem Principe weitgehender bürgerlicher und persönlicher Freiheit brechen zu müssen; allerdings setzt er verständig hinzu einer sittlichen Freiheit, die ihr Haus nicht ohne Weiteres zu einem bequemen Waffenplatz für alle internationalen Agitationen hergiebt. — Wir möchten annehmen, daß, wenn die leitenden Kreise der Schweiz die Ansichten des Verfassers über die Neutralität der Schweiz und die daraus für dieselbe sich ergebenden Pflichten zu den ihrigen machen, damit wol eine Brücke zur Verständigung zwischen ihr und Deutschland gegeben sein würde.

N. — Carl Kahle, Die fahrenden Leute der Gegenwart und ihre Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte des Vagabundenthums und des Gaunerwesens. Gera, Karl Bauch. — Die eigenthümliche Sprache der Gauner und Vagabunden ist ebenso culturhistorisch interessant, als für den Beamten, der mit den „Kunden" und „Chawern" zu verkehren hat, von praktischer Bedeutung. Und doch giebt es kein Lehrbuch derselben; ihre Schule ist die mündliche Ueberlieferung in Herbergen und Gefängnissen, sowie auf der Landstraße. Wenn deshalb das vorliegende Büchelchen den Versuch macht, eine lexikographische Zusammenstellung der gebräuchlichsten Ausdrücke und Wendungen dieser Sprache zu geben, so kommt es als Nachschlage- und Lernbuch einem praktischen Bedürfnisse entgegen. Aber auch wer sonst für die leidige Vagabundenfrage sich interessirt, und jeder Gebildete sollte sich ihr nicht verschlossen halten, wird den einleitenden Schilderungen des Verfassers, die schließlich mit einer höchst amüsanten Darstellung des Tagewerkes eines rechten Vagabunden in dessen Idiom enden, mit Interesse folgen.

G. Oe. — Der deutsche Volksbote, ein christlicher Kalender auf das Jahr 1890, herausgegeben von Ernst Evers. Berlin W., Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 64 und 96 S. 8°. Preis: 50 Pf. — Zum zweiten Male hat sich der Volksbote von Berlin aus, vom neuen Heim der Stadtmissionsbuchhandlung, auf den Weg gemacht und klopft an die Thüren im Deutschen Reiche ringsum, um freundliche Aufnahme bittend. Er bringt viel und mancherlei, aber Alles, was er bringt, ist durchweht von Einem Geiste, von dem Geiste des lebendigen Christenthums. Außer einigen Liedern von Martin, Georg Oertel und Julius Sturm und hübschen, packenden Erzählungen vom Herausgeber und Otto Brennekam, enthält der Kalender ein Lebensbild unserer Kaiserin, eine Schilderung des Lebens und Wirkens des Missionsmannes im Bauernrock des Westfalen, Friedrich Stehfen, einen Brief über die Diakonissensache, eine kurze Darstellung der Ostersitten, ein Bild aus der Berliner Stadtmission und eine Menge nützlicher und kurzweiliger Kleinigkeiten, auch Scherze und Räthsel, für deren Lösen die Verlagsbuchhandlung 100 hübsche Bücher bestimmt hat. Schilderungen und Erzählungen, Gedichte und Scherze sind mit recht hübschen Bildern geschmückt, das Büchlein macht einen recht freundlichen, traulichen Eindruck. Das eigentliche Kalendarium und das Marktverzeichniß sind ungemein reichhaltig und brauchbar. Möge der Volksbote auf seiner Wanderung viel offene Häuser und Herzen finden!

Berichtigung. Als Verf. der Schrift „Das Reichs-Impfgesetz und die Polizeibehörde zu Hildesheim" (s. vorige Nummer der Wiss. Beil.) ist Rechtsanwalt H. Martini (nicht Martin) in Leipzig zu lesen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 90. Dienstag, den 30. Juli. 1889.

Lessing's Ansichten über die Geschichte.

Von **Bruno Gebhardt**.

Von Lessing's Vater werden uns mehrfach Aeußerungen berichtet, die auf ein ebenso großes Interesse an geschichtlichen Studien wie auf eine höchst verständige Auffassung der Geschichte schließen lassen. Und bedenkt man, wie einflußreich die Persönlichkeit des Vaters auf den Sohn war, wie sehr bei dem gut beanlagten Knaben das Vorbild des wackeren Mannes wirkte, so wird man nicht allein Lessing's Zeit seines Lebens vorhandene Theilnahme an theologischen Fragen als Erbtheil des Vaters ansehen; auch das Interesse für geschichtliche Dinge, das schon durch das lebendige Wahrheitsstreben bedingt ist, wird auf jenen zurückgehen. Wenn mit Recht gesagt worden ist, daß durch Lessing's Schriften das lautere und eifrige Streben nach Erforschung der Wahrheit sich als rother Faden hindurchzieht, so erkennt er selbst schon an, wie wir später sehen werden, daß Wahrheit nur auf historischem Wege zu finden ist, daß jeder neue Forscher die Bahnen und erreichten Ziele seiner Vorgänger untersuchen müsse. Es bedarf keiner eingehenden Analyse von Lessing's Schriften, um nachzuweisen, daß er überall in einer Art von historischer Methode vorgeht; wir bringen nur Folgendes in Erinnerung: Geschichtlich ist der Gang der Untersuchung in der Abhandlung über die Fabel, indem er seine Vorgänger betrachtet und dann erst die eigene Theorie aufstellt; ebenso verfährt er in den Aufsätzen „Ueber die Pantomimen der Alten“, „Ueber das Epigramm“, in einzelnen Abschnitten der Dramaturgie, und über den Laokoon sagt Danzel, daß, wer diesen genau gelesen hat, erkennen wird, wie das Ganze von geschichtlichen Elementen durchsetzt und getragen sei. Mehr historische als philologische Kritik wendet er in seinem „Leben des Sophokles“ an; Streben nach geschichtlicher Wahrheit bekunden seine Rettungen des Lemnius, Cochläus u. A., wie ja überhaupt seine Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte andauernd und fruchtbringend war. Und daß auch seine besten dramatischen Werke, Emilia und Minna, auf geschichtlichem Boden erwachsen und lebendige historische Bilder sind, das sei an dieser Stelle nicht vergessen. Allerdings betrieb Lessing nicht eigentlich fachmännische Studien, aber dieser reiche Geist hatte Theilnahme für alle Zweige der Wissenschaft, und will man den ganzen Umfang seines Wissens und seiner Thätigkeit erfassen, muß man eben die einzelnen Seiten desselben näher betrachten. Es ist zu viel gesagt, wenn Stahr ihm „geschichtlichen Forschungstrieb“ zuschreibt, denn der hätte sich productiver äußern müssen, aber unbedingt besaß er auch für die Wissenschaft der Geschichte Talent, Interesse und ein für seine Zeit reiferes Verständniß, als die meisten damaligen Historiker, wenigstens in Deutschland. Das Urtheil ergiebt sich bei näherem Eingehen auf seine Beschäftigung mit geschichtlichen Werken und seine eigene Forschung. Bedeutender und productiver war er in seinen speculativ-historischen Studien, in seinen Beiträgen zur Philosophie der Geschichte. Indeß bedarf es keiner näheren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes, da eine reichliche Literatur darüber vorhanden ist. Anders steht es mit der Frage: wie dachte Lessing über die Geschichte im Allgemeinen?

Es sind nur wenige Stellen in Lessing's Schriften, aus denen wir sein Urtheil über Werth, Wesen und Wirkungskreis der Geschichte ersehen können, aber seine Aeußerungen sind theilweise so originell und erstaunenerregend, daß um dessentwillen schon eine nähere Untersuchung angebracht erscheint. Die Aussprüche, die wir ins Auge fassen, sind allesammt blos gelegentliche, entweder im Gange einer Abhandlung oder anläßlich historischer Recensionen gethan. Sie haben fast nie den Selbstzweck, eine Ansicht des Schriftstellers über die Geschichte zu offenbaren, sondern die darin ausgesprochene Meinung dient meist einem Urtheil zur Prämisse oder zum Beweis. Nun werden wir allerdings von Lessing nicht annehmen dürfen, daß er um augenblicklicher Zwecke willen etwa an zwei verschiedenen Orten zwei entgegengesetzte Ansichten über denselben Gegenstand aussprechen wird. Nehmen wir diese selbstverständliche Voraussetzung an, so haben wir zugleich die Gewähr, daß jeder noch so gelegentliche Ausspruch ein Ausfluß aus der Meinung über die Frage in ihrer Gesammtheit sei, und daß das einzelne Wort, losgelöst von der augenblicklichen Beziehung, in der es steht, befreit von den Veränderungen, durch die es dem jeweiligen Zusammenhang angepaßt war, und objectivirt für die Erforschung der thatsächlichen Meinung des Schriftstellers über den Gegenstand von Werth und Beweiskraft sei. Findet sich nun dieselbe Ansicht an verschiedenen Orten sinngemäß in gleicher Weise wieder, so ist damit ein ganz vorzüglicher und unwiderlegbarer Beweis für die Objectivität derselben gegeben.

Ein apodiktisches Urtheil leite die Erörterung ein. „Ohne Thaten giebt es keine Geschichte,“ sagt Lessing in der Einleitung zu den „Beiträgen“. Der Satz stimmt mit der üblichen Definition des Begriffs Geschichte überein, nach der sie die Summirung des Geschehenen ist, wie auch die Etymologie von Geschehen es enthält. Lessing begrenzt die That keineswegs; an dem Orte, wo das Wort steht, hat es einen ganz eigenthümlichen Sinn, indem es sich auf die Geschichte der Wolfenbüttelschen Bibliothek bezieht. Wie und woher die Bücher gesammelt wurden, meint er, darauf käme es nicht an; eine Darlegung dessen wäre blos eine Genealogie der Bibliothek, sondern was die Bücher der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genützt haben, das sei das Wesentliche, das sind die Thaten der Bibliothek. Er überträgt also auch den Begriff der That auf das passive Nützen lebloser Gegenstände, und in seinem Sinne giebt es wohl nichts in dem Gebiete der Natur und des Geistes, das nicht seine Geschichte haben kann. Allerdings fehlt der vollständigen Definition noch der Begriff der Entwickelung, der aber von ihm anderwärts dargelegt worden ist. Den Werth geschichtlicher Kenntniß schätzt er natürlich außerordentlich hoch. „Ohne die Geschichte,“ sagt er, „bleibt man ein unerfahrenes Kind.“ Es ist derselbe Gedanke, der in dem oft wiederholten Satze ausgesprochen ist, daß für das Verständniß der Gegenwart die Kenntniß der Vergangenheit nothwendig ist. Und wie nach seinem Worte die Geschichte die Lehrerin des Menschen ist, die ihn reif und erfahren macht, so gilt dies besonders für diejenige Classe von Menschen, die ihre Dienste dem Staate widmen. „Dem Staatsmann ist die Geschichte seine Schule,“ sagt Lessing. Nach ihm wiederholt Droysen in seiner „Historik“ den Gedanken: „Die große praktische Bedeutung der historischen Studien liegt darin, daß sie — und nur sie — dem Staat, dem Volk, dem Heere u. s. w. das Bild seiner selbst geben. Das historische, nicht das juristische Studium ist die Grundlage für die politische (und administrative) Ausbildung. Der Staatsmann ist der praktische Historiker: θεωρητικὸς τῶν ὄντων καὶ πρακτικὸς τῶν δεόντων.“ Da der Staat ein historisch Ge-

wordenes ist, so bedarf es der Kenntniß seiner Entwickelung und der anderer Staaten, um ihm mit Nutzen dienen zu können.

Höher als aller praktische Nutzen steht dem Forscher aber die Wahrheit, und so meint auch Lessing, daß, wo man immer den Weg der Wahrheit einschlagen will, man die Geschichte studiren muß. Die Aeußerung steht in dem Aufsatz „Leibniz von den ewigen Strafen", und er entwickelt dabei auch die von ihm vielfach angewendete historische Methode. „Nur wenn man genau weiß," sagt er, „wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung desselben und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen." Aber bei aller Werthschätzung der Geschichte und der geschichtlichen Methode finden sich in seinen Schriften doch auch Aeußerungen, die Zweifel aussprechen und die Glaubwürdigkeit historischer Ueberlieferung antasten. So meint er in der „Dramaturgie": „Aus der Geschichte lernen wir doch selten das Innerste des Herzens kennen." Gewiß nicht, und der Seufzer wurde auch nach Lessing mannigfach gehört. Es ist die bittere Klage aller Derer, denen das Individuelle der höchste Gegenstand der Erkenntniß ist, und Lessing gehört zu ihnen mit seinem Worte: „Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch." Es ist die Klage aller Derer, die in der Geschichte nicht blos die Entwickelung der Gesammtheit, die Entwickelung des äußeren Lebens sehen wollen, die ja überwiegend den Inhalt bilden, nicht blos die Geschichte des menschlichen Geistes, denn er offenbart sich in Werken, deren Studium dem Nachlebenden zum Mindesten einen Abglanz der Entwickelung desselben im Großen und Ganzen giebt, sondern die auch die Geschichte des menschlichen Herzens in seinem Fühlen und Wollen, seinem Ringen und Kämpfen zu verstehen und zu erkennen streben. Aber so sehr man die elegische Klage des Herzensforschers nachfühlen kann, so wenig möglich ist die Erfüllung des in ihr ruhenden Wunsches. Die Schranke, die die Natur gesetzt, vermag keine Wissenschaft zu überschreiten.

Aber nicht allein daran zweifelt unser Autor, daß die Geschichte im Stande wäre, Regungen des menschlichen Herzens zu überliefern, sondern er steht auch ihrer sonstigen Ueberlieferung skeptisch gegenüber. Er wehrt sich zwar selbst gegen den Vorwurf des Pyrrhonismus, der ihn um der folgenden Aeußerung willen treffen dürfte, aber: „O Geschichte! o Geschichte! Was bist du?" läßt er doch seinen Ernst im 5. Freimaurergespräch ausrufen. Er erklärt sein Mißtrauen in die geschichtliche Ueberlieferung aus dem Wesen derselben, denn er meint, „vor tausend Jahren sprach einer etwas damals noch leicht widerlegbares „Falsches" aus. Der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen können. Verjährung findet bei ihnen nicht statt; da sich Niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegenzustellen, gewinnen sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache, und man fragt dann: Hätte man so in der Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat damals nicht widersprochen und wollte es heute wagen?" Dieser Gedankengang ist nicht ganz unberechtigt, und wenn es darauf ankäme, die Wahrheit dieser Ansicht durch Beispiele zu belegen, so ließe sich gewiß eine große Anzahl solcher dafür anführen. Aus derselben Gesinnung fließt nun auch jener andere Ausspruch Lessing's, daß „eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne; daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben, daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wol ungeschehene Sachen mit unterlaufen können, daß andererseits unendliche Facta, wahre unstreitige Facta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten." Dem widerspricht auch keineswegs die Meinung, daß an einer historischen Thatsache nicht zu zweifeln sei, weil vielleicht glaubwürdige Berichterstatter in den Nebenumständen sich gänzlich widersprechen; er führt selbst ein Wort des Flavius Vopiscus an: Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Es ist richtig, man wird Mittel und Wege suchen und finden, so meint auch Lessing, „jene widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wol unterlassen müssen", d. h. die Kritik wird nachzuweisen haben, worin ein jeder der sich widersprechenden Autoren der Wahrheit am nächsten komme, aber an der Glaubwürdigkeit des ganzen Factum hindern Widersprüche in den Nebenumständen keineswegs. Aber, fragen wir, giebt es bei Lessing durchaus keine Kriterien für die volle Glaubwürdigkeit eines historischen Berichtes über ein historisches Factum? „Tradition," meint er einmal in den „Freimaurergesprächen", „erhebt sich durch schriftliche Vorzeigungen zur Geschichte." Also bedarf es blos etwa des geschichtlichen Materials, vor Allem schriftlicher Denkmäler, um eine Thatsache als wahr erscheinen zu lassen? O doch, und es ist ein hohes Verdienst Lessing's, den nun zu entwickelnden Gedanken ausgesprochen zu haben. Er lautet kurz: „Ihre innere Wahrscheinlichkeit macht eine Historie glaubwürdig; ob diese Wahrscheinlichkeit auch von gar keinen Zeugnissen und Ueberlieferungen bestätigt wird oder von solchen, die zu unserer Kenntniß noch nie gelangt sind." In der Dramaturgie tritt dieser Gedanke zuerst auf, in den Abhandlungen, die er den Fragmenten des Ungenannten anfügt, kehrt er wieder, in den Streitschriften gegen Goeze stellt er ihn geradezu als Axiom auf. (Axiom X.) Also nicht äußere Beweise, etwa übereinstimmende Nachrichten, gleiche Berichte, unbezweifelte Documente machen eine historische Thatsache glaubwürdig, sondern ihre innere Wahrheit vor Allem vermag ihr Glaubwürdigkeit zu geben. Das ist ein Gesichtspunkt, höher als ihn die ganze damalige Historik aufzustellen vermochte, und wenn das Kriterium auch dem subjectiven Urteil freieren Spielraum gab, so wurde dadurch doch zugleich die Anforderung an den Historiker gesteigert, indem man nun von ihm Objectivität bei der Prüfung der Thatsachen auf ihre innere Wahrheit hin verlangte. Es ist eine höhere Kritik im Gegensatz zu einer niederen, die blos nach der Echtheit des vorliegenden Materials fragt, die blos im diakritischen Verfahren die eventuellen Veränderungen des Materials untersucht. Diese höhere und innere Kritik wirft die Frage auf: ist das Berichtete nach dem Maße menschlicher Erfahrung möglich? und indem sie den Maßstab menschlicher Erkenntniß an den Inhalt der Ueberlieferung legt, erhebt sie sich zur Höhe der Anschauung, daß alles Menschliche zu allen Zeiten gleich war, und wird aus einer rein mechanischen Kritik zu einer speculativen.

Ganz naturgemäß ist es aber, wenn trotz Anwendung einer solchen Kritik, nach Lessing, „zufällige Geschichtswahrheiten nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden können". Die Beiworte „nothwendig" und „zufällig" lassen schon den strengen Gegensatz dieses einleuchtenden Satzes erkennen, aber es genügt ihm nicht für die Wahrheit des Wortes und er giebt noch folgenden Beweis: „Ist ohne Ausnahme das, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich ebenso gewiß, als was ich selbst erfahre?" „Was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historisch Wahrheit glauben? Heißt es im Geringsten etwas Anderes, als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen, nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein Anderer einen andern historischen Satz darauf baut, eine andere historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im Geringsten etwas Anderes? etwas mehr? Man prüfe sich genau! Wir Alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem, dauerhaftem Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß sie sich ebenso auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homer's gründet." (Theologische Streitschriften. Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.) Die Beweise sind sicher überzeugend, aber es läßt sich doch fragen, ob es überhaupt dieser Beweise erst bedurft habe. Für den Lessing'schen Fall sicherlich, denn man wird die theologischen Zwecke, die er bei diesen Darlegungen im Auge hatte, nicht übersehen dürfen. Aber an sich betrachtet, ist es ganz natürlich, daß historische Wahrheit und Vernunftwahrheit durch eine unausfüllbare Kluft getrennt sind. Der Begriff Vernunftwahrheit den Lessing selbst als die Wahrheit definirt, die ich selbst erfahre, deckt sich mit dem Begriff empirischer Erkenntniß in Kant'scher Prägung, obwol Lessing noch das Attribut nothwendig hinzufügt, das nach Kant blos der aprioristischen Erkenntniß zukommt. Wenn nun historische Wahrheit die mir von Anderen überlieferte, Vernunftwahrheit die mir von selbst vermittelst der eigenen Erfahrung erkannte ist, wer sieht nicht sofort den Gegensatz zwischen beiden ein? Wer sieht auch nicht sofort ein, wie sehr beide nach den Gesichtspunkten höherer oder geringerer Glaubwürdigkeit zu trennen sind, ja wie wenig überhaupt zwischen beiden von einem abwägenden Verhältniß die Rede sein kann? In jedem Falle sind die vorerwähnten Ausführungen wichtige Beiträge zur Historik.

Im Ferneren treffen wir nun auf einen Ausspruch Lessing's über den wahren Geschichtschreiber, der sicher viel Erstaunen erregt hat und näher betrachtet zu werden verdient. Im 52. Literaturbrief bespricht Lessing Gebauer's Portugiesische Geschichte und äußert sich bei dieser Gelegenheit so: „Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur Demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Anderen, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letzteren; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer des Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung nicht zufrieden sein?"

Diese originelle Ansicht steht durchaus nicht vereinzelt in Lessing's Schriften, sondern erscheint weit später noch einmal in den „Beiträgen zur Geschichte und Literatur", dort, wo er von der sogenannten Flandrischen Chronik oder Genealogia Comitum Flandriae, die von Martène und Durand aus einem Manuscript des Klosters Clairvaux herausgegeben worden war, einen Nachtrag liefert oder besser aus einer Wolfenbütteler Papierhandschrift eine Lücke in jener ausfüllt. Indem er einige kurze Notizen über den Werth seines Nachtrages anfügt, meint er schließlich: „Wir können uns auch ganz sicher auf die Wahrheit dieser und dergleichen Umstände verlassen, da der Concipient dieses Theils der Chronik von Zeiten und Geschichten spricht, die er selbst erlebt hat."

Es geht also aus den beiden Stellen zur Genüge hervor, daß Lessing glaubte, der wahre d. h. glaubwürdige Geschichtschreiber sei der, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes schreibt, mit anderen Worten der Chronist oder der Memoirenschreiber, je nach der mehr oder minder hervortretenden Subjectivität des Autors. Die consequente Uebereinstimmung mit der vorhergehenden Ansicht über Geschichtswahrheit und Vernunftwahrheit ist sofort klar. Der Chronist nimmt nämlich die Ereignisse vermittelst eigener Erfahrung wahr, gewinnt also nach Lessing's Ausdruck Vernunftwahrheit. Durch die Tradition wird diese aber zur geschichtlichen Wahrheit und damit zugleich zur bloßen Wahrscheinlichkeit herabgedrückt. Doch liegt das Erstaunliche der Aeußerung anderswo. Wir möchten sie eine umgekehrte Parodoxie nennen; bei bloßem Ueberlesen kann es erscheinen, als ob Lessing Recht habe zu sagen: der Zeitgenosse sei der wahrste Historiker, aber bei näherem Hinblick findet man, daß der Chronist einerseits durchaus nicht den Namen Historiker verdiene, und daß andererseits selbst für den Chronisten außer der Zeitgenossenschaft noch höhere Kriterien seiner Glaubwürdigkeit nothwendig sind. Mit der Ansicht, daß der Chronist oder Memoirenschreiber schlankweg auch als Historiker bezeichnet werden darf, steht Lessing durchaus nicht allein; sein Fehler ist zugleich der Grundfehler der ganzen damaligen Historik. Daß eine Chronik keine wirkliche geschichtliche Darstellung, sondern blos eine Quelle für eine solche ist, bedarf keiner langen Auseinandersetzung. Ein historisches Werk entsteht erst, wenn der Verfasser desselben alles über seinen Gegenstand vorhandene Material sammelt — das nennt Niebuhr „die Arbeit unter der Erde" —, wenn er auf kritischem Wege die Echtheit desselben festgestellt hat. Der rechte Historiker wird dann vermittelst einer Art pragmatischer Interpretation, wie Droysen es nennt, nach dem in der Natur der Sache ruhenden ursächlichen Zusammenhang das äußere Bild des einst wirklichen Sachverhaltes wiederherzustellen versuchen, wird psychologisch im Sachverlaufe die hervorbringenden Willensacte zu erkennen streben und die nun noch vorhandenen Lücken durch eine Erklärung der leitenden Ideen auszufüllen haben. Auch die Darstellung des so geeinigten und geklärten Materials wird durch höhere Gesichtspunkte beeinflußt. Wie weit der Chronist von dem Historiker entfernt ist, ergiebt sich von selbst. Aber auch für die Wahrheit dessen, was ein Berichterstatter mittheilt, giebt es strengere Beweise als sie Lessing, dem die Zeitgenossenschaft das Höchste ist, annimmt. Aufs Beste wird er in diesem Punkte von seinem einstigen Lehrer Ernesti widerlegt, dessen Abhandlung de fide historica recte aestimanda der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Ernesti beginnt mit dem schönen Satze: „Wie alle wissenschaftlichen Disciplinen zum Endzweck die Erkenntniß der Wahrheit haben, so muß besonders das Studium der Geschichte darauf gerichtet sein." Er verkennt die Schwierigkeit, Kriterien für die Wahrheit berichteter Thatsachen aufzustellen, nicht, aber er bekämpft dennoch den Pyrrhonismus alter und neuer Philosophen. Er schreibt Glaubwürdigkeit denen zu, „von denen es feststeht, daß sie eine Sache, wie sie war oder geschehen war, ganz deutlich festgehalten haben, und wie sie es wußten, ausgesagt haben. Eine Sache wissen deutlich die, welche sie nothwendig wissen müssen oder nicht wissen nicht können (non possunt non scire), dann die, welche die Fähigkeit haben, eine Sache, wie sie geschehen war, zu erkennen."

Ernesti legt also sehr verständig den Nachdruck auf die officiellen Quellen und verbreitet sich denn auch in den nächsten Capiteln über die Nothwendigkeit und die Geschichte der Staatsarchive. Er stellt Kriterien auf für die Untersuchung, ob ein Autor officielle Quellen und wie er sie benutzt habe. Ferner stellt er Sätze für die Untersuchung auf, ob ein Schriftsteller die Erzählung der Ereignisse aus dem Munde der leitenden und handelnden Personen empfangen habe, ob er die Wahrheit sagen wollte, und fährt dann im 37. Capital fort: „Zeitgenossen können die Ereignisse kennen. Wer aber diesen die höchste Glaubwürdigkeit zuertheilt, verräth große Unwissenheit. Denn nicht die bloße Möglichkeit, die aus der Zeitgenossenschaft hervorgeht, genügt, um die Glaubwürdigkeit festzustellen. Nur wenn Zeitgenossen die Ereignisse nothwendigerweise wahr wissen mußten, sind sie glaubwürdig!"

Lessing's Aeußerung stammt aus dem Jahre 1759, Ernesti's Abhandlung erschien 1764. Dieser letzte Ausspruch scheint geradezu wie gegen Lessing gerichtet zu sein. Aber auch zum Verständniß des Entstehens von Lessing's paradoxer Ansicht giebt uns Ernesti einen Fingerzeig. Seine ganze Beweisführung beruht auf der antiken und mittelalterlichen Geschichtschreibung, und ebenso beruht Lessing's eigenthümliche Anschauung allein auf Betrachtung dieser, zumal der alten Historiker. Man muß bedenken, daß die Geschichtschreiber der Griechen und Römer fast insgesammt nach heutigen Begriffen keine Geschichtschreiber, sondern Quellenautoren für diese sind, ferner, daß diese zu Lessing's Zeiten noch für ganz unfehlbar galten, daß man wol ernste philologische, aber nicht sachliche Kritik an ihnen ausübte. Geschweige denn gar, daß bis auf Lessing und über ihn hinaus von pragmatischer Geschichtschreibung im heutigen Sinne die Rede sein kann; er selbst nennt im Gebrauche seiner Zeit pragmatische Geschichtschreibung diejenige, welche culturhistorische Momente heranzieht. Von den Logographen und Herodot bis auf die Zeit, von der wir sprechen, verstand Niemand die Aufgabe der Historiographie als die Herstellung einer versunkenen Welt, als das Streben, einen Einblick in die leitenden Ideen und herrschenden Anschauungen derselben zu gewinnen, als das Sichtbarmachen der verborgen in der Gegenwart ruhenden Vergangenheit, sondern nur als die Aufzählung und Anreihung trockener Facta. Von allen Aufgaben historischer Methodik erfüllte die damalige Geschichtschreibung blos die der Heuristik und allenfalls der niederen Kritik, ohne sich weiter zu wagen. Höhere Gesichtspunkte für historische Forschung hatte auch Lessing, als er die besprochenen Worte schrieb, noch nicht gewonnen, obgleich er später bahnbrechend auf diesem Gebiete wirkte. Damals erschien ihm als der einzige Mangel, daß meistens den fleißigen Forschern die Gestaltungskraft, den schönen Geistern der Forscherfleiß fehlte, und er tröstete sich mit der Zukunft, die es bessern wird. Diese letzte, sonst so paradox klingende Aeußerung und auch einige von den früheren lassen sich nur erklären durch den Hinblick auf die alten Historiker, auf Livius und Tacitus, in denen Lessing und seine Zeitgenossen ihre Ideale sahen.

Bücherbesprechungen.

□ Zur Ethik. Ueber verschiedene ethische Themata von D. Chr. E. Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. — In dieser Schrift hat der Verf. verschiedene zerstreute Abhandlungen über ethische Fragen zusammengestellt. Es sind Themata verwandten Inhalts, alle von allgemeinem Interesse nicht blos für Theologen, sondern auch für jeden christlich gebildeten Laien. Den Reigen eröffnet eine Abhandlung über das Gewissen, die in überzeugendster Weise die Versuche, die Bedeutung desselben abzuschwächen, zurückweist. Die zweite und vierte Abhandlung beschäftigen sich mit der Würdigung des Berufs in ihrer geschichtlichen Entwickelung und speciell mit der Lehre unsrer Kirche vom Beruf. Beide Abhandlungen werden unwillkürlich zu Apologien für Luther, der in diesem Stücke vermöge seines ganzen sittlichen Princips bahnbrechend gewirkt und die rechte Würdigung der natürlichen Ver-

hältnisse und Lebensordnungen als Ordnungen Gottes sonderlich in der Lehre vom Beruf zur Geltung gebracht hat. Die dritte Abhandlung verbreitet sich über das sittliche Ideal und seine Geschichte, das antike und das christliche Ideal der Sittlichkeit. Die beiden letzten Abhandlungen sind scharfe und tief in das innerste Wesen der römischen Anschauung eindringende Erörterungen über die römische Ethik, die eine mit der Ueberschrift: „Die antik-heidnischen Wurzeln des römisch-katholischen Vollkommenheitsideals", die andere mit dem Titel: „Römisch-jesuitische Moral". Die Willkür und Sophistik der römischen Moral, sowie der heidnische Zug, der durch dieselbe hindurchgeht, treten hier klar zu Tage.

o. Die christliche Nüchternheit. Eine Schrift- und Zeitbetrachtung von Dr. Wilhelm Martius, Oberpfarrer in Dommitzsch a. Elbe. (Separatabdruck aus dem „Beweis des Glaubens"). Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1888. 44 S. — Der durch seinen Kampf gegen den Alkoholismus bekannte Verf. bietet in der vorliegenden Schrift eine treffliche Studie über die christliche Nüchternheit. Ausgehend von einer Erörterung des Begriffs der Trunkenheit, ebenso der leiblichen wie der geistlichen, giebt er eine eingehende, tiefe und interessante Darstellung der christlichen Nüchternheit, die er im eigentlichen Sinne beschreibt als die Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Genüsse und Neigungen, im uneigentlichen als die Herrschaft des Geistes über die geistigen Genüsse und über jene Einflüsse, welche den Menschen in einen, der leiblichen Trunkenheit ähnlichen Taumelzustand versetzen und die freie Selbstbestimmung beschränken oder aufheben. Der letzte Abschnitt der Betrachtung des Verf. beschäftigt sich mit der Bedeutung, welche die christliche Nüchternheit gerade für die Gegenwart und zwar sowol für das bürgerliche und politische als für das kirchliche Leben hat. Eine gesunde evangelische Art, ein tiefer christlicher Ernst, ein weiter freier Blick für die mannigfachsten Lebensgebiete zeichnen die Schrift des Verf. aus und machen sie zu einer ebenso geistig anregenden wie sittlich fördernden Nahrung.

M.-Fr. Die Aufgaben der Culturgeschichte. Von Eberhard Gothein. Leipzig, Duncker & Humblot. 1889. 62 S. — Die Lectüre dieses kleinen Schriftchens des Karlsruher Geschichtslehrers ist eine wahre Erquickung, sie ist wegen der gedankenreichen und überzeugenden Darstellung für jeden Geschichtsforscher nicht nur, sondern auch für jeden Freund der Wissenschaft von bleibendem Werthe. Ausgehend von dem Satze, daß heute die Philosophie wol der Geschichte die Wege ebene, aber nicht mehr, wie im vorigen Jahrhunderte, die Forschungsergebnisse ihr vorschreibe, stellt Gothein die Behauptung auf, daß gegenwärtig die Geschichte nur Culturgeschichte, nicht ausschließlich politische sein könne, daß es also ihr Ziel sei, den Inhalt und die Formen menschlicher Gesittung allmälig vor unseren Augen entstehen zu lassen. Er sticht damit in ein Wespennest, da die ganze, heute in Deutschland herrschende historische Schule, unter dem übermächtigen Einflusse Ranke's stehend, durchaus anderer Ansicht ist. Darum zieht sich durch die ganze Schrift der Gegensatz zu Dietrich Schäfer's Werkchen „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte". Ihm gegenüber unternimmt es Gothein nachzuweisen, es bedürfe die politische Geschichtschreibung zur Lösung ihrer Aufgaben neben sich einer selbständigen Culturgeschichte, und zweitens, die Wissenschaften, welche die Geschichte einzelner Cultursysteme behandeln, setzten eine höhere Einheit voraus, in der sie sich zusammenfinden. Freilich gesteht er vorweg, daß es nur eine kleine Zahl von Geschichtswerken gebe, welche den hohen Anforderungen der Culturgeschichte entsprächen, wol aber eine stolze Reihe von bedeutenden Schriften politischer Geschichtschreibung. Er rühmt dabei G. Freytag's Verdienst, David Strauß' Biographien, Saint-Beuve's, Riehl's Werke; obenan stellt er Jakob Burckhardt mit seiner „Cultur der Renaissance in Italien" und seiner „Zeit Konstantin's". Ohne blind zu sein gegen gewisse Schwächen, erkennt er auch mit vollem Rechte Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts und Treitschke's Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert an. Sowol die einzelnen Geschichtsperioden, die einzig und allein bei der culturgeschichtlichen Darstellung allgemeinen Werth erhalten, werden durchgesprochen als auch die Entwicklung der neueren Geschichtschreibung überhaupt. Dankbar gedenkt der Verfasser auch Karl Neumann's. Referent hat fast wörtlich schon öfter denselben Satz ausgesprochen, der sich Seite 52 findet: die höchsten Aufgaben der Culturgeschichte sind von Ranke nur gestreift worden. Er unterschreibt ohne Widerspruch auch die Aeußerung S. 50: Culturgeschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte, Geschichte der gemeinsamen, unter sich wieder zwiespältigen und ringenden Richtungen des Geisteslebens, und den Schlußsatz: Sie mißt jedes Geschlecht nach der Gewissenhaftigkeit, mit der es die Errungenschaften der früheren Geschlechter bewahrt, und nach der Thatkraft, mit der es neue Ideen für die Weltcultur zu schaffen weiß. Denn die Weltgeschichte erscheint ihr als die gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechts an seiner Vervollkommnung.

o. Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatican von Th. Trede. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1888. 76 S. — Je mehr sich in unsern Tagen, auch unter den Protestanten, Manche blenden lassen durch das, was römische Federn von der Herrlichkeit des Papstthums und seinen Segnungen schreiben, um so nachdrücklicher machen wir auf die vorliegende Schrift aufmerksam, welche von einem langjährigen Beobachter und gründlichen Kenner italienischer Verhältnisse verfaßt ist. Die sogenannte Gefangenschaft des Papstes, seine unvergleichlichen Erfolge und seine großartigen persönlichen Eigenschaften: das sind die drei Punkte, welche Verf. einer ebenso scharfen und wuchtigen als biblisch und sachlich begründeten Kritik unterzieht, und wir können um der Wahrheit willen nur wünschen, daß die Schrift die Verbreitung finde, die sie verdient.

— Katechismus der Mechanik von Huber. Angesichts der Rolle, welche heute die Maschinen nicht nur auf eigentlich technischem, sondern auch auf verwandten Gebieten, z. B. in der Landwirthschaft, ja bereits im Haushalte spielen, ist es für Viele ein entschiedenes Bedürfniß, über die Wirkungsweise der Arbeit erzeugenden oder übertragenden Vorrichtungen ein allgemeines Verständniß zu gewinnen. Nun mangelt es zwar nicht an guten populären Darstellungen der mechanischen Grundsätze und ihrer Anwendungen; den ungeheuren Fortschritten der Technik sind dieselben aber häufig nicht recht nachgekommen. Man verwundert sich öfters, daß z. B. selbst weit verbreitete Schullehrbücher der Naturlehre fast ganz im Stiche lassen, wenn neben Belehrung über Dampfmaschinen etwa auch eine Beschreibung von Heißluft-, Gas- und Petroleum-Motoren, von Pulsometern und anderen moderneren Erfindungen gesucht wird. In dieser Hinsicht kann die eben erschienene 4. Auflage des Katechismus der Mechanik von Gewerbeschulrector Ph. Huber (Leipzig bei J. J. Weber, geb. 2,50 ℳ) als durchaus elementar gehaltenes, leicht verständliches Unterrichtsbüchlein um so eher empfohlen werden, als es auch betreffs der theoretischen Grundlagen eine wohlgeordnete, dem gewöhnlichen Bedürfnisse durchaus genügende Darstellung darbietet. —n.

M.-Fr. Die französische Revolution. Von G. Felix. Mit 15 Textabbildungen und 1 Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 90 Seiten. 2 ℳ — Eine der lebendigsten volksthümlichen Darstellungen, welche sich mit den Ereignissen in Frankreich von 1789—95 beschäftigen, mit starker Hervorhebung der Schattenseiten, doch mit voller Beherrschung des Stoffes und mit richtiger Betonung der wesentlichen Züge in dem dunkeln Bilde. Auch die Holzschnitte sind geschickt ausgewählt und fast alle gut gelungen.

G. Oe.— Des deutschen Soldaten Liederbuch. Lieder der deutschen Reichsarmee nach dem von verschiedenen Regimentern gelieferten Material gesammelt und zusammengestellt von einem activen Officier. Berlin, 1889. Carl Habel (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung). 167 S. 16°. Preis: 40 ₰. — Das Büchlein, das recht hübsch ausgestattet ist und vermöge seiner handlichen Form ein steter Begleiter des Soldaten sein kann, enthält 183 nach dem Alphabete geordnete Lieder, nicht nur Soldatenlieder, sondern auch einige oft gesungene Choräle, die bekanntesten Volkslieder, beliebte Jäger- und Studentenlieder und wol auch mehrere Lieder, die nur einem einzelnen Regimente angehören und einem besonderen Anlasse ihre Entstehung verdanken. Man wird ja stets über die Auswahl solcher Lieder rechten können; im Allgemeinen sind wir mit den Grundsätzen der Zusammenstellung und der Art der Aufzeichnung einverstanden. Bedauerlich ist das Fehlen einiger alten soldatischen Volkslieder (z. B. Frisch auf, Kameraden, wann kriegen wir das Geld 2c., Und als die Schlacht bei Solferino war geschlagen 2c., Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn 2c. u. a. m.). Diese alten Lieder werden leider von den Herren Compagniechefs nicht sonderlich geachtet, sie verschwinden deshalb und machen neuen versificirten Märschen oder marklosen allgemeinen Wanderliedern Platz; und doch steckt in diesen alten Sängen ein Stück herrlicher, köstlicher Volksdichtung, das man hegen und pflegen, für dessen Erhaltung man besorgt sein sollte. In der Entfernung alles Derben ist der Herausgeber unseres Erachtens etwas zu weit gegangen. Wenn die Derbheit nicht geradezu zotig ist, so lasse man sie doch gewähren. Ein Soldatenliederbuch ist nicht für Backfischkränzchen bestimmt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 91. Donnerstag, den 1. August. 1889.

Die Wissenschaft als Feindin der Kunst.

Von Heinrich Schurtz.

Wissenschaft und lebende Kunst haben sich in Deutschland lange Zeit kaum um einander gekümmert. Die Werke der Gelehrten waren vertrocknete Pflanzen, in einer todten Sprache geschrieben; man ahnte kaum im stillen Gelehrtenstübchen, daß eine reiche, herrliche Volkspoesie blühte, daß auch die andern Künste lebendig emporstrebten, und die zierlichen lateinischen Gedichte, die nach altclassischem Recept auch der Kunst den nöthigen Tribut leisten sollten, überschritten selten die Stufe handwerksmäßiger Nachbildung. Dies gleichgiltige Verhältniß hat sich in der Gegenwart gewaltig geändert; wir haben dichtende Gelehrte und gelehrte Dichter, wir haben eine Jugenderziehung, die Alles mit gelehrter Bildung tränkt. Damit ist eine Reihe von Wirkungen gegeben, die allgemein bekannt sind, deren Ursache und Berechtigung aber nicht immer richtig beurtheilt wird.

Wissenschaftliches Streben ist Streben nach Wahrheit mit Hilfe des Verstandes. Auch der Künstler will Wahrheit, aber er sucht sie nicht mühsam aus den gegebenen Thatsachen abzuleiten, er schafft vielmehr neue Gebilde, die innerlich geschlossen und wahr sind, obgleich er sie seiner Phantasie verdankt. Der Verstand hat mit der Schaffensthätigkeit des Künstlers an sich nichts zu thun; ihm muß im Gegentheil jedes Kunstwerk als eine Lüge oder eine Kette von Lügen erscheinen.

Wenn indessen schon beim Aufbau des Werkes und der Anordnung der Einzelheiten der Verstand thätig sein muß, so ist er auch in anderer Hinsicht von größtem Einfluß auf den Inhalt. Der Künstler baut seine Schöpfung aus den Bausteinen der Erinnerung; diese Bausteine sind altes Geschaute, Gelernte, verstandesmäßig Aufgenommene, und je reicher das Gedächtniß angefüllt ist, je mehr der Künstler gelernt hat, desto größere äußere Mannigfaltigkeit wird sein Schaffen gewinnen. Ein mehr als gewöhnlicher Verstand, eine reiche Bildung sind daher dem unentbehrlich, der auf dem Gebiete der Kunst andauernd Großes zu leisten sucht. Am wenigsten bedarf ihrer noch der Componist, dessen Werke sich nicht an den Verstand wenden; der Versuch, auch sie in das Bereich des letzteren zu ziehen, hat in den Werken Richard Wagner's vorläufig einen gewissen Abschluß erreicht. Der Maler und Bildhauer ist weit mehr genöthigt, verstandsmäßig sich zu bilden, der Dichter am meisten, der mit dem eigentlichen Werkzeug des Verstandes, der Sprache, zu arbeiten gezwungen ist.

Von den Handwerksgriffen jeder Kunst, die erlernt sein wollen, ist hier natürlich nicht die Rede; auch gelten die Forderungen, die an den schaffenden Künstler gestellt werden, in weit geringerem Grade für den reproducirenden, den Sänger, den Schauspieler, den Declamator. Das völlige Fehlen des Zusammenhangs zwischen Höhe des Verstandes und künstlerischer Leistungsfähigkeit drückt die Aeußerung schlagend aus, die, wenn ich nicht irre, von Wagner einem unbelehrbaren Sänger gegenüber gethan worden ist: „Alle Tenoristen haben ja das Recht, dumm zu sein, aber Sie machen doch einen zu ausgedehnten Gebrauch davon!" Daß im alten Griechenland die Recitatoren der homerischen Gesänge in ähnlichem Rufe standen, ist bekannt.

Betrachten wir nun, wie der schaffende Künstler, zunächst einmal der Dichter, mit dem Verstand und jenem Producte des Verstandes aller gewesenen und lebenden Geschlechter, der Wissenschaft, in Zwiespalt geräth. Wir können von einer Kunstform ausgehen, die aus dem Volke hervorgewachsen ist und fast gar nicht in das Bereich der Verstandesthätigkeit fällt, — dem Märchen. Unvermittelt steht es da, mit der eigenen, frei begonnenen und zum Schlusse wieder abgerissenen Kette der Causalität, die das echte Kunstwerk, diese kleine selbständige Schöpfung, charakterisirt. „Es war einmal" beginnt es, ohne an irgend eine bekannte Thatsache anzuknüpfen, und wenn Alles glücklich vollendet, die Prinzessin erlöst, die Bosheit bestraft ist, verschwinden die Gestalten wieder ins Wesenlose. Das Kind nimmt die Märchen willig hin, wie sie das Volk in einer bildungsärmeren Epoche hingenommen hat, — ohne sich recht klar zu sein, ob es selbst an die Dinge glaubt. Es ist überhaupt falsch, zu fragen, ob das Volk alle seine Mythen und Sagen jemals für wahr gehalten hat; die Trennung von festem, unerschütterlichem Glauben und kühler Skepsis bedeutet bereits ein Vorwärtsschreiten.

Mit wachsender Weltkenntniß des Kindes taucht zunächst die Frage auf: „Ist das auch wahr?" Sie kann von der Autorität des Erzählenden noch mühelos im bejahenden Sinne gelöst werden; schwieriger schon ist dies bei der Frage, die später folgt: „Ist dies auch möglich?" Der Erwachsene endlich, der Einsicht in das Wesen des Kunstwerkes gewonnen hat, fragt nur noch: „Ist das möglich unter den Voraussetzungen, die der Dichter giebt?" und er wird Freude an den Märchen finden, wenn er diese Frage mit ja beantworten kann; er weiß, daß der Verstand wol den Aufbau, nicht aber die Grundlagen des Werkes zu prüfen hat.

Aber nicht alle Kunstwerke schweben so frei in der Luft; viele knüpfen an ein geschichtliches Ereigniß an und führen Personen vor, die wirklich gelebt haben. Auch die Wissenschaft hat sich mit diesen Thatsachen und Personen beschäftigt und hat Klarheit über sie zu verbreiten gesucht; aber das Resultat ist meist ein völlig abweichendes gewesen. Der Kundige sieht mit einigem Mißbehagen Menschen von der Poesie verherrlicht, deren Ruhm vor der nüchternen Forschung nicht besteht, andere verketzert, deren Ehrenrettung ihr gelungen ist; er hört Ideen aussprechen, die der neuesten Zeit ihren Ursprung verdanken, er sieht überdies z. B. die Figuren eines Gemäldes in Trachten, die sie nie getragen haben können, in unmöglicher Umgebung, in einer Landschaft vielleicht, deren geologischer Aufbau überdies zu dem bedenklichsten Kopfschütteln Anlaß giebt. Er fühlt sich in seinem Genusse durch alles dies gestört und spricht sich darüber offen aus.

Der Künstler freilich ist nicht um eine Antwort verlegen. Was ihr tadelt, entgegnet er, ist ein Kunstwerk, also losgelöst von den Ereignissen der Geschichte; die von mir geschaffenen Gestalten sind gar nicht die historischen Helden, die ihr auf der Schulbank kennen gelernt habt. Es sind freie Geschöpfe meiner Phantasie, und nur weil die Menschen der Geschichte meine Phantasie angeregt, Bausteine zu meinem Werke geliefert haben, tragen die Gestalten meines Dramas oder meines Bildes ihren Namen. So zu verfahren ist das Recht des schaffenden Künstlers; mit der Wissenschaft habe ich nur so viel zu thun, als mir beliebt.

Das Publicum behauptet dagegen, daß Geschichtswidrigkeiten ihm die Illusion rauben. Ausführlicher könnte es sich ungefähr so ausdrücken: Die Selbständigkeit der Gestalten deines Kunstwerkes sei dir mit Freuden zugegeben, so lange sie als frei erfundene Wesen auftreten. Aber indem du historische Personen auf die Bühne bringst, sie zu Helden von Romanen machst oder bildlich darstellst, suchst du von vornherein ein Interesse für sie zu erwecken: Du speculirst darauf, daß wir von der Schulbank her uns

der geschichtlichen Persönlichkeiten erinnern, du rufst selbst die Wissenschaft zu Hilfe. Was Wunder, daß wir nun auch wünschen, diese Gestalten nicht in einer Weise dargestellt zu sehen, die unserer Kenntniß von ihnen schnurstracks zuwiderläuft? Du hast uns eingeladen, um uns einen Cromwell zu zeigen, und wir finden eine Art Garibaldi; wir dachten einen Cäsar reden zu hören und das Geschöpf des Dichters spricht ungefähr wie ein Napoleon der Dritte. Wir müssen erst vergessen, ehe wir genießen können.

Indessen in dieser Richtung wird sich der Tadel nicht allzu laut hervorwagen. Die Geschlossenheit des großen Kunstwerkes läßt die Beobachtung von Kleinlichkeiten nicht zu und überzeugt, wenn nicht von der geschichtlichen Wahrheit der Personen, so doch von ihrer Lebenswahrheit überhaupt. Der wahrhaft große schaffende Künstler hat vor dem Vorwurfe der Ungeschichtlichkeit nicht zu zittern. Weit heftiger richten sich die Angriffe gegen eine unhistorische Darstellung der Aeußerlichkeit, namentlich auf Gemälden oder auf der Bühne.

Lächerliches Verlangen! erwidern Viele darauf. Als ob der Charakter oder die Handlungen einer Gestalt davon abhingen, daß sie genau in der Tracht und Umgebung ihrer Zeit erschienen! Es ist das eine überspannte Forderung der Neuzeit, künstlich gepflegt vor Allem von den Theaterleitungen, die sich damit selbst ihr finanzielles Grab schaufeln. Warum konnten auf Shakespeare's Theater trotz der jammervollsten äußeren Mittel die tiefsten Wirkungen erzielt werden? Warum ist das jetzt nicht mehr möglich?

Aber der Fürsprecher des Publicums wird auch dagegen Manches zu erinnern haben. Vor Allem — um einmal beim Theater zu bleiben, — haben wir noch dieselben Menschen vor uns, denen Shakespeare's Schaubühne fast die einzige geistige Erholung bot? Sind wir nicht mit Darbietungen aller Künste überhäuft, und muß nicht jede einzelne von ihnen versuchen, auf alle Weise, mit allen Mitteln sich Geltung zu verschaffen? Man beseitige alle Concerte, alle Kunstausstellungen, alle Gesangvereine u. s. w., und man wird auch die Theater wieder ungestraft auf den alten Stand setzen können.

In dieser Hinsicht trifft die Wissenschaft keine Schuld; aber nach einer andern Richtung ist sie von außerordentlichem Einfluß. Stellen wir einen tüchtigen Botaniker vor eine Landschaft, die sehr gut gemalt ist und allgemeine Bewunderung erregt, die aber eine Anzahl Zusammenstellungen von Blumen, Blättern und Baumformen enthält, wie sie in der Natur nicht vorkommen und nicht vorkommen können, etwa ein tannenartiges Bäumchen mit Glockenblumen, — wird der Pflanzenkundige in der unbefangenen Beurtheilung des Bildes nicht gewaltig gestört werden? Freilich, ein Botaniker ist eine verhältnißmäßig seltene Erscheinung; wie aber, wenn wir Alle so viele botanische Kenntnisse in der Schule erworben hätten, daß wir das Widersinnige auf jenem Gemälde erkennen müßten? Wie endlich, wenn es wissenschaftliche Zweige gäbe, in denen thatsächlich ein großer Theil des Publicums genügend unterrichtet ist, um grobe Verstöße entdecken zu können? Die Geschichte und die Culturgeschichte aber sind bereits solche Theile der Wissenschaft.

Alles das gilt natürlich nicht nur von der Wissenschaft, sondern von jeder genauern Kenntniß irgend eines Gegenstandes oder einer Handlung, die der Künstler schildert. Der Fall des Schmiedegesellen, dem eine gemalte Schmiede nicht gefiel, weil alle darin Arbeitenden die Hemdärmel nach außen aufgewickelt hatten, während doch der umhersprühenden Funken wegen das nach innen geschehen muß, ist kein vereinzelter. Ein in militärischen Dingen Unterrichteter wird mit großem Mißbehagen auf dem Gemälde einer Schlacht, die er vielleicht selbst mitgekämpft, Fehler in der Bewaffnung und Uniformirung entdecken; ein Seemann wird über ein unrichtig gemaltes Schiff sich schwerlich entzückt zeigen u. s. w. Die Forderung, daß der Maler oder Dichter das, was er zu schildern unternimmt, was uns schon durch seinen Stoff fesseln soll, auch genau kennen muß, ist denn auch eine wohl berechtigte, und jeder Künstler weiß, daß er die Wirkung seines Werkes muthwillig schmälert, wenn er Dinge falsch darstellt, über die Viele wohl unterrichtet sind.

Aber man begnügt sich ja damit nicht; man verlangt sogar, daß in solchen Aeußerlichkeiten größte Genauigkeit herrschen soll, über die nur ein minimaler Bruchtheil des Publicums genauere Kunde hat; man sieht es zum Mindesten gern, wenn Alles echt und historisch treu dargestellt wird, wenn es dem Maler z. B. gelingt, eine Scene aus Pompeji so zu malen, daß auch ein Gelehrter nichts zu tadeln findet. Das scheint denn doch zu weit zu gehen; aber einen berechtigten Kern dürfen wir auch dieser Forderung nicht absprechen.

Jedes Volk und jede Zeit schafft sich eine eigenthümliche Tracht eigene Waffen und Geräthe, eigene Baustile; sie deuten symbolisch das ganze Wesen des Volkes und der Zeit an, sie bilden eine stumme Parallele zu den Worten der handelnden Personen, zu den Mienen und Stellungen der Figuren historischer Bilder. Wird dagegen gesündigt, so kommt ein unpassendes Element in die Darstellung, dessen Fehlerhaftigkeit die meisten Zuschauer nicht mit Worten anzugeben vermögen, die sie aber doch dunkel fühlen. Auch wer nicht im Einzelnen über Tracht und Stil der dargestellten Zeit unterrichtet ist, empfindet es daher wohlthuend, wenn er von der historischen Treue des Bildes überzeugt ist, er wird sich mit weit größerem Vertrauen der Führung des Künstlers überlassen; und dies ist sicher der eine der Gründe, die die gewaltige Wirkung von Darstellungen der Meininger erklären, — der andere, das Zusammenspiel und die gute Schulung selbst des letzten Statisten, entspricht einer Forderung der Kunst selbst, nicht einer solchen der Wissenschaft.

Daß sich somit der Künstler, der historische Stoffe darstellt, mit der Wissenschaft abfinden muß, ist unvermeidlich, und je höher die allgemeine Bildung steigt, desto eifriger muß er mit ihr Schritt halten, ja ihr voraus eilen. Es würde uns gegenwärtig ganz unerträglich erscheinen, einen Alexander den Großen mit einer Wolkenperrücke oder in Frack und Cylinder auftreten zu sehen, und wenn das Interesse für die Geschichte und ihre Hilfswissenschaften sich noch steigert, wird auch die Wissenschaft der Kunst gegenüber immer anspruchsvoller werden, — sie tritt geradezu kunstfeindlich auf. Sie zwingt den Künstler zu lernen, wo er frei schaffen möchte, nöthigt ihn, die Begeisterung, die ihn ergriffen hat, über dem Studium dickleibiger Werke verrauchen zu lassen, und schließlich wird doch der Mann der Wissenschaft, dem er ins Handwerk pfuscht, nur mit zweifelhafter Miene das Werk betrachten oder durchblättern.

Allen diesen Gefahren gegenüber sind drei Auswege möglich; und in drei Heere sehen wir die Künstler sich theilen. Die einen verzichten auf das Recht historisch-treuer Darstellung nicht, sie fügen sich dem Verlangen der Wissenschaft und suchen durch gründliche Studien, die nothwendig einseitig sein müssen, wenigstens ein Gebiet sich zu schaffen, auf dem sie gegen Angriffe gefeit sind. In diese Reihe gehören die Verfasser der großen historischen Romane, wie Freytag, Scheffel, Ebers, Eckstein &c. und die Maler culturhistorisch tadelloser Bilder, wie Alma Tadema.

Ein anderer Theil der schaffenden Künstler erkennt die Forderung genauer, durchaus wahrer Darstellung als berechtigt an, sieht aber zugleich ein, daß wir die Vergangenheit ihrem Wesen nach nie ganz verstehen und wiedergeben können. Sie beschränken sich demnach auf Stoffe aus der Gegenwart, zu deren Behandlung sie nur scharfer Beobachtungsgabe bedürfen, ohne von der Wissenschaft behelligt zu werden. Dieser Zug nach Darstellung der Gegenwart ist jetzt ungemein stark und noch immer im Wachsen.

Die dritte Partei der Künstler endlich ist keineswegs gesonnen, ihr altes Recht, Stoffe aus beliebigen Zeiten und Gebieten zu wählen und zu idealisiren, aufzugeben, ebenso wenig aber will oder kann sie die Krücken der Wissenschaft benutzen. Es wird ihr nichts übrig bleiben, als sich mit möglichster Farblosigkeit zu helfen, das Individuelle, Charakteristische von Personen zwar zu schildern, ihre Umgebung aber und ihren Einfluß auf diese möglichst zu vernachlässigen. Leider geben sie damit ein unendlich wichtiges Mittel künstlerischer Wirkung aus der Hand und ihre Idealgestalten werden zwar sehr schön, sehr erhaben dastehen, aber auch der Gefahr langweilig zu werden schwer entrinnen. Die Künstler dieser Richtung entnehmen gern ihre Vorwürfe aus der alten Geschichte oder Mythologie, über die jeder Gebildete leidlich genug unterrichtet ist, um grobe Schnitzer zu vermeiden, ohne daß sie dabei so genau auf Einzelheiten eingehen, daß die Wissenschaft die Möglichkeit zu Einwendungen erlangte.

Aus dem Gesagten erkennen wir wenigstens, daß nur dann die Wissenschaft die Kunst zu meistern sucht, wenn diese durch Dinge Aufmerksamkeit zu erwecken strebt, die dem Gebiete der ersteren angehören. Daß sie die Kunst selbst bekämpft und zerstört, ist ebenso unmöglich, wie das Umgekehrte; es wäre der Fall eines Kampfes zwischen Dogge und Fisch, wie er als Beispiel auf einem andern Gebiete so oft gebraucht worden ist.

In einer andern Hinsicht aber kann sie ihr dennoch direct verderblich werden, — wenn die Kunst Probleme zu lösen sucht, die die Wissenschaft, namentlich die Pathologie, gestellt hat. Muß es erst ausgesprochen werden, daß die wahre Kunst niemals willkürlich nach Problemen suchen wird? Problem und Lösung sind in der dichterischen Conception nicht zu trennen.

Aus den Meisterjahren Zinzendorf's. (1734—1740.)

(Fortsetzung.) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

XV. Zunächst ließ sich Zinzendorf auf dem prächtig belegenen, aber verfallenen, einem Grafen Isenburg-Wächtersbach gehörigen Schloß Ronneburg in der Wetterau nieder, wo viele arme Leute wohnten. Am 17. Juni fing er daselbst an regelmäßig zu predigen. Am folgenden Tage lud er alle bedürftigen Knaben ein, mit seinem Sohne Renatus, einige Tage später die armen Mädchen, mit seiner Tochter Benigna zu speisen. Alle Tage ließ er diesen Kindern, Knaben und Mädchen getrennt, freie Schule geben. Sie von dem gewohnheitsmäßigen Betteln abzuhalten, ließ er ihnen an den hierzu beliebten Tagen Brod und Kleider umsonst verabfolgen. Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Umständen das Evangelium, welches er predigte, Eindruck machte, Eingang fand und auf Widerstand stieß. Zinzendorf ließ sich in seiner Thätigkeit durch Beides nicht beirren. Am 8. Juni starb ihm sein Hausmeister Tobias Friedrich. Zinzendorf zeigte diesen Tod seinen Eltern an:

Au château de Ronnebourg, 23. Juni 1736. C'est avec le plus profond respect, que je vous adresse ces lignes, embrassant toutes les occasions possibles, de vous assurer mes très chers, père et mère, de mes obéissances et de cet attachement inviolable, que je vous conserverai toute ma vie. Dix ans passés, je pleurai la mort de ma grand-mère et à cette heure je viens de perdre mon secrétaire et ami intime pour le présent. C'était lui, qui arriva avec moi à Berlin 1721 et qui depuis ce temps là n'a jamais discontinué, de me servir . . . presque tout ensemble. Je me trouve ici . . . exilé pour la seconde fois depuis 1732, mais très content. Puisse-je avoir de vous, mes chers parents, toujours de bonnes nouvelles. Je n'en ai très rarement et pour vous les demander à vous même, il aurait fallu vous marquer de temps en temps des miens, chose, qui m'a parû jusqu'ici d'aucun usage pour V. E., qui porte d'ailleurs vos peines et vos envies. Mes deux ainés, qui sont auprès de moi, embrassent les pieds de mes chers parents et de leurs. Ma femme, avec les trois plus tendres, se trouve encore à Herrnhut en santé et paix et toute notre chère église de même. Je suis avec une tendresse infinement respectieuse . . .

Natzmer condolirte:

Berlin, ce 7 juillet 1736. Monsieur, je prends d'autant plus de part à la mort subite de votre fidèle cobis(?), qu'il a bien merité, par tous les bons endroits, d'être bien regretté et qu'il est assez, rare de trouver de bons domestiques. Vous en devez cependant vous consoler, parceque vous avez le talent, de les façonner vous même, sans dire le plaisir que vous avez, de les rendre gens de bien par votre exemple. Ce que me suffit pour que je ne vous crois pas moins tranquille et que vous serez persuadé, que je vous souhaite tout le bien imaginable, étant, monsieur, votre très humble et très obéissant serviteur." —

XVI. Von Glaubensgenossen nach Litthauen berufen, dem Evangelium daselbst aufzuhelfen, veranlaßte Zinzendorf eine sachgemäße Heranbildung von Letten zu „christlichen Volksschullehrern". Er fand dabei Gelegenheit, dem dortigen Adel und der Geistlichkeit näher zu treten und sie mit „Praeceptoren" für ihre Kinder, auch mit Kirchendienern zu versorgen. Eine Folge dieser Einwirkung war eine großartige Erweckung. Unterwegs berührte er schon auf der Hinreise Berlin. Er hat darüber aufgezeichnet: „Hier geht nun alles recht gesegnet. Meine Mama ist so vergnügt, als ich sie in vielen Jahren nicht gesehen habe. Propst Rolof und Feldprobst Karstaedt sind bei mir gewesen. Der Oberhofprediger Jablonsky war viel um mich, täglich. Mit den Brüdern hielt ich Conferenz über die herrnhutischen Mißstände. Die Leute, die in Berlin geredet hatten, wovon sie nichts wußten, bestanden mit Schanden." Auf dem Rückwege hatte Zinzendorf eine Audienz beim Könige. Zinzendorf hatte ihm 1729 wegen eines Schwärmers Tuchfeld und später wegen der Salzburger geschrieben, aus der Antwort aber ersehen, daß der König ihm nicht wohl wollte, so daß unser Graf vorkommenden Falls seine Ausweisung aus den preußischen Staaten zu gewärtigen hatte, da der König ihn für einen halb ridikülen, halb gefährlichen Menschen hielt. Dabei interessirte sich der König andererseits für ihn, als den Sohn seines Feldmarschalls. Am 18. Juni 1736 hatte Zinzendorf dem Könige die Bitte vorgetragen, den Urgrund der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen amtlich feststellen zu lassen. „Hören Sie mich, daß Sie Gott wieder höre," lautete der Schluß der Vorstellung. Bei seiner Ankunft in Berlin auf dem Heimweg erhielt Zinzendorf ein königl. Handschreiben und durch Jablonsky eine Einladung, noch an demselben Tage mit ihm nach Wusterhausen zu kommen, wo der König residirte. Sein Stiefvater, der überall für die Ehrlichkeit Zinzendorf's eintrat, sich übrigens aber ihm gegenüber zurückhielt, meinte: er werde wol viel auszustehen haben. Ein Geheimrath, vielleicht Schumacher, der Zinzendorf dem Könige vorführte, rieth: mit Vorsicht zu reden. Der König begegnete Zinzendorf in seiner rauhen und heftigen Weise, anfangs kalt. Als er aber sah, daß er mit einem verständigen Manne zu thun hatte, fand er sich bewogen, 3 Tage auf eine Besprechung mit ihm zu verwenden, in welcher Zinzendorf ihm sein Herz ausschütten durfte. Nur wenig blieb von dem, was Zinzendorf zur Last gelegt war, unerörtert. „Meines Exilii ist aber," schrieb unser Graf nach Herrnhut, „mit keinem Worte gedacht." Der Erfolg war, daß der König in Betreff der Verleumder Zinzendorf's sich äußerte: der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen; wie kommt es aber, daß Er so traducirt wird? Zinzendorf antwortete: „Eine Ursache wäre seine ungewöhnliche Lebensweise, darin dem Ansehen nach viel contradictorisches; eine andere: der esprit critique, welcher ihn selbst einst geplagt habe und ihm nun zu schaffen mache; eine dritte: seine Freundschaft mit Jedermann, auch solchen, die es nicht zu verdienen schienen." Der König fand Alles „naturell" und sagte: Zinzendorf's ganze Sünde sei, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Dienste des Evangeliums ganz widme. Er versprach ihn aber zu schützen. „Sagt mir jemand etwas Nachtheiliges, so schreibe ich's mit nächster Post und bitte, gleich zu antworten. Bis ich Ihn auf einer Unwahrheit ertappe, will ich Ihm glauben." Auch die Königin sprach sich Zinzendorf gegenüber gnädig und wohlwollend aus. Bevor Zinzendorf Berlin verließ, schrieb er seinem Bruder Heinrich Ernst v. Natzmer, der am 9. Mai 1734 von den Gendarmen, wo er eingetreten, als Rittmeister zum Regiment Geßler versetzt war:

Berlin, x October 1736. Mein sehr lieber Bruder. Ich habe nie daran gezweiffelt, daß Du mich lieb habest, und ich glaube die bei Dir noch nicht erloschene Liebe gegen mich sey nur eine halbe caution, daß Du noch endlich den Heyland auch recht lieb bekommen wirst. Ich mache den Schluß aus den bekannten Worten „wer da liebet den, der von Gott gebohren ist, der liebet auch den, der ihn gebohren hatt." Ihre Majist. der König fragten mich diese Tage ob Du meines Sinnes seyest. Am sentiment will ich bei Dir nicht zweiffeln, aber an der praxi machen mich die Beschwerungen, die man von Dir hatt, noch ungewiß; Du hast so viel mehr Ursach, Dich dem Heyland gantz hinzugeben, mein Bruder, als Du vielleicht nicht die längste Zeit haben möchtest, daran zu gedenken. Du bist, daß weiß ich gewiß, von der Kraft seiner Gnade gerühret, und es kan Dir nichts im Wege stehen, als daß Du auf seine Sachen nicht attention genug wendest, gib Dir die Mühe, mein Bruder, siehe mich an: ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt und habe großen Trost funden und daß kannstu glauben, daß ich Gott herzlich preisen werde, wenn des Königs Andenken an Dich eine Gelegenheit wird, Dich recht auf den Grund u. Punkt zu führen, der allein gilt u. Menschen hier seelig machet. Der König arbeitet ja wie ein David an der Zurüstung zum Hause Gottes: es wäre ihm zu gönnen, daß er nie keinen Wunsch thäte, über Persohnen u. Menschen in dieser Materie, der ihm nicht reussirte u. ich achte mich persuadirt, daß er sich freuen wird, wenn du unsern Familiencharacter uns behaupten hilffst: „Gott fürchten u. christlich leben." Ich verharre mit Zärtlichkeit Meines lieben Bruders.

Ende April 1737 kam Heinrich Ernst bei einem Quartierwechsel des Regiments, dessen etatsmäßiger Stabsofficier der spätere Husarenchef George Christoph v. Natzmer war, nach Neydenburg in der Provinz Preußen. In demselben Jahre ging Heinrich Ernst als Freiwilliger zur kaiserlichen Armee und fiel am 18. November 1737 bei Belgrad. Zinzendorf hatte seinem Bruder zur rechten Zeit ins Gewissen geredet. War dieser ihm gefolgt?

XVII. Der König hatte Zinzendorf gefragt: Warum er sich nicht ordiniren lasse; „man könne doch nicht alles thun, wenn man nicht ordinirt ist." Zinzendorf bat, ihm durch Jablonsky die Weihe ertheilen zu lassen. Der König bestimmte, daß die lutherischen Pröbste Roloff und Reinbeck ihn examiniren sollten, und schrieb an Jablonsky: „Wenn das Zeugniß, wie ich hoffe, gut ausfällt, könnt Ihr ihn ordiniren, weil ich der Meinung bin, deß der geistliche Stand aller Ehren werth sei und Niemand degradire." Bevor es

dazu kam, schrieb Zinzendorf dem Könige: „Was Ew. Majestät zur Beförderung meines Dienstes am Evangelio und zur Pflanzung des gesegneten Volks der mährischen Brüder, denen ich meine Wohlfahrt in der Welt zeither mit Freuden geopfert habe, so großmüthig beitragen, das thun Sie dem Herrn und ich bin nicht in Sorgen, daß Er E. M. solches in seinem Buche zum Segen anzuschreiben vergessen werde. Die Einlage giebt E. K. M. zu erkennen, was ich mit dero Consistorial-Rath Jablonsky verabredet; ich hoffe zu dem, der E. M. Herz in Händen hat, Er werde es mir conserviren in der mildesten Situation, in der ich es diese Tage über gesehen habe. Was ist's für ein glückseliger Charakter eines Königs: gern trösten! E. M. haben es an mir treulich gethan, denn Sie haben mir in einer Stunde mehr genutzt, als mir in vielen Jahren durch alle Nachreden hätte geschadet werden können. Der alte Feldmarschall und meine Mutter sind darüber sehr erquicket und ihre Herzen mir geneigt worden. Der Consistorial-Rath Jablonsky, mein vieljähriger treuer Freund und Mitgehilfe am mährischen Exulantenamt, danket dem Herrn für die Gnade, daß E. M. ich selbst sehen und sprechen können."

XVIII. Nach einem Aufenthalt mit seiner Familie in Frankfurt a. M., wohin sich seine Frau über Ronneburg begeben hatte, und nach einer abermaligen Reise nach Holland und England ging Zinzendorf wieder nach Berlin, nicht ohne dem Könige vorher zu melden: „Ich werde nach E. M. Absicht daselbst so incognito sein als möglich, damit das Geschäft (der Ordination) in aller Stille möge vollzogen werden. Ich werde zu dem Ende bei meinen Eltern nicht logiren, sondern mir in der Nähe der Pröpste ein Logis miethen und E. M. den Moment meiner Ankunft allerunterthänigst anzeigen." Am 25. April 1737 traf Zinzendorf in Berlin ein. Das Colloquium fand in seiner Wohnung statt. Er bekannte dabei: „Daß ich in allen und jeden einfältigen Lehren der heiligen Schrift, wie solche in unsern symbolischen Büchern, nach dem schönen Ausdruck des Chursächsischen Religionseides, wiederholt sind, von Herzen ergeben; daß ich das Wort des Herrn allenthalben, wo ich Gelegenheit habe, in guter Ordnung öffentlich und besonders zu verkündigen, mein eignes Werk sein lasse und nicht glaube, daß eine Spur in der Schrift und den Glaubensbüchern vorhanden, die solches einer geborenen Standesperson absprechen; daß ich die Mährische Brüdergemeine für eine heilige, bischöfliche, ja apostolische halte, die der protestantischen Religion in der Richtigkeit der Lehre nichts nachgiebt, in der Kirchenzucht aber weit vorgeht und der Zeit nach viel älter als sie ist; daß ich, soviel an mir ist, dieselbe als ein theures Kleinod des evangelischen Haufens, so lange ich lebe, zu conserviren und ihr zu dienen suchen werde, soviel ich kann, um so viel mehr, als ich dazu von allen ihren Gemeinen vorlängst ordentlich erwählt und berufen worden bin." Nach dem Colloquium schrieb der König an die Pröpste: „Potsdam 9. Mai. Ich habe aus Eurem Bericht wegen des Grafen Zinzendorf gern ersehen, daß Ihr bei ihm keine andere Lehre, als die in der evangelischen Kirche geführt wird, gefunden. Was die Einrichtung, so er mit den Mährischen Brüdern zu machen gedenkt, anlangt, darüber erwarte ich seine Vorschläge." Die Ordination fand am 20. Mai durch Jablonsky und David Nitschmann als erster Bischof der erneuerten Brüderkirche, unter schriftlich eingegangener Zustimmung des Bischofs der Brüder-Unität in Gr. Polen, in Jablonsky's Hause statt, nachdem dieser auf Verlangen sich noch dahin geäußert hatte, „daß die Ordination keinen Nachtheil für jemand haben könne, auch keine neue Religion einführe". Die Brüdersache war damit zu einem neuen Abschluß gebracht. In diesem Sinne wünschte der König Zinzendorf „Segen zur Aufbauung seiner Kirche". Es fehlte aber nicht an Solchen, welche besorgten, der König möge Zinzendorf die Inspection der preußischen Kirchen anvertrauen. Hieran dachte der Monarch niemals; er hat aber Herrnhut sein Wohlwollen bewahrt und damit die Niederlassung der Brüder in Preußen, zunächst in Schlesien vorbereitet und den Schutz des preußischen Königshauses, dessen sich die Brüderkirche noch erfreut, begründet.

Bücherbesprechungen.

o. Die Erlösung. Von A. Berger. Berlin. Verlag von Adolf Landsberger. 1888. 34 S. — In diesem Schriftchen wird die Nothwendigkeit einer Erlösung dadurch zur Darstellung gebracht, daß verschiedene Vertreter des Unglücks und Leidens in dieser Welt gezeichnet werden; die Erlösung selbst wird den Vertretern des Elends, deren Seelenleben im Leiden erstorben ist, dargeboten von dem Erlöser mit folgenden, das kurze Schriftchen abschließenden Worten: „Wohlan, es sei, noch einmal weck' ich die todten Seelen Euch Menschen zum Leben. Wahret nun weise den herrlichen Schatz, der Glück Euch verleihet, daß nicht vergeblich die Gnade des Höchsten Ihr anrufet." Die Sprache ist eine gehobene und gewählte, doch verspricht der Titel mehr als der Inhalt bietet, der nur dann Werth hat, wenn er nicht einen neuen Weg der Erlösung zeigen, sondern das Verlangen nach dem alten wecken soll, den das Evangelium klar und deutlich angiebt.

M.-Fr. Die deutschen Kaiser und ihre Zeit mit dem Zwischenreich von 1806—1871. Kurz zusammengefaßt für den Gebrauch der Jugend von Joh. Mühlheim. Mit 54 Bildnissen. Gotha, F. A. Perthes. 1889. VI, 295 Seiten. 4 ℳ. — Dieselben Bildnisse, welche die im Jahre 1886 aus demselben Verlage hervorgegangene Arbeit von Mund von Pochhammer: Bildnisse der deutschen Kaiser enthielt, finden wir hier wieder. Dazu sind nur die Bilder von Friedrich III. und Wilhelm II. getreten, während Günther von Schwarzburg ausgefallen ist. Der Text ist diesmal auf jüngere Leser berechnet und erfüllt im Ganzen seinen Zweck mehr als der mit größerem Anspruch auftretende des größeren Werkes; die drei Kaiser des neuen Reiches sind nach Egelhaaf, Wilhelm Müller und Hinzpeter besprochen. Ueber die Auswahl des Stoffes kann man hie und da anderer Meinung sein, so z. B. wenn Wallenstein's Ermordung in einem Nebensatze ohne Zeit- und Ortsangabe erwähnt wird (Seite 145). Auch der Ausdruck erregt hie und da Bedenken. Was soll sich das Kind denken bei dem Satze: Die Stadt Lübeck erhob sich zur Hoffnung der Reichsfreiheit (S. 63). Von fehlerhaften Angaben, welche leicht hätten vermieden werden können, nenne ich hier nur auf ein und derselben Seite (260): Schlacht bei Amiens 1870 23. November (richtig: 27.), bei St. Quentin 1871 13. Januar (richtig: 18. und 19.), Ausfallsschlacht beim Mont Valerien 13. Januar (richtig: 19.). Welche „gesetzgebende Friedensversammlung" am 28. März 1871 in Brüssel zusammentrat, wird schwer zu sagen sein.

M.-Fr. Eins der besten Werke der jungen russischen Geschichtschreibung ist die Russische Geschichte in Biographien von Nikolaus Kostomarow. Der Verfasser ist schon vor mehreren Jahren verstorben, dieses wichtigste seiner Werke aber ist nach der zweiten Auflage des russischen Originals von W. Hendel übersetzt worden, und die erste Hälfte erscheint soeben in zweierlei Form, sowol in einem Bande (695 Seiten, 8 ℳ) als auch in Lieferungen (14 zu 50 ₰) bei Guillermo Levien, Leipzig 1889. — Dieser Theil umfaßt das 10. bis 16. Jahrhundert, die Herrschaft des Hauses Wladimir's des Heiligen, der zweite Theil wird die Herrschaft des Hauses Romanow bis zur Thronbesteigung Katharina's II. behandeln und sich sofort anschließen. Unser Band zerfällt in 31 Abschnitte, von denen sich etwa ⅔ mit fürstlichen Persönlichkeiten, die anderen mit hervorragenden geistlichen und weltlichen Unterthanen befassen. Unter den letzteren befinden sich z. B. der Eroberer Sibiriens Jermak Timofejewitsch und der albanesische Grieche Maxim, eine anziehende Gestalt der Kirchengeschichte; mehrere umfangreiche und besonders gehaltvolle Capitel sind der Zeit des falschen Demetrius gewidmet. Das Buch verdient die gute Uebersetzung, die es hier gefunden hat, und eine weite Verbreitung, nicht etwa weil es unserer westeuropäischen pragmatischen Geschichtschreibung sich annäherte, sondern gerade wegen des echtrussischen Gewandes, in dem es auftritt, und wegen des unbestreitbaren Bestrebens, kritisch sichtend aus den alten Chroniken die Thatsachen festzustellen. Der religiöse Standpunkt ist durchaus russisch, doch nicht engherzig, für die politische Anschauung ist S. 142 f. bezeichnend. Die Form wird hier und da fast biblisch, offenbar überall da, wo sie sich eng an die Mönchserzählungen der klösterlichen Jahrbücher anschließt, sie steht aber auch in vielen anderen Partien der unserer guten Geschichtswerke nicht fern, im Besonderen wo Land und Leute beschrieben, Zustände geschildert und culturgeschichtliche Wandlungen gezeichnet werden. Ueberall wird man erinnert, daß ein Russe der Verfasser ist, fast nirgend aber kann der unparteiische Leser den nationalen Standpunkt, der das Buch auszeichnet, unberechtigt finden. Wir können das Buch zur Verbreitung besserer Kenntnisse über Rußland mit gutem Gewissen empfehlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 92. Sonnabend, den 3. August. 1889.

Ein Wort über die Fürstenschulen.

Es ist zwar die Zeit der Berichte über das Wettinerfest vorüber. Aber auf eine literarische Gabe, welche die Begeisterung der festlichen Tage hervorgerufen hat, möchten wir doch noch hinweisen. Sie verdient es um so mehr, daß ihrer gedacht wird, je bescheidener und anspruchsloser sie sich eingeführt hat: wir meinen die „Zeugnisse über die Bedeutung der Fürstenschulen für die Ausbildung und Erziehung der Jugend". Herausgegeben von dem „Verein ehemaliger Fürstenschüler zu Dresden". (Dresden, in Commission bei H. Morchel's Buchhandlung. 1889.)

Seit mehreren Jahren besteht in Dresden ein Verein ehemaliger Fürstenschüler, der seinem eigenen Bekenntniß nach (vergl. letzte Seite der genannten Schrift) die Pflege und Bethätigung dankbarer Anhänglichkeit der ehemaligen Schüler an die Fürstenschulen bezweckt, Nachrichten von den Schulen und deren ehemaligen Zöglingen sammelt, seine Mittel zu Gunsten dieser Schulen verwendet und alljährlich ein Viaticum gewährt an einen, von seinen Genossen erwählten, vom Lehrercollegium bestätigten, zur Universität abgehenden, bedürftigen und würdigen Fürstenschüler. Die drei Fürstenschulen Pforta, Meißen, Grimma wechseln beim Empfange dieses Viaticums jährlich untereinander ab. So ist durch die Gründung des Dresdner Vereins und diese alljährlich sich wiederholende Spende ein Band der Pietät zwischen den drei durch ihren Ursprung zusammengehörigen, ehrwürdigen Schulen aufs Neue geknüpft und aufs Schönste in Erfüllung gegangen, was der Director des königl. Prediger-Seminars in Wittenberg H. E. Schmieder (Portenser 1805—1811) als Wunsch im Jahre 1843 in die freundlichen Worte kleidete:

„Ihr Alten auch, die ihr nichts anders wissen wollt, als daß die drei Fürstenschulen Pforta, Meißen und Grimma drei unzertrennliche Schwestern sind, die Kurfürst Moritz auf ewig verbunden, wir wollen mit euch fort und fort die Meißner und Grimmenser als liebe Geschwisterkinder ehren." (S. 35 der Festschrift.)

Wenn nun Se. Majestät der König Albert am 1. Juli 1879 bei Einweihung des neuen Gebäudes der Fürsten- und Landesschule zu St. Afra die Worte sprach:

„In der Gründung der Fürstenschulen erblicke Ich eine der segensreichsten Regierungshandlungen Meines Ahnen, Kurfürst Moritz. Ich habe daher diesen Schulen von jeher Meine besondere Fürsorge geschenkt",

so kann man sich nur freuen, daß auch die alten Fürstenschüler bei dem 800jährigen Jubiläum des königlichen Hauses Wettin die Gelegenheit nicht haben vorübergehen lassen, für diese von den Wettinern vom Anbeginn bis auf den heutigen Tag den Fürstenschulen zugewandte Fürsorge und Huld ihre dankbare Gesinnung zu bezeugen. Und nicht minder wird man die Form angemessen und ansprechend finden, in der sie ihrer Gesinnung Ausdruck verliehen haben. Das Schriftchen giebt aus drei Jahrhunderten Zeugnisse von den berufensten Männern, und indem es sich jedes weiteren Urtheils enthält, läßt es eben nur diese Zeugnisse reden für alles das, was die Fürstenschulen unter dem segensreichen und weisen Patronat der Wettiner zum Ruhme Sachsens, ja des ganzen deutschen Vaterlandes geleistet haben. Und wenn die Schüler, darunter die Träger der besten Namen, auf die unser ganzes deutsches Volk mit Freude und Stolz hinblickt — ein Klopstock, Fichte, Gellert, Lessing, Ranke u. A. — in dankbarer Erinnerung und oft mit dem Ausdruck innigster Anhänglichkeit es bekennen, daß sie hier den Grund zu Allem gelegt haben, was sie geworden sind, so bestätigen anderseits die zu Visitatoren bestellten Professoren und Räthe der Regierung, an ihrer Spitze der praeceptor Germaniae Philippus Melanchthon, welch wesentlichen Antheil diese Schulen an der Geistesarbeit des deutschen Volkes gehabt haben. Es ist nicht wohl möglich, eine umfänglichere Auswahl zu halten: mögen einige wenige dieser Zeugnisse die Anregung zu weiterer Lectüre geben. Ich mache den Anfang mit Gotthold Ephraim Lessing (Afr. 1741—1746):

S. 24: „Mit Geschlechtsregistern berühmter Männer, die auf bestimmten Schulen ausgebildet wurden, ist nicht viel gethan, wenn der Beweis fehlt, daß zwischen den nachmaligen Leistungen eines großen Mannes und seiner früher erlangten Vorbildung ein inniger Zusammenhang stattfindet und .... daß die Schule, wo er sich bildete, von ihm selbst mit dankbarer Anerkennung genannt wird. .... Beide Forderungen sind bei Lessing vollkommen erfüllt. Seine gründliche Gelehrsamkeit verdankte er nach seinem eigenen, oft wiederholten Geständniß der Landesschule Meißen, d. h. ihrer auf Tüchtigkeit in den alten Sprachen berechneten Lehrverfassung, ihren auf Entzündung des Wetteifers und des Privatfleißes begründeten Einrichtungen, ihrer strengen, von allen weltlichen Zerstreuungen und Vergnügungen abgeschnittenen Zucht und Ordnung."

E. A. Diller, Erinnerungen an Gotth. Ephr. Lessing, Zögling der Landesschule zu Meißen. 1841.

Lessing selbst schrieb:

„Theophrast, Plautus und Terenz waren (in Meißen) meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe."

Lessing's Werke (Ausg v. Lachmann) Bd. IV, S. 4.

Ueber Grimma sagt S. 43 Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Richard v. Volkmann (Leander), Generalarzt I. Cl. à la suite (Grim. 1844—1850):

„Ich kann versichern, daß ich Zeit meines Lebens der Fürstenschule zu Grimma dankbar geblieben bin. Was ich bin, wie ich mich entwickelt, verdanke ich ihr und den trefflichen Lehrern, welche damals uns unterrichteten und leiteten, ganz allein. Den größten Einfluß hat der ausgezeichnete August Müller auf mich gehabt, einen viel größeren als er selbst wol heute noch denkt, und zwar nicht blos in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch in Bezug auf die sittliche Auffassung des Lebens. Was er gesäet, ist bei mir voll aufgegangen, langsam und allmälig, aber doch zuletzt ganz mein Geschick und meinen Lebensgang bestimmend. Er war in jeder Beziehung ein herrlicher Mensch, und wünsche ich jedem Gymnasium einen solchen Lehrer für Religion und für deutsche Sprache wie er war! Als Zweiten muß ich den damaligen Ordinarius der Secunda, den verstorbenen Palm, nennen. Auch ihm verdanke ich unendlich viel. Vor dem seligen Director Wunder habe ich, obwol ein wilder und oft ungehöriger Knabe, dessen Erziehung bis zu seinem Eintritte in die alma mater durch allerhand Hände hindurchging, — stets den allergrößten Respect gehabt, und hat er mir auch die große Freude gemacht, mich später, als ich schon Professor in Halle war, zu besuchen. Wenn ich ihm nicht so nahe getreten bin, als es für mich gut gewesen wäre, so lag der Grund davon darin, daß ich überhaupt nur ein knappes Jahr in

der Prima gesessen bin und dann abgehen mußte, um mich, wie es damals Sitte war, zum Examen auf einem preußischen Gymnasium vorzubereiten."

Zum Schluß einige der bemerkenswerthesten Zeugnisse für die altberühmte Porta:

Ferd. Ranke, Direct. des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin (Port. 1814—1821):

„Bis 1814, so lange blieb die Anstalt in sächsischer Verwaltung, ward Schulpforta wie ein Juwel betrachtet und mit sich gleich bleibender Liebe und Sorgsamkeit im ursprünglichen Sinne gepflegt und behandelt. Dann ging sie in preußischen Besitz über und wurde auch hier sofort für eine Zierde des Landes und der evangelischen Kirche angesehen und in ihrem Grundprincipe erhalten. . . . . ."

„Schulpforta ist eine Macht, welche auf die Zöglinge fortwirkt. Wir sind mit dieser Anstalt in früher Jugend innig verwachsen, haben dort hochverehrte Lehrer und Freunde gefunden, die feste Grundlage echter Menschenbildung in uns aufgenommen, beglückende Pietät empfunden und werthvolle Studien ehren gelernt; die Welt, die sich uns dort aufschloß, läßt uns in guten wie in bösen Tagen nicht los und bleibt der reiche Hintergrund für alle Lebenserfahrungen der Zukunft. Wohin auch das Leben uns führt, in den verschiedensten Berufsarten, fühlen wir uns durch Pforta emporgehoben und gefördert. Die Behauptung darf man wagen, daß kein Schüler ohne solche herrliche Erfahrungen Pforta wieder verlassen hat."

F. Ranke, Rückerinnerungen an Schulpforta 1874, S. 1 u. 164.

Aehnliches in dem Lebensbilde eines anderen alten Portensers (S. 35): „Fast mehr noch als die Persönlichkeit bedeutender Lehrer (Ilgen, Lange, Schmidt) wirkte der Geist der Anstalt selbst erziehend und erhebend. Trotz der strengen Disciplin, trotz der klösterlichen Beschränkung glich Pforta damals einer kleinen Republik mit fest ausgeprägten Sitten und Gebräuchen, an welchen selbst die Behörden und Lehrer nicht zu rütteln gewagt hätten. Die Schüler fühlten sich nicht nur als Gehorchende und Lernende, sondern als lebendige, organische Glieder eines kleinen Staates, welchen ein wahrhaft antiker Gemeingeist durchwehte. Mehr als geschriebene Gesetze galten die alten Sitten und Gebräuche, die mores majorum in Pforta. Auch für Pforta hatte das große Wort des Tacitus: plus ibi mores valent, quam alibi bonae leges seine Wahrheit. Es gab zu Pforta eine strenge Aristokratie, sie ruhte aber lediglich auf dem Vorzuge der Kenntnisse und der Reife des Charakters. Jeder sonst geltende äußere Unterschied des Standes oder des Reichthums mußte vor den Klostermauern zurückbleiben. Der Sohn des reichen Grafen unterlag ganz derselben Behandlung, wie der des armen Handwerkers."

Leopold v. Ranke (Port. 1809—1814): „In Schulpforta lebte und webte ich in den classischen Schriftstellern, ich studirte und übersetzte die alten Dichter, namentlich die Tragiker und machte sie mir nach Kräften zu eigen. Ich kann der Schulpforta nicht Dank genug dafür sagen, daß sie uns Raum und Antrieb dazu gewährte." —

„Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, dreimal durchgelesen ... Sehr wahr, daß dabei nicht Alles auf das Genaueste durchforscht wurde. Aber der Gesichtskreis der ältesten Welt umfing uns; mit unserer ganzen Seele lebten wir darin.

Die Zeit des Abendgottesdienstes, wo ich, wie ich bekennen muß, den kalten und matten Vorträgen wenig folgte, verwandte ich vielmehr dazu, die Bibel soviel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei Weitem mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testamentes, die ich immer von Neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch naher liegender Horizont, wie der der homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauungen der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Anstößige und Unverständliche weg; aber sie wird von dem Geheimnißvollen, was etwas ganz Anderes und wenigstens die Ahnung des Verständnisses in sich schließt, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen; sie athmet die Luft des Unvergänglichen ein. Die archaistische Farbe der Luther'schen Uebersetzung erhebt noch besonders über das Gespräch des Tages und die Schriften gewöhnlicher Art in eine andere Sphäre.

Auf dieser Stufe der Bildung mußte dann Klopstock unter den Modernen, die wir erreichen konnten, unser vornehmster Poet werden. Er war in derselben Schule erzogen; einen nahen Brunnen am Steig, der durch den Wald führte, nannte man mit seinem Namen. Die Versuche, das classische Metrum in der deutschen Nation einheimisch zu machen, wie auch wir das wohl versuchten, brachten ihn uns besonders nahe. . . . . Was ihm persönlich ist in seinen Empfindungen, ist das Schwächste; aber im Ganzen liegt die große christliche Dichtung, an der so viele Jahrhunderte mit gearbeitet haben, zunächst in der poetischen Auffassung, wie sie bei Milton erscheint, zu Grunde, fast mehr, als Klopstock selbst sich dessen bewußt sein mochte. In dieser Dichtung liegt eine unendliche Macht, die ihr gleichsam angeboren ist; sie ist eine Fortbildung des poetischen Elementes, das über den Apokryphen und zum Theil dem Neuen Testamente schwebt; sie wird nie ihre Wirkung verfehlen. . . .

Das Besondere war die Einheit der Beziehungen, die sich an die Schule knüpfen, welche uns als die vornehmste von allen geschildert wurde und die mit ihrer Geschichte und manchen berühmten Namen aus dem Kreise der scholastischen Beschäftigungen, die man jedoch bald zu überholen gedachte, die Gemüther fesselte."

L. v. Ranke's Lebenserinnerungen,
im October 1863 zu Venedig seinem Sohne Otto dictirt,
veröffentlicht von A. Dove.
Deutsche Rundschau Bd. LI (1887) S. 49 flg.

Sollte es sich nicht lohnen, so lange noch solche Bekenntnisse abgelegt werden, diese ehrwürdigen Anstalten intact zu erhalten — unbekümmert um das Geschrei des Tages? Auch Anderes, was mehr geschichtlicher Natur ist, wird man nicht ohne Freude und Interesse, Vieles nicht ohne innige Rührung lesen können. Wir verweisen u. A. auf den Bericht über die auf Klopstock's Anregung veranstaltete Gedächtnißfeier zu Ehren seines liebsten Portenser Lehrers, des Conrector Stübel (S. 23 f.), sowie die ergreifende Schilderung von dem Besuch der Gräber der auf dem Portenser Friedhofe ruhenden Lehrer bei der dritten Säcularfeier der Schulpforta am 22. Mai 1843 (S. 35).

Voran geht diesen Zeugnissen und Berichten die Rede des berühmten Grimmenser Rector Dr. Eduard Wunder „über die Eigenart der Fürstenschulen", gehalten bei deren 300jähriger Jubelfeier am 16. September 1850. Sie wird gewiß Allen, die zu den Füßen des trefflichen Mannes gesessen haben, freundliche Erinnerung wachrufen.

Dresden, im Juli 1889. —d.

Aus den Meisterjahren Zinzendorf's. (1734—1740.)

(Schluß.) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

XIX. Das über ihn verhängte Exil zu beendigen, hatte Zinzendorf sich schon vor dem Berliner Aufenthalt mit seinem Heiland beredet und Natzmer dem Könige von Polen geschrieben. Wie dankbar Zinzendorf hierfür dem alten Feldmarschall war, ersehen wir aus seinem Schreiben an Natzmer:

„Herrnhut, 5. Juni 1736.

Je tiens mon bien de vos soins pour la troisième fois, monsieur mon très cher père. Vous êtes cause que douze mille écus de patrimoine, que j'avais 1704, se sont augmenté, jusqu'a vingt en douze ans et par la même vous êtes la cause seconde de la subite et incroyable bénédiction, que j'ai trouvé dans les terres de ma grandmère. Vous avez empêché que mons. le baron de Gersdorf, mon oncle, ne s'est emparé de ces mêmes biens 1832, lorsque le roi defunt m'en chassa pour la première fois, ce qu'il aurait fait indubitalement, s'il avait été alors en possession d'Ober-Berthelsdorf. Il est visible qu'à cette heure Dieu se sert de vous pour faire naître un pretexte au Roi d'à présent, de retirer le consilium abeundi, qu'on était bien aise de faire cesser sans pourtant se donner un dementi. J'ai achevé les écritures, que je communiquerai a votre Excellence. Voilà à cette heure deux témoins que vous avez de votre bon cœur et de votre amour pour le prochain, l'un dans le ciel en la personne de ma grandmère, l'autre dans la mienne sur la

terre. Nous répétons souvent au bon Dieu, maître du ciel et de la terre, ces paroles de Boas à la bonne Ruth: Je sais, dit-il, ce que tu as fais pour ta belle-mère après la mort de son mari, que le Seigneur te donne une récompense et que ton loyer soit parfait auprès le Seigneur, le Dieu d'Israël. C'est dans ces sentiments de reconnaissance et de respect que je serai toujours, Monsieur, votre très humble et très obéissant serviteur et très fidèle fils Louys Comte de Zinzendorf.

XX. Zinzendorf irrte, wenn er annahm, daß der Dresdner Hof nur nach einer Gelegenheit ausgeschaut habe, die Verbannung zurückzuziehen. Allerdings erfolgte infolge der weiteren Correspondenzen, welche sich in dem Zinzendorf'schen Schreiben angedeutet finden, die Erledigung der Commissionsangelegenheit dahin, daß die Gemeine zu Herrnhut, so lange sie bei der Lehre der ungeänderten Augsburgischen Confession beharre, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Zucht gelassen werden solle. Bald darauf wurde aber dem Grafen zugemuthet, einen Revers zu unterschreiben, der ihn bedrückte. Er zog es daher vor, sich ein neues Exil selbst aufzuerlegen. Nachdem er sein Haus und die Gemeine bestellt hatte, verließ er Herrnhut am 4. December, um es 10 ganze Jahre kaum einmal wiederzusehen.

XXI. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Wetterau ging Zinzendorf nach Jena, wo sein Sohn Renatus, kaum erst 10 Jahr alt, in Gesellschaft von Johann Nitschmann (geb. 1712 † 1783) „studirte". Renatus hatte zu seiner Bedienung Brüder von Herrnhut, zu seiner Information verschiedene nicht nur gelehrte, sondern auch gottesfürchtige studiosi, die sich auch die Erbauung von Bürgern der Stadt angelegen sein ließen. Die Zeit des Renatus war dabei „weislich" eingetheilt, jedoch sah man mehr darauf, daß er in der Gnade wachse, als gelehrt werde. Zinzendorf ging alsdann nach Berlin. Unterwegs ging ihm das Geld aus und reiste er zu Fuß, bis er einen Bauern fand, der ihn flott machte. Am 25. December traf er mit seiner Familie, die ihm vorausgegangen war, in Berlin zusammen, wo Renatus mit seiner Umgebung zu ihm stieß, so daß Zinzendorf hier eine Menge Menschen um sich hatte. Warum er nach Berlin gegangen, entnehmen wir einer seiner Aufzeichnungen: „Herrnhut nahe zu sein, ganz kann es nicht quittirt werden;" keinen neuen Verdacht in Dresden zu machen, war Berlin der ordentlichste und bequemste Ort: „Da ist mein 84jähriger Stiefvater, der beim Könige von Polen wohl angeschrieben steht. Auch gedachte ich, wenn meine Mutter Wittwe würde, ihr mein Haus anzubieten und ihr alle kindliche Treue zu beweisen. Auch lagen mir die Seelen am Herzen, die mein seliger Pathe Spener, Schade und Lysias hier erweckten." Gleich bei dem ersten Besuche, welchen der Graf, erzählt Spangenberg, nach seiner Ankunft in Berlin bei seiner Frau Mutter machte, mußte er aber gewahr werden, daß dieselbe von Neuem seinetwegen war bedenklich gemacht worden. Man kann denken, daß der große Train, noch dazu in Berlin, die Eltern beunruhigte. Zinzendorf beschränkte sich aber in religiöser Beziehung darauf, seinen Hausgenossen Erbauungsstunden zu halten. Uebrigens ging er mit den Studirten, welche er um sich hatte, Bibellectionen durch. Mit den Gemeinältesten hielt er Conferenzen. In einer großen Versammlung, welche er mit den Schwestern und Brüdern hielt, wurden Missionare für Surinam, Berbice, Ceylon, den Ararat, zur Arbeit unter den Juden und zu einer wandernden Gemeine unter den Christen bestimmt. Als Berliner Geistliche ihn aufforderten, auch anderen Sterblichen den Zutritt zu den Hausandachten zu gestatten, fragte Zinzendorf dieserhalb beim Könige an und erhielt den Bescheid: „er solle in Gottes Namen das reine Wort predigen." Eine Kanzel mochte ihm aber kein Geistlicher überlassen. So hielt Zinzendorf in seinem Hause unter großem Zulauf auch der Vornehmen — oft hielten 40 Kutschen vor der Thüre — seine bekannten Berliner Reden, über die er sich selbst geäußert hat: Wer ein klein wenig versteht, der siehet, daß ich nur 4 Materien tractirt habe: „die ewige Gottheit des, der Mensch worden ist; die unvermischte Menschheit des Gottes vom Himmel; daß er der einige Weg zur Seligkeit aller Menschen und daß es kein Wunder, daß alle die, denen die Sünde bekannt und die Erlaubniß kriegen, nicht mehr zu sündigen, das Sündigen bleiben lassen und ein göttliches Leben führen." Vor dem Reden war ihm öfter beklommen. Er betete dann:

Fac, ut possim demonstrare
Quam sit dulce, Te amare,
Tecum pati, Tecum flere,
Tecum semper congedare.*)

*) Mache, daß ich recht deutlich darlegen könne, wie süß es sei, dich zu lieben, mit dir zu leiden und zu weinen und mit dir sich immer zu freuen.

Sobald ich aber anfing zu reden, erzählt Zinzendorf, fühlte ich die Kohle vom Altar. Ich fühlte meine Zuhörer nach ihren unterschiedlichen Arten. Thränen sind nichts Rares bei ihnen, auch bei den Soldaten. Der Herr lasse es nur in ihnen bleiben! Einem Ansinnen, aus den erweckten Lutheranern in Berlin eine der mährischen ähnliche Gemeine zu machen und sie dadurch von ihren Geistlichen zu trennen, widerstand er. Er zeigte ihnen vielmehr, wie sie sich unter einander erbauen, ihre Gaben verwenden und doch in Connex mit der Landeskirche bleiben könnten. Niemand wird sich hierüber mehr gefreut haben, als der alte Feldmarschall, welcher das Heil des Vaterlandes in dem bisherigen Verbande mit der Kirche suchte. Unter solchen Umständen mochte sich auch Frau v. Natzmer wieder beruhigt haben. Wir lesen wenigstens im Spangenberg: „Sie hatte viel Freude an den (Enkel-) Kindern, denn es war ihnen anzusehen, daß sie in der Schule des heiligen Geistes. Den jungen Grafen Christian Renatus liebte sie besonders." Wenn Zinzendorf trotzdem mit seinem Stiefvater, der für die Francke'schen Bestrebungen mit seiner ganzen Person beim Könige eintrat und als Patron seine Pfarre mit Luther's sämmtlichen Werken in Prachtband ausstattete, diesmal nicht verkehren durfte, so mochte der Feldmarschall, zur Wahrung seines Einflusses in kirchlichen Dingen, auch den Schein vermeiden, als leiste er einem religiösen Individualismus, wo dieser ihm in seiner Familie entgegentrat, noch dazu in einer Zeit Vorschub, wo die Schwarmgeisterei im Schwange war und die Brüdergemeine noch nicht den Beweis der Wahrheit erbracht hatte, den wir an ihr kennen.

XXII. Von Berlin ging Zinzendorf nach Marienborn in der Wetterau und gründete Herrnhag als eine Zufluchtsstätte für die Reformirten, wie Herrnhut es für die Lutheraner war. Indem er Niemand für berechtigt hielt, aus einer christlichen Religion in eine andere zu führen, kam es ihm darauf an, daß man der eigenen Erkenntniß sicher werde. In Herrnhag legte Zinzendorf den Grund zu weitläufigen Anstalten für Kinder, deren Eltern anderweitig beschäftigt waren. Als im folgenden Jahre Renatus mit seiner Umgebung von der Universität zurückkam, gründete er das Seminarium theologicum augustanae confessionis, welches zu einer wichtigen Anstalt zur Beförderung des Evangeliums wurde. Dabei kam Zinzendorf selbst in der Erkenntniß weiter. „Wie ihm die Gnade widerfahren war," meinte Spangenberg, „unsern Herrn Christum als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, kennen zu lernen, so lernte er nun auch den heiligen Geist als das treueste Mutterherz gegen uns in seinem Lichte kennen." — Zinzendorf entschloß sich demnächst zu einer Visitationsreise unter die Heiden nach Westindien. In der Ahnung, bei der Rückkehr seinen Stiefvater nicht wieder zu finden, schrieb er ihm:

„Herrnhut, 15. Sept. 1738.

Hochwohlgeborner HErr, gnädiger HErr Vater Es ist mir fast nicht länger möglich, die tiefsten Schmerzen zu bergen, die ich in meinem HErzen empfinde über Euer Gnaden so vieljähriger Entfernung von mir. Ich habe meine liebe Frau Mutter vor ein paar Jahren gesehen und nicht gesehen, ich unterstehe mich nicht zu schreiben, weil ich nicht weiß, wie Euer Gnaden u. der gnädigen Mama in den bisherigen Umständen meine Zuschriften anstehen. Meine unterthänigste Aufwartung hätte ich vorlängst gemacht: wenn ich nicht von Euer Gnaden das ausdrückliche Verbot gehört, nicht nach Berlin zu kommen. Zu einer solchen Correspondence, da ich nichts als Erzählung meiner Devotion u. leiblichen Zustandes beybringen sollte, habe seit etlichen Jahren keine Idee, u. an meine Frau in die 14 Jahre unsers Ehestandes noch nicht einen dergleichen Brief geschrieben, so oft ich auch von ihr entfernt gewesen. In ein Detail von den Wunder-Wegen Gottes, womit ich alle Post-Tage Paqueter volle machen könnte, kann darum nicht entriren, weil ich besorgen muß, Euer Gnaden damit lästig zu fallen. Ich bin also in großen Sorgen, Euer Gnaden dermal einst gar zu verlieren u. vor so viele hundert Wohlthaten, die ich genossen u. noch genieße, die mir den Weg zu allen nachfolgenden Führungen geöffnet, den empfindlichen Dank schuldig zu bleiben. Weil ich nun gleichwohl 9 ganze Jahr nicht so glücklich gewesen, E. G. Angesicht zu sehen, so ersuche abermal ganz unterthänigst um Erlaubniß, bey sich ereignender Anwesenheit in Berlin meinen gnädigen Eltern treu devotest aufwarten zu dürfen. Ich versichere, daß daselbst alles, was Euer Gnaden im geringsten ombragiren könnte, gewiß unterbleiben werde u. nach erlangtem Vergnügen, Euer Gnaden huldreiches Angesicht zu sehen u. ihnen die Hand zu küssen, ich mich so fort wieder zu retiriren gesonnen sey. Der HErr leite Euer Gnaden, mir diese gnädigste Erlaubniß

zu gönnen, womit in tiefsten Respect harre Euer Gnaden unterthänigster, gehorsamster Sohn und Diener."

Es ist nicht ersichtlich, ob das Wiedersehen stattfand. Zinzendorf's Eltern waren durch den Tod ihrer beiden rechten Söhne — dem Rittmeister Nicolaus Heinrich war der Regierungsrath Dubislav Carl v. Natzmer gefolgt — tief gebeugt. Einem Testamente, welches Zinzendorf aus Anlaß seiner großen Reise aufsetzte, entnehmen wir: „Ich bitte meine mir theure Mutter um ihre Fürbitte. Sie hat in einem Jahre zwei Söhne aus der Zeit verloren. Sie kann keine größere Sicherheit für das Leben ihres noch einzigen Sohnes haben, als daß er in dem Dienst des Herrn ist, der den Schlüssel zum Grabe nicht hergeben darf, wenn er nicht will. — Ich grüße Dich, meine liebe Frau, und befehle Dir das Amt, dem Volke des Herrn zu dienen als meine Gehilfin mit der Gnade, die Dir gegeben ist. Ich wünsche Dir Simeon's Glück und Beugung." Zinzendorf's Ankunft in Westindien bewirkte die Losgebung seiner inzwischen gefangen gesetzten Missionare und die Erhaltung des unter den dortigen Negern reich gesegneten Missionswerkes. Zu einem Exempel der unter den dortigen Sklaven waltenden Gnade brachte er den Neger Andreas mit. Als Zinzendorf am 1. Juni 1739 wieder in Marienborn eintraf, war sein Vater gestorben. Wir wissen nicht, ob der Feldmarschall für Gellert das Urbild „des frommen General" war, den er, wie man sich ausgedrückt hat, zum Entzücken liebenswürdig vorgestellt hat; uns genügt, daß er es zu sein verdiente, und theilen das Gedicht deshalb mit:

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz — denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion? —
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht. —
„Prinz," sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?" —
Nichts, rief der Fürst, Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaßt! — „Nein, den verlaß ich nicht." —
Auch da nicht, wenn Ich's Euch befehle? —
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht
Gott ist nur HErr von meiner Seele
Und alle Fürsten sind es nicht." —
Wie aber, wenn ich HErr von Eurem Leben wäre? —
„Dies sind Sie, sprach der Greis; ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag ich's zu Gottes Ehre." —
Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich Dich, daß keiner ist, belehre? —
„So hätt ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun;
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre."

XXIII. Zinzendorf war mit einer sehr angegriffenen Gesundheit aus Westindien heimgekehrt. Seine damalige Seelenstimmung uns klar zu machen, entnehmen wir aus einem seiner Briefe das nachstehende Selbstbekenntniß, mit welchem wir diesen Aufsatz beschließen, indem er die Summe seines bisherigen Lebens zieht:

„Basel, 20. Januar 1740. Daß ich die ersten tiefgehenden Gnadenzüge erfahren, die von der Predigt des Kreuzes entstanden, ist ohngefähr etliche und dreißig Jahr. Daß die Begierde, Seelen zu Jesu zu bringen, mein Herz eingenommen und mein Plan im Herzen das Lamm gewesen, ob ich gleich auf unterschiedliche Methoden gedacht, mit Ihm anzukommen, z. B. in Halle geradezu, in Wittenberg durch die Moral, in Dresden durch die Philosophie, seitdem durch seine Nachfolge und nicht eher als nach der seligen Gemeinöffnung in Herrnhut durch die simple Lehre von seinem Leiden und Tode, das kann alles zu meinem Knechtsberuf referirt werden, doch habe ich dabei lediglich um Jesu willen gehandelt und keineswegs aus Nebenabsichten. Denn, daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs und meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben. Die Modelle von meinen Eltern und Groß- und Ur-Eltern waren demgemäß, meine Erziehung auch und soviel wußte ich, daß bei der Lehre Jesu kein Staat auf dergleichen Etablissements konnte gemacht werden. Meine Führung ging darum ziemlich langsam und confus. Weil ich keine Führer hatte und wir die Schrift heut zu Tage nicht mehr verstehen, wie sie ist, sondern wie man sie mühsam verstellet und paraphrasirt hat, so führten mich die Exempel der Heiligen und keine Principia. Daß ich hundertmal mehr Angst, Noth und Thränen erfahren, als ich von keinem Sünder jemals fordern werde, ist gewiß. Was meinen Generalplan betrifft, so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach und thue, was ich soll, doch gern. Auf ein oder zwei Jahr habe ich zuweilen einen Specialplan, weil ich durch die Sache selbst darauf gebracht werde, so habe ich meinen Plan, die mährische, ohne mich entstandene Kirche, dem Heiland zu conserviren, daß sie kein Wolf zu fassen kriege, einen Plan, soviel Völker aufzusuchen, als ich kann und zu sehen, ob sie des für alle Welt vergossenen Bluts können theilhaftig werden, einen Plan, des Heilands Testament, soviel möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkommen, wo sie lieblich beisammen sind, einen Plan, soviel Seelen als ich kann zur Sünderschaft und Gnade zu bringen, darum habe ich die Kanzel lieb und reiste (ihr) zu Gefallen 50 Meilen, und einen Plan, alle, auch nicht beisammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich (von) 1717—1739 unverrückt gefolgt, lasse ihn aber jetzt fahren weil ich nicht allein kein Durchkommen damit sehe, sondern im Gegentheil anfange, ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung zu merken."

Zinzendorf beschränkte sich hiernach nun in letzterer Beziehung auf die Pflege seiner Brüdergemeinschaft, als einer Freikirche, in welcher man, den christlichen Eifer anzufachen, eine strengere Kirchenzucht üben kann, als in einer Landeskirche, die ihre Angehörigen nicht ausscheiden darf, ohne sie aufzugeben. Er hatte sich damit dem kirchlichen Standpunkte seines Stiefvaters, welcher keine Beeinträchtigung der preußischen Landeskirche, auch nicht durch das Sammeln der Heiligen, wollte, in dem Augenblicke genähert, wo dieser das Zeitliche segnete.

Bücherbesprechungen.

o. Das Evangelium Johannis mit Hindeutungen auf das Freimaurerthum von Eduard Weiß, Pfarrer. Leipzig. Verlag von J. G. Findel. 1888. IV, 109 S. — Verf. giebt in dieser Schrift weder eine wissenschaftliche noch eine praktische Auslegung des Evangeliums Johannis, sondern, indem er den einzelnen Capiteln des Evangeliums nachgeht und jedes derselben mit einer nicht selten gesuchten Ueberschrift versieht (Cap. III: Das königliche Paßwort; Cap. IV: Die weiße Hand; Cap. XVI: Das Gestirn), bietet er mancherlei Gedanken, die ihm bei der Betrachtung des Evangeliums gekommen oder daraus erwachsen sind. Er liebt es dabei, hin und wieder Worte und Ausdrücke zu brauchen, die auf das Freimaurerthum hindeuten, nicht sowol, um dasselbe zu bekämpfen, als vielmehr um die Uebereinstimmung desselben mit dem Evangelium darzuthun. Die Ausführungen des Verf. sind zwar gut gemeint und wollen allem Anschein nach auch nicht das Bekenntniß der Kirche verletzen, aber sie sind keineswegs geeignet, das Schriftverständniß zu fördern. Sie haben etwas Zufälliges, bisweilen Spielendes und Tändelndes, so daß die eigentlichen Schriftgedanken mehr verhüllt als entfaltet werden.

o. Der gegenwärtige Agnosticismus in seinen Beziehungen zu Wissenschaft und Religion. Vortrag in der öffentlichen Sitzung der literarischen Abtheilung der königl. Akademie von Belgien am 11. Mai 1887, gehalten von Dr. M. G. Fiberghien, Professor an der Universität zu Brüssel. Dresden, Verlag von Barth & Schirrmeister, 1888. 28 S. — Unter Agnosticismus versteht Verf. den letzten Schößling des Positivismus und der Kritik, eine Anschauung, nach welcher das Unendliche, das Unbedingte, Gott, der Wissenschaft unerreichbar, buchstäblich unbegreiflich, unverständlich, unfaßbar, unerkennbar, unwißbar sind. Zweck dieses aus dem Französischen übertragenen eleganten und lichtvollen Vortrages ist, den Widerspruch, in dem der Agnosticismus mit sich selbst steht, darzuthun und diese Lehre als eine solche aufzuzeigen, welche das Gewissen verletzt, die Vernunft verstümmelt, sowie die Grundlagen der Wissenschaft und Religion in das Reich des Unbekannten verweist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverniik in Leipzig.

№ 93. Dienstag, den 6. August. 1889.

In Florenz vor 32 Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

Häusliches und Gassenleben.

Es war ein regnerischer Charfreitag, an welchem ich vor nunmehr 32 Jahren zum ersten Male in das altehrwürdige ruhmreiche Städtekleinod, Florenz, eintrat. Einige Schwierigkeiten waren zu überwinden gewesen, ehe dieser Eintritt gelang. Mit einer höchst unbequemen Diligence, die nur zwei lange harte Bänke enthielt, fuhr man damals von Bologna über den Apennin nach Pistoja, wo die Eisenbahn sich endlich ins Mittel schlug und über Prato nach Florenz führte. Im Großherzogthum Toscana huldigte man dem Fortschritt und hatte dem Beherrscher der Neuzeit, dem Dampf, schon einiges Erdreich geopfert.

Aber der provisorische Bahnhof von Florenz lag unverzeihlich weit von der Stadt entfernt und war in jeder Beziehung höchst unfertig. Omnibusse standen bereit, um die Reisenden durch die Porta Prato nach dem Bureau der Diligencen in der Apostelstraße zu bringen. Schon hüpfte mein Herz vor Entzücken, als die Thürme der hochherrlichen Stadt der Guelfen, Ghibellinen und Mediceer, darunter der gewaltige, eckige des Palazzo vecchio, in der Ferne aufstiegen — da wollte es ein hämisches Geschick, daß ich in echt frauenzimmerliche Verlegenheit gerieth, ehe ich in ihre Mauern eintreten durfte. Der elende Mammon, wie so oft der Feind idealer Stimmungen, war's, der sich in meiner Börse nicht mehr hinreichend vorfand, um die Fahrt im Omnibus zu bezahlen. Ich aber konnte mit der reisenden Lady in der Oper „Fra Diavolo" sagen: „In mein Kleid eingenähtet thu ich das Reisegeld tragen." Dort barg auch ich, wie deutsche Italienreisende mir gerathen, das goldene Bließ in Napoleonsd'or, die damals allein vollste Weltgiltigkeit besaßen. Da Eile nöthig war und auf dem unfertigen Barackenbahnhof sich keine Stätte fand, die einsam genug gewesen wäre, um einen der Goldfüchse aus seiner Hülle herauszutrennen, ersuchte ich einen alten Pomeranzenhändler, der mit mir in demselben Coupé von Pistoja bis hierher gefahren war, um ein Darlehn von zwei Paoli, die ich ihm im Diligencenbureau in der Stadt wiedererstatten wollte.

In jenem Bureau würde man mir doch gewiß ein stilles Kämmerlein anweisen können, wo ich die Ausgrabung meiner Schätze mit dem gehörigen Anstand vornehmen dürfte. Aber da verlängerte sich mit einem Male das Gesicht des Pomeranzenhändlers, der sich mir unterwegs doch so freundlich gezeigt und mir so manche nützliche Lehre auf die Reise durch das Land der Pomeranzen gegeben hatte. Er schüttelte das ergraute Haupt, betrachtete mich mit Verdachtsblicken vom Kopf bis zu den Füßen, als habe er eine Hochstaplerin vor sich, nickte seiner Frau, die schon manchen mißtrauischen Blick für mich gehabt hatte, und marschirte wortlos zur Bahnhofsthür hinaus. Was beginnen?

Der Kutscher vom Omnibus rief mir zu und knallte ungeduldig mit der Peitsche, die Fahrgäste wurden rebellisch. Aber gleichwol mochte sich der Automedon von Florenz auf Nachzahlung im Bureau nicht einlassen. Da erklärte ich mit Entschiedenheit, er möge nur abfahren, ich würde trotz Regen und Wegunkunde zu Fuß nachkommen. Meinen sacco di notte möge er mitnehmen, ich würde ihn später im Diligencenbureau abholen.

Seltsamerweise fehlten hier jene dienstbaren Geister jeden Alters, deren Zudringlichkeit ich von Triest an allüberall abzuwehren gehabt hatte, gänzlich. Der Bahnhof lag gar zu weit vom Hauptsitz dieser kleinen Industrie entfernt, und der Regen, der herabströmte, lähmte sicherlich die Schwungkraft der Ritter vom Orden der „buona mano". Aber die Scene änderte sich. Der Kutscher wollte sich meine Paoli nicht entgehen lassen, vielleicht war es ihm auch um die 5 Bajocchi Trinkgeld zu thun, die über den Fahrpreis gezahlt werden mußten, kurz, er erklärte, warten zu wollen, bis ich mein Geld ausgepackt (sballato) hätte. Da der Regen just mit einem Fortissimo einsetzte und meine forschend ausgesandten Blicke am Ende des wüsten Bahnhofsplatzes einen baufälligen und daher unbenutzten Schuppen entdeckt hatten, ging ich darauf ein, „auszupacken". Unter den wilden Zornesausbrüchen der auf die Abfahrt harrenden Omnibusinsassen eilte ich dem Schuppen zu, wo ich eine große leere Tonne als spanische Wand und Anstandshüterin benutzte, und begann mit Fieberhast die Austrennung der Fürstenhäupter aus dem Reisekleide. Das Diogenesgehäuse roch stark nach Schnupftaback, und so ging ich zwar niesend aber doch reichlich versehen mit dem nothwendigen Uebel dieser Welt aus dem Schuppen von Florenz hervor. Durch den Verhau solcher Verlegenheiten gelangte ich endlich zum Schau der göttlichen Arnostadt. —

Während der Omnibusfahrt überlegte ich, ob ich in einen Gasthof gehen oder der Empfehlung meines Reisebuchs folgen sollte, das eine möblirte Wohnung im Palazzo Cambiagi bei einer höchst liebenswürdigen Vermietherin anpries. Als ich im Bureau erfuhr, der Palast liege nur zwei Häuser entfernt in der nämlichen Straße, begab ich mich dorthin.

Eine palastwürdige Pforte empfing mich. Das alterthümliche Gebäude hatte außer dem ersten herrschaftlichen Stockwerk mit Fenstern hoch wie Kirchenfenster nur noch ein zweites mit kleineren Fenstern, das ursprünglich wol für die Dienerschaft bestimmt gewesen war. Hier lag der Thätigkeitsschauplatz der in meinem Reisebuche empfohlenen Vermietherin. Als ich ihr das Titelblatt mit dem Namen: „Eduard v. Lossow" zeigte, rief sie lebhaft:

„A, Signor Eduardo? O ich erinnere mich seiner sehr wohl. Un brav' uomo! Molto amabile!"

Aber der hinkende Bote kam hinterdrein. Alle Zimmer besetzt, keine Möglichkeit, mich unterzubringen!

Mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns nannte mir die Signora nach kurzem Besinnen eine andere Miethwohnung und ich rüstete mich verstimmt zum Abzuge. Da fuhr sie plötzlich empor:

„No, no, no! Eine Empfohlene des caro Signor Eduardo darf ich nicht fortschicken," und schoß blitzartig zur Thür hinaus.

Signora Riccarda Jovi gefiel mir in ihrer heitern Geschäftigkeit, nicht minder bezüglich ihrer Person. Schwarze Locken umrahmten ein frisches volles Gesicht, funkelnde schwarze Augen blickten gutmüthig, entbehrten aber auch nicht den nationalen Blitz der List und Schelmerei. Die rundliche Gestalt der kaum Dreißigjährigen bewegte sich tänzelnd und schwunghaft, gleich, als diene ihr das Eisengestell der damals modischen großen Crinoline zur Flugmaschine durch ihre meublirten Räume. Ihre Füße berührten kaum den Boden.

Endlich kam sie wieder ins Zimmer hereingeflattert und rief freudig bewegt, indem sie in die Hände klatschte:

„Es geht, es geht! Ich gebe Ihnen mein Zimmer. Sie wollen nur einige Wochen hier bleiben, nicht Monate lang. Da wird's schon in der Küche auszuhalten sein."

Ein hübsch eingerichtetes Zimmer mit angrenzendem, spiegel-

reichem Toilettencabinet nahm mich auf, und wenn das Bett auch in uralt-italienischem Geschmack aufgethürmt war und einem rechten Turnplatz für unruhig Träumende glich: sobald ich es nur einmal mit Hilfe eines Stuhles und einer nahestehenden Commode erklettert hatte, schlief es sich recht behaglich auf den Wolkengebilden der Signora Jovi.

Die Familie zog nun in die Küche und nahm das nicht übel auf. Diese Küche war geräumig wie ein kleiner Tanzsaal und es entfaltete sich hier ein höchst ergötzliches Familiengemälde, das zu beobachten mir großes Vergnügen gewährte.

Sobald ich von einem Ausgange zurückkehrte, trat ich zuerst in die Familienküche ein. Dort traf ich häufig den „Avvocato", wie er kurzweg genannt wurde, einen anständigen Abmiether und Courmacher der Signora Jovi. Diese alten Courpflichten hinderten den Avvocato jedoch nicht, auch mir, der cara Signorina Tedesca, den Hof zu machen und sich bis zu einigen feurigen Liebesbriefen zu versteigen. Er war ein vielleicht vor Zeiten schön gewesener, jetzt sehr abgetakelter Pisaner, dessen umfängliche Platte eine ganz eigenthümlich höckerige Schädelbildung gewahren ließ, worin sich nach Gustav Scheve die seltsamsten Begabungen und Neigungen hätten ausdrücken müssen.

Bei den höchst bescheidenen Mahlzeiten der Familie führte an dem riesigen, von Bänken umgebenen Tische den Vorsitz die Familienälteste, die Nonna, d. h. Großmutter. Sie trug einen alten, mit dunkelgefärbter fettiger Seide überzogenen, weit über das Gesicht hinwegragenden Hut. Anfangs glaubte ich, sie gerade zum Ausgehn gerüstet zu finden, aber im Gegentheil: die Nonna ging niemals aus. Sie trug den Hut, weil das Licht ihren Augen schädlich sei, die jedoch äußerst verschmitzt und lebhaft funkelten. Herr Dr. Jovi war ein noch jugendlicher Mann, aber wenig beschäftigter Arzt. Er sah aus wie der jüngere Bruder seiner Frau, sprach wenig, lächelte viel, pflegte seine Schönheit, rauchte Cigaretten und spielte mit der Nonna Karten, wobei er viel Grobheiten empfing und lächelnd erduldete. Seine Gattin war der eigentliche Haus- und Familienvater. Sie hatte den Geist und die Vorsorglichkeit, die man bei uns vom Manne fordert.

Man erzählte mir, es solle überhaupt oft vorkommen, daß die italienischen Frauen in ähnlichen Familienverhältnissen, wie die Jovi'schen, das Heft in die Hände nähmen. Ihr Gewerbfleiß unterhalte das Hauswesen und ersinne stets neue Mittel und Wege, um die Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, wenn es dem Gatten an Gelegenheit oder an Lust zum Arbeiten fehle.

Der hübsche Dr. Jovi, in dessen ärztliche Behandlung ich jedoch nicht hätte gerathen mögen, ließ es sich denn auch mit Grazie gefallen, daß seine Gattin durch Zimmervermiethung ihm eine größere Rührigkeit ersparte. Er ging sehr früh aus, putzte sich vorher wie ein Dandy, und wenn ich aus Galerien und Kirchen kam, traf ich ihn an allen jenen Straßenecken, wo die Italiener der flotten Gesellschaftskreise in Gruppen standen, scherzten, plauderten und die Vorübergehenden musterten.

Von seiner akademischen Bildung erhielt ich einen schwachen Begriff, als er ein Recept, das mir mein Dresdener Hausarzt mitgegeben hatte, nur mit Mühe zu enträthseln vermochte. Aber ganz verblüfft war ich, als er mich, nachdem ich die Absicht auszusprechen hatte, nach Rom zu reisen, über Bologna schicken wollte.

„Nein," rief seine erleuchtete Frau, die für ihn die Laterne im Kopfe trug, „über Siena muß die Signorina gehen. Von Bologna ist sie ja gekommen."

Er war es sogleich zufrieden, lächelte und schämte sich seiner Unkenntniß im eigenen Vaterlande durchaus nicht.

Ich hatte Herrn Jovi scherzweise Herrn Dativ von Jupiter genannt, aber er, der studirt haben sollte, begriff nicht, was ich meinte. Doch als ich einmal ausrief: „Quod licet Jovi non licet bovi sollte man hier umkehren", da mochte etwas bei ihm dämmern, denn er verließ mich zur selbigen Stunde und ward einen Tag lang nicht sichtbar.

Bei der dreiarmigen Lampe auf hohem Stiel saß die Familie ohne das lichtvolle Oberhaupt am Abend beisammen. Sie verzehrten die mageren Reste des Mittagsmahles, z. B. einige Stückchen durchwachsenes kaltes Rindfleisch, das jedem Theilnehmer ohne Teller auf den ungedeckten Tisch hingelegt wurde. Oder sie aßen trockenes Maisbrod und tranken gewässerten Wein. Natürlich ohne Herrn „Dativ", der außer dem Haus umherschwärmte und leckere Mahlzeiten hielt.

Die Kinder, ein Knabe von 13 Jahren mit Namen Augusto, der Lehrling in der Goldschmiedekunst bei seinem Onkel war, aber im Elternhause wohnte, und Adele, ein Mädchen von ungefähr 6 Jahren, hatten feine blasse Gesichter, große dunkle Augen, schönes schwarzes Haar und zierliche Gestalten.

Man speiste sie am Morgen mit einer elenden Brodsuppe ab, für welche die Brodrester von den Abmiethern gesammelt wurden. Aber niemals sahen sie neidisch oder auch nur lüstern auf mich, weil für mich Kaffee bereitet wurde, das Lieblingsgetränk der Nation. Daß sie mager und bloß waren, durfte bei so mangelhafter Ernährung nicht Wunder nehmen. Mit mir zugleich war eine Freundin der Signora Riccarda Jovi zum Besuch im Logis anwesend, eine Sieneserin. Aber mit Staunen gewahrte ich, als sie abreiste, daß auch ihr ein umfänglicher Conto vorgelegt wurde, dessen einzelne Posten sie genau durchging, an den Fingern abzählte und nach Abzug einiger streitiger Bajocchi bezahlte. Signora Riccarda hatte Ursache, jeden Vortheil wahrzunehmen, da sie ja den Luxusartikel von Mann mit erhielt.

Die Freundin saß den ganzen langen Tag in der Küche und legte die Hände in den Schooß. Sie war unansehnlich von Figur und nicht hübsch von Angesicht, aber dennoch wagte sie es nicht, allein auf die Gasse zu gehen, „weil sie doch noch so jung sei", und bekam also nur dann etwas von Florenz zu sehn, wenn die vielbeschäftigte Hausfrau Riccarda sich einmal einen Spaziergang gönnen durfte. Da saß nun die Sieneserin in der Familienküche, denn sie hatte kein Zimmer, nur eine Schlafstelle inne, da saß sie nichtsthuend, träumerisch und schweigsam wie eine Türkin. Sie war fertig für den ganzen Tag, wenn sie sich am Morgen stundenlang das Haar gekämmt und zierlich aufgesteckt hatte. Ich begann einmal eine Unterhaltung mit ihr, frug sie, warum sie die Zeit nicht besser benutze und nicht wenigstens die Kirchen von Florenz besuche. Da kam es heraus, daß nicht allein die Furcht vor Belästigung durch die Herren der Schöpfung sie am Ausgehn ohne Begleitung hinderte, sondern die alte italienische Sitte, die damals wenigstens noch im Schwange war und Frauen und Mädchen in jungen Jahren äußerst klösterlich, fast kerkerlich hielt.

„Wenn mich Bekannte allein auf der Straße erblickten," sagte die Sieneserin, „sie würden Uebles von mir denken, mich für schlecht erzogen halten." Einmal wagte sie es mit dem dreizehnjährigen Augusto auszugehn, aber sie kehrte bald zurück, denn „er sei doch nicht Schutz genug".

Die Erziehung der Kinder war eine rein gelegentliche, eigentlich keine. Mit der Liebe war es auch nicht weit her. Signora Jovi meinte: „Sie machen zu viel Mühe. Sobald sie können, müssen sie sich selber helfen. Wir Italiener halten darauf, daß sie früh selbstständig werden."

Und in der That, Augusto war mit seinen dreizehn Jahren schon ein vollendeter Cavalier, wie es bei uns kaum ein älterer Knabe sein würde. Er durchstreifte die Stadt mit mir und widmete mir alle Sorgfalt. Kam ein Wagen, so dirigirte er mich schnell auf die Seite, war ein Gedränge von Verkäufern und Ausrufern, so ging er voran und schaffte mir Raum. Hatte ich in einer Kirche keinen Stuhl zum Ausruhen, so errang er einen für mich und verhandelte oft lange mit einem Stuhlinhaber, um ihn nachgiebig zu machen. Er hatte den hellen Geist seiner Mutter und auch ihren Witz. Zum Onkel Goldschmied ging er nicht regelmäßig und meinte, er habe jetzt Wichtigeres zu thun. Dazu verbeugte er sich vor mir. Ich war also der wichtigere Gegenstand. Nahm ich ihn mit in ein Café und ließ ihm Eis und Backwerk geben, so nahm er dankend das Gebotene an, zeigte aber nie eine kindische lüsterne Freude über das, was ihm so selten gereicht wurde und was die Italiener doch sehr schätzen. Im Gegentheil, der kleine Mann benahm sich, als sei er ein Stammgast der Caféhäuser. Ehe ich bezahlte, ersuchte er mich höflich, ihm das Geld zu zeigen, weil ich doch nicht genug vertraut mit dieser moneta sei. Einmal hatte mir der Kellner im Café Castel Muro kleines Geld auf einen Scudo oder Francescone herauszugeben. Augusto betrachtete das Geld Stück für Stück, indem er bemerkte, es werde jetzt viel falsches in Umlauf gebracht. Plötzlich warf er dem Kellner einen Paolo hin und rief mit männlicher Sicherheit im ganzen Wesen: „Non è buono. Altra moneta!" Der dienstbare Geist machte keine Einwendung. In der Straße Cacciajuoli war das Gedränge am tollsten. Man rannte sich gegenseitig fast um. Hier sah ich zum ersten Male, daß Freundinnen bei der Begegnung auf der Straße sich küßten, und Augusto, der mein Staunen bemerkte, sagte: „Ist das nicht schön?" Ich entgegnete: „Weniger schön als merkwürdig, wie es die Damen in dem Auf- und Abwogen der Menge zu Stande bringen." Die Freunde der Grußkürzung, deren es ja bei uns auch zahlreiche giebt, würden ihre Freude gehabt haben, wie selten hier der Hut gelüftet wurde. Höchstens vor Standespersonen.

Sonst genügte ein von einem Bürgersteige zum anderen gerufenes, mit kreischender Stimme ausgestoßenes: „Come sta?“ (Wie geht's?), wenn Bekannte sich erblickten und sich nicht näher kommen konnten. Der Andere, wenn ihm im Straßenlärm auch der Ton entschlüpft, sieht doch die angestrengte Bewegung des Freundes, erräth an dem Zucken der Lippen die bekannte Frage, und hat er nicht Lust zum Wiederschreien, so macht er eine süße oder saure Miene und eine bezeichnende Geberde, je nachdem es ihm wohl oder übel geht, und die Unterhaltung ist beendet. Kopfschütteln und Achselzucken mit vielen Nuancen spielt bei dieser optischen Telegraphie eine große Rolle. Frauen grüßten mit Fächern und Sonnenschirmen, die in ihren Händen die wunderlichsten Capriolen machten. Es war allerliebst anzusehn.

Doch ist die Freundlichkeit, mit welcher im Süden gegrüßt wird, wohlthuend. Wie kalt und zurückhaltend grüßt man dagegen im Norden! Der Gruß des Freundes soll ein Sonnenblick im Leben sein, ein freudebringendes Zeichen der Theilnahme. Bei uns wird er meist ein leeres Gethue, eine Unbequemlichkeit. Der Italiener entfaltet sein süßestes Lächeln, er nickt, er winkt, und wenn sich Bekannte vollends gar mit den Händen erreichen können, da ist ein Schütteln und ein Bekräftigen der Blicke und Worte, das nicht nur ergötzt, sondern das wahrhaft beglückend wirken kann. Diese Gassenmenschen zieren sich eben durchaus nicht. Sie erzählen sich — wie man in Deutschland zu sagen pflegt — von ihren Hühnern und Gänsen auf offenem Marktplatze und mit erhobener Stimme, gleich als wären sie allein im stillen Kämmerlein.

Mitten hinein in die Ausrufermelodien, in die freundschaftlichen Gespräche und überlauten Angebote von allerhand Kaufgegenständen, mischte zuweilen der Esel seine schluchzenden Klagetöne. Ich hatte bis Florenz noch nie Herrn Langohrs Stimme vernommen. Eines Nachts erwachte ich von einem Geschrei, das mir halb wie ein Grunzen der Wuth, halb wie ein schmerzentpreßtes Schluchzen klang. Ich bildete mir ein, man wolle einen Menschen auf der Straße unten vorm Hause umbringen, oder man mißhandle ihn in einem Grade, daß er in solche Schmerzenslaute ausbräche. Angstvoll stürzte ich an's Fenster. Seltsam — nun war plötzlich Alles still. War der Unglückliche schon todt? Es gehörte ja zur Romantik Italiens, wie sie in vielen deutschen Köpfen spukte, immer Raubanfälle, Mord und Todtschlag zu fürchten.

Frau Riccarda konnte mir am andern Morgen, als ich sie nach einem etwa in der Nacht vorgefallenen Unglück frug, keine andere Auskunft geben, als: „Man hat in der Nacht die Schleußen gereinigt, das macht einen unausstehlichen Lärm.“ Ich bildete mir nun ein, daß das Schleußenreinigen mit schlecht geölten Maschinen betrieben worden sei, die so abscheulich grunzten und heulten. Auf dem Wege nach Fisole wurde mir das Räthsel gelöst. Da stand eine der lebendigen grauen Maschinen mit weit vorgestrecktem Halse und erinnerte mich an das Wort Niemeyer's: „Wenn ich nur wüßte, wer es aufgebracht hat, daß der Esel „J—A“ schreie? Ich kann zwar die Noten zu seinem Klageliede auch nicht finden, aber eine Bejahung liegt keineswegs darin, eher die grimmigste Verneinung.“

Bücherbesprechungen.

P. **Halke, H., Einleitung in das Studium der Numismatik.** Zweite, mit 8 Tafeln Münzabbildungen und 2 Textillustrationen versehene Ausgabe. Berlin 1889. Verlag von F. & P. Lehmann. — Binnen kaum sieben Jahren ist die erste Auflage dieser Schrift vergriffen worden. Der Verfasser hatte in derselben ein Werk geben wollen, welches zunächst „nicht für den eigentlichen Numismatiker und Münzforscher, sondern für den Anfänger in der numismatischen Wissenschaft, für den angehenden Münzsammler, und namentlich auch für den gebildeten Laien bestimmt sein sollte, welcher sich über das Wissenswertheste aus dem Gebiete der Numismatik im Allgemeinen unterrichten will“. Daß der Verfasser diesen Zweck erreicht und in ebenso knapper wie anziehender Form namentlich den jüngeren Anhängern der Numismatik ein schätzenswerthes Compendium dieser umfassenden Wissenschaft geboten, ist seiner Zeit von der Fachpresse warm anerkannt worden. Die gute Aufnahme des Buches hat bewiesen, daß dasselbe einem thatsächlichen Bedürfniß entgegengekommen ist, und der Verfasser hat über das seinem Werke entgegengebrachte Wohlwollen nunmehr in der besten Weise durch eine zweite Auflage des Buches quittirt, welches in völlig erneuter Gestalt vor uns liegt. Zunächst ist dasselbe mit 8 Tafeln Abbildungen ausgestattet worden, welche im Wege des Lichtdrucks von der rühmlichst bekannten Kunstanstalt Stengel & Markert in Dresden hergestellt sind und die hervorragendsten Typen von Münzen aus der ältesten Zeit bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts in vorzüglicher Weise zur Anschauung bringen. Ferner ist das Buch mit einem ausführlichen Register versehen und der textliche Inhalt bedeutend, von 164 auf 215 Seiten, vermehrt worden. Die Reichhaltigkeit des Buches in seinem jetzigen Umfange ergiebt sich aus dem Inhalte desselben, der in 35 Paragraphen über folgende Gegenstände handelt: Wesen der Numismatik im Allgemeinen, das Bestimmen der Münzen, Eintheilung der Münzkunde, Beginn der Münzprägung, die ältesten Münzen und ihre Herstellung, die Entwickelung des griechischen Münzwesens, die Münzprägung in Großgriechenland und Sicilien, die Münzen der Perser, die Münzen der Phönizier und Karthager, die jüdischen Münzen, die Münzwährungen der Perser und Griechen, Beginn der Münzprägung in Italien, das Münzwesen der römischen Republik, das Münzwesen der römischen Kaiserzeit, die Münzprägung im römischen Reiche außerhalb der Hauptstadt, Werthbestimmung der römischen Münze, die römische Sesterzrechnung, die Münzen der oströmischen Kaiser, die Münzen aus der Zeit der Völkerwanderung, die Münzen der Araber, Beginn des Geldwesens bei den Germanen, die Regenbogenschüsselchen, das fränkisch-merowingische Münzwesen, das Münzwesen der Karolinger, das deutsche Münzwesen unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, die Bracteaten, die Groschenprägung, Beginn der Goldprägung im Mittelalter, Beginn der Thalerprägung, das deutsche Münz- und Geldwesen seit dem 16. Jahrhundert, das brandenburgische Münzwesen im Mittelalter, die Medaillen, die Technik der Münzprägung, Münzfälschungen. Den Schluß bildet eine kurze Geschichte der Münzkunde. Der Verfasser bemerkt im Vorwort zur 2. Auflage: „Leider hat mein Beruf mir nicht verstattet, das Buch in solchem Maße zu verbessern und zu erweitern, wie ich wohl gewünscht hätte.“ Daß dem Hrn. Verfasser, welcher bei der Kaiserlichen Ober-Postdirection in Dresden das Amt als Vorsteher und Ober-Postdirector bekleidet, keine große Muße zur Verfügung steht, ist wol zu glauben. Nach den Bereicherungen, welche die 2. Auflage erfahren hat, läßt sich gleichwohl hoffen, daß der Verfasser bei einer dritten Ausgabe seines nützlichen Buches es ermöglichen werde, auch den übrigen Culturländern je noch einen Abschnitt zu widmen. Druck und sonstige Ausstattung des Buches sind der rührigen Verlagshandlung von F. und P. Lehmann in Berlin durchaus würdig.

— **Uebungsbuch für den Unterricht im Lateinischen** von Dr. Victor Müller, Oberlehrer am herzoglichen Realprogymnasium zu Altenburg. Erster Theil, für Sexta. Berlin, bei Hofmann & Co., 1889. — Der Büchermarkt ist jetzt geradezu überschwemmt mit neuen Hilfsbüchern für den Unterricht in den fremden Sprachen, besonders für das Lateinische und Griechische. Allen gemeinsam ist das Streben, den leidigen grammatischen Lernstoff so viel nur irgend möglich zu beschränken und seine Einprägung den Jungen bequem, ja wenn's geht schmackhaft zu machen. Ein altes vortreffliches, aber noch immer nicht genug angewandtes Mittel dazu ist, so bald wie thunlich zusammenhängende Stücke zu bieten, deren Inhalt den Gedankenkreisen der Knaben nahe liegt. Die Bürschlein sollen sich freuen auf das nächste Stück und gespannt sein: Was wird denn nun dran kommen? So verschwinden dann mehr und mehr von der Bildfläche jene Bücher, in denen lange Reihen unzusammenhängender, oft tödtlich langweiliger Sätze die kleinen Kerle peinigten: „Die Gestalt der Schwerter ist verschieden. Die Zahl der Perser in der Schlacht bei Marathon war groß. Die Augen der Adler sind hell. Der Raum eines Jahres ist lang“ u. s. w. Daß bei solcher Kost den Sextanern „der Raum eines Jahres lang“ wurde, ist wahrlich kein Wunder. Und wie oft wird gar ein biennium draus! Das vorliegende Buch verräth sich gleich in den ersten Stücken als das Werk eines Lehrers, der ein Herz für die Jungen hat, der auch spröden Stoff so behandelt, daß seine Schüler Lust am Lernen kriegen müssen. Die ganze Mache zeigt den berufenen Schulmeister. Gleich im dritten Stücke zur ersten Declination (S. 1) werden die coloniae Germaniae behandelt. „Die Siege des Vaterlandes kommen auch den Bewohnern der Colonien zu gute“ (ornant). „Die Schönheit (forma) der Palmen, die Kühnheit der Seefahrer“ — die Sätze schließen sich trotz der paar dürftigen Vocabeln zu einem ganz hübschen Gesammtbilde. Und so geht's fort: die deutsche Geschichte steht im Vordergrunde, besonders der

deutsch-französische Krieg. Feldpostbriefe, wo von der Schlacht von Wörth berichtet und zuletzt das Anstimmen der Wacht am Rhein erzählt wird:

O patria, ne trepida,
Rhenana stat custodia!

wechseln mit kleinen Erzählungen, Fabeln, Gesprächen kindlichen Inhalts (selbst die liebe Ueberbürdung ist nicht vergessen; S. 26; heri assiduo labore nimis fatigabar, itaque hodie aeger sum), kurz ein treffliches Allerlei, das den braven Sextanern herrlich munden wird. Am wenigsten behagen mir die Stücke, in denen die Knaben sich gegenseitig mit altbärtigen Ermahnungen zu Fleiß und Aufmerksamkeit, Gehorsam und allen edlen Tugenden anregen. Das ist nicht Knabenart und soll's nicht sein. Ich könnte mich nicht entschließen, einen Satz übersetzen zu lassen wie den auf S. 121: „Von Dir, theuerster Lehrer, unterrichtet zu werden, ist angenehm." Wird dazu nicht ein halbwegs gewiefter Bengel vergnüglich schmunzeln, und ist ihm das übel zu nehmen? Zum Glück sind solcher von Bravheit triefender Sätze nicht viel. — Es hat nicht jeder Lehrer das Geschick, selber den Lernstoff in dieser Art den Jungen mundrecht zu machen. Auch langt die Zeit oft nicht, selbständig die eben behandelte grammatische Aufgabe als abgerundetes Lesestück zu bearbeiten. So wird denn das Müller'sche Buch vielen willkommen sein, und wir empfehlen es aufs Wärmste. R. B.

J. B. — Wetterperioden? Von Dr. J. Großmann, kgl. Haus-Archivar. Berlin W., Moeser'sche Hofbuchhandlung. 22 Seiten. 4°. Preis 1 ℳ. — Die Meteorologie hat ihre größten Erfolge in rein wissenschaftlicher Hinsicht aufzuweisen. Die hohen Erwartungen, welche die Praxis an sie knüpfte, hat sie nur in bescheidenem Maße erfüllt, und man wird sich wohl oder übel daran gewöhnen müssen, daß auch auf diesem Wissensgebiete das unbekannte Terrain nur Schritt für Schritt zu erobern ist. Für Schatzgräber und Glücksritter dürfte unsres Erachtens hier nichts mehr zu holen sein. Andrerseits ist die praktische Verwerthung der meteorologischen Kenntnisse von so allgemeiner und hoher wirthschaftlicher Bedeutung, daß jeder vernünftige Versuch, sich diesem Ziele zu nähern, geachtet werden muß. Und weil es des Menschen Hirn nun einmal nicht verstehen kann und will, daß sich die Witterung eines Erdstriches so ganz plan- und ziellos abspielen, daß hinter diesen Erscheinungen kein erkennbares Gesetz verborgen liegen soll, so vergeht kein Jahr, in welchem nicht der Versuch gemacht wird, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden. Auch die vorliegende interessante Schrift muß diesen Versuchen zugezählt werden. Die Sache liegt so: 1886, in welchem Jahre Ostern bekanntlich auf den 25. April fiel und die Falb'sche Mondtheorie sehr in Aufnahme war, legten „einige außergewöhnliche Erscheinungen des Wetters" dem Verf. die Frage nahe: „Wie war denn das Wetter in den früheren Fällen, als Ostern ebenfalls auf den 25. April fiel?" Aus den in Frage kommenden Vergleichsjahren 1546, 1666, 1734 und 1886 fand sich passendes Material nur für 1666 in den „Frankfurter Relationen, dem Diarium Europaeum und dem Theatrum Europaeum" vor und beschränkt sich deshalb die ganze Schrift nur auf diese eine Parallele (1666—69 mit 1886—89). Für diesen $3\frac{1}{2}$jährigen Zeitraum aus dem 17. Jahrhunderte hat der Verf. gegen 70 $\left(\frac{1666}{1886} - 4, \frac{67}{87} - 26, \frac{68}{88} - 20\right.$ und $\left.\frac{69}{89} - 15\right)$ correspondirende Witterungserscheinungen aus den entsprechenden Jahren der jüngsten Vergangenheit (Stürme, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kälte, Hitze, Hagelfälle, Schneefälle, Weinernte) ausfindig gemacht. Er entschlägt sich jedes Urtheils über die Beweiskraft des Vergleichs, überläßt dies vielmehr den Fachleuten; nur die „sachliche und kritische Behandlung des alten Quellenmaterials" nimmt er für sich, den Archivar, in Anspruch. Das Ganze schließt mit der Bemerkung: „Gestaltet sich das Wetter dieses Jahres wirklich in der angedeuteten Weise, so werde ich im December das voraussichtliche Wetter des nächsten Jahres mittheilen." Soll unser Bericht mit einem Urtheil über die vorliegende Schrift abschließen, so würde dasselbe dahin lauten: Obwol die Abhandlung den Charakter eines Prognostikons für einen längeren Zeitabschnitt trägt und sich sonach in Widerspruch mit der in meteorologischen Kreisen herrschenden Ansicht setzt, ist sie keinesfalls mit jener Dutzendwaare auf gleiche Stufe zu stellen, welche von gewinnsüchtigen Propheten als „Geschäftsmache" benutzt wird. Die kritische Behandlung des Quellenmaterials, die rein sachliche, objective Darstellungsweise, die vorsichtige Vermeidung hypothetischer Schlußfolgerungen erheben dieselbe weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß solcher Publicationen, und jeder Fachmann wird es mit Freude begrüßen, wenn sachkundige Archivare das in den Bibliotheken und Archiven verborgen liegende alte Beobachtungsmaterial an das Licht ziehen. Eine ganz andere Frage dagegen ist es, ob das Gebotene genügt, um eine neue Art der Wetterprognose zu begründen. Selbst wenn man auf die Nebenparallelen der Jahrgänge 1546 und 1734 verzichten wollte — was unseres Erachtens nicht zulässig ist —, würden einem bei der Lectüre der Abhandlung immer wieder die Fragen beschäftigen: Enthalten die Quellen nicht auch Witterungserscheinungen, für welche sich in der Jetztzeit analoge nicht finden ließen? Kann es übersehen werden, daß in dem Vergleichsjahre 1666 nichts von großer Märzkälte, von einem rapiden Wärmeaufschwung in der 3. März- und der 1. Aprildekade und von einem außerordentlich starken Schneefall im December — 1667 nichts von großer Januarkälte, einer schlechten Mai- und Octoberwitterung und einem stürmischen December — 1668 nichts von großer Februarkälte, einem stürmischen März, einem ganz abnorm kalten und nassen Juli und einem überaus sonnigen Herbste die Rede ist? Ja man darf behaupten: Von unserem engeren Vaterlande aus bemessen, ist die Zahl der in der Parallele angeführten charakteristischen Witterungserscheinungen geringer, als diejenige der übersehenen, und es läßt sich dieser Einwand durch die Bemerkung des Verf., daß man früher nur über schädliche Erscheinungen berichtete, nicht voll entkräften. Die Sache ist auf keinen Fall schon spruchreif und wird es auch nicht werden, bevor man nicht auf zuverlässige Barometer- und Thermometerbeobachtungen zurückgreifen kann. Erst nach Jahrhunderten wird sich dieses sichere Beobachtungsmaterial voll verzinsen. — Aus voller Ueberzeugung können wir die Lectüre dieser Schrift jedem Interessenten empfehlen. Die Ausstattung ist gut, der Preis normal.

— Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Frhrn. v. Biedermann. (Leipz., F. W. v. Biedermann.) — Von dem Sammelwerke „Goethe's Gespräche", über das wir beim Erscheinen des ersten Heftes bereits kurz berichtet haben, liegt nunmehr das neunte Heft vor, mit welchem der zweite Band zum Abschluß kommt. Der erste Band (Lieferung 1—4) umfaßt die Jahre 1765—1804. Von 1805 an fließen die Quellen ergiebiger. Die Folge ist, daß der Sammler auf den 362 Seiten des 2. Bandes (Lieferung 5—9) nur bis zum Jahre 1810 vordringt; lag doch für diese Zeit bereits so ergiebiges Material zur Benutzung vor, wie es z. B. die beiden bekannten Werke von Friedrich Wilhelm Riemer („Mittheilungen über Goethe" und „Briefe von und an Goethe") darbieten. — Die Erwartungen, mit denen wir das Erscheinen des von riesiger Belesenheit und von hohem Sammlerfleißes rühmlich Zeugniß ablegenden Werkes begrüßten, hat der Fortgang des Unternehmens nicht Lügen gestraft. Der Gedanke, die Gespräche und denkwürdigen mündlichen Aeußerungen Goethe's zu sammeln und der Zeitfolge gemäß zu ordnen, erweist sich mehr und mehr als ein fruchtbarer und der Goetheforschung Gewinn verheißender. Zwar erschließt v. Biedermann nicht eigentlich neue Quellen, wol aber ist die so gebotene Zusammenstellung des überall Zerstreuten und in einer Menge von Gelegenheitsschriften Versteckten eine ganz neue Bahn, um in Wesen, Persönlichkeit und Eigenart Goethe's immer tiefer einzudringen. Der Zauber frischer Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, der über diesen gesprächsweise gefallenen Aeußerungen von und über Goethe meistens ruht, wird ohne Frage alle Verehrer des Dichters fesseln, sowol die, welche lesen, um zu genießen, als auch namentlich die, welche in ernstem Streben nach geistiger Durchbildung sich in sein Wesen zu versenken suchen. Die beiden nunmehr abgeschlossen vorliegenden Bände — der Umfang des Ganzen ist auf etwa 7 Bände veranschlagt — bieten bereits nicht weniger als 518 Nummern. Freilich ist dabei immer festzuhalten, daß viele dieser Nummern nur einzelne kurze und treffende Aussprüche enthalten. Unter Nummer 147 wird beispielsweise nur ein Lieblingswort Goethe's aufgeführt, das Wort „Klarheit". Daneben finden sich aber auch umfängliche Gespräche oder Berichte über Gespräche; so z. B. II, 251 (S. 42—102) die höchst inhaltreiche, namentlich die Faustcomposition berührende Unterredung Luden's mit Goethe aus dem Jahre 1806, als ersterer im Begriff war, die Jenenser Professur anzutreten. — Bezüglich der Ausstattung schließen sich „Goethe's Gespräche" genau an die Weimarer Ausgabe an: hierdurch, sowie nicht minder durch den Doppeltitel: „Anhang an Goethe's Werke. Abtheilung für Gespräche" soll die unmittelbare Zugehörigkeit zu den Werken einen äußeren Ausdruck finden. Möge denn das schöne und nützliche Unternehmen unter günstigem Fahrwinde seine Bahn weiterziehen und ungehindert ans Ziel gelangen!

Prof. Dr. H. C. Kellner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 8. August. 1889.

Das Münzwesen in der Mark Meißen und in den kurfürstlich sächsischen Landen bis zum dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. A. Nagel.

Münzen, Metallstücke, denen seiten einer öffentlichen Gewalt ein bestimmter Werth, mit dem sie als Umsatzmittel und Werthmesser dienen sollen, aufgeprägt ist, sind bereits Erzeugnisse einer vorgeschritteneren Culturstufe. So ist auch auf germanischem Boden rechts des Rheins einheimisches Metallgeld bis zur Karolingerzeit unbekannt gewesen. Vieh war das gewöhnliche Tauschmittel. Erst seit Karl's des Großen Zeiten tauchen auch rechtsrheinische Münzstätten, zuerst freilich sehr spärlich, in der Folgezeit immer zahlreicher auf. Das Münzregal ist des Königs. Aber den weltlichen Fürsten gilt es als mit ihrer Amtsgewalt vom Könige übertragen; den geistlichen Fürsten und später auch Städten wird es in immer freigebigerer Weise von den Königen ausdrücklich verliehen.

So ist anzunehmen, daß auch der Markgraf von Meißen mit Uebertragung seiner Amtsgewalt in den Besitz der Münzgerechtigkeit gekommen ist. Der Münzfuß war der von Karl dem Großen eingeführte, wonach aus dem Pfunde von 367 gr Silber, an dessen Stelle im 12. Jahrhundert die Mark trat, 240 Denare geprägt werden sollten. Eine Zwischenstufe bildete der Schilling, eine Summe von 12 Denaren; er wurde jedoch nicht ausgemünzt, war bloße Rechnungsmünze. Geprägt wurden nur Silberdenare, Pfennige genannt, und, theilweise, Halbdenare. Goldmünzen, die noch unter den Merovingern im Frankenreiche allein Gegenstand der Ausmünzung gewesen, wurden in Deutschland vor dem 14. Jahrhundert überhaupt nicht, in den sächsischen Landen erst im 15. Jahrhundert geschlagen; Kupfermünzen treten erst im 16. Jahrhundert, in Sachsen erst im 17. und 18. Jahrhundert auf.

Von den vorwettinischen Markgrafen Meißens kennen wir nur einen einzigen Silberdenar, der, etwa in der Größe eines heutigen Fünfzigpfennigers, auf der einen Seite den Namen des im Jahre 1002 ermordeten Markgrafen Eckehard I., auf der anderen die Bezeichnung Missni, Meißen, trägt.

Der erste Markgraf aus dem erlauchten Hause Wettin, der uns Münzen hinterlassen hat, ist der Sohn des Erwerbers der Mark, der jugendliche Heinrich II., der, nach dem Tode seines Vaters 1103 geboren, bereits 1123 wieder starb. Wir besitzen von ihm Silbermünzen in etwa Markgröße, anscheinend nur auf der einen Seite geprägt und hier mit der allerdings wenig anziehenden Darstellung des Brustbildes des Markgrafen mit Schwert und Fahne versehen. Schon mit ihm also, jedenfalls mit seinem Nachfolger Konrad dem Großen, der uns nur zweifellos einseitige Gepräge hinterlassen hat, beginnt die Periode der Brakteatenprägung, die in Meißen bis zum Eintritte in das 14. Jahrhundert ausschließlich geübt wird.

Die Karolingischen Silberdenare waren von ziemlich starkem Silberbleche. Der Schrötling, die einzelne Münzplatte, wurde, bei dem einfachen Stande der Technik, durch Ausschneiden mit der Scheere oder Abreißen mittels der Zange aus dem sog. Zaine, einer größeren Silberplatte, hergestellt. Die Schwierigkeit dieser Operation veranlaßte, daß gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Zaine immer dünner ausgebracht wurden, daß man dafür den Schrötling größer gestaltete. Da aber das dünne Silberblech nicht auf beiden Seiten die Prägung scharf aufnahm, sondern regelmäßig nur auf der einen Seite von den Stempeln gefaßt wurde, so ging man im 12. Jahrhundert in einzelnen Theilen Deutschlands dazu über, die dünnen Schrötlinge überhaupt nur auf einer Seite mit Prägung zu versehen. Die solchergestalt hergestellten nur einseitig geprägten Blechmünzen heißen Brakteaten (lat. bractea = Blech); sie zeigen das Bild der Vorderseite auf der Rückseite vertieft. Sie sind im 12. Jahrhundert besonders in den Harzländern mit einer für die damalige Zeit theilweise geradezu bewunderungswürdigen technischen Fertigkeit und Feinheit ausgegangen, um leider schon im folgenden Jahrhundert nur zu sehr zu entarten.

Wie mit einer so zerbrechlichen Waare der tägliche Verkehr hat auskommen können, erscheint heute schwer begreiflich. Man sollte meinen, daß die kräftigen Fäuste unserer Vorfahren, auf welche schon die erhaltenen Waffen schließen lassen, das Gepräge und die zarte und spröde Masse dieser Hohlmünzen alsbald hätten zerknicken müssen. Und doch haben uns die zahlreichen Brakteatenfunde, die dem Schooße der Erde entnommen worden, überwiegend diese Münzen in guter, ja bester Erhaltung überliefert. In diesen Funden sind regelmäßig auch eine größere Anzahl halbdurchschnittene Stücke zu bemerken: der Kleinverkehr verschaffte sich auf diese Weise Theilstücke der ganzen Pfennige.

Im gewöhnlichen Verkehre bediente man sich zur Aufbewahrung und zum Transporte der Brakteaten kleiner runder Büchsen von Metall, Horn oder Holz, ähnlich unseren heutigen Bonbonnieren. Außerdem hat uns vor einiger Zeit ein in Großenhain gemachter Fund von Brakteaten der allerzerbrechlichsten Sorte gelehrt, wie man diese spröden Münzen auch in der Weise für den Transport geeignet zu gestalten wußte, daß man eine Anzahl derselben über einander legte und dann den Stoß von vier Seiten einkniff.

Während nun von dem Stifter der heute noch blühenden Linie des Hauses Wettin, Konrad dem Großen, nur wenige, sehr seltene, Brakteaten auf uns gekommen sind, hat seit dem Aufblühen des Silberbergbaues in den Meißnischen Landen während der sechziger Jahre des 12. Jahrhunderts unter Otto dem Reichen eine umfänglichere Vermünzung des Bergsegens begonnen. Funde aus dem 12. und 13. Jahrhundert haben uns eine große Menge der mannigfaltigsten Brakteatengepräge überliefert. Leider sind die meisten derselben ohne Umschrift, daher dem einen oder anderen Meißner Fürsten nicht mit Sicherheit zuzutheilen. Sie zeigen bald den stehenden oder sitzenden Markgrafen, bald Gebäude oder andere Darstellungen. Die Brakteaten mit voller Umschrift sind ebenso selten, als von zierlicher Präge. Hervorhebung verdienen besonders die schönen, den behelmten Markgrafen mit umgehängtem Mantel, Schwert und Fahne bez. Schild zeigenden und die Umschrift Marchio Otto de Lipi, Lipa oder Lippzina tragenden Brakteaten von mehr als Fünfmarkstückgröße, welche, da unter dem Lipi, Lipa, Lippzina nur Leipzig verstanden werden kann, beweisen, daß schon unter Otto dem Reichen im 12. Jahrhundert in Leipzig eine Münzstätte bestanden hat, die urkundlich uns erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts entgegentritt.

Uebrigens waren die Markgrafen von Meißen nicht die Einzigen, welche in hiesigen Landen das Münzrecht ausübten. Nicht nur von den durch die Söhne Konrad's des Großen begründeten Nebenlinien des Hauses Wettin, den Grafen von Eilenburg, von Groitzsch und Rochlitz, von Wettin und von Brena, existiren schöne Brakteaten, von den letzteren auch zweiseitige Denare. Auch die Bischöfe von Merseburg, Naumburg und Meißen sowie die Aebte des benachbarten Pegau haben eine nicht unbeträchtliche An-

zahl von Münzen, besonders Brakteaten, uns hinterlassen. Ihnen schließen sich von weltlichen Herren die Burggrafen von Leisnig und Strehla, die mächtigen Burggrafen von Dohna und die Voigte von Plauen aus dem Hause Reuß mit vereinzelten, höchst seltenen Brakteatengeprägen an. Endlich bestand auch mindestens eine Reichsmünzstätte in Altenburg.

Im 13. Jahrhundert verfällt der Stil der Münzen immer mehr. Die fast unübersehbare Reihe der Brakteaten des sonst so kunstsinnigen Minnesängers Heinrich's des Erlauchten zeigt die Münzprägung in ihrer tiefsten Entartung. Dieser Verfall der Technik hält auch noch an unter den nächsten Nachfolgern Heinrich's des Erlauchten, unter denen Bruderfehde und Kämpfe der Söhne gegen den Vater das Land zerwühlten.

Bei dem Verfalle der Technik war es aber nicht allein geblieben. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts war auch das Korn der Münzen, ihr Inhalt an feinem Silber, immer mehr gesunken. Bis dahin hatte man in der Mark Meißen daran festgehalten, die Münzen aus feinem Silber, d. h. so fein, als es die damalige Technik zu brennen verstand, etwa 15löthig, zu schlagen. Abgesehen davon also, daß das Gewicht der einzelnen Münzstücke nicht völlig gleichmäßig herzustellen war, stimmte die Gewichtsmark (1 Mark fein Silber) mit der Zählmark (abgezählte 240 Pfennige) überein. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts genügte aber offenbar der seitherige, schon nicht unbeträchtliche Gewinn aus der Münze nicht mehr. Man steigerte ihn, indem man am Schrot und Korn sparte, also mehr Münzen weniger feinen Gehalts und damit inneren Werths aus der feinen Mark ausbringen ließ. Dies veranlaßte, daß im größeren Verkehr Bezahlung in Marken feinen Freiberger Silbers, also in einer bestimmten Gewichtsmenge feinen Silbers, bedungen wurde, um so sich gegen Bezahlung in Zählmarken immer schlechter werdender Pfennige zu sichern.

Markt, Münze und Wechsel, welche auch in den Urkunden jener Zeit zumeist zusammen auftreten, standen in einem natürlichen Zusammenhange. An den Orten mit regelmäßigen, größeren Jahrmärkten mußte eine, im Meißnischen stets landesherrlich gewesene Wechselbank gehalten werden, weil die Kaufleute, die aus fremden Landen hier zusammenströmten, Gelegenheit haben mußten, ihre fremden Münzen und ihr Barrensilber gegen einheimische Münzen umzutauschen. Denn in diesen Zeiten des Mittelalters herrschte streng der Satz: der Heller gilt nur da, wo er geschlagen ist. Der Auswechsel durfte aber nicht aus freier Hand, mußte bei Strafe, und zwar nicht blos seiten der Fremden, auch seiten der Einheimischen, in der landesherrlichen Wechselstätte bewirkt werden. Der Wechselcours wurde vom Landesherrn willkürlich, stets erheblich unter dem sonstigen Marktpreise des Silbers bestimmt, so daß der Wechsel eine erhebliche Einnahmequelle für den Fürsten abgab. Das in größeren Wechselbänken zusammenströmende gemünzte und Barrensilber erheischte aber alsbaldige Wiedervermünzung am Orte des Wechsels, weil jeder Transport größerer Silbermengen bei den damaligen Verkehrsmitteln mit ebenso viel Gefahren als Schwierigkeiten verknüpft war. Deshalb findet man denn regelmäßig an bedeutenderen Marktorten auch eine Münzstätte: so in Dresden, Grimma, Großenhain, Leipzig, Meißen, Oschatz. Die Hauptmünzstätte war im Mittelpunkte des silberspendenden Bergbaues, in Freiberg.

Die Ausübung des Münzregals erfolgte lediglich oder zumeist aus finanziellen Rücksichten. Die Pfennige galten je 1 Jahr und waren alljährlich in den ersten 14 Tagen nach Mariä Lichtmeß (2. Februar) gegen neue mit einem Aufgelde umzuwechseln, dessen Höhe für Meißen urkundlich nicht bezeugt ist, welches aber in der Nachbarschaft zu dieser Zeit erweislich 25% betragen hat und in unserem Lande jedenfalls nicht erheblich geringer gewesen ist. Da nur ein kleiner Theil dieses Aufgeldes zur Bestreitung der Prägekosten der neuen Münzen erforderlich war, stellte dasselbe im Wesentlichen die Vermögensteuer jener Zeit dar und bildete abermals eine beträchtliche Finanzquelle für den Fürsten.

Daß aber dieses jährliche Verrufen der Landesmünze in Verbindung mit dem Verluste am Aufgelde im höchsten Grade lähmend auf Handel und Verkehr wirken mußte, liegt auf der Hand.

So war die Einführung einer stabileren, feinhaltigen Münze, die auch äußerlich widerstandsfähiger und gefälliger gestaltet wurde, eine That von weittragender volkswirthschaftlicher Bedeutung.

Nach dem Vorgange des Königs Ludwig des Heiligen von Frankreich, der auf seinem ersten Kreuzzuge eine größere Münze, als den auch in Frankreich allein üblichen Denar, kennen gelernt hatte und sie alsbald auch in Frankreich als gros derniers d'argent, gros Tournois (weil zuerst in Tours geschlagen) ausprägen ließ, führte zunächst König Wenzel II. von Böhmen etwa im Jahre 1300 die Prägung von groschenförmigen Münzen dieser Art, mit der Aufschrift grossi Pragenses, daraus das Wort Groschen entstanden, in seinen Landen ein. Dem Grenznachbar, mit dessen Landen Meißen in regem Handelsverkehre stand, folgte alsbald Markgraf Friedrich der Freidige von Meißen, indem er etwa vom Jahre 1310 an auch in Freiberg Groschen, grossi Misnenses, grossi denarii schlagen ließ, den böhmischen an Gewicht und Feingehalt gleich, 60 Stück aus der Mark feinen Silbers, so daß 4 der alten feinen Denare gleich einem neuen Groschen waren.

Nunmehr verschwand der jährliche Aufwechsel sämmtlicher umlaufender Münzen; dies und der ursprüngliche Feingehalt der Groschen gaben dem Besitzer Sicherheit. Kein Wunder, daß der Groschen schnell beliebt wurde, immer weitere Verbreitung fand und, während die rheinischen Kurfürsten noch im 14. Jahrhundert zur Goldwährung übergingen, den Bestand der Silberwährung in den hiesigen und den benachbarten Landen, besonders Niedersachsen, für Jahrhunderte sicherte.

Alsbald tritt auch, da zunächst 60 Stück solcher Groschen aus der feinen Mark geschlagen wurden, die Rechnung nach Schocken (60 Stück) Groschen in den Urkunden auf, die selbst dann sich erhält, als auch an dem Feingehalte der Groschen immer mehr abgebrochen wurde.

Nun war aber der Groschen als das einzige ausgeprägte Münzstück für den Kleinverkehr offenbar zu groß. Dieser konnte sich auch nicht, wie bei den Brakteaten, durch Stückelung der Groschen selbst Hälblinge schaffen. So mußte eine neue Kleinmünze, der Heller (Hallensis), 12 auf den Groschen, geschlagen werden. Er erscheint noch in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, ist in Brakteatenform bei erheblich kleinerem Schrötling gehalten und zeigt zum ersten Male auf Münzen das Meißner Helmkleinod, den sog. Judenkopf. Die Brakteatenform wird dann bei diesen kleinsten Münzen noch bis in das 16. Jahrhundert beibehalten.

Der Groschen hat, unter mehrfach wechselnden Bezeichnungen: Meißner, Thüringer Groschen, Fürstengroschen, Kreuzgroschen, Schildige Groschen, Judenkopf- (officiell Bärtigte) Groschen, Schwert-, Rauten-, Horn-, Spitz-, Zins- oder Muthgroschen, Engelgroschen — Bezeichnungen, die zumeist an das Gepräge anknüpften —, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts den alleinigen, von da an bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts immer noch den hauptsächlichsten geprägten Werthmesser in den wettinischen Landen abgegeben.

Freilich blieb es nicht bei dem ursprünglich feinen Gehalte. Schon im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde immer mehr am Feingehalte gekürzt. Die nunmehr reichlich fließenden Urkunden, wie sie namentlich im Freiberger Urkundenbuche zu finden sind, lassen das Schwanken der Ausbringung der Groschen bald Schritt vor Schritt verfolgen. Das Silbermonopol des Landesherrn dauert fort: Das gesammte aus den Bergwerken, auch der Gewerken, gewonnene Silber mußte in die markgräfliche Münze abgeliefert werden, wo es zu bestimmtem Preise, weit unter dem Werthe Ankauf fand. Und zwar blieb dieser Ankaufspreis bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts derselbe, 1 Schock 4 Groschen, obwol jetzt schon 2½ Schock Groschen gegen ursprünglich 1 Schock aus der feinen Mark geschlagen wurden. Die Ausmünzung ist wenigstens im 14. Jahrhundert noch eine sehr erhebliche. So sind nach den Münzmeisterrechnungen in der Zeit eines Jahres 135⅘ 8788 Mark, 136⅘ 13249 Mark feinen Silbers zur Vermünzung in die Freiberger Münze eingeliefert worden; Ziffern, deren Bedeutung klar wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in ganz England von 1272—1503 durchschnittlich nur 6886 £ jährlich gemünzt worden sind.

Bei den mehrfachen Theilungen der meißnisch-thüringischen Lande im 14. und 15. Jahrhundert wurde regelmäßig verabredet, daß die Münze zu Freiberg in gemeinschaftlichem Besitze bleiben sollte; mehrfach wurde aber von jedem der theilenden Fürsten ein besonderer Münzmeister daselbst angestellt und dementsprechend gingen die Groschen bald unter gemeinschaftlicher Aufschrift, bald unter den einzelnen Namen der Fürsten aus. Die Münzmeister waren bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts zumeist Pächter der Münze, dann aber lediglich Beamte.

In die Groschenzeit fällt das bedeutsame Jahre 1423, in welchem Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen das durch den Tod des letzten askanischen Herzogs Albrecht III. erledigte Herzogthum Sachsen mit der darauf ruhenden Kur übertragen erhielt.

Numismatisch aber bezeichnet diese wichtige Erwerbung keinen Wendepunkt. Ja sie tritt fast ein halbes Jahrhundert lang auf

den Münzen überhaupt nicht zu Tage. Nach wie vor nennen sich die wettinischen Fürsten auf ihnen nur Landgrafen von Thüringen und bezeichnen sie als Groschen der Mark Meißen. Wilhelm III., Friedrich des Streitbaren jüngster Sohn, dem 1445 bei der Theilung Thüringen zufiel und welcher alsbald den länderverheerenden Bruderkrieg gegen Friedrich den Sanftmüthigen begann, ist der Erste, welcher sich auf Groschen nach dem Jahre 1457 Herzog von Sachsen nennt und das sogen. Rautenschild, das askanisch-sächsische, ursprünglich Ballenstädter Balkenschild, den Münzen aufprägen läßt. Die sogen. Kurschwerter, das Wappenbild der Kurwürde, erscheinen erst auf Groschen Friedrich's des Sanftmüthigen um das Jahr 1460.

Hervorhebung verdient es, daß im 15. Jahrhundert auch die Namen zweier Fürstinnen auf sächsischen Groschen sich zeigen. Zwischen 1440 und 1442 geschlagene Groschen der Brüder Friedrich und Wilhelm zeigen an erster Stelle neben deren Anfangsbuchstaben auch den ihrer Mutter Katharina, jener hochbegabten, energischen Fürstin, die in Abwesenheit ihres Gemahls die Mannen der Wettiner Lande zum Kampfe gegen die nahenden Hussiten aufgeboten und bei Freiberg das Heer selbst gemustert hatte. Und auf Groschen, die nach 1457 ausgegangen sind, erscheint theils zusammen mit dem Namen des Gemahls, Friedrich des Sanftmüthigen, und mit denen ihrer Söhne, theils auch allein der Name der Kurfürstin Margaretha, jener thatkräftigen, einflußübenden Fürstin, vor deren Augen in der Nacht zum 8. Juli 1455 Kunz von Kauffung den Prinzenraub vollführte. Sie besaß seit 1463 zu Colditz sogar eine eigene, ihr vom Gemahle eingeräumte Münzstätte, so daß sie, ein Fall einzig in seiner Art, schon zu Lebzeiten des Gemahls selbständig als Münzherrin neben ihm, dem Landesherrn, aufzutreten berechtigt war.

Seither hatte noch keine meißner und sächsische Münze die Jahreszahl getragen; während anderwärts vereinzelt schon im 14. Jahrhundert, öfterer zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Jahreszahlen auf Münzen auftreten, zeigen solche bei uns zuerst die 1457 nach Vorbild der in Frankreich und in den Rheinlanden üblichen sogen. Turnosen geschlagenen Groschen, welche heute zu den größten Seltenheiten zählen. Mit ihnen wurde auch der erste praktische Versuch gemacht, die in den wettiner Landen geltende Silberwährung in eine gesetzliche Relation zu den rheinischen Goldgulden zu setzen. Von dem ursprünglichen Segen der Einführung der Groschen war im 15. Jahrhundert nicht viel mehr zu spüren. Schrot und Korn schwankten so sehr, die Unsicherheiten im Handel wuchsen dadurch so beträchtlich, daß man sich im Großverkehr nach einem sichereren Werthmesser umsah. Solchen fand man in den Goldgulden der 4 rheinischen Kurfürsten. Nach ihnen wird seit Beginn des 15. Jahrhunderts in meißnisch-sächsischen Urkunden häufig gerechnet, indem man den rheinischen Goldgulden zwei Loth feinen Silbers gleichsetzte. Dieser Vergleich fand in der sächsischen Münzordnung von 1444 zuerst gesetzliche Anerkennung, praktische Gestaltung aber, indem die erwähnten Turnosen 20 Stück auf 2 Loth Silbers und gleich 1 Goldgulden ausgeprägt wurden. Die in diesem Verhältnisse ausgeprägten Silbergroschen, denen später die Horngroschen und Spitzgroschen folgten, wurden die Oberwehr im Gegensatze zu den gewöhnlichen, geringeren Groschengeprägen genannt. Der Versuch mißglückte aber, die Münzverschlechterung dauerte unter den Wirren des Bruderkrieges und unter dem Einflusse gewinnsüchtiger Nachbarn fort, zum größten Schaden des Landes, welches unter anhaltenden schweren Theuerungen seufzte. Die Regierungsgeschichte der fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht, welche 1485 zu der die beiden Linien des Wettiner Hauses endgiltig trennenden Landestheilung schritten, ist bezeichnet durch eine Reihe weiterer Versuche, der Münzverwirrung, gesteigert durch den Umlauf der verschiedensten ausländischen Münzsorten von vornehmlich geringem Gehalte, zu steuern; — sie blieben fruchtlos.

Herzog Albrecht der Beherzte, der Stammvater unsers albertinischen Fürstenhauses, der sich bei der Theilung 1485 die meißnischen Lande zu seinem Antheile erkoren hatte, ging selbst dazu über, in seiner Münzstätte zu Leipzig, wahrscheinlich für den dort schon lebhaft blühenden Handel, nach dem Muster der rheinischen Goldgulden unter seinem alleinigen Namen Goldmünzen, die ersten sächsischen, ausprägen zu lassen. Diese Ausmünzung von Goldgulden hat in Sachsen bis ins 17. Jahrhundert hinein angedauert, wo sie der Ausprägung der vollwichtigeren Dukaten Platz machte. Sie hat aber Angesichts des reichen Silbersegens der einheimischen Bergwerke, der zur Beibehaltung der Silberwährung geradezu nöthigte, niemals erheblicheren Umfang angenommen.

Dagegen veranlaßte die unvermuthet reiche Ausbeute der Silberbergwerke am Schreckenberge, wo alsbald das heutige Annaberg erblühte, im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts die Ausmünzung einer neuen Oberwehr, der nach dem Ursprungsorte sog. Schreckenberger, nach dem Gepräge (auf der einen Seite hält ein Engel den Kurschild) sog. Engelgroschen. Sie sollten, 7 Stück aus 2 Loth feinen Silbers geschlagen und einem Gulden gleichwerthig, ein Surrogat für den letzteren abgeben. Und schon wenige Jahre später, im Jahre 1500, dem Todesjahre Albrecht's des Beherzten, ging man noch einen Schritt weiter und schlug aus 2 Loth Silbers eine einzige große Silbermünze, die also einem Goldgulden gleichwerthig war und die man zur Bezeichnung dieser Gleichwerthigkeit „Güldengroschen" nannte. Es sind das die ersten thalerförmigen sächsischen Münzen. Die ersten Güldengroschen hatte im Jahre 1484 Erzherzog Sigismund von Tirol prägen lassen. Sie fanden alsbald, außer in Sachsen, auch in Nordböhmen Nachahmung, wo der außerordentliche Bergsegen in der Stadt Joachimsthal Vermünzung zu Güldengroschen fand. Aus der Bezeichnung „Joachimsthaler Münze" ist dann die Abkürzung „Thaler" entstanden, die jedoch in Sachsen erst seit 1559 Eingang in den Sprachgebrauch gefunden hat.

Jene ersten sächsischen Thaler tragen auf der einen Seite das Brustbild des ältesten Sohnes des Gründers der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen, des Kurfürsten Friedrich des Weisen, im Kurhabit mit dem Kurschwerte auf der Schulter; auf der anderen die gegenübergestellten Brustbilder der Herzöge Albrecht und Johann, Letzterer der nachmalige Kurfürst Johann der Beständige. Diese Thaler sind ohne Jahreszahl und wurden ebenso, wie die ähnlichen späteren Gepräge der Fürsten Friedrich, Johann und Georg, im Volksmunde nach der Kopfbedeckung der Fürsten „Klappmützenthaler" genannt. Gleichzeitig mit den ersten Güldengroschen erschienen auch halbe dergleichen, aber auf der Hauptseite einen vierfeldigen Wappenschild, auf der Rückseite Johannes den Täufer zeigend und mit der Jahreszahl 1500.

Durch die Ausmünzung dieser vollwichtigen groben Münzen und indem gleichzeitig die auszuprägenden Schreckenberger und Groschen in ein bestimmtes Verhältniß zu denselben und damit auch zu den für den auswärtigen Handel wichtig bleibenden Goldgulden gesetzt und in diesem Verhältnisse erhalten wurden (jeder Engelgroschen = 3 Zins- oder Muthgroschen, daher 1 Güldengroschen = 1 Goldfl. Oberwehr = 21 Groschen Oberwehr), gelang es, der verderblichen, ein Jahrhundert andauernden Münzunordnung ein Ende zu bereiten. Es war dies allerdings nur dadurch zu erreichen, daß die Fürsten im Wesentlichen auf den Schlagschatz verzichteten und gleichzeitig durch strenge Verbote dem Wiedereindringen schlechter auswärtiger Münze entgegentraten. Umlaufsberechtigt blieben nur die nach sächsischem Schrot und Korn geschlagenen gleichzeitigen Münzen der thüringischen Grafen und Städte.

Mit der Einkehr ins 16. Jahrhunderts vollzieht sich auch, und zwar in kurzer Zeit, eine merkliche Hebung der Technik, besonders der Stempelschneidekunst. Die Einförmigkeit des Gepräges, welche in der ganzen Groschenfolge während zweier Jahrhunderte ein wenig anziehendes Bild bietet, nimmt mit der Vergrößerung der Münzplatten ein rasches Ende; letztere gewährt einer größeren Kunstbethätigung Raum. In dieser Beziehung erregen besonders die Münzen und Schaumünzen des ernestinischen Kurfürsten Friedrich des Weisen unsere Bewunderung. Neben prächtigen Schauthalern soll hier nur die gefällige Suite der ganzen, halben und Viertelthaler sowie Schreckenberger (Reichsgroschen) erwähnt werden, welche den Titel Friedrich's als Generalstatthalter des Reichs (Imperii locum tenens generalis), ihm 1507 von Kaiser Maximilian übertragen, führen. Sie kann man als die ersten in der Reihe von Vicariatsmünzen betrachten, welche in der Folgezeit und zwar seit 1612—1792 regelmäßig während des von den sächsischen Kurfürsten verwalteten Reichsvicariats geschlagen wurden.

Während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum verhängnißvollen Jahre 1547 hatten beide Linien des Hauses Wettin noch gemeinsam gemünzt, von einer kurzen Periode 1530—1533 abgesehen, wo der albertinische Herzog Georg der Bärtige, welcher am Korne der Münzen nicht abbrechen wollte, vom Kurfürsten sich trennte. Aus den Jahren 1542—1547 existiren auch, in Erneuerung einer bereits 1444 begonnenen Münzgemeinschaft zwischen Sachsen und Hessen, gemeinschaftliche grobe Münzen (Thaler und Theilstücke solcher) der Häupter des schmalkaldischen Bundes, des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen von Sachsen und des Langrafen Philipp von Hessen.

Die Schlacht von Mühlberg, die dem Kurfürsten Johann Friedrich Freiheit, Würden und Länder kostete, endete die Münz-

gemeinschaft der albertinischen und ernestinischen Linie für immer. Durch die Capitulation von Wittenberg kamen mit dem größten Theile der kurfürstlichen Lande auch alle bis dahin bestandenen sächsischen Münzstätten in des neuen albertinischen Kurfürsten Moritz alleinigen Besitz, der in denselben fortan unter seinem alleinigen Namen und neuen Titel münzen ließ.

Im nunmehrigen albertinischen Kurfürstenthum Sachsen bewies nach des Kurfürsten Moritz bald erfolgtem Tode sein Bruder und Nachfolger August, der erste Staatswirth seiner Zeit, auch dem Münzwesen seine landesväterliche Fürsorge, indem er, um die Richtigkeit der Ausprägung in Schrot und Korn selbst überwachen zu können, die noch bestehenden mehreren Münzstätten im Lande, Freiberg, Annaberg und Schneeberg, aufhob und seit 1570 allein noch in Dresden in der in unmittelbarer Nähe seines Schlosses neu errichteten Münze fortprägen ließ. Daß damals im Gegensatze zum übrigen Reiche, wo mehrere hundert Münzberechtigte dem Münzschlage nur aus eigennützigen Motiven oblagen, die Münzverhältnisse Sachsens längst geordnete und gedeihliche waren, bezeugen die Landstände, indem sie in ihrem Gutachten von 1570 sich äußern: „Können auch nochmals E. C. F. G. nicht anders ratten, mit unterthenigster Bitte, E. C. F. G. geruhen derofelben hiebefor geschehenen gnädigsten Vertröstunge nach bey ahngezogenen schrott und Korne gnedigst zu verharren, damit die gute würdige Münz, so nicht das geringste Kleinott diesser Lande, wie bisher geschehen, also hinfür erhalten wirdet."

Allerdings zwangen die Verhältnisse den Kurfürsten, dem Reichsmünzedicte von 1559, welches einen gegen den sächsischen etwas geringeren Münzfuß einführte, die Ausmünzung von sog. Reichsgulden, d. h. Thalern einem Goldgulden an Werth gleich zu 60 Xr. (3 Xr. = 1 Groschen) mit 9½ Stück aus der gemischten Kölnischen Mark, sowie verschiedener Kreuzerstücke vorschrieb, im Jahre 1571 beizutreten. Er hatte aber wenigstens durchgesetzt, daß die seitherigen guten Thalergepräge mit 68 Xr. Werth Umlaufsberechtigung behalten sollten, und verschritt auch nicht zur Ausmünzung von Kreuzermünzen — ein Kreuzerstück von 1572 ist nach seiner heutigen Seltenheit wahrscheinlich nur in wenigen Stücken versuchsweise geschlagen worden —, beharrte vielmehr bei der in Sachsen seither üblich gewesenen Prägung von Groschen, Pfennigen und Hellern neben den Thalern und deren Theilstücken. Auch hinsichtlich des Gepräges selbst wahrte er seine Selbständigkeit; nur ein kleiner Reichsapfel auf sämmtlichen Münzen zeigt hinfort die Ausmünzung nach der Reichsmünzordnung an.

Hieran hielten auch die Nachfolger fest, unter denen Christian II. zum letzten Male im albertinischen Hause auch seinen beiden Brüdern Johann Georg und August trotz des herrschenden Erstgeburtsrechts die Ehre des Brustbilds und Namens auf den Münzen mit einräumte.

Alsbald aber sollte schweres Unheil über die Lande hereinbrechen.

Obgleich die sächsischen Kurfürsten an der Ausmünzung nach des Reiches Schrot und Korn festgehalten hatten, war ihr Land um die Wende des 16. Jahrhunderts mit minderwerthigem, besonders Kleingeld aus dem übrigen Deutschland überschwemmt worden. Die dagegen ergriffenen Maßnahmen, die verschiedenen fremden Münzen im Werthe herabzusetzen, und deshalb ganze Bücher mit Abbildungen dieser herabgesetzten Münzen unter Bezeichnung ihres wahren Werthes, sog. Valvationstabellen, herauszugeben, erwiesen sich gänzlich fruchtlos; allerdings naturgemäß, denn wer sollte stets ein solches Buch bei sich tragen und prüfen, ob danach jede ihm gereichte Münze vollwerthig oder minderwerthig war? Was Wunder, daß die guten sächsischen Stücke gegen schlechte auswärtige aufgewechselt, ausgeführt oder in den Schmelztiegel geworfen wurden! Diesem Aufwechsel zu steuern, griff man seit 1609 auch in Sachsen zu dem abschüssigen Mittel, die eigenen Münzen etwas geringer auszuprägen, um sie so den umlaufenden fremden mehr gleichwerthig und damit für den Wucher weniger begehrenswerth zu gestalten. Auf der betretenen schiefen Ebene gab es aber bald kein Haltens mehr. Ein Münzherr nach dem anderen errichtete eigene sog. Heckmünzstätten zur Ausprägung geringhaltiger Münzen, besonders kleiner Sorten. Der Gehalt dieser Münzen verringerte sich von Jahr zu Jahr, bald von Monat zu Monat. In der allgemeinen Verwirrung wußte sich Kurfürst Johann Georg I. 1619 nicht anders mehr zu helfen, als ebenfalls den seitherigen Münzfuß völlig zu verlassen und zur Ausprägung ganz geringhaltiger Münzen nach dem Vorbild der Nachbaren überzugehen. Freilich sollten diese neuen Sorten nur eine Interimsmünze, Landmünze, zur Steuerung des schädlichen Aufwechsels bis zur Beseitigung der Münzunordnung von Reichswegen sein. Sie sollten zu dessen Zeichen auch äußerlich von den seitherigen guten und besseren Geprägen sich vollständig unterscheiden. Man griff deshalb auf das Gepräge der im 16. Jahrhundert üblich gewesenen, unter Kurfürst August zuletzt ausgegangenen Engelgroschen zurück und ließ unter diesen die thalerförmigen sowol wie die kleineren Sorten ausgehen. Daneben erschienen jedoch bald, seither in Sachsen unbekannt, auch Kreuzergepräge, äußerlich nach den Vorschriften des Reichsmünzedicts von 1559 mit dem Reichsadler auf der einen Seite, dem Gehalte nach nichts weniger als reichsmäßig. Die Mannigfaltigkeit der Ausmünzung erhellt daraus, daß heute noch in den Sammlungen Stücke zu 4, 8, 10, 20, 24, 30, 40, 60, ja 120 Groschen, ferner Einzelgroschen und Hohlpfennige, weiter aber auch Stücke zu 3, 12, 15, 24 und 30 Xr. aus jener Zeit vorhanden sind.

Die Unordnung und der stete Fall des Silbergehalts dieser Münzen wurde dadurch gesteigert, daß der chursächsische Kammerrath Karl Christof von Brandenstein, von dem allgemeinen Taumel erfaßt, neben der seitherigen alleinigen Münzstätte in Dresden noch in einer ganzen Reihe weiterer, theilweise ganz unbedeutender Orte, z. B. auch in Taucha, Heckmünzstätten anlegen und diese verpachten ließ. Die Pächter, ohne jede Controle, wollten natürlich in thunlichst kurzer Zeit möglichsten Gewinn ziehen und überboten einander in Herstellung schlechtester Gepräge. In einer gleichzeitigen Chronik wird uns berichtet: „Der Churfürst von Sachsen Hans Görg hat in seinem Lande 24 Geldmünzen (Münzstätten) den Juden verlassen!" Soviel Silber zur Ausmünzung war aber nicht vorhanden; die guten alten Stücke waren längst verschwunden, im Aufwechsel nicht mehr erhältlich. Die Münzpächter kauften deshalb die silbernen Geschirre auf und bezahlten die Besitzer mit dem schlechten Gelde, welches äußerlich allerdings einen hohen Werth nannte. Schließlich wechselten sie die ersten, immer noch besseren Interimsmünzen wieder auf, warfen sie in den Schmelztiegel und schlugen neue Münzen, die fast nur aus Kupfer mit einem Schein von Silber bestanden. Dadurch stieg auch der Preis des Kupfers ins Ungemessene, so daß ein gleichzeitiger Chronist berichtet: „In gegenwärtiger Zeit wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Durfte ein ehrlicher Mann sich nicht mehr trauen, Jemand zu herbergen, denn er müßte Sorge haben, der Gast breche ihm Nachts die Ofenblasen aus und lief davon. Wo eine Kirche ein alt Küpfern Taufbecken hatte, das mußte fort, der Münze zu, und half ihm keine Heiligkeit, verkauften es die darinnen getauft worden waren."

Dazu trat schließlich Mangel an kleiner Scheidemünze ein. Denn die Münzpächter scheuten nachgerade die mühevollere Stückelung in so kleine Stücke und schlugen nur noch größere. Dadurch stieg die Theuerung noch mehr. Diesem Mangel suchten einzelne Städte durch Ausmünzung eigener kleiner Münzen oder Ausgabe von Münzsurrogaten abzuhelfen. So münzte die Stadt Kamenz Dreier und Pfennige aus Kupfer, aber so geringen Gehaltes, daß der Centner Kupfer zu etwa 3600 ℳ ausgebracht war, Mittweida gab viereckige Marken von Blei, Leipzig vier- und achteckige Bleche von Messing aus.

Diese unselige Zeit, von 1619—1623, ist unter der Bezeichnung Kipper- und Wipperzeit bekannt, so genannt vom Kippen und Wippen der Wucherer, welche die Münzen beschnitten, kippten, und auf einer Schnellwaage die einzelnen Geldstücke prüften, wippten, um die schwereren zum Einschmelzen auszuwählen.

Welcher Verfall, wenn der frühere gute Thaler, der ursprünglich 24 Groschen gegolten, 1619 aber schon mit 10 Groschen Agio berechnet wurde, in Leipzig innerhalb des oben erwähnten kurzen Zeitraums bis auf 12 Gulden, das sind 252 Groschen gestiegen war!

Endlich 1623 brach die Einsicht durch, daß der grenzenlosen Noth und Verwirrung, in die das Land durch dieses Münzunwesen gestürzt ward, nur durch Rückkehr zum Reichsfuße gesteuert werden könne. Noch in diesem Jahre ward sie verfügt, die Heckmünzstätten verschwanden. Was aber blieb, waren ihre Erzeugnisse, die nun der Verkehr ohne Rücksicht auf ihre hohen äußeren Werthbezeichnungen nach ihrem inneren Werthe würderte. Diese Würderung ergab die kläglichsten Resultate; der gewaltige Vermögensverlust, den man zu Gunsten weniger Wucherer erlitten, trat nun Jedem klar vor die Augen. Der Wohlstand des Landes war untergraben und fand durch die Wogen des aufgehenden 30jährigen Krieges weitere Zerrüttung. Auch dem Kurfürsten blieben die Erfahrungen dieser Zeit eine ernste Warnung. In seinem 1653 errichteten Testamente ermahnt er seine Söhne: „Die Straßen rein und die Münzen unverfälscht zu erhalten!"

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 95. Sonnabend, den 10. August. 1889

Der Bildungsgang des Nordamerikaners.

Will man vom Bildungsgange des Nordamerikaners sich einen Begriff machen, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß es ein einheitliches System für denselben wie bei uns noch nicht giebt. Noch steht ja Nordamerika, wenn schon viel weiter fortgeschritten in seiner Cultur als Mittel- und Südamerika, mitten in seiner Entwickelung, und wie auf manchen anderen Gebieten, so bedarf es auch hier noch jahrelanger Thätigkeit der Regierung und des Volkes, um etwas zu schaffen, was den Einrichtungen, wie sie z. B. bei uns bestehen, ebenbürtig wäre. Wol giebt es einzelne Staaten, wie z. B. Massachusetts, in denen die Schulen und übrigen Bildungsstätten ganz vorzüglich und nach einheitlichem System eingerichtet sind, aber im Allgemeinen gilt doch, daß der Bildungsgang des Volkes ein unregelmäßiger und willkürlicher sei. Beweis hierfür ist von vornherein die Thatsache, daß der Schulzwang, wenn er schon in der Theorie wenigstens in einigen Staaten besteht, in der Praxis doch nirgends ausgeübt wird. Diese uns so befremdliche Thatsache erklärt sich einerseits aus der so außerordentlich hohen Idee, die der Amerikaner von seiner persönlichen Freiheit hat; so wenig wie irgend möglich soll die Regierung auf den freien Mann einen Zwang ausüben dürfen, sie soll ihn auch nicht zu seinem, resp. seiner Kinder, eigenem Besten zwingen. Andererseits steht auch der Amerikaner der Erkenntniß noch zu fern, daß es ein Schaden für das Volk ist, wenn dieser Bildungszwang nicht ausgeübt wird. Wol erkennt man den großen Segen einer allgemeinen Bildung an, und hat durch Errichtung unentgeltlicher Schulen, ja Universitäten, für deren Verbreitung treffliche Fürsorge getroffen, aber das Volk zur Benutzung dieser segenbringenden Anstalten zu zwingen, davon ist man noch weit entfernt. Noch gilt weit mehr die Brauchbarkeit des Mannes für das praktische Leben, als seine Bildung. Das Volk sieht, wie gerade seine berühmtesten Männer sich aus eigener Kraft, ohne Anleitung, zu ihrer Berühmtheit emporgearbeitet haben, es sieht täglich, daß aus dem Gassenjungen, der auf der Straße seine Bildung, seine Schule fürs Leben empfängt, doch ein fürs praktische Leben höchst brauchbarer Mensch wird, und somit erscheint dem Volke die Ausübung eines Schulzwanges unnöthig.

Doch nun zum Thema selbst. Was zunächst die Volksschule anbetrifft, so wird dieselbe in vielen Staaten nur von den Aermeren, in anderen wieder von Arm und Reich in gleicher Weise — überall da nämlich, wo neben den Volksschulen nicht auch noch Privatschulen bestehen — besucht; in einigen nördlichen Staaten gehen auch weiße und schwarze Kinder friedlich in dieselbe Schule. Je nach der Sitte des einzelnen Staates werden die Kinder mit frühestens 5—6, durchschnittlich 7 Jahren in die Schule gebracht; doch könnten auch Erwachsene, wenn sie sonst wollten, mit A B C Schülern zusammen sich unterrichten lassen. Der Cursus der Volksschule pflegt 8 Jahre zu umfassen. Der Unterricht in den ersten 4 Jahren ist, wie natürlich, ungefähr derselbe wie bei uns. Die Kinder lernen lesen, schreiben, rechnen, zeichnen. Der bei uns noch hinzukommende Religionsunterricht fehlt in Amerika ganz. Der Grund hierfür ist zu finden in der großen Zahl von Secten, die in Nordamerika selbst in jeder Stadt nebeneinander bestehen, so daß es unmöglich wäre, einen Religionsunterricht zu ertheilen, der die Eltern aller Kinder befriedigte. Derselbe ist vollständig der Kirche und der Familie überlassen. Aus demselben Grunde werden auch Andachten an den Tages- resp. Wochenanfängen nur ausnahmsweise abgehalten. In den übrigbleibenden 4 Jahren erfolgt Unterricht in der englischen Grammatik, die schon genannten Fächer werden weiter getrieben und ihre Ziele höher gesteckt, so erreicht man in der Mathematik die Grenzen der Algebra, als neue Fächer kommen hinzu Geschichte, die aber nur von den Vereinigten Staaten handelt, und Geographie, die meistens, nicht wie bei uns, auf dem Grunde der Heimathskunde aufgebaut wird, sondern ihren Ausgang von allgemeinen geographischen Begriffen nimmt und sich dann sogleich zur Betrachtung der einzelnen Erdtheile wendet. Interessant ist es, daß der Handfertigkeitsunterricht auf den Volksschulen fast ganz fehlt, eine Thatsache, die uns bei dem so hervorragend ausgebildeten Sinn des Nordamerikaners fürs Praktische doppelt überrascht. Es giebt natürlich auch hier löbliche Ausnahmen, wie z. B. in St. Louis, wo auf den Schulen ein vorzüglicher Handfertigkeitsunterricht besonders für Knaben ertheilt wird, aber die Regel bildet es doch, daß in diesem Fache besonders für Mädchen Unterricht nicht gegeben wird. Hieraus erklärt sich wol, daß den amerikanischen Damen Stopfen, Stricken ꝛc. meistentheils unbekannte Dinge sind, der zerrissene Strumpf wird eben so lange getragen, bis er ganz hin ist, dann wird er weggeworfen. Ein Unterschied in der Ausbildung der Knaben und Mädchen besteht übrigens sonst durchaus nicht, schon infolge des Umstandes, daß die Geschlechter, wenigstens gewöhnlich, beim Unterricht nicht getrennt sind, und nicht etwa, wie bei uns, auf einzelnen Landschulen nur, sondern gleichmäßig in Stadt- und Landschulen, und wenn sie getrennt sind, ist ihre Ausbildung doch dieselbe. Diese Trennung erfolgt jedoch nicht aus sittlichen Bedenken, wie bei uns, vielmehr läßt man die Knaben und Mädchen, auch wenn sie ziemlich erwachsen sind, ganz unbesorgt mit einander verkehren, weil ja die Auffassung vom Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts in Amerika eine so durchaus freie und von der unsern so gänzlich verschiedene ist. Die Volksschulen stehen, soweit sie Stadtschulen sind, unter der Aufsicht der Stadtgemeinden, an welche der Staat seine Rechte abtritt, über die Landschulen übt der Staat die Aufsicht selbst aus. Der Unterricht in diesen Schulen ist wol durchgängig frei, in vielen Staaten erhalten besonders arme und bedürftige, in einigen, allerdings wenigen, Städten sogar sämmtliche Kinder ihre Schulbücher unentgeltlich, wennschon in letzteren nur leihweise.

Neben diesen Volksschulen giebt es natürlich auch viele Privatschulen. Mußten wir schon von den ersteren berichten, daß für sie kein einheitliches System besteht, so gilt dies in noch viel höherem Grade von den letzteren. Fast jeder Director einer solchen Schule folgt seinem besonderen Systeme, stellt nur Lehrer an, die demselben huldigen, und läßt sie die Kinder darnach unterrichten. So entsteht eine ungeheure Mannigfaltigkeit, aber trotz derselben sind diese Schulen vielfach recht gut, und einige von ihnen genießen vorzüglichen Ruf weithin, so daß Kinder selbst aus anderen Staaten auf dieselben geschickt werden. Sie stehen durchaus selbständig da und werden vom Staate bezüglich ihrer Unterrichtsmethode, ihrer Ziele ꝛc. in keiner Weise beaufsichtigt. Da der Unterricht, auch in den Privatschulen, welche aus Stiftungen hervorgegangen sind, wie z. B. die weithin berühmten zu Andover (Massachusetts) und Exeter (Neu-Hampshire) nie unentgeltlich ist, so werden dieselben in der Regel nur von Kindern wohlhabender Eltern besucht. Die Ziele dieser Schulen sind ganz verschiedene; die einen führen die Kinder nur durch die ersten Jahre ihrer Bildung und überlassen sie dann

den öffentlichen Schulen, andere haben, entsprechend den Volksschulen, einen achtjährigen Cursus, andere endlich vereinigen die Ziele der Volks- und sogleich zu besprechenden Hochschulen, so daß von ihnen aus direct die höchsten Bildungsanstalten des Nordamerikaners, das College und die University, bezogen werden können.

Diese eben erwähnten Hochschulen (high-schools) werden, entsprechend unsern höhern Schulen, natürlich nur von einem geringen Theil der Volks- oder Privatschulen besucht habenden Kinder bezogen, nur daß der Procentsatz ein bei Weitem geringerer ist als bei uns. Mit der Absolvirung eines achtjährigen Cursus auf der Volksschule ist der durchschnittliche Bildungsgang des Nordamerikaners beendigt, soweit er nicht den reicheren Classen angehört. Für letztere ist es allerdings fast feststehende Sitte, die Hochschule zu besuchen, und würde es reichen Eltern geradezu zur Schande gereichen, ihren Kindern diese Gelegenheit, sich eine höhere Bildung zu verschaffen, nicht geboten zu haben. Diese Hochschulen nun lassen sich schwer mit unsern deutschen höheren Schulen vergleichen, höchstens was den Sprachunterricht betrifft mit den untern Classen derselben, aber auch für dieses Gebiet nur in gewissem Sinne. Denn wenn auch Lateinisch und Französisch in dem vierjährigen Cursus der Hochschule im selben Umfange wie bei uns in den Classen Sexta bis Tertia unserer Gymnasien oder Realschulen getrieben werden, so ist doch auch das Griechische, wenn schon selten, Unterrichtsgegenstand, was ja bei uns erst von Tertia an gelehrt wird. Für die anderen Fächer, als Geschichte, Mathematik, Literatur 2c., würde ein Vergleich der Hochschule mit den unteren Classen an unseren Schulen durchaus nicht zutreffen, da die Ziele dort bei Weitem höher als hier gesteckt sind. Auch die äußere Einrichtung der Hochschule ist eine durchaus andere als die unserer höheren Schulen. In der Regel bestehen zwei, manchmal auch drei Curse nebeneinander, von denen die jungen Leute sich denjenigen auswählen können, welcher ihnen, resp. ihren Eltern, für ihre zukünftige Lebensstellung der geeignetste erscheint. Der eine Cursus ist ein mehr humanistischer, d. h. Lateinisch, seltener Lateinisch und Griechisch, stehen im Vordergrund des Lehrplanes; der andere entspricht mehr dem der Realschulen, indem Französisch, Deutsch und Mathematik die Hauptfächer bilden; der dritte, wenn ein solcher vorhanden ist, pflegt dann beide Curse zu vereinigen, indem er von jedem etwas bringt. Doch giebt es auch hier eine feststehende Regel durchaus nicht, vielmehr erleidet dieselbe mannigfaltige Abänderungen. Im Durchschnitt wird für Lateinisch als Endziel des Unterrichts erstrebt: Hinreichende grammatikalische Sicherheit und Fähigkeit, die leichteren lateinischen Schriftsteller, wie Cornelius Nepos und Cäsar, zu übersetzen. Das Griechische wird ja überhaupt seltener getrieben und sind für dasselbe die Anforderungen, die an die Schüler gestellt werden, sehr niedrige. Was Deutsch und Französisch anbetrifft, so gilt für sie dasselbe, wie für das Lateinische. Die Ziele für Mathematik und Naturwissenschaften sind hingegen ziemlich hohe. Auch hier genießen Knaben und Mädchen denselben Unterricht, sei es im selben Zimmer oder doch wenigstens im selben Gebäude, sei es in getrennten Anstalten. Also auch für diese höhere Bildung gilt völlige Gleichstellung des weiblichen und männlichen Geschlechts. Nach Absolvirung der high-school gehen deren Zöglinge zum größten Theile ins praktische Leben über, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Bruchtheil derselben besucht nun noch die höchsten Bildungsanstalten des Nordamerikaners, das College und die University.

Sprechen wir zunächst von dem ersteren. Wollte man dasselbe auf eine Stufe mit den Universitäten Deutschlands stellen, so würde dies nicht eben viel Urtheil bekunden, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich mit denselben nicht messen kann, aber ebenso muß es unbillig erscheinen, wenn man es nur den höheren Classen unserer Gymnasien oder Realschulen gleichstellen wollte. Was uns einigermaßen berechtigt, dies letztere in gewisser Hinsicht dennoch zu thun, ist der Sprachunterricht. Durch denselben wird allerdings nicht mehr erreicht, als bei uns in den oberen Classen unserer höheren Schulen und ein jeder nur einigermaßen fleißige und begabte deutsche Abiturient einer solchen Anstalt kann es getrost in dieser Hinsicht mit einem amerikanischen Collegestudenten aufnehmen. Dies beruht eben darauf, daß der Unterricht in fremden Sprachen dort so viel später beginnt, als bei uns; denn während bei uns neun- oder zehnjährige Knaben mit der Erlernung fremder Sprachen beginnen, sind es dort fünfzehn- bis sechzehnjährige junge Leute. Aber außer dieser Gleichheit in der Leistungsfähigkeit bezüglich fremder Sprachen ist es noch etwas Anderes, was die Stellung der Collegestudenten ähnlich macht der unserer Real- resp. Gymnasialschüler; es ist dies das Fehlen der Lernfreiheit. Kein Collegestudent kann sich ein einzelnes Fach wählen, auf das er sich nun mit ganzer Seele concentriren könnte, sondern er muß den Weg gehen, den der Lehrplan, die Gesetze des College ihm vorschreiben. In anderer Hinsicht jedoch sind die Colleges auch den Universitäten ziemlich verwandt, indem sie Stoffe in ihren Lehrplan aufgenommen haben, die dem Gesichtskreis eines deutschen Gymnasial- oder Realschülers noch ganz fern liegen, wie z. B. die Philosophie, Nationalökonomie, höhere Mathematik 2c. Der Lehrplan der Colleges ist aus dem eben Gesagten schon einigermaßen zu erkennen und bedarf daher nur der näheren Kennzeichnung. Lehrfächer bilden von den Sprachen Lateinisch und Griechisch, von dem letzteren kann man jedoch auf einzelnen Colleges dispensirt werden, Französisch und Deutsch. In allen diesen Sprachen werden gleichmäßig die Classiker studirt und die Studenten in deren Verständniß eingeführt. Die Muttersprache wird eifrig durch Anfertigen von Aufsätzen und Redeübungen gepflegt; in einigen der besten Colleges giebt es sogar für die Redekunst besonders angestellte Lehrer. Außerdem ist, wie schon oben gesagt, Unterrichtsgegenstand die Nationalökonomie, Philosophie, weniger deren Geschichte, als einzelne Themata aus derselben, wie Logik, Ethik, Psychologie, ferner die Naturwissenschaft in ziemlich großer Ausdehnung, endlich die höhere Mathematik. Der Cursus der Colleges dauert durchgängig 4 Jahr. In je 3 Monaten — Semester giebt es nicht, da die Ferien zusammenliegen — finden mindestens zwei Examina statt, die alle bestanden sein müssen, damit ein Student des College einen Grad, für gewöhnlich den baccalaureus artium (bacchelor of arts) bekomme. Infolgedessen giebt es aber für denselben kein Schlußexamen. Neben dem bacchelor of arts giebt es noch den magister artium (master of arts), der entweder als Anerkennung für weiteres Studium nach Vollendung des College-Cursus verliehen wird, oder auf Grund einer Dissertation mit nachfolgendem Examen erworben werden kann. Für die Aufnahme in ein College genügt nur Bestehen eines Aufnahmeexamens, nicht das Abgangszeugniß einer Hochschule. Der Zweck der Colleges ist weniger Gelegenheit zu geben, ein Fachstudium zu treiben, es soll vielmehr dem Studenten eine allgemeine Bildung gegeben werden, er soll fähig gemacht werden, mit klarem Blick ins praktische Leben hinauszutreten, soll bereit gemacht werden, an ein Fachstudium mit voller geistiger Reife heranzutreten.

Zum Fachstudium selbst ist ihm dann Gelegenheit geboten auf den schon oben kurz erwähnten Universities. Wenn wir College und University so ohne Weiteres unterscheiden, so ist dies eigentlich nicht ganz richtig. Aus dem Namen College oder University ist wenigstens bezüglich ihrer Natur nichts zu erkennen. Anstalten, die in Wirklichkeit Universities sind, nennen sich Colleges und umgekehrt. Doch könnte auch abgesehen hiervon der Name University an sich irre führen. Denn wenn man von demselben schließen wollte, daß die amerikanischen Universities identisch mit unsern Universitäten seien, so würde dies entschieden falsch sein. Nur eine einzige University, nämlich die nach John Hapkins genannte in Baltimore (Maryland) würde einen solchen Schluß vom Namen auf die Sache rechtfertigen. Dieselbe ist jedoch ausdrücklich nach deutschen Mustern und in der Absicht gegründet worden, damit eine den Deutschen ähnliche Universität zu schaffen. Letzteres ist allerdings vorläufig nur theilweise insofern erreicht, als sie nur eine, nämlich die philosophische Facultät hat, aber einmal sollen die andern Facultäten im Laufe der Zeit noch hinzugebildet werden und dann sind die ganzen Einrichtungen, die Lehrmethode, die Prüfungen so völlig deutschen Ideen entsprechend, daß man sie mit Recht als Universität in deutschem Sinne betrachten kann. Aber abgesehen von dieser einen ist die amerikanische University durchaus noch nicht identisch mit unserer Universität. In 20 oder 30 Jahren wird es wol schon anders sein, denn gerade diese Universities stehen mehr als alle anderen Bildungsanstalten Amerikas noch mitten in ihrer Entwickelung und überall zeigt sich das Bestreben, dieselben nach deutschem Muster weiter auszubilden. Von solchen Universities im soeben angedeuteten Sinne sind vor allen Dingen zu nennen: das Harvard-College in der Nähe von Boston (Massachusetts), das Yale-College, das Columbia-College in Neuyork, alle drei aus privaten Stiftungen hervorgegangen, ferner die Staatsuniversities von Neujersey in Princeton, von Michigan zu Ann Arbor, von Virginien zu Charlottesville und die University von Pennsylvanien. — Was diese Universities noch von unsern Universitäten unterscheidet, ist vor allen Dingen die auch hier noch ziemlich weitgehende Beschränkung der Lernfreiheit. Findet dieselbe auch in geringerem Umfange statt als auf den Colleges, so zeigt sich dieselbe doch in dem Abhalten der Examina und in der Lehrmethode. Auch hier finden die Examina nicht wie bei uns am

Ende der akademischen Laufbahn statt, so daß man studiren kann, wann und wie man will, sondern je zwei Mal in einem Jahre. Während ferner bei uns die Form des Vortrags für das Colleg die regelmäßige ist und nur ausnahmsweise die Form des sog. Praktikums gewählt wird, ist es in Amerika gerade umgekehrt. Der Professor bezeichnet das Thema, welches er in der nächsten Vorlesung behandeln will, und fordert seine Zuhörer auf, sich darauf vorzubereiten. Dann steht es natürlich immer noch dem Einzelnen frei, dies zu thun oder nicht, es wird nicht etwa durch angedrohte Strafen ein Zwang ausgeübt, aber wer sich nicht vorbereitet, hat dann selbst den Schaden davon, denn bei Behandlung des angezeigten Themas werden eben nur die berücksichtigt, die durch genügende Vorbereitung im Stande sind, sich an der Besprechung desselben zu betheiligen. Dieselbe erfolgt dann in Form der Frage und Antwort, oft mit daran sich anknüpfender Debatte, bei der es dann allerdings auch dem Studenten erlaubt ist, seine eigene Ansicht frei auszusprechen und, falls er sich nicht zu der seines Professors bekehren kann, auf derselben zu bestehen. Vorträge, wie bei uns, finden auch statt, doch hat der Professor das Recht und ist es überall Sitte, von Zeit zu Zeit Fragen an seine Zuhörer zu stellen. Ein weiterer Unterschied tritt uns in der Beschränkung der Lehrfreiheit entgegen. Die Einrichtung des Privatdocenten ist dem Amerikaner durchaus fremd; wer einen Lehrstuhl haben will, muß angestellt sein. Allerdings haben auch die jüngsten Professoren, man findet oft schon solche von 22 Jahren, einen bei Weitem höheren Gehalt als bei uns ein Privatdocent sich durch seine Vorlesungen schaffen kann, aber die Anstellung eines Professors hängt doch infolgedessen weit mehr von dem Urtheil der Vorgesetzten eines College oder einer University ab, als von dessen Talent, dessen Verdienst um die Wissenschaft. — Was die äußeren Einrichtungen dieser Universities betrifft, so ist zu bemerken, daß vor allen Dingen die Zahl der Facultäten durchaus noch keine feststehende ist, oft giebt es deren weniger als vier, manchmal auch mehr. So hat z. B. die zu den berühmtesten in Amerika gehörige Harvard-University zu Boston deren sieben, außer den auch bei uns üblichen noch je eine für Ackerbau-, Zahn- und Thierarzneikunde, und gewinnen die letzteren nur durch ihre Vereinigung mit der University, da die besten Professoren von der reichen Anstalt auch für diese Facultäten angestellt werden können. Die vom Staat gegründeten Universities haben in der Mehrzahl drei Facultäten und zwar für gewöhnlich die philosophische, juristische und medicinische, nie die theologische, aus demselben Grunde, der auch auf den übrigen Bildungsanstalten den Religionsunterricht ausschließt. Universities mit theologischen Facultäten sind immer entweder von Privatmännern oder von Secten gegründet. Um die Vorlesungen an einer University hören zu können, braucht man vorher kein College besucht zu haben, ist dies doch vorher geschehen, so bleibt das Aufnahmeexamen erspart, das vor allen Dingen auf den berühmteren, wie der Harvard- und Yale-University, ein sehr schwieriges ist.

Soviel war über das College und die University getrennt zu sagen, das nun Folgende gilt für beide Anstalten gemeinsam. Zunächst sei erwähnt, daß bei Weitem der geringere Theil derselben vom Staat begründet worden ist und demnach unter der Aufsicht desselben steht. Wie auf allen Gebieten die Privatwohlthätigkeit in Amerika Großartiges und Wunderbares leistet, so auch hier. Einen kleinen Begriff davon wird sich der Leser machen können, wenn wir folgende verbürgte Thatsachen anführen. In California hat ein reicher Senator, Namens Leland Stanford, 40 Millionen Dollar, will sagen 80 Millionen Mark, in dem Staat Massachusetts ein einfacher Privatmann Clark 8 Millionen Mark zu Gründung einer University in ihrem Staate ausgesetzt; 4 Millionen Mark sind durch freiwillige Beiträge von Privatpersonen zur Unterstützung der Harvard-University zusammengekommen. Dies sind nur einzelne besonders hervorragende Beispiele, wir könnten noch viele andere aufzählen von der Wohlthätigkeit nicht nur einzelner Personen, sondern auch ganzer Gesellschaften und vor andern auch Secten, die nicht nur durch Gründung von Colleges mit theologischen Facultäten ihr Interesse für die Bildung ihrer Landsleute bewiesen haben. Auch der Staat, resp. die einzelnen Staaten thun außerordentlich viel für ihre höchsten Bildungsanstalten und man kann deshalb erwarten, daß der schöne Aufschwung, in welchem dieselben sich jetzt befinden, seinen ungestörten Fortgang nehmen werde.

Mit wenigen Worten sei nun noch der Stellung der Damen auf diesen Anstalten gedacht. Auch hier sind dieselben dem männlichen Geschlecht fast überall gleichgestellt. Jede Dame hat die Möglichkeit einen gelehrten Beruf zu ergreifen, jede hat das Recht sich in die Wissenschaft zu vertiefen, soviel sie will, jede kann einen akademischen Grad erwerben. Und auch hier finden wir die uns so auffällige Thatsache, daß mit dem jungen Manne gemeinsam die Jungfrau ihre Studien treibt. Oft im selben Hause, ja im selben Zimmer, empfangen beide Geschlechter von denselben Professoren ihren Unterricht, beide ringen gemeinsam um akademische Ehren und nicht selten kommt es vor, daß eine junge Dame vor allen Andern den Preis davon trägt. Die Damen beschreiten auch muthig jedes Gebiet, nicht nur das der Sprachen, für die sie ja bekanntlich viel Talent haben, sondern auch Gebiete, die der weiblichen Natur an sich ferner liegen, z. B. das der Mathematik und Philosophie. So erzählte mir ein junger amerikanischer Freund, der selbst ziemlich viel Mathematik getrieben hatte, daß er in der Unterhaltung mit einer nebenbei gesagt wunderhübschen jungen Dame — ein Beweis dafür, daß nicht etwa nur häßliche, heirathshoffnungslose Damen der Wissenschaft sich widmen — die Mathematik studirte, das Gespräch auf diesen Gegenstand gelenkt hätte, weil er deren Verständniß hierfür nicht recht getraut habe, daß dieselbe sich aber bald in solche Höhen verloren habe, daß er ihr nicht mehr folgen konnte. Aber wie schon diese wenigstens doch im Allgemeinen stattfindende völlige Gleichstellung der beiden Geschlechter uns fremdartig berührt, so gilt dies noch in viel höherem Grade von dem Verkehr zwischen denselben. Ein Fall ist dem Schreiber dieses bekannt, wo die Herren und Damen sogar im selben Gebäude wohnen, dies mag wol eine Ausnahme sein, aber die Regel ist es, daß die Studenten ihre weiblichen Commilitonen ohne jedes Bedenken von Seiten der letzteren, ja von ihnen aufgefordert, am Abend besuchen, sie ins Theater und Concerte führen, kurz in einer Weise frei mit ihnen verkehren, wie sie bei uns einfach undenkbar wäre. Und trotzdem kommen nur in den seltensten Fällen Liebeleien vor, manchmal wol finden sich zwei Herzen fürs Leben, aber diese auf Colleges oder Universities geschlossenen Ehen sollen immer sehr glückliche sein, wie ja natürlich, da beide Parteien während der drei Jahre, die sie zusammen studirten, Gelegenheit hatten, sich gut genug kennen zu lernen. Allerdings ist nicht auf allen Colleges oder Universities den Damen erlaubt, zu studiren, es giebt besonders auf privaten Stiftungen beruhende Anstalten, von denen Damen ausgeschlossen sind, es giebt auch Colleges oder Universities, die nur von Damen besucht werden können, aber vielfach liegen doch die Verhältnisse, wie oben erzählt. Die Erklärung hierfür finden wir in der Stellung überhaupt des weiblichen zum männlichen Geschlecht in Amerika. Schon von früher Jugend an verkehren beide Geschlechter in ungezwungenster, freiester Weise, und wird dieser Verkehr auch mit dem Aelterwerden der Kinder nicht eingeschränkt, der Knabe bleibt des Mädchens Spielgefährte und Lerngenosse. Späterhin wird gemeinsam musicirt, ausgefahren oder geritten, Alles ohne Schutzpatron in Gestalt einer alten Tante oder sonst etwas Gutem. Aber gerade in dieser Freiheit liegt Sicherung gegen Ueberschreitung der Grenzen des Anstands und der Sittlichkeit. Der junge Mann lernt das weibliche Geschlecht eben kennen, er sieht nicht mehr in jedem anmuthigen und liebenswürdigen Mädchen einen Gegenstand seiner Liebe, es ist ihm vielmehr etwas Alltägliches, woran er gewöhnt ist, und ebenso ist es bei den jungen Damen. Dabei läßt sich gar nicht verkennen, welch veredelnden Einfluß der fortwährende Verkehr mit Damen auf die jungen Männer ausübt. Warum sind denn die Amerikaner so überaus höflich und zuvorkommend gegen das weibliche Geschlecht? Zur Illustration mag die Erzählung eines alten Professors aus Columbia dienen, die vielleicht ein zu günstiges Bild giebt, aber immerhin charakteristisch ist. Von dessen College waren ursprünglich die Damen ausgeschlossen und erzählte er, daß, bevor es denselben erlaubt worden sei, auf diesem College zu studiren, die jungen Herren die schlimmsten und tollsten Streiche verübt hätten, so daß das College förmlich verrufen war, aber seitdem die Damen gekommen seien, seien die Herren wie die Lämmer.

Uebersehen wir nun zum Schluß noch einmal im Ganzen den Bildungsgang des Nordamerikaners und vergleichen ihn mit dem des Deutschen, so ergiebt sich, daß der Amerikaner noch viel von uns lernen kann, eine Thatsache, die man auch jenseit des großen Wassers vollkommen anerkennt, indem man vielfach das Schulwesen &c. dem unsrigen nachbildet, daß aber in einem Punkte, wenigstens wie der Schreiber dieses meint,*) das amerikanische Volk auf diesem Gebiete uns voraus ist, daß es nämlich dem weiblichen Geschlechte auf dem Gebiete der Wissenschaft gleiche Rechte wie dem Manne einräumt. G. L.

*) Wir sind bekanntlich anderer Meinung. Red. d. Leipz. Ztg.

Bücherbesprechungen.

—d. **Das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen.** Mit Erläuterungen aus der Rechtsprechung und unter Berücksichtigung der neueren Gesetzgebung in Gemeinschaft mit Landgerichtsdirector P. Kaden und Staatsanwalt G. Scheele herausgegeben von **S. Hoffmann**, Landgerichtsdirector. Leipzig, Roßberg'sche Buchh. 1889. (Schlußlief. 3,60 ℳ) — Mit dem eben erschienenen Doppelhefte des zweiten Bandes ist das Werk abgeschlossen. Das Heft bringt außer dem letzten Theile des Sachregisters einige Berichtigungen u. s. w. und, in das Inhaltsverzeichniß beider Bände hinein verarbeitet, zu den einzelnen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches Verweisungen auf den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich und die Motive dazu, um dadurch die Benutzung dieser Werke zur Erläuterung des heimischen Rechts zu erleichtern; besonders die Motive, welche sehr oft auf das sächsische Recht und das sächsische bürgerliche Gesetzbuch zurückgreifen, bieten eine reiche Quelle für die Auslegung des letzteren. Das vorliegende Werk berücksichtigt bei der Erläuterung nicht allein die sächsische Rechtsprechung, sondern verwerthet dazu auch die des gemeinen Rechts und anderer Rechte, besonders des preußischen Rechts. Einzelnen ist dies zwar nicht gelegen; aber der Mehrzahl dürfte das Vorgehen der Verfasser erwünscht sein; die Wissenschaftlichkeit des Werkes hat dadurch nur gewonnen. Sollte das Werk nicht blos ein Nachschlagewerk für die bisherigen Entscheidungen sein, sollte es auch zu weiterem Nachforschen anregen, so war ein Zurückgehen auf das gemeine Recht, als die Grundlage unseres sächsischen Rechts, unvermeidlich; ist der Inhalt beider Rechte wenig abweichend, so können selbst die Abweichungen durch das Erforschen ihres Grundes die Erkenntniß nur fördern. Die Berücksichtigung anderer größerer Landesrechte ist mit Vorsicht und nur da erfolgt, wo diese Rechte sich mit dem sächsischen Rechte berühren; sie tritt in vielen Fällen da ein, wo die heimische Rechtsprechung noch nicht hat thätig werden können. Auch die zweckmäßige innere Anordnung, zumal dort, wo die Rechtsprechung ausgiebiger war, ist hervorzuheben. Und so kann das Werk als eine Bereicherung unserer rechtswissenschaftlichen Literatur begrüßt werden. Nach einer dem Schlußhefte beiliegenden Ankündigung ist die Herausgabe von Ergänzungsheften in Aussicht genommen, welche die jeweils veröffentlichte Rechtsprechung umfassen soll; es wird dadurch einem Veralten des Werkes vorgebeugt werden.

C. H. **Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit.** Von Dr. **Harald Höffding**, Professor an der Universität zu Kopenhagen. Autorisirte Uebersetzung von Dr. **H. Kurella**. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1889. — Die englische Philosophie trägt in der ganzen neueren Zeit einen bestimmten, scharf ausgeprägten und unverändert feststehenden eigenartig nationalen Typus. Auf die hauptsächlichen englischen Philosophen der Gegenwart, Stuart Mill und Herbert Spencer, insbesondere den Letzteren, hat, wie hier hervorgehoben wird, allerdings auch die neuere deutsche Philosophie einen gewissen Einfluß ausgeübt, jedoch sind auch diese im Wesentlichen immer ihrer älteren nationalen Tradition treu geblieben. Im Allgemeinen ist jedenfalls der Einfluß der englischen Geistesrichtung auf Deutschland und seine Philosophie und Wissenschaft bis jetzt größer gewesen als umgekehrt. Sogar für alles das, was bei uns unter Philosophie oder Speculation verstanden wird, hat der Geist der Engländer nie ein rechtes Interesse oder Verständniß gehabt. Alle Metaphysik als solche gilt dort eigentlich als ein unberührbarer und nicht zu betretender Boden. Der ganze sich auf die Erkenntniß des unbekannten sogenannten Dinges an sich hinter den Erscheinungen richtende Idealismus unserer Philosophie ist dem englischen Geiste specifisch unsympathisch und fremd. Für ihn sind nur die Erscheinungen oder das unmittelbar Thatsächliche der gegebene Boden und Ausgangspunkt seines philosophischen Operirens. Diese Beschränkung des Blickes auf das zunächst Vorliegende und die Abweisung aller kühnen und phantasiereichen Speculation ist der Grundzug der ganzen englischen Stellung zur Philosophie. Es ist dieses eine Richtung des nüchternen und besonnenen Verstandes, die auf den ganzen Fortgang der neueren Philosophie und Wissenschaft in vielfacher Weise fördernd und heilsam eingewirkt hat. Es ist hierdurch theils die neuere französische Philosophie, theils auch unter uns die Lehre Kant's vorbereitet und eingeleitet worden. Die Engländer sind in früherer Zeit und auch jetzt noch gegenüber den großartigen philosophischen Gedankenconstructionen bei den Völkern des Continents und vorzugsweise bei uns gleichsam immer die Nüchternen unter den Trunkenen gewesen. Das Subject oder der erkennende Mensch steht nach ihrer Auffassung gleichsam immer wie auf einer Insel, wo er nichts wissen kann von dem ganzen weiteren Hintergrunde der ihn umgebenden Welt und wo er allein aus dem, was ihn direct umgiebt, sich ein gewisses inneres subjectives Vorstellungsbild von ihr zu entwerfen vermag. Ihre ganze Philosophie ist daher wesentlich nur subjective Erkenntnißtheorie oder Lehre von den bei der Bearbeitung des Gegebenen zu befolgenden Methoden gewesen. Sie haben daher insbesondere auch immer das ganze Princip der Induction oder des aus dem Anschluß an die Erfahrung hervorgehenden Erkennens gegenüber der abstracten Syllogistik oder der synthetischen Deduction des Denkens ausgebildet und vertreten. Zu ihren nationalen Charakterzügen gehört ferner auch die vollständige Enthaltung der Philosophie von jeder Einmischung in das Gebiet und die Fragen der Religion. Auch diese gilt ihnen einfach als etwas Gegebenes, während dagegen bei den Franzosen der Skepticismus ihres Verstandes sich vorzugsweise immer der Bekämpfung der Grundlagen dieses Gebietes zugewandt hat. Die Philosophie im höheren Sinne aber oder als eine eigene und selbständige, auf allgemeine Vollkommenheit des geistigen Wissens gerichtete Gedankenarbeit ist allerdings vorzugsweise in der neueren Zeit in die Pflege des deutschen Geistes übergegangen. Immer aber ist doch die ganze hier vorliegende aus dem Dänischen übertragene Einführung in die neuere englische Philosophie, wenn sie auch in ihrer Kürze nicht auf eigentliche Vollständigkeit Ansprüche macht und sich vorwiegend nur auf das Verhältniß jener beiden erwähnten Denker beschränkt, auch sonst wol nicht einer gewissen Eintönigkeit entbehrt, dankbar anzuerkennen, um so mehr, da auch die neueste deutsche Philosophie vielfach wieder an jene Richtung angeknüpft und sich überhaupt neuerlich eine gewisse Annäherung und Ausgleichung dieser nationalen Gegensätze in der Wissenschaft anzubahnen begonnen hat.

Pf. Der „**Thematische Leitfaden durch die Musik des Parsifal**“ und der „**Thematische Leitfaden durch die Musik zu Wagner's Tristan und Isolde**“ von **Hans v. Wolzogen** (Verlag von Feod. Reinboth, Leipzig) seien allen Besuchern der Bayreuther Festspiele von Neuem in Erinnerung gebracht. Sie bieten das Wissenswertheste über die Vorgeschichte der von Wagner behandelten und mit genialem Scharfblick erfaßten Sagenstoffe und führen dem Leser mit dem Inhalt des Wagner'schen Musikdrama zugleich die Hauptthemen der musikalischen Ausgestaltung vor. Im Parsifal-Leitfaden ist die einleitende Skizze über die Entwickelung der Gralsage von hohem Interesse. Mit den Motivbenennungen des Verfassers kann man sich freilich nicht immer befreunden. So bezeichnet der Verfasser gewisse Themen des „Tristan“ als Thema der Ungeduld, des Liebesrufes, als Seligkeitsmotiv, Motiv der Liebesentbehrung u. s. w. Das ist natürlich ganz subjectiv-willkürlich. Schließlich ließe sich aus jedem Tact ein Motiv ableiten, welches zu dem scenischen Vorgang in Beziehung steht. Wir hätten dann kein Kunstwerk mehr, sondern nur ein Sammelsurium von Motiven.

Pf. In 24. Auflage liegt uns „**Lobe's Katechismus der Musik**“ (Leipzig, Verlag von J. J. Weber, Pr. 1,50 ℳ) vor. Das Büchlein des verdienten Theoretikers wendet sich an den Laien und bringt in leichtverständlicher Form das Wissenswertheste und Wichtigste aus dem Gebiete der musikalischen Theorie. Wie günstig die Aufnahme dieses gut ausgestatteten Buches im Publicum gewesen, geht aus der Thatsache der 24. Auflage hervor.

L.— **Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. Vierter Band. Straßburg unser! Bis ans Meer.** Von **Botho v. Pressentin**. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen. — In der Person des Hrn. Verfassers ist ein weiteres Mitglied dem Kreise der verdienstvollen Schriftsteller beigetreten, welche sich die Aufgabe gestellt haben, die Kriegsthaten der deutschen Armee in dem ewig denkwürdigen Feldzuge von 1870/71 unserem Volke in einer Reihe von lebensfrischen und allgemein verständlichen Schilderungen vorzuführen. Der Hr. Verfasser erweist sich als ein vortrefflicher Erzähler, und mit stetig wachsendem Wohlgefallen haben wir seine Beschreibung des Festungskrieges vor Straßburg und beiderseits der Mosel, sowie der Kämpfe des I. und VIII. Armeecorps im nordwestlichen Frankreich gelesen. Möchte das hübsche Buch in weiten Leserkreisen, namentlich in den militärischen, die Beachtung und freundliche Aufnahme finden, welche dasselbe in der That verdient.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 96. Dienstag, den 13. August. 1889.

Zum Gedächtnisse eines Mitarbeiters an der „Wissenschaftlichen Beilage“.

Von Friedrich Klinkhardt.

Einige Bände der gesammelten „Wissenschaftlichen Beilagen“ der Leipziger Zeitung aus der zweiten Hälfte des fünfziger Jahrzehnts enthalten unter anderem werthvollen culturgeschichtlichen, cultur- und wirthschaftsgeographischen Material mehrere diesbezügliche Artikel aus der berufenen Feder eines edlen Mannes, der von Denen, welche ihn von Angesicht zu Angesicht kannten, und von Denen, welchen sein lichter Geist, sein vollendeter Charakter, in dem sich mannhafter Ernst und männliche Strenge mit weiblicher Milde und Zartheit in schöner Harmonie vereinigten, aus seinen Werken entgegenleuchtete, aufrichtig verehrt, still bewundert und innig geliebt ward. Die große Bescheidenheit und der aller Ostentation abgeneigte Sinn des Mannes, seine begeisterte Vorliebe für ein trautes Familienleben fern von der „Großstadt Gebrause“ in wonniglichstiller Waldeinsamkeit, dies Alles hat seinen Namen nicht weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaustragen lassen. Und wenn ich nun dem verehrlichen Leser die betreffenden Nummern, in denen die Eingangs erwähnten Aufsätze enthalten sind, nennen würde,[1]) so würde er darum auch vergeblich an ihrer Stirn nach dem Autor suchen. Der Schreiber dieser Zeilen ist im Stande, ohne erst bei der geehrten Redaction eine Erkundigung einziehen zu müssen, die betreffenden anthropogeographischen Arbeiten ihrer Anonymität zu entkleiden: der Verfasser der „Skizzen zur Geschichte des Thüringer Waldes“ und der in Form von Briefen veröffentlichten „Schilderungen vom Erzgebirge“ ist August Richard Berthold Sigismund, zu Stadt-Ilm am 19. März 1819 geboren und am 13. August 1864 als Professor der Naturgeschichte und der englischen Sprache am Gymnasium zu Rudolstadt gestorben.

Daß die „Wissenschaftliche Beilage“ zum fünfundzwanzigjährigen Gedächtnisse seines Todes ihm, dem Sohne des sang- und liederreichen Thüringens, ein kurzes Wort der Erinnerung weiht, obwol sein Name heute fast ganz zu den vergessenen zählt und die größte Anzahl der Leser zunächst kein Interesse hat für den hochedlen Mann, Arzt, Dichter, Pädagogen und Volksschriftsteller, mögen die folgenden Zeilen zu rechtfertigen suchen.

Zu Sigismund's Lebzeiten hat die „Wissenschaftliche Beilage“ mehr als einmal seine „Büchlein“[2]) mit Nachdruck empfohlen und ein anderer eifriger Mitarbeiter aus jener Zeit, der Verfasser der interessanten „Culturbriefe“, Wilhelm Wolfsohn, hat Sigismund's „Asklepias, Bilder aus dem Leben eines Landarztes“[3]) einer außerordentlich günstigen Kritik unterworfen in einem längeren „Arzt und Dichter“ überschriebenen Essay.[4])

Aufgewachsen im grünen Waldfrieden des freundlichen Thalschooßes der Rinne, im Städtchen Blankenburg am Thüringer Walde, wo sein Vater, der den frischen Knaben mit aufgeschlossenem Sinne unter Mitwirkung der Bürgerschule fürs Gymnasium vorbereitete, Justizamtmann war, sorglich erzogen von einer braven, trefflichen Mutter, im Verein mit mehreren jüngeren Geschwistern und unter dem bewährten Beirathe und den gläubigen Gebeten einer frommen, würdigen Großmutter, die uns der dankbare Enkel als eine resolute Thüringer Bürgersfrau, schlecht und recht und gottesfürchtig, schildert, entschied sich Sigismund nach vollendetem Schulcursus, anfangs zwischen Theologie und Medicin schwankend, für letztere und wandte sich freudigen Eifers voll erst nach Leipzig, dann nach Jena und Würzburg, um 1842 als promovirter Arzt in seine Heimath zurückzukehren. Ein hartnäckiges Magenübel mit anstrengenden Blutungen im Gefolge nöthigte ihn, aus dem aufreibenden Berufe eines „Bauerndoctors“ in die stillere Laufbahn des Lehrers einzulenken. Sollte eine pädagogische Pilgerfahrt nach der Schweiz, wohin ihn ohne Zweifel seine Begeisterung für die hingebende Liebeskraft des Verfassers von „Lienhard und Gertrud“, des Erziehers von Stanz, Burgdorf und Ifferten und für den willenskräftigen Idealismus des „Stifters von Hofwyl“ trieb, neben dem Geiste und Herzen auch dem siechen Körper zu Gute kommen, so sollte ein mehr als einjähriger Aufenthalt in England seinem lebhaften Interesse für britisches Leben und Schriftenthum genügen. Bedenklich leidend, aber „mit hellerem Kopfe“ kehrte er über Paris, wo er kurze Zeit seine ärztlichen Studien fortsetzte, in den trauten Kreis der Seinen zurück. Nur kurze Rast gönnte sich der in seiner Schaffensfreudigkeit sich nimmer genügende Mann. Bald wurde die ärztliche Praxis wieder aufgenommen, die ihn freilich, nach eigenstem Geständnisse, auf „keinen grünen Zweig“ brachte, die ihm aber mehr denn je Gelegenheit bot, den Gegenstand seines Lieblingsstudiums, die Volksseele, das Volksbewußtsein und den Volkscharakter, zu belauschen und seine menschenfreundliche Gesinnung zu bethätigen. Begleiten wir im Geiste den „treuen Krankenwärter, der theilnahmsvoll die armen Leute pflegte und weicher ihre Schmerzenskissen legte“, ein kurzes Stück des Weges, indem wir zu der schon erwähnten „Asklepias“ greifen. Wie Justinus Kerner, so vereinigte auch Berthold Sigismund, was so selten vorkommt, den Arzt und den Dichter in einer Person. Aber welch' ein Gegensatz zwischen Beiden! Dort ist das Product der Verquickung eine träumerische, phantastische Romantik, hier liegt es auf dem Grunde fester, realer Zustände vor. Jener verdanken wir zwar köstliche Liedergaben, aber sie sind und bleiben doch ein Beispiel von der Einseitigkeit einer Naturverhimmelung, die das Leben mißachtet und die Kunst verkennt. Justinus Kerner findet in der Natur Erholung, Genesung, Frieden, nur bei Menschen nicht. Wie anders vermag uns Sigismund's Lyrik, wenngleich der Form nach immerhin bedeutend hinter jener ersten zurückbleibend, zu fesseln, anzuregen zu einem so erquickenden und lebensfreudigen Antheil am Menschensein! Während die meisten Stadtärzte, namentlich diejenigen, welche an den Knotenpunkten des rasch pulsirenden Geschäftslebens ihre Praxis betreiben, sich nur mit den „Krankheiten“, aber nicht mit den „Kranken“ beschäftigen können, kennt unser „schlichter Bauerndoctor“, von dem wir aber freilich nicht annehmen dürfen, daß er mit Bezug auf die ärztliche Wissenschaft nicht auf der Höhe der Zeit gestanden hätte, neben den Kranken auch die Gesunden im stillen Dorf, im einsamen Försterhaus, am Heerd des Arbeiters, in der erbärmlichen Hütte und wo sonst sein ärztlicher Rath begehrt wurde. Ueberall weiß sein lichtgewohnter Blick, „der, wenn er noch so lange auf den finstersten Stellen des menschlichen Daseins haften mußte“, sich ungeblendet in die strahlende Fülle von Leben zu versenken, scharf

[1]) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1857 Nr. 59. 60. 88. 99. 100 und 1858 Nr. 87. 88. 90.

[2]) W. B. d. L. Z. v. J. 1857 Nr. 52.

[3]) Gotha, Verlag von Hugo Scheube.

[4]) W. B. d. L. Z., Jahrgang 1858 Nr. 29

und sicher auch in der „öden Wüste" der Armen jeden Punkt zu erspähen, wo Nahrung, Genügen und Freudigkeit sprießt. Ihm war ein zartbesaitetes Herz verliehen, das von jedem Anhauche eigenen und fremden Lebens zum Mitgefühl erregt wurde. Aus eigenem wie aus fremdem Gemüthe weiß er die innigsten Berührungen von Sehnsucht und Freude, Bangen und Zuversicht herauszustellen, so daß auch das Menschenschicksal endlich die harmonische Lösung findet, die in der ganzen Natur ist. Da sonnt sich — nach dem ersten Gedichte der Sammlung — ein Wanderbursche nach kaum überstandener ernster Krankheit im Garten des Hospitals. Wie er noch zwischen Krankheit und Gesundheit schwankt, so ist auch seine Erinnerung getheilt zwischen dem wehmüthig dankbaren Rückblick in den Krankensaal, wo der „alte, gute Doctor" und die milde Pflegerin weilen, und dem seligen Einathmen der Frühlingsluft, der jauchzenden Wanderlust. Nicht nur seine Helfer, auch sein Leid ist ihm lieb geworden, das ihm den Sinn geöffnet für die Güte der Menschen. — Bei diesem einen Beispiel möge es sein Bewenden haben; denn wollten wir uns anschicken, die schönsten Idyllen und Lieder namhaft machen, so könnte sich am Ende diese Reihe mit dem Inhaltsverzeichnisse decken. Der Zauber, welcher uns beim Lesen der „Asklepias" entgegentritt, wohnt in nicht minder hohem Grade auch der zuerst erschienenen Gedichtsammlung, den „Liedern eines fahrenden Schülers" inne, durch welche Adolf Stahr Sigismund als Dichter einführte. „Ein Sohn des sang- und liederreichen Thüringens, der seine Lieder voll tiefer Naturempfindung, voll reinen Menschengefühls, voll wahrhafter Poesie gesungen und erlebt hat. Er hat ein gut' Stück gesehen von der „schönen, weiten Welt", zu der's ihn so sehnsüchtig hinauszog über die grünen Waldberge seines heimathlichen Thales. Aber zuletzt hat's ihn doch nicht gelitten da draußen, fern von der Heimath, und er hat all' die Herrlichkeit der Welt verlassen und ist wieder zurückgekehrt in den grünen Waldfrieden seines thüringischen Heimaththales. Da bin ich ihm begegnet und hab' ihn kennen gelernt zu guter Stunde unter seinen Büchern und Naturstudien, bin mit ihm gewandert manchen schönen Tag und hab' es ihm auf den Kopf zugesagt, daß er ein Dichter sein müsse, ohne daß ich wußte, ob er jemals ein Gedicht gemacht; und eigentlich wußte das fast Niemand, kaum er selber. Er war der einzige lyrische Poet unter den unzähligen, die mir bekannt geworden, von denen das alte Wort: „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen" nicht galt."

Mit diesen warmen Worten charakterisirt Stahr in der Einleitung der zuletzt genannten „Lieder" treffend eine der hervorragendsten Seiten des gemüthsinnigen Dichters und sinnigen Naturforschers. Wer die unschuldigen, liebevollen, naturwahren Poesien des fahrenden Schülers recht genießen, die schlichte Einfalt und Keuschheit ihrer Sprache ganz verstehen will, muß selbst hinauswandern in das tannengrüne, walddustige Thüringer Land —

„Wer den Dichter will versteh'n,
Muß in Dichters Lande geh'n."

Mit Wilhelm Wolfsohn und Adolf Stahr stimmt auch Hermann Masius bezüglich des Werthes der Sigismund'schen Muse überein. Er sagt über dieselbe: „Einige der letztgenannten Dichtungen[5]) sind von makelloser Schönheit und dürfen unbestritten zu den Kleinodien unseres großen Liederschatzes gezählt werden." Ein Gedicht mit der Ueberschrift „Am Sarge eines Tagelöhners" hat Prof. Masius in die von ihm besorgte 28. Auflage der „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen von Theodor Echtermeyer" aufgenommen und, von dem richtigen Gefühl geleitet, mit viel Geschmack neben das gleich sinnige und liebliche Gedicht Chamisso's „Die alte Waschfrau" placirt. Auch Adolf Stern[6]) erscheinen die „Lieder eines fahrenden Schülers" frisch, liebenswürdig, sangbar, während nach seinem Urtheile die viel bedeutendere „Asklepias" scharf realistische, aber gemüthswarme poetische Schilderungen und Erzählungen enthält. — Verlassen wir jetzt Sigismund, den „Arzt und Dichter", indem wir einer berufeneren Hand die schöne Arbeit nahelegen, die verschollenen „Liederbüchlein" aus dem Staube hervorzuholen und in neuem Gewande unserem Volke, dem deutschen Hause und der deutschen Familie zu Nutz' und Frommen darzubieten. Aber Berthold Sigismund war noch mehr. Empfing er in den wunderbar schönen Thälern seiner Heimath den Weihekuß des Genius, der seine Dichtungen durchweht, so empfing er als die schönste Mitgift des väterlichen Hauses den Sinn für trautes Familienleben und die kaum zu schildernde Liebe zur Kinderwelt. So gesellt sich zum Arzt und Dichter noch der Pädagog und die Combination der beiden letzteren, der Jugendschriftsteller. Gedenken wir aber zuvor einiger äußeren Veränderungen, die in seinem Leben vorgingen. Das Vertrauen seiner Mitbürger wählte ihn zum Oberbürgermeister von Blankenburg, ein Amt, das er während der verhängnißvollen Jahre 1846—1850 verwaltete, und das ihm trotz seiner Milde und Redlichkeit manchen Verdruß brachte, dessen er jedoch später lächelnd gedachte, dem er gern Valet sagte, als er eine Berufung als Professor der Naturgeschichte und der englischen Sprache an seine ehemalige alma mater erhielt, da diese Stellung so ganz seiner Neigung und Befähigung entsprach. Nun stand er am rechten Orte und jetzt, nachdem die Gründung eines eigenen Hausstandes sein Lebensglück zu einem vollkommenen gemacht, entfaltete er eine Lehrthätigkeit, eine Schaffensfreudigkeit, eine Rührigkeit nach allen Seiten, so daß man dem Edlen mit Bewunderung zusieht, aber auch mit Besorgniß. Wir können die Verdienste Sigismund's für Schule und Haus nur kurz berühren, sie bilden den Gegenstand einer besonderen Untersuchung. Ruhe und Milde, Liebenswürdigkeit und Charakterstärke, klarer, anziehender Vortrag machten seine Lehrerwirksamkeit zu einer höchst segensreichen. Als gewiegter, umsichtiger Schulmann zeigte er sich namentlich auch in seinen „Schulreden". Die wichtigsten, die auch im Druck erschienen, sind: die vom 10. November 1859 zum Gedächtnisse an Schiller's hundertjährige Geburtsfeier,[7]) die von patriotischer Begeisterung übersprudelnde und doch zugleich mit feinen pädagogischen Winken geschickt durchwebte Gedächtnißrede auf die Schlacht bei Leipzig (18. Oct. 1863) und diejenige über die „Einführung Shakespeare's als Schulschriftsteller", in den „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" veröffentlicht.[8]) Wir können hier leider nicht näher auf den Inhalt der in classischem Stile abgefaßten Reden eingehen, nur so viel wollen wir bemerken, daß wir selten so geistvollen psychologischen, ethischen und ästhetischen Analysen begegnet sind, wie in den Reden Berthold Sigismund's über Schiller und Shakespeare.

Bedeutend mehr noch aber als dem deutschen und englischen Sprachunterrichte hat Sigismund seine fein pädagogische Kunst dem naturwissenschaftlichen Unterrichte gewidmet. Auf diesem Gebiete ist er der unübertroffene Meister, der nicht nur mit scharfem Auge zu beobachten, sondern auch mit frischen Farben und mit einem seltenen Geschicke das Beobachtete darzustellen wußte. Leider hat es seine Bescheidenheit nicht zugelassen, dieser Gabe in einem größeren Werke Gestalt und Leben zu verleihen. Es ist schier, als ob der Sturmwind alle die „Blätter und Blüthen", die der Schaffensfreudige hervorzauberte, hinweggefegt hätte, so zerstreut und verkrümelt findet man hier eines und dort eines von seinen Geisteskindern. Er war geschätzter und eifriger Mitarbeiter an den angesehensten Familienblättern der fünfziger und sechziger Jahre. Er schrieb im Verein mit Berthold Auerbach, C. Andree, Fr. Gerstäcker, Gottfried Keller, Ernst Engel und Virchow für „Berthold Auerbach's Volkskalender", für die „Gartenlaube", für den „Dorfbarbier", für Roßmäßler's Zeitschrift „Aus der Heimath". Ihm verdankt Masius' „Der Jugend Lust und Lehre" manch' reizende Gabe, und, wie wir schon Eingangs erwähnten, durfte auch die „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" Sigismund zu den Ihrigen zählen. Und doch hielt Sigismund einige Gegenstände für so wichtig, daß er sie einer größeren monographischen Darstellung würdigte. Mit besonderer Vorliebe trieb er nämlich psychogenetische Studien, und diesen verdanken wir das vortreffliche Büchelchen „Kind und Welt" (1856). Obwol die Frage nach den Anfängen des Seelenlebens bei einem Individuum ein ebenso großes rein-psychologisches wie praktisch-pädagogisches Interesse hat, so stammen die wenigen beachtenswerthen Beiträge dafür erst aus den letzten Jahrzehnten und gingen fast ausschließlich von Männern des ärztlichen Standes aus. Als einer der ersten hat Prof. J. C. Löbisch[9]) in Wien im Jahre 1850 eine Entwickelungsgeschichte

[5]) cfr. den kurzen Nekrolog, den Prof. Masius im 9. Bande der unter seiner Aegide erschienenen Jugendschrift „Der Jugend Lust und Lehre" S. 131—133 Sigismund widmet. Im Obigen sind die von uns erwähnten Liedersammlungen gemeint.

[6]) Lexikon der deutschen Nationalliteratur von Adolf Stern. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882. Vergl. auch Stern, Fünfzig Jahre deutscher Dichtung. 1820—1870.

[7]) Zum Gedächtnisse an Schiller's hundertjährige Geburtsfeier, begangen vom Fürstlichen Gymnasium zu Rudolstadt am 10. Nov. 1859. Zwei Reden, gehalten von den Professoren Dr. B. Sigismund und Dr. E. Klußmann Rudolstadt 1859.

[8]) Fleckeisen und Masius „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" Jahrgang 1864.

[9]) Die Seele des Kindes in ihrer Entwickelung. 1850.

des menschlichen Geistes veröffentlicht, in der er auf Grund seiner reichen Erfahrung als Kinderarzt und als Director einer Anstalt für Kinderkrankheiten besonders den ersten Abschnitten der geistigen Entwickelung eines Menschen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Weit bekannter und geschätzter ist nun die demselben Gegenstand gewidmete Schrift von Berthold Sigismund: „Kind und Welt“, in welcher nicht blos „den Vätern, Müttern und Kinderfreunden“ eine Anregung zu fleißiger Beobachtung ihrer Kleinen, sondern auch den Psychologen ein reiches Erfahrungsmaterial für eine wissenschaftliche Beleuchtung und Zergliederung dargeboten wird. Die fünf Perioden des Kindesalters, welche der Verfasser schildert, haben folgende Ueberschriften: 1) Das dumme Vierteljahr, 2) Vom Lächeln bis zum Sitzenlernen. 3) Bis zum Laufenlernen. 4) Vom Laufen bis zum Sprechenlernen. 5) Vom Sprechen des ersten Wortes bis zu dem des ersten Satzes. — Das Büchlein ist in einer so reizenden Sprache geschrieben, daß es namentlich unter den Lehrern Niemand ungelesen lassen sollte. Ammon empfiehlt es in seinem berühmten Buche „Die ersten Mutterpflichten“ allen Eltern und Kinderfreunden, die Freude an Kindern haben und sich über die Entwickelung derselben an der Hand ruhiger Beobachtungen zu unterrichten wünschen. Ziller[10]) nennt Sigismund auf Grund des Buches einen „feinsinnigen Beobachter der Kinderwelt“, Wundt — und darauf legen wir besonderen Werth — citirt Sigismund's Beobachtungen und stellt sie neben die auf rein physiologischer Basis stehenden „Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen“ von Prof. Dr. Kußmaul,[11]) die sich dadurch auszeichnen, daß bei ihnen das Experiment in einer bis dahin ungewöhnlichen Ausdehnung, aber in durchaus zuverlässiger Weise für die genetischen Forschungen über die menschliche Seele Anwendung gefunden hat, und Professor W. Preyer in Jena[12]) schreibt in seiner berühmten Schrift „Die Seele des Kindes“ auf Seite 339: „Sigismund's Beobachtungen über das Sprechenlernen sind durch ihre Objectivität, ihre klare Darstellung und Correctheit ausgezeichnet und, wie man leicht sieht, in vollkommener Uebereinstimmung mit den meinigen.“ Ein Seitenstück zu Sigismund's Beobachtungen, welche an einem Knaben gemacht wurden, sind die „Notizen über die geistige Entwickelung eines weiblichen Kindes während der zwei ersten Lebensjahre“, welche Prof. Dr. L. Strümpell seiner „Psychologischen Pädagogik“ beigefügt hat.[13])

Zwei andere Arbeiten Sigismund's bilden gewissermaßen die Fortsetzung von „Kind und Welt“, nämlich das Büchlein: „Die Familie als Schule der Natur“ und der von ihm bearbeitete Artikel „Natursinn“ in Karl Schmid's „Encyklopädie der gesammten Erziehung und des Unterrichts“.[14]) Ersteres gehört einer Sammlung an, den bei Ernst Keil erschienenen „Büchern der Natur“, welche in monatlichen Bändchen die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft in dem großen Publicum zugänglicher Darstellung bringen. An die zuerst erschienenen „Grundzüge der Chemie“ von Hirzel schließt sich als zweites Bändchen das genannte Büchelchen Sigismund's, ein sinniges und sinnvolles Schriftchen voll lebendiger Anregung zur sittlichen Erziehung in der Familie, namentlich auch aus dem Gesichtspunkte der Vorbildung der natürlichen Anlagen für die Schule. Der Verfasser mag jedoch nichts von dem blos papierenen Weg durch Fabel und Bilderbücher wissen, sondern verlangt die Benutzung der Wirklichkeit, namentlich von Feld und Flur, Garten oder nur Blumenbrett, wie es die Verhältnisse gestatten und geben.

Es sei uns zum Schlusse gestattet, noch kurz auf die bereits Eingangs erwähnten culturgeographischen oder — wie wir sie nach Ratzel's Bezeichnung für derartige Untersuchungen nennen können — anthropogeographischen Arbeiten Berthold Sigismund's einzugehen. Die „Schilderungen vom Erzgebirge“ sind unter dem Titel: „Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge“ als 31. Bändchen von Carl B. Lorck's „Eisenbahnbüchern“ separat in erweiterter Form erschienen. Dieselbe Sammlung enthält außerdem noch, von Sigismund's Hand verfaßt, ein Schriftchen über die „Oberlausitz“ und das „Vogtland“.

Wie das Kind, so war auch die Kindheit der Völker ihm höchster Gegenstand seiner Theilnahme. In der That, es gehörte zu seinen schönsten Freuden, die mannigfaltigen Lebensformen und Berufsthätigkeiten der Menschen, zumal der Gebirgsbewohner, zu beobachten, die ja ihre Kindheit am treuesten bewahren. Die Frage, welche Wohnungs- und Kleidungsformen, welche Speisen, welche Gewerbe, welche wirthschaftlichen und sittlichen Zustände, welche Gebrechen, welche Erzeugnisse der bildenden Kunst und Volksdichtung sich bei den Bewohnern einer Gegend vorfinden, ob sie denselben eigenthümlich und durch welche natürliche und geschichtliche Einflüsse sie bedingt sind — diese Fragen hielt er ebenso sehr der Untersuchung werth, wie die Erforschung der Flora und Fauna eines Landes; eine vergleichende Ethnographie der deutschen Gebirgsbewohner bezeichnet er als ein würdiges Strebeziel für die vereinigten Kräfte Derer, welche für das deutsche Volksthum Sinn haben. In seiner schlichten, herzgewinnenden Weise verstand er es aber auch, mit dem Volke, selbst mit den niedrigsten Leuten, zu verkehren und sich in deren Lage und Weltanschauung zu „träumen“. „Das Loos der glücklichen Armuth erscheint wirklich zuweilen so reizend, daß man wenigstens auf einige Zeit aus der eigenen Haut fahren und sich in eine fremde stecken möchte.“ Eine besondere Gabe besaß er, sich auf ungesuchte Weise die Mundarten, Redefiguren und Sprichwörter verschiedener Gegenden anzueignen. Kurz, er war ein vortrefflicher Beobachter, dessen feine Fühlerfäden überall hinreichten, ein kenntnißreicher, liebevoller Maler des Volkslebens, der mit gleichem Geschick die industriellen Verhältnisse, wie die geschichtlichen Momente und das Volksthümliche darzustellen wußte. Daß er die ethnographischen Verhältnisse der engeren Heimath zu seinem ganz besonderen Studium machte, läßt sich erwarten. Es war ihm daher kein Auftrag ehrenvoller und willkommener, als der seiner Regierung, eine Landeskunde für das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt zu bearbeiten. Er unterzog sich der eigenthümlich schwierigen und mühsamen Aufgabe mit ganzer Liebe und mit einem Fleiße, dessen er sich nach dem Ausspruche Lessing's mit Recht selbst rühmen kann. Diese Landeskunde, von welcher leider nur die Oberherrschaft Schwarzburg-Rudolstadt vollendet wurde, ist ein würdiges Seitenstück des rühmlichst bekannten Werkes von Brückner über das Herzogthum Meiningen.

Berthold Sigismund's Ruf als naturwissenschaftlich-pädagogischer Volksschriftsteller ist ein wohl- und festgegründeter. Wenn Schiller als Erforderniß einer guten Volksschrift hinstellt, „dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen, ohne der Kunst von ihrer Würde zu vergeben“, und die Popularität als eine so schwierige Aufgabe bezeichnet, daß ihre Lösung der höchste Triumph des Genius genannt werden müsse, so hat Sigismund durch seine Arbeiten bewiesen, daß diese Aufgabe keine unmögliche sei.

[10]) Allgemeine Pädagogik, hrsg. von Dr. Karl Juß.

[11]) Programm zum Eintritt in den königlichen akademischen Senat der Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen 1859.

[12]) Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme: „Psychogenesis und die Seele des Kindes“.

[13]) Zum Ganzen vgl. auch: „Zur Psychogenesis“ von K Steuer. III. Bericht über das Kgl Seminar zu Löbau 1881.

[14]) 5. Bd. S. 158—173.

Bücherbesprechungen.

:: Ein hoher Kunstgenuß wird uns bereitet beim Betrachten des Werkes: „Japanischer Formenschatz“, welches uns in den ersten 11 Lieferungen aus dem Verlag von E. A. Seemann in Leipzig vorliegt. Das Werk, gesammelt von dem hervorragenden Kenner Japans, S. Bing, unter Mitwirkung der bedeutendsten Autoritäten, erscheint monatlich in Folioheft mit 12 farbigen Tafeln und 1—3 Bogen Text. Preis jeden Jahrgangs bei Vorausbezahlung 20 ℳ. Jedes einzelne kostet 2 ℳ. Das, was uns S. Bing in seiner Vorrede versprochen: „nicht allein das Edelste, was eine hochbegabte Nation der Natur abgelauscht, wiederzugeben, sondern auch durch Ergänzung von Bild und Wort den Beifall der Leser zu erringen, hat er mit jeder Lieferung in gesteigertem Maße zur Wahrheit gemacht. Wir lernen durch die fachmännischen Erläuterungen von Philippe Burty, Ary Renan, Victor Champier, Louis Gonse, L. Falice, Théodore Duret und Edmond de Goncourt, welche über Waffen, Holzschnitt, Architektur, Zierkunst und Goldschmiedekunst Ausführliches berichten, nicht allein Land und Leute Japans in ihrer ganzen Charakteristik kennen, sondern durch die beigefügten vorzüglichen Illustrationen auch Alles, was auf der Erde, in der Luft und im Wasser lebt. Nichts ist den Künstlern Japans zu unbedeutend, um mit richtigem Verständniß ein Kunstwerk daraus zu schaffen. Wir lernen auch, wie groß die japanische Kunst auf dem Felde der Decoration ist. Das richtige Maßhalten ist in erster Reihe das große Geheimniß, welches

diesem feinfühlenden Volke eigen ist. Auf dem Gebiete der Kleinkunst müssen wir ihnen die größte Bewunderung zollen: seien es die wunderbaren Metallarbeiten, wobei Guß, Ciselirung, Tauschirung und Farbengebung sich gegenseitig den Rang streitig machen, seien es die prächtigen Gewebe und Stickereien, Töpferarbeiten, oder die höchst kunstvollen Lackarbeiten, Alles, was ihren Händen entstammt, ist zu Wunderwerken der Kunst umgestaltet. Es erscheint Alles so natürlich und ungezwungen, nirgends ist die Natur in eine fremde Jacke gesteckt; von einer tief empfundenen Grazie beseelt, entspricht Alles in jeder Beziehung dem Zwecke und verwendeten Stoffe.

** Die drei neuen Lieferungen, welche in den letzten Wochen von der „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Breslau, Eduard Trewendt) erschienen sind, behandeln die Gebiete der Botanik, Chemie und Physik. Die 61. Lieferung der I. Abtheilung bringt die Fortsetzung der ausführlichen und bemerkenswerthen Abhandlung des Prof. Dr. Zopf über die Pilze, während die 53. Lieferung der II. Abtheilung, dem Handwörterbuche der Chemie angehörig, die Artikel Milch, Milchsäure, Mineralöle, Molybdän und den Anfang des Artikels Naphthalingruppe enthält, die 2. Lieferung der III. Abtheilung aber die Fortsetzung des Handbuchs der Physik bringt, dessen Herausgeber Prof. Dr. Winkelmann ist. Den Inhalt des vorliegenden Heftes bildet die Darstellung der allgemeinen Mechanik (Waage und Wägung, Dichte, Pendel, Kreiselbewegung, allgemeine Gravitation, Aggregatzustände, Elasticität, Zug und Druck) aus der Feder des Dr. F. Auerbach.

—m— Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit. Herausgegeben von Heinrich Gerlach. 22. Heft. 1888. Freiberg i/S., Gerlach'sche Buchdruckerei 1889. 8°. — Das vorliegende Heft erscheint im Feiertagsgewande als „Festheft" zum Wettinerjubiläum, bei welchem der rührige Freiberger Alterthumsverein nicht fehlen durfte. Eine warm geschriebene Einleitung, jedenfalls aus der Feder des Herausgebers, gedenkt in Kürze der geschichtlichen Ereignisse, deren Erinnerung das Fest gewidmet war. Es folgt dann als Nr. 8 der Bilder aus Freibergs Vergangenheit eine Nachbildung eines vom älteren Kranach herrührenden Porträts der Herzogin Katharina, der Gemahlin Heinrich's des Frommen, dessen Original die Dresdner Galerie besitzt; Th. Distel hat einige Begleitzeilen dazu geschrieben. Eine auf der bisherigen Literatur beruhende Skizze von P. Knauth behandelt Kurfürst Moritz, der bekanntlich in Freiberg geboren ist und begraben liegt, insbesondere seine Beziehungen zur Heimathsstadt. Ein neuerdings vom Verein erworbenes Verzeichniß der in den Jahren 1594—1625 vom Domglöckner wegen Oeffnung der Begräbnißkapelle erhaltenen Trinkgelder giebt Reinh. Kade Gelegenheit, über die Persönlichkeit des Joh. Kröner, der diese Stelle damals bekleidete, zu handeln; er stellt aus jenem Verzeichniß die gelegentlichen Notizen über Bauwerke an der Kapelle und über die Personen, welche sie besucht haben, zusammen. Th. Distel bringt mehrere kleinere Mittheilungen, so eine Verordnung des Herzogs Moritz wegen Beisetzung seines in frühester Kindheit gestorbenen Sohnes Albrecht (1546), vier Leipziger Schöffensprüche strafrechtlichen Inhalts (1571—1583) u. A.; H. Ermisch einen Nachtrag zu seiner früheren Arbeit über die Freiberger Chronik des Georg Agricola; Gerlach Mittheilungen über ein vor Kurzem in die Vereinsbibliothek gelangtes Trinkbuch vom Schlosse Freudenstein (1681—1830) und über Lieferungen von Freiberger Bier an die kurfürstliche Hofhaltung. Ausschließlich mit dem letztern, dem einst so berühmten Freiberger Bier, und der Brau- und Schanknahrung Freibergs seit der ältesten Zeit bis zur Gegenwart beschäftigt sich ein längerer, sehr fleißiger Aufsatz von Karl Richter, mit welchem das Heft schließt.

—m— Katalog der Bibliothek der Handelskammer zu Leipzig. II. Zuwachs vom 1. Juli 1884 bis zum 30. Juni 1888. Leipzig, Commissions-Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1889. XVI, 335 S. 8°. — Nach kaum 3 Jahren ist dem s. Z. an dieser Stelle in anerkennender Weise besprochenen Bibliothekskatalog der Leipziger Handelskammer ein zweiter Theil gefolgt, der nur den Zuwachs der vier Jahre 1884/88 enthält, aber an Umfang beinahe den ersten Band erreicht. Dieses rasche Wachsen der Bibliothek erklärt sich, abgesehen davon, daß auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und der verwandten Wissenschaften gegenwärtig eine außerordentlich rege literarische Thätigkeit entfaltet wird, hauptsächlich durch die Uebernahme der Büchersammlung der Kramerinnung (in der sich namentlich eine Serie handschriftlicher Landtagsacten 1673 folg. befand) und der Bibliothek der Börse. Wie durchdacht der Ordnungsplan der Bibliothek ist, ergiebt sich daraus, daß die Einordnung der neuen Bestände nirgends eine Abweichung von demselben nothwendig machte; kein neues Hauptfach brauchte eingefügt zu werden, selbst die Unter- und Nebenfächer sind nur unwesentlich vermehrt bez. verändert worden. Auch diesen Band schließt ein sorgfältiges Namen- und Sachregister.

— Fahrhandbuch zum Selbststudium für alle Freunde des Fahrsports, Equipagenbesitzer, Kutscher und Fahrer jeden Standes. Von Berthold Schönbeck, Stallmeister Sr. Durchl. des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen. Mit zahlreichen Illustrationstafeln und Textabbildungen. 6 Lieferungen. Verlag von Friese & v. Puttkamer, Dresden. — Das vorzüglich ausgestattete, mit sehr guten Abbildungen versehene Fahrhandbuch von Schönbeck ist jetzt vollständig erschienen. Die erste Lieferung dieses klar und leicht faßlich geschriebenen Buches wurde s. Z. bereits in der Leipziger Zeitung besprochen. Mit Vergnügen ist zu constatiren, daß die letzten fünf Lieferungen den Werth der ersten bei Weitem übertreffen. Sieht man von einzelnen Mittheilungen in den Capiteln: Beurtheilungslehre des Pferdes, Krankheiten, Hufbeschlag ab, so ist das Buch als ein feinen Zweck vollkommen erfüllendes und werthvolles zu bezeichnen. Deshalb kann es auch allen für das Fahren mit Pferden sich Interessirenden warm empfohlen werden. Da es Pflicht des Kritikers ist, nicht nur zu loben, was zu loben, sondern auch zu tadeln, was zu tadeln ist, sei Folgendes erwähnt: Der S. 56 sich vorfindende Satz: „Bei landwirthschaftlichen Arbeitspferden sind tiefe Bäuche eher ein Vorzug als ein Fehler, denn es ist bekannt, daß also gebaute Pferde die Nahrung länger als gewöhnlich bei sich behalten und demgemäß auch länger arbeiten können" läßt sich nicht als wahr erweisen, sondern muß aus Gründen der Physiologie für unrichtig gehalten werden. — S. 64 ist zu lesen: „Chausseen bieten der Zugleistung das geringste Hinderniß." Das ist gewiß nicht zutreffend, Eisenschienen, Asphalt- und Holzpflaster übertreffen in angegebener Beziehung die Chausseen. — S. 65 steht: „eine absolute Feststellung der Zugkraft eines Pferdes ist keinesfalls möglich"; hierauf ist hier einfach zu antworten, daß solches doch möglich ist (vgl. Zürn und Müller, Die Untugenden der Hausthiere ꝛc., Weimar bei B. F. Voigt, 1885, S. 28). Allgemein nimmt man jetzt an, daß die Kraft eines lebenden Pferdes nicht diejenige ist, welche die Mechanik eine Pferdekraft nennt, nämlich die, welche 75 Kilo Gewicht in einer Secunde einen Meter hoch zu heben vermag, sondern eine geringere; Niemand wird heute zugeben, daß — wie der Verfasser sich ausdrückt — die Durchschnittszugkraft eines Pferdes 200 Pfd. sei (soll heißen, daß ein Pferd eine Last von 200 Pfd. in einer Secunde einen Meter hoch heben oder einen Meter weit ziehen könne). — Die Versuche von v. Eckardstein und v. Willisen, nach welchen ein sehr kräftiges Pferd auf guter Bahn 96 Centner fortschaffen soll, auf besonders guten Chausseen 216 Centner, auf Schienen 2640 Centner (excl. Wagen), beziehen sich auf eine äußerst kurze Arbeitszeit und dürfen nicht als Ausdruck der Zugfähigkeit eines Pferdes bei täglich acht- oder zehnstündiger Arbeitszeit aufgefaßt werden, weshalb der Hr. Verfasser die Ergebnisse dieser Versuche nicht so ohne ausführlichen Commentar hätte anführen dürfen. — In dem sehr gut verfaßten Capitel über „Geschirr" findet sich S. 108 der etwas komische Satz: „Die Zügel beim einspännig Fahren sind selbstverständlich länger als bei Reitzäumen, da sie über das Pferd hinaus auf den Bock reichen müssen"; es gemahnt derselbe an folgenden Satz eines bekannten Vielschreibers, der ein Capitel in seiner Lehre vom Hufbeschlag mit den Worten beginnt: ehe ein neues Eisen aufgeschlagen werden kann, muß zuvor denn das alte abgenommen werden. — Von den neueren Apparaten, welche das Durchgehen der Pferde verhindern sollen, sind die von Halblützel, von v. Hagen, von Dannenhauer der Steinhausenschen Vorrichtung (S. 181) vorzuziehen, hätten vom Verfasser wenigstens erwähnt werden müssen. — Schlechtes, staubiges, muldriges, schimmeliges Heu erzeugt niemals Räude, Wurm und Rotz bei Pferden (vgl. S. 225). Zu Hufumschlägen benutzt man niemals Kuhdünger, wie S. 252 und 267 empfohlen wird, denn die Fäulnißorganismen im Dünger bahnen sich durch die Poren des Hufhorns Bahn zu den Hufweichtheilen, der mit Urin versetzte Koth zerstört infolge seines Ammoniakgehaltes den Hornstoff. — Die vom Verfasser erwähnten, gezackten Ringstreichkappen drehen sich fortwährend, verschieben sich also leicht, und nicht — wie Herr Schönbeck behauptet — nie, sind auch, weil sie nicht haltbar genug, unbrauchbar. Das Capitel über Pferdekrankheiten, welches mehrfach Fehler enthält, wäre am besten fortgelassen worden.

Prof. Dr. Zürn.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 97. Donnerstag, den 15. August. 1889.

Mißwachs in der Goethe-Literatur.

Wie leicht Eitelkeit den Menschen über seine Leistungsfähigkeit täuscht, kann man alle Tage beobachten; nur in den streng abgeschlossenen Wissenschaften macht sich die Neigung, ohne Befugniß mitzureden, nicht sehr breit, weil zu viel ernster Fleiß dazu gehört, um überhaupt nur die dort behandelten Fragen zu begreifen, ernster Fleiß aber auch über die Grenzen eignen Könnens einigermaßen aufklärt. Wenn jedoch die Wissenschaft Gegenstände behandelt, deren sich das Leben bereits bemächtigt hat, dann wird ihr das Vorwärtsschreiten oft vergällt.

Das muß auch die Goethekunde häufig erfahren: Jeder, der Gefallen an einigen Gedichten Goethe's gefunden, glaubt schon absprechen zu können über Alles, was die wissenschaftlich betriebene Forschung zur Sprache zu bringen für nöthig hält, um Goethe im ganzen Umfange seines gewaltigen Geistes, seiner hohen Gesinnung, seiner gesammten phänomenalen Wesenheit, soweit möglich, zu begreifen und seine Dichtungen zugänglicher, genußbringender, fruchtbarer zu machen, als sie es ohne tief eindringende Bemühung sein können. Solche absprechende Schwätzer finden hauptsächlich Gelegenheit, zu Worte zu kommen, wenn sie ein Buch aus dem Bereich der Goethekunde in Zeitschriften anzuzeigen haben; was dabei zuweilen für beschränkte Gesichtspunkte und Oberflächlichkeiten zu Tage kommen, ist unglaublich. Ausführlicher darüber zu reden, lohnt indessen nicht die Mühe.

Aus der engen Verknüpfung der Goethewissenschaft mit dem lebendigen Genuß Goethe'scher Dichtung entspringen aber noch andere Eingriffe, die ernsterer Natur sind. Jene Macht, welcher Alles daran gelegen ist, sich eine unterwürfige Menge in unwürdiger Beschränktheit zu erhalten, um sie zu ihren Zwecken willenlos gebrauchen zu können, jene Hierarchie, welche sich verruchter Jesuitenwirthschaft bedient, um unter dem Deckmantel der Religion ihrem Eigennutz und ihrer Herrschsucht zu fröhnen, indem sie die höchsten Bestrebungen des Menschengeschlechts niedertritt — jene Macht also muß ihren schlimmsten Feind in dem Manne erblicken, der auf der Höhe der Menschheit steht und es wie selten ein Mensch verstanden hat, nach- und heranzuziehen, so daß sein Sieg den Untergang der Mächte der Finsterniß bedeutet. In Nr. 1 und 2 der diesjährigen „Grenzboten" ist unter der Ueberschrift „Goethe- und Schillerhetzer" dieser Gegenstand trefflich behandelt, wobei wir es bewenden lassen.

Augenblicklich sind es zwei neuere Schriften, welche vorstehende Betrachtungen veranlaßt haben. Die eine — „Goethe's Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von K. Th. Gaedertz" — ist jetzt nach dem Titel in „zweiter, vermehrter Auflage" erschienen. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß die erste Auflage vergriffen ist; denn die sogenannte zweite ist in der Hauptsache die erste in eigner Person, nicht einmal ein Neudruck, nur daß zuerst eine zweite Vorrede von 16 Seiten mit einigen neuen Mittheilungen und einem angeblich Goethe'schen Gedichte, und sodann auf dem neugedruckten letzten Bogen (S. 150 ff.) ein Einschub von 1½ Seite mit Vergleichungen zwischen Minna Herzlieb und der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" hinzugekommen sind.

Ein französischer Staatsleiter, Mazarin oder Richelieu, soll gesagt haben: wenn man ihm von einer mißliebigen Person ein paar geschriebene Zeilen verschaffe, so würden ihm diese unter allen Umständen genügen, jene Person in die Bastille zu bringen. Schade, daß dieser Staatsminister nicht gleichzeitig mit Gaedertz gelebt hat; letzterer würde ihm ein brauchbares Werkzeug für beliebige Schriftenauslegung gewesen sein; denn derselbe bringt es fertig, aus Minchen's harmloser Schilderung von Goethe's bedeutender Persönlichkeit einen ganzen Roman über ihre glühende Liebe für Goethe auszuspinnen. Zu solchen Wunderlichkeiten verleitet die Sucht, etwas Wichtiges mitzutheilen, wenn man auch nichts Wichtiges zu sagen hat! Dieses Hirngespinnst hat besonnene Kritik durchgängig verurtheilt und sich schon mehr als genügend damit beschäftigt, so daß es ungehörig sein würde, an dieser Stelle Weiteres darüber zu sagen; diese Schrift sollte hier nur als Beispiel einer Gattung goethe-literarischen Mißwachses dienen; eine andere Gattung finden wir in der Schrift „Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goetheforscher von Dr. Johann Froitzheim". Der Verfasser wirft somit der gesammten Goetheforschung den Fehdehandschuh hin. Er wird aufgenommen und wenn es nun heißt: hie Froitzheim, hie Goetheforschung! so wird sich bald zeigen, auf wessen Seite der Sieg, d. h. die Kritik, ist.

Es ist der Abschnitt „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", den wir hier ins Auge fassen. Der Thatbestand, um den es sich hierbei handelt, ist im Wesentlichen folgender.

Ende Februar 1775 erschien unter demselben Titel, den dieser Abschnitt der Froitzheim'schen Schrift führt, ein Heft in Knittelversen, wie solche Goethe in dem „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" gebraucht hatte, worin die Recensenten der „Leiden des jungen Werther's" unter Bildern verschiedener Thiere vorgeführt und durchgehechelt wurden. Von Anfang an wurden bald Goethe, bald Heinrich Leopold Wagner als Verfasser bezeichnet. Deshalb erließ Goethe unterm 9. April 1775 mittels eines gedruckten Blattes eine Erklärung, worin es hieß: „Nicht ich, sondern H. L. Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden und dem Publico ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte."

Trotzdem beharrten mehrere Personen dabei, daß Goethe die Satire geschrieben habe. Diese glaubten, Goethe habe Ursache gehabt, sich zu verleugnen, weil im „Prometheus" eine, die schuldige Verschwiegenheit verletzende Anspielung auf seine Zusammenkunft mit dem Herzog von Weimar in Mainz enthalten war, weshalb er seinen Freund Wagner vermocht habe, die Verfasserschaft auf sich zu nehmen. Diese Meinung unterstützte der, mit Goethe von Wetzlar her bekannte v. Bretschneider durch die Versicherung, Goethe habe persönlich die Thierbilder zum „Prometheus" beim Formschneider Dannhäuser in Offenbach bestellt. Dazu kam drei Jahre später, daß der Dichter Sprickmann an Boie schrieb, Wagner habe ihm, aber erst damals, gesagt, Goethe sei der Verfasser des „Prometheus".

Seit einiger Zeit ist es bei literaturgeschichtlichen Erörterungen zur Sitte geworden, verblüffende Behauptungen aufzustellen und, da diese der Natur der Sache nach nur durch schwache Gründe vertheidigt werden können, nach Art der Taschenspieler die Aufmerksamkeit von Betrachtung der schwachen Gründe durch rabulistisches Ausdeuteln und gekünsteltes Aufbauschen einer Fülle von nebensächlichen Umständen, die der aufgestellten Behauptung günstig scheinen, abzulenken. In solchem Verfahren nach berühmten Mustern hat sich nun auch Froitzheim versucht, indem er die Behauptung verficht, Goethe's am 9. April 1775 ausgestellte und dem Sinne

nach in dem 1814 erschienenen III. Theile von „Dichtung und Wahrheit" wiederholte Erklärung enthalte eine Lüge, indem er nur den geldbedürftigen Wagner bestochen habe, sich die Nennung als Verfasser des „Prometheus" gefallen zu lassen.

Um die aufgeworfene Frage gewissenhaft zu erörtern, wollen wir zunächst die belanglosen Nebengründe Froitzheim's durchgehen und uns dann erst zu den Gründen wenden, welche allerdings der Erwägung bedürfen.

Vorerst heftet sich Froitzheim (S. 14) daran, daß Wagner, nachdem Goethe ihn als Verfasser des „Prometheus" öffentlich genannt hatte, von Frankfurt nach dem benachbarten Höchst gezogen war. Darüber, daß dieser Wohnungswechsel in irgendwelcher Beziehung zu dieser Verfasserschaft gestanden habe, fehlt uns aller Anhalt und daher können sonstige von der Unzahl von Gründen, welche andere Menschen zu einem Wohnungswechsel veranlassen, auch Wagner bestimmt haben. Aber Froitzheim findet diesen Umzug so „seltsam", daß er ihn nur aus einem ganz außergewöhnlichen Grund erklären zu sollen vermeint, und er findet ihn in v. Bretschneider's Aeußerung (S. 23), daß Wagner von Jedermann ausgelacht und für einen schlechten Menschen gehalten werde, der für baares Geld sich zu Allem brauchen lasse, weshalb — sagt Froitzheim — er sich nun vor dem allgemeinen Sturm zu retten gesucht habe.

Gesetzt, daß dies richtig sei, was hat das aber mit der Verfasserschaftsfrage hinsichtlich des „Prometheus" zu schaffen? Diese Froitzheim'sche Schlußfolgerung ist ein wahrer salto mortale, mit dem er die unentbehrlichen Mittelglieder überspringt; denn wenn auch Wagner sich vor dem allgemeinen Sturm zu retten Ursache gehabt haben sollte, so war dieser Sturm eben eine Tyrannei der öffentlichen Meinung, gegen die anzukämpfen er — gleichviel, ob dieselbe gegründet war oder nicht — den Muth nicht besaß.

Ebenso schlägt Froitzheim mit seiner Logik eine Volte in Anknüpfung an den Umstand, daß Goethe in der Zeit vom 5. September bis 18. October 1775 acht Briefe an Wagner von Frankfurt nach Höchst geschrieben hat. Erich Schmidt hat vermuthet, daß darin über die Uebersetzung von Mercier's Nouvel essai sur le théâtre verhandelt worden sei, in Bezug worauf Froitzheim bemerkt: das müßte erst bewiesen werden; sonach glaubt er, seine Behauptung (S. 23) erwiesen zu haben, daß der eifrige Briefwechsel Goethe's mit Wagner gerade im September und October 1775 — d. h. zu der Zeit, als die Besprechung des „Prometheus" in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" erschien — auffällig, indessen aus der Dringlichkeit eines besonderen Zwischenfalles leicht erklärlich sei. Nach dem Beweise dieser Aufstellung sehen wir uns vergeblich um; Froitzheim giebt dafür das Taschenspielerstück, daß er an das „Herz" des „unbefangenen Lesers" (soll heißen: unkundigen und unaufmerksamen) appellirt. Wer aber dem Taschenspieler auf die Finger sieht und sich durch die Geschwindigkeit, mit welcher das gläubige Herz an die Stelle des prüfenden Verstandes gesetzt wird, nicht überrumpeln läßt, der fragt sich erstaunt, wie Froitzheim auf den Gedanken, oder vielmehr auf den Einfall kommt, daß jene Briefe Goethe's die angeblich erlogene Verfasserschaft Wagner's zum Gegenstand gehabt haben. Angenommen, sie wären über „Prometheus" infolge der Berliner Recension geschrieben worden, können sie nicht z. B. ebensowohl von Goethe geschrieben worden sein, um über die Einmischung des Formenschneiders Dannhäuser Auskunft zu verlangen, oder sich darüber auszusprechen? Froitzheim hat sich nicht die Mühe genommen, anzudeuten, wie er sich den Inhalt von acht Briefen über den von ihm vorausgesetzten Gegenstand denkt.

Die Kritik der Goetheforscher — die, wie Froitzheim sagt, eine andere ist, als die seinige — wird zunächst fragen, ob denn wirklich die Abfertigung von acht Briefen an einen Freund bei Goethe „auffällig" sei, und wird die Frage entschieden mit Beweisen verneinen. Wenn der junge Goethe einmal im Zuge war, einer befreundeten Person Briefe zu schreiben, dann kargte er nicht damit. So richtete er in derselben Zeit von sechs Wochen, von Mitte September bis Ende October 1775, gleichfalls acht Briefe an Kestner, und daneben einen an Charlotte Buff, und hat in den letzten sechs Wochen 1773 sogar neun an ersteren abgesandt; noch mehr — zehn Briefe — erhielten von ihm zu gleicher Zeit wie Wagner Lavater, sowie in den sechs Wochen von Anfang März bis Mitte April Johanna Fahlmer. Wenn von Briefen an Wagner nichts weiter bekannt ist, so erscheint dies ganz natürlich, da dieser vorher mit Goethe in Einer Stadt wohnte, und sonach die angestaunten acht Briefe nichts weiter sein möchten, als Fortsetzung des persönlichen Verkehrs. Also wenn Froitzheim die fraglichen acht Briefe auffällig findet, so liegt das nur an ihm.

Ebenso leichtfertig benutzt Froitzheim (S. 22) einen anderen Umstand zur Vertheidigung der eingebildeten Verfasserschaft Goethe's. Er findet es nämlich „wunderbar", daß der „scharfsichtige" Goethe erst wenige Tage vor dem 9. April durch Wagner selbst erfahren haben wolle, daß er der Verfasser sei, während in einem vor dem 28. März 1775 geschriebenen Briefe aus Frankfurt (S. 15) schon Wagner als Verfasser genannt war. Wo aber hier das Verwunderliche liegen soll, ist unerfindlich! Führt uns doch Froitzheim selbst gleich dabei die Stelle eines Briefes von Goethe an Johanna Fahlmer an, worin Jener schreibt: er werde sich um den Autor keine Mühe geben, der Freundin aber auch nicht auf die Spur helfen. Also da hat Goethe ja gerade — man sollte meinen, für Jedermann deutlich — zugegeben, daß sein Scharfsinn schon auf den Verfasser verfallen sei, er die Spur aber nicht verfolgen wolle; er war zu gewissenhaft, Jemand zu beschuldigen, und wartete deshalb, bis Wagner freiwillig sich ihm entdeckte. Froitzheim verdunkelt muthwillig diesen klaren Sachverhalt.

Geradezu komisch naiv erscheint Froitzheim's Ansicht über Beweiskräftigkeit in Bezug auf ein paar Aeußerungen des Buchhändlers Deinet, deren angebliche Unterschlagung durch Erich Schmidt er diesem hoch anrechnen zu dürfen glaubt. Die erste ist (S. 24), daß Klopstock im März 1775 bei seiner Durchreise durch Frankfurt nicht, wie früher einmal, bei Goethe, sondern im Gasthofe gewohnt habe. Wäre dies auch mit Rücksicht auf „Prometheus" geschehen — was, wie Froitzheim versichert, jenem Deinet „einleuchtend" gewesen sei — wieso ist dies denn für Goethe belastend? Was kann er denn dafür, daß Klopstock sich Wahnvorstellungen hingiebt? Goethe hatte übrigens damals noch nicht öffentlich Wagner als Verfasser genannt.

Die andere von Froitzheim als Schuldbeweis gegen Goethe herbeigezogene Aeußerung Deinet's (S. 24) ist die briefliche: „Ein [zu] bewundernder Werther-Kopf. Ich möchte aber nicht in einer Stadt wohnen, deren dritter Theil Einwohner so dächten, wie er." Den letzten Satz hat Froitzheim sogar fett drucken lassen, es ist ihm aber dadurch doch nicht gelungen, demselben ein Gewicht zu geben, dessen er an sich entbehrt. Mit jener Aeußerung wird doch nur dasselbe ausgedrückt, was Merck bezüglich Goethe's an Nicolai schreibt: „Ein Genie ist einmal ein böser Nachbar." Also das zielbewußte, rücksichtslose Geltendmachen seines Willens ist es, was das Genie unbequem macht und auch von Goethe mehrseitig, nicht nur in den angeführten beiden Stellen, bezeugt ist. Wenn daher Froitzheim erklärt, schon die erste der von Erich Schmidt übergangenen Aeußerungen sei „für Goethe's Autorschaft Beweis genug", so kann man sich nur über die Kühnheit wundern, mit welcher uns zugemuthet wird, Willkür für Logik zu nehmen.

Nicht einmal zu einfachem Verständniß des Wortsinnes bringt es Froitzheim durchgängig. Um seine Behauptung von Goethe's Verfasserschaft des „Prometheus" zu belegen, führt er u. A. (S. 25) an, Goethe habe, um seine geniale Arbeit dem minderbegabten Wagner, ohne verrathen zu werden, aufhängen zu können, nach Art der Schuljungen eine „Glanzstelle" ausgeschlossen, deren er in „Dichtung und Wahrheit" gedenke, „wovon in dem uns überlieferten „Prometheus" kein Sterbenswort steht". Er meint die Stelle, worin Goethe von den Thieren im „Prometheus" spricht, „die den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen suchen, während dieser ohne sonderliche Notiz zu nehmen seine Arbeit fortsetzt und dabei nicht verschweig, wie er es überhaupt zu halten gedenke". Diese „Glanzstelle" steht aber für die Mehrzahl der Menschen verständlich in den Worten:

> Den Spektakel auf einmal zu enden,
> Hätt' freilich Prometheus die Mittel in Händen;
> Doch da er zu groß denkt, Insecten zu jagen,
> Mag ihnen Epilogus die Meinung sagen.

Also für Hrn. Froitzheim prosaisch: Goethe nimmt keine Notiz von dem Ungeziefer der Recensenten und denkt zu groß, um es überhaupt anders zu halten. Das ist dasselbe, was in „Dichtung und Wahrheit" angedeutet wird.

Wenden wir uns nun von den, für Froitzheim's Zweck geradezu werthlosen Anführungen zu denjenigen, welche allenfalls Goethe's Wahrheitsliebe und Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu ziehen gestatten können. Es handelt sich hierbei um eine Anklage gegen Goethe, und da ist es in der Ordnung, wenn ein Rechtskundiger ein Wort mitspricht und urtheilt, ob die vorliegenden Verdachtsgründe genügen, den Angeklagten schuldig zu finden, oder ihn wenigstens — wie es im früheren Criminalprozeß hieß — nur in Mangel ausreichenden Verdachts freizusprechen.

Erster Belastungszeuge ist v. Bretschneider, welcher dem Feinde

Goethe's, Nicolai in Berlin, aus Usingen mittheilte, Goethe habe die Thierbilder zu „Prometheus" selbst gezeichnet und beim Formschneider Dannhäuser zu Offenbach die Holzschnitte darnach persönlich bestellt. Um dieser Zeugenaussage irgend welchen Werth beilegen zu können, müßte man wissen, auf welchem Wege und durch welche Personen v. Bretschneider dies Alles erfahren, namentlich, ob Dannhäuser Goethe wirklich gekannt hat. Wie die Sache jetzt liegt, gründet sich v. Bretschneider's Angabe lediglich auf Hörensagen, ist also für die Beweisführung an sich völlig werthlos; sie hätte nur als Fingerzeig für eingehende Untersuchung dienen können. Froitzheim ahnt selbst so etwas, indem er (S. 22) sagt: „In unserem kritischen Zeitalter würde man allerdings ein Uebriges gethan und die Aussage Dannhäuser's durch Protokoll oder [!] Zeugen*) festgestellt haben; allein für jene Zeit hat v. Bretschneider unleugbare Akribie bewiesen." Das ist eben das von Froitzheim wiederholt angewandte Taschenspielerstück, etwas zu sagen, was an geeigneter Stelle ganz richtig ist, aber mit der zu entscheidenden Frage schlechterdings nichts zu thun hat. Jene Bemerkung wäre ganz gut, wenn es sich darum handelte, v. Bretschneider zu entschuldigen, daß er der Sache nicht gründlicher zu Leibe gegangen ist, allein da unser Zeitalter mehr Kritik für nöthig hält, als Froitzheim, so ist eben durch v. Bretschneider's Unterlassung unseren Zeitgenossen unmöglich gemacht, seine Aussagen gegen Goethe gelten zu lassen. Aber nicht blos unseren Zeitgenossen, auch den damaligen ist v. Bretschneider's Mittheilung nicht zuverläßig genug erschienen, um Goethe als Verfasser namhaft zu machen; denn Nicolai würde sich die Gelegenheit, den verhaßten Goethe wegen Ableugnung der Verfasserschaft der Lüge zu zeihen, nicht haben entgehen lassen, wenn er es sicher gekonnt hätte. Anstatt dessen sagt er bei Besprechung des „Prometheus" in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nur: „Ob Wagner, oder ein Anderer der Verfasser sei, steht indessen noch dahin und möchte am sichersten bei dem Formschneider Dannhäuser in Offenbach zu erfahren sein." Aber so viele Leute darnach strebten, die Zweifel über die fragliche Verfasserschaft zu heben, so verlautet doch nirgends, daß irgend Jemand Dannhäuser befragt und Bestätigung des durch v. Bretschneider aufgebrachten Verdachts erhalten hätte.

Froitzheim's weitere Bezugnahme auf des Dichters Sprickmann Nachricht, daß Wagner im Jahre 1778 ihm gesagt, Goethe habe den „Prometheus" geschrieben, entbehrt nicht minder der Beweiskraft und zwar hauptsächlich, weil der Aussagende ein verdächtiger Zeuge ist. Dies ist er nicht sowol, weil er in eigener Sache ohne die Controle der Oeffentlichkeit — wie Goethe — aussagt, als vielmehr darum, weil Wagner's Aussage voraussetzt, daß er früher behilflich gewesen sei, eine lügenhafte Veröffentlichung durch sein Schweigen zu unterstützen, als es ihm Vortheil brachte, und weil deshalb der Verdacht gerechtfertigt ist, daß er jetzt ebenso lügt, nachdem ihm die Verfasserschaft des „Prometheus" Nachtheil gebracht hatte. (Vergl. S. 18 und 24 f.) Jedenfalls müßte man die nächste Veranlassung zu Wagner's sonst nirgends bekundetem Widerruf kennen, um ihm auch nur die geringste Bedeutung einzuräumen; auch müßte der Wortlaut desselben verbürgt sein, da Wagner möglicherweise nur die ohnehin nicht bezweifelte Wiedergabe Goethe'scher Scherze im „Prometheus" behauptet hat. Der Widerruf ist sogar unwahrscheinlich, da Wagner noch in der Anzeige seines 1779 erfolgten Todes als „Verfasser des Prometheus" bezeichnet wird.

Wie dieser letzte Umstand schon zu Gunsten der Zuverlässigkeit der Goethe'schen Erklärung spricht, so auch namentlich der ruhige, würdige Ton derselben, der für das reine Gewissen zeugt: „Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen." Andererseits konnte Goethe, wenn er thatsächlich der Verfasser war, aber kein ausgepichter Hallunke, nicht zu v. Bretschneider sagen (S. 17), der Verfasser sei eine Canaille. Ich hoffe, daß dies auch für Froitzheim überzeugend ist.

Goethe hat niemals seine ärgsten, auch die ihm hinterdrein höchst unangenehmen Spottgedichte verleugnet; denn obwol auf den Titeln des „Puppenspiels" und von „Götter, Helden und Wieland" sein Name nicht stand, so wurde er doch sofort als Verfasser genannt und er — trotzdem der Druck der letztgedachten Posse nicht durch ihn selbst veranstaltet war — bekannte sich dazu ohne Widerrede.

Es wäre unbegreiflich, wie Goethe dazu gekommen sein sollte, durch „Prometheus" wieder mit Wieland anzubinden, nachdem er ihm erst infolge der Mainzer Zusammenkunft mit Karl August versöhnlich geschrieben hatte. Froitzheim sieht auch selbst diesen Widerspruch ein und versucht ihn zu lösen, schießt aber dabei ganz ins Blaue. Er meint nämlich, durch die „grobe Satire" Nicolai's gegen „Die Leiden des jungen Werther" sei Goethe in leidenschaftliche Aufwallung gerathen (S. 27). Wie aber alle Aeußerungen Goethe's über „Die Freuden des jungen Werther" nur spöttisch oder verächtlich lauten, so hätte Froitzheim besonders aus der „Anekdote zu den Freuden des jungen Werther" sich überzeugen können, daß Goethe sich keineswegs leidenschaftlich erregt fand, und er auch das bischen Verdruß, das ihm Nicolai's plumper Spott etwa bereitet hatte, nach seiner Gewohnheit durch die „Anekdote" überwunden hatte. Und daß jene vermeintliche leidenschaftliche Aufwallung sich gegen Wieland, wegen dessen etwa gleichzeitiger Auslassung gegen Lenz, hätte richten sollen, während Goethe'n jetzt daran lag, sich mit Wieland gut zu stellen, ist eben wieder eine ganz willkürliche Combination.

Eine ebenso unnöthige Herbeiziehung ist die Stimmung, in der Deinet sich gegen Goethe befunden haben soll (S. 24). Wenn derselbe „sich durch Goethe beleidigt wußte", oder überhaupt durch „Prometheus", wer ihn auch geschrieben haben mochte, so würde er offenbar in seiner Zeitschrift eine günstige Erwähnung des „Prometheus" nicht mehr zugelassen haben. Nun wird aber in dem Stück der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 3. und 6. October 1775 über die unter dem Titel „Rheinischer Most" zusammengefaßten Stücke zuerst im Allgemeinen gesagt:

> hab' lang nichts so gutes gekost't —

und sodann vom „Prometheus" insbesondere:

> Das nun kömmt, das gefällt mir bas.
> Glaub's soll der Kasten Noä sein;
> Stehen allerhand Thiere drein.

Deinet scheint auch davon, daß man die Gans im „Prometheus" auf ihn deutete, nicht unterrichtet gewesen zu sein, oder es doch nicht für richtig gehalten zu haben.

Nach alledem muß die Anklage gegen Goethe vollständig ab und der Ankläger zur Ruhe verwiesen werden — wie ehedem erkannt zu werden pflegte.

Will sich ein noch Zweifelnder die in der Angelegenheit obwaltenden Widersprüche zurecht legen, so darf er sich nicht, oder doch nur mit äußerster Vorsicht an bloßes Gerede, muß sich vielmehr gewissenhafter, als Froitzheim, an Thatsachen halten. Namentlich verwerthet Froitzheim v. Bretschneider's Mittheilungen in ganz unstatthafter Weise, denn dieser ist nicht nur ein unbeachtlicher Zeuge wegen mangelhafter Begründung seiner Aussagen, sondern auch aus psychologischen Gründen ein unzuverlässiger. Seine Bänkelsängerei ihm nachzutragen, wie geschehen, bin ich weit entfernt, — die könnte Goethe'n auch vorgeworfen werden — allein man braucht sich nur an Froitzheim's eigene Schilderung der Persönlichkeit desselben zu halten (S. 17), um mißtrauisch gegen ihn zu werden. Er berichtet, daß v. Bretschneider mit Betrügern, sowie scheinheiligen und tückischen Leuten stets in offener Fehde gelegen, Betrügern und Heuchlern die Maske ohne Gnade abgerissen, auch mehrere dem Cagliostro ähnliche Betrüger durch Scharfsinn und Kaltblütigkeit entlarvt habe. Daraus, daß diese Eigenschaft v. Bretschneider's mit solchem Nachdruck hervorgehoben wird, ist der Schluß zu ziehen, daß er darauf ausgegangen ist, Betrügereien und Heucheleien zu entdecken, und da es ihm nach der Schilderung oft gelungen ist, solche nachzuweisen, wo andere Menschen gläubig nichts Verdächtiges ahnten, so kann die psychologische Folge nicht abgewiesen werden, daß er auch Schlimmes witterte wo es nicht war, und daß er dann an seinem Mißtrauen festhielt, so lange es nur irgendwie zu stützen war. Ueber die Bedeutung von Bretschneider's Beschuldigungen wird man daher, Froitzheim (S. 21 f.) parodirend, zu sagen haben: Wahrhaftig! wenn man sich eine Persönlichkeit erdenken sollte, die im Stande gewesen wäre, den Prometheushandel zu verwirren, so müßte man dieselbe mit der kritischen Begabung v. Bretschneider's ausstatten. — Daß letztere für „unser Zeitalter" sehr winzig war, sahen wir schon oben.

Dagegen macht, was wir sonst von Wagner wissen, ganz wahrscheinlich, daß er der Verfasser des „Prometheus" sein könne. v. Bretschneider erwähnt im Brief an Nicolai vom 16. October 1775, daß Wagner Goethe's Sprache in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" nachäffe, und im Brief an ebendenselben vom 27. März 1776, daß Wagner's „Kindermörderin" eine Localsatire auf Straßburg sei, weshalb er als Verfasser verborgen bleiben wolle. Im Uebrigen mag bei Wagner denn doch der Gedanke, eine „Kindesmörderin" auf die Bühne zu bringen, durch Goethe angeregt worden sein. Jedenfalls zeigt Wagner demnach auch anderwärts, wie bei „Prometheus": Neigung zur Satire, Nachahmung von Goethe's Sprache und wol auch Ideen, sowie Verheimlichung der Verfasserschaft

*) Froitzheim meint nämlich: durch Zeugen zu Protokoll.

Man könnte Froitzheim's Expectorationen ganz auf sich beruhen lassen, da er (S. 33 f.) Goethe's Verleugnen der ihm zugeschriebenen vorgeblichen Verfasserschaft milder ansieht, als erlaubt ist, aber die schroffste Zurückweisung muß er erfahren wegen der kecken Beschuldigung, die er am Schluß (S. 67) gegen Goethe zuwege bringt, indem er sagt: „Nicht zu rechtfertigen ist es, daß er als Sechzigjähriger ohne äußere Veranlassung jene Unwahrheit nochmals wiederholte und in einem Werke, das zu seiner Verherrlichung dienen sollte, so rücksichtslos mit dem Andenken verstorbener Freunde verfuhr."

Ganz abgesehen davon, daß Froitzheim wieder einmal taschenspielermäßig eine Mehrheit von Freunden als durch Goethe schlecht behandelt einschmuggelt, während vorher nur von Einem die Rede war, so beachte man wohl das darin liegende unerhörte Attentat auf Goethe; denn da Froitzheim selbst einräumt, daß Goethe in „Dichtung und Wahrheit" keine Veranlassung hatte, noch immer die angebliche Verfasserschaft des „Prometheus" zu verleugnen — weshalb er dann, wenn er der Verfasser gewesen wäre und dies nicht nachträglich zugestehen wollte, die ganze Prometheusgeschichte einfach hätte übergehen können, wie so manches Andere, worüber man Aufklärung gewünscht hätte — so nimmt Froitzheim thatsächlich an, daß Goethe aus reiner Lust am Lügen und Verleumden Wagner nochmals als Verfasser bezeichnet habe.

Dieser unabweisliche Schluß setzt Froitzheim's Schmähschrift die Spitze auf; Froitzheim würde dadurch für alle Zeit unmöglich gemacht haben, ihn in der Goetheliteratur mit Ehren zu nennen, wenn er nicht nach fleißigem Durchsuchen von Archiven manche für die Goethekunde werthvolle Thatsachen ermittelt hätte. Man wird es mir darnach auch nicht verargen, wenn ich keine Neigung verspüre, nach Bloslegung dieses Mißbrauchs des Aeußeren von wissenschaftlichen Formen mich weiter mit Froitzheim's Schrift zu beschäftigen, wiewol noch Vieles an ihr richtig zu stellen wäre.

Ich bin mir bewußt, in der Bekämpfung Froitzheim's einen Ton angeschlagen zu haben, den man in schriftlichen Fehden nicht gern hört, aber außerordentliche Umstände rechtfertigen außerordentliche Maßregeln, und es war geboten, vor einer sogen. „Kritik" zu warnen, die in Handgriffen zur Täuschung das Schlimmste leistet, durch Kühnheit des Auftretens ihre Unfähigkeit zu verbergen sucht und zum Ziel hat, Goethe, das Ideal des deutschen Volks, in den Staub zu ziehen. Indignatio scripsit.

Hr. Professor Seuffert wird solch ein Gebahren nicht unritterlich schelten können: er wird sich sagen müssen, daß es vielmehr gerade Ritterpflicht ist, ohne Sorge um die eigene Bequemlichkeit und um die Folgen für die eigene Person Schadenbringendes weder zu dulden, noch zu schonen.

Dresden, Juni 1889. Bdrmn.

Bücherbesprechungen.

Ltz.— **B. v. Werner**, Contreadmiral a. D., **Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.** Mit über 100 Abb. und 5 Karten. Leipzig 1889, F. A. Brockhaus. 592 S. 13 Lieferungen à 1 ℳ. — Das vorliegende Werk, auf welches vor einiger Zeit wir beim Erscheinen der ersten beiden Lieferungen aufmerksam zu machen veranlaßt wurden, liegt nunmehr mit der 13. Lieferung vollständig vor. Als Commandant S. M. S. „Ariadne" hatte der Verfasser den Auftrag erhalten, den deutschen Interessen in dem weiten Gebiete der Südsee den kräftigsten Schutz angedeihen zu lassen. Am 3. November 1877 verließ er Wilhelmshaven, um erst nach ungefähr zwei Jahren, am 30. September 1879, daselbst wieder einzutreffen. Die Reise wurde zugleich zur Erdumsegelung, da er in westlicher Richtung die Südspitze Amerikas umsegelnd sein Arbeitsgebiet erreichte und nach Ablösung durch die Fregatte „Bismarck" über Ostindien und durch den Suezcanal in die heimischen Gewässer zurückkehrte, wobei sechs Mal der Aequator passirt und 72 Häfen angelaufen wurden. Daß diese Reisebeschreibung erst jetzt, nach 10 Jahren, erscheint, hat seinen Grund darin, daß die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen, welche überdies eigentlich nur für seinen Familien- und Freundeskreis bestimmt waren, ihm erst nach Aufgabe seiner dienstlichen Stellung erlaubt schien. — Die Reise verlief im Ganzen gefahrlos; daher ist auch die Schilderung derselben an solchen schreckensvollen Momenten frei, welche bei anderen Reisebeschreibungen oft eine so große Rolle spielen. Auch auf Erreichung wichtiger wissenschaftlich-geographischer Errungenschaften macht dies Buch keinen Anspruch, da es sich hier nicht um eine wissenschaftliche Expedition handelte, wie sie schon manches Marineschiff ausgeführt hat. Der Contreadmiral v. Werner trat hier vielmehr als politischer Missionar auf, der den muthigen und thatkräftigen deutschen Kaufleuten, den christlichen Missionaren folgend, sein Möglichstes zu thun hatte, deutsche Interessen gegen fremde Vergewaltigung zu sichern und hier in aller Stille jene Vorarbeiten zu leisten, welche bei der ja auch bald folgenden Theilung Polynesiens unter die Seemächte sehr zu Gunsten Deutschlands in die Wagschale fielen. Demnach bietet uns das Buch zunächst auch einen tiefen Einblick in die Vorgeschichte der deutschen Colonien in der Südsee. Und da der Contreadmiral v. Werner bei seiner Mission mit den Eingeborenen in nahe Berührung zu treten hatte, so bewegen sich auch seine Beobachtungen und Erlebnisse vorzugsweise auf dem rein menschlichen Gebiete. Daher bietet das Buch neben manchen köstlichen Schilderungen aus der üppigen, sonnigen Welt der Tropen vorzugsweise ein treffliches Bild über das Volksleben dieser Insulaner, über Vermischung von Sitte und Natürlichkeit, althergebrachte Formen und Formlosigkeit, Familienleben und Freiheit der einzelnen Mitglieder, Tugenden und Fehler dieser Naturmenschen. Die seitdem stattgefundenen Machtverschiebungen bringt ein kurzer Rückblick in einem Anhange, wo auch allgemeine Bemerkungen über die Bewohner, sowie Angaben über die am 10. Juni 1886 im Geysir-Gebiet von Neu-Seeland stattgehabte Katastrophe eingefügt sind. Der fesselnde Inhalt, sowie die trefflichen Abbildungen und Karten verschafften, wie wir hören, diesem Werke bereits eine so rasche Verbreitung, daß die Verlagshandlung nach dem Abschlusse der Lieferungsausgabe eine zweite unveränderte Auflage veranstalten wird, welche in einem geschmackvollen Prachteinbande erscheinen soll.

L.— **Der Krieg von 1870/71**, dargestellt von Mitkämpfern. Fünfter Band. **An der Loire und Sarthe.** Von **Carl Tanera**, Hauptmann z. D. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in Nördlingen. — Der in der deutschen Lesewelt rasch und rühmlichst bekannt gewordene Hr. Verfasser hat in diesem neuen Buche einen abermaligen Beweis seines wahrhaft glänzenden Erzählertalentes gegeben. Seine Schilderung der herrlichen Kriegsthaten des I. königl. bayer. Armeecorps und der anderen deutschen Heeres-Abtheilungen, welche an der Loire und Sarthe gefochten haben, ist so durchglüht von warmer Vaterlandsliebe und athmet so frisches Leben, daß sie auch den nüchternsten Leser mit sich fortreißen muß. Die Erzählungen des Hauptmanns Tanera erscheinen uns ganz besonders geeignet, auf den kriegerischen Sinn und die Vaterlandsliebe unserer jungen Soldaten ermunternd einzuwirken, und darum wollen wir nicht versäumen, dieselben ganz besonders den Truppen-Bibliotheken des deutschen Heeres auf das Wärmste zu empfehlen.

—e— **Für Geist und Hand.** Centralorgan für die deutsche Jugend zur Förderung von Natursinn und Handfertigkeit. Mit Unterstützung hervorragender Mitarbeiter herausgegeben unter Verantwortlichkeit von Prof. H. **Crantz**. Stuttgart, E. Söder. Viertelj. 75 ₰. — Die vorliegende, aller vierzehn Tage erscheinende Jugendzeitung „will nicht blos zur Unterhaltung dienen, sondern auch durch eingehende Berücksichtigung des Naturlebens den Sinn für die Schönheiten der Natur und die Freude am Beobachten wecken, sowie durch verschiedenartige Muster zu Handarbeiten ein Gegengewicht gegen die rein geistige Thätigkeit während der Schulzeit und Anleitung zu verstandesbildender körperlicher Thätigkeit in der Erholungszeit bieten". Sie bringt daher: 1) Unterhaltende Erzählungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, der deutschen Geschichte, des Schülerlebens ꝛc., in denen „zwar Gottesfurcht und religiöser Sinn zum Ausdrucke kommen, confessionelle Tendenzen irgend welcher Art aber strenge gemieden werden sollen"; 2) Anleitung zu leicht ausführbaren Handarbeiten für Knaben und Mädchen (Papp-, Tapezier-, Laubsäge-, Holzschnitt-, Einlege-, Tischler-, Drechsler-, Metall-, Modellir-, Häkel-, Stickarbeiten ꝛc.); 3) populäre Aufsätze über naturwissenschaftliche Gegenstände; 4) Antworten auf Anfragen über Handarbeiten, Naturwissenschaftliches ꝛc. Jeder zweiten Nummer soll ein technisches Beiblatt von einem halben Bogen beigegeben werden. — Manches von dem, was wir in den ersten 6 Nummern gefunden haben, läßt erwarten, daß die neue Jugendzeitung insbesondere wegen ihrer zahlreichen Fingerzeige zu unterhaltender Beschäftigung in freien Stunden von Knaben und Mädchen gern gelesen werden wird. Ihr Preis ist billig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 98. Sonnabend, den 17. August. 1889.

In Florenz vor 32 Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

II. Im Palast Pitti. Im Dom. Eine seltsame Bekanntschaft. Die Corse.

Ich hatte die Galerie Pitti schon mehrmals besucht, ehe ich mein Empfehlungsschreiben von unserm berühmten Geschichtschreiber, Geheimerath von Langenn in Dresden, an den Geheimsecretär des regierenden Großherzogs von Toscana, Herrn von Vitthäuser, einem Kurhessen von Geburt, im Palast abgab. Es war ein in Sonnengold und Himmelsblau gefaßter herrlicher Apriltag, als ich nach einem Spaziergang auf der Poggio imperiale in die Vorzimmer der geheimen Canzlei eintrat und um eine Audienz bei Herrn von Vitthäuser nachsuchte.

Ich wurde sehr liebenswürdig aufgenommen und hatte Gelegenheit von meiner Schwärmerei für die junge Erbgroßherzogin, die schöne Prinzessin Anna von Sachsen, zu sprechen.

Ich hatte die Liebliche am ersten Osterfeiertage gesehen, als der Hof, um der großen Auferstehungsmesse beizuwohnen, seinen feierlichen und pomphaften Einzug in den Dom hielt.

In einem weißen golddurchwirkten Gewande und einem strahlend weißen Atlasschleppmantel, dessen Saum vergißmeinnichtblaue Marabouts wie Blüthenbüschel schmückten, und der von zwei Pagen in altitalienischer Hoftracht getragen wurde, war sie elfengleich dahingeschwebt. In Wellenscheiteln lag das schöne blonde Haar an den jugendlich zarten Wangen, die aber blaß waren wie die eines am Tage umwandelnden, nachtgewohnten Elfenkindes. Blaue Marabouts, gleich denen auf dem Mantel, schwankten vom holdseligen Haupte herab und schmiegten sich an den Hals, der an die Formen der marmornen Diana in den Uffizien erinnerte und ihnen an Weiße nichts nachgab. Ein Perlendiadem lag auf der wie für den Königsreif gebildeten Stirn.

Das zum Mittelschiff herandrängende Volk, besonders die Frauen, ließen Lobeserhebungen der deutschen Schönheit vernehmen und flüsterten: „Ecco la sposina! Com' è bella, bellissima! Bionda!“ Mit gesenkten Lidern wandelte die junge Fürstin an der Hand des südlich braunen Gemahls zum Hochaltare, wo die Herrschaften auf einer Reihe erhöhter Sitze Platz nahmen. Wie sehr ersehnte ich, als sie an mir vorüberschritt, einen Aufblick, aber er kam nicht. Als Anna von Sachsen am Hochaltare, der an Geräumigkeit eine Kirche für sich ausmacht, im Gewühl der Schleppen und Mäntel verschwunden war, überließ ich mich dem erhebenden Eindrucke, den Brunelleschi's Dom in stets gesteigertem Grade auf mich hervorbrachte. Aber das Engelsbild meiner fürstlichen Landsmännin wich heute nicht aus meiner Seele, und wenn dort am fernen Hochaltare der Widerschein der bunten Glasfenster in Regenbogenfarben auf der zahlreichen Hofgesellschaft spielte, glaubte ich in der schönsten Strahlenbrechung nur immer sie, wie von einer Glorie umgeben, zu erblicken.

Das Alles ging mir durch den Sinn, als ich bei Herrn von Vitthäuser saß, und daß ich es aussprach, hatte wohl zur Folge, daß ich kurz darauf eine Einladung nach Hofe erhielt und die edle Fürstin sehen und sprechen durfte.

Ueber der angenehmen Unterhaltung mit dem Geheimsecretär, der viel von Dresden erzählt haben wollte, vergaß ich aber nicht einen Auftrag auszurichten, den ich im Vorzimmer zu seinem Empfangssalon erhalten hatte. Eine wunderliche ältliche Dame, die dort schon lange antichambrirte, und der ich, um meines vollwichtigen Empfehlungsbriefes von einer sächsischen Staatsgröße willen, vorgezogen worden war, bat mich, Herrn von Vitthäuser an sie zu mahnen. Ich solle nur sagen: Revera sei da und harre schon lange.

Der Geheimsecretär verzog das Gesicht, als ich den Namen nannte, und sagte verdrießlich: „Eine zudringliche Bettlerin, die niemals ermüdet aus gewissen Cassen Unterstützungen zu erflehen. Hundertmal abgewiesen, erscheint sie gleich dem Monde immer von Neuem am Hofhimmel. Aber sehen Sie sich die Alte nur einmal genauer an. Sie war einst eine gepriesene Schönheit und es giebt noch heute Personen, die, wenn sie den Namen „Revera“ hören, in Entzücken gerathen. Das Wunderbarste ist, daß sie trotz ihrer Armuth nie den Humor verliert. Sie können sie als eine nationale Merkwürdigkeit in Ihr Reisealbum eintragen. In Deutschland findet man nicht leicht ein solches Curiosum. Und doch: diese Revera hatte vor Zeiten sogar Einfluß auf Staatsangelegenheiten.“

Richtig, da saß sie noch immer, als ich in's Vorzimmer zurückkehrte. Ein aus klebrigen Sammetbändern und ähnlichen Stoffen zusammengesetzter Chignon ragte über die Stuhllehne hinaus und bildete in Verbindung mit schmierigen Spitzen und Blumenranken, die den Hut decorirten, eine Hinterseite, die vor Ueberraschungen durch die Vorderseite eindringlich warnte. Aber abgesehen von der schlampigen Kleidung: die Linien des Gesichts enthielten noch immer den Hinweis auf eine der Fornarina vielleicht gleichwerthig gewesene Schönheit. Die dunkeln Augen gehörten einem erloschenen Krater an, der doch noch zuweilen Blitze zu sprühen vermag. Laut und lustig unterhielt sie sich mit den Hofbedienten, die ihr derb spöttisch begegneten. Ich dagegen verkündete ihr so schonend als möglich, weil ich Erbarmen mit der in so kläglichen Verhältnissen Lebenden empfand, Herr von Vitthäuser habe mir gesagt, er könne sie erst eine Stunde später empfangen. Ich glaubte, sie würde in Thränen ausbrechen — nicht im Mindesten. Sie klagte nur darüber, daß es so heiß im Vorzimmer sei und daß sie schwitze. Trotzdem bedeckte sie das Antlitz mit einem Schleierfetzchen und bemerkte heiter, als sie die perlenden Tropfen trocknen wollte, sie habe kein Taschentuch. Rasch entfernte ich mich, denn ich fürchtete mit Recht eine Anleihe auf sächsische Leinwand, sah aber noch durch die Glasthür, daß sich die Alte unter fortwährendem Lachen ein Taschentuch von einem der ironischen Hofbedienten borgte. Welch' eine entsetzliche Illustration des würdelosen Alters! dachte ich, und fand, daß Herr von Vitthäuser die Wahrheit gesagt und ich ein trauriges Unicum in mein Reisetagebuch einzutragen hatte.

Einige Tage später fand ich sie im Dome wieder, wo sie sich lebhaft mit einem geistlichen Herrn unterhielt. Sie wollte ihm schmeichelnd die Hand küssen, aber er wehrte ab. Vielleicht war auch er Gegenstand ihrer Erpressungen?

Mir sagte sie einige Annehmlichkeiten, weil ich die italienische Sprache erlernt habe. Die meisten Deutschen seien so „dumm“, sie nicht zu lernen und doch hierher zu kommen.

Ich entgegnete, es sei gewiß eben so dumm, daß die Italiener die deutsche Sprache nicht lernten, seltener noch, als wir die italienische. „Ich wenigstens habe noch keinen Italiener kennen gelernt,“ schloß ich, „der in unserer Sprache gründlich vorbereitet unser Land betreten hätte.“

Aber die wunderliche Signora hatte auch einen hübschen Einfall, indem sie auf meine Bemerkung, die Italiener räusperten sich

so viel und spuckten noch mehr, was ich beispielsweise in einem Dome ganz unpassend fände, erwiderte: „Das kommt von unserer Sprache, die ist so klar, die duldet nichts Ueberflüssiges im Halse."

Dankbar war ich ihr, daß sie mich darauf aufmerksam machte: am selben Nachmittage würde in den Cascinen, dem Prater von Florenz, ein großes Wettrennen, die alljährlich im Frühling stattfindenden „corse", abgehalten werden. Ganz Florenz ströme hinaus, auch der Hof werde erscheinen. Jeder Fremde sei glücklich, diese festa nazionale sehen zu können. Sie bot mir ihre Gesellschaft an, ein Vergnügen, dem ich selbstverständlich entsagte. Doch ungerupft durfte ich nicht entschlüpfen. Sie nahm, o Schrecken! meinen Arm, schmiegte sich liebevoll an mich an, führte mich zum Portale des Domes hinaus und geradewegs auf einen Herumträger von Backwaaren los. Bei diesem Brüller angelangt, dessen Organ sofort in die schmeichelndsten Töne umschlug, weil er Abnehmer witterte, versicherte mir die zärtlich Gestimmte, sie habe heute noch wenig gegessen, und sie liebe diese Dolci so sehr, cialde (Waffeln) seien ihre Lieblingsspeise. Süße Blicke dankten mir im Voraus, als ich begriffen hatte, ich würde ohne den Waffelkauf nicht loskommen. Als sie ein Packet davon in Empfang genommen und auch die paar Bajocchi eingesteckt hatte, die der Händler zurückgeben mußte, beknixte sie mich zu wiederholten Malen und verschwand in der nächsten engen Seitengasse, um ihren Raub zu verzehren. Ich athmete auf und sagte zu mir selbst: „Herr von Vitthäuser hatte Recht. So etwas kann einem in Deutschland doch nicht begegnen. So 'ne Dame in Hut, Schleier und Crinoline, die man nolens volens auf der Gasse füttern muß!"

Als ich im Jovi'schen Hause angelangt die Absicht aussprach, am Nachmittage die Cascinen zu besuchen, den „großen Garten" von Florenz, waren Frau Riccarda, die apathische Freundin, ja selbst der Herr Dr. Dativ sogleich bereit, mich zu begleiten. Es war nichts dagegen zu machen, aber ich ahnte, daß ich abermals eine Zeche zu zahlen haben würde, durch die meine Reisecasse schlecht wegkäme. „Sollte sich freilich die Abenteurerin Revera draußen bei den Wettrennen herumtreiben," sagte ich mir, „so werde ich doch einen Schutz haben und vor Zärtlichkeiten und Waffelkäufen sicher sein."

Wir brachen auf. Der Avvocato, der sehr sparsam war, wollte nicht mit, des Staubes halber, sagte er. Mir allein vertraute er den wahren Grund an: „Die Kinder sind bei solchen Spaziergängen stets hungrig und der Doctor kauft ihnen nichts. Dann muß ich es thun. Die Signora bittet mich so lange."

Zum Glücke wurden die hungrigen Kinder nicht mit genommen. Frau Riccarda ergriff den Arm der Sieneserin und überließ mir den Doctor, indem sie mit dem Tone der Entsagung lispelte: „So sind wir Italienerinnen, duldsam, friedfertig, wir überlassen unsern Mann andern Damen, sogar fremden."

Später wurde eine Kutsche gemiethet. Es gab dabei einen Kampf mit den Crinolinen der beiden Freundinnen. Endlich waren wir in der engen Carrozza eingeschachtelt. Der Doctor, der auf dem Rücksitz saß, verschwand förmlich unter den Ungethümen von Drahtgestellen. Eines hatte er auf den Knien, das andere auf der Schulter. In dieser Zwangslage entrang sich ihm ein Lob für mich, weil ich keine Crinoline trug.

„Ich verdiene kein Lob," erwiederte ich, „denn ich bin gar zu glücklich, aller Verpflichtungen ledig zu sein, die mich dahin nöthigten, die alberne Mode mitzumachen."

Die Kutschfahrt machte mich richtig zur Uebertölpelten. Ich war überzeugt, der Doctor werde wenigstens die Hälfte des Fahrpreises bezahlen, aber er überließ den Handel seiner pfiffigen Frau. Diese war sogleich bereit, im Florentiner Jargon, den ich nicht verstand, mit dem alten Wagenlenker zu schachern. Wie hätte ich, an die hochtönende Schriftsprache gewöhnt, dies Geschnatter, mit den rauhen Kehllauten des Dialekts gewürzt, verständnißvoll durchdringen sollen? Höchstens die Zahlen errieth ich, weil bei den Italienern die Finger im Handel eine Hauptrolle spielen, obgleich sie, kaum hervorgestreckt, blitzschnell wieder eingezogen werden, so daß ein an Bedächtigkeit in den Bewegungen gewöhntes deutsches Auge dem gaukelnden Spuk nicht bequemlich folgen kann.

Ich konnte mich daher der Ueberzeugung hingeben, daß ich, anstatt des mir von Signora Riccarda mit süßen Blicken vordemonstrirten Antheils am Fahrpreise, die ganzen Kosten getragen hatte. Dagegen überreichte der Doctor mit auffälliger Geberde ein ansehnliches Trinkgeld an den listig schmunzelnden Rosselenker, etwas, das gewiß nicht geschehen wäre, wenn der kleine Schwindel der holden Gattin bei mir die beabsichtigten Folgen nicht gehabt hätte.

Die halbe Bevölkerung von Florenz schien sich in den von riesigen Ulmen gebildeten Alleen oberhalb der Rennwiese eingefunden zu haben, ein buntes, heiteres Bild. Tribünen, mit rothem Tuch belegt und mit Goldfranzen verziert, waren für den Hof und sein zahlreiches Gefolge hergerichtet worden.

Dort erblickte ich zu meiner Freude die schöne Sachsenprinzessin wieder, die Erbgroßherzogin Anna, mit der Stirn wie für das Diadem geschaffen. Sie ging ganz in die Farben der Rose gekleidet. Vom rosa Hütchen wehte ein langer gleichfarbiger Schleier von Crepe herab. Neben ihr saß der brünette Gemahl, das schwarze Haar kurz geschoren, die dunkeln Augen weit geöffnet, denn das Schauspiel der corse schien ihn sehr zu fesseln. Ja, als ein Pferd stürzte, erhob er sich rasch, setzte das Augenglas an und schien genau zu erforschen, wen der Unfall betroffen.

Ringsum herrschte Jubel, Geschrei und ein Tumult, wie er mir selbst im wilden Viertel auf der Dresdener Vogelwiese nie zu Ohren gekommen war.

Alles wurde überlaut verhandelt. „Ich wette auf den Gelben — ich auf den Rothen — wie viel? Nein, der Schwarze wird Sieger sein — sehen Sie doch hin — der Schwarze, der Schwarze!"

Ha, welche Leidenschaftlichkeit, welcher Streit, welche an die Zuschauer im alten Circus erinnernde hitzige Theilnahme! Die Wettenden hätten sich wol gern bekämpft wie Gladiatoren.

Der Reiter in schwefelgelber Jockeytracht, der einen prächtigen Rappen ritt, schien ein Liebling sachverständiger Herren zu sein, die in unserer Nähe standen und nur auf ihn hielten, den giallo mirabile. Er raste wie toll nach dem Ziele, er lag fast auf der Erde sammt seinem weit ausgreifenden Rappen. Die Sportsmen rasten vor Beifall. Ich wandte die Blicke ab, mich widerte das unsinnige Abhetzen der schönen Thiere ohne Nutz und Frommen an.

Ja, wenn es gilt im Kriege während der Schlacht eine hochwichtige Depesche an den Feldherrn zu bringen, um eine siegreiche Wendung im Kampfe herbeizuführen oder das Heer aus großer Gefahr zu retten, und wenn ähnliche, über Tod und Leben entscheidende Fälle zu rasender Eile drängen — aber hier?

Bunte Mützen und Jacken, geschwungene Peitschen, keuchende, schweißtriefende Pferde, Ehrenbecher oder Hinsturz mit Arm-, Bein- und Genickbruch. Decoration: eine glattgeschorene Wiese, Holzbarrièren, schaulustige Menschen mit gierig vorgestreckten Hälsen, stierenden Augen. Den musikalischen Theil bildet wieherndes Triumphgeschrei, Hohngelächter und Todesröcheln gefallener edler Thiere. Wo ist da das ästhetische Behagen, das eigentlich ein menschenwürdiges Vergnügen begleiten soll? Das Gladiatorenthum ist mit dem Verfall der alten Circusbauten nicht verfallen. Es lebt fort in veränderter Gestalt.

Die junge Erbgroßherzogin empfand geistig vornehm, worüber ich entzückt war. Sie betrachtete nicht die Rennwiese, sie blickte auf das wundervolle Bouquet herab, das sie in den Händen hielt und welches ihr ein schwarzbefrackter Herr (wahrscheinlich einer vom Renncomité) bei ihrer Ankunft überreicht hatte. Das Bouquet bestand aus blaßblauen gefüllten und dunkeln Veilchen, zwischen denen hochgestielte Maiblumen hervorragten. Die schöne Fürstin ließ sich die Wangen streicheln von den duftigen Kindern des Lenzes und schaute in zarte Blüthenkelche anstatt auf arme abgehetzte Thiere. Aber auch nicht auf die bunte Menge, die sich um die Tribünen des Hofes und Gefolges bewegte, und ich hätte doch etwas darum gegeben, einen Blick von ihr zu erhaschen.

Recht lächerliche Figuren bildeten die Crinolinendamen im Gewühl. Signora Jovi ängstigte sich beständig, daß ihr ein vom Gedränge gequälter Hund unter das Gestell kriechen und sie erschrecken oder gar zwicken möchte. Die armen Thiere mochten die unförmlichen, mit Stoffen behangenen Dinger als eine neue Art Hundehütten betrachten, unter denen sie Schutz suchen dürften.

Menschengefüllte Omnibusse kamen gefahren und blieben stehen, wo sich Aussicht auf die Rennwiese bot. Hoch oben auf den Dachsitzen zeigten sich auch Crinolinendamen, die zuweilen ganz kreuzgefährliche Bilder stellten, jedenfalls schallend belacht, sogar applaudirte.

Neu waren für mich die riesigen Bouquets in Pyramidenform, die auf langen Stöcken zum Kauf ausgeboten wurden, so daß der Verkäufer uns aus ziemlicher Ferne das herrliche Blumengemisch unter die Nase halten konnte, eine verführerische Einladung zum Handel mit ihm. Im Mittelpunkte thronte oft eine Kolossalblume, z. B. eine Magnolie, dann kam ein Kranz blaßblauer gefüllter Veilchen, die stärker dufteten als die dunkeln einfachen. Hieran schloß sich ein Ring von brennenden Granaten, worauf weiße Hyazinthenblüthen den Schluß bildeten. Das blaßblaue gefüllte Veilchen schien damals Modeblume zu sein. Ich

konnte mich an dem Formen- und Farbenreichthum, sowie an dem architektonisch kunstvollen Aufbau der Blumen, worin sich ein außerordentliches Talent für Berechnung des Reiz- und Wirkungsvollen offenbarte, nicht satt freuen. Später auf dem Heimwege zur Stadt sah ich meine fürstliche Landsmännin wieder und hatte die Freude, von ihr bemerkt zu werden. Der Wagen mußte um des Menschengewühls willen langsam fahren, ich ging nebenher und stand endlich nahe genug, um hineinzublicken. Ueberrascht richtete sich die junge Fürstin aus dem Fond der Kutsche empor, ein zartes Roth glitt über ihre Wangen, etwas Fragendes lag in ihrem Blick und hold und freundlich erwiderte sie meinen ehrerbietigen Gruß. — Als unsere Karawane, an welche sich unterwegs der Avvocato und einige seiner Freunde angeschlossen hatten, im Palazzo Cambiagi wieder eingetroffen war und es bereits dunkelte, bemerkte man erst, daß der Knabe Augusto fehlte.

Die Mutter sagte mit Gemüthsruhe: „Er wird sich bei den Corse zu lange aufgehalten haben."

Ich frug erstaunt: „Ist er denn dort gewesen?"

„Natürlich," rief die Signora, „davon läßt sich kein Knabe abhalten. Aber wir konnten ihn nicht mitnehmen, denn da hätte er erst ein neues Kleid bekommen müssen. In der blauen Lehrlingsblouse darf er sich mit uns nicht sehen lassen."

Ich dachte: „Auch hätte man ihm zu essen geben müssen und das wäre wieder unbequem und kostspielig gewesen. Also weg mit dem Jungen!"

Es fragte auch Niemand, wenn Augusto nach Hause kam: „Wo bist Du gewesen? Wovon hast Du gelebt?"

Die Mutter schalt zuweilen über die übel zugerichtete Mütze, die in allen möglichen Kampfspielen auf der Gasse den Schirm halb oder ganz verloren hatte. Der Vater lächelte und drehte sich eine Cigarette.

Ich, die ich trotz Augusto's Toilettenmangel den kleinen Führer bei manchen Ausflügen nicht verschmähte, ihn sogar mit in die Cafés nahm, wenn ich glaubte, daß er einer Erquickung bedürfe, wurde von der Sieneserin und vom Avvocato angestaunt.

„Eine Dame in guter Kleidung, feiner Toilette, und solch' ein gaglioffo von Führer!" sagte er. „Aber die fremden Damen sind philosophischer als unsere."

Adele, die kleine sechsjährige Tochter Jovi's, das gute, stille Kind, blaß wie eine Kellerblüthe, kommt nicht aus dem Hause, da sie die Schule noch nicht besucht. Aber sie ist ebenso unverändert freundlich, als gefällig gegen die Miethgäste, die sie mit zu bedienen hat. Luft schöpft sie nur auf einem alten Balcon hinten hinaus, wo nicht Bäume und Gärten, sondern nur Dächer, Feueressen und Loggien mit Wäsche behangen zu sehen sind. Adele wird zur Geduld erzogen, ohne daß Jemand die Absicht hat, sie überhaupt zu erziehen. Sie widerspricht nicht, vertheidigt sich nicht, läßt Alles über sich ergehen, Vorwürfe, Zornesausbrüche, Püffe. Wenn sie etwas ungeschickt gemacht hat, schilt Mutter und Nonna gleich unbarmherzig auf das kleine blasse Wesen.

Da die Kinder kein Spielzeug haben, müssen sie sich selbst Unterhaltungsgegenstände verschaffen und daher kommt es, daß sie zuweilen zu lebendigen greifen. Wo sie ein zappelndes Thierchen, einen Käfer, Vogel erwischen können, betrachten sie ihn als Spielzeug, zerren ihn an den Flügeln und Beinen hin und her. Der angeborene Zug einer gewissen Gleichgiltigkeit, ja Grausamkeit gegen ihre stummen Mitgeschöpfe, der in den romanischen Nationen zu bemerken ist, wird dadurch von Kindsbeinen unterstützt. Die Kinder glauben, das Thier fühlt nichts, weil es nicht schreit, und Niemand sagt ihnen das Gegentheil.

Antwortete mir doch der sonst so frühreife und verständige Augusto, als ich ihn eines Tags eine lebendige Heuschrecke an einen Stock anbinden sah, auf meine Vorwürfe: „Eh! Non sentono niente. Cosa volete!" (Sie fühlen nichts. Was wollen Sie!)

Als ich mich bemühte ihn eines Besseren zu belehren, trat seine Mutter herzu. Sie gab mir Recht, vielleicht weil ich ihre nutzbringende Abmietherin war. Aber sie fügte entschuldigend hinzu: „Das ist nun einmal der Zeitvertreib der Kinder. Cosa volete."

Jovi's Dienerin wollte sich halb krank lachen, als ich die vorwurfsvolle Philippika an Augusto später wiederholte und ihm das deutsche Verschen übersetzte: Quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz. Sie hielt meine Worte für Spott, denn una bestia, nun das war eben nur eine bestia, und so gleichgiltig wie das Holz, das sie in den Händen trug, um das Herdfeuer zu erneuern. Auch die Nonna im seidenen Hut kam herbei und rief: „Eh, follia!" (Unsinn). Da gab ich meine Besserungsversuche auf.

Bücherbesprechungen.

☐ **Christliche Bedenken über modern christliches Wesen.** Von einem Sorgenvollen. Gütersloh, C. Bertelsmann. Preis 1 ℳ 80 ₰. — Der „sorgenvolle" Verfasser ist kein Pessimist, aber er ist ein Mann von tiefem sittlichen Ernst und nüchterner Klarheit; er verkennt nicht, daß es echtes, lebenskräftiges Christenthum auch in unserer Zeit giebt — ob mehr, oder weniger, als zu andern Zeiten, das ist eine Frage, deren Beantwortung späteren Geschlechtern überlassen werden muß —, aber das Durchschnittschristenthum unserer Zeit, auch das der wirklich „gläubigen" Christen, der „frommen" Leute erweckt ihm Bedenken wegen der Neigung, die ein Grundzug desselben ist, in der Welt Geltung zu erlangen und eine Weltmacht zu werden, wodurch es nothwendigerweise verweltlicht und das Menschliche und Göttliche theils vermischt, theils dieses durch jenes ersetzt wird. Der Verfasser, offenbar ein Theolog, der von der Höhe einer durchgebildeten christlichen Lebensanschauung aus die Dinge mit scharfem Blick ansieht und mit sittlichem Ernste beurtheilt, deckt jenen Zug, die Macht, die der Weltgeist über das moderne Christenthum gewonnen hat, an den verschiedensten Erscheinungen auf, an dem methodistischen Wesen im modernen Christenthum, an dem Weltwesen in der Theologie, an dem Streben nach Wirkung auf die Massen, an der Weltfreundlichkeit in der Sitte und im sittlichen Urtheil, an der modernen Predigtweise, an der christlichen Vereinsthätigkeit, an der Zunahme des Luxus auch in christlichen Kreisen, an dem Parteiwesen, an der Schlaffheit und Lauheit der Erziehung auch in besseren Familien, und, was uns besonders charakteristisch erscheint, tritt dieser Zug hervor an der fieberhaften Hitze und Unruhe, mit der man namentlich die christliche Vereinsthätigkeit vielfach treibt und das christliche Leben künstlich zu erzeugen und zu machen sucht, statt es im Vertrauen auf die Macht des Geistes und Wortes Gottes in der Stille reifen und wachsen zu lassen. Die Bedenken sind werth, von allen ernsten Christen gründlich erwogen und beherzigt zu werden.

☐ **Erinnerungen aus vergangenen Tagen.** Von D. Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. — Gegenwärtige Schrift erscheint gerade zur rechten Zeit. Sie bietet eine rechte Ferienlectüre, die den Kopf nicht anstrengt und kein anhaltendes Nachdenken fordert, aber doch in hohem Grade anregt und fesselt und, ohne es zu wollen, im Unterhalten zugleich belehrt. Dazu hat sie für die zahlreichen Freunde und Verehrer des Verf. ein persönliches Interesse. Sie will zwar keine Selbstbiographie und keine Geschichte der innern Entwicklung desselben sein, aber alle die mannigfachen Bilder, die sie in reichem Wechsel vorführt, erzählen von persönlichen Erlebnissen, die der Verf. durchgemacht, von Einflüssen, die er erfahren, von den verschiedenen Umgebungen, in denen er sich als Kind, dann als Jüngling und als Mann bewegt, so daß die Schrift, wenn sie auch nicht im eigentlichen Sinne eine Selbstbiographie ist, doch interessante Einblicke in den Entwickelungsgang des Verf. giebt, aber so, daß sie solche Momente in demselben fixirt, die nicht blos von persönlichem, sondern von allgemeinem Interesse sind und zu Ausblicken in das Allgemeine und zu Reflexionen darüber Anlaß bieten. Der Verf. versteht, Beides so trefflich mit einander zu verbinden und seine Bilder so lebensvoll und anschaulich zu zeichnen, daß man ihm immer, auch da, wo man in der Beurtheilung vom Verf. abweicht, oder wo ein Gegenstand nicht erschöpfend gewürdigt, sondern nur andeutend skizzirt ist, mit lebhaftem Interesse folgt. Daß nicht alle Partien von gleichem allgemeinen Interesse sind, liegt in der Natur der Sache, findet aber seinen Ausgleich in den verschiedenen Bedürfnissen und Ansprüchen der einzelnen Leser. Was der Verf. aus seiner Kindheit und seiner Jugend, seiner Gymnasial- und Universitätszeit, aus seiner Münchener Zeit, von seinen Begegnungen mit hervorragenden schwäbischen Persönlichkeiten, sowie mit römisch-katholischen Geistlichen, von Berührungen mit dem Irvingianismus, von den Eindrücken seines Aufenthalts im französischen Süden und am Schluß von einem Besuch in Neuendettelsau erzählt, und was er daran anknüpfend ausführt, wird man nur mit Spannung und innerer Förderung und Anregung lesen. Es war daher sehr dankenswerth, daß der Verf. diese „Erinnerungen", die in einzelnen Artikeln bereits in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" erschienen waren und die keineswegs blos für Theologen geschrieben, sondern

auch für gebildete Laien anziehend und verständlich sind, hier zusammengestellt und vervollständigt hat.

R. B. Martin Luther in Sprache und Dichtung, von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich Franz-Gymnasium zu Parchim. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1889. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Seit dem Lutherjubeljahre 1883 wendet man erfreulicher Weise der Sprache unseres gewaltigen Glaubenshelden erhöhte Aufmerksamkeit zu. Man begnügt sich nicht mehr mit der herkömmlichen, recht oberflächlichen Ansicht, Luther habe die sächsische Canzleisprache durch seine Bibelübersetzung zur Grundlage der gemeindeutschen Schriftsprache gemacht, sondern man sucht sich genauer über die Art seines sprachschöpferischen Wirkens zu unterrichten. In dieser Richtung arbeitet z. B. der schöne Aufsatz Wülker's in der „Germania" (1883, Heft 2), ferner das Buch von Pietsch über Luther und die nhd. Schriftsprache, dann Burdach, die Einigung der nhd. Schriftsprache. Einen großen Schatz urkundlicher Belege zu dem Einfluß Luther's und seines großen Lebenswerkes auf die Gestaltung der deutschen Sprache enthalten auch die Aufsätze, die Friedrich Kluge unter dem Titel „Von Luther bis Lessing" in einem Bändchen vereinigt hat. Die genannten Arbeiten haben selbstständigen wissenschaftlichen Werth. Dem mir vorliegenden Buche von Freybe dagegen muß dieser rundweg abgesprochen werden. Der Verfasser ist allerdings so ehrlich, seine Gewährsmänner überall offen zu nennen; aber die Art, wie er sie ausschreibt, ist geradezu unverfroren. Eigene Quellenstudien hat er sich ganz gespart; was er von dem Seinen hinzuthut, sind wohlgemeinte Herzensergießungen in ziemlich pathetischem Kanzelstil, der noch dazu nicht wenige Spuren sehr flüchtiger Arbeit an sich trägt. Gleich der erste Satz des Vorwortes enthält eine grammatische Nachlässigkeit (sich als 3. und 4. Fall zugleich gesetzt). Der erste Satz der Einleitung kennzeichne den Ton des Buches: „Die natürlichen Gaben der Völker auf dem Gebiete der Sprache und Poesie, diese Wunder mit ihrer geheimnißvollen göttlich schöpferischen Offenbarung und Verkörperung des Lebens auf den nationalen Grundlagen der so verschiedenen Volkspersönlichkeiten, Gaben, die einst von dem Gott der Geister alles Fleisches den Völkern bei ihrer Trennung auf ihre Wege mitgegeben wurden, auf daß zuletzt wieder alle Völker, Stämme, Sprachen und Zungen als eine Stimme großer Wasser und starker Donner dem allmächtigen Gott ihr Halleluja darbringen (Apok. 19, 6), — sie alle finden diese ihre Weihe, Verklärung, Erneuerung und Vollendung nur durch das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo in der Kirche des Herrn, innerhalb deren der heilige Geist die Völker beruft, sammelt, erleuchtet und, indem er die Liebe zum Herrn der Herrlichkeit, dem Weltvölkerherrn, entzündet, auch die Sprache erneuert und heiligt." Die Abschnitte I bis V (Einleitung, Von Ulfilas bis Luther, Die Opposition gegen die deutsche Volkssprache, Luther's sprachliche Ausrüstung und innere Befähigung zur Bibelübersetzung, Luther als sprachliches Vorbild anerkannt) lehnen sich eng an Pietsch und namentlich an Kluge an. Der VI. und VII. Abschnitt (Zur Charakteristik der Sprache Luther's, Luther als ein Poet inmitten des alltäglichen Lebens) zeigen unverkennbar echte warme Begeisterung für Luther's Sprache; aber das Schönste, was sie bieten, sind eben doch nicht die Worte des Dr. Albert Freybe, sondern die Worte des Dr. Martin Luther, die man allenfalls auch ohne Freybe zu finden wußte. Das letzte Capitel, Luther's Lied, bringt außer den Nachweisen über die ersten Drucke, die aus Wackernagel oder Hoffmann v. Fallersleben geschöpft sind, blos fromm ästhetisirende Betrachtungen ohne literarischen Werth. Auf der Rückseite des letzten Blattes werden unter der bekannten Ueberschrift: „Von demselben Verfasser sind bereits erschienen" achtzehn Bücher aufgezählt. Solche Betriebsamkeit hat allezeit etwas sehr Verdächtiges, und das Lutherbuch bestätigt denn auch die aufsteigenden Befürchtungen in vollem Maße. Schon die paar Seiten Vorwort weisen neben verschiedenen überflüssigen Fremdwörtern (exclusive Kreise, providentielle Bedeutung, Prototyp, Intuition) ein verfehltes Bild auf: „Die Wittenberger Nachtigall in ihrem heimischen Neste, das zu einer Cantorei wird, von wo sie ihre Lieder weithin erschallen läßt." Der Text des Buches selbst ist des Vorwortes würdig. Schon lästige Wiederholungen im Inhalte (S. 12 und S. 142) und besonders im Ausdrucke (Buchstabilist S. 44 u. S. 52, Rechtssphäre S. 59 u. S. 60 dreimal, Glaubensplerophorie S. 67, 68, 75, Prägnanz der Gedanken S. 71, mit kühner Prägnanz S. 76, in voller Prägnanz S. 136, Realpräsenz S. 93 zweimal) zeigen, daß der Verfasser nicht mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke gegangen ist. Wenn er eine „schöne" Wendung gefunden hat, dann freut er sich dieses Fundes so, daß er ihn gern ein paar Mal anbringt. So heißt es S. 77 von Luther's Sprache: Diese Schöpfung des Neuen aus dem Alten „war keine Revolution, sondern eine historisch-genetische Evolution". Ebenso liest man S. 135 von Luther's Verdiensten um den Kirchengesang (Anschluß an die lateinischen Hymnen): „Das ist nicht Revolution, sondern wahre historisch-genetische Evolution." Ein Deutsch wie das der Anmerkung auf S. 74 ist einfach unwürdig: „revociren, Fundamentalanschauungen, contradictorisch, didaktisch, objectiv, Fundamentalanschauung, alteriren, constatirt, significante, Dicta, Fundamentalanschauungen, ex professo, sicher fundamentirte kirchliche Centralanschauungen, aphoristische Citate." Die Hohlheit der Gedanken, die sich manchmal hinter vornehmer Gelehrtheit, anderwärts, was noch widerwärtiger wirkt, hinter frommgläubiger Ergriffenheit versteckt, zeigt sich am klarsten in folgender Stelle (S. 92): „Diese Poesie der Intuition des Gesammtorganismus ist nach Inhalt und Form die allerrealste, kein Spiel der Gedanken, nicht die Poesie der Salons, sondern die alltägliche des Hauses, der Familie, des Feldes, des Gartens, gleich verständlich für die Großen und die Kleinen, die Gebildeten und die Ungebildeten, — eine Maria, die zu des Herrn Füßen sitzt, und doch eine Martha, die ihm dient in Keller, Haus, Hof, Feld und Wald, in guten und bösen Tagen, eine Gefährtin auf des Lebens Hoch- und Tiefpunkten, in Lust und Scherz, wie in Trauer und Klage, nicht in prunkendem Kleide mit der langen Schleppe der Phrase, sondern im schlichten, ehrbaren Hausgewand deutscher Einfalt." Wie geschmacklos ist es, von dem Lutherliede „Verleih uns Frieden gnädiglich" zu sagen: „Weit entfernt, im Sinne der Gottesvergessenen und ihres après nous le déluge nur an die Gegenwart zu denken, ist es vielmehr der Ausdruck der Zuversicht, daß Gottes Gnade und Langmuth noch eine Gnadenfrist stecken werde." (S. 132.) Doch genug! Es ist tief zu beklagen, daß der köstliche Gegenstand nicht eine würdigere und sorgfältigere Darstellung gefunden hat. Der Verf. steht auf der äußersten Rechten lutherischen Bekenntnisses, das verrathen seine Ausfälle gegen die Bibelrevision (S. 59—60) und gegen die Civilehe (S. 118) ebenso wie seine Verhimmelung Vilmar's (S. 59, 76, 84). Man hätte gerade von einem solchen Manne wol eine bessere Arbeit über Luther erwarten sollen.

— Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen von Karl Eggers. Mit 6 Lichtdrucktafeln. Berlin, F. Fontane. 1889. (8. — XIV u. 251 S. — 5 ℳ, geb. 6 ℳ) — Vorstehende Schrift ist eine bedeutende Gabe zur Goethekunde wie zur Kunstgeschichte, hier indessen wesentlich nur bibliographisch anzuzeigen. Schon in seinem großen kunst- und lebensgeschichtlichen Werke „Christian Daniel Rauch" (4 Bände 1873—1887) hat Eggers (im 2. Bande) einen Abschnitt „Rauch und Goethe" und in diesem sowie sonst geeigneten Orts Briefe Goethe's an Rauch theils vollständig, theils auszugsweise aufgenommen;*) später, 1880, hat er aber auch bereits diese Briefe sämmtlich in der „Zeitschrift für bildende Kunst", ingleichen in einem davon veranstalteten Separatabdruck veröffentlicht. Noch fehlten bisher die, in dem früher völlig unzugänglichen Goethearchiv verwahrten Briefe Rauch's an Goethe, zu deren Benutzung Eggers neuerdings Erlaubniß erhalten hat, so daß der Briefwechsel der beiden Genannten nunmehr vollständig der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte, wobei Goethe's Briefe von den Druckfehlern des früheren Abdrucks zu reinigen waren. Daneben hat aber Eggers überdies alle diejenigen Briefe mit abdrucken lassen, welche in Bezug auf den Verkehr zwischen Goethe und Rauch von anderen Personen, insbesondere von Heinrich Meyer und Sulpiz Boisserée geschrieben worden sind. Diese werthvollen Urkunden begleitet Eggers — anknüpfend an die Geschichte der Goethedenkmäler zu Frankfurt a/M. und Weimar — mit einer Schlußbetrachtung über Goethe's gewaltigen Einfluß auf die Kunst seiner Zeit — einen Einfluß, dem sich die bedeutendsten Künstler nicht entzogen, und den nur gelegentlich ein Unverständiger, wie Goethe's einstiger Zögling Fritz v. Stein, mit der albernen Bemerkung beseitigen zu dürfen glaubte: die Breslauer wollten einen Blücher nicht von Goethe, sondern von Rauch. Die Lichtdrucktafeln geben Rauch's plastische Darstellungen Goethe's sorgfältiger wieder, als sie uns bisher geboten wurden, außerdem die von Rauch entworfenen Schaumünzen auf das Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August und auf Alexander v. Humboldt.

*) Einer davon findet sich schon 1834 in Vogel's „Goethe in amtlichen Verhältnissen".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 99. Dienstag, den 20. August. 1889.

Sächsische Kaiser in Straßburg.

Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs von Hermann Ludwig.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der im Jahre 929 erfolgte Tod Karl's des Einfältigen von Frankreich, der die Herrschaft seines Gegners Rudolf in einer Weise befestigt hatte, mit welcher der deutsche König besonders wegen Lothringen rechnen mußte, dessen Große vielfach in die das westfränkische Reich bewegenden Kämpfe verwickelt waren, dürfte die Veranlassung gewesen sein, welche Heinrich I. damals in die Westmark führte. Er feierte, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, das Weihnachtsfest des Jahres 929 in Straßburg, wo er noch am 27. December verweilte. Die Angelegenheiten des Reichs, der Kirche und seines Hauses, welchen dieser Herrscher aus eigener Kraft gleich ersprießlich gerecht zu werden wußte, beschäftigten ihn wol auch während seiner Anwesenheit in der oberrheinischen Bischofsstadt, wenn gleich keine einschlägige Kunde darüber auf uns gekommen ist.

Nur dieses eine Mal weilte Heinrich nachweislich in Straßburg.

Die Kämpfe gegen seinen aufrührerischen Bruder und dessen Verbündete, die ihren Hauptrückhalt in Lothringen gefunden und auch den Beistand des westfränkischen Königs gewonnen hatten, führten Heinrich's I. Sohn und Erben des Reichs, Otto den Großen, im Jahre 939 wiederholt nach dem Rhein. Als er im Herbst dieses Jahres die Feste Alt-Breisach belagerte, befand sich der aus Schwaben stammende Bischof Ruthard von Straßburg unter den Kirchenfürsten, welche sich durch den Erzbischof Friedrich von Mainz zum Abfall vom Reichsoberhaupte bestimmen ließen. Gezelt und Gepäck zurücklassend, entfloh er mit den Genossen bei Nacht aus dem Lager des Königs, dessen Lage durch den Abfall in den Reihen der Seinigen und den Rheinübergang der Feinde verzweifelt erschien. Wie wenige Monate früher vor dem Treffen bei Birten verleugnete Otto auch jetzt nicht seine Herrschergröße und das Vertrauen in den Sieg der gerechten Sache, die denn auch wie damals eine unerwartet glückliche Wendung nahm. Bischof Ruthard traf die Verbannung nach dem Kloster Korvei; doch durfte er nach der im Jahre 940 zu Stande gekommenen Aussöhnung Otto's mit seinem Bruder wieder in sein Bisthum und sein Amt zurückkehren. Nach seinem im Jahre 950 erfolgten Tode erhielt er den dem König ergebenen Uto zum Nachfolger, den Sohn des gleichnamigen fränkischen Grafen und Neffen des an Geld und Gut überaus reichen Herzogs Hermann von Schwaben, welche Beide vorzugsweise zur glücklichen Beendigung der die ersten Herrscherjahre Otto's erfüllenden Kämpfe beigetragen hatten.

Uto eröffnete die Reihe kaiser- und reichstreuer Bischöfe, welche unter dem sächsischen Hause die leibliche und geistige Hebung Straßburgs segensreich förderten. Auch an den allgemeinen Angelegenheiten des Reichs nahm er lebhaften Antheil und befand sich, seinen Bemühungen für die Aufrichtung strengerer Kirchenzucht entsprechend, im Jahre 952 auf dem Reichstage zu Augsburg, mit welchem eine dieselbe besonders ins Auge fassende Kirchenversammlung verbunden war.

Als Otto I. im Februar des folgenden Jahres in der vier Stunden südlich von Straßburg gelegenen Abtei Erstein die Großen der Gegend um sich vereinigte, bestätigte er dem gleichfalls anwesenden Bischof Uto die den Angehörigen der Straßburger Kirche von den karolingischen Herrschern verliehenen Zollfreiheiten bei ihrem Handel im Reich.

Das Einvernehmen zwischen König und Bischof, welch letzterer Otto im Jahre 962 auf dessen erster Romfahrt begleitete und der Kaiserkrönung des Herrschers in der Peterskirche beiwohnte, blieb bis zum Ableben Uto's ungetrübt.

Mit dem ihm folgenden, im Jahre 965 geweihten Erchenbald gab der Kaiser der Stadt einen ihrer vortrefflichsten geistlichen Hirten, der ihr während seiner langen Amtswaltung als treuer Freund und Berather des Herrscherhauses manche wichtige Begünstigung erwarb. Erchenbald, der selbst hochgelehrt und dichterisch begabt war, widmete zugleich sowol der Bücherei seiner Kirche, die er durch Abschriften bereichern ließ, wie der unter ihm zur Blüthe gelangten Domschule, an welche er hervorragende Kräfte berief, rege Sorgfalt. Die ihm gemachte Widmung des Waltharius spricht für das Ansehen, in welchem er in gelehrten Kreisen stand.

Nach Straßburg kam Otto der Große im August des Jahres 966 auf seiner zweiten Romfahrt, zu welcher ihn die bedrohte deutsche Herrschaft in Italien, die Bedrängniß des Papstes und wol auch der Wunsch veranlaßt hatten, seine Oberhoheit weiter nach Süden auszudehnen. Urkundlich ist seine Anwesenheit in Straßburg am 24. und 25. August 966 erwiesen.

Schon das erste Regierungsjahr Otto's II. bewies, daß derselbe dem Straßburger Bischof die gleiche Gunst zuwandte wie sein Vater. Er gab im Jahre 974 die königl. Münze in der Stadt in die Hände des geistlichen Oberhauptes, bez. des Hochstifts, mit der ersterem ertheilten Erlaubniß, an einem beliebigen Orte des Bisthums eine Münzstätte zu errichten; doch wurden noch bis unter Heinrich III. Kaisermünzen in Straßburg geprägt. Zugleich bestätigte Otto II. die alten Vorrechte zum Vortheile des Straßburger Handels und bereicherte zwei Jahre später die Kirche Erchenbald's auf dessen Bitten durch Schenkung des königl. Gutes Mittersheim in Lothringen.

Diesen Verhältnissen gemäß befand sich der Straßburger Bischof unter der hauptsächlich aus bayerischen und alemannischen Großen bestehenden Gefolgschaft Otto's auf dessen im Jahre 980 unternommener Romfahrt, welche den Zweck verfolgte, Apulien und Calabrien den Händen der Griechen und Sarazenen zu entreißen. Während derselben unterzeichnete der Kaiser zu Beginn des Jahres 982 zu Salerno die für die Entwickelung Straßburgs so wichtige Urkunde, welche dem Bischof Erchenbald das Recht der ausschließlichen Gerichtsbarkeit in der Stadt und deren Gebiet bestätigt, das darin, als sich aus der Immunität der Kirche ergebend, als bereits bestehend angenommen und erweitert wird.

Der im Jahre 983 noch im Knabenalter seinem Vater folgende, außerordentlich früh zu geistiger Reife gelangte Otto III. war schon durch den Einfluß seiner Mutter Theophano dem Bischof Erchenbald geneigt. Unter der Vermittlung derselben bestätigte er denn auch gleich im Jahre 984 die der Straßburger Kirche schon von Karl dem Großen verliehenen Handelsfreiheiten und im Jahre 988 die von Otto II. dem geistlichen Stadtoberhaupte übertragenen Gerichtsbarkeitsrechte.

Nach Erchenbald, der im Jahre 991 das Zeitliche segnete,

wurde Widerold, vermuthlich ein Verwandter des Kaiserhauses, Bischof von Straßburg. Gelehrt, für die Wiederherstellung strengerer Kirchenzucht eifrigst bemüht und Freund des gleichdenkenden Erzbischofs Gerbert von Reims, den Otto als Silvester II. auf den päpstlichen Stuhl erhob, stand auch dieser Kirchenfürst in treuer Ergebenheit zu dem jungen Herrscher, der ihn in vielen Dingen mit seinem besonderen Vertrauen beehrte.

Am 23. Mai 993 hielt sich Otto III., wie urkundlich bezeugt ist, von Metz kommend, in Straßburg auf, von wo er sich an den Main begab. Auch im folgenden Jahre berührte er vielleicht Straßburg, nachdem er an Weihnachten und noch Ende December 993 in Erstein gewesen war.

Als er im Jahre 996 nach Italien zog, übertrug er dem Bischof Widerold sowol die Verwaltung des ganzen Elsasses wie der nächstgelegenen rechtsrheinischen Städte. Durch die weise Umsicht und Fürsorge des Straßburger Oberhirten gestaltete sich diese Maßregel sehr ersprießlich für das Land, welchem dadurch die Berührung mit den aus der langen Abwesenheit der kaiserlichen Gewalt in Deutschland ausgebrochenen Wirren großentheils erspart blieb. Das Jahr 998 sah Widerold beim Reichsoberhaupte in Italien, wo er seine Freundschaft mit Papst Silvester II. zum Besten seines Bisthums zu benutzen verstand, doch schon im folgenden Jahre plötzlich zu Benevent starb.

Nach der nur einjährigen Amtsführung seines Nachfolgers Alwich berief der Kaiser im Jahre 1002 den Straßburger Stiftsherrn Werner, welcher ihm, nach seiner eigenen Versicherung, stets Treue und Ergebenheit bewiesen habe, auf den bischöflichen Stuhl, der diesem gleichfalls zur Zierde gereichen sollte. Die Bücherei des Münsters verdankte diesem bildungsfreundlichen Kirchenfürsten wesentlichen Zuwachs nicht nur an theologischen, sondern auch allen Theilen des weltlichen Wissens angehörenden Schriften. Angeblich ein Abkömmling des alten alemannischen Herzogsgeschlechts, wurde Werner zugleich der Begründer der späteren Blüthe des habsburgischen Hauses.

In den Kriegswirren, welche nach Otto's III. Tode die dreifache Bewerbung Heinrich's, Herzogs von Burgund und letzten Sprosses des sächsischen Herrscherhauses, Hermann's, Herzogs von Schwaben, und Eckhardt's, Markgrafen von Meißen, um die Krone hervorrief, stand Bischof Werner I. treu zu dem ersteren, welcher überdies sein Jugendfreund war und um dessen Wahl er sich wesentliche Verdienste erwarb. Straßburg hatte diese Stellungnahme seines Oberhauptes schwer zu büßen; denn die Schaaren des Schwabenherzogs, welcher sich gegen die Stadt gewandt hatte, nahmen dieselbe am 4. April 1002 ein, plünderten sie und schädigten das Münster durch Raub und Brand. Bei der im October desselben Jahres erfolgten Aussöhnung König Heinrich's mit Hermann von Schwaben mußte dieser zum Ersatz für den der Straßburger Kirche zugefügten Nachtheil auf seine Rechte an der von seinem Ahnherrn in der Stadt gegründeten Abtei St. Stephan verzichten. Heinrich schenkte sie auf der im folgenden Jahre zu Diedenhofen abgehaltenen Kirchenversammlung dem an derselben theilnehmenden Werner für ihn und seine Nachfolger als Entschädigung für die durch den Krieg erlittenen Verluste. Der Bischof beschloß, die Einkünfte der Abtei für den Münsterneubau zu verwenden, der nach der im Jahre 1007 erfolgenden völligen Zerstörung des Gebäudes durch den Blitz dringend nothwendig werden sollte und zu welchem Werner im Jahre 1015 den Grundstein legte. Die Sage läßt den König in der Folge einen so lebhaften Eindruck von der in dem wiederhergestellten Gotteshause bräuchlichen kirchlichen Feier gewinnen, daß er von dem Wunsche, sich daselbst dem geistlichen Leben zu widmen, nur durch eine vom Bischof schlau ins Werk gesetzte Geltendmachung des priesterlichen Gehorsams gegen den Oberen abgehalten worden sei. Zum Ersatz habe er dann die sogenannte Chorkönigspfründe gestiftet.

Das Johannisfest des Jahres 1004 beging Heinrich II., von Zürich kommend, inmitten einer glänzenden Vereinigung weltlicher und geistlicher Großen zu Straßburg. Er saß daselbst zu Gericht, schlichtete Streitigkeiten und ermahnte zu Frieden und Ordnung. Durch eine glückliche Schickung entging der König hier einem gewaltsamen Tode. Das Haus, in dem die Versammlung tagte, stürzte plötzlich zusammen, ohne jedoch außer einem Geistlichen, der erschlagen wurde, Jemand zu schädigen.

Die rege Betheiligung des Bischofs Werner an allen Angelegenheiten des Reiches zeigt ihn sowol auf dem Hoftage, den Heinrich im Jahre 1007 zu Neuburg a. d. Donau abhielt, wie auf der im gleichen Jahre zu Mainz veranstalteten Kirchenversammlung, auf welcher unter Mitwirkung der einflußreichsten Vertreter der deutschen Geistlichkeit die Gründung des Bisthums Bamberg zum Abschluß kam.

Auf der Rückkehr von seinem Zuge gegen Metz, dessen Bischof er zum Gehorsam gezwungen hatte, erschien Heinrich II. im Jahr 1009 wieder in Straßburg, wo er das letzte Drittel des Monats October zubrachte und sich dann nach der Ostgrenze des Reiches begab.

Auch während er, nach seiner im Jahre 1014 erfolgten Kaiserkrönung, in Italien das Ansehen des nach dem Tode Otto's III. sehr gesunkenen deutschen Einflusses wieder herstellte, vergaß er das Bisthum Straßburg nicht. Zum Lohn der treuen Dienste seines Freundes Werner, der sich damals in seiner Begleitung befunden haben dürfte, schenkte er dessen Kirche zu Beginn des Jahres 1014 die Abtei Schwarzach in der Ortenau.

Eine für das Reich bedeutsame Zusammenkunft führte Heinrich II. Ende Mai des Jahres 1016 nach Straßburg. Hier kam ihm der von seinen Großen und dem westfränkischen Könige bedrängte kinderlose König Rudolf III. von Burgund mit seiner Gemahlin Irmingard und seinen Getreuen entgegen, um den Kaiser, seinen Neffen, zum Erben seines Landes einzusetzen. Rudolf selbst dürften bei dieser Uebereinkunft Besitz und Ausübung der höchsten Gewalt unter Voraussetzung der Zustimmung Heinrich's bei allen wichtigeren Handlungen für Lebenszeit vorbehalten geblieben sein. Eingreifende Maßnahmen, welche der Kaiser gleichzeitig für die inneren burgundischen Verhältnisse traf, verlangten zu ihrer Durchführung die Gewalt der Waffen. Schon im Juni desselben Jahres folgte daher Heinrich dem heimgekehrten Königspaare mit einem Heere nach Burgund, ohne jedoch Erhebliches auszurichten. Nach einem etwa zweimonatlichen Verheerungszuge kehrte er nach dem Elsaß zurück, um dann, rheinabwärts ziehend, im October in Frankfurt eine Reichsversammlung abzuhalten, an der auch Bischof Werner theilnahm.

Inzwischen hatten sich die burgundischen Großen ihrem wankelmüthigen Könige wieder genähert und ihn vermocht, bei Heinrich die Aufhebung des Straßburger Vertrages anzustreben. Dieser dürfte beschlossen haben, auf sein Eingreifen bei Lebzeiten Rudolf's zu verzichten. Doch führten neue Umtriebe seiner Lehnsleute Rudolf und Irmingard mit ihrem Anhang im Jahre 1018 zur Wiederholung des früheren Erbschaftsanerbietens zum Kaiser nach Mainz. Der frühere Vertrag wurde vermuthlich in seinem ganzen Umfange erneuert. Zu dessen Bekräftigung übergab Rudolf seinem kaiserlichen Neffen Krone und Scepter Burgunds.

Ein zweiter Kriegszug gegen das Land war die natürliche Folge. Anfang Juni des Jahres 1018 brach Heinrich auf, um seinen und seines Oheims Rechten Geltung zu verschaffen. Der Weg führte ihn über Straßburg, wo er sich nachweislich am 16. Juni aufhielt. Die Erfolge in Burgund waren nicht besser als zwei Jahre zuvor; die Haltung Rudolf's nöthigte den Kaiser sogar, die Waffen auch gegen diesen zu kehren. Trotzdem die deutsche Streitmacht bis zur Rhone vordrang, blieb die Heerfahrt ohne Ergebniß. Die weitere Förderung der sich für das Reich zu eingreifender Wichtigkeit gestaltenden burgundischen Angelegenheit, welche nun thatsächlich zu einer fortwirkenden Frage geworden war, blieb zunächst in den Händen des Bischofs Werner. Im Jahre 1020 unternahm derselbe mit mehreren alemannischen Großen einen siegreichen Zug in das Land, dem drei Jahre später zu Basel eine Uebereinkunft gefolgt zu sein scheint, nach welcher Heinrich II. darauf verzichtete, bei Lebzeiten Rudolf's sein Anrecht auf die Krone Burgunds geltend zu machen.

Als ein bedeutsames Zeichen des damaligen Ansehens von Kaiser und Reich erscheint der im Herbst des Jahres 1019 zu Straßburg gehaltene Reichstag, zu welchem, dem Rufe des Lehnsherrn folgend, die hervorragendsten Kirchenfürsten und weltlichen Großen Italiens gekommen waren, um über Angelegenheiten ihres Landes zu verhandeln. Neben Berathungen und Beschlüssen, welche die staatlichen Verhältnisse Italiens, vermuthlich auch die Wiederbesetzung des erledigten wichtigen Erzstuhls von Aquileja betrafen, beschäftigten die Versammlung die von Heinrich zum Theil neu erlassenen, zum Theil wiederholt eingeschärften Gesetze über das Erbrecht bei kinderloser Ehe und bei Verwandtenmord, das Reinigungsverfahren und die Strafe in letzterem Falle sowie für diejenigen, welche beschuldigt waren, während des Waffenstillstands oder nach gegebenem Friedenskuß den Gegner getödtet zu haben. Die Bestimmungen fanden Aufnahme in die longobardische Gesetzsammlung des Papienser Rechtsbuchs, dessen damals vorgenommene Abfassung mit ihnen abgeschlossen wurde.

Bischof Werner, dem Heinrich II. im Jahre 1017 als weiteren Beweis seiner Huld den Wildbann über ein ausgedehntes

Gebiet im Unterelsaß verliehen hatte, war an Ostern des Jahres 1020 Zeuge eines anderen öffentlichen Beweises der Machtstellung seines kaiserlichen Freundes. Auch er war unter den zahlreichen Fürsten und Großen, in deren Mitte Heinrich zu Bamberg den Besuch des Papstes Benedict VIII. empfing.

Das Verhältniß des Reichsoberhauptes zum Straßburger Bischof sollte in der Folge durch den Zwiespalt getrübt werden, welcher sich zwischen dem Kaiser und einem großen Theile der deutschen Kirchenfürsten geltend machte. Heinrich, welcher nach einer Zusammenkunft mit König Robert von Frankreich, von Basel kommend und rheinabwärts ziehend, Anfang November 1023 Straßburg berührte, wo er am 4. des genannten Monats urkundete, hatte sich im Verein mit dem westfränkischen Herrscher und Benedict VIII. den von den Kluniazensermönchen vertretenen kirchlichen Umgestaltungsplänen angeschlossen, als deren Endziel die volle Durchführung der uneingeschränkten kirchlichen Obergewalt des Papstes im Sinne der pseudo-isidorischen Decretalien bezeichnet wird. Zwei Beschlüsse der zur Zeit der Begegnung Kaiser Heinrich's und König Robert's, im August 1023, in Seligenstadt versammelten Kirchenfürsten des Mainzer Erzsprengels, unter ihnen auch Bischof Werner, die in die höchste geistliche Gerichtsbarkeit und die Befugniß des Papstes, zu lösen und zu binden, entschieden eingriffen, deuteten auf die Absicht jener geistlichen Hirten, den Nationalkirchen eine im Widerspruch zu den Kluniazenser Bestrebungen stehende Unabhängigkeit zu erlangen. Ein deutsches Nationalconcil, welches der Erzbischof Aribo von Mainz, die Seele der Bewegung, auf den Himmelfahrtstag 1024 nach Höchst berief, das aber im vollen Sinne als solches wol nicht bezeichnet werden kann, vertrat diesen Standpunkt noch entschiedener. Bischof Werner nahm an demselben Theil und gehörte zu den Unterzeichnern des eine kühne Einsprache gegen die unbegrenzte kirchliche Obergewalt des Papstes bildenden Schreibens an Benedict VIII., in welchem die Versammelten für den Mainzer Erzbischof eintraten.

Heinrich II. hatte im Sinne des römisch-deutschen Kaiserthums als Herrscherwürde über die gesammte Christenheit keine Theilnahme für die Sonderbestrebungen dieser Kirchenfürsten, mit denen er jedoch bis zu seinem bald darauf, am 13. Juli 1024, erfolgten Tode äußerlich das Einvernehmen aufrecht erhielt.

Bücherbesprechungen.

— Otto Posse, Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, 1100—1195. Leipzig 1889. Giesecke & Devrient. (Cod. dipl. Saxon. reg. Abtheilung I. Band 2.) — Derselbe, Die Siegel der Wettiner bis 1324 und der Landgrafen von Thüringen bis 1247. Leipzig 1888. Giesecke & Devrient. — Nachdem der sächsische Archivrath Dr. Posse im Auftrage der königl. Staatsregierung bereits im Jahre 1882 einen ersten Band „Urkunden der Markgrafen von Meißen“ herausgegeben hat, veröffentlicht er jetzt einen zweiten. Bekanntlich will die erste Abtheilung des Codex diplom. Saxon. regiae „alle auf rein personelle, sowie auf die politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses Wettin und einzelner Glieder desselben sich beziehenden Urkunden“ zusammenstellen, während in der zweiten Abtheilung „die Urkunden zur Geschichte einzelner geistlicher Stifter und Städte“ mitgetheilt werden sollen. Das Ediren von Urkundenbüchern ist in jedem Falle ein äußerst mühsames und wenig dankbares Geschäft; aber es will uns scheinen, daß es immer noch dankbarer sei, die Urkunden irgend eines Klosters oder einer Stadt herauszugeben, wobei das Interesse des Editors, sowie des etwaigen Lesers doch stets auf ein und denselben Gegenstand gerichtet bleibt, der je länger je mehr deutlichere Gestalt gewinnt, als alle den Urkunden nachzuspüren, in denen irgend ein meißnischer Markgraf oder irgend einer seiner näheren und ferneren Verwandten einmal zufällig, meist mitten unter zahlreichen anderen Zeugen erwähnt wird. Allein auch derartige mühselige Arbeiten verlangt die Wissenschaft und mit außerordentlicher Sorgfalt hat sich der Herausgeber dieser Mühe auch in diesem zweiten Bande unterzogen. Es liegt in der Natur der Sache, daß, da die einzelnen Urkunden in keinerlei innerem Zusammenhange zu einander stehen, auch der Referent nicht einen zusammenhängenden Bericht über den Inhalt des Buches zu liefern vermag. Auch der Herausgeber selbst hat von einem eigentlichen „Vorbericht“ diesmal abgesehen. Das Buch enthält auf 416 Seiten die Nummern von nicht weniger als 600 Urkunden. Doch sind dieselben keineswegs alle vollständig abgedruckt; vielmehr ist meist nur das Ende derselben, nämlich die Zeugenreihe, mitgetheilt, weil sich in derselben der Name irgend eines Wettiners oder thüringischen Fürsten befindet. Auf eine vollständige Wiedergabe konnte um so mehr verzichtet werden, da fast sämmtliche Urkunden bereits anderswo gedruckt sind; wir haben nur etwa 20 gezählt, die nicht als schon bekannt bezeichnet werden. Eine große Anzahl derselben wird hier aufs neue kritisch nach ihrer Echtheit geprüft. Ein höchst ausführliches Register (62 dreispaltige Seiten) giebt unter Anderem über die jetzige Benennung der zahlreichen in den Urkunden vorkommenden Ortsnamen Auskunft. Zwei Tafeln mit vom Herausgeber selbst photographirten und dann durch Lichtdruck vervielfältigten Urkunden bilden den Schluß des Bandes. Wir verbinden hiermit die Anzeige eines zweiten Werkes desselben Verfassers über die ältesten Siegel sowol der Wettiner als der Landgrafen von Thüringen. Dasselbe hat gerade dadurch einen besonderen Werth, daß die 118 verschiedenen Siegelbilder, die es auf 15 Tafeln enthält, sämmtlich (mit Ausnahme eines einzigen) ebenfalls durch Photographie direct von den Originalen genommen sind. Die so gewonnenen Abbildungen sehen freilich nicht so sauber und geleckt aus, wie abgezeichnete und dann in Kupfer gestochene; aber sie schließen jeden Irrthum in der Zeichnung aus und bieten Jedem, der sich mit Sphragistik beschäftigt, Gelegenheit zu noch genauerer, eigener Untersuchung, wo nöthig mit der Lupe. — Das erste Siegel, welches von einem Wettiner Fürsten bekannt ist, gehört Konrad dem Großen (nach 1123) an. Von ihm, wie von den meisten seiner Nachkommen giebt es übrigens eine Mehrzahl von Siegelstempeln, welche sich theils nur als größere (Majestäts-) oder kleinere (Secret-) oder als Gemmen-Siegel unterscheiden, theils aber dann angefertigt werden mußten, wenn durch Erwerbung eines neuen Landes der Titel des Ausstellers in der um das Siegel laufenden Legende eine Aenderung erfuhr. An der Hand dieser Siegel erledigt sich nun auch in authentischer Weise die alte Frage nach dem eigentlichen Hauswappen der Wettiner. Während die drei verschiedenen Siegelstempel Konrad's des Großen noch nirgend ein besonderes Wappenbild erkennen lassen, zeigt zuerst das Siegel seines Sohnes, Otto's des Reichen (1185), und dann die Siegel seines Enkels, Dietrich's des Bedrängten, deutlich die sogenannten Landsberger Pfähle (Blau in Gold), welche die Wettiner nach ihrem alten Familienbesitzthum Landsberg (östlich von Halle) führten. Während die Anzahl derselben bei Otto dem Reichen noch nicht klar erkennbar ist, weist der große, dreieckige Schild Dietrich's des Bedrängten im Jahre 1196 fünf, 1200 neun, 1206 dagegen nur zwei solcher Pfähle auf. Diese Zweizahl behielt auch Dietrich's Sohn, Heinrich der Erlauchte, bei, bis er nach Erlangung der Landgrafschaft Thüringen den thüringischen Löwen als Schildfigur annahm. Dieser Löwe wurde später, wenn auch in anderen Farben, auch auf die Markgrafschaft Meißen übertragen. Daher führen denn mehrere altwettinische Städte im Meißner Lande (Dresden, Leipzig, Meißen &c.) mit Recht noch heute in ihrem senkrecht getheilten Stadtwappen rechts (heraldisch) den meißnischen Löwen und links die zwei Landsberger Pfähle. — Die bekanntlich schon von Konrad dem Großen sich abzweigende Nebenlinie der Grafen von Brehna dagegen (Tafel X) hat auf dem Wappenschilde all ihrer Glieder, in verschiedener Gestaltung, dreimal jene sonderbare Figur, welche von den Einen als Seeblatt, von den Anderen (z. B. von Ledebur) als Schröter- (d. h. Hirschkäfer-) Horn bezeichnet wird. Die umständliche Herstellung der Siegelabbildungen selbst und die fast verschwenderische Ausstattung der 14 Seiten Text machen dies Siegelwerk zu einem kostbaren Prachtwerke.

Dresden. Hermann Knothe.

M.-Fr. Les secrets des Bonaparte par Charles Nauroy, Paris, E. Bouillon 1889. 370 Seiten 8°. 3,50 Frcs. — Eine Parteischrift, welche die einzelnen Glieder der Familie Bonaparte, sowol die mit dem ersten, als die mit dem zweiten Kaiserthume zusammenhängenden, in ihrer sittlichen Zügellosigkeit der allgemeinen Verachtung preisgeben will. Der Verfasser benutzt dabei möglichst viele im französischen Nationalarchive und in anderen öffentlichen und geheimen Sammlungen liegende Urkunden, zieht aber auch Memoiren und hier und da ziemlich unsichere mündliche Aeußerungen mit herbei; er beweist dabei eine sehr umfassende Kenntniß der Schriften, in denen sich etwas Schlechtes über die Bonaparte findet. Eine Erinnerung von allgemeinerem Interesse auch für uns findet sich S. 89, wo eine Aeußerung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen gegenüber Hrn. de la Rochejaquelin aus dem Jahre 1828 wiederholt wird, als der Letztere nach einem

Essen bei dem Könige in Potsdam eine Festungskarte beschaut. „Der König," heißt es da, „näherte sich mir und sagte in bösem Tone, trotz seines gewöhnlichen Ernstes und seiner großen Güte, zu mir: Sie sehen sich da den Plan von drei unserer wichtigsten Festungen an, Metz, Straßburg und Besançon. Wir haben 1815 einen großen Fehler gemacht, daß wir sie nicht wegnahmen; aber wenn die Gelegenheit je wiederkommt, werden wir weniger ungeschickt sein." Den meisten Raum nehmen die geschlechtlichen Verirrungen der Bonaparte ein. Bekanntes und weniger Sicheres läuft da durcheinander. Ich gebe eine kleine Blumenlese. Von Napoleon's I. Kindern werden besprochen: der Comte Léon, der Sohn von L. C. E. Denuelle de la Plaigne, der Graf F. A. J. Colonna-Walewski, ferner M. Adrien-Maria Davienne, der Mulatte Napoleon Tard oder besser Alexis Tardieu, der als Mörder 1824 in Aix hingerichtet wurde, die Comtesse Falkenberg, Gordon Bonaparte und noch mehrere Andere. Von seiner zweiten Gemahlin Marie Luise weiß Nauroy ebenfalls Manches zu berichten, ebenso von Elisa Bacciochi, Pauline Borghese, dem König Ludwig von Holland, Lucian Bonaparte, Jérome von Westfalen und nicht zum wenigsten von der Königin Hortense. Napoleon III. ist ihm der Sohn des Admirals Ver Huell, Morny stammt von derselben Mutter und dem Grafen Flahault, neben ihnen werden noch andere Brüder aufgezählt, auch die oft erwähnte Angabe wird gemacht, daß ihr ältester, frühzeitig gestorbener Sohn ein Kind Napoleon's I. war. Dunkle Andeutungen behandeln den Tod der Kaiserin Marie Luise (un des drames les plus terribles, que l'on puisse imaginer), eine historisch-kritische Studie beschäftigt sich mit dem Tode Pichegru's, den Nauroy auf Befehl Napoleon's im Gefängnisse nach hartem Kampfe erdrosselt werden läßt. Bei der Gelegenheit fallen auch die geheimnißvollen Worte: Qui ne pense à la mort de Gambetta? — Die erste Hälfte des Buches bietet, da sie sich mit dem dritten Napoleon, der Kaiserin Eugenie und den ersten Jahren des zweiten Kaiserreiches beschäftigt, noch mehr Stoff für die gegenwärtigen Parteikämpfe in Frankreich; die Scandalosa über den Prinzen Napoleon und die Prinzessin Mathilde sind freilich in die zweite Hälfte verwiesen. Dem Prinzen geht es dabei furchtbar schlecht, überall sei er zu spät gekommen und habe es an sich fehlen lassen. Einige Aeußerungen über Napoleon III. seien noch angeführt: Die deutsche Erziehung hätte seine Neigung zum Träumen noch verstärkt, nie habe er ein Gefühl von Moral gehabt, auch nicht die Eigenschaften eines Staatsmannes, vor Allem kein klares Verständniß der Menschen und der wichtigen Umstände, er sei ein gewöhnlicher Mensch, ein mittelmäßiger Fürst gewesen. Nauroy vergleicht ihn mit Ludwig XV., wo er von seinen Liebesverhältnissen spricht, von Frau Gordon Archer, geb. Brault, von A. E. Bergeot, später verheiratheter Bure, und ihren zwei ältesten Söhnen, von Miß Howard, mit welcher er vor 1846 bis nach seiner Heirath in Verbindung blieb, und ihren vier Kindern, endlich von den „maitresses sans nombre", die er als Kaiser gehabt habe, z. B. von F. B. Haußmann, von der Gräfin Walewska. Ein höchst unangenehmes Licht fällt dabei auf die Kaiserin Eugenie, der hier ebenfalls in schonungsloser Weise Fehltritte nachgerechnet werden und welche nebst ihrer Schwester, der Herzogin von Alba, als Tochter der Königin Christine von Spanien austritt. Ein in die geheimsten Geheimnisse der ersten Jahre der kaiserlichen Ehe eindringendes Capitel ist endlich das dritte (S. 59—134). Es soll die Berichte eines Geheimagenten enthalten, der ein Gehalt von 12000 Frcs. bezog; sie liegen nach der Angabe Nauroy's in den Archiven der Polizeipräfectur und des Polizeiministeriums und werfen nicht nur auf das Kaiserpaar, sondern auf seine ganze Umgebung sehr wenig anmuthende Streiflichter, die wir hier nicht verfolgen wollen. Zwei Fragen wird sich — außer anderen — jeder deutsche Leser, dem dies Buch unter die Hand kommt — stellen: Wie lange werden unsere westlichen Nachbarn mit solcher Gründlichkeit ihre schmutzige Wäsche waschen? Und wie tief mag wol der Eindruck derartiger Bücher jenseits der Vogesen sein?

G. Oe.— Von dem bei Hermann Graser in Annaberg erscheinenden Lieferungswerke: „Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart von M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Oberstlieutenant z. D." sind weitere 4 Hefte (5—8) à 60 Pf. erschienen. Indem wir dies unseren Lesern mittheilen, verweisen wir auf unsere früheren Besprechungen und fügen nur hinzu, daß die neueren Lieferungen, die, von Osten beginnend, die einzelnen Theile des Gebirges behandeln, sich ebenso, wie die früheren, durch sachgemäße Anordnung, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Gebotenen auszeichnen und unsere Empfehlung des Werkes als durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen. Eine eingehende Besprechung des Gesammtwerkes werden wir, wie schon bemerkt worden ist, nach seiner Vollendung bringen.

—e— Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten von Dr. P. Wessel, Oberlehrer am Gymnasium in Küstrin. 1. Theil. Das Mittelalter. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 2,40 ℳ — Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand nach einer Vorgeschichte (1. das Christenthum im römischen Reich, 2. die Germanen bis zum Untergange der arianischen Königreiche) in zwei Perioden, von denen die eine die Ausbildung des germanischen Kaiserthums und seinen Kampf mit dem Papstthume (1. die Bildung des universalen Frankenreichs, 2. das fränkische Kaiserreich, 3. die Bildung des universalen deutschen Reichs, 4. das deutsche Kaiserreich) umfaßt, während die andere das Ankämpfen der Nationen und Individuen gegen den Druck der römischen Hierarchie (1. die nationale Entwickelung des Abendlandes auf staatlichem Gebiete, 2. Verfall des Papstthums und der Kirche im 14. und 15. Jahrh., 3. Erneuerung der universalen Kämpfe und Bestrebungen, 4. die deutsche Reformation) darlegt. Wie einerseits die ganze Anlage des Werkes darauf berechnet ist, den Primanern vor Allem eine klare, ihrem Bildungsstande angemessene Uebersicht des gesammten Lehrstoffes nach seinem inneren Zusammenhange zu vermitteln, so sollen sie anderseits durch die Art der Ausführung „genöthigt werden, das Einzelne fort und fort einem Allgemeinen unterzuordnen und so das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, wodurch sich der Geschichtsunterricht erst zum gymnasialen Bildungsmittel erhebt". Dem Lehrer bleiben somit „alle eingehenden Charakteristiken und Schilderungen" überlassen, und er soll bei seinem Vortrage volle Freiheit haben, „an dürren Partien der Geschichte schnell vorüberzugehen, um bei den weltbewegenden Ereignissen und Persönlichkeiten um so länger zu verweilen". Große Sorgfalt hat der Verfasser, was hervorgehoben sein mag, den geographischen Bestimmungen zugewendet, deren Verständniß durch 9 saubere Kartenskizzen erleichtert wird. Einige Herrscher-, Zeit- und Völkertafeln, welche „den Schüler bei zusammenhängenden Wiederholungen leiten sollen und auch den für das Abiturientenexamen genügenden Stoff enthalten", bilden einen schätzbaren Anhang des Werks. Nach unserer Ueberzeugung verdient es in den betheiligten Kreisen beachtet zu werden. Nur wollen wir schließlich nicht unerwähnt lassen, daß uns bei seiner Durchsicht aufs Neue recht deutlich geworden ist, wie leicht die Einführung an sich vortrefflicher Lehrbücher zu stofflicher Ueberbürdung der Schüler führen kann.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. 2. Heft: Die Spechte, von William Marshall. Mit 1 Karte. Leipzig, Verlag von Richard Freese, 1889. Preis 1,50 ℳ — Die an bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten so reiche Familie der Spechte kennzeichnet Marshall in dem eben veröffentlichten Vortrage auf treffliche Art. Die anatomischen Verhältnisse der Spechte, die Beziehungen dieser Verhältnisse zur Lebensweise, diese letztere selbst, das Fortpflanzungsgeschäft, die Rolle, welche die Spechte in Sage und Literatur spielen, das Alles wird in klarer, den Leser fesselnder Form geschildert und zuletzt die geographische Verbreitung der Spechte zum Gegenstande einer besonders eingehenden Darstellung gemacht. So schließt sich dieser Vortrag dem bereits früher (Nr. 85 der Wiss. Beil.) besprochenen über die Papagaien würdig an. Lehnert.

Ltz. Karte der Nil-Länder vom Aequator bis zum Mittelmeer. Aegypten, ägyptischer Sudan, Abessinien und Emin Pascha's Gebiet. Nach den neuesten Materialien gezeichnet und gearbeitet im kartographischen Institut der Verlagshandlung. 2. Aufl. Maßstab 1 : 6000000. Glogau 1889. Carl Flemming. Preis 1 ℳ — Der Sieg der englisch-ägyptischen Truppen unter General Grenfell über das Heer der Derwische lenkt das Augenmerk Aller auf die Länder des Nils; daher wird obige Karte gerade jetzt Vielen willkommen sein. Ein Blick auf diese gut gelungene Karte genügt zur Information über die Ausdehnung des heutigen Aegyptens, des früheren ägyptischen Sudans, der Emin Pascha-Provinz, Abessiniens, sowie der italienischen, britischen und französischen Gebiete an der Küste des rothen Meeres; die Mitte der Karte nimmt der gesammte Nil ein von den Ripponfällen am nördlichen Ufer des Victoria-Nyansa bis zum Mittelmeere; die 3 Nebenkärtchen behandeln die Route von Suakin nach Berber, Massauah und weitere Umgebung, Massauah und nähere Umgebung. Die wenigen hier in Betracht kommenden Dampfer-, Eisenbahn- und Telegraphenlinien haben Berücksichtigung gefunden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 100. Donnerstag, den 22. August. 1889.

Straßburg und die beiden Sturm (1489 und 1589).

Von W. v. Langsdorff.

In dem friedlichen Krieg nach dem Kriege im wiedergewonnenen Bruderland, in dem Ringen, das alte Reichsland Elsaß-Lothringen dem deutschen Vaterlande auch innerlich zu verbinden, ist besonders der deutschen Bildung und der hauptsächlichsten Bildungsstätte in den Reichslanden, der Straßburger Universität, eine mehr und mehr sich dankbar erweisende Rolle zugefallen. Freudig haben wir und stolz die alte Straßburg des deutschen Landes, die wunderschöne Stadt des deutschen Volksliedes, als die unsere wiederbegrüßt und geb's Gott: die alte Reichsstadt, die einst im Deutschen Reiche eine gar gewaltige Stimme hatte, scheint auch geistig immer mehr die unsere wieder zu werden. Wie einst unser gewesen, wie sie nicht blos deutsches Wesen vertrat, sondern dem deutschen Volk in seinen höchsten und heiligsten Gefühlen und Momenten führend voranging, — das zu zeigen bedarf es nur der Erinnerung an jene bedeutungsvolle Zeit, da deutsches Gemüths- und Glaubensleben das römische Joch abschüttelte und zugleich, wie selbstverständlich aus dieser Wurzel erwachsend, eine freiere Bildung aus der verknöcherten romanistischen Scholastik sich emporrang.

Das erinnerungsreiche Jahr 89 gemahnt uns da an zwei der bedeutendsten Männer Straßburgs nicht blos jener Zeit, sondern der Geschichte Straßburgs überhaupt, sowie der Geschichte der Reformation und der Entwickelung deutscher Bildungsstätten: an Jakob Sturm von Sturmeck, den „Stettemeister und Scholarchen" von Straßburg, geb. 1489, und an Johann Sturm, den ersten Rector der Straßburger Schule, den Schulmann mit bedeutendem Einfluß nicht blos auf die Schule seiner Zeit, sondern auf die Entwickelung der Schulen Deutschlands in der Folgezeit — trotz Melanchthon, dem praeceptor Germaniae — gestorben 1589.*) Beide stehen nicht blos durch das zeitliche und örtliche Zusammentreffen in engerem Zusammenhang, haben nicht blos den Klang des Namens gemeinsam, sondern wir finden bei ihnen auch wirklich eine Gemeinsamkeit der Ansicht in Bezug auf Religion, Bildung und die damit zusammenhängende Politik. Beide, so verschieden ihre Entwickelung, ihr Lebensgang, ihre Stellung, ihr Ende gewesen, sind durch das in der kirchlichen Reformation begründete gemeinsame Streben nach Reformation in der Bildungsweise zusammengeführt worden. Jakob Sturm, der muthig allzeit und doch politisch klug die Sache der Reformation vertritt, ja bei den meisten wichtigen Entscheidungen unter den ersten Führern der Protestanten ist, sucht die Sache der Reformation besonders auch durch eine Bildungsstätte zu stärken, eine Akademie, Universität wäre ihm hierzu erwünscht, doch gelingt es ihm nur 1538 wenigstens das Gymnasium in Straßburg zu gründen. Johann Sturm, der hochgebildete und vor Allem praktische Schulmann, den Jener für Leitung der Schule gewinnt, ist gleichfalls auch für die politische Entwickelung der Reformationszeit von Bedeutung, besonders, da er in der Schule nicht blos ein Seminar für Ausbildung von disputirfähigen Theologen, sondern vor Allem eine Bildungsstätte für den zukünftigen Staatsbürger, im höchsten Sinne für den Politiker und Staatsmann sieht, — ihm gelingt es, das Gymnasium zur Akademie weiter zu bilden, die empirisch bereits die Erfordernisse der späteren Universität enthält.

Ein kurzer Einblick in Beider Leben und Wirken wird uns dies begründen und uns die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen trotz sonstiger Verschiedenheit zeigen. Der Aeltere von ihnen, Jakob Sturm, geboren 1489, aus dem Geschlechte derer von Sturmeck, dessen Vorfahren bereits seit 200 Jahren vor der Reformation in Straßburgs Magistrat gesessen und für die Stadt von Bedeutung gewesen, war von Jugend auf für die kirchliche Laufbahn bestimmt; doch sorgten die Freunde seines Vaters, Geiler von Kaisersberg und der sittenstrenge Wimpheling (auch Letzterer ist von vorreformatorischer Bedeutung trotz seiner späteren Opposition gegen die Reformation) bei Zeiten dafür, daß sein Sinn für die Schäden der Kirche und des Priesterstandes geschärft wurde; und wenn es der Wunsch besonders Wimpheling's gewesen, daß sein jugendlicher Schützling einst helfen sollte, die Kirche vom Verfall zu erretten, so sollte das an Jakob Sturm sich erfüllen, aber in anderer Weise als sein Erzieher es sich gedacht. — Nachdem er mit 15 Jahren die Universität Straßburg bezogen, wo er hauptsächlich humanistischen Studien sich ergab, ward er bereits nach einem Jahr magister artium und hielt Vorlesungen. Zwar trat er auch in die theologische Facultät ein, wodurch er mit Capito, nächst Butzer dem späteren geistlichen Haupt der Straßburger Reformation, näher bekannt wurde, doch besuchte er auch juristische Collegien und entschied sich bald für die politische Laufbahn. Ueber ein Jahrzehnt widmete er ganz seiner Ausbildung und suchte durch Reisen seine Kenntniß von Land und Leuten zu erweitern. Seine erweiterte Kenntniß und seine reformatorischen Ansichten hinsichtlich der Bildung zeigten sich bereits in dem Gutachten, das er 1522 über eine Umgestaltung der Universität Heidelberg abgab: er verlangt gründliches grammatisches Studium vor Erklärung der Autoren, Ablassen von scholastischen Spitzfindigkeiten und dafür gründliches Studium des alten und neuen Testaments (wofür je ein besonderer Professor anzustellen sei), Betonung der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und Dialektik nach Methode des Rudolph Agricola. Letztere beiden Punkte waren es auch, deren Betonung ihn später zuerst auf Johann Sturm aufmerksam machte. Wie auf dem Gebiet der Schule, so war er auch in kirchlicher Beziehung von Anfang an reformatorisch gesinnt und führte in seiner Vaterstadt die Reformation mit ein, 1524 zum Rathsmitgliede, 1526 zum Stadtmeister (Bürgermeister) derselben erwählt. Wie die Straßburger Theologen zwischen den Schweizern und Niederdeutschen theologisch zu vermitteln suchten, so versuchte er dasselbe aus staatsmännischen Rücksichten (vgl. unten), ein Streben, durch das er besonders mit dem Landgrafen Philipp von Hessen in nähere Berührung kam. Wo es die Sache der Reformation gilt, sehen wir die Beiden als Repräsentanten des Fürstencollegiums

*) Von Jakob Sturm existirt noch keine eigentliche Biographie; zwei Straßburger Professoren haben in neuerer Zeit über ihn geschrieben: C. Schmidt giebt uns eine kurze biographische Monographie in Herzog's Realencyklopädie (Bd. XIV) und H. Baumgarten eine vorzügliche Charakteristik in einer Rectoratsrede. — Johann Sturm ist mehrfach biographisch und kritisch behandelt worden, außer von dem oben genannten C. Schmidt von Rieth, Kückelhahn, Zaar und Laas. Besonders warm und eingehend zeichnet uns Kückelhahn (Joh. Sturm, Leipzig 1872) den Straßburger Rector in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik, indem er ihn namentlich gegen das absprechende Urtheil in v. Raumer's Geschichte der Pädagogik in Schutz nimmt.

und der Städte gemeinsam auftreten und haben sie auch viel unter einander correspondirt; die noch erhaltenen Briefe Sturm's an den Landgrafen bilden die hauptsächlichste Stütze seiner Charakteristik. Stets mannhaft und unentwegt sehen wir, auch gegenüber Kaiser und Reich, Jakob Sturm mit echter Ritterlichkeit die Sache der protestantischen Städte vertreten („In Sachen des Glaubens erkenne ich weder Kaiser noch Pabst als Herrn an"), nicht weniger denn 91 Mal ist er bei den verschiedenen Verhandlungen Vertreter seiner Vaterstadt gewesen. Gerade die Berichte über die Reichstage der Reformationszeit, sowie sein oben erwähnter Briefwechsel mit Philipp von Hessen lassen uns Sturm's ganze Bedeutung erkennen, wenn er selbst auch alles Mögliche gethan hat, um in Vergessenheit zu gerathen. Sei es aus übertriebener Bescheidenheit, sei es, um dem Neide seiner Feinde und seiner Stadtgenossen selbst zu entgehen und desto sicherer die Führung in der Hand zu behalten, sucht er selbst möglichst in den Hintergrund zu treten, soweit es die Berichterstattung und nicht die That selbst anbelangt, und möglichst wenig Gerede von sich zu machen. Diesem Umstande ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß sein Freund Sleidanus, der Geschichtschreiber der Reformationszeit, der Vieles direct aus Sturm's Munde geschöpft haben muß, dabei doch selbst Sturm fast gar nicht erwähnt, selbst nicht, wo sein Auftreten notorisch von Bedeutung gewesen.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte des ersten Reichstags zu Speier (1526), so tritt uns vor Allem die markige Gestalt Sturm's vor die Augen, in seiner gläubig bekennenden Schrifttreue, zugleich aber auch in seiner ganzen politischen Klugheit und Feinheit, die ihn mitten im Kampf selbst mit dem Gegner fast freundschaftlich verkehren läßt, so daß die Räthe des Kaisers sich öfters mit ihm ins Einvernehmen setzen, — wie ja Kaiser Karl selbst sich seines Raths bedient haben soll. Auf jenem Speierer Reichstag ward Sturm von den Städten zum Vertreter gewählt und stand nebst Landgraf Philipp an der Spitze des „großen Ausschusses" der Anhänger des Wortes Gottes (ein Ausdruck, der vom kaiserlichen Cabinet selbst gebraucht wurde). Dem Eifer und der Gewandtheit Sturm's, der dabei von Philipp und Kurfürst Johann kräftig unterstützt wurde, ist es zuzuschreiben, daß jener Reichstag trotz Vorsitz des erzkatholischen Ferdinand den Beschluß faßte: es solle durch eine Gesandtschaft der Kaiser um Berufung eines allgemeinen Concils oder einer Nationalversammlung über den Glaubesstreit gebeten werden, bis dahin solle jedem Stande überlassen werden, wie er es damit halten wolle. Auch auf dem zweiten bekannten Reichstag zu Speier (1529) war Sturm Vertreter der Städte im Ausschuß für die Religionssache; er, Christoph Tetzel von Nürnberg und Kurfürst Johann die einzigen Evangelischen unter 18 Mitgliedern. Diesmal war freilich das Resultat ein anderes; besonders durch den Fanatismus Eck's, eines ehemaligen Studiengenossen Sturm's — der übrigens gesellschaftlich mit ihm verkehrte — beschloß man Wiederherstellung des harten Wormser Edicts, d. h. eigentlich Verfolgung der Evangelischen. Sturm berief sich im Ausschuß und im Plenum auf den letzten Speierer Abschied, er war der standhafte Vorkämpfer der Evangelischen, dem wol auch ihr einmüthiges Zusammenhalten zu danken ist. Als nun König Ferdinand die 24 ungehorsamen Städte zu einer sehr ungnädigen Audienz befohlen und ihnen sehr zusetzte, war es wieder Sturm, der erklärte, sie würden in allen zeitlichen Dingen dem Kaiser gehorchen, von dem heil. Evangelium aber könnten sie ohne Gewissensverletzung nicht abstehen. Obwol einige der Städte später durch den kaiserl. Rath Faber sich hatten wankend machen lassen, blieben doch 20 derselben unter der mannhaften Leitung Sturm's fest. Und als endlich trotz Allem König Ferdinand den Majoritätsbeschluß zum kaiserl. Reichstagsabschied erhob, dem auch die Andern als treue Unterthanen keine Weigerung mehr entgegensetzen durften, — da protestirten die evangelischen Fürsten feierlich gegen solches Vorgehen und Sturm schloß sich Namens der Städte dieser Protestation an.

Wenn jede Sitzung, jeder Tag dieses denkwürdigen Reichstages uns die Bedeutung des Straßburger Bürgermeisters zeigt, wie er durch seinen Muth und seine Treue auch wankende Evangelische zusammenhält, so ist ein solcher Einfluß, der ihm freiwillig zugestanden ward, um so mehr zu bewundern, als Straßburg nebst einigen anderen oberdeutschen Städten sich der Zwingli'schen Reformation angeschlossen hatte und so namentlich durch die Abendmahlslehre von den anderen deutschen Evangelischen, die der Lehre Luther's anhingen, getrennt war. Von jenem Reichstage an ist auch die ganze kirchliche Politik Straßburgs zumeist auf eine Vermittelung der beiden evangelischen Parteien gerichtet, eine Vermittelung, die Sturm mit aller Kraft anstrebt aus Rücksicht auf die merkwürdige Lage seiner Vaterstadt sowol, die durch ihr Bekenntniß von den andern deutschen Protestanten getrennt ward, als auch aus Rücksicht auf die allgemein politische Lage der Evangelischen überhaupt, da den mächtigen Feinden gegenüber Einigkeit Noth that. Auf sein Betreiben geschah es, daß der Landgraf Philipp den Kurfürsten von Sachsen und Luther bewog, mit Zwingli zu einem Religionsgespräch in Marburg zusammen zu treffen, — ein Unternehmen, das wol gut gemeint war, aber von vorn herein aus sachlichen und persönlichen Gründen wenig Erfolg versprechen mußte. Sturm's Betreiben war es auch, daß ein Schutzbündniß aller Evangelischen in der Schweiz und Deutschland gebildet werden sollte (der schmalkaldische Bund ist dann daraus hervorgegangen), wie sein Freund Butzer, Straßburgs Reformator, in der Wittenberger Concordia eine allerdings nur vorübergehende Scheineinigung beider Bekenntnisse zu Stande brachte. Auf jeden Fall ist trotz der Vergeblichkeit dieser Versuche der eigenthümlich politisch-kirchliche Einfluß Straßburgs, vertreten durch seinen Stadtmeister, für das ganze protestantische Deutschland von manchem Segen gewesen. Sturm war ein Christ, dem das Wort Gottes über Alles ging und der sein ganzes Leben für die Sache seines Glaubens thätig war, dabei ward er (wenn er sein Bekenntniß nicht selbst einfach aufgeben wollte) zum Vertreter unionistischer Tendenzen in der Reformationszeit, — Tendenzen, die erst in unserem Jahrhundert durch das staatsmännische Bedürfniß protestantischer Fürsten zur Verwirklichung gekommen sind.

So kam es auch, daß 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg Sturm eine drittes evangelisches Glaubensbekenntniß vertrat, das unirte. Nachdem er sich bei der Formulirung mit den evangelischen Fürsten nicht hatte einigen können (namentlich wegen Melanchthon's damnamus secus docentes bei der Abendmahlslehre), ließ Sturm durch die eilends herbeigerufenen Straßburger Theologen Capito und Butzer ein eigenes Bekenntniß verfassen, die Tetrapolitana (confessio), das Vierstädtebekenntniß, vertreten durch Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, während Zwingli gleichfalls sein Bekenntniß, die fidei ratio, dem Kaiser hatte überreichen lassen. Es zeigt sich schon dort, wie es sich auch in unserem Jahrhundert gezeigt hat, daß in Glaubenssachen durch alle Unionsversuche aus politisch praktischen Rücksichten die Anzahl der Parteien nicht verringert, sondern vergrößert wird.

Wenn man hieraus auch der Stadt Straßburg und ihrem das Beste wollenden Vertreter keinen Vorwurf machen kann, so sind doch andere Vorwürfe gegen ihn erhoben worden. Es wird behauptet, Sturm habe mit dem König von Frankreich conspirirt und denselben im Interesse der Evangelischen gegen den Kaiser ausspielen wollen. Nun ist aber allzeit, was auch seine Briefe erweisen, Sturm ein echt deutscher Mann gewesen, wie es auch in jener Zeit kaum eine deutschere Stadt geben konnte als Straßburg; die ganze Annahme beruht jedenfalls auf einem Mißverständniß und einer Verwechslung mit dem anderen Straßburger Sturm. Johann Sturm, der mehr kosmopolitisch gesinnte Gelehrte, der vor seinem Straßburger Aufenthalt jahrelang in Paris docirte, hat allerdings seine Politik auf eigne Hand getrieben und durch seine Pariser Verbindungen Einsprache und Hilfe bei dem französischen König für die bedrängten deutschen Protestanten erhofft, — der Stadtmeister fand aber daran so wenig Gefallen, daß er sogar einen seine Umtriebe tadelnden Bericht an den Rath von Straßburg verfaßte und sich von ernsterem Einschreiten gegen den anderen Sturm nur durch die Rücksicht abhalten ließ, man möchte den vorzüglichen Schulmann verlieren. Wenn man weiterhin dem so mannhaften Sturm einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß er bei Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs nicht mit in den Kampf seiner Glaubensgenossen eintrat, sondern sich vorsichtig zurückhielt, so muß man bedenken, daß der von Sturm selbst betriebene Bund nicht die von ihm gewünschte allgemeine Betheiligung gefunden und daß — so mächtig auch die alte Straßburg war — sie doch kein nennenswerthes Gewicht beim Kampf in die Wagschale werfen konnte, daß sie aber bei einem unglücklichen Ausgang Alles zu verlieren hatte, während die mächtigen Fürsten glimpflicher davonkommen konnten. Wer wird es dem wackeren Sturm verdenken, daß er bei allem Glaubensmuth auch das Wohl der ihm vertrauenden Vaterstadt nicht ganz hintan setzte?

Für seine politische Mäßigung spricht es auch, daß er den protestantischen Fürsten zwar dringend anräth, sich wol zur Vertheidigung gegen Angriffe des Kaisers zu rüsten, nicht aber etwa denselben selbst zu überfallen, um ihm Zugeständnisse abzuzwingen, wie dies namentlich Philipp von Hessen beabsichtigte. Und wenn

er darüber an den Landgrafen schreibt: „Gemeiniglich ist jeder Anfänger eines Krieges um des dabei unvermeidlichen Schadens willen bei dem gemeinen Mann minder begünstigt als der, welcher sich aus Noth zur Gegenwehr schickt. Nun ist aber nicht wenig an gemeiner Gunst, besonders in dieser Sache gelegen. Sodann sind wir auch gegen Gott und unser Gewissen nicht so sicher und getrost, wenn wir aus menschlicher Furcht oder Mißtrauen den Krieg anfangen, als wenn wir gern zufrieden wären, aber durch den Angriff des Gegentheils zur Vertheidigung genöthigt werden.“ Ist das nicht eines aufrichtigen und christlichen Staatsmannes würdig gedacht? Erinnert uns dies nicht an einen ähnlichen Ausspruch des großen deutschen Staatsmannes, dem man am allerwenigsten Verzagtheit vorwerfen kann?

Ist es für die Stadt Straßburg und ihr Ansehen von großer Bedeutung gewesen, daß der Rath ihres Bürgermeisters nicht nur gern gehört, sondern von allen Seiten gesucht ward, daß derselbe gleichzeitig muthig auftrat und doch in weiser Mäßigung seine Vaterstadt vor Gefahren bewahrte, — so ist andererseits nicht minder wichtig für die Entwickelung der alten Reichsstadt das Streben Sturm's nach einer vorzüglichen evangelischen Bildungsstätte. Es war natürlich, daß mit dem Aufschwung des Geistes, den die Reformation besonders in Deutschland mit sich brachte, auch das Bedürfniß nach Reorganisation des Schulwesens sich geltend machte. Hier datirt der Beginn einer neuen Aera von der bekannten Antrittsrede Melanchthon's in Wittenberg, wenn auch Melanchthon selbst seine Ideale nicht so im Praktischen durchsetzen konnte, wie er es wünschen mochte. In Sturm finden wir wie die religiös-reformatorische, so auch diese Hauptströmung der Zeit repräsentirt; mit einem tief religiösen Ernst verband er eine hohe von den engen Banden der Scholastik freie humanistische Bildung. Und wie er selbst hochgebildet war, so hielt er eine gründliche methodische Bildung für die beste Garantie eines weitern Bestandes der Reformation; er selbst trug sich, wie wir schon oben sahen, auch in Betreff der höheren Schulen mit Reformprojecten und es war nur natürlich, daß er auch seiner Vaterstadt die Wohlthat einer Bildungsstätte verschaffen wollte. Lange Zeit ward er durch die kirchlichen Berathungen von dem näheren Eingehen auf dieses Project abgehalten, bis man endlich von 1536 ab der Verwirklichung näher treten konnte. Er dachte sogar an eine allgemeine Akademie auf Kosten sämmtlicher evangelischen Stände, doch gelang es ihm zunächst nur mit Hilfe des dazu aus Paris berufenen Johann Sturm 1538 ein evangelisches Gymnasium ins Leben zu rufen. Hierdurch kamen die beiden so verschiedenartigen Männer, Beide für Straßburg von so großer Bedeutung, zuerst in engere Berührung: der Staatsmann und kirchliche Politiker, der mit allen Mitteln die Schule fördert, und der Schulmann, der alle Mittel der Schule aufbietet, das staatliche und religiöse Leben zu stützen, der zugleich aber auch in kirchlicher Politik thätig ist. 15 Jahre wirkten sie gemeinschaftlich, Jakob Sturm zugleich mit zwei anderen Rathsherren als Scholarch die Schule beaufsichtigend, bis zu dem am 30. October 1553 erfolgten Tode des Stadtmeisters, der noch in seinem Testament der Schule seine reiche Bibliothek vermachte. Drei Geistliche und drei Professoren der Schule trugen die irdischen Ueberreste Jakob Sturm's zur Ruhestätte — gleichsam zum Abbild und dankbaren Gedächtniß seiner Verdienste um Kirche sowol als Schule.

Der von ihm berufene Rector Johann Sturm war ein engerer Landsmann des oben erwähnten Sleidanus, geboren 1507 zu Schleiden in der Eifel, wo er als Sohn des Rendanten des Grafen Dietrich von Manderscheid gemeinschaftlich mit den Söhnen desselben eine, wie es scheint, vorzügliche Erziehung genoß. 14 Jahre alt besuchte er die treffliche Schule der Hieronymianer in Lüttich, in der bereits ein frischer Geist des Humanismus wehte und deren Bildungsmethode ihm wahrscheinlich theilweise mit zur Grundlage seines späteren Straßburger Gymnasialprogramms gedient hat. Bald schon zeichnete sich der Jüngling aus durch eine geradezu classische lateinische Diction, die später auch in Frankreich, Italien und England Bewunderung erregte (auch die Königin Elisabeth von England bekundete ein lebhaftes Interesse für ihn), und durch eingehendes griechisches Studium. Namentlich seine Kenntniß der griechischen Sprache veranlaßte einen seiner Lehrer, den Professor Rescius, mit ihm gemeinschaftlich die Drucklegung griechischer Classiker zu unternehmen, und zum besseren Vertrieb derselben wandte sich der junge Sturm nach Paris. Nachdem er bereits als Zwanzigjähriger in Lüttich Vorlesungen gehalten, erregte er in Paris Aufsehen und ward in eine Professur der Universität berufen, wo er hauptsächlich Rhetorik und Dialektik las. 1533 ward er mit den Schriften Butzer's bekannt und bald wandte auch er sich dem protestantischen Glauben zu; ein lebhafter Briefwechsel mit Butzer bildete den ersten Anknüpfungspunkt mit der späteren Stätte seiner Wirksamkeit Straßburg. Von da ab sehen wir ihn auch schon kirchenpolitisch thätig und das kann uns zur Erklärung seiner späteren auch in Straßburg befolgten Politik dienen; zweierlei Aufgaben sind es da, die er sich bereits bei seinem Pariser Aufenthalt gestellt hatte: zwischen den Parteien zu vermitteln und den König von Frankreich, der vorherein dem Protestantismus innerlich geneigt gegenübersteht, ganz für die Sache desselben zu gewinnen. Er hielt Anfangs sogar eine Aussöhnung zwischen der protestantischen und katholischen Richtung für möglich und betheiligte sich 1534 im Auftrage des Erzbischofs von Paris an den diesbezüglichen Versuchen, suchte auch Luther und Melanchthon im Auftrage des Königs zu einer Reise nach Paris zu bewegen, — durch Letzteres hoffte er wol mehr den König für den Protestantismus zu gewinnen. Allein Luther war in Deutschland nöthig und Melanchthon, dem Sturm besonders zusetzte, glaubte sich der Aufgabe nicht gewachsen. Der König wagte es doch nicht, den Protestantismus energisch zu beschützen, und ließ, wahrscheinlich gegen seine Ueberzeugung, dem fanatischen Vorgehen der Katholiken freien Lauf, — bald fingen der Scheiterhaufen, der Kerker und die Flucht davor an, die Reihen der Protestanten zu lichten. Auch Sturm ward der Boden zu heiß und gern folgte er 1538 dem Rufe des Stadtmeisters von Straßburg, dem er durch Butzer bekannt war, in Straßburg eine Schule zu gründen.

War schon seine Bedeutung als Gelehrter und Dialektiker allgemein anerkannt, so zeigte sich hier sein organisatorisches Talent; wir müssen nächst Melanchthon in ihm den Reformator der höheren Schulen sehen, hat doch auch Melanchthon sein Verdienst neidlos bewundert und versucht, ihn durch Anerbietung einer Professur an die Leipziger Universität zu ziehen. Straßburg besaß zwar damals eine Anzahl Schulen, doch war es mehr so das, was man seiner Zeit mit „Sammelschule“ bezeichnete, d. h. Privatunternehmen, bei denen sich, wo gerade zufällig eine Lehrkraft auftrat, Schüler sammelten. Hierbei wurden auch mehr akademische Vorträge gehalten, von eigentlichem Unterricht war keine Rede, — das Ganze war ohne jeden Zusammenhang und dem Zufall preisgegeben. Auch hier waren die Grundfehler, die Jakob Sturm schon 1522 auch an geordneten Bildungsstätten tadelte: es fehlte an Allem, was dem staatlichen und religiösen Bedürfniß entsprach, es fehlte an dem Wichtigsten, der Methode. Auf Johann Sturm's Vorschlag wurden zunächst sämmtliche Schulen zu einer vereinigt, die in 9, später 10 Classen getheilt ward, darin der gesammte Unterricht systematisch aufstieg und methodisch ertheilt ward, darin auch — wenngleich zunächst mehr nebenbei — die sog. realen Fächer Berücksichtigung fanden. Die untersten Classen waren mehr Elementar-, die oberen Gymnasialclassen, — die obersten deuten bereits auf eine Gipfelung in der von dem Stadtmeister gewünschten Akademie hin. Nach und nach gelingt es dem Rector der Schule, die Anfänge der eigentlichen Akademie hinzuzufügen, wobei bald die späteren 4 Facultäten zu unterscheiden sind, für die von besonderen Fachlehrern (das Gymnasium hatte Classenlehrer) Vorlesungen gehalten wurden. Endlich ertheilte Kaiser Max das Privilegium zur Ertheilung akademischer Grade und am 1. Mai 1567 konnte die fertige Akademie eröffnet werden. Was Jakob Sturm erhofft, Johann Sturm hatte es nunmehr erreicht: die Universität Straßburg war hierdurch gegründet. Wenn schon dieser Erfolg für die allgemeine anerkannte Bedeutung Sturm's spricht, wenn man ihn da und dort in evangelischen Landen bei der Gründung von Schulen zu Rathe zog, wenn seine Schüler auch in nichtdeutsche Landen sein Programm, vor Allem die Regel: „System und Methode, Einheit und Ordnung“ trugen, — so möchte wol der beste Beweis dafür, daß er nicht blos etwas leistete, sondern daß auch diese Leistungen bereits zu seiner Zeit allgemein anerkannt waren, in dem Umstande zu finden sein, daß sogar die Jesuiten Punkt für Punkt, fast wörtlich, das Sturm'sche Programm für ihre Schulen adoptirten. Als sie ins Land kamen, merkten sie bald, wo der Protestantismus seine stärksten Stützen hatte; deshalb machten sie gegenüber der evangelischen Schule eine Gegengründung, namentlich da ihnen die Sturm'sche Methodik zur Erreichung ihrer eigenen Ziele sehr passend schien. Sturm bewunderte Anfangs diesen Eifer für die Schule, als er aber erst ihre Absicht gemerkt hatte, zog er tüchtig wider sie los.

Doch auch dem Pädagogen Straßburgs, wie dem Staatsmann, werden mancherlei Vorwürfe gemacht, besonders: daß er mit Ausnahme der untersten Classen das Latein als Umgangssprache vorgeschrieben (bei Züchtigungsstrafe). Doch konnte bei dem Ziele,

das er sich gesteckt, in damaliger Zeit Sturm gar nicht anders handeln: Latein war die Sprache der Juristen, der Gelehrten, die Sprache der Diplomaten nicht blos, nein, überhaupt des ganzen internationalen politischen Verkehrs, ja die Umgangssprache der Gebildeten in allen Ländern. Wenn er also Staatsbürger und Staatsmänner heranbilden wollte, so mußte er vor Allem auf ein vorzügliches Latein sehen, das war das erste Erforderniß. Ist er doch selbst gerade um seiner oratorischen Fertigkeit willen zu allerlei politischen Missionen benutzt worden, als Gesandter an den König von Frankreich, als Gesandter dieses selbst, als Berather bei Zusammenkünften. Das ist's aber eben, woraus ihm wieder ein Vorwurf gemacht werden kann. Wenn es auch zur Größe und Berühmtheit Straßburgs beitrug, daß kein Diplomat nach Frankreich oder aus Frankreich reiste, der nicht Johann Sturm in Straßburg besuchte, daß der Straßburger Rector gleichermaßen beim französischen Hofe accreditirt war — war er nicht ein Deutscher von Geburt, in Deutschland angestellt? Ziemte es ihm so nach Frankreich hinüber zu hängen, ja, wie oben angedeutet, mit diesem zu conspiriren? — Wenn das Alles nicht schon durch Sturm's Stellung in Paris erklärt, ja entschuldigt wäre, so darf man überhaupt ihm keinen Vorwurf daraus machen, wenn seine Redegewandtheit und seine Bekanntschaft am französischen Hofe von deutschen evangelischen Fürsten benutzt wurden. Wenn diese keine Rücksicht auf ein Deutsches Reich kannten, weil ihnen solches als römisches Reich oft recht spanisch vorkam, wenn diese im Interesse des deutschen Protestantismus es für wünschenswerth hielten, daß der französische König dem römischen Kaiser — der allerdings zufällig auch Kaiser der Deutschen war — Schwierigkeiten bereitete, wenn also selbst bei diesen Fürsten das religiöse, ja oft nur das Sonderbundsinteresse das nationale überwog, wer will es Sturm verdenken, daß auch er seinem Glauben zu Liebe die Hand zu solchen Missionen reichte, daß auch er, obwol man in Frankreich die Protestanten fanatischer verfolgte, als in Deutschland, doch nach seinen Pariser Erfahrungen und Bestrebungen immer noch Hilfe für die Protestanten vom französischen König wenigstens erhoffte? — Seine französischen Bekanntschaften haben ihm freilich auch bitteres Herzeleid bereitet. Auf seine Fürsprache öffnete Straßburg seine Mauern den flüchtigen Hugenotten und den nach Einnahme von Metz durch Heinrich VI. daselbst vertriebenen Protestanten; in großmüthiger Hilfsbereitschaft hat Sturm besonders den Vertriebenen vom königl. Hause, den Condé, Rohan u. A. den größten Theil seines Vermögens vorgeschossen, ohne je wieder etwas zurück zu erhalten. Solche Erfahrungen mögen wol auch zu seiner Verbitterung beigetragen haben, die ihn in dem in Straßburg selbst entbrannten Streit so heftig werden ließ. Wie wir schon sahen, stand er auf religiös-versöhnendem Standpunkte und schloß sich, da er selber Calvinist war, der vermittelnden Richtung des Stadtmeisters Jakob Sturm von Herzen an. Mit dem Tode dieses Mannes war aber auch aus seinem Leben der Frieden gewichen; in Straßburg bekamen die strengen Lutheraner die Oberhand, denen der reformirte Rector unangenehm war. Mit dem Pfarrer Marbach erst und dann mit dem jugendlich-hitzigen Professor Pappus gerieth Sturm in Streitigkeiten, die 1563 und noch einmal 1575 vom Magistrat in einem Scheinfrieden beigelegt wurden. Als aber die lutherische Concordienformel in Straßburg eingeführt werden sollte, entbrannte der Streit mit den lutherischen Theologen aufs Neue, indem sich Sturm auf das alte Straßburger Bekenntniß, die Tetrapolitana (vergl. oben), berief. Vergebens. Der vermittelnde Geist des heimgegangenen Stadtmeisters Sturm hatte einem stürmischen Geist des Glaubenseifers Platz gemacht, — auch der andere Sturm mußte weichen. Da er nicht freiwillig ging, ward er 1581 abgesetzt und starb am 3. März 1589, verbittert und seit Jahren völlig erblindet, auf seinem Gute Marlenheim, dem letzten Ueberreste seines Vermögens, ehe noch der von ihm angestrengte Prozeß entschieden war. — Sein Andenken aber bleibt unvergessen. Wie Jakob Sturm's Name mit der Geschichte der evangelischen Kirche, so ist der seine mit der Geschichte der Entwickelung des Schulwesens, besonders der evangelischen Schule in Deutschland, auf alle Zeiten verknüpft.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Wechselkunde.** Nebst einer Sammlung von Aufgaben als Anleitung zur Ausfertigung von Wechseln, von Aug. Schmidt, weil. Handelsschullehrer. Mit einem Anhange, die deutsche Wechselordnung enthaltend. Für kaufmännische Schulen und mit besonderer Rücksichtnahme auf den Selbstunterricht. Leipzig, G. A. Glöckner 1889 (Pr. 1,80 ℳ). — Das Werk bringt die verschiedenen Arten, wie die wesentlichen Erfordernisse und die nebensächlichen Bestandtheile des Wechsels und die daran sich knüpfenden Verhältnisse zur Darstellung, in sachgemäßer Weise von dem Einfacheren zu dem Verwickelteren vorgehend und Alles durch Beispiele erläuternd. Ist es so für den Unterricht der Handelsschulen in der Wechselkunde als eine geeignete Unterlage anzusehen, so bietet es auch Kaufleuten und Anderen manches Wissenswerthe und für den geschäftlichen Verkehr Brauchbare über den Wechsel. Die Anleitung für die Ausfertigung von Wechseln will eine formrichtige Ausfüllung anbahnen, um Schädigungen zu vermeiden. Der Abdruck der Wechselordnung enthält auch die Nürnberger Novellen, soweit sie nicht durch die Reichsgesetzgebung mittelbar aufgehoben sind.

j.— **Die Kunst in ihrer Anwendung auf den Grundbesitz.** Eine Darstellung der wichtigsten Kunstregeln bei allen Verbesserungen und Verschönerungen der Landgüter. Von Lothar Abel. Mit 186 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 8°. 431 S. Brosch. 8 ℳ. — Das vorliegende Buch ist aus der Praxis hervorgegangen und wendet sich in erster Linie an die, welche die Rathschläge, die der Verfasser ertheilt, praktisch zu bethätigen im Stande sind: an Land- und Forstwirthe, an Baumeister und Grundbesitzer, überhaupt die, welche auf ihrem Grund und Boden, in den verschiedensten Anlagen und Pflanzungen, an Wohn- und Landhäusern wie an allen Gebäuden, die kleinerer und größerer Grundbesitz aufweist, geschmackvolle Anordnung und Ausstattung, sowie Verbesserungen, bei denen jene erreicht werden können, vornehmen wollen. Das Buch ist außerordentlich reichhaltig und behandelt nach der genannten Richtung hin alle die Fälle, wo Geschmack und künstlerische Regeln Geltung erlangen können. Die zahlreichen, von dem Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen tragen wesentlich zum Verständniß der einzelnen Vorschläge bei, so daß das Buch bezüglich seiner praktischen Bedeutung auch nach dieser Seite hin allen Anforderungen genügt. — Die rein geschichtlichen Abschnitte wären in verschiedener Hinsicht der Verbesserung und Berichtigung bedürftig. Auffallend ist es z. B., warum der Verfasser in dem Abschnitte „Die Landsitze der alten Römer" nur auf die theoretischen Ausführungen der alten Schriftsteller Rücksicht nimmt, während doch die monumentalen Ueberreste z. B. in Pompeji und in der römischen Campagna ein ungleich lebensvolleres und getreues Bild antiker Einrichtungen liefern. Bezüglich der Villa Suburbana des jüngern Plinius ist der Verfasser auf die neueren Arbeiten von Viollet-le-Duc „Histoire de l'habitation humaine" und auf Durm „Die Baukunst der Etrusker und Römer" in dessen „Handbuch der Architektur" zu verweisen.

G. Oe.— **Carola Freiin von Eynatten, Harzsagen.** Sagen und Geschichten. 179 S. 8°. Weimar, Jüngst & Co. 1889. Preis: 2 ℳ, geb. 3 ℳ. — Die Verfasserin hat sich nicht darüber ausgesprochen, ob die erzählten Sagen wirkliche echte Volkssagen oder freie Umdichtungen sagenhafter Ueberlieferungen oder Gebilde ihrer eigenen Phantasie seien. Der Harzforscher Dr. Höfer in Wernigerode ist der Meinung, daß die „Harzsagen" den beiden letzteren Kategorien angehören, daß sie somit für die wissenschaftliche Forschung außer Betracht kommen. Auf uns haben die Sagen den gleichen Eindruck gemacht, sie schienen uns salonmäßig zurechtgeputzte Waldkinder, Nibelungen im Frack zu sein. Die Sage wirkt auf den Kenner am meisten durch ihre schlichte Art, durch ihren volksthümlichen, epischen Ton, der sich von aller langweiligen Reflexion und allem romantischen Flitterputz fern hält. Diesen Volkston, diese Schlichtheit, diese Unberührtheit wird man freilich hier vergebens suchen. Die stillen Waldblumen sind „cultivirt" worden; die Ritter und Zwerge, die Menschen des 10. Jahrhunderts sprechen die Sprache des Salons und empfinden auch etwas salonmäßig. Das ist die Schwäche des Werkes, eine Schwäche, die es dem Sagenforscher schwer macht, das ganze Buch durchzulesen; es hat aber auch seine Vorzüge. Die Darstellung ist hübsch, die Erzählung gewandt, die Sprache bis auf das schlechte „frug" und einige andere moderne Salonungezogenheiten rein und sauber. Wir zweifeln nicht daran, daß es bei denen, die den Harz besuchen und sich in „Harzstimmung" versetzen wollen, freundliche Aufnahme finden wird. Es weht aus einigen Sagen und Geschichten die frische, liebliche Luft des geheimnißvollen, sagenumwobenen Harzwaldes.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 101. Sonnabend, den 24. August. 1889.

Die Entschädigungspflicht des Staates gegenüber schuldlos Verurtheilten.

Von M. H.

Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat uns außer anderen Errungenschaften ein gemeinsames Strafrecht und eine gemeinsame Strafprozeßordnung gebracht und damit das Sehnen aller einsichtsvollen Criminalisten, wie des in dem Erringen nationaler Einheit auf dem bezeichneten Gebiete gleichfalls interessirten Laienthums verwirklicht.

Noch aber harrt eine Reihe von Fragen, welche die Reichsgesetzgebung bei einheitlicher Gestaltung des reichen Stoffes nicht berührt oder doch kaum gestreift hat, ihrer Erledigung und es ist insbesondere immer vernehmlicher und eindringlicher der Mahnruf erschollen, die Frage der Entschädigung schuldlos Verurtheilter im gesetzgeberischen Wege zu regeln.

Als diese Frage zum ersten Male*) in die Berathungen des deutschen Juristentages verflochten wurde, warnte ein hervorragendes Mitglied dieser Körperschaft, der als Herausgeber des „Neuen Pitaval" auch in nichtjuristischen Kreisen weithin bekannt gewordene Geh. Staatsrath Dr. Vollert, vor dem Betreten des neuen, nach seiner Ansicht abschüssigen Pfades, indem er den Ausspruch that:

„Die neuere Richtung der Strafrechtswissenschaft theile das Verhängniß der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans"; sie habe sich in ihre Feinde verliebt."

Die Zähigkeit indessen, mit welcher der damals angeregte Gegenstand in juristischen, wie nichtjuristischen Kreisen festgehalten worden ist, die Stetigkeit, mit welcher hierauf bezügliche Anträge im Reichstage wiederkehren, und vor Allem die Thatsache, daß selbst Männer,**) welche gerade eine Verschärfung unseres ganzen Strafensystems, wie des einer einheitlichen Regelung noch immer entbehrenden Strafvollzuges befürworten, es für geboten erklären, schuldlos Verurtheilten Staatswegen eine Entschädigung zu gewähren, lehren zur Genüge, daß der erwähnte Ausspruch Vollert's, welcher auch heute noch jede Entschädigungspflicht des Staates zurückweist, ein mehr geistvoller, als begründeter gewesen ist.

Die unserer Frage trotz anfänglichen Widerstrebens fort und fort in gesteigertem Maße zugewandte Aufmerksamkeit ist leicht erklärt: Wol kaum giebt es ein Gebiet, welches einer ernsten und liebevollen Behandlung so würdig, wie bedürftig wäre, als das in Rede stehende.

Das moderne Strafverfahren weist im Vergleiche zu dem früheren in vielfacher Beziehung bedeutsame Fortschritte auf, und da auch die Rechtsübung in gesunder Weise sich entwickelt, so erscheint die Behauptung kaum vermessen, daß die Gefahr einer Verurtheilung für den schuldlosen Angeklagten jetzt ferner gerückt ist, als in früheren Zeiten, in denen man den Verdächtigen mit dem überwiesenen Verbrecher in eine Linie zu stellen nur zu leicht geneigt war.

Allein ebensowenig kann leider bezweifelt werden, daß auch unter dem Schutze der besten, vom idealsten Geiste erfüllten Gesetzgebung und unter dem Einflusse einer vortrefflichen, auf der Höhe dieser Geistesrichtung stehenden Rechtsübung die Gefahr der Verurtheilung eines Nichtschuldigen bei eigenthümlicher Verkettung der Verhältnisse und der aus denselben gewonnenen Schuldanzeichen nicht ausgeschlossen ist und daß auch bei uns in Deutschland hin und wieder Schuldlose der Justizhoheit des Staates zum Opfer fallen.

Die geschichtliche Entwickelung des uns zum Vorwurfe dienenden Gegenstandes liegt noch nicht allzu weit zurück; indem wir uns in dieser Beziehung namentlich auf die Schriften*) des um die Lösung unserer Frage rastlos bemüht gewesenen, zu früh der von ihm in mustergiltiger Weise vertretenen Strafrechtswissenschaft entrissenen Prof. Dr. Geyer in München stützen, bemerken wir, daß man in Frankreich**) bereits seit Ende des vorigen Jahrhunderts die Entschädigungsfrage eingehenden Untersuchungen, die indessen unseres Wissens zu einem Abschlusse durch die Gesetzgebung noch nicht geführt haben, unterzogen hat, daß aber in den Gesetzbüchern Toscanas und Siciliens zu Gunsten schuldlos Verurtheilter die Entschädigungspflicht des Staates anerkannt ist.

In der Schweiz ist in einer Reihe von Cantonen die Frage in demselben Sinne gesetzgeberisch beantwortet und die Entschädigungspflicht sogar auf die Fälle der erlittenen Untersuchungshaft bei sofortiger Freisprechung und Einstellung des Verfahrens ausgedehnt worden. Geyer, selbst ein begeisterter Vorkämpfer für die Anerkennung des Grundsatzes von der Entschädigungspflicht des Staates, hat über den Umfang der in der Schweiz hiernach gewährten Entschädigungen im 34. Bande des „Gerichtssaals" statistische Nachweise in sehr anziehender Darstellung gegeben, aus denen erhellt, daß in den elf Cantonen der Schweiz, welche damals die Entschädigungspflicht des Staates gesetzlich anerkannt hatten, die hierfür verausgabten Beträge nicht bedeutend waren, eine Thatsache, die die Besorgnisse derer, welche, wie Vollert, schon aus finanziellen Gründen von einer Entschädigungspflicht nichts wissen wollen, zu entkräften wohl geeignet erscheint.

Von den vor dem Inkrafttreten des Reichsstrafgesetzbuches in Deutschland geltenden Particulargesetzen hat nur die württembergische Strafprozeßordnung unsere Frage erwähnt und durch die Bestimmung des §. 482:

„Einem Verurtheilten, dessen Schuldlosigkeit an den Tag kommt, ist der von ihm nicht verschuldete Schaden aus der Staatscasse zu ersetzen"

die Entschädigungspflicht des Staates grundsätzlich anerkannt.

Der deutsche Juristentag hat, nachdem er die 1873, wie gedacht, noch nicht spruchreif befundene Frage über die Entschädigungs-

*) Verhandlungen des XI. deutschen Juristentages zu Hannover (1873), in welchen die Frage über die Entschädigung für erlittene Untersuchungshaft zur Erörterung gelangte; in der Schlußabstimmung wurden sämmtliche Thesen abgelehnt, da die Frage noch nicht für spruchreif erachtet wurde.

**) So z. B. der als Theoretiker des Strafrechts ein begründetes Ansehen genießende Prof. v. Liszt in Marburg.

*) Vergleiche insbes. Dr. Geyer: Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung in den „Deutschen Zeit- und Streitfragen". Jahrg. XI, Heft 169. Berlin 1882.

**) Daselbst setzte 1781 die Akademie der schönen Künste zu Chalons einen Preis für die beste Beantwortung folgender Frage aus: Wenn die bürgerliche Gesellschaft eines ihrer Mitglieder durch das Organ des öffentlichen Ministeriums angeklagt hat und das letztere im Prozesse unterliegt, welches wären die ausführbarsten und am wenigsten kostspieligen Mittel, um dem für unschuldig erkannten Bürger die Entschädigung zu beschaffen, welche ihm nach natürlichem Rechte gebührt? In neuerer Zeit hat in Frankreich namentlich Bonneville die Frage erörtert und, jedoch mit erheblichen Beschränkungen, die Annahme der staatlichen Entschädigungspflicht vertreten.

pflicht für erlittene Untersuchungshaft bereits 1876 zu Salzburg mit großer Mehrheit bejaht hatte, in den 1882 zu Cassel gepflogenen Verhandlungen nach dem Vortrage zweier außerordentlich werthvoller Referate*) in der Frage nach der Entschädigung schuldlos Verurtheilter sich zu dem folgenden Votum geeinigt:

„Ist infolge der Wiederaufnahme des Verfahrens zu Gunsten des Verurtheilten auf Freisprechung desselben oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes auf eine geringere, als die verbüßte Strafe erkannt worden, so ist derselbe berechtigt, aus der Staatscasse Genugthuung für die gänzliche oder theilweise Verbüßung der Strafe, sowie den Ersatz der infolge der Strafverbüßung entstandenen vermögensrechtlichen Nachtheile zu verlangen.

Die Entscheidung über den Antrag erfolgt durch das in der Hauptsache erkennende Gericht unter Würdigung aller Umstände nach freiem Ermessen.

Der Anspruch entfällt, wenn der Verurtheilte durch sein Verhalten während des Verfahrens die Verurtheilung vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt hat."

Auch auf den jüngsten Reichstagen sind von verschiedenen Abgeordneten diesem Votum des Juristentages ähnelnde und zum Theil noch weitergehende Entwürfe eingebracht worden und noch am 7. December 1887 hat in der gedachten Körperschaft über die dieselbe Materie betreffenden Anträge Munckel-Rintelen, welche im Gegensatze zu früher gestellten auf die Entschädigung bei schuldlos erlittener Strafhaft sich beschränkten, ein lebhafter Gedankenaustausch stattgefunden. Wie aber bereits früher der Bundesrath der angeregten Frage ziemlich skeptisch gegenübergetreten war, so hat auch dessen Vertreter bei dieser Reichstagsverhandlung erklärt, daß der Bundesrath daran festhalte, einem bezüglichen Gesetze seine Zustimmung nicht zu ertheilen, dabei aber das Vertrauen ausspreche, daß in den Bundesstaaten überall in ausreichender Weise für die Beschaffung der Geldmittel Sorge getragen werde, welche erforderlich seien, um den bei Handhabung der Strafrechtspflege nachweisbar unschuldig Verurtheilten eine billige Entschädigung zu gewähren.

Die ablehnende Haltung des zur Gesetzgebung mitberufenen Factors, welcher mit diesem Bescheide die Calamitosen wieder auf das Gebiet der Gnade verwiesen hat, darf jedoch die Strafrechtswissenschaft nicht ermüden lassen, die nachgerade brennend gewordene Frage erneuten, nach Befinden andere Bahnen gehenden Erörterungen zu unterziehen, und wir zu unserem Theile sind überzeugt, daß, wie die Fortschritte auf dem Gebiete der Mechanik die Bewältigung vorher unausführbar erschienener Aufgaben ermöglicht haben, auf diese Weise bei fortgesetzter Arbeit es doch schließlich gelingen muß, die vorhandenen außerordentlichen Schwierigkeiten unserer Frage zu bemeistern und das Problem, welches Vielen als ein unerfüllbares Traumbild erscheinen will, in einer die staatlichen und individuellen Interessen ebenmäßig befriedigenden Weise zu lösen.

Wenn in dem Nachstehenden nach dieser Richtung hin ein bescheidener Versuch unter theilweiser völliger Abweichung von den zur Lösung der Frage zeither geäußerten Vorschlägen unternommen werden soll, so schicken wir voraus, daß wir diejenigen Fälle, in welchen die Schuld an der erfolgten Verurtheilung direct den erkennenden Richtern zur Last zu legen ist, ausscheiden, da in diesen seltenen Fällen den Verurtheilten meist ein civilistischer Anspruch gegen den Staat, bez. dem Letzteren im Wege des Regresses gegen die Beamten zusteht; wir haben vielmehr nur diejenigen normalen Fälle im Auge, in denen nachmals auf Grund anderweiter Ermittelungen sich ergeben hat, daß Namens der Gerechtigkeit ohne Schuld der sie ausübenden Organe ein Mißgriff geschehen ist, daß der Angeklagte infolge eines entschuldbaren, vielleicht sogar unvermeidlichen Irrthums schuldlos die rauhe Hand der Strafgewalt auf seinem Nacken gefühlt hat.

Unter allen Anhängern der staatlichen Entschädigungspflicht herrscht nun — und von diesem Standpunkte gehen auch das erwähnte Votum des Juristentages, wie die Antragsteller beim Reichstage aus — Einverständniß darüber, daß den Grundpfeiler für die Geltendmachung eines Entschädigungsanspruchs die Freisprechung des Angeklagten in dem von der Strafprozeßordnung geregelten Wiederaufnahmeverfahren und die Aufhebung der früher ergangenen verurtheilenden Entscheidung zu bilden habe.

Auch wir halten, da auf anderem Wege zu einem Ziele kaum zu gelangen sein dürfte, an diesem Erfordernisse fest, stehen aber einer von zaghaften Jüngern der neueren Lehre zur Verhütung größerer Dimensionen der zu gewährenden Entschädigung gewünschten Beschränkung des an sich schon wenig begünstigten Rechtsmittels der Wiederaufnahme soweit entgegen, daß wir vielmehr zu Gunsten des Angeklagten eine Abänderung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften dahin für dringend geboten erachten, daß nicht, wie dies jetzt möglich und in der Regel auch der Fall ist, das Gericht in der bei der Verurtheilung stattgehabten Besetzung, sondern ein vollständig anders zusammengesetztes Richtercollegium, das nicht vor die entsagungsvolle und der menschlichen Natur widerstrebende Aufgabe der Vernichtung des eigenen Werkes gestellt ist, der Verhandlung der Sache im Wiederaufnahmeverfahren sich zu unterziehen hat.

Die Begründung des Begehrs einer staatlichen Entschädigung anlangend, so fragt es sich, ob eine hierauf bezügliche Rechtspflicht des Staates überhaupt construirt werden kann, oder ob, welcher Standpunkt namentlich von dem verstorbenen Generalstaatsanwalt v. Schwarze vertreten worden ist, nur Gründe der Billigkeit dafür sprechen, beim Mangel einer solchen Rechtspflicht dennoch in bestimmten Fällen Staatswegen eine Entschädigung zu gewähren.

Zur Construction eines Rechtsgrundes für die Zuerkennung der Entschädigungspflicht hat man*) im Wege der Analogie sich darauf berufen, daß unsere Gesetzgebung für zahlreiche Fälle**) den Grundsatz:

„Der Einzelne soll nicht leiden durch die im öffentlichen Interesse in seine Privatrechtssphäre stattgefundenen Eingriffe"

anerkannt habe.

Von anderer Seite***) ist, unseres Erachtens mit noch größerer Berechtigung, hierbei auf die Haftpflicht und Unfallversicherung hingewiesen und betont worden, daß die beim Betriebe großer Fabrikationen, Eisenbahnen und Bergwerke vorkommenden, mit deren Betriebe untrennbar verbundenen Unfälle in naher Verwandtschaft zu denjenigen Unfällen stehen, welche infolge der Nothwendigkeit rücksichtsloser Durchführung der Strafrechtspflege schuldlos den Einzelnen treffen.

Auch, wenn man indessen auf die Zuhilfenahme dieser Analogien verzichtet, kann die Rechtspflicht des Staates zur Tilgung des von ihm, wenn auch schuldlos, angerichteten Schadens nicht bestritten werden; denn gerade die Thatsache, daß er auf dem Gebiete der Alle zwingenden Justizhoheit, also in der Gestalt, in welcher er berufen ist, der Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen, fehlgegangen ist, nöthigt ihn, wenn er dieser hehren Aufgabe nicht geflissentlich untreu werden will, das im Namen der Gerechtigkeit ausgeübte Unrecht wieder zu begleichen.

In Ansehung des Umfanges, in welchem die hiernach rechtlich nicht zu beanstandende Entschädigungspflicht des Staates statthaben soll, erscheint uns eine Beschränkung dahin, daß nur Diejenigen, welche schuldlos Strafhaft erlitten haben, als Forderungsberechtigte anerkannt werden, nicht gerechtfertigt; wir erachten vielmehr die Ausdehnung des Entschädigungsanspruches auch auf diejenigen Fälle, in denen noch vor Antritt der Strafhaft die Schuldlosigkeit des Angeklagten sich ergiebt, nur für folgerichtig und geboten, da auch in solchen Fällen, insbesondere bei Geschäftsleuten, der laut gewordene Verdacht und die Durchführung des mit der Verurtheilung schließenden Strafverfahrens sich als geeignet erweisen kann, die wirthschaftliche Existenz des Angeklagten zu gefährden, bez. zu vernichten.

Die meisten Verfechter der Entschädigungspflicht des Staates erklären nun, daß derselbe in den Fällen der Freisprechung ohne Weiteres und unbekümmert um die zur Freisprechung führenden Gründe zum Schadenersatze verpflichtet sei, sobald die frühere Verurtheilung nicht auf ein absichtliches oder fahrlässiges Verhalten des Angeklagten zurückzuführen sei.

Viele haben der Ersatzpflicht des Staates hierbei noch straffere Grenzen zu ziehen versucht und gefordert, daß ein der Wahrheit zuwider abgelegtes Einbekenntniß der Strafthat, ingleichen ein

---

*) Erstattet von Landgerichtspräsident Kleiner in Schweinfurt und dem bereits genannten Prof. Dr. v. Liszt in Marburg.

*) So vorzugsweise v. Liszt in seinem erwähnten, auf dem Juristentage zu Cassel erstatteten Referate; ähnlich auch Kohler: das Recht des Markenschutzes, Einleitung S. 3 ff.

**) Beispielsweise in dem Rinderpestgesetze vom 7. April 1869, nach welchem der Staat eine Entschädigung der im Interesse der öffentlichen Sicherheit getödteten Thiere zahlt.

***) Ein Gesichtspunkt, der bei den Verhandlungen des Casseler Juristentages insbesondere von dem bekannten Hof- und Gerichtsadvocaten Jaques in Wien mit Nachdruck hervorgekehrt worden ist.

stumpfsinniges Verhalten des Angeklagten, ein Nichtgeltendmachen ihm zu Gebote stehender Vertheidigungsmittel genügen müsse, um einen Anspruch auf Entschädigung abzuschneiden.

Mit einer derartigen Verschnürung des Entschädigungsanspruches ist aber unserer Meinung nach nicht das Geringste gewonnen: die practica multiplex des Strafrechts, welche fast jeden Fall in eigenartiger, vor Allem in der Individualität des Angeklagten begründeter Gestaltung uns vorführt, spottet der Aufstellung solcher genereller, bestimmte thatsächliche Verhältnisse als Voraussetzung ins Auge fassender Schranken.

Wir möchten in dieser Beziehung in Anlehnung an einen vor wenig Jahren in Chemnitz vorgekommenen Fall*) beispielsweise darauf aufmerksam machen, daß, wenngleich Folter und Daumenschrauben einer längst entschwundenen finsteren Zeit angehören, die Erörterung eines aufsteigenden Verdachtes durch die staatlichen Organe und die zur Sicherung der Untersuchungszwecke verhängte Anlegung der Untersuchungshaft auch heute noch so unangenehme und kitzliche Dinge sind, daß es wol begreiflich erscheint, wenn ein bedrängter und geängstigter Familienvater bei dem Anwachsen der wider ihn sich bietenden Schuldanzeichen behufs Abwendung des nicht nur ihn, sondern auch seine Familie bedrohenden Uebels in dem Vorverfahren, den späteren Erweis seiner Unschuld erhoffend, das Bekenntniß einer ihm fremden Strafthat ablegt.

Wir würden deshalb, obwol man den Angeklagten von dem Vorwurfe eines fahrlässigen Verhaltens hier nicht wohl freisprechen kann, die Entschädigungspflicht des Staates nicht schlechthin negiren, da derselbe nicht darauf rechnen kann, bei Durchführung seiner Strafhoheitsrechte nur mit sittlichen Heroen in Conflict zu gerathen.

Nicht minder erscheint es uns gewagt, den Entschädigungsanspruch von dem Grade der von dem Angeklagten zu seiner Vertheidigung angewendeten Sorgfalt abhängig machen zu wollen, da eine bekannte Erfahrung des Criminalrechtes lehrt, daß diejenigen Schichten, aus welchen die Angeklagten zum weitaus größten Theile sich zusammensetzen, von der Bedeutsamkeit oder Nichtbedeutsamkeit der Thatumstände in ihrer Verwerthung zu Schuldanzeichen sehr eigenthümliche Vorstellungen hegen.

Es wird daher im Hinblick auch die beschränkte bezügliche Begabung der Angeklagten denselben eine verkehrte Vertheidigungsweise in der Regel nicht zu erheblichem Vorwurfe gereichen können.

Walter Scott, einer der größten Psychologen aller Zeiten, legt in der „Braut von Lammermoor" einem Juristen folgenden Ausspruch in den Mund:

„Das Bewußtsein der Unschuld verleitet uns sehr leicht zu dem Irrthum, als wenn das, dessen wir uns ganz allein bewußt sind, auch für Andre klar wäre. Ich habe erfahren, daß sich ein Schurke aus demselben Grunde besser vertheidigt, als es ein Unschuldiger unter dem nämlichen Verdachte gethan hätte; da ihn das Bewußtsein der Unschuld nicht unterstützt, hält sich ein solcher Kerl an jeden Vortheil, den ihm das Gesetz bietet, und bisweilen gelingt es ihm, die Richter zu zwingen, ihn für unschuldig zu halten."

Dieser Satz hat nicht nur nach der letzteren, sondern auch nach der zuerst hervorgehobenen Seite, daß nämlich Unbeholfenheit und Ungeschick eines schuldlosen Angeklagten im Vereine mit dem widrigen Zusammentreffen von gegen ihn zu verwerthenden Umständen ihm eine Verurtheilung zuziehen könne, auch heute noch praktische Bedeutung.

Erweisen sich sonach die aufgestellten Cautelen als werthlos und in der Praxis nicht verwendbar, so muß, um zu einem annehmbaren Ergebnisse in der Entschädigungsfrage zu gelangen, mit dem durch solche werthlose Clauseln eingeengten, grundsätzlich aber anerkannten Dogma, daß die Freisprechung, gleichviel auf welchem Wege sie zu Stande gekommen, den Entschädigungsanspruch begründe, gebrochen und trotz der ergangenen Freisprechung in jedem Einzelfalle untersucht werden, ob der Erweis der Unschuld in bündiger Weise erbracht oder doch der vorhanden gewesene Verdacht in der Hauptsache beseitigt worden ist.

Auf die Freisprechung selbst grundsätzlich die Entschädigung aufzubauen, halten wir schon um deswillen nicht unbedenklich, weil nach den bestehenden Gesetzen zur Herbeiführung dieses Erfolges schon die Minderheit der abgegebenen Stimmen genügt, während doch die Gewähr des richtigeren Urtheils an sich durch die höhere Zahl der im Einzelfalle vielleicht anders denkenden Richter verbürgt wäre, und diese schon mathematisch zu construirende Wahrscheinlichkeit nur zu Gunsten des Angeklagten nicht anerkannt wird.

Vor Allem aber ist damit zu rechnen, daß auch bei offenkundigster Schuld die Möglichkeit der Freisprechung des Angeklagten nicht ausgeschlossen erscheint; Alle haben derartige ungerechtfertigte Freisprechungen erlebt und wir begnügen uns, zur Illustration dieser Behauptung auf einen uns in der Erinnerung gebliebenen Fall hinzuweisen.

Im verflossenen Jahrzehnt hatte in einer Universitätsstadt zwischen Studenten ein Zweikampf auf Pistolen stattgefunden, bei welchem A. seinem Gegner B. die Schlagader eines Schenkels durchschoß.

Trotzdem ärztliche Hilfe sofort zur Stelle war und alsbald eine Aderpresse auf die Wunde gesetzt wurde, verschied der Verletzte noch am Tage des stattgehabten Zweikampfes infolge des durch die eingetretene Blutung bedingten Schwächezustandes.

Die Geschwornen erklärten den unter Anklage gestellten Abfeurer des verhängnißvollen Schusses, wenngleich der Sachverhalt und die aus demselben sich ergebende Schuld des Angeklagten an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließen, für nicht schuldig und es mußte infolge dieses Fehlspruches auf Freisprechung erkannt werden.

Derartige Fälle können auch im Wiederaufnahmeverfahren jederzeit sich ereignen und es würde geradezu lächerlich erscheinen, wollte man dann dem Angeklagten eine Entschädigung für die Verurtheilung, bez. die von ihm in deren Verfolg erstandene Strafhaft gewähren, vor welchem Ergebniß auch die von den meisten Anhängern der Entschädigungspflicht aufgestellten, obengekennzeichneten Clauseln nicht schützen würden.

Aber auch, wenn infolge des Wegfalls der inzwischen mit Tode abgegangenen Hauptbelastungszeugen oder aus anderen die erneute Führung des Schuldbeweises erschwerenden Momenten das im Wiederaufnahmeverfahren ergehende Urtheil auf Freisprechung lautet, also in den Fällen, in welchen die Verhandlung mit einem sogen. non liquet schließt, halten wir den Staat nicht ohne Weiteres für ersatzpflichtig, da auch hier das Gewicht der verbliebenen Verdachtsgründe noch immer so schwer erscheinen kann, daß die von Rechtswegen erfolgende Zuerkennung einer Prämie für den freigesprochenen Angeklagten die ernstesten Bedenken erwecken müßte.

Wir befürworten vielmehr die Lösung der uns beschäftigenden Frage dahin, daß jeder im Wiederaufnahmeverfahren Freigesprochene seine Forderung auf Entschädigung gegen den Staat geltend machen kann, ohne daß der Erhebung dieses Anspruches durch casuistische Clauseln von vornherein Fesseln angelegt werden, und daß das Gericht in den Einzelfällen über die Entschädigungspflicht des Staates und den Umfang unter völlig freier Würdigung aller Umstände des Falles entscheiden soll.

Die herrschende Ansicht unter Denjenigen, welche bislang für den Entschädigungsanspruch eingetreten sind, und auch das Verlangen der hierfür im Reichstage aufgetretenen Antragsteller geht nun dahin, daß diese Entscheidung in die Hände des freisprechenden Gerichts selbst gelegt werde.

Wir unsererseits dagegen halten auch unter Berücksichtigung des gemachten Vorschlages, daß im Wiederaufnahmeverfahren eine völlig anders, als bei der vorangegangenen Verurtheilung zusammengesetzte Richterbank befinden soll, es für dringend geboten, die Entschädigungsfrage von diesem Strafverfahren völlig loszutrennen und dieselbe zu selbständiger Lösung eigens zu diesem Zwecke, etwa an den Sitzen der Landgerichte, zu errichtenden Schiedsgerichten, deren kostenfreie Entscheidung der Angeklagte im Einzelfalle anzurufen hat, anzuvertrauen.

Wir sind aber weiter dafür, daß diese Schiedsgerichte nicht lediglich aus Berufsrichtern, sondern auch aus Laienrichtern, vielleicht in der Zusammensetzung von $3 + 4 = 7$, gebildet werden.

So wenig sympathisch uns das Institut der Schwurgerichte in seiner dermaligen Gestaltung ist, so halten wir doch eine Heranziehung des Laienelements neben den Berufsrichtern zur Strafrechtspflege nicht nur für nützlich, sondern auch nothwendig, um

*) Strafproß gegen Hoffbauer im Jahre 1883; H. war wegen Unterschlagung eines ihm von seinem Principal, dem Inhaber eines größeren Restaurants, zur Besorgung übergeben gewesenen Geldbriefes auf Grund des im Vorverfahren abgelegten, detaillirte Angaben über die Verwendung des Geldes enthaltenden, in der Hauptverhandlung von ihm widerrufenen Geständnisses verurtheilt worden; als er die ihm auferlegte sechsmonatige Gefängnißstrafe zum größten Theile verbüßt hatte, wurde der in Rede stehende Geldbrief von dem vermeintlich Geschädigten, der den Brief nach dem H. ertheilten Auftrage selbst zur Besorgung an sich genommen, in der Tasche des Ueberziehers aber stecken gelassen und vergessen hatte, bei Wiederbenutzung dieses längere Zeit nicht getragenen Kleidungsstückes unversehrt vorgefunden.

das noch immer in weiten Kreisen bestehende Mißtrauen gegen die reinen Berufsgerichte nach und nach zu beseitigen.

Wie wir daher das Schöffengericht, welches im Gegensatze zu den Schwurgerichten wirkliches Zusammenarbeiten des berufsrichterlichen und des laienrichterlichen Elementes nicht nur gestattet, sondern bedingt, im Großen und Ganzen für eine vorzügliche Institution hatten, so möchten wir der Mitwirkung von Laien bei den von uns vorgeschlagenen Schiedsgerichten namentlich deshalb nicht entrathen, weil durch die Theilnahme derselben an den Verhandlungen und Berathungen am besten dahin gewirkt würde, das durch die Kunde einer unschuldigen Verurtheilung in Aufregung versetzte Publicum zu beruhigen und ihm die Gewißheit zu geben, daß der Fall nach bestem Wissen und unter vollster Bereitschaft, den eingetretenen Schaden thunlichst zu repariren, geprüft werde.

Auch in der Sache würde die Zuziehung von Laienrichtern zu den Schiedsgerichten ganz unbedenklich fallen, weil bei Prüfung des Entschädigungsanspruchs dem Schiedsrichter weniger umfassende juristische Kenntnisse als Seelenkunde und reiche Lebenserfahrung zu Statten kommen würden.

Die Zeit, in welcher man den Juristen als ein in den Acten vergrabenes, den Bedürfnissen der lebendigen Gegenwart unzugängliches und mit einem Verständnisse für dieselben überhaupt nicht begabtes Wesen sich dachte, ist zwar vorüber und es bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß insbesondere der Pfleger des Strafrechts, des Knotenpunktes, in welchem, wie Jhering treffend bemerkt, die feinsten und zartesten Nerven und Adern zusammenlaufen, auf dem die ganze Individualität eines Volkes, sein Denken und Fühlen, sein Gemüth und seine Leidenschaft sich kundgiebt, mit offenem und scharfem Blicke Gesittung, Art und Treiben seiner Mitmenschen beobachten muß, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden; allein er wird sich nicht verhehlen können, daß, wie eifrig er auch diesem Studium obliegen mag, die Mitwirkung von gebildeten und lebenserfahrenen Laien — und diese würden bei den wenig anstrengenden und nur selten wiederkehrenden Arbeiten des Schiedsgerichts in genügender Auswahl zur Verfügung stehen — ihn nur befähigter zu seinem Berufe auf dem gekennzeichneten Gebiete machen kann.

Man könnte gegen die Ueberweisung der Prüfung des Entschädigungsanspruchs an die vorgeschlagenen Schiedsgerichte den Einwand erheben, daß damit eine dritte Untersuchung des Falles, die der Ermittelung der Wahrheit nicht förderlich sein könne, herausgefordert werde; allein wir halten dieses Bedenken nicht für durchschlagend.

Denn in der Regel wird die Sache nach Abschluß des Wiederaufnahmeverfahrens auf Grund der Entscheidungsgründe, bez. bei den solcher ermangelnden Schwurgerichtsurtheilen nach dem Inhalte der Acten so liegen, daß auch der Schiedsrichter, welcher dem Strafverfahren bislang ferngestanden hat, sich ein Urtheil zu bilden in der Lage ist, und selbst, wenn das Schiedsgericht, was ihm selbstredend unbenommen bleiben muß, die Erhebung von Beweisen in Gestalt von Zeugenvernehmungen u. s. w. anordnet, so ist es damit in keiner übleren Lage, als das sich vielleicht jahrelang nach der erfolgten Verurtheilung erneut mit dem Straffalle befassende Wiederaufnahmegericht, da dem sofortigen Zusammentritte des Schiedsgerichts bei der Einfachheit seiner Zusammensetzung nichts im Wege stehen würde.

Der vorstehende Aufsatz hat sich lediglich mit der Frage nach der Entschädigung schuldlos Verurtheilter beschäftigt, diejenige nach der Entschädigung für schuldlos erlittene Untersuchungshaft aber außer Berücksichtigung gelassen; wir stehen jedoch nicht an, die wesentliche Gleichartigkeit des für einen hierauf zielenden Anspruch geltend zu machenden Grundes*) mit den für die Entschädigung schuldlos Verurtheilter von uns ins Feld geführten Argumenten anzuerkennen.

Auch die Entscheidung eines derartigen Anspruches würde daher, wenn, wozu vorläufig wenig Aussicht vorhanden, diese minder bedeutsame Frage im gesetzgeberischen Wege geregelt werden sollte, in ähnlicher Weise, wie besprochen worden, der Prüfung der Schiedsgerichte zu unterbreiten sein.

*) Dieser Zusammenhang beider Fragen ist schon in den Verhandlungen des Juristentages zu Cassel von Kleiner zutreffend hervorgehoben, von Liszt zu Unrecht bestritten worden

Bücherbesprechungen.

□ Jahrbuch der sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1889. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. — In nächster Zeit wird die sächsische Missionsconferenz wieder in Verbindung mit den Septemberfesten in Dresden ihre Jahresversammlung halten. Gelegentlich derselben machen wir auf vorliegendes Jahrbuch aufmerksam, das dem Zwecke der Conferenz, das Interesse für die Mission in immer weiteren Kreisen zu wecken und das Verständniß derselben zu vermitteln, in sehr geeigneter Weise dient. In verschiedenen lehrreichen und interessanten Artikeln wird die Heiden- und Judenmission theils principiell, theils geschichtlich von kundigen Federn behandelt. Unter den Mitarbeitern sind zu nennen D. Franz Delitzsch, P. Dr. Kleinpaul (Brockwitz), P. Eisemann, P. Gehring, Missionar Faber, Missionar Handmann, die Pfarrer Ficker (Neukirchen und Cythra), Domprediger Körner, P. Kummer (leider inzwischen heimgegangen), P. Paul und P. Blankmeister. Neben den Artikeln verdient auch besondere Anerkennung der sehr sorgfältig gearbeitete und nach den verschiedensten Beziehungen hin orientirende Missionskalender.

□ Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Dr. ph. C. Meusel, Superintendent, unter Mitwirkung von Pastor Haack und Pastor Lehmann. 22. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Die vorliegende Lieferung des wiederholt angezeigten und empfohlenen Werkes umfaßt die Artikel von „Griechische Kirche" bis „Hardenberg, Dr. A. Rizäus". Die Artikel sind durchweg mit vieler Sorgfalt und auf Grund gewissenhaften Studiums gearbeitet. Das „Handlexikon" bietet wesentlich mehr als was der Titel vermuthen läßt. In einzelnen biographischen Artikeln, von denen nicht wenige von besonderem Werthe sind, wird die für ein „Handlexikon" gezogene Grenze entschieden überschritten. Wir verweisen z. B. auf Artikel, wie die von Gützlaff, dem Württemberger Hahn und insbesondere von Hamann, so trefflich gerade auch diese Artikel sind.

—n. Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben von K. Heinemann. Leipzig 1889. Verlag des Litterarischen Jahresberichts Artur Seemann. (XV u. 159 Seiten. 8°. Preis 2,20 ℳ) — Briefe von Goethe's Mutter an die Herzogin-Mutter von Sachsen-Weimar waren schon 1840 vereinzelt und bruchstückweise, dann gesammelt und vermehrt in R. Keil's „Frau Rath" gedruckt worden; der 1. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" brachte endlich diese Briefe in der Zahl von 49 insgesammt, herausgegeben von Burkhardt. Die deutsche Lesewelt hat sie als reizende Zeugnisse der prächtigen Persönlichkeit der herrlichen Frau dankbar hingenommen, so daß die sich mindestens auf 1300 belaufende erste Auflage nach 4 Jahren vergriffen ist. Die von der Goethe-Gesellschaft dem Buchhandel überlassene Wiederauflegung ist daher geboten gewesen. Heinemann hat sich im Wesentlichen auf genauen Wiederabdruck beschränkt — wir möchten sagen: unbegreiflicherweise. Burkhardt hatte sich s. Z. veranlaßt gesehen, vier Briefe der Herzogin Amalie an die Räthin Goethe nur als Beispiel des von derselben im Briefwechsel eingeschlagenen Tones — da sein Auftrag lediglich auf den Druck der Briefe der Räthin Goethe gerichtet war — mit abdrucken zu lassen; Heinemann läßt aber nicht nur diese vier Briefe ebenso wie Burkhardt in einem Anhange, sondern auch alle sonst bekannten Briefe der Herzogin Amalie an die Räthin Goethe in den Anmerkungen wieder abdrucken. Warum er diese sämmtlichen Briefe nicht in übersichtlichem Zusammenhange, oder besser noch gehörigenorts zwischen den Briefen der Räthin eingereiht hat, ist unverständlich. Die Anmerkungen sind gegen die von Burkhardt gegebenen Erläuterungen im Hinblick auf einen erweiterten Leserkreis zweckmäßig vermehrt. Warum darin aber S. 138 von Schattenrissen Goethe's in ganzer Figur blos drei und nicht vielmehr alle acht, die in Zarncke's „Kurzgefaßtem Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß" enthalten sind, Erwähnung gefunden haben — einer davon befindet sich sogar im Buchhandel, im Verlag von F. W. v. Biedermann zu Leipzig — ist eben so unerklärlich, wie daß Heinemann S. 156 zu „Elpenor" außer Zarncke's Festschrift von 1880 nur sonderbarer Weise den Aufsatz im Goethe-Jahrbuch VI. von Ettinger citirt. Doch diese Ausstellungen vermögen den Werth des neu aufgelegten Buches nicht herabzudrücken. Von den beigegebenen Bildnissen der Räthin Goethe erscheint das eine hier zum ersten Male in der Oeffentlichkeit, und zwar aus Zarncke's kostbarer Bildnißsammlung zur Goethekunde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 102. Dienstag, den 27. August. 1889.

Jean Paul in Leipzig.

Von Paul Nerrlich.

Sonnabend, der 28. October 1797 war der Tag, an welchem Jean Paul Hof verließ, um nach Leipzig überzusiedeln; er stand damals in seinem 35. Jahre. Wol ließ er in der Heimath treue Freunde zurück, aber es war ihm ja vor Kurzem erst die Mutter geraubt worden, bei welcher er bisher gewohnt hatte, es galt also, sich eine neue Heimstätte zu suchen. Unmöglich konnten seinem hochfliegenden Geiste hinfort noch die kleinbürgerlichen Verhältnisse von Hof oder Bayreuth genügen; vielleicht waren ihm auch inzwischen die weichen Rosenketten, welche ihn mit seinen Jugendfreundinnen verbanden, zu drückenden Fesseln geworden. Wol mochte schon jetzt der Gedanke an Weimar, welches er später für Leipzig eintauschte, in ihm aufgestiegen sein, aber noch war ihm dort der Boden nicht bereitet; wenn jedoch nicht Weimar, welche Stadt wol hätte er eher wählen sollen als Leipzig? Er selbst hatte dort studirt und in Chr. F. Weiße und Platner Freunde gefunden; jetzt stand sein Bruder Samuel auf dem Punkte, die Universität zu beziehen, Jean Paul fand da seinen Freund Fr. v. Oertel, er fand vor Allem, und dies wird wol schließlich den Ausschlag gegeben haben, die für ihn schwärmende Emilie v. Berlepsch.

An jenem Sonnabende nun begab er sich zunächst nach Zedtwitz, um dort der Frau v. Plotho, seiner Gönnerin, Lebewohl zu sagen; am andern Morgen sendeten ihm die Hofer Kirchenglocken die letzten Grüße aus der Heimath. Sein nächstes Ziel war Gera; er kam dort am Dienstag Vormittag an und blieb einen Tag, vornehmlich, um mit dem Buchhändler Heinsius wegen des Verlages der bereits damals geplanten Palingenesien Rücksprache zu nehmen. In Leipzig, wo er am Donnerstage, nachdem er in Pegau übernachtet, anlangte, stieg er zunächst beim Buchhändler Beygang ab, dem Verleger des Jubelsenior, warf dann einen flüchtigen Blick ins Museum und begab sich in seine ihm von Oertel in der Petersstraße im Graf Hohenthal'schen Hause besorgte Wohnung. Zu seiner Freude erwartete ihn dort Oertel mit seiner jungen Gemahlin; voll Begeisterung fiel ihm diese um den Hals, er seinerseits rühmte ihre liebequellenden milden Augen, welche ihm „das Herz zauberisch weggezogen". Am Abend besuchte er ein Concert und war von ihm so entzückt, daß er jetzt das erste Mal in seinem Leben Musik zu hören glaubte; nicht minder wollte er die Oper, die er am nächsten Tage in Gesellschaft Oertel's besuchte, mit zehn Weimarer Bühnen erkaufen. Schon die Aufnahme bei Beygang hatte er mit der enthusiastischen in Weimar verglichen; ebenso wurden ihm Abends im Concert „Leute, wie dem Adam die Thiere präsentirt, blos weil er einen Namen hatte". Eine dieser Bekanntschaften war besonders folgenreich. „Noch um 8 Uhr," schreibt Jean Paul seinem Otto, „kam zu mir ein Mensch ohne Hut mit staubigem (gedruckt: struppigem) Haar, aphoristischer Stimme und Rede, frei und sonderbar, Thieriot, ein Violinist und Philolog, und machte den beschwerlichen Sonderling (gedruckt: und schien ein S.), weil er mich für einen hielt. Sein zweites Wort war: er bitte mich, das Logis zu verlassen, weil er mit mir unter Einem Dache wohne und öfters komme; und fragte, wie ich an einen Ort ziehen könne, der mich nächstens-langweilen würde." Einige Wochen später schrieb Jean Paul, Thieriot sei ein reiner, unschuldiger Jüngling und besser, als er gedacht habe, denn die Kälte, mit welcher er ihm entgegengetreten sei, habe seine erkünstelte Sonderbarkeit weggenommen; er fügte jedoch hinzu, daß er nie glücklich werden würde, weil er zu viel Ehrdurst habe. Diese Urtheile sind das Einzige, was wir aus den ersten Leipziger Monaten über Jean Paul's Verhältniß zu Thieriot erfahren; mit dem April des nächsten Jahres jedoch begann ein bis 1818 reichender Briefwechsel zwischen Beiden, welcher uns ebenso tiefe Blicke in die Eigenart dieses halb genialen, halb querköpfigen Jünglings thun läßt, wie er zu den wichtigeren Quellen der Lebensgeschichte unseres Dichters gehört. Wie ehedem von Weimar aus, so berichtete er auch jetzt alle Erlebnisse getreulichst an Otto. Danach besuchte er noch während der ersten Woche Oertel, welcher in Belgershain wohnte, auf einige Tage; gleich am ersten Sonntage führte er „einen Bauernkrieg" mit einem Kantianer; im Museum sprach er Schelling, welcher ihm aber ebenso wenig gefiel wie „die ganze verfluchte philosophische Horde"; von den Leipziger Familien endlich, in welchen er Zutritt fand, sei vornehmlich Platner's und Weiße's gedacht. Letzterer liebte ihn und seine Bücher über Erwarten, er stellte ihm sogar seinen Tisch, seine Bibliothek und für den Sommer auch sein Landhaus zur Verfügung; Jean Paul seinerseits nennt ihn einen ehrwürdigen, verbindlichen, freundlichen Greis, fügt freilich hinzu: „aber ohne viel Mark". Platner erschien ihm jetzt ohne den Heiligenschein, welchen ihm einstmals der Student gegeben; seinen Körper fand er so steif wie seinen Kathederton, sein Herz eitel und untheilnehmend; je ärmer aber und kleiner ihm der Vater täglich und wöchentlich vorkam, um so reicher, wärmer und geistiger erschien ihm die Tochter; insbesondere rühmte er von ihr, daß sie gern und gut philosophire und scharfsinnig disputire.

Bei weitem das wichtigste Ereigniß jedoch war die Ankunft der Frau v. Berlepsch, welche sich wegen der Vorbereitungen zur Hochzeit ihrer Tochter bis in die zweite Hälfte des December verzögert hatte. Am Weihnachtsabende überraschte sie Jean Paul durch eine Battonische Magdalena und einen Lorbeerkranz, an welchem ein Vergißmeinnicht befestigt war; ersterer trug die Aufschrift „Für dich", letzteres: „Für mich". Sie kam dann wieder auf ihren bereits früher gemachten Vorschlag, er solle Frl. Heidegger in Zürich heirathen, zurück und fügte hinzu, daß sie ihr eigenes Vermögen beisteuern wolle, falls es ihr vergönnt sei, bei dem Paare zu leben. Jean Paul jedoch blieb trotz ihres „feuchten Auges voll sanfter Trauer" und trotz ihres hohen, vertrauenden Herzens „kalt und düster" und zeigte ihr einen „verhärteten, peinlichen Widerstand"; sein Freiheitssinn bäumte sich gegen jenen abenteuerlichen Vorschlag auf, und er wollte von nichts abhängen als von der Tugend und sich selbst, nicht einmal von der Liebe. Er glaubte in Emilie eine Seele zu finden, die noch nicht einmal unter seine Ideale kam; er nannte sie auch jetzt wieder die reinste, am wenigsten sinnliche, idealischeste, festeste Seele, die er je kannte, aber er rügte zugleich an ihr eine egoistische Kälte der Menschenliebe; sie finde und liebe, meinte er, überall nichts als Vollendung und erfülle alle Pflichten der Menschenliebe ohne diese; eben deswegen könne er mit ihr nicht glücklich sein, weil sie es zu sehr durch ihn werden wolle. Als er ihr nun vorhielt, daß die Unähnlichkeiten, welche jetzt nur Schranken zwischen ihnen wären, dann, wenn ihr schöner Traum Wirklichkeit werden sollte, sich in Klüfte wandeln würden, worin drei Menschen untergingen, bekam sie „Blutspeien, Ohnmachten und fürchterliche Zustände", und Jean Paul erlebte

Scenen, „die noch keine Feder gemalt". Da endlich, am 13. Januar, bezeichnend genug gerade während des Niederschreibens der in die Palingenesien aufgenommenen Satire „Habermann's logischer und geographischer Cursus &c." ging sein Inneres auseinander, er kam Abends und sagte Emilien die Ehe zu. Doch nur allzu schnell wurde sie wieder aus ihren Himmeln gerissen. Mitte Februar verlebte Jean Paul einige Tage mit ihr in Belgershain, doch schon am 21. spricht er von seiner inneren Oede und gesteht Emilien gerade zu, daß er keine Leidenschaft für sie habe und sie nicht zusammengehörten. Zwei „fürchterliche, aus der glühendsten Hölle gehobene" Tage waren die Folge dieser Erklärung, aber schon am 3. März konnte Jean Paul berichten: „Alles ist gut und wir stehen, obwol mit zerschnittenem Bande, nebeneinander." „Ich bin frei, frei, frei und selig," jubelt er jetzt; „wir leben in ungetrübter Freundschaft, und ich hätte eher den Knoten durchschneiden sollen." Sie verabredeten jetzt eine gemeinschaftliche Reise für den Mai nach Dresden und Umgegend; an seinem Geburtstage, den 21. März, veranstaltete Frau v. Berlepsch ein kleines Fest, zu dem auch Weiße geladen war.

Doch damit sind wir Jean Paul's Erlebnissen in Leipzig vorangeeilt; wir kehren also zum Anfange des Jahres 1798 zurück. In dieser Zeit hatte ihn zunächst Kotzebue besucht und zu Tisch geladen; auch später verkehrten Beide noch einige Mal mit einander, Jean Paul wußte jedoch immer nur Ungünstiges zu berichten. Kotzebue erscheint ihm weniger boshaft als fürchterlich schwach; er findet seine Rede schlaff, geistlos, ohne Witz, Feuer und Umfassen und meint, das Gewissen finde in diesem Brei-Herzen keinen massiven Punkt zum Einhaken, Oertel endlich gegenüber bezeichnet er ihn als welken, porösen Zunderschwamm. Doch es fehlte auch sonst nicht an einer Fülle theils vorübergehender, theils wichtigerer Bekanntschaften. Zu ersteren gehörten Frege, Heydenreich, Seydlitz, zu letzteren zunächst Madame Feind mit ihren naiven Töchtern, vor Allem aber Madame Hähnel. Letztere war unglücklich verheirathet; Jean Paul erzählt später, daß er sich während eines Spazierganges in einem Wäldchen „so weit als thunlich und nöthig war in so kurzer Zeit" in sie verliebt habe; noch später, bei seinem Scheiden von Leipzig, redete er von ihrem „zu weichen und zu sehr und zum ersten Male liebenden Herzen". Während eines kurzen Aufenthaltes in Hof sodann hatte ihn Tiedge sowie der von Clamer Schmidt empfohlene Hauptmann v. Zanthier aus Wernigerode besuchen wollen; Letzterer war mit Herders befreundet und wurde von Karoline als ein sehr aufgeklärter Mann von ungemein vielem Kopf gerühmt; als ihn Jean Paul im nächsten Jahre in Weimar kennen lernte, stimmte er vollauf in dieses Lob ein. Nach der Rückkehr von Hof — er fuhr mit Extrapost, fand aber zur Nachtzeit in Auma „keine Pferde, sondern einen ihnen ähnlichen Postmeister" — vertauschte Jean Paul seine bisherige Wohnung mit einer beim Buchbinder Rüger neben der Nicolaikirche. In der nun folgenden Ostermesse wurde er „so besucht, als stände er außer dem Thor und mäße entweder zwei Schuh oder acht"; er selbst hebt als die wichtigsten hervor „Don Merkel, ein junges, zartes, dann Morgenstern, ein schwärmerisches, liebes Männchen", den Componisten Reichardt, Bertuch, Böttiger, R. Z. Becker (Jean Paul nennt ihn matt und mittelmäßig), besonders sodann eine Anzahl hervorragender Buchhändler, von denen er namentlich Hartknoch rühmt, während er Matzdorff als furchtsam und schwach bezeichnet; die Kanzlerin v. Bose endlich war zwar nach seiner Versicherung ein Gegenstand seines Verliebens, sie soll jedoch, fügte er hinzu, den weiblichen Ehrenpunkt wie einen Gefrierpunkt behandeln und scheuen.

Zu der vorher erwähnten Reise nach Dresden benutzte Jean Paul die Pfingstzeit. Gleich am ersten Tage durchwanderte er das Museum der Gipsabgüsse und „diese heilige, selige, stille Welt" versetzte ihn in solches Entzücken, daß er sich in Zukunft jedesmal, wenn er über große und schöne Gegenstände schreibt, von diesen Göttern die Gesetze der Schönheit geben lassen will. Ebenso besuchte er, das eine Mal Abends bei Fackelbeleuchtung, die Antikensammlung, das Naturaliencabinet, natürlich auch die Bildergalerie; er versprach zwar Otto, ihm „über die neuen Weltkugeln und Weltsonnen" der letzteren „noch astronomische Ephemeriden" zu geben, vielleicht aber hat ihn nicht nur ein Zufall, sondern mehr noch seine Individualität, welcher der Sinn für die bildende Kunst vollständig abging, an der Erfüllung dieses Versprechens gehindert. Von der Dresdener Gesellschaft schaarte sich schon diesmal, wie auch während seines zweiten Aufenthaltes in Dresden, wenige Jahre vor seinem Tode, insbesondere der Adel um unseren Dichter. Er wurde von dem Geheimen Rathe v. Broizem, dem Minister v. Wurm, F. H. v. Einsiedel aus Weimar, endlich dem Frhrn. Fr. O. G. v. Manteuffel, dem nachmaligen preußischen Präsidenten und Vater des Ministerpräsidenten O. v. Manteuffel, zu Diners oder Soupers geladen; bei letzterem traf er Karoline, die „originelle Frau des Schlegel's", welche er aber irrthümlich als Tochter Böhmer's und Exfrau (gedruckt: Freundin) Custine's bezeichnet. In Königsbrück sodann verlebte er drei Tage bei der schönen Gräfin Amalie Münster, welche er bereits in Leipzig kennen gelernt hatte, und „verschoß sich hierbei gehörig in die ungemein schöne Frau v. Ledebur". In ihrer Gesellschaft, wie auch mit Frau v. Berlepsch besuchte er das „himmlische Seifersdorfer Thal"; auf der Elbe wurde ein anderes Mal bis Meißen gefahren und dort die Porzellanfabrik besichtigt; der Königstein enttäuschte ihn einigermaßen, ingleichen blieb der Plauensche Grund hinter seinen Erwartungen zurück. Ende März kehrte Jean Paul wieder nach Leipzig zurück; die Begleitung der Frau v. Berlepsch hatte allerdings wenig zur Erhöhung seiner Freude beigetragen. Schon am Tage nach seiner Ankunft, am 16. Mai, hatte er erklärt, er wolle sich in einigen Tagen schon wieder abreißen, da er so viele Freuden satt habe; er fährt dann fort: „ach, ich habe keine Freiheit, das ist's", nach der Rückkehr endlich klagte er, er habe unterwegs bei der Berlepsch zu viel Egoismus und Aristokratie gegen Niedere gefunden und werde künftig nie anders als zu Fuß und allein reisen.

In Leipzig erwartete ihn freilich noch Schlimmeres. Sein Bruder, welcher der Leidenschaft des Spiels fröhnte, hatte sein Pult erbrochen und mit dem vorgefundenen Gelde — etwa 150 Thalern — die Flucht ergriffen. Wahrscheinlich ist durch diese Flucht der Gedanke, Leipzig zu verlassen, in Jean Paul gereift; außerdem war ja aber auch die Katastrophe mit Frau v. Berlepsch erfolgt, ja Jean Paul hatte schon gleich nach seiner Ankunft erklärt, daß er und Leipzig nicht zusammenpassen, und daß ihn die Gegend und die ihr ähnliche Flachheit der Geister von Leipzig fort und nach Weimar treiben. Im October schritt er denn auch zur Ausführung dieses Planes; die Zeit bis dahin wurde theils durch eine Reise nach Giebichenstein, Halle und Halberstadt sowie einen flüchtigen Besuch von Jena und Weimar ausgefüllt, theils trat er auch in Leipzig noch in so mancherlei neue Beziehungen.

Zunächst lernte er auf Frege's Landgute eine Madame Grey kennen, welche er die witzigste Kokette nannte, die er noch gesehen; in Weiße's „herzliche Familie und deren Herzen" wuchs er wie ein Herzpolyp immer tiefer hinein, so daß ihm zuletzt der Prediger Wolf aus Prenzlau, der ihn im August kennen gelernt hatte, zur Verlobung mit Weiße's Tochter Dorothea gratulirte. Sodann kamen, vornehmlich Jean Paul's wegen, der mit Baggesen und Jacobi befreundete Graf Adam Gottlob Detlev Moltke, welcher nachmals als Abgesandter der schleswig-holsteinischen Ritterschaft auf dem Wiener Congresse die Wiederherstellung der alten Landesverfassung verlangte, mit seiner Gemahlin Augusta und seiner Schwägerin auf drei Tage aus Weimar nach Leipzig. Auch jetzt wieder waren es natürlich insbesondere die Frauen, welche Jean Paul im Sturme eroberte; sie disputirten, er las ihnen aus dem Titan vor und rührte sie durch sein Clavierspiel zu Thränen; am letzten Morgen drückte er wiederholt ihre Hände an sein Herz, zuletzt verabschiedete sich die ihn begleitende Gräfin, als er sich schließlich losriß, mit einer Umarmung. Wenige Wochen nur nach diesem Besuche wurde dem gräflichen Paare ein Sohn, Karl, geboren, der nachmalige Minister, welcher im Unterschiede von seinem Vater mit rücksichtsloser Strenge die dänische Reaction durchführte. Jean Paul wurde sofort die freudige Kunde mitgetheilt, und seine Glückwünsche leiteten eine längere Zeit hindurch fortgesetzte Correspondenz ein. Aber auch die letzten Wochen in Leipzig waren für unseren Dichter nicht ohne Bedeutung. Die Herzogin von Hildburghausen ließ ihm durch den Superintendenten Hohenbaum aus Rodach bei Coburg ihre Verehrung und ihren Dank aussprechen; er erhielt den Besuch Thümmel's, konnte vom „homme de monde et d'esprit" nichts bei ihm merken, wol aber fand er „einen schönen, redlichen, nur etwas schwer auszusprechenden Germanismus der Treue". Von den Dresdener Freunden sodann war er besonders mit Manteuffel in Verkehr geblieben und hatte ihm Schriften Jacobi's geliehen; in dem Briefe, mit welchem Manteuffel sie ihm zurückschickte, bekannte er, trotz allen Interesses für die speculative Philosophie, doch nicht Gelehrsamkeit genug zu besitzen, um sie zu verstehen; er las damals gerade Tristram Shandy und benutzte diese Gelegenheit, Jean Paul wegen des Wuz zu beglückwünschen. Die Nachricht von seiner Uebersiedelung nach Weimar dagegen hatte er mit Kopfschütteln ver-

nommen, denn er sei, schreibt er, kein sonderlicher Freund von Monarchien; er glaube, daß diese Staatsverfassung dem Reiche der Wissenschaften am wenigsten anstehe, und habe schon längst gefürchtet, daß Weimar eine literarische Hauptstadt werden würde. Für Jacobi hatte Jean Paul schon seit Jahren geschwärmt; da ihm nun bereits vor seiner Reise nach Dresden die Gräfin Münster erzählt hatte, daß auch der Philosoph mit Begeisterung von ihm rede und namentlich den zweiten Theil des Siebenkäs rühme, da ferner Jean Paul gerade jetzt, wo er auf Fichte aufmerksam geworden, sich erst recht zu dem genialsten seiner Gegner hingezogen fühlte, so wagte er es, sich der Vermittelung der Gräfin bedienend, kurz vor der Abreise nach Weimar „dem verehrtesten Lehrer seines Innersten“ zu schreiben. Er erblickte in Fichte's letzten Schriften Spinozismus und vermißte in den drei Harmonien den supramundanen Harmonisten; da nun seiner Meinung nach nur Jacobi und Herder im Stande waren, diesem „philosophischen Laternisiren alles Innern“ entgegenzutreten, so war ihm der Gedanke gekommen, sich mit ihnen zur Herausgabe einer philosophischen Monatsschrift zu verbinden. Die Mittheilung eben dieses Planes war der Hauptinhalt seines ersten Briefes an Jacobi. Dieser lehnte zwar ab, versicherte aber den Dichter, daß er schon seit anderthalb Jahren in seinen Schriften lebe, und daß der Gedanke, seinerseits an ihn zu schreiben, ihn seitdem nicht verlassen habe. Da nun Jacobi in der That, wie wir seinen Briefen entnehmen, in Jean Paul eine wunderbare Erscheinung erblickte, so wurde durch diese beiden Briefe der innigste und vertrauteste Herzensbund zwischen Beiden geschlossen und Jacobi hatte sich schnell in Jean Paul's Herzen einen Platz unmittelbar neben Herder erobert.

Doch unser Dichter sollte nicht von Leipzig scheiden, ohne nicht zuletzt noch in eine neue erotische Verbindung zu gerathen. Von Weimar aus deutet er auf eine heiße Verwickelung hin, die immer sinnlicher geworden, aber noch rechtzeitig durch den Abschied gelöst sei; er wies dabei zugleich auf das Peinliche hin, daß immer nur er selbst oder die andere Person liebe. Natürlich war er auch diesmal nicht der Liebende, sondern der Geliebte, leider aber ist uns nur der Vorname der für ihn Entbrannten, Marianne, mit Sicherheit überliefert. Sie war mit Mme. Feind befreundet; das erste Morgenroth ihrer Liebe zu Jean Paul war ihr während eines Ausflugs nach Zweinaundorf aufgegangen, ebenso war Lindenau mit wehmüthig heißen Erinnerungen für sie verknüpft. Auch Marianne seufzte unter dem Joche einer unglücklichen Ehe; sie fand aber am Herzen Jean Paul's Trost und Erhebung; ihre Briefe athmen in der That die Sprache leidenschaftlicher Liebe; den letzten der uns vorliegenden, vom 9. Februar 1799, schloß sie mit den Worten: „Die Deinige bin ich bis zum letzten Hauch meines Lebens.“

Volkswirthschaftliche Literatur.

W. L. Die deutsche Hausindustrie. Berichte veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Bd. III: Aus der Hausindustrie im südwestlichen Deutschland. Von Graf von Armansperg, Dr. Neuburg, Muth, Hubbuch, Schott, Möser, Schloßmacher. Leipzig 1889 bei Duncker & Humblot. 3 ℳ. — Dieser Band bildet die Fortsetzung der zwei vom Verein für Socialpolitik bereits veröffentlichten Gutachten über den Stand der deutschen Hausindustrie. Soweit dies Heft über Südwestdeutschland bereits Besprechung in der Presse gefunden hat, ist besonders betont worden, daß darnach die Lage der südwestdeutschen Hausindustrie doch nicht so wenig aussichtsvoll erscheine, als die der Hausindustrie der deutschen Mittelgebirge. Wenn diesem allgemeinen Urtheil auch nur bedingt zuzustimmen ist, so liegt doch jedenfalls auf Grund dieser Untersuchungen das Resultat vor, daß ein wirthschaftlich gut geschulter Beamtenstand hier ein treffliches Feld der Wirksamkeit finden kann, da vielfach die Leute selbst die Initiative vom Beamtenthum erwarten. Insbesondere aber zeigt sich, daß zweckmäßige Veranstaltungen auf dem Gebiete des fachgewerblichen Unterrichts zur Hebung der Hausindustrie wesentlich beitrugen, und daß es ohne allzugroße pecuniäre Opfer auch localen Selbstverwaltungsverbänden mehrfach gelungen ist, auf diesem Wege die Hausindustrie zu besserer und geschmackvollerer Arbeit zu erziehen. Die Hauptschwierigkeit freilich, die in der planmäßigen Organisation und Sicherung des Absatzes liegt, wird hierdurch allein nicht gehoben, und es entsteht unwillkürlich die Frage, ob nicht technisch hochentwickelte Hausindustrien, wie sie uns in der Schwarzwälder Uhrenfabrikation, in der Mittenwalder Instrumentenmacherei u. s. w. entgegentreten, nach Analogie der cartellirten Großindustrien sich auch eine gemeinsame, kaufmännisch geleitete Centralverkaufsstelle schaffen könnten. Näher auf die einzelnen Aufsätze einzugehen, ist hier nicht möglich. Entspricht auch ein großer Theil derselben keineswegs den Anforderungen, die man einer socialpolitischen Enquete streng genommen stellen muß, so ist doch aus einzelnen derselben, insbesondere aus den Abhandlungen von Graf Armansperg, Oberamtmann Muth und Dr. C. Neuburg vielerlei für den Gelehrten wie für den Praktiker zu lernen. Es bleibt nunmehr abzuwarten, ob die deutschen Regierungen die durch die Privatenquete des Vereins für Socialpolitik gewonnene Anregung zu streng exacten Erhebungen über die Hausindustrie mit amtlichen Mitteln und zur Nachahmung alles Dessen, was mit einigem Erfolg zu Gunsten der Hausindustrie unternommen worden ist, verwerthen wollen.

W. L. Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Bd. VIII. Heft 5: Wilhelm Naudé, Deutsche städtische Getreidehandelspolitik vom 15. bis 17. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung Stettins und Hamburgs. Leipzig 1889 bei Duncker & Humblot. 3,60 ℳ. — Naudé's Schrift ist formell wie inhaltlich höchst ansprechend. In frischer lebendiger Darstellung schildert der Verfasser unsere Altvorderen, wie sie — unbeeinflußt von theoretischen Principien — den Kornhandel nach Möglichkeit mit allen Mitteln der Gesetzgebung und Verwaltung den jeweilig herrschenden Interessen dienstbar zu machen suchten. Unwillkürlich drängt sich ein Vergleich auf. In England haben, wie Dr. Richard Faber in seiner umfassend angelegten Untersuchung über die Entstehung des Agrarschutzes in England nachgewiesen hat, die Interessen der Consumenten, insbesondere der Industrie, mit denen sich allmälig der Getreideeinfuhrhandel verbündete, und andererseits die Interessen der nach Zollschutz und Ausfuhrprämien verlangenden Getreideproducenten einen langwierigen erbitterten Kampf bis zur Peel'schen Freihandelsgesetzgebung geführt. Anders in Deutschland. Hier fanden während der langen Zeit politischer Zersplitterung die Getreideproducenten durchaus nicht überall Gelegenheit, ihren Standpunkt erfolgreich geltend zu machen. Dieselben sind hierfür durch die neueste Reichsgesetzgebung über Getreidezölle allerdings reichlich entschädigt worden. In der älteren Zeit jedoch, insbesondere im späteren Mittelalter beherrschen andere Interessen als das der Producenten die Getreidehandelspolitik. Der Grund lag in der politischen Verfassung. „Jede, wenigstens jede größere Stadt war wirthschaftlich durchaus selbständig, stand anderen Städten im Concurrenzstreit feindlich gegenüber, kämpfte gegen die Rivalinnen und gegen das platte Land mit ähnlichen Mitteln an, wie es heute ein Staat gegenüber anderen Staaten mit Schutzzöllen thut. Die Wochenmarkts-, Fürkaufs-, Straßen-, Stapel- und Fremdenrechte, die städtischen Zölle und Abgaben, sie sind die Kampfesmittel der egoistischen Stadtwirthschaftspolitik, sie werden alle zusammen für den einen Zweck angewandt, den einheimischen Bürger gegenüber dem Fremden, die Vaterstadt gegenüber anderen Städten in eine günstige Lage zu versetzen.“ Somit handelt es sich in der städtischen Getreidepolitik des Mittelalters ebenso sehr um den Kampf von Stadt zu Stadt, als anderseits innerhalb der Stadt um den Kampf der für den Eigenbedarf sorgenden Consumenten mit den Aufkäufern und dem Getreideausfuhrhandel. Dem Geiste der Zeit entsprechend, verstand es sich, wie Verfasser anschaulich schildert, hierbei keineswegs von selbst, daß Jeder kaufen oder verkaufen durfte, wo es ihm am lohnendsten schien, oder daß er die Handelsstraße einschlug, die ihm am besten behagte! Im Gegentheil! In ober- und niederdeutschen Städten bemerken wir regelmäßig die Bestimmung, daß, wenn der Bauer sein Korn zum Verkaufe in die Stadt bringt, zuerst die Einheimischen und auch die kleinen Leute — bisweilen zu obrigkeitlich festgesetztem billigen Preise — ihren Eigenbedarf versorgen sollen, und erst nach ihnen von einer bestimmten Stunde an Zwischenhändler und Bäcker kaufen dürfen, eine Sitte, die sich in den märkischen und clevischen Städten bis in die Zeit Friedrich's des Großen erhalten hat. Während hierbei im oberdeutschen Binnenlande die Gefahr nahe lag, daß diese und andere Regulirungsbestimmungen bald verknöcherten, zeigt sich in der Getreidehandelsgesetzgebung von Stettin und Hamburg, die uns Naudé ausführlich schildert, ungleich mehr Geschmeidigkeit. Durch kluge Compromisse sucht man hier den Massen, die man aus politischen Gründen nicht ignoriren durfte, die Versorgung mit Brod zu gewährleisten und andererseits dem Getreidehandel als einer der

Haupterwerbsquellen der Stadt eine freiere Bewegung zu sichern. Stettin sucht den Ausgleich zwischen diesen Interessen dadurch, daß während einer bestimmten Frist nach der Ernte nur die Consumenten und erst von Nicolai an die Händler zur Ausfuhr einkaufen dürfen, während die Ausfuhr selbst erst von Lichtmeß an stattfinden darf. In Hamburg dagegen — ähnlich wie in Gent — wird bestimmt, daß eine gewisse Quote des aus dem Binnenlande hergeführten Getreides, das „unfreie Korn", den Bürgern zunächst zum Verkaufe angeboten werden soll, während für den Rest jeder Fracht, das „freie Korn", Durchfuhr und Ausfuhr gestattet wird. Daneben finden sich viel gemeinsame Züge in beiden Städten. Mit Waffen, List und schwerem Geld bestrebt sich die Stadt, ihr Hinterland in ökonomischer Abhängigkeit zu halten und auf ausschließliche wohlfeile Lieferung des producirten Getreides an die Stadt hinzudrängen. Dabei geht selbstverständlich das Interesse der Stadt darauf hinaus, die Nachbarorte von den Bezugsquellen auszuschließen. Es ist hier nicht möglich, im Einzelnen wiederzugeben, wie die Städte energisch ihr Stapelrecht zu behaupten suchten, wie ferner ein zahlreiches und wohlorganisirtes Personal von der Stadt mit Ueberwachung des Getreidehandels betraut wurde. Nur sei erwähnt, daß, wie damals überall freie Concurrenz und freier Handel die Ausnahme und nicht die Regel bilden, so auch in der Erwerbsordnung der beim Kornhandel zum Messen und Tragen verwendeten Personen diese Principien nach Möglichkeit ausgeschlossen sind. Die Arbeitsgelegenheit wird in Hamburg auf dies Personal planmäßig und möglichst gerecht vertheilt, feste Lohntaxen und nicht der freie Arbeitsvertrag sind dabei die typische Form. Naudé's Schrift schließt indeß nicht ab mit dieser Epoche der Stapelrechte und Taxen, gewährt vielmehr zum Schluß einen Ausblick in die moderne Entwickelung, indem der Verfasser, auf Ehrenberg's Forschungen gestützt, darauf hinweist, wie Anfang des vorigen Jahrhunderts gerade in jenem Hamburg, das durch zähes Festhalten seines Stapelrechts groß geworden war, sich allmälig die Erkenntniß Bahn bricht, daß unter dem Druck der Concurrenz man doch zu dem „desperaten Remedium", einige der Beschränkungen aufzuheben, sich entschließen müsse. Auf Grund dieser Erkenntniß geschieht damals der erste Schritt zum Freihandel, dessen leidenschaftlichste Vertreterin Hamburg später werden sollte, und zwar dadurch, daß 1740 der Unterschied zwischen „frei Korn" und „unfrei Korn" beseitigt und 1748 dem binnenländischen Getreide die Durchfuhrfreiheit gewährt wird. Wie in England unter Peel, drängte also auch hier nicht die wissenschaftliche Erkenntniß, sondern in erster Linie die praktische Nothwendigkeit, sich den veränderten Verhältnissen des Weltmarktes anzupassen, zur Umgestaltung der bisherigen Handelspolitik. Soweit Naudé's Schriftchen. Jeder Freund mittelalterlichen deutschen Wirthschaftslebens, der dasselbe gelesen, wird es mit Freude begrüßen, wenn der Verfasser seinen in der Einleitung ausgesprochenen Vorsatz, eine weitere Veröffentlichung über Danzigs Getreidehandelspolitik als Fortsetzung der eben besprochenen Studie über Stettin und Hamburg folgen zu lassen, verwirklicht.

W. L. Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Bd. IX. Heft 1: A. v. Kostanecki, Der öffentliche Credit im Mittelalter. Nach Urkunden der Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg. Leipzig 1889 bei Duncker & Humblot. 3 ℳ — Kostanecki's Schrift beabsichtigt nicht — wie man nach dem Titel annehmen könnte — einen Gesammtüberblick über die Organisation des öffentlichen Credits im Mittelalter zu geben, beschränkt sich vielmehr darauf, mit Hilfe eines umfangreichen und sorgfältig benutzten Urkundenmaterials für das Gebiet der mittelalterlichen Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg zu untersuchen, welche Rechts- und Verkehrsformen von den Herzögen und den in ihrem Gebiete belegenen Städten zur Creditbeschaffung während des 14. und 15. Jahrhunderts angewendet worden sind. Die Stärke des Verfassers kommt nicht so sehr auf dem rein wirthschaftshistorischen Gebiete, wo ihm ein schlichtes unbefangenes Erfassen und Wiederspiegeln der Dinge und Menschen vielleicht nicht immer gelingt, als vielmehr da zur Geltung, wo es auf Ableitung allgemeiner Principien und Fähigkeit zum Construiren ankommt, also in der juristischen Analyse der damaligen Rechtsformen. Besonders feinfühlig und anregend sind in dieser Beziehung die Ausführungen des Verfassers über die Verwendung lehnsrechtlicher Formen im Creditverkehr der braunschweigischen Herzöge und über die Bedeutung der Verpfändung herzoglicher Schlösser für die Verwaltungsorganisation.

Sonstige Bücherbesprechungen.

K—d. Was kostet ein Prozeß? Eine Anleitung zur Selbstberechnung der Gerichts- und Anwaltskosten in streitigen Civilsachen, Strafsachen und Zwangsvollstreckungen, sowie der Gebühren der Zeugen und Sachverständigen. An Beispielen erläutert und für den Laiengebrauch herausgegeben von Joseph Bauer. Leipzig Carl Minde (75 S., Preis 1 ℳ). — Es ist dies eine Zusammenstellung der wesentlichsten Bestimmungen aus den einschlagenden Kostengesetzen im Anschluß an die Gesetzesworte, welche für den Nichtjuristen übersichtlich angeordnet ist. Zu bemerken ist zu S. 48, daß die regelmäßigen Gebühren des Gerichtsvollziehers für eine Zustellung 80 ₰ (nicht 70 ₰) betragen. Bei den Zeugengebühren ꝛc. fehlen die Bestimmungen bezüglich der öffentlichen Beamten. Um vor dem Eingehen eines Rechtsstreits die Höhe der etwaigen Kosten zu prüfen, dazu eignet sich das Werk; jedoch wird ein annähernd richtiger Satz nur dann gefunden werden, wenn für unvorhergesehene Kosten ein erheblicher Zuschlag genommen wird, da sich nur der einfachste Fall fest berechnen läßt.

M.-Fr. Culturgeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von D. O. Mejer, Linden-Hannover. C. Manz. 1889. 215 Seiten. 3,60 ℳ — Der Geh. Justizrath und Präsident des Landesconsistoriums zu Hannover Mejer, früher selbst Professor der Georgia Augusta, hat in diesem sehr anziehenden Werkchen 8 Vorträge, welche er zwischen 1878 und 1885 in Göttingen gehalten und von denen er vier schon früher einmal veröffentlicht hat, zusammengefaßt. Sie führen uns von den ersten Anfängen der Universität („Die Entwickelung der Göttinger Universitätsverfassung") bis in die neueste Zeit („Ein Lebenslauf", nämlich der des Juristen und Kunsthistorikers F. W. Unger, der 1876 in Göttingen starb). Seine Quellen sind die Universitätsacten, einschlagende Bücher und Zeitungen und eigene Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten. Der erste, schon genannte Aufsatz hat für die allgemeine deutsche Universitätsgeschichte hervorragenden Werth. Der dritte, vierte und siebente heben gewisse, die Verwaltungsbehörden der Göttinger Universität in Athem haltende Vorgänge heraus, sie sind betitelt: Ehemalige Studentenverbindungen, Professoren und Studenten gegenüber einer Censurmaßregel 1792 und Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren. Der zweite wieder bringt in allgemeinere culturgeschichtliche Zustände ein: Alte Göttinger Gesellschaft und der fünfte, sechste und achte behandeln bekannte Göttinger Studenten, einen berühmten Schüler und einen tüchtigen Lehrer dieser Universität: O. v. Bismarck und den schon genannten Unger. Wie man von dem ausgezeichneten Verfasser erwarten kann, ist das Buch von Anfang bis Ende von gleicher Sorgfalt, gleicher Beherrschung des Stoffs. Es macht aber auch einen sehr wohlthuenden Eindruck durch die liebenswürdige, milde Gesinnung, mit der die oft schon recht fremdartig anmuthenden und doch noch gar nicht so weit zurückliegenden Zustände dargestellt werden. Das trifft im Besondern den 2., 3., 4., 6. und 7. Vortrag, die nicht selten von einem angenehmen Humor verschönt werden. Wir können hier nur auf das durch den Verfasser und den Stoff gleich anziehende Werkchen nachdrücklichst hinweisen und führen zum Schlusse die bezeichnenden Worte unseres Reichskanzlers an (S. 169), welche er dem Verfasser nach der Lectüre des ihn betreffenden Abschnittes schrieb: Ew. ꝛc. haben mich durch die actenmäßigen Mittheilungen aus meiner Jugendzeit sehr erfreut, und ich habe mich bei der Lectüre Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewissen Wehmuth in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urtheilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente.

G. Oe.— Janus, ein Datumweiser für alle Jahrhunderte, zusammengestellt von Dr. J. E. Dolarius. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. Preis: 1 ℳ — Der vorliegende Datumweiser zeichnet sich vor anderen gleichartigen Arbeiten dadurch aus, daß er die gewohnte Ordnung der Monatsnamen, Wochentage und Zahlen bietet, daß jede Jahreszahl, jeder Monatsname und jeder Wochentag nur einmal sichtbar ist, daß keinerlei Hilfsziffern und Hilfsbuchstaben gebraucht werden, daß endlich nur eine einzige Schieberstellung nothwendig ist. Die Construction ist so überraschend einfach, daß die wenigen Fingerzeige, die beigefügt sind, vollständig genügen und die Handhabung überaus leicht ist. Die Tafel kann als Almanach für jedes Jahr benutzt werden und ermöglicht die Auffindung jedes Datums aus den Jahren 0 bis 2099 sowol nach altem (julianischem), als auch nach neuem (gregorianischem) Kalender. Die Ausstattung ist freundlich, der Druck sauber und deutlich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 103. Donnerstag, den 29. August. 1889.

Goethe und die Herrnhuter.

Von M. R.

Zu Goethe's Geburtstag.

„Goethe und die Herrnhuter", seltsame Verbindung von Namen; Goethe, für uns der Inbegriff eines freien Mannes, der jeden Genuß, den Kunst, Leben und Wissenschaft ihm boten, genoß, soweit ein Mensch und ein Genie genießen kann, in Verbindung mit den Herrnhutern, die für Viele Typen des engherzigen Pietismus sind, der, der Kunst und Wissenschaft abhold, nur religiöse Aufgaben und religiöse Genüsse kennt. Und doch hat dieser freie Mann jenen Pietisten einmal sehr nahe gestanden; war doch Goethe in einem Moment seines Lebens nahe daran, selbst Herrnhuter zu werden; gerade 120 Jahre sind seitdem verflossen. Im Jahre 1769 besuchte Goethe nämlich von Frankfurt aus die zweite constituirende Brüdersynode zu Marienborn; er schreibt davon in „Dichtung und Wahrheit": „Christliche Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen; es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen." Dieser Satz zeigt klar, eine wie bedeutende Rolle das Herrnhuterthum namentlich in dem Leben des Jünglings Goethe gespielt hat. Wenn wir darum uns dieser Episode in dem Jugendleben Goethe's im Folgenden zuwenden, so leitet uns dabei die dreifache Absicht:

I. den genauen geschichtlichen Nachweis zu liefern, wie der Goethe'sche Kreis in Frankfurt und dadurch auch der junge Dichter selbst mit der Brüdergemeinde bekannt wurde,

II. die Momente in Goethe's Natur und in der Eigenart der Herrnhuter hervorzuheben, die eine Annäherung befördern mußten,

III. die Gründe für den nothwendigen Bruch zwischen Goethe und dem damaligen Herrnhutianismus nachzuweisen.

Schon im Jahre 1736 war der Graf v. Zinzendorf, der Begründer der Brüdergemeinde, nach seiner Ausweisung aus dem Königreich Sachsen nach Frankfurt a. M. gekommen. Schon vorher hatte er von Erweckten in Frankfurt mehrfache Aufforderungen zu einem Besuch in der alten Mainstadt erhalten; war es doch gerade die Zeit, da sein Name durch alle deutschen Gaue zog. Ueberall redete man von dem Reichsgrafen, der, obwol sein Vater hohe Stellen im sächsischen Staatsdienst bekleidet hatte, obwol er durch die eigene reiche Begabung die günstigsten Aussichten hatte, dennoch den Ministerposten in Dänemark ausschlug, die diplomatische Laufbahn in Dresden aufgab, statt dessen als Hauslehrer in Stralsund sein examen orthodoxiae ablegte und in aller Form in Tübingen in den geistlichen Stand eintrat. Das war noch nie dagewesen, das schien unbegreiflich in einem Zeitalter, da der Adel noch ungeheuer viel mehr galt als in unseren Tagen. Und ebenso wie der Graf fesselten das Interesse aller kirchlichen Kreise jene armseligen mährischen Emigranten, die Haus und Hof verließen, um in dem von ihnen erbauten Herrnhut frei ihres Glaubens leben zu können. So entstanden in ganz Deutschland kleine Kreise von Freunden der Brüdergemeinde, unter anderen also auch einer in Frankfurt. Der dortige Kreis vergrößerte sich zusehends durch den Aufenthalt Zinzendorf's in Frankfurt, ja er erhielt sich auch trotz aller Anfeindungen der Orthodoxie einerseits, die in dem Pfarrer Fresenius an der St. Peterskirche einen wort- und federgewandten Vertreter fand, der Separatisten andererseits, deren Häuptling Andreas Groß 1774 eine heftig polternde Schrift gegen Zinzendorf und seine Anhänger in die Gesellschaft schleuderte. Eine eigentliche Brüdergemeinde entstand zwar nicht, aber doch ein ziemlich enggeschlossener Kreis von Freunden und Freundinnen, die die „brüderische Heilandsreligion" mit ihrer Betonung des religiösen Gefühls gegenüber dem Halleschen Pietismus mit seiner strengen Bekehrungspraxis und gegenüber der Orthodoxie mit ihrer Forderung des Dogmenglaubens energisch vertrat.

Von diesem soeben charakterisirten Kreise ward das Fräulein v. Klettenberg beeinflußt, welches dann die Bekanntschaft des jungen Goethe mit der Brüdergemeinde vermittelte. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele" in Wilhelm Meister beweisen, einen wie tiefen Einblick Goethe in das Leben und Denken dieser Freundin gethan und wie lebhaft er dadurch in Anspruch genommen worden war. Letzterer Umstand zwingt uns auch, wenigstens kurz auf die Eigenart des Fräuleins v. Klettenberg einzugehen. Ursprünglich den Herrnhutern nicht sehr hold, war sie durch Zinzendorf'sche Lieder, die sie im Ebersdorfer Gesangbuch fand, ganz für den Grafen gewonnen worden; „ich gewann ihn unbeschreiblich lieb; wäre ich mein eigener Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen." (Bekenntnisse.) Die originelle Art, wie Zinzendorf das Wesen des Christenthums als der „Heilandsreligion" erfaßte und auslegte, die Ersetzung der verblaßten theologischen Schulterminologie durch neue, vielleicht etwas bizarre, aber stets vollwerthige Ausdrücke und namentlich die Wucht und Kraft des persönlichen Glaubens und des daraus entspringenden Schaffens gewannen die Klettenberg; sie ward nach ihrem eigenen Zeugniß eine „herrnhutische Schwester". Und das blieb sie auch im Wesentlichen bis zu ihrem Tode, obgleich ein Besuch in der Brüdergemeinde zu Marienborn ihre Zuneigung etwas abkühlte, zumal ihr die dortige Gesellschaft, namentlich der etwas derbe und aufdringliche Bischof Wenzel Neißer, nicht ausnehmend gefiel.

Durch Fräulein v. Klettenberg wurde zuerst Goethe's Mutter, dann auch Goethe selbst mit dem Herrnhuterthum bekannt. Als letzterer 1768 leidend aus Leipzig nach Frankfurt zurückkehrte, war es gerade die Klettenberg, die mit dem tiefangelegten Jüngling religiöse Fragen besprach; wie sehr dieser auch äußerlich opponirte, innerlich nahm er doch einen regen Antheil an Allem, was er im Laufe der Unterhaltungen erfuhr. 1769 war sein Interesse an der Brüdergemeinde schon so lebhaft geworden, daß er sich entschloß, die nächst gelegene Herrnhutercolonie, Marienborn, aufzusuchen. Es muß hier noch bemerkt werden, daß Marienborn, ein kleines Städtchen 2 Stunden südwestlich von Büdingen, nie der Sitz einer eigentlichen Brüdergemeinde gewesen ist; es war nur eine Zeitlang der Sitz der leitenden Behörde, der sogen. „Pilgergemeine", gewesen und hatte einige herrnhutische Erziehungsinstitute beherbergt. Ein voller Einblick in das Wesen einer herrnhutischen Gemeindeorganisation ließ sich darum dort nicht gewinnen, ein Mangel, den die Klettenberg bei ihrem Besuch lebhaft beklagte. Vollends seitdem nun die in der Nähe gelegene Gemeinde Herrnhaag, um der anmaßenden Forderungen des Landesherrn, des Grafen Kasimir v. Büdingen, ledig zu sein, aufgehoben worden war, hatte sich auch Marienborn mehr und mehr geleert, und ein Besuch daselbst würde kaum gelohnt haben, wenn nicht der Zufall des Looses bestimmt hätte, daß die zweite constituirende Brüdersynode im Herbst 1769 in Marienborn solle abgehalten werden. Im September erschien Goethe mit dem Legationsrath Moritz in Marienborn, traf dort die Vertreter der drei Provinzen der Brüdergemeinde, der deutschen, englischen und amerikanischen,



versammelt, die namentlich zum Zweck der Decentralisation der Brüdergemeindeverfassung zusammengetreten waren, und konnte so aus erster Hand, im Verkehr mit trefflichen Männern aller Art, durch den Besuch der Synodalsitzungen und brüderischen Gottesdienste die Brüdergemeinde nach Cultus und Verfassung von Grunde aus kennen lernen. Kein Wunder darum, daß sein Besuch in Marienborn seine Neigung für die Brüdergemeinde nur stärkte, während die Klettenberg eher die entgegengesetzte Empfindung von dort mit hinweggenommen hatte.

Welches waren aber die Gründe für die lebhafte Zuneigung Goethe's zum Herrnhuterthum? Die Gründe, die in Goethe's eigenem Wesen liegen, sind leicht genannt: es war erstens sein intensives Interesse, das er an jeder irgend merkwürdigen Erscheinung nahm, ein Interesse, das ihn gelegentlich so weit trieb, mit vorübergehender Verleugnung seiner Eigenart mit einer ihm im tiefsten Grunde doch schließlich fremdartigen Erscheinung vorübergehend zu sympathisiren. Zweitens sein tiefer religiöser Sinn, der, durch eigenes Unglück und den häufigen Verkehr mit Fräulein v. Klettenberg besonders angeregt, durch eine wahre und tiefe Religiosität wohlthuend berührt ward. Die Gründe für die Annäherung an den Herrnhutianismus, die in diesem selbst liegen, deutet Goethe in „Wahrheit und Dichtung" kurz an; wir wollen versuchen auf Grund eingehender Studien der Geschichte, des Cultus und der Verfassung des Herrnhuterthums diese kurzen Notizen näher zu erläutern. Hauptsächlich drei Dinge zogen den jungen Dichter an:

I. die merkwürdige Geschichte,
II. die einzigartige Verfassung,
III. das eigenartige Wesen und der Geist der Brüdergemeinde.

Was den ersten Punkt betrifft, so theilte Goethe auf Grund eigener Studien, wie persönlichen Verkehrs mit Herrnhutern die damals allgemeine Anschauung, daß der erste Anfang und Ansatz der Brüdergemeinde in sehr alte Zeiten zurückreiche. Die Herrnhuter hatten nämlich ihre Bischofsweihe von dem letzten Bischof der alten mährischen Brüderkirche erhalten und betrachteten sich folglich nicht als eine neue, sondern als die „erneuerte Brüderkirche". Schon diese Auffassung kann nicht als richtig gelten, da fast alle wirklichen Anknüpfungspunkte an die alte mährische Brüderkirche fehlen; noch viel weniger die von der kirchengeschichtlichen Forschung erst in neuerer Zeit als irrig erwiesene Meinung, daß die alte mährische Brüderkirche durch das Bindeglied der Waldenser in uralte Zeiten zurückreiche, was die Entstehung ihres Bischofsthumes betreffe. Zu Goethe's Zeiten aber glaubte man das allgemein, und den feinsinnigen Jüngling erfreute die Beobachtung, wie die Brüdergemeinde „niemals fertig geworden sei, sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden habe, bis ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel geschlagen habe, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten" (Dichtung und Wahrheit). Der poetische Sinn ward durch diese ungeschichtliche Geschichte angeregt, die Brüdergemeinde schien in ihrer uralten und doch ewig neuen Gestalt, in ihrem Verschwinden und Wiederemportauchen, in ihrem hohen Alter und doch elastischen Jugendlichkeit für Goethe, wie er selbst gesteht, etwas „Magisches" zu haben.

Bedeutsamer war ihm jedoch der zweite Punkt, die Verfassung der Brüdergemeinde, die eine eigenthümliche Verbindung des Religiösen mit dem Bürgerlichen aufwies. Zur Sache muß hier bemerkt werden, daß die Brüdergemeinde nicht nur eine Religionsgenossenschaft ist, sondern auch eine Finanzgesellschaft; sie besitzt als solche eine ganze Anzahl von Rittergütern, Handelshäusern, Kaufläden, Gasthäusern, deren Ertrag für die kirchlichen Werke geopfert wird. Die Oberbehörde der Brüdergemeinde hat darum als solche nicht nur Geistliche anzustellen, sondern auch Gutsherren, Kaufleute, Gastwirthe 2c. Dazu kam nun zu Goethe's Zeit noch ein anderes Moment, das dieser selbst auch noch besonders betont, nämlich die häufige Anwendung des Looses. Christus, der Leiter der Kirche überhaupt und darum auch der Brüderkirche, kommt nicht nur in rein religiösen Dingen in Betracht, sondern seine Leitung erstreckt sich auf Alles, auch auf rein weltliche, natürliche Dinge, diese Leitung übt er aus durch das Mittel des Looses. Nicht nur daß es der Loosentscheidung anheimgestellt wird, ob ein neues Missionswerk begonnen, eine neue Gemeinde gegründet werden soll, sondern auch jede Anstellung eines Brüdergemeindebeamten, jeder Hausbau in einer Gemeinde, die Zulassung zur Confirmation, der Besuch eines jeden Abendmahles, ja selbst die Gestattung der Heirath überhaupt wie der Vermählung mit einem bestimmten Mädchen wird vom Loose abhängig gemacht und damit nach dem Ausdruck der Herrnhuter „der Entscheidung des Heilandes" anheimgegeben. Zwar hatte man sich von manchen Seiten gesträubt, diesen so detaillirten Loosgebrauch unter die Verfassungselemente aufzunehmen, und gerade auf der Synode, der Goethe beiwohnte, hatte der ehrwürdige Spangenberg es erreicht, daß man principiell den Loosgebrauch nicht in die Verfassung aufnahm; de facto hatte man es aber doch gethan, indem man eben die oben genannten Fälle als solche fixirte, in denen ein Herrnhuter keinen eigenen Willen haben dürfe, sondern Alles der Loosentscheidung überlassen müsse. Dieser Zug der theokratischen Verfassung, mochte er immerhin absurd erscheinen, er imponirte jedenfalls dem jungen Dichter durch die Energie und Rücksichtslosigkeit der Gesinnung, die sich darin aussprach: man verzichtete nicht nur auf den eigenen Willen, man verzichtete auch auf den eigenen Verstand zu Gunsten eines höheren Willens, eines höheren Verstandes, der sich im Loos aussprach; man verzichtete auf die Anstellung eines passenden Mannes, man verzichtete auf den Beginn eines hoffnungsvollen Werkes, ja man verzichtete auf die Heirath mit dem geliebten Mädchen, wenn es das Loos gebot. Dieses Opfer des Intellectes und Willens, das in geradezu heroischer Weise zu tausenden Malen vollzogen wurde, verbunden mit dem naiven Glauben, wirklich im Loos den authentischen Willen Gottes und Christi zu erfahren, erweckten die staunende Antheilnahme Goethe's.

Damit kommen wir zu dem dritten Punkte, dem Wesen und Geist der Herrnhuter, der Goethe anzog. Soeben deuteten wir schon eine Seite dieses Wesens an: die höchste Entsagung zu Gunsten der Alleinherrschaft der religiösen Idee. Das war der Grundzug gewesen in dem wechselvollen Leben und der reichen Natur des Grafen Zinzendorf, ein Zug, der selbst den Spötter Voltaire zu einer Ode auf den Gründer der Brüdergemeinde begeisterte, die Friedrich der Große dann am Abend vor der Schlacht bei Mollwitz übersetzte; ein Zug, der in seiner Verbindung mit der Betonung des praktischen, Zurückstellung des theoretischen Elementes im Christenthum selbst den freigeistigen Lessing 1750 bewog, in seinem „Traktat von den Herrnhutern" für sie einzutreten, ein Zug, der endlich den greisen Herder bewog, in seiner Adrastea die volle Größe Zinzendorf's offen zu verkünden. Mit dieser Entsagung war gegeben, daß die Herrnhuter scheu sich „von der Welt" zurückzogen, in tiefer Stille nur ihren religiösen Idealen lebten, ein ruhiges, in sich zufriedenes Völkchen mitten unter Tausenden und Abertausenden hassender und unzufriedener Menschen. Goethe gesteht selbst, das Einladende eines solchen Friedens empfunden zu haben und dieses um so mehr, als diese Ruhe nicht Kirchhofsruhe war, sondern nur die Ruhe, die der Streiter bedarf, um dann um so reger sich zu tummeln, und die Ruhe, auf die der ausgediente Soldat nur allzuberechtigten Anspruch hat. Gerade das gefiel Goethe so, daß in dem kleinen stillen Gemeindewalle die Männer heranreiften, die dann auf den Missionen in Grönland, Labrador, den Vereinigten Staaten, in Westindien, Surinam, Südafrika 2c. ihre volle Kraft anzuspannen und aufzuopfern wußten im Dienste der christlichen Idee und damit auch der christlichen Cultur.

Wir haben die Gründe genannt, die es Goethe nahe legten, in den religiösen Orden der Herrnhuter einzutreten. Die Herrnhuter selbst fühlten nicht die Größe, die in dem Jüngling schlummerte, der wie Tausende anderer Menschen ihnen sein volles Interesse schenkte; nur das fühlten sie, daß er sich bei ihnen glücklich gefühlt habe. Soviel wenigstens verräth die magere Notiz, die sich im Marienborner Diarium unter dem 21. September 1769 findet: „Der Herr Legationsrath Moritz, der den jungen Herrn Jedde (sic!) in seiner Gesellschaft hatte, und nebst demselben recht vergnügt bei uns gewesen war, retournireten heut nach Frankfurt." Wenn aber Goethe der Brüdergemeinde so nahe getreten war, was bewog ihn dann, nicht noch den letzten Schritt zu thun und selbst Herrnhuter zu werden?

Goethe selbst beantwortet diese Frage kurz in „Dichtung und Wahrheit". Die äußere Trennung vom Herrnhuterthum erfolgte aus dem Grunde, weil man auch in der Brüdergemeinde Goethe's Religiosität nicht als vollwerthig betrachtete, sondern ihm andere Voraussetzungen für dieselbe empfahl. Man forderte von ihm, daß er die „Grundverderbtheit des natürlichen Menschen" anerkenne, die es unmöglich mache, daß der Mensch von sich aus es zu etwas Gutem bringe. Dazu konnte sich Goethe jedoch nicht entschließen, er fühlte zunächst noch nicht seinen vollen Gegensatz zu den Herrnhutern; die poetische Hinneigung zu ihrer Geschichte, die Hochachtung vor ihren Leistungen und namentlich vor der Consequenz, mit der sie alle Folgerungen aus ihren religiösen Grundprincipien zogen,

trübten ihm den Blick, so daß er nicht sogleich die scharfen Unterschiede zwischen seiner Grundanschauung und der der Herrnhuter wahrnahm; aber allmälig trat der Unterschied immer klarer vor sein Auge, er erkannte, daß er nie an eine völlige Grundverderbtheit des Menschen glauben könne, sondern daß er immer daran festhalten werde, daß es im Menschen trotz seiner erblichen Mängel „einen gewissen Keim gebe, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne". Goethe war eben nicht eine herrnhutische Natur; sein reiches Gemüth, sein klarer Verstand erfüllten ihn ganz unbewußt mit dem Selbstbewußtsein, das jedem Genie mehr oder weniger eignet; zu vielseitig begabt, um in rein religiöser Bethätigung etwa wie Zinzendorf aufzugehen; zu frei gesinnt, um in den engen Schranken der herrnhutischen Disciplin sich ungestört bewegen zu können, war es für die Brüdergemeinde kein Schaden, ihn nicht unter ihren Mitgliedern gesehen zu haben, während es für Goethe selbst vielleicht ein großer Vortheil war, daß er sich nicht erst vollständig in eine Gesellschaft aufnehmen ließ, von der er sich über kurz oder lang hätte trennen müssen. Jedenfalls zeigt uns aber auch diese Berührung Goethe's mit dem Herrnhutianismus, wie vielseitig, ja man möchte sagen allseitig er angelegt war und wie er mit hingebendstem Geiste sich selbst in ihm fernere und fremdere Erscheinungen zu vertiefen vermochte, nichts von vornherein gering schätzend, Alles erst persönlich und eingehend prüfend, um so in stetiger Berührung mit tausend fremden Menschen und Dingen die Eigenart groß und herrlich zu entwickeln.

In Florenz vor 32 Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

III. Eine Florentiner Palastgeschichte.

Florenz zeigt in seinen unzerstörbar festen, trotzigen Bauwerken eines Arnolfo da Colle, Giotto, Andrea da Cione, Filippo Brunelleschi u. A. einen würdevollen, mit edelster Einfachheit gepaarten Charakter. Sowol im Kirchen- als auch im Palaststil herrschen die großen horizontalen Linien, die kühnen Eckenbildungen, die Plattformen, die ernsthaften dreieckigen Giebelfelder und der graziöse Rundbogen vor. Aus den alten Palästen schaut das kampfgerüstete Mittelalter hervor, und nicht selten tritt dem Fremdling in einem engen unscheinbaren Gäßchen plötzlich ein massenhafter festungsgleicher Palastbau mit weit vorspringender Plattform und Zinnenschmuck ehrfurchtgebietend entgegen.

So fand ich, aus einem kleinen finstern Gewinkel von Gäßchen hervortretend, auf einem niedlichen Plätzchen das gewaltige Viereck des Palastes Strozzi, dessen damaligen Herrn, Principe Lodovico Strozzi, ich später kennen lernte. Als einst blutige Schlachten in den Straßen der Stadt geschlagen und förmliche Belagerungen ausgeführt wurden, mußten die äußeren Mauern der Häuser des Adels widerstandsfähige Bollwerke sein. Wahre Cyklopenmauern bilden die Unterbaue und scheinen mit der Erde verwachsen oder aus ihr hervorgewachsen zu sein. Später wurde Stil, was zur Zeit der fast 200 Jahre lang Florenz verheerenden Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen Nothwendigkeit war.

Mit der Geschichte des alten Patriciergeschlechtes der Strozzi hatte ich mich zu jener Zeit viel beschäftigt, kannte die tragischen Schicksale des großen Filippo und seiner liebreizenden Tochter, Luisa Strozzi.

Eingehende Studien auf der königlichen Bibliothek in Dresden — der voluminöse Guicciardini, Varchi, Galuzzi, Machiavelli und andere Schriftsteller des Cinquecento — hatten mir den Stoff zu einer Tragödie und zu einem geschichtlichen Roman geliefert, und jetzt stand ich vor der stolzen Heimath dieses Geschlechts und sollte in die Räume eintreten, die der Fuß meiner Helden und Heldinnen geweiht hatte.

Luisa's Vater, Filippo Strozzi, war ein edler, hochangesehener Patricier, von glühendstem Eifer beseelt, seinem Vaterlande die republicanische Verfassung wiederzugeben, die ihm Kaiser Karl V. durch die Erhebung seines Schützlings und späteren Schwiegersohns, Alessandro Medici, zum Herzog von Florenz entrissen hatte. Ob sein republicanischer Eifer ganz selbstlos war, wie einige Schriftsteller jener Zeit uns glauben machen wollten, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls wäre es entschuldbar gewesen, wenn er gewünscht hätte, der Republik in der Person seines trefflichen Sohnes Piero, vielleicht auch in seiner eigenen, ein besseres Oberhaupt zu geben, als es der tyrannische und lasterhafte Alessandro war.

Die Thronbesteigung des letzteren erfolgte nach der berühmten Belagerung von Florenz durch die kaiserlichen Truppen unter Gonzaga, und der Uebergabe des Ortes im Jahre 1530. Die Vertheidigung der Stadt, an welcher sich Michel Angelo Buonaroti wesentlich betheiligt hatte, war überaus hartnäckig gewesen. Aus diesem Widerstande sprach der Geist, der die Bevölkerung beherrschte, aus ihm ließ sich auf die Gefühle schließen, mit welchen sie den ihr vom siegreichen Kaiser aufgezwungenen Bastard Papst Clemens' VII. empfing. Doch Anfangs schien Alles gut gehn zu wollen. Die Florentiner bekämpften ihren inneren Groll, um den Kaiser nicht zu härteren Maßregeln gegen sie aufzureizen, und der „braune Herzog" bemühte sich zu heucheln und besonders die Häupter der Patriciergeschlechter für sich zu gewinnen.

Zu dieser Komödie nöthigte ihn auch der Flecken, der auf seiner Herkunft haftete. Seine Mutter war eine Afrikanerin und Dienerin in der Familie Medici gewesen, ihr Gatte ein Frachtfuhrmann. In dieser sklavischen Eigenschaft hatte der nunmehrige Papst Clemens VII. aus dem Hause Medici die schwarze Schöne kennen gelernt. Die Hautfarbe der Mutter zeigte sich bei Alessandro zu einem dunkeln Braun abgetönt, nichts desto weniger hieß er bei'm Volke „der Mohr", zu welcher Bezeichnung ihm auch das brandschwarze Wollhaar und die aufgeworfenen Lippen verhalfen. Der braune Herzog hatte von seinem Vater auf dem apostolischen Stuhle und von seinem kaiserlichen Gönner Verhaltungsbefehle empfangen, wie er sich auf seinem jungen unsichern Throne zu führen habe, und entwickelte unter diesem Doppeldrucke viel Klugheit und ein bemerkenswerthes Geschick, die feindlichen Parteien auseinander zu halten.

Dadurch fand sich auch der edle Filippo Strozzi bewogen, des neuen Herrschers Freundschaft zu suchen. Ja, er ließ sich durch des Papstes listige und schmeichlerische Ueberredung zu einem für sich und die Seinen höchst verderblichen Schritte hinreißen. Er lieh Alessandro das Geld, um ein „Zwing-Florenz", eine Citadelle zu bauen. Er ahnte nicht, daß mit den Summen, die er den Seinigen entzog, sein eigner Kerker und seine Gruft aufgerichtet werden würde.

Alessandro's kunstvolle Verstellung währte nicht lange und mit Schrecken erkannte Florenz plötzlich die ungezähmte afrikanisch wilde Natur seines Herrn. Keine weibliche Tugend, ob hoch oder niedrig von Geburt, kein Kloster war vor seiner Lüsternheit sicher. In ausschweifenden Gastmählern wurde der Schatz des Staates verpraßt und Erpressungen und Gütereinziehungen unter den ungerechtesten Vorwänden mußten dazu dienen, die versiegten Geldquellen wieder fließen zu machen. Keine Ehre, kein Eigenthum war mehr sicher, und freiwillig oder gezwungen verließen viele der edelsten und reichsten Familien die Stadt. Die Kerker wimmelten von Verdächtigen, denn mit seiner Tyrannei wuchs auch Alessandro's Mißtrauen, und die willkürlich verwaltete Justiz lag in den Händen elender Creaturen, deren Privathaß oft noch mehr zu fürchten war, als die Wuth des Tyrannen selbst.

Finster und enttäuscht wandten die Besserdenkenden und alle Patrioten sich von ihm ab. So auch Filippo Strozzi. Noch blieb eine schwache Hoffnung, deren Erfüllung den Einfluß des Letzteren auf die Regierung von Neuem feststellen konnte. Alessandro hatte sich in die schöne tugendhafte Tochter Filippo's, Luisa, verliebt, und so sehr der Schwiegersohn an sich selbst zu verabscheuen gewesen wäre, so weidete sich der Patriot doch gern an der Aussicht, durch so nahe Verwandtschaft mit dem Herrscher Macht im Staate zu erlangen. Um so furchtbarer war die Enttäuschung. Nicht zu seiner Gemahlin, nur zu seiner Maitresse begehrte der Mohr die edle Patriciertochter, und wuthschäumend hatten Vater und Brüder eine dahin zielende Andeutung Alessandro's zurückgewiesen. Daß sie auf blutige Rache sannen, wußte dieser, und nährte daher nur den einen geheimen Wunsch, ihren verderblichen Plänen zuvor zu kommen. Filippo war, nachdem er seine Tochter der Obhut eines Gatten, des hochgeborenen und angesehenen Florentiners Luigi Capponi, übergeben hatte, nach Rom gegangen, um mit anderen Ausgewanderten an Alessandro's Sturz zu arbeiten. In Rom gingen gewaltige Veränderungen vor. Papst Clemens VII. starb und Paul III. aus dem Hause Farnese bestieg den Stuhl Petri. Paul war Alessandro's Feind, folglich der Strozzi Freund. Durch diesen glücklichen Wechsel gelang es Filippo, den Kaiser inso-

weit gegen den Mohren einzunehmen, daß er befahl, derselbe solle nach Neapel kommen, wohin sich Karl V. auf der Rückkehr von seiner afrikanischen Expedition gerade begeben wollte, und sich vor ihm gegen die Anklagen der Florentiner vertheidigen.

Karl war durch das unglückliche kriegerische Unternehmen in Geldverlegenheiten gerathen. Das benutzte Filippo, der an der Spitze der Vertriebenen stand, brachte ungeheure Geldsummen auf und ließ sie durch einen vielvermögenden Vertrauten des Kaisers demselben anbieten. Zugleich war der Cardinal Hippolito von Medici, ein Freund des Papstes und einer der geistreichsten Köpfe und begabtesten Redner jener Zeit, von den Ausgewanderten bestimmt worden, die triftigen Beschwerden der Patrioten vor dem Kaiser ins hellste Licht zu setzen.

Aber Alessandro war listiger, als sie Alle. Er ließ seinen Vetter, den Cardinal, ehe er die meisterliche Rede halten konnte, vergiften, zahlte dem Kaiser noch größere Summen, als die Vertriebenen, und ließ sich durch den florentinischen Advocaten Guicciardini so glänzend vor dem Kaiser vertheidigen, daß er über alle Feinde triumphirend nach Florenz zurückkehren konnte und sogar das huldreiche Versprechen Karl's mitbrachte: er werde demnächst die natürliche Tochter desselben, Margaretha von Oesterreich, zur Ehe erhalten. Dies geschah auch bald darauf, und der Kaiser selbst besuchte das junge Paar in Florenz.

Filippo durfte das Vaterland nicht mehr betreten. Alessandro's Tyrannei kannte keine Grenzen mehr. Eines Tages ließ er Piero Strozzi verhaften und beabsichtigte nichts Geringeres, als ihn hinrichten zu lassen, nachdem ihm durch die Tortur die nöthigen Geständnisse abgepreßt worden wären. Aber die ganze Stadt kam in Aufregung, als sie erfuhr, was man mit dem hochangesehenen, edlen Patriciersohne vorhabe, und die Richter weigerten sich hartnäckig, ihm auch nur den ersten Grad der Tortur geben zu lassen. Der Herzog mußte seine Beute fahren lassen, und Piero floh nach Rom, denn in Florenz war er vor des ergrimmten Mohren Meuchelmördern nicht mehr sicher. — Luisa, noch immer der Gegenstand entehrender Verfolgungen des Tyrannen, starb an Gift, das ihr bei einer Festlichkeit, der sie außerhalb des Hauses beiwohnte, beigebracht worden. Das schöne, junge Weib, die holde Blüthe des Stammes Strozzi, die Tochter der hochstolzen Clarice Medici, welche letztere den neuen Herzog als Bastard verachtet, als Fürst in tiefster Seele verabscheut hatte und bald nach seiner Thronbesteigung gestorben war, die tugendhafte Luisa büßte die Reinheit ihrer Seele mit dem Tode.

Ein Geschichtschreiber allein widerspricht der allgemeinen Annahme, daß Alessandro ihr Mörder gewesen, und stellt die Vermuthung auf, ihre Verwandten selbst möchten sie lieber todt, als durch den Herzog entehrt gesehn haben. Mit Filippo's republicanischer Tugend dürfte es sehr wohl im Einklang erscheinen, daß er seinem vergötterten Kinde eher Virginia's Ende bereitete, als sie fortwährend von Schmach und Erniedrigung durch Einen bedroht zu wissen, den er mit der ganzen Gluth republicanischer und rein menschlicher Empfindungen haßte. Allein die Beweise fehlen, und die grauenvolle That bleibt auf dem Mohren haften.

Mit Luisa's Tod begann die große Tragödie im Hause Strozzi. Alle Söhne Filippo's verließen Florenz und dienten der Krone Frankreichs zur See und zu Lande. Katharina Medici nahm ihre flüchtigen Verwandten mit offenen Armen auf und schätzte ihre hohe Tapferkeit. Als Alessandro seinen Rachedämon im eigenen Vetter und Günstling, Lorenzino Medici (in der Geschichte der „Verräther" genannt), gefunden hatte und durch diesen am 6. Januar 1536 meuchlings ermordet worden war, versuchten auch Filippo's verbannte Heldensöhne wieder in das Vaterland zurückzukehren.

Allein der junge, neuerwählte Herrscher, Cosimo I., hatte dem Kaiser gegenüber die Verpflichtung übernommen, Alessandro's Tod zu rächen, und Filippo war so unklug gewesen, dem Mörder nach seiner Flucht aus Florenz ein Asyl zu geben. Er lebte damals in Venedig, nahm Lorenzino bereitwillig auf, verheirathete sogar die Schwestern desselben an zwei seiner Söhne und bestätigte dadurch den allgemeinen Verdacht, der Verräther Lorenzino habe im Auftrage Filippo's gehandelt und den Tod Luisa's am Herzog gerächt.

Die kriegerischen Unternehmungen und angestrengten Versuche der Strozzi's, um dem Vaterlande die republicanische Verfassung wiederzugeben, mißlangen. Das Vaterland sehnte sich unter des neuen Herrschers strengem, aber weisem Regimente nicht mehr nach der gepriesenen Freiheit, sondern nach Ruhe, die durch Parteihader nur erschüttert werden konnte. In der Schlacht bei Montemurlo schlug Cosimo seinen Feind Filippo aufs Haupt und nahm ihn gefangen. Piero entkam. Cosimo beutete seinen Sieg in unedler Weise aus, er ließ den unglücklichen Filippo, allem Volke zur Schau, gefesselt und in erniedrigender Begleitung durch die Straßen von Florenz führen und in dieselbe Festung einschließen, zu deren Bau der Wahnbethörte einst selbst die Mittel geliehen hatte.

Cosimo wandte sich an den Kaiser, um den entscheidenden Spruch für Filippo zu erlangen. Aber Karl zögerte damit, denn die Krone Frankreich verwandte sich eifrig für den Gefangenen. Katharina Medici hatte sich stets warm für die Strozzi's erklärt und wirkte jetzt auf alle ersinnliche Art für die Befreiung ihres Ohms. Cosimo's List oder des Gefangenen Verzweiflung vereitelten ihr Bemühn. Man fand ihn nach mehrjähriger Haft eines Tages todt im Kerker und ein Schwert an seiner Seite liegen. Die ganze Stadt nahm Antheil. Niemand glaubte an Selbstmord, sondern an eine Gewaltthat von Seiten Cosimo's.

So endete Filippo Strozzi, der Republicaner. Seine Söhne fielen fern vom Vaterlande auf dem Schlachtfelde, und sein Palast stand öde und verlassen. Die Güter waren confiscirt worden und fast hundert Jahre lang durften die Abkömmlinge des Hauses es nicht wagen, nach Florenz heimzukehren. Erst unter den späteren Medicäern gelang es ihnen, wieder in ihre Rechte eingesetzt zu werden. Sie fanden das Haus ihrer Ahnen, das einst Filippo's Vater erbaut hatte, äußerlich vernachlässigt, innerlich verwüstet.

Und nun stand ich vor dem Hauptschauplatz so tragischer Ereignisse, und seine trutzige Erscheinung stimmte mit der Sinnesart der einstigen Bewohner überein. Kolossale Quadersteine bildeten das gewaltige Viereck, eine hohe Pforte, über welcher das Wappen mit den Halbmonden prangte, führte auf wenigen Stufen hinein. Im dunkeln Hofe trugen Säulen das erste Stockwerk. Zwischen den Fenstern, die auf die Gasse blickten, hingen von unten bis oben hinaus starke eiserne Ringe, von eben solchen Fäusten gehalten, die einst bestimmt waren, Fahnen und Fackeln zu tragen. Bekanntlich hatten damals nur die Vornehmen das Recht, ihre Häuser zu erleuchten, und ich kann mir das großartige Gebäude nicht schauerlich erhaben genug vorstellen, wenn die rothe Gluth der Fackeln seine Masse gegen die ringsum herrschende Nacht abhob.

Alle Fenster des hohen Erdgeschosses waren mit starken Eisengittern versehen, wie die wilden Zeiten des Faustrechts und der Parteikämpfe es bedingten, ebenso die Fenster des Halbgeschosses, in welchem jetzt der Fürst Ludovico Strozzi, Filippo's Urenkel, wohnte. Ueber dem Halbgeschoß lag das sogenannte Prachtgeschoß, wo einst, außer den Wohnräumen, auch die Festsäle, die pomphaften Empfangszimmer für die patricischen Gäste des Hauses sich öffneten. Das zweite Geschoß zeigte kleinere Fenster, und auf der Hinterseite des Gebäudes befand sich ein mäßiger Platz, umgeben von mehreren Häusern mittler Größe, die seit frühesten Zeiten zu dem Palaste gehört hatten und sämmtlich das Wappen der Strozzi's trugen. Und nun galt es, in diese Räume, die ich auf Schwingen der Phantasie so oft umschwebt hatte, die mir um ihrer einstigen Bewohner willen so theuer geworden waren, einzudringen. Ein schwieriges Werk, denn Fürst Lodovico Strozzi gestattete die Besichtigung seiner Burg nur aus ganz besonderer Vergünstigung oder auf hohe Empfehlungen, die ich mir nicht zu verschaffen wußte.

Bücherbesprechung.

G. Oe.— Helene Resch, Sein Rechtsstandpunkt, socialpolitisch gehaltene Skizze. Leipzig, Selbstverlag, in Commission bei R. Streller. 98 S. 8°. Preis: 70 ₰ (5 Exemplare 3 ℳ). — Das Buch enthält die Leidensgeschichte eines vielfach verklagten, gepfändeten, exmittirten Schriftstellers, der sich davon unterhält, daß er seine Werke an hochstehende Gönner sendet und um Abnahme einiger Exemplare bittet. Der Rechtsstandpunkt des Schriftstellers ist ein vollkommen verschrobener, wir würden mit ihm weit mehr Mitleid haben, wenn er nicht immer mit seinem Rechtsstandpunkte operirte und — renommirte. In wie weit die Verhältnisse nach der Natur gezeichnet sind, wissen wir nicht; wir glauben auf eine Besprechung der socialpolitisch gehaltenen (!) Skizze verzichten zu sollen, da die Verf. im Vorworte schreibt: „Da, gelinde gesagt, unfreundliche Reflectionen (!) über meine Bestrebungen mir Theilnahme und das tägliche Brod entziehen, so ersuche ich im Hinweis auf die Erklärung des fünften Gebotes, Betreffende durch gänzliches Ignoriren meiner Bestrebungen derartige Erwerbschädigungen zu unterlassen." Wir möchten nicht gegen das fünfte Gebot verstoßen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 104. Sonnabend, den 31. August. 1889.

Alte Straßenzustände in sächsischen Städten.

Von Dr. R. Reedon.

Wenn mit einem Zauberschlage eine unserer größeren Städte plötzlich wieder in den Zustand versetzt würde, in dem sie sich vor 500 oder nur 400 Jahren befand, so würde Jeder von uns, der inmitten derselben seinerseits unverwandelt der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts bliebe, alsbald schon über den äußerlichen Zustand der Stadt in Verzweiflung gerathen.

Zwischen ärmlichen niedrigen Häusern, an denen Holz und Lehm die wichtigsten Bestandtheile und die fast ausnahmslos mit Schindeldächern gekrönt sind, wandelten wir in das Innere der Stadt, wo endlich eine spärliche Anzahl massiver Gebäude, den jetzigen ähnlich, sichtbar würden. Gleich dürftig und ursprünglich, wie zu unseren Seiten, sähe es zu unsern Füßen aus. Abgesehen von einigen Hauptstraßen, die um 1489 schon mit Pflaster versehen sind, wandelten wir bei schlechtem Wetter in Koth und Pfützen, wie heutzutage auf einem dörflichen Communalweg. Hie und da liefen gackernde Hühnervölker vor uns her, vielleicht rennte uns auch einmal ein Säulein zwischen die Beine, bisweilen wäre jedenfalls ein Dünger- oder Schutthaufen vor einer der Hausthüren zu umgehen. Zum Glück haben wir Zeit dazu, denn keine Droschke oder Equipage läßt sich sehen oder hören, die uns etwa umfahren könnte. Nur ein Lastwagen wird hinter uns mühsam durch den grundlosen Weg vorwärts gezogen. Wissen wir in der Stadt bezüglich der Wohnung unserer Bekannten nicht Bescheid, so müssen wir uns fragend etwa an eine Magd, die am Brunnen Wasser schöpft, wenden: jedenfalls weist uns nur eines Menschen Mund oder Hand zurecht; Straßennamen, Häusernummern, Namenschilder an den Häusern sind nirgends zu entdecken. Noch schlimmer finden wir daran, wenn das nächtliche Dunkel hereinbricht; denn dann eilt kein geschäftiger Laternenanzünder herum, es giebt weder Oel-, noch Gas-, noch elektrische Straßenbeleuchtung. Wer in der Dunkelheit hinaus muß, der lasse sich vom Diener mit einer Fackel oder einer Blendlaterne leuchten, falls der Rath dies nicht etwa aus Rücksicht auf Feuersgefahr untersagt hat. — Um es kurz zu sagen: es fehlt im Jahre 1489 noch an aller Bequemlichkeit, die wir jetzt in jeder einigermaßen cultivirten Stadt zu finden und als unentbehrlich zu betrachten gewohnt sind; es sah damals auf den Straßen der größten unserer Städte zumeist noch ebenso oder noch ursprünglicher aus, als jetzt in einem Dorfe.

Es sei uns gestattet, das eben mit wenigen Zügen entworfene Bild alter Straßenzustände mit einigen Mittheilungen über die Geschichte von allerhand wohlfahrtspolizeilichen Einrichtungen zu erläutern und zu begründen.

Bezüglich der Beschaffenheit der mittelalterlichen Häuser ist schon bei anderer Gelegenheit ausgeführt worden, daß dieselben fast ausschließlich aus Holz bestanden, sogar Kirchen und Rathhäuser, und wie erst um 1500 der Steinbau Regel wurde. Noch später wichen die Stroh- und Schindeldächer den Ziegeldächern. Die Giebel kehrten sich zumeist der Straße zu. Charakteristisch waren die „Lauben", deren Reste man auch jetzt noch in manchen Städten beobachten kann. Man nennt bekanntlich so offene Pfeiler-Hallen, welche sich an der dem Markte oder der Straße zugewandten Seite des Hauses um das Erdgeschoß ziehen. Die Lauben zierten vor Allem die Rathhäuser und andere Gebäude des Markts und dienten bei schlechtem Wetter als Aufenthalt für die Verkäufer, „Markthallen". Die Pfeiler der Lauben, auf denen oft das obere Stockwerk ruhte, waren anfangs von Holz, später auch von Stein. Das Vorbauen und Ueberragen des oberen Stockwerks über das untere, welches hier stattfand, war überhaupt beliebt, auch ohne daß das erstere durch Pfeiler gestützt ward, und nannte man diese oberen Stockwerke „Ueberschüsse" oder „Ueberhänge". Sie verengten im Verein mit zahlreichen Erkern die an sich schon schmalen Gassen noch mehr und brachten außerdem noch manche Uebelstände mit sich, weshalb die Räthe schon zeitig Verbote dagegen erließen, so in Chemnitz schon 1352. — Dachrinnen hatte man ebenfalls sehr früh, aber sie waren meist ungeschickt angebracht, so daß sie ihr Wasser aus Drachen- oder Löwenköpfen mitten auf die Straßen spieen.

Nicht uninteressant ist die Geschichte der Straßenpflasterung. Eine solche kannte schon das Alterthum, und Straße — via strata — bedeutet ja ursprünglich geradezu den gepflasterten Weg. Im romanisirten Gallien und Rheinland gab es ohne Zweifel noch aus ältester Zeit gepflasterte Straßen. Paris wird schon 1185 als steingepflastert erwähnt, italienische Städte im dreizehnten Jahrhundert, deutsche (Prag und Nürnberg) im vierzehnten und fünfzehnten. In unsern sächsischen Städten dürfte Steinpflaster vor 1400 nur ganz vereinzelt vorgekommen sein. Eine solche vereinzelte Erwähnung desselben findet sich in Zittau, aus welchem durch günstige Umstände und den Sammelfleiß seiner Chronisten viele werthvolle Notizen frühester Zeit erhalten sind. 1348 erlaubt Karl IV. dieser Stadt, von Fremden einen Pferde- und Brückenzoll zu erheben, um davon die Straßen der Stadt zu pflastern, ut facilius et commodius civitatem suam lapidibus pavimentare ac vias eiusdem reparare et reformare valeant. Selbst im folgenden Jahrhundert sind die Erwähnungen gepflasterter Straßen noch selten. 1438 verlautet aus Chemnitz davon, 1497 aus Bautzen. Daß man in dieser Beziehung in Mitteldeutschland gegen den Süden in Rückstand war, beweist eine Notiz der Chronik von Saalfeld, daß dem Humanisten Caspar Aquila, als er Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch Saalfeld reiste, daselbst der Mangel eines Pflasters auffiel.

Allgemein üblich ward dann die Pflasterung wenigstens des Marktes und der Hauptstraßen der Städte um die Zeit, da man auch die Häuser in der Regel aus Stein zu bauen begann, also gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein „Cyriax der Steinsetzer" wird 1510 in Eilenburg erwähnt, ebenda aber waren noch 1535 „alle Quergassen ungepflastert und am Markte ein Teich mit Weiden umbwachsen" und noch 30 Jahre später rügte nach den Gerichtsbüchern daselbst die Gemeinde „die Jüden- und Speiser-Gasse entweder auszupflastern oder nur mit Sande auszufüllen, weil sonsten wegen des großen Morastes oft darin nicht fortzukommen wäre". Im Laufe dieses Jahrhunderts wurden aber dann auch große Fortschritte gemacht: aus Dresden, Leipzig, Zwickau, Bautzen, aber auch aus kleineren Städten, wie Rochlitz, Frankenberg, Belgern, Colditz, Leisnig wird von Pflasterung und Wegebesserung berichtet. Damit begann jedoch auch alsbald der Aerger mit dem Aufreißen des Straßenpflasters; denn eine Dresdener Willkür von 1540 verordnet: „Welcher da seine Wasserrohren in offentlichen Gassen und Straßen in die Stadt einlegen, bessern oder sonsten besichtigen lassen will, der soll das geöffnete Pflaster alsbalde nach verbrachter Röhrenarbeit zum langsten in vierzehn Tagen nechst darnach uf sein selbst unkosten wiederumb zumachen, pflastern und wegsam machen, bei Straf eines Guldens."

Ein regelmäßiger Posten im städtischen Haushalt für Besserung und Erhaltung der Wege war lange Zeit nicht vorhanden. Man überließ diese der Opferwilligkeit Einzelner. So stiftet 1459 in Oelsnitz die „kluge Käthe" 50 Schock Groschen zu Wegegeleit, von den Zinsen davon die Wege zu bessern. Der Chronist des 18. Jahrhunderts setzt den bezeichnenden Stoßseufzer dazu: O daß es doch auch heutzutage noch solche kluge Käthen gäbe. — Ueberhaupt galt es als verdienstlich, Legate zur Besserung und Erhaltung der Straßen zu vermachen, ja es kommt sogar (in Zittau) die merkwürdige Bestimmung vor, daß jedes Testament ein Legat zu diesem Zwecke enthalten soll. Vieler Orten ward es dann so gehalten, daß der Rath aus derart erhaltenen Mitteln das Pflastermaterial (Sand und Steine) lieferte und die Hausbesitzer der betreffenden Gasse den Tagelohn für die Arbeiter trugen. Kurfürstliche Verordnungen betreffs dieses Gegenstands ergingen 1612 und 1661. Ernstlich ward aber allgemein erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts auf guten Straßenstand Bedacht genommen. Glattes Pflaster (Trottoirs), zuerst 1762 in London verwandt, kamen bei uns erst in diesem Jahrhundert auf.

Mit der Pflasterung hängt eng zusammen die Art der Beseitigung und Wegführung des Spülwassers und andern Unraths aus der Stadt. Dazu dienten anfänglich offene Canäle und Straßengräben, soweit nicht der durchfließende Bach oder Fluß selbst zur Hand war. Die Ueberdeckung der offenen Flöße dürfte zumeist erst im achtzehnten Jahrhundert stattgefunden haben. Ausnahmsweise früh ist in Freiberg während einer sehr reichen Zeit der Stadt ein gewaltiger unterirdischer Kloakenbau angelegt worden.

Da die Städter lange Zeit noch viel mit Ackerbau beschäftigt waren, hielt man auch noch oft Vieh und dies trieb sich nicht selten frei auf den Straßen herum, wie dies z. B. 1513 in der Residenz Dresden selbst bezeugt wird. Noch im siebzehnten Jahrhundert erließ der Rath zu Leipzig zahlreiche Verbote, Schweine in der Stadt zu halten und zu mästen. In kleineren Städten (in Leisnig 1638) sah man sich sogar gezwungen, das Hüten in den Gärten und auf den Gassen zu verbieten. In Freiberg war die Abschaffung der Schweine zugleich mit anderen Reinlichkeitsmaßregeln schon 1521 aus Furcht vor der Pest beschlossen. Von dieser unheimlichen Feindin der Menschheit lernte man überhaupt erst die Reinlichkeit schätzen. So bewog sie ebenfalls 1521 den Herzog Heinrich in Freiberg zu dem Befehl, daß die Flöße auf den Gassen aller Wochen gereinigt und die Gassen vor den Thüren gekehrt werden sollten, so gab sie in Leipzig 1680 Anlaß zur Anstellung eines ersten regelmäßig beschäftigten Kehricht-Kärrners. In Zittau begann man mit der regelmäßigen Abführung des Schuttes 1739. Sonst hatte dort der Orgelmann (Aufseher im Orgelhause) nebst seiner Frau das Marktkehren zu besorgen, oder bisweilen, wie auch in Bautzen, übelberüchtigte Dirnen oder untreue Dienstmädchen als Strafe. Besondere Schuttabladeplätze werden schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert bestimmt.

Viele Noth machte die Reinhaltung der Bäche, Brunnen und Röhrtröge; bequeme Hausfrauen scheuten sich nicht, ihre Wäsche in letzteren zu waschen. Gegen Unfug der Art richten sich zahlreiche Rathsverordnungen. In Belgern gab es besondere Waschtage, deren Innehaltung verlangt wird. Mancherlei Befehle wegen Reinhaltung seiner Residenz Dresden erließ Kurfürst August. Besonders sollte die Kaitzbach, die bis dahin durchaus als offene Kloake benutzt worden war, nicht mehr verunreinigt werden. Dann sollte auch Kehricht und Schutt nicht mehr von der Zugbrücke in die Elbe und den Mühlgraben geworfen, sondern „hinter die neuen Ställe" abgefahren werden. Endlich wird 1568 verlangt, daß jedes Haus mit einer „Heimlichkeit" (Abort) versehen werden solle, wenn der Besitzer nicht wolle, daß ihm das Haus geschlossen werde. Denn auch in Hinsicht auf letzteres nothwendige Uebel zeichnete sich Deutschland nicht immer so rühmlich vor andern Ländern aus, wie jetzt. Ausführliche Bestimmungen enthalten fast alle Statuten über Mist- und Kehrichthaufen auf den Straßen. Solche aufzuwerfen scheint zumeist als unbestreitbares Bürgerrecht betrachtet zu werden, die Verbote richten sich nur gegen längeres Liegenlassen. Ein sehr alterthümliches und merkwürdiges Reinlichkeitsedict im Leipziger Urkundenbuche von c. 1440 besagt: „Item welch Bürger itzunt auf dem Markte oder in den Gassen gestreuet oder sonst Mist vor seiner Thüre liegend hat, als schier denn es zu Wettertagen kommet, so daß es thauig wird, der soll den Mist binnen vierzehn Tagen wegschicken und führen bei einer Bußen (von) 20 neue Groschen." Auch soll Niemand Mist länger liegen lassen, als „binnen Sonnenschein" u. s. w.

Die Aufsicht über das Straßenwesen, wie über den Häuserbau hatten in der Regel ein oder zwei Mitglieder des Raths, welche den Titel „Bauherr" oder „Baumeister (lateinisch in Zittau 1580 praetor) führten. Auch Wegemeister kommen vor.

Am wunderbarsten unter allen alten Straßenzuständen erscheint uns wol der gänzliche Mangel an Straßenbeleuchtung, welcher selbst in den größeren Städten bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts bestanden hat. Es erklärt sich diese auffallende Erscheinung aus den unvollkommenen und umständlichen Leuchtstoffen und Leuchtvorrichtungen, die überhaupt dem Mittelalter und noch späteren Zeiten zur Verfügung standen. Kaum auf einem Culturgebiete dürfte der Fortschritt so plötzlich und unvermittelt, zugleich aber auch so gewaltig eingetreten sein, wie hier. Im dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts ward die Gasbeleuchtung erfunden, wenige Jahrzehnte darauf machte ihr schon das elektrische Licht große Gebiete streitig — während man sich vorher mit Oel — noch dazu nicht in den besten Arten —, mit Wachs- und Unschlittkerzen, sowie Harzen behelfen mußte. Auf den Straßen und in den Höfen war neben Traglaterne und Fackel der Kienspan noch in häufigem Gebrauch. So kam es, daß das häusliche Leben im Mittelalter viel mehr auf das Tageslicht angewiesen war, als wir heut zu Tage. Man stand zeitiger auf und ging zeitiger zu Bett. Dies bezeugen u. A. die nach unseren Begriffen doch merkwürdig frühen Polizeistunden für den Schluß der Schenken, in der Regel um neun, bisweilen auch schon um acht; zu Mittag ward etwa um zehn, zu Abend um vier, fünf oder sechs Uhr gegessen.

Je zahlreicher die Bevölkerung wurde, je mehr der immer heftigere Kampf ums Dasein volle Ausnutzung der menschlichen Kraft und der Zeit verlangte, desto mehr und mehr empfand man in den letzten Jahrhunderten nun doch das Bedürfniß nach regelmäßiger Beleuchtung der Straßen während der Dunkelheit. Das bezeugen die öfters dazu gemachten Ansätze und Versuche, und es ist nur merkwürdig, daß diese Versuche so oft und so lange vergeblich blieben. Am ehesten und dringendsten bedurfte man einer auf größere Entfernung wirksamen Straßenbeleuchtung bei nächtlichem Feuerlärm. Man brachte nun zu diesem Zwecke an den Ecken der Straßen und am Rathhaus Pfannen mit Pech an, das bei Feuerlärm angezündet ward. So hatte z. B. Zwickau um 1530 24 Stück solche Leuchtpfannen, später 33. Freiberg folgte merkwürdigerweise erst 1651 mit einer solchen Einrichtung, Zittau erst 1697. In den Leipziger Statuten von 1700 wird sie als eine alte Einrichtung erwähnt. In kleineren Städten behalf man sich jedenfalls auch später noch bei nächtlicher Gefahr mit Fackeln und anderen tragbaren Leuchten. Eine stehende Beleuchtung hatte von fremden Städten zuerst Paris 1558, London 1668, Berlin 1679, Wien 1687, wobei natürlich immer noch nicht an eine vollständige Beleuchtung aller Stadttheile gedacht werden darf. In Sachsen ging Leipzig mit der Anschaffung von Laternen allen anderen Städten voran. Die ersten, welche Weihnachten 1701 zum ersten Male brannten, waren ein Geschenk des Bürgermeisters Romanus. Der Rath bestimmte zur Erhaltung derselben die Einnahmen aus dem bekannten „Thorgroschen". In Dresden ward 1705 am 10. November zuerst die Schloßgasse mit ihnen erleuchtet, dann ward zunächst die Brücke bedacht, 1728 erst die Neustadt. Die Gläser waren damals ovalrund und wurden in Dresden gleich an Pfählen befestigt, während anderswo noch die an Stricken über den Straßen schwebenden üblich waren. Das kostbare Gut ward sorglich gehütet. „An ihnen zu freveln" war (nach Hasche, Beschreibung Dresdens) „unter Bau-, Zuchthaus- und Prangerstrafe" verboten. Wer eine zerschlug und sich selbst dazu meldete, gab ein neu Schock Strafe. — Die neue Sitte bewährte sich, und so befahl oder empfahl wenigstens die kurfürstliche Regierung den übrigen größeren Städten Nachachtung. In vielen Städten mißlangen aber, wie gesagt, die ersten Versuche. Zwickau machte 1725 einen solchen, kannte aber nicht durchdringen. In Zittau machte ein Seifensiedermeister Mitte des vorigen Jahrhunderts den Anfang mit einer einzelnen Laterne, andere Private folgten, eine städtische Beleuchtung kam jedoch trotz ansehnlicher Legate zu diesem Zwecke nach langen Bemühungen erst 1815 zu Stande, ebenso wie Zwickau erst 1825 eine einigermaßen genügende erlangte. Vorangegangen waren u. A. Bautzen 1786, Chemnitz 1791, Freiberg 1802, Grimma 1806. — Die Gasbeleuchtung, zu deren Entdeckung der große Naturforscher Abraham Gottlob Werner mit beitrug, kam zuerst in Deutschland auf dem Freiberger Amalgamirwerke 1816 zur Anwendung. In den dreißiger Jahren führte sie dann mit unter den ersten deutschen Städten Leipzig allgemeiner ein.

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts fällt auch die

Einführung einer anderen Einrichtung, welche den Verkehr in der Stadt wesentlich erleichterte. In Dresden wurde nämlich 1787 die Anbringung von Täfelchen mit Hausnummern (zunächst des Brandkatasters nach Vierteln und Stöcken) angeordnet, in demselben Jahre auch in Zwickau. Die übrigen Städte folgten in den nächsten Jahren. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts (1840) ward dann die Zählung der Häuser nach den Straßen eingeführt. Straßennamentafeln erhielt Leipzig 1794, Dresden 1803.

Zuletzt müssen wir bei der Betrachtung alter Straßenzustände noch der Brunnen gedenken, womit sich einige Bemerkungen über die Beschaffung des Trinkwassers in älterer Zeit verbinden. Das Bedürfniß nach reinerem Wasser, als es Fluß oder Bach den Bewohnern eines Ortes bieten konnten, war stets vorhanden, und somit hat es auch Vorrichtungen dafür gegeben, so lange es menschliche Ansiedlungen gab. Die einfachste Vorrichtung war das Fassen der Quelle. Sodann leitete man das Wasser einer oder mehrerer Quellen durch hölzerne Röhren in die Nähe der Wohnungen. Dort sammelte es sich dann in hölzernen Wasserbehältern, wie wir sie noch heute überall sehen können, in Bütten, Trögen oder Röhrkästen. In dieser Weise nun verschafften sich auch die Städte, sofern sie in der Nähe von Bergen lagen, Anfangs fast ausschließlich ihr Wasser. Das Bemerkenswerthe ist dabei, daß diese Röhrenleitungen, „Gerinne", im Anfang durchaus Privatsache waren; eine Familie allein oder mehrere zusammen oder die Anwohner einer Gasse bauten solche für ihren Bedarf auf eigene Kosten. Dagegen scheint die Stadt frühzeitig die Instandhaltung der Röhrkästen auf Plätzen und Gassen übernommen zu haben. An die Stelle dieser Kästen traten später steinerne Bassins. — Auch auf diesem Gebiete veranlaßten die großen Stadtbrände ein Fortschreiten; sie gaben Veranlassung, daß man auf die Vermehrung des Wasservorraths bedacht wurde. Eine Wasserleitung im Großen konnte aber nur durch die vereinten Kräfte aller Bürger zu Stande gebracht werden. Zittau erscheint mit einer solchen zuerst auf dem Plane. 1375 ließ sich die Bürgerschaft dort ein solches Werk 300 Schock kosten. Andere Städte folgten zumeist erst um hundert und mehr Jahre später. Freilich hatten Städte, welche nicht in der Nähe höherer Berge lagen, auch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden; es bedurfte hier der „Wasserkünste", das waren Thürme, in welchen das Wasser künstlich in die Höhe getrieben ward, um dann von da aus sich gleichmäßig über die ganze Stadt, auch an höhergelegene Punkte derselben zu vertheilen. Bautzen erhielt 1496 die erste, Leipzig 1539.

Die zweite Art der Wasserbeschaffung war die durch künstliche Brunnen, auf welche besonders die Bewohner der Ebene angewiesen waren. Die ursprünglichsten sind die Schwengelbrunnen, solche mit einer aufrecht stehenden Säule, worauf sich ein langer, am untern Ende schwererer Balken befindet, an welchem wiederum mit langer Stange der Eimer befestigt ist. Etwas kunstvoller waren die Schöpfbrunnen oder Räderbrunnen, wo die Seile, an denen der Eimer hing, über ein sogen. Stirnrad gehen. Man brauchte dabei zur Heraufbeförderung der Eimer theils Menschen-, theils Pferdekraft. Den großen Fortschritt zur Verwendung der Pumpe brachte endlich das sechzehnte Jahrhundert, wenigstens wird von einer solchen zuerst in Bautzen 1540, in Oschatz 1556, in Zittau 1597 berichtet. — Sowol die eigentlichen Brunnen, als die Röhrkästen begann man seit dem sechzehnten Jahrhundert auch steinern zu bauen und mit mannigfachem künstlerischen Schmuck zu verschönen.

Zum Schluß stellen wir rückblickend noch einmal fest, daß das letztgenannte Jahrhundert, das der Reformation, auch auf dem hierbesprochenen Culturgebiete überall einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber dem Mittelalter aufzuweisen hat.

Zur Geschichte der sächsischen Serpentinindustrie.

Von Bergingenieur Dr. G. Stein.

Von den außerordentlich reichhaltigen Industrien, welche Sachsen aufzuweisen hat, kann wol die Zöblitzer Serpentinindustrie als eine der ältesten und eigenartigsten gelten.

Die Anfänge derselben sind mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln, doch ist es, wenn auch spätere Chronisten, wie wir sehen werden, die Entdeckung des Zöblitzer Serpentins und seiner Verarbeitung erst in die Zeit um 1546 bez. 1580 versetzen, zweifellos, daß die Verarbeitung des Serpentins von Zöblitz schon um das Jahr 1450 im Schwunge war. Der Stein selbst ist zwar schon im Alterthume bekannt gewesen, und wir finden ihn bei Plinius und Dioscorides erwähnt, von einer industriellen Verarbeitung desselben ist aber nirgends die Rede und wir können diese Industrie mit gutem Recht für eine specifisch sächsische erklären.

Der Name des Serpentinsteins ist aber zweifellos aus der ins lateinische übertragenen griechischen Benennung Ophites (von ὄφις, die Schlange) hergeleitet, fraglich bleibt hierbei nur, ob der Stein seinen griechischen Namen aus der Aehnlichkeit mancher seiner Abarten mit der Schlangenhaut, oder der ihm zugeschriebenen „Tugend" verdankt, daß er gegen den Biß der Schlange schützt. „Beide Meinungen lassen sich wol hören," meint der Zöblitzer Pastor Carl Wilhelm Hering in seiner 1828 herausgegebenen Geschichte des sächsischen Hochlandes, in welcher sich übrigens mancherlei interessante Angaben über die Geschichte der obererzgebirgischen Städte finden. Was jedoch insbesondere die Geschichte der Zöblitzer Serpentinindustrie anlangt, so ist es ein anderer Zöblitzer Pastor, Wilhelm Steinbach, gewesen, welcher uns in seiner 1750 in Dresden erschienenen „Historie des von dem edlen Serpentinstein weitbekannten Städtchens Zöblitz im Meißenischen Obererzgebirge" die reichhaltigsten Nachrichten niedergelegt hat. Nach den Mittheilungen Steinbach's, welche er zum großen Theile den im Jahre 1721 erschienenen „remarquablen curieusen Briefen" entnimmt, soll der Zöblitzer Serpentin erst im Jahre 1546 von „Justo Raben, einem in Italien, Schweiz und anderen weit entlegenen Ländern wohlgereiften Bergwerksverständigen alten 60jährigen Manne entdeckt worden sein". Natürlich hat man aber den Serpentin nicht gleich nach seiner Entdeckung zu verarbeiten verstanden. Nach einer von dem Kurfürstlichen Serpentin-Inspector Matthäus Illgen herrührenden Aufzeichnung soll der Berbisdorfer Bergmeister Christoph Illgen, welcher um das Jahr 1580 gelebt hat, einen Dienstjungen Namens Matz Brändel gehabt haben, „welcher, nachdem er unterschiedliche Steine zusammengelesen, alsdann allerhand Figuren daraus geschnitzelt und geschabt hätte: Daraus hat dieser sein Herr, der Bergmeister wahrgenommen, daß dieser Stein sich tractiren lasse, und habe also den Anfang zu dieser Stein-Arbeit gemacht, wie denn jetzt bemelter Brändel hernach die Sache immer besser und besser und vielleicht durch gute Anweisung besagten Bergmeisters begriffen, auch alsdann hierinnen seine 4 Söhne Georgen, Christoph, Michael und Zacharias die Brändele, welche alle vor und kurz nach dem 1608 Jahr gelebet, so unterrichtet hätte, daß sie nebst ihm sich ihre ganze Lebenszeit davon nähren können."

Die Brändel lieferten freilich nur grobe Arbeiten, namentlich Trinkgefäße, welche aus freier Hand gearbeitet waren, denn nach den Ueberlieferungen ist erst nach ihnen Michael Boßler, welcher 1614 gestorben sein soll, auf den Gedanken gekommen, den verhältnißmäßig weichen Stein wie Holz zu drechseln. Nach anderen Ueberlieferungen sollen allerdings kunstreich gearbeitete Trinkgefäße von Serpentin schon viel früher in Gebrauch gewesen sein. So soll auch Luther bei seiner Anwesenheit in Schleiz im Jahre 1529 im Hause des damaligen Bürgermeisters Zörner aus einem mit Zinn beschlagenen Serpentinkrug getrunken haben.

Schon vor dem Tode Boßler's war die erste und einzig dastehende Steindrechsler-Innung entstanden, deren Artikel Kurfürst Georg der Erste im Jahre 1613 bestätigte. Auch ist von Georg I. der Serpentin für ein Regale erklärt und ein eigener, von der Rentkammer besoldeter Serpentin-Inspector ernannt worden.

Kurfürst Georg der Erste sowol als seine Regierungsnachfolger, insbesondere aber Friedrich August interessirten sich lebhaft für die Zöblitzer Serpentinindustrie, ließen Vieles dort arbeiten und förderten dieselbe in jeder Weise. Im Jahre 1712 wurde den Mitgliedern der Steindrechsler-Innung auf ihr Bitten von Friedrich August sogar die Begünstigung der Befreiung vom Militärdienst ertheilt. Die vom 16. Februar 1712 hierüber ausgestellte, noch vorhandene Urkunde lautet folgendermaßen:

„Wir von Gottes Gnaden Friedrich August, König zu Pohlen, Churfürst ꝛc.

Lieber getreuer. Nachdem an Uns die sämmtlichen Serpentinstein-Brecher und Kunstdrechsler zu Zöblitz allerunterthänigst gelangen lassen, daß sie gleich anderen Künstlern und Fabricanten, auch den Bergleuten vom Exerciren befreyet und diejenigen 12 Mann ihrer Profession, so durch's Loos ausgebracht, hinwiederum dimittirt und

von dem Ambt Lauterstein andre Mannschaft ausgeloßet und die Division ersetzt werden möchte und denen gestalten Sachen nach nicht unbillig, daß diejenigen Meister unter ihnen, so wirklich tüchtige und künstliche Arbeit fertigen, sowol vom Loosen als Exerciren zu eximiniren; Als begehren wir hiermit du wolltest sowol zu der Erlassung als Wieder-Ersetzung bey nächst künftigen Ostern von Seiten der Veränderung die behörige Verfügung treffen, auch daran Unsere Meinung vollbringen.

Dat. Dresden, am 16. Februar 1712. Schindler
An den Ambtmann Jacob Keul.
zu Lauterstein.

Johann Christian Gensel."

Daß aber schon zu der damaligen „guten alten Zeit" nicht Alles nur auf Verdienst und Können ankam, beweist die Nachricht des Chronisten, daß „um zur Innung zu gelangen müssen alle, welche nicht Meisters Söhne sein, und auch keines Meisters Tochter ehelichen, ein Doppel-Stück, eine Trinkkanne und ein Gießbecken, nebst dazugehörigen Kanne zum Meister Stücke machen: Die Meisters-Söhne aber und diejenigen, welche eines Meisters Tochter zu heirathen sich anheischig machen, kommen viel genauer weg."

Die Anfangs nur von wenigen Meistern betriebene Serpentinindustrie nahm rasch einen ganz bedeutenden Aufschwung und die Innung zählte in ihrer Blüthezeit um das Jahr 1750 72 Meister. Leider trafen jedoch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehrere Umstände zusammen, welche die kräftig erblühte Serpentinindustrie rasch wieder zum Verfall brachten. Hatte schon der siebenjährige Krieg das Seinige dazu beigetragen, wie alle anderen Künste und Industrien, so auch die Serpentinindustrie schwer zu schädigen, so kam bald darauf noch die rasche Verbreitung des Meißner Porzellans und des 1759 von Wedgwood erfundenen und nach ihm benannten Steingutes, welche ganz besonders den Massenartikeln der Serpentinindustrie eine nicht zu überwindende Concurrenz bereiteten und den Verfall derselben beschleunigten.

Die Serpentinindustrie konnte trotz verschiedener selbst von der sächsischen Regierung unterstützter Belebungsversuche ihre frühere Blüthe nicht wieder erlangen. Im Jahre 1821 zählte die Innung nur noch 39 Meister, 12 Gesellen und 8 Lehrlinge.

Einer der interessantesten, weil bisher völlig unbekannt und ungewürdigt gebliebenen Versuche zur Hebung der von Mitte des vorigen, bis zur Mitte unseres Jahrhunderts nur kümmerlich sich fristenden Industrie wurde in der Zeit um das Jahr 1840 von dem Kaufmann und damaligen Bürgermeister von Zöblitz, Theodor Eduard Damm unternommen. Leider sind keinerlei auf die Unternehmung Damm's bezügliche schriftliche Urkunden vorhanden und ich verdanke die wenigen Nachrichten, die ich im Nachfolgenden geben will, der mündlichen Mittheilung der ältesten Tochter Damm's, der Frau Commissionsrath Steglich in Freiberg.

Damm, welcher in der Zeit vom Jahre 1838 bis zur Mitte der Vierziger Jahre Bürgermeister in Zöblitz war und dabei nebst einem Materialwaarenhandel allerlei Exportgeschäfte namentlich auch mit den Zöblitzer Serpentinwaaren betrieb, hegte, wie er sich im Kreise seiner Familie wiederholt aussprach, die feste Zuversicht, daß die Serpentinindustrie von Zöblitz einer großen Entwickelung fähig sei, daß dieselbe jedoch vorher vor Allem von dem rein Handwerksmäßigen mehr zum Künstlerischen übergehen müsse. Damm begnügte sich nicht, in dieser Richtung hin verschiedene Anregungen zu geben, sondern griff selbst werkthätig ein, um seine Ideen zur Durchführung zu bringen. Die künstlerische Gestaltung der Serpentinwaaren glaubte er aber nicht allein in der Form der Gegenstände, als vielmehr in der äußeren Ausstattung derselben zur Geltung bringen zu sollen. So richtig an und für sich diese Anschauung Damm's auch war, wie z. B. die gegenwärtig hergestellten, mit Bronce, Nickel und anderen Metallen montirten Serpentingegenstände beweisen, so wenig glücklich war er aber leider in der Wahl der Mittel zu dieser künstlerischen Ausstattung. Damm ließ nämlich von verschiedenen Zöblitzer Serpentinsteindrechslern eine große Menge Luxusgegenstände, als Decorationsteller, Vasen, Urnen, Schmuckkästchen u. s. w., herstellen und dieselben von kunstgeübten Malern mit Blumen, Landschaften und Aehnlichem bemalen. Er hatte eigens zu dem Zwecke auf seine Rechnung und Gefahr mehrere tüchtige Maler unter Leitung des als tüchtiger Kunsthandwerker bekannten Malers Gutwasser aus Schmölln im Altenburgischen, wo auch schon in damaliger Zeit bei der in großem Umfange betriebenen Chatouillen-Fabrikation viele tüchtige Maler beschäftigt wurden, nach Zöblitz kommen lassen. Unter der Leitung Gutwasser's entstand nun eine große Anzahl der heute zu den Seltenheiten gewordenen, mit Malereien geschmückten Serpentingegenstände.

Die an diesen Versuch geknüpften Erwartungen Damm's sollten sich jedoch nicht erfüllen. Waren schon die meist auf besondere Bestellung und nicht nach den herkömmlichen Formen gearbeiteten, meist reich verzierten, häufig mit Perlmutter u. s. w. eingelegten Gegenstände an sich schon ziemlich theuer, so wurden dieselben durch die Malereien noch wesentlich vertheuert. Zudem war die damalige Zeit, wie ja zur Genüge bekannt, für derartige Bestrebungen des Kunsthandwerks nichts weniger als günstig, überdies die Wahl der Decoration, wie erwähnt, nicht immer ganz glücklich. Große Fruchtschalen aus dunkelfarbigem Serpentin, in der inneren Fläche mit Landschaften bemalt, und Aehnliches wollten dem kunstverständigen Publicum — und nur auf solche konnte man ja als Käufer rechnen — schon damals nicht recht gefallen und so kam es, daß der Absatz der Waaren ein sehr mäßiger blieb, und daß schließlich Damm, nach vergeblichen Versuchen, den Absatz zu heben, die Maler wieder entlassen und den Versuch als gescheitert aufgeben mußte. Wol der größere Theil der in dieser Zeit entstandenen Serpentinmalereien sind im Besitze Damm's verblieben.

Die von den Damm'schen Malern geschmückten Serpentingegenstände sind, wie erwähnt, heute schon zu den Seltenheiten geworden und ich glaube daher, erwähnen zu dürfen, daß ich selbst zwei Stücke aus dem Nachlasse des im Jahre 1855 verstorbenen Damm besitze. Das eine ist ein aus dunkelgrünem Serpentin gearbeitetes, an den Rändern mit Perlmutter eingelegtes Schmuckkästchen, dessen Deckel nebst einer schmalen, eine Weinblattranke darstellenden Randverzierung mit einem sehr hübsch ausgeführten Blumenkorb bemalt ist; das andere ist ein kleiner Decorationsteller, ebenfalls aus dunkelgrünem Serpentin, dessen innere vertiefte Fläche mit einer in der Ausführung minder gelungenen Landschaft geziert ist.

Damm selbst hat seinen Versuch, der ihm eine nicht unbedeutende Summe Geldes gekostet hatte, später mit einem gewissen Behagen als die größte Dummheit seines Lebens bezeichnet. Wir aber können in diese herbe Selbstkritik Damm's nicht einstimmen; denn wenn er auch das, was er gehofft, nicht erreicht und anscheinend vergeblich Geld und Mühe angewendet hat, so hat er doch nicht unwesentlich dazu beigetragen, den künstlerischen Sinn der Steindrechsler zu wecken und dadurch, sowie durch seine rastlosen Bemühungen, die Zöblitzer Serpentinwaaren zu verbreiten, doch geholfen den Grund zu legen zu dem Aufschwung, den nicht allzulange nachher die Zöblitzer Serpentinindustrie genommen hat, nachdem noch andere günstige Umstände, zu welchen auch namentlich die im Jahre 1861 erfolgte Gründung der Zöblitzer Serpentin-Actiengesellschaft gehört, hinzugetreten waren.

Bücherbesprechungen.

□ Wissenschaft oder Christenthum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf an die Denkenden in beiden Lagern. Von Dr. Fr. Walther. Stuttgart, W. Kohlhammer. Preis 2 ℳ — Der Verf. wendet sich in dieser originellen Schrift gegen die Abstractionen einer voraussetzungslosen stolzen Wissenschaft, die von dem Christenthume zehrt, an dessen Grundlagen sie rüttelt, und stellt ihr gegenüber als eins der wesentlichsten Bedürfnisse „die planmäßige Feststellung der unentbehrlichen persönlichen Grundgedanken" hin, auf welchen ein folgerichtiges einheitliches Denken von Kind auf ermöglicht werden kann. Diese zumal für die Jugendbildung und Erziehung unentbehrliche Grundlage erkennt der Verf. im Christenthum, dem eben darum die christlichen Völker ihre Culturhöhe zu verdanken haben, während jene abstracte, die Voraussetzungen des geistigen Lebens mißachtende Wissenschaft den Bestand des Culturlebens mit dem Untergange bedroht. Das Christenthum ist „die Mutter der Weisheit", „Denklehre in einem bisher unverstandenen Sinn". Das ist die Quintessenz der eigenthümlichen Schrift, die zu einer interessanten Apologie für das Christenthum wird, von dem sie mit großer Wärme spricht.

—m— Von Otto Kaemmel's Deutscher Geschichte (Dresden, Carl Höckner) liegen uns die Hefte 2—4 vor, welche die Darstellung bis in die Zeit Kaiser Friedrich's II. fortführen. Auf ihren Inhalt näher einzugehen, vermeiden wir, da wir auf das Werk zurückzukommen gedenken, wenn es vollendet vorliegt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 105. Dienstag, den 3. September. 1889.

Von der Photographischen Jubiläumsausstellung in Berlin.

a. Schnell und glänzend hat die Erfindung Daguerre's, an sich eine schier wundersame Offenbarung verborgener Kräfte, die Mängel ihrer ersten Entwickelungsstufen überwunden. In den seit ihrer Veröffentlichung verflossenen fünfzig Jahren ist die photographische Kunst von den dürftigsten Anfängen zu hoher Vervollkommnung gelangt. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, die Erfolge der modernen Chemie und Optik, verbunden mit einer zweckbewußten Umbildung der Technik, haben nicht nur die Leistungsfähigkeit der Photographie auf ihrem ursprünglichen Gebiet wesentlich erhöht und verbessert, sondern auch die Grenzen des Gebietes selbst in ungeahnter Weise erweitert. Ueber die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt hinaus dem Fernrohr und dem Mikroskop in ihre dem Menschenauge verschlossenen Sphären treulich folgend, ist der photographische Apparat zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit geworden.

Vom Gang und vom heutigen Stand dieser ruhmvollen Entwickelung ein anschauliches Gesammtbild zu bieten, ist die Aufgabe der unter dem hohen Protectorat der Frau Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen von der deutschen und der schlesischen „Gesellschaft von Freunden der Photographie" und dem Berliner „Fachverein zur Förderung der Photographie" in einigen Sälen der königl. Kriegsakademie zu Berlin veranstalteten Jubiläumsausstellung. — Die Betheiligung war trotz der durch gleichartige und gleichzeitige Veranstaltungen in anderen Städten bewirkten Ablenkung noch rege genug, um dieses Ziel wenigstens annähernd zu erreichen. Den Staatsinstituten dankt das Unternehmen wesentliche Förderung; das Cultusministerium, der Generalstab, die Reichsdruckerei, das hygienische Institut, die königl. Technische Hochschule, das astrophysikalische Observatorium haben werthvolle Schätze ihres Ressorts beigesteuert. Deutschland und Oesterreich stehen naturgemäß im Vordergrund, aber auch die Vertretung des Auslandes ist wenn nicht reich, so doch bezeichnend und verleiht der Ausstellung einen internationalen Charakter. Wenn nichtsdestoweniger der Gesammteindruck für viele Besucher vielleicht hinter der Erwartung zurückbleibt, so ist dies zunächst nur eine im Wesen des Ausstellungsgebietes selbst begründete Erscheinung. Man darf nicht vergessen, daß man einer Fachausstellung gegenübersteht. Die umfassenden technischen Kenntnisse, welche hier für die Würdigung der einzelnen Objecte nothwendig sind, gehen einem großen Theil der Beschauer ab, so stattlich immerhin die Zahl der „Amateure" und der mit der Photographie vertrauten Laien sein mag. — Leider ist die Ausstellung auch aus äußeren Gründen einer schnellen Orientirung nicht gerade günstig. Der Raum und das unregelmäßige Eintreffen einzelner Ausstellungsobjecte nöthigten, die Grenzen der einzelnen Abtheilungen bisweilen zu durchbrechen; ein Vergleich der Leistungen gleichartiger Technik ist durch räumliche Trennung erschwert, indem für die einzelnen Gruppen innerhalb der Hauptabtheilungen nicht die einzelne Technik, sondern die Firma der Aussteller Maßstab und Ueberschrift bot; die Beleuchtungsverhältnisse sind stellenweis unvortheilhaft; besonders hat die interessante historische Gruppe unter diesem Uebelstand zu leiden.

Am leichtesten gewinnt man einen Ueberblick über das photographische Arbeitsfeld. Die Vorgängerin der Ausstellung im Jahre 1865 blieb im Wesentlichen auf Porträts beschränkt: hier tritt zum Bildniß, zur Landschaft, zum Genre, zur Wiedergabe der Kunstwerke die mannigfache Verwerthung der Photographie im Dienste der Naturwissenschaften als das glänzendste Zeugniß für ihre weittragende Bedeutung hinzu. In der Astronomie, Meteorologie und Optik, in der Medicin und Botanik hat der photographische Apparat bereits eine vielseitige, erfolgreiche Hilfsthätigkeit entfaltet. Vielleicht die wesentlichste Förderung leistete er bislang der Astronomie. Die Vollendung der geplanten photographischen Abbildung des gesammten Sternenhimmels, ein internationales Riesenwerk, zu welchem sich alle Sternwarten der Erde vereint haben, wird einen Markstein in der Geschichte der astronomischen Forschung bilden; die bereits zahlreichen photographischen Aufnahmen der Sonne, des Mondes und einzelner Planeten haben vor den früheren gezeichneten Nachbildungen mit der unermeßlichen Ersparniß an Zeit und Arbeitskraft auch die weitaus größere Zuverlässigkeit voraus. Vorübergehende Erscheinungen, wie die Sonnenfinsterniß, würden sich ohne die Hilfe der Photographie getreuer Nachbildung gänzlich entziehen. Von gleicher Bedeutung war die farbenempfindliche Platte für die Wissenschaft vom Licht. Mit dem großen Sonnenspectrum Henry A. Rowland's, mit den Spectren, welche H. W. Vogel und H. Kayser hier zur Ausstellung bringen, vermögen sich die früheren analogen Versuche kaum zu messen. Der photographische Apparat bietet ein getreues Abbild von dem verzweigten Wege des Blitzes, von der vielgestaltigen Erscheinungsform des elektrischen Funkens, und überträgt die vom Schall erzeugten Schwingungen der Luft in rhythmisch bewegte Linie. (Vergl. die von Siemens & Halske ausgestellten Photographien Dr. O. Frölich's.) Für diese Aufnahmen bedarf es selbstverständlich complicirter Instrumente, mannigfacher Vorbereitungen und eigener Methoden: ein jedes dieser winzigen hier ausgestellten Blättchen ist das Ergebniß langwierigen Ringens, in welchem nur die Vereinigung strenger Geistesarbeit mit praktischer Erfindungsgabe zum Sieg gelangen kann.

Dem Laien leichter zugänglich ist das photographische Arbeitsfeld innerhalb der Medicin. Zunächst handelt es sich hier um die Abbilder der auch dem Menschenauge erkennbaren Krankheitserscheinungen, zumeist freilich in starker Vergrößerung. Durch die Aufnahmen der Organe in den verschiedenen Stadien der Erkrankung gewinnt die Heilkunde ein unschätzbares Vergleichungsmaterial. Bedeutungsvoller noch ist der gleiche Vortheil innerhalb der Lehre der Mikroorganismen. Schon steht eine umfangreiche Sammlung von Abbildungen jener winzigsten den höheren Geschöpfen so verhängnißvollen Lebewesen, der Bakterien und Bacillen, dem Forscher zu Gebote. In entsprechender Weise arbeitet der photographische Apparat neben dem Mikroskop für die Pflanzenkunde in ihren vielseitigen Gebieten. — Beiläufig sei erwähnt, daß die photographische Nachbildung vermöge ihrer Schärfe in eigenartiger Weise auch innerhalb unseres Rechtswesens eine beachtenswerthe Stellung errungen hat: in einem von Dr. P. Jeserich erdachten Verfahren lassen Photographien nach gefälschten Schriftstücken, welche dem Auge und selbst der chemischen Untersuchung nur zweifelhafte Verdachtsmomente bieten, die hinzugefügten, beziehungsweise veränderten Schriftzüge mit voller Deutlichkeit erkennen.

In den obigen Andeutungen ist die Thätigkeit der Photographie im Dienste der Wissenschaft, selbst auch nur im Hinblick auf die Ausstellung, naturgemäß noch keineswegs erschöpft. Läßt sich doch eine solche Scheidung nach dem jeweiligen Zweck der photographischen Aufnahme überhaupt nur unvollkommen durchführen. Die Be-

deutung der photographischen Nachbildung für unsere Erkenntniß ist im weiteren Sinne so mannigfaltig und unerschöpflich, wie die Bedeutung der Erscheinungen selbst. Die lichtempfindliche Platte gleicht eben einer „neuen Netzhaut", deren Bilder diejenigen des menschlichen Auges durch die beiden wesentlichen Vorzüge der Zuverlässigkeit und der unmittelbaren Vervielfältigungsfähigkeit übertreffen.

In diesem Verhältniß wurzelt auch die Beziehung der Photographie zur Kunst. Bekanntlich ist das Urtheil hier nicht so einmüthig, wie auf dem wissenschaftlichen Arbeitsgebiet. Während die Einen von der Photographie eine Förderung, oder doch eine schätzenswerthe Hilfe der künstlerischen Arbeit erwarten, erklären sie die Anderen wenn nicht für schädlich, so doch für bedeutungslos. — Zunächst sind hierbei die Wirkungskreise der productiven und der reproducirenden Kunstthätigkeit möglichst zu trennen. Wo es sich lediglich um eine genaue Wiedergabe handelt, ist die Photographie in den weitaus meisten Fällen der Nachbildung durch Menschenhand auch auf künstlerischem Gebiet wesentlich überlegen. Besonders gilt dies von der Publication von Kunstwerken im Dienst der Kunstwissenschaft. Die Erhebung der Kunstgeschichte zu einer allgemeinen Disciplin ist mit der Verwerthung und den Fortschritten der Photographie innig verbunden. Wo das Studium des Originales unmöglich ist, hat die Stilkritik in der photographischen Wiedergabe einen zwar nur unvollständigen, bislang aber unübertrefflichen Ersatz gewonnen. Auf der Berliner Ausstellung bezeugen dies die prächtigen Aufnahmen von Gemälden alter und moderner Meister, welche Franz Hanfstängl in München in unveränderlichen Kohlephotographien bietet. Auffällig ist übrigens, daß die in dieser Hinsicht hochverdiente und in ihrer Leistungsfähigkeit unübertroffene photographische Anstalt Ad. Braun in Dornach auf der Ausstellung nicht vertreten ist, und daß auch von den im Verhältniß zum Preis ganz trefflichen italienischen Photographien eines Alinari (Florenz) und Naya (Venedig) jegliches Beispiel fehlt. Einen neuen Werth hat für die Kunstforschung die Photographie von Bauwerken gewonnen, seitdem die vom Oberst Laussedat erfundene, seither vervollkommnete „Meßbildmethode" der photographischen Aufnahme die wahren Maße und des Weiteren die Grundrisse und Schnitte der Bauten zu entnehmen weiß.

Zum größeren Theil wird der Bedarf an Nachbildungen von Kunstwerken heut jedoch nicht durch die Photographie selbst, sondern durch die mit ihr verbundenen Druckverfahren gedeckt. Dieselben haben in diesem Sinne neben ihrem allgemeinen Arbeitsfeld bereits bestimmte ihrer Leistungsfähigkeit besonders günstige Einzelgebiete gewonnen. So bewährt der Lichtdruck seine Vorzüge am glänzendsten bei der Wiedergabe der Strich- und Tuschzeichnungen. — Die kaiserliche Reichsdruckerei hat durch Tönung und durch das den Vorlagen entsprechende Papier ihren Lichtdrucknachbildungen von Zeichnungen Dürer's und Rembrandt's nahezu das Ansehen der Originale, die Bedeutung von Facsimiles verliehen. Auch die Anstalten von A. Frisch und P. Schahl in Berlin und von F. Bruckmann in München weisen verwandte mustergiltige Leistungen auf. — Was der Lichtdruck für die Wiedergabe von Zeichnungen, das ist für die Nachbildung von Holzschnitten die Photozinkographie (Zink-Hochätzung), für diejenige von Kupferstichen und Radirungen die Heliographie (Kupferlichtdruck). Für die Uebertragung von Gemälden dürfen Helio- und Photogravüre Anspruch auf die vornehmste Rangstufe erheben. Am reichhaltigsten ist hier die Ausstellung der Verlagsanstalten Dr. E. Albert's und F. Hanfstängl's in München, sowie die der Wiener Photographischen Gesellschaft. Durch ihre prächtige decorative Wirkung fesseln die beiden nach dem „Verfahren Goupil" angefertigten Photogravüren, welche die Firma Boussod-Baladon einsandte.

Im weiteren Sinn gebietet die moderne Illustration bereits über so zahlreiche Methoden, daß für jegliches Vorbild die seiner Natur angemessene Art der Reproduction, jeglicher Aufgabe die zweckentsprechende Lösungsform zu Gebote steht. Nur mit Mühe vermag der Laie die Erzeugnisse dieser einander mehr oder minder verwandten Verfahren zu unterscheiden, zumal die denselben beigelegten Namen keineswegs durchgängig glücklich und bezeichnend gewählt sind. Um so schätzenswerther ist hier die in der Ausstellung ermöglichte Uebersicht, zu welcher neben den erwähnten Kunstanstalten besonders die von R. Falk (Berlin) eingesandte historische Sammlung, sowie die stattliche Sonderausstellung H. Riffarth's (Berlin) und der Münchener Autotyp-Compagnie vielseitiges Material gewähren.

Daß diese Ausdehnung und Leistungsfähigkeit der mit der Photographie verbundenen Reproductionsverfahren auf das Schicksal der „vervielfältigenden Künste" von Einfluß sein wird, kann nicht zweifelhaft erscheinen. Sicherlich werden insbesondere der Kupferstich und die Radirung eine Einschränkung ihres Wirkungskreises, eine Beeinträchtigung ihres Absatzgebietes erfahren. Unberechtigt aber ist es, in dieser äußerlichen Veränderung, die nur unter dem kaufmännischen Gesichtspunkt als eine Schädigung, und zwar nur als eine momentane, erscheinen kann, eine wesentliche Gefahr oder gar eine Existenzfrage für die künstlerische Bedeutung des Kupferstichs und der verwandten Kunsttechniken zu erblicken. Diese bieten eben mehr als eine mechanische Wiedergabe. Mag es sich selbst nur um die Nachbildung fremder Schöpfungen handeln, mag der Stecher sein Ziel in der objectiven Treue oder in subjectiver Auffassung erblicken: stets bleibt sein Werk ein Erzeugniß eines selbständigen künstlerischen Schaffens. — Nicht schädlich, sondern vielmehr segensvoll vermag die in den mechanischen Reproductionsverfahren erstandene Concurrenz auf die Entwickelung der vervielfältigenden Künste zu wirken; wofern dieselben, aus einem weitaus zu allgemeinen Wirkungskreis auf ein enges, aber ihrer Eigenart völlig entsprechendes Gebiet zurückgedrängt, von Neuem die ihnen eigenthümliche Leistungsfähigkeit zu prägnanter Geltung bringen. Ihre heutige künstlerische Sprache entbehrt der Reinheit und Kraft. Der Holzschneider scheint möglichste Annäherung an die Werke des Kupferstechers zu ersehnen, dieser den Maler um die Reichhaltigkeit der Palette zu beneiden. — Die Blüthe unseres Kupferstiches und unseres Holzschnittes aber wurzelt in der genauen Erkenntniß der naturgemäßen Schranken, welche der einzelnen Kunsttechnik gesetzt sind, und dankt ihre glänzende Entfaltung vorzugsweise der glücklichen Verwerthung eben dieser beschränkten Eigenart.

Aehnliche, aber weitaus schärfer markirte Grenzen scheiden die Leistungsfähigkeit der Photographie von dem Gebiet der productiven Kunst. — Die Berliner Ausstellung enthält eine solche Fülle von Aufnahmen, welche das Auge erfreuen und einen der Wirkung eines Kunstwerks verwandten Reiz ausüben, daß es schwierig ist, hier das Beste vom Guten zu sondern. Nur beispielsweise seien erwähnt: die Porträts von W. Fechner, H. Graf, O. Lindner (Berlin), A. Naumann (Leipzig) und H. Pietzner (Karlsbad); die italienischen Genrebilder der Contessa Loredana da Porto Bonin, sowie die prächtigen Cabinetstücke W. Winter's (England); die landschaftlichen Stimmungsbilder von J. P. Gibson (England), die Strandstücke von L. Minzloff (Königsberg), die außerordentlich zahlreichen Landschaften uns ungewohnten Charakters und Reizes — von den trefflich gelungenen kleinen Bildchen, welche Dr. P. Güßfeldt auf Kaiser Wilhelm's Nordlandfahrt aufnahm, bis zu den großen Blättern, in denen H. H. Jackson die majestätische Pracht der nordamerikanischen Gebirgswelt wiedergiebt —; die mustergiltigen Architekturphotographien von A. Schmitz (Köln).

Die Vorzüge dieser und zahlreicher anderer Aufnahmen bezeugen zur Genüge, daß auch die photographische Nachbildung, sobald sie nicht lediglich als Hilfsmittel der Forschung dient, künstlerisches Feingefühl sehr wohl erfordert. Beim Porträt äußert sich dasselbe vorzugsweise in der Wahl der Stellung, des Hintergrundes, der Beleuchtungsverhältnisse; bei der Landschaft in der Bestimmung des Augenpunktes und der Ausdehnung des Bildes. — Soweit es sich um die Wiedergabe unmittelbar gegebener Vorbilder handelt, unterliegen die Vorarbeiten des Malers und des Photographen nahezu den gleichen Gesetzen. Aber die künstlerische Thätigkeit des letzteren findet ihren Abschluß, wo die des ersteren erst mit voller Kraft einsetzt: ist der photographische Apparat eingestellt, so arbeitet er selbständig, bleibt ein weiterer künstlerischer Eingriff auf etwaige Tönung und Retouche beschränkt. — Hieraus ergiebt sich die Bedeutung, welche die Photographie für das selbständige künstlerische Schaffen gewinnt. Mag der Künstler noch so ausschließlich der naturalistischen Richtung fröhnen und nur in der objectiv nüchternen Wiedergabe der Wirklichkeit seine Aufgabe erkennen: zur Erreichung dieses Zieles vermag ihm die Photographie niemals Anderes als ein schätzenswerthes Hilfsmittel zu bieten. Im besten Falle gewährt sie ihm Modelle und Motive, die jedoch erst im Läuterungsprozeß seines eigenen Schaffens künstlerisches Leben und künstlerische Wahrheit zu gewinnen vermögen. Das gleiche Element, welches den photographischen Apparat für die Wissenschaft unschätzbar macht, mindert seine Bedeutung für die Kunst. Er schildert uns die Dinge weit genauer als unsere Netzhaut, er giebt Wesentliches und Unwesentliches mit gleicher Treue, gleich ausdrucksvoll wieder, und stellt daher dem Künstler die gleiche Aufgabe, wie das natürliche Vorbild selbst. — Für unsere Kenntniß von der Bewegung sind die Momentphotographien, welche O. Anschütz zur Ausstellung

bringt, von wesentlichem Nutzen, für ihre künstlerische Wiedergabe aber sind sie nahezu bedeutungslos. Dem echten Künstler ist die Photographie nichts mehr und nichts weniger als ein mnemotechnisches Hilfsmittel.

Und dieses Verhältniß wird unverändert bleiben, selbst wenn die Vervollkommnung der Photographie in einem der bisherigen Entwickelung entsprechenden Maßstab auch fürder vorwärts schreitet und so ihre Leistungsfähigkeit als mechanisch reproducirende Technik gleich stetig wächst. Der Hauptweg, auf welchem diese Vervollkommnung erreicht werden kann, ist bereits mit wesentlichem Erfolg betreten. Sein Ziel ist, die Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte möglichst zu steigern, sie für die Wiedergabe der feinsten Abstufungen innerhalb der Farbenverhältnisse zu befähigen. Während auf den früheren Platten nur die blauen und violetten Bestandtheile des Lichts die chemische Zersetzung hervorriefen, verfügt die heutige Photographie vorzugsweise Dank der Forschungen Prof. H. W. Vogel's bereits über Platten, welche fast völlig farbentonrichtige Effecte geben. Die in der Ausstellung ermöglichte Vergleichung von Aufnahmen mittels gewöhnlichen und mittels der Gelatin-Eosinsilberplatte nach Vogel-Obernetter lehrt den hiermit erreichten Fortschritt trefflich schätzen. Auf die übrigen zahlreichen Verbesserungen und Erleichterungen der photographischen Technik, von denen die Ausstellung theils durch ihre Erzeugnisse, theils aber durch die einzelnen Apparate und Chemikalien selbst Kunde giebt, kann hier nicht des Näheren eingegangen werden. Nur der vornehme weiche Gesammtton, welchen die neuerdings vielfach übliche Anwendung von Platinpapier bewirkt, sei als ein bei jeder Photographie leicht erreichbarer Vorzug hier noch besonders gerühmt. — Zum Schluß möge endlich noch kurz der Vervollkommnung derjenigen Verfahren gedacht werden, durch welche die Photographie den wesentlichsten Mangel ihrer Wiedergabe, ihre Farblosigkeit auszugleichen sucht. Von der Leistungsfähigkeit des modernen Farbenlichtdrucks bieten unsere illustrirten Werke glänzende Beispiele, welche jedoch die hier von Angerer & Göschl (Wien) und A. Frisch (Berlin) ausgestellten Blätter nur selten erreichen, und auch die an sich nicht gerade hoch geschätzte unmittelbare Bemalung der Photographie dürfte in der von M. Pathe (Berlin) künstlerisch verwertheten Methode zahlreichere Freunde gewinnen.

In Florenz vor 32 Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

IV. Im Palast Strozzi.

Im säulenumgebenen Hofe des Palastes Strozzi befand sich ein kleines Gehäuse moderner Bauart, eine Art Glaskasten, in welchem der Portier des 19. Jahrhunderts die Palastwache hielt. Er las Zeitungen, als ich kühn auf sein Häuschen losschritt, um eine Frage an ihn zu richten, deren Beantwortung ich doch voraus wußte. Der Cerberus des Hauses Strozzi ließ mich denn auch in der Tonart eines mürrischen Castellans oder eines bis an die Zähne bewaffneten Reißigen des Cinquecento an: ich hätte mir die Frage ersparen können, ob es erlaubt sei, den Palast zu besichtigen, denn es sei bekannt, daß der Principe dies nur selten gestatte. Ich muß gestehen, daß mir das barsche Wesen des alten, graubärtigen Wächters der mittelalterlichen Burg sehr wohl gefiel, denn es paßte zu meiner Stimmung, die in der Vergangenheit schwelgte.

„Empfehlungen! Empfehlungen!" rief er und taxirte mich und meine Toilette mit ziemlich geringschätzigen Blicken, nannte auch zwei oder drei fürstliche Familien von Florenz, die mir solche einflußreiche Empfehlungen geben könnten. Ich hörte ihre Namen zum ersten Male, aber ich begann eine andere raccommandazione auszukramen: diejenige meiner Kenntniß der Geschichte des erlauchten Hauses und der Familie Strozzi. Ich erzählte mit Begeisterung vom großen Filippo, von der schönen Luisa, dem tapferen Piero, der stolzen Clarice, dem berühmten Admiral der französischen Flotte, Luigi Strozzi, und der rauhe Sicherheitswächter ließ seine Zeitung von 1857 herabsinken und lauschte staunend meinen Berichten vom Cinquecento.

Eine solche Art der Einführung in den Palast war wol noch nicht dagewesen. Ich kam an der Hand der Ahnen, also in erhabenster Gesellschaft. Nachdem mich der Portier nochmals verwundert angestarrt hatte, führte er mich die breite Haupttreppe empor und klingelte an einer kleinen Thür des Halbgeschosses. Auf dieses Läuten erschien ein schwarzbefrackter Herr, der Kammerdiener des Fürsten, mit welchem der Portier leise zu flüstern begann. Kopfschüttelnd betrachtete auch der Neuhinzugekommene das seltsame geschichtskundige weibliche Wesen, erbat sich meine Karte und verschwand in den schmalen Gängen der fürstlichen Wohnung, deren schwellende Teppiche seinen Schritt unhörbar machten. Ich war allein und hatte Zeit, mich mit dem erhebenden Gefühle zu erfüllen, daß ich endlich in die Räume eingedrungen sei, wo einst Luisa wandelte und wo auch des braunen Herzogs Fußtritt oft erklungen war.

Der Kammerdiener erschien bald wieder und brachte die verbindliche Antwort seines Herrn: er sei erfreut, einer so „historisch gebildeten Dame" eine kleine Gefälligkeit erweisen zu können, es solle mir vom Palast gezeigt werden, was immer ich begehren würde, selbstverständlich mit Ausnahme des Halbgeschosses, das der Fürst bewohnte. Er und seine Gemahlin hatten übrigens tiefe Trauer, die Mutter des Fürsten, eine edle, allgemein verehrte Frau, war kürzlich gestorben.

Als der Kammerdiener die erwünsche Antwort seines Herrn brachte, hatte ich mich in die Erinnerungen des Mittelalters schon wieder so eingesponnen, daß ich vermuthete, der große Filippo selbst gestatte mir den Eintritt in seine Prachträume.

Und Prachträume waren es, die sich mir im ersten Stockwerk öffneten, eine fortlaufende Reihe von Sälen und Gesellschaftszimmern mit wahrhaft königlicher Ausstattung. Doch vor meinen Augen verschwand all der Reichthum und Glanz der modernen Einrichtung, als sich der Saal aufthat, in welchem die Familienbilder aus jenen dunkeln tragischen Zeiten, wo die Strozzis noch das große Spiel um Herrschen und Unterwerfung gewagt hatten, vereinigt waren.

Von Tizian's Meisterhand gemalt, hing da Filippo, ein Kniestück. Ich hatte gelesen, daß er ein schöner, von den Frauen sehr verwöhnter Mann gewesen sei, aber dieses Porträt übertraf meine Erwartungen. Da stand er, das große schwarze Auge, in welchem ein Gemisch von Stolz, Melancholie und fesselnder Liebenswürdigkeit verschmolzen war, auf den Beschauer gerichtet. Das Gesicht ist schmal, die Hautfarbe blaß, etwas bräunlich, und die edlen Züge umwallt ein dunkler Bart. Er trägt einen schwarzen, mit grauem Pelz gefütterten, ärmellosen Talar, auf dem Haupte ein schwarzes Barett.

Von Tizian's Hand rührt auch das Bild des tapfern Piero her, der im Stahlharnisch gemalt ist. Seine Zügen ähneln denen des Vaters, doch drücken sie mehr Gutmüthigkeit und weniger Hoheit aus. Das unbedeckte Haupt zeigt reiches dunkles Lockenhaar. Ein eben solcher Bart umgiebt Wangen und Kinn. Aber auf der Stirn lagert eine Wolke düsterer Gedanken. Piero Strozzi, der sehr kriegerisch gesinnt war, reizte, nachdem des Vaters Geschick sich in so furchtbarer Weise erfüllt hatte, die Vertriebenen beständig zu neuen Unternehmungen an, um sich im Vaterlande wieder festzusetzen. Leider gelang keine einzige derselben. Auch Roberto und Luigi Strozzi sind in Stahlharnischen dargestellt, eine kleine Tochter Roberto's, ein liebliches Kind mit braunem Lockenköpfchen und in weißem Gewande, schmiegt sich an die ehernen Gestalten ihrer Verwandten an. Ein Sohn Piero's, ebenfalls in Rüstung, beschließt die Familiengalerie aus dem Mittelalter. Sämmtliche Bilder sind Kniestücke und Schöpfungen Meister Tizian's. Vom Erbauer des Palastes, Filippo's Vater, war nur eine Marmorbüste aufzufinden gewesen, die über dem Kamin thronte. Leider forschte ich vergeblich nach einem Porträt der herrlichen Luisa, deren Schönheit und Tugend sogar ein Michel Angelo des Ruhmes werth fand. In einem andern der Prachträume hing ein weibliches Brustbild, das eine schöne üppige Frau in mittleren Jahren darstellte. Es sollte das der Clarice Medici, der Mutter Luisa's, sein, doch ist man darüber nicht einig und entfernte es deshalb aus der Familiengalerie. Ein neuerer Kunstkritiker sollte entdeckt haben, daß es viel später gemalt worden, als Clarice gelebt hat.

Auf einige Ausstattungsgegenstände machte mich der Kammerdiener, der meinen Führer abgab, aufmerksam, welche noch vom Brautschatze Clarice's herrührten. Es war eine große Truhe aus dunkelgebeiztem Holze, mit Gold reich ausgelegt. In solchen gewaltigen Truhen brachten die hochedlen Fräuleins jener Zeit das Linnen- und Spitzenzeug ihres Heirathsgutes in die Häuser der Eheherren. Ein anderes kostbares Möbel, von der Ausstattung

Clarice's herrührend, hatte die Form eines thronartigen Sophas, zu dessen Sitzen man vermittelst einer Stufe gelangte. Ich fand mich an den Thronsessel des Dogen von Venedig erinnert im Saale des großen Rathes. Auf diesem Sopha ruhend, empfing die hohe Dame ihre Gäste, wenn Festlichkeiten im Palaste stattfanden. Es war von dunkelgebeiztem Nußbaumholze, reich mit Gold ausgelegt und wurde durch die vereinigten Wappen der Medici und der Strozzi, also der sechs Kugeln mit den sechs Halbmonden, noch außerdem geziert. Auffallend ist an den Halbmonden der Strozzi, daß die beiden Enden ein feiner Strich verbindet, so daß sie eigentlich Vollmonden gleichen, wenn nicht die inwendige Curve das erste Viertel darstellte.

Wir gelangten endlich, immer begleitet von mehreren Dienern, die beordert waren, die herabgelassenen Schutzgardinen, wodurch sämmtliche Räume verfinstert wurden, zu entfernen, zu einem Saale und einigen Zimmern, welche von den modernen Verschönerungen noch nicht berührt worden waren. Der Saal glich mehr einer Rumpelkammer, einige halbgeborstene alte Möbel standen im Winkel, die Ziegelsteine des Fußbodens waren tief ausgetreten und ohne Teppiche, die Fenster zeigten noch die alterthümlichen runden Scheiben, gänzlich erblindet, und die innen angebrachten, mit starkem Eisenblech beschlagenen Läden waren mit riesigen Nägeln bedeckt. Aus diesem Raume blickte das kampfgerüstete Mittelalter drohend hervor, und gerade hier war es gewesen, wo Herzog Alessandro, der Mohr, einst die schöne Luisa zum ersten Male erblickte. Von diesem Saale aus gelangte man in die kleine dunkle Hauskapelle. Sie war einfach aber würdig decorirt.

Am Ausgange des letzten zu besichtigenden Raumes stand Fürst Lodovico Strozzi, ein schlanker Mann von ungefähr 36 Jahren. Haar und Bart von röthlich blonder Farbe, und ein heller Teint mahnten nicht an einen Nachkommen Filippo's. Die feinen Linien des Gesichts fesselten durch den Ausdruck großer Liebenswürdigkeit. Ich dankte ihm mit den verbindlichsten Wendungen, die ich zu ersinnen vermochte, für die mir gewährte Auszeichnung, den Palast sehen zu dürfen, und er, erfreut über die Kenntniß der Geschichte seines Stammes, die ich bewiesen hatte, errieth in mir sogleich den „autore“. Als ich mein Bedauern ausdrückte, daß von meiner Heldin, Luisa, kein Bildniß aufzufinden gewesen, stimmte er bei und fügte hinzu: auch nicht der kleinste Gegenstand, der in ihrem Besitze gewesen und an sie erinnern könne, habe sich, trotz eifrigster Nachforschungen, gefunden. Ueberhaupt habe es außerordentliche Mühe gemacht, auch nur die wenigen Andenken aufzutreiben, welche seine Familie aus jenen frühen stürmischen Zeiten besitze, weil seine Vorfahren lange verbannt und die Güter confiscirt gewesen seien. In den Händen der Bedrücker solle der Palast in einen unbeschreiblich verwilderten Zustand gerathen sein.

Ich ersuchte den Urenkel des großen Filippo um ein Autograph, welches er in liebenswürdigster Weise gewährte, indem er die Bitte hinzufügte, ich möchte nicht verabsäumen, ihm ein Exemplar derjenigen meiner Schriften zukommen zu lassen, die sich auf die Geschichte seines Hauses bezögen. Er habe der deutschen Sprache ein aufmerksames Studium gewidmet, wenn er sie auch nicht fließend zu sprechen im Stande sei. Auf diese Art gelangte mein Trauerspiel: Luisa Strozzi, nachdem es in der „Schaubühne“ von Feodor Wehl im Druck erschienen war, in die Hände des Nachkommens Filippo's und in das Archiv des Palastes Strozzi.

Bücherbesprechungen.

□ **Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins.** Barmen, H. Klein. — Unter diesem Titel sind wieder eine ganze Reihe kleiner belehrender und erbaulicher Schriften erschienen mit interessanten geschichtlichen Bildern, die das evangelische Volk in die ihm leider lange nicht genug bekannte Geschichte seiner Kirche, die Geschichte der Reformation und Gegenreformation einführen sollen. Die kleinen Schriften, die wegen ihres ungemein billigen Preises — das Heft kostet 10 Pfennige — sich zur Verbreitung vorzüglich eignen, sind mit vielem Fleiß und Geschick gearbeitet, und bieten in sehr ansprechender, volksverständlicher Form gediegenen Inhalt. Unter den vorliegenden Heften heben wir besonders die Geschichte der Königin Christine von Schweden, der vom Geiste und vom Glauben ihres großen Vaters abgefallenen Tochter Gustav Adolf's hervor, sodann die höchst merkwürdige Geschichte des bekehrten Jesuiten D. Jacob Reising, die interessante Beschreibung einer Gustav-Adolfs-Reise durch die österreichischen Alpen mit rührenden Zügen evangelischer Glaubenstreue und das Lebensbild Kaiser Wilhelm's I., als des erlauchten Freundes und Beschützers der evangelischen Kirche und speciell des Gustav-Adolfs-Vereins.

—e— **Der Handarbeitsunterricht in der Volksschule.** Lehrplan und Leitfaden zum Gebrauche für Handarbeitslehrerinnen, Lehrer und Schulaufsichtsbeamte. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Springer, Königl. Kreisschulinspector. Gera, Verlag von A. Reisewitz. 1889. Preis 3 ℳ. — Der Schulgesetzgebung von 1873 ist es zu verdanken, daß der Unterricht in weiblichen Handarbeiten, der früher nur in wenigen Stadtschulen betrieben wurde, allmälig in fast allen Volksschulen unseres Landes Eingang gefunden hat. Nicht überall begriff man gleich anfangs, welchen Segen der neue Lehrgegenstand bringen müsse, und daraus vornehmlich erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß seiner Einführung in zahlreichen ländlichen Gemeinden vorerst entschiedener Widerstand entgegengesetzt wurde. Nach und nach aber hat sich die richtige Anschauung von der Sache bis in die entlegensten Dörfer Bahn gebrochen, und wir haben jetzt die Freude, daß der Handarbeitsunterricht insbesondere da, wo er gut geleitet wird, nicht allein bei den Schülerinnen, sondern auch bei den Müttern und allen einsichtsvollen Gemeindegliedern sehr beliebt und hoch geschätzt ist. Wenn seine Erfolge noch nicht allenthalben ganz befriedigen, so darf nicht übersehen werden, daß, wie von dem Verfasser der vorliegenden Schrift betont wird, der Handarbeitsunterricht an vielen Schulen zur Zeit noch in der Hand von Lehrerinnen liegt, „welche die sachlichen Fertigkeiten zwar beherrschen, aber in der schulgemäßen Behandlung der Lehrstoffe, wie in der Erziehung der Kinder auf dem Wege des Unterrichts zumeist ohne Vorkenntnisse sind und in ihrer Lehrthätigkeit, wie in ihrer Fortbildung geleitet und unterstützt werden müssen, wenn sie allmälig zu zureichenden Leistungen sich erheben sollen“. Daher hat unsere Staatsregierung wiederholt Geldmittel zur Verfügung gestellt, damit in einzelnen Bezirken Fortbildungscurse oder auch Conferenzen für Handarbeitslehrerinnen veranstaltet werden konnten. Aber das genügt nicht, um ihnen allen zu dienen. „Da gilt es,“ wie der Verfasser sagt, „daß zunächst der Lehrer jeder Schule denselben rathend und helfend zur Seite tritt. Da ist es vor Allem Sache des Orts- und Kreisschulinspectors, daß er durch Ordnung der Lehr-, Stoffvertheilungs- und Stundenpläne, durch Gliederung der Schüler zu Classen und Abtheilungen, durch Fortbildung der Lehrerinnen, wie durch thätige Sorge für geeignetes und einheitliches Unterrichtsmaterial und durch noch manches Andere erst die äußeren und inneren Bedingungen für einen gedeihlichen Betrieb des Handarbeitsunterrichts schafft. Das Alles aber ist unmöglich ohne ein zureichendes Wissen, ohne vollgenügendes Verständniß nicht nur für die Ziele und Forderungen dieses Unterrichts, sondern auch für die ganze Art seines Betriebes, für alle Verhältnisse, von denen er in seinen Erfolgen abhängig ist.“ Und dieses nothwendige Wissen soll das vorliegende Buch vermitteln helfen, „ein Lehr- und Nachschlagebuch nicht allein für Handarbeitslehrerinnen, sondern auch für Lehrer und Aufsichtsbeamte, eine zureichende Unterlage für Lehr- und Fortbildungscurse und Conferenzen, das über alle den gesammten Betrieb des Handarbeitsunterrichts betreffenden Fragen Aufschluß zu geben vermag und die in mehrjähriger eingehender Arbeit gemachten Erfahrungen eines Schulaufsichtsbeamten übersichtlich darbietet“. Wir wünschen dem trefflichen Werke eine recht weite Verbreitung und hoffen von dieser auch bei uns günstige Folgen für die fernere Entwickelung des Handarbeitsunterrichts. Ueber dessen volkswirthschaftliche und sittliche Bedeutung spricht sich der geschätzte Verfasser u. A. folgendermaßen aus: „Er lehrt Fertigkeiten, auf denen bis in die niedrigste Familie hinab — und je dürftiger gestellt die Familie, desto mehr — des Hauses Wohlbehagen, Sparsamkeit und Wohlanständigkeit, ferner eine gesunde Erziehung der Kinder auf hochwichtigen Gebieten mit beruhen. Er enthält aber auch tausend Keime, Anreizungen und Gelegenheiten zu all den Tugenden, die das Weib besonders zieren und für ihren Beruf als Trägerin des Familienlebens in erster Linie befähigen: zur Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, zur Arbeitsamkeit und Geduld, zu einem häuslichen, sparsamen, auf die Erhaltung und Ausnutzung des Kleinen und Unscheinbaren gerichteten Sinn.“ Damit trifft im Wesentlichen zusammen, was schon der „Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. November 1878“ theils im Texte, theils in den zugehörigen erläuternden Anmerkungen ausspricht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 106. Donnerstag, den 5. September. 1889.

Luzerner Studien.

Von Paul Clemen.

Im Winter des Jahres 1853 wurden zu Obermeilen am rechten Ufer des Zürichsees Grabarbeiten vorgenommen. Aus dem steifgefrorenen Schlamme klaubten die Erdschaufler, die nach Schweizer Art hübsch langsam vorgingen, neben allerlei Muschelgethier auch seltsame, künstlich geformte Steine und Knochen hervor, daneben Topfscherben mit rohen Punktornamenten und Gewebereste. Dazu traten in bestimmten Abständen halb vermoderte starke Pfähle zu Tage, die sich unter dem Wasser in den See hinein fortzusetzen schienen. Man schüttelte den Kopf und rief das lebendige Wörterbuch des Ortes, den Lehrer Johann Aeppli zu Hilfe. Der wackere Aeppli schüttelte gleichfalls den Kopf und lief nach Zürich, den gelehrten Archäologen Ferdinandus Keller herbeizurufen. Es ward weiter gegraben und weiter gesammelt, an den übrigen Landungsplätzen am Zürichsee, am Zuger, am Neuenburger See, endlich auch am Vierwaldstädter See wurden die gleichen Anlagen entdeckt — und ehe ein Jahr vergangen war, konnte Keller der erstaunten Welt die Periode der Pfahlbauten vorführen. Ein neues Licht fiel in das Ginnungagap der prähistorischen Forschung, alle Perückenstöcke im nördlichen Europa begannen sich zu sträuben.

Wie an der Bauschanze am Limmathfluß, so war auch dem Ausfluß der Reuß gegenüber am Vierwaldstädter See eine Pfahlbautenansiedelung gelegen, schmale, weit in den flachen Seebusen hinausgeschobene Hüttenreihen, aus unbehauenen Stämmen, Lehm und Reisig aufgeführt — die Behausungen der Stammeltern jener Keltenleute, die noch 50 Jahre vor den Zeiten Cäsar's unter dem jugendstarken Diviko nach Gallien zogen und die Römer an der Garonne schlugen. Die große Römerstraße, die von Genf über Aventicum, Vindonissa, Claudia nach Arbor Felix am Bodensee führte, ließ die Luzerner Bucht zur Rechten liegen. Ob damals schon ein Castell am Eingange zum Reußthale sich erhoben? Wir wissen es nicht. Verbürgte Nachrichten klingen erst aus dem fünften Jahrhundert herüber. Luzern war damals ein elendes Fischerdorf, in dem um 450 die erste Kirche dem heiligen Nicolaus geweiht ward. Zweihundert Jahre später gründete der Schwabenherzog Wickard zu Ehren des heiligen Leodegar ein Kloster, das dann von König Pipin dem elsässischen Kloster Murbach geschenkt ward. Dem päpstlichen Interdict Trotz bietend, erwarb die Stadt aus eigener Kraft im Jahre 1332 die Freiheit, Oesterreichs Joch abschüttelnd verband sie sich mit den Waldstädten. Seitdem war Luzern Vorort der alten Eidgenossenschaft, ein Schweizer Venedig, wie die Lagunenstadt von einer Patrizieroligarchie regiert, die bis zur Napoleonischen Vermittelungsacte blühte. Erst die Annahme der neuen Bundesverfassung im Jahre 1848 stürzte Luzerns Vorrechte.

Die bedeutendste und ausführlichste Kunde von der Wende des 15. Jahrhunderts bieten für die Luzerner Geschichte nicht Worte, trockene Niederschriften, sondern bildliche Aufzeichnungen, farbenreiche Gemäldecyklen. In ihrer ungemessenen Bilderfreude übertrafen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die alamannischen Stammgenossen alle ihre nordischen Nachbarn. War früher der Besitz illustrirter Bücher — der Lebensarbeiten schreiblustiger Mönche — nur ein Vorrecht der oberen Tausend gewesen, denn höher stellte sich kaum die Zahl der kleinen und großen Bücherliebhaber in Deutschland, so ward bei dem Eintreten der Laien in die Scriptorien, bei der durchgeführten Arbeitstheilung, bei der Benutzung geringeren Materials eine gewerbsmäßig illustrirte Handschrift Allen zugänglich. Schon aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wissen wir von einer Art Massenfabrikation von Bilderhandschriften, aber das waren lediglich antike Stoffe, die bis in die Bildungsbarbarei der Ottonen durchgesickert waren, Handschriften des Terenz, Aratus und der Psychomachie des Prudentius. Die süddeutschen Schöpfungen des fünfzehnten Jahrhunderts jedoch waren eigenständig auf heimischem Boden aufgewachsen, ohne Vorbilder, ohne fremde Einflüsse, und die nationale Phantasie und Gestaltungskraft ließ um so freier die Zügel schießen, je näher ihr die Stoffkreise lagen, denen die Illustrationen gelten sollten. Kein Wunder, daß gerade in den Bilderchroniken, den Illustrationen zeitgenössischer, selbst geschauter Ereignisse die süddeutsche Federzeichnungstechnik die bewunderungswerthesten Blüthen zeitigte. Und mit Naturnothwendigkeit mußten bei dem Volke, das um die Wende des Mittelalters die Zusammengehörigkeit mit der Heimathserde am schärfsten zum Ausdruck gebracht, mußten auf Schweizer Boden die ersten illustrirten Chroniken erwachsen. Ueberströmende Vaterlandsliebe, übermüthiger Stolz auf der Väter Großthaten, eigensinniges Hängen an den äußeren Formen der ererbten Stadt- und Gemeindeverfassung vereinigten sich mit lebhafter Empfänglichkeit für äußerliche Eindrücke und einem stark ausgeprägten Formensinn. Die kunsthistorische Literatur kennt nur die Constanzer Concilschronik, die von Ulrich von Richental wenige Jahre nach dem Concil in einer Reihe von Exemplaren verbreitet ward. Die ältesten Handschriften befinden sich zu Constanz im Rosgartenmuseum und zu St. Petersburg beim Fürsten Gagarin; Aulendorf, Karlsruhe, Wolfenbüttel, Wien bewahren weitere Exemplare. Und doch ist die Concilschronik nur das erste Glied in einer langen Reihe, die südwärts weist, und durchaus nicht die bedeutendste Schöpfung. Fast gleichzeitig entstand in Bern die Chronik Tittlinger's, die Benedikt Tschachtlan mit flotten Illustrationen verzierte. Und nun hebt eine ununterbrochene Thätigkeit an. Diebold Schilling, der Berner Stadtschreiber, fertigte eine Riesenchronik in 3 Foliobänden mit über 600 großen Illustrationen. Sein Schaffensdrang war aber damit nicht befriedigt. Kaum war er zu Ende, so begann er einen neuen Codex, die Erbach'sche Familienchronik, — die sog. Spiezer Handschrift — zu schreiben, die wiederum fast 400 Bilder erhielt. Eine Fülle von unbedeutenderen Abschriften verbreitete sich in der Eidgenossenschaft, Basel, Aarau, Zürich bergen spätere Handschriften. Der Spiezer Codex steht obenan an künstlerischer Bedeutung — sein Schöpfer eine geniale Natur, die ihr Uebermaß an Kraft in den großen Schlachtenbildern und Lagerscenen ausströmen läßt: der Kampf bei Murten ward in fünf ganzseitigen Bildern dargestellt, ein jedes mit über 100 Figuren. Die Vorliebe für wild erregte Vorwürfe, für Scenen von lebhaft gesteigerter Bewegung, eignet noch den Chroniken des 16. Jahrhunderts, den St. Gallener Handschriften, der Chronik Silbereysen's in der Staatsbibliothek zu Aarau, der Rüger's im Cantonalarchiv zu Schaffhausen.

Dicht neben der Spiezer Chronik steht nun die Luzerner Schillingschronik, an der der Luzerner Stadtschreiber Schilling, ein Sohn des Klerikers Johannes Schilling, bis zum Jahre 1513 schrieb. Ein Pergamentfolioband mit 454 Bildern, darunter Schlachtscenen mit etwa 500 Figuren. Fast unheimlich wirkt die emsige Fruchtbarkeit der Maler. Als der eine, der Luzerner Huf, erlahmte, trat mit frischen Kräften Hans Demk ein. Welches Gebiet des Lebens man auch aufschlagen mag, welche Seite der materiellen Cultur es zu erforschen giebt, überall eine überraschende Fülle von Beweis-

material. Darstellungen von Bauten, Marktscenen, intime häusliche Bilder, Schilderungen von Volksbelustigungen, Rathsversammlungen, Hinrichtungen wechseln mit Schlachtenbildern, mit Schildereien aus dem Lager, vom Auszuge, aus der bedrängten Stadt. Und während die Berner Chroniken sich nur mit einer ideal angedeuteten Architektur begnügen, legt Huk besonderen Nachdruck auf die Wiedergabe der Oertlichkeiten seiner Vaterstadt; da sind die alten Reußbrücken, der Nöllithurm, die Musegg, aber auch das Rathhaus, der steinerne Ritterbrunnen, die Kirchen, die er — freilich in oft seltsamen Proportionen — darstellt. Und so bildet die Luzerner Schillingschronik nicht nur eine unschätzbare Quelle für die Schweizer Culturgeschichte, eine der ersten Quellen für die Trachtenkunde des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt, sondern zugleich eine unerschöpfliche Fundgrube für die ältere Baugeschichte Luzerns. Um den künstlerischen Werth dieser Chronik zu beurtheilen, müssen wir uns immer vor Augen halten, daß zur gleichen Zeit Mitteldeutschland Werke hervorbrachte, die sich zu den Schweizer Schöpfungen verhalten wie Neu-Ruppiner Bilderbogen zu keck hingestürmten Diez'schen Federskizzen.

Am Kornmarkt, mit der Hinterfront der Reuß zugewendet, steht das Stadthaus, ein dicker, kräftiger, aber wohlgegliederter Bau vom Jahre 1660. Ueber den älteren Rathhausbau mangelten alle Nachrichten, wenn nicht Meister Huk uns wiederholt ein Bild aufgezeichnet hätte. An dem alten Stadtthurm daneben, an dem jetzt ein Schweizer Sudelkoch in grellen Farben den Tod des Schultheißen von Gundolfingen in der Schlacht bei Sempach dargestellt hat, befanden sich schon zur Zeit Huk's bunte Fresken, zwei Bannerschwinger mit dem Stadtwappen. Und die Musegg, die Stadtbefestigung vom Jahre 1409 mit den neun ragenden Schutzthürmen, die in weitem Bogen die Stadt an der Landseite umzieht, würden wir uns heut vergeblich zu erklären suchen ohne die Abbildungen Hans Demk's. Das Bild der Leodegarskirche vor ihrer Erneuerung gewährt wiederum eine andere illustrirte Handschrift, eine Erzählung der Pilgerfahrt Rudolf Pfyffer's nach Jerusalem, augenblicklich im Besitze des Hrn. Schiffmann zu Luzern.

Lucerna — die Leuchtende — blauer See und blauer Himmel, die thurmreiche Stadt an das enge Einfahrtsthor zum Reußthal angelehnt, weiße Landhäuser, wie aus einem Kinderbaukasten genommen, allenthalben in die lichtgrünen Baumgruppen verstreut, die voll anmuthigen Stolzes sich die Abhänge hinaufziehen. Ueber den glänzenden Streifen, die die Sonnenstrahlen auf die glatte, unbewegte Wasserfläche werfen, der weite Circus der Hochalpen, in der Mitte das Meggenhorn und die riesige Granitstufe des Bürgenstockes, gerade zur Seite aber, wie zwei ungeheuere zackige Nagelfluhblöcke, die der gährende Seetrichter in der Eruptionszeit ausgespieen, die vielgliedrigen Häupter der Rigi und des mons fractus, des Pilatus. Keinen willkommeneren Ort zum Sterben konnte die Sage den jüdischen Landpfleger aussuchen lassen, der noch einmal vor dem letzten Schritte an aller Herrlichkeit der Welt sich satttrinken wollte, als den weltbekannten Fuß des weitgerühmten Wettermachers Luzerns. Das ist die blühende Landschaft, die Catulle Mendès in dem heiteren Seegestade der Isoline, der fröhlichen Winternovität des Theaters der Renaissance, vorgezaubert. Und weiter droben starrer Ernst. Ueber die eisgehelmten Alpenriesen ist noch ein weißes Leichentuch gebreitet, nur hier und da gähnt eine nachtschwarze Wand in der glänzenden Einsamkeit — das winterliche Kleid erhöht den strengen Eindruck der Hochgebirgslandschaft. Man darf nie vergessen, daß es die Schneeberge der Alpen waren, die Rousseau, den ersten modernen Landschaftspsychologen, zur Selbstbeobachtung gegenüber den überwältigenden Eindrücken der Felsengefüge zwangen. Seitdem Julien's Freund in der Nouvelle Héloïse jene begeisterte Schilderung in den Mund gelegt worden, sind die großen Söhne Savoyens, Vinet, Naville, Monod und die männliche Stieftochter Genfs, Frau von Staël, denselben Weg gegangen, und Johannes Scherr hat in zwei seiner Novellen, in Werther Graubart und der Jesuitin, das Gefühl der Emporflügelung und der Niederdrückung mit glänzender Verstandesschärfe geschildert. Uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts, die wir die landschaftlichen Eindrücke durch Gedankenassociation mit den eigenen Stimmungsmotiven verknüpft wissen, die wir den Gesammteindruck in seine Factoren zerlegen und uns bewußt darüber Rechenschaft geben, ist die naive Genußsucht des verworrenen Denkens geschwunden — aber mehr als eine Landschaft genießen heißt sie verstehen. Die Zeit der empfindsamen Reisen im Geiste des seligen Lorenz Sterne ist vorüber.

Vom Stadtkloster Wesemlin aus mit der reichen Kapuzinerbibliothek führt der Pfad am Ebikoner See, einer schmalen Wasserpfütze, vorbei nach Gisikon, dem Schlachtfelde der entscheidenden Kämpfe im Sonderbundskriege. Hier ward am 23. November 1847 die kleine Schaar der Sonderbundsregierung unter Siegwart-Müller aufs Haupt geschlagen, am folgenden Tage mußte Luzern capituliren. Der Reußstadt gegenüber, am Eingange zum Küßnachter See, zweigt sich der Weg ab nach Weggis, dem Gemüsegarten von Luzern, und nach Gersau, wo alljährlich die „Gauner-Kilbi" gehalten wird. Gleich San Marino bildete die Gemeinde mit ihren 2500 Einwohnern eine Miniaturrepublik mit eigener Verfassung, seit sie 1332 in den ewigen Bund aufgenommen worden, bis das Jahr 1818 ihr die Aufhebung brachte.

Auch Luzern ist ein Seldwyla. So rege in der Saison das vielsprachige Leben am Quai, in den großen Karawanseraien, wo die Tausende von civilisirten Europäern, Türken und Engländern sich ein Rendezvous geben — kreuzen sich doch in Luzern die beiden Hauptstraßen der Schweiz, der Gotthard und der Brünig — so öde und träge der Winter, wenn der Blutumlauf in den Schlagadern des Weltverkehrs stockt. Gleich weißen Lawinen sinkt der Schnee und begräbt die geistige Regsamkeit der Stadt, bis die Fastenzeit die Erfindungslust des leichtlebigen Volkes zu reizen beginnt. Und nirgends wo auf Schweizer Boden wird den Fastnachtsfreuden so hingebend gehuldigt wie von den Töchtern Luzerns, die in der ganzen Eidgenossenschaft ob ihres graziösen Wuchses berühmt sind. Erst mit dem Fritschi-Umzuge am schmutzigen Donnerstage zu Ehren des Bruders Fritschi, der Ende des 15. Jahrh. zu Luzern an der Halde lebte, enden die Lustbarkeiten. Der Musegger-Umgang, der zweite große jährliche Festzug, ist eine Procession stilleren Charakters. Bei einer großen Feuersbrunst hatte die Stadt gelobt, alljährlich eine Anzahl Wallfahrer nach Rom zu entsenden. Als das auf die Dauer unbequem wurde, ward die Wallfahrt in eine Procession um die Stadtmauer verwandelt. Es erging so den wackeren Luzernern ähnlich wie den Nonnen im Katharinenkloster zu Augsburg, die, anstatt selbst nach den Kirchen der Siebenhügelstadt zu wallen, sich vom älteren Holbein in ihrem Kreuzgang die Bilder der Kirchen sauber aufmalen ließen, um so die Andacht zu vollbringen.

Zwei alte bedeckte Holzbrücken führen über die Reuß. Die eine, die Kapellbrücke mit dem dicken Wasserthurm, dem ältesten Bau der Stadtbefestigung, zieren in den Dachgiebelfeldern 124 Scenen aus dem Leben der Heiligen Leodegar und Mauritius, der Schutzpatrone der Stadt und aus Luzerns Vergangenheit, das Gegenstück zu den Illustrationen Diebold Schilling's. Gerade als wäre die Reuß an sich nicht schon breit genug, macht die Brücke in der Mitte noch eine Ecke und läuft in schrägem Winkel auf die Peterskapelle zu. Die zweite der Holzbrücken, die Spreuerbrücke, ist erst im Jahre 1409 erbaut worden. Ihre Giebelfelder schmückt in 36 Bildern der Todtentanz Meglinger's, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, eine der reichsten und in der Composition ausgebildetsten Todtentanzfolgen der Schweiz, die in gewissem Sinne einen Abschluß dieser Lieblingsdarstellung mittelalterlicher Kunst bietet. Die Darstellung des Todes als eines Gerippes mit Sense und Stundenglas ist erst eine Schöpfung der Renaissance, vorher ward seine Charakterisirung nur erreicht durch das Bild eines schmutzigen, bis aufs Aeußerste abgemagerten Körpers. So in zwei angelsächsischen Handschriften des 8. Jahrhunderts in Dublin und Cambridge, so in der ältesten deutschen Darstellung in einem Wormser Missale des 10. Jahrhunderts in der Arsenalbibliothek zu Paris, so noch auf einer interessanten Malerei im Cod. 98 der Bürgerbibliothek zu Bern, wo der Tod auf einem zügellosen schwarzen Gaule einherprescht, in beiden Händen Speere schwingend. Der Gedanke, daß der Tod im Tanze mit Vertretern aller Stände sich schwingt, ist ein alter, der erste Keim findet sich schon in der Lamentatio et deploratio de morte von Walther de Mapes, zum künstlerischen Niederschlag, zunächst in der Dichtkunst, kam es aber erst im 14. Jahrhundert. Es waren meist vierzeilige Versabsätze zu jeder Figur, die die Vergänglichkeit alles Irdischen predigten, zuweilen ausdrücklich als Moralpredigten auftretend, wie in St. Marien zu Berlin. Gerade auf dem Boden der Schweiz und im Bereiche der Schweizer Kunst erhielt die Darstellung des Todtentanzes ihre Ausgestaltung. Mit der Schöpfung in der Thurmhalle der Kirche zu Badenweiler setzen die Todtentänze hier ein, es schließen sich an die Malereien an der Kirchhofsmauer des Dominikanerklosters zu Basel, die schon 1568 durch Hans Hugo Klauber und später durch Merian in Stichen verbreitet wurden, die Wandgemälde zu Klein-Basel, im Kreuzgange des Klosters Klingenthal, die Fresken Niklaus Manuel Deutsch's an der Mauer des Dominikanerklosters zu Bern, der Todtentanz in der Dominikanerkirche zu Straßburg, im Beinhaus zu Wénk;

— und in die Nähe gehören die Malereien zu Mergentheim, am Karner zu Metnitz, in zwei Handschriften zu Montivilliers und Cassel. Neben dem Baseler Todtentanze boten sich als Vorbilder für die populären Schöpfungen die Zeichnungen des jüngeren Holbein. Und war so Kaspar Meglinger bei den Bildern der Luzerner Brücke den Groß-Baseler Mustern gefolgt, so schloß sich Jakob Wyll in dem zweiten Luzerner Todtentanze an Holbein an, in gleicher Weise wie die Todesbilder im bischöflichen Palaste und am Laurentiusaltare im Dom zu Chur, in der Predigerkirche zu Constanz, in der Annencapelle der Abteikirche zu Füssen, im Cod. 123 der fürstlich Fürstenberg'schen Hofbibliothek zu Donaueschingen sammt und sonders auf den großen Sohn Basels zurückgehen. Paul Paris verpflanzt in „la Danse macabre" nur durch eine drollige Verwechselung von Basel und Luzern den Baseler Todtentanz sous les arcades du pont. Die scenisch reichste Darstellung, eben die Kaspar Meglinger's in Luzern, war zugleich die letzte auf Schweizer Boden — der Tod hatte für das 17. Jahrhundert seine Schrecken verloren.

Goethe's Hoftheater in Halle 1811—1814.*) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

„Das ganze finanzielle Geheimniß," schreibt Goethe in einem bisher noch nicht veröffentlichten, an den Minister Voigt gerichteten Briefe am 5. September 1813, „wodurch wir bisher unser Institut erhielten, war, daß wir Sommers auswärts mehr einnahmen, als wir brauchten, und damit den hiesigen Herbst, wol auch einen Theil unseres Sommeraufenthaltes in Halle bestritten, aber der Ueberschuß fehlt."

Man darf diese interessante Aeußerung Goethe's nicht aus dem Zusammenhang der Thatsachen betrachten, um nicht zu dem falschen Schlusse zu gelangen, daß Halle keine besondere Bedeutung für die Weimarer Bühne gehabt habe. Im Gegentheil war die Stadt mit ihrem 1811 aufblühenden, verhältnißmäßig gut besuchten Bade für die Existenz des Goethe'schen Theaters 4 Jahre hindurch von hoher Bedeutung, da seit 1811—1814 Goethe im Sommer seine Schauspieler hierher sandte und einer überaus reichen Theilnahme des Publicums sich erfreute. Wie man auch die Theaterleitung Goethe's betrachten mag, überall begegnet man den unumstößlichen Beweisen dafür, daß die Kunst durch eine überaus glückliche Finanzwirthschaft des Theaters geschützt wurde, die stets geeignete Wege fand, die Fortexistenz der Weimarer Hofbühne zu ermöglichen. Seit 1791, wo diese gegründet worden war, pflegten die Weimarer Schauspieler im Sommer nach Lauchstädt dirigirt zu werden. Dort waren sie vermöge contractlicher, oft erneuerter Verbindlichkeiten heimisch geworden, und das damals reich besuchte Bad war fast allein in der Lage, den Unterhalt der Weimarer Bühne zu ermöglichen, wenn der verhältnißmäßig früh eintretende Schluß der Badesaison nicht Veranlassung gegeben hätte, bis zum Eintritte des Herbstes nicht noch andere Orte, wie Erfurt, Rudolstadt, Naumburg, Leipzig, besuchen lassen zu müssen, um die theatralischen Kräfte bis zur Rückkehr nach Weimar gehörig ausnützen zu können. Ja Lauchstädt war finanziell für die Weimarer Bühne so bedeutend, daß Goethe das alte bretterne Haus des früheren Schauspieldirectors Bellomo abbrechen und auf Regiekosten Weimars ein neues erbauen ließ, das uns im Wesentlichen noch bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Leider konnte Goethe auf die Dauer in Lauchstädt seinen wesentlichen Stützpunkt nicht mehr finden, da mit dem 1806 ausbrechenden Kriege sich ein Rückgang des Bades bemerklich machte, der nothwendig auch die Existenz des Goethe'schen Theaters in Frage stellte. Zwar hielt Goethe an dem Besuche Lauchstädts noch fest, aber er sah sich auch nach neuen Erwerbsquellen um, und versuchte es 1807 während des Sommers mit Leipzig und Lauchstädt zugleich, ohne daß das Gastspiel in Leipzig nennenswerthe finanzielle Erfolge zu verzeichnen hatte, da der hohe Ertrag der Vorstellungen (44 Vorstellungen 8500 Thaler) durch die bedeutenden Betriebskosten vollständig absorbirt wurde.

Längst hatte Halle an den Aufführungen der Weimarer Bühne in Lauchstädt großen Antheil genommen. Seine Bewohner suchten dort Erholung und Vergnügen und besonders war es die Masse Hallescher Musensöhne, die in Schaaren nach Lauchstädt zu strömen pflegten, obwol die fürsorgliche Universität den zeitraubenden und verführerischen Besuch Lauchstädts nicht besonders gern sah, und man noch lange nicht zu dem Standpunkte Friedrichs des Großen zurückgekehrt war, der an der Ansicht festhielt, daß der Student überhaupt kein Recht habe, das verderbliche Theater aufzusuchen. Im Gegentheil, allmälig hatte sich in der Universitätsstadt eine dem Theater günstige Strömung bemerklich gemacht, welche nach der Vollendung eines vom Badecomité errichteten und am 3. Februar 1811 eingeweihten Theaters auch das Weimarer Hoftheater sehnlichst herbeiwünschte. Vieles dazu mag die innige Verbindung Goethe's mit den Hallenser Professoren beigetragen haben, daß er dem Wunsche entsprach.

Aber vorsichtig war er doch. Nachdem er durch seinen Regisseur Genast und die Theatermeister das neue Haus hatte besichtigen und prüfen lassen, entsandte er von Lauchstädt aus seine Schauspieler allwöchentlich einmal versuchsweise nach Halle. Am 26. Juni traten sie zum ersten Male auf. Weit über alle Erwartungen hatte sich das Haus gefüllt, welches der Aufführung von „Don Carlos" unter großem Beifall folgte. Höchst ergiebig zeigten sich auch die folgenden Vorstellungen. Neben einigen Lustspielen, die aber, mit Ausnahme von „Minna von Barnhelm", doch weniger anzogen, war es besonders die „Braut von Messina", die die größte Anziehungskraft ausübte. Wenn der Ertrag der bis 1. August gegebenen 6 Vorstellungen auch hinter dem in Leipzig erzielten zurückblieb, so stellten sich durchschnittlich die Einnahmen in Halle wesentlich günstiger (Vorstellung ca. 200 Thaler) als in Lauchstädt, für welches nun ein günstiger Ersatz zur Freude Goethe's gefunden war.

Weit in alle Schichten hinein war das Interesse an diesen künstlerischen Aufführungen gedrungen. Man war froh, daß eine so würdige Gesellschaft die neuen Räume des Theater einnahm. Mit wahrem Triumph begrüßte man die von Lauchstädt definitiv abziehenden Schauspieler, deren Requisiten acht Landwirthe Halles sogar unentgeltlich mit dem ganzen theatralischen Apparate nach Halle überleiteten. Längst hatte Goethe sich zur Feier des 6. August gerüstet, um die Vorstellung des „Egmont" mit seinem herrlichen Prolog einzuleiten, in dem er der Dankbarkeit Ausdruck gab, die er seit lange den Bewohnern Halles, welche stets innigen Antheil an dem theatralischen Leben Lauchstädts genommen, schuldete, indem er schrieb:

> Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
> Vor Euch zu treten, Euch, die Ihr so manchesmal
> An ferner Stätte günstig uns zu suchen kamt
> Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Gluth,
> Nicht drohender Gewitter Schreckniß achtetet.

Ueber alles Erwarten groß war die Theilnahme, die hier und für die nächste Zeit dem Goethe'schen Theater entgegen gebracht wurde. Das zeigte auch der materielle Erfolg, der für die ganze Saison ein gleichbleibender war (32 Vorstellungen ca. 6600 Thlr. Einnahme).

Wenn wir aber von diesen materiellen Erfolgen sprechen, so bedarf diese Behauptung heute, wo eine Theaterdirection wesentlich andere Ansprüche erhebt, einer eingehenderen Begründung. Einige Zahlen werden uns die wirthschaftliche Thätigkeit im Theaterleben veranschaulichen lassen. Wenn Goethe obige Einnahmen nicht erzielt und nicht mit einem Ueberschuß (1800 Thlr.) die verflossene Wintersaison Lauchstädt und Halle besucht hätte, so wäre die Fortsetzung des Spieles für die kommenden Jahre schon mehr als fraglich gewesen. Man brauchte solche Einnahmen, um mit gleichem Vorrath (ca. 1900 Thlr.) in die nächste Saison einzutreten. Die Beiträge des weimarischen Hofes, die sich nach den momentanen Bedürfnissen der Verwaltung richteten, betrugen für die Saison ca. 2900 Thlr.; und es war für das Theater durchaus nothwendig, daß es das, was es brauchte, in der Sommersaison auch zu seiner Unterhaltung erwarb (etwa 10400 Thlr. an Entréegeldern), von denen Halle allein, wie wir sahen, mehr als die Hälfte an 32 Spieltagen erzielt hatte).

Je mehr man sich in die Finanzwirthschaft des Theaters vertieft, desto umsichtiger erscheint sie uns. Glänzend war die Lage eines weimarischen Schauspielers oder Sängers an sich nicht, man könnte sie eher dürftig nennen, obwol sich der Unterhalt derselben aus verschiedenen Bezügen, namentlich bei auswärtigem Spiele, zusammen setzte. Eine wöchentliche Gage von 3 bis 14 Thalern, unter Hinzunahme eines vierteljährigen

*) Vergl. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1886 Nr. 44: Die Goethe'sche Filialbühne in Leipzig 1807.

„Additionsgeldes“ im Betrage von 13 Thaler, der Benefizgage, die für den Einzelnen nicht mehr als die Gage selbst betrug, und ein wöchentlicher Zuschuß für den Aufenthalt an fremdem Orte, das war, wenn nicht ein geheimer Zuschuß an Einzelne verabreicht wurde, Alles, womit sich der Schauspieler jener Zeit begnügen mußte. Dem Leistungsfähigsten standen im günstigsten Fall während der auswärtigen Spiele 20 Thaler wöchentlich zur Verfügung, wobei auch das geringe Garderobegeld mit inbegriffen war. Trotz alledem gingen die Erträge des Theaters in Halle im Sommer 1811 so ziemlich für die Honorare des gesammten am Theater mitwirkenden Personales auf, und man mußte außerordentlich wirthschaftlich sein, um den in Bewegung gesetzten, auf fremden Boden verpflanzten, immerhin nicht unbedeutenden Theaterapparat zu unterhalten. Die Reise- und Transportkosten verschlangen einen wesentlichen Theil der Einnahmen (1095 Thaler), die Decorationen und das Maschinenwesen forderten Opfer, die durch andere Theaterverhältnisse, als sie in Lauchstädt und Weimar vorlagen, bedingt wurden, und sieht man von den Erforderniſſen für die Vorstellungen selbst ab, so forderte Halle ebenso wie andere Theaterorte ein Aequivalent für die Erlaubniß, daß die Weimarer Schauspieler das Publicum auf einige Monate unterhalten durften. Die dreiprocentige Abgabe der erzielten Einnahmen schwächte nicht allein die Goethe'sche Theatercasse, sondern auch die Patentsteuer, sowie die Miethe für das Schauspielhaus, und der ganze Reinertrag der am 6. August gegebenen Vorstellung fielen bei dem Abschluß schwer ins Gewicht.

Ueber den Betrieb der Regie und die Ausstattung der Vorstellungen selbst liegen wenig Nachrichten vor. In der Theater-Literatur beachtete man das auswärtige Gastspiel der Weimaraner kaum, vielleicht deshalb, weil anscheinend dieselben Verwaltungsgrundsätze, wie sie in Weimar herrschten, zur Anwendung kamen. Allein bei näherer Betrachtung des Repertoires, welches hauptsächlich durch die Wintervorstellungen in Weimar festgestellt wurde, zeigt sich eine individualisirende Behandlung der Filialbühnen. Man unterschied sehr wohl, was einen Badegast und den Bewohner einer Universitätsstadt auf die Dauer interessiren konnte, und wenn beispielsweise Goethe wie natürlich auch seine Bühnenerzeugnisse zur Geltung zu bringen suchte, so war er oder seine Regie doch weit entfernt, ihnen überall den ersten Rang einzuräumen. Es mag genügen, hier daran zu erinnern, daß ein Goethe'sches Stück in

Weimar	Lauchstädt	Erfurt	Rudolstadt	Naumburg	Halle	Leipzig	
alle 14	13	37	35	—	11	$2^{11}/_{14}$	Tage

zur Aufführung gelangte.

Was das Repertoire in Halle selbst anlangt, so war dasselbe jetzt schwer wieder herzustellen, da die auswärtigen Theaterzettel nur lückenhaft sich erhalten haben. Es dürfte daher auch für die weitere Beurtheilung der Halleschen Bühne von Interesse sein, das Repertoire von 1811 aufzuführen: 26. Juni: Don Carlos, 4. Juli: Es ist die Rechte nicht, und: Blind geladen, 11. Juli: Minna von Barnhelm, 18. Juli: Reue und Ersatz, 25. Juli: Die Braut von Messina, 1. August: Die Schachmaschine, 6. August: Prolog von Goethe und Egmont, 7. August: Das Intermezzo, 8. August: Die Wegelagerer, 10. August: Der standhafte Prinz, 11. August: Oberon, 12. August: Der Lorbeerkranz, 14. August: Johanna von Montfaucon, 15. August: Lilla, 17. August: Die Mitschuldigen, und: Die Unglücklichen, 18. August: Die Schweizerfamilie, 19. August: Die drei Gefangenen, 21. August: So sind sie alle, 22. August: Wilhelm Tell, 24. August: Jery und Bätely, 25. August: Götz v. Berlichingen, 26. August: Der reisende Student, und: Die Entdeckung, 28. August: Die Räuber, 29. August: Camilla, 31. August: Wilhelm Tell, 1. September: Der Wasserträger, 2. September: Die Kleinigkeiten, und: Wallenstein's Lager, 4. September: Die Jungfrau von Orleans, 5. September: Rochus Pumpernickel, 7. September: Hamlet, 8. September: Don Juan, 9. September: Kabale und Liebe.

Es ergiebt sich daraus das interessante Resultat, daß Trauerspiel (9), Lustspiel (10), Oper (10) und Schauspiel (8) gleichmäßig gepflegt wurden und die weitaus größere Hälfte der Spieltage eine mehr als durchschnittliche Portaeinnahme, d. h. über 200 Thlr. erzielte. Dies stand in keinem Verhältniß zu Lauchstädt und Weimar, wo ungleich geringere Einnahmen sich zeigten. Nur Weimar näherte sich in dieser Beziehung den Erträgen Halles, durch das dort gepflegte Abonnement, was in Halle ebenso wenig wie in Lauchstädt gedeihen wollte. Besonders günstige Einnahmen erzielten im ersten Halbjahr die classischen Stücke: „Don Carlos“, „Wilhelm Tell“, „Egmont“, „Die Jungfrau von Orleans“ und von den Opern „Don Juan“.

Die im Ganzen günstigen Resultate veranlaßten Goethe auch im nächsten Jahre Halle wieder aufzusuchen, und für Lauchstädt keine Verbindlichkeiten mehr zu übernehmen. Das dortige Schauspielhaus wurde miethsweise einer anderen Truppe überlassen, und erst im Jahre 1814, wo Goethe zugleich seine theatralische Thätigkeit auch in Halle beschloß, ließ er sich herbei, ganz vereinzelte Vorstellungen dort zu geben. Sehr günstig war auch die Hallenser Saison von 1812, die er diesmal mit 50 Vorstellungen bedachte, während der Besuch von 1813, wo nur 37 Vorstellungen gegeben wurden, weit hinter den Erwartungen zurückblieb, wie der Eingangs mitgetheilte Brief auch andeutet. Auch von Halles Theaterfreunden konnte Goethe behaupten, daß sie sich nicht gleich blieben. Die ernsten Zeiten, in denen Deutschland stand, zeigte das Theater zur Genüge. Immerhin war Halle bedeutsam genug, da es der Goethe'schen Bühne vier Jahre hindurch eine kräftige Stütze gewesen war, weil man durch 166 Vorstellungen doch die für die damaligen Verhältnisse annehmbare Summe von ca. 25000 Thalern erworben hatte.

Die neue Hallesche Bühne hob sich vortheilhaft gegen die Lauchstädter ab. Gleichzeitige Zeitungsberichte rühmen ihre Geräumigkeit, da 1200 Menschen bequem darin sitzen und der Besucher, da das Haus ganz massiv, auch eines kühlen Aufenthaltes sich erfreuen konnte. Letzteres war in Lauchstädt auch im neuen Hause nicht der Fall und Leipzig hatte diesen Mißstand ebenfalls gezeigt, wie mehr als zur Genüge aus den Briefen von Rochlitz an Goethe hervorgeht, abgesehen davon, daß der Aufenthalt des im Parterre stehenden Publicums, welches sich noch dazu früh versammelte, keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Leipziger Theaters zählte.

Auch im Uebrigen darf man sich glänzende Vorstellungen von den theatralischen Einrichtungen Halles nicht machen. Diese standen weit hinter den Ansprüchen zurück, welche man heute an eine leidliche Theaterverwaltung erhebt. Im Geiste der Zeit, bei mangelhafter Technik erhob man auch solche nicht; die Einfachheit der Ansprüche des Publicums, welches in das Theater um des geistigen Genusses halber ging, entsprach den Einrichtungen vollkommen. Was würde man heute zu den Vorstellungen eines wandernden Sommertheaters sagen, wenn der wandelnde Lichtputzer seine Thätigkeit auch nur in den Zwischenacten entfalten, und der Zuschauer auf harten Holzbänken ausharren oder das große Publicum des Parterres stehend der ganzen Vorstellung beiwohnen sollte, der polizeilichen Aufsicht gar nicht zu gedenken, die in Halle von 11 Polizeidienern ausgeübt wurde.

Leider liegen uns über die Wirksamkeit des Halleschen Theaters fast keine Nachrichten vor. Vielleicht ergiebt sich bei der voranschreitenden Goetheforschung, daß auch Halle eines sorgsamen Beobachters des Theaters, den Leipzig seiner Zeit in dem Hofrath Rochlitz fand, nicht entbehrte. Sein lebhafter Ideenaustausch mit Goethe über das Wesen und die Leistungen der Weimaraner entlockte Goethen wie so manche interessante Aeußerungen auch die charakteristische: „daß eine Theaterdirection ein sorgenvolles Geschäft ist, besonders wenn man den Kennern und der Menge zugleich gefallen, die Fortbildung der Künstler und gute Einnahmen zugleich erleben will.“

Dr. Burkhardt.

Bücherbesprechung.

—g. Michelangelo. Vortrag gehalten vor einem gemischten Publicum, von M. Zucker. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). 1889. — Im Allgemeinen stehen wir den vor Laien gehaltenen Vorträgen über Kunst und Aesthetik ablehnend gegenüber, weil es da nur zu oft heißen muß: vestigia terrent. Die vorliegende Broschüre aber zeichnet sich vortheilhaft vor anderen ihrer Art aus, und kann weiteren Kreisen als passende Einführung in die Kenntniß von Michelangelo's Leben und Werken empfohlen werden. Der Verfasser schreibt mit wohlthuender Klarheit und Allgemeinverständlichkeit; er ist in den eigenthümlichen Geist des großen Künstlers wirklich eingedrungen, ohne einseitig für ihn zu schwärmen, und bringt zur Erläuterung der Hauptwerke eine Reihe von Bemerkungen bei, welche von einem achtungswerthen Verständniß Zeugniß ablegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 107. Sonnabend, den 7. September. 1889.

Die Waldenserthäler bei Turin.

Zur 200jährigen Gedenkfeier der Waldenser.

Von M. Schelcher.

I. Das Thal von Angrogna.

Als am 27. Februar 1848 in Turin das Nationaldankfest für die Gewähr der Verfassung gefeiert wurde, da hatte man den Ehrenplatz im Festzuge, der unter des Königs Fenstern vorüberschritt, sechshundert ernsten, meist bejahrten Männern in ländlicher Tracht eingeräumt. Sie trugen in ihrer Mitte eine Fahne mit der einfachen Inschrift: A Carlo Alberti i Valdesi riconoscenti und bei ihrem Erscheinen brach die Bevölkerung in Jubel aus: „Es leben die Waldenser! Evviva i nostri fratelli Valdesi! Evviva la loro emancipazione!“

Verwundert, fast erschrocken sahen die schlichten Greise, wie Studenten, Officiere, hohe Würdenträger ihre Reihen durchbrachen, um sie an das Herz zu drücken und zu küssen, in denselben Straßen Turins, in welchen sie unlängst noch vor schmachvollen Beschimpfungen nicht sicher waren.

Seitdem sind über vierzig Jahre vergangen. Die verabscheuten Ketzer und Nachkommen von Märtyrern, denen die gewöhnlichsten bürgerlichen Rechte versagt geblieben waren und die in ihrem eigenen Lande unter einem härteren Drucke noch, als die Juden, geschmachtet hatten, sind zu einer blühenden Bevölkerung von gegen 25 000 Seelen herangewachsen. Sie bewohnen drei Thäler und acht Seitenthäler in der Provinz Turin; sie haben Niederlassungen in Italien, Deutschland und Amerika, eine eigene Kirchenverfassung, ein vorzügliches Schulwesen, einen Grad der sittlichen Entwickelung, welcher sie weit über das andere Italien emporhebt.

Dennoch fragen viele unter den Gebildeten, auch unseres Volkes, noch heute: „Wer sind denn eigentlich die Waldenser? Leben sie noch und wo leben sie?“

Diese Gebildeten hätten es leicht, bei einer der so häufig unternommenen Reisen nach Norditalien sich einmal gegen den Südwesten Turins zu wenden. In wenigen Stunden nur brächte sie der Eisenbahnzug nach der alten Stadt Pinerolo, der schöngelegenen, ehemaligen Residenz der Fürsten von Achaja. Dort, wo die piemontesische Ebene sich öffnet, vom besonnten Po durchzogen, wo im Norden die schneeigen Alpen emporsteigen und im Süden die dunkle Apenninenwand den weiten, blühenden Garten einschließt, dort befindet man sich am östlichen Eingange der Waldenserthäler.

Zwei derselben, das von Perosa und San Martino, zweigen sich nach Nordwesten hin ab, das dritte Hauptthal Val di Luserna liegt im Süden. Binnen kurzer Zeit hat eine weitere Fahrt uns in dasselbe hineingetragen und zugleich in den Hauptort der Thäler Torre Pellice oder Latour (= du Pélis).

Das freundliche Städtchen breitet sich zwischen Maisfeldern, Rebengängen und dichtbewaldeten Hügeln anmuthig aus, seine weißen Kirchthürme gegen den italienischen Himmel emporhebend. Saubere Häuser und einsam gelegene Dorfschaften sind da und dort in das Grün der vielhundertjährigen Kastanien, der Nußbäume und Eschen lauschig hineingeduckt.

Grüne Wiesen und Felder überspannen wie ein Vogelnetz die stufenweise sich herabsenkenden Gebirgsmassen der Alpen und umkleiden sie mit heiterer Schönheit. Selbst der düstere Berg Vandalin, der sich einem dräuenden Löwen gleich vor das Thal hinlagert, wird reizvoll durch eine Fülle murmelnder Bäche, die wie Silberbänder an ihm herniedergleiten.

Immer wieder aber drängt das Grün, das frische, nordländische Grün an Baum und Berghang sich dem angenehm überraschten Auge des Reisenden auf und er beginnt sich zu fragen, ob er denn wirklich auf südlichen Gefilden weile?

Auch das Straßenleben im Orte gleicht dem italienischen nicht in seiner ernsten Ruhe, seiner geräuschlosen Wohlanständigkeit. Es ertönen keine leichtfertigen Lieder aus kreischenden Leierkästen, es verunzieren keine grellbunten Bilder zweideutigen Inhalts die Wände, es lungern keine Bettler unter den Bogengängen der nach Schweizerart erbauten Häuser umher. Auf dem Marktplatze stehen die Männer gruppenweise in leiser Unterhaltung an den dort aufgestellten Verkaufstischen beisammen oder treiben schweigsam ihre mit Säcken beladenen Maulthiere vorwärts. Gestalten, welche unseren deutschen Professoren auf das Haar gleichen, wandeln auf und nieder. Junge Mädchen in sehr hübscher knapper dunkler Tracht mit weißem Häubchen und Busentuch grüßen sittsam im Vorübergehen. Wenn man die alten Frauen, die mit der Spindel in der Hand unter ihrer Thüre stehen, auf italienisch des Weges fragt, so schütteln sie verlegen den Kopf als Zeichen ihres Nichtverstehens und antworten französisch oder in einer an das Französische anklingenden Mundart.

Die schönsten Gebäude liegen am Westende der Stadt und sind recht stattlich für ein Oertchen von nur 4000 Einwohnern. Unweit des Krankenhauses und der protestantischen Kirche (le temple) und unterhalb der Vorstadt St. Marguérite dehnt sich der neue Friedhof aus, poesievoll hingelagert gegen den Col d'Abriès im fernen Hintergrunde, wo Frankreich und Italien sich begegnen. Er soll einen freundlichen Gegensatz zu dem alten Friedhof am anderen Stadtende bilden. Denn vor der „Emancipation“ durften die Waldenser ihre Begräbnißstätten nicht durch Mauern oder Hecken schirmen, wie man uns sagt, und so blieben dieselben allen Verwüstungen, besonders denen der Wölfe im Winter, schutzlos preisgegeben.

Ganz nahe dem Tempel ist das Waldenserhaus, ein geschichtliches Museum, zu Ehren der großen 200jährigen Jubelfeier in diesem Jahre 1889 erbaut, ebenso das Gymnasium (Collège) mit seiner durch Schenkungen nach und nach anwachsenden kleinen Bibliothek, ferner die schönangelegte Töchterschule, sämmtlich aus freiwilligen Beiträgen, besonders aus Stiftungen der den Waldensern sehr zugethanen Engländer hervorgegangen. Mitten am Markt giebt es ein Lesezimmer, dann die katholische Kirche mit einem Nonnenkloster, weiterhin die Baptistenkapelle, noch weiter das waldensische „Orphelinat“ — alles im besten Zustande, ein Bild friedlichen Wohlbehagens.

Es erscheint uns unglaublich, daß dieses stille Latour einstmals der Schauplatz wilden Kriegsgetümmels war, daß dort, wo die Wellen der Angrogna und des Pellice sich mischen, die berüchtigte Burg La Tour stand, das Gefängniß so vieler, trübseligem Tode entgegenschmachtender Gefangenen. Von hier aus ließen die Statthalter ihre Soldaten das Land überfluthen, um es zu verwüsten mit Feuer und Schwert, um die Thalleute aus ihren Häusern zu vertreiben oder unter Martern zu tödten. Von hier aus wurden die Waldenser in Schaaren zu Zweien und Zweien aneinander gekettet dem Inquisitionsgerichte in Turin entgegengeführt.

Und warum geschah das? Weil sie „gefährliche Irrlehren“

in ihren Thälern hegten und verbreiteten. Sie weigerten sich zur Messe zu gehen. Sie behaupteten, der Papst sei ein irrender Mensch wie andere und stehe dem Himmel nicht näher als sie und seine Priester führten, ihres zu großen Reichthums halber, ein schändliches Leben. Sie sagten, es sei besser den Armen zu geben als ihnen und verschmähten ihren Sündenablaß und das Kniebeugen vor den Heiligenbildern und die Anbetung der Jungfrau Maria. Besonders maßten sie sich an, in der Bibel lesen und forschen zu wollen nach eigenem Gutdünken und Männer wie Frauen sie auswendig zu lernen und über das Land zu verbreiten; denn so hatte sie es, am Ende des zwölften Jahrhunderts, der Begründer ihrer ketzerischen Secte gelehrt, Peter Waldez, der Kaufmann von Lyon.

Und weil sie an diesem ihren Ketzerthume mit der ganzen Kraft eines gesunden und tiefernsten Volkes festhielten, weil sie, von aller Schwärmerei entfernt, es durch die charaktervolle Klarheit und Folgerichtigkeit ihres Handelns zu einer mehr und mehr anerkannten geistigen Macht zu erheben wußten, darum ist ihre Geschichte von solcher Bedeutung. Und darum lohnt es sich wol, so meinen wir, der Mühe, dieses schöne Land einmal aufzusuchen und hier das Bild eines vierhundertjährigen Kampfes an sich vorübergleiten zu lassen, der mit den größten aller Zeiten sich messen kann an Schmerzen und wunderbaren Siegen. Fast alle Erinnerungsstätten dieses Kampfes tauchen nacheinander vor uns auf, wenn wir das Thal von Angrogna besuchen. Es bildet einen Theil des Val di Luserna und wird vom Pré du Tour oder Pra del Torno, der „Thurmwiese", abgeschlossen. Dieses „heilige Thal" der Angrogna mit seinem Pré du Tour war beinahe in alle den dreißig oder mehr Verfolgungen der Waldenser ihr letzter Zufluchtsort und eine natürliche Festung, von der aus sie jedesmal den Angriff des Feindes zurückschlugen, der sie jedesmal nur durch List überwand. Nur im Jahre 1686 fiel der Pré du Tour endlich, nachdem man die vereinigten Heere von Frankreich und Piemont zusammengerufen hatte, um gegen ein Paar Hundert Waldenser zu kämpfen. Aber damit trat auch ein Wendepunkt in ihrer Geschichte ein.

Wenn wir die Brücke von Latour überschritten und uns zur Linken gewendet haben, steigt der Weg langsam bergan. Bald liegt die katholische Kirche zu unseren Füßen und die Häuserreihen des Städtchens breiten sich malerisch aus, um dann wieder in ihren grünen Gärten unterzutauchen. Gegenüber leuchtet das Schloß von Luserna aus Kastanienhainen hervor und etwas weiter entfernt zeigt sich der Kirchthurm des kleinen Ortes Rorà. Das Bild wird durch die Kottische Alpenkette mit den Schneefeldern des Frioland und der Morella großartig abgeschlossen. Ueber das blaue Pothal grüßen die Berge von Bagnolo herüber. Die Straße geht immer dem Laufe der Angrogna entgegen und ist angenehm beschattet von Nußbäumen, den Nebenbuhlern der Kastanien in diesen Bergen, von Eschen, Eichen, Linden und Birken. Auf der Costière von St. Jean dagegen, einem strategisch einstmals höchst wichtigen Hügel, ruht heißer Sonnenglanz, so daß die Trauben schon in wuchtigen Bündeln herniederhängen, ungebunden von Stock zu Stock sich über die Maisfelder hinrankend. Der Maulbeerbaum zeigt sich. Reifende Feigen und rothe Paradiesäpfel glühen aus dem Blättermeere.

Viele Landleute gehen mit uns den Weg hinauf und ertheilen freundliche Auskunft und zwar in französicher Sprache, wenn sie Protestanten, in italienischer, wenn sie Katholiken sind. Auch ihre Tracht unterscheidet sie von einander und mehr noch ihr Bildungsgrad. Denn die Waldenser sind in ungewöhnlicher Weise unterrichtet, besonders in Allem, was ihre Geschichte anbelangt, und es ist höchst unterhaltend, die alten Bauerfrauen mit den großen, ernsthaften Hauben in ihrem naiven Französisch die Historie jener Kämpfe erzählen zu hören, die sie alle, wie sie sagen, durch die Kraft ihrer Arme siegreich bestanden. Sie glauben, wie übrigens die Mehrzahl der Waldenser, seit unvordenklichen Zeiten hier zu sein, sind aber in Wahrheit erst nach dem Albigenserkreuzzug von Frankreich her eingewandert. Wir erfahren durch sie, daß die verschiedenen Waldenserthäler verschiedene Mundarten haben und man im Kirchspiel von Angrogna sogar zwei Dialekte spricht.

Ueber der kleinen Dorfschaft Les Jouves wird der Weg romantischer und die Berge lassen ihre Formen reizvoller hervortreten. Es bilden sich Einbuchtungen, welche tief unten die grünen Triften zeigen und die Angrogna, die sie durchströmt. Und vor uns — welch' überraschend liebliches Bild! — Zwei breite, dunkle Bergrücken tauchen hintereinander hervor, einer die genaue Wiederholung des anderen. Auf jedem thront ein schmuckes freundliches Kirchlein und blickt weithin über die Lande, hellschimmernd im Mittagssonnenschein. Es sind dies St. Laurent, die älteste Kirche der Thäler, und der Serre von Angrogna.

Zwischen beiden liegt, auf der Höhe, das armselige Dorf Cianforans, durch eine entscheidende Zusammenkunft der Schweizer Reformatoren mit den Waldensern im Jahre 1532 berühmt. Mehrere seiner roh aufgeführten, ungetünchten Häuser sollen noch aus der Verfolgungszeit stammen.

Auch die Gleisa d'la Tana ist nicht weit von hier, eine ungefähr 200 Personen fassende Felsenhöhle, in der die Waldenser heimlichen Gottesdienst hielten. Nur rückwärts gleitend und den Körper halb auf die Erde gelegt, kann man sich in die fast unsichtbare Oeffnung hineinwinden, um drinnen sich erbebend zu vergegenwärtigen, was wol geschah, wenn der Feind hier die Ketzer entdeckte? Ließen sie ihren gedämpften Gesang verstummen und die Gebete oder wußten sie, daß nun doch Alles zu spät sei und bald ein Feuer vor der Höhle emporlodern würde, um sie und ihr letztes Lied in Rauch zu ersticken?

Weiter bergan führt der Weg. St. Laurent liegt bereits hinter uns und der Serre tritt nun stattlicher hervor. Hat man seine Höhe erstiegen, so sieht man die Berge von der anderen Thalseite, besonders den Mont Roux finster und schroff herüberragen, während der rückwärts gleitende Blick noch einmal über die lieblichen Gelände in Torre Pellice's Umgebung schweifen kann.

Die breite Straße hört von jetzt an auf. Wir müssen auf schmalem Pfade ein wenig abwärts gehen. Spitze Steine verwunden uns den Fuß und Baumzweige schlagen uns ins Gesicht.

Nun verengt sich das Thal. Man sieht bald keine Felder mehr mit ihren spärlichen Halmen. Die grauen, armseligen Häuser verschwinden. Da und dort kommt ein Landmann mit seiner Last von Gras mühsam den Berg herunter; sonst ist es menschenleer um uns. Auf den Abhängen weiden etliche Ziegen, aber bald wird der Pflanzenwuchs zu dürftig, um sie noch zu ernähren. Die Nußbäume verlieren sich, selbst die Kastanie, die treueste Begleiterin der Thalleute, die Spenderin ihres täglichen Brodes, bleibt uns nicht mehr zur Seite. Das Wasser rauscht wilder, durch Zuflüsse von allen Höhen verstärkt. Es bilden sich tiefe, schäumende Strudel. Das Lärmen der Wellen übertönt unsere rufende Stimme.

Abschüssig steigen die Thalwände empor und im grellen Schein der Sonne, die jetzt im Scheitelpunkte steht, erkennt man jede einzelne der schroffen Zacken. Sie ragen bis in die Wolken hinein, nur Adler und Sonnenlicht können sie noch erreichen. Wie Bündel von Pfeilern starren die Felsenmassen des Infernetto, wie grimmige Thürme die Gipfel der Sella Veglia, der Rochaille, des steilen Mont Roux.

Jetzt rücken die Berge näher aneinander, fast beängstigend nahe; ganz eng wird der Zwischenraum — auf einmal berühren sie sich fast. Mit einem einzigen Felsblocke könnte man hier den Zugang verschließen.

Wir sind an der Pforte des Pré du Tour, an den Thermopylen der Waldenser — im heiligen Thal.

Eine feierliche Stimmung kommt über uns. Es ist, als hallte jetzt noch von allen Wänden der bange Schrei „Dio, ajutaci!" hernieder. „Dio, ajutaci! — Hilf uns, o Herr!" so hatte einstmals auf jener Höhe drüben eine Frauenstimme gerufen, als die belagerten Waldenser schon ihrem Ende entgegensahen. Da war dichter Nebel herniedergesunken, und zerschmettert rollten die Leichname der Feinde in den Strom.

Hier also sind die gewaltigen Kampfesthaten vollbracht worden, hier also ist jeder Stein mit Schweiß und Thränen getauft!

Fast graut es uns vor den Erinnerungen allen.

Wann war es denn, als die schlimmste Drangsalszeit begann?

Sie sagen, der Weihnachtsabend des Jahres 1400 sei der Anfang gewesen.

Da war der Inquisitor Borelli jenseits der Berge in Pagalas eingerückt, und Hab und Gut verlassend, hatten sich die Leute vor ihm ins Gebirge geflüchtet. Am Morgen aber des Festes der Liebe fand man auf den Anhöhen weit umher fünfhundert Frauen und Kinder erstarrt auf dem Boden liegend, eingeschlummert am Herzen der mitleidigen Natur.

Dann kam das Jahr 1487, als Innocenz der Achte — der Sittenlose — zum Ketzerkreuzzug aufrief. Ein Heer von 18000 Piemontesen und Franzosen fiel in die Thäler ein, jagte seine Bewohner von Ort zu Ort und drang über die Costière von St. Jean und den Serre d'Angrogna bis hierher vor. Schon waren sie an der Rochaille, ganz dicht beim Pré du Tour, wo die Ketzer ihre Greise, Weiber und Kinder in einer Felshöhle geborgen hatten. Den verzweiflungsvoll kämpfenden Waldensern gelang es nicht

mehr, mit ihren Schilden aus Kastanienrinde und Thierhäuten der Unzahl der Pfeile zu wehren. Sie glaubten sich verloren, als plötzlich ein dichter Nebel ihnen zu Hilfe kam.

Rathlos irren nun die Feinde in ihren schweren Rüstungen auf den unbekannten Felspfaden umher. Jammernd, in sinnloser Flucht stürzen sie vorwärts, um in die Abgründe oder das Wasser zu taumeln, während hinter ihnen Felsstücke rollen, die sie zur unkenntlichen Masse verunstalten, noch ehe sie sterben. Ihr Hauptmann Saquet von Polonghera fällt, von Steinwürfen getroffen, in einen Wasserwirbel, den der Volksmund noch heute „Toumpi Saquet" benennt. Sie würden von den Schleudern der Waldenser Jünglinge bis in die Ebene hinein gejagt, wenn nicht, wie jedesmal, deren Prediger von der Verfolgung des bereits geschlagenen Feindes abriethen. Der besiegte Legat des Papstes, Albert v. Capitaneis, schwört blutige Rache und nimmt sie auch an den Glaubensbrüdern der Ketzer im Dauphiné; aber endlich kehrt doch der Friede wieder ein. Mit leisem, allmäligem Aufathmen tritt das Leben in die erstarrten Glieder der kleinen Gemeinde zurück.

Dort oben in der stillen Bergeinsamkeit, die jetzt noch den Namen „lo Coulège" (le Collège) führt, wird eine Barbenschule gegründet. Diese Barben sind die Aeltesten der Gemeinde, ihre Rathgeber, Lehrer und Aerzte. Sie wandern unter Mühsal und Gefahren von Alpenthal zu Alpenthal und weit in das italienische Land hinein, oft sogar bis nach Deutschland und Böhmen, um die verstreuten Brüder zusammenzuhalten, zu stärken, zu trösten. Wie schön, wenn sie an vielen Thoren das geheime Zeichen der Gesinnungsgenossen vorfanden und unversehrt zurückgekehrt, nur gute Kunde heimwärts bringen, oder Briefe, auch gesammelte Geldspenden und gar erbauliche Schriften! Und wie lauscht man entzückt ihrem Berichte, daß sich's aller Orten wie zagendes Freiheitsahnen rege, wie dumpfer Groll gegen das geisterknechtende Rom. Noch zuversichtlicher ertönt mit jeder Wiederkehr ihre freudige Botschaft, bis endlich ein heller Jubelton hineinklingt, das Lied von der Wittenbergischen Nachtigall. Ja, sie sollen's Alle vernehmen: Fürsten und Könige stehen dem jungen Mönch zur Seite, der dem Papste das Wort von der freien Forschung ins Antlitz schleudert und spottend seine Bannbulle verbrennt. Die Weisesten der Erde stimmen ihm bei. Die neue Zeit ist angebrochen.

Als der alte Barbe Morel das hört, sendet er ein rührendes Schreiben an den Basler Reformator: „Sei gegrüßt, o mein Herr Oekolampadius", ruft er aus „wir kommen zu Dir aus fernen Landen, das Herz von heller Freude erfüllt, voll Hoffnung und Zuversicht, der Geist der Wahrheit werde uns durch deine Hilfe erleuchten!"

Er braucht seinen Freundesrath, weil die Waldenser zu erschlaffen beginnen unter dem langen Drucke. Sie verleugnen öffentlich die Ueberzeugung, an der sie noch im Geheimen halten, und wenn sie, aus Furcht, die Messe der Päpstlichen besuchen, so glauben sie ihrem Gewissen genug zu thun, indem sie leise murmeln: „Caverne de brigands, que Dieu te confonde — daß Gott dich vernichte, du Höhle der Räuber."

Oekolampadius ermahnt zum freien Bekennen der Wahrheit — es treten die Männer von Cianforans im gleichen Sinne zusammen und auch für die Waldenser ist eine neue Zeit angebrochen — — eine grauenvolle Leidenszeit!

Denn hundert Jahre lang sieht man nun die Scheiterhaufen der Inquisition emporlodern, ihre Kerkerthüren sich hinter gefolterten Opfern schließen, wie die Truhen der Bischöfe über ihrem eingezogenen Gut. Wenige milde Fürsten herrschen über sie, aber viele harte Herren und rasch wechseln die kurzen Friedenszeiten mit langen Monaten der Verfolgung und Qual. Was nützt es, daß ein zeugenmuthiger Märtyrer nach dem anderen ihnen ersteht, daß man ihnen ehrenvollen Frieden gewährt, als sie den wilden Grafen della Trinità besiegt haben, der 1561 zu wiederholten Malen von drei Seiten zugleich und dennoch vergeblich ihre Felsenfeste bedrohte? Verbriefte Rechte gelten den Ketzern gegenüber nicht, feierliche Versicherungen werden mit Füßen getreten. Was hilft es auch, daß sie sich muthig wehren gegen die Gespenster des Hungers und der Pest und gegen ein schlimmeres noch, die Gesellschaft „de Propaganda Fide"? Sie erbaut dennoch, von vornehmen Frauenvereinen Turins fromm unterstützt, Kloster um Kloster an den Berggeländen, das Wachsthum der protestantischen Schulen unterdrückend, und sendet ihre agents provocateurs, die Mönche, umher, um Gift in die stillen Hütten der Thalleute zu säen und den Eltern ihre Kinder, den Herren ihre Diener zu entfremden, sie durch Bestechung und Schmeichelworte in die Klöster oder die Inquisitionsgefängnisse zu locken.

Und bald zeigt es sich, daß die hundert Jahre nur ein Vorspiel waren zu den „blutigen Ostern von 1655" — der waldensischen Bartholomäusnacht.

Auch sie hat hier, wohin Ihr blickt, ihre Spuren hinterlassen. Denn nicht selten geschieht es, daß da und dort des Bauern Pflugschaar auf Menschengebeine stößt, auf verrostete Waffen und Amulete katholischer Krieger.

Andreas Gastaldo hieß der Statthalter der Thäler, der damals im Winter den Einwohnern mehrerer Orte binnen drei Tagen ihren Aufenthalt zu verlassen befahl, um sich in anderen Städten niederzulassen.

Gehorsam zogen sie aus, die Armen, dem eisigen Winde entgegen, ob er ihnen auch die Schneeflocken ins Antlitz trieb. Auf ihren wenigen Maulthieren hatten sie die Kinder und hinfälligen Alten geborgen und lieber die Habe preisgegeben, da Beides zu retten unmöglich war.

Warum rückte denn trotz alledem gegen Ostern eine neue Heerschaar in die Thäler ein, um die „widerspenstigen" Ketzer zu strafen? Weil sie um Zurücknahme des harten Befehles gebeten hatten und dies als Auflehnung betrachtet worden war.

Der Kampf beginnt, doch gar bald erkennt der kluge Heerführer, Markgraf Pianezza, daß es nicht leicht sei, der „barbets" Herr zu werden, wie ihr Spottname lautete — und so beschließt er, die „Pudelhunde" durch List zu besiegen.

Und sie trauen seinen freundlichen Worten und beachten die Warnung ihrer Tüchtigsten nicht, des Predigers Léger, des wackeren Janavel. Sie nehmen, als Zeichen des Gehorsams gegen die Obrigkeit, zu Latour und auf den umliegenden Hügeln die fremden Regimenter in Quartier und liefern ihnen die Waffen ab.

Dann wird am Ostersonnabend ein Zeichen gegeben und ein furchtbares Morden unter den Arglosen angerichtet.

„Wollt Ihr zur Messe gehn?" fragen die Soldaten zuvor, und wenn der Ketzer stetige Antwort ertönt: „Lieber den Tod, als die Messe!" so schlagen sie die Greise durch Säbelhiebe nieder, binden den Männern den Kopf zum Knie und rollen sie als runde Masse den Abhang hinunter, schmettern die Säuglinge vor den Augen der Mütter an die Felswand und heften ihre Händchen und Füßchen als Siegeszeichen an den Helm, füllen den Mund der Waldenserjungfrauen mit glühender Asche oder jagen die Verzweifelten an den Abgründen hin, in die sie sich willig stürzen, um nur den gräßlichen Verfolgern zu entgehen.

Das thun die italienischen und irländischen Söldner zur höheren „Ehre Gottes" und die freigelassenen Galeerensklaven unter Anführung der schönen Officiere aus den Turiner Salons.

Einer von ihnen aber, der edle Herr v. Petitbourg, soll dem Marquis Pianezza den zerbrochenen Degen vor die Füße geworfen haben, weil sein Soldatenherz sich aufbäumte gegen solche Schmach. Es mag wol eine Woche gedauert haben, ehe das Geschrei der Gequälten ganz verstummte.

„Unsere Augen haben keine Thränen mehr" schreiben drei Tage nach Ostern die Waldenser von Pinache in die Schweiz: „sie weinen Blutstropfen, die uns den Blick verdunkeln und das Herz ersticken. Die zitternden Hände und das arme Gehirn, von Beilschlägen betäubt und seltsam verwirrt durch neue Beunruhigungen und Angriffe, sie hindern uns, Euch so zu schreiben, wie wir es möchten, aber wir bitten Euch, uns zu entschuldigen und aus unserem schmerzlichen Stöhnen den Sinn dessen herauszulesen, was wir Euch zu sagen wünschen."

Der heldenmüthige Janavel von Rorà, eine der ansprechendsten Persönlichkeiten der Waldensergeschichte, flüchtet mit einer kleinen Schaar auf die Berge und verrichtet dort Heldenthaten, die „fliegende Colonne" der Waldenserjünglinge an seiner Seite. Sie gleiten barfuß bei Nacht über das spitze Felsgestein und erscheinen stets da, wo man sie am wenigsten erwartet. Drei Ketzer vermögen dreihundert Katholische in Schach zu halten, so daß man sie von bösem Zauber geschützt vermeint. Aber keine schonungsvollen Gegner sind sie mehr, wie früher, und der Mahnruf ihrer Prediger bleibt unbeachtet, wenn sie, wilden Löwen ähnlich, auf den Feind stürzen, der ihnen das Liebste vom Herzen riß, um es grauenhaftem Tode zu weihen.

Dort, in den Höhen von Angrogna, verwundet ein Pfeilschuß Janavel's Brust, Jahier, sein kühner Nachfolger, fällt in der Ebene drüben im Kampfe.

Torre Pellice ist ein Schutthaufen geworden. Die Wellen der Angrogna rauschen purpurroth zu Thal.

„Und draußen im Felde klagen die Bäume,
Daß ihre Wurzeln ertrinken in Blut."

Das konnte nicht ungerochen bleiben.

„Bringe den Seufzer des Vergewaltigten nicht über dich, er ziehet den Königsfalken vom Himmel herunter," sagt ein morgenländisches Sprichwort. Und gewiß, mancher Königsfalke kam herniedergeflogen. Durch England und die Schweiz ging ein Schrei der Entrüstung, der König von Schweden legte Fürsprache ein, der große Kurfürst von Brandenburg bot Hilfe an, selbst Ludwig der Vierzehnte glaubte einschreiten zu sollen und Milton, der „Fürst der Lieder", brach in laute Wehklage aus: „Nimm, o, Herr, nimm in dein Buch auf ihr schmerzliches Weinen!" fleht er in seinem Gesang.

So ward ihnen — durch einen Gnadenerlaß — wieder einmal Friede gewährt.

Die leeren Hütten werden wieder bezogen, die zerstampften Felder neu bearbeitet. Man führt die Greise vorsichtigen Schrittes aus ihren hochgelegenen Zufluchtsorten hernieder. Die bleiche Jungfrau lächelt wieder, auf den Arm des Geliebten gestützt, und die Mütter beben nicht mehr, wenn sie die fremden Soldaten an ihren Kindern vorübergehen sehen. Am Abend dürfen die Vereinten wieder unter dem Schatten der Kastanie weilen und die müden Hände in den Schoß legend ihre frommen Lieder anstimmen. Wehmüthig schön muß ein solcher erster Abend gewesen sein! Schön, wie dieser hier, der sich in breiten Schatten auf unseren Pfad herniedergesenkt hat, während die Stunden des Rückwärtsschauens uns wie im Traume vorüberglitten.

Dicht vor uns liegt jetzt im scheidenden Sonnenlichte die Häusergruppe des Pré du Tour, ein anmuthiges Bild auf dem düsteren Hintergrunde. Die Angrogna schäumt um den Felsenkegel, auf dem das Waldenserkapellchen sich zierlich stolz emporhebt. Es blickt auf die grauen Hütten und die katholische Kirche hernieder, denn diese behauptet, zum ersten Male in den Thälern, hier nicht den bevorzugten Platz.

Oben auf der Terrasse der Kapelle steht ein blasser, stiller Mann und begießt seine Blumen, als wäre nichts geschehen! Das ist der Herr Lehrer Bertinatti oder monsieur le régent Bertinat, um sich in der ortsüblichen Weise auszudrücken.

Er empfängt die Fremden mit gar freundlichem Gruße und zeigt ihnen gern seine kleine, in die Kirche hineingebaute Wohnung und die sogenannte Tafel der Barbenschule, einen riesigen Steintisch aus ehrwürdiger Vorzeit, und das Schulzimmer und seine kleine, von ihm selbst sorgfältig eingebundene Büchersammlung und was wir sonst nur sehen wollen.

Auch auf die beschwerlichen Pfade weist er hin, die er in Sonnengluth und Winterstürmen emporklimmt, um die Kranken zu besuchen und Gebetsversammlungen abzuhalten. Nur um wie kargen Lohn er es thut, das sagt er uns nicht. Bitter arm ist seine kleine Gemeinde und dankbar genug, wenn ihre schwarze Polenta von Hirsemehl für sie Alle ausreicht. Es ist belehrend, mit ihm einen Blick in ihre rauchgeschwärzten, ebenerdigen Wohnungen zu werfen. Jede gleicht der andern, mit der Feuerstätte unter dem mächtigen Rauchfang, dem Tisch in der Mitte, der sich von oben öffnet und zugleich als Vorrathskammer dient, mit der ärmlichen Bettstatt und dem verhältnißmäßigen Reichthum von schweren Nägelschuhen darunter, mit dem Wandgesims zur Seite und der Bibel darauf und häufig auch Gilles' „Waldensergeschichte".

Auf das Neue vertiefen wir uns mit dem kundigen Begleiter in die große Vergangenheit. Im Nordosten drüben, erklärt er, liegt die Bachère, die man von Pramollo aus überschreitet. Da kamen 1686 Ludwig's des Vierzehnten Regimenter herüber, während der Herzog Victor Amadeus von Bricherasio auszog.

Denn — ach — nur dreißig Jahre hatte der trügerische Friede gewährt, genug blos, um die Thalleute zum letzten, verzweifelten Ringen zu stärken! Hieß es doch diesmal das Land der Väter für immer verlassen, die Tempel niederreißen, die Kinder den Klöstern übergeben — oder sterben. So hatte es der junge Herzog von Savoyen befohlen, seiner tüchtigsten und besten Unterthanen vergessend, vergessend, daß dieses treue Volk für seine Vorfahren in den Krieg zog, wenn Andere sie feige verließen.

Ein drittes Heer kam unter dem berühmten Catinat mit den Herren von Pinerolo und Casale heran. Sie Alle kämpften gegen 2500 Waldenser und konnten 500 nicht überwältigen, die einen ganzen Tag lang den Pré du Tour vertheidigten. Wieder mußte verrätherische Arglist zu Hilfe genommen werden und wieder ward ein blutiges Ostern gefeiert. Die sich auf Gnade ergaben, führte man in die savoyschen Festungen, so lange diese ihre Menge fassen konnten. Eine kleine „heilige Schaar" irrte hungernd und vogelfrei in den Felsschluchten umher. Fünfhundert Gefangene wurden Ludwig XIV. für seine Galeeren geschenkt.

Das ist das Ende.

Verlassen sind Hof und Hütte, geplündert ist das Land. Ueber verfallenen Dörfern sieht man die Geier kreisen und nur der Mond hält noch ob dem weiten Todesanger Wacht. Vielleicht sendet er auch einen Strahl in die Gefängnisse, daß er die auf dumpfem Stroh Hinmodernden grüße. — — —

Trübe sinnend weilt unser Auge auf den Bergen und Schneefeldern in der herrlichen Sternennacht! Kann denn, so fragen wir beklommen, ein Volk nach solchen Tagen wieder auferstehen?

Es antworten uns die Schattengestalten, die am Weihnachtsabend des Jahres 1686 aus den endlich geöffneten Kerkerthüren wanken und im Schneesturm über den Moncenisio getrieben werden, dreitausend Uebriggebliebene von vierzehn Tausenden.

Sie tragen den Glauben an ihre Zukunft unentwegt in die Verbannung hinaus. Und sie werden siegen, so gewiß als der freie Gedanke zu allen Zeiten und immer auf das Neue über die finsteren Mächte obsiegt!

Schon eilen ihnen die befreundeten Schweizer über die mit Leichen besäete Straße entgegen, tragen sie auf den Armen unter ihr Dach und wetteifern in ihrer liebenden Pflege. Ihr greiser Held Janavel erwartet sie auf dem gastlichen Boden. Er giebt sich dem Schmerze nicht hin bei dem jammervollen Wiedersehn, sondern entwirft mit seiner Meisterhand des Feldzugsplan zur Wiedereroberung der heimathlichen Thäler. Und im Herbste dieses Jahres 1889 feiern die Waldenser das zweihundertjährige Jubelfest ihrer „Glorreichen Wiederkehr".

Bücherbesprechungen.

—e— **Das Königreich Sachsen.** Vaterlandskunde für alle Freunde der Heimath in Schule und Haus, insbesondere für Lehrer und Schüler der höheren Unterrichtsanstalten. Von **Hugo Friedemann.** Dritte Auflage. Dresden, A. Huhle. 1889. Brosch. 2 ℳ. — Friedemann's Vaterlandskunde ist ein bereits bekanntes Buch, und wir erwähnen es hier nur, um ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß sich die vor Kurzem erschienene dritte Auflage, „ein bescheidener Beitrag zu den vaterländischen Kundgebungen dieses Jubeljahres", von der zweiten nicht blos durch einen wesentlich größeren Umfang, sondern auch durch eine sorgfältigere Bearbeitung des Stoffs, dessen Anordnung jedoch nur geringe Veränderungen erfahren hat, vortheilhaft unterscheidet. Da der Verfasser keine Mühe gescheut hat, um sich durch eigene Anschauung eine möglichst genaue Kenntniß der vaterländischen Verhältnisse zu verschaffen, und da er auch, wie im Vorworte bemerkt wird, bei seiner Arbeit von sachkundigen Berathern wie Dr. Köhler, Schulrath Eichenberg, Prof. Dr. Dunger, Dr. Schunke ꝛc. unterstützt und gefördert worden ist, so darf mit Sicherheit vorausgesetzt werden, daß die jetzt vorliegende Auflage noch mehr als die früheren den Zweck erfüllen wird, allen Freunden der Heimath in Schule und Haus mit geographischen, naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Angaben verläßlicher Art zu Hilfe zu kommen. Drei Holzschnitte und eine vom Verfasser selbst gezeichnete recht durchsichtige Karte des Königreichs Sachsen gereichen dem überhaupt gut ausgestatteten Buche zur Zierde.

N.— **Geheimnisse eines Vertheidigers.** Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. Von **Hans Blum.** Berlin 1889, Gebrüder Paetel. — Von den vier dargebotenen Erzählungen gehören eigentlich nur die beiden ersten in den vorliegenden Band; in den beiden letzten vermögen wir Geheimnisse eines Vertheidigers schlechterdings nicht zu entdecken. Ja, es ist uns nicht verständlich, zu welchem Zwecke die letzte Erzählung überhaupt niedergeschrieben und veröffentlicht ist: Ein ganz gewöhnlicher, plumper Betrug ohne jedes weitere Interesse, als dessen Opfer nur eine — lebende? — Persönlichkeit mit grell hervortretender Ironie gezeichnet ist. Wir müssen gestehen, daß uns hier der Erzählungston nicht erheitert, eher peinlich berührt hat. Das unbestreitbare Erzählungstalent des Verfassers, welcher einen verwickelten Prozeßstoff ebenso anschaulich als spannend zu verwerthen weiß, bewährt sich in der ersten, größten Erzählung, welcher ein vom Verfasser bereits früher einmal bearbeiteter Criminalfall zu Grunde liegt. In den beiden folgenden Erzählungen wird Verfasser zu breit, die Komik macht leicht den Eindruck des Gesuchten, Uebertriebenen, so daß uns Verfasser hier ein feinem Talente ferner liegendes Gebiet betreten zu haben scheint.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 108. Dienstag, den 10. September. 1889.

Die Waldenserthäler bei Turin.

Zur 200jährigen Gedenkfeier der Waldenser.

Von M. Schelcher.

II. Der Felsen der Balsille.

Es ist seltsam, daß in demselben Jahre 1889 die Stürmer der Bastille ihr hundertjähriges Jubelfest feiern und die Waldenser die Mitwelt des Tages gemahnen wollen, an welchem vor zweihundert Jahren ihre Balsille gestürmt worden ist.

Beide Feste werden sich wol sehr verschiedenartig gestalten und schwerlich werden ihre beiderseitigen Theilnehmer eine Beziehung zu einander empfinden oder anerkennen mögen. Trotzdem scheint uns der Gleichklang der Namen hier nicht bedeutungslos zu sein. Dem Ereignisse von 1789 wie dem von 1689 liegt derselbe weltgeschichtliche Gedanke zu Grunde: der Kampf um Menschenrechte und Volksthum.

Die Roche de la Balsille oder Balziglia — der Mittelpunkt des großen Waldenserfestes in diesen Septembertagen — befindet sich am nordwestlichen Ende des Thales von St. Martin, welches sich an das Val di Perosa anschließt. Dieses Thal wird, gleich den übrigen Waldenserthälern, von der wesentlich katholischen Stadt Pinerolo aus besucht.

Pinerolo, französisch Pignerol, ist, wie bekannt, die ehemalige Geburts- und Begräbnißstätte eines mächtigen norditalienischen Fürstengeschlechts und beachtenswerth durch seine schöne Umgebung und großartige Vergangenheit.

Es ist sehr malerisch zu Füßen eines Hügels gelegen, der vom Monte Freydour herabkommt. Die uralte Kirche San Maurizio krönt den Hügel und gewährt von ihrer Terrasse herab einen entzückenden Rundblick über die Weingelände und hochragenden Alpengipfel dahinter bis zu den Gletschern des Monte Viso hin und über die blauverdämmernde Poebene im Vordergrund.

Auch die Flußthäler des Chisone und Pellice kann man weit überschauen. Noch weiter blickt das geistige Auge zurück, denn ein gewaltiges Stück Weltgeschichte entfaltet sich ihm hier. Seit dem zweiten punischen Kriege sind Römer und Karthager, Sarazenen und Gallier, Langobarden und Ostgothen über diese Fluren hinweggezogen. Es haben Frankreich und Savoyen hier mit einander gerungen und die Waldenserhelden hier gekämpft und gesiegt.

Unten ragt aus enger Gasse das Schloßdach der weiland Fürsten von Achaja und spiegelt uns das Bild glänzender Ritterfeste vor. Drüben erinnert der Hügel, auf dem ehemals das Fort Santa Brigida stand, an die Zeiten französischer Herrschaft und die berühmten Staatsgefangenen von Pignerol: Fouquet, de Lauzun, die räthselhafte Eiserne Maske.

Noch tiefer unten liegt das Kloster der Salesianerinnen, stets von Neuem den Blick anziehend durch seinen unheimlichen Gegensatz zu den sonnig-hellen Straßen der ganz im Geschmacke der Neuzeit erbauten Stadt. Es ist unverändert geblieben seit den Tagen, da die geistreiche Marchesa di Spigno ein Menschenalter lang hier dafür büßen mußte, daß König Victor Amadeus II. sie zu seiner Gemahlin erkor. Auch heute noch leben die weißgekleideten Franziskanernonnen unter derselben strengen Clausur, wie ihre erlauchte Genossin von dazumal, und die Phantasie des Volkes beschäftigt sich gern mit den unsichtbaren Lebendigbegrabenen. Man will Klageseufzer hinter den hohen Gartenmauern belauscht haben und von verzweifelten Fluchtversuchen durch Hilfe einheimischer Arbeiter wissen, die gleichwol im Kloster nur mit Schellengeläute an Händen und Füßen arbeiten dürfen. Man kann nicht genug erzählen von dem erschütternden Schauspiele des Einkleidens jener Gottesbräute, welches früher öffentlich im Dome stattfand.

Wie sonderbar ist es, daß gerade von dieser Stätte mittelalterlichen Spukes aus die Wanderung nach dem Balsillefelsen angetreten wird, dem Denkmal der Vorkämpfer einer neuen und lichteren Zeit!

Auf der Piazza di Cavour umdrängt echt italienisches Straßenleben die kleine Stadt-Locomotive, die nach dem Thal von Perosa abfährt. Mit lauten Rufen bieten Verkäufer die Marktwaare aus; schreiende Kinder rotten sich um Tanzbären zusammen, die hier noch in hoher Volksgunst stehen, so arg der südliche Himmel auch ihrer Schönheit mitgespielt hat. Pilgerschaaren ziehen vorüber, junge Officiere aus der berühmten Reitschule des Ortes schweben zierlich zu Rosse vorbei.

Bei St. Germain, einem Waldenserorte, nimmt die Landschaft einen bedeutenderen Charakter an und der Fluß Cluson (= Chisone) verbreitert sich innerhalb seiner anmuthigen Ufer. Aber die Luft wird drückend und unangenehm und deutet auf die Nähe sumpfiger Gegenden hin. Häufig sieht man Cretins und andere verkümmerte Gestalten aus den Thüren ihrer wenig einladenden Häuser treten.

Perosa dagegen, der Endpunkt der Straßenbahnlinie und des Thales, ist sonnig und schön gelegen. Es ist sehr stolz auf seine katholische Kirche, einen stattlichen Rundbau, nach Muster der Turiner Königsgruft Superga entworfen.

Noch schöner aber ist Pomaret, wol der lieblichste aller von Waldensern bewohnten Plätze. Die Berge treten hier weit auseinander, als wollten sie seinen Gebäuden, dem Waisenhaus, dem Gymnasium, dem hübschen „Tempel“, soviel Raum als möglich gönnen. Weinberge und Maisfelder umgürten es und der Blick auf die Felswände des neuen Hochthals im Vordergrunde ladet den Fußwanderer zum fröhlichen Vorwärtstrachten ein.

Sehr mit Unrecht hat ein Franzose das Thal St. Martin als häßlich bezeichnet und witzig behaupten wollen, es verdanke, gleich einer alten Frau, sich selber den Vorzug, durch Verfolgungen weniger als andere behelligt worden zu sein.

Val San Martino bietet, an klaren Herbsttagen zumal, ganz herrliche Landschaftsbilder, am meisten zwischen Pomaret und Perrero, wo es, sich allmälig verengend, eine überraschende Windung ausführt, um dann dem Auge die beschneite Roche Blanche in ihrer Großartigkeit zu entfalten. Tiefblaue Schatten ruhen auf dem Fuß der Berge zu beiden Seiten, während ihre Häupter von Sonnenglanz überhuscht sind und das gelbe, rothe, grüne Laub der Bäume sie in heitere Farbenpracht hüllt. Die frischer wehende Luft, die rauschenden Gewässer, die schroffen Gneisbildungen der Felsen zeigen uns an, daß wir dem Hochalpengebiete nahe kommen.

Bei Perrero oder Le Perrier, wohl bekannt aus den Ketzerverfolgungszeiten, wird das Thal noch enger, als zuvor, und gabelt sich bald darauf in die zwei Seitenthäler von Praly und Massello auseinander, in welch' letzterem die Balsille liegt. Perrero ist also die Durchgangspforte zur Felsenburg der Balziglia. Das düstere Perrero! Schwer kann der Reisende sich eines Fröstelns erwehren, wenn er seiner gedenkt. Ist es doch die Stadt, die keinen

Sonnenschein kennt — die Stadt, von der es heißt, daß sie die Blinden selber beneide, weil die das liebe Himmelslicht doch wenigstens fühlen dürfen.

Am schaurigsten nimmt sich der Perrier wol des Abends aus, wenn an den schwarzen Häusern die Feuchtigkeit hörbar herniederrieselt und der Wind den Straßengängern die Lichter auf ihren alterthümlichen Lämpchen auslöscht, so daß ihr Fuß tief im Schlamm der häßlichen Gassen versinkt. Eisig weht der Lufthauch dann durch die finstere Schlucht und es will Einem wunderbar dünken, daß kaum ein paar hundert Schritte weiter ein Kastanienhain da draußen goldgelb funkelt im schönsten Abendsonnenschein. Das Pfarrhaus liegt etwas höher, als die anderen Gebäude; darum genießt der einsame junge Herr Pastor darinnen den Vorzug, in der günstigsten Jahreszeit zwei Stunden lang täglich von der Sonne beschienen zu werden — wie er uns in gerechtem Stolze mittheilt.

Ein Glück nur, daß der Mond sich zuweilen des Städtleins erbarmt und, langsam heraufsteigend, die Bergeshäupter in seinen Glanz eintaucht. Dann gelingt es dem alten Zauberer wirklich, aus alle den Hütten, die sich ängstlich an die Felswand klammern, aus dem weißschäumenden Bache und den thaufeuchten Wiesen tief unten und aus der Gletscherwelt hoch in der Höhe ein traumhaft schönes Stimmungsbild zusammenzuweben.

Es ist gerathen, des Morgens früh aufzubrechen, wenn man nach der Balsille will. Der Weg ist nicht gefährlich, aber mühsam und zeitraubend über die engen Felspfade und das glatte Steingeröll.

Er führt uns immer mehr in den Charakter des Hochgebirges ein. Die Felsen werden schroff und zum Theil unerklimmbar; schwarze, niedrige Kiefern klettern noch auf die höchsten Vorsprünge hinauf, während die herbstlich rothen Buchen und goldfarbigen Lärchenbäume tief unten im Grunde bleiben. Die Germanasca zwängt ihre Wasser mit lautem Geräusche durch das schluchtartige Thal. Das Waldenserdorf Maneille klebt wie ein Schwalbennest auf nacktem Felsgestein.

Obgleich die Sonne sich schon ihrer Mittagshöhe nähert und die Strahlen fast senkrecht herniederschießt, spürt man doch nichts von ihrer Gluth.

Darum schreiten die Gruppen von Landleuten vor und neben uns mit ungeheuren Lasten auf dem Kopfe leicht wie Gemsen zur Höhe hinan. Es sind Waldenser aus der Umgegend, welche ihre Wintervorräthe zusammentragen; denn wer sich nicht vorsieht, so lange der Verkehr nach jenen Bergdörfern noch möglich und das Wetter noch günstig ist, nun, der muß eben Hunger leiden bis zum April oder Mai. Mehr noch scheinen sie aber den Durst zu fürchten, denn fast Alle tragen Wein auf dem Haupte in gewaltigen Schläuchen, gleich den Wüstenwanderern im Morgenlande.

Das gewährt ein fesselndes Bild, um so mehr, als Männer wie Frauen schöne blühende Gestalten sind, echte Kinder der Hochlandsnatur. Vermuthlich wegen ihres nahen Wohnens an der französischen Grenze zeichnet sie auch ihr gutes Französisch vortheilhaft vor den anderen Waldensern aus. Auf die erstaunte Frage, warum sie ihre schwere Last nicht lieber dem Maulthiere anvertrauen, erklären sie uns Unwissenden lachend, daß die Wenigsten hier reich genug seien, um sich das schätzbare „Hausthier" zu erschwingen.

Nach anderthalbstündiger Wanderung ungefähr gelangt man in das eigentliche Thal der Balsille, am letzten Ende des Massellothals, zunächst aber nach dem Champ de Salse. Dort hebt sich unter einigen wilden Hütten ein Haus von rauhester Einfachheit hervor. Das ist das Pfarrhaus. Auf die Gastfreundschaft dieses Pfarrhauses ist der Reisende vollständig angewiesen, da hier natürlich von einer Herberge weit und breit keine Rede sein kann. Er wird es nicht zu bedauern haben. Schon im Perrier macht sich die bekannte Gastlichkeit der Waldenserpfarrer in liebenswürdigster Weise geltend. Was es aber heißt, hier, bei diesem Entferntsein von allem Lebensbehagen, dem Fremden einen so traulichen Empfang zu bereiten, ja unter Umständen die letzten Vorräthe liebevoll mit ihm zu theilen, das kann nur ermessen, wer aus eigenem Erlebniß davon zu erzählen weiß.

Oft ist es vorgekommen, daß in dunkler Nacht noch ein verirrter Wanderer anpochte, um das einzige unbewohnte Zimmer des Hauses mit den dort aufgespeicherten Kartoffelsäcken und Krautköpfen zu theilen, und durchreisende Engländer — Deutsche kommen leider nur selten hierher — sollen es unangenehm empfunden haben, hier weder Geld bezahlen zu dürfen, noch ihr unentbehrliches Roastbeaf und ähnliche „Lebensbedingungen" zu jeder Zeit vorzufinden.

Das hindert aber nicht, daß der Name aller der sechs Pastorenfamilien Tron im Thale — vom Volke scherzhaft les citrons (six Trons) de Massel geheißen — weit in der Runde mit Dankbarkeit und herzlicher Liebe genannt wird.

Freundlicherweise bietet sich meist auch ein Bewohner des Pfarrhauses zur Begleitung auf der letzten Strecke des Thales an und dem Fremden wird somit neben dem Genusse zugleich werthvolle Belehrung zu Theil.

Dieser letzte Weg überbietet das bisher Gesehene an wilder Eigenthümlichkeit. Die landschaftlichen Schönheiten entwickeln sich wie in absichtlicher Steigerung nach der Balziglia hin. Wir erblicken dieselbe vorläufig noch nicht, sondern erst andere Felsen und Bergzacken zu beiden Seiten des grünen Hochthals, das die Germanasca durchströmt. Dürftiger Baumwuchs zeigt sich an ihrem Ufer. Die Kastanie hat schon von Perrero an aufgehört, hier gedeiht nur noch ein vereinzelter Nußbaum oder die wilde Kirsche. Auch Heidelbeeren bringt der September zuweilen als besondere Ueberraschung hervor.

Es läßt sich errathen, daß der Gemüsebau hier nicht zu den verlockenden Unternehmungen gehört. Trotzdem sieht man Frauen unverdrossen an ihren kleinen Kohlgärten arbeiten und die gute Erde dazu mit unendlicher Mühsal korbweise von Frankreich herüberschaffen.

Das liebe Vieh ist so klug, sich während des Sommers auf die saftigen Matten, die sogenannten „forests" hoch oben zurückzuziehen. Soeben kommt es, mit Blätterkränzen um die Hörner, blökend von allen Seiten hernieder. Grimmig dreinschauende Hirten im Ziegenfellgewande begleiten es. Lieblich tönt das Geläute der Heerdeglocken durch die abendliche Stille.

Wie furchtsam sich die Schäflein und Ziegen zwischen die größeren Thiere verstecken, sobald das Kreisen eines Raubvogels in der Luft bemerkbar wird. Sie wissen offenbar, daß mit diesen Beutesuchern nicht zu spaßen ist. Soll doch unlängst ein Adler sogar die leichtfüßigen Gemsen so sehr in die Enge getrieben haben durch seine Verfolgung von oben herab, daß drei von ihnen in das Bereich ihrer Todfeinde, der Menschen flohen und an ihren Thüren „mit des Jammers stummen Blicken" — natürlich erfolglos — um Erbarmen flehten. Manchmal begnügt sich der Stolze jedoch auch mit einem einfachen Hühnergericht. Aber selbst damit sind die zahlreichen Bergraben nicht einverstanden, welche grundsätzlich gegen sein zwangloses Verfahren laut krächzenden Widerspruch erheben. Sehr drollig wirkt es nun, wenn der Beherrscher der Lüfte davon gar keine Notiz nimmt, sondern die sittliche Entrüstung der guten Herren als einfach zur Sache gehörig betrachtend, ruhigen Flügelschlages seine Königsbeute aufwärts trägt.

Sobald das Vieh seine Heimstätte wieder bezogen hat, nehmen noch andere Bewohner darin Platz. Der Kuhstall ist der beliebte Winteraufenthalt der Großeltern und alten Leuten überhaupt. Man erschrecke nicht über das sonderbare Quartier, das ihnen pietätvoll von den Jüngeren abgetreten wird. Es ist der einzige, wohldurchheizte Raum der ganzen Behausung und nachgewiesenermaßen befinden sich die guten Alten sehr vergnügt darin. Davon weiß der Herr Pastor zu erzählen, der niemals bei seinen Krankenbesuchen die Visitenkarte abzugeben braucht. Man ist stets „chez soi" und empfängt alle Tage ohne Ausnahme.

So geht der lange, kalte Winter immerhin gefahrlos vorüber. Erst der Frühling bringt Schrecken und Grauen über das Land. Denn da beginnt die Lawine ihr unheimliches Werk.

Dies erklärt uns die Bauart der hochgelegenen Bergnester Reynaud und Passet, welche das Entsetzen der Reisenden hervorrufen. Aus Furcht vor den langsam herabrollenden Schneemassen hat man sie auf zackigem Gesteine — ohne jeden Zwischenraum — dicht an die schwindelnden, jähesten Abgründe hingestellt. So wird die Lawine zersplittert und in die Tiefe geschnellt, ehe sie anwachsen kann. Aber eine andere Gefahr tritt an ihre Stelle. Es verunglücken häufig spielende Kinder durch den Absturz von der furchtbaren Höhe. Man sieht, daß es die „schlafende Löwin", wie Schiller sie nennt, sonach nicht besser treibt, als die Sagenungeheuer des Alterthums. Sie verlangt jährlich ein oder zwei Opfer, damit sie dafür das ganze Gemeinwesen verschone. Schrecklich muß es sein, wenn sie dennoch zuweilen eine Ortschaft verschüttet, wie es vor Jahren dem Dorfe Balziglia geschah. Zum Glück eilte noch rechtzeitig Hilfe herbei. Man bahnte sich den Weg über die Dächer und holte die bereits verloren geglaubten Verschütteten alle heraus. Das arme, brüllende Vieh mußte unten bleiben und erhielt durch Gänge, die man in den Schnee grub, Zufuhr an Wasser und Luft.

Noch eine kurze Wanderung über den weichen Rasenboden und wir sind am Ziele angelangt.

Da liegt es, am Germanasca-Ufer, das Dörfchen der Balsille, mit seinen beiden, weit ausgebreiteten Flügeln wie ein brauner Vogel an die Felsen geschmiegt.

Und was für Felsen sind es! Gewaltige Mauern, wie für die Ewigkeit gegründet, unzugänglich von fast allen Seiten, schauerlich schroffe Abhänge zumal nach Osten hin kehrend.

Wallartig von ihnen umringt, steigt aus ihrer Mitte ein niedrigeres Vorgebirge empor. Es schließt sich an den steilen, unten bewaldeten Mont Pelvoux an, plattet sich in drei Stockwerken ab und hebt vier thurmähnliche Zacken in die Lüfte.

Das ist die Balsille mit den Quatre Dents. Seltsam schön sind diese vier ragenden Zinken im rothen Lichte des Sonnenunterganges. Wir glauben die Thürme der Gralsburg vor uns zu sehen. Tief unter ihnen liegen die breiteren Felsenmassen, schon von den violetten, blauen, allmälig fahler werdenden Tönen des Herbstabends umdunkelt, so daß die Umrisse des eigenartig geformten Berges sich noch schärfer vom Hintergrunde abheben. Selbst dem Auge des laienhaften Beschauers muß es auffallen, welche vorzügliche, natürliche Festung er bildet. Der Eindruck verstärkt sich, wenn wir auf einem der drei abschüssigen Pfade zu seinem ersten Stockwerke, dem sogenannten Château emporgeklommen sind. Drei Quellen überrieseln es und seine breite Fläche bietet Wohnraum für eine beträchtliche Anzahl von Menschen. Hier, wo noch eine alte Ulme als Zeuge ehrwürdiger Vorzeit steht, fand eins der interessantesten Ereignisse der Kriegsgeschichte statt — der große, letzte Befreiungskampf der Waldenser, dessen Gedächniß sie soeben an heiliger Stätte jubelnd feiern.

Man weiß, daß die armen Thalleute trotz der bereitwilligen Aufnahme, welche sie nach dem fruchtbaren Jahre 1686 in der Schweiz und anderen Ländern fanden, sich es nicht verhehlen konnten, daß ihrem Volksthum da draußen in der Verbannung der Untergang drohe. Von gleicher Sehnsucht wie sie nach der schönen, widerrechtlich ihnen entrissenen Heimath verzehrt, führte sie darum ihr Prediger Arnaud in den letzten Augusttagen des Jahres 1689 über den Mont-Cenis heimlich in ihre Thäler zurück — einem Feldzugsplane folgend, den ihr greiser Held Janavel in Genf entworfen. Es ist bekannt, unter welchen unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren dies geschah, und bekannt auch, mit welcher Bewunderung später ein Napoleon der Erste Henri Arnaud's dabei bewiesenes Feldherrntalent gewürdigt hat.

Am 1. September schwuren die siebenhundert Heimgekehrten zu Sibaod im Luzernathale einander den Treueid, am Ende des Octobermonats zogen sie sich vor feindlicher Uebermacht hierher auf die Balsille zurück.

Das mag nun ein Schauspiel besonderer Art gewesen sein, als die französischen und savoyischen Heere sich hier aufreihten, um das arme Häuflein von „barbets“ zu belagern — und es vergeblich belagerten: Denn mit solchem Geschick hatte Arnaud die Verschanzungen angelegt, daß jeder ihrer Angriffe erfolglos abprallte und ein langer Widerstand sich befürchten ließ. Ueberdies waren die Waldenser in ihren höhlenartig in die Erde gegrabenen Wohnungen vor der ärgsten Kälte des Winters geschützt.

So sahen die Gegner bald ein, daß den Kampftüchtigen durch nichts Anderes, als durch Hunger beizukommen sei, und verwüsteten das Land weit umher, die kühnen Beutezüge der Ketzer erfolglos zu machen. Dann wünschten sie ihnen höhnend ein: „ein fröhliches Wiedersehen zu Ostern“ und zogen sich siegessicher in die tiefer gelegenen Winterquartiere zurück. Allein den Waldensern bebte das Herz in der muthigen Brust nicht bei dem Gedanken an den langsamen qualvollen Tod. Ihr frommer Glaube ließ sie ein Wunder erhoffen. Und siehe — etwas, das ihnen wol als ein Wunder erscheinen durfte, geschah!

Unter dem Schnee auf den Höhen drüben, den im Februar ein launischer Thauwind schmolz, entdeckten sie von Flüchtenden verlassene Getreidefelder. Diese Felder trugen ihre köstlichen Früchte unversehrt auf den noch nicht gemähten Halmen, als harrten sie nur der Schnitterhand. Da ward von den Bedrängten ein freudigseltsames Erntefest gefeiert und fröhlich drehte sich bald ihre kleine eroberte Mühle am Wasser unten Tag und Nacht, um Brod zu spenden, bis der Frühling kam. Aber dann kam er freilich, der unerbittliche Frühling, der Alles, was Henri Arnaud vorausgesehen hatte, zu verwirklichen schien.

Eng umzingelte sie der Feind auf allen Seiten bis in die Höhen hinauf. Schwere Geschütze wurden auf den gegenüberliegenden Abhängen aufgepflanzt und nicht lange währte es, bis die Felsen ringsumher vom Donner seiner Kanonen widerhallten. Zugleich versuchte man am ersten Maitag die Bergfeste an schwach gedeckter Stelle zu erklimmen. Aber die darauf gefaßten Waldenser schlugen die fremden Elitetruppen zurück und nahmen ihren Befehlshaber, Hrn. v. Parat, gefangen. Verwundert sah dieser anstatt elender, verhungerter Männer eine Anzahl stattlich schöner Officiere mit goldenen Tressen vor sich, die ihm auf seine Fragen lachend erwiderten, daß gar ein großer Herr sie besolde — Wilhelm von Oranien, ihren heimlichen Beschützer, mit der doppelsinnigen Antwort bezeichnend.

Der große Feldherr Catinat selber war herbeigeeilt, um durch sein Erscheinen allein den „barbets“ den Garaus zu machen. Nun ging er beschämt von dannen und übergab Hrn. v. Feuquières den Commandostab; denn es bangte ihn plötzlich um die Gunst seines stolzen Königs und den Feldmarschallshut, den dieser ihm in Aussicht gestellt.

Feuquières ließ am 13. Mai eine letzte Aufforderung zur Unterwerfung an die Ketzer ergehen. Sie antworteten ihm, daß sie dem Könige von Frankreich nicht unterthan seien und mit Franzosen nicht zu verhandeln gedächten auf dem heiligen Erbe der Väter, das ihnen von Alters her gehöre. „Laßt Eure Kanonen schießen“ — so schreiben sie — „unsere Felsen erschrecken darüber nicht und wir — wir werden sie schießen hören.“

Dann beginnt das furchtbare Feuer.

Schon steigen die Bedrängten aus einem Stockwerke des Berges in das andere empor — sie sehen sich gezwungen, ihren edlen Gefangenen de Parat zu tödten — sie berathschlagen über die Flucht. Aber wenn auch der Tag sich zum Ende neigt — wie ist ein Entrinnen möglich durch die Reihen der Belagerer hindurch, die auf allen Höhen hellleuchtende Feuer entzünden und beim Scheine derselben drohend die Stricke emporhalten, bestimmt ihre Opfer zu binden und zu erwürgen?

Wieder einmal sehen die Waldenser dem unvermeidlichen Tode ins Auge — und wieder einmal naht wunderbare Hilfe in höchster Gefahr.

Ein dichter Nebel senkt sich hernieder und hüllt die Balziglia in seine Schleier ein.

Da nehmen sie den Vorschlag Eines der Ihren an, des alten Gemsenjägers Poulat, der sie bei Nacht auf nur ihm bekannten Steigen über den Mont Guinivert in das Angrognathal führen will. Bei Nacht nur kann der Weg versucht werden, weil am Tage Jeden das Grausen erfaßt, der ihn sieht. So beginnen sie, Einer an den Andern geklammert, an den entsetzlichen Abhängen hinzugleiten. Sie müssen sich nackten Fußes vorwärts tasten, ein Knie abwechselnd beugen und die freie Hand auf die spitzen Steine stützen. Als sie sich mit stockendem Athem dicht an einem französischen Wachtposten vorüberwinden, fällt ein kleiner Kupferkessel polternd von der Schulter eines Waldensers hernieder. Da dieser Kessel jedoch, wie Arnaud in seiner Erzählung scherzend bemerkt, nicht die Eigenthümlichkeit hatte, Fragen zu beantworten gleich den Kupfergefäßen des Orakels zu Dodona — so blieb Alles still und die Schildwache beruhigte sich.

Im Abgrunde angelangt, wenden sich die Fliehenden nach Rodoret hin. Zwei Stunden vor Tagesanbruch noch müssen sie Stufen in das Eis hacken, um vorwärts zu kommen.

Drei Tage darauf ist ihnen der Feind auf der Spur. Sie nehmen in einem Treffen vier seiner Officiere gefangen und erfahren von ihnen, daß eine Wendung der Dinge sich vorbereite, an die sie zu glauben nicht wagen. Noch ein Tag mehr und frohe Gewißheit wird ihnen zu Theil:

Ihr Herzog, Victor Amadeus II., hat sich von Ludwig dem Vierzehnten losgesagt und bietet seinen Waldensern den Frieden an.

Das heißt für sie die Freiheit ihres Glaubens, das heißt die ungehinderte Rückkehr Aller in das geliebte Vaterland, das heißt das Bestehen ihres Volkes bis in ferne, ferne Zeiten hinaus.

— — — Wol darf der Thalbewohner Herz sich freudig heben, wenn sie ihren Balziglia-Felsen aufglühen sehen im Abendsonnengolde, als ruhte ein Abglanz des Feuers auf ihm, das einst in jenen Heldenherzen brannte.

Uns schwebt bei dem Heimweg durch die nächtliche Berglandschaft ein schlichtes deutsches Dörflein im Schwabenlande vor. Dort schloß der Größte unter ihnen als ein Verbannter, von des Franzosenkönigs Hasse Verfolgter die müden Augen zu.

Henri Arnaud starb ferne dem Lande, das er den Seinen wiedererrang.

Bücherbesprechungen.

—m—. Kaiser Friedrich II. von Eduard Winkelmann. Erster Band. 1218—1228. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889. 8°. (Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften.) — Mehr als ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit der erste Band von Winkelmann's Geschichte Kaiser Friedrich's II. erschienen; trotz der gleichzeitig veröffentlichten umfangreichen Arbeit Schirrmacher's mußte sein Werk bisher noch stets als die beste Darstellung jener ebenso anziehenden als der weltgeschichtlichen Vielseitigkeit Friedrich's II. wegen schwierigen Periode deutscher Geschichte gelten. Inzwischen war eine Menge neuen Materials ans Licht getreten; zahlreiche Untersuchungen hatten sich mit einzelnen Fragen beschäftigt; vor Allem aber hatte Winkelmann selbst seine Forschungen ununterbrochen fortgesetzt und war vielfach zu Ergebnissen gelangt, die von denen seines früheren Werks abwichen. So konnte die historische Commission ohne Frage keinen geeigneteren Bearbeiter für die „Jahrbücher" Friedrich's II. finden als Winkelmann, der schon vorher die Zeit Philipp's von Schwaben und Otto's IV. für dieselben bearbeitet hatte; das beweist voll und ganz der uns vorliegende erste Band des neuen Werkes — denn ein solches ist es in jeder Hinsicht, wenn wir es mit des Verfassers früherer Biographie des Kaisers vergleichen. Daß die im ursprünglichen Plane der „Jahrbücher" liegende streng annalistische Form einer mehr systematischen hat weichen müssen, wie dies ja auch schon bei manchem früheren Theile des Sammelwerkes der Fall gewesen, ergab sich mit Nothwendigkeit aus der Art des Stoffes und ist auch abgesehen davon nur als ein Vorzug des Werkes anzusehen; durch sehr fleißige Anmerkungen und ausführliche Erläuterungen über einzelne Fragen ist dafür gesorgt, daß der Benutzer stets genauen Einblick in den Gang der Forschung behält. Der erste Band umfaßt das Jahrzehnt 1218—1228. Die italienischen Verhältnisse, die Vorbereitungen zu dem immer von Neuem aufgeschobenen Kreuzzuge, die so verhängnißvollen Beziehungen des Kaisers zur Curie, die bekanntlich nach mannigfachem Wechsel im Jahre 1227 zum völligen Bruche mit Gregor IX. führten, waren vorzugsweise zu berücksichtigen; die deutsche Geschichte im engeren Sinne tritt daneben mehr in den Hintergrund.

G. Oe. — Das Armeefest in Dresden. Zur Feier des 800jährigen Jubiläums des Hauses Wettin am 14., 16. und 18. Juni 1889, beschrieben von Max Dittrich. Zwickau, R. Zückler 1889. 59 S. 8°. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Es ist recht bedauerlich, daß man es nicht für nöthig erachtet hat, durch eine gewissermaßen officielle Erinnerungsschrift die herrlichen Einzel- und Gesammtbilder des Festes der Nachwelt zu bewahren. Bezüglich des Festzuges ist es ja, wenn auch in beschränktem Maße, durch die Festschrift des Preßbüreaus und den Nachtrag geschehen; wer die großartigen Gruppen, die vollendet schönen Einzelgestalten des Armeefestes im Bilde aufbewahren will, ist auf Ausschnitte aus illustrirten Zeitschriften oder auf einzelne privatim überlassene Photogramme angewiesen. Es wäre auch jetzt noch nicht unmöglich, ein solches Erinnerungswerk zu schaffen, da, so viel wir wissen, die meisten Theilnehmer sich haben photographiren lassen und die betreffenden Bilder zu einem solchen Zwecke gern überlassen würden. Auf Grund dieser Einzelbilder die Gruppen wieder herzustellen, würde einem begabten Künstler, wenn er seine eigenen Erinnerungen und etwaige Skizzen mit zu Hilfe nehme, nicht schwierig sein. Wir haben es an privaten Anregungen nicht fehlen lassen, vielleicht hat diese öffentliche mehr Erfolg als die andern. Das vorliegende Büchlein, das einen recht guten, beinahe vornehmen Eindruck macht, enthält außer dem Bilde auf dem Umschlage keinen bildlichen Schmuck, es enthält überhaupt wenig und wird den, der von ihm eine Auffrischung seiner Erinnerung erwartet, kaum befriedigen. Es beginnt mit einer kurzen Darstellung des historischen Hintergrundes des Armeefestes, bringt dann die Namen der Theilnehmer in derselben Weise, wie sie in dem vertheilten Festprogramm enthalten waren, ferner den Bericht über den Verlauf des Festes, den der Verfasser seinerzeit der „Nordd. Allg. Ztg." erstattete, und schließt mit den beiden Begrüßungsgedichten des Obersten v. Meerheimb an König und Kaiser. Der Bericht ist ganz lebendig und im Allgemeinen gut geschrieben; als Hauptbestandtheil eines Buches nimmt er sich freilich etwas dürftig aus. Ein Eingehen auf Einzelheiten wäre hier wol am Platze gewesen, wenn es auch nicht die fehlenden Illustrationen ersetzt hätte. Immerhin ist das Unternehmen des Herausgebers dankenswerth. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

Δ Schweizer Zeitfragen. Heft 19. Gastfreundschaft und Hausrecht der Schweiz. An der Hand geschichtlicher Thatsachen dargestellt von ***. Zürich (Orell Füßli & Comp.). — Daß auch diese Abhandlung dem neuerlich zwischen Deutschland und der Schweiz ausgebrochenen Conflicte ihr Dasein verdankt, bedarf keiner besonderen Darlegung. Freilich beschäftigt sich dieselbe mit dieser Angelegenheit nur in der vorsichtigsten Weise; ihre Hauptaufgabe besteht darin, einen historischen Rückblick auf die Unannehmlichkeiten zu werfen, welche der Schweiz wegen ihrer Haltung in Bezug auf das Asylrecht bereitet worden sind und zwar nicht nur seiten der betheiligten auswärtigen Staaten, sondern auch seiten solcher Asylsuchender, welche des ihnen gewährten Asylrechts durch ihr herausforderndes Verhalten sich unwürdig zeigten. Von den neuesten Ausweisungsbeschlüssen erachtet der anonyme Verfasser die gegen Lutz und den „Polizeidirector" Wohlgemuth von Mühlhausen für vollständig gerechtfertigt, während er die Beschlüsse wegen Ausweisung von 13 Anhängern der russischen terroristischen Partei wenigstens insoweit tadelt oder doch bemängelt, als bereits die bloße Angehörigkeit zu einer Organisation beziehentlich der Anschein der Kenntniß von unerlaubten Experimenten als zur Begründung einer Ausweisung hinreichend befunden worden ist. Für die von einigen Seiten in Anregung gebrachte gesetzliche Regelung der Asylfrage vermag sich der Verfasser nicht zu erwärmen, er befürchtet, daß entweder ein überhaupt unzulängliches Gesetz zu Stande komme oder daß dasselbe mit Kautschukparagraphen versehen werden müßte, die in einem Strafgesetze (?) doppelt bedenklich seien und in einem Gesetze von so politischem Charakter zu doppelt gehässiger Anwendung führen können; viel zweckmäßiger erscheint ihm eine energische, gut geleitete Fremdenpolizei, die vor allen Dingen die Fremden viel eher zu einem ihrer Stellung entsprechendem Benehmen veranlassen werde. Die völkerrechtlichen Verbindlichkeiten, die mit der Gewährung des Asyles für den betreffenden Staat zusammenhängen, erkennt übrigens auch der Verfasser im Laufe seiner — etwas schwerfälligen — Darstellung an, er läßt sich sogar einmal zu dem Zugeständnisse herbei, daß diesen Standpunkt eben viele Flüchtlinge nicht gewürdigt und einzelne Cantonsregierungen nicht immer eingehalten haben. Wir meinen, die Schweiz müßte denn doch Mittel und Wege finden können, um für die Zukunft gerade hierin Wandel zu schaffen!

Δ Die Lehre von der Gesellschaft. Lesebuch für das deutsche Volk und Lehrbuch für die Fortbildungsschule. Von Schuldirector Oskar Pache in Lindenau. Leipzig, Feodor Reinboth. — Das vorliegende Lese- bezw. Lehrbuch ist recht wohl geeignet, als Grundlage für den volkswirthschaftlichen Unterricht in der Fortbildungsschule zu dienen, vorausgesetzt, daß man überhaupt gegen dessen Einführung nicht grundsätzliche Bedenken zu erheben haben würde. Klare und verständliche Ausdrucksweise, anschauliche Entwickelung der volkswirthschaftlichen Gesetze, gut gewählte Beispiele aus der Geschichte u. s. w. zeichnen dasselbe auf das Vortheilhafteste vor ähnlichen literarischen Versuchen aus. Da der Verfasser das Lehrbuch zugleich zu einem Lesebuch für unser Volk bestimmt hat, im Uebrigen dasselbe wol auch mehr für den Lehrer berechnet ist, welcher seinen Fortbildungsschülern die wichtigsten Capitel aus der Volkswirthschaftslehre zum Verständnisse bringen will, hätte wol von der gewählten Form der unmittelbaren Anrede an die Schüler besser abgesehen werden können. Dieselbe ist allerdings in den Fällen ganz am Platze, in denen nach der Anregung des Verfassers dessen Werk Fortbildungsschülern bei ihrer Entlassung als Prämie mit auf den Lebensweg gegeben werden sollte. Daß bei der Darstellung eines solchen umfänglichen Stoffes kleine Irrthümer mit unterlaufen, ist nicht zu verwundern und verzeihlich. Zu S. 134 machen wir darauf aufmerksam, daß die Verhandlungen über Einsprüche gegen gewerbliche Anlagen der in §. 16 der Gewerbeordnung gedachten Art nicht unentgeltlich sind. Bei den S. 136 verzeichneten Gewerben kommt zum Theil außer der persönlichen Zuverlässigkeit der Gewerbetreibenden auch die Bedürfnißfrage in Betracht. S. 137 hätten auch die wesentlichsten Grundsätze über den Gewerbetrieb im Umherziehen gegeben werden können. Das Krankengeld bei der Krankenversicherung (S. 216) ist für jeden Arbeitstag, nicht für jeden Tag zu gewähren. Irrthümlich ist insbesondere für das Gebiet des Königreichs Sachsen die Angabe S. 221, daß die Landwirthschaft keine Zwangscassen habe, weshalb die Gemeinde während der ersten 13 Wochen für den Verunglückten Sorge zu tragen habe u. s. w. Doch sind dies nicht erhebliche Einzelheiten, welche das für das Buch im Allgemeinen günstige Urtheil nicht zu beeinträchtigen vermögen.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 109. Donnerstag, den 1 . September. 1889.

Zur Fremdwörtersucht vor 100 Jahren.

Von Arnold Paul.

Im Gegensatze zu dem sehr anerkennenswerthen Streben der Gegenwart, die entbehrlichen Fremdwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen, bemühten sich vor 100 und mehr Jahren manche Leute, möglichst viel Fremdwörter in ihren Reden und Briefen zu verwenden. Es liegt uns ein Werk vor, das geradezu eine Anleitung sein will zu einer mit Fremdwörtern geflissentlich aufgeputzten Ausdrucksweise. Dasselbe ist 1743 in Leipzig erschienen, zu einer Zeit also, wo Friedrich II. soeben den Thron Preußens bestiegen hatte. Es ist bekannt, daß dieser Fürst, so große Verdienste er auch sonst sich um das Wohl seines Landes erworben hat, sich doch um die Sprache seines Volkes, wie überhaupt um Kirchen- und Schulwesen herzlich wenig oder gar nicht kümmerte, sondern vielmehr nur allzu oft die vaterländischen Sitten dem glatten Franzosenthum gegenüber verachtete. Daß der König sammt seinem Hofe fast nur französisch sprach, ist Thatsache, und daß auch die anderen Schichten der Bevölkerung in dieser Hinsicht mußten beeinflußt werden, liegt auf der Hand. Wimmelte es doch zu jener Zeit, wie in Preußen, so im ganzen heutigen Deutschland, von französischen Abenteurern, die daselbst auf leichte Weise ihren Unterhalt fanden. Gehörte es ja zum feinen Ton, wenigstens einen französischen Sprachlehrer im Hause zu haben. — Und es wäre bei solchen Umständen wol auch gar nicht so wunderbar, wenn einer dieser luftigen Herren solch ein Büchlein, ein Anstandsbüchlein, wie es uns vorliegt, geschrieben hätte. Daß aber ein Deutscher der Verfasser eines solchen Handbuches zum Zwecke einer recht mit Fremdwörtern versetzten Ausdrucksweise ist, das ist doch bedauerlich.

Was finden wir aber in dem mit Schweinsleder eingebundenen Buche? Das Titelblatt sagt uns Alles:

Johann Christian Wächtlers
commodes Manual oder Handbuch, Darinnen zu finden

I. Eine kurtze Methode zu einer galanten Conduite zu gelangen.
II. Ein vollkömmliches Dictionaire derer meisten im gemeinen Leben vorkommenden gewöhnlichen Redens-Arten.
III. Die vornehmsten Heydnischen Nomina propria.
IV. Eine Sammlung unterschiedlicher galanter und wohlstylisirter Briefe.
V. Auserlesene mündliche Complimenten in Teutsch- und Frantzösischer Sprache.

Sechste und viel vermehrte Auflage,
nebst vollständigem Register.
Leipzig,
bei Friedrich Lanckischens Erben, 1743.

Man sieht, das Titelblatt verspricht viel, und wirklich erfüllt das Buch diese Versprechen aufs Beste. Ganz außer Zweifel aber über den Zweck des Werkes werden wir durch die Vorrede gesetzt, der wir folgende Stellen entnehmen:

„Je nöthig demjenigen, der in der heutigen politischen Welt lebet, und darinnen seine Fortune zu établiren gedencket, es sey, daß er in guten Qualitäten sich feste setze, und klüglich aufzuführen wisse, damit er derer Leute Affection gewinnen, und dadurch den erwünschten Zweck glücklicher Beförderung erreichen möge, wird verhoffentlich iedermann zur Genüge bekannt seyn, auch von niemanden leicht in Zweiffel gezogen werden, in mehrer Betrachtung solches die tägliche Erfahrung, als die rechte Lehrmeisterin aller Dinge, sattsam bezeuget. Denn was schon vorlängst im Sprichworte gesaget, das trifft heute zu Tage am meisten ein, wenn es heisset: Qui proficit in literis, & deficit in moribus (politicis,) plus deficit, quam proficit; und hält es dannenhero bey solchen Menschen sehr harte, ehe er sich eines Avancements, oder einiger Employ zu rühmen hat; Dahero ich Anlaß genommen, allhier eine kurtze in gewisse §§ gebrachte Methode und Anweisung, wie man nemlich es anfangen müsse, wenn man den Ruhm in der Welt erhalten wolle, daß einer von einer galanten Conduite und polit sey, auch sonst darbey ein gut Exterieur habe, zu praemittiren und darinnen unter andern mit zu zeigen, wie das hierauf folgende Dictionaire und Wörterbuch bey dieser Beflissenheit gleichfalls könne gebraucht werden."

In diesen wenigen Zeilen haben wir bereits 14 Fremdwörter und außerdem ein lateinisches Sprüchwort. Im Folgenden zeigt der Verfasser die Mängel der bisher erschienenen ähnlichen Werke, weist auf die Vorzüge seines hin und fährt betreffs seines Dictionairs also fort: „So habe dieses verfertiget, und nicht allein mit mehrern Terminis, so bey andern gar nicht zu finden, augmentiret, sondern bey iedem Wort, wo es sich nur kürtzlich thun lassen, ein und das andre Exempel gegeben, so entweder im Reden bey Vorbringung derer mündlichen Complimenten, oder sonst gebraucht werden kan, welches denn ein größeres Licht giebet denen, welchen einige Vocabula unbekannt, damit sie selbige um so viel eher ohne Verstossung an Mann bringen können: Und kann sich der geneigte Leser versichern, daß er gar kühnlich iedes Wort adhibiren könne, wenn nur, wie oben gemeldet, sparsam darmit verfahren wird."

Das Originellste ist aber entschieden der Zweck, den Verfasser mit seinem „Teutschen Index" verfolgt. Er sagt hierüber: „Zudem, so habe ich einen ausführlichen Teutschen Indicem annectiret, auf daß die, so par exemple in ihren Briefen einen Terminum setzen wollen, sich aber sofort darauf nicht besinnen können, oder wol gar keinen wissen, zu solchem Register recurriren, das verlangte Wort nachschlagen und es sodann zu ihrem Vorhaben employren, wenn ihnen anders diese Mühe nicht widrig fällt." Man überlege, was das heißen will! Das Buch soll also neben jedem, der einen Brief schreibt, liegen und ihm galante Redensarten in die Feder bringen. Setzen wir den Fall, einer will seine Dankbarkeit durch ein kleines Geschenk bezeugen und weiß nicht, wie er im Begleitschreiben sich ausdrücken soll, so schlägt er auf „Dankbarkeit" und findet da den ganzen Satz: „Zu Bezeugung meiner schuldigen Gratitude vor erwiesene Höflichkeit habe ihm dies wenige offeriren wollen." Oder ein anderer erbittet sich eine Zusammenkunft vielleicht mit einer jungen Schönen und will das „ungalante" Wort Zusammenkunft nicht anwenden, so thut er am besten, er nimmt Wächtler's commodes Manual und schlägt das besagte Wort auf, so findet er noch mehr, als er suchte: „conventiculum clandestinum, eine heimliche Zusammenkunft".

Das Dictionaire ist, wenn es auch sehr genau und fleißig gearbeitet ist, auch ein Curiosum. Da ist manches Fremdwort wieder durch ein Fremdwort erklärt. Sucht man z. B. Formular auf, so findet man: „Formular, ein Modell, darnach man etwas machet, z. E. ein Formular einer Quittung aufsetzen." Unter κατ' ἐξοχὴν steht: „κατ' ἐξοχὴν (Katterochin) secundum Excellentiam, par Excellence, nach der Vortrefflichkeit, wenn durch ein General-Wort ein Individuum verstanden wird." Oder: „Auxiliar-Völker, Succurs, die zu Hilfe kommen." „Classicus Autor, ein bewährter Scribent in der Lateinischen oder Griechischen Sprache, z. E. diese Phrasis ist kein gut Latein, sie

wird ben keinem Autore Classico gefunden." Wie ausgedehnt die geographischen Kenntnisse des Verfassers gewesen, geht daraus hervor, daß er außer Europa keinen Erdtheil im Dictionaire anführt, und wir unter Europa Folgendes lesen: „Europa, der erste Theil der Welt, worinne liegen: Spanien, Frankreich, Niederland, Teutschland, Griechenland, diese Völker seynd Europäer." O, glückliche Zeit, da solche Kenntnisse zur allgemeinen Bildung genügten. Den Gebrauch dieses Index hält er aber für nöthig „bey Lesung der Gazetten" etc. Ferner sollen die „neuankommenden Studiosi auf Universitäten" sich desselben bedienen. „Wie nöthig auch dasselbe sey denen, so der Schreiberey und Kauffmannschafft zugethan, wird ein ieder leicht selbst, der in dergleichen Profession lebt, judiciren." Insonderheit habe auch „das heutige Frauenzimmer, weil es sehr begierig ist, in ihren Reden u. Schreiben mit fremder Sprache sich hören zu lassen, allhier gleichfalls eine Anweisung, bey ihrer andern Galanterie sich hierinne zu exerciren. Denn sie ohne Zweifel wissen, daß dergleichen von ihnen vorgebrachte Reden sowol, als andere annehmliche Eigenschafften, ihnen eine sonderliche Gloire machen, und die Gemüther der Anhörenden damit einnehmen können; Wie ich denn fast gestehen muß, daß ich eben auf Anreitzung unterschiedenen Frauenzimmers zu Verfassung dieses Werks bin verleitet worden, denen ich nunmehro in etwas ein Gnügen gethan zu haben verhoffe."

Was ferner seine Briefe betrifft, so schreibt er darüber: „Nur auf etlicher gute Freunde Begehren habe sie hierbey als eine Zugabe mit in Druck geben wollen und seynd die meisten Liebesschreiben im Namen eines jungen Liebhabers, wenige aber im Namen eines Frauenzimmers geschrieben, aus Ursache, wie wol mehr jenem als diesem in dergleichen Fällen eine etwas freyere Feder zu führen nachgelassen ist, wie wol diejenige Person, welche die Schreiben unter der Hand eines Frauenzimmers zu lesen verlanget, der Sachen gar leicht helffen kan, wenn nemlich das Wort Mademoiselle mit Monsieur verwechselt und sonst Mutanda muiiret werden." Wir gedenken auch einige dieser Briefe als Probe mit aufzuzeichnen. Vor der Hand jedoch wollen wir einige §§ aus der „kurtzen Methode, zu einer galanten Conduite zu gelangen", anführen. Dieselbe ist in 29 §§ aufgezeichnet, in welchen unter Anderm erfordert wird: Lust u. Begierde zur Sache, Renomée zu suchen, in der Galanterie sich täglich zu üben, zierlicher Geberden, anständiger Minen u. geschickten Leibes sich zu befleißigen, human, obligent, und sübmiss zu seyn, nicht morös und auster, sondern lustigen u. gelassenen Humeurs zu seyn, nicht leicht zu contradiciren, auf piquant Reden ingenieusement zu repliciren, Romanen zu lesen, mit galanten Leuten zu conversiren etc. etc.

In einem dieser §§ heißt es wörtlich: „Nimmt man sich eine Sache zu excoliren vor, so soll man dessen nicht leicht müde noch überdrüssig werden oder dasselbe negligent, und nur obenhin zu tractiren, will man anders darinnen glücklich avanciren. Denn: Le degoust & la negligence sont la peste de tous les avancements & de tous les etudes. Hingegen: L'attention la repetition, & la perseverance sont l'ame de toute la perfection."

Unter einem andern § lesen wir: „Denn einmal muß man eine natürliche Inclination zu hohen Dingen haben, will man anders einigen Grad der Vollkommenheit erreichen; Dannenhero wende man möglichsten Fleiß an in denjenigen Dingen, so an Fürtrefflichkeit andere geringe Sachen weit übertreffen, und ihres Rangs wegen billig die Ober-Stelle haben, und excelliren; als in denen Studiis elegantioribus, in galanten Wissenschafften, in allerhand Exercitien, Reiten, Fechten, Tantzen, in der Vocal- und Instrumental-Music, it. in ausländischen Sprachen etc. Denn dergleichen Stücke sondern einen von der Canaille ab, und erhebt ihn in die Zahl recht galanter Leute."

Eine andere Regel, deren Befolgung man auch heute noch recht wünschen möchte, giebt er unter §. 26: „Kömmt man an fremde Örter, wo Instrumenta angetroffen werden, so bediene man sich derselben ebner massen, wenn es durch gebetne Erlaubniß zugelassen werden kan; Jedoch musicire man ja auf einmal nicht zu lange, sondern mache es kurtz u. gut, damit nicht ein Eckel endlich bey andern dadurch erwecket werde."

Die Tendenz seines Werkes aber hat er in §§. 37 u. 39 niedergelegt, wo es heißt: „Zu Zeiten u. vor allen Dingen aber befleißige man sich, zierliche Reden zu führen. Ich verstehe dadurch nichts anders, als also zu reden wissen, daß man sich keiner gemeinen Redens-Arten bediene, und wie etwa die Canaille zu reden pfleget; sondern daß man entweder dann und wann einen oder den andern Lateinischen oder Frantzösischen Terminum, weil solches doch einmal heut zu Tage bey uns Teutschen eingeführet, klüglich mit untermenge, oder doch sonst nach reiner hochteutscher Mund-Art seine Reden vorbringe. Womit kann wol ein Frauenzimmer mehr charmiren, als wenn es auch neben andern Gaben ihr mündliches Vorbringen mit einigen gebräuchlichen Terminis oder andern schönen Redens-Arten und ingenieusen Expressionen zierlich auszuschmücken weiß? Denn daraus muthmasset man gleich, daß es eine Dame von einer wohlanständigen παῤῥησία und Freymüthigkeit, wie nicht weniger von einem lebhafften Geist und Verstande sey. . . . Beym Beantworten nun, wie auch sonst bey allen Reden, besinne man sich zuvorhero, soviel Zeit darzu übrig ist, ob man nicht könne, wie gedacht, einen oder den andern Lateinischen oder Frantzösischen Terminum mit darunter setzen, oder ob man nicht sonst nach hochteutscher Beredsamkeit es vorbringen könne. Beym Schreiben dienet dieses zum Vortheil, daß, weil mehr Zeit zum Nachsinnen übrig, Derjenige, welcher einen Terminum einzumischen verlanget, er aber sich auf nichts zu besinnen weiß, sodann zu dem bey dem Dictionaire annectirtem Register, wenn es ihm beliebig, sein Refugium nehmen, das verlangte Wort nachsuchen, und selbiges begehrter massen gebrauchen kan."

An anderer Stelle heißt es: „Schließlichen convertire man öffters, und bemühe sich mit denenselben in Familiarität zu leben, welche in der Politesse und Part de plaire sonderlich excelliren, damit man von ihnen etwas profitables dann und wann erlernen möge, gestalte denn auch demjenigen grosser Vortheil hierinne zuwächset, wer das Glück und die Ehre hat mit honneten und qualificirten Frauenzimmer zu Zeiten umzugehen, und derselbe süsse Conversation zu genießen."

Um dem Autor aber auch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir schließlich auch folgenden § anführen: „Darneben sey man nicht allzu complimenteisch, dergestalt, daß man in Complimenten durch allzu vieles Wort-Gepränge, durch unaufhörliche Reverences, submisse Minen, und andere Cavaden mehr, ja nicht excedire; Dann indem einer durch solches Ceremonisiren das Praedicat eines Complimentarii affectiren will, erhält er allemal statt dessen den Titul eines Ertz-Phantastens." In diesem sicher sehr ernstgemeinten Verbote zu großen Wortgepränges finden wir nicht weniger als 12 Fremdwörter!

Es mögen diese wörtlich angeführten §§ genügen. Wir müssen, um unseren Lesern ein vollständiges Bild von dem Werthe unseres Buches zu verschaffen, auch noch einen und den anderen Brief anführen.

Da lautet einer, dessen Sinn man — so strotzt er von Höflichkeitsformeln und lächerlichen Phrasen — kaum verstehen kann:

„Monsieur,

Ich würde mir selbst das höchste Unrecht thun, will nicht sagen, mit dem Laster eines undanckbaren Gemüths zu belegen seyn, wenn ich mich demselben vor die jedesmal in denen Fällen verspürte Willfährigkeit, woraus mir einige Avantage zuwachsen können, nicht verbunden erachtete, oder dessen allezeit aus verpflichtetem Andenken in meinen Sinnen nicht unterhielte; Nachdem nun dergleichen anietzo mir wiederum verstösset, dabey ich in specie Mons. vornehme Presence vor allen wünsche; So dubitire ich keineswegs, derselbe werde seiner rühmlichen Gewohnheit nach nicht manquiren, mir auch vor diesesmal eine unabschlägliche Gratification wiederfahren zu lassen, und seinen pressanten Affairen so viel abzubrechen, damit er unserm allhier angestellten Festin beywohnen, und sich mit uns hierbey frölich und content erweisen könne; Durch Deferirung nun meines Petiti wird Mons. ein sattsames Creditiv der gegen mir annoch beständigen Affection ertheilet haben, davor ich in schuldigster Ergebenheit nie aufhören werde zu seyn

Monsieur,

vôtre tres-obligé Serviteur."

Die meisten unter den 65 Briefen sind natürlich Liebesbriefe, meist von Liebhabern geschrieben gedacht. Sie sind aber meist zu lang, um hier angeführt zu werden, und wir begnügen uns, einen Liebesbriefwechsel der Vollständigkeit halber hier wiederzugeben:

Mademoiselle,

Der erste Anblick ihrer unvergleichlichen Annehmlichkeiten, womit die Gütigkeit des Himmels dero Personen vor andern in die größte Vollkommenheit gesetzt, hat solche Wirckung in mir gethan, daß ich nicht länger anzustehen vermocht, mein dadurch entzündetes Hertz dero liebreitzenden Schönheit in entzückter Andacht auf ewig zu widmen. Ich getraue mir nicht, vorietzo ein mehreres zu eröffnen; Sie lassen mich aber erfahren, Mademoiselle, mit was vor Gemüths-Regung sie diese Zeilen aufgenommen, so werde ich hieraus urtheilen können, ob dieses freye Bekänntniß mir nach-

theilig sey, oder nicht. An dem letzten will ich immittelst nicht zweiffeln; sage aber nur noch dieses, daß, wenn durch langes und verdrüßliches Warten dero blühende Jahre in schnöder Einsamkeit verschwendet werden, und das beste Jugend-Feuer ohne Vereinigung mit andern aufrichtigen Flammen verlodern solte, diesen Verlust mit tausend Thränen beklagen würde

Mademoiselle,

ihr beständiger Verehrer.

Als Antwort finden wir auf diesen Brief folgendes Schreiben:

Monsieur,

Wider dero durch allzu grosse Beredsamkeit verübte Anfälle mein Hertze zu befestigen, bin ich zu kraftlos, und lege ihnen das Lob eines glücklichen Überwinders gar gerne bey, indem ich an mir selbst erfahren muß, wie sie in der Kunst, die Hertzen unsers Geschlechts einzunehmen, den Meister zu spielen wissen. Monsieur, sie haben nunmehr freye Macht, dero überwundene Sclavin in vergnügte Gewalt zu bringen, als in welcher ich keinen unglücklichen Stand zu haben vermeyne; Denn ich versichert bin, daß ihre gegen mir beständige Gewogenheit diese Dienstbarkeit dergestalt versüssen werde, daß ich über mich selbst ein ernstliches Mißvergnügen deßwegen schöpffen muß, weiln ich mich gegen dero Verpflichtung ehedessen gleichsam unempfindlich erwiesen, und dieses in dem jüngstabgelaufenen Schreiben, so kühnlich entdecket haben; Ach mein Geliebter, sie vergeben mir diesen aus Uebereilung begangenen Fehler und legen ihn vor einen kleinen Vorwitz aus, der ihre Ungnade nicht verdiene; denn diese würde sofort das Leben benehmen

Ihrer

Getreuesten."

Den Schluß unseres Buches bilden die „Auserlesenen mündlichen Complimenten in Teutsch- und Frantzösischer Sprache". Von diesen müssen wir unseren Lesern doch auch noch einige Beispiele anführen.

Unter den Gratulations Complimenten finden wir dieses: „Ich gratulire gantz gehorsamst zur neuen Employe (Würde, Mariage, etc.) u. wünsche dabey fernere gute Avantage, auch alles vergnügliche Wohlergehen, und beständige Prosperität." Die Antwort hierzu lautet: „Ich bin sie höchst obligiret vor dero geneigte Gratulation und wünsche gleichfalls alles Contentement, und daß sie eben massen einmal glücklich mögen employret werden." Ein Einladungs-Compliment hat diese Form: „Seyn sie doch so gütig und bleiben anietzo auf eine geringe Mahlzeit bey uns; Sie werden mit einem schlechten Accomodement vorlieb nehmen müssen." Response: „Ich dancke vor geschehene Invitation, ich will schon ein andermal aufwarten, anietzo lassen es meine Verrichtungen nicht zu. (Wenn man aber bleibt) Sie werden meiner Unhöfflichkeit pardonniren; daß ich mich gleich überreden lassen, iedoch protestire wider alle Incommodität."

Unter den Anerbietungs-Complimenten führt Verfasser schließlich dieses an: „Ich weiß nicht, ob ich es wagen darff, mich in dero Compagnie zu meliren; sonst wolte gerne Gesellschaft leisten; Sie pardonniren mir." Response: „Sehr wohl, Monsieur, es soll uns lieb seyn, wenn sie uns die Ehre ihrer Conversation schencken wollen; Sie gebrauchen nur ihre Liberté."

Es mag genügen, was wir hier unsern geehrten Lesern an Beispielen vorgeführt haben. Sie beweisen, daß man in gewissen Kreisen die Anwendung der Fremdwörter als eine Art Bildungstünche sehr hoch schätzte. Diese Classe von Menschen fehlt auch heute nicht und wird nie aussterben. Es gab aber auch damals schon Leute, die das Bessere kannten und übten; man braucht nur Gellert's Abhandlung vom guten Geschmacke (1763) mit unserem galanten Dictionaire zu vergleichen. Daß die sprachreinigenden Bestrebungen heute Oberwasser haben, das hat geschichtliche Ursachen, und man möchte fast annehmen, daß auch der Gegensatz zwischen 1763 und 1743 auf die Hebung des Nationalbewußtseins durch die stolzen Siege Friedrich's des Großen mit zurückgeführt werden müsse.

Bücherbesprechungen.

☐ Theologia sacrosancta. Grundlinien der biblischen Theologie von Dr. C. Jul. Römfeld, Pfarrer. Gotha, Schloeßmann. — Der Verfasser, der sich als origineller, volksthümlicher Prediger in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, tritt in dieser Schrift, die in 11 Lieferungen erschienen ist, als Dogmatiker auf und sucht von dem Begriff des Namens Gottes und in Verbindung damit der Anschauung des Christus-Jehovah aus die ganze christliche Theologie, deren Quintessenz ihm in diesem Begriff liegt, darzustellen. Die längst in der Kirche anerkannte Wahrheit, daß der Begriff des göttlichen Namens eine tiefere Bedeutung hat und die Offenbarung des Wesens Gottes bezeichnet, steigert der Verfasser derart, daß ihm derselbe durchgängig in der heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes mit der Vorstellung von Jesu Christo, der Hoffnung Israels, zusammenfällt, daß ihm Jehovah völlig identisch ist mit Christus und daß die ganze Theologie für ihn zur Christologie wird, für den Theismus im Grunde bei ihm kein Raum ist. Wahrheit und Irrthum sind in dieser Schrift eigenthümlich gemischt, der wahre Gedanke, daß es keine rechte Erkenntniß Gottes außer derjenigen in Christo giebt, ist in paradoxer Einseitigkeit verkehrt, welche durch künstliche Deutung sich als biblisch begründet zu erweisen sucht. Der Verfasser, der mit großer Zuversichtlichkeit seine Behauptungen aufstellt und nicht selten einen stark provocirenden Ton gegen entgegengesetzte Anschauungen anschlägt, hat sich auf Widerspruch gefaßt gemacht und er wird kaum auf irgend einer Seite der verschiedenen theologischen Richtungen volle Zustimmung finden. Gleichwol verdient die Schrift entschieden beachtet zu werden. Neben aller paradoxen Theologie und gewaltsamen Exegese, die sie enthält, bietet sie viele treffliche Partien, denen man vom positiven Standpunkte aus nur zustimmen kann, und tiefe Blicke in die heilige Schrift; auch die Einseitigkeit, mit welcher die der Schrift zu Grunde liegende Wahrheit betont wird, dient dazu, sie schärfer zu beleuchten, und dazu ist die Schrift mit Geist, in frischem Tone und mit der vollen Kraft der Ueberzeugung geschrieben.

C.H.— Geschichte der neueren Philosophie von Cuno Fischer. Neue Gesammtausgabe. II. Band. Gottfried Wilhelm Leibniz. 1. Buch. Leibnizens Leben und Schriften. 2. Buch. Leibnizens Lehre. Dritte neubearbeitete Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1889. — Die literarische Forschung über Leibniz hat in neuerer Zeit insbesondere durch Foucher de Careil und Onno Klopp einen weiteren ausgedehnten Zuwachs erfahren. Durch diese Vermehrung des Quellenmateriales war es bedingt, daß für die zweite Auflage dieses Werkes eine neue Bearbeitung nöthig wurde. Dabei ist die früher dargelegte Ansicht des Verfassers über die Grundidee und Tragweite der Leibniz'schen Philosophie in allen wesentlichen Punkten dieselbe geblieben. Die ganzen Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Fischer'schen Werkes sind zu bekannt, als daß hier noch ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden brauchte. Leibniz gehört zu den Geistern, die, wenn auch einer früheren Epoche angehörend, doch auch für die neuere Zeit und selbst die Gegenwart eine fortwirkende und lebendige Bedeutung besitzen. Sein System darf wesentlich als das letzte und wichtigste Hauptresultat der ganzen Entwickelung des ontologisch-metaphysischen Dogmatismus in der Zeit vor Kant angesehen werden. In seiner Monadologie löste er den durch seinen Vorgänger Spinoza festgehaltenen abstracten Einheitsgedanken alles Wirklichen in den absoluten propsychistischen Vielheitsgedanken der letzten Substanzen auf. So wie für Spinoza Alles Gott war, so wurde für Leibniz Alles Seele, wobei Gott selbst nur die innerste Einheit des ganzen übrigen Seelengewimmels der Welt war. Das Kühne dieses Gedankens bestand wesentlich in der vollständigen Verflüchtigung des Begriffes der Materie dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nach. Auch darf wol mit Bestimmtheit behauptet werden, daß unter allen jüngeren Theorien oder Lehrformeln über das schlechthin Viele in der Welt die Leibniz'sche überall noch die rationellste, wissenschaftlich annehmbarste und durch ihren ästhetischen Idealismus zugleich zu dem höheren teleologischen Einheitsgedanken des Wirklichen die verbindende Brücke schlagende ist. Der Fortschritt von Spinoza zu Leibniz ist in der neueren Zeit ein ganz ähnlicher gewesen als in der Entwickelung der antiken Metaphysik von Sokrates und von dem pantheistischen Einheitsgedanken des Ἓν καὶ πᾶν bei Heraklit zu der stofflichen Vielheitslehre des Empedokles, Demokrit und Anaxagoras. Man sah in den beiden Zeitaltern in der Welt zuerst nur ein von einer höchsten Einheit beherrschtes und durchdrungenes Ganze, während man sie dann in ihre letzten Einzelbestandtheile aufzulösen und aus diesen heraus zu erklären versuchte. Diese Einzelbestandtheile waren für Demokrit und seine Genossen von sinnlicher, für Leibniz aber von geistiger Art, ein Unterschied, der aus dem ganzen innerlicheren und tiefer in das Wesen der Dinge eindringenden Charakter der neueren Philosophie hervorgeht. Die ganzen Verhältnisse und Dimensionen des neueren philosophischen Denkens sind ungleich reichhaltigere und großartigere, als es diejenigen des antiken waren, aber in dem

Entwickelungsgang und der Reihenfolge der einzelnen Standpunkte in beiden Perioden zeigt sich trotzdem eine bemerkenswerthe und auf ein tieferes gemeinsames Grundgesetz allen Fortschrittes hinweisende Analogie. Das Werk Fischer's aber ist gegenwärtig wol als die Hauptquelle über Leibniz anzusehen, ohne daß hierdurch doch vielleicht schon der ganze Umfang der historischen Beziehungen dieses Standpunktes unbedingt erschöpft sein dürfte.

N.— Die Parteien im Strafprozeß. Von Dr. Hugo Meyer, Professor zu Tübingen. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1889. — Verfasser macht in dem vorliegenden Vortrage Front gegen die seither herrschende Auffassung der Anklagenatur des heutigen Strafprozesses, wonach das Wesen des strafrechtlichen Anklageprozesses in einem Streite zwischen dem Staate, vertreten durch den Staatsanwalt, einerseits und dem Beschuldigten, dem der Vertheidiger als Rechtsbeistand zur Seite tritt, andererseits besteht. Nach dem Verfasser muß man sich vielmehr den Anklageprozeß in eine dreifache Thätigkeit aus einander gelegt denken: in die strafverfolgende Thätigkeit, die durch den öffentlichen Ankläger oder Staatsanwalt geübt wird, in die vertheidigende Thätigkeit, welche normaler Weise ebenfalls Sache eines amtlich bestellten Vertheidigers ist, und in die entscheidende Thätigkeit, welche dem Gericht zufällt; also allerseits staatliche Functionen. In Wahrheit soll der accusatorische Strafprozeß ein Prozeß sein, welchen der Staat mit sich selbst führt, nicht anders, als wenn zwei Verwaltungszweige mit einander in Gegnerschaft treten. Von den durch den Verfasser gezogenen Consequenzen seiner Auffassung heben wir hervor: die Staatsanwaltschaft darf nicht ein abhängiges Organ der Justizverwaltung, es müßte vielmehr bei jedem Gerichte ein besonderer richterlicher Beamter mit der Erhebung und Durchführung der Anklage betraut sein; Beschränkung der Privatklage, Vertretung der Seite der Vertheidigung grundsätzlich ebenfalls durch ein Mitglied des Gerichts, daher auch Selbständigkeit des Vertheidigers gegenüber dem Beschuldigten; der Beschuldigte selbst ist nicht mehr Partei im Strafprozesse, sondern nur Object des Verfahrens; Ersatz der Voruntersuchung und des staatsanwaltschaftlichen Ermittelungsverfahrens durch ein doppelseitiges Nachforschungsverfahren des Staatsanwalts und Vertheidigers. Die Ausführungen des Verfassers beweisen die Fruchtbarkeit seines Gedankens, wenn schon nicht alle Folgerungen als nothwendige zugestanden werden können. Aber wir vermissen noch den Beweis der Richtigkeit der grundsätzlichen Auffassung selbst, welcher doch nicht durch den Satz beschafft wird: es müsse seltsam erscheinen, sich den Staat in aller seiner Machtvollkommenheit und die winzige Person des Angeklagten als Gegner im Strafprozesse zu denken.

St.— Die natürlichen Gesteine, ihre chemisch-mineralogische Zusammensetzung, Gewinnung, Prüfung, Bearbeitung und Conservirung, von Richard Krüger. (Chemisch-Technische Bibliothek Bd. 174 und 175.) Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1889. 2 Bde. 8 ℳ, geb. 9,60 ℳ — Das vorliegende Werk, welches namentlich für den Gebrauch von Architekten, Ingenieuren, Baugewerksmeistern u. s. w. bestimmt ist, zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil (Bd. I) behandelt die wichtigsten Bestandtheile, Eigenschaften, Structurverhältnisse u. s. w. der natürlichen Gesteine und bildet in einem für sich abgeschlossenen Ganzen eine Gesteinslehre oder Petrographie. Wenn es nun an guten Petrographien auch durchaus nicht mangelt, so unterscheidet sich doch das Krüger'sche Werk von anderen Petrographien wesentlich dadurch, daß es nicht zum theoretischen Studium, sondern für den Gebrauch des Praktikers bestimmt ist und daher alles das besonders berücksichtigt, was für denselben von Interesse ist. Krüger behandelt dementsprechend diejenigen Gesteine mit besonderer Ausführlichkeit, welche für den Ingenieur bez. Bauhandwerker von Wichtigkeit sind, bringt bei den einzelnen Gesteinen ein ausführliches Verzeichniß der Fundstätten, sowie der hervorragenden Bauwerke, welche aus dem betreffenden Gestein hergestellt sind, sowie reichhaltige Angaben über Festigkeit, Wetterbeständigkeit und die verschiedenen Arten der Verwendbarkeit. Mit besonderer Sorgfalt sind die verschiedenen Arten der Kalksteine bez. Marmore und Sandsteine behandelt. Die Eintheilung der Marmore in Statuenmarmor und Architekturmarmor wird zwar der Theoretiker mit Kopfschütteln begrüßen, für den Praktiker bietet dieselbe jedoch eine sehr brauchbare Unterscheidung der verschiedenen Marmorarten in zwei große Gruppen. Auch giebt Krüger eine für den Fachmann werthvolle Zusammenstellung der bunten Marmorarten, ohne Rücksicht auf ihr geologisches Alter. Der zweite Band des Werkes behandelt die Gewinnung, Prüfung, Bearbeitung und Conservirung der Gesteine. Auch in diesem Bande ist vornehmlich auf die Bedürfnisse des Praktikers Bedacht genommen und es sind namentlich die Capitel über die Prüfung und über die Bearbeitung mit großer Ausführlichkeit behandelt. Etwas ausführlicher hätte vielleicht der Paragraph über die Förderungsarten gehalten werden können, ein Mangel, der jedoch den Werth des Buches ebensowenig zu beeinträchtigen vermag als einzelne kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. die Angabe auf Seite 86 Bd. I: „Der Trachyt gehört zu den Eruptivgesteinen und wird daher in der Nähe von Vulcanen angetroffen", oder Seite 13 Bd. II: „Die Aufschließung der Lagerstätte erfolgt durch von Tage ausgehende, horizontale oder schwach geneigte — Stolln." Da die Stolln von Tage aus wegen der Wasserlosung bekanntlich mit geringem Ansteigen getrieben werden, so würde statt „geneigte" richtiger „ansteigende" gesetzt worden sein, denn unter einem von Tage ausgehenden „schwach geneigten" Stolln wird man wol gerade das Gegentheil, nämlich einen nach hinten zu einfallenden Stolln verstehen. Doch sind dies nur Kleinigkeiten, welche bei der sonstigen sehr sorgfältigen Bearbeitung des reichen Materials ohne Belang sind, und es kann daher das Werk nicht nur dem Praktiker, für welchen es ein werthvolles Nachschlagebuch bilden wird, sondern auch dem Theoretiker, der darin mancherlei finden wird, was er in einer anderen Gesteinslehre vergeblich suchen würde, angelegentlichst empfohlen werden.

Ltz. Dr. Bernhard Schwarz. Im deutschen Goldlande. Reisebilder aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Mit einer Karte. 199 S. Berlin 1889, Verlag von H. Peters. Preis 3,60 ℳ — Auf die Nachricht von Goldfunden in unserer südwest-afrikanischen Colonie beschloß die „Deutsch-Afrikanische Minengesellschaft" Expeditionen dahin zu senden, um die entdeckten Mineralschätze weiterhin untersuchen zu lassen. Verfasser hatte eine derselben als Geograph zu leiten. Sie bestand außer ihm aus zwei Bergbautechnikern und zwei Harzer Bergleuten. Am 28. April 1888 ging dieselbe von Hamburg aus in See und traf, wenigstens was den Verfasser betrifft, nach Ablauf von sieben Monaten am 29. November wieder in Berlin ein. — Das Ergebniß der Reise war gerade kein glänzendes, doch konnte wenigstens eine Goldader mit Sicherheit nachgewiesen werden; weiteres Umhersuchen machte aber die eintretende Regenzeit unmöglich. Um so mehr interessant jedoch sind die Schilderungen seiner Reise selbst. Ueber Alles giebt er eingehend Auskunft: den langen Aufenthalt in der Capstadt behufs Einkaufs der mitzunehmenden Tauschartikel; die sich verzögernde Abreise infolge mangelhafter Verbindung mit der Walfischbai; die Lässigkeit und Unfähigkeit des englischen Capitäns, durch welchen der Schooner beinahe Schiffbruch erlitt; die aus einhalb Dutzend hölzerner Häuschen bestehende Ansiedlung an der Walfischbai; die übelberufene, von der Küste aus zu durchwandernde Wüste Nami mit ihren bleichen Dünenkämmen; die Art des Reisens mit den unbeholfenen Ochsenwagen; die Rauheit und Unwirthlichkeit auch des inneren Landes, wo Pflanzenwuchs nur in trockenen Flußbetten aufkommen kann; die deutsche Colonialhauptstadt Otyimbingue daselbst und ihre Einwohner; die eingeborenen Hottentotten, die Pflanzen- und Thierwelt. Die fließend und spannend geschriebene Schilderung alles Dessen, sowie der Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren des Reisenden fesselt unsere Aufmerksamkeit von Anfang des Buches bis zum Ende und bestätigt zugleich den Eindruck von der Oede und Unwirthlichkeit dieses unseres ältesten Colonialgebietes.

Pf. Verzeichniß der bis jetzt im Druck erschienenen Compositionen von Carl Reinecke, zusammengestellt und herausgegeben von Franz Reinecke. Im Selbstverlag, Preis 1,50 ℳ, Leipzig. — Diese dankenswerthe Arbeit giebt dem Musiker ein Bild der fruchtbaren, vielseitigen tonschöpferischen Kraft Reinecke's, der zu den vornehmsten Musikern der Gegenwart zu zählen ist. Unter den nach Reihenfolge der Opuszahl geordneten Werken — ihre Gesammtsumme beträgt 206 — finden wir alle Gebiete der Composition vertreten. Zahlreiche ein- und mehrstimmige Lieder (unter ihnen befinden sich Perlen der neueren Lyrik), Claviersachen, Kammermusik, dramatische Musik (darunter die kostbaren Märchenopern, Orchestermusik u. s. w.) hat Reinecke gepflegt, überall die Hand des formvollendeten Meisters offenbarend. Die Werke ohne Opuszahl belaufen sich auf 73; Gesammtausgaben, Bearbeitungen fremder und eigener Werke sind mit Recht dem Verzeichniß eingereiht, welches dadurch einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf. Die zahlreichen Bewunderer der Muse Reinecke's werden das Verzeichniß mit lebhafter Freude begrüßen, und auch für den Musikhistoriker besitzt es das Interesse einer authentischen Quelle.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 110. Sonnabend, den 14. September. 1889.

Giordano Bruno's Schrift über die Vertreibung der triumphirenden Bestie.

Von Dr. Otto Zacharias.

Unter den zahlreichen Schriften, welche der Begründer der modernen Naturanschauung, Bruno von Nola, während seines bewegten Lebens veröffentlicht hat, ist die vorliegende, welche sich italienisch „Lo spaccio della bestia trionfante" betitelt, eine der wenigst bekannten und geistvollsten. Sie erschien im Jahre 1584 im Druck, gerieth aber bald in Vergessenheit. Gegenwärtig sind die Originalausgaben sehr selten; ein Exemplar, welches die Dresdener Hofbibliothek besitzt, wurde seinerzeit mit 300 Gulden bezahlt. Beim Verkauf der Bibliothek des Abbé Rothelin in Frankreich erlegte ein Bücherfreund sogar 1192 Frcs. für das nämliche Buch des Nolaners.

Um so dankenswerther ist es nun, daß Dr. Ludwig Kuhlenbeck vor Kurzem eine deutsche Uebersetzung der in Rede stehenden Schrift Giordano Bruno's herausgegeben hat,*) die mit zahlreichen und werthvollen Erläuterungen ausgestattet ist, wodurch das Verständniß der gedankenreichen und poesievollen Abhandlung wesentlich erleichtert wird. Eine Photolithographie der zu Rom aufgestellten Bruno-Statue und ein Facsimile der Handschrift des berühmten Philosophen sind willkommene Zugaben, welche den Werth des Buches noch erhöhen.

Wie E. Dühring in seiner kritischen Geschichte der Philosophie mit Recht hervorhebt, hat die Schrift über die Vertreibung der triumphirenden Bestie — ihres sonderbaren Titels wegen — zu vielen Mißdeutungen Anlaß gegeben. Diejenigen, welche das Buch nur vom Hörensagen kannten, waren der Meinung, es enthalte Schmähungen über den Papst. Von Letzterem ist aber in der Schrift, von der wir sprechen, gar nicht die Rede. Dieselbe beschäftigt sich lediglich mit dem allgemein menschlich Niederträchtigen, mit den bestialischen Eigenschaften unserer Race, und sucht an deren Stelle eine höhere Auffassung der Dinge und eine edlere Bethätigung unserer Kräfte in praktisch-moralischer Hinsicht zu setzen. Das Buch enthält 3 Dialoge, in welchen allegorische Figuren auftreten, die mit einander disputiren. Der Schauplatz, wo die Handlung stattfindet, ist der Himmel im astronomischen Sinne. Zeus hat beschlossen, an die Stelle der thierischen Sternbilder andere, würdigere Symbole treten zu lassen: nämlich die personificirten Tugenden und Vorzüge des Menschen, welche gleichsam auf diese Art verewigt werden sollen. Es ist dies eine sonderbare, aber großartige Idee Giordano Bruno's, die uns den hochstrebenden, idealen Sinn des Mannes, der sonderbarer Weise als ein „Fürst der Ketzer" bezeichnet wurde, ins hellste Licht stellt. Unter der „Austreibung der triumphirenden Bestie" ist also die Aechtung und Verbannung des Gemeinen im Menschen zu verstehen, seiner Erhebung zum Edlen und Göttlichen, welche symbolisch dadurch dargestellt wird, daß Zeus die thierischen Sternbilder am Himmel ausrottet und an deren Statt die Wahrheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit 2c. am Firmamente strahlen läßt, den kommenden Geschlechtern zur Mahnung, daß sie ihren Blick immer und in alle Ewigkeit auf die Tugend in jeder Gestalt zu richten haben, wenn sie ein beglücktes und zufriedenes Leben führen wollen. Die allegorischen Figuren verhalten sich aber dem Göttervater gegenüber nicht stumm, sondern verhandeln mit ihm und auch unter einander, so daß es hierdurch zu sehr poetischen und gehaltreichen Erörterungen kommt, welche die Lectüre der Bruno'schen Schrift zu einem Hochgenuß machen.

*) Verlag von Rauert & Rocco in Leipzig.

Zeus selbst ist es, der im Senate der Götter den Vorschlag macht, den Himmel mit würdigeren Sternbildern zu bevölkern, als die bisherigen waren. Zeus aber stellt — nach Bruno's eigener Angabe — jeden Einzelnen von uns dar, „wie er sich vom Kinde zum Jüngling und Mann entwickelt, und vom Manne wieder zum altersschwachen Greise". Dieser allegorische Menschheits-Zeus läßt sich nun im Rathe der Götter also vernehmen: „Zeit, ja höchste Zeit ist es, daß wir uns reinigen und säubern, und nicht allein uns selbst — auch unsere Häuser und Wohnungen müssen recht gründlich gesäubert werden, von innen und von außen! Reinigen wir zunächst den unsichtbaren Himmel, der geistig in uns selber ist, und dann auch jenen sichtbaren, der sich körperlich vor unseren Augen ausspannt. Aus dem Himmel unseres Geistes laßt uns die Bärin der Rohheit, den Pfeil der Scheelsucht, das Füllen des Leichtsinnes, den Hund der Verleumdung, die Hündin des Knechtsinnes, den Drachen des Neides, die Cassiopeja der Eitelkeit, die Andromeda der Trägheit und den Perseus der ruhelosen Vielgeschäftigkeit verbannen! Austreiben laßt uns den Schlangenträger der Verleumdungssucht, den Adler der Anmaßung, die Hydra der Begehrlichkeit, den Orion des Hochmuths, die Gorgo der Unwissenheit, den Hasen der leeren Furcht u. s. w.

„Und wenn das geschehen ist, Ihr Götter, wohlan, schreiten wir dann zur zweiten Reinigung. Diese bezieht sich auf das Sichtbare und Räumliche. Die Krankheit, die Pest, der Aussatz soll vom Himmel zur Wüste getrieben und die leergewordenen Plätze neu besetzt werden" u. s. w.

In dieser Weise spricht Zeus noch eine Weile fort und macht den Unsterblichen dann die Proposition, zunächst die kleine Bärin aus der Reihe der Sternbilder zu entfernen und die Wahrheit an deren Stelle zu setzen. Sie verdiene, sagt er, den obersten und ersten Platz am Himmel. „Denn dorthin können die Klauen der Verkleinerung nicht gelangen, dort kann der blasse Neid sie nicht verschleiern, die Finsternisse des Irrthums können sie nicht umwölken; dort wird sie stehen fest und ohne Wanken, dort wird sie nicht erschüttert von Fluthen und Stürmen, von dort soll sie Allen, die auf diesem wogenden Meere des Irrthums umhertreiben, als Leuchtthurm den Weg weisen und hervorstrahlen als klarer, reiner Spiegel der Betrachtung." So wird in gleicher Weise der Drache durch die Klugheit, der Cepheus durch die Weisheit, Bootes durch das Gesetz, Herkules durch die Tapferkeit, Orion durch den Fleiß u. s. w. ersetzt. Die betreffenden allegorischen Wesen halten jedesmal, bevor sie ihren Platz einnehmen, umfangreiche Reden, die insgesammt etwas zu lang und wortreich sind; aber trotzdem sind in einigen derselben wahre Perlen von Poesie und scharfsinniger Denkerweisheit enthalten. Ganz besonders interessant ist ein Gespräch, welches Merkur, der Götterbote, mit Sophia (der Philosophie) über das Wesen der Vorsehung führt, insofern darin die Ansicht bekämpft wird, als handele der Lenker aller Dinge so wie ein Mensch, der eine unzählige Menge von Geschäften zu besorgen hat. Bruno weist das Widersinnige einer solchen Vorstellungsweise durch eine treffliche und humorvolle Schilderung nach, die er dem Merkur in den Mund legt. Aus derselben heben wir Folgendes hervor: „Ich will dir — so spricht Merkur zu Sophia — Einiges von den Geschäften des Zeus erzählen. Er hat für den heutigen Tag verfügt, daß um die Mittagszeit einige von den Melonen im Garten des Franzino reif werden.

Er will aber auch, daß in derselben Zeit in dem Weinberge am Fuße des Berges Cicala 30 Trauben vollständig ausreifen, 17 überreif zur Erde fallen und 15 von Würmern angenagt werden; ferner soll Bassa, die Frau des Albenzio, beim Brennen ihrer Haarlöckchen sich mit dem allzuheiß gewordenen Eisen 57 Haare versengen, ohne sich jedoch die Kopfhaut zu verbrennen. Der Laurenza hingegen sollen, wenn sie sich kämmt, 7 Haare ausfallen, 13 sollen ihr abbrechen und von diesen sollen 10 in 3 Tagen wieder wachsen. Zur nämlichen Zeit soll der Kuckuck sich beim Hause hören lassen, und soll nicht weniger als 12 Mal „Kuckuck" rufen; dann soll er nach den Burgruinen von Cicala fliegen und von da nach Scaravita. Dem Paolino soll ferner, wenn er sich bückt, infolge der Anstrengung einer seiner rothen Hosenträger reißen, und wenn er deswegen fluchen wird, so soll ihm heute Abend seine Suppe versalzen werden und nach Rauch schmecken; auch soll er fallen und dabei eine volle Weinflasche zerbrechen. Von den sieben Maulwürfen, die sich seit vier Tagen im Garten des Faivano aus der Tiefe der Erde in verschiedenen Richtungen heraufarbeiten, um an die Luft zu kommen, sollen zwei in dieser Stunde an der Oberfläche anlangen; der eine genau um Mittag, der andere 15 Minuten und 19 Secunden später, jeder vom andern 3 Schritt und 1½ Fuß entfernt."

Nachdem Sophia (die Philosophie) über diesen Bericht und über die große Anzahl der Obliegenheiten des Zeus ihr Erstaunen kundgegeben hat, erklärt ihr Merkur, daß Zeus keine Thätigkeit nach Art der menschlichen entfalte, daß er die Ereignisse nicht nach der Weise der einzelnen und besonderen Ursachen (eins nach dem anderen) wirke, sondern daß er die ganze Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch einen einzigen und einfachen Willensact bestimme...... Und mit weiterem Bezug hierauf heißt es an einer anderen Stelle in der Darlegung Merkur's: „Du irrst dich, o Sophia, wenn du denkst, daß wir uns trotzdem nicht um die geringsten Dinge ebenso gut bekümmern, wie um die bedeutendsten. Denn letztere können ja nicht bestehen ohne die geringsten und verächtlichsten. Alles, wenn es auch noch so gering erscheint, unterliegt der unendlichen Vorsehung; Alles, und sei es noch so unscheinbar, steht als etwas sehr Wichtiges in der Ordnung des gesammten Universums. Denn die großen Dinge sind zusammengesetzt aus den kleinen, und diese wieder aus den noch kleineren, und die allerkleinsten aus den untheilbaren. Das versteht sich so gut von den großen Wesenheiten, wie von den großen Wirkungsursachen und Wirkungserfolgen....... Die göttliche Weisheit ist aber nicht wie die unsrige, eine solche, die den Dingen folgt, sondern sie ist vor den Dingen und in den Dingen dergestalt, daß es — wenn sie sich nicht darin befände — überall auch keine nächsten und secundären Ursachen gäbe!"

Offenbar stimmt diese erhabene Ansicht Bruno's von dem Walten des Weltenlenkers ganz und gar mit der christlichen Vorstellung von Gott überein, welche in den folgenden Bibelversen ihren Ausdruck findet (Lucas 12, V. 6, 7): „Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige? Doch ist vor Gott derselben nicht einer vergessen. Auch sind die Haare alle auf eurem Haupte gezählet."

Dieselbe Anschauung hat Rückert in folgendem Denkspruche dichterisch niedergelegt:

„O denke nicht, daß du nicht seiest mitgezählt!
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt,
Die große Rechnung zwar ist ohne dich gemacht,
Allein du selber bist in Rechnung mit gebracht...."

Eine so erhabene Gottesvorstellung lag freilich dem Zeitalter Bruno's fern, und so ist es erklärlich, daß er nicht blos mißverstanden, sondern sogar für einen Atheisten gehalten wurde.

Aber Bruno's Gottesidee ist im edelsten Sinne mystisch und religiös. Gott selber bleibt ihm der Unerkennbare, der in einem Lichte wohnt, zu dem endliche Einsicht nimmer gelangen kann. Zwar ist das Universum die vollendete Darstellung der Gottesidee; aber selbst wenn der Menschengeist auch die Unendlichkeit des Alls zu überschauen vermöchte, würde ihm doch die schaffende Idee verborgen und unerreichbar bleiben. „Denn wer die Statue sieht, sieht nicht den Bildhauer. Mithin können wir von der göttlichen Substanz gar nichts wissen — höchstens vermögen wir eine Spur von ihr zu erkennen (wie die Platoniker), eine entfernte Wirkung (wie die Peripatetiker), eine Hülle (wie die Kabbalisten sagen), wir können sie gleichsam von hinten anschauen, nach dem Ausspruch der Talmudisten, oder sie im Spiegel, im Schatten, im Räthsel sehen, nach dem Ausdruck der Theosophen."

Die Kundmachung einer so erhabenen Gottesvorstellung muß als eine culturhistorische That ersten Ranges bezeichnet werden, und man kann sagen, daß Bruno's Ansicht am meisten mit der Paulinischen Anschauung von dem Verhältniß des höchsten Wesens zu uns und der Welt übereinstimmt: „In Ihm leben, weben und sind wir." Das ist Bruno's Ueberzeugung, die er allerorten gelehrt hat und für die er zuletzt auf dem Scheiterhaufen gestorben ist.

Wir stehen heute eine gewaltige Stufe höher als die Menschheit zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Von unserem Standpunkte aus gewahren wir die volle Größe des Bruno'schen Genius, und stellen ihn demgemäß in die Reihe der Förderer menschlicher Erkenntniß. Dr. Kuhlenbeck's treffliche Uebersetzung des Spaccio della bestia trionfante kann nur dazu beitragen, dem berühmten Italiener eine Schaar von neuen Verehrern zuzuführen, und aus diesem Grunde unterlassen wir es nicht, ausdrücklich auf das vorliegende (soeben erschienene) Werk hinzuweisen.

In Florenz vor 32 Jahren.

Von Anna Löhn-Siegel.

V. (Schluß.) Abschiedstage.

Nachdem mir das Glück zu Theil geworden war, zu einer Audienz bei der Erbgroßherzogin von Toscana, Anna von Sachsen, in den Palast Pitti befohlen worden zu sein, nahte die Zeit heran, wo es für mich galt, die hochherrliche Medicäerstadt zu verlassen. Ein italienischer Professor der Geschichte, den ich in der Bibliotheca Laurentiana kennen gelernt hatte, machte mir den Vorschlag, mich in Florenz als Lehrerin der deutschen Sprache niederzulassen. Es kämen wol zuweilen lehrhafte deutsche Herren her, und sie möchten höchst gelehrt sein, aber er habe in ihnen immer trockene Schulmeisterseelen gefunden, die es nicht verstanden hätten, das für die Romanen ohnehin schwierige Studium dieses Idioms schmackhaft zu machen.

Daß der Herr so gütig war, meine Wenigkeit für geeigneter zum Lehren der deutschen Sprache zu halten, rührte von einigen heiteren Bemerkungen her, die ich in der ernsthaften Laurentiana gemacht und die unsere Bekanntschaft vermittelt hatten. Dort lagen die berühmten Codices an zierlichen Ketten, um eine etwa geplante Entführung zu hindern. Ich hatte u. A. den harmlosen Scherz gemacht: „Wie kann man den Geist an Ketten legen?" (incatenar l'ingenio.) Nun glaubte der Professor, ich würde überhaupt im Stande sein, den Unterricht mit Humor zu würzen und das schwierige Studium (studio scabroso) der deutschen Sprache schmackhaft zu machen. Der treffliche Herr ahnte nicht, welchen Aufruhr er in meinem Innern hervorrief. Ich begann das Project ernstlich zu erwägen, und je näher der Tag heranrückte, wo ich Florenz verlassen sollte, desto mehr beschäftigte mich der Gedanke, wie eine Niederlassung für längere Zeit daselbst zu bewerkstelligen sein würde. Zum Glück erweckte ein Brief aus der Heimath die alte Liebe zum deutschen Vaterlande von Neuem und ließ mich die Ueberfiedelungsideen endlich wieder kräftig abschütteln.

Zum letzten Male streifte ich mit meinem dreizehnjährigen Cavalier durch Straßen, Gärten und über die Plätze. Vor Palast Pitti spielte die großherzogl. Militärbanda vaterländische Melodien und schloß mit einer Arie aus dem „Trovadore", der damals die Bühnen beherrschte. Diese Musik traf so sehr den Nerv des ganzen romanischen Wesens, daß plötzlich die um die Banda versammelte Menschenmenge begeistert mit sang, selbst die Kinder, auch Augusto, mein kleiner Begleiter, der in die Worte ausbrach: „Das nenn' ich doch Musik!"

Rothe Wolken spiegelten sich in den grauen Frühjahrsfluthen des Arno, als ich gegen Abend noch einmal mit Signora Riccarda einen Spaziergang am modernen Glanzpunkte der Stadt, dem Lung' Arno, unternahm. Dort stehen die schmucken Häuser mit ihren grünen Jalousien parademäßig aufmarschirt und kein dunkler Palastkoloß des Cinquecento verdüstert die heitere Gebäudestirn. Hier steht auch Alfieri's Haus mit seinem Familienwappen in Stein und der Inschrift: „Hier dichtete der große Tragöde Alfieri zur Ehre und Erhebung Italiens, und hier starb er." Da ich seine

Lebensbeschreibung übersetzt und zum Theil veröffentlicht hatte, war hier wieder ein Haltepunkt für mich, an welchen sich die Uebersiedelungsideen und das Project des italienischen Professors der Geschichte anklammern wollten.

Auf dem Lung' Arno wogte die schöne Welt in der Abendkühle auf und ab, und an die Mauer des Kais gelehnt sang ein schwarzköpfiger Bursche mit melodischer Stimme: „il crepuscolo è dolce" (die Dämmerung ist süß).

Signora Riccarda wollte mich noch nicht losgeben, wenigstens eine Woche lang müsse ich noch bleiben. Wirklich ließ ich mich auch überreden, noch einige Tage zu verweilen, aber hauptsächlich, um einen Ausflug nach Fiesole, der alten Mutterstadt von Florenz, zu unternehmen, wo noch Ueberreste alter etruskischer Grundmauern und eines Amphitheaters gezeigt werden. Doch weniger um jene Ruinen war es mir zu thun, als um eine Fußpartie in die Umgegend und in die Vorberge des Apennin, von welchen aus ein unvergleichlicher Ueberblick über die Arnostadt zu genießen ist. Ich forderte Augusto auf, mich zu begleiten, er war überglücklich, faßte sich aber schnell und sagte mit Würde: „Es wäre auch ganz unmöglich, daß Sie allein gingen. Man begegnet dort vielen Eseltreibern, Gemüsehändlern und Mönchen."

Ich war erstaunt über diese Zusammenstellung. Aber Augusto blieb dabei, „daß auch Frati nicht ungefährlich seien". Er verbarg seine Abneigung gegen dieselben überhaupt nicht und sagte: „Sie heulen den ganzen Tag (fanno urlacci), gehen in Weiberröcken (sottane) und essen zu viel (mangiano troppo).

Es war ein prachtvoller Morgen, an welchem wir den steilen Berg nach Fiesole emporstiegen. Ueber die Weinbergs- und Gartenmauern, die den Pfad einfaßten, ragten schwarze Cypressen, breitschirmige Pinien, Orangengesträuche in Blüthe und Cameliengebüsche, mit dem Purpur ihrer Blumen überfluthet, empor. Wir kamen an der Villa Pazzi vorüber, wo einst die Verschwörung dieser Familie gegen die Mediceer ausgebrütet wurde. Sie lag verödet, Augusto meinte, der Besitzer ließe nur den Garten im Stande erhalten, das Gebäude möchte wol dem Verfall entgegengehen. Am festungsähnlichen Thor in der basteigleichen Ummauerung hielten nur zwei riesige schwarze Cypressen Wache.

Auf dem letzten steilen Emporstieg nach Fiesole fand ich Gelegenheit, Augusto's Wunderglauben auf die Probe zu stellen. Er machte mich auf ein kleines Bildchen an einer Weinbergsmauer aufmerksam. Es stellte die Madonna dar, wie sie ein den Berg herabrennendes Pferd, das sich der Hand des Lenkers entzogen hat, aufhält. Das Wunder hatte sich vor mehreren Jahren zugetragen, und war dem Großherzog und seinen Kindern zu Gunsten geschehen, die in demselben Augenblicke die Stelle erreichten, als das Pferd wie rasend herabgestürzt kam. Aber siehe, anstatt auf den Großherzog und seine Kinder loszurennen, stürzt das Pferd auf das eiserne Geländer los, welches ein Muttergottesbild am Wege schützend umgiebt, zerschellt sich das Bein und bleibt liegen. Der Fürst und seine Familie, die wol auch ausgewichen sein mögen, wie Jeder ausweicht, der ein durchgehendes Pferd kommen sieht, waren durch die Madonna gerettet worden. Ich frug meinen Begleiter, den kleinen ketzerischen Widersacher der Geistlichkeit, der die Wundergeschichte mit einer mich überraschenden Andacht erzählte, ob er wirklich glaube, daß das Madonnenbild so viel Kräfte besitze, um ein durchgehendes Pferd aufzuhalten? Er stutzte, sah mich mit seinen klugen schwarzen Augen einige Augenblicke schweigend an und sagte dann schlagfertig wie gewöhnlich:

„Quando non son' forze fisiche, son' forze morali."

(Wenn es nicht physische Kräfte sind, sind es moralische.)

Das neuentstandene Bild, welches die Madonna darstellte, wie sie dem Pferde gebietet, sich an ihrem eisernen Schutzgeländer das Bein zu zerschellen, war übrigens schlecht genug. Ein elender Holzstich in noch jämmerlicherem schwarzen Holzrahmen. Der Großherzog mochte selbst nicht viel von dem Wunder gehalten haben, sonst hätte er es gewiß durch ein Kunstwerk verewigen lassen. In Fiesole konnte man zehnmal eher frisirt werden, rasirt und pomadisirt, als durch Bäcker- Fleischer- oder Materialwaaren gesättigt. Drei Parrucchieri am Marktplatze, vier in der nächsten Straße und abermals drei auf dem Abstiegwege! Aber nur ein Kramladen und eine Bäckerei. Diese Bemerkung war damals durchgehends in den kleinen Städten Italiens zu machen. Sicherlich ist's jetzt anders.

Die Cafés waren unsauber und ärmlich, die Haarkräusler dagegen hatten gut aufgeräumt, waren hübsch eingerichtet und schienen immer beschäftigt. Nur einer bearbeitete an Stelle eines fremden sein eignes Haupt. Auf Kopf und Füße hält der Italiener viel. Die zierliche Scheitellinie durch das ebenholz schwarze Haar dünkt ihm eine Linie der höheren mathematischen Ordnung, und der Bajocco oder Grano (nach unserm Gelde ungefähr 4 Pfennige), der für einige gewandte Bürstenstriche über Hauptbaar, Bart oder Stiefel zu entrichten ist, sitzt bei dem übrigens Sparsamen am wenigsten fest. Die Schuhputzer bildeten eine Körperschaft. Sie machten höhere und geringere Preise, die nach Nationalitäten eingetheilt wurden, und hatten nie klein' Geld zum Herausgeben, wenn man ihnen eine größere Münze reichte. Dieser Pfiff gehörte vermuthlich auch in ihre Statuten. Sie rechneten auf die Eile und auf die Großmuth der glänzend Gewichsten, zeigten selbstzufrieden auf ihr Werk und sagten: „Sehn Sie doch, Signora, wie schön Sie durch die blanken Stiefel geworden sind, zehnmal schöner als Sie vorher waren." Ja, die Schelme hatten immer große Geldstücke im Beutel und nahmen doch den ganzen Tag nur kleine ein.

In das Dominicanerkloster Fiesoles, in welchem der berühmte Maler Giovanni Angelico einst das Gelübde ablegte und daher den Beinamen da Fiesole erhielt, einzutreten, war Damen nicht gestattet, obgleich der Bruder Pförtner mir freundlich versicherte, er würde eigentlich gar kein Unrecht darin sehen, denn das Leben ohne Damen sei herzlich langweilig.

Besser als der Einblick in düstere Klostermauern war jedenfalls der Ausblick von dem nahe bei der Stadt gelegenen, mit Cypressen bestandenen Hügel, von welchem das Auge über die blühenden Gärten der weithingestreckten Vorberge des Apennin und über die im letzten Goldschimmer der untergehenden Sonne und im bläulichen Dämmerduft des Abends ruhende Tochterstadt des uralten Fiesole schweifte. Giotto's Campanile und Brunelleschi's Domkuppel erhoben sich wie ein musivisches Werk auf Goldgrund, und der letzte Sonnenstrahl spiegelte sich in den Fenstern von San Miniato und röthete scheidend die Spitzen der hohen Cypressen, welche das Kirchlein umstanden.

Andern Tags ging's noch einmal hinaus in die an Alleen reichen Cascinen, die mir einsam und menschenleer weit mehr gefielen, als überfüllt und durchtobt von der schaulustigen Menge gelegentlich der corse. Welch' ein Genuß, dort unter den hochstämmigen, epheubehangenen Ulmen zu träumen, hinüberzublicken auf die fruchtbare Hügellandschaft in den Vorbergen des Apennin und hinauf bis zu den noch jetzt schneebestäubten Gipfeln des Gebirgs!

Ein feiner Sprühregen des Lenzes säuberte die bestaubten Blätter des Lorbeerstrauchs, unter welchem ich mit meinem kleinen Begleiter saß. Der Regen drang nicht durch das schützende Laubdach. Nicht immer schützt der Lorbeer wie hier. Ich notirte mir einige Erinnerungen, indeß ein hervorbrechender Sonnenstrahl Augusto veranlaßte, lustig zu trällern: „Quando piove e splende il sole, il diavolo fa all' amore." (Wenns regnet und die Sonne scheint, ist der Teufel verliebt.) Dazwischen übte der Schelm das Wort: „Trauerweide," das ich ihm einmal übersetzt hatte. Er versicherte, es sei so schwer auszusprechen, daß er nach jedem Versuche mehrmals ausspucken müsse, denn es mache Speichelfluß. Ich drohte dem kleinen romanischen Verächter des deutschen Idioms, er verstand mich und lachte. Zugleich hielt ich ihm vor, daß das im florentinischen Dialekt wie ein rauhes, gurgelndes „Ch" ausgesprochene „K" so unschön klinge, wie kein einziger germanischer Laut, und daß ich Halsschmerzen bekäme, wenn ich auf florentinisch „Choltello" (Messer), „Charcere" (Gefängniß) sagen, oder wohl gar von den berühmten „Chorse" (Wettrennen) erzählen wollte.

Aber ich versöhnte mich bald wieder mit dem klugen Burschen, als er später im Vorübergehn am Geburtshause Dante's ehrfurchtsvoll die Mütze abnahm.

Welcher deutsche Knabe thut das vor Goethe's oder Schiller's Haus aus freiem Antriebe? Und Augusto that es mit wahrer Andacht in Blick und Geberde, gleichwie selbstverständlich, ohne die Absicht, aufzufallen. Das Haus lag in einer schmalen Straße zwischen einigen halbverfallenen Häusern. Ueber der niedern Thür sah man ein in Stein gehauenes, zerbröckelndes Wappen, darunter eine Marmortafel mit der Inschrift: „In diesem Hause der Alighieri wurde der göttliche Dichter geboren." Als ich es zu jener Zeit erblickte, hing aus den zwei Fenstern, welche die ganze Breite des Hauses bildeten, Wäsche, und was für elende Wäsche! Im Erdgeschoß kreischten Kinder. Das junge Italien tummelte sich auch außerhalb der Geburtsstätte des großen Dichters, indem es die gespaltenen Steinstufen, die zur Thür emporführten, mit Lehm und Sand bedeckte. Wüst und ärmlich stand das Gebäude da, eben so demüthig, wie seine nachbarlichen Brüder, eine Art bethlehemitische Krippe. Seit 1865 ist das anders geworden. —

Eine höchst komische Episode bildete den Schlußstein meiner florentinischen Erlebnisse. Ich weiß nicht, wie es zugegangen sein mochte, daß man in den dortigen Theaterkreisen erfahren hatte, die Erbgroßherzogin Anna habe mich huldvoll empfangen: genug, ich fand, als ich von einem meiner letzten Ausgänge in die Stadt zurückkehrte, alle Möbel meines Zimmers, auf denen eine Vase oder ein Glas stehen konnte, mit riesenhaften Camelienbouquets bedeckt.

„Ein Blumenblutbad," rief ich aus. „Wer hat das angerichtet?"

„Die Mitglieder des Theaters della Pergola," antwortete Signora Riccarda mit strahlenden Blicken. „Sie haben erfahren, daß die Signorina an dem Hoftheater im Königreich Sachsen angestellt ist, wo der Vater unserer Erbgroßherzogin regiert, und senden Ihnen einen collegialischen Gruß. Ich habe dem Theaterdiener einen Scudo Trinkgeld gegeben."

„Natürlich," erwiderte ich, hinlänglich bekannt mit der buona mano-Jagd Italiens, und öffnete ein dickes Briefcouvert, welches aus dem größten, einer Bratschüssel an Umfang gleichkommenden Bouquet hervorragte.

Lachend ließ ich die Papiere, die mir entgegenquollen, sinken, nachdem ich flüchtig gelesen. Ein Engagementsantrag für tragische Rollen vom Impresario des Theaters der Pergola! Ferner mehrere Angebote von Theateragenten aus Turin und Mailand, die mir Gastrollen auswirken wollten, und schließlich die unvermeidlichen Theaterzeitungen, d. h. Einladungen auf Abonnement und einige Probenummern. Ich italienische Schauspielerin, während doch das feine Ohr der Romanen meinen deutschen Accent sofort heraushörte, und wenn ich mein reinstes Italienisch zum Besten gegeben zu haben glaubte? Aber das Possierlichste kam noch. Es erschien in Cylinder, Frack und Cravatte, stellte sich mir als Impresario aus Siena vor und wünschte nichts Geringeres, als meine Mitwirkung auf der dortigen Bühne für den nächsten Sonntag in der Tragödie „Francesca da Rimini" von Silvio Pellico.

Adelaide Ristori habe ja in Dresden auf dem Hoftheater gastirt, folglich müsse dort auch italienische Komödie gespielt werden. Ich möchte wol oft an der Seite der großen Heroine auf den Brettern gestanden haben. Als ich dem Hrn. Impresario entgegnete, er sei im Irrthum, wir in Deutschland spielten nur deutsche Komödie, wie die Italiener nur italienische spielten, die Ristori habe deshalb eine Schauspielergesellschaft mitgebracht, das müsse er als Mann von der Kunst doch wissen — antwortete er ganz verblüfft: aber man spräche doch gewiß in Sachsen, wenn auch nicht in Deutschland, italienisch, denn sonst wäre Madonna Ristori doch nicht verstanden worden. Ich rief dazwischen:

„Es werden sie auch viele Theaterbesucher nicht verstanden, nur gehört und gesehen haben."

Aber er fuhr unentwegt fort: ich redete ja doch italienisch mit ihm, und er habe gehört, daß in dem mailändischen Theaterjournal „il Trovadore" eine Notiz zu lesen gewesen sei, worin ich mich erboten, in den Tragödien des Silvio Pellico aufzutreten. Es würden noch mehr sächsische Hofschauspieler kommen.

Es war schwer, den Wirrwarr im Kopfe des Theaterunternehmers aus der alten Sena Julia zu sichten. Für ihn war der babylonische Thurmbau noch nicht zu Stande gekommen, mindestens im Beginn wieder abgebrochen worden. Er gehörte zu den kindlichen Gemüthern, welche noch an das gedruckte Wort glauben, und gedruckt sollte die ganze Geschichte im „Trovadore" gestanden haben. Ich behauptete, mein Name sei mit einem andern verwechselt worden, überhaupt mache das unausgesprochene „h" in demselben den Italienern zu schaffen, um so leichter sei eine Täuschung. Was aber die signalisirte Ankunft noch anderer sächsischer Hofschauspieler betreffe, so möchten wol eher Eskimos angekündigt worden sein, als jene.

Nun galt es noch, den Strauß gegen Silvio Pellico und seine „Francesca" zu bestehen. Lange wollte der Mann von der Kunst den klaftertiefen Unterschied zwischen verstehen, lesen, sprechen einer Sprache und recitiren in derselben auf der Bühne nicht begreifen. Endlich begriff er aber doch meine entschiedene Weigerung, die Rolle zu spielen, seufzte tief, zuckte die Achseln, verbeugte sich, wandte sich dem Ausgange zu, kehrte wieder um und debütirte mit folgenden deutsch gestammelten Worten:

„Ein' klein' Geschenk wollen Signorina ein' arm' Collega maken" —

„Loskauf," sagte ich für mich, „buona mano und kein Ende!"

Dankbar entfernte sich der Impresario, nachdem er eine Gabe empfangen hatte, verbeugte sich noch tiefer, als vorher, und trällerte auf der Treppe die Figaro-Arie. „Sicherlich kein Impresario, sondern ein Hochstapler," sagte ich zu Signora Jovi, aber sie entgegnete:

„Doch einer, ich kenne ihn. Un povero diavolo, Frack und Hut waren gewiß geborgt. Vor Jahren lief er als Barbier von Haus zu Haus, dann war er Friseur auf dem Ponte vecchio, hatte musikalisches Talent, wurde Kapellmeister, zuletzt Impresario" —

„Eine überraschende Carrière," fiel ich ein, „aber ich würde wünschen, daß mich die Kunstgenossenschaft nun in Ruhe ließe, das Schauspielerthum fängt an, kostspielig für mich zu werden. Lenken Sie also alle collegialische Blumengrüße und Visiten von mir ab, Frau Wirthin."

Als sich aber am nächsten Tage nun gar ein Theaterrecensent bei mir anmelden ließ, der bei der Gründung einer Theaterzeitung in Florenz meine Mitwirkung in klingender Münze anstrebte, und sich durch Uebersendung eines großartigen Programms und einiger hundert Probenummern, die ich im Königreich Sachsen unterbringen sollte, am besten einzuführen glaubte, da nahm ich seinen Besuch zwar nicht an, aber ich fühlte mich auch in der glorreichen Medicäerstadt vor theatralisch-literarischen Ueberfällen nicht mehr sicher und eilte, sie zu verlassen.

Sonst wäre mir wol gar noch der Pulcinell, der Stenterello und die übrigen „Masken" als Collegen über den Hals gekommen.

Bücherbesprechungen.

☐ Philemon. Der Brief des Apostels Paulus an diesen seinen Freund in neun Betrachtungen von C. F. Petersen, Hauptpastor in Lübeck. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1889. Preis 1 ℳ 20 ₰. — So klein der Brief an Philemon ist, bekanntlich die kleinste unter den Episteln des großen Heidenapostels, so ist er doch seiner Bedeutung nach mit nichten klein, vielmehr eine köstliche Perle im reichen Juwelenschatz der heiligen Schrift. Die Fülle und Tiefe seines Inhalts, der Gottes Wort in neuer Beleuchtung zeigt und an einem einzelnen Punkte, an dem Verhältniß des Apostels zu einem entlaufenen und dann bekehrten Sklaven und seinem Herrn, das ganze Evangelium sich wiederspiegeln läßt, tritt in den vorliegenden Betrachtungen ebenso deutlich, als überraschend hervor. Seit Lavater ist der Brief von keinem deutschen Theologen so eingehend und gründlich behandelt worden, als in diesem Commentar, der zwar keinen gelehrten Charakter trägt, aber auf sehr sorgfältigen Studien beruht und überall in die Tiefe gräbt. Die Betrachtungen sind aus Bibelstunden entstanden und geben eine fortlaufende Erklärung des Briefes im engsten Anschluß an den Text. Das lehrhafte und das erbauliche Element, Auslegung und Anwendung sind in trefflichster Weise in der Schrift vereinigt, die insonderheit für gemeinsame häusliche Erbauung gebildeten christlichen Familien zu empfehlen ist.

Ltz. Illustrirte Europäische Wanderbilder. Heft 161 bis 163. Verlag von Orell Füssli & Co., Zürich. O. J. Paris. Mit 28 Illustrationen. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Daß ein derartiges weitgehendes Unternehmen, wie es hier genannte Firma anstrebt, auch die Hauptstadt an der Seine in den Bereich ihrer Besprechungen ziehen muß, liegt auf der Hand. Ist doch Paris ein Fremdenplatz ersten Ranges, ein Stapelplatz von unsäglich vielem Schönen, die Schöpferin der glänzendsten Weltausstellungen, die glänzende Weltstadt selbst, umgeben von einem Kranz herrlicher Umgebungen, wo die verschönernde Kunst die Lieblichkeit der Gegend vervielfacht. Das Büchlein versetzt uns mitten hinein in das rasch pulsirende Leben dieser riesigen Stadt und giebt uns ein Bild derselben in 13 gut abgerundeten, flüssig geschriebenen Schilderungen, denen man es wol anmerkt, daß ihre Verfasser Paris auch wirklich gesehen und kennen gelernt haben. Daß diese Schilderungen für Den, welcher Paris selbst aufsuchen will, einen eigentlichen Reiseführer nicht entbehrlich machen, glauben wir hier hinzufügen zu sollen. Ein Kärtchen hierzu wäre auch erwünscht für die bloßen Zwecke einer Lectüre des Buches. Einigermaßen störend sind mundartliche Einzelheiten, wie „nach dorten", „erbittete" u. s. w., wie auch verschiedene Ungenauigkeiten in Bezug auf Schreibung französischer Worte, selbst in angezogenen französischen Gedichten, die bei sorgfältiger Correctur sicherlich hätten vermieden werden können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 111. Dienstag, den 17. September. 1889.

Zum Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

K—d. I. Trotz vieler Angriffe gegen den Entwurf im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen scheint die Annahme des Entwurfes in theilweise nur abgeänderter Form doch nicht allzufern zu liegen. Mag aber auch das Geschick des Entwurfes sein, welches es wolle, einen bleibenden Nutzen haben Angriff und Vertheidigung gehabt; häufiger als je bei einem Gesetze haben sie zwei Gegenstände mehr oder weniger eingehend erörtert, den Zweck der Gesetzgebung und die Gesetzgebungskunst, wozu und wie Gesetze zu erlassen seien, die Grundfragen der Gesetzgebung, welche, lange ziemlich vernachlässigt, jetzt einer befriedigenden Lösung näher gebracht sind. Es dürfte wol lohnen, die bisher erschienenen Schriften in dieser Richtung zu durchforschen und die aufgestellten Ansichten auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, um dabei die Grundzüge der Gesetzgebungswissenschaft festzustellen. Hier kann nur in großen Umrissen einzelner Ansichten gedacht werden, da es sich mehr um eine Berichterstattung handelt.

Mit jenen Fragen im Allgemeinen beschäftigt sich Prof. Dr. Ed. Hölder in einem eben veröffentlichten Vortrage[1]), soweit es der Rahmen eines solchen zuläßt; er verkennt nicht die Nothwendigkeit der Gesetzgebung, welche geplant ist, aber ebenso wenig den Einfluß, welchen das bürgerliche Gesetzbuch auf die Rechtswissenschaft selbst, insbesondere auf die Behandlung des römischen Rechts haben werde. Vorzugsweise aber bilden Inhalt, Form und Umfang des Gesetzbuches den Gegenstand der Betrachtung.

Prof. Dr. Otto Fischer stellt in der Einleitung zu seiner Schrift „Recht und Rechtsschutz"[2]), auf die weiterhin nochmals zuzukommen sein wird, die Methode der Gesetzgebung dar, welche den Römern als die richtige galt und auch ihm als solche gilt. Die Gesetzgebung hatte den Römern zufolge zwei Ziele, die aequitas rei und die elegantia juris, die erstere die Anpassung des Gesetzes an die augenblicklichen wirthschaftlichen Bedürfnisse und an die Anforderungen der Ethik, die gerechte und zweckmäßige Berücksichtigung privater und öffentlicher Interessen, die andere der Aufbau des Gesetzes auf klaren Grundprincipien, eine durchsichtige Systematik und eine möglichst einfache, scharfe und klare Fassung der einzelnen Sätze. Wenn es ferner die erste Aufgabe ist, den Gesetzesinhalt festzustellen, so kommt auf die aequitas rei Alles an, auf die elegantia juris gar nichts. Es seien dabei ferner nicht die Juristen allein, sondern auch die weiten Kreise der Interessenten und Diejenigen zu hören, welche in einer Wissenschaft oder Kunst, in einem Gewerbe oder Lebensberufe über die verschiedenen einschlagenden Fragen ein sachverständiges Urtheil abgeben könnten. Daneben seien die praktische Erfahrung in der Rechtspflege, die theoretische Rechtsarbeit (Rechtsgeschichte, Rechtsvergleichung, Rechtsphilosophie) zu Rathe zu ziehen. Ob der so gewonnene Inhalt in ein bestimmtes System oder zu einer bestimmten Doctrin passe, sei zunächst gleichgiltig; wolle man die Folgerichtigkeit der aequitas vorziehen, so gelange man zu einem summum jus, das mit summa injuria identisch sei; ebenso wenig seien vor Feststellung des Inhalts bestimmte Theorien oder Systeme als maßgebend anzunehmen.[3]) Bei der zweiten Aufgabe, der Gesetzformulirung, ist aber elegantia juris anzustreben, welche vorzugsweise von der Fertigkeit und Durchbildung des Juristen unter Beirath des Logikers und des Sprachkundigen zu erwarten ist. Die Fassung der einzelnen Norm müsse abhängen von der Stellung im Systeme, auf dessen äußere Abgrenzung und innere Durchbildung deshalb die größte Sorgfalt zu verwenden sei. Jeder Satz müsse sich als Folge einer allgemeinen Regel oder als Ausnahme von einer solchen kennzeichnen und dazu sei Klarheit in den Grundbegriffen die nothwendige Voraussetzung, ohne daß jedoch Definitionen zu häufig verwendet würden und zu den in der Theorie noch nicht abgeschlossenen Streitfragen bestimmte Stellung genommen würde. Die nicht definirten Worte müßten einen klaren Sinn ergeben und jede die praktische Brauchbarkeit beeinträchtigende Zweideutigkeit solle vermieden werden. Die Brauchbarkeit des Gesetzes werde damit in hohem Maße gefördert und die Handhabung erleichtert und gesichert. Diesem Allen wird im Wesentlichen nur beizustimmen sein.

Werden an der Hand dieser Darlegungen die einzelnen Besprechungen des Entwurfes durchgegangen, so hebt sich sofort diejenige des Prof. Dr. Gierke[4]) hervor. Diese, erst jetzt zum Abschlusse gelangt, verdient volle Beachtung und darf hier nicht übergangen werden. Gierke erkennt die Gelehrsamkeit des Entwurfes, die juristischen Feinheiten, die kunstvollen Constructionen u. s. w. an; der Entwurf habe die Nachtheile der Berathung durch eine vielgliedrige Commission — auf solche hatte schon Reichsgerichtsrath Rassow in Gruchot's Beiträgen hingewiesen — überwunden und sei ein Muster dessen, was deutscher Fleiß und deutsche Technik vermöchten. Vom allgemeinen Gesichtspunkte aus wird aber dem Entwurfe vorgeworfen, er sei nicht deutsch, nicht volksthümlich, nicht schöpferisch und nehme auf die sittlichen und socialen Verhältnisse, welche eine Privatrechtsordnung regeln solle, keine Rücksicht.

Der erste Vorwurf gründet sich auf den alten Widerstreit zwischen römischem und deutschem Rechte. Das erste seit mehreren Jahrhunderten aufgenommene römische Recht beschäftigte bei seinem abstracten Charakter nach und nach fast ausschließlich die Rechtsgelehrten und ließ die Pflege des deutschen nationalen Rechts zurückstehen. Man kann sagen, daß erst von Beginn dieses Jahrhunderts an die deutsche Rechtswissenschaft sich des eigenen Rechts wieder erinnerte und dieses aus dem Dunkel hervorzog, in das es zurückgedrängt wurde, ohne unterzugehen. Dem deutschen Rechte sind alle, vom täglichen Leben neugebildeten Rechtseinrichtungen anzuschließen, welche das römische Recht vergebens in die Schablone seiner Systematik einzufügen versuchte, weil diese nirgends zureichte, um das Wesen der neuen Einrichtung zu umfassen. Bei der Aufstellung des Entwurfes mußte nun die Commission sich für das eine oder das andere Recht entscheiden, und sie hat sich dem römischen Rechte zugewendet, soweit nicht Einrichtungen durch deutsches Recht

[1]) Ueber den Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vortrag, gehalten am 20. März 1889 in der Juristischen Gesellschaft in Wien. Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. (Georg Böhme). 1889. (32 S. Pr. 60 ₰.)

[2]) Recht und Rechtsschutz. Eine Erörterung der Grenzgebiete zwischen Privatrecht und Civilprozeß in Beziehung auf den Entwurf eines B. G. für das D. R. Berlin, J. Guttentag (D. Collin), 1889. (Bekker und Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes eines bürgerl. Gesetzb. für das D. Reich, Heft 6.)

[3]) Das Gleiche stellt auch Prof. Dr. Frz. Bernhöft auf in seiner Schrift: „Kauf, Miethe und verwandte Verträge in dem Entwurfe &c." in der oberwähnten Sammlung von Bekker u. Fischer, Beiträge zur Erläuterung u. s. w. Heft 12.

[4]) Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das deutsche Recht, in dem Jahrbuche für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche (herausgegeben von Gustav Schmoller bei Duncker & Humblot in Leipzig). Jahrg. 12 S. 843 flg., 1179 flg., Jahrg. 13 S. 184 flg., 723 flg.

beseitigt oder erheblich zurückgedrängt waren; das deutsche Recht unterlag in der Hauptsache, dies ist unverkennbar. Die Ursache liegt zum Theil in der größeren, zumal in Deutschland geförderten Ausbildung des römischen Rechts, zum Theil in der Aufgabe, wie sie der Commission von der Vorcommission [5]) und von dem Bundesrathe im Anschlusse an das Gutachten der Vorcommission gestellt war, zum Theil endlich darin, daß die Einführung in die Rechtswissenschaft fast nur an der Hand des römischen Rechts erfolgt und letzteres für die Bildung der Rechtsgelehrten darum von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Gefahr, welche dem deutschen Rechte, durch die Entschließung der Commission hervorgerufen, von dem aufgestellten Entwurfe droht, wird von den Lehrern und Anhängern des deutschen Rechts wohl erkannt; sie erheben daher die Stimme, um dem nationalen Rechte im Entwurfe eine größere Berücksichtigung zu erringen, unter ihnen besonders Gierke. In dem Umfange, wie das deutsche Recht durch den Entwurf nach Gierke's Ansicht zurückgedrängt sein soll, hat dies zwar nicht stattgefunden, besonders im Sachenrechte, Familienrechte und Erbrechte (zu vergl. Petersen in der zu Anm. 5 angef. Schrift S. 3); immerhin ist es erheblich genug geschehen.

Die Entschließung der Commission hat aber eine noch weiter gehende Bedeutung. Die Stärke des römischen Rechts liegt in seiner abstracten und individualistischen Natur; das deutsche Recht läßt der socialen Seite des Privatrechts eine größere Beachtung zu Theil werden und erkennt eine weiter gehende Gemeinsamkeit von Rechten an. Eine neuere Richtung in der Rechtswissenschaft fordert eine erheblichere Berücksichtigung des gemeinsamen Interesses, des Gemeinsinnes, der socialen Verhältnisse. All das Letztere ist mit der Entschließung der Commission zu Gunsten des Individualismus, der Selbstsucht, wie es von Einigen bezeichnet wird, in der Privatrechtsordnung wenn nicht beseitigt, so doch sehr eingeschränkt zur Geltung gekommen. Dies zeigt sich in der Ausschließung einzelner Rechtseinrichtungen, wie z. B. der Familienfideicommisse, mit ihrem socialen Hintergrunde von der Regelung, darin, daß Alles, was nur irgendwie mit dem öffentlichen Rechte zusammenhängt, von der Aufnahme und Berücksichtigung fern gehalten worden ist. Gierke führt solches an einzelnen Bestimmungen näher aus; noch weiter geht Menger [6]), auf dessen Darstellung hier kurz zugekommen sein mag. Menger hebt hervor, daß, während vom formalistischen Standpunkte aus gleiche Rechtsregeln für Reiche und Arme geboten seien, die sociale Lage Beider eine verschiedene Behandlungsweise fordere; dies zeige sich bei der Rechtsunkenntniß, da, wenn aus natürlichen Gründen von Niemandem eine vollständige Kenntniß der Gesetze zu erwarten sei, der Reiche sich bei Rechtsverständigen Rath holen könne, während dem Armen dies oft nicht möglich sei. Bei dem Ehegüterrechte findet Menger, daß ungeachtet der aufgestellten fünf Rechtssysteme dabei die Verhältnisse der Besitzlosen, wo die Frau dem Manne ebenbürtig arbeite, nicht genügend berücksichtigt seien [7]). Die Unterhaltungspflicht zwischen Eltern und Kindern sei zu abstract geordnet, das Armenwesen nicht geregelt u. s. w. Eingehend bespricht Menger die Rechte der außerehelichen Kinder und Mütter und zeigt, wie wenig die Commission die socialen Verhältnisse berücksichtigt habe, z. B. bei Beseitigung der sogen. Ausstattungsentschädigung, der Höhe des Unterhalts. (Insoweit kommt das sächsische bürgerliche Gesetzbuch den Ansprüchen weiter entgegen.)

Auf eine Lücke in dieser Richtung weist auch der mit „Handwerkerpfandrechte" überschriebene Aufsatz in der „Post" vom 9. April 1889 Beil. 1 hin. Nach §. 574 des Entwurfes hat der Unternehmer wegen seiner Forderungen und Auslagen ein gesetzliches Pfandrecht an den gefertigten oder ausgebesserten, noch in seiner Inhabung befindlichen beweglichen Sachen des Bestellers. Den gesammten Bauhandwerkern, Tischlern, Schlossern, Klempnern u. s. w., nicht am wenigsten den Maurern und Zimmerern hilft dies aber nichts, weil das verbaute Material ein Theil des Hauses und damit des Grundstückes wird, wodurch ein besonderer Gewahrsam bez. ein Faustpfandrecht an dem betreffenden Theile des Hauses unmöglich erscheint. Bei dem vorhandenen Wettbewerbe kann der Bauhandwerker, will er die Arbeiten übertragen erhalten, die Uebernahme meist nicht von Bestellung einer Cautionshypothek abhängig machen; mitunter ist das Grundstück überhaupt schon mit Hypotheken überlastet. Kann der Bauherr bei ungenügenden Mitteln den Bau nicht zu Ende führen und gelangt das Grundstück zur Versteigerung, oder entzieht sich der Bauunternehmer z. B. durch schleunigen Verkauf und Entfernung dem Zugriffe des Handwerkers, so wird dem Bauhandwerker, welcher seine Forderungen erst einklagen muß und an den Nachbesitzer sich nicht halten kann, nur zu oft das leere Nachsehen bleiben. Ein besonderes Pfandrecht dafür am Grundstücke läßt sich leider schwer in den Entwurf einfügen. Jener Aufsatz macht im Wesentlichen den Vorschlag, dennoch ein gesetzliches Pfandrecht am Grundstücke dem Bauhandwerker einzuräumen, welches den nach Beginn des Baues eingetragenen Hypotheken und anderen Realrechten vorgehe, jedoch nicht länger als drei Monate nach Beendigung des Baues wirke, sofern nicht der Handwerker vorher dem Grundbuchsrichter seine Forderung anmelde und im Falle der Nichtbefriedigung innerhalb weiterer drei Monate die dingliche Klage erhebe. Vielleicht ließe sich in dieser Richtung etwas bestimmen; die Maßnahmen des französischen bez. amerikanischen Rechts, welche weiter gehen, sind für unser Hypothekensystem unannehmbar.

Eine grundlegende Berücksichtigung der Forderungen, welche das sociale Rechtssystem aufstellt, hat wol kaum erwartet werden dürfen,[8]) da die Grundsätze des Systems selbst noch nicht genügend festgestellt erscheinen; manche Forderungen dürften mit wesentlichen Grundsätzen des Entwurfes unvereinbar sein; aber in manchen Beziehungen ist es wol einzuräumen, daß die socialen Verhältnisse mehr Berücksichtigung finden möchten, wie z. B. in der Unterhaltspflicht des Familienrechts.

Daß das Einzwängen deutschrechtlicher Sätze in den Entwurf und das Anpassen derselben an die Grundsätze des Entwurfes zu mancher Bestimmung geführt hat, welche nach keiner Seite hin befriedigt und bei der mangelnden Folgerichtigkeit nur Anlaß zu Zweifeln geben wird, ist zuzugeben.

Während dem Entwurfe einerseits der Vorwurf gemacht wird, daß er, um einer neuen Rechtsentwickelung freie Bahn zu schaffen und hierzu mit abgelebten und veralteten Rechtseinrichtungen aufzuräumen, bei letzterem zu weit gegangen sei und selbst noch Lebensfähiges beseitigt habe, so ist von Gierke und einigen weiteren Beurtheilern andererseits entgegengehalten worden, daß die Commission zu wenig schöpferisch vorgegangen sei. Gewiß ist in einem Gesetzbuche, wie dem geplanten, die künftige Rechtsentwickelung zugleich mit ins Auge zu fassen; allein auch hier galt es nach Lage der Sache vorsichtig zu sein, theils berechtigte Wünsche zu beachten, theils das Emporkommen feindlicher Strömungen, welche dem Werke nur nachtheilig sein konnten, zu hindern. Die Commission hatte bereits durch die Auslassungen der Vorcommission und des Bundesrathes, welche mehr ein Feststellen des geltenden Rechtszustandes und die Ausgleichung etwaiger Abweichungen der einzelnen Landesrechte wollten, den Umfang der Thätigkeit vorgezeichnet erhalten und handelte, wenn jene Auslassungen auch nur allgemeine Anweisungen waren, doch ganz richtig, wenn sie ohne triftigen Grund nicht über die ihr gestellte Aufgabe hinausging (zu vergl. auch Petersen a. a. O. S. 4 flg.).

Der Vorwurf, daß der Entwurf nicht volksthümlich, vielmehr und zwar nicht blos für den Laien, sondern sehr oft auch für den Juristen und Fachmann schwer verständlich sei, wird von Gierke und Anderen ausführlicher begründet,[9]) theils aus der Anordnung des Stoffes, theils aus der Sprache des Entwurfes, theils wegen der vielen Lehrsätze und Definitionen einerseits und mannigfacher Lücken andererseits. Daß die häufigen Verweisungen den Gebrauch und die Uebersichtlichkeit erschweren, ist zuzugeben, der Vortheil, daß der Umfang des Gesetzbuches dadurch verringert werde, erscheint jenem Nachtheil gegenüber so geringfügig, daß es wol vorzuziehen sein dürfte, bei der Schlußredaction

[5]) Zu vergleichen Reichsgerichtsrath Julius Petersen in der Schrift: Die Berufung zur Erbschaft und die letztwilligen Verfügungen überhaupt nach dem Entwurfe zc. in den angef. Beiträgen zur Erläuterung und Beurtheilung zc. herausgegeben von Bekker u. Fischer, Heft 16, S. 3.

[6]) Prof. Dr. Anton Menger, Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksclassen, im Archive für sociale Gesetzgebung und Statistik. (Tübingen, H. Laupp'sche Buchh.) Jahrg. 2, S. 1 flg.

[7]) Zu vergl. auch Brühl, Die Arbeit der Ehefrau im Entwurfe zc., im Archive für civilist. Praxis Bd. 74 S. 399 flg., worauf später zurückzukommen sein wird.

[8]) Auch Petersen in der zu Anm. 6 angeführten Schrift S. 3 flg. führt aus, wie eine größere Beachtung der socialen Forderungen nicht angängig gewesen sei, schon um das Zustandekommen des Gesetzeswerkes nicht zu gefährden

[9]) So auch von Dr. Ludwig Goldschmidt, Privatdoc. u Gerichtsass., in seinen Kritischen Erörterungen zum Entwurfe eines bürgerl Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. (Leipzig, Duncker & Humblot. Heft 1: Die formalen Mängel des Entwurfes. 208 S. Pr. 4 ℳ)

jene Verweisungen möglichst zu beseitigen und durch ausführlichere Bestimmungen zu ersetzen. (Zu der Angabe Gierke's a. a. O. Jahrg. 12, S. 892 über das sächsische bürgerliche Gesetzbuch sei hier nur bemerkt, daß der amtliche Text des letzteren von Verweisungen auf die zum vollen Verständniß erforderlichen anderen Paragraphen am Schlusse eines Paragraphen nichts weiß; diese Verweisungen sind nur zum Zwecke der erleichterten Brauchbarkeit von den nichtamtlichen Ausgaben eingefügt worden.)

An der Sprache des Entwurfes rügt Gierke (a. a. O. Jahrg. 12 S. 858 flg.), daß sie mehr abstractes Juristendeutsch, mehr Uebersetzung als Urbild, unvolksthümlich und unverständlich sei; sie entbehre der Kraft, Tiefe und Anschaulichkeit; während sie hier doctrinär, pedantisch und verkünstelt sei, sei sie an anderen Stellen wieder trivial, seicht und schleppend. Auch Andere finden an der Sprache des Entwurfes Vieles auszusetzen. Bezüglich der Terminologie, eines wesentlichen Theils der Gesetzessprache, bemerkt Gierke, daß der Entwurf mehr durch Ueberspannung, seltener durch Verabsäumung der Maxime gesündigt habe und durch starre termini technici eintönig geworden beziehentlich zu einer unerträglichen Pedanterie gelangt sei (Beispiele: einseitiges Rechtsgeschäft, dessen Wirksamkeit davon abhängt, daß es gegenüber einem Betheiligten vorgenommen wird; Inhaber der elterlichen Gewalt), und unter Abneigung gegen ursprünglich deutsche Rechtswörter in der Bildung der einzelnen Kunstwörter, ebenso wie bei der Satzbildung, das Abstracte und Formelhafte aufgesucht habe. Gerade aber die durchgeführte Terminologie erleichtert das Verständniß des Entwurfes, weil sie über die Tragweite der Bestimmung selten einen Zweifel läßt; freilich, wenn die Terminologie, wie z. B. in den angeführten Beispielen, zu einer schwer verständlichen Satz- und Worthäufung führt, kann es sich fragen, ob nicht der Ersatz der an sich zutreffenden Bezeichnung durch ein gleichstehendes Wort ꝛc. vorzuziehen sei; gewiß wird die Schlußredaction an der Hand der von allen Seiten eingegangenen vielfachen Abänderungsvorschläge hier leicht eine genügende Wandlung schaffen.

Wenn ein Gesetz alle blos belehrenden Sätze vermeiden und zunächst nur den Ausspruch oberster Grundsätze und leitender Gedanken enthalten soll, so bemerkt Gierke, daß die dann zu gebenden Sätze nur wirken können, wenn sie einfach und klar, schlicht und wuchtig gefaßt seien; erst dann dürfe von der Casuistik abgesehen werden, welche, mäßig gebraucht, die Gesetzessprache belebe und dem volksthümlichen Verständnisse nähere. Der Entwurf, der sich der Casuistik möglichst vollständig enthalte, entspreche zwar dem ersten Erfordernisse so ziemlich, lasse aber bezüglich der Sätze zu wünschen übrig, und habe, wenn auch mit der casuistischen Methode, so doch mit dem casuistischen Geiste nicht gebrochen. Daß es bezüglich der Casuistik, der lehrhaften Sätze, wie der Lücken im Entwurfe nicht so schlimm sei, legt Petersen a. a. O. S. 8 flg. genügend dar.

Die zuvor erwähnte Schrift Dr. Goldschmidt's (Kritische Erörterungen ꝛc.) befaßt sich im vorliegenden ersten Hefte mit den formalen Mängeln, während die Kritik der materiellen Grundlagen des Entwurfes noch folgen soll. Der Verfasser erklärt es kurz für ein nationales Unglück, wenn der Entwurf so, wie er vorliegt, zum Gesetze erwachsen würde, und will Material für eine Ueberarbeitung des Entwurfes herbeischaffen helfen; damit hat er genügend seine Stellung zum Entwurfe zu erkennen gegeben. Gewiß läßt sich über die Sätze des Entwurfes und die Fassung derselben streiten; der Entwurf, mag er gefaßt sein, wie er will, wird stets hier Zustimmung, dort Widerspruch finden, und auf allgemeine Zustimmung haben weder die Verfasser des Entwurfes noch der Bundesrath gerechnet; sie haben eine vorurtheillose, ruhig erwägende Aussprache erwartet, welche die Förderung der Rechtseinheit, das Wohl des deutschen Vaterlandes im Auge hatte, nicht die Nichtberücksichtigung eigener Meinungen beklagte oder Unerfüllbares forderte. Wenn nun aber der Verfasser fast überall etwas und oft so Nebensächliches rügt, das höchstens einer einfachen Anzeige bedürfte, so gewinnt der Leser den Eindruck, als wenn einer vorgefaßten Meinung zu Liebe Alles am Entwurfe herabgesetzt werden sollte. Dafür dürfte auch sprechen das eine Capitel mit der Ueberschrift „Curiositäten", in welchem beim besten Willen nichts Curioses zu erblicken ist, als vielleicht das Benehmen des Verfassers in dem von ihm eingehaltenen Tone über ein doch noch nicht so schnell erfaßtes Werk zu urtheilen, sowie die Behauptung in der Einleitung, daß der Entwurf unmöglich zum Gesetze erwachsen könne (obwol andere, selbst mit dem Entwurfe nicht einverstandene Gelehrte die Einführung befürworten) und Ausdrücke wie „lächerlich", „der Entwurf wimmelt von Subsumtionen" u. s. w. Mindestens ein wenig mehr Mäßigung würde vom Verfasser zu erwarten gewesen sein, selbst wenn der Entwurf nicht aus den Berathungen einer größeren Anzahl durch ihr Wissen hervorragender Personen hervorgegangen wäre. So aber wird der Gewinn, welcher bei einer ruhigen Behandlung der Sache aus dem Bestreben des Verfassers vielleicht zu erwarten gewesen wäre (Manches ist ja ganz beachtlich), durch die Darstellung illusorisch gemacht und die Schwierigkeit, das Bemerkenswerthe aus dem Unwichtigen herauszufinden, schreckt wol Manchen vom Durchlesen ab.

Nur kurz sei erwähnt, daß darüber, wie weit ein Gesetzbuch volksthümlich sprechen solle, ohne in den sogenannten populären Ton zu verfallen, die Ansichten sehr weit auseinandergehen. Wenn jetzt noch ein Gesetzbuch, wie das im Entwurfe vorliegende, derart geschrieben werden sollte, daß es von Allen sofort verstanden werde, so könnte dies nur derart geschehen, daß das Gesetz mindestens alle hauptsächlichsten Fälle träfe; ist dies aber unmöglich, so müssen allgemeinere Sätze gegeben werden. Solche jedoch auf den gegebenen Fall anzuwenden, ist nicht leicht und nicht immer Sache auch eines gebildeten Laien. Reg.-Rath Dr. Petersen wendet sich (a. a. O. S. 9) ebenfalls gegen allzu weitgehende Forderungen in dieser Richtung.

Gierke rügt endlich noch den übermäßigen Gebrauch der Fiction, (daß etwas als vorhanden gilt, was nicht vorhanden ist, oder daß unter Umständen es so anzusehen sei, als sei etwas da, was doch nicht da ist u. s. w.), und verweist auf die Beispiele bei der Hinterlegung, beim Schiffspfandrecht und bei der Eheschließung u. s. w. des Standesbeamten. Daß nach dem gegenwärtigen Stande des Rechtes und der Rechtswissenschaft die Fiction, so großen, gerechtfertigten Anfechtungen ihr Gebrauch unterliegt (z. B. vom Professor Dr. v. Bülow), noch nicht zu entbehren ist, bestreitet Gierke nicht; aber selbst eine erweiterte Anwendung kann oft die Brauchbarkeit des Gesetzes nur erhöhen. Wo die Fiction aber nicht nöthig ist und dies dürfte auch bei einzelnen von Gierke angegebenen Beispielen gelten, wird die nächste Durchberathung des Entwurfes leicht Abhilfe schaffen.

II. Einen besonderen Zweig der Gesetzgebungskunst behandelt Prof. Dr. Otto Fischer in der schon angeführten Schrift: Recht und Rechtsschutz, die Abgrenzung nach anderen Rechtsgebieten, besonders zwischen bürgerlichem Rechte und Prozeßrechte. Daß ein Gesetz sämmtliche rechtliche Beziehungen des Staates, der Gemeinschaften, der einzelnen Personen u. s. w. umfasse, wird als etwas Unmögliches Niemand fordern. Jedes Gesetz vermag nur einen kleineren oder größeren Theil des Rechtsgebietes zu regeln. Sämmtliche Rechtsgebiete sind aber nicht streng gegen einander abgegrenzt, sondern gehen allmälig von einem zum andern über; bei nicht wenigen Verhältnissen herrscht oft Streit, welchem Rechtsgebiete die Regelung zustehe, von welchem Rechtsgebiete aus das Verhältniß zu erforschen und in seinen Wirkungen festzustellen sei. Dies gilt vornehmlich vom bürgerlichen Rechte und Prozeßrechte. Dafür ist der Grund hiervon nicht allein darin zu finden, daß das römische bürgerliche Recht wesentlich vom Prozesse ausgebildet worden ist; es ist dies schon längst von der deutschen Rechtswissenschaft beseitigt. Der Grund liegt mehr im Wesen beider Rechtsgebiete, darin, daß viele bürgerliche Rechtsverhältnisse auch Wirkungen für den Prozeß haben und umgekehrt viele prozessuale Handlungen bürgerliche Rechte beeinflussen müssen. Um die Scheidung nach menschlichem Vermögen richtig zu bewirken, gilt es die Grenzgebiete festzustellen. Und dies ist das Bemühen des genannten Verf., dessen Ausführungen in vielen Theilen beizustimmen ist. Der Verf. untersucht zunächst die Grundlagen, wie die einzelnen Theile des Entwurfes, um die Bestimmungen auf ihre Zugehörigkeit zum bürgerlichen Rechte zu prüfen, und erörtert dann von den Grundbegriffen des Entwurfes die technischen Ausdrücke „Anspruch oder Forderung", „Einrede oder Gegenrecht", sowie von einzelnen Instituten des Grenzgebietes die Verjährung und die Rechtskraft in Bezug auf ihre Richtigkeit, Klarheit und Brauchbarkeit in eingehendster Weise. Es zeigt sich aber auch hier die menschliche Unvollkommenheit. Bei manchen Bestimmungen ist dem Verf. beizutreten in dem Wunsche, daß sie aus dem Entwurfe entnommen und in die Civilprozeßordnung übertragen werden möchten (z. B. über das Verfahren bei Todeserklärung), was um so leichter zu bewerkstelligen ist, als der Entwurf eingreifende Aenderungen der Civilprozeßordnung an sich schon nöthig macht und hier nur weiter zu greifen ist. Andere Bestimmungen würden vielleicht systematisch richtiger in einem anderen Gesetze ihren Platz finden; die Verständlichkeit des Gesammtinhalts, die Möglichkeit leichterer Erkenntniß und das Streben, eng Zusammengehöriges nicht zu trennen, fordert aber mit ebensoviel Recht, daß

die Bestimmungen systemwidrig dem Entwurfe verbleiben, in dem sie erst in vollem Maße zur Geltung kommen (z. B. die über die Behandlung gefundener Sachen, über Wirkungen der Rechtskraft). Zu eng bemessen findet Gierke (a. a. O. Jahrg. 12 S. 1210 flg.) die Grenzen des Entwurfes, welcher nach ihm vom mechanischen Geiste des abstracten Doctrinarismus beherrscht ist. Er ist ihm ein nach einem streng individualistischen Schema geordneter Complex von Rechtssätzen für ein aus dem wirklichen Privatrechte herausgerissenes, durch scharf einschneidende, obschon vielfach im Zickzack verlaufende Linien von dem reichs- und landesgesetzlichen Sonderrechte getrenntes, in seinem Bereiche abgeschlossenes Privatrechtsgebiet, in welchem er aber ausschließliche Geltung haben will. Der Entwurf ist ihm in der Ausscheidung privatrechtlicher Normen, welche Gierke principiell nicht verwirft, zu weit gegangen, so z. B. bezüglich des sogen. Immaterialgüterrechts, des Personenrechts — inwieweit der allgemeine Theil nur einige Bestimmungen enthält —, der Bestimmungen über Einfluß der Staatsangehörigkeit, des Standes, des religiösen Bekenntnisses, der Ehrminderung, der Gewerbeberechtigungen, des Namensrechts. Ob dies, wie Gierke meint, in der Unmöglichkeit beruht, Alles in dem angenommenen Pandektensysteme unterzubringen, oder auf der schon früher hervorgehobenen zu großen Beschränkung gegenüber dem öffentlichen Rechte, kann dahin gestellt bleiben. Scheidet man von obigen aber die Immaterialgüterrechte, welche in den Reichsgesetzen über Urheberrecht u. s. w. ihre Regelung gefunden haben, die Gewerbeberechtigungen, über welche in der Gewerbeordnung bereits Bestimmungen gegeben wurden, aus, ebenso die über die Staatsangehörigkeit, den Stand und das religiöse Bekenntniß, für welche in der Hauptsache lediglich die Einflußlosigkeit festgestellt werden kann, so lange nicht die sociale Richtung für den Inhalt des Gesetzbuches Bedeutung gewinnt, so bleiben nur die Personenrechte, insbesondere das Namensrecht übrig, für welche mit Prof. Dr. Gierke eine erheblichere Regelung durch den Entwurf zu wünschen ist, gleichviel ob dies in einem besonderen Abschnitte oder im allgemeinen Theile erfolgt.

Neue Dramen von Julius Riffert.

Julius Riffert gehört zu den jüngeren Dichtern, die eine Reform unserer Bühne anstreben, indem sie ihr einen ernsteren und dabei männlichen, auf höhere poetische Ziele gerichteten Geist einzuhauchen und den Geschmack des Publicums zu läutern, von dem Hange nach leerer und facetter Unterhaltung abzulenken und zu heben suchen. Ein solches Streben, an sich löblich, verdient um so mehr Förderung, wenn es wie hier mit wirklichem Talente verbunden ist, was sich auch wieder aus zwei mir vorliegenden neuen Werken des Dichters, insbesondere aus seinem „Alexander Borgia", Trauerspiel in 5 Acten,*) ergiebt. Andererseits stehen einem solchen Streben auch große Hindernisse in dem nun einmal herrschenden Geschmack der Bühnen und des Publicums entgegen, und um diese erfolgreich zu bekämpfen, ist die Anwendung der dazu geeigneten Mittel ein ganz unerläßliches Erforderniß. Im Theater steht das Publicum stets unter der Wirkung, sobald diese eine gewisse Stärke hat. Es kann sich ihr dann nicht entziehen. Allein es genügt keineswegs, daß der Dichter hier eine solche Wirkung ausübt, sie muß der Natur und Neigung des Publicums auch in einem bestimmten Grade entsprechen. Sie muß ihm zusagen, wenn sie zur Empfehlung, zur Nachfolge anregen soll. Wirkungen, welche dem widerstreben, welche ihm unangenehm sind, sucht es dann lieber zu umgehen. In einer Zeit, in welcher man heftige Erschütterungen fürchtet und zu vermeiden sucht, in der man das Furchtbare, Schreckliche flieht, kann man das Publicum erst allmälig dafür gewinnen, wird man derartige Wirkungen zunächst selbst zu vermeiden haben und die Zuschauer durch sympathischere Wirkungen an sich erst zu fesseln suchen müssen, um mit Erfolg zu herberen, furchtbareren Erschütterungen fortschreiten zu können. Julius Riffert hat zum Gegenstande seiner neuesten Tragödie eine der furchtbarsten Episoden, zwei der unheimlichsten Gestalten der Geschichte gewählt. Kein Zweifel, daß das Leben der Borgia den Stoff zu mehr als einer gewaltigen Tragödie enthält. Auch liegt der Riffert'schen Dichtung noch überdies eine wirklich bedeutende poetische Idee zu Grunde. Der zur Erreichung ihrer Zwecke vor keinem Verbrechen zurückscheuenden, sich hierdurch aber selbst verzehrenden und vernichtenden Selbstsucht hat der Dichter die christliche Liebe gegenübergestellt, die, indem sie zur Ein- und Umkehr mahnt, den inneren Zerstörungsprozeß nur noch beschleunigt. Das Beispiel, die Anschauungen, die Lehren des furchtbaren Papstes Alexander Borgia machen aus seinem Sohn Cäsar ein ihn noch überbietendes Ungeheuer. Cäsar ist nicht ohne große Anlagen. Der Gedanke der italienischen Einheit, den Macchiavelli ihm in die Seele wirft, wird aber von ihm im Sinne frevelhafter Selbstsucht ergriffen. In seinen entsetzlichen Thaten erblickt Alexander mit Schrecken sein eignes verzerrtes Spiegelbild. Er sieht den selbstsüchtigen Zwecken des einen Sohns den andern, sein Lieblingskind, die Ehre seiner nicht minder geliebten Tochter den Lüsten des Wüthrichs zum Opfer fallen. In seinem Innern gebrochen, erscheint ihm der mit furchtlosem, mächtigem Worte sein Gewissen aus dem langen Schlaf emporrüttelnde Pilger als der Vorbote des jüngsten Gerichts. Er will der päpstlichen Krone entsagen, die er durch Frevel erworben und mit Verbrechen besudelt hat. Doch kann dies nur im Kampfe mit seinem furchtbaren Sohne geschehen, den seine Abdankung mit von seiner Höhe herabreißen würde. An der Schwelle dieses Entschlusses wird er von Cäsar zu neuem Verbrechen, der Ermordung des Cardinals Corneto, mit fortgerissen. Die Selbstsucht, die sein Beispiel auch in der Seele eines Dieners geweckt, aber führt zur Verwechslung der Giftbecher. Papst Alexander erliegt der Vergiftung, Cäsar aber fühlt, daß auch sein Sturz unvermeidlich geworden ist. — Die Dichtung ist reich an bedeutenden Charakterzügen und auch an wirkungsvollen Scenen fehlt es ihr nicht, zu denen ich besonders die des 3. und 4. Actes rechne. Nach dem 3. Acte überstürzen sich die Ereignisse etwas. Zwischen ihm und dem 4. Acte liegen geschichtlich mehr als fünf Jahre. Es macht im Stücke aber den Eindruck, als könnten nur ebenso viele Monate verstrichen sein. Von allen Thaten und Schandthaten, die Cäsar inzwischen verübt, erfahren wir nichts als die Ermordung seiner Gegner in Sinigaglia. Es geschieht überhaupt etwas viel hinter der Scene. Was der Bühnenwirkung des Stücks, trotz seiner namhaften Vorzüge, heute aber besonders nachtheilig sein dürfte, ist, daß es neben dem tiefen Schatten zu *wenig* Licht zeigt. Der nur eine einzige Scene habende Pilger ist auch die einzige, ich sage nicht interessante, wol aber wahrhaft sympathische Gestalt des Stücks, denn Dschem und Cardinal Corneto sind dramatisch zu unbedeutend, um das Interesse tiefer erregen zu können. Gewiß giebt es verschiedene Stücke von großer tragischer Gewalt, von denen man in noch viel stärkerem Grade Aehnliches sagen kann, ich nenne nur „Richard III." Allein dieses Stück wurde zu einer Zeit geschrieben, da das Publicum das Furchtbare und Schreckliche liebte. Ein Dichter wie Shakespeare konnte daher zu seiner Zeit mit Erfolg seine theatralische Laufbahn mit einer Tragödie wie „Titus Andronikus" eröffnen. In unserer Zeit würde er sie wol mit „Romeo und Julie" oder einem verwandten Stücke begonnen haben. Für die Darstellung ist das Stück auch zu lang. Es wird hier und da zu viel gesprochen. Dem würde sich aber leicht abhelfen lassen und es wäre zu wünschen, daß die Bühnen den Versuch damit machten und sich ein so strebsames Talent zu gewinnen suchten.

Desselben Dichters „Landgraf, werde hart!", Schauspiel in 1 Act,*) bildet im Grundgedanken gewissermaßen einen Gegensatz zu der vorigen Dichtung. Der Landgraf Ludwig ist in gewisser Beziehung das Gegenstück zu Papst Alexander VI. Während der Dichter in diesem veranschaulicht, wie fortgesetzte Frevel den Verbrecher allmälig so umstricken, daß kein Bruch mit der Vergangenheit, keine Rückkehr zum Besseren möglich ist, sucht er dort dagegen zu zeigen, wie dem mehr aus Leichtsinn und durch fremde Schuld Gesunkenen bei rechtzeitiger Besinnung und festem Wollen jener Bruch und jene Wiederaufrichtung möglich wird. Wie dort Papst Alexander von den eindringlichen Worten des Pilgers, wird hier Landgraf Ludwig durch die ihm zu Herzen gehende Rede des Schmieds in seinem Gewissen getroffen und zur inneren Einkehr bestimmt. Gegen den Gang des kleinen Stückes ist nichts einzuwenden; die Motivirung könnte an ein paar Stellen noch überzeugender und der Ausdruck der Rede hier und da schlichter und minder dunkel sein. Auch in dieser Dichtung spricht der sittliche Ernst und die poetische Absicht in gewinnender Weise an. R. P.

*) Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1889.

*) Leipzig, Carl Reißner. 1889.

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 112. Donnerstag, den 19. September. 1889

Inhalt: Die Himmelsstürmer. Von Dr. E. Matthias-Nordhausen. — Bücherbesprechung (Der Gesellschafter, Volkskalender für Norddeutschland auf das Jahr 1890).

Die Himmelsstürmer.

Von Dr. E. Matthias-Nordhausen.

Die Worte des Herrn, die er zu Petrus spricht, als derselbe ihn im Namen der übrigen Jünger „Christus des lebendigen Gottes Sohn" genannt (Ev. Matth. XVI, 16): Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben, sind die Quelle des ebenso in der Legende, als in der volksthümlichen Ueberlieferung vertretenen Glaubens geworden, daß der Himmel durch eine Thür verschlossen ist, an welche die Einlaß begehrende Seele klopft. Der dahinter sitzende Petrus öffnet sie ein wenig oder schaut durch ein Guckfensterchen, um zu sehen, wer davorsteht, und denselben, wenn er seinen Namen genannt hat, kraft der ihm verliehenen Gewalt entweder in den Himmel aufzunehmen oder abzuweisen, je nachdem sein Vorleben gewesen ist. Der Weg, welcher von der Erde hinauf nach dem Himmel führt, ist schmal und rauh (wieder nach der biblischen Ueberlieferung, Matth. VII, 13) und wird meist nur von denen betreten, die schon auf Erden den rauhen Pfad der Tugend gewandelt sind. Gleichwol wissen die Volksmärchen von zahlreichen Beispielen zu berichten, daß ein Mensch, der seiner Lebensführung nach keinen Anspruch auf den Himmel hat, trotzdem versucht, in denselben einzudringen. Wilhelm Grimm glaubt in diesen Märchen Ueberreste der alten Sage vom Kampfe Thors mit den himmelsstürmenden Riesen wiederzufinden und nennt infolgedessen die Helden derselben „Himmelsstürmer", um sie dadurch als Gott widerstrebende Geister zu bezeichnen, welche, wie die Titanen und Giganten der griechischen und die Riesen der deutschen Mythologie, in feindseliger Gesinnung in den Himmel einzudringen versuchen, um Gott von seinem Throne zu stoßen und die Herrschaft der Welt an sich zu reißen.

Wir wollen im Folgenden die einzelnen hierher gehörigen Märchen zusammenstellen, um sodann zu untersuchen, ob eine mythologische Deutung bei ihnen am Platze ist.

Die meisten Geschichten derart waren von demjenigen Stande im Umlauf, von dem man auch auf Erden gewaltthätiges und gesetzloses Gebahren gewöhnt war, von den „frummen" d. h. tapferen Landsknechten. Leicht wurde es ihnen freilich nicht, in den Himmel einzudringen, da auch S. Peter mit ihnen üble Erfahrungen gemacht hatte. Er hatte sie einst — wider den Rath des lieben Gottes — in den Himmel eingelassen, wurde aber, als er ihnen ihre Zuchtlosigkeit verwies, gar von ihnen geschlagen und war froh, als sie sich durch den Klang der Trommel, die er auf des lieben Gottes Veranlassung durch einen Engel vor der Himmelsthür rühren ließ, hinaus locken ließen:

> Sanct Peter beschloß die Himmelpforten,
> Versperrt die Landsknecht an den Orten,
> Der keiner seit hinein ist kommen,
> Weil Sanct Peter thut mit ihnen brummen.
> (Hans Sachs.)

Und doch versuchten sie es wieder! Eine in der Schlacht gefallene Schaar von Landsknechten zog zuerst zwar unter ihrem Hauptmanne mit einem Fähnlein, das weiß war mit rothem Kreuz, in guter Ordnung der Hölle zu. Weil aber diese unter demselben Zeichen schon einmal war siegreich bestritten worden, als nämlich Christus seine Höllenfahrt antrat, um den vor seinem Erscheinen Abgeschiedenen das Evangelium zu predigen, versperrten die Teufel das Höllenthor und wiesen die Landsknechte auf den zum Himmel führenden Weg. Als aber auch S. Peter ihnen den Einlaß verweigerte und sie Räuber und Bluthunde schalt, wurde der Hauptmann zornig und sagte: Wie kann der Wolf dem Fuchse wegen Raubes Vorwürfe machen? Du hast deinen Herrn und Meister verleugnet, das hat von uns keiner gethan! Nach der einen Fassung nun (Bebel, Facetiae, und Kirchhof, Wendunmuth) ließ sie S. Peter darauf beschämt ein, nach der anderen (Frey, Gartengesellschaft) ist die Erinnerung an ihr zuchtloses Treiben ihm noch so lebhaft, daß er ihnen ein Dorf in der Nähe des Himmels anweist, Beiteinweil (= Warteinweil): „Daselbst werden mit der Zeit noch mehr Landsknechte zu euch kommen, da habt ihr euer Wesen allein, könnt spielen, mummschanzen (= würfeln), zechen und fröhlich sein."

Ebendahin wandert der Schneider, als er aus dem Himmel war verwiesen worden. Als der liebe Gott sich mit seinen Heiligen im himmlischen Garten ergehen wollte, hatte er dem zurückbleibenden Petrus anbefohlen, in seiner Abwesenheit Niemand einzulassen. Ein Schneider klopft an die Thür, S. Peter aber will nichts von ihm wissen:

> O, in vielen Jahren
> Ist kein Schneider gen Himmel gefahren,
> Sondern all zu Ködersdorf bleiben,
> Ihre Zeit mit den Schustern vertreiben.

Der Scherz des Hans Sachs, dessen Gedichte: „Der Schneider mit dem Panier" diese Worte entnommen sind, ist durch die Bedeutung des Wortes „Kober" zu erklären, welches sowol ein Stück Zeug, wie es die Schneider in die „Hölle" werfen, als einen Streifen Leder bezeichnet; Ködersdorf ist also, ebenso wie Beiteinweil, eine fingirte Ortsbezeichnung, wohin Schneider und Schuster anstatt in den Himmel kommen. — Schließlich läßt S. Peter sich bewegen, dem Schneider die Himmelspforte so weit zu öffnen, daß er eben mit seinem dürren Leibe durchschlüpfen kann, weist ihm aber einen Winkel hinter der Thüre an, wo er sich ruhig verhalten solle, damit seine Anwesenheit dem Herrn verborgen bliebe. Als Petrus einen Augenblick vor die Thür getreten, plagt den Schneider die Neugier, sich im Himmel umzusehen. Endlich gelangt er auch zu Gottes Thron, von dem man Alles übersehen kann, was auf der Erde vorgeht. Vorwitzig setzt er sich darauf und sieht, wie eine Frau einer anderen bei der Wäsche ein Tüchlein stiehlt. Zornig wirft er den zu seinen Füßen stehenden Schemel nach der Diebin, schleicht sich aber dann, da er seiner nicht wieder habhaft zu werden vermag, still in seinen Winkel zurück. Der Herr entdeckt nach seiner Rückkehr sogleich den Verlust, der Schneider wird vorgefordert und meint noch etwas Gutes gethan zu haben. O lieber Sohn, sagt der Herr zu ihm, wäre ich also richtig (= so eifrig zu richten) als du und hätte dich jedesmal strafen wollen, so oft du einen Lappen gestohlen, ich hätte weder Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr im Himmel, ich würde es Alles verworfen haben. Darauf wird er ausgewiesen und wandert zu den frommen Landsknechten.

Während der Schneider ohne Widerrede dem Befehle gehorcht, sträuben sich andere, die in derselben Lage sind, und wissen den Platz, den sie widerrechtlich im Himmel erworben haben, durch geschickte Vertheidigung zu behaupten. Dahin gehört eine bis ins 14. Jahrhundert hinaufreichende Erzählung: „Wy der molner (= Müller) in das hymmelrich quam (= kam) ane unsers Herren Godes holffe", mit welcher eine altfranzösische identisch ist: Du vilain,

qui conquist Paradis par plait*); am bekanntesten ist der Stoff geworden durch die 1582 erschienene dramatische Bearbeitung des Grimmaer Schulmeisters Martin Hayneccius: Hans Pfriem oder Meister Kecks.

Der Müller soll seiner Schalkheit halber in die Hölle kommen. Um ihn aber recht zu quälen, führt ihn der Teufel, der ihn geholt hat, an der Thür des Himmelreiches vorüber, damit er die Freude und Herrlichkeit sehe, um die er sich gebracht hat. Bei der Gelegenheit entschlüpft der Müller dem Teufel und springt in den Himmel. Durch das Geschrei jenes wird S. Peter auf den Müller aufmerksam und fordert ihn auf, den Himmel zu verlassen.

Hans Pfriem ist ein Fuhrmann, den S. Peter's Frau Petrona in Abwesenheit ihres Gemahls zu dessen Aerger in den Himmel eingelassen hat und der nur unter der Bedingung darin bleiben darf, daß er nicht wieder in seinen alten Fehler verfalle, Alles besser wissen zu wollen und Alles zu tadeln. Doch wird seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Er sieht wunderbare Dinge im himmlischen Haushalt: Wasser wird in ein Sieb geschöpft, durch Spinnengewebe geseiht und im Mörser klein gestoßen, Netze aus Sand geflochten, ein Balken durch ein enges Gäßlein, anstatt der Länge, der Quere nach getragen, endlich ein Wagen, der im Sumpfe stecken geblieben, dadurch flott gemacht, daß zu den zwei Pferden vorn noch zwei hinten angespannt werden. Da war es ihm, dem alten Fuhrmann, unmöglich, zu schweigen und er schalt laut diese Unvernunft. Darauf erscheint Magdalena und verweist ihm sein ungestümes Schelten, wird aber von ihm dadurch verscheucht, daß er sie an ihre sündhafte Vergangenheit erinnert. Nicht besser ergeht es dem Schächer, der mit dem Gerichtsfron auftritt, um ihn zu laden, da er sein Versprechen nicht gehalten habe. Zachäus der Zöllner wird von ihm

ein Leutbezwacker,
Der armen Wittwen und Waisenplacker

gescholten. Den Paulus erinnert er an die Zeit, wo er die Gemeinde Christi verfolgt hat, Petrus an seine Verleugnung; Moses muß sich zum Vorwurf machen lassen, daß er durch seine Schuld das gelobte Land nur von ferne gesehen habe und daß man nicht einmal wisse, wo sein Grab sei (vergl. 4. Mose XX, 5. 34). Nachdem man vergeblich versucht, ihn mit Gewalt aus dem Himmel zu vertreiben, schickt man ihm die unschuldigen Kindlein, die Herodes zu Bethlehem hatte erwürgen lassen: Denen werde er doch keine Vorwürfe machen können! Aber auch jetzt weiß Hans Pfriem sich zu helfen, indem er den Kindern allerlei Leckereien schenkt und mit ihnen spielt, so daß sie ihres Auftrages ganz vergessen. Auf solche Weise bleibt er im Paradies.

Ebenso geschickt und frech vertheidigt sich der Müller gegenüber den Heiligen, unter denen der neu auftretende Christoffelus mit den Worten abgefertigt wird: Du hast manchen Mord gethan, während in dem französischen fabliau dem Thomas sein Unglaube zum Vorwurf gemacht wird. Christus schickt darauf seine Mutter: Du bist die Gnadenreiche, sagt zu ihr der Müller, von dir geschieht mir kein Unrecht! also daß auch die Mutter Gottes nichts ausrichtet. Schließlich kommt Christus selber; nun darf ich erst recht hier bleiben, sagt der allzeit schlagfertige Müller, denn ihr habt ein Wort gesprochen: Wer zu mir in mein Haus kommt, den will ich nicht austreiben! Christus erwidert: Du bist aber keiner von denen, die mir mein Vater gegeben hat, du hast nie etwas Gutes auf der Welt gethan. Doch! antwortet jener, ich gab einst „durch dy hulde bin“ einen alten Sack, wo ist nun der? Christus läßt ihn bringen und heißt ihn, sich mit demselben auf den Weg zu machen. Da setzt sich jener drauf, sprechend:

ich bin hir wol!
Ich sitze, da ich billig sitzin sol
Vff myn eigen, das ich han,
Vnd wil mit rechte dar vff stan.

Also bleibt der Müller im Himmel!

Es kommt hier ein uralter, deutscher Rechtsbegriff zum Ausdruck, daß nämlich der Besitz von Grund und Boden thatsächlich dadurch angetreten wird, daß sich der neue Besitzer darauf setzt, indem er einen (gewöhnlich dreibeinigen) Schemel, der auf dem Grundstück steht, einnimmt, daher auch der geringste Gutsbesitz durch den Raum bezeichnet wurde, auf dem ein solcher Schemel stehen konnte (vgl. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer 3. A. 80. 81. 187. 188. 556 fg.). Hier beansprucht der Müller auch nur soviel Raum im Himmel, wieviel sein Sack bedeckt, und ergreift feierlich von demselben Besitz dadurch, daß er sich darauf niederläßt. Der liebe Gott erkennt diese Art der Besitzergreifung auch als zu Recht bestehend dadurch an, daß er davon absteht, ihn mit Gewalt aus dem Himmel zu vertreiben.

Am nächsten der Erzählung vom Müller steht die Geschichte vom Schmied von Bernau (Gräße, Sagenb. des Preuß. Staates I, Nr. 45), der nach einem sündhaften Leben vom Teufel geholt wird. Als sie an der Himmelsthür vorbeikommen, bittet der Schmied den Teufel, ihn doch einmal in den Himmel schauen zu lassen; dies geschieht und dabei wirft jener seine Mütze durch das Gitter hinein. Der Teufel ist so thöricht, sie ihn wieder holen zu lassen; dieser setzt sich darauf und weicht auch nicht von seinem Eigenthum, als Petrus ihn auffordert, den Himmel zu verlassen. Als der Teufel mit lautem Geschrei die Seele verlangt, kommt der Herr selber und heißt den Schmied seine Sünden bekennen. Das hat er auch treulich gethan, so daß der Herr Mitleid mit ihm empfand und ihm erlaubte, im Himmel zu bleiben, indeß der Teufel unverrichteter Sache abziehen mußte.

Während in diesen Märchen aber der Müller sowol als der Schmied dem Teufel und der Hölle sich durch List entziehen, suchen sich die Helden verwandter Märchen Einlaß in den Himmel zu verschaffen, nachdem sie, wie oben die Landsknechte, von der Hölle abgewiesen worden sind. Der Träger der Sage ist hier meist ein Schmied, dem Christus oder S. Peter zum Danke dafür, daß er ihnen Obdach gewährt oder ihre Thiere beschlagen hat, eines Wunsches Gewährung verleihen, z. B. daß aus seinem Schmiedesack nichts, was hineingerathen, ohne seinen Willen wieder heraus könne, oder, daß Jeder, der auf seinen Birnbaum steigt, oder auf seinen Stuhl sich niederläßt, darauf festsitzen müsse, bis er ihn selbst befreit u. s. w. Durch leichtsinniges Leben geräth er darnach in Schulden und läßt sich verleiten, mit dem Teufel einen Bund zu schließen, der sich verpflichtet ihm zu dienen, dafür aber seine Seele beansprucht. Kommt er nun, die Seele zu holen, so lockt ihn der Schmied entweder in den Sack, in welchem er mit Schmiedehämmern auf das Jämmerlichste zugerichtet wird, oder auf den Stuhl oder Birnbaum, wo ihm ebenfalls so übel mitgespielt wird, daß er froh ist, mit dem Leben davonzukommen, und auf die Seele verzichtet. In anderen Märchen begegnen Christus und Petrus einem lustigen Bruder, der mit ihnen sein letztes Stück Brod theilt und von ihnen einen Ranzen bekommt, in dem Alles sein soll, was man hineinwünscht. Durch dessen Hilfe hat er nicht nur Alles, was sein Herz begehrt, im Ueberfluß, sondern befreit sich auch von einer Schaar Teufel, die ihm einstmals auf seiner Wanderschaft in den Weg kommen, indem er sie hineinwünscht und in einer benachbarten Schmiede auf dem Ambos bearbeiten läßt: all diese Personen haben es natürlich mit den höllischen Bewohnern verdorben und es ist begreiflich, daß sie nach dem Tode bei ihnen vergeblich Einlaß begehren. S. Peter, an den sie sich vorher gewendet hatten, hatte auch nichts von ihnen wissen wollen, weil sie entweder durch ihren Bund mit dem Teufel oder durch ihr leichtsinniges Leben den Himmel verscherzt hätten. Da sie aber doch irgendwo bleiben müssen, kehren sie nochmals zum Himmel zurück, um durch List zu erreichen, was S. Peter ihnen von Rechtswegen versagt hat. Am einfachsten gelangt Bruder Lustig zum Ziel: Er bittet den himmlischen Thürhüter wenigstens den Ranzen wiederzunehmen, der an seinem Unglücke allein Schuld sei. S. Peter thut es, jener wünscht sich hinein und kommt also in den Himmel. Sonst wirft der zuerst Abgewiesene sein Schurzfell, seine Kappe oder Mütze, oder endlich sein Kartenspiel durch das Gitter, bittet S. Peter, sein Eigenthum wiederholen zu dürfen, und setzt sich dann darauf. Ein andermal hört der abgewiesene Schmied, daß der liebe Gott auf der Jagd sei. Er macht sich diesen Umstand zu Nutze, lädt eine im Bade ertrunkene Frau, die gerade kommt, auf die Schulter und ruft S. Petro zu, er brächte das Wild, welches der liebe Gott erlegt habe. Freilich ist seines Bleibens nicht lange. Als der Herr zurückkehrt, veranlaßt er den Petrus, einen Umzug zu veranstalten und dabei den Schmied mit der Fahne vorangehen zu lassen. Als Vorderster tritt er zuerst aus der Himmelsthür, die sogleich hinter ihm verschlossen wird: Er irrt nun, vom Himmel ebenso abgewiesen, wie von der Hölle, zwischen beiden ruhelos umher, daher ihn auch Einige den ewigen Juden nennen. In einem verwandten Märchen bittet Lucifer selbst den lieben Gott, den Schmied in den Himmel aufzunehmen, da er den Teufeln, die auf sein Klopfen zum Fenster herausgesehen, Nase oder Ohren an dem Höllenthore festgenagelt habe. Einmal legt sich auch der Schmied, wie der Schneider, aufs Bitten und erweicht den Petrus dadurch,

---

*) Erstere bei Keller, Erz. aus altdeutsch. Handschr. (Bibl. des Litt. Ver. in Stuttg., XXXV); die zweite bei Barbazan, Fabliaux et Contes des poëtes François des XI—XV. Siècles, IV. 114 (Von dem Bauern, der das Paradies erobert durch Verhandlung).

daß er sich erbietet, mit allerlei Arbeit an die Hand zu gehen, z. B. S. Georg's Pferd zu beschlagen. Auf die wunderbarste Weise sucht der Spielhansel in den Himmel einzudringen: Nachdem er seiner Spielwuth halber vom Himmelsthor, sowie vom Fegefeuerthor abgewiesen worden, gelangt er in die Hölle, fängt mit Lucifer an zu spielen und gewinnt ihm wie Sans-Souci, der bretonische Bruder Lustig, seine krummen Teufel ab — die geraden haben auf der Welt zu thun gehabt! — Sie gehen zusammen nach Hohenfurt, reißen hier die Hopfenstangen aus und wollen damit den Himmel erstürmen, so daß Petrus ängstlich wird und mit Erlaubniß des Herrn den Spielhansel einläßt. Aber auch hier bringt er durch sein Spielen, womit er sofort wieder beginnt, Alles in Unruhe und Verwirrung, so daß er aus dem Himmel geworfen werden muß, wobei seine Seele sich zertheilt und in die Spiellumpen fährt. Welche Oertlichkeit ist Hohenfurt? Ich vermuthe, es ist ebenso, wie Beiteinweil oder Ködersdorf ein fingirter Aufenthaltsort für Seelen, die weder im Himmel noch in der Hölle Aufnahme finden. Hopfenstangen nannte man die langen Spieße der Landsknechte, die sie vielleicht in die Erde gesteckt haben und deren sich hier Spielhansel und seine Gesellen bemächtigen würden. Vielleicht liegt auch eine locale Anspielung vor. Wenigstens wird in Grimmelshausen's Schrift: Der erste Bärenhäuter (gedr. 1670) dieser, eine Figur, die dem Bruder Lustig und Spielhansel verwandt ist, mit einem in Oesterreich gelegenen Schlosse Hohinrot in Verbindung gebracht (siehe Arnim's Tröststeinsamkeit, neue Ausg. 1883, S. 218 Anm.).

In allen bisher betrachteten Fällen suchen die Seelen sich selbst und wider den Willen S. Peter's Einlaß zu verschaffen: In anderen Märchen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, weil ihr Zusammenhang mit den Himmelsstürmern unverkennbar ist, erreichen sie ihr Ziel gerade mit Hilfe Jenes oder eines anderen Himmelsbewohners.

S. Peter hatte eine geizige Mutter, die keinem Menschen etwas gönnte. Nur einmal, als das Wasser ihr ein Blatt von dem Salat, den sie am Bache wusch, davontrug, sagte sie: Rinn in Gottes Namen zu! — Als sie starb, sollte sie ihrer bösen Gesinnung halber vom Himmel abgewiesen werden. Petrus bekommt schließlich auf sein inständiges Bitten die Erlaubniß, wenn möglich, die Seele seiner Mutter an jenem Blatte heraufzuziehen. Das wäre auch gelungen, wenn diese es in ihrer Bosheit nicht selbst verhindert hätte. Als sie nämlich andere Seelen, die sich an sie gehängt hatten und denen sie das Glück, auf solche Weise selig zu werden, nicht gönnte, abschütteln wollte, riß das Blatt und sie verfiel unrettbar der Hölle (Schneller, Märchen und Sagen aus Welschtirol).

Aehnlich ergeht es dem Holzhacker im mittelhochdeutschen Gedichte, der allezeit unverdrossen gearbeitet, sich aber um Gott nicht sehr bekümmert hat. Petrus will ihn in den Himmel bringen, indem er den Schlegel anfaßt und jenen sich an den Stiel hängen heißt. Auf der obersten Staffel aber fährt der Stiel aus dem Schlegel und der Holzhacker verfällt doch der Hölle.

Besonders merkwürdig sind zwei französische fabliaux: Von dem Mönch, den der heilige Petrus liebte (in Maja, Bibl. neu. Originalnov. v. Wolff IV, 151), das andere: S. Peter und der Spielmann (in dem reizenden Spielmannsbuche von Wilh. Hertz). Ein Mönch des S. Petersklosters in Köln, der zwar ein sehr unheiliges Leben führte, aber ein großer Verehrer des Petrus ist, wird nach seinem Tode vom Teufel geholt. S. Peter möchte seinen Liebling gern in den Himmel bringen, erreicht aber durch seine Fürbitte bei dem Herrn eben so wenig etwas, wie Raphael, Michael und Gabriel, an die er sich um Vermittelung gewendet hat. Schließlich läßt sich die heilige Jungfrau nach einigem Widerstreben bereit finden, Fürsprache bei dem Herrn einzulegen. Dieser gewährt ihre Bitte, ehe er sie gehört, um aber der himmlischen Gerechtigkeit Genüge zu thun, befiehlt er S. Peter, seinen Verehrer vom Tode zu erwecken und ihm noch 10 Jahre zu schenken, damit er Zeit habe, sich zu bessern. Das geschieht, er fängt ein neues Leben an und wird nach der Frist vom Petrus im Triumph

geführt zum Herrn,
Der aufnimmt die Bekehrten gern.
Und hohe Lust und Freude groß
Ward jetzt dem Mönch in Abram's Schoß!

Im Anschlusse an diese Erzählung, in welcher eine ungerechtfertigte Parteinahme des Heiligen für einen Sünder zu Tage tritt, sollen zwei andere Stücke wenigstens erwähnt werden, in denen er umgekehrt eine übergroße Strenge beweist.

In einem alten Volksliede: Das erlaubte Tänzchen, wird von ihm die Seele eines Mädchens, weil es nach seinem eignen Geständniß

alle Samstag Nacht
Ein Reigentänzlein mitgemacht,

auf den breiten, zur Hölle führenden Weg gewiesen, aber von Maria in den Himmel geführt mit den Worten:

Hast du sonst keine Sünde gethan,
Darfst du mit in den Himmel gahn.

Das zweite Gedicht ist zwar freie Erfindung eines modernen Dichters, verdient aber doch an dieser Stelle eine Erwähnung. Es rührt von G. Kinkel her und stammt aus der Zeit, als in den Rheinlanden der Streit um die gemischten Ehren ausgebrochen war:

Die Preußen, kürzlich resolvirt,
Hatten den Bischof arretirt (Droste-Vischering).

S. Peter klagt dem Herrn die Noth der katholischen Kirche, dieser verspricht auch Untersuchung des Handels.

S. Peter sprach: Es hat's gethan
Der Nicolovius, der muß dran!

Er wird vor den Thron des himmlischen Richters geladen, beruft sich aber darauf, daß er in höherem Auftrage gehandelt. Nun wird Altenstein vorgefordert: Doch auch der erklärt:

Ich that's nach meines Königs Willen! ...
Der König starb. Mit klarem Blick,
Als wär' der Tod ein froh Geschick,
Im alten Mantel, der vor Jahren,
Im Freiheitskampf mit ihm gefahren,
Den alten Säbel in der Hand,
Der Frieden gab dem deutschen Land,
Mit gleichem, kriegerisch festem Tritt,
Daher der alte König schritt.
Wie er die Thür verschlossen fund,
Aufmachen! sprach er kurz und rund.
Da sprangen weit des Himmels Pforten,
Da jauchzten Engel aller Orten,
Und Petrus selbst freiwillig, gern,
Neigte sich vor dem edlen Herrn.

Doch kehren wir zu den fabliaux zurück! Das zweite, De saint Pierre et du jougleur, erzählt, wie ein Spielmann nach einem lockeren Leben in der Hölle den Auftrag bekommt, die Kessel zu heizen. Als einst der Teufel mit dem ganzen höllischen Herde auf neue Beute ausgezogen und die Obhut der Hölle unserem Bruder Lustig anvertraut ist:

Da kam, wie ganz von ungefähr,
Sanct Peter seines Wegs daher,
Im Hofkleid, Schmuck und fein genäht,
Den schwarzen Schnurrbart kühn gedreht,
In seinen Händen trug er frei
Ein Spielbret und der Würfel drei.

Durch die Aussicht auf reichen Gewinn verlockt er den leichtsinnigen Spielmann, mit ihm zu würfeln, und zwar, da dieser nichts weiter einzusetzen hat, um Seelen.

Sie spielten, bis der heil'ge Mann
Ihm alle Seelen abgewann.
Der fuhr mit ihnen schnell gen Himmel
Und zog in fröhlichem Gewimmel
Ins Paradies als Sieger ein,
Der Spielmann aber saß allein.

Als der Satan zurückkehrt und Alles leer findet, jagt er ihn zur Hölle hinaus:

Der Spielmann lief durchs Höllenthor
Und stieg zum Paradies empor.
Das öffnet ihm S. Peter gleich
Und führt ihn ein ins Himmelreich.

Das sind etwa die wichtigsten Märchen oder märchenhaften Erzählungen die hier in Frage kommen: Lassen sie nun die von W. Grimm*) und Anderen versuchte mythologische Deutung zu?

Anlaß zu derselben hat Ersterem wol namentlich der Spielhansel gegeben, welcher mit den krummen Teufeln, die er Lucifer abgewonnen, in der That den Versuch macht, wie die nordischen Riesen, mit Gewalt in den Himmel einzudringen. Das ist aber auch die einzige Aehnlichkeit zwischen ihm und diesen. Wo bleibt, was doch die Hauptsache ist, die feindselige Gesinnung, die Gott von seinem himmlischen Throne herabstürzen und sich an seine

*) In Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie, II, 2 fgg. (1855).

Stelle setzen will? Spielhansel ist im Gegentheil, wie fast alle seiner Genossen, in hohem Grade gutmüthig, denn er nimmt, obgleich selbst arm wie eine Kirchenmaus, den lieben Gott und S. Peter freundlichst bei sich auf. Schlecht und bösartig ist er ganz und gar nicht, wol aber bodenlos leichtsinnig, selbst in der schlimmsten Lage! Hansl, sagt der Tod zu ihm, der ihn holen soll, kimm e Bissl ausse. Der Spielhansel erwidert, ruhig weiter spielend: Wort nur e Bissl, bis dos Gspiel aus is! Auch will er ja nicht den Himmel erstürmen, um die Herrschaft an sich zu reißen, sondern die Thür, die S. Peter nicht aufmachen will, mit Gewalt erbrechen. Daß auch der Erfinder des Märchens nichts weniger als einen Kampf widerstrebender Geister mit den Himmelsmächten zum Ausdruck bringen wollte, geht doch wol zur Genüge daraus hervor, daß er weder den lieben Gott, noch S. Peter, gleich Zeus und Thor gegenüber Giganten und Riesen, Gewaltmaßregeln ergreifen, sondern dem frechen Gesellen freiwillig den Eintritt in den Himmel gewähren läßt.

Zu stützen versucht W. Grimm seine Ansicht besonders durch Berufung auf ein Märchen aus der Bukowina: Hier fährt Gott mit dem Teufel auf dem Wasser und läßt ihn Sand aus der Tiefe holen, welchen dieser ausstreut und damit das Festland erschafft. Als der Herr in den Himmel zurückkehrt, bringt der böse Geist mit hinein und erzeugt durch rückwärts gesprengtes Wasser so viele Teufel, daß Engel und Heilige im Himmel nicht mehr Raum haben. Gott beruft den Elias, welcher mit Donner und Blitz und vierzigtägigem Regen den Teufel und sein Gefolge wieder hinaustreibt.

Das Märchen ist augenscheinlich unvollkommen; der erste Theil steht offenbar im Widerspruch mit dem zweiten. Dort, wo der liebe Gott mit dem Teufel gemeinschaftlich das Wasser befährt und ihm erlaubt, sich an der Erschaffung der Welt zu betheiligen, werden beide nicht als diametrale Gegensätze, nicht als Vertreter des Guten und des Bösen angesehen, sondern durch eine Art von Gemeinschaft verbunden gedacht, wie sie ursprünglich vorhanden war, ehe Lucifer seines Uebermuthes halber aus dem Himmel gestoßen wurde. Hier erscheint der Teufel als der bereits aus dem Himmel gestoßene, der gleichwohl, als Belohnung für seine Betheiligung an der Weltschöpfung, die himmlische Gemeinschaft erzwingen will. Dieser Widerspruch bleibt unaufgeklärt und unverständlich. Die Rolle, die Elias hier spielt, entspricht durchaus der mittelalterlichen Ueberlieferung, nach welcher dieser Prophet allgemein als Bekämpfer des vor dem Weltuntergange erscheinenden Antichrist angesehen wird; diese Anschauung wiederum ist, meiner Ueberzeugung nach, hervorgegangen aus der Darstellung, die das alte Testament von Elias giebt, welches ihn als feuereifrigen Bekämpfer des Baal und seiner Priester erscheinen läßt, dem Gott die Macht giebt, die Wolken zu verschließen, daß sie nicht regnen und thauen, andererseits durch sein Gebet Feuer und Regen vom Himmel herabzuziehen, und der schließlich im Wetter und im feurigen Wagen gen Himmel fährt.

Aber selbst wenn wir hier eine vollständige und unanfechtbare Ueberlieferung von himmelsstürmenden Teufeln hätten: unter den sämmtlichen übrigen, in Frage kommenden Märchen steht dieses völlig vereinzelt da. Vom Spielhansel war schon die Rede. Auch die übrigen Figuren sind weit davon entfernt, als widerstrebende Geister zu erscheinen, die sich in feindseliger Gesinnung in den Himmel eindrängen! Vielmehr sind sie sich selbst sehr wohl bewußt, kein Anrecht auf den Himmel zu haben, wie daraus hervorgeht, daß sie theilweise, vom Himmel abgewiesen, der Hölle zuwandern in der Hoffnung, hier Aufnahme zu finden, andererseits, nachdem sie durch List in den Himmel eingedrungen sind, sich über ihr vergangenes Leben zu rechtfertigen suchen, sich auf gute Werke berufen, oder gar in einer Beichte ihre Sündhaftigkeit bekennen.

Meist sind es sogar, wie oben vom Spielhansel nachgewiesen, gutmüthige Gesellen, die in den Tag hineinleben und sich um den lieben Gott und um das, was nach dem Tode mit ihnen werden wird, herzlich wenig bekümmern; die ebenso bereitwillig Christus und S. Peter bewirthen, wie sich mit dem Teufel einlassen, wenn er ihnen Mittel zu verschaffen verspricht, ihr lustiges Leben fortzusetzen. Haben sie wirklich Unrecht im Leben gethan, wie die Landsknechte, der Schneider, der Müller, so kam das, nach der Meinung des Volkes, nicht so sehr auf die Rechnung der Einzelnen, als des Standes und Berufes, dem sie angehörten. Mit dem Amte der Landsknechte, die, meist ohne Geld, nur durch Gewaltthat bestanden und in einem steten Nothstande lebten, schienen die zehn Gebote schlechterdings unverträglich. Ebenso untrennbar von dem Schneider- und Müllerhandwerk schien die Gewohnheit, von dem Tuche etwas in die Hölle, von dem Mehle etwas in den Müllerkasten wandern zu lassen. Daher die Sprichwörter: Müller und Schneider werden nicht gehenkt, das Handwerk ginge sonst unter, oder: Sie stehlen nicht, man bringt's ihnen! Also gerade das Hauptmerkmal der Himmelsstürmer fehlt unseren Figuren, die feindselige Gesinnung, auch dem Hans Pfriem, dem man sie noch am ersten zutrauen möchte, denn auch er erscheint in seinem Schelten und Poltern durchaus komisch.

Haben sie aber mit den Mythen von Thor und seinem Kampfe gegen die Riesen nichts zu thun, wie sind diese merkwürdigen Märchen dann zu erklären?

Daß die Phantasie des Volkes sich von jeher gern mit dem Leben nach dem Tode beschäftigt hat, ist ebenso bekannt wie begreiflich. Nun muß man berücksichtigen, daß sie den Himmel und seine Bewohner sich weit weniger heilig und erhaben vorstellte, als die kirchliche Tradition es gestattete; namentlich gilt dies von der Figur S. Peter's; ja, daß sie irdische und menschliche Verhältnisse ohne Weiteres auf den Himmel übertrug. Aehnlich war der Standpunkt, von dem aus der Volksglaube die Hölle und den Teufel betrachtete. Dadurch, daß er sich den Teufel dumm und tölpelhaft dachte, auch den Aufenthalt in seinem Reiche, wie das Beispiel des Spielmannes beweist, allenfalls erträglich, verlor Beides, Teufel wie Hölle, das Furchtbare und Abschreckende, was sonst der böse Geist für den Menschen hat. Endlich begegnet uns in der volksthümlichen Ueberlieferung eine überaus milde und nachsichtige Beurtheilung des menschlichen Leichtsinnes, sowie die Neigung, diesen Standpunkt der Beurtheilung auch bei dem lieben Gott und S. Peter vorauszusetzen. Da nun die Zahl derjenigen Menschen, die, ohne gerade etwas Böses zu thun, in den Tag hineinleben und sich um Gott und die ewige Seligkeit im Leben wenig kümmern, zu allen Zeiten sehr groß gewesen ist, gleich groß aber auch das Interesse für diese lustigen Brüder und ihr geniales Treiben, sowie die Theilnahme für ihr Schicksal, so ist es erklärlich, daß man für sie gewissermaßen eine Ausnahme constatirte von dem Maßstabe, mit welchem sonst die Menschen von der Alles ausgleichenden Gerechtigkeit des himmlischen Richters gemessen werden, und sie, da sie unmittelbar in den Himmel zu kommen keine Berechtigung hatten, auf Umwegen hineinzubringen suchte. Zu diesem Versuche verlockte geradezu die Rolle, die der himmlische Thürhüter in der volksthümlichen Ueberlieferung spielt, eine Folge theils seines sanguinischen Temperamentes, das ihm so oft einen bösen Streich spielt, theils der hervorragenden Stellung, die er unter den Aposteln nach der biblischen Ueberlieferung und in der Legende einnimmt, wie bei anderer Gelegenheit nachgewiesen werden soll.

Bücherbesprechung.

G. Oe. — **Der Gesellschafter**, Volkskalender für Norddeutschland auf das Jahr 1890. 50. Jubel-Jahrgang. Mit einem Notiztaschenbuch und einem Farbendruckbild Kaiser Wilhelm's. Oldenburg, Gerhard Stalling. 260 S. 8°. Preis 50 Pf. — Der Kalender ist reichhaltig und bringt Allen etwas, er belehrt über die Abweichungen der Sonne, über Durchgangszeit, über Hochwasser, über verschiedene Geschwindigkeiten, über Schlachtvorrichtungen, über Schonzeiten der Jagdthiere, über Post-, Telegraphen-, Stempelwesen und dergleichen Dinge. Auch der unterhaltende Theil ist umfassend und bringt Mancherlei, Gedichte von Pilz und Zeise, historische und humoristische Erzählungen, Welthändel und Sachen für die Kleinen, über Napoleon und Moltke, über Granatfischerei und amerikanische Schwämme, das meiste mit gar nicht üblen Bildern. Für 50 Pfennig wird viel geboten. Freilich kommt die Qualität nicht immer der Quantität gleich, das meiste, besonders die Erzählungen und Schilderungen sind größtentheils Mittelgut, dem Durchschnittsgeschmacke des großen Haufens entsprechend. Das soll kein Vorwurf sein; im Gegentheil die Kalendererzählung hat ihre eigenen ästhetischen Gesetze, und das oberste derselben scheint das der Mittelmäßigkeit zu sein. Recht hübsch ist die Geschichte von dem Fischer von Plouerneck, die Darstellung der Weltbegebenheiten ist von tüchtigem, nationalem Sinne getragen. Damit stimmt freilich nicht die Zeise'sche Erinnerung an 1848, die von den idealen Zwecken, von den reichbegabten Jünglingen erzählt und auf die Gefallenen geradezu das Wort anwendet: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Das ist doch ein bischen stark. — Das Buch ist nett ausgestattet. Daß ein Bogen doppelt eingeheftet ist, wird vermuthlich nur in den Recensionsexemplaren vorkommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 113. Sonnabend, den 21. September. 1889.

Römische Skizzen.

Von M. N.

„Ostern in Rom!“ Wem hätte bei diesem Gedanken noch nicht das Herz sich geregt in freudiger Erwartung künftigen Genusses oder geschlagen in Rückerinnerung an eine köstlich verlebte Zeit. Und mit Recht, denn wer ein Ostern am Tiberstrom verleben durfte, umweht von weicher, wonniger Frühlingsluft, entzückt von der Werdelust einer aus Wintersschlaf erwachenden Natur, wer unter ewig blauendem Himmel durchwandeln durfte die Ruinen der alten Roma, die Prachtbauten der mittelalterlichen und neuen Stadt, wer dort in Begeisterung sich laben durfte an dem Urquell von Schönheit in alter und neuer Kunst — dem wird und muß unvergeßlich bleiben ein Ostern in Rom.

Und trotz alledem müssen wir davor warnen, gerade immer zu Ostern in Rom sein zu wollen. Dieser Wunsch entstammt einer heute nicht mehr lebendigen Zeit, der des Kirchenstaates. Damals brachte der Papst seine religiöse und weltliche Macht in einer Reihe glänzender Kirchenfeste gerade zu Ostern zur Darstellung, wie sie ein Mendelssohn („Reisebriefe“) und viele Andere mit Begeisterung geschildert haben. Kein Wunder also, daß damals Jedermann zu Ostern gerade in Rom weilen wollte. Das ist nun seit 1870 ganz anders geworden; die Festlichkeiten sind auf ein Minimum beschränkt, der geringe Umfang des Cultusraumes, der sixtinischen Kapelle, beschränkt ohne Weiteres die Zahl der Zuhörer, so daß die überwältigende Mehrzahl der Romreisenden zu Ostern nicht mehr auf interessante Kirchenfeste rechnen darf. Damit ist auch der Hauptgrund gefallen, Rom gerade zu Ostern zu besuchen oder gar schon mehrere Wochen vor Ostern. Dieses Jahr lag ja Ostern sehr spät und brachte herrliches, warmes Wetter mit sich; aber es regnete immerhin doch auch noch in der Karwoche ziemlich stark; und um wieviel größer wird die Wahrscheinlichkeit eines regenreichen Osterfestes erst, wenn es in das Ende des März oder den Anfang des April fällt! Und wie unendlich traurig sieht Rom im Regen aus; Rom ist dann nicht mehr Rom; es fehlen dem Bild die glänzenden Farben, dem südlichen Leben die Heiterkeit, der lärmende Frohsinn. Um sich den Contrast gegenwärtig zu machen, gilt es nur einmal den Petersplatz bei Regen und bei Sonnenschein gesehen zu haben; man glaubt zwei ganz verschiedene Plätze zu sehen. Dieser Möglichkeit, Rom im Regen sehen zu müssen, entgeht man am sichersten dadurch, daß man erst Ende April in Rom eintrifft und nun den Mai dort verbringt. Dann erst entfalten sich die charakteristischsten Seiten des römischen Lebens, dann erst stellen sich ein die glänzenden Farben, die dem Süden eignen, dann erst ist Rom wirklich Rom.

I. Römische Stadt- und Straßenbilder.

Es ist halb sieben Uhr früh. Ich öffne das Fenster meines Zimmers, im untersten Stock des deutschen archäologischen Institutes gelegen, das Laspeyres 1875 auf dem Capitol als würdigen Repräsentanten und geräumige Heimstätte der um das römische Alterthum so verdienten deutschen Wissenschaft gebaut hat. Das Institut gehört mit dem deutschen Botschaftspalais, dem deutschen Hospital und der reizenden Wohnung des Gesandtschaftspredigers zu den deutschen Gebäuden, die fast die Hälfte des capitolinischen Hügels einnehmen; ein Umstand, der den Römern um so mehr zum Aerger gereicht, als auch der einstige Standort des berühmten capitolinischen Jupitertempels und, wenigstens nach Vermuthung deutscher Archäologen, auch der tarpejische Felsen dem deutschen Gebiet angehört. Tief unter dem hochgelegenen Institut zieht sich eine enge, abschüssige Straße entlang, kaum je von einem Wagen befahren. Nur von fern schlägt der Lärm des erwachenden Lebens der Stadt an das Ohr des Aufmerksamen. Melodisch zieht der Klang vieler Glocken über das Häusermeer dahin, bald hoch, bald tief, bald schnell, bald langsam und schwer; man ist eben in der Stadt der 325 Kirchen und Kirchlein. Allmälig öffnen sich die Läden der gegenüber liegenden Häuserreihe, einige noch halb verschlafene Gesichter blicken heraus; ihre Aufmerksamkeit gilt den Ausrufern (bociatori), die nun mit lautem Ruf die Straße durcheilen, mit Gemüse, Obst oder Fleisch beladen. Wer in der Stimme eines preußischen Unterofficiers die höchste und stärkste Ausnutzung menschlicher Stimmmittel gefunden zu haben glaubt, der muß hier seine Meinung rectificiren. Hier gilt es aber auch eine noch schwerere Aufgabe zu lösen: es gilt, bis in die Winkel jedes Hauses zu dringen, es gilt bei den Zeitungsausrufern z. B. den Lärm der Straße zu übertönen, und mit dem größeren Zweck wachsen denn auch die Stimmmittel.

Doch es gilt die Dispositionen für den Tag zu treffen; bald ist der Freund gewonnen, wir wollen den Tag „verschlendern“ nach dem Beispiel des Urtypus aller Schlenderer, Hermann Allmers, der in seinen „Römischen Schlendertagen“ das Resultat seiner in Rom verschlenderten Tage niedergelegt hat. Da er, der nun schon achtundsechzigjährige Dichter, gerade damals auch in Rom weilte und ebenfalls im archäologischen Institut wohnte, so konnten wir Jüngeren unter seiner bewährten Führung das Schlendern erlernen. Für heute galt es die Mitte und den Osten der ewigen Stadt kennen zu lernen. Der Corso ist unser nächstes Ziel. Wir schreiten über den herrlichen Capitolsplatz mit dem Reiterstandbild Marc Aurel's, dann die breite Marmortreppe vom Capitol zur Stadt hinab; der Adler sitzt träge und matt in seinem Käfig zur Rechten; der Käfig der Wölfin dagegen ist leer. Die Statue des feurig redenden Rienzi verschwindet ganz in ihrer Umgebung; sie ist viel zu klein. Glücklich passiren wir die beiden Löwen, die den Aufgang zum Capitol bewachen, und wir befinden uns auf offener Straße. Noch einmal wenden wir unseren Blick zurück nach dem Hügel, auf und um den herum sich Jahrhunderte lang das Leben eines Weltreiches concentrirte. Nichts mehr, kann man getrost sagen, erinnert an diese großen Zeiten; denn die Standbilder, die es allenfalls thun könnten, verschwinden doch ganz vor den gewaltigen Bauten, mit denen Michelangelo namentlich den Capitolsplatz geziert hat. Aber immerhin konnte die historische Weihe, die auf diesem Hügel wie auf wenig anderen des Erdkreises ruht, wol kaum einen würdigeren Ausdruck finden, als in den gewaltigen Bauten eines Michelangelo. Es ist sowol der Conservatorenpalast, als der ihm gegenüberliegende Bau ein Museum; nicht die politische, wol aber die künstlerische Prärogative Roms wird dadurch zum Ausdruck gebracht. Und wer sich die politische Bedeutung dieses Ortes vor Augen führen will, der braucht nur den Kaisersaal im capitolinischen Museum zu betreten, sich die Kaiserbüsten aus drei Jahrhunderten denkend zu betrachten, und mit den Büsten eines Cäsar, Augustus, eines Vespasian und Titus, eines Trajan und Hadrian und vieler anderer wird zugleich die ganze weltgeschichtliche Bedeutung des Bodens, auf dem er steht, vor seine Seele treten.

Wir gehen weiter; das moderne römische Leben ruft die Gedanken aus grauer Vorzeit in die lebendige Gegenwart zurück. Die feinere Gesellschaft ist noch nicht auf den Straßen zu finden. Geschäftsleute und Arbeiter geben noch dem Straßenleben das Gepräge.

Dort richtet eine Gemüsehändlerin ihre Waaren auf offener Straße zum Verkaufe her, ganz unbekümmert darum, daß sie verstauben und andererseits die Passage dem Fußgänger durch ihren Vorbau nicht gerade erleichtert wird. Die Verlegung des Geschäfts auf die Straße ist überhaupt im Süden sehr beliebt; selbst der Fleischer scheut sich nicht, seine Waaren so dem Straßenstaub preiszugeben, was für die Geruchsnerven des Vorübergehenden häufig nicht gerade die angenehmsten Folgen hat. In unserem Bestreben, das Straßenleben möglichst kennen zu lernen, haben wir einem Stiefelputzer, der lauernd auf dem gegenüberliegenden Trottoir sitzt, einen zu langen, aufmerksamen Blick zugeworfen; sofort eilt er heran, lebhaft gesticulirend, jeden Staubfleck auf den eben erst geputzten Stiefeln erspähend, tief durchdrungen von dem Gefühl, daß jeder Ehrenmann zu jeder Zeit, namentlich wenn er der ewigen Roma den Hof macht, mit blank geputzten Stiefeln auftreten müsse. Hartnäckig folgt er uns, obgleich wir seinen Liebesdienst abgelehnt haben; wir gehören eben noch unter die Fremden, denen man durch Hartnäckigkeit meint etwas abtrotzen zu können; der echte Römer sieht Stiefelputzer und Blumenmädchen überhaupt nicht an und sichert sich so sehr leicht vor ihrer Zudringlichkeit.

Plötzlich begegnet uns eine Heerde von Ziegen. Sind wir wirklich in einer Großstadt? fragen wir unwillkürlich. Scheu drücken sich die Thiere an den Häuserreihen entlang, bald vor einem Gasthof oder Privathause Halt machend, bald gehemmt durch den Wunsch eines Passanten, stehenden Fußes ein Glas Milch zu trinken. Der Wagenverkehr ist noch unbedeutend; nur die Wagen des Campagnolen, viereckige Kasten auf zwei hohen Rädern, von Maulthieren gezogen, fahren vorüber; sie bringen Gemüse oder Obst vom Lande, viele sind auch mit Sand gefüllt; schlafend liegt der Besitzer des Karrens auf seiner Ladung, sich und sein Gut dem Instinct und der langjährigen Gewohnheit seines Thieres anvertrauend. Er ist so recht der Typus der niederen römischen Bevölkerung, wie er dort oben unbekümmert um sich und Andere behäbig „alle Viere" von sich streckt, den freien Augenblick sofort ausnutzt; ist er am Ziele, dann arbeitet er wacker, schnell ist Alles ausgeladen, und in kurzer Zeit fährt der Karren wieder zur Stadt hinaus, und der glückliche Besitzer — schläft schon wieder. Der niedere römische Arbeiter legt sich an heißen Tagen einfach auf offener Straße zum Schlafe nieder und Niemand verliert auch nur ein Wort darüber; es ist eben eine Gewohnheit des Südens, der dem Menschen ohne Weiteres einen gewissen Zug des Lässigen, Zögeren und Ungebundenen giebt, dessen extremster Ausdruck sich in dem sprichwörtlich gewordenen Lazzaroni findet.

Wir sind nun durch mehrere enge Straßen auf dem Corso angelangt, der Hauptstraße Roms, weltberühmt durch die Pracht der dort liegenden Paläste und den Glanz und das Leben der hier stattfindenden Corsofahrten. Wir sind überrascht durch die Enge dieser Straße; der durchschnittlich nur 12 Meter breite Raum kann zu manchen Stunden den Verkehr kaum fassen; und das Trottoir bietet an vielen Stellen nur für eine Person Raum. Es zeigt sich auch darin der eigenthümliche Charakter Roms: es fängt erst an, eine moderne Großstadt zu werden. Dem früheren Verkehrsleben genügte der beschränkte Raum der römischen Straßen und Gassen. Man legte so wenig Gewicht darauf, die Verbindungen der verschiedenen Stadttheile zu erleichtern, daß man im Gegentheil eine Unsumme kleiner, winkeliger Straßen baute, so daß es z. B. noch vor fünfzehn Jahren als ein Kunststück galt, von dem Capitol zu Fuß nach St. Peter zu gelangen. Man hat unter dem weltlichen Regime, wo es nur möglich war, mit diesen alten Gassen aufgeräumt; und vollends in den neu entstehenden Stadttheilen östlich vom Corso, in der Richtung des Quirinal und des Bahnhofes, und andererseits jenseits des Tiber auf den Prati di Castello, nördlich von der Engelsburg hat man von vornherein in den Straßenanlagen auf großstädtische Verkehrsverhältnisse Rücksicht genommen. Der Corso läßt sich aber den modernen Verhältnissen nicht mehr anpassen, man müßte denn das Unglaubliche wollen und eine ganze Anzahl der werthvollsten Paläste niederreißen. Daran denkt aber glücklicher Weise Niemand. Vor dem Ernst dieser mächtigen Bauten, vor dem künstlerischen Werth dieser Schöpfungen der späten Renaissance, vor der historischen Weihe, die gerade auf dieser Straße ruht, verstummt selbst der Mund derjenigen, denen sonst kein Opfer zu groß ist, um es laut im Namen des modernen Rom zu fordern.

Fast zu nahe stehen sich die Gebäude gegenüber, man glaubt gelegentlich zwischen Riesen erdrückt zu werden. Da steht links der Pal. Doria mit seiner großen Gemäldegalerie, gegenüber der moderne Pal. Odescalchi, dann folgen Kirchen, Paläste, Privathäuser in buntem Wechsel, bis die Straße in effectvoller Weise in zwei Kirchen ausläuft; in deutlicher Weise symbolisirten sie dem Rompilger früherer Zeiten, der von Norden aus in Rom einzog und in jedem Falle diese beiden mächtigen Kirchen sehen mußte, den eigenthümlichen Charakter der päpstlichen Residenzstadt. — In merkwürdiger Weise machen sich auf dieser Straße die moderne Zeit und die Zeit der päpstlichen Regierung den Rang streitig. Ein lärmendes Straßenleben erinnert immer wieder an die realen Bedürfnisse der Gegenwart und des lebenden Rom; neben den stillen Ernst der alten Bauten stellt sich die anmaßende Pracht moderner Magazine, die hier und auf der Piazza di Spagna infolge des gesteigertsten Fremdenverkehrs die besten Geschäfte ermöglichen. Dann die nimmer leeren Kaffeehäuser, ja sogar eine Gambrinushalle mit deutschen Bieren. Und wie gern beobachtet man nun gar erst die Menschen; dort das kleine Blumenmädchen, das geschickt das Körbchen auf dem Kopfe balancirt, bald hierhin, bald dorthin springend, um einem Herrn ein Sträußchen in die Brusttasche zu schieben, eine kleidsame Tracht erhöht noch den wohlthuenden Eindruck, den die feinen Linien des graziösen Körpers machen; dort eine vornehme Dame in elegantem Wagen, neben ihr die weithin kenntliche Amme, das Mieder grün mit rothen Streifen, den Rock ebenfalls mit rothen Streifen geziert. Dort wieder der aufdringliche Bilderhändler, der einem stets auf's Neue ganz Rom für 3 Lire und dann je nach dem Maße der Energie, mit dem man ihn abweist, für 2, ja sogar eine Lire und noch weniger verkaufen will, von Zeit zu Zeit ein Officier mit wettergebräuntem Gesicht, ein flüchtig schreitender bleicher Priester, ein mitten in dem Gedräng der Kommenden und Gehenden ruhig seine Zeitung lesender Student — kurz ein buntwechselndes Bild, das um so interessanter ist, je mehr man sich der Piazza Colonna mit der gewaltigen Säule Marc Aurel's nähert. Und doch andererseits, wenn man den Blick erhebt zu der Statue des Apostels Paulus, die die genannte Riesensäule ziert, wenn man dem Eindruck der Kirchen und Paläste sich hingiebt, empfindet man den Hauch einer vergangenen Zeit, deren Leistungen noch heute Tausende und Abertausende entzücken. Das Rom der Cäsaren will aufgesucht werden, das Rom des Mittelalters und der Renaissance, das „Rom Michelangelo's", wie man es wol auch kurz genannt hat, begegnet einem fast überall im modernen Rom von selbst; diese Verbindung, ja diese Verschmelzung des Alten und Neuen bildet einen der eigenartigsten Vorzüge Roms. Wir meinen damit nicht sowol den künstlerischen Reiz, der darin liegt, sondern vielmehr den geschichtlichen. Wo könnte man sonst in der Welt so Geschichte erleben, mit eigenen Augen erschauen, als man es in Rom kann; man sieht den Gang der Weltgeschichte mit eigenen Augen, von dem man sonst nur aus Büchern sich ein Bild machen kann, man durchlebt die Reihe der Jahrhunderte von jenen fernen Zeiten an, da die Cloaca maxima gebaut, die sogenannte Servianische Mauer aufgethürmt wurde, bis zur Blüthe des römischen Weltreiches und zum Verfall desselben. Man durchlebt die Jahrhunderte der kirchengeschichtlichen Entwickelung von jener Zeit an, da die Christen sich noch scheu in den Katakomben bargen, bis zu dem Zeitpunkt, da der Vertreter Christi auf Erden als weltlicher Herrscher sich prachtvolle Paläste baute, mächtige Fürsten knieend von ihm die Salbung empfingen, bis der Papst endlich sich die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen zusprechen ließ. Man durchlebt die Jahrhunderte der kunstgeschichtlichen Entwickelung in der Architektur, in der Plastik und in der Malerei. Und was könnte man nicht noch Alles nennen. Es bleibt eben dabei, Rom muß, wie es einer der besten Kenner der Stadt ausgesprochen hat, nicht nur geschaut, sondern erlebt werden.

Wir haben das Ende des Corso, die Piazza del Popolo erreicht, schon von weitem sahen wir den gewaltigen Obelisken, die Zierde fast eines jeden römischen Platzes. Dieser Obelisk ist der Wendepunkt für viele der römischen Corsofahrer. Jenseits sehen wir die denkwürdige Porta del Popolo, das nördlichste Thor Roms, durch das vor dem Bau der Eisenbahn sämmtliche von Norden kommende Fremde einziehen mußten. Altes, ergrautes Thor, welches andere Thor der Welt mag so viel jubelnde Ankunftsfreude, so viel tiefen Abschiedsschmerz gesehen haben wie du! Fromme Pilgerschaaren sahst du einziehen, die ihr Seelenheil nach Rom trieb; ein Luther suchte in dieser Stadt den Trost für seine Seele, oftmals wol sahst du ihn des Abend aus der Stadt zurückkehren in das benachbarte Kloster, wo er herbergte, Kummer und Zorn im Gesicht. Und wieviele Gelehrte und Dichter, Maler und Bildhauer, Musiker und Architekten sahst du nicht begeistert nahen, bekümmert scheiden. Ein Winckelmann fand durch dich den Zugang zu dem Ort, da er Unvergängliches schaffen sollte, Goethe, fast krank vor Sehnsucht nach Rom, glaubte erst, wie er selbst sagt,

unter deinem Bogen an die Erfüllung seines lebhaften Wunsches; Mendelssohn schildert mit Begeisterung den Moment, da er dich erreichte, und wie zittert Ludwig Richter das Herz vor Begeisterung, als er nach 50 Jahren in seiner Selbstbiographie von seiner Ankunft bei dir erzählt. Und wieviel Tausenden ging es eben so, die nichts davon erzählt und geschrieben haben!

Wir steigen zum Monte Pincio hinauf und träumen ein Stündchen oben auf einer Bank. Unten lärmt das Leben der Stadt, hier ist es still und feierlich; ein leiser Luftzug kühlt das warme Gesicht und umrauscht das Ohr mit leisem Gesang. Es wird einem so wohl in dieser Stille. Sonnenbestrahlt dehnt sich unten die ewige Stadt, bläulich leuchtend ragt die wunderbar schöne Kuppel St. Peter's; immer und immer wieder folgt das Auge den schönen Linien der Kuppel, nie gestört durch eine Unebenheit, selig in dem seltenen Gefühl, etwas geradezu Vollkommenes vor sich zu haben. Rechts davon die finstere Häusermasse des Vatican und dann die ernste Campagna, still und todt. Alles das vereinigt sich zu einem Gesammteindruck, den man nie mehr vergessen kann.

Wir haben etwas zu lang geträumt: der Magen gemahnt uns daran, daß es schon 3 Uhr Nachmittags ist. Schnell schreiten wir der Kirche Trinita dei Monti zu, von dort die Spanische Treppe hinab, wo malerisch männliche und weibliche Modelle sich gruppirt haben, über den Spanischen Platz hinweg, und bald sind wir in einem kleinen gemüthlichen Gasthof im Besitz deutscher Wirthsleute. Es hat einen eigenen Reiz, immer oder doch meist in einem bestimmten Gasthof zu essen, namentlich wenn man in einem fremden Lande weilt; man tritt in Gemüthsbeziehungen zu dem Raume, in dem man speist, zu den Menschen, die man öfters dort antrifft, auch wenn man sie gar nicht persönlich kennen lernt, man freut sich endlich, deutschen Mutterlaut zu vernehmen, nachdem man bisher nur italienisch sprechen hörte; man glaubt auf kurze Zeit wieder ganz in die ferne Heimath versetzt zu sein. Und vollends, wenn man einige Bekannte regelmäßig dort antrifft, mit denen man die Erlebnisse des Tages in gemächlicher Unterhaltung austauschen kann, so wird es einem bald inneres Bedürfniß, ein solches Weltenfern zu besitzen zu stiller Sammlung und Verarbeitung nach den Genüssen und Aufregungen des Tages.

Es ist schon ½6 Uhr, wir wollen noch den Abend benutzen, um das Colosseum zu besichtigen und das Forum im Allgemeinen kennen zu lernen. Bald sitzen wir in einem Wagen, den man zu sehr billigem Preise erhält; denn es giebt eine große Zahl von Droschken, da auch der „gewöhnliche Mann" in Rom Droschkenfahrten liebt und stets auch Geld dafür übrig hat. Es wirkt für den Deutschen oft geradezu lächerlich, wenn er selbst zu Fuß geht und neben ihm plötzlich eine Droschke mit einigen Dienstmädchen oder einer Arbeitersfrau auftaucht.

Wir fahren am Quirinal vorbei, dann nach der Kirche S. Maria Maggiore und von dort zum weltabgeschiedenen Lateran. Von dort aus geht es zu Fuß nach dem Colosseum. Eine halbländliche Osteria hält uns noch ein wenig auf; wir bekommen den Wein gleich aus dem Faß in das Glas abgezapft und singen ungestört manch munteres deutsches Trinklied. Schon steht der Mond hell leuchtend am Himmel, als wir bei dem Colosseum ankamen. Riesenhaft thürmen sich die Massen des Gebäudes aus der Erde empor, so recht ein Symbol des riesenhaften und einzigartigen Charakters des Weltreiches, dem dieser Bau entstammt. Wir treten durch einen Thorbogen in das Innere des Gebäudes hinein und lassen uns auf einigen Trümmerstücken nieder. Noch ist Alles finster, der Mond steht noch nicht hoch genug, um in das Innere eindringen zu können. Es ist Alles still wie im Grab; unheimlich stehen die schwarzen Massen da, an denen Tausende und Abertausende von Sklaven gebaut. Allmälig leuchtet der Strahl des Mondes immer tiefer in den Wunderbau hinein; deutlich erkennt man noch die Sitzreihen, deutlich dort den Platz des Kaisers und seines Gefolges. Jetzt ist auch die Arena erleuchtet und die Oeffnungen der unterirdischen Kammern, die sich unter derselben befanden. Es ist ein magisches Schauspiel, das die Phantasie mächtig erregt. In einer solchen Nacht mag dem jungen spanischen Maler Benlliure der Gedanke zu einem packenden Gemälde gekommen sein, das eine Vision im Colosseum darstellt: Unzählige Geister schweben über den Ruinen des Baues dahin mit brennenden Kerzen in der Hand. In der Mitte eine Schaar fanatischer Mönche, die sich um einen Greis in brauner Kutte sammelt. Sie repräsentiren die vielen Märtyrer, die auf diesem blutbefleckten Boden ihren Tod fanden. Und wer müßte nicht an sie denken in dieser schauerlich ernsten Nachtstunde, alle Greuel der Gladiatorenkämpfe und Christenverfolgungen steigen vor der Seele auf. Unwillkürlich beleben sich die Sitzreihen mit Massen schaugierigen Volkes, es surrt und summt von unzähligen Stimmen. Da, das Signal des kaiserlichen Heroldes, und einige Christen betreten die Arena, bleich und stumm. Furchtbar tönt das Gebrüll der raubgierigen Löwen; das Volk schweigt zitternd vor Ungeduld. Da öffnet sich der Käfig des Löwen, mehrere kräftige Sätze und — — —

Mit leisem Schauder verlassen wir das Colosseum und wandern langsam am Forum vorbei dem Capitol zu. Ein herrliches Bild: links die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin, rechts die trümmerbesäte Fläche des Forums. Da ragen die drei gewaltigen Säulen des Castor- und Polluxtempels, dort die des Tempels des Saturn. Wir vergessen das Colosseum und denken der tiefen Frömmigkeit und strengen Sittlichkeit, die das republicanische Rom vor dem des Kaiserreiches auszeichnete. Welches Leben fluthete einst über diesem jetzt so stillen Orte; hier wurden gewaltige Thaten beschlossen, hier über das Schicksal von Ländern und Völkern entschieden und jetzt zeugen nur noch einige wenige Reste von vergangener Macht und Pracht. Die Gründe dieses Verfalls läßt uns das soeben verlassene Colosseum erkennen: es erinnert uns an den Verfall der Zucht und Sitte Roms, an die rohe Genußsucht des niederen Volkes, vor der sittliche und geistige Interessen weichen mußten. So steht auch jetzt noch das gewaltige Colosseum als Mahner der lebenden Generation da, nicht der höchsten Güter des Menschen verlustig zu gehen um äußeren Glanzes und Genusses willen.

Wir haben das Capitol erstiegen; die Rampe vor dem deutschen Botschafterpalais hält uns noch ein wenig fest. Unten breitet sich die Stadt; bald hier, bald dort tritt ein hell erleuchtetes Gebäude oder eine ganze Straße aus dem Häusermeer hervor; Todtenstille ist über dem Ganzen ausgebreitet, Rom schläft! Bald haben wir das Institut erreicht und bald schlafen auch wir ein, ermüdet von der weltgeschichtlichen Wanderung des Tages.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. Seinen früher erschienenen Büchern über den Kaiser Wilhelm I. und seine Regierung, über den Fürsten Bismarck und den Kaiser Friedrich reiht Edouard Simon ein neues über das jetzige Haupt des Deutschen Reiches an: L'empereur Guillaume II et la première année de son règne (4. Auflage. Paris, W. Hinrichsen. 1889. VIII, 307 S. 8°.). Von allen bisher veröffentlichten Werken E. Simon's ist dies das unparteiischste, es benutzt unsere besten Quellen und ist von einer wirklichen Liebe für seinen Helden beseelt. Man wird bei seiner Lectüre den Gedanken nicht los: Möchten doch alle Franzmänner diesen Respect vor unserem jugendlichen Kaiser haben, möchten sie alle so Großes von ihm erwarten wie das vorliegende Werkchen! Auch uns Deutschen ist es aber eine willkommene Gabe, nicht nur wegen des guten Französisch, in dem es geschrieben ist, nicht nur wegen der geschmackvollen Einkleidung und Vertheilung des Stoffes, sondern auch wegen der Zuverlässigkeit des letzteren. In einem Anhange von 35 Seiten werden alle irgend wichtigeren Schriftstücke und Reden, welche von unserem jetzigen Kaiser ausgehen und ihn betreffen, mitgetheilt, zum Schlusse auch der Wortlaut des deutsch-österreichischen Bündnißvertrages vom 7. October 1879. Das eigentliche Buch zerfällt in 4 Abschnitte. Der erste, die Jugendjahre von 1859—1881 umfassend, theilt sich in drei, der zweite von 1881—1887 reichende in 4 und der dritte mit der Ueberschrift: Der Kronprinz des Deutschen Reiches in drei Capitel. So sind 150 Seiten der Zeit vor dem Regierungsantritt gewidmet, die letzten 110 dem ersten Regierungsjahre, welches in sieben Capiteln bis zu den deutsch-englischen Abmachungen in Ostafrika und Samoa verfolgt wird. Mit Vergnügen wird man überall die Anerkennung der deutschen Mäßigung und Friedensliebe herauslesen. Ein kleiner Widerspruch findet sich Seite 66 und 71 in Betreff des Jahres der Verlobung unseres Kaisers, ein Druckfehler Seite 301, wo es, wie Seite 105, heißen muß: Le prince impérial 1888.

— Dr. Otto Zacharias, Bilder und Skizzen aus dem Naturleben. Mit 49 Illustrationen. 328 Seiten. Großoctav. Jena, Hermann Costenoble, 1889. Preis 8 ℳ, gebund. 10 ℳ — In dem vorliegenden Buche hat Hr. Dr. Zacharias 39 einzelne Aufsätze vereinigt. Die Aufsätze nehmen, ohne unter einander in

engerem Zusammenhange zu stehen, ihren Stoff aus dem gesammten Gebiete der Thierkunde, von den Urthieren angefangen durch die verschiedenen Abtheilungen hindurch bis zu den Wirbelthieren. Neben die Schilderungen einzelner Formen treten die ganzer Gruppen; biologische und geographische Verhältnisse finden sich gekennzeichnet, entwickelungsgeschichtliche und Fragen aus der allgemeinen Naturgeschichte der Thiere werden besprochen. Endlich sind auch mehrere Artikel zum Theil oder ausschließlich Erscheinungen des Pflanzenlebens gewidmet. Den Schluß des Buches bilden zwei Aufsätze über „Das Räthsel des organischen Lebens" und über „Das Verhältniß der Naturstudien zur Religion". Der Inhalt des Buches ist ein mannigfaltiger und wenn die einzelnen, den Lesern der Leipz. Ztg. übrigens größtentheils bekannten Aufsätze auch von verschiedener Werthigkeit sind, im Ganzen gewährt das Buch, zumal sein Verfasser geschickt ist in der gemeinverständlichen Darstellung wissenschaftlicher Errungenschaften und manche Tagesfrage der Zoologie eingehender beleuchtet hat, viel des Belehrenden und Anregenden. Die beigegebenen Abbildungen entsprechen ihrem Zwecke; die buchhändlerische Ausstattung des Werkes ist gut. Lehnert.

Ltz. Dr. Bernhard Schwarz, Quer durch Bithynien. Ein Beitrag zur Kenntniß Kleinasiens. Mit einer Karte. Berlin 1889. Verlag von H. Peters. Preis ℳ 2,50. — Die in vorliegendem Buche gebotenen Skizzen erschienen im vorigen Jahre zuerst im „Ausland", vielen Beifall findend. Der Verfasser verstand sich zu einer Separatausgabe, da die durchreisten und hier geschilderten Gegenden ein besonderes Interesse gewinnen durch den dort projectirten Bahnbau der Deutschen Bank in Berlin, mit welchem verschiedene colonisatorische Pläne in Verbindung stehen sollen. Zur Reise selbst aber wurde Verfasser durch einen anderen Umstand geführt. Auf dieses Gebiet nämlich richten sich die Augen jener schwäbischen Ackerbaucolonisten, welche einst infolge unleidigen Druckes aus Südrußland in die Dobrudscha einwanderten und sich unter türkischer Herrschaft wohlfühlten, jetzt aber, seitdem das Land den Rumänen zugesprochen ist, in vielfache Differenzen mit der Regierung gekommen und nun wieder zur Auswanderung in Gebiete der Osmanischen Herrschaft geneigt sind. Verfasser, schon seit Jahren aus Passion mit dem Schicksal der Deutschen in der Diaspora beschäftigt, hatte dieselben bei einem Besuche in der Dobrudscha kennen gelernt, worüber er ausführlicher in seinem Buche „Vom deutschen Exil im Skythenlande, Erlebnisse, Klagen und Aufklärungen aus der Dobrudscha" (Leipzig 1886, Frohberg) berichtet hat, und wollte nun das Land näher in Augenschein nehmen, auf welchem eine neue Saat des Deutschthums aufgehen wird. So lernte er das alte Bithynien, den Europa zunächst gelegenen Theil Kleinasiens kennen und schildert uns nun mit seiner gewandten Feder an der Hand einer schwungvollen Reiseerzählung Land und Leute, zugleich mit hier sehr naheliegenden Rückblicken auf frühere Zeiten. Darnach ist dies Gebiet geradezu eine landschaftliche Schönheit, ein Land mit Tief- und Hochebenen, mit Mittel- und Hochgebirgen, mit glänzenden Seeflächen und rauschenden Bächen. Dazu ein Boden, der ebenso, wie er in seinen verborgenen Tiefen nutzbare Mineralien einschließt, auch auf seiner Oberfläche infolge des subtropischen Klimas eine ganz außerordentliche Triebkraft entwickelt, für die ein überaus üppiger, selbst nach allen Verwüstungen noch vorhandener Waldwuchs wohl das unwiderleglichste Zeugniß ablegt. Rechnet man hierzu noch den schwer wiegenden Umstand einer überaus dünnen Bevölkerung, die sich noch dazu aus indolenten, unfähigen ethnographischen Elementen zusammensetzt, so ist dies in der That ein Gebiet für Colonisation, wie es so günstig und bequem anderwärts gar nicht zu finden ist. Sein Wunsch ist nur zu berechtigt, daß diese seine Schilderungen dazu beitragen möchten, daß das fast vergessene Wunderland wieder mehr und mehr in helle Beleuchtung trete, in der es vor langen Jahrhunderten strahlte, als auf seinem Boden noch Athene und Apoll regierten.

—e— Hilfsbuch für die deutsche Litteraturgeschichte zum Gebrauche der obersten Classen der Gymnasien und Realgymnasien. Von Wilhelm Herbst, weiland Doctor der Theologie und Philosophie, ord. Honorarprofessor der Pädagogik und Director des pädagogischen Seminars an der Universität Halle. Fünfte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 80 ₰. — Herbst's Hilfsbuch, seit der 3. Auflage von Dr. H. Zurborg herausgegeben, hat vor mehreren ähnlichen Leitfäden den Vorzug, daß es nach dem Grundsatze bearbeitet ist, „nur einige der wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur zu besprechen, diese aber einer eingehenderen, eine wirkliche Anschauung ermöglichenden Behandlungsweise zu unterwerfen". Es beschränkt sich in seiner ersten, blos 18 Seiten umfassenden Abtheilung auf eine gedrängte Darstellung der altdeutschen Heldensage, des mittelhochdeutschen Volksepos (Nibelungenlied, Kudrundichtung), des höfischen Epos und der höfischen Lyrik. Der zweite Theil S. 19—69 enthält außer einer kurzen Einleitung die fünf Abschnitte: Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Goethe und Schiller (im Anschluß die romantische Schule, die Dichter der Befreiungskriege, Uhland). Das ist Alles, und selbst hiervon kann beim Unterricht noch einiges, wie im Vorworte angedeutet wird, ohne Nachtheil ganz übergangen werden. Schon dies, aber nicht dies allein, sondern auch die sorgsame Bearbeitung des ausgewählten Lehrstoffes gereicht dem jetzt in fünfter Auflage vorliegenden Hilfsbuche zur Empfehlung.

G. Oe.— Kalender des evangelischen Bundes 1890, herausgegeben von H. Faulhaber, Pfarrer am Diaconissenhaus Schwäbisch-Hall. Verlag der Buchhandlung des evangelischen Bundes in Leipzig, Lindenstr. 1. 72 S. 4°. Preis 25 ₰. — Der Kalender erscheint, soviel wir wissen, zum ersten Male. Er mag in den Gegenden, in denen die katholischen Kalender überwiegen, ein Bedürfniß sein und ein heilsames Gegengewicht gegen jene oft sehr giftigen Machwerke bilden; auch dort, wo das Erscheinen eines evangelischen Bundeskalenders mindestens kein lebhafteres Bedürfniß war, dürfte er sich Freunde erwerben. Zwar die Erzählung: „Das Grab Moses'" von Paul Lang ist von einer Seltsamkeit, für die nur Wenige Sinn und Verständniß haben werden, aber was er sonst noch bietet, ist gut, nützlich, zum Theil trefflich. Das polemische Element drängt sich nicht allzusehr vor; und selbst dort, wo es überwiegt, herrscht ein milder Ton. Am hübschesten sind die Erinnerungen an den Sedantag vom Herausgeber. Die Jahresgeschichte vom 1. Juli 1888 bis 1. Juli 1889 ist in Telegrammen zusammengestellt; eigenartig ist der Gedanke, aber schön auf keinen Fall. Wir wollen bei Gelegenheit einer Kalenderbesprechung nicht noch einmal in eine Erörterung über den evangelischen Bund eintreten, aber das möchten wir doch sagen, daß der Artikel über den evangelischen Bund, den der Kalender enthält, ein sprechendes Zeugniß ist von der Unklarheit über die eigentlichen Ziele und die besondere Thätigkeit, die im Bunde selbst herrscht.

G. Oe.— Gartenlaube-Kalender 1890. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. LVI, 150 S. 8. Preis 1 ℳ. — Ueber den Kalender der Gartenlaube etwas zu sagen, ist im Grunde genommen unnöthig, seine Eigenart ist bekannt, er hat seine Freunde und seine Gegner. Darin müssen aber beide übereinstimmen, daß er ungemein reich, seine Ausstattung freundlich, sein Gewand ansprechend ist. Reichhaltigere statistische Notizen bietet wol kein anderer Kalender, die Bestimmungen für den Post- und Telegraphenverkehr gehen ins einzelnste und sind zuverlässig, das Gleiche gilt von der Genealogie der europäischen Regentenhäuser. Der unterhaltende Theil bietet neben einigen Gedichten Erzählungen von der Heimburg, von Schönthan und Billinger. Sie sind Gartenlaubengeschichten, für das Kalenderpublicum und den Kalenderumfang präparirt. Das soll kein Vorwurf sein; die Gartenlaubengeschichte ist ja eine ästhetische Gattung geworden. Sie lesen sich gut und halten sich auch von aller Tendenz frei, den Leserinnen werden sie mehr gefallen als den Lesern. Zu den Haupterzählungen kommen einige Kleinigkeiten, unter der Gesammtbezeichnung: Blätter und Blüthen" gesammelt, die unvermeidlichen Anekdoten und lehrhafte Aufsätze über häusliche Krankenpflege, über Hühnerzucht und Zahnpflege. Viel Neues erfährt man ja aus diesen Abhandlungen nicht, aber sie werden dennoch Manchem willkommen sein. Dr. Livius Fürst empfiehlt einen Krankenpflegecursus für Frauen und Mädchen, der zwei Monate dauern und die Theilnehmerinnen täglich 1 bis 2 Stunden beschäftigen soll. Die Sache scheint auf den ersten Blick recht gut, ist aber unausführbar. Den Rückblick auf die bemerkenswerthen Ereignisse vom Juli 1888 bis August 1889 giebt Schmidt-Weißenfels in ziemlich farbloser Weise. Wenn man noch hört, daß Rudolf Falb die kritischen Tage des Jahres 1890 mittheilt, wird man kaum etwas vermissen. Doch eins! Daß das deutsche Volk, für das der Kalender bestimmt ist, ein christliches ist, merken wir nirgends, nicht einmal in dem Eingangsgedichte. Das ist bedauerlich, nicht für das Christenthum, das nicht todtgeschwiegen werden kann, sondern für den Kalender. Die Gartenlaube und ihr Kalender haben sich seit einiger Zeit zu ihrem Vortheile verändert; es wäre zu wünschen, daß sie auch diesen alten Zopf — weiter ist es ja nichts — abschnitten. Ein Familienblatt und ein Familienbuch müssen Rücksicht auf das Christenthum nehmen; denn das Christenthum ist noch eine Macht in unserem Familienleben und wird es bleiben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 114. Dienstag, den 24. September. 1889.

Zum Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich.

K—d. III. Waren es bisher Fragen der Gesetzgebungskunst, welche von verschiedenen Schriftstellern besprochen wurden, so haben auch die rein bürgerlich-rechtlichen Bestimmungen des Entwurfes mehrfach zu Erörterungen geführt.

Den Entwurf im Ganzen hat Prof. Dr. Gierke in der mehrerwähnten Abhandlung eingehend besprochen und hierbei Manches zu erinnern gefunden, zu Manchem aber auch sein Anerkenntniß ausgesprochen. Es zeugt dies dafür, daß er ungeachtet seiner Stellungnahme gegen den Entwurf doch ein unparteiisches Urtheil sich zu wahren gesucht und auch gewahrt hat, und dies ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug seiner beachtlichen Ausführungen. Auf Alles einzugehen, würde zu weit führen; es sei daher nur Einiges hervorgehoben. Gegen die Aufhebung des Gewohnheitsrechts, welche sich mittelbar aus §. 2 des Entwurfes ergiebt, wendet sich Gierke ausführlich (Jahrg. 12 S. 1216 flg.), um so mehr als die gewohnheitsrechtliche Auslegung eines Rechtssatzes damit zugleich abgeschafft sei, während eben die gerichtsbräuchliche Auslegung nicht selten ein wahres Lebensbedürfniß befriedige und dazu beitrage, gesetzliche Bestimmungen den Forderungen des täglichen Verkehrs nach und nach anzupassen. Gierke erläutert dies an dem Beispiel der deutschen Actienzuckerfabriken in ihrer Beurtheilung durch die Gerichte gegenüber dem Art. 219 des Handelsgesetzb. Auch die Folgen der Aufhebung für Wissenschaft und Praxis werden von Gierke hervorgehoben. Die Bestimmungen über juristische Personen, Stiftungen, Fiscus werden von Gierke bemängelt, hier wol zum Theil mit Recht. (Jahrg. 12 S. 1233 flg.) Der Entwurf hat, anlangend die juristischen Personen, das Aufstellen von Normativbestimmungen für das Erlangen der Persönlichkeit u. s. w. abgelehnt, obwol diese gerade in Sachsen in jeder Weise sich bewährt haben; die Nachtheile, welche die Motive von den Normativbestimmungen befürchten, lassen sich wol durch einige wenige Vorschriften, welche einem Mißbrauche der Rechte vorbeugen, beseitigen. Die Bestimmungen des Entwurfes würden dann mehr Gestalt gewonnen haben. Wenn Gierke Regelung der Beziehungen zwischen Gesammtperson und ihren Gliedpersonen, der gemeinheitlichen Befugnisse und Verbindlichkeiten, der Mitgliedschaft, der Rechte und Pflichten der Mitglieder vermißt, so dürfte die Regelung erwünscht sein, da die Beurtheilung jener Rechtsverhältnisse nach den sonstigen Rechtssätzen leicht zu verschiedenen Auffassungen führen kann. Ebenso ist mit Gierke zu bedauern, daß nicht auch für andere Gemeinschaften Bestimmungen gegeben worden sind. Diese dem Landesrechte zu überlassen, möchte nur zu leicht zu streitigen Grenzverhältnissen zwischen Reichs- und Landesrecht führen.

Wenn der Entwurf sich im Obligationenrechte besonders eng an die Pandektenlehre angeschlossen hat, so verkennt Prof. Dr. Gierke nicht die innere Berechtigung dazu (a. a. O. Jahrg. 13 S. 184 flg.). Niemand bezweifele, daß die weltgeschichtliche Größe des römischen Rechts vor Allem auf seinem Obligationenrechte beruhe. Dieses Obligationenrecht, aus dem fruchtbaren Keime eines geistesgewaltigen Stadtrechts zum universellen Verkehrsrechte einer hochentwickelten Culturwelt emporgewachsen, habe im Mittelpunkte der ganzen Reception gestanden. In ihm habe das deutsche Volk, als es sich seinem Mittelalter entfremdet, die heißersehnte Lebensordnung einer neuen Zeit gesucht und gefunden. Hier habe das deutsche Volk am willigsten das Fremde aufgenommen und sich dieses am frühesten zu eigen gemacht. Das antike Gedankensystem sei mit alten und neuen Gebilden des einheimischen Rechts verschmolzen worden. Daraus sei auch das besondere Verkehrsrecht des Handelsstandes hervorgegangen. Als eine Reaction zu Gunsten des reinen römischen Rechts eingetreten, habe die heutige deutsche romanistische Rechtswissenschaft die Fesseln einer Dogmatik, welche die römischen Formulirungen als unantastbare Glaubenssätze hingenommen, im Obligationenrechte zerbrochen und einer Fülle moderner Rechtsgedanken die Thore geöffnet. Der Entwurf trete mithin mit den Anschauungen und Bedürfnissen der deutschen Gegenwart nicht in Widerspruch. Dies reiche aber nur aus, soweit es sich darum handle, das Princip der Verkehrsfreiheit durchzuführen und die vermögensrechtlichen Beziehungen zwischen unabhängigen Individuen in ein angemessenes Rechtsgewand zu kleiden. Darüber hinaus versage das romanistische System, und der Entwurf gebe dann keine Verbindung mit den übrigen Rechtstheilen. Hierzu führt Gierke u. A. aus, daß der Entwurf über den Ursprung der Schuldverhältnisse keine allgemeinen Bestimmungen enthalte, und daß auch bei den Wirkungen der Obligation die Enge des romanistischen Begriffsschemas sich nachtheilig fühlbar mache, ferner, daß die Berührungspunkte mit dem Personenrechte (Dienstvertrag, Gesindedienstvertrag) nicht oder nicht genügend geregelt seien und am wenigsten die socialrechtlichen Bezüge des Obligationenrechts Berücksichtigung gefunden hätten (capitalistischer Geist des Obligationenrechts).

Im Einzelnen hebt Gierke hervor, z. B. daß die Verträge zu Gunsten Dritter auf dem Boden des deutschen Rechts, wenn auch nur beschränkt, geregelt seien, daß die vorgeschlagenen Rechtssätze über Anweisungen ganz modern seien, wenn auch hin und wieder Bedenken vorlägen. Die allgemeinen Vorschriften über Voraussetzung, Umfang und Dauer der Schadenersatzpflicht aus unerlaubten Handlungen bezeichnet Gierke als am wenigsten gelungen, schon weil die Ersatzpflicht lediglich aus Verschulden fließen könne.

Für das Sachenrecht erkennt Gierke (a. a. O. Jahrg. 13 S. 264 flg.) an, daß der Entwurf dem deutschen Rechte eine Reihe wichtiger Institute entlehne, stellt aber dazu auf, daß dies nach Lage der Sache nur unvermeidliche Zugeständnisse gewesen seien und daß der Entwurf den deutsch-rechtlichen Stoff mit undeutschem Geiste durchdringe und insbesondere die Rechte an Liegenschaften und an Fahrniß möglichst auf ungleiche äußere Voraussetzungen des Erwerbes und Verlustes zurückführe, eine Verschiedenheit des Inhaltes aber bei diesen Rechten im Principe nicht anerkenne, hierwegen aber eine Menge deutsch-rechtlicher Materien in das Sonderrecht verwiesen habe. Das Grundbuchsystem diene dem Entwurfe wesentlich nur zur Mobilisirung und schließlich zur Romanisirung des Immobiliarsachenrechts, wodurch der Grundbesitz zwar an Verkehrsfähigkeit der Kaufmannswaare sich nähere, aber in seinen socialen und wirthschaftlichen Lebensbedingungen vielfach bedroht werde. Wenn der Entwurf auch dingliche Rechte deutscher Herkunft aufnehme, so beschränke er nicht nur die Zahl dieser Rechte im Gegensatze zum deutschen und preußischen Rechte, sondern huldige auch in Bezug auf das Verhältniß der dinglichen Rechte zum Eigenthume der römischen Auffassung. Die nicht wohl abzuweisenden deutsch-rechtlichen Grundsätze im Mobiliarsachenrechte (bes. Beschränkung der Eigenthumsverfolgung und die Abhängigkeit des Pfandrechts vom leiblichen Rechte) seien so zurechtgelegt, daß sie sich dem romanistischen Systeme ohne Schwierigkeit einfügten. Auch darauf weist Gierke hin, daß der Entwurf, um das Sachenrecht selbständig zu machen und von anderen Rechtstheilen loszulösen, den das Sachenrecht beherrschenden abstracten dinglichen Vertrag,

welcher als ein in sich abgeschlossenes zweites materielles Rechtsgeschäft neben dem obligationenrechtlichen Vertrage erscheine, den Anspruchsbegriff u. A. aufgestellt habe, und führt dies Alles näher aus. Der Entwurf hat indessen im Sachenrechte doch wol mehr, als Gierke zugeben will, dem deutschen Rechte Raum gegönnt. Eine Mobilisirung des Grundbesitzes liegt nicht vor, nur die Hypotheken hat er im Anschlusse an das neuere preußische Recht verkehrsfähiger gestaltet. Wie der eingeführte abstracte „dingliche Vertrag" sich in der Praxis bewähren wird, läßt sich noch nicht absehen. Im Einzelnen bespricht Gierke u. A. den aufgestellten Begriff der Sache, die Verwerfung des Begriffs einer Gesammtsache und einer objectiven Vermögenseinheit — welche Verwerfung sich kaum durchführen läßt —, die Sachbestandtheile, die Feststellung des Grundstücksbegriffes, des Fruchtbegriffes. Er vermißt im Entwurfe Bestimmungen über verkehrsunfähige und über öffentliche Sachen. Weiter kommt er auf „Besitz und Inhabung", die Abschaffung des Rechtsbesitzes, die Rechte an Grundstücken u. s. w.

Die Abschaffung der bisher üblichen Prioritätseinräumung bei Hypotheken, welche eine andere, dem Wesen der Sache mehr entsprechende, zweifelsfreie Gestaltung erhalten hat, ist nur zu begrüßen; der Grund, welchen Gierke für das frühere Recht aufführt, dürfte wol nicht genügen. Wie Gierke ferner bemerkt, ist das Institut unkündbarer Bodenrenten vom Entwurfe nicht einmal berührt worden, obwol dieses Institut einer ernsten Erwägung werth ist; dagegen ist der Ansicht Gierke's zuwider das Institut der sogen. Revenuenhypothek wol zu entbehren, welches in weiten Gebieten, doch wol wegen mangelnden Bedürfnisses, unbekannt ist, und dort, wo es zugelassen ist, nicht gerade zu einer Uebersichtlichkeit der Lastenverhältnisse und nur zu oft zu Streitigkeiten führt. Beachtenswerth sind dagegen die Ausführungen Gierke's über das Wesen der modernen Hypothek und Grundschuld, wenn ihm auch darin nicht überall beizutreten ist, daß eine verfehlte begriffliche Auffassung das Hypotheken- und Grundschuldrecht des Entwurfes durchziehe.

Das Familienrecht des Entwurfes wird von Gierke, wenn er es auch als juristisch scharfsinnig und als technisch kunstvoll erklärt, doch als das bezeichnet, welches der Aufgabe eines deutschen Gesetzbuches am wenigsten gerecht werde. Der Inhalt der Rechtssätze sei zwar deutscher Herkunft, aber die deutschen Gedanken seien in das römische Begriffsschema eingezwängt und hierdurch ihrer Kraft beraubt. Anstatt das Familienrecht als einen innerhalb des Privatrechts sich erhebenden Unterbau des Socialrechts aufzufassen und demgemäß aus der Idee der Familie herauszugestalten, gehe der Entwurf von den Individuen aus, zwischen denen durch Ehe, Verwandtschaft und Vormundschaft besondere Rechtsverhältnisse geknüpft würden. Wenn auch der Verband der Sippe abgestorben, sei doch die engere Einheit des Hauses heute noch lebendig, das Haus sei noch immer ein aus Haupt und Gliedern bestehender Verband, der organische Grundbestandtheil des socialen Körpers und der Träger der sittlichen und wirthschaftlichen Ordnung. Deshalb müsse das Privatrecht, sobald es zur Familie emporsteige, sich mit dem Gedanken der organischen Einheit des Hauses erfüllen, und ein deutsches Gesetzbuch fände in der Hausgemeinschaft des deutschen Rechts die unserem Rechtsbewußtsein unverlorene Grundlage eines gesunden Familienrechts; dies habe die erhaltenen deutschrechtlichen Institute zu pflegen und gegenüber dem zersetzenden Einflusse des fremden Rechts die Einheit des Hauses zu stärken und neu zu beleben, nicht aber dürfe es durch Verleugnung jener Gemeinschaft von der Seite des Rechts her die gesellschaftliche Auflösung fördern. Der Entwurf beschreite aber diese gefährliche Bahn. Ihm sei der Begriff der Hausgemeinschaft unbekannt. Er wisse auch im Familienrechte nur von Rechtsbeziehungen zwischen isolirten Einzelpersonen und fasse die familienrechtlichen Gewalts- und Abhängigkeitsverhältnisse unter dem Gesichtspunkte der Rechte an fremder Persönlichkeit auf, trenne auch die vermögensrechtlichen Wirkungen in der Form selbständiger sachenrechtlicher oder obligationenrechtlicher Institute von dem Personenrechte ab. In diesem Sinne beleuchtet Gierke die einzelnen Theile des Familienrechts. Insbesondere bezüglich des ehelichen Güterrechts findet Gierke die sogen. Verwaltungsgemeinschaft — welche in der Hauptsache unserm jetzigen Ehegüterrechte entsprechen würde — nur dann als einziges gesetzliches System für gerechtfertigt, wenn sie in deutschrechtlicher Weise ausgebildet worden wäre, was der Entwurf nicht thue; richtiger sei die allgemeine Gütergemeinschaft oder wenigstens die Errungenschaftsgemeinschaft. Ebenso wendet sich Gierke gegen die Aufhebung des Einkindschafts-Vertrages, welcher allerdings unter den Juristen wenig Freunde hat, aber vom Volke, wenn auch nur in abgeschwächter Form, doch noch gewünscht wird. Gegen die Erleichterung der Ehescheidung, für welche Gierke eintritt, sprechen doch sehr viele, überwiegend religiöse und sittliche Gründe; nicht durch jene Erleichterung der Scheidung, eher durch eine Erschwerung der Eheschließung auf sittlicher Grundlage wird eine Beseitigung der von Gierke hervorgehobenen socialen Schäden in den Ehen zu erhoffen sein; von wenigen Fällen abgesehen werden derart gestörte Ehen meist lediglich eine Folge der Unüberlegtheit, des Leichtsinns u. s. w. sein und dann mögen die auf solche Weise Gebundenen auch die civilrechtlichen Folgen ihres Handelns tragen. Allein für den Fall der Geisteskrankheit ist den Ausführungen Gierke's beizustimmen und die Zulassung der Ehescheidung unter Wahrung der Voraussetzungen der Ehe und der Verhältnisse des Geisteskranken zu wünschen. Gegen die elterliche Gewalt, in der Ausdehnung wie sie vom Entwurfe festgestellt ist, erklärt sich Gierke aus sittlichen Gründen wie auf Grund der vorliegenden Lebensverhältnisse und wünscht für den Fall, daß die Mutter die elterliche Gewalt habe, eine erheblichere Betheiligung des Vormunds. Daß das Vormundschaftsrecht der preußischen Vormundschaftsordnung mit Verbesserungen entspricht, ist bekannt; Gierke ist gegen die Abänderungen nur, soweit solche das Vormundschaftsrecht mit den von ihm bemängelten Theilen des Entwurfes in Einklang setzen sollen.

Das Erbrecht des Entwurfes bezeichnet Gierke als ein im Wesentlichen vereinfachtes und modernisirtes Pandektenrecht, in welches deutschrechtliche Sätze nur soweit aufgenommen sind, als sie sich mit dem romanistischen Gedankensysteme vertragen. Die Reste rein deutscher Erbfolge seien beseitigt oder in die Landesgesetzgebung verwiesen. Die Grundlage des Erbrechts sei eine rein individualistische und das sociale Wesen des Erbrechts komme nicht zur Geltung. Auch gegen die Anordnung des Entwurfes, welcher zunächst die Erbfolge aus letztem Willen und dann erst die gesetzliche Erbfolge regelt, wendet sich Gierke mit der von ihm als der nationalen Auffassung entsprechend bezeichneten Begründung: „Uns erscheint als Urquell des Erbrechts der die Individuen einschließende und verknüpfende organische Zusammenhang der Geschlechterfolgen und daher vor Allem das die Einzelnen von Rechtswegen ergreifende und ihrer Willkür entzogene Familienband, so daß uns der nach der festen Ordnung der gegebenen personenrechtlichen Verhältnisse kraft gesetzlicher Regel verwirklichte Eintritt in die leergewordene Stelle als normaler Typus der Erbfolge gilt, während wir die dem Individuum eingeräumte Testirfreiheit nur als Mittel betrachten, die starre Gesetzesregel der concreten Sachlage anzupassen oder besonderer Umstände wegen durch eine geeignetere Anordnung zu ersetzen." Im Einzelnen bekämpft Gierke u. A. das Inventarrecht des Entwurfes als ungerecht, widerspruchsvoll und verwickelt. Die entsprechenden Bestimmungen unseres bürg. Gesetzbuches erscheinen dagegen einfacher gestaltet und stimmen eher zu den Forderungen Gierke's. Die Darlegungen Gierke's sind etwas weiter mitgetheilt worden; es erschein dies aber ihrer Bedeutung nur entsprechend und ist um so mehr geboten, als Gierke auch die Grundsätze, von welchen auszugehen ist, vorträgt und hierdurch erheblich zur Aufklärung beiträgt.

Hierzu ist noch zu erwähnen ein Gutachten der Handelskammer zu Leipzig, welches dem Präsidium des Deutschen Handelstages abgegeben und zu einem Theile bereits früher in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden ist. Aus diesem Gutachten sei nur erwähnt, daß die Handelskammer für die Abschaffung des Gewohnheitsrechts ist und gegen die Auslegungsregel des §. 1 des Entwurfes nichts einzuwenden hat, ferner, daß der Urheber einer Willenserklärung, welche er durch eine Mittelsperson dem anderen Theile übermittelt, für das unrichtig bewirkte Ueberbringen zum Schadenersatze verpflichtet sein solle. Ein weiterer Satz wendet sich dagegen, daß Nebenforderungen ohne einen darauf gerichteten Vorbehalt besonders eingeklagt werden können. Endlich wird noch eine dem sächs. bürg. Gesetzbuche entsprechende Bestimmung für die Eigenthumsklage bei öffentlichen Inhaberpapieren gewünscht. Bei den meisten der zum Gutachten aufgestellten Fragen hatte die Handelskammer von ihrem Standpunkte aus gegen den entsprechenden Inhalt des Entwurfes etwas nicht auszustellen.

IV. Besprechungen einzelner Theile des Entwurfes liegen in größerer Anzahl vor. In den Gutachten aus dem Anwaltstande[1]) behandelt R.-A. Dr. Martinius das Versprechen der Leistung an

---

[1]) Gutachten aus dem Anwaltstande über die erste Lesung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches, herausg. im Auftrage des Deutschen Anwaltvereins. Heft 8 bis 11. Berlin, W. Möser, Hofbuchhandlung 1889.

einen Dritten und die Schuldübernahme und begrüßt namentlich die Regelung des ersteren; soweit ihm Bedenken gegen die Fassung der Rechtssätze beigehen, schlägt er neue Fassungen vor. Unter der Ueberschrift „Zum Sachenrechte des Entwurfs rc.“ giebt Justizrath Max Wolff eine Anzahl Vorschläge für Abänderungen des Entwurfes mit kurzer Begründung, ebenso Justizrath Rieß zu Tit. 3 und 4 Buch 3, Abschnitt 4. Das Mieth- und Pachtrecht, insbesondere den Satz „Kauf bricht Miethe“ und die rechtliche Stellung des Miethers (Pachters) zu dritten Personen erörtert R.-A. Boyens eingehender; den von ihm gegebenen Abänderungsvorschlägen dürfte nur entgegenzuhalten sein, daß sie zum Theil Verhältnisse betreffen, welche in Prozeßgesetzen zu regeln sind, zum Theil zu sehr ins Einzelne gehen, statt zusammenzufassen. R.-A. Dr. Reatz bespricht den Besitz in allen seinen Beziehungen an der Hand der Entwurfsbestimmungen. R.-A. Dr. Klöppel behandelt die Abschnitte über Urtheil und Beweis, weniger wegen ihrer Zugehörigkeit zum Gesetzbuch, als wegen ihrer Fassung und der Berechtigung der aufgestellten Sätze, R.-A. Kausen die Form der Abtretung (Cession), R.-A. Dr. Löwenfeld den Dienst-, Werk- und Auftragsvertrag nach dem Entwurfe mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse der Rechtsanwaltschaft, der medicinischen Praxis und anderer wissenschaftlicher Berufe, um den socialen Anforderungen der wissenschaftlich gebildeten Berufsstände Anerkennung zu verschaffen. R.-A. Dr. Fritz Meyer erörtert die Lehre von den Zeitbestimmungen, Bedingungen und Befristungen und der Anspruchsverjährung nach dem Entwurfe. R.-A. Metz I giebt Vorschläge zur Aufnahme einiger allgemeiner Normen über die Benutzung der fließenden Gewässer (Wasserrecht) in den Entwurf und spricht sich gegen die Anschauung der Motive aus, daß die Frage nach dem Eigenthum an der neuentstandenen Insel und am verlassenen Flußbette bereits in den meisten Ländern geregelt sei und deshalb einer anderweiten Regelung nicht bedürfe; er wünscht insbesondere noch Bestimmungen über die Oeffentlichkeit der Gewässer und den Umfang derselben, über die Rechte des Gemeingebrauchs am fließenden Wasser und darüber, wie Sonderrechte an letzterem erworben werden können, über Wasserabfluß, Anschwemmung u. s. w. R.-A. Westrum erörtert die Frage, wann die Vermuthung für die Ehelichkeit eines Kindes nicht eintreten soll, und endlich Justizrath Wilke die gesetzliche Erbfolge und den Pflichttheil. Der Letztere erachtet die Bestimmungen des Entwurfs nicht für das Ideal eines Gesetzbuches auf diesem Gebiete, aber doch als annehmbarer, als die jetzigen Rechtsverschiedenheiten, nur den Bestimmungen über den außerordentlichen Pflichttheil versagt er den Beifall vollständig.

Dr. Otto Bähr bringt einen Gegenentwurf [*]) gegen das vom Entwurfe aufgestellte eheliche Güterrecht, bei welchem er von der Errungenschaftsgemeinschaft als dem gewöhnlichen Güterrechte ausgeht und die Bestimmung des gesetzlichen Güterrechts der Landesgesetzgebung überlassen will; er schließt sich bei den Bestimmungen denen des Entwurfes an. Läßt sich über die Ausführung streiten, so ist doch mindestens das Bestreben anerkennenswerth.

Dr. Victor Mattaja erörtert unter der Ueberschrift „Das Schadenersatzrecht in dem Entwurf [*]) rc.“ das Schadenersatzrecht, bemängelt, daß der Entwurf, dieses Recht nur ein Verschulden gegründet und hier innerhalb des beschränkten Rahmens nicht einmal Alles geboten habe (Handeln auf Grund eigenen Rechts auch zum Nachtheil eines Anderen u. s. w.), indem er dies an mehreren Beispielen darzulegen unternimmt. In einzelnen Punkten ist ihm der Nachweis wol nicht gelungen und der Angriff gegen die Bezeichnung „ordentlicher Hausvater“ nicht begründet.

Das Archiv für civilistische Praxis bringt in dem 3. Hefte des 74. Bandes [*]) Ausführungen des Prof. Dr. Laband zum zweiten Buche des Entwurfes (Kauf mit Vorkauf u. s. w., Auftrag, Anweisung), des R.-G.-Raths v. Meibom über das Hypotheken- und Grundschuldrecht, von Prof. Dr. v. Scheurl über das persönliche Eherecht, von L.-R.-Rath Brühl über die Arbeit der Ehefrau im Entwurfe, von Prof. Dr. Weismann über die Leistung nach dem Ermessen eines Dritten (Arbitrator) und endlich vom Amtsr. Kolligs über das Bienenrecht. R.-G.-Rath v. Meibom schildert in Kurzem das künftige Hypotheken- und Grundschuldrecht und zeigt, wo nach seiner Ansicht die Bestimmungen des Entwurfes noch verbesserungsbedürftig seien. So will er bei der Briefhypothek (Grundschuld) von einer Beglaubigung der etwaigen Abtretungen abgesehen und den Hypothekenbrief (Grundschuldbrief) den Wechseln ähnlich behandelt wissen. Betreffs der Sicherungshypothek, welche ihm mehr eine Unterart der Buchhypothek ist, will er die Zwangshypothek ausgeschieden und in jedem Falle zur Buchhypothek gestellt haben, da sie ganz den Voraussetzungen der letzteren entspreche. Indessen dürfte doch das Vorgehen des Entwurfes vorzuziehen sein, welches manchen Eigenthümlichkeiten der zwangsweise eingetragenen Forderung, z. B. der Verjährungsmöglichkeit, gerechter wird. L.-G.-Rath Brühl will, wie schon die früher erwähnten Prof. Dr. Menger und Dr. Gierke, bez. Dr. Otto Bähr, eine größere Beachtung des selbständigen Erwerbes der Ehefrau gegenüber dem Entwurfe, nach welchem bei Verwaltungsgemeinschaft jener Erwerb dem Manne meist zufällt. Amtsr. Kolligs schlägt einige Abänderungen der bienenrechtlichen Bestimmungen vor, welche das Interesse der Imker wahren sollen.

In den durch Bekker und Fischer herausgegebenen Beiträgen rc. [*]) beschäftigt sich Prof. Dr. E. Zitelmann mit den Rechtsgeschäften (Heft 7 und 8 erster Theil) und zwar zunächst mit Geschäftsfähigkeit, Willenserklärung, Vertragsschließung und Form der Rechtsgeschäfte. Er geht davon aus, daß das Gesetzbuch entweder auf Grund des Entwurfes zu Stande oder überhaupt in absehbarer Zeit nicht zu Stande kommen werde; letzteres würde ein nationales Unglück sein. Deshalb müsse die Kritik und die Weiterarbeit den Entwurf nehmen, wie er sei, und auf seiner Grundlage weiterbauen. Ausbau und Umbau, nicht Neubau werde erfordert. Dieser sehr verständigen Ansicht gemäß bespricht nun der Verfasser die einschlagenden Bestimmungen des Entwurfes ausführlicher und knüpft an seine Kritik bestimmte Vorschläge, wie die einzelnen Rechtssätze abzuändern seien. Ein Vorgehen, welchem auch Andere zum Theil sich angeschlossen haben und das am ersten zum erwünschten Ziele führen dürfte. Gierke bekämpft es zwar und meint, daß Zitelmann als Romanist dabei in günstigerer Lage gewesen sei; Letzteres mag zugegeben werden; allein die Richtigkeit des Vorgehens ist nicht widerlegt.

Im 11. Hefte bespricht Prof. Dr. L. Seuffert die allgemeinen Grundsätze des Obligationenrechts im Entwurfe; diesen tritt er in der Hauptsache bei und begründet nur bei den abweichenden Ansichten die seinige eingehender. Die im 12. Hefte erschienene Schrift des Prof. Dr. F. Bernhöft „Kauf, Miethe und verwandte Verträge“ ist, soweit sie die gesetzgeberische Form des Entwurfes zum Gegenstande hat, bereits besprochen; von den einzelnen Theilen des Entwurfes erörtert sie die Entwehrung, die Ansprüche wegen Mängel, den Uebergang der Gefahr, Kauf und die locatio conductio; bei letzterer tritt er sehr für den Satz „Kauf bricht nicht Miethe“ ein, welcher wol auch allein unsern jetzigen Verhältnissen entspricht.

Im 13. Hefte behandelt Prof. Dr. K. Cosack das Sachenrecht mit Ausschluß des besonderen Rechts der unbeweglichen Sachen und der Vermögensgemeinschaften; bezüglich der Form des Entwurfes sagt er kurz, daß sie für ihn unantastbar sei; mit den einzelnen Bestimmungen ist er indeß häufiger einverstanden; bezüglich der Eigenthumsklage wegen beweglicher Sachen giebt er dem deutschen Rechte, welches für Geld und Inhaberpapiere bei uns schon gilt, den Vorzug und legt dar, daß der Entwurf den Satz „Hand muß Hand wahren“ in nicht ganz zutreffender Weise aufgenommen habe. Die von Prof. Dr. Cosack nicht berührten Rechte an Grundstücken hat Geh. Reg.-Rath Dr. Krech (im 14. Hefte) eingehend besprochen und ist, wie v. Meibom, zu dem Ergebniß gelangt, daß Hypotheken- und Grundschuldrecht den Bedürfnissen des heutigen Lebens entspreche und der Entwurf, geläutert durch weitere Lesungen, dem Reichstage vorgelegt werden könne. Beim Eigenthum an Grundstücken bestreitet er die Beschränkungen, die von Bähr und Gierke wegen des Luftraums über und wegen des Erdraumes unter den Grundstücken gefordert werden. Diese Beschränkungen hatten zwar bis vor nicht zu langer Zeit wenig zu besagen; die wirthschaftlichen und Verkehrs-Verhältnisse der neueren Zeit (Telegraphie, Luftschifffahrt, Bergwerke u. s. w.) dürften indessen die Frage nahe legen,

[*]) Archiv für bürgerliches Recht mit Einschluß des Handelsrechts, herausg. von Prof. Dr. Kohler und Amtsr. V. Ring. Berlin, Carl Heymann's Verl. 1889. Bd. 1. Schlußheft S. 233 flg. Das Heft enthält außer dem weiterhin zu erwähnenden Mattaja'schen Aufsatze noch Ausführungen von Prof. Dr. Kohler über den Vertrag unter Abwesenden und von Dr. At. Menzel über die rechtliche Natur der Unterstützungsansprüche nach den Reichsgesetzen rc., sowie eine Zusammenstellung von Rechtssätzen aus gerichtlichen Entscheidungen meist ausländischer Gerichte.

[*]) Herausg. von Prof. Degenkolb, Franklin, Hartmann, Mandry und O.-L.-G.-Präs. Dr. v. Kohlhaas. Freiburg i. B., Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1889. (Pr. 3 ℳ)

[*]) Bekker und Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes eines bürgerl. Gesetzb. f. d. D. R. Berlin, J. Guttentag (D. Collin) 1889. Heft 7 u. 8, 11—16.

ob nicht doch der Umfang des Grundeigenthums enger zu fassen sei. Unter der Ueberschrift „Das Familiengüterrecht in dem Entwurf 2c." bespricht Prof. Dr. R. Schröder im 15. Heft die verschiedenen ehelichen Güterrechte und erachtet die betreffenden Theile des Entwurfes für vielfach verbesserungsbedürftig, wie auch als verbesserungsfähig; der Entwurf sei eine gründlich durchdachte, aus reiflichen Erwägungen hervorgegangene Arbeit, deren Mängel in der Form erst größtentheils durch die Commissionsbeschlüsse entstanden und durch Zurückgehen auf den Referentenentwurf zu heben seien — ein Gesichtspunkt, der hier besonders hervorgehoben wird. Inhaltlich sei der Entwurf für das vertragsmäßige Güterrecht eine Verbesserung des Referentenentwurfes, während der letztere bezüglich des gesetzlichen Güterstandes den Vorzug habe. Auch Schröder giebt hin und wieder beachtenswerthe Abänderungsvorschläge. Im 16. Hefte behandelt R.-G.-Rath Dr. J. Petersen die Berufung zur Erbschaft und die letztwilligen Verfügungen überhaupt nach dem Entwurfe 2c. Soweit dabei die Form des Entwurfes u. s. w. berührt ist, hat die Schrift bereits früher Beachtung gefunden. Bezüglich des Umfanges des Gesetzbuches erörtert der Verf. die Ausschließung einzelner Theile (des Rechtes der Stammgüter, der Familienfideicommisse, des bäuerlichen Güterrechts u. s. w.) und findet diese nach der Sachlage zur Zeit für gerechtfertigt, wenn er auch nicht verkennt, daß die Reichsgesetzgebung später doch noch auf den ausgeschlossenen Gebieten thätig werden müsse. Aus den Ausführungen des Verf. sei noch hervorgehoben, daß für die gesetzliche Erbfolge der Verf. die Beseitigung der Parentelenordnung, sobald auch die Großeltern des Erblassers nicht mehr leben, nicht für gerechtfertigt erachtet, schon aus Gründen der Zusammengehörigkeit der Familie. Indessen dürfte die Entscheidung des Entwurfes eher dem Gefühle des Volks entsprechen, welches mehr auf die nähere Zugehörigkeit zum Erblasser sieht und deshalb auch mit den Bestimmungen des gemeinen Rechts sich nie befreunden konnte.

Nur kurz haben die Besprechungen einzelner Theile des Entwurfes aufgeführt, nur einzelne herausgegriffene Stellen weiter mitgetheilt werden können, um wenigstens einen oberflächlichen Einblick in die aufgeführte Literatur, die doch nur ein Bruchtheil der bereits vorliegenden ist, zu gewähren, da sonst der verfügbare Raum weit überschritten sein würde.

V. Was das weitere Schicksal des Entwurfes anlangt, so finden Einzelne (Dr. Goldschmidt u. A.) den Entwurf ganz unannehmbar; auch Dr. Gierke spricht sich gegen die Annahme des Entwurfes aus und hält selbst von einer Besserung im Einzelnen nichts, da nur von einer Umschmelzung des ganzen Entwurfes etwas Gutes zu erwarten sei. Dies ist wol zu weit gegangen, selbst von dem Standpunkt Dr. Gierke's aus und aller derer, die eine größere Beachtung des deutschen Rechtes wünschen. Die von Bekker und Anderen für die Annahme angegebenen Gründe sind von Gierke wol nicht widerlegt. Auch der Umstand, daß eine Verwerfung des ganzen Entwurfes wenn nicht eine völlige Vereitelung des Werkes, so doch ein Hinausschieben der Vollendung auf eine nicht absehbare Reihe von Jahren bedeute, darf nicht unbeachtet bleiben, da er mit dem Wohl und Wehe des deutschen Volks, welches mehr und mehr unter der Rechtsverschiedenheit leidet, in engem Zusammenhange steht. Daß der Entwurf einen guten Kern hat, daß er, wenn auch in einzelnen Theilen mit weniger Glück bearbeitet, doch der Verbesserung fähig ist, darüber sind viele bedeutende Schriftsteller einverstanden und es muß dies auch von denen, die abweichende Meinung vertreten, beschränkt zugegeben werden. Dann heißt es aber rasch an das Werk zu gehen und wenigstens zur Verbesserung beizutragen in der Weise, wie es Prof. Dr. Schröder u. A. schon unternommen. Freudig würde es zu begrüßen sein, wenn weitere Kreise und ganz besonders Prof. Dr. Gierke bei seiner bewährten genauen Kenntniß des Rechts und des Entwurfes dazu mit beitragen wollten, sei es auch nur von ihrem Standpunkte aus; gerade von einer Arbeit des zuletzt Genannten, zu welcher in der von ihm benutzten Zeitschrift nach deren Zielen freilich keine Stelle war, würde eine größere Beachtung des deutschen Rechts bei der anderweiten Lesung des Entwurfes zu erhoffen sein und damit auch die Erfüllung seiner Wünsche. Die Erreichung des lange ersehnten Zieles, die Rechtseinheit des Deutschen Reiches, ist dann in sicherer Aussicht.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. Caroline Perthes geb. Claudius. Dargestellt von M. G. W. Brandt. Vierte sorgfältig überarbeitete Auflage. Mit Porträt und Facsimile und einem Weihnachtsbilde. Gotha. F. A. Perthes. 1890. 168 Seiten. 8°. Gebunden 3 Mark. — Man muß es als ein gutes Zeichen für den religiösen Sinn weiter Kreise unseres Volkes ansehen, daß dieses ernste Werkchen, das zunächst doch nur der Stolz der Geschlechtsangehörigen auf ihre Stammmutter veranlaßte, schon die vierte Auflage erlebt. Es ist ein Familienbuch in bestem Sinne, nicht nur in dem, daß es vorwiegend zwei reichbeglückte Familienleben, das des Vaters der Heldin Matthias Claudius und ihr eigenes schildert, sondern auch in dem, daß es dem Familiensinne der Gegenwart eine gesunde Nahrung zuzuführen geeignet ist. Die tiefe und doch natürliche Frömmigkeit Caroline's, ihres elterlichen und ihres eigenen Hauses, ihre religiöse Duldsamkeit, welche mit der von Lessing's Nathan werkthätige Liebe mehr als die dogmatischen Einzelheiten im Auge behielt, das zärtlichrührende Verhältniß, welches in ihrem Hause Groß und Klein verband, der tapfere Sinn, den auch sie in den Leidenstagen unseres Vaterlandes bewies — alles Das läßt neben der tüchtigen Bildung, welche das geistige Leben des Vaterhauses frühzeitig ihr zuführte, sie als ein Muster schöner Weiblichkeit erkennen, das man der Frauenwelt unserer Tage sehr wohl immer und immer wieder zeigen möchte.

Ltz. Veldes. Eine Idylle aus den Julischen Alpen. Geschildert von Amand Frhrn. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 40 Illustrationen von Ladislaus Benesch. Wien, Pest, Leipzig. O. J. Hartleben's Verlag. 176 S. Preis 4 ℳ. — Wie schon der Titel vermuthen läßt, haben wir es hier nicht mit einem Reiseführer herkömmlicher Art zu thun, sondern mit einer Schrift, welche die Touristerei vom ästhetischen Standpunkt auffaßt. In den Mittelpunkt seiner Schilderungen stellt der Verfasser den Krainer Flecken Veldes, reizend gelegen am gleichnamigen See, die Perle der Julischen Alpen, unweit des Eisenbahnknotenpunktes Tarvis, von Wienern viel aufgesucht. In seinen Erscheinungen und Gestaltungen bereits mehr dem sonnigen Süden angehörend, bietet dieser Ort ein mildes Klima, ein warmes Wasserbecken, die Nähe des Hochgebirges, eine stattliche Anzahl comfortabler Alpenherbergen, Haine und Anwesen, welche letztere einen fast geschlossenen Kranz am Ufersaum bilden; hierzu Thermalquellen, die eine unschätzbare Zugabe zu den anderen Vorzügen und Annehmlichkeiten bilden, deren sich Veldes rühmen darf; zudem versichert uns der Verfasser, daß es nur wenig den Wetterlaunen ausgesetzt ist und den Aufenthalt der Sommergäste bis tief in den Herbst hinein auszudehnen gestattet. Die weitere Umgegend bezeichnet er in landschaftlicher Beziehung als den „Park der Julischen Alpen"; vor dem Thore dieses Parkes glänzt das Weiß der Firnfelder und erschließen sich die wilden Felswüsten der Dolomite und zu nicht vielen Seen führt ein solcher „Corridor", in welchem alles Das zu sehen ist, was eine Hochalpenlandschaft auszeichnet. Der weitgereiste Verfasser beschränkt sich jedoch nicht allein auf eine lebenswarme und meisterhafte Schilderung dieser Gegend, sondern zieht in geistreichster Weise treffende Vergleiche zu anderen, durch ihre Naturreize ausgezeichneten, den Sommerreisenden meist wohl bekannten Gegenden. So giebt sich dieses, zudem in jeder Hinsicht künstlerisch ausgestattete, bilderreiche Buch als eine vorzügliche Leistung dieses hervorragenden Schriftstellers und muß sich der Besuch dieser Gegend an der Hand solcher Schilderungen, die uns mit Geschmack sehen lernen, wirklich zum Genuß gestalten. Die nöthigen touristischen Notizen über Gasthöfe, Reisetouren, Entfernungen, Preise u. s. w. läßt der Verfasser, um den Eindruck des Ganzen nicht zu stören, in einem Anhange folgen.

Ltz. Carl Flemming's Generalkarten. Nr. 40: Generalkarte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Entworfen und gezeichnet von F. Handtke. Nach den neuesten Materialien revidirt und ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung. Maßstab 1:6000000. 20. Auflage. Glogau 1889. C. Flemming. Preis 1 ℳ. — Eine buntfarbige Karte; dafür sind aber auch die vielen einzelnen Staaten dieser großen Republik recht deutlich von einander unterschieden; die Leserlichkeit der zahlreichen Namen von Städten, Flüssen u. s. w. hat darunter nicht gelitten. Die bisher gebauten Eisenbahnen sind eingetragen, insbesondere die durchgehenden pacifischen Linien durch rothen Druck hervorgehoben, wie ebenso die wichtigeren Dampferlinien. Regierungssitze der Staaten und Territorien sind durch schwarze Striche, und diejenigen Orte, in denen deutsche Consulate bestehen, durch rothe Striche markirt. Diese Karte, welche auch noch die angrenzenden britischen Colonien, die Republik Mexico und die spanischen Colonien gebührend berücksichtigt, bietet Dem, welcher sich Kenntniß von den Verhältnissen der Union verschaffen will, weitreichendes Material an die Hand und sei hiermit bestens empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 115. Donnerstag, den 26. September. 1889.

Das Schlafstellenwesen im Königreich Sachsen.

Von Dr. B. Dietrich.

In der Discussion über die Wohnungsfrage hat man sich allmälig daran gewöhnt, den Boden allgemeiner Erörterungen zu verlassen und durch wirkliche Beobachtung einzelner Seiten des Wohnungswesens diese ihrer praktischen Lösung näher zu bringen. Der Verein für Socialpolitik hat in den bekannten Berichten über die Wohnungsnoth der ärmeren Classen in deutschen Großstädten ein sehr werthvolles Material über die thatsächlichen Verhältnisse im Wohnungswesen beigebracht und es haben sich neuerdings die Behörden, insbesondere in Sachsen, bemüht, durch polizeiliche Vorschriften über das Halten von Schlafleuten auf einem begrenzten Gebiete des Wohnungswesens Wandel zu schaffen, auf welchem die vorhandenen Uebelstände am dringlichsten eine Abhilfe erheischen. Während man jedoch bisher über das Schlafstellenwesen nur unzusammenhängende örtliche Untersuchungen angestellt hat, möge das Folgende dazu dienen, über die Verhältnisse des Schlafstellenwesens im Königreich Sachsen ein zusammenfassendes statistisches Bild zu gewinnen.

Zunächst seien einige Bemerkungen über die statistische Erfassung des Wohnungswesens vorausgeschickt. So einfach es auf den ersten Blick erscheint, die Wohnungsverhältnisse einer Bevölkerung statistisch aufzunehmen, erhebt sich doch schon bei einer Untersuchung über die Zahl der vorhandenen Gebäude die Frage, welche Kriterien für die Messung der Intensität des Zusammenwohnens einer Bevölkerung dienen sollen. Die Reichsstatistik schwankt zwischen den Bezeichnungen „Wohnhäuser" und „bewohnten Gebäuden", die sächsische Statistik hat neben den „bewohnten Gebäuden" bei einer Erhebung (Volkszählung von 1875) die „bewohnten Hausgrundstücke" ermittelt. Daneben ist die Zahl der unbewohnten Wohnhäuser erhoben worden. Als geeigneter Maßstab für die Messung der Wohndichtigkeit kann nur die Zahl der „bewohnten Gebäude" gelten, und es darf in dieser Beziehung wohl angenommen werden, daß sich trotz der wechselnden Bezeichnung die Begriffe „Wohnhäuser", „bewohntes Gebäude", „bewohntes Hausgrundstück" ziemlich decken, so daß bei der einheitlichen Bearbeitung des Materials an einer Centralstelle ein zeitlicher Vergleich möglich erscheint. Geht man nun weiter ins Detail, so gilt es festzustellen: was ist eine Wohnung, was heißt Parterre, Zwischenstock, erster Stock u. s. w.? Auf diese Unterscheidungen soll hier nicht näher eingegangen werden, für den gegenwärtigen Zweck genügt es hervorzuheben, daß auch der Begriff einer „Schlafstelle" keineswegs scharf abgegrenzt ist. Dieser Begriff wird häufig verwechselt mit dem analogen des „Aftermiether", zur Feststellung des Begriffes muß daher bei der Bearbeitung des Materials vielfach die sociale Stellung der betreffenden Person mit berücksichtigt werden, so daß z. B. ein Kaufmann, welcher in den Listen als in Schlafstelle wohnend bezeichnet ist, durchweg als Aftermiether, dagegen ein Arbeiter oder Handwerker umgekehrten Falles als in Schlafstelle wohnend angenommen wird. Auch hier dürften die Ungenauigkeiten des Urmaterials durch die einheitliche Bearbeitung annähernd ausgeglichen sein.

Unter diesen Einschränkungen ergiebt sich zunächst über die Wohnverhältnisse der sächsischen Bevölkerung im Vergleich mit derjenigen des Reichs Folgendes.

Nach den Volkszählungen waren vorhanden

im Jahre	bewohnte Gebäude in Sachsen	bewohnte Gebäude im Reich	auf 1 bw. Geb. entfielen Bewohner in Sachsen	auf 1 bw. Geb. entfielen Bewohner im Reich
1871	252 810	5 380 000	10,1	7,7
1875	268 138	?	10,5	?
1880	275 299	5 631 8[illegible]3	10,8	8,0
1885	284 524	5 662 829	11,2	8,3.

Diese Ziffern bestätigen zunächst die größere Dichtigkeit der sächsischen Bevölkerung im Vergleich mit derjenigen des Reichs. Abgesehen von den Stadtstaaten Bremen, Hamburg und Lübeck hatte Sachsen nach der Volkszählung des Jahres 1885 mit 212 Einwohnern auf 1 qkm von allen Gebietstheilen des Reichs die höchste Bevölkerungsdichtigkeit, im Durchschnitt des Reichs betrug dieselbe nur 86 Einwohner auf 1 qkm. Bei dem überwiegend städtischen Charakter Sachsens, der einen ziffermäßigen Beleg darin findet, daß nach der letzten Volkszählung in Sachsen 59,4% der Gesammtbevölkerung gegen 43,7% der Reichsbevölkerung in Orten mit über 2000 Einwohnern wohnten, darf daher die größere Wohndichtigkeit der sächsischen Bevölkerung an und für sich nicht auffallen. Nach den obigen Ziffern entfielen auf ein bewohntes Gebäude in Sachsen im Jahre 1871: 10,1 Bewohner gegen 7,7 im Durchschnitt des Reichs und im Jahre 1885: 11,2 gegen 8,3 im Reich. Als ein nicht unbedenkliches Symptom muß es indessen bezeichnet werden, daß sowol in Sachsen als im Reich die Wohndichtigkeit der Bevölkerung in dem 14jährigen Zeitraum von 1871—1885 beständig zugenommen hat und zwar in Sachsen bedeutend stärker als im Reich. Daß in dem gedachten Zeitraume eine wesentliche Aenderung in der Bauart der Wohnhäuser stattgefunden habe, wodurch der Hochbau besonders gefördert sei, scheint bei den vielfachen gegentheiligen Bestrebungen kaum annehmbar; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß die Wohngelegenheit mit der Bevölkerungszunahme nicht gleichen Schritt gehalten und daß insbesondere durch den lebhaften Zuzug der ländlichen Arbeiterbevölkerung nach den Städten eine Wohnungsverschlechterung stattgefunden habe. Daneben ist es interessant zu beobachten, daß das Baugewerbe in Sachsen bedeutend höher in Blüthe steht als im Durchschnitte des Reichs, es wurden nämlich nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 in Sachsen 51 675 Personen oder 17,1‰ der Bevölkerung ermittelt, welche in Hauptbetrieben des Baugewerbes beschäftigt waren, gegen 533 511 oder nur 11,8‰ im Durchschnitt des Reichs.

Die größere Wohndichtigkeit Sachsens ist aber hauptsächlich beeinflußt durch die drei sächsischen Großstädte Dresden, Leipzig und Chemnitz, in welchen sich die Wohndichtigkeit in dem gedachten Zeitraume folgendermaßen gestaltete. Es entfielen auf 1 bewohntes Gebäude Bewohner

im Jahre	in Dresden	in Leipzig	in Chemnitz
1871	31,9	35,5	30,7
1875	32,0	36,9	30,9
1880	32,9	38,9	32,2
1885	34,4	41,3	34,1

Die Wohndichtigkeit ist in diesen drei Großstädten um das 3- bis 4fache höher als im Durchschnitt des Königreichs, im Jahre 1885 kamen in Dresden auf 1 bewohntes Gebäude 34,4 Einwohner, in Leipzig 41,3 und in Chemnitz 34,1. Es zeigt sich bei den Groß-

städten ebenfalls eine beständige Zunahme der Wohndichtigkeit, am ungünstigsten aber stellen sich sowol in der relativen Wohnziffer im Jahre 1885, als auch in der Zunahme der Wohndichtigkeit seit dem Jahre 1871 die Wohnungsverhältnisse in Leipzig dar. Ein Vergleich mit Berlin zeigt übrigens, daß die Wohnverhältnisse in den sächsischen Großstädten noch ungleich günstiger liegen, als in der Reichshauptstadt. In Berlin kamen nämlich im Jahre 1885 auf 1 bewohntes Gebäude 49,2 Personen, so daß der Reichshauptstadt der Vorrang in der Wohndichtigkeit gegenüber den sächsischen und auch wol den anderen deutschen Großstädten nicht streitig gemacht werden kann.

Eine von diesen allgemeinen Wohnverhältnissen abweichende, viel ungünstigere Entwickelung hat das Schlafstellenwesen in Sachsen genommen. Im Jahre 1871 wurden 48 186 Personen als in Schlafstelle wohnend in Sachsen ermittelt. Die Zahl stieg bis zum Jahre 1880 auf 68 332 und betrug im Jahre 1885 85 729. In diesem 14jährigen Zeitraume hat sich also die Zahl der in Schlafstelle wohnenden Personen nahezu verdoppelt. Es ist das ein Ergebniß der Statistik, welches unzweifelhaft als ein Symptom für eine ungesunde Entwickelung der Wohnverhältnisse der unteren Schichten der Bevölkerung gelten muß. Diese Erscheinung ist aber von um so schwerer wiegender Bedeutung, als es sich bei der Ausdehnung dieser niedrigsten Art des Wohnens in Sachsen nicht um locale Erscheinungen in den großen Städten handelt, welche man gewöhnlich für die Herde der Wohnverschlechterung hält, sondern da die Zunahme des Schlafstellenwesens ausschließlich auf das übrige Land entfällt.

Es betrug nämlich die Zahl der Schlafleute in den Jahren

	1871	1880	1885
		absolut	
in den 3 großen Städten	21 806	24 061	29 160
im übrigen Lande . . .	26 380	44 271	56 569
im Königreich	48 186	68 332	85 729
		auf 1000 Einwohner	
in den 3 großen Städten	61,8	50,2	55,3
im übrigen Lande . . .	11,9	17,7	21,3
im Königreich	18,8	23,0	27,0.

Während also die absolute Zahl der Schlafleute in dem gedachten Zeitraum in den 3 großen Städten nur von 21 806 auf 29 160 gestiegen ist und die relative Ziffer von 61,8‰ der Bevölkerung auf 55,3‰ abgenommen hat, ist die absolute Zahl der Schlafleute im übrigen Lande von 26 380 auf 56 569 und die relative Ziffer von 11,9‰ auf 21,3‰ der Bevölkerung gewachsen.

Die bedeutend höhere relative Ziffer der Schlafleute in den Großstädten entspricht der höheren Wohndichtigkeit in denselben überhaupt, die Zunahme des Schlafstellenwesens im übrigen Lande zeigt aber, daß es allgemeiner wirkende Ursachen sein müssen, auf welche diese Wohnverschlechterung zurückzuführen ist.

Verfolgt man die Entwickelung des Schlafstellenwesens in den einzelnen Kreishauptmannschaften mit Ausschluß der großen Städte und in den drei letzteren gesondert, so ergeben sich folgende Ziffern.

Es befanden sich Schlafleute

	in den Jahren					
	1871	1880	1885	1871	1880	1885
		absolut		auf 1000 Einwohner		
in der Kreish. Bautzen	3 077	5 678	6 134	9,3	16,2	17,2
" " " Dresden	3 805	7 517	8 992	7,6	12,8	14,6
" " " Leipzig	6 565	10 004	14 171	13,6	17,9	23,5
" " " Zwickau	12 933	21 072	27 272	14,5	20,9	25,2
" " Stadt Dresden	9 719	9 772	10 848	54,9	43,8	44,1
" " " Leipzig	6 882	9 410	11 412	64,4	63,8	66,9
" " " Chemnitz	5 205	4 849	6 900	76,3	50,9	63,2

Der Unterschied in der Entwickelung des Schlafstellenwesens in den großen Städten und im übrigen Lande tritt auch hier wieder scharf hervor. Während sich für alle drei Großstädte in der Periode 1871/80 eine relative Verminderung des Schlafstellenwesens zeigt, welche erst für die Periode 1880/85 wieder einer Zunahme weicht, ergiebt sich für sämmtliche Kreishauptmannschaften eine durchgängige Steigerung des Schlafstellenwesens in dem ganzen Zeitraume. Die höchste Intensität und Steigerung des Schlafstellenwesens zeigt sich in der Kreishauptmannschaft Zwickau in diesem Zeitraum von 14,5 auf 25,2‰ der Einwohner, an zweiter Stelle steht Leipzig mit 13,6 und 23,5‰ zu beiden Zeitpunkten, es folgt Bautzen mit einer Steigerung von 9,3 auf 17,2‰ und an letzter Stelle Dresden mit 7,6 und 14,6‰. Die niedrige Ziffer der Kreishauptmannschaft Dresden dürfte vielleicht auf die zahlreichen um Dresden gelegenen Villenorte zurückzuführen sein, ebenso nimmt auch unter den Städten Dresden als Residenz und Fremdenstadt eine Sonderstellung ein. Von den drei großen Städten zeigt Chemnitz die stärkste Verminderung des Schlafstellenwesens von 76,3 auf 63,2‰ in dem Zeitraume von 1871—85, Dresden hat eine Verminderung von 54,9 auf 44,1‰ aufzuweisen, dagegen zeigt Leipzig eine kleine Erhöhung von 64,4 auf 66,9‰.

Eine Unterscheidung des Geschlechts der Schlafleute ist leider nicht möglich, es dürfte in dieser Beziehung der Antheil des weiblichen Geschlechts von Interesse gewesen sein, ebenso muß auf eine Classificirung der Schlafleute nach Alter, Familienstand und Beruf verzichtet werden, dagegen bieten die Berichte der Gewerbeinspectoren einen nicht unerwünschten Commentar zu den gegebenen Zahlen.

Der Bericht der Gewerbeinspection Bautzen vom Jahre 1885 äußert sich dahin, daß in den Fabrikdörfern der Lausitz das Schlafstellenwesen wenig bemerkbar sei, es erkläre sich das dadurch, daß die jugendlichen Personen meist an ihrem Wohnorte Beschäftigung suchten und bei ihren Eltern, die gewöhnlich ein kleines Grundstück hätten, wohnten. Diese günstige Auffassung scheint indessen mit den oben für die Kreishauptmannschaft Bautzen angegebenen Ziffern nicht übereinzustimmen, die Zahl der Schlafleute hat daselbst 1871/85 von 9,3 auf 17,2‰ der Bevölkerung zugenommen und übertrifft im Jahre 1885 sogar die Ziffer für die Kreishauptmannschaft Dresden ohne Stadt.

Die Bezirke der Inspectionen Dresden und Meißen umfassen außer der Kreishauptmannschaft Dresden noch die beiden Amtshauptmannschaften Döbeln und Oschatz. Der Bericht der Inspection Dresden vom Jahre 1882 äußert sich dahin, daß sich von Seiten der Inspection gegen das Kost- und Logirgängerwesen solange nichts thun lasse, als die Wohlfahrt- und Sicherheitspolizei nicht einschreite. Im Berichte von 1884 wird das Quartiergängerwesen ebenfalls als ein unvermeidliches Uebel angesehen, gegen welches sich nichts thun lasse. Der Meißener Bericht klagt im Jahre 1885, daß sich die in mehreren Ziegeleien den Arbeitern zum Uebernachten angewiesenen Räume in höchst mangelhaftem Zustande befänden.

Der Leipziger Bericht vom Jahre 1881 sagt, daß über das Quartiergängerwesen keine besondere Klage vernommen sei. Im Jahre 1885 wurde dagegen berichtet, daß viele Familien wegen der hohen Miethpreise sich genöthigt sähen, Schlafstellen zu vermiethen, was zur Folge habe, daß auch Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Mitglieder der Familie seien, bei gleichen Wirthsleuten wohnten, wodurch hie und da die Sitte ungünstig beeinflußt werde. Durch die Ortsbehörden sei in den Fabriken angeschlagen, daß in Wohnungen, die nur aus zwei Räumen beständen, das Untervermiethen wie das Halten von Schlafleuten verboten sei; alleinstehenden Wittwen sei jedoch in solchen Fällen das Vermiethen einer Schlafstelle an eine weibliche Person nachgelassen. Aus der Amtshauptmannschaft Döbeln besagt der Meißener Bericht desselben Jahres, daß daselbst ein Gutachten über die Schlafstelleneinrichtung in einer Spinnereifabrik veranlaßt worden sei; in derselben wurde ein Schlafraum von 7,9 qm Bodenfläche, 20,6 cbm Luftraum und 2,6 m Höhe vorgefunden, in welchem für 4 Weberarbeiter Schlafstätten direct auf der Diele mit 0,3 m hohen Brettern als Trennungswänden und 0,45 m breitem Gang neben einander angeordnet gewesen wären. Dieser Raum wurde für 4 Arbeiter als zu klein befunden.

Die Gewerbeinspection Chemnitz äußert sich im Jahre 1884 dahin, daß viele Familien wegen der hohen Miethpreise Schlafstellen vermietheten. Daß diese Familien in Bezug auf den Miether meist nicht wählerisch seien, sei eine bekannte Thatsache, welche zu ändern wol immer nur ein Wunsch bleiben werde. In dem Bericht des Jahres 1885 wird mitgetheilt, daß der Stadtrath zu Chemnitz angeordnet habe, daß Personen verschiedenen Geschlechts nur dann einen gemeinschaftlichen Wohnraum als Schlafstelle benutzen dürften, wenn sie mit einander verheirathet oder in auf- und absteigender Linie verwandt seien. Der Bericht der Bezirksinspection Chemnitz vom Jahre 1884 klagt, daß die jungen Burschen, kaum der Lehre entwachsen, das elterliche Haus verließen und oft in demselbigen Orte in Schlafstelle gingen.

Der Gewerbeinspectionsbericht Zwickau vom Jahre 1883 bemerkt, daß in der Gegend von Gersdorf und Hermsdorf bei Lichtenstein bei den vielen daselbst errichteten neuen Kohlenwerken die Arbeiter wegen ihrer weiten Entfernung vom Arbeitsorte oft als Quartiergänger sich mit ganz beschränkten Raumverhältnissen begnügten. Als eine Abhilfe gegen diese Verhältnisse werden im Bericht vom Jahre 1885 die Arbeiterzüge der Eisenbahn, welche unter Uebernahme der Garantie einer bestimmten Arbeiterzahl seitens der Unternehmer eingerichtet seien, anerkannt. Die Erhebungen der Zwickauer Kreishauptmannschaft hätten verschärfte Bestimmungen über das Halten von Schlafleuten in verschiedenen Orten veranlaßt.

Diese meist gelegentlichen Aeußerungen der Fabrikinspectoren

bekunden übereinstimmend, daß die Unzuträglichkeiten des Schlafstellenwesens fast in allen Theilen des Landes lebhaft empfunden werden. Die Berichte des Jahres 1885 zeigen zugleich, daß man auf verschiedene Weise, durch Eisenbahnarbeiterzüge und polizeiliche Bestimmungen über das Halten von Schlafleuten, dem Uebel zu begegnen sucht. Ein Unterschied in den Größenkategorien wird in diesen Berichten nicht gemacht, es hat darnach den Anschein, als ob sich das Schlafstellenunwesen in gleicher Weise in größeren und kleineren Orten, in Städten und Dörfern breit mache.

Das Schlafstellenwesen stuft sich indessen sehr erheblich ab nach der Größe der Wohnorte. Die folgende Uebersicht giebt hierüber einen deutlichen Nachweis:

Es befanden sich nämlich im Jahre 1885:

	Einwohner	Schlafleute	auf 1000 Einwohner entfielen Schlafleute
in den Städten von 100 000 Einwohnern und mehr .	527 243	29 160	55,3
in den Städten von 10 000 bis 50 000 Einwohnern .	346 021	12 802	34,1
in den Städten von 5000 bis 10 000 Einwohnern . .	238 468	5 052	21,2
in den Städten von unter 5000 Einwohnern . . .	229 149	3 887	17,4
in den Dörfern von 5000 Einwohnern und mehr .	246 486	11 136	45,2
in den Dörfern von 3000 bis 5000 Einwohnern .	152 642	4 997	32,7
in den Dörfern von 1000 bis 3000 Einwohnern . . .	572 145	9 695	16,9
in den Dörfern von unter 1000 Einwohnern . . .	869 849	9 000	10,4

Diese Ziffern zeigen eine deutliche Abnahme der Intensität des Schlafstellenwesens nach der Einwohnerzahl der Orte. Auf der einen Seite stehen die Großstädte mit 55,3 Schlafleuten auf 1000 Einwohner und auf der anderen Seite das flache Land mit nur 10,4 ‰. Von den übrigen Größenclassen der Städte ist diejenige mit 10—50 000 Einwohnern wegen ihrer hohen Schlafstellenziffer mit 34,1 ‰ am bemerkenswerthesten. Ganz besonders verdient aber die außerordentlich hohe Ziffer der Schlafleute in den großen Dörfern hervorgehoben zu werden. Die Schlafstellenziffer in den Dörfern mit über 5000 Einwohnern, nämlich 45 ‰ ist fast um ein Drittel höher als diejenige der Städte mit 10—50 000 Einwohnern und diejenige der Dörfer mit 3—5000 Einwohnern, nämlich 32,7, erreicht fast die Ziffer der ebengenannten Städte. Diese hohen Ziffern sind unzweifelhaft zum größten Theile auf die Vorstadtdörfer der großen Städte zurückzuführen, sie bestätigen aber zugleich, insbesondere diejenige der Dörfer von 3—5000 Einwohnern, die obigen Ausführungen, daß keineswegs auf die Großstädte die Zunahme des Schlafstellenwesens zurückzuführen ist, sondern daß dieselbe eine allgemeine Erscheinung ist, welche sich über das ganze Land ausdehnt.

Ein besonderes Interesse dürfte es wol noch bieten, die Städte mit 10—50 000 Einwohnern nach ihrer Schlafstellenziffer einzeln aufzuführen. Die folgende Uebersicht zeigt die Entwickelung des Schlafstellenwesens in diesen Städten seit dem Jahre 1871, die Städte sind hier geordnet nach der Höhe der Ziffer im Jahre 1885. Daneben ist die Zahl der in Großbetrieben, d. h. in Betrieben mit über 5 Gehilfen thätigen Personen nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 aufgeführt.

Name der Stadt	Auf 1000 Einwohner entfielen Schlafleute			Von 100 Gewerbsthätigen waren 1882 in Großbetrieben thätig
	1871	1880	1885	
Limbach . .	—	—	98,3	47,6
Werdau . .	39,9	71,0	76,2	78,3
Plauen . . .	48,9	68,0	70,7	60,8
Reichenbach .	25,2	29,9	48,6	62,3
Meißen . . .	18,5	29,8	41,8	59,4
Crimmitschau .	30,5	34,6	36,4	66,4
Wurzen . . .	22,5	23,1	31,7	62,4
Pirna . . .	21,6	25,7	28,7	39,2
Zwickau . . .	54,7	37,3	27,9	63,7
Annaberg . .	17,2	25,6	26,5	38,4
Zittau . . .	24,7	26,8	26,1	56,9
Döbeln . . .	39,6	29,7	23,7	50,2
Bautzen . . .	27,7	26,6	22,9	49,8
Großenhain .	22,8	25,9	22,6	58,5
Glauchau . .	19,5	16,3	22,1	41,9
Freiberg . .	39,1	24,3	20,9	58,9
Meerane . .	30,1	35,9	17,8	46,0
Frankenberg .	17,8	10,9	12,5	44,0

Diese Städte zeigen wiederum eine große Abstufung in der Ziffer der Schlafleute, die Städte Limbach mit 98,3 ‰ Schlafleuten im Jahre 1885, Werdau mit 76,2 ‰ und Plauen mit 70,7 ‰ nehmen die höchsten Stellen ein, am niedrigsten stehen Freiberg mit 20,9 ‰, Meerane mit 17,8 ‰ und Frankenberg mit nur 12,5 ‰. Im Uebrigen ergeben sich seit dem Jahre 1871 nicht unwesentliche Schwankungen in der Reihenfolge. Die Ziffer der Gewerbethätigen in Großbetrieben ist zum Vergleich herangezogen, um einen Parallelismus des Schlafstellenwesens mit der Großindustrie nachzuweisen, zu beachten ist dabei allerdings, daß sich die Ziffer der Gewerbethätigen auf das Jahr 1882 bezieht. Dieser Parallelismus zeigt sich zwar nicht durchgängig, immerhin aber deuten die höheren Ziffern der großindustriellen Arbeiter bei den Städten mit hoher Schlafstellenziffer, besonders des Jahres 1885, darauf hin, daß die Großindustrie auf das Schlafstellenwesen einen unverkennbaren Einfluß auszuüben scheint.

Von den oben aufgeführten Städten seien noch die Resultate einer Enquête über das Schlafstellenwesen in Plauen hervorgehoben, welche zum Zwecke des Erlasses eines Schlafstellenregulativs im vorigen Jahre vom Stadtrath angestellt wurde. Diese Enquête ergab, „daß bei 1096 Quartiergebern in 1230 Schlafräumen 2038 (1036 männliche und 1002 weibliche) Quartiergänger nächtigten. Ein beträchtlicher Theil der in Plauen beschäftigten Arbeiter, insbesondere die böhmischen Maurer und Handarbeiter, wohnen auf den benachbarten Dörfern in Schlafstellen. Durch die Erhebung ist weiter ermittelt worden, 1) daß bei 401 Schlafräumen weniger als 10 cbm Luftraum auf eine Person kommt, 2) daß in 415 Schlafräumen weniger Betten als Personen vorhanden waren, 3) daß in 316 Fällen die Quartiergänger mit den Wirthen oder deren Angehörigen dieselben Räume theilten, 4) daß in 10 Fällen (!) Quartiergänger verschiedenen Geschlechts, ohne Familienangehörige zu sein, in denselben Räumen nächtigten." Der Stadtrath zu Plauen hat in Erwägung gezogen, ob nicht folgende Bestimmungen über das Halten von Schlafleuten zu erlassen seien: a) Von fremden Schlafgängern benutzte Räume müssen von Schlafräumen der Wirthe und deren Angehörigen völlig getrennt sein. b) Küchen, Hausfluren, Keller und offene Bodenräume dürfen als Schlafräume nicht benutzt werden. c) Personen verschiedenen Geschlechts dürfen nicht in einem gemeinsamen Raume untergebracht werden, wenn sie nicht zu einer Familie gehören. d) Jeder Schlafraum muß mit einer verschließbaren Thür und einem die Lüftung ermöglichenden Fenster versehen sein, sowie jeder Person wenigstens 10 cbm Luftraum bieten. e) Für jeden Schlafgänger muß eine besondere Lagerstätte, sowie eine Waschvorrichtung zur Verfügung stehen. f) Die Wirthe haben von ansteckenden Krankheiten Anzeige zu machen. g) In jedem Schlafraume sind die vom Stadtrath erlassenen Vorschriften an sichtbarer Stelle anzubringen.

Aus der vorstehenden Untersuchung hat sich also ergeben, daß in Sachsen das Schlafstellenwesen eine große Ausdehnung erfahren hat, daß es ferner nicht die großen Städte, sondern das übrige Land ist, auf welches diese Ausdehnung entfällt, und daß die bisherigen Versuche, dem Schlafstellenwesen entgegen zu arbeiten, nur locale Bedeutung haben. Im Schlafstellenwesen, wie bei der Wohnungsfrage überhaupt, scheinen aber neben ortsstatutarischen Vorschriften allgemeine landesgesetzliche Bestimmungen sehr wünschenswerth. Aenderungen werden hier nach zwei Richtungen möglich sein, einmal in sanitärer Hinsicht durch Bestimmungen über die Beschaffenheit der Schlafräume und dann in Bezug des Niederlassungsrechtes der Arbeiter resp. der Errichtung großer industrieller Etablissements überhaupt. Wenn in letzterer Beziehung etwas geschehen soll, so ist hier vor Allem nur auf dem Wege allgemeiner Bestimmungen zu helfen. Sehr beachtenswerth sind in dieser Beziehung die Vorschläge, welche Leuthold*) in den Schriften des Vereins für Socialpolitik über eine eventuelle Verpflichtung des Nachweisens der Wohngelegenheit durch die Arbeitgeber macht. Zwar würden auch hier wieder allgemeine Bestimmungen örtliche Modificationen erleiden können, eine alleinige Regelung durch ortsstatutarische Bedingungen würde jedoch die Gleichmäßigkeit der Productionsbedingungen stören. Aber auch für diese Frage ist zunächst noch ein sorgfältige Beobachtung der thatsächlichen Verhältnisse und der Beziehung des Schlafstellenwesens zu den verschiedenen Industriezweigen erforderlich.

Die Uebelstände, welche das Schlafstellenwesen in Sachsen allmälig erzeugte, haben im vorigen Jahre dem Ministerium des

*) Die Wohnungsnoth der ärmeren Classen in deutschen Großstädten. Schr. d. V. f. Socialpolitik B. 30, S. 27 ff.

Innern Veranlassung gegeben, durch die Kreishauptmannschaften Erhebungen über das Schlafstellenwesen zu veranstalten.*) Wenn eine Reform der Wohnverhältnisse der arbeitenden Classen angestrebt wird, so kann man allerdings nur wünschen, daß eine genaue Erforschung der Verhältnisse hier vorausgeht, soll aber diese Reform über den Rahmen ortsstatutarischer Bestimmungen hinausgehen, so dürfte die Forderung nicht ungerechtfertigt sein, daß bei der nächsten Volkszählung auf die Bearbeitung der in Schlafstelle wohnenden Personen ein besonderes Gewicht gelegt werde, und daß eine nähere statistische Untersuchung derselben als Basis eines weiteren allgemeinen gesetzlichen Vorgehens diene.

*) Verordnung des Minist. d. Innern, die Regelung des Schlafstellenwesens betr., Zeitschr. für Praxis u. Gesetzgebung der Verwaltung. 1888.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— **Erinnerungsblätter an Feldgottesdienst und Predigt**, gehalten auf Befehl Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. bei Oschatz am 8. September 1889 von Garnisonprediger **Heinemann**. Herausgegeben zum Besten des sächsischen Landes-Militär-Hilfsvereins. Dresden 1889, Lehmann'sche Buchdruckerei. 15 S. 8. — Das Büchlein enthält neben unserem Berichte über den Verlauf des Feldgottesdienstes die Predigt des Garnisonpredigers Heinemann aus Dresden über Römer 8, 31 und das Gebet des Diaconus Wetzke aus Oschatz. Wir haben schon früher an anderer Stelle unserer Freude über die markigen, ernsten, schönen Worte dieser Predigt und dieses Gebetes Ausdruck verliehen; sie waren so recht der eigenartigen Weihe dieses Gottesdienstes entsprechend. Wir haben sie nicht nur damals mit tiefer Bewegung gehört, sondern auch jetzt wieder in derselben Stimmung gelesen und sind dessen gewiß, daß jeder einigermaßen empfängliche Leser sie mit Andacht und innerer Befriedigung lesen wird. Mögen die Erinnerungsblätter recht weite Verbreitung finden, nicht nur unter Denen, die selbst der gottesdienstlichen Feier beiwohnen durften, sondern auch unter Denen, denen es nicht vergönnt war, an ihr Theil zu nehmen. Es wäre recht wünschenswerth, wenn jeder sächsische Soldat in den Stand gesetzt würde, die Worte dieser Feldpredigt auf sich wirken zu lassen.

G. Oe.— **Kaiser-Worte.** Festgabe für die Kaisertage am 12., 13., 14. und 15. September 1889. Hannover, Wolff & Hohorst. 18 S. Gr. 8°. Preis: 10 Pf. — Das Büchlein enthält die Worte, die der Kaiser seit seiner Thronbesteigung öffentlich gesprochen hat, die Proclamationen und Erlasse bei seinem Regierungsantritte, die Verordnungen und Tagesbefehle bei dem Unglück von Samoa, bei der Ueberführung der Fahnen aus dem Palais Kaiser Wilhelm's I., die Thronreden bei Eröffnung des Reichs- und Landtages, die Reden in Frankfurt, bei Eröffnung der Unfallverhütung, an die Kaufmannschaft in Berlin, den Weihespruch bei der Grundsteinlegung in Metz, die Trinksprüche in Wien, Rom, Oldenburg, Berlin, Braunschweig, München, Karlsruhe, Münster, Dresden, Minden und Hannover. Vollständig ist die Sammlung nicht, wir vermissen u. A. die berühmte Rede bei dem Johannitertage und den Weihespruch bei der Grundsteinlegung des Reichsgerichts, — aber eine absolute Vollständigkeit war wol nicht beabsichtigt. Die Worte an die Vertreter der Stadt Berlin und an die Bergleute sind wol aus besonderen Gründen weggeblieben. Trotz dieser Lücken ist die Zusammenstellung recht dankenswerth, das Büchlein verdient die weiteste Verbreitung. Ist es doch ganz besonders geeignet, die markige, echt königliche Persönlichkeit des Kaisers dem Volke nahe zu bringen. Wir empfehlen es eindringlich zur Massenverbreitung, zu der es auch durch seinen ungemein billigen Preis bei trefflicher Ausstattung geeignet ist. Der Umschlag zeigt ein hübsches Bild des Kaiserpaares und die Wahlsprüche der Hohenzollern von Kurfürst Friedrich I. an.

J. R. **Lebensbilder der drei Kaiserinnen Augusta, Victoria und Augusta Victoria.** Den deutschen Frauen gewidmet von **Fedor von Köppen**. Berlin, Hermann Peters. 2,40 ℳ — Kaiserbiographien besitzen wir genug, noch aber fehlt es uns an Lebensbeschreibungen, die sich mit unseren drei Kaiserinnen beschäftigen. Hier liegen nun aus der Feder des bekannten vaterländischen und militärischen Schriftstellers Fedor von Köppen die Lebensbilder der drei ersten Kaiserinnen des neuen Reiches vor, die anziehend geschrieben sind und eine Empfehlung verdienen. Die Porträts der drei hohen Frauen sind dem Texte beigegeben.

J. R. **Friedrich Gerstäcker's Ausgewählte Werke.** Zweite Volks- und Familien-Ausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von **Dietrich Theden**. Bd. 3 u. 4. Jena, Herm. Costenoble. — Wir liehen bereits bei der Anzeige der beiden ersten Bände der neuen Gerstäcker-Ausgabe der Ueberzeugung Ausdruck, daß der einst so gefeierte Schriftsteller auch heute noch keineswegs veraltet sei. Diese Ansicht wird durch die beiden neuen Bände bestätigt. Was ist z. B. diese Erzählung „**Gold!**“ für ein fesselndes Buch, für ein interessantes Bild aus jener Zeit vor vierzig Jahren, da das gelbe Metall in Californien entdeckt wurde, und Alles aus aller Welt nach diesem noch halb gesetzlosen Lande hinströmte, in der Hoffnung, in kurzer Zeit steinreich zu werden, um schließlich mit wenigen Ausnahmen enttäuscht heimzukehren oder unterzugehen: eine ungemein lebendige Illustration zu dem uralten und doch immer neuen Thema des Vergil'schen auri sacra fames, des Goldhungers, der die Menschen herabwürdigt und wieder zu Bestien macht! Und wie viel Belehrendes über bereits historisch gewordene Vergangenheit enthalten außerdem diese Erzählungen Gerstäcker's aus den fernen Welttheilen! Band 4 bringt „**Unter dem Aequator**“, eine Geschichte, die nach Batavia führt und uns Java mit seinen reichen Kaufherren, armen Bendiführern, den Sitten und Bräuchen, Denken und Handeln der Menschen in Stadt und Land daselbst, mit dem Gesellschaftsleben im Hause des vornehmen Holländers und dem nicht minder charakteristischen Treiben in den lärmenden Ronggings, den Spielhöllen und Opiumhöhlen schildert, und zwar äußerst anziehend schildert. Preis pro Band 1,80 resp. 2,50 ℳ

G. Oe.— Das 15. Heft der von uns mehrfach erwähnten und empfohlenen Sammlung „**Deutsche Schlösser und Burgen**“ von **Schulte vom Brühl** (Leipzig, Voß' Sortiment, G. Haessel) enthält eine Schilderung des Kyffhäusers. (41 S. 8°. Preis 50 ₰.) Es ist einigermaßen schwierig, wenn nicht ganz unmöglich, über den sagenumwobenen Bergesalten in der güldenen Aue noch etwas Neues zu sagen. Die Kyffhäuserliteratur ist gerade in den letzten Jahrzehnten ungemein angeschwollen; Berg und Burg sind auf das Genaueste durchsucht und durchwühlt, Sagen und Mären gesammelt, die landschaftlichen Eindrücke und Bilder nach jeder Richtung hin geschildert worden. Etwas Neues bietet denn auch die vorliegende Schilderung nicht, aber sie bietet das Alte gut geordnet und in gefälliger Einkleidung; manchmal schimmern freilich die Quellen fast zu deutlich erkennbar durch. Die Schreibweise des Verfassers, die in den ersten Heften allzusehr an den Feuilletonisten erinnerte, ist etwas „buchwürdiger“ geworden, dabei aber frisch und lebendig geblieben. Am wenigsten gelungen ist die Schilderung der Fernsicht; doch sind bekanntlich solche Schilderungen die schwierigsten Aufgaben. Die Geschichte der Burg ist etwas mager ausgefallen, die Darstellung des Zusammenhanges der Kyffhäusersage mit dem altgermanischen Göttermythus kommt über Andeutungen nicht hinaus, was der Verfasser selbst mit dem beschränkten Raum entschuldigt. Vielleicht hätte er besser daran gethan, die doch weitbekannten Sagen fortzulassen und dafür die „Hundert Einzelzüge“ anzuführen, die auf das Hervorgehen der Kyffhäusersage aus dem Mythus hinweisen sollen. Die beigegebenen Zeichnungen sind in diesem Hefte weniger gut als in den früheren; die von der Ruine Rothenburg ist geradezu schlecht zu nennen.

G. Oe.— Im Verlage von A. Schmidt in Anklam sind zwei Abreißkalender erschienen, die einer freundlichen Aufnahme würdig erscheinen. Ein alter Bekannter ist der **Armee-Kalender** von **H. v. Below**, Generallieutenant z. D. (Preis: 1 ℳ). Er enthält außer den gewöhnlichen kalendarischen Notizen ziemlich ausführliche Aufzeichnungen über die an den betreffenden Tagen seit dem dreißigjährigen Kriege gelieferten Schlachten, ferner Geburtstage der deutschen Fürsten und Prinzen, sonstige vaterländische Gedenktage und Winke für den Garnisondienst. Der andere ist **für die evangelischen Landeskirchen** bestimmt (Preis: 50 ₰). Er bietet außer dem Datumzeiger tägliche Losungen aus der heiligen Schrift und die Fest- und Gedenktage sämmtlicher deutschen Landeskirchen. Die Ausstattung beider ist hübsch und der Eigenart des Kalenders angemessen.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 116. Sonnabend, den 28. September. 1889

Zur Jubelfeier des königl. stenographischen Instituts zu Dresden.

Von Prof. Dr. **Karl Bruno Rotter.**

Ehrenreich und bedeutungsvoll ist für das Königreich Sachsen das Jahr des Heils 1889. Des wiedererstandenen Deutschen Reiches dritter Kaiser, mit ihm zahlreiche deutsche und fremde Fürsten, Mitglieder des Bundesrathes und des deutschen Volkes erwählte Vertreter waren vor wenig Monaten in der festlich geschmückten Haupt- und Residenzstadt Dresden bei der Jubelfeier der 800jährigen Herrschaft der erlauchten Wettiner über die Mark Meißen die classischen Zeugen von dem beredten Ausdruck innigster Zusammengehörigkeit des sächsischen Regentenhauses und seines Volkes.

Die bei diesem ungewöhnlichen Anlaß aus der Tiefe der Volksseele heraus mächtig hervorquellende Liebe und Verehrung, welche unterschiedslos die Vertreter aller Stände und Berufsclassen veranlaßten, sich huldigend den Stufen des Thrones zu nahen, waren dem Gefühle ehrfurchtsvollen Dankes für die tausendfältigen Segnungen einer weisen und milden, wahrhaft landesväterlichen Regierung entflossen, der Sachsen seine wirthschaftliche Wohlfahrt und hohe Blüthe in Wissenschaften und Künsten zuzuschreiben hat.

Auch die deutsche Kurzschrift hatte sich dieser auszeichnenden Beachtung und pfleglichen Fürsorge schon in früher Zeit und in einem Umfange zu erfreuen, wie sich ihrer bisher noch kein anderer Staat angenommen hat. Sie war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts außerhalb der kleinen begeisterten Schaar der Jünger derselben noch wenig bekannt, hatte doch bis dahin ein dringendes Bedürfniß nicht vorgelegen, sich seiner Kunst zu bedienen, welche als ein Kind der Neuzeit erst aus deren Forderungen heraus sich entwickelte. Das öffentliche Leben, wie es in der Folge in der Tagespresse, in Versammlungen und namentlich im Zeitalter der Parlamentsthätigkeit in die äußere Erscheinung trat, hatte aber bald die Nothwendigkeit erkennen lassen, von der Kurzschrift einen mehr und mehr zunehmenden Gebrauch zu machen. Alle bisherigen Stenographiesysteme hatten sich aber für eine allgemeine und umfassende Verwendung unzureichend erwiesen. Franz Xaver Gabelsberger's fruchtbarer Forschersinn hatte in Erkennung der Lautgesetze und der Eigenart der deutschen Sprache endlich das richtige Mittel zur rechten Stunde ergründet, „Idee und Wort im Flug der Zeit ans Räumliche zu binden; — und, was er fand, das gab er hin, um Nutzen zu verbreiten". Diese Kurzschrift deutscher Erfindung bestand zunächst ihre Feuerprobe in der Ständekammer des ersten deutschen Verfassungsstaates, Bayern. Daß die einhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages ihres geistvollen Schöpfers auch zu Anfang dieses jubelreichen Jahres, wie anderwärts, so auch in Sachsen und seiner Hauptstadt festlich begangen werden konnte, weist auf ein besonderes Blatt in dem unvergänglichen Ruhmeskranze seiner erlauchten Fürsten hin, unter deren sicherem Hort diese Münchener Kunst in ungeahnter Weise Verbreitung gewonnen hat.

Als ein schwaches Reis wurde Gabelsberger's deutsche Kurzschrift aus der bayerischen Muttererde nach Sachsen verpflanzt. In richtiger Würdigung ihres Nutzens und ihrer allgemeinen Bedeutung hatte die sächsische Staatsregierung dieses zarte Gewächs in ihren sorglichen Schutz genommen. Das nunmehr zum kräftigen Baume erstarkte königl. stenographische Institut, welches am 3. October 1839 zuerst als Staatsanstalt organisirt wurde, dankt heute, an dem Jubeltage seines 50jährigen Bestehens, in tiefster Ehrfurcht zunächst seinem königl. Schirmherrn für den ihm jederzeit huldvoll gewährten Schutz, in größter Ehrerbietung auch der königl. Staatsregierung für die ungezählten Beweise behördlicher Fürsorge und Aufmunterung, und nicht zuletzt auch den Ständen des Landes, zu deren Dienst die Angehörigen dieser Anstalt pflichtgetreu stets bereit sind, für das ihm zu allen Zeiten in Wort und That so vielfach bekundete Wohlwollen.

Dieser Jubeltag bietet einen geeigneten Anlaß zu einer Rückschau, zumal es sich hierbei um eine aus der eigensten Entschließung aller damaligen maßgebenden Organe Sachsens ins Leben gerufene Staatsanstalt handelt, welche als ruhender Pol in der stenographischen Bewegung dieser wichtigen Kunst sehr ersprießliche Dienste und ihrer weitesten Verbreitung nachhaltigen Vorschub zu leisten vermochte.

Aber nicht allein das geschichtliche Interesse ist es, welches dazu anregt, den reichen Inhalt einer nunmehr halbhundertjährigen Thätigkeit mit ihren eben so zahlreichen als bedeutsamen Acten und Kundgebungen dem Gedenken einzuprägen und im Gedächtniß der Zeitgenossen festzuhalten. Freudig wird vielmehr jeder unbefangene Beobachter in den Ergebnissen der Wirksamkeit dieser Anstalt auch das Walten eines Geistes erblicken, der eine Bürgschaft dafür gewährt, daß die von fester und sicherer Hand in früherer Zeit gesponnenen Fäden auch in die Zukunft hinübergeleitet werden.

In den zahlreichen Veröffentlichungen des stenographischen Instituts liegt ein theilweise von kundiger Feder bereits gesichtetes, in Bezug auf die letzten Jahrzehnte aber einer zusammenfassenden Bearbeitung noch harrendes überreiches Material vor, welches dem dereinstigen Verfasser einer besonderen Geschichte des stenographischen Instituts und seiner Bedeutung für die Kurzschrift eine werthvolle Unterlage für seine Aufzeichnungen abgeben wird. Die Fülle des vorhandenen Stoffes, andererseits die für eine entsprechende Behandlung desselben zu kurz bemessene Zeit haben genöthigt, sich für jetzt auf eine kurze Schilderung der Entstehung, der Entwickelung und der bisherigen Thätigkeit des stenographischen Instituts zu beschränken und hierbei der besseren Uebersicht halber die Amtsperioden der verschiedenen Vorstände, welche auf die Leistungen des ihnen untergeordneten stenographischen Instituts selbstverständlich einen maßgebenden Einfluß ausübten, besonders ins Auge zu fassen.

Der auf Grund der 1831er Verfassung im Jahre 1833/34 in der Landeshauptstadt abgehaltene erste constitutionelle Landtag bildete den äußeren Anlaß zur Verpflanzung der Münchener Kunst nach Dresden durch den damaligen bayerischen Rechtspraktikanten Franz Jacob Wigard, den sein bewährter Lehrer und Freund Gabelsberger dem Leiter des im Arnold'schen Verlage erschienenen Landtagsblattes zur stenographischen Aufnahme der Verhandlungen warm empfohlen hatte. Wigard, welcher nach kurzer Zeit schon diese Stelle mit einer ähnlichen Beschäftigung für die in Dresden erscheinenden außerordentlichen Beilagen zur Leipziger Zeitung vertauscht hatte, trat bald nachher auf Anregung der sächsischen Staatsregierung in den diesseitigen Staatsdienst über, nachdem er seine Verbindlichkeiten gegen die bayerische Staatsregierung und seinen Meister ordnungsgemäß gelöst hatte. Wigard's Verpflichtung bestand nächst der möglichst treuen und vollständigen Wiedergabe der ständischen Verhandlungen auch noch in der Ausbildung für den Landtagsdienst geeigneter Personen durch Unterweisung in dieser Kunst. In beiden Ständekammern hatte man sich, wie die in der angezogenen Denkschrift angeführten anerkennenden Aeußerungen hervorragender Abgeordneten bekunden, inzwischen sowol von der Wichtigkeit und größeren Vollkommenheit dieses unübertroffenen Ersatzmittels für die bisherigen Sitzungsprotokolle zur Genüge überzeugt, als man auch von der Nothwendigkeit einer Verstärkung des stenographiekundigen Personals durchdrungen war. Beim 1836/37er Landtage arbeitete Wigard bereits mit seinen fünf ersten Schülern, zu denen sich im Jahre 1837 noch eine weitere

Hilfskraft, beim 1845/46er Landtage noch ein 7. Mitglied gesellte. Vom ordentlichen Landtage im Jahre 1849 ab waren dann acht ständige Stenographen im Dienste.

Die praktische Tüchtigkeit der sächsischen stenographischen Landtagskanzlei hatte sich inzwischen derart bewährt und einen so guten Ruf erlangt, daß ein Theil derselben unter ihrem Leiter auf Ersuchen der königl. preußischen Regierung im Jahre 1847 die Verhandlungen des damals in Berlin versammelten vereinigten preußischen Landtags und im Jahre 1848 auch des ständischen Ausschusses aufnahm. Treffliches leisteten die Mitglieder auch bei der 1848er Nationalversammlung in Frankfurt am Main, deren 50er Ausschuß sich mit einem entsprechenden schriftlichen Ersuchen an das sächsische Gesammtministerium gewendet hatte, worin betont wurde, daß Sachsen allen Staaten Deutschlands in der Förderung der Stenographie vorangegangen sei und sie auf die höchste Stufe gebracht habe.

Glaubte man seiten der königl. Staatsregierung anfänglich auf die mechanische Schreibfertigkeit der Stenographen den Hauptwerth legen zu sollen, so kam man doch im Laufe der Zeit infolge der nicht durchgehends befriedigenden Leistungen der in der Minderzahl verwendeten Subalternbeamten dazu, dem Vorschlage Wigard's entsprechend das Augenmerk auf wissenschaftlich gebildete Männer zu richten, welche mit den Staatswissenschaften, insbesondere mit den Grundsätzen der Staatsverwaltung und der Rechtspflege vertraut waren. Die Vermehrung der Zahl der Stenographen und der ihnen zur Unterstützung beigegebenen Copisten, sowie die mit dieser Verstärkung der Kanzlei Hand in Hand gehende Zunahme der Geschäfte des selbst praktisch thätigen Vorstandes führte endlich zu der, durch die Verordnung vom 3. October 1839 vollzogenen Organisation des stenographischen Instituts, das bereits vorher durch ständige Ertheilung stenographischen Unterrichts den Charakter einer Lehranstalt für Stenographie angenommen hatte. Dieses Datum bezeichnet demnach den Tag, an welchem das stenographische Institut als eine von der Regierung selbst anerkannte und organisirte Anstalt in die Reihe der sächsischen Staatsanstalten eingetreten ist. Nach dieser Verordnung concentrirte sich das stenographische Institut wesentlich in der Person seines Vorstehers, welcher dasselbe nach außen allein bleibend vertrat, während alle anderen zur Wirksamkeit des Instituts erforderlichen Arbeitskräfte nur für den Fall des Bedarfs zeitweilig herbeigezogen werden sollten, ohne zu ersterem in eine feste Stellung zu treten und ohne daß dadurch ein wirkliches Anstellungsverhältniß für die Betheiligten begründet wurde. Diese Verhältnisse haben aber nach und nach thatsächlich manche Veränderungen und zweckmäßige Verbesserungen erfahren. Die Angelegenheiten des Instituts, sowol was dessen Beziehungen zum Landtage, als die persönlichen Verhältnisse der Mitglieder desselben an sich betrafen, bildeten gelegentlich der verschiedenen Berathungen einer Landtagsordnung wiederholt den Gegenstand der Verhandlungen in beiden Kammern, wobei auch die Frage, ob die inzwischen ständig angestellten Stenographen ähnlich dem Archivar als ständische Beamte oder als Civilstaatsdiener zu gelten hätten, erörtert, aber zu Gunsten der letzteren Auffassung im Sinne der Regierung entschieden wurde.

Die Rücksichtnahme der königl. Staatsregierung und der Ständeversammlung auf das stenographische Institut, welches in dauernder Abwesenheit des 1843 zum Professor ernannten Vorstandes Wigard seit 1848 von dem Institutsmitgliede Gottlob Friedrich Schladitz als dessen Stellvertreter geleitet wurde und vom 11. Juni 1850 ab unter der interimistischen Vorstandschaft desselben stand, fand besonders in der im Jahre 1850 nothwendig gewordenen, im Wesentlichen noch heute giltigen Reorganisation dieser Staatsanstalt einen bezeichnenden Ausdruck.

Diese Organisation hatte zunächst den mehr äußerlichen Vortheil, daß sie den Institutsmitgliedern eine festere und gesicherte Lebensstellung verschaffte, während bezüglich der darin vorgesehenen vielseitigeren Verwendung der vorhandenen Kräfte zunächst Alles beim Alten blieb.

Nach dem Uebertritt des zweiten einstweiligen Institutsvorstandes ins königl. Staatsarchiv entschied sich das Ministerium dahin, die mit der Vorstandschaft des Instituts verbundenen Geschäfte künftighin durch ein vom persönlichen Landtagsdienst befreites Mitglied des Ministeriums auftragsweise verwalten zu lassen, und betraute hiermit am 30. October 1854 den damaligen Regierungsrath Hugo Häpe, dessen Uebernahme der Geschäfte von weittragender Bedeutung für das ihm unterstellte Institut werden sollte.

Die Mitglieder des stenographischen Instituts, denen es bislang nur an der wünschenswerthen Anregung und Förderung gefehlt hatte, schlossen sich freudig und vertrauensvoll der thatkräftigen und umsichtigen Leitung ihres Vorstandes an. Befähigte den neuen Vorstand die genaue Kenntniß der von ihm bei Professor Heyde sowol theoretisch gründlich erlernten, als auch bei vielfachen Gelegenheiten literarisch und journalistisch nicht minder praktisch erprobten Stenographie zu einem maßgebenden Urtheile über dieselbe, wodurch er sich ebenso innerhalb des damals noch lose verbundenen Institutskörpers, wie auch später innerhalb der Gabelsberger'schen Schule eine achtunggebietende Stellung verschaffte, so wurde das Gewicht seiner Stimme und seines Einflusses noch durch den äußeren Umstand von Bedeutung, daß er ausschließlich die Obliegenheiten eines königl. Commissars mit denen eines Institutsvorstandes vereinigte und nicht, wie die früheren Leiter des Instituts, gleichzeitig als Landtagsstenograph und Lehrer eine den übrigen Mitgliedern mehr ebenbürtige Stellung einnahm. Wie auf Verbesserung der materiellen Lage seiner Beamten war des Reg.-Raths Häpe Augenmerk von vornherein auch auf eine wesentliche Erweiterung der Thätigkeit des Instituts nach verschiedenen Seiten hin gerichtet gewesen, und war es bei der zur Durchführung gelangten Organisation des Instituts in erster Linie die Anregung der Mitglieder zu einer mehr wissenschaftlichen Thätigkeit, wozu die Einführung regelmäßiger Institutsberathungen nicht unwesentlich beitrug, welche theils die wissenschaftliche Entwickelung und Fortbildung des Systemes, theils den Verkehr mit auswärtigen stenographischen Körperschaften, theils den stenographischen Unterricht und die Verbreitung des Systemes, die Herstellung von Lehrmitteln und die stenographische Literatur zum Gegenstande hatten.

Die in dieser 1850er Organisation gelegenen Keime galt es vor allen Dingen zu entwickeln und fruchtbringend zu machen und geschah dies vorzugsweise dadurch, daß die bereits ins Leben gerufenen, neben dem Elementarunterrichte hergehenden und an denselben sich anschließenden Fortbildungscurse zu einer regelmäßig fortbestehenden Einrichtung erhoben wurden und mit denselben die Abhaltung von Wett- und Preisschreiben verbunden ward. Der mit auswärtigen Kunstgenossen, besonders Lehrern und Vereinen geführte lebhafte Briefwechsel führte zur Gründung einer eigenen, 1856 unter dem Namen „Correspondenzblatt" herausgegebenen stenographischen Zeitschrift, welche noch heute zu den reichhaltigsten Organen der Gabelsberger'schen Schule gehört.

Neben erfolgreicher Fürsorge für Anschaffung einer möglichst vollständigen und dem stenographischen Publicum unentgeltlich zugänglichen einzigartigen Bibliothek wurde auch der Statistik der Stenographie, deren Ergebnisse in einem seit 1858 alljährlich erscheinenden Taschenbuche, dem jetzigen Jahrbuche der Schule Gabelsberger's niedergelegt werden, eine hervorragende Sorgfalt gewidmet. Nicht minder fand die zu immer gründlicherer Durchforschung des wissenschaftlichen Gebiets anregende eigene selbständige literarische Thätigkeit der Institutsmitglieder nach allen Richtungen hin liebevolle Förderung.

So wurden die Mitglieder des Instituts auch in der Zeit außerhalb der Landtage in ununterbrochener Verbindung untereinander und in unausgesetzter Thätigkeit für das Institut und ihre Kunst erhalten. Insbesondere wurde durch Einführung von Berathungen, welche die wissenschaftliche Entwickelung und Fortbildung des Systemes bezweckten, eine der hauptsächlichsten Bestimmungen des dem Institute vom königl. Ministerium des Innern gegebenen Regulativs vom Jahre 1850 erfüllt und dadurch gleichzeitig eine der gründlichsten und bahnbrechendsten Revisionen des Gabelsberger'schen Systemes unterm 16. November 1854 eingeleitet, welche unter Kenntnißnahme und Mitwirkung der außerhalb des Institutsverbandes stehenden berufensten Vertreter der Schule vollendet und von denselben gebilligt, noch heute unter dem Namen der 1857 festgestellten „Dresdner Beschlüsse" von der überwiegenden Mehrheit namentlich der deutschen Kunstjünger gehandhabt und berücksichtigt wird.

Diese Systemsrevision bildete den Schluß einer jahrelangen mühevollen Arbeit, welche noch heute der Anknüpfungs- und Ausgangspunkt weiterer, minder dringlicher Reformbestrebungen ist. Erst die Vollendung dieses in seiner Bedeutung mehr und mehr gewürdigten Werkes gab die Berechtigung zur Forderung der Einführung dieses als formales Bildungsmittel werthvollen Lehrgegenstandes in den Unterrichtsplan der höheren Schulen. Wie in der Schrift „Die Stenographie als Unterrichtsgegenstand" von Reg.-Rath Häpe die Frage, ob die Stenographie in den Schulen zu lehren sei, mit den überzeugendsten Gründen bejahend beantwortet wurde, so geschah das bezüglich der Frage, nach welchem Systeme dieser Unterricht stattzufinden habe, mit gleich durchschlagender Wirkung zu Gunsten der Gabelsberger'schen Stenographie.

Auch dem Vereinswesen, als einem mächtigen Förderungs-

mittel der Propaganda für die stenographische Kunst, widmete der Vorstand seine ungetheilte Aufmerksamkeit und größere, wie kleinere Verbindungen, deren eine erhebliche Anzahl ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannten, sind ihm noch heute dankbar für die gegebenen, auf fruchtbaren Boden gefallenen Anregungen und Unterstützungen. In Würdigung dieser fortgesetzt bethätigten erfolgreichen Bemühungen und Bestrebungen für die Förderung der Gabelsberger'schen Stenographie und dadurch mittelbar für die Hebung der Leistungsfähigkeit und Bedeutung des stenographischen Instituts wurde dem bereits 1860 zum Geheimen Regierungsrathe beförderten Vorstande im Jahre 1863 und später wiederholt die ausdrückliche Anerkennung der höchsten vorgesetzten Behörde zu Theil.

Auf seine Einwirkung ist auch eine an die Kreisdirectionen im April 1865 gerichtete Verordnung des Ministeriums des Innern zurückzuführen, welche die Einführung der Stenographie im Gendarmeriecorps betraf und in welcher die Mittel und Wege, das angestrebte Ziel zu erreichen, genauer bezeichnet werden. Die Folge davon war, daß in Dresden vom Institute sehr zahlreich besuchte Unterrichtscurse gegeben und auch die aus der Provinz eingehenden stenographischen Arbeiten demselben zur Durchsicht und Unterweisung behändigt wurden.

In die nach allen Beziehungen hin vom besten und nachhaltigsten Erfolge gekrönte zwölfjährige amtliche Thätigkeit des commissarischen Vorstandes, welchem ein bewährter alter Stamm von treuen Mitarbeitern in den Personen von Heyde, Heinrich Rätzsch und Zeibig zur Seite stand, riß der unerbittliche Tod kurz vor des Geh. Reg.-Raths Häpe Ausscheiden eine schmerzliche Lücke, indem Professor Rätzsch, welcher als vorzüglicher Systematiker, Lehrer, Schriftsteller und unübertroffener Autograph einen weitverbreiteten Ruf genoß, im Frühjahre 1865 nach kurzem Krankenlager starb. Sein Andenken wurde auf Anregung aus der Mitte der Erweiterten Sitzungen des stenographischen Instituts durch eine seinen Namen tragende Stiftung geehrt, deren Erträgnisse die Mittel gewähren, fähige und hoffnungsvolle Jünger der Kunst durch Stipendien zu unterstützen, durch Prämien aufzumuntern und später auch invalid gewordenen, unbemittelten, praktischen Stenographen für ihren Lebensabend eine laufende Unterstützung zu bieten.

Nach dem Ende 1865 infolge Anhäufung von anderweiten Amtsgeschäften unvermeidlich gewordenen Rücktritte von der unmittelbaren Leitung des stenographischen Instituts bot sich dem bisherigen Vorstande in seiner Eigenschaft als königl. Commissar für die Angelegenheiten dieser Anstalt doch noch vielfach Gelegenheit, sein dauerndes Interesse an der Schöpfung Gabelsberger's und an den Bestrebungen der Vertreter dieses Systems zu bethätigen, indem bei allen über den engeren Wirkungskreis des stenographischen Instituts hinausreichenden Fragen sein Rath und seine Entscheidung maßgebende Bedeutung behielten. Das Institut, einzelne Vereine und größere stenographische Körperschaften haben bei verschiedenen Jubiläen, deren Mittelpunkt der königl. Commissar bildete, wiederholt erwünschte Gelegenheit gefunden, ihrer dankbaren Gesinnung und Anerkennung so vielfacher Verdienste um die einheitliche Ausgestaltung und um die Verbreitung der Gabelsberger'schen Kurzschrift Ausdruck zu geben, den bezeichnendsten und treffendsten wol durch die Stiftung einer „Häpe-Denkmünze", welche Vereinen und einzelnen Personen, die sich um die Gabelsberger'sche Schöpfung hervorragend verdient gemacht haben, als besondere Auszeichnung verliehen wird.

Director Professor Dr. ph. Moritz Heyde, gleich seinem namhaften ehemaligen Amtsgenossen Professor Heinrich Rätzsch ein Schüler Wigard's, hatte sich bereits vor seiner im Jahre 1866 erfolgten Uebernahme der Vorstandschaft einen ehrenvollen Namen in stenographiekundigen Kreisen erworben. Die eine raschere Erledigung der Geschäfte des Landtags ins Auge fassende neue Landtagsordnung der 1870er Jahre nöthigte den neuen Vorstand zu einer dauernden Verstärkung der stenographischen Landtagskanzlei, durch jeweilige Heranziehung zweier weiteren stenographischen Hilfskräfte aus den Reihen der akademischen Jugend und zu einer auf praktische Erfahrungen gegründeten zweckmäßigen Turnuseintheilung, durch welche in der That eine Beschleunigung in der Ablieferung der stenographischen Manuscripte bewirkt wurde.

Auch die durch die politische Neugestaltung Deutschlands inzwischen eingetretenen mannigfachen Veränderungen blieben insofern nicht ohne Einfluß auf das Institut, als regelmäßig 3 Mitglieder desselben, mit Genehmigung des königl. Ministeriums des Innern, im Interesse der Gabelsberger'schen Stenographie und ihrer wirksamen Vertretung während der Dauer des früheren norddeutschen, jetzt deutschen Reichstags im stenographischen Bureau dieser politischen Körperschaft ständig beschäftigt wurden.

In seiner staatlichen Eigenschaft hatte das Institut auch mehrfach Anlaß, der Frage der praktischen Verwendbarkeit der Stenographie für die verschiedenen Berufszweige näher zu treten, und geschah dies insbesondere gelegentlich der Vorbereitung und Vorberathung der neuen sächsischen Prozeßordnung Ende der 1860er Jahre und anläßlich der besonders wichtige Materien berührenden deutschen Reichsjustizgesetze. In dieser Beziehung hatte das Institut wiederholt seine Stimme erhoben und mehrere bei verschiedenen Anlässen durch sein von hochgestellten praktischen Juristen im Staatsdienst und in der Rechtsanwaltschaft unterstütztes juristisches Mitglied, Professor Dr. Zeibig, verfaßte Denkschriften sowol an die maßgebenden Stellen in Sachsen gelangen lassen, als auch sich an den Bundesrath und den deutschen Reichstag, sowie an den deutschen Juristentag gewendet. Dankbar hat das Institut hierbei der actenkundigen wohlwollenden Aufnahme derartiger Vorstellungen bei den sächsischen Justizministern, Excellenzen Dr. Schneider und Dr. v. Abeken, und auch der förderlichen Einflußnahme der sächsischen Ständeversammlung zu gedenken, in welcher sich namentlich das rechtskundige Mitglied der Zweiten Kammer, Abgeordneter Schreck, in überzeugungsvoller durchschlagender Weise inner- und außerhalb der Kammer für Aufnahme der Stenographie in die neue sächsische Prozeßordnung, namentlich in das Gesetz über die Geschwornengerichte aussprach.

Am bemerkenswerthesten waren die Erfolge der Bemühungen der stenographischen Gesammtheit auf dem Unterrichtsfelde. Auf eine bei der Zweiten Kammer der sächsischen Ständeversammlung am 22. März 1872 in der 63. Sitzung zur Verhandlung gelangte Petition des sächsischen Stenographenbundes wurde auf Antrag des Abgeordneten Wigard gegen nur 2 Stimmen beschlossen, der Staatsregierung unter Abgabe dieses Gesuches zur Erwägung zu geben, ob nicht an allen höheren Lehranstalten die Gelegenheit zur Erlernung der Stenographie zu bieten und deshalb geeignete Vorkehrung zu treffen sei. Am 20. Januar 1873 trat die Erste Kammer unter Befürwortung ihres Referenten Kammerherrn Frhr. v. Burgk diesem Beschlusse einstimmig bei. Das königl. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts (gez. Dr. v. Gerber) erließ bereits unter dem 7. Mai 1873 eine diese Angelegenheit in zweckentsprechender Weise regelnde Verordnung.

Auf Grund dieser Verordnung wurde der stenographische Unterricht von Michaelis 1873 bezüglich Ostern 1874 ab begonnen. Wie sehr übrigens das königl. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts mit dieser Verordnung im Sinne des Landes gehandelt, erhellt unter Anderem aus der anstandslosen Bewilligung der für die Zwecke des stenographischen Unterrichts erforderlichen, nicht ganz unerheblichen Summe von beiden Kammern des Landtags und der ausdrücklichen Anerkennung, welche die Ausdehnung des stenographischen Unterrichts auch auf die Seminarien im Deputationsbericht der II. Kammer gefunden hat. In einer unter der nächsten Vorstandschaft am 20. März 1884 erlassenen Bekanntmachung bestimmte das königl. Cultusministerium noch, daß die Stenographie für die Schüler der drei Oberclassen der Realschulen II. Ordnung facultativer Lehrgegenstand sei, wodurch die bisher vorgeschriebene Einholung der Genehmigung des königl. Ministeriums in Wegfall kam.

Garantie dafür, daß auch wirklich befähigte Personen, denen es neben der allgemeinen Bildung an der tüchtigen Ausbildung in der Stenographie nicht fehlt, den stenographischen Unterricht ertheilen, bot eine weitere, von den Ministerien des Innern und des Cultus (unterzeichnet: „von Nostitz-Wallwitz" und „Dr. von Gerber") unter dem 1. Februar 1875 erlassene Bekanntmachung.

Bereits am 9. Februar desselben Jahres erschien die vom königl. Ministerium des Innern genehmigte Prüfungsordnung, deren §. 1 bestimmt, daß zur Abnahme von Prüfungen innerhalb des stenographischen Instituts eine besondere Prüfungscommission gebildet werde. Zur Bescheinigung der allgemeinen Vorbildung ist von dem Bewerber nach §. 5 dieser Ordnung das Reifezeugniß oder das Zeugniß über die bestandene Schulamtscandidatenprüfung beizubringen, oder dieselbe in sonst glaubhafter Weise darzuthun.

In den von der Staatsregierung mit den Ständen am 22. August 1876 vereinbarten Gesetzen über die höheren Unterrichtsanstalten fanden auch die näheren Bestimmungen über den facultativen Unterricht in der Stenographie an denselben Aufnahme Durch diese gesetzliche Regelung nahm der stenographische Unterricht im ganzen Lande einen erneuten und gedeihlichen Aufschwung.

Die Beziehungen zu den stenographischen Vereinen waren auch unter Heyde's Vorstandschaft der gemeinschaftlich vertretenen Sache angemessen, doch hielt sich das Institut infolge der mit dem Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule gemachten, wenig

erfreulichen Erfahrungen mehr im Hintergrunde, nahm jedoch gern sich ungesucht darbietende Gelegenheiten wahr, auch seinerseits die der Wahrung der Systemeinheit und stenographischen Propaganda zu gut kommenden allgemeinen Bestrebungen zu unterstützen, wozu es bei den vom „allgemeinen deutschen Stenographenbund“ alle 5 Jahre (bis jetzt in Leipzig, Frankfurt am Main und Berlin) abgehaltenen Stenographentagen, sowie durch die aus der Rätzschstiftung zu gewährenden Prämien und Stipendien mehrfache geeignete und willkommene Veranlassung fand. Infolge Heyde's am 1. October 1878 erfolgten Ausscheidens aus dem Staatsdienste wurde Regierungsrath Professor Heinrich Krieg zum Vorstande des Instituts ernannt, unter dessen nunmehr 11jähriger Leitung diese Anstalt einen weiteren gedeihlichen Aufschwung genommen hat. Krieg hatte bereits vor seiner im Jahre 1865 an die Stelle des verewigten Professor Rätzsch erfolgten Berufung erfolgreiche Propaganda für die Verbreitung der Gabelsberger'schen Stenographie in Preußen gemacht und war auch nach seinem Eintritt ins stenographische Institut sein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die Kurzschrift Gabelsberger's zum Zwecke ihrer immer tiefer in die Volksschichten eindringenden Verbreitung möglichst volksthümlich zu machen. Diesem Zwecke dient sein Lehrbuch der stenographischen Correspondenzschrift, sowie auch seine stenographische Uebertragung des neuen Testamentes, worin an Tausenden von Eigennamen und sonstigen Wörtern der Beweis geführt werden konnte, daß die stenographische Schrift nicht, wie von Laien behauptet wird, eine Wort- oder Silbenschrift, sondern, gleich der Currentschrift, eine Laut- oder Buchstabenschrift ist, dieselbe in jeder Beziehung den Bestimmungen der deutschen Sprache Rechnung trägt und, wie die gewöhnliche Schreib- und Druckschrift, sich den gegebenen Raumverhältnissen anzuschmiegen vermag. Nicht minder bedeutsam, wenn auch vorläufig noch ohne nachhaltige Wirkung, ist die auf Anordnung Sr. Excellenz des Staatssecretärs Dr. v. Stephan von Krieg bearbeitete „Poststenographie“, welche der Stenographie als Nationalschrift die Wege bahnen sollte. Hierzu traten später noch die in ihrer Anordnung sich zu propagandistischen Zwecken eignenden Systemskarten, Unterrichtstafeln und ähnliche schriftstellerische Erzeugnisse.

Das stenographische Institut wurde durch Krieg bei der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 und bei ähnlichen Gelegenheiten vertreten, wodurch Verbindungen mit auswärtigen wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Körperschaften hergestellt wurden, welche eine praktische Verwerthung der Institutskräfte, z. B. bei den deutschen Juristentagen, bei landwirthschaftlichen und sonstigen Wanderversammlungen, beim schlesischen Provinzial- und Generallandtage vermittelten und zum Theil für die Dauer gesichert haben. Die Geschäfte des Instituts gewannen ausweislich der auf 7000 Nummern jährlich angewachsenen Schrift-Ein- und Ausgänge bald eine außerordentliche Ausdehnung. Die Institutsmitglieder hatten es außer ihrer praktischen Thätigkeit im Wesentlichen mit der Unterrichtsertheilung und mit wissenschaftlichen Arbeiten ihres Berufes zu thun, die ihre Zeit in angemessener Weise vollständig ausfüllten. Krieg förderte durch zweckmäßige Vertheilung der Amtsgeschäfte und durch eine den Neigungen und den Fähigkeiten des Einzelnen gerecht werdende Zutheilung des Arbeitsstoffes die Arbeitsfreudigkeit und die Leistungsfähigkeit seiner Amtsgenossen. Neben dem zunächst vertretenen Gabelsberger'schen Systeme wurde in erhöhtem Grade auch den fremden Systemen Beachtung geschenkt, welche den Gegenstand eingehenden Studiums der mit der Berichterstattung betrauten Mitglieder bildeten, dessen Ergebnisse im amtlichen Organ des stenographischen Instituts, sowie zum Theil in eigenen Schriften niedergelegt und durch Vorträge in engeren und weiteren Kreisen bekannt gegeben wurden.

Auch dem Vereinswesen wurde erneut Zeit und Mühe gewidmet. Am Sitze des Instituts ward in Rücksicht auf die noch immer nicht aufgegebene Hoffnung einer früher oder später doch stattfindenden Verwendung der Stenographie in der Rechtspflege unter dankenswerther Beihilfe des verdienstvollen Senatspräsidenten Lamm ein Verein für Advocatur-, Gerichts- und Verwaltungsstenographie ins Leben gerufen, den „Erweiterten Sitzungen“ des stenographischen Instituts, welche schon unter der Leitung des Geh. Rath Häpe einen Sammelpunkt von Freunden und Gönnern der stenographischen Kunst bildeten, wurde erneute Theilnahme zugewendet, der Gesammtverein der Gabelsberger'schen Stenographenvereine im Königreich Sachsen reorganisirt und zu einer seinem Namen durch die That entsprechenden lebensfähigen Körperschaft erhoben. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, wie denn auch in neuerer Zeit die Beziehungen zu den auswärtigen Kunstgenossen sich immer befriedigender gestaltet haben, so daß hieraus schon die günstigsten Folgerungen für eine gemeinsame künftige Thätigkeit zu Nutz und Frommen der Gabelsberger'schen Stenographie gezogen werden können.

Dem stenographischen Institute wurde auch wiederholt Anlaß geboten, seine Bücherschätze, seine literarischen Erzeugnisse, Nachweise über praktische Leistungen und Schülerarbeiten bei allgemeinen und insbesondere graphischen Ausstellungen vorzulegen, und erhielt dasselbe in Wien die Verdienstmedaille, in Dresden die silberne Medaille und in Brüssel die goldene Medaille als höchste Anerkennung.

Aber nicht ausschließlich auf sich selbst beschränkt blieb die Thätigkeit des stenographischen Instituts. In Erkenntniß der Richtigkeit des Dichterwortes, daß „in der Kräfte schön vereintem Streben sich erst entwickelt wahres Leben“, — daß insbesondere nur in genossenschaftlicher Verbindung und im engen Anschluß an gleichstrebende Kunstjünger die Lösung gewisser allgemeiner Aufgaben, namentlich die Erhaltung der Reinheit und die organische Fortbildung, sowie die wünschenswerthe größtmögliche Verbreitung der Gabelsberger'schen Kurzschrift überhaupt erst möglich wird, hat das stenographische Institut nicht nur jederzeit seine Bereitwilligkeit gezeigt, in dieser Richtung bekundete Vereinswünsche durch Wort und That zu unterstützen und zu fördern, sondern hat sich auch keine Mühe verdrießen lassen, selbst solche Vereinigungen ins Leben zu rufen und bereits bestehende Körperschaften erforderlichen Falles durch Anregungen und Zuwendungen geeigneter Art zu kräftigen und in den Stand zu setzen, Ersprießliches zu leisten. Das stenographische Institut trat in der Eigenschaft einer Staatsanstalt durchaus unpersönlich hervor und genügte lediglich der Erfüllung einer ihm von seiner Oberbehörde vorgezeichneten Pflicht, wenn es unter Bekämpfung und Beseitigung entgegenstehender Hindernisse den Kunstgenossen im Rahmen der ihm gestellten Aufgaben so weit thunlich entgegenkam. Immer fand es auf seinem Wege, auch wenn es sich zeitweilig von der großen Heerstraße fern zu halten genöthigt sah, doch den freundlichen Zuspruch und Beifall zahlreicher unbeeinflußter Kunstjünger.

So hat sich denn endlich auch zur aufrichtigen Befriedigung und Genugthuung der Jubelanstalt nach und nach die Ueberzeugung in den Kreisen der Gabelsberger'schen Kunstgenossenschaft Bahn gebrochen, daß das stenographische Institut keine größere Ehre erstrebt, als im Vordertreffen für die Kunst mit zu wirken, die ihr feindlichen nnd schädlichen Bestrebungen zu bekämpfen und mit zu helfen, Gabelsberger und seine Schöpfung zu immer größerer Geltung und zu immer höherem Ansehen zu bringen. Das stenographische Institut, dem es seiner ganzen Organisation nach naturgemäß nur um die Sache, nie um Personen zu thun sein kann und darf, hat wiederholt und insbesondere gelegentlich der Stenographentage durch den Mund seiner berufenen Vertreter allen Bestrebungen, welche zum Vortheil der Gabelsberger'schen Kunst dienen können, Aufmunterung, Beihilfe und Anerkennung gezollt, hat sich auch nie der ihm obliegenden Aufgabe entzogen, die dieser angesehenen Versammlung unterbreiteten Vorlagen und die von ihr gefaßten Beschlüsse eingehender Begutachtung zu würdigen, und hat, unbekümmert darum, daß ihm eine unmittelbare Bethätigung seines Interesses nicht vergönnt war, doch keinen Augenblick gezögert, das Gute und Zweckmäßige anzunehmen. Wenn gegenwärtig, ohne Zuthun des stenographischen Instituts, sich von Neuem in weiteren Kreisen der Schule Gabelsberger's das Verlangen regt, ihm wieder eine mehr active Rolle bei den Arbeiten und Berathungen wichtiger Systems- und Organisationsfragen zu übertragen, so erblickt dasselbe in einem solchen Entgegenkommen lediglich eine erfreuliche Zustimmung zu seinem bisherigen, ihm schon durch seine Amtspflichten vorgeschriebenen, objectiven Verhalten. Die im „Correspondenzblatt“ veröffentlichten Acten des Instituts sind Beweis genug dafür, daß und wie es den ihm gestellten Aufgaben bestmöglich gerecht geworden und dieselben gelöst oder doch zu lösen versucht hat.

Das stenographische Institut, dem es in seinem eigenartigen Entwickelungsgange beschieden ist, die einzige Staatsanstalt dieser Gattung zu sein, — das aber gern diese Auszeichnung, welche es bislang allein genoß, zum Heil und Segen der Gabelsberger'schen Stenographie mit anderen gleichartigen Anstalten theilen würde — wird im Sinne und Geiste der ihm von seiner vorgesetzten Behörde ertheilten Anweisungen fort und fort für des Meisters geniale deutsche Erfindung wirken und auch nicht ermatten, wenn diesen pflichtgemäßen Bestrebungen Hindernisse sich entgegenstellen; darf es doch der sicheren Hoffnung sein, in diesem Bemühen und bei etwaigen Kämpfen Schulter an Schulter in treuer Bundesgenossenschaft sich zu befinden mit allen wohlmeinenden zahlreichen Vertretern der Schule Gabelsberger's.

Druck von [illegible] in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 117. Dienstag, den 1. October. 1889.

Zur Ethik des Ritterthums in der Zeit des Minnesangs.

Von Dr. F. Tetzner.

Die Ethik des Ritterthums beruht natürlich auf den sittlichen Anschauungen der Kirchenlehrer im Mittelalter. Indeß mußte die eigenthümliche Stellung des Ritters, insofern er dem Weltleben eine größere Bedeutung zumaß, auch eine andere Bethätigung sittlicher Ideen hervorrufen. Die Kirchenlehrer damaliger und früherer Zeit machten gleich Plato (vergl. Wundt, Ethik S. 339 ff. — Wuttke 56 ff. — Ziegler I.) das Gute zum Mittelpunkte der Weltanschauung. Das höchste Gut war Gott, dem der Weise (Plato: σοφός. Clemens: γνωστικός) am nächsten stand. Mönchthum und Kirche unserer Zeit räumten diesen Platz dem Asketen ein. Dem Weisen, wie dem Asketen ziemt das beschauliche Leben (ἀπάθεια, ἀταραξία) vor dem öffentlichen. Die Ethik war Tugendlehre, die Pflichtenlehre trat in den Hintergrund und fußte auf dem Dekalog. Um das Gute zu thun, muß der Mensch die schon von Plato geforderten vier weltlichen Tugenden Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), Weisheit (σοφία), Besonnenheit (σωφροσύνη) und Mannheit (ἀνδρεία) besitzen; seit Clemens gesellte man die drei christlichen Tugenden hinzu: Glaube, Hoffnung, Liebe (fides, spes, caritas). Diesen Tugenden standen die sieben Todsünden gegenüber: Hochfahrt, Zorn, Traurigkeit, Geiz, Völlerei, Verschwendung, Neid.

Sittliche Fragen des Ritterthums behandeln besonders der Wälsche Gast Thomasin's, der Winsbeke, Wolfram und Walther; etwas entfernter steht Freidank, insofern er mehr auf den Laien überhaupt, nicht auf den Ritter Rücksicht nimmt. Die Tischordnungen, welche Anstandsregeln besonders bei Tische aufstellen, übergehe ich hier. — Die Weiterentwickelung der Ethik durch die Scholastik fällt — abgesehen von Abälard — nach der Blüthezeit des Ritterthums. — Die Sätze Thomasin's sind frei entwickelt aus Seneca, Boethius, Isidor, Hildebert von Tours, Gregor d. Gr., Johannes von Salisbury. Joh. v. Elmendorf führt alle Sätze seines Lehrgedichtes auf die Bibel, auf Dichter und Philosophen zurück, auf Salomo, Matthäus, Sallust, Cicero, Boethius, Seneca, Juvenal, Horaz, Ovid, Lucan, Terenz, Xenophon. Auch das französische Werk „L'ordre de Chevalerie" stellt als wesentliches Erforderniß für den Ritter die Befolgung der sieben Tugenden und Unterlassung der sieben Hauptsünden hin. Den philosophischen Gottesbegriff Plato's und der mittelalterlichen Ethiker führt Thomasin in die deutsche Sprache ein. Er sagt: oberstez guot, daz ist unser herre got. — Das Ideal des Menschen war den Rittern freilich nicht der Mönch und Asket. — Hartmann's Gregorius sieht im Mönch nur den „betrogenen Klostermann". Der ritterliche Winsbeke, der durch seine Belehrung schließlich in seinem Sohne den Gedanken ins Kloster zu gehen erweckt, preist mit glänzenden Worten das Ritterthum.

Als vollkommenen Menschen zeichnet Thomasin einen solchen, der das Ritterthum in weiterem Sinne verwirklicht, der sich zu Hofe wohl zu betragen weiß, bieder, charakterfest, „vrum" ist und Alles aus freiem Entschlusse thut. — Dabei ist dem Dichter das Speerbrechen Nebensache, doch sieht er darin einen schönen Schmuck des Lebens. Das Waffnen gegen die Untugend macht das Ritterthum aus. So ist zum antiken Weisen die christliche Religiosität gekommen. Der christliche Weltflüchtige hat sich mit der Welt ausgesöhnt und Gefallen an ihr gefunden. Der altgermanische Recke tritt in milderer Gestalt auf, und nur spärlich treten uns Ausrufe des alten Fatalismus entgegen; so in der ergreifenden Klage der Kudrun: „Ich soll nicht Wonne finden!"

Während der Mönch das Gelöbniß der Armuth, des Gehorsams, der Ehelosigkeit ablegte und im beschaulichen Leben mit Verzicht auf die eigene Persönlichkeit theoretisch sein Ideal sah, ist der Ritter ganz anders gesinnt. Er zieht hinaus in die Welt und ist ihr Herr. Offen treten die ritterlichen Dichter dafür ein, daß zur Manneswürde Geld und Gut gehört und daß der nur ein halbes Leben führen kann, dem dies abgeht. Dieser unerhörte Satz, den die Kirche nicht auszusprechen wagte, ist seit der Zeit des Spervogel, Walther, Konrad von Würzburg in das Lehrgebäude jedes einsichtigen Sittenlehrers übergegangen. Der Mönch, der sich im Besitze einer höheren Weltanschauung glaubte und die irdischen Güter verachtete, mußte mit seinen Gedanken doch Schiffbruch leiden, er scheute sich nicht, von geschenkten oder gebettelten Gütern zu leben. Die ritterliche Ethik hat zuerst den Werth des Besitzes und der Arbeit erkannt. Das Ideal des Ritters, sein „wunsch" ist die Saelde, und das ist der beglückende Besitz geistiger und irdischer Güter. Der Gral ist der Saelden Wunsch, der Saelden Frucht, „Erden wunsches übermal" und er kann von geistiger und leiblicher Krankheit befreien und enthält allerlei Speise und Getränk (Parzival 238. 470).

Demuth und Gehorsam werden zwar wiederholt zur Pflicht des Ritters gemacht, namentlich auch in dem unechten Rittergelöbniß Wilhelm's, aber die Ritter dachten nicht wie der Sohn des Winsbeken, in der Jugend Hab und Gut den Armen zu geben. Das sparten sie sich für's Alter auf. Der Winsbeke sagt: „Sohn, es war immer der Laien Gewohnheit, daß sie den Pfaffen Haß entgegenbrachten." Freidank und Walther bestätigen dies. Friedrich I. und II. mit ihren Rittern kämpfen gegen Papst und Kirche; die Tage von Canossa konnten nicht wiederkehren. Wie schüchtern nimmt Thomasin den Papst gegen Walther in Schutz. Freidank sagt: „der bâbest ist ein irdesch got und ist doch dicke der Rômaer spot."

Die Stelle des Gehorsams gegen die Kirche nimmt bei den Rittern die Treue gegen den Lehnsherrn ein. Schöne Zeugnisse von edelster Bethätigung der Mannestreue meldet die Geschichte wie die Poesie. Dort einen Hartmann v. Siebeneichen, der opfermuthig seinen Kaiser rettet, und einen H. v. Kalledin, der in allen Wirrsalen treu zum Oberhaupte des Reiches steht, hier die Helden des Nibelungenliedes. Zur Treue ist auch die Vaterlandsliebe zu rechnen, deren Pflege und Ruhm in jener Zeit beginnt. Im Pilatus heißt es von der deutschen Sprache, daß man ihr immer Rauheit und Unbeholfenheit vorwerfe, man möge sie aber nur biegen und schmieden, dann stehe sie an Kraft und Zierlichkeit keiner anderen nach. Die deutschen Kaiser finden in den Geschichtschreibern und in der Kaiserchronik ihre Lobredner, aber auch Wolfram (Willehalm 434), Walther und der Dichter des Grafen Rudolf stimmen in dies Lob ein. „Hoch mit hoher Würde gebiert der Kaiserkrone der höchste Rang. Wo wäre ein Nebenbuhler? Andere Kronen christlicher Fürsten sind ein Wind dagegen" (Willeh.). „Ein dem Kaiser Ebenbürtiger ward nie geboren" (Rud.). „Pylatus hätte mit Recht den Tod verdient. Aber man fürchtete das deutsche Volk mehr als die Franken" (Rud.). Im Osterspiel vom Antichrist wird dieser durch den furor teutonicus besiegt. „Durch Blut wird des Vaterlandes Ehre hergestellt, durch vaterländische Tapferkeit wird der Feind vertrieben. So werden wir zurückerobern die kaiserliche Würde." Das sind die Worte des Königs auf dem Throne nach der Schlacht. — „Willkommgruß sollt ihr mir bieten," ruft Walther, „ich bringe euch gute neue Märe. Wie

viel ich auch Länder der Erde sah, deutsche Zucht und Sitte übertrifft Alles. Zucht herrscht bei den deutschen Männern, wie Engel sind die Frauen. Tugend und reine Minne und alle Wonne wohnt in Deutschland. Möge es mir vergönnt sein, lange darinnen zu leben."

Mit der Treue eng verwandt ist die Ehre. Der aus der Haft entlassene Friedrich kehrt in dieselbe zurück, da er die Bedingungen seines Gegners nicht zu erfüllen vermag. Und in späterer Zeit versichert sich Karl V. nur des Ehrenwortes seines ritterlichen Gegners, um unbehelligt durch Frankreich zu ziehen. Die Ehre umschließt auch alle die später zu erwähnenden Tugenden, die manheit, mâze, staete und milte. Die Ehre umfaßt die Pflichtenlehre des Ritters. Daß der Ritter dem Volke gegenüber Pflichten haben könne, glaubte er selbst nicht. Friedrich II. gesteht den Fürsten und Adligen die breiteste eigennützige Auslegung der Gesetze zu, wenn die Ritter nur ihm ergeben seien. Friedrich I. gebot, trügerische Kaufleute zu schlagen, zu scheeren, zu brandmarken. Freidank sagt, die wuchernden Kaufleute habe der Teufel geschaffen. Die Kaiserchronik behandelt die Bauern nicht besser (453, 30 ff.). Anders behandelte man seinesgleichen, den Ritter. Friedrich I. befiehlt in seiner Lagerordnung: „Wenn ein fremder Ritter friedlich dem Lager naht, sitzend auf dem Pferde, ohne Schild und Waffen, so darf ihn Niemand verletzen, sonst wird er für einen gehalten, der den Frieden gebrochen hat."

Und doch gebot die Ehre dem Ritter, gewisse conventionelle Höflichkeiten gegen Jedermann an den Tag zu legen. Die Wittwen und Waisen schützen und sich der Bedrängten erbarmen, fordert Wilhelm's Rittergelöbniß. Auch die Kirche sollte beschützt werden. Thomasin fordert sogar zum Verbrennen und Sieden der Ketzer auf. Doch das ist vereinzelt. Andersgläubige, Heiden, Juden, Moslemen wurden sehr mild behandelt, wiewol der Dichter des Nibelungenliedes die heidnischen Hunnen nicht allzu wohl bedenkt und im Parzival sogar Andersgläubigen das Wort zu halten nicht für nöthig erachtet.

Eine entschieden judenfeindliche Gesinnung macht sich bei Seifried Helbling und bei Thomasin geltend, letzterer nennt die sogar „unverständig", welche die Juden in Schutz nehmen. Jenes „ze den Juden varn" wird bei Wolfram und Ulrich von Lichtenstein oft erwähnt. Im Windsberger Psalter wird das Gute, was von den Juden im Psalter gesagt wird, stets auf die Christen übertragen. — Im Grafen Rudolf wird der Glaubensunterschiede nicht gedacht. Die Heiden werden zu christlichen Festen geladen, man freut sich auf ihr Kommen. Die Edlen erhalten eben das Lob, wie die christlichen. Ja, von solchen Grausamkeiten, wie sie die Christen begehen, ist bei ihnen nichts zu spüren. Das Morden unschuldiger Kinder als wie Rinder, das Rauben und Brennen ist nicht auf ihrer Seite. In der Kudrun besonders wird auch die Tapferkeit und „Werdekeit" heidnischer Helden gepriesen. Die gefallenen Heiden werden von den Christen getrennt begraben, aber auch den getödteten Feinden versagt man die letzte Ruhestatt nicht (Kudr. 911 f.). Gahmuret's Grab ziert das christliche Kreuz und der Khalif trägt dafür Sorge, wie für einen König seines Stammes. Minne zwischen Christen und Sarazeninnen ist nicht nur im Grafen Rudolf und bei Wolfram, sondern auch in Wirklichkeit namentlich zu Zeiten Friedrich's II. nichts Seltenes. — So bilden Alle im Parzival und Willehalm, im Rudolf und bei Walther eine einzige große Menschenfamilie, der Glaubensunterschiede wird nicht gedacht. Freidank sagt: „wer mac den strît gescheiden under kristen, juden, heiden van got der si geschaffen hât. — kristen, juden, heiden, der keinz ist ûz gescheiden. des sult ir âne zwîfel wesen, swer dâ (zu Ackers) rehte stirbt, derst genesen."

Der Ehelosigkeit des Mönchs stand die Minne des Ritters gegenüber. Sie bildete neben der Ehre den Grundton des Ritterlebens. Der Gralshüter ist verheirathet. Die Turniere werden meist der Ehre und der Frauen wegen unternommen. Der Frauendienst ist untrennbar vom Ritterleben. — Mit hoher Bildung ausgestattet, verbringt das Edelfräulein und die Dame die meiste Zeit ihres Lebens in der Kemnate. Sie erzieht die Kinder, liest im Psalter, webt Gewande, sie verpflegt den heimkehrenden Vater und Bruder und zeigt sich nur zuweilen am Fenster, um Spielen und Turnieren zuzuschauen, und Held Siegfried muß lange warten, bis er die sieht, nach der all sein Sinnen und Dichten brennt. Helden und stolze Ritter werben um das Edelfräulein. Ihre Anmuth vergleicht der ritterliche Dichter dem Sonnenschein auf thaunassen Blumen, dem Kommen des lichten Morgens durch dunkle Wolken. „Wir lassen alle Blumen stehn und sehn dem werthen Weibe nach," singt Walther. — Dazu reizt die unerschütterliche Treue und Liebe den Krieger. Man denke an Kudrun, an Ortrun und Hildeburc, an Kriemhilt, wie sie Siegfried erblickt und an ihren übermenschlichen Haß, an die dämonische Rache, hervorgerufen durch die Treue und Liebe zu dem verlorenen über alles Geliebten. Und wie steht vor uns Sigune, das eigensinnige und doch so liebreizende Mädchen im Titurel und dann ihre lebenslange, herzerschütternde Trauer und Reue an der Leiche und am Sarge Schionatulander's. „Da Gott Engel dort erschuf, gab er sie für Engel hie," sagt der Winsbeke. Aber das Mädchen vernachlässigte auch die äußere Schönheit nicht. Gewänder und Ringe, Schapel und Gebände erhöhten den äußeren Reiz. Und ein Mädchen betet ernstlich zu ihrem lieben Gott, „sie sei aufgestanden und habe sich in Gottes Gnade begeben. Der möge ihr geben, daß sie in der ganzen Welt angenehm sei und daß sie sich in all der Weltlust so wohl fühle als das Herz in der Brust, damit sie Allen über die Maßen lieb sein möge." So sehr diente man der Außenseite der Welt: der Natur und Schönheit. — Und zu jener Minne ward der Jüngling von früh auf erzogen, aber in alter Zeit zunächst nur in Umgang und dienstlichem Gehorsam. Es war in der That ein ehrfürchtiges Aufblicken, wie zu einem höheren Wesen. — Und doch, wie bald ward dies zarte Verhältniß in Leben und Dichtung getrübt, krankhaft verzerrt. Ulrich von Lichtenstein, der in seiner Narrheit — wie Kinder zuweilen — gehörte Romane selbst durchleben wollte, kann zwar keineswegs ernst genommen werden. Aber man vergleiche doch die Literaturwerke der Blüthezeit und des Verfalls. Die keusche und innige Liebe Siegfried's, das süße Gedenken Parzival's beim Anblicke der Blutstropfen im Schnee an die ferne Condwiramur! — Und auch bei Hartmann und selbst bei Gottfried sind es doch Männer, die lieben; Knaben, die emporblicken und dienen. „Minne ist nichts für Kinder," das ist die Ansicht Walther's und Wolfram's. Doch redet Walther schon von einer falschen Minne, die besser Unminne heißen könnte. Nun aber vergleiche man damit die angelernte Gefuchtheit Ulrich's, der seit dem 6. und 12. Lebensjahre den Frauen „smilent" nachschlich. Und nun gar die gepriesene Liebe Flore's zu Blanscheflur. Dieses gegenseitige Minnen im 5. Lebensjahre und Zusammenlesen von Liebesgeschichten ist durchaus nicht mehr kindlich. Aber erst der vielgerühmte Partonopier. Das 13jährige frühreife Bürschlein wird von allerhand schönen Hofdamen so sehr geliebt, daß diesen das Herz im Leibe nach ihm brechen möchte. Das versteht Partonopier bald und er versteht es den Damen die Cour zu machen (V, *1362* bis 1738). Und als er sich auf der Jagd verirrt *hat und* nicht weiß wohin, kann es keinen kläglicheren verzogeneren Knaben geben, als ihn. Aehnliches kann man auch im Alexius, Meleranz, Wilh. von Orleans lesen. Da gab es kein Erkämpfen der Geliebten mehr. Die ganz gewöhnliche Sinnenlust und Don Juannerie, die man selbst einem Weltritter wie Gawan kaum beimessen mag, war noch weit tiefer gesunken. Keine Obie trat mehr einem galanten Ritter, wie dem Fürsten Lyppant entgegen, der auch als Jüngling des Mädchens Liebe ungestüm mit einem Male erringen will, aber gewaltig abgewiesen wird. Im Lanzelot wollen 200 höfische Damen den Keuschheitsmantel anlegen. Aber einzig und allein der Iblis paßt er. Das ist das genaue Gegentheil der reinen Minne Parzival's (246).

Die sieben Tugenden sollten ein allgemeines Merkzeichen sein. Der Ritter insbesondere hatte dann den „stäten pris", den dauernden Ruhm erworben. Unter „Werdekeit" versteht man wol auch den angeborenen Adel. Thomasin, Walther, der Winsbeke huldigen der Anschauung, daß die „Werdekeit" erst erworben werden müsse. Denn zunächst ist der junge Mensch im Zustande der „tumpheit", der Unerfahrenheit, er ist „unbescheiden" oder „an witzen laz" (P. 286, 4. 144, 11) d. h. unwissend. Erst später folgt die „Bescheidenheit" = Klugheit, Erfahrung, Weltwitz. Bei Wolfram wird die Saelde und mit ihr die „Werdekeit" erst errungen, nachdem der Held dem „zwivel" verfallen ist. Man möchte meinen, es gehe durch den Parzival ein Zug Abälard'scher Ethik. Unmöglich ist es nicht, da Chretien von Troyes gewiß den vielgehaßten Kirchenlehrer gekannt hat. Aber der „Zweifel" Wolfram's ist noch tiefer gefaßt. Er begreift und umschließt den öffentlichen Abfall von Gott, er wird an Allem irre, was dem sehnenden Menschenherzen lieb und theuer ist. Dieser Zweifel ist gewiß eine nothwendige Entwickelungsstufe der ringenden Menschenseele, ein Erbstück aller großen Menschen, welche zum Grübeln geboren sind über das drängende Woher, Wohin, Wozu? Der mittelalterlichen Theologie, die zur Vergebung vom Menschen bloßen Glauben forderte, mußte dies ein äußerst unangenehmer und entgegengesetzter Gedanke sein. Askese und äußerliche Frömmigkeit sind es nicht, auch nicht Trevrizent oder der kirchliche Kanon, wodurch Parzival die „Saelde" erreicht, sondern

die still verborgene innerste Umgestaltung des Gedankenkreises. Auf dieser Grundlage erwächst dann die Tugend, sie ist der Ausfluß der „guoten sinne“ (Wälscher Gast 8310), der nova obedientia. Diese Tugend muß zu Gott führen (W. Gast 5700 ff.), weil sie Herzenssache (13744) ist, aus Mühe und Streben hervorging und würdig ist eines rechten Ritters. Dann schlägt die „Scham“ oder „Kiusche“, die reine Herzensgesinnung ihre Wohnung auf, die über dem Bösen erröthet. „Der siner zühte nie vergaz, wie selten rôt er ie gesaz.“ (Tischordng. C. 19.)

Die drei Tugenden, die sich auf Gott erstrecken, sind Glaube, Hoffnung, Liebe oder „vorht, gedinge, minne“. Im Vordergrund stehen beim Ritter Glaube und Liebe. Die äußerliche Annahme des Dogmas, die sichtbare Befolgung der kirchlichen Vorschriften und Gebräuche gehört zum Glauben. Diesen Begriff haben erst die Reformatoren vertieft. Im Nibelungenliede geht man nach dem Zanke ins Münster, schmiedet darin neuen Groll und vor der Kirche bricht er aufs neue aus. Man ist aber doch in der Kirche gewesen. Turnei und Schwertleite werden mit Gottesdienst eingeleitet und dann kümmert man sich wenig mehr um die Messe und so mancher büßt sein Leben im Kampfspiele ein. Ein Weltritter wie Gawan führt den Namen Gottes stets im Munde, kniet vor Kapellen und befolgt das Sacrament, heiter und oberflächlich kann er den frevelnden Parzival nicht begreifen.

Die Minne umfaßte einen guten Theil dessen, was wir zum Glauben rechnen. Auf ihr beruht nach Thomasin der Glaube. Darum ermahnt der Winsbeke zuerst seinen Sohn: „Sun inneclichen minne Got.“ Die Tugend minnet Gott (W. Gast. 6799—6808). Christus ist der „wâre minnaere“ (Parz. 466, 1). Ganz im Gefühle ruht die Minne, sie ist einmal das sehnsüchtige Gedenken an etwas Liebes in der Ferne. Sie ist aber auch werkthätige Liebe, wie der Pilgrim im Grafen Rudolf erweist. Das Gegenstück der ritterlichen caritas zeigt uns die bäurische Herzlosigkeit des alten Helmbrecht, der seinen ungerathenen, heruntergekommenen Sohn im bittersten, bedauernswerthesten Elend die Thüre weist und ihn noch verhöhnt und verspottet (Helmbr. 1713 ff.). Hier müssen wir noch der Freundschaft Erwähnung thun, deren Ruhm die alten Lieder preisen. Der ewig finstere kalte Hagen im schwarzen Gewande steht treu neben dem heiteren minniglichen Volker. — „Volker und Hagene geschieden sich nie, niwan in eime sturme an ir endes zît.“ — Mit jener Gottesminne schließt immer die Vorliebe für das Lichte einen Bund. Frimutel heißt der „lieht gemâle“. Christus ist ein durchliuhtes lieht. Das Reine ist das Lichte. Gott ist noch lichter als der Tag. Der Teufel aber, „der helle wirt“, ist schwarz. „Der unstaete geselle hât die swarzen varwe gar.“ Schwarz ist der Zopf der Fluchbotin Cundrie. Herzeloyde erachtet es für eine Hauptaufgabe, ihren jungen Parzival recht zu belehren, wie man das Finsterfarbige von dem Lichten unterscheide. Sie weiß, daß dies zur Minne im weitesten Sinne gehört, und daß die Minne die Haupttugend ist. Drum heißt es auch in der Warnung 767 ff: „Welt ir der tugende aller phlegen, sô müezt ir sie in die minne legen, die da heizet câritas, ân die niemand ie genas.“ —

Der weltlichen Tugenden eines Ritters wird stets eine große Menge aufgeführt. Sie alle lassen sich auf die vier zurückführen, die am meisten vorkommen und die auch den platonischen entsprechen: manheit (ἀνδρεία), mâze (σωφροσύνη), milte (δικαιοσύνη) staete (σοφία). Die eingehendere Behandlung derselben soll einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. — Wir sehen aber jetzt schon deutlich, daß das Ritterthum und die Ritterpoesie, so sehr sie auch im Bunde mit dem Veralteten und Ueberlebten stand, doch eine Fülle neuer Gedanken zeitigte und im Leben verwirklichte, die jetzt zwar nur vereinzelt und wetterleuchtend auftraten, später aber mit siegreicher Macht die Welt erfüllten.

Römische Skizzen.

Von M. R.

II. Lateran, Quirinal und Vatican.

Eine Geschichte in „lebenden Bildern“ stellen diese drei gewaltigen römischen Paläste dar. Der erste derselben hat seinen Namen von der Familie der Laterani, die ihn in römischer Kaiserzeit besaß, bis die Gattin des Kaisers Constantin ihn dem römischen Bischof zueignete; die beiden letztgenannten tragen den Namen des Hügels, auf dem sie erbaut sind. Sie alle waren einst päpstliche Schlösser — jetzt sind sie es nicht mehr alle. Sie alle waren einmal in besonderer Weise die Mittelpunkte der päpstlichen Herrschaft — — jetzt sind sie es nicht mehr alle. Ein jeder dieser Paläste trägt ein so ganz eigenartiges Gepräge, repräsentirt eine so ganz eigenartige Periode der römischen und in gewisser Weise zugleich der europäischen Geschichte, daß es sich wohl lohnt, vor ihnen den eiligen Fuß zu hemmen und in ihrem Bilde sich der gewaltigen Schicksalswechsel bewußt zu werden, die in alter und neuer Zeit Rom ereilten.

Fern im Südosten, ganz nahe der Stadtmauer, liegt der Lateran. Schon im vierten Jahrhundert ward er der Sitz des römischen Bischofs und dann des Papstes. Mit der Macht und dem Glanz des Papstthumes wuchs auch die Bedeutung des Lateran; glänzende Versammlungen wurden hier abgehalten, weittragendste Entschlüsse hatten hier ihre Geburtsstätte; am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wetteiferte die Bedeutung des Lateran mit der Machtstellung, die einst die Kaiserpaläste des Palatin gehabt hatten. Innocenz III., der gewaltigste Papst des Mittelalters, ein genialer Staatsmann auf geistlichem Stuhle, frei von dem mönchischen Zuge Gregor's VII., gewohnt offen und kühn vorzugehen, herrschte im Lateran: als Weltherrscher, nicht nur dem Wunsche nach wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger, sondern der Wirklichkeit nach, zwang er den König von Frankreich, die verstoßene erste Gemahlin wieder zu heirathen, nöthigte er dem König von England den Lehnseid ab, gab er in seinem Mündel Friedrich Deutschland einen König. 1215 versammelte er zu dem berühmt gewordenen vierten Laterançoncil Abgesandte von allen Völkern und Ländern Europas; mit ungeheurem Pomp ward der Papst vom Klerus und fast sämmtlichen Fürsten der christlichen Welt als Stellvertreter Christi und Herr über alle weltlichen Herren anerkannt, so daß ein Kirchenhistoriker erklärt, diese Stellung sei die höchste gewesen, die bis jetzt je ein Mensch erlangt habe. Das Alles geschah in den Mauern des Lateranpalastes.

Und jetzt? Jetzt geschieht in diesem Palast überhaupt nichts mehr. Still und abgeschieden vom lauten Lärm des Straßenlebens liegt dieser ehrwürdige Bau. Ein uralter Obelisk, schon mehr als 3400 Jahre alt, steht auf dem einsamen Platz vor dem Palast. Auch die Laterankirche, einst „aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt“, hat längst schon ihre alte Bedeutung verloren. Auch die „Heilige Treppe“ mit den Marmorstufen des Pilatushauses, in der Cappella Sancta Sanctorum errichtet, besitzt nicht mehr die alte Anziehungskraft. Kein lebendiger Laut dringt aus dem Inneren des Lateran hervor; in den acht Sälen, die einst die glänzende Versammlung der Concilsmitglieder beherbergten, stehen jetzt todte Marmorbilder, die, um der Ueberfüllung des Vatican zu begegnen, 1844 hierher geschafft wurden. Nur gelegentlich wird es lebendig in diesem zum Museum gewordenen Palaste, wenn nämlich Pilgerschaaren in den oberen Stockwerken des Gebäudes ihr Nachtquartier aufsuchen. Unwillkürlich beschleicht den Wanderer ein trauriges Gefühl, wenn er die Zimmer still durchwandelt, die einst so viel kräftiges Leben schauten, während sie jetzt nur den langsamen Schritt des Kunstfreundes vernehmen. Gewiß war es ein besonders glücklicher Gedanke, gerade hier die Sammlung altchristlicher Sarkophage unterzubringen; denn kein zweiter Palast innerhalb der Mauern Roms, sofern er überhaupt noch vollständig erhalten ist, trägt so an sich den Stempel menschlicher Vergänglichkeit, kein zweiter Palast vermag darum ohne Weiteres den Besucher so in die Stimmung zu versetzen, aus der heraus er den Glaubenstrost der Christen, wie er in den Sarkophagreliefs sich darstellt, zu verstehen vermag, wie der einsame und stille Lateran.

Die Geschichte des Quirinal reicht nicht in so altersgraue Zeit zurück wie die des soeben verlassenen Palastes; sie beginnt mit dem Erbauungsjahre, dem Jahre 1574, was in Rom, wo man gewohnt ist, mit Jahrhunderten wie bei uns mit Jahrzehnten zu rechnen, noch nicht gerade viel besagen will. Im genanntem Jahre begann der Bau des Quirinalpalastes, um den Päpsten eine Sommerresidenz zu schaffen. Diesem Zwecke dient er allerdings jetzt nicht mehr, sondern der politische Gegner des Papstthumes wohnt in dem päpstlichen Schlosse. Den Obelisken vor der Front des Gebäudes umgeben die gewaltigen Gestalten des Castor und Pollux mit ihren Pferden, Zeugen einer urwüchsigen Kraft, die aber ein besonnener Geist und ein energischer Wille bändigt. Schon der Anblick dieser Gestalten erweckt eine ganz andere Empfindung, als man sie auf dem Platz vor dem Lateran hat. Und vollends, wenn einem nun statt der dort stehenden Kirche hier das Ministerium des Aus-

wärtigen entgegentritt, dann empfindet man voll und ganz den Gegensatz dieses Ortes und des Lateran. Dort eine gewaltige Vergangenheit und eine geringe Gegenwart; hier eine unbedeutende Vergangenheit, dagegen eine große Gegenwart. Man braucht nur auf die Straßen zu sehen, die dem Quirinal zustreben, auf das wogende, lebendige Treiben, um sich zu vergegenwärtigen, welche Rolle der Quirinal im modernen Leben Italiens spielt. Hier hat der Repräsentant des geeinigten italienischen Volkes seinen Sitz; die Ehre, die man ihm zollt, erweist man zugleich der italienischen Nation. Je stärker seit Errichtung des geeinigten italienischen Königreichs die politischen Interessen und Empfindungen des Volkes sind, um so mehr hat der Quirinal an Bedeutung gewonnen, um so mehr mußte der Vatican in den Hintergrund treten, dessen Besitzer auf Vernichtung des gegenwärtigen Zustandes hofft. Ja, im Quirinal pulsirt warmes, frisches Leben, im Lateran ist Alles todt; dort überkommt den Besucher die Melancholie, wie man sie stets vor historischen Ruinen hat, hier, vor dem Königsschlosse, regt sich im Herzen die Freude am Leben, an hartschaffender Arbeit; statt daß man um eine große Vergangenheit trauert, hofft man kühn und glaubensvoll auf eine große Zukunft.

Und nun wandern wir hinaus in den fernen Nordwesten der Stadt, zu dem jetzigen Sitz des Papstthums, zum Vatican. Wir sind in den Raum eingetreten, der von dem Säulenwald Bernini's abgegrenzt wird. Hell strahlt der ganze Platz im Licht der Sonne, ein schöner Obelisk bildet den Mittelpunkt, auf beiden Seiten eine üppig sprühende Fontäne. Weiter hinten erhebt sich die gewaltige Façade von St. Peter, rechts davon thürmt sich der Riesenbau des Vatican, über Allem spannt sich der tiefblaue Himmel Italiens: es ist ein Anblick, wie er grandioser nicht gedacht werden kann. Wol mag es manchen schöneren Punkt in der ewigen Stadt geben, woselbst die Mängel der Totalansicht weniger bemerkbar sind als auf dem Petersplatze. Dort machen sich in der That gewisse Fehler sehr bemerkbar; vergebens sucht das Auge nach der schönen Kuppel, der Krönung des Petersdomes, vergebens wünscht man die Gebäude des Vatican etwas in den Hintergrund geschoben zu sehen, um der Peterskirche eine ungestörtere Wirkung zu wahren, aber alle diese Bedenken verschwinden dort vor der Fülle der Schönheit, die sich hier mit einem Schlage enthüllt, verschwinden vor der Ueberfülle historischer Erinnerungen, die dieser Anblick in der Seele weckt, verschwinden endlich vor dem unsagbaren Gefühl der Freude, endlich an diesem Zielpunkt sehnlicher Jugendträume angelangt zu sein. Man begreift hier, wie Scheffel in seinem Trompeter singen konnte: „Du ganzes gewalt'ges allmächtiges Rom." Und wenn man nun gar erst St. Peter und den Vatican durchwandert hat und steht nun wieder vor den Riesenbauten in denkender Betrachtung, dann empfindet man erst voll und ganz die Gewalt und Allmacht dieses Ortes, der, selbst wenn das ganze übrige Rom vom Erdboden verschwände, doch nach wie vor Tausende und Abertausende unwiderstehlich anziehen würde.

Gerade die Verschiedenheit der Reize dieses Ortes ist es, die ihn so anziehend macht. Wen der Reiz der gewaltigen Architektur nicht fesselt, die in St. Peter einen ihrer Triumphe feiert, den fesselt vielleicht der Zauber der Malerei, der ihn berückend umwebt in der hohen Halle der Sixtinischen Kapelle, in den Stanzen und Loggien Rafael's, in der Vaticanischen Bildergalerie und in der modernen Galleria pia. Dem Freunde der Plastik bietet die größte und kostbarste Sammlung Roms, das Vaticanische Antikenmuseum, einen unerschöpflichen Genuß; den Gelehrten lockt der ungeheuere Reichthum der vaticanischen Bibliothek. Und auf wen nun gar alle Reize des Vatican gleichmäßig ihren Zauber ausüben können, der verlebt unsäglich schöne Stunden in diesen Räumen, tief gedemüthigt in dem Gefühl eigener Kleinheit und Unfähigkeit und doch zugleich hoch beglückt in dem Gefühl, daß auch die Schöpfer aller der herrlichen Wunderwerke, die man sieht, Menschen waren, Menschen von unserem Fleisch und Blut.

Der Papst, der Besitzer des Vatican, ist sich auch wol bewußt des Kleinods, das er im Vatican und in der Peterskirche besitzt. Selbst den principiellen Gegner des Papstthumes, den Protestanten oder Freidenker, überkommt vor diesen Bauten ein Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit für eine Macht, die so Gewaltiges ermöglicht hat. Und der Umstand, daß schon Vielen der Besuch eines Gottesdienstes in der Peterskirche zum Anlaß ward zu convertiren, beweist doch zur Evidenz, wie gewaltig der Einfluß unter Umständen werden kann, den der Zauberbereich der päpstlichen Residenz zu üben vermag, und andererseits, wie klug die Päpste handelten, als sie sämmtliche Künste aufriefen, um sich in den Dienst der kirchlichen Idee zu stellen. Auch heutzutage noch lebt diese Klugheit im Vatican; die Leinwandgemälde der Galleria pia, ferner die Freskogemälde der Räumlichkeiten, in denen die Tapeten Rafael's neuerdings ausgestellt werden, dienen der Verherrlichung des modernen Papstthumes und des noch lebenden Papstes, und auch sie werden wol ihre Wirkung nicht verfehlen.

Wenn man nun den Sitz des Papstthumes mit dem des Königthumes vergleicht, so erscheint letzterer arm, bettelarm gegenüber dem unglaublichen Reichthum des Vatican. Unzählige pilgern unausgesetzt zum Vatican hinaus, während nur hin und wieder einmal in Abwesenheit des König ein kunstliebender Reisender oder ein Neugieriger das Innere des Quirinal aufsucht. Der Unterschied zwischen beiden Palästen erklärt sich leicht aus dem Unterschied des Bestandes des Papstthumes und Königthumes. In einer jahrhunderte langen Geschichte boten sich den Päpsten die Mittel und die Möglichkeit, Kunstschätze zu sammeln, gewaltige Kunstwerke ins Leben zu rufen; beides, sowol die Mittel als die Möglichkeit fehlten bisher dem jungen und nicht gerade reichen italienischen Königshause.

Dennoch aber wird der Quirinal schon jetzt mit Ehren neben dem Vatican genannt. Ihm gehört die Liebe der Nation, letzterem nur die Bewunderung derselben und zwar nur der Gebildeten unter ihr. Und wenn es auch noch Millionen von Italienern giebt, deren Herz noch am Vatican hängt, so werden sie doch überwogen von denen, die dem Vatican, als dem Feind des jungen Volkes, grollen und die dem schlichten Quirinal und seinem schlichten Bewohner zujubeln. Und wer einmal gesehen hat, wie man den König ehrerbietig grüßt, wenn er in einfachem Wagen in der Reihe der Corsofahrer sich zeigt, der wird gefühlt haben, daß die Liebe des Volkes schließlich doch mehr werth ist, als alle Schätze des Vatican, und daß der einsame „Gefangene" im Vatican in dem König einen Rivalen gefunden hat, dem er wol über kurz oder lang in irgend welcher Weise wird nachgeben müssen. Dann wird der Vatican, schon jetzt ausgeschieden aus dem eigentlichen Leben und Treiben der Stadt, vielleicht in ähnlicher Weise vereinsamen wie der uralte Lateran, während der junge Quirinal eine immer größere Bedeutung gewinnt. Ja wahrlich, eine wunderbare, eine höchst interessante Geschichte Italiens, eine Geschichte der Kunst, eine Geschichte des Papstthumes endlich spiegelt sich ab und deutet sich an in der Geschichte der drei gewaltigen römischen Paläste, des Lateran, Vatican und Quirinal.

Bücherbesprechungen.

W—k. **Katechismus der Stilistik.** Eine Anweisung zur Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze. Von Dr. Conrad Michelsen. Zweite Auflage herausgegeben von Eduard Michelsen. Leipzig, J. J. Weber 1889. — In der Frage- und Antwortform wird hier das ganze Gebiet der Stillehre behandelt von der einfachen Nacherzählung an bis hinauf zur Abhandlung und Rede, und wenn es auch ein alter Grundsatz ist, daß man am besten einen guten deutschen Aufsatz schreiben lernt durch den praktischen Weg guter Muster, so können derartige theoretische Unterweisungen doch vielen Nutzen stiften, indem sie dem Lernenden größere Einsicht in die Art seiner Arbeit verschaffen. Das Buch mag solchen jungen Leuten, die noch einer Nachhilfe im Stil bedürfen, zur Fortbildung empfohlen werden.

— Notiz. Die Verlagsbuchhandlung von Duncker & Humblot schreibt uns: Am Schlusse des Artikels „**Zum Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs**" rc. in Nr. 114 vom 24. September, S. 460 unter V spricht der Herr Verfasser über den Standpunkt des Geh. Rath Gierke zu dem Entwurf und fährt fort: „gerade von einer Arbeit des Genannten, zu welcher in der von ihm benutzten Zeitschrift nach deren Zielen freilich keine Stelle war" rc. Dem gegenüber möchten wir doch darauf aufmerksam machen, daß diese Zeitschrift den Titel trägt: „**Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche**", zur Aufnahme der Gierke'schen Arbeit also wol berechtigt war. — Im Uebrigen dürfte den Lesern Ihres Blattes gewiß mit der Nachricht gedient sein, daß von den Gierke'schen Artikeln ein besonderer ergänzter Abdruck: „Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und das deutsche Recht" im Juli d. J. erschienen ist (Preis 11 ℳ 20 ₰).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 118. Donnerstag, den 3. October. 1889.

Hermann Lingg als Novellist.

Von Walter Bormann.

Wol mehr als eine andere gewährt die Dichtungsart der Novelle, wenn man sich in dieselbe vertieft, Einblicke in die Geschichte der Menschheit und deren Wandlungen. Im Alterthum, in dem das Staatsganze und sein Wohl und Wehe die Kunst wie das Leben fast ausschließlich beherrschte, konnte die Darstellung rein persönlicher Erlebnisse, wie sie die Novelle pflegt, noch keinen Boden finden. Auch im frühen Mittelalter, so lange die Erschütterungen der Völkerwanderung nachwirkten und neue Culturformen in der Bildung begriffen waren, welche einen mächtigen Aufschwung epischer Poesie begünstigten, war für die Novelle kein Raum vorhanden. Erst als das Städteleben des Mittelalters sich bunt entwickelte und die neue Cultur in Licht und Schatten voll in's Leben trat mit reicherer Ausbreitung des Einzellebens, als es je frühere Zeiten gestattet hatten, erwachte vordringlich und keck die Novelle, hier übermüthig plaudernd, dort ernst über Leben und Welt belehrend, in aller Verwegenheit bei Ernst und Scherz oft die strengste Richterin, die lauteste Mahnerin. Florenz und Genua, Paris, Madrid, Toledo, Sevilla, Salamanca, die lebhaftesten Plätze des romanischen Volkslebens, sind die bevorzugtesten Stätten, an denen die Novelle ihre Stoffe zusammenliest, sie ist, wie ihr Name es bezeichnet, in ihrem Ursprunge ganz romanischen Charakters, dem in seiner Beweglichkeit die Vorliebe und der Blick für merkwürdige Begebenheiten längst angehören, während das träumerische Wesen der Germanen die Lebenskenntniß erst dann wahrhaft sich aneignen mag, wenn es in das Innerste eindringen soll und die Durchsicht der äußeren Schale alle Zustände des Menschenherzens klar bis zum Kern erschauen läßt. Unter den Erzählungsweisen lieben die sinnenden des Märchens und der Sage mehr noch als einen anderen den Boden germanischer Heimath, die Novelle ist romanischer Abkunft.

Die Art jener merkwürdigen Begebenheiten, die sie zu schildern hat, kann von unendlicher Mannigfaltigkeit sein, bald ausgelassen, bald gehalten, bald mit gutem, bald mit traurigem Ausgange, bald tragisch erschütternd, bald erheiternd und beglückend, oftmals das Frohe und das Trübe mischend und von dem Einen leicht zum Andern gelangend mit jener anmuthigen Unterhaltungsgabe, die in ihrer Ruhe auch durch kein Leid zu beirren ist, und einzig ihr Ziel der Unterhaltung und nach diesem das der Belehrung im Auge hat. Von den beiden in der Phantasie zusammenfließenden Seelenkräften ist hier der betrachtende Verstand mehr als in allen anderen dichterischen Arten neben dem Gefühle thätig, und wo das letztere stärker betheiligt ist, geschieht es weit mehr durch die allgemeine Stimmung der Vorfälle und ihre Ueberraschungen heiterer oder schauriger Natur, als durch das lebhafte Mitempfinden innerer Seelenzustände, obschon auch diese Anregung des Gefühles unmöglich ganz fehlen kann. Indeß wird es eben in solcher Weise nur leise berührt, nicht in heftige Schwingungen versetzt und die novellistische Darstellung ist darin vielleicht gebundener, als es schon die Wirklichkeit des Lebens ist, welche die verborgenen Seelenregungen nicht an das Licht zieht, die des Dramatikers Kunst erhellt und in Gedanken und Worte verwandelt. Einer unserer größten Erzähler bekundet in der Novelle auffallende Liebe für die umgebogene Redeweise der Gespräche und nur, wo besondere Umstände es erheischen, gönnt er sich Zeit, die Gespräche mit der Genauigkeit der geraden Rede wiederzugeben. Die Eile seiner vorwärts strebenden Darstellung gönnt sonst Heinrich v. Kleist dazu die Muße nicht,*) in deutlichem Gegensatze zur eigentlich epischen Art der Epopöe und des Romanes, welche das Gespräch der Handelnden in gerader Redeweise ihrem weiten Culturbilde als dessen wichtigsten und edelsten Theil mit besonderem Behagen einzureihen lieben; denn, wo ein Bild des ganzen Weltgetriebes entworfen wird, wie sollte das menschliche Wort fehlen? Spielhagen vergleicht in seiner „Theorie und Technik des Romanes" die Weise der Novelle mit einem rasch vorgenommenen Vervielfältigungsexempel, die des Romanes dagegen mit der langsamen, umständlichen Summirung vieler einzelner Posten. Die Novelle muß sich ohne Weiteres und mühelos als ein Ganzes empfinden lassen und, wie beschaffen immer ihre Stimmung sei, die Kunst des Erzählenden muß sie als Einheit abzurunden und uns angenehm zu machen verstehen durch Anmuth. Die allzu große epische Beschaulichkeit hat sie zu vermeiden und muß auf dem knapperen Raume, den sie sich wählt, alle Kräfte zusammenfassen, um das hauptsächliche Ereigniß, das sie vergegenwärtigen will, ungeschwächt mit ganzer Wirkung zu schildern. Wie erwähnt, muß dasselbe von außergewöhnlicher Art sein und darin erblickte schon Goethe das eigentliche Wesen der Novelle. Dieses Merkwürdige kann entweder blos in äußeren Begebnissen oder zugleich in inneren Herzensvorgängen, die jene ahnen lassen, bestehen. Je mehr das Zweite der Fall ist, desto besser ist die Novelle und das schon an sich Interessante wird noch interessanter durch die seelischen Deutungen, zu welchen es auffordert. Oftmals begiebt sich die Novelle in die ferne Vergangenheit; aber alsdann können ihr merkwürdige Zeiten allein nicht genügen, sondern sie hat auszuwählen, was auch in merkwürdiger Zeit als außergewöhnliche Begebenheit hervorsticht; denn an sich sind Zeitmalerei und Culturmalerei weit mehr Aufgabe des Romanes.

Wir wollten die Mühe so ernster Betrachtungen uns und dem Leser nicht ersparen, wo uns eben ein neuer Novellenband Hermann Lingg's unter dem Titel „Furchen"**) einladet, die novellistische Kunst dieses Dichters zu würdigen. Aus dem Dargelegten erhellt, daß eine Zeit, die selbst zu Abenteuern und mannigfachen Lebensläufen reichen Stoff bietet, in der noch eine neue bürgerliche Ordnung im Entstehen begriffen ist und man nicht auf dem Hergebrachten ausruht, dem Gedeihen der Novelle am günstigsten sein wird. Wie also wird sich dieselbe in einer Zeit wie der unseren entwickeln, die durch Eisenbahn und Fabrikwesen Alles gleich zu machen beflissen ist, und die Verschiedenheiten von Völkern, von Provinzen, von Stadt und Land, von Ständen, ja selbst die Eigenthümlichkeiten des Charakters, die Vorrechte der Anlagen verwischen möchte? Niemals aber ist wahrscheinlich eine Zeit fruchtbarer an Novellen gewesen als die unsrige; die Menge unserer Zeitblätter ist an ihnen unerschöpflich. Es ist unverkennbar, daß unter dieser Masse nur äußerst wenige echte Novellen sind; denn nicht jede süße Liebesgeschichte verdient diesen Namen, noch thut demselben die schließliche Vereinigung zweier Alltagskinder genug, die in der Noth um das tägliche Brod nach gewöhnlichen Hindernissen zusammenkommen.

*) Darüber ist ausführlich von mir gehandelt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1887, Nr. 42 im Aufsatze „Zur Biographie und Kritik H. v. Kleist's" (Beilagen Nr. 37, 42, 43, 47).

**) Stuttgart, Bonz & Co. 1889.

Am wenigsten auch sind die bloße Gemeinheit und Lüderlichkeit, die täglich die Sonne bescheint, ein ergiebiger Stoff der Novelle. Wenn dagegen ein Dichter der Novelle sich zuwendet, dessen Brust eine innere Welt füllt, dessen Auge und Ohr inneren Gebilden und Stimmen offen bleibt, ohne vom Staub und Lärm des Alltages getrübt und betäubt zu werden, so dürfen wir höhere Erwartungen hegen. Von dem Dichter, der in seiner „Völkerwanderung" über einen großen epischen Stil gebietet und darin, wie man immer über die Abrundung des Ganzen urtheile, die gewaltigsten und außerordentlichsten Gemälde erschaffen hat, die noch späten Geschlechtern reinsten Genuß versprechen, können wir annehmen, daß auch seine Novellistik sich durch außergewöhnlichen Inhalt von den massenhaften Tagesleistungen unterscheiden werde.

Bereits seine „Byzantinischen Novellen"*) entsprachen dieser Erwartung und haben nur eine Kritik, die von Novellen nichts Anderes als die tägliche Modewaare zu erwarten fähig war, verblüffen können. Wie Lingg in seiner Lyrik den Reiz der Uebergänge von Tag und Nacht, von einer Jahreszeit zur anderen ausnehmend liebt, so hat er auch in der „Völkerwanderung" eine Epoche der Menschheitsgeschichte besungen, welche von einer alten zu einer neuen Welt hinüberleitend, die menschlichen Kräfte und Gefühlsregungen auf das Eigenthümlichste bewegt, und ebenso behandelten die „Byzantinischen Novellen" Gegensatz und Mischung verschiedener Cultureinflüsse, die in der Hauptstadt des Ostens zusammentrafen. Lingg erfindet da solche Erzählungen, in denen die außerordentlichen Zeitströmungen auch seltene Schicksale hervorrufen.

So macht die Novelle: „Der Bilderstreit" die religiösen Meinungskämpfe über die Verehrung der Bilder, welche so tief in das allgemeine Vorstellungswesen des Menschen hineingreifen, zum Ausgange einer Entfremdung zwischen Mutter und Sohn: Die verwittwete Kaiserin Irene ist voll zärtlicher Liebe und Sorgfalt für den jungen Constantius, aber sie ist fanatisch, eitel, herrschsüchtig. Jener, mit schönen männlichen Anlagen und Willenskraft ausgestattet, ist noch ein unfertiger Jüngling. Wie sein Vater, hält er den Bilderdienst, dem die Mutter zugethan ist, mit einer strengen Gottesverehrung für unverträglich. Ein schönes armenisches Mädchen wird von listigen Höflingen dazu benutzt, um ihn von seinen Grundsätzen abzubringen. Unbewußt hat sie mit ergreifender Kunst, indem sie den Tod einer Märtyrerin darstellte, zum ersten Male sein Herz in Liebe bewältigt. Allein man hält sie absichtlich von ihm fern, sie wird ihm zum überirdischen Phantasiebild und mehr und mehr leuchtet ihm die hohe Bestimmung der Bilder ein, da ja auch die Menschen Bildnisse des Höchsten seien. Die Mutter ist, seitdem er sie zur Abdankung gezwungen, voller Bitterkeit gegen ihn, und da sie an Stelle der bisherigen Thatkraft in ihm einen schwankenden Sinn bemerkt, bereut sie, zu dieser Wandelung mitgewirkt zu haben, da sie ihn verachten muß. Als Niemand ihn mehr versteht, die Freunde abtrünnig werden, Mißverständniß auf Mißverständniß folgt und eine Gattin, zu der ihn durch die merkwürdige Aehnlichkeit mit dem herrlichen Mädchen die Mutter leicht hinlockte, ihn völlig kalt läßt, da ist es nur eine, die ihrem jungen Herrscher mit echter, unschuldiger Liebe anhängt: die Armenierin, die ohne Arg so vieles Böse verursacht hat! Das ganze Volk, aufgehetzt von seinen Feinden, ist gegen Constantius in Empörung. Mit schwärmerischer Liebe sucht das Mädchen ihm zu dienen und zu helfen, dessen Bild so tief in sein Herz gedrungen, das verirrt und in einem Kloster aufgenommen selbst zum ersten Male in seinem Leben ein Bild erblickt und zwar das Bild eben jener Märtyrerin, die es in so verhängnißvoller Weise darzustellen hatte! Mit wie großem Schmerze hört sie von dem Mönche, welcher der Meister des frommen Bildes ist, daß er von Constantius, weil er ihn auf jenem Bilde als Christus wiedergab, die Strafe furchtbarer Züchtigung erlitt! Unter Verwünschungen entdeckt er ihr die Gefahr, in welcher der Kaiser schwebe, und sie bahnt sich den Weg zu ihm. Doch sie kann es nur ohnmächtig mit anschauen, wie er im Kampfe mit tödtlichen Wunden, die ihn auch des Augenlichtes berauben, niedersinkt. Unterdeß triumphirt die Mutter in Byzanz, sie weiß nichts von dem Geschehenen, sie wähnt den Sohn in der Sicherheit des Klosters geborgen, sie überläßt sich Träumen weiblicher Eitelkeit und Herrschsucht, dann trifft sie die unwiderrufliche Wirklichkeit mit zermalmendem Schlage. Todt bricht Constantius vor ihren Augen zusammen. — Wir haben diese Erzählung nur durch ihre Hauptumrisse charakterisirt und überlassen dem Lesenden Verständniß und Genuß des Einzelnen. So dämonisch wie das Ende sind noch

*) Berlin, Otto Janke 1881.

viele Theile derselben. Das Entsetzliche sucht Lingg nicht um des Entsetzlichen willen, sondern wegen der Wirkungen, die mit ihm zusammenhangen. Der junge Kaiser erlebt in dieser Novelle eine Charakterentwickelung, und wenn Spielhagen Recht hätte mit der Meinung, daß die Novelle es mit fertigen, der Roman mit sich bildenden Charakteren zu thun habe, so würde diese Gestalt der Novelle widerstreben. Obwol aber für die meisten Novellen Spielhagen's Ansicht zutrifft, wird sie nicht durch alle Fälle bestätigt. Wird in der „Novelle von der unziemlichen Neugier" von Cervantes nicht aus dem treuen Freunde Lotario ein arger Verräther? Andererseits ist sehr zu bezweifeln, ob man mit Spielhagen Goethe's „Wahlverwandtschaften" als Novelle ansehen dürfe, weil die Personen, ohne Berührung und Einflüsse der großen Welt, daheim nur der inneren Macht ihrer Herzensneigungen unterliegen. Dieses Werk hat in allen Theilen, in der Schilderung der Gartenanlagen, des Richtfestes, des Feuerwerkes, in der Einführung Mittler's zu viel epische Ausbreitung und läßt wenigstens die große Welt überall zu sehr durch die Zweige sehen, als daß es für eine Novelle gelten könnte.

Auch „Der Sieg des Lebens" ist eine höchst bedeutende Erzählung. Da siegt das Leben über Yolanthe, die trotz dem warnenden Gewissen der Leidenschaft und Schuld verfällt, das Leben siegt über den Mann, der alles Lebendige haßt, der jedes Thier ausrottend in den Schemen seiner mechanischen Kunstwerke einen höheren Sinn liest, als in den vergänglichen Geschöpfen der Natur, über ihn siegt es, da er der Verführung des Weibes zum Opfer fällt; es siegt das Leben über die halb kindliche Anna Constanze, da sie aus der Ergötzung an leblosem Spielzeuge, in dessen Tändelei man ihren Rechtsanspruch an das Dasein ersticken wollte, auferwacht in der Neigung zum treuesten Manne; das Leben siegt auch über den Normannen, der aus der Meeresöde, wo er unter Delphinen und Fischen sich herumtrieb, zu einem klopfenden Herzen sich hinziehen läßt, es siegt noch einmal über ihn, da ihm das Uebermaß des Glückes die lange ihm verlorene Gabe der Sprache zurückschenkt. Und wie sinnvoll in den Vorgängen, wie fein erzählt ist „Doppelte Kriegslist"! „Die Lateiner", „Die beiden Wagenlenker", „Nikisa" sind sämmtlich Erzählungen, die durch eine außerordentliche Erfindungsgabe und genug fesselnde Züge sich auszeichnen. Die Darstellung Lingg's giebt sich schon in *diesem ersten* Novellenbande ungesucht und einfach, dabei gegen*ständlich* lebhaft, überall edel.

Diese Vorzüge hat er sich in seinem zweiten Novellenbande „Von Wald und See"*) bewahrt. In „Sirmio" sind, wie mir scheint, der Andeutungen und Räthsel mehr enthalten, als man es für die feste Umrisse verlangende Novelle gutheißen kann, obschon darin der launische, veränderliche Sinn von Catull's Lesbia zuweilen schon durch solche Andeutungen vorzüglich sich darstellt. Auch „Grenzen" scheint als Novelle zu viel epische Breite zu haben und sich nicht scharf und einheitlich genug zusammenzufassen. Dagegen enthält dieser Band die wunderschöne Novelle „Die Bregenzer Klause", die mit ihren lebhaften Gesprächen daran erinnert, daß sie Lingg nach seinem ebenso benannten trefflichen Drama geschrieben hat. Außer dieser im dreißigjährigen Kriege spielenden Novelle erwähnen wir „Nicht zu hoch", eine Geschichte aus unserer Zeit, die einen weder nach Stand noch Gestalt Hochgeborenen zum Helden hat. Der schlichte Schreiber bereitet sich als begeisterter Anhänger und Fanatiker des Rechts, indem er unausgesetzt Dingen nachspürt, die außerhalb seines Amtes liegen, das Todesverhängniß. Die Geschichte ist rührend und tragisch zugleich, und desto mehr, je öfter man sie liest.

Im Jahre, das seinem siebenzigsten Geburtstage vorangeht, beschenkt uns Lingg nun mit dem dritten Novellenbande, zum Zeichen, wie ungeschwächt in ihm die Schaffenskraft dauere; denn die Sammlung bringt Ausgezeichnetes. Mit dem oben erwähnten Titel will Lingg den Riß bezeichnen, der des Menschen Herz wie die Schöpfung in Haß und Liebe, Lust und Weh durchschneidet. Das erste Stück „Nur einmal" kann als Musternovelle gelten. Sie schildert, wie unbarmherzig der Eltern Schuld noch an den Kindern sich rächt, aber sie endet versöhnend in wunderbarem Frieden. Die Aebtissin Dominika mußte den Schleier nehmen, weil sie einst ihren Eltern zum Trotz einem Manne folgte, der sie dann schnöde verließ, und auch ihren kleinen Sohn, den man ihr entriß, hat man der Erziehung eines Klosters anvertraut. Sein kühner Unternehmungsgeist widerstrebt den engen Mauern, er entweicht, und ohne elterliche Pflege und Liebe wird er einer der gefährlichsten

*) Berlin, Otto Janke 1883.

Straßenräuber, wie sie nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges Deutschland brandschatzten. Er fällt in das Kloster seiner Mutter ein, es gelingt, ihn zu ergreifen, man wird ihn richten, blutig richten; jene erfährt durch eigenthümliche Umstände, wer es sei, an dem alles Volk Vergeltung fordert. Sie steht am Fenster, und wie die grauen Nebel weichen, so erhellt sich ihr am anderen Ufer des Sees drüben das stolze Schloß ihrer Eltern, es erhellt sich ihr Vergangenheit und Jugend. Auf wem lasten die Verbrechen alle jenes wüsten Lebens? Das Wolkengrau überspinnt wieder das Schloß und den See und düsterer Schmerz ihre Seele, die mit Inbrunst trachtet, den Unglücklichsten zu erretten. Die Sitte räumt ihr als Aebtissin das Recht ein, auf dem Todeswege einem Gerichteten mit goldner Scheere den Strick zu durchschneiden und Leben und Freiheit ihm zu erwirken, aber sie besitzt, wie man ihr deutlich macht, dieses Recht nur einmal! Sie hat es bereits ausgeübt; also muß die Mutter sterben, damit der Sohn lebe! Ihr Vermächtniß für die Nachfolgerin sei es dann, den rettenden Schnitt zu thun. Und es stirbt die Mutter, man weiß es nicht, ob infolge der heftigen Seelenerschütterung und des Fiebers oder aus freiem Entschlusse. Wie fein gefühlt war es vom Dichter, hierüber einen keuschen Schleier zu breiten! Die folgende Aebtissin rettet den Uebelthäter; er kann leben und er lebt, von überirdischer Liebe gesegnet, von der Liebe seiner Mutter, deren Hauch er alsbald an ihrer Gruft spürt, während er mit vernichtendem Blicke seine wilden Genossen fortscheucht, welche Gold und Schmuck der Bestatteten gelockt hat. — Unantastbar wie dieses Gold wird die Erzählung selbst sein, die von Anfang bis zu dem tiefen, ausdrucksvollen Schlusse wirklich gediegenes Edelmetall ist! Dieser Kunst ist nichts zu entwenden. — Ebenso vollendet in ihrer Weise ist die längere Erzählung „Die eiserne Krone“. Wol jede Seite derselben führt der Phantasie eindrucksvolle bewegte Bilder vor, die sich nicht leicht verwischen lassen. Von dem durch Paulus Diaconus berichteten Streite des Langobardenherzogs Alahis mit dem Könige Kuninkpert ausgehend zeigt der Dichter, wie die eiserne Krone, deren Guß unter rächenden Anzeichen geschehen war, dem tapferen Kuninkpert, selbst nachdem er sie in Noth und Kampf ersiegt hat, noch den Tod bringt. Mit sträflicher Liebe hatte er die Römerin Theodote verfolgt und die rechtmäßige Gemahlin verstoßen; die schöne Römerin war in Liebe seinem überwundenen Feinde Alahis zugethan, sie ist todt wie dieser und im beglückenden Gefühle ihrer Liebe gestorben, während die edle Königin Hermelinde an Kuninkpert im Kloster, da sie ihn krönen will, noch zuletzt die Rache des Schicksals sich vollstrecken sieht. In ihrem raschen, lebhaften Verlaufe bewahrt die Erzählung überall die Art der Novelle, an Ausdehnung, Größe und Gewalt ragt sie über die Novelle hinaus und man möchte wol wünschen, daß ihr der Dichter das Leben des Dramas gegeben hätte. Freilich würden wir dann auch manches Bild vermissen, das nur der erzählenden Kunst erreichbar ist, wie z. B. den Auftritt, wo der König über Theodote zum Spotte den Pfeil in die Rosette der Mauer schießt und, da sie sich erschreckt nach ihm umwendet, zum ersten Male selbst von ihrer blendenden Schönheit getroffen wird, oder jenen anderen Vorgang, wo er sie zufällig im Bade überrascht und den Schwur thut, sie zu erringen, oder die dämonischen Bilder, da auf den mit Edelsteinen besetzten Sandalen Theodote's sich der Trauermantelfalter niederläßt und da sie die zerbrochenen Spangen, das Geschenk des Königs, verwünschend dem Erz der Reliquien hinzufügt, aus denen die Krone gegossen wird. Darum seien wir, ehe wir Andres begehren, froh, zu besitzen, was wir haben, eine erzählende Kunst, mit ihren echtesten Gaben.

Ein geheimnißvolles übersinnliches Walten, ein mystischer Hauch von Seele zu Seele, oft auch ein düstrer dämonischer Zug ist der ganzen Poesie Lingg's und auch seinen Novellen eigenthümlich. Wol alle tragen Spuren derselben, aber seine Mystik bleibt ein zarter poetischer Traum und ist fern davon, in den Realismus des forschenden Spiritismus überzugehen. In hohem Maße tragen diesen Charakter die beiden Novellen „Aeschylus“ und „Am Lago d'Averno“, deren Stoffe unserem Jahrhundert angehören. Ueber den tieferen Sinn der ersteren kann man nicht in Zweifel sein. Der Dichter will an das unerbittliche, unbezwingbare Schicksal der alten Tragödie erinnern, indem er Eugen Falther unbewußt auf dem Boden Griechenlands, nach dem ihn sehnendes Verlangen getrieben, den geliebten Bruder finden und tödten, ihn selbst aber bang in Heimweh und Trauer sich verzehren läßt, noch ehe er die Rückkehr zu den Seinen vollendet hat. Trotzdem kann in Wahrheit das Walten des blinden Ungefährs, das hier in lauter Zufälligkeiten ohne die leiseste Ahnung einer weisen Ordnung auftritt, dem Geiste der griechischen Tragödie nicht entsprechen; denn in ihr machen scheinbare Zufälle oft desto eindrucksvoller, je willkürlicher sie scheinen, das göttliche Verhängniß fühlbar und die „große Schuld“, wie sie Aristoteles von der Tragödie fordert, muß vorhanden sein, eine „Hybris“ den „Neid der Götter“ wachrufen. Daß Eugen Vater und Mutter den Schmerz der Trennung bereitet und daß er nach den Trümmern einer großen Vergangenheit sich sehnt, kann doch unmöglich als Schuld gelten, wie sie freilich der Dichter durch eine aus dem Gestein des alten Theaters hervorzischende Schlange andeutet. Es schwächt die Wirkung, daß die Harmlosigkeit und Unschuld Eugen's zum Brudermorde, zu seinem jähen Tode in keinem Verhältnisse steht. Liest man die Novelle wiederholt, so wird man freilich noch auf viele feine Absichten des Dichters aufmerksam. Ebendasselbe erfährt man bei der anderen Novelle „Am Lago d'Averno“, bei der nur der Gewinn hinsichtlich des Ganzen uns noch genußvoller wurde. Ein junger Arzt hat seine theure Braut durch den Tod verloren und wird durch eine Reihe merkwürdiger Zufälle, die aber anders als in der vorigen Erzählung nur als solche *erscheinen* und überall ein geheimnißvolles Geisteswalten verrathen, in Italien mit einem Mädchen zusammengeführt, das der Verstorbenen auffallend ähnelt. Mit neu erwachendem Lebensmuthe beginnt er sie zu lieben, aber bei jenem nach dem Strome der Unterwelt benannten Gewässer offenbart sie ihm, daß sie im amerikanischen Kriege ihren Bräutigam verloren, dem sie ewige Treue halte, und so mahnt die Todte gleichsam in der Gestalt der Lebenden ihn selbst zur Treue. Diese Lebende in der sicheren Freiheit ihres Benehmens, die nur innere Herzensreinheit ihr vorschreibt, ist wunderschön gezeichnet, und wäre die Todte vorher, wenn auch nur in der kürzesten Scene, ein wenig lebhaft eingeführt worden, so würde der Eindruck, dünkt uns, noch an Tiefe gewonnen haben. Durch diese Erlebnisse wird Ellerborn auch sittlich gefestigt und seinem Berufe mit neuer Kraft zugeführt. Wie wunderbar ergreifend ist der Vorgang, da er nach diesem Schicksalstage Abends an einem Hause vorüberzieht, wo gerade ein glückliches Paar seine goldene Hochzeit feiert! Und wie seelenvoll ist das beschrieben, zu allen den sinnreichen, feinen Zügen dieser Novelle der gelungenste Schluß! Wir wollen aus derselben nur einer vorzüglich tiefen Stelle noch gedenken: Ellerborn hat in schlafloser Nacht bei Kerzenlicht gelesen, und als er dasselbe löscht, merkt er, daß es nicht dunkel ist, sondern schon der Tag hereinscheint. „Sollte nicht so,“ sagte er zu sich, „unser irdisches Verweilen sein? Wenn das kleine Licht, bei dem wir die paar Stunden daheim zugebracht, auslöscht, dann werden wir erst durch das wahre große Licht eines neuen Tages überrascht.“ — Die kurze Novelle „Verhüllt“ endlich ist vortrefflich erzählt, aber sie scheint uns zu viel zu verhüllen und nicht das gedämpfte Licht zuzulassen, dessen auch die Ahnung bedarf.

Wenn unser Ahnungsvermögen fast allenthalben mit den Gewalten des Uebersinnlichen in den Novellen Lingg's angesprochen wird, wie sie bald in Liebe segnen, bald abstoßen, trennen und verderben, so möchten wir zuletzt darauf hinweisen, wie damit die deutsche Novelle ein eigenthümliches Gepräge neben dem romanischen Urbilde dieser Dichtungsart gewinnt, in welcher eine Hauptrolle irdische List und Verschlagenheit spielen und sich auch das Recht, um zum Ziele zu gelangen, ihrer gern bedient. Schon frühere der besten deutschen Novellen tragen jenen Charakter. Goethe bereits hat die „Novelle“ gedichtet, in welcher der Löwe, dem Sange eines Kindes lauschend, zum Lamme wird und „wunderthätig die Liebe herrscht“. Diesen geheimnißvollen Charakter besitzen die besten Novellen Heinrich v. Kleist's. Es ist nicht das letzte Lob, das wir dem neuesten trefflichen Novellenbuche Lingg's ertheilen, daß es ganz ein deutsches Buch ist, welches er im Jahre eines wichtigen Lebensabschnittes uns darreichte. Deß möge man ihm am 22. Januar 1890 gedenken!

Bücherbesprechungen.

7. Die französische Infanterie-Compagnie. Eine vergleichende Reglementstudie von Hollnack, Pr.-Lieut. d. R., Hannover 1889. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. Preis: 60 ₰; ebendaselbst von demselben Verfasser: Die Schießausbildung der französischen Infanterie. Preis: 40 ₰. — Der verschiedene Geist, der die deutschen und französischen Exercirbestimmungen durchweht, ist klar erkannt und treffend an der Hand der beiden neuen Reglements beleuchtet: hier der

Geist der Routine und des Schematismus, dort die Erziehung zur Initiative. Bei der Wichtigkeit, die den vergleichenden Reglementsstudien mit Recht zuerkannt wird, ist für Studien über das neue französische Exercirreglement das obige Heftchen als Anhalt recht zu empfehlen. Das Gleiche gilt von dem Auszug aus der französischen Schießvorschrift, allerdings mit der Beschränkung, daß den neuesten Nachrichten zufolge noch im nächsten Schießjahr eine neue Schießvorschrift, die auf wesentlich anderen Grundsätzen aufgebaut ist, erscheinen soll.

—e— **Pflicht und Verantwortung der Eltern in Betreff der Erziehung ihrer Kinder.** Vortrag, gehalten von **G. Schlosser.** Zweite Auflage. Berlin N. 58. Verlag der Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung. 1889. Pr. 30 ₰. — Der Deutsche evangelische Schulcongreß, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, nicht nur zur Förderung des evangelisch-christlichen Schulwesens thätig zu sein, sondern auch auf die häusliche Erziehung der Kinder nach Kräften bessernd einzuwirken, veranstaltete in Barmen bei Gelegenheit seiner 5. Zusammenkunft auch eine Volksversammlung. In dieser zahlreich besuchten Versammlung hielt Pastor Schlosser den in Rede stehenden Vortrag, der wegen seines zeitgemäßen Inhaltes bereits in weiteren Kreisen Beachtung gefunden hat. Wenn heutzutage über das Verhalten der Jugend geklagt wird, so heißt es nicht selten, „sie sollte in der Schule besser erzogen werden". Die Schule überhört diese Forderung keineswegs, da sie ohnehin bemüht ist, ihre erziehliche Aufgabe immer schärfer ins Auge zu fassen und immer eifriger zu verfolgen. Aber wenn sie es ablehnt, für die Erziehung der Jugend allein oder doch größtentheils verantwortlich gemacht zu werden, so ist sie in vollem Rechte. Denn die Pflicht der Kindererziehung ruht zunächst und hauptsächlich auf den Eltern. Und diesen will Pastor Schlosser das Gewissen schärfen, indem er sie zugleich über das natürliche Wesen ihrer Kinder, über die wichtigsten Mittel, den rechten Geist und die vornehmsten Ziele der Erziehung aufklärt. Dabei trifft er einen wohlthuenden, zum Herzen dringenden Ton. — Dem Vortrage sind kürzere Ansprachen des Pastors Wagner aus London, des Rectors Decker aus Kornthal, des Bezirksschulinspectors Werner aus Nürtingen und des Gymnasialdirectors Dr. Kolbe aus Treptow in einem Anhange beigegeben.

J. R. **Leipziger Illustrirte Zeitung.** III. Quartal 1889. Man macht sich wol keiner Uebertreibung schuldig, wenn man behauptet, daß von der Leipziger Illustrirten Zeitung nur mit Stolz gesprochen werden kann. Nach dem Muster der Illustrated London News gegründet, hat sie für Deutschland den Reigen derjenigen Journale eröffnet, welche die Zeitgeschichte auch im Bilde vorführen, ist aber wie die erste so auch die beste dieser Unternehmungen geblieben und hat, wenigstens nach unserem Geschmack, ihr ausländisches Vorbild, was den Bilderschmuck anbelangt, fast überflügelt. Vor uns liegt das letzte Quartal der Zeitschrift: es ist interessant, dasselbe nach seiner Vollendung wieder als Ganzes, nachdem man die einzelnen Nummern wöchentlich zu Gesicht bekommen hat, zu durchblättern, sowol um sich des Reichthums, der in ihm aufgespeichert liegt, zu vergewissern, als auch um die jüngste Vergangenheit von Neuem im Bilde an sich vorübergehen zu lassen. Da wird man an die verschiedenen Kaiserfahrten erinnert, an die Nordlandfahrt, die Englandfahrt, die Reisen nach den Reichslanden, zu den Manövern in Sachsen, Westfalen, an den Besuch des Kaisers Franz Josef in Berlin, die Weltausstellung in Paris und den Eiffelthurm, die Gewerbe- und Industrieausstellung in Hamburg, an Deutschlands Schwimmende Ausstellung, die erste Jahresausstellung in München, das Turnfest daselbst, die Aufführungen in Bayreuth, an die Wißmannexpedition und die ostafrikanischen Angelegenheiten, an Unglücksfälle, wie das in Röhrmoos, die Katastrophe in Antwerpen, an fürstliche Hochzeiten in Berlin (Prinz Friedrich Leopold) und St. Petersburg, man findet die Persönlichkeiten, die im verflossenen Vierteljahr ein Jubiläum gefeiert haben oder gestorben sind (Oncken, Weizsäcker, Weilen, Hamerling, Fanny Lewald, Cairoli, Langer, Fürst Günther von Sondershausen u. a. m.), man sieht auf die sommerliche Reisezeit und die Bäder Bezügliches aus Nah und Fern, Bilder aus dem Leben und Treiben der Reichshauptstadt, neue Denkmäler (das Bayerndenkmal in Wörth, das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Metz), neue Gebäude (z. B. das neue Albertinum auf der Brühl'schen Terrasse, die neue Peterskirche in Chemnitz, die Volkstheater in Worms und Wien, die neue Sorbonne in Paris), schließlich wird noch eine Anzahl von Kunstwerken, Gemälden und Werken der plastischen Kunst in musterhaften Holzschnitten wiedergegeben, die dann noch in den Meisterwerken der Holzschneidekunst eine besondere Stätte finden — kurz, es bietet sich dem Leser, wie man sieht, eine ziemliche Fülle von Geschehenem und Nachgebildetem dar. Nicht ganz uncharakteristisch will uns das Heroortreten unseres jungen Kaisers aus demselben bedünken: es zeigt uns, wie bedeutsam und kräftig sein Wirken ist und wie er in der Zeitgeschichte und im Interesse der Zeitgenossen eine bedeutsame Stellung einnimmt.

U.— **G. von Fellenberg: Der 27. Psalm und „Vertraue völlig Deinem Heiland"** für gemischten Chor. Basel, Verlag von C. F. Spittler. — Der Componist bietet sowol in dem aus 7 Sätzen bestehenden Psalm, wie in dem folgenden geistlichen Liede einfache, aber würdig gehaltene kirchliche Musik; der Chorsatz ist sehr geschickt und zeichnet sich durch leichten Fluß aus. Beide Compositionen sind sehr leicht ausführbar und dürften deshalb nicht nur Kirchenchören, sondern auch Familien, welche geistliche Hausmusik pflegen, willkommen sein.

U.— **J. Witt: „Wenn hoch in den Lüften" für Männerchor und Bariton-Solo.** Op. 54. **Ständchen.** Soloquartett für Männerstimmen. Op. 59. Leipzig, Robert Forberg. — Beide Quartette schließen sich der üblichen Männerchor-Literatur an, sind melodiös und bieten keinerlei Schwierigkeiten. Das erstere giebt sich kräftig und frisch und dürfte sich für einen vollen Chor eignen, während das für Solostimmen gedachte „Ständchen" mehr einen zarten Charakter besitzt. Sehr anmuthig und graziös ist der dem Ständchen zu Grunde liegende Text von Paul Möbius.

U.— **Emil Breslauer: Clavierschule.** Op. 41. Anfangs- und erste Mittelstufe. Verlag von Carl Grüninger, Stuttgart. Preis 4,50 ℳ brosch. — Wie schon der Name des Verfassers, der sich als Director des Berliner Conservatoriums und Clavierlehrerseminars, sowie als Herausgeber der Zeitschrift „Der Clavierlehrer" den Ruf einer anerkannten Autorität erworben hat, verspricht, hat man es bei dieser Schule mit einer werthvollen Bereicherung der musikalisch-pädagogischen Literatur zu thun. Wie wir in der Vorrede lesen, ist die Clavierschule nach den Unterrichtsgrundsätzen gearbeitet, welche derselbe Verfasser in seiner von Fachmännern sehr gerühmten „Methodik des Clavierunterrichts" bereits ausgesprochen hat. Diese Grundsätze bestehen — wie das *Vorwort* weiter sagt — darin, im Musikunterricht nicht nur *die Aneignung* mechanischer Fertigkeiten zu erstreben, sondern zugleich den Musiksinn zu wecken, den Grund zu wahrem Kunstverständniß zu legen und allgemein erziehlich zu wirken. Demgemäß soll die Ausbildung von Tonsinn, Tact- und Formensinn berücksichtigt und gleichmäßig auf Verstand, Gemüth und Willen eingewirkt werden. Man sieht, es ist ein vortreffliches Programm, das der Verfasser seiner Schule zu Grunde gelegt hat; und man muß zugestehen, daß er in derselben mit großer Klarheit und Sicherheit den Weg zeigt, auf dem dieses Ziel zu erreichen ist. Das Material für die Ausbildung der Technik ist zweckmäßig geordnet; die Auswahl der Uebungsstücke geht damit Hand in Hand. Um die Phantasie anzuregen und dadurch wieder das musikalische Ausdrucksvermögen zu heben, fügt der Verfasser einer größeren Anzahl der Stücke Worte hinzu, die meist, wie z. B. bei den aufgenommenen Volksliedern, in vollständig untergelegtem Text bestehen. Schon aus den kurzen hier gegebenen Bemerkungen ist ersichtlich, daß das Werk ganz dazu angethan ist, ein sicherer Leitfaden für den Lernenden und ein vortrefflicher Wegweiser für den Lehrer zu sein; es darf deshalb nach beiden Seiten hin eindringlich empfohlen werden. — Als eine andere Erscheinung auf dem Gebiet der musik-pädagogischen Literatur ist das im Verlag von Bartholf Senff (Leipzig) herausgegebene **Lehrbuch der Gesangskunst von Molly v. Kotzebue** zu erwähnen. Dasselbe enthält, wie auf dem Titel angegeben ist, das „in der Götze-Kotzebue'schen Gesangsschule zu Grunde gelegte Notenmaterial bewährter Meister", von der Verfasserin mit Erläuterungen in deutscher und englischer Sprache ergänzt. Auch dieses Werk empfiehlt sich schon durch den großen Ruf, den die erwähnte, vortrefflich geleitete Dresdner Lehranstalt besitzt, und durch die genugsam bekannte Thatsache, daß aus derselben eine große Anzahl vorzüglich ausgebildeter Sängerinnen hervorgegangen sind. Die in systematischer Ordnung an einander gereihten Gesangsübungen sind den Werken Peter v. Winter's, Vaccai's und Lablache's entnommen und bilden, von den einfachsten Studien behufs Tonbildung bis zu schwierigen Solfeggien fortschreitend, eine ebenso reichhaltige wie umfassende Sammlung. Erwähnt sei noch, daß der Preis für das von der Verlagshandlung vortrefflich ausgestattete Werk 9 ℳ beträgt.

Druck von G. B. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 119. Sonnabend, den 5. October. 1889.

Ein Kloster bei den Bosniaken.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Was dem Fremden beim Anblick eines Bahnzuges der bosnischen Linie besonders auffällt, ist, daß das gesammte Bedienungspersonal: Heizer, Schaffner, Zugs- und Maschinenführer aus activ dienender Mannschaft, zumeist Unterofficieren der österreichisch-ungarischen Armee, besteht. Die Stationsvorsteher, Cassenbeamten und Bahnaufseher sind gleichfalls den Occupationstruppen entnommen und so ist das ganze Personal in die schmucke hechtgraue Uniform gekleidet. Diese schneidigen Marssöhne sind in Ausübung des Eisenbahndienstes, in Führung der Locomotive, im Handhaben der elektrischen Apparate ebenso geschickt und zuverlässig wie ihre bürgerlichen Berufsgenossen. Nur die Schaffner unterscheiden sich von den civilen Collegen vortheilhaft dadurch, daß sie Reisenden der dritten Wagenclasse höflicher und zuvorkommender begegnen.

Der Abend war weit vorgerückt, als mich ein Zug dieser Militärbahn an das Ziel meiner Reise: Banjaluka*), brachte. Kaum war ich dem Waggon entstiegen, trat am Perron ein Gendarm auf mich zu und forderte mir meine Legitimationspapiere ab. Ein Miethwagen fuhr mich dann in's Hotel „Bosnia", wo es im Restaurant gerade lustig zuging. Das Musikcorps eines Infanterie-Regiments spielte herrliche Weisen und im Saale war die gesammte Garnison, den commandirenden General nicht ausgenommen, versammelt. Es war ein buntes Gewirr von Uniformen aller Waffengattungen und Chargen, und es vergnügten sich die Herren bei vortrefflichem Bier und gut duftenden Cigarren. Auch hier fiel in's Auge, daß das bürgerliche Kleid beinahe verbannt zu sein schien, denn unter den zahllosen Waffenröcken befanden sich kaum mehr als drei bis vier Civilisten.

Banjaluka zeigt wie alle andern aus türkischer Herrschaft hervorgegangenen bosnischen Orte durchaus muhammedanisches Gepräge, doch ist des Ostens Charakter im Erlöschen, er schwindet, weicht zurück vor der gewaltigen Macht der immer mehr vorwärts strebenden Civilisation des christlichen Westens. Zwar wird auch heute noch in den engen schmutzigen Straßen der unzertheilt auf dem Spieß gebratene Hammel feilgeboten; noch durchgellt der heisere Ruf des „fliegenden" Conditors, welcher mit unermüdlichen Lungen seine Süßigkeiten anpreist, Haus und Hof; noch arbeitet der muhammedanische Schuhmacher ungestört vor seiner Hausthüre das rothe Saffian-Stiefelchen, aber wie lange noch wird dies der Fall sein?!

Die unter grausamer Herrschaft muhammedanischer Begs ganz verkommenen christlichen Bosniaken sind häßlich wie die Nacht, und auch das „schöne" Geschlecht macht leider keine Ausnahme. Ich muß hier bemerken, daß diese Regel auf die muhammedanischen Landestöchter nicht zutrifft; im Gegentheil, die gläubigen Allah-Verehrerinnen sind zumeist bezaubernd schön. Nur einen Augenblick ließ mich der Zufall das Angesicht einer jungen Muhammedanerin sehen; es war, als ich das sogenannte „Türkenviertel" besuchte und mehrere Frauen aus einem Hause auf die Straße schritten. Ein Luftzug hob den Schleier der einen auf; ihr Gesicht war milchweiß, der Mund und die Lippen von graziösem Schnitt, die gerade Nase ein wenig stark entwickelt, aber ein solch dunkles, abgrundtiefes und von dichten schwarzen Brauen beschattetes Augenpaar erblickte ich in meinem Leben jetzt zum ersten Mal! Der dunkelfarbige bis zum Knie reichende plumpe Mantel stand halb offen und ließ die orangerothen Atlas-Pluderhosen sehen; aber schon im nächsten Augenblick kehrten mir sämmtliche Frauen — es waren vier — den Rücken zu, indem sie sich mit dem Antlitz einer Mauer zuwendeten und in dieser Stellung verblieben, bis ich mich entfernte.

Am auffallendsten charakterisirt sich der Unterschied der muhammedanischen Bosniakin und ihrer christlichen Schwester durch folgenden Zug. Während der bosnische Muhammedaner seine Ehefrau (oder -Frauen) in gut verschlossenen Wagen, die Rosse bei den Zügeln fassend und selbst zu Fuß mitlaufend, fahren läßt, sitzt der Ehemann der Christin mit größter Seelenruhe, den geliebten Tschibuk rauchend, auf seinem Gaul und sieht sein Weib, das noch eine Handarbeit dazu verrichtet, strickt oder die Spindel schwingt, per pedes apostolorum hinterherlaufen.

Noch eine seltsame, recht in's Auge fallende Erscheinung wurde ich auf meinem Spaziergange durch die Stadt gewahr. Wenige Schritte vor mir tauchte plötzlich aus einer Nebenstraße kommend ein Mann auf, dem man nicht nur den Mönch, sondern auch den ergebenen Büßer ansah. Eine braunwollene Kutte, welche als Gürtel ein Strick zusammenhielt, umhüllte den hagern Leib; aus der das kahle Haupt bedeckenden Kapuze blickte ein abgegrämtes, von tiefen Seelenleiden erzählendes Antlitz hervor. Die nackten Füße waren mit primitiven Sandalen bekleidet; die gebeugte Gestalt stützte sich beim gemessenen Vorwärtsschreiten auf einen derben Knotenstock. Es war der Bruder Ambrosius, der Schaffer des Trappistenklosters „Maria Stern" bei Banjaluka, welcher, wie ich später erfuhr, alltäglich in die nahe Stadt kommt, um Besorgungen zu machen; denn nur der „Schaffer", wie er von Allen genannt wird, vermittelt den Verkehr zwischen der Außenwelt und seinen im Kloster lebenden Ordensbrüdern.

Die Trappisten, welche das Kloster bevölkern, gehören zum Orden der Benedictiner und sind die eifrigsten, anhänglichsten Mitglieder desselben. Ihr Gelübde verpflichtet sie, der Armuth Wohlthäter zu sein. In dem Kloster beherbergen die frommen Brüder 50—60 arme Jungen, Kinder deutscher Ansiedler, welche daselbst auch im Lesen und Schreiben Unterricht genießen; sie erziehen und bilden sie zu nützlichen arbeitsamen Menschen heran.

Während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Banjaluka ward mir vielfach Gelegenheit zu Theil, mit Bruder Ambrosius zusammenzutreffen und Gespräche mit ihm anzuknüpfen. Und bald suchte ich diese bisher zufälligen Begegnungen mit Absicht und Vorliebe herbeizuführen, denn der brennende Wunsch, mit diesem gebildeten und in der Einsamkeit lebenden Alten zu verkehren, und das heiße Verlangen, das Klosterleben der Trappisten aus unmittelbarer Nähe kennen zu lernen, machte sich bei mir gewaltig geltend und stieg noch dadurch auf's Höchste, daß ich im Auftrage meines Hauses, in dessen Interesse ich mich in den Occupationsländern Oesterreich-Ungarns aufhielt, das Kloster oft aufsuchen mußte, um mit dem Abt wegen Ankaufs einer Waldparzelle Unterhandlungen zu führen. Meine Hoffnung, bei solchen Anlässen auch einen befriedigenden Einblick in die weitausgedehnten Gebäude und ihre grauen düstern Hallen und Gänge zu gewinnen, blieb unerfüllt. Nun hatte ich aber in dem mir bereits zugethanen Bruder Ambrosius einen weisen Rathgeber, einen väterlichen Freund, und diesem verdanke ich auch die alsbald erfolgte Ausführung des Entschlusses,

*) Sechs Wegstunden von der ungarisch-kroatischen Landesgrenze entfernt.

für einige Zeit als Laienbruder in „Maria Stern" einzutreten, denn einzig unter dieser Bedingung ist der freie Zutritt und der Aufenthalt im Kloster gestattet. Ich verblieb daselbst nur vier Wochen — und doch eine furchtbar lange Zeit für mich, der nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern lediglich aus Wißbegier sich die Opfer der Selbstverleugnung aufbürdete, welche vom Trappisten gefordert werden. Dafür aber erreichte ich meinen Zweck auch vollauf. Ich hatte reichliche Gelegenheit, das Leben, die Sitten und Gebräuche der Trappisten kennen zu lernen, und gebe in Folgendem die Aufzeichnungen wieder, die ich mir während meines kurzen Trappisten-Daseins mit Sorgfalt zusammenstellte.

Des Klosters Pforte schmückt die Statue der Schutzheiligen der Trappisten: der reinen Jungfrau, über deren mit dem Stern gezierten Haupte eine Inschrift sagt:

„Beati quos haec stella deduxit in hunc portum salutis posuerunt me custodem"

Zuvörderst wird der Neueintretende in einem den Zellen sehr ähnlichen Gastzimmer untergebracht, um nach einigen Tagen in die Klostergemeinde thatsächlich eingeführt zu werden. Bei dieser Gelegenheit erhält der Novize seine Zelle, seinen Platz im Refectorium, im Capitelsaal und in der Kirche zugewiesen.

Zeigt die Uhr Zwei nach Mitternacht, so ruft dumpfes Glockengeläute die Ordensbrüder zur einfachen, schmucklosen Kirche, welche nur spärlich erleuchtet ist und durch ihre grauen kahlen Wände einen unheimlichen Eindruck verursacht; die Kandelaber sind nicht silbern, die Meßgewänder entbehren des üblichen Goldschmuckes, die Infulen zieren keine Edelsteine — Alles ist prunklos. Selbst die Orgel fehlt darin. Die Braunen (Laienbrüder) nehmen im großen Mittel-, die Weißen (Chorreligiosen) im Seitenschiff des Gotteshauses Aufstellung, wo der Aufenthalt nur stehend oder knieend gestattet ist. Das „parvum officium" unterbricht die Friedhofsstille und nimmt die Zeit bis drei Uhr in Anspruch. Sodann folgt eine stille Andacht, welche bis fünf Uhr währt und um diese Stunde von dem „magnum officium" abgelöst wird. Nach beendetem Mahle sucht Jeder wieder seine Zelle auf, um die Schlafstelle in Ordnung zu bringen. Hierauf findet von Neuem Kirchgang statt — es werden sexta, capitel, dann Messe und Communion abgehalten. Ist kein Fast- oder Opfertag, so wird nun das Frühstück eingenommen, welchem eine bis neun Uhr währende Arbeitszeit folgt. Um neun Uhr versammelt sich wieder Alles in der Kirche, um einer halbstündigen religiösen Uebung beizuwohnen. Nun aber ist die Zeit des Mittagessens (elf Uhr) und einer Ruhestunde im Dormitorium. Den Nachmittag füllen aus: vierstündiges Arbeiten, vesper, nona und completorium.

Um acht Uhr geht Alles zur Ruhe — thatsächlich herrscht diese auch zu dieser Stunde im ganzen Kloster.

Der Schlafsaal (Dormitorium) enthält in drei Reihen ungefähr hundert Zellen, über deren schmalen Eingängen ein Holztäfelchen den Klosternamen des Bewohners zeigt. In der Länge mißt die Zelle sieben, in der Breite sechs Fuß; ihre Mauern sind zwei Meter hoch und 0,20 m stark. Einige auf zwei Böcken liegende Bretter mit einem Strohsack und gleichen Kissen sollen das Bett ersetzen. Nach oben ist die Zelle offen und es liegt querüber eine als Kleiderrechen zu benutzende Holzplatte mit eisernen Nägeln daran. Die Kahlheit der Wände wird durch zwei in jeder Zelle befindliche Holzschnittbilder, den Erlöser und das flammende Herz der heiligen Jungfrau darstellend, noch mehr hervorgehoben. Auch ein farbloses ganz primitives Holzkreuz und ein kleines Weihwasserbecken sind vorhanden. In keiner Zelle fehlt die fünfschwänzige, knotige Peitsche (flagellum), diese dient dem Trappisten jeden Freitag, während er mit leiser Stimme Psalmen aus dem Miserere singt, zur „Züchtigung" seines nackten Oberkörpers. Fanatiker, welche die nach unseren Anschauungen doch zwecklose Selbstqual noch durch Anlegen eines 2—3 Finger breiten, an der Innenfläche mit spitzen Eisendrähten besetzten Ledergurtes (cilicium) verschärfen, finden sich gar nicht selten. Sind die dunkelfarbigen Vorhänge an dem Zelleneingang zugezogen, so befindet sich der Bewohner gleichsam als Einsiedler in seiner Klause — abgeschieden von aller Welt. Nur dem Abt und dem Bruder Kleiderhüter ist jetzt das Betreten der Zelle gestattet, sonst aber jedem Sterblichen strengstens verboten. Soll eine Zelle gescheuert oder abgestäubt werden, so muß der dienende Laienbruder erst beim Abt Erlaubniß einholen, dieselbe betreten zu dürfen.

Der Eßsaal (Refectorium) ist ein großer, hoher Raum, dessen eichenhölzerne Decke von massiven, eisernen Säulen getragen wird. Längs den Wänden sind die Tische angebracht, an deren jedem sechs Brüder Platz finden. Selbst bei den Mahlzeiten triumphirt das System, jede Bequemlichkeit abzulehnen — und so sitzen die Trappisten auf einem Schemel, der freilich auch diese Bezeichnung nicht verdient, da er nur ein einbeiniger Holzbock ist und den Sitzenden zwingt, fortwährend darauf zu achten, daß er seinen Platz behaupte und nicht umfalle. Nach verrichteter Tisch-Andacht sitzen die Brüder vor sich hinstierend, mit auf die Tischplatte gelegtem Zeigefinger das vom Abte zu gebende Zeichen, ihr Besteck und die auf den Tafeln bereits dampfenden Gerichte ergreifen zu dürfen, stumm erwartend. Nach beendeter Mahlzeit wäscht jeder die Eßschale, das Trinkgefäß, den Löffel und die Gabel sauber ab und legt Alles in schönster Ordnung auf seinen Platz. Des Abtes Tisch steht auf einer Erhöhung gegenüber dem Eingang; die Wandfläche in seinem Rücken bedecken ein Riesen-Crucifix und zweiundzwanzig der Bibel entnommene Sprüche. Die Küche der Trappisten ist die allereinfachste und übertrifft an Reizlosigkeit jeden Speisezettel der Vegetarianer, ihre Bestandtheile sind: Brod, Wasser, Salz, Essig und Oel; Wurzeln, grüne und trockene Gemüse; Obst frisch und gedörrt; als ständiges Getränk giebt es eigengebrautes Bier. Auch dem Abte wird nur das gleiche Essen, wie den Andern vorgesetzt. Fleisch, Fett, Fische, Butter und Eier dürfen von einem Trappisten nicht genossen werden und nur die Kranken bilden eine Ausnahme; wenn auch deren Speisezettel karg bemessen ist, erhalten sie doch auf ärztliche Anordnung Rindssuppe, Hammel- oder Kalbfleisch. Wild und Geflügel bleibt auch dem Patienten versagt.

Von einem ganz merkwürdigen Gebrauch, der meines Wissens in keinem andern Orden herrscht, habe ich jetzt noch zu berichten. Im Capitelsaal versammelt sich allwöchentlich die Klostergemeinschaft, wo die Brüder sich und Andere ob begangener Sünden, die freilich oft nur in ihrer Einbildung existiren, anklagen. Daselbst werden auch die Strafen verhängt, deren schwerste Ausstoßen aus dem Ordensverband ist. Dieser harten Strafe verfallen hauptsächlich solche, die gegen die gesammten sechs Gebote des Trappistenordens gefrevelt. Mildere Strafen nach den Satzungen sind: mit der fünfschwänzigen, knotigen Peitsche (flagellum) gepeitscht werden; dreitägiges Fasten bei Wasser und Brod; auf bloßen Brettern schlafen; knieend inmitten des Refectoriums die Mahlzeiten verzehren; jedem einzelnen der Brüder den Fuß küssen; stundenlang mit ausgebreiteten Armen stehen oder mit einer Holztafel in den Händen sich vor den Genossen tief verneigen. Die letztgenannten *Holztafeln sind in* großen Mengen vorräthig und mit den vom Verurtheilten begangenen Sünden beschrieben. Eine besondere Art der Strafe ist auch, daß der „Sünder" sich vor die Schwelle des Eßsaales hinlegt und Alle über sich steigen läßt.

Der Capitelsaal dient auch allsonnabendlich der Ceremonie des Fußwaschens und der wöchentlichen Conferenzstunde. In dieser und während des Capitellesens ist jedem Trappisten der Gebrauch der Sprache erlaubt; in der Conferenzstunde steht ihm auch das Recht zu, ein geistliches Thema anzuregen, das der Abt nach seinem Ermessen bespricht, bezw. zu einem Vortrag benutzt.

In Bezug auf die Kleidung ist der Trappist sozusagen Jägerianer, denn sein Mönchshabit mit Capuze und seine gesammte Leibwäsche ist aus reiner Schafwolle gefertigt. Die Farbe des Kleides ist beim Laienbruder (Conversen) braun, beim Chorreligiosen (Patres) weiß. Der Braune betet weniger als der Weiße, eignet sich hingegen mehr zur Arbeit, wozu er auch angehalten wird; der Weiße ist intelligent und besitzt oft classische Bildung, die er im Kloster durch fleißige Studien zu erweitern sucht. Die Capuze darf der Trappist nur in der Kirche, während der Arbeit und des Schlafes vom Haupte nehmen; in der Arbeitszeit ersetzt ein schwarzes Käppi dieselbe; das Mönchshabit aber darf er nur in dieser Zeit ablegen; sonst geht es mit ihm zu Bett und steht mit ihm auf.

Unter dem Begriff „Arbeit" versteht man Alles, was im Hause, Garten und Wald, auf Feld und Wiese zu verrichten ist. Die Verpflichtung, zu arbeiten, haben Abt wie Prior ohne Ausnahme! Don Jean-Armand le Boutilier de Rancé setzte diese Regel im XII. Jahrhundert, als er die Ordensgesetze reformirte, in Kraft.

Die Banjaluker Trappisten ließen sich im Jahre 1868 in Bosnien nieder. Damals waren ihrer nur wenige, während sie heute die Zahl 100 überschritten haben. Der größere Theil besteht aus Deutschen, der geringere recrutirt sich aus Oesterreichern und den slavischen Nationen; Ungarn waren bei meinem Dortsein nur fünf im Kloster. Der 400—500 Hektare umfassende Besitz des Ordens ist vorzüglich bewirthschaftet; die Trappisten sind eben so tüchtige Landwirthe als Forstmänner, verständige Viehzüchter und Weinbauern; denn wohin auch das Auge blickt, findet sich Alles im schönsten Gedeihen. Des Klosters Rind- und Schafheerden sind groß und kräftig; die Milch- und Käsewirthschaft wird rationell be-

trieben und ergiebt einen ansehnlichen Gewinn. Besondere Sorgfalt widmen die Brüder der Schafzucht, und auch diese Arbeit lohnt sich ihnen reichlich; die Wolle spinnen, weben und färben sie selbst. Auf dem wasserreichen Vrbaß-Flüßchen klappert eine Mühle und eine Sägewerk ohne Unterbrechung, beide sind stets vollauf beschäftigt.

Von aller Welt und ihren Genüssen sind die Ordensbrüder vollständig abgeschlossen: ihr Leben verrinnt in Selbstverleugnung, Entsagung und Leiden! Und mit heiligem Eifer liegen sie ihrem heiligen Berufe ob, — mit übermenschlicher Gewalt bekämpfen sie ihr Blut, ihre Triebe, und nicht aus Selbstsucht opfern sie sich, nein! dem Allmächtigen zu Gefallen, aus Liebe zu ihren Mitmenschen, zur Buße für die zahlreich verschuldeten Sünden Anderer. — Ihr schweres Dasein verschönt der Glaube, daß sie nach dem Tode nur bis zum nächsten Sonnabend im Purgatorium (Fegfeuer) zu verweilen brauchen, um dann sofort (oder in der Zeit, welche der Mutter Gottes das Recht einräumt, eine gewisse Zahl Seelen zu befreien) in das ewige Himmelreich zu gelangen und zwar auf Plätze, welche gefallene Engel leer zurückgelassen.

* * *

Des Klosters Pforten hatten sich für mich wieder geschlossen — langsam schritt ich den Hügel hinauf, um nach Banjaluka zurückzukehren. Ehe ich von der Stätte meiner kurzen geistlichen Epoche schied und wieder ganz Weltkind wurde, konnte ich nicht umhin, einen langen wehmüthigen Blick auf den Ort zu werfen, an dem so viele gute Menschen unter der strengsten Observanz der Welt eine so segensreiche Thätigkeit entfalten. Kloster Maria-Stern liegt am Fuße einer waldreichen Gebirgskette am rechten Ufer des rasch fließenden Vrbaß. Dicht vor seinen Fenstern stürzen die wilden Bergwasser dahin, um nach kurzem Lauf in der Nähe von Alt-Gradiska mit der Save sich zu vereinen. Von Südosten leuchten die schlanken, sonnenumstrahlten Minarets von Banjaluka herüber. Von allen andern Himmelsrichtungen umschließen das Kloster hohe Berge, die im Frühjahr und Sommer mit ihrem in allen Schattirungen prangenden saftigen Grün der Buchen- und Eichenwaldungen einen bezaubernden Anblick gewähren.

Von diesem Anblick mich losreißend, schied ich — doch durchdrungen von der tiefen Ueberzeugung, daß die Klostermauern „Maria-Sterns" durchweg nur Unglückliche beherbergten.

Wilhelm Walter.

Bücherbesprechungen.

☐ Ansprache auf der Pastoralconferenz zu Dresden über Joh. 17, 3, gehalten von Fr. G. Tranzschel, Pastor zu St. Johannis in Leipzig. Auf Wunsch der Conferenz gedruckt. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. — Eine geistvolle, tiefgeschöpfte und herzandringende Auslegung des großen Textes namentlich in seinen ersten und letzten Worten, während die Worte: „daß du allein wahrer Gott bist" zurücktreten.

△ Repertorium der für das königl. sächs. Staats-Hochbauwesen giltigen Vorschriften. Zusammengestellt von E. Waldow, Landbaumeister. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1890.) — Eine sogar in der äußeren Gestalt an das bekannte Verwaltungs-Repertorium v. d. Mosel's lebhaft erinnernde Zusammenstellung der für das sächsische Staats-Hochbauwesen giltigen, in Gesetzen und Verordnungen zerstreuten Bestimmungen, im weitesten Sinne dieses Wortes, da der Verfasser auch allgemeine Bestimmungen und Vorschriften seinem Repertorium eingefügt hat, die beispielsweise ebensowol die Privatbaumeister als die Staats-Baubeamten, ebensowol andere Staatsdiener als die letzteren angehen. Das Repertorium wird in erster Linie den Staats-Baubeamten gute Dienste leisten; doch hofft der Verfasser auch, daß es den mit den Landbauämtern in stetem Wechselverkehre stehenden Behörden und Beamten ein brauchbares, den Verkehr erleichterndes Hilfsmittel sein werde.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. 3. und 4. Heft: Leben und Treiben der Ameisen von William Marshall. 144 Seiten. Leipzig, Verlag von Richard Freese, 1889. Preis 3 ℳ — So viel bis jetzt in deutschen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen auch über das Leben der Ameisen berichtet wurde, es fehlte uns ein Buch, welches gleich ähnlichen ausländischen Werken die aus allen Welttheilen über die verschiedensten Ameisenarten bekannt gewordenen Thatsachen zusammenstellend und in wissenschaftlichem Geiste sichtend ein gleichmäßig ausgearbeitetes, abgerundetes und gemeinverständliches Bild aufrollte von dem uns Menschen so nahe berührenden Wesen der Ameisen. Ein solches Buch hat Marshall in dem vorliegenden geschaffen, ja er hat nicht nur dies erreicht, vielmehr ist ihm, indem er die Lebensgewohnheiten der Ameisen nicht blos schilderte, sondern auf Grund eines eigenen umfassenden Wissens auch das Wie, Warum und Woher dieser Gewohnheiten zu erklären suchte, die Lösung so manches in unserem Wissen vom Leben der Ameisen noch vorhandenen Räthsels gelungen. Es sind im Ganzen vier Vorträge, durch welche Marshall sein Ziel erreicht. Im ersten bespricht er den anatomischen Bau der Ameisen, schildert das Leben des Einzelthieres, dessen körperliche und geistige Fähigkeiten und beantwortet die Frage, wie wol das Staatenleben der Ameisen sich herausgebildet haben mag. Der zweite Vortrag handelt vom häuslichen Leben der Ameisen, von den Pflichten, welche jede der einzelnen Ameisen-Kasten zu erfüllen hat, von der Entwickelung der Ameisen und von ihren Wohnungen, Straßen, Tunneln, Brunnen und sonstigen Bauten. Der dritte Vortrag schildert, wie die Ameisen auf Raub ausgehen, Kriege führen, plündern, wie sie andere Ameisen zu Sklaven machen und als solche halten oder sonstige Insecten zu bestimmten Zwecken in ihren Bauten beherbergen, und endlich wie sie die Blattläuse und einige andere Insecten als Melkvieh benutzen und pflegen. Der vierte Vortrag schließlich ist den Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt gewidmet, dem Schutz- und Trutzbündniß, in welchem die Ameisen zu gewissen Pflanzen stehen, den Mitteln, welche andere Pflanzen gegen diese Thiere anwenden. Klare, übersichtliche Darstellung und anziehende Schreibweise vereinigen sich mit den oben genannten Vorzügen, um das vom Verleger gut ausgestattete Buch zu einem werthvollen zu machen. Lehnert.

G. Oe. — Von dem in der H. Reuther'schen Verlagsbuchhandlung erscheinenden Lieferungswerke: Der Schwarzwald von Wilhelm Jensen sind neuerdings 3 weitere Lieferungen erschienen (5—7 à 1 ℳ 50 ₰). Die neuen Lieferungen enthalten neben der Fortsetzung des besonderen Theiles den Anfang des allgemeinen Theiles und behandeln in jenem das Gebiet des Handels, in diesem die geologischen, geographischen, klimatischen Verhältnisse und die Thierwelt des Gebirges. Die besonderen Vorzüge des Werkes zeigen sich in seiner Fortsetzung ebenso wie die ihm eigenen Schwächen. Zu jenen rechnen wir die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung, die herzliche Begeisterung für die Schönheiten des Gebirges und die Fülle des Gebotenen. Aber gerade dieser letztere Vorzug ist zugleich der Keim einer Schwäche. Bei dem lobenswerthen Streben, nichts unerwähnt zu lassen, geräth der Verfasser in die Gefahr, Gesagtes zu wiederholen oder den Faden zu verlieren, eine Gefahr, der er nicht immer entgangen ist. Hin und wieder ist es geradezu ein Kunststück, sich zurecht zu finden in dem Gewirr von Seitenwegen und Nebentouren. Die Auseinandersetzungen über die geologische und geographische Eigenart des Gebirges sind recht lesbar; in diesem Punkte unterscheidet sich das Werk zu seinem Vortheile von den meisten gleichartigen Büchern, deren Vf. es für ihre Aufgabe zu halten scheinen, gerade in diesem Capitel möglichst unverständlich oder langweilig zu schreiben. Für die Thierwelt war doch wol ein Großquartbogen von 16 Seiten zu viel, besonders da sie wenig Eigenartiges bietet. Man wird kaum in einem solchen Buche etwas über die Hausmaus, die Schwalben, Krebse und Flöhe suchen. Wiederholen müssen wir unsern Tadel in Bezug auf den Stil. Man weiß nicht, ob die Verzwicktheit und Ungelenkigkeit des Satzbaues Folge der Lässigkeit sei oder ob hier eine unerklärliche Absichtlichkeit vorwalte, fast sollte man bei einem Manne wie Jensen das letztere vermuthen. Manches kann ja vielleicht als Besonderheit gelten, anderes ist geradezu Geschmacklosigkeit oder Schnitzer. Ein „rundumher fließendes Städtchen" (S. 119) ist ungeheuerlich. Die Ausstattung des Buches und sein Bilderschmuck sind herrlich.

J.R. Unseres Herrgotts Kanzlei. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Zweite durchgesehene Auflage. Magdeburg, Kreutz'sche Verlagsbuchhandlung (R. & M. Kretschmann). 5 bez. 6 ℳ — Wilhelm Raabe gehört nicht zu denjenigen Erzählern, die sich im Sturm die Lesewelt erobert haben; langsam nur hat er sich die allgemeine Aufmerksamkeit und diejenige Stellung in unserer Literatur errungen, die er jetzt inne hat: die eines der originellsten und bedeutendsten modernen Humoristen. Er war zu eigenartig

und ging seine eigenen Wege, um zu schneller Popularität zu gelangen; diese wird nur denen zu Theil, die mit dem Strome schwimmen und das Schlagwort der Mode zu erlauschen wissen. Dafür steht er in seiner Stellung aber nun auch fest da, ein neues Beispiel für die tröstliche Wahrheit, daß ein Schriftsteller von Bedeutung wenn auch allmälig, so doch sicher zur Anerkennung kommt, während der Modeschriftsteller mit dem Erfolg des Tages seinen Ruhm dahin hat. Eine von Raabe's Erstlingserzählungen, „Unseres Herrgotts Kanzlei", liegt hier, nachdem fast dreißig Jahre seit ihrem ersten Erscheinen verflossen sind, in zweiter Auflage vor. Wenn der Verfasser in der Vorrede sich bescheiden dahin äußert, daß man herausmerke, das Buch sei von einem jungen Menschen geschrieben, und daß seit dem Jahre 1862 viel trefflichere Meister in der feinen Kunst, alte Geschichten zu erzählen, aufgestanden seien, so ehrt ihn diese Bescheidenheit: aber der Leser wird vielleicht nicht zu dem gleichen Endergebniß gelangen. Es ist eine der besten Erzählungen, die sich mit der alten Zeit beschäftigen, diese Geschichte aus Magdeburgs Vergangenheit; sie führt in jene Zeit, als diese Stadt der Hort des Protestantismus war und schon achtzig Jahre vor ihrem großen Unglücke im dreißigjährigen Kriege einmal mit den Waffen der Gewalt und des Geistes für die lutherische Lehre, und zwar mit Glück, eintrat, weshalb sie den Ehrennamen „Unseres Herrgotts Kanzlei" erhielt. Das Historische ist hier, wie es sonst in so vielen geschichtlichen Erzählungen der Fall ist, nicht ein bloßer Aufputz; getreu nach der Chronik zeichnet Raabe ein Bild von der Noth und Errettung der Stadt, und aus diesem treten die Personen der Handlung hervor, die wirklich die Kinder ihrer Zeit sind. Und diese Zeit interessirt, denn der Kampf für den Protestantismus ist noch lange nicht ausgefochten und bewegt heute noch die Gemüther. Dabei macht sich schon in diesem Jugendwerke Raabe's jene eigenthümliche Verbindung von Realismus mit dem Seltsamen, Romantischen geltend, die uns in den späteren Werken des Dichters so sehr anzieht, jene Vorliebe für das scheinbar Unerklärliche und für originelle Menschenkinder: der sonderbare Geschützmeister auf dem St. Jacobsthurm Andreas Kritzmann mit seiner geheimnißvollen Vergangenheit und seiner unheimlichen Treffsicherheit ist ein solches Original. Aber diese halb phantastischen Gestalten stehen fest auf der Erde: nie verliert der Verfasser den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. Schönfärberei ist Raabe gleichfalls völlig fremd: an dem Elend der Stadt mildert er in seinem „Bilderbuche" nichts. Er bewährt sich auch hier als ein echter, kräftiger Realist. „Unseres Hergotts Kanzlei" sei anläßlich der neuen Auflage den Lesern warm empfohlen.

J. R. Pfiffig und Genossen. Novellen von Carl Vogt. Breslau-Leipzig, S. Schottländer. — „Der berühmte Naturforscher läßt auch in diesen Novellen seine Eigenart nicht verkennen. Scharfe Beobachtung, feine Charakteristik und ein bisweilen ans Sarkastische streifender Humor zeichnen diese Lebensbilder aus, die dem Leser das kleinstaatliche Mittel- und Süddeutschland theils in der Zeit vor 1848, theils um und bald nach 1870 vor Augen führen." So lautet die Ankündigung, welche die Verlagshandlung diesem Buche beigegeben hat, um auf dasselbe aufmerksam zu machen. Mit der größten Spannung nahmen wir daher das Werk in die Hand, und was war das Endergebniß? Die Novellen sind gänzlich unmöglich in ihrer Handlung, im Psychologischen grob, sehr grob, die auftretenden Persönlichkeiten Zerrbilder der schlimmsten Art; daneben macht sich ein unangenehm rationalischer Zug geltend; unter einem Geistlichen kann sich der Verfasser gar nichts Anderes wie einen Egoisten, Heuchler und schwachen Menschen denken; die Geschmacklosigkeiten im Einzelnen häufen sich geradezu. Bei der scharfen Beobachtungsgabe, die Carl Vogt eigen sein soll, hätte man demnach etwas Anderes, Besseres erwarten müssen. Aber man kann ein guter Naturforscher und dabei doch ein schlechter Dichter sein. Das Buch gehört zu denen, die besser ungeschrieben geblieben wären.

(•) Dr. O. Franke, Die Kreuzotter, Naturgeschichte und Fang derselben mit bes. Berücksichtigung der Bißwundenbehandlung. Dresden, Verlag von R. v. Grumbkow, 1889. 75 ₰. — Das vorliegende kurzgefaßte Buch verdient die weiteste Verbreitung in Lehrer- und Schülerkreisen. Nach einer genauen Beschreibung der giftigen Otter (Pelias berus), welche durch gute Holzschnitte veranschaulicht ist, kommt der Verfasser auf den Biß und seine Wirkung zu sprechen. Er giebt in gemeinverständlichster Weise die Maßnahmen an, welche ergriffen werden müssen, um das Umsichgreifen des eingedrungenen Giftes zu verhindern (Umschnüren, Aussaugen und Ausbrennen des betr. Körpertheils), und führt schließlich als Heilmittel den Alkohol in der Form von Rum, Cognac, Portwein u. dergl. an, womit von Alters her in Oberbayern Otternbisse geheilt und in ihren Folgen ganz unschädlich gemacht werden. Die Spirituosen müssen aber in solcher Menge innerlich angewandt werden, daß der Patient vollständig betrunken wird. Ist der Rausch vorüber, so ist auch die Gefahr beseitigt. Am Schlusse seiner Broschüre befürwortet Dr. Franke die Ausrottung der Kreuzotter wegen ihrer Gefährlichkeit und Schädlichkeit. Er verweist bei dieser Gelegenheit auf das Beispiel der Amtshauptmannschaft Grimma (Königr. Sachsen), welche für jede todt abgelieferte Kreuzotter den Preis von 1 ℳ zahlt. Hierdurch wurde es erreicht, daß vom 16. April bis 1. Juli 1889 nicht weniger als 169 Stück getödtete Kreuzottern zur Stelle gebracht wurden. Aehnliche Prämien werden auch in Elsaß-Lothringen gewährt, und mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es sich die landwirthschaftlichen und Forstvereine, sowie die Touristen- und Verschönerungsgesellschaften angelegen sein lassen sollten, einen Theil ihrer oft sehr reichlichen Geldmittel für solche Prämien zu verwenden.

△ Guter Rath für Hausfrauen. Unter Mitwirkung von Dr. Biedert, Oberarzt, Hennig, Strafanstaltsdirector, Dr. v. Hoffmann, Augenarzt, Krieber, Anstaltslehrer, herausgegeben von Maria Rebe. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889. — Eine Sammlung verschiedener, etwas systemlos zusammengestellter, an sich aber ganz lesens- und beherzigenswerther Aufsätze über Körperpflege, Ernährung und Pflege der kleinen Kinder, Krankenpflege, Krankenküche, über Bienenzucht, Federvieh- und Rindviehhaltung, Zucht und Mästung der Schweine, sowie über allgemeine menschliche Tugenden und Schwächen, welcher der Abdruck einiger bekannter Gedichte beigefügt ist. Einen recht guten Eindruck hat die erste aus der Feder der Herausgeberin hervorgegangene, von echt christlichem Geiste durchwehte und dabei in frischem, volksthümlichem Tone gehaltene Erzählung „Wie es im Schollenhof Sonntag geworden" auf uns hinterlassen. Daß diese Sammlung hauptsächlich dazu bestimmt sei, ein Lehr- und Lesebuch für Gefängnißschulen zu werden und dazu beizutragen, daß die Gefangenen zu braven, fleißigen Leuten herangebildet werden, welche der Staat als nützliche Glieder wieder aufnehmen könne, haben wir erst aus der üblichermaßen dem Recensionsexemplare *beigefügten literarischen* Anzeige entnommen und nicht nur dies, sondern auch die Erklärung, warum nichts in dem Werke auf diesen speciellen Zweck hinweist: weil nämlich „Sträflinge sich nicht gerne als ausnahmsweise Geschöpfe behandeln lassen" und man diesem Reste von Ehrgefühl gerecht werden müsse, wenn der Punkt gewahrt bleiben solle, von welchem aus das schwierige Rettungswerk geschehen könne.

Ltz. Annie Brassey's letzte Fahrt an Bord des „Sunbeam". Nach dem Englischen. Mit 188 Holzschnitten im Text und 20 Einzeldrucken in Lithographie ausgeführt. 296 S. Leipzig, 1889. Ferdinand Hirt & Sohn. Preis gebunden 8 ℳ 50 ₰. — Lady Brassey hat mit ihren Reiseerzählungen auch in Deutschland großen Anklang gefunden; so liegt die „Segelfahrt um die Welt an Bord des „Sunbeam" in 11 Monaten ausgeführt und geschildert" bereits in 5. Auflage vor. Das vorliegende Buch giebt in Tagebuchform den Bericht ihrer letzten Weltfahrt, welche sie nach Britisch-Indien, Borneo, Celebes und Australien richtete und auf welcher sie im Herbste 1887 infolge eines Tropenfiebers verschieden ist. Voran ist als Einleitung ein Lebensbild derselben gegeben, warm und hingebend geschrieben von ihrem Gatten, den verwaisten Kindern zur Erinnerung gewidmet. Aus diesem seien hier gerade diejenigen Zeilen hervorgehoben, welche sich auf die Werthschätzung ihrer literarischen Leistungen beziehen. „Ihre allgemeine Beliebtheit als Schriftstellerin gewann sie durch die einfachsten, reinsten und natürlichsten Mittel, die man sich denken kann. Es findet sich in keinem ihrer Bücher auch nur ein einziger unschöner oder unedler Gedanke. Ihre Schriften sind nicht tiefwissenschaftlichen Inhalts, aber nützlich und spannend für Jedermann. Die Wahl der Ausdrücke ist immer wohl überlegt. Glänzende und glückliche Beanlagung spricht aus den Zeilen, und eben dies läßt die Schriften allen Schichten der Bevölkerung anziehend erscheinen. Fürst Bismarck hat sie mit großem Vergnügen gelesen, wenn er seine Abendpfeife schmauchte, und ebenso haben sich Schulkinder an ihnen ergötzt." — Wir sind gewiß, daß sich auch dieses reizend ausgestattete Buch manchen Freund erwerben wird; insbesondere wird dasselbe der vielen, interessanten und stets decenten Abbildungen, der leicht verständlichen Art der Darstellung, der beigegebenen Lebensbeschreibung der Reisenden wegen eine ganz geeignete Lectüre für die Jugend bilden.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 120. Dienstag, den 8. October. 1889.

Theorie und Praxis.

Ein Sittenbild aus der ersten französischen Revolution.

Es liegt in dem Charakter der Franzosen, selbst in den Tagen des bitterften Ernstes ihren Leichtsinn zu bewahren und das Vergnügen als oberstes Princip aufzustellen. Welche Zeit ist wol entsetzlicher gewesen als die der ersten Revolution, wann ist so viel Blut vergossen worden als unter der Herrschaft der Sansculotten? Und doch machte sich in den Salons der Helden des Tages ein raffinirter, aller Scham entblößter Luxus breit, während die Guillotine auf den öffentlichen Plätzen und Straßen ihr blutiges Tagewerk verrichtete. Im Winter des denkwürdigen Jahres 1789 herrschte in Paris eine so schreckliche Hungersnoth, daß die Armen ermattet auf den Straßen liegen blieben, aber die Bemittelten, die mit ihren humanen Theorien kokettirten, führten das alte Leben des ancien régime lustig fort. Die Vergnügungssucht stellte den brillant eingerichteten Kaffeehäusern und Theatern ein zahlreiches Publicum. Selbst während der blutigsten Periode der Revolution gab die große Oper regelmäßig ihre Vorstellungen und die blutgierigsten Clubhelden bildeten bescheiden Queue vor der Casse, um Eintritt zu erlangen. Danton und Madame Roland sah man oft in der Loge und die im Convent auf das Heftigste sich befehdenden Girondisten und Montagnards ließen ihren politischen Hader ruhen, um sich an der Musik zu ergötzen. Während man in der Theorie die großherzigsten und edelsten Ideen vertheidigte und die Moral als obersten Grundsatz aufstellte, wurde die individuelle Sittlichkeit als eine Lappalie behandelt. Selbst in der Literatur fand dieser Widerspruch seinen Ausdruck.

Die Helden der Revolution waren nicht besser als die Gesellschaft der alten Monarchie und wie früher die Unsittlichkeit zum guten Ton gehörte, so führte das Laster auch bei der neuen Generation das große Wort. Wie viel persönlicher Schmutz hängt nicht an dem glänzenden Namen Mirabeau's! Der Mann, der mit drohender Beredtsamkeit von den Staatsschulden sprach, steckte bis über den Kopf in Schulden und war ein Verschwender von der schlimmsten Sorte. Ludwig XVI. hatte für ihn achtzigtausend Franken gezahlt und ihm monatlich sechstausend Franken aus der königlichen Privatschatulle gewährt; als jedoch der große Redner, der sich sein Wort mit Gold hatte aufwiegen lassen, gestorben war, erklärte ihn Frochot, einer seiner Testamentsvollstrecker, den Gläubigern gegenüber für zahlungsunfähig.

Den Helden von Valmy und Jemappes, den General Dumouriez, empfing man bei seiner Ankunft in Paris im Jahre 1792 mit außerordentlichem Pomp und der berühmte Schauspieler Talma, dessen Salon der Sammelpunkt der Berühmtheiten vom Theater, der Politik, der Literatur und Kunst war, gab ihm zu Ehren ein Fest, das an Pracht und raffinirtem Luxus mit den Festen der einstigen Generalpächter wetteiferte. Die eleganten Damen waren kostbar geschmückt und die zahlreiche, glänzende Gesellschaft, dieser „Haufen von Contrerevolutionären und Concubinen", wie sie Marat nannte, unterhielt sich auf das Köstlichste.

Gar viele als aufrichtige Republicaner bekannte Männer fröhnten dem raffinirtesten Luxus und selbst Danton blieb nicht von der Anklage der Verschwendung frei, ebenso wenig Camille Desmoulins, dessen Briefe übrigens eine große Liebe zum Gelde und zum Genuß auf unzweifelhafte Weise bestätigen. Er war nicht reich, aber dafür verstand er es sehr gut, an der Tafel Anderer zu prassen. Er war sehr oft bei demselben Mirabeau zu Gaste, den er später verlassen und denuncirt hat. „Ich fühle," schrieb Held Desmoulins, „daß seine (Mirabeau's) Tafel mich corrumpirt. Seine Bordeaux-Weine, sein Maraschino haben ihren Werth, den ich vergeblich ableugnen möchte, und ich habe immer meine liebe Noth, zur republicanischen Einfachheit zurückzukehren." Weil ihn ein Hr. de Sillery nicht mehr zum Diner einlud, äußerte er sich: „Da ich seit längerer Zeit Sillery verdächtig vorgekommen bin, hat er mich nicht mehr eingeladen und es war mir leicht zu errathen, daß Louvet, Gorsas und Carra auf meinem Platz und an meinem Gedecke im Apollosaal dinirten." Ist das nicht tragisch?

Der Luxus war wol der Hauptgrund, warum die Dantonisten proscribirt wurden, aber die Ultrarevolutionären, die sogenannten Hébertisten, waren nicht um ein Haar besser. Sie zeterten zwar gegen die Reichen und deren Aufwand, aber unter ihnen befanden sich die allerschlimmsten Agioteure, zu denen auch Hébert, der Chef und Eigenthümer der Zeitung „Le père Duchesne", gehörte. Der frühere Contremarkenhändler verstand das Handwerk zu gut und hatte ein zu elastisches Gewissen, als daß er sich durch das bischen nationale Unglück hätte abhalten lassen, sich ein Vermögen zu ergaunern. Als im Spätherbst 1793 fremde Staatspapiere in Paris nicht mehr circulirten, warf sich die Speculation auf die Actien der französischen Ostindischen Gesellschaft und die Abgeordneten der ultrarevolutionären Partei waren an dem unsaubern Handel stark betheiligt. Ihr Republicanismus diente ihnen als Maske. Die Seele dieser Piratenbande war ein Hr. v. Batz, welchem Julien de Toulouse, Delaunay d'Angers und Chabot so gut secundirten, daß die Actien der Ostindischen Compagnie von 4500 Frcs. auf 650 sanken. Nachdem sie die Actien zu diesem Spottpreis aufgekauft hatten, trieben sie zur Liquidation der Compagnie und machten im Verein mit den Directoren ein glänzendes Geschäft. Die Herren waren ja auch Mitglieder des Convents, es lag also in ihrer Macht, auf den Wortlaut des Auflösungsvertrages hinzuwirken. Die Strafe folgte jedoch dem Verbrechen auf dem Fuße; Chabot und viele Andere bestiegen das Schaffot und büßten ihre Habsucht mit dem Tode.

Aus der Menge dieser kleinlichen Seelen, welche das Unglück ihres Vaterlandes zum eigenen Vortheil ausbeuteten, erhebt sich ein einziger gerader Charakter: Robespierre. Er liebte zwar eine feine Kleidung und ein elegantes Aeußere, aber er lebte einfach, wobei er nicht, wie etwa Saint-Juste, die Spartaner nachzuäffen suchte. Letzterer, der zwar mit einem sehr licentiösen Poem, „L'Organ", in die Oeffentlichkeit getreten war, führte ein mehr als einfaches Leben und selbst sein schönes Antlitz hatte nach und nach einen düsteren Zug von Fanatismus angenommen. Robespierre und St. Juste waren eine Ausnahme. Während der Tod in allen Classen der Gesellschaft seine blutige Ernte hielt, feierte die Bergpartei ihre wüsten Orgien. Thiers sowol als auch Lamartine und auch andere Historiker haben ein unerfreuliches Bild von dem Treiben der mächtigen Partei entworfen. „Viele dieser Verfolger," erzählt Lamartine in seiner Geschichte der Girondisten, „hatten sich so ans Blut gewöhnt, daß sie es den Freuden und Ausschweifungen ihres

Lebens beimischten. Sie waren grausam des Morgens und ausschweifend des Abends, sie kamen aus den Comités, dem Tribunal oder vom Schaffot, um sich an reichbesetzten Tafeln niederzulassen, sich an Musik und Poesie zu ergötzen, oder um in den Gärten der Umgegend von Paris mit leichten Weibern die Ruhe und den Frieden des Landlebens zu genießen. Sie beeilten sich, den Freuden ihre Stunden zu weihen, die kein morgen hatten, weil die Factionen diese Stunden zu jeder Minute abbrechen konnten. Sie führten gegen ihre Feinde sorglos das Beil, das auch sie treffen sollte." — Besonders Barrère war ein Mann von Eleganz und Raffinement, er war kein Apostel der republicanischen Tugend. Man nannte ihn den „Anakreon der Guillotine", weil er seine Berichte mit schönen Bildern verwob, die sich in den düsteren Decreten wie welke, im Blute schwimmende Blumen ausnahmen. In Clichy hatte er sich ein Lusthaus möbliren lassen, wohin er sich zweimal wöchentlich zurückzog, um sich die Gedanken zu erfrischen. Da verfertigte er seine Berichte, die sich in Ton und Form der jeweilig herrschenden Partei anschmiegten, da bewirthete er auch die Epikuräer der Revolution, u. A. auch den Pächter Dupin, der durch seinen Bericht über die sechzig Finanzpächter, die er hatte hinrichten lassen, berühmt geworden war; dieser war außerdem noch bekannt durch seine Leidenschaft für eine reichbesetzte Tafel. Schöne Frauen nahmen mit Stolz an den Festmahlen der Häupter der Revolution Theil. Diese Weiber waren leicht wie das Vergnügen und discret wie der Tod; sie hörten Alles, aber sie behielten nichts. Amar, Dupin's Freund, Jagot, Vaullard, Barras, Fréron, Collot d'Herbois und selbst der strenge Vadier kamen oft dahin, um sich mit Barrère und anderen Revolutionshelden, den Feinden Robespierre's, zu berathen. Der Vorwand des Vergnügens barg die Verschwörung.

Der offenkundige Luxus der alten Monarchie war verschwunden, aber dafür blühte das Laster im Verborgenen. Während der Schreckensherrschaft waren, wie schon erwähnt, die Theater und Kaffeehäuser überfüllt und auch die nicht ganz harmlosen Ball- und Spielsäle erfreuten sich eines außerordentlichen Zuspruches. Die Gesellschaft war moralisch gänzlich verfault, trotzdem sie die hochherzigsten Theorien aufstellte. Theorie und Praxis standen sich schroff gegenüber und die Führer, die Wasser predigten, tranken heimlich Wein; daher wurde es Napoleon leicht, Frankreich ins Joch zu beugen. Die Freiheitshelden wurden die Helfershelfer des Tyrannen und trugen mit Stolz die schimmernde Livrée des Kaiserreichs.

Nicht blos die Handlungen der Menschen, sondern auch die Trachten zeigten einen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis. Mit der alten Monarchie waren auch die alten Moden gestürzt worden, die Perücke wurde ein Opfer der Neuerung, trotz der heftigen Proteste der Perückenmacher, welche den Weltuntergang prophezeiten. Die Gleichheit war proclamirt worden und Jedermann befleißigte sich in den letzten Jahren des ancien régime einer gesuchten Einfachheit. Die französische Eitelkeit befand sich aber bei diesem Umschwunge nicht sehr wohl, sie mußte ein Steckenpferd haben. So wurden bald die Westen mit Stickereien besäet, welche entweder irgend eine Lafontaine'sche Fabel oder gar ein Abenteuer aus einem der damaligen Moderomane illustrirten. Bei den Frauen wirkte die neue Gleichheit sehr drastisch, indem die reichen „Damen der Halle", die Fischweiber, sich wie Herzoginnen kleideten und ihre rothen Gesichter aus einer Wolke von kostbaren Spitzen selig lächelnd hervorgucken ließen. Den höchsten Grad der Einfachheit erreichte die Männertracht unter der Despotie der Sansculotten, die nach Chaumette's Beispiel in Holzschuhen zur Sitzung kamen; aber die Einfachheit der Mode, die nichts weiter als eine Lächerlichkeit war, dauerte nicht lange. Die fünfstöckigen Frisuren waren zwar für immer verschwunden, dafür trug man jedoch Hauben à la Bastille, à la citoyenne, eine Toilette à la constituante und sogar Negligée à la patriote. Juwelen wurden nicht gespart, aber als Frankreich in Noth war, gaben die Frauen ihren Goldschmuck willig her. Zu ihrer Ehre wollen wir dies nicht unerwähnt lassen. Sie begnügten sich mit Kupfer- und Stahlschmuck und statt der kostbaren Edelsteine trug man einen Splitter von den Bausteinen der zerstörten Bastille.

Mit dem Directorium begann sich das öffentliche und das Privatleben zu regeln. Die wilden Stürme der Schreckenszeit hatten ausgetobt, die Menschen waren nun ihres Lebens sicherer als früher; daher ließen sie ihrer Vergnügungssucht die Zügel schießen. Es trat ein bedenklicher Rückschlag ein. Die Bälle, Gastmähler und Ausschweifungen kehrten wieder, so daß es schien, als ob das Interregnum der Sansculotten die Herrschaft der Vergnügungssucht wieder befestigt hätte; die wilden Clubs mußten den Salons weichen. Mit einem Male kehrte aber die französische Gesellschaft nicht in die alten Geleise zurück; die Ungewißheit des Augenblicks veranlaßte noch immer zu übermäßigen Ausgaben und überflüssigen Genüssen, da man ja nicht wußte, was der nächste Tag bringen werde. Ein neuer Stadttheil, die Chaussée d'Antin, erhob sich über Nacht aus dem Nichts und wurde der Mittelpunkt des Pariser Luxus; man tanzte und genoß den Augenblick, trotzdem das Pfund Fleisch 120 und das Pfund Brod 60 Frcs. kostete. Die Kleider verschlangen ungeheure Summen, ein einfaches, mit Seide garnirtes Battistkleid wurde mit 2500 Frcs. verkauft und manche Kleider kosteten über 20000 Frcs.

Zugleich mit den Salons der Bourgeoisie wurden 600 Ballhäuser eröffnet. Ueberall wurde getanzt, sogar auf den Kirchhöfen. Die Tugendheldinnen von ehemals haben einen ganz andern Charakter angenommen, so z. B. Madame Tallien; der Reichthum an Schmuck und Seidenzeug übertraf sogar den Luxus der Monarchie. Das Merkwürdigste aus der Zeit des Directoriums sind die sonderbaren Toiletten à la grecque oder à la romaine. In den Jahren 1796 und 1797 trugen die Damen, die „Merveilleuses" nur Brust und Arme entblößt, die leichte Tunica und die Sandalen waren mit Bändern festgemacht, aber bald verschwand die Tunica und die Damen liefen à la sauvage gekleidet einher. Fand man die Kleider überflüssig, so wurden dafür die Zehen mit kostbaren Ringen und die Knie mit Goldreifen geschmückt. Man plünderte das Namensregister der griechischen Mythologie, um die Toiletten zu benennen. Ceres, Minerven, Floras und Dianen spazierten auf den Boulevards umher und waren gar nicht böse, wenn sie die „Incroyables", die männlichen Modegecken, mit lüsternen Blicken musterten. Die Dianen bereiteten höchstens ihrem Ehegemahl das Schicksal des Aktäon. Alle diese Modetollheiten waren eine Nachwirkung jener schrecklichen Tage gewesen, welche alle französischen Köpfe verwirrt hatten, die nicht unter der Guillotine gefallen waren.

Während sich die Reichen keinen ihrer Wünsche versagten und lustig in den Tag hineinlebten, blieben die Armen stumm in ihrer Hoffnungslosigkeit. Der wilde Ausbruch ihrer Leidenschaft war vorüber, die Guillotine arbeitete nicht mehr mit so grausamer Regelmäßigkeit wie früher; dafür aber gährte es im Innern. Der Gegensatz zwischen Arm und Reich war zu schroff, als daß er ohne Weiteres von den Armen wäre gutgeheißen worden. Die Revolution hatte nur die Machtverhältnisse verschoben, indem sie die gestürzte Geburtsaristokratie durch die Besitzenden ersetzte. Diesem Uebelstande wollte nun Babeuf abhelfen, indem er gegen den Besitz und das Eigenthum complottirte. Er glaubte, daß die von der Revolution sanctionirte Gleichheit ihre Ergänzung im Communismus finden müsse, und organisirte die Verschwörung der Armuth, indem er Manifeste über die sociale Revolution erließ, in welchen er behauptete, daß die Natur Jedermann ein gleiches Anrecht auf die Freuden des Besitzes ertheilt habe. Daß die Natur nicht Jeden mit gleich hoher Vernunft ausgestattet, um Besitz zu erwerben, verschwieg er wohlweislich. Der Anfang der neuen „Gleichheit" war die Besitzergreifung der kostbaren Wohnungen der „ci-devant" Reichen — eine sonderbare Gleichheit des Besitzes, die mit der Plünderung begann! Dafür aber büßte der Anstifter Babeuf sein Unternehmen mit dem Tode.

Der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis fällt nirgends so sehr ins Auge als bei der Todtenbestattung. Der Mensch war zum souveränen, vernunftbegabten Wesen proclamirt worden, das nur bedingungsweise einer unbekannten Gottheit, dem „Être suprême", unterworfen war, aber die Ruhestätten der Todten wurden nicht geschont. Abgesehen von der Entweihung der Königsgrüfte zu St. Denis, wurden die Gräber mit einer unerhörten Roheit durchwühlt wegen der etwa mitvergrabenen Juwelen. Während der Commune sang man beim Begräbniß das bekannte Ça ira! und anstatt eines Priesters assistirte ein die phrygische Mütze tragender Commissär; statt in einem Sarge zu liegen, mußte die Leiche mit einer tricoloren Fahne vorlieb nehmen. Um den Contrast noch mehr zu erhöhen, declamirte man über die Tugend und verglich den Palast des Crassus mit der Hütte des Fabricius, um aus diesem Vergleiche moralische Nutzanwendungen zu ziehen.

Endlich siegte doch die Vernunft, aber den hitzigen Republicanern erschien es als eine heillose Reaction, zu den alten Gebräuchen zurückzukehren. Das Institut national, wie die Akademie genannt wurde, schrieb einen Preis für die angemessenste republicanische Bestattungsart aus. Die vielen eingereichten Arbeiten schlugen die abenteuerlichsten Methoden vor; so verlangte ein Concurrent, daß man die Leichen pulverisire und aus dem Knochenstaub solle man

Büsten formen, so daß auch der Arme in den Stand gesetzt werde, sich eine Ahnenreihe anzuschaffen. Was ist das Leben ohne Ahnenreihe?

Als endlich die französische Gesellschaft müde geworden war, Albernheiten auf Albernheiten zu häufen, hatte es Napoleon leicht, der Republik den Todesstoß zu versetzen. Auf die ungezügelte und mißbrauchte Freiheit folgte ein blutiger Despotismus, unter dem ganz Europa zu leiden hatte. M. F.

Bücherbesprechungen.

□ Die gesicherten Ergebnisse der Bibelkritik und das von uns verkündete Gotteswort. Beleuchtet von D. R. Löber, ev. Hofprediger und Consistorialrath. Gotha, G. Schloeßmann. — Vorliegende Broschüre bietet eine mannigfach ergänzte und formell modificirte Ansprache, welche der verehrte Verfasser auf der letzten Chemnitzer Conferenz gehalten hat, über welche in dieser Zeitung bereits s. Z. referirt worden ist. Dieselbe hatte bei den Einen lebhaften Beifall, bei Anderen auf Grund dogmatischer Anstöße Widerspruch gefunden, der sich zum Theil in der kirchlichen Presse in gehässiger Weise Ausdruck gegeben hat, wie namentlich in der Zeitschrift des separirten Lutherthums: „Ev.-luth. Freikirche" und in dem Blatt der amerikanischen Lutheraner: „Lehre und Wehre". Daß ein starrer Dogmatismus, dem die heilige Schrift nichts Anderes als ein vom Himmel gefallener Lehrcodex, ein in mechanischer Weise inspirirtes dogmatisches Compendium ist, an der bei aller entschiedenen Positivität freien, geist- und lebensvollen Anschauung des Verf. von der Bibel keinen Gefallen findet, ist nicht zu verwundern; der Gegensatz liegt offen zu Tage und die gedruckte Ansprache wird bei jenen Gegnern auf denselben Widerspruch stoßen, wie die gehaltene. Dagegen wird sie bei allen unbefangenen Lesern die Ueberzeugung erwecken, daß der Verf., der mit seiner ganzen Theologie im Boden seiner Kirche wurzelt, auch in dieser Schrift auf positiv evangelischem Grunde steht. Durch die Schrift, die, wie es immer bei dem Verf. der Fall ist, in großem Stile gehalten und ein Griff ins Volle und Ganze ist, geht ein Ton glaubensfreudiger Zuversicht in der Gewißheit, daß von der echten Bibelkritik für das wahre Ansehen und die Bedeutung der heiligen Schrift nichts zu fürchten ist, daß durch dieselbe vielmehr das Verständniß der Schrift noch mehr erschlossen wird, als deren Kern der Verf. das Zeugniß von Christo nachdrücklich hervorhebt, in welchem er auch mit Recht die geheime überwindende und belehrende Kraft der Schrift erkennt. Gegenüber einer falschen Objectivität, welche die Autorität der Schrift in unvermittelter Weise hinstellt, dringt der Verf. darauf, daß ihr Zeugniß sich legitimire und kräftig erweise im innern Zeugniß der Gläubigen. Mit großem Ernste wird im letzten Abschnitt darauf hingewiesen, wie Die, welche das Gotteswort verkündigen, vor Allem sich selbst in ihrem Zeugniß wie in ihrem Wandel unter die Kritik desselben zu stellen haben, um reine und geheiligte Organe desselben zu sein und seinen Glanz nicht zu trüben. Daß in dieser trefflichen, mit männlicher Beredtsamkeit geschriebenen Broschüre über die objective Giltigkeit der Schrift als Glaubensnorm kein abschließendes Urtheil gegeben ist, liegt in der begrenzten Natur des Themas, das sich der Verf. gestellt hat.

o.— Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte herausgegeben im Auftrage der „Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte" von Franz Dibelius, Dr. theol. et phil., Consistorialrath und Superintendent in Dresden, und Gotthard Lechler, Dr. theol. et phil., Geh. Kirchenrath und ord. Prof. der Theol. in Leipzig. Viertes Heft. 234 S. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1888. — Die Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte giebt in dem 4. Heft ihrer Beiträge einen neuen Beweis ihrer gesunden und tüchtigen Bestrebungen. Wie das 3. Heft durch die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit der in demselben von D. Lechler, D. Woldemar Schmidt, Sup. Meusel u. A. gebotenen Arbeiten ausgezeichnet war, so erscheint das vierte als eine glückliche Zusammenstellung interessanter und trefflicher Leistungen, die nicht nur dem Fachmann, sondern auch weiteren Kreisen Genuß und Freude bereiten dürften. Durch fesselnde und allgemein verständliche Darstellung sowie durch geschickte Gruppirung des Stoffs zeichnet sich aus, was D. Dibelius auf Grund eingehender Forschungen „zur Geschichte und Charakteristik Nikolaus Selnecker's" darbietet, den er als einen Vermittlungstheologen im guten Sinne des Wortes bezeichnet und dessen Lied „Laß mich Dein sein und bleiben" er als einen noch nicht genug gewürdigten Beitrag zur Charakteristik dieses Theologen erweist. Mit einem zwar kurzen, aber für den Forscher wichtigen „Nachtrag zur Geschichte des Franziskanerklosters zu Kamenz" ist Dr. Hermann Knothe im vorliegenden Hefte vertreten, während Dr. Friedrich Seifert eine ausführliche Lebensbeschreibung von „Johann Pfeffinger 1. luth. Pastor zu St. Nicolai und Super. in Leipzig" geliefert hat, welche ebenso von gründlicher Benutzung der Quellen als von sorgfältig abwägendem Urtheil Zeugniß giebt und in der eine große Fülle reformationsgeschichtlichen Stoffes dargeboten ist. Ebenfalls in die Zeit der Reformation führt die Leser Lic. Dr. Buchwald, der „die Lehre des Johann Sylvius Wildnauer Egranus in ihrer Beziehung zur Reformation" auf Grund der Predigten des Genannten zur Darstellung gebracht und damit einen neuen Beweis ebenso von der Reichhaltigkeit der Zwickauer Rathsschulbibliothek an Urkunden aus der Reformationszeit wie von seinem Forschereifer und seiner Findigkeit geliefert hat. Demselben Forscher und derselben Bibliothek verdankt das vorliegende Heft „die Selbstbiographie eines 83jährigen erzgebirgischen Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert", welche sich an die interessanten Mittheilungen des Lausitzer Pfarrers C. G. Poetzsch „aus der Geschichte der Kirche und der Rittergutsherrschaften zu Jahnishausen" anreiht. Letztere Mittheilungen sind überaus ansprechend, ja rührend in demjenigen Theile, welcher das Verhältniß des heimgegangenen Königs Johann zur Gemeinde Jahnishausen behandelt. Wer einen schönen Einblick empfangen will in die christliche Art, in der dieser edle Fürst seine Stellung als Rittergutsherr und Patron erfaßt hat, dem empfehlen wir das vorliegende Heft (4 ℳ) der Beiträge für sächsische Kirchengeschichte, wie wir überhaupt alle Freunde vaterländischer Geschichte auf diese Beiträge hierdurch angelegentlichst aufmerksam machen möchten mit dem Wunsche, daß denselben eine wohlverdiente große Zahl Leser zu Theil werde. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Beiträge den Mitgliedern der Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte (Vorsitzender: D. Dibelius) unentgeltlich geliefert werden.

K. S. Das Buch vom Kaiser Wilhelm. Von Friedrich Adami. 4. Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing. Preis 2 ℳ. — Von Adami's Buch vom Kaiser Wilhelm, das ungefähr 6 Abtheilungen umfassen soll, waren im Jahre 1887 in rascher Aufeinanderfolge Abtheilung 1—3 erschienen, welche, den ersten Band des Werkes bildend, das Leben des Kaisers von seiner Geburt bis zum Jahre 1815 schilderten. Jetzt erst liegt — infolge von Erkrankung des Verfassers verspätet — uns auch die vierte Abtheilung vor, der nun aber auch die weiteren Abtheilungen in kurzen Zwischenräumen folgen sollen, so daß das Werk nach der Versicherung der Verlagshandlung zu Weihnachten dieses Jahres vollständig der Öffentlichkeit übergeben sein wird. Diese vierte Abtheilung nun umfaßt die Jahre 1816 bis 1850 und Adami schildert uns durchweg in anschauender, gemeinverständlicher Weise zunächst, wie der Jüngling zum Mann heranreift, dann wie Prinz Wilhelm, nachdem er aus politischen Gründen seiner Jugendliebe zur Prinzessin Radziwill hat entsagen müssen, die Prinzessin Augusta heimführt und das Lustschloß Babelsberg erbauen läßt, dann wie Friedrich Wilhelm III. seine letzten Lebensjahre zugebracht, weiterhin wie der „Prinz von Preußen" als muthmaßlicher Thronfolger seines älteren kinderlosen Bruders Friedrich Wilhelm IV. auf die Politik mehr und mehr Einfluß gewinnt, besonders aber, wie er rastlos auf die Neugestaltung des Heeres, als der festesten Stütze des Thrones, bedacht ist, zuletzt, welche Rolle er in den Revolutionsjahren 1848—49 gespielt hat und wie es ihm in dem letzterwähnten Jahre nach der raschen Unterdrückung des badischen Aufstandes mit einem Schlage gelungen ist, selbst die Herzen seiner Berliner, die noch im Vorjahr zum Theil von blindem Haß gegen den edlen Fürsten erfüllt gewesen, wie im Sturme zu erobern. Dabei läßt Adami vor unserem geistigen Auge die ganze damalige preußische, bezw. deutsche Geschichte, soweit sie irgend mit der Geschichte Kaiser Wilhelm's Berührungspunkte hat, wieder vorüberziehen und erweitert so das Lebensbild seines Helden zu einem farbenreichen Zeitbild, das den Leser lebhaft fesselt, ohne daß der eigentliche Held des Buches dabei im Geringsten zu kurz kommt. Adami schildert, ohne irgendwie sich der Schönfärberei schuldig zu machen, den Kaiser Wilhelm schmucklos, aber wahr als das, was er gewesen, als ein Muster eines deutschen Mannes und Fürsten. Die Darstellung des Ganzen wie die Schreibweise des Verfassers verdient alles Lob, das auch durch einige vorkommende kleine sprachliche Schnitzer nicht weiter beeinträchtigt werden soll. So heißt es Seite 30 „die Hochzeit der

Prinzessin Alexandrine, dem schönen Herzensliebling" (statt: „des Herzenslieblings"), so Seite 42 „er gab seinen (statt: seinem) Widerwillen scharf Ausdruck", so Seite 99 „Die Idee Friedrich Wilhelm IV." (statt: Wilhelm's IV.) rc. So kommen weiter kleine Flüchtigkeiten vor, wie Seite 109: „Alle drei mischten sich unter die buntgemischte Volksmenge" rc., welche stellenweise die Anlegung der letzten Feile vermissen lassen. Nichtsdestoweniger aber ist Adami's Werk, dessen neueste Abtheilung wieder fast überreich mit Bildern geschmückt ist, als ein treffliches Volks- und Familienbuch warm zu empfehlen.

K—d. Das Reichsgesetz vom 1. Mai 1889 über die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, für den praktischen Vollzug erläutert und mit den Vollzugsvorschriften des Bundesraths, sowie ausführlichem Sachregister herausgegeben von Franz Xaver Proebst, Director des bayerischen Genossenschaftsverbandes u. s. w. Nördlingen, jetzt München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1889. (436 S., Preis 7 ℳ.) — Erweitert das oben angeführte Gesetz den Wirkungskreis des früheren Reichsgesetzes über die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften auch nur unerheblich, so sind die Veränderungen, die vom neuen Reichsgesetze innerhalb jenes Kreises herbeigeführt werden, um so größer und tiefer eingreifend. So ist es eine wesentliche Neuerung, daß neben den bisherigen eingetragenen Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht nunmehr auch solche mit nur unbeschränkter Nachschußpflicht und endlich solche mit beschränkter Haftpflicht zugelassen werden. Jede Genossenschaft hat die Möglichkeit, die ihren Zwecken entsprechende Form zu wählen, und ist nicht gebunden, die bisherige unbeschränkte Haftpflicht, welche gerade in Sachsen mitunter schwere Folgen gehabt hat, aufzustellen oder beizubehalten. Von sonstigen Aenderungen seien nur als Beispiele hervorgehoben die Festsetzung einer Mindestzahl der Genossen, das unbedingte Erforderniß eines Aufsichtsrathes, die Führung der Liste der Genossen durch die Gerichte und die Wirkung der Einträge in die Liste für Mitgliedschaft und Haftpflicht, die regelmäßigen Prüfungen der Einrichtungen und der Geschäftsführung durch besondere Revisoren. Weil das Gesetz Geltung hat nicht nur für die erst neuzubegründenden eingetragenen Genossenschaften, sondern auch für die bereits bestehenden, so müssen auch letztere ihre Satzungen den Anforderungen des neuen Reichsgesetzes entsprechend umgestalten. Der Verfasser des angezeigten Werkes will hierbei helfend zur Seite stehen, ohne deshalb den Zweck zurückzusetzen, das Gesetz aus seiner Vorgeschichte, aus den Verhandlungen der Vorberathung und des Reichstages, wie endlich aus der Praxis heraus und nach eigenen Studien zu erläutern. Der Verfasser scheint umsomehr zu dieser Arbeit berufen, da er als Verbandsdirector und Mitglied des engeren Ausschusses des allg. d. Genossenschaftsverbandes in der Mitte der Bestrebungen steht, die Bedürfnisse des Verkehrs kennt und die einschlagenden Verhältnisse erforscht hat. Dies ergiebt sich z. B. in der Entwickelung einzelner Abänderungen und Neuerungen, welche nach den Verhandlungen der allg. Vereinstage dargestellt wird. So berichtet der Verf. zu dem im §. 8 des Reichsges. ausgesprochenen Verbote eines Geschäftsverkehrs mit Nichtmitgliedern (des Verkaufs, der Creditgewährung an Nichtmitglieder), daß diesem Verkehre schon früher die allgemeine Meinung abgeneigt war und daß auch nach dem Erlasse des früheren Reichsgesetzes auf den Verbandstagen wiederholt von der Aufnahme eines solchen Verkehrs abgeredet wurde; er meint, daß der Widerspruch gegen die betr. Bestimmung des neuen Reichsgesetzes sich mehr gegen die Aufnahme des Verbotes in das Gesetz als gegen das Verbot selbst gerichtet habe. Wenn aber die Vertreter der Genossenschaften die Richtigkeit des Verbotes selbst anerkennen, so dürfte das Gesetz mit der Aufnahme eines solchen recht gehandelt haben im Interesse der Genossenschaften wie zum Zwecke gleichmäßigen Handelns. Das Verbot hat mehrere Genossenschaften veranlaßt, sich in Handels- (Actien-) Gesellschaften umzuwandeln, zum Theil doch wol aus dem Grunde, daß sie den Geschäftsverkehr mit Nichtgenossen nicht aufzugeben brauchen; sie würden aber dazu früher oder später auch durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden sein, weil die Form der eingetragenen (Credit- oder Consum-) Genossenschaften sich für einen ausgedehnteren kaufmännischen Verkehr nicht eignet und die Gefahr für die haftungspflichtigen Mitglieder zu groß geworden wäre. — Auf die Einzelheiten des Werkes kann nicht eingegangen werden; jedoch mag darauf hingewiesen sein, daß die Erörterungen und Erläuterungen zutreffend und umfänglich sind und in die Sache eingehen; es ist daher das Werk zu empfehlen nicht nur den Genossenschaften, für die es wol in erster Linie bestimmt war, sondern auch anderen Betheiligten, die mit dem Gesetze arbeiten müssen.

W. L. Zeitschrift für Agrarpolitik. Organ zur Förderung und Vertretung landwirthschaftlicher Interessen auf den Gebieten der Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. Herausgegeben von Dr. Kuno Frankenstein. Berlin 1889, bei R. L. Prager. — Aus dem uns vorliegenden 6. und 7. Hefte des II. Bandes dieser Zeitschrift vermag auch derjenige Leser, welcher den principiellen Standpunkt der Zeitschrift nicht theilt, mancherlei Anregung zu entnehmen. Aus Heft 7 sei besonders ein Aufsatz des Directors A. Conradi über „die Ausbildung der Söhne unseres Bauernstandes" weiteren Kreisen zur Beachtung empfohlen, während in Heft 6 unser Interesse hauptsächlich die Mittheilungen beanspruchen, welche über den am 17. und 18. Juni d. Js. zu Hildesheim abgehaltenen 5. allgemeinen Vereinstag der Vereinigung deutscher landwirthschaftlicher Genossenschaften gegeben werden. Wir entnehmen denselben die erfreuliche Thatsache, daß die Zahl der Mitglieder der Vereinigung seit Anfang 1884 bis Ende 1888 sich von 13148 auf 50360 vermehrt hat. Rechnet man zu den ländlichen Creditvereinen und landwirthschaftlichen Consumvereinen, welche zusammen bereits die erwähnte Ziffer stellen, noch weiter den Bezugsverband des rheinpreußischen landwirthschaftlichen Vereins, die zahlreichen Molkerei- und die Einzelgenossenschaften hinzu, welche sämmtlich auch in enger Beziehung zu der „Vereinigung" stehen, so ergiebt sich gegenwärtig ein Gesammtbestand von 1017 landwirthschaftlichen Genossenschaften mit 71617 Mitgliedern. Die Umsätze, welche leider nicht für 1888, sondern blos für 1887 mitgetheilt sind, betrugen bei den 177 der Vereinigung angehörenden ländlichen Creditvereinen etwas über 21½, bei den 250 den Verbänden in Württemberg und Westfalen angeschlossenen Darlehnscassenvereinen sogar mehr als 22 Millionen Mark. In seinen Beschlüssen mit Rücksicht auf das neue Genossenschaftsgesetz sprach sich der Vereinstag dahin aus, daß für ländliche Creditvereine nur die unbeschränkte Haftung der Mitglieder anwendbar erscheine und daß sich die Beibehaltung dieses Princips gleichfalls da empfehle, wo landwirthschaftliche Genossenschaften bereits auf Grund der Solidarhaft der Mitglieder als eingetragene Genossenschaften errichtet seien. Dagegen ließ man es dahin gestellt, ob bei neu zu bildenden Consumvereinen, Productiv- und Absatzgenossenschaften unter Umständen die beschränkte Haftbarkeit den Vorzug verdiene. Von den sonstigen Resultaten des landwirthschaftlichen Vereinstages sei hervorgehoben, daß man die Errichtung von Centralgenossenschaften für den gemeinschaftlichen Einkauf und Verkauf anregte, sowie dafür energisch eintrat, daß die Eisenbahnverwaltungen für landwirthschaftliche Erzeugnisse in frischem Zustande, wie Gemüse, Milch, Butter und Obst, gewisse Transportvergünstigungen eintreten lassen möchten. Wenn auch die vom Vereinstag aufgestellte Forderung, daß künftig derartige Producte als Eilgut, aber zum Tarifsatze der Frachtgüter, befördert werden sollen, sicher sehr viel zu weit geht, so liegt doch unverkennbar in diesen Wünschen der Versammlung einiges Berechtigte, und es wäre sehr erfreulich, wenn wenigstens unsere staatlichen Eisenbahnverwaltungen diesem Anliegen der Landwirthschaft thunlichste Berücksichtigung zu Theil werden ließen.

J. R. Unser liebenswürdiger Leipziger Humorist Edwin Bormann beschenkt das Publicum wieder mit einigen hübschen Gaben, die sich besonders zum Angebinde, und zwar zum Theil für „die bessere Hälfte der Menschheit" eignen und zu diesem Zwecke empfohlen sein mögen. Da ist zuerst die 7. Auflage des bekannten Büchleins „Komm mit mir!" mit seinem Jahresspiegel in lustigen Reimglossen und seiner Weisheit aus Schelmenmunde, die im kleinsten (Miniatur-) Format gehalten und mit einem dauerhaften Metallumschlag versehen, sich bequem in der Westentasche herumtragen läßt (Edwin Bormann's Selbstverlag. 50 ₰). Einem anderen Genre Bormann'scher Publicationen, dem der Papierausstattungen, gehören die „Blumenbriefe" und „Blumen-Postkarten" an; es sind dies Briefbogen, Couverts und Postkarten mit Blumenschmuck und Sprüchen jener sinnig-humoristischen Art verziert, wie sie eine Besonderheit der Bormann'schen Muse bilden. Die Ausstattung ist eine kostbare (Leipzig, F. G. Mylius). Aus demselben Verlage liegt in gleich feiner Ausstattung noch ein Carton mit Briefbogen und Couverts „Kleine Sippschaft — Kleine Briefschaft" vor, die mit Zeichnungen nach Skizzen des verstorbenen Oskar Pletsch geschmückt sind, jenes Meisters, der wie Wenige die Naivetät des Kinderlebens wiederzugeben verstanden hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 121. Donnerstag, den 10. October. 1889.

Der widerchristliche Antisemitismus.

In Nummer 88 dieser Blätter vom 6. Sept. 1888 fand sich unter dieser Ueberschrift ein Aufsatz, an welchen einer unserer Mitarbeiter mit nachstehendem Beitrage anknüpft.

Budapester Zeitungen haben es unlängst als eine eigenthümliche Erscheinung hervorgehoben, daß im letzten Jahre und noch mehr in den letzten Monaten in Ungarn, ganz besonders aber in Budapest, zahlreiche Juden in aller Stille zum Christenthum, zumeist zum Katholicismus, übergetreten sind. Kaum ein Tag soll vergehen ohne mehrere Judentaufen. Gegenwärtig soll es in Budapest Viele geben, welche von aller Welt für Juden gehalten werden, während sie bereits vor Wochen oder Monaten getauft worden sind. Thatsächlich wird schon seit längerer Zeit in den Kreisen der ungarischen Juden mit großer Lebhaftigkeit die Frage erörtert, ob man sich taufen lassen solle oder nicht, indessen werden bezeichnender Weise dabei niemals zu Gunsten der Taufe religiöse Beweggründe vorgebracht, sondern lediglich solche der Opportunität. Man will seine Lage in socialer oder wirthschaftlicher Hinsicht verbessern, eine christliche Frau heirathen, im Dienste des Staates rascher vorwärtskommen oder dergl. mehr. Diese Erörterungen scheinen sehr lebhaft geführt zu werden, da selbst die liberale Budapester Tagespresse, welche vorwiegend unter jüdischem Einflusse steht, darauf eingeht und gelegentlich Aufsätze veröffentlicht, welche für oder gegen die Judentaufe eintreten. Auf einen Christenmenschen machen diese Erörterungen einen recht unerquicklichen Eindruck, indessen muß davon Kenntniß genommen werden, weil sie bezeichnend sind für die Auffassung der Taufe, welche selbst bei den jüdischen Befürwortern derselben herrscht. Vor einiger Zeit hat das „Budapester Tageblatt" eine Anzahl Zuschriften von jüdischer Seite für und gegen die christliche Taufe veröffentlicht, welche nach mehr als einer Richtung hin bezeichnend sind. Vorausgeschickt mag werden, daß in Budapest die christliche und die jüdische Gesellschaft social gesondert lebt und daß die Magnaren trotz ihres sonst stets hervorgekehrten Liberalismus an dieser Sonderung festhalten. Selbst den reichen Juden ist es bisher nicht gelungen, Zutritt in die bessere christlich-magyarische Gesellschaft in Budapest zu erlangen. Wer in diese Gesellschaft aufgenommen werden will, muß mindestens äußerlich das Judenthum ablegen, d. h. sich taufen lassen. Hieraus ist zum guten Theil die jüngst erwachte Neigung der Budapester Juden zur Taufe zu erklären.

Im Großen und Ganzen scheuen auch die ungarischen Juden den Glaubenswechsel trotz der vielfach damit verbundenen Vortheile, indessen nach den Versicherungen aufgeklärter Juden nicht so sehr deshalb, weil sie dem Glauben ihrer Väter untreu würden, sondern im Hinblick auf die damit verbundenen Förmlichkeiten. Infolgedessen scheinen zunächst in Budapest jene Geistlichen, welche in dem Uebertritt eines Juden einen Gewinn für die christliche Kirche erblicken, bemüht gewesen zu sein, diesen Uebertritt so leicht und angenehm als möglich zu machen. In einem jüdisch-liberalen Budapester Blatt hat einmal ein getaufter Jude erzählt, wie überraschend leicht ihm der Uebertritt gemacht worden sei. Ein zweiwöchentlicher Religionsunterricht, bestehend in einem täglich eine Viertelstunde währenden zwanglosen Geplauder mit einem liebenswürdigen, aufgeklärten und geistvollen Priester, dann Ueberreichung seines Original-Geburtsscheines, der gegen Ausfolgung des Taufscheines im Pfarrarchiv zurückbehalten wurde, und schließlich die Ceremonie selbst; einige lateinische Sprüche, die Austreibung des bösen Geistes (aber kein Wort gegen die frühere Religion oder die Angehörigen des Täuflings, wie Manche glauben), das Anhauchen (der Geistliche war zum Glück kein Raucher) und endlich — so erzählte der Getaufte wörtlich — goß der geistliche Herr aus einer silbernen Taufkanne etwas reines lauwarmes Wasser auf mein schon ziemlich kahles Haupt, das dann der Meßner unter Mithilfe meines Dieners, den ich als meinen Zeugen, vulgo Taufpathen fungiren ließ, sorgfältig abtrocknete. Es war — Pardon für das frivole Gleichniß — setzte der getaufte Jude hinzu, wie bei einem eleganteren Friseur: jedenfalls schmerzloser und angenehmer, als die brutale, barbarische und im Occident ganz sinnlose Verstümmelungsceremonie, mit der man mich vor 48 Jahren, ohne mich zu fragen — hätte ich damals reden können, ich hätte gewiß fluchend protestirt — in meinen früheren Glaubensverband aufnahm. Inzwischen ist dieser so leicht getaufte Jude, wie das Budapester Blatt hinzufügt, zur österreichischen Hälfte der großen Anstalt, bei welcher er diente, zurückversetzt worden, versieht heute einen leitenden Posten und hat die Frau, mit welcher er Jahre lang in wilder Ehe lebte, geheirathet. In der That — ein recht bemerkenswerther Fall für die christlichen Freunde der Judentaufe!

Zu den eifrigsten Befürwortern der Judentaufe gehören gewisse politische Kreise der ungarischen Reformjuden und zwar nicht etwa aus Vorliebe für das Christenthum — o nein! —, sondern weil sie der Meinung sind, daß die getauften Juden entschiedener und wirksamer für jüdische Sonderinteressen eintreten können und erfahrungsgemäß wirklich eintreten. Angeblich sollen getaufte Juden ihren Ursprung weit seltener verleugnen als nicht getaufte Juden und kräftiger als Letztere das Judenthum gegen etwaige Angriffe in Schutz nehmen. Als Beweis dafür ist von jüdischer Seite auf den Dichter und Hofrath Ludwig Doczi verwiesen, welcher seinen erstgeborenen Sohn habe taufen lassen und dennoch einer der besten Juden geblieben sei in dem Sinne, daß er seine Stammesgenossen liebe und in ihrem Interesse eine rastlose allerdings anonyme und pseudonyme publicistische Thätigkeit entfalte. Doczi habe geglaubt, sich an seinem erstgeborenen Sohne zu versündigen, wenn er ihm „den Fluch des Judenthums" in die Wiege geben würde. In Budapest seien manche Glaubensgenossen seinem Beispiele gefolgt und es soll daselbst bereits einige hundert „bessere jüdische Familien" geben, in welchen die neugeborenen Knaben, wenn auch nicht gleich getauft, so doch zum mindesten nicht jener „Verstümmelung" unterworfen würden, welche unter den klimatischen und gesundheitlichen Verhältnissen des Orients vielleicht einen Sinn gehabt, aber „hier zu Lande" eben so unsinnig wie gefährlich sei.

Allerdings giebt es auch Reformjuden, welche nicht gewillt sind, sich taufen zu lassen, und zwar wiederum vom Standpunkte jüdischer Sonderinteressenpolitik. Einer dieser Reformjuden hat einmal in einem Budapester jüdischen Blatt gesagt: „Ich esse Schweinefleisch gern, ich arbeite und rauche am Samstag, ich war in der Synagoge nicht seit meiner Trauung, ich trage keine Schmachtlocken und dennoch bin ich Jude und werde es mit Begeisterung bleiben, weil ich mich von meinen verfolgten Glaubensgenossen nicht abwenden will; wir Juden müssen zusammenhalten, und wenn ich einen polnischen Juden fetttriefend und schmierig einhergehen sehe, so möchte ich demselben um den Hals fallen und ausrufen: „„O,

mein Bruder! was mußt du erst leiden, da ich, trotzdem ich den Christen gleich bin, angefeindet werde."" Ich bin und bleibe Jude, weil wir verfolgt werden. Hört auf, uns zu verachten, lasset den Druck schwinden, der auf uns lastet, zertrümmert das geistige Ghetto, in das Ihr uns bannet, thuet es aus Gerechtigkeit, aus Mitleid, meinetwegen aus Großmuth und wir wollen dann darüber reden, aber aus der verfolgten Armee zu entweichen," so versicherte dieser Reformjude pathetisch, „ist Desertion, ist schmachvolle Feigheit. Ich lasse keines meiner Kinder taufen. Sie sollen nur Juden bleiben, das wird ihnen gar nicht schaden. Der Druck, den man auf uns ausübt, stählt ja den Charakter und prägt die geistigen Talente mit wunderbarer Scharfheit aus. Ihr habt uns ein Krämervolk gescholten; gut, wir sind Advocaten, Aerzte, Dichter geworden und wahrlich! nicht schlechtere als diejenigen Eures Stammes. Ihr habt uns feig gescholten; nun sehet nur zu, wie unsere Judenjungens fechten und schießen, wie sie sich in den Regeln des Duellcodex auskennen. Ihr habt uns ein Knickervolk gescholten, wohlan, Ihr kennt so gut wie ich die jungen Leute meines Glaubens, die das mühsam erworbene Geld ihres Vaters mit wahrhaft genialer Verschwendung zum Fenster hinauswerfen. Sie sehen, die Verfolgung hat uns absolut nichts geschadet: wir haben unter dem Druck das Genie erworben, Alles zu erlernen." Seine bezeichnend anmaßende Rede schloß dieser Reformjude, welcher übrigens, da er Schweinefleisch liebt *rc.*, von seinen orthodoxen Glaubensgenossen in Galizien, falls er sie umarmen wollte, mit Abscheu als ein Abtrünniger zurückgestoßen werden würde, mit nachstehender Anekdote: Die Fürstin Metternich soll, als Rothschild hoffähig geworden war, den Fürsten Schwarzenberg aufs Neue gebeten haben, im Hause des Geldfürsten zu erscheinen, und zwar mit den Worten: „Sie können getrost hingehen, Sie finden im Salon keinen Juden, der Mann verkehrt nicht mit Juden." Fürst Schwarzenberg soll sich aber nach wie vor geweigert und auf das Dringen der Metternich endlich erwidert haben: „Wenn der Rothschild nicht mit Juden verkehrt, warum soll ich es thun?"

In dem nämlichen Budapester Blatt hat dann später dieser Reformjude mit der ganzen charakteristischen Frivolität seiner Gattung die christliche Taufe zunächst mit Rücksicht auf tauflustige Juden lächerlich zu machen gesucht. Im Traume habe er gesehen, wie hunderte von Juden auf den Rakosplatz bei Budapest geführt wurden, wie sie sich dort in Reih und Glied aufstellen mußten, wie dann die städtische Feuerwehr mit allen ihren Spritzen angefahren gekommen sei. Während die Schläuche abgeprotzt wurden, sei auf dem Sandhügel, dessen Spitze das rothe Triangulirungszeichen krönt, ein Priester erschienen, welcher das Weihrauchfaß geschwungen und mit weithin vernehmbarer Stimme das „Ego vos baptizo" gerufen habe. In diesem Augenblick sei das Trara des Feuerwehrcommandanten erschallt und aus den Spritzen habe sich je ein Wasserstrahl über die Menge der Juden ergossen. So seien dieselben sammt und sonders getauft worden. Später seien die getauften Juden in die Stadt gegangen, da habe man ihnen nachgerufen „Hepp, Hepp!" „Was wollt Ihr? Wir sind ja keine Juden mehr," hätten sie zurückgerufen. Da hätten dann die Leute geschrieen: „Uijeh! ein getaufter Jude! Um so schlechter! Hepp, Hepp! Hepp, Hepp!"

Frivoler ist die christliche Taufe wol noch nie von irgend welcher Seite behandelt worden. D.

Ein Dresdener Lyriker.

J. R. Den „Deutschen Kaiserliedern" (Wiss. Beil. Nr. 78) hat Albert Möser schnell eine neue Gedichtsammlung folgen lassen: „Singen und Sagen. Neue Gedichte. Vierte Sammlung" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft, vormals J. F. Richter). Auch diese stellt sich wieder als ein ganz hervorragendes Buch heraus, welches die Ueberzeugung in uns neu befestigt hat, daß wir es bei dem Dresdener Lyriker mit einem Poeten von Bedeutung zu thun haben, der vielleicht gerade deshalb, weil er diese besitzt, noch nicht diejenige allgemeine Aufmerksamkeit errungen hat, die er verdient. Denn es gewinnt fast den Anschein, als ob blos das Triviale und allzu leicht Verständliche auf schnellen Beifall in der Welt rechnen könne. Und es spricht auch wieder die ganze Persönlichkeit des Verfassers aus diesem neuen Bande, wie wir sie schon von den früheren Gedichtsammlungen (Gedichte. Nacht und Sterne. Schauen und Schaffen.) her kennen, und wie sie uns bereits werth geworden ist. Worin besteht ihr Eigenthümliches? Ist Möser Pessimist? ist er keiner? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Man möchte sie nach dem Lesen eines Gedichtes bejahen, um nach dem eines anderen wieder in Zweifel zu gerathen, ob man das Richtige getroffen. Dennoch hoffen wir zu einem endgiltigen Resultate gekommen zu sein. Das „Lied des Nordwinds" (S. 23), um mit einem Beispiel zu beginnen, geht von der kosmischen Wahrheit aus, daß die Herrschaft des Eises allmälig von Norden nach Süden immer weiter vordringe, so daß einst, wenn auch erst in einer sehr fern liegenden Zeit, alles Leben unseres Erdballs im Frost erstarren werde; und ob dieser für uns trostlosen Gewißheit stimmt der kalte Gesell einen Triumphgesang an, der so schließt:

„Ich aber wehe stets voraus
Dem eis'gen nord'schen Gaste,
Ich wüthe wild um Thurm und Haus,
Es bebt voll Graus
Der Leib, den ich erfaßte.

Noch bieten Kampf uns Süd und West,
Wir müssen oft noch weichen;
Doch einst sinkt hin des Lebens Rest,
Ein Siegesfest
Dann feiern wir ob Leichen."

Dem gegenüber erinnert aber der Gesang „Das Licht" (S. 25) wiederum an den Sieg dieser Macht, wie sie in dem ewigen Kampf mit der Dunkelheit, im Entstehen und Vergehen der Weltkörper doch immer wieder — dies ist gleichfalls eine kosmische Thatsache — siegreich bleibe, neues Leben an Stelle des vernichteten erzeuge:

„Doch wie auch der Frost
Und die Finsterniß wüthe,
Den feindlichen nimmer
Ist Sieg beschieden;
Und stets sich erneuend,
Bald hier und bald dort,
In Weltalls Fernen
Die Stelle nur tauschend,
Obsiegend der Nacht
Und dem Tode, dem kalten,
Entzündet sich Leben,
Aufleuchtet das Licht."

Und von Weltkörpern und Naturgewalten zu unserem Planeten und seinen Bewohnern übergehend läßt der Dichter den Erdgeist (S. 20) zwar von sich rühmen, daß seiner Macht gegenüber, wenn er ein Erdbeben errege, die des Menschen nichts sei:

„Menschen, den Hütten entsteigend mit Grauen,
Finden nicht mehr, drauf sie schritten, die Auen,
Hasten und flüchten mit rathlosen Mienen,
Denken: das Ende der Welt sei erschienen:
Und in den Donnern, die rings ihn umdroh'n,
Schaudernd erkennet der Erdensohn:
Wie er auch ringend die Erde sich schmückt,
Nichts ist, was den Abgrund des Seins überbrückt,
Sein Sinnen und Mühen im irdischen Streit,
Beugt nimmer den Gang der Nothwendigkeit,
Herrscherin stets bleibt die blinde Natur,
Ewig allmächtig die Urkraft nur;
Wie stolz er auch schreitet im Glanze des Lichts,
Er ist doch ein Nichts" —

und doch erhebt derselbe, der hier der Uebermacht der blind waltenden Naturkräfte so gewaltigen Ausdruck verliehen hat, in der tiefsinnigen Betrachtung „Im zoologischen Garten" (S. 14) gerade den Menschen als die Spitze aller organischen Entwickelung, den Menschen, der sich aus winzigen Anfängen aus der Masse der unmündigen Brüder, wie Kant die übrigen Lebewesen nannte, zur höchsten Stufe der Entwickelung emporgerungen hat und immer noch weiter steigen werde. Die Menschheit,

„Die sich dürft'gem Anfang einst entwunden,
Aufsteigt sie stets zu höhern Lebens Stufen,
Und einst noch schaut sie der Vollendung Stunden . . .

Ich hör's und hör' es gern und glaub' es gerne,
Sein kann's, doch kann's auch nicht; wer will es sagen?
Wer weist die Zukunft unserm Wandelsterne? . . .

Und wird's bergab, auf's Neu' bergab nun gehen?
Bis einst die Menschheit hinstirbt in Verthierung
Und unser Stern im Aether wird verwehen?

Doch daß lang fern noch sei so schlimmes Ende
Und daß von Zielen, längst erreichten, hohen,
Zu immer höhern sich die Menschheit wende,

Sei Jeglicher des Höchsten stets beflissen!
Dann wird sie nie in Abgrundstiefen stürzen
Und nie ersehnte Götterwürde missen."

Derselbe Kampf zwischen Aufwärtsstreben und brutaler Unterdrückungslust bildet auch das Thema der historischen Gesänge, die neben den kosmischen einen wichtigen Bestandtheil der Gedichtsammlung ausmachen. Der Adel des Menschen weist ihn nach oben, verleiht ihm Göttlichkeit, die Gemeinheit der Welt zieht ihn nach unten, der Vernichtung durch den Tod kann er nicht entrinnen (S. 19):

„Was todten Ahnen höchstes Entzücken schuf,
Mit Achselzucken gehn wir ihm selbst vorbei,
Denn, rasch sich wandelnd, neue Bahnen
Schreitet schon lange der Geist der Menschheit.

Kein Werk erblüht, das dauernd dem Zeitlauf trotzt,
Dem Höchsten selbst ersteht der Besieger einst,
Kein Ruhm ist ewig, und zuletzt wird
Nacht auch die Namen der Größten decken."

Zwei Gedichte sind in dieser Hinsicht noch besonders charakteristisch: „Sulla vor Athen" (S. 208) und „Das Todtenschiff" (S. 231). Im ersteren triumphirt bei der Eroberung Athens durch die Römer die Macht über das Schöne, That und Genuß über den Gedanken, und das geheimnißvolle Todtenschiff, das einsam durch der Nordsee grüne Fluthen fährt, was trägt es in seinem Innern?

„Dieses Schiff, das räthselhafte, das so still durchzieht die Fluth,
Millionen Knochen birgt es, die einst schwellte Geistesgluth,
Knochen derer, die vor Jahren krafterfüllt und kampfesfroh
Stumm bei Leipzig hingesunken und verhaucht bei Waterloo . . .
Hoch gehäuft nun und geborgen ruhn sie in des Schiffes Schoß,
Und nach Englands Kreideküsten führt sie ein verruchtes Loos,
Fern in Hull, wo rings aus Schloten schwarzer Rauch gen Himmel qualmt,
Unbarmherzig in der Mühle werden sie zu Staub zermalmt.
Heldenschädel, drin geloht einst edelste Begeisterung,
Arme, welche Schwerter schwangen, bricht zu Stück des Mühlrads Schwung;
Englands Saatgefilde düngend modern — Staub zu Staub gesellt —
Jene, die von Korsenwillkür sterbend einst befreit die Welt."

Aber auch hier bleibt der Dichter nicht bei dieser traurigen Einsicht stehen. So unbestreitbar die Thatsache ist, daß dem Edlen in dem Gemeinen ein mächtiger Wettbewerber entstanden ist — ganz bei Seite schieben läßt es sich doch nicht, das ist gleichfalls Thatsache; ja es tritt für das beleidigte Große sogar als Rächer auf, wie bei Gelegenheit der Hinmordung Marie Antoinette's (S. 230):

„Doch seht ihr stumm und still das Jungfraunbild,
Das starren Blicks die grause That betrachtet?
Von dunklen Locken ist ihr Haupt umnachtet,
Ihr Aug' sprüht Haß, unsäglich, glühend, wild;
Die Richter sucht's, die kalt und harmlos scherzen
Gleichwie nach einem Dolche greift die Hand,
Charlotte Corday ward dies Weib genannt,
Und bald färbt sich ihr Stahl in Marat's Herzen."

Sogar auf das alltägliche Leben, die kleinen Ereignisse des Tages erstreckt sich diese zwiespältige Anschauung der Dinge: die schönen „Sonette von Jasmund", in denen der Dichter an die Reise nach der Waldinsel Rügen, den Aufenthalt daselbst sinnige Betrachtungen anknüpft, klingen in Wehmut aus; die Furche, die das Schiff bei der Ueberfahrt im Wasser zieht, gemahnt an das Schicksal der Großen (S. 34):

„Weit sichtbar sind, eh' Tod sie noch bezwungen,
Und lichtumwallt die Bahnen, die sie schreiten.
Doch Jeder wird in's Nichts zuletzt gestoßen,
Und Namen, einst gerühmt von tausend Zungen,
Verschlingt zum Schluß der Lethestrom der Zeiten" —

ein elegischer Zug mischt sich sogar in die Reisebilder: bei der Vorüberfahrt vor der Burg Trausnitz (S. 65) glaubt der Dichter den jungen Konradin zu sehen, wie er hier seine stille Jugendzeit verlebte, ehe er zu seinem Unglück und frühem Ende nach Italien zog; doch das Ringen nach Befreiung von diesen düstern Bildern bleibt auch hier nicht aus, und andere, hellere, freundlichere treten an deren Stelle. So schließen im Gegensatz zu den Sonetten von Jasmund die „Sonette von Mönchgut" so ab (S. 119):

„Es schwand, durch Meereslieder
Gescheucht, die Dumpfheit aus der Seele Schachten,
Die Schwere wich, die sie zum Staub zog nieder.
Und frisch mit Kräften nun, mit neuerwachten,
Stürz' ich mich in des Lebens Wirbel wieder
Und kämpfe mit des Geistes hehre Schlachten."

So haben wir gesehen, daß zwei Anschauungen in den neuen Gedichten wie Gewalten mit einander um die Herrschaft streiten, diejenige, die aus den unbestreitbaren Thatsachen der Endlichkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Bestrebungen pessimistische Folgerungen ziehen will, und diejenige, die sich sagt, daß all das noch nicht zur Schwarzseherei berechtige, da der Mensch, einmal auf diese Erde gesetzt, sich nicht um das Warum und Wozu zu kümmern, sondern lediglich zu sehen habe, wie er seine Spanne Zeit durch Handeln würdig ausfülle und genieße, was ihm geboten; die letztere Ansicht aber blieb schließlich, als die stärkere, Sieger. Nicht daß sie die erstere ganz bei Seite schob; sie läßt diese als eine sie ergänzende bestehen: aber ihre Schale erschien auf der Waage der Betrachtung als schwerer belastet. Und das ist das Versöhnende, was wir nach dem Lesen des neuen Buches Albert Möser's mit uns nehmen: nicht der Unwerth, sondern der Werth des Lebens wird uns bewiesen. Natürlich sind in der Sammlung auch noch viele Gedichte enthalten, in denen der Dichter den ihn hauptsächlich bewegenden Gedanken nicht näher tritt, Bilder aus Geschichte und Leben ohne philosophische Absicht, schöne, sehr schöne Sachen: die in Epistelform gehaltenen anheimelnden Erinnerungen aus der Kinderzeit in der Abtheilung „Trimeter", das Lied der Freier (der Penelope), die Venus des Apelles, die Frau des Kreuzfahrers, die poetische Erzählung Achmet u. A. m. — aber das Charakteristische von „Singen und Sagen", wie auch des Dichters überhaupt, liegt doch in dem, was wir hier den Dichtungen entnommen und absichtlich mit möglichst viel Proben belegt haben, damit gleichzeitig der Leser Denjenigen, von dem die Rede war, selbst sprechen hörte.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Von dem im Verlage der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) in Leipzig erscheinenden **Deutschen Fürstenbuche** (vollständig in 18 bis 20 Lieferungen à 1 ℳ) sind uns die 7. bis 13. Lieferung zugegangen. Sie enthalten die Lebensbeschreibungen der Großherzöge Karl Alexander von Sachsen-Weimar (Hofrath v. Bojanowski in Weimar), Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz (Hauptarchivar Dr. v. Buchwald in Neustrelitz), Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (Prof. Dr. Schirrmacher in Rostock), Friedrich von Baden (Stadtpfarrer Längin in Karlsruhe), Peter von Oldenburg (Director Wöbcken in Oldenburg), Ludwig von Hessen (Hauptmann Zernin in Darmstadt), Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin (Prof. Dr. Schirrmacher) und des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig (Archivar Prof. Dr. Hänselmann in Braunschweig). Der Vorzug dieser Lebensbeschreibungen besteht darin, daß ihre Verfasser in nahen und nächsten Beziehungen zu den betreffenden fürstlichen Persönlichkeiten standen; einige derselben, so besonders die Schilderung des Lebensganges und der Entwickelung des Herzogs Wilhelm, sind Musterleistungen. Indem wir uns eine eingehende Würdigung des gesammten Werkes bis nach seiner Vollendung vorbehalten, erwähnen wir nur noch, daß seine Ausstattung, ganz besonders was die beigegebenen Fürstenbilder anlangt, vortrefflich ist.

G. Oe.— **Eduard Müller**, Diakonus, **Weihnachtsspiel** zur Aufführung in Schulen und christlichen Vereinen. Zwickau 1889, Druck von R. Zückler. 30 S. 8°. — Das Festspiel ist bereits seit 10 Jahren zur Aufführung gekommen; es ist dankenswerth, daß der Verf. sich entschlossen hat, es auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Aufführung, die als bloße Vorlesung mit vertheilten Rollen oder als schauspielerische Darstellung geschehen kann, wird eingeleitet, durchwebt und geendet mit gemeinschaft-

schaftlichen Gesängen der alten herzlieben Weihnachtslieder. Die einzelnen Bilder schließen sich in sinnig schöner Weise den Worten des Weihnachtsevangeliums an, wir sehen Israeliten auf der Fahrt nach Bethlehem, unter ihnen Joseph und die todmüde Maria, dann die Hirten auf dem Felde, redend von ihres Volkes Elend und seiner Hoffnung, wir hören die frohe Botschaft aus dem Munde des Engels, geleiten die suchenden Hirten nach Bethlehem in des römischen Hauptmanns Haus und dann in den Stall, da das göttliche Kindlein ruht, wir beten an mit ihnen, hören sie das Heil den Andern künden und ziehen mit ihnen fröhlich heim. Liebliche Weihnachtsstimmung liegt auf dem Herzen; es heimelt uns eigenthümlich an, wenn wir die schlichten Verse lesen. Einige Scenen, so besonders die Anbetungsscene mit dem an böhmische Volkslieder anklingenden Gesange des Hirtenknaben, sind ungemein lieblich. Dagegen will uns die Einfügung der Legende von dem Besuche der Hirten in dem Hause des römischen Hauptmanns nicht recht behagen, sie ist ohne Frage die mindest gelungene Scene des Spieles. Die Verse sind fast durchweg rein und edel, die Sprache bei aller Volksthümlichkeit gewählt. Einzelne Trivialitäten im Ausdrucke und einzelne Unbeholfenheiten im Versbau hätten vermieden werden können. Der Vers (S. 11): „Mit seinem widersprechenden Inhalt" ist poetisch und prosodisch häßlich. Bei einem Neudrucke möge dies und Anderes geändert werden. Wir empfehlen das liebliche Weihnachtsspiel angelegentlich; es ist ganz geeignet, in die rechte fröhliche, selige Weihnachtsstimmung zu versetzen.

Ltz. Europäische Wanderbilder. Heft Nr. 167 bis 169: Nach und durch Ungarn. Bd. III: Von Wien, Oderberg und Budapest in die Hohe Tátra. Von Karl Siegmeth. Mit 60 Illustrationen von J. Weber nebst einer Karte. Zürich, Verlag von Orell Füßli & Co. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Es ist noch nicht lange her, daß der Besuch der Centralkarpathen als ein gewagtes Unternehmen galt, bei welchem der Reisende auf jede Bequemlichkeit verzichten mußte. Heute findet, wie uns vorliegendes Reiseheft belehrt, der Reisende in den Touristen-Etablissements und Badeorten am Fuße der Tátra und in der Hohen Tátra selbst allen Comfort, freundliche Aufnahme, bequeme Wege, sichere Pferde. Insbesondere hat der ungarische Karpathenverein durch Herstellung von Wegen, Schutzhäusern und Wegmarkirungen, sowie durch Regelung des Führerwesens viel zur Hebung des Touristenverkehrs gethan. Das Buch führt uns auf drei Wegen (Eisenbahnrouten), von denen jeder sein charakteristisches Gepräge hat, in dieses Gebiet ein: 1) Von Wien aus durch das Waagthal; dieses reich an burgengekrönten Felszinnen, in uralter Zeit schon als Hauptverkehrsstraße viel durchwandert, heute der berühmten Thermen von Pistyán (Pöstyén) und Trentschin-Teplicz wegen vielbesucht, im oberen Theil Heimath der slovakischen Draht- und Rastelbinder, welche von hier aus alljährlich in die weite Welt wandern. Der zweite Weg führt über Oderberg, aus den sorgsam bebauten Gefilden des industriereichen Schlesiens quer durch die Karpathen, wo die Bergriesen der Fátra und der Liptauer Gebirge sich dem Touristen als Vorposten der Hohen Tátra präsentiren. Der dritte Weg endlich führt von Budapest aus durch das Tiefland am Südrande der rebenbekränzten Hügel der Mátra nach Kaschau und durch das Hernádthal zu jener Hochebene, aus welcher plötzlich und unvermittelt der Granitkoloß der Hohen Tátra emporsteigt. Diese Eingangsrouten, sowie in einem besonderen Abschnitte die Hohe Tátra selbst sind in Wort und Bild gut wiedergegeben. Ein letzter Abschnitt schildert anhangsweise das benachbarte Abanj-Torna-Gömörer Höhlengebiet, ein plateauartiges Kalkgebirge, ausgezeichnet durch seine vielfach verzweigten Höhlenräume, von denen die Aggteleker Tropfsteinhöhle und die Dobschauer Eishöhle am bekanntesten geworden sind.

J. R. Velhagen & Klasing's Neue Monatshefte. Monatlich 1 Heft zum Preise von 1,25 ℳ. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. — Diese Neuen Monatshefte bilden die Fortsetzung der „Monatshefte des Daheim"; sie treten insofern in die Reihe der selbständigen Revuen und illustrirten Monatsschriften, als der Inhalt sich nicht mehr wie in der früheren Form allein an den der Wochenausgabe des „Daheim" anlehnen, sondern für sich bestehen soll. Eine Empfehlung benöthigt das neue Unternehmen nicht, man braucht nur auf den reichen Inhalt seines Vorgängers zu verweisen, den es womöglich noch zu übertreffen suchen will. In dem vorliegenden Septemberhefte begegnen wir Arbeiten von H. Knackfuß (der in seinem Peter Paul Rubens seine interessanten und unterrichtenden Künstlerbiographien fortsetzt), E. Eckstein, Reinhold Werner, Heinrich Seidel u. A. und einer Fülle künstlerisch vollendeter Illustrationen.

J. R. Alte Geschichten. Kleine historische Novellen. Forschung und Dichtung von Friedrich Percy Weber. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 bez. 6 ℳ — Hübsch geschriebene und angenehm zu lesende Geschichtchen, in ihrem novellistischen Theile nicht von besonders hervorragendem Werthe, für ein tieferes Interesse auch etwas zu skizzirt gehalten, im Landschaftlichen und in den historischen Rückblicken jedoch, z. B. auf die Geschichte des Heidelberger Schlosses, Rothenburgs ob der Tauber, der alten Hansestadt Wisby, anziehend und stimmungsvoll.

J. R. Deutsches Theater-Lexikon. Eine Encyklopädie alles Wissenswerthen der Schauspielkunst und Bühnentechnik, herausgegeben von Adolf Oppenheim und Ernst Gettke unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Fachmänner. Heft 34/35. Preis 1,20 ℳ. Leipzig, Karl Reißner. — Mit den beiden vorliegenden Heften hat das von uns schon mehrfach besprochene Unternehmen seinen Abschluß gefunden. Zweifelsohne war die Idee eine glückliche: ein Handbuch zu schaffen, in dem der Suchende alles das in knapper und erschöpfender Form finden sollte, was mit dem Theater zusammenhängt. Eine derartige Encyklopädie besitzt nicht nur für Fachleute von der Bühne, sondern auch für das Publicum, welches das Theater besucht, ein Interesse. Im Großen und Ganzen ist es den Herausgebern und Mitarbeitern auch gelungen, ihrem Thema gerecht zu werden, und insofern erweist sich das Werk auch als brauchbar und kann empfohlen werden. Im Großen und Ganzen, sagen wir, denn im Einzelnen stößt man oft — was bei einem lexikalischen Werke, dessen erste Tugend Genauigkeit sein sollte, etwas befremdet — auf unsichere Angaben, deren Berichtigung Noth thut, und auch über die Berechtigung ganzer Artikel kann man anderer Meinung sein, als die Herausgeber: so haben wir uns z. B. den Kopf darüber zerbrochen, was der wackere Barde Albert Träger in einem Theater-Lexikon zu thun hat. In dieser Hinsicht müßten die Herausgeber in einer neuen Auflage noch nacharbeiten und sorgfältiger zu Werke gehn.

J. R. Ueber Land und Meer. Jahrgang 1889/90. 1. Heft. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Mit diesem Hefte kündigt sich das neue Quartal der Octavausgabe der weitverbreiteten illustrirten Wochenschrift vortheilhaft an; der Inhalt in Wort und Bild ist wieder mit Geschick dem Interesse und Verständniß der weitesten Kreise angepaßt.

N—r. Forst- und Jagd-Kalender 1890. Herausgegeben von Judeich u. Behm. In 2 Theilen. Berlin, Verlag von Julius Springer. — Der erste Theil dieses beliebten, weitverbreiteten Kalenders ist wieder in 2 Ausgaben erschienen. Die Ausgabe A hat einen Schreibkalender mit 106 Seiten, kostet in Leinwand gebunden 2 ℳ, in Leder gebunden 2,50 ℳ; die Ausgabe B widmet dem Schreibkalender 184 Seiten und kostet je 20 Pfennige mehr. Der zweite Theil — enthaltend statistische Uebersicht und Personalstatus — erscheint Ende November und wird für den billigen Subscriptionspreis von 1,50 ℳ nachgeliefert. Der Ladenpreis des zweiten Theils apart beträgt 2 ℳ. Der erschienene erste Theil hat sein bekanntes, handliches Format beibehalten. Er umfaßt wie bisher: Kalendarium, Wirthschafts-, Jagd- und Fischerei-Kalender, Hilfsbuch, verschiedene Tabellen und Notizen. Der hübsch in zwei Farben ausgeführte Schonzeit-Kalender ist sorgfältig revidirt und äußerst vollständig. In dem für den täglichen Gebrauch bestimmten Schreibkalender fanden diesmal noch die Geburts- und Sterbetage um das Forstwesen verdienter Männer Aufnahme, was gewiß Vielen willkommen sein wird. Es kann versichert werden, daß dieser 18. Jahrgang des Judeich'schen und 40. Jahrgang des Schneider und Behm'schen Kalenders den Anforderungen entspricht, welche die große Mehrzahl der Abnehmer desselben an ein solches Taschenbuch stellen.

G. Oe. — Verbesserter Historien-Kalender auf das Jahr Christi 1890. 76. Jahrgang. Jena, Richard Junkelmann, vormals Friedrich Frommann. 56 S. 4°. Preis 30 ₰. — Der Kalender bietet nichts Außerordentliches, aber auch nichts Schlechtes, er ist ein Kalender der alten Art, und sein Aeußeres entspricht dem Inhalte. Warum er sich Historien-Kalender nennt, ist uns unerfindlich. Er enthält einige Humoresken, Kleinigkeiten und die unvermeidlichen Kalenderwitze, von Historien im engeren und weiteren Sinne aber keine Spur.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 122. Sonnabend, den 12. October. 1889.

Das arme Rußland.*)

W. L. Auf die überraschenden Analogien zwischen der heutigen bäuerlichen Verfassung Rußlands und älteren Typen der deutschen Agrargeschichte hat man schon vielfach in der Literatur hingewiesen. Daß aber auch wichtige morphologische Prozesse auf dem Gebiete der gewerblichen Verfassung, die man bisher gewohnt war, lediglich auf heimischem Gebiete oder im westlichen Europa zu verfolgen, im Czarenreiche sich gegenwärtig in ähnlicher Weise wie anderwärts bereits früher anbahnen, findet erst in allerneuester Zeit Beachtung. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist als Quelle der Information das Buch von Roskoschny, welches anknüpfend an frühere feuilletonistische Veröffentlichungen des Verfassers mit großer schriftstellerischer Gewandtheit Aufklärung über vieles Thatsächliche auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeiterfrage und auch der Armenpflege in Rußland bietet, mit besonderer Freude zu begrüßen.

In den ersten vier Aufsätzen schildert der Verfasser theils auf Grund eigener Wahrnehmung, theils auf Grund russischer Quellen zwei Beispiele des vorwiegend hausgewerblichen Betriebs, die Schlosser- und Schmiedewaarenindustrie von Pawlowo und Worsma, sowie die Verfertigung von Heiligenbildern in Cholni und Palecha (Gouvernement Wladimir), ferner die vorgeschrittenere Stufe des durchaus manufacturmäßigen Betriebs in dem Kürschnerdorf Pustosch, endlich die durchaus modern organisirte Baumwollindustrie von Schuja, dem „russischen Manchester", und Iwanowo. Mit plastischer Anschaulichkeit zeichnet Roskoschny gerade die sociale Seite der Verhältnisse, insbesondere den Verkehr zwischen dem Unternehmer und Fabriksherrn, bezw. dem Verleger und Aufkäufer und der Arbeiterbevölkerung. Als Beispiel sei hier die Schilderung eines Wochenmarkts in Pawlowo wiedergegeben. „Schon von den frühesten Stunden an wogt die Menschenmenge hin und her. Käufer und Verkäufer strömen zusammen, Leute aus Pawlowo, die in der Hand in ein Bündel gepackte Proben ihrer Arbeit tragen — Leute aus den umliegenden Ortschaften, die mit einer ganzen Wagenladung zu Markte gekommen sind. Die Waaren, die in der Telega (dem russischen Bauernwagen) liegen, sind jedoch nicht Eigenthum eines Einzigen: mehrere Arbeiterfamilien haben dazu beigesteuert, und die Vertreter derselben stehen nun alle um die Telega herum und harren der Käufer. Verkauft wird noch nichts, der richtige Augenblick ist noch nicht gekommen. Immer noch treffen Händler ein, und es heißt abwarten, wie viele kommen werden. Von ihrer Zahl, von der größeren oder geringeren Nachfrage wird der Marktpreis abhängen. Der Mittag kommt heran, bevor die Arbeiter die Hoffnung aufgeben, daß noch mehr Käufer kommen und die Preise in die Höhe treiben werden. Die Auswärtigen beginnen nun zunächst loszuschlagen; sie leben nicht ausschließlich vom Handwerk, so wie die Leute von Pawlowo, sie betreiben daneben noch ein wenig Landwirthschaft und können daher niedrigere Preise stellen. Eine Telega nach der andern verläßt den Marktplatz und fährt zu dem Hause, in dem der Händler wohnt, der die Waare kaufen will, und endlich entschließen sich auch die Leute aus Pawlowo schweren Herzens, mit ihren Bündeln dort ihr Glück zu versuchen. Der Händler ist nun, namentlich wenn das Angebot groß ist, Herr der Lage. Er prüft die Waare Stück für Stück und findet an jedem etwas auszusetzen. Vor ihm häufen sich die Messer, Scheeren, Schlösser, die er als schlechte Arbeit zurückweist. Seufzend steht der Arbeiter daneben, reibt mit der Hand den Rücken, kratzt sich hinter den Ohren und jammert über die Härte des Händlers. Endlich ist man Handels einig. Der Preis der Waare ist bedeutend herabgedrückt worden, aber wie es nun zum Zahlen kommt, giebt der Käufer dem Arbeiter immer noch weniger, als den vereinbarten Betrag: er zieht 2 vom Hundert ab — fürs Geldwechseln. Wollte sich der Arbeiter dies nicht gefallen lassen, würde der Händler das bereits aufgezählte Geld einstreichen und den Arbeiter lachend auffordern, ihm auf einen Hundertrubelschein herauszugeben, da er „kein Kleingeld habe". Da der Arbeiter selbstverständlich einen solchen Schein nicht wechseln kann, muß er, wenn er seine Waare verkaufen will, den Abzug ruhig hinnehmen."

Diese eben geschilderte Scene stellt sich als eine mehr harmlose Bauernfängerei dar, wie sie wol auch anderwärts vorkommen mag. Aber was uns des Weiteren Roskoschny über die Lage des Arbeiterstandes in den oben erwähnten Orten berichtet, gewährt ein recht trübes Bild. Und je weiter wir den Schilderungen des Verfassers folgen, um so dunkler werden die Farben. Das Kürschnerdorf Pustosch zählt 700 Seelen, dabei giebt es neun Branntweinschenken und keine Schule! Die Lohnziffern, welche der Verfasser — freilich ohne seine Quellen zu nennen — anführt, sind beispiellos niedrig, behördliche oder gesetzliche Regelung der Arbeitszeit, ein Verbot des in sehr hoher Blüthe stehenden Trucksystemes vermißt man dringend.

In den drei nächsten Aufsätzen, welche auf die vier eben betrachteten Localstudien folgen, schildert der Verfasser die Frauen- und Kinderarbeit, den Wucher auf dem Lande und die bisherigen Versuche zur Bekämpfung dieses Uebels, endlich die russischen Arbeiterwohnungen. Fast unglaublich erscheint es uns, wenn wir in diesem Capitel erfahren, daß in gewissen namentlich bezeichneten Fabriken zu Worsma und Iwanowo-Wossnessensk die Arbeiter in den Fabrikräumen zwischen den Maschinen ihr Nachtlager suchen müssen, weil absolut keine Fürsorge für Wohnungen getroffen ist.

Die letzten fünf Aufsätze behandeln folgende Themen: ein Hungerjahr, die arme und die reiche Geistlichkeit, das wandernde Rußland (1. das Bettlerheer, 2. die wandernden Arbeiter), die Nachtherbergen und die Paßlosen, der Branntwein und seine Opfer.

Nach Roskoschny's Ansicht würde das russische Großgewerbe ohne die Grundlagen, auf dem es jetzt beruhe, nämlich ohne die „beispiellos niedrigen Löhne, eine die Kräfte des Arbeiters aufreibende übermäßig lange Arbeitszeit und massenhafte Verwendung der Frauen- und Kinderarbeit", verbunden mit Hochschutzzollsystem und Ausfuhrprämien, in nichts zusammensinken, da es vielfach blos künstlich auf Kosten der Landwirthschaft hervorgerufen sei. Diesen volkswirthschaftlichen Ausführungen, die in solcher Allgemeinheit keinesfalls zu beweisen sind, wird man allerdings keineswegs blindlings zustimmen dürfen. Dafür wirken aber diejenigen Thatsachen, welche Roskoschny mit warmer Empfindung berichtet, auf den Leser mächtig überzeugend in dem Sinne, daß allerdings die Zeit nicht mehr fern sein kann, wo sich auch unser östliches Nachbarreich wird bequemen müssen, ernstlich an staatlichen Arbeiterschutz zu denken, falls nicht ein guter Theil der gewaltigen urwüchsigen Volkskraft

*) Hermann Roskoschny, Das arme Rußland. Ein Beitrag zur Kenntniß der wirthschaftlichen Lage des russischen Reiches. Leipzig 1889 bei Carl Reißner. 4 Mark. — Einige Auszüge aus dem Werke haben wir bereits im Hauptblatte gegeben.

vernichtet und zerstört werden soll. Trotz des im Ganzen sehr ernsten Gesammteindruckes, den Roskoschny's Schrift hervorruft und offenbar auch beabsichtigt, sucht sich dieselbe doch vor dem Vorwurf der tendenziösen Gehässigkeit zu bewahren, indem uns auch über die leider allerdings noch seltenen Fälle berichtet wird, wo aufgeklärte Arbeitsherren aus eigenem Antrieb die Lage ihrer Arbeiter zu verbessern suchten.

Der Verfasser selbst faßt am Schlusse des Vorwortes seine Gesammtanschauung in folgenden Sätzen zusammen: „Das ist das arme Rußland, und doch reich, unermeßlich reich durch den Besitz vergrabener Schätze, die nur der Hebung durch die dazu berufene Hand harren — ein schlummerndes Dornröschen, für das sich nur bisher der Ritter nicht gefunden hat, der es zum Genusse des ihm beschiedenen Glückes erweckt. Sein Erwachen würde das große Werk Peter's des Großen, die Neugestaltung Rußlands, zum Abschlusse bringen — heute schwebt dieses Werk in der Luft, es fehlt ihm die feste Grundlage. Dadurch, daß das Fenster, welches Peter nach Westen geöffnet, nur gewissen Gesellschaftskreisen zugänglich blieb, gewinnen die immer heftiger werdenden Angriffe gegen die „Europäer" und ihre für Rußland ungeeignete westeuropäische Bildung einen Schein von Berechtigung, während sie in Wirklichkeit nur ein Anzeichen der allmälig dämmernden Erkenntniß sind, daß dort weiter gebaut werden muß, wo mit Peter's Tode der Neubau ins Stocken gerieth: in der großen Masse des Volkes, im alten Rußland, in dem allein noch die Kraft vorhanden ist, dem morsch gewordenen Oberbau zur sichern Grundlage zu dienen."

Römische Skizzen.

Von M. N.

III. Auf der Via Appia und in der Calixtkatakombe.

Wenn der Kopf und das Auge ermüdet ist von der unausgesetzten Betrachtung von Palästen und Kirchen, von Bildern und Statuen, wie es in dem so unerschöpflich reichen Rom gar leicht geschieht, dann empfiehlt es sich ganz besonders die Stadt zu verlassen, um in der stillen Campagna Erholung zu suchen. So pilgerten wir denn auch einmal zur Königin aller Straßen, der uralten Via Appia hinaus.

Schon liegt der Palatin hinter uns, rüstig streben wir vorwärts auf der staubigen Via di Porta S. Sebastiano. Links grüßt die hochgelegene Villa Mattei, rechts die gewaltigen Reste der Caracallathermen, noch in ihrer Zertrümmerung Zeugen ehemaliger Größe und vergangenen Glanzes. Zwar erblickt man nicht mehr die Säle und die Gärten, die von herrlichen Bildwerken — wir erinnern nur an den hier aufgefundenen farnesischen Stier und farnesischen Herkules des Museo nazionale zu Neapel — geziert wurden, aber der ungeheure Umfang der Trümmermasse läßt schließen auf die Größe und den Glanz dieser einzigartigen Kaiserthermen. — Durch den Triumphbogen, den der Senat im Jahre acht v. Chr. dem Drusus setzen ließ, und die Porta S. Sebastiano hindurch verlassen wir das eigentliche Stadtgebiet, das eine gewaltige Mauer abschließt. Bald stehen wir vor einem kleinen eigenartigen Kirchlein mit Namen Domine quo vadis. Das Kirchlein soll den Punkt bezeichnen, woselbst Christus dem aus Rom entfliehenden Petrus begegnete und ihm auf seine Frage: „Herr, wohin gehst du" (Domine quo vadis) traurig und ernst antwortete: „Nach Rom, um nochmals gekreuzigt zu werden." Der Gedanke, dieser legendarischen Erzählung durch den Kirchenbau den Charakter geschichtlicher Wirklichkeit aufzuprägen, ist sehr charakteristisch und darin liegt nicht zum wenigsten begründet die Volksthümlichkeit, die die katholische Kirche noch immer unter dem römischen Volke besitzt. Eine solche schlichte Erzählung, wie die eben berichtete, fesselt das Volksgemüth und erweckt in ihm den Glauben, den der Nachfolger Petri nicht entbehren kann, daß nämlich Petrus wirklich in Rom gewesen sei; dieser Glaube wird um so stärker, je mehr auch durch äußerlich sichtbare Maßnahmen, die die Neugier des Volkes erwecken und ihm zu imponiren wissen, die angebliche Thatsache, an welche geglaubt werden soll, verherrlicht wird. Und dies geschieht in Rom in reichem Maße, wie sich gerade an der Petruslegende erhärten läßt. Die Statue des Apostels steht auf der gewaltigen Säule des Trajan, den Carcer Mamertinus, das unterirdische Gefängniß beim Forum, in dem Jugurtha und Catilina starben, hat man zum Theil in eine dem Petrus und Paulus geweihte Kapelle umgewandelt, „weil sie dort während ihrer Gefangenschaft die Kerkermeister Processus und Martinianus nebst 40 Gefangenen tauften". Die Peterskirche endlich ist die Grabkirche des Apostels; unter dem gewaltigen Hochaltar steht sein Sarg. Kein Wunder, daß das Volk, wenn es das hört und vor allen Dingen sieht, immer wieder sieht, schließlich daran glaubt. —

Von Domine quo vadis aus ist die Calixtkatakombe bald erreicht, die wegen der dort begrabenen Männern und Frauen, dann wegen ihrer ganzen Construction, endlich wegen der dort sich findenden Malereien die interessanteste der römischen Katakomben genannt werden muß. Die hohen Gestalten zweier carabinieri und ein verfallenes antikes Grabdenkmal zeigen die Stelle an, woselbst man die Straße verlassen muß, um in zwei Minuten den Eingang der Katakombe erreicht zu haben. Vor sich hat man nichts als ein Stück unbebauten Landes, aus dem nur hier und da das aufgemauerte Ende eines Lichtschachtes emporragt, durch den in die eine oder andere Gruft das Licht zugeführt wird. Mit einer Lira erkauft man sich den Eintritt, ja sogar auch die Führerschaft eines Mönches in weißer Kutte, der italienisch, französisch und lateinisch spricht, und endlich den Besitz eines kleinen Wachslichtes, das nur nothdürftig seinen Zweck erfüllt. Auf einem schrägen, stufenlosen Gange geht es in die Tiefe unter steter Obacht des Führers, damit Niemand sich etwa absondere und sich in den wirren Gängen verirre. —

Der Umfang der römischen Katakomben, die in dem Gebiet zwischen der Via Latina, Appia und Ardeatina im Südosten Roms jeden Hügel bis auf 2,25 km von der Stadtmauer unterwühlt haben, übertrifft den Umfang der anderweitigen italienischen und nichtitalienischen Katakomben. Nach Berechnungen würde die Gesammtlänge der Stollengänge der 54 römischen Katakomben 876 km erreichen. Ihren Ursprung scheinen die Katakomben in der Sitte der römischen Juden gehabt zu haben, die 4 solcher unterirdischer Begräbnißstätten besaßen. Reichere christliche Familien legten sich dann nach jüdischem Muster Familiengrabstätten an, in die sie auch die Leichname armer Christen aufnahmen. Späterhin bildeten sich dann christliche Begräbnißgenossenschaften in freier Weise, bis endlich im Jahre 197 die Kirche als solche in die Verwaltung der Gemeindegrabstätten eintrat.

Wie die meisten Katakomben so zeigt auch die des Calixtus mehrere Stockwerke; im obersten ersten Stockwerke empfängt den Besucher sofort die von de Rossi entdeckte „Papstgruft", die die Leichname der römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts ehemals barg. Die Kenntniß der Katakomben war von 1000—1600 ungefähr ziemlich gering, ja gleich Null, wenn man auch schon am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts anfing, sich der Existenz der Katakomben zu erinnern. Erst der unermüdliche Fleiß de Rossi's, der die 11000 altchristlichen Inschriften, die jetzt der Lateran birgt, sichtete und ordnete, hat einigermaßen gesicherte Kenntniß geschaffen. Ihm verdankt man also auch die Entdeckung der Papstgruft. Diese ist reichlich 3 m breit und reichlich 4 m lang. Das Grab Sixtus' II., das Hauptgrab der Gruft, befindet sich in einer Nische dem Eingang gegenüber. Die anderen Bischöfe, die sonst noch hier begraben wurden, fanden ihre Ruhestätte in den sogenannten loculi, engen, viereckigen Aushöhlungen des Tuffsteines, die gerade nur so viel Raum boten, daß ein nackter blos mit Leinwand umhüllter Körper hineingeschoben werden konnte. Es leuchtet ein, daß es dadurch möglich wurde, sehr viele Leichen in einem geringen Raume unterzubringen; hat man doch gelegentlich in den Wänden der Stollengänge, die zwischen doppelter und halber Manneshöhe schwanken, bis zu sieben Reihen solcher loculi über einander angebracht.

Ganz in der Nähe der Papstgruft liegt der älteste Raum unserer Katakombe. Die Gestalt des Orpheus an der Decke, die Christum, den Seelengewinner symbolisiren soll, zeigt in interessanter Weise, wie unbefangen man dem antiken Gedankenkreise Gestalten entlehnte, um in ihnen christliche Gestalten und Gedanken darzustellen. Es folgt die Gruft der heiligen Cäcilia; aus dem schmalen lichtlosen Raume hat der Bischof Damasus (366—84), der die Bedeutung der Katakomben, die durch das allmälige Entstehen oberirdischer Begräbnißplätze zu schwinden begann, durch Ausschmückung der unterirdischen Gemächer und Organisation der Märtyrerverehrung wieder hob, eine weite, lichterhellte Gruft gemacht. Verschiedene Fresken schmücken die Wände, so das Bild der in antiker Weise mit ausgebreiteten Händen betenden

Cäcilia aus dem siebenten Jahrhundert, dann ein Brustbild Christi gar erst aus dem zehnten Jahrhundert, ferner das Bild dreier Märtyrer aus dem fünften Jahrhundert. Man sieht also deutlich, daß man in den allerverschiedensten Zeiten diese Gruft allmälig künstlerisch ausgestattet hat. Direct über der Nische, die den Sarkophag der heiligen Cäcilia barg, drängen sich vier loculi nahe zusammen, ein Beweis dafür, wie sehr man danach verlangte, in unmittelbarster Nähe von Heiligen bestattet zu werden.

Wir durchschreiten nun mehrere Stollen, bald muß man gebückt gehen, bald die Arme anziehen, um nicht auf beiden Seiten anzustoßen. In dieser Engigkeit der Stollen liegt ein Hauptunterschied der Calixtkatakombe von manchen anderen, z. B. auch der des St. Januarius in Neapel. Dort fühlt man sich frei und weit, hier gedrückt und eng; man begreift es gelegentlich kaum, wie es möglich war, hier einen menschlichen Körper zu transportiren. Wir kommen zu den fünf Kammern, die man als Sacramentskrypten zu bezeichnen pflegt, die von hohem Werth sind zur Kenntnißnahme des altchristlichen Gedankenkreises und der Art und Weise, wie man ihn zu bildlicher Darstellung brachte. Der Cyklus von Bildern entstammt vermuthlich der Erfindung des Calixt, dem die Katakombe ihren Namen verdankt, eines Diaconen, dem der Bischof Zephyrinus im Jahre 197 diese Grabstätte unterstellte. Ueber den Gedanken der Bilder hat man vielfach gestritten; manche behaupten, daß „Taufe und Abendmahl als die neuen Unterpfänder des Lebens in Gott dargestellt werden“ (z. B. Dr. Gsell Fels), uns aber will die Erklärung Anderer richtiger scheinen, daß man in der Darstellung möglichst vieler in der Bibel erwähnter Wunder sich der wunderwirkenden Kraft Gottes bewußt werden wollte, die auch das Wunder der Auferweckung des Menschen vollziehen werde. Aus diesem Grunde stellte man neben dem Tauf- und Abendmahlsact, in denen Wunder geschehen, nach altchristlichem Glauben den Mose dar, wie er durch göttliches Wunder Wasser aus dem Fels schlägt, den Gichtbrüchigen mit dem Bett auf den Schultern, den Christi Wort wunderbar heilt, den Engel, der das Wasser bewegt, in Anlehnung an den wunderbaren Vorgang am Teiche Bethesda (Joh. V.), den Jonas im Fischmaul, den nur der wunderwirkende göttliche Wille erretten konnte. Sollten nur Taufe und Abendmahl als Unterpfänder des neuen Lebens dargestellt werden, so ließe sich gar nicht ersehen, was in dem Zusammenhang die letztgenannten Bilder wollten und sollten. Zudem bestätigen altchristliche Gebete die von uns acceptirte Auffassung; denn in ihnen wird Gott mit Berufung auf die genannten schon von ihm vollzogenen Wunder angefleht, nun auch das Wunder der Auferweckung des Gestorbenen zu vollziehen. Die ganze Reihe der Bilder ist also gewissermaßen eine bildliche Darstellung der Auferstehungsgebete; man würde darum den Raum viel richtiger „Wunderkrypte“ oder „Auferstehungskrypte“ bezeichnen, anstatt wie jetzt „Sacramentskrypte“.

Die zweite Abtheilung unserer Katakombe durchschreiten wir schnell; sie zeigt nicht mehr so beschränkte Raumverhältnisse, wie die erste; hier scheinen namentlich Gottesdienste stattgefunden zu haben. In einer solchen tiefgelegenen, schwer auffindbaren Katakombe läßt Felix Dahn in seinem „Kampf um Rom“ die Christen mit Cethegus Cäsarius verhandeln. In der dritten Abtheilung erregen das meiste Interesse die Kammern der Lucinakrypte, die ursprünglich dicht bei unserer Katakombe eine selbständige Katakombe bildete. Hier finden sich die ältesten christlichen Malereien, wol noch aus dem ersten Jahrhundert, also noch gegen 100 Jahre älter als die soeben geschilderten Malereien der Sacramentskrypten. In diesen Bildern wird in ganz merkwürdiger Weise dem Gedanken nach, dagegen in ungezwungener antiker Weise der Form nach der christliche Gedanke zur Darstellung gebracht. An der einen Wand erblickt man zwei mit Körben beladene Fische; jeder Korb enthält fünf Brode und ein Gefäß mit Wein. Die Auslegung ist wol am einfachsten so zu vollziehen, daß Christus, der gern unter dem Bild des Fisches dargestellt wird, Brod und Wein, die Elemente des Abendmahles, den Gläubigen darbietet. Ferner sieht man zwei Vögel in einem Garten, ferner zwischen Schaf und Widder ein Gefäß, das vermuthlich ein Milchgefäß ist. Hier lassen sich wol ganz sichere Deutungen kaum geben. Es findet sich also in dieser Zeit noch keine Abbildung Christi; nur symbolisch wird er dargestellt als Fisch oder als Hirte, der das Schäflein trägt. Offenbar wirkte das alttestamentliche Bilderverbot in den christlichen Gemeinen Roms zunächst noch nach; die einzige wirkliche Darstellung Christi in dem Typus, wie er sich dann ausbildete, zeigte ja die Cäciliengruft und zwar als ein Werk aus dem zehnten Jahrhundert. Jedenfalls haben uns aber die Sacraments- und Lucinakrypten davon überzeugt, daß man ganz mit Unrecht den ersten Christen eine durchaus culturfeindliche Gesinnung zuschreibt; denn sie haben nicht die Mühe gescheut, in unterirdischen Gemächern bei dürftiger künstlicher Beleuchtung die Gräber ihrer Todten zu zieren.

Der eigenthümliche Umstand, daß unsere Katakombe trotz der höchstinteressanten Einzelheiten, deren wir erwähnten, doch den Eindruck des Leeren, Kahlen macht, erklärt sich daraus, daß man in weiser Vorsicht und zur Förderung der Studien werthvolle Sarkophage und Inschriften in den Lateran versetzt hat. Außerdem haben die Päpste im 7. Jahrhundert begonnen, ganze Wagenladungen von den Gebeinen der Märtyrer nach Rom schaffen zu lassen; kamen doch 609 allein 28 solcher Ladungen in das Pantheon, das christliche Kirche werden sollte, und wurden doch 817 über 2000 Leiber nach S. Prassede versetzt, woselbst noch die Mosaiken in der Cappella di S. Zeno an die Ueberführung erinnern.

Wir befinden uns wieder unter freiem Himmel. Wie freundlich lacht des Himmels Blau, wie weich und wohlig webt die Luft hier oben; wir wenden uns einer einsamen Stelle zu, woselbst wir still träumend unsere Wegzehrung genießen. Dann wandern wir weiter auf der Straße, die nun schon 2200 Jahre alt ist. Man marschirt auf antikem Pflaster, das durch die Ausgrabungen des bekannten italienischen Archäologen Canina 1850—52 blosgelegt wurde. Grabmal reiht sich an Grabmal, sobald man an dem verfallenen Circus des Maxentius vorüber gegangen ist. Da liegt das Denkmal der Cäcilia Metella, der Gattin eines der gallischen Quästoren Cäsar's; es ist ein gewaltiger, runder Thurm, der im Mittelalter als Burg diente. In den allerverschiedensten Formen zeigen sich nun die Grabmale: bald erhebt sich auf einem Würfel ein Rundbau, der in einer Nische die Urnen enthielt, bald zeigen sich kleine Kapellen, in den meisten Fällen läßt sich die Form überhaupt nicht mehr bestimmt feststellen. Hier und da sind Reste von Armen und Beinen aus Marmor, Köpfe oder sonstige Theile des menschlichen Körpers, die man bei den Ausgrabungen fand, in wirrem Durcheinander in die Wand eines Denkmales eingemauert. Nur selten einmal hier und da ein Baum, eine breite Pinie, eine schlanke Cypresse; kein Mensch weit und breit, nur dort in der Campagna ein einsamer Hirte, Alles ist still und feierlich.

Weithin schweift der entzückte Blick; links und rechts dehnen sich die weiten Wiesenflächen der Campagna. Gewaltige Bogen zweier Wasserleitungen erinnern an die fernen Zeiten, da auch auf dieser Straße noch frohes Leben herrschte, der Wagen des Händlers zur Stadt zog, der Schritt der siegreich heimkehrenden Legionare in die stille Campagna hinausklang. Vor sich sieht man, in weichen, wohlthuenden Formen ausgestreckt, das liebliche Albanergebirge, links grüßt der gewaltigere Bruder, das hohe, theilweise noch mit Schnee bedeckte Sabinergebirge. Die Stille, der Ernst der zerfallenen Grabmäler, das Blau des Himmels, der eigenthümliche Schimmer der Luft, der holde Gruß der fernen Berge, alles Das verbindet sich zu einem Gesammteindruck, den die Seele kaum zu fassen vermag. Wir erklettern eine nicht allzuhohe Ruine und verträumen still und selig den nahenden Abend auf der zaubervollen Via Appia.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Das in Deutschland geltende eheliche Güterrecht nach amtlichen Materialien zusammengestellt von Neubauer, Kammergerichtsrath.** Zweite verb. Auflage. Berlin, R. v. Decker's Verlag, G. Schenck. 1889. — Wie viel Particularrechte gelten nicht für das eheliche Güterrecht in Deutschland, wie groß sind nicht die Verschiedenheiten dieser Rechte und wie nothwendig ist nicht eine Rechtseinheit auf diesem Rechtsgebiete! Manche Rechte gelten oft nur in kleinen Kreisen, selbst blos in einzelnen Orten, mitunter lediglich für gewisse Stände und Volksclassen oder mit Ausnahme solcher, welche dann nach anderem Rechte leben. Dies läßt sofort bei einem Einblick die angekündigte Zusammenstellung erkennen. Jedoch nicht jenes darzustellen war der Zweck der Schrift; der Verfasser ist vielmehr bestrebt, darin das für die Commission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches gesammelte Material über jene ehelichen Güterrechte, welches vornehmlich in amtlichen, schriftlichen Mittheilungen bestand, weiteren Kreisen zugänglich zu machen und mit den Ergänzungen zu versehen, die durch neuere Gesetze oder private Hinweisungen geboten waren. Wenn nun, wie auch im sächsischen Rechte, die ehelichen Vermögensrechte meist von dem Rechte bestimmt

werden, welches bei Eingehung der Ehe am Wohnsitze des Ehemannes galt, ohne Rücksicht auf einen späteren Wohnungswechsel, auch nach dem Entwurfe eines Einführungsgesetzes zum bürgerlichen Gesetzbuche das bisherige Güterrecht noch längere Zeit Geltung haben wird und mithin bei Beurtheilung der einschlagenden Rechtsverhältnisse mehr, als bei anderen, auf fremde bez. frühere Rechte zuzukommen ist, so bedarf es wol keiner Ausführung, wie dankenswerth eine, nach ihren Quellen so zuverlässige Zusammenstellung der ehelichen Güterrechte ist, wie die des Verfassers. Daß die Schreibweise nicht ganz gleichmäßig ist, entschuldigt der Verf. mit der Abfassung der einzelnen Mittheilungen durch verschiedene Personen und damit, daß er die Mittheilungen möglichst wörtlich aufgenommen habe. Für den Gebrauch wird jene Ungleichmäßigkeit wol nicht allzusehr ins Gewicht fallen. Das sächsische Recht ist sehr kurz behandelt; für Sachsen ist dies ohne Belang, da es sich für dieses mehr um die Kenntniß der anderen Rechte handelt, welche hier eine umfänglichere, zuverlässige Darstellung gefunden haben. Und letzteres berechtigt dazu, das Werk den Betheiligten, insbesondere den sächsischen Richtern und Anwälten zu empfehlen.

W—e. Handbuch für die Königlich Sächsischen Gerichtsvollzieher. Von Ernst Kriebisch, Gerichtsschreiber bei dem königl. Amtsgerichte Limbach. Dresden, C. Heinrich, Preis 2 ℳ 60 ₰. — Nachdem sein „Handbuch für die Gerichtsschreiber der königl. Sächsischen Justizbehörden“ sich einer sehr günstigen Aufnahme in den betreffenden Kreisen zu erfreuen gehabt hatte, läßt der Verfasser jetzt ein Handbuch für den Gerichtsvollzieher im Königreich Sachsen erscheinen. Das Buch, dessen Stoff in gleich übersichtlicher und klarer Weise zusammengestellt und geordnet ist, wie im erstgenannten Handbuch, wird den Gerichtsvollziehern und deren Gehilfen ein willkommener Rathgeber in der Ausübung ihres Berufs sein, es wird aber auch den aufsichtsführenden Beamten vorzügliche Dienste leisten. Dasselbe wird eingeleitet durch ein Inhaltsverzeichniß, enthält in den ersten Abschnitten die allgemeinen auf den Dienst der Gerichtsvollzieher sich beziehenden Bestimmungen, die Vorschriften über Abgangswesen, die Zustellung u. s. w. und behandelt dann im sechsten und siebenten Abschnitt in ausführlichster Weise die Dienstverrichtung der Gerichtsvollzieher bei der Zwangsvollstreckung, sowie die Buch- und Cassenführung. Eine Reihe von Anlagen (Probeeinträge, Anleitung zur Ausfüllung von Formularen, die Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher, eine Zusammenstellung der am häufigsten vorkommenden Postgebührensätze) ergänzen das Werk ganz wesentlich und ein ausführliches Sachregister erleichtert den Gebrauch desselben.

Ltz. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. Hartleben's Verlag in Wien. — Von dieser rühmlichst bekannten Zeitschrift, welche in monatlichen Heften à 85 ₰ erscheint, geht uns soeben das erste Heft ihres XII. Jahrganges zu. Als größere Artikel enthält es die gediegenen Arbeiten: Indiens Nordwestgrenze von Emil Schlagintweit (mit 2 Illustrationen). — Meteorologisches aus Brasilien von Prof. Dr. Henry Lange in Berlin (mit 1 Karte). — Eine Ferienreise in Neuseeland von Dr. Rud. Häusler in Auckland (mit 1 Illustration). — Dakota von Dr. Hugo Töppen in Toronto (mit 2 Illustrationen). Die kleineren Artikel bringen interessante Neuigkeiten aus der astronomischen, physikalischen, politischen Geographie und Statistik und allerhand Mittheilungen aus allen Erdtheilen; dazu die Portraits und biographischen Skizzen berühmter Fachmänner, darunter diejenigen des durch seinen „Spaziergang um die Welt“ und „Durch das Britische Reich“ berühmt gewordenen Geographen Alex. Freiherrn v. Hübner, sowie des am 13. April 1889 im 73. Lebensjahre verstorbenen populärsten französischen Geographen Victor Adolphe Malte-Brun, welcher als Generalsecretär der Geographischen Gesellschaft zu Paris bei Redaction ihrer Bulletins große Dienste leistete, besonders aber sich auszeichnete durch Fortführung der von seinem Vater im Jahre 1809 gegründeten „Annales des Journales“. Die beigegebene Karte, entworfen von Dr. Fr. Umlauft, giebt eine interessante Uebersicht der politischen Verhältnisse der Erde (constitutionelle, landständische, absolute, despotische Monarchie und die Republiken, sowie die zu diesen gehörigen Colonialgebiete, Schutz- und Vasallenstaaten).

G.Oe—. Adolf Dietrich, Landgraf Friedrich. Bilder aus der Geschichte der Wettiner. Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag 1889. 60 S. 16°. Preis: 75 ₰. — Ein seltsamer Nachzügler zu dem Jubelfeste! Das Büchlein kommt nicht nur recht sehr post festum, sondern ist nicht einmal vollendet; es bietet ein Bruchstück, nicht viel mehr als die Einleitung zu dem, was der Titel verspricht. Der Verfasser entschuldigt die Unfertigkeit damit, daß er wenigstens einen Theil seines Werkes habe im Wettiner Jubeljahre erscheinen lassen wollen. Als wir das Eingangsgedicht lasen, erschraken wir vor dem Wuste von Phrasen, aus dem es zusammengesetzt ist. Als Zeugniß der Phrasenfülle und der Ungelenkigkeit des Rhythmus möge nur folgende Strophe Platz finden:

> Jahrhunderte woben am blühenden Glücke
> Die Fürsten vom alten Wettinergeschlecht
> Und schlugen vom einst zu dem heute die Brücke,
> Von der Nacht und Gewalt zu dem Lichte und Recht.

Die Ausführung ist aber etwas besser als die Einleitung. Die vierfüßigen Trochäen, in denen der Dichter die ghibellinische Gesandtschaft, die Flucht der Landgräfin Margarete, die Kreuzfahrten der Wettiner und Friedrich's Brautfahrt schildert, sind nicht übel und verrathen eine gewisse Gewandtheit. Inhaltlich ist freilich das Gedicht recht mager, hin und wider macht es einen komischen Eindruck, so z. B., wenn die italienischen Gesandten dem Markgrafen Heinrich erst erzählen müssen, daß seine Enkel, der Margarete Söhne, aus staufischem Geschlechte entstammen. Die Einfügung des Kreuzzuges Heinrich's des Erlauchten ist höchst ungeschickt und wirkt geradezu störend. Den besten Eindruck macht der saubere Druck und das schöne Papier.

□ Meletemata ecclesiastica zwar nicht alamodische aber verhoffentlich nützliche Betrachtung, angestellt von Veracius Rusticus. Frankfurt a/M., Joh. Alt. — Ein köstliches Büchlein, das in kräftiger volksthümlicher Knittelverssprache mit schalkhaftem Witz und prächtigem Humor, hinter dem sich ein tiefer Ernst verbirgt, das sog. moderne Christenthum mit seinen Auswüchsen geißelt. Insbesondere wendet sich der Verf. gegen die Neigung, der Kirche durch allerlei äußere Mittel, durch weltlichen Glanz, durch Aesthetik, durch eine ungesunde und weichliche christlich sein sollende Afterpoesie, durch forcirte Predigt und Kanzelvirtuosenthum aufzuhelfen und sie dadurch bei der Welt zu Ehren zu bringen, während dadurch die Kirche nur geschwächt und das ächte Bibelchristenthum nur in ein salzloses verwaschenes Allerweltschristenthum verwandelt wird. Dem gegenüber weist der Verf. mit großem Ernst und kräftigem Nachdruck auf die geistlichen inneren Mittel, auf das Wort und den Geist des lebendigen Gottes, auf die Kraft der evangelischen Wahrheit hin, durch welche allein vom Inneren heraus in der Verneuerung des Glaubens der Kirche wahrhaft geholfen werden kann. Auch diejenigen, welche mit dem Verf. auf gleichem Standpunkt stehen, werden in einzelnen Punkten Fragezeichen machen, im Ganzen aber wird jeder vorurtheilsfreie Leser sich dem Eindruck der tiefen und ernsten Wahrheiten, welche der Verf. in humoristisches Gewand kleidet, nicht verschließen können. Möchten recht Viele zu heilsamer Ernüchterung in diesen Spiegel hineinschauen! Es gilt eben auch auf kirchlichem Gebiet, was überhaupt von unserer Zeit gilt: „Gott hat den Menschen einfältig gemacht, aber sie suchen viele Künste.“ Um eine nähere Andeutung von dem Inhalt der Schrift zu geben, führen wir noch die Ueberschriften der einzelnen Capitel an. „Capitulum“ I. handelt: „vom Begehren nach weltlichen Ehren“; Cap. II. „von denen verbesserten alten Kirchenliedern“; Cap. III. „vom Lutherfest- und anderen Spiel“; Cap. IV. „von der neuchristlichen Schöngeisterei“; Cap. V. „von Generalvisitationen“; Cap. VI. „vom Predigen“. Die Ausstattung der Schrift ist vortrefflich und dem Inhalt ganz entsprechend.

J. R. Liederbuch für deutsche Studenten. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. In Wachstuch geb. 1 ℳ, in Ganzleinwanddeckeln mit Viernägeln 1,80 ℳ. — Ein für akademische Kreise berechnetes Büchlein, das die Commersbücher zwar nicht ersetzen, aber, da diese durch die Fülle des Inhalts und die Beigabe der Melodien zu schwerfällig geworden sind, bei Ausflügen und ähnlichen Gelegenheiten an deren Stelle treten soll. Es enthält eine Auswahl der besten und sangbarsten Vaterlands-, Studenten-, Volks- und Fidelitätslieder, zweihundert an Zahl, unter denen auch allerneueste Sachen, so weit sie der Verbreitung werth sind, nicht fehlen, und zwar ohne Melodien, da diese den betheiligten Kreisen ja meist bekannt zu sein pflegen. Format und Ausstattung passen sich dem Zweck, dem das Büchlein zu dienen hat, trefflich an: es läßt sich bequem in der Seitentasche unterbringen. Die Thatsache, daß schon eine vierte Auflage erschienen ist, bezeugt, daß das „Liederbuch für deutsche Studenten“ Anklang gefunden hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 123. Dienstag, den 15. October. 1889.

Wintertage auf Corfu und in Athen.

Von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

I.

Corfu, 26. November 1888.

...... So sehe ich mich denn endlich, nach einer ruhigen Fahrt über die Adria ab Brindisi, auf dieser zauberischen Insel, welche man mit Recht die „Perle in der Krone Griechenlands", aber auch die „Schwelle zum Orient" nennt, und in Wahrheit, unter allen Küstenorten des Mittelmeerbeckens, in denen man die Unbilden des Winters wenig kennt, nimmt Corfu eine hervorragende Stelle ein.

Das Klima dieses glücklichen Eilandes ist in einem großen Theil des Jahres von einer unvergleichlichen Milde und Gleichförmigkeit. Der Winter soll hier zuweilen kaum etwas Anderes sein, als der Uebergang vom Herbst zum Frühling, dagegen sind die Sommer von einer ermüdenden Lichtfülle und Hitze. Von Zeit zu Zeit zieht wol ein flüchtiges Gewölk eilig über diese Küsten, aber es hält dort nicht inne. Oft fällt in drei Monaten kein Tropfen Regen. In diesem durstenden Paradiese sagen die Eingeborenen nicht: Langweilig wie ein Landregen, — sondern: Langweilig wie der ewige Sonnenschein. Also ganz so wie in der Provence.

Man denke sich eine Insel, schwimmend in dem blauen Jonischen Meere, geschützt gegen Nordost durch die, selbst im Sommer schneebedeckten, hohen Gebirge von Türkisch-Albanien und Epirus im Osten, hinlänglich gebirgig, um nicht einförmig zu erscheinen, bedeckt mit einer fast tropischen Vegetation und, last not least, umschwebt von dem Zauber der Odysseeischen Legende und man hat Corfu vor sich.

Hier gedeiht die Orange, Citrone, Mispel, Karube, die edle Traube, der Pfefferbaum; selbst die stolze Palme und die Banane überwintern fröhlich an geschützten Plätzen, während die Hügel mit Tausenden von uralten Oliven- und Feigenbäumen bedeckt sind und die mäßig hohe Bergkette, welche das Eiland durchzieht, eine Fülle der verschiedenartigsten Gräser und Sträucher aufweist. Zwischen den Gärten der Vorstadt Castrades bei Corfu-Stadt und vor den Häuschen an der via del canone ziehen sich endlos scheinende Rosenhecken hin; fast jedes Bauernhaus hat seinen Rosenzaun. Die Oliven-Waldungen Corfus sind wol die schönsten Europas. Sie enthalten, da sie nie verschnitten werden, Bäume von seltener Größe und Kraftfülle, hinter denen selbst diejenigen der conca d'oro von Palermo und der Ebene Apuliens zurücktreten. Enorme Agaven und Cactus von Manneshöhe dienen vielfach zur Einzäunung der Felder, wie in Sardinien und Andalusien. Vor der königl. Villa „Mon Repos" an der via del canone, zwischen Magnolien und Eucalyptus, steht ein Drachenbaum von einer Mächtigkeit, wie dieser seltene Baum selbst in dem Botanischen Garten zu Palermo nicht gefunden wird. Blumen und Gewächse aller drei Zonen sind in diesem fürstlichen, leider in den letzten Jahren von der königl. Familie sehr vernachlässigten, Park vereinigt. Aber die köstlichen Veduten auf Meer und Land sind ihr, sowie der zur Villa führenden strada marina unverändert geblieben und ein verknöchertes Gemüth müßte der Fremdling haben, welcher für das entzückende Gemälde, das sie zu jeder Tageszeit dem Auge darbieten, unempfindlich bliebe.

Die Schattenseite aller jener Herrlichkeit bildet in einem gewissen Grade leider die Festungsstadt Corfu selbst. Mit ihren 19 000 Einwohnern auf einer mäßigen Anhöhe am Meere gelegen, eingezwängt zwischen riesigen, von den Venetianern aufgeführten, von den Engländern sorgfältig unterhaltenen Fortificationen*) bietet sie zwar seewärts mit ihrem trefflichen Hafen, mit der auf einem Doppelfelsen thronenden, drohenden Citadelle und mit den amphitheatralisch aufsteigenden weißen Häusern ein malerisches Bild dar. Wenn man aber diese engen, übelriechenden Gassen — ein unentwirrbares Labyrinth — nach der Landung an einem ruinenhaften, schmutzigen Quai durchwandelt und die verlotterten Gebäude der Post und Douane passirt hat, so ist eine arge Enttäuschung, wie bei allen Städten des Südens, unvermeidlich. Freilich die Monotonie unserer Städtebilder des Nordens ist hier ausgeschlossen, wo das Ueberraschende fast bei jedem Schritte dem Ankömmling sich aufdrängt. Manchmal sind die Mauern so einander nahe gerückt, daß man über sich nur einen schmalen Streifen des tiefblauen Himmels, scharf zwischen den verwitterten Erkern und moosigen Dächern sich abzeichnend, erblickt. An einer Straßenbiegung taucht vielleicht ein Citronenbaum mit seinen goldenen Früchten aus dem winzigen Hofe eines verfallenden Hauses auf; weiterhin von einem kleinen schmutzigen Platze aus, auf welchem die zweifelhafte Wäsche der Umwohner im Winde flattert, erscheint ein Stück der blauen See, im Sonnenlichte glitzernd, während am Horizonte ein paar weiße Segel scheinbar unbeweglich stehen.

Welch' buntes Leben entfaltet sich aber in diesem schlecht gepflasterten Straßengewirr! Man merkt bei den ersten Schritten, daß man in der That die „Schwelle des Orients" überschritten hat. Ganz zu geschweigen von den in allen Hafenorten zu findenden wettergebräunten, derben Gestalten der Seeleute derjenigen Nationen, welche die Küsten des östlichen Mittelmeerbeckens bewohnen, und von Zeit zu Zeit von den Besatzungen britischer, französischer und in diesem Winter auch deutscher Kriegsschiffe, — erscheinen weit interessanter die fremden und einheimischen Landbewohner dieser Völkerfamilien, wie sie in dem Straßengetümmel an uns vorüberschreiten. Albanesen in rothen Schnabelschuhen, den zottigen Schafpelz um die Schultern, im breiten Leibgurt Handschar oder Pistole, prachtvolle Männergestalten, trotz ihrer Armuth und Zerlumptheit würdevoll schweigend einherschreitend; — Inselgriechen in dunkeln Pluderhosen, in Schuhen und Strümpfen, das schwarze kleine Barett auf dem Kopfe; — Griechen vom Festlande in der weißen Fustanella (der Crinoline unserer Ballettänzerinnen sehr ähnelnd); — dann die dunkeln Gestalten griechischer Priester mit wallendem Bart und Haupthaar, in faltigen, oft recht abgetragenen, ja schmutzigen Talaren; — kleine, unansehnliche Infanteristen ohne militärische Haltung in einer häßlichen, aber keineswegs abgetragenen Uniform; — wenige Weiber und Kinder, von letzteren eine Anzahl zerlumpter kleiner Stiefelputzer mit ihren Schuhkästen auf Treppenvorsprüngen hockend und ihre Dienste anbietend, und alle diese Menschen schwatzen, die unvermeidliche Cigarette im Munde, feilschen und gestikuliren vor den kleinen, unsaubern Boutiquen herumlungernd, — so sind die Straßenbilder der Hafenstadt Corfu. Man ersieht, welch' rühriges Geschäftsleben daselbst herrscht. Aber nie Streit, Zank oder gar Schlägereien, wie in den Häfen des europäischen Festlandes.

In jenen ärmlichen Verkaufsläden halten Bäcker, Käse-

*) Im Jahre 1864 beim Abzuge der englischen Garnison wurden infolge der Neutralitätserklärung der Jonischen Inseln die Befestigungen der Insel Vido, das Außenfort Abraham und die Südcourtine der Stadtumwallung gesprengt.

händler, Garköche, Weinverkäufer, Obst- und Gemüsehändler ihre Waaren feil, die oft mit Lorbeerzweigen garnirt und Abends durch Petroleumlämpchen grell beleuchtet sind. Da brodeln und sieden vor den Augen des Käufers Hammelrippchen auf eisernem Roste, frutte di mare in der ölgefüllten Bratpfanne, kartoffelartige Topinambours in flüssigem Fette. Ein ekler Dunst erfüllt die engen Gassen, in welchen sich bis zur späten Nachtstunde die obige knoblauchduftende Menge umhertreibt. Da die Griechen der im Oriente geltenden Anschauung, daß das Weib ins Haus und nicht auf die Gasse gehöre, huldigen, so ist das weibliche Geschlecht äußerst sparsam und dann nur in Exemplaren von abschreckender Greisenhaftigkeit vertreten. Alle Einkäufe werden von den Männern besorgt. In den griechischen Gasthöfen*) fungiren nur schmierige Aufwärter, desgleichen in den Cafés, Restaurants bis zur ordinärsten Weinschenke herab findet man nur männliche Bedienung, die in Bezug auf Ehrlichkeit bei Zusammenstellung der Rechnung Manches zu wünschen läßt. Aber sogar in den Modewaaren-Magazinen, in den Läden mit Damen-Artikeln bedienen nur junge Männer die Kundinnen.

Dieses gänzliche Fernbleiben unserer „schöneren Hälften" verleiht dem Straßenleben in ganz Griechenland — Athen höchstens ausgenommen — einen rauhen, einförmigen Charakter.

In den, dem Hafen benachbarten Gäßchen befindet sich das Judenquartier. Eine traurigere, ungesundere Localität kann man sich kaum denken. Es ist das römische Ghetto en miniature. Hier ist aufgestapelt Alles, was zum Betrieb des Schiffer- und Fischergewerbes nöthig ist. Hier herum haben auch die Geldwechsler ihren Sitz: ein vergitterter, mit allerlei Münzsorten gefüllter Kasten auf einem dunkeln Hausflur oder auf dem Trottoir dient als Comptoir. Uebrigens habe ich bei diesen braven Leuten meine Francs und Lires stets zu wohlfeilerem Cours in Drachmen und Leptas umgesetzt, als bei den Banquiers in der Odos Georgios (Georg-Str.).

Die Odos Nikephoros führt aus dem Hafenviertel zu einer ausgedehnten, grasbewachsenen Ebene, der Esplanade oder Spianata, dem Glacis der Citadelle (Fortezza vecchia). Dieser wirklich reizende große Platz ist der Glanzpunkt Corfus, — wie der Markusplatz Venedigs und der Diamantplatz Ajaccios. Die Aussicht von hier ist eine entzückende: vor uns ist das Meer von einer Bläue wie Lapis Lazuli, wenn das Wetter schön ist, während an Regentagen es eine grünliche, selbst graue Farbe annimmt; aber hauptsächlich in einer sternhellen Nacht muß man diese große Wasserfläche in ihrer Ruhe bewundern. Der Mond steigt auf in seinem letzten Viertel und sein Licht, wie dasjenige der Sterne, spiegelt sich in dem feuchten Element in langen Silberstreifen. Die trägen Fluthen — das Athmen des Meeres — brechen sich mit einem einförmigen und melancholischen Gemurmel an den kolossalen Substructionen der Festungsmauern der Citadelle. Sonst herrscht tiefe Stille, nur von den Schritten der Schildwachen unterbrochen.

Die „Spianata" wird auf der Westseite von 3—4stöckigen Häusern mit Arkaden, auf der Nordseite von dem schönen, wenn auch nicht großen königl. Palast mit seinem hübschen Vorgarten begrenzt. Hier befinden sich die zwei vornehmsten internationalen Hotels: das „Hotel St. George" und „La bella Venezia". Nach Süden und Osten zu fällt das Terrain steil zum Meere in einer Tiefe von 20 Metern ab, welches brüllend und brandend bei Sturm gegen die Felsen seine Wogen schleudert, so daß der Gischt über die steinerne Brüstung hinweg die Spaziergänger in den Blumenparterres der Promenade benetzt. Mehrere Alleen von Platanen und Akazien durchschneiden die grüne Ebene; bis hierher rücken die Kaffeewirthe der Arkaden ihre Tische und Strohsessel hinaus zum Behagen der Gäste. In der That, nichts ist angenehmer als an einem warmen Frühlingstage, wenn das Laubdach über uns von der Seebrise sanft gefächelt wird, eine Tasse auf türkische Art bereiteten Kaffees hier zu schlürfen und der bunten Menge von Spazierenden zuzuschauen, welche auf diesem reizenden Exercirplatze (denn auch hierzu dient die Esplanade) frische Luft schöpfen oder plaudernd und rauchend sich ergehen. Mehrmals wöchentlich spielt unter einem niedlichen Kiosk die Militärmusik. An solchen Nachmittagen zeigt sich dann auch die sonst fast unsichtbare Damenwelt Corfus, gepudert und geschnürt, in für den deutschen Geschmack etwas auffälligen Toiletten — kurz sous les armes.

Die Corfiotinnen sind selten hübsch und die wenigen erträglichen Gesichter altern frühzeitig. Dasselbe gilt übrigens keineswegs von den Männern, unter denen ich in allen Altersstufen interessante, ja distinguirte Physiognomien bemerkt habe, deren unser germanischer Typus meist nur in den höheren Gesellschaftsschichten gemeinhin aufweist. Beide Geschlechter haben das mit einander gemeinsam, daß sie große Sorgfalt auf die Pflege ihrer Hände, Füße und Kopfhaare verwenden. Nirgends, als in Spanien und Italien, sah ich kleinere Hände und Füße, mit tadellosen Handschuhen und Stiefeletten bekleidet, — was man von der deutschen Herren- und Damenwelt nicht gerade sagen kann. Ebenso giebt es wol nirgends so viele Barbiere, Friseure und Schuhmacher, als in Corfu. Alle Gassen und Gäßchen wimmeln von ihnen.

Auf der Ostseite der Spianata erhebt sich die Citadelle in malerischer Schönheit mit ihrem dunkeln Gürtel von Cypressen und über einander gethürmten Batterien. Ein Gibraltar im Kleinen; und, gleich jenem britischen Vorposten am Eingange des westlichen Mittelmeeres, beherrscht sie in jungfräulichem Stolze auf ihre niemalige Erstürmung noch immer die ganze Jonische See.

Aber leider ist sie jetzt ihrer Kanonen und Mörser beraubt! Die prächtigen Bastionen, wo man noch die Drehscheiben für die über Bank feuernden schweren Festungsgeschütze erblickt, sind leer. Krokus, Veilchen und Asphodel bedecken statt der Kugelhaufen den Rasen. Nur einige leichte Sechspfünder befinden sich auf der Salut-Batterie, um die ankommenden fremden Kriegsschiffe zu bewillkommnen. Die großen, mit enormen Kosten erbauten Kasernen der Engländer stehen unbenutzt: „in den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen." Das prachtvolle Garnisonlazareth, zur Aufnahme von 400 Betten eingerichtet, hat Thüren und Fenster verschlossen; nur 2—3 Säle im Erdgeschosse sind für die wenigen Kranken der kleinen griechischen Besatzung reservirt. Die furchtbaren, in den lebenden Fels getriebenen Casematten, wo so manche „Türkenhunde" zur venetianischen Zeit geschmachtet, dienen jetzt als Vorrathsräume und Rumpelkammer einer Compagnie Bergartillerie und als Ställe für deren Maulthiergespanne.

Das Ganze bildet einen Doppelhöcker (Propyläen), die durch einen schmalen Felsrücken verbunden sind. Auf dem rückwärtigen, weit in die See vorspringenden Abschnitte liegen die Pulvermagazine, während auf dem der Stadt zunächst liegenden Felsen ein Leuchtthurm und eine Signalstation für die Schifffahrt sich befindet. Die Aussicht, welche man von der Plateform hier genießt, ist ohne Widerrede eine der schönsten Land- und Seeveduten in diesem Winkel des südlichen Europas.

Die Citadelle ist durch einen tiefen, künstlichen Canal, den man auf einer stehenden Brücke und einer Zugbrücke überschreitet, von der Esplanade getrennt. Eine hübsche Platanenallee führt von der Georgiosstraße zu dem Eingangsthore, vor welchem das Marmordenkmal des tapfern und glücklichen Vertheidigers der Festung und Stadt Corfu, des Generallieutenant Graf v. d. Schulenburg, von der dankbaren Republik Venedig gestiftet, sich erhebt. Jeder Deutsche, absonderlich jeder Thüringer, wird mit stolzer Genugthuung dies, leider im Zopfstil der damaligen Zeit (1716) gehaltene Monument betrachten und seine Gedanken nach den weit entfernten, grünen Wäldern der thüringischen Berge, der Heimath des Helden, schweifen lassen, wo noch heute das edle Geschlecht in zahlreichen Sprossen blüht und in Armee und Staatsdienst seine Vertreter hat.

Außer dem Schulenburg'schen Denkmal giebt es noch einige andere auf der Esplanade: einen Rundtempel und eine Pyramide. Beide sind von den Corfioten zweien britischen Lord-Ober-Commissären der Insel gewidmet. Ganz in der Neuzeit (1887) erhebt sich am Anfang der strada marina die aus carrarischem Marmor aufgeführte Bildsäule des edlen griechischen Patrioten Capo d'Istria, ermordet zu Nauplia 9. Oct. 1831. Sein Leichnam ruht in dem nahen Kloster Platiterra vor „Porta Reale". Verläßt man die Esplanade am Nordende, indem man das stilvolle Thor des königl. Palais durchschreitet, so gelangt man, vorbei an dem hübschen Hause des deutschen Consulats, zur mura del mare, einer schmalen aber langgedehnten Quai-Promenade, von welcher man ebenfalls ein entzückendes Panorama vor Augen hat. Rechts die alte Citadelle, hoch wie ein Adlernest auf ihrem Doppelfelsen thronend, scheint beschützend auf die alte Stadt zu ihren Füßen herabzuschauen; vor uns die Meerenge, in welcher die kleine Insel Vido, einst ein wichtiger Bestandtheil der Defensionslinien, mit ihren 1864 beim Abzuge der Engländer gesprengten Festungsruinen aus den Fluthen emporsteigt. Im Hintergrunde die sterilen Gebirgskuppen von Epirus — im Alterthum die gefürchteten Akrokeraunischen Berge —; links die gewaltigen Fortificationen der Fortezza nuova, s. Z. mit ungeheuren Kosten von den Venetianern zum Schutze der Landseite erbaut; zu unsern Füßen der geräumige Hafen, welcher der

*) Xenodochion.

größten Flotte einen sichern Ankerplatz darbietet, jetzt nur von den Dampfern der verschiedenen Gesellschaften und einigen Wein und Oel ladenden Handelsfahrzeugen belebt.

Von hier bis zur nördlichen Vorstadt Mandukio, welche nur eine einzige langgedehnte, mit ärmlichen Häusern besetzte Straße bildet, sind nur wenige Schritte.

Nach ihrer uninteressanten Durchwanderung kehren wir gerne zur Esplanade und zu unserm Hôtel zurück.

Corfu, 15. December 1888.

Wie ich heute auf die Straße trat, hörte ich militärische Signale blasen. Auf der Esplanade exercirte, zum ersten Male geschlossen, die kleine griechische Garnison. Die Leute machen keinen günstigen Eindruck. Klein, schmächtig, in häßlichen Uniformen nach dänischem Schnitt, war von Haltung, Strammheit und Präcision bei den verschiedenen Evolutionen keine Spur zu entdecken. Das französische Reglement gilt für die kleine Armee; daher sind auch in ihr die Trommeln abgeschafft. Leider kann man von dem Auftreten mancher Infanterieofficiere nur dasselbe sagen, wie von demjenigen der Mannschaften. Einige Herren hatten in Reih und Glied keine Handschuhe an, von effectivem Stillstehen schienen sich die meisten dispensirt zu glauben. Der Bataillonscommandeur war zu Fuß, ebenso der anwesende Oberst. Obgleich Beide dienstlich beritten sind, scheinen sie das edle Roß nicht sehr zu lieben. Ich habe später Gelegenheit gehabt, mit einigen der Herren näher bekannt zu werden, und fand in denselben ganz unterrichtete Männer, welche fließend französisch sprachen und sehr wohl die Uebelstände erkannten, unter welchen die griechische Infanterie leidet. Es sind dies die kurze Dienstzeit von 3—6 Monaten, also eine Art Milizsystem, ferner die Beförderung von ungebildeten Unterofficieren zu Lieutenants, endlich die Einmischung der Abgeordneten in Avancements- und Versetzungsangelegenheiten des Officiercorps, wodurch natürlich schreiende Ungerechtigkeiten aus Nepotismus rc. entstehen. Ich sah später dergleichen „Commisofficiere“ — mit denen übrigens die aus den Cadettenschulen hervorgegangenen Officiere keinen Umgang pflegen — in den Läden der Dikasterion-Straße um Geflügel feilschen und schließlich mit einem Huhn unterm Arm gemüthlich nach Hause sich begeben. Diese Sorte von Epaulettenträgern verkehrte, wie ich täglich sehen konnte, mit ihren früheren Collegen, Sergeanten, auf vollkommen gleichem Fuße und zeigte überhaupt in ihrem Auftreten ordinäre Allüren. Bei der Artillerie, dem Geniecorps und namentlich bei der hübsch adjustirten Cavallerie herrscht ein weit größerer esprit de corps und ist die Haltung der Mannschaften — wovon ich mich später in Athen überzeugte — eine bedeutend mehr stramme als in der, in abgelegenen Garnisonen dislocirten, Fußtruppe.

Einen unerfreulichen Eindruck macht die Gendarmerie. Wenn man auf dem Continent überall bei dieser Elite-Truppe in körperlicher und moralischer Hinsicht ausgesuchte Individuen einstellt, die eine längere tadellose Dienstzeit hinter sich haben, so hat die griechische Regierung das System angenommen, Rekruten in sogenannten Gendarmerie-Schulen für diesen Dienst, der doch eine große Charakterfestigkeit und eine gewisse Lebenserfahrung erheischt, heranzubilden. So sieht man denn blutjunge Burschen im saloppen Anzuge und in der nichts weniger als bevorzugten, ja fast ärmlichen Gendarmerieuniform in den Straßen Corfus umherspazieren, die Cigarette im Munde, vertraulich schwatzend mit aller Welt.

Nicht viel besser sieht es mit den zahlreichen Polizisten (polizotti) aus, welche ad libitum mit oder ohne Seitengewehr, aber stets Cigaretten rauchend, auf Märkten und Gassen herumlungern. Wenn man den abscheulichen Koth aller möglichen Art in den abgelegenen Stadtvierteln sieht, den schmählich vernachlässigten Zustand der Chausseen und der Brücken auf der Insel, welche von den Engländern bei ihrem Abzuge in musterhafter Verfassung hinterlassen wurden, — so fragt der nordische Fremdling sich, wozu die Regierung dies Heer von Beamten besoldet, welche an Faulheit und Pflichtvergessenheit das Mögliche leisten? Aber in dem jungen Königreiche findet das Sprichwort: „Wie der Herr — So das Gescherr“ seine berechtigte Anwendung. Die höheren Vorgesetzten verhalten sich ebenso apathisch der öffentlichen Wohlfahrt gegenüber, wie ihre Untergebenen. Von dem Pflichtgefühl, der Pflichttreue, der Strammheit und Schneidigkeit eines deutschen Civilbeamten haben diese Herren keine Ahnung. Die Politik, die Wahlen, die oratorischen Kämpfe in der Deputirtenkammer, das ist es, was ihr Interesse und ihre Zeit in Anspruch nimmt.

Corfu, 12. Januar 1889.

Jetzt bin ich schon 6 Wochen hier und habe mich allmälig in die hiesigen Verhältnisse eingelebt. Das Wetter war im November und December recht empfindlich kühl, trotz des hellen Sonnenscheins, so daß ich schmerzlich den heimischen Ofen oder wenigstens das französische cheminé vermißte. In dieser — sowie leider in mancher andern — Hinsicht sieht es für den fremden Kurgast sehr übel aus, und Baedeker hat Recht, wenn er Brust- und Kehlkopfkranke warnt, Corfu als Winteraufenthalt zu erwählen. Aber auch der gesunde Fremdling findet sich enttäuscht, wenn er hofft, die allergewöhnlichsten Anforderungen an Mobiliar, Küche und Bedienung in den hiesigen Privatlogis, deren es nur wenige giebt, erfüllt zu sehen. Weder die städtischen Behörden, noch die Bürger selbst haben Vorkehrungen getroffen, um den Kurgästen das Leben angenehm zu machen. Die oben genannten zwei Hotels sind theuer und oft überfüllt. Von Restaurants für die besseren Classen existirt nur eine: La Abbondanza, aber selbst in diesem stark besuchten Local ist Unreinlichkeit der Treppen und Zimmer, zerrissene Servietten, ein dichter Tabaksqualm und recht mittelmäßig bereitete Speisen die Signatur, bei allerdings sehr billigen Preisen. Ein Umstand ist indeß rühmlich hervorzuheben: die Ehrlichkeit der Kellner. Bei dieser Gelegenheit sei denn auch bemerkt, daß ich bei den Corfioten von einem Hang zur Ausbeutung der Fremden, von Betrug oder gar von Diebstahl während meines Aufenthaltes auf der Insel nicht das Geringste bemerkt habe. In dem Logirhause, das ich später bezog, standen alle Zimmerthüren offen, und man sagte mir, daß ich meine Kommodenschubladen*) nicht zu verschließen brauche. In der That ist mir nie das Geringste abhanden gekommen. Taschendiebe giebt es nicht. Im dichtesten Menschengewühl, inmitten oft abstoßender „Bassermann-scher Gestalten“ ist mir nie auch nur ein Schnupftuch entwendet worden. Die starken Militärpatrouillen in den belebten Gassen Corfus sind einzig dazu da, um die oft blutigen Streitigkeiten zwischen den Matrosen der fremden Fahrzeuge hintenanzuhalten. Auch müssen Albanesen und Epiroten, wenn sie mit ihrem magern Schlachtvieh landen, an der Douane ihre Waffen bis zur Wiedereinschiffung deponiren. Die einheimische Bevölkerung ist friedlich und harmlos, sowie von großer Höflichkeit gegen den Fremden. Dasselbe gilt auch von den Landleuten. Betrunkene sieht man nie.

Um so abstoßender erschien mir die viehische Betrunkenheit der von Zeit zu Zeit anwesenden Matrosen und Marinesoldaten der englischen Kriegsschiffe Abends in den erleuchteten Weinschenken, vor welchen sich dann sogleich ein müßiger, gaffender und lachender Zuschauerkreis bildete. Im Stadttheater**) erlebte ich mehrmals, daß total betrunkene englische Kriegsmatrosen während der Vorstellung von ihren Kameraden an Händen und Füßen hinausgeschleppt wurden, was natürlich eine unliebsame Störung verursachte.

Es scheint, daß das Wort „raccommodare“ (ausbessern) für diese Kinder des Südens nicht existirt. Einen Riß, ein Loch in der Kleidung, am Schuhwerk auszubessern fällt Niemandem ein; man trägt die Sachen so lange, bis sie buchstäblich vom Leibe fallen. Oft sah ich Jungen mit einem Schuh einherstolziren, während der andere Fuß sich mit der Sohle von Mutter Natur zufrieden geben mußte. Die Zerlumptheit der zahlreichen „Armen und Elenden“ an den Straßenecken ist unbeschreiblich; dennoch betteln sie nicht. Ein hübscher Zug von Ehrgefühl. Dieselbe Gleichgiltigkeit in Bezug auf Instandhaltung der Wohnungen, Gärten, Mauern und Mobilien tritt allerorten zu Tage. Schlecht schließende Thüren, Fenster, Jalousien, oft nur an einem Haken hängend, wacklige Tische und invalide Rohrstühle, Gärten voll Unkraut, ein elendes Straßenpflaster, der Landungsplatz am Hafen, die daneben liegende Post: ein Haufe von Ruinen, — so kennzeichnet sich das Städtebild Corfus in höchst unliebsamer Weise für den Fremden und so sind — Athen auch nur zum Theil ausgenommen — alle Städte und Städtchen des griechischen Königreichs beschaffen.

Freilich hilft die sommerliche Sonne an dem tiefblauen Himmelsgewölbe über diese Uebelstände leichter hinweg, als ein winterlicher Regentag; sie vergoldet eben den Schmutz und das Ruinenhafte; ja sie giebt Allem einen malerischen Anstrich. Man sieht dies recht deutlich an den jetzt langsam verfallenden ungeheuren Festungswerken der Fortezza nuova. Von jedem erhöhten Punkte der alten venetianischen Ummwallung schaut man herab auf einen Knäuel von Escarpen und Contre-Escarpen, von Grabenscheeren,

*) Unsere Kleiderschränke sind in Griechenland unbekannt. Man „legt“ die Kleidungsstücke in Kommoden.

**) Im Winter gastiren regelmäßig zwei italienische Operngesellschaften, die sich einander ablösen. In der Fastenzeit werden dagegen nur italienische Schauspiele gegeben.

Courtinen und Reduits, deren mathematische Linien sich scharf gegen den Abendhimmel abheben. Jetzt sind sie, statt mit Schilderhäusern und Geschützbatterien, mit Blumen und Gräsern bedeckt, die bis zu den Schießscharten emporklettern, und die strengen Profile der bastionirten Fronten werden durch einen grünen Mantel von Epheu, Sedum und Lichen gemildert. Zierliche Eidechsen, die hier fast unter jedem Stein zu hausen scheinen und blitzschnell ihren Erdlöchern zuschlüpfen, verleihen der öden Stätte Bewegung und Leben, sonst ist Alles ruhig und friedlich. Auch ich wurde von derselben Stimmung ergriffen und verweilte lange hier oben, mich der köstlichen Rundsicht auf Land und Meer erfreuend.

Corfu, 20. Januar 1889.

Gestern nach mehreren Regentagen schien die Sonne so warm aus wolkenlosem Himmel, daß ich im Sommercostum auf die Straße trat und zur Porta reale hinaus ins Freie mich begab. Hat man nun die schmutzige Vorstadt S. Rocco und das Kloster Platiterra hinter sich, so ist man endlich in der „Campagna", welche überreichlich den Nordländer für die etwas barbarischen Zustände in der Stadt durch die Anmuth der Natur und die Ueppigkeit der Vegetation entschädigt.

Man hat mitunter Corfu mit Corsica verglichen; — aber wenn Corsica durch die Erhabenheit seiner Gebirgsscenerie, durch seine prächtigen Waldungen mit ihren klaren Bergwassern unsere Insel vielfach in den Schatten stellt, so kommt das Vaterland Paoli's, Sampiero's und Bonaparte's an idyllischer Lieblichkeit*) und vielleicht Milde des Klimas dem Odysseeischen Eilande nicht gleich, ebenso wie das finstere, verschlossene Gebahren der Corsen gegen das höfliche und zuvorkommende Wesen der Corfioten unvortheilhaft absticht. Freilich in Bezug auf Indolenz und Trägheit dürften beide Inselbewohner sich gleich sein: auf Corsica dienen Lucchesen, auf Corfu Malteser als Feldarbeiter; hier wie dort werden den Weibern alle schweren Arbeiten aufgebürdet und diese armen Geschöpfe als eine untergeordnete Classe von Wesen betrachtet, während die Männer sich dem far niente d. h. der Jagd, dem Cigarettenrauchen und Kartenspiel, sowie dem unheilvollen Politisiren hingeben.

Wenn ich die reizende Landschaft der Insel durchstreifte, theils zu Wagen, theils zu Fuß, und mich dabei von der Fruchtbarkeit des Bodens, welcher leider auf großen Strecken brach liegt, überzeugte, so mußte ich ausrufen: „Welch' Paradies könnte auf Corfu geschaffen werden, wenn Deutsche, Engländer oder Franzosen hier sich niedergelassen hätten!" Denn die Verwahrlosung der bäuerlichen Bevölkerung ist unbeschreiblich. Die Bauernhäuser sind mehr oder minder in ruinenhaftem Zustande. Zerlumpte, magere Weiber, halbnackte Kinder und schwarze Schweine treiben vor den morschen Thüren in Schmutz und Abfällen aller Art ihr Wesen; die kräftigen Männer aber sitzen in dem unvermeidlichen Kaffeehause (cafenion).

Wie ich bereits oben angedeutet habe, herrscht dasselbe laissez-faire und laissez-aller bei allen höheren und niederen Beamten des ganzen Griechenlands in Stadt und Land. Ich will ein Beispiel anführen. Das königl. griechische Postamt zu Corfu ist in einem verwitterten Häuschen am Hafen installirt ohne äußere Kennzeichen. Zwei kleine schmutzige Schalter, davor ein Brettchen von 6 Zoll Breite zum Aufzählen des Geldes, vermitteln den Verkehr mit dem Publicum. Dahinter expediren zwei Cigaretten rauchende Postbeamte in Civilkleidung, den Cylinder auf dem Kopfe, mit höflicher Gemüthlichkeit die Correspondenz.

Ebenso sind die Dienststunden unbestimmt, je nach dem Eintreffen der Postdampfer. Daher ist mitunter einen halben Tag das Bureau geschlossen. Der Stadtbriefträger ist ein alter, schäbiger Mann ohne Uniform, ohne Ledertasche, der sich zuerst in allen Cafés nach seinen Adressaten umsieht, weil er wol weiß, daß er sie zu Hause nie antrifft. Briefkästen sind nur zwei vorhanden von rohem Holze, mit einem elenden Fabrikschloß versehen; sie werden nur Mittags und Abends geleert. Von Vorrichtungen zum Schreiben für das Publicum, Formularen zu Depeschen, Tinte und Feder vor'm Postbureau ist keine Spur; man macht dergleichen im nahen Kaffeehause ab. Und ein derartiger Dienstbetrieb findet in einer Stadt von 25 000 Einwohnern statt!**)

*) Die Insel Corfu, ein Idyll von F. Gregorovius. Leipzig. Brockhaus.

**) d. h. mit den Vorstädten Castrades, San Rocco und Mandukio.

Corfu, 30. Januar 1889.

Ein abscheuliches Wetter! Ein kalter Regen strömt seit 8 Tagen unaufhörlich vom bleigrauen Himmel herab. Ich sitze — da weder ein Ofen noch Kamin in meiner seit 14 Tagen bezogenen Privatwohnung bei Sign. Paisi zu finden ist — im völligen Winteranzuge vor meinem Schreibtische. Durch die schlecht schließenden Fenster dringt die „Tramontana" und macht die mit Olivenöl genährte Lampe flackern. Wie ungemüthlich sind doch die Häuser im Süden! Wie ist von Comfort nicht das geringste Anzeichen vorhanden. Und wie wird durch diese ungastlichen Zustände die Stimmung des Fremdlings auf niederdrückende Weise beeinflußt! — Es ist wirklich schwer begreiflich, daß Aerzte solche Kranke, die auf ein gewisses Maaß äußerer Wärme angewiesen sind, zum Winter hierher schicken können. Sicherlich haben sie keine Ahnung von den Unbilden der winterlichen Jahreszeit und noch weniger von den übrigen Schattenseiten des hiesigen Aufenthalts. Mit naiver Kritiklosigkeit pflanzt sich die Ueberlieferung von dem herrlichen Klima im Süden fort wie eine fromme Legende. Unter der kleinen deutschen Colonie herrscht eine aus Aerger und Enttäuschung zusammengesetzte Stimmung. „Der Tausend! Wir sind doch nicht hierher gekommen, um zu frieren im geschlossenen Zimmer!" lamentiren die unglücklichen Brust- und Halsleidenden. Und dann wollen einen die biedern Eingebornen immer damit trösten, daß sich die bekannten „ältesten Leute" noch nie eines solchen kalten Winters erinnerten. Hätte man übrigens doch des Nachts Ruhe; aber stets heulen die vielen, mageren Köter vor lauter Hunger nächtlicherweile vor unsern Fenstern und Sonntags Nacht plärren die jungen Burschen Straße auf Straße ab ihre einfältigen, monotonen griechischen Volkslieder, daß man vor nervöser Aufregung aus dem Bette springen und den Harmlosen zurufen möchte, daß sie sich zum Teufel scheeren sollten....

Es ist ferner eine bekannte Thatsache, daß man in unsern kalten Ländern eigentlich am wenigsten friert, einfach deshalb, weil in unsern Wohnungen die geeigneten Vorrichtungen getroffen sind, sich warm zu halten. Hier ist aber Alles auf das Märchen vom warmen Süden eingerichtet. Fenster und Thüren schließen nicht. Als Heizvorrichtung dient hin und wieder das Kohlenbecken (scaldino), welches auf den Fußboden gestellt, mit Pinienäpfeln gefüllt, leicht einen unangenehmen schädlichen Dunst verbreitet. Nun stelle man sich vor, daß wir seit Wochen eine empfindliche Kälte bei heiterem Himmel haben, daß der Thermometer 8 Uhr früh regelmäßig nur 5—6° R. aufweist und die Zimmertemperatur ausnahmslos kaum 1—2° höher steigt und man kann sich nicht wundern, wenn die fremden Kurgäste sagen, daß sie noch nie so gefroren, noch nie so unbehaglich sich gefühlt hätten. Wer also seiner Gesundheit wegen nach Corfu gehen will, der komme nicht vor Ausgang März. Im November und December ist das Wetter noch schön und ruhig, aber kalt infolge der schneebedeckten nahen Gebirge Albaniens und Epirus'. Vom Januar an beginnen die Stürme, Gewitter und Regengüsse von tropischer Heftigkeit. Mitunter natürlich giebt es schöne Tage, wo zur Mittagszeit die winterliche Kleidung recht lästig wird. Aber erst gegen Ende März fängt der griechische Winter an „sich in die rauhen Berge zurückzuziehen". April, Mai bis Mitte Juni ist das Wetter wunderbar schön und die Natur an diesen gesegneten Küsten von unbeschreiblichem Zauber. Später wird die Hitze zu drückend und der Regenmangel drückt der Vegetation alsbald den Stempel der Dürre auf. September und October sind wieder sehr angenehm.

Wir möchten daher allen Leidenden, die nun einmal Algier oder Aegypten nicht aufsuchen wollen, die Jonische Insel Zante als Winteraufenthalt empfehlen. Hier fehlen die rauhen Gebirge des griechischen Festlandes, die Insel genießt von allen Seiten die milderen Temperaturen des südlichen Seeklimas; ihre Vegetation ist daher noch üppiger entfaltet, als diejenige Corfus, und das Städtchen Zante, da es keine Festung ist, macht einen weit freundlicheren und behaglicheren Eindruck als das finstere, schmutzige, in seinen Fortificationen eingezwängte Corfu.

Zum Schluß dieses hygienischen Exposé sei indeß erwähnt, daß ich und alle Landsleute ungeachtet der obigen üblen häuslichen Einrichtungen niemals von dem in Deutschland so häufig in der rauhen Jahreszeit auftretenden Katarrh und Schnupfen befallen wurden, weil die Zimmerwärme fast dieselbe war, wie draußen auf der Gasse, mithin eine sog. Erkältung nicht auf diese Weise stattfinden konnte, weil ein greller Temperaturwechsel sich nicht fühlbar machte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 124. Donnerstag, den 17. October. 1889.

Wintertage auf Corfu und in Athen.

Von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

II.

Corfu, 10. Febr. 1889.

Allmälig habe ich das Innere des Eilandes kennen gelernt. So oft das Wetter es erlaubt, mache ich Ausflüge. Dieselben sind jedesmal lohnend und ich kehre stets befriedigt und dankbar für das Genossene in mein bescheidenes Heim zurück.

Gestern war ich auf dem berühmten Aussichtspunkte „il canone“, ein Cap, von dem man einen lieblichen Blick auf den alten corcyrischen Kriegshafen Kalikiopulo, auf das vorliegende cypressenbestandene Inselchen Pontikonisi, Maus-Insel, auf das gegenüberliegende olivenreiche Vorgebirge Benizze und auf das offene Meer hat. Der Weg dorthin ist reizend. Zwischen den Rosenhecken von Castrades führt er sanft aufwärts an der königl. Villa Mon Repos vorbei dem Dörfchen Ascensione zu. Von Zeit zu Zeit arbeitet zur Seite ein Landmann, nur mit Hemd und Beinkleidern angethan und antwortet auf unsern Gruß „Eviva“ das gewöhnliche „Kalispera“ (Guten Tag!). Ein Paar dunkeläugige schmutzige Kinder hängen sich an meine Fersen und bieten Orangen an, die ich nicht verschmähe. An den wenigen Häusern des Dorfes vorbei durchschreite ich einen prachtvollen Olivenhain, dessen Stämme, in den bizzaresten Gestaltungen gewachsen, mit den kleinen schwarzen Früchten ein zartes Silbergrün in ihrem Laubdache aufweisen. Saftig erglänzt das Blatt der Citronenbäume in den Gärten. Und hier ... kennst du das große, fünfzackige, ausgeschweifte, helle Blatt? Du kennst es wohl, denn seine Blätter erfreuen sich in unseren geschützten Hausgärten nicht minderer Beliebtheit als hier zu Lande; du findest sie auch in Marmor, in Gyps in den Museen an nackten Statuen — Feigenblatt, heilige Pflanze, Sinnbild der Prüderie, sei mir gegrüßt!

In Gasturi prangten im röthlichen Blüthenschmuck schon die Mandelbäume, die ersten Verkünder des nahenden Frühlings, sprießt üppiger Weizen und großblättriger Mais auf fettem Boden. Zu hohen Sträuchern wächst der Lorbeer heran, überall steigt er aus dem Boden. Aber wo findet sich Ruhm genug für so viele Kränze? Das Gewächs des Bacchus, die Rebe, schlingt sich nicht etwa von Stamm zu Stamm der Orangenbäume, — nein sie kriecht am Boden niedrig einher, durch kleine Erdhügel gegen die Strahlen der Sommersonne geschützt; der Anblick ist auf den unabsehbaren Flächen, die sie bedeckt, kein poetischer.

Corfu, 25. Febr. 1889.

Das waren zwei böse Wochen! Sturm, Gewitter und Regen lösten sich einander in trostlosem Wechsel ab. Ich habe diese Tage, wo ich an mein Zimmer gefesselt war, damit zugebracht, daß ich mich in eine Broschüre vertiefte, welche soeben erschienen und sehr interessante Streiflichter auf die Zustände des heutigen Griechenlands wirft. Der Verfasser Mr. Bourde ist ein Franzose und von dem großen, officiösen Pariser Journal „Le Temps“ ausdrücklich nach Griechenland gesandt, um über die Situation des kleinen Königreichs Bericht zu erstatten. Der Raum dieser Blätter gestattet mir nur das Wissenswertheste hervorzuheben, aber auch selbst dies knappe Exposé dürfte für deutsche Leser um so mehr das Interesse beanspruchen, als eine deutsche Kaisertochter demnächst dem griechischen Thronerben ihre Hand reichen und im Laufe der Zeiten den Thron als regierende Königin besteigen wird.

Uebrigens hoffe ich binnen wenigen Wochen in Athen, während meines dortigen Aufenthaltes, mich von der Wahrheit der nachstehenden Betrachtungen persönlich überzeugen zu können.

Der hervorragendste Charakterzug der Griechen ist die Eigenliebe; aus ihr gehen sowol die löblichen als die üblen Eigenschaften dieses Volkes hervor, welches sehr wenig den übrigen europäischen Völkern gleicht; auch nicht einmal der lateinischen Rasse, der es doch verwandt ist. Wenn der Grieche eine so ausgesprochene Vorliebe für den Staatsdienst, für die Redekunst zeigt, so erklärt sich dies, weil Beides seiner Eitelkeit schmeichelt. Der Stolz auf ihre berühmten Vorfahren ist der unzerstörbare Fels, auf welchem durch alle Zeiten und Prüfungen sich die griechische Nation aufrecht erhalten hat. Die ruhmvolle Geschichte ihres Unabhängigkeitskampfes, das unbestreitbare Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit über die anderen Völkerschaften des Orients nährt ihren Patriotismus in mächtiger Weise und befähigt sie, die größten Opfer willig zu bringen, sobald die nationale Ehre es erheischt.

Als im Jahre 1885 die Panzerschiffe der Großmächte in der Bai von Phaleron die Blockade ausführten, wodurch der Handel zur See völlig lahm gelegt war, und wo auf den Inseln ein bedenklicher Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar machte, — da sollte man glauben, daß die griechische Nation in ihrem Größenwahn erschüttert worden sei? Keineswegs. Man sagte höchstens: „Nun wohl; die Diplomaten haben jetzt eingesehen, daß wir nicht so leicht unterzukriegen sind.“ Man hatte nur Eins im Auge: die Eigenliebe zu retten.

Aber dieselbe Eigenliebe ist auch ein edles Motiv zu der großmüthigen Freigebigkeit für öffentliche Zwecke, welche bei jeder Gelegenheit sich offenbart. Das Bedürfniß von sich reden zu machen öffnet die Börsen der Reichen zu wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit. Fast alle öffentlichen Institute Athens sind durch Privatpersonen ins Leben gerufen. Die Unterrichtsanstalten werden meistens durch dieselben unterhalten. Die Universität zu Athen besitzt ein Vermögen von über 5 Millionen, welches nur von Schenkungen und Testirungen herstammt. Die Journale veröffentlichen täglich dergleichen patriotische Donationen. Noch kürzlich vermachte ein auf Malta verstorbener Grieche, Hr. Papafis, 4 Millionen zu gleichen Theilen den Städten Athen und Salonichi. Warum? Um seinen Namen auf einer Marmortafel in goldenen Buchstaben auf der Liste der Wohlthäter des Etablissements figuriren zu sehen; oder auf einer Console sein werthes Haupt in Marmor in einem Saale aufgestellt zu finden.

Wenn die Eigenliebe einerseits den Patriotismus der Griechen stets wach erhält, so artet sie andererseits leicht in Selbstüberschätzung aus. Der Grieche hat eine außerordentlich leichte Auffassungsgabe, Dank seiner ihm angeborenen Intelligenz. Aber dabei versäumt er, sich den Unterschied klar zu machen zwischen eine Sache begreifen und sie nun durch Arbeit und Ausdauer verwerthen. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern.

Unter den während der jüngsten Mobilmachung von der Regierung in England angekauften Schiffen war ein Kreuzer, dessen Maschinen nach einem neuen, complicirten System gebaut waren. Man engagirte nun auf die Dauer eines Jahres einen Ingenieur nebst Gehilfen mit dem Auftrage, Mechaniker zur Bedienung dieser Maschinen heranzubilden. Was geschieht? Nach drei Monaten werden die zwei fremden Lehrmeister nach Hause gesandt und ihnen ihre Löhnung für 12 Monate ausbezahlt, weil — man der Ansicht war, daß das Personal bereits hinlänglich instruirt sei. Dies scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, denn das schöne Schiff liegt noch heute im Hafenbassin des Piräus, den es noch nie verlassen hat!

Man erzählte mir, daß in der Gegend von Nauplia die Regierung großartige und kostspielige Einrichtungen getroffen hat zur Anfertigung von Schießbedarf, Cartouchen und Hohlgeschossen. Die besten Maschinen nach den neuesten Modellen sind daselbst aufgestellt, jederzeit bereit, um zu functioniren, aber die griechischen Ingenieure haben bis jetzt nicht sich derselben zu bedienen gewußt.

Bei den verschiedenen großen Unternehmungen, Erdarbeiten rc., welche in Griechenland jetzt ausgeführt werden, haben die Zöglinge des königl. Polytechnikums zu Athen sich nirgends auf der Höhe ihrer Aufgabe befunden. Sie begriffen Alles sehr schnell, aber in der Ausführung scheiterten sie.

Dieser Mangel an Geduld, an Gründlichkeit, diese Selbstüberschätzung macht sich ebenfalls in der Organisation und Ausbildung der königl. Armee bemerkbar.

Man kann allerdings manche Uebelstände — z. B. die kurze Dienstzeit von 1 Jahre, die wenigen Schießübungen bei der Infanterie und Artillerie, das Fehlen größerer Felddienstübungen für Brigaden und Divisionen, endlich das Nichtvorhandensein einer Intendantur und eines Trains — auf das arg beschnittene Militärbudget zurückführen; aber Jeder, welcher den griechischen Charakter beobachtet hat, wird sich sagen, daß diese Uebelstände in der leidigen Auffassung der Griechen begründet sind, sie seien eine so intelligente und reich begabte Nation, daß sie des Ergreifens von Maßregeln der Ordnung und einer langdauernden Schulung der Individuen entbehren könnten, welche Armeen anderer Staaten aufs Sorgfältigste beobachten.

Bis in die jüngste Zeit ließ man die Kriegsmarine in dem Hafen von Salamis, anstatt sie auf hoher See manövriren zu lassen. Aber es giebt keinen Griechen, der nicht fest überzeugt ist, daß die von Natur vortrefflichen Seeleute des Archipels mit den modernen, so complicirten und so delicaten Maschinen von heute auf morgen sich genügend vertraut machen könnten, um die Heldenthaten eines Kanaris und Tombazis zu erneuern.

Der Ministerpräsident Hr. Delyannis sagte in der Deputirtenkammer, wer es hören wollte: „Bah! Wenn es sein muß, so werfen wir uns in die Berge und führen einen Parteigängerkrieg, wie 1821." Und diese leichtfertige Auffassung fand begeisterten Beifall, zumal das Volk davon überzeugt ist, daß, sobald ein Krieg mit dem türkischen Erbfeinde ausbräche, auch sofort ein zweiter Napoleon in seiner Mitte sich finden würde. O! diese unverwüstliche Selbstvergötterung und dieser naive Größenwahn! Ach! meine lieben Freunde, damit und mit Euren sonstigen Illusionen marschirt Ihr nicht nach Salonichi!

Seit 20 Jahren zu drei Malen hat man das kleine Königreich in Aufregung gesehen: geräuschvoll zu den Waffen greifen, weder Geld noch Menschen sparen und ½ Milliarde Drachmen Schulden machen, um dreimal in die traurigste Apathie zurückzufallen und seine Armee total zu vernachlässigen. Im Jahre 1885 unter dem Ministerio Trikupis beabsichtigte das Kriegsministerium die Reservisten zum ersten Male einzubeordern; desgleichen wurden neue Chausseen zu bauen angefangen, um den Transport der Artillerie zu ermöglichen, welchen der elende Zustand der Wege bisher unmöglich machte. Es kommen die Neuwahlen. Der Chef der Opposition, Hr. Delyannis, legt der Kammer ein ökonomisches Budget vor und erhält eine große Majorität. Die Reservisten bleiben zu Hause und die Wegebauten liegen. Sechs Monate später bricht die Revolte von Philippopolis aus. Sofort große Begeisterung. Die Reserven werden eine Classe nach der andern mobilisirt, man nimmt in aller Eile die Wegebauten wieder auf und diese ganze Affaire, die im Sande verläuft, kostet dem Staatssäckel über 100 Millionen Drachmen.

Ein genialer Staatsmann kann zur Noth die Leichtfertigkeit, Trägheit und Veränderlichkeit seines Volkes bewältigen und durch seine persönliche Initiative diese Nationalfehler ersetzen. Aber die Wähler müssen ihn unterstützen durch ihre Deputirten. Leider ist die Deputirtenkammer der Krebsschaden für Griechenland. Hr. Trikupis, der jetzige Ministerpräsident, ein trefflicher Staatsmann, weiß ein Liedchen davon zu singen. Es mag sein, daß er zu sehr englischen Einflüssen zugänglich ist, jedenfalls ist er ein Staatsmann ersten Ranges. Mit einem bedeutenden Rednertalent, einem ausgedehnten Wissen, einem entschlossenen und festen Charakter verbindet Hr. Trikupis eine Kenntniß Europas und der allgemeinen Politik, welche ihm sein Land so zu sagen aus der Vogel-Perspective zu beurtheilen gestattet, eine Eigenschaft, die allen Griechen abgeht, welche inmitten ihrer engen politischen heimathlichen Sphäre es nicht ahnen, wie sehr diese selbst den Aufschwung ihrer Nation verkümmert. Sein Hauptverdienst scheint mir zu sein, daß er alle Officiere, welche einen Deputirtensitz eingenommen haben, mithin sich dem praktischen Dienste entziehen, im Avancement zurückgesetzt hat, d. h. sie werden einfach übergangen. Auch besitzt jetzt die griechische Armee zum ersten Male die nöthige Ausrüstung: Gewehre (Hinterlader), Geschütze u. s. w. für eine Mobilmachung von 100000 Mann. Nur die Cavallerie, Festungsartillerie und das Trainwesen sind nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. In den Rencontres mit den tapferen türkischen Grenztruppen 1880 haben kleine griechische Detachements zähen Widerstand geleistet. Die aus der Kriegsschule von Evelpides hervorgegangenen Subalternofficiere haben damals stets Beweise von rascher Auffassung und Muth gegeben. Man sieht also, daß ein treffliches Material vorhanden ist, aber so lange Officiere und Soldaten sich als Wähler an der Politik betheiligen dürfen, kann unmöglich jener Geist des Gehorsams, der strengen Disciplin und der freudigen Pflichterfüllung in der kleinen Armee Wurzel fassen, der heutzutage — trotz aller trefflichen Bewaffnung — den einstigen Erfolg auf dem Schlachtfelde verbürgt.

Athen, 1. März 1889.

Quocunque ingredimur, in aliquam historiam pedem ponimus.

Diesen Ciceronischen Ausspruch recitirend betrat ich, nach einer ruhigen Nachtfahrt von dem Odysseischen Eilande, an einem heiteren Morgen den breiten, menschenwimmelnden Quai von Patras und damit zum ersten Male das griechische Festland. Nach dem gewöhnlichen Kampfe mit den, unverschämte Forderungen stellenden, Bootsleuten, die für die kurze Strecke von unserm Dampfer 4 Drachmen = 2,80 ℳ verlangten, übergab ich meine Person und Bagage dem Portier des „Hotel Patras", der mich denn auch sicher und unbelästigt durch die zudringliche, schreiende und gestikulirende Schaar der Packträger in den nicht weit entfernten und, wie sich später herausstellte, recht empfehlenswerthen Gasthof geleitete.

Abweichend von dem gewöhnlichen Usus der Fremden, sofort auf der Eisenbahn nach Athen weiter zu eilen, beschloß ich, den Rest des Tages zu einer Besichtigung der Stadt zu verwenden. — Patras ist seit der Zerstörung durch die Türken im Jahre 1821 ganz neu wieder aufgebaut und seine geraden, rechtwinkligen Straßen würden sich kaum von denen einer deutschen Hafenstadt unterscheiden, wenn nicht das Aussehen der in ihnen auf- und abfluthenden bunten Menge uns erinnerte, daß wir uns in der Levante befänden, denn „Levantiner" sind alle jene Gestalten, die sich bei uns vorüberdrängen, an den zahlreichen Garküchen ölgetränkte, knoblauchduftende Gerichte verzehren, mit ernsten Mienen die Preise der Korinthen und der Hammelfelle erörtern oder vor den unzähligen Kaffeebuden (kaffenion) in behaglicher Beschaulichkeit, ihre Cigarrette rauchend, den braunen Trank schlürfen. Vorüber an unsauberen Läden, an

„Fleischbänken, wo die Maden hausen
Und wo die Fliegen herzhaft schmausen"

wandelte ich hinaus, schließlich durch wüstes Oedland, zu der prächtigen Kirche des St. Andreas. Es war Sonntag und das Gotteshaus gedrängt voll; dennoch machte man dem Fremdling bereitwillig Platz und ich konnte ungestört die glänzende Pracht des Innern bewundern. Das liebenswürdige Verhalten des griechischen Volkes dem Ausländer gegenüber bewahrheitete sich auch bei dieser Gelegenheit. Auf dem Rückwege zur Stadt begegnete ich Trupps von Bauern, oft quer auf ihrem zottigen Pferdchen sitzend, in schneeweißer Fustanella, die gemachten Einkäufe in großen Säcken zu beiden Seiten des Reitthieres herabhängend. Von der Nikolaosgasse führt eine Querstraße auf einen hübschen Platz, Platia ágios Geórgios, mit dem ansehnlichen Theater, dem Landgericht und der Bürgermeisterei (Demarchia). Letztere fand ich, wie ich dieselbe betrat, in einem so verlotterten baulichen Zustande, daß ich schleunigst umkehrte, um durch ärmliche Gassen, auf einer ermüdenden, steinernen Treppenflucht zur hochgelegenen Citadelle hinaufzusteigen, die noch aus der venetianischen Zeit stammt und von deren vernachlässigten, riesigen Festungswerken man eine entzückende Fernsicht auf Stadt, Meer und das nahe Gebirge genießt. Der untere Theil der ausgedehnten Baulichkeiten dient jetzt als Gefängniß. Unter der Führung eines für „Bakschis" sehr empfänglichen Corporals kletterte ich in den ruinenhaften Bastionen, Escarpen und Reduits lange gedankenvoll umher, denn hier, als am 12. Februar 1821 die türkische Besatzung der Stadt von den plötzlich aufstehenden Einwohnern unter blutigen Kämpfen in diese Fortificationen hinaufgedrängt wurde, begann das große Trauerspiel der griechischen Revolution, welches erst 7 Jahre später (1828) durch die Landung der Franzosen seinen Abschluß fand.

Die Citadelle wurde übrigens von den Türken ein ganzes Jahr gegen die wüthenden Angriffe der Griechen von der Unterstadt aus gehalten, bis sie im April 1822 von Jussuf Pascha entsetzt und zugleich ganz Patras den Flammen übergeben wurde. Wie viel Blut und Thränen haften also an diesen mittelaltrigen Mauern!

In der Frühe des folgenden Morgens bestieg ich den Eisenbahnzug, der mich in 5 Stunden nach Korinth bringen sollte und welcher diese Fahrzeit auch auf die Minute innehielt: eine löbliche Pünktlichkeit, welche man auf gewissen deutschen Bahnen nicht immer antrifft. Ueberhaupt machte der ganze Dienstbetrieb auf dieser, 1887 eröffneten, Strecke Patras-Athen einen guten Eindruck: höfliche, nett uniformirte Beamte, bequeme Wagen und große Fahrgeschwindigkeit — alles Eigenschaften, welche der Tourist auf den italienischen Schienenwegen schmerzlich vermißt. Die Bahn läuft immer an der peloponnesischen Nordküste entlang und bietet eigentlich dem Auge wenig Abwechselung: links der Golf von Lepanto, dahinter kahle Bergwälle, oft steil in die blaue Fluth hinabsteigend; rechts unendliche Korinthenfelder, vereinzelte gelbe (nicht weiße wie in Italien) Dörfer, hin und wieder Oelbäume, sowie die Contreforts und Thaleinschnitte des Panachaikongebirges.

Bald treten diese Berge so nahe an die Küste heran, daß für die Eisenbahn kaum Platz geblieben ist und oft fährt der Zug über mächtige Substructionen, zu deren Füßen man aus den Wagenfenstern das Meer tosen und branden sieht. An kleinen Stationen vorbeisausend hielten wir einige Minuten in Aegion, wo ein vorzüglicher Wein gedeiht. Hier verließ ich den Zug und stieg auf breiter Fahrstraße zu der Oberstadt empor. In einem schmutzigen xenodochion (Wirthshaus) servirte mir ein knoblauchdünstender Kellner ein zähes Beefsteak, Salat mit Fenchelwurzel und Ziegenkäse zum Dessert nebst einer Flasche resinirten Weins. In ganz Griechenland trinkt man nämlich diese abscheuliche Mischung von Fichtenharz und Wein, weil dieselbe dem Magen zuträglicher sein soll, als der sehr alkoholreiche Natur-Rebensaft. Die Zeche betrug 1 Dr. 50 L. (1 Drachme = 70 Pf. = 100 Leptas.)*) Bei dieser Gelegenheit sei der Ausländer ermahnt, das schmierige griechische Papiergeld von 1 und 2 Drachmen-Zetteln nur mit einer gewissen Vorsicht anzufassen und namentlich beim Durchzählen größerer Beträge nicht die Finger zum Munde zu führen oder zu benetzen; sehr bösartige Lippengeschwüre sind leicht die Folge hiervon. Die Aussicht von dem Exercirplatze ist lohnend. An mehreren Häusern sieht man die Spuren des letzten Erdbebens, — eine der Landplagen Griechenlands. In schon recht lästig werdender Sonnenhitze wanderte ich Nachmittags zurück zur Unterstadt mit ihrem trefflichen, aber leeren Hafen, bestieg den Personenzug aus Patras und dampfte gen Korinth weiter. Bald zeigten sich jenseits des Golfes die schneebedeckten Gipfel des Parnasses, an dessen Vorbergen — natürlich von der Eisenbahn aus unsichtbar — Delphi liegt, einst die Hauptstätte des griechischen Apollo-Cultus und des berühmten Orakels. Rechts erschienen wiederum die einförmigen, niedrig gehaltenen Korinthen-Anpflanzungen — Weinberge kann man sie nicht nennen, — bis die hereinbrechende Nacht Alles in ihren schwarzen Schleier hüllte. Es war stockfinster, als der Zug vor dem Bahnhofsgebäude von Neu-Korinth hielt. Nach einem guten Souper in dem Bahnhofsrestaurant geleitete mich ein Knabe, mit einer Laterne versehen, zu dem ¼ Stunde entfernten Marktflecken und zum Hotel de la Paris (sic!), wo ein unsauberes Zimmer, in welchem u. A. ein gewisses unentbehrliches Geschirr nicht vorhanden und auch im Hause nicht aufzutreiben war, mich aufnahm. Ich habe in manchen erbärmlichen Locanden Italiens Quartier nehmen müssen, aber die Beschaffenheit meines Logis in Neu-Korinth übertraf an jeglichem Comfortmangel weitaus jene Karavanserais der Hesperischen Halbinsel.

„Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg", beeilte ich mich mein ungastliches „Xenodochion" zu verlassen, um mir das Städtchen anzusehen und dieser Anblick war kein erfreulicher. Gerade, staubbedeckte, menschenleere, breite Gassen mit niedrigen, gleichförmigen, gelben Häusern, die so schmucklos und traurig aussehen, als wären sie unbewohnt, bieten sich dem Auge dar. Mitten im gelben Sande liegen sie da, kein Baum, kein Strauch unterbricht die trostlose Wüstenei der Umgebung. Aber hinter dem Oertchen ragt in wundervollen Umrissen, mit dunkler Felsenkrone auf dem grünen Scheitel, ernst und bedeutsam der Berg empor, der einst die Burg von Alt-Korinth getragen: der Berg Akrokorinth. Freilich auch hier sieht man Baumwuchs nirgends, — diese traurige Signatur der griechischen Landschaften. Einst dehnte sich zu Füßen der Burg das weltberühmte, glänzende und mächtige Korinth aus; heute sind nach dem furchtbaren Erdbeben von 1858 nur noch 7 Säulen eines dorischen Tempels von all' jener Pracht und Herrlichkeit übrig, denn die antike Stadt ist schon lange wie vom Erdboden weggewischt und lohnt daher nicht den ermüdenden Eselritt von 1 Stunde. Jene fast uneinnehmbare Felsenfestung hat als Garnison im Laufe der Jahrhunderte nicht nur Römer, Gothen, Byzantiner, Franken und Türken gesehen, sondern auch deutsche (bayerische) Soldaten hielten dort oben Wache.

Ich benutzte die noch übrige Zeit bis zur Ankunft des Frühzuges, um die großartigen Bauten zum Durchstich des Isthmus von Korinth flüchtig mir anzusehen. So miethete ich ein munteres Eselchen und trabte dem erst im Entstehen begriffenen Hafenorte Poseidonia zu, von wo man einen genügenden Einblick in die enormen Erdarbeiten des Canals gewinnt, aber von

„Poseidon's Fichtenhain",

in welchen „mit frommem Schauder einzutreten" ich ganz bereit war, ließen sich hier nur noch winzige Spuren erblicken. Ein Gleiches ist von dem einstigen Tempel des Poseidon, wo die isthmischen Spiele stattfanden, zu berichten. Die Landenge, welche bekanntlich den Peloponnes mit dem Festlande verbindet, weist an ihrer erhabensten Stelle — der Wasserscheide — eine Höhe von 78 m auf. Bereits Nero hatte einen, bald wieder aufgegebenen Versuch zur Durchstechung des harten Kalksteinbodens gemacht, und dieser Linie ist auch die jetzige Actiengesellschaft unter Vorsitz des bekannten Generals Türr, welcher 1881 von der griechischen Regierung die Bauconcession erhielt, größtentheils gefolgt. Das Actiencapital der „Societé du canal maritime de Corinthe" betrug 35 Mill. Frcs., ist aber jetzt aufgebraucht, so daß die Arbeiten eingestellt und die dabei beschäftigten 2000 Arbeiter gerade einige Tage zuvor entlassen werden mußten. Es war ein trauriger Anblick, diese geschlossenen vielen Bretterhütten, diese aufgestapelten Schubkarren, Gerüste, Balken- und Bretterniederlagen und das todt daliegende Geleise der provisorischen Eisenbahn zum Transport der Erd- und Gesteinmassen zu sehen, während der tief eingeschnittene Canal (über welchen ich eine Stunde später im Athener E.-B.-Zuge auf prachtvoller Brücke hinwegsauste) trocken und nutzlos sich in die Ferne ausdehnte. Auf meine Frage erklärte mir ein freundlicher Aufsichtsbeamter, daß der Bau dadurch so kostspielig geworden sei, daß das Terrain nicht loser Sand, wie beim Suez-Canal, sondern hartes, durcheinander geschobenes Gestein sei, welches Tag für Tag riesige Sprengungen und Erdebewegungen nöthig machte, welche letztere bereits auf etwa 8 Mill. cbm Ausschachtungen veranschlagt wären. Der Canal sollte 1891 vollendet sein, jetzt ist eine Beendigung des kolossalen Werks kaum abzusehen.*)

Die interessante Excursion ist allen Reisenden zu empfehlen; mich hätte sie beinahe das Erreichen des eben in Bewegung sich setzenden Eisenbahnzuges verfehlen lassen, denn ich hatte gerade noch Zeit in ein Coupé zu springen und dem gefälligen Stationsvorsteher zuzurufen, mein weniges Gepäck (meine schwereren impedimenta hatte ich wohlweislich in Corfu zurückgelassen) mit dem nächsten Train nachzusenden, was auch pünktlich geschehen ist.

Die Bahn fährt nach Ueberschreitung des Canals an hochaufgethürmten Schotterhaufen vorbei und hält einige Minuten in dem jetzt verödeten Hafenstädtchen Kalamaki, wo vor Eröffnung der Eisenbahn die Dampfer, vom Piräus kommend, anlegten. Hier öffnet sich die Aussicht auf den „Saronischen Golf" mit den Inseln Aegina, Salamis u. a. Es hatte die Nacht etwas geregnet und die sonst wenig anmuthige Scenerie der griechischen Landschaft zeigte sich in den warmen Strahlen der Sonne, die vom tiefblauen Himmelsgewölbe herableuchtete, heute saftig-frisch und lieblich. Die Bahn gewährt fortwährend köstliche Blicke auf den blauen Meerbusen von Aegina, passirt den schwierigen, sog. „skironischen Felsenpaß", berührt die Bucht von Eleusis und hält in dem kleinen Bahnhof von Eleusis selbst. Diese Strecke erschien mir als die landschaftlich schönste für das Auge des Touristen, sowie auch die vielen Gallerien, Tunnels, Aquäducte und kühnen Curven die Bewunderung des Ingenieurs hervorrufen werden. In Eleusis, einem armseligen Dorfe mit albanesischer Bevölkerung, stieg ich aus

*) Infolge der ungünstigen Finanzlage des Staates ist Silbergeld aus dem Verkehr verschwunden und existirt daher nur Papiergeld mit Zwangscours. Französisches, Italienisches Gold und Silber genießt ein Agio von 10—15 %.

*) Der „Canal des Isthmus von Korinth" ist 6,3 km lang, 8 m tief, 22 m breit. Der Durchgangszoll soll für Schiffe aus der Adria = 1 Fr. per Tonne, für alle übrigen Schiffe ½ Fr., per Passagier = 1 Fr. betragen.

und ließ den Zug weitergehen, denn ich konnte es mir nicht versagen, hier, wie in Korinth und in der alten Achäerstadt Aegion den spärlichen Ueberbleibseln jener Stätten nachzugehen, welche schon die Phantasie des Knaben auf der Schulbank so mächtig angeregt hatten.

Eleusis, einst der Sitz der eleusinischen Mysterien und eine der wichtigsten Städte Altgriechenlands, ist jetzt nichts weiter als ein verkommenes, der Malaria ausgesetztes Nest, an welches sich das imposante stundenweite Ruinenfeld auf einer mäßigen Erhöhung anschließt. Der vollständig zu Tag gelegte Platz der Propyläen (Eingänge) ist mit Marmorplatten bekleidet und liegt, wie auf der Akropolis, tiefer als der eigentliche Tempel. Alle Säulen sind längst infolge von Erdbeben umgestürzt, auch sonst ist das Ganze ein Chaos von weißen, penteliſchen Marmortrümmern, in welchem nur der Archäologe sich zurecht finden kann. Ich wenigstens gab, ungeachtet meines aufgeschlagenen Baedeker's, den Versuch hierzu bald auf und nachdem ich wol eine Stunde zwischen den auf- und nebeneinander liegenden Säulentrommeln, Capitälen, Pilastern, Friesen, Architraven und Schäften umhergeirrt, begab ich mich in das Dorf wieder hinab, dessen gelbe Hütten kahl und unfreundlich ohne Baum und Strauch sich zum Meeresufer hinabziehen, und war froh, als endlich der von Korinth kommende train mixte mich aufnahm, um mich dem Endziele meiner griechischen Wanderungen — Athen — zuzuführen. Es dunkelte schon, als der Güterzug in den von der Stadt Athen ziemlich entfernten sog. „Peloponnes-Bahnhof" einlief, von wo eine 2spännige Droschke mich bald in das von Baedeker empfohlene, comfortable „Hôtel d'Athènes" am Eingang der Stadionstraße brachte. Zu ermüdet, um noch auszugehen, beschränkte ich mich nach Einrichtung meines saubern Zimmers, (à 3 Frcs. Gold per Tag = 2,40 ℳ, Licht: 1 Fr., Bedienung: ½ Fr.), auf den Besuch der Abendtafel im Restaurant des Hotels, wo ich zu meiner großen Befriedigung an mehreren Nebentischen deutsch reden hörte. Wenn man aber unter einer fremden Nation weilt, wie wohl thut es Einem, einmal wieder die vaterländischen Laute zu vernehmen! Dies Gefühl habe ich wenigstens auf allen meinen Reisen stets empfunden und in dieser zufriedenen Stimmung endete mein erster Tag in Athen.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Festschrift zur 150jährigen Gedenkfeier der Gründung des Bades Pausa am 19. August 1889. Pausa, Förster's Buchdruckerei. 2. Ausgabe. 64 S. 8°. — Das Büchlein enthält eine kurze Geschichte des Bades und seiner Quellen, die Urkunden zur Geschichte des Bades, Kleinigkeiten aus dem Bade-Album und die Beschreibung der in der Aufschrift genannten Denkfeier. Da der Verfasser der vorliegenden Festschrift über das Bad Pausa und seine Jubelfeier vor Kurzem selbst in diesem Blatte geschrieben hat, beschränken wir uns auf einige kurze Mittheilungen. Die erstgefundene Quelle, welche den Namen „Gottesgeschenk" führt und an deren Entdeckung sich eine sinnige Sage knüpft, ist im August 1739 (Urkunde vom 13. August) in den Besitz der Stadt Pausa übergegangen. Zuerst hat Dr. Leißner über die Kräfte und die Eigenart der Quelle Bericht erstattet. Eine Zeit lang war der Brunnen verfallen und vergessen, Senator Römer erließ 1801 einen Aufruf zur Wiederherstellung des Gesundbrunnens. Die später vorgenommenen Untersuchungen widersprachen sich, so daß eine staatliche Unterstützung abgelehnt wurde. Trotzdem nahm das Bad einen erfreulichen Aufschwung, eine neue Quelle ward entdeckt und Sophienquelle genannt. Eine neue behördlich angeordnete Untersuchung der Quelle bestätigte die Heilkraft derselben, wenn sie auch eine unmittelbare Unterstützung, wie sie gewünscht wurde, nicht zur Folge hatte. In neuerer Zeit sind wiederum zwei Quellen gefunden worden, die bei der Gedenkfeier die Namen „Albertquelle" und „Carolaquelle" erhielten. In den Jahren 1867 bis 1870 besuchten durchschnittlich 50, im Jahre 1888 160 Gäste das Bad. Zwei Stiftungen für arme Badebesucher sind errichtet: 1878 die Albert-Carolastiftung, deren Capital bereits einen Bestand von über 1000 ℳ erreicht hat, und 1889 die Jubiläumsstiftung, für die als Grundstock bisher 70 ℳ eingezahlt sind. Die Beschreibung der Jubelfeier des Bades ist umfassend und anziehend; für entferntere Kreise mag manches weniger Interesse haben, den Theilnehmern des Festes und denen, die einst der Badequellen Heilkraft an sich erprobt, wird das Büchlein recht willkommen sein. Die landeskundliche Literatur bereichert es um eine bescheidene, aber liebenswürdige Gabe.

M.-Fr. Dem ersten Bändchen der billigen Ausgabe von Bismarckbriefen. Neue Folge, das uns leider nicht zugegangen ist, folgt hier das zweite Bändchen, Berlin, Hennig und Eigendorf. 8°. XV, 176 S. 2,50 ℳ. Der Reinertrag ist von dem Herausgeber und den Verlegern dem Bismarckmuseum zugedacht, von dessen Errichtung die Tagesblätter erzählen. Das Hauptverdienst des Unternehmens, allerdings ein unbezahlbares, liegt in der Echtheit der Briefe, während jetzt schon die Zahl der unechten „Bismarckbücher" Legion ist. Unser Bändchen enthält 2 Briefe aus der Abgeordnetenzeit 1849—50, 7 von dem Bundestagsgesandten Bismarck geschriebene 1851—58, 2 aus der Zeit vor dem deutschen Kriege 1862—66, 4 1866—67 verfaßte, 10 zwischen 1867 und dem französischen Kriege abgesandte, 9 von französischer Erde aus geschickte und 61 aus den Jahren 1871 bis 1880 stammende, zusammen 95. Es ist nun freilich ziemlich viel Unbedeutendes darunter. So füllt die ganze Seite 33 ein Telegramm an den Präsidenten Grant vom 4. März 1869: Meine herzlichsten Glückwünsche an diesem feierlichen Tage! Ganz ähnlich klingen S. 46, 97, 117, 129, 162. Die letztgenannte Seite z. B. bringt nichts als den herzlichsten Dank für die Getreuen in Jever. Auch die übrigen Briefe sind nur selten wirklich bezeichnend für den Schreiber. Scherzhafte Bemerkungen finden sich sehr selten, so wenn Bismarck dem Oberbürgermeister Becker in Köln, der die bevorstehende Enthüllung des Bismarckdenkmals anzeigt, antwortet: Seine Dankbarkeit sei mit einiger Beschämung darüber gemischt, daß er sich gestatte, neben seinem Standbilde noch in Fleisch und Bein umher zu wandeln. Sehr gut ist auch die Bemerkung an den Dr. D. Bendau in Dresden: Auch in Amerika werde man sich wohl sagen, daß Jemand, der gottverlassen genug wäre, um so zu denken, doch schwerlich dumm genug sein würde, um so zu reden. Am bedeutendsten sind uns die Briefe an den Staatsminister v. Bülow vom 15. und 21. December vorgekommen. Im Verhältniß ist aber doch zu viel hier gedruckt, was nur der gute Zweck entschuldigt. Das 3. Bändchen soll bald nachfolgen.

J. Julius v. Beliczay. Eine biographische Skizze von A. J. Karlsbad, Verlag von Hermann Jakob. 1889. Preis 50 ₰. — Das kleine Schriftchen ist gut gemeint; doch schießt der ungenannte Verfasser in seiner Begeisterung für den besprochenen Componisten, den er als „einen der ersten heutigen" feiert, über das Ziel hinaus. Auf solchen Ruhm hat Julius v. Beliczay vor der Hand noch keinen Anspruch.

J.R. Sanct Elmsfeuer. Novellen von Wilhelm Jensen. Leipzig, Karl Reißner. 4,50 ℳ — Eine neue werthvolle Gabe Jensen's. Die erste der drei Novellen, diejenige, nach welcher der Band seinen Namen trägt, erinnert mit ihrem wehmüthigen Thema, wie das Schicksal manchmal mit dem Menschen umspringt, etwas an Storm, der auch gleiche Stoffe zu behandeln liebt. Zeuge des Vorgangs, wie der junge Student und das noch halbwüchsige Mädchen sich halb im Spiel, halb im Ernst fürs Leben zusammengeben, um dann durch den Lauf der Welt auseinander gerissen zu werden und dadurch ihr Glück zu verfehlen, ist eine alte Linde: sie stand schon Jahrhunderte, ehe dieser für den Lauf der Geschichte winzige, für zwei Menschenleben aber entscheidende Vorgang sich abspielte, sah wol schon viel Aehnliches und wird im weiteren Laufe der Zeit ebenfalls noch viel Gleiches sehen: denn sie steht fest und unveränderlich, die Menschengeschlechter aber sind flüchtig und vorübergehend. Dieses Hereingreifen des Leblosen der Natur in eine menschliche Handlung, das einen elegischen Eindruck hinterläßt, ist nicht nur in der ersten Novelle, sondern auch im ganzen Buche vorhanden, und giebt demselben seinen besonderen Charakter, der gleichfalls wieder an den der Storm'schen Novellen gemahnt.

G. Oe.— Nordböhmische Touristenzeitung, Blätter für Touristik und Heimathskunde. Centralorgan für die Gebirgs-, Anpflanzungs- und Verschönerungsvereine in Deutschböhmen, sowie Verbandsorgan der Elbegebirgsvereine. Herausgegeben von F. W. Krondorf. Aussig, Verlag des Herausgebers. Jährlich 12 Hefte. Preis: jährlich 1 fl. 50 kr. (3 ℳ). — Die Monatsschrift macht einen recht hübschen Eindruck. Sie enthält eine Fülle werthvollen Stoffes, Schilderungen aus Nordböhmen (zum Theil mit recht gefälligen Abbildungen), Aufsätze über Heimathskunde und Wanderfragen, recht anziehende Proben deutscher Mundarten, Heimathsklänge, Nachrichten aus den Vereinen und aus dem Vereinsgebiete, endlich eine Uebersicht über die einschlägige Literatur. Die äußere Ausstattung ist freundlich. Wir empfehlen die Zeitschrift trotz des unschönen Namens: Touristik auf das angelegentlichste. Sie ist durchweht von jener schönen Natur- und Heimathsliebe, die ein Erbtheil der deutschen Gebirgsbewohner ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 125. Sonnabend, den 19. October. 1889.

Inhalt: Wintertage auf Corfu und in Athen. Von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D. III. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Die Bibel nach Luther's Uebersetzung, herausgeg. von Dr. Rudolf Pfleiderer. Katechismus der praktischen Arithmetik, von E. Schick. Die mittlere Reitschule, von E. L. Anderson).

Wintertage auf Corfu und in Athen.

Von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

III.

Athen, 21. März 1889.

Drei Wochen sind verflossen seit meiner letzten Tagebuch-Eintragung, in welcher ich meine Ankunft in dieser Haupt- und Residenzstadt des griechischen Königreiches berichtete. Ich glaube in etwas jetzt befähigt zu sein, ein unparteiisches und vorurtheilsfreies Bild von derselben in dem knappen Raume einiger Briefbogen zu entwerfen.

Es ist meine Gewohnheit bei der abendlichen Ankunft in einer großen fremden Stadt in der Frühe des folgenden Tages auf eine Stunde mich auf die nächste Straße zu begeben, um recht unvermittelt alle neuen, fremdartigen Eindrücke auf mich einwirken zu lassen. So geschah es auch am 2. März, als ich bei heiterm Sonnenschein mein Hôtel (Constitutions-Platz und Stadionstraßen-Ecke) verließ und der nahen „Hermes-Straße" mich zuwandte. Welche neue Welt, welches Gewühl malerischer Gestalten, bunter Farben! Zwischen Damen in eleganten modernen Kostümen trippeln junge Griechinnen mit langen, banddurchflochtenen Zöpfen, während ein rothes seidenes Käppchen mit Quaste kokett zur Seite geneigt den Scheitel krönt. Aber leider sind diese reizenden Geschöpfe nur in der Minderzahl und dann nur in den kurzen Vormittagsstunden zu sehen, denn der Grieche sieht es ungern, wenn seine Frau, Tochter oder Schwester das Haus verläßt. Ich habe bereits in meinen corfiotischen Mittheilungen mich über diesen delicaten Punkt geäußert. Dagegen sind alte Weiber von abschreckender Häßlichkeit in großer Anzahl überall zu erblicken. Von den mir begegnenden Männergestalten mit kühnen und energischen Gesichtern fielen mir besonders die „Leibwachen der Königin" auf, die in ihren balleteusenähnlichen weißen Frauenröcken, kurzen gestickten Jacken mit fliegenden Aermeln, weißen hohen Gamaschen und rothen Schnabelschuhen, den Fez auf dem Hinterkopfe — dabei aber mit der ordonnanzmäßigen Armatur der Linieninfanterie ausgerüstet — ein für ein europäisches Soldatenauge doch etwas zu theatralisches Aussehn hatten und etwa dieselbe Rolle wie die Zuaven der französischen Armee in den Augen des Volkes zu spielen schienen. Sonst sind es im Allgemeinen dieselben bunten Straßenbilder, die uns in Corfu im Kleinen entgegentraten — indeß doch mit dem Unterschiede, daß die glänzenden Karossen des Hofes, das hier recht propre Militär, von welchem die eleganten Cavallerie- und Artillerieofficiere in hübschen Uniformen sich besonders bemerkbar machten, die vielen zweispännigen Fiaker, die glänzenden Läden der Stadion- und obern Hermes-Straße, die vornehmen Hotels des Constitutions-Platzes, in deren Vestibul man immer Fremde aus aller Herren Länder umherstehen und sitzen sieht — uns sofort daran erinnern, daß wir uns in einer königlichen Residenz befinden und zugleich in einer Landeshauptstadt mit 85 000 Einwohnern.

Aber ich will etwas systematisch meine Wanderungen beginnen. Das heutige Athen zerfällt in eine Neustadt mit breiten, leider ungepflasterten Straßen, modernen gefälligen Neubauten, mit dem freilich in einem harten Kasernenstil gehaltenen königlichen Schlosse, dem neuen, großartigen Theater, der Hauptpost, sämmtlichen Ministerien, den zwei mit Anlagen versehenen geräumigen Plätzen „Constitution" und „Concordia", der Universität, der prächtigen Akademie der Wissenschaften, der schönen katholischen Kirche, dem Parlamentsgebäude, der Nationalbank, der Demarchie (Stadthaus), dem deutschen archäologischen Institut, der im Bau begriffenen königlichen Bibliothek, dem Telegraphenamte, dem großen, sorgsam gepflegten Schloßgarten*) und den drei internationalen, mit großem Luxus ausgestatteten Hôtels de la Grand-Bretagne, d'Angleterre, des Étrangers, sowie dem etwas bescheideneren Hôtel d'Athènes. Auch die vornehmen, im Pariser Stile etablirten „Grands cafés": d'Athènes (mit deutschen Zeitungen), d'Attique, Zochas, Charamis (das sog. Spiegel-Kaffeehaus) sind sämmtlich in der Neustadt zu finden. Von Privatbauten sind das geschmackvolle Wohnhaus unseres berühmten Landsmanns Schliemann mit reich decorirten Loggien und das sog. „Arsakion", ein palastähnliches, mit einem Athene-Kopfe geschmücktes Gebäude, das zu Ausbildungszwecken für „Höhere Töchter" errichtet wurde und nach seinem Stifter, einem Hrn. Arsakis, benannt ist, zu erwähnen.

Dieser neue Stadttheil wird durch die Euripides-Straße (und nicht, wie man gewöhnlich liest, durch die Hermes-Straße) von der häßlichen und winkeligen Altstadt geschieden. Bis zum Jahre 1834 lag hier eine elende albanesische Ansiedelung. Jetzt ist Athen, seit es in jenem Jahre königliche Residenz geworden, wenigstens in diesem sich von Jahr zu Jahr mehr ausdehnenden Bezirke eine der schmucksten Städte des Orients geworden, und wenn es auch keinen großstädtischen Eindruck macht, so muthet es doch durch die Abwesenheit der gewöhnlichen orientalischen Regellosigkeit in dem Gepräge der Wohnstätten den Fremden fast heimathlich an.

Aber wohlverstanden! nur von der Neustadt Athens kann Obiges gesagt werden. Wie ich mich der Altstadt zuwendete, die von der Euripides-Straße und deren Fortsetzung, der Praxiteles-Gasse und Leza-Gasse nördlich begrenzt wird und südwärts bis zur Akropolis und zu dem Felsenhügel des Areopag streicht, — fand ich mich mit einem Schlage wieder in den vollen Orient versetzt. Drei schnurgerade Straßen durchziehen dieselbe als Hauptverkehrsadern: nämlich die Hermes-Straße in der Richtung von Ost nach West, in ihrem oberen Theile vom Constitutions-Platze beginnend, mit nicht üblen Läden ausgestattet (unter denen ich die Buchhandlung der Gebrüder Wilberg nicht genug unseren Landsleuten rühmend empfehlen kann), ferner die Athene-Straße und die dem Kleingewerbe gewidmete Aeolus-Straße, beide, einander parallel, von Süd nach Nord gehend, und die Hermes-Straße rechtwinklig schneidend. Wenn der Ankömmling sich diese drei Straßenzüge in ihrer Direction einprägt, so wird es ihm nicht schwer werden, sich in dem Gewirr der Gassen und Gäßchen der Altstadt zurecht zu finden. Welch' ein Leben und Treiben herrscht in denselben gegen die vornehme Stille der breiten Straßen der Neustadt! Vor den kleinen Kaffeehäusern stehen und sitzen so viele buntgekleidete Männer umher, schwatzen und rauchen, daß man meint, es wäre eine Volksversammlung. Viele der großen breitschulterigen Gesellen sind dunkelbraun, wie halbe Mohren; fremdartig ist ihre Tracht, ihr Typus, ihre ganze Erscheinung. Ueberall wieder die Läden mit Zuckerwaa en, die Eselkarren mit Orangen beladen (NB. hier dreimal so theuer als zu Corfu!), Heerden von Truthühnern, durch kleine Jungen, die den Thieren von Zeit zu Zeit Maiskörner hinwerfen, geleitet, winzige Eselchen, die unter der Last von zwei Körben mit Brennholz fast verschwinden, zerlumpte Stiefelputzer an den Straßenecken, die bekannten fliegenden Bankiers mit ihren vergitterten Geldkästen in den Thorwegen, alle hundert Schritte eine Garküche, deren üble Gerüche von heißem Oel die Luft verpesten, aber deren ausgelegte

*) Derselbe verdankt seine Entstehung der Königin Amalie.

Fleisch- und Fischspeisen hübsch mit Lorbeer und Rosmarin garnirt sind. Alle Handwerker arbeiten bei offenen Thüren und Fenstern, ja mitunter sogar auf dem Trottoir oder auf dem Theile der Gasse, welcher als Trottoir dienen könnte, denn in der Altstadt ist das Straßenpflaster von einer abscheulichen Beschaffenheit. Große Löcher, worin das Regen- und Spülwasser sich gesammelt hat, nöthigen den Fußgänger zu allerhand Springübungen und machen sich beim Fahren durch unliebsame Stöße bemerkbar. Jeder Abfall wird ohne Weiteres aus den Häusern auf die Verkehrswege geworfen; kein Polizist schreitet dagegen ein. An Bauplätzen bleibt nach Beendigung des Baues ein gut Theil der Materialien auf der Straße liegen und wird von Menschen und Thieren zu kleinen Hügeln festgetreten. Die wenigen öffentlichen Anlagen und Bosketts sind grenzenlos verwahrlost, sogar diejenigen am Constitutions-Platze, unmittelbar an dem königlichen Palais. Zwar hat man begonnen, kurz vor meiner Abreise in Hinsicht auf die bevorstehenden Festlichkeiten zur Hochzeit des Kronprinzen und der Ankunft des deutschen Kaisers eine Remedur in diesen für eine Residenz wahrhaft beschämenden Uebelständen eintreten zu lassen und die öffentlichen Plätze 2c. zu säubern, — aber wie lange wird es dauern, so verfällt Alles in den früheren liederlichen Zustand zurück, weil die Aufsichtsbehörde sich gleichgültig und apathisch wie überall in Griechenland verhält? Der deutsche Leser z. B. wird staunen, wenn er hört, daß, ungeachtet des entsetzlichen Staubes, welcher fast unausgesetzt bei der herrschenden Trockenheit und den beständigen Winden die Straßen Athens ungemüthlich macht und zugleich auf Brust- und Augenkranke einen sehr schädlichen Einfluß ausübt, — die Existenz von Sprengwagen eine unbekannte Sache ist! Freilich, in dem wasserarmen Attika muß wol sparsamer mit dem erfrischenden Naß umgegangen werden, als in dem regenreichen Mittel- und Westeuropa.

Setzen wir uns indeß auf unserer Wanderung durch die Altstadt Athens über die ihr anhaftenden Uebelstände hinweg und lenken wir unsere Schritte zu Gegenständen, die uns von diesen Miseren des Alltagslebens in eine weihevollere Stimmung zu versetzen im Stande sind — zu den Alterthümern*).

Von der lärmenden Aeolus-Straße kommt man in stille, enge Gäßchen, worin noch viele Häuser aus türkischer Zeit sind, mit runden, fensterlosen Lehmmauern, kuppelartig gewölbt. Und nun steht man vor dem besterhaltenen Bauwerk des Alterthums, das wir kennen: dem Theseion, jenem großartigen Tempel auf einem weiten, kahlen, einst zur antiken Zeit stark bevölkerten Plateau am Fuße des Akropolisberges. Der ganze schöne, dorische Bau — Dank seiner frühzeitigen Umwandlung in eine christliche Kirche — steht unversehrt und beherrscht von seiner Höhe das umliegende Gefilde.

Auf dem öden Platze exercirte gerade griechische Infanterie. Staubwolken wirbelten dort auf, wo vielleicht einst Bildsäulen und Tempel standen; denn nach der auf die Nachwelt überkommenen Beschreibung Athens von Pausanias befand sich hier der Marktplatz und das Centrum der Stadt: die Agora, der von Säulen umgebene Schauplatz vieler stürmischen Volksversammlungen. Dieser Stadttheil hieß Kerameikos oder die Töpfer-Stätte. Der Pfiff der Locomotive von dem nahen Bahnhofe der Piräus-Eisenbahn schallte herüber. Welche Wandlung im Laufe der Jahrtausende!

In zehn Minuten gelangt man nun zu einem Ruinenfelde, dem Dipylon, dem ehemaligen Hauptlandthore der Stadt, und zugleich zu der auf der Landstraße vor dem Thore belegenen antiken Gräberstätte, der einzigen in ganz Griechenland erhaltenen. Die größeren Monumente sind an Ort und Stelle belassen worden und würden auf den Beschauer einen noch nachhaltigeren Eindruck machen, wenn die empörende Unreinlichkeit, welche das ganze Ruinenfeld besudelt, denselben nicht verkümmerte. Der von mir zur Rede gestellte alte Invalide behauptete, gegen diesen Unfug nichts ausrichten zu können, da er sonst leicht von dem Gesindel Mißhandlungen zu erleiden haben würde.

„Und dafür Gendarmen und Polizisten?" mit Karl Mohr zu reden.

In einer etwas besseren Verfassung fand ich am nächsten Tage die sog. „Stoa Hadriani" und „Stoa Attalos", beide am Süd-Ende der Aeolus-Straße gelegen, jedoch in ihren dürftigen Resten nur für den Archäologen von Interesse. Es waren dies Kaufhallen, welche die östliche Begrenzung des Kerameikos-Marktes bildeten. Ebenfalls aus römischer Zeit stammt das benachbarte „Markt-Thor". Seine vier schlanken dorischen Säulen mit mächtigem Architrav und Giebel dienten einst als Haupt-Eingang zum Töpfer-Gau.

Nur wenige Schritte und man gelangt zu dem sehr gut erhaltenen sog. „Thurm der Winde", ein achtseitiger kleiner Bau, auf dessen oberen Wänden vier ziemlich roh ausgeführte Reliefs die vier verschiedenen Windrichtungen angeben.

Durch verworrene enge Gäßchen, voll malerischer, weißer Häuschen, grün umrankt von Weinstöcken, mitunter auch im völligen Verfall begriffen, gelangte ich nun zu dem letzten antiken Monumente der Altstadt, dem „Lysikrates-Denkmal", das älteste Bauwerk korinthischen Stils, das auf uns überkommen ist. Es diente zur Aufnahme eines jener Dreifüße, die in den Wettkämpfen des Dionys-Theaters den Siegern zu Theil und von ihnen öffentlich demnächst aufgestellt wurden. Es soll eine ganze Straße voll solcher Dreifuß-Monumente gegeben haben, wenigstens so erzählt Pausanias.

Nicht wenig wird der fremdartige morgenländische Eindruck der Altstadt erhöht durch die sonderbaren Kirchen, die auf den Kreuzungspunkten der Straßen stehen und dadurch den lebhaften Verkehr hindern. Sie sind so niedrig, daß sie wie in die Erde gesunken erscheinen, ähneln orientalischen Moscheen und über ihren geschwärzten, einst bunten Backsteinmauern erheben sich eine Anzahl kleiner Kuppeln, von einer Hauptkuppel in der Mitte überragt. Unweit der Hermes-Straße befindet sich die neue schöne Metropolitankirche, 1840—55 aus dem Material von siebzig abgerissenen alten Kirchen erbaut und glänzend ausgestattet.

Auf demselben freien Platze befindet sich die Kleine Metropolis, eine äußerst merkwürdige Kapelle, da sie ganz aus antiken Bau- und Sculpturfragmenten, die rings an den Außenwänden zu Tage treten, errichtet ist.

Wie ich mir nun noch den Bazar in der Athene-Straße mit seinen originellen Verkaufsläden voll Schnabelschuhen, Fustanellen, Sattel- und Riemzeug, Fez-Kopfbedeckungen u. s. w. ansah, so bekam ich in diesem, seinen Charakter seit der türkischen Zeit am wenigsten geändert habenden Stadtviertel am ehesten eine Vorstellung von einer echt griechischen Landstadt. Ich lenkte in müßigen Stunden oft und gern meine Schritte hierher und sah dem Hantieren der fleißigen Schuhmacher und Lederarbeiter zu.

Und hiermit war meine Wanderung durch die Alt- und Neustadt Athens beendet, welche volle 2 Wochen in Anspruch genommen hatte, da mitunter das Wetter sich so regnerisch und stürmisch gestaltete, daß ich mehrere Tage das Haus hüten mußte. Dabei machte ich die Erfahrung auch, daß die Straßen und Plätze Athens bei Regenwetter einen wahren Morast bilden und daß selbst die Trottoirs, weil sie nicht täglich gefegt werden, unsauber sind. Niemand denkt daran, diese Verkehrswege abzukratzen; die Folge davon ist, daß bei eintretender Trockenheit enorme Staubwolken sich erheben und die unglücklichen Passanten mit einer Kruste von weißem Kalkstaube überziehen, der für die Kleider und besonders für die Augen empfindliche Nachtheile mit sich bringt. Daß also bei intensivem Sonnenschein und dem hellen Anstrich der Häuser, verbunden mit dem grellen Weiß der chaussirten Straßen, Augenkrankheiten sehr verbreitet sind, ist nur zu begreiflich. Schon in Corfu sagte man mir: „Athen leidet an drei Uebeln: Wind, Staub und Wassermangel."

Zu Anfang der dritten Woche meines Hierseins kam eines Morgens der Kellner mit verstörten Mienen auf mein Zimmer. „Es ist eine Leiche im Hause," sagte er, und nach einigem Zögern: „Sie werden doch nicht ausziehen?" Wie ich dies lächelnd verneinte, theilte er mir mit, daß der Verstorbene, ein blutjunger Student, nur drei Tage krank gewesen sei und zwar am Typhus. Deshalb hätten mehrere englische Familien heute früh sogleich das Haus verlassen; es sei dies ein empfindlicher Schaden für den Hotelbesitzer u. s. w. Da das Begräbniß schon am folgenden Tage stattfinden sollte, so verschob ich meinen Ausflug zu der Akropolis auf eine spätere Zeit und beschloß, dem mir unbekannten verstorbenen Hausgenossen die letzte Ehre zu erzeigen. Um die Mittagsstunde am nächsten Tage betrat ich das Sterbezimmer. Der Todte — in einem offenen, weiß

---

*) Selbstverständlich wird der Leser nicht eine Beschreibung der Alterthümer Athens in diesen genreartig gehaltenen Blättern erwarten. Weder der archäologische noch der historische Gesichtspunkt konnte bei der vorliegenden knappen Schilderung von „Land und Leuten" maßgebend sein. Zum eingehenden Studium in dieser Hinsicht ist, außer den bekannten Reisebüchern von Baedeker und Meyer, noch zu verweisen auf: Hans Müller, Griech. Reisen und Studien, Leipzig, 1887. — Krumbacher, Griech. Reise; Tagebuch einer Reise durch Griechenland und die Türkei. 1886. — v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild, Leipzig, 1882. — L. Steub, Bilder aus Griechenland. Leipzig, 1885.

lackirten, schmalen Sarge, im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, aus welcher das wachsgelbe, bartlose Antlitz schauerlich hervorsah, mit frisirtem Haupthaar, ein Cruzifix in den mit gelben Glacéhandschuhen bekleideten Händen — sah aus, als ob er soeben von einem Hausballe gekommen. Die Eltern, bemittelte Gutsbesitzer, waren in der Nacht angekommen und anwesend. Der Vater, ein Herr mit strengen Zügen, ging, nachdem der Hotelbesitzer ihm über meine Person leise Auskunft gegeben, mir einige Schritte entgegen und schüttelte mir schweigend die Hand; dann trat er zurück, worauf die Mutter in krampfhaftes Weinen ausbrach. Dies mochte indeß dem Gemahl bei der feierlichen Stille, die unter den zahlreichen Anwesenden herrschte, als etwas Ungehöriges erscheinen, denn er sprach einiges zornig auf sie ein, worauf die arme Frau denn auch demüthig ihre Wehklage unterdrückte. Ja! im Orient ist der Eheherr noch der wirkliche Gebieter im Kreise der Familie. Mehrere Popen segneten und beräucherten nun die Leiche; sechs Jünglinge hoben den offnen Sarg auf ihre Schultern, ein Bruder des Verstorbenen trat mit dem Sargdeckel hoch erhoben an die Spitze des Zuges, der sich nun zum weit entfernten Kirchhofe in Bewegung setzte. Ich begleitete ihn die Philhellenen-Straße hinab bis zur englischen Kirche, aber da es heftig zu regnen anfing, trat ich nachdenklich den Heimweg an, des Spruches gedenkend: „Mitten im Leben sind wir im Tode!"

Athen, 31. März 1889.

Soeben kehre ich von der Besichtigung der Alterthümer extra muros zurück. Dieser Tag war der schönste meines Aufenthaltes in Athen; er wird mir unvergeßlich bleiben. Selbst das erhabene Ruinenfeld der „ewigen Stadt" tritt nach meiner bescheidenen Ansicht zurück gegen Akropolis, Olympeion, Dionysos-Theater, Odeion und Hadriansbogen.

Gestern noch hatte ein eisiger Wind in den Gassen Wolken Staubes aufgewirbelt; im Gebirge hatte es geschneit und weiß leuchteten Parnaß, Hymettos (der heutzutage keinen Honig mehr erzeugt) und Penthelikon schneebedeckt bis zur halben Höhe herab. Dafür war heute ein prächtiger Frühlingstag. Die Sonne strahlte vom wolkenlosen Aether auf die weite grüne Ebene herab mit einer Kraft, daß ich mich meines Ueberziehers entledigen mußte. Ueberall in den Gassen herrschte fröhliches Leben. Die Straßenausrufe yala! (Milch!), tiri! (Käse!), portokali! (Orangen!) erschienen mir heute nicht so mißtönend, als sonst. So nahm ich denn einen der vielen Fiaker am Constitutions-Platz und begann eine längst geplante Rundfahrt.

Die Umgegend Athens ist im großen Ganzen baumlos und unerfreulich, nur in westlicher Richtung bedecken Tausende von Oelbäumen die beiden Ufer des Kephisos-Baches: es ist jener schon im Alterthume vorhandene „heilige Oelwald". Den ersten Halt machten wir (ich hatte einen jungen Danziger als Gefährten) am Olympeion und Hadrianischen Stadtthor. Die Größe und Mächtigkeit der noch stehenden 16 Säulen des Ersteren ist wahrhaft überwältigend. Weit davon stehen noch 2 einzelne trauernde Säulen und erzählen von der einstigen Riesenlänge des Tempels des Olympischen Jupiters. Aber auch die Aussicht von dem weiten, sandigen Platze ist wunderbar; sie umfaßt Hymettos, das Ilyssosthal und die Ebene weit hinaus bis zum Meere, ferner den Akropolishügel und die Front des Parthenon, beide im vollen Sonnenglanze hoch und herrlich aufragend in die blaue Luft. Das Hadriansthor ist eine anmuthige Ruine, aber kein hellenischer Bau. Zur römischen Zeit war es ein in der Stadtmauer eingefügtes Durchgangsthor hinaus zu einer Vorstadt, welche die jetzt kahlen Hügel einnahm, die das Philipappos-Denkmal und die Sternwarte tragen. An der unfernen Kallirhoë-Quelle, aus der einst die athenischen Jungfrauen das Wasser zum bräutlichen Bade schöpften, wuschen jetzt zerlumpte Weiber ebenso zerlumpte Wäsche.

Am großen Militärlazareth vorbei fuhren wir nun zu dem am Fuße des Akropolisfelsens gelegenen uralten Dionys- oder Bachustheater. Die Sitzreihen sind sämmtlich ausgegraben und man überschaut von oben das ganze, in den Fels hineingearbeitete Halbrund. Hier ertönten Sophokles' und Aeschylos' gewaltige Weisen, während die sanftgewellten Olivenhügel und das blaue Meer die Schlußgardine bildeten. Noch sind in der untersten Reihe die Marmorsessel für Priester und Magistrate vorhanden. Wie in Eleusis gab es hier Berge von blendend weißen, behauenen Marmorblöcken, über die wir wegklettern mußten, um zum benachbarten Odeion, ein Römerbau und, wie man annimmt, eine Art Opernhaus der Athener, zu gelangen.

Und nun trug uns unser Gefährt hinauf auf bequemer Fahrstraße zur Krone aller dieser antiken architektonischen Schöpfungen: zum wundersamen Parthenon.

Ein Invalide war unser Führer. Nachdem wir den modernen Vorhof durchschritten, stiegen wir zu den berühmten Propyläen, jenen Eingangsthoren hinauf, welche in 5 Jahren (437—432) von dem griechischen Architekten Mnesikles für 2012 Talente (9¼ Millionen Mark) aus dem reinsten pentelischen Marmor erbaut wurden. Dann wandten wir uns zu dem reizenden kleinen Niketempel (Tempel der siegreichen Athene), 1835 von deutschen Architekten von Grund aus restaurirt. — Das Parthenon, zu dem man hier geführt wird, in diesen knappen Tagebuchblättern zu beschreiben, ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle —, denn es ist, so dünkt es mir, das Höchste und Harmonischste an Schönheit, was je ein Baumeister ersonnen hat, denn noch heute in seiner ruinenhaften Verfassung macht es selbst auf den Laien einen Eindruck, den ich in den banalen Phrasen der Bewunderung nicht wiedergeben will. Ich verweise auf Hettner (Braunschweig 1853) und Vischer (Berlin 1875). Das ehemalige Innere ist durch seine Verwandlung in eine Kirche und später in eine Moschee, sowie durch die unselige Pulverexplosion vom 28. September 1687 nicht allein gänzlich umgestaltet, sondern zur Hälfte zerstört und bis zur Unkenntlichkeit verwüstet worden. — Nachdem wir noch das älteste Heiligthum der Burg, das Erechtheion, dessen innere Einrichtung total verschwunden ist, ferner das Akropolis-Museum besichtigt und uns an der Aussicht von dem, von der Königin Amalie angelegten Belvedere auf die unten liegende Stadt ergötzt hatten, bestiegen wir wieder unsere Wagen und fuhren zum nahen Areopag, einer wüsten Felsenmasse, einst Stätte des höchsten Gerichtshofes Athens, und erkletterten die räthselhaften in den lebenden Fels gehauenen Steinmetzarbeiten des Pnyx. Hier sollen Perikles und Demosthenes zum Volke von einem großen Steinwürfel gesprochen haben.

Die Aussicht von dem benachbarten, auf dem höchsten der Hügel gelegenen Philopappos-Denkmal gewährte einen umfassenden Ueberblick über Stadt und Ebene und belohnte reichlich die Mühe des Hinaufsteigens des steilen Hügels in der Mittagshitze.

Nachdem wir noch das s. g. Gefängniß des Sokrates, eine aus 3 Abtheilungen bestehende Felsenkammer am Fuße der Philopapposhöhe uns angesehen hatten, fuhren wir in gehobener Stimmung nach der Stadt zurück, um diesmal ausnahmsweise in einem griechischen Restaurant zu speisen. Wol mag Baedeker Recht haben, wenn er schreibt: „Die griechischen Speisehäuser lassen durchgehends sowol bezüglich der Sauberkeit, wie der Bereitung der Speisen für den Fremden viel zu wünschen übrig, doch mag auf das „Hôtel de la Couronne" hingewiesen werden u. s. w." Indeß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, fanden wir im genannten Hotel keine Veranlassung, uns über das Eine oder das Andere der gedachten Uebelstände zu beklagen, wenngleich ich es doch für die kurze Dauer unseres Aufenthaltes in Athen vorzog, nach wie vor meine Mahlzeiten in meinem „Hôtel d'Athenes" in Gesellschaft von liebenswürdigen Landsleuten einzunehmen, welche den einsamen Reisenden stets freundlich willkommen hießen.

Es wurde bei Tische so viel Rühmens von dem neuen National-Theater gemacht, daß ich beschloß eines Abends hineinzugehen. Und in der That, man hatte nicht zuviel von der Pracht und Eleganz des Innern und von dem stylvollen äußern Bau, auf einem hübschen Platze gelegen, gesagt. Es wurde „Aida" von Verdi gegeben und die Pracht der dabei entfalteten Kostüme und Decorationen, sowie die Leistungen des starken Orchesters konnten sich wol mit denjenigen unserer deutschen Residenz-Bühnen messen. Die Preise sind für griechische Verhältnisse hoch, z. B. Parket: 6 Dr. = 4,20 ℳ. Die ganze königliche Familie war zugegen. Die regierende Königin Olga ist, ungeachtet der vielen Kinder, die sie dem Lande gegeben hat, noch immer eine schöne Frau und ihre Liebenswürdigkeit und Herzensgüte wird überall gerühmt. Ein reizendes Mädchen war die Prinzeß Alexandra (jetzt an einen russischen Großfürsten vermählt). Der König Georg I., der sich im Hintergrunde der Prosceniumsloge hielt, ist eine schlanke Gestalt, mit spärlichen flachsblonden Haaren, dem man die nordische Abkunft auf den ersten Blick ansieht. — Da die Zwischen-Acte ungebührlich lang waren, auch ein Ballet eingeschoben war, so war die Vorstellung erst um Mitternacht beendet. —

Athen, 7. April 1889.

Morgen verlasse ich Athen. Ich habe heute grade noch Zeit, zu dem ganz außerhalb der Neu-Stadt, an der Patissia-Straße belegenen Central-Museum und dem, aus Beiträgen reicher

Griechen, aus pentelischem Marmor erbauten Polytechnikum zu fahren. In letzterem sind drei Sammlungen aufgestellt: Dr. Schliemann's Mykenä-Funde, Aegyptische Alterthümer und die Vasensammlung der Gesellschaft Barvakion. Dr. Schliemann hat in seiner Schrift „Mykenä" Alles ausführlich beschrieben. Obgleich in Griechenland man sich für „Aegyptisches" weniger interessirt, so verweilte ich doch dabei und bei den Terracotten so lange, bis der Aufseher uns Alle aus den Sälen vertrieb.

Der letzte Nachmittag war der Besteigung des Lykabettos-Berges gewidmet. Dieselbe ist nicht zu mühsam und außerdem wird man für die Anstrengung durch die weite Rundsicht entschädigt, die man von der winzigen Crête des Berges genießt. Leider hatte sich ein heftiger Sturmwind erhoben, der die Stadt und die attische Ebene, den Piräus-Hafen mit dem Badeort Phaleron und die Bucht von Salamis mit gelbem Staubschleier theilweise verhüllte, nur die Akropolis ragte siegreich im Sonnenlichte glänzend hervor und winkte mir mit ihren ewig bewunderungswerthen Tempeln und Trümmern den letzten Abschiedsgruß zu.

Morgen besteige ich den Lloyddampfer, der vom Piräus-Hafen mich nach dem lieblichen Eilande Zante entführen soll.

Zante, Albergo Nationale, 10. April 1889.

Unter sämmtlichen Jonischen Inseln hat mir das kleine Zante am besten gefallen. Mit Recht heißt es des anmuthigen Eindrucks halber, den es macht, von ihm: Zante, el fiore del Levante (die Blume der Levante). Freilich ist es arm an classischen Erinnerungen, aber dafür haben Flora, Ceres und Bacchus ihre Füllhörner im reichsten Maße über die Insel ausgeleert. Auf dem Markte der 16000 Einwohner zählenden freundlichen, im italienischen Style erbauten Stadt kann man die Gaben sehen, welche der Boden spendet: Orangen, Citronen, Feigen, Mispeln, Melonen, köstliches feines Gemüse und Blumen in Fülle. Die ganze Insel gleicht einem Garten. Während Corfu durch die Nähe der rauhen Gebirge Albaniens im Winter unter empfindlichen Temperatursprüngen zu leiden hat, erfreut sich das mitten im Meere gelagerte Zante einer gleichmäßigen Wintertemperatur, die selten unter 11° C. herabsinkt. Zante macht einen erfreulichen wohlhabenden und sauberen Eindruck, was man von dem schmutzigen Corfu nicht eben sagen kann. Hoch über dem Orte thront die ehemalige Festung. Heute dient dieselbe zum Gefängniß und die von der früheren englischen Garnison mit großen Kosten erbauten Werke gehen dem Verfall entgegen. Ein niedriger Mauerring von erstaunlicher Ausdehnung umgürtet das ganze Plateau; in ihm hat im Alterthum die antike Stadt Zante ihre Stätte gehabt; erst im Mittelalter ist sie zum Meere hinabgestiegen. Ich wanderte in Begleitung einer freundlichen Bürgerfamilie die wohlerhaltene schattige Chaussee hinauf und, oben angelangt, erfreute mich eine jener köstlichen Beduten, wie der Süden mit seiner klaren Luft und intensiven Beleuchtung solche nur bieten kann. Das Hafenbecken zu meinen Füßen flimmerte wie eine Schale mit flüssigem Erz und auf der Rhede schaukelte in der balsamischen Brise der Dampfer, der mich heute Nacht noch aufnimmt, um mich in Brindisi auf italienischem Boden zu landen, von wo ich der großen Schienenstraße folgen werde, die mich nordwärts in die geliebte deutsche Heimath befördern soll.

Bücherbesprechungen.

—g. Die Bibel nach Luther's Uebersetzung mit Bildern der Meister christlicher Kunst, herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer in Ulm. Complet in 100 Lieferungen à 50 ₰. Mit mehreren Hundert, neu für das Werk hergestellten Text- und Vollbildern. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — Mit der nunmehr erschienenen 15. Lieferung sind die beiden ersten Bücher Mosis abgeschlossen. Wenn das erste Buch allein 58 Text- und 13 Vollbilder (3 stehen noch aus) enthält, das zweite Buch Mose hingegen 28 Text- und 8 Vollbilder, so ist dies eine Reichhaltigkeit, welche einzig dasteht. (Schnorr hat nur 43 zum ersten und 13 zum zweiten Buch Mose.) Der Menge des Gebotenen entspricht aber auch der innere Werth: es sind nur die besten Meister aller Zeiten herangezogen und in einer stets dem Gegenstand entsprechenden, auf der Höhe unserer Zeit stehenden Technik wieder gegeben. Der Herausgeber hat alle in Frage kommenden Gemäldegalerien, Kupferstichcabinete und Holzschnittsammlungen durchforscht; auch hat er es nicht verschmäht, aus den zahlreichen alten Bilderbibeln das noch heute Brauchbare herauszulesen. Wenn selbstverständlich auch alte realistisch gehaltene Bilder mit unterlaufen, denen die höhere religiöse Weihe fehlt, so finden solche doch stets nur für die Wiedergabe nebensächlicher Geschehnisse einen Platz. Das kunstgeschichtliche Element spielt also eine große Rolle und gelangt zu einer ästhetischen Bedeutung wie in keiner anderen neuzeitigen Bibel; es bleibt aber stets dem religiösen Gehalt der Bibel dienstbar und wird in keusch protestantischem Sinne ausgewählt. Bis jetzt sind uns die edelsten Schöpfungen von Rafael, Dürer, Holbein, Rembrandt, Cornelius, Overbeck, Schnorr, Pfannschmidt in wohlthuender Weise entgegengetreten. Erläuternde Bilder wie die Stiftshütte, Priestertracht ꝛc. erhöhen an sich sowie durch die ihnen beigegebenen Erklärungen den Werth des Werkes für Haus und Schule. Die Abbildung des Hohenpriesters in der 14. Lieferung ist so belehrend genau, wie wir noch keine gefunden haben. Der wunderbar schöne Druck ist über jedes Lob erhaben, und in förmlich monumentalem Stil gehalten. Ganz besonders einverstanden sind wir damit, daß die herkömmliche Ueberfülle der Parallelstellen auf das Wesentliche beschränkt wurde und daß der Lutherübersetzung aus der sogen. Probebibel der Halleschen Commission kurze, aber gediegene Textanmerkungen beigegeben sind. Unsere frühere warme Empfehlung des äußerst mühsamen und kostspieligen Werkes können wir nur wiederholen. Als Altarschmuck und Hausbuch ist keine Bibel geeigneter. Die nun folgenden Lieferungen werden bei weniger Bildern an Textstärke verdoppelt und verdreifacht, so daß die Vollendung mit 100 Heften um den Gesammtpreis von 50 ℳ ungebunden erfolgen wird.

W—k. Katechismus der praktischen Arithmetik. Kurzgefaßtes Lehrbuch der Rechenkunst für Lehrende und Lernende. Von E. Schick. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Bearbeitet von Max Meyer. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1889. — Nach Art und Anlage des Buches ist es besonders als Correpetitions-Leitfaden geeignet; gleichsam als Recapitulation behandelt es in Frage- und Antwortform theoretisch und auch praktisch durch Beispiele die verschiedenen Rechenoperationen, die Species, Brüche, Proportionen, Gesellschaftsrechnung, Vermischungsrechnung, Procentrechnung, Zinsrechnung, Discontrechnung, Terminrechnung, Münzrechnung, Wechselrechnung, Effectenrechnung und Waarenrechnung. Wenn auch in einzelnen Punkten, wie in Behandlung der Rechnungsarten nach ihren verschiedenen Beziehungen zu einander und beim Zerlegen der Zahlen in ihre Factoren, noch tiefer in das Herz des Rechenunterrichts hätte eingedrungen werden können, so fehlt es doch nicht an trefflichen methodischen Fingerzeigen, die den arithmetischen Scharfsinn befördern. Soll das Buch dem Unterricht zu Grunde gelegt werden z. B. in Fortbildungsschulen, so müßten außer den Beispielen noch Aufgaben hinzukommen und zwar nicht blos aus dem bürgerlichen, industriellen und kaufmännischen Leben, sondern auch aus der Geometrie, Geographie, Physik und Chemie.

L.— Die mittlere Reitschule. Ein Reit- und Dressur-System für Gebrauchszwecke. Von E. L. Anderson. Im Auftrage des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Berghaus, Major a. D. Mit 14 Lichtdrucktafeln nach Momentphotographien. 2. Auflage. Dresden, Friese & von Puttkamer 1889. — Die Zahl der gedruckten Anleitungen zur Erlernung der Reitkunst ist eine beträchtliche und jede derselben darf den Anspruch erheben, dem wißbegierigen Schüler zum wenigsten einige gute Lehren und nützliche Rathschläge zu ertheilen. Auch das zuvor genannte Buch besitzt eine ganze Reihe von Vorzügen, unter welchen die Beigabe von vortrefflich gelungenen und höchst anschaulichen Momentphotographien am meisten in die Augen fällt, und unverkennbar spricht aus den bisweilen etwas fremdartig klingenden Belehrungen des Verfassers ein Pferdekenner und Erzieher ersten Ranges. Wenn wir dennoch und trotz der 2. Auflage des Werkchens die Befürchtung aussprechen, daß der Leserkreis desselben ein beschränkter bleiben werde, so geschieht das lediglich in Anbetracht der Thatsache, daß die Zahl der Reiter, welche Zeit, Luft und Ausdauer genug besitzen, um sich so gründlich, wie es Hr. Anderson verlangt, mit der Reitkunst zu beschäftigen, eine recht kleine ist, während die große Masse der Reiter mit und ohne Uniform fortfährt, das edle Roß für nichts Anderes als ein nur etwas höher im Preise stehendes Lastthier anzusehen. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr anständige.

Druck von A. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 126. Dienstag, den 22. October. 1889.

Jüdisch-deutsche Familiennamen.

Von Dr. Richard Needon.

In einer Abhandlung über die Namen der Juden (1837) sucht der jüdische Gelehrte Zunz nachzuweisen, daß die Juden in der Wahl ihrer Vornamen nie auf rein jüdische oder biblische beschränkt gewesen seien, vielmehr immer auch fremde sich zu eigen gemacht hätten, daß es also auch keine besonderen jüdischen Namen gäbe, auf welche sie gesetzlich beschränkt werden könnten. „Namenbesitz, wie Namenwahl ist ein geheiligtes Recht der Eltern, der Familien, dessen Kränkung keinem gesetzlichen Act zusteht, keine Sittlichkeit fördert, keiner Unordnung steuert, keiner Religion Gedeihen schafft." Dieser Satz scheint zunächst ebenso einleuchtend, wie ein zweiter, der sich daselbst findet: „Die Sprache ist, wie das Sonnenlicht, ein Gemeingut, den Unterscheidungen von Kasten und Secten unzugänglich."

Ist dem nun wirklich so und ist die klare Folgerung daraus in Bezug auf die Namen richtig?

Unbedenklich entgegnet darauf auch der Laie, der niemals irgend welche Untersuchungen über Namen angestellt hat: „Nein, die jüdischen Familiennamen, selbst soweit sie deutsche Worte sind, lassen sich in der Regel mit einiger Sicherheit von denen der deutschen unterscheiden." Worauf gründet sich nun dieser merkwürdige Instinct des Volkes, wieweit läßt sich ein Unterschied zwischen jüdisch-deutschen und rein deutschen Familiennamen feststellen? — Versuchen wir es einmal, aus Sprache und Geschichte diese Frage zu beantworten.

Betrachten wir zunächst die sprachliche Seite, so können wir von einer anderen Behauptung des erwähnten jüdischen Gelehrten ausgehen. Man hatte den Juden damals vorgeworfen, sie verstümmelten und entstellten in häßlicher Weise christliche Namen, wie ihre eigenen, so daß sie z. B. Mendel aus Imanuel, Leyser aus Elieser, Maul aus Samuel machten. Darauf verweist Zunz auf die deutschen Kosenamen Göde, Hinz, Ilse, Peppi, Thiessen, Utz und ruft aus: „Gottfried, Heinrich, Elisabeth, Joseph, Mathias, Ulrich mögen klagen, doch nicht über Israeliten, deren Leyser, Mendel, Herz dagegen ordentlich classisch aussehen." Diese scharfe Gegenüberstellung soll jene Behauptung der Gegner entkräften, aber für Jeden, der deutsches Sprachgefühl hat, wird sie wenig überzeugend sein, vielmehr nur beweisen, daß der jüdische Gelehrte dieses Sprachgefühl nicht besaß. Es sind nämlich jene Kosenamen, soweit sie deutsch, regelgemäß, nach bestimmten Sprachgesetzen entstanden. Alle ursprünglichen germanischen Personennamen bestehen aus zwei gleichwerthigen Theilen, einem Hauptwort und einem Eigenschaftswort oder zweien von jeder Art. Für den vertrauten Verkehr, zum Rufen einer Person waren sie aber so zu lang und wurden deshalb mannigfach verkürzt, zu sogenannten Kosenamen, indem man den einen oder anderen Bestandtheil allein nahm und mit einer verkleinernden Endung versah. So ward Gottfried zu Goti, durch Umlaut Göthe oder Göde, oder andererseits zu Friede, Friedel; Heinrich (Haganrich oder Heimrich) mit Anhängung der Deminutivendung izo zu Heinizo, Heinz, Hinz. Utz entstand aus Uodalrich, uodal aber ist wahrscheinlich Weiterbildung von ôd, an welches die Endung izo trat, aus Udizo ward verkürzt Utz. Ilse wird nur fälschlich als Koseform zu Elisabeth angesehen; statt dessen hätte Zunz hunderte von anderen Namen finden können, welche sehr geringe Aehnlichkeit mit dem ursprünglichen zusammengesetzten Namen haben, welche aber sich doch sinnvoll organisch entwickelt haben und deshalb für deutsches Gefühl nichts Anstößiges enthalten. Der Name Peppi aus Seppi ist allerdings willkürlich entstellt, aber es ist das eine Ausnahme, die sich daher erklärt, daß eben der Name Joseph fremd ist, die deutschen Wandlungsgesetze deshalb nicht in Anwendung kommen konnten, und der Name gewaltsam mundgerecht gemacht werden mußte. Aehnlich ist der Familienname Thiessen aus Mathiesen (ergänze: Sohn) entstanden, als Rufname selbst kann er in dieser Form, als Genitiv, übrigens nicht in Gebrauch gewesen sein. Ebenso wie die beiden letzteren hebräischen Namen sich nicht organisch entwickeln und kürzen konnten, ist es nun mit allen andern dieser Abstammung. Der Deutsche suchte sich die liebgewordenen biblischen Namen, deren Bedeutung und Zusammensetzung er nicht kannte, wenigstens durch deutsche Ableitungssilben mundgerecht zu machen; so ward aus Jakob Jäckel, aus Joseph Seppi. Namen, bei denen dies nicht gelingen wollte, wurden überhaupt nicht volksthümlich. Der Jude dagegen verkürzte sinnlos Elieser zu Leiser oder Löser, Samuel zu Schmul oder Maul, Isaak zu Itzig, Kohen zu Kuh, Salomon zu Salo, Salman. Bei anderen ist zwar eine deutsche Endsilbe angehängt, wie in Mendel aus Menahem oder Manuel, Kohnke aus Kohn, Koppel aus Jakob, Seckel aus Isaak, Simmel aus Simeon, aber eine Rücksicht auf die zu Grunde liegenden Worte ist dabei nirgends mehr vorhanden, die Namenbildungsgesetze der hebräischen Sprache sind eben ganz andere und mit denen der deutschen nicht vereinbar. Derselbe Umstand läßt uns die Wandlungen nationaler semitischer Namen plump und geschmacklos erscheinen. Man vergleiche z. B. den Namen Friedrich und die mannigfaltigen, besonders durch den Wechsel der Ableitungssilben erzielten Kosenamen, in denen doch durchgängig das schöne Wort Friede erhalten bleibt: Friedrich, Friede, Friedel, Frieder, Friedeke, Fricke, Fred, Fritz, Fritze, Fritzel, Friedemann — und dagegen Levi mit seiner Gefolgschaft: Levin, Lewin, Liwa, Löwe, Leon, Halevy, Löwinson, Levinsky, Leb, Lebel, Löb, Löbel, Lejbowiz (Sohn des Leb), Leffmann, vielleicht auch Liebmann, Lippmann. Gleiche unangenehme Ergiebigkeit zeigt Kohen: Kohn, Kahn, Kuhn, Kuh, Kühne, Kohnke, Könke, König, Cohnheim u. A.

Auch in anderer Beziehung tritt der schroffe Gegensatz zwischen indogermanischem und semitischem Sprachgeist zu Tage. Zu verschiedenen Zeiten sind, wie wir noch sehen werden, in diesem und dem letzten Jahrhundert die Israeliten von den Landesregierungen gezwungen worden, Familiennamen anzunehmen. Die Nachahmung der deutschen Familiennamen, welche dabei seiten der Juden versucht wurde, ist in der Regel mißlungen, eine äußerliche und ungeschickte. So ist beispielsweise der Name Weiße echt deutsch. Der erste Träger desselben ward wol wegen ungewöhnlicher weißer Hautfarbe oder wegen früh erbleichten Haares „der Weiße" genannt. Daraus ward dann mit der Vererbung des Namens verkürzt Weiße; das Schluß-e erhielt sich in der Regel als Erinnerung an den Ursprung. Dagegen nannten sich nun die Juden kurzweg mit dem Namen einer Farbe: Weiß, Blau, Schwarz.

Doch verlassen wir diese rein sprachlichen Unterschiede und wenden uns der sachlichen Bedeutung der jüdisch-deutschen Familiennamen zu. Dabei muß von der Entstehung und Geschichte derselben ausgegangen werden.

Die Familiennamen der abendländischen Völker entstanden bekanntlich erst im späteren Mittelalter, nicht vor dem zwölften

Jahrhundert. Ebensowenig kannten die Israeliten im Alterthum solche. Zur näheren Bestimmung der Person trat nur der Name des Vaters hinzu: Simeon ben Isaak (Simeon der Sohn Isaaks); vergleiche später Mendels-sohn, Ger-son oder auch die Angabe des Orts, aus denen der Betreffende stammte, oder sonst ein Beiname, aber eine Vererbung desselben fand nicht statt. Bei der Beschneidung erhielt dann im Mittelalter der Knabe einen kirchlichen Namen, womit er zu den gottesdienstlichen Functionen in der Synagoge gerufen wurde. Dieser Name, der den semitischen Sprachen entnommen war, durfte allerdings zugleich der bürgerliche sein, war es aber sehr oft nicht. Solche Doppelnamigkeit mag dazu beigetragen haben, die Bildung eines festen Familiennamens unter den Juden nicht allgemein werden zu lassen. Während nämlich sonst in Deutschland diese Bildung im Wesentlichen mit dem 16. Jahrhundert ihren Abschluß erreicht, entbehrten die jüdischen Familien noch im 18., ja im 19. Jahrhundert zum großen Theil eines festen Namens. Dies bezeugen die verschiedenen Judenordnungen, Toleranzedicte und emancipirenden Gesetze dieser Zeit; sie verlangen in der Regel die Annahme fester Familiennamen von den Israeliten, so die Judenordnung Josef's II. von 1789, in Baden 1809, in Frankfurt 1807, in Preußen und Mecklenburg 1812, in den Niederlanden 1814, in Württemberg 1828 u. s. w. Dabei findet sich gelegentlich, wie in dem königlichen Edicte der Niederlande, die Bestimmung, daß den Juden gestattet sein soll, neben dem Familiennamen bei religiösen Gebräuchen biblische Namen anzuwenden, erstere müssen aber in allen bürgerlichen Geschäften die einzig bräuchlichen sein.

Welcher Art waren nun diese Familiennamen, wie sie theils damals neu angenommen wurden, theils doch schon früher sich gebildet hatten?

Die der europäischen Völker entstanden bekanntlich aus Namen einzelner Personen, die sich auf deren Nachkommen vererbten. Diese Einzelnamen sind nun theils uralte Rufnamen, wie Bernhard, Adalbert, theils bezeichnen sie die Herkunft eines Mannes, aus Land, Volk oder Ortschaft, oder auch den Wohnort innerhalb einer Stadt, wieder ein anderer Theil giebt Beruf, Stand, Amt oder Beschäftigung des Namenträgers an, zuletzt kommen „Spitznamen" in Betracht.

Wir werden nun finden, daß bei den Juden eine viel geringere Mannigfaltigkeit vorhanden ist, daß sie sehr ungleich an den verschiedenen Arten der Namen Theil haben.

Eine, freilich verhältnißmäßig geringe, Anzahl von altdeutschen Personennamen, das ist nicht zu leugnen, finden wir schon im Mittelalter bei den Juden. Es sind meist dieselben, die uns noch heute auf jüdischen Firmenschildern begegnen: Anshelm, (Anschel), Bernhard, Eberhard, Friedrich, Gottschalk, Gumprecht, Heine, Ernst. Dazu kommen einige Kalendernamen nicht deutschen Ursprungs, wie Benedict (Benet), Veitel, Markus (Marx), Valentin, Magnus. Die Betreffenden mögen sich nach einem Beschützer oder Gönner so genannt haben, oder, falls sie getauft wurden, nach ihrem Pathen. Im Großen und Ganzen haben die Juden doch einen ganz unbedeutenden Antheil an diesen altdeutschen Familiennamen. Ebenso gering ist die Anzahl der jüdischen Beinamen nach Beruf und Beschäftigung, da die Israeliten bis in die neueste Zeit von den meisten Berufsarten der Ureinwohner des Landes theils durch Zwang, theils durch eigene Abneigung ausgeschlossen waren und fast ausschließlich Handels- oder Wuchergeschäfte betrieben. Hierher würde der Name Goldschmidt gehören, denn das lohnende Handwerk eines solchen war eins der wenigen, welches sie, wo es anging, ausübten; ferner Heilmann, denn die Juden waren im Mittelalter als Aerzte gesucht, endlich Pergamenter (Bereiter von Pergament), Wechsler, Kaufmann, Spielmann und Pfeifer. Die Schulze, Müller, Schuster, Richter dagegen sind unser germanisches Eigenthum geblieben, bis auf ganz vereinzelte zufällige Ausnahmen, welche auf allerneustem willkürlichen Namenstausche beruhen.

Was nun die Zunamen betrifft, welche ihren Grund in einer Eigenthümlichkeit des ersten Trägers, sei es im Aussehen und der Gestalt, in der Sprache oder in seiner Lebensführung, hatten, so ist die Zahl der alten jüdischen ebenfalls ganz gering. In unsern deutschen Namen dieser Art liegt ein Schatz von gemüthlichem Humor, von fröhlicher, neckischer Laune, aber auch von sittlichem Urtheil; man denke an Frühauf, Trinkaus, Geratewohl, Sparbrodt, Haberecht, Wiederanders, Flegel, Läßig, Sondersorge. Der Jude stand dem Volke fremd und kalt, verächtlich gegenüber; es verkehrte nicht oft genug mit ihm, widmete ihm nicht die Theilnahme, welche jene Art von Zunamen beim Geber voraussetzt. Und wiederum dachten auch die Juden unter sich nicht daran, sich mit solchen Namen zu benennen, sie hatten ja ihre besondere Sprache für sich. Einige Ausnahmen giebt es natürlich auch hier. Wenn wir die Namen Pfefferkorn, Muskat bereits vor 1500 finden, so mögen diese mit dem Handel zusammenhängen. Dagegen war Knoblauch ein uralter „Ekelname". Ironisch sind vermuthlich die ebenfalls schon im Mittelalter häufigen Namen Süßkind, Süßlein, Liebskind, Trautlieb, Tröstlein, Liebetraut, Guldenkind gemeint. Eine beträchtliche Anzahl von Namen dieser Art kam nun freilich in neuester Zeit hinzu, als die Israeliten, wie erwähnt, von der Obrigkeit zur Annahme von Familiennamen gezwungen wurden. Da wählten sie denn zuerst Namen glücklicher Vorbedeutung, überschwängliche und schmeichelhafte, wie Seelig, Seeligmann, Gutmann, Frey, Paradies, Wohlgemuth, Süß, Ehrenhaus, Freudenthal; oder solche, die — ebenfalls im Sinne günstiger Vorbedeutung — Bezug auf das geliebte Edelmetall hatten: Silberstein, Silbereisen, Silbermann, Goldberg, ähnlich Bernstein, Rubinstein u. s. w., oder endlich schöne Blumen, wie sie der Orientale liebt, und dergl.: Blum, Veilchenfeld, Rosenbaum, Rosenthal, Lilienthal, Blumenberg (Montefiore), Blumenreich. Rosenthal und Blumenthal sind jedoch ebenso gut deutsche Namen, da es zahlreiche Dörfer dieses Namens giebt. Wie diese ist auch das urgermanische Meyer, der Verwalter und Bebauer eines Landguts, in große Bedrängniß durch den hebräischen Meir (Morgenstern, Stern, griechisch Aster) gerathen. Dem deutschen Heimann (aus Heinemann) steht der hebräische Heimann (= der Treue) zur Seite. — Es giebt aber noch geschmacklosere und mehr auffällige Namen, als diese zumeist schon waren, z. B. Hammerschlag, Schacher, Balg, Butterfaß, Eisenstein, Brill, Buttermilch, oder ganz sinnlose, wie Wollstein, Löwenrosen, Weinstrauch. Die Träger derselben sind zumeist nicht selbst schuld an ihnen. Vielmehr kam es oft vor, daß der Jude keinen passenden Namen fand und die Wahl desselben der Obrigkeit überließ. Die Vertreter derselben waren nun hie und da sehr gewöhnliche Gesellen, in Oesterreich z. B. unter Josef II. waren Panduren mit der Durchführung der Judenordnung auf dem Lande beauftragt. Solche ließen wol dann den entsprechenden rohen Witz walten, andere einen feineren, und Erzeugnisse waren dann Namen wie die zuletzt angeführten.

Ebenso aufgezwungen dürften auch einige Thier- als Familiennamen von Juden sein, wie z. B. Schöps, Hammel, Gans, Katz, Haas. Die meisten aber führen sie bereits im Mittelalter, so: Lämmel, Hirsch (vielfach in der alten Form des Wortes Hirz, das dann allgemein in Herz übergegangen ist), Löwe, Wolf, Fischel, Fuchs, Bär, Taube, Adler, Falk, Henle, Vogel. Von diesen verdanken die meisten ihre Beliebtheit ohne Zweifel dem häufigen Vorkommen in der hebräischen Poesie oder symbolischer Bedeutung in den Weissagungen (vergl. bes. über Löwe, Hirsch und Wolf 1. Mos. 49), und sind vielleicht geradezu Uebersetzungen entsprechender hebräischer Namen, Löwe ist daneben aus Levi entstanden. Echt germanische Namen dieser Art giebt es wenige; die häufigsten sind Bär, Wolf, Fuchs, Hase, Bock. Bär, Wolf und Fuchs waren dem Germanen aus der Thiersage besonders lieb und vertraut, Bär und Wolf sind außerdem Kosenamen zu Wolfgang, Bernhard u. s. w., Bock gekürzt aus Bucco (zu Burkhart).

An den Namen von Waldvögeln, die vereinzelt in Betracht kommen, haben die Juden ursprünglich keinen Antheil.

Eine besondere Erklärung finden Namen wie Strauß und Drach. Wie nämlich die größeren Häuser im Mittelalter überhaupt besondere Abzeichen auf einem Thürschild führten, ein Thier, einen Baum, ein Schiff u. dergl., so war dies auch mit denen der Juden der Fall. In Frankfurt war es ihnen geradezu vorgeschrieben. Es gab dort im Judenviertel Häuser „zum Knoblauch", „zum Esel", „zum grünen, weißen, schwarzen und rothen Schild". Daher kamen die Familien der Rothschild, Strauß, Grünbaum u. a.

Wir sind damit schon in das Bereich der Beinamen gelangt, welche den Ort angeben, wo der erste Namenbesitzer wohnte oder woher er stammte. Da ist nun recht eigentlich die Heimath der großen Masse der jüdischen Familiennamen. Auf den ersten Blick möchte man verzweifeln, einen charakteristischen Unterschied zwischen ihnen und den altdeutschen zu finden; denn von unseren Vorfahren nahm ebenfalls ein großer Theil den Namen des Orts, aus welchem einer stammte, für sich an. Doch auch hier weist die nähere Betrachtung einige feine Unterschiede auf. Als nämlich in Europa die Familiennamengebung allenthalben begann, war zugleich die Zeit, wo die Städte erblühten und infolgedessen unzählige Menschen aus

den offenen Dörfern in die geschützten, ummauerten Orte zogen. Selten dagegen war damals und später noch das Verziehen aus einer Stadt in die andere. Denn noch war der Unterschied in der Einwohnerzahl der Städte ein geringer, noch gab es keine Riesenstädte, die jährlich Tausende neuer Bewohner aus Dörfern und kleineren Städten aufsogen. Wer sich zur Ruhe setzte, blieb zumeist in seinem Heimathsorte wohnen, zog nicht, wie jetzt, in die größere Stadt, da diese eben damals nicht wesentlich mehr bot, als die kleine. Da also zur Zeit der Namenentstehung eine Einwanderung vom Dorfe in die Stadt stattfand, so überwiegen unter den Familiennamen die von Dörfern entnommenen, die im östlichen Deutschland wieder vorzüglich slavischen Klang haben. Seltener kommen daneben freilich für weitgereiste oder weithergezogene Leute auch Benennungen nach fremden Städten oder Ländern vor. Anders ist es bei den Juden. Auf dem Dorfe ward er als Ansässiger weder gelitten, noch paßte und wollte er dahin. Noch nährte der Acker den Bauer, so daß er nicht zu borgen brauchte, noch hatte dieser wenig Bedürfnisse, zu deren Befriedigung es keines ständigen Krämers bedurfte, noch gab es keine Branntweinschenken auf dem Lande. So bot das Dorf dem Juden keinen Erwerb, keine Stätte, wie es ja jetzt im Ganzen noch ist. Aber auch in den Städten, deren Bewohner lange Zeit noch in der Beschäftigung sich den Dörflern nahe hielten, war nicht überall der Ort für ihn. Nur die größeren suchte er auf, und auch diese gestatteten ihm nicht alle den Aufenthalt. Noch bietet uns die größere oder geringere Zahl, durch welche ein Landstrich mit seinen Städten unter den jüdischen Namen vertreten ist, ein Bild davon, wo die Juden in früherer Zeit geduldet waren, wo nicht. So sind stark vertreten die Mainzer (Menz), Frankfurter, Oppenheimer, Creizenach, Speier, Lindau, Mannheimer, Hildesheimer, Wessely (aus Wesel), die Schlesinger, Breßlau, Goldberg, Lohnstein, auch Berlin, Spandau, Stettin; denn in Brandenburg-Preußen gab es immer einzelne Juden und seit Kurfürst Friedrich Wilhelm I. wurden sie mehr und mehr daselbst geduldet. Dagegen wird man die Städte des ehemaligen Kurfürstenthums Sachsen wenig vertreten finden, da hier die Juden bis in die neueste Zeit möglichst beschränkt wurden. — Von orientalischen Städten ist besonders Jaffa (Jaffé) in Syrien als namengebend bekannt. Aus dem Orient stammen auch die Frank, Frankel, Fränkel. Unter Franken versteht bekanntlich der Türke alle Europäer, welche sich in seinen Ländern, besonders des Handels wegen, aufhalten. — Völkernamen sind seltener vertreten; es kommen z. B. vor Heß, Sachs, Schottländer, Holländerski. Aeußerst charakteristisch sind die Namen polnischer Städte für jüdische Familien. Die slavischen Völker hatten ja den Israeliten frühzeitig viel Gastfreundschaft erwiesen. In deren Lande flohen sie auch zumeist, wenn sie aus dem westlichen Europa durch große Verfolgungen vertrieben wurden. Als aber auch hier mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Zeit der Duldung und Emancipation anbrach, da kehrten sie in Schaaren besonders aus dem nahen Polen auf den ergiebigeren Boden des Westens zurück und da nun gerade seit ebendieser Zeit die Gesetze die Annahme von stehenden Familiennamen verlangten, so nannten sie sich nach dem Orte ihrer Herkunft Hurwitz, Posener, Kamenker, Kalisch, Eibeschütz, Kantorovicz u. ä.

Der Zwang der Gesetzgebung veranlaßte schließlich auch, daß viele Juden einfach die Namen anderer berühmter Familien annahmen. So nahmen z. B. mehrere den Namen Dohm an, zu Ehren jenes Dohm, der 1781 in einer Aufsehen erregenden Schrift „über die bürgerliche Verbesserung der Juden" für dieselben eingetreten war, andere nannten sich nach der seiner Zeit berühmten Berliner jüdischen Familie Friedländer, andere nach Mendelssohn; was aber das geschichtlich Bedauerlichste, auch einige Namen altangesehner edler Geschlechter hatten ein solches Schicksal, so die Wertheim.

Erlangen die Juden den Adel; so nehmen sie natürlich gern einen möglichst prunkvollen Namen an. So ward aus einem Jakob Bassevi Schmieles († 1634) ein Hr. v. Treuenburg, aus einem Nathan Adam ein v. Arnstein. Getaufte Juden wurden, wie schon erwähnt, im Mittelalter meist nach ihrem Pathen genannt, sonst war als Rufname Bekehrter Johannes sehr beliebt. Man suchte auch in christlichen Namen einen Anklang an den jüdischen zu erhalten: Marcus trat an die Stelle von Mardochai, Uriel da Costa hieß als Christ Gabriel Akosta, Louis Baruch ward zu Ludwig Börne, aus Wolf ward Wohlwill; oder man übersetzte: Baruch Spinoza nannte sich Benedict de Spinoza. — In Bautzen ward 1772 ein Jude Bleibtreu getauft.

Wenn wir hier noch kurz auch des Schicksals der Vornamen bei den Juden gedenken, so findet das seine Rechtfertigung in dem Umstand, daß es bei den Israeliten oft außerordentlich schwer ist, Vornamen und Familiennamen zu unterscheiden. Auch wir haben ja moderne Rufnamen, wie Paul, Kurt gelegentlich als Familiennamen, aber das Gebiet der Rufnamen ist doch wenigstens bestimmt begrenzt, und die Stellung beider Namen nebeneinander geregelt. Dagegen finden wir bis auf unsere Zeit jüdische Namen, bei welchen man völlig unklar bleibt, was man als Vor-, Familien- oder Zuname betrachten soll, so z. B. Mose Meir Kamenker, Mardochai Jasa Schlesinger, Pinchas Levi Hurwitz, Jürgen Bona Meyer. Bisweilen wurden und werden solche Namen beliebig verstellt; es erscheinen z. B. 1674 als Aelteste der Berliner Judenschaft Model Rieß und seine Söhne als Hirsch und Abraham Model. — Bis zur Zeit der allmäligen Emancipation überwogen durchaus semitische Vornamen, dann aber ergriff ein Theil der Juden begierig die Gelegenheit, christlich-europäische anzunehmen. Die Judenordnung Josef's II. beschränkte jedoch die denselben zur Verfügung stehenden Vornamen auf eine bestimmte Zahl und diese Beschränkung ward erst 1836 aufgehoben, nur blieb verboten, „dem Namen eine Beifügung zu geben, wodurch er der eines christlichen Heiligen würde", ebenso sollte Nepomuk den Christen reservirt bleiben. In Preußen ward (1812) ebenfalls zugleich mit der Forderung fester Familiennamen das Verbot erlassen, christliche Vornamen anzunehmen oder „die häßlich klingenden in schöne zu verwandeln". Dasselbe schärften wiederholt königliche Cabinetsordres von 1828 und 1836 ein. Besonders die letzte erregte viele Trauer unter den Israeliten und veranlaßte die erwähnte Abhandlung von Zunz. Nach Vollendung der Emancipation wählen die Israeliten bekanntlich mit Vorliebe besonders schön und voll klingende, urgermanische Vornamen, wie Siegfried, Siegmund.

Auffällig häufig nehmen noch jetzt jüdische Familien andere neue Namen an, und zwar aus Geschäftsrücksichten. Mit großer Geschicklichkeit wird unter den Augen der Behörden ein Kohn in einen König verwandelt. Wie die Juden zur Zeit der großen Begeisterung für Polen mit Vorliebe polnische Namen führten, so berichtet man jetzt, da der Name des Deutschen allerwärts einen ehrfurchtgebietenden Klang hat, aus Amerika, daß sie dort in der Regel sich als Deutsche in der besprochenen Beziehung aufspielen. Mit welcher Ruhe zahlreiche Juden z. B. in Ungarn ihre Namen wechseln, ist ja bekannt.

Der Familienname ist dem Juden eben, wie er ihm zum Theil aufgedrungen ist, auch ein lästiges, gleichgiltiges Ding geblieben, gleichsam ein Gewand, das man nach Belieben wechselt, wenn es aus der Mode gekommen ist, — nicht, wie dem Germanen, ein durch die Jahrhunderte geheiligter Besitz, ein Erbtheil der Vorfahren, ein Stück vom eignen Wesen.

Bücherbesprechungen.

J. R. Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt. Band X. Der Primiziant. Volkserzählung aus dem bayerischen Walde. Leipzig, A. G. Liebeskind. — Die Erzählung, welche der neueste Band der Gesammelten Werke Maximilian Schmidt's enthält, besitzt dieselben Vorzüge, welche schon diejenigen der früheren Theile aufwiesen. Wieder erfreut die Gabe, das oberbayerische Volk in seinen liebenswürdigsten Eigenschaften und dessen Landschaft in ihrer ganzen Schönheit darzustellen. Das Thema, das ihr zu Grunde liegt, ist etwas eigenartiger, als es sonst meist der Fall zu sein pflegte. Ein zum Priester bestimmter junger Mann, also ein Primiziant, der für seinen zukünftigen Stand besondere Begeisterung im Herzen trägt, wird durch widerliche Umstände aus seiner Laufbahn gerissen, heirathet eine Jugendgespielin, die Tochter eines reichen Bauern, und wird selbst Bauer. Die Sehnsucht nach seinem alten Berufe will aber in Felix Berger nicht schlafen; der ehemalige Primiziant fühlt sich zwar nicht unglücklich an der Seite seiner geliebten Frau, aber in seiner neuen Beschäftigung auch nicht vollständig glücklich, und das Schicksal greift zum zweiten Mal helfend in sein Dasein ein, indem es ihm Weib und Kind raubt. Von Neuem wendet sich Berger seinen Studien zu und sieht auch den sehnlichsten Wunsch seines Lebens in Erfüllung gehen: er hält sein Primiz ab und geht nach Amerika, um dem herrlichen Amte zu leben, das Evangelium unter den heidnischen Völkern zu verbreiten. Der in dieser Handlung ruhende Conflict hätte tiefer erschöpft, schärfer zum Ausdrucke gebracht werden können, als es hier bei

Schmidt geschieht; aber solche psychologische Behandlung lag wol nicht in des Verfassers Absicht; er wollte spannend und anheimelnd erzählen, und das ist ihm gelungen. Besonders hervorgehoben muß wieder der kräftige und urwüchsige Humor werden, der sich in einigen eigenartigen Gestalten, z. B. in der des dummen Steinbauern Sepp, darthut.

△ Katechismus der Schachspielkunst. Von K. J. S. Portius. Zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1889. — Als im Jahre 1854 der Verfasser die erste Auflage seines Katechismus erscheinen ließ, schrieb er eine heitere Vorrede dazu, in welcher er die Schachspieler in 6 militärische Classen eintheilt, sich selbst aber in die Classe III, die der Unterofficiere einreihte. Nun, sein Werk hat dem alten Instructionsunterofficier alle Ehre gemacht; es ist oft als eine Schrift in echt pädagogischem Geiste geschrieben, als eine in ihrer praktischen Lehrform und lebensfrischen Darstellung noch unübertroffene Schachanleitung bezeichnet und sind sogar dem — im Jahre 1862 verstorbenen — geistreichen Verfasser aus Dankbarkeit von Schülern, die nach und aus seinem Katechismus das Spiel der Spiele erlernt haben, verfaßte sinnige Schachaufgaben gewidmet worden. Die letzten Auflagen sind mit zwei Beilagen, einer Uebersicht der gebräuchlichsten Spieleröffnungen und einem Abdruck der Statuten und Spielgesetze der Leipziger Schachgesellschaft „Augustea“ bereichert worden: letztere sind bereits von vielen deutschen Schachgesellschaften angenommen worden und sind deshalb namentlich den neu zu gründenden Schachclubs zur Beachtung zu empfehlen.

Hp.— Die Fabrikation der nichttrübenden ätherischen Essenzen und Extracte. Vollständige Anleitung zur Darstellung der sogenannten extraktarken, in 50procentigem Sprit löslichen ätherischen Oele, sowie der Mischungsessenzen, Extractessenzen, Fruchtessenzen und der Fruchtäther. Ein Handbuch für Fabrikanten, Materialwaarenhändler und Kaufleute. Auf Grundlage eigener Erfahrungen praktisch bearbeitet von Heinrich Popper. Mit 15 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig 1889. A. Hartlebens Verlag. — Das vorliegende Werkchen bildet den 167. Band der chemisch-technischen Bibliothek des obigen Verlags und bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu dem derselben Bibliothek zugehörigen Werkchen über die Fabrikation der ätherischen Oele. Dieser Industriezweig hat nämlich seit einer Reihe von Jahren insofern eine Aenderung bei der Herstellung einiger Oele erfahren, als dieselben einer fractionirten Destillation unterworfen werden, durch welche die leichter flüchtigen und specifisch leichteren Gemengtheile dieser Oele von den höher siedenden und schwereren getrennt werden. Der Zweck dieses Verfahrens ist der, Oele zu erhalten, die sich schon in einem Sprit von 50 Procent klar und ohne jede Trübung auflösen, was bei denjenigen Oelen, welche einer solchen fractionirten Destillation nicht unterworfen wurden, nicht der Fall ist. Diese nichttrübenden ätherischen Oele sind für die Liqueurfabrikation von großem Vortheil, weil der Fabrikant sofort klare Liqueure bekommt, die er nicht erst zu klären und zu filtriren braucht, was eine sehr umständliche Arbeit ist. Ebenso werden aus Gemischen von Rinden, Wurzeln, Kräutern zc. für die Gewinnung bitterer und aromatischer Liqueure durch ein geeignetes Verfahren Auszüge, sogenannte nichttrübende Essenzen, hergestellt. Die Fabrikation derselben, sowie der nichttrübenden Oele war eine Zeit lang Geheimniß einiger weniger Fabriken, welche dasselbe auf das Sorgfältigste hüteten; aber auch nach dem Bekanntwerden der Methoden fanden dieselben bisher in der Fachliteratur keine Besprechung in zusammenhängender Form. Diesem Mangel soll nun durch das vorliegende Werkchen abgeholfen werden. Wie man aus dem Inhalte ersieht, scheint der Verfasser auf dem Gebiete der Praxis gut unterrichtet zu sein, da er vielerlei Einzelheiten und Handgriffe bei der Fabrikation beschreibt. Das Buch enthält ferner eine große Zahl von Recepten zur Darstellung von zusammengesetzten Essenzen. Bei der Beschreibung der wichtigeren ätherischen Oele findet man unter Bittermandelöl (pag. 32) die auch in sehr vielen chemischen Werken anzutreffende falsche Angabe, daß dieses Aldehyd (Bittermandelöl) sich in 30 Theilen Wasser löse; ein einfacher Versuch lehrt, daß dies nicht der Fall ist, es sind vielmehr weit über 300 Theile Wasser zur Lösung nöthig. Was die Ausstattung des Buches anlangt, so zeichnet sich dasselbe durch großen, deutlichen Druck und gutes Papier aus.

G. Oe.— C. Reese, Erlebnisse eines deutschen Schulmannes in den Jahren 1872 bis 1888 als politischer Parteimann (!) und Mensch (!). Berlin, Hermann Brieger, 1889. 56 S. 8°. — Ein eigenthümliches Buch! Wir gestehen offen, daß wir trotz aufmerksamsten Lesens die Fragen: Was will der Mann? Was soll das Buch? nicht beantworten können. Ein Lehrer erzählt seine Lebens- und Leidensgeschichte. Nach seiner Meinung ist seit 1872 von allen Seiten gegen ihn intriguirt worden, von Geistlichen und Laien, von Collegen und Stadtverordneten, von Conservativen und Liberalen. Er ist zunächst gemäßigt-liberal gewesen und hat für die Gewerkschaftsbewegung eifrig gekämpft, bis ihm behördlicherseits das agitatorische Auftreten für diese nunmehr verunglückten Gründungen verboten ward. Nachdem die Regierung das Werk der Socialreform begonnen hatte, wurde er begeisterter Anhänger dieser Reform und gründete einen Verein, der wider seinen Willen die Bezeichnung: conservativ annahm. In demselben und für denselben ist er besonders durch die Presse thätig; aber der „Klerus“, dem er einen Einfluß auf den Verein nicht zugestehen will, weiß ihn nach und nach aus seiner eigenen Schöpfung herauszudrängen und seinen Sturz vorzubereiten. Dazu kommen noch einige äußere Vorkommnisse, die der Verf. höchst geheimnißvoll andeutet, und er wird gezwungen, seine Demission einzureichen. Mit einer ziemlich oberflächlichen Erörterung des Satzes, daß der christliche Staat ein politischer (!) nonsens sei, schließt das Buch. Wir können ganz unmöglich Stellung zu dem Buche nehmen, da die Hauptsachen nur dunkel angedeutet sind. Warum hat der Verf. die äußeren Zufälligkeiten, die auf seine Demission bezogen worden sind, nicht genannt? Warum orakelt er über Machinationen und Ränke, deren Gründe er verschweigt? Die eigentlichen bewegenden Ursachen scheinen absichtlich in das tiefste Dunkel gehüllt zu sein; es wird nicht einmal ganz klar, ob unter dem „Klerus“ der katholische oder protestantische gemeint sei. Das Buch wird seinem Verfasser mehr schaden als nützen. Die Verschleierungen täuschen keinen Menschen; jedes feinere Gefühl wird durch das übermäßige Lob, das er sich selbst spendet, abgestoßen; man gewinnt unwillkürlich den Eindruck, daß mit einem so eigenartig angelegten, von seinem Eigenwerthe so tief überzeugten Manne schwer auszukommen sei. Daß der Verf. die Gesetze der deutschen Grammatik nicht genau kennt, wird schon aus dem Titel des Buches klar.

J. R. Der Seelsorger. Roman von Victor Valentin. Leipzig, Karl Reißner. 4,50 M. — Wir haben es nicht bereut, diesen Roman zu Ende gelesen zu haben, trotzdem sein Anfang steif und wenig versprechend anmuthet, denn er interessirt vermöge seiner psychologischen Vertiefung und zeugt entschieden von Talent. Zwei Personen, die sich gelegentlich eines Badeaufenthaltes näher kennen lernen, stehen sich freundschaftlich und dabei doch in gewissem Sinne feindselig gegenüber: die durch eine Kette unerhörter Kränkungen und Täuschungen im Leben um ihren inneren Frieden gekommene und an der sittlichen Weltordnung verzweifelnde Frau, und der in eingebildeter Selbstgerechtigkeit und den angelernten Phrasen eines wohlfeilen Optimismus befangene Mann, ein Dr. phil. und cand. theol. In dem sich im Laufe der Handlung entspinnenden Kampfe der Meinungen unterliegen eigentlich Beide, denn jedem Theil wird die unfehlbare Sicherheit erschüttert, daß seine Weltanschauung die richtige sei; aber indem jeder Theil etwas aufgiebt, nähert er sich wieder den Ansichten des andern, und ein Ausgleich sowie eine Verbindung fürs Leben erweist sich als möglich. Und schließlich geht doch Jeder der beiden Menschen als Sieger aus dem Streite der Meinungen hervor: sie erhält den Glauben an die Menschheit wieder, und er lernt seinen Optimismus auf kräftigeren Grundlagen, als denen überlieferter Anschauungen, auf der Bethätigung im praktischen Leben aufbauen. Dies der Ideengang des Romans im Ganzen und Großen. Im Einzelnen stößt man auf einige Sachen, die Bedenken erregen können: so erscheint die unwürdige Wette, die sich die Officiere mit der Frau v. Czepko — der oben genannten Dame — erlauben, eine Wette, die mit Ursache wird, daß die Unglückliche am Besseren in der Welt verzweifelt, ziemlich unglaublich; auch kann man sich fragen, ob denn die Erlebnisse dieser Frau wirklich so unerhörter Natur sind, um ihren Pessimismus zu rechtfertigen. Ueber gewisse Kränkungen geht man doch mit Verachtung fort. Allein, wenn man bedenkt, daß man es hier allem Anschein nach mit einem Erstlingswerke zu thun hat, fallen diese Mängel nicht allzuschwer ins Gewicht. Die Thatsache, daß hier Talent vorhanden ist, bleibt bestehen. Dafür entschädigt der Verfasser wieder durch andere hübsche und dem Leben abgelauschte Einzelheiten: eine solche ist die Schilderung des Anfangs etwas laffenhaften jungen Lieutenants, der sich im Laufe der Zeit, indem er in die Hände der rechten Frau gelangt, doch noch zu etwas ganz Annehmbarem entwickelt. Dieser Lieutenant ist eine jener Personen, deren Alltäglichkeit dazu dient, um das Ungewöhnliche der beiden philosophisch angelegten Seelen, die im Mittelpunkt der Handlung und unseres Interesses stehen, noch mehr hervorzuheben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 127. Donnerstag, den 24. October. 1889.

Frau von Branconi.

In der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 20. Juli erschien unter der Ueberschrift „Die Marquise Branconi. Von E. B. Zenker“ ein Aufsatz über des Erbprinzen, nachmals Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig Geliebte, deren hervorragende Schönheit und Liebenswürdigkeit viel bewundert wurde, darunter auch von Goethe, der persönlich und brieflich mit ihr verkehrte, welchem Umstand es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die Literaturgeschichte sich schon öfters mit ihr beschäftigt hat. Jener Aufsatz weist indessen soviel Unwahrscheinliches, Lückenhaftes und Falsches auf, wie man von dem Aufsatz in einem ernsthaften Blatte nicht erwarten sollte. Für den ersten Augenblick vermuthete ich z. Th. Irrthum und wünschte mir Aufklärung zu verschaffen; da ich die Adresse des Verfassers nicht kannte, wandte ich mich nach München an die Zeitungsredaction mit Ersuchen, eine bezügliche Zuschrift an denselben gelangen zu lassen. Monate sind verstrichen, Antwort erfolgte von keiner Seite und es ist mir daher die Gelegenheit entzogen, mit dem Verfasser unmittelbar wegen ihm selbst zu überlassender Berichtigung seines Aufsatzes mich zu vernehmen; im Gegentheil muß ich ihn nunmehr als schwer zugänglich für Berichtigungen ansehen und darnach vorgehen. Sollte der Verfasser am Todtschweigenwollen seiner Sünden unschuldig und vielmehr meine Zuschrift aus Indolenz ihm von der Redaction vorenthalten worden sein, so mag er sich an letztere halten. Könnte man auch an die Möglichkeit unterbliebener Postbestellung denken, so ist dies doch ein so seltener Fall, daß ich ihn in Rechnung zu ziehen nicht nöthig habe.

Berichtigungen sind aber unerläßlich, damit nicht wegen erschöpfender Auskunft über die Branconi auf Zenker's oberflächlichen Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung“ verwiesen werde. In demselben sind nämlich nur die ältesten Nachrichten, die über die Branconi veröffentlicht worden sind, benutzt; sie befinden sich in einigen bis auf rund 30 Jahre zurückliegenden Schriften. Diejenigen, welche von dieser Zeit an das Licht erblickten, gehören aber zu den wichtigsten, die überhaupt etwas über die Branconi enthalten.

Uebersehen sind von Zenker: die Urkunde über die ehelichen und über die Standesverhältnisse der Branconi — die Nachricht über Geburts- und Todestag ihres mit dem Erbprinzen von Braunschweig erzeugten Sohnes Forstenburg — Goethe's Aufzeichnungen in seinem Tagebuch über ihren Besuch in Weimar (schon dreimal gedruckt) — desselben physiognomisches Urtheil über ihren Schattenriß (schon dreimal gedruckt) — fünf Briefe Lavater's an sie — — endlich ihr entzückendes Bildniß in Kupferstich von A. Wegen nach einem im Besitz der Familie befindlichen Gemälde.

Was die Standesverhältnisse der Branconi anlangt, so sagt Zenker, daß ihr Gatte einem alten oberitalienischen Adelsgeschlechte entstammt gewesen sei. Da Zenker sich auf Kneschke's Adelslexikon beruft, auch das di in dem Namen Pessina di Branconi als Adelsprädicat gedeutet werden könnte, so wäre jene Behauptung entschuldigt, wenn nicht schon 1860 in der „Allgemeinen Moden-Zeitung“ (Nr. 49) urkundlich nachgewiesen worden wäre, daß erst die Wittwe Branconi am 30. November 1774 von Kaiser Josef II. den Adel verliehen erhalten hat. Zenker läßt aber ferner den Erbprinzen von Braunschweig (1776) beim Kaiser ihre Erhebung zur Gräfin „durchsetzen“. Woher weiß das Zenker? In seinem etwa 5½ Spalten füllenden Aufsatz belegt er 25 Stellen mit Citaten von Schriften, allein über die Erhebung zur Gräfin hat er sich dessen überhoben. Da möchte man wie Prinz Kalaf sagen:

> Hier hast Du den gewohnten Schluß
> Der Rede weggelassen.

Mit gutem Grund: es giebt keinen Beleg hierfür, da weder seiten des braunschweigischen Hofes die Ernennung der Branconi zur Gräfin nachgesucht, noch vom kaiserlichen sonstwie gewährt worden ist.*) Die Behauptung Zenker's stellt sich hiernach als eine rügenswerth willkürliche dar.

Vorsichtiger ist Zenker bezüglich des angeblichen Marquisats der Branconi: er nennt sie zwar in der Ueberschrift und im Aufsatz selbst öfters so, hütet sich aber zu sagen, wie sie dazu gekommen sei. Daß sie mehrseitig so titulirt wird, beweist selbstverständlich nichts. Goethe und Lavater nennen sie in den Briefadressen bald Marquise, bald Gräfin, bald Baronin, bald nur Madame Branconi — ein Zeichen, daß der Titel vom Belieben des Schreibers abhing und es wol nur Höflichkeit gegen die herzogliche Geliebte war, wenn man sich nicht mit dem einfachen „Frau v. Branconi“ begnügte.

Gleiche Bewandtniß dürfte es mit dem Grafenrang ihres Sohnes Forstenburg haben. Hätte ich die Absicht, wie Zenker sie hatte, so weit thunlich eine Geschichte der Branconi zu schreiben, so würde ich mich nach urkundlichen Nachrichten über den Personalstand des Genannten umthun; hier aber begnüge ich mich, bemerklich zu machen: daß Zenker keinen amtlichen Beweis für den Grafentitel beibringt; sodann, daß es nach damaliger Reichsverfassung für das Haus Braunschweig eine Unmöglichkeit war, dem natürlichen Sohne eines Mitgliedes diesen Titel beizulegen; ferner, daß von einer kaiserlichen Verleihung desselben nichts bekannt ist, und endlich, daß der Grabstein auf dem St. Peterskirchhofe zu Frankfurt a. M. den dort Gestorbenen schlechthin **Karl Anton Ferdinand Forstenburg** nennt. Wenn selbst Lessing ihn als Grafen bezeichnet, so wird vermuthlich dies eben auch nur auf dem, aus Rücksicht auf seinen Vater in Braunschweig angenommenen Gebrauch beruhen.

Aus der Inschrift dieses Grabsteins — gedruckt 1859 — ist auch der Geburtstag Forstenburg's zu ersehen; es war der 29. December 1767. Das von Zenker als möglich gedachte Geburtsjahr 1766 ist schon deshalb unmöglich, weil der Gatte der Branconi am 20. October 1766 gestorben und sie erst nach dessen Tode von einer Tochter Anna Maria Antonia Rosa Branconi entbunden ist. Von dieser Tochter weiß Zenker freilich nichts.

Jener Grabstein belehrt uns eines Besseren über den Todestag Forstenburg's. Zenker setzt denselben einige Wochen nach dem, am 7. Juli 1793 erfolgten Tode der Frau v. Branconi; Forstenburg starb aber erst, infolge der am 20. September 1794 im Gefecht bei Kaiserslautern erhaltenen Wunde, am 24. desselben Monats.

Obwol Zenker hiernächst erklärt, der ganze langjährige Briefwechsel zwischen der Branconi und Lavater sei bis auf das Bruchstück eines Briefs der Ersteren verloren gegangen, so sind doch bereits vor 12 Jahren fünf Briefe Lavater's an die Branconi von Ludwig Hirzel veröffentlicht worden. Darunter ist besonders einer wichtig, worin Lavater sagt: bis vor drei Wochen hätte er noch laut sagen können, „Branconi kann nie schlecht handeln“; jetzt dürfe er es nur noch leise denken, sei aber seinerseits überzeugt: „sie ist immer dieselbe einzige“. — Aus einem Briefe Lavater's an Magdalene Schweizer

*) Nach sehr gefälligen Mittheilungen des k. k. Wirklichen Geheimen Raths Ritter v. Arneth Exc., beziehentlich des herzoglichen Archivars Dr. Zimmermann.

geb. Heß geht hervor, daß das Verhalten der Branconi gegen einen gewissen D.... in Frage steht; was es im Uebrigen für eine Bewandtniß mit der Handlungsweise der Branconi hat, weiß wenigstens ich nicht und habe z. B. keine Veranlassung, darnach zu forschen.

Unglaubhaft sind Zenker's Behauptungen, daß die Branconi Vorbild gewesen sei: für Gräfin Orsina in Lessing's „Emilia Galotti" und für Lydie in Goethe's „Wilhelm Meister".

Ueber den dabei in Frage kommenden Charakter der Branconi können wir nur aus flüchtigen Aeußerungen in Briefen von Zimmermann (dem hannoverschen Leibarzt), Lavater und Goethe urtheilen; denn Goethe's Charakteristik nach ihrem Schattenriß*) kann nicht maßgebend sein, da Goethe damals — im August 1775 — die Branconi wol noch nicht persönlich kannte. Abgesehen davon, rühmen von ihr: Zimmermann edelste Sittsamkeit und aufgeklärtesten Verstand; Lavater, daß sie nicht schlecht handeln könne und immer dieselbe einzige sei; Goethe Geist, Leben, Offenmuth und daß man sich in ihrer Gegenwart reicher an Augen, Ohren und Geist wünsche, um nur zu sehen und glaubwürdig und begreiflich zu finden, daß es dem Himmel nach so vielen verunglückten Versuchen auch einmal gefallen habe und geglückt sei, etwas ihresgleichen zu machen. Kurz, bedeutende Männer erklären sie für eine in jeder Hinsicht außerordentliche Persönlichkeit. Daß irgend eine der ausgezeichneten Eigenschaften der Orsina beiwohne, liest außer Zenker wol Niemand aus Lessing's Trauerspiel heraus, wenigstens lernen wir sie da nur als das über ihren verlorenen Einfluß außer sich gerathene Frauenzimmer kennen, das auch da, wo Zenker edles Mitgefühl für Emilia Galotti erblicken will, nur von Rachsucht geleitet wird; überdies äußern sich der Prinz und Marinelli über den Verstand der Orsina in einer Weise, der nicht Großes davon zu halten gestattet. Die Sage, daß Lessing bei der Orsina die Branconi vor Augen gehabt habe, ist jedenfalls lediglich auf den Umstand zurückzuführen, daß Beide Geliebte eines Fürsten waren; denn nicht einmal das Verlassensein theilte die Branconi mit der Orsina zu der Zeit, als „Emilia Galotti" geschrieben wurde, wie Zenker selbst anerkennt.

Ebenso unbegründet ist Zenker's Deutung von Goethe's Lydie auf die Branconi. Lydie ist ein Frauenzimmer von stürmischer, nicht durch die Erziehung gezügelter Leidenschaftlichkeit; sie trägt kein Bedenken, Unterkommen zu suchen und mit anstößiger Vertraulichkeit zu behalten im Hause eines Mannes, den sie mehr liebt, als er sie; die jenen mit ihrer „unbequemen Liebe" und „nie versiegenden Thränen quält" und die so wenig auf Vernunft hört, daß sie, um dem von ihr Geliebten in seiner Krankheit die nöthige Ruhe zu verschaffen, mit List aus dem Hause gelockt werden muß. Wie wäre ein solches Betragen der Branconi möglich gewesen bei ihrer edeln Sittsamkeit, ihrem Verstande, ihrem Geist! Das sind dagegen Eigenschaften, von denen bei Lydie keine einzige zur Erscheinung kommt. Auch die Liebe der beiden Frauen ist für eine verschiedenartige zu halten, wenigstens ist nirgendswo angedeutet, daß die Branconi für den Braunschweiger in einer zur Leidenschaft gesteigerten Liebe entbrannt gewesen sei; als der Fürst, dem sie sich ergeben, seinen veränderlichen Sinn einer Anderen zuwandte, verließ sie freiwillig — wenigstens verlautet vom Gegentheil schlechterdings nichts und nur mit Bekanntem haben wir zu rechnen — seine Nähe, begab sich auf Reisen und las nicht geistliche Bücher, wie Lydie, sondern — Tasso. Ihre Heiterkeit blieb ungetrübt.

Und da sagt Zenker: Zug für Zug erinnere Lydiens Bild an die Branconi! Das Gegentheil wäre richtiger gesagt. Beiläufig bemerkt, hat man auch in Leonore Sanvitale der Branconi entnommene Züge finden wollen, wie mir scheint, ebenso wenig begründet.

Wenn es sich manche Leute nur nicht so leicht machen wollten, den Absichten eines Dichters nachzuspüren. Dabei kann nur Falsches herauskommen, das wie eine böse Saat fortkeimt; denn wunderbarer Weise sind gerade die verschrobensten Einfälle wie Bacillen: sie pflanzen sich ins Unendliche fort und zerstören das Gesunde.

Bormann.

*) Sollte sich dieser Schattenriß nicht unter dem Lavater'schen Nachlaß in Wien vorfinden?

Römische Skizzen.

Von M. N.

IV. Römische Museen und Kirchen.

Goethe sagt einmal in seiner „Italienischen Reise", daß der Genuß der Kunst in Rom nicht ein Kinderspiel, sondern Mühe und Anstrengung sei. Dieses Wort gilt nicht nur in der Beziehung, daß die Kunst die volle Hingabe des Menschen erfordert, um verstanden und genossen zu werden, sondern auch schon rein äußerlich in der Richtung, daß es viel Eifer und Anstrengung erfordert, überhaupt der vielen in Rom sich häufenden Kunstschätze ansichtig zu werden, geschweige ihrer Herr zu werden. Denn nicht ein Jeder kann so lange in Rom verweilen wie ein Goethe oder Mendelssohn und etwa in so idealer Weise die Kunst genießen wie der Letztgenannte, der des Vormittags componirte, dann einige der bedeutendsten Kunstwerke Tag für Tag betrachtete und in sich aufnahm, um dann des Abends im Verkehr mit geistreichen Männern und Frauen die Eindrücke des Tages zu verarbeiten; müssen doch vielmehr die meisten Rompilger von Museum zu Museum eilen, um nicht den Genuß verschiedener Meisterwerke sich überhaupt versagen zu müssen.

Und wieviele Museen giebt es nicht in Rom! Da giebt es solche in öffentlichem Besitz (das capitolinische M., der Conservatorenpalast, das Museo Kircheriano). Dazu kommt der ungeheure Reichthum der päpstlichen Museen im Lateran und Vatican; endlich haben sich bedeutende Sammlungen in den Händen von Privatleuten gebildet, so drei vorzügliche Bildergalerien im Pal. Doria, in dem von der französischen Botschaft bewohnten Pal. Colonna und endlich die beste im Pal. Borghese. Dazu kommen noch ansehnliche Sammlungen von plastischen Kunstwerken; so z. B. die kleine aber um so kostbarere in der Villa Ludovisi, ferner diejenigen in der Villa Borghese, Albani und Doria-Pamfili, um nicht noch weitere zu nennen. Fast alle Privatsammlungen sind Dank der Liebenswürdigkeit und dem Gemeinsinn des römischen Adels dem Publicum geöffnet, nur einige wenige bedauert man nicht betreten zu dürfen, so z. B. den Pal. Sciarra am Corso, der herrliche Werke von Raffael, Guido Reni, Perugino und Anderen birgt. Zu allen diesen Sammlungen kommen nun in Rom noch die Kirchen, die vielfach sogar ein sehr reichhaltiges Museum darstellen, zufolge ihres reichen bildnerischen und malerischen Schmuckes und ihrer architektonischen Bedeutsamkeit. Es wird somit auch Demjenigen, der Rom noch nicht kennt, einleuchten, daß es einer bedeutenden physischen und geistigen Anstrengung bedarf, um Roms künstlerische Sehenswürdigkeiten auch nur einigermaßen gründlich kennen zu lernen. Wenn wir im Folgenden auf „Römische Museen und Kirchen" näher eingehen, so haben wir nicht die Absicht und noch viel weniger die Möglichkeit, den Inhalt derselben eingehend zu besprechen, sondern begnügen uns damit, auf einzelne charakteristische Eigenthümlichkeiten derselben aufmerksam zu machen. —

Die Museen Roms gleichen im Allgemeinen den unsrigen, nur daß sie nicht — in besonderem Grade die vaticanischen — die deutschen an Großartigkeit der Raumverhältnisse und an Pracht der Ausstattung übertreffen, ein Umstand, der in dem Marmorreichthum des Landes seine leichte Erklärung findet. Sehr angenehm wirkt die Aufstellung mancher plastischer Werke in offenen Höfen, wie man sie z. B. in den beiden Museen auf dem Capitol findet; der Eindruck steigert sich noch im Cortile del Belvedere des Vatican, woselbst die Bildwerke in einem offenen Porticus aufgestellt sind, dessen Ecken durch Cabinette gebildet werden. Dadurch wird dem Besucher, ganz abgesehen von dem Reiz, den die Bildwerke in dieser Aufstellung unter dem blauen Himmel gewinnen, zugleich die Möglichkeit geboten, in der frischen Luft sich ein wenig zu erholen, ohne doch das Museum verlassen zu müssen. Allerdings führen die beschränkten Räumlichkeiten von Privathäusern, in denen z. B. Gemäldesammlungen ausgestellt werden, gelegentlich den Uebelstand mit sich, daß Gemälde in Zimmern mit vollständig ungenügender Beleuchtung ihren Platz finden, was man z. B. im Pal. Doria mit Bedauern wahrnimmt.

Ein Mangel, der wol jedem aufmerksamen Besucher des Vaticans auffällt, ist die übertriebene Prüderie, die in Bezug auf Kunstwerke zu Zeiten dort geherrscht und Schaden gestiftet hat, eine Prüderie, vor der selbst die gewaltigen Schöpfungen eines Michelangelo in der sixtinischen Kapelle nicht sicher waren. So kann man an der Decke dieser Kapelle eine weibliche Gestalt finden,

die so übermalt worden ist, daß sie gar keine Gestalt mehr ist, sondern nur ein Kopf und zwei Füße noch sichtbar sind. Deutlich in's Auge fällt auch die Entstellung der Gestalten durch Uebermalung bei dem „Jüngsten Gericht", welches die ganze Altarwand ausfüllt. Papst Paul III. wehrte seinem Ceremonienmeister Biagio de Cesena, der gänzliche Tilgung des Bildes verlangte, allein Paul IV. ließ die meisten der nackten Gestalten mit Kleidern bemalen, wodurch sie theilweise sehr stark gelitten haben. Bekannt ist ja auch, daß man der bekannten vaticanischen Venus ein häßliches Blechgewand umgelegt hat. Man würde einerseits die nöthige Rücksicht üben, andererseits aber doch den Werke des Künstlers zu seinem vollen Eindruck verhelfen, wenn man die Statue ohne das Blechgewand, wie man es sonst in manchen Museen z. B. in Neapel aber auch im Vatican selbst thut, in einem geschlossen gehaltenen Nebenraum aufstellte. Jedenfalls muß constatirt werden, daß glücklicher Weise in den sonstigen Museen in Rom nicht diese allzugroße Prüderie des Vatican herrscht.

Eine ganz besondere Art von Museen besitzt Rom in seinen kunstvollen und kunstreichen Villen. In manchen von ihnen, z. B. der berühmten Villa Ludovisi, die Goethe's „erste Liebschaft in Rom", den bekannten Junokopf birgt, sind die Kunstwerke ganz nach Art der Aufstellung in Museen geordnet. Doch giebt es auch noch andere, z. B. die Villa Albani. Wir betreten, nachdem wir zur Porta Salara im Nordosten Roms hinausgewandert sind, an einem Dienstag Nachmittag das Gebiet genannter Villa. Man muß jedenfalls in Rom sehr genau auf die Tage aufmerken, an welchen die einzelnen Villen geöffnet sind, sonst kann es leicht geschehen, daß man trotz längeren Aufenthaltes manches Bedeutende nicht zu Gesicht bekommt, so z. B. namentlich die herrliche Villa Farnesina, die nach merkwürdiger Bestimmung nur am ersten und fünfzehnten Tag eines jeden Monats geöffnet ist.

Sobald man das eiserne Thor der Villa Albani hinter sich hat, erblickt man vor sich ein anmuthiges Rundell, von 12 Pinien gebildet. Von dort aus führen Wege in alle Richtungen des Gartens auseinander, alle von dichtem mauerartigen Buschwerk umrahmt, von dessen dunkelem Grün sich in scharfem Contrast die Hermen und Statuen abheben. Wir treten zur Linken in ein dunkeles Wäldchen von Steineichen ein. Eine große Büste Winckelmann's, die Ludwig I. von Bayern 1857 hier aufstellen ließ, erinnert an die historische Bedeutung des Ortes. In dieser 1758 vom Cardinal Alessandro Albani angelegten Villa, in der Winckelmann lange Zeit hindurch thätig war, ging dem kunstbegeisterten Deutschen der Sinn und demgemäß der Werth der griechischen und römischen Plastik auf, den er dann durch seine Werke weitesten Kreisen zum Verständniß brachte. Hier verstehen wir die begeisterten Briefe, die Winckelmann an seine Freunde schrieb; zwar hatte er hier nicht gerade die bedeutendsten Kunstwerke vor sich, wenn auch immerhin noch bedeutendere als man heute dort findet, da verschiedene bedeutende aus der Villa nach Paris und von dort nach München kamen, wo sie sich noch jetzt befinden. Aber jedenfalls hatte Winckelmann hier und in der gleichfalls von Albani angelegten, jetzt den Grundstock des capitolinischen Museums bildenden Sammlung von Bildwerken ein reiches Material für seine Kunststudien und die Gewinnung der Grundzüge seiner Kunstgeschichte. Wir schreiten nun in die stattliche Villa hinein, zwei Seitenarme des Gebäudes bergen eine große Anzahl von Statuen, die werthvollsten Werke findet man in den Prunkzimmern des ersten Stockes, die der kunstliebende Fürst Torlonia durch den Ankauf der Villa im Jahre 1866 aus dem Verfall, in den sie gerathen waren, gerettet hat. Die Decke des großen Salons ziert ein Gemälde von Raphael Mengs, den Parnaß darstellend, die Wände erstrahlen in herrlichem, verschiedenfarbigem Marmor, hier und da belebt durch ein gutes Werk der bildenden Kunst; auch die Möbel sind der maßvollen Pracht der Zimmer geschickt angepaßt. Und tritt man nun gar hinaus auf den Balkon, dann fällt der staunende Blick hinaus auf den wohlgepflegten Garten mit seinen wohlabgemessenen Linien, die in dem halbkreisförmigen „Kaffeehaus" gegenüber einen harmonischen Abschluß finden. Dann schweift der Blick hinaus zu den Bergen und man weiß kaum, was einen mehr beglückt, die Kunst in ihrer reichen Fülle oder die erhabene Schöpfung der Natur im Hintergrunde. Und wie gut träumt es sich erst draußen im Garten bei dem kleinen Tempel, abgeschieden von dem geschäftigen Lärm der Besucher; unwillkürlich klingen im Ohre des Träumers jene romantischen Verse Eichendorff's

Zwei junge Gesellen gingen vorüber am Bergeshang;
Ich hörte im Wandern sie singen die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften sich stürzen in Waldesnacht.
Sie sangen von Marmorbildern, von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern, Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen, wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht.

Wir sprachen es schon oben aus, daß es neben den eigentlichen Museen in Rom noch eine besondere Art von Museen gebe, nämlich die vielen Kirchen der ehemaligen Papststadt. Der Kirchenbesuch, dem man sonst auf Reisen nur wenig Zeit gönnt, wird in Rom zu einer der Hauptpflichten und Hauptgenüsse. Wie herrlich ist es doch, durch die weiten Räume von St. Peter zu schlendern, bald überwältigt von der Wucht des Gesammteindruckes, bald, wie als ob man gar nicht in einer Kirche weilte, andächtig hingegeben an den Zauber einer einzelnen Gestalt, die einzeln oder in einer Gruppe aufgenommen das Andenken an einen Gestorbenen pflegen soll. Ja, es bleibt wahr, daß man nirgends so wie in dem kirchenreichen Rom die Entwickelung der kirchlichen Baukunst zu verfolgen und zu verstehen vermag, obgleich es ebenso wahr bleibt, daß Rom z. B. nur eine größere Kirche gothischen Stiles besitzt (S. Maria sopra Minerva), allein diesen Mangel ersetzt Rom dadurch, daß es um so mehr Kirchen im Stile der alten Basilika, im Stil der Früh-, Hoch- und Spätrenaissance aufzuweisen hat. Es kann dem vielbeschäftigten Besucher Roms gelegentlich zu nicht geringem Aerger gereichen, daß die kirchlichen Schätze so gar sehr auf die verschiedensten Kirchen vertheilt sind, so daß er, um nur nicht irgend eines großen Kunstwerkes verlustig zu gehen, gelegentlich eine ganz entlegene und unbedeutende Kirche aufsuchen muß; so pilgert ein Jeder nach S. Pietro in Vincoli, um die Feuergestalt des Moses von Michelangelo, nach S. S. Martina e Andrea, um die Originale des allbekannten segnenden Christus von Thorwaldsen und der „Religion" von Canova zu sehen, und gar Viele ziehen die herrlichen Zwickelfresken von Domenichino, die vier Evangelisten darstellend, nach S. Andrea della Valle, obwol die Kirchen nicht hervorragende Schöpfungen der Baukunst sind. Aber diese Zersplitterung der Kunstschätze hat doch auch einen großen Vortheil: der Fremde, der zunächst vielleicht nur um einzelner Bildwerke willen eine große Anzahl von Kirchen aufsucht, kommt ganz ungesucht dazu, die Bauart der verschiedenen Kirchen zu vergleichen, Mängel und Vorzüge dieses oder jenes Baustiles sich zum klaren Bewußtsein zu bringen, und so kann sich infolge der vielen Anregung das architektonische Verständniß und Gefühl, das hinter dem für Malerei und Plastik meist weit zurücksteht, rasch und glücklich entwickeln, um so glücklicher entwickeln, als man den Maßstab der Beurtheilung sich nicht erst selbst zu schaffen braucht, sondern ihn verkörpert findet in den vollendetsten Kirchen der genannten Baustile, nach denen man dann den relativen Werth der einen oder anderen Kirche, wenn auch natürlich nur mit laienhaftem Urtheil, zu bestimmen vermag.

Eine Gefahr, die gar mancher Kirche Roms droht, ist die, daß durch Ueberladung der volle künstlerische Eindruck zerstört wird. Wir meinen nicht die Ueberladung in der Decoration, in den architektonischen Formen überhaupt, wie sie leider das Zeitalter des Barockstiles häufig hervorbrachte, sondern die Ueberladung an Denkmälern und Luxuszugaben, die in sehr vielen Kirchen unangenehm hervortritt. Auch in St. Peter kann man diese Beobachtung machen. Wir sprechen noch gar nicht einmal von der rohen Geschmacklosigkeit, die sich darin kundgiebt, daß man über der schlichten und darum gerade so wirkungsvollen Pietà von Michelangelo vergoldete Bronzeengel anbrachte, daß das Grabmal Alexander's VII. ein vergoldetes Todtengerippe aufweist, sondern von der Beeinträchtigung der Gesammtwirkung der Kirche durch allzuviele Denkmäler, mögen sie auch Meisterwerke ersten Ranges sein. Eine Ueberfüllung der Kapellen, die fast jede römische Kirche aufweist, ist bei dem Charakter der Kirchen als Grabkirchen erklärlich und beeinträchtigt auch die Wirkung des Mittelschiffes und damit der Kirche überhaupt fast gar nicht. Wenn aber, wie im hinteren Theil von St. Peter, fast ein jeder Pfeiler eine Statue oder gar ein ganzes Grabdenkmal aufweist, so schädigt das die Wirkung der Pfeilerreihe, die nicht zum wenigsten darauf beruht, daß die Pfeiler schlicht und frei aus dem Boden emporstreben.

Nicht selten findet man in Rom, daß für den christlichen Bau antike Säulen verwendet worden sind. Es erklärt sich dieses Verfahren ganz einfach aus der Fülle antiken Baumateriales; so baute man in die Wand moderner Häuser antike Säulen mit hinein (z. B. bei der Casa del commercio), so verwandte man die Bekleidung des gewaltigen Kolosseums und verschiedener Bäder und Theater zur Ausführung prachtvoller Palastbauten (z. B. beim Pal. Farnese), so erbaute man aus 124 Stufen des Quirinustempels

die imponirende Treppe hinauf zur Kirche S. Maria Araceli. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Verwendung antiker Säulen als Stützen des Mittelschiffes einer Basilika sehr gut wirkt, ein Gefühl der Freiheit und Leichtigkeit hervorruft, das dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß man in einzelnen Kirchen aus Mangel an gleichartigen Säulen granitene und marmorne, glatte und kannelirte in gleicher Weise verwendet hat. Man blieb jedoch nicht bei der Verwendung einzelner Säulen stehen, sondern baute gelegentlich in größere Tempelreste einfach eine christliche Kirche hinein; so bildet jetzt der Rundtempel des Romulus den Vorbau der Kirche S. S. Cosma e Damiano, und die schöne Vorhalle des Tempels der Faustina und des Antoninus bildet jetzt einen Bestandtheil der Kirche S. Lorenzo in Miranda. Ja, man ging kirchlicherseits sogar noch weiter; wohlerhaltene antike Tempelgebäude wurden ohne Weiteres zu christlichen Cultusstätten geweiht. So wurde der kleine Rundtempel der Vesta, der jetzt noch steht, im Mittelalter zur christlichen Kapelle und später Kirche, und der Wunderbau des Agrippa, das Pantheon, wurde 609 zur Kirche S. Maria ad Martyres geweiht und ist als solche noch jetzt in Gebrauch.

Eine viel tiefere Beziehung zur Antike, als in den angeführten Momenten liegt, zeigt sich darin, daß die ältesten christlichen Kirchen in ihrer Anlage einen antiken Baustil zeigen, sofern sie als vergrößerte Häuser den Stil der Basilica domestica, des Zusammenkunftsortes der Clienten, aufnehmen und fortbilden. Und wie gewaltig hat sich seit der Zeit, da man in dem Basilikenstile etwa die Unterkirche von S. Clemente baute, der Charakter der Kirchen Roms gewandelt! Welche riesenhaften Umwälzungen in der Weltgeschichte mußten sich vollziehen, ehe ein Bau wie St. Peter denkbar wurde! Wie ganz anders mußte die Stellung des Christenthums werden, um an Stelle der schlichten Basilika den von Gold und Marmor strahlenden Bau der Jesuitenkirche il Gesù aufzuführen! Die Geschichte Roms, die Geschichte des Christenthums bis zum siebzehnten Jahrhundert, die Geschichte der Architektur, der Plastik, der Malerei bildet sich ab in den 350 Kirchen Roms, und in diesem geschichtlichen Werth derselben liegt nicht zum mindesten die Anziehungskraft derselben gegeben. Kann die Umwandelung der weltscheuen und von der Welt gehaßten christlichen Gemeinde zum weltherrschenden Papstthum klarer sich darstellen als in der Umwandlung der schlichten Basilika zum Kirchenpalast von St. Peter? Kann sich wiederum der Charakterwechsel des nachreformatorischen Katholicismus gegenüber dem früherer Zeiten klarer aussprechen als darin, daß es gerade den Jesuiten möglich wurde, sich die pracht- und prunkreichste Kirche Roms zu erbauen? Und endlich, was würden wir von der Kunst des fünften bis zehnten Jahrhunderts wissen, wenn nicht eine Anzahl von Kirchen und Werke jener Zeiten erhalten hätte?

Man wird nach alledem unsere Zusammenstellung „Römische Museen und Kirchen" verstehen, denn nur dem Besucher Roms, der dem Museum, wie der Kirche das gleiche Studium zuwendet, wird der volle Eindruck der Wunderherrlichkeit und des Wunderreichthums der ewigen Stadt Geist und Seele erfüllen.

Bücherbesprechungen.

W—k. Erfahrungen beim französischen und englischen Sprachunterricht. Von L. Graf Pfeil. (Leipzig, Siegismund & Volkening.) — Der Verfasser der kleinen Broschüre schlägt vor, fremde Sprachen durch Uebersetzen, Lesen und Wiederlesen eines Buches zu lernen. Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn nur nicht dabei stände „ohne jede weitere Zuthat". Wenn Recensent von seinen Erfahrungen sprechen soll, die er mit dieser Methode gemacht, nach welcher er vor länger als zwanzig Jahren in einem séminaire in Paris die deutsche Sprache lehren sollte, so kann er die Versuche nur als wenig förderliche bezeichnen. Trotz aller Anstrengung wurde keine Sicherheit in der Handhabung der Sprache erzielt. Von Gründlichkeit keine Spur; nichts als Flickwerk und Stückwerk. Erst als die nöthige „Zuthat" kam d. h. Analyse des Lesestücks unter gleichzeitiger Heranziehung der Grammatik, wurde die Sache klarer und bestimmter.

G. Oe.— N. C. Rom, Praktische Einführung in die Knabenhandarbeit. Leipzig, Peter Hobbing. Vollständig in 5 Lieferungen zu 60 ₰. 1. und 2. Lieferung. — Das vorliegende Lieferungswerk ist die erste Hälfte des dänischen Werkes: Praktisches Hausbuch für Freunde der Handarbeit, es befaßt sich mit den im Handfertigkeitsunterrichte gelehrten Fächern, während ein später erscheinendes Lieferungswerk die zweite Hälfte des dänischen Originals wiedergeben wird, die sich mit den übrigen Handarbeiten beschäftigt. Das vorliegende Buch soll dem Lehrer und Schüler ein Hilfsbuch sein, dem Einen Anhalt bieten zum Unterrichte, dem Andern Unterstützung bei der Wiederholung oder bei eigenen Versuchen. Es macht mit den Materialien und Werkzeugen bekannt, lehrt die Handhabung der Geräthe, theilt die praktischen Handgriffe mit und unterrichtet über die Anfertigung kleinerer Gegenstände. So will es gewissermaßen ein umfassendes Compendium des Handfertigkeitsunterrichtes sein. Die beiden ersten Lieferungen, die uns vorliegen, machen einen recht freundlichen, gefälligen Eindruck. Sie beschäftigen sich mit der Tischlerei und Drechslerei. Hobeltisch, Hobelbank, die verschiedenen Hobel, Winkelmaß und Schmiege, Säge und Beil, Stemmeisen und Bohrer, Hammer und Zange werden in ihren Arten und ihrer Anwendung eingehend beschrieben, über den Leim und seine Zubereitung, sowie über das Schleifen werden sachgemäße Anweisungen gegeben. Die Anfertigung von Blumenstäben, Küchenbrettern, Brodtellern, Kleiderrechen, Stiefelknechten, Bänken, Schemeln, Treppenleitern, Kästen und Schränkchen wird beschrieben und genau gelehrt. Die Anordnung des Stoffes ist durchaus zweckmäßig und methodisch, die Darstellung im Allgemeinen klar und trotz der Sprödigkeit des Stoffes geschickt. Freilich besondere Anforderungen darf und kann man an den Stil nicht stellen. Es muß aber anerkannt werden, daß die Liederlichkeit des Stiles, die in ähnlichen Büchern zu herrschen pflegt, hier nicht zu finden ist. Die Sätze sind grammatisch richtig gebaut, während man sonst bei derartigen Anweisungen auf die übliche Satzform verzichten zu können meint. Die zahlreichen Bilder erleichtern das Verständniß. Man kann nicht sagen, daß in der Beigabe von Abbildungen zu wenig geschehen sei. Beil und Hammer, Stiefelknecht und Holzbank sind auch abgebildet, obwol sie als allgemein bekannt gelten dürfen. Die Ausstattung des Buches, auf das wir nach dem Erscheinen der letzten Lieferung noch einmal zurückkommen werden, ist gut.

Pf. Concert-Gesang-Album, 35 Originalcompositionen geistlichen und weltlichen Inhalts mit Begleitung von Pianoforte, Orgel oder Harmonium, Cello oder Horn, herausgegeben von G. Jankewitz. 2. Auflage. Leipzig, H. Licht. Pr. 2 ℳ — In dieser Sammlung finden sich sehr wirksame und durchaus edel gehaltene Compositionen, zum Theil allerliebste zwei- und dreistimmige Gesänge. Die Stücke sind ebenso wie die Begleitung nicht schwierig und dabei dankbar; sie werden sich umsomehr zahlreiche Freunde erwerben, als das Album durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts selbst einen wählerischen Geschmack zu befriedigen verspricht.

Pf. Unsere Lieder, Musikalischer Hausschatz bearbeitet von Franz Abt, Vincenz Lachner und Ludwig Liebe. Frankfurt a. M. und Lahr i. B., Moritz Schauenburg, 1. Lieferung. Vollständig in 24 Lieferungen von je 75 ₰. — Nicht mit Unrecht verspricht das angefangene Unternehmen ein musikalischer Hausschatz zu sein. Die Namen der Herausgeber haben in der musikalischen Welt einen guten Klang; sie bürgen dafür, daß die platten Erzeugnisse des platten Geschmacks aus dieser Sammlung ausgeschlossen bleiben. Das erste Heft enthält viele schöne Volksweisen; die Clavierbegleitung beansprucht nirgends eine über den Hausgebrauch hinausgehende Fertigkeit. Das Kunstlied ist durch die Namen Weber, Mendelssohn, Schubert, Schumann u. A. vertreten. Da die Sammlung auf etwa 600 Nummern berechnet ist, von denen 300 allein dem Volksliede angehören werden, so verspricht sie an Reichhaltigkeit ähnliche vorhandene Sammlungen zu übertreffen: ein Familiensingbuch, das freundliche Empfehlung verdient. Die Ausstattung des Heftes ist eine zweckentsprechende.

— Köhnke, O., Thierarzt und Landwirth, Lehrer an der Landwirthschaftsschule in Kappeln, Der Rathgeber in der Behandlung der Milch und der Butter; Bautzen, Verlag von Ed. Rühl, 1889; gebunden 2 ℳ 40 ₰; 86 S. Gr.-8. — Auf vieljährige praktische Erfahrungen gestützt, bespricht K. die Milch- und Butterfehler zunächst in diesem empfehlenswerthen, gut ausgestatteten Werkchen, in derjenigen Weise, wie sie für den Landwirth passend ist. Außerdem aber wird durch dieses Buch guter Rath ertheilt über Milchprüfung, über die Bedeutung der Reinlichkeit in der Milchwirthschaft, über Herstellung der verschiedenen Butterarten, über Einrichtung der Milch- und Butterkeller, über Benutzung des Kochsalzes bei der Butterherstellung, über Aufbewahrung der Milch, der Butter u. s. w. und endlich über die zweckentsprechende Weise Butter zu färben, ihr ein richtiges Aroma zu geben, und passend zu verpacken. Referent ist überzeugt, daß der Köhnke'sche Rathgeber jedem Landwirth von größtem Interesse und Nutzen sein wird.

Professor Dr. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 128. Sonnabend, den 26. October. 1889.

Zwischen Cunene und Oranje.

Colonialpolitisches von Dr. Bernhard Schwarz.

I.

„Des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" — als seiner Zeit dies geflügelte Wort über die alte Mark Brandenburg aufkam, da konnte noch Niemand ahnen, daß Deutschland dereinst ein Seitenstück zu diesem Landstrich erhalten würde, welches sein Vorbild in Hinsicht sterilen Aussehens noch überbietet. Gewiß, wer etwa von Dresden nach Berlin fährt und nach dem reizvollen Elbgau mit seinen Rebenhügeln, seinem belebten Strome, seinen stadtähnlichen Dörfern sich mehr und mehr von dürren Kiefernwäldern und sandigen Steppen umgeben sieht, denen selbst vereinzelte melancholische Seeflächen keine Reize zu verleihen vermögen, der wird jenen alten Ausspruch über die gedachte preußische Provinz nicht ganz ungerechtfertigt finden. Und doch ist sie, genau besehen, besser als ihr Ruf. Dank der echt germanischen Zähigkeit, die seit Jahrhunderten hier mit einem spröden Erdreich gerungen. Es giebt daselbst doch Wälder, mögen sie auch der Frische entbehren, welche die schönen Forste Mitteldeutschlands auszeichnet, es giebt Felder, mag auch ihr Ertrag gering sein, und selbst die wenigen Ortschaften übertreffen noch die Erwartung in ihrer reinlichen Erscheinung.

So günstig steht es in der deutsch-westafrikanischen Colonie, im Damara- und Namalande, der überseeischen „Sandbüchse", wie man colonialfeindlicherseits so oft sich auszudrücken beliebt, in der That nicht. Der Vegetationsmangel, die Menschenleere, der Wüstencharakter mit einem Worte, ist dort in Wahrheit so groß, daß selbst die furchtbare nordafrikanische Steppe, die Wüste Sahara, nicht schlimmer, eher noch besser erscheint, zumal da unten die Palmenoasen fehlen, welche in letzterer, wie leuchtende Sterne einen dunklen Nachthimmel, die unermeßliche Einöde unterbrechen und mildern.

Der Spottname ist also hier in gewissem Grade berechtigter, als bei jenem alten preußischen Landestheile, aber nachdem wir einmal beide Flecken Erde in Parallele mit einander gebracht haben, wollen wir nicht vergessen zu betonen, wie viel Tröstliches in Hinsicht auf unsere junge westafrikanische Besitzung gerade aus einer solchen Nebeneinanderstellung sich ergiebt. Was ist nicht im Laufe der Jahrhunderte in der That aus der brandenburgischen „Sandbüchse", welche vielleicht das altrömische Schreckbild der silva hercynia am meisten verwirklichte, geworden! Berlin, diese Riesenoase in ihrem Schooße, liefert den schlagendsten Beweis. Für menschlichen Scharfsinn, für deutsche Treue giebt es kaum eine hoffnungslose Erdstelle, und darum darf man auch dem öden Gebiet zwischen Cunene und Oranje, und zwar gerade, weil die schwarz-weiß-rothe Flagge darüber emporgestiegen, eine bessere, wenn auch ferne Zukunft prophezeien.

Nach diesen allgemeinen Worten seien uns einige detaillirendere Federstriche gestattet, zu denen uns, beiläufig bemerkt, eigene Anschauung von Land und Leuten die Tinte liefert.

Wenn irgendwo der Satz von „kleinen Ursachen und großen Wirkungen" sich bewahrheitet, so ist es in Deutsch-Südwestafrika. Der Wind, dieser launische Geselle, von dem es schon in der Bibel heißt, daß man wol sein Sausen hört, aber nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, der Wind, dem wir in unserer meteorologisch so begünstigten, kühlen und wasserreichen Zone nur wenig Beachtung zu schenken pflegen, er spielt dort unten die Hauptrolle, ist so zu sagen der eigentliche Missethäter, die Wurzel alles Uebels, er oder vielmehr die Hauptrichtung, die er einhält. Auf der Südhalbkugel unserer Erde wehen, wie man weiß, vorzugsweise die sogenannten Südostpassate. Diese treffen also den Südzipfel Afrikas auf seiner Ostkante, führen dahinauf Niederschläge ergebende Dünste aus dem nächstgelegenen Meere, daher denn auch die dortigen Ländereien, die niedrigen Küstengebiete der Kaffern, keinen Wassermangel haben. Nun könnten bei der verhältnißmäßig geringen Breite des afrikanischen Continents in jenen Gegenden die regenschwangeren Winde allerdings recht wohl auch noch bis zur Westküste hinübergelangen und diese befeuchten, indeß das verhindert der eigenthümliche Bau des „dunklen" Erdtheils, dessen Hauptmasse im Allgemeinen nach einem schmalen Küstensaume ein auf steilen Terrassen aufgebautes Hochland darstellt, eine Thatsache, welche durch die Kataraktenbildung fast aller afrikanischen Flüsse kurz vor deren Mündung ins Meer sattsam illustrirt wird. An diesen jähen Terrassen, den hohen Rändern des Binnenplateaus, beispielsweise den steilen Drakenbergen in Natal, bleiben nun die vom Indischen Ocean herbeigewehten Regendünste hängen, ohne in das Innere des Landes zu gelangen. Wo dies aber doch der Fall, wo sie hoch über die Randgebirge hinweggeweht werden, halten sie entweder die weiten Steppenländereien fest, welche sich, wie z. B. Transvaal, hinter jenen Naturcoulissen aufthun, oder aber sie werden über die ganze Breite des Continents hinüber bis ins jenseitige Meer hineingetrieben. Die Westküste, also gerade das Gebiet, wo wir unsere Fahne entfaltet haben, bleibt demnach ohne Befeuchtung trotz der ausgedehnten Bespülung durch das Meer — die Länge des Gestades vom Cunene bis Oranje beträgt rund 200 deutsche Meilen. Nur einmal im Jahre, etwa während unserer europäischen Wintermonate, tritt auch hier eine Regenzeit ein, ohne welche das große Gebiet ganz wasserlos und kahl sein würde, doch zeigt sich dieselbe in manchen Jahren nur sehr wenig ausgiebig, ja bleibt mitunter sogar fast ganz weg.

Dazu kommt, daß der Aufbau des Landes nicht ein solcher ist, um die vom Himmel oft recht massig niederfallenden Wasser thunlichst festzuhalten. Im Gegentheil steigt Afrika dortselbst wallartig rasch nach dem Innern an, so rasch, daß es bereits nach 10—20 Meilen eine Höhe über der See von 1000 Meter und mehr besitzt. Die wenigen Flußrinnen müssen demnach ein bedeutendes Gefälle aufweisen, haben sich meist ein sehr tiefes, ein Ueberschwemmen des angrenzenden Flachlandes nicht ermöglichendes Bette in das Felsgerippe des Bodens eingefressen und pflegen die ihnen gewordenen Regenwasser in der ungestümen Weise von Kirchendachtraufen wieder ins Meer zu entleeren, dergestalt, daß Jemand sagen konnte: „In diesem seltsamen Lande bewässern die Flüsse das Land nicht, sondern sie drainiren es." Die Schnelligkeit, mit welcher jene westafrikanischen Wasseradern, die nach dem Gesagten insgesammt periodische Flüsse sind, mit alleiniger Ausnahme der beiden Grenzströme unserer Colonie, des Cunene und Oranje, sich füllen und wieder entleeren, beweise die Thatsache, daß nicht selten Karawanen, welche in einem solchen trockenen Flußbette lagern, von den urplötzlich wie eine Riesenschlange herbeistürzenden Wassermassen überrascht und gefährdet werden, während wenige Stunden darnach das sandige Thal wieder so dürr liegt wie zuvor.

Glücklicher Weise vermag bei dieser Hetzjagd nicht aller niedergegangener feuchter Segen zu entrinnen, die oft viele Meter tiefen Sandmassen der Thalsohle saugen vielmehr rasch so viel ein, als sie vermögen, und bewahren das dergestalt Gesammelte in ihrem Schooße vor den gierigen Sonnenstrahlen. So kommt es, daß man häufig nur einige Fuß, ja oft nur einige Zoll in den Boden zu graben braucht, um ein kühles und reines, auf natürlichem Wege destillirtes Wasser zu erhalten. Ich selbst habe einmal nach einem langen, gluthheißen Ritte, als ich zu meinem Schrecken die erstrebte Tränkstelle leer fand, mit meinen Händen im Boden gewühlt und konnte bald meinen ganz vertrockneten Gaumen laben. An vielen hundert Plätzen im Lande giebt es auch seit lange schon geöffnete derartige Brunnen, welche unsere Karten nicht selten fälschlich als Ortschaften angeben. Dort stößt man oft auf ein sonderbares Leben und Treiben, das an Scenen aus dem alten Testamente erinnert, blökende Rinder, mäckernde Ziegen und weiße, dunkle oder schwarze Menschengestalten begegnen sich, die sich freundlich begrüßen und ihre Erlebnisse auf dem Zuge durch die anstoßenden Wüsten austauschen, Hirten, Händler und Krieger.

In ähnlicher Weise, wie der durchlässige Sandboden der eigentlichen Flußthäler, halten auch enge, kühle Nischen und Kammern in dem festen Gestein der Gebirge das Regenwasser zurück. Es sind dies die sogenannten Wasserbänke, deren Inhalt freilich nicht selten unrein, übelriechend und daher, wenn unabgekocht genossen, fiebererzeugend ist. Oft jedoch findet man auch hier ein gesundes und reichliches Naß. So stieß ich in der Nähe des noch wenig durchforschten Kuisibthales einst auf ein Wasserloch, das den Namen „Kraiport" (zu deutsch Krähenpaß) führte. Es hatte die Ausdehnung eines kleinen Sees, dazu gewährten ihm die ringsum aufsteigenden, senkrechten Felswände, deren Vorsprünge mit zahlreichen, neugierig niederlugenden Wildtauben besetzt waren, ein malerisches Aussehen. Seine Tiefe sollte nach Angabe der Eingeborenen mehr denn fünfzig Fuß betragen. Ein tüchtiger Trunk und ein kühles Bad, das ich hier nahm, erquickten mich nicht wenig. Als besonderes Curiosum erwähne ich noch, daß ich in einem dieser Regenwasserbassins sogar Fische in ansehnlicher Zahl traf, kleine Thierchen von großer Behendigkeit, Fische in der Wüste!

Diese Bassins sind die Wohlthäter des Landes. Ohne sie wäre es, wenn man nicht große Wasservorräthe mit sich führen wollte, absolut unmöglich, hier zu reisen, und da sie oft weit von einander abliegen oder sehr versteckt sind, bedarf man guter, landeskundiger Führer, will man nicht in Gefahr kommen, zu verdursten.

Mit der Anführung dieser Naturreservoirs habe ich aber auch schon die ganze Hydrographie des Landes erschöpft. Es giebt keine blauen Seen, keine glänzenden Flüsse, keine rauschenden Bäche und murmelnden Quellen. Majestätisch ragen auch hier schöngeformte Hochgebirge zum Himmel empor, aber sie haben nichts von dem Zauber unserer Berge, es fehlt ihnen der Pulsschlag der Gewässer, dieser Adern eines Landes, und darum sind sie todt, voll schrecklichen Schweigens.

Diese Wasserarmuth von Deutsch-Südwestafrika führt nun aber, abgesehen von dem eben erwähnten Mangel an Romantik, noch eine ganze Masse von anderen recht prosaischen, folgeschweren Wirkungen mit sich, von denen eine allerdings sogar eine sehr vortheilhafte genannt werden muß. Sie bezieht sich auf das Klima.

Man weiß ja, wo Tropenhitze — unsere Colonie wird in ihrer Mitte etwa von dem 20. Grade südl. Br. geschnitten — mit Feuchtigkeit sich paart, da giebt es keinen guten Klang, da kommen die bösen Fieber, die Afrika so discreditirt haben in aller Welt. Die Hitze an und für sich ist in diesem Erdtheil nicht einmal überall so besonders groß. In dieser Hinsicht leistet Asien ganz Anderes. In Turkmenien beobachteten russische Officiere vor 2 Jahren wiederholt Schattentemperaturen von 40 und selbst 50° R. Soldaten, die ins Freie traten, fielen dort oft sofort todt zu Boden. Von Afrika sind solche excentrische Temperaturen, so viel ich wenigstens weiß, abgesehen etwa von dem Rothen Meere, diesem Kochtopfe der alten Welt, noch kaum gemeldet worden. In dem berüchtigten Camerun maß ich meist nur 26—30° NB. Celsius! Und doch ist diese geringe Hitze so unglaublich lästig wegen der gleichzeitigen großen Feuchtigkeit, die die Ausdünstung des Körpers verhindert und das Athmen erschwert wie in einem Treibhause. Diese Uebelstände fehlen nun aber gänzlich in unserer westafrikanischen Besitzung, dessen Klima vielmehr eins der angenehmsten und gesündesten ist, die es giebt.

Nur nahe an der Küste erscheinen nächtlicher Weile Nebel, die allerdings so dicht niedergehen, daß man oft meint, es regne, während sie doch nicht im Stande sind, die dort besonders sterile Landschaft auch nur einigermaßen zu befruchten. Einen merklich schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben übrigens auch diese Nebel nicht. Walfischbai ist kaum weniger günstig gestellt in sanitärer Hinsicht, als die Orte im Innern. Von diesen Küstennebeln und der erwähnten kurzen Regenzeit abgesehen, kennt das Land keine Verdüsterung des Firmaments. Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein strahlt dasselbe im gesättigtsten, fast schwarzen Blau nieder, in der Nacht dem reichen Sternenhimmel mit seinem Paradestück, dem „südlichen Kreuze", volle Gelegenheit bietend, seinen Glanz zu entfalten, während bei Tage hinwiederum die mannigfaltigsten Tinten, vom duftigen Rosa bis zu dem düstersten Schwarz des Schattens, über die zahlreichen Höhen des Landes sich legen.

Natürlich bedingt diese Klarheit der Atmosphäre auch eine bedeutende Entfaltung der südlichen Sonne. Temperaturen von 30—36° C. sind nichts Seltenes. Indeß tritt diese Hitze kaum jemals so merklich auf, daß man an der Arbeit oder der Bewegung im Freien gehindert würde, zumal gerade in der Mittagszeit mit außerordentlicher Regelmäßigkeit ein überaus erfrischender Wind aufzuspringen und dann bis gegen Abend anzuhalten pflegt. In der Nacht aber ermöglicht die trockene Beschaffenheit der Luft in Verbindung mit der hohen Lage des Binnenlandes eine ganz enorme Erniedrigung der Temperatur, die nicht selten bis 5° C. und mehr unter Null geht und den Boden mit Eiskrusten bedeckt, beiläufig eine Erscheinung, die gewiß bewirken müßte, daß die dortigen, bis über 8000 Fuß aufsteigenden Hochgebirge auch ewigen Schnee tragen und so Wasserreservoirs abgeben würden, wenn eben nicht die Atmosphäre zu trocken wäre.

Man wird schon erkennen, daß die eben angegebenen meteorologischen Verhältnisse sanitärisch günstig wirken müssen. In der That wird man dort auch bei einiger Vorsicht und Schonung kaum je mit dem Fieber, dieser Geißel Afrikas, Bekanntschaft machen. Ebenso fehlen andere Tropenkrankheiten, wie Dysenterien u. s. w., gänzlich. Die Eingeborenen, obwol sie bei der Armuth des Landes sich sehr kümmerlich nähren und den Excentricitäten des Klimas oft nur sehr unzureichende Hüllen entgegenzustellen haben, sterben meist lediglich an Altersschwäche und ebenso gedeihen die eingewanderten Europäer nicht weniger wie ihre dort zur Welt kommenden Kinder vortrefflich. In dieser Hinsicht dürfte kein anderes Tropenland so leicht mit unserer jungen Colonie da unten concurriren können. Hervorragende Aerzte unserer Marine empfehlen dieselbe sogar zur Anlegung von Gesundheitsstationen für Mannschaften und Reisende, die krank aus anderen Tropenregionen kommen.

Doch damit haben wir auch schon die Lichtseiten der Trockenheit des Landes erschöpft. Wir kommen nun zu den vielen und großen Schattenseiten, die mit derselben verbunden sind.

Nennen wir das Unglück gleich mit einem Worte: Wir brauchen eine Auswanderungs-, eine Ackerbau-Colonie, die den Ueberschuß unserer Bevölkerung aufnehmen könnte, ohne daß derselbe uns, wie in den Gebieten anderer Nationen, allmälig entfremdet würde. In Damara- und Namaland hoffte man seines günstigen Klimas wegen ein Terrain für eine solche Filiale des Deutschthums gefunden zu haben, in Wahrheit eignet es sich aber dazu ebenso wenig wie unsere anderen Colonien, Camerun, Ostafrika u. s. f.

Warum? Das werden schon meine bisherigen Ausführungen ahnen lassen. Klarer noch dürfte es ein Blick auf die spontane Bewachsung des Bodens dortselbst machen. Das Terrain in unserer südwestafrikanischen Besitzung zeigt vorzugsweise zwei Formen: Hochebenen von geradezu unermeßlicher Ausdehnung und inselartig auf dieselben aufgesetzte Gebirgsstöcke. Diese letzteren, die entschieden einst von viel größerer Ausdehnung waren und vielfach infolge der rapiden Verwitterung, welcher sie unter der heißen Sonne und der so abnorm trockenen Atmosphäre unterliegen, die Hochflächen gebildet haben, beziehentlich noch fort und fort zerfallend bilden, sind, so malerisch sie auch von Weitem erscheinen, in Wahrheit doch nur ungeheure Schutthaufen von fast absoluter Sterilität. Nur cactusartige, sehr giftige Wolfsmilcharten und Aloës, letztere auch in Form wirklicher, aber immer nur ganz vereinzelt stehender Bäume (Aloë dichotoma), kommen daselbst noch vor. Diese Erhebungen sind also, agriculturell betrachtet, in der That hoffnungslos und zwar für immer.

Besser scheint es mit den erwähnten Hochflächen zu stehen, die das bei Weitem größte Areal des Landes bilden. Diese sind keineswegs unfruchtbar, sondern fast allenthalben mit einer ansehnlichen Grasdecke überzogen. An Wiesen in unserem Sinne, an „schwellende, grüne Teppiche" darf man jedoch auch hier nicht denken.

Das Gras ist nur in der kurzen Regenzeit von frischerer Farbe, sonst jedoch entweder aschgrau oder noch mehr strohgelb, so daß diese enormen Flächen das Aussehen riesiger Stoppelfelder gewinnen. Ebenso wenig bilden diese Gräser, zumeist Halmengewächse, eine zusammenhängende, den Boden überkleidende Grasnarbe, vielmehr stehen sie immer nur in Büscheln zusammen, zwischen welchen das Erdreich zum Vorschein kommt. Dabei wird dieses Gras jedoch oft mannshoch und ist sehr nahrhaft, wie die Hunderttausende von trefflich gedeihenden Rindern beweisen, welche von den Eingeborenen dortselbst gezüchtet werden.

Man erkennt aus diesen flüchtigen Strichen, daß das Land vorzugsweise den Charakter der Steppe trägt. Und den wird es auch behalten. Wol würden diese riesigen Hochebenen unter künstlicher Bewässerung auch Getreide hervorzubringen im Stande sein, indeß die kostspieligen Anlagen, welche nöthig wären, um die Regenbäche der Hochgebirge abzudämmen oder gar, um aus den tiefen Erosionsthälern der Flüsse das befruchtende Naß heraufzuheben und über die meilenweiten Gefilde zu vertheilen, lassen derartige Gedanken und Pläne als Hirngespinnste erscheinen. Es bleibt demnach daselbst nur Aussicht für den Viehzüchter, für den hier, wo die Natur ihm selbst das Heu macht und Ställe ganz überflüssig sind, wo eine südliche Sonne eine rasche Vermehrung der Thiere mit sich bringt, die Verhältnisse allerdings sehr günstig liegen. Aber — Viehzucht gestattet immer nur eine dünn gesäete Bevölkerung, an eine Massenauswanderung Deutscher dorthin ist also keinesfalls zu denken.

Doch die Thäler, sagt man, mit dem verborgenen Wasserreichthum, den du selbst zugegeben! Ganz recht, hier ließe sich, vielfach sogar mit Leichtigkeit, etwas erreichen. Trifft man doch daselbst mehrfach auch eine recht üppige freiwillige Bewachsung. Akazien der verschiedensten Art, darunter auch solche beiläufig, welche Gummi arabicum liefern, das jedoch nur erst wenig ausgeführt, viel häufiger dagegen von den Eingeborenen als Delicatesse verzehrt wird, ferner Ebenholzbüsche, namentlich da, wo im Boden Wasser steckt, Ricinusstauden u. a. m. bilden hier nicht selten ganze Wälder von schier undurchdringlicher Dichtigkeit und an solchen Punkten erhebt sich das sonst so wenig anziehende Gebiet selbst zu bedeutender landschaftlicher Schönheit.

Es sind auch in diesen Thälern bereits recht erfreuliche Anfänge mit Ackerbau gemacht worden. So sieht man, wenn man von der Walfischbai nach Otyimbingue reist und dabei zuletzt eine Art Sattel überschreitet, plötzlich das breite Swakopbette zu seinen Füßen, das einer prächtig grünen Wiese gleicht. Das sind die Kornfelder der Einwohner jenes großen Ortes im Binnenlande und daß dieselben ein sehr gutes Product liefern, das erkannte ich, als ich von dem daraus gewonnenen Brode aß. Unter reichlichem Begießen aus im Flußbette angelegten Wasserlöchern zieht man dort sogar Gemüse, Zwiebeln, Gurken, Salat, Kartoffeln 2c., sowie Blumen, ja, in dem gleichfalls im Flußbette oder doch dicht an demselben belegenen Garten des deutschen Reichscommissars fehlt neben verschiedenen mächtigen Palmen selbst ein süße Spenden liefernder Weinstock nicht, wie denn jenes ganze Gebiet überhaupt mehrfach für Weinbau sich eignen dürfte.

Gewiß, das ist Alles recht schön, aber der Thäler sind wenige und daher dürften daselbst immer nur vereinzelte Colonisten ein allerdings leichtes Leben sich schaffen können.

Leider findet auch weiter nach der Mitte des Continents hin eine Besserung der Bodenverhältnisse nicht statt, vielmehr sinkt dortselbst das Land nach wenigen hundert Kilometern von der Küste in der berüchtigten Kalahari wieder zur völligen Wüste herab, wie es an der Küste, dicht hinter Walfischbai, mit einer solchen, der Namib, begann. Ueberhaupt ist, um das an dieser Stelle nachzutragen, die Gestadezone die unerquicklichste im ganzen Gebiet. Hohe, grellgelbbraune Sanddünen, die sich vor dem Auge wie ein endloser Riesenwall hinziehen, wehren hier dem Eindringling und so ist denn Afrika, der ungastlichste aller Erdtheile, auch in diesem Theile feindselig abgesperrt, ähnlich wie weiter gegen den Aequator zu durch die entsetzlichen Mangrovesümpfe, die der Schrecken aller Derer sind, welche sie passiren mußten.

Es ist kein erfreuliches Bild, das wir hier zeichneten, und vielleicht wird nun Mancher sagen: Warum denn also nicht die ganze Acquisition wieder aufgeben, zumal uns die Eingeborenen daselbst jetzt gerade solche Schwierigkeiten bereiten und möglicher Weise kriegerische Maßnahmen, wie solche bekanntlich unter Commando des bekannten Afrikareisenden Hauptmann v. François bereits eingeleitet wurden, noch für lange Zeit nöthig sein werden?

Nun, glücklicher Weise ist trotz und alledem dieser Gedanke nicht berechtigt; unsere südwestafrikanische Colonie, scheinbar das Aschenbrödel und Schmerzenskind unter unseren jungen überseeischen Erwerbungen, stellt in Wahrheit vielleicht die werthvollste unter all denselben dar, nicht freilich durch das, was auf dem Boden, als was unter demselben ist. In ähnlicher Weise waltet die Vorsehung ja auch anderwärts, im Menschenleben. Sie vertheilt ihre Gaben planmäßig, giebt nicht Einem Alles, sondern Diesem Schönheit, Jenem geistige Vorzüge u. s. w. Wie oft birgt sich hinter unscheinbaren Zügen ein reiches Herz!

So hat auch Südwestafrika, die Sandbüchse, der Riesensteinhaufen, die Wüste, große unterirdische Schätze erhalten. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß wir es hier mit einem bergmännischen Terrain von hervorragender Bedeutung zu thun haben. Daß Kupfer daselbst vorkomme, vorzugsweise als Malachit, Lasur, Buntkupfererz und Kupferglanz, wußte man schon lange und zeitweilig ist dasselbe sogar von Engländern abgebaut worden. Es tritt fast überall im Lande, oft in ganz unglaublichen Massen, zu Tage. Daneben hat man im Laufe der Zeit noch andere nutzbare Mineralien entdeckt, so Blei (als Bleiglanz), Graphit, Quecksilber, Eisen (dieses in allen möglichen Formen, als Magnetit, Hämatit u. s. w.), vornehmlich aber Silber und Gold. Von dem Vorhandensein des letzteren berichten Reisende, die von der Capcolonie aus über den Oranje eindrangen, schon im vorigen Jahrhundert. Neuerdings ist dasselbe in eingelieferten Proben durch Analysen der berühmtesten Probiranstalten Deutschlands sicher und auch in abbauwürdiger Menge nachgewiesen worden, wie seiner Zeit ja auch der Herr Reichskanzler im Reichstage mittheilte. Nach den ersten Recognitionsexpeditionen, von denen auch der Schreiber dieser Zeilen eine mit Erfolg zu führen das Glück hatte, sind bereits andere ausgezogen, deren Absehen schon auf die Einleitung eines regelrechten Abbaues gerichtet ist.

Wenn, wie zu verhoffen steht, die gegenwärtigen Unruhen dort unten, welche, wie man weiß, nur aus der Aufhetzung durch gewissenlose, neidische Engländer hervorgingen, ein Ende erreicht haben werden durch maßvolles und zugleich energisches Einschreiten unserer Reichsregierung, so dürfte dann das jetzt so öde und traurige Land bald ein anderes Gesicht bekommen, wie ähnlich beschaffene Erdstellen es vordem erlebt haben. Die Fäustel werden hämmern, Pochwerke poltern, Knappen mit der Blende auf der Brust in die Tiefe der Erde steigen. Die Wüste, in der der Landwirth keine Stätte des Wirkens fand, wird der Bergmann beleben, Ortschaften werden aus dem Boden schießen, die ihre Bedürfnisse nicht in dem armen Lande, wol aber aus dem fernen Vaterlande decken und damit dem letzteren eine neue Absatzquelle erschließen werden.

Möchte nur in dem Maße, wie dann das edle Erz ausströmen wird, nicht zugleich all das Schlechte, was mit der Goldgewinnung so oft einhergeht, eindringen, vielmehr dem Lande, in welchem treue deutsche Geistesarbeit schon Bewunderswerthes geschaffen, die vollsten Segnungen der Cultur gebracht werden! Etwas Weiteres hierzu in einem nächsten Artikel.

Bücherbesprechungen.

— Mit dem letzterschienenen Bande vollendet das Neue Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von H. Ermisch, das erste Jahrzehnt seines Bestehens. Das zeitliche Zusammentreffen dieses Jubiläums mit der achthundertjährigen Jubelfeier des Hauses Wettin bietet ihm eine willkommene Gelegenheit, diesen Band mit einer gelungenen Abbildung der Denkmünze zu schmücken, welche der k. sächsische Alterthumsverein zu diesem Feste hat prägen lassen. Was den Inhalt desselben betrifft, so schließt sich dieser ebenbürtig dem seiner Vorgänger an und eine kurze Uebersicht wird leicht erkennen lassen, in wie mannigfacher Richtung er zur weiteren Förderung unserer Landesgeschichte beiträgt. Ein Aufsatz von Wold. Lippert, Meißen und Böhmen in den Jahren 1307—1310, beschäftigt sich mit der Untersuchung über das Datum des von den Wettinern mit König Heinrich (von Kärnthen) von Böhmen geschlossenen Vertrags, der von den Einen in das Jahr 1307, von Andern später gesetzt wird. Mit gutem Grunde setzt der Verf. diesen Vertrag, dessen in drei Entwürfen vorhandener, bisher aber nur in einem von Palacky gegebenen deutschen Auszuge bekannter Text hier zum ersten Male veröffentlicht wird, in den Herbst oder Winter

1309/10, wo Heinrich durch die ihm von König Heinrich VII. von Luxemburg drohende Gefahr sich bewogen fand, den Wettinern weitgehende Zugeständnisse zu machen. Der Preis, den dann die Wettiner für ihren Rücktritt von der Sache des Wettiners und ihren Uebertritt zu dem Luxemburger Johann ernteten, war der Verzicht auf die Ansprüche des Reiches auf Thüringen und Meißen. — Herm. Knothe, der unermüdliche Arbeiter auf dem Gebiete der Specialgeschichte seiner lausitzer Heimath, bespricht kurz die von Früheren unerwähnt gelassenen Projecte, die in Bezug auf den Besitz der Herrschaft Seidenberg (-Reibersdorf) während der Jahre 1622—30, d. h. nach der Aechtung ihres Besitzers Christoph v. Rädern und bevor sie an Christoph v. Nostitz verkauft wurde, gemacht worden sind. — A. Gaedeke giebt Zur Politik Wallenstein's und Kursachsens in den Jahren 1630—34 zwar keine zusammenhangende Darstellung, sondern nur auf Grund der anhangsweise mitgetheilten Actenstücke aus dem Dresdner Archive einzelne hervorgehobene Momente, berührt aber damit einen Gegenstand, der neuerdings durch die theils von ihm selbst aus der genannten Quelle, theils von Anderen aus den Archiven von Stockholm, Hannover und Berlin geschöpften Aufschlüsse zur Beurtheilung von Wallenstein's Schuld oder Unschuld ein besonders actuelles Interesse gewonnen hat. — In die Geschichte der Pädagogik führt uns die Mittheilung Georg Müller's über den Versuch zur Gründung einer Ritterakademie in Dresden 1674, zu welcher der Plan von dem Pagenhofmeister Joh. Pascher in Halle entworfen worden war. — W. v. Seidlitz führt die frühesten Nachahmungen des Meißner Porzellans auf; er hat deren zu den in Plaue a. d. Havel und zu Wien noch eine dritte zu Venedig ermittelt, wohin die Kunst 1720 durch den später auch in Schweden thätigen Meißner Emailleur Ch. K. Hunger gebracht wurde. — Als Held des von M. J. Herz gelieferten Beitrags „Ein verhängnißvolles Zeugniß" spielt 1721 ein Schwindler Namens Neidhardt auf einem durch den Haß zwischen Orthodoxie und Pietismus gebildeten Hintergrunde. — L. Schwabe in „Kursachsen und die Verhandlungen über den Augsburger Religionsfrieden" ist, obgleich er sich ausführlich über sie verbreitet, geneigt, die Bedeutung dieser Verhandlungen geringer anzuschlagen als bisher meist geschehen, wie Ref. meint, selbst zu gering, wenn er behauptet, daß mit der bloßen rechtlichen Sicherstellung des evangelischen Kirchenwesens noch so gut wie nichts erreicht worden sei. Denn so vollständig ihm darin beizupflichten ist, daß „es auch künftighin nicht der Buchstabe des Gesetzes sein wird, welcher die alte Kirche zu einer Duldung der neuen bewegen wird, deren Existenzberechtigung sie im Principe verneint, sondern vielmehr die lebendige und thatsächliche Macht dieses gegnerischen Bekenntnisses selbst", so ist doch jene rechtliche Sicherstellung damals für sie etwas ganz Unentbehrliches gewesen, mehr noch als der römischen Kirche den Reichsgewalten gegenüber. — Bergamtsdirector C. E. Leuthold stellt Untersuchungen zur ältesten Geschichte Freibergs an, nämlich über den Antheil der Cistercienser von Altzelle an dem Aufkommen des dortigen Freibergs, auf den freilich weder vom Verf. noch von Prof. Zirkel zuerst hingewiesen worden ist, über den Zusammenhang zwischen Goslar und Freiberg und über des letzteren älteste Stadtviertel und Einwohner. — Eine besondere Hervorhebung und Beachtung in den weitesten Kreisen verdient der Aufsatz des Herausgebers H. Ermisch über die sächsischen Stadtbücher des Mittelalters. Die Verwerthung dieser als historischer Quellen ist noch eine ziemlich junge. Erst seitdem Homeyer 1860 auf die Wichtigkeit dieser Urkunden nicht blos für die Stadt- sondern auch für die Rechtsgeschichte hingewiesen, hat sich die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Ihre Anlegung datirt von der Ausbildung eines städtischen Kanzleiwesens, die wiederum mit dem Ausbau der städtischen Verfassung in genetischem Zusammenhange steht. Wahrscheinlich erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zu derselben Zeit, wo auch die ersten Spuren einer städtischen Buchführung bemerkbar werden, entstand das Amt eines ständigen Stadtschreibers, das ab und zu wol von einem Geistlichen oder auch vom Schulmeister, in den meisten Fällen jedoch von einem Juristen bekleidet wurde. Fast überall wurde dieser der vornehmste Beamte des Rathes, hatte die gesammten Kanzleigeschäfte desselben zu besorgen, die Rechnung über das Geschoß zu führen, wurde zu Sendungen in auswärtigen Angelegenheiten gebraucht, versah auch die Stelle als Gerichtsschreiber, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die von ihm geführten Stadtbücher die auf das Rechtswesen und die mannigfaltigsten Verwaltungszwecke, auf die städtische Vermögensverwaltung und die Polizeigewalt bezüglichen Eintragungen, daneben Notizen über alle möglichen dem jeweiligen Stadtschreiber denkwürdig erscheinenden Dinge, und darunter nicht zum Wenigsten solche über die Privatangelegenheiten der Bürger enthalten, so ist leicht zu ermessen, welche reiche Fundstätte sie für die Kenntniß deutschen Lebens in einer fernen Vergangenheit bilden. In Homeyer's Verzeichniß ist nicht eine einzige Ortschaft der wettinischen Lande vertreten. So viele Stadtbücher jedoch in diesen, sei es durch Sorglosigkeit, sei es durch wiederholte Kriegsdrangsale, zu Grunde gegangen sein mögen, so hat doch der Verf. bei seinen Revisionen städtischer Archive feststellen können, daß die Zahl der dem Verderben entgangenen dennoch keine unbedeutende ist. Auszüge aus ihnen hat er bereits in das Urkundenbuch von Freiberg, Cod. dipl. Sax. reg. 11, 14, in ziemlichem Umfange aufgenommen. Erhalten haben sich sowol die Stadt- als die Gerichtsbücher nur in Chemnitz, Grimma und Leipzig; aus letzterem Orte ist auch die älteste Nachricht über ein Stadtbuch überliefert; dort wird nämlich schon 1292 ein liber civium genannt. Dann folgen der Zeit nach Grimma, Freiberg, Plauen, Kamenz; alle übrigen noch vorhandenen Stadtbücher entstammen erst dem fünfzehnten Jahrhundert. Es sind dies die von Bautzen, Borna, Chemnitz, Colditz, Crimmitschau, Dahlen, Dresden, wo sie lange als verloren galten und erst neuerdings durch O. Richter wieder aufgefunden worden sind, Frauenstein, Geising, Hartenstein, Königstein, Leipzig, Löbau, Lommatzsch, Lößnitz, Mittweida, Oschatz, Pegau, Pirna, Roßwein, Thum, Zwickau. An dieses Verzeichniß knüpft der Herausgeber die Bitte, ihm über etwa neuerdings sich noch auffindende Handschriften dieser Art gefällige Mittheilung zu machen. Wie angebracht diese Bitte ist, lehrt eine Notiz über einen in Bautzen gemachten Archivalienfund. Dort bemerkte Ermisch bei Gelegenheit seiner Rundreise auf dem Rathhause zufällig einen alten Schrank, über dessen Inhalt ihm Niemand Auskunft zu geben vermochte, weil der Schlüssel dazu seit undenklichen Zeiten verloren sei. Als ein sofort herbeigeholter Schlosser den Schrank geöffnet hatte, zeigte sich derselbe mit Archivalien gefüllt, die vorläufig noch einen ungehobenen Schatz darstellen. Aber nach Knothe's Schätzung beläuft sich die Zahl der wohlerhaltenen, theilweise bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückgehenden Pergamenturkunden auf 250 bis 300 Stück und nur ganz wenige davon sind bereits bekannt. Sollte sich nicht vielleicht auch an anderen Orten ein solcher vergessener Schrank vorfinden, zu dem seit undenklicher Zeit der Schlüssel verloren gegangen? Zum Schluß sei noch der reichen Fülle von kleineren Mittheilungen, sowie der Uebersicht über die Literatur zur sächsischen Geschichte gedacht, die auch dieser Band gleich den früheren enthält. Möge das Neue Archiv fernerhin wie bisher gedeihen! Th. Flathe.

W—k. Von der „Bibliothek der Sprachenkunde" oder „Kunst der Polyglottie" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag), wovon bereits die früheren Erscheinungen in diesen Blättern besprochen worden, liegen ferner vor:

Die Kunst, die Schwedische Sprache durch Selbstunterricht zu erlernen. Von J. C. Poestion.

Die Kunst, die Italienische Sprache schnell zu erlernen. Von Laurenz Fornasari Edlen v. Verce. 2. Aufl.

Die Kunst, die Englische Sprache in kürzester Zeit durch Selbstunterricht sich anzueignen. Von R. Blairbrook. 3. Aufl.

Daß es eine Kunst ist, eine lebende Sprache durch Selbstunterricht zu lernen, kann zugegeben werden, denn der natürliche Weg bei Erlernung einer Sprache geht selbstverständlich durch Ohr und Mund. Am richtigsten ist es, bei einem tüchtigen Lehrer Unterricht zu nehmen, der die betr. Sprache gründlich versteht. Doch nicht Jeder mag Zeit und Gelegenheit haben, und in solchen Fällen können derartige Hilfsbücher immerhin dazu helfen, wenigstens einen Einblick in die Beschaffenheit der Sprache zu bekommen und sich das Nothwendigste anzueignen, worauf dann später, wenn man in das fremde Land kommt, weiter fortgebaut werden kann. Obige Bücher enthalten das Wichtigste über die Aussprache, die grammatischen Regeln mit dem nöthigen Material, sowie Lesestücke mit Wörterverzeichniß. Daß in der Schwedischen Sprachlehre die Uebungs-Aufgaben fehlen, halten wir bei einem Leitfaden, welcher vorzugsweise den praktischen Zweck im Auge hat, nicht für gut, obgleich im Uebrigen anerkannt werden muß, daß der Verf. den grammatischen Theil mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt hat. — Aus demselben Verlage liegt vor: Handels-Correspondenz. Theoretisch und praktisch dargestellt von Gustav Burchard. 4. Aufl. 1. Lieferung. Das Buch hat Briefformat und bringt verschiedene Musterbriefe, die abgeschrieben werden sollen. Dies ist nach des Verf. Meinung das geeignetste Mittel, ein tüchtiger Handels-Correspondent zu werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 129. Dienstag, den 29. October. 1889.

Ein Ausflug nach Tatoi, Lustschloß des Königs Georgios.

Von Dr. Julius Centerwall.*)

Ein übliches Ziel für die Athener, die sich einen Nachmittag oder einen Sonntag vertreiben wollen, ist das hübsche Kifisia, nach welchem eine etwa 12 Kilometer lange Eisenbahn bis in die Nähe von der Quelle Kefalári, d. i. der Quelle des Flusses Kifisós, führt. Der Ort liegt auf einem Absatz des Pentelikon mit guter Bewässerung und guter Beschattung, wo Orangen- und Citronenbäume wachsen, deren Früchte jedoch den italienischen weit nachstehen. Im Allgemeinen kann das griechische Portokállo oder nerántsi sich nicht mit der herrlichen arrancia Italiens messen.

In Kifisia haben viele vermögende Athener ihre zum Theil prachtvollen Landhäuser. Eins der besseren griechischen Hotels, mit einem großen im Sommer stark in Anspruch genommenen Ballsaal, beherbergt viele Besucher dieses Ortes, der schon im Alterthum als Villegiatur diente. Auch befindet sich hier eine Badeanstalt, wo man, wie in Faleron, oft den von dem Nutzen der Hydrotherapie fest überzeugten Schliemann begegnen kann. Verschiedene andere Gasthäuser und Cafés laden auf gute, nicht theuere Erfrischungen ein, man hat in Griechenland nicht viel Geld und will billig leben. Der übliche Sammelplatz für die Reisenden ist ipo ton plátanon, — unter der Riesen-Platane — auf dem Marktplatz, ein wunderbar schöner Baum mit den dunkelgrünen ausgezackten Blättern und stacheligen Früchten. Man wird aus einem Café dicht dabei bedient. Hier halten Equipagen und Reiter still, während die Militärmusik Sonntags ertönt, hier sieht man auch die Handwerkerfamilien Peter Squenz, Klaus Zettel, Matz Schlucker aus Athen schwatzend und lachend, so weit es der, in der Anlage eigentlich melancholische Volkscharakter zuläßt. Von den höher gelegenen Punkten ist die Aussicht über die Olivenwälder, die Ebene, die Berge und das Meer hinreißend und es ist sehr leicht auf dem Balkon „Europas“ fünf gerade sein zu lassen und das Aufbrechen bei einem Glas Kifisiawein — weißen oder rothen — áspro ì mauro — eine der besten Sorten Griechenlands — zu versäumen. Hier endigt, nach dieser Seite hin, vorläufig die Eisenbahn, nachdem sie sich bei Arakli nach Laurion abgezweigt hat.

* * *

An einem herrlichen Herbst-Sonntag hielt auf der Eisenbahnstation bei Kifisia, auf eine heitere Gesellschaft aus Athen wartend, ein offener Stellwagen Leoforion Volksfuhre, wie es hier genannt wird, nachdem der s. Z. gemachte Vorschlag, einen solchen omnibús, Genitiv omnibúntos zu nennen, glücklicherweise keinen Anklang fand.

Aus einem Coupé steigen bald einige flinke Burschen. Erst einer in der Länge von drei Ellen und einer Handbreite darüber, heißt übrigens Friedrich v. Duhn aus Heidelberg, weit bekannt in archäologischen Kreisen; dann folgt ein noch berühmterer und nur sehr wenig kleinerer Straßburger Professor Adolf Michaelis, darauf zeigt sich ein stämmiger, gemüthlicher Friese mit dunkeln Augen und dito Bart Dr. Lolling, weiter eine vierschrötige Figur, mit einer etwas jüdischen Napoleonstype, der Sprachforscher Prof. Gust. Mayer aus Gratz, dann ein kleiner, dunkelbärtiger Mann mit großen kindlich treuherzigen Augen, der Bildhauer Richard Grüttner, auf der Route nach Olympia, um das dortige Museum zu ordnen. Den Schluß macht ein schwedischer seinen Urlaub genießender Pädagog. Eingefunden auf dem Platze hatten sich bereits Prof. Milonás aus Athen, ein Specialist in antiken Spiegeln, und seine alte, lebhafte Frau. Als die Beine Duhn's nicht ohne einigen Krakehl glücklich untergebracht waren, nachdem ein Vorschlag, für diese ein besonderes Pferd zu miethen, an dem Widerstand des zunächst dabei Betheiligten gestrandet war, und nachdem ich neben der Frau Professorin, die kein Deutsch spricht, eingestaut war, setzte sich die Volksfuhre in Bewegung gen Tatoi, das frühere Dekeleia, wohin König Georgios, wenn er in Griechenland weilt, sich von den politischen Zänkereien zurückzieht.

Der Weg steigt allmälig und führt so dicht unter den Olivenbäumen hin, daß unsere Hüte fortwährend gefährdet waren. Später ändert sich die Scenerie. Der Kifisos fließt durch tiefe Einschnitte, das okerfarbige Wasser sticht scharf ab gegen die hellgrüne Einfassung der Pinien. Ueber den Fluß führt eine muthmaßlich nicht übermäßig solide Brücke, wenigstens ersuchte uns der Kutscher, wir möchten aussteigen und zu Fuß hinüberschreiten. Jetzt folgt eine Haidelandschaft. Die rothen Haideblumen zwischen den grünen Tamariskensträuchern verkündigen, daß der Herbst im Anzuge ist, was der kalte Nordwind bestätigt. Im Hintergrunde zeigt sich das Parnesgebirge in bläulichem Schimmer, über welches die Schatten der vorüberziehenden Wolken eine ähnliche Abwechselung bringen, wie sie der sich ändernde Ausdruck eines schönen Gesichts gewährt.

Es ist mit der Sorge um das Essen, wie Cicero von den Studien sagt, sie folgt uns auf die Reise. Die Griechen klären uns darüber auf, daß das Gasthaus in Tatoi trotz der Nähe der Königswohnung sehr wenig europäisch eingerichtet sei, und wir würden doch wol ein gemüthliches Sonntags-Mittagsbrod haben wollen. Glücklicherweise begegnen uns zwei Albaneserinnen in ihrer schweren wollenen Tracht, die Truthühner treiben, und wir erstehen zwei dieser edlen Thiere. Der Kutscher bindet sie an den Bock in einer Weise an, daß er unmöglich actives Mitglied eines Thierschutzvereins sein kann. Unserem weichherzigen Protest begegnet er nur mit einem überlegenen Lächeln.

Bald, je wie der Weg steigt, wird die Landschaft üppiger. Die Aussicht auf Weingärten eröffnet sich zwischen wahrhaft prächtigen Pinien, die immer dichter werden und an die Nadelwälder des Nordens erinnern. Aus dem Waldmeere lugen Gebäude mit nordischem Aussehen; es sind die Wohnungen des Hof- und des Verwaltungspersonals. Die uns begegnenden Bauern sehen behäbig und vergnügt aus; es scheint, daß König Georgios eine gute Herrschaft für sie ist.

Unser Fuhrwerk geht seinen gemüthlichen Trab bergauf, lenkt auf einen Seitenweg ein und hält bald vor dem Wirthshause an, das von außen nicht übel, im Innern aber etwas sehr griechisch, doch immerhin besser, als wir erwartet hatten, aussieht. Hr. Milonas tritt in Unterhandlungen mit dem Wirth, indeß wir die Umgegend in Augenschein nehmen.

Was, nächst der königlichen Opferwilligkeit und der reichlichen Versorgung mit Wasser, Tatoi zu einem Mustergut gemacht hat, das kaum seines Gleichen in dem ganzen Lande findet, ist der Betrieb seiten eines dänischen Forstmannes, Namens Mynter, der

*) Aus dem noch ungedruckten „Hellas und die Levante“ deutsch von C. B. Lorck.

als Verwalter angestellt ist. Im ganzen Attika, ja weit über dessen Grenzen, ist Münter, obwol ein Franke, wie jeder Ausländer in der Levante heißt, hochgeachtet und sehr beliebt, was man selbstverständlich findet, wenn man mit dem freundlichen Manne in seiner schönen mit Kunstsachen und theueren Waffen geschmückten Wohnung gesprochen hat. Für den reisenden Schweden hatte die Stunde noch ihren besonderen Reiz, da er erst zum zweiten Male innerhalb dreier Monate sich seiner Muttersprache bedienen konnte. Mit dem liebenswürdigen Wirth fließt die Unterhaltung leicht bei einem Glas vortrefflichen Chateau Dékélie, von welchen uns einige Flaschen für unseren Mittag zugeschickt wurden.

Von der Verwalterwohnung ist nur ein kurzer Weg bis zu dem neuen, damals noch nicht fertigen Schloß, das von vieleckigen Steinblöcken aufgeführt wird, während alles Tragwerk von Eisen ist. Es steht zu hoffen, daß das fertige Gebäude hübscher aussehen wird, als nach dem Vorhandenen zu erwarten steht, das nur insoweit einen befriedigenden Eindruck machen kann, als daraus der einfache Sinn und die einfache Sitte des Königs herausleuchtet. Mit aller Einfachheit — denn das Schloß scheint ganz wie eine Privatwohnung eingerichtet zu werden, nur daß es etwas größer als eine solche wird — hat der König doch bis jetzt einfacher gewohnt und noch zwei Jahre nach der Erwerbung von Tatoi mußte derselbe mit einem gewöhnlichen attischen Bauernhaus sich begnügen.

Die Aussicht ist herrlich. Vor uns liegt die ganze Ebene Attikas, Kifissia, Likavitos, Akropolis und die anderen attischen Höhen und Berge. Ueber Parnes schweift der Blick weit über das Meer bis über Aegina hinaus.

Unter einem großen Baume vor dem Neubau frühstückten einige Adjutanten des Königs in Uniform. Mit der dem gebildeten Griechen innewohnenden Höflichkeit kam einer derselben uns entgegen mit der Frage nach unseren Wünschen, welche sich hauptsächlich darauf beschränkten, die Antiquitäten besuchen zu dürfen, die in einem Aussichtsthurme hoch oben auf der Bergspitze ausgestellt sind.

Als wir nach der Besichtigung herunter kamen, war das Mittagsmahl fertig und die Truthühner zeigten sich in neuer Gestalt; theilweise als Pilláf, d. h. in Reis gekocht, theilweise als ein etwas schwer zu kauender Braten. Dazu hatte Hr. Milonas einen Salat von Tomaten, Gurken, Kartoffeln und Bohnen zubereitet, der sehr gut gewesen wäre, hätte er nicht in einem entsetzlichen ladi (Brühe) geschwommen, doch mit Hülfe des guten, uns gespendeten Weines ging er doch herunter.

Nach Tisch beginnt eigentlich erst der antiquarische Theil unseres Tagewerks. Wir besteigen die Höhe, auf welcher das alte Dekeleia lag. Der Weg geht durch den dichten Wald. Wendet man sich um und überschaut die gegenüberliegende Höhe mit dem Schloß und den Villen, so dünkt man sich in eine nordländische Landschaft versetzt, namentlich gegen Abend. Um die Illusion vollständig zu machen, hat man, wie mir gesagt wurde, eine Anzahl Wölfe für die königlichen Jagden angeschafft, die jedoch für gewöhnlich in gutem Verwahrsam gehalten werden. Doch, die Natur des Südens verleugnet sich nie ganz. Auf den Feldern wachsen überall Massen der schönen Cyclamen, die wir im Norden einzeln zur Freude so vieler Blumenliebhaber in Töpfen behutsam ziehen. Und hat man die Krönung der Höhe erreicht, so steht man vor einem hübschen Häuschen, vielleicht die Gärtnerwohnung, dessen Außenwände mit den an einem Spalier sich schlängelnden Weinranken bedeckt sind, an welchen Trauben hängen, so schwer, daß man glauben könnte, es sei eine davon im Stande, den Vorbeiwandernden zu tödten, wenn sie zufällig auf seinen Kopf herunterfiele. Und die Schutzseite gegen den steilen Abhang wird aus noch blühenden Oleanderbäumen gebildet; so groß jedoch, wie in Italien, werden sie nicht, und ein solches Prachtexemplar wie das, welches nach dem Casino dell' Aquila am östlichen Haupteingang zu Pompeji steht, habe ich in Griechenland nirgends gesehen. Noch erblickt man Theile der Mauern von Dekeleia. Wie bekannt, erwarb sich die Stadt ihre größte Berühmtheit während des peloponnesischen Kriegs. Ihre Besetzung durch die Spartaner leitete den letzten Act dieses für Athen so traurigen Dramas ein. Durch den vaterlandsverrätherischen Rath des Alcibiades bemächtigte sich der Feind im J. 413 v. Chr. dieses strategisch so wichtigen Punktes. Denn hier entspringen viele der Quellen, welche die Ebene bewässern und nun nach Belieben abgeleitet werden konnten. Die vortreffliche Aussicht verhinderte die Athener, irgend etwas zu unternehmen, ohne daß der Feind es bemerkte. Der Weg von dem kornreichen Euboia (Euvia) führte über Dekeleia. Auf dem Meere herrschte der spartanische Admiral Lysander. Und so mußte Athen schließlich sich seinen dorischen Todfeinden auf Gnade und Ungnade ergeben. Behielt auch die Stadt der Pallas noch lange den Ruhm des Reichthums und der Schönheit; mit ihrer politischen Bedeutung war es für immer vorbei.

Die Rückfahrt zeigte uns Attika in seiner Sonnenuntergangs-Färbung. Die Theilnehmer unseres Ausflugs werden nie dies prachtvolle Farbenspiel vergessen, welches sich uns an der früher erwähnten Brücke zeigte. Die terra di siena-Färbung der Schluchten war eine tiefrothe geworden, das Grün der Pinien glich dem der Birken im Frühjahr und darüber standen die großen scharfen Bergmassen im gesättigten dunkelblauen Ton. Eine Natur, einfach und edel, wie diese, mußte bei einem Volk, wie dem althellenischen, eine Kunst hervorrufen, deren Kennzeichen gerade die edle Einfachheit ist, die von Manchen nicht begriffen wird, aber die Brust eines gebildeten Menschen mit der Ruhe, zugleich mit der hohen Freude erfüllt, die hervorzurufen das höchste Ziel der Kunst ist.

Die große Farbenkünstlerin, die Sonne, verläßt das Feld ihrer Triumphe, wie wir uns Athen nähern; jedoch dort oben, auf der Akropolis stehen, scharf gegen den Abendhimmel gezeichnet, die Werke des menschlichen Geistes, welche sie durch mehr als zwei Jahrtausende beschienen hat: Parthenon, Erechtheion, die Propyläen, der Niketempel. Je, wie wir den Berg umfahren, tritt das Eine oder das Andere besonders hervor. Zwar sind die herrlichen Tempel durch Barbarenhand zerstückelt, aber die Siegesgöttin, welche die Athener unbeflügelt darstellten, als ein Zeichen, daß sie nicht daran denken möge, ihre Stadt zu verlassen, hat noch nicht ihre alte Wohnstätte preisgegeben. In Schönheit besiegte die Akropolis Athens alles das Herrliche, was uns die Vorzeit hinterlassen hat.

Römische Skizzen.

Von M. N.

V. In Tivoli. (Schluß.)

Unter den reizenden Ausflügen, die sich von Rom aus in die Umgegend machen lassen, sei es an die Meeresküste, sei es in das Gebirge, ist der nach dem im Sabinergebirge gelegenen Tivoli einer der lohnendsten; denn zu dem Naturschauspiel, das man dort genießt, kommt der Reiz antiker Erinnerungen.

So fuhren wir denn in einer kleinen Gesellschaft nach Tivoli hinaus; der Führer und das Haupt der kleinen Schaar war Herrmann Allmers, der ergraute Dichter, der vor 30 Jahren von Roms Herrlichkeit bezaubert seine „Römischen Schlendertage" schrieb, der auch Tivoli eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat. Während der Eisenbahnzug die still trauernde Campagna durchfliegt, erzählt er in launiger Weise von seinem ersten Besuch in Rom, das damals noch der Papst beherrschte und das noch nicht wie jetzt durch einen Schienenweg mit Tivoli in Verbindung stand. Vorbei geht es an Aquae albulae, in deren schwefelhaltigem Wasser schon in hohem Alterthum Kranke Genesung suchten. Immer näher kommt das Sabinergebirge, jetzt grüßen einen schon ganz nahe die Häuser des kleinen Städtchens, dort ein sprühender Wasserfall, dort noch einer; sie verschwinden wieder, der Zug hält, wir sind in Tivoli. Unbekümmert um die Hoteldiener, die den unwissenden Fremden gern einfangen möchten, wandern wir über den Ponte Gregoriano in die Stadt hinein; in einer nicht allzuvornehmen Trattoria wird gegessen, in einem Kaffeehaus schnell eine Tasse edlen Mokkas getrunken; „denn so haben es die echten Römer schon zu Cicero's Zeiten gehalten", erläutert unser geschichtskundiger Führer. Das Gefühl, die Fehde mit einem Kellner, der großstädtische Preise erzielen will, siegreich bestanden zu haben, erhöht noch den Frohsinn; nun geht es hinunter in die romantischen Schluchten des wildtobenden Anio.

In zwei gewaltigen Armen, von denen ein jeder kurz vor dem Absturz in einen gemauerten Tunnel gefaßt ist, strebt der Fluß der Tiefe zu und zwar über die gewaltigen Travertinlagerungen hinweg, die er selbst im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat. Schon im Alterthum verbrachten die vornehmen Römer, wenn sie nicht die Seebäder in Bajae oder Puteoli vorzogen, den Sommer an diesem hochgelegenen, wildromantischen Punkte, hier entstand auch die berühmte Villa Hadrian's, die der weitgereiste Fürst mit Nachbildungen aller der Gegenden und Gegenstände umgeben ließ, die sein besonderes Wohlgefallen erregt hatten. Und auch in späteren Jahr-

hunderten verlor Tivoli seine Bedeutung für die Römer nicht, wofür unter Anderem die Villa d'Este einen Beweis ablegt. Und Tivoli verdiente und verdient noch diese Hochschätzung, dies wird einem zur festen Ueberzeugung, wenn man die Schluchten des Anio durchwandert.

Wir schreiten an einem der schon erwähnten Tunnel entlang, da plötzlich sehen wir den einen Wasserfall unter unseren Füßen in die Tiefe stürzen. Immer neue Wassermassen quellen tobend und zischend aus dem Dunkel des Tunnels hervor, um in weitem Bogen schwellend und schäumend zu enteilen. Wir schreiten weiter auf mühsamem Pfade, umgeben von üppigem Dickicht, bis wir die „Kanzel" erreicht haben; es ist dies ein kleiner Vorsprung, der von der steilen Wand aus ungefähr in der Mitte des Wasserfalles sich den schäumenden Fluthen entgegenstreckt. Das Schauspiel, das sich hier bietet, ist grandios. Hoch über sich sieht man den Ansatz des Falles; eine brausende, schaumweiße Wassermasse stürzt pfeilschnell der Tiefe zu. Das schwache Menschenwort verstummt vor dem Donner der unten aufschlagenden Wogen; Alles ist Leben und Bewegung, Drängen und Treiben, Gischt und Schaum. Je mehr man in das Wasser hineinstarrt, um so dämonischer fesselt es den Sinn, man wird betäubt, man kann an nichts mehr denken, man muß dem Sturz der Wogen folgen, willenlos, gedankenlos. In leichtem Staub steigt das Wasser wieder aus dem Kessel hervor, in den es hineingefluthet war. Die Strahlen der Sonne brechen sich darin zu einem herrlichen Regenbogen, der wie an das gegenüberliegende Gestein angeschmiedet erscheint; darüber sieht man in der Luft noch einen zweiten Bogen nur leise angedeutet.

Lange haben wir auf der Kanzel gestanden; nun gehen wir noch tiefer hinunter in die Schlucht; die Sonne brennt warm und trotz des Schattens, in welchem man wandert, rinnt der Schweiß. Da plötzlich erblickt man wieder einen Fall, der sich fast 100 Meter tief hinabstürzt — und nicht weit davon steht still und feierlich ein kleiner Rundtempel, der der Zeit Sulla's entstammt. Ein seltsamer Contrast: hier die donnernde Woge, die die Gedanken des Menschen an sich kettet, ihn nur dem Augenblick und dessen Eindrücken leben läßt, und dort oben der sonnenbestrahlte Tempel, der Andacht, der Erhebung des Menschen geweiht, bestimmt, den Menschen an die Ewigkeit zu erinnern. Wir gehen durch einen leichten Sprühregen hinunter zur Grotte der Sibylle, in deren finstere Tiefe das Wasser schäumend hinabschießt. Wie das wogt und wallt, wie das donnert und toset, wie das zischt und brandet, erhaben und grausig zugleich, jede Fiber erregend.

Und wie ganz anders empfindet und fühlt man, wenn man dann hoch oben an des Tempels Rund steht. Das Grauen ist geschwunden, man empfindet nur noch das Erhabene des Bildes. Unwillkürlich erinnert man sich jener schönen Schilderung in Taylor's Antinous, wonach der schöne bithynische Knabe, der Liebling Hadrian's, an jedem Morgen hierher wanderte, um gerade hier sein Gebet an die kindlich verehrten Götter zu verrichten. Wem sollte auch das Herz hier nicht aufgehen! Bald saßen wir in trautem Gespräch beisammen, der Wein öffnete die Herzen und frische Lieder tönten in das Thal hinaus. Hier vermochte man so recht den Zauber und die Wahrheit des Liedes zu empfinden, das Allmers einst in Erinnerung schöner hier verbrachter Stunden gedichtet:

Ruht auf Rom des Sommers Schwüle
Fieberbrütend, o dann flieh
Nach dem herrlich hochgeleg'nen,
Schattenreichen Tivoli.
Dann ist's dort ein wonnig Weilen,
Dann ist's dort ein herrlich Hausen,
Wo die staubenden Kaskaden
Köstlich kühlend dich umbrausen.
Wonnig, in der Villa d'Este
Unter dunkelnden Cypressen
Schönheitssel'ger Zeit gedenken
Und die Gegenwart vergessen.
Wonnig, in der wundervollen
Wildniß jenen Trümmern nah'n,
Jenen weichberankten Mauern
Dein gedenkend, Hadrian.
Doch am herrlichsten, hoch oben
An des schönen Tempels Rund
Froh mit lieben Menschen weilen
Hart am tiefen grünen Grund.
Ueber uns Italiens Himmel
Rings Italiens Sonnenschein,
Aber vor uns volle Becher
Mit Italiens Purpurwein.

Wie kurz erscheint an so herrlichem Ort und in so trauter Gesellschaft die noch übrige Frist des Tages, obgleich sie nicht noch durch einen Besuch der Villa Hadrian's und der Villa d'Este zerstückt wird; denn ein Besuch der ersteren bietet keinen Reiz mehr, seit der archäologische Eifer, der malerische Rücksichten nicht kennt, Alles bloßgelegt hat zum Zweck eingehendster Untersuchung; und letztere Villa öffnet ihre Pforten nur den Bevorzugten, die sich eine Empfehlung zu verschaffen wußten. So weilen wir denn ungestört noch lange auf der luftigen Höhe des Tempels, unbekümmert um den Schwarm der Gäste, der auf der anderen Seite des Tempels sein Wesen treibt, den Blick gerichtet auf das prächtige Bild zu unseren Füßen und auf die kahlen Höhen jenseits der Anioschluchten, die nur hier und da durch eine Heerde von Mauleseln belebt werden. Nicht verdichtete sich die Freude des Herzens zu begeisterter Rede, sondern die Fülle der Gefühle verrieth nur der freudige Blick, der Klang der Gläser, das freudig wogende Gespräch, das in dem allseitigen Versprechen gipfelte, alljährlich dieses Tages zu gedenken und zum Zeichen dessen Gruß und Brief zu tauschen. —

Doch schon ist die Zeit zur Abfahrt mit dem Dampftramway, der für den Rückweg benutzt werden soll, gekommen. Im Sturmschritt durcheilen wir die Gassen der Stadt, noch zu rechter Zeit kommen wir an und nähern uns bald der ewigen Stadt. Die Sonne bestrahlt noch mit hellem Schein ihren Liebling, das Albanergebirge, das in violettem Schimmer sich ausbreitet. Wie weiße Punkte heben sich hier und da die kleinen Städte des Gebirges vom Hintergrunde ab, ausgezeichnet ebensowol durch den Reiz ihrer Lage als den Wohlklang ihrer Namen. Wer kann den Eindruck erschöpfend schildern, den man immer und immer wieder gerade beim Anblick der Albanerberge empfindet? Da ist nichts von der Düsterkeit und dem Ernst himmelstrebender Bergriesen, da ist nichts von der Gehaltlosigkeit, die niedrigen und gleichförmigen Höhenzügen so leicht anhaftet, nein, liebliche Anmuth, wohlthuende Harmonie spricht aus den leichtgeschwungenen Linien; man fühlt bei dem Anblick der gefälligen Formen etwas von dem Zauber einer sanften Melodie, die den erregten Sinn sänftigt und Frieden in die Seele gießt. Man sagt, daß demjenigen, der von dem Wasser der Fontana di Trevi trank, die Sehnsucht nie erstirbt, nach Rom zurückzukehren. Solcher Quellen, aus denen man ewige Sehnsucht trinkt, giebt es in Rom gar viele. Wer einmal sich die Seele füllte mit dem Bilde der Albanerberge, wenn sie erstrahlen in abendlicher Pracht, dem bleibt in tiefster Seele ein süß' Gedenken, eine sehnsuchtsvolle Erinnerung an die Wunder, die er schauen durfte seit jenem frohen Augenblick, da er zum ersten Male die duftigen Berge grüßte, bis zu jener schweren Stunde, da er den in der Ferne verschwindenden Höhen den Scheidegruß sandte.

Bücherbesprechungen.

W—k. Neue französische Grammatik für den Kaufmann und für Gewerbtreibende. Zum Gebrauch in Handels- und Gewerbeschulen, sowie zum Selbstunterricht. Von M. E. Mey, Chef der Firma Mey & Edlich in Plagwitz-Leipzig, und Professor Dr. Rud. Thum, Director der Realschule zu Reichenbach i/V. Sechste Aufl. (Leipzig, Verlag von G. A. Glöckner, 1889.) — Kleine Ungenauigkeiten in der Bezeichnung der Aussprache, z. B. je angeblich sche u. A. beweisen, wie schwierig es ist, ein fremdes Idiom durch Selbstunterricht beibringen zu wollen. Davon abgesehen, ist das Buch aber jedenfalls von praktischer Brauchbarkeit. An die grammatischen Partien reihen sich Uebungsstücke mit Interlinearübersetzung, und außerdem werden die sachlichen und sprachlichen Anmerkungen die Schüler sehr fördern. — Ebenso zu empfehlen ist die in demselben Verlage erschienene Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs von J. Schilling. 5. Aufl. In diesem Lehrbuch ist die neue spanische Orthographie und Accentuation in der von der königl. spanischen Akademie festgesetzten Weise zur Anwendung gebracht.

— Einführung in die englische Sprache. Zweite, erweiterte Auflage der Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen von Dr. Edmund Wilke, Oberlehrer am Realgymnasium zu Leipzig. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1889.) — Ein Blick in die Geschichte der Methodik des neusprachlichen Unterrichts zeigt, was es da für wichtige und pädagogisch interessante, noch nicht gelöste Probleme giebt v. Jacotot, Seidenstücker u. s. w. bis auf diesen Tag. Im Französischen hat es mächtige Dynastien gegeben, wir erinnern nur an

die lange Regierungszeit des sel. Meidinger (übrigens ein mit Unrecht verhöhnter Name), bis in unserer Zeit Plötz kam, der alle übrigen vom Throne stieß und dessen Dictatur nun schon mehrere Jahrzehnte dauert. Im Englischen dagegen vermochte sich noch Niemand zum Alleinherrscher aufzuschwingen; doch zeigen die englischen Lehrbücher, die ebenso zahllos geworden, wie die französischen, denselben Prozeß der Entwickelung. Es lassen sich nämlich zwei Hauptströmungen wahrnehmen. Auf der einen Seite heißt das Losungswort: formale Bildung, Gymnastik des Geistes! und man erinnert, daß der systematisch-grammatische Unterricht natürlich nicht aus der Schule verbannt oder bis zur obersten Lehrstufe verschoben werden darf. Auf der anderen Seite ist man häufig gegen alle Grammatik oder Theorie oder spricht ihr wenigstens nicht das Primat zu. Hier wird das übliche Wort „praktisch“ betont, mündlicher Gebrauch der Sprache, Sprechfertigkeit soll die Hauptsache sein, und man wird von der süßen Melodei so verfolgt wie einstens jener Britte von Marlborough s'en va-t-en guerre. Beide Theile verirren sich, wenn sie die Frage zu einem to be oder not to be zuspitzen. Das Verhältniß des Abstracten zum Concreten oder der Synthesis zur Analysis, der Regel zum Lesestoff ist eigentlich das Räthsel, mit dessen Lösung die richtige Methode des Sprachunterrichts gegeben ist. Im Uebrigen ist jeder geistanregende, gründliche, das Interesse des Schülers fesselnde Unterricht gut und jeder andere taugt nichts, gleichviel, ob er von einem Formal-Pädagogen oder einem Conversations-Pädagogen erteilt wird. Das vorliegende Buch schlägt eine Richtung nach harmonischer Vereinigung ein. Der Verf. vermittelt zwischen dem Abstracten und Concreten. Aus der Anschauung des Concreten wird die Regel abstrahirt. Die theoretischen Partien sind an sorgfältig ausgewählte Lesestücke, für den Ideenkreis des Schülers passend, geknüpft. Der Lehrgang mit seiner Klarheit, Uebersichtlichkeit und logischen Anordnung, dem zweckmäßigen Fortschritt vom Leichten zum Schweren, auch nach onomatischen Rücksichten, ist für den Zweck der ersten Einführung in den Geist und die Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache ganz geeignet. Ein gewandter und tüchtiger Lehrer kann mit diesem Hilfsbuch viel anfangen, um Frische und Leben, Betonung und Geist in die Elemente des Sprachunterrichts zu bringen. Zu erinnern haben wir nur eins: ob es nämlich nicht zweckmäßiger gewesen wäre, besonders für den Anfangsunterricht, wenn statt des kleinen alphabetisch geordneten Wörterbuches Abthlg. III. die Vocabeln nach den Stücken geordnet wären. Dr. Wittstock.

G. Oe. — Carl Wald, Chefredacteur der „Berliner Gartenlaube“, Socialdemokratie und Volksliteratur. Berlin, 1889. Selbstverlag des Verfassers, in Commission bei Th. Stauffer in Leipzig. Preis: 1 ℳ. — Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß eine gesunde und gediegene Volksliteratur das einzige Mittel sei, wodurch der socialdemokratischen Agitation der Boden entzogen werden könne. Man wird ihm zugeben müssen, daß diese Behauptung, wenn auch nicht in der ausschließenden Form, das Richtige trifft; mit der gebotenen Einschränkung, daß die Volksliteratur zwar nicht das einzige, wol aber ein hauptsächliches Mittel zur Bekämpfung socialdemokratischer Wahngebilde und Irrlehren sei, wird sie Jeder gelten lassen müssen. Was über die Socialdemokratie, ihr bedrohliches Anwachsen, die Empfänglichkeit der Menge für socialistische Einflüsterungen gesagt wird, ist gut beobachtet und hübsch ausgeführt, geht aber durchaus nicht in die Tiefe. Das ist überhaupt der Fehler des jedenfalls gutgemeinten Büchleins, daß es mit einer Oberflächlichkeit und Seichtigkeit geschrieben ist, die in einem seltsamen Gegensatze zu dem tiefernsten Gegenstande steht. Seichtigkeit ist allenthalben ein häßlicher Fehler; in der Besprechung der gewaltigsten Probleme, an deren Lösung die ganze Welt arbeitet, wirkt sie fast frivol. Viel Richtiges, viel Beherzigenswerthes sagt der Verf. über das Schriftthum unserer Tage. Darin hat er vollkommen Recht, daß Gustav Freytag kein Volksschriftsteller ist, daß die Professorenromane als eine gesunde und gediegene Volkskost nicht bezeichnet werden können, daß Spielhagen und Heyse dem Volke sogar gefährlich werden können, daß der verwaschene Liberalismus der Gartenlaubengeschichten mehr geschadet als genützt hat. Es hätte noch viel energischer betont werden müssen, daß jene Art von Romanmache, die in dem Fürsten in der Regel den Schwachkopf, in dem Geistlichen den Schurken, in dem Demokraten das Ideal darstellte, eine der Nährmütter der heutigen Socialdemokratie gewesen ist. Man spielt nicht umsonst mit dem Feuer, wer Wind säet, kann nur auf eine Sturmesernte rechnen. Wir möchten noch weiter gehen als der Verfasser. Es giebt auch heute noch sogar unter den sogenannten christlichen Volksschriftstellern einige, die von einer besonderen Art Demokratie angekränkelt sind und auf ihre Art genau so wirken und genau so schaden, wie die blaustrümpfelnde Demokratie der ehemaligen Gartenlaube. Vollkommen richtig ist, wenn der Verfasser meint, daß die Besserung von den oberen Zehntausend ausgehen müsse, gerade so wie das Verderbniß von dort gekommen ist. So lange Zola und Daudet und ihre französischen und deutschen Nachtreter noch in den deutschen Salons und Bürgerstuben heimisch sind, soll man nicht hochmüthig die Nase rümpfen über „Schauerromane“ und „Hintertreppenliteratur“. Wenn man die neuesten Werke unserer „Jüngsten“ liest, wird man ausrufen: Fürwahr, hier ist noch mehr als Hintertreppe, hier ist Kloake! Aber auch hier bleibt der Verfasser an der Oberfläche haften; auf die Wurzel des Schadens kommt er nicht. So kann er auch nicht auf das einzig wirksame Heilmittel kommen. Die neu zu schaffende Volksliteratur soll den nationalen, den christlich-humanen, den monarchischen Gedanken haben! Gut, wir sind durchaus einverstanden, wenn wir auch vor dem Doppelworte: christlich-human ein gelindes Grauen empfinden. Warum genügt nicht: „christlich“? Das Christenthum ist die einzige Heimstätte der Humanität, die sogenannte moderne Humanität ohne Christenthum ist ein Zerrbild. Man dürfte doch nun erwarten, daß der Verfasser die zu schaffende Volksliteratur etwa so kennzeichne: „Werke, geschöpft aus dem Leben des deutschen Volkes, getragen und durchweht von christlichem Geiste und nationaler Gesinnung, kernig und markig geschrieben von Männern für Männer, nicht nur von Weibern für Weiber!“ Statt dessen sagt er: „Wenn man nun von Dickens die innige Volksliebe und den tiefernsten christlichen Sinn entlehnt, und wenn im Allgemeinen Shakespeare, Schiller und Goethe nachgeahmt wird, so dürften wir eine Volksliteratur gewinnen u. s. w.“, und an anderer Stelle empfiehlt er den „Ewigen Juden“ Eugen Sue's als einen Vorkämpfer unserer Socialpolitik. Allen Respect vor unseren und den englischen Classikern; aber in diesem Kampfe helfen sie nicht. Nicht viel klarer als über das Wesen scheint sich Verfasser über die Verbreitung der neuen Volksschriften zu sein. „Der einzige Weg, auf welchem eine Verbreitung in wirksamer Weise stattfinden könnte, ist der Colportagebuchhandel.“ Darin hat der Verfasser unbestreitbar Recht; wir haben vor einiger Zeit an dieser Stelle auseinandergesetzt, daß die gute Volksschriftenliteratur nicht in das Volk hinein dringt, wenn man sich nicht dieses Mittels bedient. Die Volksbibliotheken und ähnliche Einrichtungen sind ja ganz gut; aber das Volk will aufgesucht sein, nicht selber suchen. Darin liegt das Geheimniß des Erfolges der Colportage und der durch sie vertriebenen Werke. Der Colporteur hat kein Interesse daran, nur Schund zu vertreiben, er verbreitet, wenn er einen Nutzen daran hat, ebenso gern gute Waare. Man muß mit den thatsächlichen Verhältnissen rechnen; in diesen Fragen ist die Studirstubenweisheit vollständig rathlos. Alle Stiftungen und Vereinsgründungen helfen nichts, wenn die guten Bücher in den Volksbüchereien verstäuben. Wie nun Carl Wald die Sache anfangen will, darüber scheint er selbst nicht im Klaren zu sein. „Es gilt, ein großes Verlagsunternehmen zu schaffen, welches gute Volksliteratur „creirt“ und verbreitet“, sagt er. Der Gedanke ist ganz entschieden weiteren Durchdenkens werth; aber Wald wirft ihn nur hin, ohne ihn irgend wie auszugestalten. Ein solches Unternehmen müßte mit gewaltigen Mitteln ausgestattet sein und über die besten Kräfte verfügen. Woher aber Beides nehmen? Immerhin sind wir dem Verfasser dankbar, daß er den Gedanken angeregt hat. Wir setzen dabei voraus, daß seine Absichten lauter sind. Wozu aber die weit ausgeführte Polemik gegen den „Verein zur Massenverbreitung guter Schriften“? Gewiß, der Verein hat sein Bedenkliches, die Auswahl der Bücher ist recht fragwürdig. Aber nicht das ist's, was Wald verurtheilt, er will nichts davon wissen, daß alte Werke, für die kein Honorar gezahlt zu werden braucht, neu gedruckt und weiter verbreitet werden. Er will nicht nur dem Volke helfen, sondern, wie er in einem Begleitschreiben weiter ausführt, den Schriftstellern und Verlagsbuchhändlern, er will sie zu größerem Vermögen und höherem Ansehen bringen. Daher die Wuth gegen die Concurrenz, die den lebenden Schriftstellern und ihren Verlegern durch jenen Verein bereitet wird! Wir müssen gestehen, daß wir durch diese Polemik und durch das Begleitschreiben einigermaßen in unserer guten Meinung von der Absicht des Verfasser erschüttert wurden. Wer mit arbeiten will an dem großen Werke der socialen Erneuerung, der muß selbstlos sein und sich hüten, den Schein zu wecken, als suche er bei dieser Arbeit seinen und seines Standes Vortheil. Auf den Abdruck anerkennender Antwortschreiben hätte der Verfasser lieber verzichten sollen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 130. Mittwoch, den 30. October. 1889.

Die Schlachtfelder Gustav Adolf's in der Leipziger Ebene.

V. R. Schlachten und Schlachtfelder haben von jeher eine besondere Anziehungskraft für das menschliche Gemüth gehabt. Mag man auch die Greuel des Krieges, den männermordenden Kampf und die blutenden Wunden und Verstümmelungen aufs Tiefste beklagen, mag man es aufs Stärkste verabscheuen, wenn etwa der Ehrgeiz und die Ländersucht einzelner Herrscher oder ganzer Völker den blutigen Kampf entfacht haben — immerhin bleibt doch die Thatsache bestehen, daß vor Allem auf den Schlachtfeldern die Geschicke der Völker entschieden werden. So wird denn bei Allen, welche den Gang der Weltgeschichte mit Interesse verfolgen, die Aufmerksamkeit immer wieder auf die Schlachten hingelenkt, welche auf das Wohl und Wehe von Ländern und Völkern entscheidend eingewirkt haben, und die Frage angeregt, durch welche Umstände die Entscheidung der einzelnen Schlachten beeinflußt oder herbeigeführt worden ist.

Es ist bekannt, daß Umstände der verschiedensten Art von Einfluß auf den Gang einer Schlacht sein können, aber alle diese einzelnen Momente sind zumeist auf die eine, aber wichtigste Voraussetzung jeder Schlacht zurückzuführen oder treten wenigstens gegen diese zurück. Es ist dies die Beschaffenheit des Terrains, auf welchem sich das Schlachtendrama abspielt und auf welches sich die Stellung der einzelnen Heere vor und während der Schlacht vertheilt. Will man sich also den Gang einer Schlacht und die Gründe ihrer Entscheidung zu Gunsten des einen und zu Ungunsten des anderen Heeres vergegenwärtigen, so muß man in erster Linie auf dem Terrain die einzelnen Stellungen und Bewegungen der beiden Heerestheile verfolgen und sich nach den vorliegenden Berichten ein Bild von den auseinander folgenden Phasen des Kampfes verschaffen. Ob dies gelingt und bis zu welchem Grade der Deutlichkeit dies möglich ist, dies ist wiederum abhängig von der Deutlichkeit der Schilderungen des Kampfes und von der Uebersichtlichkeit des Terrains, wobei eins dem anderen zum Vortheile gereichen kann, indem die Anschaulichkeit der Schilderung die rechte Beurtheilung des Einflusses, den die Terrainbeschaffenheiten auf den Gang der Schlacht ausgeübt haben, erleichtern kann, umgekehrt aber auch ein Schlachtfeld mit einer Anzahl von verschiedenen in die Augen fallenden topographischen Punkten den richtigen Einblick in den Gang der Schlacht wesentlich vereinfacht.

Die Schilderungen der Schlacht, mögen sie nun von Augenzeugen stammen oder von einem Geschichtschreiber nach den Berichten Anderer entworfen sein, sind freilich von sehr verschiedenem Werthe. Glücklicher Weise finden sich in den Geschichtsquellen wol nur höchst selten Schlachtenschilderungen von so zweifelhafter Beschaffenheit wie die eines mittelalterlichen Geschichtschreibers, die man lange Zeit um ihrer anschaulichen Frische willen bewunderte, obwol sie sich dem Terrain, auf dem sich die geschilderten Gefechte vollzogen hatten, nicht recht anpassen ließen, bis es der modernen Forschung nachzuweisen gelang, daß dieselben wörtlich aus der Geschichte des jüdischen Krieges von Josephus entlehnt seien; jedenfalls hatte sie der Geschichtschreiber nur zu dem Zwecke naiver Weise einfach seinem Werke einverleibt, um seinen unbeholfenen Erzählerton etwas aufzufrischen und anzuputzen. Aber auch abgesehen von solcher Veranlassung für den Mangel an Anschaulichkeit der Schlachtschilderung sind die wenigen oder zahlreichen Berichte, die uns zu Gebote stehen, bisweilen recht ungenügend. Als Wellington um einen Bericht über die Schlacht von Waterloo gebeten wurde, schrieb er am 8. August 1815, also nur kurze Zeit nachher, folgende Worte: „Die Geschichte einer Schlacht ist nicht unähnlich der Geschichte eines Balles. Einige Personen mögen sich wol der kleinen Vorkommenheiten entsinnen, wovon das Resultat Verlust oder Gewinn der Schlacht ist. Aber kein Einzelner kann sich die Ordnung, in welcher, oder genau den Moment, in welchem Jedes sich zutrug, wieder vollständig vorstellen, welches den ganzen Unterschied in Absicht des Werthes und der Wichtigkeit ausmacht." Hierin liegt bereits angedeutet, weshalb wirklich anschauliche und genaue Schlachtberichte nur selten sind; nämlich deshalb, weil die am Kampf Betheiligten — und wären es selbst die Befehlshaber — keinen Ueberblick über alle Phasen des Kampfes und alle räumlichen und zeitlichen Theile desselben haben können. Zum großen Theile liegt aber die Schuld auch daran, daß das Terrain nicht hinreichend klar zu bestimmende Handhaben zu einer übersichtlichen Beschreibung bietet, oder daß der Berichterstatter keine klare Vorstellung von der Terrainbeschaffenheit hatte, eventuell auch weder den Blick, um sie aufzufassen, noch die Gabe, um sie durch seine Schilderung unmißverständlich zu fixiren. Je weiter zurück die geschilderte Schlacht liegt, je unentwickelter die Kunst der Schlachtenschilderung in der Zeit einer Schlacht und der Abfassung eines Berichts darüber ist, aber auch: je unbestimmter und gewissermaßen nichtssagender das Terrainbild ist, desto schwerer wird es für die späteren Geschlechter sein, sich ein richtiges Bild von dem Gange der Schlacht zu entwerfen. Während der Ort sogar, auf welchem die große Ungarnschlacht des Jahres 933 geschlagen wurde, unbekannt ist — denn man weiß von dieser Schlacht, die man früher gewöhnlich nach Merseburg verlegte, nur dies, daß sie auf die erste, kleinere Niederlage der Ungarn am Fuße des westlich von Sondershausen gelegenen und zur Hainleite gehörigen Frauenberges folgte und auch noch in Thüringen stattfand —, ist die Schlacht des Jahres 1080, die man gleichfalls nach Merseburg oder richtiger nach Hohenmölsen benannt hat, die aber nach den Geschichtschreibern jener Zeit apud Gronam paludem und in der Nähe der Elster stattfand, schon eher topographisch zu fixiren: denn Heinrich IV. hatte die Elster und jenen Sumpf im Rücken, als er von seinem Gegenkönige Rudolf von Schwaben und Otto von Nordheim angegriffen wurde, und der Name Grona hat sich in dem Namen des Dorfes Gruna westlich von Pegau, nordöstlich von dem Städtchen Hohenmölsen, südlich von Lützen und Großgörschen bis heute erhalten. Aber selbst bei der uns doch zeitlich viel näher liegenden Schlacht bei Lützen 1632 läßt sich wol die Aufstellung beider Heere innerhalb des gegebenen und auch hinreichend in den gleichzeitigen Berichten fixirten Terrains nachweisen, der Verlauf der Schlacht aber läßt sich, wie Droysen gezeigt hat, aus all den vielen Notizen und zahlreichen Angaben über dieselbe nicht wieder herstellen; welche besonderen Umstände hierfür maßgebend gewesen sind, soll später andeutungsweise dargestellt werden.

Aber wie von der Verschiedenheit der Berichte der verschiedene Grad der Deutlichkeit abhängt, mit der man sich eine Schlacht richtig zu vergegenwärtigen vermag, so auch die der Verschiedenheit der Terrainbeschaffenheit. Es läßt sich denken, daß Schlachtfelder in gebirgiger Gegend, am Ufer des Meeres, eines Sees oder eines Flusses, innerhalb oder in der Nähe eines Engpasses am leichtesten zu reconstruiren sind. So ist die Schlacht am trasimenischen See, obwol sie mehr als 2000 Jahre hinter uns liegt und obgleich die Berichte des Livius und des Polybius gerade in topographischer Hinsicht ziemlich mangelhaft sind, noch heute in allen ihren Einzelheiten deutlich zu erkennen, da gewissermaßen alle Requisiten zu einer klaren Uebersicht noch heute vorhanden sind: der schmale Weg

zwischen dem am Nordwestende des Sees bis an das Ufer herantretenden Höhenzuge und dem Seespiegel, durch den die Römer arglos in den Engpaß am Nordrande des Sees eintraten; die kleine Ebene hinter jenem Eingange, die südlich vom See, von allen anderen Seiten aber von schroffen Höhen begrenzt ist, von denen Hannibal sein Heer gleichzeitig in langer Linie sich auf die Römer hinabstürzen ließ; der Höhenzug am östlichen Ausgange des Engpasses, der entsprechend jenem schmalen westlichen Eingange den Weg im Osten abschnitt und auf dem die von allen Seiten umstellten Reste des römischen Heeres, die sich dorthin durchgeschlagen hatten, am folgenden Tage sich ergeben mußten; das rauschende Schilf am seichten Ufer, worin sich die Flüchtigen zu verbergen, und die Inseln, wohin sie sich durch Schwimmen zu retten suchten, — diese ganze Scenerie bildet eine erschütternd anschauliche Verdeutlichung des Ganges jener blutigen Schlacht. Aber auch ohne eine solche Vereinigung markanter Punkte und auch in nur leicht gewelltem Terrain, ja selbst in der Ebene kann durch ein einzelnes topographisches Object von hervorstechender Eigenthümlichkeit die Möglichkeit geboten werden, sich den Gang der Schlacht oder wenigstens ihre Hauptwendung richtig zu vergegenwärtigen, zumal wenn jenes topographische Object eben auf die letztere von entscheidendem Einflusse gewesen ist. Dies ist z. B. — um in die Heimath und in die Umgebung Leipzigs zurückzukehren — der Fall mit dem Schlachtfelde von Roßbach westlich von der Station Corbetha: von dem Janushügel aus, hinter dem Seydlitz mit der gesammten Reiterei gänzlich unerwartet auf die rechte Flanke der feindlichen Reiterei auf ihrem vermeintlichen Zuge zur Umklammerung des preußischen Heeres hervorbrach, Alles mit sich fortreißend, kann man sich leicht den ganzen Gang der Schlacht reconstruiren: von jenem Umgehungsversuche an bis zu dem durch den Janushügel den Feinden verdeckten Abmarsch des preußischen Heeres und der Aufrollung der auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen. Aber wie hier in welliger Gegend, so kann man sich auch in ebener Landschaft, sei es durch zusammengebaute Ortschaften und einzelne fort-artige Gehöfte, sei es durch einzelne Gehölze, Teiche oder Flußläufe, häufig ein ausreichend übersichtliches Bild von dem Gefechtsterrain verschaffen. Zwischen dem Monarchenhügel und dem durch seine Lehmziegelmauern verdeckten Probstheida, das nur wenig tiefer liegt, erstreckt sich ein ganz gleichmäßig sich ausdehnendes Flachfeld, und doch ist durch jene beiden Endpunkte des mehrmaligen Sturmes der preußischen Truppen die Richtung desselben genau bestimmt. Und so fehlen auch bei Breitenfeld und Lützen einzelne jener markanten Punkte nicht, die dem späteren Beschauer die Möglichkeit eines Einblickes in den Gang der Schlacht oder wenigstens in die Aufstellungen beider Heere ermöglichen: bei Breitenfeld sind es die, wenngleich nur niedrigen Höhen zwischen diesem Orte und Göbschelwitz, und bei Lützen ist es außer der uralten Landstraße, die von Leipzig durch Lützen hindurch nach dem Westen führt, der erst 45 Jahre vor der Schlacht von 1632 angelegte Floßgraben. Aber andererseits gilt es auch Vorsicht zu üben gerade den in der Ebene charakteristischen Merkzeichen gegenüber, die nicht wie die Felsenhöhen des Gebirges noch nach Jahrtausenden als stumme Zeugen des Kampfes vorhanden sind. Denn Teiche, Gehölze, Dörfer und einzelne Gehöfte können schon nach kurzer Zeit vom Erdboden verschwunden sein, ohne daß man genau ihre einstige Stätte kennt. Wenn selbst die berühmte Quandt'sche Tabaksmühle der Leipziger Völkerschlacht schon lange verschwunden ist, so dürfen wir uns nicht wundern, daß z. B. der zwischen Breitenfeld und Seehausen gelegene Linkelwald heute entweder gar nicht oder doch nur in einigen wenigen Baumgruppen sich erhalten hat, und daß das Dorf Chursitz bei Lützen, dessen die alten Schlachtberichte gedenken, zwar noch vorhanden ist, jetzt aber Meuchen genannt wird.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen, welche zeigen sollen, worauf bei der Betrachtung eines jeden Schlachtfeldes besonders zu achten ist, ist nun die Frage aufzuwerfen, ob auch bei den Schlachtfeldern Gustav Adolf's topographisch genaue Berichte und markante Oertlichkeiten vorhanden sind, und ob es möglich ist, durch deren Combinirung sich ein Bild vom Gange der Schlachten zu entwerfen. Es handelt sich dabei nur um die Schlachtfelder von Breitenfeld und Lützen, nicht etwa blos deshalb, weil diese Schlachten gerade auf Sachsens Boden, vor den Thoren Leipzigs und um seinen Besitz, geschlagen worden sind, — sondern auch darum, weil sie die einzigen Entscheidungsschlachten sind, die Gustav Adolf geschlagen hat und in denen er sich zum ersten Male mit den beiden gefürchtetsten Heerführern des 30jährigen Krieges, mit Tilly und Wallenstein, maß, deren erste ihm mit dem Ruhme, den bis dahin unbesiegten Tilly besiegt zu haben, zugleich den Weg durch ganz Deutschland öffnete, deren zweite aber ihm einen frühen Tod auf dem Felde der Ehre brachte, ehe noch seine Truppen das Heer Wallenstein's bezwungen hatten. Aber zum Verständniß der Stellungen beider Heere, die natürlich durch die Richtung des vorhergehenden Marsches bedingt sind, ist es doch nöthig, dieselben in ein, wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen entworfenes, Bild des ganzen deutschen Kriegszuges Gustav Adolf's hineinzustellen.

Am 26. Juni 1630 war Gustav Adolf auf der Nordspitze der Insel Usedom gelandet und sodann durch Pommern nach Frankfurt a. O., nach Spandau und von da nach Süden gezogen. Zwar fehlte es auch auf diesem Zuge nicht an glorreichen Waffenthaten, doch wurden sie bald in den Schatten gestellt durch die blutige, aber siegreiche Schlacht bei Breitenfeld.

Als Tilly nach der Einnahme und Zerstörung Magdeburgs mit ligistischem und kaiserlichem Kriegsvolk zunächst gegen Hessen und Weimar, dann aber gegen den Kurfürsten von Sachsen seine Waffen kehrte und als nun in kurzer Zeit Halle, Merseburg, Naumburg und andere Städte in seine Hände fielen, da wandte sich der Kurfürst in seiner Bedrängniß an Gustav Adolf, flehte ihn um seinen Beistand gegen Tilly's mordbrennerische Schaaren an und schloß mit ihm am 1. September 1631 das Bündniß, das Gustav Adolf lange gewünscht hatte. Schon am 5. September trafen die beiden neuen Bundesgenossen bei dem Städtchen Düben an der Mulde, nordöstlich nur 6 Stunden von Leipzig entfernt, zusammen, und hier vereinten sich auch die Armeen beider Fürsten, deren jede ungefähr 20000 Mann zählte. Nach einer Revue über die sächsischen und dann über die schwedischen Truppen fand in dem Hauptquartier des Königs Kriegsrath statt. Die Frage war, wie man den Feind angreifen sollte; Gustav Adolf sprach sich für Diversionen aus, um durch diese den Feind in Verlegenheit zu bringen und ihn dadurch zum Rückzuge zu nöthigen, der Kurfürst aber stimmte für eine offene Feldschlacht, da der Feind auf eine andere Weise nicht aus seinem Lande zu bringen sein werde. Mit Freuden ging Gustav Adolf auf diesen Vorschlag ein, und es wurde beschlossen, nach Leipzig vorzurücken und hier den Feind anzugreifen, der mittlerweile die Stadt zur Zahlung einer Contribution und zur Aufnahme einer Besatzung genöthigt hatte. Am 6. September brach man auf, ging bei Düben über die Mulde und rückte gegen Leipzig vor, indem man an diesem Tage noch bis Wolche (d. i. das heutige Wölkau zwischen Delitzsch und Eilenburg, östlich an der Straße von Düben nach Leipzig) gelangte. Gegen den anrückenden Feind brach Tilly mit seinem Heere in der Richtung nach Podelwitz auf, um ihm den Weg nach Leipzig zu verlegen, und nahm auf den Höhen, die den Dörfern Podelwitz und Göbschelwitz gegenüber liegen, mit der Front gegen diese Ortschaften, also nach Nordosten gerichtet, seine Stellung, während er Leipzig im Süden hatte.

Ehe wir nun zur Schilderung der Schlacht, die dort entbrannte, übergehen, ist es an der Zeit, einen Blick auf das Schlachtfeld und seine Terrainbeschaffenheit zu werfen. Nördlich von Leipzig, etwa eine Stunde von Eutritzsch, da wo jetzt die preußische Grenze ist, zieht sich von Westen nach Osten eine unbedeutende Erhöhung hin, welche, für das Auge nur wenig wahrnehmbar, doch die Wasserscheide ist zwischen dem Oberlauf des bald direct nach Norden in der Richtung auf Delitzsch und Bitterfeld fließenden und in der Nähe letzterer Stadt in die Mulde sich ergießenden Loberbaches und den Quellbächen der Eutritzscher Rietzschke, welche hinter dem Garnison-Lazareth bei Gohlis in die Pleiße einmündet. Dieser Höhenrücken ist so unbedeutend, daß man von den Höhen südlich von Leipzig den Kirchthurm des nördlich von demselben gelegenen Dorfes Podelwitz und von dem Thurme der neuen Peterskirche die Thürme von Delitzsch sieht; und es macht einen etwas komischen Eindruck, wenn man angesichts dieser sanft geneigten Fläche an die Schilderungen der meisten Geschichtsbücher denkt, wonach der rechte Flügel der Schweden die Höhen erstiegen habe. Aber für die dort zu schlagende Schlacht war dennoch jene Bodenerhebung nicht unwichtig, denn die Kanonen Tilly's, die auf dem obersten Rande derselben aufgestellt waren, bestrichen das sanft ansteigende Gelände, auf welchem die Schweden und Sachsen von Nordosten her das Heer Tilly's angreifen mußten, und der Loberbach, der am Nordende dieser sanft geneigten Fläche hinter dem Dorfe Podelwitz sich hinzieht und durch seine mit einzelnen Baumgruppen bestandenen sumpfigen Wiesengründe, trotz seiner ganz geringen Wassermenge, dem Ueberschreiten des verbündeten Heeres Schwierigkeiten bereitete, lag gleichfalls noch im Bereiche der Kanonen Tilly's. Wenn man

heute das Schlachtfeld von Breitenfeld von Leipzig aus auf der über Eutritzsch direct nach Norden gehenden Delitzscher Straße besucht, so kommt man hinter dem Dorfe Wiederitzsch auf die Höhe dieser Wasserscheide; noch vor der obersten Höhenlinie derselben geht nach links, also nach Westen, ein breiter Wirthschaftsweg des Rittergutes Breitenfeld ab und inmitten dieses Weges ist der Hügel aufgeschichtet, der das Denkmal der Schlacht von Breitenfeld trägt, mit der bekannten Aufschrift: Gustav Adolf, Christ und Held, rettete bei Breitenfeld Glaubensfreiheit für die Welt. Doch hat man sich nicht dort das Centrum der Stellung Tilly's vorzustellen, was schon deshalb nicht denkbar ist, weil mit diesem Wege noch nicht der Höhenrand, der den Blick nach Norden gestattet, erreicht ist und die Kanoniere Tilly's deshalb dort auch noch nicht ihr Ziel vor Augen hätten haben können. Aber überhaupt ist die Aufstellung Tilly's nicht links, also westlich von der Delitzscher Straße, zu suchen, sondern östlich von derselben, also in der Richtung nach dem Dorfe Göbschelwitz zu, und zwar so, daß die Dübener Straße mitten durch die Aufstellung Tilly's wie nördlich davon auch durch die Schlachtordnung der schwedischen und sächsischen Truppen hindurch ging, indem jene westlich, diese aber östlich von dieser Straße standen; hier befindet sich auch vor den Höhen Tilly's der Loberbach, den die Schweden überschreiten mußten, und erst später im Verlaufe der Schlacht zogen sich einzelne Truppenabtheilungen weiter nach Westen bis in die Nähe von Breitenfeld hin.

Von dem Gange der Schlacht, die am folgenden Tage, den 7. September geschlagen wurde, ein übersichtliches Bild zu entwerfen, ist nicht leicht, da sich im Verlaufe derselben die Stellungen der feindlichen Heere zum Theil vollständig änderten. Es ist bekannt, daß Gustav Adolf das sächsische Heer völlig von dem schwedischen abtrennte, da er fürchtete, es könne nicht Stand halten und dann vielleicht seine eigenen Truppen mit verwirren — eine sehr wohl angebrachte Vorsicht, wie sich später zeigen sollte. Da das sächsische Heer den linken Flügel der gesammten Schlachtordnung bildete, so mußte das schwedische Heer angesichts der feindlichen Aufstellung den schwierigen Uebergang über den Loberbach vollziehen. Nachdem die Truppen unter fortwährendem Plänkeln mit den feindlichen Vorposten die Defileen des Loberbaches passirt hatten, entwickelten sie sich zur Schlacht, unter dem Feuer der feindlichen Artillerie, welche nach den Regeln der damaligen Kriegskunst vor dem Centrum der Tilly'schen Aufstellung aufgepflanzt war. Hier im Centrum commandirte Tilly selbst; es bestand aus der Infanterie, welche in wenige große Streitmassen zusammengehäuft war. Die beiden Flügel der Aufstellung bildete die Cavallerie; den rechten commandirte Fürstenberg, den linken Pappenheim. In dieser gewichtigen, aber damit auch unbeweglichen Aufstellung beruhte das Wesen der spanischen Kriegsführung: im Centrum stand die gesammte Infanterie in einer Aufstellung, bei der möglichst große Tiefe erste Bedingung war; auf den Flügeln die Cavallerie in dichten Vierecken, nach lang anhaltendem allgemeinen Feuern zur Attake vorbrechend, um den erschütterten Gegner schließlich niederzurennen. Das taktische Princip Gustav Adolf's dagegen war Beweglichkeit: Beweglichkeit der Waffen d. h. vor Allem schnelles Feuern, Beweglichkeit der Truppen d. h. Manövrirfähigkeit, und das Wichtigste war, daß der König in dieser flacheren und gedehnteren Aufstellung, bei welcher die Cavallerieabtheilungen abtheilungsweise mit Musketierabtheilungen von je 200 Mann wechselten, so viele Mannschaften sparte, daß er noch ein zweites Treffen aufstellen konnte. Gerade diesem Umstande verdankte er, wie wir sehen werden, den Sieg über die unbewegliche, in einem einzigen Treffen zusammengehäufte Heeresmasse der Feinde.

Als beide Heere ihre Aufstellung vollendet hatten, standen sie sich, jedes in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Meile, kampfbereit gegenüber. Die Kaiserlichen hatten die vortheilhaftere Stellung inne; denn sie standen auf den Höhen, hatten die Sonne im Rücken, und der Wind blies den argen Staub, den die anhaltende Dürre erzeugt hatte, den Schweden ins Gesicht. So zog denn der König unter anhaltendem Plänkeln mit seiner ganzen Armee so viel als möglich nach rechts und gewann dadurch dem Feinde „den halben Wind“ ab. Nun begann auch von schwedischer Seite die Kanonade. Aber noch war bis jetzt, etwa Mittags zwischen ein und zwei Uhr, nichts Entscheidendes geschehen.

Die eigentliche Schlacht nahm ihren Anfang, indem der linke Flügel der Kaiserlichen unter Pappenheim's Führung gegen den schwedischen rechten Flügel vorging, um ihm in seine rechte Flanke zu kommen und so wieder den Wind zu nehmen. Aber dadurch verloren die Pappenheim'sche Reiterschaaren, welche in einer Wendung halb links vorgehen mußten, um den feindlichen, mit der ganzen Aufstellung Gustav Adolf's weit nach rechts vorgeschobenen Flügel zu fassen, ihre Verbindung mit dem Centrum; ja sie zogen noch weiter nach links (von ihrem Standpunkte aus), sobald sie mit dem schwedischen rechten Flügel engagirt waren. Diesen Moment wahrnehmend, brach der König mit seinem durch neue Truppenmassen verstärkten rechten Flügel den Widerstand seiner völlig isolirten Gegner und zwang sie zur Flucht.

Schlimmer war es, daß dadurch auch das Centrum des Feindes, die ganze compacte Masse seiner Infanterie, genöthigt wurde, von den Anhöhen herab gegen die schwedische Aufstellung vorzurücken. Denn dadurch maskirte Tilly seine eigenen Batterien und beraubte sich so ihrer Unterstützung, und außerdem setzte er sich selbst dem heftigsten feindlichen Feuer aus, ehe er noch den Feinden nahe kam. Er schwenkte deshalb, als die Anrückenden in den Bereich der auf dem linken Flügel des schwedischen Heeres postirten Kanonen kamen und von ihnen sehr „incommodirt wurden“, nach rechts ab, um zunächst das neugeworbene und ungeübte sächsische Kriegsvolk zu werfen und dann erst sich an den furchtbareren Feind zu machen, während nur ein Theil der Cavallerie die Richtung gegen die schwedische Stellung verfolgte, aber bald getrennt und zum Weichen gezwungen wurde. Nun gelang es zwar Tilly, durch den gewaltigen Stoß einiger Kürassierregimenter die sächsischen Truppen über den Haufen zu werfen, und auch der Kurfürst mußte sich endlich der Flucht anschließen, aber die Kaiserlichen jagten über eine Stunde Wegs hinter den Sachsen her: der rechte Flügel voran, die übrigen Truppen in derselben Richtung ihnen nach. Dadurch umfaßten sie zwar die durch die Zurückwerfung der Sachsen entblößte und fast schon im Rücken bedrohte linke Flanke der Schweden, aber bei der größeren Beweglichkeit der schwedischen Aufstellung war es möglich, daß ihr ganzer linker Flügel eine Schwenkung ausführte, durch die er Front gegen den Feind machte, und aus dem zweiten Treffen des Centrums führte jetzt Gustav Adolf persönlich zwei Brigaden vor und warf sie der feindlichen Uebermacht entgegen. Nun entbrannte ein langer, furchtbarer Kampf, denn die kaiserlichen Infanteriemassen standen „wie ein Berg“ und wiesen alle Angriffe der schwedischen Cavallerie ab. Und abermals war es möglich, neue Truppen, die westgothländischen Reiter und eine Abtheilung Musketiere, vom rechten Flügel herbeizuziehen und gegen die Feinde zu führen. Diesem Anprall waren auch die spanischen Bataillone nicht gewachsen; sie wurden zurückgeworfen, und die Schweden, die ihnen unaufhaltsam folgten, nahmen die sächsischen Kanonen wieder und eroberten auch des Feindes eigene Batterie. Nur vier Regimenter retteten sich, indem es ihnen gelang, eingehüllt in die bei dem Handgemenge aufwirbelnden dichten Staubwolken zu entkommen. Alle übrigen Truppen Tilly's, die nicht auf dem Schlachtfelde geblieben oder gefangen waren, jagten, von der schwedischen Cavallerie bis in die Dunkelheit verfolgt, in wirren Haufen dahin; wenn ihnen nicht Leipzig als Deckung gedient und nicht die Nacht ihren schützenden Mantel über sie ausgebreitet hätte, so würde fast die ganze kaiserliche Armee zu Grunde gegangen sein.

Was den Schweden die Schlacht hatte gewinnen helfen, war die größere Kriegskunst Gustav Adolf's und seine militärischen Reformen, die seinem Heere eine weit größere Beweglichkeit gaben, als sie den wuchtigen Massen Tilly's zu eigen gewesen war. Was aber das Terrain an seinem Theile zur Gewinnung des Sieges beigetragen hatte, das war die völlige Manövrirfreiheit, welche den schwedischen Truppen, nachdem sie einmal den Loberbach überschritten hatten, durch das offene, freie Flachfeld ermöglicht war, während die einzige bemerkenswerthe Terraineigenthümlichkeit, die Höhenlinie zwischen Breitenfeld und Göbschelwitz, zwar anfangs dem Heere Tilly's zum Stützpunkte diente, dann aber, als dasselbe die Höhen zu verlassen gezwungen wurde, ihnen zum Verderben gereichte, da die Kanonen durch das Vorrücken des eigenen Heeres zum Schweigen verurtheilt wurden.

Auch bei der letzten Schlacht Gustav Adolf's, der Schlacht bei Lützen, handelte es sich um den Besitz der an Hilfsquellen für den Krieg so reichen Stadt Leipzig, deren Ebene um deswillen ebenso wie wegen der Bedeutung Leipzigs als Knotenpunkt vieler Hauptstraßen und wegen der für den Kampf so günstigen Beschaffenheit des Terrains so oft der Schauplatz blutiger und entscheidender Kämpfe geworden ist.

Als Wallenstein ungehindert in Sachsen eingerückt war, Leipzig erobert und sich mit Pappenheim vereinigt hatte, war Gustav Adolf über den Thüringer Wald nach Arnstadt und Naumburg gezogen, um sich auf die inständigen Bitten des Kurfürsten zu abermaliger

Rettung seines bedrängten Bundesgenossen mit dem sächsischen Heere zu vereinigen. Um dies zu verhindern, ward Pappenheim nach Halle entsandt, um das dortige Schloß einzunehmen; das Gros der Wallenstein'schen Armee aber sollte, um Pappenheim nahe zu sein, in der Gegend von Merseburg und Lützen ein Lager beziehen. Als Gustav Adolf am 5. November Nachricht erhielt, daß der Feind zu diesem Zwecke von Weißenfels, wo er bis dahin, um des vergeblichen Versuchs willen das schon von den Schweden besetzte Naumburg einzunehmen, gestanden hatte, nach Lützen zurückgegangen war, brach er mit seinem ganzen Heere von Naumburg auf und folgte dem Feinde in Schlachtordnung, in der Absicht, „zwischen seine Quartiere einzukommen", d. h. um sich zwischen Pappenheim und Wallenstein trennend einzuschieben.

Halbwegs zwischen Weißenfels und Lützen traf er bereits auf feindliche Abtheilungen, welche die Uebergänge durch das ziemlich tief eingeschnittene Rippachthal besetzt hielten und noch diesseits des Baches, bei dem aus Goethe's „Faust" bekannten Rippach und dem Heimathsdorfe Seume's, Poserna, standen. Sie wurden zurückgeschlagen, ebenso wie auch andere feindliche Abtheilungen, welche sich oberhalb des Rippachthales auf den Höhen bei Poserna blicken ließen, durch Schützenfeuer zum Rückzuge gezwungen wurden. Noch am Abend überschritten die Schweden die Rippach. Da sie aber durch die einbrechende Dunkelheit verhindert wurden, dem Feinde weiter zu folgen, so blieben sie zwischen dem Dorfe Rippach und Lützen, auf dem nördlichen Rande des Rippachthales, in offenem Felde in Bataille stehen.

Die Energie, mit welcher Gustav Adolf diese Vorwärtsbewegung ausgeführt hatte, ließ Wallenstein nicht in Zweifel darüber, daß Gustav Adolf es auf eine Entscheidungsschlacht abgesehen habe, und er schickte deshalb Pappenheim die Ordre nach, augenblicklich von seinem Marsche nach Halle zurückzukehren. Noch während der Nacht sammelte Wallenstein seine Truppen bei Lützen und ließ sie zur Schlacht ordnen. Am Morgen des 16. November rückten auch die Schweden gegen Lützen vor, und hier, östlich von der Stadt, also in der Richtung nach Leipzig, an der Straße dorthin, kam es zum Zusammenstoß der beiden gewaltigen Heerführer und ihrer unbesiegten Heere.

Ueberblicken wir auch hier zunächst den Schauplatz des blutigen Ringens. Wer von Weißenfels und dem Saalthal kommend das Thal des Rippachbaches überschritten und die Höhe des nördlichen Thalrandes erstiegen hat, sieht sich einer Landschaft gegenüber, die völlig von dem Charakter der hinter ihm liegenden Saalthal-Landschaft und ihrer engen Defileen verschieden ist; denn er erblickt eine weite Ebene, die nur ganz sanft sich nach Nordosten in der Richtung nach Leipzig zu neigt, nach welcher Stadt hin die Straße, quer die fruchtbaren Gefilde durchschneidend, führt, die nach kurzer Zeit zunächst das Dorf Röcken, dann aber das Städtchen Lützen berührt. Wo diese uralte Heer- und Handelsstraße, in derselben Richtung weitergehend, Lützen verläßt, beginnt das Schlachtfeld des 16. November 1632.

In der völlig ebenen Gegend bildet diese Landstraße eine militärisch nicht unwichtige Linie, zumal da zu beiden Seiten derselben tiefe Gräben waren. Nicht allzuweit, vielleicht ½ Stunde von der Stadt entfernt, stößt die immer noch in nordöstlicher Richtung auf Leipzig zu sich hinstreckende Landstraße auf einen Graben, dessen Wasser rasch von Süden nach Norden fließen. Auf den ersten Blick könnte man in ihm einen natürlichen Wasserlauf vermuthen; wenn man aber nur kurze Zeit an ihm entlang wandert, so bemerkt man trotz der grünbewachsenen Abhänge, daß es ein künstlicher Graben ist: es ist ein Flößcanal, der aus der Elster unweit Krossen zwischen Zeitz und Gera abgeleitet ist und bei Merseburg in die Luppe führt; in den Jahren 1579—1587 vollendet, bildet er — zumal da wo er tief und in vielfachen Windungen in das Erdreich eingeschnitten ist — wegen seiner steilen Wände für strategische Unternehmungen ein schwerwiegendes Hinderniß. Dazu kommt, daß er damals, wie wir aus gleichzeitigen Abbildungen sehen, auf seinem ganzen Laufe dem Schlachtfelde entlang mit Bäumen umgeben war. Dieser Floßgraben bildete für beide Heeresaufstellungen im Osten und Nordosten den naturgemäßen Abschluß, ebenso wie sich beide im Westen an die Stadt Lützen anlehnten.

Im Süden der Landstraße stand Gustav Adolf's Heer, auch diesmal in zwei Treffen abgetheilt; sein linker Flügel stand hinter Lützen, der rechte lehnte sich an den Floßgraben an, seine Front war gegen Norden gerichtet. Gegenüber dem schwedischen Herre, durch die Landstraße von ihm getrennt, stand die kaiserliche Armee: ihre Front war gegen Süden gerichtet; der rechte Flügel lehnte sich an Lützen, der linke, der „im freien Felde" stand, an den Floßgraben, durch den er zugleich gedeckt war. Um an den Feind zu kommen, mußten die Schweden die von Lützen nach Leipzig führende Straße überschreiten. Da es die Aufgabe des schwedischen Angriffs war, dem Feinde seine Verbindung mit Leipzig zu verlegen und ihn zu nöthigen, statt auf Leipzig, sich auf Halle zurückzuziehen, weil es galt, die Vereinigung mit dem sächsischen Heere zu gewinnen, so fiel die entscheidende Aufgabe dem rechten Flügel zu, dessen Führung der König deshalb selbst übernahm. Die Disposition war, daß dieser Flügel, über die Landstraße vordringend, den Feind in westlicher Richtung zurückwerfen sollte, so daß dann die ganze Front der Schweden, wenn deren linker Flügel bei Lützen nur eine kurze Schwenkung ausführte, nicht mehr nach Norden, sondern nach Westen hin blickte, wodurch die Feinde von Leipzig abgeschnitten wurden.

Da ein dichter Nebel am Morgen den König an seiner Absicht anzugreifen verhinderte, so begann der Kampf erst gegen 10 Uhr. Um die Feinde abzuwehren, steckten die Kaiserlichen Lützen in Brand und begannen ein furchtbares Artilleriefeuer. Besonders hart war der Kampf auf dem schwedischen rechten Flügel; hier wurde der Feind immer weiter zurückgedrängt, so daß die Schweden zahlreiche Geschütze, die vor der Front des feindlichen Flügels aufgestellt gewesen waren, erbeuteten, und die Kaiserlichen, da sie schon von der Rückzugslinie nach Markranstädt und Leipzig abgeschnitten waren, ihre Bagage von ihrem linken Flügel, damit sie nicht abgeschnitten werde, hinter das Centrum zurückziehen mußten.

Da brauste Pappenheim mit seinen Reiterschaaren zwischen 2 und 3 Uhr heran und brachte durch seinen ungestümen Angriff den linken Flügel der Kaiserlichen und somit die ganze Schlacht wieder zum Stehen. Als er aber tödtlich verwundet wurde und dadurch in seine Regimenter einige Unordnung kam, drangen die Schweden aufs Neue vor. Doch gelang der Angriff derselben wegen eines einfallenden Nebels nicht ausreichend und sie wurden zum Theil zurückgeworfen. Da stellte sich der König selbst an die Spitze eines Regiments, mit dem er auf die feindlichen Kürassiere eindrang und sie zur Flucht zwang. Aber infolge des andauernden Nebels lösten sich die Reihen der Schweden, und in dem Handgemenge stieß der König ungedeckt auf feindliche Musketiere, die ihn am Arme verwundeten; während man seine Wunde verbinden wollte, kamen mehrere feindliche Reiter herangesprengt, die ihn tödtlich verwundeten und die noch mit der blanken Waffe auf ihn einhieben, so daß sein Tod unmittelbar erfolgte. Die Kunde vom Tode des Königs entflammte die Schweden zur Wuth; erst die einbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Zwar mußten die Kaiserlichen sich vom Schlachtfelde zurückziehen, da kein Proviant zu ihrer Erfrischung zur Stelle war, doch da ihnen der Weg nach Leipzig offen stand und sie auch dorthin flohen, so war der Plan, das kaiserliche Heer von der Verbindung mit Leipzig abzuschneiden und es nach Norden zu drängen, mißglückt; und überdies mußten auch die Schweden am folgenden Tage auf Weißenfels zurückgehen.

Bei diesem blutigen Kampfe, in welchem alle scheinbaren Vortheile der Schweden durch den Tod ihres edlen Königs reichlich aufgewogen wurden, ist zwar das Terrain genau abgegrenzt und so übersichtlich gegliedert, daß man die Aufstellungen beider Heere genau zu reconstruiren vermag; aber die einzelnen Entwickelungsphasen des Kampfes entziehen sich gänzlich unserer Kenntniß. Die den Ueberblick verhindernden Nebel, das ungeordnete, weniger von taktischen Erwägungen als von der Forderung und der Noth des Augenblicks geleitete Hin- und Herwogen des Kampfes, zum Theil aber auch die Unbestimmtheit der Bezeichnungen, wobei besonders der in den Schlachtschilderungen häufig verwendete vieldeutige Ausdruck „Graben", der es unentschieden läßt, ob man an Laufgräben, an die Gräben zu beiden Seiten der Straße oder auch an den Floßgraben zu denken hat — kurz alle diese einzelnen Momente in ihrem Zusammenwirken machen es unmöglich, mit Bestimmtheit den Verlauf der Schlacht in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Auch mochte die traurige Gewißheit des unersetzlichen Verlustes, den die protestantische Sache durch den Tod Gustav Adolf's erlitten hatte, das Interesse an der rein taktischen Entwickelung der Schlacht abschwächen und lähmen. Dazu kommt als ein sehr wesentliches Moment, das alle Schlachten jener Zeit trifft, noch dies, daß sie geschlagen werden unabhängig vom Terrain: je ebener das Gefilde, desto erwünschter zur Schlacht. Denn während in den späteren Zeiten gerade das Terrain ein wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Factor für die Disposition zur Schlacht wie für ihren Verlauf wurde, trafen damals die Gegner im ebenen Gefilde auf einander und schlugen sich wie auf der Mensur: Manövriren ist jenen Zeiten noch so gut wie ganz unbekannt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 131. Sonnabend, den 2. November. 1889.

Ein Gang durch das alte Athen.

Von Dr. Julius Centerwall*). (Abdruck verboten.)

Indem ich mich anschicke, die Eindrücke zu beschreiben, welche die uns erhaltenen Denkmäler des alten Athens auf mich gemacht haben, so geht es mir ganz so, wie es mir an Ort und Stelle beim ersten Beschauen derselben ging. Früh und spät war ich auf der Akropolis, ich erkannte sofort, daß ich vor dem herrlichsten Bauwerke, welches auf dieser Erde hervorgebracht worden ist, stand, vor diesem Parthenon, welches man in der ersten Jugend bewundern und nun hier lieben lernt. Doch trotz allem dem, was ich bereits von der Akropolis, dem Burg- und Tempel-Felsen Athens, gelesen und gehört hatte, trotzdem, daß ich einer solchen persönlichen Führung mich zu erfreuen hatte, wie der von Michaelis, Dörpfeld und dem gelehrten Generaldirector Kavvadias, ward es mir schwer, mir selbst Rechnung abzulegen von dieser Großartigkeit, welche ich doch so tief erkannte und schätzte.

Da dürfte es mir doch wol noch schwieriger werden, dem Leser eine Vorstellung davon zu geben. Pläne und bildliche Darstellungen können ihm über die Umrisse des Platzes, über die Lage und die äußere Form Aufklärung schaffen. Sie können ihn aber den hellen Glanz des südlichen Himmels nicht ahnen lassen, welcher Alles in ein so scharfes Licht hervortreten läßt, während er zu gleicher Zeit alle Farbengegensätze versöhnt und verschmilzt und alle Brüche, welche die Zeit und die Menschen verschuldet haben, ausgleicht.

Die Ebene von Attika ist ein unregelrechtes Viereck, Trapez. Die längste der beiden kürzeren Seiten kehrt nach Süden und wird von dem dunkelblauen Meer bespült, die drei anderen Seiten werden von drei Gebirgen umgrenzt. Im Nordost liegt Pentelikon, dieser unerschöpfliche Marmorfelsen, dessen Wälder leider Ende d. J. 1887 zum großen Theil niedergebrannt sind. Im Nord und Nordwest erhebt sich Parnes und dessen Ausläufer; im Osten steht der ernste Hymettos aus schwarzblauem Marmorstein. Auf der Ebene selbst erheben sich verschiedene Bergspitzen: im Süden die kleine Kette Turko Veni, deren südlichster, fast freistehender, Vorsprung der Likavitos ist. Da diese Höhe indeß mit ihrer Längenaxe parallel mit dem Hymettos läuft, so bildet sie nicht einen so hervorragenden Charakterzug in dem Panorama von Athen, als die quer auf dem Trapez liegende von allen Seiten abgehackte Akropolis.

Diese ist von einem Geschwisterring von Höhen umgeben mit stolzen, durch Jahrtausende weit bekannten Namen. Im West-Nordwest die wild versprengten Steinmassen des Areopagos mit dessen uralter aus dem Felsen gehauener Treppe und den schwachen Spuren seines Tempels und Richterstuhles. Indeß möchte ich jedem Reisenden, der nicht Archäolog ist, rathen, sich nicht an dem kleinen Wassertümpel vorbei zu wagen, welcher die „Quelle der Eumeniden" genannt wird, wo Orest der Sage nach Versöhnung für den an seiner verbrecherischen Mutter Klytemnestra verübten Mord fand. Der Ort und der Weg dahin werden wol früher angenehmer gewesen sein; jetzt duftet es hier nicht gerade nach Rosen. Hat man aber den Paß hinter sich, so ist es ein eigenthümlich stolzes Gefühl, auf diesem sagenumschwebten Platz zu stehen, wo einstens die berühmten zwölf Richter nach indogermanischer Sitte in allen Hals- und peinlichen Verbrechen Urtheil sprachen; wo später der gewaltige Heidenbekehrer Paulus ungehört und unverstanden mit beredter Zunge den Männern Athens predigte, die ohne es zu wissen den großen unbekannten Gott anbeteten.

Genau im Westen der Akropolis liegt ein Hügel, der beträchtlich höher ist als der Areopagos. Das ist die Pnyx, wo die Athener in den Glanzzeiten der Republik ihre Volksversammlungen abhielten. Man nimmt im Allgemeinen an, daß der Sammelplatz auf einem gewaltigen halbrunden Plateau belegen war, welches auf der Vorderseite durch eine Mauer aus Bruchsteinen gestützt wurde. Oben waren Sitzplätze der ursprünglichsten Beschaffenheit angebracht. In der Mitte des Plateaus erhebt sich ein mächtiger Steinwürfel, dessen äußere Flächen zerstört sind; Treppen führen auf den Würfel hinauf. Ein zweiter ähnlicher Würfel war mehr nach dem Abschluß der Terrasse hin gegen Nordost angebracht. Beide Steinwürfel wurden als Rednertribünen, und zwar wahrscheinlich je nach der Richtung des Windes, benutzt. Dem Versuch, die Pnyx als Steinbruch für bauliche Zwecke zu bearbeiten, hat man glücklicher Weise einen Pflock vorgesteckt.

Was die Pnyx sowol als den Areopagos betrifft, so sind es eigentlich nur die historischen Erinnerungen, die sich an diese Punkte knüpfen, welche einen Reiz auf den Besucher ausüben. Beide sind jetzt unschön und uninteressant; auf beiden machen sich nur schwache Kennzeichen ihrer früheren Bestimmung bemerkbar. Kimon's Grab und Sokrates' Gefängniß am Fuße der Höhen sind sehr verdächtige Antiquitäten.

Auf der Pnyx trat das Volk seit den Tagen des Kleisthenes zu Ende des 6. Jahrh. v. Chr. zusammen. Hier beschossen sich Themistokles und Aristides gegenseitig mit den scharfen Pfeilen ihrer Beredtsamkeit, hier hat man dem Olympier Perikles gelauscht, der Donner und Blitz auf seiner Zunge führte, wenn er etwas hintertreiben, auf dessen Lippen Peitho, die Göttin der Ueberredungskunst, ihren Sitz aufschlug, wenn er etwas durchsetzen wollte. Dort war es sicherlich, wo Demosthenes, der größte Wortkünstler aller Zeiten, seine Philippika gegen den absoluten Herrscher Macedoniens, der auch ein solcher in Griechenland werden wollte, schleuderte.

Südlich von der Pnyx, südwestlich von der Akropolis erhebt sich eine ziemlich hohe Bergspitze, welche jetzt den Namen Philopapposhöhe nach einem Grabmonumente trägt, das im Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. dort einem Fürsten aus einem abgesetzten asiatischen Herrschergeschlechte, das in Athen das Bürgerrecht erworben hatte, errichtet ward. Dasselbe hat die Form eines flachen, nach der Akropolis zu geöffneten Bogens und bringt ein Bild zu Wege, welches, von der Piräusseite gesehen, täuschend einem Männergesicht, und zwar dem Gladstone's, im Profil gleicht. Die Höhe wurde früher Museion, der Hügel der Musen, genannt; wahrscheinlich stand dort in alter Zeit ein, diesen lieblichen Göttinnen gewidmeter Tempel. Später wurde der Hügel mit in die Be-

---

*) Die Leser der Leipziger Zeitung kennen bereits aus der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 60 u 129 d. J. den Verfasser als einen ungemein frischen und lebendigen Erzähler und werden gewiß gern unter Leitung des sachkundigen Führers denselben Weg schreiten durch das alte Athen, wie es noch vorhanden ist, den Deutschlands Kaiser in diesen Tagen zurücklegt. Die Schilderung entstammt dem Manuscripte einer deutschen Bearbeitung des schwedischen Originals „Hellas und die Levante", welches der dänische Generalconsul Lord in Leipzig unter Mitwirkung des Verfossers unter der Feder hat. Die Redaction.

festigungslinie hineingezogen und diente öfters als Stützpunkt für die Beschießung der als Festung verwendeten Akropolis. Das Philopapposmonument mit seinen ziemlich werthlosen Statuen bietet wenig Interessantes, desto schöner ist die Aussicht über die Akropolis, über einen Theil des alten und des neuen Athens, die Ebene, die Berge und das Meer Attikas.

Wandert man nach der Akropolis auf den breiten Boulevards hinter dem königlichen Schlosse, so führt der Weg direct auf eine Brücke über den Ilissos. Ueberschreitet man diese, hat man nur wenige Schritte bis zu einer Vertiefung in der Ardittoshöhe von regelmäßig elliptischer Form, deren Rückseite ziemlich vollständig ausgegraben ist, das ist das Stadion, wo die panathenäischen Spiele mit Opfern, Prozessionen, Schauspielen, Wettkämpfen in der Reitkunst, der Gymnastik, ja selbst in den geistigen Künsten abgehalten wurden. Das Stadion ist in einer Art ein Denkmal der attischen Rednerkunst. Es wurde nämlich auf Veranstaltung des Redners Lykurgos 330 Jahre v. Chr. erbaut und 470 Jahre später von dem Redner Herodes Attikos verschönert.

Folgt man von dem Stadion dem rechten Ufer des Ilissos, so geht man zwischen dem Flusse und der Richtung der Stadtmauer des Themistokles, von der man hie und da einige Spuren sieht, welche anstatt der alten, zu eng gewordenen, aufgeführt worden war. Die Themistokles-Mauer dehnte sich nach dem Norden, ziemlich bis an die Platia Ludovikos und die Nationalbank, folgte der Richtung der Stadionstraße und ging dann über den Schloßplatz, wo noch Ueberreste derselben sich vorfinden. Im Süden von der Akropolis lag innerhalb der Mauer ein blühender Stadttheil Kydathenai „Athens Ehre". Auch ein Theil des Museions wurde einverleibt. Jenseits dieses Hügels zogen sich die beiden langen Mauern bis nach dem Piräus, so daß dieser Hafenort mit seinen Annexen Munychia und Phaleron eine einzige ungeheuere Festung mit Athen als Endpunkt bildete. Areopagos, Pnyx und andere Stadttheile, die jetzt öde daliegen, waren einstmals stark bebaut. Man versucht es nun wieder, die häßlichen, aus wenig Erde und viel Thon- und Steinscherben bestehenden Felder durch Anpflanzungen zu verdecken und mit in das Stadtgebiet zu ziehen.

Gleich außerhalb einiger Ueberreste der Mauer des Themistokles, dicht bei der Kapelle des heiligen Fotinus rieselt ganz in dem Flußbett des Ilissos die noch mit ihrem classischen Namen bezeichnete berühmte Quelle Kallirrhoë. Es war mir schwer, sie zu entdecken, so wenig reich an Wasser war sie in dem heißen September. Aber noch heute wird aus ihr geschöpft, obwol sie nicht mehr mit neun Strahlen in ein Marmorbassin sich ergießt.

Nördlich davon stehen die noch übrig gebliebenen Säulen von dem Tempel Zeus' des Olympiers. Sie mögen so wenig stilgerecht sein, wie sie wollen; schön sind sie aber doch und gehören zu den hervorragendsten Wahrzeichen Athens. Nur fünfzehn der ursprünglich hundert und zwanzig mächtigen, sieben und ein viertel Meter hohen Säulen sind aus den Kämpfen der Menschen und der Elemente noch erhalten. Dies Olympieion war der größte griechische Tempelbau nach dem der Diana in Ephesus geweihten. Sechs Jahrhunderte hindurch wurde daran gebaut. Der aufgeklärte Tyrann Pisistratus begann den Bau, kam aber jedenfalls nicht weiter als zum Grundlegen. Ein Rest davon ist durch die Ausgrabungen Penrose's, früher Chef des englischen archäologischen Instituts in Athen, an das Tageslicht gebracht.

Der Bau, wurde von dem König Antiochus dem Vierten von Syrien fortgesetzt, demselben, der den Tempel zu Jerusalem plünderte und durch seinen Versuch, den Cultus des olympischen Zeus einzuführen, den Aufruhr des Hammergeschlechts, der Makkabäer, veranlaßte. Durch den Tod dieses Tyrannen, 164 v. Chr., wurde der Bau wieder unterbrochen und der gewaltige Tempel erst von dem Kaiser Hadrian i. J. 130 n. Chr. nach einem ganz neuen Plan vollendet. Von dem weiteren Schicksal desselben wissen wir nichts Genaues. Die letzte Verwüstung richtete i. J. 1852 ein gewaltiger Südwind an, indem er aus der inneren Reihe eine Säule umwarf. Diese korinthischen Säulen sind doch wirklich prächtig. Es geht mit dem korinthischen Stil, wie mit dem Rococo, man kann, was man will, daran aussetzen; die Schönheit hat doch mehr als einmal für gut befunden, sich in dessen Formen zu kleiden.

Außerhalb des Peribolos, der Umfassungsmauer des Tempels, steht ein häßlicher Bogen von zwei Stockwerk, auf welchem in großen Buchstaben eine noch vorhandene Inschrift besagt, daß diesseits Theseus' Stadt — das alte Athen — endige, die des Hadrian aber auf der anderen beginne. Der Letztere war vor seiner Thronbesteigung Archont in Athen gewesen und hatte diesen seinen Lieblingsplatz mit einer Menge von Prachtbauten, Gärten und Villen geschmückt. Schön ist übrigens der ganze Strich mit seinem Horizont von schwach sich abrundenden Bergen, mit den dunkelgrünen Anpflanzungen und seinen in heiteren Farben prangenden Villen. Die Dominante in dieser Farbenharmonie bleiben aber immer Akropolis und Parthenon dort oben.

Ehe man zu ihnen gelangt, muß man die ganze Südseite des Felsens umschreiten. Nahe der südöstlichen Ecke liegen die Ruinen des Dionysostheaters, so genannt nach zwei dem Gott des Weines gewidmeten Tempeln in der Nachbarschaft. Hier wurden sicherlich von Altersher die improvisirten Scenen aus dem Landleben aufgeführt, die in Verbindung mit dem Cultus des Gottes standen. Nach und nach errichtete man einen runden, steinbelegten Platz, in dessen Mitte der Altar des Gottes stand. Um diesen herum tanzten und sangen die verkleideten Theilnehmer des Chores. Später kamen hierzu erst ein einzelner Schauspieler, schließlich deren drei und das Drama war fertig.

Jetzt ist, namentlich durch die Bemühungen des Königs, das Theater vollständig ausgegraben worden. Wie es auch mit späteren griechischen Theatern der Fall ist, lehnt es sich an eine Felsenwand, hier an die Südseite der Akropolis, unter Benutzung der natürlichen Abdachung des Felsens, so daß die Sitzplätze, oder wenigstens theilweise die Unterlagen für diese, in einer sehr großen Rundung von etwas mehr als der Hälfte eines Zirkels aus dem Berge herausgehauen sind. Nur die beiden unteren Sitzreihen der beiden Flügel ruhen auf Mauerwerk. So war die Wiege der dramatischen Kunst beschaffen, wo die unsterblichen Werke der großen attischen Meister dargestellt wurden. Hier führte Aeschylos seinen entzückten Landsleuten ihre eigenen Thaten vor die Seele und die Augen; hier sprach Antigone ihre schönen Worte:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben leb' ich nur",

hier erfüllten sich die Herzen der leicht beweglichen Athener mit Mitleiden und Furcht bei dem tragischen Verhängniß Medea's, wurden aber wieder beruhigt bei dem Gedanken, daß die Macht der Götter doch Alles recht leite, denn:

> Zeus waltet und herrscht in Olympos' Höh'n
> Und die Götter verhängen, was nie du gehofft,
> Und was du gehofft, vollenden sie nicht,
> Das Unglaubliche weiß zu bewirken ein Gott!
> So endete dieses Begebniß!

Hier lachten sie wieder über die grobkörnigen, aber überreichlich witzigen und mit poetischen Stellen durchwobenen schneidenden Satiren. Und alle diese glänzenden Dramen wurden, wie Dörpfeld an Ort und Stelle mir bewies, zwar auf diesem Platze, aber auf einem Theater von allereinfachster Beschaffenheit aufgeführt. Der Schauplatz, welcher später mit einer „Schaubühne" mit festen sowol als mit verschiebbaren Decorationen versehen wurde, und vielen Veränderungen je nach dem Geschmack der Zeit unterlag, war damals, als die großen Dichter ihre Schauspiele verfaßten, weiter nichts als die oben erwähnte runde Steinunterlage. Die Zuschauer nahmen beliebig Platz, entweder auf hölzernen Bänken oder wie es ging auf den Felsen, nur daß man den der Bühne zunächst gelegenen Raum für die Priester und höheren Beamten unbesetzt ließ.

Erst etwa 120 Jahre nach dem Tode des Aeschylos und gegen 50 Jahre nach Aristophanes erhielten der Zuschauerraum und die noch vorhandenen Steinsitze ihre schließliche Einrichtung durch den berühmten Eubolos, der auch, ganz entgegen dem jetzigen Gebrauch, die Bestimmung traf, daß die Besucher, statt zu zahlen, Entschädigung erhielten. Aus dieser Zeit stammen wahrscheinlich auch die schönen marmornen Lehnsessel als Ehrensitze. Der erste derselben war der, vor der Mitte der Bühne in der ersten Reihe aufgestellte und dem Dionysospriester vorbehaltene. Derselbe ist noch vorhanden, obwol durch Frevel und Dummheit etwas verstümmelt, mit den berühmten Basreliefs: die Götter der Liebe im Streit mit Kampfhähnen auf der Vorderseite, und auf der Rückseite Satyre, eine riesige Traube tragend. Erst weit ab zur Linken kommt der Platz der Göttinnen des Gesanges, welchen nach unseren heutigen Vorstellungen der Mittelplatz gebührt hätte.

Die Schönheit des gewaltigen Theaters war noch während meiner Anwesenheit in Athen durch eine schmutzige Wächterbude mitten auf der Bühne verunziert. Der Wächter war ein hochbetagter Greis, dessen einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, eine Gitterthüre aufzumachen und ein Trinkgeld zu begehren, was sehr unnütz ist, da man auch auf andere Weise hinein kann. Besser wäre es, er verhinderte die schändliche Unsitte des Pöbels, über die man sich leider öfters zu beklagen Gelegenheit findet, — kostbare Marmordenkmäler als Zielscheiben für seine tufékia zu

benutzen. Der Stuhl des Dionysospriesters ist übersäet mit Kugel- und Schrotspuren.

Hoch über dem Theater, nicht weit von der Burgmauer der Akropolis, liegt in einer, bereits im Alterthum erwähnten Grotte eine kleine Kapelle der heiligen Jungfrau in der Goldgrotte (Chrisospiliótissa), wo alle Abende eine Lampe brennt, die in der Nähe wie ein glänzendes Auge aussieht. Dagegen haben türkische Kugeln und englische Sammelwuth gänzlich ein kleines Gebäude zerstört, das von einem Dionysosbild gekrönt war und einen bronzenen Dreifuß enthielt. Ein solcher diente als Belohnung für Denjenigen, der den Chor und dessen Einübung für das — gewöhnlich dreigetheilte — Schauspiel gestiftet hatte, welches bei der jährlich stattfindenden dramatischen Wettbewerbung den Preis gewann. Thrasyllos aus Dekeleia hatte durch das erwähnte Gebäude seinen Sieg verewigt. Die meisten der Dreifüße wurden jedoch in einer besonderen, nach dem Dionysos-Theater führenden Straße aufgestellt, die deshalb den Namen Tripodstraße erhielt. Ein Punkt der Richtung derselben läßt sich genau bestimmen, denn hier stand das jetzt noch vorhandene kleine elegante Lysikrates-Monument, ein Rundgebäude in dem ältesten uns bekannten korinthischen Stil. Es ist uns dadurch erhalten worden, daß es noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts einem französischen Kapuzinerkloster als Bibliothek diente. Das Ganze ist nur zehn und einen halben Meter hoch und nicht ganz drei Meter im Durchschnitt. Obwol von großer Schönheit, muß es doch noch schönere Genossen in der Tripodstraße gehabt haben, wenigstens hielt der „Reisende" Pausanias es nicht der Erwähnung werth. Aber Athen war damals ja die Heimath des Schönen und die einzige Schwierigkeit bestand darin, unter dem Vielen zu wählen.

In einer Skizze, wie der vorliegenden, kann nicht Alles, was Athen noch aus der Vorzeit besitzt, genau beschrieben werden. Es mag deshalb die Erwähnung genügen, daß man westlich vom Dionysostheater in die übel mitgespielten Ruinen eines Pfeilerganges von nicht weniger als 163 Metern geräth. Derselbe liegt auf einer Terrasse; eine noch höher gelegene trug in alter Zeit verschiedene Heiligthümer, unter welchen das bekannteste ein Tempel des Asklepios, des Gottes der Heilkunst, war, mit dem, wie immer, eine Art Pflegeanstalt für Kranke verbunden war. Eine prächtige Quelle mit frischem und klarem Wasser rieselt noch in der Grotte oben, die im Mittelalter eine christliche Kapelle war. Vielleicht hat diese Quelle eine Rolle in dem Cultus des Gottes gespielt.

Der Pfeilergang führt nach dem **Odeion**, einem Concert- und Theaterlocal für 6000 Menschen. Die alte Frau, welche hier Wächterdienste versieht, theilte mir, als ich meinen ersten Besuch machte, in einem abscheulichen Sprachragout, das französisch vorstellen sollte, mit, daß das Local von Monsieur Herodes zu Ehren der Madame Herodes erbaut sei, und besaß noch die Freundlichkeit, mir das Bild der Letzteren zu zeigen. Bei späteren Besuchen entdeckte die Frau jedoch, daß ich des Griechischen nicht ganz unkundig war, und ließ mich nun in Ruhe. Das noch leidlich erhaltene Theater, obwol ihm durch Feuer und Krieg schlimm mitgespielt worden ist, wurde wirklich von dem unerhört reichen Herodes Attikos zum Andenken an seine Frau Regilla, welche er, wie die bösen Zungen der Athener sicherlich ohne Grund behaupteten, vergiftet haben soll, erbaut. Das im einfachen römischen Stil aufgeführte Gebäude war in neuerer Zeit der Schauplatz einer glänzenden Heldenthat, indem der französische Oberst Faboier im December 1826 über die Stufen desselben sich mit 600 Mann durch die türkischen Heerschaaren, welche die Griechen auf der Akropolis belagerten, den Weg brach. Das hochbetagte Theater soll übrigens praktisch benutzt werden, da die literaire Gesellschaft Parnassos die Absicht ausgesprochen hat, dort Aeschylos' „Perser" aufführen zu lassen, zu welchen der Erbprinz von Sachsen-Meiningen die Musik gesetzt hat.

An dem Odeion vorbei geht einer der Wege, die zu dem einzigen Eingang der Akropolis führen. Der Weg ist ziemlich steil und zieht sich zwischen Hügel und Wald, zwischen riesigen Aloën und Feigencactus dahin. Unerachtet meines längeren Umganges mit diesen wohlschmeckenden und durstlöschenden Früchten vergaß ich in reiner Distraction die feinen, geschmeidigen Stacheln abzuschälen und hatte mir Zunge und Lippen ganz verdorben. Es sei dies hier beiläufig zur Warnung Anderer gesagt. Durch diese Pflanzenüppigkeit gelangt man zu einem, von den Türken aufgeführten Thorweg und bedeckten Gang. Der frühere, jetzt nach dem Wiederauffinder Beule's Thor genannt, liegt weiter oben direct nach Westen. Dieser thurmflankirte Eingang kann indeß nicht älter, als aus dem dritten Jahrhundert nach Chr. sein und ist übrigens aus den Ruinen eines älteren dorischen Gebäudes und auf dem Gebiet, das Pelasgikon genannt wurde, aufgeführt worden, wo zur Zeit des Perserkrieges ein Außenwerk der Akropolisbefestigungen sich befand. Als man das Beule'sche Thor noch nicht hatte, schlängelte sich der für die Festzüge, an welchen sich auch Reiter betheiligten, angelegte Weg unter allmäliger Steigung hinauf auf die Westseite des gegen 150 Meter hohen Akropolisfelsens.

Innerhalb des türkischen, jetzt benutzten Einganges befinden sich Locale für die Wachtmannschaften deren hauptsächliche Beschäftigung im Schwatzen und Spielen mit verschiedenfarbigen Steinen besteht, hier befindet sich ein Magazin für kleinere Skulpturfragmente und Inschriften.

Zu den Propyläen führt jetzt eine schmale Treppe. Zwar noch in alter Zeit, aber doch ziemlich spät, wurde eine breite stattliche Treppe angelegt, an welche der erwähnte Weg sich anschloß. Wie der Name Vorhof andeutet, waren die Propyläen wie ein Festthor des Tempelberges, denn die Akropolis, die früher als Festung und Zufluchtsort für die umliegende Bevölkerung gedient hatte, wurde von der Zeit des Themistokles an ausschließlich den Tempelbauten gewidmet. Mnesikles, einer der bedeutenden Baumeister zur Zeit des Perikles, füllte mit dem kolossalen Vorhof, obwol er kleiner ausfiel als nach der anfänglichen Bestimmung vorgesehen war, die 55 Meter breite Westseite des Berges. Er bestand in einem großen, zweigetheilten Mittelsaal mit abwechselnd dorischen und ionischen Säulen, auf beiden Seiten lagen zwei mächtige, jedoch nicht gleich große Räume. Fünf ungleich große Thüren sind durch die Mauern des Saales gebrochen. Zu dem Hauptdurchgang führten Stufen; vor diesen mußten somit die Reiter absteigen und die Wagen abgeladen werden. Das Dach ist heruntergefallen; erhalten blieben einige Säulen und etwas Mauerwerk. Der Plan des Gebäudes liegt aber klar vor und wird von allen Architekten bewundert. Für Laien ist es jedoch schwer, sich eine rechte Vorstellung von der Pracht und dem mächtigen Eindrucke zu bilden, welchen es in ihrer Vollendung auf den Besucher im Alterthume gemacht haben muß. Statuen schmückten den herrlichen Bau, unter diesen — oder wenigstens in dessen Nähe — haben auch die drei Göttinnen der Anmuth gestanden, mit welchen Sokrates seine Laufbahn als Bildhauer abschloß, um später ein Bildner der Menschenseele zu werden.

Ein Weg, der behufs des besseren Steigens theilweise mit in den Stein eingeschlagenen Querriefen versehen war, führte nach dem Parthenon und lief um dessen nordöstliche Ecke herum. Zahlreiche in den Felsen eingehauene Nischen bezeichnen die Aufbewahrungsstellen für größere und kleinere Weihgeschenke, die von allen Seiten zusammenströmten. Im Norden stand das gewaltigste der Tausende von Bildwerken des durchweg heiligen Platzes: die **Athena Promachos**, „Die Vorkämpferin", ein Werk von Phidias, welches die Athener zur Erinnerung an den Sieg über die Perser errichten ließen. Die Spitze ihrer großen Lanze und ihr Helmbusch waren die ersten Wahrzeichen, welche dem Schiffsfahrer, wenn er von Cap Sunion kam, entgegen leuchteten. Von dem Unterbau des Kolosses sind die Spuren sichtbar. Der Weg führt dann an einem **Artemistempel** und einem kleineren Heiligthum der **Athene Erganes**, der Schleuderwerferin, vorbei, von hier führen Stufen auf die Terrasse, die im Osten und Süden durch einen bis zu zehn Meter aufgethürmten Unterbau gestützt den Parthenon trägt. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

□ **Psalterium.** Von Friedrich Meyer, Pfarrer und Rector der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau. In Commission der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. — In diesem Büchlein wird eine erbauliche Erklärung etlicher Hauptpsalmen für Kranke und Sterbende im Geiste der lutherischen Kirche in schlichter, eindringlicher Weise mit kurzer summarischer Zusammenfassung der wichtigsten Wahrheiten am Schlusse und mit einem geeigneten Liedervers geboten.

□ **Das moderne Christenthum, sein Recht und sein Unrecht.** Vortrag auf der Dresdner Pastoralconferenz gehalten von Lic. Dr. Georg Schnedermann. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Das modern christliche Wesen, der eigenthümliche Charakter, den das christliche Denken und Leben in der Gegenwart trägt, wird in dem vorliegenden, auf vielfaches Verlangen in den

Druck gegebenen, mannigfach überarbeiteten und ergänzten Vortrag einer eingehenden Würdigung nach der negativen wie nach der positiven Seite unterzogen. Derselbe ist eine reife Frucht innerer Arbeit und Kämpfe; das schwierige Thema, über das ein abschließendes Urtheil zu fällen keinem Zeitgenossen möglich ist, das dem zukünftigen Historiker vorbehalten bleiben muß, wird in diesem Vortrag von einem höheren Standpunkte aus mit unbefangener Objectivität, wenn auch zugleich mit vollster persönlicher Ergriffenheit von den großen Kämpfen der Gegenwart, mit tiefer Gründlichkeit und Besonnenheit behandelt. Sehr wohlthuend berührt der frische Ton freudiger Zuversicht auf die Kraft der christlichen Wahrheit, der durch den ganzen Vortrag hindurchgeht, und die warme Anerkennung der berechtigten Bestrebungen der Gegenwart, das offene Verständniß für ihre Interessen, ihre Bedürfnisse und ihre Nöthe. Es ist ein durchaus gesunder, echt lutherischer Geist, der aus dem Vortrag spricht.

☐ Spurgeon, Tauperlen und Goldstrahlen. Tägliche Morgen- und Abendandachten für stille Sammlung und häusliche Erbauung. Hamburg', J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel). — Diese kurzen, tief aus der Schrift geschöpften, an fruchtbaren und anregenden Gedanken reichen Andachten des gefeierten Predigers werden vielen Christen eine Freude und Erbauung sein. Es sind biblische Betrachtungen über einzelne Sprüche aus dem Alten und Neuen Testament, von mannigfaltigstem Inhalt, aber alle von dem Einen Namen Jesus getragen und alle Zeugnisse von dem Heil und der Gnade in ihm. Sie erscheinen in neuer Auflage in 12 Lieferungen zu je 50 Pfennigen, von denen die erste hier vorliegt. Das Vorwort von Hauptpastor Behrmann, von dem das Titelblatt spricht, haben wir vermißt.

☐ Luther. Sing- und Sage-Festspiel von Senior Dr. Herm. Adelberg. Leipzig, Fr. Richter. 75 ₰. Ein anspruchloses Lutherfestspiel in einfacherer Gestalt, nicht in dramatischer Form, sondern in epischer lyrischer Fassung für kleinere Orte gedacht. In schlichten, warm empfundenen Gedichten werden die Hauptmomente aus dem reichen, vielbewegten Leben und Wirken Luther's gefeiert; an die Gedichte, die von verschiedenen Darstellern in verschiedenen Altern zu recitiren sind, schließen sich passend ausgewählte und bekannte geistliche Lieder an. Das Spiel ist bereits mehrfach mit Erfolg aufgeführt worden.

W. L. Das verwünschte Geld. Währungs-, Wirthschafts- und socialpolitische Untersuchungen. Von Julius Hucke. Dritte Auflage. Verlag von Mitscher & Röstell in Berlin. Preis 3 ℳ. — Es gilt als Erfahrungssatz, daß die Theorien mindestens ein Menschenalter brauchen, um von den Höhen der Wissenschaft herab bis in die populäre Tagesliteratur zu dringen. Die Folge hiervon ist in unserer schnelllebigen Zeit, daß häufig ein Lehrsatz eben dann in weiteren Kreisen Verbreitung findet, wenn er bereits in der Fachwelt außer Cours gesetzt ist. Julius Hucke, dessen Schriftchen den an sich verdienstvollen Zweck verfolgt, eine volksthümliche Darstellung der Geldtheorie zu geben, ist diesem Schicksal gleichfalls nicht entgangen. Die Anschauungen, welche er mit behaglich naturwüchsiger Frische entwickelt, gelten sogar schon seit erheblich längerer Zeit als einem Menschenalter für überwunden. Wenn das Buch trotzdem Leser findet, so beweist dies, daß allerdings ein Bedürfniß des Publicums nach Belehrung über Währungs- und Bankfragen in gemeinfaßlicher Form vorliegt. Die Schrift ist trotz vielfacher Unrichtigkeiten nicht unoriginell. Sie rechnet auf einen Leserkreis mit bescheidenen Ansprüchen.

L. Fr. Eine neue Geschichte der neufranzösischen Literatur. — Daß unsere westlichen Nachbarn, welchen wir durch ein volles Jahrtausend mit gewaffneter Hand gegenüberstanden, in der geistigen Bildung vom Ende des Mittelalters an die unbestrittene Führung gehabt hätten, ist ein bis in die Gegenwart hinein vielfach behaupteter Satz. Jedenfalls war dieser etwaige Vorrang kein Uebergewicht, lediglich aus eigener Machtvollkommenheit entsprungen. Denn die gewaltigen Einflüsse der auf italienischem Boden neu belebten classischen Studien und der hieran anschließende Siegeszug des Humanismus nordwärts über die Alpen kommen sonst nicht nach Gebühr in Anrechnung. Allerdings erblühte bei den Franzosen eher als diesseits des Rheins aus den Trümmern der mittelalterlichen Cultur ein neues Geistesleben, das ein junges, nationales Schriftthum erwachsen ließ. Als Ludwig XII., ein Herrscher ganz von dem Gepräge einer gährenden Uebergangsstufe, 1498 den Thron besteigt, ist in Frankreich die Herrschaft des neuzeitlichen Geistes gesichert, und binnen wenigen Jahrzehnten darf sich sein Land, seit dem Vertrag von Verdun stark durch geschlossene Volkseinheit, auch einer Literatur rühmen, die zwar vorerst noch in einer halb antiken Gedankenwelt wurzelt, aber französisch schreibt und fühlt. Ein tiefer Einschnitt in der Entwickelung ist hier zu machen. Wie Politik und öffentliches Leben durch die reformatorischen Bewegungen auf allen Gebieten, durch die überraschenden geographischen Entdeckungen und die tiefgreifenden Erfindungen der Technik, den ungeahntesten Umwälzungen unterliegen, so ändert auch die Literatur, der deutlichste Spiegel all dieser Umgestaltungen und Neubildungen, ihr Gesicht. An diesem bedeutsamen Punkte knüpft Professor Adolf Birch-Hirschfeld in Gießen (ehemals Privatdocent an hiesiger Universität) mit dem soeben erschienenen ersten Bande seiner „Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts" (Stuttgart 1889, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) den Faden an. Dieses Werk dürfte von Stund an ein grundlegendes Handbuch werden und nicht nur zum unentbehrlichen Rüstzeuge des fachmäßigen Literaturhistorikers zu rechnen sein, sondern auch für jeden Gebildeten einen äußerst anregenden Lesestoff darbieten. Es ist an diesem Orte nicht angebracht, eine genauere Ueberschau des Reichthums von anziehenden Einzelheiten zu geben, der uns hier allerwärts entgegenblickt. In scharfen kräftigen Zügen entrollt Birch-Hirschfeld ein farbiges Gemälde der Bildungsverhältnisse in dem Heldenzeitalter der volksthümlichen Könige Ludwig XII. und Franz I. Das Aufkommen des kirchenreformatorischen Gedankens in Frankreich und sein lebendiges Uebergreifen in die Literatur wird mit großer Anschaulichkeit vorgeführt. Die Literatur selbst erreicht damals auf verschiedenen Schaffensgebieten in vier eigenartigen Gestalten eine hohe Vollendung, und um diese vier hervorragenden Charaktere — Le Maire, Marot, Margarethe von Navarra, Rabelais — gruppirt demgemäß Birch-Hirschfeld die schriftstellerischen Denkmäler des französischen Reformationszeitalters. Diese Darstellung, welche eine wahre Unsumme philologischer Kleinarbeit verwerthet, ohne den Genuß irgendwo durch Stoffüberfülle zu beeinträchtigen, ist in der äußeren Form einfach und doch flüssig, jederzeit dem Inhalte angemessen in Wortwahl und Stilfärbung. Nach dem vorliegenden Bande verspricht das Werk die erste deutsch geschriebene Geschichte der neufranzösischen Literatur zu werden, die auf dem Standpunkte der modernsten Forschung steht, allen wissenschaftlichen Ansprüchen allseitig entspricht und doch den Geschmack einer weiteren Lesewelt in jeder Hinsicht voll befriedigt. Als erste derartige Leistung, die auf dem Büchermarkte erscheint, sei es aufs Wärmste empfohlen.

J. R. Menschenrechte. Erzählung aus der Zeit der ersten französischen Revolution von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Herm. Costenoble. 9 ℳ. — Unterhaltungslectüre, die durch eine höhere Idee, die ihr inne wohnt, geadelt wird: so charakterisirt sich auch die neueste Erzählung Hans Blum's. Der Verfasser will einerseits jenes wüste Treiben, den Humbug des Demagogenthums und die Herrschaft der Phrase schildern, die mit der Erstürmung der Bastille vor hundert Jahren begannen; er liefert so ein interessantes, lebendiges Bild der Jahre 1789 bis 1792 in Frankreich, zeigt, wie die revolutionäre Fluth anschwillt und König Ludwig XVI. gezwungen wird, von Versailles nach Paris überzusiedeln, sich selbst zum Verderben; er weist andererseits aber auch auf das hin, was bleibend für die Menschheit aus dieser Umwälzung hervorgegangen ist, das was die drei Personen, die im Mittelpunkte der Handlung stehen, der Preuße Friedrich's des Großen, der Oesterreicher Josef's des Zweiten und der Amerikaner Washington's, die sich alle drei an der Seine treffen, in ihren Gesprächen und Unterhaltungen zum Ausdruck bringen. Das Geschichtliche und Oertliche ist vom Verfasser mit großer Sorgfalt und Wirkung behandelt worden; wie anschaulich führt er nicht die zerrissenen kleinstaatlichen Verhältnisse des heiligen römischen Reichs von damals, das Verrottete seiner Zustände, vor, anläßlich einer Fahrt durch die Pfalz, bei welcher die Reisenden fortwährend die Schlagbäume von anderer Herren Länder passiren müssen, gedrückte, elende Menschen zu sehen bekommen — und in welchem Gegensatz steht hierzu die geschilderte einheitliche Organisation des französischen Volkes mit seinem Aufschwung und seiner jugendlichen Freiheitslust! Auch in dichterischer Beziehung bietet das Buch viel Werthvolles: mit wieviel Reiz und Anmuth weiß der Verfasser nicht anfangs die Geschichte der beiden jungen Geschwister Pampignan, der Abkömmlinge einer alten adligen Familie, die später im Laufe der Erzählung eine große Rolle spielen sollen, darzustellen, ihre Armuth, aber auch ihr stilles bescheidenes Glück! Die einseitigen Schwärmer für die französische Revolution, die sich jetzt anläßlich der Jubelfeier derselben wieder vernehmen lassen, können aus der neuen Erzählung Hans Blum's viel lernen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 132. Dienstag, den 5. November. 1889.

Ein Gang durch das alte Athen.

Von Dr. Julius Centerwall. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Sofort wie man durch die Propyläen tritt, wird die Aufmerksamkeit vollständig durch den großen Tempel der jungfräulichen Athene gefesselt. Man erblickt zuerst das prächtige Heiligthum im Winkel. Der westliche Giebel erscheint, so gesehen, ziemlich in seinem ursprünglichen Zustand erhalten und die in scharfer Verkürzung gesehene Nordseite macht den Eindruck, als ob die theilweise erhaltene Pfeilerreihe vollständig wäre. So steht der Tempel trotz aller Unbilden, die er hat leiden müssen, fast wie jungfräulich unberührt da.

„Der Eindruck, welchen der Parthenon macht," — sagt ein bekannter Schüler des französischen archäologischen Instituts in Athen — „ist der der Größe, der Festigkeit und der Kraft gepaart mit Einfachheit und klarem Frieden. Ohne Schwierigkeit würde der Parthenon in der Peterskirche Platz finden und doch giebt es kaum ein Bauwerk der Welt, das in einem solchen Grad die Vorstellung der Größe erweckt. Je länger man es betrachtet, desto mehr wächst es. Alles ist Harmonie, das Ganze sowol wie die kleinste Einzelnheit. Das vollständige Ebenmaß zwischen der Basis, der Höhe und dem Durchmesser der Säulen, das schöne Verhältniß des Architravs zu dem Fronton, Alles trägt zu diesem in seiner Art einzig dastehenden Eindruck gebietender Hoheit bei."

Diese ruhige Größe ist nur durch die feinste künstlerische Berechnung zu erzielen gewesen. Durch genaue Messungen und Sondirungen mit dem Senkblei weiß man, daß nicht eine einzige Linie des Parthenons rechtwinkelig ist, und doch erscheinen sie alle so. Welch' eine außerordentliche Kunstfertigkeit hat dazu gehört, die richtige Neigung zu finden.

„In welch einem innern Gleichgewicht muß nicht die Seele Desjenigen sich befunden haben, der ein solches Werk ausgedacht und durchgeführt hat. Ja, in Wahrheit, gerade der Pallas Athene, dieser königlichen Seele des Zeus, die in den rohen Stein herniederstieg, um ihm Form zu geben, mußte ein solches Denkmal errichtet werden."

Dies Urtheil des Franzosen drückt sehr gut das aus, was dem Beschauer vom Beginn ab und bis zuletzt, bei dem erstmaligen Anblick, wie nach ernsthaftem Studium der Einzelnheiten, sich aufdrängt. In den Meisterwerken des Phidias, des Iktinos und des Kallikrates ist Alles Wahrheit, Alles Ruhe, Alles Natur. Es ist die Einfachheit selbst, das heißt die Schönheit selbst, denn in der Kunst wie im Leben ist das Einfachste das Größte; der kindliche Sinn allein ist es, der uns die Pforten zu dem Himmel des Schönen, wie zu dem des Guten öffnet.

Mit dem Gepräge der ewigen Schönheit an der Stirne stand der Parthenon durch zwei Jahrtausende und trotzte allen Unbilden, welche die Natur darüber ergehen ließ: Regen, Sturm, Erdbeben. Der Bau wurde immer schöner, indem der weiße Marmor den warmen Goldglanz annahm, der einem Marmorwerk so gut steht, wenn der Farbenüberzug, der ihn nach antikem Geschmack zum großen Theile deckte, verloren gegangen war, denn das reine Weiß wird unter dem lichten Himmel fast dem Auge unerträglich. Erst Menschengewalt sollte das Menschenwerk zerstören.

In dem Mittelalter genoß der Tempel den Schutz der Türken, da er der Kirche der Panagia (der heiligen Jungfrau) geweiht war. Noch heute kann man an den Wänden der cella Spuren von Heiligenbildern sehen. Die Türken machten eine Moschee daraus. Es war ein schwedisch-deutscher Kriegsmann, der den Befehl hatte, als die Gewaltthat gegen das herrliche Heiligthum geübt wurde. Otto Wilhelm v. Königsmark belagerte als venetianischer Feldherr unter dem Oberbefehl Morosini's die Türken, die sich auf der Akropolis festgesetzt hatten. Vom Pnyx und Museion aus eröffneten die Feldschlangen ein mörderisches Feuer gegen dasselbe. Von einem Ueberläufer war es den Belagerern mitgetheilt, daß die Türken die Pulvervorräthe in den Parthenon untergebracht hätten, in der Annahme, daß man es nicht über das Herz bringen würde, das prächtige Gebäude zu beschießen, das außerdem als christliche Kirche eingeweiht war. Jedoch mit dem Herz, dem Schönheitssinn und der Frömmigkeit eines Söldners im Dienste eines Krämervolkes hat es ein eigenes Bewandtniß. Die ganze Wucht des Angriffes wurde auf den Tempel concentrirt. Am 26. September 1687 hatte ein Lüneburgischer Artillerielieutenant die traurige Ehre, einen Mörser so gut zu richten, daß die Bombe mitten in den Pulvervorrath fiel und platzte. Seit der Zeit ward der Parthenon zum Krüppel.

Man ist gewohnt, einen anderen Zerstörer der Schönheit des Baues mit Schmähungen zu überhäufen, den Lord Elgin, englischen Gesandten in Konstantinopel, der 1801 und 1802 mit der Erlaubniß des Sultans eine große Anzahl von Kunstwerken von der Akropolis nach London entführte, wo sie in den Besitz des British Museum übergingen. Die Athener vergossen Thränen, als der Raub weggeschafft wurde, der Lord suchte sie durch das Geschenk einer großen Uhr zu trösten! Unter dem Weggenommenen war das Wichtigste ein großer Theil des Frieses, der sich um die cella zog, und den panathenienfischen Festzug darstellte, welcher damals um Mitsommerzeit als Abschluß der Wettspiele veranstaltet wurde. Ich will es nicht versuchen, die unendliche Menge der hochgestimmten Lobreden zu vermehren, welche auf dieses wunderbare Kunstwerk verwendet wurde, mit seinen schönen körbetragenden Jungfrauen, seinen edlen Greisen, seinen geschmeidigen Reitern und prächtigen Wettläufern. Trotz des ziemlich verstümmelten Zustandes des Frieses, trotzdem daß die Umgebung, in welcher man ihn jetzt erblickt, so wenig passend wie möglich ist, trotzdem daß Londons Nebel und das häßliche British Museum an Stelle der hohen reinen Luft Attikas getreten sind; trotzdem daß man, statt ihn in stiller Beschaulichkeit zu genießen, sich die lärmende Gesellschaft von Touristen und des zum Wohlbefinden eines Engländers absolut erforderlich scheinenden Constablers gefallen lassen muß, so lohnt doch das Werk allein eine Reise nach London. Und Eins läßt sich nicht ganz bestreiten: gerade durch den Anblick des Constablers kommt man auf den Gedanken, daß es besser in London aufgehoben war, als es der Fall gewesen wäre unter dem Zischen der türkischen Kugeln, welche 1826 und 1827 Stücke aus den Pfeilern schlugen, wovon die helleren Flecke noch heute sprechen.

Im Süden und Südosten des Parthenons sieht man die gewaltigen, von Kimon erbauten Mauern, welche noch mehr die von der Natur so festen Felsen stärkten und so sehr zu dem scharf markirten und schroff abgehauenen Aussehen des Berges beitragen. An der inneren Seite derselben beim Parthenon haben Ausgrabungen stattgefunden, aus denen hervorgeht, daß die Mauern 22 Schichten hoch sind. Unter den dort aufgefundenen Alterthümern befindet sich ein Kopf, von welchem man vermuthet, daß er einem Triton (?) angehört habe. Er lag vier Meter tief und ist von einem porösen

Stein. Haare und Bart sind blau, das Gesicht roth gemalt. Vielleicht haben wir die älteste uns bekannte Skulptur vor uns. Der Mauer folgend, kommen wir zu dem neuen Museum, ein äußerlich zwar solides aber ziemlich unschönes Gebäude, das aber wirkliche Schätze enthält. Der Bestand häuft sich jedoch so sehr, daß bereits zu dem Bau eines neuen Gebäudes geschritten wurde. Hier kann man sich auch eine leidlich gute Vorstellung von dem Fries machen. Der größte Theil desselben findet sich in guten Gipsabgüssen vor; der kleinere Theil, 23 Stück, ist, jedoch in sehr ausgetilgten und zerbröckelten Platten, im Original vorhanden. Zwei Reiter sind indeß unvergleichlich schön, und ein Relief giebt uns einen Begriff von einer Kriegstriere, mit drei Reihen von Rudern über einander.

Zu den allerneusten und interessantesten Ausgrabungen gehören die in dem Mittelraum des Museums ausgestellten archaistischen Frauenbilder, welche wahrscheinlich die Athene darstellen. Diese, im Januar 1886 aufgefundenen Statuen schreiben sich von einer Zeit her, wo die griechische Kunst noch nicht voll entwickelt war; sie sind alle rauh und steif, es fehlt ganz das Leben; alle Figuren haben dieselbe Stellung. Alle halten mit der einen Hand den Zipfel des Kleides. Alle tragen das Haar geringelt an den hohen Stirnen, fast bei allen fallen Flechten über die Brust, eine gleiche Zahl über jede Schulter; an dem Hinterkopf ist das Haar als Chignon aufgesteckt. Alle tragen Diademe oder Haarbänder; öfters ist eine Vertiefung vorhanden, in welcher, jetzt verschwundener, Metallschmuck seinen Platz hatte. Alle sind mit Ohrgehängen geschmückt, alle tragen so ziemlich die gleiche Tracht mit einem rothen und grünen, bortenbesetzten Ueberwurf. Man erkennt deutlich, daß das Unterkleid gestickt war. Bei einer der Figuren, die Schnallenschuhe trägt, ist der Ueberwurf durch eine Schleppe verlängert. Sie erinnern alle an die Vestalin-Bilder im Atrium Vestæ auf dem Forum in Rom. Wäre es aus anderen Gründen nicht unmöglich, so sollte man glauben, daß wenigstens eine der Figuren nicht aus einer Zeit stamme, wo man es noch nicht verstand, Bildwerken Leben und Bewegung zu verleihen, namentlich was die charakteristische Wiedergabe des Gesichts betrifft. Selbst später gab man öfters sowol den Göttern als ihren Dienern und Dienerinnen wieder eine „hieratische" durch die ererbte Darstellungsweise gebundene Form. Ein bekanntes Beispiel hiervon hat man in den „archaistischen" Artemis-Bildern aus Pompeji, welche in dem Museum zu Neapel aufbewahrt werden.

Auf der östlichen Seite der Akropolis befindet sich ein Belvedere, eine von der Mauer aus hervorspringende Bastion, von wo aus man eine vortreffliche Aussicht über das neue Athen hat, dessen Interesselosigkeit in architektonischer Hinsicht hier so recht ins Auge fällt. Nicht weit ab war ein großer Altar der Athene belegen und südlich davon, in der Nähe der vorderen Frontseite des Parthenons, ein kleiner in der ersten römischen Kaiserzeit erbauter Tempel, zu Ehren des Augustus und der Roma. Weitere Forschungen werden wol noch Einiges zum Vorschein bringen, da in den letzten Jahren die archäologische Gesellschaft in Athen bedeutende und mit mehrseitigem Erfolg gekrönte Ausgrabungen hat anstellen lassen. Hr. Kavvadias besucht sie so gut wie täglich und Wilh. Dörpfeld, der Chef des deutschen archäologischen Instituts, interessirt sich ebenfalls auf das Lebhafteste dafür. Er ist selbst früher rathgebender Architekt bei derselben gewesen, während er jetzt in Georg Kawerau einen hervorragenden Nachfolger gefunden hat.

Diesem verdankt man neuerdings eine höchst wichtige Entdeckung im Norden und Nordwesten von dem Altar der Athene. Es handelt sich um unzweifelhafte Spuren eines Königsschlosses, welches sich sicherlich über einen großen Theil der Nordseite der Akropolis erstreckt hat. Sowol die ganze Anlage, als die Details erinnern an die Königswohnungen in Mykene und Tiryns. Vielleicht hatten hier Theseus oder Kodros ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Je weiter die Forschung dringt, je mehr verwandelt sich die Sage in Geschichte, wenn auch das Fabelhafte mitunter noch zum Vorschein kommt.

In der Nähe von diesem Palast und etwa 30 Meter von der nördlichen Längenseite des Parthenons sieht man auf den noch vorhandenen Resten der Grundveste des ältesten Athenetempels, die von Dörpfeld entdeckt, gemessen und beschrieben sind. Der Tempel wurde, wie alle Heiligthümer der Burg, von den verwüstenden Persern i. J. 480 v. Chr. angesteckt. Um die Athener an diese ihnen von den Barbaren zugefügte Schmach und an den Schaden zu erinnern, soll Themistokles, wie deutsche Gelehrte, obwol nicht ohne Widerspruch zu erfahren, behauptet haben, alle möglichen Ueberreste aus dem Tempel, Statuen und andere Kunstwerke, in die Nordmauer, wo sie noch sichtbar sind, haben einfügen lassen.

Theilweise auf dem Grund dieses Tempels ist das zierliche Erechtheion aufgebaut, das seinen Namen von dem, der Sage nach, von der Erde geborenen attischen Stammhelden, Erechtheus, trägt. Da das Gebäude den Altären anderer Gottheiten den Platz räumen mußte und bauliche Hindernisse sich zeigten, wurde der Raum in drei Theile getheilt. Wie bekannt, ist der berühmteste und schönste Theil die gegen Süden hervorspringende Kora- oder Karyatidenhalle, deren Dach von sechs Jungfrauen aus attischem Marmor getragen wurde. Eine derselben ist auf Londoner Boden verpflanzt und durch eine Terracotta-Nachahmung ersetzt. Die Figuren sind etwas über das Menschenmaß, aber in den edelsten Verhältnissen und mit den edelsten Köpfen. Kaum irgendwo sonst ist der attische Frauentypus schöner zur Darstellung gebracht. Diese kräftigen und doch so geschmeidigen Gestalten tragen wie spielend das schwere Dach.

Erst an der zerstörten Treppe zu der Agraulos-Grotte, dann an den Resten eines Thurmes, der eben so alt ist wie der Königspalast, schließlich an einem Gebäude vorbei, wo man im Herbst 1886 eine Cisterne von noch höherem Alter als dem des Thurmes fand, kommt man zu den Propyläen zurück.

Für Denjenigen, der Einbildungskraft genug besitzt, um diese Welt im Schutt sich vollständig ausgebaut vor das Auge zu führen, hat die Akropolis ihre ganz besondere Schönheit, für Jeden ist sie durch die Aussicht, welche sie gewährt, einer der herrlichsten Punkte der Erde. Diese Aussicht ist gleich schön, ob in dem vollen Glanz der Mittagssonne oder zur Zeit des Sonnenuntergangs genossen, holdseligst jedoch von einem kleinen, noch nicht erwähnten Tempel im Süden der Propyläen, welchen die Athener der Siegesgöttin Nike errichtet hatten. Derselbe war leicht und elegant gebaut und mit einer prachtvollen Balustrade umgeben, von welcher Stücke in dem Akropolismuseum noch vorhanden sind. Die Göttin ist unbeflügelt dargestellt: sie sollte Athen nie verlassen können. Zur Zeit der Türken wurde der Tempel niedergerissen, um als Grundlage für eine Batterie zu dienen. Die Deutschen Roß und Schaubert und der Däne Hansen reconstruirten 1835 das Gebäude aus den Ueberresten, die meist vollständig vorhanden waren. Auch hier war Lord Elgin der Erste auf dem Platz und hat vier der schönsten Reliefs des Marmorfrieses mitgenommen, die nun durch Terracotta-Abgüsse ersetzt wurden. Der Blick von hier ist gegen Abend unvergleichlich; Lord Byron hat ihn in dem dritten Gesang seines Corsars beschrieben, doch ist dabei sein Gedächtniß ihm nicht ganz treu geblieben.

Die gerundete Bucht von Phaliron mit dem Badehaus, dem Hotel und den vielen Villen liegt im Schatten, ebenso Piräus. Dazwischen ist das Meer dunkel, fast drohend. Die Felsen von Salamis und Parnes stehen schwer, dunkel- und purpurblau gefärbt. Das Licht nimmt in Stärke nach Westen zu gegen die Bucht von Eleusis und die runden Kämme von Akrokorinth hin. Im Hintergrunde verschwimmen die Berge von Morea und Livadien im luftigen Graublau, während die Höhen nahe der sinkenden Sonne und Aegina in mezzo tinto gemalt sind. Glühend eilt der große Himmelskörper zu Raste. Dicht unter uns liegen die Pnyx und der Areopagos, aschgraugrün ins Violet übergehend, mit dünn gewachsenen Nadelhölzern, bläulichen Aloën und lichtem Laubholz.

Doch früh oder spät. „An diesem Platz scheinen Natur und Kunst für einander geschaffen, sie ergänzen sich völlig, sie wirken zusammen nach einem und demselben Endziel: eine unvergleichliche Reinheit und Schönheit. Und dies war eben der attische Geist; ein wahrer Sohn des Lichtes, bestand er aus lauter Klarheit. Athen war nicht, wie Cicero glaubte, die Schöpferin aller Künste und Wissenschaften, es hat, wie wir jetzt wissen, weder die Bildhauerkunst, noch die Malerei, ebenso wenig die Dichtkunst, die Redekunst, das Schauspiel und die Philosophie erfunden, aber Alles, was die Athener von Anderen empfingen, haben sie verfeinert, gereinigt, vergrößert, Allem haben sie das Gepräge der Schönheit aufgedrückt, sie waren die Ersten in der Weltgeschichte, denen die Augen für ein Ideal aufgingen, welches die Kunst späterer Zeit nie übertroffen hat und von welchem wir uns noch heute zum großen Theil nähren."

Jedoch Derjenige, der nicht Alles vom Standpunkte der Kunst und der Wissenschaft betrachtet, demnach ein Volk vor Allem nach seiner Tüchtigkeit beurtheilt, empfängt hier oben noch eine andere Lehre: Die von Zersplitterung, Neid und Ränken zusammengesetzte Geschichte Athens zeigt, daß weder der Sinn für das Schöne, noch die Schärfe des Geistes genügen, um die Menschen zum Ziele zu führen. Dazu gehört — Sokrates ahnte es, der Apostel Paulus lehrte es — die Liebe, welche leiden und entsagen kann.

Wer Lust spürt, kann, wenn er aus den Propyläen herauskommt, das hohe Fußgestell in Augenschein nehmen, auf welchem die geschmeidigen Athener eine Statue des Marcus Vespasianus Agrippa, des Günstlings und Schwiegersohns Augustus', errichtet hatten. Links steigt man mittels 71 Stufen hinunter zu der im Alterthum berühmten Quelle Klepsydra, die später vergessen wurde, bis die Türken 1822 zum Schutze derselben eine Bastion errichteten, da diese Quelle den einzigen Wasserzufluß für eine auf der Akropolis belagerte Besatzung abgab. Es gruselt Einem beim Heruntersteigen. Ueber den Anfang des zweiten Absatzes der Treppe hängt verwegen ein Felsen, der aussieht, als hätte er große Lust, uns auf den Kopf zu fallen. Ist man wohlbehalten unten, so steht man doch nicht bei der Quelle, sondern erblickt sie nur durch ein enges Loch unter sich.

Folgt man, wenn man die Akropolis verläßt, dem Weg nach Norden, so kommt man an Pnyx und Areopagos vorbei nach dem offenen Platz, der nach Dörpfeld's Ansicht das Forum der Athener gewesen ist, wo die Gerichtsversammlungen abgehalten und verschiedene öffentliche Angelegenheiten verhandelt wurden. Er war von prächtigen Gebäuden umgeben, von welchen sehr wenig übriggeblieben ist. Westlich liegt auf einer Anhöhe der Theseustempel, der in einigem Abstand aussehen würde, als wäre er gestern erst fertig geworden, wenn nicht an den ursprünglich 36 dorischen Säulen die Bemalung verloren gegangen wäre, so daß sie in der schönsten goldbraunen Patina glänzen. Der Ritter St. Georg ist es, dem man die Erhaltung des schönen Tempels zu verdanken hat, zu welchem nur Parthenon und die Tempel in Pästum und bei Girgenti Seitenstücke abgeben. Einige Säulen büßte der Tempel ein bei der Umwandlung zu einer christlichen Kirche, während andere durch Erdbeben in den einzelnen Theilen etwas aus den Fugen gekommen sind, die Giebelfelder verloren ihren bildlichen Schmuck und die Reliefs der Metopen sind zum großen Theil schwer zu erkennen. Im Uebrigen steht der Bau, wie er, wahrscheinlich in dem fünften Jahrhundert v. Chr., errichtet wurde. Früher benutzte man das Theseion als Aufbewahrungsort für antike Gegenstände, die jedoch jetzt größtentheils in das neue Musion Kentrikón überführt wurden.

Im Osten und Norden des Theseustempels erstreckte sich der Stadttheil der Töpfer, Kerameikos, wo auch viele andere Handwerker ihre Werkstätten hatten, wie es noch heute der Fall ist, dahin war ganz naturgemäß auch der große Markt verlegt, wie auch heute der oben beschriebene Bazar sich dort befindet. Der Marktplatz war ohne Zweifel von bedeutendem Umfang und mit Verkaufshallen umgeben. Ein Theil einer solchen, der sogenannten Attalos-Stoa, ist noch erhalten. Dort waren 21 Laden und davor ein Säulengang, nach außen mit dorischen, nach innen mit jonischen Säulen. Das Gebäude, von welchem nicht viel zu sehen ist, hatte seinen Namen von dem König Attalos II. von Pergamon. Da diese Stadt, wo bekanntlich das Pergament erfunden wurde, große Ateliers für Bücherabschreiber aufwies, ist es nicht unmöglich, daß der König bei der Errichtung des Gebäudes die Förderung des Buchgewerbes im Auge gehabt habe, wohin sich wenigstens Alexander Conze, der bekannte Chef der Ausgrabungen in Pergamon, äußerte.

Etwa 250 Schritte von dieser Ruine steht das ziemlich gut erhaltene Marktthor. Auf einem Architrav, der einen Fries trägt und darüber einen Fronton und der auf vier schlanken Pfeilern ruht, steht zu lesen, daß die Athener das Thor von Gaben des des göttlichen Julius Cäsar und seines Sohnes des Kaisers Augustus gebaut haben. Oestlich von diesem Thor lag der Platz, wo der Verkauf des für die Völker des Südens so wichtigen Oeles stattfand. Derselbe erstreckte sich bis unter die Akropolis und den Thurm der Winde, oder wie dieser eigentlich richtiger benannt sein müßte, die Wasseruhr des Andronikos. Auf dem pyramidenförmigen Dache des kleinen achteckigen Gebäudes stand ein Triton von Kupfer mit einem Stab, der die Richtung des Windes angab. Die acht Hauptrichtungen des Compasses wurden durch acht Reliefsfiguren an den entsprechenden acht Theilen der oberen Wand symbolisch angedeutet. Die Ausführung des Ganzen ist ziemlich mäßig, obwol das Gebäude aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. herrührt. Nach der Akropolis zu sieht man einige übriggebliebene Bogen von einer Wasserleitung, welche die Klepsydra nach dem Innern des Thurmes des Andronikos hob, um ein Uhrwerk in Bewegung zu setzen, welches in der Nacht oder bei nebligem Wetter die Stunden zeigte. Daß das Wort Klepsydra die Bedeutung einer Wasseruhr erhielt, schreibt sich entweder hiervon oder umgekehrt, die Quelle erhielt den Namen nach der Wasseruhr.

Geht man von hier in den nördlichen Theil der Aeolosstraße hinein und biegt dann in ein Seitengäßchen, so steht man nach kurzer Zeit vor sieben prächtigen korinthischen Marmorsäulen mit Front nach der Atheneftraße. Handwerker wirthschaften darunter, während hinter den Säulen eine Kaserne liegt. Das ist Alles, was von dem seiten des Kaisers Hadrianus der athenienfischen Jugend gewidmeten Gymnastiklocal bis auf heute erhalten blieb.

Von hier kann man in der Hadriansstraße seinen Weg durch Keramaikos an der Station der alten Piräusbahn vorüber fortsetzen. Ueber verschiedene Hindernisse, Hügel und Ausgrabungen hinweg führt derselbe nach dem Hauptthore des alten Athens, Dipylon. Die athenienfische archäologische Gesellschaft hat dort höchst interessante Ausgrabungen anstellen lassen, deren Studium man noch viel mehr Interesse entgegenbringen würde, wenn nicht die abscheuliche Unreinlichkeit der umwohnenden Bevölkerung die Stelle in einer Weise behandelt hätte, die ihr Aehnlichkeit mit etwas giebt, was die Griechen, welche einen solchen Luxus sich gestatten, apópatos nennen.

Dem größeren Publicum bietet das Dipylon wenig Interesse, wol aber dem Archäologen. Man hat hier gleichsam eine Mausefalle dem Feinde gestellt. War das äußere Thor forcirt, so befand man sich wie in einem großen Hof, gegen welchen Wurfgeschosse jeder Art von allen Seiten gerichtet werden konnten. Das innere Thor war fest verrammelt und konnte nur mit unerhörten Anstrengungen gesprengt werden. Philipp V. von Macedonien lernte im Jahre 200 vor Chr. diese Falle gründlich kennen. Leicht genug kam er hinein, hinaus konnte er sich aber erst nach einem verzweifelten Kampfe retten.

Vor dem Thore lag ein großer Begräbnißplatz; derselbe, an welchem Thukydides, in seinem II. Buch, Perikles die wunderbar ergreifende Leichenrede über die gefallenen Athener halten läßt, worin er die Ursachen zu der Größe und Macht Athens auseinander setzt. Auf den dortigen Denkmälern wie auf den im Centralmuseum hat man Gelegenheit, das Maßhalten der alten Griechen auch in der Darstellung der Trauer kennen zu lernen. Den Tod, welcher doch für sie gleich dem Scheiden auf ewig war, bildeten sie nicht wie die Etrusker als einen bösen häßlichen Quälgeist ab, auch stellten sie nicht den Schmerz des Abschiedes durch übermäßig Trauernde dar. Der Abgeschiedene trat gewöhnlich in seiner üblichen Beschäftigung auf, entweder allein, oder von seinen Lieben umgeben, von welchen er einen wehmüthigen, aber ruhigen Abschied nimmt. Selten preisen lange Grabschriften die Tugenden des Heimgegangenen. Gewöhnlich liest man nur die Namen, mitunter öfters mit einem einfachen Zusatz als chaire, Lebewohl!

Die bedeutendsten Denkmäler sind mit einem hölzernen Ueberbau nebst Thüren mit Drahtgittern geschützt. Zu den schönsten gehört das für den jungen Krieger Dexileos, welcher Heldenthaten bei Korinth 393 v. Chr. ausführte. Er sitzt auf einem edlen, sich bäumenden Roß; mit der Lanze hat er den Feind zu Boden gestreckt. Prächtig ist ebenfalls Hégeso, eine edle Frauengestalt, die sich in Gegenwart ihrer Dienerin schmückt, sowie auch das Relief, welches die Schwestern Demétria und Pámfila darstellt.

Ohne Zweifel ist dieser Gräberhof durch seine Denkmäler der vornehmste der Welt. Die Gräberstraße Pompeji's läßt sich nicht damit vergleichen trotz der Pracht, mit welcher die Natur die Umgebung geschmückt hat. Ich habe nirgends die Ueberlegenheit des griechischen, ganz besonders des athenienfischen Geistes über den römischen so erkannt, wie hier, ungeachtet daß der Gesichtskreis zum großen Theil durch die unsaubern Grenzen der Grube beschränkt ist, in welcher die alte Gräberstraße sich jetzt befindet, und trotzdem, daß die Gesellschaft für gewöhnlich aus einem schmutzigen Wächter, bellenden Hunden und zerlumpten Kindern besteht. Aber es bleibt wahr, die letzten erinnern, trotz des Elends, oft an die prächtigen antiken Typen der Grabstellen. Wunderbar schöne Kinder, Jungen und Mädchen, sieht man überall in Athen. Es ist mir öfters in den Sinn gekommen, ob nicht die attischen Bildhauer ihre Schönheitsideale unter den Kindern gesucht haben. Daß die Erwachsenen oft häßlich waren, sieht man auf solchen Abbildungen, welche erweislich Porträts darstellen sollen. Denselben Eindruck empfängt man in dem Centralmuseum.

Der Rundgang durch das alte Athen ist hiermit beendigt, denn die Leser durch die verschiedenen ergänzenden Museen, welche namentlich durch die aufopfernde Vaterlandsliebe einiger reicher Griechen geschaffen worden sind, zu geleiten, würde hier zu weit führen, trotzdem daß Schätze der allergrößten Seltenheit sich dort aufgehäuft finden. Bevor jedoch der Verfasser Abschied vom Leser nimmt, hat er noch eines Instituts zu gedenken, dem Griechenland und die ganze wissenschaftliche Welt so unendlich viel verdankt:

des deutschen archäologischen Instituts. Die Leiter und Mitglieder desselben kennen gelernt, mit ihnen verkehrt, in ihrer Gesellschaft die oben beschriebenen Orte durchwandert, mit ihnen Ausflüge gemacht zu haben, ist für ihn eine Quelle des reichsten Genusses und der Belehrung geworden und wird ihm eine werthvollste Erinnerung für das Leben bleiben.

Bücherbesprechungen.

— Das Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, welches Dr. Carl Frhr. v. Stengel „in Verbindung mit vielen Gelehrten und höheren Beamten" herausgiebt und in der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg erscheinen läßt, liegt jetzt bis zur 9. Lieferung vor. Auch nach Durchsicht der neuen Lieferungen können wir von unserem bisherigen Urtheil (Wissenschaftl. Beilage Nr. 52, Hauptblatt Nr. 147) nichts zurücknehmen: das Unternehmen kann, so nützlich und verdienstlich es in einzelnen seiner Artikel ist, im Großen und Ganzen seine Aufgabe, „eine ins Einzelne gehende Darstellung des Verwaltungsrechts der sämmtlichen staatlichen Verwaltungszweige unter eingehender Berücksichtigung des Verwaltungsrechts der größeren Einzelstaaten" zu bieten, nicht erfüllen, weil diese Aufgabe, will das Werk an Umfang und Kostspieligkeit nicht ins Ungemessene anwachsen, nach dem bisherigen Stande der Gesetzgebung einfach unerfüllbar ist. Die nothwendigen Folgen dieser vorher nicht genügend erwogenen Unmöglichkeit treten uns auch in den neuen Lieferungen auf Schritt und Tritt entgegen: auf der einen Seite das sichtliche Bestreben, das einmal abgegebene Versprechen einzulösen, und infolge dessen weitestgehende Ausführlichkeit und Umfänglichkeit einzelner Artikel, auf der anderen Seite von vornherein vollständiger Verzicht auf Einzelheiten, auf positives und particulares Recht, und infolge dessen wahrhaft fragmentarische Kürze — als weitere Folge dieses Widerspruchs aber eine so weitgehende Ungleichwerthigkeit und Ungleichmäßigkeit der einzelnen Arbeiten, daß von einem Buche, einem planmäßigen Gesammtwerke, schon nicht mehr gesprochen werden kann. Und als ob es an dieser durch die Natur des Unternehmens selbst bedingten Schwierigkeit noch nicht genug wäre, sind dieselben noch wesentlich dadurch gesteigert worden, daß auch die Theilartikel ein und derselben Materie verschiedenen Autoren überwiesen wurden, so daß wir z. B. unter den kirchenrechtlichen Artikeln nicht weniger als — irren wir nicht — fünf verschiedene Namen gezählt haben: Zorn, Meurer, Hinschius, Hübler und Müller. Daß dabei Meurer in seinen in der That „eingehenden" und vorzüglichen Artikeln z. B. dem „Kirchenvermögen" 37 volle Seiten widmet, während Hinschius die „Geistlichen" mit fünf Seiten und Hübler das Capitel „Gottesdienst" sogar mit nur einer Seite abgethan zu haben glaubt, mag nur ein Beispiel für unsere Behauptung sein. Die medicinalpolizeilichen Capitel — vgl. Gesundheitspolizei, Giftverkehr, Hebammen, Heilpersonal, Irrenwesen rc. — behandelt Jolly mit so lapidarer Kürze, daß man von der zur Zeit geltenden Gesetzgebung so gut wie nichts, von der Particulargesetzgebung überhaupt nichts erfährt, während wieder die zum Theil vortrefflichen Artikeil über Gemeinheitstheilung, Forstwesen, Gemeindewesen rc. den Umfang selbständiger Werke erreichen und dem positiven, insbesondere dem Particularrecht in weitgehendem Grade gerecht werden. Andere Artikel wieder, wie z. B. Flurbereinigung, Gutsbezirke, Fundsachen, behandeln nur eins der Particularrechte und ignoriren die übrigen vollständig. Wieder andere, wie z. B. der von Gneist über Freizügigkeit, bilden ausschließlich rechtshistorische Abhandlungen unter Absehen von allem geltenden Rechtsdetail und nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Artikeln können wir finden, daß sie dem Programm, wenn auch im Grade sehr unterschiedlich, gerecht werden. Dahin gehören z. B. die Artikel Grundsteuer, Juristische Personen, Knappschaftsvereine, Kreise, Handelskammern, technische Hochschulen, Gendarmerie, dann die schon genannten Artikel über Forstwesen, Gemeinheitstheilung, Gemeindewesen rc., namentlich aber, wie schon früher bemerkt, alle Artikel, bei denen im Wesentlichen nur Reichsrecht in Frage kommt, so die Capitel: Festungen, Freiwillige, Friedenspräsenz, Gesandte, Gewerbepolizei, Handelsverträge, Invaliden- und Altersversorgung, Kaiser, Kolonialgesellschaften rc. In Summa: die Arbeit, so verdienstlich und gediegen sie in einzelnen Theilen ist, kommt um einige Jahrzehnte zu früh: zur Zeit läßt sich nach unserer, insoweit auf eigene Versuche gegründeten Ueberzeugung nur das Verwaltungsrecht des Reichs, oder das eines Einzelstaats schreiben.

—g. Katechismus der Aesthetik, Belehrungen über die Wissenschaft vom Schönen und der Kunst. Von Robert Prölß. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1889. — Der Verfasser hat sich um die Geschichte des Dramas große literarische Verdienste erworben und gehört zu jenen alten Herren, welche noch die Aesthetik als selbständige philosophische Disciplin gelten lassen und anbauen. Das jüngere Geschlecht wäre unfähig, eine derartige, alle Künste umfassende Aesthetik zu schreiben; und dennoch ist es nach wie vor nöthig, die Lehre vom Schönen nicht in die Theorie und Geschichte der einzelnen Künste aufzulösen. Prölß verwirft für seinen Stoff mit Recht das in den Katechismen übliche Frage- und Antwortspiel; er trägt vielmehr seine Belehrungen vor in meist knappen Sätzen, deren Tragweite nur der Kenner dieser Materie ahnt. Es ist außerordentlich schwierig, hier in scharf umrissenen, kurzen Fragen allgemein verständlich zu werden. Wenn dem Verfasser dies vielfach gelungen ist, so gereicht ihm das zum großen Lobe; jedenfalls ist sein Buch als Einführung in die Aesthetik für denkende Leser sehr empfehlenswerth. Wir persönlich würden den Begriff der Kunst nicht so weit ausdehnen wie Prölß; noch weniger würden wir eine Reihenfolge aufstellen wie diese: Poesie, Gesang, Instrumentalmusik. Die Erklärungen der Sonate und Symphonie dürften kaum genügen; es ist nicht ersichtlich, ob Prölß unter dem „lyrisch-rhetorischen Vortrag" die Sprechweise der idealistischen Schule der neueren deutschen Schauspielkunst versteht; die Flöte hat im Orchester dieselbe Bedeutung wie die Oboë. Was heißt: „der Geist hat auch seine sinnliche Seite"? Was heißt: „Der in der Gleichseitigkeit sichtbar werdende Gegensatz wird um so bestimmter hervortreten, wenn sie die Gleichmäßigkeit in sich und zugleich in die in ihr mit hervortretende Proportionalität aufhebt"? Wenn Prölß sagt: „griechische Werke der besten Zeit wenden sogar die Bildsäule ganz unmittelbar als freistehende architektonisch-stützende Glieder an", so übersieht er, daß die Karyatiden des Erechtheion eine ganz bestimmte geschichtlich-symbolische Beziehung hatten, und ähnliche Bildungen nur unter ähnlichen Voraussetzungen zulässig sind. Diese Bemerkungen sollen ihm blos zeigen, daß wir sein Buch eingehend geprüft haben; wissenschaftliche Auseinandersetzungen liegen uns hier fern.

Hp.— Katechismus der Chemie. Von Dr. Heinrich Hirzel, Professor an der Universität Leipzig. Mit 31 in den Text gedruckten Abbildungen. In Leinwand gebunden. Preis 3 Mark. Verlag von J. J. Weber. 1889. — Von diesem kleinen Lehrbuche liegt nunmehr die sechste Auflage vor; ein Beweis dafür, daß das Erscheinen desselben ein Bedürfniß war und daß die Erwartungen, die Verfasser und Verleger daran geknüpft haben, erfüllt sein dürften. Auf nur 300 Seiten vom Formate der bekannten Weber'schen Katechismen, allerdings mit theilweiser Zuhilfenahme eines sehr kleinen Druckes, ist es dem Verfasser gelungen, ein anschauliches Bild über den gegenwärtigen Stand der chemischen Wissenschaft zu entwerfen, ganz geeignet, Denjenigen ein lehrreicher Führer zu sein, welche sich die nothwendigsten Kenntnisse auf dem Gebiete dieser Wissenschaft verschaffen wollen. Mit vielem Fleiße sind die in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen der Chemie, soweit sie allgemeineres Interesse haben, in der neuen Auflage nachgetragen. Nur wenige Bemerkungen mögen folgen. Auf Seite 115 findet man die Verwendung des metallischen Wolframs, das jetzt in großen Mengen fabrikmäßig dargestellt und als Zusatz zu Eisen und Stahl für Panzerplatten, Werkzeuge rc. benutzt wird, nicht erwähnt, während nur die viel weniger wichtigen Verwendungen der wolframsauren Salze angeführt sind. — Bei der Fabrikation von Buttersäure durch Gährung von Zuckerarten (Seite 224) wird stets Calciumcarbonat (Kreide) zugesetzt. — Bei der Fabrikation von Blauholzextract (S. 261) wendet man jetzt anstatt des Auskochens mit Dampf meistens das Diffusionsverfahren an. Die Holzschnitte sind gut, nur Fig. 30 auf Seite 227 ist verfehlt; warum hat der Kasten die Form eines Rhomboëders und nicht die eines Würfels? Auch Topf und Trichter sind schief. Im Uebrigen ist, ebenso wie der Inhalt, auch die äußere Ausstattung des Buches vortrefflich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 133. Donnerstag, den 7. November. 1889.

Zur Reform der Eisenbahn-Personentarife.

Von R. Le Mang.

Als seiner Zeit die Verstaatlichung der preußischen Privateisenbahnen entschiedene Fortschritte machte und damit das Staatseisenbahnsystem den deutschen Eisenbahnverkehr beherrschte, tröstete man sich dem gegenüber damit, daß durch die Verstaatlichung der Bahnen wenigstens dem Börsenschwindel einige Milliarden entrückt werden würden; die Nachwirkungen des Krachs waren noch lebendig. Daß sonst noch etwas Gutes bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen herauskommen könne, wollten Viele nicht glauben. Hatten die Privatbahnverwaltungen — wie männiglich bekannt und tagtäglich zu lesen — nicht ausgezeichnet gewirthschaftet? Verdankte man ihnen nicht alle jene zeitgemäßen Verbesserungen, die z. B. unter den Namen Abonnementskarten, Couponbücher, Rundreisebillets u. s. w. die Personenbeförderung erleichterten? — Fortschritte, denen sich, nach den Zeugnissen anerkannter Volkswirthe, schließlich auch die Staatseisenbahnen nicht entziehen konnten. — Waren durch die von den Privatbahnverwaltungen so wirksam geschwungene Zauberruthe „der Concurrenz" nicht blendende Erfolge erzielt worden? —

Gewiß, die Privatbahnen haben Vieles gethan und geschaffen, und man durfte dabei von Erfolgen sprechen. Lediglich den Anregungen der einst übermächtigen Privatbahnwirthschaft verdanken wir alle jene Hilfsmittelchen, durch welche die Aufmerksamkeit von den wahren Zielen des Eisenbahntransportwesens abgelenkt und eine einseitige Begünstigung der ohnehin schon besser gestellten höheren Classen, nicht aber eine wesentliche Aenderung der Eisenbahn-Personentarife herbeigeführt wurde. Daran mögen sich alle Diejenigen erinnern, welche in ihrem manchesterlichen Dünkel den Staatsbahnverwaltungen den derzeitigen Stand des Personentarifwesens zum Vorwurf machen.

„Man fährt" — sagte der Staatssecretär Dr. v. Stephan am 29. März a. c. in einer Herrenhaussitzung — „zu ganz denselben Preisen wie vor 30 und 40 Jahren, während es sonst ein durch die Erfahrung bestätigtes Gesetz ist, daß bei jeder Massenproduction und jeder Massenbewegung die Preise für die einzelnen Wege und den einzelnen Bewegungsact sinken müssen." — Weiter sprach der Redner: „Für die Rundreise- und Retourbillets schwärme ich überhaupt nicht, weil ich sie für einen Auswuchs des Reformtarifwesens halte."

Der Minister der öffentlichen Arbeiten v. Maybach erwiderte darauf: „Die Ausführung des Vorredners findet bei mir volle Anerkennung. Die Reform des Personentarifwesens ist Gegenstand der Erwägung nicht blos bei uns, sondern auch in anderen deutschen Staaten. Ich erkläre rundweg, daß ich ein Gegner der Buntscheckigkeit der Tarife bin und daß ich den lebhaften Wunsch habe, im Verein mit unseren verbündeten Regierungen auf eine Grundlage zu gelangen, die ein einfaches und vielleicht sehr ermäßigtes System bei uns zur Ausführung bringen wird. Wir dürfen dabei aber auch nicht vergessen, daß wir in Bezug auf die finanzielle Seite der Frage mit großer Vorsicht vorgehen müssen, da eine Ermäßigung von nur 10% in Preußen schon einen Ausfall von 20 Millionen zur Folge haben würde, und es deshalb Aufgabe der Eisenbahnverwaltungen sei, Erleichterungen und Verbesserungen im Personenverkehr zu treffen, ohne die finanziellen Interessen zu beeinträchtigen." — Wir führen diese beiden Auslassungen an, weil sich darin die Meinungen der maßgebenden Kreise unseres deutschen Verkehrswesens über die Nothwendigkeit einer Eisenbahntarifreform wiederspiegeln; es ist nicht blos der sogenannte kleine Mann, welchem das Fahren auf der Eisenbahn zu theuer erscheint; Jeder hält die Personentarife der Eisenbahnen für zu hoch. Alle ohne Ausnahme leiden an den Ueberlieferungen des Privatbahnwesens, wie sie sich besonders in den Personentarifen fühlbar machen, und wenn die finanzielle Seite der Frage einestheils ein behutsames Vorgehen verlangt, so drängt andererseits gerade sie zu einer baldigen und eingreifenden Aenderung der Personentarife und ihrer Grundtaxen. Die Betriebsergebnisse der sächsischen Staatseisenbahnen, welche wir als Beweise unserer Ansicht aufführen werden, sprechen in dieser Beziehung deutlich genug. Wol sind in Sachsen der Personenverkehr und die Einnahmen aus demselben unaufhörlich gestiegen, wie wir dies an dem letzten fünfjährigen Zeitraum nachweisen können, denn

	es verkehrten:	und wurden eingenommen:
1884	21 602 000 Personen	19 044 000 ℳ
1885	23 027 000 „	19 870 000 „
1886	24 381 000 „	20 343 000 „
1887	26 564 000 „	21 614 000 „
1888	28 886 000 „	23 059 000 „

War auch diese Steigerung mit durch die Eröffnung neuer Linien bedingt, da die Länge der sächsischen Staatseisenbahnen betrug:

1884	2081 Kilometer,
1885	2160 „
1886	2209 „
1887	2276 „
1888	2364 „

so war die Verkehrssteigerung doch eine unbedingte. Es entfielen auf das Kilometer Bahn:

1884	10 380 Personen,	9151 ℳ
1885	10 660 „	9200 „
1886	11 040 „	9210 „
1887	11 700 „	9490 „
1888	12 220 „	9754 „

Auch die Ausnutzung der Betriebsmittel war in diesen fünf Jahren eine fortgesetzt günstigere; es entfielen auf die Personenwagenachse

1884	4329 ℳ Einnahme,
1885	4482 „ „
1886	4375 „ „
1887	4603 „ „
1888	4732 „ „

Die Steigerung im Personenverkehr betrug in diesem Zeitabschnitte jährlich ca. 6% und die Steigerung in den Einnahmen 5%, und dennoch welche einseitige Entwicklung!

Am meisten in die Augen fällt zunächst die sich von Jahr zu Jahr ungünstiger gestaltende procentuelle Betheiligung der höheren Wagenclassen am Gesammtpersonenverkehr. In Procenten ausgedrückt entfielen auf die

	I. Classe	II. Classe	III. Classe	IV. Classe
1884	0,29 %	11,68 %	73,51 %	14,52 %
1885	0,25 %	11,35 %	73,24 %	15,16 %
1886	0,23 %	10,88 %	73,18 %	15,71 %
1887	0,21 %	9,47 %	74,44 %	15,88 %
1888	0,22 %*	9,01 %	74,02 %	16,75 %

wobei unter * zu bemerken ist, daß die kleine Steigerung durch die Rundreisebillets, also durch Fahrpreisermäßigungen herbeigeführt wurde, deren Wirkungen zu verfolgen eine unserer Aufgaben ist. Weiter gestaltete sich der Verkehr in den seit 40 Jahren im Preise gleichgebliebenen einfachen oder Tourbillets der I., II. und III. Classe sehr ungünstig. Die Einnahmen aus dem Verkauf dieser Billets betrugen

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
1884	128 000 ℳ	1 408 000 ℳ	4 279 000 ℳ
1885	102 000 „	1 302 000 „	4 359 000 „
1886	86 000 „	1 194 000 „	4 342 000 „
1887	70 000 „	1 120 000 „	4 688 000 „ *
1888	69 000 „	1 104 000 „	4 884 000 „ *

Die mit * bezeichneten Posten stellen zwar Steigerungen dar, rühren aber davon her, daß man in den betreffenden Jahren Tourbillets III. Classe an Vereine und Schulen unter Einräumung bedeutender Fahrbegünstigungen abließ. Bei zahlreichen Vereinsfesten und Versammlungen wurde z. B. den Mitgliedern gestattet, mittels einfacher Fahrkarten hin- und zurückzufahren, und weiter brauchten bei gemeinschaftlichen Ausflügen von Schülern je 3 Kinder unter 14 und je 2 Kinder über 14 Jahren nur ein dergl. Billet zu benutzen.

Die Steigerung bei den Tourbillets III. Classe in den Jahren 1887 und 1888 entstand somit in der Hauptsache ebenfalls nur durch Fahrbegünstigungen oder Preisermäßigungen. Eine wirkliche und entschiedene Steigerung des Verkehrs und seiner Einnahmen zeigt sich überhaupt nur bei denjenigen Classen resp. Billetsorten, welche irgend eine Begünstigung oder Preisermäßigung enthalten. Es sind dies in erster Reihe die Tagesbillets III. Classe und die IV. Classenbillets, wie aus folgender Zusammenstellung zu entnehmen ist.

	Tagesbillets III. Classe.		Billets IV. Classe.	
	Personen:	Einnahmen: ℳ	Personen:	Einnahmen: ℳ
1884	5 670 000	7 018 000	3 137 000	1 408 000
1885	6 042 000	7 445 000	3 492 000	1 600 000
1886	6 408 000	7 742 000	3 830 000	1 725 000
1887	7 182 000	8 493 000	4 220 000	1 856 000
1888	7 682 000	9 011 000	4 838 000	2 094 000

während bei den Tagesbillets II. Classe die aufsteigende Bewegung [1]) durch den vermehrten Gebrauch der Rundreisebillets beeinflußt wird.

Im Zusammenhange damit zeigen die nachstehenden Zahlen, daß auch bei den Preisermäßigungen enthaltenden Abonnements-, Rundreise-, Schüler- und Couponbillets 2c. ein ähnliches flottes Anwachsen stattfand; es wurden verausgabt:

	Abonnements-Karten:	Rundreise-Karten:	Schüler-, Coupon- 2c. Karten:
1884	154 000	24 000	315 000
1885	337 000	38 000	334 000
1886	382 000	63 000	360 000
1887	436 000	254 000	385 000
1888	606 000	297 000	391 000

und selbstverständlich steigerten sich in ähnlicher Weise auch die damit verknüpften Einnahmen.

Wie sehr die billigen Billete und Wagenclassen vom Publicum immer mehr bevorzugt werden, macht sich am deutlichsten bei den Betriebsergebnissen der IV. Wagenclasse bemerkbar. Obgleich diese Classe in Sachsen von verhältnißmäßig nur wenigen Zügen geführt wird und sich auch deshalb größere Reisen in dieser Wagenclasse nur mit unverhältnißmäßigem Zeitaufwand ausführen lassen, auch der Aufenthalt in derselben ermüdend und abschreckend wirken muß, wird doch die IV. Wagenclasse mit jedem Jahre mehr benutzt und zwar einfach deshalb: weil sie die billigste Fahrgelegenheit darstellt.

Auf ein Kilometer Bahn kamen Billets IV. Classe

1884	1507 Stück
1885	1667 „
1886	1781 „
1887	1844 „
1888	2200 „

[1]) Der Verkehr in Tagesbillets II. Classe ergiebt folgende Zahlen:

1884	772 000 Personen	1 906 000 ℳ Einnahme.
1885	815 000 „	2 039 000 „ „
1886	816 000 „	2 077 000 „ „
1887	759 000 „	2 033 000 „ „
1888	774 000 „	2 079 000 „ „

Die Verkehrssteigerung beläuft sich daher — unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die IV. Wagenclasse bei seit 1884 eröffneten, 200 Kilometer umfassenden Secundärbahnlinien nicht geführt wird — innerhalb 5 Jahren auf ca. 46%. Der sich fortwährend steigernde IV. Classenverkehr beginnt die Betriebsergebnisse immer mehr zu beeinflussen und nebenbei auch das Publicum gegen die Reiseeindrücke in dieser Wagenclasse abzustumpfen; daß auch das sogenannte „bessere Publicum" in der IV. Wagenclasse von Jahr zu Jahr zahlreicher auftritt, ist eine von Jedermann leicht festzustellende Thatsache. Dieses und überhaupt alle die voraufgeführten einschlagenden Zahlen sagen gewiß deutlich: daß sich in Sachsen seit einer Reihe Jahren jede nachhaltige Verkehrssteigerung, jeder stärkere Einnahmezuwachs im Eisenbahn-Personenverkehr nur auf Grund von Fahrpreisermäßigungen vollzieht.

Auch im Verkehr der höheren Wagenclassen tritt diese Erscheinung deutlich hervor; so ergaben z. B. die Einnahmen aus den Rundreisebillets

	für die I. Classe:	für die II. Classe:
1884	10 800 ℳ	216 000 ℳ
1885	18 300 „	330 000 „
1886	30 900 „	516 000 „
1887	36 200 „	597 000 „
1888	48 400 „	691 000 „

wobei zu berücksichtigen kommt, daß die Fahrpreisermäßigungen bei den Rundreisebillets verhältnißmäßig nur unbedeutend sind und man sich mit diesen Billets zugleich eine gebundene Marschroute auflabet. Aber alle Classen und Stände finden es von Jahr zu Jahr zweckmäßiger, die billigste Reisegelegenheit auch dann zu benutzen, wenn dieselbe mit wesentlichen Unbequemlichkeiten verbunden ist. Es ist das ein unausbleiblicher Vorgang, spielen doch die Preise für Eisenbahnfahrten in den Ausgaben jedes Einzelnen eine immerhin wichtige Rolle.

Millionen unseres Volkes sind bereits auf den täglichen Gebrauch und Millionen wöchentlich auf mindestens eine einmalige Benutzung der Eisenbahn angewiesen, und diese Bewegung steigt mit jedem Jahre, sie kann, weil eine Wesenheit unserer Zeit, selbst durch große weltgeschichtliche und ganze Erdtheile umfassende Begebenheiten nur gehemmt, aber nicht mehr aufgehalten werden.

Auch der Reiche hält es für angemessen und für vortheilhafter, bei öfterem Gebrauch der Eisenbahn aus der theuren I. in die fast ebenso bequeme und dabei billigere II. Classe herabzusteigen. Mindestens 80% aller Eisenbahnfahrten werden jetzt in Sachsen auf Grund von Fahrpreisermäßigungen ausgeführt. Der Billetverbrauch vertheilte sich innerhalb der letzten fünf Betriebsjahre folgendermaßen:

	Tages-Billets:	Rundreise-, Abonnements- 2c. Billets:	Billets IV. Classe:
1884	60,00 %	4,80 %	14,50 %
1885	60,40 %	4,90 %	15,20 %
1886	60,25 %	5,40 %	15,70 %
1887	60,77 %	5,50 %	15,88 %
1888	60,07 %	5,90 %	16,75 %

und der Verbrauch der keine Ermäßigungen enthaltenden gewöhnlichen Tour- und Eilzugsbillets zeigt dem gegenüber folgende rücklaufende Betheiligung am Gesammtverkehr:

1884 . .	20,7 %
1885 . .	19,5 %
1886 . .	18,65 %
1887 . .	17,85 %
1888 . .	17,28 %.

Hätte man, wie das schon hervorgehoben wurde, seit ein paar Jahren die Fahrbegünstigungen in gewissen Fällen nicht auch auf die Tourbillets ausgedehnt, so würde die vorstehend dargestellte Abnahme eine noch viel entschiedenere sein. Der Erlös aus den Tourbillets stieg aber auch mit Hilfe dieser Begünstigungen innerhalb der letzten fünf Betriebsjahre nur um 5%, während sich die Einnahmen aus dem gesammten Personenverkehr in dieser Zeit um 21% und die Einnahmen aus den Billets mit ermäßigten Preisen um 33% steigerten. Wie sehr jede Verkehrserleichterung auf empfänglichen Boden fällt, zeigt sich unter Anderem in der gesteigerten Benutzung der Eilzüge durch Einstellung III. Classenwagen. Die Einnahmen aus den Eilzugsbillets III. Cl. stiegen von 396 000 ℳ im Jahre 1884 auf 614 000 ℳ im Jahre 1888 und wir könnten nach dieser Richtung hin noch manches Beispiel anführen, glauben jedoch, daß die voraufgeführten Ziffern genügen und mittelbar auch den Weg zeigen, welchen eine zeitgemäße Abänderung der Personentarife einschlagen dürfte. Mit Bezug darauf wollen wir zunächst

bemerken, daß sich die Einnahmen des Personenverkehrs aus drei Hauptgruppen zusammensetzen und zwar aus dem Verkauf von

1) Eilzugsbillets,
2) Tourbillets und
3) Billets mit ermäßigten Preisen, d. i. IV. Classe-, Rundreise-, Tagesbillets ꝛc.

Die Erträgnisse aus diesen drei Gruppen ergaben in den letzten fünf Jahren folgende Summen:

	Eilzugsbillets	Tourbillets	Billets mit ermäßigten Preisen
1884:	2 266 000 ℳ	5 815 000 ℳ	10 962 000 ℳ
1885:	2 208 000 „	5 764 000 „	11 898 000 „
1886:	2 061 000 „	5 623 000 „	12 659 000 „
1887:	2 084 000 „	5 879 000 „	13 651 000 „
1888:	2 335 000 „	6 057 000 „	14 667 000 „

Diese drei Einnahmegruppen bilden, wie wir später zeigen werden, auch die Unterlagen, von denen aus die sich den deutschen und somit auch den sächsischen Staatseisenbahnen wol zunächst aufdrängende Art der Personentarifreform in ihrer finanziellen Tragweite leicht berechnen und übersehen läßt.

Da wir nun nachwiesen, daß die Einnahmen aus den Billetumsätzen der 1., namentlich aber der 2. Gruppe sich der 3. Gruppe gegenüber immer ungünstiger gestalten, weil die Billets jener keine Preisermäßigungen bieten und alle wirklichen und nachhaltigen Verkehrs- und Einnahmesteigerungen deshalb auch in der 3. Gruppe auftreten, durch Preisnachlässe erzielt wurden, so ist es wol nur folgerichtig, die allseitig als nothwendig anerkannten Preisermäßigungen möglichst bald auch **auf die Billets der 1. und 2. Gruppe auszudehnen.** Und geschieht Solches in einer Weise, **welche in erster Reihe das Leben, die Wirklichkeit und dann erst die Controle** berücksichtigt, so wird die sich aus einem solchen Vorgehen entwickelnde Veränderung der Personentarife auch zu einer wahrhaften Verbesserung des Personenverkehrswesens führen. Dehnt man die in den Tagesbillets enthaltene Preisermäßigung **auf alle Billets aus**, so beseitigt man mit einem Schlage nicht blos die Tagesbillets selbst, sondern auch den ganzen Weichselzopf von Rundreisebillets u. s. w. und hat zunächst nur mit drei Sorten Billets zu thun, Billets II., III. und IV. Classe, denn auch besondere Eilzugsbillets könnten dann schließlich wegfallen und durch Zukauf von Ergänzungsbillets, d. h. Billets IV. Classe gebildet werden; Derjenige, welcher z. B. ein Eilzugsbillet II. Classe verlangt, würde dann ein gewöhnliches Billet II. Classe und ein Billet IV. Classe erhalten, und wer von der III. Classe des Personenzuges in die III. Classe des Schnellzuges übergehen wollte, hätte sich dann ebenfalls nur noch ein Billet IV. Classe hinzuzukaufen.

Bei der Preisbildung der neuen Billets hätte man auch **kleine** Abrundungen nach unten eintreten zu lassen, um die Preisunterschiede zwischen der III. und IV. Classe schon jetzt etwas herabzudrücken. Eine Fahrt in III. Classe von Leipzig nach Altenburg, die gegenwärtig mittels Tagesbillets für 1 ℳ 5 ₰ auszuführen ist, dürfte künftig mittels einfacher Billets höchstens 1 ℳ kosten, gegenüber 80 ₰ in der IV. Classe.

Die neuen Billetpreise würden demnach unter vergleichender Anführung der bisherigen Preise u. A. folgende Sätze ergeben:

von Leipzig nach Dresden:

		jetziger Preis:	künftiger Preis:
Pers.-Zug	II. Classe	7,00 ℳ [1]	4,60 ℳ
	III. „	4,70 „	3,10 „
	IV. „	2,35 „	2,35 „
Tagesbillet	II. „	9,30 „	— „
	III. „	6,20 „	— „
Eilzugsbillet	II. „	8,70 „	6,95 „
	III. „	5,80 „	5,45 „

von Leipzig nach Chemnitz:

		jetziger Preis:	künftiger Preis:
Pers.-Zug	II. Cl.:	5,00 ℳ	3,30 ℳ
	III. „	3,40 „	2,20 „
	IV. „	1,70 „	1,70 „
Tagesbillet	II. „	6,70 „ [2]	—
	III. „	4,50 „	—
Eilzugsbillet	II. „	6,10 „	5,00 „
	III. „	4,10 „	3,90 „

von Dresden nach Chemnitz:

		jetziger Preis:	künftiger Preis:
Pers.-Zug	II. Cl.:	4,80 ℳ	3,20 ℳ
	III. „	3,20 „	2,10 „
	IV. „	1,60 „	1,60 „
Tagesbillet	II. „	6,40 „	—
	III. „	4,30 „	—
Eilzugsbillet	II. „	6,00 „	4,80 „
	III. „	4,00 „	3,70 „

In Verbindung mit dieser Umgestaltung und Ermäßigung hätten aber noch folgende Verkehrserleichterungen einzutreten: Jedes gelöste Billet hat acht Tage Giltigkeit und gilt auch **in umgekehrter** Richtung, so daß z. B. von zwei in Leipzig für die Strecke Leipzig-Dresden gelösten Billets das eine auch für die Rückreise von Dresden nach Leipzig dient. Weiter müßten in jeder mit einer Station zusammenhängenden Stadt noch besondere Billetverkaufsstätten errichtet werden, welche die gangbarsten Billetsorten zu führen hätten. Es ist das wol eine der zeitgemäßesten und berechtigtsten Forderungen, deren Erfüllung bald Jedermann dankbar empfinden dürfte. Die Presse und namentlich die Localblätter würden schon dafür sorgen, daß eine derartige Einrichtung entsprechenden Nutzen brächte. Man entschließe sich in dieser Richtung dem Vorgehen der Post zu folgen, welche es unter ihrer praktisch und theoretisch gleich wohlgebildeten Oberleitung sehr gut verstanden hat, allen Bedürfnissen des Verkehrs schnell entgegen zu kommen. Welche Zustände vor Stephan's Zeiten! wo es in ganz Dresden nur ein einziges Postamt gab und solches dann regelmäßig vor Weihnachten beim Abholen der Packete am Postplatze zu richtigen Volksaufläufen führte! Und nun denke man an das Drängen um unsere Billetschalter an gewissen Sonn- und Feiertagen! Durch Annahme der hier vorgeschlagenen Tarifreform würde natürlich nicht nur die heikle Frage „über die Uebertragbarkeit der Tagesbillets" gelöst, sondern, wie dies bereits erwähnt, auch alle Rundreisebillets ꝛc. beseitigt und damit ein einfacher und klarer Zustand geschaffen, der richtige Boden für eine gesunde Weiterentwickelung. Eine entsprechende Reform des Gepäckwesens, über deren Wesenheit wir uns jetzt nicht ausbreiten können, müßte aber gleichzeitig Platz greifen. Bei allen größeren Reisen, besonders mit Familie, ist, wie gewiß schon die meisten Leser an sich empfunden haben dürften, die Aufgabe und Besorgung des Gepäcks oft ein ebenso umständliches wie zeitraubendes, aufregendes Geschäft, meist mit recht unnöthigen Ausgaben verknüpft, und hebt sich nicht vortheilhaft von den sonstigen Bequemlichkeiten und Aufmerksamkeiten ab, mit denen die Eisenbahnverwaltungen das reisende Publicum immer mehr zu umgeben wissen.

Wie überflüssig übrigens die Rundreisebillets bei den von uns vorgeschlagenen Reformen erscheinen, kann man erkennen, wenn man die voraufgeführten künftigen Billetpreise mit den Einzelpreisen der Rundreisebillets vergleicht. Letztere betragen für die Strecken

	I. Classe	II. Classe	III. Classe
Leipzig-Chemnitz:	5,20 ℳ	3,80 ℳ	2,70 ℳ
Leipzig-Dresden:	7,50 „	5,60 „	3,90 „
Dresden-Chemnitz:	5,30 „	4,00 „	2,80 „

Auch die jetzt giltigen, in gar mancherlei Abstufungen gebrachten Fahrpreisermäßigungen für Schüler ꝛc. ließen sich den vorgeschlagenen Reformen in einer, Reich und Arm gleichmäßig berücksichtigenden Weise anpassen. — — Doch gehen wir nunmehr zur finanziellen Seite über, **die keine wie immer gestaltete wirkliche Reform zu umgehen, zu verwischen oder etwa geringfügig zu gestalten vermag.** . . Sie drängt sich in die Beantwortung der vom Leser gewiß schon aufgeworfene Frage zusammen: „welchem Einnahmeausfall der Personenverkehr der sächsischen Staatseisenbahnen durch die vorgeschlagene Reform unterworfen ist."

Da wir die Einnahmen des Personenverkehrs aus drei Hauptgruppen herleiteten und zwar aus dem Verkauf

1) der Eilzugsbillets,
2) der Tourbillets,
3) der Billets zu ermäßigten Preisen, Tagesbillets ꝛc.

so läßt sich eine Berechnung des in Frage kommenden Einnahmeausfalls, der sich doch nur in der 1. und 2. Gruppe entschieden geltend machen kann, leicht anstellen. Vergleicht man zuvörderst die in Vorschlag gebrachten Billetpreise mit den jetzt giltigen, so wird man finden, daß sich die Einnahmen aus den beiden ersten Gruppen infolge der Reform um $^1/_6$ bei den Eilzugsbillets und um $^1/_3$ bei den Tourbillets vermindern müssen, und daß in der Hauptsache diese Einnahmeverminderungen den **Ausfall** bilden, verringert durch den sich alljährlich einstellenden Einnahmezuwachs. Dieser Ausfall würde sich nun z. B. für das Jahr 1890 und auf

[1]) Die Preise der I. Classe würden wie zeither durch Verdoppelung der Preise der III. Classe resp. durch Lösung von 2 Billets III. Classe gebildet werden.

[2]) Die Tagesbilletsätze wurden nur des leichteren Vergleichs halber eingestellt.

Grund der Betriebsergebnisse des Jahres 1888 folgendermaßen feststellen lassen:

bei 2 335 000 ℳ für Eilzugsbillets ein Fünftel = 467 000 ℳ
bei 6 057 000 ℳ für Tourbillets ein Drittel = 2 019 000 ℳ
bei den übrigen Billets durch Abrundung ꝛc. $^1/_{23}$ = 587 000 ℳ
Sa. 3 073 000 ℳ

Hiervon ab der sich in den letzten fünf Jahren auf durchschnittlich 5% der Gesammteinnahme des Personenverkehrs belaufende Jahreszuwachs, der sich für das Jahr 1890 auf ca. 1 210 000 ℳ berechnet, so daß sich der wirkliche Ausfall noch auf

1 863 000 ℳ

beziffern würde, wenn die in Vorschlag gebrachten Reformen, entgegen aller Erfahrung, keine wesentliche Steigerung der Einnahmen herbeiführen sollten. Die sich fortwährend steigernden Einnahmen des Güterverkehrs würden aber schließlich obigen Ausfall wenn nicht tilgen, so doch wesentlich vermindern helfen, denn der Einnahmezuwachs im Güterverkehr, welcher in den letzten fünf Jahren durchschnittlich 4% jährlich betragen hat, darf bei einer Gesammteinnahme von 51,8 Millionen im Jahre 1888 doch auf mindestens 1 Million Mark im Jahre 1890 angenommen werden, so, daß mit der vorgeschlagenen Tarifreform, so weit menschliches Ermessen reicht, ein wirkliches Wagniß auch dann nicht verbunden wäre, wenn vorstehende Summen durch die Praxis einige kleine Verschiebungen erleiden sollten.

Wir übergeben diese unsere wenigen Vorschläge der öffentlichen Beurtheilung, weil die Reform der Personentarife immer mehr zu einer brennenden Frage wird, die Jedermann interessirt, und welche darum nicht blos in Fachzeitschriften besprochen werden kann. Wir haben unsere Vorschläge auch an das schon Bestehende angefügt, weil der riesige Eisenbahnverkehr Deutschlands an eine Menge eigenartiger Verhältnisse geknüpft und mit der Finanzlage der Einzelstaaten derart verflochten ist, daß es nicht räthlich erscheint, Reformen anzupreisen, die sich in ihren Wirkungen gar nicht übersehen lassen. An Einrichtungen, billig und bequem zu fahren, ist in Deutschland und namentlich in Sachsen schon jetzt kein Mangel, aber es wird auch Zeit, diese Einrichtungen derart auszudehnen und den Bedürfnissen anzupassen, daß sie von Allen und ohne Vorbehalt leicht benutzt werden können. Die vorgeschlagenen Reformen streben Solches an und sollen dabei weitere nothwendige Maßnahmen anbahnen, welche der öffentlichen Beurtheilung auch noch unterbreitet werden.

Bücherbesprechungen.

J.R. Zur Erinnerung an die Kaisertage in Hannover. 12. bis 16. September 1889. Mit Abbildungen der sämmtlichen für die Empfangs-Feierlichkeiten errichteten größeren Bauten, Gruppen u. s. w. Zusammengestellt und bearbeitet von Robert Philippsthal. Hannover, Verlag der Göhmann'schen Buchdruckerei. — Ein hübsches Gedenkblatt an die Kaisertage in Hannover, bestehend aus möglichst getreuer Schilderung der Ereignisse und bildlicher, auf photographischen Aufnahmen beruhender Darstellung der Festbauten, Decorationen und Empfangsscenen, das den Wunsch nahe legt, auch die andern wichtigen Kaiserreisen in deutschen Städten auf ähnlich erschöpfende Weise für die Mit- und Nachwelt in Wort und Bild festgehalten zu sehen.

K—d. Zur Lehre von der Cautionshypothek nach Königlich Sächsischem Rechte. Von Dr. F. E. Heink, Ass. Leipzig, Roßberg'sche Buchh. 1889. (31 S., Pr. 80 ₰.) — Im sächsischen bürgerlichen Gesetzbuche ist die Cautionshypothek nur an einer Stelle (§. 389) und auch hier lediglich bezüglich der Form des Eintrages erwähnt. Im Uebrigen beruht die Lehre von der Cautionshypothek auf den Folgerungen aus den allgemeinen Grundsätzen, insbesondere aus denen des Hypothekenrechts, wie sie von der Wissenschaft und Rechtsprechung geboten werden. Daß diese Ausführungen nach den Voraussetzungen, von denen ihre Verfasser ausgehen, nicht immer übereinstimmen, sondern oft, auch in wesentlichen Theilen, einander entgegentreten, ist natürlich. Und so besteht für die Lehre von der Cautionshypothek nicht nur für das gemeine Recht, sondern auch für unser sächsisches Recht noch manche ungelöste Streitfrage. Für den Fall der Zwangsversteigerung hat indeß die neue Subhastationsordnung das Verhältniß vorgeschrieben, im Uebrigen der in neuerer Zeit ziemlich feststehende Gerichtsbrauch vielfach die wünschenswerthe Besserung gebracht. Tüchtiges hat früher Dr. Kind in seiner Abhandlung von der Cautionshypothek (Wengler's Archiv für civilrechtliche Entscheidungen, Jahrg. 1881) geliefert. Einen weiteren Beitrag will die oben angezeigte Schrift geben. Der Verf. behandelt nach einer Einleitung über Geschichte, Wesen, Umfang der Cautionshypothek — wozu nur bemerkt sein mag, daß Windscheid der Dernburg'schen Ansicht von der Entstehung des Pfandrechts sich genähert hat und auch Dr. Kind letzterer nicht geradezu entgegentritt — die Fragen, ob Cautionshypotheken in Nichtcautionshypotheken umgewandelt werden können, und ob und in wie weit Cautionshypotheken des Ueberganges auf andere Personen fähig sind (§§. V flg.). Dem Verf. ist für die erste Frage zuzugeben, daß der Verkehr einer solchen Umwandlung zu bedürfen scheint. Liegt aber eine gesetzliche Bestimmung für die Zulässigkeit nicht vor, und lassen die Grundsätze des Hypothekenrechts, insbesondere über die Rechte der nachstehenden Hypothekengläubiger mit der Zulässigkeit sich nicht vereinigen, so erscheint im Gegensatz zum Verfasser (und zu Dr. Grützmann, Lehrb. des K. S. Privatrechts §. 82 unter 3) die auch vom königl. Oberlandesgerichte vertretene Ansicht der Unzulässigkeit begründet. Der einzige Weg, auf dem eine sichere Abhilfe ohne Beeinträchtigung von Rechten zu erwarten ist, ist im Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich §. 1134 vorgezeichnet; doch auch dieser bedarf zu seiner Wirksamkeit der gesetzlichen Unterlage, weil der Satz des Entwurfes mit allen seinen Folgerungen aus den allgemeinen Grundsätzen des Hypothekenrechts nicht entnommen werden kann. Bedenklich erscheint auch die Ansicht des Verf., daß der Uebergang einer Cautionshypothek vom bisherigen Gläubiger auf Andere (also neben den Erben) zulässig sei. Erstreckt sich die Cautionshypothek auf alle nach dem Pfandvertrage gewollten Forderungen des Gläubigers, so müssen sie andererseits eben Forderungen dieses Gläubigers sein. Mit der Abtretung u. s. w. (von der Vererbung abgesehen) scheidet aber die Forderung aus dem Vermögen des Gläubigers aus, damit auch aus der Pfandsicherung; die Uebertragung der Hypothek auf solche abgetretene Forderungen würde einer Uebertragung der Hypothek auf andere Forderungen gleichstehen. Wer jedoch der Ansicht des Verf. beitritt, wird auch seiner Folgerung beistimmen, daß dem persönlichen Schuldner das Eintretungsrecht des §. 441 des bürgerlichen Gesetzbuches zustehe; daß der Verf. die weitere Folgerung der Anwendbarkeit der §§. 442—444 des bürgerlichen Gesetzbuches aber dann bekämpft, erscheint nicht genügend begründet, wenigstens nicht durch die aus dem Gesetze sich nicht ergebende Aufstellung, der Pfandschuldner könne nur die Pfandstelle durch weitere Verpfändung begeben (das Gesetz spricht von einer Abtretung der Forderung, nicht von einer Vergebung der Pfandstelle). Kann nun dem Verf. zwar nicht überall die Zustimmung ausgesprochen werden, so wird doch seine Gabe als ein Beitrag zur Durchforschung des heimischen Rechts und zumal auf einem schwierigen Gebiete gern begrüßt.

s. Leitfaden für Remonte-Commandoführer. Nach amtlichen Quellen zusammengestellt von E. Fahr, Rechnungsrath in der Remontirungsabtheilung des königl. Kriegsministeriums. R. v. Decker's Verlag, Berlin. — Dieser Leitfaden stützt sich in der Hauptsache auf ein im Jahre 1860 erschienenes Buch: „Nach Remonte, Ein cavalleristisches Vademecum" von dem königl. Rittmeister a. D. Ernst Graf Lippe-Weißenfels, das noch heute sich eines vortrefflichen Rufes erfreut. Nur dankbar kann es anerkannt werden, daß der Hr. Verfasser mit so außerordentlicher Sach- und Fachkenntniß sich der mühevollen Arbeit unterzogen, auf diesem Gebiete alle amtlichen Quellen zu vereinen, um dem Remonte-Commandoführer, vorzugsweise wenn er zum ersten Male hierzu befehligt, einen sicheren Anhalt zu geben, in welcher Weise er seines verantwortlichen Auftrages zu walten hat. Der Leitfaden enthält: I. Transport der Remonten mittels Fußmarsches, Vorbereitung zum Commando auf dem Hinmarsche in das Remontedepot, Eintreffen daselbst und Empfang der Remonte, Rückmarsch in die Garnison. II. Transport der Remonten auf der Eisenbahn. III. Remonte-Schleppcommandos. IV. Schriftliche Arbeiten, Marschverpflegung, Lohnzahlung und Rechnungslegung. Die Anlagen geben genaue Directiven zur Rechnungsführung, und wenn man alles dieses zusammenfaßt und die veränderten Bestimmungen, die im Laufe der letzten 30 Jahre über den Transport der Remonte und ihre Behandlung auf demselben ergangen sind, durchblättert, so kann man diese Broschüre nur aufrichtig und freudig begrüßen, zumal bis zur neuesten Zeit die hierauf bezüglichen erlassenen Verfügungen berücksichtigt worden sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 134. Sonnabend, den 9. November. 1889.

Schiller als Pädagog.

Von Dr. Albert Wittstock.

Es gehört zu den wunderbarsten Erscheinungen, daß in der Mitte unseres Dampfjahrhunderts, mitten in der Zeit der Maschinen, Locomotiven, Telegraphen &c., der erstaunlichsten Fortschritte aller Art auf materiellem Gebiete, ein großes Fest gefeiert wurde, welches lediglich dem deutschen Idealismus huldigte. Drei Jahrzehnte sind verflossen seit der großen nationalen Schillerfeier, die aller Orten so weit die deutsche Zunge klingt eine Begeisterung hervorrief, von der nur Diejenigen einen Begriff haben, welche sich noch der festlichen Züge erinnern, als unter Glockengeläute des großen Todten blumengeschmückte Büste prangte auf dem Markte, in Schule und Haus, in Palast und Hütte und Festhymnen aus Millionen Herzen emporstiegen — ein gewaltiges Zeugniß, wie der unsterbliche Dichter, welcher der Nation die Bahn zu den höchsten Idealen gezeigt, die Kraft hatte, die Herzen zu erheben und sein Volk aufzurichten. — Und die Macht seines Geistes ist nicht erschöpft, sondern wirkt fort und fort. In diesem Jahre, erst vor wenigen Monaten, hat wieder ein Schiller-Jubiläum stattgefunden, wenn auch in engerem Kreise. Die Universität Jena feierte den hundertjährigen Gedenktag an die Berufung Schiller's als Professor nach Jena, an den Beginn seiner akademischen Lehrthätigkeit, welche ein Jahrzehnt seines kurzen Lebens umfaßt. Schiller auf dem Katheder, umgeben von einer lauschenden Schaar ausstrebender junger Männer, Schiller als Universitätslehrer und wissenschaftlicher Forscher — das ist nicht das Bild, in welchem ihn die Nachwelt erfaßt hat. Die große Menge kennt ihn als den großen Dichter, als solcher lebt er im Herzen des Volkes. Weniger bekannt ist Schiller der Philosoph und Denker, seine philosophischen Schriften haben geringere Beachtung gefunden. Und doch sind seine wissenschaftlichen Leistungen sehr bedeutend, wie schon daraus hervorgeht, daß er noch nach hundert Jahren von Männern des strengen Wissens in seiner Berechtigung als tiefer Denker anerkannt wird. Bei Schiller waren Wissenschaft und Kunst innig verbunden, der Dichter besaß zugleich einen starken Zug zum speculativen Denken, eine Befähigung zu echter Wissenschaftlichkeit. Was er selbst verlangt, indem er sagt: „Die Wissenschaft erfordert tiefes Eindringen, scharfes Unterscheiden, vielseitiges Verbinden", das besaß er in hohem Grade; ernste und strenge Forschung, gewissenhafte Sammlung und Berücksichtigung des Materials, beharrliche Selbständigkeit des Nachdenkens zeugen von einem entschieden wissenschaftlichen Geiste. So bildete sich in ihm durch ernste Geschichtsforschungen der Historiker und durch vertiefte philosophische Studien der Philosoph und Aesthetiker, der sich mit genialem Scharfblick in den tiefen Bau des großen Philosophen Kant versenkt, zu dem er sich wahlverwandt hingezogen fühlt, aber bei Kant's Ideen nicht stehen bleibt, sondern die ästhetischen Entdeckungen weiterführt. Durch seine Verdienste um die Aesthetik gebührt ihm entschieden eine Stelle in der Geschichte der Philosophie, in der Kunstphilosophie ist Schiller's selbständige Bedeutung unbestritten.

Aber es ist bisher nicht gehörig beachtet worden, daß die Forschungen des scharfsichtigen Aesthetikers ihn noch auf ein anderes Gebiet der Wissenschaft führten. Die Krönung des Gebäudes ist die Erziehung. In Schiller's philosophischem speciell ästhetischem Hauptwerk „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", worin seine Philosophie als ein Ganzes zusammengefaßt ist, lernen wir den Dichterphilosophen auch als Pädagogen kennen. Allerdings ist Schiller's ganze mächtige Wirkung eine pädagogische. Die Nation hat durch ihn gewaltige Fortschritte an echter Bildung und Humanität gemacht; unter jedem Stand, jedem Alter und Geschlecht hat er durch den Zauber seiner Poesie, durch die heilige Gewalt seiner Lehren und Schilderungen Schönes und Gutes ausgestreut, um den Menschen zum Menschen zu erziehen. Seine Dichtungen sind tief in Geist und Herz der deutschen Nation gedrungen. In den Schulen lernt man seine Balladen und auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, nimmt er die Erwachsenen in die Schule. Er betrachtet „die Schaubühne als eine moralische Anstalt" und indem er sagt, daß keine Angelegenheit dem Staate durch ihre Folgen so wichtig ist, als die Erziehung, hält er die dramatische Kunst für ein sehr bedeutendes sittliches Erziehungsmittel und möchte, daß die Schaubühne „die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemälden" vorführe, wie er es selbst in den „Räubern" begonnen. Von unvergleichlichem Einfluß auf sein Volk, ein herrliches Vorbild ethischer Kraft ist er der Lehrer der deutschen Nation, einer von den Lehrern, denen verheißen ist, daß sie leuchten werden wie des Himmels Glanz. Aber Schiller hat sich auch direct den Erziehungsaufgaben zugewendet; in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", welche nicht blos durch ihren Titel in einem Zusammenhang mit der Pädagogik stehen, hat er ein bestimmtes Erziehungssystem aufgestellt, und es verdienen diese Briefe, mit Recht eine der seltensten Erscheinungen unserer Literatur genannt, gleich bei ihrem Erscheinen von Goethe enthusiastisch aufgenommen, namentlich in ihrer Bedeutung für die Pädagogik hervorgehoben zu werden, was bisher fast noch gar nicht geschehen, aber um so werthvoller ist, wenn sich ergiebt, daß Schiller mit genialer Schöpferkraft auch im Erziehungsgebiete neue originelle Anschauungen in die wissenschaftliche Welt hineingeworfen hat und daß seine pädagogischen Ideen noch heute Geltung haben und der Ausführung harren.

Worauf Schiller in der Erziehung das Hauptgewicht gelegt wissen will und was den leitenden Grundgedanken in den ganzen ästhetisch-pädagogischen Briefen bildet, ist in dem vorgesetzten Motto enthalten: Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit (Rousseau). „Ausbildung des Empfindungsvermögens ist das dringende Bedürfniß der Zeit," sagt er, nachdem er an die politischen Zeitbegebenheiten, die französische Revolution, angeknüpft: „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmannes auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt wie man glaubt das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird" (Brief 2). Aber es konnte nicht fehlen, daß die so hoffnungsvoll begrüßte französische Revolution einen enttäuschenden Ausgang nahm, denn „um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, muß man durch das ästhetische den Weg nehmen, nur so wandert man zur Freiheit". — „Die physische Möglichkeit schien gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbst-

zweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht." Der Mensch muß erst für den sittlichen Staat fähig gemacht werden. Schiller gedenkt hierbei des pädagogischen Künstlers neben dem politischen (Brief 4) und sagt weiter: „Totalität des Charakters muß bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen. — Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung. — In den niedern und zahlreichern Classen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Classen den Anblick der Schlaffheit! ... Die Aufklärung, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt ... Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet. ... Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmannes zusammen. ... Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen Verirrungen Schutz zu finden und der Spott lästert oft das edelste Gefühl. ... So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohheit, zwischen Unnatur, Superstition und moralischem Unglauben schwanken" ... (Brf. 5). Bei solchen Zuständen ist aber kein Vernunftstaat möglich, die Freiheit kann nicht von außen auf dem Wege der Gewalt geboten werden, sie muß in den Gemüthern der Menschen Wurzel haben. Dazu gehört Erziehung und Bildung, Bekämpfung der rohen und wilden Triebe, Befreiung von den sinnlichen, selbstsüchtigen Begierden und Leidenschaften (Brf. 7). Veredelung des Charakters, des ganzen innern Menschen ist der einzige Ausgangspunkt für eine Verbesserung der Gesellschaft. Aufklärung allein genügt nicht. Schiller lebte im Aufklärungsjahrhundert. „Das Zeitalter ist aufgeklärt ... der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von einer betrüglichen Sophistik gereinigt und die Philosophie ruft uns in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?" (Brf. 8). Wenn die Aufklärung allein noch kein Heilmittel gegen die socialen Schäden ist, was fehlt denn da noch? „Alle Aufklärung des Verstandes verdient nur insofern Achtung, als sie auf den Charakter zurückfließt. Der Weg zu dem Kopf muß durch das Herz geöffnet werden. Die Vernunft kann nur das Gesetz aufstellen, vollstrecken muß es das lebendige Gefühl." Und auf dieser Grundlage wird nun das ganze Erziehungsproblem entwickelt. Die innere Harmonie des menschlichen Wesens, worin die Totalität des Charakters besteht, wird ermöglicht durch eine Erziehung auf ästhetischem Wege. Die ästhetische Bildung muß hinzukommen und die Erziehung durchdringen, und zwar zunächst die ästhetische Bildung im engeren Sinne durch das Kunstschöne, denn die Schönheit wirkt auf das Gefühl, im weiteren Sinne aber hat die ästhetische Erziehung zur Aufgabe Erregung und Ausbildung der schönen und edlen Gefühle überhaupt. Was Schiller in den folgenden Briefen über die Grundtriebe der menschlichen Natur sagt, ferner über den ästhetischen Zustand, es zielt Alles dahin, „das Gefühl zum Gesetz zu machen", da in der Erziehung das Gefühlsvermögen unterdrückt wird, indem man durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicherstellen zu können meint, aber Fülle der Empfindungen muß die rühmliche Quelle der Denk- und Willenskräfte sein (Brf. 13 u. 14).

Es giebt, sagt Schiller, eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unserer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden (Brf. 20). Die Wiederherstellung der Harmonie, der Totalität der Kräfte, welche eine glückliche und befriedigende Bildung erfordert, wird durch das ästhetische Gefühl bewirkt. Das ästhetische Verhältniß ist das leitende Mittelglied in der Erziehung des Menschengeschlechts. Die Menschen müssen erst ästhetisch werden, ehe sie moralisch werden können; ist aber der Mensch ästhetisch vollendet, so ist er bereits moralisch geworden (Brf. 23 flg.). Der ästhetische Mensch erscheint zuletzt als die wirkliche Einheit des Moralischen und Sinnlichen, als der Inbegriff alles Menschlichen, die ästhetische Erziehung ist die allgemeinmenschliche. Der Verfasser verhehlt sich am Schluß nicht, daß wir vom ästhetischen Staat noch weit entfernt sind, wenn er auch dem Bedürfniß nach existirt. Aber die menschliche Natur ist in ihrem Ursprung zur ästhetischen Vollkommenheit angelegt und durch das Schönheitsgefühl ist die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen. Es ist der großartige Gedanke in Schiller's Erziehung des Menschengeschlechts, daß nur auf ästhetischem Wege der Mensch zu der eingebüßten Vollkommenheit der Natur zurückkehren kann. Nach Schiller wird der Zweck der Erziehung nur durch die ästhetische Ausbildung erreicht. Durch die ästhetische Cultur muß die intellectuelle und sittliche ergänzt werden. Es genügt nicht, blos den Kopf zu erhellen, man muß auch das Herz erwärmen, besonders durch das Schöne, denn dadurch wird es auch empfindlich gemacht für das Wahre und Gute. Schönheit ist Wahrheit sinnlich angeschaut, und das Gute ist auch das Schöne, nämlich das Schöne am Wollen, das Sittliche ist das Schöne des Menschen, das an seiner Gesinnungs- und Handlungsweise haftet.

Schiller hat über den engen Zusammenhang der ästhetischen Cultur mit der Sittlichkeit und Geistigkeit des Menschen wie über den Einfluß des Schönen in Kunst und Poesie auf die Bildung und Veredlung unseres Geschlechts zuerst klares Licht verbreitet, Niemand hat diese hohe pädagogische Bedeutung so erkannt wie unser großer Dichterphilosoph. Anknüpfend an die Totalität der menschlichen Natur will er die durch eine falsche oder einseitige Cultur gestörte Harmonie der Menschenkräfte wiederhergestellt wissen. Erforschung des Menschengeistes und harmonische Ausbildung desselben ist das Princip seiner Aesthetik. In den Briefen über die ästhetische Erziehung wird immer auf das Ganze und die Einheitlichkeit der menschlichen Natur hingewiesen, welche durch die Ausbildung des Gefühls für das Schöne gefördert werden soll. Dieser Gegenstand ist in den Briefen im tiefsten Grunde, im innersten Zusammenhang der Menschennatur erfaßt und in durchgreifender, erschöpfender Weise ausgeführt. Als ein Hauptpunkt der Betrachtung ergiebt sich, daß der Mensch zur inneren Uebereinstimmung mit sich selbst gebildet sein muß durch ebenmäßige Entwickelung von Geist, Charakter und Empfindung, daß die vollständige Anthropologie alle Kräfte des Menschen umfassen soll, neben der denkenden Vernunft besonders auch das lebendige Gefühl.

Schiller erkannte, daß es in seiner Zeit an harmonischer Ausbildung der Kräfte fehlte, daß namentlich die Gefühlsbildung vernachlässigt war, darum legte er das Hauptgewicht auf diese; er appellirt weniger an das Abstractionsvermögen des Verstandes als vielmehr an das Gefühl, weil es unmittelbar auf die Triebe und Kräfte des Menschen einwirkt; er will Totalität der menschlichen Natur, nicht das Vorherrschen des scheidenden Verstandes, sondern des überall Totalität erblickenden Gefühls. Das Uebergewicht des Verstandes wirkt lähmend auf die Kraft des Gemüthes, der abstracte Denker hat oft ein kaltes Herz.

> Sie geben ach! nicht immer Gluth
> Der Wahrheit helle Strahlen.
> Wohl Denen, die des Wissens Gut
> Nicht mit dem Herzen zahlen.

Schon in der Vorrede zu den Räubern sagt Schiller: „Wer es einmal soweit gebracht hat, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht mehr heilig", und er nennt Franz Moor einen „Mißmenschen". Gefühllose Menschen sind in der Regel gewissenlos. Der einseitige Verstandesmensch wird in der Uebertreibung einem rohen egoistischen Materialismus anheimfallen. Und weil Schiller als die Zeitkrankheit Vernachlässigung und Verkümmerung des Gefühlslebens erkannte, faßte sein gewaltiger Geist alles Ernstes eine neue Erziehung ins Auge, welche das Gefühl zur Basis hat. Er sieht die centrale Einheit des Menschen im Gefühl, dieses beherrscht ihn intensiver als das Denken, die Cultur des Herzens ist wesentlicher als die des Geistes. Die Wahrheit bleibt kraftlos, wenn das Erkannte nicht auf Gefühl und Willen bezogen wird. Der Hauptaccent in der Erziehung soll auf Gefühl und Empfindung liegen; wo aus der höchsten Anregung des Gefühls die höchste Activität des Vernunftvermögens entspringt, da wird die Erziehung ihre Aufgabe erfüllen. Während Herbart sein System auf Entwickelung der Vorstellungen aufbaut, will Schiller durch Entwickelung des Gefühllebens das Erziehungsproblem lösen. Die Erziehung zur Sittlichkeit soll sich auf die Ausbildung des Gefühls gründen. Und wenn auch in unseren Tagen gewiß noch viel zu thun ist, die

sittlichen Ideen durch Ausbildung der entsprechenden Gefühle wirksam zu machen, so erkennen wir, welche mächtigen Anregungen noch immer Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung bieten. Daß er die Bedeutung und Wichtigkeit einer gesunden, natürlichen Gefühlsbildung frei von aller Schwärmerei und schwächlicher Sentimentalität klar aufgedeckt hat, war nicht blos vor hundert Jahren neu, sondern die Fülle und Gediegenheit des von ihm Gedachten beansprucht bleibend die höchste Beachtung und ernsteste Beherzigung. Je mehr in einem Zeitalter Alles zunächst auf sinnlichen Genuß berechnet wird, je mehr der Mensch blos auf sich und seinen Vortheil und nicht auf die großen Angelegenheiten seines Geschlechts Rücksicht nimmt, je größer die Collisionen ganzer Stände in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, desto höher steigt die Verpflichtung der Erziehung, die Gefühle in ihrer natürlichen Lauterkeit und Reinheit zu entwickeln und die Thätigkeit des Gefühlsvermögens so zu stärken und zu leiten, daß dasselbe seine Rechte selbst gegen den Zwang der conventionellen Sitten und gegen den kalten Egoismus der Zeit geltend macht. Was Schiller über die ästhetische Erziehung gesagt hat, gilt für alle Zeit. Seine ästhetischen Briefe, von unberechenbarem Verdienst um die wissenschaftliche Pädagogik, enthalten die höchsten Ideale pädagogischen Denkens und Strebens, in die sich zu vertiefen für immer von unschätzbarem Werthe ist. Der geniale Dichter, Philosoph, Geschichtsforscher und Politiker ist auch ein eigenartiger, genialer Pädagog; der allumfassende Genius, nach allen Richtungen hin neue Bahnen brechend, classisch auf allen Gebieten, wirkte auch in der Pädagogik durch Aufstellung großartiger Gesichtspunkte schöpferisch und bahnbrechend, und seine hohe Bedeutung auf dem Gebiete der Erziehung, die noch lange nicht die gebührende Würdigung gefunden, muß endlich voll und ganz anerkannt werden. Die richtigen Principien erkennend, hat er die höchsten, in allen Zeiten Geltung behaltenden Ziele vorgezeichnet, wohin es die Menschheit bringen kann und soll.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Evers, Augusta Victoria, das Lebensbild der deutschen Kaiserin. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1889. 164 S. 8°. Preis: 1 ℳ 50 ₰, geb. 2 ℳ — Evers ist einer unserer liebenswürdigsten christlichen Erzähler. Er trifft den edleren Volkston sowol in der Erzählung als auch in der Schilderung und hält sich ganz frei von der neuerdings beliebt gewordenen Manier, die Redeweise des Volkes in ihren Aeußerlichkeiten nachzuäffen. Es klingt uns so traulich, so heimathlich aus seinen Büchern entgegen, wir empfinden, daß sie mit dem Herzen geschrieben sind, aus einem vollen Herzen heraus. Ein Volksschriftsteller, der die Herzen nicht erwärmen kann, soll das Schreiben fürs Volk sein lassen; Evers scheint uns geradezu zum Volksschriftsteller geboren. Diese seine Begabung zeigt er auch in dem vorliegenden Büchlein, in dem er den Lebensgang unserer geliebten Kaiserin durch all die hellen und dunkeln Tage hindurch mit einer überall wohlthuend bemerkbaren Begeisterung schildert. Er malt uns die Stätten ihrer Jugend: Dolzig, Kiel und Primkenau, schildert die Zeit des Lernens, die Confirmation, die Trauerzeit um den heimgegangenen Vater, die Tage der Braut- und Hochzeitsfreude und das Jahr der Trübsal, zeigt uns die hohe Frau als treue Gattin, als glückliche und beglückende Mutter, als liebevolle Helferin der Armen und Elenden, als glaubensstarke Bekennerin des lebendigen Christenthums. Der Verf. hat augenscheinlich die besten Quellen benutzt und kennt die Jugendstätten der Kaiserin genau. Hin und wieder hätte er vielleicht besser gethan, wenn er die Schilderung etwas zusammengefaßt hätte; aber unser Volk liebt eine gewisse Breite und verlangt Anschaulichkeit der Beschreibung und Erzählung. Die beigegebenen Bilder sind zum größeren Theil recht gut, die Ausstattung des Buches anerkennenswerth. Wir meinen, daß das Werkchen in den Volks- und Schulbibliotheken nicht fehlen dürfte.

K—d. Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen, bearb. von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Leipzig, F. A. Brockhaus. Bd. 7. 1889. (465 S., Pr. geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ) — Der vorliegende Band des schon bekannten Sammelwerkes enthält 1263 Sätze, darunter 806 civilrechtliche, 456 civilprozessualische und 1 aus der freiwilligen Gerichtsbarkeit, der jedoch nur eine Kostenfrage betrifft. Von einem Gegner der Civilprozeßordnung ist u. A. auf dieses Sammelwerk verwiesen, um durch die Zahl der prozessualen Entscheidungen nachzuweisen, wie wenig das Gesetz sich bewährt habe. Möchte schon an sich bezweifelt werden, ob in jedem Falle das Vorliegen häufiger Rechtssprüche ohne Weiteres auf einen Mangel des Gesetzes sich zurückführen lasse oder ob nur der Satz richtig sei, daß ein mangelhaftes Gesetz häufiger zu Streitigkeiten führen werde, so spricht der vorliegende Band inhaltlich gegen jene Aufstellung, da unter den prozessualen Sätzen nicht wenige (wie z. B. die über Rechtsweg, Gerichtsstand, Beweislast, Richteramt) Rechtstheile, welche von der Civilprozeßordnung nicht oder nicht durchgreifend geregelt sind, und andere solche Fälle betreffen, in denen von Bestimmungen der C.-P.-O. entgegen ihrem Zwecke Gebrauch gemacht werden sollte (z. B. Feststellungsklagen). Von den Sätzen ist Nr. 859 bemerkenswerth, welcher erklärt, daß die Klage auf Herausgabe eines Hypothekenbriefes (also nicht auf Löschung, welche mittelbar vielleicht gewollt sei) nicht im Gerichtsstande des Grundstücks erhoben werden könne.

i.— Unsere Kunst in Wort und Bild. Unter dem Protectorate Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Theresia redigirt von Moriz Band, herausgegeben von Rudolf Wittmann. Wien 1889, 4°. — Die Kunst der österreichisch-ungarischen Monarchie in des Wortes weitester Bedeutung in Abbildungen und Worten darzustellen, ist die Aufgabe des Werkes, das, nach den uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen zu schließen, in den weitesten Kreisen, die der bildenden und darstellenden Kunst und der Musik ihr Interesse entgegen bringen, anregend, unterhaltend und belehrend zu wirken berufen ist. Der Inhalt ist ein außerordentlich bunter und mannigfaltiger. In der Hauptsache gilt es, die hervorragendsten Vertreter, welche auf den genannten Gebieten wirksam sind, in „Wort und Bild“ dem Leser vor Augen zu führen. Die gefeierten Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, Componisten, Dichter, Künstler und wer sonst durch künstlerisches Schaffen in der Oeffentlichkeit hervortritt, treten uns in Person entgegen — zumeist in Nachbildungen photographischer Aufnahmen —, in Gedichten, Sentenzen oder kurzen Begleitworten, mit denen sie ihr Bild darbieten, Componisten in größeren und kleineren Compositionen, Künstler in Skizzen und ausgeführten Zeichnungen, in einer weniger auf systematische Anordnung ausgehenden Zusammenstellung, als vielmehr in einem künstlerische Gruppirung und innige Verschmelzung des überreichen Stoffes erstrebenden Bilde. Die Leichtigkeit der Technik, welche die vervielfältigenden Künste auf mechanischem Wege heutigen Tages erreicht haben, hat die authentische Nachbildung der dargebotenen Gaben in einer von den Originalen sich kaum unterscheidenden Form ermöglicht, so daß Bild und Wort unmittelbar sich an den Leser zu wenden vermögen. Das ganze Werk erscheint in zehn Lieferungen (à 1 Mark), mit 300 Bildnissen, 100 Abbildungen, 50 Musikstücken und 600 Autogrammen.

J. R. Auf die neue (Volks- und Familien-) Ausgabe der Ausgewählten Werke Friedrich Gerstäcker's (Jena, Hermann Costenoble) haben wir schon mehrfach empfehlend hingewiesen: jetzt liegt der fünfte und sechste Band vor, der „Nach Amerika!“ enthält, ein Volksbuch, das die Auswanderung in den fernen Welttheil schildert, wie sie zu des Verfassers Zeiten stattfand, und auch für unsere Tage noch nicht alle actuelle Bedeutung verloren hat; denn es weist viele beherzigenswerthe Winke und Warnungen auf, die bei vaterlandsmüden und mit den europäischen Zuständen unzufriedenen Leuten auch heute noch am Platze sein mögen. Ganz abgesehen von dem künstlerischen Werth, den die Erzählung besitzt, die wie alle Gerstäcker'schen Werke ungemein frisch, lebendig und anziehend geschrieben ist.

** Die drei zuletzt ausgegebenen Lieferungen des großen Sammelwerkes „Encyklopädie der Naturwissenschaften“, welches im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheint, gehören dem Handbuche der Botanik (1. Abtheilung, 62. Lieferung), sowie dem Handwörterbuche der Chemie (2. Abtheilung, 54. und 55. Lieferung) an. Den Inhalt der letzteren bildet die Fortsetzung und der Schluß der Abhandlung „Naphthalingruppe“ aus der Feder des Herausgebers des Handwörterbuchs der Chemie Prof. Dr. Ladenburg und des Dr. H. Baurath, während in der ersteren die Physiologie und Biologie der Pilze behandelt und insbesondere die Pilzfarbstoffe und die zahlreichen durch Pilze erzeugten Krankheiten von Pflanzen und Thieren anschaulich geschildert werden.

V. Die im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinende hochgeachtete und in allen Kreisen, welche ihr Interesse den bildenden Künsten in ihren verschiedenen Zweigen zuwenden, verbreitete „Zeitschrift für bildende Kunst“, herausgegeben von Carl v. Lützow, hat mit dem ersten Hefte des am 1. October

beginnenden neuen Jahrgangs den fünfundzwanzigsten Band eröffnet. Hiermit beginnt sie zugleich eine neue Folge in vergrößertem Format und einer den Anforderungen und technischen Vervollkommnungen der Neuzeit entsprechenden eleganteren Ausstattung. Die Ueberzeugung, daß die Lützow'sche Zeitschrift während der verflossenen vierundzwanzig Jahre, in denen sie in einer würdigen und stets durchaus vornehmen Haltung die Kunstinteressen vielseitigster Art vertreten und sich geradezu als leitendes und maßgebendes Organ bewährt hat, giebt uns Veranlassung, auch die neue Folge in ihrer veränderten Gestalt willkommen zu heißen und ihr für die Zukunft dieselben Erfolge zu wünschen, welche die vorangegangenen Jahrgänge unbestritten zu verzeichnen gehabt haben. Der Jahrgang der neuen Folge, welcher in illustrativer Hinsicht die früheren Bände noch zu überbieten bestrebt ist, kostet 25 Mark; der Band besteht aus 12 Heften, denen künstlerisch ausgeführte Tafeln beigefügt werden, und 33 Nummern der „Kunstchronik“, die wie bisher so auch in Zukunft als Beiblatt weiter erscheinen wird.

-• Die Illustrirte Frauenzeitung, herausgegeben von Franz Lipperheide in Berlin, von der uns das zweite und dritte Quartal vorliegt, ist die verbreitetste und beliebteste Modenzeitung. Sie bringt wiederum eine Fülle anregender Vorlagen für weibliche Handarbeiten aller Art. Ganz besonders schön sind die farbigen Stickmuster nach orientalischen Vorbildern, die der Wirklichkeit so täuschend nachgeahmt sind, daß es scheint, man habe wirkliche Stickereien vor sich. Auch für Lederarbeiten finden wir ganz neue Vorlagen, besonders für Herrengeschenke geeignet. Die jetzt so sehr beliebten Häkelarbeiten sind in bester Weise vertreten, für Wäsche- und Kleidergarnituren die reizendsten Muster. Die colorirten Modebilder bringen uns die neuesten Schnitte und Farbenzusammenstellungen und verdienen in der That die größe Bewunderung. Für die Unterhaltung ist auch in verschiedener Art Sorge getragen; hübsche Novellen mit Illustrationen, Berichte aus verschiedenen Hauptstädten und Badeorten, Plaudereien über Dies und Jenes, Kochrecepte, Anleitung zur Blumenpflege, man muß sich selbst von der Vielseitigkeit des Blattes überzeugen. Und last not least ist der Preis für alles Gebotene so gering, 4 ℳ 50 ₰ das Quartal, daß das belehrende und unterhaltende Blatt in keinem Hause fehlen sollte.

G. Oe. — Der von uns schon empfohlene „Gebirgsfreund“ (Halbmonatsschrift, verlegt von G. Schirach in Zittau, redigirt von Dr. Moschkau in Oybin. Preis für das Vierteljahr: 1 ℳ) beginnt seinen zweiten Jahrgang. Er hat in dem abgeschlossenen Jahrgange reichlich und trefflich geleistet, was er versprochen hatte, hat uns durch Wort und Bild die Berge und Burgen, die Wälder und Wiesen, die Thäler und Teiche des Riesen- und Iser-, des Jeschken- und Lausitzer Gebirges, Nordböhmens und des Spreewaldes vorgeführt, hat uns hineingeführt in die Geschichte und die Sagenwelt jener Höhen, hat uns die Eigenart ihrer Bewohner in Einzelgestalten, in Lied und Mundart kennen lernen lassen. Ueber die Bergwelt selbst, über Funde und Vereinsleben hat er in umfassender Weise Bericht erstattet. Die beiden bis jetzt erschienenen Nummern des neuen Jahrganges beweisen, daß er auch im neuen Jahre die alten Bahnen wandeln wird. Uns ist der „Gebirgsfreund“ mit seinem hübschen Titelbilde, in seinem ansprechenden Gewande, mit der Heimathliebe, die aus allen Zeilen hervorschaut, ein lieber Gast geworden. Möge er auch im nahenden Winter viele Freunde finden, die sich von ihm nach den schönen walddunklen Bergen unseres herzlieben Lausitzer und Schlesierlandes führen lassen.

** Von dem Universal-Lexikon der Kochkunst des J. J. Weber'schen Verlages, dessen frühere Auflagen wir wiederholt zum Gegenstande einer empfehlenden Besprechung machen konnten, ist eine vierte Auflage in Aussicht genommen. Dieselbe soll durch Beigabe von 24 „Originalmenüs“ (thatsächlichen Speisenfolgen würden wir Sprachreiniger jetzt ohngefähr uns ausdrücken) deutscher und ausländischer Fürstenhöfe bereichert werden. Die uns vorliegende erste Lieferung enthält bereits das „Menü“ der fürstlichen Mittagstafel gelegentlich der Anwesenheit Kaiser Wilhelm's II. in Bückeburg am 15. Januar des laufenden Jahres. Im Interesse einer thunlichsten Vervollständigung des Werkes richtet die Verlagshandlung an die Abnehmer desselben die Bitte, diesbezügliche Wünsche, bemerkte Mängel und Weglassungen ihr behufs der Berücksichtigung vor Vollendung der neuen Auflage bekannt geben zu wollen.

G. Oe. — Verzeichniß von Büchern für Volksbibliotheken, herausgegeben im Auftrage der südwestdeutschen Conferenz für innere Mission. 4. vermehrte Ausgabe. Karlsruhe, evangelischer Schriftenverein für Baden. 1888. Preis 60 ₰. — Das Verzeichniß ist auf Grund eines 1879 zusammengestellten auf eine überaus sorgsame Weise angelegt worden, insbesondere ist der größere Katalog des königl. sächsischen Cultusministeriums verglichen worden. Es enthält 1787 Nummern; die für Städte besonders geeigneten, die in erster Linie zu empfehlenden Bücher sind gekennzeichnet. Ob mit dieser Kennzeichnung überall das Rechte getroffen sei, kann füglich bezweifelt werden. Im Hauptverzeichnisse sind die Bücher nach der alphabetischen Ordnung der Verfassernamen aufgeführt, es folgt dann ein systematisches Verzeichniß nach den einzelnen Zweigen der Literatur und eine besondere Zusammenstellung der von einzelnen Vereinen oder Buchhandlungen herausgegebenen Jugend-, Volks-, Haus- und Familienbibliotheken. Dadurch ist die Brauchbarkeit des Verzeichnisses wesentlich erhöht worden. Daß wir manches Buch gefunden haben, das wir lieber vermißt hätten, und umgekehrt, wird nicht Wunder nehmen.

J. R. Mit dem vorliegenden Octoberhefte tritt die bekannte von Julius Lohmeyer herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Jugend“ (Stuttgart, Gebr. Kröner) in ihren achten Jahrgang. Wir ergreifen gern die Gelegenheit, auf diese illustrirte Monatsschrift neu hinzuweisen, da wir durch die regelmäßige Lectüre derselben zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß wir es bei ihr mit einem der besten periodischen Unternehmen für unsere heranwachsende Jugend zu thun haben. Zudem ist der Preis jetzt so niedrig (40 ₰ das Heft) gestellt, daß auch den weniger bemittelten Familien das Anschaffen dieses Jugendfreundes ermöglicht ist.

J. R. Die Tochter Rübezahl's. Roman in sechs Büchern von Rudolf v. Gottschall. Drei Bände. Breslau, S. Schottländer. — Der neueste Roman Gottschall's führt in eine jener Zeiten, für die der Dichter stets eine gewisse Vorliebe gezeigt hat: an den Anfang unseres Jahrhunders. Es wird uns ein zutreffendes und im Einzelnen mit Sorgfalt behandeltes Bild jener Tage gegeben, da der Staat Friedrich's des Großen unter den Händen Napoleon's zusammenbrach, die Jahre der Bedrückung und Schmach eintraten, diesen aber auch allmälig die innere Läuterung der Geknechteten folgte, die Erhebung, bis der Sieg endlich alle Anstrengungen krönte: an den Personen dreier Jünglinge, des Officiers, des Schülers Fichte's und des romantischen Dichters, deren Schicksale die Handlung des Romans ausmachen, wird diese Wandlung gezeigt. Das Bild der Zeit wird noch dadurch vervollständigt, daß auch die geistigen und literarischen Strömungen und Strebungen in seinen Rahmen gezogen werden; hier läßt der Verfasser sogar die Ironie spielen; es ist ergötzlich zu sehen, wie diese jungen Poeten der neuen Schule auf Goethe und Schiller als etwas Ueberwundenes herabsehen, sich selbst für das Endziel aller Entwickelung, die Spitze aller Dinge halten, während sie doch eine kurze Spanne Zeit darauf spurlos von der Bildfläche verschwinden, ihre Werke in die Rumpelkammer der Geschichte wandern sollten. All diese geistvoll erfaßten Einzelheiten des Zeitbildes entschädigen uns gleichzeitig für das, was der Verfasser uns etwa in anderer Hinsicht, z. B. in der Erfindung der Handlung schuldig geblieben sein sollte.

G. Oe. — Des Lahrer Hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann auf das Jahr 1890. 90. Jahrgang. Lahr, J. H. Geiger (Moritz Schauenburg). 52 S. 4°. Preis 50 ₰. — Die Eigenart des „Hinkenden Boten“ ist zur Genüge bekannt. Der Hinkende ist ein in kirchlicher Hinsicht etwas weit links stehender Nationalliberaler. Man kann nicht in allen Stücken mit ihm einverstanden sein, aber wird sich trotzdem an dem Erzählergeschick erfreuen, das er entwickelt und in dem Wenige ihm gleichkommen. Ob er nun vom vergnügten Tag des Schuhmacherlehrlings Heiner oder vom Bürgermeister in Schlaubach erzählt, ob er die Heldenthat des Gefreiten Lindner vom königl. sächs. 105. Regimente oder die Verlegenheit des Engelwirthes, der die beiden preußischen Prinzen nicht aufgenommen hat, schildert: Alles ist lebendig, markig und im besten Sinne volksthümlich erzählt. Der Kalender bietet einen reichen Unterhaltungsstoff, alle Erzählungen sind aber auf den gleichen Ton gestimmt, so daß sie einheitlich wirken. Die unvermeidlichen Witze sind weggeblieben, nicht zum Schaden des Kalenders. Mit den Kalenderwitzen ist es ein eigen Ding; entweder sind sie gut, dann sind sie nicht neu, oder sie sind neu, dann sind sie nicht gut. Der Patriotismus, der in der Schilderung der Weltbegebenheiten zum Ausdruck kommt, die freudige Begeisterung für Kaiser und Reich versöhnt uns mit Manchem, das der Hinkende in der liberalen Aera und in der Zeit des Culturkampfes geleistet hat

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 84 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 135. Dienstag, den 12. November. 1889.

Das neueste deutsche Schutzgebiet

erstreckt sich über eine Breite von etwa 1¼ Grad von Witu bis nach Kismayu, und gehört seltsamer Weise nicht gar weit von der Küste entfernt noch zu den unbekanntesten Ländern der Erde. Wir sagen seltsamer Weise, denn die Küste ist schon weit über Tausend Jahre nicht nur bekannt, sondern besiedelt gewesen von Nationen, welche die geographische Wissenschaft nach allen Kräften förderten. Als die große Völkerverschiebung im Anfang des Mittelalters stattfand, wurden ihre letzten Ausläufer bis in diese entlegenen Gegenden bemerkbar und blutiger Kampf umtobte die Stätten der Küste, welche schon phönizische, ägyptische und persische Schiffe bei ihren Fahrten nach den Weihrauchländern angelaufen hatten. Die Perser und Inder, verlockt durch die gute Gelegenheit, mit den Eingeborenen einträglichen Handel zu treiben, ließen sich in festen Castellen an der Küste nieder, ohne jedoch den geringsten Einfluß auf die Einwohner zu gewinnen. Ihnen folgten die ebenfalls nach Sklaven und Elfenbein lüsternen Araber, welche weniger bescheiden als ihre Vorgänger auftraten, den besiegten Volksstämmen ihren Glauben aufdrängten, sich mit ihnen vermischten und eine eigenthümliche halbwilde Cultur schufen, durch welche hin und wieder die rohe Barbarei noch hindurchblickte. Nach den Arabern kamen die Portugiesen, welche neben den arabischen Waarenhäusern ihre Comptoirs, neben den Moscheen die Kapellen aufrichteten, aber auf die Eingeborenen wenig Einfluß ausübten und durch die mit der von ihnen verfolgten mercantilen Politik verknüpfte Mißwirthschaft ihren Untergang herbeiführten. Die ganze ostafrikanische Küste ist besät mit Resten von untergegangenen Culturen, die noch zum wenigsten Theile erforscht sind. Sie liegen heute entweder versteckt im dichten Wald, gewaltige Baumriesen haben die Mauern zersprengt und Schlinggewächse sie umwuchert, oder an Stellen, welche vielleicht seit Jahrhunderten der Fuß eines Europäers nicht mehr betrat, fern von dem Weltverkehr, in einsamen Buchten und an den Mündungen unbedeutender Flüsse, halb vergraben in Dünensand oder weggeschwemmt von den Fluthen. Uns interessirt vor Allem die Küstenstrecke des neuen Schutzgebietes, die Richard Brenner besuchte. Er war abgeschickt, um über das Schicksal des bei Barderah ermordeten Barons v. d. Decken genauere Erkundigungen einzuziehen — welche aber nur die ersten Nachrichten bestätigten — und hat einige schätzbare Mittheilungen über die Lage desselben gemacht. Der Küste vorgelagert befinden sich die Dundas, mehrere Hunderte kleinerer Inseln, welche steril sind und nur wenigen Einwohnern, die meistens Suaheli sind, genügende Nahrung geben. Die wichtigsten von ihnen sind, von Süden nach Norden gerechnet, Simambaya, Schakani, Kiungamini, Tula, Tovai, Buma und Kiama. Da sie von Korallenriffen umsäumt sind, ist die Schifffahrt sehr gefährlich, zumal zu Zeiten der Monsune, aber zwischen den Inseln und der Küste befindet sich ein geschützteres Fahrwasser und eine Reihe von Buchten, die von den arabischen Daus öfter aufgesucht werden. Auf diesen Inseln und an den Buchten befinden sich die meisten Ruinen. Gegenüber Kiama sind die Ueberreste einer großen Moschee, welche innen vier Reihen von Säulen getragener Rundbogen zeigt, und auf der Höhe der Insel eine Cisterne. Am rechten Ufer der Schamba-Mündung sind zahlreiche Mauerreste, von Persern aus Schiras herrührend, viele Gräber, und weiter im Innern die Ruinen von Moscheen und befestigten Gebäuden. Am Ufer des Tulaflusses sind arabische Ruinen aus dem 15. Jahrhundert und auf der rechten Seite der Wabuschi-Mündung auf einer Höhe von 500 Fuß die Ueberreste eines Forts, welches möglicherweise von den Portugiesen herrühren kann. Denn den seekundigen Portugiesen wird der durch die Wabuschi-Mündung gebildete Hafen (heute Port Durnford oder Hohenzollernhafen genannt) wohl bekannt gewesen sein, da er der einzige sichere Hafen für europäische Schiffe längs der Ostküste von Mombas nordwärts war, zumal er in der Nähe ihrer Factoreien Patta, Manda, Lamu und Malindi lag. Zugleich konnte dieses Fort auf der Höhe des weit in die See hinaus sichtbaren Berges den ankommenden Schiffen als Leuchtthurm dienen. Auf die Ruinen näher einzugehen, verbietet uns der Raum, aber wir meinen, daß sich unsere archäologischen Kreise der Sache annehmen sollten, dieselben zu untersuchen. Es liegt zwar auf der Hand, daß nicht übermäßig viel hier zu holen sein wird, aber vielleicht geben an Ort und Stelle ausgeführte Untersuchungen Aufschlüsse über manche ethnologische und ethnographische heute noch unaufgeklärte Punkte.

Der eben genannte Hohenzollernhafen ist erst neuerdings, nachdem er Jahrhunderte lang vergessen war, wieder bekannter geworden. Die Portugiesen waren zwar aus diesen Gewässern verschwunden, aber die Engländer traten an ihre Stelle. Zwar mieden sie die ungastliche Küste, jedoch seit dem Beginn ihres Kampfes gegen den Sklavenhandel zur See wurde es für sie nothwendig, die Schlupfwinkel der Küste genauer zu untersuchen, Port Durnford wurde hin und wieder angelaufen und bald als der beste Hafen der Küste erkannt. Nach dem „Africa Pilot“ ist innerhalb der Barre Ankergrund für die größten Schiffe. Der Boden des Landes wechselt zwischen dem gewöhnlichen Laterit und tiefer schwarzer Humuserde, und das Klima scheint gesund zu sein. Das ist das Wesentlichste aus dem „Africa Pilot“, was von Interesse ist. Der „Gneisenau“ besuchte den Hafen im Jahre 1885 und der Bericht in den „Annalen der Hydrographie“ kann nur das vom englischen Fachblatt Behauptete bestätigen. Nach demselben könne die Durnford-Mündung bei sorgfältiger Vermessung und Auslegung einiger Bojen ein ausgezeichneter Hafen werden. Die Ufer des Flusses seien hoch und bewaldet. Anlagen in unmittelbarer Nähe des Ufers, bis zu welchem ausreichende Wassertiefe vorhanden sei, würden keine Schwierigkeiten machen. Wir können uns also freuen, an dieser sonst wenig einladenden Küste einen guten Hafen zu besitzen, welcher für später von großer Wichtigkeit für uns werden kann.

Unter den Forschern in diesem Gebiet sind fast nur Deutsche zu nennen — da englische Missionare nur das südliche Gebiet durchstreiften — vor Allem der unglückliche Baron v. d. Decken mit seinen Begleitern. Die Expedition wollte bekanntlich vom Jub aus in das Innere bringen. Sie brach im Juni 1865 von Zanzibar auf und landete bei der Insel Tula, von wo aus Streifzüge nach allen Richtungen unternommen wurden. Aus den Schilderungen dieser Expedition läßt sich ein ungefähres Bild der Küstenformation gewinnen. Die Küste ist ein ödes, sandverwehtes Gebiet, welches nur von einigen Flüssen bewässert wird, die aber nicht entfernt an die Bedeutung des Tana oder Jub heranreichen. An den Mündungen dieser Flüsse, soweit das Seewasser oder Brackwasser reicht, ist dichter Mangrowenwald. Passirt man aber die Dünenkette, so gelangt man in die trockene, parkähnliche Buschsavanne mit dem dichten Mimosengestrüpp, über das sich hier und dort die Affenbrodbäume und Dumpalmen erheben. Diese Gegend ist sehr wildreich; Elephanten, Nashörner, Giraffen und Antilopen wurden daselbst angetroffen, aber die Jagd darauf war sehr schwierig, wie ja

überhaupt die Jagd in der afrikanischen Wildniß kein Vergnügen ist. Dort aber, wo die Dünenbildung schwächer ist, geht das fruchtbare Land bis dicht an die Küste heran, oder befindet sich zwischen den einzelnen Höhenzügen zu beiden Seiten der während der größeren Zeit des Jahres trockenen Rinnsale. Der äußere Anblick einer solchen Küste ist, zumal hier und da der nackte Korallenfels zu Tage tritt, ein sehr öder. Das Innere ist fast gar nicht bekannt. Brenner ging von Witu nördlich nach dem Jub in einer Parallele mit der Küste, aber wenig hat darüber verlautet. Nach ihm ist das Land eine große theilweise dürre Ebene, welche streckenweise von einigen Flüssen bewässert wird, deren bedeutendste, Sciriridi und Schlei, nach dem Kilowanje-See abfließen, welcher wieder seine Gewässer in den Wabuschi entleert. An den Ufern dieser Flüsse ist dichter Urwald, sonst herrscht die einförmige Steppe mit einem enorm üppigen Graswuchs vor. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn weite Waldstrecken sonnverbrannt und blattlos daliegen und alles Pflanzenleben erloschen zu sein scheint, dann gedeiht im Schutze des mannshohen vertrockneten Grases der Steppe ein frischer zarter Graswuchs, der, wenn Wasser in der Nähe vorhanden ist, eine größere Menge Wild aller Gattungen hier versammelt. Wenn auch das Land nicht so wasserarm ist wie die nördlich vom Jub liegenden Somaliländer, so ist „das Wasser" doch eine der steten Sorgen des viehzüchtenden Galla. „Fandest du Wasser am Wege?" so lautet auch die zweite Strophe der Begrüßungsformel unter den Galla und in ihren Gesprächen erzählen sie von großen Seen, an deren Ufern sie mit ihren Heerden ohne Sorge ihre glücklichsten Tage verlebten. Diese Teiche und Wasserbecken aus der Regenzeit sind in den weiten Ebenen zwischen dem Sabaki und Jub sehr häufig, nur wenige aber haben am Schlusse der heißen Jahreszeit, in den Monaten Februar und März, noch Wasser genug, um den Galla mit ihren Heerden den Aufenthalt in der Nähe zu gestatten. Jedes Wasserbecken, welches während der heißen Jahreszeit nicht austrocknet, nennen die Galla „See", und der Reisende, der die Wichtigkeit eines solchen Teiches, von dem oftmals die Existenz eines ganzen Stammes während der trockenen Jahreszeit abhängig ist, kennen gelernt hat, versöhnt sich bald mit einer Bezeichnung, die von den Galla in ernstem, tiefem Sinne gebraucht wird, und deshalb von der Lüge und Uebertreibung, wie solche in ähnlichen Fällen bei den Mohamedanern gewöhnlich ist, geschieden werden muß. (Richard Brenner's Erforschungen in Ostafrika. „Petermann's Mittheilungen" 1868, Seite 367.) Natürlich eignen sich auch nur die Flußthäler für den Ackerbau, der aber fast gar nicht entwickelt ist, mit Ausnahme der südlichsten Theile des Gebietes, da die Einwohner mit geringer Ausnahme Nomaden sind.

Welche Rasse ursprünglich hier gesessen haben mag, ist ungewiß, da an der Küste die verschiedenen Völkerschaften wirr durch einander gewürfelt sind und die Gallastämme des Innern wenig bekannt sind. Die Galla, welche wie die ihnen verwandten Somali und Abessinier ethnologisch eine Mittelstellung zwischen den Arabern und reinen Negern einnehmen, bewohnten ursprünglich das große Gebiet vom Rothen Meere bis nach dem Sabaki, als echte Nomaden von Ort zu Ort ziehend und sich nur von dem Rinde nährend. Von den reinen Negern unterscheiden sie sich vortheilhaft in ihrem Aeußern, da sie einen verhältnißmäßig edelgeformten Gesichtsschnitt haben, und auch in ihren etwas rauhen und herben Sitten. Ueber ihren Ursprung ist viel gefabelt worden; eine sehr curiose aber in durchaus wissenschaftlichem Gewand auftretende Theorie wollte sogar in den Galla eine Mischrasse mit etwas indogermanischem Blute infolge der Vermischung mit den Vandalen Nordafrikas erkennen. Die Galla des Nordens sind frühzeitig in Berührung mit dem Christenthum und Islam gekommen; im südlichen Abessinien wohnen Anhänger beider Religionen nebeneinander; am Jub hinauf hat sich ein islamitischer Keil ebenfalls in das Gallaland eingeschoben, während der südliche Theil des Volkes noch fast ganz frei von mohamedanischen Einflüssen ist und seine alte Religion, welche monotheistische Anklänge hat, bewahrt hat. Die Galla zerfallen in eine Anzahl verschiedener Stämme, welche wie die Somali untereinander in steter Feindschaft leben; die berittenen Galla, welche nördlich vom Jub leben, sind anscheinend der kräftigste Stamm. Sie haben Anfang der sechziger Jahre diese Wasserscheide überschritten und sind nach Süden vorgedrungen, ihre Stammesgenossen beengend. Zugleich machte sich auch die Erscheinung bemerkbar, daß die Somali über den Jub hinaus nach Süden drangen und die Gallastämme angriffen. Während zu Anfang der sechsziger Jahre das rechte untere Jubufer als den Galla gehörig anzusehen war, muß man heute die Grenze weiter nach Süden schieben. Die Somalistämme sind bereits bis zum Tana vorgedrungen, überall die Galla ihrer Herden beraubend und entsetzliche Metzeleien unter ihnen anrichtend. Daher kommt es wol auch, daß der südliche Galla einen unversöhnlichen Haß gegen die Mohamedaner im Allgemeinen hat, da er auch schon früher von den Arabern und Suaheli gehetzt worden ist. Die Galla verübten natürlich Wiedervergeltung; sie überfielen gelegentlich die Küstenorte, metzelten Alles nieder, so daß die Araber sich nur an einigen Punkten des Gebietes und auf Lamu und Patta halten konnten. Heute werden die Galla von den räuberischen Somali gejagt und der verbitterte Krieg zwischen beiden Stämmen ist heftiger als je. Es ist zu bedauern, daß die Galla heute soweit zurückgedrängt sind, da sie nach dem Urtheil aller europäischen Besucher ein vortreffliches Material für die Cultur abgeben würden. Sie sind stolz, hochfahrend, muthig, von einfachen Sitten und zuverlässig, was man von den Somali nicht sagen kann, mit einem Worte ein Kernvolk. Sie besitzen keine Sklaven, obwol sie von den unterworfenen Völkern eine Art Tribut erheben. Denn diese ganze von dem Tana und der Küste umschlossene Ecke ist heutzutage ein merkwürdiges Völkergemisch. Unter den Galla und Somali zerstreut wohnen die Waboni, ein ganz zersprengter Volksstamm von Ackerbauern, der ein friedliches und genügsames Dasein führt. Sie sind beständig den Raubzügen der Galla und Somali ausgesetzt und bauen deshalb nicht mehr als den nothwendigen Bedarf, da sie stets für die Flucht bereit sein müssen. Sie sind vermischt mit allerlei entlaufenen Sklaven aus verschiedenen Stämmen, wie ja auch Witu weiter nichts als eine Sklavencolonie ist, welcher von einigen Tausend von Manda und Patta ausgewanderten Suaheli und Arabern erst allmälig eine gewisse Organisation und ein Zusammenhang gegeben worden ist. Es liegt auf der Hand, daß es das Bestreben der Deutschen sein muß, den Sultan von Witu in seinem Wunsche, diese Colonien früherer Sklaven zu organisiren, zu unterstützen, damit dort ein Damm gegen die Raubzüge der Somali geschaffen wird. Wie unsicher die Lage in Witu selbst noch ist, geht aus den Mittheilungen Tiedemann's von der Emin Pascha-Expedition hervor. Eines Tages war eine Gesandtschaft von etwa 100 Kawallah-Somali, welche auch die Expedition v. d. Decken's am Nil angegriffen haben, in Witu eingetroffen und man hegte stark die Vermuthung, daß sie einen Handstreich gegen den Ort beabsichtigten. Unter den in diesem Gebiet noch in Geschlossenheit angesiedelten Stämmen sind die Wabai bemerkenswerth, welche auch gegenüber Zanzibar wohnen und im Verdachte des Kannibalismus stehen. Während ein Theil von ihnen ansässig geblieben ist und jetzt auf Seite Buschiri's gegen die Deutschen kämpft, ist schon vor 30 Jahren ein anderer Theil nach Norden gezogen. Am Tana sitzen zu beiden Seiten die Wapokomu, ein ackerbautreibendes friedliches Volk, welches von allen Seiten den schlimmsten Bedrückungen ausgesetzt ist.

Daß unter diesen Verhältnissen der Ackerbau nicht aufblühen konnte, ist begreiflich. Suaheli und Araber haben zwar versucht, gegenüber den Dundas an besonders geeigneten Stellen der Küste Ackerbau zu treiben, aber der wilde Galla zerstörte in seinem Haß gegen alles Mohamedanische und aus Verachtung gegen die Ackerbauer die blühenden Pflanzungen. Hier am Tana hat sich der Anbau einiger Producte, wie z. B. Reis, entwickeln können, leider aber auch unter der Unsicherheit der Verhältnisse. Die Somali treiben ihr Vieh nach der Küste, von wo es nach Zanzibar expedirt wird; etwas Kautschuk wird gesammelt, Häute, welche früher werthlos waren, sind jetzt exportfähig, doch ist die Ausfuhr unbedeutend. Der Elfenbein- und Kopalhandel ist in den Händen der Araber und Inder; er ist einer Steigerung fähig, je weiter das Innere erschlossen wird. Das große Wild, welches v. d. Decken und später Brenner noch dicht an der Küste fanden, ist dort wahrscheinlich schon sehr decimirt, da die Jagd eine Lieblingsbeschäftigung der Galla ist. Sie sind zugleich kühne und gute Jäger und gebrauchen nur die oft vergiftete Lanze, welche ihre einzige Waffe ist.

Wenn das neue Schutzgebiet aufgeschlossen werden soll, so bietet sich dafür als natürliche Eingangspforte der Hohenzollernhafen, wo nach einander Brenner die preußische, der bei Kismayu ermordete Dr. Jühlke die deutsche Flagge wehen ließ und jüngst der „Sperber" die deutsche Flagge als sichtbares Zeichen des Protectorates gehißt hat. Dort, den Fußtapfen der Portugiesen und Araber folgend, sollte sich die erste deutsche Station erheben.

m—.

Die Hygiene auf der Weltausstellung.

Die Separatausstellung der Stadt Paris auf dem Marsfelde nöthigt uns unsere unbedingte Hochachtung vor dem hygienischen Wirken der Pariser Stadtverwaltung ab. Die Anstrengungen der letzten Jahre, die Erfolge in den verschiedenen Zweigen des hygienischen Dienstes einer Verwaltung mit einem ordentlichen Budget von mehr als 260 Millionen, diese lichten, sauberen und heiteren Schulräume, die an Stelle der düsteren Locale von ehemals getreten sind, diese musterhaft eingerichteten Hospitäler, in denen der Tod eine Ausnahme geworden zu sein scheint, die Vorrichtungen zur Feuersicherheit, für den Sanitätsdienst, für die Desinfection, all das ist höchsten Lobes würdig. Nur in einem Punkte erscheinen die hygienischen Zustände nach unseren Begriffen nicht auf der Höhe einer ersten modernen Großstadt: in der Wasserleitung. Doch ist über diesen Punkt schon so viel geschrieben worden, daß wir uns eines näheren Eingehens darauf enthalten.

Zwei Modelle in natürlicher Größe erregen besonders die Aufmerksamkeit des Besuchers. Das sind zwei zweistöckige Häuser: das eine ein Haus, wie es sein soll, das andere ein Haus, wie es nicht sein soll. In dem letzteren hat man alle Ursachen der Ungesundheit vereinigt, wie sie sich nur zu oft in den Häusern der Arbeitsviertel aufhäufen. Feste Abzugscanäle, die nie gereinigt werden und in denen sich die Abfallstoffe in unmittelbarer Nachbarschaft der Brunnen zersetzen, welche das Trinkwasser liefern, durchseuchte Closets, bleierne Abflußnäpfe für das schmutzige Wasser von fürchterlicher Beschaffenheit, ungelüftete Zimmer, wo der Kubikraum Luft für jede Person nicht ein Viertel des erforderlichen ist, ungesunde Tapeten 2c., kurz ein ganzes Arsenal jener furchtbaren Waffen, mit denen die Verseuchung langsam aber sicher die Gesundheit der armen Familien untergräbt, und, was das Schlimmste an diesem Modell ist, es hat in Paris seine Vorbilder, es giebt in dieser Stadt, in welcher die Communalverwaltung so rührig wie nur irgend sonst wo ist, Tausende von Häusern, die alle oder fast alle die hier ausgestellten Ursachen der Ungesundheit vereinigen. Die Bevölkerung ist eben noch lange nicht zu geläuterten hygienischen Begriffen gelangt; aber gerade diese Ausstellung des „ungesunden Hauses" wird beredter zu den großen Massen sprechen, als tausend populäre Vorträge. In dieser propagandistischen Wirkung liegt der einzige und freilich ganz bedeutende Werth dieser Ausstellung.

Das „gesunde Haus" ist ein Ideal, das vor Allem hygienisch gebildete Architekten voraussetzt. Es ist keineswegs luxuriös. Alle seine Einrichtungen sind gewöhnlich und von den bescheidensten Preisen — sonst hätten sie für die große Allgemeinheit ja gar keinen Werth — aber sie sind gesund, vollständig mit Wasserleitung, isolirten Closets, luftigen und lichtreichen Zimmern ausgestattet. Ventilationsvorrichtungen führen die verdorbene Luft nach außen, die frische nach innen, die Beleuchtung ist elektrisch — heute kein erhebliches Vorgreifen der Zukunft mehr — selbst die Heizvorrichtungen praktisch und gesund zugleich, was für ein romanisches Land viel sagen will.

Dem gegenüber ist hervorzuheben, daß die Pariser Bevölkerung auf ihren Straßen, Plätzen und öffentlichen Localen eine für eine große Stadt beneidenswerth reine Luft hat. Abgesehen von den Einwirkungen des gesundheitlich vortrefflichen Klimas, das nicht das Verdienst der Pariser ist, trägt hierzu das viele Grün bei, das über die Stadt verstreut ist, ferner die großartige Platzverschwendung, die besonders in der napoleonischen Zeit bei der Anlage von Straßen und Plätzen getrieben wurde, und endlich die gute Sitte der Pariser, möglichst viel, selbst im Winter, im Freien zu sitzen und alle Thüren sperrangelweit offen zu halten. Eine von Tabaks- und anderen ekelhaften Dünsten erfüllte echte bayrische Bierkneipe, wie sie in Berlin immer zahlreicher werden, würde dem Pariser als der Gipfel der Unreinlichkeit erscheinen. Die angestellten Reinlichkeitsmessungen der Luft in verschiedenen Localen weisen denn auch durchweg gute Resultate auf. In dieser Beziehung besonders könnten wir von den Franzosen viel lernen.

Dagegen sind wir ihnen, wenigstens in Berlin, in der Entwässerung entschieden über. Zwar ist die Anlage der Pariser Abzugscanäle in rein baulicher Beziehung bei Weitem gewaltiger als die entsprechenden Einrichtungen in Berlin. Doch functionirt das Berliner, von Dr. James Hobrecht geschaffene System, an welches sich die Rieselfelder schließen, bei Weitem besser. Das hat auch die Commission, welche die Pariser Commune nach Berlin zum Studium des Entwässerungssystems sandte, bereitwillig anerkannt und es scheint, daß die nach dem Berliner Muster gefaßten Verbesserungsvorschläge zur Annahme kommen werden. Das Pariser System dagegen hat den großen Vorzug, daß es des lästigen Aufreißens des Straßenpflasters, welches oft ganze Viertel durch die ausströmenden Gase verpestet, nicht bedarf. Die Canäle befinden sich in weitverzweigten Kellergängen, die im Sinne der Hauptstraßen die Stadt unterirdisch durchziehen. Man kann sagen, ganz Paris ist unterkellert.

In der Ausstellung findet man Durchschnitte des alten wie des neuen Systems der Entwässerungsanlagen („Egouts"). Ehemals waren die Galerien breit und niedrig, was oft Verstopfungen und übelriechende Ausströmungen verursachte. Oder sie waren eng und tief, was die Reinigung durch die Besorgungsmannschaften erschwerte. Heute sind die Galerien oval, unten schmal und tief, so daß die Abwässer einen schnellen Fluß haben können, oben breit, so daß sich die Arbeiter bequem bewegen können. Außerdem sind sie geräumig genug, die Wasserleitung, die Rohrpostcanäle, die elektrischen Kabel, das telephonische und telegraphische Netz aufzunehmen. Welch ein Vorzug! Man ersieht die Entwickelung der Pariser Egouts aus folgender Tabelle:

1663: 8573 Meter	1854: 155000 Meter
1740: 11746 „	1879: 633005 „
1789: 26051 „	1889: 860197 „
1837: 76500 „	

Projectirt für die nächsten Jahre sind noch 255000 Meter. Das ergäbe zusammen ungefähr eine Strecke wie von Berlin bis Nizza oder von Paris bis Rom. In dieser Tabelle muß das hohe Alter der Pariser Entwässerungsanlagen imponiren. Die Franzosen marschirten eben einstmals wirklich fast in allen Dingen an der Spitze der Civilisation, wenn sie sich auch später auf vielen Punkten überholen ließen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Pariser Abflußcanäle an einer zu langsamen Leerung leiden. Es gilt 400000 Kubikmeter Abwässer während 24 Stunden hinauszuschaffen. Eine enorme Quantität! Man hat mehrfache Versuche gemacht, um das Problem zur endlichen Lösung zu bringen. Seit einigen Jahren hat man den Hauptwegen entlang, am Ausgang der Märkte 2c., die Abflußmündungen mit korbartigen Recipienten versehen, welche fast alle festen Stoffe zurückhalten. Man entfernt diese vermittelst eigenthümlicher Karrenkrähne. Dennoch bedürfen die Abwässer, um im lebhaften Fluß gehalten zu werden, sorgfältiger Beaufsichtigung. In den kleinen Galerien werden die stockenden Massen durch Wägelchen in Fluß gesetzt, welche auf Schienen am Boden laufen und entweder von den Arbeitern direct oder durch den Druck des Wassers bewegt werden. In den größeren schwimmen Boote mit Schiebebrettern, welche mit dem Flusse des Wassers den Unrath vorwärts treiben. Schließlich versucht man seit einigen Jahren an hohen Punkten der Galerien Triebbehälter mit automatischer Vorrichtung anzubringen, welche in regelmäßigen Intervallen in heftigster Weise einige Kubikmeter Wasser derart in den Abzugslauf stoßen, daß ein kräftiger Fluß entsteht, der alle Ansammlungen hinwegspült. Diese Behälter können auch mit der Hand bedient werden und man verspricht sich von ihnen, besonders bei Canälen von geringer Neigung, großen Nutzen. Es existirt eine große Menge von Systemen solcher automatischer Apparate, die alle mehr oder weniger nach dem Princip des Saughebers gebaut sind. Man findet sie ausgestellt. Daneben bemerkt man einen Apparat, vor dem die Massen sich stauen, wenn die Wächter ihn in Thätigkeit setzen; es ist das ein sehr vollständiges Modell eines Saughebers, welcher unter der Seine die Abflußwässer von einem Hauptsammler des linken Ufers auf das rechte Ufer schafft (der Siphon de l'Alma). Diese Maschine kann nicht mit der Hand bedient werden, man wendet eine schwere Holzkugel an, welche, aufwärts des Stromes in den Siphon gebracht, durch den Druck des Wassers allen Unrath vor sich her treibt. Im Allgemeinen genügt eine Operation in der Woche. Die Abwässer von fast ganz Paris werden, allerdings unterhalb des Vorortes Asnières, in die Seine geleitet, die sie auf langem Wege ins Meer führt. Das ist ein unerträglicher Zustand. Man kann sich denken, wie die Seine bis Rouen aussieht. Es giebt zwar Leute, die behaupten, das schade der Seine nichts, und diese Leute sind doch einflußreich genug, um die Debatte über diesen Gegenstand seit zwanzig Jahren in der Schwebe zu halten. Die Verwaltung möchte nach Berliner Muster die Reinigung durch den Boden, d. h. Rieselfelder einführen. Aber da hat sie gegen Vorurtheile anzukämpfen, die so ziemlich von ganz Paris getheilt werden. Und dieses Vorurtheil ist, weil auf ästhetischem Empfinden basirend, in dieser kunstgenährtesten Bevölkerung, die die Erde kennt, geradezu unausrottbar. Man will

sich nun einmal nicht durch Gemüse ernähren, das auf solchem Boden gewachsen ist. Hat doch selbst der ausgezeichnete Erfolg der Berliner Rieselfelder noch lange nicht die ganze Bevölkerung der deutschen Hauptstadt für dieses System gewonnen. Es ist nutzlos, daß der von der Pariser Verwaltung gemachte Versuch in Gennevilliers vortrefflich gelungen ist. Hier besitzt die Stadt mehr als 600 Hektare, die sie zu Rieselfeldern eingerichtet hat, und der Erfolg ist kein anderer, als daß die Bevölkerung sich verdreifacht, der Bodenwerth vervielfacht und die Sterblichkeit vermindert hat. Ein guter Theil der Bevölkerung von Paris nährt sich in der That schon seit Langem von Gennevillierser Gemüse. Die Strecken, welche die Stadt jetzt in das Netz der Berieselung ziehen möchte, liegen hoch, sie haben weder Bewohner noch Werth. Dennoch dauert der Kampf gegen das Rieselsystem auf das Heftigste fort. Wo der Unterschied liegt, vergiftetes Wasser zu trinken oder schmackhaftes Gemüse zu essen, das auf einem Boden gewachsen ist, welcher die Giftstoffe durch chemische Umbildung unschädlich gemacht hat, sollte nicht zweifelhaft sein. Dennoch entscheidet sich das populäre Vorurtheil im entgegengesetzten Sinne. Was ist dagegen zu machen? Die Kammer hat indessen bereits der Stadt Paris die Gründe von Achères bewilligt, damit ist ein weiterer Schritt vorwärts gethan.

Dr. Anton Eichler.

Bücherbesprechungen.

— Deutsche Psalmen. Geistliche Lieder und Gedichte von A. H. Franke. Gotha, F. A. Perthes. Preis 5 ℳ. — Der Sänger dieser Lieder trägt den Namen des großen August Hermann Franke, des Erbauers des Halleschen Waisenhauses, des glaubenskräftigen Zeugen eines verinnerlichten, lebenswarmen Christenthums, aber er trägt nicht blos seinen Namen, es athmet auch Etwas von dem Glaubensgeist seines unvergeßlichen Vorfahren in ihm, nach dem er genannt ist. Der Verf. steht im vollen Glauben der Kirche, aber als ein Mann der Gegenwart, der mit ihr fühlt, ihre Kämpfe in sich durchgekämpft hat und in ihrer Sprache redet; es ist das alte Evangelium, das er in neuen Weisen aus innerster Erfahrung, aus eigenstem Erlebniß heraus besingt und in das Gewand der modernen Zeit kleidet. Der Verf. hat eine große Gewandtheit der Sprache und in kräftigem Wellenschlag eines bewegten Rhythmus rauscht seine Dichtung einher, aber man spürt es, welche Kämpfe dahinter liegen und aus welcher tiefen Ergriffenheit das Lied hervorströmt. Daher tragen die Lieder auch das Gepräge edler Einfachheit und haben nichts Forcirtes und Gekünsteltes. Der Verf. hat seine Lieder in zehn Abschnitten vertheilt, aus deren Ueberschriften hervorgeht, wie in diesen „Psalmen“, die mit echt deutscher Zunge Gott preisen, die verschiedenen Klänge auf der Tonleiter christlicher Empfindung angeschlagen sind: 1) Das Lied der Erlösten. 2) Siehe, das ist Gottes Lamm. 3) Ich will dich lieben, meine Stärke. 4) Der Kampf des Glaubens. 5) Jesu, hilf siegen. 6) Unterm Kreuz. 7) Aus der Tiefe. 8) Der Herr und die Gemeinde. 9) Zeit und Welt. 10) Wenn wir vollendet werden. Die Ausstattung ist eine der Dichtung durchaus würdige.

△ Die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen mit Verweisungen auf den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich (amtliche Ausgabe von 1888) und die Motive dazu. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1889. (Preis 1,20 ℳ brosch., 1,50 ℳ cart.) — Die kleine Schrift — übrigens ein Sonderabdruck des Inhaltsverzeichnisses zu dem Hoffmann'schen Commentar für das sächsische Gesetzbuch — enthält eine übersichtliche Zusammenstellung der nur mit den Nummern angeführten Paragraphen des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuchs und derjenigen Stellen des Entwurfs und seiner Motive, in welchen die ersteren unmittelbar angezogen werden oder doch ihrem Inhalte nach zur Erörterung gelangen. Bildet das sächsische Gesetzbuch vielfach eine wesentliche Grundlage des Entwurfs, so war eine Besprechung der sächsischen Bestimmungen nicht zu umgehen und mit dieser dienen der Entwurf und seine Motive auch zur Erläuterung des sächsischen Gesetzbuchs. Die mit großem Fleiße zusammengestellte kleine Schrift will dem sächsischen Juristen die vergleichende Benutzung beider Gesetzbücher erleichtern.

— Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen, herausgegeben von Dr. G. Weidner, ord. Lehrer an der Stiftsschule in Hamburg. Hamburg, Otto Meißner, 1. Heft, Oct. 1889. — Eingeleitet wird das erste Heft dieser neuen Zeitschrift durch einen Aufsatz von Dr. A. Matthias (Düsseldorf) über „Lebensberechtigung und Beruf der lateinlosen höheren Bürgerschulen“, welcher mit ebenso viel Wärme als wohlthuender Ruhe und Sachlichkeit den Nachweis zu führen sucht, daß die Errichtung einer beträchtlichen Zahl weiterer lateinloser höherer Schulen ein dringendes Bedürfniß für unser Volk ist. Wir stimmen mit dem Verf., einem rühmlichst bekannten, erfahrenen Schulmanne, völlig darin überein, daß das Vorhandensein derartiger Schulen in genügender Anzahl eins der wirksamsten Mittel ist, um dem ungesunden Zudrang zu den Hochschulstudien zu steuern, wie darin, daß für die breiten Schichten unseres Bürgerstandes, insbesondere für zukünftige Gewerbtreibende, die Bildung, welche die höhere Bürgerschule vermittelt, in mehr als einer Rücksicht den Vorzug verdient vor der, welche durch eine mit vollendeter Untersecunda abgebrochene Schullaufbahn auf einer gymnasialen Anstalt erworben zu werden pflegt. Gern hätten wir aber in dem trefflichen Aufsatze, mit welchem die neue Zeitschrift sich einführt, noch mehr hervorgehoben gesehen, was nur eingangsweise bezüglich Bayerns beiläufig angedeutet wird, daß seit länger als 20 Jahren in Bayern und Sachsen höhere Bügerschulen (Realschulen) in beträchtlicher Anzahl bestehen, somit reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete in deutschen Landen bereits gemacht worden sind. So weit Einsender dies zu übersehen vermag, sind diese Erfahrungen überwiegend ermuthigende und für die in Rede stehende Schulgattung günstige. Daneben haben sich aber doch auch mancherlei Hemmnisse und Erschwernisse bemerklich gemacht, welche die Entwickelung derartiger Schulen, zumal in kleineren Städten, leicht beeinträchtigen. Auch was die Behandlung der einzelnen Lehrfächer betrifft, hat man in den genannten Bundesstaaten mancherlei erprobt und nicht ohne Erfolg sich bemüht, für diese eigenartige Schulgattung besondere Lehrmittel zu schaffen und für die einzelnen Fächer besondere Methoden herauszuarbeiten. Auf die Bewährung in der Praxis kommt aber ja Alles hierbei an; manches nimmt sich herrlich aus auf dem Papier, in fein ausgearbeiteten „Lehrgängen“, schließlich ist es aber doch nichts nütze, wenn die Praxis nicht ihr Ja und Amen dazu sagt. Ein zweiter Aufsatz von Director Dr. G. Holzmüller (Hagen i. W.) fordert zur Gründung eines Vereins zur Beförderung des lateinlosen höheren Schulwesens auf unter Hinweis auf die für Gymnasien und Realgymnasien bereits bestehenden entsprechenden Vereinigungen. Nur natürlich muß es erscheinen, daß die lateinlosen höheren Schulen in dem Maße, als sie an Zahl sowol wie an Geltung in der Gegenwart zunehmen, nun auch das Bedürfniß fühlen, sich enger zusammen zu schließen und ihre Interessen nach außen hin kräftig zu vertreten. Nur würden wir es bedauern, wenn die ins Leben tretende Zeitschrift die Agitation für diesen Verein etwa zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen machen sollte. Zunächst thut unseres Erachtens den höheren Bürgerschulen, welche in manchen Bundesstaaten, insbesondere in Preußen, zur Stunde noch so wenig Boden haben, weitere Verständigung darüber noth, auf welchem Wege die idealen und praktischen Aufgaben, welche diese Schulen zu lösen haben, am besten bewältigt werden können, im Ganzen wie im Einzelnen. Zu einer „Macht, mit der gerechnet werden muß“ (S. 11) wird das lateinlose Schulwesen, dem unsere Zeit längst angefangen hat, ein bevorzugendes Interesse zuzuwenden, ganz von selbst werden, je mehr dasselbe sich durch seine Leistungen empfiehlt. Das in manchen Kreisen noch immer vorhandene Vorurtheil, daß allgemeine Bildung ohne Latein nicht möglich sei, wird ja doch am besten dadurch bekämpft, daß die höhere Bürgerschule, lateinlose Realschule und Oberrealschule darnach streben, Zöglinge zu entlassen, denen jeder Unbefangene das Lob einer tüchtigen allgemeinen Bildung zuzuerkennen nicht umhin kann. Zur nicht geringen Empfehlung dient der Zeitschrift der Umstand, daß verschiedene namhafte Directoren von lateinlosen Schulen ihre Mitwirkung zugesagt haben. Der Preis ist auf 1 ℳ 50 ₰ für das Vierteljahr festgesetzt worden.

— Von Kiel bis Samoa. Reise-Erlebnisse des am 16. März 1889 im Sturm bei Samoa ertrunkenen Obermatrosen Adolph Thamm. Berlin 1889. C. F. Conrad's Buchhandlung. — Schlichte aber lebenswahre und frisch geschriebene Briefe eines Matrosen, der die erste und letzte Seereise S. M. Kanonenboot „Eber“ mitmachte und mit dem stolzen Schiffe im Hafen von Apia während des denkwürdigen Sturmes mit Mann und Maus zu Grunde ging. Interessant ist die Beschreibung der Kreuzfahrten des „Eber“ im Marschall-Archipel, wo eine Anzahl kleiner Inseln angelaufen wurden, um die Verordnungen des kaiserlichen Commissars zur Ausführung zu bringen und die Eingeborenen, welche wie auf Pleasant Island in beständigen Kämpfen untereinander leben, zu entwaffnen. Auch die Kämpfe auf den Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee werden frisch und lebenswahr geschildert.

Meinicke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 136. Donnerstag, den 14. November. 1889.

Inhalt: Der Hausschwamm (Merulius lacrimans). Von Dr. Otto Zacharias. — Das Heliometer. Von Dr. B. Peter. — Bücherbesprechung (Der Schwarzwald, von Jensen, 8.—11. Lfg.).

Der Hausschwamm
(Merulius lacrimans).

Von Dr. Otto Zacharias.

Den gefürchteten Zerstörer des Balkenwerkes in neuerbauten Häusern kennen wir erst seit etwa 100 Jahren. Es scheint demnach so, daß er früher in unseren Gegenden nicht verbreitet war. Gegenwärtig ist der Hausschwamm in manchen Städten leider ganz epidemisch aufgetreten, so daß ihm — wie z. B. in Breslau — die neuesten, kaum fertiggestellten öffentlichen und privaten Gebäude vielfach zum Opfer fallen. In geschlossenen Räumen, wo schwammige Fußböden oder sonstiges inficirtes Holz vorhanden ist, entsteht alsbald der charakteristische Pilzgeruch, den man nicht verkennen kann. Die betreffenden Holztheile selbst sind an ihrer Oberfläche und im Innern feucht. Bei fortschreitender Zerstörung nehmen dieselben eine bräunliche Färbung an, werden mürbe und verlieren bedeutend an Gewicht. Bei mikroskopischer Untersuchung zeigt sich dann, daß sie durchweg von einem saftreichen Pilzgewebe (Mycelium) erfüllt sind, welches sich hauptsächlich in den Zellen der sogenannten Markstrahlen eingenistet hat. Die Mycelfäden bilden bei üppiger Vegetation häufig netzartige (schneeweiße) Ueberzüge auf der Unterseite der Dielen, von wo aus dieselben sogar in die Möbel eindringen und dann binnen kurzer Zeit die schönste Zimmereinrichtung zu Grunde richten. Andere Stränge des lichtscheuen Pilzes treten in die Spalten und Risse des Mauerwerkes ein und durchziehen dasselbe nach allen Richtungen, bis sie die darin verborgenen Balken gefunden haben. So kann es kommen, daß der Hausschwamm aus dem Souterrain ins Parterre und von hier aus in die oberen Etagen emporsteigt, ohne daß Miether und Hausbesitzer ein wirksames Mittel anzuwenden vermögen, um das Vordringen des unheimlichen Gastes zu hemmen. Die bisher empfohlenen chemischen Gegenmittel sind vielleicht in einzelnen Fällen brauchbar, aber exacte Versuche über ihre Leistungsfähigkeit liegen noch nicht vor.

Seiner botanischen Stellung nach gehört der Hausschwamm zur Familie der Hymenomyceten oder Hautpilze, welche die meisten unserer größeren Pilzarten umfaßt. Alle Gewächse, die wir mit dem Namen von Schwämmen oder Pilzen bezeichnen, brauchen zu ihrem Gedeihen vorgebildete organische Substanz, welche je nach den Bedürfnissen der betreffenden Species von verschiedener Beschaffenheit sein muß. Der Hausschwamm bedarf Holz zu seiner Existenz, und er bevorzugt, wie es scheint, dasjenige der Nadelhölzer. Doch finden wir gelegentlich auch Parkettböden aus Eichenholz von Merulius lacrimans zerstört.

Einer unserer namhaftesten Forstbotaniker (Prof. R. Hartig in München) hat neuerdings (1885) den Hausschwamm in seinen Lebensverhältnissen genauer erforscht, und dessen Monographie darüber*) entnehme ich die nachstehenden Mittheilungen über die Entwickelung dieses tückischen Pilzes.

Das Mycel wurde schon oben (als netzartig im und auf dem Holze verzweigt) geschildert. Tritt dasselbe — nachdem es sich kräftig in der Dunkelheit entfaltet hat — aus den Fugen der Dielen, der Fensterbekleidungen und an den Scheuerleisten hervor, so nimmt es bald eine flockige Form und ein kreidiges Aussehen an, um später röthlich oder bräunlich-gelb zu werden. In diesen polsterartigen Gebilden, welche aus nach allen Richtungen sich kreuzenden Pilzfäden bestehen, haben wir die Fruchtkörper des Hausschwammes vor uns. Dieselben gelangen hauptsächlich in der Zeit vom Mai bis August zur Entstehung. Sie sind späterhin meist tellerartig ausgebreitet und tragen auf ihrer Oberfläche wurmförmig gekrümmte Falten. Man hat solche Fruchtkörper von außerordentlicher Größe — selbst bis zu 1 Meter Durchmesser — beobachtet. Bei sehr üppiger Entwickelung derselben tröpfelt aus dem Rande gewöhnlich eine wässerige Feuchtigkeit, daher der Beiname lacrimans (= thränend). Legt man durch einen dieser Fruchtkörper einen senkrechten Schnitt, so vermag man 3 verschiedene Schichten im Gewebe desselben zu unterscheiden. Die tiefste davon besteht aus locker zusammenliegenden Pilzfäden, die nach allen Richtungen hin verflochten sind. Die zweite ist ganz ähnlich beschaffen, nur liegen hier die Fäden dichter beisammen und sind vorwiegend horizontal angeordnet. In der obersten Schicht dagegen steigen die Mycelfäden vertical auf, sind am Ende keulig angeschwollen und zeigen sich reichlich mit Plasma erfüllt. Einzelne besonders stark entwickelte Zellen (Basidien genannt) ragen über die benachbarten hervor und tragen 4 dünne Fortsätze (Sterigmata), von denen jeder in der Folge eine Spore abschnürt. Mit dem Ausdrucke „Sporen“ bezeichnet man bekanntlich die Keim- oder Fortpflanzungszellen der Pilze, welche gewöhnlich von äußerster Winzigkeit sind. Beim Hausschwamm sind dieselben 0,01 mm lang und etwa halb so breit. Sie sind von lichtbrauner Farbe und haben etwa die Gestalt einer Apfelschnitte. Im Innern gewahrt man bei der mikroskopischen Besichtigung stets einige Fetttröpfchen. Von ihrer Kleinheit machen wir uns am besten einen Begriff, wenn wir uns die Thatsache vor Augen halten, daß im Innern eines Kubikmillimeters 4 Millionen Hausschwamm-Sporen Platz finden können. Säen wir solche Keimzellen auf angefeuchtetes Holz aus, so beginnen sie alsbald zu sprossen und treiben einen winzigen Pilzfaden hervor, der sich allgemach in die Holzsubstanz einsenkt. Hier entwickelt sich dann das junge Schwammpflänzchen unter Aufnahme der später zu nennenden Nährstoffe kräftig, indem die Mycelfäden sich mehr und mehr verästeln, resp. ausbreiten. Später erfolgt die schon beschriebene Fruchtkörperbildung, womit der Lebenslauf des Merulius aus der Spore bis wieder zur Spore beendigt ist.

Ein gewisses Maß von Feuchtigkeit im Holze ist eine unumgängliche Lebensbedingung für den Hausschwamm. Die zarten Mycelien desselben können absolut keine Trockenheit vertragen. Daher wird wirklich lufttrockenes Holz schwerlich von unserem Pilze angegriffen. Dagegen ist dasselbe der Inficirung leicht ausgesetzt, wenn es in feuchter Kellerluft liegt, und selbst dann, wenn weder das Holz noch der Schwamm wirklich tropfbares Wasser erhalten können.

Die Ueppigkeit der Entwickelung des Hausschwammes im Holze hängt zum größten Theile von dem Vorrathe von Eiweißstoffen ab, die in den Zellen der Markstrahlen vorhanden sind. Auf Kosten dieser Stoffe wächst der Pilz und bildet eigenes Plasma. Die in die lebenden Zellen eindringenden Mycelfäden entziehen denselben Stickstoff, Schwefel, Kali, Phosphorsäure u. s. w., wodurch natürlich ein Absterben jener Gebilde bewirkt wird. Der Pilz saugt gleichsam die Zellen aus und tödtet sie. Aber auch die Cellulose bildet einen Haupttheil der Nahrung des Haus-

*) R. Hartig: Der ächte Hausschwamm, Berlin 1885.

schwammes, wie der Umstand beweist, daß sich völlig zersetzte Holztheile bei der chemischen Analyse als beinahe cellulosefrei erweisen. Die Auflösung der Cellulose zum Zwecke der Assimilation wird durch ein Ferment bewirkt, welches die lebenden Pilzfäden ausscheiden, wenn sie mit den Zellwänden in Berührung kommen.

Nach Hartig's experimentellen Ermittelungen erleidet vollständig von dem Hausschwamm durchsetztes Holz den erstaunlichen Substanzverlust von 40—60 Procent. Die Consistenz des zerstörten Holzes ist im feuchten Zustande eine solche, daß sich dasselbe etwa so wie harte Butter schneiden läßt. Ist es aber trocken geworden, so zersplittert es bei dem Versuche, es mit dem Messer zu zertheilen, in zahllose kleine Brocken. Zwischen den Fingern zerreibt es sich wie Mehl, und wenn man es im Mörser zerstößt, so erhält man einen feinen, gelbbraunen Mehlstaub. Das vom Schwamm angegriffene Holz zeigt übrigens auch noch die Eigenschaft, sehr große Wassermengen aufnehmen zu können, was offenbar von nicht geringer technischer Bedeutung ist, insofern Balken, Träger 2c., welche Feuchtigkeit anziehen, diese auch leicht seitwärts fortleiten. Da nun hierzu noch die Fähigkeit des Merulius-Mycels tritt, Wasser zu transportiren, so ist es erklärlich, daß Wohnräume, in denen der Hausschwamm auftritt, beständig naß sein müssen, was ja auch die Erfahrung lehrt.

Von besonderem Interesse sind die in neuerer Zeit (1884 bis 1888) von Prof. Poleck in Breslau angestellten Untersuchungen über die chemische Constitution des Hausschwammes. Durch dieselben hat sich herausgestellt, daß in dem das Holz durchwuchernden Pilzgewebe ausschließlich unlösliche Phosphate aufgespeichert sind, während diese in den Fruchtkörpern fehlen, die dafür enorme Quantitäten von Kaliumphosphaten enthalten. An Kaliumgehalt übertrifft der Hausschwamm im fructificirenden Stadium (d. h. zur Zeit der Sporenproduction) fast alle anderen Pilze, während die eßbare Morchel und das Mutterkorn einen größeren Gehalt an Phosphorsäure besitzen.

Fassen wir nach alledem unser gegenwärtiges Wissen von der Entwickelung des Merulius lacrimans und den Bedingungen seines Gedeihens zusammen, so müssen wir zunächst constatiren, daß der Hausschwamm zu den Gewächsen gehört, die ihren Heimathschein verloren haben. Es ist völlig unbekannt, woher dieser sonderbare und schädliche Pilz stammt; er kommt allem Anscheine nach nur innerhalb der Häuser und niemals draußen im Walde vor. Man hat wol dann und wann behauptet, eine Meruliusvegetation im Freien gefunden zu haben: aber keiner dieser Fälle hat vor der botanischen Kritik Stand gehalten. So auch nicht der neueste Fund des Hrn. P. Hennigs, der einen echten Hausschwamm im Grunewalde bei Berlin angetroffen haben wollte.*) Es ist hiernach ausgeschlossen, daß der so sehr gefürchtete Pilz mit dem Bauholze aus dem Walde in unsere Wohnungen gelangt, sondern er gedeiht lediglich in geschlossenen, feuchten und schlechtventilirten Räumen, wie es Keller, Bergwerksschächte, Schiffe u. dergl. sind. Da wo Holz vom feuchten Mauerwerk umgeben ist, findet er am ehesten eine Ansiedelungsgelegenheit und von hier greift er mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, so daß es Häuser giebt, die nicht blos in ihren unteren Etagen, sondern bis in den Dachstuhl hinauf vom Schwamm durchdrungen sind.

Wie schon Eingangs erwähnt, haben sich die Klagen über den überhandnehmenden Hausschwamm gerade in den letzten Decennien vermehrt. Und zwar sind es nicht die alten und ältesten Häuser, wo er aufzutreten pflegt, sondern im Gegentheil meist kaum fertig gewordene Neubauten. Es tritt uns daher die brennende Frage entgegen, wie wir uns vor jenem lästigen (und auch gesundheitsschädlichen) Eindringlinge zu schützen im Stande sind, und auf welche Art ein Haus von dem bereits vorhandenen Schwamme befreit werden kann. Ueber diese zwei Punkte möge im Nachstehenden noch eine kurze Erörterung folgen.

Was die erste Infection eines neuen Hauses mit dem Merulius lacrimans anbelangt, so geschieht dieselbe ganz sicher durch Verschleppung von Sporen. Es kommt ja nicht selten vor, daß aus einem Neubau einige Zimmerleute abcommandirt werden, um da oder dort eine schwammige Diele zu repariren, von wo sie dann arglos zu ihren Genossen zurückkehren, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Aber wie leicht bringen diese Leute an ihren Schuhen und Kleidungsstücken Tausende von Hausschwamm-Sporen mit, die nun zufällig in das Füllmaterial der Fußböden gerathen oder durch einen Luftzug anderswohin getragen werden, wo sie später keimen können. Auf solche Weise erklärt sich die Infection auf das Allernatürlichste. Freilich hat mancher Hauswirth und mancher Zimmermeister auch nicht die entfernteste Ahnung von der Fortpflanzungsweise des Hausschwammes, und gar nicht selten trifft man (im Uebrigen gebildete) Leute, die der Ansicht sind, daß der Schwamm durch die Feuchtigkeit „von sich selbst" entstehe, und „daß man das überhaupt nicht hindern könne". Es sind das die nämlichen Leute, welche meinen, daß die Maden im Aase und ebenso die Infusorien in einer stinkenden Wasserlache durch Urzeugung ins Leben treten, wogegen wir heutzutage ganz genau wissen, daß jedes lebende Wesen (gleichviel ob pflanzlicher oder thierischer Natur) aus einem Ei oder einer entsprechenden Fortpflanzungszelle hervorgeht. Nur weil die Eier und Sporen sehr vieler Organismen mikroskopisch klein sind, entziehen sie sich der gewöhnlichen Wahrnehmung; aber sie sind nichtsdestoweniger vorhanden, und schädigen Diejenigen sehr oft empfindlich, die an ihrer Existenz zweifeln. Leider liegt der naturwissenschaftliche Unterricht noch vielfach — zumal auf Mittelschulen — im Argen, und so erfährt der heranwachsende Staatsbürger von den wichtigsten Thatsachen der Botanik und Zoologie gewöhnlich nichts, so lange er auf der Schulbank sitzt. Und dann tritt die allbekannte Erfahrung in Kraft, daß das, was Hänschen nicht gelernt hat, Hans schwerlich mehr in seinen Kopf hinein bekommt. Daher kommt es denn auch, daß ein oft sonst hochgebildeter Mann die Augen ungläubig aufmacht und wie ins Leere hinausstarrt, wenn er gelegentlich über die Kleinheit und leichte Uebertragbarkeit der Pilzsporen belehrt wird. Ich muß zu meinem größten Bedauern sagen, daß ich derartige Wahrnehmungen nur allzu häufig in Gewerbe- und Volksbildungsvereinen gemacht habe. Und wie leicht ließe sich dem abhelfen, wenn es nur richtig angegriffen würde!

Die Verschleppung der Hausschwammsporen erfolgt aber außer durch Handwerker auch durch nochmalige Verwendung von scheinbar gesundem Holzwerke aus Häusern, in denen früher einmal Schwammvegetationen aufgetreten sind. Die Lebensdauer jener winzigen Fortpflanzungskörper scheint eine ungemein lange zu sein, so daß die Infection noch nach vielen Jahren möglich ist, wenn die geeigneten Bedingungen für die Keimung jener eintreten.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Gefahr der Hausschwammentwickelung in einem Gebäude um so geringer ist, je trockener die Baumaterialien sind. Heutzutage kommt es aber leider oft genug vor, daß zu Neubauten Balkenholz verwendet wird, welches von Bäumen stammt, die noch vor 8 Wochen im Walde standen. Der Umstand, daß derartiges Holz um 15—20 Procent billiger ist, giebt hier natürlich den Ausschlag. Der allgemeine Kampf um die Existenz und die Sucht, die in den Bau gesteckten Capitalien baldmöglichst verzinst zu erhalten, führt weiterhin auch dazu, die Gebäude gar nicht erst ordentlich lufttrocken werden zu lassen. Selbst bei sonst soliden Bauten folgt nach Beendigung des Rohbaues und der Ueberdachung sofort das Verputzen. Ist das geschehen, so kommt der Tischler mit den Fenster- und Thürbekleidungen, und auch das Legen der Fußböden beginnt. Sind letztere fertig, so werden sie augenblicklich mit Oelfarbe gestrichen, so daß an ein Austrocknen der manchmal total feuchten Dielen gar nicht zu denken ist. Für den speculativen Hauswirth ist es ja die Hauptsache, daß baldmöglichst draußen der Zettel prangt: „Hier ist eine Wohnung zu vermiethen." In der That finden sich unter den vielen Miethlustigen nur sehr wenig Kluge, die derartigen Logis von vornherein aus dem Wege gehen. Die meisten fallen auf die elegante Ausstattung der Räumlichkeiten herein, um nach 4—5 Wochen zu gewahren, daß sie in einer Art von Aquarium sitzen, wo die Auffindung einer einzigen trockenen Stelle ziemliche Schwierigkeiten bereitet. In einigen Jahren macht natürlich der Hauswirth die unerfreuliche Entdeckung, daß er neben den beständig klagenden Miethern auch noch den Schwamm in seiner „Villa" sitzen hat. Dann dauert es nicht lange, so kündigt ihm die ganze Bewohnerschaft und zieht auf Nimmerwiedersehen aus. Und nun kommt die gerechte Strafe für den übereilten Neubau, in dem es nun Reparatur über Reparatur giebt, bis die verpilzten Holztheile nur einigermaßen erneuert sind und das Haus wieder wohnlich gemacht ist.

Was die radicale Vertilgung des Hausschwammes anbetrifft, so ist eine solche lediglich dann mit einiger Sicherheit zu erzielen, wenn außer der Entfernung aller wirklich inficirten Holztheile auch noch eine sorgfältige Auskratzung aller Mauerfugen und ein Ausspritzen derselben mit Kreosot vorgenommen wird. Dazu muß natürlich auch eine wochenlang fortgesetzte Auslüftung der verpilzt gewesenen Räume treten. Kreosot hat sich von

---

*) Vergleiche Centralblatt der Bauverwaltung, Nr. 25, 1889, S. 222.

allen Mitteln gegen den Hausschwamm als das wirksamste erwiesen. Nach Prof. Hartig, der mit den verschiedensten Chemikalien Versuche angestellt hat, ist Kreosot auch dem mehrfach empfohlenen Steinkohlentheer vorzuziehen, weil es tiefer wie dieser in das Holz eindringt. Mit „Micothanathon" und dem vielfach angepriesenen „Antimerulion" (zwei jetzt im Schwange gehenden Pilzmitteln) erhielt Hartig „sehr ungünstige Resultate". Wir können am Schlusse dieser Zeilen also nur wiederholt das Kreosot als das einzige Mittel empfehlen, welches das Mycel des Hausschwammes in erfolgreicher Weise abzutödten vermag.

Das Heliometer.

Bei den astronomischen Meßwerkzeugen, wie sie auf den Sternwarten in Gebrauch sind, um die Oerter der Gestirne am Himmel festzulegen, kann man vornehmlich zwei Hauptclassen unterscheiden: Instrumente, mit welchen der Ort des Himmelskörpers direct auf eine der Fundamentalebenen, sei dies nun der Horizont oder der Aequator, bezogen wird und mit denen dergestalt absolute Bestimmungen erlangt werden, und Instrumente, welche dazu dienen, die relative Lage eines Gestirnes gegen ein anderes in seiner Nähe befindliches zu bestimmen, dessen Ort bereits anderweit bekannt ist. Die Repräsentanten der ersten Classe sind vornehmlich der Meridiankreis und das Altazimuth oder Universalinstrument; die Instrumente der letzteren Classe faßt man gemeinhin unter dem Begriffe „Mikrometer" zusammen. Das Fernrohr an sich ist für erstere nur ein accessorischer, keineswegs absolut nothwendiger Bestandtheil, dessen hauptsächlichster Zweck nächst der Erlangung einer stärkeren Vergrößerung darin zu suchen ist, durch die feste Verbindung zwischen Objectiv und Fadenkreuz eine feste Absehnslinie zu erhalten; für die Classe der Mikrometer hingegen muß das Fernrohr als ein wesentlicher Theil betrachtet werden. Man unterscheidet Ocular- und Objectivmikrometer. Bei den ersteren werden feste undurchsichtige Marken im Brennpunkte des Objectives, welche zugleich mit dem abgebildeten Objecte durch das Ocular deutlich gesehen werden, zur Messung benutzt. Der Hauptrepräsentant dieser Gattung ist das Fadenmikrometer, bei welchem die Ausmessung der im Brennpunkte abgebildeten Gegenstände vermittelst eines durch eine Mikrometerschraube bewegten Spinnefadens erfolgt. Bei der Construction der Objectivmikrometer ist der Wunsch maßgebend gewesen, die scheinbare Winkelentfernung zweier verschiedener Gegenstände oder verschiedener Theile des nämlichen Gegenstandes durch directe Vergleichung der im Brennpunkte erzeugten Bilder zu messen. Der Hauptrepräsentant dieser Gattung ist das Heliometer, dessen Besprechung die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein sollen. Veranlassung zu einer solchen Besprechung ist der Umstand, daß die Leipziger Sternwarte einige der wenigen Sternwarten ist, welche sich im Besitze eines solchen Instrumentes befinden, das man wol als das genaueste astronomische Meßinstrument bezeichnen darf.

Die erste Idee zur Construction des Heliometers rührt jedenfalls her von Servington Savery; die praktische Verwirklichung des Gedankens ist ein Verdienst Bouguer's; aber erst unter Bessel's Händen gelangte das Heliometer zur vollen Anerkennung seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit.

Der dem Heliometer zu Grunde liegende Gedanke wird am einfachsten verwirklicht durch Benutzung zweier Objective, deren Axen man gegeneinander eine solche Neigung giebt, daß die in ihren Brennpunkten abgebildeten Gegenstände zur Deckung kommen; die Größe der Neigung ihrer Axen giebt dann unmittelbar den scheinbaren Winkelabstand der beiden zur Deckung gebrachten Objecte von einander an. In dieser Form ist das Heliometer auch zuerst in Ausführung gebracht und zu Messungen verwendet worden. Diese Messungen rühren von Bouguer selbst her und bestehen in Bestimmungen des Sonnendurchmessers. Bouguer hatte das Instrument speciell zu dem Zwecke construirt, mit demselben einen genauen Werth des Sonnendurchmessers zu bestimmen; daher leitet sich auch der Ursprung der Bezeichnung „Heliometer" her, welchen Namen das Instrument noch heutigen Tages allgemein führt, obgleich seine Benutzung keineswegs mehr auf die Beobachtung der Sonne allein beschränkt ist. Diese ursprüngliche Form des Heliometers gestattete indessen nicht kleine Winkel zu messen, da natürlich zwei Vollobjective einander nicht weiter als bis zur Berührung ihrer Ränder genähert werden können. Ohne weiter auf die historische Entwickelung einzugehen, wende ich mich nun zur Beschreibung des Leipziger Heliometers, das den neuesten Typus der modernen Heliometer repräsentirt.

Schneidet man ein Vollobjectiv durch einen parallel seiner Axe gehenden und durch seine Mitte geführten Schnitt in zwei Halbobjective und richtet diese beispielsweise auf die Sonne, so wird jede Hälfte in ihrem Brennpunkte ein Sonnenbild liefern. Fügt man die beiden Hälften mit ihren Schnittflächen so aneinander, daß sie ein Ganzes bilden, so coincidiren auch die Bilder beider und liefern ein einziges Sonnenbild. Bei Verschiebung der Hälften gegeneinander in der Richtung der Schnittlinie verschieben sich auch die Sonnenbilder gegeneinander. Verschiebt man nun die beiden Hälften so weit, daß die Ränder der von ihnen abgebildeten Sonnenscheiben genau zur Berührung kommen, und mißt die Größe dieser Verschiebung von der Coincidenzstellung aus an linearen Maßstäben, welche fest mit den Hälften verbunden sind und sich daher gemeinsam mit denselben bewegen, so ist man im Stande, aus der Größe dieser linearen Verschiebung und der bekannten Brennweite des Objectives den Werth des Sonnendurchmessers abzuleiten. Führt man die Ränderberührung auf zwei entgegengesetzten Seiten desselben Sonnenbildes aus, so ist das Mittel aus beiden Messungen auch frei von etwaigen Fehlern der Coincidenzbestimmung. — Handelt es sich um die Ausmessung der Distanz zweier Sterne, die wir mit A und B bezeichnen wollen, so muß zunächst die Schnittlinie der Objectivhälften parallel der Richtung von A nach B gestellt werden. Nennt man die von der einen Hälfte hervorbrachten Sternbilder A_1 und B_1, die von der anderen A_2 und B_2, so müssen sowol A_1 und B_2, als auch A_2 und B_1 durch Verschiebung der Hälften zur Coincidenz gebracht werden. Der Gesammtbetrag der von einer Coincidenz bis zur anderen ausgeführten Verschiebung entspricht der doppelten Distanz der beiden Sterne A und B von einander. Dies ist in Kürze das Princip, welches den neueren Heliometern zu Grunde liegt.

Das Objectiv des Leipziger Heliometers hat eine freie Oeffnung von 162 mm bei einer Brennweite von nicht ganz 2 m und ist aus der optischen Werkstatt von Reinfelder und Härtel in München hervorgegangen. Vor seiner Zerschneidung wurde es in Leipzig geprüft und erwies sich als sehr vorzüglich. An der Schnittfläche ist jede Hälfte mit einem Staniolplättchen verschlossen, um das Eindringen von Staub und Feuchtigkeit zwischen die Crown- und Flintglaslinse zu verhindern. Gefaßt sind die Halblinsen nur an den halbkreisförmigen Seiten und den beiden Ecken, die Schnittflächen selbst sind ohne Fassung. Das Glas liegt an zwei hervorspringenden Punkten der inneren Fassung dicht an und wird an diese durch eine an der entgegengesetzten Seite in der Fassung befindliche Feder fest angepreßt. Auf diese Weise ist sowol der Stabilität der Befestigung in der Fassung als auch dem verschiedenen Einfluß der Wärme auf die Glasmassen der Objective und die Metallmassen der Fassung Rechnung getragen. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würden Verspannungen des Objectives, die eventuell sogar ein Zerspringen desselben herbeiführen könnten, unvermeidlich sein. Die Fassungen sind auf zwei solide, halbkreisförmig ausgeschnittene Gußstücken, die Schieber, aufgeschraubt, die ihrerseits wieder auf einem massiven gußeisernen Rahmen aufliegen und auf diesem durch eine sinnreiche Hebelvorrichtung in der Richtung der Schnittlinie beweglich sind. Diese Bewegung erfolgt indessen nicht geradlinig, wie es bei den Heliometern alter Construction der Fall ist, sondern auf Cylinderflächen, deren Radius sehr nahe der Brennweite des Objectives gleichkommt, so daß also der Drehungsmittelpunkt nahezu mit dem Brennpunkte zusammenfällt und dergestalt die Beobachtungen immer im Brennpunkte selbst ausgeführt werden können. Der hierdurch erreichte Vortheil besteht darin, daß so die abbildenden Strahlen stets zur Axe parallel sind und die Bilder die größtmögliche Bildschärfe erhalten. Des Weiteren erfolgen die Bewegungen der beiden Hälften nicht unabhängig von einander. Beide Hälften verschieben sich immer gleichzeitig um den nämlichen Betrag symmetrisch zur Coincidenzstellung nach entgegengesetzten Seiten. — Mit den Schiebern ebenfalls fest verbunden sind die Scalen, an denen die Größe der linearen Verschiebung der Objectivhälften gegen einander gemessen wird. Dieselben sind aus Platin-Iridium gefertigt, haben eine Länge von 7 cm und sind direct von 0,2 zu 0,2 mm getheilt; mit Hilfe eines Schraubenmikroskopes lassen sich dieselben bis auf 0,0002 mm genau ablesen. Beide Scalen sind parallel zur Schnittlinie befestigt, so daß die Theilungsstriche senkrecht zu dieser stehen, und gleiten bei Verschiebung der Objectivhälften dicht an einander vorbei. Der größte Winkel, welcher mit dem Leipziger

Heliometer gemessen werden kann, beträgt etwa 2° 1. — Naturgemäß hat der ganze eben beschriebene Objectivkopf ein nicht unbeträchtliches Gewicht. Das Fernrohr selbst besteht aus genietetem Stahlblech und hat der Brennweite entsprechend eine Länge von beiläufig 2 m. Längs der Innenwand desselben ist das zur Ablesung der Scalen dienende Mikroskop befestigt, derart, daß vom Ocularende aus bequem diese Ablesung ausgeführt werden kann, ebenso wie auch von hier aus durch Drehen einer Scheibe die Verschiebung der Objectivhälften bewirkt wird. Der Ocularstutzen hat einen mit Zahn und Trieb versehenen Auszug, dessen jeweilige Stellung gegen einen festen Index an einer mit ihm verbundenen Scala auf 0,01 mm genau abgelesen werden kann. Auf das Fernrohr ist in seiner Mitte ein sorgfältig abgedrehter Stahlring aufgezogen, der seinerseits wieder in einer Büchse Führung findet, mit welcher der ganze Apparat an die Declinationsaxe einer parallaktischen Montirung befestigt ist. Auf diese Weise kann das Fernrohr auf jede beliebige Stelle des Himmels gerichtet und zugleich auch derart um seine Axe gedreht werden, daß der Schnittlinie der Objectivhälften jede gewünschte Neigung gegen die Verticale resp. gegen den durch die Objectivmitte gehenden Declinationskreis ertheilt werden kann. Mit dem Fernrohr fest verbunden und senkrecht zu dessen Axe in der Weise befestigt, daß sein Mittelpunkt mit der Axe zusammenfällt, ist ein genau getheilter Kreis, der Positionskreis, dessen jeweilige Stellung gegen zwei mit der oben erwähnten Büchse fest verbundene Indices jederzeit diesen Winkel, den Positionswinkel, ergiebt. Die Ablesung dieses Kreises erfolgt durch zwei um 180° von einander abstehende der Fernrohraxe parallel bis nahe an das Ocular geführte Schraubenmikroskope. Da auch der Declinationskreis auf der Seite des Fernrohres an der Declinationsaxe befestigt ist, ist es ermöglicht worden, mit Hilfe einer Prismenvorrichtung diese beiden Mikroskope zugleich auch zur Einstellung und Ablesung des Declinationskreises zu verwenden. Die Theilungen der beiden Kreise nebst den Bildern der festen Indices erscheinen in den Sehfeldern der beiden Mikroskope neben einander liegend.

Sehr sinnreich construirt sind auch die Beleuchtungsvorrichtungen, welche das zur Ablesung nöthige Licht auf die Kreise und die Scalen werfen. Durchweg ist elektrisches Licht verwendet. Dasselbe wird erzeugt durch eine im Keller des Beamtenhauses der Sternwarte aufgestellte und durch einen einpferdigen Gasmotor getriebene Dynamomaschine. Starke Kupferdrähte leiten den elektrischen Strom nach dem Ostthurme der Sternwarte, in dessen Drehkuppel das Heliometer auf einem 8 m hohen und 1,5 m im Durchmesser haltenden massiven Backsteinpfeiler aufgestellt ist. Im Erdgeschosse dieses Thurmes befinden sich 5 große Accumulatorzellen, welche durch die Dynamomaschine geladen werden; vier derselben reichen für den gewöhnlichen Lichtbedarf aus, die fünfte dient zur Reserve. Von den Accumulatoren aus führen die isolirten Leitungsdrähte an dem Pfeiler in die Höhe, durch die hohle gußeiserne Säule des Statives hindurch und treten am Südende der Stundenaxe in diese ein. Da durch die Bewegung im Stundenwinkel die Leitungsdrähte bald abgedreht werden würden, ist an dieser Stelle ein Schleifcontact angebracht. Zwei weitere Schleifcontacte begegnen den durch Drehungen um die Declinationsaxe und im Positionswinkel verursachten Torsionen der Drähte, so daß ohne jede Unterbrechung der zur Beleuchtung dienende elektrische Strom an jede Stelle des Instrumentes geleitet werden kann. Da die durch kleine elektrische Glühlampen verursachte Wärme nur eine geringe ist und stets wenige Secunden Brenndauer genügen, um die nöthigen Einstellungen und Ablesungen auszuführen, so daß keine die Messungen beeinflussenden Erwärmungen einzelner Instrumententheile zu befürchten sind, können kleine haselnußgroße Glühlämpchen überall da angebracht werden, wo eine Beleuchtung erforderlich ist. Für die Ablesung der beiden Mikroskope des Stundenkreises genügt eine Glühlampe; eine weitere wirft ihr Licht direct auf die Scalen, für die Beleuchtung des Declinations- und Positionskreises ist bei jedem der zugehörigen Mikroskope je eine Lampe erforderlich, deren Licht durch Spiegel und Prismen nach den betreffenden Kreisstellen geworfen wird. Um bei der Ablesung der Mikrometertrommeln an den Mikroskopen die Anwendung einer Handlampe unnöthig zu machen, sind dicht bei den Trommeln der Ablesemikroskope ebenfalls Glühlampen angebracht. Die Lampe an der Trommel des Scalenmikroskopes erleuchtet zugleich auch die zur Focusirung dienende Scala des Ocularauszuges. Eine letzte Lampe dient zur Erleuchtung des Sehfeldes des Fernrohres selbst. Für gewöhnlich brennt keine der Lampen und müssen dieselben erst durch Herbeiführung des Stromschlusses entzündet werden. Für die Lampe des Stundenkreises ist ein eigener Schlußcontact vorhanden; ein weiterer Contact entzündet gleichzeitig die vier zur Ablesung des Declinations- und Positionskreises nöthigen Lampen, ein Drehcontact gewährt die Möglichkeit, die Lampen des Scalenmikroskopes und die zur Feldbeleuchtung dienende Lampe je für sich allein oder vereint zum Brennen zu bringen. Die Lichtstärke jeder einzelnen Lampe kann stetig innerhalb der äußersten Grenzen durch einen localen Kohlewiderstand variirt werden, dessen Wirkung darauf beruht, daß die Leitungsfähigkeit poröser Kohle mit ihrer durch Zusammenpressen sich ändernden Dichte verschieden ist. Die Menge der von den Accumulatoren überhaupt in das Instrument gelangenden Elektricität wird regulirt durch einen vor dem Eintritt in das Instrument in den Stromkreis eingeschalteten Generalwiderstand, welcher zwölf Abstufungen ermöglicht.

Ein kräftiges an der Steinwand der Drehkuppel, in welcher das Heliometer aufgestellt ist, befestigtes Uhrwerk, von welchem Transmissionsstangen unter dem Fußboden hinweg nach dem Instrumente gehen, bietet die Möglichkeit, das Fernrohr genau dem scheinbaren Laufe der Gestirne nachfolgen zu lassen.

In Vorstehendem konnte das Leipziger Heliometer natürlich nur in großen Zügen skizzirt werden, auf Details einzugehen ist hier nicht der Ort. Wie bereits erwähnt wurde, ist der optische Theil desselben von Reinfelder und Härtel in München geliefert, die Montirung und der gesammte messende Apparat ist aus der berühmten Werkstatt der Gebrüder Repsold in Hamburg hervorgegangen, die für derartige Arbeiten wol ohne Concurrenz ist. Die Herstellung hat zwei Jahre in Anspruch genommen, ein Zeitraum, der als kurz bezeichnet werden muß in Anbetracht des Umstandes, daß das Leipziger Heliometer das erste gewesen ist, bei welchem durchgängig elektrische Beleuchtung eingeführt worden ist und es somit galt, verschiedene auf die Beleuchtung bezügliche Fragen vorher noch praktisch zu prüfen. Daß der ganze, theilweise complicirte Mechanismus in allen seinen Theilen exact functionirt, bedarf wol nicht erst der Erwähnung.

So klar und durchsichtig das Princip ist, welches dem Heliometer zu Grunde liegt, so schwierig ist die Behandlung des Instrumentes, wenn es sich darum handelt, mit demselben für die Wissenschaft exacte Resultate zu erzielen, und ebenso zeitraubend und umständlich sind die Untersuchungen, welche mit demselben darauf hin anzustellen sind. Der Grund hiervon liegt namentlich in den Einflüssen der Wärme und der Schwere auf die verschiedenen Theile des Instrumentes, die erst durch lange Beobachtungsreihen auf empirischem Wege mit der nothwendigen Sicherheit ziffermäßig festgestellt werden können. Dazu kommt noch der Umstand, daß der Beobachter gewissermaßen nicht außerhalb des Instrumentes steht, sondern daß die optische Camera seines Auges mit dem Heliometer zusammen erst einen einzigen Meßapparat bildet, so daß die Werthe gewisser Constanten nur für den jeweiligen Beobachter Giltigkeit haben und für einen andern Beobachter erst durch neue Beobachtungsreihen beschafft werden müssen. Diese Schwierigkeiten in der Behandlung haben — abgesehen von gewissen technischen Schwierigkeiten der Herstellung, deren Beseitigung erst in den letzten Decennien gelungen ist — lange dem allgemeineren Gebrauche dieses vorzüglichen Instrumentes im Wege gestanden.

Das zu schildern, was mit dem Heliometer in den letzten Jahren, so namentlich auf dem Gebiete der Bestimmung der Fixsternparallaxen, geleistet worden ist, soll einem spätern Artikel vorbehalten bleiben. Dr. B. Peter.

Bücherbesprechung.

G. Oe. — Von dem bereits angezeigten Werke Jensen's: Der Schwarzwald (Berlin. H. Reuther. 1889. 14 Lieferungen à 1 ℳ 50 ₰) sind neuerdings die Lieferungen 8 bis mit 11 erschienen. Die neueren Lieferungen enthalten die Fortsetzung des besonderen und des allgemeinen Theiles, in letzterem besonders die Geschichte des Schwarzwaldes. Indem wir auf die bisherigen Besprechungen verweisen und eine eingehende Würdigung uns bis zur Vollendung des Werkes vorbehalten, möchten wir jetzt nur unserem Bedauern Ausdruck geben, daß die stilistische Flüchtigkeit, die wir schon beim Erscheinen der ersten Lieferungen gerügt haben, immer bemerkbarer wird und den Genuß der Schilderungen ebenso beeinträchtigt, wie den Werth des Buches vermindert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverniсk in Leipzig.

№ 137. Sonnabend, den 16. November. 1889.

Inhalt: Der Suez-Canal. Von Gustav Spieß. — Bücherbesprechung (Leonhardi, Die Predigt der Kirche, VI. Bd.: Bernhard von Clairvaux, mit einer einleitenden Monographie deutsch bearb. von Dr. ph. Victor Fernbacher).

Der Suez-Canal.

Ein Erinnerungsblatt an die vor 20 Jahren — am 16. November 1869 — stattgehabte Eröffnungsfeier.

In unserer schnelllebigen Zeit sind wir Menschen so sehr daran gewöhnt, fort und fort Neues um uns erstehen zu sehen, daß wir auch die bedeutendsten Umgestaltungen im Völkerverkehr bald als etwas Selbstverständliches betrachten und uns so daran gewöhnen, als hätte die Menschheit solche Errungenschaften und Schöpfungen von jeher als ihr Eigenthum gekannt.

Die Fortschritte, welche der rastlose Schaffenstrieb des menschlichen Geistes im Laufe der letzten Jahrzehnte auf allen Gebieten der Wissenschaft, insbesondere in der Beherrschung und Nutzbarmachung der schlummernden Naturkräfte gemacht hat, sind so zahlreich, daß die heutige Welt ein völlig verändertes Bild darbietet im Vergleich zu jenen Zuständen, unter welchen unsere Voreltern vor reichlich fünfzig Jahren lebten. Wir brauchen uns nur an die gewaltigen Umwälzungen zu erinnern, welche die Anwendung der Elektricität im Dienste der Technik noch jetzt unter unseren Augen auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit hervorruft, um es zu begreifen, daß man unser Jahrhundert vorzugsweise als das Jahrhundert großer Erfindungen und des Fortschrittes bezeichnet.

Wir sind in dem Maße daran gewöhnt, alles neu Errungene alsbald in den Dienst der gesammten Menschheit zu stellen, daß es bald scheint, als sei es nie anders gewesen. Die Culturvölker des ganzen Erdballes sind durch die ungeahnte Entwickelung des modernen Verkehrswesens, Eisenbahnen, Dampferlinien, Telegraphen und unterseeische Kabel, einander so nahe gerückt, daß die Entfernungen fast klein geworden zu sein scheinen — bringt doch der Telegraph in einer Stunde oft unmittelbare Kunde von den entlegensten Punkten der bewohnten Erde. Ein Brief aus Japan nach Europa braucht kaum noch 30 Tage gegen 45 vor noch wenig Jahren, und die Reise um die Erde würde jetzt in reichlich 60 Tagen zu bewerkstelligen sein. Selbst im starren Reich der Mitte klopft der Zeitgeist mächtig an die verschlossene Pforte und der Bau von Eisenbahnen in China ist nun beschlossene Thatsache. Wie schon seit längerer Zeit das Dampfroß von Newyork nach San Francisco, von Canada nach Vancouver Island eilt, so werden in wenig Jahren directe Bahnzüge Europa mit Vorder-Indien, St. Petersburg mit Peking, Buenos-Aires mit Valparaiso verbinden und das folgende Jahrhundert wird den menschlichen Verkehr in solchem Maße erleichtert haben, daß es bei gebildeten Völkern zu den Seltenheiten gehören wird, wenn Jemand nicht einen großen Theil der bewohnten Erde selbst kennen gelernt hat.

Zu den großen Errungenschaften, welche die letzten Jahrzehnte für den Weltverkehr gewonnen haben, zählt nun in ganz hervorragendem Maße ein Werk, das nun gerade seit 20 Jahren vollendet ist. Am 16. November 1869 wurde unter großen Feierlichkeiten der Canal von Suez, das Werk des genialen Franzosen Frhrn. v. Lesseps, eröffnet und an dem Tage, wo vor zwei Jahrzehnten die Fluthen des Mittelmeeres sich mit denjenigen des Rothen Meeres vermischten, mag es gestattet sein, einen kurzen Rückblick auf jene Zeit zu werfen und uns die Bedeutung des Riesenwerkes für den menschlichen Verkehr zu vergegenwärtigen.

Bekanntlich brachte das Jahr 1870 — kaum 7 Monate nachdem die Bedeutung der Eröffnung des Suez-Canals als eine Aera friedlicher Volksverbrüderung in schwungvollen Worten gefeiert worden war — den deutsch-französischen Krieg und die Erinnerung an eine Feier, wie sie zuvor nie erlebt worden und schwerlich je wieder erlebt werden wird, trat zurück hinter den welterschütternden Ereignissen, welche der Machtstellung der Nationen Europas zu einander eine völlig veränderte Grundlage geben sollten.

So ist es zu erklären, daß vergleichsweise Weniges in einer zuverlässigen und anschaulichen Form über die Eröffnung des Suez-Canals mitgetheilt worden ist, denn als der Donner der Kanonen von Spichern und Wörth die furchtbare Ouverture zu dem blutigen Schlachtendrama bildete, wäre für die Schilderung jener eigenartigen Episode kein geneigtes Ohr mehr vorhanden gewesen. Außer einem frisch geschriebenen Bericht unseres jetzigen General-Postmeisters Dr. Stephan ist aus deutschen Federn nichts von Bedeutung erschienen, welches der Erinnerung an jene denkwürdigen Tage gewidmet gewesen wäre.

Es mag dem Verfasser, welchem ebenfalls das Glück zu Theil geworden, der Eröffnungsfeier im November 1869 beizuwohnen, gestattet sein, am Tage des 20jährigen Bestehens des großen Werkes die Erinnerung an jene Zeit mit einigen Worten wachzurufen.

Leider hatte der Schöpfer des Canals bei der Durchführung seines großen Gedankens nicht nur mit den Schwierigkeiten zu rechnen, welche das Riesenwerk an sich in technischer Hinsicht und durch die Beschaffung der kolossalen Summen, welche der Bau erforderte, darbot, er hatte auch das Schicksal fast aller der Männer, denen die Menschheit Großes verdankt: er hatte vom Beginne der Arbeit an mit Neid und Unverstand zu kämpfen, da England dem Unternehmen mit einer Hartnäckigkeit feindlich gegenüberstand, welche heutzutage geradezu als etwas Unfaßbares erscheinen muß. — War es kindische Eifersucht, daß ein Franzose das große Werk vollenden wollte, war es die thörichte Furcht, Indien zu verlieren, wenn der Weg nach Bombay und Calcutta durch den Canal allen Mächten Europas offen stehen würde? Heutzutage, wo England von allen seefahrenden Nationen am meisten die Vortheile des Canals zu Gute kommen, wird man in England selbst kaum noch begreifen, daß seine Staatsmänner und mit ihnen die englische Nation damals, wie mit Blindheit geschlagen, in kurzsichtiger Verkennung ein solches Werk zu verhindern suchten.

Es bleibt ein unbestrittenes Verdienst Ismael Pascha's, des damaligen Vicekönigs von Aegypten, daß er aller Machinationen ungeachtet treu zu dem großen Franzosen gestanden hat und durch Uebernahme eines beträchtlichen Theiles der Actien und durch thatkräftige Unterstützung auch dann, als die ursprünglich veranschlagten großen Summen längst verausgabt waren und immer neue Millionen zur Vollendung erforderlich blieben, Alles aufbot, damit das Werk seiner Vollendung entgegengeführt wurde.

Der Bau des Canals hat im Ganzen über 10 Jahre erfordert; am 25. April 1859 war der erste Spatenstich gethan, am 16. November 1869 wurde das vollendete Werk in feierlicher Weise dem Verkehr übergeben. Aber noch bis zum letzten Augenblick machte sich der Unverstand und die Abneigung Englands gegen das große Werk geltend, denn noch am Eröffnungstage wurden Gerüchte verbreitet, der Canal selbst sei noch gar nicht fertig, man sei an bestimmten Punkten auf Felsen gestoßen, die zu sprengen nicht gelungen sei; vermuthlich könnten die Schiffe nicht bis Suez gelangen, und ähnliche auf böswilliger Erfindung beruhende Ausstreuungen.

Der Vicekönig hatte sich entschlossen, bei diesem Anlasse eine wahrhaft königliche Gastfreundschaft zu üben, die Mehrzahl aller Gekommenen machte sowol die Reise aus Europa nach Aegypten und zurück auf Kosten des Vicekönigs und während der Dauer der Fest-

lichkeit wurden alle Geladenen vollständig frei auf vicekönigliche Kosten bewirthet und dies in einer so splendiden Weise, daß diese Gastfreundschaft der vicekönigliche Chatulle viele Millionen gekostet hat. Man vergegenwärtige sich nur, was es besagen will, eine nach Tausenden zählende Schaar in einem Lande wie Aegypten zu bewirthen, für Speisen, Getränke und Unterkommen zu sorgen, und man wird sich annähernd ein Bild davon machen, welche Unsummen dies verschlungen haben muß.

Auch mir war eine Einladung seiten des Khedive zu Theil geworden, und da es ursprünglich meine Absicht war, von Malta aus an Bord der preußischen Corvette „Arcona" die Fahrt nach Port Said und durch den Canal zu machen, reiste ich zu Lande über Italien nach Neapel, um von dort über Sicilien nach Malta zu gelangen.

Unvorhergesehene Hindernisse verzögerten aber die Ankunft der „Arcona", so daß ich, um die Einweihung selbst nicht zu versäumen, mit einem französischen Dampfer zunächst nach Alexandrien fuhr.

Die Herren des vicekönigliche Hofhaltes, welchen die Fürsorge für die geladenen Gäste anvertraut war, entwickelten hier in der That eine bewundernswerthe Ausdauer und Umsicht. Der Vicekönig selbst weilte noch in Kairo und wollte seine erlauchten Gäste erst in Port Said begrüßen. Am 15. November gelangten auch wir an Bord eines französischen Dampfers nach Port Said, wo in jenen Tagen zahlreiche Schiffe aller Nationen sich zur Theilnahme an der Feier einfanden. Von den geladenen Souveränen waren an Bord ihrer Schiffe u. A. der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, die Kaiserin der Franzosen Eugenie, Prinz Heinrich der Niederlande, endlich der Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich erschienen, neben zahlreichen Fürsten und Staatsmännern, wie Graf Beust, Baron v. Keudell, später deutscher Botschafter in Rom und Konstantinopel, Dr. Stephan, jetzt unser General-Postdirector, der kürzlich verstorbene Staatssecretär Eck und zahlreiche andere Persönlichkeiten von Distinction.

Da in Port Said für so viele und vornehme Gäste kein Unterkommen am Lande zu beschaffen war, mußten die meisten zunächst an Bord der dorthin beorderten Dampfer verbleiben, um später die Fahrt durch den Canal mitzumachen. Hier in Port Said entwickelte sich nun freilich ein Leben, von welchem sich schwer eine Vorstellung machen läßt. Vom frühen Morgen an rollte der Donner der Salutschüsse über die spiegelglatte Fluth und Pulverdampf hüllte die Schiffe in dichten Nebelschleier ein. Man mußte froh sein, auf einem der Schiffe der vicekönigliche Flotte ein Unterkommen gefunden zu haben, der Verkehr mit den übrigen Schiffen oder mit dem Lande war bei dem Mangel an Ruderbooten für die Tausende von Menschen sehr erschwert. Ich war an Bord der „El Bekir", eines großen mächtigen Dampfers der ägyptischen Flotte, welcher sonst den Dienst zwischen Alexandrien und Konstantinopel versah, untergebracht, der Zufall hatte mich hier mit den wunderlichsten Gefährten zusammengeführt. Neben einem indischen Radjah, der von Bombay gekommen, waren an Bord alle Imams und Priester aus ganz Aegypten, dem Sudan und vom Rothen Meere, wahrlich eine Galerie seltener Charakterköpfe und aller erdenklichen Trachten, vom feingeschnittenen Araber bis zum Typus eines echten Sudannegers, dazwischen koptische Bischöfe, israelitische Priester — Alles in brüderlicher Eintracht, in den Salons des eleganten Dampfers vereint. Dazu ein Sprachgewirr von den lebhaftesten orientalischen Gesten begleitet, wie es nie an mein Ohr gedrungen — und inmitten dieser bunten hochwürdigen Gesellschaft war ich der einzige weiße europäische Gast. Der Verwendung eines befreundeten deutschen Marineofficiers hatte ich es zu danken, daß mir für die Durchfahrt am Bord des deutschen Avisos „Blitz", welcher unmittelbar der „Grille" folgte, die unseren Kronprinzen an Bord hatte, ein Platz eingeräumt wurde.

So war denn der 16. November 1869, der Tag der feierlichen Einweihung, herangekommen. Die Jahreszeit war so günstig als möglich, denn in den letzten Monaten des Jahres pflegt ein tiefblauer Himmel beständig über dem Lande der Pharaonen sein Zelt auszuspannen, und während die Sonne leuchtend herniederstrahlt, ist die Hitze doch keine allzudrückende. Seit jener Zeit hat die Verbindung beider Meere unzweifelhaft eine Umgestaltung der meteorologischen Verhältnisse auf dem Isthmus und am Rothen Meere zur Folge gehabt, denn während es sonst als feststehend galt, daß hier Jahre lang kein Tropfen Regen falle, sind jetzt kühlere nördliche Luftströme und feuchte Niederschläge selbst im Rothen Meere nichts allzu Seltenes mehr.

Landschaftlich bot sich dem Auge ein einförmiges Bild, nur von den zahlreichen Schiffen auf der Rhede und im Hafen belebt. — Die Küste bei Port Said an der Canaleinfahrt ist flach, der nahe Menjaleh-See glänzt wie eine Silbermuschel im Sonnenlicht, auch die Gebäude der Stadt heben sich kaum von dem Grau des Wüstensandes ab, und von schattenspendendem Grün war nirgend etwas zu erblicken.

Zu der Einweihungsfeierlichkeit selbst hatten sich von den Schiffen alle Geladenen ans Land begeben. Von einer eigens dazu errichteten Tribüne fand zunächst eine religiöse Feier zur Einsegnung des Canals nach muhammedanischem Ritus statt, der sich eine solche nach griechisch-orthodoxem Ritus und sodann eine Weiherede des französischen Abbé Bauer, des bekannten Beichtvaters der Kaiserin Eugenie, anschloß. Der Vicekönig Ismael Pascha, umgeben von seinen erlauchten Gästen, gab ein Zeichen und unter dem Donner der Schiffskanonen, jubelnden Fanfaren und dem Zuruf der versammelten Tausende war die eigentliche Einweihungsfeier vollendet, der weltgeschichtliche Act hatte stattgefunden.

Die meisten der Theilnehmer, welche aus Europa gekommen waren, sahen und begrüßten sich erst jetzt; alte Beziehungen wurden erneuert, neue angeknüpft unter Denen, welche dieses internationale Fest an dieser Stätte zusammengeführt hatte.

Zunächst galt es nun, sich wieder an Bord der Schiffe zu begeben, da am folgenden Morgen die Fahrt durch den Canal beginnen sollte. Am Abend wurden alle im Hafen ankernden Schiffe über den Raaen illuminirt, was einen feenhaften Eindruck hervorbrachte. Der Vicekönig bewirthete seine kaiserlichen und königlichen Gäste an Bord seines Schiffes. Andere gewöhnliche Sterbliche waren auf sich angewiesen, da auf dem Festlande in Port Said, wie schon angedeutet, keine Einrichtungen für die Unterkunft so zahlreicher Gäste getroffen waren. —

Wie schon am Tage der Einweihungs-Ceremonie der Kaiserin Eugenie die Ehre des Vorantrittes gelassen war, so fuhr auch am 17. November die kaiserl. Yacht „Aigle" mit dem Vicekönig, Hrn. v. Lesseps selbst und anderen hohen Personen zuerst in den Canal, ihr folgten in angemessenen Zwischenräumen die Schiffe der anderen Nationen unter österreichischen, russischen, holländischen, italienischen und deutschen Flaggen mit ihren Herrschern und Vertretern dem nächsten Ziele Ismailia, der neuen etwa in der Mitte der Landenge gelegenen Stadt, entgegen. Damals stand die stolze Kaiserin Eugenie auf der Höhe ihrer Macht. Wer hätte ahnen können, daß ihr Sturz so nahe war und daß sie noch lange bittere Jahre des Leides als eine Verbannte und fast Vergessene durchleben sollte?!

Von Port Said aus führt der Canal zunächst eine große Strecke durch den Menjaleh-See, der durch seinen ungeheueren Fischreichthum berühmt ist und auf welchem zahllose dichte Schaaren von Pelikanen, Reihern und Flamingos dem Auge sichtbar werden. Die nächste größere Station am Ende des Sees bildet Kantera, schon damals ein Städtchen von 3000 Einwohnern, welches die Brücke zwischen Afrika und Asien bildet, denn die alte ägyptisch-syrische Karawanenstraße, die Verbindung zwischen dem Nillande und Palästina, Babylon und Persien führte einstens über diesen Steg. Jetzt werden die Karawanen auf Fähren über den Canal gesetzt.

In langen Reihen zogen jetzt die Schiffe der Europäer durch die Wüste, wo einst Schakale und Hyänen gehaust, und der Blick schweifte von Bord der Dampfer, so weit das Auge reichte, über das ungeheuere Sandmeer der Wüste. — Langsam nur bewegten sich die Schiffe vorwärts und so war der Abend herangekommen, als wir in den Timsah-See einfuhren. Vor uns schimmerte im Glanz einer feenhaften Beleuchtung, da eben die Illumination begonnen hatte, Ismailia. Die Stadt liegt auf dem nördlichen, hügelig ansteigenden Ufer des Timsah-Sees und hatte damals etwa 6000 Einwohner. Zu der Feier der Eröffnung des Canals waren aber ca. 30 000 Fremde, davon etwa 20 000 Araber hinzugeströmt.

Noch vor 8 Jahren bestand der Timsah-See nur aus einigen salzigen Sumpflachen und dürftigem Gestrüpp am Ufer, keine menschliche Wohnung war zu sehen, nicht einmal der Schrei eines Vogels unterbrach die Einöde. Heute sahen wir vor uns einen herrlichen See, auf dessen Fluthen sich ca. 50 Dampfer und zahlreiche Segelbarken wiegten. An seinen Ufern liegt die schmucke Stadt mit einer Kirche, einer Moschee, einem Bazar, einem stattlichen Bahnhof (für die Bahn Kairo-Suez), einem großen Schloß des Khedive, dem Palais des Gouverneurs der Provinz des Isthmus, zahlreichen Villen und Häusern der Beamten und Arbeiter. Dazu breite, theilweise mit Bäumen bepflanzte Straßen, stattliche Gebäude für Post, Telegraphie, die Consulate, Hotels u. s. w. —

Alles die wunderbar schnell emporgewachsene Schöpfung der Société du Canal de l'Isthme de Suez!

Am Morgen des 18. November gingen die Festtheilnehmer zunächst ans Land. Ich konnte von besonderem Glück sagen, daß ich an Bord des deutschen Avisos gastliche Aufnahme gefunden, da unser Schiff der „Grille" unmittelbar folgend mit unter den ersten war, welche Ismailia, dann die Bitterseen und endlich Suez erreichten, während durch das Mißgeschick, welches den französischen Messageriedampfer „Peluze" getroffen hatte, indem das Schiff auf Grund gerathen war, mehr als 26 Schiffe an der rechtzeitigen Durchfahrt durch den Canal und an der Theilnahme an den Festlichkeiten behindert waren. In Gesellschaft der deutschen Seeofficiere wurden wir in Ismailia nach den nahe der Stadt in der offenen Wüste erbauten Quartieren geleitet, einem aus vielen Hunderten von Zelten errichteten Lager, wo wir für die nächste Nacht Unterkunft finden sollten. Hier entwickelte sich bald ein originelles Leben, in der Nähe der Zeltstadt waren geräumige und luftige Gebäude errichtet, in welchen für die zahlreichen Gäste die Mahlzeiten servirt wurden. Und alles Das hatte man von Europa über Alexandrien hierher geschafft, und Hunderte von Negern und Arabern waren beschäftigt, für so viele Fremde das Nothwendigste herzurichten. Das Ganze war großartig organisirt und wenn auch begreiflicher Weise von Luxus und Eleganz in dieser Zeltstadt nicht die Rede sein konnte, man hatte doch gerade in Ismailia die Aufgabe, für so zahlreiche Fremde Gastlichkeit zu üben, in einer bewunderenswerthen Weise gelöst.

Auf besonderen Befehl Ismael Pascha's hatten sich aus dem Innern des Landes zahlreiche Scheiks mit ihren Zelten nahe der Stadt niedergelassen; dort fanden religiöse Tänze und Gesänge der Pilger statt und wir Europäer wurden überall, wo wir an den Zelten erschienen, freundlichst begrüßt, auch wol mit Kaffee &c. bewirthet. Die zahlreichen orientalischen Völkerschaften mit ihren bunten Trachten, Zelten und Kameelen bildeten eine belebte Staffage zu der eigenartigen Umgebung der sonst lautlosen Wüste.

Am Tage fanden eine Umfahrt der hohen Herrschaften sowie militärische Schauspiele statt, unter denen namentlich die Attaken der Wüstenaraber auf ihren feurigen Rossen in ihren malerischen Gewändern und das Wettrennen der Kameelreiter das Auge fesselten.

Am Abende wurde trotz des glänzenden Vollmondes ein großartiges Feuerwerk abgebrannt, die Stadt Ismailia strahlte in einem Meer von Licht und die Tausende von Zelten waren mit bunten Lampions beleuchtet — wahrlich ein Bild feenhaft schön wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht —, ein Bild, welches sich unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt hat. Im Palast des Vicekönigs fand darnach ein glänzendes Souper und Ball statt, an welchem die Allerhöchsten Herrschaften ebenfalls Theil nahmen. Die prachtvoll beleuchteten Räume waren von der buntesten Gesellschaft belebt, welche sich vielleicht je zu einem Feste vereinigt hat. Neben den gekrönten Häuptern und der gefeierten Kaiserin der Franzosen bewegten sich Staatsmänner, Diplomaten und hohe Würdenträger in ihren glänzenden Uniformen, dazwischen die malerischen Gestalten der Beduinen-Scheiks in all den charakteristischen und farbenprächtigen Gewändern des Orients.

Und als wir zu später Stunde, da die Mondscheibe schon dem Untergang nahe, in den Zelten das Lager aufsuchten und der Nachtwind leise die Falten des Zeltes bewegte und wir dann noch einmal vom Lager zum stillen Nachthimmel hinaufschauten — da war es uns zu Muthe, als sei das Alles nur ein glänzender Traum.

Am 19. November wurde dann die Fahrt durch den zweiten Theil des Canales fortgesetzt — unsere Schiffe fuhren aber an diesem Tage nur noch bis zu den Bitterseen, wo wir für die folgende Nacht zu Anker gingen. Das Bassin der Bitterseen ist groß und die Wasserfläche so beträchtlich, daß man am südlichen Ufer das Ende nicht abzusehen vermag. — Die Seen bilden eine schöne leuchtend blau bewegte Fluth, etwa wie der Bodensee. Die Ufer freilich sind völlige Wüste und bieten dem Auge nichts. Es war eine seltsame Empfindung, als unsere Schiffe in der leuchtenden Mondnacht, deren Lichtglanz sich in den Wellen spiegelte, ruhig dort vor Anker lagen. Vom „Aigle" und „Greif" tönten die Klänge der Tafelmusik leise über das Wasser herüber und nach dem aufregenden und bunten Treiben des voraufgegangenen Tages war der Contrast der feierlichen Stille auf den Seen um so wohlthuender. Jetzt ankerten wir hier auf der spiegelnden glitzernden Fluth und über die weite Fläche, welche bis vor Kurzem nur von ausgedörrtem Wüstensande und salzig bitteren Wasserlachen bedeckt war, fluthete jetzt das blaue Meer. Auch diese Nacht auf den Bitterseen war eines der stimmungsvollsten Bilder in den an Eindrücken so reichen Erlebnissen auf der Landenge von Suez.

Endlich am Morgen des 20. November erreichten wir bei Zeiten Suez, welches mir von früheren Reisen schon nicht fremd war. — Auch hier landeten die Fürstlichkeiten unter dem Salut der Geschütze und besichtigten die großartigen neuen Hafenbauten. Die Mündung des Canals und der neue Hafen ist etwa eine Stunde von der Stadt auf einer Sandbank, welche eine Insel mitten im Meere bildet, angelegt, wo unbehindert von Fluth und Ebbe zu jeder Zeit die erforderliche Tiefe zum Anlegen großer Schiffe an dem Kai, auf welchem auch der neue Bahnhof steht, vorhanden ist. Ein mächtiger Molo von Muschelkalkblöcken erbaut, 1 Stunde lang, 50 Fuß breit und 10 Fuß hoch, wurde von Suez aus durch die sonst seichte und versandete Bucht nach der neuen Hafenanlage geführt. Auf diesem Damm, der in den Morgen- und Abendstunden eine angenehme Promenade gewährt, befinden sich die Schienenstränge der Eisenbahn, eine Straße für Wagen, Esel und Kameele und ein Weg für Fußgänger.

Schon seitdem der Süßwassercanal hierher nach Suez geleitet worden, hatte sich am Gestade des Rothen Meeres ein regeres Leben entwickelt, die Zahl der Einwohner hatte sich in Suez von 300 auf 1200 erhöht, das erste Grün in der ganzen Gegend war am Ufer des Süßwassercanals entstanden, welcher vom Nil abzweigend nach einem Laufe von 30 Meilen bei 2 Meter Tiefe und 10 bis 25 Meter Breite in die Lagune von Suez mündet. Erst seit der in der verzehrenden Sonnengluth und ödem Wüstensande belegenen uralten Stadt das lebenspendende Element in unerschöpflicher Menge entgegenquoll, konnte sie einer größeren Einwohnerzahl zum Aufenthalt dienen. Früher hatte man das Trinkwasser in Tanks per Bahn von Kairo herübergebracht.

Jetzt ist durch die täglich aus- und einlaufenden Dampfer ein reger Verkehr entstanden, wenn auch sonst der Ort keinerlei Annehmlichkeiten aufzuweisen hat und Jeder eilt, bald weiter zu gelangen. Es fügte sich glücklich, daß ich mit einer Anzahl der aus Deutschland gekommenen Gäste in dem Sonderzug, welcher den preußischen Kronprinzen nebst Gefolge nach Kairo bringen sollte, Unterkommen fand. So gelangten wir nach einer schnellen Fahrt durch die Wüste glücklich in der Kalifenstadt, dem berühmten Sitze der Nachfolger der Pharaonen, an.

Mich selbst hatten frühere Orientreisen schon wiederholt nach Kairo geführt. Ich war mit den Oertlichkeiten, Sitten und Eigenthümlichkeiten des Lebens vertraut, vermochte somit den zum ersten Male gekommenen deutschen Landsleuten einigermaßen als Führer zu dienen.

Alle größeren Hotels waren von der ägyptischen Regierung für die Unterkunft ihrer europäischen Gäste gemiethet, und so lebten wir Alle auch hier ganz auf Kosten des Vicekönigs. Täglich standen eine Anzahl Wagen, Pferde und Reitesel zur Verfügung der Fremden, um ihnen die Besichtigung der Stadt und Umgegend, Ausflüge nach den Pyramiden von Gizeh u. s. w. zu ermöglichen. Für eine Anzahl hervorragender Fremden ließ der Vicekönig mehrere luxuriös ausgestattete Dampfer den Nil hinauf bis zu den ersten Katarakten fahren, um den Gästen Gelegenheit zu bieten, auch das Innere des Landes nilaufwärts kennen zu lernen. Auch an Bord dieser Dampfer wurde eine fürstliche Gastlichkeit geboten. — Leider muß es gesagt werden, daß unter den Gekommenen eine nicht geringe Zahl Persönlichkeiten sich befanden, welche aller feineren Sitte hohnsprechend geradezu taktlos unbescheiden auftraten, sich persönlich mit — unbezahlten — Telegrammen beschwerend an den Vicekönig wandten, wenn etwa Eines oder das Andere den verwöhnten Ansprüchen der Herren nicht ganz entsprechend erschien. Die unverfrorene Dreistigkeit ging so weit, daß Einzelne, wenn sie keine Wagen oder Reitesel für sie vorfanden, die Eigner derselben mit einer Anweisung auf die vicekönigliche Casse abspeisen, oder gar ihren Bartscheerer in dieser billigen Weise bezahlen wollten. Und doch, als wir uns später in Alexandrien vor der Heimfahrt von dem hohen Würdenträger verabschiedeten, welcher im Namen des Khedive die Honneurs gemacht hatte, und unserem Danke für eine so großartige Gastlichkeit, wie wir sie genossen, Ausdruck gaben, hatte der Herr nur die feine Bemerkung, daß es ihn doppelt freue, solcher Anerkennung zu begegnen, da es dem Vicekönig trotz seines besten Willens und aller Bemühungen ungeachtet leider nicht gelungen sei, Aller Ansprüche zu befriedigen

Einige Tage gingen schnell in Gesellschaft der schon oben genannten Landsleute mit Besichtigung von Stadt und Umgegend dahin, unserem Consul verdankten wir noch einen höchst interessanten Besuch in einem herrlich gelegenen griechisch-katholischen Kloster bei

Alt-Kairo nahe dem alten Nil, an welchem die Herren Baron v. Keudell, Eck, Stephan 2c. theilnahmen, auch die Pyramiden wurden wiederholt besucht und bestiegen, und ich selbst konnte so in anregender Umgebung frühere Erinnerungen wieder aufleben lassen.

Jeder abgehende Dampfer brachte nun aus Alexandrien eine Zahl der Festtheilnehmer wieder nach Europa zurück und in den ersten Wochen des December fuhren auch wir nach kurzem Aufenthalt in Alexandrien über Brindisi wieder der Heimath zu.

Am Ufer des alten Brundusium wiegten noch einzelne Palmen ihre schlanken Wedel in der milden sonnigen Luft, als wir aber 36 Stunden später mit der Bahn nach Oberitalien und in die Lombardische Ebene kamen, lag dort fußhoher Schnee und von den Alpen wehte uns scharfer Nordwind entgegen.

Am letzten Tage des Jahres trat ich dann von Triest aus meine Reise nach Vorderindien an, welche schon länger geplant war, und die mich also in kurzer Zeit abermals nach Alexandrien, Kairo und der Landenge von Suez brachte.

Es sei schließlich noch meine Aufgabe, über die Verkehrsverhältnisse des Canals von Suez noch einige authentische Daten hinzuzufügen, welche die Bedeutung des großen Werkes für den Völkerverkehr in das richtige Licht setzen werden.

Der Canal hat eine Länge von 160 Kilometer, 58 bis 100 Meter Breite am Wasserspiegel, 22 Meter an der Sohle und eine Tiefe von 22—24 Fuß (8 Meter) und hat, abgesehen von dem Timsah- und den Bitterseen, wo ganze Flotten ankern können, verschiedene Ausbuchtungsstellen für die Dampfer.

Die Fahrt durch die ganze Länge des Canals von Port Said bis Suez nimmt im Mittel 20 Stunden in Anspruch, mit der Anlegefrist bei Nacht brauchen die Dampfer reichlich 48 Stunden. In neuerer Zeit ist es Dampfern, welche eigenes elektrisches Licht haben, gestattet, auch bei Nacht den Canal zu passiren, auch ist die Beleuchtung des Canals in seiner ganzen Länge durch elektrisches Licht geplant, damit der Verkehr, welcher ungeahnte Dimensionen angenommen hat, ununterbrochen auch bei Nacht vor sich gehen kann.

Bekanntlich war vor einigen Jahren seiten Englands die Herstellung eines zweiten Canals ins Auge gefaßt worden, man hat aber davon Abstand genommen, nachdem sich die jetzige Canalgesellschaft anheischig gemacht hat, den Canal in einer den jetzigen Bedürfnissen genügenden Weise zu verbreitern.

Die Baukosten des Canals beliefen sich auf etwa 19 Millionen Pfund Sterling, von denen 12 800 000 Lstrl. durch Actienzeichnung aufgebracht wurden, der Rest wurde fast ausschließlich vom Vicekönig von Aegypten gedeckt. England kaufte dann im Jahre 1875 fast 180 000 Actien im Werthe von 700 Millionen Mark dem Vicekönig ab. Die Gesammtkosten für den Bau des Canals und die erste Einrichtung betrug bis Ende 1883 488 Millionen Francs. Das Jahr 1872 brachte zuerst einen Ueberschuß der Einnahme von reichlich 2 Millionen Francs. Im Jahre 1883 betrug die Bruttoeinnahme der Gesellschaft aus den Canalabgaben und anderen Quellen 68 Millionen Francs, die Ausgaben 30 Millionen Francs, so daß nach Abzug der 5% Reserve ein Gewinn von fast 36 Millionen Francs erzielt wurde.

1870 passirten 486 Schiffe den Canal, 1872 schon 1082 und so wachsend, bis 1884 3284 Schiffe durch den Canal gefahren sind; jetzt ist die Zahl noch eine weit bedeutendere geworden. Die Zahl der den Canal passirenden Reisenden belief sich 1876 schon auf 67 933, 1883 auf 119 177 Personen; neuere Daten stehen zur Zeit mir nicht zu Gebote.

Der Canalzoll beträgt 10 Frcs. von jeder Tonne Raumgehalt der durchpassirenden Dampfer.

Dieser gewaltige Verkehr hat in den letzten 5 Jahren noch eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, so daß gegenwärtig im Durchschnitt täglich wol 15 Dampfer den Canal passiren. Diese mächtige Flotte bildet das Bindeglied für den Völkerverkehr zwischen Europa und dem ganzen Osten. Außer den Kriegsschiffen von Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien, Spanien und Rußland fahren die Dampfer der großen Linien, welche Post und Passagiere neben den gewaltigen Gütermengen von Europa nach dem Osten und von dort nach Genua, Triest, Hamburg, Antwerpen, Bremen, London, Liverpool u. s. w. bringen, regelmäßig durch den Canal. Da sind es die Dampfer der ältesten englischen Linie, der Peninsular Oriental Comp., der British India Steam Ship Comp., der Messageries Maritimes von Marseille, die Schiffe der Comp. Rubattino aus Genua, des Norddeutschen Lloyd von Bremen, die Kingsin-Dampfer aus Hamburg und wie alle die Gesellschaften heißen, welche noch von London, Liverpool, Glasgow, Rotterdam, Antwerpen, Marseille nach Bombay, Colombo, Calcutta, Aden und Zanzibar, Singapore und Batavia, Saigon und Bangkok, Hongkong und Shanghai, Kobe und Tokio, Yokohama, Tientsin und Korea, Mauritius und Madagaskar, Samoa und Leouka, Adelaide, Sidney und Melbourne den Verkehr vermitteln.

Ohne die directe Wasserstraße würde sich niemals auch nur annähernd ein solch lebendiger und befruchtender Verkehr zwischen all diesen aufblühenden Häfen und zwischen den uralten Culturlanden des Ostens mit Europa und der neuen Welt entwickelt haben, wenn sich die Schifffahrt noch ums Cap der guten Hoffnung bewegen müßte.

Unsere Colonialerwerbungen in Neu-Guinea sowol als in Ostafrika würden niemals einen Gewinn für unseren nationalen Wohlstand werden können, wenn uns nicht der Weg durch den Canal nach den Gewässern des Indischen Oceans und der Südsee in so kurzer Zeit allezeit offen stände und unsere Kriegsschiffe und Handelsdampfer stets den Verkehr mit den heimischen Häfen durch den Canal von Suez vermitteln könnten.

Jetzt wo der Canal seit 20 Jahren dem großen Weltverkehre dient, noch etwas über seine Bedeutung und Wichtigkeit zu sagen, erscheint fast überflüssig, denn wir können uns kaum noch vorstellen, wie Handel und Verkehr beengt und gehemmt sein würde, wenn durch ein Naturereigniß oder durch Gewalt diese interoceane Wasserstraße gesperrt würde. Das Bestreben aller Culturstaaten war deshalb darauf gerichtet, die Neutralität des Canals für alle Fälle sicher zu stellen. Glücklicherweise hat ein andauernder Friede unter den Großmächten Europas bisher die Frage der Neutralität noch auf keine wirkliche Probe gestellt. England hat Aegypten militärisch besetzt und somit die wichtige Weltverkehrsstraße factisch in seiner Gewalt und es ist nicht undenkbar, daß England, wenn der schon so lange drohende Conflict im Orient ausbrechen sollte, gestützt auf seine starkbefestigten Punkte Gibraltar und Malta im Mittelmeer und Aden am Eingang der Bab el Mandeb-Straße, doch den Schiffen anderer Nationen den Durchzug durch den Canal verwehren würde. Jedenfalls kann der große Erbauer des Canals, Herr v. Lesseps, mit Stolz auf sein Werk zurückblicken, welches für den Verkehr der Völker des ganzen Erdballes eine so große Bedeutung gewonnen hat.

Noch lebt der große Franzose und hat die Durchstechung der Landenge von Panama zu seiner zweiten Lebensaufgabe gemacht. Ungeachtet aller Thatkraft und Ausdauer ist es ihm bis jetzt nicht geglückt, die Vollendung dieses seines zweiten großen Werkes gesichert zu sehen. Das Schicksal des Panamaunternehmens ist ja allbekannt. Möge es dem genialen und bewundernswürdigen Manne gegönnt sein, auch die Vollendung dieses großen und schwierigen Unternehmens noch zu erleben, an das er seinen Namen geknüpft hat. Die Erbauung des Suez-Canals allein wird aber auf ewige Zeiten dem seltenen Manne strahlenden Ruhm verleihen. Lesseps hat bewiesen, daß sein Genie, gepaart mit Ausdauer und Hingabe, im Stande war, nicht nur Berge zu versetzen, sondern Weltmeere zu verbinden.

Soweit die Geschichte der Menschheit reicht, hat kein Sterblicher je zuvor es vermocht, für den Völkerverkehr Größeres zu leisten, als der Erbauer des Suez-Canals. Gustav Spieß.

Bücherbesprechung.

☐ Leonhardi, Die Predigt der Kirche. VI. Band: Bernhard von Clairvaux. Mit einer einleitenden Monographie deutsch bearbeitet von Dr. ph. Victor Fernbacher, Pfarrer in Dorf Wehlen. Leipzig, Fr. Richter. — Der heilige Bernhard von Clairvaux, diese hohe und hehre Gestalt des Mittelalters, das Orakel seiner Zeit, mit einer wunderbaren Beredtsamkeit des Herzens begabt, die eine Macht auch auf Solche ausübt, welche seine Rede nicht verstehen, wird in diesem 6. Band des trefflichen, von den verschiedensten Seiten anerkannten Lieferungswerkes von einem Theologen zur Darstellung gebracht, der sich seit langer Zeit mit dem großen Theologen eingehend beschäftigt, seine Reden über das hohe Lied verdeutscht und eine interessante Studie über ihn geliefert hat. Seine Monographie giebt ein anschauliches und lebensvolles Bild des wunderbaren Mannes. Die Auswahl der Predigten und Reden ist mit gutem Verständniß und mit Berücksichtigung des Charakteristischen im Anschluß an das Kirchenjahr getroffen. Die Uebersetzung liest sich gut und fließend.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 138. Dienstag, den 19. November. 1889.

Inhalt: Zwischen Cunene und Oranje. Colonialpolitisches von Dr. Bernhard Schwarz. II. — Bücherbesprechungen (Zwei Predigten bei der 43. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Danzig am 3. und 4. Sept. 1889 gehalten von Stadtpfarrer Laugmann und Oberhofprediger D. Kögel nebst Bericht über dieselbe Versammlung. Wilhelm Oechelhäuser, Sociale Tagesfragen. Sächsischer Volkskalender 1890).

Zwischen Cunene und Oranje.

Colonialpolitisches von Dr. Bernhard Schwarz.

II.

Nach dem im Allgemeinen gewiß wenig Erfreulichen, was wir über das Erdreich in unserer südwestafrikanischen Colonie und dessen natürliche Bewachsung beibrachten, wird man sich von den Lebewesen dortselbst, wenn man in einer solchen Rumpelkammer der Schöpfung dergleichen überhaupt vermuthet, nicht viel versprechen. Merkwürdiger Weise zeigt sich jedoch in dieser Beziehung das dürftige Land recht wohl ausgestattet. Schon die Thierwelt ist eine verhältnißmäßig reiche, wenn auch weniger in Betreff der Mannigfaltigkeit der Arten als der erstaunlichen Menge, mit welcher diese letzteren vielfach auftreten.

Ganz besonders stark vertreten muß die Vogelwelt heißen, allerdings nach einer höchst charakteristischen Richtung hin. Nachtigallenschlag und Lerchengesang würde man daselbst vergeblich suchen. Auch die bunte Färbung des Gefieders, womit so manche Vögel Camerums prunken, fehlt den meisten der beschwingten Bewohner Südwestafrikas. Ihre Reize sind mehr prosaischer Natur, wenngleich darum für Manchen viel höher anzuschlagen, sie bestehen in dem Wohlgeschmack ihres Fleisches, mit andern Worten: wir haben es hier mit einem Jagdgebiet von Vogelwild par excellence zu thun. Selbst die im Uebrigen wahrhaft abstoßende Küstenregion bleibt in dieser Hinsicht nicht zurück. An den langgestreckten, trostlos einsamen Strandsümpfen in der Umgegend von Walfischbai sieht man ununterbrochen regungslos in endloser Reihe neben einander, wie Recruten, Legionen von Flamingos stehen. Größer noch ist eine im Binnenlande auftretende Trappe, die von den Holländern „Pfau“ genannt wird. Eine viel kleinere Art der letztgedachten Gattung pflegt unter mißtönendem Gekreisch die Lüfte zu durchschneiden; es ist der sogenannte Korhahn. Am meisten verbreitet sind jedoch, entsprechend dem Steppencharakter des Landes, Hühner und Tauben. Die ersteren werden ganz besonders von dem großen, fleischigen Perlhuhn repräsentirt, das zwar seine Heimath in ganz Afrika hat, aber doch wol nirgends in solchen wahrhaft unglaublichen Massen auftritt, wie dort unten. Kein Tag meiner mehrmonatlichen Binnenlandstour verging, ohne daß ich bald auf größere, bald auf kleinere Trupps derselben stieß, die unweit von meinem Pferde über den Weg trippelten oder sich seitwärts vom knarrenden Ochsenwagen ins Gebüsch schlugen. Ging man zu Fuß, so konnte man sie auch bei der Mahlzeit überraschen. Zu einem dichten Knäuel zusammengedrängt, sah man sie dann unter den mächtigen Ahnabäumen, einer Akazienart, an den dort immer massenhaft herumliegenden braunrothen Fruchtschoten sich erlaben. Bei solcher Gelegenheit gelingt es nicht selten, mit einem einzigen Schrotschuß ihrer 3, 4, ja 10 und mehr zu erlegen. Aber auch wenn sie aufgegangen sind und mit schwerfälligem Flügelschlag die nächsten Baumwipfel erreicht haben, vermag man sie noch mit dem tödtlichen Blei zu erreichen, da sie das einmal erlangte Baumasyl nicht so leicht wieder verlassen. Allerdings verbirgt sie dann oft das ungemein dichte Laub den Blicken des Jägers, indeß die schlauen Eingeborenen wissen sich auch in diesem Falle zu helfen. Sie holen ihre Hunde herbei und bringen sie unter dem Baum zum Bellen. Die überaus neugierigen Hühner stecken darauf ihre mit einem großen Horn versehenen Köpfe aus dem Geäst und werden so geschossen. Das weiße, treffliche Fleisch der Thiere hat manchmal unsern Hunger gestillt.

Von Feldhühnern ist namentlich der ebenfalls schön graugefärbte sogenannte „Fasan“ zu erwähnen, der etwa die Größe eines starken Rebhuhns hat. Er läuft sehr rasch und verkriecht sich selbst angeschossen noch blitzschnell im Dickicht. Der erste von ihnen, den ich schoß — es war in der Nähe der vielgenannten Potmine —, zwang mich in dieser Weise, zuvor einen ganzen weitverzweigten Busch hinwegzuräumen, ehe ich ihn in die Tasche stecken konnte. Enorm häufig sind auch Flughühner. Eine braune, mit prachtvollen, silbergrauen, perlartigen Tupfen gezierte Art pflegt unter lautem Kreischen um die Wasserstellen zu schweben. Es glückte mir wiederholt, mehrere von ihnen mit einem einzigen Schusse im Fluge herunterzuholen, im Gestein sind sie dagegen trotz ihres Lärms nur schwer aufzufinden.

Von Tauben findet sich namentlich eine sehr große dunkelblaue Art und eine kleine rothblaue mit Ringeln um den Hals. Beide Gattungen kommen sehr ungenirt auch in die Ortschaften hinein und so konnte es mir passiren, daß ich eines Tages in Otjimbingue, als ich für den trefflichen, vor Kurzem leider verstorbenen Colonisten Hälbich, der damals schon krank lag, eine Wildtaube zu einer Suppe schießen wollte, unglücklicher Weise eine der zahmen Zuchttauben dieses Herrn erlegte, welche mir ein Einheimischer als wilde bezeichnet hatte. Die Tauben pflegt man im Lande immer als sicheres Zeichen von nahe vorhandenem Wasser zu betrachten.

Von nicht eßbaren Vögeln treffen wir dann noch Krähen, namentlich eine schwarz-weiße Art, die auch die Küstengegenden bevölkert, ferner Gesellschaftsvögel, kleine unscheinbar graue, aber sehr muntere Thiere, welche riesige, in Form und Größe etwa an ein Bauernhausstrohdach erinnernde gemeinsame Nester mit nach unten gerichteten winzigen Fluglöchern in den Bäumen bauen, und eine kleine prachtvoll grün, blau und roth gefärbte Papageienart. Ein Exemplar der letzteren, das ich in Kaibis im Kuisibthale von einem hohen Zweige herunterschoß, biß mich, da ich es vom Boden aufnahm, empfindlich in den Finger.

Endlich ist noch der Strauße zu gedenken, die früherhin massenhaft die weiten heißen Hochebenen des Landes belebten, die indeß neuerdings wegen ihrer wenigstens bis vor Kurzem noch sehr kostbaren Federn so energisch gejagt wurden, daß sie sehr selten geworden sind. Ich habe während meiner ganzen Reise ihrer nur einmal sechs in einer sehr einsamen Gegend und in großer Entfernung zu Gesicht bekommen.

Auch die Vierfüßler waren einstmals in diesen unermeßlichen Steppenlandschaften wohl vertreten. Elephanten, Löwen, Giraffen kamen massenhaft vor und zwar bis zum Meere hinunter. Die in Menge ins Land eingeführten Hinterlader haben auch diese Riesen vertilgt, beziehentlich weit ins Innere oder in unzugänglichere Gegenden verdrängt. Am Ngamisee fern im Osten oder aber in dem sogenannten Kaokofeld, einem Felslabyrinth im Norden, gegen den Cunene hin, sind sie auch jetzt noch häufig und wer etwa eine Jagdtour in großem Stile unternehmen will, dem kann dazu das von Walfischbai aus unschwer zu erreichende letztgedachte Stück Erde nicht genug empfohlen werden.

Indeß zwei Gattungen von größeren, interessanten und bez. auch recht nutzbaren Säugethieren trifft man in bedeutenden

Mengen auch jetzt noch im eigentlichen Herzen von Nama- und Hereroland an, zwei Gattungen, die wieder recht charakteristisch sind für ein Steppengebiet, Einhufer und Zweihufer. Die ersteren werden repräsentirt von dem Zebra und dem Quagga. Ich habe von beiden öfters Trupps von 10, 12 und mehr Stück gesehen, namentlich in der Nähe des mächtigen Gawieb-Stockes am mittleren Swakop. Kein herrlicherer Anblick für einen Naturfreund, als wenn diese prachtvollen flinken Thiere mit donnerndem Huf über die weite Fläche galoppiren oder an einem Hang hinansetzen. Sie bleiben dabei oft stehen und schauen sich um, da sie ebenfalls sehr neugierig sind. Darauf bauen die Eingeborenen wiederum ihre Jagdpläne. Sie nähern sich ihnen zu Pferd, nicht etwa in schneller Gangart, sondern im Schritt, was die arglosen Thiere, die in dem Reiter ihres Gleichen vermuthen mögen, veranlaßt, denselben sich ganz nahe kommen zu lassen.

Ungleich zahlreicher vertreten sind die Zweihufer und zwar durch das für Südafrika so charakteristische Geschlecht der Antilopen. Für unsere Colonie kommen wol ein halbes Dutzend verschiedener Arten derselben in Betracht, so namentlich das große, durch hohe, spiralförmig gewundene Hörner und ein das beste Leder ergebendes Fell ausgezeichnete, jedoch immerhin nicht zu häufige Kudu, der kleine, zierliche Steinbock, der ebenfalls nicht große Gemsbock und wie die unwissenschaftlichen Boeren die Thiere alle genannt haben. Am zahlreichsten ist aber doch der Springbock, so benamst, weil er bei der Flucht sich mittels seiner langen dünnen Beine wie mittels Federn meterhoch in die Luft zu schnellen vermag. Das im Gegensatz zu dem braunen Körper hellweiß gefärbte Hintertheil, welches dabei hoch gehoben wird, giebt dann für den Beschauer den seltsamen, in Reisewerken und Naturgeschichten oft geschilderten Effect.

So schmackhaft das Fleisch dieser etwa die Größe des Damwilds erreichenden Thiere ist, so erfreuen sie doch am meisten, so lange sie noch leben. Sie liefern geradezu das prächtigste Naturschauspiel, das Südafrika zu bieten vermag. Man denke sich auch nur eine der weiten, grasreichen Hochflächen mit 400, 500 Stück dieser zierlichen Thiere besetzt — ich sah oft Herden von dieser Zahl, ja Andere sprechen sogar von 6000 und 10 000 Stück —, wie sie jetzt noch friedlich äsen, wie sie dann plötzlich unruhig werden, die schlanken Köpfe strecken und darauf anfangen, in langen Reihen, eins hinter dem anderen, abzugehen, bis zuletzt der anfangs so geordnete Rückzug in die tollste Flucht ausartet, die wie ein entfesselter Strom Alles mit sich fortreißt, was ihr etwa in den Weg kommt, und wenn es der König der Thiere, der gefürchtete Löwe, wäre.

Neben den harmlosen Gazellen beherbergt unsere junge Besitzung auch noch einige recht unangenehme Gäste, Raubthiere sowol der Hunde- wie der Katzenart. Von ersteren ist besonders der Schakal zu erwähnen, der sehr häufig und so gefräßig ist, daß selbst das Riemenzeug der Zugochsen in der Nacht nicht sicher vor ihm bleibt, nicht davon zu reden, daß er durch sein scheußliches Heulen oder richtiger Winseln auch den Schlaf des Reisenden stört. Uns haben die frechen Burschen in mancher Nacht fast bis ins Gesicht geschnubbert, griff man aber wuthentbrannt nach dem neben dem Lager befindlichen Gewehre, so waren sie wie Gespenster in die Erde versunken. Eine Species, der Silberschakal, liefert ein sehr geschätztes Pelzwerk. Neben dem Schakal tritt, gleichfalls ziemlich zahlreich, auch die Hyäne auf.

Von Wildkatzen ist, von kleineren Gattungen abgesehen, namentlich des Leoparden zu gedenken, der den Schaf- und Ziegenherden der Eingeborenen manchen Abbruch thut.

An dieser Stelle wäre auch noch des Erdeichhörnchens zu erwähnen, das an sich zwar harmlos ist, den Boden aber so gründlich unterminirt, daß man bei einem eiligen Ritte leicht den Hals brechen kann.

Leider fehlt in unserer jungen Ansiedelung auch die dämonische Welt der Insecten und Reptilien nicht, im Gegentheil, dieselbe ist dort viel entwickelter, als es dem in einer solchen Wüste ohnehin schwer geprüften Reisenden lieb sein kann. In der verräuchertsten Bauernstube Deutschlands sollen nicht mehr lästige Fliegen über den Menschen her, wie dort in manchen Gegenden und namentlich kurz vor der Regenzeit unter freiem Himmel. Ganz besonders ekelerregend ist aber die übrigens auch sehr giftige Buschlaus, welche auf Bäumen lauert, bis Menschen vorüberkommen. Sie läßt sich dann herabfallen und stürzt sich mit lächerlicher Hast auf die Unglücklichen. Nur mit Mühe vermag man ihrer wieder ledig zu werden. Sie hat etwa die Größe einer Wanze. Auch an Termiten und Ameisen fehlt es nicht. Die letzteren müssen armen Hottentotten oft als Tagelöhner dienen, d. h. man jagt ihnen den mühsam in ihre Erdhaufen eingetragenen Grassamen ab, um ihn gekocht selbst als Speise zu verwenden. Unter zahllosen Steinen hausen ferner Scorpionen sowie widerliche Tausendfüßler. Von giftigen Schlangen sah ich namentlich häufig die gefürchtete Hornviper (Cerastes), so genannt, weil sie am Kopf zwei hornartige Ansätze trägt. Ein Exemplar fingen wir eines Morgens sogar auf unseren Feldbetten, doch sind Unglücksfälle durch Schlangen immerhin große Seltenheiten, was wol wesentlich dem offenen, wenig bebuschten Terrain zuzuschreiben ist.

Man sieht, die Fauna von Deutsch-Südwestafrika ist interessanter als man vermuthet. Das merkwürdigste Bild bietet aber da unten die Bevölkerung, daher nun noch von dieser.

Nicht so leicht dürfte man auf einem verhältnißmäßig immerhin eng begrenzten Gebiete eine so ansehnliche Zahl von unter einander total verschiedenen Stämmen finden, die außerdem noch dadurch fesseln, daß sie auf der einen Seite bereits eine ziemlich hohe Culturstufe errungen haben, andererseits aber zugleich, theilweise wenigstens, zu den rasch aussterbenden ethnographischen Elementen zählen.

Wir haben es in Deutsch-Südwestafrika mit nicht weniger als fünf selbständigen Gruppen von Eingeborenen zu thun, nämlich 1) den Hereros oder Damaras, 2) den Bergdamaras, 3) den Namas oder Hottentotten, 4) den Buschmännern und 5) den Bastards. Genauer besehen lassen sich allerdings hinsichtlich gemeinsamer Urabstammung und gleicher Hautfarbe bezw. Körperbeschaffenheit diese fünf Theile zu zwei großen Gruppen vereinen, nämlich einem (Bantu-) Negerstamm, dem Nr. 1 und 2, Hereros und Bergdamaras angehören, und der gelben (oder, wie Andere wollen, braunen) Rasse, welche 3, 4 und mehr oder minder auch 5 umfaßt.

Sehen wir uns nach diesen allgemeinen Worten jene einzelnen Nationen und Natiönchen einmal näher an! Wir reden dabei zuerst von den Bergdamaras, da dieselben ohne Zweifel die Ureinwohner des Landes, wenigstens des nördlichen Theiles desselben, gebildet haben. Sie wurden von den später eingedrungenen Stämmen theils verdrängt, theils unterjocht und spielen gegenwärtig eine ziemlich traurige Rolle. Es mögen ihrer nur noch einige Tausende sein. Von diesen lebt der größere Theil versprengt und gehetzt in den wildesten Gebirgen des Landes, so in dem schwer zugänglichen und hochgehobenen Quellgebiet des Kuisib, in den öden Felswüsten am Gamsberg in Nordnamaqualand, im Bockberg zwischen Swakop und Omarurufluß, im Kaokofeld u. s. w. Sie gehen in diesen ihren Schlupfwinkeln fast ganz nackt, wohnen, wo nicht in Höhlen, in den erbärmlichsten Baumasthütten und nähren sich kümmerlich von Jagd und ein wenig Viehzucht, mehr aber noch vom Viehdiebstahl, zu welchem sie sich nicht in größeren Trupps, sondern immer vereinzelt mit großer Vorsicht und Schlauheit aus den Bergen heraus in die Thäler und auf die Weideflächen wagen. Ihren Lagern unvorsichtig zu nahen, ist sehr bedenklich, da sie trotz ihrer sonstigen Schüchternheit, die sie namentlich bezeugen, wenn man sie unterwegs trifft, doch von dort aus leicht auf den Reisenden Feuer geben, da leider auch sie vielfach im Besitz von modernen Schußwaffen, ja vielfach sogar selbst von Hinterladern sind.

Die kleinere Menge dieses Stammes spielt die Rolle von Tagelöhnern, ja fast von Sklaven bei den herrschenden Rassen des Landes, den Hereros und den Hottentotten, namentlich liegt die Versorgung der großen Herden, welche besonders die ersteren unterhalten, häufig in ihren Händen. Auch die Europäer im Lande bedienen sich ihrer gern bei den verschiedensten untergeordneten Geschäften, benützen sie als Leiter bei den Ochsenwagen, d. h. als solche, die dem ersten Ochsenpaare vorauszugehen haben, als Briefboten u. dergl. In der That eignen sich auch zu allen derartigen Functionen diese armen Heloten am allerbesten, denn sie vermögen tagelang Hunger und Durst zu ertragen, trotzen nackt, wie sie mit Ausnahme eines Schamgürtels meist auch inmitten der übrigen Einwohner des Landes sich bewegen, der Hitze ebenso wie der strengen Nachtkälte des Gebietes und besitzen einen Instinct, welcher sie im Bereiche dieser unermeßlichen Hochplateaus sich mit wahrhaft wunderbarer Unfehlbarkeit zurechtfinden läßt. In der That, man wüßte kaum, was die Menschen da unten, Eingeborene wie Reisende, anfangen wollten ohne die unermüdlich dienstbaren Geister dieser Bergdamaras. Dieselben sind überhaupt, trotz der sehr niedrigen Culturstufe, auf die sie durch die Ungunst der Verhältnisse gerathen sind, doch recht wohl beanlagt. Im Gegensatz zu den Hereros nur von Mittelgröße, erscheinen sie doch sehr muskulös, haben eine gute Auffassungsgabe, sind willig und lenksam und etwas tapferer als ihre feigen Stammesverwandten, die Hereros. Auffällig ist es, daß sie sich nicht der Mundart der Letzteren bedienen, sondern ausnahmslos die

Schnalzsprache der Hottentotten reden, wol ein Beweis, daß sie zuerst von diesen unterjocht wurden. Ueber ihre Sitten wissen wir leider nur sehr wenig, dieselben scheinen theilweise ziemlich wilder Natur zu sein. Beispielsweise wurde mir berichtet, daß man immer, wenn eine Frau in den Wochen stirbt, deren hinterlassenes Kindlein mit zu begraben pflegt, ein Gebrauch, dem wol die an sich recht schöne Ansicht zu Grunde liegt, daß Niemand einem solchen kleinen Wesen die Mutter zu ersetzen im Stande sei. Die Hautfarbe der Bergdamaras ist ein Grauschwarz von ziemlich dunkler Nüance.

Was die Hereros oder eigentlichen Damaras anlangt, so haben dieselben gegenwärtig schon numerisch das Uebergewicht über alle anderen Stämme des Landes. Es mögen ihrer mehrere Hunderttausende sein. Sie sind vor vielleicht nur etwas über 100 Jahren ins Land gekommen, ihrer eigenen glaubhaften Aussage nach aus der Gegend des mittleren Sambesi. Bis vor etwa 20 Jahren spielten auch sie die Rolle von Heloten, indem sie von den Hottentotten niedergehalten wurden. Mit Hilfe des bekannten Reisenden Andersson gelang es ihnen aber, dieses Joch abzuschütteln und ihre vordem ziemlich unabhängig neben einander lebenden einzelnen Stämme unter dem neuerdings vielgenannten, diplomatisch schlauen Oberhäuptling Maharero zu einem einheitlichen Volksganzen zu verschmelzen, das freilich gelegentlich durch die Agitationen von besonders kräftigen Unterhäuptlingen, z. B. gerade jetzt des höchst intelligenten Manasse von Omaruru, eines ehemaligen Missionsschulmeisters, auch noch in seinem Bestande gefährdet wird. Seit der ebengedachten Erhebung dieses Negerstammes herrscht zwischen diesem und der schon erwähnten gelben Rasse, den Hottentotten, ein fast ununterbrochener, höchst erbitterter und blutiger Vernichtungskrieg, bei welchem das Glück bald nach der einen, bald nach der anderen Seite schlägt. Trotzdem sind die Hereros nicht eigentlich kriegerisch, vielmehr ziemlich feig und mit wenig Ausnahmen keine besonderen Schützen, obwol englische Hinterlader (besonders die sehr praktischen Henry-Martini's, das bekannte englische Armeegewehr) sich fast in Aller Händen befinden. Sehr zu Statten kommt ihnen bei den erwähnten Kämpfen ihre große Fertigkeit und Kühnheit im Reiten, das sie zwar erst von den Hottentotten erlernten, zur Zeit aber trefflich verstehen. Ein mehrstündiger Ritt in Gemeinschaft mit diesen Schwarzen, wobei es selbst in der Finsterniß ungenirt im Galopp über Stock und Stein geht, ist ein Wagniß, bei welchem auch einem verwegenen Europäer Hören und Sehen vergehen dürfte.

So wenig wie für den Krieg, so sehr eignen sich die Hereros für die Werke des Friedens. Sie sind namentlich überaus treffliche Viehzüchter und in dieser Hinsicht ihren Nachbarn, den Hottentotten, weit überlegen. Sie lieben ihre Rinder wahrhaft schwärmerisch und hielten dieselben bis vor Kurzem so zu sagen nur zum Staat, d. h. sie schlachteten weder noch verkauften sie davon, sondern benutzten nur die Milch, die sie in groben Holzgefäßen, welche zu diesem Behufe niemals gereinigt werden, zu sogenannter Dickmilch (d. i. saurer Milch) sich umwandeln ließen, beziehentlich sogar weiter in ein leicht berauschendes, kumyßartiges geistiges Getränk umsetzten. Nur die „Omacho", die Todesrinder, machten eine Ausnahme. Es war dies eine je nach dem Range des Besitzers größere oder kleinere Zahl von Rindern, welche von besonders bewährten älteren Hirten abseits von der Hauptherde geweidet und beim Tod des Herrn getödtet wurden, um von der herzugeströmten Sippe desselben verspeist zu werden. Erst neuerdings fangen die Hereros auch an, von ihrem Vieh an Fremde zu verkaufen. Man findet Herden von 50 000 Stück und selbst mehr. Außer Rindvieh werden auch Schafe, Ziegen und Pferde, letztere von einer kleinen, jedoch sehr ausdauernden Rasse, in Menge gezüchtet.

Daneben eignen sich die Hereros auch sehr zum Ackerbau, von dem die Hottentotten noch wenig wissen wollen. Sie erzielen in Otjimbingue und anderwärts in den Flußthälern ein vorzügliches Getreide, ebenso wie mittels fleißigen Begießens selbst Gemüse, als Zwiebeln, Kartoffeln, Salat 2c. Ueberhaupt müssen sie als vortrefflich beanlagt bezeichnet werden, so schon körperlich. Sie sind so hoch und schlank, wie kaum ein anderer Negerstamm Afrikas, dabei aber doch kräftig und sehnig. Die Gesichtszüge namentlich auch des weiblichen Geschlechts erscheinen vielfach geradezu schön. In geistiger Hinsicht sind sie von rascher Auffassungsgabe, dabei im Allgemeinen von gutmüthiger Art und zum Frohsinn geneigt. Von den üblen Eigenschaften der schwarzen Rasse, der Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit, haben sie sich jedoch ebenfalls nicht frei erhalten können. Doch eignet ihnen auch wieder eine gewisse Gesittung, die sich namentlich darin äußert, daß sie insgesammt vollständig und nach europäischer Art, nicht selten sogar stutzerhaft bekleidet gehen. Ihre ehemaligen rohen Sitten sind sammt der alten Nationaltracht, die bei den Frauen z. B. in einem seltsamen Kopfputz von drei hornartigen Aufsätzen und einem schweren Behang mit eisernen Perlen bestand, unter der Einwirkung der Mission fast allenthalben verschwunden. Eigenthümlich war u. A. der Gebrauch, den Todten das Rückgrat zu brechen und sie dann in sitzender Stellung zu begraben. Nur an der Vielweiberei wird vielfach noch mit der dem Neger in diesem Punkte eigenen Zähigkeit festgehalten. Die Wohnungen bilden, wie bei den Hottentotten, niedrige, kegelförmige Hütten aus Baumästen, die zum Schutz gegen Wind und Wetter mit Lehm oder frischem Kuhdünger überschmiert werden. Mehrfach findet man aber auch schon regelrechte Häuser aus Luftziegeln, deren Verfertigung sie meisterhaft verstehen. Das Kuisibthal bildet im Allgemeinen die Grenze ihrer Verbreitung gegen Süden, und wenn es dem jungen deutschen Protectorate gelänge, diese Demarkationslinie den Hottentotten gegenüber zu unantastbarer Anerkennung zu bringen, dürfte jene fleißige und geschickte Rasse bald eine große Blüthe erleben.

Total verschieden von diesem schwarzen Menschenschlag ist der gelbe, die Nama- oder Hottentottenrasse, die vor Jahrhunderten vom Cap her einwanderte und gegenwärtig die weiten Gebiete zwischen Oranje im Süden und Kuisib im Norden einnimmt, mit vereinzelten Stämmen, z. B. den sogenannten Swartboys nahe dem Ovambogebiete, aber auch noch hoch im Norden mitten unter den Hereros sitzt. Es sind Leute von nur Mittelwuchs und magerem, jedoch sehnigem Körperbau, sowie gelblicher, bei einzelnen Stämmen etwas ins Rothe spielender Hautfarbe. Ihre geistige Beanlagung ist ebenfalls eine treffliche, namentlich sind sie auffallend musikalisch, doch haben die fortwährenden wilden Kriege vielfach nicht nur numerisch, sondern auch moralisch einen Niedergang erzeugt.

Die Hottentotten sind eminent kriegerisch und befehden sich neben dem Kampf gegen die Neger auch unter einander selbst. Alle bisherigen Versuche, die vielen kleinen Stämme, in die sie zerfallen, unter einen Hut zu bringen, waren fruchtlos. Gewaltige Feldherren, die unter ihnen aufstanden, wie Jan Afrikander, Moses Wittboy, Jan Jonker u. A., haben nur vorübergehende Erfolge erzielt. Neuerdings hat der Sohn des zu zweit Genannten, Hendrik Wittboy, gestützt auf vorgebliche göttliche Eingebungen, welche ihn zum Messias der zerstreuten Rasse beriefen, wieder einmal größere Mengen unter seiner Führung geeinigt. Friedliche Künste sucht man hier nahezu vergeblich, die Menschen leben fast nur von Fleisch, welches ihnen geraubte Herden liefern müssen. Sie sind dabei ebenso treffliche Schützen wie vorzügliche Reiter. Ein Gewehr und ein Roß besitzt meist auch der Aermste.

Merkwürdiger Weise entbehren trotz dieses ewigen Raubritterlebens auch die Hottentotten einer gewissen Gesittung nicht. Sie gehen ebenfalls durchweg nach europäischer Art bekleidet, wenn auch ärmlicher als die Hereros, und verabscheuen sogar die Vielweiberei. Sie haben auch fast ausnahmslos das Christenthum angenommen und pflegen dasselbe sogar auch dann noch weiter, wenn ihnen die Missionare abhanden gekommen sind. So fand ich bei einem Besuch des Kriegslagers von dem obenerwähnten Bandenführer Hendrick Wittboy daselbst eine sehr geschickt aus Baumästen erbaute große Kirche, in welcher Sonntags von dem „Schulmeister", dem Sohn des Häuptlings, Gottesdienst mit Predigt gehalten wurde. Ein greiser Unterhäuptling ging dabei durch die Reihen und tippte etwaigen Unaufmerksamen auf den Kopf, ein Anderer sprach Kirchengebet und Vaterunser. Nach Schluß der Feier blieb die ganze nach Hunderten zählende Gemeinde noch vor der Kirche stehen und sang in wahrhaft vollendeter Weise dreistimmig den Choral: „Nun danket Alle Gott", gewiß ein Beweis, daß auch hier die hoffnungsvollsten Culturkeime vorliegen. Die Gräber des Friedhofes waren insgesammt nach Osten gerichtet und sauber mit schneeweißen Kieselsteinen belegt. Einen Anklang an die bekannte Hauscommunion der südslavischen Völker findet man unter den Namas insofern, als z. B. der Schwiegersohn so lange im Hause der Schwiegereltern sammt seiner jungen Frau leben muß, bis ihm das erste Kind geboren wird.

Die Buschmänner sind, wie man leicht wahrnehmen kann, nur ein Zweig dieser gelben Rasse, der im Laufe der Zeiten sehr versprengt wurde. Anstatt, wie seiner Zeit eine tendenziöse Naturanschauung wähnte, das noch immer vergeblich gesuchte Uebergangsglied zwischen Mensch und Affen zu bilden, sind auch sie geistig wohlbegabt, wie schon die bekannten, durch vortreffliche Perspective ausgezeichneten „Buschmannsbilder" beweisen, welche sich, von ihrer Hand ausgeführt, da und dort an den Felsen von Südafrika finden. Leider trifft man diesen merkwürdigen Schlag

Menschen nur noch sehr selten in der Wildniß an; häufiger sind Einzelne da und dort in den Häusern, wo sie als Diener wegen ihres Fleißes und ihrer Anspruchslosigkeit sehr geschätzt werden.

Ein Mittelglied zwischen Eingeborenen und Europäern bilden die sogenannten Bastards, Abkömmlinge von Mischlingen, die einst aus der Ehe von holländischen Einwanderern mit hottentottischen Mädchen hervorgingen. Indem diese Leute sich später wieder unter einander vermischten, sind sie im Laufe der Zeit zu ganzen Stämmen geworden, die da und dort, wie namentlich in der großen Ortschaft Rehoboth, eigene Ansiedlungen bewohnen und eigene Häuptlinge haben. Sie besitzen meist in ihren Gesichtszügen noch etwas an die gelbe Rasse Erinnerndes, entbehren jedoch des für diese so charakteristischen Wollhaares. Sie stehen von allen Eingeborenen des Landes auf der höchsten Culturstufe, wie sie sich denn auch mit Vorliebe zu den Weißen halten, und sind bei den Letzteren als Reitknechte, Führer von Ochsenwagen u. dergl. sehr geschätzt. Mit Recht gelten sie allenthalben als vorzügliche Schützen, eine Eigenschaft, die sie von ihren Ahnen, den alten holländischen Boeren, ererbt zu haben scheinen. Sie dürften bei einer Pacificirung und Aufschließung des Landes dereinst noch eine bedeutsame Rolle spielen, zumal sie, obwol durchweg der Namasprache kundig, sich doch auch im Verkehr unter einander des leicht zu erlernenden Holländischen bedienen.

Wenn wir nun zum Schluß auch noch des dortigen weißen Elementes kurz gedenken, so müssen außer den seit Jahrzehnten und länger daselbst häufig auftauchenden Jägern, Viehhändlern, Hausirern und Erzsuchern vor Allem die Glaubensboten der Rheinischen Mission genannt werden. Diese deutschen Männer haben seit etwa einem halben Jahrhundert dort unten in aller Stille ohne Schwertstreich und ohne alles Rühmen ein Werk vollbracht, welches das höchste Lob verdient. Zahlreiche Ortschaften mit sauberem Kirchlein in der Mitte, Glockenklang und Orgelton da, wo früher nur das Geheul wilder Bestien vernehmlich wurde, die Erscheinung von sittsam bekeideten, höflichen, wohl unterrichteten Farbigen, wo früher nur der rohe Naturmensch hauste, das und vieles Andere ist die Schöpfung von braven, treuen, deutschen Gottesmännern, die vielfach längst der Rasen deckt im fernen, fremden Lande. Und dem gegenüber kann es immer noch deutsche Männer geben, die, ganz im Gegensatz zu England, wo man die Mission stets zu ehren wußte, dieselbe verlachen? Möchten sie, wie ich so oft, nur einmal da draußen in der großen Wildniß unter Gefahren und Aengsten am Abend ihr Haupt zur Ruhe gelegt und plötzlich einen der alten, schönen, deutschen Choräle vernommen haben, wie sie dort die „Wilden" alle oft ganze Nächte durch singen, sie würden bekehrt sein und mit mir das Glaubenswerk preisen, das solche Dinge zu schaffen vermochte!

Bücherbesprechungen.

□ Zwei Predigten bei der 43. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Danzig am 3. und 4. September 1889 gehalten von Stadtpfarrer Laxmann und Oberhofprediger D. Kögel, nebst Bericht über dieselbe Versammlung. Leipzig, im Selbstverlage des Centralvorstandes des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung. — Die Predigten, geist- und lebensvolle, tief aus dem Evangelium geschöpfte Zeugnisse, und der Bericht über die Verhandlungen bekunden aufs Neue, welche Lebens- und Segenskraft dem Gustav Adolf-Vereine innewohnt, und sind ein schöner Beweis, daß es trotz der so oft uns vorgeworfenen und so viel beklagten Zerspaltung in der evangelischen Kirche doch ein protestantisches Gesammtbewußtsein giebt, das auf dem Grund des Evangeliums und der sammelnden Liebe die Geister eint und die Herzen zusammenschmilzt. Die unverwüstliche Frische und Schlagfertigkeit des verehrten Präsidenten mit seinen treffenden Antworten auf die verschiedensten Begrüßungen und Anreden hat man auch bei diesem Bericht wieder Gelegenheit, zu ersehen, nicht minder sein classisches Latein, das er gegenüber den angehenden Jüngern der Wissenschaft in gewohnter Leichtigkeit und nicht minder in liebenswürdiger Aussprache anwendet.

W. L. Wilhelm Oechelhäuser, Sociale Tagesfragen. Berlin, Julius Springer. 1889. 2 ℳ. — Zur guten Stunde erscheint das neue Schriftchen des als Publicist und als wohlgesinnter Arbeitgeber gleich rühmlich bekannten Verfassers. Mögen immerhin die wissenschaftlichen Ausgangspunkte seiner Ausführungen auf einigen Widerspruch stoßen. Nicht hierin liegt das Wesentliche und Verdienstvolle der Schrift, vielmehr darin, daß in gemeinverständlicher, klarer und möglichst unparteiischer Weise die wichtigsten concreten Probleme beleuchtet und dabei sorgfältig die beiderseitigen Interessen und Pflichten der Arbeitsherren und ihrer Arbeiter abgewogen werden. Die einzelnen liebenswürdig gehaltenen Abhandlungen, welche in dem Buche zusammengefaßt werden, sind vornehmlich der unter Oechelhäuser's Einfluß begründeten „Deutschen Arbeiterzeitung" entnommen. Das Schriftchen gehört nicht zu denjenigen, die sich in einem Referat erschöpfend darstellen lassen, sondern will selbst gelesen sein. Insbesondere ist Oechelhäuser's Veröffentlichung für die höher gebildeten und einsichtsvolleren Arbeitsherren berechnet, und dürfte dieselbe manchem sächsischen Industriellen Anregung und Belehrung bringen. Von den einzelnen Capiteln, die sämmtlich von reicher praktischer Erfahrung zeugen, sind diejenigen über Arbeitercoalitionen, über die Forderung des Maximalarbeitstages, die Arbeiterwohnungsfrage, sowie die zwei Abhandlungen „Wie behandelt ein vernünftiger Arbeitgeber seine socialdemokratischen Arbeiter" und „Was lehrt uns der westfälische Arbeiterstrike" und endlich der Abschnitt über die Arbeiterausschüsse besonders hervorzuheben. Manchem werden Oechelhäuser's zur Versöhnlichkeit und Geduld mahnende Ausführungen zu optimistisch erscheinen. Aber diese würden ihn falsch nehmen. Socialpolitischen Dilettantismus, der sich über die wirklich bestehende Kluft, über die leider eingetretene Entfremdung hinwegtäuschen will, ist nicht Oechelhäuser's Sache. Vielmehr ist ihm die Frage tief ernst, und er selbst ist in innerster Seele wahr. Und dadurch wird er auch auf Widerstrebende überzeugend wirken. Sein Grundgedanke ist Unparteilichkeit und bewunderswerthe Geduld, seine Stellungnahme zur Socialdemokratie nicht die des Hassenden, sondern eines Arztes, der eine schwere Erkrankung nach ihren Ursachen erforscht und nach diesen heilen will. Dabei hat Oechelhäuser selbst im Verein der anhaltischen Arbeitgeber eigene Erfahrungen gesammelt und selbst zu wirken verstanden, so daß ihn die Männer der Praxis als einen der Ihrigen hören und beachten werden.

G. Oe. — Sächsischer Volkskalender 1890. Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen, in Commission bei der Buchhandlung des Vereinshauses (H. G. Wallmann) in Leipzig. 92 S. 4°. Preis: 50 ₰. — Ein alter lieber Freund ist uns dieser Volkskalender. Er ist größer und stattlicher geworden, aber er hat seine treuherzige Art treu gewahrt. Was er bringt, ist gut und kräftig. Es giebt wenig Kalender, die so tüchtige Mitabeiter haben, wie dieser. Von dem Reichthum seines Inhaltes sollen einige kurze Mittheilungen einen Begriff geben. Gustav Pasig frischt in einem Romanzenkranze die Erinnerung an das herrliche Wettinjubiläum auf, Friedrich Straumer erzählt in seiner schlichten, herzlichen Weise, wie das Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt'" entstand, Regierungsrath Dr. Rumpelt giebt eine ungemein klare Darstellung der Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter, Oberregierungsrath Dr. Roscher weiß in packender Weise die Gefahren des Trinkens zu schildern. Dazu kommen eine Menge Kleinigkeiten: eine sonnige Erzählung aus der Mark von Liedendorf, Hinweis auf den Nutzen der sächsischen Altersrentenbank, Rückblicke auf die Anfänge der Leipzig-Dresdner Bahn anläßlich des 50jährigen Jubiläums, alte und neue Gedichte und Sprüche, erlebte und ersonnene Scherze, allerhand Geschichten aus alter und neuer Zeit. Von den großen Weltbegebenheiten des vergangenen Jahres, von unseren Landsleuten draußen auf dem weiten Meere erzählen die Kalenderschreiber in echt volksthümlicher, frischer, anregender Weise. Selbstverständlich giebt der Kalender auch über Alles Auskunft, was man gewöhnlich von einem Kalender verlangt, über Post- und Telegraphenbestimmungen, Märkte, Zinsen und Münzen, Maß und Gewicht, das eigentliche Kalendarium ist reichhaltig und umfaßt einen Geschichts-, Markt-, Landwirthschafts- und astronomischen Kalender. Die beigegebenen Bilder sind hübsch, das Hauptbild anheimelnd, die angefügte größere, ungemein klare und saubere Eisenbahnkarte ist eine höchst erwünschte Zugabe. Nur einen Wunsch möchten wir in Bezug auf den Kalender aussprechen, nämlich den, daß er ein klein wenig mehr erzählenden Stoff biete. Wenn das Volk einen Kalender kauft, verlangt es möglichst viel „Geschichten", mit einer oder zweien ist es nicht zufrieden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 139. Donnerstag, den 21. November. 1889.

Innere Mission und organisirte Kirche.

1. Begriff der inneren Mission.

Die innere Mission hat eine solche Ausdehnung gewonnen, daß es sich wol verlohnt, sie principiell zu betrachten. Sie darf als die größte innerkirchliche Erscheinung unseres Jahrhunderts im evangelischen Deutschland aufgefaßt werden. Die Veränderungen in kirchlicher Verfassung, Lehrweise und Cultusform sind in dieser Zeit einerseits nicht so weitgehend wie diejenige Neuerung, die man innere Mission nennt, andererseits sind sie von der inneren Mission theilweis beeinflußt.

Was ist die innere Mission? Die Antwort auf diese Frage ist selbst dem nicht leicht gemacht, der mitten in der Sache darin steht. Die Fülle von Einzelerscheinungen macht es schwer, zu einem klaren Begriff zu gelangen. Gern definirte man früher im Anschluß an den Klang des Namens die innere Mission als eine der Heidenmission ähnliche Thätigkeit, deren Eigenthümlichkeit es aber sei, das in der alten Christenheit gebliebene oder neu entstandene Heidenthum zu überwinden. Wir wollen hier ununtersucht lassen, ob man recht thut, große Mängel der bestehenden Christenheit ohne Weiteres als Heidenthum zu bezeichnen. Selbst wenn man diesen befremdenden Sprachgebrauch zugeben will, so ist die geschichtliche Entwickelung über die Begriffszusammenstellung von äußerer und innerer Mission unbestreitbar hinweggeschritten, denn wenn sich in irgend einer Person die heutige innere Mission darstellt, so ist es in der des Epileptischenvaters, Vagabundenfreundes und Wohnungerbauers v. Bodelschwingh in Bielefeld. Wer aber mag sein Thun als Ueberwindung von „Heidenthum in der Christenheit" bezeichnen?

Sonach ist das Wort Mission in dem Begriff der inneren Mission nicht von vorn herein zur Sacherklärung dienlich. Daher hat man versucht, das Wort fallen zu lassen und die ganze Sache „kirchliche Liebesthätigkeit" zu nennen. Dieser Name hat auch außer seinem gut deutschen Klang manches Bestechende. Es scheint, als ließen sich die vielfachen Bemühungen um Kranke, Säuglinge, Sonntagslose, Heimathlose, Bestrafte u. s. w. gar nicht besser zusammenfassen als indem man sie „Liebesthätigkeit" nennt, und als wäre mit dem Wort „kirchlich" eine genügende Abgrenzung der inneren Mission von der verwandten Arbeit humanitärer Vereine, wohlthätiger Logen und dergleichen gegeben. Beides erweist sich aber bei näherem Zusehen als zweifelhaft. Wer von Liebesthätigkeit redet, setzt damit ein persönliches Liebesverhältniß des Wohlthäters zu seinem Pflegling voraus. Selber in die Hütten der Armen gehen, ist im eigentlichen Sinne Liebesthätigkeit. Die innere Mission aber, wie sie thatsächlich vor uns steht (nicht wie von ihr oft geredet wird), ist im Allgemeinen ein Verwandeln privater Liebesthätigkeit in wohlthätige Organisationen. Man blättere nur einmal eines unserer Uebersichtsbücher über innere Mission (Lehmann: Die Werke der Liebe. Schäfer: Leitfaden der innern Mission. Schneider: Die innere Mission in Deutschland) mit dem Blick nach dieser Seite hin durch, so wird man finden: Organisation und wieder Organisation. Es werden Anstalten und Beamte geschaffen, um gewisse wohlthätige Arbeiten zu vervielfältigen, denen die private Liebesthätigkeit nicht mehr genügen konnte. Statt daß 20 Familien aus besonderer Liebe 20 verwahrlosten Kindern um Gottes willen ihre Thür öffnen, übergiebt man die 20 Kinder einer Anstalt und einem Privatbeamten, man thut sie ins Rettungshaus. Nun ist es ja natürlich höchst wünschenswerth, daß der Rettungshausvater ein Mann voll warmer Liebe ist, aber ob er ein Engel an Liebe wäre, so würde damit seine Arbeit in keinem anderen Sinne Liebesthätigkeit sein als es die jedes anderen treuen Berufsarbeiters ist. So ist z. B. die Erzieherarbeit des Volksschullehrers gewiß ebenso sehr „Liebesthätigkeit" als die Berufsthätigkeit des Rettungshausvaters. Und warum sollen wir diese Art Arbeit „kirchlich" nennen? Es wird weiterhin noch genauer über den Begriff des Kirchlichen zu reden sein. Hier genügt es hervorzuheben, daß nicht Alles, was aus christlichen Beweggründen geschieht, schon darum kirchlich ist. Eine regelmäßige Abendstunde für Bibelauslegung und Erbauung ist so lange noch nicht kirchlich, als sie von der officiellen kirchlichen Organisation unberührt und unbeeinflußt bleibt. Hausarme versorgen, Hausandacht halten, ein christliches Bekenntniß aussprechen ist noch keineswegs „kirchliches Handeln". Es liegt auf der Hand, daß Vieles, was die innere Mission treibt, z. B. Wanderer christlich verpflegen, Familienhäuser bauen, nicht als Kirchenthätigkeit aufgeführt werden darf.

Was ist nun aber also die innere Mission? Sie ist, um dies vorauszustellen, nichts begrifflich Einheitliches, sondern etwas Zweitheiliges. Das folgende Schema möge dies vor Augen stellen:

Die innere Mission als Gegenwirkung gegen äußere Noth:	Die innere Mission als Gegenwirkung gegen Glaubenslosigkeit:
I. Arbeit an der Jugend: Krippe, Warteschule, Waisenhaus, Knabenhort, Mägdeschule, Mägdeherberge, Rettungshaus, Kinderſiechenhaus.	I. Arbeit an der Jugend: Sonntagsschule, Jünglingsverein, Jungfrauenverein, Verein christlicher junger Männer.
II. Arbeit an Einzelstehenden: Herberge zur Heimath, Fabrikarbeiterinnenherberge, Arbeitercolonie, Asyl für Obdachlose, Fürsorge für entlassene Gefangene.	II. Arbeit an Einzelstehenden: Predigt für Hollandsgänger u. dergl., Seemannsmission, Auswanderermission.
III. Arbeit an Kranken: Magdalenenasyl, Trinkerasyl, Irrenpflege, Blindenpflege, Taubstummenpflege, Idiotenpflege, Epileptischenpflege.	III. Arbeit an Kranken: Krankenbesuche der Stadtmission.
IV. Arbeit an der Allgemeinheit: Kirchliche Armenpflege, Gemeindediaconie, Freiwillige Krankenpflege im Krieg, Vereine für Wohnungsherstellung.	IV. Arbeit an der Allgemeinheit: Bibelverbreitung, Tractatverbreitung, Christliche Bibliotheken, Sonntagsvereine, Männervereine, Christliche Familienabende, Freie Bibelstunden, Stadtmissionsgottesdiene.

Dieses Schema beansprucht nicht völlig erschöpfend zu sein. Wer kann dies bei einer so vielgestaltig beweglichen Zeiterscheinung leisten wollen? Es legt auch nicht den Hauptnachdruck auf die Unterabtheilung in die Gruppen I bis IV. Ueber diese läßt der Verf. gern mit sich handeln. Was gezeigt werden soll, ist dies: in der inneren Mission giebt es thatsächlich zwei Theile. Der eine Theil lindert äußere Noth, der andere Theil bewahrt oder begründet christlichen Glauben.

Nun ist es wol wahr, daß sich Berührungen zwischen dem 1. und 2. Theil finden. In allen links genannten Veranstaltungen soll der Geist des christlichen Glaubens sich finden. Man soll nicht Rettungshäuser oder Herbergen zur Heimath oder Trinkerasyle haben, in denen das Wort Gottes nicht getrieben würde. Aber dies Treiben des Wortes Gottes liegt auf der Linie des christlichen Geistes im Hause überhaupt. Ohne Zweifel wird in einigen dieser Anstalten das christliche Hausleben besonders ausgeprägt sein müssen, aber es bleibt doch Hauschristenthum. Es hat nichts zu thun mit denjenigen Veranstaltungen, bei denen christliche Wortverkündigung Selbstzweck ist.

Auch ist zuzugeben, daß Etliches von dem rechts Aufgeführten eng an Maßnahmen gegen äußere Noth anknüpft, z. B. die Krankenbesuche der Stadtmission. Ja, was die Stadtmission selbst anbetrifft, so pflegen in ihr beide Strömungen nebeneinander vorhanden zu sein; es wiederholt sich von ihr im Kleinen, was von der inneren Mission im Großen gilt.

Wollte man Namen für beide Theile finden, so könnte der erste Theil heißen: christliche Barmherzigkeitsorganisationen und der zweite: freie Glaubensverbreitung. Wie kommt es nun, daß diese zwei Theile unter dem einen Sammelnamen „innere Mission" gegangen sind und gehen? Die Antwort kann nur eine geschichtliche sein: Unsere innere Mission ist im engsten Anschluß an den Pietismus entstanden. Den Pietismus nun nach seiner theoretischen Seite hin zu charakterisiren gehört nicht hierher. Praktischer Grundzug des Pietismus aber ist: die unbeachteten oder unerfüllten Pflichten der christlichen Gesammtheit werden zu Privatpflichten der engeren bewußt christlichen Kreise gemacht. Im Grunde hat z. B. die christliche Gesammtheit die Pflicht der Heidenmission. Weil sie derselben nicht gerecht wurde, so vertraten gleichsam die hallischen Missionskreise zur Zeit A. H. Francke's in dieser Hinsicht die Gesammtheit. Die Vertretung wird aufhören, wenn die Gesammtheit als solche das Werk in die Hand nimmt. Eine Gesammtheit kann aber ein Werk nur übernehmen, wenn sie die dazu nöthige Organisation besitzt. So lange das Werk nicht in die Gesammtorganisation eingegliedert ist, ist es im Grunde Privatsache.

Dieser Charakter nun, daß sie Privatsache christlich bewußter Kreise ist, aber Werk der christlichen Gesammtheit werden will, macht das Einheitliche in beiden Strömungen der inneren Mission aus. Mit anderen Worten: die Abstammung vom Pietismus rückwärts angesehen und der Drang nach sich verallgemeinernder Organisation vorwärts angesehen ist dasjenige, was in gewissen Grenzen berechtigt, die innere Mission als ein Ganzes zu betrachten.

2. Begriff der organisirten Kirche.

Von Luther an geht durch die evangelische Lehrdarstellung eine Doppelheit in der Erfassung des Begriffes „Kirche". Man unterschied entweder eine eigentliche Kirche und eine mehr uneigentliche (proprie dicta und late dicta) oder später eine sichtbare Kirche und eine unsichtbare. Bisweilen sind diese zwei Begriffe nebeneinander gestellt worden wie Ideal und Verwirklichung. Dies trifft aber die Sache nicht, denn als Ideal hat das von Jesu Christo geoffenbarte „Reich Gottes" zu gelten, und auch das, was man die eigentliche Kirche nannte, ist nichts als eine theilweise irdische Verwirklichung dieses Ideals. Oder man hat versucht, mit dem Unterschied zwischen Abstraction und sinnenfälliger Wirklichkeit sich der Sache zu bemächtigen. Aber auch auf diesem Wege gelangt man nicht zum Ziel, weil beide Kirchenbegriffe Darstellung von vorhandenen Wirklichkeiten sind und sein wollen.

Uns scheint dreierlei zu unterscheiden:

a) die Summe aller derjenigen Menschen, welche überhaupt in einem bestimmbaren Verhältniß zum christlichen Geiste stehen und sei es auch nur in einem blos passiven, kurz gesagt: die Summe der Getauften;

b) innerhalb dieser Summe giebt es, nicht äußerlich unterscheidbar aber wirklich vorhanden, die wahren Träger des christlichen Glaubens, die Luther unter dem Ausdruck „Gemeinschaft der Heiligen" begreift;

c) für alle Getauften giebt es, um sie, so weit möglich, zu wirklichen Glaubensträgern zu machen, gewisse Ordnungen und Einrichtungen, Aemter und Amtsträger, welche unter dem Ausdruck „organisirte Kirche" zusammengefaßt werden können.

Diese letztere Erfassung des Kirchenbegriffes ist es, welche um des Nachfolgenden willen genauer dargestellt werden muß.

Die organisirte Kirche hat sich überall in der Christenheit als geschichtlich nothwendig erwiesen. Auch die freiesten Secten haben sich von kirchlicher Organisation nicht frei halten können. Diese Thatsache ist auch an sich nicht wunderbar, denn wo Gemeinschaftsleben in irgend welcher Weise begehrt wird, müssen sich organisatorische Formen einstellen. Ohne sie würden Unordnung und Untergang die natürlichen Folgen sein.

Damit nun ist nichts über Art und Umfang der kirchlichen Organisation ausgesagt. Diese hängen theils von geschichtlichen Verhältnissen, theils von leitenden Ideen ab. Sie sind etwas Wechselndes, sie sind Gewandung aber nicht Körper der christlichen Gemeinschaft.

In dreifacher Weise ist die kirchliche Organisation in den verschiedenen Zeiten wirksam geworden: lehrend, gemeinschaftbildend, sittlich regelnd.

Der christliche Gedankengehalt würde in Aberglauben und Verflachung zu Grunde gehen, wenn nicht bestimmte Veranstaltungen getroffen wären, um ihn auf seiner Höhe zu erhalten. Die Sätze der Offenbarung, die ewige Wahrheit, das seligmachende Bekenntniß brauchen die Stütze einer gewissen Autorität, welche über dem Reingehalt des in der christlichen Gemeinschaft waltenden Geistes wacht. Auch diese Autorität bietet, wie der römische Katholicismus handgreiflich beweist, keine volle Garantie für die Erhaltung der Wahrheit, aber ohne sie kann, menschlich betrachtet, die von Jahrhundert zu Jahrhundert die christliche Menge erfüllende Wahrheitsbelehrung überhaupt nicht bestehen. Für diese Wahrheitsbelehrung schafft sich die organisirte Kirche die nöthigen Personen, Räume, Gewohnheiten u. s. w.

Die Christenheit bedarf des religiösen Gemeinschaftslebens. Die Mittelpunkte desselben sind die von Christo eingesetzten Sacramente. An diese schließen sich die verschiedenen Formen cultischer Gemeindefeiern an. Das ganze Gebiet des Cultuslebens muß aber, wenn es gedeihen soll, sorgfältig verwaltet werden. Diese Sorgfalt aber setzt eine gewisse Uebung und technische Ordnung voraus. Damit zeigt sich eine neue Nothwendigkeit kirchlicher Organisation und zugleich die zweite Art ihres Wirkens.

Diese zwei Arten der Thätigkeit der organisirten Kirche, die Verkündigung des göttlichen Wortes und die rechte Verwaltung der Sacramente, werden in dem evangelischen Hauptbekenntniß, der Confessio Augustana als unbedingt nothwendig zur Herstellung der wahren Kirche (Gemeinschaft der Heiligen) hingestellt. Daneben tritt nun als dritter Wirkungskreis alles das, was seinerzeit unter dem Titel „von Kirchenordnungen" aufgeführt wurde. Gerade dieser dritte Wirkungskreis der kirchlichen Organisation interessirt uns jetzt besonders. Man brachte früher hier alle jene Vorschriften unter, welche kirchlicherseits über Eheverhältnisse, Speiseordnungen, Klostergelübde, Sabbathregeln u. dergl. gegeben wurden. Inwieweit nun derartige alte Vorschriften nütze oder unnütz waren, kümmert uns weniger. Wir suchen den Geist zu verstehen, aus dem sie entsprangen. Sehen wir recht, so verhält es sich mit ihnen so: Das christliche Leben soll sich in den Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen des christlichen Volkes wiederspiegeln, thut es aber oft nicht. Es ist eine gewisse geordnete Beeinflussung nöthig. Diese könnte ebenso gut, ja sie sollte in vielen Fällen von der communalen oder staatlichen Organisation ausgehen, wird aber nun, damit sie nicht ganz unterbleibt, von der kirchlichen Organisation gleichsam in Stellvertretung übernommen, bis die eigentlich berufene Organisation sich der Sache annimmt. So hat lange Zeit hindurch die organisirte Kirche die Regelung der Schul- und Eheangelegenheiten in Händen gehabt, bis sie dieselbe denjenigen Organisationen überlassen konnte, welchen sie im Grunde immer zugehört haben.

Dies ist die protestantische Ansicht über das fragliche Gebiet. Die Verhandlungen über den Windthorst'schen Schulantrag im preußischen Landtag haben gezeigt, wie einmüthig alle protestantischen Gruppen zu dem Satze stehen, daß die früher kirchlich verwaltete Schule im Princip nicht Angelegenheit der Kirche ist. Die römische Kirche denkt ja bekanntlich anders. Sie möchte Alles, was christlicher Beeinflussung fähig ist, der kirchlichen Organisation dauernd unterstellt wissen. Bei ihr kann daher auch die kirchliche Eingliederung einer christlichen Liebesorganisation gar nicht als Problem erscheinen, die Eingliederung erscheint von vorn herein als das Nor-

male. Wir sind nicht dagegen, wenn unsere Kirchenorganisation aus Noth zeitweise auch Dinge, die nicht Wortverkündigung oder Cultus betreffen, übernehmen muß, aber wir halten es nicht für etwas Wünschenswerthes.

Um nun in der angeführten zweifachen oder dreifachen Weise wirken zu können, sucht sich die Kirche ihre Amts- und Verfassungsformen. Wir dürfen die jetzigen Verhältnisse als im Allgemeinen bekannt voraussetzen. Die Hauptthätigkeit ruht im Pfarramt, welches zugleich lehrend, cultisch handelnd, und theilweis verwaltend auftritt. Die Pfarramtsthätigkeit wird durch das kirchliche Regiment in allen diesen Richtungen einheitlich normirt. Eine collegiale Organisation steht in den Kirchenvorständen, (Diözesanversammlungen) und in der Landessynode dem älteren Organismus zur Seite. Ueber die rechtliche Vertheilung der Befugnisse zwischen diesen Factoren braucht um des Themas willen nicht geredet zu werden.

3. Das Verhältniß der inneren Mission zur kirchlichen Organisation.

Das Verhältniß der inneren Mission zur Kirche in jenem ersten Sinne, wonach sie die Summe der Getauften ist, kann sehr kurz mit dem einen Worte erledigt werden: die innere Mission ist insofern eine innerkirchliche Erscheinung, als sie nur auf dem Boden der vorhandenen Christenheit vorkommen kann. Das Verhältniß zur Kirche in dem zweiten Sinne, nach welchem die Kirche die wahrhaft gläubigen Christen umfaßt, ist nicht in ganz scharfer Weise bestimmbar. Es würde nämlich zu viel gesagt sein, wenn man behaupten wollte, es gehöre zum Wesen des wahren Christen, innere Mission zu treiben. So steht es nicht. Noch heute giebt es treue, überzeugte Christen genug, welche mit keinem der im ersten Capitel genannten Arbeitsgebiete in directer Berührung stehen. Man kann nur so viel sagen: die innere Mission ist eine hauptsächliche Lebensäußerung des in der Kirche vorhandenen Glaubens gerade unter den eigenartigen Verhältnissen unserer Zeit, wenngleich die größte jetzt bemerkbare derartige Lebensäußerung.

Damit nun, daß die innere Mission auf dem Boden der äußeren Kirche steht und durch den Geist kirchlicher Gläubigkeit hervorgerufen ist, ist noch nichts gesagt über ihre Beziehungen zur kirchlichen Organisation, d. h. zu dem System von Aemtern und Einrichtungen, welche die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Ordnung des christlichen Gemeinschaftslebens zum Zwecke haben. Dies Verhältniß kann auf dreifache Weise gedacht werden:

1) Es giebt eine, allerdings nicht zahlreiche, Gruppe, welche gegen die kirchliche Organisation als solche mißtrauisch oder feindlich sind. Ihnen erscheint die innere Mission von vorn herein als ein lebendiger Protest des kräftigen Glaubens gegen die Fesseln der Verfassung. „Gerade weil in der großen (organisirten) kirchlichen Gemeinschaft die Erscheinung und Wirksamkeit echt christlichen Geistes nicht in der Ausdehnung zur Geltung kommen konnte, welche den im Volke herrschenden Bedürfnissen entsprochen hätte, gerade darum schied sich ein Theil ihrer Glieder aus, um diesem Bedürfniß zu genügen. Zwar ging diese Ausscheidung nur soweit, als sie das Obliegen dieser besonderen Aufgabe erforderte. Die innere Mission setzte etwas aus sich heraus, was der kirchlichen Gemeinschaft zu thun unmöglich war, in ihr gelangten Kräfte zur Entfaltung, die im kirchlichen Verbande gehemmt blieben. Wenn dem aber so ist, dann darf unter keinen Umständen die kirchliche Gemeinschaft darauf hinarbeiten, die innere Mission ihrer freien Bewegung dadurch berauben zu wollen, daß sie ihr dieselben Fesseln anzulegen sucht, in welche sie selbst, wol zum Theil ohne sich dessen bewußt zu werden, durch ihre beengende Verfassung seit langer Zeit geschlagen ist."

So sagte Pestalozzi in seiner Streitschrift gegen den Verfasser dieser Zeilen (Die innere Mission und ihr Verhältniß zu Staat und Kirche, Haynau und Leipzig 1889). Wir geben einiges aus seinen Vordersätzen zu, nämlich so viel, daß allerdings die kirchliche Organisation in unserem Jahrhundert nicht im Stande war, allen kirchlichen Aufgaben zu genügen. Ob sie überhaupt genügend sein konnte, soll hier noch nicht gefragt werden. Aber darum, weil früher die Organisation gewisse Arbeiten nicht vollbracht hat, soll man ihr die Fähigkeit dazu doch nicht für alle Zukunft absprechen. Die kirchliche Organisation ist ja nichts ein für alle Mal Vollendetes, sie kann alte Theile verlieren und neue Theile gewinnen. Und was das anbetrifft, daß die innere Mission mit jeder Angliederung an die organisirte Kirche ihre Freiheit verlieren wird, so ist das ja wahr. Aber die Freiheit verliert sich auf jeden Fall, so oder so. Zeiten erster Liebe und ersten Versuchens können in keiner Sache ewig bleiben, die ersten Interessen müssen sich allmälig von neuen Bewegungen verdrängen lassen. Es tritt schon jetzt in den älteren Unternehmungen der inneren Mission die Zeit ein, wo sie ihren regelmäßigen Bestand gewonnen haben. Es giebt über sie nicht mehr viel zu sagen, weil Alles gefestigt ist. Die Aufgaben der Leitung sind sehr einfache geworden. Die Privatsache wurde thatsächlich schon zur Institution. Warum soll man die Oberleitung einer solchen nicht in die Hände einer festen Organisation legen dürfen?

Dazu kommt noch eins: die innere Mission würde zu Grunde gehen, wenn sie alle ihre Kinder für alle Zeit selber ernähren sollte. Die Gabenfreudigkeit der christlichen Kreise ist nicht unbeschränkt. Man wird hinreichendes Geld für neue Bestrebungen nur bekommen, wenn man die Geber von gewissen alten Verpflichtungen nach Möglichkeit zu entlasten sucht. Schon jetzt haben wir innerhalb der inneren Mission etwas, was dem Kampf ums Dasein verzweifelt ähnlich sieht. Es kranken bereits hie und da alte segensreiche Gründungen an Geldmangel, weil neue Anforderungen lebhafter und dringender an die Herzen und Beutel zu appelliren wissen. Vieles Gute wird infolge dieser Zustände zu Grunde gehen müssen, wenn es um der „Freiheit" willen sich jeglicher Anfügung an geldmächtige Organisationen entzieht.

Aber nicht nur das Geld wandert von alten Liebeswerken zu neuen, auch die Kraft des Geistes und der Personen. Früher stellten sich erste Geister persönlich in den Dienst der Rettungshäuser. Jetzt wenden sie sich neueren Arbeitsgebieten zu. Dadurch wird allmälig das geistige Capital der alten Gebiete geringer. Sie gerathen in eine gewisse natürliche Mittelmäßigkeit hinein, in der sie sich selber nicht erhalten können, wenn sie nicht an einer Macht Halt finden, bei der sich des Geistes Capital beständig erneuert.

Wir weisen somit Diejenigen zurück, welche denken, die innere Mission dauernd in allen ihren Werken als etwas für sich Bestehendes erhalten zu sollen und zu können.

2) Soweit geht eine zweite Gruppe mit uns, welche sagt: die ganze innere Mission soll der organisirten Kirche eingefügt werden. Man weist darauf hin, wie freundlich und innig sich das Verhältniß von beiden seit dem Jahre 1848 gestaltet hat, wie sehr die innere Mission ihrerseits sich bemüht, kirchlich correct zu sein, und wie sehr das Kirchenregiment seinerseits darauf bedacht ist, durch Wort und Gabe die innere Mission zu fördern. Diese Freundlichkeit werde dazu führen, daß die organisirte Kirche sich selbst durch allmälige Aufnahme der inneren Mission in ihren Arbeitskreis bereichern werde.

Diesen Gedankengang weisen wir nur insofern ab, als er von der Verkirchlichung der ganzen inneren Mission redet. Eine theilweise Verkirchlichung halten wir selbst für wahrscheinlich und normal. Dagegen die ganze innere Mission als sich verkirchlichend zu denken, haben wir historische und principielle Gründe.

Historisch angesehen lehrt die Entwickelung der christlichen Waisenpflege, daß die Verkirchlichung christlicher Liebesorganisationen nichts Selbstverständliches ist. Wenn irgend etwas, so waren die unter den Einwirkungen A. H. Francke's entstehenden Waisenhäuser eine Art innere Mission vor der inneren Mission. Die Waisenhäuser sind geblieben, aber nicht als Theile der organisirten Kirche, sondern in der Hauptsache als Theile der communalen und staatlichen Armenversorgung.

Principiell betrachtet, können wir es aber gar nicht wünschen, daß die Kirche derartige Dinge wie Waisenhäuser zu verwalten habe. Damit reden wir nicht der „Entchristlichung der inneren Mission" das Wort. Nein, wir wünschen in alle Waisenhäuser u. s. w. einen recht lebendigen christlichen Geist. Derselbe ist aber nicht an die kirchliche Verwaltung gebunden. Was wir um jeden Preis vermeiden wollen, ist die Ueberlastung der kirchlichen Organisation mit Arbeiten, die nicht in ihre nächste Aufgabe hineingehören. Nur für den Fall, daß eine gute christliche Arbeit entweder zur Verkündigung des Wortes Gottes und zur christlichen Gemeindebildung selber gehört, oder daß sie schlechterdings von keiner anderen bestehenden Organisation erfolgreich übernommen werden kann, soll sie kirchlich werden.

3) Damit sind wir zur Darlegung der eigenen Ansicht gelangt. Sie ist diese: Derjenige Theil der inneren Mission, welcher der äußeren Noth entgegenarbeitet, wird nicht in die Hände der organisirten Kirche gelangen, sondern in die der staatlichen oder communalen Organisation, aber der Theil, welcher der Glaubenslosigkeit entgegenarbeitet, geht auf dem Wege zur Verkirchlichung. Ein noch nicht zu bestimmender kleinerer Theil wird kräftig genug sein, in der Form isolirter Stiftungen weiter zu bestehen, oder wird mit

der Zeit untergehen. Dies ist die schon 1849 in seiner Denkschrift „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“ ausgesprochene aber leider halb vergessene Ansicht des „Vaters der inneren Mission“ D. Wichern:

„Die innere Mission hofft eine solche Rettung der Gesellschaft, aus der auch Staat und Kirche wieder zu neuem Leben auferstehen und sich neu in Christo gestalten werden — ein Ziel, mit dessen Erreichung auch das Ende der inneren Missionsarbeit immer näher rückt, da sie sich nur als Dienerin weiß, die nach geleistetem Dienste vom Schauplatz ihrer Arbeit zurücktreten will.“

Es scheint, als sei es eine Folge davon, daß die innere Mission meist in Theologenhänden liegt, daß so vielfach ihre Bedeutung für das staatliche Volksleben übersehen wird. Auch wirken falsche Vorstellungen von der „Unchristlichkeit“ des Staates mit. Wir sind der freudigen Ueberzeugung, daß durch die innere Mission dem Staate wesentliche Anregungen und Hilfen gerade im christlichen Sinne bereits jetzt zu Theil werden, und wissen, daß nicht wenige Verwaltungsbeamte diese Ueberzeugung theilen. In welcher Weise aber die innere Mission sich der staatlichen Organisation etwa eingliedern könnte, gehört nicht hierher (siehe „Christliche Welt“ 1888, Nr. 43 u. 45).

Wir leugnen also für die im ersten Abschnitt in der ersten Spalte aufgeführten Theile der inneren Mission ein directes Verhältniß zur organisirten Kirche. Damit wollen wir es natürlich keinem Pastor oder sonstigen Kirchenvertreter verwehren, sich an der Leitung der betreffenden Werke zu betheiligen. Im Gegentheil wünschen wir diese Betheiligung in ausgedehntester Weise, sehen es auch gern, wenn sie statutarisch fixirt wird. Aber damit, daß etwa der Pastor als solcher zum Ausschuß der Herberge zur Heimath gehört, ist ja nicht im Geringsten die Herberge in den Bereich der organisirten Kirche gezogen, denn die Theilnahme an den Herbergssitzungen ist doch keineswegs amtliches Handeln. Ebenso könnte man den Bezirksarzt zum ständigen Mitgliede des Ausschusses machen, ohne doch damit die Unternehmung der Medicinalbehörde anzuvertrauen.

Eingehender müssen wir uns damit befassen, welches das Verhältniß der in der zweiten Spalte aufgeführten Thätigkeiten zur organisirten Kirche ist. Wir gehen dabei vom jetzigen Bestande aus. Ein großer Theil der in Rede stehenden Arbeiten ist schon jetzt in der Hauptsache Pastorensache (Leitung der Sonntagsschulen, Jünglingsvereine, Einrichtung von christlichen Familienabenden, Bibelstunden u. s. w.). Anderes hängt so sehr mit der Predigtarbeit der Gesammtkirche zusammen, daß es ohne Mitwirkung derselben kaum gedacht werden kann (Predigt für Wandernde, Bibelverbreitung u. s. w.). Noch Anderes überläßt man besonders in der Stadtmission Männern mit halbtheologischer Vorbildung, den „Brüdern“. Nur Weniges ist den Laien wirklich überlassen (Hilfsarbeit in der Sonntagsschule, Leitung von Jungfrauenvereinen u. s. w.). Dieses Ueberwiegen des pastoral theologischen Elementes macht ja an sich die Sache noch nicht kirchlich, zeigt aber doch so viel, daß auf diesem Gebiete sehr nahe Berührungen mit der Aufgabe der organisirten Kirche sich befinden. Dazu kommt, daß sich bereits in etlichen Arbeitszweigen das Gefühl einstellt, daß die jetzigen Verhältnisse keine bleibenden sein können. Man sucht nach festerer Ordnung, zumeist auf dem Gebiete der Stadtmission.

Wie wird die festere Ordnung gefunden werden können?

1) Es wird sich ein neues Amt nöthig machen, oder wenn man so will, eine neue Form des alten pastoralen Amtes. Um dies als Nothwendigkeit zu zeigen, seien einige Angaben aus dem „Jahrbuch der Berliner Stadtmission“ erlaubt:

Die Stadtmissionare sehen den „seelsorgerlichen Besuch“ als ihr „eigentlichstes Arbeitsfeld“ an. Sie standen mit 9000 Familien in dauernder Besuchsverbindung. Manche Pastoren lassen nicht nur fehlende Confirmanden durch Stadtmissionare aufsuchen, sondern auch sämmtliche Eltern der Confirmanden durch Brüder besuchen und zum heiligen Abendmahl einladen. In einem Jahre mahnten die Brüder 3698 Taufversäumer und 3688 Trauverweigerer. Vielfach hielten sie in allerlei Sälen Bibelstunden und sonstige religiöse Versammlungen ab.

Heißt das nicht: die Brüder sind thatsächlich Pastoren neben den Pastoren? Ihre Thätigkeit kann nur dann mit der der bisherigen Pastoren in dauernder Harmonie bleiben, wenn man nach und nach ihnen einen kirchlichen Charakter giebt, das heißt, ein geistliches Amt niederen Grades schafft. Niederen Grades nennen wir es nur darum, weil es vom Amtsträger geringere Vorbildung fordert. Erst wenn dieses neue Amt da ist, wird man die jetzigen Ungeeignetheiten beseitigen können, welche darin bestehen, daß die theologische Bildung zu den sich immer gleichbleibenden Handlungen (Taufe, Trauung) erforderlich geachtet wird, während „Brüder“-bildung zur Seelsorge und Wortverkündigung ausreicht.

Natürlich tritt das Bedürfniß nach einer nichttheologischen Art von Kirchendienern nicht überall hervor. Wir sagen auch gar nicht, man solle sie schaffen, sondern wir behaupten, daß sie durch die innere Mission von selbst entstehen werden. Man wird immer mehr eigentlich kirchliche Arbeiten entdecken, zu denen die akademische Vorbildung nicht nöthig ist, die man aber doch nicht der Privatthätigkeit überlassen möchte. Vor Allem wird das der Fall sein mit den Versuchen zur Gemeindebildung.

2) Die innere Mission wird der organisirten Kirche es nahe legen, neue Formen der christlichen Gemeinschaft zu bilden. Unsere protestantische Kirche entbehrt leider des christlichen Gemeinschaftslebens fast völlig. Unsere Gemeinden sind nur nach localen Grenzen entstanden und haben keinen Trieb, sich als Gemeinschaften zu entwickeln, weil sie zu groß und zu mannigfaltig gemischt sind. Als Ersatz dessen, was unter idealsten Umständen die Gemeinde als solche zu bieten hätte, sind die zahllosen Vereine entstanden, die wir zur inneren Mission rechnen. Sie werden nicht immer das lockere Gefüge ganz freier Vereinigungen behalten können. Der Drang der Selbsterhaltung wird sie eine gewisse Anlehnung an die kirchliche Organisation als solche suchen lassen. Schon jetzt liegen bemerkenswerthe Beispiele in dieser Hinsicht vor. Es kann sein, daß neben den vorerwähnten Geistlichen geringerer Vorbildung auch die Kirchenvorstände in der Entstehung kirchlicher Gemeinschaftsbildungen ein ihnen entsprechendes Arbeitsfeld finden werden.

3) Zu diesen beiden neuen Stücken, einem neuen Gemeindeamt und neuen Gemeinschaftsformen, scheint sich etwas Drittes stellen zu wollen, was nicht auf dem Boden der Localgemeinde erwächst. Man pflegt es Evangelistenamt zu nennen. In letzter Zeit sind von dem Centralausschuß für innere Mission (Berlin) Thesen veröffentlicht worden, welche in klarer und kirchlich nüchterner Weise von diesem neuen Berufe reden. Das Wesentliche an ihm ist dies: neben der seßhaften Bevölkerung haben wir eine große Menge fluctuirender Bevölkerung im jüngeren Kaufmannsstande, in den Transportbeamten, in vielen Arbeiterbranchen. Für diese fluctuirende Bevölkerung ist eine leichte bewegliche Verkündigung des göttlichen Wortes nothwendig. Außerdem sind es zweierlei Gaben, einer Gemeinde in treuer, jahrelanger Arbeit dienen und mit erweckender Rede sie einmal kürzere Zeit hindurch aufwecken zu können. Das Letztere setzt eine Art Reisepredigt voraus. Kurz, man sucht in der inneren Mission nach einer Form, der Beweglichkeit unserer Zeit auch in kirchlicher Beziehung gerecht zu werden, und denkt vor Allem daran, angestellte besonders geeignete Geistliche auf Zeit von ihren localen Aufgaben befreien und für das größere Ganze in freier Weise dienstbar machen zu können. Daß solches nur im Anschluß an die kirchliche Organisation geschehen könnte und dürfte, liegt auf der Hand; ja daß im Grunde das Evangelistenamt von vorn herein seinen Ausgangspunkt im Kirchenregimente finden sollte.

Wenn die organisirte Kirche diese drei Stücke, ein zweites Amt in größeren Localgemeinden, eine festere Gemeinschaftsorganisation und das nicht locale Evangelistenamt, in sich aufgenommen haben wird, so werden die Tendenzen zu ihrem Ziele gelangt sein, welche jetzt den zweiten auf Verbreitung des christlichen Geistes gerichteten Theil der inneren Mission beleben, und diese Art innerer Mission wird als private Unternehmung verschwinden dürfen.

Fr. Naumann.

Bücherbesprechung.

γ. **Die politische und militärische Bedeutung des Kaukasus.** Von Otto Wachs, Major a. D. Berlin, Wilhelmi. — Es ist eine Studie, welche die Herausgabe als Sonder-Abdruck aus den „Jahrbüchern für die Armee und Marine“ durch Form und Inhalt voll rechtfertigt und den Beweis für den gediegenen Inhalt der Jahrbücher, welcher denselben allezeit nachzurühmen war, von Neuem erbringt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 140. Sonnabend, den 23. November. 1889.

Ueber das Begräbniß der Selbstmörder.

Die beklagenswerthe Zunahme der Selbstmorde, besonders in unserm engeren Vaterlande, dem Königreiche Sachsen, legt allen Denen, welchen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, immer wieder die Frage nahe, wie sich das öffentliche Gewissen dieser traurigen Erscheinung gegenüber zum Ausdruck zu bringen hat. Das hat nun ganz besonders bei dem Begräbnisse der Selbstmörder zu geschehen, und hierin ist die Wichtigkeit begründet, welche man der Frage über diese Begräbnisse beilegen muß. Noch einige andere Beziehungen tragen zur Erhöhung dieser Wichtigkeit bei. Vornehmlich ist es ja die Kirche, welche durch ihre Vorschriften über jene Begräbnisse das öffentliche Gewissen zu vertreten hat, und da kann es, bei der Verschiedenheit sowol des religiösen, als auch des sittlichen Standpunktes in unserm Volke, an entgegengesetzten Meinungen und an daraus entstehenden Conflicten nicht fehlen. Dies ist in der That auch der Fall, und nicht nur der einzelne Geistliche, als ausübendes Organ der Kirche, sondern diese selbst in ihrer ganzen Einwirkung auf die Gemeinden hat unter solchen Conflicten bisweilen schwer zu leiden. Und es versteht sich von selbst, daß auch zuletzt die Gemeinden selbst hiervon den größten Schaden haben, wenn durch solche einzelne Fälle eine gewisse Entfremdung zwischen der Kirche und größeren Volkskreisen entsteht, oder eine schon vorhandene sich erweitert.

Im Allgemeinen herrscht nämlich bei den Geistlichen, wenigstens innerhalb der Landeskirche des Königreichs Sachsen, eine strengere Ansicht in Betreff des Begräbnisses der Selbstmörder vor. Es knüpft diese Ansicht nicht nur an die frühere, strengere kirchliche Gesetzgebung und an eine seit alten Zeiten geübte rücksichtslose Praxis an, sondern — wir geben dies zu — sie geht von einer ernsten sittlich-religiösen Anschauung aus, wonach die Kirche auf diese Weise den Abscheu vor der Sünde bezeugen und zugleich zur Verhütung fernerer Selbstmordfälle beitragen soll. Wenn nun die neuesten Verordnungen des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums in dieser Angelegenheit (Verordnung vom 3. Januar 1876 und vom 6. October 1877, siehe Koch, Handbuch für Kirchenvorsteher, Seite 25, 148) einer milderen Ansicht huldigen und für die meisten Selbstmordfälle ein kirchliches Begräbniß zulassen, so giebt es nicht wenige Geistliche, die damit nicht einverstanden sind und ihren Einfluß dahin einsetzen, durch die Kirchenvorstände Ortsregulative aufzustellen, in welchen die früheren strengeren Vorschriften wenigstens theilweise für die betreffende Gemeinde wiederhergestellt werden.

Dagegen fühlen sich in den meisten Fällen die Hinterlassenen und die mit ihnen meist sympathisirenden Gemeindeglieder, besonders unter den besseren Ständen, durch jede Beschränkung der kirchlichen Feierlichkeiten tief verletzt; sie suchen bisweilen durch recht auffälligen Prunk das etwa Fehlende zu ersetzen und so den in ihren Augen der Familie angehefteten Makel zu verdecken. Selbst durch feindselig gefärbte Ansprachen sucht man dem verletzten Gefühle Luft zu verschaffen, und es fehlt nicht viel, daß die That des Selbstmordes von solcher Seite nicht blos beschönigt, sondern sogar verherrlicht wird. Dadurch wird andererseits bei den Vertretern des ernsten religiös-sittlichen Standpunktes der Eifer für diesen gesteigert, ja ein gewisser Zorn erregt, in welchem ihnen leicht die Würdigung und Schonung auch berechtigter Gefühle der Hinterlassenen abhanden kommt. Denn unberechtigt sind die Gefühle der Hinterlassenen nicht. Der Selbstmord ist nicht einfach als Verbrechen gegen göttliche und menschliche Ordnung aufzufassen, sondern in den weitaus meisten Fällen als das traurige Ende einer unseligen Verkettung von Unglück und Schuld, bei welcher auch der unparteiischste Richter selten im Stande ist, die richtige Grenze zu ziehen. Die Hinterlassenen aber, welche bei einem Begräbnisse hauptsächlich in Frage kommen, trifft der Selbstmordfall in der Familie als ein schweres, entsetzliches Unglück, das naturgemäß unser Mitleid und unsere Theilnahme, nicht aber verletzende, rücksichtslose Behandlung herausfordert. Ein solcher Fall wird von der Familie (ob mit Recht oder Unrecht, das bleibe dahingestellt) als eine Schande empfunden, die sie ohne ihre Schuld trifft. Diese Wunde nun sollte man doch lieber schonend verbinden, statt sie zu vertiefen. So steht denn auch bei den Conflicten, die sich wegen des Begräbnisses eines Selbstmörders erheben, die öffentliche Meinung fast ausnahmslos auf Seiten der Hinterlassenen. Sie wird hierbei von dem natürlichen, menschlichen Mitgefühl geleitet, das wir durchaus nicht als ein mißleitetes bezeichnen wollen. Die Parteinahme für die Hinterlassenen ist auch nicht erst etwa ein Erzeugniß moderner Unkirchlichkeit oder erschlafften sittlichen Urtheils. Es ist vielmehr ein Zeichen liebevoller Theilnahme, also doch ein Zeichen wirklich christlicher Gesinnung, wie sie in früheren Zeiten nur einzelnen, edleren Naturen eigen war, jetzt aber mehr und mehr Gemeingut zu werden verspricht. Denn in früheren Zeiten herrschte bei dem Unglück Andrer häufig Rohheit und Theilnahmlosigkeit, ja Schadenfreude vor, und die Begräbnisse der Selbstmörder in diesen Zeiten waren nicht Kundgebungen christlicher Gesinnung, sondern eines rohen, unchristlichen Fanatismus. Daß einzelne edle Naturen sich aber auch schon in roheren Jahrhunderten über ihre Zeit erhoben und speciell sich auch über die damalige Behandlung der Selbstmörder empört haben, dafür ist uns kein Geringerer als Shakespeare Gewährsmann, der Dichter, dem man doch gewiß weder tiefernste Anschauung von Sünde und Schuld, noch überhaupt christliches Verständniß absprechen kann. Er läßt bei dem Begräbnisse der Ophelia, welche ihr Leben freiwillig in den Fluthen des Wassers geendet hatte (Hamlet V, 1), den Priester die unvollständigen Feierlichkeiten also rechtfertigen:

> „Wir dehnten ihr Begräbniß aus, so weit
> Die Vollmacht reicht: ihr Tod war zweifelhaft,
> Und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,
> So hätte sie in ungeweihtem Grund
> Bis zur Gerichtstrommete wohnen müssen.
> Statt christlicher Gebete sollten Scherben
> Und Kieselstein' auf sie geworfen werden.
> Hier gönnt man ihr doch ihren Mädchenkranz
> Und das Bestreun mit jungfräulichen Blumen,
> Geläut und Grabstätt'."

Und weiter:

> „Wir würden ja der Todten Dienst entweihn,
> Wenn wir ein Requiem und Ruh' ihr sängen,
> Wie fromm verschiednen Seelen."

Das hierdurch verletzte Gefühl der Hinterlassenen bringt dann der Bruder der Verstorbenen mit den Worten zum Ausdruck:

„Legt sie in den Grund,
Und ihrer schönen unbefleckten Hülle
Entsprießen Veilchen! — Ich sag' dir, harter Priester,
Ein Engel am Thron wird meine Schwester sein,
Derweil du heulend liegst."

So scheinen sich die Ansprüche des natürlichen Gefühls einerseits und die des christlichen Ernstes andererseits einander gegenüberzustehen, und mancher gewissenhafte Geistliche hat den Conflict, der zwischen ihm und den Hinterlassenen zum Ausbruch kam, zuvor schon innerlich in sich selbst durchzukämpfen gehabt. Sollte aber der Widerspruch nicht seine Lösung finden können? Kann das Christenthum dem berechtigten natürlich-menschlichen Gefühle in der That widersprechen, da es doch vielmehr alles Natürlich Menschliche nur läutern und vollenden, zu seinem wahren Ausdruck bringen will? Gewiß nicht. Wir brauchen als Christen wahrhaftig niemals das natürliche Mitleid, das Erbarmen mit den Unglücklichen, mit einem Worte: die christliche Liebe zu verleugnen. Das lehrt uns Jesus Christus selbst, indem er in seiner Person Heiligkeit und Liebe als Eins darstellt.

Fragen wir also zunächst, ob der Selbstmord seiner Natur nach überhaupt eine milde Behandlung seiten der Kirche ausschließt.

Ohne Zweifel ist der Selbstmord nach christlicher Anschauung eine schwere Sünde Giebt es auch kein ausdrückliches Schriftwort, welches dies ausspricht (denn die bisweilen angeführte Stelle Spr. 24, 8 handelt, richtig übersetzt, gar nicht vom Selbstmord), so ist es doch die einfache Folgerung unbestrittener christlicher Wahrheiten. Gott ist der Herr unseres Lebens, der allein unsere Lebenszeit bestimmt: der Selbstmord ist ein eigenmächtiger Eingriff in dieses göttliche Recht, ein Ungehorsam, eine Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen und seine Schickungen. Der Leib ist ein dem Menschen von Gott anvertrautes Gut, wofür er als Gottes Haushalter diesem verantwortlich ist. Der Selbstmord ist demnach auch Untreue gegen Gott. Wie man daher das fünfte Gebot: Du sollst nicht tödten, mit Recht auch auf den Selbstmord beziehen kann und muß, so auch das apostolische Wort: So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr. Ist nun der Selbstmord unzweifelhaft Sünde, so fragt es sich, ob er deshalb ein christliches Begräbniß ausschließen muß. Es würde dies so wenig als bei allen anderen Sünden zu folgern sein, wenn nicht der Selbstmord eine Buße über diese Sünde, und darum auch eine Vergebung derselben auszuschließen schiene. Ohne uns hier in theologische und psychologische Spitzfindigkeiten einzulassen, müssen wir doch sagen: Wenn unser Heiland ausdrücklich versichert, daß alle Sünden vergeben werden können, nur nicht die Sünde wider den heiligen Geist, so ist damit doch eine Vergebung auch des Selbstmords unzweifelhaft als möglich hingestellt. Denn das hat noch Niemand behauptet, daß der Selbstmord eine Sünde (oder gar die Sünde) wider den heiligen Geist sei. Ueberdies drängt sich uns gar oft die Ueberzeugung auf, daß die Selbstmörder keineswegs die schlimmsten Menschen waren, sondern gerade solche, die man achtete und liebte, ja selbst solche, die man für fromme Christen ansah. Die Annahme, ein Selbstmörder müsse allen Glauben verleugnet haben und gänzlich von Gott abgewandt sein, ist völlig unhaltbar. Natürlich haben wir Menschen dem göttlichen Urtheile nicht vorzugreifen, aber, so wenig wir ein Recht haben, einen Selbstmörder ohne Weiteres für selig zu erklären, ebenso wenig haben wir das Recht, ihn zu verdammen. Auch der Umstand, daß nach menschlichem Ermessen ihm keine Frist zur Buße mehr gegeben war, berechtigt uns nicht zu solchem Verdammungsurtheile. Wir haben das Gericht, wie bei jedem Verstorbenen, so auch hier, Gott anheimzustellen, und dürfen auch hier auf Gottes Barmherzigkeit hoffen. Daß Gott sicher nicht der einfache Vollstrecker beschränkter menschlicher Urtheile sein werde, dieser Gedanke liegt dem schon angeführten Shakespeare'schen Ausspruche zu Grunde: „Ich sag' dir, harter Priester, ein Engel am Thron wird meine Schwester sein, derweil du heulend liegst."

Gleichwol ist für die Kirche die Pflicht, im Namen des öffentlichen Gewissens gegen den Selbstmord Zeugniß abzulegen, nicht von der Hand zu weisen. Auch erscheint es als ihre Aufgabe, durch Versagung des christlichen Begräbnisses von weiterer Verübung dieses Verbrechens abzuschrecken. Man hat in Bezug auf letzteres überhaupt in Abrede gestellt, daß die Strafe zur Abschreckung von Verbrechen dienen könne und solle. Gewiß nicht mit Recht. Denn so gewiß die Abschreckung nicht der einzige, auch nicht der höchste Zweck der Strafe ist, so gewiß kann dieselbe gar wohl ein untergeordneter Zweck derselben sein, und muß es auch sein. Sehr fraglich ist aber, ob die Versagung des christlichen Begräbnisses diesen Zweck zu erfüllen habe, oder auch nur erfüllen könne. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Gedanke hieran einen Unglücklichen von der unseligen That abhalten werde. Entweder denkt der Selbstmörder an sein Begräbniß gar nicht, oder, wenn er daran denkt, ist es ihm gleichgiltig, oder, wenn es ihn bekümmert, so ist das nur ein bitterer Tropfen mehr in dem bis zum Rande gefüllten Kelche innerer Noth. Sehen wir aber auf die Pflicht der Kirche, durch Versagung des christlichen Begräbnisses Zeugniß gegen den Selbstmord abzulegen, so haben wir zugleich zu bedenken, ob sie nicht dabei in vielen Fällen die höhere Pflicht, christliche Liebe walten zu lassen, zu trösten, Wunden zu verbinden, verletzt. Ganz gewiß wird jene Versagung zum Unrecht, wenn sie unzurechnungsfähige Selbstmörder trifft. Es ist nämlich unbedingt, wie es auch schon das alte Mandat vom 20. November 1779 thut, zwischen freventlichen und mehr oder minder zurechnungsfähigen Selbstmördern zu unterscheiden. Auch Diejenigen, die in der Frage über die Beurtheilung des Selbstmords den schroffsten Standpunkt einnehmen, müssen zugeben, daß es wirklich unzurechnungsfähige Selbstmörder giebt. Wenn Jemand im Fieber, im Wahnsinn sich das Leben nimmt, ist er unzurechnungsfähig. Der Selbstmord ist dann nicht anders, als eine Verunglückung zu betrachten, und es liegt nicht der geringste Grund vor, in solchen Fällen bei dem Begräbnisse irgend welche Ausnahme von den gewöhnlichen Feierlichkeiten eintreten zu lassen. Hierüber dürfte wol allgemeines Einverständniß bestehen; nicht so über die Frage, in welchem Falle diese völlige Unzurechnungsfähigkeit anzunehmen ist. Manche wollen nicht glauben, daß der Verstorbene wahnsinnig gewesen sei, namentlich dann, wenn derselbe vorher zwar Trübsinn, nicht aber eigentlichen Wahnsinn gezeigt hat. Insbesondere begegnet die Annahme, die That sei infolge momentanen Wahnsinns erfolgt, vielen Zweifeln. Es gewinnt bisweilen den Anschein, der momentane Wahnsinn sei nur als Nothbehelf angenommen, um den Selbstmörder zu entschuldigen, oder doch um da einen Grund anzuführen, wo man den eigentlichen nicht zu finden vermag. Es mag dies sein, allein dennoch ist die Entscheidung hierüber den dazu berufenen Fachleuten, also den Aerzten zu überlassen, und ihre Entscheidung ist unbedingt zu beachten. Namentlich ist der Geistliche weder äußerlich, noch innerlich berechtigt, in einer Angelegenheit, die so schwer zu beurtheilen ist, in welcher die Wissenschaft immer neue Gesichtspunkte gewinnt und überhaupt noch im Flusse ist, das Urtheil der Fachleute apodiktisch als unrichtig zu bezeichnen und zu behandeln. Große Schwierigkeit in der Beurtheilung bieten dem Geistlichen die Fälle, in denen der Arzt selbst nur eine theilweise oder geschwächte Unzurechnungsfähigkeit constatiren kann. Dahin gehören die Fälle, wo in der Lage des Selbstmörders der Grund zur That ziemlich offen daliegt, z. B. bei leiblicher Krankheit, unheilbarem Siechthum, bei Unglücksfällen, schweren Sorgen, unverschuldeter Schande u. dgl., infolge dieser Umstände aber tiefe Schwermuth oder augenblickliche Verzweiflung den Geist desselben umnachtet hat. Es sind das die recht häufigen Fälle, in denen Schwermuth als Grund des Selbstmords angegeben wird. Schließt Schwermuth die Zurechnungsfähigkeit aus? Manche sind geneigt, diese Frage unbedingt zu verneinen, aber gewiß mit Unrecht. Wer Gelegenheit gehabt hat, Blicke in das Seelenleben solcher Unglücklichen zu thun, in ihre Qualen und Kämpfe, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß in der That bei ihnen eine geistige Störung eingetreten ist, durch welche die freie Willenskraft, die Zurechnungsfähigkeit gehemmt wird. Inwieweit dies nun der Fall ist, und inwieweit der Betreffende selbst daran die Schuld trägt, das zu entscheiden, geht über die menschliche Einsicht hinaus. Wird also Schwermuth als Beweggrund des Selbstmords festgestellt, so hat sich der Geistliche hierbei zu beruhigen und an die Vorschrift in der Verordnung des Landesconsistoriums vom 6. October 1877 zu halten, welche lautet: „Im Allgemeinen ist Selbstmördern, falls sie nicht durch fortgesetzten anstößigen Lebenswandel öffentliches Aergerniß gegeben oder ihre That in zweifellos freventlicher Weise verübt haben, ein kirchliches Begräbniß unter Betheiligung des geistlichen Amtes nicht zu versagen." Das Consistorium hat auch einem Ortsregulativ, das die Bestimmung an die Spitze stellte: „Ein kirchliches Begräbniß findet für zurechnungsfähige Selbstmörder nicht statt," die Bestätigung aus dem ganz richtigen Grunde versagt, daß die Feststellung der Zurechnungsfähigkeit eines Selbstmörders unter Umständen schwierig sei. Es soll also im Zweifelsfalle die mildere Behandlungsweise eintreten und das kirchliche Begräbniß stattfinden. Aber freilich soll bei diesem kirchlichen Begräbnisse alles äußere Gepränge

vermieden werden, auch wird das Halten von Reden und Ansprachen am Grabe des Selbstmörders von Seiten anderer Personen, als des zuständigen Geistlichen für unzulässig erklärt. Ueber das Maß der dabei statthaften kirchlichen Feierlichkeiten ist in den örtlichen Begräbnißregulativen besondere Bestimmung zu treffen; in Ermangelung solcher Bestimmungen hat der Geistliche in zweifelhaften Fällen — soweit es im einzelnen Falle ohne Verzögerung der Sache geschehen kann — den Ortskirchenvorstand mit seinem Gutachten zu hören, sowie die Entschließung des Superintendenten einzuholen. Auch, wo ein kirchliches Begräbniß versagt werden muß, bleibt es dem Geistlichen als Seelsorger unbenommen, sich auf besonderen Wunsch der Angehörigen des Selbstmörders oder aus eigener Bewegung an dem Begräbnisse zu betheiligen und an dessen Grabe (oder nach Befinden auch im Hause der Angehörigen) zu sprechen.

Diesen Anordnungen kann man nur beistimmen, da sie ebensowol die christliche Milde und Schonung, als den christlichen Ernst und die Nothwendigkeit eines Zeugnisses gegen den Selbstmord berücksichtigen. Auch darf gehofft werden, daß bei solchem Verfahren der Gegensatz zwischen der Anschauung der Gemeinde und der des Geistlichen sich ausgleicht, indem einerseits die Gemeinde erkennt, wie die Kirche und der Vertreter der Kirche dem betrübenden Falle nicht kalt richtend, sondern liebevoll theilnehmend gegenübersteht, andererseits aber auch die Nothwendigkeit einsehen lernt, durch möglichste Einfachheit des Begräbnisses dem sittlichen Ernste sowol, als der natürlichen Stimmung der Hinterlassenen Rechnung zu tragen. Wol in allen Gemeinden ist neben der prunkvolleren, sogenannten öffentlichen Begräbnißweise auch eine einfachere, stille üblich, welche von manchen Gemeindegliedern ohnehin vorgezogen wird. Es dürfte nicht schwer sein, diese stille, aber kirchliche und durchaus nicht unehrliche Begräbnißweise für Selbstmordfälle verbindlich zu machen, und hierüber allenthalben in den Gemeinden Verständniß und Zustimmung zu erzielen. Dann wäre ja jeder Conflict beseitigt, ohne die Würde der Kirche und ihrer Vertreter irgendwie zu schädigen.

Noch bleibt uns zu erörtern übrig, wie es mit dem abgesonderten Orte zu halten sei, auf dem nach dem früheren Mandat die Selbstmörder zu beerdigen waren, und auch factisch auf den meisten Gottesäckern beerdigt worden sind, ja hier und da noch jetzt beerdigt werden.

Es ist gar keine Frage, daß gerade dieser abgesonderte Ort (der sogenannte Selbstmörderwinkel) die Gefühle der Hinterlassenen am tiefsten und dauerndsten verletzt, ja daß er für die betroffene Familie einen permanenten Schimpf bedeutet, der bei jedem Besuche des Grabes neue Verbitterung gegen die unchristliche Hartherzigkeit derer erregt, die zuerst das Vorbild der erbarmenden Liebe des Heilandes vor Augen haben sollten. Einen Selbstmörder an einem abgesonderten Orte begraben, kann gar keinen anderen Zweck, als den der Beschimpfung haben, wenn derselbe auch nicht Allen, die dabei betheiligt sind, klar ist. Als Beschimpfung bezeichnet ihn das Mandat vom 20. Nov. 1779 selbst, wo es wörtlich heißt: „In allen diesen Fällen" (und hierzu gehört die Bestimmung des abgesonderten Ortes) „ist jedoch über dergleichen schimpfliche Behandlung des Entleibten dessen Verwandten, bei Vermeidung nachdrücklicher Strafen, irgend einiger Vorwurf nicht zu machen." Ganz wohlgemeint, nur daß der Vorwurf auch stillschweigend aus dem Selbstmörderwinkel nur allzulaut redet! — Die frühere Zeit ging eben von dem jetzt hoffentlich dauernd beseitigten Grundsatze aus, ein Verbrecher müsse nicht nur bestraft, sondern auch beschimpft werden. Daher wurde die Strafe ausdrücklich mit Schimpf umgeben („ihm zum Schimpf und abscheulichem Exempel" war ein solenner Ausdruck), ja manche Strafen bestanden in der Hauptsache nur in Beschimpfung, wie z. B. die greuliche Prangerstrafe. Mit Recht empört sich dagegen unser sittliches Gefühl. Durch den Schimpf wird der Strafe das Heilende genommen, der Bestrafte vielmehr sittlich geschädigt. Doch davon ist nicht Noth, weiter zu reden. Die Beschimpfung des Verbrechers gehört zu den traurigen Erinnerungen an die uns jetzt ganz unverständliche Rohheit im Denken und Fühlen früherer, nicht allzu lange vergangener Zeiten. Darum ist nun auch die Beschimpfung der Selbstmörder vollständig unstatthaft, und wo sich noch ein Rest solcher Rohheit vorfindet (in manchen Landgemeinden ist es noch der Fall; man erspare uns die Aufführung solcher häßlichen Einzelheiten!), da tritt an den Geistlichen die Pflicht heran, dieselbe mit dem Worte Gottes auszufegen, nicht aber sie, etwa gar mit geheimer Zustimmung, zu dulden. Zu diesen Resten früherer Rohheit rechnen wir aber auch die Einrichtung eines abgesonderten Begräbnißortes für die Selbstmörder. Die Verordnungen des Landesconsistoriums schweigen über diesen Punkt, um so nöthiger ist es, sich einmal öffentlich dagegen zu erklären, da doch hin und wieder gerade hierauf noch Gewicht gelegt wird, und das Vorurtheil besteht, man müsse an diesem veralteten Gebrauche festhalten. Nichts zwingt dazu, den Selbstmörder also zu beschimpfen. Auf die Bibel kann man sich nicht berufen. Die Bewohner von Jabes begraben den Leichnam des durch Selbstmord umgekommenen Saul, und diese That wird ihnen als ein Beweis von Frömmigkeit, als eine gute That angerechnet, für die sie Gottes Segen zu erwarten haben, 2. Sam. 2, 4 ff. Was liegt ferner für eine Consequenz darin, die Selbstmörder zwar zu beschimpfen, die oft mehr unglücklich, als sündhaft waren, dagegen die notorisch lasterhaftesten, gottlosesten Menschen unbedenklich in der gewöhnlichen Reihe zu begraben!? Und wenn man den Liedervers anführt:

> Laß mich an meinem End'
> Auf Christi Tod abscheiden!
> Die Seele nimm zu dir
> Hinauf zu deinen Freuden!
> Dem Leib ein Räumlein gönn'
> Bei frommer Christen Grab,
> Auf daß er seine Ruh'
> An ihrer Seite hab! —

um die Entrüstung zu begründen, die einen frommen Christen darüber ergreifen muß, daß er seine Ruhestätte möglicher Weise neben einem Selbstmörder finden werde, so ist darauf zu entgegnen: Wer kann überhaupt wissen, ob er neben einem frommen Christen sein Grab findet? Der Dichter umschreibt mit jenen Worten sehr schön nur den Gedanken, daß man wünschen müsse, auf einem christlichen Gottesacker begraben zu werden, welchen Gedanken das Grab eines Selbstmörders durchaus nicht stört. Sollte aber Jemand sich damit doch noch nicht zufrieden geben, so weisen wir ihn darauf hin, daß auch Jesus Christus es auf sich genommen hat, zwischen zwei Verbrechern den Tod zu leiden. Möge darum überall der abgesonderte Ort von unsern Gottesäckern verschwinden! —

Mit dem Allen soll nun aber der Selbstmord selbst durchaus nicht in Schutz genommen sein. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß zu den ernstesten Aufgaben der Kirche gehört, demselben entgegen zu wirken. Hiezu ist aber auch außerhalb des Begräbnisses der Selbstmörder noch vielerlei Gelegenheit gegeben. In Predigt und Seelsorge wirke der Geistliche in dieser Richtung, namentlich wenn solche traurige Fälle in seiner Gemeinde vorgekommen sind. Auch würden vielleicht manche Selbstmordfälle verhütet werden können, wenn in größeren Parochien durch eine bisher immer noch nicht hinreichend erfolgte Theilung derselben es dem Geistlichen ermöglichst würde, der Vertrauensmann seiner Gemeindeglieder zu werden, so daß angefochtene schwermüthige Personen sich rechtzeitig an ihn um Trost und Zuspruch wenden können. K.

Bücherbesprechungen.

γ. Die französische Armee in Krieg und Frieden. Von Exner, Major z. D. und zweiter Officier des Bezirks-Commandos I Leipzig. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. — Es kann ein Buch wol kaum zu einem günstigeren Zeitpunkt erscheinen, als dieses hervorragende Werk unmittelbar vor dem Beginn der Reichstagsverhandlungen über die neuen deutschen Heeresvorlagen. Wir sind überzeugt, daß das ausgezeichnete Material, welches in dem vorliegenden Werke zu einer knappen, fesselnden Darstellung gelangt ist, sehr zur Klärung über die Tragweite des neuen französischen Heeres-Gesetzes beitragen wird. Dazu kommt, daß hier selten zuverlässiges Material vorliegt, jedenfalls die Grundlage für weitere Studien über die französische Armee. In dieser Beziehung genügt für den Militär der Hinweis, daß der Herr Verfasser identisch ist mit dem Bearbeiter der französischen Armee in den weit über Deutschland hinaus hoch angesehenen Löbell'schen Jahresberichten. Wir glauben gerade darauf großes Gewicht bei der Beurtheilung des Buches legen zu müssen, denn darin, daß das Werk über viele Verhältnisse aufklärt, welche die französische Heeresleitung jederzeit bestrebt war, dem Auslande möglichst unklar zu erhalten, liegt ein Verdienst desselben, den es vor allen bisher erschienenen Werken ähnlichen Inhalts voraus hat. Dazu kommt der praktische Vortheil des Buches, daß es erscheint, nachdem die Reorganisation der französischen

Landmacht anscheinend zu einem Abschluß gelangt ist, der dem Werke auch bleibenden Werth sichert. Wir bedauern es sehr, auf den reichen Inhalt des Buches nicht näher eingehen zu können. Wir sind überzeugt, daß das Buch zu denen gehören wird, die man nicht blos einmal liest, sondern die man dauernd zu besitzen wünscht. Auf seinen Werth als Grundlage für das Studium der französischen Armee (insbesondere auch für die wissenschaftlichen Arbeiten der Officiere) ist bereits hingewiesen; auch über die Grenzen militärischer Kreise hinaus wird das anziehend und knapp geschriebene Buch sich hoffentlich das rege Interesse erwerben, das ihm als dem besten und vollkommensten Werke zukommt, das die deutsche Militärliteratur über Frankreichs Wehrkraft bisher besitzt.

γ. Militärisch-politische Revue „Bellona". Unter Mitwirkung von Fachschriftstellern herausgegeben von Wilhelm du Nord. Wien — Uns liegen die beiden ersten Nummern der neuen Militärzeitung Oesterreichs vor, welche insofern eine besondere Bahn zu wandeln gedenkt, als sie auch über die Grenzen der specifisch militärischen Fachliteratur hinaus die Politik in ihren Bereich zu ziehen gedenkt. Da die Armee ja das Werkzeug der Politik ist, so liegt diese Vereinigung nahe; daß der Versuch der „Bellona" schon jetzt als ein glücklicher bezeichnet werden kann, verdankt sie dem zeitgemäßen, wirklich militär-politische Tagesfragen erörternden Inhalt der ersten Nummern. Wenn sie sich diesen Standpunkt erhält, so kann sie fördernd auf die ganze moderne periodische Militär-Literatur einwirken.

W. L. Materialien zu einem Katechismus der Socialreform. Gesammelte Aufsätze herausgegeben von Rudolf v. Mosch, Vorstandsmitglied der „Deutschen Adelsgenossenschaft" und Redacteur des „Deutschen Adelsblattes". Berlin 1888. Verlag d. Act.-Ges. „Pionier". — Vorliegende Schrift wird gleichzeitig mit den bekannten Veröffentlichungen des Frhrn. v. Broich, betreffend Gründung socialreformatorischer Genossenschaften, versendet. Auch wer diese neue Genossenschaftsbewegung mit einiger Zurückhaltung beurtheilt, wird trotzdem den „Katechismus" des Hrn. v. Mosch als eine erfreuliche Gabe würdigen. Der Grundgedanke der Schrift ist ein gesunder, daß nämlich das deutsche Volk aus freier Initiative heraus auf dem Boden der gesetzlich geschaffenen Socialreform weiter bauen soll, daß hier insbesondere die Pflege des sittlichen und religiösen Bewußtseins und die Jugenderziehung in Frage kommt. Die Stärke des Verfassers liegt nicht gerade in der präcisen Begründung neuer praktischer Vorschläge, sondern in der warm empfundenen Wiedergabe einer vornehmen conservativen Weltanschauung. Hierin lehnt sich v. Mosch an die christlich social gestimmten Schriftsteller der preußischen Adelspartei aus den fünfziger Jahren, an die unter Stahl's Einfluß stehenden Autoren der „Berliner Revue", an Huber, vielfach auch an die Ideen des Geh. Raths Wagener an. Beizustimmen ist ihm, wenn er eine wissenschaftliche Vertiefung des religiösen Unterrichts fordert, insbesondere warnt, das geistige Niveau der Jugend in dieser Hinsicht zu niedrig zu nehmen, wenn er ferner zeigt, daß nicht so sehr die Entfaltung größerer äußerer Macht — wie sie z. B. der „Reichsbote" mittels Abschaffung der Simultanschulen begründen will — und nicht so sehr ein verschärftes Hervorkehren der dogmatischen Gesichtspunkte entfremdete Herzen der Kirche wiedergewinnen kann, als vielmehr ein werkthätiges Christenthum, das die Bruderliebe verwirklicht. Wahr ist auch Mosch's Bemerkung, daß die von zahlreichen Geistlichen als alleiniges Mittel zur socialen Versöhnung betonte Privatwohlthätigkeit in ihrer Wirkung für sociale Dinge leicht überschätzt wird. v. Mosch betont wiederholt, daß die deutschen Arbeiter bereits sehr wohl gelernt haben, zwischen Arbeiterfrage und Armenfrage zu unterscheiden, und daß es Pflicht eines gewissenhaften Geistlichen ist, in socialen Dingen keinesfalls einen engeren Gesichtskreis als die Führer der Massen zu verrathen. Die Beweisführung des Herausgebers des „Katechismus", wonach der Gesichtspunkt der alleinigen Hilfe durch freiwillige Wohlthätigkeit „als Waffe gegen die Socialdemokratie gänzlich unbrauchbar sei und an ihrem theoretischen Panzerhemde wirkungslos abgleite", ist zwar nicht neu, aber anschaulich entwickelt. „Die Socialdemokraten wollen die materielle Noth nicht durch Einzelacte der Menschenliebe, sondern durch Gesammtacte der Gesetzgebung lindern und aus der Welt schaffen. Und darin haben sie Recht, und zwar nicht blos von ihrem Standpunkte aus, sondern in gewissem Umfange überhaupt. — — Wer von der Befreierrolle des Christenthums überzeugend reden will, darf nicht bei den älteren Erlösungsarbeiten der christlichen Liebe abbrechen, sondern muß diese vielmehr als den Faden bezeichnen, der weiter gesponnen werden muß. — — Das Christenthum ist zwar nicht von dieser Welt, aber es ist für diese Welt, und hat in derselben zu jeder Zeit und gegen die Uebel und Verbrechen jeder Culturperiode dieselbe Erlöserrolle zu übernehmen" u. s. w. Diese und ähnliche Erörterungen des Verfassers werden auf Manchen anregend wirken, wie überhaupt die Betrachtungen des Hrn. v. Mosch über die Ursachen der gerade in der deutschen Arbeiterbewegung mehr als in England und Amerika hervortretenden Religionslosigkeit sich in mancher Hinsicht noch weiter vertiefen ließen. Neben den hiervon handelnden Capiteln werden das meiste Interesse der Leser die in Abschnitt V gegebenen Schilderungen der praktischen Wirksamkeit von Möser, v. Vincke, Schulze-Delitzsch, Raiffeisen und Anderen finden.

W—k. Methode Häusser, Selbstunterrichtsbriefe für die englische, französische, italienische, russische und spanische Sprache (Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag). — An der Spitze der Briefe steht: Unterhaltend. Leicht. Rasch. Sicher. Billig! Das klingt marktschreierisch und könnte von vornherein gegen die Methode einnehmen; indessen ist dieselbe doch, so weit sich aus dem vorliegenden Anfang entnehmen läßt, wohl durchdacht. Der Verf. legt das Hauptgewicht auf das Sprechenlernen und hierzu ist in der That eine zweckmäßige Anleitung gegeben. Betreffs der richtigen Aussprache möchten wir aber doch den Lernenden empfehlen, sich nicht auf den „Selbstunterricht" zu verlassen, sondern sich lieber bei einem tüchtigen Lehrer Raths zu erholen, denn durch die bloße schriftliche Anweisung, die hier übrigens auch an mehreren Stellen etwas complicirt erscheint, werden sie keine Sicherheit in der Aussprache erlangen.

j.— Aus Studien-Mappen deutscher Meister. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Mappe fünf: Zehn Studien-Blätter in Lichtdruck von Werner Schuch. Breslau, Verlag von C. T. Wiskott. Eine eleg. Mappe in Fol. 12 ℳ — Mit aufrichtiger Freude darf man das Fortschreiten des großen Unternehmens, welches uns durch Nachbildung der besten und möglichst charakteristischen Studienblätter der hervorragendsten deutschen Meister in deren Entwickelung und Schaffen einen *Einblick* ermöglicht, begrüßen. Mit besonderer Genugthuung darf *auch die Kritik* jetzt, da bereits fünf der schönen Mappen vorliegen und der Plan des Ganzen in scharfen Umrissen hervortritt, dem Herausgeber und Verleger für die Gaben, die sie dem kunstsinnigen Publicum darbieten, dankbar sein. Die fünfte Mappe mit Studienblättern nach Werner Schuch enthält wiederum eine Menge des interessantesten Stoffes von künstlerischer Bedeutung. Werner Schuch ist innerhalb der ganzen deutschen Malerei der Gegenwart wegen seiner künstlerischen Entwickelung eine der eigenartigsten Erscheinungen. Von Haus aus Architekt, als welcher er lange praktisch thätig gewesen und sich bereits eine eigene Lebensstellung begründet hatte, hat er sich spät und zu einer Zeit, wo Andere in der Hauptsache mit ihren Studien abgeschlossen haben, der Malerei zugewendet. Hat er auch zur Vervollkommnung der technischen Fertigkeit in verschiedenen Städten seine Studien gemacht, im Wesentlichen verdankt er seine Kunst dem eigenen Genius. Vom Autodidakten hat er sich zu einem gefeierten Künstler aufgeschwungen, auf den man namentlich wegen seiner Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte große Hoffnungen setzt. Allein nicht nur das Gebiet der Geschichtsmalerei ist es, in der er sich Anerkennung errungen. Als Landschaftsmaler erfreut er sich eines bedeutenden Rufes, nicht minder auch als Genremaler, der mit Vorliebe seine Schilderungen auf dem Boden der vaterländischen Geschichte sich abspielen läßt. Proben von dieser Vielseitigkeit enthält die vorliegende Studienmappe. Wir begegnen Friedrich dem Großen mit seinen Feldherren, die in anderer Auffassung ja in Buntdrucken weit bekannt sind, den für die Berliner Ruhmeshalle entworfenen „Monarchen in der Schlacht bei Leipzig", der „Schlacht bei Möckern", Kohlestudien zur „Wilden Jagd", seinen melancholisch-poetischen Haidelandschaften, nach deren einen Studie die Dresdener Galerie ein schönes Bild besitzt, u. s. w. Die Ausführung der Tafeln ist von größter Sauberkeit und kann, was Vollkommenheit der Technik anlangt, kaum überboten werden. Es entspricht nur der künstlerischen Bedeutung der „Studien-Mappen" (erschienen sind früher die von Knaus, Defregger, Menzel und Geselschap), wenn wir sie unseren Lesern warm empfehlen. Als Geschenk, namentlich für das bevorstehende Weihnachtsfest dürften sie Vielen eine große Freude bereiten und Quelle reinen Genusses werden.

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 141. Dienstag, den 26. November. 1889.

Inhalt: Die republicanische Bewegung in Brasilien. Von R. Ailrin. — Bücherbesprechungen (Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung, herausgeg. von Dr. Franz v. Holtzendorff. Aus geheimen Acten, von Hans Blum).

Die republicanische Bewegung in Brasilien.*)

Von R. Ailrin.

Nach den aus Rio de Janeiro eingetroffenen politischen Depeschen zu urtheilen ist nunmehr in Brasilien wirklich eingetreten, was Verfasser dieses bereits 1888 in deutschen und nordamerikanischen Zeitschriften als bevorstehend schilderte. Die Widersprüche in den telegraphischen Nachrichten ermöglichen es in diesem Augenblicke noch nicht, ein klares Bild davon zu entwerfen, welche Ausdehnung die Revolution im südamerikanischen Kaiserreiche gefunden hat; und einen eingehenden Ueberblick über die Sachlage wird man vermuthlich erst innerhalb vier bis sechs Wochen gewinnen, wenn die Postdampfer aus allen Theilen des Landes Berichte über die Vorfälle in Rio und die Art und Weise, wie dieselben in den zum Theil recht entlegenen Provinzen aufgenommen wurden, nach Europa herübergebracht haben. Ja, offen gesagt, ist Verfasser in Uebereinstimmung mit verschiedenen anderen Kennern der brasilianischen Verhältnisse der Meinung, daß die Proclamirung der Republik mit den gemeldeten Männern an der Spitze die Bedeutung einer endgiltigen Neuschöpfung nicht hat. Was mithin in diesem Augenblicke in Brasilien vorgeht, mag vorläufig nur andeutungsweise und im Anschlusse an die telegraphischen Meldungen berührt werden. Eingehender dagegen können die Gründe dargelegt werden, aus denen sich die Zustände der Gegenwart entwickelten.

Wie in den hispano-amerikanischen Colonialländern nahm auch in Brasilien die republicanische Bewegung zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen das englische Mutterland ihren Anfang, und bereits das verflossene Jahrhundert zählt einige brasilianische Revolutionäre, welche die Unabhängigkeitsidee in die Volksmassen zu schleudern suchten, und deren zum Theil tragisches Schicksal Veranlassung war, daß ihre Namen seiten der späteren Republicaner bis auf den heutigen Tag durch eine Art Märtyrercultus verherrlicht worden sind. Die französische Revolution war in jeder Beziehung dazu angethan, der republicanischen Idee neue Kräftigung zuzuführen. Die Befreiung Europas vom Joche Napoleon's war später in ganz Süd- und Mittelamerika gleichsam das Zeichen zum erklärten Abfalle von den Mutterländern Spanien und Portugal. Jenes verlor seine sämmtlichen festländischen Colonien. Dieses schien anfänglich in Brasilien seine Herrschaft behaupten zu können. König Johann VI. hatte Ende 1807, vor Napoleon fliehend, sich von Portugal aus nach Brasilien eingeschifft, wo er 1808 landete und in Rio de Janeiro seine Residenz aufschlug. Hier war seine erste Handlung die Promulgation einer königlichen Karte, welche allen befreundeten Nationen die Häfen des Coloniallandes öffnete und die commerziellen Monopole des Mutterlandes für aufgehoben erklärte. Durch dieses Ereigniß kam Brasilien in ein ganz anderes Verhältniß zum Mutterlande, als bei den spanischen Colonialländern der Fall war. Es hatte eigentlich keinen Grund sich wie diese loszureißen und selbständig zu machen. Dennoch fühlte Johann VI., als er 1821 sich wieder nach Portugal einschiffte, wie schwankend seine Herrschaft in Brasilien von dem Augenblicke seiner Entfernung an sein würde, und er gab seinem Sohne Dom Pedro, den er als Regenten zurückließ, insgeheim den Rath, sich, im Falle des Hervortretens einer starken Unabhängigkeitsbewegung, lieber an die Spitze dieser zu stellen, als dem Hause Bragança das schöne Land ganz verloren gehen zu lassen. Bereits 1822 waren alle Umstände danach angethan, die Befolgung dieses Rathes als den einzigen Ausweg der Staatsklugheit erscheinen zu lassen. Brasilien wurde ein unabhängiges Kaiserreich, an dessen Spitze Dom Pedro I. stand. Daß nicht alle Volkstheile, noch alle Provinzen mit dieser Lösung der schwebenden Fragen einverstanden waren, bewiesen, obwol durch geschicktes Vorgehen und schnelles, entschiedenes Eingreifen anfänglich die Widerspenstigen überrumpelt waren, die wiederholten Aufstandsversuche und Revolutionen, deren bedeutendste in Para, Pernambuco, Bahia und Rio Grande do Sul ausbrachen, und welche sich bis in die dreißiger Jahre hineinzogen. Endlich dankte 1831 Dom Pedro I. ab und zog sich nach Portugal zurück, dessen Krone ihm zugefallen war. Als Nachfolger ließ er seinen ältesten Sohn, den jetzigen Kaiser Dom Pedro II., damals ein sechsjähriges Kind, in Brasilien. Man hätte nun meinen sollen, das Scepter werde in so schwacher Hand erst recht gefährdet sein, aber merkwürdigerweise war das Gegentheil der Fall. Eine vom brasilianischen Parlamente gewählte und je nach Veränderung der innerpolitischen Constellationen wechselnde Regentschaft führte die Vormundschaft über den unmündigen Knaben, der solchergestalt von Jugend auf lernte, sich dem Willen des Landes, wie er durch dessen Vertreter zum Ausdrucke kam, zu fügen. Damit verschwanden alle vernünftigen Gründe zur Revolution. Alle Provinzen beruhigten sich, und seitdem hat Brasilien diese überraschende friedliche Entwickelung genommen, durch die es sich seit fünfzig Jahren vortheilhaft vor seinen republicanischen Nachbarn ausgezeichnet hat, und welche erst wieder gestört werden sollte, als die weise und umsichtige Politik Dom Pedro's II. mit seiner 1887 erfolgten schweren Erkrankung, von der er sich bis heute nicht so weit zu erholen vermocht hat, als zur guten Führung der Krongeschäfte nöthig wäre, einem anderen Regierungssysteme Platz machte, dessen Trägerin die Thronfolgerin Donna Izabel ist, welche 1887/88 eine Zeit lang als Regentin herrschte und seitdem einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte ausgeübt hat.

Selbst in den friedlichsten Zeiten der Regierung Dom Pedro's II. hat die republicanische Strömung im Reiche nie ganz aufgehört. Sie ist in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren zeitweilig fast unmerklich gewesen; aber periodenweise bewirkte irgend ein an sich oft ganz unwesentlicher Anlaß ihr wahrnehmbares, wenn auch stets ungefährliches und nur kleine Volkstheile berührendes Hervortreten. So entstand 1850 eine republicanische Bewegung, die im Laufe der folgenden Jahre langsam, und ohne Schaden angerichtet zu haben, wieder nachließ. Es liegen so spärliche Notizen darüber vor (vermuthlich weil die in diese Zeit fallende Kriegserklärung an Argentinien die Aufmerksamkeit der Geister wirksam ablenkte), daß es schwer zu sagen ist, ob schon damals die Sklavenfrage ein Republicanismus erzeugender oder doch ihn belebender Factor war. Jedenfalls aber wurden im genannten Jahre die ersten ernsthaften Maßregeln getroffen, um dem Sklavenimport aus Afrika ein Ende zu machen, welche Absicht bereits Ende 1851 als vollkommen erreicht bezeichnet werden konnte. Die politischen Verwickelungen mit den La Plata-Staaten und schließlich der Krieg gegen Paraguay lenkten die Aufmerksamkeit dorthin. Man hört beinahe zwei Jahrzehnte lang von Republicanern so wenig, daß in den Schriften aus jener Zeit kaum hier und da eine Andeutung zu finden ist, welche auf das Vorhandensein vereinzelter antimonarchischer Ele-

*) Bereits Mitte voriger Woche eingegangen und wegen Raummangels zurückgestellt, d. Red.

mente schließen läßt. Plötzlich aber lodert 1871 die republicanische Erregung der Geister zu hellem Feuer auf. Der zum Ministerpräsidenten ernannte Visconde do Rio Branco hatte dem Parlamente einen Gesetzentwurf vorgelegt, nach dessen Wortlaut die Sklaverei innerhalb sieben Jahren graduell zum Erlöschen gebracht werden sollte. Die allmächtige Kaste der Pflanzer und Sklavenhalter, der aller Grundbesitz und Reichthum im Lande gehörte, drohte dieses „Attentat" gegen ihr lebendiges in leibeigenen Menschen bestehendes Eigenthum an der Krone zu rächen. Das Gesetz ging nur in sehr abgeschwächter Form in dem von den Pflanzern beherrschten Parlamente durch und ist später trotzdem in manchen Hauptpunkten unausgeführt geblieben. Ja, es ist eigentlich davon nur die Freierklärung der Kinder im Mutterleibe in gesetzlich großentheils (nicht durchweg) wirksamer Weise aufrecht erhalten worden. Es wurden, soweit die Controle gutgewillter Behörden reichte, keine Sklaven mehr geboren. Die Sklaverei war auf den Aussterbeetat gesetzt. So mild aber auch das Gesetz gehandhabt wurde, die Unzufriedenheit der Geister hat nie ganz aufgehört, sondern war seit Ende der siebziger Jahre sogar in nachweisbarer Zunahme begriffen. Die Abnahme der Sklavenzahl brachte Mangel an Plantagenarbeitern und Vermögensverluste mit sich; und von ihrem Wohlstande herabgebrachte Bevölkerungselemente sind bekanntlich überall unruhig und umsturzlustig. Anfang der achtziger Jahre brachten es die Republicaner sogar zu zwei und später zu drei Vertretern ihrer Partei in der Deputirtenkammer. Die Träger der Bewegung waren diesmal die Provinzen Minas Geraes und Sao Paulo; aber in allen Theilen des Reichs gab es Anhänger der republicanischen Idee. Die gerade an der Regierung befindliche liberale Partei fiel, die Conservativen traten die Herrschaft an, und es fanden Neuwahlen statt, aus denen unter 126 Mitgliedern der Deputirtenkammer mehr als 100 conservative und nur etwa zwei Dutzend liberale Candidaten als Sieger hervorgingen; kein Republicaner war durchgekommen. Dies Ereigniß ist von Nichtkennern der Verhältnisse in dem Sinne aufgefaßt worden, daß die conservative Idee gesiegt habe und die republicanische vollständig unterlegen sei; aber dieses Urtheil war falsch. Zunächst bedeuten in Brasilien die Ausdrücke „conservativ" und „liberal" nicht, was sie anderswo, z. B. in Deutschland, bedeuten; es giebt nach deutschen Begriffen in Brasilien weder eine conservative noch eine liberale Partei, und wenn die beiden politischen Cliquen, welche sich in der Herrschaft periodenweise nach dem Willen des Kaisers (nicht nach der Zusammensetzung der Deputirtenkammer) abzulösen pflegten, diese Namen führten, so fehlte ihnen doch das, was anderswo die Parteien scheidet — eine Parteidevise oder ein abweichendes politisches Programm. Es handelte sich stets um rivalisirende, d. h. mit einander um die administrative Oberherrschaft ringende Gruppen, deren Mitglieder größtentheils aus Großgrundbesitzern oder mit diesen verbundenen Advocaten bestanden. Das Volk als solches war von der Herrschaft oder Vertretung ausgeschlossen, in früherer Zeit durch ein indirectes und überaus mangelhaftes Wahlsystem, in neuerer Zeit durch die Beschränkung der Wahlrechte auf die wohlhabenden Classen der Bevölkerung, indem die Erlangung eines Wählerdiploms von einem recht hoch gehaltenen Census abhing. Für beide Parteien galt der Grundsatz: „A lavoura é o paiz" (der Großgrundbesitz ist das Land). Die Großgrundbesitzer aber — nun, das waren gleichzeitig die Sklavenhalter, deren Allmacht, welche durch eine ans feudalste Mittelalter erinnernde Privilegienfülle erzeugt wurde, in den Städten um so weniger ein Gegengewicht fand, als hier Handel und Industrie meistens in den Händen von Ausländern ruhten, welche sich im Allgemeinen nur um ihre Geschäfte, nicht um die Politik kümmerten. Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß beide Parteien, da sie eben den Großgrundbesitz und dessen Interessen vertraten, gleiche Ziele hatten. Sie kämpften mit einander nicht um die Verwirklichung volkswirthschaftlicher Ideen, sondern einzig um die materiellen Vortheile, welche der Besitz der administrativen Obermacht gewährt. Dementsprechend kennt Brasilien auch kein Fachbeamtenthum, sondern die Angestellten sind in erster Linie politische Diener ihrer Partei, mit der sie stehen und fallen, d. h. von deren Herrschaft ihr materielles Wohlbefinden abhängt. Die herrschende Partei hat aber nicht nur alle Anstellungen im Reiche, den Provinzen und Municipien zu vergeben, sondern auch alle Lieferungen für das Heer, die Marine, die Staats-, Provinzial- und Municipalbureaux, ferner alle öffentlichen Arbeiten u. s. w. Nun denke man sich, daß die Zahl der Wähler in den einzelnen ausgedehnten Districten zwischen nur je 700—2000 fällt, und es wird leicht begreiflich erscheinen, daß die an der Regierung befindliche Partei stets die Mittel besaß, die Mehrheit dieser Zahl durch materielle Zugeständnisse oder durch Aemter in ihr Parteiinteresse zu verflechten. Daher die in der ganzen Geschichte wiederkehrende Erscheinung, daß die das Staatsruder handhabende Partei stets aus den Wahlen mit einer erstaunlich starken Mehrheit hervorgeht. Die Republicaner aber konnten in einer Monarchie selbstverständlicherweise nicht zur Ausübung der höchsten administrativen Gewalt berufen werden, es daher auch nur in Ausnahmefällen in einem Wahldistricte zu einer Mehrheit bringen. Auch haben Conservative wie Liberale sich gegebenenfalls stets um die Unterstützung der republicanischen Wähler bemüht, und es gelang ihnen meistens, dieselbe zu finden. Ein bekannter Republicaner aus Sao Paulo, von einem die Sache unbegreiflich findenden Ausländer darum befragt, wie es möglich sei, Republicaner zu bleiben und doch mit den monarchischen Parteien zu stimmen, antwortete, darin liege eben der Vortheil, **zwischen** den beiden sich befehdenden monarchischen Parteien zu stehen, von denen jede zum Siege die Unterstützung der Republicaner brauche, welche folglich sich durch bedingungsweisen Anschluß an eine Partei den **Mitgenuß** bei der Vertheilung der öffentlichen Aemter, Arbeiten, Concessionen und dergleichen sichere. Thatsache ist, daß überall, wo die Republicaner zahlreich waren, ganz besonders also in den Provinzen Sao Paulo und Minas Geraes, sie auch den angedeuteten „Mitgenuß" sich zu erhalten verstanden. Nur wo ihnen dieser entzogen wurde, traten sie als gesonderte feste Partei auf. Damit ist diese seltsame Erscheinung einer an Macht zunehmenden Partei, welche trotzdem im Parlamente keine oder nur vereinzelte Vertreter hatte, erklärt.

Die Abnahme der Sklaven, wie sie durch das Rio Branco-Gesetz eingeleitet war, nahm ihren langsamen Fortgang; die ältesten Jahrgänge starben aus, und es fand kein Ersatz durch Geburten statt. Aber bis tief ins zwanzigste Jahrhundert hinein hätte sich die Institution erhalten können, wenn die Politik des Kaisers Dom Pedro II., geschehen zu lassen, was er trotz seiner humanen Gesinnungen (er selbst hat alle Sklaven, die ihm durch Erbschaft zufielen, bedingungslos frei gegeben und sich niemals neue angeschafft) nicht ändern konnte, in Geltung geblieben wäre. Bereits 1886 begann der bisher rüstige und kräftige Monarch zu kränkeln, und 1887 nahm das Uebel so bedenkliche Dimensionen an, daß er sich außer Stand fand, den Regierungsgeschäften vorzustehen. Seine frühere Rührigkeit und geistige Arbeitskraft sind allbekannt; aber er scheint sich überanstrengt zu haben, und das machte sich in Rückenmarkschwäche, die auf die Gehirnorgane nachtheilig einwirkte, bemerkbar. Seine geistige Frische war vorbei, selbst kurze Anstrengungen ermüdeten ihn derart, daß er oft mitten in den wichtigsten Staatsgeschäften, kaum nach Beginn der Arbeit, abbrechen mußte, um sich erst wieder zu erholen. Dazu trat eine früher nie bei ihm bemerkte Gedächtnißschwäche; er vergaß von einem Tage zum andern die Ereignisse, die ihn beschäftigt hatten; ja, oft konnte er sich der Namen der bekanntesten Personen, denen er Audienz bewilligte, plötzlich nicht erinnern. Es war ein peinlicher Zustand. Nur seine alte Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit, womit er sich stets in so hohem Grade die Liebe seiner Umgebung und des Volkes zu erwerben verstanden hatte, blieben bei jeder Gelegenheit die gleichen. Um diese Zeit begann das unstreitig wohlgemeinte und in mancher Hinsicht die Merkmale hohen Edelsinns unverkennbar an sich tragende, aber deswegen nicht minder verhängnißvolle Eingreifen der Thronfolgerin Dona Izabel in den Gang der Krongeschäfte, mit gleichzeitiger Außercourssetzung der bis dahin von ihrem hohen Vater mit so viel Erfolg hochgehaltenen Regierungsgrundsätze.

Dona Izabel ist am 29. Juli 1846 geboren. Ihre Erziehung scheint leider in keiner Hinsicht den Anforderungen entsprochen zu haben, welche man an eine zukünftige regierende Kaiserin zu stellen pflegt. Vielleicht ist dies auf den Einfluß ihrer kaiserlichen Mutter, der Dona Thereza Christina Maria, Tochter Franz' I., Königs beider Sicilien, zurückzuführen, welche das Hauptgewicht auf gottergebenen frommen Sinn legte und darüber vielleicht zu sehr vergaß, daß das Reich regierender Kaiserinnen von **dieser** Welt ist und sie in **jener** nicht mehr als einen bescheidenen Sitz beanspruchen können. Dieser allzugroßen Einseitigkeit der Geistesrichtung, welche man der Dona Izabel gab, entsprach auch die Wahl ihres Gemahls, des Prinzen Gaston de Orleans, Grafen von Eu, mit dem sie sich am 15. October 1864 vermählte. Die heute 43jährige Prinzessin ist eine überaus einnehmende Erscheinung; sie tritt mit fast bürgerlicher Einfachheit und Bescheidenheit auf; ein gewisses Embonpoint hat dazu beigetragen, ihr ein gut Theil des Liebreizes zu erhalten, durch den sie sich in ihrer Jugend auszeichnete, und erhöht den Eindruck der Gutherzigkeit und Milde,

welche aus ihren offenen klaren Augen und dem freundlichen Gesichte Jedem entgegenleuchten, der mit ihr in Berührung kommt. Ihre körperlichen Vorzüge und die vortrefflichen Eigenschaften ihres Charakters wären in jeder Beziehung geeignet gewesen, einen regierenden Fürsten zu beglücken, der etwa ihr Gemahl geworden wäre; aber um selbst wirksam und Allen zum Heile als Souveränin auftreten zu können, hätte sie mehr Selbständigkeit und Unabhängigkeit von ihren Rathgebern, so fromme Männer diese auch sein mögen, besitzen müssen. Als ihr hoher Vater heilungsuchend nach Europa ging, ließ er sie als Regentin des Reiches zurück, und sie folgte als solche willig und mit wahrhaft rührender Vertrauensseligkeit den Rathschlägen derer, denen zu vertrauen sie gelernt hatte. Schon seit langen Jahren gab es am Vatican zu Rom eine Partei, welche eine regere Theilnahme der Kirche an den humanen Bestrebungen der Zeit für nöthig hielt. Für gleiche Bestrebungen die brasilianische Thronfolgerin zu begeistern, hielt nicht schwer. Die unter ihrem Schutze (seit 1864) massenweise ins Land eingewanderten Jesuiten hatten es verstanden, sich auszubreiten und Einfluß zu gewinnen. Moralische Unterstützung von Rom aus fehlte nicht, und bereits 1886 begegnen wir den ersten Anzeichen einer von der ganzen katholischen Geistlichkeit unterstützten Propaganda, welche die Befreiung der Sklaven zum Ziele hatte. 1887 artete diese Propaganda in Fanatismus aus, und es wurde die Sklavenzahl von 1 200 000 auf etwa 900 000 vermindert, dem Namen nach durch freiwilligen Verzicht der Pflanzer, in der That aber durch den Druck und Terrorismus der in leidenschaftliche Abolitionisten verwandelten Volksmassen. Emancipationsgesellschaften organisirten die Massenflucht der Sklaven von den Landgütern und schützten die Flüchtlinge vor Verfolgung. Anfang 1888 erreichte der Abolitionstaumel seinen Höhepunkt. Die sonst allmächtigen Pflanzer standen isolirt und wehrlos der Volksbewegung gegenüber, die landwirthschaftliche Production gerieth in Unordnung, beträchtliche Vermögensverluste waren die Folge, und grimmig ballten die Sklavenhalter die Fäuste, Denjenigen Rache schwörend, welche diesen Zustand der Dinge herbeigeführt hatten. Als Förderin der Emancipation stand aber die Regentin Dona Izabel obenan. Sie hatte das bedächtige, aber politisch gewandte Ministerium Cotegipe entlassen, weil dieses sich weigerte, der Sklaverei mit einem Schlage ein Ende zu machen, indem es die plötzliche Abolition als zu gefährlich für die innere Ruhe des Reiches erklärte. Das Ministerium Joao Alfredo, in dem einflußreiche Mitglieder der papistischen Partei Sitz erhielten, war willfähriger und überraschte das am 3. Mai 1888 zusammengetretene Parlament mit einer Gesetzesvorlage, welche auf sofortige bedingungslose Abschaffung der Sklaverei abzielte. Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte die meistens aus Vertretern der Pflanzer bestehenden Deputirten nicht mehr erschrecken können, wenn er unter sie gefahren wäre. Dazu der bald darauf ausbrechende unbändige Jubel der die Straßen durchziehenden Volksmassen, das Viva!-Geschrei aller Ecken und Enden, das Knattern unzähliger Raketen und Freudenschüsse — es war kein Widerstand möglich. Innerhalb acht Tagen hetzte das Ministerium die Vorlage durch Kammer und Senat, und am 13. Mai war die letzte Lesung und Redaction beendigt. Noch am gleichen Tage unterzeichnete die Regentin die Urkunde. „Viva Dona Izabel, a redemptora (die Erlöserin)!“ erscholl es auf Straßen und Plätzen. In der That, die Sklaven waren aus Ketten und Knechtschaft erlöst. Es war ein hochherziges Wagniß der Regentin, ein Wagniß, das mitten in die Zeit der Kaffeeernte fiel, die Pflanzungen von Arbeitern entblößte und Tausende von Großgrundbesitzern ruinirte, aber dafür 720 000 noch vorhandene Sklaven mit einem Schlage befreite.

Als der in Europa weilende kranke Kaiser, dem man die Ereignisse bisher nur sehr schonend mitgetheilt hatte, plötzlich die Wahrheit erfuhr, fiel er vor Entsetzen in Ohnmacht. In die Oeffentlichkeit drang anfänglich nur das Gerücht, er habe einen Schlaganfall erlitten, und damit suchte man auch die Thatsache möglichst zu verschleiern, daß mehrere Tage verstrichen, ehe es gelang, ihn zu bewegen, der Tochter einen Glückwunsch über den „Erfolg“ nach Rio de Janeiro hinüberzutelegraphiren. Er wußte, daß die Herrschaft seiner Dynastie nunmehr ihrem Ende zuneigte. Nicht daß er persönlich ein Anhänger der Sklaverei gewesen wäre — ganz im Gegentheil. Niemand hat mehr Sklaven wie er befreit. Tausende von Unglücklichen hat er auf seine Kosten aus der Knechtschaft erlöst. Und als er einst beim Besuche eines Gefängnisses daselbst einige auf Antrag ihrer Herren in Ketten liegende und der Auspeitschung harrende Sklaven antraf, fragte er indignirt, seit wann die brasilianischen Gerichte Vögte und Executoren der Sklavenhalter seien. Daß er der Emancipation seine volle Sympathie zuwandte, dafür liegen tausend Beweise vor; aber er wußte, daß die Sklaverei eine gesetzlich gewährleistete Institution war, daß die Pflanzer die innerpolitischen Beherrscher des Landes sind und daß er als constitutioneller Monarch keine persönliche Reform-Initiative offenbaren durfte, ohne den Thron seines Hauses zu gefährden.

Unterdeß wollte der frenetische Volksjubel in Brasilien wochenlang kein Ende nehmen. Niemand schien populärer zu sein als die Princeza Redemptora, wie Dona Izabel von nun an hieß, und wer weiß, ob sie nicht durch kluge Staatskunst das drohende Unheil noch hätte beschwören können. Ein Rückwärts gab es nicht mehr, also mußte vorwärts gegangen werden. Damals rieth die in Rio de Janeiro erscheinende deutsche Zeitung „Rio Post“, der man es vielfach übel nahm, daß sie in den allgemeinen Jubel der Preßcolleginnen nicht einstimmen wollte, der Regierung an, schleunigst das Wahlrecht auf weitere Volkskreise zu erweitern, damit die Krone sich auf diese, die jetzt so gut monarchistisch waren, stützen könne und die Pflanzerkaste aufhöre, maßgebend für die Zusammensetzung der Deputirtenkammer zu bleiben. Als Antwort tadelte man in Regierungskreisen die kalte Froschnatur der Deutschen, die sich nicht recht oder nur halb begeistern könnten und in die Stichhaltigkeit der Begeisterung des brasilianischen Volkes gar Mißtrauen setzten. Und doch war gerade das Deutschthum der monarchischste, wenn nicht der einzige aufrichtig monarchische Bevölkerungstheil Brasiliens. Und gerade an diesen Bevölkerungstheil sollte bereits in den Monaten Juni und Juli die Reihe der Unterdrückung und bürgerlichen Zurücksetzung kommen. Wo die Jesuiten die Macht über den Willen und das Gemüth eines Herrschers oder einer Herrscherin gewonnen haben, sind sie bekanntlich in ihren Wünschen und Forderungen unersättlich und opfern, wie die Geschichte an so manchem Beispiele lehrt, die Dynastien und ihre Throne rücksichtslos dem sogenannten Vortheile der Kirche auf. Dona Izabel war entschlossen, sich ganz auf die katholische Geistlichkeit zu stützen, deren Treue ihr, wie sie meinte, nicht fehlen könnte, und deren Einfluß auf das Volk sie für ausreichend zur Sicherung der Krone hielt. Der Senat hatte den Akatholiken Cultusfreiheit zugestanden, und das betreffende Gesetz sollte Ende Juni auf die Tagesordnung der Deputirtenkammer gesetzt werden, um auch die Zustimmung dieser zu erlangen. Da nahm plötzlich die Regierung eine gegnerische Haltung an und es wurde jene Monstre-Petition von Damen an das Parlament inscenirt, von der seiner Zeit in den Spalten dieses Blattes bereits berichtet wurde. Die Unterschriftensammlung geschah öffentlich unter Mißbrauch des Namens der Regentin, von der es hieß, sie wolle die Cultusfreiheit nicht. Bemühungen, welche darauf abzielten, irgend eine officielle Erklärung zu erlangen, welche den angedeuteten Mißbrauch als solchen qualificirt hätte, blieben fruchtlos. Im Parlamente selbst wurde die Regentin beschuldigt, Anstifterin der Petition zu sein, ohne daß die Regierung die Sache dementirte. Und doch ging die Petition und die ganze gleichzeitige Bewegung nicht von ihr, sondern von ihren geistlichen Rathgebern aus, die sich nicht scheuten, die unerfahrene Prinzessin zu compromittiren. Das Gesetz fiel durch. Bald darauf erhielt Dona Izabel (am 28. September) vom Papste die Tugendrose, bekanntlich die werthvollste Auszeichnung des Vaticans.

Das war die Entstehung des ersten Mißklanges, das ganze Deutschthum war kopfscheu gemacht. Weitere Mißklänge ließen nicht auf sich warten. Der Volksenthusiasmus begann nach und nach zu verrauchen. Die nationale Geistlichkeit, weit entfernt, der Thronfolgerin anzuhängen, blickte mit Mißtrauen auf die fremde Schaar Schwarzkutten, welche theils am Hofe ihren Einfluß festgesetzt hatten, theils überall im Lande sich ausbreiteten und eine neue Disciplin zur Geltung brachten. Selbst in den bischöflichen Palästen klagte man insgeheim über unerträgliche Bewachung und Spioniren seiten der Jesuiten und verwandter Orden. Damit war die Thronfolgerin und ihr aus der Fremde gekommener Anhang bereits isolirt, denn die Weltgeistlichen, welche die Vermittler zwischen ihr und dem Volke hätten sein können, wurden ihr mehr und mehr entfremdet. Auch Heer und Marine schienen durch mysteriöse Einflüsse in eine täglich wachsende unbehagliche Stimmung versetzt zu werden; Insubordinationen, Straßentumulte und dergl. seiten des Militärs nahmen in erschreckender Proportion zu. Die Rückkehr des Kaisers hätte an diesem Zustande nicht mehr viel ändern können, selbst wenn er in Europa geheilt worden wäre und gesund und arbeitskräftig wieder die Zügel der Regierung ergriffen hätte. Aber seine Kränklichkeit dauerte an und der Thron seines Hauses schwebte so zu sagen stützelos in der Luft. Hätte er es in früheren

Zeiten wenigstens verstanden gehabt, sich das Heer geneigt zu machen! aber leider war er ein ebenso schlechter Militär wie vorzüglicher und geschickter Staatsmann gewesen. Die Sorge für und die Herrschaft über die Armee hatte er stets seinen Ministern überlassen; es ist das vielleicht der einzige Fehler, den man diesem im Uebrigen so hervorragenden Manne machen kann. Er hatte Stunden, in denen seine Kränklichkeit und Schwäche ihn zeitweilig zu verlassen schienen; dann flackerte wohl die alte Geisteskraft in ihm auf, und er erkannte klar den einzigen noch möglichen Rettungsweg — Ablenkung der öffentlichen Aufmerksamkeit und Unzufriedenheit durch Krieg. Aber er scheute sich, um dynastischer Zwecke willen Blut zu vergießen. Seine nächsten Vertrauten waren Skrupeln weniger zugänglich und wußten es dahin zu bringen, daß Brasilien sich in den zwischen Paraguay und Bolivia ausgebrochenen Grenzstreit mischte. Ein Theil des Heeres wurde mobil gemacht und an die Grenze nach Matto Grosso gesandt, wo es provocirend den Paraguayern gegenüberstand. Diese aber hüteten sich, den Fehdehandschuh aufzunehmen, und der Kaiser selbst war zu weiteren Schritten nicht geneigt. Der Krieg unterblieb.

Das Jahr 1889 kam heran. Am 3. Mai wurde das Parlament eröffnet und eine Thronrede verlesen, welche allgemeinstes Erstaunen hervorrief. Nicht der Kaiser hatte sie, wie er sonst pflegte, nach reiflicher Ueberlegung mit seinen Räthen verfaßt, sondern es war ein Machwerk aus der Umgebung der Thronfolgerin. Sie, welche die gesetzlich verbotenen geistlichen Orden wieder ins Land gerufen und der Kirche bereits allerhand Vortheile verschafft hatte, schien jetzt ihr Werk krönen zu wollen. Vermehrung der Bisthümer und andere Forderungen kirchlichen Charakters wurden zu einer Zeit ans Parlament gestellt, in der nichts dringender Noth that als Reformen zur Linderung der wirthschaftlichen Krise und Abwendung der innerpolitischen Gefahren. Fast das ganze Parlament trat in Opposition zum Ministerium, welches seinen Abschied nahm. Männer, die eine Neubildung vermocht hätten, waren nicht zu finden oder weigerten sich, und der unglücklichste Rath, den in dieser Lage Jemand hätte ertheilen können, war der, den liberalen Visconde do Ouro Preto, einen gewissen-, grundsatz- und charakterlosen Politiker übelsten Rufes, ans Ruder zu berufen, damit er das Parlament auflöse, Neuwahlen ausschreibe und sich eine liberale Mehrheit zu verschaffen suche. Es ist bekannt, wie dieser Todtengräber der Dynastie Bragança gewirthschaftet hat. Die conservativen Beamten wurden aus Amt und Würden gejagt, Adelsverleihungen, Orden und Nationalgarde-Officierstitel wurden billig wie Brombeeren, die Wahlbeeinflussung war eine unerhörte, Riesenanleihen schafften Geld, Riesenbanken übernahmen es, billigen Credit unter Regierungsgarantie an alle möglichen großen und kleinen Leute zu gewähren, Brasilien, und besonders die Reichshauptstadt Rio, schwamm in Gold, zu einer Zeit, welche auf zwei Jahre mit Mißernten und Dürre in ganzen Provinzen folgte. Wer hätte der Verlockung widerstehen können, das so freigebig angebotene Geld zu nehmen? Und Alle nahmen es. Conservative und republicanische Wähler schienen zu Liberalen zu werden. Der Wahlerfolg Affonco Celso's (bürgerlicher Name des Viconde do Ouro Preto) überstieg alle Erwartungen, alle Grenzen. Die Anfang November zusammengetretene Kammer war nahezu eine camara unanime, d. h. es waren fast nur Liberale durchgekommen, und „Agence Havas" telegraphirte schon vier Wochen früher in alle Welt hinaus: Glänzender Sieg der Liberalen; nur 11 Conservative und Republicaner sind durchgekommen! — Aber was für Liberale! Lieber Himmel! Das war keine Parlamentsmehrheit, welcher man den ernsten Willen hätte zutrauen können, die Schäden des Landes zu heilen und die Dynastie zu stützen.

Die Militärrevolten hatten unterdeß ihren Fortgang genommen und es bedurfte der ganzen Kraft des Ansehens, welches Marschall Deodoro beim Heere genoß, dieselben auf gute Manier niederzuhalten. Er galt als ein ehrlicher, durch militärische Kenntnisse seine Genossen weit überragender Mann. Seines geraden Wesens wegen war er bei Hofe nicht sonderlich beliebt, wenigstens nicht, soweit die Umgebung der Thronfolgerin in Frage kommt. Aber der Kaiser hatte ihn stets hochgehalten, obwol der Marschall sich durch seine häufigen Vorstellungen über eingerissene Mißbräuche in der Heeres- und Marineverwaltung bisweilen recht unbequem gemacht zu haben scheint. Er war streng gegen die Soldaten, sorgte aber für sie, soweit es seine engbegrenzten Machtbefugnisse gestatteten. Das machte ihn beliebt. Wie er jetzt dazu gekommen ist, an der Spitze der Republik zu stehen, bedarf noch der Aufklärung. In jedem Falle genügt wol die obige Schilderung der Verhältnisse, wie sie sich bis etwa Mitte October gestaltet hatten, um erkennen zu lassen, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um den gänzlich stützelosen Kaiserthron umzustürzen. Daß die republicanische Idee im Heer einen täglich wachsenden Anhängerkreis besaß, haben eine Anzahl Thatsachen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, erwiesen. Es ist klar, daß schließlich ein Zeitpunkt eintreten mußte, zu welchem der Republicanismus übermächtig wurde; und alsdann genügte ein bloßer Aufstandsversuch, um die Hilflosigkeit der Krone Allen zu offenbaren und das Werk des Umsturzes als eine Kleinigkeit erscheinen zu lassen. Das ist nun eingetreten. Aber die **eigentlichen** Veranstalter der Revolution sind nicht die Personen, welche das jetzige provisorische Ministerium bilden. Im Gegentheil sind diese, mit Ausnahme des Generals Deodoro, sämmtlich nur als Strohmänner der hinter ihnen stehenden einflußreicheren Politiker aufzufassen. Quintino Bocayuva ist der politisch nicht sonderlich bedeutende Redacteur der Zeitung „O Paiz" und Lohnschreiber eines größeren speculativen Bankinstitutes; Aristides Lobo ebenfalls Journalist, aber ohne Bedeutung und nebenbei Advocat ohne Praxis; Benjamin Constant ein Lehrer des Polytechnicums, ein großer Redner und Spektakelmacher, aber ohne Einfluß; ein Paar Deputirte und Pflanzer mit beschränktem rein localem Einflusse in ihren Provinzen und andere derartige Elemente vervollständigen die Zahl der Minister. Und doch ist lange bekannt, daß ganz andere, viel bedeutendere und einflußreichere Politiker sich bereit erklärt hatten, die Republik zu acceptiren, falls etwa Dona Izabel **nicht** zu Gunsten ihres (nunmehr 14jährigen) Sohnes Dom Pedro auf die Thronfolge verzichten wolle. Sie hat es nicht gethan, ihre Rathgeber waren dagegen. Gegen sie hat sich die Revolution gerichtet.

Bücherbesprechungen.

—r. **Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Rechtsgelehrter von Dr. **Franz v. Holtzendorff.** Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889. — Die Holtzendorff'sche Encyklopädie, welche vor nunmehr fast zwanzig Jahren zum ersten Male erschien und damals eine neue Art getheilter Bearbeitung eines derartigen wissenschaftlichen Werkes einführte, kann, wenn man die Auflagen, die sie erlebte, und die Nachahmung, die sie auf anderen Gebieten gefunden, berücksichtigt, mit Stolz auf ihre Erfolge zurückblicken. Auch zu der neuen Auflage hat der gelehrte Herausgeber noch sämmtliche Vorbereitungen treffen können; ihre Ausführung zu überwachen, hat ihn leider der Tod verhindert. Neu sind als Mitarbeiter hinzugetreten Prof. A. Merkel in Straßburg, Prof. v. Sicherer in München und Prof. Stoerk in Greifswald. In dem Abschnitt „Die neueren Privatrechts-Codificationen" hat Reichsgerichtsrath Behrend auch den Entwurf eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches eingehend berücksichtigt. Die vorliegende erste Lieferung enthält die „philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaft", deren erster Theil „Elemente der allgemeinen Rechtslehre" von Dr. A. Merkel neu geschrieben und deren zweiter Theil „Uebersicht über die Geschichte der Rechts- und Staatsphilosophie", von A. Geyer, gleichfalls von Merkel durchgesehen und ergänzt worden ist. Die fünfte Auflage erscheint in etwa 22 Lieferungen zu je etwa 4 Bogen Lexikon-Octav, sowie zum Preise von 1 ℳ 40 ₰.

N—. **Aus geheimen Acten.** Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von **Hans Blum.** Berlin, Gebrüder Paetel. 1889. — Die drei Erzählungen, die im vorliegenden Bande vereinigt sind, erheben sich nicht über das Niveau leichter, gefälliger Unterhaltungslectüre; den an eine solche zu stellenden Ansprüchen genügen sie aber auch. Ihr Verfasser ist ein gewandter anregender Erzähler, der sich nur zuweilen in etwas zu burschikosen Ausdrücken ergeht, die wir bei ihm, einem Vertreter älterer vornaturalistischer Geschmacksrichtung, gern missen würden. So hätte er die „ungeheuren dürren ziegelrothen Lümmel der modernen Industrie" billig der jüngeren Generation überlassen können. In der Haupterzählung des Bandes: „Der neue Staatsanwalt. Eine kleinstaatliche Geschichte aus großer Zeit" bilden die Präliminarien der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 den etwas breit gehaltenen Hintergrund, erscheinen die Verhältnisse eines Kleinstaates wol zu carikirt gezeichnet; aber man merkt es dem Verfasser an, wie es ihm Bedürfniß gewesen, hier einen Theil der Empfindungen eines später sogenannten nationalliberalen Politikers, allerdings nicht aus geheimen Acten, sondern aus der eigenen Erfahrung heraus, niederzulegen, — und ob solchen Herzensergusses soll man dem Dichter nicht zürnen!

Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 142. Donnerstag, den 28. November. 1889.

Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den öffentlichen Volksschulen Frankreichs.

Von Dr. phil. Bernhard Heinzig-Plauen.

Von den allgemeinen Menschenrechten Liberté, Egalité, Sûreté und Propriété, welche kurz nach Beginn der großen Revolution, am 4. August 1789, proclamirt und später an die Spitze der drei ersten Verfassungen Frankreichs [1]) gestellt wurden, hat keins bei den Franzosen selbst so allgemeine Beachtung gefunden, ist keins so in Fleisch und Blut übergegangen, wie die Egalité, die alle Vorrechte der Geburt, alle Privilegien aufhob und an deren Stelle völlige Gleichberechtigung der Bürger im Staate setzte. [2]) „L'Egalité consiste en ce que la loi est la même pour tous, soit qu'elle protége, soit qu'elle punisse. L'Egalité n'admet aucune distinction de naissance, aucune hérédité de pouvoirs" lautet die Erklärung derselben in der Verfassung vom 4 fructidor an 3. [3]) Talent und Bürgertugend sollten den Maßstab abgeben, nach welchem der Franzose zu beurtheilen und zu Gemeinde- und Staatsämtern heranzuziehen war. [4]) Selbst Napoleon I., der mit der Freiheit arg umsprang und auf dieselbe gegründete Hauptverfassungsgesetze als ephemere Gebilde der Revolution rasch verschwinden ließ, ist, wie auch sein Neffe Napoleon III., bestrebt gewesen, der Gleichheit ihr Recht zu lassen, und hat dadurch für das bürgerliche Leben Frankreichs jetzt noch vorhandene Grundlagen geschaffen, [5]) ein Moment, das den Napoleoniden, falls Frankreich je wieder zur monarchischen Regierungsform zurückkehren sollte, vor anderen nicht geringe Chancen für den Thron bieten dürfte.

Zur Voraussetzung hatte die den Bürgern durch die Egalité dargebotene Gleichberechtigung im Staate eine bis zu einem gewissen Grade gleiche Bildung, die zur Erfüllung der Bürgerpflichten, vor Allem aber zum Vollgenuß der Bürgerrechte befähigte. Daß der Staat zur Erlangung derselben in seinem eignen Interesse dem heranwachsenden, wie dem für die neuen Verhältnisse noch nicht reifen erwachsenen Franzosen die Hand bieten müsse, [6]) war ebenso selbstverständlich, wie die Nothwendigkeit, den Unterricht unentgeltlich darzubieten. Talleyrand sagt in der Sitzung der constituirenden Versammlung vom 11. September 1791: „Die Menschen sind vor dem Gesetz als gleich anerkannt; aber die Gleichheit der Rechte wird inmitten der Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse wenig gefühlt, ist wenig reell, wenn der Unterricht nicht unaufhörlich Anstrengungen macht, um das Niveau wiederherzustellen und die gewaltigen Unterschiede, die er nicht beseitigen kann, abzuschwächen." [7]) Daher wurde schon in die erste Verfassung folgender Artikel aufgenommen: „Il sera créé et organisé une instruction publique, commune à tous les citoyens, gratuite à l'égard des parties d'enseignement indispensables pour tous les hommes, et dont les établissements seront distribués graduellement, dans un rapport combiné avec la division du royaume." [8]) Daher forderten die von Mitgliedern des Unterrichtsausschusses der Nationalversammlung bearbeiteten Entwürfe unentgeltlichen Unterricht und zwar der Talleyrand'sche für den Theil desselben, „qui est essentiellement commune à tous, parce qu'elle est nécessaire à tous", also für den Elementarunterricht, [9]) der Condorcet'sche auch für die höheren Stufen, um die, wie ausdrücklich betont wird, durch die Verhältnisse geschaffene, in der Erziehung und dem Besitze liegende Ungleichheit wenigstens bei ersterer möglichst zu beseitigen, [10]) während der Lepelletier'sche eine spartanische Erziehung der Kinder bis zum elften (bei Mädchen), resp. zwölften (bei Knaben) Jahre in besonderen Erziehungshäusern auf Staatskosten forderte, um ein neues, arbeitsames, vorurtheilsfreies Geschlecht heranzubilden. [11]) Den Vorschlägen gemäß wurde die Unentgeltlichkeit des Unterrichts auch durch Decrete angeordnet, [12]) die freilich so lange ohne Erfolg bleiben mußten, als der Staat nicht auch genügende Mittel herbeischaffte. Nun hatte derselbe aber bei den wiederholten Conflicten mit den Nachbarstaaten, infolge deren er sämmtliche pecuniäre Hilfsmittel für das Heer verwenden mußte, nicht nur kein Geld für die Schule übrig, sondern er hatte, um seine Einnahmen zu vermehren, durch Verkauf der der bisherigen geistlichen Schule gehörigen Güter dem Unterricht die pecuniären Hilfsmittel entzogen, wie er denn zugleich auch, indem er die Schulbrüder und die dem geistlichen Stande angehörigen höheren Lehrer an die Luft setzte, [13]) der Schule die Lehrkräfte nahm, ohne für dieselben Ersatz schaffen zu können. Die Gemeinden waren meist auch nicht in der Lage und Stimmung, für die Schule große Opfer zu bringen, zumal man sich besonders auf dem Lande von der Nothwendigkeit der Schule, die der Landwirthschaft die jugendlichen Arbeitskräfte entzog, nicht überzeugen konnte. Schulzwang betrachtete man als mit der Liberté unvereinbar, wenn derselbe auch zeitweise decretirt wurde, ebenso wie man sehr bald, um den vorhandenen Lehrern eine bescheidene Einnahme zu sichern, Schulgeld forderte. [14]) Die mit Naturnothwendigkeit von der Egalité hergeleitete Unentgeltlichkeit des Unterrichts blieb demnach während der ersten Republik ein frommer Wunsch.

Napoleon I., der das Lycée in seinen Dienst nahm, machte

[1]) Collection des constitutions etc. par Dufau, Duvergier et Guadet I, 97 ff.

[2]) Conf. Revue des deux mondes 15 Juin 1889, LXXXIII, 899. „Le centenaire de 1789" par Anatole Lecroy-Beaulieu.

[3]) Histoire parlementaire de la révolution française etc. par Buchez et Roux XXXVI, 485.

[4]) „La constitution garantit, comme droits naturels et civils, que tous les citoyens sont admissibles aux places et emplois, sans autre distinction que celle des vertus et de talents" sagt die Constitution vom 3. September 1791. Coll. des lois III, 276. „Les hommes naissent et demeurent libres et égaux en droit. Les distinctions sociales ne peuvent être fondées que sur l'utilité commune" heißt es in der Erklärung der Menschenrechte. Conf. Histoire de la civilisation contemporaine en France par Alfred Rambaud (Paris 1888) I, 8.

[5]) Histoire de la civilisation I, 337 ff.

[6]) Hist. parlem. XXII, 193. 194.

[7]) Procès-verbal de l'Assemblée nationale etc. LXX, 10.

[8]) Coll. des lois III, 276.

[9]) Rapport sur l'instruction publique, fait au nom du Comité de Constitution par M. Talleyrand-Périgord. Procès-verbal LXX, 18.

[10]) Rapport sur l'organisation générale de l'instruction publique fait à l'Assemblée législative par Condorcet le 20 avril 1792. Histoire parlem. XXII, 190.

[11]) Plan d'Education nationale par Michel Lepelletier (vorgelesen in der Sitzung des Nationalconvents vom 13. Juli 1793 von Robespierre). Hist. parlem. XXIV, 50 ff.

[12]) Vergl. beispielsweise Coll. VI, 429. Coll. VII, 271.

[13]) Decret vom 18. Aug. 1792 Coll. IV, 282.

[14]) Loi du 11 Floréal an X. Coll. XIII, 410.

den Volksschulunterricht, indem er ihn den Congregationen überließ, mehr oder weniger zu einem Werke christlicher Wohlthätigkeit. Die Schulbrüder, wie Schulschwestern waren in ihren Ansprüchen, wie Leistungen höchst bescheiden. Das Schulgeld, welches die Gemeinden für sie erhoben, war daher gering; armen Kindern wurde es ganz erlassen. Das Gesetz vom 28. Juni 1833 bestimmte in Art. 14 den Erlaß des Schulgeldes für diejenigen, die die Gemeindevertretung als zahlungsunfähig bezeichnete; Freistellen in den höheren Volksschulen wurden auf Bewerbungsexamina hin vergeben.[15]) Auch Mädchen konnten Schulgelderlaß erhalten. War die Zahl der Freischüler sehr groß, so wurde den von den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts an sich mehrenden Laienlehrern, die das Schulgeld theilweise selbst einzunehmen pflegten, von den Gemeinden eine angemessene Entschädigung gezahlt.[16]) Auch Schulbücher gab man unentgeltlich an arme Kinder ab.[17]) Freischüler sollten, wenn sie genügend unterrichtet erschienen, die Schule verlassen, um Anderen Platz zu machen,[18]) ein Unterschied in der Disciplin zwischen ihnen und den zahlenden Schülern sollte jedoch nicht gemacht werden.

Wichtig erscheint ein Gesetzentwurf vom 31. März 1847, welcher denjenigen Gemeinden, die die Ausgabe für die Schule ohne fremde Hilfe zu bestreiten in der Lage waren, die Einführung des unentgeltlichen Primärunterrichts gestattete,[19]) ebenso ein solcher von dem Unterrichtsminister M. Hip. Carnot vom 1. Juni 1848, in welchem Artikel 6 lautet: „In den öffentlichen Schulen ist der Unterricht unentgeltlich."[20]) Beide Entwürfe erlangten jedoch keine Gesetzeskraft und man begnügte sich in der am 4. November 1848 erscheinenden Constitution der zweiten Republik in Artikel 9 mit dem Wunsche, die Gesellschaft möge die Entwickelung der Arbeit durch unentgeltlichen Primärunterricht begünstigen.[21]) Man kam jedoch auch nach Erlaß des Gesetzes vom 15. März 1850 über den partiellen Schulgelderlaß nicht hinaus.[22]) Einen Schritt weiter that Napoleon III., indem er bei seiner Fürsorge für den Blousenmann der arbeitenden Classe jedwede pecuniäre Vergünstigung in der Schule zu Theil werden zu lassen bestrebt war.[23]) „L'Empereur, dans sa constante sollicitude pour les classes laborieuses, ne veut pas qu'un seul enfant reste privé d'instruction pour cause d'indigence de sa famille .... Vous seconderez les intentions généreuses du gouvernement imperial"[24]) hieß es in einem Rundschreiben des Ministers Duruy vom 24. Februar 1864 und das Gesetz vom 10. April 1867 trat der Einführung des unentgeltlichen Unterrichts insofern näher, als es in Artikel 8 die Mittel zur Bestreitung der Ausgaben für die Freischulen angab.[25]) Gemeinden, welche die Unentgeltlichkeit des Unterrichts einführen wollten, konnten eine Zuschlagssteuer, welche 4 % (4 centimes additionnels) der directen Staatssteuern nicht überschreiten sollte, für Schulzwecke erheben; im Falle dieselbe nicht ausreichte, sollte auf Empfehlung (avis) des Departementsrathes hin aus dem Staatsfonds in den Grenzen des alljährlich dem Unterrichtsministerium zu diesem Zwecke gewährten Credits eine Subvention bewilligt werden. Die Lehrergehalte sollten sich in Gemeinden, in denen die Unentgeltlichkeit des Unterrichts eingeführt wurde, aus 200 Frcs. festem Gehalt, einem Eventualeinkommen je nach der Schülerzahl und aus Zuschüssen, die in den Fällen zu gewähren waren, in welchen das gesetzliche Gehaltsminimum von 600 Frcs. nicht erreicht wurde, zusammensetzen. Außerdem wurde noch freie Wohnung gewährt.[26]) Einer der wenigen Orte, welche ohne jegliche Beihilfe des Staates die absolute Unentgeltlichkeit des Unterrichts einführten, war Paris.[27])

Von gewisser Seite war man auf die absolute Unentgeltlichkeit des Unterrichts nicht gut zu sprechen, wie man denn schon den partiellen Schulgelderlaß als dem Fortschritt des Volksschulwesens nicht günstig bezeichnet hatte. Das, was von M. V. Cousin über die Unentgeltlichkeit des höheren Unterrichts gesagt worden war, wurde auch als für den Primärunterricht zutreffend erklärt. Präfecten und Akademieinspectoren hätten übereinstimmend berichtet, es verursache ihnen die Enthebung der Eltern von einer ihrer heiligsten Pflichten und die Uebertragung dieser auf die öffentliche Verwaltung nichts als Schwierigkeiten. Nur zu oft würden die Freischulen von Kindern wohlhabender Eltern überschwemmt zum Nachtheil solcher Eltern, die Schulgeld zu zahlen nicht in der Lage seien, während weniger bemittelte Eltern, weil sie absolute Unentgeltlichkeit als Almosen betrachteten und den Werth eines ohne jeglichen Anspruch auf Schulgeld dargebotenen Unterrichts gering achteten, ihre Kinder in andere Schulen schickten oder von der Schule ganz fern hielten. Der Staat habe durch seine Opfer eine größere Frequenzziffer der Schulen nicht erzielt — Schulzwang existirte damals nicht —, die Leichtigkeit, sich die Wohlthat des Unterrichts zu verschaffen, hebe vielmehr den Werth des letzteren auf.[28]) In ähnlicher Weise sprach sich auch der Bischof von St. Dié aus, indem er besonders betonte, der Bauer schätze die Dinge nur nach dem, was er dafür bezahle; sei er genöthigt, für die Schule Opfer zu bringen, so werde er auch darauf halten, daß seine Kinder die durch die Schule gebotenen Vortheile gehörig ausnützten.[29]) Auch Rouland bezeichnete in einem Rundschreiben die absolute Unentgeltlichkeit als ein Hinderniß des Fortschritts auf dem Gebiete der Volksschule, da viele Gemeinden durch Bestreitung der infolge Wegfalls des Schulgeldes bedeutend größeren Ausgaben außer Stand gesetzt würden, ihre Schulen den Fortschritten der Erziehungswissenschaft gemäß auszustatten und dem Bedürfniß entsprechend zu vermehren. Er führt als Beweis dafür Paris an.[30]) Die absolute Unentgeltlichkeit wurde sonach von maßgebenden Persönlichkeiten des zweiten Kaiserreichs aus inneren und äußeren Gründen als der Schule nicht vortheilhaft bezeichnet; dagegen erschien ihnen eine beschränkte Unentgeltlichkeit in Verbindung mit der Forderung eines nicht zu hohen jährlichen Schulgeldes als den Interessen der Schule am meisten entsprechend.

Einen völligen Umschwung in den Anschauungen über diesen Gegenstand brachte der deutsch-französische Krieg von 1870 und in seinem Gefolge die dritte Republik. Der deutsch-französische Krieg mit seinen Niederlagen lenkte die Aufmerksamkeit der Schule zu.[31]) Laut predigte man, an eine Revanche sei nicht zu denken, solange nicht eine vollständige Reform des Volksschulwesens erfolgt sei. Denn nicht zum geringsten Theil wären die deutschen Siege der größeren Intelligenz der deutschen Soldaten gegenüber den französischen zuzuschreiben,[32]) und da man in Frankreich alle Institute, die nur entfernt mit dem Heerwesen in Zusammenhang stehen, mit Rücksicht auf einen künftigen Revanchekrieg einrichtet, so mußte man selbstverständlich zunächst, um eine allgemeine Volksbildung wie in Deutschland zu erzielen, den Schulbesuch obligatorisch machen.[33]) Zwang man aber die Eltern, ihre Kinder im Interesse der Nationalvertheidigung der Schule zuzuführen, so durfte man billigerweise kein Schulgeld verlangen. Das Recht der Erziehung seiten des Staats schloß dessen Verpflichtung zur Befreiung der Eltern von der Bezahlung des Schulgeldes ein. Die gratuité absolue wurde zur nothwendigen Voraussetzung der obligation absolue.

Weiter mußte die republicanische Regierung, um die Schule ihren Zwecken völlig dienstbar zu machen, auch das Lehrpersonal mit seinem Einfluß auf die breiten Schichten der Bevölkerung, denen es entstammt, für sich gewinnen, und das konnte nur durch Verknüpfung der eigensten Interessen desselben mit denen des Staats, durch theilweise Besoldung desselben aus Staatsmitteln, kurz, durch Erhebung der Volksschule zur Staatsschule geschehen. Dadurch wurde zugleich der Einfluß der der Republik feindlich gegenüberstehenden Geistlichkeit auf die Schule, der sich infolge der Zugeständnisse Napoleon's III. gegen früher gesteigert hatte, gebrochen. Daher der Widerstand des Klerus gegen die Einführung der Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die denn auch sehr bald die „Laïcisation" der Schule, d. i. die Ausschließung der Congreganisten von der Anstellung an öffentlichen Schulen, sowie die Beseitigung des obli-

[15]) Loi portant organisation de l'Instruction primaire du 28 Juin 1833. Gréard, Législation I, 240.

[16]) Avis du 2 Juin 1837.

[17]) Décision du 3 Octobre 1834.

[18]) Décision du 30 Septembre 1837. Gréard I, 320.

[19]) Gréard I, 701.

[20]) Gréard II, 17.

[21]) Gréard II, 42.

[22]) Gréard II, 128.

[23]) André, Nos maîtres, aujourdhui II, 202. 203.

[24]) André II, 202.

[25]) Gréard II, 606.

[26]) Loi sur l'enseignement primaire du 10 Avril 1867 Art. 9.

[27]) Revue des deux mondes CIII, p. 795.

[28]) André, Nos maîtres, aujourdhui II, 204.

[29]) Lettre Pastorale dans les actes Episcopaux, p. 218.

[30]) Rouland, Circulaire du 27 Mai 1861.

[31]) Revue internationale de l'enseignement publiée par la société de l'enseignement supérieur XII, 426.

[32]) Revue des deux mondes 15 Mai 1888 (tome LXXXVII, troisième periode p. 322).

[33]) Vergl. M. Eugène Rendu, l'Instruction primaire devant l'Assemblée nationale p. 12 (Paris, Hachette).

gatorischen Religionsunterrichts im Gefolge hatte.[34]) Die dritte Republik wurde damit zur Testamentsvollstreckerin der ersten, wie ihr denn der innere Ausbau des Staates im Geiste der ersten Republik auch auf anderen Gebieten um so leichter wurde und noch wird, als sie sich Dank der Friedensliebe ihres östlichen Nachbars einer verhältnißmäßig langen Zeit der Ruhe und eines reichlichen Maßes pecuniärer Hilfsmittel zu erfreuen hat.

Wie ganz anders liegen die Verhältnisse im evangelischen Deutschland! Die allgemeine Schulpflicht gründet sich hier von Haus aus nicht auf die Staatsraison, sondern auf religiöse Erwägungen und Einrichtungen. Sie steht mit dem formalen Princip der Kirche, welches die Forderung des Selbststudiums der Bibel zu Erlangung richtiger religiöser Anschauungen für Jedermann in sich schließt, in engem Zusammenhang. Luther übersetzte deshalb die Schrift, schrieb für Lehrer der Jugend und diese selbst die beiden Katechismen und veranlaßte die evangelischen Fürsten, die Reichthümer der Klöster zur Errichtung von Schulen, insbesondere von Volksschulen zu verwenden, in welch letzteren die Kinder so lange blieben, bis sie das von ihren Pathen bei der Taufe für sie abgelegte Gelübde aus eigner Ueberzeugung erneuern konnten, bis zu der schon zur Zeit der Reformatoren stellenweis üblichen, zur Zeit der Pietisten allgemein werdenden Confirmation.[35]) Klare religiöse Erkenntniß setzte aber die Behandlung auch anderer die formale Bildung fördernder Unterrichtsgegenstände, insbesondre der deutschen Sprache voraus. Der regelmäßige Besuch der Schule wurde zur religiösen Pflicht, die staatlichen Zwang mehr oder weniger unnöthig machte. Wenn dieser später eintrat, so geschah es im Einverständniß mit dem Klerus, während von demselben in Frankreich aus besonderen Gründen Einspruch dagegen erhoben wurde.[36]) Eine Verdrängung des Religionsunterrichts aus der evangelischen Schule würde mit der ganzen Entwickelungsgeschichte derselben im Widerspruch stehen. Da der evangelische Fürst zugleich auch das Haupt der Kirche seines Landes zu sein pflegt, so besteht zwischen Schule, Kirche und Staat kein Gegensatz; es liegt also für den letzteren eine innere Nothwendigkeit, die evangelische Volksschule zur Staatsschule zu machen, nicht vor, und wenn man in einzelnen evangelischen Staaten Deutschlands, auch in Sachsen, der Frage näher getreten ist, ob sich die Einführung der Unentgeltlichkeit des Unterrichtes empfehle, so kann es sich dabei im Wesentlichen nur um finanzielle, nicht um politische Erwägungen handeln. Die ganze Angelegenheit läuft hier darauf hinaus, die Kosten, welche durch die Unterhaltung der Schule und die Besoldung der Lehrer verursacht werden, nicht mehr wie bisher theilweise durch Schulgelder zu decken, sondern vollständig durch Gemeindesteuern, bez. Schulauflagen, welche ohne Rücksicht darauf, ob die Gemeindeglieder schulpflichtige Kinder haben oder ihre Kinder der Schule anvertrauen, gleich den Staatssteuern erhoben werden. Die Besoldung der Lehrer würde entweder unter staatlicher Garantie den Gemeinden oder dem Staate selbst zufallen, der dann von diesen die festgesetzten Beiträge für die allgemeine Staatsschulcasse ausgezahlt erhalten müßte.[37]) Im Ganzen dürften bei uns die Schullasten, im Falle die Unentgeltlichkeit des Unterrichts eingeführt würde, auf denselben Schultern bleiben, auf denen sie bereits ruhen, nämlich auf denen der besser situirten Stände, nur mit dem Unterschiede, daß zahlungsfähige Familien mit schulpflichtigen Kindern nicht in doppelter und mehrfacher Weise zu den Schullasten herangezogen würden, während kinderlose Familien, öde Junggesellen u. s. w., die durch Heranbildung von nützlichen Gliedern der Gesellschaft dem Staate Opfer zu bringen ohnehin nicht in der Lage sind, nur zum Tragen eines geringeren Theils der Schullasten herangezogen werden. Die ärmere Bevölkerung, besonders in den größeren Städten, zahlt schon jetzt zu den Schulausgaben entweder keine oder nur verhältnißmäßig geringe Beiträge. Uebrigens ist man in evangelischen Ländern gewöhnt, größere Opfer für die Schule zu bringen; es dürften daher bei Einführung der Unentgeltlichkeit des Unterrichts den Staatscassen bei Weitem nicht die Opfer zufallen, wie sie Frankreich zu bringen hat, wo infolge des mangelnden Schulzwanges an vielen Orten Schulen gar nicht oder nur in ungenügender Zahl vorhanden waren und bei Eintritt desselben[38]) solche neu geschaffen, bez. bedeutend vermehrt werden mußten.

In Frankreich wurde die gratuité absolue durch das Gesetz vom 16. Juni 1881[39]) angeordnet und durch das Primärschulgesetz vom 30. October 1886[40]) bestätigt. Die Unentgeltlichkeit erstreckt sich auf sämmtliche öffentliche Primärschulen, die höheren Primärschulen, Kleinkinderschulen, Kinderasyle mit eingeschlossen, sowie auf die Pensionen der Seminare.[41]) Die Zahl, sowie die Art der Primärschulen bestimmt für die einzelnen Gemeinden vorbehältlich der Genehmigung des Unterrichtsministers der Departementsschulrath, nachdem er die Gemeindeschulvorstände gehört hat.[42]) Zur Deckung der Ausgaben für die Schule müssen 4 % der directen Staatssteuer als Zuschlagssteuer (4 centimes additionnels) erhoben werden, die jedoch wegfallen, wenn die Gemeinden eine der Gesammthöhe der Zuschlagssteuer gleiche Summe in ihr Budget aufnehmen.[43]) Diese Summe kann durch außerordentliche Gemeindeeinnahmen, wie sie Gemeindegüter, Pferde-, Jagd- und Hundesteuern, die Nettoeinnahmen vom Stadtzoll (octroi), die Concessionsertheilungen zur Abdeckerei, zur Einrichtung von Hallen, zum Handel auf Wochen- und Jahrmärkten ꝛc. ergeben, gedeckt werden, indem man diese Einnahmen bis zu einem Fünftel ihrer Höhe zu Schulzwecken verwendet. Auch die Departements haben 4 centimes additionnels zur Zahlung etwaiger Zuschüsse für die Unterhaltung von Primärschulen armer Gemeinden sowie zur Unterhaltung der Seminare zu erheben, wovon sie auch entbunden werden können wenn sie in ihr Budget eine dem Ertrag der centimes additionnels gleichkommende Summe aufnehmen; diese Summe können sie durch ordentliche oder außerordentliche Einnahmen, sowie durch den Ertrag von etwaigen Stiftungen aufbringen. Genügen die so gewonnenen Einnahmen der Gemeinden, sowie der Departements nicht, so wird der Fehlbedarf durch Staatssubventionen gedeckt. Jeder Steuerpflichtige hat demnach in der Regel neben seiner Staatssteuer noch 4 % derselben für die Ortsprimärschule und 4 % für Departementsschulzwecke zu bezahlen, wie denn überhaupt alle Gemeinde- und Departementsausgaben durch centimes additionnels bestritten werden.[44]) Der Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen jeden Grades darf bei dem Uebergang in die neuen Verhältnisse in keinem Falle geringer sein, als die höchste Einnahme während der letzten drei Jahre vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes. Die Höhe der Beiträge, aus denen sich nach Artikel 9 des Gesetzes vom 10. April 1867 der Lehrergehalt zusammensetzt, wird für jedes Jahr durch den Minister nach dem Gutachten des Präfecten und Departementsrathes bestimmt. Ein Decret soll auch die Antheile, aus denen sich die Lehrerinnengehalte an Kleinkinderschulen zusammensetzen, angeben. Eine bedeutende Gehaltserhöhung ist vom Jahre 1889 an in Aussicht genommen, trotzdem das Staatsbudget für den Primärunterricht bisher bereits mit nahe an 100 Millionen Francs belastet war.[45])

Zum Bau wie zur Ausstattung von Schulhäusern gewährt der Staat in den Grenzen der ihm zu diesem Zwecke zu Gebote stehenden Mittel im Bedarfsfalle Vorschüsse, die in feststehenden Procentsätzen zu verzinsen und zurückzuzahlen sind.[46])

Mit der von großer Opferfreudigkeit zeugenden Einführung des unentgeltlichen Volksschulunterrichts hat Frankreich einen Schritt gethan, der in Verbindung mit der Einführung des Schulzwanges sicher zur Förderung des Schulwesens und zur Hebung des Ansehens der Lehrer beitragen wird. Letztere werden sich trotz der Unscheinbarkeit ihrer äußeren Lage nach und nach als Glieder einer sie mit der höheren staatlichen Leitung verbindenden Kette fühlen lernen und bei ihrem Thun nach Kräften den Grundsatz jedes rechten Staatsdieners: „Salus publica suprema lex“ zur Geltung bringen. Doch was thun sie, wenn sich infolge eines Wechsels in der Regierungsform die Ansichten über das öffentliche Wohl ändern?

---

[34]) Loi du 30 Octobre 1886, Art. 17. Bull. des lois XII Série 2 Semestre 1886 p. 873

[35]) Vergl. Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Dr. Herzog, Prof. in Erlangen. III, 110.

[36]) André, Nos maîtres etc. II, 230.

[37]) In Frankreich hat man das letztere im Auge und dürfte bei den Berathungen der französischen Volksvertretung, die am 7. Juni dieses Jahres begonnen haben, diese Frage einen Gegenstand der Erörterung bilden. Vergl. Revue internationale XII, 434.

[38]) Loi du 28 Mars 1882.

[39]) Bull. des lois XII Série 1 Semestre 1881 p. 767.

[40]) Bull. des lois XII Série 2 Semestre 1886 p. 873.

[41]) Art. I. des Ges. vom 16. Juni 1881.

[42]) Art. 13 des Ges. vom 30. October 1886.

[43]) Art. II. des Ges. vom 16. Juni 1881.

[44]) Histoire de la civilisation contemporaine I, 349.

[45]) Ebenda 589.

[46]) Loi du 3 Juillet 1880. Bull. 1 Semestre 1880 p. 131 ff.

Bücherbesprechungen.

□ Rechtfertigung der Schule der Reformation gegen ungerechtfertigte Angriffe. Akademisches Programm von D. Rudolph Hofmann, derz. Decan der theologischen Facultät. Leipzig, A. Edelmann. — Zu dem Feldzug, den die römische Kirche ebenso auf theoretischem, wie auf praktischem Gebiete gegen die evangelische Kirche führt, gehören insonderheit die Angriffe, die sie vom historischen Boden aus gegen die Reformation macht, indem sie nicht nur das Wesen und die Motive derselben zu verdächtigen sucht, sondern auch die bisher allgemein anerkannten Verdienste der Reformation zu schmälern beflissen ist. Insbesondere hat sie neuerdings versucht, das Verdienst derselben um die deutsche Volksschule zu bestreiten und sogar nachzuweisen, daß sie, statt einen Aufschwung des Volksschulwesens herbeizuführen, dasselbe vielmehr in Verfall gebracht habe. Gegen diese Angriffe wendet sich vorliegendes Programm, das zunächst über die Angriffe von römischer Seite in gedachter Beziehung referirt, sodann ein Bild von dem Zustande der vorreformatorischen Schule in unbefangener Würdigung zeichnet und daraus in schlagender Weise jene Angriffe abwehrt, um mit überzeugender Klarheit nachzuweisen, daß durch die Reformation mit ihrer idealen Richtung und mit ihrer Geistesfreiheit, die sie überhaupt erst befähigt hat, die Bedeutung der Schule recht zu würdigen, sowie mit dem sittlichen Ernste, mit dem sie die Bildung und Erziehung der Jugend ergriffen hat, eine Wiedergeburt der Schule in Wahrheit bewirkt worden sei.

D. In einem umfangreichen Werke von etwa 120 Bogen Inhalt geben Dr. Rudolf Schuster Edler v. Bonnot und Dr. August Weeber u. d. T. „Die Rechtsurkunden der österreichischen Staatsbahnen" eine Sammlung der die österreichischen Eisenbahnen betreffenden Specialgesetze, Concessions- und sonstigen Urkunden heraus. Es liegt uns das erste Heft dieses Werkes aus dem Verlage von Hartleben in Wien vor. Zur Geschichte des Eisenbahnrechts in Oesterreich enthält dasselbe unstreitig ebenso schätzbares wie umfangreiches Material. Ob in einer Zeit, da das Staatsbahnsystem auch in Oesterreich zum Durchbruch gekommen, ein Bedürfniß nach solchem Werk vorhanden war, muß dahin gestellt bleiben, wol aber darf behauptet werden, daß ein Bedürfniß nach einer unbefangenen Darstellung der Geschichte des Eisenbahnwesens in Oesterreich vorhanden ist, namentlich hinsichtlich der Concessionirungen der Privatunternehmungen durch den Staat, aber nicht blos durch eine Sammlung der hierhergehörigen Actenstücke, sondern vielmehr durch die Erläuterung der dahingehenden Gesetze und Verträge unter Zugrundelegung ihrer Handhabung und Wirkung in der Praxis. Es müssen in einem solchen Werk allerdings die Mißbräuche aufgeklärt werden, welche dabei vielfach obgewaltet haben. Noch fehlt es selbst an einer Berechnung der außerordentlich hohen Beträge, welche die österreichische Regierung an Staatsgarantien für Privatbahnen bewilligt und gezahlt hat. Im Uebrigen wird der kundige Verwaltungspolitiker aus manchen Concessionsurkunden des vorliegenden Sammelwerkes lernen können, wie man vom Standpunkte des Staates derartige Urkunden, welche im Grunde genommen Verträge sind, nicht auszustellen hat.

— Paul Mantegazza, Die Hygiene der Nerven. Königsberg, Verlag von Heinrich Metz. Preis brosch. 1 ℳ. — Der berühmte italienische Gelehrte — man weiß nicht recht, ob man ihn als Arzt, als Physiologen, Anthropologen oder Psychologen bezeichnen soll, denn er ist Alles zugleich — entfaltet in den letzten Jahren eine außerordentlich rege schriftstellerische Thätigkeit, die fast ans Wunderbare grenzt. Ein Buch jagt fast das andere, und doch hält sich jedes frei von den bekannten Mängeln der Vielschreiberei, die dem unersättlichen Lesebedürfniß des Publicums Rechnung tragen will. Bei Mantegazza aber findet man immer dieselben Vorzüge seiner Darstellung: eine bilderreiche, poesievolle Sprache, Tiefe und Reichthum der Gedanken, Geist und Empfindung in jedem Satz. Alle Lebenskräfte des menschlichen Körpers, alle Affecte der Seele hat er nach und nach in den Kreis seiner Erörterungen gezogen, und es ist staunenswerth, wie mannigfach er jede Erscheinung des physischen und psychischen Lebens zu betrachten weiß. In glücklichster Weise verbindet er dabei die Wissenschaft mit feuilletonistischen Plaudereien. Das vorliegende Buch gehört keineswegs zu den besten des Verfassers, der Titel trifft den Inhalt nur sehr wenig und das Ganze hat keinen rechten Zusammenhang, aber was Mantegazza in den einzelnen Capiteln über den Einfluß des physischen Lebens auf die Moral und umgekehrt, über die Nervosität, die Empfindsamkeit, über die zu stumpfen Nerven, den Schmerz, den Haß in allen seinen Erscheinungsformen und die Furcht sagt, gehört sicherlich zu dem Besten, was darüber geschrieben worden ist. Es wäre zu wünschen, daß die Mahnungen und Rathschläge Mantegazza's in das allgemeine Bewußtsein übergingen, dann könnte unsere Zeit von ihren vielen psychischen Wunden recht bald genesen. Die Uebersetzung des italienischen Originals ist recht fließend und wohllautend; jeder Leser wird aus der Lectüre des kleinen Büchleins die reichste Anregung mitnehmen. Dr. A.

— Emin Pascha und Stanley in Centralafrika 1889. (Justus Perthes' Gelegenheitskarten zur Tagesgeschichte 1889 Nr. 2.) Von Dr. R. Lüddecke. Ein colorirtes Blatt in 28 × 47 cm. Preis 60 ₰. Gotha, Justus Perthes. — Es wird für Viele, welche den Tagesereignissen genauer folgen, von Interesse sein, die Route, welche wahrscheinlich Stanley und Emin auf ihrem denkwürdigen Marsche von Wadelai nach Ostafrika eingeschlagen haben, genauer einzusehen, zumal vielleicht wichtige Folgerungen aus der neuen Route gezogen werden. Die Rückzugsroute geht auf der Karte über Tabora; die Boten, welche Wissmann zuerst die genaueren Nachrichten über Stanley und Emin Pascha brachten, haben aber diesen Ort nicht berührt, sondern sind weiter östlich in mehr directer Linie begangen. Auf der Karte ist auch Wissmann's Route nach Mwapwa eingetragen und sogar eine Stelle, wo die Peters'sche Emin Pascha-Expedition ihren Untergang gefunden haben kann, obwol es uns scheinen will, als ob die Art des Ueberfalls, sollte wirklich ein solcher stattgefunden haben, weiter nach Westen verlegt werden muß. Immerhin ist die Karte zur Orientirung von Nutzen.
dn—

Ltz. Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Während der Jahre 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wissmann. — Dies bilderreiche, hochinteressante Reisewerk unseres ostafrikanischen Reichscommissars Major H. Wissmann, welches im December vorigen Jahres in 1. Auflage erschien und von der Presse allseitig günstig beurtheilt, auch in diesen Blättern besprochen worden ist, liegt bereits in 4. Auflage vor. Um dies Buch weitesten Kreisen zugänglich zu machen, bietet die Verlagshandlung (Walther und Apolant in Berlin W, Markgrafenstraße 60) auch diese Auflage in 12 Lieferungen zu je 1 ℳ. und versendet auf Wunsch eine Probelieferung kostenfrei. Bis jetzt sind 2 Lieferungen erschienen.

Ltz. Neue Lieferungs-Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas (Großer Stieler). 95 Karten in Kupferdruck und Handcolorit, herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Berghaus, Carl Vogel und Herm. Habenicht. Gotha, Justus Perthes. 1889. — Dieses hervorragende Kartenwerk, dessen Erscheinen im vorigen Jahre begann, ist jetzt bis zur Hälfte gefördert (17 Lieferungen). Fertig liegen vor die je vierblättrigen Karten: Deutsches Reich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Frankreich; die je sechsblättrigen von Süd-Amerika und den Vereinigten Staaten; ebenso wird Afrika diesmal, der jetzigen Kenntniß über diesen Erdtheil entsprechend, durch eine und zwar ganz neu angefertigte sechsblättrige Karte vertreten sein, von welcher bereits Nord- und Centralafrika, sowie Deutsch-Ost-Afrika vorliegen. Bei den fortwährend auf dem Gebiete der Politik, Geographie und des Verkehrs auftauchenden Tagesfragen muß der einstige vollständige Besitz dieses groß angelegten Kartenwerkes, welches sich bekanntermaßen durch seine Zuverlässigkeit und durch seine mustergiltige Ausführung in Bezug auf Zeichnung, Stich, Druck und Farbendarstellung auszeichnet und dessen Erwerb durch den lieferungsweisen Bezug so ungemein erleichtert wird, für jeden Gebildeten von größtem Vortheil sein.

Ltz. Das 2. Heft, XII. Jahrgang der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (herausgeg. von Prof. Dr. Umlauft, Hartlebens Verlag, jährlich 12 Hefte à 45 ₰) bringt seinen Lesern den Schlußtheil über Indiens Nordwestgrenze von E. Schlagintweit, ferner die Abhandlungen: Die Portugiesen in Ostafrika von Dr. E. Jung, — Jerusalem, betrachtende Skizze von Julius Mucha, k. k. Hauptmann in Graz, — Geographische Verbreitung jetzt lebender Cerviden, von Karl Grevé in Moskau (mit zwei Kartentafeln). — Von den kleineren Mittheilungen interessiren die biographischen Skizzen über den Afrikareisenden Otto E. Ehlers — welcher die Ehre hatte, die Gesandtschaft des Sultans Mandara am Kaiserhof vorzustellen, und jetzt wieder in das Kilimandscharo-Gebiet zurückgekehrt ist — und den am 7. März 1889 im 83. Lebensjahr verstorbenen französischen Naturforscher Charles Martins, in weiteren Kreisen bekannt durch sein schönes, auch in deutscher Sprache erschienenes Werk „Von Spitzbergen zur Sahara".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 143. Sonnabend, den 30. November. 1889

Inhalt: Schlagende Wetter und deren Explosionen in Steinkohlengruben. Von Bergingenieur Dr. G. Stein. — Bücherbesprechungen (Bruno Dürigen, Katechismus der Geflügelzucht. Norwegen und dessen klimatische Heilmittel, von Dr. med. Daubler).

Schlagende Wetter und deren Explosionen in Steinkohlengruben.

Von Bergingenieur Dr. G. Stein.

Da man immer wieder von neuen Explosionen aus allen Ländern hört und dabei erfährt, daß dieselben selbst in den besteingerichteten und unter der bewährtesten Leitung stehenden Gruben vorkommen, so ist es nicht zu verwundern, daß man bei Laien häufig die Ansicht antrifft, daß diese Explosionen unabwendbare Naturereignisse sind, wie etwa Blitz und Hagel. Zur Verbreitung dieser Ansicht dürften auch die in neuerer Zeit zur Mode gewordenen Kassandrarufe beigetragen haben, welche einzelne Tage als zu allen möglichen Elementarereignissen und darunter auch zu Schlagwetter-Explosionen besonders geeignet brandmarken. Daß dies durchaus nicht der Fall ist, und daß man Schlagwetter-Explosionen ebenso wenig zu den Naturereignissen zählen kann, wie etwa Dampfkesselexplosionen, geht schon aus einer kurzen Betrachtung über die Natur und das Auftreten der Schlagwetter hervor.

Bei der Fäulniß organischer Substanzen unter Wasser bildet sich bekanntlich das Sumpf- oder Grubengas, welches aus einer Verbindung von 4 Theilen Wasserstoff mit 1 Theil Kohlenstoff besteht und in der Chemie als „Methan" bezeichnet wird. Dieses Grubengas, welches übrigens nebst den anderen Kohlenwasserstoffverbindungen auch einen Bestandtheil unseres gewöhnlichen Leuchtgases bildet, kommt an einzelnen Orten zusammen mit Erdöl, welches ebenfalls eine Kohlenwasserstoffverbindung ist, in so außerordentlich großen Mengen vor, daß es schwierig ist, sich eine Vorstellung davon zu machen, in welcher Weise sich das Gas, welches gewöhnlich als Naturgas bezeichnet wird, an solchen Orten gebildet hat und welcher Art die natürlichen Behälter beschaffen sind, welche diese ungeheuren Gasmengen enthalten. So sind z. B. die Naturgasquellen von Baku in Rußland schon seit den ältesten Zeiten her bekannt und strömen seitdem ununterbrochen aus. Auch das sogenannte ewige oder heilige Feuer, welches in dem nur wenige Meilen von Baku entfernten Tempel Ateśh Gah unaufhörlich brennt, ist nichts Anderes als eine brennende Gasquelle. Ebenso bekannt ist der außerordentliche Reichthum an solchen Gasquellen in Pennsylvanien in Nordamerika. Die Thatsache, daß ein brennbares Gas aus gewissen Quellen und Spalten der Erde hervorkommt, ist also schon seit langer Zeit bekannt. Die zahlreichen Bohrungen auf Erdöl bei Titusville in Pennsylvanien in den Jahren 1859 und 1860 lieferten theils Oel- theils Gasbrunnen, ohne daß man den letzteren anfangs große Beachtung geschenkt hätte. Der Unternehmungsgeist der Amerikaner bemächtigte sich jedoch bald dieses, wie sich bald zeigte, werthvollen Naturproductes. Im Jahre 1872 oder 1873 wurde 1 Meile westlich von der durch sein Erdöl bekannten und darnach benannten Stadt Petrolia eine bedeutende Gasquelle erbohrt, welche anfangs über 1 Million Kubikfuß Gas in der Stunde lieferte. Diese wurde in Röhren gefaßt und nach den Städten Fairview, Petrolia, Argyle und Carus City geleitet und dort zur Speisung zahlreicher Dampfkessel, Koksöfen und Gasbrenner verwendet. Seither sind in ganz Pennsylvanien Hunderte von Gasquellen erbohrt und eine große Anzahl dieser Quellen zusammengefaßt und nach Pittsburg geleitet worden, welches schon im Jahre 1883 mit allen seinen großartigen Eisenwerken und sonstigen Fabriken, seiner Heizung und Beleuchtung fast vollständig mit Naturgas versorgt war. Es entstand in Pennsylvanien eine eigene Naturgasindustrie, und das allgemeine Bestreben ging darauf, den ganzen Kohlenbedarf durch Naturgas zu ersetzen. Die Zahl der Gasgesellschaften in Pennsylvanien belief sich im Jahre 1884 auf 150 und ist seitdem noch bedeutend gewachsen. In der Gegend von Pittsburg sind auf diese Weise im Jahre 1885 allein über 1½ Millionen Tonnen Kohlen durch Naturgas ersetzt worden. Der Gesammtverbrauch an Naturgas aus den unzähligen Brunnen im Jahre 1884 wurde auf einen Werth von 3 Millionen Mark berechnet und hat sich seither bedeutend vervielfacht. Kurz die Gasmengen, welche in diesen Gegenden der Erde schon entströmt und in derselben noch enthalten und zu gewinnen sind, sind so außerordentlich große, daß es schwer fallen dürfte, sich auch nur annähernd einen Begriff von der Größe dieser Mengen zu machen.

Wenn auch verhältnißmäßig in viel geringeren Mengen, dafür aber um so häufiger findet sich das Grubengas in den Steinkohlenbergwerken. Die näheren Umstände, unter denen sich hier das Grubengas bildet, sind mit Bestimmtheit ebensowenig bekannt, wie diejenigen der Entstehung der Naturgasquellen, zweifellos ist es jedoch, daß das Gas nicht nur aus der Kohle selbst, sondern auch aus dem Nebengestein der Kohle herstammt, und daß die Qualität der Kohle auf das Auftreten des Gases ohne Einfluß ist, denn dasselbe findet sich in fetten Kohlen ebenso wie in mageren. Abgesehen davon, daß den oben geschilderten ähnliche Gasquellen zuweilen auch in Kohlengruben vorkommen, welche hier mit dem Namen „Bläser" bezeichnet werden und Tage oder Monate, oft aber auch Jahre lang ununterbrochen ausströmen, bildet sich das Grubengas in den Kohlenbergwerken fortwährend durch die Zersetzung der Kohlen und scheint überdies, wenigstens in gewissen Kohlenbecken, in den Poren der Steinkohle unter einem bedeutenden Drucke eingeschlossen zu sein. Hierauf deutet wenigstens das plötzliche Entweichen so großer Gasmengen, daß dieselben ganz beträchtliche mechanische Wirkungen ausüben, wie das Fortschleudern von Kohlenmassen, Förderwagen und sonstigen schweren Gegenständen, wie dies häufig in gewissen Gruben in Belgien vorkommt. Es dürfte hier das Gas selbst in Höhlungen von bedeutender Ausdehnung in flüssigem Zustande vorhanden sein. Es ist einleuchtend, daß man, bevor man an die Lösung der Frage gehen kann, unter welchen Umständen sich das Grubengas in den Gruben entwickelt, zunächst gründliche Studien über den Zustand machen muß, in welchem sich das Gas in der Steinkohle bez. in den Steinkohlengruben befindet. Leider ist diese Frage, wie schon aus den obigen Andeutungen hervorgeht, weit davon entfernt gelöst zu sein und es ist ihre Lösung überhaupt noch schwieriger als diejenige nach der Bildung der Steinkohle, über welche die Ansichten so sehr getheilt sind. Dementsprechend ist es aber auch nicht zu verwundern, daß die Bedingungen, unter welchen das Grubengas austritt, nicht genügend sicher festgestellt sind. Von zwei Umständen ist man jedoch ziemlich allgemein geneigt anzuerkennen, daß sie einen gewissen Einfluß auf das Entweichen des Grubengases ausüben, nämlich den Schwankungen des Luftdruckes und den Erderschütterungen. Wie bereits erwähnt, scheint das Grubengas sich in der Kohle theils unter einem hohen Druck in Poren und Höhlungen comprimirt, theils sozusagen aufgelöst, absorbirt zu befinden. Es ist nun wol möglich, daß selbst eine leichte Schwankung des atmosphärischen Luftdruckes den Gleichgewichtszustand der absorbirten

Gase stört und daß die Entbindung von Gasen die Folge davon ist. Aber auch bei dem unter starkem Drucke in den Poren der Steinkohle comprimirten Gase ist es wahrscheinlich, daß bei bloßgelegter Oberfläche, wie dieß in den Gruben der Fall ist, sich im Innern der Kohle bis zu einer gewissen Tiefe ein festes Gleichgewicht für einen bestimmten äußeren Luftdruck herstellt, und daß selbst eine leichte barometrische Schwankung dieses Gleichgewicht zu stören vermag. Aber auch das oftmals beobachtete Zusammentreffen von starken Grubengasausbrüchen und Erderschütterungen hat die Aufmerksamkeit der Fachleute erregt und in Zusammenhang mit der allgemein beobachteten Thatsache, daß das Grubengas in der Nähe von Klüften und Verwerfungen besonders reichlich vorhanden ist, die Vermuthung nahe gelegt, daß, wenn Erderschütterungen stattfinden, welche neue Spalten zu erzeugen oder alte wieder zu öffnen vermögen, an Stellen, wo in Steinkohlenlagern große Gasquantitäten sich in Hohlräumen comprimirt befinden, unvermeidlich Gasausbrüche stattfinden müssen, sobald die Spalten die Grubenbaue erreichen. Infolgedessen ist es auch möglich, daß in gashaltigen Mitteln, die von vielen Spalten durchkreuzt sind, eine ganz unmerkliche Erderschütterung von mehr oder weniger heftigen Gasausbrüchen gefolgt sein kann. Der kleinste Bruch kann dann zum Ausweg für eine bedeutende Gasmenge werden. Selbstverständlich werden solche Gasausbrüche auch jedesmal dann stattfinden, wenn man bei dem Fortbetrieb der Grubenbaue an solche Gasbehälter herankommt und dieselben eröffnet. Schließlich können aber auch größere Gasmengen dann in die belegten Grubenbaue eindringen, wenn abgebaute, aber offen stehende Grubenräume, welche nicht gehörig ausventilirt werden können und sich daher allmälig mit Grubengas angefüllt haben, plötzlich zusammenbrechen. Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß aus mancherlei bekannten und unbekannten, meist aber nicht vorherzusehenden Ursachen größere Gasmengen plötzlich in einer Grube hervorbrechen können.

Betrachten wir die Eigenschaften des Grubengases etwas näher, so scheint dasselbe für den ersten Augenblick ziemlich unschuldiger Natur zu sein. Es ist farb- und geruchlos und brennt, wenn es entzündet wird, mit einer schwach leuchtenden bläulichen Flamme ruhig ab. Es ist etwa nur halb so schwer als die atmosphärische Luft und schwimmt daher auf derselben obenauf wie Oel auf Wasser. Mischt sich jedoch das Grubengas mit Luft in gewissen Verhältnissen, so wird aus dem leicht verbrennlichen Gas ein heftig explodirendes Gemenge, welches eben wegen dieser Eigenschaft mit dem Namen „Schlagende Wetter“ belegt worden ist. Während bei einem Mischungsverhältniß von 1 Theil Gas mit 30 Theilen Luft das Gemenge vollkommen unschädlich ist und weder brennt noch das Athmen behindert, so wird das Gemenge, wenn die Luft $^1/_{15}$ Gas enthält, schwach brennend. Bei 1 Theil Gas mit 12 Theilen Luft tritt die erste schwache Explosion ein, welche bei steigendem Gasgehalt rapid an Heftigkeit zunimmt und bei einem Mischungsverhältniß von 1 Theil Gas zu 10 Theilen Luft seine größte, verheerende Heftigkeit erlangt. Steigt der Gasgehalt über $^1/_{10}$, so nehmen die Erscheinungen wieder ab, bis bei der Mengung mit $^1/_4$ Gas das Gemenge wieder weder brennt noch explodirt, zugleich jedoch irrespirabel wird und für den Menschen bei längerem Aufenthalt der Tod eintritt.

Vierfach sind die gefährlichen Wirkungen, welche eine Schlagwetter-Explosion begleiten. Zunächst entsteht durch die plötzliche Volumvermehrung bei der Explosion selbst ein heftiger Schlag, dessen mechanische Wirkungen hinreichen, um alles Lebende zu vernichten und fürchterliche Zerstörungen anzurichten; zweitens ist die Explosion bez. die Verbrennung der Schlagwetter mit der Entwickelung sehr hoher Temperaturen verbunden, so daß, wer dem Zerschmettern durch den ersten Stoß durch einen glücklichen Umstand entronnen ist, der Gefahr, verbrannt zu werden, ausgesetzt bleibt. Durch die der Explosion nachfolgende rapide Zusammenziehung der verbrannten Gase und das dadurch bedingte heftige Rückströmen der Luftmassen erfolgt ein zweiter Stoß, der sogenannte Rückschlag, welcher oft an Heftigkeit dem ersten nur wenig nachgiebt. Schließlich aber und gewöhnlich für die Arbeiter der Grube die meiste Gefahr bringend sind die aus Stickstoff und Kohlensäure bestehenden Rückstände der verbrannten Schlagwetter, die vom Bergmann Nachschwaden genannten Gase, in welchen nach kurzer Zeit alles Lebende ersticken muß. Bei der größten Schlagwetter-Explosion, die im Königreich Sachsen vorgekommen ist, nämlich bei der Explosion auf dem Burgker Steinkohlenwerke im Plauenschen Grunde bei Dresden im Jahre 1869, bei welcher 276 Bergleute ihr Leben einbüßten, sind auch die Meisten nicht direct durch die Explosion getödtet worden, sondern in diesen Nachschwaden erstickt.

Es sind jedoch nicht die schlagenden Wetter allein, welche die gefährlichen Explosionen in den Steinkohlengruben verschulden. Die eingehenden diesbezüglichen Untersuchungen der letzten Jahre, sowie die namentlich in Neunkirchen in Preußen und bei uns in Zwickau angestellten Versuche haben das zweifellose Ergebniß gehabt, daß gerade die verheerendsten Explosionen zum größten Theile weniger durch schlagende Wetter als durch den in den Gruben in großen Mengen vorhandenen feinen Kohlenstaub bewirkt worden sind. Daß überhaupt durch die Entzündung von feinvertheiltem Staub brennbarer Körper unter Umständen heftige Explosionen entstehen können, ist eine schon lange bekannte Thatsache, und ich begnüge mich diesbezüglich an die nicht seltenen Explosionen von Mehl in Mühlen und von Kohlenstaub in Briquettesfabriken zu erinnern. Der Vorgang hierbei ist leicht erklärlich. Man kann sich zunächst durch einen einfachen Versuch davon überzeugen, daß nicht nur feiner Kohlenstaub, sondern feiner Staub von jedem brennbaren Körper, wie z. B. Mehl oder Colophonium u. s. w., wenn er nur recht trocken ist, unter den hierzu geeigneten Umständen sehr leicht mit einer plötzlichen und weit ausgedehnten Flamme sich entzündet. Man braucht nur eine ganz kleine Menge eines solchen trockenen Staubes in eine Röhre, etwa einen an beiden Seiten offenen Federkiel zu thun und den Staub dann durch die Flamme einer angezündeten Kerze hindurch zu blasen. Wer das einfache Experiment noch nicht gemacht haben sollte, wird gewiß von der heftigen Feuerwirkung, die hierbei entsteht, überrascht sein. Der Vorgang bei einer sogenannten Kohlenstaubexplosion in der Grube ist ein ganz ähnlicher. Es kommt beim Sprengen in der Grube häufig vor, daß aus irgend einem Grunde das Sprengpulver die Kohlen nicht absprengt, sondern bei der vorderen Oeffnung des Sprengloches als eine Feuergarbe hervorschießt, oder wie man in der bergmännischen Sprache den ganzen Vorgang kurz bezeichnet, daß „der Schuß auspfeift“. Ist nun in der Nähe eines solchen auspfeifenden Schusses in der Grube viel feiner und trockener Kohlenstaub vorhanden, so wird derselbe durch den bei diesem Vorgang entstehenden Luftstoß aufgewirbelt und durch die Schußflamme entzündet, und es entsteht je nach den örtlichen Verhältnissen ein heftiges Aufflammen oder eine Explosion, welche um so heftiger sein wird, je mehr Kohlenstaub vorhanden ist, je feiner und trockener und je mehr aufgewirbelt derselbe ist und je gasreicher die Kohle ist, von welcher der Staub herstammt. Der Kohlenstaub zersetzt sich hierbei jedenfalls momentan und entwickelt Kohlenwasserstoffgas und Wasserstoff, die dann mit der Luft ebenfalls ein den Schlagwettern ähnliches, heftig explodirendes Gemenge bilden und sofort explodiren. Sind außer dem Kohlenstaub auch noch Schlagwetter, selbst in geringen Mengen, vorhanden, so tragen diese natürlich noch weiter dazu bei, die Explosionen zu verstärken und jene verheerenden Wirkungen hervorzurufen, die den Menschen mit Staunen und Grausen erfüllen. Welche außerordentliche Gewalt bei solchen Explosionen entwickelt und wie weit sich diese unter Umständen fortpflanzen können, will ich an dem Beispiele einer solchen Explosion etwas näher beleuchten, welche zugleich einen ganz offenbaren Beweis dafür liefert, daß der Kohlenstaub einen großen Antheil an der Explosion gehabt hat. Am 8. October 1884 ist im Gräfl. Wilczekschen Steinkohlenwerke zu Polnisch-Ostrau eine heftige Schlagwetter-Explosion erfolgt, durch welche 20 Bergleute getödtet worden sind. Schreiber dieses, welcher einige Tage nach der Explosion die Grube befahren und auf Grund eigener Anschauung, sowie des sofort nach dem Unfall aufgenommenen bergbehördlichen Untersuchungsmateriales, welches ihm in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellt worden ist, alle Einzelheiten des Vorfalles genau kennen gelernt und die schrecklichen Verwüstungen, welche die Explosion anrichtete, gesehen hat, hat der damals noch tagenden sächsischen Schlagwetter-Commission einen ausführlichen Bericht über diese Explosion erstattet und entnimmt diesem Bericht die nachfolgenden Daten. Was zunächst die Ursache der Explosion anlangt, so wurde festgestellt, daß der Häuer desjenigen Ortes, in welchem die Explosion erfolgte, trotz des bestehenden Verbotes einen Sprengschuß abgefeuert und daß dieser Schuß die Explosion hervorgebracht hat. Ferner wurde aber festgestellt, daß das Ort der Explosion kurze Zeit vor derselben untersucht und vollkommen schlagwetterfrei befunden wurde, und daß der Wetterzug daselbst ein so kräftiger war, daß kaum die Möglichkeit zur Ansammlung bedeutender Schlagwettermengen vorlag. Trotzdem waren die mechanischen Wirkungen der Explosion ganz bedeutende. Die stollenartige, in die Kohle gehauene Strecke, sog. Grundstrecke, auf welcher die Explosion erfolgte, war 970 m, also nahezu 1 Kilometer lang und

es sind von derselben auf alle 40 m Entfernung Seitenstrecken hergestellt gewesen, welche jedoch aus Gründen, die hier auseinander zu setzen zu weit führen würde, theils mit starken Bretterwänden, theils mit starken Ziegelmauern abgeschlossen waren. Es wurden nun infolge der Explosion die sämmtlichen Verschalungen und Mauern auf die ganze Länge der Strecke, bis auf eine einzige, welche stehen blieb, hinaus und zum Theil weit fortgeschleudert. Zwei in der Nähe der Explosionsstelle befindliche Bremsberge wurden vollständig verwüstet, die Thüren, mit denen dieselben abgeschlossen waren, förmlich in Stücke gerissen, so daß nicht einmal von den ziemlich starken Eisenbeschlägen derselben ein Stück ganz blieb. An einer vom Explosionspunkt 800 Meter entfernten Stelle wurde die ganze südliche Hälfte des Gewölbes eines ausgemauerten Stollens auf eine Länge von 12 Meter 7 Centimeter tief in die Decke des Stollens hineingetrieben und auf einem anderen, ebenfalls mehrere Hundert Meter entfernten Punkt sind zwei eiserne Förderwagen, deren jeder etwa 3 Centner wog, und welche vor einem Bremsberg aufgestellt waren, bis zu diesem und der eine 7, der andere 9 Meter hoch auf den sehr steilen Berg emporgeschleudert worden. Schließlich will ich noch erwähnen, daß die Uhr eines Arbeiters, dessen Leiche nahe vor der Explosionsstelle aufgefunden wurde, mit einem Stück der versengten Weste desselben, die ihm offenbar vom Leibe gerissen war, 400 Meter weit von der Leiche gefunden wurde. Daß bei dieser fürchterlichen Explosion der Kohlenstaub eine werkthätige Mitwirkung ausgeübt hat, dafür lieferte einen deutlichen Beweis die dicke Kruste von verkoktem Kohlenstaub, welcher nicht allein in den von der Explosion direct betroffenen Bauen, sondern selbst auf 40 Meter höher und von der Explosionsstelle weit entfernt liegenden Bauen, bis zu welchen sich die Flammen der Explosion nachweislich nicht erstreckt haben, Alles, selbst die von der Mannschaft zurückgelassenen Arbeitsgeräthe, überzogen hatte. Ein Umstand, aus welchem folgt, daß der verkokte Staub nicht an Ort und Stelle seiner Ablagerung durch die Flammen der Explosion verbrannt sein kann, sondern daß derselbe während der Verbrennung in der Luft geschwebt haben muß.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß das Grubengas bez. die Schlagwetterausbrüche an und für sich ziemlich unschädlich sind, denn sie treten in der Grube nur höchst selten so rein auf, daß ihre giftige Wirkung auf den menschlichen Organismus zur Geltung kommen könnte, sie werden vielmehr erst dann verderblich, wenn sie durch Zufall oder Unvorsichtigkeit mit einer offenen Flamme in Berührung und damit zur Explosion gebracht werden. Es ist nach dem Obengesagten auch an sich klar, daß man zur Bekämpfung der Schlagwetter- und Kohlenstaubgefahren zwei Wege einschlagen kann. Einmal in die Gruben, in welchen das Auftreten von Schlagwettern vorauszusetzen ist, immer soviel frische Luft einzuführen, daß das Grubengas bis auf die ungefährliche Zusammensetzung verdünnt wird, zweitens aber jedes offene Feuer aus der Grube fern zu halten, um auch den plötzlichen Ausbrüchen großer Gasmengen bez. dem Kohlenstaub die Möglichkeit zur Entzündung bez. zur Explosion zu benehmen. Zur Erreichung des ersten Zweckes dienen die bei allen Steinkohlenwerken vorhandenen großen Ventilatoren, welche ganz außerordentliche Luftquantitäten in Bewegung zu setzen im Stande sind. Zur Erreichung des zweiten Zweckes macht sich eine ganze Reihe Vorsichtsmaßregeln nothwendig, deren hauptsächlichste darin bestehen, die Beleuchtung in der Grube durch solche Lampen zu bewirken, deren Flamme von der Grubenluft in der Weise abgesperrt ist, daß durch dieselben eine Entzündung der Schlagwetter nicht eintreten kann, weiter aber dafür zu sorgen, daß auch jedes andere offene Feuer, wie es z. B. durch Sprengschüsse hervorgebracht wird, in der Grube vermieden wird. Nachdem durch lange Jahre vergebliche Versuche angestellt wurden, eine für Schlagwettergruben brauchbare Beleuchtung zu finden, ist es dem bekannten englischen Physiker Humphry Davy im Jahre 1815 gelungen, die erste brauchbare Lampe herzustellen. Gestützt auf den Umstand, daß eine Flamme durch ein darüber gehaltenes feines Drahtnetz nicht durchschlägt, bevor nicht das Netz selbst glühend geworden ist, umgab Davy die Flamme seiner Lampe mit einem solchen Drahtnetze und so entstand die erste primitivste Lampe zur Benutzung in Schlagwettergruben, welche eben wegen ihrer Verwendbarkeit in Schlagwettern mit dem Namen Sicherheitslampe belegt worden ist. Obwol man nun mit dieser Lampe die Orte mit Schlagwettern betreten konnte, so dauerte die Sicherheit dieser Lampe, abgesehen von der geringen Leuchtkraft, gar nicht lange, da die Gase im Innern des die Lampe umgebenden Drahtnetzes brannten und endlich das Netz selbst zum Glühen brachten. Ueber 20 Minuten war der Aufenthalt mit dieser Lampe in Schlagwettern nicht räthlich. Dieser Uebelstand gab Veranlassung zu zahlreichen Verbesserungen und es werden heute bereits Lampen hergestellt, die als ziemlich verläßlich angesehen werden können und zugleich eine sehr gute Leuchtkraft haben. Diese Lampen sind vollständig verschlossen, so daß sie von den Arbeitern in der Grube nicht geöffnet werden können, und sind mit Vorrichtungen versehen, welche es ermöglichen, die Lampe, wenn sie verlöscht ist, schnell und bequem wieder zu entzünden, ohne sie zu öffnen. Es bleibt also bei der Lampe nur noch die eine Gefahr, daß dieselbe im Laufe der Zeit defect wird und der Fehler nicht rechtzeitig bemerkt, die Lampe also in dem gefährlichen Zustand in die Grube kommt, oder daß sie in der Grube beschädigt wird. Dem ersten Uebelstande kann durch die nöthige strenge Ueberwachung vorgebeugt werden, bei dem letzteren Umstand können jedoch so vielerlei unberechenbare Zufälle ins Spiel kommen, daß eine Verhütung derselben unmöglich ist. Eine scheinbar bei der Arbeit ganz sicher aufgehängte Lampe kann durch eine nicht vorherzusehende Erschütterung herabgeschleudert und zerbrochen, durch ein herabfallendes Steinchen beschädigt werden und so die Ursache zu einer Explosion geben. Die häufigste Veranlassung zu Explosionen ist aber und wird auch in Zukunft die Unzuverlässigkeit, Gedankenlosigkeit und der Leichtsinn der Arbeiter selbst bleiben. Immer und immer wieder geschieht es, daß der eine oder der andere Arbeiter, die Gefahr gewöhnt und sie daher verkennend, eines der zahlreichen Verbote überschreitet und mit offenem Licht gefährliche Baue betritt, oder an solchen, um schnell mehr Kohlen zu gewinnen und sich so einen unerlaubten Vortheil zuzuwenden, einen Sprengschuß abfeuert, oder sich eine Pfeife oder Cigarre anzündet und damit seinen eigenen und den Untergang zahlreicher Mitarbeiter herbeiführt. Namentlich hat das Sprengen mit Pulver und Dynamit in den Schlagwettergruben häufig zu Explosionen Veranlassung gegeben und da dasselbe insbesondere dort, wo sehr feste Gesteine in der Grube zu durchbrechen sind, oft nicht zu entbehren ist, war das Bestreben der Techniker schon lange darauf gerichtet, die gefährliche Sprengarbeit durch andere Mittel zu ersetzen oder ungefährlich zu machen, ohne daß es, wie wir gleich voraus bemerken wollen, bisher gelungen wäre, dieses Ziel zu erreichen.

In allen Bergbau treibenden Ländern sind schon vor Jahren von den Behörden eigene, aus Fachleuten zusammengesetzte Commissionen eingesetzt und mit allen Mitteln ausgestattet worden, um die Schlagwetterfrage nach allen Richtungen hin zu studiren und die Mittel und Wege zu finden, um den Gefahren der Schlagwetter zu begegnen. Auch Private, sowie Bergwerksbesitzer und Gesellschaften haben mancherlei Mühe und Opfer zur Bekämpfung dieses gefährlichsten Feindes des Bergbaues aufgewendet und vor einiger Zeit haben unter Anderm die Gewerken von Mährisch-Ostrau, deren Steinkohlengruben besonders stark von Schlagwettern gefährdet sind, einen Preis von 1000 Ducaten auf die Erfindung eines die Sprengarbeit in Schlagwettergruben ersetzenden oder dasselbe ungefährlich machenden Mittels ausgeschrieben. Mehrere Hundert Bewerbungen um den Preis sind bei der Commission, welche zur Beurtheilung eingesetzt war, eingegangen. Obzwar nun mancherlei Erfindungen und Projecte unter den Bewerbungen waren, welche einen wesentlichen Fortschritt im Betriebe der Schlagwettergruben bedeuten, hat doch keine der Bewerbungen den gestellten Anforderungen vollständig entsprochen und ich unterlasse es daher, auf dieselben weiter einzugehen, und begnüge mich damit, festzustellen, daß ein Arcanum zur Beseitigung der Schlagwettergefahren noch nicht gefunden ist und, so lange menschliche Unzuverlässigkeit und Unvollkommenheit bestehen, auch nicht gefunden werden kann, wenn man auch Mittel und Wege erlangen wird, die Sprengarbeit in den Gruben durch ungefährliche Mittel zu ersetzen. Damit jedoch auch diesem düstersten und gefürchtetsten Capitel des Bergbaues der nöthige Humor nicht fehle, will ich erwähnen, daß nicht der geringste Theil der Bewerbungen um den gedachten Preis von Leuten herrührt, welche theils nie eine Schlagwettergrube gesehen, theils eine solche nur ganz oberflächlich kennen gelernt und von dem Wesen und den Einrichtungen einer Grube überhaupt kaum eine Ahnung haben. Es wirkt nun höchst erheiternd, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit gerade solche Leute ihre Urtheile fällen und wie wenig verlegen sie um Auskunftsmittel selbst dort sind, wo der erfahrenste Fachmann am Erfolge verzweifelt. Es dürfte nicht uninteressant sein, einige dieser Bewerbungen in Kürze mitzutheilen, wenn auch nur, um das düstere Thema mit einem erheiternden Accord zu schließen. Ein Hr. Jenkins in Hulter an der Ruhr erklärt, daß er im Besitze eines Geheimmittels sei, um die Schlagwetter zu vertreiben. Wenn er in die Grube steigt, wo Schlagwetter sich befinden, wird die ganze Um-

gegend, wo gesprengt werden soll, gereinigt. Er erklärt sich bereit, die Probe in einem Kohlenbergwerk durchzuführen, um die Commission von seiner Kunst zu überzeugen. In einer Nachschrift zu seiner Bewerbung lüftet er den Schleier des Geheimnisses seiner Kunst etwas und bezeichnet „Tuback Rauch" als dasjenige Mittel, welches die Schlagwetter, wie er sich ausdrückt „non explosiv" mache. Ein anderer Namens Haill aus Baden empfiehlt die Reinigung der Grube mit Schwefeldampf (!), welche Methode er in seinen Weinkellern erprobt hat, und fügt seiner Eingabe eine Beschreibung der schlagenden Wetter und ihrer Eigenschaften bei, der man das Zeugniß der Orginalität in vollstem Maße ertheilen kann. Groß ist die Zahl derjenigen Bewerber um den Preis, welche vorschlagen, frische Luft in die Gruben einzuführen, d. h. die Gruben zu ventiliren, und naiv genug sind zu glauben, damit etwas ganz Neues erfunden zu haben. Die meiste unfreiwillige Komik in dieser Hinsicht entwickelt ein biederer Lausitzer aus Obercunnersdorf. Nicht weniger als 4 verschiedene Eingaben hat derselbe an die Preiscommission gerichtet und sich zweifellos sehr eingehend mit der Sache beschäftigt. Er schlägt vor, die Gruben mit zwei Blasebälgen zu ventiliren, die ein Mann oder eine Dampfmaschine bethätigen kann. Eine Beschreibung eines solchen Windmotors primitivster Art liegt der Eingabe bei, nebst einer Besprechung der Eigenschaften der atmosphärischen Luft. Der Bewerber staunt, daß dieses von ihm vorgeschlagene einfache Mittel bis nun übersehen wurde. Vermuthlich denkt er, daß ihm nach seinem Tode für diesen Vorschlag ein Denkmal gesetzt wird, denn seinen längeren Auseinandersetzungen ist zu entnehmen, daß bei Lebzeiten in der Regel Verdienste nicht anerkannt werden. So erging es nach seiner Anführung dem Galilei, Christoph Columbus, Salomon de Caub. Auch der Bewerber befürchtet offenbar, daß es ihm mit seinem Vorschlage ähnlich ergehen könnte, denn er ruft zuletzt aus: „Gott bessere es". In einer zweiten Eingabe schickt er eine bessere Zeichnung seines Windmotors und erläutert nochmals die Principien seiner Erfindung. Das Schreiben ist gespickt mit Ausfällen gegen die bergmännische Fachwelt. In einer dritten Eingabe bespricht er wieder den Unglücksfall auf einer Schwefelgrube in Sicilien und fragt sich, ob der brennende Schwefel explodiren kann? Sollten nun diese Explosionen in Schwefelgruben nicht jenen in Kohlengruben gleich sein? Denselben wäre seiner Ansicht nach durch Entziehung des hierzu geeigneten Stoffes — der brennbaren Luft — ein Ziel zu setzen und dergleichen Unsinn mehr. Auch die Katastophen in Karwie und Dombrau werden herangezogen und die Behörden angerufen, in Erfüllung ihrer Menschen- und Christenpflicht die Initiative zu ergreifen, um ihren Staat vor der Wiederkehr solcher Uebel zu schützen. In einer vierten Eingabe führt er an, daß man im Oelsnitzer Reviere der Ansicht sei, daß durch Compressoren ein besserer Luftwechsel zu erzielen sei, als mit Ventilatoren. Dies soll eine erschreckliche Summe (60000 ℳ pro Jahr) kosten und doch nicht ganz helfen. Nach seiner Methode ließe sich die Luft selbst so auswechseln, daß die Sicherheitslampen überflüssige Möbel werden. Er ist von der Wirkungsweise seiner Blasebälge so überzeugt, daß er ausruft: „Bedenke man 180000 Cubikfuß Luft in einer Stunde, ein Koloß von circa neun zweistöckigen Häusern hiesiger Bauart! Wenn das nicht alle Bildung von Lüften zu Explosionen auflösen und zerstören sollte, so könnte es nicht mit natürlichen Dingen zugehen!" Was würde unser biederer Lausitzer sagen, wenn er erführe, daß man im Zwickauer und Lugauer Steinkohlenreviere schon seit Jahren Ventilatoren hat, welche nicht 180000, sondern über 4 Millionen Cubikfuß frische Luft in der Stunde in die Grube befördern, also ein Koloß von nicht 9, sondern von über 200 zweistöckigen Häusern von Obercunnersdorfer Bauart, und daß bei einzelnen Gruben 3 bis 4 solche Ventilatoren in Verwendung stehen. Er würde dann vielleicht einsehen, daß die Zerstörung der Schlagwetter doch nicht so einfach ist, als er sich das vorstellt. Er hat offenbar ebenso wenig wie viele Tausend Andere, die in anderen Beziehungen nichts weniger als unwissend sind, eine Ahnung davon, daß z. B. unsere sächsischen Steinkohlengruben in Tiefen bis zu 800 Metern, d. i. also mehr als fünf Mal die Höhe des Kölner Domes, hinabgehen und schon mittelgroße Gruben die Ausdehnung einer großen Stadt haben und in denselben Hunderte von Gängen kreuz und quer, über und unter einander laufen, die alle zu durchwandern mehrere Tage in Anspruch nehmen würde.

Fassen wir zum Schlusse alles Gesagte zusammen, so ergiebt sich daraus von selbst, daß es nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und der Technik ebenso unmöglich erscheint, die Schlagwetter in den Gruben sofort bei ihrem Auftreten in der Grube zu vernichten oder unschädlich zu machen, wie alle diejenigen Zufälligkeiten vorauszuberechnen und zu verhüten, durch welche solche Gase nach ihrem Entstehen entzündet werden können, wenn man auch theoretisch alle hierzu nöthigen Maßnahmen kennt. Und darum müssen wir es leider als höchst wahrscheinlich ansehen, daß, so lange es Kohlenbergbau geben wird, jedenfalls auch Gasausbrüche und Explosionen in den Gruben vorkommen werden, wenn es auch zweifellos gelingen wird, noch weitere Mittel und Wege zu finden, um die verhältnißmäßig bereits viel seltener gewordenen Explosionen noch weit seltener zu machen und die schrecklichen Wirkungen derselben zu beschränken. Vorläufig müssen wir eben die Schlagwetter und deren Explosionen zu denjenigen Gefahren des Kohlenbergbaues rechnen, welche nun einmal mit demselben ebenso verbunden sind, wie die Gefahren der Stürme, Klippen, Sandbänke u. s. w mit der Seeschifffahrt.

Bücherbesprechungen.

— Bruno Dürigen, Katechismus der Geflügelzucht. Ein Merkbüchlein für Liebhaber, Züchter und Aussteller schönen Rassegeflügels. Mit 40 in den Text gedruckten und 7 Tafeln Abbildungen. XIV und 399 Seiten. In Leinwand gebunden. Preis 4 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der mit seltener Sachkenntniß, klar und faßlich geschriebene Katechismus bringt, auf möglichst kleinstem Raum zusammengedrängt, alles Das, was der Anfanger in der Geflügelzucht und der Geflügelhalter überhaupt über die verschiedenen Rassen der Hühner, Truthühner, Tauben, Pfauen, Fasanen, Gänse, Enten wissen muß, damit er standartgemäß züchten, auf Ausstellungen ein richtiges Urtheil über Rasseremheit des Geflügels abgeben, sich selbst aber bei Ankauf von Rassegeflügel vor Täuschungen bewahren könne. Auch werthvolle Fingerzeige über Zucht und Haltung des Hausgeflügels fehlen nicht; hätte man auch wünschen können, daß die Capitel über das Allgemeine der Zucht und Haltung etwas ausführlicher behandelt worden wären, namentlich aber betont, welche Momente der Nutzgeflügelzüchter zur Erreichung seines Zieles einzuhalten hat (Kreuzung u. s. w.), so muß doch zugestanden werden, daß das in gedachter Beziehung Gegebene ausreichend für einen Leitfaden der Geflügelzucht ist; die Mittheilungen über die charakteristischen Eigenschaften der Rassen und Schläge der Hühnervögel, der Tauben und des Wassergeflügels sind dafür nicht nur durchaus vollständig, sondern auch vortrefflich geschrieben, wenn auch in knappester Form gehalten. Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig; die in den Text gedruckten, sowie auf den Tafeln befindlichen Abbildungen sind schön und instructiv, so klein sie auch gehalten wurden. Professor Dr. Zürn.

— Norwegen und dessen klimatische Heilmittel. Ein klimatologisch-medicinischer Leitfaden von Dr. med. Daubler. Berlin, Verlag von C. Habel. — Der Inhalt läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Südwestküste von Norwegen speciell zwischen Mandal und Hardanger infolge des Golfstromes durch ein mildes und gleichmäßigeres Klima Bedeutung für Kranke besitzt. Der Verf. sucht dieses durch kurze geographische und klimatologische Angaben zu beweisen. Wir deutschen Aerzte müssen uns allerdings nach dieser Broschüre noch besinnen, unseren Patienten diesen Theil von Norwegen zu empfehlen, da Aufnahmestätten noch in sehr unzureichendem Maße vorhanden zu sein scheinen und es überhaupt noch nicht feststeht, welchen Einfluß das Klima auf bestimmte Krankheiten besitzt. Verf. giebt nur an, daß Reconvalescenten vermehrten Appetit und erleichterte Bewegungsfähigkeit gezeigt hätten, was allerdings in der Mehrzahl der Fälle durch eine kleinere Entfernung als nach Norwegen zu erzielen ist. — Schwindsüchtige müssen schon an und für sich ausgeschlossen werden, da in den beigegebenen statistischen Tabellen sich ein ziemlich hoher Procentsatz von Schwindsüchtigen ergiebt. In Lister- und Mandalsamt starben mehr als $\frac{1}{5}$ Procent der Gesammtbevölkerung und mehr als $\frac{1}{7}$ aller tödtlich verlaufenen Krankheiten. Im Uebrigen geben die Tabellen nach Verf. ein weit günstigeres Facit als die Sterblichkeitsverhältnisse in Deutschland. Während die Mortalität in dem obigen Bezirk von 1000 Einwohnern auf den Jahresdurchschnitt berechnet 12 ausmacht, beträgt diese Ziffer in Berlin 20,4, in München 33,8, in Hamburg 19,4. — Eine derartige Vergleichung ist sicher unberechtigt, da die ungünstigen Verhältnisse einer Großstadt unmöglich mit einem ganzen Amte in Norwegen verglichen werden können. Dr. Ibe.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 144. Dienstag, den 3. December. 1889.

Zur Literatur über das Verhältniß von Kunst und Kirche.

Die altchristlichen Bildwerke und die wissenschaftliche Forschung. Eine protestantische Antwort auf römische Angriffe von Dr. Victor Schultze, ordentl. Professor an der Universität Greifswald. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1889. — Mit Victor Schultze beginnt in der protestantischen Theologie der Versuch einer selbständigen Katakombenforschung, hervorgerufen durch die großartigen Erfolge von katholischen Gelehrten wie de Rossi, Garrucci u. A. auf diesem Gebiete. Obwol Victor Schultze mehrere Nachfolger gehabt hat, erreicht die einschlagende protestantische Literatur nicht entfernt den Umfang der katholischen; wol aber nimmt erstere den Vorzug größerer Wissenschaftlichkeit für sich in Anspruch. Der ziemlich heftig entbrannte Streit dreht sich zwar um eine kunstgeschichtliche Materie, sucht aber dieselbe als Beweisgrund zu verwerthen für die Entscheidung wichtiger dogmengeschichtlicher Fragen. Seine neueste Broschüre sieht V. Schultze wol selbst nur als vorläufige Abwehr an; er wird gut thun, noch einmal das ganze Stoffgebiet in einem größeren Zusammenhange principiell zu behandeln und dann den Zwist auf sich beruhen zu lassen. Die vorliegende Arbeit soll den katholischen Priester und Archäologen Josef Wilpert in Rom abwehren. Dieser hat 1889 ein geschickt verfertigtes Werkchen erscheinen lassen (Herder zu Freiburg i. Br.), betitelt „Principienfragen der christlichen Archäologie, mit besonderer Berücksichtigung der „„Forschungen"" von Schultze, Hasenclever und Achelis". In zweiter Linie wendet sich Schultze auch wider die schon früher gegen ihn aufgetretenen katholischen Archäologen Beissel und Liell, während er mit Recht dem Professor F. X. Kraus in Freiburg eine relativ größere Wissenschaftlichkeit nachrühmt. Wilpert sitzt nun auf hohem Pferde, weil er den protestantischen Theologen einzelne Uebereilungen nachweisen kann; darum thut Schultze nur klug, wenn er diese und jene Irrthümer der evangelischen Theologen zugiebt, weil diese des fortwährenden unmittelbaren Zuganges zu den Quellen entbehren. Abgesehen davon, daß Einzelheiten gerade dieses Zusammenhanges wol stets discutirbar bleiben werden, ist auch die Forderung der Katholiken nicht unberechtigt, daß die Protestanten die monumentalen Werke de Rossi's sorgfältiger studiren möchten. Noch weniger können wir es billigen, wenn Protestanten sich verleiten lassen, das Gebiet der christlichen Archäologie durch vergängliche Tendenzschriften zu bereichern. Eine solche ist denn doch die sonst so fleißige Studie von Hasenclever, dessen Ausführungen in dem Satze gipfeln: „Der altchristliche Gräberschmuck ist wesentlich Ornamentik, nicht Symbolik; was aber von Symbolik darin sich findet, ist erst aus einer Combination der vorhandenen Figuren mit christlichen Ideen entstanden. Die Figuren haben diese Symbolik geschaffen, nicht aber hat die Absicht, Symbole darzustellen, die Figuren geschaffen." Diese Ausdrucksweise hat trotz ihrer Zuspitzung etwas Schiefes. Hasenclever's Grundgedanke dürfte nur innerhalb enger Grenzen eine gewisse Berechtigung behaupten. Uns ist am wahrscheinlichsten, daß die Christen der ersten Jahrhunderte den malerischen Schmuck ihrer Grabstätten nur in nebensächlichen Ornamenten aus der heidnischen Ueberlieferung direct entnommen, dagegen die viel wichtigeren symbolischen Elemente nur zum geringsten Theile entlehnt, dieselben vielmehr umgearbeitet oder selbständig erfunden haben. Hasenclever's Theorie ist nur der kunstgeschichtliche Reflex jener dogmengeschichtlich liberalen Richtung, welche in Gefahr ist, das Besondere und Neue der christlichen Lehren in den allgemein menschheitlichen Prozeß der Religionen und Philosopheme aufzulösen. Schultze hat darin Recht, daß die ganze Gräbersymbolik der alten Christen sich um den Auferstehungsglauben herumgruppirt; hierdurch aber ist die (katholische) Annahme nicht ausgeschlossen, daß unwillkürlich die malerische Erinnerung an kirchliche Einrichtungen oder keimende Dogmen mit unterlief. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß solche Erscheinungen des alten Gemeindelebens eher an Grabstätten durch die Farbe als literarisch für einen größeren Leserkreis fixirt wurden. Verstehen wir das Gesammtergebniß der neueren archäologischen und literarischen Forschungen auf altchristlichem Gebiete recht, so scheinen die geschichtlichen Anknüpfungspunkte für gewisse katholische Dogmen allerdings weiter zurückzureichen, als die protestantische Forschung früher angenommen hat. Wir unsererseits würden darin nur einen Beweis dafür sehen, daß die heutige protestantische Theologie sich nicht einseitig auf rein äußerliche geschichtliche Thatsachen stützen, dieselben vielmehr in dem Lichte des protestantischen Princips betrachten muß. Die Wissenschaft der evangelischen Kirche muß immer mehr lernen, aus dem Ganzen und Vollen des protestantischen Geistes zu arbeiten; sie muß immer besser lesen lernen mit dem Auge der evangelischen Weltanschauung, nicht buchstabiren in engherziger Beschränktheit. V. Schultze aber behauptet mit vollstem Recht, daß die Methode der katholischen und der protestantischen Archäologen darum leider eine verschiedene ist, weil beide im Dienste eines grundverschiedenen Princips forschen. Schultze verlangt, daß Leib und Seele der Zeugnisse der alten Kirche in ihrer Ganzheit ins Auge zu fassen seien. Gewiß! Trotzdem kann man es den Katholiken nicht verargen, wenn sie diese oder jene archäologischen Einzelheiten für die Begründung gewisser Lieblingsdogmen ausbeuten. Darum finden wir auch Schultze's Polemik gegen Wilpert's Parallelisirung des Moses und des Petrus nicht befriedigend; seine Erklärung der Rolleninschrift der Apostel (lex) auf zahlreichen Bildern ist mindestens anfechtbar. Gegenüber solchen streitigen Punkten sind wir bereit, Einzelheiten den Katholiken Preis zu geben; nur würden wir dafür um so entschiedener die Methode einer dem Geiste protestantischer Wissenschaft entstammenden Beweisführung verlangen. Wenn z. B. die Katholiken sagen: das Fehlen der (kunstgeschichtlichen oder literarischen) Zeugnisse beweist nicht ein Fehlen des Glaubens, so ist dies an und für sich unbestreitbar; wenn sie aber an eine ununterbrochen einheitliche Entwickelung des Dogmas durch den heiligen Geist glauben, so sind wir Protestanten von ihnen wesentlich getrennt durch die Annahme, daß selbst innerhalb der Kirche die Entwickelung der Lehren durch menschliche Kurzsichtigkeit und Sünde, durch die gesammte Cultur auch der betreffenden Periode beeinflußt gewesen sei. Trotz all unseres Entgegenkommens aber gegenüber den besonneneren katholischen Forschern bleibt noch der gewaltige Unterschied übrig, daß wir geneigt sind, in der altchristlichen Symbolik die Keime mehrerer römischer Lieblingsdogmen als möglich zuzugeben, während die confessionell katholischen Forscher das fertige Dogmengebäude der heutigen Kirche mitbestimmend einwirken lassen auf die Auffassung ihrer archäologischen Forschungsergebnisse. Letzteres thut z. B. die Schule des sonst so hochverdienten de Rossi. Wenn nun aber Schultze den wichtigen Grundsatz aufstellt, daß die altchristlichen Denkmäler nicht zu befragen seien, ob sie irgend eine dogmatische oder ethische Anschauung beweisen, sondern nur darnach, was sie ihrem Wesen und Inhalte nach sind, so ist hier ein maßgebender Grundsatz echter Wissenschaftlichkeit denn doch zu schroff

ausgedrückt. „Wesen und Inhalt" jener altchristlichen Denkmäler läßt sich nicht einmal logisch, geschweige denn sachlich scheiden von der „dogmatischen oder ethischen Anschauung", deren Ausdruck sie sein sollten. V. Schultze wird mit uns gegen die Richtung von David Strauß und Consorten darin übereinstimmen, daß eine angeblich völlige Voraussetzungslosigkeit in Wirklichkeit auch auf streng wissenschaftlichem Gebiete nicht durchführbar ist. Wenn nun Schultze das Studium der neutestamentlichen Quellenschriften in einem anderen Geiste als Strauß betrieben wissen will, so darf, ja muß er denn doch auch für monumentale Quellen der ersten Jahrhunderte einen ähnlich gerichteten Sinn der Ausleger verlangen, wie für das Studium der Evangelien und Briefe. Wenn allseitig zugestanden wird, daß der Inhalt der christlichen Hoffnung gerade in der ersten Leidenszeit der Kirche so tief und energisch bekannt worden sei, wie später wol niemals wieder in diesem Umfange, so ist es ganz undenkbar, daß die Christen sich mit bloßer Ornamentik begnügt haben sollten. Vielmehr mußte die Sprache der Grabstätten eine mit vollem Bewußtsein ausgeprägte, möglichst umfassende Symbolik sein, und es ist mindestens wahrscheinlich, daß um diesen Kern — den Auferstehungsglauben — sich alle wesentlichen Beziehungen des damaligen kirchlichen Lebens herumlagerten. Die Form, in welcher ultramontane Buchschreiber die römischen Lieblingsdogmen einer viel späteren Zeit in die altchristliche Gräbersymbolik hineingeheimnissen, ist oft hölzern, ja sie hat zuweilen einen kindischen Anstrich; aber umgekehrt handeln auch diejenigen protestantischen Forscher thöricht, welche die alten Christen zu Marionetten der heidnischen Kunst herabdrücken. Wir Protestanten können doch die Möglichkeit nicht leugnen, daß in Rom auch in archäologischer Beziehung, ebenso wie in Lehre, Verfassung und Cultus, sich schon sehr früh eine andere Richtung herausbildete, als in anderen Theilen des römischen Weltreiches. Wenn zweifellos verschiedene Ausprägungen des Christenthums schon im apostolischen Zeitalter literarisch existirten, warum nicht auch kunstgeschichtlich? Lassen wir doch den Katholiken die kindliche Freude, wenn sie Beweise dafür gefunden zu haben glauben, daß sehr bald nach dem Tode des Paulus ein vergröbertes Petrinisches Christenthum in Rom herrschend geworden. So lange wir die Schriften und Denkmäler des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters nur mechanisch wie eine Chronik handhaben, werden wir Protestanten uns principiell nicht über die Methode der Katholiken erheben. Uns ziemt nur, uns rettet nur eine mit allen Mitteln der neuzeitigen exacten Forschung ausgerüstete Philosophie der neutestamentlichen Zeitgeschichte, welche im Geiste des evangelischen Princips geschrieben sein müßte! Der kritischen Minirarbeit ist genug gethan; wo ist der königliche Baumeister, welcher die einzelnen Bausteine in der protestantischen Theologie zu einem geistlichen und geistigen Dome der christlichen Wahrheit harmonisch zusammenfügen kann?

Evangelisch-kirchliche Kunst und ihre Widersacher. Ein Schutz- und Trutzwort von Dr. Oskar Mothes, königl. sächs. Baurath. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1889. Der Verfasser bezeichnet sich in der Vorrede als „einen der eifrigsten und ältesten Vertreter der kirchlichen Kunst"; er darf schon darum gewiß auf ein dankbares Publicum rechnen, wenn er Geistlichen und Kirchenvorständen von seinem Künstlerstandpunkte aus das Verhältniß von Kirche und bildender Kunst beleuchtet. Herrscht doch auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst trotz aller Besserung gegenüber den früheren verrotteten Zuständen noch genug subjective Liebhaberei, Mangel an kunstgeschichtlicher Schulung, bald ängstliches, bald täppisches Tasten. Wol leben wir seit ungefähr einem Menschenalter auch in protestantischen Ländern wieder in einem Zeitalter der Wiederherstellungen, Ausschmückungen und Neubauten von Kirchen; aber oft genug ist der Ausgleich zwischen einem kunstgeschichtlich conservativen Geist und den Forderungen des evangelischen Cultus, zwischen dem leidigen Herkommen und den Gesetzen eines geläuterten Geschmackes, zwischen den glänzenden Anerbietungen der heutigen Bautechnik und dem stumpfen kirchlichen Bewußtsein vieler Protestanten recht schwer herzustellen. Wenn unter solchen Umständen Hr. Baurath Dr. Mothes auf Conferenzen von Geistlichen und in Broschüren für ein immer allgemeineres Verständniß der Kunst in der Kirche zu wirken sucht, so darf er für sein Bemühen im Voraus des Dankes Vieler sicher sein. Diese Dankbarkeit aber würde sich wesentlich steigern, wenn ein Freund des namhaften Architekten vor der Drucklegung alles Unkraut entfernte, welches der baukünstlerische Schriftsteller in seine eigenen Schriften leider so gern säet. Mothes schadet sich und der von ihm vertretenen Sache durch eine Schwülstigkeit des Ausdrucks, welche ihres Gleichen sucht. Es wimmelt förmlich von Häufungen, Einschachtelungen und Abschweifungen, so daß Sätze von der Länge einer halben Seite die Regel bilden; unklare, an Doppelsinn streifende Wendungen sind nichts Seltenes, und vor lauter Anläufen kommt der Verfasser erst dann zur Sache, wenn der Leser den Athem bereits verloren hat. Aehnlich machte es Mothes in seinem großen Werk „Die Baukunst des Mittelalters in Italien" (1884). Auch dort speicherte er die Ergebnisse eines riesigen Sammler- und Forscherfleißes auf, gab sich aber viel zu wenig Mühe, den geistigen Auszug aus diesem ungeheuern Material zu einem wissenschaftlichen Kunstwerke zu gestalten. Wir bedauern ferner, daß sich ein Mann wie Mothes gemüßigt fühlt, sein Pulver an einige unbedeutende Broschüren zu verschwenden. So verzettelt er den größten Theil seines Buches an Widerlegungen von Vorträgen, welche ohne die Galvanisirungsversuche des liebenswürdigen Hrn. Baurathes den sanften Schlaf des Gerechten mit allen Ehren und Würden schliefen. Einem so bornirten Fanatiker wie dem sogenannten „Bethlehemiten" thut ein königl. sächs. Baurath viel zu große Ehre an, wenn er gegen ihn schreibt. Man soll nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen! Andererseits können wir auch das Verfahren nicht billigen, welches Mothes besser orientirten Geistlichen gegenüber einschlägt. Er behandelt auch diese gern mit gütiger Herablassung und sucht ihnen bei jeder Gelegenheit Respect einzuflößen vor dem Arsenal seines kunstgeschichtlichen Wissens. Die Herren weichen natürlich vor einem der Gewaltigen in Israel schüchtern zurück, und darum müssen wir sie denn doch in Schutz nehmen. Ihr ästhetisches Empfinden ist in Bezug auf kunstgeschichtlich-kirchliche Erscheinungen oft richtiger, als die verzwickten Ausführungen und geheimnißvollen Andeutungen so mancher Architekten! Sie mögen sich gesagt sein lassen zu ihrem Troste, daß man mit kunstgeschichtlich dagewesenen Einzelheiten jede Verirrung beschönigen kann. Wir studiren aber Kunstgeschichte auch zu dem Zwecke, die Spreu vom Weizen scheiden zu lernen, die ästhetisch maßgebenden Grundsätze und Gesetze aus der Unmasse des Stoffes herauszufinden; wir sollen nicht die zahllosen Fehler früherer Zeiten wiederholen, sondern das für alle Zeiten Errungene der kunstgeschichtlichen Entwickelung aus dem ganzen Culturleben unserer Zeit heraus wiederholen. Auch liebt es Hr. Baurath Dr. Mothes nur zu sehr, nicht ganz genügende Ausdrucksweisen der zum Dreinreden befähigten Geistlichen unter die Lupe zu nehmen; wenn er da nun irgend einen neuen Bacillus entdeckt hat, so eröffnet er eine regelrechte Belagerung gegen denselben, und der zuschauende Laie blickt staunend auf den Kampf des Recken Siegfried gegen solche Lindwürmer des Mikroskops. Hr. Baurath Dr. Mothes hat alle Ursache, vorsichtig zu sein, denn Seite 102 seines Buches kommen in der sonst vorzüglich corrigirten Schrift Fehler vor, welche überaus stark sind: er führt dort die Maler Uhde, Max Gabriel (statt Gabriel Max), Böcklin, Feldmann (statt Liebermann) an!! Oder wer rettet folgenden seekranken Satz vor dem Umfallen: „Vorwiegend, ja fast lediglich religiös zu sein, soll und muß eigentlich jede wahre Kunst streben". Da Mothes von der bildenden Kunst spricht, so möchten wir denn doch erfahren, wo das Religiöse in der monumentalen Profanarchitektur eines Börsen-, eines Bahnhofgebäudes, eines Centralhotels, eines Bierpalastes (Berlin) ꝛc., ferner in der Denkmals- und Genreplastik, in der Porträtmalerei steckt? Wenn Mothes einen Geistlichen darauf hinweist, daß in frühromanischen und spätgothischen Kirchen Emporen vorkommen, so wird doch dadurch der Satz nicht widerlegt, daß allerdings der romanische und der gothische Stil in ihrer reinen und vollendeten Durchbildung dem Anbringen von Emporen widerstreben. Wenn übrigens Hr. Baurath Dr. Mothes jene Geistlichen mit seiner kunstgeschichtlichen Gelehrsamkeit beschämen will, so können wir ihm dieselbe Niederlage bereiten: Emporen kommen schon in heidnischen wie in altchristlichen Basiliken vor, aber nur vereinzelt über den Seitenschiffen; während der frühromanischen Zeit erscheinen sie nur in wenigen Nonnenkirchen, weil erst der Gewölbebau der durchgebildeten Romanik Raum für sie läßt. Ob in heutigen kleineren protestantischen Kirchen Emporen angebracht werden dürfen, falls wichtige Formelemente der Romanik oder Gothik bei dem Bau solcher Gebäude verwendet werden, ist eine ganz andere Frage; die Praxis erfordert oft Zugeständnisse, welche auf dem Boden der strengen Theorie nicht zulässig sind. Wenn Mothes sich zutraut, die Raumdisposition einer Kirche vom Stile derselben völlig zu trennen, so halten wir dies für eine Selbsttäuschung. Ein ausgereifter Architekt kann beim Entwerfen seiner Pläne unmöglich Stil, Disposition und Technik so trennen, wie Mothes die Geistlichen glauben machen will; er kann nur dann etwas Gescheutes zu Stande bringen, wenn er bei Erzeugung seiner Grundidee alle diese Hauptfactoren von

vornherein ineinander schaut und erst nachträglich die wesentlichen Bestandtheile seines Phantasiebildes verstandesmäßig durcharbeitet. Ferner hat Decan Lechler ganz Recht darin, daß eine Anzahl von gothischen Kathedralen die relativ größte Annäherung an das Ideal der Gothik darstellen; es schwebt ihm auch etwas Wahres vor, wenn er die Gothik als „ausschließend klerical" bezeichnet. Wol giebt es eine gothische Profanarchitektur, aber deren Gebäude müssen um ihres ganz anderen praktischen Zweckes willen einen Abfall von der Reinheit des gothischen Princips enthalten. Uebrigens möchten wir die Anwendung der Frühgothik bei heutigen protestantischen Kirchenbauten durchaus nicht so schroff verwerfen, wie dies Mothes thut; falls die Frühgothik eine ähnliche Wiedergeburt im Geiste eines begabten Architekten erfährt, wie die Antike im Geiste Schinkel's, ist sie vollkommen berechtigt. Professor Dr. Tschackert stimmen wir bei in dem Satze, daß das Verhältniß von Kraft und Last, genauer die daraus hervorgehende verticale oder horizontale Grundrichtung der Construction eines Gebäudes hauptsächlich die Unterschiede der kirchlichen Stile unter sich und von den weltlichen bestimmt, nicht blos mitbestimmt, wie Mothes will. Endlich hofft Mothes, den Geistlichen gewaltig zu imponiren durch die Gelehrsamkeit, daß der Spitzbogen schon unter Sardanapal angewendet, aber erst von den Sarazenen „künstlerisch" verwerthet worden sei. Warum sagt Mothes nicht viel richtiger, daß die Araber den Spitzbogen nur als decoratives, keineswegs als constructives Element verwendet haben, was einen himmelweiten Unterschied bedeutet? Uebrigens besitzen wir das älteste Spitzbogengewölbe nicht aus der Zeit des Sardanapal, sondern aus der Zeit der 6. ägyptischen Dynastie in der Nekropolis von Abydos (Mariette). Ob, wie Mothes will, eine Kirche eine fortschreitende und sich steigernde Gliederung empfangen soll, oder ob sie sich im Schiff einer theaterhaften Anlage nähern dürfe (Decan Lechler): das hängt wesentlich davon ab, wie die evangelische Dogmatik das Verhältniß der beiden Gnadenmittel (Wort und Sacrament) bestimmt. Verlegt man den Schwerpunkt in das Wort Gottes und dessen Predigt, so ist um der Akustik willen ein länglich rundes Schiff mit amphitheatralisch ansteigenden Emporen sehr zweckdienlich; sieht man aber den Höhepunkt der göttlichen Gnadenspendung im Abendmahl, dann muß das meist mehrfach getheilte Langhaus sich im Altarraum als dem Allerheiligsten der Kirche in constructiver wie decorativer Hinsicht erst vollenden. Wenn Mothes sich gewaltig in die Brust wirft und klagt: man wisse innerhalb der evangelischen Kirche nach mehr als 300 Jahren noch nicht genau, ob das Sacrament der Taufe außerhalb des eigentlichen Kirchenraumes oder in demselben vollzogen werden solle, so kämpft er wieder einmal gegen Windmühlen. Man weiß sehr wohl, daß die Taufe grundsätzlich in das eigentliche Gemeindehaus gehört; wenn man aber im Norden an kalten Tagen die Kleinen in den geheizten Sakristeien tauft, so thut diese Rücksichtnahme auf menschliche Schwäche der Würde des Sacraments keinen Abbruch. Jemand, welcher den Geistlichen die geringsten Unklarheiten vorhält, sollte sich nicht eine Wendung erlauben wie diese: „Es ist vielleicht zulässig, eine evangelische Kirche im Renaissancestil zu erbauen." Gleich darauf verwirft er „die strenge Renaissance"; aber worein setzt Mothes deren Wesen bei der notorischen Dehnbarkeit des Begriffes „Renaissance"? Auch gehört er an einer andern Stelle seines Buches zu Denen, welche den heidnischen Ursprung der Renaissance betonen und den Unterschied zwischen „heidnisch" und „profan" stark hervorheben. Wie ist dann das obige „vielleicht" möglich? Jedenfalls steht der Renaissancestil dem Ideal eines christlichen Kirchenbaues ferner als alle übrigen Stile und schließt ein Abbrechen der historischen Entwicklung des Kirchenbaustiles ein. Wenn selbst Lübke, Otte und Holtzinger die Bezeichnung „Antititulus" nicht brauchen, so sollte doch Mothes dieselbe in einem für Laien bestimmten Buche erst recht nicht anwenden. Wie kann ferner ein Kirchenbaumeister wie Mothes behaupten, daß in einer „gothischen Kirche ebensogut gußeiserne Säulen verwendet werden könnten"? Mothes weiß doch, daß der gothische Stil im Kirchenbau „Säulen" überhaupt nicht kennt, sondern nur „Pfeiler"; er weiß, daß das Gußeisen über seinen Charakter als Surrogat uns in einer Kirche nie hinwegtäuschen kann; er weiß endlich auch, daß die Pfeiler in einer gothischen Kirche wesentliche Bestandtheile sind, also durchaus nicht auf einer Linie stehen mit „Gasbeleuchtung und Dampfheizung". Wie kann er also jenen Satz so allgemein hinstellen? Wir zählen uns durchaus nicht zu den einseitigen strengen Puristen und reden der ausgedehnten Anwendung von Eisen und Glas bei modernen Monumentalbauten gern das Wort. Der neue Centralbahnhof in Frankfurt a. M. ist uns eine so überwältigende Verschmelzung von Zweckmäßigkeit und Schönheit, eine so organische Verbindung von Haustein, Eisen, Holz und Glas, daß wir unbedenklich dieses Gebäude als architektonisch-künstlerische Leistung über die gepriesensten Bauten der alten Römer setzen. Gleichwol würden wir „gußeiserne Säulen" nur ganz ausnahmsweise in einer armen Gemeinde zulassen. Stilgemäß können sie nie sein; werden sie dennoch angewendet, so höre man wenigstens auf, eine Kirche, in welcher sie vorkommen, eine gothische zu nennen. Entschieden verwerflich ist folgende Geheimnißthuerei. Wo hat Rafael „gar manches Mal über körperlich Schönstem und Harmonischem das eigentlich christlich-religiöse Ziel des Werkes gefährdet"? Wo hat Rafael „sich an das classische Ideal angelehnt"? Skulpturen und Malereien der classischen Zeit der griechischen Kunst besaß man damals überhaupt nicht; und wenn auch Rafael einzelne Originale aus der hellenistischen Periode kannte, so hat er sie doch stark italienisirt. Endlich mußte Mothes die besondere Gelegenheit anführen, bei welcher P. v. Cornelius den Seite 107 angeführten Ausspruch that. Jener große Meister hätte sich wol gehütet, solch herrliche Worte („Nun tritt mir die himmlische Geliebte als Braut entgegen" &c.) auf jede „kirchliche Aufgabe" überhaupt zu beziehen; so ergoß er sein übervolles Herz nur damals, als ihm der Auftrag zur schwierigsten Aufgabe seines ganzen Lebens geworden war. Um der Wichtigkeit der Sache willen führen wir noch folgenden Ausspruch an. Wir geben Mothes ganz Recht, wenn er dem Pastor Steinhausen eine Verwechslung von Moral und Asketik vorwirft. Aber Mothes selbst verfällt in eine ähnliche Ueberspannung eines berechtigten Momentes, wenn er sagt: „Ist es doch ein Kennzeichen des ächten Kunstwerks, daß dasselbe begierdelose Betrachtung bietet (was für ein Deutsch!), durch welche unbedingt (?!), ja oft gegen den Willen des Genießenden, dessen Gemüth auch für die Pflichtgebote der Ethik empfänglich gemacht wird." Die Fortsetzung möchten wir dem Leser ersparen, da Mothes hier 31 Zeilen zu einem Satzriesen aufgipfelt; aber gegen den Gedanken als solchen müssen wir Widerspruch einlegen. Selbst die höchsten Erzeugnisse der Kunst vermögen uns nur in eine reinere, harmonische Stimmung zu versetzen; aber selbst dieses stimmungsmäßige Sicheinfügen in das Gottesgesetz ist nur ein formales und als solches noch weit zurückstehend hinter dem materialen, d. h. dem freigewollten persönlichen Leben im Gottesgesetz. Wir kommen nun zu demjenigen Theile des Mothes'schen Buches, welcher dem Umfange nach der kleinste, aber dem Inhalte nach der wichtigste ist. In einem „Anhange" stellt Mothes leitende Grundsätze auf, nach welchen der evangelische Kirchenbau ausgeführt werden soll. Er erörtert 1) die Anforderungen seiten der Kirche, 2) Anforderungen seiten der weltlichen Behörden, 3) Anforderungen und Darbietungen seiten der Kunst und Technik. Zwar haben schon vor Mothes mehrfach solche Sammlungen von Thesen existirt, aber gleichwol wünschen wir denen unseres Autors eine größere Verbreitung durch Sonderabdrücke. Da es unmöglich ist, hier das Ganze der Mothes'schen Forderungen zum Abdruck zu bringen, so greifen wir einige wichtige Punkte heraus. Da, wo Mothes von der Mitarbeit der Kunst am Reiche Gottes spricht, rühmt er, daß im Mittelalter selbst Fürsten und Ritter an den Kirchenbauten mitarbeiteten. Diese Ausdrucksweise ist denn doch mißverständlich. Es haben allerdings einzelne dieser hohen Herren sich herabgelassen, Steine zu Kirchenbauten herzu zu tragen, um durch solche äußere Selbstbelastung die innere zu vermindern; aber das war ja kein Beitrag zur Kunst in der Kirche. Was unsere heutigen Verhältnisse anlangt, so fordert Mothes mit vollstem Recht, daß die zur Kunststickerei willigen Damen doch in jedem besonderen Falle erst den Rath eines Sachverständigen einholen sollen, ehe sie einen Teppich, eine Altarbekleidung oder dergl. anfertigen. Eine solche Arbeit fließt nicht blos dann munter fort, wenn gute Reden sie begleiten, sondern noch mehr, wenn sie zuvor die Weihe einer so liebenswürdigen Autorität wie Mothes empfangen hat. Auch muß die Annahme von Geschenken an eine Kirche von dem Urtheil einer Sachverständigen-Commission abhängig gemacht werden, nicht aber von der Aussicht, den Namen der Dankenden in Druckerschwärze glänzen zu sehen! Es ist nur zu oft vorgekommen, daß durch tactlos ausgewählte Geschenke die ganze Harmonie in neuen Kirchen zerstört worden ist, um von alten gar nicht zu reden. Nicht blos die Wand- und Glasmalereien, nicht blos Altarbild und Altarbekleidung, nein, der geringste Schmuck einer Kirche soll sich in den Gesammteindruck gerade dieses Bauwerkes harmonisch einfügen. Zu Seite 109 möchten wir bemerken, daß die im Gemeindegottesdienst handelnden Geistlichen nicht „Vorträge", sondern „Reden" halten. Seite 111 ist uns schwer verständlich, wie ein „Gemeinderaum" „demüthigend" wirken könne; er kann beengend, erkältend, niederdrückend wirken, aber nicht demüthigend. Dagegen ist sehr richtig, daß sich schon Fuß-

böden, Decken und Wände von denen in Villen, Palais 2c., Stühle und Bänke von denen in Concertsälen, Schulen, Theatern 2c., Evangelienpult und Kanzel von Kathedern und Rednerstühlen in Schulen, Hörsälen, Gerichtssälen, Parlamentshäusern 2c., die Orgel von der in einem Concertsaal, der Altartisch von Credenzen und Büffets in Palais scharf sondern sollen. Durchaus berechtigt ist die Forderung, daß Maskirung oder Versteckung von Nebenräumen unter fremdartigen Formen, daß angeklebte, die Construction verdeckende oder nicht aus ihr entwickelte Verzierungen zu vermeiden sind. Altarraum und Gemeinderaum sollen nicht durch eine wirklich absperrende Schranke getrennt sein, sondern nur durch eine solche Schrankenanlage, welche die Grenze beider gewissermaßen symbolisch betont. Hinter und über dem Altar sollen keine Plätze für Menschen angebracht sein. Der Altar soll einen Aufbau erhalten, welcher durch Darstellung einer oder einiger der Hauptthatsachen des Heils geschmückt werden kann. Hierzu möchten wir bemerken, daß eine solche Darstellung nur in Oelgemälden oder plastischen Rundbildern, nicht in Reliefs, Kupferstichen oder Oelfarbendrucken bestehen darf. Steht ferner mitten auf dem Altar ein Crucifix (Mothes) und nicht blos ein Kreuz, so möchten wir auch nicht blos ein Bibelpult (Mothes) daneben oder besser davor sehen, sondern auf dem Bibelpult eine stilgemäß eingebundene Bibel größeren Formates. Nur so wird die innige Beziehung zwischen Erlösertod und Wort Gottes als unerschütterliche Grundlage des evangelischen Gottesdienstes dauernd auch für das Auge symbolisirt. Ferner verlangen auch wir, daß die Bekleidungen für Altar, Kanzel, Evangelienpult 2c. mindestens in Roth, Schwarz und Grün beschafft werden, womöglich aber auch noch in violett und weiß. Die Bekleidung des Altars soll denselben nicht völlig umhüllen, sondern seine Tischgestalt noch erkennen lassen. Vasen dürfen nicht beständig auf dem Altar stehen; Blumen dürfen nur als frische bei gewissen Gelegenheiten zur Verwendung kommen. Auch wir sind gegen das Anbringen vieler Beicht- und Expeditionszimmer; wir bekämpfen auf das Entschiedenste ebenso das „Weiß mit Grau", „Grau in Grau", „Weiß mit Gold", wie umgekehrt zu bunte, weltliche oder düster schmutzige Vielfarbigkeit im Innern der Kirchen. Die Künstler, welche hier des decorativen Stiles mächtig sind, bilden noch immer eine verschwindende Minderzahl. Seite 124 mußte Mothes erklären, was er unter „lateinischer Bauweise" im Unterschied von der „ostgothischen und longobardischen" versteht, ferner ob ihm die Begriffe „Stil" und „Bauweise" gleichbedeutend sind, oder letzterer nur Unterarten des ersteren bezeichnen soll. Wenn endlich Mothes dem Centralbau das Wort redet, so sollte er doch die ganz besonderen Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen derselbe im evangelischen Kirchenbau zulässig sein dürfte, näher bezeichnen; daß sich aber sogar „die Rotunde recht wohl verwerthen lasse von einem der Sache gewachsenen Künstler", möchten wir entschieden bestreiten. Die Rotunde kann niemals das im Cultus sich bethätigende Verhältniß von Haupt (Christus) und Gliedern als ein baukünstlerischer Organismus zur Erscheinung bringen, sondern bleibt nur das steinerne Abbild einer vom Centrum aus absolut beherrschten Kirche. Möge Hr. Baurath Dr. Mothes noch recht lange eine der Säulen des Kirchenbaues in sächsischen Landen bleiben, aber — nur keine gußeiserne!

G. Portig.

Bücherbesprechungen.

G. Os.— Anton Ohorn, Deutsches Fürstenbuch, vollständig in 20 Lieferungen. Leipzig, 1889, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 270 S. gr. 4°. 28 Lichtdruckbilder. Preis des ganzen Werkes in Prachtband 24 M, Fürstenausgabe 36 M (in Kalbleder geb. 40 M). — Wir haben dieses nach Anlage und Ausführung gleich anerkennenswerthen Unternehmens schon mehrfach gedacht; es erübrigt noch, die letzterschienenen Lieferungen (14 bis 20) zu besprechen. Sie enthalten die Bildnisse und Lebensbilder der Herzöge Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha (Prof. Ohorn in Chemnitz), Georg II. von Sachsen-Meiningen (Prof. Koch in Meiningen), Ernst von Sachsen-Altenburg (Redacteur Volger in Altenburg) und Friedrich von Anhalt (Hofrath Bunge in Cöthen), des Prinz-Regenten Albrecht von Braunschweig (Prof. Hänselmann in Braunschweig), der Fürsten Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe (wahrscheinlich Geheimrath v. Strauß und Torney in Dresden), Woldemar zur Lippe (Geh. Oberjustizrath Preuß in Detmold), Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen (Hofrath Dinkelberg in Sondershausen), Georg zu Waldeck und Pyrmont (Hofprediger Scipio in Arolsen), Heinrich XIV. Reuß j. L. (Hofbibliothekar Hahn in Gera), Georg zu Schwarzburg-Rudolstadt (Prof. Auenmüller in Rudolstadt) und Heinrich XXII. Reuß ä. L. (Pfarrer Schulze in Herrmannsgrün-Reuß). Was wir von den früheren Lebensbeschreibungen hervorheben konnten, gilt auch von diesen, daß sie nämlich zum größten Theile von Männern herrühren, die den geschilderten Fürsten persönlich nahe standen und deswegen einen schärferen und tieferen Blick in ihr Geistesleben thun konnten. Inhaltlich und stilistisch stehen sie auf verschiedener Höhe; manche, wie die des Fürsten von Schaumburg-Lippe, sind Cabinetsstücke der biographischen Schilderung, andere, wie die des Herzogs von Sachsen-Altenburg, kommen wenig über eine trockene Zusammenstellung statistischer Notizen hinaus. Es ist selbstverständlich, daß die Verfasser berücksichtigen mußten, daß sie über Lebende schrieben und Fürstenbilder entwarfen. Wenn diese Rücksicht von den Demokraten im Frack und in der Blouse als ein Ausfluß des Byzantinismus getadelt wird, nun, so werden sich die Verfasser über einen solchen Vorwurf wol leicht hinweg setzen. Was der Herausgeber im Vorworte über diesen Punkt sagt, ist durchaus wahr und treffend. Man muß den verschiedenen Verfassern zum Ruhme nachsagen, daß sie ihrer Aufgabe mit schönem Tacte gerecht geworden sind, auch da, wo es nicht gerade leicht war, gewisse allbekannte Klippen zu vermeiden. — Das vollendete Werk macht einen würdigen Eindruck. Wenn es auch als Quellenwerk nur für einige Fürsten zu gebrauchen sein wird, ist es doch ein sicher und schnell orientirendes Nachschlage- und Lesebuch; als solches wird es nach vielen Richtungen hin recht gute Dienste thun. Die beigegebenen Bilder sind zum großen Theile musterhaft, sämmtlich scharf und lebenswahr, die Anfügung der Wappen dürfte Vielen willkommen sein. Die Ausstattung ist einfach und würdig; vielleicht hätte der Farbenton des Papiers etwas weniger gelb sein können.

—g. Geschichte des römischen Kaiserreichs, von Victor Duruy, übersetzt von G. Hertzberg. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. — Von diesem Werke liegen uns vor Heft 93—104 (à 80 ₰). Wir weisen hier nur auf den Inhalt dieser Lieferungen hin, da wir das berühmte Werk oft besprochen haben. Hervorzuheben wären folgende Capitel: Der Hof und der Adel des Reichs, Der bürgerliche Mittelstand, Die Plebs, Die Colonen und die Sklaven, Die Armen, Das Heidenthum und die Wahrsager, Das Concil von Sardica, Die großen Bischöfe und die Mönche des 4. Jahrhunderts, Die Kaisergeschichte bis Maximus (383—87). Aus den zahlreichen Illustrationen sind bemerkenswerth: Amtsabzeichen des Dux von Palästina, Claudian, auf einem zu Monza erhaltenen Diptychon; Darstellung der Schöpfung der Menschen, auf einer zu Köln gefundenen gläsernen Schale; der Cultus des Beils, dargestellt auf einem babylonischen Cylinder; Moguntiacum Castellum und die Rheinbrücke; Reste eines im Jahre 383 n. Chr. errichteten Siegesdenkmals, in Paris neuerdings entdeckt, u. s. w.

△ Die soeben erschienene 20. Lieferung des Verzeichnisses der sämmtlichen in der Gesetzsammlung bez. dem „Gesetz- und Verordnungsblatte für das Königreich Sachsen" enthaltenen Erlasse unter Abdruck der jetzt noch giltigen Bestimmungen nebst Verweisung auf die einschlagenden späteren landes- und reichsgesetzlichen Bestimmungen, welches Oberlandesgerichtsrath Dr. Francke unter dem Titel „Die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen seit dem Erscheinen der Gesetzsammlung im Jahre 1818 bis zur Gegenwart" in der Roßberg'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinen läßt, enthält im Wesentlichen die Gesetzgebung des Jahres 1876. Wer die kurzen verweisenden 2c. Bemerkungen zu einzelnen gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam durchliest, wird sich ohne Weiteres von den mannigfachen Schwierigkeiten, welche der Anfertigung einer solchen Zusammenstellung entgegenstehen, überzeugen und sich nicht weiter über das langsame Fortschreiten derselben wundern. Auffallender Weise scheint diese nach unserer Ansicht Behörden, Rechtsanwälten 2c. geradezu unentbehrliche Arbeit noch nicht in dem Umfange bekannt zu sein, als sie es verdient. Wir können unsererseits nur versichern, daß wir die bisher vollständig erschienenen zwei ersten Bände, die Gesetzgebung der Jahre 1818—1850 bez. 1851 bis 1871 enthaltend, nahezu tagtäglich benutzen und dadurch des oft mühsamen und zeitraubenden Aufsuchens der betreffenden Gesetze in den umfänglichen und zahlreichen einzelnen Jahrgängen der Gesetzblätter uns überheben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 145. Donnerstag, den 5. December. 1889.

Bücherbesprechungen.

△ Die Gemeindebesteuerung im Königreiche Sachsen von H. A. v. Bosse, Geheimer Regierungsrath. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. — Ueber den gegenwärtigen Stand der Gemeindebesteuerung im Königreiche Sachsen lassen sich leider sichere Mittheilungen nicht machen. Im Jahre 1878 haben — unseres Wissens zum ersten und letzten Male — Erhebungen über den in den sächsischen Gemeinden eingeführten Anlagenfuß stattgefunden und ist deren Ergebniß von dem damaligen Regierungsrath Dr. Fischer bearbeitet und in dessen „Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung" veröffentlicht worden. Seit dieser Zeit haben sich vermuthlich infolge des Einflusses des Staatseinkommensteuergesetzes auf die Gemeindebesteuerung die einschlagenden Verhältnisse wesentlich geändert, indem die Zahl der Stadt- und Landgemeinden, welche ihre Anlagen mittels einer Einkommensteuer zum Mindesten unter Zugrundelegung und in Anlehnung an die Ergebnisse der Einschätzung zur Staatseinkommensteuer erheben, wesentlich gewachsen ist: doch fehlt es, wie gesagt, an sicheren Unterlagen hierfür. Vor einigen Jahren hatte das statistische Bureau des königl. Ministeriums des Innern ein Programm für Anstellung von Erhebungen über die sächsischen Gemeindebesteuerungsverhältnisse aufgestellt, es ist aber zur Ausführung des Programms aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, nicht gekommen. Die Ausführungen des Hrn. Verfassers über diesen Gegenstand können daher im Wesentlichen nur theoretischer Natur sein; nur hier und da erstrecken sie sich auf die Kritik des gegenwärtigen Standes der Gemeindebesteuerung, insbesondere auch in der Haupt- und Residenzstadt Dresden, wo man zur Zeit mit dem Abschlusse der Gemeindesteuerreform beschäftigt ist. Nach einer Darstellung des Wesens der indirecten Steuern bespricht der Verfasser die steuerrechtlichen Bestimmungen unserer Gemeindeordnungen, sowie die darauf gegründeten Anlagen-Systeme, um hieran Vorschläge für eine Reform der Gemeindebesteuerung zu knüpfen. Aus einem früher von dem Verfasser über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrage ist uns bekannt, daß derselbe den Grundsatz an die Spitze stellt, daß nicht ohne Noth der einmal eingeführte Anlagenfuß abgeändert werden soll, daß — wie er sich ausdrückt — ein Steuerfuß, welcher sich in der Gemeinde eingelebt hat, trotz aller Einwendungen, welche sich vom theoretischen Standpunkte aus gegen ihn geltend machen lassen, einem von der Theorie gebilligten, die Unzufriedenheit der Gemeindemitglieder aber hervorrufenden Steuerfuße vorzuziehen sei. Aus praktischen wie principiellen Gründen wird ein aus Real- und Personal- oder aus Object- und Subjectsteuern zusammengesetztes Gemeindesteuersystem empfohlen und zwar soll der durch Realsteuern zu deckende Betrag in den großen Städten ⅓ und in den übrigen Städten, sowie in den großen Landgemeinden mit vorwiegend städtischem Charakter ⅔ des Gesammtbedarfes nicht übersteigen, während in den übrigen Landgemeinden mindestens ¾ des Gesammtbedarfes durch Realsteuern aufzubringen sein sollen. Nach unserer Ansicht liegen freilich die Verhältnisse in den einzelnen „großen" wie kleinen Stadt- und Landgemeinden so verschieden, daß es bedenklich erscheinen muß, über das Verhältniß der Real- zu den Personalsteuern und über diejenige Quote des Gesammtbedarfes, welche durch die eine und durch die andere Steuergattung aufgebracht werden soll, ziffermäßige Bestimmungen zu treffen; insbesondere möchten wir die nach den Vorschlägen des Hrn. Verfassers der Realsteuer in den kleineren Landgemeinden zugewiesene Quote in den meisten Fällen für zu hoch gegriffen bezeichnen. Dagegen befinden wir uns in vielen anderen Beziehungen mit den Ausführungen der kleinen Schrift in voller Uebereinstimmung und können der letzteren im Kreise Derjenigen, welche ein theoretisches oder praktisches Interesse an der schwierigen Frage der Gemeindebesteuerung im Allgemeinen, wie insbesondere an unseren Gemeindesteuerverhältnissen haben, nur eine weite Verbreitung wünschen.

J. B. Von den Umwälzungen im Weltall von R. Falb. 3. Auflage. Hartlebens Verlag: Wien, Pest, Leipzig. 346 Seiten. 4,50 ℳ. — Die Falb'schen Schriften sind für das große Publicum geschrieben, und es bereitet ihre Lectüre dem Leser nicht die geringsten Schwierigkeiten. Rein und fließend ist die Sprache, kurz sind die Sätze und Abschnitte, zahlreich, fast zu zahlreich die Paragraphen und Ueberschriften. Im Handumdrehen ist ein Capitel beendet; man hat Gelegenheit zum Ausruhen, bevor man eine Ermüdung spürt. Kurz: der Verf. versteht es, die Sache mundrecht zu machen. In „3 Büchern" berührt er drei große Wissensgebiete: Astronomie, Meteorologie, Geologie. Am liebsten sind wir dem Verf. „in die Regionen der Sterne" gefolgt. Hier hat er festen Grund und Boden unter den Füßen, seine Person tritt zurück, es dominirt einzig und allein der gewaltige Stoff. Wird man auch nicht behaupten können, daß gegenwärtig an populären astronomischen Büchern Mangel sei, so kann andererseits auf diesem Gebiete nicht genug geschehen. Nirgends ist die völlige Unwissenheit des gebildeten Publicums auffälliger, als in den einfachsten astronomischen Dingen. Die astronomische Geographie nimmt im Hinblick auf ihre eminent bildende (intellectuell und moralisch) Kraft in den Lehrplänen unserer höheren Schulen eine viel zu untergeordnete Stellung ein (1 Jahr 1 Stunde!). Falb's Buch reiht sich ebenbürtig den „astronomischen Bildern" von Valentiner, den „astronomischen Abenden" von Klein und den „Spaziergängen" von Meyer an. Capitel wie diejenigen über die Milchstraße, die drei Entwickelungsstufen des Urnebels u. a. wird auch Derjenige gern lesen, dem nicht alle astronomischen Dinge wie „böhmische Dörfer" erscheinen. Weniger anziehend, obschon gleich gewandt geschrieben, erscheinen uns die beiden folgenden Bücher: „Im Reiche der Wolken" und „In den Tiefen der Erde". Hier tritt die Person des Verf. zu sehr in den Vordergrund. Das stete Liebäugeln mit dem eigenen Verdienste verleiht dem Buche mehr oder weniger den Charakter einer Reclameschrift. Bald wahrt sich der Verf. ausdrücklich die Priorität einer wissenschaftlichen Meinung, bald spricht er von „wundervollen Bestätigungen", „schlagendsten Beweisen" seiner Theorien. Hier bezeichnet er alle Andersdenkenden spöttisch als „praktische Leute" und legt ihnen „eine gewisse Unbeholfenheit, oder wol gar Impotenz im Schließen" zur Last, dort erscheinen ihm die einfachen Bewohner von Belluno „intelligent", weil sie „die Bestätigung seiner Theorie mit größtem Enthusiasmus aufnahmen" und ihm „zahlreiche Beweise freundlicher Anerkennung zu Theil werden ließen". Unwillkürlich fragt man sich da: Spielt hier die Person oder die Sache die Hauptrolle? Hat Hr. Falb denn nur Treffer, niemals Nieten gezogen? Ist denn Alles, was vor ihm auf diesen Gebieten geforscht und gelehrt worden ist, für Null und nichtig zu erklären? Wir meinen, so steht die Sache

nicht. Noch steht die mathematische Theorie der „untern Wirbel“ auf festen Füßen und der grundsätzliche Unterschied zwischen vulkanischen und tektonischen Erdbeben ist kein überwundener Standpunkt. Infolge einer zu starken Betonung des hodegetischen Axioms „Eine Theorie darf kein Flickwerk, sondern muß ein einheitliches Ganzes vorstellen“ wohnt auch im Falb'schen wissenschaftlichen Gebäude die Unwahrscheinlichkeit neben der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, und die Gewißheit fehlt ganz. Es ist möglich, vielleicht auch wahrscheinlich, daß Erdbeben Ausbrüche unterirdischer Vulkane sind, daß bei Mendoza die „Urspalte“, bei Buenos-Ayres die „Infiltration“ zur Erklärung gewisser Erscheinungen herangezogen werden darf. Es ist möglich, aber schon sehr zweifelhaft, daß sich die Hebungen des Festlandes durch Ausdehnung der in unterirdische Hohlräume eingedrungenen Lava und die Sintfluth durch günstige Constellation der Fluthfactoren erklären lassen. Es entspricht aber nicht der Wahrheit, wenn man nach dem Eintreffen einer Prognose die Theorie für „vollständig gerechtfertigt“ erklärt. Doch wir müssen es bei den wenigen Bemerkungen bewenden lassen, wenn wir nicht den Redactionsröthel in Bewegung setzen wollen, und wiederholen nur noch zum Schluß: Das Buch liest sich gut, ist schön ausgestattet und der Preis ist ein normaler.

—m— Sigebotos Vita Paulinae. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des schwarzburgischen Landes und Fürstenhauses. Mit Unterstützung der beiden fürstlich schwarzburgischen Staatsregierungen zum ersten Male herausgeg. und erläutert von Paul Mitzschke. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 1889. XIV, 322 S. 8°. 7 ℳ (A. u. d. T.: Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek Bd. I.) — Ein glücklicher Fund hat den Anlaß zu der vorliegenden Publication gegeben. Die alte Lebensbeschreibung der Stifterin des Klosters Paulinzelle, deren Inhalt man theilweise aus der Lebensbeschreibung des Merseburger Bischofs Werner, aus den Werken des Trithemius, namentlich aber aus dem Chronicon ecclesiasticum des Nicolaus von Siegen (1494/1495) kannte, galt bisher als verloren; noch vor wenigen Jahren hat Anemüller auf Grund jener Ableitungen eine Reconstruction der Vita versucht und sie auf ihre Quellen hin geprüft. Da glückte es dem Herausgeber des vorliegenden Werkes, in einer aus dem Peterskloster zu Erfurt stammenden, jetzt in der großherzogl. Bibliothek zu Weimar befindlichen Sammelhandschrift eine um 1495 niedergeschriebene Abschrift der Vita aufzufinden, die den erfreulichen Beweis lieferte, daß ihr Werth ein erheblich höherer war, als man bisher annahm. Die Herausgabe und Bearbeitung war also eine durchaus gerechtfertigte. Auch in ihrer Ausführung verdient Mitzschke's Arbeit alle Anerkennung; daß sie hier und da vielleicht ohne Schaden etwas knapper gehalten sein könnte, wollen wir dem fleißigen Verfasser nicht zu hoch anrechnen. Auf eine Einleitung, die den Inhalt der Vita klar und bündig wiedergiebt, folgt der sorgsam und nach verständigen Grundsätzen bearbeitete Text; über die ziemlich zahlreichen Verbesserungen ist in kritischen Noten Rechenschaft abgelegt worden; sachliche Anmerkungen erleichtern das Verständniß und verweisen auf andere Quellen. Mehr noch als diese bezeugen die beigefügten Anhänge, wie eingehend sich Mitzschke mit seiner Vorlage beschäftigt hat. Anhang I giebt eine Geschichte und genaue Beschreibung der Handschrift. Besonders wichtig ist Anhang II, der die Persönlichkeit des Verfassers der Vita, seine Quellen, die Abfassungszeit (wahrscheinlich 1133) und die Ableitungen, unter denen für die Kritik des Textes eigentlich nur Nicolaus von Siegen in Betracht kommt, behandelt; man wird den Ergebnissen des Verfassers meist beipflichten können, wenn er auch hier und da etwas kühn in seiner Beweisführung ist. Das tritt namentlich im III. Anhang hervor, der sich mit den in der Vita vorkommenden Eigennamen befaßt und die ziemlich schwierige Chronologie der in ihr enthaltenen Thatsachen festzustellen sucht, wobei sich allerdings die Handschrift manche ziemlich tief eingreifende Emendation gefallen lassen muß. In einem weiteren Anhange wird untersucht, zu welcher Familie die Heldin der Vita gehört habe; auch diese Frage war nicht leicht zu entscheiden. Der Verf. gelangt zu dem Resultat, daß sie aus dem Hause der Grafen von Schwarzburg-Käfernburg stamme; obgleich er auch hier mit viel Conjecturen arbeiten muß, so scheint sein Schluß doch ein wohlbegründeter zu sein. Schließlich wird darauf hingewiesen, daß das Vorbild der Paulinzeller Klosterkirche wahrscheinlich die Chiesa di S. Vincenzo ed Anastasio fuori le mure in Rom sei. Ein Glossar und ein Namenregister schließen das Werk.

—m— Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit. Für die oberen Classen höherer Lehranstalten bearbeitet von Dr. Max Schilling. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1890, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder). XVI, 496 S. 8°. 5 ℳ, geb. 5,60 ℳ — Uebersetzungen zu dem Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit von Dr. Max Schilling. Berlin 1890, R. Gärtner's Verlag (Herm. Heyfelder). II, 70 S. 8°. 0,80 ℳ — Die Pädagogik des Geschichtsunterrichts an den höheren Lehranstalten hat einen entschiedenen Aufschwung genommen, seit die historischen Seminare der Universitäten zahlreiche, sachlich gut vorgebildete junge Kräfte den Schulen zur Verfügung stellen und man die Geschichtsstunden nicht mehr als etwas ansieht, das im Grunde jeder Lehrer zu leisten im Stande ist. An die Stelle des öden Einpaukens von Namen und Jahreszahlen, die früheren Generationen die Geschichtsstunde zu einem wahren Kreuz machten, ist an den meisten höheren Schulen das Bestreben getreten, die Jugend in den inneren Zusammenhang der Geschichte einzuführen, nicht mehr blos eine gewisse Summe positiven Wissens, sondern auch geistigen und ethischen Gewinn zu gewähren. Daß der Lehrer bei seiner Vorbereitung allenthalben neben den besten Darstellungen auch die Quellen zu berücksichtigen hat, ist eine Forderung, die man jetzt als selbstverständlich bezeichnen kann. Eine andere Frage ist es, wie weit er auch den Schüler in das Quellenstudium einführen soll; es kann darin wol zu viel geschehen und ist auch hier und da zu viel geschehen; sicher ist das Gymnasium nicht der richtige Ort für quellenkritische Uebungen. Andererseits ist die pädagogische Wichtigkeit der richtigen Benutzung des unmittelbaren Quellenstoffs nicht zu unterschätzen; Personen und Ereignisse treten dem Schüler in weit lebensvollerer Weise entgegen, wenn er sie selbst reden hört oder Aufzeichnungen liest, die unter dem unmittelbaren Einflusse der Vorgänge entstanden sind; die eigene geistige Thätigkeit wird hierdurch viel lebhafter angeregt als durch den bloßen immerhin mehr oder weniger subjectiv gefärbten Vortrag. Das fühlte Gustav Freytag, als er in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit ein in seiner Art meisterhaftes Werk schuf; gleiche Ziele verfolgt das mehr die Schule ins Auge fassende Werk von Georg Erler „Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgange des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber“. An dieses schließt sich in gewisser Weise das vorliegende Buch an. Der Verfasser wünscht, daß der Geschichtsunterricht ausgehe von dem durch den Schüler vor der Unterrichtsstunde zu studirenden Quellenstück; an den darüber zu erstattenden Bericht hat der Lehrer eine Besprechung zu knüpfen und schließlich deren Resultate in einem Vortrage zusammen zu fassen. Es erinnert dies Verfahren an die in den historischen Seminarien beobachtete Methode. Ob der gesammte Geschichtsstoff des Gymnasiums so behandelt werden kann, scheint uns freilich mit Rücksicht auf die demselben eingeräumte Zeit fraglich; dem Vortrage des Lehrers wird doch Vieles überlassen bleiben müssen. Daß es aber sehr fruchtbar sein würde, wenn einzelne Partien in dieser Weise durchgesprochen würden, ist wol ganz zweifellos. Das „Quellenbuch“ bietet für eine derartige Behandlung des Geschichtsunterrichts ein ganz vortreffliches Hilfsmittel; die Auswahl der Stücke und ihre Bearbeitung ist eine durchweg sorgfältige. Wie gut das Werk sich bisher bewährt hat, zeigt der Umstand, daß bereits die zweite Auflage vorliegt. Ob nicht eine dritte namentlich für Lehrer dadurch noch an Handlichkeit gewinnen würde, daß bei den einzelnen Stücken in aller Kürze auf die wichtigsten Behandlungen des Gegenstandes in der neueren Literatur hingewiesen würde, möchten wir der Erwägung des Verfassers anheim stellen.

G. Oe.— M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Oberstlieutenant z. D., Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. Annaberg 1889, Hermann Graser. 664 S. 8°. Preis 8 ℳ 50 ₰, geb. 10 ℳ — Mit der 14. Lieferung ist nunmehr dies umfassende, dankenswerthe Werk abgeschlossen. Es bietet, wenn wir so sagen dürfen, eine Encyklopädie des Gebirges und unterrichtet über Land und Leute nach jeder Richtung hin; es behandelt den geologischen Bau und die landschaftliche Eigenart des Gebirges, schildert Städte und Dörfer, Thäler und Höhen, macht uns bekannt mit Gewerbe und Industrie und läßt uns Blicke thun in die Vergangenheit des Gebirges und seiner Bewohner. Das Werk zerfällt in 6 Theile. Im ersten, allgemeinen Theile handelt der Verf. über die Begrenzung und Oberflächengestalt des Gebirges, über die geologischen, klimatischen und Bodenverhältnisse, über Anlage und Bauart der Häuser, Dörfer und Städte, über Verkehrswege und Bewohner, über Sprache und Literatur. Im zweiten Theile schildert der Verf. den Osten des Gebirges vom Gottleubathale an bis zur Ostmulde, im dritten die Gebirgsmitte von der Freiberger Mulde bis an die Zschopau und Sehma hin, im vierten die Erhebung von der Zschopau bis zur westlichen Mulde, im fünften den Westen des Gebirges vom genannten Flusse bis an das Elstergebirge. In einem sechsten Theile, der eigentlich nur eine Unter-

abtheilung des allgemeinen Theiles ist und aus keinem ersichtlichen Grunde von diesem losgetrennt worden ist, wird die Landwirthschaft im Erzgebirge behandelt. Die einzelnen Industriezweige sind bei der Besprechung ihrer hauptsächlichsten Heimstätten behandelt, in besonderen Capiteln die Uhrenindustrie, die Strohflechterei, die Holzwaarenindustrie, die Serpentindrechslerei, die Spitzen- und Posamentenindustrie, Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Maschinenbau, Blechwaaren- und Eisenindustrie, Musikinstrumentenfabrikation; selbstverständlich werden auch die verschiedenen Arten des Bergbaues ausführlich geschildert. Mit bewundernswerthem Fleiße und tiefgehender Gründlichkeit hat der Verf. die Ergebnisse langjähriger Studien und vieler Wanderungen zusammengetragen und ein Werk geschaffen, das im Allgemeinen alle Anforderungen erfüllt, die man an eine groß angelegte Heimathskunde stellen kann. Es wird wenige Punkte geben, die der Verf. unberührt gelassen hat, wenige Fragen, auf die er die Antwort schuldig bleibt. Selbst wenn man im Einzelnen mit ihm nicht einverstanden sein kann, wird man zugeben müssen, daß er ein dankenswerthes Hilfsbuch geschaffen hat, das Allen auf das Wärmste empfohlen werden muß, die das Erzgebirge gründlich kennen lernen wollen. Wohlthuend und herzerquickend berührt der Hauch der Heimathsliebe, der über dem Ganzen liegt und bekundet, daß der Verf. mit dem Herzen geschrieben hat. Es ist selbstverständlich, daß ein so gewaltiges, die verschiedenartigsten Dinge umfassendes Werk an den Schriftsteller Anforderungen stellt, die er trotz des besten Willens und trotz der größten Sorgfalt nicht alle gleichmäßig erfüllen kann. Schon die Anordnung des Stoffes bietet große Schwierigkeiten und dürfte in der vom Verf. beliebten Weise kaum allseitig gebilligt werden. Es würde vielleicht sachgemäßer gewesen sein, wenn der Verf. die Schilderung der Industrien von den landschaftlichen Beschreibungen vollständig getrennt, wenn er die Geschichte des Erzgebirges als besondern Theil behandelt, wenn er sich in der Beschreibung einzelner Thäler und Höhenzüge, besonders im Osten des Gebirges, mehr beschränkt hätte. Es ist einigermaßen ein Kunststück, bei den Kreuz- und Querführungen die Hauptrichtung zu behalten. Hier und da verfällt der Verf. in den Ton des Reisehandbuchschreibers und scheint auch dessen Zwecke, die bei seinem Werke doch nur in zweiter Linie in Frage kommen, über Gebühr zu berücksichtigen. Ein zweiter Angriffspunkt ist ebenfalls durch die Eigenart des Werkes selbst begründet. Es ist nicht möglich, daß ein Schriftsteller alles Das beherrscht, was er in einem solchen Werke beschreiben muß; es ist also nicht zu erwarten, daß die Maschinenbeschreibung so anschaulich ausfällt, wie die Landschaftsschilderung, daß die geschichtlichen Verhältnisse ebenso genau durchforscht sind, wie die geographischen, daß die einzelnen Aeußerungen sammt und sonders unanfechtbar sind. Man wird mit Recht einhalten können, daß bei der Darstellung der einzelnen Industriezweige nicht immer die neuesten Handelskammerberichte berücksichtigt worden sind, daß die Ausführungen über das Klima manches durch neuere Forschungen Widerlegtes bieten, daß bei den geschichtlichen Einschaltungen manches Fragliche mit unterläuft, daß die Namenserklärungen oft recht seltsam sind (z. B. Claffenbach von klava-boje); aber man wird dem Verf. das Zeugniß nicht versagen können, daß er redlich bemüht gewesen ist, möglichst Vollkommenes zu leisten. Alle Bücher derart werden nur eine relative Vollkommenheit erreichen. Die Verlagshandlung, die uns durch ihre Erzgebirgsliteratur schon manchmal erfreut hat, hat das Buch freundlich ausgestattet. Möge ihm allerorten, besonders im Gebirge, eine freundliche Aufnahme zu Theil werden!

—m— Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Des 2. Bandes 3. Heft. Meißen 1889. S. 297—420. — Die vorliegende neueste Publication des Meißner Geschichtsvereins eröffnet ein Aufsatz von Oskar Ackermann, Zur Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Meißen, der den Inhalt eines gegenwärtig in der königl. Bibliothek zu Dresden befindlichen handschriftlichen Antiphonale aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, eines der wenigen nachweisbaren Reste der Bibliothek der Stadt- oder Frauenkirche in Meißen, wiedergiebt. Die lateinischen und deutschen Kirchenlieder, die neben andern liturgischen Stücken in dieser Handschrift vorhanden sind, wurden jedenfalls von den Chorschülern der lateinischen Schule bez. von der Gemeine beim Gottesdienst gesungen. Zwei deutsche Lieder, das eine von dem Meißner Superintendenten Praetorius, über dessen Leben einige Notizen gegeben werden, das andere von Georg Dietrich, werden vollständig mitgetheilt. Eine längere Abhandlung von Paul Markus behandelt die Geschichte des Franciscanerklosters in Meißen. Da das urkundliche Material hierfür nur unvollständig erhalten ist, konnte dieselbe nur in allgemeinen Umrissen ausgeführt werden, ist aber doch recht lehrreich, da allenthalben die allgemeinen Verhältnisse des Franciscanerordens und insbesondere die sächsischen Convente desselben zum Vergleich und zur Vervollständigung des Bildes herangezogen werden. Als Beilagen sind mitgetheilt ein im Dresdner Hauptstaatsarchiv erhaltenes Protokoll über die Streitigkeiten zwischen Rath und Kloster 1538 und ein Verzeichniß der auf Befehl des Herzogs Heinrich 1539 inventarisirten und aufs Rathhaus in Verwahrung gebrachten Klosterkleinodien. Weiteres aus den letzten Zeiten des Klosters erfahren wir aus dem folgenden Beitrage, zu welchem die 350jährige Jubelfeier der Einführung der Reformation in Meißen wol den nächsten Anlaß gegeben hat: W. Loose, Die Reformationsurkunden der Stadt Meißen. Von den hier in sehr sorgfältigen Drucken mitgetheilten 28 Urkunden aus den Jahren 1539—1540, die theilweise dem Meißner Stadtarchive, theilweise den Visitationsacten des Dresdner Hauptstaatsarchivs entnommen sind, waren bisher nur wenige gedruckt; manche hat Rüling in seiner Geschichte der Reformation in Meißen benutzt, jedoch nicht immer mit der nöthigen Kritik. Die das Domstift betreffenden Urkunden hat Loose ausgeschlossen, um ihnen eine besondere Publication zu widmen. Th. Distel veröffentlicht ein von ihm aufgefundenes Bildniß des 1533 jung gestorbenen und in Stams beerdigten Prinzen Severin, des Bruders der Kurfürsten Moritz und August, und begleitet es mit einigen der Erinnerung an ihn gewidmeten Zeilen. Der von Georg Müller besorgte Abdruck eines Stundenplans der Meißner Franciscaner von 1605, ein warmer Nachruf an den als Protector der Universität Leipzig am 31. Januar 1888 verstorbenen Professor Woldemar Gottlob Schmidt, verfaßt von Flathe, und einige kleinere Mittheilungen schließen das Heft.

—n. Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar, Böhlau, 1889. (8°. 114 S. 1,50 M.) — Ein Buch, das einen wehmüthigen Eindruck hinterläßt. Der Verfasser, mit des großen Goethe jüngstem Enkelsohne seit dessen Gymnasiastenzeit bekannt und später mit ihm in Briefwechsel stehend, führt die Persönlichkeit desselben pietätsvoll und lebendig, unterstützt durch zahlreiche Briefauszüge, an uns vorüber. Bei mütterlicher und großväterlicher Schwäche verzogen, früh kränkelnd und deshalb mehrmals den Aufenthaltsort wechselnd, trotzdem aber an seiner Ausbildung fleißig arbeitend, bezog Wolf mit vorzüglichem Reifezeugniß 1839 nach Antritt des zwanzigsten Lebensjahres Universitäten, deren er vier besuchte, um Jurisprudenz und Philologie zu studiren. Schon im zweiten Studienjahr trat er als Schriftsteller auf: 1842 mit „Studentenbriefen", und schloß die Studienzeit auch wieder ab mit einer Schrift, die sonderbar zusammengesetzt den Gesammttitel trug: „Der Mensch und die elementare Natur". Diesen Gegenstand behandelte er dreifach: erst philosophisch, dann juristisch in seiner Promotionsschrift und zuletzt dichterisch in dem Epos „Erlinde". Durch seine Kränklichkeit lange am Eintritt in eine Berufsstellung behindert, entschied sich Wolf endlich für den preußischen diplomatischen Dienst, den er 1845 in Rom begann. Auch dort beschäftigte er sich wieder mit wissenschaftlichen, namentlich geschichtlichen Arbeiten; das Hereinragen des Heidenthums ins Christenthum war ihm eine Aufgabe, die er, ähnlich wie die der „Trilogie" von 1844, nach den verschiedenen Anschauungsweisen des Denkers, des Gelehrten und des Dichters zu lösen vorhatte, wie auch später einen Commentar zu Dio Cassius. Nüchterne bibliographische Forschungen unternahm Wolf weiter mit schriftstellerischer Thätigkeit. Aber Erfolge erzielte er mit all seinem Streben nicht. Das Mißverhältniß zwischen den Vorsätzen und der Begabung, der Mangel an gehöriger Schulung und fortdauerndes körperliches Leiden standen Wolf entgegen. Letzteres veranlaßte ihn auch, 1860 den preußischen Staatsdienst thatsächlich aufzugeben. Wolf Goethe's und seines Bruders Walther Verhalten als Besitzer des Goethe-Archivs ist unendlich oft beklagt und gerügt worden; als Beweggrund desselben läßt sich aus Wolf's Briefen Pietät herauslesen, aber es war eine Pietät aus Beschränktheit des Gesichtskreises — wie auch Mejer andeutet. Beharrlich hielten auch die Brüder insofern nicht daran fest, als sie doch später Veröffentlichungen aus dem Archive selbst veranstalteten. Waren sie durch Unzulänglichkeit ihres Einkommens hierzu gedrängt, so haben sie falsche Mittel angewandt, durch die sie den Zweck nicht erreichten. Beide Brüder lebten zuletzt geradezu in dürftigen Verhältnissen, deretwegen aber ein Bedauern nicht angebracht wäre, da es nur an ihnen gelegen hätte, ihr Besitzthum günstiger zu verwerthen. Die Größe ihres Großvaters, die ihr Glück hätte begründen können, wurde ihnen durch ihre Hamletnatur zum unheilbringenden Geschick. Wolf sagte von sich: der Großvater wäre ein Hüne gewesen und er sei nur ein Hühnchen

beide Brüder waren eben unfähig, das Gewicht solcher Abkunft zu tragen. Es wäre zu wünschen, daß eine Darstellung von gleichem Werthe, wie die vorliegende, über Walther Goethe's Leben geschrieben würde, um die Tragödie des Ausganges des Goethe'schen Hauses vollständig übersehen zu können. Auch Walther kränkelte, und die den Bejahrten zuletzt umgebenden, ihn wie ein krankes Kind behandelnden Frauen gewährten, bei aller ehrenwerthen Absicht, einen fast widerlichen Anblick. Seite 69 erzählt Mejer, daß Wolf ganz ergriffen gewesen sei von dem Bilde in einem Taschenbuche, etwa von 1825, den in Hauff's „Memoiren des Satans" vorkommenden Besuch bei Goethe darstellend, indem dieses Bild ihm wie kein anderes die Gesammterscheinung seines Großvaters völlig wieder vor Augen gebracht habe. Dasselbe, in Stahl von F. Fleischmann gestochen, befindet sich in dem von C. Spindler herausgegebenen „Vergiß mein nicht — Taschenbuch für das Jahr 1830". Der verstorbene Buchhändler Ernst Keil, der als junger Mensch in Druckereiangelegenheiten häufig mit Goethe zu thun gehabt hatte, erklärte gleichfalls dieses Bild für dasjenige, welches Goethe's Persönlichkeit treuer, als irgend ein anderes wiedergebe. — Hrn. Geheimen Hofrath Zarncke wird wohl gelingen, auch Fleischmann's Vorbild nachzuweisen.

G. Oe.— J. v. Pflugk-Harttung, Mein Fortgang von Basel. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 77 S. 8°. — In den Erörterungen, die dem Falle „Wohlgemuth" folgten, ergriff auch Professor v. Pflugk-Harttung das Wort. Von Basel aus, wo er als Nachfolger Jacob Burckhardt's eine Professur der Geschichte bekleidete, richtete er fünf Zuschriften an den „Hamburger Correspondenten", in denen er die Angelegenheit wesentlich anders behandelt, als die Schweizer Presse. Man wird, wenn man diese Artikel, die dem Buche beigegeben sind, ohne Voreingenommenheit liest, zugeben müssen, daß sie etwas der Schweiz Feindliches oder gar Landesverrätherisches nicht im Mindesten enthalten. Der Verf. sucht zu schlichten, zum Frieden zu reden, auf die Wichtigkeit und den Segen guter freundnachbarlicher Beziehungen hinzuweisen, die Stimmung in der Schweiz wahrheitsgetreu zu schildern und die Handlungsweise der Bundesregierung zu erklären. Daß er das als Deutscher thut, kann ihm zum Vorwurfe nicht angerechnet werden. Heftig wird seine Sprache nur, wenn er das Treiben der Sweizer Presse und das Verhalten der in der Schweiz lebenden Deutschen kennzeichnet. Obgleich die Artikel ohne Verfassernamen erschienen waren, wurde die Autorschaft des Hrn. v. Pflugk bald bekannt, ja es wurden ihm fälschlicherweise zwei weitere Artikel (u. A. der vielgenannte Theilungsartikel) zugeschoben. Die Baseler Studentenschaft hielt es für angezeigt, ohne sich irgendwie zu vergewissern, bei welchen Artikeln und inwieweit die Verfasserschaft ihres akademischen Lehrers in Frage komme, eine Resolution zu fassen, wonach Jeder für ehrlos erklärt wurde, der ferner seine Vorlesungen besuche. Die Erbitterung gegen den Verf. wuchs so sehr, daß er seine Vorlesungen zunächst im Hause abhalten und dann ganz einstellen mußte. Bei dem Rector der Universität und der Regenz fand er keinen Rückenhalt. Man legte ihm nahe, auf seine Stellung ganz zu verzichten, aber er verweigerte es, um seine Entlassung einzukommen. Man einigte sich dann dahin, daß Hr. Prof. v. Pflugk seine Vorlesungen einstellte und auf die akademische Lehrthätigkeit in Basel verzichtete, daß ihm aber auf 2 Jahre noch sein volles Gehalt gezahlt wurde. Darauf hat er Basel verlassen und sich vorläufig in Gohlis niedergelassen. Die oben dargelegten Vorgänge schildert der Verf. mit möglichster Objectivität; seine Darlegungen tragen den unverkennbaren Stempel der Wahrheit. Daß er hin und wieder in einen bitteren Ton verfällt und daß das männliche Selbstgefühl sich manchmal aufbäumt, ist bei einer Behandlung, wie sie ihm zu Theil geworden ist, erklärlich. Nur hätten wir gewünscht, daß die persönliche Zuspitzung auf den Redacteur der „Baseler Nachrichten" unterblieben wäre. Solche persönliche Zuspitzung ist allenthalben bedenklich; in diesem Falle aber wirkt sie unangenehm und stört den Eindruck des Ganzen. Das gesammte Material ist dem Buche beigefügt, auch einige anonyme Briefe, in denen es von deutschen Hunden, Hallunken u. s. w. wimmelt. Es dürfte fraglich sein, ob den elenden Briefschreibern nicht durch Veröffentlichung solcher Sudeleien zu viel Ehre angethan worden sei. — Bezüglich unserer Stellung zur Sache beschränken wir uns auf folgende kurze Bemerkungen: Opportun war es jedenfalls nicht, daß Hr. v. Pflugk in solcher Zeit solche Artikel schrieb, er mußte wissen, daß die hochgradige Erregung eine unbefangene Lectüre und eine gerechte Beurtheilung seiner Aufsätze unmöglich machte, aber es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, an seiner guten Absicht zu zweifeln, für eine Behandlung, wie sie ihm zu Theil geworden ist, bieten die Artikel keinen Anlaß. Daß die Studentenschaft einen so thörichten und übereilten Beschluß fassen und ausführen konnte, ist uns unerklärlich. Ebenso unerklärlich ist das ganze Verhalten des Rectors in dieser Angelegenheit; wenn wir den Maßstab deutscher Verhältnisse anlegen wollten, würden wir uns eines sehr scharfen Ausdruckes bedienen müssen. Wir stehen nicht an, unsere Meinung dahin zu äußern, daß Herrn v. Pflugk bitteres Unrecht geschehen ist. Wenn wir uns das Verhalten der Schweizer zum Muster nehmen wollen, was sollen wir mit einem Manne thun, der in der Commission des Reichstags verlangt, daß die deutsche Regierung vor der Schweiz zu Kreuze krieche? Und Hr. v. Pflugk war Deutscher in der Schweiz, Abg. Baumbach aber ist Deutscher in Deutschland.

M.-Fr. Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884 von Feodor Wehl. 2. Band. Altona. A. C. Reher 1889. 8°. 315 S. 3,60 M. — Den Berichterstatter freut es von Herzen, daß er seine Anzeige des ersten Bandes dieses trefflichen Buches (in Nummer 58 dieses Jahrganges) schon jetzt durch die des zweiten vervollständigen kann, zumal da er jedes dort ausgesprochene Wort der Anerkennung hier nur zu wiederholen braucht. Er verweist deshalb ausdrücklich auf jene erste Besprechung und begnügt sich mit einer gedrängten Inhaltsangabe. Der zweite Theil gliedert sich nicht wie der erste in mehrere Abschnitte, sondern theilt in ununterbrochenem Flusse die Tagebuchblätter vom 27. März 1880 an bis zum 14. October 1884 mit, so daß nur die Briefe der hervorragenden Frauen und Männer, denen Wehl seine Aufmerksamkeit zuwendet, in frühere Zeiten zurückgreifen. Die ersten 100 Seiten sind ausschließlich Ludmilla Assing und ihrem Oheim Varnhagen von Ense gewidmet. Mit ganz besonderer Wärme spricht unser Buch von diesen beiden Personen und von dem sie umgebenden Kreise, zahlreiche Briefe beleben die Darstellung. Rahel Levin, Bettina von Arnim, Liszt und die Fürstin Wittgenstein und viele, viele andere Figuren fesseln, meist in der Beleuchtung, in die Ludmilla's Briefe sie stellen, unsere Aufmerksamkeit. Dann folgen Gutzkow, neben ihm Therese von Bacheracht. Mit vollem Rechte setzt da Wehl des ersteren reizendes, leider so wenig bekanntes Buch „Aus der Knabenzeit" in volles Licht. Er hebt hervor, daß man daraus dessen wahren Charakter besser als aus anderen Büchern ableiten könne, und fällt überhaupt über ihn ein in vielen Punkten von der Tagesmeinung abweichendes, aber wohlerwogenes Urtheil, dem hier ausdrücklich beigestimmt werden soll. Ferner giebt uns Wehl liebevoll entworfene Charakterbilder z. B. von Schleiden, dem Maler Kücken, den Dichtern Berthold Auerbach, Laube, Dingelstedt, Edmund Höfer, Geibel und Kinkel. Die letzten zwei werden uns im Besonderen durch zahlreiche eingestreute Strophen, welche unserem Schriftsteller vorzüglich charakteristisch scheinen, näher gebracht, bei allen sind die persönlichen Beziehungen und Erinnerungen Wehl's von lebendigem Reize. „Gutzkow," sagt er an einer Stelle, „war der Schriftsteller und Freund meiner gereiften Jahre, Laube derjenige meiner Jugend." Von den Persönlichkeiten, welche für Sachsen, an erster Stelle für Dresden und Leipzig, wichtiger und hier mit frischen Farben dargestellt sind, nenne ich A. von Ungern-Sternberg, Vehse, den Redacteur Siegel, den Kanzleirath Zschille, Gottschall. Neben den ästhetischen finden auch politische Herzensergüsse hier ihren Platz. Da werden Bismarck und Gambetta treffend mit einander verglichen, und dem letzteren wird an einer anderen Stelle noch eine ausführlichere Besprechung zu Theil. Den französischen Launen und Wunderlichkeiten liest Wehl bei Gelegenheit der Durchreise des Königs Alfons durch Paris den Text, über den Grafen Beust spricht er offen und ehrlich S. 163—171 seine Ansicht aus. Recht oft geißelt er den Mangel der Deutschen an Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe, er findet darüber, wie im ersten Bande, wirklich goldene Worte, die weite Verbreitung verdienen. Von anderen ausführlicheren Erörterungen hebe ich die über die Idee eines Nationaltheaters (151 f., 236 f.), über die Schauspieler (232 f.) und über die deutsche Tagesschriftstellerei (179 f.) heraus; geistvolle Anekdoten, aber auch sinnspruchähnliche Kleinigkeiten finden sich (S. 127, f. 175 f.). Den Abschluß bildet ein Rückblick auf die Beziehungen nnd Erfahrungen, die sich Wehl als Leiter der Stuttgarter Hofbühne ergeben haben; da spricht er z. B. auch über den Aesthetiker Vischer, über Gerok, Mörike. Wehl's zwei Bände „Zeit und Menschen" bieten, das sei hier das Schlußwort, eine Menge vorzüglichen Stoffes zur Beurtheilung des jungen Deutschland in erster, anderer deutscher Dichter in den letzten 50 Jahren in zweiter Linie; sie regen aber auch durch ihre allgemeineren schöngeistigen wie politischen Erörterungen an, sie unterhalten endlich durch die Frische des Inhalts wie der Sprache von Anfang bis Ende.

Druck von W. G. Drugulin in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 146. Sonnabend, den 7. December. 1889.

Inhalt: Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November 1889. — Zu Sachen des Thierschutzes. Von Professor Dr. Zürn.

Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November 1889.

Nachdem bei der Eröffnung der Sitzung der vorsitzende Secretär, Hr. Zarncke, unter Bezugnahme auf die Bedeutung des Tages auf die großen und vielseitigen Verdienste von Leibniz um die Wissenschaft hingewiesen hatte, legte Hr. Hankel eine Abhandlung vor, in welcher er die Vorgänge in der galvanischen Kette in einer von der bisherigen abweichenden Weise behandelt. Er zerlegt die elektromotorische Kraft e in zwei Theile; der eine Theil U wird verbraucht zur Ueberwindung des Widerstandes im Schließungskreise, und der zweite erscheint als Strom i. Der Widerstand des Schließungskreises ist aber abhängig von der Stromstärke, so daß, wenn u den Widerstand desselben bei der Stromstärke 1 bedeutet, während U den Widerstand bei der Stromstärke i darstellt, $U = ui$ ist. Aus der Gleichung $e = ui + i$ lassen sich dann alle Vorgänge sowol in einem einfachen als auch in einem verzweigten Leiterkreise bei Anwendung eines oder mehrerer galvanischen Elemente, ebenso wie das Gesetz über die Wärmeerzeugung durch den Strom herleiten. Die Uebereinstimmung seiner Betrachtungsweise mit den Thatsachen wird durch specielle Messungen an einer galvanischen Kette nachgewiesen.

Hr. Leskien sprach über die Bezeichnungen des Pferdes bei Slaven und Litauern. Beide Sprachfamilien haben den alten indogermanischen Namen des Thieres entweder ganz oder fast ganz aufgegeben und ersetzen ihn theils durch Worte, die aus diesen Sprachen selbst zu erklären sind, theils durch solche, für die weder hier noch sonst in den indogermanischen Sprachen eine Etymologie gefunden ist. Man darf vermuthen, daß die letzteren Entlehnungen aus nicht indogermanischen Sprachen sind und zwar aus finnischen Dialekten, mit denen Slaven und Litauer sich schon in sehr alter Zeit berührten. Daran schloß der Vortragende eine allgemeine Betrachtung über die Frage vorhistorischer Entlehnungen aus nicht verwandten Sprachen in das Indogermanische.

Nachdem dann Hr. His über die Entwickelung des Riechnervs gesprochen hatte, legte Hr. Wülker der Gesellschaft eine Abhandlung über die Shakspere-Bacon-Frage vor. Im ersten Theile derselben wird eine Entwickelung der Frage seit ihrem ersten Aufkommen in den vierziger Jahren bis zu den neuesten Erscheinungen gegeben. Im zweiten Theile werden die Gründe, die gegen die Verfasserschaft Bacon's und anderer in den unter Shakspere's Namen bekannten Dramen sprechen, aufgeführt. Der Vortragende hob besonders hervor, daß zu wenig über Shakspere's Leben bekannt ist, um uns über seine Bildungsstufe urtheilen zu lassen, ferner daß sich Shakspere als gebildeter Mann, nicht aber als Gelehrter in seinen Werken zeigt, und endlich daß wir Bacon zwar auch als Dichter, aber nur als einen vierten Ranges kennen.

Hr. Ratzel sprach über die geographische Verbreitung des Menschen an der Hand ethnographischer Merkmale, besonders des Bogens und der Pfeile, und erörterte die für Betrachtungen dieser Art wünschenswertheste Classification ethnographischer Gegenstände, sowie die Methode der Anwendung geographischer Forschung auf menschheitsgeschichtliche Probleme. Zuletzt wurden die anthropogeographischen Begriffe der geschichtlichen Tiefe und der geschichtlichen Bewegung kurz dargelegt.

Zu Sachen des Thierschutzes.

Von Professor Dr. Zürn.

Jedem, der ein wahrer Thierfreund ist, Jedem, der die Thierschutz-Sache zu der seinigen gemacht hat, müssen die Verhandlungen des X. internationalen Thierschutz-Congresses in Dresden (10. bis 13. Juni 1889), über welche ein von Gmeiner-Benndorf verfaßter Generalbericht vorliegt, von größtem Interesse sein. Ebenso wichtig ist eine Festschrift von Gustav Schäfer „Ueber die geschichtliche Entwicklung des Thierschutzes“, welche zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Dresdner Vereins zum Schutze der Thiere erschienen ist.

Ueber beide Schriften eingehend zu berichten bin ich veranlaßt worden.

H. Gmeiner-Benndorf, Generalbericht über die Verhandlungen des X. internationalen Thierschutz-Congresses in Dresden am 10.—13. Juni 1889.

Aus einem derartigen Bericht interessiren hauptsächlich nur die Mittheilungen über die Verhandlungen des Congresses, welche aus thierschützerischen Gründen statthatten.

Zunächst befaßte sich der Congreß mit dem Thiertransport auf Eisenbahnen, über welches Thema schon 1883 beim internationalen Thierschutz-Congreß in Wien Beschlüsse gefaßt worden waren, deren Zweckmäßigkeit 1885 eine Versammlung von Abgeordneten des Verbandes deutscher und schweizerischer, sowie Wiener Thierschutz-Vereine weiter berieth. Obgleich diese Berathungen äußerst werthvolle Resultate nach sich zogen, wurde doch vom X. internationalen Congreß beschlossen: „eine internationale Commission von 5 Mitgliedern mit der Aufgabe zu bestellen, die Frage eines richtigen und humanen Thiertransportes zu berathen und zu prüfen, auch bei den zuständigen Organen und Behörden die zweckdienlichen Schritte mit aller Energie einzuleiten und durchzuführen.“

Diese Commission wurde gewählt, setzen wir hinzu; auch durch Personen besetzt, welche schon eingehend und gründlich sich mit der Thiertransportfrage beschäftigt und sich bereits sehr große, nicht genug anzuerkennende Verdienste bezüglich derselben erworben haben.

Die zweite Hauptverhandlung betraf „Gesetzliche Bestimmungen durch internationale Verträge bezüglich des Vogelschutzes“. Obschon der Abgeordnete Dr. Carl Ruß das jetzige deutsche Reichsgesetz zum Schutze der Vögel ein „Vogelvertilgungsgesetz“ nannte und auch verschiedene gewichtige Gründe für die Wahl dieser Bezeichnung aufführte, sowie dafür eintrat, daß dieses Gesetz beseitigt werden möchte, wurde ihm doch erwidert, daß ein Gesetz, das, wie das deutsche Vogelschutzgesetz, im Jahre 1888 in Kraft gesetzt worden sei, durch das Vorgehen des internationalen Thierschutz-Congresses kaum innerhalb der nächsten 10 Jahre umgestaltet werden würde und beschloß deshalb der Dresdner Congreß, gemäß des Antrages Hartmann (Köln), „durch sein Präsidium den verschiedenen Regierungen Vorstellungen dahin zu machen, daß sie durch internationale Verträge sich verpflichten, Gesetze zum Schutze der Vogelwelt zu erlassen, daß die festzusetzenden Schonzeiten gemäß dem Verweilen der Vögel in den verschiedenen Ländern geregelt werden, unter Anlehnung an den österreichisch-italienischen Vogelschutzvertrag vom 5./29. November 1875“ mit dem Zusatze: „daß an die italienische Regierung eine Eingabe zur Durchführung des österreichisch-italienischen Vertrages gerichtet werde.“ —

Nachdem die Mitglieder des Congresses im städtischen Schlachtviehhofe am 12. Juni einem Probe-Schlachten mit den neuen Kleinschmidt'schen Schlachtapparaten, das — wie es nicht anders sein konnte — zur vollen Zufriedenheit der Delegirten ausfiel, beigewohnt, sowie sich vom Consul Schnabel eine neue Scheere für Pferde, Rinder und Schafe bezüglich ihrer Construction und Brauchbarkeit hatten erklären lassen, beschäftigte sich die zweite Hauptversammlung des Congresses zunächst mit folgendem Gegenstand:

„Die Nothwendigkeit der Betäubung der Schlachtthiere"; Referent in dieser Angelegenheit war Beringer (Berlin), der mit einiger Uebertreibung insbesondere die Grausamkeiten schildert, welche bei dem zum Zweck des Schächtens geschehenden Niederwerfen der Schlachtrinder häufig vorkommen, und sich alsdann gegen das Schächtverfahren selbst wendet, allerdings unter steter Betonung, daß er nicht gegen das rituelle Schächten ankämpfen, sondern nur eine Besserung der Schächtmethode anstreben wolle. Hierzu ist Folgendes zu sagen. Die Rohheiten, welche beim Werfen der Schlachtrinder vorkommen, können durch Anwendung eines guten Wurfzeuges und durch Niederlegung auf weichen Boden (Matratze, Streu, Holzboden) gemieden werden, werden auch durch geeignete Vorrichtungen in guten und gutcontrolirten Schlachthäusern thatsächlich vermieden.

So lange nicht zu erweisen ist, daß bei dem Niederschlagen eines Thieres mittels Beiles oder der Schlachtmaske gar kein Schmerz empfunden wird (durch Schlag auf den Kopf Betäubte, welche stundenlang besinnungslos waren, dann aber zum Bewußtsein kamen, behaupteten, bei dem erhaltenen Schlag einen wüthenden Schmerz empfunden zu haben, der zwar nur einen Augenblick gedauert habe, aber ein gräßlicher gewesen sei) und so lange nicht widerlegt werden kann, daß beim Keulen eines Schlachtthieres (nebenbei gesagt der brutalsten Art des Tödtens, die auf Zuschauer beim Schlachten unbedingt am demoralisirendsten wirkt, falls nicht gute Schlachtmasken zur Verwendung kommen) nothwendiger Weise viel Blut in das zertrümmerte Gehirn, in Kopf-Knochen und Muskeln austritt (weshalb strenggläubige Israeliten das Fleisch eines derart getödteten Thieres gemäß ihrer religiösen Satzungen nicht genießen dürfen), so lange wird man gegen das rituelle Schächten selbst nichts ausrichten können. Das Tödten von Thieren geht nun einmal nicht, sagen wir leider, „ohne Plack und Qual" für dieselben ab. Der Delegirte Beringer giebt selbst zu, daß bei einem Thier, dessen Halsadern durchschnitten werden, infolge dessen Verblutung sehr rasch erfolgt, schnell Bewußtlosigkeit eintritt, falls der Kopf des geschächteten Thieres hochgehalten oder hochgelegt wird. Bekanntlich ist bei keinem Organ des Thierkörpers das Functioniren so an das ungehinderte und regelrechte Durchströmtwerden von Blut geknüpft, als gerade bei dem Gehirn. Man lege also den Kopf des Schlachtthieres, nachdem der Schächtschnitt angebracht wurde, hoch, oder erfinde eine Schlachtweise, welche das Schächten des Rindes bei hochgehaltenem Kopfe zuläßt, man bessere an dem Schächtverfahren, namentlich bezüglich dessen, was dem Schächtschnitt zuweilen vorauszugehen pflegt, aber man kämpfe nicht gegen das rituelle Schächten selbst an, wodurch strenggläubige Israeliten in Gewissensangst versetzt werden müssen.

Der Congreß nahm die vom Berliner Thierschutzverein und dessen Vertreter — Beringer — eingebrachte Resolution an, die zu lang ist, um hier wiedergegeben zu werden (vgl. S. 63 der besprochenen Schrift), welche darin gipfelt: alle Schlachtthiere müßten durch Anwendung geeigneter Schlagmasken, Schußmasken oder der Kleinschmidt'schen Betäubungsinstrumente vor dem eigentlichen Schlachten betäubt werden und hierüber sei gesetzliche Bestimmung zu erstreben. Solches kann gewiß im Allgemeinen nur freudig begrüßt und gut geheißen werden; aber auf der anderen Seite wolle man zugeben, daß auch das Schächten, correct und unter Controle in den Schlachthäusern ausgeführt, eine Schlachtweise ist, die gebilligt werden kann, daß das Bekämpfen des rituellen Schächtens einen Angriff auf die religiösen Satzungen einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft involvirt, der von gerecht und billig denkenden Nichtisraeliten nicht ausgehen soll. Der Erlaß des königlich sächsischen Ministeriums des Innern vom 17. April 1889, das Schächten betreffend (S. 113), ordnet in vortrefflichster Weise fast Alles an, was bei der Ausübung der Schlachtmethode des Schächtens im Auge behalten werden muß. —

Der Congreß befaßte sich alsdann mit der Beschaffung einer internationalen Centralstelle für den Thierschutz. Das Bedürfniß zu einer solchen wurde anerkannt und beschlossen, einstweilen dem Congreßbureau in Dresden die Geschäfte einer solchen Centralstelle zu überweisen, über die definitive Einrichtung derselben den nächsten, in einem Orte der Schweiz abzuhaltenden internationalen Congreß entscheiden zu lassen. —

Ein vom Consul Schnabel in Buenos-Aires gestellter Antrag: der Verein möge anstreben, daß zum Scheeren der Schafe, um Verletzungen dieser Thiere zu vermeiden, eine zweckentsprechende Schafscheermaschine, als welche sich die patentirte, für etwa 70 Gulden zu habende, vom Mechaniker J. Steidl in Wien construirte Schnellscheere erwiesen habe, ausschließlich benutzt werde.

Der Congreß beschließt, dahin zu wirken, daß anstatt der bisherigen Methode der Schafschur der allgemeine Gebrauch einer Schafscheermaschine trete, bei deren Verwendung eine Verletzung des Schafes ausgeschlossen ist, bezüglich einer Empfehlung der Steidl'schen Schnellscheere aber erst das Resultat von Versuchen, die der Dresdner Verein anstellen soll, abzuwarten.

Referent ist der Meinung, daß derartige Anträge zunächst überhaupt nicht auf einem internationalen Thierschutz-Congreß gestellt werden sollten, welcher mit wichtigeren, allgemeineren, den Thierschutz betreffenden Fragen gerade genug zu thun hat. Die Prüfung aller derjenigen Vorrichtungen und Apparate, welche Hausthieren bei ihrer Benutzung Erleichterungen gewähren, sie vor Schäden bewahren, Härten bei ihrem Gebrauch zur Arbeit vermeiden, sollte von den einzelnen Thierschutzvereinen ausgeführt werden oder auf, zu dem Zwecke von den Vereinen errichteten, Prüfungsstationen geschehen. Der Werth und die Nützlichkeit solcher Vorrichtungen könnte aber am Besten auf Ausstellungen von Thierschutzgegenständen, die mehr, als bis jetzt geschehen, abzuhalten wären, und vielleicht bei jedem größeren Congreß von Thierschützern zugleich mit stattfänden, erläutert und demonstrirt werden.

Immer bleibt es gefährlich, einen einzelnen solchen, Thiere schützenden, Apparat zu empfehlen, ohne andere zu gleichem Zwecke erfundene Vorrichtungen zu kennen und ohne daß eingehendste und genaue Versuche mit demselben vorgenommen worden sind.

Bemühungen, die Schur für Schafe möglichst schonend und für die Thiere nicht schädigend statthaben zu lassen, sind schon vor langen Jahren gemacht worden. Einzelne waren auch von bestem Erfolg begleitet. Ich erinnere nur an die Schutzvorrichtung für Schafscheeren gewöhnlicher Form von F. A. Helmcke, an die fünfklingige Schafscheere von Courtois, an einen der einhändigen Pferdescheermaschine (Marke: Hahn und C. & Cie.; Fabrikant unbekannt; Lieferant: Peugeot Frères in Paris) nachgebildeten Schafklipper mit weiten Zwischenräumen zwischen den Zähnen, an die mit Maschine in Bewegung zu setzende Scheervorrichtung von Casey u. s. w. Für kleine Schafhaltungen wird das Anschaffen von Scheerapparaten mit Maschinenbetrieb, weil zuviel Kosten verursachend, nie recht zweckmäßig sein; die Thierschutzvereine werden deshalb auf Verbesserung der gewöhnlichen Schafscheeren bedacht sein müssen, damit bei Anwendung solcher Verletzungen der Schafe nicht vorkommen können. Uebrigens kann ein geschickter und nüchterner Mann mit einer gewöhnlichen Scheere schnell und gut ein Schaf scheeren, ohne es je zu verletzen, ein ungeschickter Scheerer auch mit der besten Klippmaschine verwunden. —

In derselben Sitzung demonstrirte Dr. Greve (Altona) „einen neuen Apparat zum schnellen Absträngen der Pferde" unter der Behauptung: „daß alle ähnlichen Erfindungen, die bis jetzt gemacht sind, bei der Sache das Thier nicht in Betracht ziehen" (S. 80). Aus dem Bericht ist nicht zu ersehen, welcher Apparat gemeint ist, jedenfalls war es derjenige, welcher von L. O. Frankenberger in Hamburg commissionsweise verkauft wird und zu dessen Acquisition ein Prospect der genannten Firma, in welchem weder der Erfinder, noch die Originalbezugsquelle angegeben sind, auffordert.

Bekanntlich haben wir drei solcher Aussträngapparate besserer Art; zunächst den von Hiersemann-Taubert, über welchen vor einigen Jahren schon der Verfasser dieses Artikels im „Oesterr. landwirthsch. Wochenblatt" ausführlich berichtete, und zwar unter den Schlußbemerkungen: Der neue Apparat ist Fahrenden und den Pferden gleich nützlich, denn er gestattet 1) bei durchgehenden Thieren ein sofortiges, plötzliches Loslösen derselben von Zugwage und Deichselspitze, wodurch Fahrende wie Equipage drohenden Gefahren entzogen werden; 2) Aussträngen der Pferde, wenn solche gestürzt sind, um sie möglichst rasch wieder auf die Beine zu bringen, ohne daß Geschirrtheile zerschnitten werden müssen; 3) schnellstes Ausspannen erhitzter Pferde, denen es dienlich ist, möglichst rasch in den Stall zu gelangen; 4) schnelles Ausspannen von Pferden ohne fremde Beihilfe. Der zweite ähnliche Apparat zum schnellen Lossträngen einspännig gehender Pferde ist erfunden von Thomas White in Peenskill (Newyork); der dritte und neueste ist Kimmich's Momentausspanner (D. R.-P. 43834), dessen Alleinverkauf der Firma Georg Engler in Stuttgart übertragen worden sein soll.

Es scheint mir richtig, comparative Versuche mit allen derartigen Apparaten anzustellen, ehe man einen bestimmten, auf Kosten und zum Nachtheil der Erfinder anderer Vorrichtungen, lobt und empfiehlt. Hauptaufgabe der Thierschutzvereine ist es, Sammlungen von thierschützenden Vorrichtungen anzulegen, letztere durch Sachverständige prüfen zu lassen und dann die guten und zweckmäßigen zu empfehlen. In diesem Sinne ist seit vielen Jahren der Leipziger Thierschutzverein thätig gewesen und auch die Direction der Veterinärklinik der Universität in Leipzig hat fleißig derartige Dinge gesammelt, geprüft und die Prüfungsresultate bekannt ge-

geben. So sind im „Oesterr. landwirthsch. Wochenblatt" vom Referenten Mittheilungen über vier Apparate gemacht worden, welche das Durchgehen der Pferde verhüten sollen, nämlich über den Halblützel'schen Apparat, über die sehr beachtenswerthe Vorrichtung von A. v. Hagen senior in Erfurt, über den Sicherheitszaum von C. Dannenhauer in Augsburg, endlich über den Steinhausen'schen Apparat. Daß die Berichte über Werth und Unwerth solcher angeblich thierschützenden Vorrichtungen nicht in Thierschutzzeitschriften publicirt worden sind, hat seine guten Gründe, unter welchen die vornehmsten sind: der Indifferentismus der meisten Thierschutzvereine bezüglich solcher Apparate und dann der Umstand, daß von den genannten Zeitschriften kostspielige Abbildungen, die zum Verständniß der Vorrichtungen aber durchaus nothwendig sind, nicht gebracht werden.

Auch auf Vorrichtungen an Pferdebahnwagen, welche nach dem Stillstehen derselben das Wiederanziehen den Pferden erleichtern, wurde von den Delegirten Bauer (Hamburg), Hartmann (Köln) u. A. aufmerksam gemacht. Marquart (Dresden) berichtet über solche Vorrichtungen, bezüglich deren Werth die Dresdner Pferdebahngesellschaft Versuche angestellt hat, die aber nicht ein gutes (wie S. 82 zu lesen), sondern ein schlechtes Resultat ergeben haben, was Marquart wol auch erwähnt hatte. Der Congreß beschloß, was sehr anzuerkennen, dahin zu wirken, daß Thierschutzvereine und die Presse auf die Einführung solcher Vorrichtungen, wie der in der Congreßsitzung besprochenen, hinarbeiten. —

Ueber einen Normal-Hundemaulkorb wurde ebenfalls eine kurze Berathung gepflogen. Warum der Schröder'sche Maulkorb, dessen Halsband aus Leder, dessen Stirntheil ebenfalls aus Riemen, dessen Nasenstange hoch gewölbt ist, und der vom Hund geöffnet werden kann, ohne daß ihm das Beißen möglich wird, nicht ausdrücklich erwähnt wurde, versteht Verfasser dieses Aufsatzes nicht. Vielleicht hat der Präsident des Congresses diesen Beißkorb im Sinne gehabt, als er einen Maulkorb erwähnte, bei dem nur der eine Nachtheil zu beklagen wäre, daß, „weil der Maulkorb billig hergestellt werden mußte, die Federn desselben mangelhaft waren".

Darf Referent seine unmaßgebliche Ansicht über den Maulkorbzwang hier äußern, so sei angeführt

a) der Maulkorbzwang ist eine illusorische Maßregel, weil die zweckentsprechende Construction, das feste und richtige Sitzen des Maulkorbs am Kopfe des Hundes, die richtige Größe des Maulkorbs nicht controlirt werden kann; eine Polizeimaßregel, die nicht controlirt werden kann, ist niemals eine zweckmäßige. Nach den Erfahrungen des Referenten haben die Hälfte aller Hunde in Orten, wo Maulkorbzwang statt hat, zwar Beißkörbe, die vorschriftsmäßig construirt, aber viel zu groß sind oder nicht fest genug angelegt werden, demgemäß das Beißen der Hunde nicht verhindern; bedenklich aber muß dann der von einer Polizeiverwaltung innegehaltene Grundsatz sein: „hat der Hund mit dem Maulkorb beißen können, so ist letzterer nicht vorschriftsmäßig" (S. 84);

b) unterliegen nicht alle in einem Lande gehaltenen Hunde dem Maulkorbzwang, so ist letzterer auch nur sehr bedingungsweise nützlich. Mittel, die Verbreitung der Wuth zu verhindern, ist er dann nicht. In großen Städten müssen z. B. die Hunde Maulkörbe tragen, in den Vororten dieser Städte nicht; von den Hunden der Vororte wird die Stadtgrenze nicht immer respectirt, sie laufen in die Gassen der Stadt, überfallen dort die durch den Maulkorb wehrlos gemachten Hunde der Städter und ehe der Hundefänger, der maulkorblose Thiere wegfangen soll, zur Stelle ist, haben sich die Hunde der Vororte in letztere zurückgezogen und dürfen nicht weiter verfolgt werden;

c) das Tragen eines Maulkorbs ist für jeden Hund eine Belästigung, unter Umständen eine Qual; jeder wirklich festsitzende Maulkorb drückt und reibt, wenn er nicht aus weichem Leder gefertigt ist; das Entstehen wunder und brandig werdender Ohrspitzen, das Entstehen der so häufig vorkommenden sogenannten Blutohren ist sehr vielfach auf das Anschlagen des Behanges an die Metallspangen des Maulkorbes, oder an die Metallnägel der ledernen Beißkörbe zurückzuführen.

Ein von dem Thierschutzverein zu Paris gestellter Antrag veranlaßte eine Debatte über den Werth von Thier- resp. Hundeasylen. Infolge derselben wurde bekannt, welche außerordentliche Kosten ein solches beansprucht; in drei Jahren haben etwa 1000 Katzen und Hunde, welche dem Pariser Thierasyl zugeführt worden waren, 51 000 Frcs. Kosten für Ernährung und Verpflegung, die nur um 11 000 Frcs. Erlös für verkaufte Thiere herabgemindert wurden, verursacht; im Hundeasyl zu Dresden kostete ein 1½ Jahr gehaltener, alter, tauber und blinder Hund 218 ℳ; der Delegirte des Berliner Thierschutzvereins berichtete, daß das Berliner Asyl 12 000 ℳ gekostet und daß der Verein bis Ende Juni noch 15 000 ℳ Deficit zu decken habe und noch nicht wisse, woher das Geld zu beschaffen sei.

Für alte, gebrechliche und nicht mehr brauchbare Hunde und Katzen ist die schnell und möglichst schmerzlos erfolgende Tödtung die einzig richtige Wohlthat, die ihnen erwiesen werden kann. Die Lust, Thierasyle zu errichten, hat vielfach dazu geführt, Leute als Mitglieder in die Thierschutzvereine aufzunehmen, die nicht Thierfreunde, sondern Thiernarren waren, deren hypersentimentale Bestrebungen man zwar fürchtete, deren Geldbeiträge aber willkommen waren. Wenn doch mancher Thierschutzverein zu der Ueberzeugung kommen wollte, daß derjenige, der die Mittel zum Halten eines Thieres nicht hat und z. B. lieblos genug ist, „seinen Hund auf die Straße zu jagen und ungewissem Schicksal zu überlassen (vgl. S. 88), wenn der Termin zum Entrichten der Hundesteuer gekommen ist und letztere von ihm nicht gezahlt werden kann," keinen Hund halten sollte, daß überhaupt Pflicht der Thierschutzvereine es ist, darauf hinzuarbeiten, daß der Haltung übermäßig vieler Hunde vorgebeugt werde und daß sie die Axt an die Wurzel des Uebels legen und verhüten, daß werthlose, unerzogene, lästig werdende Thiere von Leuten gehalten werden, die nur in den Thieren lebendes Spielwerkzeug sehen und nicht begreifen, wie so viele an Thieren begangene Rohheiten gewaltsam provocirt worden sind dadurch, daß diese Thiere lästig und schädlich wurden, weil man ihnen keine richtige Erziehung und Dressur gab. Noch viel weniger vermögen viele, sonst gebildete, Leute einzusehen, daß das Halten einer sehr großen Zahl von Hunden in verschiedener Beziehung gemeingefährlich werden kann; Alles was das Halten der unnützen und meist werthlosen Luxusköter erschwert, schützt die werthvollen, deshalb auch meist gut erzogenen Hunde ausgezeichneter Rassen und hält von den Züchtern und Haltern solcher Thiere manche Unbequemlichkeit und viele Verluste ab.

Der Congreß hält nun, was lobend hervorgehoben werden muß, es nicht für rathsam, wenn Thierschutzvereine die Unkosten eines Thierasyles sich aufbürden, namentlich in Orten nicht, wo polizeilicherseits Ställe eingerichtet sind, in die vom Hundefänger gebrachte Thiere drei Tage lang untergebracht und verpflegt werden, falls nicht landesgesetzliche Bestimmungen das sofortige Tödten des eingefangenen Thieres, wie z. B. bei Wuthverdacht, anordnen. —

Ein sehr interessanter Antrag des Delegirten Décroix (Paris) wurde — wie es scheint — nur lau von den Congreßmitgliedern aufgenommen, doch schließlich bezüglich desselben beschlossen: „Die Angelegenheit, nachdem sie in der Presse und in den Vereinen weiter behandelt worden, beim nächsten internationalen Congreß zum Gegenstand der Verhandlung und Beschlußfassung zu bringen." Décroix beantragte, daß man eine universelle Sprache für die Führung der Pferde einführen möge, die in allen europäischen und außereuropäischen Ländern in Gebrauch gezogen werden solle. Der Ruf Hi solle gewählt werden, wenn man ein Pferd zum Gehen nach vorwärts antreiben wolle (und natürlich das Thier durch geeignete Dressur, für welche Fingerzeige von Décroix gegeben wurden, zum Verstehen des Rufes gebracht worden sei); folgende Worte sollten die nebenstehende Bedeutung haben: Hi hi = schneller vorwärts, He = links gehen oder ziehen, He he = linksum und vorwärts, Ha = rechts und zugleich vorwärts (halbrechts vorwärts), Ha ha = rechtsum und vorwärts, Ho = stillstehen, Ho ho = zurück. Wer in der That erfahren hat, wie Pferde, die aus einem Lande, wo der Ruf brrr flottes Vorwärtsgehen bedeutet, nach Deutschland importirt worden waren und, hier angespannt, auf und davon gingen, als der Fahrer sein brrr erklingen ließ, was bei uns „stille stehen" bedeutet, wer gesehen hat, welche Mißhandlungen die Pferde erdulden mußten, die nur in gewohnter Weise einem Rufe folgten, der wird begreifen, welch ein nützlicher Antrag der von Décroix gestellte gewesen ist. —

Der internationale X. Thierschutz-Congreß beschloß endlich noch, den Centralstellen der Thierschutzvereine aufzugeben, in Staaten, wo noch keine Gesetze über Thierschutz bestehen, solche anzuregen, wo aber derartige Verordnungen existirten, die der Verbesserung bedürftig erschienen, sollte letztere erstrebt werden. Nicht unerwähnt darf bleiben (vgl. S. 83 des Berichts), daß der Congreß dahin sich aussprach, es möchte dem Abhalten von Stierkämpfen womöglich der Boden entzogen werden.

Der Gmeiner-Benndorf'sche Generalbericht über den X. Thierschutz-Congreß, der die, durch den gewählten Titel bezeichnete, Aufgabe in anerkennenswerther Vollständigkeit und durch zweckmäßige, sowie übersichtliche Anordnung des Stoffes erfüllt hat, ent-

hält nun noch eine Beschreibung der Feier des 50jährigen Jubiläums des Dresdner Vereins zum Schutze der Thiere (13. Juni), auf welche einfach verwiesen werden muß, sowie einige Nachträge, welch letzteren wir noch ein wenig Aufmerksamkeit schenken müssen, soweit sie (S. 109) die Eingaben an die Regenten der europäischen Staaten, sowie an die Präsidenten von Frankreich, der Schweiz, der Vereinigten Staaten, ferner an die Ministerien des Innern des Königreichs Italien, der kaiserl. königl. österr.-ungar. Monarchie, ferner an das Reichsamt des Innern in Berlin, an die Ministerien des Innern der französischen Republik, der Schweiz, von Großbritannien, Schweden und Norwegen, Belgien, den Niederlanden, Spanien, Dänemark, Rußland, Portugal, Argentinien angehen und Schaffung internationaler Gesetze für den Thiertransport auf Eisenbahnen und Posten, die Betäubung aller Schlachtthiere vor deren Tödtung, internationalen Vogelschutz, Scheeren der Thiere mit einer neu erfundenen Maschine (Patent Steidl) betreffen. Was letzteres angeht, nämlich das Scheeren mit der Steidl'schen Maschine betrifft, so muß man sich wundern, daß dieselbe lebhaft empfohlen wird in diesen Eingaben, während doch der Congreß beschlossen hatte (vergl. S. 79): „Bevor aber dieser Beschluß (anzustreben nämlich, daß die Steidl'sche Schafscheermaschine allgemein eingeführt werde) vom Congreß unterstützt, in die Welt hinausgeht, sollen erst noch Versuche mit der Maschine (auch comparative?) durch den Dresdner Verein vorgenommen und das Ergebniß derselben bekannt gemacht werden." Die Eingaben machen zum Theil den Eindruck einer gewissen Beflissenheit, an hohen Stellen Kenntniß von den am Congresse Betheiligten zu geben, zumal auch noch dadurch, daß — wie wir gehört haben — die Eingaben an sämmtliche Souveräne in Begleitung des photographischen Tableaus sämmtlicher Congreßtheilnehmer abgegangen sein sollen, selbstverständlich auch unter Beilegung des Generalberichtes über den Congreß und der Schäfer'schen Schrift über geschichtliche Entwicklung des Thierschutzes.

Aus vorstehendem Berichte ersieht der Leser, wie mannigfaltig und vielseitig die Thätigkeit des Congresses sich gestaltete. Möge sie vor Allem recht folgenreich und nachhaltig fruchtbringend sich erweisen!

Schäfer, Gustav, Die geschichtliche Entwicklung des Thierschutzes. Festgabe zur 50jährigen Jubelfeier des Dresdner Vereins zum Schutze der Thiere. Dresden 1889.

Die Schrift erschien als Festgabe der 50jährigen Jubelfeier des Dresdner Thierschutzvereins (13. Juni 1889) und bespricht demgemäß die Verhältnisse dieses Vereins eingehender, wodurch nothwendigerweise die auf dem Titelblatt angekündigte „geschichtliche Entwicklung des Thierschutzes" einigermaßen beeinträchtigt werden mußte, was ganz besonders zu beklagen, da die Thätigkeit und die Bestrebungen der innerhalb der letzten beiden Decennien gegründeten Thierschutzvereine gar keine oder nur kärgliche Würdigung gefunden haben. Auch wäre zu wünschen und nach dem Titel zu erwarten gewesen eine Darstellung, welche dem culturgeschichtlichen Gesichtspunkt mehr Rechnung getragen hätte, wenn u. A. ein Hinweis gegeben worden wäre auf den Zusammenhang der Thierschutzbestrebungen mit dem für das 19. Jahrhundert charakteristischen Zug der Humanität, welcher fortschreitend mehr oder weniger auf allen Gebieten zur Geltung kam und in seinem andauernden Verlaufe auch die Thierwelt in sein Bereich ziehen mußte.

Hiervon abgesehen, ist die übersichtliche Zusammenstellung einer größeren Anzahl geschichtlicher Momente des Thierschutzes, und zwar der hauptsächlichsten, dankbarlichst anzuerkennen.

Zunächst erwähnt der Hr. Verfasser in seinem sehr schön geschriebenen Büchlein den Thiercultus bei den alten Aegyptern, bei den Indern. Dieser Thiercultus, auf dem Aberglauben der Seelenwanderung basirend, hat mit Thierschutz im heutigen Sinne durchaus nichts zu thun. Dann wird nachgewiesen, daß Moses die ersten, nachweisbaren Gesetze zum Schutze der Thiere gegeben hat. Weiterhin erstrecken sich die Mittheilungen auf Folgendes: In China erschien 523 v. Chr. das von Lao Tsée verfaßte Buch von den Belohnungen und Strafen, in welchem Thierschutz angehende Bestimmungen reichlich sich vorfinden; Plutarch lehrte Milde gegen Thiere; Christus stellte die Thiere unter den Schutz Gottes; Abraha gab den Himjariten, Bewohnern Arabiens (537—570 n. Chr.) ein Gesetz, welches in Tit. XI—XIV Thierschutzbestimmungen enthielt. Von Thierschutzbestrebungen im Mittelalter weiß Verfasser nichts mitzutheilen. Im Jahre 1417 verbot der Rath zu Köln das Fangen der Nachtigallen und das Jagen der Kaninchen. 1802 wurde vom Institut zu Frankreich die Preisfrage gestellt: „Inwieweit wirken die an den Thieren geübten Grausamkeiten auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung ein und würde es gerathen sein, bezüglich derselben Gesetze zu erlassen?" Sie wurde von Dr. Grandchamp beantwortet, aber ohne daß den Auseinandersetzungen desselben praktische Folge gegeben worden wäre. 1809 brachte Lord Erskine im englischen Parlament einen Antrag auf Erlaß eines Gesetzes gegen Thierquälerei ein; derselbe blieb aber ohne Erfolg, 1822 wurde ein solches Gesetz jedoch durch das Unterhausmitglied Richard Martin für England durchgesetzt. 1838 ging in Deutschland das Königreich Sachsen mit gesetzlichen Bestimmungen gegen Thierquälerei vor, indem der Art. 310 des Criminalgesetzbuches geschaffen wurde, welcher bestimmt, daß boshaftes und muthwilliges Quälen von Thieren mit bis zu 4 Wochen Gefängniß bestraft werden soll. Eine Verordnung vom 31. Juli 1839 bestimmt, daß die Polizeibehörden Ausschreitungen beim Gebrauche der Thiere zu bestrafen hätten. In Preußen sorgte eine Cabinetsordre, die vom 22. März 1836, dafür, daß zwei Paragraphen, welche die Bestrafung von Thierquälereien aussprechen, in das preußische Strafgesetz kamen. Staatsminister v. Kamptz hat sich in seinem, diese Paragraphen beantragenden Gutachten auf ein Werk „Schild und Waffen gegen Thierquälerei" gestützt, welches zum Verfasser den damaligen Advocaten, späteren Legationsrath H. W. v. Ehrenstein hatte, denselben Mann, der am 13. Juni 1839 den Dresdner Thierschutzverein gründete, dessen Andenken allezeit gesegnet bleiben wird und der sich — wie es in einem schwunghaften, beim Banket der Jubelfeier gehaltenen Toast heißt — in dem Herzen jedes wahrhaften Thierfreundes einen unvergänglichen Ehrenstein gesetzt hat. Mit der Gründung von Thierschutzvereinen waren Dresden vorangegangen London 1824, Stuttgart 1837, bald darauf folgten Cannstatt und Nürnberg, 1841 Berlin, Hannover, Frankfurt a/M., München. Das deutsche Strafgesetzbuch §. 360, Ziffer 3 sichert dem Thierquäler Bestrafung zu. Mit Recht macht der Hr. Verfasser S. 15 darauf aufmerksam, „daß bei gewissen Thierschützern hier und da (sagen wir lieber häufig) eine gewisse Gefühlsüberspannung sich kundgiebt, die in einseitiger Vorliebe für Hunde und Katzen wurzelt und zur Verzärtelung und Verhätschelung derselben führt", setzen wir hinzu, die die Thierlieblinge nicht erziehen läßt, wie es sich gehört, wodurch die durch ungezogene Thiere provocirten Rohheiten der Menschen bedingt werden. Hic Rhodus, hic salta! Hier haben Thierschutzvereine, weil es sich um die Wurzel vieler Thierquälereien handelt, Wandel zu schaffen. Ueber internationale Thierschutz-Congresse wird berichtet; hierbei ist der Irrthum eingelaufen, daß hinter Zürich die Jahreszahl 1874 anstatt 1869 angeführt ist (S. 30). Der Rest des Buches ist, außer einigen allgemeinen Betrachtungen über den Werth und die Nothwendigkeit des Thierschutzes (S. 16—20), der Geschichte des Dresdner Vereins zum Schutze der Thiere gewidmet, über welche in dem besprochenen Büchlein selbst nachgelesen werden mag. Uns bleibt nur wenig zu bemerken übrig, und es ist uns schmerzlich, daß wir es, um der Wahrheit Willen, thun müssen. Man kann ja begreifen, daß eine Festschrift, die zum Jubiläum eines Vereins erscheint, nur Gutes und Freudiges von diesem Vereine bringen möchte, um keinen herben Tropfen in die Festfreude gelangen zu lassen. Wenn diese Festschrift aber die geschichtliche Entwicklung des Thierschutzes zum Thema hat, so muß von derselben erwartet und verlangt werden, daß sie streng an das Thatsächliche sich hält. Wir wollen nur einiges betonen, was den, um den Dresdner Verein so hochverdienten Bruno Marquart anlangt, dessen Name in der ganzen Welt, wo man nur Thierschutzbestrebungen huldigt, hoch in Ehren gehalten wird. Wenn in der Schäfer'schen Schrift angegeben ist, daß Bruno Marquart von seinem Posten (S. 27) zurückgetreten sei „aus Gesundheitsrücksichten", so ist solches wol nicht gut in Einklang zu bringen mit der verschwiegenen Thatsache, daß infolge des Rücktrittes von Marquart zugleich das gesammte Directorium ebenfalls zurücktrat; auch sahen wir Marquart 1879 bei dem Gothaer internationalen Thierschutz-Congreß in vortrefflichster Weise den Vorsitz führen und haben bei ihm nichts bemerkt, was auf seine leidende Gesundheit hätte schließen können. Es ist weiterhin nicht den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, wenn S. 28 behauptet wird, daß „Meinungsverschiedenheiten im Schoße der Vereinsvertretung Ende 1880 abermals einen Wechsel im Directorium herbeigeführt hätten", sondern jeder, mit den einschlagenden Verhältnissen Vertraute weiß, daß mit diesem Satz eine Verschleierung des wirklichen Sachverhaltes begangen worden ist. Bekanntlich beschloß 1880 der zwölfgliederige Gesammtausschuß des Dresdner Vereins zum Schutze der Thiere einstimmig: länger nicht mit dem zeitherigen Directorium zusammen thätig sein zu wollen; das ist doch wol etwas mehr als bloße Meinungsverschiedenheit?

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 147. Dienstag, den 10. December. 1889.

Künstliche Erzeugung von Regen.

Die Kießling'schen Studien über die Dämmerungserscheinungen des Jahres 1883 lassen keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß die der Luft beigemengten Staubtheilchen als Ansatzpunkte für Nebeltröpfchen (nicht Bläschen) angesehen werden müssen und daß somit die Wolken- und Nebelbildung durch Zuführen von Rauch und Staub begünstigt werden kann. Andererseits erscheint es nicht ungereimt, für jene concreten Tropfenbildner und Träger einen Ersatz in heftigen Erschütterungen der Luft zu suchen, zumal die Erfahrung lehrt, daß bei einem Gewitterregen nach jedem heftigen Schlage der Regen dichter und schneller fällt. Hierdurch gewinnen Nachrichten erhöhtes wissenschaftliches Interesse, welche man sonst gewöhnt war, in die Rubrik der Zeitungsenten zu versetzen.

Der durch seine Untersuchungen über die Wirbelstürme bekannte Straßburger Professor Reye war unseres Wissens der erste, welcher einige amerikanische Nachrichten dieser Art wissenschaftlich verwerthete. Als der amerikanische Officier G. Mackay im Jahre 1845 dienstlich veranlaßt wurde, die Vermessung der atlantischen Küste von Florida vorzunehmen, störte ihn oft die üppige Vegetation der dortigen ausgedehnten Schilfgrasweiher bei seiner Vermessungsarbeit. Kurz entschlossen, brannte er sie im Nothfall nieder und machte dabei die überraschende Wahrnehmung, daß jederzeit Wind und Regenschauer im Gefolge waren, wenn diese Manipulation in der trockenen Jahreszeit an windstillen, schwülen Tagen vorgenommen wurde. Einmal gelang es ihm sogar, sich auf diese Weise seinen schwarzen Dienern gegenüber derartig als Wettergott aufzuspielen, daß dieselben auf lange hin jeden Ungehorsam mieden und er „einen vollständigen Triumph der Forschung über die Unwissenheit feierte". Auch A. H. Jones — und ihm nach viele Farmer jenes Staates — soll ähnliche Versuche mit stetem Erfolge vorgenommen haben, ja man schreibt solche sogar schon den Indianern zu. Dem mag sein wie ihm wolle, so viel steht fest, daß ein aufsteigender Luftstrom von genügender Mächtigkeit bei warmer, ruhiger Witterung in der Höhe zu ansehnlicher Wolkenbildung führt. Erst im vorigen Jahre brachte Hr. Maschineninspector Becker in Oberhausen im „Wetter" (1888 S. 174 ff.) folgenden neuen Beweisfall hierfür zur Sprache. Auf die oben erwähnte Reye'sche Erzählung hin war Becker aufmerksam, ob sich nicht einmal über den dortigen großen industriellen Etablissements eine solche Wolkenbildung zeigen würde. Er brauchte nicht lange zu warten. Schon im Sommer 1887, ganz besonders deutlich aber am 16. Juli 1888 sah er eine derartige Regenwolke über der „Gutehoffnungshütte" entstehen und schildert den Vorgang wie folgt: „Die Luft war warm (24°) und sehr feucht (85%) und es herrschte gegen 5 Uhr absolute Windstille. Da bemerkte ich, wie über den senkrecht in die Höhe steigenden Rauchmassen der Hütte die Bildung einer Wolke begann. Sogleich machte ich mich auf, um den Vorgang in größerer Nähe zu beobachten. Ich sah, wie die Wolke, deren unterer Theil gänzlich mit den Rauchmassen gemischt war, sich immer mächtiger entwickelte. Nach einer Viertelstunde schon hatte der obere, aus festen balligen Dampfmassen bestehende scharf begrenzte Theil eine enorme Höhe erreicht und erschien unter einem Winkel von ca. 45° ... Das Schauspiel dauerte fast 1½ Stunde und endete damit, daß bei Wiedereintritt des leichten S-Windes die Wolke sich langsam nach N verzog. Das Ganze bot später den interessanten Anblick eines aus dem Hüttenrauche sich entwickelnden, fast bis zum Horizonte reichenden gewaltigen Cumulostratus." Becker schließt hieraus aber noch mehr, und seine Schlüsse erscheinen gerechtfertigt. Man klagt in Oberhausen oft, daß zu Zeiten großer Hitze und Trockenheit im Umkreise von ca. 2 Stunden sich die Orte Mühlheim a. d. R., Essen, Duisburg, Ruhrort ꝛc. zeitweiser Kühle durch Gewitterschauer erfreuen, „während wir hier vor Hitze und Staub fast umkommen". Ueber dem ca. ¾ Quadratmeile großen mit Sand, Kies und Kohlenasche bedeckten Terrain wird die Luft bei 32—35° stark aufgelockert. Die vom Rhein und den Ruhrwiesen kommenden feuchten Luftströme werden mit fortgerissen, verdichten ihren Wassergehalt und bringen der nächsten Umgebung Regen, während Oberhausen selbst leer ausgeht.

Was nun den zweiten Punkt, die Beeinflussung des Regens durch heftige Lufterschütterungen, anbelangt, so standen einander von jeher zwei völlig entgegengesetzte Meinungen gegenüber. Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war es Brauch, Böller zu lösen, um Gewitterwolken zu zerstreuen. Ein englischer Marineofficier getraute sich sogar mittels Artilleriefeuer mit einem kräftigen Hagelwetter fertig zu werden. Ja selbst Gelehrte jener Zeit huldigten dieser Ansicht, und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß sich selbst ein Arago der Mühe unterzog, alle Tage von 1816—35, an welchen in Vincennes bei Paris geschossen worden war, zu befragen, um Klarheit in der Sache zu gewinnen. Der Erfolg seiner Untersuchung war ein negativer. — Während man also in der alten Welt der Ansicht war, daß Kanonendonner Nebel und Gewölk zerstreut, vertrat man in Amerika und Australien den entgegengesetzten Standpunkt, weil doch auch hier ein aufsteigender Luftstrom sich bildet, welcher Rauch und Staub mit in die Höhe schleudert. Der Amerikaner Powers zählt 137 amerikanische und europäische Schlachten auf, denen heftige Regengüsse gefolgt sind, und in Australien sammelte Russell entsprechendes Material. Allein da das Beweismaterial selten einwurfsfrei zu finden war, ist es zu einer sicheren Klärung der Angelegenheit bis heute noch nicht gekommen, und es verdient deshalb der erst kürzlich von Hrn. Ch. Ed. Guillaume an „La Nature" (1889, S. 211. 294. 330) erstattete Bericht Beachtung, welcher erzählt: Am 25. September 1888 rückte eine schweizerische Artillerie-Division zur Uebung aus und nahm auf den Anhöhen von Plagne, 8 km von Bienne, in 850 m Seehöhe Stellung. Als das Feuer auf das 1080 m entfernte Ziel eröffnet werden sollte, hüllte ein dichter Nebel erst die entferntesten Objecte und endlich auch die nächste Umgebung ein, so daß man keine 100 m weit sehen konnte. An eine Kanonade war nicht zu denken. Gegen Mittag erinnerte sich ein Officier der weitverbreiteten Meinung, daß man Nebel durch Böllerschläge zerstreuen könne. Gedacht, gethan. Er ließ aus 4 Mörsern 16 Schüsse mit 500 g-Patronen abfeuern, 8 einzeln, die anderen 8 in 2 Salven. Die Kanonade dauerte kaum 5 Minuten. Mit fabelhafter Schnelligkeit zerstreute sich der Nebel, ein feiner Regen rieselte nieder und — was die Hauptsache war — das Thal lag bis auf 3 km Entfernung vollkommen klar da. Der Regen hörte den ganzen Tag nicht auf, verwandelte sich vielmehr in einen gewitterartigen, wie er im Jura

in dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlich ist. — Selbstredend hat diese Thatsache — an ihrer Wahrheit kann nicht gezweifelt werden — viel Staub aufgewirbelt. Besonders machte Vorson seine Erfahrung aus der Zeit der Belagerung von Belfort dagegen geltend. Bis ins Kleinste weist er nach, daß die Tage, an welchen fast ohne Unterbrechung die schwersten Geschütze feuerten, beständigen und dichten Nebel hatten. Er schließt: „Die einzige Beobachtung, die ich machen konnte, war die, daß zur Nebelzeit der Schall außerordentlich abgeschwächt wurde. Nicht die Kanone bringt den Nebel um, sondern der Nebel vernichtet den Schall der Geschütze, leider nicht auch die Geschosse.“ Guillaume meint, der Belforter Nebel habe der damaligen Jahreszeit und Temperatur entsprechend aus Eispartikeln bestanden und konnte somit nicht zum Niederschlag gebracht werden. Weil beide Parteien zur Zeit noch nicht Frieden geschlossen, dürfte es rathsam sein das Regenmachen vorläufig noch unserm Herrgott zu überlassen. J. B.

Bücherbesprechungen.

☐ Monatsblätter für innere Mission. Herausgegeben vom evangelischen Schriftenverein für Baden in Karlsruhe. September und October 1889. — Diese beiden Hefte enthalten sehr lesenswerthe Artikel, u. A. „Zur Wohnungsfrage“ von Prof. Baumeister, „Zur Durchführung der inneren Mission auf dem Lande“, die „Hof- und Mitternachtsmission auf dem Lande“, „Das Lesebedürfniß des evangelischen Volkes“ u. a.

☐ Predigt am Reformationsfest 1889 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Dr. theol. O. Pank, Superintendent und Pfarrer. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Eine tiefernste, ebenso gewissenschärfende, als ergreifende, in die entscheidungsvolle Situation der Gegenwart lebhaft hinein versetzende Predigt über die Tempelreinigung mit dem Zuruf: „Gedenke deß, du Kirche deutscher Reformation“, und über den verdorrten Feigenbaum mit der Mahnung: „Bedenke es, du Volk deutscher Reformation.“

K—d. Repertorium des Königl. Sächsischen Grund- und Hypothekenrechts von Heinrich Kretzschmar, Amtsr. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Roßberg'sche Buchh. 1889. (230 S.) — Das schon lange empfundene Bedürfniß nach einem Führer für das Grund- und Hypothekenrecht nicht nur, soweit es sich um die Gesetzgebung handelt, sondern auch in der Rechtsprechung fand im Jahre 1884 durch die erste Auflage des Werkes genügende Befriedigung. Dies werden zumal Richter und Beamte in kleineren Gerichten empfunden haben, welche ohne die Möglichkeit eines kurzen Gedankenaustausches mit Anderen sich vor die Entscheidung zweifelhafter Fragen gestellt sahen oder eigenartige, seltenere Einträge anordnen und entwerfen mußten; sie hatten hier einen Rathgeber gefunden. Wenn aber seitdem weder Gesetzgebung noch Rechtsprechung geruht, wurde nach und nach der Wunsch nach einer vermehrten Auflage laut; die letztere liegt nun vor. Die Erweiterung des Repertoriums ist ziemlich erheblich, wie z. B. aus den Bemerkungen zu den Stichworten: Bergrecht, Folium, Recognitionsregistraturen, aus den verschiedenen Eintragsentwürfen ꝛc. bald zu entnehmen ist. Neuhinzugekommen ist der vollständige Abdruck des Mandates vom 27. September 1819 und der dazu ergangenen Verordnung vom 18. November 1861 über die Recognitionsregistraturen, welche Bestimmungen, außer in der Thierbach'schen Ausgabe und in der Francke'schen Gesetzgebung des Kgr. Sachsen, meist schwierig zu erlangen waren; es ist zu hoffen, daß die eben erwähnten Vorschriften nun immer genauer beachtet werden. Die im letzten Hefte der Annalen des kgl. Oberlandesgerichts Dresden Bd. X enthaltenen zahlreichen Entscheidungen und Ausführungen haben in einem Anhange Berücksichtigung gefunden, so daß das Werk den jetzigen Stand des sächsischen Rechts verzeichnet. Kommt das Werk vornehmlich den Richtern und Grundbuchführern zu statten, so ist es doch auch von erheblichem Interesse für Anwälte und solche Geschäftsstellen, welche mit dem Grundstücks- und Hypothekenverkehre zu thun haben und dabei Schwierigkeiten und Beanstandungen vermeiden wollen.

K—d. Landwirthschaftliches Rechtsbuch für das Königreich Sachsen. Zusammengestellt von Arnold Schneider, Kammergerichtsrefer. Dresden, Friese & von Puttkamer (Bd. 2 der landwirthschaftl. Rechtsbibliothek. Pr. 6 ℳ brosch., 7 ℳ geb.). — Der erste, nicht vorliegende Band enthält eine Sammlung land- und forstwirthschaftlicher Gesetze. Der zweite Band soll den ersten ergänzen, eine leichtere Uebersicht gewähren und die Verständlichkeit vermitteln. Zu diesem Behufe werden Gerichtsverfassung, Civil- und Strafverfahren, freiwillige Gerichtsbarkeit, Zwangsvollstreckung in Grundstücke wie Zwangsversteigerung, Pacht- und Miethvertrag, Grunddienstbarkeiten, Kauf, Auszug, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung, Landgemeindeverfassung, Wege-, Wald- und Gartenschutzgesetzgebung, Personenstandsgesetzgebung, Wehrpflicht, Kriegsleistungen an der Hand der Gesetze ausführlicher oder kürzer besprochen. Wie die Aufzählung ergiebt, fehlen in dem Werke Darlegungen über Zusammenlegungen, Landesculturrenten, Grundstückstheilungen, Bauordnungen, Brandversicherung, Ablösungen, Gesindeordnung, Krankencassen u. A., welche von Bedeutung gerade für die Landwirthschaft sind und von dieser oft vermißt werden. Jene Darlegungen dürften den Umfang des Buches kaum erheblich vergrößert haben, wenn andere, z. B. über die Gerichtsverfassung, über das Civil- und Strafverfahren, über Unfallversicherung u. s. w., auf das für den Landwirth zunächst Wissenswerthe gekürzt worden wären, wie ohne Nachtheil geschehen konnte. Die Ausführungen des Verf. schließen sich ziemlich an das Gesetz an, sie geben auch sonst zu erheblicheren Ausstellungen meist keinen Anlaß. Bemerkt sei lediglich zu S. 58, daß der Vollmachtsstempel nur 1 ℳ beträgt, zu S. 111, daß die Anschwemmung nicht ohne Eintrag erworben wird, aber einen Rechtsgrund für den Eintrag der Hinzuschlagung bildet, zu S. 121, daß das Gericht auch ohne Gehör des Hypothekengläubigers die Einwilligung zu einer Abtrennung unter Umständen ergänzen kann, zu S. 129, daß die Vormerkung als solche durch die Reichsjustizgesetze beseitigt ist, zu S. 137, daß die Hypothekenforderungen, welche der des betreibenden Gläubigers vorausgehen, im Zwangsversteigerungstermine nicht zu erlegen oder sicher zu stellen, sondern, abgesehen von rückständigen Zinsen und Kosten, in Anrechnung auf den Erstehungspreis zu übernehmen sind. Gegen die den Darstellungen beigegebenen Entwürfe von Schreiben, Klagen u. s. w. läßt sich nichts bemerken. Daß das Werk vielen Landwirthen eine willkommene Unterstützung in verschiedenen Lebens- und Verkehrsverhältnissen bietet, ist wohl anzunehmen.

—n. Geschichte und Geographie der deutschen Eisenbahnen. Bearbeitet nach Original Quellen. Als Lehr- und Prüfungsbuch für die deutschen Eisenbahnbeamten, als Handbuch für Börsen-Interessenten, Capitalisten und Eisenbahn-Unternehmer, sowie als Hilfsbuch zum Studiren für Jedermann von Arthur v. Mayer, Eisenbahn-Stations-Vorsteher 1. Classe a. D. Erste Lieferung. Vollständig in etwa 20 Lieferungen. Berlin 1889, Wilhelm Baensch Verlagshandlung. — Wir bedauern, uns dem Lob, welches nach dem von der Verlagshandlung versandten Recensionsersuchen einige Zeitschriften der Schrift gezollt haben, z. B. nicht beitreten zu können. Nach einer sehr mangelhaften Einleitung werden die einzelnen deutschen Staaten in alphabetischer Reihenfolge behandelt. Was dabei über ihre geographischen Verhältnisse gesagt wird, steht in jedem Lehrbuch der Geographie, und die besonderen für das Eisenbahnwesen wichtigen Zustände sind hier nicht dargelegt. Betrachtet man hiernächst die von v. Mayer gegebene historische Entwickelung des Eisenbahnwesens jeden Landes von dem Standpunkte aus, den der Titel an die Hand giebt, so wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein deutscher Eisenbahnbeamter für seine Prüfung die Geschichte der Eisenbahnen seines Landes gründlicher kennen lernen muß, als sie in dem Buche vorgeführt wird, die Geschichte der Eisenbahnen anderer Länder aber jedenfalls — sachgemäße Prüfung nothwendiger Weise vorausgesetzt — nicht zu kennen braucht, so daß ihm der größte Theil des Buches nutzlos ist. Börsen-Interessenten und Capitalisten haben dagegen eingehendere Arbeiten nöthig, um sich ein Urtheil über die Güte von Eisenbahneffecten zu bilden. Um den Titelverheißungen zu genügen, muß anders gearbeitet werden.

—m— Nachrichten über Hainichen und nächste Umgebung als Beiträge zu einer Ortschronik, herausgegeben von Dr. Ed. Otto Külz, Pfarrer. Hainichen, Selbstverlag des Verfassers. 1889. 344 S. 8°. — Wie schon die bescheidene Fassung des Titels andeutet, lag es nicht in der Absicht des Verfassers, eine eigentliche Stadtgeschichte zu geben; nur Beiträge dazu wollte er liefern. Hainichen hat, wie leider so manche sächsische Stadt, fast sein gesammtes Stadtarchiv durch Feuersbrünste verloren; mehr Material fand sich im Pfarrarchiv. Daneben war in erster Linie das Hauptstaatsarchiv in Dresden zu benutzen. Die ältere Literatur ist überaus dürftig. Der Verfasser war also auf recht kärgliche Quellen angewiesen;

berücksichtigen wir dies, so wird die Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Theile nicht auffallen. Was den ersten Abschnitt (Lage, Namen und Alter des Ortes) anlangt, wird man die Vermuthung, daß der Name „Hänichen" mit dem des Geschlechts v. „Honsberg" in Zusammenhang stehe, kaum als eine glückliche bezeichnen können; die Hennen, welche diese Familie im Wappen führen soll, sind thatsächliche Sittiche (vgl. die Siegelabbildung Cod. dipl. Sax. reg. II, 12 Taf. II Fig. 8). Die älteste Erwähnung der „villa forensis" Hainichen fällt in das J. 1235; viel jünger als Freiberg ist der Ort also sicher nicht. Ein zweiter Abschnitt handelt von der Erb-, Lehn- und Gerichtsherrschaft; die ältesten Besitzer von Hainichen waren die schon genannten v. Honsberg; dann scheint es kurze Zeit denen v. Haugwitz gehört zu haben. Ebenfalls nur vorübergehend im Besitze der v. Maltitz, kam Hainichen 1446 in den Besitz des Hans v. Schönberg und blieb in seiner Familie, über die nach dem Fraustadt-Schönberg'schen Werke ziemlich ausführlich gehandelt wird, bis in die neueste Zeit. Ueber Rechtspflege und Verwaltung giebt ein dritter Abschnitt kurze Auskunft; von Interesse ist ein Protokoll des Gerichts- und Ehegedingstags von 1665 und ein Aufsatz über die Gerichts- und Lehensverhältnisse Hainichens von 1832, welche beide, wie auch viele andere mehr oder weniger wichtige Stücke, vollinhaltlich in den Text aufgenommen sind. Die Reihe der Gerichtsdirectoren und Gerichtsvorstände u. s. w., der Bürgermeister und sonstigen Stadtbeamten schließt den Abschnitt. Fast die Hälfte des ganzen Buches füllt der vierte Abschnitt „Kirche"; wenn er weit ausführlicher behandelt werden konnte, als die andern, so lag dies daran, daß für ihn die Quellen viel ergiebiger waren. Ueber das mittelalterliche Kirchenwesen haben sich freilich nur wenige Notizen gefunden; gegen die Jahreszahl 1302 an dem Pfeiler auf der Nordseite der Kirche (S. 53) möchte Ref. das lebhafteste Bedenken äußern, es dürfte wol eher 1503 zu lesen sein. Die kirchlichen Verhältnisse seit der Reformation sind sehr eingehend dargestellt: so insbesondere die Baugeschichte der Kirche, ferner die Biographien der einzelnen Geistlichen, unter denen namentlich Christian Gellert, der Vater des Dichters, von Interesse ist, die Verhältnisse der Kantorei u dergl. m. Auch das Hospital und die milden Stiftungen werden in diesem Zusammenhange besprochen. Ein Abschnitt über Christian Fürchtegott Gellert, der sich verständiger Weise lediglich auf seine Beziehungen zu Hainichen beschränkt, bildet den Schluß. Ebenfalls ausführlich wird die Schulgeschichte der Stadt und der nach Hainichen eingepfarrten Ortschaften behandelt. Dann folgen Abschnitte über die Industrie Hainichens, namentlich die seit dem Mittelalter hier blühende Tuchmacherei und den Steinkohlenbergbau, der wiederholt seit Anfang vorigen Jahrhunderts begonnen, aber mit Gewinn nur in den Jahren 1800—1850 (auf dem Oberbertelsdorfer Flötz) betrieben wurde, und über die Verkehrsanstalten. Der letzte Abschnitt „Denkwürdigkeiten" giebt in der Weise alter Chroniken nach Jahren geordnet allerhand für die Geschichte der Stadt und ihre Umgebung interessante Nachrichten. Als Beilagen werden die im Thurmknopf der Stadtkirche zu verschiedenen Zeiten niedergelegten, für die Stadtgeschichte nicht unwichtigen Aufzeichnungen, einige neuere Gutachten über die Orgel, den baulichen Zustand des Kirchthurms und der Kirche, ein Visitationsbescheid von 1673 und die Tuchmacherinnungsordnung von 1481 mitgetheilt.

C. H. **Philosophie und Politik.** Studien über Ferd. Lassalle und Johann Jacoby von Dr. **Moritz Brasch.** (Φιλοσοφεῖν ἄνευ μαλακίας. Pericles in Thucyd. bellum Peloponn.) Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler. — Es war schon zu seiner Zeit ein frommer Wunsch oder eine hohe Idealforderung Plato's, daß der Staat eigentlich von der Philosophie regiert und beherrscht werden müsse. Noch weniger wird dieser Satz jetzt wol unter uns Anhänger finden, namentlich im Hinblick auf die vielen falschen und vergeblichen Versuche, den Staat oder das öffentliche Leben nach allgemeinen philosophischen Principien gestalten oder construiren zu wollen. Unsere ganze frühere politische Ideologie hat auch immer solche Lehren zu ihrem Hintergrunde oder ihrer Basis gehabt. In Lassalle und Jacoby wird uns von dem Verfasser ein doppeltes charakteristisches Beispiel hiervon vorgeführt. Beide haben wie so viele Andere ihrer Zeitgenossen geirrt und es ist zuletzt nur auf rein praktischem Wege die Wahrheit und das politische Wohl des Vaterlandes erreicht und festgestellt worden. Nichtsdestoweniger gehören doch auch alle jene Irrthümer mit zu dem Gesammtleben und der geistigen Entwickelung der Nation hinzu. Die Philosophie insbesondere hat den ganzen Prozeß des inneren und äußeren Gesammtlebens der Nation in seinen einzelnen Abschnitten und Phasen mit einer Reihe charakteristischer und sich weit verzweigender Lehren oder Systeme begleitet. Kant war Ausdruck und Mittelpunkt des ganzen neueren auf Aufräumung und Beherrschung des empirischen Materiales gerichteten inneren Idealismus der Vernunft. Die Lehre Fichte's mit ihrem begeisterten sittlichen Pathos stand im Hintergrunde der großen heroischen That der Befreiungskriege. Die Lehre und Richtung Schelling's coincidirte mit der sich an das Mittelalter anlehnenden Romantik und der Zeit der politischen Restauration. Der Panlogismus Hegel's verband sich mit dem modernen bureaukratischen Staatsprincip unter Friedrich Wilhelm dem Dritten. Jeder unserer großen Philosophen hat gleichsam eine gewisse Spanne der Zeitgeschichte als oberster Ausdruck mit seinem Systeme beherrscht. Die ganze geistige Gährung der Nation kam endlich zum Durchbruch im Jahre 1848. Es war auch hier wieder der geschichts-philosophische Gedanke Hegel's im Sinne der jüngeren Seite seiner Schule, der im weitern Hintergrunde dieser ganzen Bewegung stand. Als dieses verunglückt war, so gelangte jetzt nach dem anscheinenden Niedergang aller großen Ideale die Philosophie des Weltschmerzes und des Pessimismus in Schopenhauer u. A. zur allgemeinen Herrschaft im Bewußtsein der Nation. Unter diesem Zeichen stehen wir äußerlich auch noch jetzt. Factisch aber sind die Bedingungen dieses Weltschmerzes durch die neuere Gestaltung des Reiches aufgehoben und überwunden. Der Pessimismus hinkt daher gleichsam nur noch hinter der Zeitgeschichte her. In einem Kreise, wo diese Verhältnisse besprochen wurden, sagte kürzlich Jemand: wir brauchen jetzt eine neue deutsche Reichsphilosophie. Dieses ist eigentlich ein sehr wahres und zeitgemäßes Wort. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, an einem doppelten schlagenden Beispiel das Verkehrte und zugleich die natürliche Berechtigung dieses früheren Zusammenhanges der Philosophie mit der Politik bei uns nachzuweisen. Lassalle gehörte der jüngeren Hegel'schen Schule an, während Jacoby namentlich durch den Ideenkreis Fichte's bestimmt wurde. Als einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte glauben wir daher dieses Schriftchen bestens empfohlen halten zu dürfen.

—n. **Goethe in Polen.** Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von **Gustav Karpeles.** Berlin, F. Fontane, 1890. (X u. 220 S.) — In diesem Buche begrüßen wir eine willkommene, freundliche, fleißige Arbeit! Die 10 Capitel desselben lassen sich in zwei Haupttheile unterbringen, deren erster den persönlichen Verkehr Goethe's mit Polen, der andere Goethe's Einfluß auf die polnische Literatur behandelt. Gedrängterweise ist dies bisher von Kurtzmann 1879 im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" geschehen. In jenem ersten Theil stellt Karpeles zwar in der Hauptsache nur den Kern bekannter Darstellungen über Goethe's Berührungen mit Polen und Polinnen zusammen, allein die Vertrautheit mit dem Gegenstande ermöglicht ihm, dabei Irrthümer zu berichtigen und Dunkelheiten aufzuhellen. So ermittelt er Personen, die wegen unrichtiger Schreibweise der Namen zweifelhaft waren, und macht wahrscheinlich, daß unter dem „jungen trefflichen Polen", von dem Goethe am 27. September 1823 mit Kanzler v. Müller sprach, ein Graf Fredro gemeint sei — welcher? läßt sich jedoch nicht ersehen, da Karpeles ihn im Text Johann Maximilian, im Register Eduard nennt; auch bleibt man wegen mangelhafter Uebereinstimmung des Registers mit dem Texte darüber in Ungewißheit, ob ein Bruder oder ob ein Vetter des Dichters Alexander Fredro in Frage ist, oder ob einmal der eine, einmal der andere. — Das in ebenderselben Unterhaltung mit v. Müller von Goethe erwähnte polnische Trauerspiel hält Karpeles nach wohlbegründeter Vermuthung für Krapinski's „Ludgarda"; die Muthmaßung Kurtzmann's, daß die Anerkennung, die Goethe diesem Trauerspiele gezollt haben soll, sich auf die ihm durch Vincenz Pol mitgetheilte Uebersetzung desselben von Franz Pol gründe, kann neben jener Vermuthung aufrecht erhalten werden. Goethe's Einfluß auf polnische Literatur äußert sich erst spät: er war den Polen theils wegen ihrer katholischen Richtung, theils wegen ihrer Vorliebe für die ganz anders geartete französische Literatur im Ganzen nicht zusagend; aber auf die bedeutendsten polnischen Dichter, insbesondere Mickiewicz, ist dieser Einfluß deutlich vorhanden. Karpeles verfolgt denselben auf hervorragende Dichter bis in Einzelheiten und zeigt, daß er mitunter bis zur entschiedenen Abhängigkeit von Goethe's Dichtungen ging, so namentlich in Brodzinski's „Wieslaw", dem „Hermann und Dorothea" Vorbild war, und in „Dziady" von Mickiewicz, welche dramatische Dichtung auf „Faust" beruht. — Aber mit ihrem Niedergange entfernte sich die polnische Dichtung wieder von Goethe; als die Männer, die ihn zu verstehen vermochten, nicht mehr unter

den Lebenden weilten, kam die Abneigung der polnischen Oberflächlichkeit gegen Goethe's Tiefe wieder zur Geltung; das phantastische Polenthum sieht in ihm nur den „kalten Kunstgreis". In vier Beilagen wird die erste Biographie Goethe's in Polen von Brodziński, hierauf „Goethe und Byron" von Mickiewicz, dann „George Sand über Goethe und Mickiewicz", endlich des Letzteren Uebersetzung von Mignon's „Kennst du das Land ꝛc." mitgetheilt. Das Bild von Mickiewicz nach Schmeller's Zeichnung für Goethe's Bildnißsammlung ziert das Buch. — Die Zahlen in den Anmerkungen und den Registern lassen sorgfältige Correctur vermissen; es bedurfte z. B. nur geringer Aufmerksamkeit des Correctors, um im Inhaltsverzeichniß die Unmöglichkeit des Nachweises „S. 145—145" einzusehen.

C. H. **Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer.** Neue Gesammtausgabe. IV. Band. Immanuel Kant und seine Lehre. Erster Theil. Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. Zweiter Theil. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1889. — Durch das auch in der neueren Zeit immer noch fortschreitende Anwachsen der Kantliteratur hat das Erscheinen dieses im Buchhandel bereits fehlenden Theiles des Fischer'schen Werkes eine gewisse Verzögerung erfahren. Das Werthvolle dieser neueren Literatur kann allerdings einem großen Theile nach mit Recht bestritten werden und es verhält sich der Verfasser namentlich auch abweisend gegen die übertrieben gelehrte Richtung der sogenannten Kantphilologie. Die Gliederung des Fischer'schen Werkes ist eine ungemein reichhaltige, vielseitige und den Stoff nach allen seinen Verzweigungen erschöpfende. Immer aber geht doch das Ringen mit der ganzen Frage nach Kant und der Bedeutung seiner Lehre noch weiterhin fort. Alle die kleinen Geister, die an Kant gearbeitet haben, haben sich an bloße unbedeutende Einzelheiten und vergängliche Aeußerlichkeiten seiner Lehre angeschlossen. Vieles neuere Geschwätz über Kant hat überhaupt gar keinen wahrhaften Sinn oder Werth. Fischer weist mit Recht hin auf die Aehnlichkeit zwischen Sokrates und Kant, eine Parallele, die nach unserer Ansicht noch tiefer erfaßt und vollkommener hätte durchgeführt werden können. Sokrates galt im späteren Alterthum ebenso als der Vater und Schöpfer aller wahren Philosophie wie in unserer Zeit Kant. Die von Kant selbst für den von ihm eingenommenen Standpunkt festgestellte Bezeichnung des Kriticismus kann ebenso innerhalb der engeren und bescheideneren Grenzen des antiken philosophischen Denkens auf die Stellung des Sokrates Anwendung finden. Es war dieses eine ganz ähnliche entscheidende Wendung in dem allgemeinen Entwickelungsgange der Philosophie als in unserer Zeit Kant. Die kritische Verinnerlicherung der Philosophie in Sokrates und Kant aber bildet beide Male den Uebergang zu einer neuen und vollkommeneren Epoche des Wissens. Auf Kant ist ebenso eine Reihe speculativ-dialektischer Systeme der Philosophie gefolgt als im Alterthum aus der Lehre des Sokrates die damalige antike Dialektik mit ihrem Gipfelpunkt Plato entsprang. Kant ist insofern eine Erscheinung, die in der Geschichte der Philosophie nicht durchaus einer wenn auch kleineren und unvollkommeneren Analogie entbehrt. Ihn vollkommen zu würdigen und die ganzen Consequenzen seiner Lehre noch weiter zu entwickeln aber ist zuletzt eine Hauptaufgabe, welche der neueren Philosophie vorbehalten bleibt.

G. Oe. — **Justinus Abel, Universalbuch der Reden und Toaste.** Stuttgart, Levy & Müller s. a. 360 S. 8°. Preis 2 ℳ 80 ₰, geb. 3 ℳ 50 ₰. — Das Buch enthält eine Menge von Reden und Trinksprüchen für alle möglichen Gelegenheiten, Taufe, Confirmation, Verlobung, Hochzeit, Geburtstag, Jubiläum, Abschied, Feste aller Art, Einweihungen, Begräbnisse u. s. f. Um die gewaltige Reichhaltigkeit der Sammlung zu erweisen, wollen wir eine Reihe von Ueberschriften zusammenstellen: Auf die Großeltern der Braut, bei einer gemischten Ehe, beim Jubiläum eines Feuerwehrmannes, auf einen Chemiker nebst Gattin, bei einem Gansessen, in einem Volapük-Club u. s. f. Wir glauben gern, daß das Buch Manchem ein willkommener Nothhelfer sein wird; denn bei der Vereinsmeierei und Redewuth unserer Zeit kommt Mancher in die unangenehme Lage, reden zu müssen, bei dem Reden weit minderwerthiger ist als Silber. Das möchten wir aber entschieden bezweifeln, daß der Senior eines studentischen Corps bei dem Stiftungsfeste, oder der Gymnasialdirector bei seinem Abschiede, oder Jemand, der am Grabe eines Lehrers zu sprechen hat, sich in einem Buche dieser Art seine Vorbilder suchen wird. Derlei Reden hätte Hr. Justinus Abel getrost weglassen können, ohne daß sie von dem Publicum, für das sein Universalbuch bestimmt ist, vermißt worden wären. Wenn dieses Toastbuch einfach und bescheiden aufträte, wie die anderen seines Schlages, würden wir uns mit diesen Bemerkungen begnügen; aber es will nicht so behandelt sein, es will eine Sammlung „gediegener, tiefdurchdachter, geistvoller Reden" bieten und deutet geheimnißvoll an, daß ein hervorragender zeitgenössischer Redner, der seinen Namen nicht genannt wissen wollte, als Mitarbeiter gewonnen sei. Nach solchen Vorbemerkungen erwartet man etwas Anderes von dem Buche, als das geist- und kraftlose, seichte, jämmerliche Geschwätz der Originalbeiträge, die es bietet. Etwas Erbärmlicheres als die Gedichte, die zum weitaus größten Theile „entlehnt" sind, haben wir kaum irgendwo gelesen; solche Mißhandlung der Poesie kann nie und nimmer eine Würze des Festes sein. Und viel besser sind die prosaischen Reden nicht. Der Gipfel der Phrasenhaftigkeit scheint von dem „glänzenden zeitgenössischen Redner" erreicht zu sein. Das sind Reden, die einem gesund organisirten Menschen selbst die leckerste Tafel verleiden können. Und dazu diese fast an Spott grenzende Hohlheit und Seichtigkeit! Die gemischte Ehe giebt Anlaß zu einem jammervollen Kalauer, die Confirmandin wird Heldin des Tages genannt und ein Toast auf sie schließt mit den Worten: „Du wirst die Gährungsperiode glücklich durchleben und zu edlem Weine dich abklären, zu einem Weine, wie dieser, den ich jetzt auf deine glückliche Zukunft leere." Das genügt zur Kennzeichnung! Wer einen Begriff davon haben will, welche Blüthen die marklose Oberflächlichkeit zu zeitigen vermag, der lese einmal die Sylvesterreden. Das ist der seichteste Quatsch, den man sich nur denken kann. Es stände elend um unser Volk, wenn es am Jahresschlusse keine anderen Gedanken hätte. Von der Sprache wollen wir gar nicht reden; sie entspricht ganz dem Inhalte. Natürlich wird, um den dummen Hörern zu „imponiren", mit Fremdwörtern „operirt". Wie gesagt, wir würden dem Buche nicht soviel Platz gewidmet haben, wenn nicht die hohle Gespreiztheit, die sich brüstende Oberflächlichkeit eine derbe Zurechtweisung verdiente.

j. — **Praktische und systematische Anleitung zur Porträt-Aquarell-Malerei, ihre (!) Anwendung auf Photographien und alle Arten graphischer Abbildungen (incl. Landschaft).** Nach kunstwissenschaftlichen Principien bearbeitet von **Lothar Hentze.** Leipzig 1889, M. Oelsner. Brosch. 2 ℳ. — Um den Titel des Buches verstehen zu können, muß man den Gegenstand, den es behandelt, kennen lernen. In dem ersten der vier Abschnitte wird die Lehre von den Farben, besonders deren Bedeutung und Brauchbarkeit für die Praxis, behandelt, in einem zweiten folgen die Vorschriften, welche beim Ausmalen photographischer Bildnisse (sowie solcher in Steindruck und Holzschnitt) zu beobachten sind, ein dritter behandelt die „eigentliche Aquarellmalerei", d. h. das Verfahren, Bildnisse, die nicht auf mechanischem Wege entstehen, sondern Künstlerhand verdankt werden, zu coloriren, in einem vierten endlich werden technische Anleitungen für die Behandlung von Photographien gegeben. Dem Verf. kann das Lob nicht versagt werden, daß er — wenigstens nach seinen Ausführungen zu schließen — ein tüchtiger Praktiker ist und sein bestes Wissen und Können in dem Buche niederzulegen gesucht hat. Leider entspricht dem die Ausführung, die literarische Abhandlung des Stoffes nicht. Der Verf. ist offenbar mit der Feder sehr wenig vertraut. Grammatische, logische und stilistische Fehler machen sich in recht auffallender und unangenehmer Weise bemerkbar, die stoffliche Gliederung entbehrt eines einheitlichen Princips und die eingestreuten „kunstwissenschaftlichen" Bemerkungen erwecken oft recht starke Bedenken. Um klar zu sein, wird der Verf. oft trivial, so z. B. wenn er beim Porträtiren eines Kopfes bemerkt: „vor allen Dingen hat man richtig gezeichnete Conturen des Kopfes und der Gesichtstheile anzufertigen, was einige (!) Uebung im Zeichnen nach Gipsmodellen oder der Natur voraussetzt." Das ist ungefähr so, als wenn man sagen wollte: um mit Jemandem Briefe zu wechseln, hat man vor Allem schreiben zu lernen. — Wenn der Verf., um die Bedeutung der Farbe für die Anfänge aller künstlerischen Thätigkeit zu würdigen, bemerkt: „Die ältesten Denkmäler menschlicher Intelligenz liefern uns in den farbigen Darstellungen einen Beweis für das und jenes" und unter diesen ältesten Denkmälern „Herculanum und Pompeji" nennt, so ist er sich weder über die ältesten Erzeugnisse der Malkunst klar, noch treffen seine Ausführungen sonst das Richtige, da die ältesten Denkmäler in der überwiegenden Mehrzahl das Princip der Conturzeichnung aufweisen.

Druck von G. G. [illegible] in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 148. Donnerstag, den 12. December. 1889.

Zwei griechische Distichen des — späteren — Königs Johann von Sachsen.[1])

Zum 12. December.

Mitgetheilt von Dr. jur. Th. Distel, K. S. Archivrathe.

„Dir wird ein schön'res Loos als Hellas' Krone,
Erbst Du die Tugend fort auf Sachsens Throne."

(Der — spätere — König Friedrich August II. von Sachsen an seinen Bruder Johann; man vgl. v. Falkenstein: „Johann, König von Sachsen" — 1878 — S. 83).

Heute vor achtundachtzig Jahren wurde Sachsens weiser König Johann geboren. Bedarf es bei Ihm auch nicht erst eines äußeren Zeichens, um das Gedächtniß an den denkwürdigen Tag zu beleben, so pflegt doch jedes Ding einen größeren Werth zu gewinnen, wenn es sich an einen solchen Zeitpunkt anlehnt. Deshalb biete auch ich gerade heute zwei bisher unbekannt gebliebene griechische Distichen der Johanneischen Muse dar, welche als schmaler Papierstreifen vor fünf Jahren in einer Autographenauction bei Heberle in Köln a. Rh. zum Verkaufe gelangten.[2]) Wie des Königs Hand, so sauber dieselbe auch dahinfließt, selbst für den darauf Eingelesenen überaus schwer zu entziffern ist, mag sie gleich nur deutsche Worte vorlegen, um so schwerer lesbar erscheinen ihre Schriftzüge, wenn sie sich griechischer Lettern bedient.

Zunächst die beiden Distichen:

„Ὦ ξεῖν'[3]) εἰ Ἡλλας[4]) καὶ ὡς[5]) θεὸς ἐξανέτειλες[6])
ὕσμιν' ἐν κρατερῇ ζύγ'[7]) ἐριποῦσα[8]) χαμαί,
κάλλιον δ'ἦν[9]) καὶ καπνὸν ἀποθρωσκάντα γοῆσαι
πατρίδος, ἢ κρατέειν τηλ' ἀπέχων βασιλεύς."[10])

„Wandrer! Ob auch Hellas kraftvoll, wie ein Gott, sich erhöbe,
Und zu Boden mit Macht schleudert' das slavische Joch,
Herrlicher wäre es doch, nur den Rauch aufsteigen der theuern
Heimath zu sehen, als fern herrschender König zu sein."

Fragt man nun nach der Veranlassung der Dichtung und der Zeit ihrer Entstehung, so glaube ich im Folgenden die richtige Antwort geben zu können.

Dem Prinzen Johann war die griechische Königskrone 1829 angetragen worden, Er lehnte sie ab. Liest man nun noch den Brief des Herzogs Joseph[11]) zu Sachsen-Altenburg aus jenen Tagen an Ihn,[12]) welcher u. A. die Worte enthält: „Ich begreife vollkommen, daß Du „Nein" gesagt; denn jetzt weißt Du, was Du hast .... Du hast Recht, wenn Du vorzogst, in dem blühenden Sachsen zu bleiben, wo Du des Guten viel zu stiften und zu schaffen hinreichenden Stoff finden wirst.[13]) Besinge doch einmal das Glück, ein Vaterland zu haben und in demselben leben und wirken zu können", so braucht kein Zweifel über den geschichtlichen Vorgang, welcher den mitgetheilten Versen zu Grunde liegt, zu bestehen. Vielleicht wählte Prinz Johann gerade die griechische Sprache zu seiner Dichtung, weil sie auf Griechenland Bezug hatte.

[1]) Ueber Johann, den Dichter, vgl. man Petzholdt: „Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen" — 1880 — und zwar unter „Die Dichtungen des Königs" SS. V ff. Bei den Vorarbeiten zu dem vorliegenden Aufsatze wurde ich von den Herren Professoren Drs. Flathe und Angermann in Meißen wesentlich gefördert. Beiden Gelehrten sei auch hier aufrichtiger Dank ausgesprochen.

[2]) Das Autograph befindet sich jetzt im K. S. Hauptstaatsarchive: IV./V. Bd 10 Fol. 106b Nr. 6 Bl. 2. Ursprünglich dürfte die Vorlage größer gewesen sein, der auf der Rückseite aufgeklebte Name: „Ἰωαννης" — ohne Accent — als Unterschrift gedient haben.

[3]) Eigenthümliche Anrede, welche an den Anfang der Worte auf dem Denkmale an den Thermopylen erinnert.

[4]) Schreibfehler für Ἑλλας.

[5]) καί vor ὡς kann in thesi nicht lang gebraucht werden.

[6]) Schreibfehler für ἐξανέτειλας.

[7]) ζύγ' ist nicht lang, vielleicht ist dabei an ζεῦγος gedacht worden Das schwer leserliche Wort ist Conjectur von Angermann.

[8]) Dieses Wort durfte nicht transitiv gebraucht werden.

[9]) δ'ἦν statt δὴν oder ζῆν, metrisch richtig wäre κάλλιον ἦν ἀποθρωσκάντα (Schreibfehler für ἀποθρωσκόντα).

[10]) Hier müßte der Accusativ stehen. — Die ganze Dichtung ist demnach wol nur Entwurf gewesen, dessen Redaction unterblieb.

[11]) Geb. am 27. August 1789, resignirte am 30. November 1848, starb am 25. November 1868.

[12]) Man vgl. v. Falkenstein cit. S. 82.

[13]) Erbe die Tugend auf Sachsens Throne fort, singt (cf. oben) der Bruder dem Bruder zu.

Historische Textilausstellung im Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin.*)

Im Königlichen Kunstgewerbemuseum zu Berlin ist ein Cyclus von Sonderausstellungen eröffnet worden, die, das locale Interesse weit überschreitend, für Kunstwissenschaft und Kunstindustrie allgemeine Bedeutung gewinnen dürften. Sie sind einem Stoffgebiete gewidmet, welches trotz seines hohen Werthes einer umfassenden wissenschaftlichen Bearbeitung bislang fast gänzlich entbehrt. — Die maßgebende Stellung, welche der textilen Kunst innerhalb der allgemeinen Stilgeschichte gebührt, ist seit Gottfried Semper's geistvollem, wenn auch bisweilen zu einseitigem Werk gesichert; wir besitzen Mustersammlungen, Kostümgeschichten und vereinzelte treffliche Abhandlungen über zeitlich und örtlich begrenzte Sondergruppen: eine allgemeine, den wissenschaftlichen Ansprüchen allseitig entsprechende Entwickelungsgeschichte der textilen Kunst aber bleibt noch eine Aufgabe der Zukunft, und die gangbaren Anschauungen sind in diesem Sinne unzureichend und zumeist unzutreffend. —

Die Ausstellungen des Berliner Kunstgewerbemuseums vermögen hier gänzlichen Wandel zu schaffen. Seine Sammlung von Geweben ist unter den bestehenden die vollständigste. Einzelne Sondergruppen freilich sind in anderen Museen reicher vertreten, einem Ueberblick über die Gesammtentwickelung der textilen Kunst aber

*) Der folgende Aufsatz skizzirt im Wesentlichen den Inhalt der mit dem Ausstellungscyclus verbundenen Vorträge des Hrn. Directors Prof. Dr. Julius Lessing.

gewährt die Berliner Sammlung das ausgiebigste Material. Dasselbe beginnt mit Erzeugnissen nachchristlicher Zeit: aus dem Alterthum sind uns gemusterte Stoffe nur in winziger Anzahl erhalten. Die Geschichte der antiken Textilkunst wird wol für immer nur auf die literarische Ueberlieferung, auf die Nachbildungen und Nachklänge textiler Muster in den Schöpfungen der Malerei und Plastik, sowie auf andere indirecte Rückschlüsse angewiesen bleiben.

Die früheste Gruppe künstlerisch verzierter Stoffe danken wir Funden neueren Datums. Sie führt uns auf uralten Culturboden, nach Oberägypten, aber sie gehört einer Zeit an, in der das Nilland von der großen Straße, auf welcher sich die Geschicke der Culturvölker vollzogen, seit Jahrhunderten ausgeschlossen war. Es sind die meist trefflich erhaltenen Reste der Gewänder und Tücher, welche aus frühchristlichen Grabstätten an den Bergabhängen des Plateaus, auf dem sich die Pyramiden erheben, bei Sakkarah und Akhmin seit 1882 zu Tage gefördert wurden. Die christlichen Kopten, in deren Sepulcralwesen sich mannigfache Gebräuche ihrer heidnischen Vorfahren erhielten, gaben ihren Todten reiche Gewänder mit in die Gruft, sei es, daß man die letzteren über den mumificirten Leichnam breitete oder diesen selbst mit den Gewändern bekleidete. Die auf diese Weise erhaltenen Stoffe reichen möglicher Weise noch in das zweite Jahrhundert zurück, der größere Theil aber gehört dem zweiten Drittel des ersten Jahrtausends an, einer Periode, deren Kunstgeschichte durch monumentale Reste nur spärlich erhellt ist. Um so bedeutsamer wird ihre meist in bunten Wollfäden auf leinenen vorgerichteten Grund durch Stopfen eingearbeitete und mit aufgenähten Innenconturen versehene Musterung. Ohne auf die Vertheilung derselben über das hemdartige Gewandstück des Näheren einzugehen, fassen wir hier nur die Formensprache selbst kurz ins Auge. Der Kreis der figürlichen Darstellungen zeigt neben Gestalten des wirklichen Lebens in genrehafter Auffassung noch zahlreiche Gebilde der antiken Welt: Genien und Victorien, Bacchanten und Centauren. Unter den meist als Jagdwild geschilderten Vierfüßlern begegnet man am häufigsten dem Löwen und Panther, dem Hirsch und dem Hasen; von Vögeln scheinen Pfauen und Enten besonders beliebt. Oft sind diese Figuren nach Art eines Streumusters zu selbständigem Schmuck verwerthet, häufiger noch von Ranken- und Bandwerk reich umrahmt. Das zweite Hauptelement der Decoration ist vegetabilischer Natur: lebensvolle Rankenmusterung, meist symmetrisch vertheilt, Weinlaub und buschiger Akanthus, herzförmige, dem Epheu verwandte Blätter und bunte Blüthen. Der größte Theil der Muster aber ist rein ornamental. Hier gebietet die Decoration über einen stattlichen Formenschatz, der von den einfachsten Elementen geometrischer Flächenverzierung zu reifen, durch reizvollen Wechsel und Linienschönheit ausgezeichneten Gebilden führt. Die Haupttypen der letzteren sind Flechtmotive und Bandverschlingungen, die hier nicht mehr, wie in der Antike, als Rahmenornament, sondern als Füllung größerer rechteckiger oder runder Flächen trefflich verwerthet sind. Ursprung und Entwickelung dieses eigenartigen Motives, welches in der gesammten italienischen Flächendecoration vom V. bis zum XI. Jahrhundert eine bedeutsame Rolle spielt, bedürfen noch eingehender Untersuchung, wie denn überhaupt die volle wissenschaftliche Ausbeute dieser koptischen Funde für die allgemeine Kunstgeschichte noch aussteht.

Der willkommene Lichtblick, den diese Stoffe der Forschung gewähren, bleibt jedoch nur kurz und flüchtig und trifft ein eng begrenztes, entlegenes Gebiet: sie bilden vorerst nur eine wichtige Sondergruppe, die ein glücklicher Zufall abseits vom Hauptstrom der Entwickelung rettete.

Die zusammenhängende Geschichte der Textilmuster, soweit sie sich an erhaltene Stoffe selbst anzuschließen vermag, beginnt vorerst mit den neupersischen Webereien von Ktesiphon, der Hauptstadt der Sassaniden (250—650), die in der mittelalterlichen Welt als würdige Vorgängerin Bagdads im Glanze märchenhafter Pracht erstrahlt. Unter den wenigen Resten seiner reifen Cultur und Kunst, die uns überkommen sind, gebührt jenen Webereien vielleicht die bedeutsamste Stellung, weil sie für die textile Kunst des frühen Mittelalters maßgebend wurden: die seltsame Formenwelt, welche die Textilmuster bis zur Renaissance beherrscht, läßt sich von diesen sassanidischen Stoffen an ununterbrochen verfolgen. Sie selbst aber sind wiederum die beredten Zeugen einer uralten Cultur. Die phantastische Weltanschauung, von der sie in geheimnißvoll-symbolischer Sprache Kunde geben, führt in Zeiten zurück, welche sich der strengen historischen Forschung entziehen. Sie tragen Gestalten, die in altindischen Vorstellungskreisen wurzeln. Verbürgt doch bei diesen Kunsterzeugnissen schon der Stoff selbst einen innigen Zusammenhang mit Indien, und weiter mit China, während die Musterung das unmittelbare Fortleben der altpersischen und assyrischen Formen bezeugt. Wie an den Prachtgewändern, welche nach Ausweis der zahlreichen Alabasterreliefs ein Jahrtausend vor Christi Geburt die Herrscher und Höflinge Ninives schmückten, einen sich an diesen neupersischen Stoffen dem rein Ornamentalen und dem genrehaften Darstellungskreis Fabelwesen und Thierfiguren symbolischer Bedeutung. In den von Kreisen umschlossenen Bildern begleiten wir den persischen König auf der Jagd, aber er reitet auf Greifen und Flügelrossen, und aus dem „heiligen Baum" kommt ihm sein Genius zu Hilfe; oder wir begrüßen die geheimnißvolle Gestalt der Greifen allein, in der gleichen Auffassung von eigenartig majestätischer Wirkung, wie er am Grabe König Sapor's II. in Stein gemeißelt Wache hält. Neben die Fabelwesen tritt dann, stilisirt zwar, aber deutlich erkennbar, eine stattliche Gruppe asiatischer Thiere, die von nun an während des ganzen Mittelalters in den Webereien wiederkehren: Löwen und Panther, Elephanten, Adler, Pfauen, Steinböcke und Gazellen.

Das nächste Culturcentrum, in welchem sich diese persischen Muster einbürgern, ist Byzanz. Zuerst geschah es durch unmittelbaren Import, dann, als Justinian die Seidenindustrie in Europa selbst eingeführt (552) und die Hoffabrik von Byzanz ihre ausgebreitete Thätigkeit begonnen hatte, durch Nachbildung. Ein stattliches, im Schreine Karl's des Großen zu Aachen bewahrtes Gewebe ist durch seine Inschrift als byzantinische Arbeit beglaubigt, in seinem Schmucke aber trägt es einen ausgeprägt orientalischen Charakter. Selbst wenn uns die byzantinischen Stoffe, welche von Kreisen oder Polygonen umrahmte, zu Seiten eines Baumes einander zugewandte Thiere zeigen, in geringerer Anzahl erhalten wären, würden die im Mittelalter gangbaren Bezeichnungen als „Löwen"-, „Adler"-, „Pfauen"-, „Einhorn"-gewand u. s. f. dies Fortleben des orientalischen Brauches bekunden. Freilich treten in der neuen Culturwelt auch mannigfache Erweiterungen und neue Stoffkreise hinzu. Den Darstellungen des wirklichen Lebens wird breiterer Raum geboten. Die aus der Antike überkommene Freude am Circusspiel und die Jagdliebhaberei spiegeln sich in den Darstellungen von Wagenrennen und Thierkämpfen; daneben finden sich auch specifisch christliche Motive. Das rein ornamentale Muster gewinnt mehr und mehr Boden.

Aber kaum ein Jahrhundert nach der Blüthe der byzantinischen Cultur unter Justinian begann mit dem Siegeszug des Muhamedanismus eine neue, gewaltige Umwälzung der orientalischen Verhältnisse, welche auch auf unserem Stoffgebiet hohe Bedeutung gewinnt: 650 erobern die Araber das alte Ktesiphon. Neben die altpersische Tradition, die ihre Macht auch auf die Sieger ausübt, tritt die Kunst des Islam, und diese Vereinigung bezeichnet in der Geschichte der textilen Kunst eine Blütheepoche von unvergänglicher Schönheit. Ihre Schöpfungen rein ornamentalen Charakters, in denen Arabeske und Maureske prächtigste Geltung gewinnen, sind seit Langem Allgemeingut geworden, aber sie bezeichnen nur die eine historische Gruppe dieser Arbeiten, die zumeist fernab vom Stammland, vorzugsweise auf spanischem Boden erstand. Die zweite gehaltvollere Gruppe, die ihr nahes Verhältniß zu den asiatischen Ländern des Islam deutlich bekundet, ist noch weitaus zu wenig bekannt und geschätzt. Sie kennzeichnet die letzte, künstlerisch schönste Periode im tausendjährigen Leben jener Thierfiguren, mit denen die ältesten orientalischen Muster begannen. Mit der tiefsinnigen symbolischen Bedeutung, die diesen Thierbildern ursprünglich innewohnte, ist nun auch ihre starre Gestaltung verschwunden. Wol waren auch sie für die arabische Anschauung mehr als ein nur das Auge erfreuender Schmuck. Wie die eigenartigen, halbmenschlichen Gestalten, die bisweilen diese Gewebe zieren, nicht nur äußerlich an die arabische Märchenwelt gemahnen, sondern in der That aus diesen poetisch-symbolisirenden Vorstellungen erwachsen sind, so haben in diesen Geweben auch jene Thiermuster, jene mannigfachen Jagdscenen und Kämpfe zwischen Vierfüßlern und Luftbewohnern, neben ihrer Beziehung zu der dem Araber angeborenen Waidmannslust einen symbolischen Sinn, den die Beischrift häufig unmittelbar erzählt. Nicht in ihm aber beruht ihr unvergänglicher Werth, sondern in ihrer jedwedem Sinn erschlossenen Formenschönheit. Herrlichere Muster für die bei jeder Flächendecoration ästhetisch nothwendige Umwandlung, für die „Stilisirung" der natürlichen Vorbilder, vermag keine andere Epoche zu bieten. Die frühere strenge Feldertheilung wird meist vermieden: den ganzen Fond durchziehen leichte, fein bewegte Ranken, deren Linienführung sich die Thierfiguren trefflich fügen. Vor dem künstlerischen Reiz dieser Arbeiten pflegt die Frage nach ihrer inhalt-

lichen Bedeutung zu verstummen, ja man darf annehmen, daß sie schon früh, kurz nach der Uebertragung jener Muster in das christliche Europa, meist unbeantwortet geblieben ist.

Bis ins XII. Jahrhundert bewahrt die obige Schilderung allgemeine Geltung, denn bis zu dieser Zeit wird auch der europäische Bedarf fast allein durch jene im Orient entstandenen oder von orientalischen Mustern ausgehenden Webereien gedeckt; und selbst die geringe einheimische Industrie — die jüngste Forschung spricht Regensburg eine selbständige Seiden- und Goldweberei während des XI. Jahrhunderts zu — folgt in den Mustern unmittelbar den orientalischen Stoffen. Für den ununterbrochenen Verkehr zwischen Morgen- und Abendland leisten die allgemeinen Handelsverbindungen und die kirchlichen Beziehungen ohnehin vollauf Gewähr. Mit dem XII. Jahrhundert gewinnt diese Uebertragung der orientalischen Motive auf europäischem Boden selbst einen wichtigen Ausgangspunkt: Sicilien, durch Lage und Geschichte gleichermaßen zu einer culturhistorischen Mittlerrolle zwischen dem Orient und dem christlichen Abendland berufen, erhält unter normannischer Herrschaft eine eigene Seidenindustrie. Das Weberhaus (hôtel de thiräz) zu Palermo, dessen Einrichtung uns aus genauer Schilderung bekannt ist, erscheint freilich zunächst lediglich als eine selbständige Filiale des Orients. Noch unter Roger I. beschäftigte es nur muselmännische Arbeiter; Roger II. führte ihm dann durch zwangsweise Uebersiedelung griechischer Weber byzantinische Elemente zu. Die Muster zeigen zuvörderst vorwiegend arabische Typen und selbst als im XIII. Jahrhundert die meist von Sicilianern begründeten Webereien des italienischen Festlandes ihre Wirksamkeit beginnen, tritt kein wesentlicher Unterschied hervor. Erst mit dem Trecento, als die spanisch-maurischen Webereien ihre frühere Bedeutung einbüßen und Italien auf unserem Stoffgebiet die Führung gewinnt, vollzieht sich eine langsame Wandlung im Sinne der christlichen Culturwelt. Die Bildersprache der Bibel, die mit den Psalmen ohnehin bereits in den Islam übergegangen war, bot für die arabischen Thiermuster eine willkommene, nun stärker betonte Deutung. Der Löwe, ursprünglich das Symbol des Herrschers, wird zum Löwen Juda, dem Sinnbild Christi; der nach der Quelle lechzende Hirsch bezeichnet den Gläubigen. Bald treten auch figürliche Darstellungen unmittelbar religiösen Gehalts hinzu.

Das Ende des Tre- und der Beginn des Quattrocento wird auch für die Textilkunst Italiens eine Periode des Ueberganges. Das Figürliche weicht mehr und mehr zurück. Die Thiergestalten zeigen einen winzigen Maßstab, werden für die Gesammtwirkung nahezu bedeutungslos: das Rankenwerk, in welchem die orientalischen Pflanzen der heimischen Flora weichen, gelangt zum Sieg. In diesem Betonen des Vegetabilischen kann man eine Vorstufe der neuen Musterung begrüßen, welche am Beginn des Quattrocento zu mehr denn zweihundertjähriger Herrschaft seinen Einzug feiert: des Granatapfelmusters.

Sein Ursprung und seine Bedeutung sind bislang fast völlig in Dunkel gehüllt. Die Frucht, der es den Namen dankt, ist ein uraltes Symbol, dessen Charakter und Geschichte noch eingehenden Studiums bedürfen. Am altjüdischen Priestergewand und am Salomonischen Tempel, in den ältesten griechischen Sepulcraldarstellungen und als Weihgabe für Proserpina und Juno erscheint es als ein Zeichen der im Kreislauf des Werdens und Vergehens sich ewig erneuernden Naturkraft — für die Prachtstoffe des Quattrocento kann diese mystische Beziehung kaum noch geltend gemacht werden Auch bleibt zu beachten, daß diese Musterungen verhältnißmäßig selten einen unverkennbaren Granatapfel, meist vielmehr nur eine ihm formal verwandte Frucht enthalten, wie denn auch für diese Motive die Namen „Distelkopf", „Pinienzapfen" und „Ananas" geläufig sind. Ueberhaupt dürfen diese Ausdrücke nicht als Bezeichnungen einer stetig wiederkehrenden Einzelheit gelten, sondern als die gangbaren Namen für ein allgemeines, in seiner Durchführung mannigfach abgewandeltes Decorationsprincip. Den Haupttheil desselben bildet ein vegetabilisches Ornament, welches einer einzelnen Pflanze fast niemals völlig entspricht: eine Frucht mit Blattkelch und Blattkrone, von breiten gelappten Blättern und meist von kleinen, an langen Stengeln sitzenden Blüthen umgeben und von einem feinen, geschweiften Rahmen umschlossen, welcher im XV. Jahrhundert gewöhnlich aus sog. „Eselsrückenbogen" gebildet ist. Die Vertheilung dieses Musters folgt zwei verschiedenen Wegen. Entweder überzieht es reihenweis untereinander oder reihenweis versetzt die ganze Fläche, oder es schließt sich mit Verlust des Rahmens an breite, in regelmäßigen Windungen schräg ansteigende Blattzweige an. Hier tritt im ganzen Princip, wie auch in den Details die gothische Geschmacksrichtung noch deutlich hervor — dort waltet mit der rhythmischen Vertheilung auch die Formensprache der Renaissance. Inwieweit diese verschiedenartige Musterung auch über die Provenienz der einzelnen Stoffe Auskunft zu bieten vermag, ist mit Sicherheit noch nicht zu bestimmen. Neben Italien und Spanien treten schon im XV. Jahrhundert Flandern (Brügge und Gent) und Frankreich (Lyon und Tours) mit berechtigten Ansprüchen in die Schranken. Für die gothisirende Richtung besitzt nordischer Ursprung wenigstens die größte Wahrscheinlichkeit. Der früheren Verwerthung des Granatapfelmusters für orientalische Gewebe im obigen Sinne Bedeutung beizulegen, verbietet der durch Venedig vermittelte rege Wechselverkehr zwischen dem Morgenland und Italien: im Quattrocento vermag man kaum noch zu entscheiden, ob die Formen von Osten gen Westen oder von Westen gen Osten gewandert sind. Auch die stattliche Gruppe von Musterungen, welche für die pragmatische Betrachtung als „Vorstufen des Granatmusters" erscheinen, bietet der historischen Zuweisung keine feste Grundlage. — Den sichersten Rückschluß auf die Provenienz verstattet naturgemäß die Durchbildung der Details. So weisen die maurischen Motive in Ornament und Blattform mit größter Wahrscheinlichkeit auf spanischen Ursprung. Meist pflegt diesen Webereien auch eine außerordentlich reiche Farbenpracht eigen zu sein, in der ihnen unter den europäischen Stoffen dieser Periode nur die venezianischen Arbeiten ebenbürtig erscheinen. An die Stelle der reichen Farbenscala tritt im XV. Jahrhundert der Sammet und Brocat zu kaum minder reizvoller Wirkung. Mit der hierbei schon technisch nothwendigen Beschränkung auf wenige satte Farben wächst die Klarheit der Musterung, werden für das Farbenverhältniß zwischen Fond und Zeichnung herrliche Vorbilder geschaffen.

So tritt uns das Granatmuster während des ganzen XV. Jahrhunderts entgegen. Der neue, allgewaltige Formenstrom, welcher in dieser Periode, zum Theil durch die Antike, zum größeren Theil durch die gleichsam wiederentdeckte Schönheit der Erscheinungswelt in zahllosen Quellen genährt, von Italien aus das gesammte decorative Schaffensgebiet überfluthet, äußert sich in diesen Webereien lediglich in der Vervollkommnung des Grundtypus. Selbst in der Hochrenaissance, in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, zeigen die Muster keine Neu-, sondern nur eine Umbildung. Der Blumenschmuck wird für den Gesammteindruck stärker und stärker entscheidend, der Fruchtkern in der Mitte kleiner und kleiner, um bald völlig zu weichen. Seine Stelle vertritt meist eine Vase, aus welcher die Ranken und Blumen organisch aufsteigen. Die letzteren bleiben stilisirt, doch lehnt sich ihre Zeichnung schärfer an natürliche Vorbilder an. Unter orientalischem Einfluß erfreuen sich Nelken, Hyacinthen und Tulpen besonderer Beliebtheit. Mit dem Hauptmotiv erfährt auch die Umrahmung Veränderungen. Der „Eselsrückenbogen" weicht gefällig gewundenen Voluten. Das Grundprincip der Vertheilung setzt an Stelle der einfachen Reihung ununterbrochen zusammenhängende, spitzovale große Felder, welche durch Blattranken, Blattgewinde oder breite Flechtbänder gebildet werden. — Neben diesem Muster treten die übrigen in der Weberei vereinzelt verwertheten Renaissancemotive der Flächendecoration, wie Palmetten und Rankenwerk, fast gänzlich zurück. Und selbst als Schmuck der Innenräume, an den gemusterten Streifen, welche im vornehmen Zimmer der Spätrenaissance die gewebte, einfarbige Wandbekleidung nach Art von Pilastern beleben, finden wir eine rein vegetabilische Formensprache, aufsteigende reiche Blumenranken mit steten Anklängen an das Granatmuster, nicht aber architektonische und plastische Gebilde, zu denen hier die Aufgabe am leichtesten verleiten konnte: ein neues Zeugniß für das hohe stilistische Feingefühl dieser Zeit, die in ihren Schmuckformen allüberall der Natur des gewählten Materials Rechnung trug.

So halten also nahezu zwei Jahrhunderte an dem gleichen Motiv fest, es aus- und umbildend zur reichsten, die Flächen in prächtigem Rhythmus füllenden Musterung, deren Vorzüge ihr dauernde Lebenskraft verliehen. Denn das „Granatapfelmuster" hat auch die Blüthe der Renaissance selbst überdauert. Neben anderen Motiven bleibt es während des ganzen XVII. und zum Theil auch noch während des XVIII. Jahrhunderts in Kraft, und in unseren Tagen ist es, besonders in unseren Tapeten, in alter Schönheit zu neuer Herrschaft gelangt. —

Eine gleichermaßen bedeutungsvolle Schöpfung weist die der Renaissance folgende Entwickelungsgeschichte der textilen Kunst nicht auf, so reiz- und prunkvoll auch immer ihr Gesammtbild erscheinen mag. Das „Streumuster", welches seine vegetabilischen Gebilde in freiestem, nur durch die Technik bedingtem Rhythmus über die Fläche

vertheilt, kann als ein neues und selbständiges Motiv kaum gelten. Zu wachsender Bedeutung und endlich zum Sieg verhalf ihm der allgemeine, der früheren rhythmischen Gebundenheit mehr und mehr abgewandte Geschmack. Als die freie und weite Renaissancetracht, dem Zeitgeist der Gegenreformation entsprechend, zusammenschrumpfte und der enganliegenden oder künstlich ausgestopften spanischen Kleidung wich, wurde auch der groß gehaltenen Musterung der Raum entzogen und die zuvor fehlende Sonderung von Möbel- und Kleiderstoff geboten; der letztere scheidet dann durch den Sieg der schwarzen Farbe zeitweilig aus der Geschichte der Textilmuster nahezu gänzlich aus. — Auch im Antheil der einzelnen Culturländer an der Entwickelungsgeschichte der Webemuster vollzieht sich im Laufe des XVII. Jahrhunderts eine einflußreiche Wandelung, deren Ergebniß die unbestrittene Herrschaft des französischen Geschmackes ist. Die Blütheperiode der Lyoner Seidenindustrie nach der Einführung der Seidenraupenzucht unter Ludwig XIV. erklärt völlig, daß diese aus der allgemeinen Culturgeschichte abzuleitende Erscheinung auf unserem Stoffgebiet besonders klar zu Tage tritt.

Die Zeit Ludwig's XIV. mit ihrer Vorliebe für pomphafte Repräsentation giebt auch den Stoffen, wenigstens am weiblichen Festgewand, welchem Reifrock und Schleppe wieder größere Flächen verliehen hatte, sowie an den Wandverkleidungen von Neuem eine groß gehaltene Blumenmusterung, deren aus Blattranken gebildetes Rahmenwerk wie am Granatmuster spitzovale Felder umschließt. Hatte das XVI. Jahrhundert in seinen Blumen eine magere, zarte, naturgemäße Form gewählt, so bevorzugt man jetzt die üppigen Gebilde, zu denen die künstliche Blumenzucht Tulpe, Hyacinthe und Nelke entwickelt hatte, und gesellt ihnen gern die fremdartige Pracht tropischer Gewächse. Auch in den Farben äußert sich der Zeitgeist: Gold und Silber ist fast verschwenderisch verwerthet; neben ihnen erhöhen satte, reichhaltige Farbentöne den Eindruck prunkvollen Glanzes.

Völlig anders unter Ludwig XVI Mit der Zeitstimmung ändern sich auch die äußeren Lebensformen. Sie erhalten einen intimeren Charakter. Aus dem Festsaal und Prunkgemach zieht sich das gesellschaftliche Leben mit Vorliebe in das lauschige Boudoir zurück. Nicht Pracht und kraftvolle Größe, sondern Zierlichkeit und leichte, gefällige Auffassung fesseln den Zeitgeschmack. Die Periode, welche den Puder zum unentbehrlichen Toilettenartikel und die Pastellmalerei zur Lieblingskunst erhob, mußte auch aus den Stoffen an Wand und Kleid die große Musterung und die satten Farben verbannen. Die technisch gebotene Regelmäßigkeit, aus deren Zwang die Renaissancemuster einen künstlerischen Ruhmestitel geschaffen hatten, wird nun fast geflissentlich verdeckt. Leicht, gleichsam zufällig ausgestreut, liegen die kleinen Blumen und Sträuße, die feinen Federn, Schleifchen und Spitzen auf dem Grund. Die frühere Farbengluth weicht zarten Tönen, die, aus ihrer ursprünglichen Umgebung losgelöst, ohne den Duft und Zauber, welche die gesammte Welt des Rococo ausströmt, freilich einen greisenhaften Eindruck machen. Die Zierlichkeit der Zeichnung und die Flauheit der Farbe wächst unter Ludwig XVI. Im Fond wird eine einfarbige Streifenmusterung beliebt, welche die Vertheilung seines Blumenschmuckes noch freier erscheinen läßt, als der frühere glatte Grund. Ueber eine reichere Farbenscala verfügen nur die mit indischen und persischen Mustern bedruckten Cattune. Auch die Vorliebe für chinesische Motive führt besonders den Wandverkleidungen neue Muster zu.

Neben Frankreich, freilich nicht unabhängig von dessen Geschmacksrichtung, treten in der dem XVIII. Jahrhundert gewidmeten Ausstellung nur einige stattliche polnische, sowie die spanischen Webereien als eine selbständigere Gruppe hervor. Auch hier zeigt sich im Vergleich mit den Schöpfungen des XVII. Jahrhunderts ein ähnlicher Contrast wie in den französischen Arbeiten, eine verwandte Neigung zu leichten, duftigen Farben, die um so schärfer hervortritt, als der spanische Geschmack zuvor dem Prunk und Pomp mit besonderem Eifer gehuldigt hatte. Das Gegenbild aber, welches die spanischen Arbeiten des XVIII. Jahrhunderts dieser früheren Richtung entgegensetzen, zeigt jedoch eine andere als die in Frankreich gangbare Formensprache. Sie erscheint fast wie ein unklarer Nachklang an den orientalischen Geschmack. Große Ornamente, halb an Rankenwerk, halb an Muscheln gemahnend, beleben den Fond. Ihre barocken Windungen üben eine unruhige, phantastische Wirkung und bekunden eine völlig nationale Richtung. —

Deutschland steht auf unserem Stoffgebiet im Hintergrund. Trotz seiner seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts regen Textilindustrie hat es in der Geschichte der Musterungen bis zu dem Zeitpunkte, mit welchem die Ausstellung abschließt, auf eine selbständige Stellung keinen Anspruch. Doch mag als Wahrzeichen gelten, daß im Classicismus, welcher das gegenwärtige Jahrhundert einleitet, den deutschen, nach den Entwürfen Schinkel's und Bötticher's ausgeführten Arbeiten ein Ehrenplatz gebührt. — Freilich müssen wir mehr denn fünfzig Jahre überschauen, bevor wir einen diesem Anfang entsprechenden Fortschritt anzuerkennen vermögen, und die Periode theils greisenhaften Verfalls, theils fruchtloser Nachahmung fremder Muster, theils auch bizarrer, in einem unverstandenen Naturalismus gipfelnder Originalität ist allen europäischen Culturstaaten gemeinsam. Der Aufschwung datirt von der ersten Londoner Weltausstellung, die dem entkräfteten europäischen Geschmack die orientalischen Textilarbeiten entgegenstellte und ihm hiermit nicht nur ein unerbittlich wahres Spiegelbild des eigenen Unvermögens, sondern gleichzeitig auch das glücklichste Vorbild bot. — Demselben gesellte sich allmälig der reiche Formenschatz, den wir hier flüchtig überblickten. Ein großer Theil der geschilderten Muster ist in langsamer Entwickelung heute Allgemeingut geworden, indem man dieselben zunächst unbefangen nachahmte. So zuerst für die geistliche Tracht, für welche die mittelalterlichen Stoffe, freilich fälschlich als specifisch kirchlich angesehen, neue Beachtung fanden, sodann für das weibliche Festgewand, in dem die Muster des vorigen Jahrhunderts neu erstanden, so endlich in den Möbelstoffen und Papiertapeten, in welchen die herrlichen Motive des XVI., und dann auch die des XVII. und XVIII. Jahrhunderts wiederaufleben.

Noch herrscht, dieser rückwärts schauenden Richtung entsprechend, der Eklekticismus. Derselbe kann sehr wohl zu neuer, selbstständiger Blüthe führen, nur muß er bei der Auswahl der Muster kritisch sichten und an dem Auserwählten lernen. Die hohe Vollendung, in welcher uns die älteren Arbeiten erscheinen, gipfelt in ihrer ästhetischen Zweckmäßigkeit, die beispielsweise für ein Flächenmuster körperliche Gebilde vermeidet, die den gefältelten Stoff anders schmückt, als den straff gespannten, die in Maßstab und Colorit der Bestimmung des Stoffes und seiner Entfernung vom Auge des Beschauers Rechnung trägt. Nicht durch sklavische Nachahmung, sondern durch stets erneutes Studium wird der uns überkommene schier unermeßliche Formenschatz unser eigenes, segenbringendes Besitzthum. a.

Bücherbesprechungen.

K—d. Gesetz, betr. die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften vom 18. Juli 1884. Erläutert durch Dr. J. Petersen, Reichsgerichtsrath, und Wilh. Frhr. v. Pechmann, Rechtsconsulent. Supplement zu Dr. Puchelt's Commentar zum Allg. Deutschen Handelsgesetzbuche. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, 1888/1889. Lief. 3 u. 4. — Die vorliegenden Lieferungen bringen den Commentar bis zum Art. 215 und enthalten u. A. größere Ausführungen über den Reservefonds, über die Anfechtung von Generalversammlungsbeschlüssen, über den Aufsichtsrath, über Errichtung von Actiengesellschaften. Die Rechtsprechung und die Literatur hat, besonders in den Anmerkungen zu den Ausführungen, ausgiebige Erwähnung gefunden; ebenso sind die abweichenden Ansichten verzeichnet. Wenn viele Erörterungen aus dem Rechte der Commanditactiengesellschaften auf das Recht der Actiengesellschaften zutreffen und deshalb häufigere Verweisungen eintreten können, so ist der Abschluß des Werkes hoffentlich in nicht zu langer Zeit zu erwarten.

J. R. Petron's Gastmahl des Trimalchio. Nach W. Heinse's Uebersetzung mit Einleitung und Erläuterung herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 ₰. — Von der nunmehr über hundert Jahre alten Heinse'schen Uebertragung jenes Petron'schen Sittenbildes, das einen interessanten Einblick in ein wichtiges Capitel des Verfalls der alten Welt, in die geradezu grauenerregende Schlemmerei gewährt, liegt hier eine neue Ausgabe vor. Man hat gesagt, unsre Zeit gleiche der der römischen Kaiser in Vielem; wenn an diesem Ausspruch etwas Wahres ist, so trifft er sicher im Punkte der Völlerei zu; in diesem sind unsre Zeitgenossen von denen des Nero, von denen es heißt, sie tränken, um essen zu können, und äßen, um trinken zu können, gar nicht so sehr zu ihrem Vortheil, oder doch nur was die Form der Genüsse anbelangt, verschieden. Das Bild Petron's, das eine antike Schlemmermahlzeit schildert, erweist sich daher, abgesehen von seinem culturhistorischen Werthe, auch noch als fruchtbringend für unsre Zeit, und dürfte Manchem über manche Schattenseiten derselben die Augen öffnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 149. Sonnabend, den 14. December. 1889

Inhalt: Die Hygiene auf der Pariser Weltausstellung. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Gnade um Gnade, ein Predigt- und Erbauungsbuch, von H Steininger. Das Evangelium von Christo in Hausandachten, von Dr. ph. Alb. Wippermann. Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt, herausgeg. von H. Brückner. Die Postanweisung, von Dr. H. Tinsch. Bibliotheca juridica. Alfred Offermann, Wissen und Arbeit. Jahrbuch der Erfindungen, herausgeg. von Dr. H. Gretschel und Dr. G. Bornemann. Alfred Meißner — Franz Hedrich, von Franz Hedrich. Reichstagswahlkarte des Deutschen Reiches, entworfen von C. Freytag).

Die Hygiene auf der Pariser Weltausstellung.

(Schluß.)

Ein sehenswerther Pavillon auf der Esplanade enthielt ein Krankenstubenmodell für abgesperrte Kranke. Ein polygonaler Raum mit abgerundeten Winkeln. Die Wände ganz glatt, mit bemalter Porzellanschicht bedeckt, um kein Staubatom zu bergen. Das Bett eisern; die Instrumente und Geräthschaften in Faïence oder in Metall, das die antiseptischen Stoffe nicht angreifen können. Im Pavillon ist ein Ofen, sowie ein Springbrunnen, um Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt zu reguliren. Die Wände sind übrigens doppelt und durch ein Luftpolster getrennt. Kurz, die Einrichtung entspricht allen Anforderungen der antiseptischen Chirurgie. Dagegen ist zu bemerken, daß die Pariser Hospitäler denn doch noch sehr mangelhaft mit Einrichtungen dieses Modells ausgestattet sind. Es ist wahr, daß solche vollendet hergerichteten Stuben nicht im Großen ausführbar sind, und da sie noch außerdem ein zahlreiches und gut ausgebildetes Personal erfordern, würden sie ein gehöriges Stück Geld kosten. Aber dieser Gesichtspunkt dürfte hierbei nicht in Betracht kommen. Jedes Hospital müßte einen vollständig nach allen Regeln der Kunst eingerichteten Isolirpavillon haben, wo wenigstens 12—15 der ansteckendsten Kranken und solcher Operirten, bei denen die Gefahr der Infection groß ist, untergebracht werden könnten. In Paris ist es noch ein vorläufig frommer Wunsch, daß jedes Hospital wenigstens einen vollständig isolirten und nach den strengsten Vorschriften der Antisepsis eingerichteten Operationssaal habe. Die Pariser Hospitäler sind alt, selbst die jüngsten in Bezug auf innere Organisation und hygienische Fürsorge veraltet. Ein französischer Arzt sagte mir, das Beste wäre, sämmtliche herunterzureißen und neu aufzubauen. Aber auch so könnten sie besser gehalten werden. Daß Blutarme und Bleichsüchtige neben Tuberkulöse, daß Pneumoniker neben Phthisiker gelegt werden, ist ein unhaltbarer Zustand. Die Schwerfälligkeit der Pariser entscheidenden Behörden und Medicinalpersonen ist märchenhaft. Die schwachen Reformen, zu denen sie sich haben drängen lassen, scheinen sie mehr als eine Concession zu betrachten, die sie einer Tagesmode gemacht haben.

Ein anderer sehr bescheidener Pavillon enthält die Ausstellung der „Oeuvre de l'hospitalité de nuit". Im Jahre 1878 gegründet, bezweckt diese „Oeuvre" auf die Straße geworfenen Existenzen einen Unterschlupf für die Nacht zu gewähren. Es ist also ein Asyl für Obdachlose. Der kleine Pavillon zeigt uns ein Modell ihrer drei oder vier Häuser, die sie heute in Paris besitzt. Zuerst ein Wartesaal, wo sich die armen Teufel versammeln, sich aufwärmen und auf die Ueberweisung eines Bettes warten, dann ein Lavabo, wo sie kaltes und warmes Wasser finden; endlich der Schlafraum, wo die Betten aufgereiht stehen. Die Hungrigen erhalten auch Brod und andere Lebensmittel. Von Wichtigkeit sind die Nebenräume. Da ist erstens ein Desinfectionszimmer, wohin man die Kleider der Ankömmlinge bringt, die nicht selten septisch verunreinigt sind. Da ist zweitens ein Kleiderraum, wo man an Stelle der abgenommenen Kleider, zumal auch Unterkleider, andere ausgiebt, falls jene einer gründlicheren Reinigung bedürfen oder schon zu elend aussehen. Dazu gehören einige Ausbesserungsstuben.

Ein anderes Werk der Fürsorge für die Kranken und Bedürftigen sind die Luftkurorte. In Frankreich stehen die Seehospitäler in erster Linie. Die Stadt Paris subventionirt sie mit bedeutenden Summen. An der Spitze steht das maritime Sanatorium von Banyul-sur-Mer, das von Laforgue und Dr. Armaingaud geschaffen wurde. Es ist den schwächlichen, lymphatischen, rhachitischen und skrophulösen Kindern der Armen gewidmet. Ein höchst verdienstliches und nachahmenswerthes Werk, doch fließen die Unterstützungen nicht so reichlich, wie es wol zu wünschen wäre. Von den 20000 Opfern, welche jährlich in Paris die Schwindsucht heischt (eine im Verhältniß zu der sonst nicht großen Sterblichkeit enorme Zahl), sind die meisten ehemalige Lymphatiker. Die Skrophulose bereitet den Lungenkrankheiten den Boden. Im Hospital von Berck wurden 70% skrophulöser Pariser Kinder geheilt, von denen viele der Schwindsucht nahe waren. Diese günstigen Erfolge haben die Bewegung zu Gunsten der Meeressanatorien in Paris außerordentlich befördert. Schickt die schwächlichen Kinder ans Meer, sagte ein Redner auf einem Congreß, damit sie ihre Lungen abhärten, ihre Verdauung kräftigen und ihre ererbten Uebel verbessern, welche der Mangel an Pflege, die schlechte Ernährung und die unreine Stadtluft sonst bis zum Siechthum steigern. Kinder mit Abscessen, Knochenerkrankungen, Skropheln, Brustbräune kehren oft wie neugeboren zurück. Wenn das Kind zu schwach ist, um die Seebäder zu vertragen, giebt man ihm locale oder allgemeine Sandbäder, die ein kräftiges ableitendes Mittel für anämische Kinder sind und auch den Skrophulösen und Rheumatischen gutthun, die an alten Gelenkkrankheiten leiden. Man will die Meeralgen zu Heilzwecken verwenden. Die Seegräser, der Tang, sind reich an Jod und würden brauchbare Decocte gegen skrophulöse Verstopfungen liefern. Unter dem Einfluß des Sonnenlichts produciren diese Pflanzen enorme Quantitäten Sauerstoff. Das Strandgras, die Felsalge, das Wassermoos, der Fucus crispus geben auch sehr schwefel- und jodreiche Abkochungen. Die Algen spielen wahrscheinlich eine gewisse Rolle in der therapeutischen Wirkung der Seebäder. Der von ihnen herrührende sogenannte Meerschleim scheint ein belebendes Element zu sein. Besonders die Lungenhygiene findet in den Meeressanatorien ihre Rechnung. Die erfrischende Seeluft ist zugleich beruhigend und anregend, leise, allmälig und schonend die Kräfte steigernd. Daher ist ein längerer Aufenthalt an der Küste nöthig: morbis chronicis chronica remedia! Die Stadt- oder auch Lazarethluft ist besonders den operirten skrophulösen Kindern schädlich. In der Seeluft dagegen heilen die Wunden leicht und schnell. Sie ist frisch und gesund, aseptisch und bazillenfrei. Auch Medicamente werden besser aufgenommen und organisch verarbeitet, wie Jod, Leberthran, Eisen, phosphorsaurer Kalk. Die Seehospitäler von Berck, Arcachon und Banyul haben denn auch schöne Erfolge aufzuweisen. Freilich können die Meeressanatorien in Frankreich ebensowenig wie in Deutschland zu der Entwickelung und Bedeutung gelangen, wie in Italien, wo es ein gutes Viertelhundert giebt. Das Klima der Atlantis- und Canalküste ist hart und im Allgemeinen unbeständig, während mehr denn die Hälfte des Jahres wenigstens, mit Ausnahme einiger Punkte der Bretagne. Im größern Maßstabe wird die „Oeuvre nationale des hôpitaux marins" ihre Wirksamkeit erst entfalten können, wenn sie es fertig bringt, mehrere große Meeresasyle an der gasconischen und mittelländischen Küste einzurichten. Dazu fehlt es ihr aber vorläufig noch am Besten, am Gelde.

Wir sind übrigens mit den „Oeuvres" noch nicht am Ende. Da ist z. B. noch die „Oeuvre des enfants tuberculeux",

welche mit der vorigen „Oeuvre" in naher Berührung steht und dem fachmännischen Ausstellungspublicum das Vergnügen bereitete, der Eröffnung ihres Kinderhospitals in Ormesson (Seine-et-Oise) beizuwohnen. Bekanntlich ist die Tuberkulose die fürchterlichste Geißel der Völker; seit dem Anfang dieses Jahrhunderts bis 1880 haben Cholera, sämmtliche Kriege und alle anderen Epidemien zusammen noch nicht halb soviel Opfer erfordert wie jene schreckliche Krankheit allein. Auf die Cholera kommen 400000, auf die Kriege 3 Millionen, auf die Phthisis 8 Millionen (in Frankreich). Die „Oeuvre des enfants tuberculeux" ist gewissermaßen ein Kind der Ausstellung und wahrhaftig nicht das schlechteste. Das Hospital zu Ormesson ist das erste der „Oeuvre", die, wie alle diese Schöpfungen in Frankreich, Privatunternehmung ist. Das Hospital bedeckt 25000 qm. Ein reizender, entzückender Bau, nichts Düsteres, nichts Barackenhaftes, nichts Kasernenmäßiges. Drei Pavillons, durch Höfe und Gärten getrennt, bilden den Complex. Sie sind wie Lustschlösser in reiner gesunder Luft anzusehen. Die innere Einrichtung ist einfach und wohnlich. Die Säle, Schlafräume, Speisezimmer sind vortrefflich ausgestattet, ausgezeichnet hinsichtlich der Ventilation. Der Vorsitzende der „Oeuvre" ist Hr. Hérard, der Präsident der „Académie de médecine", der bei dem Besuch die Führung übernahm; zum Comité gehören von angesehenen medicinischen Persönlichkeiten noch der Dr. Léon Petit, als Generalsecretär, der Dr. Dujardin-Beaumetz, Dr. Labbé, Dr. Villemin, sämmtlich Mitglieder der „Académie de médecine"; Cadet de Gassicourt, Vicepräsident der Hospitäler, Blache, vom Comité der „Protection des enfants du premier age"; Ladreit de la Charrière, Chefarzt des „Institut national des sourds-muets" u. s. w. Nur ausgesprochen tuberkulöse Kinder von armen Leuten werden aufgenommen. Die untere Altersgrenze ist zwei Jahre, die obere fünfzehn. Zur Wartung und Pflege waren bis zum Tage der Eröffnung fünf Schwestern des Ordens der heiligen Anna von Fougerolles angestellt. In den beiden Schlafräumen schliefen die zehn Kinder, die ersten Pensionäre der Anstalt; in dem einen die kleineren, in dem anderen die größeren. Die Lüftung war eine vortreffliche, nichts erinnerte an einen Krankenraum, die Gesichter der schlafenden Kinder übrigens auch nicht. Sie waren weder abgemagert noch bleich, unter ihren blendend weißen Decken guckten sie wie Engel hervor. Nur genauer Hinsehende konnten an den Ohren, an den blassen verzogenen Lippen, an den blauen Rändern um die Augen die Symptome der Krankheit entdecken. Hr. Petit erzählte in seiner Festrede bei dem obligaten Bankett, daß die „Oeuvre" ein großes Terrain an der Küste des Mittelmeeres erstanden oder geschenkt bekommen hätte, wo ein Sanatorium für die Convalescenten von Ormesson errichtet werden soll. Uebrigens giebt es bereits in Villepinte ein Hospital für brustkranke Mädchen, welches große Erfolge aufzuweisen haben soll.

Wenden wir uns jetzt einer anderen Classe von Unglücklichen zu, den Taubstummen. Ihre Ausstellung befand sich im „Pavillon de l'Hygiène" auf der Esplanade. Sie bezog sich hauptsächlich auf die Geschichte der Erziehung Taubstummer und auf die seit mehreren Jahrhunderten zur Anwendung gekommenen Unterrichtsmethoden. Obwol der Saal klein ist, sind die ausgestellten Objecte doch ziemlich zahlreich. Hat doch Frankreich den Ruhm, die Taubstummen aus dem jahrtausendelangen Fluch, der auf ihnen lastete, befreit zu haben. Mit dem berühmten Abbé de l'Epée beginnt die planmäßige Fürsorge und der wissenschaftlich systematische Unterricht der Taubstummen. Das ganze Alterthum und das Mittelalter behandelte die Taubstummen barbarisch; das lykurgische Gesetz verurtheilte sie zum Tode. Der biedere Kirchenvater Augustin sprach ihnen die ewige Seligkeit ab, weil sie niemals Glauben empfangen und haben könnten (400); John de Beverley, Erzbischof von York (700), widerlegte das zum ersten Male praktisch. Er brachte einem taubstummen Bettler das Christenthum bei. Sein Versuch wurde vergessen. Dann erwachte das Mitleid mit den Armen wieder im 16. Jahrhundert in Italien, als die Blüthe der Renaissance aufbrach und es bekanntlich „eine Lust war zu leben". Der berühmte Arzt, Mathematiker, Philosoph und Astronom Geronimo Cardano, der so reich an originellen Ideen war, erfand eine Methode, Taubstumme zu unterrichten. Ob Pedro de Ponce, der Mönch des Benediktinerklosters zu Sahagun, seine Methode von Cardano empfing, weiß ich nicht. Jedenfalls bildete Pedro 1570 die spanische Schule aus, welcher unter anderen Juan Pablo Bonet angehörte, der 1620 Pedro's Methode veröffentlichte. Die Spanier lehrten die Unglücklichen bereits sprechen. Gleichzeitig mit Bonet war Ramirez de Carrion. Wie Alles, so verfiel auch diese philanthropische Kunst in Spanien. 1648 erweckte sie ein Bulwer in England, 1667 ein Helmont in Holland, 1698 ein Conradi in Deutschland. Das waren aber Alles vereinzelte Versuche; System und Methode brachte erst der Abbé de l'Epée in die Sache. Er gründete 1760 die erste Taubstummenschule in Paris, 1778 wurde sie staatlich. Der Abbé erzog nicht nur Schüler, sondern aus den Schülern auch taubstumme Lehrer, welche sich außerordentlich bewährten. Des Abbés ausgezeichnete Nachfolger, die seine Methoden vervollkommneten, waren der Abbé Sicard und St. Sernin; sie gründeten auch eine Schule in Bordeaux, die heute nur für Mädchen bestimmt ist. Die Ausstellung illustrirt die Vorgeschichte und die sogenannte französische Methode, d. h. diejenige, welche sich zum Verständniß der Mimik und der Fingersprache bedient. Die deutsche Methode ist kaum vertreten, was die Ausstellung um so lückenhafter macht, als gegenwärtig diese einen ziemlich entschiedenen Sieg davongetragen hat. Des Abbés Geberdensprache ist der Willkür unterworfen und kann wechseln; dann verstehen sich zwei Taubstumme nicht. Der Zeitgenosse und Rivale des Abbés war Samuel Heinicke in Leipzig, der daselbst 1778 die erste deutsche Taubstummenanstalt errichtete. Heinicke gründete das deutsche System auf natürliche Verhältnisse, auf die Mundstellung beim Bilden der einzelnen Laute, ferner darauf, die Schüler sprechen und das gesprochene Wort von den Lippen ablesen zu lehren. Von dem französischen „Institut national des sourds-muets" können wir nichts lernen, wir sind in jeder Richtung weiter, ja wir marschiren in dieser Hinsicht entschieden an der Spitze, obwol auch wir noch ein bischen mehr thun könnten. Nicht uninteressant ist folgende Statistik, die ich von der Ausstellung des „Institut" mitbringe. Auf 200 Millionen Menschen in Europa giebt es 152751 Taubstumme, d. h. 0,740 ‰. In den einzelnen Ländern ist die Promillezahl sehr verschieden. Unter dem europäischen Durchschnitt bleiben Belgien mit 0,439; Holland mit 0,335; England mit 0,574; Dänemark mit 0,620; Frankreich mit 0,626; Spanien mit 0,646; Italien mit 0,734; auch Amerika mit 0,420. Darüber Irland mit 0,885; Norwegen mit 0,981; Deutschland mit 0,966; Schweden mit 1,160; Oesterreich mit 1,343 und endlich — die Schweiz mit 2,450. Man ersieht hieraus, daß die Taubstummheit im Allgemeinen mit dem gebirgigen Charakter des Landes steigt. Nicht uninteressant war das Festmahl, welches die Pariser Taubstummen am 22. Juli ihren auswärtigen Leidensgenossen, welche die Ausstellung herbeigezogen hatte, zu Ehren gaben. Ein merkwürdiges Schauspiel! Franzosen, Deutsche, Amerikaner, Belgier und Schweden verständigten sich hier durch eine Art lautlosen Volapüks, als ob sie Alle eine und dieselbe Sprache redeten. Hr. Rémond, der Präsident des Cirkels der Taubstummen, mimte eine Begrüßungsrede, die auf die Anwesenden einen begeisternden Eindruck zu machen schien, und trank schließlich auf das Wohl und die Verbrüderung der Taubstummen der civilisirten Erde.

Nach den Taubstummen die Blinden. Die Ausstellung der „Institution nationale des jeunes aveugles" befand sich gleichfalls im „Pavillon de l'Hygiène". Auch in diesem Zweige der Fürsorge für die Enterbten der Natur darf Frankreich, wenn auch keine actuelle, so doch eine historische Ehrenstellung beanspruchen. Heute schreiten die Vereinigten Staaten von Nordamerika an der Spitze des Blindenunterrichts. Und auch in Europa ist Frankreich von den meisten Ländern übertroffen worden, genau so, wie in der Ausbildung der Taubstummen. Und wesentlich deshalb, weil es an seinen veralteten Systemen, zum Theil wenigstens, festhält. Aber diese veralteten Systeme waren die ersten der Welt und begründeten in fast genialer Initiative die Blindenpädagogik. Indirect gab auch hierfür der Abbé de l'Epée den Anstoß. Sein glänzender Vorgang im Taubstummenunterricht ermuthigte den Abbé Valentin Hauy zu einem ähnlichen Wirken für die Blinden. Er hörte von einem Fräulein Paradies in Wien, welche, blindgeboren, es dahin gebracht hatte, zu lesen, zu schreiben, zu rechnen, Noten zu setzen und eine wahre Virtuosin auf der Orgel geworden war. Er bewog Frl. Paradies nach Paris zu kommen und erprobte hier deren Methode an einem blinden Knaben. Dann begründete er 1784 die „Institution nationale", welche in Frankreich noch heute als eine Musteranstalt gilt. Jedenfalls wurde sie das Vorbild sämmtlicher Blindenpädagogien, die in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Europa errichtet wurden. Frankreich hat auch den Ruhm, das bei Weitem älteste Blindenhospital zu besitzen, wo unheilbare ältere Blinde ein freundliches Unterkommen finden. Es sind die berühmten „Quinze-Vingts" (älterer Ausdruck für 300), die Ludwig der Heilige 1260 nach seinem Kreuzzug für die in Aegypten erblindeten

Krieger gründete. Der Blindenunterricht in der „Institution nationale" besteht zu zwei Dritteln aus Musiklehre. In Anbetracht der geringen musikalischen Begabung der Franzosen muß man zugestehen, daß die Erfolge ganz bedeutende sind. Kein Zweig wird vernachlässigt. Theorie und Praxis der Solfeggien, der Harmonie, des Contrapunktes und der Fuge, die freie Composition geistlicher und weltlicher Gesänge werden sorgfältig gepflegt. Besonders entwickelt man die Kunst der Improvisation. Sie verschafft den Blinden bei der Verinnerlichung ihres Gefühlslebens hohe Genüsse. Als Instrumente dienen Piano und Orgel sowol als auch Orchestersachen, wie Oboe, Horn, Violine, Violoncell u. s. w. Eine Instrumental-Ensemble-Classe bildet das Orchester des Instituts. Die Schüler der oberen Classen werden in die besten classischen Concerte geführt, um sie würdige Muster hören zu lassen. Den großen Kirchen läßt man sie von Zeit zu Zeit zum liturgischen und künstlerischen Dienst. In gewissen Zwischenräumen werden musikalische Aufführungen der Vorgeschrittensten mit beschränkter Oeffentlichkeit veranstaltet. Hierbei suchen sich Kirchen- und Musikvorstände nicht selten ihre Organisten, Lehrer und Capellmeister aus. Ueberhaupt ist der ganze Unterricht vorzugsweise darauf gerichtet, die Blindenschüler zu selbständig erwerbenden Männern heranzubilden. Das Stimmen von Klavier und Harmonium ist der hauptsächlichste industrielle Unterricht. Die Blinden haben begreiflicherweise ein sehr feines Gehör. Mehr als 200 ehemalige Schüler des Instituts leben heute anständig und gut von diesem Gewerbe; einige von ihnen leiten sogar Verkaufshäuser und Niederlagen von Pianos. In der Abtheilung für Knaben giebt es ferner ein Atelier für Holzdrechslerei, eines für Zwirnarbeiten, eines für Stock- und Rohrstuhlfabrikation. Die Abtheilung für Mädchen hat ein Atelier für Zwirnarbeiten und ein anderes für Phantasiesachen (Tricots, Häkelei u. s. w.). Der Director des Instituts, Hr. Martin, hat 230 Pflegebefohlene, 150 Knaben, 80 Mädchen. Für jene steht ihm ein „Censor", für diese eine „Institutrice" zur Seite. Das Institut ist zugleich école secondaire" (Mittelschule) und Gewerbeschule für die Schüler, „école normale" (Seminar) für die Lehrer, denen es selber ihre Grade verleiht. Die historische und administrative Classe der Ausstellung des Hrn. Martin zeigte die Büsten von Hauy und Louis Braille, Hauy's ebenbürtigem Nachfolger, Pläne und Grundrisse des Instituts auf dem Boulevard des Invalides; ferner die Objecte, die heute oder ehemals zum Unterricht der Blinden gedient: als Bücher, Apparate, Schreibtische, Reliefkarten, einen Kubarhythmus, eine Rechenmaschine (von Mattéi, einem blinden Lehrer des Instituts). Letztere besteht aus einer Schachtel mit Fächern, in denen vierzig Metallkuben mit Reliefpunkten, die Ziffern 1—10 darstellend, sich befinden. Ferner befand sich dort ein von einem ehemaligen Schüler verfertigtes Piano, ein Haufen Musikinstrumente; Garn-, Wolle-, Leinewand-, Tricot-, Häkelei-, Stickereiarbeiten der blinden Mädchen; Schalen, Urnen, Fackeln aus gedrehtem Holz, Fischernetze, Stühle, Fauteuils, Schemel aus Rohr und Stroh, von den blinden Knaben verfertigt; Hefte in Braille's Reliefschrift; Damen- und Schachspiele, deren Figuren auf dem Felderbrett in Holzscharniren laufen, welche in kleine Löcher eintreten; ferner gewöhnliche Kartenspiele, deren Blätter durch Punkte in der Ecke gekennzeichnet sind. In dem Pavillon, der die Worte trug: lux in tenebris, hielt sich beständig ein blindes klavierspielendes Mädchen auf. Zuweilen ließ eine Lehrerin sie ein Buch in sogenannter Blindenschrift lesen. Die Schrift war im System Braille, das alle Buchstaben und Ziffern durch Combinationen von 6 Punkten und Strichen bildet, ähnlich wie das Morse'sche Telegraphenalphabet. Die Franzosen halten noch heute an diesem System fest, das bei uns und besonders in Amerika als längst überwunden gilt. Hier und bei uns lehrt man die Buchstaben selbst im Reliefdruck verstehen und nicht minder schreiben. In ihrem veralteten Lehr- und Schreibsystem vor Allem besteht die Zurückgebliebenheit der französischen Blindenpädagogik. Es gehört die ganze Gleichgiltigkeit der Franzosen gegen ausländische Leistungen dazu, um einem Fräulein aus Angers, das auf der Ausstellung ein von ihm erfundenes System zum directen Unterricht in der Antiquaschrift producirte, den Erfolg einer radicalen Neuerfindung zu verschaffen. Und doch ist das System des Fräulein Mulot unbehilflich gegen das lange in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Amerika übliche. Uebrigens findet man in Paris unzählige Blinde. An vielen Ecken kann man Bettler sehen, die auf einem Pappdeckel das Wort „Avengle" tragen. Auch auf den Straßen bewegen sie sich mit großer Sicherheit umher, so daß man nicht immer recht an die Echtheit ihres Unglücks zu glauben vermag. Einmal fiel mir ein Blinder auf, der sich durch die Tischchen eines Cafés mit großer Sicherheit hindurchwand und vor jedem Gast die Mütze nach einer Gabe ausstreckte. Ich fragte ihn, nicht ohne Mißtrauen im Ton, wie lange er denn schon blind sei. Da gab er mir mitleidig lächelnd die Antwort: „Seit ich das Licht der Welt erblickte, mein Herr."

Dr. Anton Eichler.

Bücherbesprechungen.

Gnade um Gnade. Ein Predigt- und Erbauungsbuch zum Gebrauche für Sonn-, Fest- und Wochentage von H. Steininger, Oberpfarrer zu Lößnitz i. Erzgeb. Erste Abtheilung. Erste Hälfte des Kirchenjahres. Mittweida, Verlag der Polytechnischen Buchhandlung. — Diese Predigten sind über die Evangelien gehalten, wie sie im ersten Jahrgang unseres sächsischen Perikopenbuches sich finden. Sie beruhen auf sehr respectablem, gewissenhaftem und eindringendem Studium, auf gründlicher Versenkung in die Tiefen der Schrift, auf reicher seelsorgerlicher Erfahrung und bieten in warmer, gemüthvoller Sprache eine ebenso erbauliche und sinnige Schriftauslegung, als eine treffliche Schriftanwendung. Denen, welche gewohnt sind, sich häuslich zu erbauen und sich auch dazu gern eine längere Zeit gönnen, empfehlen wir besonders die mit großer Liebe gearbeiteten, glaubensinnigen Predigten, die auch von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet sind.

□ Das Evangelium von Christo in Hausandachten. Von Dr. ph. Alb. Wippermann, Pfarrer em. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann. — Die evangelische Geschichte einschließlich einer Auswahl aus den Reden des Herrn wird in diesem Andachtsbuch, in 365 Abschnitte getheilt und nach den kirchlichen Zeiten geordnet, zur täglichen Erbauung dargeboten. Jeder Schriftstelle ist eine Auslegung beigegeben, welche an ein besonders hervorragendes Wort anknüpft und mit einem biblischen Ausspruch abschließt. Dem Schriftwort und seiner Auslegung ist auch eine Liedesgabe in meist zwei Versen beigefügt. Der Verf. hat sich bereits durch verschiedene literarische Gaben in rühmlicher Weise bekannt gemacht. Diese Gabe reiht sich jenen würdig an. Die Auslegung ist schlicht, für alle christlichen Leser verständlich, aus der Fülle der Schrift geschöpft, andringlich und eindringlich und von mäßigem Umfang, auch im Zeitmaß recht geeignet für häusliche Andacht. Die Liederverse schließen sich passend den Auslegungen an, zum Theil auch weniger bekannte Klänge, aber solche, die es verdienen, bekannt zu werden. Für besondere Ereignisse des Hauses ist ebenfalls gesorgt durch einen Anhang von Andachten, die sich auf solche beziehen. Die Ausstattung ist sehr würdig und dem edlen Inhalt entsprechend.

K—d. Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung und der juristischen Literatur herausgegeben von H. Brückner, O.-L.-G.-Rath. Jena, Hermann Pohle. Bd. 36 (Neue Folge Bd. 16) 1889 (der Jahrg. zu 4 Heften 10 ℳ). — Die Zeitschrift, wenn auch zunächst für die thüringischen Staaten bestimmt, bietet gleichwol weiteren Kreisen manches Bemerkenswerthe; sie berührt vielfach gemeines Recht, zum Theil auch ältere sächsische Gesetze, welche dort gelten. Unter den wissenschaftlichen Erörterungen des vorliegenden Bandes sind die Besprechungen des Entwurfes des bürgerlichen Gesetzbuches durch den Herausgeber und den Staatsanwalt Vollert zu erwähnen. Wiederholte Auseinandersetzungen hat §. 78 des Weimar. Gesetzes über Faustpfänder und Hypotheken vom 6. Mai 1839 hervorgerufen, der im Wesen den §§. 441, 442, 445 des sächs. bürgerl. Gesetzbuches entspricht. Hier wie dort würden irgend welche Meinungsverschiedenheiten kaum entstehen, wollte man die Eigenthümer-Hypotheken voll anerkennen, wie dies vom Entwurfe des bürgerl. Gesetzbuches geschieht und vom Hypothekenrecht, seinem Wesen nach, und vom Verkehre, wenn auch unter Abweichung vom gemeinen bürgerlichen Rechte, gefordert wird. Ein Aufsatz vom A.-R. Schmid über das Armenrecht und die Vorschußpflicht im Privatklageverfahren mag nur kurz erwähnt sein. Von Interesse sind mitgetheilte Entscheidungen über die beschränkte Wirksamkeit einer letztwillig errichteten Familienstiftung, die sich auf mehrere in verschiedenen Staaten liegende Güter erstreckte, aber nur in dem einen Staate Anerkennung erlangte, während der andere Staat solche versagte.

K—d. Die Postanweisung civilrechtlich betrachtet von Dr. H. Tinsch, Rechtsanwalt. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1890 (51 S.,

Nr. 80 ₰). — Die rechtliche Beurtheilung der das Postwesen angehenden Verhältnisse ist dadurch erschwert, daß bei diesen Verhältnissen gewisse Umstände sich besonders geltend machen und die Unterstellung unter die Vertragsarten nicht ohne Weiteres zulassen. So z. B. die Regalität des Postwesens, welche zwar einerseits dritte Personen an dem Betriebe gleicher Geschäfte hindert, andererseits die Postanstalt zur Uebernahme der ihr ordnungsmäßig angebotenen Verträge (Beförderung von Briefen, Packeten u. s. w.) nöthigt, dann die gesetzlich beschränkte Haftung der Postanstalt bei Ausführung der ihr übertragenen Geschäfte, wie solche für den Betrieb zum Besten des Gemeinwohles unbedingt erforderlich ist. Alles Dies gilt auch für den Postanweisungsverkehr, der im täglichen Leben eine früher nie geahnte Bedeutung erlangt hat. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn der Verf. des angezeigten Schriftchens eine ziemliche Anzahl von mehr oder weniger abweichenden Theorien über das rechtliche Wesen der Postanweisung aufführen kann. Der Verf. macht Bedenken gegen den zumeist aufgestellten Anweisungsvertrag geltend, und kommt dann zur Annahme eines unbenannten Realvertrages, welcher allein jedoch nicht überall zur Erklärung der Beziehungen und Wirkungen ausreiche, so daß das Postanweisungsgeschäft als ein mit einer Anweisung untrennbar verschmolzener unbenannter Realvertrag aufzufassen sei, welchen der Verf. „Postanweisungsvertrag" nennt. Ob dies so ganz richtig sei, mag, weil zu weit führend, hier unerörtert bleiben. Die hauptsächliche Bedeutung der Schrift für die meisten Leser liegt nicht in der Erörterung der Theorien, sondern in den Darlegungen der Rechtsverhältnisse zwischen der Post und dem Absender wie dem Adressaten und endlich der zwischen dem Absender und dem Adressaten. So kurz sich auch der Verf. hierbei gefaßt hat, so geht er doch auf alle einzelnen Beziehungen in weitem Umfange ein, ohne daß sich etwas Erhebliches gegen die Folgerichtigkeit oder gegen die Uebereinstimmung mit den gesetzlichen Vorschriften einwenden läßt. Damit hat er nicht nur dem Fachgelehrten, sondern auch der Geschäftswelt überhaupt einen Dienst erwiesen. So sei denn die Schrift den Betheiligten empfohlen.

K—d. **Bibliotheca juridica.** Systemat. Verzeichniß der neueren und gebräuchlicheren auf dem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaft erschienenen Lehrbücher, Compendien, Gesetzbücher, Commentare u. s. w. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung 1890 (Gratis). — Eine Zusammenstellung der einschlagenden neueren Werke mit Angabe der Preise, auch brauchbar um für einzelne Theile des Rechts die Literatur zu übersehen.

WL. **Alfred Offermann, Wissen und Arbeit,** ihre sociale Bedeutung. Leipzig 1889, bei Otto Wigand. 1,80 ℳ — „Nullus est liber tam malus, ut non aliqua parte prosit." Mit diesem Spruche des Plinius kennzeichnet der Verfasser, welcher Oesterreicher zu sein scheint, den Standpunkt, von welchem aus er sein Buch beurtheilt wissen will, nämlich als eine anspruchslose Wiedergabe seiner aus der Lectüre der Logik von J. St. Mill und der Comte'schen Philosophie gewonnenen Eindrücke. Indem Offermann diese Systeme in einen gewissen Zusammenhang zu bringen bestrebt ist, sucht er die richtige Methode für socialwissenschaftliche Forschungen abzuleiten und weist nebenbei der Nationalökonomie das enge Studirkämmerlein an, in welchem sie auch nach Ansicht anderer Oesterreicher in aller Stille über Das, was sich aus dem vernünftigen Eigennutz ableiten läßt, nachdenken soll. Die für die Socialwissenschaften, in welchen der Induction mehr Spielraum als in der Nationalökonomie gebühre, ihm richtig erscheinende Methode sucht der Verfasser dahin zu verwerthen, daß die Moral ein in der Geschichte wandelbarer Begriff sei, dessen jetzige angemessene Gestaltung darin bestehe, Wissen und Arbeit, und zwar beide innig verbunden, als Grundpfeiler der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu achten. Offermann, welcher instinctive Sympathien für diejenige Gruppe der österreichischen Liberalen zu besitzen scheint, die eine überaus lebhafte angeborene Abneigung gegen Klericalismus und Antisemitismus empfinden, meint es, wie aus seiner ganzen Schrift ersichtlich, mit seinem Vaterland aufrichtig gut. Wenn vielleicht auch nicht Alles ganz neu ist, was das Buch enthält, insbesondere nicht das Loblied auf die Nützlichkeit der Arbeit, welche man doch auch in Oesterreich nur vereinzelt bezweifeln mag, so ist Offermann's Schrift doch zu achten als Herzensbekenntniß einer edeldenkenden und wohlwollenden Natur mit philosophischen Bedürfnissen.

— **Jahrbuch der Erfindungen,** herausgegeben von Dr. H. Gretschel und Dr. G. Bornemann. 25. Jahrgang, mit 30 Holzschnitten. Leipzig, Quandt & Händel 1889. — Das Jahrbuch der Erfindungen giebt alljährlich eine Uebersicht über die bemerkenswerthesten Fortschritte auf den Gebieten der Physik und Chemie, der Technologie und Mechanik, der Astronomie und Meteorologie. Bei dem gewaltigen Aufschwunge, welchen die Naturwissenschaft und deren technische Errungenschaften in den letzten Decennien genommen haben, sind Werke informatorischen Charakters, welche, aus den Arbeiten die wichtigsten herausnehmend, gewissermaßen ein Bild aus der Vogelperspective geben, ein dringendes Bedürfniß. Der vorliegende Band scheint uns in dieser Hinsicht sehr gut gelungen. In dem physikalischen Theile finden wir die photometrischen Arbeiten von Leumner & Brodhuhn und Grosse, die Arbeiten über Photogrammetrie von Meydenbauer und Kappe, die epochemachenden Untersuchungen von Hertz über die Fortpflanzung elektrischer Wellen im Raume. Der chemische Theil, welchem die hochinteressante Arbeit von Crookes über die Entstehung der Elemente vorangestellt ist, ist ebenfalls sehr reichlich. Wir können das treffliche Werk allen Interessenten bestens empfehlen. U.

J. R. **Alfred Meißner — Franz Hedrich.** Geschichte ihres literarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die Alfred Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode 1885 an Franz Hedrich geschrieben. Von Franz Hedrich. Berlin, Otto Janke. 1 ℳ — Eine wunderliche Geschichte! Kommt da ein Schriftsteller Namens Franz Hedrich, derselbe, dem Alfred Meißner gelegentlich ein Buch gewidmet hat, und der, wie wir nunmehr ersehen, zeitlebens mit diesem Dichter in Verbindung gestanden, und behauptet allen Ernstes, das Meiste von den unter dem Namen Meißner's erschienenen Prosawerken, Romanen und Novellen (Zwischen Fürst und Volk, Sansara, Neuer Adel, Schwarzgelb, Die Kinder Roms, Die Prinzessin von Portugal, Robert Norson u. a. m.), auch einiges Dramatische z. B. „Der Prätendent von York" rühre nicht von diesem, sondern von ihm, Franz Hedrich, her, oder sei doch von ihm überarbeitet worden. Zuerst möchte man an eine neue Auflage des Falles Franz Bacherl denken, aber der vorliegende Fall ist doch ernsthafterer Natur; denn für das von Hedrich Behauptete liegen Beweise in Gestalt von Briefen vor. So stellt z. B. das Schreiben S. 3 außer alle Frage, daß Hedrich das Trauerspiel „Der Prätendent von York" überarbeitet habe, denn Meißner schreibt an diesen: Wie Midas haben Sie Dreck in echtes Gold verwandelt . . . Wenn nicht schon die Leute wüßten, daß ich einen „Warbeck" schreibe, so würde ich vor Sie hinstürzen und sagen: Nehmen Sie das Werk, es ist ja das Ihrige." Wie hat man sich nun das Psychologische dieses literarischen Verhältnisses zu denken? Es scheint, als ob Hedrich sich zuerst durch den Appell an die Freundschaft und durch seine übergroße Gutmüthigkeit habe bewegen lassen, zu weit gehende literarische Liebesdienste zu leisten, und später durch die Umstände verhindert worden sei, sein gutes Recht geltend zu machen, bis Meißner's Tod ihn endlich aller Rücksichten enthoben und ihm die Feder in die Hand gedrückt habe; Meißner andrerseits muß das Bedürfniß in sich gefühlt haben, sich fremde Arbeit dienstbar zu machen, sei es, daß die selbständige dichterische Thätigkeit ihm nicht genügte, sei es aus anderen auch nicht ganz selbstlosen Beweggründen. Zu einem weiteren Eingehen auf die mysteriöse Angelegenheit ist hier nicht der Ort; der Streit mag in den Literaturblättern ausgefochten werden. Zu betonen ist übrigens noch, daß, so sehr die mitgetheilten Beweisstücke für Hedrich und gegen Meißner sprechen, doch auch des andern Mannes Rede gehört werden müßte, um volle Klarheit in die Sache zu bringen; für diesen hätte, da Meißner todt ist, allerdings ein Anderer einzutreten. Auch kommen, was nicht übersehen werden mag, bei diesem Eigenthumsstreit immer nur Meißner's Werke zweiten Ranges, nicht aber seine bedeutenderen Dichtungen wie Ziska, König Sadal u. a. in Betracht.

G. Oe.— **Reichstagswahlkarte des Deutschen Reiches,** entworfen von G. Freytag. Wien, G. Freytag & Berndt. Preis: 1 ℳ 20 ₰. — Die gut gezeichnete Karte ermöglicht eine Uebersicht über die Ergebnisse der letzten Reichstagswahlen, hat aber auch die erfolgten Nachwahlen berücksichtigt. Die Fractionen sind durch Farben deutlich unterschieden und zwar so, daß die Cartellparteien durch verschiedene Abstufungen der grünen Farbe, die Opposition durch rothe Farbentöne bezeichnet sind. In die einzelnen Wahlbezirke ist außerdem der Name des Abgeordneten gedruckt, der Karte ist ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Abgeordneten beigegeben. Wir haben einen einzigen Fehler bemerkt: Der 11. sächsische Wahlkreis ist als im Besitze der Reichspartei befindlich dargestellt, während er der deutsch-conservativen Partei angehört. Im Uebrigen ist die Karte zuverlässig und verdient volle Anerkennung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 150. Dienstag, den 17. December. 1889.

Leo Tolstoi.

Von Hans v. Basedow.

Die bedeutenden und bedeutsamen Fortschritte, die die exacte Naturwissenschaft gemacht, hat das Grübeln über die wahre Wesenheit des Lebens, über die Grundprobleme des Seins, über die Pflichten des Menschen seinen Mitbrüdern gegenüber, über seine Stellung zur Allgemeinheit in positiv christlichem — ich sage nicht theologischem — Sinne mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Während es im vorigen Jahrhundert die Franzosen waren, die zum Theil die Fortschritte der Wissenschaft mit der Religion zu vereinigen bestrebt waren, und, da sie das Leben in seinen Höhen und Tiefen studirt, scharfe Kritiker und Verdammer des gang und gäben Lebens waren, sind es in diesem Jahrhundert die Russen, die vom katholischen Standpunkte ausgehend, die dunkelsten Menschheitsräthsel lösen wollen. Und Rußland ist das einzige Land, in dem eine derartige christliche Lösung möglich ist. Rußland steht den exacten Wissenschaften, der Empirie fern und ganz im Banne der Religion, d. h. des russischen Katholicismus und der Mystik, aus welch letzterem Grunde, um nur ein Beispiel anzuführen, die russische Kaiserfamilie unbedingte Anhängerin des Spiritismus ist, wie die wiederholte Einladung des Mediums Eglington beweist. Das russische Denken bewegt sich, mit wenigen, leuchtenden Ausnahmen, in den engen Grenzen des Katholicismus, nur daß außer dem dreieinigen Gott noch ein Nebengott existirt, „Väterchen Czar“. Der Katholicismus beherrscht Rußland in gutem und in bösem Sinne, er wirft eine Unfreiheit auf die Gemüther, die die Einzelwesen unterdrückt, die Allgemeinheit aber hebt. Der russische Katholicismus ist ein absolut ausgearteter Katholicismus, der die entsetzlichsten Grausamkeiten, die furchtbarsten Ausschreitungen im Gefolge gehabt — man lese Leontjew! — er ist es, der das Eindringen der Cultur verhindert, dadurch allerdings Rußland festigend und in sich abschließend, da er eben fremde Elemente fernhält. Ist der russische Katholicismus einestheils das größte Unglück des gewaltigen Reiches, ist er anderntheils dessen größtes Glück. Er macht Mütterchen Rußland zum abgeschlossenen, aller Cultur feindlichen Ackerbaustaat, giebt ihm Festigkeit nach außen, um das Land innerlich aufzusaugen. Er ist gleichsam Arsenik — wie dies Gift, wenn es zur Gewohnheit geworden, die Muskeln kräftigt und stärkt, die inneren Organe aber zerstört, so daß ein scheinbarer Riese den Todeskeim in sich trägt und in der Fülle seiner äußeren Kraft dahingerafft wird, so der Katholicismus in Rußland.

Hier, abgesehen von den großen Weltdichtern, die Rußland hervorgebracht, sind es vor Allem drei Männer, die, vom katholischen Standpunkt ausgehend, denselben reinigend, die tiefsten Probleme zu ergründen bestrebt sind, und zwar: Pjotr Jakowlewitsch Tschaadajew, einer der originellsten Denker, die Rußland hervorgebracht, der aber leider allzuviel im Banne des mystischen Naturphilosophen Schelling steht, der Slavophile Wladimir Ssergejewitsch Ssolowjow und Graf Leo Tolstoi, Letzterer der Einzige, dessen Bedeutung auch im Auslande gewürdigt wird, während die beiden ersteren Männer, trotz ihrer, Tolstoi in gewissem Sinne überragenden Bedeutung, wenig gekannt, wenig genannt sind. Tschaadajew predigt — cum grano salis — Kosmopolitismus. Er erkennt, daß Rußland, welches von jeher eine isolirte, abgeschlossene Stellung eingenommen, in der culturellen Entwickelung wesentlich zurückgeblieben, und stellt daher die These auf, daß eine culturelle Entwickelung nur in stetem Austausch und Verbindung mit anderen Culturvölkern stattfinden könne, daß ferner die culturelle Entwickelung nichts Zufälliges sei, sondern, im Gange der Welt bedingt, sich organisch, ein Glied aus dem anderen entwickele, schließlich behauptet er in einem Briefe an Schelling, daß Rußland, trotz des Bemühens einsichtsvoller Köpfe und des ernsten Strebens junger Leute, der Cultur unfähig sei, in der Cultur aber das Heil der Welt liege. Er erkennt der Religion keinen, der Cultur allen zweckdienlichen Einfluß zu. Ihm streng entgegengesetzt, schon da er Feind des Kosmopolitismus und strenger Slavophile, ist Ssolowjow, der, auf kirchlichem Standpunkte stehend, die Krebsschäden der Welt für eine Folge der antichristlichen Gesinnung hält und behauptet, daß die Entwickelung der Welt nur in innigem Bunde mit dem katholischen Christenthume möglich sei, daß dieses daher schon als erster Entwickelungsfactor den ersten Rang behaupte, während Leo Tolstoi das reine, dogmenfreie, um seiner selbst willen seiende Christenthum predigt. Die kurze Betrachtung der beiden erstgenannten Männer war insofern nöthig, als sie den russischen Denkkreis darlegen und so uns Leo Tolstoi begreiflicher machen, denn schier unbegreiflich ist in unserer mehr und mehr materialistischen Welt eine derartige Weltabgeschiedenheit in Leben und Gesinnung, wie sie Leo Tolstoi, einer der edelsten Erscheinungen der Welt, in Leben und Werken vertritt.

Leo Tolstoi lehrt: Alles geht in Einem auf, in der allgemeinen Nächstenliebe. Er predigt also in unserer hart-materialistischen Welt, im Jahrhundert des schärfsten Egoismus das wahre Christenthum, d. h. die allgemeine Menschenliebe. „Das ist absurd,“ ruft die moderne, nur das liebe Ich kennende Welt — aber absurd ist es nicht so ganz, es scheint nur so. Das reine Christenthum, auf wissenschaftlich-objectiver, nicht auf religiös-subjectiver Basis aufgebaut, ist und bleibt das reinste Menschenthum, da in ihm die edelsten socialen Grundsätze zum Durchbruch kommen. Christus predigte im Gegensatz zu dem schwelgenden, sich auflösenden Rom, im Gegensatz zu der sittlichen Fäulniß der von Rom zerfressenen Juden, die Religion der Entsagung, der Liebe, weil er die Menschheit seiner Zeit begriffen, Tolstoi predigt im Gegensatz zu der socialen Bedrückung des russischen Volkes und der materialistischen Weltanschauung eine Religion der Liebe, weil er die Menschheit nicht begriffen; denn nicht eine Religion braucht unsere Welt, am allerwenigsten Rußland, dessen Unglück die Religion, sondern Besserung und Hebung des socialen Lebens. Und das allerdings bezweckt die Religion, aber auf Wegen, die nur für gewisse Zeiten, nicht für die unserige Berechtigung haben, da der Religion jetzt stets die Wissenschaft gegenübersteht — und da liegt der Cardinalfehler Tolstoi's, der Cardinalfehler, der eigentlich eine Tugend ist. Das macht ihn groß, aber praktisch unbrauchbar. Als Einzellicht mag er herrlich erstrahlen, aber er wird nur einen beschränkten Raum, nicht große Weiten erleuchten. So edel, so schön, so menschlich-rein auch seine Theorie ist, er predigt tauben Ohren. Seine Worte verflüchtigen sich bei dem leisesten feindlichen Winde, seine Stimme verhallt, denn sie ist nur eine einzelne, und wie wol könnte Eine Stimme die Ansicht der Welt lenken, wie wol die Menschheit überreden, statt der Bequemlichkeit, dem Comfort, dem Egoismus, der Entsagung zu huldigen?!

„Was ist der Sinn des Lebens?“ Tolstoi wirft die alte Frage auf, an deren endgiltiger Lösung die größten Männer verzweifelt. In seinem erst kürzlich in deutscher Uebersetzung (Leipzig, Duncker & Humblot) erschienenen Buche „Ueber das Leben“ sucht er diese Frage zu lösen. Es ist tief, das Buch Tolstoi's, unendlich tief, und doch oberflächlich. Tief, weil es durchweg edel, ethisch, kurz weil in ihm die lauterste Weltanschauung sich offenbart, die krystallklarste Liebe, wie sie bis jetzt nur Jesus gepredigt, wenigstens mit derselben Ueberzeugung; oberflächlich, weil es die Errungenschaften der Wissenschaft nicht nur theilweise ignorirt, sondern auch mit Mitteln widerlegt, die vor der Wissenschaft nicht bestehen können. „Ueber das Leben“ ist der Markstein, der Inhalt, das Phänomen des Tolstoi'schen Lebens, einzig und allein aus diesem

Buche ist Tolstoi und seine früheren Schriften zu erklären. „Was ist der Sinn des Lebens?" „Für Andere, nicht für sich selbst leben," antwortet Tolstoi, d. h. in Gott leben. Hier liegt ein wunder Punkt, in Gott leben, heißt in einem Einzel- wenn auch Allwesen leben, das ist verderblich; würde die ganze Menschheit der Erde, das gesammte Lebewesen der Erde als „Gott" aufgefaßt, würde das Verhältniß des Einzelwesens zu diesem Allgemeinwesen, zu diesem Gott erklärt, so wäre die Tolstoi'sche Theorie und mit ihm das Christenthum auf sachgemäße, anerkennenswerthe Basis geführt, denn dann hieße in Gott leben, als ein Glied der Allgemeinheit leben, dieser dienend, und das sagt Tolstoi, das verlangt Tolstoi, er hat also den wahren „Gott" erkannt, und sucht doch, strebt doch, verlangt doch, dient doch dem gang und gäben Gott. So kommt es denn auch, daß er positiv-christlich das Leben nur als ein kurze Phase auffaßt, als einen geringfügigen, elenden, nicht werth zu durchlebenden Augenblick des wahren Lebens, d. h. des Lebens vorher und nachher. In diesem Sinne fertigt er alle Errungenschaften der Wissenschaft ab, mit einer, für einen so hochgebildeten, feinsinnigen Mann unglaublichen Oberflächlichkeit. Tolstoi ist Metaphysiker, Mystiker, ja Zelot in seiner Art, er ist durchfressen von jenem oft unmerklichen religiösen Wahnsinn, der gerade in Rußland die unheimlichsten und anheimelndsten Früchte gezeitigt, der gerade in Rußland oft mit Ueberzeugungstreue verwechselt wird. Tolstoi in seinen letzten Schriften ist eine pathologische Erscheinung. Er hat sich, ausgehend von Naturanlage zu mystischer Grübelei, in eine Idee verrannt, in dieser Idee aufgehend, dieser Idee Alles opfernd, nicht nur sein Wohl und Wehe, nicht nur seine Bequemlichkeit, nein auch das Wohl und Wehe, die Bequemlichkeit seiner Familie, und das ist, in Anbetracht unserer jetzigen Verhältnisse, ein pathologisches Moment. Derartige Aufopferung befriedigt nicht den Nächsten, es macht ihn habgieriger. Je mehr Du giebst, je mehr wird von Dir verlangt, das ist eine alte Wahrheit. Derartige Aufopferung giebt aber auch keine Selbstbefriedigung, denn sie reizt zu immer größeren und größeren Aufopferungen, d. h. die Wahnidee wächst mit Befriedigung der Wahnidee, die pathologischen Momente häufen sich.

Die erste Nahrung für diese Wahnidee, die schon in seinem ersten Buche „Die Kosaken" zum Durchbruch kommt, sog er aus dem Studium theologischer Werke, das er eifrig betrieb, weil er nach „Gott" suchte, später wurde seine Idee durch das Studium Schopenhauer's, d. h. durch einseitig, kritiklos betriebenes Studium des theilweise falsch aufgefaßten Schopenhauer bestärkt und gekräftigt.

„Was ist der Sinn des Lebens? Fast 50 Jahre zählte ich, als diese noch nie beantwortete Frage mich in den furchtbarsten Zwiespalt warf. Ich war auf den Punkt gelangt, wo ich, ein gesunder, glücklicher Mann, es empfand, daß ich nicht mehr leben könne, eine unbestimmte Macht riß und zerrte an mir, daß ich mir auf irgend eine Weise das Leben nehme."

In diesem kurzen Satze sagt Tolstoi viel, in diesem kurzen Satze bricht das „Pathologische" in ihm klar durch.

Doch weiter: „Das wahre Leben ist nicht das, was im Raume und in der Zeit vor sich geht . . . Das Gesetz dieses Lebens ist: dem Wohle der thierischen Persönlichkeit entsagen, denn die thierische Persönlichkeit ist nur ein Werkzeug des Lebens." (Ueber das Leben.) Also klar und deutlich weist er auf ein anderes Leben hin, dessen Vorbereitung dieses Leben — bei diesen Ansichten ist es natürlich, daß er nicht nur nach dem „Sinn des Lebens", sondern auch nach dem wahren Gott sucht. Oben habe ich angedeutet, wie er den wahren Gott hätte finden können — aber er sucht den Gott nicht da, nicht in diesem Leben, nicht im Leben der Erde — er sucht ihn im katholischen Glauben. Er erstickt all sein Grübeln und Denken, völlig aufgehend in den Dogmen und Formeln der Kirche, mit dem unbestimmten Gedanken, daß er erst dann Gott finden könne, wenn er sein Denken unterdrückt. Tolstoi wird also fanatischer Formelchrist, aber zum Glück ist dies für ihn nur eine Durchgangsperiode, er glaubt plötzlich das reine Leben, gleich Ikonikow, dem berühmten Gelehrten, im Kloster zu finden, aber nein, auch dabei kann ein Tolstoi nicht bleiben. Das wahrste Leben liegt in der Bethätigung, im allgemeinen Wirken, und so groß der Nutzen der Klöster auch immer gerade in Rußland ist, das Wirken derselben ist doch nur ein beschränktes. So kommt er denn auf die wahrste Bethätigung des Lebens, auf die von Jesus gepredigte Lehre der Entsagung. Wenn aber nicht in Klöstern, wo liegt dann das reine Christenthum? In Christus selbst, in Christus, der Personification der allgemeinen Menschenliebe. Allumfassende, entsagende Liebe ist das Grundwesen der menschlichen Natur, der Egoismus ist künstlich großgezüchtet, er ist widernatürlich. Zur Pflege der allgemeinen Liebe hat sich der Mensch also nicht zu ändern, sondern sich nur so zu geben, wie er von Natur aus ist. Er hat nur seinem wahren Wesen, d. h. seinen natürlichen Instincten, die stets auf die Nächstenliebe weisen, zu folgen. Hier liegt wieder ein Irrthum vor, Tolstoi beurtheilt den Menschen nach Christus, nach sich selbst, er fühlte von jeher in seinem Innern den Trieb zur Liebe, eine persönliche Eigenschaft, d. h. sein pathologisches Moment für allgemeinen Instinct haltend, ohne zu bedenken, daß nur die minimalste Minderzahl aus gleichgearteten Wesen besteht, ohne zu bedenken, daß, wenn auch diese Instincte natürlich gewesen wären, sie längst durch den herrschenden Egoismus erstickt werden, ohne zu bedenken, daß diese Ansicht, so rein, lauter und schön auch immer sie sein mag, mit den herrschenden Interessen im Widerspruch steht, daß Darwin mit den kurzen Worten „Kampf um's Dasein" das Leben viel richtiger charakterisirt. Ein Kampf, ein heißer Vernichtungskampf Aller gegen Alle ist das Leben, ein Kampf, der in der Entwickelung der Welt einen wesentlichen Factor bildet. Tolstoi erkennt diesen Kampf sehr wohl; um ihn zu endigen und ein friedliches Leben zu schaffen, giebt er zwei Gesetze: Absolutes Thun des Guten; widerspruchslose Duldung des Bösen. Es findet sich da eine Stelle, die von großer Bedeutung ist: „Vergilt Böses nicht mit Bösem, man vernichtet das Böse nicht, wenn man mit Bösem bestraft."

Dies ist — cum grano salis — ein höchst bedeutsamer Satz, wäre er immer festgehalten, hätten wir jetzt nicht ein gesetzlich verbotenes und ein gesetzlich erlaubtes Böses. In Tolstoi's Anschauung wird jedoch dieser Satz leider wieder zum neutestamentlichen Satze: „So Dir Jemand einen Streich auf eine Wange giebt, so halt ihm auch die andere hin." Das ist Mißverstand — so ist es aber bei Tolstoi stets, in ihm kämpft die Dogmen-Religion mit der Natur-Religion, die formelle Christenliebe und Entsagung mit echter Humanität! Die beiden Extreme, Kampf um's Dasein, d. h. Egoismus, und widerspruchslose Duldung sind verderblich. Die Wahrheit liegt, wie zumeist, auch hier in der Mitte. Das richtigste Lebensprincip lautet: „Sei Egoist, so lange Du auch nicht das geringfügigste Recht oder Gefühl Deines Nächsten verletzest." In diesem kurzen Satze ist ein großer Theil der Tolstoi'schen Lebensanschauung eingeschlossen.

Daß Tolstoi, seine Lehre praktisch betreibend, — wie dies alle derartige „Apostel" thun, die von einem krankhaften Impuls getrieben, von einem pathologischen Phänomen beseelt, doch oft zu gutem Ziele kommen und ein Theilchen Wahrheit finden, die sie zur einzigen Wahrheit erheben, wie z. B. der bekannte Münchener Maler und Vegetarianer Diefenbach, der unendlich viel Aehnlichkeit — theoretisch wie praktisch, innerlich, wie äußerlich — mit Tolstoi hat, sich dadurch, wie dies Diefenbach auch schon gethan, oft in Gegensatz und Widerspruch zur Staatsverfassung setzt, ist klar — und das ist der Zwiespalt, in den der Slavophile Tolstoi verfällt. „Wenn ich unter Menschen, die die Lehre Jesu nicht befolgen, sie allein befolge, wenn ich verlasse, was ich besitze, wenn ich meine Wange hinhalte, ohne mich zu vertheidigen, wenn ich mich weigere, den Eid zu leisten, in den Krieg zu ziehen, so stehe ich sozusagen dem Nichts gegenüber und wenn ich nicht vor Hunger sterbe, wird man mich todtschlagen, wenn ich leben bleibe, wird man mich in's Gefängniß werfen; ich werde vergeblich mein ganzes Lebensglück opfern, mein ganzes Leben." (Ueber das Leben.)

Aber diesen Zwiespalt schlichtet Tolstoi leicht. Man verwirft dies Leben, wirft es von sich, um das reine Leben zu gewinnen. Das ist nun freilich das bequemste Mittel, alle Erörterungen abzuschneiden, statt zu entwickeln, zu erklären — aber das ist auf der anderen Seite nur natürlich, denn Tolstoi arbeitet nur mit Abstractem, nicht mit Concretem, mit Begriffen, nicht mit Dingen. Er behauptet, aber er beweist nicht, er entwickelt logisch, aber der Ausgangspunkt seiner Entwickelung ist nicht richtig, er folgert consequent, aber das erste Glied seiner Folgerungskette ist nicht echt!

Tolstoi will das irdische Leben in seine alten Bahnen zurückführen, d. h. ein Leben in der Natur schaffen — hier wird er ganz Rousseau; wenn auch Rousseau in Deutschland theilweise überwunden sein dürfte, so ist er doch in dem nur halb civilisirten Ackerbaustaat Rußland noch wirkungsfähig, wirkungskräftig. Das Leben in der Natur bringt Bedürfnißlosigkeit mit sich, daher ist es das einzig richtige Leben. Bedürfnißlosigkeit fördert die Aufopferungsfähigkeit und in der größten Aufopferung für den Nächsten besteht ja eben das wahre Leben.

Das ist in großen Zügen der Inhalt von Tolstoi's Lebens- und Werk-Wesenheit. In ihm spricht er alles Das aus, was er in seinen früheren Werken angedeutet, ja — seine Romane sind nichts als Commentare des Buches, das erst jetzt erschienen — anticipirte Commentare, die nicht nur erklären, sondern auch vorbereiten sollen. Er hat sein Leben eingerichtet, wie er es vorschrieb. Auf seinem

Gute lebt er zurückgezogen, nur in Verbindung mit russischen Pädagogen und Theologen, allem Comfort entsagend, von seiner Hände Arbeit lebend, sich kleidend mit dem, was er selbst verfertigt, sich nährend von dem, was er gepflanzt, großgezogen. Und diese praktische Darlegung seiner Theorie bildet den Schlüssel zu seinem Wesen. Nach seiner Anschauung lebt er das normale Leben, das das anormalste ist. Denn nur das ist für eine Zeit normal und wahr, was von der Mehrheit der Gebildeten anerkannt wird — ein absolut normales Leben giebt es nicht, wie es keine absolute Wahrheit giebt. Und das erkennt Tolstoi nicht — er erklärt seine Lebenstheorie für das absolut normale und wahre Leben — und das ist das pathologische Moment in Tolstoi. Derartige Naturen weisen das Verranntsein in eine bestimmte Idee auf, wie dies bei Tolstoi der Fall, sie tragen geduldig allen Spott und Hohn, ruhig in dem Bewußtsein, daß die Wahrheit in ihnen, nicht in den Dingen. Sie nehmen freudig alles Ungemach auf sich — weil es um ihre Stirn gleichsam eine Gloriole breitet. Es liegt ein großer Reiz in einem Martyrium, wie es sich Tolstoi selbst geschaffen, um so mehr, als auch im Mitleid ein Reiz liegt, da die Wurzel des Mitleids Egoismus ist, man befriedigt im Mitleid das Ich-Gefühl durch Befriedigung des Es-Gefühls, denn das Ich-Gefühl hebt sich dadurch über das Es-Gefühl. Derartige pathologische Naturen wechseln ihre Ansichten nicht, sondern spitzen sie mehr und mehr zu. Widerspruch, Widerlegung bestärkt sie nur — es ist das ein Zustand, der in Ueberreizung bestimmter Nervencentren seine Ursächlichkeit hat. Anfänglich normal, wird er durch das Concentriren aller Bestrebungen auf das eine Ziel anormal, da bei beständiger Anspannung eines Nerven-Complexes nothwendig Ueberreizung desselben eintreten muß. Abgesehen aber jetzt von der pathologischen Grundlage seines bedeutenden, bedeutsamen neuesten Buches ist dasselbe in vieler Hinsicht schädlich, d. h. der Tolstoi'schen Theorie schädlich — denn nur die Allgemeinheit kann wirken, der Einzelne nicht, und zur unrechten Zeit aufgeworfene Ideen schrecken die Allgemeinheit ab. Tolstoi der Einzelne beweist — die Allgemeinheit widerspricht.

Wie schon oben angedeutet, sind in „Ueber das Leben" die vorzüglichsten Ideen der früheren Werke Tolstoi's, die zu den edelsten Erscheinungen der russischen Literatur gehören, enthalten, jedoch ist es zweckmäßig, zur Vollendung des literarischen Charakterbildes dieses originellen bedeutenden Mannes ein wenig auf dieselben einzugehen, zuvor jedoch, zur völligen Erfassung dieser seltsamen Individualität scheint es nöthig, einen Blick auf die äußere Seite seines Lebens zu werfen.

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wurde 1828 auf dem Familiengute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula geboren. Sein Vater, der sich als Oberstlieutenant in dem Franzosenkriege 1812 und 1813 ausgezeichnet, war ein ebenso fein gebildeter als energischer Mann, seine Mutter, eine geborene Fürstin Wolkonska, eine hochgebildete Dame, die jedoch wenig Einfluß auf den Sohn haben konnte, da sie schon 1830 starb. Seine Tante, eine Gräfin Osten-Sacken, vertrat Mutterstelle an den verwaisten Kindern, die außer Leo aus drei Brüdern und einer Schwester bestanden. 1837 siedelte der Vater mit der Familie nach Moskau über, wo die Kinder, außer russischen Lehrern, einen französischen und einen deutschen Hofmeister erhielten, was natürlich großen Einfluß auf deren Bildung hatte und die russische Einseitigkeit mit kosmopolitisch angehauchter Vielseitigkeit vertauschte. Der Vater starb im nächstfolgenden Jahre, worauf Leo 1840 nach Kasan ging, behufs Vorbereitung auf das Universitätsstudium, das er auch bald antrat. Hauptsächlich studirte er orientalische Sprachen, später die Rechte — aber das trockene Studium der exacten Wissenschaft sagte ihm nicht zu, da sein Sinn auf Grübeln und Denken über metaphysische Fragen gerichtet war — und seine Sinne auf den Genuß des Lebens! Er verließ deshalb die Universität und zog sich nach Jasnaja Poljana zurück, wo er theils in ernste Studien versank, theils die heitere Seite des Lebens genoß. Aber auch hier duldete es ihn nicht lange, 1851 suchte er seinen Bruder im Kaukasus auf, der dort in der Artillerie stand. Das Militärleben zog ihn, der sich über sich selbst noch nicht klar war, so mächtig an, daß er Artillerieofficier wurde. Er war von seiner Aufgabe völlig erfaßt, so daß er sich im Krimkriege, und zwar in der Schlacht bei Tschernaja, so auszeichnete, daß er zum Brigadecommandanten ernannt wurde. Der Kaukasus wurde von höchster Wichtigkeit für ihn — er brachte ihm hohe, militärische Ehren — und erweckte den Schriftsteller in ihm, namentlich bewirkte dies die Schlacht bei Sebastopol, die er in Skizzen, naturalistischen Momentaufnahmen des Schlachtfeldes, schilderte. Die Ueberzeugung seines schriftstellerischen Berufes war so fest in ihm geworden, daß er nach Beendigung des Krimkrieges den Abschied nahm, um ausschließlich der literarischen Thätigkeit leben zu können. Zumeist in St. Petersburg lebend, machte er weite Reisen, durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, seine Anschauung dadurch wesentlich erweiternd. 1862 vermählte er sich mit der Tochter eines deutschen Arztes in Moskau, Sophie Andrejewna Behr, die einige seiner Werke, wie jüngst erst „Ueber das Leben", ins Deutsche übertrug. Auf seinen Reisen lag er den mannigfachsten Studien ob, vor Allem waren es die Schulverhältnisse, die er eingehend beobachtete. Er gründete nach seiner Rückkehr, das Beste, was er in deutschen Schulen gefunden, auswählend, Musterschulen in Rußland, entwarf eine Lehrmethode und veranlaßte eine Anzahl Lehrer, nach dieser zu unterrichten. So war und ist er unermüdlich thätig für das Wohl, für die Cultivirung seiner Landsleute. Mit Recht zählt er auf die junge Generation und versucht bei ihr die Grundlage zu künftiger Bildung zu legen. Aber nicht nur für die geistige Bildung des jungen Nachwuchses sorgt er, nein, auch für die Erwachsenen, indem er Sonntagsschulen für dieselben gegründet — ein Unternehmen, das freilich wenig Aussicht auf gedeihliche Wirkung hat, da es den Schaden, den die Kirche stiftet, nur unterstützt. Seine menschenfreundlichen Bestrebungen wurden gar bald zur Manie, die sich in seinen späteren Tendenzschriften deutlich ausdrückt. Der Mysticismus, der von Jugend auf den Grundzug seines Charakters gebildet, wurde sein Fluch — er zerstörte das thatkräftige Wirken für diese Welt, weil er sein Heil in jener suchte. Wie schon oben bemerkt, lebt er wie der ärmlichste Bauer, hat auch seine schriftstellerische Production eingeschränkt, da er nur noch Tractätchen für das Volk schreibt, drucken läßt und zum großen Theil gratis verbreitet.

Tolstoi wuchs auf in einer Zeit politischer und socialer Unsicherheit, in einer Zeit der Kriege, deren einige er selbst mitmachte. Nur die Literatur war in ihrer einen Hauptrichtung (Turgenieff, Herzen, Lermontoff, Dostojewskij) klar, bestimmt auf ein Ziel lossteuernd. Und doch herrschten gerade in ihr die seltsamsten Verhältnisse, die größten Vertreter derselben lebten im Ausland, oder in Sibirien.

Die russische Literatur ist ein Kind der Neuzeit, sie wurde von Peter dem Großen quasi geschaffen, zur Stütze seiner Reformen, — die, nebenbei bemerkt, in den Augen der Slavophilen Rußlands Unglück sind —. Mit der Knute wurde die Literatur der Menschheit eingeprügelt, um später — als sie freisinnig zu werden begann — mit der Knute wieder ausgeprügelt zu werden. Literatur und sociales Leben sind in Rußland untrennbar — eben weil sie zur Hebung des socialen Lebens geschaffen war. In der russischen Literatur kämpfen die beiden Anschauungen, die im Leben kämpfen: auf der einen Seite die Slavophilen — die jetzt fast gleichgesinnt, gleichbedeutend mit den Panslavisten — auf der andern Seite die Kosmopoliten, auf deutsch: einestheils Freunde der guten, alten, russischen Uncultur — anderntheils Freunde der rastlos vorwärts schreitenden Weltcultur. Die Einen, treu dem „Mütterchen Rußland", Feind der von Peter hineingetragenen fremden Cultur, gleich Derschawin stolz ausrufend „Mache nur einen Schritt vorwärts, Rußland, und die Welt ist Dein" — die Andern, wie der viel angefeindete und für wahnsinnig erklärte Tschaadájew — bei den Weltdichtern ist dies so selbstredend, daß es gar nicht erwähnt zu werden braucht — das Heil in der allgemeinen Entwicklung, im Anschluß an und Mitgang mit der Cultur anderer Länder suchend.

Ein entschiedener Gegner der Industriecultur, ein warmer Freund des Landlebens mußte Tolstoi Slavophile werden — einestheils fiel seine Entwickelung gerade in die Periode des mächtigen Aufflackerns des Slavophilenthums und weltbewegende sociale Fragen zeichnen ja stets den Entwickelungsgang eines in ihnen aufwachsenden Menschen vor, anderntheils sind die slavophilen Bestrebungen auf einen Ackerbaustaat gerichtet, was Tolstoi aus oben berührtem Grunde an sich anziehen mußte.

Die Absicht Tolstoi's geht aber weiter, als die der Slavophilen; während sie beim Ackerbaustaat stehen bleiben, macht er den Schritt weiter zum Volksstaat — gleichsam ein Rückschlag auf das Leben der Juden zu Zeiten Abraham's. Und dies nur, um durch das innige Leben in, mit und durch die Natur die Bedürfnißlosigkeit zu erreichen, die aus oben dargelegten Gründen das reine Leben in der Nächstenliebe garantirt.

Die Erkenntniß dieses reinen Lebens faßte Tolstoi schon als Officier; wie Dostojewskij, der selbst dort Strafgefangener, in Sibirien, findet Tolstoi die wahrsten Menschen, d. h. den Menschen an sich, den Naturmenschen im Kaukasus. Hier, fern von der Weltcultur, entwickelt sich die wahre Cultur, die Cultur des Herzens, die Cultur der Innerlichkeit. Diese Ansicht spricht er in seiner, da-

mals entstandenen kleinen Novelle „Die Kosaken“ deutlich aus. Olewin-Tolstoi hat im Kaukasus den bedürfnißlosen Naturmenschen entdeckt, Olewin-Tolstoi legt sich zum ersten Mal die Frage vor: „Was ist der Sinn des Lebens?“. Olewin-Tolstoi hat im Kaukasus die Antwort erhalten, die er vermöge seiner mystischen Anlage für die einzig richtige hält: „Lebe für Andere — lebe nicht für dich selbst“. Und diese Erkenntniß bildet den Grundstock aller seiner spätern Werke, auf die wir nunmehr eingehen wollen.

Sehen wir ab von den kleinen Schriften, so sind es vor Allem zwei machtvolle Werke, die den Ruf Tolstoi's begründeten, die wegen ihrer ganzen Anlage, wegen der größern inneren Freiheit, in der sich Tolstoi zur Zeit der Schöpfung befand, frei von religiös-mystischen Zügen sind: „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“.

„Anna Karenina“, der moderne, russische Gesellschaftsroman comme il faut, ist ganz im Sinne der modernen Kunst- und Weltanschauung geschrieben. Tolstoi hat sich das neue Kunstgesetz zu eigen gemacht. Er schildert die Menschen nicht wie er denkt, er schildert sie wie sie denken. Er schreibt nicht von seinem Standpunkt aus, sondern vom Standpunkt seiner Figuren, er steht nicht über dem Werke, sondern ordnet sich dem Werke unter. Darauf beruht die große Lebenswahrheit und Natürlichkeit der beiden genannten Romane. Sonst mit großen Zügen große Verhältnisse hinmalend, weltgeschichtliche Ereignisse oder mystische Träume behandelnd, ist er in „Anna Karenina“ einfach natürlich. Er nimmt sich das Gebiet der Ehe zum Vorwurf, und zwar drei Ausgaben der Ehe, die gang und gäbe, spießbürgerliche Ehe, den Ehebruch und ein Gemisch von Beiden. Er verfährt in der Anlage und Durchführung der ersten Hälfte streng realistisch-künstlerisch, während in der zweiten Hälfte seine dichterische Kraft erlahmt und die persönliche Anschauung sich ungebührlich in den Vordergrund drängt. Das giebt dem sonst so hervorragenden Buche etwas Widersprechendes, und in der That — widersprechend ist es. Tolstoi wird, statt in der überzeugten, überzeugenden, realistischen Schaffensweise des Anfangs zu bleiben, irreleitender Moralprediger und das ist es, was den aufrichtigen, ungetrübten Genuß aller seiner Werke verleidet. Ein jeder wahrer Dichter ist Moralprediger, aber er drängt die Moral nicht ostentativ hervor, die Moral ist etwas so rein Innerliches, daß sie sich oft durch das absichtliche zur Schau Tragen in ihr Gegentheil verwandelt, gekünstelt erscheint. Und dies ist bei Tolstoi der Fall, die von ihm beabsichtigte moralische Läuterung wäre reiner und edler, hätte er durch die Wahrheit seiner Schilderung, durch einheitliche Durchführung seines Planes dieselbe im Leser erweckt und nicht zum Schluß gewaltsam herausgeschleudert. Wol erweckt Tolstoi zum Schluß des Buches Mitleid mit der unseligen Anna, insofern hat er das sich gesteckte Ziel erreicht, aber es ist dies ein Mitleid, welches nicht läuternd, sondern duldend wirkt, im gegebenen Falle also richtig, vom allgemein menschlichen Standpunkte aus aber unrichtig.

Sein zweiter Roman „Krieg und Frieden“ arbeitet mit gewaltigen Mitteln. Hier ist die Handlung einheitlich, geschlossen, knapp, comprimirt. Unerbittlich streng schreitet er vor, mit voller Kraft, bis zum Schlusse nicht erlahmend. Der Roman spielt zur Zeit des neapolitanischen Krieges und zum Theil in demselben. Die historischen Ereignisse bilden den Hintergrund, von denen sich die Ideen Pierre-Tolstoi's — es ist eine Eigenart Tolstoi's, daß er sich in einer bestimmten Figur fast jedes Buches selbst schildert — plastisch abheben. Gerade die welthistorischen Ereignisse waren geeignet, einen richtigen, satten Hintergrund zu den humanen Bestrebungen zu bilden, da diese desto menschlich reiner, desto eindringlicher erscheinen mußten. In einzelnen Scenen bietet der Roman Charakterbilder, Momentaufnahmen von verblüffender Naturwahrheit, scheinbare Kleinlichkeiten werden durch die Kraft der Schilderung zu Cabinetstücken der Erzählungskunst erhoben. Die glückliche Abwechselung der Schauplätze — bald Schlachtfeld, geschildert mit allen Einzelheiten, und wie geschildert, bald Salon, hingemalt mit lebensfrischen Strichen — erhebt den Roman zu einem Charakterbilde jener Zeit, wie es einzig dasteht in der Literatur Rußlands.

Es ist eine Eigenart Tolstoi's, daß er das Einzelne nicht als Glied des Ganzen schildert, sondern Einzelschilderungen zusammensetzt, so daß sie das Ganze bilden. Er hat damit gleichsam eine neue Technik des Romans geschaffen. Wenn auch der hier angedeutete Weg bislang schon eingeschlagen wurde, so war dies doch nur da der Fall, wo es galt, eine psychologische Entwickelung darzustellen und ausreifen zu lassen, nicht aber rein äußerliche Scenen, wie dies bei Tolstoi der Fall. Eine Schlacht z. B. schildert er nicht als solche, sondern vermittelst Momentaufnahmen einzelner Situationen, die die Phantasie des Lesers zusammensetzen und ausschmücken muß. Er schildert Phänomene, ist also Phänomenalist — wol diejenige Weise des künstlerischen Schaffens, die die meiste Berechtigung hat — aber er verknüpft die Phänomene nicht logisch und psychologisch, sondern läßt sie als Einzelphänomene nebeneinander stehen, wenn er auch den Zusammenhang ahnen läßt. So kommt es, daß gerade „Krieg und Frieden“ oft etwas Unzusammenhängendes, Verwirrendes hat, das das Lesen ungemein erschwert, da nicht der Dichter die Fäden in der Hand hält, und den Leser so leitet, sondern der Leser selbst die Fäden finden und verknüpfen muß.

Sein in vieler Hinsicht gewaltigstes Werk ist das machtvolle Volksdrama „Macht der Finsterniß“. Es ist dies ein Buchdrama — unser nervenschwaches Geschlecht würde eine Aufführung nicht ertragen, da die entsetzlichsten Einzelheiten mit haarscharfem Realismus entworfen sind. Der Held des Dramas ist eigentlich die „Bestie im Menschen“. Der Mord des Kindes mit seinen schauerlichen Einzelheiten ist eine der gewaltigsten Scenen der Dramenliteratur, um dieser und der Schlußscene willen verdiente das Drama eine Aufführung, aber gerade diese Scene in ihrer nackten Rohheit macht eine Aufführung unmöglich. Die Schlußscene, so gewaltig auch immer sie ist, so erschütternd sie auch wirkt — sie bringt uns der Moralprediger Tolstoi — der nun einmal allüberall zum Durchbruch kommen muß. Und das giebt allen Tolstoi'schen Werken die Unfreiheit, an der sie ausnahmslos kranken.

Von seinen kleineren Schriften sind zu erwähnen — außer den religiös-philosophischen: „Mein Glaube“, dem oben dargelegten „Ueber mein Leben“ — Soldatengeschichten, Luzern, Kosaken, Polikkuschka, Familienglück, Tod des Iwan Ilitsch, Albert, 3 Todesarten, Iwan der Narr u. a. m. Sie alle zeichnen sich durch sympathische Erfassung des Sujets, durch eine oft liebenswürdige Träumerei, durch, vom Tolstoi'schen Standpunkte aus, rücksichtslose Wahrheitsliebe und durch das immerwährende Durchleuchten der Tolstoi'schen Doctrin der Menschenliebe aus. Daß einige schwächere, ja absolut schwache Novellen mit unterlaufen, ist bei Tolstoi's einseitiger Behandlung desselben Themas nicht zu vermeiden. Da sie aber nur geschrieben sind, um die Moraltheorie Tolstoi's zu stützen, also eigentlich nur fast märchenhaft erfaßte polemische Schriften, gezwungene Tendenzarbeiten sind, können sie, mit wenigen Ausnahmen, für den Dichter Tolstoi nicht in Betracht kommen — während sie für den Volksfreund, den Schwärmer Tolstoi maßgebend, ausschlaggebend sind.

Der Grundzug Tolstoi's ist originell, wenn er auch Epigone ist, Epigone Rousseau's. Denn Rousseau'sche Einflüsse sind es mehr oder weniger, die Tolstoi auf das Landleben gebracht, die Tolstoi's Erziehungsreformen veranlaßt —, vor einem merkbaren Epigonenthum ist Tolstoi aber durch sein Dichtertalent geschützt, er idealisirt Rousseau, um ihn praktisch zu realisiren. Und Realismus und Idealismus kämpfen auch im künstlerischen Schaffen Tolstoi's. In Entwurf und Darstellung absolut realistisch, ist doch die Grundidee oft krankhaft ideal. Wie schon oben bemerkt, huldigt er im künstlerischen Schaffen dem unverknüpften Phänomenalismus, und das ist bei der Art seiner Ansicht nicht anders möglich. Das, was er sagen will, kommt wol in Einzelheiten bei anderen Wesen zum Vorschein, nie aber im Gesammten, daher das Zerstückelte, Zerstückelnde!

Die Form, in die er seine Werke gießt, ist in den kleineren Sachen die des sinnigen Märchens oder die einer losen Novelette, in den größeren Werken herrscht absolute Formlosigkeit, die einestheils Folge des Moralpredigens, anderntheils durch oben erwähntes Nebeneinanderstellen und Nichtverknüpfen bedingt ist — dafür entschädigt er reichlich durch die Stimmung, die er allüberall giebt und hervorruft — die Stimmung ist für Tolstoi Form — in der Stimmung glaubt er das Lose zu vereinigen, und er würde damit Recht haben, wenn er die Stimmung nicht oft durch persönliche Reflexionen störte. Tolstoi beabsichtigte an Stelle des Gesetzes der äußeren Form ein Gesetz der Innerlichkeit treten zu lassen — ohne zu bedenken, daß er durch absichtliches Betonen der Tendenz die Einheitlichkeit der Innerlichkeit stören mußte.

So blickt uns, Alles in Allem genommen, in Tolstoi stets ein edler Geist, ein warmer Menschenfreund und trotz aller Mängel großer Dichter entgegen — eine hervorragende, sympathische Erscheinung, die aber, entgegengesetzt zu analogen Fällen, durch das pathologische Moment geschwächt, nicht gehoben ist. Eine Erscheinung, die auf sympathische Gemüther gewaltig wirken muß, während sie Apathe nicht zu begeistern vermag. Und ein wahrer Dichter muß Sympathe wie Apathe gleichermaßen fesseln!

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 148 dieser Beilage hat es S. 593 Spalte 2 für γοησαι „γοησαι“ und für „das slavische Joch“ das slavische Joch zu heißen. (Das ganze Autograph ist ohne Beifügung von Accenten geschrieben.) Th. D.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 151. Donnerstag, den 19. December. 1889.

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.*)

—m— Mit den gespanntesten Erwartungen hat man dem Erscheinen des Werkes, dessen erste Bände uns jetzt vorliegen, entgegengesehen. Daß die preußische Politik, die so gewaltige Erfolge errungen, das Licht des Tages in keiner Weise zu scheuen brauche, konnte nicht deutlicher gezeigt werden, als dadurch, daß kaum ein Jahrzehnt nach der Begründung des neuen Deutschen Reiches die geheimsten Quellen seiner Entstehungsgeschichte rückhaltlos dem Forscher eröffnet wurden. Selten, vielleicht noch nie, hatte ein Historiker Gelegenheit, für die Geschichte seiner eigenen Zeit so aus der Fülle des Materials zu schöpfen. „Auf das Genaueste ließ sich jede Wendung der preußischen Politik, in den entscheidenden Krisen oft Tag für Tag, ja zuweilen Stunde für Stunde verfolgen.“ Auf die Benutzung der nichtpreußischen Archive verzichtete Sybel. Man kann das ja bedauern; so mancher Vorgang hinter den Coulissen würde vielleicht in ein anderes Licht getreten sein, wenn die Ministerialacten und Botschaftsarchive in Wien, München, Dresden, ganz abgesehen von St. Petersburg, London, Paris u. s. w., hätten befragt werden können. Aber einmal wären ihm diese Quellen schwerlich zugänglich gemacht worden; und dann [illegible] des ohnehin gewaltigen Stoffes leicht verloren haben. Gerade diese aber ist ein besonderer Vorzug des Buches. Es ist ein Werk aus einem Gusse; in völlig abgeklärter Form stellen sich uns die Ergebnisse mühevoller Quellenforschung dar. Wol gebietet Sybel nicht über den stets jugendfrischen Stil Treitschke'scher Begeisterung; eben so fern ist er von der erhabenen, kühlen Größe Ranke'scher Objectivität. Er steht zwischen Beiden, verbindet die vornehme Ruhe des Akademikers mit der inneren Wärme des Politikers. „An keiner Stelle des Buches habe ich meine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verleugnen gehabt“ — dies offene Wort in der Vorrede wird freilich manches bedenkliche Kopfschütteln hervorrufen; aber es gesteht ehrlich die Unmöglichkeit einer rein objectiven Auffassung von Ereignissen ein, in denen wir selbst mit unserm ganzen Denken und Fühlen leben und weben. Daß eine solch ausgesprochene politische Stellungnahme im Einzelnen zu manchem einseitigen Urtheil, zu mancher bestreitbaren Charakteristik führt, läßt sich nicht in Abrede stellen. Im Großen und Ganzen aber wird der Werth des Werkes dadurch wenig beeinträchtigt, und der Leser wird es uns daher nicht verdenken, wenn wir in unserer Inhaltübersicht von jeder Polemik absehen.

I.

Ein Rückblick auf die Geschichte Deutschlands leitet das Werk ein. Sybel's Ansicht über die mittelalterliche Kaiserpolitik ist bekannt; gerade das Reich mit seinen internationalen Aufgaben war es, was die Ausbildung des Particularismus begünstigte, dem dann der dreißigjährige Krieg zu vollem Siege verhalf. Ein bewußt nationales Leben entwickelte sich nur in den Colonisationslanden des Ostens; und daß es hier zwei Staaten waren, die neben einander zu Großmächten heranwuchsen, wurde von verhängnißvoller Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Nation. Seit dem westfälischen Frieden wurde der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen der rothe Faden, der sich durch die Geschichte Deutschlands hindurchzieht. Daß Oesterreich, selbst kein nationaler Staat, zur Schaffung eines nationalen Deutschen Reiches weit weniger geeignet war, als das durch treffliche Herrscher streng einheitlich organisirte Preußen, mußte schon damals klar sein. Freilich, die nationale Frage lag noch in weiter Ferne: der Kampf Friedrich's des Großen, der Preußen zur Großmacht erhob, hatte lediglich particulare Zwecke. Das Deutsche Reich blieb eine ungefüge Masse, völlig einflußlos in Europa, unfähig, den nationalen Gedanken zu pflegen. Selbst die Blüthezeit unserer Dichtung, die dem Volke seine geistige Zusammengehörigkeit zum Bewußtsein brachte, hatte wenig Einfluß auf seine politische Erziehung — man flüchtete aus der Oede des Particularismus zu weltbürgerlichen Ideen.

Furchtbare Schicksalsschläge brachten das deutsche Volk zum Selbstbewußtsein. Unter der Faust des corsischen Eroberers brach das morsche Reich zusammen, und was sich aus den Trümmern bildete, war so beschaffen, daß kein Zweifel bestehen konnte: nur Oesterreich oder Preußen vermochte Rettung zu bringen. Damals, wie später, hatte Preußen das Glück, zu rechter Zeit die rechten Männer zu haben: die geniale Thätigkeit von Stein und Scharnhorst, welche „die politische Mündigkeit des Volkes zur Grundlage ihrer Rüstungen [illegible] heitskriege als höchste Aufgabe die Schöpfung eines festgeeinten Deutschlands setzten“, so scheiterte diese ideale Aufgabe am Widerstande Oesterreichs, das sein Lebensinteresse im Schutz der deutschen Zersplitterung fand. Preußen unterlag; es entstand die traurige Metternich'sche Schöpfung, der Deutsche Bund.

Es folgte eine Zeit, die den eben erst zum Bewußtsein gekommenen nationalen Gedanken zu ersticken drohte; die Karlsbader Beschlüsse stempelten ihn zum Verbrechen. Preußen legte zwar durch seine Zollpolitik neue Keime einer deutschen Einheit, wußte sich auch in der Wiener Schlußacte einigen Einfluß auf die deutschen Verhältnisse zu wahren, aber im Innern litten die Hardenberg'schen Verfassungsideen jämmerlichen Schiffbruch. Auch die Pariser Julirevolution vermochte nur vorübergehend das Volk aus philisterhafter Unthätigkeit zu wecken.

Da starb Friedrich Wilhelm III., und die glänzende Gestalt seines geistvollen Nachfolgers schien eine neue Zeit heraufzuführen. Die merkwürdige, so ideal angelegte und so widerspruchsvolle Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. ist schon oft charakterisirt worden, selten besser als durch Sybel. Auf der einen Seite der scharf ausgeprägte Begriff von der hohen Würde des „gottbegnadeten Fürstenamts“ — auf der anderen eine gewisse Neigung, den liberalen Ideen der Gegenwart Rechnung zu tragen, aber in einem Sinne, der eben der Gegenwart unverständlich war. Während allgemein der Ruf nach einer constitutionellen Umgestaltung Preußens, nach den schon 1820 verheißenen Reichsständen erscholl, ergriff er durch die Berufung des „Vereinigten Landtags“ eine halbe Maßregel, die Niemand befriedigte.

Inzwischen drängt die immer mehr anwachsende liberale Opposition zu einem Vorgehen gegen die Bundesverfassung. Communistische und radicale Einflüsse machen sich geltend; die polnische Bewegung, die Annexion Krakaus durch Oesterreich, der offene Brief Christian's VIII. von Dänemark 1846, im Innern Deutschlands die skandalösen Vorgänge in Bayern: Alles trägt dazu bei, das politische Unbehagen zu steigern. Die Losung giebt eine Versammlung von Führern der constitutionellen Partei, die am 10. October 1847 in Heppenheim stattfand; hier vereinigt sich Alles in dem Begehren nach einem deutschen Parlament.

Die Pariser Februarrevolution warf den Funken ins Pulverfaß. „Nun galt es zu zeigen, wie stark und ausgebildet der nationale Gedanke in Deutschland war. Zu verschiedenen Zeiten war

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich v. Sybel. Bd. I und II. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1889. X, 428 u. 583 SS. 8°. Preis für den Band broch. 7,50 ℳ, geb. 9,50 ℳ.

er aufgeleuchtet und dann wieder gründlich unterdrückt worden. Nach langem Schlummer erhob er sich jetzt mit jugendfrischer Kraft, mit allem Enthusiasmus und aller Unerfahrenheit der Jugend. Es war, als wäre über das ganze deutsche Volk ein Tag akademischen Rausches angebrochen." Die ursprüngliche Reinheit der Bewegung trübten leider nur zu bald bedenkliche Elemente; es bilden sich zwei Feldlager; beide wollen die Einheit Deutschlands, aber das eine in Form einer Republik, das andere mit monarchischer Spitze. Deutlich trat dies zuerst in der Heidelberger Versammlung am 5. März 1848 zu Tage. Man vertagte hier die Entscheidung und beauftragte einen Ausschuß von sieben Mitgliedern mit der Ausarbeitung von Vorschlägen für die Wahl und Einrichtung eines deutschen Parlaments und Einberufung einer Versammlung deutscher Vertrauensmänner.

Bald zeitigte die Revolution blutigere Früchte. Zum allgemeinen Staunen brach in Wien am 13. März fast ohne Kampf die Metternich'sche Regierung zusammen. Die Berliner Märzkämpfe, die S. durchaus nach Angabe von Theilnehmern und Augenzeugen schildert, sind bekannt genug. Tief betroffen gab der König der Bewegung nach; aber die Popularität in Deutschland, deren er für seine Reformpläne bedurft hätte, war unwiederbringlich dahin, und weder die enthusiastischen Worte vom 21. März, mit denen er erklärte, Deutschlands Leitung in Tagen der Gefahr übernehmen zu wollen, noch sein Brief an den Herzog von Augustenburg vom 24. März, die Amnestirung der polnischen Empörer von 1846, die Zusage einer nationalen Reorganisation des Großherzogthums Posen vermochte ihm die Sympathie der liberalen Elemente wiederzugewinnen.

Wie weit die Kluft zwischen den Parteien schon damals war, zeigte sich bei der Versammlung deutscher Vertrauensmänner, die als „Vorparlament" vom 31. März bis 4. April in Frankfurt stattfand; nur durch Vertagung aller positiven Beschlüsse gelang es, die Gegensätze nicht allzu schroff hervortreten zu lassen. Das Scheitern der Putsche in Baden und Posen kühlte die Schwärmerei für die Republik und für die Polen ab; aber die Wühlereien dauerten fort und mehr und mehr machte „das jubilirende Treiben der ersten Revolutionswochen einer dumpfen Gährung Platz".

Der [illegible] Vorschl[illegible] [illegible] vom Bundestage beauftragten 17 Vertrauensmänner, in der Hauptsache ein Werk Dahlmann's: Deutschland sollte nach ihm ein constitutioneller Einheitsstaat unter preußischer Spitze mit Ausschluß Oesterreichs werden. Es war das erste Programm der kleindeutschen Richtung. Leider entsprach dasselbe gar nicht den Anschauungen Friedrich Wilhelm's IV., dessen Absicht auf einen Staatenbund (keinen Bundesstaat) mit einem Fürstenrath und Parlament ging; nur der Kaiser von Oesterreich könne als „Ehrenhaupt teutscher Nation" römischer Kaiser werden; eine Ausschließung der deutschen Erblande Oesterreichs däuchte ihm eine Verstümmelung des Vaterlandes. Er selbst nahm nur die Stellung eines „Reichserzfeldherrn" über die außerösterreichischen, in 6 „Reichswehrherzogthümer" zu zerlegenden Contingente in Anspruch. So stand der, auf den der patriotische Gagern vor Allen seine Hoffnung setzte, auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkt. Noch weniger entsprach der Verfassungsentwurf Max' II. von Bayern, der eben damals nach Abdankung seines Vaters den Thron bestiegen, den Hoffnungen der kleindeutschen Partei; ganz ablehnend verhielt sich Oesterreich.

Als am 18. Mai das Parlament eröffnet wurde, mußte es dem Unbefangenen bereits klar sein, daß diese Versammlung, „welche von keiner früheren oder späteren in Deutschland an Geist und Talent, an Wissen und Beredtsamkeit, an idealem Streben und edlem Patriotismus übertroffen worden ist", eine unlösbare Aufgabe hatte: der engere Bund der deutschen Staaten unter Preußen war von dessen König und den süddeutschen Staaten verworfen, das großdeutsche System aber, das Verbleiben beider Großmächte im Bunde, machte jede Einheit unmöglich. Heinrich v. Gagern übernahm die Leitung der Versammlung, die im Vollgefühl ihrer Souveränetät zunächst an die Schaffung einer provisorischen Centralgewalt ging. Am 29. Juni wählte sie aus eigner Machtvollkommenheit den Erzherzog Johann zum Reichsverweser. Daß der Bundestag zugleich erklärte, die Regierungen seien mit seiner Wahl einverstanden, gab ihm „freie Entschließung für Gegenwart und Zukunft, auf welchen Rechtstitel er sein Mandat gründen wolle". In der That fügten sich die Regierungen dem „kühnen Griffe" v. Gagern's, wenn auch einige nur mit Widerstreben. Erzherzog Johann, bei aller anscheinenden Biederkeit und Treuherzigkeit ein kluger und ehrgeiziger alter Herr, der es zunächst Allen recht zu machen suchte, um seine Ziele zu erreichen, nahm an; der Bundestag übertrug ihm am 12. die Ausübung seiner Rechte und Pflichten, verschob jedoch seine Auflösung bis zur Vollendung der definitiven Reichsverfassung, was wiederum für den Erzherzog sehr bequem war.

Die eben in jenen Tagen durch die Niederwerfung des slavischen Aufstandes in Prag und vor Allem durch Cavaignac's Sieg in Paris erfolgende bedeutende Aenderung der Situation hätte die Nationalversammlung zur schleunigen Vollendung des Verfassungswerkes veranlassen müssen; statt dessen beschloß sie am 3. Juli, vorher die „Grundrechte" des deutschen Volkes zu berathen — ein „Symptom planloser Verlegenheit", denn die Versammlung fühlte, daß jene Frage zu einer Spaltung der bisherigen antirepublicanischen Majorität führen würde, und glaubte zudem nicht an ein bevorstehendes Sinken ihrer Macht, obgleich die Aufnahme, welche die an alle Regierungen ergehende Aufforderung, am 6. August die Truppen dem Reichsverweser huldigen zu lassen, bei den beiden Großmächten fand, sie eines Anderen hätte belehren können. Gleichen Mißerfolg hatte freilich der am 17. Juli von der preußischen Regierung gemachte Vorschlag der Bildung eines „Staatenrathes", dessen 7 Mitglieder Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover und die beiden Hessen, unter Angliederung der kleineren Staaten an die vier Letztgenannten, sein sollten: eine Mediatisirung der Kleinen zu Gunsten der Mittelstaaten, die für die deutsche Frage wie für Preußen gleich unheilvoll gewesen wäre, und auf die nur eine so unpraktische Natur verfallen konnte, wie Friedrich Wilhelm IV.

Während die endlosen Verhandlungen über die Grundrechte wenig Theilnahme bei der Bevölkerung fanden, wirkte die Polendebatte vom 25. Juli und die Berathung der Anträge auf Amnestie für politische Vergehen und über die Aufnahme Hecker's in das Parlament in hohem Grade erbitternd. Die demokratische Partei rüstete überall, bereitete neue Schilderhebungen vor; der Funken, der die Explosion herbeiführte, sollte die schleswig-holsteinische Angelegenheit entzünden.

Auch in dieser wirkte der unklare Idealismus Friedrich Wilhelm's IV. verhängnißvoll. Während er einerseits im Begriff ist, durch energisches Einschreiten dem schwer gekränkten Rechte beizustehen, sucht er andererseits durch die erfolglose Sendung des Majors v. Wildenbruch den dänischen König mit Vernunftgründen zu belehren. Die kriegerischen Ereignisse unter Bonin und Wrangel sind bekannt. Ins Stocken gerieth der Feldzug vorzugsweise durch die Haltung der europäischen Mächte, denen die Conservirung der dänischen Gesammtmonarchie seit Jahren schon ein Gegenstand der Fürsorge war; es war unklug, daß Friedrich Wilhelm IV. von vornherein die Erbfolgefrage mit dem Verfassungsstreit verflocht und noch übler wirkte die Aufnahme der schleswigschen Abgeordneten in die Nationalversammlung, in welcher man allgemein das Streben sah, eine dänische Provinz vom Mutterlande loszureißen; namentlich Rußland nahm eine drohende Haltung an und veranlaßte Schweden zu Rüstungen. Da in der kriegerischen Action Preußen fast auf sich allein angewiesen war, so kam es unter englischer Vermittelung zu Verhandlungen. „Eingeklemmt zwischen der Furcht vor den Mächten und der Rücksicht auf die Centralgewalt", gerieth Preußen in eine sehr schwierige Lage; Dänemark stellte dreiste Forderungen, und der Malmöer Waffenstillstand, der am 26. August unterzeichnet wurde, enthielt weitgehende Zugeständnisse an dieselben. Begreiflich, daß dies in Frankfurt große Entrüstung erregte; der Beschluß der Versammlung, die Ausführung des Waffenstillstandes zu sistiren, veranlaßte das Reichsministerium zum Rücktritt; als aber weder Dahlmann noch der Nationalökonom v. Hermann ein neues Ministerium zu Stande bringen, gelingt es der gemäßigten Partei, die Annahme des Waffenstillstandes unter mannigfachen Modificationen durchzusetzen (16. September). Die republicanische Partei antwortet darauf mit einem Aufstand, dem Auerswald und Lichnowsky zum Opfer fallen (18. September); er wird mit bewaffneter Hand niedergeschlagen.

Als endlich am 19. October die Berathung der Reichsverfassung begann, zerfiel schon bei den ersten Verhandlungen die Majorität in zwei Feldlager. Der auf Ausschluß Oesterreichs zielende Antrag des Ausschusses, daß in jedem Falle, in welchem ein deutsches mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt habe, das erstere eine von letzterem getrennte Verfassung, Regierung und Verwaltung haben müsse, fand Annahme. Auch bei den Berathungen über die Reichsgewalt überwog die unitarische Strömung durchaus.

Inzwischen war in Wien die Pöbelherrschaft schonungslos niedergeworfen worden; auch in Berlin unterlag die Demagogie, nachdem auf den Rath des jugendlichen v. Bismarck-Schönhausen der König den Grafen Brandenburg an die Spitze des Ministeriums gerufen hatte und Wrangel mit seinen Truppen in Berlin eingerückt war; die Nationalversammlung wurde nach Brandenburg verlegt

und am 5. December aufgelöst; aus eigener Machtvollkommenheit gab der König eine sehr liberale Verfassung. Die Regierung stand wieder machtvoll da.

In diesem Augenblicke trat an Friedrich Wilhelm zum ersten Male ernstlich die Frage heran, ob er sich nicht bereit finden lassen würde, die Wahl zum deutschen Kaiser anzunehmen; v. Gagern, der diese Frage ohne Vollmacht Ende November an ihn richtete, fand ihn ablehnend, doch blieb Gagern's Auftreten nicht ohne Eindruck auf den König. Vor Allem aber suchte derselbe zunächst eine Verständigung mit Oesterreich. Dort war eben damals Fürst Felix Schwarzenberg Ministerpräsident geworden; Kaiser Ferdinand hatte zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph abgedankt. Das Programm, das Schwarzenberg am 27. November dem nach Kremsier berufenen Reichstage vorlegte, betonte die Nothwendigkeit einer Umbildung Oesterreichs in einen fest geschlossenen Einheitsstaat, sprach sich aber über das Verhältniß zu Deutschland sehr zweideutig aus. Letzteres hatte den Rücktritt des damaligen leitenden Reichsminister v. Schmerling zur Folge; an seiner Stelle übernahm v. Gagern den Vorsitz im Reichsministerium, während das Präsidium im Reichstage an Simson überging, „einen Mann von jüdischem Blut, aber deutschem Geist und Herzen, einen warmen Patrioten und scharfsinnigen Politiker, der durch eine seltene Verbindung von ästhetischem Schönheitssinn und schlagfertigem Witze zugleich ein Meister der Beredtsamkeit und ein Virtuose des Präsidialtalentes wurde". Die Berathung über die Reichsverfassung wurde fortgesetzt; man beschloß, daß der Reichstag aus einem Staatenhaus neben dem Volkshause bestehen müsse, doch blieb letzterem die überragende Stellung gesichert, wie im Verhältniß zum Reichsoberhaupt nicht dieses, sondern der Reichstag als der eigentliche Souverän erschien.

Folgenschwer waren die eben damals geführten Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich. Schwarzenberg verwarf die Frankfurter Verfassung von vornherein; er verlangte, Oesterreich solle mit allen seinen Provinzen in den deutschen Bund eintreten, nur von einem Staatenbund, nicht von einem Bundesstaat könne die Rede sein und über dessen Verfassung, bei der eine Volksvertretung jedenfalls auszuschließen sei, sollten sich die beiden Großmächte verständigen. Wieder nahm Preußen dem gegenüber eine unsichere, vermittelnde Stellung ein; der König suchte Rettung in dem Gagern'schen Gedanken des engeren und weiteren Bundes, fand aber bei Schwarzenberg schroffe Zurückweisung, der vielmehr jetzt in der Idee eines „Königscollegiums", einer Mediatisirung der Kleinstaaten, das Mittel fand, statt der Einigung eine neue ärgere Zersplitterung Deutschlands anzubahnen. Sehr charakteristisch ist die auszüglich mitgetheilte Denkschrift vom 4. Januar 1849, in der Friedrich Wilhelm, der sich mißverstanden wähnte, seine phantastischen Gedanken entwickelte; Schwarzenberg lehnte jedes Entgegenkommen ab und wußte sich dabei des Beistandes der Mittelstaaten sicher.

Nunmehr gelang es dem preußischen Ministerium endlich, den König zur Genehmigung einer Circularnote (23. Januar 1849) an alle deutschen Regierungen zu veranlassen, in welcher dieselben aufgefordert wurden, durch ihre Bevollmächtigten in Frankfurt eine Verständigung mit der Versammlung über die Verfassungsfrage zu versuchen. Es bedeutete dies „eine Wendung der preußischen Politik, deren feste Durchführung bei günstiger Aufnahme durch das Parlament zu wichtigen Ergebnissen führen konnte". Leider schlug plötzlich die Ansicht des Königs wieder in das Gegentheil um: sein Herz trieb ihn wieder zu Oesterreich hinüber. Was ihm vollends die Versammlung entfremdete, war der Sieg des allgemeinen gleichen Stimmrechts, den die Abstimmung vom 20. Februar brachte, denn „allen Conservativen erschien damals das allgemeine Stimmrecht als der Inbegriff des politischen Ruins". „Wer zu jener Zeit geweissagt hätte, daß 18 Jahre später die preußische Regierung selbst es dem Deutschen Reiche bescheeren würde, wäre als ein Wahnsinniger verlacht und vielleicht eingesperrt worden."

Die Katastrophe nahte. Schwarzenberg, in der Meinung, die ungarische Revolution sei durch den Sieg bei Kapolna beendigt, löst den Reichstag in Kremsier auf, veröffentlicht die vom 4. März datirte Verfassung für den untheilbaren und unauflöslichen Einheitsstaat Oesterreich und theilt dies dem Parlamente mit; da hiernach die dort berathene Verfassung unmöglich sei, so schlägt er statt des Kaisers ein Directorium von sieben Mitgliedern, statt des Reichstages ein von den Regierungen und den Kammern der Einzelstaaten zu bildendes Staatenhaus und die Zerlegung Deutschlands in sechs Kreise unter je einem Könige vor. Dieses brüske Vorgehen machte einen gewaltigen Eindruck in Frankfurt; am 27. März kam die Verfassung zum Abschluß; der Uebergang der Kaiserwürde an einen deutschen Fürsten und sogar die Erblichkeit der Würde wurde durchgesetzt. Am 28. erfolgte die Wahl Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Die Deputation des Reichstages, welche den König um die Annahme der Wahl bitten sollte, fand ihn unter dem Drucke widerstreitender Gefühle: einerseits nicht abgeneigt, die Centralgewalt zu übernehmen, damit Erzherzog Johann nicht länger als Commissar der Revolution eine unberechtigte Gewalt ausübe, wollte er anderseits doch die Kaiserkrone nicht aus den Händen nehmen, die sie ihm boten, sondern nur im freien Einverständniß mit allen Regierungen. Die Deputation erklärte dies als Ablehnung auffassen zu müssen. Trotzdem dauerten die Verhandlungen noch fort; v. Beckerath wurde vom Reichsministerium an den König gesandt mit vermittelnden Vorschlägen. Allein es gelang nicht, die Bedenken des Königs zu überwinden. Graf Brandenburg erhielt den Befehl, endgiltig im Namen der Staatsregierung die Ablehnung der Reichsverfassung der Kammer anzukündigen. „Es war die Vernichtung und leider die von preußischer Hand vollzogene Vernichtung aller Hoffnungen, an welchen das Herz der Nation seit einem Jahre gehangen hatte." Es war zugleich das Ende der Nationalversammlung, aus der die gemäßigten Mitglieder eines nach dem andern ausschieden, bis der revolutionäre Rest in Stuttgart durch ein Militärcommando auseinandergetrieben wurde. Trotz aller Fehlgriffe verdient sie ein ehrenvolles Andenken; scheiterte sie auch an „der inneren Unmöglichkeit der Lösung der Aufgabe bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke, wo hier radicale Bestrebungen, dort die Macht des Sonderthums die Anziehungskraft des nationalen Gedankens noch überragen", so hat sie doch den „Samen einer großen Zukunft ausgeworfen", mit allem Nachdruck dem Volke das Ziel gezeigt: die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen.

Wie der jetzt völlig anarchische Zustand Deutschlands sich gestalten sollte, war nunmehr nur noch eine Machtfrage zwischen Oesterreich und Preußen. Während Oesterreich, schwer getroffen durch seine Niederlagen in Ungarn, sich auf trockene Ablehnung aller preußischen Vorschläge beschränkte, suchte Friedrich Wilhelm, als dessen Berather jetzt der trefflich von S. charakterisirte General v. Radowitz in den Vordergrund tritt, auf Grund des Gagern'schen Systems eines engern und weitern Bundes eine Reichsverfassung zu schaffen; leider berief er sich, um eine Legitimation für sein Unternehmen zu haben, auf Art. 11 der Bundesacte, der den deutschen Souveränen das Recht zu Bündnißverträgen gab — ohne zu bemerken, daß er gerade durch diese Wiederbelebung des alten Bundesrechts Oesterreichs Absichten entgegenkomme. Nach längeren Verhandlungen kam es am 27. Mai 1849 zu dem „Dreikönigsbündniß" zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, dem beizutreten alle deutschen Staaten eingeladen wurden. Leider nahm es Preußen zu leicht, daß die beiden andern Staaten, die nur aus Furcht vor der Revolution sich auf das Bündniß eingelassen hatten, durch den Vorbehalt erneuter Verhandlungen für den Fall des Nichtbeitritts von Bayern sich eine Hinterthür offen ließen, durch die sie jederzeit in das gegnerische Lager entschlüpfen konnten.

Nun folgte Preußens siegreiches Vorgehen gegen die Revolutionäre in Baden und in der Pfalz; ähnliche militärische Erfolge erntete es den Dänen gegenüber. Ein rasches Handeln hätte unter dem Einfluß dieser Ereignisse die von Preußen geplante Verfassung zum Abschluß bringen können; statt dessen wurde die Frage fortwährend hinausgezögert. Als der Reichsverweser Erzherzog Johann endlich seine Würde niederlegte, ging Friedrich Wilhelm auf den Vorschlag des Frhrn. v. Biegeleben ein, nach welchem Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich bis zum 1. Mai die Functionen des Reichsverwesers übernehmen sollten, während welcher Zeit die Bundesverfassung der freien Vereinbarung der Regierungen überlassen bleiben solle. Der auf dieser Grundlage am 30. September unterzeichnete Vertrag über das Interim war „ein neuer Schritt Preußens auf dem Wege zur Wiederbelebung des alten Bundesrechts".

Es nützte nicht viel, daß sich die Kleinstaaten mit wenigen Ausnahmen inzwischen dem Bündniß vom 27. Mai angeschlossen hatten; Bayern und Württemberg hatten officiell abgelehnt. Die Niederwerfung des ungarischen Aufstandes gab auch den Anderen wieder Muth: Hannover erhebt mit Zustimmung Sachsens Widerspruch gegen die weiteren Verhandlungen, weil vor der Erzielung des Einverständnisses mit Oesterreich der Entwurf nicht Gesetz werden könne, die Aenderung der Bundesverfassung, auf die der Entwurf ziele, ohne Einwilligung aller Bundesmitglieder nicht möglich sei. Als trotzdem der Verwaltungsrath die Parlamentswahlen auf den 15. Januar 1850 ausschrieb, erklärten die beiden

Königreiche (5. October), an seinen Verhandlungen keinen Theil nehmen zu können. So war der Bund thatsächlich schon jetzt gesprengt.

Das benutzt Schwarzenberg sofort. In zwei Noten vom 12. und 28. December sucht er nachzuweisen, daß das Dreikönigsbündniß der Bundesacte widerspreche, und machte von Neuem die alten Gegenvorschläge, die freilich ebenso weit vom Bundesrechte abwichen, aber den Mittelstaaten weit annehmbarer waren. Schon um Weihnachten legte Bayern den drei anderen Königreichen einen Verfassungsentwurf in österreichischem Sinne vor und am 25. Februar erfolgte die formelle Vereinbarung darüber (das Vierkönigsbündniß).

Wol drang nun das preußische Ministerium auf schleunigste Verwirklichung des Bundesstaats und auf Einsetzung der verfassungsmäßigen Bundesregierung trotz des Fortfallens der Könige. Aber Friedrich Wilhelm selbst hatte die Union schon so gut wie aufgegeben. „Der Sinn des Königs wurde eben nicht durch politische Erwägung, sondern durch subjective Gefühle bestimmt. Es erschien ihm edelmüthig gegen Oesterreich, nicht rascher mit dem Bundesstaat als mit Wien voranzugehen; es erschien ihm edelmüthig gegen die schutzbedürftigen Kleinstaaten, diesen nicht vor der Zeit das preußische Schutzbündniß zu kündigen. Daß es einem Könige nicht verstattet ist, auf Kosten der ihm anvertrauten Staaten großherzig gegen Dritte zu sein, ebenso wie ein Vormund nicht auf Kosten seines Mündels großherzig gegen dessen Schuldner sein darf, davon hatte Friedrich Wilhelm kein Bewußtsein. Mit seinem vielseitigen Edelmuthe verstrickte er Preußen in ein Unternehmen, dem er selbst bei jedem Schritte die Wurzeln abgrub, um es endlich in einer für Preußens Ehre schwer bedenklichen Weise aufgeben zu müssen."

Das Parlament, das am 20. März 1850 in Erfurt zusammentrat und bis zum 29. April dort tagte, nahm die Bundesverfassung en bloc an und revidirte sie nachträglich in der Hauptsache nach den preußischen Vorschlägen.

Inzwischen verschärften die fortgesetzten Verhandlungen über die deutsche Frage die Gegensätze zwischen Oesterreich und Preußen. Eine am 19. April allen deutschen Regierungen außer Preußen zugefertigte Circularnote erklärte bei dem bevorstehenden Ablaufe des Interims vom 30. September die Berufung eines Congresses nach Frankfurt zur gemeinsamen Einsetzung einer neuen Centralgewalt für nöthig. So befremdet das preußische Cabinet durch dies Vorgehen war, erklärte es sich doch mit dem Vorschlage einverstanden unter der Voraussetzung, daß kein Widerspruch gegen das bestehende Bündniß zwischen 22 Regierungen und das geschlossene Auftreten dieses Bundes in Frankfurt erhoben werde. In schroffem Gegensatz dazu stand eine neue österreichische Circularnote vom 26. April, in welcher im Namen der Präsidialmacht alle deutschen Regierungen eingeladen wurden, auf den 10. Mai zur Bildung einer neuen Centralgewalt und Revision der Bundesverfassung Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden. Es zielte dies auf nichts Anderes als auf die Herstellung des alten Bundestags. — Empört hierüber, wollte Friedrich Wilhelm nun an der Union festhalten; aber statt sofortiger Einsetzung der Unionsregierung lud er auf den 8. Mai die Fürsten zu einer persönlichen Zusammenkunft in Berlin ein, wobei sich, wenn auch der Union ein provisorisches Dasein bis zum 15. Juli gesichert wurde, doch nur zu deutlich zeigte, wie wenig inneren Halt das Bündniß noch hatte. — An demselben Tage, an dem der Fürstentag schloß, (16. Mai), versammlten sich in Frankfurt die Congreßbevollmächtigten: die Vertreter Oesterreichs, der vier Mittelstaaten, Niederlands für Luxemburg und skandalöser Weise auch Dänemarks für Holstein. Dem Eintritt von preußischen und Unionscommissaren widersetzte sich der Präsidialgesandte. „So blieb Deutschland gespalten; die beiden Lager standen sich in offenem Gegensatz, noch nicht kämpfend, aber kampfdrohend, gegenüber."

So lagen die Dinge, als die Einwirkung Rußlands ein entscheidende Bedeutung gewann. Sowol die Union, deren constitutionellen Ursprung Kaiser Nicolaus verdammte, als namentlich die weitere Entwickelung der dänischen Frage hatten die preußisch-russischen Beziehungen wesentlich verschlechtert. Bekanntlich hatte Dänemark, in seinen über die englischen Vermittelungsvorschläge weit hinausgehenden Forderungen durch Rußland, Frankreich und Oesterreich bestärkt, den Malmöer Waffenstillstand gekündigt, und am 3. April 1849 waren die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden. Friedrich Wilhelm war diese Sache in hohem Grade widerwärtig; „beider Theile Siege und Niederlagen schmerzen mich unsäglich", schreibt er einmal an Bunsen. Im Gegensatz gegen die damalige Centralgewalt war er in Friedensverhandlungen eingetreten, denen am 10. Juli 1849 die Unterzeichnung der Präliminarien und Waffenstillstand folgte. Urtheilten auch Verständige, daß es das Beste sei, was unter den damaligen Umständen zu erreichen war, so war doch der Eindruck in Deutschland ein völlig niederschlagender. Die weiteren Verhandlungen zogen sich lange hin, bis jetzt die Haltung Oesterreichs eine Annäherung Preußens an Rußland als geboten erscheinen ließ. Die persönlichen Besprechungen, die am 28. und 29. Mai zwischen dem Kaiser Nicolaus und dem Prinzen Wilhelm stattfanden und an denen auch Schwarzenberg theilnahm, blieben ohne greifbares Resultat; nur drängte der Czar auf Friedensschluß mit Dänemark. Er erhielt einen unerwarteten Bundesgenossen in Napoleon, der eben damals für den Fall einer kriegerischen Krisis in Deutschland dem Könige Friedrich Wilhelm seine Hilfe anbieten ließ — nicht ohne begehrliche Blicke auf deutsches Gebiet. Das „traf recht eigentlich das Herz des Königs"; um jeden Preis war ein Krieg zu vermeiden, der zu solch unseligen Folgen führen konnte. So ward denn der dänische Friede, entsprechend den russischen Forderungen, am 2. Juli 1850 in Berlin unterzeichnet, Schleswig-Holstein dem Dänenkönige preisgegeben. Nach dieser Seite hin frei, wandte sich das preußische Cabinet sofort wieder der deutschen Frage zu. An demselben 2. Juli erging eine Depesche nach Wien, die den Antrag enthielt, alle deutschen Regierungen zu einer Berathung über die definitive Verfassung des künftigen Deutschland in freien Conferenzen aufzufordern, und ein Erlaß an das Fürstencollegium der Union, der eine Verlängerung des Provisoriums bis zum 15. October vorschlug.

Schwarzenberg war damals in nachgiebiger Stimmung; die Finanznoth Oesterreichs, die Abmahnungen des Czaren, auch der zudringliche Eifer der Mittelparteien hatten seinen kriegerischen Eifer abgekühlt. Er erklärte gegen die Union, deren Verfassung Preußen ja selbst für veränderungsbedürftig halte, nichts zu haben, wenn diese nur nicht das Deutsche Reich vorstellen und Oesterreich aus demselben hinausdrängen wolle. Dann schlug er ein neues Interim vor (8. Juli), nach welchem Oesterreich und Preußen allein die Executive bilden, an der Beschlußfassung aber alle deutschen Staaten nach dem Stimmenverhältniß des alten Bundesplenums Antheil nehmen sollten. Obwol gewichtige Stimmen für Annahme des Vorschlags sprachen, drang doch Radowitz durch, der einen solchen ausdrücklichen Verzicht auf die deutsche Einheit mit preußischer Führung schlechterdings vermeiden wollte; das Interim wurde abgelehnt, der sofortige Beginn der Verhandlung über die definitive Bundesverfassung in freien Conferenzen verlangt, die Aenderung der Unionsverfassung aber aufgeschoben. Sofort bricht Schwarzenberg die Verhandlungen ab; Oesterreichs herrschenden Einfluß in Deutschland wollte man unbedingt erhalten.

Bekanntlich war es dann die kurhessische Frage, welche die Krisis zu vollem Ausbruche brachte. Der schnöde Verfassungsbruch Hassenpflug's, des Kurfürsten Flucht nach Frankfurt, das Verhalten des Bundestags in dieser Sache ist hinreichend bekannt. Preußen mußte auf alle Fälle verhindern, daß die Bundesexecution der Vorwand zu einer Besetzung seiner hessischen Etappenstraße durch die Truppen des ihm feindlichen Bundes werde. Das Ministerium beschloß auf Radowitz' Veranlassung, jedem Schritt der illegalen Frankfurter Versammlung auf hessischem Boden zuvorzukommen; mit Recht betonte Radowitz, daß man in ein solches Verfahren nur eintreten dürfe, wenn man fest entschlossen sei, es unter allen Umständen und mit allen Mitteln durchzuführen. Schwarzenberg wies darauf hin, daß Preußen kein Recht habe, den Einmarsch von Truppen in Hessen zu hindern, so lange es nicht im Besitze seiner Etappenstraße gestört werde. Radowitz erklärte, daß der König zu einer freundschaftlichen Regelung aller Streitfragen bereit sei. Inzwischen aber hatte Schwarzenberg erfahren, daß Rußland die Bundesexecution in der hessischen Sache durchaus billige; nun lehnte man in Wien alle preußischen Vorschläge ab und ging rücksichtslos vor. In Bregenz schlossen am 11. October Oesterreich, Bayern und Württemberg ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Preußen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 152. Sonnabend, den 21. December. 1889.

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.

II.

Preußens Ehre schien den Krieg gebieterisch zu fordern; aber statt energischer Rüstungen erfolgte ein nochmaliger Versuch, durch Verhandlungen mit den Kaisern von Rußland und Oesterreich das Aeußerste abzuwenden. Die Warschauer Conferenzen (17. bis 29. October 1850) haben zu einer vollständigen Mythenbildung Anlaß gegeben, die bei Sybel zuerst actenmäßige Widerlegung findet: weder der schnöde Empfang des Grafen Brandenburg durch den russischen Kaiser noch die Anschauung, daß Brandenburg nur gegen seine Ueberzeugung sich den friedfertigen Wünschen seines Königs untergeordnet habe, ist richtig; vielmehr war er es hauptsächlich, welcher im entscheidenden Augenblick der preußischen Politik die Wendung zum nachgiebigen Frieden gegeben hat. Der Czar, dem vor Allem die Frage der Pacification Holsteins am Herzen lag, wollte von einer vermittelnden Rolle bei den Verhandlungen über die neue Gestaltung Deutschlands nichts wissen, um Oesterreich die Entscheidung in der deutschen Frage völlig frei zu halten; sein Minister Nesselrode erklärte eine Aussöhnung für nicht aussichtslos, so lange noch kein Zusammenstoß zwischen den preußischen und den Bundestruppen in Hessen erfolgt sei; schon am 24. October empfahl deshalb Brandenburg, diesen Zusammenstoß jedenfalls zu vermeiden und für die Pacification Holsteins Schritte zu thun. Bei Kaiser Franz Joseph und Schwarzenberg fanden nur die Punkte von Brandenburg's Verfassungsprogramm Aufnahme, welche Zugeständnisse an Oesterreich enthielten. In Berlin sah man sich „vor der traurigen Wahl zwischen einem zwecklosen Kriege und einem unrühmlichen Frieden“. Schließlich siegte trotz Radowitz' und des Prinzen von Preußen Widerstreben die Ansicht Brandenburg's, die im Grunde auch die des Königs war: man beschloß in Kurhessen, wo inzwischen die Bayern einmarschirt waren, nicht weiter vorzurücken, eine von Brandenburg entworfene Depesche nach Wien abgehen zu lassen, die sowol die Aufhebung der Unionsverfassung als die Gestattung der hessischen Execution enthielt, und erst dann mobil zu machen, wenn die Antwort von dort feindselig laute. Wenige Tage später, am 6. November, raffte den Grafen Brandenburg eine plötzliche Erkrankung hin.

An demselben Tage erfolgte trotz jener Beschlüsse der Befehl zur Mobilmachung, da immer drohendere Nachrichten von allen Seiten einliefen und namentlich die Frankfurter Versammlung eine Kriegslust zeigte, die den König empörte. Allein Schwarzenberg wußte zu genau, daß sich der König zu einem Kriege mit Oesterreich doch nie entschließen werde; er verhielt sich auf die Depesche vom 3. November durchaus ablehnend. Die Executionstruppen gingen weiter in Hessen vor; es kam zu dem sattsam bekannten Zusammentreffen bei Bronzell; die Aufregung, die es zur Folge hatte, wirkte vollends einschüchternd auf die preußische Politik. Die Antwort, die am 9. November nach Wien abging, machte denn auch hinsichtlich der Union und der schleswig-holsteinischen Sache alle von Schwarzenberg verlangten Concessionen und stellte das Gleiche in der hessischen Sache in Aussicht, wenn die preußischen Etappenstraßen durch wirksame Garantien sicher gestellt würden. Soweit wurde dem Könige das Nachgeben nicht schwer; dagegen verdroß es ihn, daß der ihm verhaßte Bundestag die Execution ausführen solle, und deshalb wollte er preußische Truppen in Hessen lassen und unterstützte den Protest Braunschweigs gegen den Durchmarsch der Bundestruppen nach Holstein.

Noch einmal gewann es den Anschein, als wolle Preußen sich zu energischem Handeln aufraffen; fast wie eine Kriegsdrohung klang die Thronrede, mit der am 21. November der Landtag eröffnet wurde. Da zwang ein österreichisches Ultimatum (25. November) zu schneller Entscheidung. Die persönliche Verhandlung des neuen Ministerpräsidenten v. Manteuffel mit Schwarzenberg, die am 28. und 29. November zu Olmütz stattfand, führte zu „einer Katastrophe der preußischen Politik, die ihm (Manteuffel) als Errettung aus dreifacher Todesgefahr, dem Könige, wenn nicht als ganzer, doch als halber Triumph, der übrigen Welt als entsetzliche Niederlage erschien“. Daß letzteres Urtheil das richtige war, wird heute Niemand mehr leugnen, wenngleich die schwierige Lage, in der Preußen damals war, und die große Unsicherheit militärischer Erfolge von Sybel mit Recht als Entschuldigungen geltend gemacht werden. Ueber die weiteren Verhandlungen, die zu den Olmützer Punctationen führten, erfahren wir nichts wesentlich Neues; abgesehen von ganz unbedeutenden Abschwächungen der österreichischen Forderungen mußte Manteuffel in jeder Hinsicht nachgeben. Das Verhängnißvollste war das Versprechen sofortiger Abrüstung, gegen das der Prinz von Preußen vergeblich Widerspruch erhob.

Die in Olmütz verabredeten Conferenzen über die deutsche Verfassungsfrage, die vom 23. December 1850 bis zum 15. Mai 1851 in Dresden stattfanden, verliefen völlig ergebnißlos; es blieb nichts weiter übrig, als die Rückkehr zu den alten Bundesverträgen. Hatte Schwarzenberg freilich geglaubt, in Dresden die völlige Mediatisirung Preußens zu erlangen, so war auch dieser Plan gescheitert. Daß am 16. Mai ein geheimer Allianzvertrag zwischen Oesterreich und Preußen auf drei Jahre abgeschlossen wurde, war dafür nur ein geringer Trost. „So war das österreichisch-großdeutsche System eine Fehlgeburt geblieben, nicht anders als die Reichsverfassung der Paulskirche, das Dreikönigsbündniß und die preußische Union. Das Erzeugniß der revolutionären Bewegung war von beiden Großmächten auf die Seite geschoben worden; Preußen aber und Oesterreich hatten die Kraft ihres Einflusses gemessen, jedoch keiner den anderen zu bewältigen vermocht. Nichts blieb übrig als der alte Bundestag.“

Nunmehr erhob auch in den Einzelstaaten die Reaction ihr Haupt. In Oesterreich warf Schwarzenberg rücksichtslos die Verfassung über den Haufen und führte die Grundsätze absolutistischer Centralisation durch. In Preußen bewahrte zwar den König sein ehrenhafter Sinn vor einem Bruche der beschworenen Constitution; aber durch geschickte Interpretation derselben suchte man eine Errungenschaft nach der anderen zu beseitigen. Am widerwärtigsten war das Vorgehen der Bundesversammlung gegen die Verfassungen der kleineren Staaten; als Beispiel stellt Sybel eingehend das brutale Verfahren in Kurhessen dar.

Konnte es bei solchen Gelegenheiten scheinen, als sei das Duumvirat Oesterreich-Preußen zu einer unerhörten Stärke gegenüber der Unabhängigkeit der Particularstaaten gelangt, so war doch die Grundlage des Systems, die Eintracht beider Mächte, in der Wurzel vernichtet. Der Bund war und blieb „ein Kampfmittel Oesterreichs und der Mittelstaaten gegen Preußen“. Ein Glück für Letzteres war, daß im August 1851 die Stelle des preußischen Bundestagsgesandten einem Manne übertragen wurde, der wie kein Anderer dazu geeignet war: Otto v. Bismarck-Schönhausen.

Die Frage des Zollvereins war es, welche den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen damals scharf zum Ausdruck brachte. Während Schwarzenberg, der eine unter Oesterreichs Leitung stehende einheitliche Zollverfassung anstrebte, in Süddeutschland für sein Schutzzollsystem Anhänger warb, gelang es Preußen am 7. September 1851 einen Vertrag mit Hannover und Oldenburg abzuschließen, nach welchem diese Staaten am 1. Januar 1854 in einen Zollverein mit Preußen und dessen Zollverbündeten treten sollten. Vergeblich suchten die Mittelstaaten durch die Darmstädter Coalition den Zollverein zu sprengen. Der Tod Schwarzenberg's am 5. April 1852 brachte in Wien wie in Berlin einen Umschwung; sein Nachfolger Graf Buol-Schauenstein besaß nicht entfernt die Fähigkeit, des Verstorbenen politische Gedanken zu verwirklichen. So kam es in der Zollfrage zu einer Verständigung, zu der Preußen um so lieber bereit war, als in Hannover nach dem Tode des Königs Ernst August die Neigung für Erhaltung der Septemberverträge geringer geworden war; am 8. April 1853 erfolgte der Abschluß eines Handelsvertrags zwischen Preußen und Oesterreich und gleichzeitig die Erneuerung des Zollvereins unter Anschluß von Hannover. Beides bedeutete freilich nur eine Vertagung der Sache.

Zunächst allerdings trat sie zurück hinter internationalen Fragen, die wir hier nur sehr beiläufig berühren können. Dem Krimkriege gegenüber nahmen Oesterreich und Preußen eine durchaus verschiedene Stellung ein. Während ersteres durch mannigfaltige Interessen mehr und mehr auf die Seite der Westmächte gedrängt wurde, erkannten in Preußen König und Ministerium klar, daß strenge Neutralität geboten sei, obwol einerseits alle liberalen Elemente für Losschlagen gegen das verhaßte Rußland, andererseits die kleine, aber einflußreiche reactionäre Partei, an deren Spitze der General v. Gerlach stand, für engen Anschluß an dasselbe waren. Zwar kam es zu dem Bündnißvertrage vom 20. April 1854, durch welchen sich beide Staaten für die Dauer des Krieges ihre Besitzungen garantirten, sich zum Schutz der Rechte und Interessen Deutschlands verpflichteten und auch in dem Falle gegen jeden Angriff einzutreten versprachen, wenn die eine Macht im Einverständniß mit der anderen activ vorzugehen sich veranlaßt sähe. Allein vergeblich waren die Bemühungen Oesterreichs, auf Grund dieses Vertrages Preußen in den Krieg hineinzuziehen; und wie Preußen, so hielt auch der Bund streng an der Neutralität fest; die Interessen der deutschen Regierungen waren eben in dieser Frage ganz mit denen Preußens identisch. So kam es, daß bei Beendigung des Kriegs Preußen mit Rußland und Frankreich in gutem Vernehmen stand und auch beim Bundestag momentan bedeutend mehr Einfluß hatte als Oesterreich, während dieses isolirt war und namentlich durch die Sympathie Frankreichs für Sardinien sich bedroht fühlte. Die Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander aber war nach wie vor eine wenig freundliche; es zeigte sich dies gelegentlich der (sehr eingehend behandelten) Neuenburger Angelegenheit. Auch die verschiedenen Reformvorschläge, zu denen die Wahrnehmung der völligen politischen Bedeutungslosigkeit des deutschen Bundes 1855 und 1856 Anlaß gegeben hatte, konnten nur den Gegensatz der beiden Großmächte im Bunde verschärfen.

Da bewirkte im Herbst 1857 die schwere Erkrankung Friedrich Wilhelm's IV. und die Uebertragung der Stellvertretung auf seinen Bruder Wilhelm, den Prinzen von Preußen, eine vollständige Aenderung der Situation.

Die Schilderung der Persönlichkeit des Mannes, der recht eigentlich der Mittelpunkt des ganzen Werkes ist, zeugt von der vollendeten Meisterschaft des Verfassers auf dem Gebiete der Charakteristik; mit plastischer Deutlichkeit tritt uns die schlichte, von echter Frömmigkeit getragene, ehrwürdige Gestalt entgegen, die trotz streng conservativer Grundanschauungen doch praktischen Blicks die Forderungen der Neuzeit klar erkannte und zu erfüllen strebte. Da der Prinz zunächst nicht als Regent, sondern als Stellvertreter seines Bruders die Zügel der Regierung in die Hände nahm, so galt es, den vielfach weit von den seinen abweichenden Intentionen des Königs sich anzupassen; es verlangte das einen Grad von Selbstverleugnung, den nur das echt hohenzollernsche Pflichtgefühl dem Prinzen gewähren konnte. Der Partei, die des Königs Ohr hatte und recht wohl fühlte, daß es mit ihrem Einflusse vorbei sein würde, sobald der Prinz selbständig handeln könnte, gelang es, das Provisorium bis ins Jahr 1858 hinzuziehen, obwol der Zustand des Königs längst als hoffnungslos erkannt war; endlich warf der Prinz selbst die Frage auf, ob dieser Zustand ohne Verletzung der Verfassung länger fortdauern könne, das Ministerium entschied dieselbe in seinem Sinne, und so wurde am 8. October 1858 die Regentschaft verkündigt. Sofort wurde das Ministerium Manteuffel durch ein anderes ersetzt, dessen Leiter Fürst Anton von Hohenzollern und Rudolf v. Auerswald waren, und in welchem auch liberale Elemente wie v. Patow eine Stelle fanden. Die Einsetzung dieses Ministeriums der „neuen Aera" bewirkte, daß die Wahlen sofort eine erhebliche ministerielle Mehrheit ergaben, während die feudale wie die demokratische Partei schwere Niederlagen erlitten; „zum ersten Male seit dem Beginne des constitutionellen Lebens in Deutschland rechneten liberale Wähler und Volksvertreter es sich zur Ehre, ministerielle Partei zu heißen."

Die äußeren Verhältnisse fand der Prinz in großer Spannung vor. Der Krimkrieg hatte die Großmächte in zwei Parteien gespalten, auf der einen Seite standen Oesterreich und England, auf der anderen Frankreich, Rußland und Preußen. Wol wäre für das von allen Seiten bedrohte Oesterreich die Herstellung eines vollen Einverständnisses mit Preußen von der größten Bedeutung gewesen; aber da dasselbe fortdauernd Preußens Hegemonie auf dem Gebiete der Zollpolitik bekämpfte und eben damals der Streit um die Rastatter Besatzung besonders erbitternd wirkte, so hielt es der Prinz für gerathener, sich trotz der Vermittlung des englischen und des belgischen Hofes, ja selbst der süddeutschen Könige freie Hand Oesterreich gegenüber zu bewahren.

Die bekannten Worte, die der französische Kaiser beim Neujahrsempfange 1859 an den österreichischen Gesandten richtete, bewiesen, daß der Ausbruch des Gewitters nahe war. Zwischen Napoleon und Cavour war 1858 ein Einverständniß erzielt worden, nach welchem König Victor Emanuel Lombardo-Venetien, Parma und Modena, Frankreich für seine Hilfe Savoyen und Nizza erhalten sollte; Napoleon dachte an einen italienischen Staatenbund unter Vorsitz des Papstes. Das österreichische Cabinet, dem der nationale Gedanke in Italien nicht minder gefahrdrohend schien als in Deutschland, mußte, um die deutsche Bundeshilfe zu gewinnen, in Süddeutschland eine patriotische Erregung gegen Frankreich wachzurufen, der jedoch in Norddeutschland Sympathien mit den italienischen Einheitsbestrebungen und starke Abneigung gegen Oesterreich gegenüberstanden; der Prinz-Regent hielt die Frage für eine solche, die den Bund überhaupt nichts angehe und bei der Preußen sich blos als Großmacht zu betheiligen habe. England suchte zu vermitteln; Rußland aber gönnte Oesterreich eine Demüthigung, und auf eine solche zielte sein Vorschlag, die italienischen Verhältnisse auf einem Congresse der Großmächte unter Zuziehung von Vertretern der italienischen Staaten zu ordnen. Darauf ging Oesterreich nicht ein; Graf Buol, der den Bruch vergeblich hinzuhalten suchte, mußte seinen Platz dem Grafen Rechberg räumen. Am 23. April wurde in Turin das österreichische Ultimatum gestellt, am 29. rückte die österreichische Armee in Piemont ein, worauf Napoleon sofort Truppen nach Italien warf.

Der Prinz-Regent, der keineswegs einen gewaltsamen Umsturz in Italien wünschte, faßte nunmehr den Entschluß, im geeigneten Momente eine bewaffnete Vermittelung eintreten zu lassen; allein die Bemühungen, eine Verständigung mit Wien herbeizuführen, scheiterten, da Graf Rechberg den Abschluß eines formellen Vertrags auf der Basis der Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien verlangte, der die beabsichtigte und eben damals durch Mobilmachung eines Theils der preußischen Armee vorbereitete Vermittelung unmöglich gemacht hätte. Aber auch ohnedies kam es nicht zu einer solchen; die Niederlagen bei Magenta (4. Juni) und Solferino (27. Juni) zwangen Oesterreich zu Aufgabe der Lombardei; am 8. Juli wurde der Waffenstillstand zu Villafranca abgeschlossen und drei Tage später setzten die Kaiser Franz Joseph und Napoleon die Friedenspräliminarien fest: „ein seltsamer Friede, bei dem der Sieger allen Hoffnungen entsagte, um derentwillen er den Krieg unternommen, und der Besiegte zwar eine italienische Provinz verlor, dafür aber die Oberherrschaft über ganz Italien aufs Neue zugesichert erhielt." Indeß Oesterreich sollte dieselbe nicht wieder erlangen. Cavour, der aus dem Ministerium austrat, wirkte als Parteiführer nur um so kühner für den Einheitsstaat, die vertriebenen Fürsten kehrten nicht wieder zurück, in Parma und Modena, Florenz und Bologna wurde vielmehr die Annexion an Piemont beschlossen; und Napoleon, der selbst auf Grund des allgemeinen Stimmrechts herrschte, konnte dem nicht entgegentreten.

Immer allgemeiner wurde in Deutschland das Gefühl, daß es so nicht weiter gehe, daß man dringend einer festen Centralgewalt bedürfe und daß nur Preußen die Führung übernehmen könne. Eine Aeußerung dieser Empfindung war die Gründung des deutschen Nationalvereins (Aug. 1859), dem gegenüber die preußische Regierung sich freilich zunächst sehr kühl verhielt. Ein Versuch zur

Reform der Bundestagsverfassung, den dieselbe machte, scheiterte an der entschiedenen Opposition der Mittelstaaten; noch mehr böses Blut machte es, als der Prinz-Regent in der leidigen hessischen Frage, die immer wieder den Bundestag beschäftigte, dem letzteren die Competenz einer so weitgehenden Einmischung in die Verfassungsangelegenheiten der Einzelstaaten bestritt und die Wiederherstellung der aufgehobenen Verfassung von 1831 anregte.

Die Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Reich, zu der es gleichzeitig mit der Annexion Toscanas und der Emilia an die sardinische Krone im März 1860 gekommen war, erweckte in ganz Europa schweres Mißtrauen gegen Napoleon, dem es nun um so mehr daran lag, mit dem preußischen Regenten in engere Fühlung zu treten. Wie wenig er ihn kannte, bewies der Umstand, daß er wieder auf Grenzberichtigungen am Rhein als den Preis für Gegenleistungen hindeutete. Als er trotz der verdienten Zurückweisung dieses Ansinnens den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft äußerte, willigte zwar der Prinz Regent ein, setzte aber, um jedes Mißtrauen zu beseitigen, die deutschen Fürsten davon in Kenntniß, und so erschienen denn gleichzeitig mit Napoleon die vier deutschen Könige und eine Anzahl kleinerer Fürsten in Baden-Baden, wo die Zusammenkunft 14. bis 17. Juni 1860 stattfand. Sie erzielte wenig Ergebnisse; doch sind die Verhandlungen so bezeichnend für den Prinz Regenten und für die damalige politische Lage, daß man Sybel für seine eingehenden Mittheilungen sehr dankbar sein muß. Auch über die deutsche Frage wurde in Baden-Baden verhandelt; aber man gelangte weder hier zu einem Ausgleich der bestehenden Gegensätze noch in Teplitz, wo am 26. Juli der Prinz-Regent mit Kaiser Franz Joseph zusammentraf. Ebenso arm an positiven Ergebnissen war eine dritte, durch die weiteren Erfolge Cavour's veranlaßte Zusammenkunft des Prinz-Regenten mit den Kaisern Alexander und Franz Joseph (in Warschau, 22.—26. October). „Man blieb also bei einer allgemeinen Unsicherheit ohne einen gemeinsamen Plan."

So war die äußere Lage, als eine mit derselben eng zusammenhängende innere Frage in Preußen die nur momentan versöhnten Gegensätze heftig auf einander stoßen ließ. Daß eine Neugestaltung des preußischen Heerwesens die Vorbedingung jedes Fortschritts der deutschen Angelegenheiten sei, hatte der Prinz-Regent, ein hervorragend tüchtiger Militär, längs erkannt; jetzt stellte er einen einfachen, tiefdurchdachten Plan auf, über dessen Vorzüge heute nur eine Meinung besteht, der aber damals in den weitesten Kreisen heftigen Widerspruch erregte. Die Landtagscommission, welcher die Frage überwiesen wurde, verlangte das Verbleiben der Landwehr in der Feldarmee und zweijährige statt der dreijährigen Dienstzeit. „Diese Vorgänge veranlaßten die Regierung zu einem bedenklichen Schritt, dem ersten Schritt auf einem Wege, der von dem Streite über das Heer zu einem Streite über die Verfassung führen sollte": die Regierung zog ihren Entwurf zurück und suchte auf Grund der alten Gesetze die Heeresreform ohne Rücksicht auf den Landtag durchzusetzen. Sie verlangte für die nächsten 14 Monate 9 Millionen zum Zwecke „der Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und die erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf der bisherigen gesetzlichen Grundlage thunlich sind". v. Patow erklärte der Commission, es handle sich nur um ein Provisorium und Alles könne wieder rückgängig gemacht werden, wenn künftig die Mittel nicht bewilligt würden; den größten Unmuth erregte es, als im schroffen Widerspruch zu dieser Aeußerung im Juli 1860 bleibende Formationen geschaffen wurden. Unter trüben Vorzeichen vollzog sich so der Thronwechsel am 2. Januar 1861. Der kurz darauf zusammentretende Landtag genehmigte zwar noch einmal die Kosten der neuen Einrichtungen, setzte sie aber unter die einmaligen und vorübergehenden Ausgaben und bezeichnete als unerläßlich für die Aufrechthaltung der Heeresreform die Vorlegung eines Gesetzes über die Dienstpflicht.

Um so ungelegener kam dieser Streit im eigenen Hause, als die deutschen Verhältnisse immer mehr zu einer Katastrophe drängten. Immer allgemeiner erscholl der Ruf nach Bundesreform und immer aussichtsloser erschien eine Verständigung. Der neue Minister Badens, Frhr. v. Roggenbach, warb für das System des engern Bundes unter Preußens Führung, während v. Beust gleichzeitig einen großdeutschen Reformplan ausarbeitete, mit dem er es schließlich Niemandem recht machte. Die ablehnende Antwort, die Preußen am 20. December 1861 nach Dresden absandte, die nicht einen Verfassungsentwurf enthielt, sondern lediglich in Form einer Meinungsäußerung die Idee der Union wieder aufnahm, erregte im großdeutschen Lager und namentlich beim österreichischen Minister v. Rechberg einen Sturm der Entrüstung. Derselbe entlud sich in den von 7 Regierungen abgesandten identischen Noten vom 2. Februar 1862, in welchen man „mit stolzem Ernst dem preußischen Sünder die Verwerflichkeit seiner Gedanken vorhielt" und zu Conferenzen über die Errichtung eines Bundesdirectoriums und einer Delegirtenversammlung aufforderte. Die preußische Antwortet lautete kühl ablehnend.

In eben denselben Tagen verschärfte sich leider der Kampf um die Heeresreform in Preußen ganz erheblich. Bei den Wahlen, die am 6. December 1861 stattfanden, hatte die Opposition vollständig gesiegt. Vergeblich suchte die Regierung durch einen Gesetzentwurf über die Dienstpflicht (in dem freilich am dreijährigen Zeitraum festgehalten war) und einige liberale Vorlagen den Sturm zu beschwören. Nach heftigen Verhandlungen erfolgte am 11. März die Auflösung des Landtags und wenige Tage darauf eine gründliche Umgestaltung des Ministeriums in hochconservativem Sinne. An die Spitze desselben trat Fürst Hohenlohe-Ingelfingen.

Das neue Cabinet hatte zunächst einige wichtige Ergebnisse in der deutschen Politik zu verzeichnen. In der hessischen Frage gelang es endlich dem kräftigen Auftreten Preußens, den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Wichtiger war, daß am 29. März 1862 in Berlin ein vorläufiges Abkommen über einen Handelsvertrag des Zollvereins mit Frankreich mit wesentlicher Aenderung des bisherigen Zolltarifs zu Stande kam. Ein Gegenzug Oesterreichs, das in diesem Abkommen eine schwere Schädigung des Handelsvertrags von 1853 sah, war die Einladung nach Wien zu Conferenzen über die Bundesreform, wie sie schon in den identischen Noten vom 2. Februar angekündigt waren; dieselben wurden unter Theilnahme von Vertretern der vier Königreiche, der beiden Hessen und Nassaus am 7. Juli eröffnet. Graf Rechberg schlug vor, für die Berathung eines deutschen Criminal- und Civilgesetzes einen Versuch mit der Zuziehung von Delegirten der deutschen Kammern zu machen. Wenige Tage später beantragte Oesterreich Aufnahme in den Zollverein mit Beibehaltung des bisherigen Tarifs; erst nachdem diese erfolgt, sollten Oesterreich und Preußen zu gemeinsamen Verhandlungen mit Frankreich bevollmächtigt werden. Beides war für Preußen unannehmbar; es lehnte jede Theilnahme an der Conferenz ab und zeigte zugleich durch die Anerkennung des jungen Königreichs Italien, daß es sich jeder Rücksicht auf Oesterreich entbunden glaubte. Als am 14. August die Nachricht einlief, daß die acht bei den Wiener Conferenzen betheiligten Staaten beim Bunde einen Antrag auf Berufung der Delegirtenversammlung zum Zwecke der Bundesreform gestellt hatten, protestirte Graf Bernstorff gegen jeden Mehrheitsbeschluß in dieser Sache. Ging der Antrag in Frankfurt durch, so blieb Preußen nur die Wahl zwischen demüthiger Unterwerfung oder Austritt aus dem Bunde; der letztere Schritt mußte nothwendig zum Kriege führen.

Die äußeren Verhältnisse konnten Preußen, das mit Rußland, Frankreich und Italien damals auf dem besten Fuße stand, zu einem solchen nur ermuthigen. Schlimmer war die Lage im Innern. Die Wahlen vom 6. Mai 1862 hatten wieder eine totale Niederlage des Ministeriums ergeben. Nach heftigen Verhandlungen strich das Abgeordnetenhaus am 23. September alle Ausgaben für die Heeresreform. Der König stand in schweren Bedenken zwischen seinem Verfassungseide und seiner militärischen Ueberzeugung.

In dieser Noth wandte er sich an den Mann, „den er längst als den Klügsten und Muthigsten seiner Staatsmänner kannte", an Bismarck. „Bismarck folgte ungern; denn wol niemals hat ein geborner Meister der Regierungskunst so wenig Ehrgeiz zur Ersteigung der höchsten Stufe gehabt. Aber sein Pflichtgefühl verbot ihm, sich dem Könige zu versagen." Am 24. September wurde er an Stelle des Fürsten Hohenlohe provisorisch zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt. „Alle Welt sah in ihm den keckften Vorkämpfer der feudalen Partei, den frechsten Gegner alles liberalen Strebens, den Redner, der alle großen Städte vom Erdboden hatte vertilgen wollen, der den Liberalen den drohenden Zuruf entgegengeschleudert hatte, das stolze Roß Borussia werde die parlamentarischen Sonntagsreiter in den Sand setzen. Sein Name steigerte die Aufregung der Gemüther ins Grenzenlose." Daß er seit 1851 eine gewaltige innere Entwickelung durchgemacht hatte, wußten ja nur Wenige. Die versöhnliche Haltung, die er zunächst einzunehmen suchte, fand Zurückweisung; so nahm er den Kampf entschlossen auf. Am 11. October lehnte das Herrenhaus das Budget des Abgeordnetenhauses ab und bestätigte die Regierungsvorlage; mit letzterem Beschlusse überschritt es freilich seine Competenz, und nicht ohne Grund erklärte das Abgeordnetenhaus denselben für null und nichtig, worauf die Session geschlossen wurde. Damit war ein budgetloses

Regiment unvermeidlich geworden; es gelang Bismarck, den König von der Verfassungsmäßigkeit seines Verfahrens zu überzeugen.

Das neue Ministerium, in dem neben Bismarck wol der Minister des Innern Graf Eulenburg die bedeutendste Kraft war, mußte sich zunächst der deutschen Frage zuwenden. Mit jener Offenheit, die oft die diplomatische Welt in Staunen gesetzt hat, erklärte Bismarck dem österreichischen Gesandten Grafen Karolyi, daß Preußen eine Ueberschreitung der Bundescompetenz durch Mehrheitsbeschluß bei dem Antrage auf eine Delegirtenversammlung mit der Abberufung seines Gesandten beim Bundestage beantworten würde. Noch einmal wurde die Krisis dadurch vermieden, daß der Antrag am 22. Januar mit 9 gegen 7 Stimmen abgelehnt wurde.

Sehr eingehend behandelt der Verfasser den Aufstand Polens; wir müssen uns versagen, hier darauf einzugehen, obwol die Gruppirung der europäischen Mächte, wie sie sich damals gestaltete, von großer Bedeutung für die Folgezeit wurde. Während Napoleon, dessen polnische Sympathien den Ausbruch des Aufstandes wesentlich befördert hatten, für denselben dann nur strengen Tadel hatte, England und Oesterreich aber Rußland einige Verlegenheiten gern gönnten, suchte Preußen, dem die von Wielopolski, dem Großfürsten Constantin und Gortschakoff angestrebte panslavistische Verbrüderung zwischen Polen und Russen und ein russisch-französisches Bündniß nicht weniger unbequem gewesen wäre als England und Oesterreich, die traditionelle Freundschaft mit Rußland durch kräftiges Auftreten gegen den Aufstand festzuhalten und hatte dazu um so mehr Ursache, als die Ernennung Drouyn de Lhuys', des Gönners Oesterreichs und des Papstes, zum Minister des Auswärtigen (Herbst 1862) eine bedenkliche Wendung der französischen Politik andeutete. Die Convention, die Preußen am 8. Februar 1863 mit Rußland abschloß, erregte sowol bei der panslavistischen Partei in Warschau als bei den Großmächten allgemeine Mißstimmung; Drouyn de Lhuys suchte sie zu benutzen, um Preußen die Verantwortung für das Vorgehen der Russen in Polen aufzubürden, und legte England und Oesterreich den Text einer identischen Note vor, in welcher Preußen zur baldigen Kündigung der Convention veranlaßt werden sollte, doch mochten die beiden Mächte zu einem so scharfen Schritte sich nicht entschließen. Ebensowenig vermochten Gortschakoff's Intriguen das intime Verhältniß zwischen Rußland und Preußen aufzulösen, und endlich gelang es auch der feindseligen Haltung des Abgeordnetenhauses nicht, den Fürsten Bismarck von einer Politik abzudrängen, welche „den ersten Stein zum Fundamente für Preußens künftige Größe" legte. Von Interesse ist, daß Kaiser Alexander damals wiederholt den Versuch machte, den König zu einer Kriegserklärung gegen Oesterreich und Frankreich zu veranlassen; aber Bismarck rieth entschieden ab, da er fürchtete, daß bei einem Friedensschlusse die alte Neigung zwischen Frankreich und Rußland sich zum Nachtheile Preußens geltend machen und Rußland dann „am längeren Hebelarme sitzen" würde.

Fast um dieselbe Zeit, am 2. August 1863, machte Kaiser Franz Joseph dem König Wilhelm in Gastein den Vorschlag, die so lange vergeblich versuchte Verständigung über die Reform des deutschen Bundes durch einen Fürstencongreß zu versuchen. Aber was man demselben vorlegen wollte, war, wie sich sowol aus den mündlichen Aeußerungen des Kaisers als aus einer dem König überreichten Denkschrift ergab, im Grunde dasselbe, was schon in der identischen Note vom 2. Februar 1862 verlangt und damals von Preußen entschieden abgelehnt worden war: ein Bundesdirectorium von fünf Mitgliedern und ein aus Delegirten der deutschen Kammern bestehendes Bundesparlament, ferner ein Bundesgericht und periodische Fürstencongresse. Zugleich erklärte die Denkschrift, Preußen könne zwar die Reform hindern, aber dann würden die Regierungen sich genöthigt sehen, sich zur partiellen Ausführung der beabsichtigten Bundesreform in den eigenen Staaten zu entschließen und zu diesem Zwecke von ihrem freien Bündnißrecht ausgedehnten Gebrauch zu machen. Bevor des Königs schriftliche Antwort abgegangen war, traf die officielle, vom 31. Juli datirte Einladung zu dem auf den 16. August anberaumten Fürstentage ein, der also schon beschlossen war, als dem Könige die erste Mittheilung darüber gemacht wurde. Nun lehnte letzterer die Betheiligung ab; und auf Bismarck's dringenden Rath blieb es auch bei dieser Ablehnung, als der in der That in Frankfurt zusammentretende Congreß nochmals eine Collectiveinladung an ihn richtete. Damit war das Loos des Fürstencongresses besiegelt, und es lohnt kaum, auf seine Verhandlungen weiter einzugehen. Zwar erklärte die Mehrheit sich bereit, nach Maßgabe der gefaßten Beschlüsse die künftige Verfassung Deutschlands zu gestalten, allein einem dahin gerichteten engeren Bunde zeigten sich namentlich die Mittelstaaten, die in dem Nebeneinander der beiden Großmächte die beste Garantie ihrer Selbständigkeit sahen, doch nicht geneigt. Als dem preußischen Ministerium der Verfassungsentwurf vorgelegt wurde, machte dieses weitere Verhandlungen darüber davon abhängig, daß vorher über drei Punkte ein Einverständniß herbeigeführt werde: nämlich über das Recht des Veto gegen die Erklärung eines Bundeskriegs für Preußen wie für Oesterreich, volle Gleichstellung beider im Bunde, also Wechsel des Präsidiums, endlich ein Parlament aus directen Volkswahlen. Diese Erklärung, die am 22. September den betreffenden Regierungen mitgetheilt wurde, schloß jede Hoffnung auf eine Verständigung aus; denn es war selbstverständlich, daß Oesterreich sie ablehnte.

* * *

Es ist nur die Exposition des weltgeschichtlichen Dramas, welche die beiden uns vorliegenden Bände des großartig angelegten Werkes enthalten; indessen hoffen wir, daß seine Bedeutung es entschuldigen wird, wenn wir die Geduld des Lesers in so hohem Grade in Anspruch genommen haben. Das Erscheinen von drei weiteren Bänden, welche bis zur Entstehung des norddeutschen Bundes reichen werden, wird für das nächste Jahr in Aussicht gestellt; einen Termin für den Abschluß des Ganzen anzugeben, ist der Verfasser noch nicht im Stande.

Bücherbesprechungen.

—m— **Alt-Meißen in Bildern.** Mit erklärendem Text von Dr. W. Loose. Verlag von Louis Mosche, Meißen. 1889. 47 Blatt gr. Fol. Preis (einschließlich Mappe) 15 ℳ — Von dem steten Wachsen des Interesses an unserer vaterländischen Geschichte, auf das wir an dieser Stelle wiederholt hingewiesen haben, legt die vorliegende in jeder Hinsicht trefflich gelungene Publication ein neues erfreuliches Zeugniß ab. In 47 durch die lithographische Anstalt von Steinmetz und Bornemann (H. Griesbach) in Meißen recht gut ausgeführten Lithographien nach ältern, meist wol aus den Sammlungen des Geschichtsvereins für die Stadt Meißen stammenden Vorlagen erhalten wir ein treues Bild des alten Meißen, seiner Plätze und Straßen, seiner Kirchen, Schulen und sonstigen Gebäude. Voran stehen Ansichten der Stadt nach Hiob Magdeburg (1558) und nach Merian (1650). Das 17. Jahrhundert ist sonst nur durch einen strenggenommen nicht hierher gehörigen Schutzbrief des Generals Torstenson von 1642 vertreten. Aus dem 18. stammen neben andern Blättern mehrere interessante Abbildungen nach Gottlob Ehrlich (am Fleischersteg 1773, der Jahrmarkt 1771, die Brückenmühle 1773, der Dom 1782, Prospect vom Schlosse 1770) und ein vortreffliches Bild des Schlosses von C. A. Günther. Weitaus am reichsten ist das 19. Jahrhundert vertreten, unter Anderem auch durch Ludwig Richter und Erwin Oehme. Ein Meisterwerk in seiner Art ist der vom Director Dr. W. Loose verfaßte Text; auf 12 gespaltenen Folioseiten giebt er nicht sowol eine Erklärung der Bilder, als eine streng quellenmäßige und doch für die weitesten Leserkreise genießbare topographische Chronik der Stadt, die kaum irgend eine Seite der Stadtgeschichte und des städtischen Lebens der Vorzeit unberührt läßt und in gedrängter Kürze so viel des Neuen bietet, daß man eigentlich wünscht, es wäre noch ein Blatt mit Quellenangaben beigegeben und dadurch die mühevolle Arbeit auch der wissenschaftlichen Forschung nutzbarer gemacht worden. In einer Zeit, in welcher die Physiognomie der Städte allenthalben so rasch wechselt, muß man für Unternehmen wie das vorliegende besonders dankbar sein; es wäre zu wünschen, daß dasselbe bald in unseren anderen alten Städten Nachahmung finde, und namentlich auch, daß der Verleger durch einen glänzenden Absatz des nebenbei sehr gut ausgestatteten und verhältnißmäßig überraschend billigen Werkes für seine gemeinnützige Bemühung belohnt würde.

W—k. **Sammlung sehr werthvoller Rechnungsformeln,** Aufgaben und Tabellen leichtverständlich für Jedermann. Autor: J. J. Winkler, speciell Kopfrechner. Herausgegeben von G. v. Tobel. Zürich, Verlag von Meyer & Zeller (Riemann'sche Buchhandlung) 1889. — In dieser kleinen Broschüre macht der Autor, also „speciell Kopfrechner", den Versuch, an einigen Beispielen zu zeigen, wie man, auch ohne Mathematik studirt zu haben, sozusagen auf autodidaktischem Wege sich über das Wesen schwierigerer Rechnungsarten z. B. der Logarithmen unterrichten kann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 153. Dienstag, den 24. December. 1889.

Sächsische Weihnachten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Jahre 1737, am 16. Februar, habilitirte sich zu Wittenberg ein junger Gelehrter als Privatdocent, Namens Carolus Gottfried Kisslingius aus Zittau. Als Habilitationsschrift — primitiae academicae — hatte er eine schwer gelehrte lateinische Abhandlung verfaßt: De muneribus, quae propter diem natalem servatoris nostri dari solent und ihr den Untertitel gegeben: Von Heil. Christ-Geschencken. Er betrachtet die Weihnachtsgaben von den verschiedensten Seiten, erstlich nach ihrer Entstehung, sodann nach ihrer religiösen Bedeutung, nach dem Mummenschanz, der mit ihnen getrieben wird, und schließlich — und darin ist wol der Schwerpunkt der Abhandlung zu suchen — nach ihrer Geltung als rechtliche Einrichtung. Er betrachtet seinen Gegenstand nicht, wie es sonst vielfach in Abhandlungen aus dieser Zeit üblich ist, so etwas vornehm aus der Vogelschau mit möglichstem Aufwand von rednerischen Floskeln, sondern er schrieb, gestützt auf eine breite wissenschaftliche Grundlage. Offenbar lag ihm die Frage sehr am Herzen. Es ist ja bekannt, wie mancherlei Unfug nach unseren Begriffen im Mittelalter und auch noch im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an den christlichen Festen getrieben wurde. Aber schon etwa seit der Reformation hatte sich kirchlicherseits eine Bewegung gebildet, welche dem losen Treiben allenthalben entgegenzutreten begann. Mit allen Waffen wurde der Kampf geführt und des „gekrönten Kaiserlichen Poeten" Magister Johannes Prätorius „Saturnalia. Das ist eine Compagnie Weihnachtsfratzen oder Centner Lügen und possierliche Positiones" geben Zeugniß davon, daß man auch Spott und Hohn nicht scheute, um endlich die letzten Trümmer heidnischer Anschauungsweise aus den Köpfen zu vertreiben. Dieses seltsame Buch erschien 1663 in Leipzig, oder wie es selbst angiebt, im Jahre:

„LIeber antWorte DeM Narren naCh seIner NarrheIt".

Seitdem waren fast achtzig Jahre vergangen, und noch war es nicht viel anders geworden. Kißling's rechtgläubiges Herz fühlte sich durch den Unfug schwer beleidigt, und er erhob sich in seiner Darstellungsweise nicht zum feinen Spott eines Prätorius, der es übrigens gelegentlich auch nicht an Schimpfworten fehlen läßt, sondern sich gehörig aufs Schmähen versteht. Der junge Docent Kißling blieb beim Zürnen stehen und ließ sich nicht einmal zum Schmälen hinreißen. Gleichwol bekämpft er den Unfug nachdrücklich und zieht bei seinen Ausführungen ein ganzes Gewitter von Strafverfügungen heran, mit denen namentlich der löbliche Magistrat seiner Heimathsstadt Zittau dem wüsten Treiben in jenen Tagen bereits entgegengetreten war. Vielleicht liefert eine genaue Durchsicht des Zittauer Rathsarchivs einmal noch eine Menge neues Material zu dieser Frage.

Ganz unverdientermaßen ist Kißling's Name in Vergessenheit gerathen; denn er hat sehr sorgfältig und gewissenhaft gesammelt und gearbeitet. Er giebt allenthalben genau seine Quellen an und schreibt flott und fließend. Auch hat er sich nicht gescheut, zahlreiche Anführungen in deutscher Sprache in den Text zu setzen, um die Kunstausdrücke jener „Narrenspossen" der Nachwelt zu überliefern. Und was war der Dank der deutschen Bibliothekare? Anstatt seinen Namen in ihre Kataloge aufzunehmen, haben sie sein Buch einem Anderen zugeschrieben. Auf dem Titel steht nämlich: Praeside Christiano Specht, philosophiae atque iurium doctore huiusque civitatis senatore, extraord. in auditorio ictorum ad diem XVI Februarii MDCCXXXVII publice disseret Carolus Gottfried Kisslingius Zittaviensis. Specht ist der größtgedruckte Name des Titels, und unter seinem Namen findet sich das Buch im Kataloge.*) Aus den Angaben über Strafverfügungen, Erlasse, Uebelstände und Mißbräuche läßt sich ein ziemlich reichhaltiges Bild eines sächsischen Weihnachten im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zusammensetzen. Der treffliche Kißling würde bedenklich den Kopf geschüttelt haben, wenn er hätte ahnen sollen, daß seine Schrift, die der Beseitigung von Mißbräuchen galt, einst dazu dienen würde, genau wie keine andere Aufzeichnung eben diese schrecklichen Dinge der Nachwelt zu überliefern. Aber selbst für den Fall, daß er sich noch einmal im Grabe umdreht, wollen wir den Versuch machen, das Bild zu zeichnen.

Wenn die Weihnachtszeit herannahte, trat im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Zittau und sicher auch noch in weiterem Umkreis der „Heilige Christ-Rath" zusammen. Dies war eine Genossenschaft von meist jüngeren Leuten, welche die Oberleitung des sogenannten „Heil. Christspieles" und alles damit verbundenen Mummenschanzes in die Hand nahm. Mitglied dieses Christ-Rathes zu sein, war ein einträgliches Geschäft; denn in seine Tasche flossen alle die Gelder und sonstigen Geschenke, welche bei dem Umzuge am heiligen Abend zusammenkamen. Und diese müssen sich ziemlich hoch belaufen haben, denn als nachmals die Polizei einschritt und das Spiel verbot, beschwerten sich die Mitglieder des Christ-Rathes wiederholt, daß man ihnen das Einkommen verkürze, und verlangten eine förmliche Ablösung, so daß jeder Hausvater gehalten sein solle, ihnen eine bestimmte Summe zu zahlen. Schon aus früherer Zeit sind uns ja, wie bekannt, eine ganze Reihe Christspiele erhalten geblieben, die alle denselben Gegenstand, die Geschichte der Geburtsnacht variiren und im Ganzen nahe zusammenstimmen. Bei den meisten Stücken trägt seltsamerweise Josef die Rolle des Hans Wurst. Von den Personen, die damals in Sachsen im Weihnachtsspiel auftraten, ist wol im Allgemeinen dasselbe anzunehmen. Bereits im März 1680 lag, wie Kißling mittheilt, der theologischen Facultät der Universität Leipzig die Frage vor, ob diese Spiele noch fernerhin zu dulden seien. Und sie entschieden sich in folgender Weise: „Halten dannenhero schrifftmäßig davor, daß so beschaffenes Heil. Christ-Spiel in Haupt und Fuß zu verändern, daß sowol die vornehmste Person, der vermummte Heil. Christ, als die unterste, nehmlich der Knecht Ruprecht, abzuschaffen seynd, damit weder Occasion zur Abgötterey noch zu allerhand Schand und Ueppigkeit in Zusammenkünfften gegeben werde. Die mittel Personen können, als Engel, S. Petrus, oder von dem Heil. Christ abgeordnete Diener, die Kinder zu examiniren, beten zu lassen, und von Untugenden abzumahnen, in geziemenden Schrancken wohl beybehalten, und hierdurch die Kinder bey Christlicher Weynacht-Freude, die Agirenden aber bey den hergebrachten Accidenze (darum es sonsten zu thun zu seyn scheinen will) gelassen werden, welches dann mit Zusammensetzung des Magistrats

*) Auch die Leipziger Universitätsbibliothek, deren Exemplar der Verf. benutzte, hat dieses Versehen. Falsch angeführt wurde das Buch infolge dessen wol noch nirgends, da es völlig unbekannt ist. Verf. erhielt davon Kunde durch eine Mittheilung des Hrn. Dr. Lange in Niederolm bei Mainz. Die Schrift erschien 1737 in Wittenberg bei Eichsfeld.

und Ministerii gar füglich und absque strepitu, ohne Eintrag der Schul-Collegen und derer, welche bißher einig solatium daran genossen, auch ungehindert des hierunter von Eltern abgezielten Zweckes, wohl geschehen mag." Dachten die Leipziger Theologen an die Weihnachtsfreude der eigenen Kinder, als sie so mild entschieden?

Ganz anders hatte Prätorius siebzehn Jahre früher gewettert: Von dem „gemeinen Kindersprüchlein":

„Das Jesulein bin ich genand,
bey denen frommen Kindernlein wohl bekand,
die ihren Eltern gehorsam seyn,
und ihren Katechismum lernen fein:
die Früh aufftehn und beten gern,
denen will ich alles guts beschern.
Was aber solche Hotz Böcke seyn,
die schmeissen Schwester und Brüderlein,
die schlept der Todt in die Hölle hinein.
Darumb seyd fromm, ihr Kinderlein,
daß ihr nicht kompt in solche Pein."

sagt er, daß es „die Muhmen deren muthwilligen Gästen (d. i. Kindern) vorschwatzen" und alles Andere will er mit Stumpf und Stil ausgerottet wissen.

Weit strenger als die Leipziger Theologen, denen ihre Milde alle Ehre macht, verfuhr zweiundvierzig Jahre später, im Jahre 1722 der Zittauer Magistrat. Der Praetor Zittaviensis ließ nämlich damals einige Männer, die um Geschenke auszutheilen, also um den Knecht Ruprecht zu spielen, vermummt auf öffentlichen Plätzen sich zeigten, ohne Weiteres festnehmen und einige Tage in Gewahrsam halten. Kißling billigt dieses Vorgehen vollständig und wünscht noch viel größere Strenge. Auch die Schullehrer (ministri scholae) und die Schüler (scholares) selbst gingen vielfach vermummt herum, theilten in den Bürgerhäusern unter allerhand Narrheiten kleine Geschenke aus und erhielten dafür ein Trinkgeld, das deren Werth weit überstieg, und Kißling meint, sie würden wol sauer sehen, wenn er sich so für die Abstellung dieses Brauches ausspreche. Aber da gebe es ja einen Ausweg. Der Magistrat brauchte den Lehrern und Schülern ja nur zu erlauben, am Weihnachtsmorgen von Haus zu Haus zu ziehen und Gesangsstücke vorzutragen. Auf diese Weise würden die Bürger daran erinnert, daß sie ihnen zu Weihnachten eine Abgabe schuldig seien. Sonst könnte sie der Magistrat ja auch zu einer bestimmten Steuer dafür nöthigen. Dem „Heiligen Christ-Rath" will der Verfasser nicht so wohl. Er solle, meint er, keinen Pfennig mehr bekommen; er habe ja allerdings bisher ein gewinnbringendes Vorrecht besessen. Aber Vorrechte, die das Gemeinwohl und die Frömmigkeit schädigten, könnten jederzeit für nichtig erklärt werden. Vom Christ-Rath ist aus anderen Gegenden keine Nachricht auf uns gekommen; vielleicht war er eine insonderheit Zittauer Sitte. Das Herumsingen der Schüler in der Stadt war anderwärts jedoch schon früher üblich. In den 1665 erschienenen Annales oder Geschichtsbuch und Chronica der Stadt Züllich erzählt uns der Verfasser Georg Bruchmann, der 1598 in Züllich geboren war, von dem Singen des Quem pastores laudavere und des Puer natus in Bethlehem. Dieser Brauch muß, da er in die Schülerzeit Bruchmann's fällt, also schon etwa 1610, also noch vor dem dreißigjährigen Kriege, bestanden haben.

Gegen die Christspiele und den damit verbundenen Mummenschanz hatte sich das siebzehnte Jahrhundert schon sehr scharf gewandt. Prätorius in der Bibliotheca homiletica unter „Christspiel" behandelt die Frage eingehend, desgleichen, wie wir aus Kißling erfahren, Gerberus in seinem Buche „Von unerkannten Sünden", ein namenloser Verfasser in einer Schrift: „Curieuser Bericht wegen der schändlichen Weynacht-Larven, so man insgemein Heiligen Christ nennet", und ein gewisser Grabow in der „Entdeckung der Wercke der Finsterniß, welche unter dem sogenannten Heiligen-Christ" verborgen. — Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden in Zittau zu Weihnachten Erwachsene und Kinder in reichlichem Maße beschenkt und zwar keineswegs nur von den umherziehenden vermummten Gestalten, sondern ebenso von ihren Familienangehörigen, von Pathen und Freunden. Schon lange, ehe das Fest heranrückte, machte man den Kindern Hoffnung auf die Geschenke, ermahnte sie zum Fleiße und zum Gehorsam, wenn sie die Gaben nicht verscherzen wollten. Der „Heilige Christ" galt dabei im Kindesglauben allgemein als der Geber. Aber auch dieser Brauch erhielt sich nicht ganz rein. Sehr nahe lag ja natürlich die Frage, woher denn der heilige Christ alle die Geschenke nehme. Lästerliche Zungen behaupteten dann „Der heilige Christ ist arm", „Der heilige Christ hat es dem Schneider gestohlen". Noch heute erhält man in einigen Gegenden Sachsens auf die Frage, was denn der heilige Christ gebracht habe, die Antwort: „Ach, bei uns kommt der Krellenhainer" (sc. heilige Christ), d. h. wir haben nichts erhalten. Vielleicht liegt hier eine Anspielung auf ein Ereigniß einer früheren Zeit zu Grunde, in dem „Krellenhain" eine Rolle spielt.

Am heiligen Abend, wenn es dunkel geworden ist, beginnt in den Häusern die Bescheerung, über deren allgemein übliche Form Kißling sich leider nicht ausläßt. Möglicherweise fand sie noch in der im 16. Jahrhundert in Wolkenstein (1571) und auch in den Kreisen, die Prätorius kannte, also in Thüringen und Leipzig, um die Mitte des 17. Jahrhunderts üblichen Weise statt, daß man Jedem seine Gabe in ein Bündel, die „Christbürden", packte und ihn dieses wohl selbst finden ließ. War dann die Familie oder der Bekanntenkreis fröhlich beisammen, da erschienen die „Christlarven". Voran der Rupertus, der Knecht Ruprecht, mit furchtbarem Antlitz und einem großen Sacke. Er droht, die Kinder hineinzustecken, und jagt sie gewaltig ins Bockshorn. Wenn es daher Abend wird, getrauen sich die Kinder schon nicht mehr ins Freie, sondern bleiben aus Furcht, „mitgenommen" zu werden, hübsch im Zimmer. Auch die Erwachsenen sind vor den Christlarven nicht sicher, sondern diese erlauben sich allerhand Neckereien gegen sie, und namentlich gegen das weibliche Geschlecht. Namentlich die Mädchen liebkosen sie gern unversehens und libidinosae et impudicae contrectationes, scurrilitates aliaque delicta sind an der Tagesordnung, „denn diejenigen, welche Geschenke austheilen, meinen, ihnen sei unter ihrer Verhüllung und bei dieser Gelegenheit Alles erlaubt". Läßt aber ein vorsichtiger Familienvater die bösen Larven nicht herein, dann erhebt sich draußen ein Mordslärm. Ein förmliches Geheul wird angestimmt, an die Thüren wird gedonnert, daß sie fast brechen, Leitern werden angelegt, die Fensterbretter gefegt und zuletzt, wenn die Schaar abzieht, ruft noch einer mit feierlicher Stimme, der Heiland selbst sei dagewesen und nehme nun die dem Hause zugedachten Geschenke wieder mit sich fort. Dieses Larventreiben dauert von einbrechender Dunkelheit den ganzen heiligen Abend hindurch bis tief in die Nacht, ja bis zum nächsten Morgen. Der Hauptgrund, den Kißling gegen den Knecht Ruprecht anführt, ist, daß er die Kinder zu sehr erschrecke. Schon viele seien vor Schreck sofort umgefallen und gestorben, andere wenigstens schwer krank geworden und hätten noch als Erwachsene das Entsetzen nicht verwinden können, das sie damals erfaßt hätte. Neben dieser Schilderung, die durchaus das Regelmäßige giebt, steht eine andere, die aber darum nicht weniger wichtig ist. Kißling erzählt hier seiner eigenen Angabe nach einen vereinzelten Fall; leider giebt er den Ort nicht an, wo er diese Art der Weihnachtsfeier gesehen hat. Wir gehen jedoch kaum fehl, wenn wir dieselbe ebenfalls in die Nähe seiner Heimathsstadt Zittau verlegen. Durch unanfechtbare Zeugnisse belegt worden ist das Vorhandensein eines Christbaumes bis jetzt aus früherer Zeit nur 1605 und 1646 und beide Male in Straßburg,*) beide Male ohne Lichter. Aus dem östlicheren Deutschland fehlt, von einer wenig bedeutsamen Sage abgesehen, jeder Anhalt für die Annahme eines solchen Baumes bei der Weihnachtsfeier. Ja von den wenigen Schilderungen eines Weihnachtsfestes, die wir überhaupt aus der deutschen Vergangenheit bis dahin haben, kennt ihn auch nicht eine. Nun giebt Kißling folgende Erzählung, die ich deutsch wiedergebe: „Wenn die Ueberreichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescheerung veranstaltete. Wie sie mit ihrem Gatten sehr ehrbar gelebt hatte, so hatte sie auch lauter sehr angesehene Söhne und Töchter und überhaupt eine sehr zahlreiche Familie, und sie theilte ihren Kindern und Dienstboten aufs freigebigste Geschenke aus. Und zwar folgendermaßen: An dem Abend, welcher dem Geburtstag des Heilands vorausgeht, stellte sie in ihren Gemächern soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes sofort erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke vertheilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescheerung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baume und den darunter bescheerten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Ge-

*) Vgl. die Arbeit d. Verf. „Vom Weihnachtsbaum" Gartenlaube 1888, Nr. 49.

schenke und nahmen dieselben an sich. Schließlich können jedoch auch diese Feierlichkeiten und Veranstaltungen wegbleiben. Am besten thun jedenfalls die Hausväter und Hausmütter, welche die einem Jeden zugedachten Geschenke diesem zu einer Zeit überreichen, wo er deshalb nicht den Gottesdienst zu versäumen braucht, fromme Wünsche dazu fügen, den Empfängern ins Gedächtniß zurückrufen, welche Wohlthaten Gott durch die Geburt des Heilandes auf uns gehäuft hat, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnen und ihnen auch fernerhin väterliche Fürsorge, Schutz und Hilfsbereitschaft versprechen." An dieser Stelle erscheint der Weihnachtsbaum nicht nur zuerst mit Lichterschmuck, sondern auch in der Mehrheit und in so enge Beziehung zu den einzelnen Beschenkten, daß die Vermuthung Raum gewinnt, daß wir es hier mit einem Stück alten „Baumcultus der Germanen" zu thun haben. Und doch steht diese Sitte verloren in einer Umgebung, die den Christbaum überhaupt nicht kennt.

Aus dem 16. und 17. Jahrhundert haben wir je eine Aufzählung der Geschenke, welche den Kindern zu Weihnachten zu geben üblich war. 1571 erzählt uns nämlich der Prediger Vinita in einer 1572 bei Schwertel in Wittenberg erschienenen Predigt davon, und 1663 Prätorius in seinen Saturnalia in der 39. Proposition. Die Stelle, die er hier giebt, ist dem Buche eines gewissen Stringenicius entnommen. Die Uebereinstimmung mehrerer Ausdrücke zeigt, daß sie mit der Erzählung Vinita's verwandt ist. Wahrscheinlich geht sie auf eine Quelle zurück, die auch Vinita benutzte. Darnach waren die Geschenke meist Schulsachen „Abctefflin" u. Ae., Spielzeug und fromme Bücher. Dazu kommen dann noch einige Rechnungen des Kgl. Archivs zu Dresden ebenfalls aus dem Jahre 1572, die Johannes Bolte vor fünf Jahren im „Daheim" mittheilte. Hiernach erhielten die „Kurfürstlichen Kinder" kostbare Spielsachen, die in Leipzig gefertigt waren. Nach und nach scheinen an die Stelle nützlichen Spielzeugs und anderer Dinge wenigstens in vornehmen Häusern mehr Luxusgegenstände getreten zu sein. Wenigstens schrieb nach Kißling der Hr. v. Rohr in der „Haushaltungs-Bibliothec: „So wäre gut, wenn andere Privat-Leute gleichfalls ihre Kinder, und sonderlich die von Adel, oder die sonst von guten Vermögen sind, von Jugend auf zu der Oeconomie anführten. In ihren Kinder-Jahren anstatt der andern Spielwercke, die offt pretieus sind, und keinen Nutzen schaffen, sollen sie ihnen allerhand Modelle von unterschiedenen Gebäuden, Scheunen, Ställen, Brauhäusern, Maltzhäusern u. s. w. verfertigen lassen, die Instrumenta und Werckzeuge, die man bey dem Acker-Bau, bey der Gärtnerey, Fischerey, Vogelfangen u. s. w. braucht, alles nach dem verjüngten Maßstabe, da sie denn von Kindes-Beinen an von einem, der sich die Gedult gäbe, mit ihnen gleichsam zu spielen, zur Oeconomie geleitet werden könten. Es würden die Kinder von solchen Oeconomischen Spielen, als welche ohnedem dasjenige gerne nachzuthun pflegen, was sie von großen sehen, eben das Plaisir haben, als von ihren andern, die ihnen, wo nicht schädlich, doch gewiß auch nicht nützlich sind, und könten doch wenigstens etwas darbey profitiren."

Heute darf man etwas schenken, wem man will. In der guten alten Zeit gab es aber darüber Gesetze, welche die Schenkfreiheit in mancher Beziehung einschränkten. So gab es eine „Policey-Ordnung" in Sachsen vom Jahre 1661, in der es Tit. 17 hieß: „Ferner aber denen Pathen, im Geringsten kein Heiliger Christ, Neu-Jahr, Grün-Donnerstag, oder wie es sonsten Nahmen haben mag, an Kleidung, Gelde, Geschmeide, oder andern Sachen, nichts gegeben werden. Tit. 23, Cap. 1, §. 6 heißt es dann weiter: „Darunter denn billig zu ziehen, daß an etlichen Orten denen Knechten und Mägden Jahrmärckte, Christ- und Neu-Jahrs-Geschencke, oder andere Verehrungen über gesatzten Lohn, so bis weilen eben so hoch kommet, bishero zur Ungebühr mit eingedinget, und fast abgezwungen worden. Wie wir nun solches und andres, wordurch sonsten unserer hierbey habenden Intension zuwider geschehen könte, gleicher Gestalt gäntzlich aufheben; Also soll Herr, Frau, Knechte, oder Mägde, so dergleichen Begünstigungen unter einander verüben, mit der Helffte der vorgesetzten Straffe, als 5. Thaler, von Gerichten beleget, und dem Dienstbothen sein ordentliches halbes Lohn neben dem Geschencke weggenommen werden; Jedoch, wofern ein, oder ander Herr, oder Frau einem Dienst-Bothen, so ihn oder ihr vor andern lang und treulich gedienet, aus freyem Willen, ein leidliches zum H. Christ und zu Veranlassung fernerer fleißigen Dienste verehren wolte, solches bleibet ihnen ungewehret, die Neuen-Jahr-Geschencke und Jahrmärckte aber wollen wir disfalls gäntzlichen abgestellet wissen." Am 16. Juli 1735 erschien dann für Sachsen eine „neue Gesindeordnung". In derselben heißt es: „Dagegen soll es aber auch bey dem vorhin schon geschehenen Verboth, daß keinerley Gesinde der Herrschaft etwas, wie insonderheit darüber von dem Meißnischen Creysse geklaget worden, an Leinewand und so genannten Seyfen-Gelde, oder zum Messen, Jahr-Märckten oder Neu-Jahr-Geschencke, bey 5 Thaler Strafe und Verlust der Helffte des ordentlichen Lohns und erhaltenen Geschencks, abfordern und mit eindingen sollen, nochmahln bewenden, Gestalt auch die sogenannten Heil. Christ-Geschencke, ob wir selbige gleich zur Zeit noch zu dulden gemeynet, bey der Mieth- und Vermiethung keinesweges mit eingedungen werden dürffen, sondern es vielmehr in jeder Herrschafft Willkühr, ob sie zur Weyhnacht-Zeit ihrem Gesinde etwas geben will, oder nicht, beruhen, sich auch dergleichen Geschencke allerhöchstens nicht über 1 Rthlr. 8 gr. biß 2 Rthlr. belauffen, der Herrschafft aber doch dabey unverwehret seyn soll, demjenigen Gesinde, das sie gehorsam, fleißig und treu, und sonst einer besonderen Belohnung würdig erfinden, an Kleidung, Wäsche, Geräthe und dergleichen, auch wohl an Gelde, zu beliebigen Zeiten was zuzuwerffen, auch wenn es abziehet, zu einer Profession schreitet, oder Beförderung erlanget, ihme aus freyen Willen und Bewegniß zur Beyhülffe etwas zu schencken." Seinem Plane gemäß beschäftigt sich Kißling nur mit den Christgeschenken und denjenigen Bräuchen, die damit in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Ueber das sonstige Treiben des Volkes in der Weihnachtsnacht berichtet er uns nichts. Aber wir haben eine andere Quelle aus fast derselben Gegend und nur wenig früherer Zeit, welche auch davon erzählt. Am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts war in Pretzschendorf in der Ephorie Dippoldiswalde Pfarrer Johann Samuel Adami, der unter dem Namen Misander vielfach schriftstellerisch thätig war.*) Im 20. Bande seiner Deliciae biblicae, oder Biblischen Ergetzlichkeiten, der 1695 in Leipzig und Dresden erschien, findet sich S. 999 folgende Stelle, die einen tiefen Blick in den Weihnachtsbrauch und Weihnachtsglauben jener Tage thun läßt: „Was in der Nacht der Geburth des Herrn Christi vor Aberglauben vorgehet, wolte ich nicht gern diesen heiligen Ort damit besudeln, und mehr ein Gelächter als Andacht erwecken. Gleichwol aber nur etwas zu gedencken, so ist bekant, wie das Abergläubische Volck am heiligen Christ Abende, wenn ein Licht angezündet, und in die Stuben gebracht wird, nach ihrem Schatten sehen, ob sie den Kopff noch haben, oder nicht, und daher von ihrem Leben und Tode urtheilen. Wenn sie Saltzhauffen setzen, Korn messen, Eyer ins Wasser schlagen, und daher erkundigen wollen, ob sie sich einer Kranckheit zu befahren oder nicht, ob sie reich, ein kleines oder grosses Haus bekommen werden. Wenn sie vor den schweinställen kehren und mit den Ohren dafür hören wollen, was für einen Handwercks Mann sie bekommen sollen. Wenn sie in den Stuben Winckeln hinterwärts Haare suchen, und aus denselben schließen wollen, ob sie einen mit gelben oder schwartzen Haaren bekommen möchten. Wenn sie einen Schwerdt-Dreyer oder Kreutz Dreyhellers-Pfennig auff die grosse Zehen binden, sich auff den Kirch-Weg setzen [1000], und unter den Leuten, so in die Früh Metten gehen, ihren Buhlen erblicken wollen. Wenn sie Scheit-Holtz aus den Klafftern ziehen, um zu erfahren, ob sie einen krummen oder geraden bekommen möchten. Wenn sie den Schuh über sich werffen, ob sie dieses Jahr aus dem Hause wegziehen, oder sterben werden."

Alexander Tille.

*) Vergl. Wiss. Beil. d. Leipz. Ztg. 1888 Nr. 135. „Nochmals der Weihnachtsbaum"

Bücherbesprechungen.

—g. Illustrirte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin. — Wir hatten schon im vorigen Jahre Gelegenheit, rühmend die verdienstliche Eigenart dieses Werkes hervorzuheben. Damals handelte es sich um die in verschiedener Art gebundene Gesammtausgabe der Bibel (einschließlich der Apokryphen). Jetzt erscheint in sechs Abtheilungen zu drei Mark eine Lieferungsausgabe; eine Ausgabe für Katholiken ist zu gleichen Preisen und Bedingungen noch für das Jahr 1889 geplant. Diese mit einer „Familienchronik" beginnende Hausbibel enthält mehr als tausend Abbildungen und Karten, desgleichen bei wichtigen Veranlassungen einführende Erläuterungen. Diese bildnerischen Beigaben veranschaulichen nicht

die Spiegelung, welche die gesammte biblische Geschichte in der bildenden Kunst erfahren hat, sondern sie sind sehr werthvolle, zum Theil mühsam herbeigeholte Hilfen zum culturgeschichtlichen Verständniß der Bibel. In der uns vorliegenden ersten Lieferung dürfte das anziehendste Bild eine Abbildung des Pharao „der Bedrückung" sein (Mumie Ramses' II.); aber auch sonst begegnen wir zahlreichen überaus dankenswerthen Veranschaulichungen. Der Druck hat gerade die rechte Größe und Schärfe, welche man bei einer Hausbibel wünschen muß. Jedes der 81 Bücher der Bibel beginnt mit einem besonders für die Illustrirte Hausbibel gezeichneten Titelkopf. Noch einmal aber wollen wir hervorheben, daß gerade eine derartige Bibelausgabe in unserem realistischen Zeitalter mittelbar auch dem apologetischen Interesse dient.

o. Die Kirchennoth Berlins muß aufhören! Dargelegt von einem Hoffnungsvollen. Der Reinertrag ist für den kirchlichen Hilfsverein bestimmt. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1889. 32 S. — Es kann nicht oft genug auf die schreienden kirchlichen Nothstände von Berlin hingewiesen werden, die eine Schmach sind für unsere evangelische Kirche und deren baldige Minderung bez. Beseitignng dringend erforderlich ist. Je langsamer man in Berlin selbst, dieser Stadt der Intelligenz und der Thatkraft, Hand anlegt an die Beseitigung der mit jedem Jahre wachsenden Nothstände, um so mehr wird es Pflicht eines jeden guten evangelischen Deutschen, durch Wort und That mit dazu zu verhelfen, daß die kirchliche Versorgung Berlins eine solche werde, wie sie der Würde einer evangelischen Hauptstadt entspricht und zur Erhaltung des evangelischen Lebens in derselben erforderlich ist. Möge die vorliegende kleine Schrift, welche die kirchliche Noth Berlins darlegt und Wege zu ihrer Abhilfe zeigt, reichen Erfolg haben und der Verf. in seinen schönen Hoffnungen sich nicht betrogen sehen.

G. Oe.— In neuer Zeit. Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund. III. Auf des Reiches Hochwacht. Berlin, Rich. Wilhelmi. 2. Aufl. 8°. 62 S. — Der sogenannte alte Diplomat erörtert in seiner neuesten Flugschrift Fragen der auswärtigen Politik, und zwar im Besondern unser Verhältniß zu Frankreich und Rußland. Er setzt auseinander, daß die französische Republik, wenn sie Bestand haben wolle, einen Krieg vermeiden müsse und, wenn sie consolidirt sein werde, von selbst das Bedürfniß des Friedens empfinden werde; er entwickelt weiter, daß zu einem Kriege zwischen Rußland und Deutschland eigentlich kein Anlaß vorhanden sei, da sich die Interessengebiete beider Reiche weder berührten noch kreuzten, und daß ein solcher Krieg auch keinen Zweck habe, da für keine der beiden Mächte ein irgendwie erstrebenswerther Siegespreis zu holen sei. Das ist entschieden richtig, aber schon oft und manchmal viel besser gesagt worden. Obwol der alte Diplomat sich rühmt, daß „Vieles ihm bewußt sei", bietet er außer einigen Kleinigkeiten, die mehr oder minder in das Gebiet des Diplomatenklatsches gehören, nichts Neues. Es scheint, als schwinde mit jeder neuen Broschüre der Nimbus von dem alten Diplomatenhaupte mehr und mehr. Auffällig ist, daß auch in dieser Flugschrift, wie in der zweiten, gewisse Eigenheiten des Stiles nicht mehr bemerkbar sind, deren Vorkommen in der ersten eine Vermuthung über den Verfasser begründet erscheinen ließ. Jedenfalls ist die neueste Arbeit stilistisch mehr gefeilt, als ihre Vorgängerinnen. Wer nichts weiter sucht, als eine diplomatische Plauderei, wird befriedigt, wer mehr sucht, nicht.

□ Ultramontane Fechterkünste. Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-Briefe der „Germania". Von D. theol. G. Warneck. — Es giebt kaum ein verdrießlicheres Geschäft, als die Polemik mit den Ultramontanen. Sie haben ein großes Geschick in der Kunst, die für sie gefährlichen Punkte zu vermeiden, die großen Principienfragen zu umgehen, einzelne Punkte herauszugreifen und sie in einen falschen Zusammenhang zu bringen, sie pikant zuzurichten, und dazu scheuen sie sich nicht, mit ordinärem Witz und plebejischer Kraftsprache, die es liebt, das Ganze in persönlicher Verdächtigung zuzuspitzen, an die große Masse sich zu wenden. Diese Waffen kann und darf evangelische Polemik nicht brauchen, so stark die Versuchung dazu ist. Fortgesetztes Schweigen und Ignoriren, das nur als ein Zeichen der Schwäche mißdeutet wird, geht auch nicht. Und so muß doch das verdrießliche und ärgerliche Geschäft evangelischer Polemik fortgeführt werden, wenn auch von einem Erfolg in dem Sinne nicht die Rede sein kann, daß sich die Gegner belehren ließen, da sie sich beharrlich gegen das evangelische Wahrheitszeugniß verhärten. Es muß fortgeführt werden auch um der Evangelischen willen, um ihnen die Augen über die ultramontane Taktik zu öffnen, für welche so viele Protestanten blind sind, trotz der eclatanten Beweise, welche die Gegenwart dafür liefert und zuletzt noch geliefert hat in dem Fuldaer Hirtenbrief, der in so grober und herausfordernder Weise die Dinge auf den Kopf gestellt hat. Unter den evangelischen Polemikern, welche die römische Polemik unserer Tage mit ebenso viel Schärfe und Klarheit, als mit überlegener Ruhe und Noblesse zurückweisen, steht D. Warneck in erster Linie. Einen neuen Beweis für seine besondere Befähigung, den Schleichwegen und sophistischen Künsten römischer Polemik nachzugehen, giebt er in der vorliegender Schrift, in der er es mit einem besonders schlimmen Gegner zu thun hat, dem im Kampf mit den Ketzern alle Mittel recht sind und dessen Fechterkünste der Verf. aufs Schlagendste aufdeckt.

G. Oe.— Paul Arras, Bilder aus der sächsischen Geschichte. Für Schule und Haus zusammengestellt. Leipzig, Veit & Co. 1889. 136 S. 8°. Preis 1 ℳ 80 ₰. — Man könnte unter dem Titel etwas Anderes vermuthen, als das gefällige Büchlein bietet. Es sind nicht abgerundete Einzelbilder von Persönlichkeiten oder Ereignissen, auch nicht culturgeschichtliche Bilder einzelner Perioden, sondern gleichzeitige, in Urkunden und Erlassen, Briefen und anderen Aufzeichnungen niedergelegte Berichte über einzelne Begebenheiten. Nur in wenigen Fällen hat der Verf. spätere Nachrichten, die dann immer auf gleichzeitigen Darstellungen fußen, wiedergegeben. Seine eigene Arbeit beschränkt sich auf kurze, einleitende Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten. Man kann über die vom Verf. beliebte Auswahl verschiedener Meinung sein; man wird z. B. mit Recht fragen können, warum Albrecht der Beherzte ganz fehle, warum von Johann Friedrich dem Großmüthigen fast gar nichts berichtet sei, obwol dessen Persönlichkeit in seinem Liede und seinen Gespächen sich herrlich abzeichnet, warum die Kurfürstin Sophie mit Stillschweigen übergangen sei u. s. w; man wird sich andererseits mit Recht wundern, daß von berühmten sächsischen Landeskindern nur Robert Schumann's, Ernst Rietschel's, Richard Hartmann's und Ludwig Richter's gedacht worden ist. Doch haben derartige Ausstellungen immer nur eine relative Berechtigung; eine Auswahl wird stets nach individuellem Geschmacke vollzogen sein und Widerspruch finden. Der Gedanke, die sächsische Geschichte, soweit dies möglich ist, mit den Worten gleichzeitiger Quellen darzustellen, ist neu und ansprechend; die Art aber, wie der Verf. seine Aufgabe angefaßt hat, giebt zu Bedenken Anlaß. Er hat aus pädagogischen Gründen Auslassungen, Zusammenziehungen und sprachliche Aenderungen vorgenommen, so daß wir nicht die eigentliche Quelle vor uns haben, sondern eine ad usum delphini erfolgte Ueberarbeitung der Quellen. Zu diesem Vorgehen veranlaßte den Verf. der Gedanke, mit seinen Bildern ein „Schul- und Hausbuch" zu schaffen. Für die Volksschule ist das Buch zu groß angelegt und berücksichtigt Dinge (Obstculturbüchlein Vater August's, Verfassung von 1831), die über die Ziele derselben hinausgehen. Von den höheren Schulen behandeln nur die Seminarien die sächsische Geschichte als besonderes Fach. Ob dort die „Bilder" sich als ein zweckmäßiges Hand- und Hilfsbuch erweisen werden, ist fraglich. Willkommener wäre jedenfalls ein kurzgefaßtes Handbuch der sächsischen Geschichte, an dem es noch immer fehlt trotz aller Jubiläumsliteratur. In der Hauptsache wird das Buch doch ein Lese- und Hilfsbuch sein für den Lehrer, für den Freund sächsischer Geschichte. Hätte der Verf. nur auf diese Rücksicht genommen, so hätte er, zum Nutzen seines Buches, nach jeder Richtung hin vollständiger sein und die Quellen unbearbeitet wiedergeben können. Vielleicht können diese Ausstellungen bei einer zweiten Auflage berücksichtigt werden, die wir dem Buche von Herzen wünschen.

Ltz. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgeg. von Prof. Dr. Fr. Umlauft in Wien. Hartleben's Verlag. Das soeben erschienene 3. Heft enthält an Abhandlungen: Der internationale Congreß in Paris, von Dr. A. Oppel, — Der russische Bauer, von A. Braun in München, — Das Sotledsch-Thal von Kotgar bis Schipka (mit Karte), von G. Th. Reichelt. Unter den kleineren Mittheilungen haben weiteres Interesse: Statistik der Republik Uruguay, Wachsthum amerikanischer Städte, die Colonie Victoria im Jahre 1888, sowie Bild und Biographie des jugendlichen, unternehmenden Arabienreisenden Eduard Glaser, welcher auf drei Reisen aus Jemen große Sammlungen von Hand- und Inschriften, ein ganz Jemen umfassendes Netz astronomischer Ortsbestimmungen und kartographischer Aufnahmen heimbrachte, und nun im Begriffe steht, zum vierten Male sich dahin zu begeben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 154. Sonnabend, den 28. December. 1889.

Das Deutsche Ordenshaus zu Plauen i. V.

Von Julius Vogel.

Als in der Zeit des dritten Kreuzzuges bei der Belagerung von Akkon im Christenheere Seuchen ausbrachen, vereinigten sich im Herbste 1190 Bürger aus Bremen und Lübeck mit den Deutschen Hospitalbrüdern aus Jerusalem zur Pflege der kranken Wallfahrer. Herzog Friedrich von Schwaben, welcher Zeuge ihrer aufopfernden Thätigkeit war, erhob die Gemeinschaft der Brüder des Deutschen Hospitals zu Jerusalem nach dem Vorbilde des Ordens der Johanniter und Templer zu einem Deutschen Ritterorden. Bald erlangte er auch für diese Stiftung die Bestätigung von Seiten des Kaisers Heinrich VI. und des Papstes Cölestin III. Nach der Eroberung der Stadt Akkon gründete der erste Hochmeister, Ritter Heinrich Walpot von Bassenheim, in Akkon das erste Deutsche Ordenshaus, ein Hospital nebst Kirche und Wohngebäuden.

Die Deutschen Ordensherren trugen einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze und führten in ihrem Wappen den schwarzen Adler. Bald nahm man auch Priesterbrüder auf, welchen außer der Besorgung gottesdienstlicher Handlungen auch die Armen- und Krankenpflege mit oblag.

Dem Orden wurde alsbald Grundbesitz in Palästina, Italien, Siebenbürgen und den Niederlanden zugeeignet; aber die größte Ausdehnung gewann er in Deutschland, woselbst er allmälig in 12 Balleien (Provinzen) reiche Besitzungen erwarb. Unter dem vierten bedeutenden Hochmeister, Hermann von (Langen-)Salza, erlangte er namentlich in Thüringen reichen Grundbesitz. Außerdem erhielt derselbe bald auch das Eigenthumsrecht an Kirchen und Kapellen, sowie das damit verbundene Patronat, so daß er dem Bischof für die erledigten Pfarrämter Ordenspriester vorschlagen konnte. Zur Ballei Thüringen gehörte auch das Vogtland. Daselbst wurden den Deutschherren wichtige Pfarrkirchen überwiesen: 1224 die St. Johanniskirche zu Plauen, 1264 die Pfarrei zu Reichenbach, 1270 die zu Asch mit der Tochterkirche zu Adorf, 1279 die Kirche zu Tanna und 1284 die zu Schleiz. Die Priesterbrüder verdrängten hier die Reste des Heidenthums und verbreiteten unter Deutschen und Slaven die christlich-deutsche Cultur.

Die Landesherren des Vogtlandes, die Vögte von Weida, Plauen und Gera, belohnten die segensreiche Wirksamkeit der Deutschherren durch reichliche Schenkungen. Aus ihren Familien traten sogar viele Glieder in den Orden ein und verstärkten dadurch seinen Einfluß. Schon 1215 war ein Deutschordens-Prior Heinrich von Plauen im Auftrage des Hochmeisters Anno bei der Schlichtung eines Streites zwischen dem Deutschhaus zu Eger und dem Kloster Waldsassen betheiligt. 1227 trat Heinrich IV., der Mittlere, nach aufopfernder Ehetrennung in das Ordenshaus zu Plauen ein.

Während der Jahre 1264—76 war Heinrich, Sohn des Heinrich Reuß von Plauen, im Ordenshause daselbst Comthur (Vorsteher), und zwei andere Heinrich von Plauen bekleideten 1410—13 und 1469—70 sogar die höchste Würde des Ordens, das Hochmeisteramt.

In Plauen ließen sich die Deutschherren in der Zeit von 1214—24 nieder; im letzteren Jahre übergab ihnen Vogt Heinrich der Mittlere von Weida die Pfarrkirche St. Johannis mit allen ihren Gütern und Rechten. Dieselbe war für den Gau Dobna, den etwa 10 □ Meilen umfassenden Kirchensprengel von Plauen, vom Grafen Adalbert von Eberstein auf Anregung des Bischofs Dietrich I. von Naumburg gestiftet und 1122 von diesem geweiht worden. Dicht neben dieser Kirche erbauten die Ordensherren das Deutsche Haus oder den Comthurhof. Die dazu gehörigen Gebäude heißen jetzt Archidiakonat, Superintendentur und 1. Landdiakonat; außerdem gehörten dazu Wirthschaftsgebäude, Stallungen, Scheunen und eine Brauerei.

Das Ordenshaus gewann sehr bald weitere Besitzthümer, von welchen wir nur die wichtigeren hervorheben: Vogt Heinrich der Aeltere von Weida verlieh 1236 der Pfarrei Plauen einen Zehnten von 140 Aeckern im Gebiete der Parochie Plauen unter der Bedingung, daß in der Badestube bei der Kirche an der Elster alle Sonnabende Freibäder gewährt würden; auch verlieh er das zur Heizung der Badestube nöthige Holz. Vogt Heinrich von Plauen theilte 1244 die ihm und den Brüdern des Deutschen Hauses in Plauen bisher gemeinsamen Pfarrgüter: Er überließ ihnen das Fischwasser in der Elster von der steinernen Brücke abwärts bis zum Knielohthal, ebenso ein Stück Wald bei Röttis, außerdem 2 Hofstätten und 2 Wiesen zur Erweiterung ihres unteren Hofes, sowie seinen Antheil an der Kreuzmühle. Derselbe bestätigte 1263 den Ordensbrüdern ihre sämmtlichen Güter in der Umgebung Plauens, nämlich 83½ Acker, die Kreuzmühle und die Einkünfte von 1 Talent aus Lauterbach. Die Gebrüder Reinbot und Erkenbert von Straßberg verkauften 1266 dem Deutschen Hause für 40 Mark Silber den Ertrag von 4½ Mark von ihren Gütern in Kauschwitz. Vogt Heinrich von Plauen schenkte 1279 die 3 Mark jährlichen Zinses, welche Berthold von Dobeneck in der Münze zu Plauen besessen hatte, dem Deutschen Hause, welches diese Summe jährlich in 2 Terminen vom Münzmeister erheben sollte. Vogt Heinrich der Aeltere von Plauen und seine Söhne überließen 1282 für ein Darlehn des Hochmeisters Hartmann von Heldrungen, welcher längere Zeit in Plauen und in der Nähe der ihm befreundeten Vögte weilte, den Ordensbrüdern daselbst den Theil ihres Waldes („Forstes") zu Straßberg, welcher nach dem Dorfe Syrau zu liegt und von dem Zwoschwitz-Pausaer Communicationsweg begrenzt wird. Adelheid von Köckeritz überließ 1288 den Deutschen Herren einen Hof in Chrieschwitz mit der Bedingung, daß dieselben nach ihrem Tode eine jährliche Gedächtnißfeier für sie abhielten. Die Deutschen Brüder erwarben 1300 einen Hof in Reinhardtswalde, welchen Petzold Sack ihnen geschenkt hatte, damit sie allsabbathlich in der auf dem Friedhofe der Pfarrkirche erbauten Kapelle eine Messe zu Ehren der Jungfrau Maria hielten. Der Prior Heinrich und der Convent der Predigermönche (Dominikaner) in Plauen verkauften 1309, weil sie zum Bau ihrer Kirche das Geld brauchten, ihre Güter in Thiergarten um 7½ Mark Silber an den Convent des Deutschen Hauses in Plauen. Heinrich von Kürbitz, Comthur des Deutschen Hauses zu Saalfeld und Asch, und Johann von Freiberg, Pfarrer in Asch, verbrieften 1319 die Summe von 24 Mark Silber, welche Magister H., Rector der Knaben (zugleich Chorschüler) in Plauen, zu einer Seelenmesse in St. Michael zu Adorf bestimmt hatte. Vogt Heinrich der Aeltere giebt den Deutschen Brüdern 1321 den Elsterfluß jenseits seiner Hofwiesen mit der Bestimmung, daß sie den Fluß bis an die Kreuzmühle eindämmen sollten. Der Vogt hatte 1322 neben dem hohen Chor der St. Johanniskirche in Plauen eine Kapelle (die sogenannte Rathskapelle) erbaut, einen Altar darin gestiftet und ihn mit 10 Mark jährlichen Zinses ausgestattet. Derselbe wird dem Notar des Vogtes Johannes verliehen und soll nach dessen Tode an die

Brüder des Deutschen Hauses zurückfallen, damit ihn dieselben dann mit Messen versorgen. Bei der jährlichen Gedächtnißfeier für den Vogt und seine Gemahlin sollen je 13 Arme mit der Kost der Brüder gespeist werden.

Am 1. Februar 1328 bestätigten Vogt Heinrich der Aeltere und sein Sohn dem Deutschen Hause die Güter und Einkünfte in nicht weniger als 58 Ortschaften.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß es die Ordensherren sehr wohl verstanden, ihr Haus in Plauen im Laufe eines Jahrhunderts auf mannigfache Weise zu bereichern.

Das Leben der Ordensbrüder war wie anderwärts ohne weltlichen Reiz; Gottesdienst und Amt füllten den Tag aus. Jeder mußte, nachdem er geweckt worden, frühmorgens zur Mette in der Kirche erscheinen. Damit begannen die 7 geistlichen Zeiten — Mette, Prime, Tertie, Sexte, None, Vesper und Complette —, bei welchen stets mehrere Pater noster und Ave Maria gebetet wurden, auch Schriftvorlesung und Gesang stattfand. Nur Amtsgeschäfte konnten das Ausbleiben bei denselben entschuldigen. In kleineren Conventen wurden diese Zeiten nicht vollständig gehalten.

Zu den allgemeinen kirchlichen Festen kamen noch besondere Ordensfeste, z. B. die Todestage von Hochmeistern. Für jeden im Convent verstorbenen Ordensbruder ward ein besonderes Todtenamt gehalten. Jeder Priesterbruder hatte in der Woche wenigstens drei Messen zu lesen. Die Stiftung einer Messe zum Gedächtniß eines Verstorbenen, eine Pietanz, war häufig mit einer besseren Speisung der Ordensbrüder und der Armen am Todestage des Verstorbenen verbunden. Sieben Mal im Jahre empfingen die Brüder gemeinschaftlich das heilige Abendmahl.

Die Verwaltung der reichen Plauenschen Comthurei war natürlich eine sehr vielseitige und mühevolle. In starken Conventen gab es folgende Beamte: einen Hauscomthur, einen Treßler oder Schatzmeister, Trappier oder Kleidermeister, Küchen- und Kellermeister, Fisch- und Waldmeister, Korn-, Zins- und Rentmeister, Bau-, Spittel- und Schulmeister, einen Küster, Hofreiter und Schaffner, einen Pietanzmeister. Der Comthur war für die gesammte Verwaltung verantwortlich, hatte jeden Verkauf zu genehmigen und hatte auch die niedere Gerichtsbarkeit auf den Comthureibesitzungen. Der Zinsmeister hatte die fälligen Zinsen und Abgaben einzuheben, der Hofreiter die zu einem Hause gehörigen Höfe zu beaufsichtigen. In kleineren Conventen — auch in dem Plauenschen — mußten den einzelnen Personen verschiedene Aemter übertragen werden. Jeder Beamte hatte aufs Genaueste Buch und Rechnung zu führen und dem Comthur sowie den Brüdern Rechenschaft abzulegen. An jedem Sonntage wurde deshalb in jedem Convente ein Hauscapitel, eine Versammlung der Brüderschaft zur Berathung über Comthurei- und Conventsangelegenheiten abgehalten. Der Landcomthur sollte jedes Jahr einmal die Häuser und Höfe der Ballei visitiren und die Comthure zu einem Jahrcapitel zusammenrufen.

Die Brüder aßen gemeinschaftlich dasselbe Gericht, je zwei aus einer Schüssel. Vor und nach der Mahlzeit wurde gebetet, während derselben herrschte allgemeines Schweigen; ein Tischleser hatte aus dem Worte Gottes vorzulesen. In den Mußestunden versammelten sich die Brüder im Remter (Speisesaal) zu Spiel und Unterhaltung. Alle Geld- und Glücksspiele waren verboten, nur Schach und andere unterhaltende Spiele erlaubt. Eine gewöhnliche Strafe bestand in der Verurtheilung zu Kasteiungen, zu Wasser und Brod.

Im Jahre 1332 übergab Vogt Heinrich der Lange von Plauen das Spital an der Elsterbrücke (St. Elisabeth-Hospital), welches er gebaut und gestiftet hatte, dem Deutschen Hause zur Verwaltung. Die Ordensbrüder sollten täglich im Spital eine Messe halten, Sonntags den Siechen den Glauben vorsprechen und das Salz und Wasser segnen, daß man die Siechen damit besprenge. Der Spitalmeister sollte jährlich 4 Mark Silber erhalten.

Infolge der langwierigen Kämpfe Polens gegen das Ordensland Preußen verlor der Deutsche Orden seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nicht blos in der Ballei Preußen, sondern in ganz Deutschland sowol an Macht und Reichthum, als auch an sittlicher Kraft und segensreichem Einfluß auf das Volksleben. Man sah im Orden bald nur noch „ein Hospital und Aufenthalt des Adels deutscher Nation". Dadurch verfiel die Zucht und Uebung der Frömmigkeit. Ein Grund hierzu lag mit in dem geistlosen Formelwesen, welches den Gottesdiensten aufgeprägt war.

In Plauen entbrannte im Jahre 1357 ein heftiger Streit zwischen dem Comthur und dem Vogt Heinrich dem Aelteren, weil der Vogt verlangte, daß Kirchen und Beneficien nur nach seinem Willen verliehen würden. Als der Ordensconvent infolge dessen dem Vogte die Benutzung des gesattelten Lehnspferdes, sowie die täglich zu liefernden 4 Brode und 2 Kannen Bier (jede zu 12 Nößel Egerer Maß) aus der Comthurhofsbrauerei verweigerte, so brach Heinrich mit Bewaffneten in den Comthurhof ein, ließ die Pferde, Kühe, Schweine und Schafe wegtreiben und die Ordensbrüder durch seinen Stadtschulzen Nicolaus von Kauschwitz verjagen. Eine Beschwerde des Deutschmeisters Wolfram von Nellenberg beim Papste Innocenz VI. hatte zur Folge, daß der Papst in Avignon die Decane der Kirchen zu Avignon und Heiligenstadt, sowie den Cantor an der St. Marienkirche zu Erfurt beauftragte, den Vogt und seine Mannen in den Bann zu thun. Ja, der Kaiser Karl IV. schickte im nächsten Jahre seinen Geheimsecretär Conrad von Eisenheim nach Plauen und entschied, daß der Deutschordensconvent dem Vogte das erwähnte Pferd, Brod und Bier zu liefern, den Armen dreimal in der Woche Almosen zu zahlen und 16 Altäre in Plauen täglich zu bedienen habe. Endlich brachte der Vogt von Gera 1360 einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Ordensbrüder sich der kaiserlichen Bestimmung fügten, der Vogt aber sich verpflichtete, das Ordenshaus in seinen Gütern und Rechten zu lassen und zu schützen, ihm auch den Pfaffenscheffel (Körnerabgabe) und rauhen Zehnten (Getreideabgabe) zu liefern.

Paulus von Kauschwitz, Comthur, und Johannes von Saalfeld, Pfarrer, sowie der ganze Convent zu Plauen, geloben 1379 dem Pfarrer zu Schmölln, Ulrich von Kauschwitz, für immer wöchentlich 4 Messen am Sonntag und den 3 folgenden Wochentagen auf dem Altar St. Katharinen in der Johanniskirche zu Plauen abzuhalten, wozu Ulrich 40 böhmische Schock Groschen gestiftet hat. Nach dem Plauenschen Stadtbuch von 1382 gab Konrad Weiß vor dem Dobenauerthor alle Jahre 2 Hühner zum Zins, daß man ewig soll bewahren und halten das ewige Licht auf dem Kirchhof zu der Pfarre. Friedrich von Zwoschwitz zinsete jährlich 1 Pfund Wachs der St. Johanniskirche.

Als die Hussiten das Meißner- und Osterland verwüstet hatten, erschienen sie auch vor Plauen. Am 25. Januar 1430 brachten sie das Schloß und die Stadt in ihre Gewalt und richteten ein furchtbares Blutbad an. Auf dem Schlosse wurden 170 und in der Stadt 500—900 Personen niedergemetzelt. 8 deutsche Ordensbrüder und 4 Dominikaner sollen dabei lebendig begraben worden sein. Vor ihrem Abzuge steckten die Hussiten Schloß und Stadt in Brand.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird die Deutsche Ordensballei Thüringen als verarmt und verschuldet bezeichnet. Sie hatte 1448 noch 79 Priester- und 7 Ritterbrüder, dazu 7 weltliche Capläne und 145 Personen Gesinde. Nach den Zinsregistern desselben Jahres, welche im Staatsarchiv zu Königsberg sich befinden, betrug die Einnahme in Thüringen 4288 Gulden außer den Realleistungen; in Zwätzen 114, in Altenburg 769 und in Plauen 422½ Gulden 18 Groschen. Diese Einnahme des Plauenschen Ordenshauses setzte sich zusammen aus 100 fl. Opfergeld, 98½ fl. Zinsen, 25 fl. vom rauhen Zehnten und 199 fl. 18 gr. vom Pfaffenscheffel. (Zum Pfaffenscheffel gehörten 380 Scheffel Korn zu je ½ fl., 2 Scheffel Weizen zu je ½ fl. 12 gr., 1 Scheffel Gerste zu 24 gr. und 30 Scheffel Hafer zu je 15 gr.) Außerdem bestellte das Deutschhaus den eignen Acker mit einem Pflug, erbaute auf seinen Wiesen 20 Fuder Heu und besaß gegen 1620 Acker Wald, nämlich den „Forst" bei Kauschwitz mit 1500 Acker (im Jahre 1503 von diesem „Forst" nur noch 8 Acker), die Holzmark bei Röttis mit 100 und das Schwarze Holz zwischen Reinsdorf und Unterlosa mit 20 Acker. — Dagegen bestanden die Schulden des Hauses in folgenden Posten: 13½ fl. Leibrenten an 3 Personen und 33 fl. 11 gr. Zinsen für Darlehen im Betrage von 250 fl. Ferner hatte das Deutschhaus für 165 fl. Darlehn 2 Wiesen verpfändet. Auf Lebenszeit einzelner Personen waren 2 Aecker und 1 Wiese ausgethan, einem Caplan Heinrich war auf 5 Jahre ein Zehnter für 30 fl. Darlehn überwiesen. Nöthige (laufende?) Schulden hatte das Haus 241 fl. 23 gr. Ueberdies lagen Grundstücke wüst, welche früher einen Ertrag von 16 fl. 13 gr., 36 Schffl. Korn und 26 Schffl. Hafer geliefert hatten. Im Deutschhause zu Plauen lebten damals 10 Herren mit dem Kreuze, nämlich 9 Priesterbrüder und 1 Schulbruder; außer diesen 1 Schulmeister, 1 Terminier (Sammelbote) und 7 Personen Gesinde. Auch 10 Kirchenlehen gehörten dem Hause, nämlich Pöhl, Altensalz, Theuma, Würschnitz, Dröda, Planschwitz, Taltitz, Kürbitz, Rodersdorf und Leubnitz mit ihren Filialen. Später werden noch Geils-

dorf, Kloschwitz und Tirpersdorf genannt. Noch heute ist der Pfarrer und Superintendent von Plauen Collator der Kirchen zu Altensalz, Theuma mit Tirpersdorf, Unterwürschnitz, Planschwitz, Rodersdorf (Straßberg) und Mitcollator zu Tröda.

Im Jahre 1451 hatte die Ballei Thüringen 108 Ordensbrüder, darunter 10 Ritter. Das Vogtland mit Eger besaß davon ziemlich die Hälfte, nämlich Eger 20 (darunter 2 Ritter), Asch 2, Adorf 3, Plauen 12, Reichenbach 4, Schleiz 5 und Tanna 4. Die Gesammtschuld der Ballei betrug 25835 fl., die der einzelnen Häuser noch 4306 fl. und für Leibgedinge 98 fl., im Ganzen 30239 fl.

Um 1470 gab der Plauensche Comthur Georg Wesidel seine Einwilligung dazu, daß vor dem Neundorfer (= Dobenauer) Thor eine St. Wolfgangs-Kapelle erbaut und von einem Meßpriester geistlich versorgt würde. Dieser Comthur und seine Nachfolger waren zugleich Archidiaconen, d. h. Stellvertreter des Bischofs von Naumburg — besonders in Bezug auf kirchliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit — in dem Plauenschen Kirchensprengel, dem alten Gau Dobna (Dobenau). Früher gehörte der Plauensche Sprengel zum Archidiaconat von Zeitz. In jener Zeit befanden sich allein in der St. Johanniskirche zu Plauen wenigstens 10 Altäre, welche Johannes dem Täufer, St. Fabian und Sebastian, Unserer lieben Frauen Empfängniß (der Jungfrau Maria), St. Anna, St. Laurentius, St. Georg, St. Michael, St. Katharinen und dem heiligen Kreuz geweiht waren. Außerdem gab es Altäre in der Klosterkirche, St. Wolfgangs-, St. Niklas- und Kirchhofs-Kapelle, sowie im Hospital.

Zur Zeit der Reformation war Georg Eulner Comthur in Plauen. Als der damalige Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg 1525 das Ordensland Preußen als weltliches Herzogthum vom Polenkönig zu Lehen genommen hatte, wurde der Deutschmeister Dietrich von Cleen zum Verwalter (Administrator) des Hochmeisterthums ernannt.

Der Groll der Landleute, welche als Pächter, Zinspflichtige oder Frohnarbeiter ein hartes Dasein fristeten, kam im Frühjahr 1525 zum Ausbruch; er wandte sich auch gegen die Häuser und Güter des Deutschen Ordens. Im Vogtlande schaarten sich gegen 8000 unzufriedene Landleute zusammen und lagerten sich im Elsterthale vor Plauen, zwischen Reinsdorf und der Possig. Durch Abgesandte aus der Stadt und durch die Kunde von der Niederlage, welche Kurfürst Johann den Bauern bei Frankenhausen am 15. Mai beigebracht hatte, ließen sie sich zum Abzug bewegen, ohne erheblichen Schaden angerichtet zu haben.

Die Geistlichen der Comthurei Plauen zeichneten sich vor anderen Pfarrern des Vogtlandes in der Reformationszeit rühmlich aus. Sichere Kunde darüber geben uns die „Protokolle der Kirchenvisitationen in den Aemtern Vogtsberg und Plauen aus den Jahren 1529 und 1533". Comthur Eulner und Prediger Raute werden als feine, fromme, ehrliche und geschickte Männer, letzterer noch als gelehrt bezeichnet. Ebenso wird der Capläne Ilgener, Reynhardt und Hüler, sowie der Vicare Disamer (Tusemer) und Hübschmann ehrend gedacht. Nur Caplan Müller erwies sich als untauglich. Von den Pfarrern der Plauen'schen Kirchenlehen wurden die zu Theuma, Leubnitz, Pöhl, Würschnitz, Planschwitz und Tröda „ziemlich" (geziemend, im Ganzen gut) befunden, der zu Rodersdorf war geschickt, und der zu Kürbitz gelehrt; nur die Pfarrer zu Altensalz und Kloschwitz werden als ungelehrt und der zu Taltitz als ungeschickt und Gottes Wort entgegen bezeichnet. (Vergleiche „Die Geschichte der Reformation in Plauen i. V." in Nr. 54 der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipz. Zeitg." v. 1888 und das darauf gegründete „Reformations-Festspiel"; in Gotha, bei Perthes erschienen.)

Als festes Einkommen erhielten der Pfarrer zu Plauen 70 fl., der Prediger 60, die zwei Stadtcapläne je 30, der Schulmeister 40 fl. und der Cantor 10 alte Schock Groschen sowie das Schul-Knabengeld. Der Comthur hat verwilligt, die Kapelle zu Jößnitz für den Zehnten, wofür man zuvor Messe gehalten, mit christlicher Predigt zu versorgen. Infolge der Reformation hatten sich viele Personen, welche der Kirche zinspflichtig waren, ihren Verpflichtungen entzogen. Daher waren viele Abgaben rückständig. Die Zinspflichtigen mußten sich zu regelmäßiger Ablieferung des Zehnten und des Pfaffenscheffels an den Comthurhof von Neuem vor den Visitatoren verpflichten. Hans von Neundorf wollte die Abgaben für 4 jährliche Seelenmessen nicht mehr entrichten, weil die Stiftung nicht mehr gehalten wurde. Die Visitatoren aber bestimmten, daß für die vorige Stiftung eine christliche Einrichtung getroffen werde. Dieselben verlangten ferner auf Grund eines kurfürstlichen Befehls, daß der Rath zu Plauen die Güter des Comthurhofes, welche er verpachtet hatte, wieder zum Comthurhof kommen ließe. Dagegen wollte der Rath den Kurfürsten ersuchen, es bei der Verpachtung zu belassen, weil die Pächter diese Grundstücke bereits umgegraben, verzäunt und vorgerichtet hatten. Die Kirchendiener sollten wie bisher ihre Behausung im Comthurhof haben. Nachdem bei der ersten Kirchenvisitation, am 22. Februar 1529, der Comthur Eulner als Superattendent (Superintendent) für die Aemter Vogtsberg und Plauen bestellt und am 13. April 1533 bei Gelegenheit der zweiten Visitation in diesem Amte bestätigt worden war, wurde am letztgenannten Tage dem Prediger Georg Raute die Obersuperattendenz im Vogtland und dem Meißner Oberkreis übertragen.

Betreffs der Güter des Deutschen Hauses wurde am 28. Juni 1529 zu Mergentheim zwischen Kurfürst Johann dem Beständigen und Walther von Kronberg, dem Verweser des Hochmeisterthums des Deutschen Ordens, ein Vertrag geschlossen. Danach sollte der Administrator einen weltlichen Deutschhaus-Vorsteher ernennen, welcher den Comthurhof, sowie dessen Güter, Renten und Zinsen zu verwalten hatte. Dieser Verwalter hatte den Kirchendienern, welche einen Theil des Comthurhofs bewohnten, jährlich 150 alte Schock Groschen zu entrichten. Laut Beschluß der Stände auf dem Landtage zu Altenburg 1544 wurden die Deutschen Hausgüter dem Kurfürsten überlassen. Die Waldungen, und zwar den „Forst" nordwestlich und das „Schwarze Holz" südlich von Plauen, zog derselbe an sich. Von den Feldgütern ließ er den größten Theil zum Besten der Stiftung verkaufen, so das Pfaffenhaus und die Pfaffenmühle zwischen Reißig und Röttis und die Pfaffenfelder bei Plauen. Der Rest des Grundbesitzes sammt den Gebäuden, Capitalien, Natural- und Geldzinsen verblieb zur stiftungsgemäßen Verwendung für das Kirchen- und Schulwesen unter der Verwaltung eines kurfürstlichen Beamten.

Zum Dank für die Hülfe, welche der Deutsche Orden dem Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege geleistet, erließ derselbe im Juni 1547 eine Verordnung an alle Reichsfürsten und Stände, worin er auf Ansuchen von Wolfgang Schutzbar, dem Administrator des Hochmeisterthums, verlangte, daß die in die Comthureien „eingedrungenen geistlichen und weltlichen Personen unverzüglich herausgeschafft, die Häuser und Zugehörungen aber sammt und sonders dem Orden wiederum überantwortet würden". Kurfürst Moritz von Sachsen befahl auch, dem Verlangen des Kaisers Folge zu geben. Der gefangene Kurfürst Johann Friedrich aber führte zu seiner Rechtfertigung an, daß das Einkommen der Ordenshäuser und Pfarreien wiederum auf die Erhaltung der Kirchen und kirchlichen Einrichtungen, auch zum Unterhalte der Kirchendiener, am allerwenigsten aber zu anderen Dingen verwendet worden sei. Aus der Kanzlei König Ferdinand's wurde dem Administrator mitgetheilt, daß Hans von Germar, Landcomthur in Thüringen, einen Verwalter nach Plauen geschickt, welcher unrechtmäßiger Weise das ganze Deutsche Haus in Besitz genommen, die Kirchendiener daraus verstoßen und ihnen den verordneten Unterhalt entzogen habe. Auf Bitten des Administrators Wolfgang Schutzbar erließ König Ferdinand am 14. Mai 1548 von Augsburg aus den Befehl, „die von Johann Friedrich, gewesenem Kurfürsten von Sachsen, bei Einführung der neuen Religion eingezogenen Ordenshäuser zu Plauen, Adorf, Reichenbach, Schleiz und Tanna dem Administrator des Hochmeisterthums wieder einzuräumen". An demselben Tage entstand in Plauen infolge eines „fatalen Büchsenschusses", welchen ein Bürger in der Trunkenheit in der Mitte der Stadt abgefeuert, ein verheerender Brand, welcher fast die ganze Stadt mit dem Rathhause, der Kirche, dem Comthurhofe und dem burggräflichen Schlosse binnen 3 Stunden in Asche legte. Die Kosten für den Wiederaufbau der geistlichen Gebäude wurden auf 750 fl. veranschlagt; davon entfielen 500 fl. auf das Deutschhaus zum Bau der Wohnungen des Pfarrers, Predigers und Landcaplans. Die Kornhäuser, Stallungen und anderen Gebäude des Deutschen Hauses konnten unter einem Aufwand von 1000 fl. nicht hergestellt werden. Zum Bau des Hospitals St. Elisabeth, in welchem arme Leute von dem Spittelmeister versorgt wurden, waren 600 fl. erforderlich. In der Unterhandlung, welche der königliche Befehl veranlaßte, bat Burggraf Heinrich V. den Landcomthur in einem Schreiben vom 4. Juli, daß die Kirchendiener bei ihrer Wohnung und ihrem Unterhalte, die Einwohner von Plauen aber in Ansehung des großen Brandschadens bei den Grundstücken, welche sie vom Comthurhofe bekommen, gegen Entrichtung der jährlichen Gebühren belassen würden. Obgleich nun

der Landcomthur dem Administrator berichtete, daß die Ausführung des königlichen Befehls schwierig sei, weil in Plauen und Schleiz Ordensbesitzungen an Bürger gegen Zins vererbt worden, auch die auferlegte Besoldung der Kirchendiener die Einnahme übersteigen möchte, so verlangte Wolfgang Schutzbar dennoch unterm 29. Juli die gehorsamste Ausführung des Befehls. Im Auftrage des Landcomthurs erschien am 23. August Georg von Dobeneck, Comthur zu Liebstädt, in Plauen und verhandelte mit Jobst von Zedwitz, dem reußischen Hauptmann zu Plauen, wegen der Uebergabe der Deutschen Hausgüter. Zedwitz verlangte, daß die Kirchen- und Schuldiener in ihren Wohnungen bleiben dürften, den Bürgern aber der Grundbesitz, welchen sie laut Kauf- und Erbbriefen vom Kurfürsten erworben, in Anbetracht des Brandschadens belassen, oder das Kaufgeld zurückerstattet würde. Dobeneck aber gestand diese Vergünstigungen nicht zu, sondern bewilligte nur eine Frist bis Michaelis. Auf ein Gesuch des Rathes zu Plauen an den Landcomthur vom 12. September, die ausgethanen Besitzungen den Zinsleuten noch auf einige Jahre zu belassen, antwortete der Administrator dem Burggrafen, daß er auf die Rückgabe dieses vererbten Grundbesitzes ohne Entschädigung dringen müsse. Auf ein weiteres Gesuch des Raths, der Landcomthur wolle zum Wiederaufbau des eingeäscherten Ordenshauses einen Beitrag leisten, ließ der Administrator am 18. Januar 1549 den Landcomthur wissen, daß ein Neubau des Deutschen Hauses nicht verlangt würde, jedenfalls aber eine Ueberweisung des Einkommens der Ordensgüter. Als hierauf Burggraf Heinrich V. von Prag aus den Administrator bat, die Plauenschen Inhaber von Ordensgütern 10 Jahre lang im Besitze derselben zu lassen, so antwortete derselbe am 6. Mai, daß er mit diesen Zinsleuten höchstens 4—5 Jahre Nachsicht üben könne. Dieser Aufschub ward für den Orden verhängnißvoll. Denn als nach Ablauf der gewährten Frist König Ferdinand am 21. Juni 1555 die Besitzungen in Plauen, Adorf, Reichenbach, Schleiz und Tanna für den Deutschherren-Orden zurückforderte, bewilligte er doch gleichzeitig, daß die darin sitzenden Kirchendiener nicht ausgetrieben würden, die dahin verordneten Comthure aber, was sich gebühret, innehaben und verwalten sollten. Drei Monate nachher, am 26. September, wurden durch den Augsburger Religionsfrieden diese Streitigkeiten zu Ungunsten des Ordens entschieden. „Solche eingezogene Güter, so die Geistlichen in Zeiten des Passauischen Vertrags (vom 31. Juli 1552) und seither nicht innegehabt, sollten bei der Verordnung, wie es ein jeder Stand damit gemacht, gelassen und dieselben weder in- noch außerhalb des Rechtens angesprochen oder angefochten werden."

Als das sächsische Vogtland im Jahre 1569 an den Kurfürsten August abgetreten wurde, blieb es bei der Aufhebung der Deutschen Häuser zu Plauen, Reichenbach und Adorf, die verkauften Güter aber gingen in den erblichen Besitz der Bürger über, und der Rest wurde von einem kurfürstlichen Beamten verwaltet.

Weil der Verwalter den Kirchen- und Schuldienern nicht zu rechter Zeit ihre Besoldung reichte, so wurden 1572 die Häuser zu Plauen, Reichenbach und Adorf dem Rath zu Plauen unter der Bedingung übergeben, daß er die Kirchen- und Schuldiener daraus besolde und jährlich 100 fl. Pachtgeld zahle. Diese 100 fl. wurden später zu vier Stipendien an die Universität Wittenberg abgetreten. — Zu den Verheerungen des 30jährigen Krieges kam 1635 in Plauen noch ein großer Brand, welcher auch die geistlichen Gebäude wieder in Asche legte. — Da aus dem Pachtverhältniß viele Streitigkeiten zwischen den Stadträthen zu Plauen und Reichenbach, sowie den Herren von Metzsch auf Mylau entstanden, so übergab Herzog Moritz zu Sachsen-Zeitz 1659 das Deutsche Haus zu Reichenbach mit allen Zubehörungen, Rechten und Pflichten dem Hrn. Friedrich von Metzsch zum Kaufpreis von 750 fl. Die meisten Grundstücke wurden allmälig veräußert. Noch jetzt haben die Herren von Metzsch das Recht der Mitcollatur bei Besetzung geistlicher Stellen und die Pflicht, das Pfarrhaus in baulichem Stande zu erhalten, auch die Ordenszinsen an die Kirche zu entrichten. Die Deutschen Häuser zu Plauen und Adorf wurden 1667 ebenfalls vom Herzog Moritz dem Rathe zu Plauen zur Verwaltung übergeben.

Nachdem im Jahre 1768 bei einem Stadtbrande auch die Comthureigebäude in Adorf eingeäschert waren, weigerte sich der Stadtrath zu Plauen, dieselben wieder aufführen zu lassen. Nach vielen fruchtlosen Verhandlungen kam endlich am 2. Mai 1836 ein Vergleich zu Stande, nach welchem der Stadtrath zu Plauen den Besitz des Deutschen Hauses zu Adorf mit allen Rechten und Pflichten an den Stadtrath zu Adorf abtrat und diesem eine Entschädigung von 900 Thalern zahlte, wogegen der Adorfer Stadtrath sich zum Wiederaufbau und zur Instandhaltung der geistlichen Gebäude verpflichtete. Gleichwol lagen diese Gebäude noch bis 1862 in Trümmern.

Im 18. Jahrhunderte verweltlichte der Deutsche Orden noch mehr, da die meisten Ordensbeamten nebenbei noch hohe weltliche Aemter bekleideten. Im Jahre 1809 wurde derselbe in den Staaten des Rheinbundes durch einen Machtspruch Napoleon's I. aufgehoben. Der letzte Landcomthur von Thüringen war Heinrich Moritz von Berlepsch, welcher noch in demselben Jahre starb. Seitdem findet sich der Deutsche Orden nur noch in Oesterreich und den Niederlanden.

Einen Einblick in den Besitzstand des Deutschen Hauses zu Plauen gewähren uns auch die im Rathsarchiv befindlichen Acten über die Ablösungen nach den Gesetzen von 1832 und 1851. Im Jahre 1856 erhielt der Stadtrath zu Plauen als Verwalter des Deutschen Hauses aus der Staatscasse eine Abfindungssumme von 250 Thalern für die von ihm „behauptete Befugniß, zu den Neubauten und Reparaturen der zum Deutschen Hause gehörigen sogenannten Comthureigebäude zu Plauen, als den Wohnungen des Superintendenten, des Archidiaconus, des 1. Landdiaconus, des Rectors, Cantors und Kirchners, das benöthigte Bauholz aus der im Reiboldsruher Forstreviere gelegenen fiscalischen Waldung unentgeltlich verlangen zu können".

An das Deutsche Haus und seine Besitzungen erinnern endlich noch die Haushaltpläne der Stadt Plauen. Der Haushaltplan der Deutschhauscasse vom Jahre 1888 verzeichnet ausgeliehene Capitalien von rund 88 310 ℳ; Zinsen von Kaufgeldern für verschiedene, zum Deutschhaus gehörig gewesene Dienstfelder, nämlich von 21 534 ℳ; Zinsen von einem Theil der verkauften Feld- und Wiesengrundstücke in der oberen Aue, nämlich von 15 533 ℳ Capital; ferner 676 ℳ Ueberschuß aus der Hospitalwaldung; 250 ℳ Pachtgeld von der Wiese in der unteren Aue; auch Verzinsung von 593 ℳ Capital. Rechnet man die verschiedenen Zinsen als vierprocentige, so ergiebt die Deutschhauscasse einen Capitalwerth von 149 730 ℳ. Dazu kommt der Werth von 4 Comthureigebäuden. Demgegenüber sind als Ausgaben verzeichnet: 510 ℳ für feste Besoldungen an Geistliche und Schuldiener; 972 ℳ dem Deutschhaus-Vorsteher (dem Stadtrath); 2932 ℳ feststehende Vergütungen an Geistliche, Schul-, Kirchen- und andere Diener; 360 ℳ Entschädigung dem Landdiaconus in Plauen für das Halten des „Pfaffenpferdes"; 891 ℳ Zinsen von den Kaufgeldern für verschiedene Deutschhausgrundstücke an 21 534 ℳ für den Pfarrer, Archidiaconus, Stadtdiaconus und 1. Landdiaconus; 425 ℳ Zinsen an den Gemeindekirchkasten u. s. w. Wenn die Gesammteinnahme des Deutschhausärars sich auf 6026 ℳ beläuft, die Gesammtausgabe aber auf 8109 ℳ, sich also ein Fehlbedarf von 1883 ℳ ergiebt, so ist zu bedenken, daß der Miethwerth der vier geistlichen Gebäude gar nicht in Anrechnung gebracht ist, und daß die erwähnten Ausgaben fast lediglich anderen Cassen derselben Gemeinde zu Gute kommen.

Wir begegnen somit noch heute im Haushalte der Stadt Plauen den Gebäuden und Grundstücken, Capitalien und Zinsen des Deutschen Ordenshauses.

(Quellenschriften: J. Müller, Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i. V., sowie dessen Aufsätze im „Vogtländ. Anzeiger". Berth. Schmidt, Urkundenbuch der Vögte. Fiedler, Stadt Plauen; Beiträge zur Gesch. derselben. Oettel, Historie der Pastoren von Plauen. Ruckdeschel, Jahresbericht des Vogtländ. Alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben von 1879. Lepsius, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg. Joh. Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens; Die deutsche Ordens-Ballei Thüringen, Jena, 1854; Namen-Codex der Deutschen Ordensbeamten. Alberti, Geschichte des Deutschen Hauses zu Schleiz. Völkel, Geschichte des Deutschen Ritterordens im Vogtland. Klinkhardt, Stand der Gemeindeangelegenheiten der Stadt Reichenbach, 1882. Krenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf. Plauen, Urkunden im Rathsarchiv; Haushaltpläne.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 155. Dienstag, den 31. December. 1889.

Die Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.

Besprochen von Dr. Georg Winter.

Das Jahr 1883, in welchem wir das vierhundertjährige Geburtsfest unseres großen deutschen Reformators feierten, hat neben einer Fülle von mehr oder minder ephemeren Lutherschriften, neben einer nicht minder stattlichen Anzahl einmaliger wirklich wissenschaftlicher Leistungen auf dem Gebiete der Lutherforschung auch einen dauernden geistigen Mittelpunkt geschaffen, von dem aus die neuesten gesicherten Resultate der wissenschaftlichen Arbeit dem Volke selbst zugänglich gemacht werden sollten. Es ist der Verein für Reformationsgeschichte, der die Lösung dieser idealen Aufgabe, die Vertheidigung der Errungenschaften der Reformation gegen die Angriffe von römisch-ultramontaner Seite, in die Hand genommen hat. Veranlassung zu seiner Gründung gab seiner Zeit neben der erwähnten Lutherfeier der heftige und umfassende Angriff, der kurz vorher von Johannes Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" gegen die gesammte Tradition, wie sie sich in den Jahrhunderten seit Luther über diesen in fortgesetzter historisch-kritischer Arbeit gebildet hatte, unternommen worden war. Man konnte sich in evangelisch gesinnten Kreisen der Wahrnehmung nicht verschließen, daß durch die im Gewande scheinbarer Objectivität auftretende, mit gelehrtem Apparat überreich ausgestattete, aber doch im tiefsten Grunde tendenziöse Darstellung Janssen's nicht nur unsern katholischen Mitbürgern eine gewaltige Angriffswaffe gegen die Resultate der Reformation und ihren gegenwärtigen Bestand in die Hand gegeben war, sondern daß auch in der That eine nicht geringe Anzahl unserer, mit dem Rüstzeug historischer Forschung und Darstellung minder vertrauter Glaubensgenossen durch die Verdächtigungen und Verleumdungen, die gegen Luther ins Feld geführt wurden und scheinbar mit erdrückenden Belegstellen gestützt waren, an ihrer religiösen Ueberzeugung irre wurde. In fachmännischen Kreisen freilich wußte man alsbald, was es mit dieser quellenmäßig belegten neuen Darstellung der Reformationsgeschichte für eine Bewandtniß habe, wies man in einer für jeden Fachgenossen erschöpfend klaren Weise nach, in welcher Weise Janssen seine Quellenstellen auswählte und verwerthete, um sie seinem von vornherein feststehenden Zwecke dienstbar zu machen. Aber die Erörterungen, die auf diese Weise zu Tage traten, waren zumeist methodischer Art, sie suchten die Arbeitsweise Janssen's klarzulegen, und waren daher ihrer ganzen Anlage nach wenig geeignet, in weiteren Kreisen verstanden und gewürdigt, ja auch nur gelesen zu werden. Dem Volke gegenüber konnte der Wirkung des Janssen'schen Buches nur entgegengearbeitet werden, wenn man dem Zerrbilde, welches Janssen von der deutschen Reformation entworfen hatte, ein wahres Bild gegenüberstellte, welches, von Fachmännern entworfen und nur auf quellenmäßig sicheren Resultaten der Forschung beruhend, doch zugleich in einer Form zu Tage trat, welche es nicht blos dem wissenschaftlich gebildeten Publicum, sondern dem Volke selbst verständlich machte. Der Gebildete hatte ja in Ranke's noch heute classischem Werke, das in vornehmer Ruhe und unerreichter Objectivität Persönlichkeiten und Ereignisse in plastischer Anschaulichkeit zur Darstellung bringt, ein zehnfach überwiegendes Gegengewicht gegen das plumpe Janssen'sche Machwerk. Für diesen Theil des Lesepublicums, dem außerdem noch Werke wie Köstlin's und Kolde's Luther-Biographie u. a. zu Gebote standen, galt es mehr, einzelne Punkte der historischen Entwickelung, und zwar vornehmlich die, gegen welche sich die carikirende Richtung Janssen's am heftigsten gewendet hatte, in möglichst helles und allseitiges Licht zu stellen und, mehr negativ, das Unberechtigte der Janssen'schen Darstellung in mehr oder minder eingehender Form nachzuweisen. Schwerer war die Aufgabe zu erfüllen, welche einem Verein wie dem neugegründeten dem eigentlichen Volke gegenüber erwuchs. Hier galt es ein möglichst umfassendes und einheitliches Bild aller einzelnen Vorgänge der Reformation zu entwerfen, dem Volke gleichsam einen Ersatz für die ihm mehr oder minder unzugänglichen Werke eines Ranke oder Köstlin zu verschaffen. Dieser Zweck aber war nur durch einheitliche Organisation der schriftstellerischen Arbeiten zu erreichen, war nur zu erreichen, wenn man von vornherein einen umfassenden Arbeitsplan entwarf und dann für die Durchführung seiner einzelnen Theile in ebenso systematischer Weise die geeigneten Kräfte zu gewinnen suchte. Nur dann konnte der Verein auf rege Theilnahme unter allen, nicht blos unter den wissenschaftlich gebildeten Kreisen des deutschen Volkes rechnen. So sehr wir aber geneigt sind, die einzelnen Leistungen des Reformationsgeschichts-Vereins an sich anzuerkennen, so müssen wir doch zu unserem Bedauern feststellen, daß er diesem wichtigsten Theile seiner Aufgabe nur in geringem Maße gerecht geworden ist. Nicht nur wendet sich die bei weitem überwiegende Mehrheit seiner Publicationen in ihren Stoffen sowol wie in der Form ihrer Darstellung nicht an das eigentliche Volk, sondern nur an das gebildete Publicum (und auch von diesem nicht an alle Schichten), sondern vor Allem fehlt es seinen Publicationen fast völlig an einer einheitlichen Organisation, an einer Leitung der verschiedenen Arbeitskräfte auf ein bestimmtes Ziel und nach einer bestimmten Richtung hin. Nun ist es ja im Allgemeinen richtig, daß das naturgemäße Verhältniß das ist, daß der Plan und Gedanke einer wissenschaftlichen Arbeit im Kopfe des Autors entsteht und daß dieser sich erst nach Vollendung seiner Arbeit den geeigneten Weg zu deren Veröffentlichung sucht. Aber was bei dem Verhältniß zwischen Autor und Verleger richtig ist, ist es darum noch nicht bei dem zwischen einem bestimmte Zwecke verfolgenden wissenschaftlichen Verein und den Arbeitskräften, deren er zur Erreichung dieses Zweckes bedarf. In diesem Falle muß vielmehr die diesem Zweck entsprechende Anregung, d. h. die Auswahl der zu bearbeitenden Themen, von dem Verein ausgehen; an Kräften zur Ausführung der einzelnen Themen hätte es dann sicherlich nicht gefehlt. Statt dessen hat man sich im Allgemeinen dem Zufall des Angebots einschlagender Arbeiten überlassen, der dann eine ganze Reihe tüchtiger Einzelleistungen zu Tage gefördert hat, aber natürlich zu einer einheitlichen Arbeitsweise nicht führen konnte. Es galt nach §. 1 der Satzungen des Vereins „die Resultate gesicherter Forschung über die Entstehung unserer evangelischen Kirche, über die Persönlichkeiten und Thatsachen der Reformation und über ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens dem größeren Publicum zugänglicher zu machen". Daß dieser Zweck ein defensiver, vor Allem gegen Janssen's Angriffe gerichteter war, sahen wir bereits. Danach hätte demgemäß der Arbeitsplan eingerichtet werden müssen. Die Hauptschmähungen der Gegner hatten sich naturgemäß gegen die Alles beherrschende Hauptgestalt der Reformation, gegen Martin Luther gerichtet, aus dessen Leben und Schriften man allen nur denkbaren und undenkbaren Angriffsstoff gesammelt hatte. Mit besonderer Virtuosität waren dabei, um dem Angriff den Schein sachlicher Objectivität zu geben, wörtliche An-

führungen geschickt ausgewählter und ebenso geschickt als sinnentstellend aus dem Zusammenhang gerissener Stellen aus den Werken Luther's, von denen ganz besonders die Tischgespräche herhalten mußten, verwerthet worden. Diese Angriffe zu widerlegen, einestheils negativ durch Widerlegung derselben, anderseits und vor Allem positiv durch eingehende Darstellungen der einzelnen Epochen und Ereignisse aus Luther's Leben, das mußte demgemäß als die nächstliegende Aufgabe erscheinen. Der Thesenanschlag, die Leipziger Disputation, der Wormser Reichstag u. s. w. chronologisch fortschreitend, das waren die Themen, die behandelt werden mußten. Da eine einheitliche neue Biographie Luther's natürlich nicht in den Rahmen eines Vereinsprogramms aufgenommen werden konnte, so mußten eben die einzelnen Abschnitte und Ereignisse aus seinem Leben systematisch unter die verschiedenen Mitarbeiter vertheilt werden. Luther mußte ohne allen Zweifel wie den Mittelpunkt des Angriffs, so auch den der Abwehr bilden.

Sehen wir uns darauf hin die bis jetzt erschienenen 27 Publicationen des Vereins an, so fällt schon rein äußerlich die geringe Zahl derjenigen, welche sich überhaupt mit Luther beschäftigen, auf. Es sind ihrer im Ganzen 5, von denen zwei rein polemischer Art sind und zusammen nur eine ausmachen, die in zwei Fortsetzungen erschienen ist (W. Walther, Luther im neuesten römischen Gericht. Nr. 7 und 13 der Schriften des Vereins). Von den übrigen drei enthält eine nur eine neue Ausgabe eines der Werke Luther's (Nr. 4), die andere trägt einen vorwiegend localhistorischen Charakter, indem sie Luther's Beziehungen zu Schlesien behandelt. Demgemäß bleibt nur eine einzige darstellende Arbeit, die als Theil einer neuen populären Biographie Luther's bezeichnet werden könnte, übrig, die erste aller Schriften, Kolde's Abhandlung über Luther und den Reichstag zu Worms. Davon, daß gegen diese Schrift inhaltlich immerhin einige schwerwiegende Bedenken vorgebracht werden können und vorgebracht worden sind,[1] sehen wir gänzlich ab, erkennen vielmehr gern an, daß mit dieser Schrift im Großen und Ganzen der richtige Weg beschritten worden war; nur ist eben in hohem Maße zu bedauern, daß dieser erste Schritt bis jetzt auch der letzte geblieben ist.

Wir sehen also, daß zur Lösung der unseres Erachtens hauptsächlichsten positiven Aufgabe dieser Schriften nur ein einziger, vereinzelter Ansatz gemacht worden ist. Ohne Zweifel besser bestellt ist es mit der Lösung der negativen Aufgabe gegenüber dem Reformator. Die erwähnte, in zwei Abtheilungen erschienene polemische Schrift ist in der That in Inhalt wie Form ihrem Zwecke durchaus angemessen. Walther hat es vortrefflich verstanden, eine ganze Reihe der nicht blos von Janssen, sondern überhaupt von ultramontaner Seite gegen Luther unternommenen Angriffe in einer Weise zu widerlegen, die auch dem schlichten Laien verständlich macht, auf wessen Seite hier das Recht ist.

So viel über die Publicationen des Vereins, welche sich mit Luther selbst beschäftigen. Bleiben wir nun zunächst noch einen Augenblick bei dem ersten Theil des Programms, der Schilderung der Persönlichkeiten der Reformation stehen, so ist zunächst ohne Zweifel mit Freude zu begrüßen, daß sich der Verein hier seine Aufgabe nicht zu eng begrenzt hat, daß er vielmehr auch die Schweizer Reformatoren in den Bereich derselben gezogen und Huldreich Zwingli eine eigene, besonders wohlgelungene Schrift gewidmet hat. Aber noch einmal fragen wir, warum ist Aehnliches nicht in Bezug auf Luther versucht worden? Sollte es nicht ebenso wie für Zwingli auch für ihn möglich sein, nicht eine Biographie, aber zur Eröffnung der dann folgenden Arbeiten über einzelne Abschnitte seines Lebens eine Gesammtcharakteristik seines Wesens zu entwerfen, wie dies Stähelin in Bezug auf Zwingli geleistet hat? Damit wäre schon viel gewonnen gewesen. Kommen wir damit auf die deutsche Reformation und die Hauptträger derselben zurück, so muß es wiederum auffallen, daß von allen den großen führenden Persönlichkeiten neben Luther nur eine einzige eine eingehendere Behandlung erfahren hat. Selbst der Name Melanchthons wird vergeblich unter den Titeln der Schriften gesucht; und hätten nicht Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen um so mehr Berücksichtigung von Seiten des Vereins finden müssen, wo wir gerade jetzt in Kreuznach und im Anschluß daran im übrigen deutschen Vaterlande ihr Gedächtniß besonders feierlich begangen haben? Von den Reformatoren hat außer Luther und dem doch mehr durch sein tragisches Ende, als durch seine entscheidende Bedeutung hervorragenden Heinrich von Zütphen nur Johannes Bugenhagen Beachtung gefunden. Weder Amsdorf, noch Johann von Staupitz, weder Link noch sonst einer der hervorragenden Mitarbeiter an Luther's Werke ist unter den Publicationen vertreten. Denn Pirkheimer, dem eine biographische Skizze gewidmet ist, kann doch als Reformator nicht gelten. Aber für alles das kann ja die Zukunft vielleicht noch Ersatz schaffen. Wir legen daher hierauf weniger Werth, obgleich sich auch hier ebenso wie bei der winzigen Berücksichtigung des Reformators selbst eben jener anfangs hervorgehobene Mangel eines einheitlichen Arbeitsplanes zeigt. Wenn man sich dem Zufall des Angebots überläßt, so geschieht es eben nur zu leicht, daß neben dem minder Wichtigen das Wichtigste verabsäumt wird. Doch wollen wir an dieser Stelle nicht versäumen, mit Genugthuung zu berichten, daß eine der neuesten Schriften des Vereins wenigstens die Ehrenschuld desselben gegen den wackeren Hans Sachs getilgt hat, dessen Stellung zur Reformation Kawerau in einer Abhandlung, welche wir zu den besten der Vereinsschriften zählen, geschildert hat.

Gehen wir nun zu den Thatsachen der Reformation und ihrer Gesammtwirkung auf das geistige und sociale Leben des Volkes über, so offenbart sich hier derselbe Mangel eines Organisationsplans. Gerade die Thatsachen, welche für den Fortgang der reformatorischen Bewegung von entscheidender Bedeutung gewesen sind, gerade die Wirkungen, aus denen man von gegnerischer Seite der Reformation einen besonders schweren Vorwurf gemacht hat, sind bisher vom Verein gar nicht berücksichtigt worden. Wie, man will dem deutschen Volke an Stelle des tendenziös verzerrten Janssen'schen ein wahres Bild der Reformation entrollen, und findet in den 6 ersten Vereinsjahren, den 27 ersten Vereinspublicationen keinen Raum und keine Zeit für die Reichstage zu Speier und Augsburg, über die die wissenschaftliche Forschung gerade in den letzten Jahren so überraschende neue Resultate gezeitigt hat? Man will die Wirkungen der Reformation nach allen Seiten des historischen Lebens hin verfolgen und verliert kein Wort über die wiedertäuferische Bewegung und den Bauernkrieg?[2] Und doch hätte gerade eine eingehende Behandlung des letzteren so vortreffliche Gelegenheit geboten, einen der wuchtigsten Angriffe, welche die Gegner gegen die Reformation gerichtet haben, zu entkräften. Ich verkenne dabei nicht, daß die Forschung über diesen Gegenstand trotz ihres großen Umfanges über die letzten Endursachen dieser großen Bewegung noch nicht völlig im Klaren ist, aber zu einer übersichtlichen populären Darstellung der Hauptphasen des Verlaufs derselben würde das massenhaft aus den Archiven in den letzten Jahren zu Tage geförderte Material vollkommen ausreichen. Statt systematisch an diese und ähnliche Aufgaben heranzugehen, bringt der Verein einige Untersuchungen rein localgeschichtlichen Interesses, wie die Schilderungen der Einführung der Reformation in Hamburg und Venedig, die an Wichtigkeit für den Gesammtverlauf der Reformation mit den oben erwähnten in gar keinem Verhältniß stehen und, so interessant sie sonst sein mögen, füglich gar nicht in den Rahmen der Vereinspublicationen hineingehören. Auch hier wäre nach einer zusammenfassenden Charakteristik der ganzen reformatorischen Bewegung systematisch und nach einem einheitlichen Plan vorzugehen gewesen, der, wenn auch nicht in chronologischer Reihenfolge, die bei der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung allerdings nicht durchzuführen war, doch in allmäligem Fortgange ein erschöpfendes Bild der Hauptthatsachen zu Tage fördern konnte. Davon ist in den Hauptzügen nur der erste Theil erfüllt worden, und zwar in der jüngsten der Vereinspublicationen, die, indem sie das Verhältniß Karl's V. zur Reformation in großen, markigen und vortrefflichen Zügen entrollt, zugleich eine Charakteristik der Reformation selbst entwirft, die allen wesentlichen Anforderungen, welche an eine derartige Publication zu stellen sind, in vollstem Maße entspricht. Wir stehen nicht an, diese im edelsten Sinne populär und mit Verzicht auf jeden gelehrten Apparat geschriebene Arbeit eines Forschers, der aus vollster Kenntniß der gesammten neueren Forschungsarbeit heraus geschrieben hat, für diejenige Publication zu erklären, die unter allen dem uns vorschwebenden Ideal der Aufgabe des Vereins weitaus am meisten entspricht. Eine Publication dieser Art und eine ähnliche über Luther selbst mußten den Reigen eröffnen und alsdann in systematischer Weise aus einer Fülle von Einzelbildern ein doch im letzten Grunde einheitliches Bild des Verlaufes der Reformation entrollt werden.

[1] Vergl. Friedensburg's Recension der sechs ersten Vereinsschriften in H. v. Sybel's Historischer Zeitschrift, Neue Folge, 19. Band, S. 291—301.

[2] In der 20. Publication hat W. Vogt zwar die dem Bauernkriege von 1525 vorhergehenden verwandten Bewegungen des 15. Jahrhunderts, nicht aber den Bauernkrieg selbst geschildert.

So viel über den Inhalt der Publicationen, über die Auswahl der behandelten Stoffe. Nun noch einige Worte über die Form. Auch hier liegt es mir durchaus fern, gegen die einzelnen Publicationen als Einzelleistungen Vorwürfe zu erheben, im Gegentheil, die meisten derselben sind erfolgreich bestrebt gewesen, mit gründlichem Studium eine gefällige und lesbare Form zu verbinden. Daß diese Form aber sich an das eigentliche Volk wende, wird kaum Jemand behaupten wollen. Zur verständnißvollen Lectüre der meisten derselben wird selbst die Durchschnittsbildung der besseren Stände oft nicht ausreichen. Die Verfasser wenden sich an einen Leserkreis, der ungefähr die Bildung eines Abiturienten unserer Gymnasien hat. Auch ohne eine genauere Einsicht in die Schriften wird man das schon durch einen flüchtigen Blick in die Mitgliederverzeichnisse des Vereins bestätigt finden. Die überwiegende Mehrheit der Mitglieder ist mit dem Titel eines akademischen Grades bezeichnet. Gelehrte, akademisch Gebildete sind es, bei denen der Verein Theilnahme und Verständniß gefunden hat. Für sie sind viele der Publicationen, auch die, welche wissenschaftlich Neues nicht enthalten, wol geeignet, mannigfache Anregung zu bieten. Aber damit ist doch der Zweck des Vereins nicht erreicht; dieser ging doch vielmehr dahin, das deutsche Volk für die Sache des Vereins durch seine Publicationen zu gewinnen und zu erwärmen. Dieser Zweck ist aber bisher so gut wie gar nicht erreicht worden: das Volk, innerhalb dessen doch gewiß große und weite Schichten vorhanden sind, welche sich für die Entstehung ihrer Kirche und deren Begründer warm und eifrig intessiren, steht dem Verein und seinen Publicationen völlig theilnahmlos gegenüber, nicht wegen ihres Inhalts, sondern weil sie eben nicht geeignet sind, Interesse und Theilnahme beim Volke zu erwecken. Nur ganz vereinzelt und unter der gelehrten Gesellschaft sich fast wunderlich ausnehmend erscheint unter den Mitgliedern einmal ein biederer Schlosser- oder Maurermeister, der dann sicherlich aber nur seine 3 ℳ Beitrag zahlt, im Uebrigen aber den Publicationen des Vereins herzlich wenig Geschmack abgewinnen kann. Will der Verein seiner Aufgabe gerecht werden, so muß seine Sache zur Sache des protestantischen Volkes werden, so müssen seine Mitglieder nicht nach einigen Tausenden zählen, sondern nach Zehn- und wenn möglich Hunderttausenden, so müssen dieselben nicht fast ausschließlich den oberen Zehntausend, sondern der Masse des Volkes angehören. Aus welchem Grunde hat denn der verwandte Zwecke verfolgende evangelische Bund so unvergleichlich viel schneller Verbreitung gefunden als der Verein für Reformationsgeschichte? Doch nur deshalb, weil seine Flugschriften, die sich an wissenschaftlichem Gehalt nicht entfernt mit denen des Vereins für Reformationsgeschichte messen können, Sinn und Geist des Volkes besser zu treffen und zu packen verstanden haben. Diese Lage der Dinge ist auch der Vereinsleitung nicht verborgen geblieben, denn sie hat im letzten Vereinsjahre endlich den Versuch gemacht, auch mit eigentlichen Volksschriften hervorzutreten, und zwar hat sie hier in den meisten der bisher vorliegenden Schriften im Wesentlichen das Richtige getroffen. Diese Schriften sind in der That geeignet, dem Vereine neue Mitglieder zuzuführen, namentlich wenn er sich zu einem ergänzenden praktischen Schritte entschließt und der doppelten Haltung der Vereinspublicationen entsprechend auch zwei verschiedene Kategorien von Mitgliedern schafft, nämlich einmal solche, welche gegen einen weit geringeren als den bisherigen Beitrag (etwa 75 ₰ bis 1 ℳ jährlich) nur die Volksschriften geliefert erhalten, zweitens solche, welche den bisherigen Beitrag von 3 ℳ jährlich weiter zahlen und dafür auch die größeren für die gebildeten Stände berechneten Schriften erhalten. Denn der bisherige Beitrag ist, wenngleich relativ im Verhältniß zu den gebotenen Publicationen sehr mäßig, doch viel zu hoch, als daß er vom gemeinen Manne aus dem Volke gezahlt werden könnte. Auch dieser Umstand ist ein Hemmniß für die weitere Verbreitung des Vereins. Wird aber die hier vorgeschlagene Aenderung eingeführt, so könnte den größeren Publicationen ihr bisheriger Einzelcharakter gewahrt bleiben; nur müßten sie nach dem oben Gesagten einheitlicher geleitet und systematischer inhaltlich gestaltet werden. Das Letztere gilt natürlich auch von den eigentlichen Volksschriften. Von diesen liegen bisher vier vor, von denen zwei in Form und Inhalt durchaus den hier entwickelten Grundsätzen entsprechen (Gg. Rietschel, Luther und sein Haus; Heinr. Rinn, Die Entstehung der Augsburger Confession). Auf diese Volksschriften muß dann in Zukunft der Hauptnachdruck gelegt und dadurch ein Massenzuzug aus dem Volke für den Verein gewonnen werden. Die Gefahr, daß der Verein dadurch eine materielle Einbuße erleiden könnte, daß von den bisherigen, 3 ℳ zahlenden Mitgliedern eine nennenswerthe Anzahl zu der Classe der weniger zahlenden Mitglieder übergehen könnte, ist fast gänzlich ausgeschlossen. Denn die bisherigen Mitglieder gehören eben fast sämmtlich den Bevölkerungsclassen an, die auf die größeren Publicationen mehr Gewicht legen als auf die Volksschriften. Dagegen ist sicher anzunehmen, daß die zweite, einen geringeren Beitrag zahlende Classe der Mitglieder sehr schnell durch massenhaften Eintritt derer, die dem Verein bis jetzt theilnahmlos gegenübergestanden haben, zahlreicher werden würde als die Gesammtheit der bisherigen Mitglieder.

Fassen wir also die Vorschläge, die wir der Vereinsleitung machen zu müssen glauben, noch einmal kurz zusammen, so gehen sie dahin:

1) Die größeren Vereinspublicationen sind unter Belassung ihres bisherigen Gesammtcharakters nach einem einheitlichen Arbeitsplan systematisch so zu gestalten, daß sie in ihrer Gesammtheit ein möglichst einheitliches und erschöpfendes Bild der Reformation in allen ihren Phasen und Wirkungen darstellen. Die Mitglieder, welche diese größeren Publicationen nach wie vor geliefert erhalten wollen, zahlen nach wie vor einen Mindestbeitrag von 3 ℳ jährlich.

2) Daneben sind nach ähnlichem Arbeitsplan kleinere, rein populäre Volksschriften im Tone der vier im letzten Vereinsjahre erschienenen herauszugeben. Diejenigen Mitglieder, welche nur diese geliefert erhalten wollen, zahlen einen Jahresbeitrag von etwa 1 ℳ.

Zum Schluß möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß die Bedenken, welche ich gegen die bisherige Thätigkeit des Vereins vorgebracht habe, nicht etwa mißdeutet werden möchten, als suchte ich an den Leistungen des Vereins zu nörgeln und seiner Existenz Schwierigkeiten zu bereiten. Im Gegentheil erkennt Niemand mehr als ich das wirklich Tüchtige der bisherigen Arbeiten dankbar und freudig an, wünscht Niemand sehnlicher als ich dem Verein eine immer steigende Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Gerade zur Erreichung des letzteren Zieles wollte ich an meinem kleinen Theile mitwirken, indem ich offen auf die Mängel hinwies, welche nach meiner Ansicht der Erreichung dieses Zieles im Wege stehen.

Bücherbesprechungen.

□ Der evangelische Kirchengesang und dessen Pflege. Von Bruno Röthig. — Zur Förderung evangelischen Kirchengesangs und insonderheit um Anregung zu geben zur Gründung von Ephoralverbänden der Kirchenchöre, die sich an den in der Vorbereitung begriffenen Landesverband anzuschließen hätten, hat der Verf., Cantor an der Johanneskirche in Leipzig, über das obige Thema einen Vortrag gehalten. Auf Wunsch der Versammlung ist er in vorliegender Schrift zum Abdruck gekommen. Der Vortrag ist mit so viel Verständniß für die Bedeutung des evangelischen Kirchengesangs sowie des evangelischen Gottesdienstes überhaupt, mit so viel Wärme und Liebe und zugleich in so anziehender Weise gehalten, daß wir ihm im Interesse der wichtigen Sache, um die es sich hierbei handelt, die weiteste Verbreitung wünschen.

o. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Begründet von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Prof. Dr. Geffcken. Fortgeführt von G. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und Pfr. G. Schlosser in Frankfurt a. M. Bd. XIV. Heft 1: Die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten. Von Friedrich Naumann. 70 S. Heft 2: Biblische Redensarten. Eine Studie über den Gebrauch und Mißbrauch der Bibel in der deutschen Volks- und Umgangssprache. Von Paul Grünberg. 68 S. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. — Die Redaction der „Zeitfragen" ist fortgesetzt bemüht, ihren Freunden Abhandlungen aus tüchtigen Federn darzubieten und mit ihren Darbietungen ebenso der Orientirung auf allen Gebieten des Culturlebens, zumal dem des Staates und der Kirche, zu dienen, wie nicht minder die Pflege einer gesunden christlichen Weltanschauung im deutschen Volke zu fördern. Während Naumann die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten einer eingehenden Erwägung unterzieht und mit Entschiedenheit für eine bessere kirchliche Versorgung derselben eintritt, weshalb er vor Allem die Anstellung von Studentenpastoren fordert, bespricht Grünberg mit großer Gründlichkeit die biblischen Redensarten, die sich in der deutschen Volks- und Umgangssprache eingebürgert haben, zeigt daran den großen Einfluß der Bibel auf die Volkssprache, aber bekämpft auch mit Ernst den Mißbrauch, der mit der Bibel bei einzelnen Redens-

arten im alltäglichen Leben getrieben wird. Grünberg kann wol für seine Arbeit auf die dankbare Zustimmung aller Freunde des Volkes, der Volkssprache und der Bibel rechnen; dagegen dürfte die Abhandlung Naumann's selbst bei kirchlich Gesinnten nicht ganz ohne Widerspruch bleiben. Dankenswerth ist an derselben jedenfalls die Thatsache, daß sie geschrieben, und die warme Begeisterung für Kirche und akademische Jugend, in der sie geschrieben ist; anfechtbar, wenn auch sorgfältiger Erwägung werth, scheinen uns aber die Vorschläge des Verf. zu sein. Denn da er selbst nur dann von den gewünschten Studentenpastoren Segen erwartet, wenn die rechten Männer dazu auserkoren werden, und da in den großen Städten die Persönlichkeit des Geistlichen leicht mehr gilt als das Amt, das er vertritt, so kommt es nicht sowol an auf Schaffung eines völlig neuen Amtes für die Universität, als vielleicht darauf, daß die kirchliche Versorgung der Universitätsstädte im Allgemeinen eine ausreichendere und daß das Amt der Universitätsprediger mit größerer Vollmacht ausgestattet werde. Wenn übrigens Verf. behauptet, daß nicht einmal gemeinsame Abendmahlsfeier in den Universitätskirchen stattfinde, so läßt sich dieser Behauptung die Thatsache gegenüberstellen, daß wenigstens früher in Leipzig vom ersten Universitätsprediger zur Theilnahme am heil. Abendmahl durch Circular in den Hörsälen aufgefordert wurde und daß auch wirklich in der Universitätskirche Abendmahlsfeier für Studenten stattgefunden hat.

o. **Luther's Fortleben in Staat und Volk.** Vortrag gehalten auf der Hauptversammlung des evangelischen Bundes in Duisburg am 14. August 1888 von Dr. W. Oncken, Professor an der Universität zu Gießen. Berlin, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung. 1889. 33 S. — Klare, knappe, kraftvolle, von edler Begeisterung durchwehte Sprache zeichnen diesen gedankenreichen Vortrag aus, der auf Grund tüchtiger Studien einmal den Nachweis liefert, daß die Anschauung von der Kirchen- und Schulhoheit des heutigen Rechts- und Culturstaates durchaus lutherischen Ursprungs ist, und sodann darlegt, daß der Bekenner von Worms es ist, der fortlebt in der Seele, in den Geisteskämpfen unseres Volks ein unsterblich Leben.

□ **Die St. Christophorikirche zu Hohenstein.** Eine Kirchenbaustudie. Von C. Zimmermann, Pastor. Hohenstein, Selbstverlag des Verfassers. — Der Verf., der sich mit der kirchlichen Baukunst sehr vertraut gemacht und vor einiger Zeit einen trefflichen Vortrag über evangelischen Kirchenbau bei der Dresdner geistlichen Hauptconferenz gehalten hat, erzählt in vorliegendem Schriftchen in höchst ansprechender Weise von alter und neuer Kirchenzeit in Hohenstein, vom alten Kirchlein, von dem Neubau im vorigen Jahrhundert und von der jetzigen, in diesem Jahre vollendeten Verneuerung und Einweihung der Kirche, um deren Herstellung sich der Verf. selbst sehr verdient gemacht hat. Der Wandel der Zeiten tritt in dieser Kirchenbaustudie dem Leser ebenso lehrreich, als interessant entgegen. Mit Freuden gewinnt man den lebhaften Eindruck von dem Fortschritt, der auf diesem Gebiete gemacht worden ist, wenn man liest, mit wie viel Verständniß, unter wie eifrigem Zusammenwirken aller betheiligten Factoren und wohlwollender Förderung der kirchlichen Oberbehörde der Neubau ausgeführt worden ist.

□ **Züge aus dem Leben des Joh. Fr. Oberlin** herausgegeben von Dr. G. H. von Schubert, weil. Geheimrath und Professor in München. Nürnberg 1890, Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung. — Im nächsten Jahre vollenden sich anderthalbhundert Jahre seit der Geburt des am 31. August 1740 in Straßburg geborenen Oberlin, des nachmaligen Pfarrers in Steinthal, des ebenso originellen als tiefchristlichen, gottbegnadigten Mannes, der in schwerer Zeit mit großer Weisheit sein Amt geführt und ein hohes Vorbild für jeden Geistlichen und Lehrer ist. Die Schrift, vor langer Zeit von dem unvergeßlichen edlen, christlichen Naturforscher v. Schubert verfaßt, erscheint hier in elfter Auflage. Sie verdient die weiteste Verbreitung. Wir empfehlen sie besonders für Schul- und Vereinsbibliotheken.

—g. **Geschichte des römischen Kaiserreichs** von Victor Duruy, übersetzt von Gustav Hertzberg. Leipzig, Schmidt und Günther. — Die uns vorliegenden Schlußhefte 105 und 106 (à 80 ₰) vollenden den fünften Band des berühmten, von uns oft gewürdigten Werkes. Ein ausführliches Materien- und Sachregister über sämmtliche fünf Bände ist beigegeben. Die ca. 2000 Illustrationen bieten eine Fülle von geschichtlichem Anschauungsmaterial, wie es kaum zum zweiten Male existiren dürfte.

j.— **Der Porträtmaler Johann Kupetzky.** Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Nyári. Mit zwei Porträts. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1889. Brosch. 4 ℳ. — Die vorstehende Monographie bildet einen werthvollen Beitrag zur Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Das bewegte Leben Kupetzky's ist schon mehrfach Gegenstand ausführlicherer kunstgeschichtlicher Darstellungen gewesen; die erste Biographie erschien vor mehr denn hundert und dreißig Jahren, ist aber ebenso veraltet, wie die neueren biographischen Versuche der Mehrzahl derer, die sich mit kunstgeschichtlichen Studien befassen, unverständlich sind, da sie in ungarischer Sprache verfaßt sind. Was die neue Monographie ganz besonders auszeichnet, ist die durchaus auf authentischen Quellen, die der Verfasser durch jahrelanges Sammeln mit anerkennenswerthem Fleiß zusammengebracht hat, beruhende Darstellung. Kann sie auch trotz eifriger Forschungen, die jede Seite des Buches bekundet, auf einige Fragen keine genügende Antwort ertheilen, weil sich verschiedene Punkte in Kupetzky's Leben unserer Kenntniß bisher entziehen, so darf sie sich doch rühmen, den Stoff nach allen Seiten hin mit einer Gründlichkeit erschöpft zu haben, welche uns die Gewähr bietet, daß das Leben und die Thätigkeit des Künstlers in einem abgeschlossenen Bilde vor uns liegen. Besonders werthvoll ist das angehängte Verzeichniß der Stiche nach Kupetzky's Gemälden, sowie das nach den Orten ihrer Aufbewahrung angeordnete Register seiner Originalbildnisse; zu diesem können wir berichtigend bemerken, daß die beiden unter Nr. 68 und 69 genannten Bilder identisch sind.

W. L. **Arnold Markwald, Soll die Reichsbank verstaatlicht werden?** Eine gemeinverständliche Darstellung der Reichsbankfrage. Berlin 1889 bei Richard Wilhelmi. — Sucht man, nachdem jetzt die Bankfrage gesetzgeberisch im Sinne des Fortbestehens der bisherigen Bank-Verfassung gelöst ist, nach einer Zusammenfassung der Argumente, welche von der Verstaatlichungsbewegung ins Feld geführt wurden, so findet man all' diese Gesichtspunkte in vorliegender Schrift mit einer Mäßigung vertreten, welche der Mehrzahl der übrigen für Reichsbankverstaatlichung eintretenden Schriftsteller fehlte. Sachlich Neues war kaum mehr zu sagen, da beim Erscheinen der Markwald'schen Schrift alle Für und Wider in der öffentlichen Discussion sattsam erschöpft worden waren. Einzelne kleine Unrichtigkeiten, wie z. B. daß Markwald die Noten der Landständischen Bank zu Bautzen, weil diese im Bank-Gesetze nicht erwähnt ist, nicht zu kennen scheint, wollen wir dem Verfasser nicht nachtragen.

— **Die elektrische Beleuchtung und ihre Anwendung in der Praxis.** Von Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 85 Abbildungen. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben. 20 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. 20 kr. = 4 Mark. Eleg. gebdn. 2 fl. 65 kr. = 4 M. 80 Pf. — Das elektrische Licht, noch vor wenig Jahren ein merkwürdiges Laboratoriumsexperiment, ist jetzt etwas Alltägliches geworden. Nichtsdestoweniger hat das Interesse an den großen Entdeckungen auf elektrotechnischem Gebiet keineswegs abgenommen. Im Gegentheil, es läßt sich eine allgemeine Zunahme dieses Interesses constatiren. Es wird daher das vorliegende Werkchen, welches sich nicht an den speciellen Fachmann, sondern mehr an den Techniker überhaupt und den Interessenten wendet, einem literarischen Bedürfnisse entsprechen. Die Vertheilung elektrischer Energie wird jetzt von vielen Städten in analoger Weise wie die Vertheilung von Wasser und Gas in die Hand genommen. Ein behender und leicht veränderlicher Geselle wie der elektrische Strom ist — gewährt er die Möglichkeit, eine große Zahl von älteren Einrichtungen durch vortheilhaftere und elegantere neue zu ersetzen. Der Strom ist gleich bereit, eine einfache Tischlampe zu speisen, wie einer Bogenlampe Lichtstrahlen von vielen Tausend Kerzen zu entlocken, er treibt die Nähmaschinen mit derselben Präcision wie den elektrischen Fahrstuhl, die Trambahn oder den Fabrikmotor, er ist ebenso tauglich eine Cigarre anzuzünden, wie das Theewasser zu sieden oder die Brennscheere des Friseurs zu erhitzen. Von allen Anwendungen, die elektrochemischen eingeschlossen, ist aber zur Zeit die Anwendung des Stromes zur Beleuchtung die wichtigste. Die stetige Zunahme des Verkehrs großer Städte macht immer steigende Ansprüche auf die Intensität der Beleuchtung auf der Straße, in Geschäfts- und Vergnügungslocalen und in der Wohnung. Ein Buch, welches wie das vorliegende mit Berücksichtigung der neuesten Erfindungen und Erfahrungen die Frage der elektrischen Beleuchtung in sachlicher und leichtverständlicher Weise behandelt, dürfte wol dem Techniker wie dem Laien gleich willkommen sein. Eine große Anzahl neuer Illustrationen, dem Texte der zweiten Auflage beigefügt, wird das Studium dieses durchaus zeitgemäßen Werkes wesentlich erleichtern. U.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

DATE DUE

